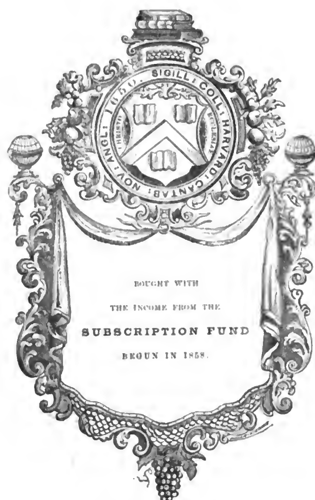

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

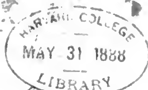
Einunddreißigster Band.

Januar bis Juni.

1847.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.



Inhalts-Verzeichniß.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Sonnabend den 2. Januar 1847.

Die Literatur des Auslandes.
1847.

Der Versuch, die Gegenwart in eine geschichtliche Darstellung zu bringen, das heißt eine Geschichte der Zeit zu schreiben, in der wir leben, ist zwar schon oft wiederholt worden, aber — wie verschieden und wie groß auch die Talente seyn mochten, die an eine solche Arbeit gingen — immer geschah es mit demselben unfruchtbaren Erfolge. Die Begriffe Gegenwart und Geschichte sind fast unverträglich mit einander, denn die Geschichte hat es stets mit einem vollendeten Zeitraume zu thun, der einen Anfang, Mittelpunkt und Abschluß in sich begreift; zu welchem dieser drei Momente soll jedoch die Gegenwart gezählt werden? Allgemein wird angenommen, daß unsere Gegenwart ein Wendepunkt, der Uebergang von einem Zeitalter zu einem anderen sey; wie sollen wir jedoch, die wir blos das Eine positiv wissen, daß wir weder einer bereits abgeschlossenen Vergangenheit, noch schon der aufdämmernden Zukunft angehören, wie sollen wir entscheiden, ob wir, die wir jedenfalls noch im Schlepptau der alten Zeit gehalten werden, uns wirklich schon im Angesichte der neuen befinden, oder ob es nur eine Fata Morgana ist, durch die wir uns täuschen lassen? Nur die Zukunft, und vielleicht erst eine noch sehr ferne, wird zu bestimmen im Stande seyn, ob unsere Zeit wirklich Großes und Würdiges erstrebte, oder ob sie nicht vielmehr in den Irrthümern der Vergangenheit, die sie zu bekämpfen meinte, selber noch befangen war, ja ob sie nicht — und das ist vielleicht das sie am meisten charakterisirende Merkmal — in enthusiastischer Vergötterung gewisser allgemeiner Theorieen und in einem an sich löblichen Unmuth über das Verkehrte in vielen Lebensverhältnissen, sich über das, was eigentlich ihre Aufgabe war, gar nicht recht klar gewesen ist.

Eine Geschichte der Gegenwart wird daher nie etwas Anderes seyn können, als eine Sammlung von Materialien, die der künftige Geschichtschreiber sichten und von denen er den überflüssigen Plunder, der als solcher freilich in der Gegenwart nicht immer zu erkennen, ausscheiden wird, um dem wahrhaft Geschichtlichen die Stelle anzuweisen, die ihm in der Zeit gebührt. Solche Materialien-Sammlungen sollen nun zwar zunächst die politischen Zeitungen seyn; doch abgesehen davon, daß die geschichtliche Frucht nicht ausschließlich auf politischem Boden wächst, sind sie es schon darum nicht immer, weil sie entweder die Ereignisse durch die Brille ihrer Partei betrachten und dieselben daher nie in deren eigenem, wahren und objektiven, sondern in dem gefärbten und subjektiven Lichte des Publikums, für das sie zunächst schreiben, darstellen, oder weil sie gar, wie so manche angebliche Regierungs-Organe der deutschen Presse, ganze Reihen von Thatsachen unerwähnt lassen, obwohl sie dieselben durch bloße Ignorirung eben so wenig wirkungslos als ungeschehen zu machen im Stande sind. Der künftige Geschichtschreiber wird daher weder die eine noch die andere dieser Materialien-Sammlungen gebrauchen können, wenn er nicht in den Stand gesetzt ist, das Fehlende zu ergänzen und durch Vergleichung das Rechte ausfindig zu machen.

Darum haben auch solche Journale, wie das unsrige, ihre wichtige Aufgabe und Bedeutung in der Zeit und für die Zukunft. Wir ergänzen das, was unsere politischen Schwestern, die Zeitungen, oft in sehr lückenhafter Weise liefern oder in ihrer Jagd nach dem Neuen und Neuesten abseits liegen lassen. Wir weisen auch in anderen Lebensäußerungen, als die sogenannten Ereignisse des Tages sind, den Gedanken der Zeit, die Strebungen des Geistes und die gegenseitigen Beziehungen der Völker nach. Allerdings wird unsere Aufgabe um so schwieriger, je bewegter die Zeit und je stärker die Konflikte sind, die unter den Nationen entstehen, in deren Hand die Vorsehung das Scepter und die Geschicke der Welt gelegt hat; aber wo unsere Kräfte nicht ausreichen, werden wir es mindestens nicht an dem guten Willen fehlen lassen, in diesen Blättern stets diejenigen Themata zu besprechen, die eben vorzugsweise das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen.

Man hat ein unmuthiges Wort, das Leibnitz einmal über die Deutschen seiner Zeit ausgesprochen, auch auf die unsrige anwenden wollen. Dieses Wort lautet: „So oft ich den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her und dabei unsere Trägheit, unsere verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unserer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa sich Alles darüber und darunter kehre, und doch beträgt man sich, als ob Alles in höchster Sicherheit sey, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man, um's Große bekümmert sich Niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken."

Aber wie treffend uns dieses Wort des Unmuths auch noch heutzutage erscheint, wie lebhaft wir den „Ekel und Ueberdruß" des großen Leibnitz mitempfinden müssen, wenn wir uns diesen Riesengeist in seiner armseligen und pedantischen Umgebung zu Ende des 17. Jahrhunderts denken, so würde es doch offenbar eine durch Nichts gerechtfertigte Uebertreibung seyn, wenn wir zwischen seinem Deutschland und dem unsrigen keinen Unterschied machen wollten. Das Ausland weist freilich, als ob es Deutschland oder doch mindestens deutsche Herrschaft und deutsche Kultur dafür verantwortlich machen wollte, auf die Gräuel hin, die im vorigen Jahre in einer von Deutschland unabhängigen Provinz, in Gallizien, sich zugetragen; aber abgesehen davon, daß Oesterreich nicht einmal in seinen deutschen Erbstaaten, geschweige denn in den ihm unterworfenen fremden Ländern, als ein Träger und Vertreter deutschen Geistes und deutscher Gesittung angesehen seyn will, könnte man auch der Civilisation Englands die jetzt wieder in dem unglücklichen Irland sich wiederholenden Gräuel eben so gut, ja mit noch weit größerem Rechte vorhalten, als der deutschen Civilisation, die mit Gallizien gar keine direkte Berührung hat, die Mord- und Raublust der gallizischen Bauern.

Etwas Anderes ist es, wenn wir es beklagen, daß weder die englische Civilisation in Irland noch die deutsche in Gallizien so eingedrungen und dort einen solchen Einfluß zu gewinnen vermochte, daß im 19. Jahrhundert dergleichen Ereignisse, wie man sie in diesen beiden Ländern beklagt, ganz unmöglich wurden. Dazu hätte aber freilich — um hier nur dasjenige zu berühren, was uns am nächsten liegt — Oesterreich dem deutschen Geiste und der deutschen Gesittung, die vorzugsweise und vollständig zu vertreten der Beruf dieses durch seine Geschichte an die Spitze Deutschlands gestellten Staates seyn sollte, den vollen freien Eintritt in seine weiten Gebiete gewähren müssen, wie denn auch in der That auf die der preußischen Herrschaft unterworfenen Theile des ehemaligen Polens die civilisirende Macht des deutschen Geistes ihren Einfluß zu üben nicht verfehlt hat. Man denke sich einmal das große Oesterreich eben so, wie bisher nur auf dem deutschen Bundestage, auch auf allen Wegen des Fortschrittes, des geistigen sowohl als des materiellen, einig und eins mit dem übrigen Deutschland — würde dann nicht bald auch die deutsche Civilisation mit ihrem Einflusse bis weit hinaus über die Ostmarken Ungarns so wie durch die Häfen des adriatischen Meeres bis nach Asien und Afrika reichen? Und wie würde andererseits auch den großen westlichen Ländern Europa's gegenüber der moralische Einfluß Deutschlands gewinnen, wenn dasselbe, anstatt wie bisher getrennt in seinen geistigen Bestrebungen, getrennt in den großen Interessen der Gewerbsamkeit und des Handels, wie Ein Mann vereinigt in der Anerkennung des gemeinsamen Gedankens Vaterland und der Identität aller deutschen Beziehungen zum Auslande dastände?

Deutsche Patrioten, denen eine solche Idee vorschwebt, halten ihre Bestrebungen seit einigen Jahren zunächst darauf gerichtet, den Zollverein, den sie als einen Anfang solcher Vereinigung deutscher Interessen betrachten, auch über die noch nicht dazu gehörenden norddeutschen Staaten auszudehnen. Allein so lange nicht auch das durch das Meer mit der südlichen und durch die deutsche Donau mit der östlichen Welt in direkter Verbindung stehende Oesterreich zum deutschen Zollverein gehört, wird derselbe seine europäische Bedeutung nicht erlangen, wird er nicht als ein ebenbürtiger Kämpfer mit den den Welthandel vermittelnden Nationen rivalisiren, wird er auch die Idee einer deutschen Flotte nicht in's Leben rufen können. Darum gilt es vor Allem, daran zu arbeiten, daß Oesterreich zu den Empfindungen, Ansichten und Gesinnungen des übrigen Deutschlands vollständig bekehrt werde, wie sich denn auch in der That seit kurzem selbst in Wien allerlei Anzeichen zu einer solchen Bekehrung haben wahrnehmen lassen.

Ist es denn nicht schon eine merkwürdige Erscheinung, wenn, wie uns ein Wiener Blatt berichtet und berichten darf *), das Volk, bei dem es sonst immer Sonntag war und immer am Herde der Spieß sich gedreht, mit einemmal anfängt, an panem et circenses allein keinen Gefallen mehr zu finden und eben so gut wie andere Deutsche wissen will, was in und um Deutschland vorgehe und welchergestalt das Vaterland den ihm drohenden Stürmen werde entgegenzutreten wissen, ohne die Besorgniß, daß in seinem Rücken, in den ihm unterworfenen südlichen und östlichen Ländern selbst, Verbündete seiner

*) Wiener Sonntagsblätter, Nr. 49, vom 6. Dezember 1846.

Gegner seyen? „Die Zeit", sagt Herr Dr. Wagner in dem genannten Wiener Blatte, in einem Bericht über die Theater, „die Zeit, obwohl ein Weib, ist männlicher, ernster, und mit ihr sind es auch die Menschen geworden. Man lausche nur einmal auf den Stoff der Conversation in geselligen Zirkeln und an öffentlichen Orten, beim Theetisch und beim Bierglase, und man wird die Politik und die Industrie größtentheils an der Reihe finden. Man intervenirt zwischen Frankreich und England; man interpretirt die Verträge vom Jahre 1815; man beschwichtigt Palmerston und unterhandelt mit Guizot, denn man liebt bei uns die süße Ruhe des Friedens über Alles; . . . . kurz, die Fragen über das öffentliche pulsirende Leben, die Welt mit ihrer materiellen, aber praktischen Richtung haben die wurmstichigen Bretter, welche nur noch Kindern die Welt bedeuten, verdrängt und fortgeschoben." — Wer hätte wohl noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß eine solche Veränderung jemals mit den guten Wienern vorgehen könne? Aber die Zeit der Eisenbahnen thut noch ganz andere Wunder: sie wird wohl auch noch die Deutschen zu einer einigen und dadurch wahrhaft imposanten Nation machen!

Man wende uns hiergegen ja nicht ein, daß Deutschland, auch wenn es in seinen politischen Institutionen, wie in seinen Handels- und Verkehrs-Verhältnissen, eins und einig wäre, darum doch immer getrennt durch seine konfessionellen und seine klimatischen Verschiedenheiten bleiben würde. Sind erst Fürsten und Völker in Bezug auf jene Verhältnisse mit einander verbunden, besitzt ganz Deutschland erst solche Institutionen, die mit seiner Intelligenz und mit dem sittlichen Bewußtseyn des Landes auf gleicher Höhe stehen, dann wird auch ein Zwiespalt aus konfessionellen Gründen, wie ihn leider erst die neueste Zeit wieder ausbrechen sah, unmöglich seyn. Denn alsdann wird, wie es St. Marc Girardin so schön ausgedrückt *), auch jeder deutsche Staat zwar überall, in der Rechtspflege wie in der Verwaltung und beim öffentlichen Unterricht, die Suprematie behalten, aber den religiösen Gedanken des Individuums wie der Gemeinden wird er in seiner souverainen Unverletzlichkeit achten. Und wo der Staat mit solchem Beispiele vorangeht, da kann in unserer Zeit der Duldung und Humanität das deutsche Volk gewiß nicht zurückbleiben. Alle andere Verschiedenheiten aber und namentlich diejenigen, die auf klimatischen und provinziellen Eigenthümlichkeiten beruhen, sind, der Macht jener großen sittlichen Einigung gegenüber, so unschuldiger und bedeutungsloser Art, daß man sie ruhig könnte gewähren lassen, ohne davon irgendwie einen Mißton in dem allgemeinen Zusammenklang der deutschen Stämme zu besorgen.

Wir zweifeln nicht, daß man von vielen Seiten alles dies als ein Utopien belächeln werde, und wir selbst glauben auch nicht an eine allzubaldige Erfüllung unserer Vorherverkündigungen, aber dem deutschen Vaterlandsfreunde mag es vergönnt seyn, das, was vielleicht erst in einer fernen Zukunft bevorsteht, wozu aber früher oder später die Nothwendigkeit sicher einmal hindrängt — wenn nicht wieder die traurigsten Eingriffe des Auslandes in deutsches Recht und deutsche Nationalität vorkommen sollen — jetzt schon in eine nicht allzu entfernte Aussicht zu stellen. J. L.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
>
> Schiller.

Nichts leuchtet mehr ein, als daß in langer Friedenszeit so sehr an Unruhe und Tumult gewöhnte Völker, wie die Deutschen, ihre Augen nach den Gränzen hinsenden, um zu erfahren: wie diese Marken bewahrt oder bedroht erscheinen. Die Augen der Völker repräsentiren reisende Schriftsteller, und wir wollen an diesem Platze die neuesten Erzeugnisse eines der fruchtbarsten Reiseschriftsteller, J. G. Kohl's, zum Gegenstande der Besprechung nehmen. Uns liegen vor:

Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 3 Bände mit eingedruckten Holzschnitten. Dresden, Arnoldische Buchhandlung. Zusammen XXXVIII und 1128 Seiten.

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

welche sich beide gegenseitig ergänzen und auch wohl hin und wieder einigermaßen wiederholen.

Ueber Kohl's schriftstellerische Arbeiten herrschen die widersprechendsten Meinungen und Urtheile. Während dieselben von der einen Seite auf eine Art und Weise gelobt und gepriesen werden, die Verdacht erregen muß, ist auf der anderen schon der bitterste Tadel laut geworden, und sicher ist, daß sich z. B. aus Rußland scharfe kritische Stimmen erhoben, die den literarischen Productionen Kohl's über jenes Land einen nicht sehr hohen Standpunkt einräumten: man nannte die Schriften geradezu „Buchhändler-Speculationen!" Damit schießt man jedoch gewiß eben so sehr über das Ziel hinaus, wie mit erwähnten Lobhudeleien; allerdings tragen unsere Buchhändler, die sich um den Verlag der Kohlschen Bücher drängten, einen großen Theil der Schuld an jener Weitschweifigkeit, Breite und überhaupt Vielschreiberei, so wie an dem Mangel an Selbstkritik, die Kohl mit vollem Rechte zum Vorwurf gemacht werden kann, allein darum dürfen wir doch bei weitem nicht Alles, was Kohl schrieb, mit jenem übelklingenden Namen belegen. Werfen wir einen spezielleren Blick auf das Werk über die Marschen und Inseln, so tritt uns sogleich der Charakter desselben entgegen in einem plaudernden Sich-gehen-lassen, das vielleicht ein größeres Publikum zu finden vermag, dem jedoch der Anspruchsvollere kaum Geschmack abzugewinnen im Stande seyn dürfte, da jenes Salz mangelt, welches z. B. am Verstorbenen für gar manche breitschößige Schwäche entschädigt. Nicht mit Unrecht wurde behauptet: Kohl verfahre bei der Abfassung seiner Schriften zu wenig kritisch; er hafte zu sehr an den Oberflächen und verschmähe es ganz, in das Lebensprinzip der Völker, in ihre politischen Stellungen, einzudringen. Freilich würden ohne diese Fehler die Kohlschen Bücher keine so harmlose, den Geistesschlummer wenig beunruhigende Sophalektüre abgeben, sie würden da und dort Anstoß finden, der ihrer Verbreitung hinderlich seyn könnte; allein ihr Nutzen müßte ohne Zweifel um so größer seyn.

Wir wollen spezieller auf einige Mängel und Vorzüge aufmerksam machen, die uns bei Lesung des genannten Kohlschen Buches aufstießen:

Kohl sagt z. B. gleich am Eingange: „Ich kenne keine Sprache, die Sprache der kaukasischen Gebirgsvölker vielleicht ausgenommen, welche so viele ganz verschiedene Dialekte hätte, wie das Friesische." Damit macht er natürlich seinen Leser neugierig, ohne an Befriedigung zu denken. Weder sagt uns Kohl, woher diese Dialektverschiedenheit stamme, ja er scheint kaum zu fassen, daß sie ihren Grund im Freiheitsgefühl, das in den Individuen wohnt, habe; noch liefert er uns charakteristische Proben, aus denen uns Schlüsse auf die Art der Verschiedenheit zu ziehen möglich wäre. „Liewer dued üs Slaw!" (Lieber todt als Sklav.) In diesem friesischen Sprüchwort liegt der Grund zur Dialektverschiedenheit des Friesischen so sicher, als der Grund zur erstaunenswerthen Sprachuniformität in Rußland nirgends anders zu suchen seyn dürfte, als im Mangel an Freiheitsgefühl der Russen. Je mehr die Dialektverschiedenheiten unter den Friesen dem uniformen Hochdeutsch weichen werden, um so mehr wird der Freiheitssinn unter ihnen schwinden, den wir mit Recht an denselben schätzen!

Die Marsch schildert Kohl lebhaft und im Ganzen gewiß gut, allein daß Stellen vorkommen, wie: „Die Kühe schienen mir alle außerordentlich zahm sanft und klug. Denn eine jede, bei der wir vorüberfuhren, hob ihren Kopf aus dem Grase empor, blickte uns neugierig an und brüllte, als wollte sie uns begrüßen! Einem Ochsen, der eben das ganze Maul voll Gras hatte, wollte dieser Gruß aber nicht völlig gelingen. Er mochte seinen fetten Bissen nicht fahren, doch aber uns auch nicht unbegrüßt lassen; er brüllte also, verlor aber dabei etwas Gras aus dem Maule, fing schnell wieder an zu kauen, brüllte wieder und verschluckte sich dermaßen, daß er bemitleidungswürdig zu husten anfing und fast unsere Hülfe nöthig hatte"; dergleichen wurde mit Recht an weiland Raff getadelt und durfte einem heutigen Touristen nicht passiren. Wie gut Kohl Aeußerlichkeiten aufzufassen versteht, springt überall hervor und verdient alle Anerkennung; so z. B. faßte er das Komische sehr richtig auf, welches offenbar darin liegt, wenn die Friesen ihre auf die großartigen seemännischen Verhältnisse passenden Ausdrücke auch auf ihre kleinen Wirthschaften am Lande ausdehnen, indem sie sagen: „mein Kuhstall liegt im Osten von meiner Küche!" Aber zu tadeln ist, daß Kohl eine ganze Druckseite braucht, um diese Wahrnehmung auszudrücken; auf solche Art lassen sich freilich rasch Bände zusammen schreiben. — Solcher Stellen finden sich leider allzu viele; ja, man stößt überall auf sie. Um zu erörtern, daß auf Föhr der Dünger gebrannt werde, muß erzählt werden, daß ein Aelpler in der Schweiz einem reisenden Dänen dies erzählt habe, mit dem Zusatze: „er habe dies in einem Buche seines Schulmeisters gelesen!" Welch ein Wink für Kohl selbst, sich kurz darüber zu fassen, wenn es nun einmal der Vollständigkeit halber erwähnt werden mußte. Wer vermuthet in einem Buche über die genannten Marschen eine Beschreibung des ganzen Wallfischfanges? Dennoch liefert Kohl eine solche von fünfundzwanzig Druckseiten und nimmt nicht Anstand unter Anderem zu sagen: „Ich dachte mir sonst, der Wallfisch verkrieche sich mit seinen Wunden unter das Wasser und sterbe da, wie Cäsar unter seiner Toga." — Der Schriftsteller, welcher Alles sagt, was er sonst gedacht, geräth sicher oft in Gefahr, verspottet zu werden. Und nach diesem fünfundzwanzigseitigen Bericht über eine Sache, die nur allenfalls sehr annäherungsweise zum Gegenstande der Besprechung gehört, obendrein zum Schluße das Geständniß: „Leider fallen mir jetzt erst noch unzählig viele Punkte ein, über welche ich von ihnen manches Neue oder doch manche Bestätigung längst bekannter Dinge hätte erlangen können, und ich bedauere, daß ich dies versäumte." Am Ende fehlte nur noch, daß uns Kohl aufzählte: was er Alles versäumte an Neuem oder Längstbekanntem! Dergleichen müßte ein Schriftsteller vermeiden, der an anderem Orte so Treffliches zu geben weiß, wie das Beispiel eines gebrochenen Herzens S. 160 Theil I., welches wir auszuheben nicht unterlassen können:

„Haben Sie auch schon Familienglieder auf der See verloren?" fragte ich einen alten friesischen Landbewohner, mit dem ich in seine kleine ärmliche, aber saubere Hütte trat, und der mir dort einen Sessel anbot. „Ich besitze noch meine Frau, Herr, dies ist sie." Er präsentirte mir dieselbe.

„Wir beide hatten zusammen vier Kinder, eine Tochter, die dort in der Küche wirthschaftet, und drei blühende rasche Söhne. Sie gingen alle Drei zur See. Der jüngste verlor sein Schiff und Leben auf einer Fahrt nach Marseille, und seine Gebeine ruhen auf dem Boden der mittelländischen See. Der zweitjüngste kam in der Davis-Straße auf einer Wallfischjagd um, und der dritte, der älteste, der kenntnißreichste und strebsamste von allen, der es im

---

*) Nr. 135 des Magazins vom J. 1846.

fassung, durch welche leicht ein heilloser Konflikt zwischen der Krone und der Volksvertretung entstehen kann.

Man führe hier nicht zu Gunsten der Haltbarkeit der Lehre Guizot's Ludwig Philipp's Regierung an. Allerdings scheint es diesem gewandten und sehr unterrichteten Fürsten zum Theil allmälig gelungen zu seyn, das Problem der Regierung der Krone in einer freien Repräsentativ-Verfassung zu lösen: allein ganz abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen gehabt hat, muß man Rücksicht auf die Zeitumstände und Begebenheiten unmittelbar nach der Juli-Revolution nehmen. Die Straßen-Emeuten der Proletarier, das Herandrängen nicht blos der liberalen, demokratischen „Mittelklassen", sondern selbst der sogenannten petite bourgeoisie zu politischen Rechten, flößte der haute bourgeoisie und dem pays légal Furcht und Schrecken ein, so daß diese bewogen wurden, der Krone bedeutende Konzessionen zu machen (z. B. die Septembergesetze, Preß- und Associationsbeschränkungen ꝛc.). Endlich muß man aber ebenfalls die Mittel in Anschlag bringen, welche Ludwig Philipp angewandt hat, um zu diesem Resultat zu gelangen; diese sind allerdings nicht illegal, sie verletzen nicht den Buchstaben der Charte auf einem verfassungswidrigen Wege, wohl aber wird der Geist der Volksrepräsentation dadurch verfälscht. Die Corruption und Einführung eines heterogenen Elementes, d. h. der Staatsbeamten in die Deputirten-Kammer, haben eine künstliche, von der Krone abhängige, ihr unbedingt ergebene Majorität geschaffen. Dies ist aber nur möglich in einem Lande, wo die Volksvertretung illusorisch ist, d. h. auf einer engen Basis beruht; ferner muß man hierher noch viele andere spezielle Umstände rechnen, welche wir der Kürze wegen gar nicht berühren können, z. B. die Centralisation der Verwaltung, den Einfluß der zahlreichen Beamten-Hierarchie, das Vorwiegen dynastischer Interessen bei der Gründung einer neuen Dynastie, die hervorragenden Fähigkeiten und Gaben eines ausgezeichneten Fürsten u. s. w. u. s. w. — So viel ist gewiß, daß das System der Regierung der Krone in der constitutionellen Monarchie weder normaler Natur, noch von Dauer seyn kann; es organisirt einen stillen Krieg zwischen dem Königthum und der Volksvertretung, welcher über kurz oder lang zu einem völligen, offenbaren Bruch und zur Explosion führen muß. Guizot's Staats-Ideal ist und bleibt eine Fiction, ein Ueberrest aus der Restaurations-Periode, nachdem die haute bourgeoisie in der Juli-Revolution Adel und Priesterschaft bei Seite geschafft hat. Ueberhaupt ermangeln Guizot's Theorieen leider einer philosophischen Grundlage; sie sind bloße Deductionen der Geschichte der nächsten Vergangenheit; ihm schwebt noch immer die Allianz der monarchischen Legitimität mit der Volksvertretung vor den Augen. Guizot begreift wohl die Gegenwart als Tochter der Vergangenheit, aber er sieht nicht ein, daß erstere ebenfalls die Mutter der Zukunft ist. Sein engherziger, *Genferischer Positivismus* hängt blindlings an der Geschichte und den Traditionen einer Zeit, welche nicht mehr die unsrige genannt werden kann; sein nüchterner, historischer Sinn vermag sich nicht zu einem unabhängigen, rationellen Standpunkt zu erheben, auf welchem man allein dem Zeitgeist den Puls fühlen und einen Blick in die Zukunft werfen kann. Daher ist Guizot der reinste Repräsentant der haute bourgeoisie, der natürliche Geist der conservateurs *bornés*, welche in der durch die Septembergesetze beschnittenen Juli-Charte das Eldorado aller politischen Entwickelung sehen. Thiers dagegen, trotz des retrograden imperialistischen Bodensatzes, trotz seiner Hinneigung zur Centralisation und Befestigung der exekutiven Gewalt, zeigt sich doch als einen kühneren, unabhängigeren Geist, welcher sich nicht mit dem vagen, durch die Juli-Revolution geschaffenen statu quo begnügen will; er klebt nicht blos an geschichtlichen Traditionen und vermag noch nach einer philosophischen Weltanschauung auf politisch-sozialem Gebiete zu ringen; er will vorwärts und fühlt, daß so manche Umgestaltungen der Gesellschaft auf der Grundlage der Prinzipien der Philosophie des 18. Jahrhunderts und seiner Revolution nothwendig sind, um der Staatsverfassung einen wahrhaft modernen Charakter zu verleihen.

Sind nun aber Guizot's Theorieen ungenügend für die Bedürfnisse des Zeitgeistes der französischen Nation, so gilt dies noch in viel höherem Grade von der praktischen Anwendung seiner Prinzipien oder seiner Staatsverwaltung. Guizot kann wohl ein ausgezeichneter Redner und tüchtiger parlamentarischer und politischer Taktiker seyn; ja, um gerecht zu seyn, muß man seinen Reichthum in der Erfindung von neuen Theorieen bei jeder Gelegenheit, für jeden Umstand, seine Gewandtheit, dieselben unaufhörlich zu modifiziren und trotz der Widersprüche und Inkonsequenzen ihnen einen Anschein von äußerer Harmonie zu verleihen, bewundern, aber alle diese Talente und Gaben machen Jemanden noch nicht zu einem bedeutenden Staatsmann. Für einen genialen Lenker des Staatswagens wird Guizot nie gelten; er entbehrt aller positiven Organisations-Ideen und ist blos negativ auf die Erhaltung des Bestehenden bedacht; der tüchtige praktische Blick in Beurtheilung materieller Interessen, so wie der feine Takt in diplomatischen Fragen, geht ihm ebenfalls ab. Was aber die Mittel betrifft, welche er anwendet, um zu regieren und seine Herrschaft zu behaupten, so sind dieselben sehr untergeordneter, gemeiner Natur, z. B. Drohungen, Preßprozesse, Unterdrückung von Vereinen und öffentlichen Zusammenkünften, Corruption, Gewissenankauf, Verleihung von Aemtern an Wähler und Deputirte und deren Verwandte, Begünstigung der Wahlbezirke, welche ihm ergebene konservative Kandidaten zu Deputirten gewählt haben u. s. w. u. s. w. Hierzu kommt nun noch die unbedingte Hingebung in den Willen des Schlosses, dem es merkwürdiger Weise gelungen so viele bedeutende Männer zu bloßen Agenten und Vollstreckern seiner ten zu machen. Alle diese Umstände machen nun die lange Dauer des rairen Ministeriums leicht erklärlich. Die Aufopferung des höheren interesses, um die eigene *ministerielle* Existenz zu fristen, die Schaffung einer künstlichen Majorität in der Volks-Repräsentation durch Corruption und durch Einführung zahlreicher Staatsbeamten in die Deputirtenkammer, die Begünstigung der haute volée der bourgeoisie, der Aristokratie des Reichthums durch Verleihung von Eisenbahnen an einzelne Compagnieen, endlich aber vor Allem die bedeutenden Konzessionen, welche man der Krone gemacht hat, haben Guizot die Bahn zu einer langen Herrschaft gebrochen. Thöricht ist es daher von Guizot, auf die lange Dauer seines Ministeriums zu pochen. Nicht mit Unrecht hat Thiers ihm in der Hitze des letzten parlamentarischen Zweikampfes erwiedert: „*Wäre ich Ihrem Beispiel gefolgt, so würde ich jetzt noch Minister seyn.*"

In der That, es gereicht Thiers zum Ruhm und ist ein deutlicher Beweis, daß er der einzige, wahrhaft bedeutende Mensch ist, welcher *seit* und *durch* die *Julirevolution* auf den politischen Schauplatz getreten ist; er allein *hat nicht sein Knie gebeugt vor jenem einen unveränderlichen Willen des Schlosses*. Während alle anderen Juli-Staatsmänner durch den Kontakt mit dem Schlosse ihre Selbständigkeit eingebüßt haben, ist Thiers der einzige Mann, welcher seine Ministerherrschaft *lieber zweimal aufgeopfert hat*, um nicht zu einem blinden Werkzeug der Krone herabzusinken. Guizot dagegen ist leider in der Atmosphäre des Schlosses umgewandelt worden; der alte Professor der Sorbonne, der Mann von Grundsatz und Prinzipien ist im geschmeidigen Hofmann kaum mehr zu erkennen; die Kunst zu täuschen und zu überlisten hat die Würde des moralischen Charakters erschüttert. An die Stelle einer festen loyalen Ueberzeugung sind bloße Klugheits-Maximen und Gelegenheits-Theorieen, welche blos oberflächliche, mittelmäßige Köpfe eine Zeit lang blenden können, getreten. — Viele werden dieses Urtheil über Guizot als Politiker und Staatsmann zu hart finden und glauben, daß Parteisucht uns verblendet hat; wir leben aber der Ueberzeugung blos der Wahrheit, welche größer ist als jeder noch so bedeutende Genius, einen Tribut gezollt zu haben.

Paris. v. G.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

(Fortsetzung.)

Unter den Sagen, welche Kohl erwähnt, finden wir die vom Staven-Wüste am ergreifendsten. Ein trauerndes Weib läßt sich auf den alten Wurten, Hügeln und Stavenplätzen sehen, die vom Meere bespült sind, und schaut — Thränen vergießend — in diesem Graus der Gegenwart zurück in die lieblichen Scenen der Vergangenheit, indem sich ihr Blick in die weite See verliert. Das wäre ein schönes, würdiges Bild für einen großen Dichter!

In den Miscellen des zweiten Bandes theilt uns Kohl die alte Behauptung mit, daß die Friesen steifnackig und unnachgiebig seyen, daher sie in dänischen Urkunden nur schlechtweg „friesische Rebellen" genannt wurden, deren frisica temeritas stark hervorgehoben sey. Dankwerth nenne die Einwohner von Friesland von Natur sehr frech, und der sächsische Chronist Krantz beklage sich über dies superbum genus hominum, das mit solcher Arroganz auf seine Freiheit poche, und über den blinden Stolz dieser Sumpfbewohner. Ja, ja, wer die Freiheit und die Wahrheit liebt unter den Menschen, der ist noch zu allen Zeiten mißliebig gewesen. Wünschen wir uns Glück, daß die heutigen Friesen noch einen guten Rest von jener echten Freiheitsliebe aufbewahrt haben: wir finden sie zur Gränzwacht um so geeigneter!

Lächerlich im höchsten Grade, ja tadelnswerth unangemessen erscheint die auf Seite 326 des zweiten Theils von Kohl gegebene persiflirende freie Uebersetzung des Taciteischen: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse." Wir begreifen kaum, wie Kohl sich so vergreifen konnte.

Nach Falk's Angabe beträgt die Zahl aller Fabrikarbeiter der Herzogthümer Schleswig und Holstein nicht mehr als 6000. Glückselige Länder! Das Meiste, was man braucht, wird in den Familien selbst verfertigt! Möchten sich die Freiheit liebenden Menschen noch recht lange gegen die ärgste Knechtschaft, gegen die Knechtschaft unter den Junkern vom Geldsacke, bewahren! Die Frauen sind es, die durch häuslichen Fleiß diese ärgste aller Sklavereien vom Lande fern halten. Ehre sey solchen Frauen! Uebrigens ist die Angabe Kohl's falsch, daß in Sachsen und Böhmen fast durchweg blos die Männer Weberei betreiben; in beiden Landen, so gut wie in Schlesien, nimmt auch die weibliche Bevölkerung *vielfach* Theil an der Weberei.

Mit Freuden vernehmen wir die Nachricht, daß auf der cimbrischen Halbinsel nicht ohne Erfolg mit der Handarbeit gegen die Maschinenarbeit gekämpft werde, und sehr richtig bemerkt Kohl: „*Die Erfahrung hat gelehrt, daß jene durch Maschinen hergestellten Surrogate immer nur vorübergehend* und gewöhnlich nur in der ersten Zeit ihres Erscheinens nachtheilig wirkten." Gewiß und wahrhaftig, Cicero hatte Recht, wenn er sagte: „ficta omnia celeriter, tanquam flosculi, decidunt, nec simulatum potest quidquam esse diuturnum!" „Die Damen aus den höheren Kreisen", sagt Kohl von den Schleswig-Holsteinerinnen, „kehren immer wieder zu dem solideren Schmuck zurück, *und unwillkürlich folgt die Menge dem gegebenen Beispiele!*" Da haben wir den Hauptschlüssel zur verschlossenen Thür der Zeitnoth.

„Unsere Zeit", sagt Kohl, „*macht* und *schreibt* Geschichte auf gleich eifrige Weise." Diese Behauptungen möchten denn doch einiger Motivirungen bedürfen.

Der dritte Band des Werks über die Marschen beginnt mit einer dankenswerthen Nachricht über die Hafenanlegung von Husum, aber bringt auch zugleich eine, unserer Meinung nach, ziemlich hinkende Parallele zwischen Jütland und Italien, worin gar Vieles doch unzweifelhaft gewaltig an den Haaren herbeigezogen zu nennen seyn dürfte. — Wenn Kohl wußte, daß ein eigenes, treffliches Werk über die Verfassung von Eiderstedt erschienen war, warum nannte er dies nicht wenigstens, oder gab — noch besser — einen Ueberblick desselben? Wir hätten dafür mit Freuden die Parallele mit Italien entbehrt! — Man muß sich mit der mageren Bemerkung begnügen, daß Friesen und Niedersachsen in der Kommune Einer für den Anderen und Jeder für das Ganze stehe, während im Uebrigen jeder gern seine eigene, gesonderte, unabhängige Besitzung habe. Ach hätten wir Deutschen nur allzeit recht fest an dieser Ansicht gehangen, dann wäre es uns nicht in gar manchen Stücken ergangen wie den Dänen, bei welchen bis zum Jahre 1788 der Adel allein das Recht hatte: Ochsen fett zu machen! — Die Bevölkerung von Eiderstedt ist in der Abnahme begriffen, und Kohl schreibt dies der Zunahme der Viehzucht auf Unkosten des Ackerbaues zu. Wenn Kohl Recht darin hat und seine Annahme nicht trügt, daß die Berliner das theurere Marschvieh schon verlangen würden, wenn sie dasselbe nur erst gekostet, so wird die Hamburger Eisenbahn allerdings die Marschgegenden immer mehr entvölkern und verthieren, indem dort zur Herstellung größeren Bedarfs die Viehzucht sich immer mehr vergrößern wird. Die Rinderzüge kommen allerdings in Europa überall aus den völkerarmen in völkerreiche Gegenden. — Wir dürfen uns mit Recht wundern, daß unser berühmter Kartenzeichner Kutscheit die Idee Kohls: „einen Handelsatlas von Europa herzustellen", noch nicht in Ausführung genommen hat, da dieselbe doch gewiß eine ganz gute zu nennen ist. — Neben dieser guten Idee steht in Kohls drittem Bande seiner Marschbeschreibung eine Trivialität erster Größe. Man lese S. 48 u. 49 das einfältige Kindergewäsch nach, welches Kohl einem Bergbewohner in den Mund legt, und staune über das Sich-gehen-lassen des Mannes!

Recht niederschlagend ist's, wenn Kohl sagt: „Die Marsch-Ideen von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen gehen, wie es scheint, nur so weit, als der Reichthum geht. Allen über ihm Stehenden hält sich der Marschbauer gewachsen, aber zwischen ihm und denen, die ihm dienen, wird die Kluft, je mehr er nach oben strebt, nur um so größer." Ja, ja, das Aristokratenthum steckt der Menschheit überall in den Gliedern, und wenn Kohl meint: „im Lehenswesen stecke ein Element großer Milde und Güte", so wird er uns wohl erlauben, dagegen unseren bescheidenen Zweifel zu hegen. — Zur Erhaltung ihrer Freiheiten rollten, nach Kohl, die Marschbauern gar manche Tonne Goldes aus der Marsch in die Geest hinauf, die armen Heuersleute, Käthner und Tagelöhner konnten nur Seufzer und Thränen spenden, darum erhielt sich die Freiheit der Bauern, darum konnte sich die der Nichtbauern weder erhalten noch herstellen, denn was thut man auf der Geest mit Seufzern und Thränen?

Man nennt die Geschlechter des Landes Dithmarschen „Schlachta", ganz wie in Polen. Ob hier nicht eine Art Zusammenhang zwischen beiden Völkern stattfinden sollte? Nach einer alten Ueberlieferung bestand die Schlachta in Polen aus Eingewanderten!

Zwischen Adel und Bauern scheint auch hier von jeher eingewurzelter Haß obgewaltet zu haben; dies trat hell zu Tage in den Schlachten des holsteinischen Adels mit den Dithmarschen, wovon Kohl uns im dritten Bande seines Reisewerks allerlei berichtet. Ein Nachbar charakterisirt die Marsch äußerst gut in folgenden Worten: „Wat se nich willt, dat dot se nich, un wenn Ener to änen kümmt, so weet se nich, off se een herin loten schölt, oder nich. Hat ener enen Rock an, an den se nich gewönnt sind, so kricht he Prügel." Das sind die Bauernmucken wie sie leiben und leben!

Niebuhr, ein Dithmarscher, schlug — so erzählt Kohl — die ihm vom König von Preußen angetragene Erhebung in den Adelstand aus; wir kennen Viele, die ein solches Anerbieten nicht ausschlagen würden, obschon sie nicht eine Spur der Verdienste Niebuhr's aufzuweisen haben.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Finanzverfahrens, welches früher in Betreff neuer, der See abgerungener Landstraßen beobachtet wurde, hebt Kohl das Nachtheilige, welches im Privilegienwesen zu finden ist, heraus, das stets geeignet ist, den Staat im Staate zu bilden; wenn nur die Menschen durch Erfahrungen klüger würden!

Ein recht gutes Kapitel im dritten Bande ist das über die Wattenwelt, und obgleich Kohl selbst sagt: er sey außer Stande, die in Betreff der Watten herrschende Lücke in unserer allgemeinen Geographie genügend auszufüllen, so giebt er dennoch für unterhaltende Belehrung genug. „Das Material, woraus die Watten ausschließlich bestehen, ist Sand und Steingerölle. Einige Watten mögen zerstreute, abgewaschene Inseln und Landschaften seyn; andere dagegen sind nichts als Sandanhäufungen, welche die Wellen zu Stande brachten. Bei der Fluthzeit mitten im Meere, fast au niveau mit dem Wasser, sind sie nur von fetten Ochsen und ihren Hirten bewohnt. Auf einer einzigen großen Wattenwiese sollen jährlich an 8000 Stück Vieh weiden. Die Watten erinnern somit einigermaßen an die Schweizer Matten; es sind Viehtriften wie diese, nur in sehr entgegengesetzter Lage." Dies für die, welche noch gar nichts von den Watten gehört und wenigstens einen allgemeinen Begriff haben wollen; das Nähere ist bei Kohl nachzulesen und das Nächste in natura zu studiren.

Welchen Naturgesetzen mag wohl die alle 50 Jahre eintretende, außerordentliche Fluth zuzuschreiben seyn, welche Kohl bei Untersuchung der Wurten nachweist? Jede Durchgrabung eines Wurthügels liefert den Beweis für dergleichen Ueberschwemmungen.

Ueber die Entstehung der Moore in den Marschen stellt Kohl zwei Hypothesen auf: er meint, sie könnten ebensowohl durch Anschwemmungen als durch Ergießen von Geestmorästen hervorgerufen seyn.

Und so wollen wir uns immer mit Dank für diese Gabe des Verfassers zur zweiten ähnlichen, zu den Reisen in Dänemark wenden, um zu erfahren: ob Kohl hier einmal Zeit gewonnen habe, sich kürzer zu fassen; ob er mehr als hin und wieder interessantes Geplauder zu geben sich vorgenommen habe?

Wenn Jemand sich vornimmt: ein Land vom geographischen, nationalökonomischen und historischen Standpunkte aus zu betrachten, wie Kohl dies versichert gethan zu haben, so kann man mit vollem Rechte verlangen, daß die Beschauung nicht blos von einer Seite, etwa von oben nach unten, geschehe, sondern, daß namentlich vom Volke aus, d. h. von unten nach oben die Blicke gerichtet werden. Leider müssen wir abermals gestehen, daß Kohl auch bei diesem Buche nicht im Entferntesten in das Innere des Volkslebens zu dringen vermochte oder dazu Neigung hatte.

Im Eingange meint Kohl: die Dänen handelten natürlicher, wenn sie sich den Hamburgern dankbar bewiesen, daß diese ihre Speculationen auch auf Dänemark ausdehnten — wodurch aber der dänische Handel in eine untergeordnete Lage kam. Das kömmt uns genau so vor, als sollte etwa einem Polen das Natürliche der Dankbarkeit für Einverleibung Polens in Rußland empfohlen werden. Wir argwöhnen: Kohl betrachte die Sache durch eine Hamburger Brille. Sehr hübsch und richtig sagt Kohl dagegen vom Handel im Allgemeinen: „Er ist wie ein stets sich bewegender großer Strom, in dem beständige Veränderungen vorgehen, bald hier, bald dort Sandbänke sich aufwerfen, bald hier, bald dort neue Wirbel, neue Erweiterungen und Einbrüche drohen. Je rascher und energischer man vermöge einer gut organisirten Staatsverfassung dieser Bewegung folgen kann, je schneller man neue Dämme aufwerfen, alte versetzen oder ganz einreißen, für neue Stromzweige neue Kanäle graben kann, desto weniger Verluste entstehen, desto ungenirter bleibt die Bewegung!"

Ueber den Namen Dänemark giebt Kohl mitunter das haltloseste Geschwätz, und was er über die Baumnatur der dänischen Länder sagt, leidet mindestens an unleidlicher Breite. Die ebenen Heidestrecken heißen im dänischen „Sletter" nicht „Sletten", da der Artikel „en" den Singular, „er" dagegen den Plural bezeichnet, daher „Sletten" die Fläche und „Sletter" die Flächen.

In Kiel hat Kohl nur zwei einsame Spaziergänge durch die Straßen der Stadt gemacht, daher giebt er nur sechzehn Druckseiten in Großoktav, während wir bei längerem Aufenthalte von ein paar Tagen sicher einen Oktavband bekommen haben würden. Will man wissen, wie Kohl diese Geschwindigkeitskunststückchen macht? Je nun, es heißt z. B. „Kiel ist der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Herzogthümer. Uebrigens ist es charakteristisch und wichtig für diese beiden Länder, daß sie gar keinen eigentlichen Mittelpunkt ihres ganz geistigen und materiellen Lebens haben, wie Schlesien ihn z. B. in Breslau hat", und nun folgt eine Liste von Provinzialhauptstädten. Wahrlich, wir können von Glück sagen, nur mit 16 Seiten Großoktav weggekommen zu seyn.

Sehr gut ist dagegen, was Kohl über deutsche Gränzwächter in geistiger und literarischer Beziehung sagt, ja es ist in der That eine Unart von uns Deutschen, daß wir in der Regel da nicht Bericht erstatten mögen, wo es doch am geeignetsten geschähe. Kohl selbst macht es aber nicht anders; anstatt auf der Reise zu schreiben, thut er dies im sächsischen Erzgebirge, daher geht auch viel am originellen Gepräge verloren.

(Schluß folgt.)

England.

Steinkohlenbergwerke und Eisenfabrication in England.

Herr Knowles berechnet, daß England jährlich 12,500,000 Tonnen Steinkohlen verbraucht, während er die Ausdehnung des steinkohlenhaltigen Terrains — wovon jede Quadratmeile durchschnittlich eine Summe von 20,000,000 Tonnen repräsentirt — auf 5200 (engl.) Quadratmeilen schätzt. Aus diesen Angaben folgt, daß, wenn man das, was bereits verbraucht ist, in Abrechnung bringt und zugleich eine Vermehrung der Bevölkerung von 100 pCt. annimmt, England für mehr als 1500 Jahre hinreichend mit Steinkohlen versehen ist. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Berechnung des Herrn Knowles, namentlich insofern sie den Verbrauch angeht, sich nicht auf hinlänglich genaue Data stützt, und daß in dieser Hinsicht ein zuverlässigerer Kalkül aufgestellt werden könnte.

Ueber die Eisenfabrication in England besitzen wir von dem englischen Statistiker Herrn Porter eine ziemlich weitschichtige Denkschrift. Es wird in derselben — nachdem auf die ungeheure, durch den allgemeinen und zwar gleichzeitigen Bau der Eisenbahnen in England, auf dem Kontinent und in Indien veranlaßte Consumtion dieses Artikels aufmerksam gemacht worden — auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Mittel zu prüfen, mit denen man diesem gewaltigen Verbrauch ein Genüge leisten kann; es wird zugleich angedeutet, wie räthlich es seyn möchte, auf ein Korrektiv der großen Inkonvenienzen zu denken, die sich nothwendig ergeben werden, sobald jene ungeheure Consumtion aufhört und in Folge dieses Aufhörens eine bedenkliche Entwerthung der Kapitalien und eine Verminderung der Arbeit eintritt. Im J. 1788 wurden in England und Wales nicht mehr als 61,300 Tonnen Eisen

in Gänsen — 48,200 davon mit Cokes und 13,100 mit Holzkohlen —, in Schottland aber 7000 Tonnen fabrizirt. Im J. 1796 stieg, in Folge von Watt's Verbesserung der Dampfmaschinen, die Fabrication beinahe auf das Doppelte, wie aus den folgenden Ziffern zu ersehen ist:

England und Wales	108,993 Tonnen
Schottland	15,086 „
	124,079 Tonnen.

Zehn Jahre später, d. h. 1806, fand, in Folge eines Vorschlages, die Eisenfabrication einer Steuer zu unterwerfen, eine Untersuchung statt, welche ergab, daß jene Production während des abgelaufenen zehnjährigen Termins auf mehr als das Doppelte gestiegen war. Sie betrug nämlich:

für England und Wales	234,966 Tonnen
„ Schottland	23,240 „
	258,206 Tonnen.

Im J. 1823 stieg dieselbe Production auf 482,066 Tonnen, und im J. 1830 hatte sie die Summe von 678,417 Tonnen erreicht. Seit dem Jahre 1830 sind — in Folge der Erfindung von Neilson in Glasgow, erhitzte Luft zum Schmelzen anzuwenden — große Verbesserungen eingetreten, namentlich hat man an Brennmaterial große Ersparnisse machen können. Im J. 1829, während man noch mit Cokes und bei kalter Luft arbeitete, wurden zur Fabrication des Gußeisens per Tonne 8 Tonnen, 1 Centner *) und 1 Quart Steinkohlen; im J. 1830 bei der Fabrication durch Cokes und mit erhitzter Luft 5 Tonnen, 3 Centner und 1 Quart Steinkohlen; 1833 bei der Fabrication mit roher Steinkohle und erhitzter Luft per Tonne Gußeisen 2 Tonnen, 5 Centner und 1 Quart Steinkohlen verbraucht. Diese 72 pCt. am Brennmaterial ersparende Oekonomie machte es möglich, daß die Eisenfabrication in Schottland von 37,500 Tonnen, welches die Ziffer derselben im J. 1830 war, in den letzten zwölf Monaten bis auf fast 500,000 Tonnen steigen konnte, wobei bemerkt werden muß, daß das Vorurtheil gegen das mit erhitzter Luft fabrizirte Eisen beinahe gänzlich verschwunden ist. Herr Le Play, französischer Ingenieur en chef der Brücken und Chausseen, welcher im J. 1836 sämmtliche Eisenwerke Englands bereiste, schätzte die Production dieses Jahres auf eine Million Tonnen. Im J. 1840 zählte Herr Jenop in England und Wales 402 Hochöfen, wovon 82, d. h. je 1 auf 5, nicht geheizt wurden; in Schottland 70, worunter — was ungefähr 1 auf 11 macht — 6 ungeheizte. Die Eisenfabrication stieg in demselben Jahre auf 1,343,400 Tonnen, allein sie fiel in Folge der kommerziellen Krisis 1842 auf 1,046,428 Tonnen; sie erlitt folglich eine Verminderung von 22 pCt.

Herr Porter geht sodann auf die Schwankungen über, die durch den Bau der Eisenbahnen im Preise des Artikels eingetreten sind. Während der Jahre 1836 und 1837 nahm das Parlament 77 Eisenbahnbills an, wovon 44 für neue Linien; alle zusammen ergaben eine Strecke von 1200 engl. M., zu denen mehr als 500,000 Tonnen Eisen erforderlich waren. Der Preis des Stangeneisens, der 1834 6 Pfd. Sterl. 6 Sh. pr. Tonne betrug, stieg 1835 auf 7 Pfd. 10 Sh. und 1836 auf 11 Pfd. Im Jahr 1837 hatte sich die Speculationswuth, die sich auf die Eisenbahnen geworfen, einigermaßen gelegt, und in dem Zeitraume von 1838—1843 betrug die Zahl der Parlaments-Akten, wodurch neue Linien organisirt wurden, nur funfzehn. Der Preis des Eisens fiel demgemäß schneller, als er gestiegen war, und es war während dieser Periode schwierig, einen gegen den Cours von 1836 um 50 pCt. niedrigeren Preis zu erhalten. Der durchschnittliche Preis des Eisens war in Glasgow 1844, 2 Pfd. Sterl. 5½ Sh. pr. Tonne; im März 1845 stieg er auf 5 Pfd. und im Mai auf 5 Pfd. 10 Sh. Dieses Steigen von 175 pCt. veranlaßte einen solchen Aufschwung der betreffenden Industrie, daß die Fabrication des Eisens in Gänsen in Schottland in den sechs ersten Monaten von 1846 die Ziffer von 260,000 Tonnen erreichte. Nehmen wir rund 250,000 Tonnen an, so ist das das Doppelte der Production des Jahres 1840. Die Besitzer der englischen Eisenwerke nehmen an, daß die seit 1840 in der Production des Eisens stattgefundene Zunahme zum großen Theile von den schottischen Eisenwerken herrühre.

Die durch den Bau der neuen Eisenbahnlinien veranlaßte Nachfrage hat die Besitzer von Eisenwerken in die Nothwendigkeit versetzt, ihrer Fabrication alle Entwickelung, deren sie fähig, angedeihen zu lassen. Indessen müssen viele Umstände zusammentreffen, wenn die Production merklich zunehmen soll. Eine der Hauptschwierigkeiten wird durch die Arbeiter verursacht. Gute Arbeiter sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie bei dem geringsten Anschein einer Zunahme des Geschäfts enorme Erhöhungen ihres Lohnes begehren. So geschieht es, daß mit den Verkaufspreisen zugleich die Fabricationskosten, und vielleicht in noch stärkerem Verhältniß, steigen. Ohne Zweifel ist dies eine der Ursachen, in deren Folge die Production in England im Jahr 1845 kein höheres Ergebniß hat, als 917,500, also ungefähr 238,000 Tonnen weniger als im Jahr 1840 geliefert hat. Uebrigens ist ein Mangel des Rohstoffes nicht zu besorgen, da man neuerdings in Wales bedeutende Eisenstufenlager entdeckt hat. Zugleich hat man gelernt, den Abfall der Bleigruben in Weardale zu benutzen und aus der Metallmutter der Bleistufen an 25—40 pCt. Eisen zu ziehen. Ein kleiner Ofen, den man in Stanhope zum Behuf des Schmelzens dieser Metallmutter gebaut, hat Eisen in Gänsen von ausgezeichneter Qualität geliefert und die dortige Gesellschaft, aufgemuntert durch diesen Erfolg, hat nun in der Nähe von Walsingham den Bau einer großen Schmelze unternommen.

Ein anderes Hinderniß bei der Eisenproduction ist die Unzulänglichkeit der Handarbeit. Es ist umsonst, daß man den Eifer der Arbeiter anzustacheln sucht. Wie schon gesagt, sind sie zwar stets bereit, eine Erhöhung ihres Lohnes zu fordern, sobald sie bemerken, daß man ihrer Dienstleistungen benöthigt ist; allein sobald sie diese Erhöhung durchgesetzt haben, begnügen sie sich lieber damit, eine geringere Arbeit für den früheren Lohn zu thun, als daß sie sich durch dieselbe Arbeit, die sie früher gethan, einen höheren Lohn zu sichern suchten, so daß eine steigende Nachfrage nicht selten mit einer Verminderung der Production verbunden ist.

Während der Stagnationsperiode wurde durch den niedrigen Preis des Eisens die Anwendung desselben bei den verschiedenen Arten von Schiffs- und bürgerlichen Bauten veranlaßt. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts wurden fast [illegible] des sämmtlichen Eisens, das England verbrauchte, aus dem Norden Europa's eingeführt; aber im Jahe 1806 sank dieses Verhältniß auf [illegible] und gegenwärtig wird das fremde Eisen nur nur bei der Fabrication des Stahls angewendet. Die Ausfuhr dagegen hat beträchtlich zugenommen; sie betrug 1827: 92,313 Tonnen im Werth von 1,215,561 Pfd. Sterl., und im Jahr 1844 betrug sie 351,178 Tonnen im Werth von 3,501,895 Pfd.

Die Zunahme der Ausfuhr scheint sich nach dem Preise dieses Artikels zu richten und muß daher großentheils von den Aenderungen abhängen, die sich in den Fabricationskosten ergeben können. Wenn der Bau neuer Eisenbahnlinien eine weit bedeutendere Eisenfabrication verursacht, so ist klar, daß, sobald diese Linien einmal vollendet sind, die produzirte Quantität den Bedarf bedeutend übersteigen und so ein gewaltiges Sinken der Preise stattfinden wird. Die wahrscheinliche Folge dieses Sinkens wird seyn, daß das Eisen zu vielen Zwecken, zu denen es sonst nicht angewendet ward, gebraucht werden wird, z. B. zur Construction von Schiffen und feuersicheren Häusern, zum Balkenwerk von nach neuen Kolonieen bestimmten Wohnungen u. s. f. Alles dies aber kann nur das Werk der Zeit seyn, und bis zu dieser neuen Gestaltung der Dinge ist es nur zu wahrscheinlich, daß die Besitzer englischer Werke eine abermalige Prüfung zu bestehen haben werden, eine Prüfung, auf die ihre früheren Erfahrungen sie wenigstens vorbereitet haben müssen.

*) Der engl. Centner (lwght.) beträgt 50,[illegible] Kil.; das Quart: 12,[illegible] Kil.

Mannigfaltiges.

— Ein neues System für Maaß und Gewichte. Obgleich die Einführung des Dezimalsystems in Frankreich bereits der Vergangenheit angehört, und ungeachtet der wesentlichen Vortheile, die es bei der Berechnung bietet, ist dasselbe doch noch nicht in dem Grade in die Gewohnheit der großen Menge dort eingedrungen, daß man die übrigen, auf anderen Systemen beruhenden Maaße und Gewichte für gänzlich vernichtet und abgeschafft halten könnte. Hier hilft kein Zwang und kein Einschreiten der Behörden, und die Macht der Gewohnheit widersteht allen polizeilichen Anordnungen. Schon die aus einer sonderbaren, barbarischen Vermischung des Lateinischen und Griechischen gebildeten Kunstausdrücke, welche selbst den Gebildeten nur mit Mühe geläufig wurden, sind dem Volke im Großen und Ganzen zum Theil noch immer fremde Erscheinungen geblieben. Dessenungeachtet würde es unrathsam seyn, zu der früheren Berechnungsart, gegen die man — in gewissen Kreisen wenigstens — seit 50 Jahren angekämpft hat, zurückzukehren und die neuen Verhältnisse, so schwer sie sich auch dem Volksbewußtseyn einprägen, gänzlich wieder fallen zu lassen. Unter diesen Umständen wäre ein vermittelnder Versuch, welcher in einer kleinen Schrift über ein neues System (Le Système octaval, ou la numération et les poids et mesures réformés, par M. Colenne) entwickelt wird, vielleicht einigermaßen an der Zeit. In der That scheint das Octavalsystem, wie wir es hier vorgetragen finden, nicht ohne Vortheile. Dieselben sind um so bedeutender, als die Ausdrücke, auf welche Colenne die Verhältnisse zurückführt, klarer, bezeichnender und der Volkssprache angemessener sind, als diejenigen, welche uns im Dezimalsystem, so wie es in Frankreich herrschend ist, entgegentreten. Eine andere Frage freilich ist die, ob nicht die Einführung dieses Systems, wo — wie schon der Name andeutet — Alles auf die Zahl 8 reduzirt wird, eine neue, mit vielfachen Verwirrungen verbundene Revolution veranlassen würde. Wenn man schon bei der Anwendung der neuen Beziehungen auf die Maaße und Gewichte auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stoßen würde, so wird die Uebertragung des vorgeschlagenen Systems auf die eigentlichen Zahlenverhältnisse und das Rechnen selber noch ungleich mißlicher. Hier müßte die ganze Mathematik über den Haufen geworfen werden, und dann wäre es doch noch zu beweisen, ob die möglichen Vortheile und Vorzüge der neuen Methode mit den Uebelständen einer so endlosen Umwälzung im Verhältniß ständen. Wahrscheinlich wird der Vorschlag, welcher hier gemacht wird, mit vielen anderen unausführbaren Entwürfen oder mit der noch größeren Anzahl solcher Projekte, deren Realisation von keiner Seite ernstlich versucht wird, zusammen der Vergessenheit anheimfallen. Wenn wir ihn dennoch in diesen Blättern nicht unerwähnt lassen, so geschieht dies, weil sich in der Schrift, welche ihn enthält, neben manchem Schiefen viel Interessantes und Geistreiches findet.

G. F. G.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Donnerstag den 7. Januar 1847.

Italien.

Pius IX., Joseph II., die Reform im Kirchenstaat und Oesterreich.

Eben so wenig, als ein irrationales Moment sich einem rationalen gleichsetzen läßt, läßt sich ein Charakter, der eben erst die Bühne der Geschichte betreten, mit einem anderen vergleichen, der bereits seine Rolle ausgespielt hat. Als Plutarch seine Parallelen schrieb, hatten die Helden, welche er zusammenstellte, „beschlossen und geendet", gehaßt und gestritten, „geliebet und gelebt". Wenn man daher neuerdings Pius IX. einen Joseph II. auf dem heil. Stuhl genannt hat, so ist man mit einer solchen Bezeichnung, gesetzt, sie erwiese sich später als richtig, vor der Hand wenigstens zu frühzeitig gekommen. Papst Pius IX. trägt noch kein Jahr die Tiare, das Ziel, welches er sich gesteckt, kann näher oder ferner liegen; er kann es unter Hindernissen oder begünstigt durch die Verhältnisse, er kann es ganz erreichen oder ganz verfehlen, er kann sich endlich genöthigt sehen, auf halbem Wege stehen zu bleiben — alles das ruht im Schoße der Zukunft: wie also kann man vergleichen?

Ja, so viel sich schon jetzt mit einiger Sicherheit muthmaßen läßt, so dürfte die Vergleichung der beiden Herrscher, um welche es sich handelt, mehr Punkte der Verschiedenheit ergeben, als der Aehnlichkeit. Es ist wahr, wie Joseph II. als Reformator auftrat, so kündigt sich auch das Pontifikat Pius' IX. durch politische Reformen im Kirchenstaat an. Allein, wie ein Unterschied ist zwischen Reformiren und Reformiren, so muß auch zwischen einem Gange, wie Pius IX. ihn nehmen zu wollen scheint, und dem revolutionirenden Sturmschritt Joseph's unterschieden werden. Joseph war ein unglücklicher Reformator; er scheiterte mit seinen Plänen und mußte noch bei seinem Leben sein Werk zusammenstürzen sehen, er mußte es zum Theil selber abtragen helfen. Es ist nicht zu wünschen, daß bei den Reformen Pius' IX. ein gleicher Fall eintrete. Ja, es ist dieses kaum zu befürchten. Denn wenn Joseph seiner Zeit voraneilte, wenn er ein Gebäude errichten wollte auf einem Boden, den er nicht geprüft und der die Fundamente des Baues nicht trug, wenn Joseph's Reformen die erste aller Bedingungen — die Zeitgemäßheit, fehlte, so sind die Verhältnisse, unter welchen Papst Pius an sein Werk geht, durchaus von günstigerer Natur. Indem Pius IX. reformirt, entspricht er nur einem allgemeinen Verlangen, einem anerkannten Bedürfniß; die oft verschobene, bisher vielleicht niemals ernstlich gewollte Reform des Kirchenstaates läßt sich nicht länger mehr verschieben, sie muß ernstlich gewollt und entschieden vollzogen werden. Freilich wird es Pius IX. so wenig wie Joseph II. an Gegnern fehlen; die Mythe erzählt uns nicht, ob Herkules den Stall des Augias in vollkommener Muße reinigen konnte, und ob er während seiner Arbeit Löwenhaut und Keule bei Seite legen durfte, allein es ist kaum wahrscheinlich. So viel indessen möchte wohl als gewiß angenommen werden können: den Gegner, an dessen Widerstreben die Josephinischen Reformversuche eigentlich scheiterten, wird Pius IX. nicht zu bekämpfen brauchen; wenn Joseph den Zustand seiner Völker gegen deren Neigung und Willen zu bessern trachtete, so sieht Pius IX. sich von der öffentlichen Meinung gestützt und getragen.

Diese Verschiedenheit in den beiderseitigen Verhältnissen ist — däucht uns — groß genug, um die Aehnlichkeit der Form in dem Verfahren beider Herrscher fast verschwinden zu lassen. Auch Pius IX. verfährt und muß vorerst in autokratischer Weise verfahren; allein eine Autokratie, die im Sinne der öffentlichen Meinung verfährt, ist eben nur formell Autokratie und in der That himmelweit verschieden von jener anderen Autokratie, die den allgemeinen nach dem eigenen Willen beugen will.

Es fragt sich: werden Pius IX. und die öffentliche Meinung auf die Länge Hand in Hand gehen? Wird man von dem neuen Papst nicht auch Reformen begehren, die jenseit des Zieles, welches er sich gesteckt, liegen? Reformen, geeignet, auswärtige Kollisionen zu erzeugen? Niemand hat es Joseph II. vorgeworfen, daß er nicht weit genug gegangen; im Gegentheil, man warf ihm Mangel an Mäßigung, man warf ihm den Fehler vor, den zweiten Schritt vor dem ersten thun zu wollen. Schon erheben sich Stimmen und ergeben sich Anzeichen, welche erkennen lassen, daß auch in dieser Beziehung der Vergleich zwischen dem reformirenden Kaiser und dem reformirenden Papst hinkt, und daß der Tadel, den dieser zu tragen haben dürfte, sich eher auf das Maaß als auf das Uebermaaß seiner Reformen beziehen werde.

In dieser Hinsicht ist auch der Artikel eines Italiäners bezeichnend, welchen die in Paris erscheinende Revue Indépendante bringt. Der Verfasser dieses Artikels spricht sich nicht allein über die ersten Regierungs-Maßregeln des neuen Papstes aus; er giebt uns zugleich zu erkennen, welche Erwartungen und Hoffnungen man an gewissen Orten auf das neue Pontifikat baut, welche Forderungen man an dasselbe richtet. Der genannte Artikel bestätigt zum Theil, was wir oben bemerkten, und enthält auch sonst manches Interessante: namentlich giebt er über die Stellung der Parteien in Italien und über die Ansichten, welche dort in Betreff der Politik des Auslandes gehegt werden, Aufschlüsse, so daß wir, wenn wir auch weit entfernt sind, alle Bemerkungen des Verfassers*) gut zu heißen, dennoch seine Arbeit unseren Lesern in gedrängtem Auszuge vorlegen zu müssen glauben.

Der Verfasser, seine Bemerkungen an den bekannten Erlaß des Kardinals Gizzi anknüpfend, beklagt sich zuvörderst darüber, daß jenes Aktenstück nicht frei genug mit der Sprache herausgehe. Es lasse sich nach demselben fast befürchten, daß Papst Pius keine politische Umgestaltung, sondern nur administrative Verbesserungen beabsichtige. Diese seyen zwar mitzunehmen, jedoch nicht hinlänglich, ja es sey ein großer Irrthum, wenn man ohne eine politische Umgestaltung bedeutende administrative Verbesserungen durchsetzen zu können glaube.

Eine solche Umgestaltung müsse daher auch Pius IX. wollen, und es sey Pflicht der liberalen Partei, die Reformen des Papstes aus allen Kräften zu unterstützen. Auch guter Rath, kann man sagen, ist Unterstützung, und der Verf. ist nichts weniger als unbereitwillig, den seinigen mitzutheilen.

Vor allen Dingen — meint er — sey in den Finanzen Ordnung herzustellen. Ein leerer Schatz, eine ungeheure, stets wachsende Schuld, schlecht vertheilte, durch ein schlechtes Erhebungs-System noch drückender werdende Steuern — das sey die gegenwärtige Lage. Man müsse seine Zuflucht zu einer Anleihe nehmen, und wenn unter den vorhergehenden Verwaltungen alle Anleihen nur dazu beigetragen hätten, den Schlund des Defizits zu vergrößern, so lasse der Geist der Ordnung, welcher die Verwaltung des neuen Papstes beseele, hoffen, daß sich Anleihen zu billigen Bedingungen würden abschließen lassen. Allein man müsse sich beeilen und die guten Intentionen, die man habe, in Maßregeln von unzweifelhafter Wirksamkeit bethätigen, um das Vertrauen nicht erkalten zu lassen.

Uebrigens sey es mit einer Anleihe nicht gethan. Für eine Regierung, gleich der des Kirchenstaates, wo die öffentlichen Ausgaben jährlich die Einnahmen übersteigen, müsse man auf Ersparnisse sinnen. Die Schweizertruppen z. B. müßten entlassen werden, deren Gegenwart zudem den römischen Stolz in seinem Innersten verwunde. Die Meinung der Schweizer selbst spreche sich gegen jenes Vermiethungs-System aus, welches die Söhne desselben Landes der Gefahr aussetze, einander feindlich gegenüberzustehen. Die Schweizer, wenn nicht entlassen, würden zurückgerufen werden, dem solle der Papst zuvorkommen und die fremden Truppen durch eine Nationalgarde ersetzen.

Wenn einige Ausgaben, wie die für die Schweizer-Regimenter, ganz zu unterdrücken seyen, so seyen andere möglichst zu beschränken. Sobald dieses geschehen, müsse das Steuerwesen nach richtigen Grundsätzen geordnet werden, auf eine Weise, die es zu einer Quelle der Wohlfahrt, nicht des Verderbens mache. In dieser Hinsicht sey noch Nichts geschehen.

In jedem Lande, besonders aber im Kirchenstaate — sagt der Verf. — ist es kein leichtes Problem, einen guten Finanzzustand zu gründen und den öffentlichen Kredit zur Bereicherung des Einzelnen dienen zu lassen. Wer unter uns darf sich der Lösung einer solchen Aufgabe unterziehen? Wir erklären von vorn herein, daß die Würdenträger des heil. Kollegiums und ihre Untergeordneten unfähig dazu sind. Ihre Studien, ihre Gewohnheiten entfremden sie nothwendig der zu einem solchen Zwecke erforderlichen Thätigkeit.

Der Verf. dringt hier, wie an späteren Stellen seines Artikels, auf eine Säkularisirung der Verwaltung. Weder der Papst selber, noch auch die vorzüglichsten unter seinen Rathgebern — meint er — dürften es wagen, die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die mit der Aufgabe, die Finanzen herzustellen, verbunden sey. Die Elite der Staatsbürger müsse zusammenberufen werden, um die Angelegenheiten des Gemeinwesens zu ordnen.

Man habe von Provinzial-Versammlungen (conseils provinciaux) gesprochen, allein diese, ohne gegenseitige Berührungspunkte, seyen der Aufgabe nicht gewachsen. Wenn man ein Budget aufstellen wolle, so sey dazu eine Haupt-Kontrole der ganzen Verwaltung erforderlich. In einer ähnlichen

*) Und noch weniger die Art und Weise seiner Darstellung, die auch von der Indépendante ziemlich deutlich mißbilligt wird.

Verlegenheit habe man in Frankreich die Generalstände einberufen. Eben so sey für Rom eine National-Versammlung nothwendig. Ob dieser Versammlung nur eine konsultative Stimme beizulegen sey, dies zu entscheiden, überlasse man der Weisheit des Papstes.

Nicht allein aber die finanziellen Verhältnisse drängten zur Annahme des repräsentativen Systems. Mit der Gesetzgebung sey es nicht besser bestellt, als mit jenen. Ein allgemeiner, gleichförmiger Koder sey dringendes Bedürfniß. Es bestehe in der Verwaltung der Justiz keine regelmäßige Hierarchie, die Behörden seyen nur da, um sich gegenseitig zu hindern und zu annulliren. Zwar habe Pius IX. die Prevotalhöfe und Militair-Kommissionen beseitigt, dennoch mangelten alle Garantieen, und ein minder wohlgesinnter Nachfolger könne alle eben verschwundenen Mißbräuche wiederum herstellen. Auch in der Justiz sey die Säcularisation unerläßlich.

Diese Maßregel, so wie die Einführung des Geschwornengerichtes, wolle nicht besagen, daß *sofort* alle Priester beseitigt würden. Da, wo der Weg der Gnade nicht versperrt sey, möge man sie lassen. Dem Priester aber das Schwert der rächenden Gerechtigkeit in die Hände geben, heiße die Stellung desselben gänzlich mißkennen. *)

Was die Gesetzgebung betreffe, so sey eine ganz neue Codification unerläßlich. In Wahrheit beständen im Kirchenstaate gar keine Gesetze, die Willkür, und sie allein, herrsche. Solle man nun auf einen neuen Moses, auf einen modernen Lykurg, der das Werk der Gesetzgebung unternehme, warten? Heutzutage — sagt der Verf. — ist die Gesetzgebung das Produkt des durch die Verhandlungen einer rechtmäßigen Vertretung aufgeklärten Volksbewußtseyns. Welches ist die beste Gesetzgebung, welches sind die wahren Gesetzestafeln des 19. Jahrhunderts, wenn nicht der französische Koder, das unvergängliche Erzeugniß der Constituante, der gesetzgebenden Versammlung und des National-Konvents. **) Indem wir — fügt er in sehr charakteristischer Weise hinzu — dem Beispiele folgen, welches uns Frankreich, der erstgeborene Sprößling der Kirche, gab, werden wir zu jener Befriedigung, die das Ziel unserer Wünsche ist, gelangen.

Was bedeute denn das auch weiter — heißt es ferner — als dem Klerus zumuthen, er solle die bewundernswerthe Organisation der Kirche auf die Verwaltung des Staates übertragen? Stehe nicht, troß einer geheiligten Tradition, troß einer wohlgeordneten bischöflichen Hierarchie, welcher göttliche Infallibilität verheißen sey, das heilige Kollegium neben dem Papst, und gebe es nicht außerdem Provinzial- sowohl als allgemeine Konklaves, um über Dogma und Disziplin zu verhandeln?

Der Papst — erzähle man — habe zu Renzi gesagt: „Was liegt daran, ob das Gute durch Geistliche oder Weltliche geschieht?“ Das sey aber gar nicht die Frage, sondern es handle sich vielmehr darum, ob die zu bewerkstelligenden Reformen zum Ressort der Kirche gehörten oder nicht? Die Vernunft verneine diese Frage.

Um es mit einem Worte zu sagen: der Verf. will sich nicht anders als mit einer vollständigen, möglichst raschen Säcularisation der Regierung zufriedenstellen lassen, und er nimmt wenig oder keine Rücksicht darauf, daß er es mit einem Priesterstaat, mit einer Anomalie zu thun hat, die ihrem Wesen nach der Regel widerstreben muß; ja, wenn er insoweit vor den Konsequenzen seiner Ansicht zurückschrickt, daß er sagt: „es sey in Folge der Trennung des Geistlichen und Weltlichen ein Sturz des päpstlichen Stuhles *deswegen* nicht zu besorgen, weil eine nicht ruhmlose Vergangenheit auf der Gegenwart laste und sie in den Banden einer widerstrebenden Tradition festhalte“, so heißt das in der That ein aufgestiegenes Bedenken auf ziemlich leichte Weise beschwichtigen, und der Verf. läßt ganz und gar außer Augen, daß alle seine Vorschläge auf nichts Anderes zielen, als die widerstrebende Tradition nachgiebig zu machen und die Gegenwart von der Last der Vergangenheit zu befreien. Doch, was er nicht sieht oder sehen will, ahnt er wenigstens, und er fügt hastig und gleichsam begütigend hinzu: Wir wollen uns hüten, mit unseren Reformen zu weit zu gehen. Allein weiß er es nicht, daß sich ein non plus ultra zwar immer aussprechen, in gewissen Fällen aber schlechterdings nicht durchführen läßt? Woher übrigens, nach Beseitigung des geistlichen Standes, die Elemente einer neuen Verwaltung nehmen? Die Geschäfte des Staates, freilich nicht musterhaft geleitet, sind seit undenklicher Zeit in den Händen der Geistlichkeit konzentrirt gewesen; läßt sich aus Elementen, die, nach dem Bildungszustand im Kirchenstaat zu urtheilen, noch weniger als die tauglich seyn dürften, deren Stelle sie einnehmen sollen, eine Administration, eine Beamten-Hierarchie improvisiren? Der Verf. bleibt die Antwort schuldig.

In Betreff der Hindernisse, welche sich den Reformen des Papstes entgegenstellen, heißt es, daß der Widerstand im Innern von den *Sanfedisten* ausgehe, einer ultrarevolutionairen Partei, wie der Verf. sie bezeichnet, die katholischer seyn wolle als der Papst. Ihre Intriguen würden scheitern, wenn man sich rastlos fortbewege auf der Bahn der Reform; nur weil die erste Reformhitze verflogen scheine, sehe man neue Hindernisse entstehen.

In Hinsicht jener Hindernisse aber, die der Verf. der Diplomatie des Auslandes, namentlich Oesterreichs, zuschreibt, so weist er einerseits auf das gespannte Verhältniß Sardiniens zu Oesterreich, andererseits auf Frankreich hin, welches sich zu einer Umgestaltung der italiänischen Verhältnisse nur Glück wünschen könne. Der Verf. möchte jedoch wohl im Irrthume seyn, wenn er annimmt, daß Oesterreich schlechthin der Feind jeder Reform, auch einer gemäßigten, sey. Hat doch Oesterreich selbst — es ist so lange noch nicht her — eine solche für nothwendig erkannt und sie dringend angerathen. Wenn Oesterreich Verwickelungen in Italien fürchtet, so muß eine gemäßigte Reform, die einem Ausbruch zuvorkömmt, weit entfernt, seinem *Interesse* entgegen zu seyn, diesem vielmehr entsprechen.

Oesterreich kann kein Interesse dabei haben, einen Zustand der Dinge aufrecht zu erhalten, der, ohne alle Garantieen der Dauer, die unerfreulichste Perspektive bot. Nicht die Reform überhaupt, sondern nur die Reform *einer* gewissen Art würde im Wiener Kabinet ihren Gegner zu erblicken haben.

*) Der Papst hat inzwischen erst in neuester Zeit die erledigten Gouverneursstellen in den Legationen wieder mit hohen Prälaten besetzt.

**) Der Verf. vergißt, daß die genannten drei Versammlungen nur *Vorarbeiten* zu dem gegenwärtig geltenden französischen Gesetzbuch lieferten.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

(Schluß.)

Von seiner Reise in Dänemark giebt Kohl ein allerliebstes Bild mit den Worten: „Man reist Hügel auf, Hügel ab, zuweilen durch eine gut bebaute Fläche, dann durch einen lichten Buchenhain; bald kömmt man in ein Dorf, dann übernachtet man auf einem schönen Landsitze, dann kömmt man zu einem krystallklaren Fjorde, besteigt ein Schiff und schwimmt hinüber, um in einem neuen, aber ähnlichen Ländchen ein neues, aber ähnliches Leben zu beginnen.“

Vergebens sehen wir uns aber auch in diesem Buche Kohl's nach genaueren Notizen über die Landbewohner, namentlich die sogenannten Kalbenleute um; dieses Volkselement übergeht der Verfasser auf unverantwortliche Weise. Er scheint nicht zu begreifen, daß gerade die gute Aufnahme, welche er fand, ihm die Verpflichtung auferlegte, nicht blos übertünchte Außenseiten zur Sprache zu bringen, sondern recht nachdrücklich auf etwaige Risse in dem Gebäude hinzuweisen, dessen Herren sich gastfreundlich gegen ihn bewiesen. „Auch wir hatten mehrere Male Gelegenheit, einen großen Theil der Landleute versammelt zu sehen und uns an ihrem guten Aeußern und ihrer ganzen sittsamen und anständigen Erscheinung zu erfreuen.“ Das ist Alles, was er vornehm von dem Volke auf dem Lande uns berichtet!

Originell im höchsten Grade erscheint gewiß Kohl Jedermann in folgenden Worten: „Es geht Jütland *wie Sibirien* (hört!), wie der lüneburger Haide und anderen Ländchen, die besser sind als ihr Ruf. Wer sie nicht kennt, hegt sehr finstere Vorstellungen von ihnen. Wer sie kennt, ist *dagegen voll ihres Lobes*!“ Auch von Sibirien?

Zu den schöneren Stellen des ersten Bandes der dänischen Reise gehört ohne Zweifel die folgende: „Ich legte mich im Vordertheil des Schiffes hin, den Kopf über Bord, so daß ich die Augen immer dicht über dem Wasser hatte. Zuweilen, wenn das Boot mit der Spitze heftig niederschlug, stoben Millionen von Funken nach allen Seiten hin aus einander, und der leuchtende Schaum kräuselte sich mir über dem Kopfe. Es war, als stürzten wir uns, wie Tamino, in ein Funkenmeer, das doch nicht brannte, als wäre es unschädlich gemacht von Oberon's Flötenzauber.“

Unrichtig ist, wenn Kohl behauptet, „daß die *ganze dänische Monarchie* nur eine einzige allgemein bekannte und europäische Stadt besitzt, und daß außer dieser Stadt *blos kleine unbekannte* Städtchen in dieser Monarchie gefunden werden.“ Eben so falsch ist die Behauptung: „Kopenhagen sey nur in Folge des Centralisationsgeistes entstanden“; denn nichts als die günstige Lage seines Hafens gab vielmehr den Impuls zu seiner Größe. Der Sund allein ist's keineswegs, der Dänemark eine europäische Bedeutsamkeit zu geben vermag, wie Kohl behauptet.

Die Dänen halten auf ihre Gränzen zwischen *Fröken* und *Jomfru* ganz eben so peinlich, als wir auf unsere Titelzöpfe, und brauchen ihre Titulaturen nicht minder oft, als wir unser „Herr Graf“, „meine Gnädigste“ und dergleichen. Man muß seine Landsleute nicht *kleiner* machen, als sie sind!

Mit vollem Rechte hebt dagegen Kohl die mit allen dänischen Volksschulen verbundenen gymnastischen Uebungs-Anstalten hervor. Das ist ein Punkt, worin wir in der That noch sehr zurück sind, und eben so wichtig scheint uns die Bemerkung: „es lasse sich die Bewegung der unteren Massen eben so wenig hemmen als die Eisenbahnen.“

Wenn man nach Beweisstellen für die Behauptung unzweckmäßiger Weitschweifigkeit auch in diesem Buche verlangt, so weisen wir auf das hin, was Kohl Alles über den höchst selten eintretenden Fall einer längeren Unterbrechung der Verbindung Kopenhagens mit dem Kontinente zu sagen weiß. Eine solche Darstellungsart konsequent durchgeführt, erforderte über Dänemark mindestens ein Werk, wie Krünitz' Encyklopädie, von mehreren hundert Bänden.

Daß in den alten Zeiten die Leute schon gewußt: welches die rechte Stellung des Weibes sey, geht aus einer alten Inschrift eines Schlosses zwischen Skjelsjör und Restved hervor, denn da steht über dem Thore: dieses Schloß sey gebaut von Trolle med sin kjäre Hustru (mit seiner lieben Hausfrau). Auf diesem Schlosse will Kohl Gelegenheit gehabt haben, bei einem Aerndtefest manche Bemerkung zu machen, aber welche, sagt er uns nicht. — Besser gefiel uns die Stelle: „Will man eine echt dänische Küstenlandschaft malen, so setze man diesen Seehund auf seinem Steinblock mitten in das Bild, rund herum und weit und breit andere Steine, die aus dem Wasser hervorragen, mitten drin die mit Buchen besetzte kleine Insel, im Hintergrunde eine flache, sandige Halbinsel, auf deren Spitze ein einsames Hirtenhaus steht, und am

äußersten Rande des Horizonts den dunklen Schimmer von einer anderen großen Insel, z. B. von Langeland, die wir hier in der Ferne sehen." Warum auf unseren deutschen Karten und in Geographieen die Insel Laaland nicht Lolland geschrieben wird, will Kohl wissen! Ei nun, weil sie im Dänischen Laaland geschrieben wird, obschon das ungenaue Ohr ihre Aussprache wie Lolland aufnimmt, während ein geübteres das bekannte tiefe a im Doppel-A der Dänen leicht heraus hört. Kohl sagt zwar, die Dänen sprächen und schrieben Lolland, allein davon weiß die Kart over Sjålland ꝛc. (Karte von Seeland), herausgegeben von der Direction der Wissenschafts-Gesellschaft in Kopenhagen, nichts; auf ihr steht Laaland, und auch wir lernten keine andere Schreibart kennen.

Kohl spricht auch über den berühmten Herthadienst und den Hertha-Hain, der von verschiedenen Ländern beansprucht wird, kömmt jedoch nicht auf die von uns in den „Wanderungen im Norden" ausgesprochene Idee, daß es mehrere, einander ähnelnde, Hertha-Haine mit Hertha-Seen und Zubehör höchst wahrscheinlich gegeben haben möge. Ueberhaupt gelingt es Kohl selten mit der Kritik, desto eher trifft er es mit Schilderungen, wie unter anderen der folgenden: „Rund um die Buchenparks von Lethraborg liegen nun die Grabhügel der alten Könige Dänemarks herum, einige noch von den Buchen beschattet, andere auf kahlen Landrücken, andere mitten in der Ebene oder an den Ufern des kleinen Leirabachs hin. Es sollen im Ganzen beinahe hundert seyn. Die alte Königsresidenz war also, so zu sagen, in einer Wolke von Grabhügeln eingehüllt, welche von den Königswohnungen aus überall sichtbar waren."

Der zweite Band der Reisen in Dänemark beginnt mit Kopenhagen, und wir müssen gestehen, mehr Befriedigung im Thaarupschen Wegweiser gefunden zu haben als an Kohls Darstellung, die — wie dies bei ihm überall der Fall ist — zu viel und zu wenig giebt. Es fehlt dem Reisenden hier die Kritik ganz besonders! Das Verhältniß Kopenhagens zu Stockholm beurtheilt Kohl ganz falsch, und wenn er gelegentlich bemerkt, daß die Schrift- und Conversationssprache der Gebildeten in Norwegen die dänische ist, so scheint bei ihm der Irrthum obzuwalten, als ob die Nichtgebildeten eine abweichende Sprache hätten, während doch das ganze Volk in Norwegen dänisch spricht. Wenn Kohl meint: auch die Schweden hätten die dänische Sprache darum vorzugsweise nöthig, weil in ihr viele Werke aus fremden Sprachen übersetzt wären, so würde er dasselbe haben in Bezug auf die schwedische Sprache sagen können, in der gleichfalls gar viele derartige Uebersetzungen vorhanden sind, die Dänemark vielleicht entbehrt. Bei gerechter Hervorhebung der Verdienste der Dänen um ihre Literatur verfuhr Kohl unbillig gegen die schwedische, welche ihrerseits Meisterwerke in einzelnen Literaturzweigen besitzt, worin die dänische minder reich erscheint. Wir weisen nur auf mehrere Zweige der Naturwissenschaften, auf Geschichte und mehrere Partieen der schönen Literatur hin. Wer gerecht seyn will, ist genöthigt zu sagen, daß beide Literaturen, die dänische und die schwedische, einander gewissermaßen ergänzen. So ist Kohl auch ungerecht gegen die hohen Verdienste des ausgezeichneten Rask, indem er allen Ruhm in Betreff der skandinavischen Antiquitäten auf Rafn häuft. Auch die beiden Thorlacius mußten bei dieser Gelegenheit genannt werden, wenn man sich nicht zu großer Oberflächlichkeit schuldig machen wollte. Was soll der deutschen Welt ein hui, hui, dem obendrein das attische Salz gebricht? Man wird fast ärgerlich, daß in dem Buche so schöne Stellen mitunterlaufen, wie etwa die folgende, welche unserer Zeit recht eindringlich in gar manchen Beziehungen zuzurufen wäre: „Wir sollten uns in das Verhältniß finden (daß nämlich nicht Allen Alles gegeben ist) und Alle in Gemeinschaft an dem großen Werke (der Bildung) arbeiten. Jene Eifersüchteleien der Schüler gegen die Lehrer und der Nationen unter einander sollten endlich aufhören, und wir sollten in der großen immer schöner und immer großartiger sich aufbauenden Republik der gebildeten Geister endlich anerkennen, daß wie Alle von einander empfangen und einander mittheilen." Sehr gut sagt Kohl von den Dänen: „Die alte nordische Kraft und Energie, welche sie so gut beschreiben, wird man bei ihnen oft vermissen, und die isländische und norwegische Originalität ist hier in diesem Uebergangslande wohl mehr als in anderen skandinavischen Ländern verwischt." Richtig aufgefaßt scheint uns auch die von Kohl erwähnte Mittelmäßigkeit, welche Kopenhagen charakterisirt; allein unbegreiflich war uns, daneben die Behauptung zu lesen: es sey die Hauptstadt Dänemarks mit Petersburg und Berlin in der Bauart zu vergleichen. Wir wüßten keinen hinkenderen Vergleich aufzufinden! Ueber Thorwaldsen's Museum spricht Kohl sehr viel, ohne jedoch ein gutes Bild, eine genügende Uebersicht zu gewähren, also auch hier zu wenig und zugleich zu viel! In Betreff des Museums der nordischen Alterthümer bemerkt Kohl sehr wahr: „Wir Deutschen werden noch lange warten müssen, bis wir eine ähnliche großartige Sammlung bei uns werden entstehen sehen", und recht passend räth er den Dänen: sie möchten doch für eine Reihe von Abbildungen der ausgezeichnetsten und berühmtesten dänischen Heldengräber Sorge tragen.

In Hinsicht der Gefängnisse Kopenhagens findet Kohl namentlich die Speisung der Gefangenen mit Pferdefleisch „gar nicht so übel", obschon er hinterher gesteht: sehr Viele begnügten sich deshalb Jahre lang mit ihrem Brodte!

Nicht in manchen Klassen der Gesellschaft Dänemarks ist das Scheltwort „deutscher Windbeutel" verbreitet, sondern allgemein, und wir selbst erhielten diesen Spitznamen, als wir einer großen Gesellschaft von Damen und Herren in Kopenhagen einmal erzählten, daß bei uns in Deutschland die Gänse lebendig berupft würden, was man uns nicht glauben wollte! Es ist dieser Spottnamen der Deutschen unter den Dänen so verbreitet, wie das „Wurstmacher" und Schmertz Kaptschonoi (geräucherter Schmerz), womit die Herren Russen uns belegen.

Mit einem Seufzer hören wir von Kohl die bekannte Thatsache anführen, daß die Dänen nur für Besprechungen auswärtiger Angelegenheiten eine Censur haben, die bei einem kleinen Staate, der von mächtigen Nachbarn umgeben, wohl zu entschuldigen ist. Die besten Talente sind bei solcher Freiheit den vaterländischen Interessen zugewendet, und vom Korsaren meint Kohl: „Wie dieses Blatt, das bei seinen Angriffen und Stichen Nichts zu schonen scheint, das sogar mehr thut, als z. B. der englische Punch, und die Namen aller der Personen, gegen die es sich richtet, geradezu nennt, nun schon eine Reihe von Jahren hat bestehen können, muß einem Berliner (hört!) als ein baares Wunder erscheinen. Beamte, Polizisten, Garde-Offiziere, ja Studenten und Handwerker würden, glaube ich, in Berlin den bei dem Blatte thätigen Redacteuren und Künstlern das Leben auf mancherlei Weise so verleidet haben, daß sie längst ihre Arbeit eingestellt hätten, auch wenn die Behörden, was nicht denkbar ist, sie würden haben gewähren lassen."

Das arme, kleine Dänemark hat allein für spezielle wissenschaftliche Zwecke vierundzwanzig periodische Blätter. Dies charakterisirt die Literatur des wackeren, strebsamen Volkes recht wohl. — Die Mäßigkeits-Vereine haben in Dänemark noch wenig Verbreitung gefunden, wie Kohl behauptet, der sich für dieselben sehr interessirt. Beinahe komisch erschien uns die Nachricht, daß es sogar dänische und deutsche Eskimos in Grönland gäbe. Die Letzteren, Zöglinge der Herrenhuter, sind streng, aber ehrlich, und das empfiehlt die Lehrmeister. Da hätten wir abermals einen Beweis, daß sich Alles aus dem Menschen — erziehen läßt. Darum Erziehung und Erziehung vor Allem und über Alles, selbst über den Unterricht! Kohl findet zwischen dänischen, englischen, französischen oder italiänischen Frauen, in Betreff des wirthschaften, putzen, kochen, nähen und flicken, eine weit größere Lücke als zwischen jenen und den deutschen; wir sind der Meinung, er hätte obigem Lückenregister noch die slawische Frauenwelt, ohne Gewissensbisse zu riskiren, hinzufügen können.

„Die Steifheit sowohl als auch die Solidität der Engländer fehlt den Dänen", bemerkt Kohl richtig, allein er geht sicher zu weit und urtheilt zu sehr vom Einzelnen aufs Allgemeine, wenn er den Groll der Dänen gegen die Engländer für ganz entschlafen ausgiebt. Wir könnten mit energischen Beispielen vom Gegentheile aufwarten. Die Antipathie gegen die Russen haben wir in ganz Schweden, Norwegen und Dänemark gleichfalls rege gefunden, allein der Deutsche findet gewiß selbst unter den jetzigen erregten Zuständen in Dänemark noch seine zahlreichen Freunde, was sich nicht in gleichem Grade von den Russen sagen lassen dürfte.

Kohl citirt folgende Stelle aus dem alten dänischen Schriftsteller Pontoppidan: „Allgemein wird jetzt über die zunehmende Armuth geklagt, selbst England nicht ausgenommen, was in dem erschrecklichen Luxus und in der Kleiderpracht seinen Grund haben mag. Wenn man die Armuth sich mit dem falschen Schein von Reichthum umgeben sehen will, so kann man dies nirgend besser als in Kopenhagen." Der ehrliche Pontoppidan sah aber unsere Zeit nicht, wußte nichts von der durch Maschinen aller Art entbehrlich gemachten Menschenhand, sonst hätte er sicher noch anders gesprochen! Die wichtigste Sprache in der Handels-Korrespondenz ist in Dänemark die deutsche, und Kohl knüpft daran den guten Gedanken: es möchte Jemand Erfahrungen in dieser Beziehung öffentlich zusammenstellen.

Nicht sowohl die Darstellung eines Holbergschen Stückes in Kopenhagen ist in sprachlicher und anderer Hinsicht wichtig und interessant für den Reisenden, sondern namentlich die Oehlenschlägerschen Dramen, wie z. B. Palnatoke, Axel und Walburg und dergleichen; denn da tritt die ganze nordische Individualität am schönsten heraus!

Alle Seen in Dänemark sollen sich, nach Kohl's Versicherung, in fortschreitender Verkleinerung und Austrocknung befinden. Das wäre wichtig!

Die Sundzollplackerei will Kohl durch Phrasen, wie die folgende, rechtfertigen: „Soll nicht ein Staat, welcher beinahe alle Küsten beherrscht, auch ziemlich völlig berechtigt zur Herrschaft über das Meer erscheinen?" Analog diesem Raisonnement ließe sich sagen: „Soll nicht Rußland, welches beinahe den größten Theil Europa's beherrscht, auch ziemlich völlig berechtigt zur Herrschaft über den ganzen Erdtheil erscheinen?" — Wir meinen Erpressung und Anmaßung bleiben Dinge, die auszurotten sind. Man lese bei Kohl nur nach, in welch abscheulicher Form obendrein die Abgabe der zwei Millionen erhoben wird!

Den Schluß der Kohlschen Reise macht ein Ausflug ins südliche Schweden, und er findet da namentlich Veranlassung, die vorherrschenden skandinavischen Sympathieen für Vereinigung der skandinavischen Länder zu bemerken, welche auch wir deutlich bei einem Besuche im Jahre 1839 wahrnahmen und wovon in den „Wanderungen im Norden" (2ter Band) die Rede war. Sehr hübsch sagt Kohl über die Verschiedenheit beider Sprachen: „Man vermeint in dem Schwedischen ein Echo der Gebirge und Felsenthäler des Landes zu vernehmen, während das Dänische glatt, eben und schlüpfrig dahinstreicht, wie ein Gewässer auf Lehmgrund." „Wenn man das Schwedische nach dem Dänischen vernimmt, so kommt es Einem vor, als sähe man ein illuminirtes Bild nach einem schwarzen Kupferstich. Das Schwedische scheint mir auf dem hohen Kothurn zu gehen, das Dänische dagegen auf gewöhnlichen Sohlen." Die Schwätzer sind übrigens nicht häufiger in Dänemark als in Schweden, zumal was Schwätzerinnen betrifft wie Dame Bremer. Wenn Kohl sagt: das Schwedische eigne sich besser zur Musik als das Dänische, so hätte er richtiger gesagt: noch besser; denn das Dänische ist schon sehr dazu geeignet, daher die Schweden auch der Meinung seyn können: die Dänen sängen im Sprechen, welche Ansicht die Dänen gleichfalls von den Schweden hegen. Richtig aber ist, daß die Schweden einen viel prononcirteren Gesang als die Dänen haben.

hörten übrigens unparteiische Dänen die Vorzüge der schwedischen Sprache hinsichtlich des Wohlklanges gern einräumen, was Kohl in Abrede stellt. Richtig ist, was Kohl über die Neigung der Schweden zu glänzenden Namen, z. B. Gyldenstierna (Goldstern) u. dgl. mehr, anführt, neben der dänischen Einfachheit mit ihrem Oxe (Ochs) u. s. w. Kärnan spricht man übrigens in Schweden keineswegs wie Tschernan aus; das breite sch fehlt darin ganz, und wir möchten weit eher sagen: das Wort klänge wie Tjärnan, wenn man kein Ohr für das schwedische gelinde K hat. Den Schlüssel zur Schwedisirung der schonenschen Provinzen findet man leicht in der großen Aehnlichkeit der dänischen und schwedischen Sprache. Wagen heißt auf Dänisch nicht Waun, sondern Vogn, schwedisch nicht Wagen, sondern Vagn. Damit scheiden wir mit Dank für vieles Hübsche, Gute und Wahre, das Kohl uns in diesen neuesten Büchern reichte; möge er zu seinem und seiner Leser Besten den wohlgemeinten Tadel beherzigen von **Eduard Pelz.**

Frankreich.

Diderot, kein Atheist.

Die Revue Indépendante nimmt in einer ihrer letzten Nummern eine Rehabilitation Diderot's vor, welche sich jedoch nicht weiter erstreckt, als daß das Haupt der Encyklopädisten von der Beschuldigung des Atheismus möglichst rein gewaschen und dem Deismus vindizirt wird. Es ist das eine Versetzung aus der Hölle ins Fegfeuer, nicht viel mehr, und ob es eine Versetzung auf die Dauer ist, möchte die Frage seyn. Zwar wird nachgewiesen, daß die Schriften, auf Grund deren man bisher Diderot für einen Atheisten gehalten, von Diderot gar nicht herrühren; es wird gezeigt, daß Laharpe, obwohl er die Nichtauthenticität dieser Schriften gekannt, dennoch aus persönlicher Feindschaft gegen Diderot von ihnen, als Erzeugnissen desselben in seinem „Cours de Littérature" gesprochen; es wird endlich dargethan, daß Naigeon, der Herausgeber der Diderotschen Werke, ein fanatischer Atheist, Diderot's Schriften zu Gunsten des Atheismus gefälscht habe; ja es wird aus Diderot's Briefen nachgewiesen, daß er sich ausdrücklich zum Deismus bekannte; aber es bleibt, wie schon gesagt, trotzdem die Frage, ob alles dieses hinreicht, das zu beweisen, was es beweisen soll. Der Brief an Voltaire z. B., aus welchem eine Stelle angeführt wird, ist von 1749, also — Diderot starb 1784 — von ziemlich frühem Datum; was Diderot damals nicht war, konnte er später werden. Der Nachweis aber, daß jene Schriften, aus denen Diderot's Atheismus hervorgehen soll, nicht von Diderot herrühren, daß die Stellen in seinen wirklichen Schriften, in denen der Atheist sich ausspricht, untergeschoben wurden — dieser Nachweis thut höchstens dar, daß Diderot sich nicht mit klaren Worten zum Atheismus bekannte, daß er das letzte Wort seiner Philosophie nicht offen aussprach. Nicht durch die Beseitigung oder Geltendmachung einzelner Stellen aus Diderot's Schriften und Briefwechsel, sondern aus dem Geist der Diderotschen Philosophie müßte nachgewiesen werden, daß er dem Atheismus nicht huldigte. Wenn Diderot es seinen Lesern überließ, aus gewissen Sätzen die letzten Schlußfolgen zu ziehen, und diese letzten Schlußfolgen beim Atheismus anlangten, so finden sich wohl Gründe vor, die Diderot veranlassen konnten, die Kette seiner Argumentation nicht bis zu ihrem letzten Gliede zu durchlaufen.

Mannigfaltiges.

— **Rußland und Rom.** Monsignor J. Luquet, Bischof von Hesbon in part. inf., hat so eben eine französische Uebersetzung der von dem Pater Augustin Theiner in Rom in italiänischer Sprache geschriebenen Geschichte sowohl der griechisch-russischen Kirche als der in neuerer Zeit stattgefundenen Bekehrung der unirten Griechen in Rußland und Polen herausgegeben. *) Die Schrift ist mit großer Bitterkeit und Schärfe abgefaßt und läßt keinen Zweifel darüber, daß der päpstliche Stuhl jetzt die Differenzen mit Rußland in keiner Weise milder betrachte, als unter dem Pontifikate Gregor's XVI. In Paris, wo man jetzt über den Stand dieser Frage wahrscheinlich noch besser unterrichtet ist, als in Wien und in München, knüpft man darum auch keine große Hoffnungen an die immer noch in Rom stattfindenden Unterhandlungen zur Ausgleichung jener Differenzen. Bekanntlich hat der Kaiser von Rußland bald nach seiner Rückkehr von Rom, wo er die berühmte Unterredung mit Gregor XVI. gehabt, eine Spezialkommission unter dem Vorsitze des Grafen von Nesselrode ernannt, die das Verfahren, das mehrere Beamte in den westlichen Provinzen des russischen Reiches gegen die Katholiken beobachtet hatten, einer Prüfung unterwerfen und zugleich einen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Rußland abstatten sollte. Nachdem diese Kommission ihre Arbeiten beendigt hatte, ist der Graf Bludow, den die Organe der katholischen Geistlichkeit in Frankreich als einen geschworenen Feind des Katholizismus darstellen, nach Rom gereist, um mit dem päpstlichen Stuhle ein **Konkordat** abzuschließen. In Begleitung des Grafen Bludow befindet sich Herr Hube, der zwar (wir referiren hier ebenfalls nach französischen Quellen) für einen guten Katholiken angesehen wird, auch ein wohlgesinnter Mann und ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter ist, aber nicht Energie genug besitzen soll, um seine Ueberzeugungen zu vertheidigen und sich den geheimen Wünschen der russischen Diplomatie zu widersetzen. Unter diesen Umständen soll daher das Zustandekommen des Konkordates noch sehr weit im Felde seyn.

*) L'église schismatique de Russie, et relation du prétendu Saint-Synode, par le R. P. Theiner, prêtre de l'Oratoire. Paris, Gaume, 1846.

— **Europäisches und afrikanisches Staatsrecht.** Bekanntlich haben fast sämmtliche, in Paris akkreditirte fremde Gesandte Anstand genommen, einen Ball zu besuchen, den Herr Guizot dem Bey von Tunis zu Ehren gegeben, weil sie dadurch indirekt die Souverainetäts-Ansprüche dieses Regenten, die Frankreich, um sich einen friedlichen Nachbar in Algerien zu sichern, vollständig anerkennt, ebenfalls zuzugestehen und somit die hohe Pforte zu verletzen fürchteten. Die Revue Nouvelle, das Organ des Herrn Guizot, kämpft gegen diese Bedenklichkeiten der Diplomatie an und beruft sich dabei auf die bereits im vorigen Jahrhundert geschehene Anerkennung der Gesandten Preußens und der kleineren deutschen Staaten, ungeachtet des Suzerainetäts-Verhältnisses, in welchem damals der römisch-deutsche Kaiser zu den anderen deutschen Fürsten in ähnlicher Weise gestanden, wie jetzt der Großherr zu den muselmännischen Fürsten in Afrika. Durch diese ganze Deduction liefert jedoch die Revue Nouvelle nur einen neuen Beweis, wie wenig man in Frankreich jetzt das ältere Staats- und Fürstenrecht Europa's kenne, obwohl die meisten Quellen und Urkunden dieses Rechtes in französischer Sprache abgefaßt sind. Nicht erst, wie die Revue Nouvelle annimmt, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und durch Oesterreichs Niederlegung der deutschen Kaiserkrone, sondern schon durch den Westfälischen Frieden und zum Theil durch Wahlcapitulationen, die noch viel älter sind, ist den deutschen Fürsten das Recht, Bündnisse einzugehen, Kriege zu führen und Friedensverträge zu schließen, eingeräumt und bewilligt worden. Darin war natürlich auch das Recht einbegriffen, sich durch Gesandte im Auslande vertreten zu lassen, und man muß es daher als einen höchst naiven Beweis von Unwissenheit ansehen, wenn die Revue des Herrn Guizot den Umstand, daß die Gesandten Friedrich's II. an den Höfen von St. James und Versailles sehr oft mit denen der stolzen Kaiserin Maria Theresia zusammenstießen (coudoyaient), und daß Georg II. und Ludwig XV. keinen Anstand nahmen, Gesandte nach Berlin zu schicken, als einen Beweis anführt, wie unberechtigt die heutige Diplomatie zu ihrem Verhalten gegen den Bey von Tunis sey. Alle Achtung vor diesem muselmännischen Fürsten, der, wie wir bereits kürzlich bemerkt, den Franzosen durch Emancipation der Sklaven ein gutes Beispiel gegeben hat, aber so geordnet ist denn doch das afrikanische Staatsrecht noch nicht, daß an keinem europäischen Hofe mehr ein Zweifel über die Souverainetäts-Ansprüche Ihrer maurischen Majestäten und Hoheiten obzuwalten braucht.

— **Fortsetzung der Schweizergeschichte von Joh. v. Müller.** Johannes v. Müller's Geschichte der Schweiz mit ihren Fortsetzungen von Glutz-Blozheim und Hottinger ist bekanntlich von den beiden Gelehrten Ch. Monnard und L. Vulliemin ins Französische übertragen und nach einem umfassenden Plane fortgeführt worden. Von dieser bemerkenswerthen Arbeit ward vor kurzem der 15te Band der Oeffentlichkeit übergeben. Derselbe erstreckt sich auf die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und ist also einer Zeit gewidmet, welche einen mannigfaltigen Wechsel der Erscheinungen bietet. Die Verhältnisse, die hier an uns vorübergeführt werden müssen, sind so verwickelt, daß der Historiker, der den verwirrten Ereignissen eine gewisse Einheit geben muß, keinen leichten Stand hat. Seine Aufgabe aber wird eine doppelt schwierige durch den Widerstreit der politischen Parteiansichten, welche sich gegenüberstehen. Hier giebt es manche Klippe zu umschiffen und manche Schwierigkeit auszugleichen. Man muß es Monnard, von dem der vorliegende Band ausschließlich abgefaßt ist, nachrühmen, daß er sich seiner Arbeit auf eine geschickte Weise entledigt hat. Sein Werk ist eine Erscheinung, welche alle Berücksichtigung und Achtung verdient. Die Erzählung ist so vollständig, als der Umfang und Plan des Ganzen es gestattete, und dabei sind, obgleich der Verf. sich nie in leeres, inhaltloses Raisonnement verirrt, überall die allgemeineren Gesichtspunkte festgehalten. Es war dies um so nöthiger, als die Erzählung, welche auf die abweichenden Gestaltungen der einzelnen Kantone eingehen mußte, ohne dieses gemeinschaftliche Band leicht hätte auseinanderfallen können. Dazu kömmt, daß der Verfasser die National-Einheit der aus so mannigfachen Elementen zusammengesetzten Schweiz durch eine gebührende Berücksichtigung der geistigen, besonders literarischen Beziehungen in das rechte Licht treten läßt. Die Partieen, welchen diesen Erörterungen gewidmet sind, bilden denn auch die Glanzseite des ganzen Werkes und gewähren dem im Gewirr der Parteien ermüdeten Geist einen Ruhepunkt. Ohne sie wäre das Bild der Eidgenossenschaft, welche unter dem wühlerischen Kampfe innerer Factionen und unter dem Andrängen der revolutionnairen Elemente Frankreichs zusammenbricht, ein trauriges, erschütterndes Gemälde. Nur durch die einzelnen Züge von Edelsinn, welche aus diesem allgemeinen Gewirr als erfreulicher Kontrast hervortreten, und durch die Betrachtung, wie mitten in diesem unaufhaltbaren Verfall der politischen Verhältnisse die geistige Entwickelung einen solchen Aufschwung nahm, daß schweizer Literatur und schweizer Kunst auf die französischen und deutschen Zustände nicht ohne befruchtenden Einfluß geblieben sind, wird der Geist einigermaßen wieder aufgerichtet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Sonnabend den 9. Januar 1847.

Frankreich.

Ein neuer Roman von George Sand.

Unter dem Titel Lucrezia Floriani hat die Sand einen psychologischen Liebesroman herausgegeben und versucht es, sich damit in die lange Reihe der vielbändigen, vielgelesenen Erzeugnisse der Modeschriftsteller Sue und Dumas zu stellen. Sie zeigt zwar scheinbare Gleichgültigkeit wegen der Nebenbuhlerschaft und ihres zweifelhaften Erfolgs, aber sie versucht durch eine in diesem Sinne geschriebene Vorrede gerade den Leser zu reizen und auf ihre Seite zu ziehen. Wir lassen diese hier auszugsweise vorangehen, ehe wir zur Besprechung des Romans schreiten, weil darin die Ansicht und Absicht der interessanten Verfasserin auf eine sehr charakteristische und naive Weise dargelegt ist:

„Mein lieber Leser! ich beginne mit dieser guten alten Formel und bringe Dir eine meiner neuen Arbeiten dar, die Dir wahrscheinlich nur sehr mittelmäßig gefallen wird; aber die Zeiten sind nicht mehr, wo man

. . . . — „das Volk im Vorwort voller Gnade
Um Nachsicht bittet und um Gnade."

Man hat diese falsche Bescheidenheit abgelegt, seit Boileau sie als unwürdig bezeichnet hat. Heutzutage tritt man ganz burschikos auf, und wenn man überhaupt ein Vorwort schreibt, so beweist man dem verblüfften Leser, daß er entblößten Hauptes schweigend bewundern müsse. Man thut sehr wohl daran, Dich so zu behandeln, verehrter Leser, weil das Erfolg bringt; Du bist ganz zufrieden damit, weil Du recht gut weißt, daß der Autor es nicht so böse meint, daß es nur eine Angewohnheit, eine Mode ist, und daß er im Grunde beabsichtigt, Dich ganz nach Deinem Geschmack zu bedienen. Uebrigens hast Du oft einen sehr schlechten Geschmack, mein lieber Leser; seitdem Du kein Franzose mehr bist, liebst Du Alles, was dem französischen Geist und der französischen Logik, den guten alten Gewohnheiten der Sprache, der klaren und einfachen Darstellung von Thatsachen und Charakteren fremd ist. Um Dir zu gefallen, muß ein Schriftsteller eben so dramatisch wie Shakespeare, so romantisch wie Byron, so phantastisch wie Hoffmann, so schrecklich wie Lewis und Anna Radcliffe, so heroisch wie Calderon seyn; wenn man nur eines dieser Muster kopirt, so findest Du dies sehr ärmlich. Durch diese maßlosen Gelüste hast Du es veranlaßt, daß die Schule des Romans sich in ein Gewirr von Schrecknissen, Mord, Verrätherei, verzerrten Leidenschaften und tollen Ueberraschungen verstrickte, woraus nur Schwindel und Verblendung entstehen können. Alles das thut man, um Dir zu gefallen; freilich hat man Dich hinsichtlich der Form geradezu ins Gesicht geschlagen, aber das ist nur eine neue Manier, Deine Aufmerksamkeit zu fesseln und Dich nachher mit den Befriedigungen zu überhäufen, nach denen Du strebst. Ich versichere Dir, niemals ist ein Publikum so verwöhnt, verzogen und geschmeichelt worden, wie Du von den jetzigen Zeitläuften und Schriftstellern. Du hast schon manche Grobheit verziehen und wirst es mir auch zu gut halten, wenn ich Dir dies sage und Dich warne, Dir nicht den Magen zu zerstören durch die scharfen Gewürze, welche Du verlangst; Du verbrauchst Deine Empfänglichkeit und erschöpfst Deine Romanschreiber. Du zwingst sie zu einer Verschwendung ihrer Mittel und zu einer Anstrengung ihrer Phantasie, daß bald nichts mehr zu sagen übrig bleiben wird, wenn man nicht etwa eine neue Sprache erfindet oder ein anderes Menschengeschlecht entdeckt. Du erlaubst dem Talent nicht mehr, sich zu schonen, bald wird es zu Wiederholungen greifen müssen; das wird Dich langweilen, und undankbar, wie Du es immer gegen Deine Freunde gewesen bist, wirst Du alle die Opfer vergessen, die Dir gebracht wurden, um Dich zu unterhalten. Darum heißt es mit Recht: Rette sich, wer kann! Die Reaction wird nicht mehr lange ausbleiben. Ich wette, meine Kollegen pfeifen auf dem letzten Loche; sie werden sich verbünden, ein anderes Feld zur Bearbeitung und Lohn zu verlangen, den sie weniger peinvoll verdienen müssen. Ich sehe dies Unwetter heranziehen und fliehe vor dem Wirbel, in dem die Literatur sich Deinetwegen rastlos umtreibt. Ich setze mich am Wege nieder und sehe die Räuber, die Verräther, die Giftmischer, die Würger, die Todtengräber und Henkersknechte, die fahrenden Ritter, die zerzausten Frauen, kurz die ganze blutige und tolle Gesellschaft des modernen Romans an mir vorüberziehen; sie tragen Dolche, Kronen, Purpurmäntel und Bettlerlumpen; sie verwünschen die ganze Lesewelt und suchen nach einer besseren Beschäftigung, als ihre bisherigen Wettrennen waren.

„Aber was soll ich armer Teufel dabei beginnen? ich, der ich nie gesucht habe, durch neue Erfindungen zu reizen, wie soll ich es anfangen, daß die allgemeine Verwirrung mich nicht mit fortreißt, und daß ich doch nicht zu weit zurückbleibe, wenn die neue, noch unbekannte, aber mächtige Mode ihr Haupt erhebt? Ich will mich vorläufig ausruhen und eine kleine stille Arbeit vollenden, nachher wollen wir sehen, was geschieht; wenn die neue Mode gut ist, werden wir ihr folgen; die jetzige ist zu phantastisch, zu überladen, ich bin zu alt, um sie mitzumachen, auch reichen meine Mittel nicht dazu aus. Ich werde fortfahren, die alten Kleider zu tragen; sie sind bequem, einfach und solide.

„Ich sage Dir also vorher, lieber Leser, anstatt Dich von Ueberraschung zu Ueberraschung zu führen, anstatt Dir in jedem Kapitel ein Fieber zu verursachen, werde ich Dich ganz langsam den geradesten Weg führen und Dir die Gräben an den Seiten, die Wolken über uns, die ganze ruhige Ebene zeigen, die wir durchmessen. Wenn ein Abgrund oder ein Sturzbach kommt, werde ich Dich darauf aufmerksam machen, damit Du nicht erschrickst; ich werde Dich nicht kopfüber hineinstürzen, um mir das Vergnügen zu machen, Dich recht zu überraschen und anzuführen, kurz, ich werde Dich ganz vortrefflich behandeln, aber Du wirst mich wahrscheinlich dennoch als den naseweisesten und eingebildetsten Autor verdammen, Du wirst böse werden und auf halbem Wege mich im Stich lassen. Thu', was Du willst, folge Deinen Neigungen; ich zürne denen nicht, die sich derselben zu bemächtigen wissen, indem sie einen dem meinen entgegengesetzten Weg einschlagen. Ich verachte die Mode nicht, sie ist das Kind des Zeitgeistes, also in ihrem legitimen Recht, indessen ist die Welt so groß, daß Raum für Alle da ist, und unsere Freiheiten erstrecken sich wenigstens so weit, um uns zu gestatten, einen schlechten Roman zu schreiben, wenn wir Lust haben."

Das hat George Sand denn auch gethan, einen Roman geschrieben, dem man obiges Prädikat nicht absprechen kann; man sieht deutlich, wie die unbesieglichen Konkurrenten auf dem Büchermarkt, die Rothschilde der Literatur, Sue und Dumas, die Eifersucht der einst gefeierten Größe erweckt haben. Die Sand ist zu klug, zu selbstbewußt, um sich in einen Wettstreit auf gleichem Felde einzulassen, die sieben Bände ihrer phantastischen Gräfin von Rudolstadt haben sie auch gewiß zu sehr ermüdet und ihr bewiesen, daß sie die beliebte Folter der Spannung und überraschender Empfindung nicht gehörig anzuwenden versteht. Sie hat sich deshalb mit echt weiblicher Koketterie zurückgezogen, thut spröde und giebt sich viel Mühe, in ihrer kecken Vorrede Gleichgültigkeit gegen die Lesewelt auszusprechen, im Stillen sucht sie aber doch nach den Zaubermitteln, die ihr in früherer Zeit den Beifall derselben fast ausschließlich zuwendeten, und sie besinnt sich mühsam auf die Farbenmischung ihrer hinreißenden Herzensgeschichten, denen sie noch die alte Wirksamkeit zutraut, aber sie vergißt, wie so viele Frauen, daß die Jugend sich durch keine Schminke ersetzen läßt. Ihrem neuen Roman fehlt das verklärende Feuer der Jugend, die Poesie des Herzens, und doch hat sie eine Liebesgeschichte geben wollen, hat alle hergebrachten Zurüstungen gemacht, den Altar mit allen seinen Emblemen geziert, die welken Kränze wieder hervorgesucht: um die Illusion vollständig zu machen, hat sie aber versäumt, frische Blumen hineinzuflechten, und jede romantische Färbung hat sie noch außerdem verlöscht durch die Absichtlichkeit, dem herrschenden Geschmack der Leser entgegenzutreten, alle Ereignisse zu verbannen und allein das psychologische Interesse in Anspruch zu nehmen.

In Lucrezia Floriani hat die Sand, wie gesagt, einen schlechten Roman, aber eine gute Monographie der Liebe geschrieben; nur bleibt es zweifelhaft, ob ihr Motiv mehr als ein Gelüst war, ein Experiment durchzuführen. Könnte man ihr die gute Absicht zutrauen, sie habe mit der Schärfe ihrer Sonde, der Sicherheit ihrer empirischen Behandlungsweise, eine heilsame Operation vornehmen wollen, um die Irrthümer zu vertilgen, welche die Menschen dazu treiben, immer wieder ihr Glück in der irdischen Liebe zu suchen, so heiligte in diesem Fall unbedingt der Zweck die Mittel; aber trotz der eigenen unumstößlichen Beweisführung über die Nichtigkeit dieses Wahnes, über die Unmöglichkeit der Dauer von irdischer Glückseligkeit und Liebe, bricht die Verfasserin in die bittersten Anklagen gegen Welt und Männer aus, ihr subjektiver Schmerz verräth, daß sie selbst noch nicht von jenem Wahn geheilt und daß sie auffallend in einer wahrhaft naiven Selbsttäuschung befangen ist. Die Vorliebe, mit welcher sie ihre Heldin Lucrezia Floriani ausmalt, giebt zudem Veranlassung, an eine Wahlverwandtschaft und Aehnlichkeit beider Frauen zu glauben: die Sand ist so wenig wie ihre deutschen Federkolleginnen ganz frei von der Schwäche, das eigene Spiegelbild als Modell zu gebrauchen. Es mag be-

ihr weniger Eitelkeit seyn, als das Bedürfniß der menschlichen Natur, sich zu rechtfertigen, vor sich selbst und vor Anderen das Urbild der Seele wieder fleckenlos herzustellen. Daher taucht auch hier abermals die alte falsche Lieblingsidee der französischen Romantik auf, daß die geistige Reinheit fortbestehen könne, auch wenn die leibliche zerstört wurde durch die Berührung sündhafter Versuchungen. Eugen Sue hat in seiner Fleur de Marie allerdings mit rührender Wahrscheinlichkeit die Unvertilgbarkeit des sittlichen Gefühls und der Sehnsucht nach Entsündigung dargestellt; man glaubt ihm willig und verzeiht gern der Verlorenen, aber man bleibt nichtsdestoweniger überzeugt, daß uns nur eine schöne Ausnahme vorgeführt ist, daß ein sündiges Leben in die Seele übergeht wie die leibliche Nahrung in Fleisch und Blut. Einzelne Regungen des Guten werden auch in dem verirrtesten Gemüth auftauchen, gleich Trümmern eines ursprünglich edlen Gebildes, und haben ein Recht auf tiefes Mitleid, indessen ist es eine Verschrobenheit der Begriffe und eine strafbare Mißachtung des Sittengesetzes, wenn man, wie die Sand, den Uebertretern desselben Vortrefflichkeit und Charaktergröße beilegt, sie zu Helden und Märtyrern stempelt gleich dieser Lucrezia Floriani. Sie ist eine Schauspielerin, ihre Schönheit und ihr Talent haben ihr Ruhm und Reichthum eingebracht, ihre Herzensgüte, ihr starker Charakter, die Reinheit und Redlichkeit ihrer Gesinnungen gewinnen ihr alle Herzen, sind aber nicht im Stande, sie vor den Versuchungen ihrer gefährlichen Laufbahn zu schützen. Ohne Kampf und ohne Selbstvorwürfe giebt sie sich jedem Liebesverhältnisse hin, das ihr, wenn auch nur kurze Zeit, den Rausch der Leidenschaft, das Gefühl des Glücks zu geben im Stande ist; sie hebt es als ein großes Verdienst heraus, daß nur dies Motiv sie beseelt habe, nie das Gemeine der Habsucht oder der Eitelkeit, daß sie nur Männer von armer und dunkeler Herkunft geliebt habe. Indessen schwindet die Illusion des Glücklichseyns ihr immer sehr schnell dahin, sie opfert sich für die zahlreichen Liebhaber auf, wird aber zum Lohn dafür nur gequält und mißhandelt, ganz naturgemäß sind die Vorgänger dem Nachfolger die Steine des Anstoßes, die Veranlassung zu Eifersucht und Nichtachtung gegen die Floriani. Zu stolz, um sich länger demüthigen zu lassen, zieht sie sich von der Welt zurück, um sich ihren Mutterpflichten zu widmen, deren Heilighaltung allein Zeugniß giebt, daß ihre Seele noch nicht ganz verderbt ist; die Sand behauptet zwar fortwährend, ihre Floriani sey die edelste, großmüthigste, wahrhaftigste und loyalste Natur, sie schildert sie auch wirklich hinreißend liebenswürdig in der freiwilligen Zurückgezogenheit, nur ihren vier wunderschönen Kindern lebend. Es ist ein so lebensvolles, reizendes Bild der Familienliebe, der vollen Befriedigung, die in ihr für das weibliche Herz liegt, daß es unbegreiflich ist, wie eine Frau dies Ideal selbst erniedrigen konnte, indem sie es auf so unheiligen Grund malte, und wie sie es selbst wieder zerstören konnte, indem sie abermals die rauchenden Flammen der Leidenschaft darin anfacht. In die glückliche, weil vorwurfsfreie, Einsamkeit ihrer Heldin, führt die Sand einen jungen Fürsten, den sie mit dem größten Aufwand psychologischer Subtilitäten schildert, eine fein organisirte, ideale Persönlichkeit, gänzlich unberührt vom Weltleben, voll der höchsten Anforderungen an sich und Andere, aber gut und zart wie ein Kind, natürlicherweise auch schön wie ein Engel der Romane; dieser faßt eine fanatische Leidenschaft für die Floriani, trotz ihres verlorenen Rufes und ihrer schwindenden Jugend, er findet auch Gegenliebe in dem unerschöpflichen Herzen der Schauspielerin, die nur gleich einer Löwin die Stelle desselben vertheidigt, welche ihren Kindern gehört. Die Flecken der Geburt lassen sich aber mit ihren bösen Folgen von diesen nicht abwenden, es treten die widerwärtigsten Konflikte ein, indem die respektiven Väter drohen, ihre Kinder gewaltsam zu entführen, wenn ihre Mutter sich dem jungen Fürsten vermählte. Dieser, geängstigt von den Gespenstern des Argwohns, sieht in der Ehe die einzige Möglichkeit, sich die Geliebte zu sichern und ihre Vergangenheit zu rehabilitiren, die er selbst in seiner Exaltation vergessen hat. Die Sand läßt ihren Haß gegen die Männer auch noch aus, indem sie ausnahmsweise ihnen einen so tugendhaften, edlen Repräsentanten giebt. In der Liebe zeigt er sich jedoch wieder als Tyrann des Weibes; die Floriani verschmäht aus Stolz seine Hand und um kein Recht auf ihre Kinder zu verlieren; er bleibt ihr zwar treu, quält sie aber mit den Nadelstichen seiner Launen zu Tode, und die Floriani stirbt als Märtyrerin selbstaufopfernder Liebe.

F. v. H.

England.

Der Eisenbahn-Alp.

Von einem Londoner Zeitungs-Reporter.

In unserem eisernen Zeitalter, wo Alles sich um Eisenbahn-Fragen dreht, wo sich die ganze Welt durch Eisenbahn-Actien bereichert oder ruinirt und Europa von Moskau bis Neapel sich mit einem ungeheuren Eisenbahnnetze bedeckt, ist es in der Ordnung, daß wir neben Eisenbahn-Walzern und Eisenbahn-Polka's auch Eisenbahn-Novellen haben. Eine solche findet sich im neuesten Hefte von Frazer's Magazine, und da ihr mithin ein Thema zu Grunde liegt, dessen Interesse heutzutage alle andere verschlingt, so legen wir sie unseren Lesern in etwas gedrängterer Form als einen Versuch vor, inwieweit sich den materiellen Tendenzen der Gegenwart eine phantastische Seite abgewinnen läßt.

. . .

„Ist meine Extra-Lokomotive bereit?"

„Sogleich, Sir; der Lokomotivenführer wird augenblicklich hier seyn. Welche Geschwindigkeit verlangen Sie?"

„Wenigstens eine Meile die Minute." *)

„Ganz wohl; die Bahn ist völlig frei, und mit einem einzigen leichten Waggon wird es ohne Mühe angehen."

„Ich werde selbst den Waggon nicht brauchen; ich habe meine Depeschen in der Tasche und will auf der Lokomotive mitfahren."

„Sie werden kaum die Augen im Kopfe behalten, wenn Sie es thun. Nehmen Sie lieber einen Waggon erster Klasse."

„Da haben Sie keine Sorge; ich bin an so etwas gewöhnt. Im längsten Tunnel blinzele ich nicht einmal mit dem Auge."

„Nun, wie Sie wollen. Sie haben den Zug bestellt und können also nach Belieben entweder auf der Lokomotive oder in einem der Waggons fahren."

„Auf der Lokomotive also, und machen Sie schnell, denn jede Minute ist verloren, die ich hier zubringe."

Diese Unterredung fand auf dem Perron eines Bahnhofes im nördlichen England statt. Ich hatte im Auftrage der Times einem großen Volks-Meeting beigewohnt, und da der Bericht gleich am folgenden Morgen erscheinen mußte, so galt es, in etwas mehr als drei Stunden die 200 Meilen zu durchfliegen, die mich noch von der Zeitungs-Expedition in London trennten. Es war ein schöner Sommer-Abend, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten das eiserne Dach des Bahnhofes und das weitläuftige Schienennetz, das sich in allen Richtungen ausdehnte. Zur Linken des Geleises stand meine Extra-Lokomotive, der Tartarus, ein Feuerwagen von blankem Metall, der mit heiserem Pfeifen eine lange, wirbelnde Dampfsäule aus der Messingröhre emporschoß, die dem finsteren Qualm zum Schornstein diente. Einige Packer, Polizisten und Zeitungs-Colporteure warteten in der Nähe, um die Abfahrt mit anzusehen, und der Heizer, ein Kerl mit wunderbar rußigem Gesicht und von der Flamme gerötheten Augen, kletterte in seiner schmierigen Plüschkleidung auf der Lokomotive herum, indem er ihre funkelnden Metallwände mit einer Handvoll Oellappen reinigte. Allmälig ward ich unruhig und fing an, die Geduld zu verlieren. Ich blickte aufwärts und sah, daß die Sonne nicht mehr in die hohen Fenster hineinschien — der Bahnhof hüllte sich nach und nach in die düsteren Schatten des Abends.

„Wo bleibt aber Westhorpe?" rief endlich der Inspektor. „Wenn er seinen Pflichten nicht besser nachkömmt, so ist er am längsten hier im Dienst gewesen."

„Ich habe schon zweimal nach ihm geschickt", entgegnete ein Bahnwärter. „Er meldete sich diesen Morgen wieder als dienstfähig."

„Wie so? ist er krank gewesen?" fragte ich.

„Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem Mary Slane so plötzlich starb", versetzte der Bahnwärter.

„Der Teufel!" rief der Inspektor, „wir können verliebte Ingenieure auf unserer Bahn nicht brauchen."

„Aber warum geben Sie mir keinen anderen, wenn dieser Herr Westhorpe nicht zum Dienste tauglich ist? Sie haben Leute genug, sollt' ich glauben."

„Das ist wahr; aber unser Personal hat in der letzten Zeit viel arbeiten müssen, und da Westhorpe sich heute früh meldete, so haben wir uns danach eingerichtet."

„Es ist sieben Uhr vorbei", erwiederte ich, indem ich nach der Glocke sah; „wenn Sie mich nicht in fünf Minuten expediren, so werde ich die Lokomotive abbestellen und die Gesellschaft auf Schadenersatz verklagen."

Ehe jedoch die fünf Minuten verflossen waren, hatte sich der saumselige Ingenieur eingestellt. Er war in einen dicken Flausrock gehüllt, ein Shawl verbarg den unteren Theil seines Gesichts, und der Schirm seiner Mütze war über die Stirn gezogen, aber ich konnte den stieren Blick seiner Augen und die leichenhafte Blässe seiner Wangen bemerken, und ich sah seine Hand zittern, als er mit zerstreuter Miene den Rock auf- und zuknöpfte. Diese Symptome würden mich vielleicht zu einer anderen Zeit beunruhigt haben, aber ich war zu sehr mit meiner Abreise beschäftigt, um besonderes Gewicht darauf zu legen.

„Höre, Westhorpe", sagte der Inspektor, „wenn Du uns so behandelst, werden wir Dir bald den Laufpaß geben müssen." Der Ingenieur murmelte einige unverständliche Worte und bestieg mechanisch den Dampfwagen. „Du kömmst auf der Bramsby-Station an dem Passagierzuge vorbei und in Thornley an dem Güterzuge — verstehst Du, Westhorpe? — nimm Dich gut in Acht, spare die Pfeife nicht und fahre hübsch langsam durch die Stationen."

„O, dafür werd' ich selbst schon Sorge tragen", rief ich, auf die Lokomotive springend. „Sie wissen, daß ich ein alter Eisenbahnvogel bin. Gute Nacht! Wir werden das Gras nicht unter unseren Rädern wachsen lassen. Kommen Sie, Herr Westhorpe, sputen Sie sich und zeigen Sie, was der Tartarus leisten kann."

Der Ingenieur legte die Hand an die Mütze, zog einen Hebel nieder, stieß einen anderen zurück — das Triebrad kam in Bewegung, drehte sich ein Dutzendmal um, ohne vorzurücken, und dann glitten wir sachte an dem Perron entlang, während der Inspektor uns folgte und dem Führer nochmals seine Ermahnungen zurief. Das laute, keuchende: Tschi! Tschi! Tschi! der Maschine wurde immer hastiger, und wir rollten aus dem Bahnhof hervor, indem wir eine lange Reihe Schmelzöfen und zischender, dampfender Lokomotiven hinter uns ließen, die sich, wie immer, rastlos hin und her bewegten, als ob sie etwas auf dem Herzen hätten, das ihnen keine Ruhe lasse.

---

*) D. h., wie es sich von selbst versteht, eine engl. Meile — eine Schnelligkeit, die in England, namentlich bei Probefahrten, schon öfters vorgekommen ist.

Dann kam der sanfte, krachende Ruck, mit dem wir unter den Brücken durchflogen — das gellende Pfeifen und sausende Geheul, der erstickende Dampfqualm und feuchte, schaurige Luftzug, als wir durch einen kurzen Tunnel dahinbrausten — und bald hatten wir das offene Feld erreicht; hinter uns funkelten die Lichter und thürmten sich die hohen Schornsteine der großen Fabrikstadt, und vor uns dehnten sich die Wiesen an beiden Seiten einer langen Schienenlinie aus, von der Abenddämmerung umflort, die eben einzutreten begann."

„Fahren Sie zu, Herr Westhorpe! Rasch! Ich verspreche Ihnen ein gutes Abendbrod und eine noch bessere Flasche Wein, wenn wir nach London kommen."

„Danke schön", antwortete der Ingenieur, ohne mich jedoch anzusehen; er wandte sich vielmehr von mir ab, indem er die Augen niederschlug und mit leiser Stimme vor sich hin murmelte. Es lag etwas Seltsames, Unheimliches in dem Benehmen dieses Menschen, und ich bemerkte, daß ihn der Heizer mit sichtbarer Aengstlichkeit betrachtete und nicht ein Wort mit ihm sprach. Unterdessen ging die Lokomotive immer schneller. Das Klappern der Ventile, wie sie auf- und zugingen, um den Dampf hinauszulassen oder abzuschneiden, wurde mit jedem Augenblick heftiger, bis es dem Rollen einer Trommel glich. Die Hecken an der Seite des Weges flogen in einer langen dunklen Linie vorüber, die wir nicht von einem Holzzaun oder einer steinernen Mauer unterscheiden konnten. Die schwankende Bewegung der Maschine verwandelte sich bald in ein rasches, stoßendes Schaukeln; die weißen Pfähle, woran die Drähte des elektrischen Telegraphen befestigt sind, defilirten wie im Sturmmarsch an uns vorbei; während eines einzigen Moments erhoben sich Brücken vor uns wie dunkle Streifen am Horizont, und wurden dann mit einem Sprung und einem zischenden Dampfstrom hinter uns gelassen. Weiter! weiter! Ein Meilenzeiger schwand nach dem anderen. Der Dampfriese schien mit Leben begabt; er bäumte sich wie ein Wahnsinniger auf den Schienen; die Ketten des Tenders knarrten und ächzten; die Brandröthe des Ofens und der hellere Glanz unserer großen Laterne schimmerten wie Nordlichter über die grünen Flächen; die Funken sprühten aus dem Schornstein hoch in die Luft empor, und obgleich sich kein Lüftchen rührte, schienen wir von einem Orkan umrauscht, dessen kalter, durchdringender Hauch uns fast erstarren machte.

So weit ging Alles nach Wunsch. Wir fuhren zwar mit außerordentlicher, aber nicht beispielloser Schnelligkeit, und ich war mit Eisenbahnreisen zu vertraut, um ängstlich zu werden. Ich wußte, daß die Bahn frei sey, und die Nacht war hell genug, um ein Signal in der Entfernung von einer halben Meile zu erkennen.

Unterdessen arbeitete Westhorpe noch immer an der Maschinerie herum, indem er die Hebel hin- und herzog, als ob er ihre Schnelligkeit vermehren wollte. Er stand keinen Augenblick still, sondern trampelte und scharrte unaufhörlich mit den Füßen. Der Heizer lehnte sich an das Geländer, welches er, wie es mir schien, mit einer unruhigen, erschreckten Miene festhielt. Dieses Alles konnte ich bei dem Licht einer großen, hellen Lampe erkennen, die über dem Pegel hing, der die Höhe des Wassers im Dampfkessel anzeigt.

Weiter, weiter, weiter! Meile nach Meile, Station nach Station! Durch finstere Baumgruppen — an leuchtenden Dörfern und einsamen Meierhöfen vorbei — längs üppigen Fluren und öden, schauerlichen Haiden! Wir konnten schon fünfundzwanzig bis dreißig Meilen von unserer Reise zurückgelegt haben.

„Tartarus hält sich brav!" sagte ich, indem ich meine Stimme anstrengte und dem Ingenieur die Worte in das Ohr schrie.

Der Heizer näherte sich und lauschte auf die Antwort. Die Blicke Westhorpe's schweiften rasch von einem zum anderen, sein Auge blitzte wie das eines Raubthieres, und dann wandte er sich plötzlich zu seinem Gefährten mit dem Ruf: „Kohlen, Jeffries, Kohlen! Mehr Dampf — mehr Dampf! Der Herr will mehr Dampf haben! Was kümmert uns das Leben — Dampf, Dampf!"

Ich war über diesen Ausbruch betreten; eben so der Heizer, der, wie ich fand, Jeffries hieß. Er zögerte. „Kohlen, Kohlen!" schrie Westhorpe von neuem; „thu Deine Pflicht, oder ich werfe Dich kopfüber auf die Schienen." Und er stieß mit dem Fuß gegen die Thür des Dampfkessels, welche auf flog. Das Rauschen der wilden Flammen übertönte den heulenden Orkan, der, wie es schien, an uns vorüber sauste.

Ich legte mich jetzt dazwischen. „Mich dünkt", stammelte ich, „daß wir ganz ordentlich vorwärts gehen."

Jeffries machte eine zustimmende Bewegung. „Sie wollen nicht schneller fahren?" fragte Westhorpe, mit leiser, aber schneidender Stimme.

Ich schüttelte den Kopf.

„Aber ich will es!" brüllte er wüthend. „Kohlen, Jeffries, Kohlen!"

Mit geballter Faust versetzte er dem Heizer einen heftigen Schlag. Einen Augenblick stand ich betäubt. Ich würde Alles in der Welt gegeben haben, um mit heiler Haut an dem ödesten Fleck der öden Haide abgesetzt zu werden, die wir jetzt durchkreuzten. Jeffries ergriff, ohne ein Wort zu entgegnen, seine Schaufel und warf die schwarzen Massen auf das Feuer, welches von neuem zu knistern und zu lodern begann. Bei seinem Schein konnte ich wahrnehmen, daß die Züge des Heizers unter ihrer Rußmaske die Blässe eines Todten zeigten.

Weiter, weiter! Die Lokomotive schien zu fliegen. Die Viertel-Meilenzeiger schossen eben so rasch an uns vorbei, als noch vor kurzem die Telegraphenpfähle, und die Schwankung war furchtbar.

„Musik!" schrie Westhorpe, „Musik! Wir wollen Musik haben! Hier ist meine siedende Wasserorgel!"

Mit diesen Worten ließ er die Dampfpfeife erschallen; ihr gellender Laut ging mir durch Mark und Bein. Ich wechselte einen Blick mit dem Heizer; der Ausdruck seines Gesichts war voller Schrecken und Bestürzung. Plötzlich verstummte das entsetzliche Pfeifen. „Es könnte zur Warnung dienen", murmelte Westhorpe, „und warum soll auch so viel Dampf verloren gehen?"

Ich schauderte. Auf einmal wandte sich der Ingenieur von der Maschine ab und näherte sich dem Tender, indem er unruhig zurückschaute. Jeffries benutzte den Zwischenraum, um meinen Arm zu ergreifen. „Still!" flüsterte er athemlos.

„Was fehlt dem Menschen?" fragte ich.

„Still! Er ist wahnsinnig. Ich ahnte es schon seit einigen Tagen."

Wahnsinnig! Ich fühlte den Angstschweiß aus jeder Pore hervorströmen. Eine Meile die Minute mit einem wahnsinnigen Führer! .... Mein Blut gerann; eine Schwäche überkam mich.

„Wir müssen uns seiner bemeistern!" keuchte Jeffries.

„Es ist das einzige Rettungsmittel", erwiederte ich. „Auf ihn zu!"

Die Worte waren mir kaum aus dem Munde, als Westhorpe herbeistürzte. „Ha! ha!" schrie er, „Verrath! Zwei gegen Einen! Aber kommt nur!"

(Schluß folgt.)

Schweden.

Reisebruchstücke aus dem Norden.

Zweiter Artikel. *)

1. Göta-Kanal.

Wir wollten von Stockholm durch ganz Schweden bis nach der Westküste, um von da nach Norwegen überzusetzen. Schweden hat den großen Vortheil, von der Ostsee bis zur Nordsee eine große Wasserstraße zu besitzen. Die Natur bot ihm selbst dazu den Weg, durch die beiden größten Landseen Europa's (den Ladoga und Onega ausgenommen), nämlich den Wener- und Wettersee, zwischen welchen die Wasserscheide, 308 Fuß hoch, zu beiden Meeren liegt. Der Wenersee hat seinen Abfluß zum Kattegat durch die Göta-Elf, welche bei Trollhätta die merkwürdigen Wasserfälle über 100 Fuß hoch macht. Der Wettersee hat seinen Abfall durch die Motala zu einem Fiord, d. h. langen Meerbusen, der Ostsee, Bråvik genannt, welcher durch den Kanal von Södertelge mit dem Mälarsee in Verbindung steht. Die Verbindung der Göta-Elf ist bei Göteborg (Gothenburg), die der Motala bei Norköping (sprich Nortschöping, d. h. Nordhandelstadt). Diese beiden Städte sind nach Stockholm, jetzt mit 85,000 Einwohnern, die größten Schwedens, Gothenburg mit 25,000 und Norköping mit 15,000 Einwohnern, jene durch ihren Seehandel, diese durch ihre Tuchfabriken blühend. Da Schweden den großen Gedanken faßte, Nord- und Ostsee durch eine Wasserstrase zu verbinden, so wäre der natürlichste Weg durch die Motala ostwärts gewesen. Doch da dieser Fluß bei Norköping mehrere Wasserfälle bildet, welche die gewerbreiche Stadt zu zahlreichen Wasserwerken, zum Betrieb ihrer Tuchfabriken, benutzt, so wurde mehrere Meilen oberhalb der Stadt von der Motala der Kanal durch mehrere kleine Seen, z. B. Roxen und Glane, südlicher nach Söderköping geführt, einer kleinen Landstadt ebenfalls am Bråvik gelegen.

Wir wählten von Stockholm aus die Fahrt auf dem Dampfschiffe durch den Kanal von Södertelge, und durch den skären- (insel-) reichen Bråvik nach Norköping, welches, seit der vorige König der Stadt das Monopol des Tuchhandels gab, an Bevölkerung und Wohlhabenheit ungemein zugenommen. Aus Dankbarkeit hat die Stadt sein Standbild, von Schwanthaler, aus Erz verfertigen lassen, das einige Wochen nach unserer Anwesenheit enthüllt worden ist. Bei einem der angesehensten Fabrikanten, Herrn Söderberg, fanden wir die freundlichste Aufnahme, dessen Haus und Park an den reizenden Wasserfällen der Motala liegt. Mit Vorspann (skjuts) fuhren wir über Fingspång, wo eine der drei großen Kanonengießereien ist, nach Berg am Roxensee, um daselbst das Dampfboot zu erwarten. Diese Kanal-Dampfschiffe sind äußerst bequem eingerichtet, bleiben z. B. die Nacht liegen, und in den Kojen braucht man nicht über einander zu schlafen, sondern liegt neben einander: dabei ist der Fahrpreis und die Beköstigung äußerst billig und die Führer der Schiffe gewöhnlich gebildete See-Offiziere. Die ganze Fahrt von Stockholm bis Gothenburg, einige 70 Meilen durch etliche 70 Schleusen, dauert 4 Tage, und es wäre nur zu wünschen, daß die Dampfschiffe von Kopenhagen nach Christiania, welche immer auf einige Stunden bei Gothenburg anhalten, mehr in Einklang mit der Kanalschifffahrt gebracht würden. So mußten wir hier von Mittwoch Abend bis nächsten Mittwoch früh liegen bleiben, was uns freilich durch die herzliche Aufnahme in dieser von geraden Kanälen auf holländische Art durchschnittenen Stadt sehr angenehm gemacht wurde. Erfreulich ist die Duldsamkeit in Schweden gegen die jüdischen Gemeinden, und der Rabbiner derselben in Gothenburg, Herr Dr. Heinemann, genießt in der ganzen Stadt eine große Achtung. Er führte mich in die dortige Lancasterschule, wo eben Prüfung von 144 Knaben und 124 Mädchen war. Mit dieser Anstalt war eine Handwerksschule verbunden, wo 15 Knaben im Tischlern und 15 im Schlossern unterrichtet wurden. Von hier gingen wir in die jüdische Schule, wo das Deutsche durch eine eigene Lehrart des Herrn Dr. Heinemann mittelst Zahlen, die sich auf Sprachregeln bezogen, gelehrt wurde, fast wie früher Ågren in Carlbergen bei Stockholm die Zahlen der Länge und Breite in der Erdkunde auswendig lernen ließ.

Gegen Süden ist Gothenburg von einer Hügelkette umgeben, wo man z. B. in dem schönen Park des jovialen Schotten, Herrn Dickson, und auf der

*) Vgl. Nr. 116 des Magazins vom J. 1846.

großen Zuckersiederei des ehrwürdigen Patriarchen, Herrn Magnus, einer reizenden Aussicht genießt.

Hier in Gothenburg beobachteten wir auch die sonderbare schwedische Sitte der öffentlichen Brautschau. Braut und Bräutigam müssen vor der Trauung, am offenen Fenster, sich stundenlang dem Volke in ihrem Putze zeigen, das seine beifälligen oder mißfälligen Bemerkungen über Beide macht. Das sind also wirkliche Schaufenster, und statt einer Kunst-Ausstellung eine Menschen-Ausstellung.

Zeune.

Mannigfaltiges.

— Vorträge in der geographischen Gesellschaft. In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin (6. Jan.) wurden drei durch ihren Gegenstand wie durch ihre Behandlung gleich interessante Vorträge gehalten. Es betrafen dieselben drei verschiedene Welttheile: Europa, Asien und Australien. Herr Professor und Geheimer Oberregierungsrath Dr. Dieterici gab nämlich nach Czörnig's im vorigen Jahre erschienenem großen Werke über die statistischen Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaates eine Uebersicht dieser Verhältnisse in den verschiedenen österreichischen Provinzen mit einem vergleichenden Blicke auf andere Länder und namentlich auf Preußen und den Zollverein. Den mitgetheilten Daten nach, stellt es sich als ein Irrthum heraus, wenn bisher allgemein angenommen wird, daß der Nationalreichthum, sofern er auf den Erzeugnissen des Bodens beruht, in Oesterreich größer sey, als in anderen deutschen Staaten. Die von der Statistik uns gelieferten Ziffern — den Irrthum und die Ungenauigkeit auf beiden Seiten gleichmäßig in Anschlag gebracht — ergeben nämlich, daß auf den Kopf in Preußen und im Zollverein eine weit größere Consumtion der meisten, die Annehmlichkeiten des Lebens vermehrenden Gegenstände (die Erzeugnisse aus Leinen, Wolle und Baumwolle mit eingerechnet) kömmt, als in Oesterreich, wo sich freilich die Verhältnisse in großen Kontrasten (wie z. B. in der Lombardei und in den Militairgränzdistrikten) einander gegenüberstehen. Ein anderes, der gewöhnlichen Annahme entgegenstehendes Resultat, das uns die Statistik liefert, ist, daß eine vermehrte Fabrikenbevölkerung keineswegs auch die Unsittlichkeit besonders des geschlechtlichen Umgangs vermehre. Während nämlich in vielen Gegenden Oesterreichs und in Bayern schon auf vier eheliche Kinder ein uneheliches kömmt, gestaltet sich das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen in Preußen und Frankreich nur wie 1 zu 13 und in England gar nur wie 1 zu 20. Deshalb — da nämlich die Sorgfalt für uneheliche Kinder im ersten Lebensjahre eine weit geringere zu seyn pflegt, als die, welche Aeltern für ihre legitimen Kinder hegen — ist die Sterblichkeit in Oesterreich im Allgemeinen, insbesondere aber unter Kindern im ersten Lebensjahre, verhältnißmäßig viel größer als in Preußen, Frankreich und England, während allerdings auch die Zahl der Geburten in Oesterreich etwas (um etwa 4 pCt.) größer ist als in Preußen.

Der Asien betreffende Vortrag ward von dem Herrn Major, Grafen von Oriolla, gehalten, der bekanntlich nebst dem Grafen v. Gröben und dem leider durch eine feindliche Kugel getödteten Dr. Hofmeister den Prinzen Waldemar von Preußen auf dessen Reisen in Ostindien begleitete und mit Sr. K. H. an dem heldenmüthigen Feldzuge der Engländer gegen die Sikhs Theil nahm. Herr v. Oriolla, der in wenigen, aber treffenden Zügen ein Bild der Zustände Hindostans gab, suchte namentlich klar zu machen, auf welchen Grundlagen die Herrschaft der Engländer in Ostindien beruhe und wie wenig dieselbe von irgend einem äußeren oder inneren Feinde zu fürchten habe. Das einzige Moment, was dieser Herrschaft einmal gefährlich werden kann, ist die wachsende Bildung und das erwachende Nationalbewußtseyn der Hindus, aber abgesehen davon, daß sie alsdann auch von dem Gefühle durchdrungen seyn dürften, daß sie mit der Quelle ihrer neuen Civilisation, mit Europa, nothwendig in freundlichem Verkehr bleiben müssen, wenn diese nicht eben so wieder untergehen soll, wie ihre alte, die jetzt nur noch in ihren sanskritanischen Urkunden vorhanden ist, weiß auch das berechnende England, welches jetzt schon die Hindus nicht sowohl regiert als beherrscht, daß ein Land, mit dem es einmal in so enger Berührung gestanden, selbst wenn es von seiner Herrschaft sich emancipirt, mit ihm durch unzählige Fäden in Verbindung bleibt und durch Reichthum und Gesittung des Mutterlandes Macht in größerem Maße vermehren kann, als eine völlig unterworfene, aber arme Kolonie. Das Beispiel der Vereinigten Staaten hat dies zur Genüge dargethan. Darum thut aber auch England, das die Möglichkeit einer dereinstigen Emancipation Ostindiens durch innere Erstarkung keineswegs verkennt, Nichts, was diese Erstarkung hindern oder aufhalten könnte. Der Vortrag des Herrn v. Oriolla, der schließlich auch noch gegen die von der Bombay-Times und anderen ostindischen Blättern erhobenen Beschuldigungen der Plünderungssucht der englischen Truppen unter Sir Charles Napier mit großer Wärme auftrat, fesselte von Anfang bis zu Ende und verdient, durch den Druck auch einem größeren Publikum bekannt zu werden.

Schließlich haben wir auch noch des Vortrages zu gedenken, den in derselben Sitzung Herr Schayer gehalten, welchen ein längerer Aufenthalt in Vandiemensland, wo er zuerst deutsche Schafzucht eingeführt, mit den Zuständen des fünften Welttheils vertraut gemacht. Herr Schayer sprach über die schwarzen Eingebornen Australiens, über die sogenannten Papuas, und über die Ursachen, die dem allmäligen Verschwinden dieses Volksstammes von der Erde zum Grunde liegen. Der Vortragende ging von der Ansicht aus, daß dieses Verschwinden nicht, wie das vieler kupferfarbigen Indianer in Amerika, der Berührung mit der europäischen Einwanderung, dem europäischen Schwert und dem europäischen Branntwein, zuzuschreiben sey, und suchte dafür einige allerdings damit übereinstimmende Zeugnisse älterer Schriftsteller beizubringen, die bereits mit den ersten Engländern unter Cap. Arthur Philipp (1788) nach Neuholland gekommen waren, und die keinen Zweifel darüber lassen, daß schon damals die Bevölkerung der Eingebornen in progressiver Abnahme sich befand, ohne daß sie zu irgend einer Zeit von den Europäern feindlich angegriffen und in Schlachten decimirt wurden. Die Charakteristik, die Herr Schayer von diesen Eingebornen entworfen, war vortrefflich, doch hätten wir gewünscht, der Verf. hätte auch mit einigen Worten des Rassenverhältnisses dieser armseligen Menschen gedacht, das über die traurige Stellung, die sie in der Welt der mit Vernunft begabten Geschöpfe einnehmen, den besten Aufschluß zu geben vermag. Die Papuas werden nämlich auch vermöge ihrer Schädelbildung als eine Bastardrasse der Malayen und der Neger angesehen, von denen sie physisch sowohl als moralisch nur die häßlichen Seiten geerbt haben. Sie verbinden mit dem Haupthaar der Malayen die Hautfarbe der Aethiopier, mit dem Diebesraffinement jener Inselbewohner die viehischen Gelüste der sonnenverbrannten Bewohner der afrikanischen Wüsten, ohne doch auch die geistige Gewandtheit der Einen und die Körperkraft der Anderen zu besitzen, welche jene zu den trefflichsten Seefahrern des ostindischen Archipelagus und diese zu den unentbehrlichsten Anbauern der westindischen Plantagen macht. Die Papuas sind die unförmlichsten, abschreckendsten Menschen auf der Welt, die, wie alle Bastarde, nicht dazu bestimmt scheinen, ihre Rasse fortzupflanzen und mit ihrer Fortpflanzung zugleich zu veredeln.

— Die Stellung der Armeen im Frieden. Ein von der Wichtigkeit seines Standes durchdrungener Militair, Graf Max Caccia, hat es unternommen, in einer kürzlich erschienenen französischen Schrift (Des vertus militaires et du mérite de la carrière des armes en temps de paix) die Bedeutung des Soldaten in Friedenszeiten auseinanderzusetzen. Er begnügt sich nicht, darauf hinzuweisen, wie unentbehrlich bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Trupen bleiben, und wie der alte Grundsatz: si pacem vis, para bellum, noch immer seine Geltung findet, sondern er stellt sich auf einen ganz eigenthümlichen Standpunkt, indem er sein Thema viel höher faßt. Seine Arbeit ist eigentlich eine Abhandlung, welche ihren meisten Punkten nach in das Gebiet der praktischen Moral gehört. Der Verfasser sucht nachzuweisen, wie der Soldat selbst in Friedenszeiten keineswegs die Vernachlässigung verdient, unter der er meistens zu leiden hat. Es wird von ihm nachgewiesen, wie groß die Opfer sind, welche er dieser Stellung bringen muß, und wie oft der Militair zu Zeiten, wo die Waffen ruhen, eines viel höheren Muthes, einer viel hingebenderen Resignation bedarf, als in den Gefahren des Kriegslebens. Dies ist die eigentliche Prüfungszeit des Charakters; die glänzenden Vortheile, das schnelle Avancement, Ruhm und Lorbeer, welche auf der kriegerischen Laufbahn reizen können, treten hier zurück, und das Leben des Friedenssoldaten erscheint, wie man es oft genannt hat, als „ein glänzendes Elend." Der Verfasser ist hier in seinen Anforderungen, welche er, was Disziplin und Gehorsam betrifft, an den Soldaten macht, so streng, daß er bei manchen modernen Theoretikern, die auch dem Krieger die sogenannten Menschenrechte ungeschmälert erhalten wissen wollen, schwerlich Anklang finden wird. Er verlangt die unbedingteste Hingebung und räumt dem Militair in politischen Angelegenheiten keine selbständige Meinung ein. Grundsätze, wie die, daß der Krieger durchaus keine andere Mission als die Vertheidigung der gesetzmäßigen Regierung habe, können indessen in Frankreich gewiß auf zahlreichen Widerspruch rechnen. Der Verfasser knüpft hieran gewissermaßen eine ganze Pflichtenlehre für Soldaten an und durchläuft die lange Reihe von Tugenden, die der Militair in Friedenszeiten zu üben Gelegenheit hat. Die Grundsätze, welche hier aufgestellt und mehr oder weniger ausführlich entwickelt werden, sind, wenn auch nicht immer neu, doch stets bedeutungsvoll, gutgemeint, anregend und lehren uns in ihrem Verfasser einen Mann von tüchtiger Gesinnung kennen.

G. F. O.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Dienstag den 12. Januar 1847.

China.

Das Christenthum in China.

Wenn das Mittelalter mit Feuer und Schwert bekehrte, wenn die Beredtsamkeit seiner Apostel ihren eigentlichen Nachdruck durch die Furcht, welche sie zu erregen wußten, erhielt, so ist das Missionswesen der neueren Zeit natürlich auf ganz andere Mittel angewiesen. Mit den Thaten der Spanier und Portugiesen in Mejiko und Peru hat das Bekehrungswesen im barbarischen, aber großen Stile des Mittelalters sein Ende genommen, und den massenhaften Resultaten jener Zeiten haben unsere Tage nur einen kümmerlichen Gewinn entgegenzusetzen. Vielleicht dürfte man sagen, daß dieser Gewinn, wie kümmerlich immer er erscheine und wie sehr er an Extensität den früheren Resultaten nachstehe, dennoch diese an Intensität überrage; mit Einem Worte: daß das Mittelalter nur den Formen des Christenthums, die neuere Zeit dagegen dem Wesen desselben Anhänger gewonnen. Es mag sich so verhalten, denn es wäre in der That schlimm, wenn es nicht so wäre, wenn es nicht wenigstens — denn auch an blos äußerlichen Bekehrungen ist heute so wenig, als sonst, ein Mangel — hier und dort sich also verhielte.

Worin aber das Missionswesen der neuesten Zeit dem des Mittelalters vollständig gleich geblieben, das ist die Verbindung des eigentlichen Bekehrungsgeschäftes mit sonstigen Zwecken und Absichten, eine Verbindung, welche für die propagirende Thätigkeit nicht immer ersprießlich gewesen ist. Wenn das Mittelalter seine Bekehrungen mit militairischen Absichten, mit Eroberungszwecken in Verbindung brachte, so ist es gegenwärtig der Handel und die Wissenschaft, mit denen das Missionswesen sich vergesellschaftet.

Wie besonders die Medizin zu einem solchen Zwecke sich eignet, läßt sich begreifen und ist namentlich den Engländern und Amerikanern nicht entgangen, die fast allen ihren Missionen jenen, überdies dem Nützlichkeitstriebe unserer Zeit entsprechenden ärztlichen Charakter aufgedrückt haben. Ueber die Fortschritte, welche sie dieser Verbindung der Missions- mit der ärztlichen Thätigkeit in China verdanken, giebt ein in der Revue Nouvelle vom 1. November v. J. enthaltener Artikel Aufschlüsse. Es rührt dieser Artikel von einem Doktor Iwan her, der, seiner Unterschrift nach, Mitglied der (franz.) Mission in China ist. Der ganze Aufsatz ist mit Mäßigung, Kenntniß der Verhältnisse und Billigkeit gegen die protestantischen Missionairs geschrieben, so daß wir unseren Lesern nicht mißfällig zu werden fürchten, wenn wir hier einige Auszüge aus dem Artikel des Herrn Iwan folgen lassen.

Erstes Auftreten christlicher Missionarien in China.

Es war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als die ersten katholischen Missionaire an den Küsten des himmlischen Reiches auftraten. Die Portugiesen hatten so eben die Erlaubniß, sich in Macao niederzulassen, erhalten, und dieser Umstand war es, welcher die Jesuiten herbeilockte. Mit ihrer gewohnten Umsicht handelnd, wußten sie nicht allein die chinesischen Behörden zu gewinnen, sondern sich auch bei der mißtrauischen, den Fremden abgeneigten Bevölkerung geltend zu machen. Man kennt ihre Erfolge, die endlich so weit gingen, daß sie vor den Thron des Kaisers gelassen wurden und einen Einfluß gewannen, der eine Zeit lang unerschütterlich schien. Allein sie geriethen in Hader mit anderen Orden, die ihnen nach China gefolgt waren, und diese Streitigkeiten, namentlich die mit den Dominikanern, waren von traurigen Folgen für die Väter der Gesellschaft Jesu. Der Papst entschied gegen sie und verbot ihnen, fernerhin Mitglieder des Ordens nach China zu senden. Dies schon erschütterte ihre Macht daselbst. Anderentheils dienten Zänkereien zwischen Priestern desselben Glaubens nicht eben dazu, die Chinesen in günstiger Stimmung zu erhalten, die vielmehr mißtrauisch wurden und den Argwohn schöpften, daß es den Missionarien um nichts Anderes zu thun sey, als sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Von diesem Augenblick an war die Vertreibung der katholischen Priester beschlossene Sache. Schon unter Yong-Tsching's Regierung verfolgt, wurden sie unter Kia-Kin und dem gegenwärtig herrschenden Kaiser fast sämmtlich vertrieben. Aber — meint Dr. Iwan — die Jesuiten haben dennoch unvergängliche Spuren ihrer vorübergehenden Wirksamkeit zurückgelassen. Mathematische und astronomische Bücher, die Erbauung eines Observatoriums, eine Kanonengießerei und noch viele andere Etablissements — dies Alles hat China, welches sie andererseits zuerst in Europa bekannter machten, ihnen zu verdanken. Ihre Gegner haben nichts gethan, wenn man die Bekehrung einiger Neophyten ausnimmt.

Auftreten protestantischer Missionarien.

Der Schiffbruch, welchen die katholische Kirche erlitten, mußte die in jenen Gegenden Handel treibenden protestantischen Völker bestimmen, ihre Prediger an die Stelle der katholischen Priester treten zu lassen. Dennoch erschien erst im J. 1807 der erste protestantische Missionair in Canton. Es war dieses der Dr. Morrison, und er hatte eine geraume Zeit hindurch keinen anderen Mitarbeiter, als Herrn William Milne. Morrison selbst, zu sehr Gelehrter, um sich ungetheilt dem Bekehrungsgeschäft hinzugeben, widmete sich mehr wissenschaftlichen Arbeiten, als der Ausbreitung seines Glaubens. Während der dreißig Jahre, welche er in China zubrachte, verfaßte er ein englisch-chinesisches Wörterbuch, eine Anzahl englisch-chinesischer Dialoge, deren chinesischer Theil im Dialekt von Canton geschrieben ist, endlich eine Uebersetzung der Bibel. Das hieß zwar seinen Nachfolgern den Weg bahnen, nicht aber sich selbst einer apostolischen Wirksamkeit widmen. Um die Aufgabe, die er sich gestellt, vollständig zu lösen, stiftete Morrison ein anglo-chinesisches Kollegium, das hauptsächlich das Studium der englischen und chinesischen Literatur, nebenbei die Verbreitung des Christenthums fördern sollte. Diese späterhin nach Penang verpflanzte Anstalt hat sich nicht über den ursprünglichen Plan ihres Stifters hinaus entwickelt; sie bildete nur eine geringe Anzahl von Zöglingen aus, und unter diesen befanden sich fast nur Abkömmlinge ausgewanderter Chinesen, nicht aber Einwohner der chinesischen Küsten-Provinzen. So beschränkte sich denn die religiöse Wirksamkeit des Instituts fast gänzlich auf die Veröffentlichung einiger Schriften, die, da das lebendige Wort nicht hinzutrat, von keinem bedeutenden Einfluß seyn konnten. Es war die Londoner Missions-Gesellschaft, die von 1807—1826 für alle Bedürfnisse des Protestantismus in China sorgte, allein die von ihr ausgesendeten Apostel, durch Familienpflichten in Canton und Macao zurückgehalten, drangen nie in das Innere des Reiches ein. Ein protestantischer Missionair ist in der Regel mit einer zu großen Bagage belastet, um sich auf jenen kleinen Krieg einlassen zu können, den der Katholizismus seit drei Jahrhunderten gegen den chinesischen Aberglauben führt.

Gützlaff.

Der Einzige unter den protestantischen Missionarien, welcher in dieser Epoche — nicht zwar sich in das Innere des Reiches wagte — aber doch nordwärts längs der Küste vordrang, war Gützlaff, damals Agent der niederländischen Missions-Gesellschaft und gegenwärtig Dolmetscher der englischen Regierung in Hong-Kong. Gützlaff, den die Natur mit einer ganz chinesischen Physiognomie ausgestattet, machte sich mit einer Anzahl Bibeln und einem Waarenballen auf den Weg. Er spricht, nach Aussage der Sinologen, den Dialekt von Canton und die Mandarinensprache vortrefflich. So ausgerüstet, stellte er sich, in chinesischer Kleidung, den Eingebornen dar, die in ihm einen Landsmann zu begrüßen glaubten. Doch beschränkte sich Gützlaff's Propaganda auf die Vertheilung seiner Bibeln, und er berechnete die Anzahl seiner Bekehrungen nach der Anzahl von Exemplaren der heil. Schrift, die es ihm an den Mann zu bringen gelungen war. Er bemerkte bei dieser seiner Bibelvertheilung, daß Exemplare in rothem Einband die geeignetsten waren, den Glauben der Chinesen zu erwecken; wenn man dieses anders daraus, daß roth eingebundene Bibeln bei jeder Austheilung am lebhaftesten begehrt wurden, mit Herrn Dr. Iwan schließen darf. Gützlaff hat eine interessante Beschreibung seiner Reise herausgegeben, die leider nicht ganz frei von Uebertreibungen ist, so daß sich ein Urtheil über den Erfolg von Gützlaff's Wirken kaum fällen läßt.

Aerztliche Missionarien.

Trotz der Begründung eines Kollegiums in Malacca, trotz der Anstrengungen der in Canton und Macao angesiedelten Missionarien und Gützlaff's Versuchen, blieben die Eingebornen gleichgültig bei allen Bestrebungen der protestantischen Mission. Unter diesen Umständen gerieth Herr Colledge, Wundarzt bei der englischen Faktorei, auf den Gedanken, den Eingebornen die Hülfe seiner Kunst unentgeltlich anzubieten und eine Klinik in Macao zu gründen, der er den Namen eines augenärztlichen Hospitals gab. Der Versuch glückte vollkommen, die Kranken strömten zu Herrn Colledge's Klinik, und einige geglückte Kuren verbreiteten den Ruf des Stifters. Eine Subscription, die er zur Unterstützung seiner Anstalt bei den europäischen Residenten eröffnete, warf ihm in dem Zeitraum von 1827 — wo er seine Klinik gründete — bis zum J. 1842 eine Einnahme ab, die bis auf 50,000 Franken jährlich gestiegen ist. Herr Colledge fand mit seiner Anstalt schnell Nachahmer, besonders verfolgte Nord-Amerika den von

dem britischen Arzte eingeschlagenen Weg, die Arzneikunde als Vehikel der Glaubens-Propaganda zu benutzen.

Nordamerikanische Missionarien.

Unter den von den nordamerikanischen Missionsgesellschaften ausgesendeten Männern verdient vor allen Dr. Bridgman erwähnt zu werden. Denn ohne Zweifel ist er es, der für das Studium der chinesischen Sprache, namentlich für das Verständniß des Dialekts von Canton, das Bedeutendste geleistet hat. Außerdem ist er Hauptredacteur des Chinese Repository (chinesischen Repertoriums), einer Zeitschrift, die einen um so größeren Erfolg zu erwarten hat, je mehr sich von allen Seiten die Blicke der Welt nach dem himmlischen Reiche zu richten beginnen. Die Amerikaner betreiben das Bekehrungsgeschäft durchaus praktisch, und man darf behaupten, daß unter allen denjenigen, die sich einem ernstlichen Studium China's oder der Verbreitung des Christenthums widmen, die einflußreichsten jener Nation angehören. Die Engländer haben keinen Namen aufzuweisen, welcher die Vergleichung mit Namen wie Will Williams, Bridgman, Lockhardt, Parker aushielte, es müßte denn allenfalls Herr Thom seyn, der gelehrte und geistreiche Konsul in Ning-po. Eine Bemerkung, die wir bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken können, ist diese, daß, obgleich kein anderes Land so ausgezeichnete Sinologen, als Frankreich, besitzt, es dennoch in China keinen einzigen Franzosen giebt, der sich damit beschäftigte, das praktische Studium der chinesischen Sprache zu erleichtern, ja, daß sogar die französischen Konsulate genöthigt sind, für ihre Geschäfte die Dienste portugiesischer Dolmetscher in Anspruch zu nehmen.

Bridgman ist eher ein Mann des Studiums, als ein praktischer Arzt; er überläßt das Bekehrungsgeschäft daher auch Anderen, und die ärztliche Stellung, welche er einnehmen könnte, ist Herrn Parker anheimgefallen. Freilich hat er durch seine zahlreichen Schriften größere Dienste geleistet, als es geschehen seyn möchte, wenn er sich ausschließlich dem Missionswesen oder der Medizin gewidmet hätte — Beschäftigungen, die mit seiner friedsamen, forschenden Natur im Widerspruch stehen.

Medical society.

Bis zum J. 1838 wurden die ärztlichen Missionaire von den verschiedenen Missionsgesellschaften in England und den Vereinigten Staaten besoldet. Im J. 1838 jedoch bildete sich unter dem Namen „Medical society" eine anglo-amerikanische Gesellschaft, deren Zweck es ist, für die Bedürfnisse der Apostel der Wissenschaft und der Religion Sorge zu tragen. Diese Gesellschaft, deren Thätigkeit von zwei Centralpunkten aus — dem einen in England, dem anderen in Nord-Amerika — geleitet wird, beschäftigt sich ausschließlich mit Anstellung und Ausrüstung der zahlreichen Missionaire, über welche sie verfügt. Einige derselben sind zugleich Prediger und Aerzte, andere nur letzteres. Allein alle verpflichten sich, nach allen ihren Kräften für Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Die Gesellschaft verlangt von ihren Mandataren nur Eifer, ohne sich darum zu bekümmern, zu welcher speziellen protestantischen Kirchengemeinschaft sie gehören. Man trifft daher unter den Missionarien der Gesellschaft Methodisten, Presbyterianer, Anabaptisten, Anglikaner u. s. w. an, ja zuweilen stimmen selbst Mann und Frau nicht in allen Punkten ihres Glaubensbekenntnisses überein.

Vereinzelte Missionarien.

Die Missionsthätigkeit ist jedoch keinesweges auf das Wirken der Medical society und der Missionsgesellschaften beschränkt. Unabhängig von ihnen, geben Industrielle, Kaufleute u. s. w., die ihre Angelegenheiten, Weiber, die ihre Familien plötzlich im Stich lassen, sich einzeln mit dem Bekehrungsgeschäfte ab. Der Reichthum, die Entwickelung der Industrie, weit entfernt, den Trieb des Proselytismus zu ersticken, scheinen ihm vielmehr Nahrung zu geben.

Verhältnisse seit dem anglo-chinesischen Krieg.

Seit dem Kriege der Engländer gegen die Chinesen sind in allen den Ersteren eröffneten Häfen des Landes Repräsentanten der Medical society eingetroffen. Dagegen hält die Gesellschaft in Macao — welches als eine europäische Kolonie betrachtet wird — keinen Mandatar mehr; Macao ist gegenwärtig nur eine Station auf dem Wege zu den neu eröffneten Häfen. Die bedeutendsten Stellvertreter der Gesellschaft sind: in Canton Herr Parker, der als das geistliche Haupt der in China operirenden ärztlichen Phalanx betrachtet werden kann, und Herr Bridgman; in Amoy der Doktor Cumin; in Ning-po die Doktoren Macgowne und Mac-Carthy; in Schang-hay der Doktor Lockhart. Durch sein Verhältniß zur Gesellschaft sowohl, als durch seine individuelle Begabung, nimmt Herr Parker eine Stellung ein, wie sie ihm mehr als Ein europäischer Arzt beneiden könnte. Er besitzt ein großes, schönes Haus, welches ihm zugleich als Krankenanstalt dient, eine mit allen europäischen Erzeugnissen reichlich versehene Apotheke, eine bequeme Wohnung in der amerikanischen Faktorei und zu allem diesem eine schöne Frau, die an dem Proselytismus ihres Gatten mit allem Feuer, dessen eine junge hübsche Puritanerin fähig ist, theilnimmt. Die Zahl der Kranken, welche das Parkersche Krankenhaus besuchen, ist sehr bedeutend. Der Zudrang ist so groß, daß sie in der Vorhalle empfangen werden müssen, woselbst sie nach der Reihe untersucht werden. Ist eine Operation nothwendig, so erhält der Patient eine Karte, auf welcher der Tag vermerkt ist, an dem er sich von neuem einzustellen hat. Erheischt der Fall eine augenblickliche Behandlung, so wird ihm in einem anstoßenden Gemach sogleich die erforderliche Hülfe zu Theil. Doch wartet Herr Parker nur den geringeren Theil seiner Kranken in der Anstalt ab, er zieht es vor, sie in den verschiedenen Quartieren der Stadt, welche sie bewohnen, zu besuchen. Es ist dies ein Mittel, sich seine Popularität zu bewahren und sich bei den untern Klassen bekannt zu machen, die, obwohl im Allgemeinen den Fremden feindlich gesinnt, doch, in Betracht der täglichen Dienste, die er ihnen leistet, Herrn Parker liebgewonnen haben. Nur Männer und Frauen des niedrigsten Standes begeben sich in die Anstalt, und es ereignet sich blos in langen Intervallen, daß einmal ein Mandarin eines unteren Grades oder ein reicher Kaufmann erscheint. Zuweilen wird Herr Parker von höheren Mandarinen in die tatarische Stadt berufen, die außer ihm noch kein Fremder betreten hat. (Schluß folgt.)

England.

Der Eisenbahn-Alp.

(Schluß.)

Es entstand eine augenblickliche Pause. Keiner von uns Dreien bewegte sich. Dann bemerkte ich, daß Jeffries die Hand nach einem schweren Hammer ausstreckte, der nicht weit von ihm lag. Die Blicke des Wahnsinnigen schweiften von Einem zum Anderen; eben wollte Jener den Hammer fassen, als Westhorpe sich mit wüthendem Geschrei auf ihn stürzte — er hatte seine Absicht errathen.

„Das wolltest Du also?" knirschte der Rasende. „Versuch' es nur." Und er schlang seine Arme um den Unglücklichen, der sich krampfhaft, aber fruchtlos gegen ihn sträubte.

„Hülfe!" schrie er, „Hülfe, um Gott des Allmächtigen willen!"

Aber ich war starr vor Schrecken. Mit übermenschlicher Kraft riß Westhorpe den Bejammernswerthen empor und schwang ihn unter tollem Gelächter wie ein Kind in seinen Armen.

„Hülfe, Hülfe!" flehte Jeffries. „O, meine Frau, meine Kinder!"

Es waren seine letzten Worte. „Geh' heim zu ihr!" brüllte Westhorpe mit einem neuen teuflischen Gelächter, indem er sein zuckendes Schlachtopfer hoch in die Luft schleuderte. Noch ein Augenblick, und ich hörte den dumpfen, krachenden Ton, wie der Körper auf dem steinigen Boden in Stücke zerschellte. Dann wandte sich der Mörder plötzlich gegen mich. „Toll!" schrie er mit gewaltiger Stimme, „nun gut, ich bin es! Toll! toll!" — Er faßte mich am Kragen — hülflos wie ein Säugling krümmte ich mich unter seiner ehernen Faust. „Toll!" wiederholte er. „Ja! ich suchte lange, es niederzuhalten — O! ich sträubte mich — ich kämpfte dagegen an. Und ich sprach zu mir selbst: ich bin es nicht, obwohl ich es recht gut wußte — aber jetzt! jetzt fühl' ich, welche Lust ein Wahnsinniger genießt. Ha, ha, ha! Wer möchte bei Vernunft seyn, wenn er die Freuden des Wahnsinns kannte?"

Er stieß mich mit diesen Worten von sich, und ich schwankte in einen Winkel vor dem Dampfkessel zurück, ohne ein Wort aussprechen zu können. Der Paroxysmus schien auf einen Augenblick nachzulassen, und er murmelte nur noch etwas vor sich hin; dann griff er plötzlich zur Schaufel und begann, das Feuer anzuschüren. Ein Schauer des Entsetzens durchbebte mich; wir fuhren jetzt mit einer Schnelligkeit, wogegen alles Frühere Kinderspiel war. Ich suchte mich zu fassen und meinem Schicksal ruhig entgegenzusehen. Wenn die Lokomotive nicht aus den Schienen gerieth, so war es augenscheinlich, daß wir bald an das Ziel kommen mußten, das uns mit einem Schlag zerschmettern und in Staub verwandeln würde.

Von neuem faßte mich der Wahnsinnige, zog mich an sich und blickte mir starr ins Gesicht. Der unheimliche Glanz in seinen funkelnden, mit Blut durchschossenen Augen, die Todtenblässe seiner gräßlich verzerrten Züge erfüllte mich mit Grauen. Endlich sprach er langsam, ja gleichgültig: „So rasch als wir ist nie ein Sterblicher geflogen, seitdem diese Welt auf ihren Angeln ruht." Er hielt inne, und das unerträgliche Schaukeln der Maschine, nebst dem blitzschnellen Spiel des rasselnden Triebwerkes, gab seinen Worten die fürchterlichste Bestätigung. „Auf wie hoch schätzen Sie jetzt unsere Geschwindigkeit?" fragte er, noch immer, wie es schien, mit vollkommener Ruhe.

„Auf nicht viel weniger als hundert Meilen die Stunde", keuchte ich.

„Volle hundert Meilen", versetzte er. „Glauben Sie wohl, daß Geister so schnell fliegen?"

Nie werde ich den Grabeston vergessen, mit welchem er diese Frage an mich richtete. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, heftete er einen langen Blick auf das lodernde und sprühende Feuer, sprang dann wüthend auf, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und zog eine kleine Glasphiole aus der Tasche, die er mit abgewandtem Gesicht mir hinreichte. „Lesen Sie das Etikett", sagte er mit erstickter Stimme. Ich gehorchte. „Blausäure! Gift!" war die Aufschrift.

Er fuhr zusammen, als ob er einen Dolchstoß bekommen hätte. „Ich hab' es ihr nicht gegeben!" schrie er, „sie nahm es freiwillig. Aber vor Gott bin ich ihr Mörder, obgleich ich ihr das Gift nicht reichte. Ich habe das einzige Weib gemordet, welches ich je lieben konnte. O Mary, Mary! Aber Du bist gerächt — Du hast mich nie seitdem verlassen — Du schwebtest bei Nacht über meinem Lager — Du wandeltest bei Tage an meiner Seite — Du faßest mit Deiner Geisterhand in der meinigen, als ich den nagenden Wurm im Busen durch Wein zu betäuben suchte — selbst auf dem Dampfwagen fuhrst Du neben mir! Immer, überall hab' ich Dich gesehen. Ha, ha! Ich seh' Dich jetzt — Du folgst uns — folgst uns durch die Nacht — aber Du sollst uns nicht erreichen! Nein nein!"

Und der Wahnsinnige sprang auf und warf sich mit fürchterlichem Geheul auf das Triebwerk, dessen Räder er hin- und herriß, als ob er die Sturmes-Eile ihrer Bewegungen noch vermehren wollte. Völlig eingeschüchtert, drückte

ich mich in eine Ecke. In diesem Augenblick flogen wir in einen Tunnel. Der Schimmer von der Laterne und dem halb geöffneten Heerde flackerte auf dem gewölbten Dach, als wir den finsteren Gang durchschossen, und zeigte mir Westhorpe, der sich mit zuckenden Gliedern und krampfhaft verzerrtem Antlitz an die Maschine klammerte. Noch eine Sekunde, und wir befanden uns wieder unter freiem Himmel. Der entscheidende Moment war da; jetzt oder nie mußte ich ihn benutzen. Vor uns glimmerten die Lichter von Derby. Sie waren noch Meilen — viele Meilen entfernt, aber bei unserer gegenwärtigen Schnelligkeit hätten einige Minuten genügt, um uns an den Mauern der Station zu zerschmettern. Westhorpe kauerte in scheinbarer Besinnungslosigkeit auf dem Boden — ich war hinlänglich mit dem Mechanismus der Lokomotiven vertraut, um nöthigenfalls den Dampf ablassen zu können, und indem ich einen Hebel zurückzog, gelang es mir, das rasende Element zu beschwichtigen.

Die Räder hatten noch nicht eine einzige Schwingung vollbracht, als Westhorpe sich instinktmäßig aufrichtete und, ein wüthendes Gebrüll ausstoßend, mich von der Maschinerie fortschleppte. Mit einer Hand faßte er mich bei der Gurgel — ich krümmte mich unter dem Druck seiner eisernen Muskeln, während er mit der anderen den Hebel ergriff, und ich fühlte, daß er den Dampf wieder einließ. Ein schwaches Stöhnen entfuhr mir. Er ließ meine Gurgel los und zog mich an den Schultern zu sich. Ich strengte meine letzte Kraft an, um ihm Widerstand zu leisten. Indem ich meinen Schenkel um die seinigen schlang, gelang es mir, ihn rückwärts niederzuwerfen; er fiel mit donnerndem Gepolter theils auf den Boden der Lokomotive und theils auf eine Kiste, zum Aufbewahren von Utensilien und Instrumenten mancherlei Art bestimmt, die bei Unglücksfällen gebraucht werden. Der Vortheil war jedoch nur einen Augenbick auf meiner Seite; ich fühlte ihn mit titanengleicher Stärke sich unter mir aufrichten — mit einem Sprung war er auf den Beinen und hielt mich, mein ohnmächtiges Sträuben verlachend, in seinen Armen fest.

„So folge nun dem Anderen!" donnerte er.

Meine Muskeln zogen sich unwillkürlich zusammen — mir war, als ob ich zu einem Ball einschrumpfte, während er sich anschickte, mich von dem hohen Damm hinabzuwerfen, den wir so eben entlang schossen. Mit einem Mal kreischte er auf: „Ha! Da sind die Lichter von Derby! Die Stationslichter! Das grüne Signal zum Anhalten! Halten! Ha, ha, ha! Zur Hölle mit der Station! Quer durch wollen wir gehen! Durch! Durch Mauern, Häusee, Straßen — Alles soll vor uns nieder! Ha, ha, ha!"

Der Athem verging mir; noch immer umstrickten mich seine Arme mit ihrer gewaltigen Kraft. Es ward mir schwindelnd vor den Augen; blaue und gelbe Funken schienen mein Gehirn zu entzünden; die Viertel-Meilensteine schienen einer auf den anderen zu fallen; das Schwanken der Maschine ward immer stärker — sie schaukelte, krachte und stürzte brausend den Abhang hinunter, der nach der Station führt. Ich sah das Glimmern der Lichter in den Außengebäuden des Bahnhofs; ich hörte das jauchzende Gekreisch des Wahnsinnigen, mit dem Schreien, Pfeifen und Glockengeläut vermischt, das von allen Seiten ertönte; ich sah die dunklen Reihen der Waggons; ich sah den Schimmer der hell erleuchteten Station; ich sah die wogenden Gruppen auf dem Perron; ich sah Pfeiler, Lampen, Maschinen — Alles in einer verwirrten, formlosen Masse! Und immer lauter schallte das Gelächter des Wahnsinnigen; mit einem Angstruf, der die ganze Natur in ein wildes, grausiges Todtengeheul zu verwandeln schien, flogen wir weiter — weiter — weiter —

. . . .

„Nun, meine Herren, Ihre Billets, wenn's gefällig ist! Die Station zu Derby, meine Herren! Zehn Minuten Aufenthalt!

Ich fuhr mit einem Stoßseufzer in die Höhe.

„Heda! was fehlt Dir? Du hast schon seit einer halben Stunde im Schlafe gestöhnt und gewimmert."

„Westhorpe! Westhorpe!" lallte ich.

„Er schläft noch immer! Was Teufel willst Du denn mit Deinem Westhorpe? Wach' auf, Freund! wir wollen ein Glas Porter und ein Butterbrod nehmen."

Ich sank auf meinen Sitz zurück. „Es war also ein Traum?" flüsterte ich.

„Ja wohl! es war der Eisenbahn-Alp. Hab' ich Dich nicht vor dem Beefsteak-Pie in Leeds gewarnt? Aber was hat Dir denn geträumt? Gewiß von Deinen Courierreisen — nicht wahr?"

„Ganz recht! Gott sey Dank, daß es nur ein Traum — ein böser Traum war; aber nie werde ich den Eisenbahn-Alp vergessen."

Frankreich.

Eine Rechenstunde in Neuilly. *)

Lehrer. Nun, mein Prinz, nehmen Sie gefälligst Ihr Rechenbuch.

Kind. Ach, was! laß mich mit Deinen Zahlen zufrieden!

Lehrer. Erlauben Sie, mein Prinz, die Wissenschaft der Zahlen ist wichtiger, als Hoheit denken.

Kind. Und wozu dient sie, Trognon?

Lehrer. Wenn Sie groß sind, Monseigneur, werden Sie es einsehen; Sie werden dann erfahren, wie vortheilhaft es in der Welt ist, gut rechnen zu können.

Kind. O, wenn ich groß bin, dann werd' ich ja König seyn!

Lehrer. Desto mehr Grund, das Rechnen zu lernen.

Kind. Wirklich? .... Trognon, müssen die Könige auch rechnen?

Lehrer. Gewiß, Hoheit, und noch weit besser als einfache Privatleute.

Kind. Rechnet Großpapa gut?

Lehrer. Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, nicht daran zu zweifeln.

Kind. Es ist wahr, ich dachte nicht daran; da er in seiner Jugend Lehrer gewesen ist, so muß er es wohl können.

Lehrer. Das zeigt Ihnen, mein Prinz, wie die Fähigkeiten, die man bei Zeiten zu erlangen strebt, früher oder später nützlich werden können.

Kind. Es scheint in der That, daß das Rechnen meinem Großpapa keine schlechten Dienste geleistet hat! Aber — das ist ganz gleich, ich habe einmal durchaus keine Lust zum Rechnen.

Lehrer. Hoheit, Sie haben Unrecht; es ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib .... fragen Sie nur Herrn Montalivet. Und nun, mein Prinz, ein wenig Muth, und dann sagen Sie mir gefälligst, wie viel ist zwei mal zwei?

Kind. Sechs, Trognon.

Lehrer. O, o! Wenn Ihr Großpapa das hörte! Wie kann man so rechnen!

Kind. Du langweilst mich, Trognon; was brauch' ich zu rechnen?

Lehrer. Bitte tausendmal um Verzeihung, Monseigneur; ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß es das nothwendigste Erforderniß eines Fürsten ist, welcher die Ordnung liebt ....

Kind. Die öffentliche? ....

Lehrer. Und seine eigene .... In der That, ein Fürst, der mit seinem Privatvermögen gut haushält, thut es auch mit dem seines Volkes.

Kind. Glaubst Du, Trognon?

Lehrer. Das ist so gewiß, wie der achtunddreißigste Satz des Euklid.

Kind. Je besser also Herr Montalivet mit Großpapa's Gelde wirthschaftet, desto besser stände es nach Deiner Rechnung um die Taschen des französischen Volkes?

Lehrer. Offenbar .... auch muß man dem Herrn Grafen nachsagen, daß er als ein treuer Verwalter, der vor Allem auf das Beste des Landes bedacht ist, die erlauchte Kasse Ihres Großpapa's aufs trefflichste berücksichtigt.

Kind. Deshalb vermindert man auch mit jedem Jahre die Abgaben; nicht wahr, Trognon?

Lehrer. Wie Sie sagen, mein Prinz .... Das Budget beläuft sich heute Alles in Allem auf sechzehnhundert Millionen.

Kind. Ach!? .... Und sonst, unter der Restauration, wie hoch belief es sich da?

Lehrer. Auf tausend Millionen; nicht weniger, mein Prinz!

Kind. Pfui! das war viel weniger!

Lehrer. Aber bedenken Sie doch! .... was wollen Sie! — Frankreich hatte noch nie das Glück, sich einer wohlfeilen Verwaltung zu erfreuen.

Kind. Das sieht man wohl .... und wie groß ist denn der Unterschied, Trognon?

Lehrer. Rechnen Sie doch, Hoheit; subtrahiren Sie ....

Kind. Ich kann nicht, Du mußt es mir etwas zeigen.

Lehrer. Nichts ist einfacher; Sie setzen erst eine Milliarde, das heißt eine Eins mit neun Nullen.

Kind (schreibend). Da!

Lehrer. Nun setzen Sie sechszehnhundert Millionen; dann ziehen Sie gefälligst ab, und Sie werden finden, daß Ihnen sechshundert Millionen bleiben.

Kind. Also schwerer ist das Subtrahiren nicht?

Lehrer. Mein Gott, nein, Hoheit!

Kind. Das ist hübsch; künftig kann das Volk leicht selbst alle die Millionen berechnen, die es unter Großpapa's Regierung gewinnt.

Lehrer. O, nichts ist leichter .... man braucht nur die ersten Elemente der Rechenkunst zu kennen.

Kind. Ja, ich weiß .... die Addition und die Subtraction .... man fügt auf der einen Seite hinzu, und dann zieht man auf der anden Seite ab, das ist das Ganze.

Lehrer. Ganz und gar, mein Prinz.

Kind. Sag', Trognon, kommen im Budget auch bisweilen Additionen vor?

Lehrer. Das versteht sich; ohne diese würde man ja die Summe nicht kennen.

Kind. Wer macht sie denn?

Lehrer. Die Herren Minister.

Kind. So? .... und die Subtractionen auch?

Lehrer. Nein, mein Prinz; Subtractionen können in einem Budget nie vorkommen .... Sie begreifen wohl, daß bei einer Volksvertretung, wie wir sie haben —

Kind. Warum nennst Du das eine Volkstretung, Trognon?

Lehrer (erstaunt). Volkstretung!?

Kind. Etwa, weil das Volk getreten wird? *)

---

*) Die Mode, bekanntlich ein sehr pikantes, aber streng legitimistisches Blatt der Pariser eleganten Welt, bringt unter dem Titel „Les leçons de Neuilly ou l'enfant terrible" (das letzte, mit Anspielung auf eine bekannte Karikatur „les enfans terribles") eine Reihe satirischer Artikel über den Unterricht, den der kleine Graf von Paris erhält. Wir theilen hier den jüngsten und von denen, die uns zu Gesicht gekommen sind, interessantesten mit. Uebrigens haben diese Artikel außer ihren boshaften und satirischen Beziehungen etwas, was den Franzosen sonst in der Regel abgeht, nämlich Humor.

*) Im Urtext ist hier ein durch Uebersetzung nicht wiederzugebendes Wortspiel: parlementaire und parlementeur, parceque ceux qui parlent mentent.

Lehrer. Wahrhaftig, mein Prinz, ich weiß nicht, wo Sie Ihre Etymologieen suchen?

Kind. Was sagst Du? Aus der Mythologie ist die Volksvertretung?

Lehrer. Wir verstehen uns nicht mehr, Hoheit .... das gehört schon in die Algebra, und wir sind noch bei den ersten Regeln der Rechenkunst .... Erlauben Sie mir, Sie zu dem Gegenstande unseres Unterrichts zurückzuführen; wir haben gesehen, das Subtrahiren ist eine Operation, durch welche eine Zahl kleiner gemacht wird, indem man sie um eine andere vermindert.

Kind. Ich verstehe ... um also das Budget um sechshundert Millionen zu vermindern, zieht die Regierung jährlich diese Summe ab, nicht wahr?

Lehrer. Das Beispiel hätte besser gewählt seyn können, aber das thut nichts ... Was nun die Multiplication betrifft, dies ist eine Rechnungsart —

Kind. O, ich weiß .... das ist die, welche Montalivet immer mit den Fünffrankenstücken für Großpapa macht.

Lehrer. Was meinen Sie, Prinz?

Kind. Ha! Es scheint, als ob Montalivet ganz gut multiplizirte.

Lehrer. Er ist in der That ein sehr ausgezeichneter Rechner.

Kind. Wem sagst Du das, Trognon? Hat er mich nicht eines Tages gescholten, weil ich einem Armen eine Handvoll meiner kleinen Fünfsousstücke gegeben hatte, ohne sie zu zählen?!

Lehrer. Da hat er sehr Recht gehabt, mein Prinz; man muß nie geben, ohne zu berechnen.

Kind. Wozu, Trognon? Berechnet Montalivet Alles, was er für Großpapa giebt?

Lehrer. Gewiß, Hoheit; und er rechnet lieber zwei als ein Mal.

Kind. Das ist ein Vergnügen! Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich gäbe lieber mit vollen Händen.

Lehrer. Dann würden Sie nicht lange an seiner Stelle bleiben .... Sie würden ein großes Haus machen, Hoheit!

Kind. Was ist das, ein großes Haus?

Lehrer. Das ist ein Haus, in dem viel Geld ist.

Kind. So? Ich glaubte eher, das wäre ein Haus, in dem großer Ruhm ist.

Lehrer. Der Ruhm! .... der Ruhm! .... Sie vergessen, daß wir beim Rechnen sind; damit hat der Ruhm *) nichts zu schaffen. Wir waren, wenn ich nicht irre, bei der Multiplication.

Kind. O nein, bei der Subtraction! Denke doch, wie Du mir gesagt hast, daß man sechshundert Millionen zum Besten des Volkes vom Budget abgezogen hätte.

Lehrer. Sehr wohl; aber nachher waren wir zur Multiplication gekommen.

Kind. Höre, Trognon, Deine verdammten Zahlen fangen an, mir ekelhaft zu werden. Wenn es Dir gleich ist, so wollen wir exerziren .... Nun, also; Du kannst kommandiren! (Er nimmt ein kleines blechernes Gewehr und bewaffnet sich.)

Lehrer. Aber ich bitte Sie, Prinz, mich zu entschuldigen; ich weiß gar nicht mit Waffen umzugehen.

Kind. Gut, ich will es Dich lehren .... steh' auf, schnell, marsch!

Lehrer. Noch eimal, Hoheit —

Kind (ihn zum Aufstehen nöthigend). Wart', ich will Dir meine Patrontasche geben .... da .... jetzt nimm mein Gewehr .... Achtung auf's Kommando!

Lehrer. Hoheit, ich will kapituliren! Erlauben Sie mir, Ihnen die Waffen zurückzugeben, so verpflichte ich mich, Sie morgen zur Besichtigung des Artillerie-Museums zu führen.

Kind. Was ist da zu sehen, Trognon?

Lehrer. Waffen von der seltensten Schönheit, Gewehre, Säbel, Pistolen...

Kind. Auch Spielsachen, wie diese? .... ich möchte wohl .... aber sag' einmal, Trognon, muß ich da wieder sprechen?

Lehrer. Immer, Prinz; aber seyen Sie ganz ruhig; ich werde schon dafür sorgen, Sie auf einige glückliche Worte vorzubereiten.

Kind. Ich danke Dir für Deine glücklichen Worte .... ich spreche eben so gern allein.

Lehrer. Es thut mir leid, Hoheit; aber ich habe gemessenen Befehl, dafür zu sorgen, daß Sie hübsche und treffende Worte sprechen.

Kind. Ach so, wie damals beim Leverrierschen Planeten, nicht wahr? .... Du willst also, dieser Besuch soll eine Art offizieller Form seyn?

Lehrer. Bedenken Sie, Prinz, daß es gar nicht anders seyn kann .... Sie werden mit allen Ihrem Range gebührenden Ehren vom General Gourgaud empfangen werden, der es übernehmen wird, Ihnen selbst alle Erklärungen zu geben, welche Eure Königliche Hoheit nur wünschen können.

Kind. Wer ist der Herr?

Lehrer. Ein alter Feldhauptmann des Kaisers, der in derselben Eigenschaft in Ihres Großpapa's Diensten steht.

Kind. Ach so, er ist Hauptmann, wenn Großpapa zu Felde zieht? **) Ja, dann muß er wohl Zeit übrig haben, die Waffen seines Museums zu putzen!

*) La Gloire — die schwache Seite der Franzosen.

**) Wieder ein nicht genau zu übersetzendes Wortspiel: aide-de-camp. — Ah! c'est lui, qui aide bon-papa dans les camps?

Lehrer. Sie werden sehen, in wie gutem Stande er seine Sammlung hält! Es wird dann auch gut seyn, wenn Sie ihm z. B. gefälligst erlauben wollten, Ihnen etwas Schießbaumwolle in der hohlen Hand zu verbrennen.

Kind. Was? Er will mich brennen?!

Lehrer. Es ist nicht gefährlich; fürchten Sie nichts. Ich bin überzeugt, dieser heldenmüthige Versuch wird allgemeine Bewunderung erregen.

Kind. Aber, mein Gott, Trognon, warum machst Du denn jetzt so viel her mit mir?

Lehrer. Wie so, Prinz? Ich verstehe Sie nicht.

Kind. Es ist wahr, seit einiger Zeit kann ich doch nicht eine Minute ruhig spielen. Bald muß man widerwärtige alte Herren empfangen, die mir nichts als Dummheiten sagen; bald soll ich Monumente besuchen, wo ich dann Deine „glücklichen Worte" auswendig lernen und hersagen muß; dann lässest Du mich Briefe schreiben, die weder Hand noch Fuß haben, wie der über den Planeten .... wenn Du etwa glaubst, daß alles dies Vergnügen macht! ....

Lehrer. Erlauben Sie, Prinz; Sie sind, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, nicht auf den Stufen des Julithrones geboren, um sich zu amüsiren. Ueberdies sind Sie schon acht Jahre alt, und Herr Guizot ist der Meinung, daß der Augenblick gekommen sey, die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Liebe von ganz Frankreich auf Ihre erhabene Person zu lenken.

Kind. Aber ich frage Dich: Was geht das Frankreich an, wenn man mir Baumwolle auf der Hand verbrennt?

Lehrer. Das wird ihm zeigen, wie Eure Königliche Hoheit mit großem Muthe begabt und folglich würdig sind, über die Franzosen zu herrschen! .... Das ist mathematisch bewiesen.

Kind. Ah, das ist eine Berechnung. Danke, Trognon, für heute hab' ich genug von dieser Mathematik!

Mannigfaltiges.

— Ignaz Moscheles. Hiesige Blätter enthalten die Nachricht von der Ankunft des berühmten Klavier-Virtuosen und Komponisten Moscheles in Berlin, mit dem seltsamen Beisatze, daß das hohe Alter dem einst so gefeierten Virtuosen nicht mehr gestatte, seine Finger zum Klavierspiele mit Geläufigkeit zu gebrauchen. Ignaz Moscheles ist im J. 1794 geboren, jetzt also 52 Jahr alt und mithin immer noch ein Mann, der sich, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren befindet. In London, wo Moscheles bekanntlich an der Akademie als Professor der Musik angestellt ist, weiß man so wenig von der Alterung seiner Finger, daß man sich noch immer zu den öffentlichen Aufführungen drängt, bei welchen er mitwirkt. Wir haben unter Anderem Gelegenheit gehabt, ihn vor etwas mehr als einem Jahre in einem Konzerte zu hören, das unter seiner Leitung zum Besten des in London neu gegründeten „deutschen Hospitals" zu Stande kam, und wir müssen gestehen, daß, obwohl wir kurz vorher Franz Liszt gehört hatten, das Spiel des deutschen Meisters uns einen noch nicht so empfundenen Genuß verschaffte. Besonders sind es die klassischen Werke Beethoven's, so wie die seines persönlichen Freundes Felix Mendelssohn, die Moscheles mit Vorliebe und großem Beifall in London zu spielen pflegt. Aber auch seine eigenen Etuden haben bekanntlich einen weitverbreiteten Ruf unter allen Klavierspielern erlangt.

Berliner, Pariser und Londoner Theaterpreise. Das Journal Français de Berlin macht darauf aufmerksam, daß in der großen Oper in Paris, in der Académie Royale de Musique, die ersten Plätze (premières de face et avant-scènes des premières) nicht mehr als 9 Fr. (2 Thlr. 12 Sgr.) kosten, während man jetzt für die mit jenen Plätzen gleich zu stellenden sogenannten Fremdenlogen des Berliner Opernhauses nicht weniger als drei Thaler pro Person zu bezahlen hat — einen Preis, wofür man *) selbst einen Sperrsitz oder einen Logenplatz in der italiänischen Oper in London, die bisher als das theuerste Theater der Welt angesehen wurde, haben kann. Die italiänische Oper in London zahlt freilich ihren ersten Sängern und Sängerinnen, und zwar für die wenigen Monate der stagione (season), 4—5000 Pfund Gehalt; auch bei der Pariser Oper giebt es Gehalte von 80—120,000 Fr.; und welches ist dagegen die höchste Besoldung bei der Berliner Oper? 3—4000 Thlr.! Es scheint daher in der That unbegreiflich, weshalb man in der letzten Zeit bei der hiesigen Opernbühne zu einer so bedeutenden Erhöhung der Eintrittspreise hat schreiten müssen. Doch nicht etwa um die Tantièmen wieder einzubekommen, die man bisher für Opern an Dichter und Komponisten zu zahlen hatte? Madame Viardot-Garcia — so wird in den beiden Berliner Zeitungen berichtet — erhält freilich ein Honorar von 50 Frd'or für den Abend, aber in Paris und in St. Petersburg hat sie das Doppelte dieser Summe erhalten, ohne daß es darum doch die dortigen Theaterverwaltungen für nöthig hielten, die Eintrittspreise auf eine Art zu erhöhen, daß namentlich Fremde, die Berlin besuchen und denen das Theater ein Bedürfniß ist, auf den Gedanken kommen, man spekulire auf dieses Bedürfniß, um dadurch den abonnirten Berlinern um so wohlfeilere Plätze gewähren zu können.

*) nämlich für 10 Shill., was positiv nur eine Kleinigkeit mehr, aber relativ (d. h. mit Rücksicht auf den geringeren Werth des Geldes in England) bedeutend weniger als 3 Thlr. ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Donnerstag den 14. Januar 1847.

England.

Der Marquis von Normanby als Weltmann, Romandichter und Diplomat.

Konstantin Henry Phipps, Marquis von Normanby, Graf und Baron von Mulgrave, ist am 15. Mai 1797 geboren. Seine Genealogie ist insofern interessant, als sie uns ein treues Charakterbild der meisten Geschlechtsregister der englischen Aristokratie liefert; weshalb wir einen kurzen Ueberblick über dieselbe der persönlichen Charakteristik des Lords, der bekanntlich jetzt Botschafter der Königin Victoria in Paris ist, voranschicken wollen.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir in den genealogischen Tabellen des Namens Phipps einen James Phipps, seines Berufs Waffenschmied zu Bristol, der nach Neu-England auswanderte und dort sich verheiratete. Eines der jüngsten Glieder seiner sehr zahlreichen Familie, William Phipps, bildete sich zu einem tüchtigen Mathematiker heran und erwarb sich durch seine Verdienste um die Wissenschaft die Ehre, von König Jakob II. zum Ritter geschlagen zu werden. Man hat in England dem Sir William Phipps oft die Erfindung der Taucherglocke zugeschrieben. Allein diese Maschine existirte nachweislich schon 1669, da man sich ihrer an den Küsten von Mull in Schottland zur Wiederauffindung einiger Ueberbleibsel der an dieser Küste gescheiterten Armada bediente; damals aber war William Phipps noch ein Kind. Wenn er aber die Taucherglocke nicht erfunden hat, so hat er sie doch wahrscheinlicher Weise vervollkommnet. Wenigstens verstand er sie trefflich zu gebrauchen, als eine spanische Gallione in einer Bai von Neu-England ihren Untergang gefunden hatte. Dieses Fahrzeug war von Mejiko mit einer Ladung Goldbarren ausgelaufen. Sir William Phipps hob diesen Schatz, der ihn reicher machte, als Gelehrte gewöhnlich zu werden pflegen. Außerdem trug dieser anglo-amerikanische Monte-Christo, in Voraussicht eines anderen glücklichen Schiffbruchs, Sorge, sich von der Krone ein Patent ertheilen zu lassen, wodurch er ermächtigt war, auf der ganzen Küste Schätze zu fischen. Man sieht, daß die Gelehrten jener Zeit zuweilen vorsichtige Leute waren und ihre Geschäfte gern selbst machten. Heutzutage haben sie für die geringste Unternehmung eine Association, einen Banquier, einen Wechselagenten, einen Notar und andere Mittelpersonen nöthig, deren jede ihren Zehnten von allen Erfindungen und Entdeckungen des Genies oder der Industrie erhält. Sir William Phipps vergrößerte sein Vermögen mehr und mehr; doch hatte er leider weder Sohn noch Tochter, an die er dasselbe hätte vererben können: ein Umstand, der ohne Zweifel als eine Schickung der Vorsehung anzusehen ist in Rücksicht auf die zahlreichen Neffen und Nichten, die ihm seine vielen Brüder und Schwestern — er hatte deren 25 — geschenkt hatten. Es scheint, daß Jedem von ihnen eine Summe als Vermächtniß bestimmt war; aber Sir William, obschon von neugebackenem Adel, versäumte nicht, als echter Aristokrat sich einen bevorzugten Erben zu erwählen, dem mit dem größten Theil des Vermögens auch die Ehre zufiel, seinen Adel fortzupflanzen. Dieser glückliche Neffe, der direkte Vorfahr unseres Marquis von Normanby, war ein Rechtsgelehrter und behauptete während vier Jahre, von 1710—1714, den Sitz eines Lordkanzlers von Irland. Er nannte sich Sir Konstantin Phipps und zählte unter seinen persönlichen Vorfahren einen Obersten Phipps, der in den Kriegen des Parlaments und des Königs, unter Karl I., eine Rolle spielte.

Der Sohn des Sir Konstantin Phipps verband sich durch Heirat mit dem edlen Hause von Sheffield, das auf dem Punkte stand, zu erlöschen. So kam es, daß er bei seinem Tode seinem Erben die Hoffnung hinterließ, einige der auf dem Haupte des letzten Herzogs von Buckingham vereinigten Titel zu erwerben. In der That wurde der dritte Sir Konstantin Phipps, Dank den Ansprüchen seiner Mutter, Baron Mulgrave von Mulgrave und fand Eingang in das Haus der Lords. Der älteste Sohn des ersten Lord Mulgrave wurde mit jenem Instinkt für das Meer geboren, durch den England so viel kühne Seeleute besitzt; er widmete sich dem Seedienst und behauptete seit 1765 die Stellung eines Schiffs-Capitains, als im Jahre 1773 die Aufsuchung des Nordpols, welche bisher nur die Geographen beschäftigt hatte, die englische Admiralität ernsthaft zu beschäftigen schien. Der Capitain Phipps bot seine Dienste an. Man kannte seinen Muth und seine anderen Verdienste und nahm sein Anerbieten an. Es ist bekannt, was nach ihm ein Franklin und Roß versucht hat, und daß alle diese Unternehmungen scheiterten. Jedenfalls hat er den Ruhm des ersten Versuches sich erworben. Nach seiner Rückkunft in England meldete er sich zu den Wahlen des Fleckens Scarborough als Kandidat und kam in's Unterhaus. Später erhob er sich zu der Stellung eines Mitgliedes des Geheimenraths; bald jedoch meldeten sich bei ihm die Schwächen des Alters, er mußte die Bäder von Spaa brauchen und starb am 10. Oktober 1794, indem er seinen jüngeren Bruder, den Vater des jetzigen Marquis von Normanby, der damals in der Armee diente, als einzigen Erben hinterließ. Dieser stieg zu dem Grade eines Oberbefehlshabers der Artillerie auf; woraus hervorgeht, daß unser Lord, wie Lord Byron, einen berühmten Seefahrer zum Oheim und einen Offizier der Land-Armee zum Vater hatte.

Dies waren die Vorfahren des Diplomaten, welcher heute seine Königin bei dem Könige der Franzosen repräsentirt. Werfen wir jetzt einen Blick auf sein eigenes Leben. Als Kind ließ er schon sehr früh eine schmiegsame und lebendige Fassungskraft erkennen, für die alle Richtungen offen sind, abgesehen davon, ob er als Erbe von Privilegien von dem Zufall seiner Geburt Gebrauch machen wollte. Für solche glückliche Naturen paßt besonders eine öffentliche Erziehung, deren Hauptthebel der Wetteifer des erregten Ehrgeizes ist. Der junge Lord wurde auf die Schule von Harrow-on-the-Hill geschickt, wo er sich bald auszeichnete.

Es sind vorzugsweise fünf Schulen, die in England sich mit der Erziehung der Söhne aus der Klasse der Aristokratie oder aus dem Stande der reichen Bürger beschäftigen, nämlich Eton, Harrow-on-the-Hill, Winchester, Westminster und Rugby. Man erhält dort eine klassische Erziehung, die durch einen drei- oder vierjährigen Aufenthalt in den Hörsälen der beiden alten Universitäten Cambridge und Oxford vervollständigt wird. Harrow hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dem Parlament und den schönen Wissenschaften einen glänzenden Kontingent geliefert. Byron ist auch in Harrow erzogen worden, wo Sir Robert Peel einer seiner Mitschüler war. Diese Schulen bringen für die adeligen Kinder den Vortheil mit sich, daß sie darin an jene Gleichheit gewöhnt werden, welche in der englischen Gesellschaft das aufstrebende Talent dem erblichen Titel näher rückt, ohne doch die Etikette und die Privilegien der Geburt ganz aufzuheben. Der Verfasser des Childe Harold, Lord Byron, erzählt, daß seine jungen Kameraden von Harrow es in keiner Weise auffallend fanden, daß von dem Sterbetage seines Oheims, der ihm die Pairschaft vermacht hatte, der Lehrer seinem Namen, der bisher Byron schlechtweg gelautet hatte, das Wort dominus vorsetzte. So wird auch, wenn die domini von Eton oder Harrow auf die Universitäten Oxford oder Cambridge übergehen, kein Zögling derselben unangenehm dadurch berührt, daß Jene einen seidenen Mantel und goldene Troddeln an ihrer Mütze tragen.

Als Lord Normanby die Schule von Harrow verließ, bezog er die Universität Cambridge. Es war dies eine glückliche Wahl; denn für einen jungen Mann von 16 Jahren, welcher Homer und Virgil über Euklid, und Shakespeare und Milton über Isaak Newton stellt, bieten die Auditorien der Stadt an den Ufern des Cam hinlänglichen Stoff dar, um seine poetische Einbildungskraft zu beflügeln. An die einsamen und klösterlichen Asyle der Wissenschaft gränzen hier grüne Wiesen, und neben der erhabenen Majestät der gothischen Baukunst erhebt sich die nicht minder erhabene Majestät von alten Bäumen, unter deren Schatten viele Verse geboren sind, seit Milton's schönen Hexametern und Sonnetten, in denen er die Schwermuth der Liebe und die Sehnsucht der Religion verherrlichte. Der Nachkömmling des Mathematikers Phipps trieb in Cambridge das, was Byron und Milton daselbst getrieben, nämlich Poesie; besonders aber bildete er auch seine natürliche Neigung für Declamation und Pantomime aus. Wäre er nicht verpflichtet gewesen, seinen aristokratischen Titel und seine erblichen Ehren zur Geltung zu bringen, so wäre sein am meisten hervortretender Beruf wohl die dramatische Kunst gewesen. Auch jetzt findet er noch die angenehmste Erholung darin, Komödie zu spielen. Vielleicht werden unsere Leser ganz im Geheimen oder auch ganz offen denken, daß diese Neigung zum Komödiespielen durchaus keine unnütze Beschäftigung für den edlen Lord war, dessen anderweitige Talente ihn zur Annahme einer Gesandtenstelle riefen. Der Gesandte Englands konnte wohl zu jenem Talent seine Zuflucht nehmen, als er von seiner Regierung Instructionen empfing, wodurch ihm die Pflicht auferlegt wurde, an dem französischen Hofe die Rolle eines schmollenden Diplomaten zu spielen. Aber als Mann von Geist, der die Undankbarkeit einer solchen Rolle einsah, hat Lord Normanby die Aufführung derselben geschickt zu vermeiden gewußt. Kommen wir jedoch auf die Vergangenheit zurück. Als Lord Normanby die Universität verlassen hatte, beeilte er sich, die Vortheile auszubeuten, die einem werdenden Redner durch das Talent der dramatischen Darstellung er-

wachsen können. Kaum in das Alter der Großjährigkeit getreten, repräsentirte er in dem Hause der Gemeinen den Flecken Scarborough, ebendenselben, dessen Repräsentant früher sein Oheim gewesen war.

Wie große und zahlreiche Mängel in Rücksicht auf die Unterrichts-Methode die englischen Universitäten besitzen mögen, so haben sie doch den großen Vorzug, daß sie die adelige Jugend frühzeitig auf ihre politische Laufbahn vorbereiten. Hierzu kömmt noch, daß die aristokratischen Familien den vortrefflichen Grundsatz haben, ihre Erben so bald als möglich in dem Drama der öffentlichen Interessen eine Rolle spielen zu lassen. Einige mögen allerdings ihre Bürgerpflichten vernachlässigen, aber selbst diese schöpfen daraus einen edlen Ehrgeiz, der sie früher oder später den oberflächlichen Zerstreuungen entreißen muß. Wenn sie, wie Lord Normanby es gleich anfangs that, den Rednerstuhl besteigen und ihn mit einigen Beifallsbezeugungen verlassen, so wird es ihnen nicht schwer seyn, zu erkennen, daß der Parteienkampf Empfindungen erregt, wodurch die Jugend in ihren eigenen Augen erhoben wird. Das verständige und vorsichtige England hat mehr Vertrauen zu seiner Jugend, als das enthusiastische Frankreich; man braucht dort nicht nothwendig graue Haare zu haben, um Minister zu seyn, wie Pitt, oder Führer der Opposition, wie Fox.

Daß Lord Normanby, dieser liebenswürdige Acteur der Gesellschaft und Romandichter der feinen Welt, wohl einsah, was er seinem Namen und seinem Range schuldig sey, scheint uns besonders daraus hervorzugehen, daß er beim Eintritt in das Parlament sich verheiratete. Er war kaum 21 Jahr alt, als er sich mit der ehrenwerthen Mary Liddell, ältesten Tochter des Lord Ravensworth, verband, die, wie er, von der Natur wie vom Schicksal mit einer reichen Mitgift beschenkt worden war. Es hat überall und immer nur eine Stimme über die Liebenswürdigkeit und den Geist der Lady Normanby gegeben: und wahrlich, der sie in seinem 21sten Jahre zur Gefährtin wählte, hat oft die schöne Stelle Shakespeare's auf sich anwenden können:

For what is wedlock, but a hell,
An age of discord and continual strife,
Whereas the contrary bringeth forth bliss
And is a pattern of celestial peace.
(1st part of Henry VI.)

Wir können den Charakter und das Talent des Lord Normanby am besten dadurch charakterisiren, daß wir sagen, in seinen Empfindungen wie in seinen politischen Ansichten, in seinen schöngeistigen Werken wie in seinen parlamentarischen Reden findet man stets einen ritterlichen Liberalismus und eine seltene Festigkeit in der Befolgung von Grundsätzen, die Würde des großen Herrn und den feinen Geschmack des Künstlers. Obgleich ein guter Protestant, stand er doch nicht an, im Unterhause zu Gunsten der Emancipation der Katholiken zu sprechen; die Katholiken waren damals noch in England wenn nicht proskribirt und unterdrückt, so doch ihrer politischen Rechte beraubt. Der junge Lord, Sohn eines toryistischen Vaters und durch die erblichen Rechte seiner Familie ins Parlament eingetreten, unterstützte alle Maßregeln, wodurch Lord John Russell, sein Freund, die parlamentarische Reform ins Leben rief. Kurz darauf trat sein Vater als General-Direktor der Artillerie in das Verwaltungsfach ein. So war sein Sohn im Kampf zwischen seiner kindlichen Neigung und seinen politischen Ansichten und daher außer Stande, die Regierung anzugreifen, ohne sich zugleich seinem Vater feindlich gegenüberzustellen. Andererseits wollte er aber auch durch sein Stillschweigen nicht einer Politik dienen, deren Prinzipien er mißbilligen mußte. Er zog sich daher aus dem Parlament zurück und opferte so seiner Ueberzeugung die ersten ruhmvollen Erfolge seiner beginnenden politischen Laufbahn.

Bis die Umstände ihm eine weniger unsichere Stellung in der Politik darbieten würden, widmete sich der junge Lord ganz seiner Neigung für die Kunst und die Wissenschaft. Italien schien ihm dasjenige Land zu seyn, wo er einige Jahre freiwilliger Verbannung auf eine seinem Geschmack entsprechende Weise verleben konnte. Er besuchte die hauptsächlichsten Städte der Halbinsel und ließ sich endlich zu Florenz nieder. Die Musenstadt an den Ufern des Arno ist für jeden geborenen Künstler ein zweites Vaterland. Lord und Lady Normanby wußten daselbst das englische Leben mit dem italiänischen in einer Weise zu verschmelzen, die selbst den Neid der Fürsten erregen mußte. Lord Normanby ahmte in Italien nicht dem Lord Byron nach, der dort seine Nationalität abgelegt zu haben schien. Seine Salons öffneten sich nicht nur den Reisenden der drei Königreiche, wie den Italiänern, den Künstlern und Dichtern aller Länder, sondern Thalia und Melpomene hatten daselbst auch ihre kleinen Tempel in britischem Styl. Endlich wünschten die Landsleute Shakespeare's, die noch die races mehr als die Bühne liebten, den Florentineern Glück dazu, daß sie in Lord Normanby einen Verehrer des englischen Weltrennens besaßen, der dasselbe in Toskana einzuführen bemüht war.

(Schluß folgt.)

China.

Das Christenthum in China.

(Schluß.)

Missions-Reklamen.

Parker benutzt, um seine Klientel und seinen Einfluß zu erweitern, alle jene kleinen Mittel, die mehr oder weniger an eine gewisse Charlatanerie anstreifen. Er hat sich von verschiedenen chinesischen Malern in der Ausübung seiner Kunst darstellen lassen. Hier ist er zu sehen, wie er ein Glied amputirt, dort, wie er einen Kranken von einer ungeheuren Geschwulst befreit, auf einem dritten Bilde endlich erblickt man den Patienten, wie er, frisch und gesund, seinem Arzte seinen Dank abstattet. Eine Scene, welche Herr Parker besonders liebt und die sich in seinem Krankenhause, in seinem Wohnzimmer, bei seinen Freunden, ja fast in allen Bilderläden Cantons vorfindet, ist die, wo einer seiner chinesischen Zöglinge unter seiner Leitung die erste Operation des Staars verrichtet. Außerdem veröffentlicht er jährlich die Liste derjenigen Personen, welche ihn konsultirt haben. Auf einem dieser Verzeichnisse findet sich auch der Name Ky-Ying's, des Vicekönigs von Canton; wir haben jedoch nicht in Erfahrung bringen können, ob der Besuch des Vicekönigs Herrn Cushing, dem amerikanischen Bevollmächtigten, oder dem Arzte des Krankenhauses gegolten.

Die Dispensatorien des Herrn Lockhart in Schang-hay und des Herrn Macgawne in Ning-po sind zwar nach denselben Grundsätzen, wie die Parkersche Anstalt, eingerichtet, allein diese beiden ausgezeichneten Männer, die es weniger, als jener, auf Popularität abgesehen haben, behandeln ihre Kranken bei sich und streben dahin, den Instituten, welchen sie vorstehen, den Charakter von Hospitälern zu geben. Zu wünschen wäre nur noch, daß man mit diesen Instituten Unterrichtsanstalten in Verbindung brächte, in denen den Eingebornen Gelegenheit gegeben würde, gründlichere medizinische Kenntnisse zu sammeln, als sie auf andere Weise in China zu erlangen sind.

Ning-po. — Macgawne. — Chinesische Frauen.

Während meines Aufenthalts in Ning-po — erzählt Dr. Yvan weiter — haben Dr. Macgawne und sein würdiger Kollaborator, Dr. Mac-Carthy, es mir gestattet, an ihren Arbeiten Theil zu nehmen. Ich habe ihr Krankenhaus besuchen dürfen und habe sie zu den Kranken begleitet, welche sie in deren Wohnungen behandelten. In diesem Theil China's ist das Volk den Fremden geneigter, und die Aufnahme, welche wir fanden, war so, wie sie einem ausgezeichneten Arzt bei uns auf dem Lande wird. Die Frauen flohen nicht bei unserem Erscheinen, sie bemühten sich vielmehr, meinen Kollegen — die Beide chinesisch sprachen — Alles mitzutheilen, was sich seit dem letzten Besuche zugetragen. Sie thaten dies, indem sie ihre einsylbige Sprache — welche in ihrem reizenden Munde dem Gezwitscher der Vögel glich — möglichst sanft accentuirten. Während wir dem Kranken unseren Besuch abstatteten, wurde Thee für uns bereitet, den uns dann die Frauen, einherwatschelnd auf ihren Füßchen, servirten. Nichts ist so reizend, als diese zarten Geschöpfe im Innern ihrer Häuslichkeit zu sehen; diese holden kleinen Feen flößen ein unbeschreibliches Interesse ein. Zuweilen versuchte ich es, die mir gebotene Tasse Thee abzulehnen, allein dann wurden die Bitten so dringend, so ausdrucksvoll, es lag in ihren Gesichterchen, in ihren Augen mit den langen Wimpern eine solche Beredsamkeit, der Ton ihrer Sprache war so hinreißend, daß ich oft meine Weigerung nur darum hätte fortsetzen mögen, um sie noch länger zu hören. Wenn wir unseren Thee getrunken und dadurch der chinesischen Höflichkeit unseren Tribut dargebracht hatten, so ergriffen meine Kollegen in der Regel die Gelegenheit, einige Worte fallen zu lassen, von denen sie glaubten, daß sie gute Früchte tragen würden. Entweder war es das Bild einer Schutzgottheit, oder es waren die vor dem Altar des Hauses brennenden Lichtchen, die ihrer Ermahnung zum Texte dienen mußten; allein ich muß gestehen, diese Ermahnungen wurden mit einem gewissen Mißbehagen angehört. Der gröbste Aberglaube ist doch am Ende auch Glauben, und es kam mir vor, als ob die armen Chinesen die Besuche eines Arztes theuer zu bezahlen glaubten, indem sie seine Aeußerungen gegen ihren Aberglauben hinnehmen mußten. Herr Mac-Carthy wohnt sogar in einem Bonzenkloster, und es verdient bemerkt zu werden, daß diese Bonzen — sie gehören zur Sekte der Tao-Tseus — ihm erlauben, zweimal in der Woche in ihrem Tempel religiöse Vorträge zu halten, ohne daß sie den geringsten Anstoß an diesen Bekehrungsversuchen zu nehmen oder die Erfolge, welche er seinem Eifer verdanken könnte, zu fürchten scheinen. Einige von ihnen wohnen sogar diesem seinem Unterrichte bei, allein sie enthalten sich jeglicher Erörterung und scheinen die Predigten des Doktors weit mehr als rhetorische Uebungen, denn als Ergüsse einer innigen Ueberzeugung zu betrachten.

Jüngere Aerzte.

Die beiden jüngsten Aerzte in diesen Gegenden, die Herren Mac-Carthy und Cumin in Amoy, begnügen sich nicht damit, ihr Geschäft in den von ihnen bewohnten Städten zu betreiben, sie durchstreifen das Land und bieten überall in den Dörfern den Leidenden ihre Hülfe an. Ich habe zuweilen an Herrn Cumin's Krankenbesuchen in der Umgegend von Amoy Theil genommen. Nie habe ich einen Menschen von innigerer Ueberzeugung kennen gelernt, als diesen jungen Missionair, der überdies der geschickteste unter allen Aerzten, die man nach China gesendet, seyn dürfte. Mit Vergnügen hörte ich ihn von den Hoffnungen reden, die er auf die Thätigkeit der Missionaire gründet, und auf den Einfluß, den das christliche Familienleben derselben auf die Eingebornen haben müsse. Auch konnte ich mich überzeugen, daß den Worten des Herrn Cumin ein gewisser Einfluß nicht abgeht.

Kindermord.

In Amoy so wie in ganz Fo-Kien ist trotz des unfruchtbaren Bodens und des ungesunden Klima's die Bevölkerung über alle Maßen dicht, und hier ist es, wo der Kindermord am meisten üblich ist. Der Grund dieser barbarischen Sitte liegt in nichts Anderem, als in dem großen Elend des Volkes, und es ist sehr zu bezweifeln, ob das Christenthum mächtig genug seyn würde, sie auszurotten. Herr Cumin wenigstens hat mir gestanden, daß er vergeblich

gesucht habe, den Fo-Kienern das Abscheuliche einer solchen Handlung begreiflich zu machen.

Eines Tages kehrten wir nach einem Spaziergange auf den die Stadt umgebenden Anhöhen in einem kleinen Hause von melancholischem Aussehen ein; es lag am Ufer des Meeres, das mit dem Schaum seiner Wellen die Thürschwelle netzte. Die ganze Wohnung bestand nur aus einem einzigen Gemach zu ebener Erde und wurde von einer Frau bewohnt, die früher Amme in einer christlichen Familie gewesen war. Die noch junge Frau hatte in ihren Zügen einen Ausdruck von heiterem Wohlwollen; ihre Kinder, die, gleich allen chinesischen Kindern, kluge, aufgeweckte Gesichter hatten, kauerten spielend auf dem Fußboden. Alles schien auf ein ruhiges, heiteres Daseyn, nicht auf Scenen des Mordes, zu deuten, und dennoch hatte diese Frau, trotz ihres so heiteren, so wohlwollenden Wesens, mit eigener Hand zwei ihrer Töchter gleich nach der Geburt getödtet. Der Schauder, welchen wir bei ihrer Erzählung zu erkennen gaben, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie.

Resultate der ärztlichen Missionen.

Wenn man nach den Resultaten in religiöser Beziehung fragt, zu welchen die ärztlichen Missionaire gelangt sind, die der Protestantismus in das Land ausgesendet, welches er für sich zu erobern sucht, so müssen wir gestehen, daß uns diese Resultate von geringer Bedeutung scheinen. Unter die Aufsicht der geistlichen Missionaire, ihrer Vorgesetzten, gestellt, haben sie sich begnügt, den Sonntags-Andachten regelmäßig beizuwohnen, eine tiefe Ehrfurcht für den biblischen Glauben zu erkennen zu geben, hin und wieder ihren Klienten verstohlen eine Predigt zu halten und einige Exemplare der heiligen Schrift zu vertheilen. Die Jesuiten, die sich durch ihr Wissen dem Kaiser Kang-hi so sehr zu empfehlen wußten, hatten nichts Aehnliches mit den ärztlichen Missionairen, die ihnen gefolgt sind; sie brachten nicht Frau und Kind, sie brachten kein Eigenthum mit und konnten also, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen, die Nichtigkeit alles Irdischen predigen. Sie vollzogen täglich die Ceremonien, welche die katholische Kirche ihren Priestern auferlegt, und verleugneten, trotz ihrer gelehrten Arbeiten, niemals ihren priesterlichen Charakter. Es läßt sich also begreifen, wie schwer es den Chinesen werden mußte, den apostolischen Charakter in jenen Gentlemen wiederzuerkennen, die, belastet mit einer Familie, sich einem speziellen Fache der Wissenschaft widmen, das in China ein Jeder ohne Zwang studiren und in Ausübung bringen darf. *)

Predigten.

Die Predigten, welche die ärztlichen Missionaire ihren chinesischen Klienten an vorherbestimmten Tagen zu halten versucht haben, sind ohne besonderen Erfolg geblieben. Der Reconvalescent und der Kranke besuchte sie gar nicht, und die Geheilten drängten sich ebenfalls nicht dazu. Man kam daher auf den Gedanken, nach den Consultationen im Krankenhause eine Art Vortrag zu halten. Ich bin einigemal Zeuge dieser Scenen, die ich nur komisch nennen kann, gewesen. Die Aermsten, nachdem man ihnen eben zur Ader gelassen, ihnen eine Purganz eingegeben oder einen Backzahn ausgezogen, mußten warten, bis ihre Leidensgefährten gleichfalls abgefertigt waren, und dann begann der Vortrag. Man mußte die jämmerlichen Gesichter der Unglücklichen sehen, denen in diesem Augenblick nichts Anderes als höchste Seligkeit galt, als die Möglichkeit, den Ort, an dem man sie festhielt, schleunigst zu verlassen! Sie wendeten zu diesem Zwecke alle mögliche Schulknaben-List an, allein das unerbittliche, britische Phlegma ließ sie nicht eher los, als bis die Begeisterung des Redners sich erschöpft hatte. Die protestantischen Prediger so wenig als die ärztlichen Missionaire haben es jemals versucht, gleich den katholischen Priestern, in das Innere des Reiches einzudringen und dort Proselyten zu machen; sie enthalten sich, wie sie sagen, dieser Versuche, um die Chinesen nicht zu erbittern, und auch aus Achtung gegen die von den englischen, amerikanischen und französischen Bevollmächtigten einer- und den chinesischen Behörden andererseits abgeschlossenen Verträge, die den Mandataren jener Nationen ein solches Recht versagen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Heiligkeit der Verträge nur zum Vorwand gebraucht werde, allein Männer, die innig von einer Ueberzeugung durchdrungen sind, die da glauben, daß das Seelenheil des Nächsten von dem eigenen evangelischen Eifer abhänge, hegen in der Regel dergleichen politische Skrupel nicht. Auch möchten wir beinahe annehmen, daß, wenn die Heiligkeit der Verträge angeführt wird, dies mehr geschieht, weil man einsieht, daß die Weise, Proselyten zu machen, welche man einmal angenommen, nach China nicht paßt, wo der Fremde, der in die Provinzen eindringt, seine Existenz verbergen muß und keine materielle Spur seines Aufenthalts zurücklassen darf. Die Chinesen nehmen wohl den katholischen Missionair auf und entziehen ihn den Nachforschungen der Mandarine, denn er streut nur vorübergehend den Samen aus, der später Früchte tragen soll; aber wer sich unter ihnen niederlassen will, um einen Haushalt zu gründen, um am allgemeinen Leben des Landes Theil zu nehmen, um durch sein Beispiel zu predigen — wie dies eine Aufgabe der protestantischen Mission ist — der würde auch in dem christlichsten aller Chinesen sofort einen Gegner und sich vertrieben sehen. Wenn die protestantischen Missionen keinen ihrem Eifer entsprechenderen Erfolg haben, so ist das, unserer Meinung nach, eben dem Wesen des protestantischen Apostolats zuzuschreiben. Die Strenge des protestantischen Prinzips, die Einfachheit des protestantischen Kultus sind nicht geeignet, Massen zu gewinnen, die noch etwas Heidnisches haben, die an glänzende Ceremonien gewohnt sind, und die sich nicht entschließen können, eine Religion anzunehmen, welche die Bilder verwirft und deren äußerer Gottesdienst auf das Gebet, das Vorlesen der Bibel und auf Ermahnungen zur Frömmigkeit beschränkt ist.

Die protestantischen Prediger sind demzufolge in den eröffneten Häfen als Männer von großer Sittenreinheit, als respektabel in jedem Betracht aufgenommen worden, allein man hat in ihnen nicht die Diener einer Religion erblicken wollen. Was die ärztlichen Missionaire betrifft, deren Bestimmung es ist, vermöge der Wissenschaft und durch Werke der Wohlthätigkeit das Christenthum auszubreiten, so haben sie es nicht vermocht, sich an die Stelle der Jesuiten, ihrer Vorgänger, zu setzen; ohnmächtig als Diener einer Propaganda, können sie sich auch in ihren wissenschaftlichen Leistungen mit den Jesuiten nicht vergleichen. Wenn sie, anstatt Geistliche und Aerzte zugleich seyn zu wollen, sich auf die letztere Profession beschränkt hätten, so hätten sie in China etwas Aehnliches von dem leisten können, was wir Franzosen in Aegypten geleistet. Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß die Franzosen die ägyptische Regierung für sich gehabt, und wir räumen dieses ein; allein dafür hatten sie auch gegen widerspänstige Naturen zu kämpfen, denen man von der Wiege an den Haß gegen die Institutionen des Occidents eingeflößt hatte, während Herr Parker, der an der Spitze der medizinischen Mission steht, wenn er nicht auf das Wohlwollen der Regierung rechnen darf, es doch mit Zöglingen ohne Vorurtheil zu thun hat, die — was sowohl für den Zweck der Wissenschaft, als den des Bekehrens, nicht zu verachten ist — ihm neu- und wißbegierig entgegenkommen. Doch, was Parker nicht versuchte, werden ohne Zweifel Cumin, Macgawne und Lockhart eines Tages durchführen.

Die Frauen der Missionaire.

Es bleiben uns noch einige Worte über die Frauen sowohl der geistlichen als ärztlichen Missionaire zu sagen übrig. Denn auch sie haben sich an dem Missionsgeschäft betheiligen wollen. Nur in gänzlicher Unkenntniß des Orients hat man wähnen können, das Weib sey zu diesem Geschäft berufen. Sollte ich auch die Eigenliebe der holden Predigerinnen verletzen, ich muß ihnen sagen, daß sie in den Augen der Chinesen nicht die rechtmäßigen Weiber ihrer Gatten sind. Der Chinese begreift es nicht, daß die, welche zur Leitung eines Hauswesens bestimmt ist, ihre Heimat, ihr väterliches Dach verläßt, um Abenteuern nachzujagen, daß sie die Interessen der Menschheit denen ihrer Kinder voranstellt. Gewiß kann das Eingreifen einer Frau bei dem Bekehrungswerke von Nutzen seyn, und im Laufe der Zeit, wenn die Völker mit amerikanischer und europäischer Sitte erst vertrauter geworden, werden die Frauen vielleicht ihren reichlichen Theil an dem Erfolg der Missionen in Anspruch zu nehmen haben — allein so lange diese Aenderungen in den Ansichten der Eingebornen nicht stattgefunden, darf man auch von der Wirksamkeit der Frauen jene Resultate nicht erwarten, die man sich von derselben zu versprechen scheint.

Norwegen.

Reisebruchstücke aus dem Norden.

II. Christiania.

Mit dem Damfschiffe „Christiania" fuhren wir früh 9 Uhr von Gothenburg ab und kamen bei bewegter, doch nicht stürmischer See Abends im Dunkeln nach Sanesund an der Mündung des Christiania-Fiords, wo sogleich alle Seekrankheiten aufhörten. Erst früh um 4 Uhr fuhren wir im Nebel den Fiord hinauf, bis die Alles durchdringende Sonne den Nebel zerstreute und uns die schönen Gegenden an beiden Ufern, z. B. das schöne Schloß Laurvig, die Flottenstation Horton u. s. w., in vollem Glanze zeigte. Um 1 Uhr landete das Schiff im Hafen, und im empfehlenswerthen Hôtel du Nord fanden wir gastliche und, was bei der Theuerung in Norwegen selten ist, billige Aufnahme. Christiania ist eine offene Stadt, aber in aufblühender Entwickelung, so daß die Bevölkerung von 9000 Seelen im Anfange des Jahrhunderts jetzt bis auf 30,000 gestiegen ist. Ein Franzose hat deshalb diese Stadt ein großes Dorf genannt und hinzugefügt: „elle parviendra a être une ville." Allerdings ist's auf eine große Stadt abgesehen, und drei große Gebäude, die Hochschule, die Königswohnung und die Sternwarte, welche jetzt fast noch im Felde liegen, werden die Stadt, nach N. W. hin, sehr erweitern und abrunden. Die Hochschule enthält, wie die Berliner, neben dem Hauptgebäude, wo alle Hörsäle hinkommen sollen, zwei Flügel, einen für die Natur-, den anderen für die Büchersammlung. Das Schloß oder, wie man es hier nennt, die Königswohnung ist ein großes, aber einfaches Gebäude, das, von der allmälig ansteigenden Höhe, die Stadt und den Fiord beherrscht. Noch etwas höher gen W. erhebt sich die Sternwarte, deren schöne Einrichtung mir der freundliche erdmagnetische Hansteen zeigte. Die seit der Trennung von Dänemark erst entstandene Hochschule entfaltet hier ein schönes wissenschaftliches Leben. Außer Professor Hansteen, dem Vorsteher der Sternwarte, haben sich als Theologen die Professoren Keilhau und Scherer, und der Rektor Bugge als Philologe

*) Es ist die gegenwärtige nicht die einzige Stelle, in welcher der Verf. die protestantischen Missionaire gegen die Jesuiten in Schatten zu stellen sucht; mehrere andere Stellen, die einen gleichen Zweck verfolgen, haben wir um so mehr weglassen zu können geglaubt, als es wohl genügt, den Verf. ein- für allemal seine Meinung aussprechen zu lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß er Manches beibringt, weshalb die Jesuiten einen besseren Erfolg hätten haben sollen, als die protestantischen Missionaire — wir meinen einen besseren Erfolg in religiöser Hinsicht. Aber haben die Väter der Gesellschaft Jesu einen solchen gehabt? Der Verf. selbst hat uns oben das Verzeichniß ihrer Thaten geliefert. Was finden wir in diesem Verzeichnisse? Mathematische und astronomische Bücher, ein Observatorium und — vielleicht den Bau christlicher Kirchen? — nein, eine Kanonengießerei! Von den Resultaten des jesuitischen Proselytismus weiß auch Herr Yvan nichts zu berichten.

ausgezeichnet. In des Letzteren liebenswürdiger Familie hörten wir tellemarkische, Bellmannsche und deutsche Lieder. Denn das Deutsche ist, wie in Schweden, so auch in Norwegen, in den gebildeten Ständen allgemein verbreitet.

Bei der freien Verfassung Norwegens war mir die Unduldsamkeit gegen die Juden sehr auffallend. Weder Juden noch Jesuiten werden in Norwegen zugelassen, und wenn ich den ehrlichen Norwegern Recht gebe, diese letzteren Zwietrachtsäer und Unheilstifter nicht in ihr Land zu lassen, so berührte mich unangenehm die Ausschließung der Ersteren. Ich sprach darüber viel mit den Eingebornen und hörte, daß nicht Glaubens-Unduldsamkeit, sondern nur die Befürchtung der Kaufleute, daß die Juden den Handel durch größere Betriebsamkeit an sich reißen möchten, — diesen Ausschluß veranlaßt habe, der aber gewiß in den nächsten Storthingen aufgehoben werden würde. Die Ausschießung der Hebräer in Norwegen ist um so auffallender, da in dem früheren Schwesterreiche Dänemark dieselben nicht nur geduldet, sondern, wie in Schwedens Küstenstädten, auch sehr geachtet sind. — Von Christiania aus machten wir mit skjuts (Vorspann) eine sechstägige Fahrt nach dem sogenannten Paradiese von Norwegen, dem Thale Ringerike, wo wir bis Krogleven bergan fuhren und die dortige „Königsaussicht" besuchten. Am anderen Morgen ging es eine steile Porphyrwand hinab, nach Hönefossen, einem Dorfe von 1000 Bewohnern und einem Labyrinthe von Straßen, das seinen Namen von den nahen Wasserfällen (Fossen) hat, welche einen See von Schaum bilden. Ueber Modum, wo das bekannte Blaufarbenwerk des Herrn Benecke von Gröditzberg, und Kongsberg, wo die Silbergruben neuerdings wieder in sehr thätigen Betrieb kommen, ging's durch Hitterdalen, wo die älteste und größte Holzkirche Norwegens, vielleicht aus dem 9. Jahrhundert, wie uns der liebenswürdige Pfarrer Flood sagte, gen Tellemarken. Hier werden Menschen und Pferde größer und blonder, denn die Norweger lieben vorherrschend Falben. Wegen der steileren Wege bekommt man hier gewöhnlich nur Hengste zum Vorspann, die, obgleich streitsüchtig unter sich, doch sehr freundlich gegen den Menschen sind. Schade, daß die Bewohner so häufig an der Krätze, ja, wie mir versichert wurde, in einigen Gegenden an der Radesyge (einer Art Aussatz, der Geschwüre und Verlust mancher Glieder, z. B. der Nase, der Arme rc., veranlaßt) leiden. Beide Krankheiten sollen theils durch Unreinigkeit, theils durch den Genuß salziger und oft verdorbener Nahrung, sowie durch den essigsaurer Molken entstehen, indem sie die Milch auf ihren Sennhütten im Sommer zu Butter und Käse verarbeiten. Sechs Stunden fuhren wir mit zwei Ruderern über den schmalen und langen Tindesee, der mich im Kleinen an den Vierwaldstädtersee erinnerte. Jenseits wahrhafte Alpenlandschaft, das Dorf Milan auf schönen grünen Matten, rings von Bergen umgeben, in deren Hintergrund der nach Hansteen und Keilhau 6000 Fuß hohe Gousta, wo aber, wegen des heißen Sommers und seines steilen Abfalles, nur in einzelnen Schluchten etwas Schnee lag. Von Milan bis zum Rukanfalle geht es durch ein enges, wildes Thal, wo man den etwa 600 Fuß hohen Wassersturz, einen zweiten „Staupach", schon von weitem hört und sieht. — Von hier kehrten wir über das freundliche Drammen, wo ich den würdigen Amtmann Blom, Beschreiber Norwegens, besuchte, nach Christiania zurück. Jrune.

Mannigfaltiges.

— Aus- und Einwanderungen. Auf interessante Weise ist der diesjährige Winter-Cyklus der Vorlesungen des Berliner „wissenschaftlichen Vereins" am 9. Januar von Herrn Geh. Oberregierungsrath und Professor Dr. Dieterici durch einen Vortrag eröffnet worden, der von Auswanderungen im Allgemeinen und von den Einwanderungen in Preußen insbesondere handelte. Das junge, emporstrebende Preußen hat sich von Anbeginn, also seit der Zeit des Großen Kurfürsten, durch Einwanderungen zu kräftigen gewußt, die, wenn auch seine numerische Kraft nicht eben bedeutend dadurch vergrößert wurde, doch jedenfalls seine sittliche Macht, seinen Ruf als Beschützer aller um des Glaubens wegen Verfolgten, so wie seine Intelligenz und seinen Gewerbfleiß, bedeutend vermehrten. Die Zahl der französischen Eingewanderten unter dem Großen Kurfürsten, die sich in Berlin und Potsdam, so wie außerdem in 31 Kolonieen in seinen Staaten, niederließen, gab Herr D. auf 12,000 an; ihnen folgten unter Friedrich I. viele durch die Franzosen aus der Pfalz vertriebene Reformirte, so wie, bei der Auseinandersetzung der Orange-Neuchateller Erbschaft, Auswanderer desselben Bekenntnisses aus Orange und etwa 400 Opfer der Unduldsamkeit aus der Schweiz. Unter Friedrich Wilhelm I. sind es besonders die protestantischen Salzburger, die durch ihre Niederlassung in Litthauen (in und um Gumbinnen) die innere Kraft Preußens vermehren halfen. Friedrich der Große befolgte natürlich die eben so staatsklugen als menschenfreundlichen Grundsätze seiner Vorfahren, aber zu seiner Zeit hatte bereits die Philosophie des 18ten Jahrhunderts dafür gesorgt, daß man fast überall in Europa den Wahnwitz, mit welchem sonst Tausende von Menschen und friedlichen Familien aus ihrer Heimat vertrieben und anderwärts gar — man denke nur an Spanien — ad majorem Dei gloriam hingewürgt wurden, als Wahnwitz erkannte, und so sind seitdem, wie bis auf die neueste Zeit, nur noch hin und wieder aus Oesterreich (Böhmisch-mährische Brüder und Zillerthaler) und aus Rußland (Philipponen) Einwanderungen um des Glaubensschutzes wegen, den sie hier fanden, in Preußen erfolgt. Dagegen haben vor einigen Jahren selbst aus Preußen — wiewohl nur in Folge eines Irrthums, der bald darauf als solcher erkannt und beseitigt wurde — Auswanderungen des Glaubens halber (unter den Alt-Lutheranern) stattfinden können — Auswanderungen, die uns jedenfalls mit Wehmuth erfüllen mußten, weil sie eben mit den Einwanderungen, durch welche sich das junge emporstrebende Preußen gekräftigt hatte, so grell kontrastirten. Ja, auch alle andere deutsche Auswanderungen, gleichviel aus welchem Grunde sie stattfinden, erfüllen uns mit Wehmuth, wenn wir daran denken, daß diese Kraft für das Vaterland ohne alle Entschädigung verloren geht, während doch daheim noch Gegenden genug sind, die durch besseren Anbau und stärkere Bevölkerung nur gewinnen und dadurch auch das gemeinsame Beste vermehren könnten. Das von Herrn Dieterici angeführte Beispiel der erst vor zwei oder drei Jahren von etwa neunzig hessischen Ackerwirth-Familien gegründeten Kolonie Rothfließ in Ostpreußen, die seitdem zu einer Musterwirthschaft für die ganze Umgegend geworden und eine segenreiche Zukunft vor sich hat, sollte doch recht viele Nachahmung unter den Auswanderungslustigen im westlichen Deutschland finden! Oder glaubten etwa die 1370 Weinbauern, die im J. 1845 den Regierungsbezirk Koblenz verließen, daß ihnen in Nord-Amerika fruchtbarere Weinberge dargeboten werden, als in Ostpreußen? Leider nimmt Deutschland jetzt die erste Stelle unter den europäischen Ländern ein, die einen Theil ihrer besten Kraft über das Meer in ferne Welttheile senden. Denn wenn auch die Anzahl seiner Auswandernden (jährlich etwa 70,000) noch etwas geringer ist, als die von Großbritanien und Irland (jährlich an 90,000), so kehrt doch von den Letzteren, die zum größten Theil nach englischen Kolonieen gehen, so Mancher, mit Reichthümern beladen, wieder nach dem Mutterlande zurück, was in Deutschland gewiß zu den seltensten Ausnahmen gehört. Auch ist es ein großer Unterschied, ob ich jenseits des Meeres noch die Sprache der Heimat rede und alle Gewohnheiten derselben fortpflanze, oder ob ich, jedes Band lösend, das mich an das Vaterland knüpft, mit meinem ganzen Seyn und Streben in dem eines anderen Volkes aufgehe. Daher wird die Auswanderungsfrage für Deutschland immer von einer ganz anderen Bedeutung seyn, als für England. Herr Dieterici sucht uns zwar durch die Versicherung zu beruhigen, daß Deutschlands Bevölkerung jährlich um 300,000 Menschen wachse, daß also die im J. 1845 ausgewanderten 67,000 (aus Preußen allein 7031) noch nicht den vierten Theil dieses Ueberschusses oder 1 von 550 der Gesammtbevölkerung ausmachen, aber wer steht uns dafür, daß die stetige Progression der Auswanderung, die seit einem Jahrzehend stattfindet, in den nächsten Jahren nicht noch mehr und bis zu einer erschreckenden Höhe steige? Ja, dies geschieht in dem kontinentalen, mit keinen Kolonieen, wohl aber noch mit kulturfähigen unbebauten Ländereien ausgestatteten Deutschland, während Frankreich, das so gern Algerien kolonisiren möchte, jährlich nur etwa 5000 Menschen über das Meer entsendet, und während Spanien, Portugal und Holland, die so reiche Kolonieen besitzen, zusammen mit Italien, Skandinavien und allen anderen Ländern Europa's, auch nur etwa 5000 Auswanderer jährlich liefern. Jedenfalls also ist diese Erscheinung in Deutschland nicht normal und verdient auch fernerhin, wie es Herr Dieterici gethan, zum Gegenstand ernster Betrachtungen gemacht zu werden.

— Weill's Bauernkrieg. Der bekannte, aus dem Elsaß stammende Schriftsteller, Herr Alexander Weill, der jahrelang für deutsche Journale deutsch geschrieben und der unter Anderem Berthold Auerbach's Vorgänger in der Erzählung deutscher Dorfgeschichten war, die allerdings etwas leicht, ja sogar frivol im Vergleiche mit den dem Natur- und Gemüthsleben entquollenen Schwarzwäldern genannt werden müssen, ist jetzt völlig ein Franzose geworden und schreibt nur französisch. Im vorigen Jahre haben wir Aufsätze aus seiner Feder in der Revue Indépendante, in der Démocratie pacifique und in anderen Pariser Journalen gelesen. Gegenwärtig geht uns ein französisches Buch von ihm über den Bauernkrieg zu. *) Der deutsche Bauernkrieg von 1525 mit seinen Helden und seinen Ausreißern, mit seinem Bundschuh und seinen zwölf Artikeln, mit Thomas Münzer und Götz von Berlichingen, mit Carlstadt und dem Kanzler Hipler, ist der Gegenstand dieser ganz für den Geschmack eines französischen Publikums berechneten Schrift, welche indessen auch wohl geeignet seyn möchte, demselben für die Geschichte des Zeitalters der Reformation ein größeres Interesse einzuflößen, als sich gewöhnlich unter den Franzosen findet. Herr Weill erblickt, nach dem Vorgange Zimmermann's und Theodor Mundt's, in dem, was die schwäbischen Bauern des 16. Jahrhunderts gewollt, die nothwendige politische Ergänzung der kirchlichen Reformen Luther's und weist in den Aufrufen wie in dem, als Nachschrift zu den 12 Artikeln, von Thomas Münzer erlassenen Rundschreiben die mehr als drittehalb Jahrhunderte vor ihrer Geltendmachung in Frankreich den Deutschen vorschwebenden Prinzipien der Revolution von 1789 nach. Ein Resultat neuer Forschungen hat man natürlich in diesem Buche nicht zu erwarten, aber als eine populaire französische Darstellung eines Stücks deutscher Geschichte scheint es seinem Zwecke vollkommen zu genügen. Gewidmet ist das Buch der bekannten Schriftstellerin, Madame Ancelot, die sich, wie es scheint, eben so wie Eug. Sue, des nach Paris verschlagenen Deutsch-Franzosen freundlich angenommen. Sue hatte ihm sogar angeboten, die Druckkosten dieses Buches zu tragen, falls er keinen Verleger dafür finden sollte.

*) La guerre des paysans. Par Alex. Weill. (Mit dem Motto: „L'histoire est le tribunal du monde. Schiller.") Paris, Amyot, 1847. — Berlin, B. Behr'sche Buchhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 7. Berlin, Sonnabend den 16. Januar 1847.

Frankreich.

Die Kalender in Frankreich.

Man kann unseren Schriftstellern jetzt den Vorwurf nicht mehr machen, daß sie sich von der großen Masse des Volkes abwendeten, um mit ihren Erzeugnissen in den engeren Kreis der eigentlich literarisch Gebildeten zu treten. Der Theil der Literatur, welcher sich die Aufgabe stellt, den Gewinn und die Resultate der wissenschaftlichen Bestrebungen auf eine volksthümliche Weise zu verarbeiten, gewinnt vielmehr täglich an Umfang, und es ist nicht zu verkennen, daß gegenwärtig das Volk, das sonst nur äußerst wenig las, sich in einem viel höheren Grade als früher an den Fortschritten der Zeit betheiligt. Wenn auch die Nebel der Vorurtheile, die sonst so dicht auf den Tiefen der Gesellschaft lagerten, noch nicht alle zerstreut sind, so ist doch im Laufe der Zeit der Boden mehr und mehr gelockert und die Bildungsfähigkeit und Empfänglichkeit in erfreulichem Maße vermehrt. Unter diesen Umständen wird die strenge Ueberwachung und sorgfältige Pflege der für das Volk berechneten literarischen Productionen eine immer ernstere Pflicht. Fern sey von uns der Gedanke, der freien schriftstellerischen Thätigkeit durch polizeiliche Maßregeln neue Schranken setzen zu wollen. Wir wünschen nur, daß diejenigen, welche sich mit den Erzeugnissen ihrer Feder ans Volk richten, immer inniger von der Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Berufes durchdrungen seyn möchten.

Von allen Kanälen, welche bestimmt sind, der großen Menge ihren Bedarf von Belehrung und Unterhaltung zuzuführen, erheischt unbedingt keiner so sehr die sorgfältigste und gewissenhafteste Berücksichtigung, als die Kalender, jene ephemeren literarischen Erscheinungen, deren Werth und Bedeutung von so Vielen gering angeschlagen wird, die aber dadurch so unendlich an Wichtigkeit gewinnen, daß sie eine Verbreitung finden, welche sich überall und selbst dahin erstreckt, wohin sich sonst kein Druckwerk zu verirren pflegt. In Frankreich haben dies die politischen und religiösen Parteien, welche mit Eifersucht auf die Ausbreitung ihres Einflusses bedacht sind, längst erkannt, und wir sehen, wie jede einzelne Fraction durch Gründung eines von ihren Lehren getränkten Kalenders auf die große Menge einzuwirken sucht.

So unbedeutend und geringfügig der eigentliche Werth dieser literarischen Erzeugnisse, von denen — nach einer wohl übertriebenen Angabe — funfzehn Millionen jährlich ins Publikum kommen sollen, auch an und für sich seyn mag, so dürfte doch eine kurze Beleuchtung und Charakteristik derselben für die nähere Kenntniß der französischen Zustände nicht ohne Interesse seyn. Aber so groß die Verbreitung dieser zusammengewürfelten Schriften im Inlande ist, so selten verirrt sich ein Exemplar davon nach dem Auslande, und es gehören besonders günstige Verhältnisse dazu, wenn man die Erscheinungen dieser Art, welche im Laufe eines Jahres aufgetaucht sind, in einiger Vollständigkeit auftreiben will. Dies mag auch die verspätete Beleuchtung dieser französischen Eintagsfliegen einer bereits abgelaufenen Periode einigermaßen rechtfertigen.

Im Jahre 1845 erregte der „Almanach Catholique" wegen seiner ultramontanen Färbung und wegen seines offen hervortretenden Bestrebens, die Gesammtheit des französischen Volkes im Sinne der jesuitischen Partei zu bearbeiten, bei allen denen, welchen die Pflicht obliegt, auf die Erscheinungen und Zeichen der Zeit zu achten, nicht geringes Bedenken. In den Händen eines ehrsüchtigen und wühlerischen Priesterthums mußte dieses Organ ihrer Lehre, welches in Tausenden von Exemplaren ausgestreut wurde, ein gefährliches Werkzeug werden. So groß auch der Anklang war, welchen dieser erbauliche Kalender bei allen empfänglichen Gemüthern fand, so haben doch die Freunde dieser frommen Lektüre im folgenden Jahre (1846) vergeblich auf sein Erscheinen gewartet. Der Verlust, welcher in Folge dieses Ausbleibens erwachsen könnte, ist auf keinen Fall groß zu nennen. Außerdem hat ja auch, wie wir gleich zeigen werden, dieser gewappnete Streiter für die Sache des Katholizismus mehr als einen eben so kampflustigen und salbungsreichen Stellvertreter gefunden. Dies kann nicht befremden, denn den glühenden Eiferern stehen bedeutende Mittel zu Gebote, und da der zahlreiche Priesterstand natürlich solchen Bestrebungen willig die Hand bieten muß, so kann es derartigen Erscheinungen an einer weiten Verbreitung nicht fehlen.

Ein wahres Kuriosum unter den Volksschriften dieser Gattung, welche vom zelotischen Geiste des Ultrakatholizismus eingegeben sind, ist der „Almanach der Censur und der von den Comités des französischen Inder verbotenen Bücher".*)

Muß es nicht eine wunderliche Erscheinung genannt werden, wenn uns hier ein förmlicher Censur-Kalender geboten wird, während sich die Franzosen der süßen Ueberzeugung schmeicheln, die Abschaffung der Censur sey die reifste Frucht ihrer Juli-Revolution? Wie sonderbar müssen nicht dem überrheinischen Nachbar die Worte Censur und Inder, die er längst aus seinem Wörterbuche verbannt glaubte, ins Ohr klingen? Und noch dazu wird hier von ordentlichen Comités geredet, welche denn doch eine förmliche Organisation und Verzweigung voraussetzen. Aber wo sind denn nun eigentlich die Beisitzer dieses heimlichen Gerichtes, von dem Niemand etwas gewußt und dessen Donnerschläge wie aus heiterer Luft auf die bestürzten armen Schriftsteller herniederdröhnen? Wer hat sie beauftragt und mit ihrer Vollmacht versehen, daß sie ihr Urtheil mit so diktatorischer Unwandelbarkeit kundgeben?

So befremdend die ganze Erscheinung uns im ersten Augenblicke entgegentritt, so erscheint der ganze Zusammenhang doch bald im rechten Lichte, wenn man den Geist, der in diesem Inder spukt, einer näheren Betrachtung würdigt. Die Lösung des Räthsels drängt sich dann von selbst auf. Hier hat das Ministerium und die Regierung im Allgemeinen, welche Tag für Tag als eine erbitterte Gegnerin der freien Presse verschrieen wird, die Hände sicher nicht im Spiele. Wie es scheint, ist hier eine Anzahl priesterlich gesinnter Katholiken, die im Glauben stärker sind, als in der Kunde literarischer Erscheinungen, zusammengetreten, um die literarischen Productionen der letzten Zeit einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Wahrlich, eine schwierige Aufgabe, welche um so lästiger erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß diese unbekannten, geheimnißvollen Herren, wie aus ihrer ganzen Arbeit hervorgeht, sich sonst nicht eben viel mit literarischen Angelegenheiten zu befassen scheinen. Wie schwer muß es ihnen, die ihre Hände von der Ansteckung der weltlichen Sünde so frei zu erhalten verstanden, geworden seyn, in den verderblichen Schlund der frivolen Tagesliteratur hinabzusteigen. Daher Ehre und Ruhm den Märtyrern, welche diese Mühe auf sich geladen haben, um von den Seelen der Gläubigen das verderbliche Gift der im Solde Satan's stehenden Schriftsteller fern zu halten.

Die Proscriptions-Liste oder richtiger der Inder, welcher in diesem Almanach enthalten ist, macht nur einen Theil des ganzen Werkes. Doch von den erbaulichen Beigaben, in denen die Herausgeber wahrscheinlich eine Probe der rechtgläubigen und probehaltigen Schriftstellerei liefern wollten, reden wir später. Die Aufzählung der censirten Werke zerfällt in drei Abtheilungen; voran stehen die „Werke, welche Jedermann in die Hände gegeben werden können" (qui peuvent être mis dans les mains de tout le monde), dann folgt die Aufzählung der Schriften, welche für jugendliche Gemüther und für Personen von ungenügender Bildung (les personnes peu instruites) nicht ohne Gefahr sind, und zuletzt kommen diejenigen literarischen Erscheinungen, welche vom Bannstrahl dieser mysteriösen Censur betroffen sind, als „ouvrages mis à l'index ou censurés, comme contraires à la religion catholique ou aux moeurs."

Wenn es der Raum erlaubte, so würden wir hier eine reichhaltige Blumenlese literarischer Sonderbarkeiten mittheilen, welche im Stande wäre, die Urtheilskraft und die Bildung dieser gestrengen Censoren im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Unter den Schriften, vor denen gewarnt wird, weil sie der Religion und den Sitten Gefahr drohen, finden wir das auch ins Deutsche übertragene verdienstvolle Werk von Henri Lutteroth über Otaheiti. Wahrscheinlich hat dieses Werk den Zorn der Frommen auf sich gezogen, weil hier die Umtriebe einiger Priester mit aller Schonung und Mäßigung ans Licht gezogen werden. Ein gleiches Verdammungsurtheil trifft noch eine Menge der unschuldigsten Schriften, bei denen man, wie z. B. bei dem anspruchslosen Livre des villageois von M. de Félice, wirklich oft nicht einzusehen im Stande ist, wie sie sich in die Kategorie der gefährlichen Bücher verirrt haben. Noch reicher ist indessen die Auswahl derjenigen Werke ausgefallen, von denen es heißt, sie könnten den Gemüthern jugendlicher und wenig gebildeter Leser gefährlich werden. Diese Bezeichnung ist freilich von der Art, daß man ihr eine bedeutende Elastizität nicht absprechen kann. Welches Werk wäre im Grunde unverfänglich genug, daß man nicht bei einigem Scharfsinn irgend eine gefährliche Stelle darin ausfindig machen könnte? Am ergiebigsten

*) Almanach de la Censure, renfermant la relevé complet des jugements portés par les comités de l'index français.

ist hier die Aerndte auf dem üppig wuchernden Gebiete der Romandichtung und der Belletristik überhaupt ausgefallen. Fast alle Schriftstellernamen von einigem Gewicht finden sich in dieser Klasse des Inder. Wir wollen nicht leugnen, daß Balzac, Süe, Dumas und die übrigen Koryphäen der Novellistik allerdings unendlich Vieles geschrieben haben, was sich mit den strengen Satzungen der Sitte nicht verträgt und was man unverwahrten Gemüthern lieber entziehen möchte; aber einige der Autoren, welche hier aufgezählt werden, müssen denn doch einigermaßen erstaunt seyn, daß sie sich hier mit Leuten zusammengeworfen sehen, von denen sie, ihrer Gesinnung und ihrem Streben nach, so verschieden sind. Was hat es nun dem edlen Vicomte Arlincourt geholfen, daß er sich mit so großer Beharrlichkeit — und zum Theil selbst auf Kosten seiner Popularität — zum Vertheidiger der legitimistischen Ansichten aufgeworfen hat, wenn hier durch eine tadelnde Note gerade derjenige Theil der Lesewelt, auf den er es allein abgesehen haben kann, vor ihm als vor einem Wolf im Schafskleide gewarnt wird?

Noch interessanter als das Verzeichniß der verdammungswürdigen und gefährlichen Schriften ist die Liste derjenigen Werke, welche den gläubigen Seelen als eine fördernde und empfehlenswerthe Lektüre angepriesen werden. Hier wird eine Menge von litterarischen Productionen zu Meisterwerken gestempelt, von denen selbst Solche, die einigermaßen in der Literatur bewandert sind, bis jetzt auch noch nicht das Geringste vernommen haben. Wir müßten eigentlich diesen erfreulichen Theil des Verzeichnisses mittheilen, um dem Leser den Beweis von der Entdeckungsgabe dieser kundigen Censoren zu liefern und um darzuthun, welche unbekannten Schätze die französische Literatur für den noch bietet, der mit Verachtung der frivolen Tageserscheinungen sich der leitenden Hand unserer Herausgeber anvertraut. Wir verzichten aber selbst darauf, und zwar aus dem Grunde, weil schwerlich irgend eines von den hier aufgeführten Werken den Kreis, für den vorliegender Kalender bestimmt ist, überschreiten dürfte. Was würde es unseren Lesern frommen, wenn wir ihnen die salbungreichen Schriften eines Abelly, eines Baudrand, eines Hubert Lebon, eines Lambillotte, eines Bize, eines Lecoffre, eines Grenouilleau, deren Namen für uns ganz unbekannte Klänge sind, vorführen wollten? Wir zweifeln, daß sie dadurch zur Lektüre ihrer frommen Erzeugnisse, deren Titel schon selten von großem Geschmacke zeugen, angetrieben würden, und am wenigsten dürfte dadurch ihre Kenntniß der französischen Literatur gefördert werden.

Außer dem verhängnißvollen Inder, von dem wir bis jetzt geredet haben, werden nun, wie gesagt, den Lesern noch interessante und erbauungsreiche Beilagen geboten. In denselben spielen die Bekehrungsgeschichten und die Erzählung von Wundern die bedeutendste Rolle. Wie es scheint, haben indessen die Herausgeber bei ihren Lesern keinen durchaus unbedingten und hingebungsvollen Glauben vorausgesetzt, sie würden sich sonst wohl die gerichtlichen und anderweitigen Beglaubigungen, durch welche sie die Wahrheit ihrer Berichte zu erhärten suchen, als unnütze Zuthaten erspart haben. Als besonders erbaulich und in ihrer Form charakteristisch bezeichnen wir die Geschichte von der Erblindung und wunderbaren Heilung des Seminaristen Pierre Renaudt, welche sich am 14. April 1843 zugetragen hat und zu deren Bekräftigung eine Bürgschaft von 200 Zeugen mitgetheilt wird.

Von einem ähnlichen Geiste eingegeben, wie der Almanach de la Censure, obgleich viel weniger anspruchsvoll, ist „Le Bon Catholique". Was in diesem ruhigen, friedfertigen Kalender allenfalls noch einiges Interesse gewährt, sind die statistischen Mittheilungen, welche wir darin erhalten. Wir finden unter Anderem eine Berechnung der Einnahmen, welche die Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens zu Lyon im Laufe des verflossenen Jahres gehabt hat. Dieselben belaufen sich auf 3,540,903 Fr. Wie wir aus den einzelnen Ansätzen ersehen, haben hierzu die Kirchenstaaten nur 114,620 Fr. beigesteuert, während von der Provinz Lyon allein 1,057,103 Fr. eingelaufen sind. Ungeachtet seines friedliebenden Charakters, enthält sich der Bon Catholique denn aber doch nicht aller Polemik. So wirft er in einem Artikel unter dem Titel „Prétendus empiétemens du clergé" allen denen, welche in den Bewegungen der Priesterpartei irgend etwas Gefährliches erblicken wollen, den Fehdehandschuh hin. Der ganze Kampf ist aber im Grunde so heiß nicht. Der ehrliche Klopffechter macht sich das wohlfeile Vergnügen, eine Reihe von Scheingründen zu bekämpfen, von denen den Anklägern gegen die Uebergriffe des Klerus keiner in den Sinn gekommen ist. Daß man sich dabei wohl hütet, auf den Kern der Frage selbst einzugehen, versteht sich von selbst.

Wenn schon in diesem kleinen unschädlichen Buche die Statistik besonders vertreten war, so ist dies in dem Kalender, welchen die Fourieristische Schule mit dem Titel „Phalanstérien" herausgegeben hat, noch im höheren Maße der Fall. Hier wird den sogenannten materiellen Interessen offenbar das Uebergewicht eingeräumt. Bekanntlich ist die Berücksichtigung solcher Fragen bei weitem die stärkste Seite Fourier's und seines ganzen Anhanges, wie denn ein nicht unbeträchtlicher Theil der gegenwärtigen National-Oekonomen Frankreichs bei ihm und mehr noch bei Saint-Simon in die Lehre gegangen ist.

Von diesem Organe der Fourieristischen Phalanx, welche im Vergleich zu den meisten übrigen politischen Parteien wenigstens der Regierung gegenüber eine mehr konservative Färbung hat, wenden wir uns zu einem Kalender, welcher offenbar von solchen Männern ausgeht, die mit den gegenwärtigen nicht im Zwiespalte stehen. Es ist dies der „Almanach de France, publié de la Société nationale". Ueber die „Nationalgesellschaft", welche die Herausgabe dieser Volksschrift besorgt, erfahren wir nichts Näheres. Dieser Almanach besteht übrigens bereits eine geraume Zeit, und der gegenwärtige Jahrgang hält sich ganz im alten, gewohnten Geleise. Außer einigen Bemerkungen Napoleon's über das Evangelium und einem Aufsatze über den Abbé de la Salle und die Brüder der christlichen Lehre werden meist nur solche Artikel mitgetheilt, welche sich auf den Ackerbau, die Viehzucht und die anderen Bedürfnisse des täglichen Lebens beziehen. Was außerhalb dieser praktischen Sphäre liegt, findet gar keine oder eine wenig befriedigende Berücksichtigung. Im schroffen Gegensatze zu dem milden, gemessenen und selbst etwas philisterhaften Tone, welcher in dem „Almanach de France" eingehalten wird, steht die leidenschaftliche Sprache des „Almanach populaire de la France". Hier wird auf den Theil des Volkes spekulirt, welcher für jede Agitation empfänglich ist. In diesem Sinne mag der Anspruch auf Volksthümlichkeit, der sich auf dem Titelblatte breit macht, einigermaßen gerechtfertigt erscheinen. Aber wenn die Herausgeber sich von ihren blinden Parteileidenschaften loszumachen vermögen, können sie dann hoffen, das Volk durch ihr gegenwärtiges Treiben über seine wahren Bedürfnisse aufzuklären und es geistig zu fördern?

In dem radikalen „Almanach de la France démocratique" ist die ganze Fassung noch ungleich schneidender. Hier haben sich die Häupter der radikalen Partei, deren sehnsuchtsvolle Blicke sich dem Verfall der bestehenden Verhältnisse zuwenden, zusammengethan, um das Mißbehagen der Menge zu ihren Zwecken auszubeuten. Zu den bemerkenswerthesten Artikeln, welche dieser Kalender aufzuweisen hat, gehört ein Aufsatz, der aus der glühenden Feder des bekannten Raspail geflossen ist. Der erbitterte Republikaner ergeht sich hier auf dem Gebiete religiöser Betrachtungen und bemüht sich, die Mängel und Schwächen der katholischen Kirche aufzudecken. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man das religiöse Bedürfniß, welches sich in seinen Zeilen ausspricht, in Zweifel ziehen wollte, obgleich es schwer fallen würde, über die wahre Aufgabe und Bedeutung der Religion sich mit einem so einseitigen Denker zu verständigen. Sonderbar ist es, daß er zwar das Cölibat der Priester angreift und in seiner Gefährlichkeit darstellt, ohne doch die Aufhebung desselben zu fordern. Gewissermaßen als Auskunftsmittel schlägt er vor, man solle die Priesterwürde nur Greisen ertheilen, welche den menschlichen Leidenschaften nicht mehr zugänglich wären.

Eine ins Einzelne gehende Besprechung aller übrigen Kalender, welche in diesem Jahre vom „Almanach prophétique" an bis zu den auf flüchtige Unterhaltung berechneten illustrirten Schriften dieser Art erschienen sind, wäre theils unmöglich, theils vollkommen zwecklos seyn. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich von den Productionen unserer Bücherfabrikanten durchaus nicht. Sie pflegen in der Regel eben so inhaltsarm, eben so platt und eben so bedeutungslos zu seyn. Dessenungeachtet finden sie ihr Publikum, für das sie oft die einzige Quelle der Belehrung sind. Wenn man sich dies vergegenwärtigt, so muß man es tief beklagen, daß überall die Abfassung dieser kleinen, aber oft so einflußreichen Bücher immer noch vielen unberufenen Federn überlassen bleibt.

G. F. G.

Das Luxembourg in Paris.

Das Luxembourg mit seinem herrlichen, spaziösen Garten vertritt die Tuilerieen im äußersten Süden von Paris. Dieses Palais mit seinen aufeinandergeschichteten Baustil-Proben, verschiedenen Façaden und Zugängen, Höfen und Flügelansätzen ist zwar nicht mehr der Wohnsitz einer fürstlichen Person, doch die Herren Pairs de France „die da sitzen die Ersten im Reiche" haben hier ihre weichen Sammetsessel aufgeschlagen und unterhalten sich, von vergoldeter Pracht umgeben, von der Freiheit und Gleichheit des Bürgerkönigthums. Indessen fehlen auch hier wie in dem Garten der Tuilerieen die demokratischen Ansiedelungen und Nachbarschaften nicht, so daß mancher gutmüthige Fremde und bösmüthige Heimathsapostat gereizt wird, sein Amen dreinzugeben in die fast schon zu Tode geleierte Gleichheitshymne der französischen Nation. Andere jedoch, und wer weiß, inwieweit es Wahrheit ist, wollen triftige Gründe haben, mit ihrem Amen einzuhalten; diesen sieht aus der Uebertünchung der neuesten Zustände noch der alte, ungeheilte, unvernarbte Riß entgegen, diesen bietet die neue Skala der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie viele Wunder der Veränderung auch darauf verzeichnet seyn mögen, noch immer den alten, eisernen Fundamental-Abstand dar: Uebermacht und Bedrückung, Habgier und Verkauftheit, Majestät und Hunger! — Doch das gehört nicht hierher.

Die wandelnde Bevölkerung im Garten des Luxembourg hat einen besonderen, sich von anderen solchen vorübergehenden Ansiedelungen sehr unterscheidenden Charakter. Im Tuilerieen-Garten offenbart sich überwiegend der gesellschaftliche Habitus: große Parvenü's und kleine Aristokraten, abonnirte Politiker und amtliche Aufhorcher, eroberungsbedürftige Bürgerinnen und Amateurs in jeder Gattung — das sind hier so ziemlich die Elemente der bunten Bewegung. Im Palais-Royal hat, seitdem die Revolution den fürstlichen Besitzer daraus verjagt, „der Demokratismus vollends seinen Emeuten-Markt aufgeschlagen und seine bürgerlichen Ansiedelungen noch erweitert. Das Luxembourg hat nichts von all dem aufzuweisen. Seine Lage in der Nachbarschaft des quartier latin giebt seiner Bevölkerung den besonderen Charakter. Die Nähe so vieler wissenschaftlichen Institute, die zu ihnen gehörigen Gelehrten und die studirende Jugend des quartier latin lassen den Garten des Luxembourg nicht nur nicht leer, sondern sind fähig genug, dem ganzen Besuchspublikum einen gewissen peripathetischen Anstrich zu geben. Die Pariser studirende Jugend hat keine Ahnung von der Coterie-Wuth und dem Coterie-Leben auf manchen deutschen Universitäten. Doch nimmt man, wenn man auf die allgemeine Richtung der einzelnen Studirenden sieht, zwei Klassen an: die Piocheurs — Arbeiter, von Pioche, Hacke, Karst, und Bambocheurs — Schwelger, von Bamboche, Dickwanst. Dieser Unterschied zeichnet sich jedoch mehr in der Schrift als im Leben ab, so daß man hier, wo sie neben einander wandeln,

schwerlich wie eine Species von der anderen sondern kann. Neben diesen Peripathetikern im guten wie im bösen Sinne findet sich hier noch beständig eine Menge kleiner Kinder unter der Aufsicht ältlicher Frauen oder junger hübscher Provinzialinnen, welchen letztern es auf die Länge hin fast durchgehends zu schwer wird, die fremden Kinder zu bewachen und die eigne Unschuld. Und was bedarf's auch viel, — ein Bambocheur „mit der flammenden Klinge des Wortes", das wohl trifft, lagert sich in den herrlichen, majestätischen Baumgang, der zum Observatorium und von dort zur Barrière d'Enfer führt, und was gilt's — nächsten Sonatag wirft uns die Schau- oder Studienlust nach der Chaumière — und Er und Sie begrüßen uns aus den ungebundenen Touren des Cancan! — Weh dir, junge Provinzialin, wenn es sich so trifft, denn „die da einkehren, kehren nicht wieder zurück", dein Weg ist der Weg der Hölle, auf dem sich in ominöser Zufälligkeit die Barrière d'Enfer erhebt! —

Noch einen wesentlichen und ergänzenden Theil des Gartenpublikums bilden jene leichtgeschürzten Sylphiden mit geknickten Lebensflügeln und entfärbten Wangen, die auf keinerlei Wachtposten mehr stehen, sondern sich frei und ungebunden bewegen durch die freien und herrlichen Gänge dieses Gartens. Man könnte in der That das Luxembourg die Grisettenbörse von Paris nennen, da zwischen der Jugend des quartier latin und den Provinzialinnen oder auch Pariserinnen hier zumeist die ersten Beziehungen angeknüpft werden.

Sonntag, Montag und Donnerstag, wenn der Tag sich neigt und die zahlreichen Gasflammen mit den zierlichen Fontainen, Statuen nad Gartenstücken ihr heiteres Lichtspiel beginnen und als strahlende Wächter zu beiden Seiten der stattlichen Baumgänge hervortauchen, ist das Gewühl am lebhaftesten. An diesen Tagen feiern die Chaumière sowohl als auch die anderen nachbarlichen Barrièren-Wallhalla's, zu denen hier der Hauptweg führt, ihre sogenannten ländlichen Bälle. Die Allee zum Observatorium ist die längste und schönste des Gartens, diese müssen die leichtfertigen Wallfahrer passiren; und während die Sterne hervortreten und Herr Arago sich hoch oben auf seinen Wachtposten stellt, um sie in freudigen Empfang zu nehmen; während er Himmelsbrücken baut und sich zu Häupten einen hervortauchenden Doppelstern andächtig begrüßt, zieht ihm zu Füßen ein Doppelstern um den anderen vorbei — aus der Bahn gesunken, erlöschend und verbleichend — ... ein Jüngling und eine Grisette.

So ist Paris, so schwebt Mancherlei hier zwischen Himmel und Hölle; und wahrlich, wer von der rechten Schaulust besessen ist, der mag Herrn Arago sein erhabenes Fußgestell beneiden, von wo aus er seine Gedanken kann spielen lassen vom Sirius bis zum Cancan.

Und dennoch — so oft man sich auch hier aus dem lauten Blendwerk des Tages scheu und still in die innere Beschaulichkeit, in die innere deutsche Heimat zurückzieht; so oft auch die leisen und heimlichen Fühlhörner des Gedankens unsere ausgeschickten Sinne berühren und wie mit einem magischen Schlag dem Jubel von außen Thür und Thor absperren, — es will nicht viel sagen; der Tag ist hier zu laut und zu lebendig, als daß man lange bei diesen schweigsamen, innerlichen Prozessionen verharren könnte. Es sind hier alle Lebensäußerungen, selbst die strafwürdigsten, in so beredte und bestechliche Formen gekleidet, es sind alle an den Tag kommende Anklagepunkte so dramaturgisch gewaffnet, so advokatenhaft herausgeputzt, daß unsere innere Gerichtsbarkeit, wie andachtsvoll sie auch immer begonnen, gar oft irre und schwankend wird, ein Auge zudrückt und sich zu den billigsten Capitulationen versteht; — das Luxembourg ist ja so herrlich und so schön, das Gewühl so bunt und lebendig, das junge Volk so menschlich-frivol, so anstandsbeflissen, und die Gottlosigkeit selber so zugeständig-offen, so sündhaft ehrlich! ...

Und dennoch — bei alle dem, unsere Ergebung bleibt getheilt, die Konzessionen rückhaltig und der Friede unstät. Es ist ein sieghaftes Ding, das Heimweh. Es giebt eine Sangweise von den Nixen, Najaden und Meerfrauen, wie sie die Jünglinge aus der Umarmung des offenen Lebens und der blühenden Natur herausflüstern und in die geheimnißvolle Tiefe ihres Aufenthalts hinabziehen. In diese Sangweise hat sich vornehmlich die deutsche Muse gar oft und wundersam eingelullt, denn diese Nixen-Siege aus der Tiefe und aus dem Geheimniß über den Tag und seinen Jubel — sie sind die ganze Feldzugsgeschichte des deutschen Gemüthes gegen die Mächte des Augenblicks. Wohl ist es ein Kampf, ein Zwiespalt, wer möcht' es leugnen; doch hier wie in jedem anderen walten unablässig die Chancen, und es sind wohl keine Verheerungen und Verwüstungen zu fürchten, von keiner Seite her.

.... Wenn man von der Rue de Vaugirard aus durch den Haupteingang des Luxembourg in den Schloßhof tritt und mit dem rechten Flügel des Hauptgebäudes die Diagonale macht, gelangt man, wiederum rechts einbiegend, in einen kurzen Baumgang, der wenig besucht wird, da ihn ein hervorspringendes Bauwerk, eine Art Flügelansatz, plötzlich abschneidet. Wer zufällig in diesen Baumgang hineingeräth, verfolgt ihn kaum bis zum gegenüberliegenden, unscheinbaren Gebäude, sondern vertauscht ihn sogleich mit der benachbarten Gartenweite. Vormals freilich, vor einem halben Jahrhundert, war es anders. In den heute so prächtigen Gartenräumen waren damals die Statuen verstümmelt und umgeworfen, die Fontainen vernichtet und die Alleen menschenleer. In diesem abgelegenen Gartentheil aber war ein heimlicher Konvent, ein verstohlenes Zusammentreffen. Mütter und Kinder, Greise und Jungfrauen kamen und gingen, und wahrlich, damals war nicht Frivolität in den Herzen der Kommenden, noch leichter Sinn in den Gemüthern der Abgehenden. Die kleine Bodenstrecke, auf der wir uns jetzt befinden, war damals so thränengedrängt, so jammerbelastet, daß für manchen einsamen Besucher noch heute die Erinnerungen daran wie ein Miasma aus der Erde heraufsteigen, ihm das Haupt schwer machen und ihn anstecken mit dem ganzen tiefen Herzleid, mit dem ganzen tiefen Todesweh längst zu Grabe gegangener Tage. O, es war eine harte, wohl thränenwerthe Zeit! —

.... Während des republikanischen Terrorismus hat das vor uns liegende Gebäude zum Gefängniß, und zwar der vornehmeren Opfer, gedient. Man weiß, wie selten die Gefängnisse der damaligen Zeit ihre Opfer aus der ehernen Umarmung frei ließen; das wußten auch die Angehörigen der Verhafteten oder Bedrohten; darum mußte ihnen das Erscheinen eines Gewaffneten inmitten häuslicher Innigkeit als eine plötzliche Aufforderung zum ewigen Abschied gelten; darum mußte sich dieser Gartenfleck zu den sprachlosen, traurigen Rendezvous hergeben, doch so, daß die nach einander Begehrenden im günstigen Falle durch eine trübe, unsichere Gesichtslinie, die erst ihren Weg durch ein dichtes Eisengitter suchen mußte, mit einander verbunden werden konnten. — Wozu Namen aufzählen, es sind hier der erlauchten und glorreichen genug verunglimpft worden, die sich in dem Gedächtniß des Verweilenden zu einer erhabenen Todtenfeier sammeln.

Und so scheiden wir denn andachtheilig von diesem Friedhof des Schmerzes; und noch einige Schritte — und wiederum kämpfen um uns die Lebendigen mit den Todten!

A. Horwitz.

England.

Der Marquis von Normanby als Weltmann, Romandichter und Diplomat.

(Schluß.)

Indeß hatte sich der alte Toryismus in England überlebt, und Canning wurde Premierminister. Lord Normanby kehrte im Jahre 1822 in die Reihen der Whigs zurück und wandte sich an die Wähler des Fleckens Higham-Ferrars, um seinen Wiedereintritt in das Haus der Gemeinen zu bewerkstelligen, wo er mit einigen liberalen Anträgen als Redner auftrat. Bei den allgemeinen Wahlen von 1826 wurde er abermals gewählt; doch sprach er, außer bei Gelegenheit der Entlassung des Lord Goderich (jetzt Graf Ripon), bis zum Jahre 1831, in welchem die Parlaments-Reform in die Krisis trat, nur wenig und selten, weil er sich in dieser Zwischenzeit mehr mit literarischen Arbeiten beschäftigte und einer der Schöpfer des sogenannten „fashionablen Romans" wurde.

Seit funfzehn Jahren hatte Walter Scott ohne Nebenbuhler in dem Gebiet der Romanpoesie geherrscht. Der geschichtliche Roman, durch das Genie Walter Scott's zur Bedeutsamkeit der Geschichtserzählung erhoben, schließt allerdings alle andere Arten in sich und erstreckt sich über alle Zeiten und Völker. Walter Scott's Romane umfassen alle Epochen seit dem Mittelalter bis zur neuesten Zeit; denn Guy Mannering ist der Typus eines vollendeten Edelmanns der heutigen Zeit. Aber die meisten seiner Romane liegen doch ihrem Inhalt nach zu sehr hinter unserer Gegenwart, und die feinen Herren und schönen Damen der Londoner Welt behaupteten mit klagendem Ton, daß die Nachahmer des großen Romandichters sie über ihre guten Voreltern zu sehr vernachlässigten. Durch den fashionablen Roman erhielten sie Genugthuung, denn er malte die Sitten der nächsten Gegenwart. Um dem Geschmack derjenigen zu genügen, die nur von der Mode anerkannte Bücher lesen, mußte einige Zeit hindurch der Held oder die Heldin eines Romans unter Georg III. geboren seyn. Mehr als ein Dichter oder eine Dichterin von Romanen, die vielleicht nicht einmal ihre Adelsbriefe in Ordnung oder Zutritt zu den Salons von West-End hatten, unternahm es kühnlich, das Innere der modernen Salons und Schlösser zu beschreiben, gleichsam als ob Asmodeus plötzlich die Dächer der Häuser vor allen diesen fahrenden Schülern abgehoben hätte. Einige von ihnen erriethen ohne Zweifel, was sie selbst weder gesehen noch gehört hatten, da ihre vorgeblichen Aufdeckungen Erfolg hatten; welchen Vortheil aber mußte nicht ein Autor vor ihnen voraus haben, der, wie Lord Normanby, überall empfangen wird und selbst die schöne und feine Welt bei sich sieht. Ja und Nein, der Kontrast, Matilda sind sicherlich anziehende Gemälde des „fashionablen" Lebens; doch muß man dem Verfasser, unserer Meinung nach, dazu Glück wünschen, daß er es verstanden hat, mit dieser Beschreibung des Lebens der feinen Welt, die doch immer nur als eine Art von Rahmen gelten kann, jenes dramatische Interesse zu verbinden, das seinen Romanen noch Leser sichern wird, wenn der feine Weltmann von Morgen den von Heute völlig in den Hintergrund gedrängt hat.

Man hat dem Lord Normanby den Vorwurf gemacht, daß seine Beschreibung der aristokratischen Sitten glücklicher und gelungener sey als die der ländlichen Sitten. Er hat, sagt man, die Sprache und die Empfindungen der Pächter des Nordens zu edel gehalten. Wir können dieses Urtheil nicht für begründet halten; denn es dünkt uns nothwendig, daß in der Literatur noch mehr als in der Malerei ein Ideal vor den Augen des Künstlers schwebt, der es unternimmt, das Leben auf dem Lande zu schildern, ohne daß er indeß in die fade Sentimentalität der Schäferidyllen verfallen darf. Wir bewundern das Talent von Charles Dickens in der Schilderung volksthümlicher Scenen; gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß man das Vulgäre vermeiden kann, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun. Lord Normanby besitzt alle Mittel, um dem einfachsten Stoff eine vielseitig interessante Form zu geben. Am meisten wird dies Urtheil durch seine Novellen bestätigt, besonders durch „Clorinde oder das Perlenhalsband", und andere, die man in den Keepsakes und den Annuals suchen muß. Sein Name befindet sich dort in rein aristokratischer Gesellschaft, denn die Mitarbeiter an diesen in moirirte Seide eingebundenen Bänden bestehen vorzugsweise aus solchen Verfassern, die einen Titel tragen, obschon die

nur literarischen Notabilitäten keinesweges ausgeschlossen sind. Lord Porchester, Lord Gower, Lord Morpeth, Lord John Russell und andere whiggistische oder torpistische Lords figuriren hier, wie Lord Normanby, neben Southey, Wordsworth, Savage Landor, Leigh Hunt und ihren jüngeren Zeitgenossen.

Man schreibt Lord Normanby auch die Autorschaft einiger politischer Flugschriften zu, die aber nicht mit seinem Namen gedruckt sind, mit dem er nur in der aristokratischen Romanliteratur öffentlich aufgetreten ist. Seit 1832 hat er jedoch keinen neuen Roman herausgegeben. Die Pflichten seiner politischen Stellung haben seit dieser Zeit seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Denn in diesem Jahre starb sein Vater, wodurch das Bedenken verschwand, welches ihn bisher hinderte, seinen Sitz in dem Hause der Lords einzunehmen. Nachdem die Whigs durch die parlamentarische Reform die Majorität erlangt hatten, mußte er nach einander mehrere hohe Aemter in der Verwaltung einnehmen. Zunächst begab er sich als Gouverneur nach Jamaika, eine Stellung, die in jener Epoche, wo die englischen Antillen der Schauplatz eines Sklaven-Aufstandes waren und es andererseits galt, die Kolonisten auf die große Maßregel der Abschaffung der Sklaverei vorzubereiten, sehr große Schwierigkeiten darbot. Da Lord Normanby ein persönlicher Anhänger der Emancipation war und überdies seine Ansichten in dieser Rücksicht in keiner Weise zu verheimlichen suchte, obwohl er stets bemüht war, die Gemüthee mit einander zu versöhnen, so erhielt er auf seine Rede in dem Assembly-Hause, das er nach einer Rundreise ins Innere des Landes eröffnete, als Antwort eine Adresse, worin dem Parlament der drei Königreiche das Recht abgesprochen wurde, in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Kolonie gesetzmäßigen Einspruch zu thun. Man ging sogar so weit, unter den Truppen gegen den Gouverneur eine Verschwörung anzuzetteln. Aber Lord Normanby vereinigte eine unbeugsame Festigkeit mit großer Klugheit: so gelang es ihm endlich, beide Seiten zu befriedigen, indem er die Kolonisten zu bewegen wußte, gegen eine Entschädigungssumme von 20 Millionen Pfund Sterling in die Emancipation zu willigen.

Nach seiner Rückkehr in das Vaterland trat das Ministerium des Lord Melbourne an die Stelle des Ministeriums von Lord Grey, und Lord Normanby erhielt das Geheimsiegel, das er bis zum Auftreten Sir Robert Peel's, d. h. bis zum November 1834, bewahrte. Die Tories hielten sich jedoch nicht lange, und als die Partei des Lord Normanby, im April 1835, wieder zur Macht gelangte, wurde er zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt. In diesem Vice-Königthum stieß er noch auf weit größere Schwierigkeiten als in dem Gouvernement von Jamaika. Denn treu seiner freisinnigen Politik in Rücksicht auf die unglücklichen Paria's von Irland, die vielleicht noch mehr zu bedauern waren, als die Sklaven auf Jamaika, konnte er doch die Gränzen seiner Befugniß nicht überschreiten, welche von der Regierung so eng gezogen waren, daß dadurch keine Partei befriedigt wurde. Der Lord-Lieutenant nahm eine große Verantwortlichkeit auf sich und ließ sich weder von der Kälte der höheren Klassen, noch von dem vielleicht weit gefährlicheren Beifall des Volkes irre leiten. Er durchreiste die Grafschaften, um Alles mit eigenen Augen zu sehen, und wurde durch das, was er sah, in seinen Grundsätzen nur befestigt. Aber die Regierung mißtraute seiner Popularität, obschon sie ihn für seine Bemühungen mit dem Marquistitel belohnte. Bei der Wiederherstellung des Kabinets im Jahre 1839 wurde der neue Marquis zum Minister der Kolonieen erhoben; doch schon nach einigen Monaten trat er dieses Departement an Lord John Russell ab und übernahm das Portefeuille des Ministeriums des Innern, einen Posten, den er noch im September 1841 behauptete, als die Whigs ihre Macht verloren.

Das gegenwärtige Kabinet des Lord John Russell konnte sich, wie man weiß, nur dadurch bilden, daß es seine Stellen einigen der neuen Verbündeten öffnete, durch welche die Whigs wieder die Macht in die Hände bekamen. Der Marquis von Normanby hat weder das Geheimsiegel, noch das Departement der Kolonieen, noch das Ministerium des Innern zurückerhalten; aber bei der politischen Stellung Frankreichs und Englands ist der Gesandschaftsposten zu Paris eben so wichtig als irgend ein Ministerium. Hat vielleicht die Regierung der Königin Victoria dadurch, daß sie jene Stellung dem Marquis von Normanby anvertraut hat, dessen versöhnlicher Charakter und vollendete Hofbildung bekannt ist, an Frankreich eine Garantie geben wollen gegen den schwierigen Charakter des Ministers, dessen Befehle er empfangen muß? Niemals wird der Marquis von Normanby sich zu einem Werkzeug diplomatischer Ränke gebrauchen lassen. So hat er neulich, als er gezwungen war, sich fern zu halten, da der Herzog und die Herzogin von Montpensier die übrigen Gesandten empfingen, durch einen Privatbesuch gegen die Instructionen des Lord Palmerston protestirt und diesem die Verantwortlichkeit für ein Betragen auferlegt, das er nur für ein unpassendes Schmollen hielt.

Hiermit sind wir an das Ende der Biographie des Marquis von Normanby gelangt. Er ist noch zu jung, als daß seine zukünftigen Lebensbeschreiber vor uns nicht den Vortheil haben sollten, dieser Geschichte noch einige Kapitel hinzuzufügen; uns bleibt hier nur der Wunsch übrig, daß das Interesse dieser zukünftigen Kapitel nicht durch irgend eine neue Verwickelung der politischen Beziehungen zwischen Frankreich und England erregt werden möge.

Mannigfaltiges.

— Leipziger Politik in Paris. Es ist bereits durch französische Blätter selbst als ein Irrthum bezeichnet worden, wenn sie früher die Artikel, welche die „Deutsche Allgemeine Zeitung" aus der Feder des Herrn Prof. Bülau über die Aufhebung der Republik Krakau brachte, dem „Oesterreichischen Beobachter" in die Schuhe schoben. Gleichwohl bleibt es bei der französischen Presse ausgemacht, daß diese Artikel aus der Wiener Hofkanzlei gekommen seyen, obwohl Jeder, der nur irgendwie damit bekannt ist, wie man in Wien und wie man im Studirzimmer eines Leipziger Professors die europäische Politik auffaßt, eine solche Vermuthung abweisen muß. Auch Herr v. Haussonville, dessen in der Revue des deux Mondes abgedruckter Artikel über die spanischen Vermählungen und die Krakauer Angelegenheit die Ehre gehabt hat, in die Spalten des Journal des Débats und dadurch zum Theil auch in die der deutschen politischen Blätter überzugehen, nimmt es als positiv an, daß die Argumente der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" direkt aus der Feder des Fürsten Metternich geflossen seyen, der sich, um der Sache ein um so besseres Ansehen zu geben, „diesmal sogar an ein Blatt gewandt, das eine Art liberalen Rufes genießt." Hinterher führt dann Herr v. Haussonville die Bemerkung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" an, daß es im Grunde gleichgültig sey, ob die Franzosen sich noch an die Verträge von Wien und Paris für gebunden erklärten oder nicht, denn nicht die Achtung vor diesen Verträgen sey es, was Frankreich bisher von ihrer Uebertretung zurückgehalten; „hätten sich die Franzosen für mächtig genug gehalten, sie zu brechen, so wäre es längst von ihrer Seite geschehen, und wir würden sie deshalb nicht getadelt haben", fügt der Leipziger Journalist hinzu, und diese Worte werden dem österreichischen Kabinet in den Mund gelegt! Wahrlich, Herr von Haussonville giebt sich dadurch als einen Mann von außerordentlichem politischen Scharfsinn zu erkennen.

— System des Elends. Philosophie de la misère ist der zweite Titel eines kürzlich von dem bekannten französischen Socialisten Herrn Proudhon herausgegebenen Buches, das sich in seinem Haupttitel als ein „System der Widersprüche in der Staatsökonomie" ankündigt. *) Man könnte diese beiden Titel jedoch parodirend auf das Buch selbst anwenden, denn in seinem kritischen Theile ist es ein System innerer Widersprüche, und in seinem positiven offenbart sich eine wahre Philosophie des Elends, d. h. eine elende Philosophie. Was die inneren Widersprüche betrifft, so gehen sie schon daraus hervor, daß der Verf. überall Staatsökonomie und Socialismus unter einander wirft, daß er keinen Unterschied macht zwischen Adam Smith und Fourier, zwischen Cabet's ikarischen Luftschlössern und Cobden's internationaler Handelsfreiheit; daß er mit derselben unbarmherzigen Kritik diejenigen verfolgt, die, auf dem Boden des heutigen Staates stehend, mit praktischem Blicke die Wege bezeichnen und ebnen, welche zu einer größeren Wohlfahrt führen können, und diejenigen, die, ohne Rücksicht auf die bestehende Gesellschaft, eine ganz neue herzustellen die Anmaßung haben, indem sie ihre Ideen von gestern an die Stelle einer mehrtausendjährigen Geschichte setzen wollen. Sehr scharf und sehr treffend deckt Herr Proudhon die Schwächen aller socialistischen Systeme seiner Landsleute auf; besonders den Kommunisten sagt er derbe Wahrheiten, indem er nachweist, daß sie nicht sowohl die Freiheit als den Despotismus, nicht sowohl die Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft als die Erstarrung derselben bezweckten, aber wenn es nun darauf ankömmt, sein eigenes System darzulegen, macht es Proudhon auch wie jener Fremdenführer im Irrenhause, der sich zuletzt als der Wahnsinnigste von allen Bewohnern desselben ausweist. Er ist hauptsächlich gegen jene Systemmacher, weil sie dabei auch noch an eine höhere Erziehung des Menschengeschlechts, d. h. an ein göttliches Walten glauben, das Herrn Proudhon eben so unkritisch erscheint, wie der Begriff des Eigenthums, den er bekanntlich einmal in einem früheren Werke mit den Worten „La propriété c'est le vol" definirt hat. Herr Grün, der deutsche Socialist, wird jetzt seine Freude an Herrn Proudhon haben, dem er auch einmal den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht, weil er noch an Gott glaube. Auf die Frage übrigens, was eigentlich nun zu thun sey, wenn sowohl die jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen als alle neue socialistische Systeme nichts taugen, bleibt uns Herr Proudhon die Antwort schuldig, so daß von seinem Motto „Destruam et aedificabo" nur die erste Hälfte auf sein Buch paßt.

Berichtigung. Im vorigen Blatte des Magazins S. 23, Sp. 2, Z. 2 v. u. statt „Theologen" l. Geologen.

*) Système des contradictions économiques, ou Philosophie de la misère, par P. J. Proudhon. 2 vol. Paris, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

image
not
available

hunderttausend Francs zu erhalten, auf die ich allein für den Einkauf zu Cherbourg angewiesen war? Hier galt es, einen Vorwand zu erfinden und allen möglichen Hindernissen schon vorher zu begegnen. Es gelang. Ich erhielt die Uebertragung meines Kredits und Empfehlungsbriefe auf ein holländisches Haus. Bald befand ich mich auf dem Wege nach Holland. Noch hatte ich keinen bestimmten Plan gefaßt, da ich weder die Orts- noch anderen Verhältnisse kannte. Aber der Würfel war einmal geworfen. Vorwärts mußte ich nun, und hätte ich mir durch die Ostsee einen Weg bahnen sollen, oder gar nach Rußland, Archangel oder Torneo gehen müssen, um mir einen Durchweg zu suchen. Indeß bot sich mir ein kürzerer Weg dar, der aber, genau betrachtet, weder besser noch leichter war.

Zu Rotterdam angekommen, stattete ich einem ehrenwerthen Kaufherrn, dem ich empfohlen war, meinen Besuch ab. Er empfing mich so gut, daß ich, dadurch ermuthigt, ihm meine Hoffnungen anvertraute und ihm mein Vorhaben, nach England zu gehen, einfach auseinandersetzte. In demselben Augenblick ging mit der Sprache und dem ganzen Benehmen dieses Mannes eine große Veränderung vor. Sein Ton wurde kalt, seine Miene streng, als er, mich mit einem durchbohrenden Blick betrachtend, sagte: „Sie verlangen Unmögliches. Ihre Unbesonnenheit würde uns Alle verderben." — „„Gut"", erwiederte ich, „„so geben Sie mir Briefe nach Ostfriesland, Hamburg und Bremen mit. Es würde mir leid thun, Sie in irgend einer Weise bloßzustellen; aber mein Weg führt nach England."" — „Sie sind also fest entschlossen?" — „„Durchaus."" — „Es ist eine Thorheit!" — „„Thut nichts; ich muß nach England."" — „So kommen Sie morgen wieder; ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen." Ein kurzer Gruß gab mir den Abschied.

Am anderen Tage, früh Morgens, war ich wieder bei ihm. Er führte mich in sein Kabinet, setzte sich mir gegenüber und sprach: „Ich habe Ihre Forderung reiflich erwogen; können Sie dasselbe von sich sagen? Haben Sie alle Folgen Ihres gefährlichen Unternehmens berechnet? Wissen Sie, welcher Gefahr Sie sich und die Ihrigen aussetzen, wenn Sie darauf bestehen, sich einzuschiffen? Kennen Sie Ihr Loos, wenn, wie es zu fürchten steht, es Ihnen nicht gelingt, sich der Wachsamkeit der zahlreichen Agenten zu entziehen, die den Auftrag haben, die Befehle des Kaisers zu vollstrecken?"

„„Ja. Ich weiß sehr wohl, daß ich Gefahr laufe, gefangen genommen und eingekerkert zu werden, oder irgend eine Kugel zu verschlucken, wenn ich Miene zur Flucht mache. Aber, wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ich bin entschlossen, nach England zu gehen.""

„Holland ist vorzugsweise überwacht. Man betrachtet es mit desto größerem Mißtrauen, als die Interessen seines Handels sehr gelitten haben. Die Pariser Polizeigewalt wird hier mit derselben Genauigkeit und Strenge gehandhabt als im Palais-Royal; und ich darf es Ihnen nicht verschweigen, daß ähnliche Versuche schon gemacht und sämmtlich gescheitert sind. Die einzige Festung Enkhuysen schließt mehr als 250 Personen ein, die bei solchen Gelegenheiten auf der That ertappt wurden."

Der gute Mann redete so im freundschaftlichsten Ton zu mir mehrere Minuten lang, bis er sich zuletzt von der Festigkeit meines Entschlusses überzeugte. „Wohlan", sagte er darauf, „Sie können diesen Abend reisen. Ein mir bekannter Fischer wird Sie nach Harwich bringen, in Gesellschaft von zwei Herren, deren Bekanntschaft Sie am Bord machen werden. Der Patron ist ein einfacher und harmloser Mensch; sein Fahrzeug ist in ziemlich schlechtem Zustande; Beides Umstände, die, in gewisser Rücksicht, nicht gerade angenehm, in anderer doch den Vortheil mit sich bringen, daß sie den Verdacht vermeiden. Sie werden vierundzwanzig Guineen für die Ueberfahrt zahlen, alle Kosten mit eingerechnet. Gepäck führen Sie wohl nicht mit sich? — Wohl, so finden Sie sich heute Abend um 6 Uhr vor dem Thorwege Ihres Gasthauses mit einem einfachen Mantelsack ein. Sie werden dann ein Kabriolet mit einer schwarzen Stute bespannt bemerken, dessen Kutscher ein dicker, untersetzter Mann ist. Steigen Sie unbesorgt ein; und nun reisen Sie glücklich. Von diesem Augenblick an kennen wir uns nicht mehr, haben nie einander gesehen. Leben Sie wohl." Mit einem Händedruck entließ er mich, ohne mir einmal zum Aussprechen meines Dankes Zeit zu lassen. Um so fester nahm ich mir vor, Nichts zu thun, wodurch ich ihn irgendwie bloßstellen oder in Gefahr bringen könnte.

Am Abend, es fehlten noch einige Minuten an 6 Uhr, war ich auf meinem Posten, als ich auch schon das mir beschriebene Kabriolet heraneilen sah. Es war richtig: eine schwarze Stute, ein dicker Mann. Ich stieg auf, die Peitsche knallte, im scharfen Trabe rollten wir dahin. — Schon lange hatten wir die Stadt hinter uns, aber noch immer ging es mit derselben Eile durch die dunkle Nacht vorwärts. Endlich erreichten wir einen Kreuzweg, wo uns zwei Männer von ziemlich schlechtem Aussehen erwarteten. Mein Führer sprang vom Bock, reichte meinen Mantelsack den beiden Unbekannten, mit denen er einige leise Worte wechselte, und wandte sich darauf mit den Worten zu mir: „Folgen Sie diesen da . . . ." Bald war er und sein Kabriolet aus meinen Augen verschwunden. Meine neuen Führer setzten sich in Bewegung. Nachdem wir fast zwei Stunden durch nasse Wiesen und weite Halden geschritten waren, wurde wieder an einem Kreuzwege Halt gemacht, und abermals erschienen zwei Männer, denen meine bisherigen Führer mein Gepäck übergaben, und sich entfernten. Die Nacht war kalt und sehr dunkel. Aber ich fühlte weder Kälte, noch Ermüdung, noch Furcht. Denn mich beschäftigte nur der eine Gedanke, daß ich mich bald auf dem Meere befinden würde, um nach England zu segeln.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Der erste Anblick von Neapel.

(Aus Bentley's Miscellany.)

„Ecco, signore! la Montagna, la Montagna!" rief die Stentorstimme unseres alten Conduttore, mit aller Begeisterung eines echten Neapolitaners. Halb erstickt von der Juli-Hitze und von dem Staube einer neapolitanischen Landstraße, wurden wir durch diese Ankündigung mit einem Male wieder ins Leben gerufen.

Es war in der That der Vesuv, den eine Krümmung des Weges uns zu Gesicht brachte — der Vesuv, mit seinem waldbedeckten Gefährten Somma, im Dunste des italiänischen Sonnenuntergangs dahinschmelzend. Das felsige Vorgebirge von Sorrento, der hohe Gipfel des Monte St. Angelo verschwammen in der Entfernung, und so weit das Auge reichte, erstreckte sich zu ihren Füßen das Mittelländische Meer.

Wir hätten dieses Schauspiel noch eine Stunde lang genießen können, aber Postillone und Pferde wurden ungeduldig — wir setzten uns wieder in Bewegung, und in zehn Minuten erreichten wir die Porta Capuana. Die gewöhnlichen Annehmlichkeiten des Päße-Vorzeigens und Bagage-Durchsuchens hielten uns, wie immer, una piccola mezz' oretta (ein kleines halbes Stündchen) am Thore auf; doch verursachte uns diese Verzögerung durchaus keine Langeweile. Hätte sich auch kein anderer Gegenstand zur Betrachtung dargeboten, als die Gruppe Doganieri, die sich um unseren Wagen versammelte, so würde uns dieses schon hinlängliche Unterhaltung gewährt haben. Nichts macht in der That auf den Fremden einen stärkeren Eindruck, als die scharf ausgeprägte Physiognomie, die den wahren regnicolo *) eben so unverkennbar bezeichnet, wie das Lispeln den Venetianer, die Gutturaltöne den Toskaner und die eigenthümliche Aussprache des U den Lombarden. Doch gab es noch andere Sehenswürdigkeiten, die nicht minder anziehend waren als die beaux yeux der Beamten König Ferdinand's. Es war gerade ein Festtag, und die Volkshaufen, welche den Tag mit Tanz und Spiel in den Osterie und Dörfern der Umgegend zugebracht hatten, kehrten jetzt nach Hause zurück. Zahllose Fuhrwerke von allen möglichen Gestalten eilten rasch an uns vorüber; von dem seltsamen kleinen vierräderigen Kabriolet bis zu dem bunten Corricolo mit den patagonischen Rädern und dem lilliputanischen, von oben bis unten mit menschlichen Wesen vollgepfropften Kasten fehlte Nichts, um die malerische und überraschende Wirkung des Ganzen zu vervollständigen. Ich unterhielt mich damit, den Inhalt einer neben uns haltenden Carretella zu mustern, die auf die Untersuchung der Mauthbeamten wartete. Nie habe ich eine aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft erblickt. Vierzehn Passagiere hatten sich hineingepackt, worunter vier Soldaten, zwei Nonnen vom Kapuziner-Orden, dem strengsten, den es giebt, ein Bettelmönch, zwei Priester und die Uebrigen Lazzaroni; Alle lachten, schrieen, plauderten oder sangen (mit Ausnahme der Nonnen), und zwar mit der ganzen Kraft neapolitanischer Lungen, die eben nicht gering ist. Kurz, es war ein Babel in Miniatur.

Während ich mich an diesem Schauspiel ergötzte, jagte das kleine, feurige, stark gebaute, aber halb verhungerte Pferd, dessen schmächtige Glieder eine so schwere Last zu tragen hatten, in voller Carrière davon, und die Carretella rasselte mit solcher Schnelligkeit über die Steine, daß nur die unnachahmliche Geschicklichkeit eines neapolitanischen Kutschers die gänzliche Zertrümmerung des Fuhrwerks verhindern konnte. Wäre mir diese außerordentliche Geübtheit der hiesigen Wagenlenker und ihr wüthendes Jagen nicht schon durch den Ruf bekannt gewesen, so hätte ich glauben müssen, daß jede Equipage, die an uns vorbei flog, mit Windes-Schnelle dem sicheren Untergang zueile.

Wir fuhren langsam durch die Foria oder Vorstadt, die den prachtvollen Eingang zur Hauptstadt selbst bildet. Der Straßendamm ist hier so breit wie die Boulevards oder Champs Elysées, und die weißen Häuserreihen erstrecken sich in langer Perspektive bis zum kolossalen Gebäude des Museo Borbonico, während der unermeßliche Albergo dei poveri zur Rechten einem königlichen Palaste ähnlicher als einem Zufluchtsort für Arme erscheint. Vor den zahlreichen Wirthshäusern standen Tische auf freier Straße, an denen wir fröhliche Gruppen mit Essen und Trinken beschäftigt sahen. Der Volksgeist zeigte sich von allen Seiten. Die Zöglinge von zwei oder drei Militair-Schulen schritten in langen Reihen einher; vorzüglich bemerkbar machten sich aber die unzähligen Priester, unter denen uns die Jesuiten, mit ihren ernst gesenkten Blicken und langen Schaufelhüten, am meisten auffielen. Es schien wirklich die eine Hälfte der Bevölkerung aus Soldaten, die andere aus Geistlichen zu bestehen. Auf Ersteres war ich vorbereitet, da mir die Vorliebe des Königs bekannt war, aber das Zweite überraschte mich; es schien mir, als ob mehr Priester und Mönche sich in den Straßen Neapels als in denen von Rom bewegten. Unterdessen stieg die gigantische Façade der Studii — deren hellrothe, dem ägyptischen Granit ähnliche Ziegelsteine aber nicht dazu beitragen, ihren imposanten Eindruck zu vermehren — vor unseren Blicken auf, und in einem Moment befanden wir uns im Toledo.

Die Toledo-Straße war mit Equipagen, Reitern und Fußgängern angefüllt, die im bunten Gemisch sich in tobender Verwirrung überboten. Es war heute Corso, und nie hatten wir ein so bewegtes Leben gesehen; man

*) Eingebornen des Königreichs Neapel.

könnte von einem Ende der Welt bis zum anderen reisen, ohne seines gleichen anzutreffen. Die Toledo-Straße ist ganz einzig in ihrer Art. Während der zehn Minuten, die wir im Gedränge zubrachten, hatten wir Zeit, uns umzuschauen und beschauen zu lassen; denn obschon die Ankunft englischer Reisenden zu einer anderen Jahreszeit etwas Alltägliches ist, so war doch die unsere, die mitten im Sommer stattfand, ein ungewöhnliches Ereigniß, und es flogen uns nicht wenig neugierige Blicke von allen Seiten zu.

Als wir zuletzt in die fila eingedrungen waren, verschwand die letzte Gluth der Abendsonne, und durch den schnellen Wechsel, der dieses Klima bezeichnet, trat die Finsterniß der Nacht plötzlich an ihrer Stelle ein. Aber wir hatten bei dem Uebergang nichts verloren, denn in einem Nu war die Straße so hell als am Tage, und für uns, die wir an die dunklen Gassen und traurigen Oellampen Roms gewöhnt waren, bot das strahlende Lichtmeer, das sich plötzlich vor uns entzündete, einen eben so überraschenden als blendenden Anblick dar. Schöne Gaslampen, die hoch über unseren Köpfen hingen, vermischten ihre Flammen mit der Beleuchtung, die aus langen Reihen von Läden hervorströmte und die ausgesuchten Toiletten und niedlichen Gesichter der Damen in den Equipagen, nebst den sie begleitenden Kavalieren, mit hellem Glanz übergoß. Ueberall bemerkten wir Kaffeehäuser, von denen jedes einzelne eine Illumination bildete; die vom zweiten Rang waren nach allen vier Winden offen und von Rauchern und Müßiggängern gefüllt, die eleganteren aber mit Gruppen von Eis- und Limonade-Trinkern umringt, deren Equipagen die Straße ganz versperrten, wodurch alle fünf Minuten ein Stillstand hervorgebracht wurde.

Wir konnten uns jedoch nicht über die Langsamkeit unseres Fortschritts beklagen, da sich bei jeder Wendung eine neue Scene, eben so überraschend und eigenthümlich als die vorhergehenden, eröffnete. Bald zeigte sich uns eine Garküche, deren offene Schauseite das ganze Innere enthüllte, von oben bis unten mit kupfernen Gefäßen, Zuckerformen und anderen zur Kochkunst gehörigen Utensilien von jeder Größe und Gestalt angefüllt — Alles so blank polirt, daß es beinahe mit den Spiegelscheiben wetteiferte, die überall von Gold, Silber und Krystall strahlten, während der Meister und seine Gehülfen an der Thür ihre Geschäfte betrieben, die Kuchen zubereiteten und sie unter ihre Kunden vertheilten. Im nächsten Augenblick nahmen wir am Eingang einer Querstraße eine Erleuchtung wahr, die dem Anschein nach in der Luft schwebte. Als wir um Lösung dieses Räthsels baten, erfuhren wir, daß es die Gala-Nacht einer königlichen Prinzessin sey, bei welchen Gelegenheiten alle öffentliche Gebäude illuminirt werden. Die Lampenreihen, die in schwindelnder Höhe über uns glänzten, waren an den Festungswerken von St. Elmo angebracht, und von den Palästen der Minister, wie von dem Jesuiter-Kollegium am Largo del Mercatello, brannten unzählige Lichter und Fackeln. Noch blendender aber, noch geschmackvoller und origineller als alle diese, waren die kleinen Buden der Limonadieri, von denen eine oder zwei sich an jeder Straßenecke befinden und bei welchen der volksthümliche Sinn für Decoration und Beleuchtung sich besonders hervorzuthun weiß. Von Aesten überwölbt und mit Guirlanden bekränzt, waren sie mit Blumen-Labyrinthen zu vergleichen; sogar die Orangen und Citronen hatte man in symmetrische Reihen geordnet und um die vier kleinen grünen Säulen aufgehängt, die das leichte Dach tragen, während die frischen Blätter in dem Schein einer Menge kleiner Glas-Laternen prangten, die von den Zweigen herabhingen und rings umher ihr funkelndes Licht verbreiteten. In der Mitte dieser Feenlauben stand der sonnenverbrannte Austheiler der acqua gelata und Limonade, im möglichst leichten Anzuge, d. h. im Hemde und Beinkleide, aufs thätigste beschäftigt, Orangen zu verkaufen, Citronen auszupressen oder Gläservoll des Saftes aus den Fässern abzuziehen, die sich an jeder Seite aufthürmten, und deren Inhalt er abwechselnd mit Eiswasser und dem beliebten Kakao den zahlreichen Käufern verabreichte, die sich um seine Bude drängten.

Endlich gelangten wir aus der Toledo-Straße nach dem prachtvollen Largo, oder vielmehr nach der Reihe von freien Plätzen, die mit jenem anfangen. Wir hielten ein paar Minuten an, um sie in Augenschein zu nehmen. Neben uns waren die Equipagen in fünf Reihen vor dem Café de l'Europe, dem Sammelplatz der schönen Welt, aufgefahren — einem passenden Vorposten für die Straße aller Straßen, der mit seinen Vergoldungen und Arabesken nach der letzten Pariser Mode alle früheren Nebenbuhler in den Schatten wirft. Zur Linken trat der Portikus und die Façade des Theaters San-Carlo hervor, dessen ungeheure Masse an einen Flügel des königlichen Palastes stößt, der mit seinen Blumenterrassen sich längs dem Meere erstreckt, bis sie auf einer Seite sich dem Hafendamm anschließen. Als wir den Largo di San Francesco erreichten, hätte ich beinahe glauben können, daß wir durch einen Zauberschlag nach der „ewigen Stadt“ zurück versetzt seyen; denn vor uns stand, der Hauptfronte des Palastes gegenüber und halbmondartig den Platz umgebend, die Kolonnade von St. Peter! Die zwischen den Säulen aufgehängten Gaslampen bildeten keine üble Nachahmung der Portiken in ihrer Ostersonntags-Erleuchtung, und es fehlte nur der hohe Peristyl und der gewölbte Dom des Pantheons, an dessen Stelle die stattliche Säulenhalle der basilica regina sich im Lichte schimmernd erhob. Obwohl mit Rom verglichen nur im verringerten Maßstabe, machte das Ganze doch eine ergreifende Wirkung, und dieses erste Gefühl erlosch nachher nie ganz wieder. Selbst dann, als uns das Tageslicht zeigte, daß die Combination etwas barocker Art sey, und die Puristen in der Baukunst versicherten, daß die San-Francesco-Kirche mit allen ihren schönen Marmorpfeilern und brillanten Fresko's nichts weiter als ein kostspieliger Barbarismus sey, konnte ich als Laie nicht umhin, bei meinen früheren Eindrücken zu beharren und gegen die Entscheidung der Kunstverständigen Protest einzulegen.

Nachdem wir San-Francesco verlassen hatten, fuhren wir an dem Palast des Prinzen von Salerno vorbei und erblickten von neuem den schattigen Umriß des Vesuv, der sich dunkel gegen den Himmel zeichnete, die Spitze ganz in Flammen stehend, während der Fuß bis in die Bai hineinzuragen schien. Die Betrachtungen, in welche uns diese Scene versenkte, wurden durch das Anhalten des Wagens vor dem Hôtel de Rome unterbrochen, aber sobald wir von unseren Zimmern Besitz genommen, eilte ich nach dem Balkon, um den Anblick in Muße zu genießen. Die Aussicht, welche sich uns hier darbot, ist durch ihre Herrlichkeit zum Sprüchwort geworden, und dennoch übertraf sie alle meine Erwartungen. Sie glich in der That einem Traumgebilde. Es schien kein Mond, und dennoch konnte man es nicht finster nennen. Die Himmelsdecke war mit Sternen besäet, und ihr ungewisses Licht zeigte den ganzen Umkreis der Küste, nebst den Gipfeln der entfernten Gebirge. Castellamare und Sorrento lagen dunkel, aber deutlich gezeichnet am Horizont, und der Vesuv krönte das Ganze, indem er von Zeit zu Zeit seine röthlichen Flammen ausspie. Vor uns erstreckte sich die Bai, über deren dunkle Fläche bisweilen ein Fischerboot, von einer kleinen Fackel beleuchtet, dahinglitt und hinter die Zinnen des Schlosses del Uovo verschwand. Von den Fenstern der anderen Zimmer hatten wir einen von jenem ganz verschiedenen Anblick. Sie gingen nach Sta. Lucia hinaus, dem klassischen Aufenthalt aller Fischer und Fischerinnen, Seeleute, Barkenführer und schönen Mädchen des schönen Neapels. Nichts konnte sich niedlicher ausnehmen als die kleinen Buden der Krabben- und Schalfisch-Verkäufer, die mit ihren hohen, blau- und weißgestreiften Zeltdecken und kleinen blinkenden Lichtern längs der Brustwehr gereiht waren, während der pescatore selbst mit rother Mütze und Schärpe in einer Ecke saß und die wenigen Spaziergänger, die an dem jetzt fast verödeten Quai vorbeikamen, mit dem Ausruf: Frutta del mare, frutta del mare! begrüßte.

Aber so anziehend dieses Alles auch war, kehrte ich doch bald auf den Balkon zurück, wo wir bis tief in die Nacht hinein saßen, uns des kühlenden Seewindes erfreuten und die Wellen beobachteten, die zu unseren Füßen plätscherten.

Dänemark.

Andersen's Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht.

H. C. Andersen's Erstlingsprodukt, seine „Fußreise nach Amack“, ist jetzt unter vorstehendem Titel in einer deutschen Uebersetzung von Dr. Le Petit erschienen.*) Der Bearbeiter hatte Recht, dem Titel des Originals eine Erläuterung zu geben, da der humoristische Sinn des dänischen Titels „Fußreise nach Amack“ **) eben nur einem Dänen von selbst verständlich ist. Zur Geschichte der Andersenschen Muse ist dieses Capriccio, das der junge Schuhflickerssohn im 23sten Lebensjahre, als er eben Student geworden war, entworfen hat, gewiß sehr interessant, und da man diese Muse auch in Deutschland recht lieb gewonnen, so wird man dem Uebersetzer für seine Arbeit, ganz besonders aber für das dem Büchlein vorangeschickte Lebensbild des Dichters, sehr dankbar seyn. Wir haben in Nr. 41 u. 42 des Magazins von 1846 eine Biographie Andersen's mitgetheilt, die in weiten Kreisen angesprochen hat und unter Anderem auch ins Vlaamische übertragen worden (abgedruckt in der Broederhand, Jahrgang I., Heft XII.); das von Herrn Le Petit gegebene Lebensbild ist noch vollständiger, indem der Zeichner den Vortheil hatte, den Dichter von dessen frühester Zeit her persönlich zu kennen, woran er ihn auch in einer zwar etwas zu langen, aber nicht uninteressanten Dedication erinnert. Die Abenteuer und Märchen selbst tragen noch nicht das anmuthige Gepräge, das die späteren ähnlichen Arbeiten des Verf. auszeichnet; es ist darin noch das Bemühen zu erkennen, fremden Mustern, besonders aber deutschen, es nachzuthun. Daß der junge Däne, dessen Jugend- und Studienjahre mit den größten Entbehrungen zu kämpfen hatten, damals schon mit Tieck, Hoffmann, Jean Paul, Hölty u. A. so vertraut war, wie aus seiner Darstellung hervorgeht, zeugt jedenfalls von seiner außerordentlichen, früh geweckten, geistigen Regsamkeit. Seine Phantasie versetzt ihn auf der „Fußreise nach Amack“ in ein späteres Jahrhundert, und wie dies schon von einigen Seiten versucht worden, giebt er uns eine Schilderung von den außerordentlichen Fortschritten, die dann das Menschengeschlecht in allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben gemacht haben wird. Unter Anderem erblickt er ein Luftdampfschiff, das wie der Blitz an ihm vorüberfliegt und dann wie ein dunkles Pünktchen am Horizont verschwindet. Vom Bord desselben war ihm ein aufgefangener Brief zugeflogen, datirt von der Sylvesternacht des Jahres 2100, und aus demselben theilt er folgende Länder- und Völker-Beobachtungen eines Luftreisenden mit:

„Unsere armen Voreltern, wie sehr beklage ich sie! Langsam mußten sie, gleich Würmern, im Staube der Landstraßen einherkriechen; während wir nunmehr mit dem Fluge des Adlers wetteifern. In sechs Wochen habe ich schon die Merkwürdigkeiten der halben Erdkugel in Augenschein genommen. Wo soll ich anfangen, wo enden? Ich habe die ehemalige Grabesstätte des Helden Napoleon besucht; die rhodische Bildsäule von gegossenem Eisen, welche man ihm in späterer Zeit auf den Felsenzacken von St. Helena errich-

*) Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht, auf einer Fußreise nach Amack. Von H. C. Andersen. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Lebensbilde des Verfassers eingeleitet von Dr. Le Petit. Hamburg, Verlag von Hermann Gobert, 1846.

**) Amack ist eine mit Kopenhagen durch eine Brücke verbundene Insel, die hauptsächlich von Fischern bewohnt ist und auf der sich eine Vorstadt der Residenz befindet.

tete, soll ungemein ähnlich seyn. — Ich bin mitten unter den Ruinen des Seeaits spazieren gegangen und habe die Messe gehört in der Sophienkieche, die einmal eine Moschee gewesen seyn soll. Uebrigens sah ich da keinen einzigen Türken; es scheint, als ob sie eine unüberwindliche Scheu hätten, ihre asiatische Heimat zu verlassen und ihre früheren Besitzungen zu betreten. — Das Freiheits-Denkmal der Geiechen ist einfach, aber schön; die große Figur daran, will man sagen, sey von Thorwaldsen; ich glaube nicht, daß sie so alt ist. — In der Schweiz erzählte man mir noch die alte Sage vom Tell mit einem patriotischen Feuer, das der romantischen Dichtung fast eine Färbung von Wahrheit lieh. Die brüderlichste Einigkeit herrschte unter der gesammten durchgehends protestantischen „Eidgenossenschaft". — Spanien ist ein blühender Garten; es giebt da keine Spur mehr von der früheren Geistesnacht und Priester-Anarchie; denn den „heiligen Vater" zu Rom hat man vom Norden hee mit seinem eigenen Jesuitengewebe so eng umsponnen, daß ihm keine mit Vernunft und Gefühl begabte Menschenseele so leicht mehr ins arg zusammengeflickte Netz länft. Eben so reift la giovine Italia, nach einer vielgeprüften Entwickelungsperiode von drittehalb Jahrhunderten, immer entschiedener zur kräftigsten Organisation heran; der Italiänee braucht nicht mehr mit Filicaja zu jammern:

Italia, Italia, o tu, cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai
Che'n fronte scritti per tua doglia porte!

— Deutschland, das nach dem letzten zwanzigjährigen Kriege, in welchem ein Urgroßvater meiner Mutter tapfee mitgefochten haben soll, allmälig zum Bewußtseyn seiner wahren Nationalität und zur Erkenntniß seiner politischen Würde gelangte, schreitet mit dem Palladium der allgemeinen Constitution seinem glänzenden Ziele rüstig entgegen .... Die Perle allee Reiche nnd Staaten Euuopa's ist und bleibt jedoch, in gewisser Hinsicht, das mächtige Rnßland; spät erhob es sich zu einiger Kultur, doch strahlt es deshalb auch jetzt in einer nm desto frischeren Glorie, weil es die Phasen seiner Barbarei, oder (wie ich mich lieber ausdrücken möchte) seine „Flegeljahre", so bedächtig zurücklegte. Aus den öden Steppen wachsen freundliche Dörfer, niedliche Städtchen, wie Aeheenhalme unter Disteln, hervor; nnd das einst so verschrieene Sibirien liefert den besten Beweis davon, daß das Klima immer milder wird, je fleißiger man den Boden bebaut. Nie nnd nimmer, wenn man es nicht aus den Annalen der Weltgeschichte wüßte, geriethe man jetzt auf den Gedanken, daß hier vor nur dreihundert Jahren die fürchterlichsten Verbannungsörter für meistentheils unschnldige „Sträflinge" existirten! — — Aber mein Brief wird nur lose Bruchstücke; während ich dieses schreibe, hat das Schiff schon in nordwestlicher Richtung zwanzig bis dreißig Meilen gewonnen. Lustig geht es hin über Berge und Meere; von unten lächelt nns die bunte Eedfläche an, wie ein Maulbeerblatt, woein sich eine Seidenraupe verspinnen will. Die Hauptstadt Dänemaeks bekomme ich nur vom Verdeck zu sehen; doch habe ich dänischen Grund nnd Boden betreten, bewundert habe ich das herrliche Schloß Friedrichsbueg, wo wir trotz der strengen Winterkälte bei nnseren transportabeln Wärmeapparaten table d'hôte im Freien hielten. Heute haben wir nämlich wegen der Hagelwolken viel kreuzen müssen; nun ist die Luft wiedee eein und klar; keine Gefahe droht uns mehr von jenen fliegenden Klippen. Nächsten Sommer mache ich eine kleine Tour über das Weltmeer; ich muß doch das Land sehen, wo das Menschengeschlecht auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung thronen soll. Die Zeit kann kommen, wo der Amerikaner zum Mutterlande Europa zu Fuß pilgert; mancher ehemalige See und Meerbusen ist jetzt Land, aber manche bebaute Strecke Landes mit Schilf unter den Wogen bedeckt! Vielleicht hat das Nordmeer sich bald eine neue Bahn gebrochen, und die Brandung schlägt gegen die Küsten, deren Bewohner sonst nie die Majestät des Oceans erschauten; vielleicht —"

Mannigfaltiges.

— Die Voelesungen des Dr. Prutz. Es gab allerdings eine Zeit, wo in Berlin auch außerhalb und noch vor Errichtung der Universität der historische und der philosophische Lehrstuhl eine auserwählte Schaar von Zuhörern um sich versammelte nnd durch diese auf die gesammte Nation zu wirken suchte. Wie erinnern nue an die Vorträge, die Fichte im Winter 1804—5 in Berlin über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" gehalten, zu einer Zeit, wo er noch Professoe an der damals preußischen Universität Erlangen war, aber in jedem Winter auf einige Monate nach der Hauptstadt kam, um hier die Gebildeten, an welche auch Schleiermacher seine Reden über die Religion richtete, für seine Ideen zu begeistern. Und welche Begeisterung Fichte durch seine im Winter 1807—8 in Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation" erregte, ja, wie unter den Zuhörern dieser Reden ein Theil der Männer sich befand, die in den darauf folgenden Jahren duech ihre Theilnahme an den größten Friedens- wie an den größten Kriegesthaten des Jahrhunderts Preußens und damit auch Deutschlands Wiedererhebung bewirkten, das ist aus der Geschichte jener Zeit hinlänglich bekannt. Haben wir seitdem auch eine Hochschule in unsere Mitte bekommen, deren Hörsäle jedem Gebildeten geöffnet sind, so werden doch Vorträge, die sich außerhalb der Univeesitätsräume an ein gemischtes Publikum von Männern und Frauen, von Jünglingen und Geeisen wenden, immer eine große und allgemeine Wirkung haben können, wenn sie in einer empfänglichen Zeit über einen die Gemüther beschäftigenden Gegenstand von Männern gehalten werden, die, wie Fichte oder Schleiermacher, zugleich Träger des Geistes sind, von welchem sie getragen werden.

Herr Dr. Prutz, der in diesem Winter, wie im vorigen, zu uns nach Berlin gekommen, um Vorlesnngen vor einem gemischten Publikum zu halten, hat sich das große Ziel gesteckt, auf ähnliche Weise zu begeistern und zu wirken, und hat auch in der That in diesem Jahre ein dazu viel geeigneteres Thema erwählt, als die Geschichte des deutschen Theaters war, von welchem letzteren man jetzt überhaupt, wie einst Schiller von dem Kotzebue-Ifflandschen Deama, sagen darf: „Was kann wohl dieser Misère Großes begegnen?" Das Interesse wendet sich heutzutage einer ganz anderen Welt zu, als den Brettern, die eben nur einem Volke, das sich, wie die Deutschen des 18. Jahrhunderts, mit einem Scheinleben nnter den Völkern begnügte, die „Welt" bedeuten konnten. Herr Dr. Prutz hat diesmal Vorlesnngen über die „Geschichte der Literatur der Gegenwart" angekündigt, doch wie er in der Einleitungsrede angedeutet, wird dies nnr der Kettenfaden seyn, welchem ein Einschlag politischer und historischer Art erst seine wahre Gestalt und seine Benennung zu geben bestimmt ist, so daß er uns, wie es Fichte richtiger und unumwundener bezeichnen durfte, die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" zu zeichnen denkt. Zwar hat der Vortragende einen besondern Nachdruck anf das Wort Geschichte in seiner Ankündigung gelegt, allein wir erlauben uns, ihm zu entgegnen, daß sich die Literatne der Gegenwaet eben so wenig in eine geschichtliche Darstellung bringen lasse, als die Gegenwart überhaupt, denn die Geschichte hat es eben mit dem Geschehenen und nicht mit dem Weedenden zu thun, weshalb wir es auch nicht so auffällig wie Herr Prutz finden können, daß sämmtliche deutsche Liteearhistoriker, die sich in den letzten Jahren einen Namen erwoeben, wie ausführlich sie sich anch über die Anfänge und die klassische Periode unseeer Liteeatue verbreiten, doch, sobald sie an die neueste Zeit kommen, einsylbig werden oder den Faden der Erzählnng ganz fallen lassen. Der Geschichtschreiber wird ein rückwärts gekehrter Prophet genannt; sollte er aber anch das Werdende, gleichviel ob in der Literatur oder im Staate, darstellen, so müßte er die Sehergabe des voewäets gekehrten Propheten besitzen. Darum erwarten wir von Herrn Prutz wohl ein philosophisches, nicht aber ein historisches Gemälde unseres Zeitalters und seiner Literatur, wie denn auch schon sein am 13. Januar vor einem sehr zahlreichen Publikum gehaltener Einleitungs-Vorteag dargethan, daß er nicht blos — nach den Worten Fichte's, den er auf sehr schöne und treffende Weise neben Schiller, wie Kant neben Göthe, gestellt — „als Empiriker manche auffallende Phänomene der Zeit, wie sie sich ihm in der zufälligen Beobachtung darbieten, auffassen und herzählen will, ohne je sicher zu seyn, daß er sie alle erfaßt hätte, und ohne je einen anderen Zusammenhang derselben angeben zu können, als den, daß sie nun eben in einee und derselben Zeit beisammen seyen", sondern daß ee „das vorliegende Mannigfaltige der Erfahrung auf die Einheit des gemeinschaftlichen Prinzips zurückführen und wiederum aus dieser Einheit jedes Mannigfaltige in der Zeit nns erschöpfend erklären und ableiten will."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅟ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Donnerstag den 21. Januar 1847.

Rußland.

Der Wiederaufbau des Winterpalastes in St. Petersburg.

Das größte Lob zu unsrer Väter Zeit
War kurz: der Mann ist ein gerechter Mann.
Stolberg.

Custine sagte in seinem Buche „Rußland im Jahre 1839", den Wiederaufbau des Winterpalastes betreffend: „Es mußten ungeheure Anstrengungen gemacht werden, um die Arbeit zu der von dem Kaiser gewünschten Zeit zu Ende zu bringen. Im Innern arbeitete man während des stärksten Frostes fort; fortwährend waren sechstausend Arbeiter beschäftigt. Zwar starben täglich mehrere, aber die Opfer wurden sogleich durch Andere ersetzt, die ihrerseits in dieser ruhmlosen Bresche sterben mußten. Und der einzige Zweck so vieler Opfer war die Erfüllung einer Herren-Laune. Bei den natürlich, d. h. längst civilisirten Völkern giebt man das Leben der Menschen nur wegen gemeinsamer Interessen preis, deren Wichtigkeit fast Jedermann anerkennt. Aber wie viele Generationen von Herrschern hat das Beispiel Peter's I. verleitet.

„Bei einer Kälte von 25—30 Grad waren 6000 unbekannte Märtyrer, Märtyrer ohne Verdienst, die unfreiwillig Gehorsam leisteten, was bei den Russen eine angeborene und aufgenöthigte Tugend ist, in Säle eingeschlossen, welche man bis zu 30 Grad geheizt hatte, damit die Wände um so schneller trockneten. So setzten sich diese Unglücklichen, wenn sie dieses Haus des Todes, das durch ihre Aufopferung ein Asyl der Eitelkeit, der Prachtliebe und des Vergnügens wurde, hinein traten oder aus ihm heraus, einer um 50—60 Grad verschiedenen Temperatur aus.

„Die Arbeiten in den Minen des Ural-Gebirges sind nicht so verderblich, und doch waren diese Arbeiter keine Verbrecher. Und diesen Kaiser hatten so Viele, die nun vor seinen Augen der Befriedigung seiner kaiserlichen Eitelkeit zum Opfer gebracht wurden, ihren Vater genannt! Die auf den Bau von Versailles verwendeten Millionen haben eben so viele französische Handwerker-Familien ernährt, als der Bau des Winterpalastes in zwölf Monaten slawische Leibeigene zu Grunde gerichtet."

Gretsch trat in seiner bekannten Gegenschrift dem Marquis von Custine wegen dieser Auslassung mit den kurzen Worten entgegen: „Es ist nicht für einen Heller Wahrheit in den Worten des Marquis!" Der Engländer Bourke sagt in seiner Reisebeschreibung „St. Petersburg and Moscow" *): „Der Winterpalast ward allerdings in unglaublich kurzer Zeit renovirt, aber ich stelle es ganz in Abrede, daß dieses Resultat nur auf Kosten unzähliger Menschenleben erreicht wurde."

Der Kaiser Nikolaus, um dessen Charakterschilderung es sich hier handelt, darf gewiß mit allem Rechte den ausgezeichnetsten Zeitgenossen beigezählt werden. Es ist daher nicht ohne Interesse, zu wissen: was ist Wahrheit bei so verschiedenen Meinungen? Vielleicht erscheint das Urtheil eines Augenzeugen, der an Ort und Stelle Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, und zwar fast immer an ersten Quellen, nicht ganz am unrechten Platze, deshalb möge mir vergönnt seyn, mein Votum in der Sache hier abzugeben.

Je mehr wir vielleicht Ursache haben, uns als Gegner des politischen Prinzips, für dessen Hauptvertreter Kaiser Nikolaus gilt, zu bekennen; je weniger wir uns zum Absolutismus hinneigen, um so mehr haben wir — meines Erachtens — Veranlassung, der Person des Kaisers Nikolaus strengste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich halte zum mindesten dafür, daß man seiner Sache durch absichtliche Parteifärbung und sogenannte systematische Opposition endlich selbst großen Schaden zufüge. Daher wollen wir denn auch demnächst den Stand der Dinge vor dem Beginne des Winterpalastbaues ein wenig näher ins Auge fassen und die Umstände betrachten, unter denen derselbe begonnen wurde.

Durch den Brand des erwähnten Gebäudes war das Lokal vernichtet, welches allein in St. Petersburg die eingeführte Repräsentation des Hofes möglich machte. Die kaiserliche Familie bezog allerdings in der Zwischenzeit den Anitschkoffschen Palast, worin jedoch die Räume notorisch so beschränkt waren, daß dieselben kaum zur nothdürftigen Unterbringung des zur Kaiserfamilie gehörenden Personals nebst allernächster Umgebung ausreichend erklärt werden konnten. Bei der geringsten Bewegung, sey es der Empfang eines Gesandten oder dergleichen, befand man sich in der That verlegen, denn der Platz wollte nirgend zureichen; die Reichsrepräsentation gehört aber namentlich in Rußland, sobald man nur irgend Rücksichten auf Menschen und Verhältnisse zu nehmen nicht abgeneigt ist, eben so zu den unerläßlichen Dingen, als z. B. Truppen-Exercitien und sonstige Beschäftigungsmittel der Menge oder Einzelner. Wer demnach zu behaupten Willens wäre: es hätte dem Kaiser Nikolaus nicht um möglichst raschen Wiederaufbau zu thun seyn müssen, der spricht völlig ohne genügende Kenntniß und Ueberlegung.

Nun gab es aber nur zwei Wege des Baues: entweder man übergab die Sache den Händen des seitherigen Hofbaumeisters Montferrand, der ein Menschenalter und darüber an der Isaakskirche baute, ohne fertig werden zu können, und von dem offen gesagt wurde: er werde den reichen Demidoff bei seinen (des Baumeisters) Lebzeiten das Fertigwerden seines Palastes nicht erleben lassen; oder: es wurde der Wiederaufbau energischer verfahrenden Händen anvertraut. Die Umstände drängten zu letzterem Verfahren, daher der Bau dem General Kleinmichel übertragen wurde. Sollte der Letztere den Bau rasch vollführen können, dann mußte ihm natürlich freie Hand gelassen werden, und so arbeiteten — wie ich dies selbst mit angesehen habe — im Winter des Jahres 1838/9 allerdings eine Menge Menschen in sehr stark geheizten Gemächern; namentlich waren dies Stubenmaler, Stukkaturarbeiter und dergleichen. Ich sah, daß mehrere von denen, die in der Höhe arbeiteten, sich nasse Lappen um den Kopf gewunden hatten, um die Hitze erträglicher zu machen. Diese Arbeiter, deren Zahl Custine entsetzlich übertreibt und deren, nach meiner Ansicht, kaum 600 anstatt 6000 gewesen seyn dürften, arbeiteten ganz gewiß freiwillig und zwar nach vorher eingegangenem Akkord; denn ich lernte in Gesellschaften ein paar Deutsche kennen, die selbst zur Zahl dieser Arbeiter gehörten, und die sich so wenig gezwungen zum Baue gemeldet hatten, als es nur irgendwo in der Welt geschehen konnte. Und obwohl ich persönlich mit einem der angestellten Baumeister Umgang gehabt habe, so hörte ich doch nirgend von Zwangarbeitern sprechen, die bei diesem Bau gebraucht worden seyn sollten. Ein Unterrichteter sagte mir: es arbeiteten überhaupt durchschnittlich nur etwa 2—3000 Arbeiter am Winterpalaste, und bei weitem die Minderzahl befand sich in den stark geheizten Zimmern. Daß häufige Erkrankungsfälle vorgekommen seyn sollen, hörte ich gelegentlich wohl behaupten, allein daß der Kaiser hiervon nur Nachricht erhalten haben dürfte, muß ich durchaus bezweifeln. Er ließ Kleinmichel gewähren, der allerdings seinerseits kein Empfindlichkeitsmensch genannt wurde. Wer aber in Rußland irgend Etwas rasch durchsetzen will, der ist, meiner Erfahrung nach, sogar gezwungen, von dem individualisirenden Prinzipe abzugehen, das jedoch sicherlich, bei uns wenigstens, das allein empfehlungswerthe genannt werden muß.

So viel ist sicher, die Herren Franzosen, welche sich z. B. bei ihren Eisenbahn-Verwaltungen so unverantwortlich gleichgültig gegen die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ihrer Mitmenschen bezeigen, hätten alle Ursache, vor den eigenen Thüren demnächst besser zu fegen, ehe sie das schärfste Urtheil an andere Völker und deren Oberhäupter legen. Gefehlt wird von uns Menschen ganz sicher unter jeder Form, aber in den westlichen Ländern Europa's, wo Freiheit in weit höherem Grade herrscht oder herrschen soll, als dies in Rußland der Fall ist und unter Umständen seyn kann, da fallen Mängel der gerügten Art sicher am schwersten ins Gewicht.

Hiernach glaube ich bewiesen zu haben, daß weder Custine, noch Gretsch oder Bourke der Wahrheit die Ehre gaben, wie dies doch als erste Pflicht unter Menschen erscheint.

Eduard Pelz.

Frankreich.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Als die ersten Strahlen der Morgensonne sichtbar wurden, erblickte ich in einiger Entfernung eine kleine Hütte, die an der Mündung der Maas gelegen war. Meine Führer gaben mir ein Zeichen, daß ich dort erwartet würde, und verließen mich alsbald. Jetzt erst, als ich am ersten Ziele angelangt war, fühlte ich, daß mich fror, und daß ich müde und hungrig war. Aber der Anblick der weiten Wasserfläche belebte von neuem meine Kräfte, und froh trat ich in die Barake ein, deren Inneres indeß nichts Erfreuliches darbot. Sie war mit Bohlen und Netzen fast vollgestopft. Ein Mann verließ einen Haufen von Netzen, auf dem er geruht hatte, schlug Feuer an und lud mich in schlechtem

*) Vergl. hierüber Nr. 133 d. Bl. vom 5. Nov. 1846.

Deutsch zum Schlafen ein. Zugleich kündete er mir an, daß das Fahrzeug, worin wir übersetzen würden, am anderen Morgen den Fluß herabkommen werde. Dieses „wir" rief mir die beiden Herren ins Gedächtniß zurück, die mir in Rotterdam zu Reisegefährten versprochen worden waren; und in demselben Augenblick, wie, um auf meinen Gedanken zu antworten, sah ich zwei Personen hinter den Dielen hervortreten, die sich eben so begierig zeigten, nach England überzusetzen, wie ich es war. Sie befanden sich schon seit fünf langen Tagen in der Hütte und zehrten von den Lebensmitteln, die sie selber mitgebracht hatten. Ich hätte es eben so machen müssen; unglücklicher Weise aber hatte ich in dem Glauben, daß es sich nur um eine Ueberfahrt von 24 oder höchstens 30 Stunden handelte, nicht viel Lebensmittel mitgenommen, so daß es um meinen Unterhalt schlecht aussah. Die Netze dienten uns statt der Betten; es war kein kleiner Abstand zwischen ihren harten, knotigen Maschen und einem Eiderdaunenlager; doch gelang es uns, darauf zu schlafen. Am traurigsten aber war, daß das versprochene Fahrzeug nicht ankam. Es ließ drei tödtliche Tage auf sich warten, die wir dazu anwandten, Vermuthungen über die Gründe seines Ausbleibens anzustellen. Endlich am Morgen des vierten Tages weckte unser Wirth uns mit der Nachricht, daß es den Fluß eben herunter gekommen sey und einige hundert Klaftern von unserer Behausung angebunden läge. In wenig Augenblicken waren wir an Bord.

Kaum hatten wir es uns in dem Boote bequem gemacht, als der Patron die Segel aufspannte. Da konnten wir uns vor Freuden kaum halten; wir tanzten, umarmten uns und .... saßen plötzlich, wie uns ein heftiger Stoß belehrte, auf einer Sandbank fest. Da keine Gewalt im Stande war, uns wieder flott zu machen, so mußten wir fünf lange Stunden warten, bis die steigende Fluth uns aus unserer traurigen Lage erlöste, aber nur, um uns auf den Punkt zurückzuwerfen, von wo wir ausgefahren waren. Hierzu kam noch ein zweites Ungemach, indem uns der Patron erklärte, daß er nur mit einem Erlaubnißschein für eine bestimmte Zeit versehen sey und sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, bei seiner Rückkehr sein Fahrzeug konfiszirt und selber ins Gefängniß geworfen zu sehen. Ich hielt mit meinen beiden Gefährten Rath. Wären wir bewaffnet gewesen, so würde es keinem Zweifel unterlegen haben, daß wir die Widerspenstigkeit unseres Patrons mit der Pistole in der Faust gebändigt hätten. Unglücklicherweise aber besaß ich nichts als ein kleines Taschenmesser; meine Gefährten aber waren nicht einmal so gut bewaffnet. So mußten wir der Nothwendigkeit weichen und ans Land zurückkehren. Jetzt galt es, einen guten Schlupfwinkel ausfindig machen. Ich, als der zuletzt Gekommene und Ueberzählige, wurde unter einen grossen Haufen von Netzen begraben, während die anderen Beiden sich in ein Versteck einschliessen liessen, das in der Wand des Fahrzeugs angebracht war. Nachdem Alles gehörig versichert war, schiffte das Boot wieder stromaufwärts bis zu einem schönen Dorfe, dessen Namen ich niemals erfahren habe. Nachdem der Anker geworfen und das Fahrzeug am Ufer angebunden war, unterlag es einer Untersuchung, die jedoch nicht allzu streng war. Ich konnte alle Worte der Zollbeamten hören, fast erdrückt von der Last meiner Netze, unter denen ich den ganzen Tag zubringen sollte. Gegen Abend endlich, als ich mich schon vergessen und dazu verdammt glaubte, die ganze Nacht in dieser Lage zuzubringen, wurde ich endlich befreit. Ich warf eine Matrosenjacke über und wurde darauf in ein von Nettigkeit und Reinlichkeit glänzendes Haus geführt, wo ich auch meine beiden Freunde bei einem guten Feuer und an einem trefflich gedeckten Tische wiederfand. Eine Frau von sehr gutem Aussehen bediente uns. Nie habe ich in meinem Leben ein vorzüglicheres Mahl eingenommen; auch hatte man uns ganz vortreffliche Betten bereitet. Leider mußten wir diese ausgezeichnete Herberge schon vor Tagesanbruch verlassen, um unsere Schlupfwinkel wieder aufzusuchen. Meine Netze waren ganz durchnäßt vom Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war. Kaum hatte ich mich wieder darunter verkrochen, als auch schon die Zollbeamten einen abermaligen Besuch uns abzustatten kamen. Einer von ihnen begann auch an meinen Netzen zu rühren. Ein fürchterlicher Schreck ergriff mich; denn mit der Furcht, entdeckt zu werden, verband sich noch die Angst, von einem etwas zu tief eindringenden Sonde- oder Bajonnetstoß durchbohrt zu werden. Glücklicher Weise stand er bald von seinem Vorhaben ab und warf die Netze wieder auf ihren vorigen Platz zurück, ehe er sie ganz gemessen hatte. So kam ich mit der blossen Furcht davon.

Gleich nach dieser Untersuchung lichtete unser Patron den Anker und begann von neuem, die Maas hinabzusegeln. Jetzt aber, durch sein erstes Mißgeschick belehrt, zeigte er sich aufmerksamer und vermied glücklich die Sandbänke. Das Wetter war schön, das Meer ruhig, ruhiger als es uns lieb war; aber die vielen Strömungen, die es durchziehen, liessen ihn fürchten, in den Kanal und auf die französische Küste verschlagen zu werden; weshalb er sich nicht dazu verstehen wollte, die Nacht hindurch zu segeln. So kam es, daß wir anstatt 36 oder 40 Stunden fast 7 Tage zur Ueberfahrt brauchten; und wir würden noch mehr gebraucht haben, wenn wir nicht einem kleinen englischen Schmugglerfahrzeug begegnet wären, das uns auf den richtigen Weg zurückbrachte, da wir uns fast um 10 Linien südlich von dem Hafen entfernt hatten, den wir erreichen wollten. Während dieser sieben Tage mußten wir uns in Rücksicht auf Nahrungsmittel mit der Matrosenkost begnügen, die den Appetit nicht sehr reizte, da sie gewöhnlich aus einer Zwiebelsuppe mit Bier bestand, wozu der Capitain, falls er seine Leute festlich bewirthen wollte, ein Maaß Zuckersyrup hinzufügte. Zu dieser Suppe verschlangen unsere Fischer noch große Stücke rohen Specks. Vergeblich wollte ich mich zwingen, ihrem Beispiel zu folgen. Da die Vorsehung mich nicht mit einem holländischen oder grönländischen Magen ausgerüstet hat, so litt ich aus Mangel an gesunder Nahrung unbeschreiblich.

Endlich, sieben Tage nach unserer Einschiffung in der Mündung der Maas, bot sich die hübsche kleine Stadt Harwich mit ihren schmucken Häusern und ihrem mit Fahrzeugen aller Art angefüllten Hafen unseren erfreuten Blicken dar. Der Morgen war frisch und heiter; die Sonne strahlte von dem unbewölkten Himmel so glänzend nieder, als ich es selten in England wahrgenommen. Wir beeilten uns mit der Ausschiffung; aber ein Polizeibeamter kam zu uns an Bord und bat uns, noch so lange zu warten, bis wir die Erlaubniß des Alien Office erhalten hätten. Indeß schrieben wir an unsere Londoner Freunde und befanden uns am anderen Tage, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in einem der besten Gasthäuser Londons. Ich muß hier einen Zwischenfall erwähnen, der einen Begriff von der Strenge giebt, mit der die Gränzbewachung ausgeführt wurde. Bei unserer Ankunft in Harwich drang eine Menge von Korrespondenten der vornehmsten Londoner Journale auf uns mit der stürmischen Frage ein, ob wir nicht Neuigkeiten oder fremde Zeitungen mitgebracht hätten! In der That fand einer von meinen beiden Reisegefährten in seiner Tasche ein halbzerrissenes und beschmutztes Bruchstück einer Zeitung, die aber wenigstens drei Wochen alt war; nichtsdestoweniger wurde ihm auf der Stelle für diesen Papierfetzen eine bedeutende Summe gezahlt, womit er seine Reisekosten von Harwich nach London decken konnte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in London widmete ich ausschließlich den Geschäften. Vor allen Dingen begann ich über mein Unternehmen, nach Helgoland zu schiffen, alle nur mögliche Notizen zu sammeln, wozu ich 14 Tage brauchte, ehe ich zu einem wirklichen Resultat gelangte. Dieser Plan war bisher ein Geheimniß für das Publikum geblieben; denn die große Masse der Kaufleute kannte kein Mittel, Waaren nach dem Festlande zu senden. Endlich entdeckten meine Freunde den Unterhändler, der das erste Fahrzeug nach Helgoland expedirt hatte, wovon ich schon in Paris ein paar Worte gehört hatte. Er hatte in diesem Augenblick eine zweite Expedition vorbereitet. Sofort machte ich Einkäufe im Betrage der Summe, über die ich gebieten konnte, und schiffte nach und nach meine Waarentransporte ein. Das Geheimniß war indeß bald verschwunden, und alle Welt wollte an dem Unternehmen Theil haben; die Reisegelegenheiten waren jetzt fast täglich geworden; und da ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Waaren bereits unterweges waren, so bestieg auch ich bald ein Schiff und eilte ihnen nach, um ihre Einführung auf das Festland zu überwachen. Als ich in Helgoland anlangte, befanden sich meine ersten Sendungen bereits auf dem Festlande; Alles schien einen glänzenden Erfolg zu versprechen, als wir eines Tages plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt wurden, daß 6000 Zollbeamten die Ufer des Rheins verlassen hätten, um eine Linie von Düsseldorf bis Lübeck zu bilden und so das Land, wo die Waaren kürzlich eingeführt worden waren, zu umzingeln. Am Vorabend der Schlacht von Wagram hatte Napoleon mit jener Unermüdlichkeit, wodurch er den ganzen Umfang seines ungeheuren Reiches überwachte, und mit jener Erbitterung gegen die Engländer, womit er sie in Deutschland und auf allen Meeresküsten angriff, diesen Befehl gegeben, der alle unsere Maßregeln über den Haufen warf. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; es galt jetzt, die bedrohten Waaren, wenn es noch möglich war, in aller Eile zu retten.

Helgoland ist ein nackter, etwa 4 Meilen von der Mündung der Elbe entfernt im Meere gelegener Felsen, dessen Umfang ½ Meile beträgt. Seine Ufer sind fast überall so schroff und steil, daß er kaum zu besteigen ist. In der That gelingt dieses nur auf der einen Seite, wo der Fels sich in ein Sand-Ufer von einigen Klaftern Ausdehnung abplattet, und von wo aus man den Felsen auf einer in das Gestein eingehauenen Treppe besteigt. Diese kleine, von dreißig und einigen Fischerfamilien bewohnte Insel gehörte lange Zeit den Dänen, die sie jedoch in dem letzten Kriege den Engländern abtreten mußten, weil Letztere darin ein gutes Verbindungsmittel für ihren Handel mit der Küste Norddeutschlands erblickten. Als ich dort anlangte, war dieser bisher ungekannte Punkt der Erde seit einigen Wochen von einer zahllosen Menge Fahrzeuge umgeben und mit Waaren der verschiedensten Art überfüllt. Man würde dort Alles gefunden haben, außer Wohnung und Lebensmitteln. Denn es gab auf der ganzen Insel nur ein schlechtes Wirthshaus und zwei Betten, und Niemand hatte daran gedacht, die geringste Vorbereitung zur Aufnahme der schwimmenden Bevölkerung zu machen. Mit 30 Francs auf den Tag konnte man sich kaum das Nothwendigste beschaffen, wofür man in Paris 40 Sous gezahlt hätte. Ein Glück war es, daß die Gesellschaft sich unaufhörlich erneuerte, wodurch wenigstens der Ausbruch einer Krankheit verhindert wurde.

Die Hoffnung, mir ein Bett verschaffen zu können, hatte ich längst aufgegeben; so machte ich mich denn mit einigen anderen Unglücksgefährten auf den Weg nach dem Leuchthurm, mit der Absicht, dort die Nacht zuzubringen. Wir setzten uns auf unsere Schlafröcke und Mantelsäcke rings um den ungeheuren, blendenden Lichtglobus; der Himmel war hell, die Luft scharf und durchdringend; obwohl sehr gut bekleidet, hielt ich es doch in dieser Lage nicht länger aus, sondern kehrte nach dem Dorfe zurück, um noch einen Versuch zu wagen, ein anderes Nachtlager zu erobern. In der Wohnung meines Korrespondenten war noch Licht; ohne Zögern klopfe ich an die Hausthür, die auch alsbald geöffnet wird. „Treten Sie ein", sagte der Wirth des Hauses, der mich selbst willkommen hieß, „wir werden uns einzurichten wissen." Seine Wohnung war nur klein, 6 Fuß lang und 8 Fuß breit; zwei Stühle, ein Tisch, zwei Koffer und ein kleiner gußeiserner Ofen schmückten das Zimmer. Er lud mich ein, mich zu wärmen, und nahm seine Korrespondenz wieder auf, wobei er sich einer kleinen mit Thran gefüllten Lampe bediente, deren Qualm den kleinen Raum sehr unbehaglich machte. Nach einiger Zeit stand er vom Tische auf und zog zwei Dielen aus der Wand, in der nun eine Vertiefung

sichtbar wurde. „Dies ist mein Bett“ sagte er. „Bedienen sie sich desselben; ich werde mit meinem Kommis zusammenschlafen.“ Nach einigem Zögern nahm ich das Anerbieten an. Das Bett, auf das ich mich ganz angekleidet warf, weil es sehr stockig und dunstig roch, bestand aus zwei Federmatratzen und einem Strohsack. Zu müde, um viel Reflexionen zu machen, schlief ich bald ein. Als ich aber am anderen Morgen erwachte, fühlte ich eine solche Uebelkeit und ein so groſses Bedürfniß, frische Luft zu schöpfen, daß ich meinen Wirth einlud, mich zum Strande zu begleiten, um zu sehen, ob meine Sachen angekommen seyen. „Ach, lieber Freund“, erwiederte er zu meinem nicht geringen Erstaunen, „mein Kommis wird Sie begleiten; ich darf nicht ausgehen, denn es ist heute mein Fiebertag.“ — „„Wie!““ rief ich aus; „„Sie haben das Fieber!““ — „Leider! Schon seit Monaten kann ich es nicht los werden.“ Diese Worte machten mich zittern. Ich hatte die ganze Nacht in dem Bett eines Fieberkranken zugebracht. Schnell rannte ich zu dem Strande des Meeres, das mir nicht genug Wasser zu haben schien, um mich von dem Krankheitsstoff zu reinigen. Meine Furcht war jedoch, Gottlob, unnütz; ich kam auch diesmal mit dem bloſsen Schreck davon.

Einige Stunden später machte ich alle nöthige Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach Wangenroog, einer an der ostfriesischen Küste gelegenen, sandigen Insel. Die kleine Schaluppe spannte auch bald die Segel auf und stach ins Meer. Das Wetter war uns nicht günstig; wir hatten widrigen Wind, und das Meer war unruhig. Aber die Helgoländer sind anerkannt die besten Matrosen der Erde; auch ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Nichts kam der Schnelligkeit und Genauigkeit gleich, womit alle Manöver ausgeführt wurden. Es dauerte auch nicht lange, so langten wir in Wangenroog an, wo ich sogleich einen Führer nahm, der mich bei eintretender Ebbe auf's Festland geleiten sollte. Wir hatten einen schmalen Meeresarm zu überschreiten; aber das Wetter war ruhiger geworden, und das wenig tiefe Wasser erreichte selten unsere Knice. So gefahrlos diese Dünen bei stillem Wetter erscheinen, so gefährlich werden sie, sobald der Wind ein wenig stärker weht. Es erheben sich dann ungeheure Wellen, zwischen denen das Wasser den Boden fast ganz frei läßt, so daß die sich bei solchem Wetter in diese Gegend wagenden Fahrzeuge in wenig Augenblicken zerschmettert werden. Man zeigte mir einen Ort, wo kurz vorher zwei Reisende, die, wie ich, den Uebergang gewagt hatten, mit fünf sie begleitenden Fischern umgekommen waren.

Eine Stunde vor Karolinensyhl verließ mich mein Führer, nachdem er mir die Richtung, der ich zu folgen hätte, genau beschrieben hatte. Seinen Anweisungen folgend, trat ich in das erste Haus, das sich meinen Blicken darbot und dessen Besitzer mir jener als einen „braven Mann“ geschildert hatte. Ich fand einige kleine Kinder und eine Frau, von der ich Etwas zu essen verlangte. In demselben Augenblick trat auch der Mann ein. „Bereite zwei Eierkuchen“, sagte er, „ich werde unterdessen einigen Wein suchen.“ In der That brachte er eine halbe Flasche einer ziemlich trinkbaren Flüssigkeit, die ich nebst den beiden Eierkuchen mit groſsem Appetit verzehrte. Inzwischen fragte ich, ob nicht vielleicht eine Gelegenheit nach Aurich, einer 4 Stunden von Karolinensyhl entfernten Stadt, ginge. — „Wir wollen sehen“, erwiederte er. „Wie viel bin ich schuldig für die beiden Omeletten?“ — „Zwei Louis.“ — „Wie? Zwei Louis? Das ist sehr theuer.“ — „Glauben Sie? Wohlan, so erkundigen Sie sich beim Commissair, ob es zu theuer ist.“ — „O, ich glaube Ihnen schon aufs Wort“, antwortete ich, groſsmüthig den Beutel ziehend. „Gut; ich sehe, daß Sie ein „„braver Mann““ sind; ich werde Sie selber nach Aurich bringen. Verziehen Sie noch einen Augenblick, bis ich angespannt habe.“

Während seiner Abwesenheit, die nicht lange währte, hatte ich Zeit, an jene bekannte Anekdote Joseph's II. zu denken, dem man auf ähnliche Weise zwei Louis für zwei Eier abgefordert hatte; eine Vergleichung, die mir sehr schmeichelte, wenn ich mich auch nicht zu den berühmten, sondern nur zu den seltenen Passagieren zählte. Bald jedoch wurde ich in meinen Reflexionen durch den Knall einer Peitsche unterbrochen, und durch das Fenster blickend erblickte ich meinen Wirth, wie er eben beschäftigt war, ein hübsches junges Pferd vor einen offenen Bauerwagen zu spannen und auf dem Rücksitz ein Bund Stroh und darüber ein gegerbtes Kuhfell zurechtzulegen. Nachdem er seine Arbeit vollbracht hatte, trat er wieder ein und forderte mich auf, meinen kleinen englischen Hut gegen einen groben Filzhut mit breiten Rändern, den er mir reichte, umzutauschen. Darauf warf er mir noch einen alten Mantel um und bat mich, den Wagen zu besteigen. Nachdem wir zuerst durch das ganze Dorf gefahren, ging es im scharfen Trabe ein paar Stunden über die Ebene fort. Bald hatten wir Zollbeamten, Commissaire und Gendarmen hinter uns. Ich athmete seit langer Zeit etwas freier. Nach Sonnenuntergang erreichten wir Aurich; aber da ich hier Niemanden kannte, setzten wir unsere Reise weiter fort bis Emden, wo ich Korrespondenten hatte. Ich erwartete, in Rücksicht auf den Preis der Eierkuchen, für die vier Meilen, welche ich im Wagen zugebracht, 20—25 Louis zahlen zu müssen, die ich übrigens ohne Zögern und gern gegeben hätte, da es sich hier darum handelte, eine Linie der Zollbeamten zu passiren. Aber mein Führer mißbrauchte diesmal die Gelegenheit nicht, sondern forderte einen sehr mäßigen Preis.

So hatte ich also die Zollgränze glücklich überschritten. Nun kam es jedoch noch darauf an, meine Angelegenheiten mit der Polizei zu ordnen und vor allen Dingen ein Standquartier zu finden, von wo aus ich die Bewegung meiner Waaren beobachten konnte. Was den ersten Punkt betrifft, so verschaffte ich mir vermittelst des allbekannten Zauberstabes, des Goldes, einen Paß unter falschem Namen, dessen ich mich von jetzt an immer für meine Korrespondenzen mit dem Inlande bediente. Einen zweiten brauchte ich für meine Geschäftsverbindungen mit England und einen dritten für die mit meinem Hause in Frankreich. Diese mit einigen speziellen Vorsichtsmaßregeln verbundenen Anordnungen mußten jede Nachforschung in Betreff meiner Person, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr erschweren.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus ungedruckten Dokumenten.

In den Jahrhunderten, wo die Fäden der Journalistik noch nicht den ganzen gebildeten Erdkreis gleichsam wie übersponnen hielten, war es ein regelmäßiger, lebhaft unterhaltener Briefwechsel, welcher die Verbindung der Gelehrten unter einander rege hielt. Ein groſser Theil der gedruckten Korrespondenz der hervorragendsten Männer des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts liegt im Staube der Bibliotheken aufgespeichert, und doch ist aus ungedruckten Quellen noch eine reiche Nachlese zu diesen Schätzen zu erwarten. Das Studium dieser unzähligen Dokumente ist für Jeden unerläßlich, der sich ein klares und umfassendes Bild vom literarischen Treiben jener Jahrhunderte machen will, und so unermeßlich auch bereits das Feld ist, welches sich hier vor unseren Blicken ausbreitet, so muß doch jede neue Erweiterung desselben mit besonderem Interesse begrüßt werden.

Einen solchen Beitrag zur Geschichte der Gelehrten-Republik während des bezeichneten Zeitraumes erhalten wir in einem von Matter vor kurzem herausgegebenen Werke. Der Titel desselben lautet: „Lettres et pièces rares ou inédites, publiées et accompagnées d'introductions et de notes.“ Der Plan, welcher dem Verfasser, wie er in der Vorrede selbst anführt, vorgeschwebt hat, ist der, eine möglichst groſse Anzahl solcher Stücke zusammenzustellen, durch welche das Verhältniß der Wissenschaften zu den Sitten beleuchtet wird. Matter, der durch seine Stellung als General-Inspektor aller Bibliotheken Frankreichs zu einem solchen Unternehmen besonders berechtigt erscheint, hat daher sich nicht allein an die brieflichen Ergüsse wirklicher Gelehrten gehalten, sondern auch namentlich auf solche Personen Bezug genommen, welche gewissermaßen das Vermittlergeschäft zwischen den Männern der Wissenschaft und den Fürsten und Staatsmännern geführt haben. Einige Partieen seines Werkes scheinen allerdings diesem Plane etwas ferner zu liegen. Dahin rechnen wir unter anderen die Kataloge von fünf Bibliotheken, durch welche der vorliegende Band eröffnet wird. Aber bei näherer Betrachtung dürften sich die Beziehungen auf das Hauptthema, welches der Verfasser verfolgt, denn doch nachweisen lassen. Das vorzügliche Interesse, welches diese Büchersammlungen — sie gehören sehr verschiedenen Zeiten an — in Anspruch nehmen, beruht besonders darin, daß wir durch eine nähere Kenntnißnahme derselben uns einigermaßen einen Begriff von der wissenschaftlichen Bildung ihrer Inhaber verschaffen können.

Die erste Bibliothek, von der hier die Rede ist, gehörte einem gewissen Wilelm, der im zehnten Jahrhundert lebte. Hieran schließt sich eine auf die Geschichte der Sorbonne-Bibliothek bezügliche Notiz. Matter enthält sich einer ausführlicheren Erörterung, weil der Katalog dieser umfassenden Sammlung binnen kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden wird. Die Mittheilungen, welche hier gemacht werden, beziehen sich nur auf die Jahre 1290 und 1338.

Der Katalog der Bibliothek der Margarethe von Flandern, Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, gewährt ein mehrfaches Interesse und giebt Veranlassung zu beachtenswerthen Bemerkungen über das wissenschaftliche Treiben dieser bedeutenden Frau, während wir in dem Verzeichniß der Bibliothek der fürstlichen Abtei von Murbach vom Jahre 1464 einen Blick in die mönchische Gelehrsamkeit des 15ten Jahrhunderts thun können.

Eine ausführliche Notiz über die handschriftlichen Schätze Richelieu's steht an wissenschaftlichem Gehalte den vorangehenden Aufsätzen nicht nach. Der Verf. begnügt sich nicht mit einer trockenen bibliographischen Aufzählung, sondern weiß vielmehr überall durch eingestreute Bemerkungen und Andeutungen nach höheren Gesichtspunkten hinzuleiten. Vielleicht räumt er selbst der Reflexion ein zu weites Feld ein, indem er sich oft durch anscheinend unwichtige Daten zu den unerwartetsten Folgerungen hinreißen läßt. Es mag freilich schwer seyn, wenn man sich einmal in das Gewirr von Hypothesen dieser Art eingelassen hat, überall das richtige Maß zu behalten.

Unter den merkwürdigen Dokumenten, welche in diesem Bande aus dem 16ten Jahrhundert mitgetheilt werden, bemerken wir vorzüglich einen Brief der Maria Stuart an Philipp II. Dieses Schreiben, welches sich im Original in der Bibliothek von Saint-Dié befindet, ist den sorgfältigen Nachforschungen des Fürsten Labanoff entgangen und bildet einen nicht unwichtigen Nachtrag zu den 736 Nummern, welche derselbe in seiner bekannten Sammlung zusammengebracht hat.

Auch aus der ohnehin schon so reichen Korrespondenz des berühmten Gelehrten Casaubon, den — wie wir hier sehen — Heinrich IV. gern für die Pariser Universität gewinnen wollte, werden hier noch ungedruckte Mittheilungen gemacht. Ein Theil derselben, besonders die Briefe an Bongars und Hérauld, verdankt Matter den Bibliotheken zu München und Wien. Sie liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Bekehrungsversuche, durch welche man namhafte Männer wie Casaubon in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen beabsichtigte. Der Briefsteller, welcher uns hier vorgeführt wird, gab den Bewerbungen, welche ihn von seinem Glauben abziehen wollten, nicht nach, obgleich er — wie er selbst bitter klagt — nichtsdestoweniger der reformirten Partei verdächtig wurde.

Wir erhalten ferner einen ungedruckten Brief von Descartes, ein Schreiben von Mademoiselle de Scudéry, einige Mittheilungen von Ménage und

dann eine Korrespondenz von Chapelain, in welcher dieser Schriftsteller uns die Rolle eines Waibels für privilegirte Lobhudler Ludwig's XIV. zu spielen scheint. So fordert er unter Anderem den bekannten Gronovius auf, unter Verheißung einer ansehnlichen Pension, in den Chor der Schmeichler, welche diesen vielgepriesenen Monarchen verherrlichten, einzustimmen. Die Zahl derer, welche durch Vermittelung von Chapelain mit außerordentlichen Gratificationen für ihre Dienste belohnt wurden, beträgt an sechzig. Wir übergehen viele andere Papiere, in denen sich mancher charakteristische Zug für die Kenntniß jenes ekeln Treibens auffinden ließe, und bemerken nur noch, daß die reiche Sammlung, die hier vor uns ausgebreitet wird, außer vielen Mittheilungen, welche der in Berlin befindlichen Korrespondenz von Formey entnommen sind, manche interessante Stücke aus dem 18ten Jahrhundert, namentlich Briefe von Aguesseau, Voltaire, d'Alembert, Condamine, Réaumur, enthält. G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Irland, von einem Engländer in Berlin beurtheilt. Herr Wilkinson aus London, der sich seit mehreren Jahren in Berlin als Lehrer der englischen Sprache aufhält, hat nach dem Vorgange seines geschätzten Landsmannes, Herrn Thomas Solly, in diesem Winter vor einem Publikum von Herren und Damen Vorträge in englischer Sprache und zwar über die Zustände und die Literatur Großbritaniens und Irlands angekündigt und in seiner Wohnung bereits zwei über Irland gehalten. Die erste am 7. d. M. umfaßte die ältere Geschichte, die zweite am 14. die gegenwärtige Lage Irlands. Der Redner spricht mit Sachkenntniß und Klarheit und fesselt seine deutschen Zuhörer gewiß auch durch die Gemessenheit seiner schönen Sprache. Sein Urtheil dagegen über Ursachen, Veranlassungen und Folgen des tiefen Elends in Irland scheint uns durch englische Einseitigkeit befangen. Zuhörer, die weniger mit der Geschichte Irlands vertraut sind und darüber erst von Grund aus durch den Redner belehrt werden mußten, werden allerdings in dem guten Glauben den Saal verlassen haben, daß die Engländer das Stiefschwesterland nur mit Liebe behandeln und mit Wohlthaten überhäufen, während die Irländer mit Haß vergelten und ihre Heimat mit Verbrechen erfüllen. Sie werden ferner gelernt haben, daß O'Connell nicht nur der Agitator, sondern auch der Verderber des grünen Erin ist, der Mann, welcher alles Unglück des Landes auf dem Gewissen hat, kurz der, wie der Redner sich wörtlich ausdrückte, der Fluch Irlands ist, während die jetzige von ihm herrührende Hungersnoth ein Segen für dasselbe seyn wird, indem es von jetzt an sehen wird, daß der Agitator schuld an allem Uebel ist! Solche politische Philosophie klingt aber nicht blos englisch, sondern auch echt hochtoristisch, und wir sind der Meinung, daß in diesem Punkte Herr Wilkinson die Lösung seiner Aufgabe weit von der Wahrheit entfernt gehalten hat. Ist es schon gewagt, einen Mann hinsichtlich seines Patriotismus und seiner Einsichten zu verdammen, wenn sieben Millionen seiner Landsleute ihn als den edelsten und weisesten Patrioten vergöttern, so ist es noch gewagter, die englische Gerechtigkeit und Liebe gegen Irland auf Kosten dieses Landes zu feiern. Allerdings ist das Bestreben der Regierung aufrichtig, den Uebeln möglichst abzuhelfen, und sie thut für Irland das, was Großbritanien für sich nicht erwartet, nicht beansprucht, aber auch nicht bedarf; allerdings werden Steuern erlassen, die Arbeitskreise erweitert und Bildungs-Anstalten gehoben; allein die Gerechtigkeit und die Wohlthaten kommen zu spät! Englands Verhältniß zu Irland gleicht dem Verhältniß eines endlich freigebig werdenden Wucherers zu der von ihm ausgesogenen Gegend, eines Wucherers, der in seinen alten Tagen ein Armenhaus auf seine Kosten baut, in welchem aber nur wenige aus der Masse Platz finden, die er arm gemacht hat. Seit drittehalbhundert Jahren wurden die Irländer geplündert, man nahm unter dem Namen von Confiscation ihre Aecker und Wiesen und gab sie schwelgenden Edelleuten und Geistlichen, die die Kräfte des Landes auspreßten, um sie in London oder auf dem Kontinente zu verprassen. Nach und nach wurden viele Millionen Menschen von Haus und Hof gejagt, damit einige hunderttausend Protestanten darin Platz nehmen; wie konnte es nun anders werden, als daß Armuth, Hunger und Verbrechen endlich die Oberhand erhalten? Erst seit 1829 hat England angefangen, die Tausende von Grausamkeiten gegen Irland zu sühnen, und zwar gezwungen durch die Agitation O'Connell's. Es hat daran eben so klug als weise gehandelt, denn ohne die Emancipation und die späteren Zugeständnisse wäre Irland ein unabsehbares Feld von Blutvergießen und Empörungen geworden. Aber in der kurzen Zeit von achtzehn Jahren konnte nicht Alles gut gemacht werden, was seit dreihundert Jahren verschuldet worden ist. In Irland muß eine gründliche Aenderung im Bodenbesitz vorgenommen werden, den verschwenderischen und unwirthschaftlichen Gutsherren muß ein Theil ihrer Ländereien abgekauft werden, damit die armen Bauern zu Eigenthum oder billiger Pacht kommen. England, das vor einigen Jahren zwanzig Millionen Pfd. St. zum Loskaufe der Sklaven in Westindien bewilligte, wird und muß auch Geld genug zum Loskauf der verhungernden Irländer haben.

Wir wollen hierbei noch einen Irrthum berichtigen, der in Betreff Irlands auf dem Kontinente, namentlich in Frankreich, herrscht.

Man glaubt nämlich an vielen Orten, Irland sey die offene Wunde Englands, durch die es gehindert wird, eine drohende Stellung anderen Staaten gegenüber einzunehmen. Man glaubt, es wäre das, was für Rußland der Kaukasus und Polen, was für Frankreich Algerien und das Budget, was für Oesterreich Italien und Galizien, und Manche sind so weit gegangen, zu versichern, daß man der jetzigen Noth in Irland den Frieden der Welt zu verdanken habe. Nichts ist widerleglicher als diese Meinung! Gerade durch einen großen Krieg könnte die britische Regierung Irland beschäftigen und beruhigen. Die tapfersten, treusten und zahlreichsten Regimenter im Kriege gegen Frankreich bestanden aus Irländern, und gerade durch die militairischen Einrichtungen Englands, durch das Werbesystem, würde die arbeitsfähige Jugend Irlands einen Wirkungskreis erhalten, während der ins Feld rückende Adel sich durch Abfindung mit den Bebauern seiner Güter vergleichen und die Industrie des Landes durch erhöhten Bedarf vielfach erweitert würde. Frankreich muß bei ausbrechendem Kriege 100,000 Mann für Algerien abziehen, Rußland so viel und noch mehr für den Kaukasus und Polen, Oesterreich so viel und noch mehr für Italien ꝛc.; England dagegen kann bei ausbrechendem Kriege gerade aus Irland 100,000 tapfere Iren ziehen.

— Die zunehmende Bevölkerung einiger Hauptstädte. Man pflegt in der Regel anzunehmen, daß der Nationalreichthum überall in Mittel-Europa während des letzten Jahrhunderts große Fortschritte gemacht, und unsere statistischen Handbücher bestätigen dies auch durch zahlreiche Data, aber in einzelnen Gegenständen der Consumtion giebt sich doch, und zwar vorzugsweise in den größeren Städten, eine entgegengesetzte Erscheinung kund. Paris hatte vor dem Jahre 1789 eine Bevölkerung von nur 500,000 Seelen und wies dabei in den städtischen Schlachthaus-Registern eine jährliche Verzehrung von 70,000 Ochsen nach. Gegenwärtig beläuft sich die Einwohnerzahl der französischen Hauptstadt auf beinahe eine Million, und doch werden jetzt nur fast eben so viele Ochsen wie vor 60 Jahren, nämlich 73,000 jährlich geschlachtet, ohne daß sich darum die Einfuhr von geschlachtetem Vieh sehr vermehrt hat. Eine ähnliche Erscheinung, nämlich eine Abnahme der Fleisch-Consumtion bei stets steigender Bevölkerung, wird seit einigen Jahren auch in Berlin wahrgenommen, während in Städten wie Wien, Prag, Frankfurt a. M. und selbst Hannover nicht blos ein größeres Maß von animalischen Speisen auf den Kopf kommen soll, als in Paris und Berlin, sondern auch die Consumtion selbst mit der Bevölkerung in gleichem Maße wächst. Zum Theil mag die Erklärung dieser abweichenden Zustände wohl in den verschiedenen Verhältnissen der Handwerker in Paris, Berlin und Wien gesucht werden, in welcher letzteren Hauptstadt noch die Zünfte — allerdings mit unzähligen Mißbräuchen, Uebelständen und Hemmungen, aber auch mit einem größeren Schutz für ihre Angehörigen — bestehen, während man in Paris und in Berlin bis jetzt noch vergebens auf Auskunftsmittel gesonnen hat, um der Förderung des Proletariats, die leider im Gefolge der in vielen Stücken so wohlthätigen Gewerbefreiheit ist, ein Ziel zu setzen. Eine zweite Aehnlichkeit, die Paris mit Berlin hat, und zwar wohl aus demselben Grunde wie die erste, ist, daß bei jeder neuen Rekrutenaushebung die Anzahl der jungen Leute, die durch Kleinheit der Gestalt oder durch einen schwächlichen Körperbau nicht geeignet zum Kriegsdienst befunden werden, verhältnißmäßig sehr gestiegen ist. Man kann annehmen, daß das heutige Paris mit seiner doppelten Bevölkerung keine größere Anzahl streitbarer Männer aufzuweisen habe, als das von 1789.

— Patscholi und Juften. Corsaire-Diable muß einen deutschen Mitarbeiter haben, da er sich jetzt sogar auch mit solchen literarischen Persönlichkeiten in Deutschland beschäftigt, von denen selbst deutsche Blätter selten Notiz nehmen. So vertheidigte er kürzlich den russisch-deutschen Salon-Novellisten, Herrn A. von Sternberg, welchen Herr St. René Taillandier in seinen geistvollen Artikeln über deutsche Literatur als einen „vornehmen Schriftsteller mit zweifelhafter Einbildungskraft und verdunsteiem Styl" bezeichnet hatte. *) Es sey unrecht, meint Corsaire-Diable, in Frankreich einen Schriftsteller zu verspotten, welcher der deutschen Salon-Literatur eine Richtung gegeben, die sich so wesentlich von der jetzt in Deutschland vorherrschenden, patriotischen und darum oft antifranzösischen Schriftstellerei unterscheide. Es sey ein großer Irrthum, wenn man etwa Herrn A. v. Sternberg, als geborrnen Russen, für einen den Franzosen eben so gefährlichen und dagegen dem russischen Einflusse in Deutschland vorarbeitenden Schriftsteller halte, wie es der selige A. v. Kotzebue gewesen, welcher Letztere, vermöge seines Witzes und seiner Popularität als dramatischer Schriftsteller wie als Journalist, allerdings manchen ehrlichen Deutschen für das Interesse Rußlands gewonnen habe. Herr A. v. Sternberg dagegen, dessen Novellen den Duft des Patscholi mit dem der Juften so unnachahmlich zu vereinigen wüßten, der äußerlich ein Pariser und innerlich ein Petersburger sey, dürfte eher einer französisch-russischen Allianz in die Hände arbeiten, als den Russen neue Sympathieen in Deutschland gewinnen, und somit sey nur zu bedauern, daß es nach diesem Muster nicht noch ein Dutzend anderer Salon-Schriftsteller in Berlin und in Wien gäbe.

*) Revue des deux Mondes vom 15. Juni 1846.



Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Sonnabend den 23. Januar 1847.

Frankreich.

Halphen, der jüdische Stadtbeamte in Paris.

Seitdem mein kleiner Aufsatz „die jüdischen Notabilitäten in Paris" *) geschrieben war, hatte sich einer der dort Genannten, Herr Edmond Halphen, zum Gegenstande eines heftigen Wahlkampfes gemacht und sowohl die Wähler wie die Presse in lebhafte Bewegung versetzt. Ich will, theils zur Vervollständigung des früher Gesagten, theils um eine politische Betrachtung daran zu knüpfen, den Leser mit dieser Thatsache, ihren Umständen und Erfolgen kurz bekannt machen, nachdem ich zuerst die geehrte Redaction über eine Bedenklichkeit zufriedengestellt.

Bei der Angabe, daß in Bordeaux ein Unteroffizier zum Judenthume übergetreten sey und sich dabei, wie nothwendig, einer schmerzlichen Operation unterworfen habe, klammerte die Redaction ein Fragezeichen ein, als Zeichen ihrer Bezweiflung der Thatsache. **) Ich kann weiter nichts thun, als meine Quelle zeigen, die frisch aus einer Spalte der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" (Nr. 47, 1846) hervorsprudelt und die selber ihren Ursprung auf das in Paris erscheinende Journal L'Univers Israélite zurückführt. Der Unteroffizier gehörte dem 4. Linienregimente an, das in Bordeaux garnisonirt, und hat nicht aufgehört, demselben anzugehören (es wird Letzterem wenigstens nicht widersprochen). Der Großrabbiner Marx hatte acht Monate dazu verwandt, die Absichten des Mannes zu prüfen, seinem Vorsatze durch Darstellung aller Folgen der Ausführung entgegenzutreten und seine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen. Erst nachdem er sich von der Wahrheit der Absichten des Proselyten überzeugt hatte, nahm er ihn in den Verband des Judenthums auf und ließ unter feierlichem Zudrange die Ceremonie an ihm vollziehen. Haben wir somit die Redaction, wie wir glauben, wegen ihres Unglaubens beruhigt, so fügen wir hinzu, daß auch in England und noch mehr in Nord-Amerika solche Feierlichkeiten gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Einer unserer Freunde, der seit acht Jahren in New-York wohnt, berichtete erst vor kurzem an seinen hier lebenden Bruder, wie er Zeuge von eilf Beschneidungen war, die an erwachsenen Christen in der Synagoge vollzogen wurden, und daß einer der Letzteren ein englischer Lord gewesen sey. Selbst einen preußischen Christen hatten wir vergangenen Herbst in Berlin, der zu Jerusalem den mosaischen Glauben angenommen hatte und der hier der Küche der orthodoxesten Juden nicht einmal trauen wollte.

Nach dieser Episode mögen uns die Leser erlauben, unseren Blick wieder nach Paris zu wenden. Die einfache Thatsache, über die wir referiren wollen, ist folgende:

Herr Edm. Halphen war bisher Kommunalbeamter der Stadt Paris, Adjunkt des Maire im zweiten Arrondissement, und verwaltete sein Amt ehrenvoll, so wie zur Zufriedenheit der Regierung, deren konservative Grundsätze er auch theilt. Eben diese Grundsätze aber sind es, die ihm einen Vorzug im Auge der Regierung gewähren und ihn zum Dorn im Auge der Opposition machen, weshalb er bei den eben stattgehabten Wahlen eben so eifrig von der einen Seite unterstützt, wie von der anderen bekämpft wurde. Bekämpft wurde er von der Opposition, nicht aber verfolgt, wie es in manchem anderen Lande seyn würde, wenn durch Wahl oder Wiederwahl eines Juden zu einer Ehrenstelle der alte Sauerteig des Judenhasses seinen Gährungsdrang geltend macht. Der National, der erbittertste Gegner der Wahl Halphen's, sagte nicht etwa, dieser stamme von Menschen ab, die Christus gekreuzigt haben, oder von Menschen, die nicht mit Dagobert und den Haimonskindern verwandt wären, oder Halphen verwende seinen amtlichen Einfluß zum Vortheile des Hauses Israel auf Kosten guter Christen, oder er drücke ein Auge zu, wenn die Juden seines Arrondissements jährlich zu Ostern einem Christenkinde Blut abzapfen, oder er werde bei ausbrechendem Kriege sich mit dem Feinde verständigen, werde, statt seinen Berufsgeschäften obzuliegen, unter allerlei räthselhaften Ceremonien der Ankunft des Messias harren, um mit diesem nach Palästina zu wandern, eventualiter auch Gelder und Akten der Kommune mitnehmen u. s. w. Alles dies hat der National nicht gesagt, denn solche Beschuldigungen haben seit dreißig Jahren in Frankreich aufgehört, Glück zu machen, und es würde sie der gröbste Judenfeind in Paris nur unter der Gefahr, sich lächerlich zu machen (was dort sehr viel heißt), wagen. Der National machte den Kandidaten der Regierung wegen zwei anderer Dinge bei den Wählern verdächtig; erstlich sey dieser Mann streng konservativ, was schon der Beistand des Ministeriums zur Genüge beweise, zweitens sey er der Freund und Kandidat Rothschild's. Rothschild ist aber die politische Bête noire des National, und ganz weiß erscheint er uns selber auch nicht. Der Ausgang der Wahlschlacht hat die Verkündigungen der Opposition nicht gerechtfertigt, und aller Aufwand von Talent und Thätigkeit ist fast nutzlos hingeopfert, denn der konservative Halphen ist glänzend, und zwar nicht blos zum Adjunkt, sondern zum Maire eines der 12 Pariser Stadtbezirke gewählt, und er wird ohne Zweifel noch weiter das Aergerniß seiner Regierungs-Grundsätze geben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die politischen Grundsätze der französischen Juden im Allgemeinen und der Beamten insbesondere, und vergleichen wir dann die Erscheinung mit den politischen Meinungen und Bestrebungen der Juden in Deutschland, so wird aus dieser prüfenden Vergleichung ein neuer Gesichtspunkt für die Emancipation der Juden gewonnen werden, der namentlich die Aufmerksamkeit derer verdient, welche bisher so hartnäckig und zum Schaden ihrer eigenen Interessen den ihren Händen jetzt zum Theil entschlüpften Gang der Emancipation gehemmt haben.

Halphen und drei der vier Deputirten, welche aus dem Schoße der Pariser Judengemeinde in die Kammer gekommen sind, bekennen sich zu den Grundsätzen der jetzigen Verwaltung, d. h. zu den Grundsätzen eines gemäßigten Konservatismus, der in der Juli-Revolution den Schlußstein einer fortbildungsfähigen, durch die Gesetzgebung sich vervollkommnenden Verfassung erblickt, entgegengesetzt derjenigen Meinung, die überhaupt nirgends einen Schlußstein, in der Juli-Revolution aber einen Grundstein fortlaufender Bewegungen oder gar Umwälzungen erblickt. Nur der vierte Deputirte, Cremieux, gehört der dynastischen Opposition an. Nach diesem Verhältniß sind fast alle jüdische Beamten, ja im Allgemeinen die ganze jüdische Bevölkerung, d. h. die stürmischen Liberalen verhalten sich zu den gemäßigten wie 1 zu 4. Nicht so ist es in Ländern, wo die Juden noch die bürgerliche Gleichstellung zu ihren eifrigsten Wünschen zählen; hier sind die Juden mehr oder weniger voll Sympathie für den Fortschritt constitutioneller Gesinnung, schließen sich in Meinung und Wort der Opposition an und unterstützen entweder durch Schreiben oder durch Lesen jene liberale Presse, welche jenseits ihrer Kreise auch die „schlechte Presse" genannt wird. Bleiben wir bei Deutschland stehen! Hier, darf man behaupten, haben jüdische Publizisten und mündliche Anhänger des Liberalismus seit 1830 in einem weit größeren Verhältnisse als die Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung zuläßt, beigetragen, das Streben nach freien Verfassungen allgemeiner zu machen. Sie traten in Büchern, Zeitungen und im Umgange als Apostel der Freiheit auf, und vom Untergange Polens bis zu den Reformen Pius' IX. ging selten ein politisches Ereigniß so spurlos an ihnen vorüber, daß es ihnen nicht, je nach dem Inhalte, Freude oder Schmerz machte, daß es sie nicht entweder zum Kampfe dafür oder dagegen veranlaßte. Ihre Wärme für die ergriffene Sache und ihre öffentliche Thätigkeit zog Tausende von christlichen Lesern oder Hörern an eine politische Erkenntniß, der sie früher ganz fremd waren, oder der sie sich früher als einer für falsch erklärten verschlossen haben, und so halfen sie mit, Gedanken unter Bürger und Volk zu bringen, die innerhalb der letzten 16 Jahre hier durch Begünstigung von oben, dort durch Widerstand erstarkten. Wählen wir ein Beispiel. Börne, der Jude aus Frankfurt am Main, hat durch seine kernige und doch klangreiche Sprache, durch seine Satire, seinen Ernst, Spott, Witz und patriotischen Schmerz der Sache des Absolutismus mehr geschadet, als ein siegreiches Heer französischer Republikaner in Deutschland geschadet haben würde. Wie Börne, strebten tausend andere jüdische Schriftsteller, und wenn auch nicht alle mit solcher heiligen Innigkeit und Liebe, und wenn auch keiner mit solchem beispiellosen Erfolge, so gaben ihnen doch dieselben Umstände die Feder in die Hand, verlieh dieselbe Wahrheit ihren Worten Eindruckskraft, und der Erfolg vieler Einzelnen reihte sich riesenmäßig an einander.

Fragen wir nun nach dem Grunde der Verschiedenheit in der politischen Anschauungsweise der deutschen und französischen Juden, so drängt sich die Antwort hervor, der Grund ist hier die Emancipation, dort der Mangel derselben. Aber mit diesen Worten ist die Angabe des Grundes nur ausgesprochen, noch nicht erschöpft. Es wäre eine lächerliche Beschuldigung, wollte man behaupten, die Juden seyen am linken Ufer des Rheines für die Regie-

*) Nr. 154 des Magazins von 1846.

**) Allerdings bezweifelten wir diese, jedoch nicht weil wir den einzelnen Fall für unmöglich hielten, sondern weil uns bekannt ist, wie wenig das Judenthum die Proselytenmacherei begünstigt. Unstreitig beruhen die Fälle, die unser geehrter Mitarbeiter gleichwohl anführt, lediglich auf individuellen Ansichten oder Verhältnissen, nicht aber auf von außen her gekommenen Aufforderungen oder Verlockungen. D. R.

rung, weil sie von ihr Aemter haben, sie wären dagegen am rechten Ufer in der Opposition, weil sie keine Aemter von der herrschenden Gewalt haben. Nach dieser Theorie würde man sich auch keinen christlichen Beamten anders als servil oder wenigstens konservativ denken dürfen. Aber das Wahre an der Sache ist, sie sind drüben nicht mehr und nicht minder wie die Christen dem Geiste der Opposition ergeben, weil sie wie die Christen Aemter haben können, weil sie jüdische Franzosen und nicht französische Juden sind; sie sind dagegen hüben verhältnißmäßig mehr wie ihre christlichen Mitbürger liberal, weil sie keine Aemter haben können, weil sie deutsche Juden und nicht jüdische Deutsche seyn sollen. *)

Aber auch dieses bedarf noch einer näheren und sofortigen Erklärung. Nicht der Unmuth, sich von den Ehren und den Vortheilen des Staatsdienstes ausgeschlossen zu sehen, hat den so stark entwickelten Liberalismus bei den Ausgeschlossenen hervorgerufen, nicht deshalb wendet sich ihr Talent der Opposition zu, weil es der Staat von der verdienten Auszeichnung zurückweist, nein! Die Ausstoßung und Zurücksetzung, deren man sich gegen die Juden schuldig machte, mußte sie bei ihrer wachsenden Bildung und bei der erwachten Aufklärung der Zeit unwillkürlich in die Laufbahn des Liberalismus treiben. Aufgenommen in, und erzogen und beschäftigt für den Staat, würden sie wie die Christen in der Thätigkeit ihres Berufes Genugthuung gefunden haben, und die Freudigkeit über die nützliche Anwendung ihrer Talente und Zeit für das Vaterland würde eben diese Talente und diese Zeit von zu starker Berührung mit kosmopolitischen Gedanken fern gehalten haben. Statt dessen machte man die Juden zu Unterdrückten und ließ sie ohne ehrenvolle Beschäftigung, nachdem man sie dafür reif geworden sah. Die Unterdrückten aber sehen in jedem Unterdrückten einen Leidensgenossen, und sie fühlen für die denationalisirten Polen und für die vertriebenen Sieben aus Göttingen gleich warm, so wie sie die allgemeinen Wünsche für Freiheit wärmer und tiefer fühlen, während zugleich diejenigen, welche alle Mittel in Händen hatten, dem Staate treu zu dienen, eben mit diesen zurückgewiesenen, unbeschäftigten Mitteln nichts Besseres anzufangen wußten, als sie dem kosmopolitischen Geiste unserer Zeit zur Verfügung zu stellen. Doch vielleicht wird diese Behauptung klarer durch das Beispiel des genannten Börne.

Börne hatte nicht nur alle Fähigkeiten für ein Amt im Staate, sondern hatte das Amt selbst schon, als seine Vaterstadt die Hauptstadt des Großherzogthums Frankfurt unter dem Fürsten Primas war. Die Rückkehr der alten Zustände fand ihn als Angestellten im Büreau — der Polizei. Hätte man ihn nicht von seinem Amtspulte vertrieben, er würde wahrscheinlich dennoch liberal gewesen seyn, aber wahrscheinlich auch ganz unschädlich liberal für seine Regierung. Er hätte seine Zeit und seine Gedanken dem Berufe, vielleicht auch einen Theil derselben der Aussicht auf und den Schritten für Beförderung gewidmet, hätte sich dann und wann über Vorgesetzte, über kleinstädtische Bocksbeuteleien, vielleicht gar selbst über bundestägliche Maßnahmen mit einem satirischen Worte hergemacht, hätte ein treffliches Buch in den Mußestunden geschrieben, und hätte gewiß zum Heile der maßhaltenden Freiheit die Ansichten der absoluten Macht mit den Wünschen der Völker versöhnen helfen; denn er war Patriot wie Keiner, und das edle Gefühl von Heimweh, welches bei seinem schonungslosesten Spotte wie heitere Sonne hinter Gewitterwolken aus dem Himmel hervorbricht, zeigt, was Deutschland verlor, als es ihn verstieß. Es hat ihn verstoßen, hat ihm die göttlichen Gaben seines Geistes mit Geringschätzung zur freien Verfügung gestellt, was Wunder, daß er diese unbeschäftigten Gaben gegen seine Unterdrücker kehrte? Ein schöner Baum war sein Genie, er hätte tiefe Wurzeln im heimischen Boden geschlagen, hätte sich schattenreich über die Fläche gestreckt und hätte die edelsten Früchte getragen; aber man entwurzelte den stolzen Baum, warf ihn lieblos über den Rain des Feldes, und der Eigenthümer wußte nun nichts Anderes damit zu unternehmen, als daß er aus den Zweigen Ruthen für die Rathgeber der Regierungen schnitt und den Stamm zu Feuerbränden bereitete, die er in die Paläste warf. Nachdem, was man durch Börne einerseits, durch Halphen andererseits erfahren, ist es klar, daß die judenfeindlichen Absolutisten durch ihre Schritte gegen die Juden nur die Stützen des Liberalismus gemehrt und der eigenen Sache geschadet haben.

F. Lt.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Schluß.)

Um meinen Aufenthalt in der Nähe der Küste nicht zu auffallend erscheinen zu lassen, hatte ich mir ein Geschäft gemacht, unter dessen sichtbarer Außenseite ich ungestört meine eigentlichen Zwecke verfolgen konnte; ich etablirte mich nämlich als umherreisender Uhrenhändler. Einer meiner Freunde aus Holland hatte mich mit einem Lager von Taschenuhren versehen, die ich nun dem ersten Besten, der mir begegnete, zum Verkauf anbot. So lebte ich unter dem Schatten meines Titels als Colporteur freier und sorgloser als irgend einer meiner Schicksalsgefährten, die nichts weniger als gesichert in ihrer Stellung waren. In Rücksicht auf den zweiten Punkt erkannte ich bald, daß ich mich darin getäuscht hatte, Emden für ein passendes Centrum meiner Operationen zu halten; weshalb ich mein Standquartier nach Meppen verlegte. Da man aber, nachdem die französischen Zollbeamten schon 14 Tage im Lande sich befanden, doch noch Nichts davon zu wissen, oder sich wenigstens nicht darum zu kümmern schien, so war ich gezwungen, die Zollgränze, die sie gebildet hatten, selbst zu untersuchen. Dadurch überzeugte ich mich, daß man mit ein wenig Thätigkeit und Umsicht in den verlorenen 14 Tagen Alles, was Ostfriesland an Waaren besaß, hätte ausräumen können. Jetzt war die Sache schon schwieriger, doch konnten sich die Zollbeamten noch keine hinlängliche Kenntniß des Landes erworben haben, um einen Versuch gefährlich zu machen. Ich wagte einen Transport über die Linie; er gelang, und nun folgten bald mehrere.

Während dreier Monate habe ich so das abenteuerlichste und bewegteste Leben geführt, das man sich nur denken kann. Denn ich mußte nicht nur die Ankunft der Waaren übernehmen und für ihre sichere Unterbringung Sorge tragen, sondern war auch genöthigt, unaufhörlich die Zollgränze zu studiren, um ihre schwachen oder schlecht bewachten Punkte herauszufinden und stets überall persönlich zugegen seyn, um entweder mit gewaffneter Hand die Waarentransporte zu vertheidigen oder die Unterhandlungen mit den Zollbeamten zu leiten, je nachdem das eine oder andere Mittel anzuwenden war. Im Grunde war unsere Operationssphäre nur klein. Zwar hatten wir keinen Mangel an Männern, die sich für unsere Angelegenheiten interessirten, weil sie dadurch Geld gewinnen konnten; aber die Furcht, sich bloßzustellen, lähmte ihren guten Willen. Später wurden sie jedoch williger, weil es augenscheinlich war, daß wir von den Lokalbehörden gegen den Kaiser beschützt wurden und selbst bis in die Familie desselben hinauf Freunde hatten. Denn der König von Westfalen, dessen Gebiet wir häufig zum Schauplatz unserer Operationen wählten, hatte es sehr ungern gesehen, daß sein älterer Bruder sein Land mit einer Linie von Zollwächtern durchzogen hatte, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu setzen. Er sandte deshalb zahlreiche Couriere an Napoleon ab, der sich damals in Oesterreich befand, um sich über diese Rechtsverletzung zu beklagen, und während der ganzen Dauer dieser Korrespondenz zwischen den beiden Brüdern sahen sich die französischen Zollbeamten auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, da sie seitens der Lokalbehörden auf keine Weise unterstützt wurden. Diesen Zustand der Dinge benutzten wir so gut, daß wenige Nächte verflossen, ohne daß nicht eine oder zwei Karavanen, aus 50 bis 200 Wagen bestehend, den Durchgang versuchten. Zwar wurden einige Flintenschüsse gewechselt, auch ging es selten ganz ohne Opfer von der einen oder anderen Seite ab, doch war die Anzahl der letzteren immer nur sehr gering. Auch zielten die „Zeisige" — so nannten wir die Zollbeamten der grünen Farbe ihrer Uniform wegen — schlecht, häufig schossen sie nur aus bloßem Zeitvertreib, und nur zweimal wagten sie es, uns ernstlich anzugreifen.

Der erste Angriff fand gleich im Anfange dieser Periode von Abenteuern statt. Ich hatte eine kleine Unterhaltung mit einem Unteroffizier der Zollbeamten, welcher einen Posten von fünf Mann befehligte und mir mit vielem Zartgefühl zu verstehen gegeben hatte, daß er die ganze Nacht mit mir zubringen wollte, ohne die Runde zu machen. Natürlich ging ich diesen Vorschlag ein. Wir vereinigten uns über die einzelnen Punkte unseres Kontrakts und kamen dahin überein, daß er gegen die Summe von sechzehn preußischen Friedrichsd'ors um 7 Uhr Abends mir mit seinen Leuten und Waffen einen Besuch abstatten werde, der bis auf den anderen Morgen ausgedehnt werden würde. Ich ließ nun meinen Unteroffizier nicht mehr aus den Augen und schickte einen Expressen ab, um die nöthigen Befehle für den Transport der Waaren zu überbringen. Als es sieben Uhr schlug, trat der ganze Posten zu mir ein und lieferte mir seine Waffen aus, die ich in einen Winkel des Zimmers warf. Darauf stellte ich einen langen Tisch quer durch das Zimmer, so daß er von dem bewußten Winkel, vor dem ich mich an dem einem Ende des Tisches niedersetzte, bis zur anderen Seite der Wand reichte, und ich auf diese Weise mich, meinen Winkel und die Thür verbarrikadirt hatte. Für meine Gäste war in einer anderen Ecke des Zimmers ein kleiner Tisch aufgestellt, versehen mit Allem, was sie zur Unterhaltung bedurften: Wein, Fleischspeisen, Taback und Karten. „Ist Alles in Ordnung?" fragte ich den Führer, und erhielt eine fünffach bejahende Antwort. Hierauf schloß ich die Fensterladen und die Thür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und sandte einen zweiten Expressen ab, um den Transport, den man unterdessen Zeit hatte, zum Durchgange vorzubereiten, in Bewegung zu setzen. Die Zollbeamten setzten sich indessen zu Tische, während ich hinter meiner Stegreif-Brustwehr, zwei Paar Pistolen vor mich hinlegend, keine ihrer Bewegungen aus den Augen verlor. Ich mußte ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie waren ganz in ihre Beschäftigung vertieft und brachten die ganze Nacht mit Essen, Trinken, Rauchen, Spielen und schlechten Witzeleien zu; aber die Atmosphäre in der Stube wurde allmälig so dick und dunstig, daß ich aus Mangel an frischer Lebensluft einer Ohnmacht nahe war. Um drei Uhr Morgens weckte mich ein Schlag an die Fensterladen aus meiner halben Betäubung; es war das Zeichen, daß der Transport glücklich am Ziel seiner Bestimmung angelangt sey. Ich war froh, meinen Gästen ihre Entlassung ankündigen zu können, und hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Gefahr, der man sich bei gewaltsamer Durchbrechung der Linie aussetzte, doch keinen Vergleich mit der grausamen Lage auszuhalten vermöge, in der ich mich diese Nacht hindurch befunden hatte.

Ein anderes Mal hatten die Zollbeamten Wind von den Vorbereitungen zu einen großen Transport (von ungefähr 300 Wagen) bekommen und deshalb

---

*) Der Umstand kömmt freilich auch noch hinzu, daß in Deutschland das Beamtenthum immer noch fast die einzige Laufbahn ist, auf welcher Talent und Studium die öffentliche Aufmerksamkeit und die öffentlichen Ehren zu erlangen vermögen. In England, wo dieses Verhältniß sich gar nicht oder doch wenigstens nicht in einem ähnlichen Maße wie in Deutschland findet, hat es allerdings eine viel geringere Bedeutung, von der Beamten-Laufbahn ausgeschlossen zu bleiben.

lle disponiblen Posten auf den Punkt des wahrscheinlichen Durchgangsortes onzentrirt, so daß an der einen Seite einer Brücke sich die Spitze des Zuges löhlich bei einer Schaar von 53 Gränzwächtern befand, die Miene machten, den anzen Transport in Beschlag zu nehmen. Man ruft „Halt!“ und der ganze Zug steht. Wir fangen an zu parlamentiren; wir bieten ein bedeutendes Opfer an, zuerst 200 Louis, nachher mehr; wir steigen bis auf 2800 Louis. Vergebens; alle unsere Vorschläge werden zurückgewiesen. Es war der bestimmte Befehl gegeben, unsere Waaren unter jeder Bedingung aufzufangen. Glücklicherweise war die Ausführung nicht so leicht; auch waren wir nicht esonnen, ohne Kampf eine und eine halbe Million an Werth aufzugeben. Die Hauptsache war jetzt, Zeit zu gewinnen, damit die auf fast ¾ Meilen ausgedehnte Linie unserer Leute sich zusammenziehen konnte, was während des ielfachen Hin- und Herredens, des Gehens und Kommens glücklich erreicht wurde. Unter der Führung eines alten Jägers, der als Parteigänger schon manchen Kampf bestanden, entwickelte sich die ganze Linie nach der linken und echten Seite und setzten sich in Vertheidigungszustand, die Einen beschützt urch die Wagenreihen, die Anderen sich hinter Baumstämmen verbergend oder das Rohr ihres Gewehrs aus einem niedrigen Busch hervorstreckend. Als nun unsere 53 Zollbeamten von mehr als 400 sämmtlich gut bewaffneten Männern umgeben waren, änderten wir unseren Ton und erklärten, daß, da wir einen im Lande gestatteten Handel trieben, wir uns nicht Gesetze von fremden vorschreiben lassen, sondern uns an die Behörden von Osnabrück wenden würden, die unserer Behauptung nach allein ein kompetentes Urtheil hierüber besäßen. Zugleich wurde Befehl gegeben, den Zug in Bewegung zu setzen, und den Zollbeamten der Vorschlag gemacht, uns bis auf die Präfektur zu begleiten. Obgleich sie aus lauter entschlossenen Männern bestanden, so standen sie doch von dem Versuche eines Kampfes ab, der leicht mit ihrem gänzlichen Untergange hätte endigen können, da sie sich von allen Seiten umzingelt sahen. Als der Zug in Osnabrück eintrat, zerstreuten sich alle Wagen in die verschiedenen Straßen; jedes Haus wurde ein Schlupfwinkel für einen Karren, so daß die Zollbeamten zuletzt sich ganz allein auf dem Markte befanden. Wenn ich hierbei noch erwähne, daß sich unter unseren Leuten eine Abtheilung von Garde-Soldaten der Präfektur befanden, die sich in Bürger verkleidet hatten, so reicht dieser einzelne Umstand schon hin, um die Meinung und die Neigung der Behörden in Rücksicht auf die Maßregeln der Zollbeamten ins hellste Licht zu setzen.

Einige Tage zuvor hatte ich einen Kampf ganz anderer Art zu bestehen. Da wir damals den kleinen Krieg gegen die Zollbeamten, 40—50 Stunden vom Meere entfernt, führen mußten, so traten wir mit einem oder zwei Commissionairen zu Emden in Verbindung, die es über sich nahmen, unsere Waaren auszuschiffen und bis zur Zollgränze zu schaffen, mit deren Durchbrechung wir uns beschäftigten. Diese Commissionaire kamen auf den Einfall, neben ihrem schon sehr großen Gewinn noch eine kleine ziemlich ergiebige Erwerbsquelle zu entdecken: Von zwei oder drei Schiffen, die von Helgoland abgingen, zeigten sie eines den Zollbeamten an, mit denen sie unter einer Decke steckten. Sobald nun das Fahrzeug anlegte, wurde es in Beschlag genommen, aber sogleich durch die Commissionaire für 150—200 Louis zurückgekauft und sein Inhalt ins Innere des Landes transportirt. Dann schrieben sie an ihre Korrespondenten, d. h. an uns, einen Brief, worin sie die Beschlagnahme des Schiffes ankündigten, bald darauf aber einen zweiten, worin sie meldeten, daß sie das große Glück gehabt hätten, es für die Hälfte des Werthes zurückzukaufen. So verschafften sich diese Herren, die man im eigentlichsten Sinne des Worts „Industrieritter“ nennen könnte, einen Nebenverdienst von 60—80,000 Francs bei jedem sogenannten Mißgeschick. Ich kannte wohl diese neue Art des Gewinnes, hatte jedoch noch nichts davon zu leiden gehabt, als ich von einem Herrn W . . . . zu Emden eine Rechnung über den Rückkauf eines Waarentransportes im Werthe von 12000 Francs erhielt, die sich also auf 6000 Francs belief. Da ich aber nicht die Absicht hatte, mich auf diese unverschämte Weise prellen zu lassen, so ritt ich selbst nach Emden hinüber, verschaffte mir sogleich die genauesten Nachrichten über die Angelegenheit und machte darauf meinem Herrn Commissionair, die Rechnung in der Hand, einen freundschaftlichen Besuch. — „O“, sagte er zu mir, „ich wünsche mir Glück dazu, daß es mir möglich gewesen ist, Ihre Ballen wieder zurückkaufen zu können. Sie glauben nicht, mein Herr, wie peinlich und verfänglich diese Art von Vergleich ist. Es liegt für einen ehrlichen Mann die Gefahr, sich zu kompromittiren, gar zu nahe.“ — Ich ließ ihn seinen ganzen Vortrag zu Ende bringen und versicherte ihn darauf, daß ich das Geschäft ganz genau kennte, so wie auch die Summe, die ihn der Rückkauf gekostet hätte, und daß ich nicht aufgelegt wäre, eine solche Rechnung, wie er sie mir zugesendet hätte, anzunehmen. Da fängt sich mein Herr Commissionair an zu ereifern; worauf ich ihm erkläre, daß ich ihn wie einen gemeinen Dieb behandeln und allen Börsen des Nordens genaue Mittheilungen über ihn zukommen lassen würde, wenn er auf seinem Verlangen beharrte. Darauf verließ ich ihn und erhielt eine Stunde später eine andere Rechnung, die von 6000 Francs bis auf 200 herabgesunken war.

Die Zollbeamten fingen zuweilen Waaren auf, die dann nach Hamburg transportirt wurden, wo sie Herr Bourienne verkaufen ließ. Diese auf solche Weise verkauften Artikel konnten mit gewissen Certifikaten nach Frankreich eingeführt werden. Man bot mir eines Tages mehrere von diesen Certifikaten an, aber ich fand den Preis so übermäßig, daß ich mir nicht einmal die Mühe gab, sie zu lesen; worin ich einen großen Fehler beging, wie ich später bei meiner Durchreise durch Straßburg erkannte. Man hatte ohne Zweifel Herrn Bourienne glauben gemacht, daß alle Kaffee-, Pfeffer- und Baumwollenballen dasselbe Gewicht hätten, da die Certifikate in dieser Beziehung keine Andeutung enthielten, sondern nur die Worte trugen: „Gut für 15 . . . Gut für 25 Ballen“ oder „Kisten“. Sobald diese Lücke wahrgenommen wurde, etablirte man am rechten Rheinufer eine Fabrik von Kisten, Tonnen und Ballen von dem größtmöglichen Umfang. Die Herren Commissionaire von Straßburg und sämmtliche Zollbeamten fanden ihre Rechnung dabei, so daß der Kaiser zuletzt davon unterrichtet wurde und — was kaum glaublich ist — es duldete: bis zu einer solchen Höhe war bereits der Mangel an und die Gier nach gewissen Artikeln in Frankreich gestiegen.

Es geht aus diesen Thatsachen hervor, daß Napoleon, der über die mächtigsten und umfassendsten Mittel gebot, wie sie nie ein Mensch auf der Erde in seiner Gewalt hatte, doch den natürlichen Lauf der Dinge nicht völlig aufhalten konnte. Seine Kontinentalsperre war sehr streng, aber sie wurde nie absolut und konnte es nie seyn. Je größere Strenge angewandt wurde, desto mehr Arme und Köpfe warb die allgemeine Entbehrung zum Widerstande gegen die harten Maßregeln. Es wird vielleicht nicht wieder einen Willen und eine Macht geben, die den Vergleich mit denen des Kaisers aushielten; aber selbst wenn diese beiden Elemente wieder vereinigt auftreten sollten, so glauben wir doch, daß nach der Erfahrung, die man bei der Kontinentalsperre Napoleon's gemacht hat, die Idee desselben, in dieser Ausdehnung wenigstens, nicht mehr angewandt werden würde.

Ostindien.

Musikalisches aus Indien.

Die Foreign and Westminster Review theilt in einem Briefe aus Ostindien einige Notizen über den Zustand der Musik unter den Hindus mit. Auch für deutsche Leser dürfte der Inhalt des in Rede stehenden Schreibens nicht ohne Interesse seyn; wir geben daher hier eine Uebersetzung desselben:

Surate, 21. Februar 1846.

Als ein wunderliches Beispiel der Vorurtheile, welche Erziehung und frühzeitige Verbindungen erzeugen können, und das sich zugleich bei einem Gegenstande manifestirt, für den Sie sich, wie ich weiß, interessiren, sende ich Ihnen einige Zeilen aus einem Tagebuch, welches ich während eines Ausfluges von einem Monat in das Innere von Gujerat geführt und welches mit einer Schilderung einer hier einheimischen Virtuosin beginnt.

„Die Sängerin und ihre Begleiter hatten sich in einem kleinen Seitenraum fertig gemacht; sie erschienen einige Minuten später und hockten (schneidermäßig) auf dem Fußboden, Bhon-Sahib gegenüber, nieder. Der Saal füllte sich alsbald mit indischen Besuchern, namentlich mit Mahratta-Braminen. Die Sängerin war ein Frauenzimmer von ungefähr fünfunddreißig Jahren; sie sah leidlich aus, war aber, meiner Meinung nach, entsetzlich entstellt durch die Masse von schwarzer Farbe, womit ihre Augen und ihre Zähne befleckt waren. Sie erhält monatlich 200 Rupien von dem Guicowar, abgerechnet das, was sie bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, und an beiläufigen Geschenken von Kleidern und Juwelen annehmen mag. Was die letzteren anbelangt, so trug sie ihrer eine Menge zur Schau; ihre Hände, ihre Ohren und ihre Nase waren beladen mit Ringen, in denen Diamanten, Perlen u. s. w. eingefaßt waren. Die akkompagnirenden Musiker waren zwei Schauspieler aus Saringay, die an beiden Seiten der Sängerin Platz nahmen. Des Einen Instrument war eine sehr stramm angezogene und sehr lilliputartige Kesselpauke, während der Andere, ein junger Bursche, eine ganz gigantische Guitarre spielte. Beide Instrumente habe ich Ihnen bereits beschrieben.

„Und nun zum Gesang der Sängerin! Eine Künstlerin, die in einem so armen Lande, wie dies, vielleicht 3—400 Rupien monatlich einnimmt, und die, bei ihrer gerade nicht sehr angesehenen Profession, blos wegen ihrer Verdienste als Sängerin, auf fast gleichem Fuße mit den höchsten Klassen der Eingebornen verkehrt, muß — was europäische Vorurtheile auch einwenden mögen — etwas mehr als eine nur barbarische Fertigkeit in ihrer Kunst, etwas mehr als einen nur barbarischen Geschmack besitzen; auch glaube ich, daß dieses Frauenzimmer sogar in Europa Aufsehen erregen würde.

„Die Musik, welche sie vorträgt, ist an sich freilich höchst einfach und besitzt, als Composition betrachtet, nur geringen Werth, allein alle diejenigen, welche Wilson hörten, werden zugeben, daß die Wirkung, die ein Gesang erzeugt, sehr unabhängig seyn kann von dem musikalischen Verdienste des vorgetragenen Stückes. Die Stimme der Virtuosin war ein guter Alt von mäßigem Umfang, ihr Vortrag rein, die Verzierungen waren zweckmäßig angebracht und wurden geschickt ausgeführt; was Geschmack und Gefühl betrifft, so stand sie nur hinter den besseren europäischen Virtuosen zurück.

„Die hiesigen Eingebornen betrachten uns allgemein als musikalische Barbaren; ein Urtheil, welches sich vermuthlich auf die Vergleichungen gründet, die sie zwischen einem Gesange, wie dem dieser Prima Donna und dem rasenden Gebrüll anstellen, welches englische Gentlemen nach Tisch zu erheben pflegen. Ja, einer der Freunde meines Wirthes, den — wie das bei allen anderen Anwesenden der Fall war — mein warmes Lob seiner Landsmännin entzückt hatte und der mich daher von allen National-Vorurtheilen frei glaubte, fragte mich um meine Ansicht über das Verhältniß der europäischen zur Hindu-Musik, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß er eine die Meinung der Eingebornen bestätigende Antwort erhalten werde. Ich versuchte auszuweichen, allein es gelang mir nicht, ihm zu entschlüpfen und ich sah mich zuletzt genöthigt, meinen ganzen Ruf der Unpartheilichkeit aufzugeben, indem ich ihm versicherte, daß, obwohl es in Indien

sehr vorzügliche Sänger gebe, doch die Kunst daselbst noch in ihrer Kindheit sei. Ich habe oben bei meiner Aufzählung der Musiker einen vergessen. Dieser war ein kleines, ungefähr fünf Jahr altes Kind, die Nichte der Sängerin, die, nachdem sie eine ganze Weile den prächtigen Putz ihrer Tante bewundert, und, während diese sang, die Augen nicht von ihr verwendet hatte, auch bei jeder längeren Note mit ihrem dünnen Stimmchen zur Aushülfe einfiel — etwas, wodurch weder die Sängerin noch das Auditorium gestört zu werden schien — endlich in einen tiefen Schlaf auf dem Teppich verfiel und nicht eher erwachte, bis das Concert zu Ende war.

„Daboda kam von Baroda, um seine Festtage in Bombay zu beschließen. Er ist Gründer einer Mahratta-Zeitung, des „Prubharkur", deren Herausgabe, in Folge seiner Uebersiedelung nach Surate, auf einen sehr gescheidten jungen Braminen übergegangen ist. Er war sehr erzürnt auf Bhon-Sahib, daß er sich von mir zu der Ansicht hatte beschwatzen lassen, als ob es in Europa etwas, was den Namen Musik verdiene, gebe. Er (der Bramine) habe sein ganzes Leben in einer europäischen Stadt, in Bombay, zugebracht, und was sich Daboda auch habe aufbinden lassen, es sey das und bleibe Unsinn; was ein Europäer Musik nenne, sey ein bloßes Geräusch ohne Empfindung und Gefühl.

„Ich erinnere mich, daß, als Daboda zuerst von mir hörte, daß wir die Kunst, Musik zu schreiben, besäßen, er mich angelegentlich bat, einige indische Musikstücke zu Papier zu bringen, offenbar in der Meinung, daß, wenn Proben indischer Musik nach Europa gelangten, seine Landsleute in unserer Achtung sehr steigen würden, da es sich in solchem Fall ausweisen würde, daß sie, in seiner Hinsicht mindestens, über uns ständen. Die Sache steht leider so, daß es eben so unmöglich ist, die Musik dieser Musik — wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten — niederzuschreiben, als z. B. Wilson's Vortrag einer schottischen Ballade. Niedergeschrieben würde vielleicht die schottische Melodie als die barbarischere, von beiden die indische als die monotonere, erscheinen.

„In der That hat bei allem seinen Nutzen das Notenschreiben eine gose Menge blos mechanischer Musik unter uns, selbst bei unseren besten Komponisten, veranlaßt. Ohne Zweifel werden Ihnen Fontenelles „Sonate, que me veux tu" *) und Dr. Johnson's „I wish, Madam, it had been impossible" **) einfallen. In Indien giebt es obendrein — in Bombay wenigstens ganz bestimmt nicht — keine Spur von wirksamer europäischer Vokalmusik; unsere Pianofortes aber, unsere Orgeln und Musik-Chöre sprechen nicht deutlich genug zu dem Eingebornen, um auch nur einen Augenblick den Vergleich mit einem leidenschaftlichen Gesang in seiner eigenen Sprache aushalten zu können."

*) Sonate, was willst Du von mir?

**) Ich wünsche, Madam, es wäre unmöglich gewesen.

Mannigfaltiges.

— Ein Vortrag über die Reformation in England. Die Vorlesungen in englischer Sprache häufen sich in Berlin so sehr, daß man hier bald eine englische Akademie begründen könnte, was keine übele Speculation wäre, indem dadurch manche britische Familie veranlaßt werden würde, ihren Winter-Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Nachdem wir hintereinander die Herren Solly, Wright und Wilkinson gehört, ist am 19. Januar auch der anglikanische Geistliche, Herr Bellson, im Lokale der Monatsversammlungen des English Club mit einem Vortrage aufgetreten, in welchem er „Skizzen der Reformation in England" geben zu wollen angekündigt hatte. Dergleichen Skizzen hätten allerdings auch für die zahlreich versammelt gewesenen Damen sehr interessant gemacht werden können, da die Geschichte der Reformation auf den britischen Inseln reich an dramatischen Verwickelungen und an Katastrophen ist. Wir erinnern nur an die Intriguen Heinrich's VIII., dieses englischen Blaubart, der durch eine gewaltige Ironie des Schicksals vom Papste zum Beschützer derselben Kirche ernannt wurde, die er bald darauf eben so behandelte, als wäre sie eine seiner Frauen gewesen, und der gleichwohl diesen Titel (Defensor Fidei) bis auf seine heutigen Nachfolger vererbte. Wir erinnern ferner an die englische Reformatorin Anna Askew, deren Lebensskizze den Damen gewiß sehr anziehend gewesen wäre, und deren Prozeß, in welchen auch die sechste Gemahlin Heinrich's VIII., Katharina Parr, verwickelt war, zu dem Raupachschen Mulier taceat in Ecclesia Stoff gegeben; an die Reactionen der „blutigen Maria"; an Kardinal Pole's Absolution für das gesammte englische Parlament und dessen Wiederaufnahme in den Schoß der katholischen Kirche; an Elisabeth's Maßregeln (den Suprematseid ꝛc.), durch welche eigentlich erst der Abfall Englands von der römischen Kirche bewirkt wurde; an die Geschichte der für die Kenntniß der anglikanischen Kirche so wichtigen 39 Artikel, welche 1571 zu einem Theile der Grundverfassung erhoben wurden; an die Entstehung der Presbyterianer, Nonconformisten und Puritaner, deren Geschichte so eng mit der der englischen Reformation verbunden ist, und endlich an die Uniformitäts-Akte (1562 und 1662), ohne deren Kenntniß die in unserer Zeit geschehene Aufhebung der Testakte, so wie selbst die Emancipation der Katholiken, in ihrer historischen Bedeutung von einem deutschen Publikum kaum richtig aufgefaßt werden können. Alle diese Momente (mit Ausnahme allein der bekannten Schrift Heinrich's VIII.: De septem sacramentis), von denen jeder einzelne zu einer interessanten Skizze aus der Zeit der englischen Reformation Anlaß geben konnte, überging Herr Bellson, der sich damit begnügte, zunächst einen Rückblick auf die Zeit der Ausbreitung des Christenthums, in welcher bereits England mit Deutschland in geistiger Verbindung gestanden, und sodann auf Wiclef, den Vorläufer der Reformation im 14. Jahrhundert, zu werfen, dessen Einwirkungen auf Huß und Luther als unbestritten dargestellt wurden, demnächst aber eine Uebersicht dessen zu geben, was der Erzbischof Cranmer durch Herstellung der Liturgie, des Common prayer book und des Lehrbegriffes der englischen Kirche geleistet, und wie unter Jakob I. nach der bekannten theologischen Disputation auf Schloß Hampton-Court die auch heutzutage noch als meister- und musterhaft geltende englische Uebersetzung der Bibel (NB. ohne die apokryphischen Schriften des A. T.) entstanden. Bei Gelegenheit der Bibel-Uebersetzung wurde zwar der früheren Versuche William Tindal's, der mit John Fryth eine 1530 auf Befehl Heinrich's VIII. verbrannte englische Bibel herausgab, ausführlich gedacht, doch hätten wir gewünscht, daß der Redner auch, mindestens mit einigen Worten, an den ersten schottischen Bibelübersetzer und Reformator John Knox erinnert hätte, der der Stifter der Kirk of Scotland wurde und dessen imposantes Denkmal sich auf dem schönen Bergkirchhof in Glasgow erhebt. Man sieht hieraus, daß noch Manches und viel Interessantes über die Reformation auf den britischen Inseln einem deutschen Publikum zu erzählen bleibt, und wir hoffen, daß entweder Herr Bellson selbst oder einer seiner Landsleute auf diesen Gegenstand einmal zurückkommen werde.

— Repertorium der Staats-Oekonomie. Ein gelehrter Holländer, Herr A. Sandelin, giebt jetzt in französischer Sprache, die seine Landsleute immer noch der deutschen vorziehen, wenn sie sich in einem dem wissenschaftlichen Europa verständlicheren Idiom ausdrücken wollen, als das ihrige ist, ein „allgemeines Repertorium der älteren und neueren Staats-Oekonomie" *) heraus. Jährlich sollen zwei Bände dieses Werkes in lexikographischer Form erscheinen. Der bis jetzt erschienene erste Band umfaßt die Buchstaben A—C und hat in seiner inneren Einrichtung manche Aehnlichkeit mit dem „Staats-Lexikon" von Rotteck und Welker, nur mit dem Unterschiede, daß in dem letzteren die historisch-politischen Artikel überwiegend sind, während in dem ersteren die social-ökonomischen und die handelspolitischen vorherrschen. Herr Sandelin, der früher ein Mitglied der Generalstaaten war, bekennt sich, seinen staatsökonomischen Grundsätzen nach, zu der von den Holländern allezeit verfochtenen, jedoch von ihrer Regierung selten befolgten Freihandels-Politik, und die Artikel seines Repertoriums tragen größtentheils auch diese Färbung. Jedenfalls verdient dasselbe im Auslande bekannter zu werden, als es in der Regel mit den in Holland zu Tage kommenden wissenschaftlichen Arbeiten der Fall ist.

*) Répertoire général d'Économie politique ancienne et moderne. Par A. Sandelin. Premier vol. À La Haye, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Dienstag den 26. Januar 1847.

Frankreich.

Die Kredit-Institute in Frankreich.

Die Bank von Frankreich und ihre Zweigbanken. — Die selbstständigen Banken. — Die Privatbanken.

Am Ende des vorigen Jahres sah man in Frankreich wie bei uns und in mehreren anderen Staaten, wo man die Eisenbahn-Bauwuth etwas zu weit getrieben hatte, mit Schrecken einer finanziellen Krisis entgegen; man beunruhigte sich über die bedenkliche Abnahme des baaren Bestandes der Bank und über die Rolle, welche sie spielen werde; man glaubte jeden Augenblick, daß sie zu äußersten Maßregeln schreiten würde; man zitterte fast bei dem Hinblick auf die finanzielle Lage des Landes und besonders auf das fortwährende Steigen des Zinsfußes (Diskontos) auf allen europäischen Plätzen und des Preises des baaren Geldes, während das Wachsen des Nationalreichthums eher ein dauerndes Sinken desselben hatte erwarten lassen. Um nun dies und die Befürchtungen zu erklären, die die eben stattgefundene Erhöhung des französischen Bank-Diskonts von 4 auf 5 pCt. überall erregte, schien es uns zweckmäßig, einen Blick auf die großen Radien des französischen Banksystems zu werfen und mit Rücksicht auf die jetzt auch in Preußen stattfindende Reorganisation der Bank und ihrer Filial-Institute einige interessante Thatsachen mitzutheilen, die wohl geeignet seyn möchten, die inneren Verhältnisse jenes Systems näher zu beleuchten. Wir benutzen dabei eine in der Revue Nouvelle enthaltene Abhandlung.

Der Kredit hat in Frankreich, wie wir schon in der Ueberschrift dieser Betrachtung angedeutet, eine dreifache Form, indem die Hierarchie seiner Kredit-Institute in drei nach ihrer inneren und äußeren Einrichtung durchaus verschiedene Klassen zerfällt. Zur ersten, die zugleich der Gipfel und Mittelpunkt des ganzen Systems ist, gehört die „Bank von Frankreich"; die zweite machen die selbstständigen Banken aus, welche sich in den Hauptstädten der Provinzen gebildet haben und deren Wirkungskreis sich über letztere nicht hinauserstreckt; die dritte endlich enthält die Privatbanken, die, gestützt auf ein großes von einer Gesellschaft zusammengeschossenes Kapital, bestimmt sind, die natürlichen Kanäle und wirksamsten Verbindungsmittel zwischen den Wohlthaten des Kredits, deren Quelle die Hauptbanken sind, und dem Handel zu werden. Wir wollen nun diese drei Klassen des großen Systems näher betrachten und besonders auf die Stellung, welche jede darin einnimmt, so wie auf die aus jeder für dasselbe entspringenden Vortheile, unser Augenmerk richten.

Man hat der Bank von Frankreich, mit Berufung auf das Beispiel der Vereinigten Staaten und Englands, den unüberlegten Vorwurf furchtsamer Trägheit und selbstsüchtiger Unbeweglichkeit gemacht; aber grade diese Beispiele, auf die man sich berufen hat, haben vollständig bewiesen, daß das, was man Furcht nannte, nur kluge Vorsicht war, und daß jene Unbeweglichkeit nur aus verständiger Einsicht entsprang. Zwar hat die übermäßige Anstrengung des öffentlichen und Privat-Kredits in den Vereinigten Staaten fast übernatürliche Wirkungen hervorgebracht, aber man kennt auch die Größe der Opfer, mit denen man diese leichtsinnige Verfahrungsweise hat abbüßen müssen, und die Zahl der Unglücksfälle, die dieser blinden und krankhaften Beweglichkeit gefolgt sind. In gleicher Weise hat England die Ausschweifungen zu bereuen, denen sich seine Kredit-Institute überlassen haben, wiewohl hier durch ein gesetzteres und vorsichtigeres Benehmen seit den letzten funfzig Jahren der Kredit aus einer völligen Zerrüttung in einen regelmäßigen und normalen Zustand zurückgekehrt ist. Trotz der heftigsten Opposition hat England im Jahre 1821 die uneingeschränkte Ausgabe von Banknoten eingestellt und die Zahlungen in klingender Münze wieder aufgenommen, und vor zwei Jahren hat Sir Robert Peel, dessen Zollreformen die Erwartungen der wüthendsten Neuerer übertroffen haben, trotz der Kühnheit seiner Handelspolitik, der Bank von England eine Verfassung gegeben, deren gemäßigte und vorsichtige Prinzipien er zum Theil aus dem Statut der französischen Bank entnommen hat.

Die Erfahrung der Vereinigten Staaten und Englands hat also das System der „Bank von Frankreich" gerechtfertigt, und es ist fernerhin nicht mehr gestattet, ihre Verfahrungsweise auf's Gerathewohl hin mit Vorwürfen zu überhäufen. Die in Rücksicht auf Handel und Gewerbe am meisten vorgeschrittenen Nationen sind zur Ueberzeugung gekommen, daß ein Institut dieser Art, das so zu sagen das Vermögen eines ganzen Volks in Händen hat und der Schlußstein seines finanziellen Gebäudes ist, niemals zu viel Bürgschaften für seine Solidität bieten kann. In dieser Beziehung hat man keinen Grund zur Klage gegen die „Bank von Frankreich". Wenn man jedoch die Art und Weise lobend anerkennen muß, in der sie durch die Behutsamkeit ihrer Operationen den strengsten Forderungen der Klugheit Genüge leistet, und auch dem Widerstande Beifall zollt, den sie neuerungssüchtigen Plänen unwissender Optimisten entgegenstellt, so darf man ihr andererseits auch die Langsamkeit zum Vorwurfe machen, mit der sie in der Verbreitung der Wohlthaten des Kredits über das ganze Land und in der Gründung von Zweigbanken in den wichtigsten Städten, deren Interesse es verlangt, zu Werke geht.

Wir berühren hiermit eine Prinzipienfrage, die nächstens bei Gelegenheit der Erneuerung des Privilegiums der Bank von Bordeaux auf die Tages-Ordnung der Kammern kommen wird. Sie lautet: Darf man die Provinzialbanken durch die „Bank von Frankreich" verdrängen lassen und letzterer dadurch eines Tages alle Hülfsquellen des Kredits in die Hände spielen? — oder ist es besser, daß man dem Associationsgeist gestattet, überall, wo hinreichende Kräfte vorhanden sind, unabhängige Banken zu gründen? Soll man nur die Einheit und Gleichförmigkeit des Kreditsystems in Frankreich im Auge haben und somit einer einzigen und absoluten Macht das Recht einräumen, dieses ungeheure System zu leiten, oder würde es für die kommerzielle Lage Frankreichs nicht von größerem Vortheil seyn, die Lokalinteressen ihre eigenen Systeme bilden und die Leitung derselben nach ihren Mitteln und Bedürfnissen selbst übernehmen zu lassen? Dies ist die Frage, deren Entscheidung durch die Kammern an dem Tage bevorsteht, an dem das Privilegium der Bank von Bordeaux abläuft. Hier müssen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß, bevor diese so inhaltsschwere Frage nicht durch die Kammern definitiv entschieden ist, es, wie allgemein zugegeben wird, der Würde der Regierung und dem allgemeinen Interesse Eintrag thun muß, wenn der bedauernswerthe Zwiespalt, der zwischen der „Bank von Frankreich" und dem freien Associationsgeist auf mehreren Punkten des Landes herrscht, nicht bald unterdrückt wird. In mehreren Städten, wo der Associationsgeist sich lebhaft genug äußert, um die Elemente für die Errichtung einer Bank darzubieten, hat die „Bank von Frankreich" dem Unternehmen Hindernisse in den Weg gelegt, obgleich sie, seit langer Zeit wenigstens, selbst niemals mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Als daher zu Nimes die Blüthe der dortigen Handelswelt eine Gesellschaft zur Bildung einer Lokalbank gründete und deshalb eine Aufforderung an die „Kapitalisten" erließ, der man von allen Seiten mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkam, trat die „Bank von Frankreich" mit ihrem Veto der Verwirklichung des Unternehmens entgegen, indem sie erklärte, daß sie selbst am 1. Januar 1847 eine Zweigbank dort gründen werde. In diesem Falle ist das Uebel wenigstens nicht groß, da nun Nimes doch nicht länger ein Kredit-Institut entbehren wird. Anders verhält es sich aber zu Avignon. Seit zwei Jahren ist hier Alles für die Gründung einer Bank vorbereitet; nichtsdestoweniger legt auch hier die Bank von Frankreich ihr Veto ein, mit dem Vorbehalt, ebenfalls dort eine Zweigbank zu errichten, ohne daß sie jedoch einen bestimmten Zeitpunkt für die Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche des Handels zu Avignon festzusetzen für nöthig hielte. Dasselbe Verfahren hat sie in Rücksicht auf Algier beobachtet. Auch hier wurde ein Plan zur Errichtung einer Bank gefaßt, Unterschriften wurden gesammelt und bestimmte Schritte gethan. Plötzlich kündigte die „Bank von Frankreich" den Unternehmern an, daß sie selbst zu Algier eine Zweigbank errichten werde. Indeß deutet Nichts darauf hin, daß eine solche Errichtung vorbereitet werde. Vielmehr darf man im Gegentheil bestimmt annehmen, daß die Bank Anstand nimmt, oder daß sie es wenigstens aufschiebt, dort eine Zweigbank zu gründen. Gleichwohl verbindet sich hier das Interesse der höheren Politik mit dem des Handels. Die Gründung eines Comtoirs zu Algier seitens der Bank von Frankreich würde gleichsam der Akt einer kommerziellen Besitzergreifung der ganzen Provinz gewesen und das Unterpfand für die Colonisation geworden seyn, deren erster und ernstlicher Versuch in kurzer Zeit stattfinden soll. Aus der Errichtung eines solchen Comtoirs würde die Bank von Frankreich nicht nur bedeutenden Gewinn gezogen, sondern sich auch den ehrenvollen Ruhm einer großen Uneigennützigkeit erworben haben, abgesehen von den unberechenbaren Vortheilen für die Entwickelung des Handels und der Industrie daselbst. Jetzt erklärt die Bank den Grund ihres Zauderns durch die bedenkliche Lage, in der sich der Handel von Algier befunden habe; eine Lage, deren Bedenklichkeit vorübergehend war und leicht hätte, wenn nicht verhindert, so doch gemildert werden können, da die ganze Verantwortlichkeit dafür auf die Regierung zurückfällt, die, mit unerklärlicher Kurzsichtigkeit handelnd, beträchtliche Fonds einhält, die sie den Lieferanten der Kolonie, welche fast sämmtlich Kaufleute zu Algier sind, schuldet.

für die Gegner der unabhängigen Banken zu sprechen scheinen. Wenn wir sie nichtsdestoweniger mitgetheilt haben, so wird man wenigstens anerkennen, daß wir in diesem Streit gleich weit von Leidenschaftlichkeit und Partei-Interesse entfernt sind. Ohne Zweifel muß es sonderbar scheinen, daß die Bank von Frankreich so bedeutende Opfer bringt zum Nutzen von Instituten, an deren Vortheilen sie nicht Antheil nimmt; offenbar hat sie das Recht, alle unabhängige Banken zu verdrängen. Aber wir sind überzeugt, daß Rücksichten einer höheren Art sich diesem logischen Schluß widersetzen, daß die kommerzielle Lage des Landes noch nicht hinlänglich befestigt und die Handels-Interessen der verschiedenen Gegenden des Staats noch nicht genug mit einander vermischt und in bestimmte, feste Verhältnisse gebracht sind, um die Beherrschung dieser Seite der Existenz Frankreichs ohne Gefahr der absoluten Gewalt eines einzigen Instituts zu überlassen; kurz, wir glauben, daß, obwohl die Bank den verschiedenen Städten Frankreichs dankenswerthe Dienste leistet, sie ihnen doch nicht Lokal-Banken ersetzen kann, weil sie sich nicht mit allen ihren Bedürfnissen so identifiziren, nicht nach allen ihren Interessen sich richten und nicht direkt und kräftig genug auf sich einwirken lassen kann.

(Schluß folgt.)

England.

Bulwer's Lucretia oder die Kinder der Nacht.

Es sind vier Jahre her, daß der Verfasser der Lucretia in seinem „letzten Baron" erklärte, daß dieses Produkt aller Wahrscheinlichkeit nach sein letztes Erzeugniß im Fach des Romans seyn werde. Heute entschuldigt er sich mit dem Uebergewicht, welches schlechte Angewohnheiten über gute Vorsätze haben, und giebt uns scherzweise zu verstehen, wie er sich in demselben Falle mit jenem Fabricio befinde, den Gilblas im Hospital antraf und der so sehr überzeugt war von den traurigen Folgen seiner poetischen Gelüste, daß er feierlich einen so undankbaren Beruf aufzugeben gelobte, in der That aber durch eine versifizirte Abschiedsepistel an die Muse sich ihm aufs neue zu widmen begann.

Der zweite Titel der „Lucretia" bezeichnet die Art und Weise des Interesses, welches zu erreichen der Roman bestimmt ist. Die beiden Hauptpersonen des Buches werden zu Kindern der Nacht durch die Verübung schauderhafter Verbrechen. Allein nichts in ihrer Umgebung nimmt die Farbe ihrer Schuld an. Sie sind durch ihr Verbrechen von Allem, was nicht Verbrechen ist, isolirt, getrennt von Allem, was nicht mehr oder minder den Charakter der Schuld trägt. Sie haben Erfolg durch das, was in den wahrhaften Erscheinungen um sie her falsch ist, nicht durch das an sich Wahre. Ein wichtiger Unterschied für ein Werk dieser Art und der mit genialer Kraft durchgeführt ist. Die erschütternde Theilnahme, mit welcher wir von Verbrechen vernehmen, beginnt schon im ersten Kapitel und verläßt uns bis zum letzten nicht wieder, allein es ist kein Interesse krankhafter Art und setzt uns nicht der Gefahr aus, Kinder der Nacht für Kinder des Tages zu nehmen; es flößt uns nicht die Lust ein, mit unserm Gewissen zu spielen, und wir werden befestigt in der Ueberzeugung, daß ungestraft kein Mensch die breiten und entschiedenen Gränzmarken zwischen Tugend und Laster überspringt oder wegvernünftelt.

Der Verfasser bemerkt in seiner Vorrede, daß, als er die Geschichte der beiden Verbrecher — sie existiren noch heute — die ihm den Stoff zu seinem Roman lieferte, kennen lernte, er darauf bedacht gewesen sey, in einer oder der andern Form die verderblichen Folgen der unsere Zeit charakterisirenden Geldgier und der fieberischen Hast, mit der sie uns vom gebahnten Wege ab gerade auf unser Ziel lostreibt, darzustellen, und daß er geglaubt, mit der klar hervortretenden Moral, die sich aus der Darstellung des Verbrechens ergebe, welche der eigentliche Vorwurf seines Werkes ist, manche seinem frühern Zwecke entsprechende Erläuterungen verbinden zu können. Wie er uns zu verstehen giebt, so war, was ihm jenes Verbrechen interessant erscheinen ließ, hauptsächlich der Umstand, daß es — wie blutig es immer war und wie wenig gemildert durch jene Züge eines Instinkts von Wohlwollen oder einer großmüthigen Leidenschaft, die sich zuweilen bei der Verübung großer Verbrechen finden und, ohne das Individuum zu entschuldigen, mit der Gattung versöhnen — nicht mit der stumpfsinnigen Wildheit des reißenden Thieres, sondern mit Bildung und Unterricht verbunden war.

Durch diesen Charakter — schließen wir — schien es ihm geeignet, in Verbindung mit dem Zufälligen eines Naturells oder einer Erziehung, wie sie zu Verbrechen führen, zugleich jene falsche, unbesonnene Tendenz hervortreten zu lassen, welche sich in der Gesellschaft selber kundgiebt und die es ist, welche dem Verbrecher die leichtesten Mittel verschafft, mit Sicherheit alles das, was die Gesellschaft am höchsten geschätzt und geehrt wissen möchte, zu vereiteln. Doch zweifeln wir, ob diese Absicht überall im Auge behalten wurde.

Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn — und es berührt auch die Frage nach der Art und Weise der Behandlung gar nicht — daß ein solcher Zweck die Verwendung solcher Materialien rechtfertigt. „Ich bin der Meinung" — sagt der Verf. sehr schön in der Vorrede — „daß die Arbeit des Menschen beste Freundin ist; daß selbst Wissen, ohne Anstrengung gewonnen, werthlos seyn dürfte; daß, wenn wir zur Erlangung von Kenntnissen uns anstrengen lernen, dies das Beste ist, was wir lernen können; daß die Anstrengung, mit welcher wir dem Ruhm nachstreben, edler ist, als der Ruhm selbst; daß nicht plötzlich erworbene Reichthümer Huldigungen verdienen, sondern vielmehr die Tugenden, die Jemand bei dem langsamen Erwerb von Vermögen aufbieten, die Geschicklichkeit, die er entwickeln, die Selbstverleugnung, die er sich auferlegen muß; mit Einem Worte: ich glaube, daß Fleiß und Geduld unsere wahren Genähler sind." [illegible] Verbrechen, gleich denen der Helden unsers Romans, ins Licht gestellt werden? Dadurch — möchte vielleicht der denkende Dichter antworten — daß eben durch dies Verbrechen dargethan wird, wie das Verbrechen nicht ausgerottet, wie die Tugend nicht allgemein werden kann, so lange wir uns begnügen, Lehren blos anzuhören und zu ertheilen, während wir handelnd Alles verleugnen, was uns gelehrt worden oder wir gelehrt haben; daß wir, mit anderen Worten, nur zu gern glauben, Rechtlichkeit sey eine bloße Eigenschaft der Intelligenz, und deshalb den Werth einer nur geistigen Kultur viel zu hoch anschlagen. Wo immer ein Verbrechen sich nicht als das Erzeugniß eines unkultivirten Geistes, einer ohne Leitung entwickelten Intelligenz ausweist, da darf man sicher seyn, daß es an der Bildung des Herzens fehlt, daß seine Triebe, seine Affekte keiner Zucht und Regel unterworfen wurden. Ohne Zweifel muß die Erziehung für Beides sorgen. Wo es zwischen Herz und Geist nichts Gemeinschaftliches giebt, da wird, je mehr wir den letzteren kultiviren, das erstere um so tiefer depravirt. In der ganzen Sammlung von Kriminalfällen, die Anselm von Feuerbach selbst aburtheilte, machte sich, außer den mehr ursprünglichen Trieben der menschlichen Natur, nichts so sehr bemerklich, als das Vorherrschen der Intelligenz, das Prädominiren des Willens.

Mit außerordentlicher Kraft und — wenn man eine gewisse, vielleicht durch die Gesetze der Kunst gebotene Milderung ausnimmt — mit außerordentlicher Treue hat der Verf. der „Lucretia" die eingefleischte Niederträchtigkeit, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit einer Zeit, die in England zu den noch nicht längst vergangenen gehört, mitten unter jenen Schwächen und Täuschungen der Gesellschaft, vermöge deren allein jene momentan gedeihen und sich halten konnten, zu malen verstanden.

Wir heben hier einige Bemerkungen des Verfassers aus, die — wenn sie auch einem Menschen, an dem Alles, außer dem Laster, eine Lüge war, zu viel Geist zugestehen — doch schon deshalb hervorgehoben zu werden verdienen, um daran noch einige andere Bemerkungen zu knüpfen:

„Die uneingeschränkte Herrschaft der Sinnlichkeit, welcher Gabriel Varney sich von Kindheit an überlassen, fand in dem Manne einen willigen Sklaven. Selbst die Talente, welche er entwickelte, entsprangen aus einer nur auf das Sinnliche gerichteten Bildung. Sein Auge, die Außenseite studirend, machte ihn zum Maler, sein geübtes, rasches Ohr zum Musiker. Seine wilde, ausschweifende Phantasie schwelgte in jeder Aufregung und ließ ihn eine reiche Aerndte von Erfahrungen an solchen Schwächen und Fehlern sammeln, an denen sie ihre unstäten Experimente anstellte. Menschen, welche eine sinnliche Kunst zu sehr kultiviren, ohne in ihrer Vernunft und Intelligenz ein Gegengewicht zu haben, werden nur zu leicht zu einem unregelmäßigen, ausschweifenden Leben verleitet. Wir sehen dies, wenn wir die Biographieen von Komponisten, Sängern, Malern lesen, häufig; weniger bei Dichtern, weil derjenige, dessen Werkzeug das Wort, nicht der Ton oder die Farbe ist, stets die sinnlichen Eindrücke mit den reineren Bildern zusammenhalten muß, deren äußerer Schein allein sich den Sinnen darbietet. Kurz, er muß seine Intelligenz anwenden, und seine Selbsterziehung muß eine umfassende seyn. Aber das wahrhafte Genie, schöpfte es auch seine Nahrung hauptsächlich aus der Sinnenwelt, und mögen große Tonkünstler und Maler immer auf Abwege gerathen, wurzelt in einem zu reichen Boden, als daß nicht aus diesem eine Fülle guter Eigenschaften sprießen sollten, die den übeln das Gegengewicht halten — solche geniale Menschen sind daher in der Regel mitleidig, großmüthig, theilnehmend. Nicht so bei Varney u. s. w.

Wir können, was die vorstehenden Bemerkungen betrifft, nicht ganz mit dem Dichter der „Lucretia" übereinstimmen. Bulwer verwechselt Ursache und Wirkung. Nicht dadurch, daß Jemand eine sinnlichere Kunst treibt, wird er sinnlicher, sondern weil er sinnlicher ist, treibt er eine sinnlichere Kunst, als etwa ein Anderer. Bulwer schreibt der Kunst zu, was auf Rechnung des Temperaments, des Naturells, der körperlichen und geistigen Organisation des Menschen kömmt. Die Kunst, auch die sinnlichste Kunst, wird immer einen mäßigenden Einfluß haben, und dasselbe Temperament, welches sich bei der Ausübung einer sinnlichen Kunst freilich nicht verleugnen kann, würde ohne Ausübung dieser Kunst der Sinnlichkeit nicht geringere, sondern größere Konzessionen machen. Auch in der bildenden und Tonkunst endlich ist es der Gedanke, die Idee, welche den Künstler macht, wenn auch der Weg zum Gedanken vom Worte aus ein näherer seyn mag, als von Ton, Farbe und Form.

Eine englische Zeitung bemerkt übrigens in Bezug auf die lebenden Originale der Kinder der Nacht: „Das Urbild „Lucretia's" war, wenn wir nicht irren, eine Französin; ihr gemeinerer Genosse ein Engländer, der jetzt seine Schuld durch eine — wie wir leider sagen müssen — weniger schreckliche Strafe abbüßt, als diejenige, die ihm in dem Werke des Dichters zu Theil wird. Sein Verbrechen war ganz das in diesem geschilderte, nur mit dem fürchterlich erschwerenden Umstand, daß sein letztes Opfer die junge und einzige Schwester seiner Gattin war."

Italien.

Gewinnung der Borsäure in Italien.

Unter der Leitung eines Franzosen, des Herrn Larderel, wird in Toskana gegenwärtig die Borsäure in großem Maßstabe aus den sogenannten Lagoni gewonnen, Wasseransammlungen, welche sich auf dem vulkanischen Boden dieses Landes in Folge plötzlicher Dampfausbrüche theils von selber bilden, theils künstlich für obigen Zweck hergestellt werden. Der Bericht, welcher [illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Donnerstag den 28. Januar 1847.

England.

Die englischen Universitäten und Studirenden.

Nach einer Vorlesung des Herrn Thomas Solly.*)

In dem eigentlichen England (ohne Schottland und Irland) giebt es nur drei große Universitäten: Oxford, Cambridge und London. Von diesen stimmt die Londoner in ihren Einrichtungen mit den deutschen Universitäten im Allgemeinen überein, weshalb hier ihre spezielle Beschreibung unnöthig ist.**) Cambridge und Oxford dagegen sind dem, was auf dem Kontinent unter einer Universität verstanden wird, in Allem unähnlich, weshalb ihre Schilderung wohl von Interesse seyn dürfte. Da beide jedoch in den wesentlichsten Punkten nicht von einander abweichen, so wird eine kurze Skizze der einen hinreichend seyn, um auch von der anderen einen vollständigen Begriff zu geben. Wir wählen Cambridge. Es kann ferner nicht unsere Absicht seyn, eine Geschichte der englischen Universitäten zu liefern oder sie mit den Hochschulen anderer Länder zu vergleichen — es giebt hierfür andere Quellen genug — vielmehr ist der Hauptzweck dieser Abhandlung, ein mehr auf positiven Thatsachen als auf betrachtenden Reflexionen gegründetes Bild des Universitätslebens selbst zu geben. Hauptsächlich werden hier solche Thatsachen erzählt werden, die man in Büchern vergeblich sucht, da diese sich meist nur auf historische und statistische Erörterungen einlassen, deren Kenntniß man sich leicht verschaffen kann. Der Verfasser der gegenwärtigen Skizze hat selbst fünf Jahr in Cambridge gelebt und darunter vier Jahr als Mitglied der Universität, woraus man auf die Genauigkeit seiner Bemerkungen schließen kann.

Wir werden folgende Punkte bei der Beschreibung des Universitätslebens in Cambridge in Betracht ziehen: 1) die Gesammt-Einrichtung der Universität; 2) die Erziehungs-Methode auf derselben; 3) die Prüfungen und Würden; 4) die Disziplin; 5) Vergnügungen der Studenten; 6) eine kurze Vergleichung der Universitäten zu Cambridge und Oxford rücksichtlich der auf ihnen gebildeten großen Männer.

1. Gesammt-Einrichtung der Universität.

Die Universität Cambridge besteht aus 17 besonderen Instituten, „Kollegien“ genannt, deren Namen folgende sind: Peter House gründete im Jahre 1265 Clare-Hall, Pembroke, Cajus, Trinity-Hall, Corpus Christi, King's, Queen's, Catharine-Hall, Jesus, Christus, St. John's, Magdalen, Trinity, Emmanuel, Sidney, Sussex und Downing. Von dem Verhältniß dieser Kollegien zur Universität erhalten wir eine richtige Vorstellung, wenn wir uns an die Verfassung der Vereinigten Staaten erinnern. Wie hier jeder Staat seine eigene Regierung und seine eigenen Beamten hat, aber alle diese einzelnen Staaten zugleich der allgemeinen Regierung zu Washington unterworfen sind, so ist auch in ähnlicher Weise jedes Kolleg eine besondere Körperschaft, die ihre besonderen Gesetze und Gewohnheiten hat und von ihren eigenen Beamten regiert wird, so aber, daß alle wiederum der höchsten Regierung, der Universitäts-Verwaltung, untergeordnet sind. Die Einrichtung der Kollegien ist in allen 17 dieselbe, weshalb die Beschreibung eines derselben hinreichen wird.

Die Mitglieder der Universität können zunächst in zwei Hauptklassen eingetheilt werden, in graduirte (Graduates) und nicht graduirte (Undergraduates), je nachdem sie irgend eine akademische Würde bekleiden oder bloße Studenten sind. Die Graduirten werden auch von den Studenten Don's genannt (von dem spanischen Wort Don, so viel als Herr, dominus), die Studirenden selbst aber heißen gewöhnlich „Robenträger“ (gownsmen), nach der Bekleidung (gown), die sie tragen. Jedes Kollegium hat ein „Haupt“ oder „Meister“ und eine gewisse Anzahl von Kollegiaten (fellows) und Scholaren (Scholars), welche Letzteren in Folge eines jährlich angestellten Examens aus den Studirenden gewählt werden. Sie empfangen ein kleines jährliches Stipendium im Betrage von 100—400 Thlr., zur Erleichterung ihres Unterhalts während der Zeit ihrer Studien. Die Fellows werden aus den Graduirten oder solchen Personen erwählt, die bereits einen akademischen Grad erlangt haben. Die Art und Weise ihrer Wahl ist auf den verschiedenen Kollegien verschieden; in einigen werden sie von den vorhandenen Fellows selbst ernannt, in anderen richtet sich die Wahl nach der Größe ihrer Verdienste, die durch ein zu diesem Zweck angestelltes Examen geprüft werden. Die Fellows bilden die Ordnungs-Behörde auf dem Kolleg und erhalten einen jährlichen Gehalt von 700—1000 Thlr. In ihrer bloßen Eigenschaft als Fellows haben sie wenig oder keine Pflichten zu erfüllen, weshalb die größere Zahl derselben sich gewöhnlich gar nicht zu Cambridge aufhält. Aber alle anderen Beamten des Kollegs, wie die Inspektoren (Tutors), Dechanten (Deans) u. s. f., werden aus dieser Körperschaft gewählt, und diese dürfen, da sie bestimmte Amtsgeschäfte zu verrichten haben, ihren Wohnplatz nicht anderswo nehmen.

Die Würde eines Fellows dauert entweder eine gewisse Anzahl von Jahren oder gilt für die Lebenszeit, je nach der Einrichtung der verschiedenen Kollegien. Ihr Zweck besteht darin, solche Studirende, die sich durch ihre Talente ausgezeichnet haben, in der Verfolgung ihrer Studien zu unterstützen und sie in den Stand zu setzen, sich denselben hinzugeben, ohne durch Nahrungssorgen gequält zu werden.

Der „Meister“ (Rektor) des Kollegs hat seine Stellung für Lebenszeit inne; auch er wird zwar aus den Fellows gewählt, aber seine Ernennung hängt in jedem Kolleg von bestimmten und zwar verschiedenen Personen ab; so z. B. wird der Meister des „Trinity-Collegs“ von der Krone eingesetzt, der des Kollegs „Jesus“ durch den Bischof von Ely und der von „Catharine-Hall“ durch die Fellows. Sein jährlicher Gehalt wechselt zwischen 6000—14,000 Thlr. Seine Pflichten sind sehr leichter Art; denn sie bestehen hauptsächlich nur darin, daß er den Vorsitz bei den Versammlungen der Fellows führt, in denen die Eigenthums-Verhältnisse der Kollegien verhandelt, oder neue Beamten angestellt, oder andere Einrichtungen getroffen werden. Die Studenten kommen niemals in Berührung mit ihm, außer in unangenehmer Weise, z. B. wenn sie sich irgend eines schweren Vergehens schuldig gemacht haben; in welchem Falle sie vor eine Art von Gerichtshof geladen werden, der aus dem Meister und den Fellows zusammengesetzt ist. Mit der sonstigen Handhabung der Disziplin oder der Leitung des Unterrichts hat der Meister nicht das Geringste zu thun.

Die vorzüglichsten Beamten der Kollegien sind der Inspektor, die Docenten (lecturers) und die Dechanten, die sämmtlich aus den Kollegiaten gewählt werden. Der Inspektor und die Docenten halten die Vorlesungen in den Kollegien, und die Dechanten versehen den Dienst in der Kapelle jeden Morgen und Abend. Die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung liegt dem Inspektor und den Dechanten als gemeinschaftliche Pflicht ob.

Außer diesen Beamten giebt es in jedem Kolleg noch einen Schatzmeister (Bursar), der für das Eigenthum des Kollegs Sorge tragen muß, und einen „Vater des Kollegs“ (father of the Coll.), dessen Amt jetzt nur noch dem Namen nach besteht.

In architektonischer Rücksicht gehört Cambridge zu den ausgezeichnetsten Universitäts-Städten. Jedes Kolleg hat seine eigenen Gebäude, bestehend aus einer Kapelle, einer großen Speisehalle, einem Versammlungssaal für die Fellows, der den Namen Combination-room führt, einer Bibliothek, verschiedenen Lehrsälen, einem Wohngebäude für den Meister und den Wohnungen für die verschiedenen Beamten des Kollegs, so wie für die Studirenden. Abgesehen hiervon, besitzt jedes Kolleg ein nicht unbedeutendes Eigenthum an Land und Häusern, deren Ertrag auf die Gehalte des Meisters, der Fellows, Scholaren und Beamten des Kollegs, ferner zur Erhaltung der Gebäude und Gärten, die zum Kolleg gehören, so wie zu anderen ähnlichen Ausgaben, verwandt wird. Bei weitem der größte Theil derselben fällt jedoch den Fellows zu. Denn es giebt in Cambridge 430 Fellows, deren jeder ein Gehalt von durchschnittlich 1700—1800 Thlr. erhält, und der ganze Betrag der jährlichen Einkünfte aus den den Kollegien zugehörigen Ländereien und Gebäuden beläuft sich auf mehr denn 900,000 Thaler.

Auch besitzt jedes Kolleg eine gewisse, nicht unbedeutende Anzahl von Pfründen, die im Fall der Vakanz an die geistlichen Fellows vertheilt werden.

Nachdem wir somit die Verfassung eines einzelnen Kollegs betrachtet haben, wollen wir noch einen Blick auf die Einrichtung der ganzen Universität werfen. — Das Haupt derselben ist der Kanzler, dessen Würde jedoch

*) Wir nehmen mit Vergnügen diese Gelegenheit wahr, auf die von dem geschätzten Lehrer der englischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, Herrn Solly, vor einem Kreise von Herren und Damen gehaltenen Vorlesungen (Nr. 131 des Magazins von 1846) zurückzukommen und hoffen, daß Herr S. auch recht bald sich bewogen finden werde, die versprochenen Vorträge über Shakespeare zu halten.

**) Die London-University ist bekanntlich eine Stiftung der neueren Zeit, die nicht der Staat, sondern das Bedürfniß, eine nicht an das kirchliche (anglikanische) Bekenntniß gebundene Hochschule zu besitzen, in das Leben gerufen hat. D. R.

anderen emporragten, erschien, so weit das Auge reichte, so daß es klar war, wie das Meer nach dieser Seite hin völlig umschlossen, ja es vielleicht schon lange Zeit gewesen war. Dem Capt. Warrens war in seiner Lage nicht allzu wohl zu Muth, aber da eine Windstille eingetreten, so war ihm jede Möglichkeit, von der Stelle zu kommen, abgeschnitten, und er begnügte sich daher, genaue Wache zu halten, wohl wissend, daß er sicher sey, so lange die Eisberge in ihrer gegenwärtigen Lage blieben.

Um Mitternacht erhob sich der Wind zu einem Sturm, der von einem dichten Schneegestöber begleitet war, während zugleich schreckliche Donnerschläge und ein schmetterndes Getöse keinen Zweifel darüber ließen, daß das Eis sich in Bewegung gesetzt hatte. Das Schiff erhielt in jeder Sekunde die heftigsten Stöße, da der Nebel in der Atmosphäre die Leute am Bord verhinderte, zu sehen, in welcher Richtung das offene Wasser lag, oder ob überhaupt auf irgend einer Seite noch offenes Wasser zu finden war. Die Nacht ging damit hin, daß man, so oft sich eine Gefahr zeigte, umlegte.

Als der Morgen anbrach, fand Capt. Warrens zu seiner großen Freude, daß sein Schiff keinen ernstlichen Schaden erlitten. Er bemerkte mit Erstaunen, daß die auf einander gethürmten Eisberge, die sich am vorhergehenden Abend als ein so undurchdringlicher Wall zeigten, von dem Winde getrennt worden waren, und daß sich zwischen ihnen ein Kanal zur offenen See gebildet hatte, der sich, so weit das Auge reichte, fortschlängelte.

Zwei Meilen jenseits des Einschnitts, welchen dieser Kanal bildete, wurde gegen Nachmittag ein Schiff sichtbar. Die Sonne schien eben glänzend, und ein frischer Wind wehte von Norden. Anfänglich konnte Capt. Warrens, verhindert durch einige herbeischwimmde Eisberge, nichts weiter sehen, als die Maste, doch war er betroffen ob der eigenen Art, in welcher die Segel geordnet waren, und über den Anblick der Zerstörung, den Tau- und Takelwerk bot. Das Schiff trieb mehrere Meilen vor dem Winde her, gerieth dann an einigen der niedrigeren Eisberge auf den Grund und blieb bewegungslos liegen.

Capt. Warren's Neugier war so lebhaft erregt, daß er sogleich mit einigen seiner Leute in sein Boot sprang und nach dem Schiffe ruderte. Als er näher kam, gewahrte er, daß der Rumpf desselben vom Wetter außerordentlich mitgenommen war, und daß sich auf dem mit dichtem Schnee belasteten Deck nicht eine Seele zeigte. Er rief zu verschiedenen Malen die Mannschaft an, ohne eine Antwort zu erhalten. Ehe er an Bord ging, fiel ihm eine offene Schiffsluke ins Auge, und als er hineinblickte, sah er einen Mann, Schreibmaterial vor sich, zurückgelehnt in einem Stuhle sitzen; die Schwäche des Lichts jedoch machte Alles sehr undeutlich.

Er bestieg nun mit seinen Leuten das Verdeck, und nachdem sie eine verschlossene Luke geöffnet, stiegen sie in die Kajüte hinab. Ein Schauder ergriff sie, als sie dieselbe betraten. Ihr Bewohner hatte seine frühere Stellung beibehalten; er schien die Ankunft von Fremden nicht zu bemerken. Es ergab sich, daß es ein Leichnam war; grüner, feuchter Schimmel bedeckte ihm Stirn und Wangen und überzog seine offen stehenden Augen. Er hielt eine Feder in der Hand, ein Schiffstagebuch lag vor ihm, und auf einer unvollendeten Seite war folgendes der letzte Satz:

„14. November 1762. Es sind nun siebzehn Tage, daß wir vom Eise eingeschlossen sind. Das Feuer ist gestern ausgegangen, und der Schiffsmeister hat vergebens versucht, es aufs neue anzumachen. Seine Frau ist diesen Morgen gestorben. Es ist keine Rettung —"

Ohne ein Wort vernehmen zu lassen, eilten Capt. Warrens und seine Leute von diesem Orte des Grausens hinweg. Als sie in die Hauptkajüte eintraten, war der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, eine weibliche Leiche, die in einer Stellung gespannter Aufmerksamkeit an einem Bette lehnte. Ihr Gesicht hatte die Frische des Lebens, aber an ihren zusammengezogenen Gliedern ließ sich erkennen, daß man eine leblose Gestalt vor sich hatte. Auf dem Boden saß der Leichnam eines anscheinend noch jungen Mannes, der in der einen Hand einen Stahl, in der anderen einen Feuerstein hielt, als sey er im Begriff, mit dem neben ihm liegenden Schwamm Feuer anzuschlagen.

In dem Vordertheil des Schiffes lagen mehrere Matrosen todt in ihren Räumen, und am Boden der Fallreepstreppe fand man den zusammengekauerten Körper eines Jungen. Weder Nahrungs- noch Feuerungs-Material war irgendwo zu sehen, doch wurde Cap. Warrens durch die abergläubischen Vorurtheile seiner Leute abgehalten, genauere Nachforschungen anzustellen. Er nahm daher das schon erwähnte Tagebuch mit sich, als er zu seinem Schiff zurückkehrte, und steuerte alsbald südwärts, tief ergriffen von dem entsetzlichen Beispiel, welches ihm so eben die Gefahren veranschaulicht hatte, die mit der Schifffahrt auf den Polarmeeren in hohen Breitegraden verbunden sind.

Nach England zurückgekehrt, stellte er verschiedene Nachforschungen über verloren gegangene Schiffe an, und durch Vergleichung der Resultate dieser seiner Nachforschungen mit den in seinem Besitz befindlichen Dokumenten gelang es ihm, den Namen und die Geschichte des eingefrorenen Schiffes und seines Befehlshabers zu entdecken. Es stellte sich heraus, daß es dreizehn Jahre vorher, ehe es unter den Eisbergen aufgefunden, von seinem Schicksal ereilt worden war.

Frankreich.

Die Kredit-Institute in Frankreich.

(Schluß.)

Wenn wir bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge das System der selbständigen Banken dem System der Comtoirs der Bank von Frankreich vorziehen, so liegt der Grund, wie man gesehen hat, nicht darin, daß wir gegen die offenbaren Fehler in der Verfassung jener Institute blind sind. Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, daß die meisten Lokal-Banken den Interessen der Städte, in denen sie errichtet sind, einen mächtigen Beistand und Schutz gewähren, wie wir es an der Bank von Marseille gezeigt haben. Andererseits ist eben so wenig zu leugnen, daß, wie aus dem Beispiel der Lyoner Bank erhellt, dem wir auch das der Bank von Nantes hätten beifügen können, daß sie ihren Zweck gänzlich verfehlen und die auf sie gebauten gerechten Hoffnungen völlig täuschen können. Es muß folglich in der Verfassung der Lokal-Banken ein ursprünglicher Fehler vorhanden seyn, der herausgebracht werden muß, wenn das System aufrecht erhalten werden soll; man muß größere und bestimmtere Garantieen von diesen Instituten verlangen, wenn sie das Privilegium, Papiergeld auszugeben, behalten sollen.

Es bleibt uns nun noch ein Wort über eine dritte Form zu sagen, die der Associationsgeist in Frankreich neuerdings den Kredit-Instituten gegeben hat, und die ein neuer und mächtiger Hebel zur Vervollständigung des Systems und zur Beschleunigung der Thätigkeit desselben ist. Wir meinen die bis auf einen gewissen Punkt nach dem Modell der englischen joint-stock-banks *) eingerichteten Institute, die Privat-Actienbanken. Man weiß, daß Jacques Laffitte sie zuerst in Frankreich eingeführt hat, und daß er es besonders seiner politischen Popularität zu verdanken hatte, wenn er die Pariser Handelswelt so bald für seine Neuerung gewann. Dennoch gelangte das durch Laffitte gegründete Institut erst nach seinem Tode und unter der kräftigen Leitung Gouin's zu seiner jetzigen Blüthe, in der es dem Handel wahrhaft kostbare Dienste leistet. Ein Beweis für die Nützlichkeit des Systems der Privat-Banken liegt schon in der Zahl und der Wichtigkeit der nach diesem Plan errichteten Institute, als da sind: das General-Comtoir des Handels, Ganneron u. Comp.; die Handels-Kasse, Béchet, Dethomas u. Comp.; und endlich die Central-Kasse des Handels und der Eisenbahnen, Baudon u. Comp., die durch die beträchtlichen Kapitalien, worüber sie gebietet, so wie durch die hohe Stellung ihrer Dirigenten, bald unter den Instituten ersten Ranges einen Platz behaupten wird.

Die Function und das Verdienst dieser Institute bestehen darin, die öffentlichen Banken kräftig zu unterstützen, um ein Gleiches von ihnen erwarten zu können, was leicht begreiflich ist, wenn man den natürlichen Gang des Kredits beobachtet. Ein Kaufmann zum Beispiel ersteht eine Waare und bezahlt sie durch einen Wechsel mit drei Monat Verfallzeit. Dieser Wechsel, mit den Unterschriften des Ausstellers und des Acceptanten, wird von Privat-Banken diskontirt, die ihn ihrerseits an die öffentlichen Banken verkaufen, von denen drei Unterschriften gefordert werden. Somit ist die Stellung und die Function der Privat-Bank leicht zu bestimmen. Ein unsinniges Verlangen wäre es, zu fordern, daß sie durch die öffentliche Bank ersetzt würden; denn diese soll den Kredit auf der höchsten Stufe seiner Sicherheit repräsentiren, den Kredit in seiner konzentrirten Macht und durchschnittlichen Festigkeit, da sie verpflichtet ist, den Zinsfuß auf einer bestimmten Höhe zu erhalten und die präsentirten Papiere, ohne Rücksicht auf deren ursprünglichen Werth und besondere Güte, nach allgemeiner Bestimmung zu diskontiren. Deshalb müssen die ihr präsentirten Wechsel eine mittlere Sicherheit darbieten und bis auf einen gewissen Punkt dem öffentlichen Kredit gegenüber unter einander gleich seyn. Daher die Nothwendigkeit der drei Unterschriften, deren letzte, gewöhnlich die des Banquiers oder der Privat-Bank, diese durchschnittliche Sicherheit so viel wie möglich verbürgt. Die Privat-Bank schätzt dagegen die Grade der Sicherheit und Unsicherheit ab, welche die von ihr diskontirten Effekten darbieten, und prüft die Schattirungen des Kredits; sie läßt sich in persönliche Beziehungen mit ihren Klienten ein, die nach dem Vertrauen, das diese einflößen, enger oder loser sind. Kurz, die Privat-Bank verleiht ihren Operationen einen individuellen, veränderlichen Charakter, während die öffentliche Bank in den ihrigen stets dasselbe allgemeine und feste Gepräge trägt. Diese beiden Arten von Institutionen erfüllen daher, obschon sie sich wechselseitigen Beistand leisten und nach demselben Ziele streben, doch verschiedene Functionen und gewähren verschiedene Vortheile. Man erkennt dies am besten in der Praxis. In den Augenblicken, wo das Geld in Ueberfluß vorhanden ist, hört man überall Anklagen gegen die Bank von Frankreich; man wirft ihr Unbeweglichkeit und Strenge vor, weil sie dem Auf- und Abwogen des Kredits zu folgen sich weigert und sich auf eine rein passive Rolle beschränkt. Aber sobald eine Krisis eintritt und die Geldquellen vertrocknen, dann geräth sie in Thätigkeit und läßt sich ihrerseits durch den Sturm nicht wankend machen. Nur dadurch, daß sie sich von der Fluth nicht fortspülen läßt, vermag sie auch der eintretenden Ebbe zu widerstehen. Die Privat-Actienbanken dagegen entsprechen durch die Stärke ihrer Kapitalien ganz anderen Bedürfnissen; sie können sich dem Speculationsgeist überlassen, den der Kredit eben so wie andere Handelszweige mit sich bringt. Ihre Einrichtung macht sie auch den Kaufleuten weit zugänglicher; denn da sie durch deren Theilnahme gebildet sind, so gehen sie dadurch gegen die Kapitalien, denen sie ihren Ursprung verdanken,

*) Die joint-stock-banks sind schottischen Ursprungs und wurden im J. 1826 auch in England eingeführt, als der bedenkliche Zustand der englischen Bank 1825 die Regierung bewog, eine Kommission zur Untersuchung und Hebung der Mängel des englischen Bankwesens niederzusetzen. Im Jahre 1838 bestanden schon gegen 100 solche Banken in den bedeutenderen Städten Englands, deren Statuten meistens nach denen der schottischen sich richteten. Sie unterscheiden sich von den anderen englischen Privat-Banken besonders dadurch, daß die Anzahl ihrer Theilnehmer nicht beschränkt ist, während die letzteren nicht über 6 Theilnehmer haben dürfen, daß sie jährlich die genaueste Rechnung ablegen, und daß sie sich nicht blos dem Großhandel, sondern auch dem Kleinhandel und den übrigen Gewerben widmen. Als Depositen-Banken befolgen sie eine Art von ausgedehntem Sparkassen-System.

Verbindlichkeiten ein. Endlich üben auch die Unabhängigkeit ihrer Leitung, die Freiheit und Mannigfaltigkeit ihrer Geschäfte einen eben so wohlthätigen Einfluß auf den Handel aus, als die unbewegliche Regelmäßigkeit der öffentlichen Institute.

Deshalb darf man sich über die schnellen Fortschritte freuen, die Frankreich auf diesem neuen Wege macht. Zahlreiche, durch Gesellschaften gegründete Kredit-Institute bestehen schon in den Departements, und täglich sieht man Pläne zu neuen hervortreten. Metz besitzt nach diesem Modell eine Handels-Bank, Saint-Quentin eine Handels-Kasse, Valenciennes ein Diskonto-Comtoir. In Havre, wo zwei Pariser Häuser Zweig-Banken haben, existiren und floriren viele andere Privat-Banken, nämlich die Handels-Bank Dubois u. Comp.; die Handels-Kasse Morin u. Comp., das Handels-Comtoir und die Havrenser-Kasse. Bordeaux hat gleichfalls seine Handels-Kasse Lucien Darsant u. Comp.; Nimes eine Handels-Kasse Henri Deleuze u. Comp; Rouen, Orleans, Nancy, Dieppe haben Kassen und Comtoirs. Endlich haben sich am Ende des vorigen Jahres drei ähnliche Institute gebildet und ihre Geschäfte am 1. Januar d. J. begonnen; eines ist die Kasse von Nantes, Gouin père, fils et Comp; Marseille hat die beiden anderen ins Leben gerufen. Das älteste von ihnen ist die Handels-Kasse von Marseille, Warrain, Dérugis, und Laurent, gegründet unter den Auspizien der Kasse Béchet, Dethomas u. Comp; das andere, welches in 8 Tagen durch freiwillige Unterschriften ein Kapital von 2 Millionen Francs zusammengebracht, operirt unter dem Patronat der Central-Kasse des Handels und der Eisenbahnen, Baudon u. Comp.; und unter dem Namen der Marseiller Central-Handelskasse: Gay Grandval u. Comp. Es war auffallend, daß Marseille, aus dessen täglich wachsender Geschäftigkeit man hätte schließen können, daß es den Anfang mit solchen Unternehmungen machen würde, und welches in einem anderen Zweige eine so einsichtsvolle und glückliche Anwendung des Kredits gemacht hat, indem es auf den Rath seines neuen Deputirten Clapiee, eine Hypotheken-Kasse gründete, die ihres gleichen in ganz Frankreich, selbst in Paris, nicht hat, daß Marseille, sagen wir, bei jenem Unternehmen bisher im Hintergrunde blieb. Aber wenn es lange gezögert hat, so konnte es wenigstens keinen besseren Anfang machen, als jetzt, da es den Weg gleichfalls betreten hat, und man kann diesen beiden neuen Privat-Banken das Prognostikon stellen, daß sie wenigstens denselben Erfolg haben werden, als ähnliche Institute ihn in Städten errungen haben, welche die höhere Bedeutung Marseilles in kommerzieller Beziehung nicht leugnen können.

Wir beendigen hier die kurze Uebersicht über den Mechanismus der französischen Kredit-Institute. Bevor wir tiefer in die Fragen eingehen können, die sich an diesen höchst wichtigen Gegenstand knüpfen, wird das Wenige, was wir bis jetzt darüber gesagt haben, hinreichen, um die dreifache Form des französischen Kreditwesens daraus zu erkennen. Diese Form ist naturgemäß und logisch. Sie zeigt uns das Kreditwesen auf der ersten Stufe in den Privat-Banken als die Verbindung der Associationskräfte mit der Actienfreiheit der Privat-Unternehmungen; auf der zweiten Stufe in den unabhängigen Banken als die Vertretung bedeutender Lokal-Interessen; endlich auf der höchsten Stufe in der „Bank von Frankreich" als das durchschnittliche Maß des National-Kredits und die Centralisation aller dahin gehörigen Hülfsquellen des ganzen Landes, auf das sie daher auch einen großen, sey es direkten oder indirekten, Einfluß ausübt. Abgesehen von einigen Mängeln, ist dieses System gewiß normal, vollständig und läßt auf einen sicheren und kraftvollen Kredit schließen, der die stärksten Proben zu bestehen im Stande ist. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge hat Frankreich also gegenwärtig, in Rücksicht auf sein Kreditwesen, ein richtiges Gleichgewicht und eine regelmäßige Organisation erlangt. Um die finanziellen Gefahren abzuwenden, denen andere weiter als Frankreich vorgeschrittene Handelsvölker sich leichtsinnig ausgesetzt haben, hat Frankreich nichts weiter nöthig, als den Prinzipien, die es jetzt befolgt, stets treu zu bleiben und wo möglich sie weiter zu entwickeln.

Mannigfaltiges.

— Noch Einiges über die Bank von Frankreich. Dem Artikel über die Kredit-Institute in Frankreich, den wir im heutigen Blatte des Magazins beendigen, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß es nicht sowohl die von der „Bank von Frankreich" angeordnete Erhöhung des Diskonto von 4 auf 5 pCt. war, was die französische Handelswelt so in Schrecken gesetzt — da, wenn nur Geld überhaupt zu haben ist, ein pCt. Diskonto auf das Jahr mehr oder weniger für den Handel in einer bewegten Zeit etwas ganz Gleichgültiges ist — sondern das zugleich verbreitete Gerücht, daß die Bank fortan nur Wechsel, die höchstens zwei Monate zu laufen haben, diskontiren werde, während es im französischen Handelsstande Gebrauch geworden, einen viermonatlichen Kredit zu bewilligen. Dieser Gebrauch gränzt allerdings an einen Mißbrauch; denn eben so gut wie der französische Handel die ursprüngliche Usance der zweimonatlichen Beziehungen zuerst auf drei und dann auf vier Monat ausgedehnt, könnte er jetzt auch bis zu zwölf Monaten und noch weiter gehen, wenn sich Kredit-Institute bereit finden ließen, solche Wechsel zu diskontiren, d. h. ihre Kapitalien nur ein einziges Mal in jedem Jahre umzusetzen. Die englische Bank sowohl als die neuorganisirte preußische diskontirt mit Recht nur Wechsel mit höchstens dreimonatlichem Ziel, aber nachdem einmal die „Bank von Frankreich" in Zeiten des Geldüberflusses ihren Kredit bis auf vier Monat ausgedehnt, würde sie unrecht thun, ihn in dieser Zeit der Geldklemme mit einemmal auf die Hälfte zu beschränken, da dies die Krisis nicht, wie man beabsichtigit, vermindern, sondern noch bedeutend gefährlicher machen würde. In der That hat auch bisher von dieser Beschränkung nichts weiter verlautet und die bloße Erhöhung des Zinsfußes wird sicher bald ihre bereits vorher ausgebeutete unvortheilhafte Einwirkung auf die Pariser Börse verloren haben, wenn diese sich erst vollends durch die Debatten im englischen Parlament überzeugt haben wird, daß Großbritanien nicht um der Schlösser wegen, die einst dem Herzog von Montpensier in Spanien zufallen könnten (Chateaux d'Espagne), jetzt seine Flotten ausrüsten läßt. Was übrigens die in unserem Artikel über die Kredit-Institute erwähnten Comtoirs (Filialbanken) der „Bank von Frankreich" betrifft, so wird der letzteren jetzt auch zum Vorwurf gemacht, daß sie seit zwanzig Jahren stets neue Sukkursalen ins Leben gerufen habe, ohne doch seitdem ihren Kapitalstock zu vermehren. Dieser Umstand sey es hauptsächlich, der ihre Kräfte so geschwächt, daß sie die diesjährige Bedrängniß nicht mit gleicher Energie zu überwinden gewußt, wie sie in früherer Zeit (1815 bei der Rückkehr Napoleon's aus Elba, 1830 bei der Juli-Revolution rc.) viel gefährlichere Krisen überwunden habe, ohne zu dem Mittel einer Anleihe in England ihre Zuflucht zu nehmen. Entweder also hätte sie bei jeder neuen Bildung eines Filial-Institutes ihre Kapitalien vermehren oder doch mindestens, je nachdem es die steigenden Bedürfnisse erheischten, einen Theil der Rente (Staatspapiere), die sie liegen hat, versilbern müssen, um mit dem Erlös ihren neuen Comtoiren einen hinreichenden Baarfonds zu überweisen. Gegenwärtig besitzt die Bank 2½ Millionen Fr. Rente (was, einen gleichen Theil von 5 und von 3procentiger Rente vorausgesetzt, ein Kapital von 62½ Mill. Fr. bildet), die sie bereits besaß, als ihre Operationen sich lediglich auf die Hauptstadt beschränkten. Gegenwärtig wäre der Moment allerdings schlecht gewählt, um einen Theil dieser Staatspapiere zu verkaufen, aber lange und oft genug hat die Bank die Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Baarvorräthe mit Vortheil zu vermehren, ohne dadurch dem Staatskredit auf irgend eine Weise zu nahe zu treten. Diesen Vorwurf scheinen ihr sogar auch die Regierung und der Finanzminister zu machen, denn gerade in den von ihnen abhängigen Journalen wird jetzt auf diese Mängel nicht sowohl des Systems — da dieses von der Regierung selbst regulirt wird und in der That vortrefflich wirkt — als der Dispositionen der „Bank von Frankreich" hingewiesen.

— Pariser Sparkasse. Die gegenwärtige Theurung des Brodes und der übrigen Lebensmittel übt natürlich auf die Ersparnisse der arbeitenden Bevölkerung einen nachtheiligen Einfluß. In den ersten Tagen des Jahres pflegen in der Regel die meisten Einzahlungen in der Pariser Sparkasse stattzufinden, wo Mancher das hinterlegt, was er sich vom Jahresverdienst abzusparen wußte, oder was er von baaren Neujahrsgeschenken nicht schon in der nächsten Zeit wieder auszugeben gedenkt. Im J. 1845 haben diese Einlagen während der ersten Tage des Januars 1,150,000, im J. 1846 hundertundfunfzigtausend Francs weniger, nämlich nur eine Million, und im J. 1847 gar nur 800,000 Fr. betragen. Man kann daraus einen Schluß ziehen, wie sehr sich das Wohlbefinden der niederen Klassen seit zwei Jahren vermindert hat.

— Napoleon und Talleyrand. Der Baron Menneval hat so eben einen dritten Band seiner „historischen Erinnerungen an Napoleon und Marie Louise" herausgegeben, worin er neuerdings manche interessante Anekdote, manchen Charakterzug aus der Kaiserzeit mittheilt, die bis jetzt noch nicht bekannt waren. So erzählt er unter Anderm, daß Napoleon zu der im J. 1808 in Erfurt stattgefundenen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auch den Fürsten von Benevent (Talleyrand) mitgenommen habe, obwohl dieser zur Zeit nicht mehr Minister war. Napoleon bediente sich seiner als eines vertrauten Vermittlers in seinen persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Rußland. Jeden Morgen nach dem Lever, nachdem die Uebrigen sich zurückgezogen hatten, unterhielt sich Napoleon mit Herrn von Talleyrand über seine Pläne und über seine Politik mit Bezug auf Alexander. Fast jeden Abend nach dem Theater traf der Fürst von Benevent den Kaiser von Rußland bei der Fürstin von Thuen und Taxis, und hier theilte er ihm mit, was ihm Napoleon anvertraut hatte. Auch gegen Oesterreich soll er nicht zurückhaltender gewesen seyn als gegen den russischen Monarchen. Kaiser Franz hatte den Freiherrn von Vincent nach Erfurt gesandt, scheinbar um den Kaiser der Franzosen zu bekomplimentiren, in der That aber um sich von dem, was hier vorgenommen würde, Kenntniß zu verschaffen. Vincent war ein alter Bekannter des Fürsten Talleyrand, und von diesem erhielt er die werthvollsten Mittheilungen. Talleyrand selbst erzählt dies sehr naiv in seinen Memoiren, und Baron Menneval versichert, diese und namentlich die eben erwähnten Selbstbekenntnisse gelesen zu haben. Zu seiner Rechtfertigung, fügt der Fürst hinzu, daß er zu jener Zeit schon vor den gefährlichen Fortschritten der Napoleonischen Macht erschrocken gewesen und daher gesucht habe, den Ungestüm, mit welchem der Kaiser immer weiter vordringen wollte, zu mäßigen und ihn an der Ausführung seiner abenteuerlichen Pläne zu hindern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Sonnabend den 30. Januar 1847.

Algerien.

Bona. *)

Übo heißt im Syrischen, eben so wie übbo im Phönizischen und übbon im Arabischen, eine Bai. Der Name Hippo ist eine Corruption des syrischen Stammwortes; er bezeichnet eine an einer Bai gelegene Stadt. Und eine so gelegene Stadt ist Hippo in der That; das p in diesem Namen ist an die Stelle des b im Arabischen getreten. Die neuesten Herren jener Küste haben der zu Ende des elften Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Bischofssitzes vom heiligen Augustin erbauten Stadt den Namen Bona gegeben. Der Reisende Shaw und einige Andere haben gemeint, Bona liege auf der Stelle des alten Aphrodisium; allein es ist kaum anzunehmen, daß Hippo und Aphrodisium in der geringen Entfernung einer Viertelmeile von einander gelegen haben sollen. Bona ist ganz einfach die Erbin des alten Hippo und sein Name eine Corruption des Namens dieser alten Stadt.

Bona war einer der ersten Punkte, welche nach der Eroberung von Algier besetzt wurden; allein bei der ersten Nachricht von der Juli-Revolution gab man ihn wieder bloß. Die Stadt, einen Augenblick aus der Gewalt von Achmed-Bey, dem Haupte der Provinz Konstantine, befreit, blieb sich selbst überlassen und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Indessen bedurfte Achmed eines Hafens zur Ausfuhr der Erzeugnisse seiner Provinz; er verlor Bona, dessen Einwohner ihm die Thore schlossen, nicht aus dem Auge und ließ die Stadt von der Landseite einschließen. Gegen das Ende des Jahres 1831 wurde den Einwohnern von Bona Hülfe geschickt; der Chef des Bataillons Houder erschien auf den Befehl des Generals Berthezène an der Spitze von hundertfünfundzwanzig Mann eingeborner Truppen. Eine Intrigue, deren Fäden in der Hand Ibrahim's, des früheren Bey von Konstantine, lagen, täuschte die Einwohner über den Zweck der Sendung des tapferen französischen Offiziers. Als er nach langen, vergeblichen Bemühungen, sein Werk zu vollenden, seine bisherige Stellung verlassen wollte, wurde er ermordet. Bona war in einer schlimmen Lage; es kam Alles darauf an, Achmed diesen wichtigen Posten nicht wieder nehmen zu lassen und eine Bevölkerung, die zu Gunsten der französischen Herrschaft Feindseligkeiten gegen ihn unternommen hatte, seiner grausamen Rache nicht preiszugeben. Der Herzog von Rovigo beschloß daher, eine französische Besatzung nach Bona zu legen. Er sandte den Artillerie-Hauptmann d'Armandy und den Jäger-Hauptmann Jussuf, um die Einwohner zu ermuthigen und mit Rath zu unterstützen, bis die verheißenen Streitkräfte ankämen. Es war aber zu spät! Am 5. März 1832 hatte Bona, nachdem es seine letzten Kräfte des Widerstandes erschöpft, den Truppen Achmed's seine Thore geöffnet, und mit den Soldaten des Bey von Konstantine war das Unglück in die Stadt eingezogen. Von keinem Gräuel blieben die armen Bewohner verschont. Die Stadt war erfüllt von Scenen der gräßlichsten Plünderung; überall Raub, Mord, Verwüstung. Wo noch einen Tag vorher ein rüstig und geschäftig Volk sich tummelte, da sah man jetzt nur noch Ströme Blutes, Trümmer, Einöde.

Ibrahim, der ehemalige Bey, der sich zur Zeit, als der Chef des Bataillons Houder ankam, der Kasbah von Bona bemächtigt, hatte sich bis zur Ankunft der Hauptleute d'Armandy und Jussuf daselbst gehalten. Zwanzig Tage schon waren Achmed's Truppen Herren der Stadt und Ibrahim noch in der Kasbah. Schon dachte er daran, dieselbe zu verlassen, als plötzlich die beiden kühnen Hauptleute durch einen bewunderswerthen Handstreich bei Nacht mit dreißig Mann Seesoldaten in die Festung eindrangen und die französische Fahne aufpflanzten, welche seitdem nie wieder von ihren Mauern abgenommen worden ist.

Unter die Erinnerungen an diese Einnahme der Kasbah von Bona mischt sich auch das Andenken einer heldenkühnen That. Jussuf war davon unterrichtet worden, daß die Türken, mit welchen er in die Kasbah eingedrungen war, vorhätten, ihn und alle Franzosen, die sich dort befanden, in der Nacht umzubringen. Er theilt die Nachricht von der Verschwörung dem Hauptmann d'Armandy mit, zeigt ihm die ganze Größe der Gefahr und sagt ihm, er kenne kein anderes Rettungsmittel, als mit seinen Türken die Kasbah zu verlassen. „Aber, sie werden Dich tödten!" antwortete ihm der französische Offizier. — „Was thut das?" erwiederte Jussuf; „ich werde Zeit haben, die Schiffsgeschütze zu vernageln. Ich werde unterliegen, das sehe ich voraus; aber Du wirst gerettet werden, und die französische Fahne wird nicht aufhören, über Bona zu wehen." So zieht er wirklich mit seinen Türken aus dem Thore, welches sich hinter ihm wieder schließt. Unterhalb der Stadt macht Jussuf Halt und eröffnet seiner Schaar mit lauter, strenger Stimme, daß er das nichtswürdige Komplott kenne, und nennt die Verräther, die beschlossen haben, ihn in der Nacht zu ermorden. Darauf wendet er sich gegen einen von ihnen, und mit den Worten: „Du gehörst auch unter ihre Zahl!" streckt er ihn nieder. Diese kühne und schreckliche Wendung, dieses muthige Benehmen erschreckt die Schaar, die vor ihm auf die Kniee fällt und ihm unerschütterliche Treue schwört. Jussuf, das unbekannte Kind von der Insel Elba, der abenteuernde Liebhaber der schönen Kabbura, der unerschrockene und wackere Jüngling, der auf der Ebene von Sidi-Ferruch sein Geschick mit dem Frankreichs verband, gab so bei Bona ein Vorspiel von den Erfolgen, durch welche sein Name später in die Reihe der glorreichsten Namen des französischen Afrika erhoben werden sollte. *)

Die Ankunft einer Abtheilung Fußvolk fand ziemlich bald nach der Einnahme der Kasbah von Bona durch die Hauptleute d'Armandy und Jussuf Statt. Dreitausend Mann, die unter dem Befehl des Generals d'Uzer von Toulon aus in See gegangen waren, landeten in den ersten Tagen des Mai-Monats bei Bona, schickten sich an, die verlassene Stadt vom Schutt zu reinigen, bauten sich auf ihren Trümmern an und gaben ihr in kurzer Zeit ein völlig neues Ansehen. Der General d'Uzer hatte den Angriff einiger benachbarten Stämme und die letzten Anstrengungen Ibrahim-Bey's zurückzuschlagen; aber die Masse der umliegenden Stämme wich, sobald sich die französischen Streitkräfte entfalteten. So begann die Befestigung der französischen Herrschaft in dieser östlichen Provinz, die sich stets als die ruhigste der drei Provinzen Algeriens gezeigt hat.

Bona, von einer arabischen Mauer eingeschlossen, beherrscht durch die Kasbah, in deren Nähe die Franzosen eine Kaserne erbaut haben, umfaßt gegenwärtig eine Bevölkerung von ungefähr 8500 Seelen; dieselbe hat sich in dem letzten Jahre um ein Sechstheil vermehrt. Am 1. Februar 1846 war dieselbe folgendermaßen zusammengesetzt: 1969 Franzosen, 2155 Malteser, 1107 Italiäner, 1308 Mauren, 607 Neger, 245 Türken, 255 Kuluglí's, 247 Deutsche, 132 Spanier, 133 Araber, 128 Kabylen, 65 Portugiesen, 85 Marokkaner, 39 Laguaten, 45 Mzita's, 16 Engländer, 13 Irländer, 8 Polen, 5 Russen, 11 Griechen, 16 Biskri's, 8 Schweizer. Aus dieser Uebersicht wird man sich eine Vorstellung von dem bunten und seit kurzer Zeit so gewaltig veränderten Aussehen der Stadt machen können.

Vormals ragten mehrere Moscheen über die Stadt Bona empor; gegenwärtig ist nur eine einzige große Moschee, Dschemma-el-Beg genannt, übrig, und zwei Zavia's oder kleine Moscheen, von denen die eine Dschemma-Sidi Kreilf, die andere Dschemma-Sidi Abderrahman heißt. Die ehemals bedeutendste der Moscheen von Bona ist in ein Militair-Krankenhaus umgewandelt. Die Kirche, zu deren Erbauung man den Plan gemacht hat, wird sich außerhalb der jetzigen Ringmauer, welche dann weiter hinausgerückt werden soll, erheben. Der Kostenanschlag ist auf 160,000 Francs berechnet, von denen bis jetzt 30,000 Francs gezeichnet sind. Die Verwaltung der Civilbauten, welche in diesem Augenblick ein sehr schönes Wohngebäude für den zweiten Direktor in der Abtheilung für die inneren Angelegenheiten aufführen läßt, sollte sich wohl endlich ans Werk machen, ihrem Herrn Jesu Christo ein Haus zu erbauen, denn wahrlich, er hat zu Bona nicht, wohin er sein Haupt lege. Verschiedene Kanäle zur Trockenlegung der Straßen, sieben Kasernen, ein Standquartier für die Reiterei, ein großes Militair-Krankenhaus, ein Palast für den kommandirenden General der Division, ein Gestüt und ein Gebäude zu dessen Beaufsichtigung und Verwaltung, ein Artillerie-Zeughaus, die Werkstätten für das Ingenieur-Corps, ein bedeutendes Gebäude für Privat-Vorräthe, das sind die durch die Militair-Verwaltung seit dem Jahre 1832 aus-

*) Nach einem Reiseberichte von Poujoulat. Der Verf. hat, von religiösem Gefühle bewogen, zwei Jahre im nördlichen Afrika zugebracht, nur um die Geschichte des heiligen Augustinus an Ort und Stelle zu studiren und so ein lebendigeres Bild von dessen Leben und Wirken sich entwerfen zu können. Seine Reise-Erinnerungen erscheinen so eben (Paris, 2 Bände) und sind, wie schon einige Stellen dieses Berichtes zeigen, nicht ohne Spuren der, gelinde ausgedrückt, etwas unkritischen Richtung des übrigens sehr achtbaren Verfassers.

*) Die hohe Stellung, die Jussuf seiner bedeutenden Persönlichkeit verdankt, und die ihm durch seine unlängst geschlossene Ehe mit der Tochter eines der bedeutendsten Männer Frankreichs noch weitere Aussichten eröffnet, mag uns bei dem geneigten Leser entschuldigen, wenn wir diese Episode mit der ganzen, echt französischen Parrhesie des Originals wiedergegeben haben.

image
not
available

Spitzen verfolgen kann. Zur Rechten, im Norden, das Meer und die steile, zerrissene, massenhaft aufgethürmte Küste bis zum Eisen-Cap und dem Strande von Stora; zur Linken, gegen Süden, wieder das Meer, der Golf von Bona, der kleine Atlas, die gelben Dünen im Wiederschein der Sonne und die Küste bis zum Cap Rosa; zur Rechten also und zur Linken das Meer und mächtig erhabene, mannigfache und völlig von einander verschiedene Gemälde. Die Hochebene, auf welcher wir standen, bildete eine Halbinsel; die beiden Meere scheinen sich vereinigen zu wollen und sind nur durch einen kleinen Raum von einander getrennt. Auf dem äußersten Vorsprung des Cap de Garde erhebt sich auf einer gewaltigen Masse von den Wellen unterwaschener und so niedergerissener Felsen ein französischer Leuchtthurm, den man zehn Meilen in die Weite bemerkt. Die afrikanischen Küsten sind im Allgemeinen schlecht, und man kann frühestens von der Mitte des Mai bis spätestens zur Mitte des September einigermaßen mit Sicherheit daselbst landen. Aber von Stora bis zum Cap de Garde scheint das Meer einer ewig flutenden Bewegung preisgegeben zu seyn; die nie einen Schutz gewährende Küste bleibt jeder Hoffnung verschlossen, weshalb die Poesie den schwarzen Genius der Stürme und das dunkle Reich der Zerstörung hierher versetzte.

Die allgemeine Physiognomie von (dem nördlichen) Afrika ist ernst und streng; freundliche, liebliche Gegenden gehören zu den Ausnahmen. Die Natur zeigt sich dort fast überall von ihrer ernsten rauhen Seite. Theokrit, Moschus und Bion hätten hier nicht geboren werden können; es ist hier kein Ort für Idyllen und Schäfergedichte. Der Charakter der Afrikaner ist glühend wie ihr Himmel, unbändig wie ihre Berge, kurz, entschieden und heftig, wie die Bewegungen ihres dem Meere gleich bewegten Bodens. Tertullian ist der Typus dieses Charakters. Der heilige Augustin macht eine eben so merkwürdige Ausnahme von jener Regel, wie die lieblichen Gegenden von Thagaste und Hippo von dem rauhen Charakter jener Gegenden.

England.

Die englischen Universitäten und Studirenden.

(Fortsetzung.)

3. Prüfungen und Würden.

Die Prüfungen finden in den Kollegien jedes Jahr statt, aber die wichtigste ist die Universitäts-Prüfung, in Folge deren die Examinanden, wenn sie bestanden, zum „Magister der freien Künste" (Bachelor of Arts) erhoben werden, und die zu Ende der Studienzeit angestellt wird. Wer nur einen einfachen Grad zu erlangen wünscht, muß sich einer Prüfung unterziehen, die keine besondere Schwierigkeiten darbietet, in den alten Klassikern, den mathematischen Wissenschaften und ein wenig Theologie. Diejenigen, welche sie glücklich überstanden haben, werden Poll genannt, von dem griech. Worte οἱ πολλοί, die „Vielen"; die sich aber auszuzeichnen wünschen und nach der Würde eines Kollegiaten oder Inspektors streben, haben eine weit schwerere Prüfung in der höheren Mathematik und den alten Klassikern zu bestehen. Sie werden, ebensowohl in den mathematischen Wissenschaften, wie in den Studien der Alten, in drei Klassen getheilt, in denen Jeder seinen bestimmten Platz einnimmt. Die erste Klasse in den mathematischen Wissenschaften heißt „die Wortkämpfer" (wranglers), weil sie in früherer Zeit ihre Fertigkeit im Streiten (wrangling) oder Disputiren zeigen mußten. Der „Kämpfersenior" zu seyn, war die größte Ehre und das Ziel alles studentischen Ehrgeizes. Für Jeden, der nicht selbst die Verhältnisse in Cambridge studirt hat, ist es unmöglich, sich eine Idee von der Wichtigkeit zu machen, die mit dieser Ehre verknüpft wird. Jahre vorher schon werden Wetten gemacht, wer die größten Erfolge im Disputiren gewinnen wird, und die Bewegung, in welche die ganze Universität geräth, wenn das Resultat der Prüfung bekannt gemacht wird, ist unbeschreiblich. Der „Kämpfersenior" empfängt seine Würde mit mehr als gewöhnlicher Feierlichkeit, in Gegenwart der ganzen Universität und unter dem Jubel der anderen Studenten. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn der Kämpfersenior bald sich selbst als einen großen Mann betrachten lernt. Ein lächerlicher Zufall passirte einmal dem Professor Farish, der im Jahre 1778 Kämpfersenior war. Gleich nachdem er diese große Würde erlangt hatte, kam er nach London und ging noch denselben Abend in's Theater. Hier traf es sich, daß gerade bei seinem Eintritt ein berühmter Schauspieler, wenn wir nicht irren, war es Garrick, auf der Bühne erschien und von dem Publikum mit großem Beifall empfangen wurde. Da wandte sich der unglückliche Kampfsenior zu seinen ihn begleitenden Freunden und sprach, von seinen Gefühlen übermannt: „Ich hätte niemals geglaubt, daß man so bald in London erfahren würde, daß ich Kämpfersenior geworden bin."

Zu Cambridge jedoch, wie auf den meisten andern Universitäten, giebt es einige unglückliche Studenten, die ihr Examen nicht bestehen können und dann, ohne einen Grad erlangt zu haben, in ihre Heimath zurückkehren müssen. Diese durchgefallenen Jünger der Wissenschaft heißen in Cambridge „gerupft" (plucked). Einige sind jedoch nicht so leicht abzuschrecken, sondern gehen jedes Jahr in das Examen, obgleich sie jedesmal von neuem „gerupft" werden.

Noch immer giebt es eine große Menge veralteter Formen und Ceremonien auf der Universität bei Vertheilung von Würden. Zum Beispiel wenn der Vicekanzler den theologischen Doktorgrad verleiht, so erhebt er sich von seinem Katheder und führt den Doctoranden darauf, aber dann sogleich wieder herab; dann steckt er einen Ring an seinen Finger, den er aber ebenfalls sogleich wieder abzieht, und nach dieser Ceremonie küßt er ihn. Andere Würden haben noch andere Feierlichkeit bei ihrer Ertheilung, die gleichfalls noch aus der alten Zeit herstammen.

4. Die Disziplin.

Hier müssen wir zuvörderst bemerken, daß man sich in einem großen Irrthum befindet, wenn man, wie es sich in Deutschland häufig genug findet, glaubt, daß die Disziplin auf den englischen Universitäten so streng ist, daß sie den Geist und die Freiheit des Studentenlebens ganz beschränkt, kurz, daß die englischen Studenten wie Schulknaben behandelt würden und muthwillige Streiche bei ihnen zu den Mährchen gehören. Es ist zwar zuzugeben, daß die Disziplin spezieller und auch strenger als auf deutschen Universitäten ist, obwohl der Standpunkt der Sittlichkeit auf beiden ziemlich gleich seyn dürfte; nichtsdestoweniger herrscht dort ein eben so lebendiges Treiben als auf Deutschlands Universitäten.

Die Studenten, welche sämmtlich, wie bekannt, in den Gebäuden der Kollegien selbst wohnen und also gewissermaßen ein großes Alumnat bilden, haben freien Ein- und Ausgang von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. Nach dieser Zeit werden die Pforten geschlossen und kein Student darf mehr hinaus; hinein aber kann Jeder zu jeder beliebigen Zeit in der Nacht, indessen muß er in diesem Fall seine Karte — Thürbillet (gate bill) genannt — beim Portier abgeben, der sie am folgenden Morgen dem Inspektor abliefert. Wenn jedoch ein Student nur 2—3 Mal in der Woche bis 11 oder 12 Uhr oder gelegentlich auch einmal bis 2 Uhr fortbleibt, so wird darauf keine Rücksicht genommen. Nur wenn er mehrere Nächte in derselben Woche bis 2 oder 3 Uhr ausbleibt, so wird er zum Inspektor gerufen, von dem er einen Tadel empfängt, der im Wiederholungsfall in eine geringe Strafe verwandelt wird. Diese besteht zuerst in dem Verbot, während einer oder mehrerer Wochen nach 10 Uhr auswärts zu seyn; wird dies Verbot übertreten oder begeht derselbe Student dasselbe Vergehen trotz der erlittenen Strafe bald darauf wieder, so erfolgt Hausarrest für einige Tage oder auch wohl Wochen. Für schwerere Vergehen giebt es auch schwerere Strafen. Hierzu gehört die Verbannung auf's Land (rustication), wodurch das Studium unterbrochen und daher die ganze Studienzeit um einige Monate verlängert wird. Diese Strafe kann nur durch einen Konferenzbeschluß des „Meisters" und der „Fellows" und nur für bedeutende Vergehen erkannt werden. Die Relegation vom Kolleg (expulsion from the College) ist eine noch schwerere Strafe, die höchst selten erfolgt, durchschnittlich Einmal jährlich auf der ganzen Universität. Wenn ein Student von einem Kolleg relegirt ist, so findet er schwer Aufnahme bei einem andern. Die äußerste und strengste Strafe endlich ist die Relegation von der Universität (expulsion from the Univ.), wodurch der Bestrafte nicht nur von jeder anderen Universität, sondern auch von fast allen bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen ist. Denn er kann weder in der Armee, noch in der Kirche, weder als Rechtsgelehrter noch als Arzt, eine Stelle erhalten. Nur das Comtoir des Kaufmanns steht ihm offen. Seit den letzten 20 Jahren ist jedoch unseres Wissens Niemand in Cambridge mit dieser harten Strafe belegt worden. Gleichwohl hat man es nur der Furcht vor derselben zu verdanken, daß das Duell unter den Studenten der dortigen Universität fast gänzlich ausgerottet ist, da jeder Student, welcher einen anderen fordert oder sich zum Kartellträger brauchen läßt, ohne Weiteres von der Universität ausgestoßen und somit auch von jeder öffentlichen Laufbahn, die ihm sonst offen gestanden hätte, abgeschnitten wird. Ein anderer Grund, der diese übertrieben scheinende Strenge gegen das Duell sehr nothwendig macht, beruht darin, daß die Zweikämpfe in England immer mit Pistolen ausgemacht werden und nicht mit dem Degen, so daß durch sie im eigentlichsten Sinne des Worts die Frage über Leben oder Tod entschieden wird und sie keineswegs der kindischen Spielerei gleichen, zu der der Zweikampf unter den deutschen Studenten gemacht zu werden pflegt. Uebrigens läßt sich mit Recht vermuthen, daß, wenn der Zweikampf auf den Universitäten erlaubt wäre, er bald allmälig in die Verachtung kommen würde, die ein solcher lächerlicher Rest barbarischer Zeiten mit Recht verdient.

Was den Besuch der Vorlesungen betrifft, so sind die Studenten verbunden, täglich wenigstens zwei zu besuchen, worauf während der ersten beiden Studienjahre sehr streng gehalten wird. Dies mag sein Gutes haben, obschon wir überzeugt sind, daß diejenigen, welchen es um die Wissenschaft Ernst ist, eines solchen Zwanges nicht bedürfen, und die ihn bedürfen, durch ihn nicht wissenschaftlicher gestimmt werden. Wahrhaft drückend ist aber ein anderer Zwang, nämlich täglich dem Gottesdienst in der Kapelle beizuwohnen. Jedes Kolleg hat seine besondere Kapelle, wie schon erwähnt, worin allmorgens- und abends Andacht ist, die gewöhnlich eine halbe Stunde dauert. Von den 14 Andachtsübungen, welche wöchentlich stattfinden, muß jeder Student bei 6, 7 oder 8 zugegen sein; die Verschiedenheit dieser Zahlen hängt theils mit der Verschiedenheit der Kollegien, theils mit der Länge der Studienzeit zusammen. Sobald aber Jemand einen Grad erlangt hat, so ist er von dieser Verpflichtung frei, weshalb denn die meisten Dons selten öfter als einmal wöchentlich die Kapelle besuchen. Gegen diesen Zwang suchen sich denn auch die Studenten auf alle mögliche Weise zu rächen, wie folgender Vorfall beweist, der sich am Trinity-Kolleg zutrug. Bekanntlich giebt es in London zwei Gesellschaften, von denen die eine „Gesellschaft für die Verbreitung des Christenthums unter den Juden", die andere „Gesellschaft für die Verhütung der Thierquälerei" heißt. Als nun einmal die Inspektoren und Kollegiaten, kurz die Don's des Trinity-Kollegs, den Beschluß faßten, entweder die Anzahl der Kapellen zu vergrößern oder wenigstens auf den regelmäßigen Besuch

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 14. Berlin, Dienstag den 2. Februar 1847.

Türkei.

Ein Russe in der Sophienkirche.*)

Konstantinopel liegt vor uns. Ungeduldig schweift der Blick von Ort zu Ort, von Wunder zu Wunder, ohne eine Moschee zu bemerken, die von den ringsum an sie stoßenden Gebäuden erdrückt und von anderen prunkvolleren und vortheilhafter gelegenen Moscheen in den Schatten gestellt wird. Dieses unscheinbare Bethaus ist die ehemalige St. Sophienkirche, der Stolz des byzantinischen Reichs, das Wunderwerk der morgenländischen Baukunst. Wenn man jedoch den Tempel betritt, inmitten desselben stillsteht und den bisher gesenkten Blick aufwärts richtet, so erstarrt man vor Bewunderung — der Himmel ist über uns! Ja, diese majestätische Kuppel, die dem Anschein nach ohne Stütze über uns hängt und deren Massenhaftigkeit den menschlichen Geist niederbeugen würde, wenn sie ihn nicht mit freudigem Staunen erfüllte, kann nur mit dem Himmel verglichen werden, und es ist sichtbar, daß der Künstler hier keinem anderen Muster nachahmte, als dem Himmel selbst. Das Wort Justinian's: „O Salomo, ich habe Dich übertroffen!" wird uns beim Anblick dieses Tempels verständlich; wir begreifen diesen menschlichen Hochmuth bei einer Handlung der christlichen Frömmigkeit und Demuth und verargen es ihm nicht länger, daß er die Schätze seines Reichs auf den Bau der heiligen Sophia verschwendete. Er hat ein würdiges Monument hinterlassen! — Und welche Nation rühmt sich nicht eines Denkmals, das sie dem Ruhme Gottes errichtet zu haben glaubt! Venedig hat seinen San Marco, Rom seine Peterskirche, London seinen St. Paul's, Paris seine Notre-Dame, Wien seine Stephanskirche und Petersburg baut an seinem Isaakstempel. Es sind dies die Monumental-Chroniken des menschlichen Glaubens und der menschlichen Hoffnungen.

Konstantin der Große hatte schon eine St. Sophienkirche gegründet, die aber von Feuersbrünsten und Erdbeben zerstört wurde. Von neuem erbaut, ward sie von neuem in einem Aufruhr unter der Regierung Justinian's niedergebrannt, bis dieser Kaiser sie endlich in derjenigen Gestalt herstellte, in der wir sie jetzt sehen. Anthemius aus Lydien entwarf den Plan des Tempels, Isidor von Milet war der Baumeister. Der Hauptgedanke des Künstlers war, keine Nachahmung, sondern eine eigene Schöpfung hervorzubringen. Die Kuppel des Pantheons konnte ihm hier nicht zum Muster dienen, wie Manche ohne Grund behauptet haben. Anthemius bedeckte seinen Tempel mit einer sphärischen Kuppel, die auf vier Halbkuppeln ruht, so daß die Stützen fast unbemerkt bleiben und die Kuppel in der Luft zu schweben scheint. So leicht ist sie, schreibt Prokop, daß man glauben möchte, sie wäre mit Ketten an den Himmel befestigt. — Dem Anthemius gebührt die Ehre, die sphärische Form der Kuppel zuerst auf viereckige Gebäude angewendet zu haben; die Sophienkirche diente in dieser Beziehung als Vorbild des St. Markus in Venedig und anderer italiänischen Tempel, und auch die Türken richten sich beim Bau ihrer Moscheen stets nach diesem Muster.

Die Lage der Kirche von Westen nach Osten trug nicht wenig dazu bei, ihre Umwandlung in ein muhammedanisches Gotteshaus zu erleichtern, da der Mirab oder die Erhöhung, worauf der Imam während des Gebetes steht, bekanntlich eine östliche Richtung haben muß, und das Gebäude hat daher in seiner inneren Einrichtung keine bedeutende Veränderung erlitten. Die Reihe von Porphyr-, Jaspis- und Marmorsäulen, die aus allen Enden der Welt herbeigeholt, dem Tempel der Diana in Ephesus, dem Sonnentempel Aurelian's entrissen wurden, erhebt sich noch immer in ihrer früheren Pracht, obwohl die Verschiedenartigkeit ihrer Kapitäle die Harmonie des Ganzen etwas stört. Der herrliche, mit Mosaikarbeit ausgelegte Marmorboden ist, wie es in den türkischen Moscheen gebräuchlich, mit Teppichen und Matten bedeckt und daher vollkommen gut erhalten. An den Seiten der Kirche befinden sich zwei Gallerieen, die auf Porphyr- und Serpentinpfeilern von seltener Schönheit ruhen; es ist dieses das ehemalige Gynäkikon, wo die Frauen nach griechischer Sitte während des Gottesdienstes abgesondert von den Männern standen. In die Kirche führen neun, mit kostbarem weißen Marmor eingefaßte Thore aus Erz, und das Licht strömt durch vierundzwanzig Fenster herein, die nicht, wie gewöhnlich in der Mitte, sondern an den Seiten der Kuppel angebracht sind. So weit bietet St. Sophia noch denselben Anblick dar, wie zur Zeit der byzantinischen Kaiser, aber wie hat sich alles Uebrige verändert, wo ist die Pracht der Schreine und Altäre, deren Reichthümer auf 25 Millionen Thaler geschätzt wurden? An ihrer Stelle erhebt sich der Divan des Sultans und das Kosteum des Imams, und eine endlose Menge kleiner, verschiedenfarbiger Lampen zieht sich wie ein Netz die ganze Länge und Breite des Tempels entlang. Wenn sie angesteckt werden, mögen diese Lampen einen guten Eindruck machen, aber bei Tage versperren sie die Aussicht und haben überhaupt ein kümmerliches Ansehen. Von den früheren Mosaikgebilden der Heiligen sind durch einen sonderbaren Zufall nur die zwei Evangelisten an der östlichen Seite der Kuppel übrig geblieben, gleich zwei Wächtern, die das erste christliche Gotteshaus auch in seinem Unglück nicht verlassen und den Augenblick erwarten, wo das Gebet des Christen von neuem innerhalb seiner alterthümlichen Ringmauern erschallt.

Die beiden merkwürdigsten Epochen in der Geschichte dieser Basilika liegen fast ein Jahrtausend aus einander. Sie wurde zweimal eingeweiht: zuerst im Namen der heiligen Sophia, das zweite Mal in dem des Propheten der Muselmänner. Der Bau eines Tempels, der zu den Weltwundern gehören und alles bisher Bekannte an Pracht und Größe übertreffen sollte, war für Justinian ein Gedanke, der seiner Eitelkeit in so hohem Grade schmeichelte, daß er keine Mittel zur Verwirklichung desselben scheute; alle Thätigkeit seines Geistes, alle Kräfte seines Landes wurden dazu aufgewendet. Als ihm Geld fehlte, kürzte er den Beamten ihren Sold, schrieb neue Steuern aus, nahm die silberne Bildsäule des Theodosius von ihrem Gestell und ersetzte sie durch eine von Erz, die freilich nicht mehr den Theodosius, sondern ihn selbst darstellte, benutzte die bleiernen Wasserröhren der Stadt zur Bedeckung der Kuppel und ersetzte sie durch backsteinerne, die noch heutzutage existiren, beraubte andere Städte ihrer Kleinodien, um seine Kirche damit zu schmücken — führte die schönsten Säulen aus Rom, Athen und Ephesus weg, ließ rothen Marmor aus Sinas, grünen aus Lakonien, grauen aus Libyen, weißen von den Ufern des Bosporus und Granit aus Thessalien, Epirus und Aegypten kommen, Alles zur Verschönerung des St. Sophien-Tempels. Zehntausend Menschen arbeiteten an dem Bau, und doch schien es dem ungeduldigen Justinian, daß er zu langsam vorwärts gehe. Endlich war das große Werk vollendet. Am 27. Dezember 537 hielt der Patriarch Mennos eine feierliche Prozession um die Kirche, im kaiserlichen Wagen fahrend, während Justinian demüthig voranging; Hunderttausende von Zuschauern lobten Gott und neigten das Knie vor einem Seiner würdigen Tempel, voll Bewunderung für das Werk und für dessen Urheber.... Neun Jahrhunderte zogen seitdem an ihm vorüber, und noch immer stand er, zwar von den Elementen und von den Revolutionen der Zeit erschüttert, aber stets sorgfältig erneuert und restaurirt. Da fiel Konstantinopel; die Türken ergossen sich gleich einer verwüstenden Fluth in die Hauptstadt Griechenlands; es gab keine Gräuel, die sie nicht verübten. Die zitternden Christen flohen zum Tempel der heiligen Sophia, ihrem einzigen Zufluchtsort in jenen Tagen der Angst. Aber in den Tagen ihres Glückes hatten sie Gott vergessen — ihre Verirrungen und ihre Laster hatten die Welt mit Staunen erfüllt, und Gott verwarf sie in ihrem Unglück oder sandte ihnen eine lange, bittere Prüfung. Vergebens hofften sie auf ein Wunder. Es ging die Sage, daß ein Engel mit einem Schwerte bewaffnet von der Standsäule Konstantin's des Großen niedersteigen und das Schwert einem an ihrem Fuße sitzenden Mann von geringer Herkunft, aber großer Seele und frommem Wandel reichen werde — daß dieser berufen sey, die Türken nicht nur aus Konstantinopel, sondern aus ganz Kleinasien zu vertreiben; aber der Engel erschien nicht, und wenn er auch wirklich erschienen wäre, so hätte er kaum einen des Racheramtes Würdigen gefunden. Das Wunder blieb aus; die Thüren flogen aus ihren Angeln, und die Türken drangen in das Innere der Kirche. Ein schonungsloses Gemetzel erfolgte; Greise, Männer und Kinder wurden hingewürgt; nur die Schönheit der Frauen und Knaben rettete ihnen das Leben oder gab vielmehr Anlaß, ihre Qualen zu verlängern; das schon vergossene Blut erweckte den Durst nach neuem Blutvergießen — die Altäre wurden entweiht, ihre Schätze geplündert, aber nicht alle fortgetragen. Endlich, am Mittag des 29. Mai 1453, hielt der Sieger seinen feierlichen Einzug in die Stadt, von seinen Wesiren, Pascha's und Kriegsbefehlshabern umringt. Am Thore der Sophienkirche stieg er ab und trat in den Tempel ein, um dort die Herrschaft über Konstantinopel zu empfangen. Der Tradition zufolge, tauchte Mohammed seine Hand in das Blut, welches nicht in Pfützen, sondern in Bächen über den Marmorboden strömte, stieg auf die haufenweise über einander gethürmten Leichen und legte seine blutige Hand zehn Ellen hoch an die Mauer, als Zeichen, daß er die Kirche und die Stadt, deren kostbarster Schmuck sie war, in Besitz nehme. Noch heute zeigt man dieses blu-

*) Nach dem Russischen des bekannten Reisenden Kowalewski, Verfassers des in diesen Blättern mehrmals erwähnten Strannstwowatel po suschi i morjam.

image
not
available

rink während derselben ist Punsch, und zwar in den verschiedensten Arten, ls Branntweinpunsch, Rumpunsch, Milchpunsch, Kardinalpunsch &c. Toaste erden ausgebracht, verschiedene Lieder gesungen und Reden gehalten, bis die esellschaft zur Ueberzeugung kommt, daß es besser ist, wenn Jeder in seinem ett läge, wozu denn auch bald Einer dem Anderen behülflich ist.

Diese drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit werden eistens nur von denjenigen jungen Leuten besucht, welche in Cambridge blos un Vergnügungsort sehen, an dem das Studiren nur als Nebensache zu trachten sey. Aber auch die ihren Studien in ernstester Weise obliegenden tudenten versagen sich nicht das Vergnügen, einer Mahlzeit beizuwohnen, den Namen wine party führt und unmittelbar nach dem Mittagstisch in n Kollegiensaal stattfindet. Es versammelt sich dann eine kleine Gesellschaft f dem Zimmer eines Kommilitonen, wo sie einen erklecklichen Nachtisch und e große Batterie voller Weinflaschen finden. Hier läßt man sich dann um en großen Tisch nieder und knüpft ein Gespräch über die politischen Zustände Landes oder der Universität an, was ungefähr 1—2 Stunden dauert, der Kaffee servirt wird, nach welchem sie entweder in die Abendandacht s auf ihre Zimmer gehen, um zu studiren.

Trotz dieser Vorliebe für die materiellen Genüsse und der vielen Gelegen- en, sie zu befriedigen, kann man doch die Cambridger Studenten nicht der ntlichen Unmäßigkeit anklagen. Man kann allerdings nicht verlangen, daß fröhliche Gesellschaft in demselben Zustande auseinandergeht, worin sich einzelnen Mitglieder vorher befanden, oder worin sie sich befinden würden, n sie eine nüchterne Vorlesung mit angehört hätten, doch kommen Fälle Exzessen aus Trunkenheit nicht allzuhäufig vor. Dagegen bieten solche llschaften nicht selten Gelegenheit dar, um irgend einen muthwilligen oder gen Streich auszuführen, der sich dann gewöhnlich gegen die Dons rich- Eines Morgens, als die Don's des Trinity-Kollegs aufstanden, waren icht wenig erstaunt, die vier Statuen, welche das Dach der Kollegs-Bi- hek zierten, mit Kollegienkleidern aufgeputzt zu finden. Es war das Werk Studenten, der sich später einen europäischen Namen erworben, nämlich Byrons, der sich damals in dem Trinity-Kolleg befand.

Wir müssen unter den Vergnügungen der Cambridger Studenten auch großen Diskussions-Klub erwähnen, der die Union heißt. Die Anzahl r Mitglieder beläuft sich auf einige hundert, und seine Haupttendenz be- darin, den Studirenden Gelegenheit zum öffentlichen freien Sprechen zu , so daß er eine Art von Pflanzschule für die beiden Häuser des Parla- bildet. Er besitzt auch ein großes Lesezimmer und eine Bibliothek. kann über den Maßstab, nach welchem dieses Lesezimmer eingerichtet ist, essen urtheilen aus der Bemerkung, daß darin nicht weniger als acht plare der Times, sechs der Morning-Chronicle und die übrigen Zeitungen eviews in demselben Verhältniß ausliegen. Aber die Debatten, welche Dienstag Abend über irgend eine Frage aus der Literatur, der Geschichte er Politik gehalten werden, bilden doch den interessantesten Theil dieses ats, wiewohl die politischen Diskussionen, besonders wenn sie die stände betreffen, welche zu derselben Zeit im Parlamente verhandelt , geistreicher sind und eine größere Theilnahme erregen, als die über ische Fragen.

ie Formen und Gebräuche des Unterhauses findet man in dieser chaft wieder, was insofern von großem Vortheil ist, als dadurch die Leute, wenn sie in das öffentliche politische Leben als Parlaments- eder eintreten, schon gewissermaßen auf ihren Beruf vorbereitet sind. zer noch wirkt dies Institut dadurch, daß es den jungen Leuten Ver- in ihre eigene Fähigkeit, vor einer großen Versammlung zu sprechen, , da es nicht selten ist, daß, wenn ein interessanter Gegenstand vorliegt, sammlung aus zweihundertfunfzig bis dreihundert Mitgliedern besteht. That hat das Parlament schon großen Nutzen von dieser Gesellschaft , wie denn z. B. die Meisten von den Mitgliedern desselben, welche ine Partei unter dem Namen Jung-England bilden, sich in der Union hatten, wie Lord John Manners, Alexander Hope, Lord Mr. Sumptie und Mr. Christie. Letzterer war einer der größten r in der Union.

bald die Union gegründet worden war, gegen das Jahr 1814, fürchte- Behörden der Universität, daß die völlig zwanglosen Diskussionen entliche Beamte und deren Maßregeln zu großen Mißbräuchen Anlaß nnten, weshalb sie die Unterdrückung der Gesellschaft beschlossen. In essen begaben sich die beiden Proctors eines Abends während der in das Lokal der Versammlung und forderten die letztere auf, sich n. Der damalige Präsident der Gesellschaft, welcher jetzt Meister ity-Kollegs ist, Whewell, antwortete den Proctors mit der voll- en Ruhe und in der würdigsten Weise, daß, „wenn sie das Lokal ver- llten, die Gesellschaft ihren Vorschlag in Ueberlegung ziehen werde." ctors waren klug genug, diesem Begehren zu willfahren, worauf die ft sich unverzüglich in aller Ruhe selbst auflöste. Kurze Zeit darauf jedoch von neuem begründet, aber mit der Bestimmung, Gegenstände eueren Politik von der Diskussion auszuschließen; eine Bestimmung, der bald darauf wieder aufgehoben wurde, oder so in Vergessenheit daß jetzt die neuere Politik das vorzüglichste Bild für die Debatten abgiebt.

Vergleichung der Universitäten Cambridge und Oxford.

t schon oben erwähnt worden, daß in Rücksicht auf die disziplina- nd legislativen Einrichtungen kein wesentlicher Unterschied zwischen [illegible] Verschiedenheit betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf folgende Hauptpunkte. Zunächst ist die politische Gesinnung der Studenten in Cambridge weit liberaler, als derer zu Oxford, weil unter den Letzteren ein starrer Torysmus herrscht. In wissenschaftlicher Beziehung ferner wird zu Cambridge mehr Mathemathik getrieben, dagegen weniger Theologie; in disziplinarischer Rück- sicht wird zu Oxford strenger auf den Besuch der Vorlesungen gehalten: beide Universitäten aber verdienen darin großen Dank, daß jede von ihnen eine lange Reihe berühmter Männer aufzuweisen hat, die dort ihre Studien vollendet haben; und wenn hierin keine der anderen bedeutend nachsteht, so ist es doch auffallend, daß fast sämmtliche große Dichter Englands zu Cambridge studirt haben, wie Spencer, Ben Jonson, Beaumont, Cowley, Milton, Samuel Butler, Dryden, Prior, Gray, Wordsworth, Byron, Tennyson, wogegen Oxford Gower, Withers, Massinger, Otway, Young, Collins, Southey und Shelley gehabt hat. Chaucer aber, der große Vater der englischen Literatur, war auf beiden Universitäten.

Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Don Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

Wir heben diese beiden historischen Skizzen nicht darum aus dem „Lite- rarhistorischen Taschenbuch für 1847 von R. E. Prutz" heraus, weil es die besten, sondern nur weil es die einzigen Stücke sind, die, da sie Objekte der ausländischen Literatur behandeln, mit Recht zur Besprechung in diesen Blättern gezogen werden können. Um jedoch den Leser der letzteren mit dem übrigen Inhalt des erwähnten Taschenbuchs im Allgemeinen bekannt zu machen, so wollen wir, ehe wir auf jene beiden Stücke genauer eingehen, wenigstens die Titel der übrigen darin enthaltenen Abhandlungen anführen. Den Reigen derselben eröffnet die Vielen unserer Leser aus einer im Winter des verflossenen Jahres in der Sing-Akademie gehaltenen Vorlesung bekannte Charakteristik „Anton Reiser's" oder, was dasselbe ist, des Verfassers dieser Biographie, Moritz; eine Charakteristik, deren innere Vor- trefflichkeit und anziehende Darstellungsweise eines Verfassers wie W. Alexis ganz würdig ist. Es folgt sodann eine nicht minder treffliche, jedoch in einer durch den Gegenstand bedingten größeren Wissenschaftlichkeit der Form auf- tretende Abhandlung „über die Geschichtschreibung der Griechen", von der indeß vorläufig nur die erste Abtheilung: „die Logographen und Herodot" abgedruckt ist. Das dritte Stück giebt uns eine literarhistorische Uebersicht des Lebens und Wirkens der „Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus von E. Meyen", die in mehrfacher Beziehung eine in- teressante Episode in der bekanntlich von Herrn Prutz selbst bearbeiteten Ge- schichte der deutschen Journal-Literatur genannt werden muß, andererseits aber auch sehr lehrreich ist, indem der Verfasser es verstanden hat, an die in jener Monatsschrift behandelten, aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart gegriffenen Gegenstände anzuknüpfen und auf diese für uns allerdings nur noch in den Resultaten existirende Gegenwart einen theils prüfenden, theils charakterisirenden Blick zu werfen.

Es folgt nunmehr die Biographie „Don Diego Hurtado de Men- doza's", für welche der Verf., Karl Stahr, wie er selbst erwähnt, zwei über denselben Gegenstand erschienene Berichte bei Bouterweck und bei Friedr. von Schack verglichen hat. v. Schack's, die Geschichte der spanischen drama- tischen Poesie behandelndes, in diesen Blättern (Nr. 87 des Mag. von 1846) bereits ausführlich besprochenes Werk ist die bedeutendste Leistung auf diesem Felde; er hat seinen Gegenstand mit solchem Fleiße, solcher Genauigkeit und dabei mit so viel Geist und feiner Form behandelt, daß man sich hier mit Freude nur anerkennend, nur lernend zu verhalten hat. Beide übrigens, Schack wie Bouterweck, kommen in ihrer Darstellung auf denselben Punkt, Beide haben ein Interesse, ihn zu erörtern; dennoch gehen sie in eigenthüm- lichen Unterschieden aus einander. Hören wir Bouterweck zuerst:

Derselbe geht in der Einleitung zu dem zweiten Buche seines bekannten Werks (erschienen 1804), das die ersten Jahrzehnte des 16ten bis zur Hälfte des 17ten Jahrhunderts umfassen soll, aus von der politischen Vereinigung Aragoniens und Castiliens durch Ferdinand und Isabella. Erst nachdem beide Monarchieen, nach dem Tode Ferdinand's (1516), zusammengeschmolzen, kommt geistiger Zusammenhang, geistige Einheit in diesen seiner Naturbestim- mung nach kontinentalsten Theil Europa's; Spanien fängt an, ein Staat zu werden. Für Castilien wird ritterlicher Sinn, frische Thatenlust und Jugend, für Aragonien als Moment und sich mischende Zuthat Industrie und bürger- liche Gesetzmäßigkeit angegeben. Mit der Vermählung des Herrscherpaars vereinigt sich, wenngleich in nicht völlig entsprechender Stellung in den Län- dergebieten, ein weibliches und ein männliches Element. Doch hat der neue Staat den mittelalterlichen Mangel an Zusammenhang mit dem übrigen ge- bildeten Europa noch erst zu überwinden: und Gonsalvo Fernandez de Cordova erobert Neapel 1504. Die dadurch hergestellte Verbindung mit Italien, über hundert Jahre dauernd, übte einen großen Einfluß auf Spanien und seine Literatur; die Schönheit der italiänischen Dichtungsformen geht aus dem kurzen Kampfe mit den Vertretern der abstrakten Nationalität, an deren Spitze der fanatische Cristoval de Castillejo in Satiren „contra los Petrar- quistas" eifert und die poetischen Neuerungen gehässig, aber unter einem Karl V. vergeblich mit den „novedades" vergleicht, die dermalen Luther auf [illegible]

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Donnerstag den 4. Februar 1847.

Frankreich.

Royer-Collard.

Royer-Collard war eine so bedeutende Persönlichkeit und hat auf die wissenschaftliche und politische Bildung des neueren Frankreichs einen so mächtigen Einfluß geübt, daß es seinem Nachfolger in der Akademie, Herrn Charles de Rémusat, zur herkömmlichen Lobrede auf den Vorgänger sicherlich nicht an Stoff gebrach, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erregen und zu fesseln; die Schwierigkeit lag vielmehr gerade im Reichthume des Materials, und es bedurfte eines sehr sicheren Taktes, um eine zweckmäßige Auswahl zu treffen. Der Redner hat die Vielseitigkeit seiner Aufgabe lebhaft gefühlt und dadurch bewiesen, daß er sie vollkommen begriffen, indem er von vorn herein in scharfen Strichen ein Bild des Mannes entwarf, das alle wesentliche Züge vereinigt. „Die Staatsmänner", sagt er, „waren selten Philosophen, die Philosophen sind nicht immer Weise; weder Philosophen, noch Staatsmänner, noch Weise sind als solche auch Schriftsteller. Royer-Collard war ein Staatsmann, ein Philosoph, ein Schriftsteller, ein Weiser und überdies ein Mann von lebhafter Phantasie, ein kühner und besonnener Denker, ernst und witzig, unbeugsam und beweglich, ein Charakter, der nur seiner inneren Ueberzeugung gehorchte, und der nicht allein durch die Herrschaft der Vernunft, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, durch die der Tugend die Einheit seines Lebens schuf und bewahrte." Was Herr Rémusat hier in wenig Worten zusammengefaßt hatte, begründete er durch eine ausführlichere Nachweisung an der Lebensgeschichte des Gefeierten; unseren Zwecken genügt ein gedrängterer Abriß.

Royer-Collard wurde geboren im Jahre 1763 im Städtchen Sompuis bei Vitry-le-Français in der Champagne. Seine Familie bewahrte, wie die Mehrzahl der Bürger jener Stadt, das Andenken und die Ueberlieferungen Port-Royals *) mit frommer Ehrfurcht. Die Bücher und die großen Männer von Port-Royal erregten zuerst seine Bewunderung; man darf sagen, daß sie nicht nur seinem Glauben, sondern auch seinem Denken und selbst in gewisser Weise seinem Charakter die Richtung gaben. Frühzeitig lernte er ihre Ueberzeugungstreue liebgewinnen und jenen festen Widerstand gegen angemaßte Macht und Ansehen. Daher glich seine spätere Stellung zum Königthume so sehr der ihrigen zum römischen Hofe: eine Opposition, die sich hütet, in Widerspänstigkeit auszuarten, eine Unabhängigkeit, die feindseliges Auftreten vermeidet, eine Ueberzeugung, die bei allem Gehorsam sich kräftig ausspricht. Royer-Collard wollte in der Monarchie vor 1830 nicht als Ketzer auftreten, aber doch war er ein Sektirer. Deshalb galt er in den Augen der rechtgläubigen Royalisten für einen Revolutionair, während er den Liberalen nicht weit genug ging. Gerade dieselbe Stellung behauptete Port-Royal zwischen den ultramontanen Katholiken und den Philosophen.

Nachdem Royer-Collard seine weitere Vorbildung zu Chaumont und dann zu Saint-Omer fortgesetzt und beendigt hatte, kam er als Parlaments-Advokat nach Paris. Hier trat er unter Verhältnisse, die ganz geeignet waren, seinen auf das Hohe gerichteten Sinn noch mehr zu erheben und die Grundsätze eines von Natur so überlegten Charakters zum Abschlusse zu bringen. Es war die Zeit, wo Frankreich, des Despotismus müde, mit edlem Vertrauen und unbegränzten Hoffnungen der Freiheit zueilte. Royer-Collard konnte dem Kampfe nicht fremd bleiben; er trat mit gegen die Privilegien in die Schranken. Aber es kamen die Tage, welche das mit Jubel begrüßte Beginnen verunstalteten. Auch sie waren für ihn nicht verloren. Er hatte das Große der Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit kennen gelernt; er erfuhr nun, was eine Freiheit ohne Beaufsichtigung und eine Macht ohne Gegengewicht ist. Von dieser Zeit her schreibt sich der Kampf dieser in der Mäßigung so festen Seele gegen alle Uebergriffe, welchen Ursprungs sie auch seyen. Er wartete nicht auf das Jahr 1793, um mit Entschiedenheit gegen die Tyrannei der Klubs und gegen die Pöbelherrschaft Einspruch zu erheben, und als er seine letzten Hoffnungen auf eine weise Freiheit und ein geachtetes Königthum schwinden sah, entfernte er sich von Paris. In seinem Geburtsorte suchte er über den Studien die Erinnerungen an das geschehene Uebel zu vergessen und durch nachdenkende Ueberlegung die trostreiche Ueberzeugung zu erlangen, daß alle Uebertreibungen nur kurze Dauer haben. Der Wendepunkt trat ein, und Royer-Collard kehrte 1797 als Deputirter seines Departements in den Rath der Fünfhundert nach Paris zurück, wo er für die Zurückrufung der Deportirten und gegen den Priestereid sprach und allen gemäßigten Maßregeln sich anschloß. Zu jener Zeit begann er, angeregt durch die rasche Hinfälligkeit aller nach einander getroffenen Einrichtungen, überzeugt, daß die Regierung eines beharrlichen Elementes bedarf, welches nur durch die Vergangenheit geschaffen werden kann, und noch an dem schönen Traume von 1789 hängend, daß man der alten königlichen Linie den Gedanken der Freiheit einpflanzen könne, die Lehre von der Legitimität aufzustellen. Der 18. Fructidor überraschte ihn mitten unter seinen royalistischen Hoffnungen und traf ihn sogar persönlich, indem er seine Wahl annullirte, doch konnte er seine politischen Ueberzeugungen nicht erschüttern. Für die Mehrzahl war die Legitimität damals eine ritterliche Leidenschaft, eine Sache der Phantasie und des Herzens; für Herrn von Talleyrand war sie 1815 beim Wiener Kongresse ein diplomatisches Hülfsmittel: er brauchte sie, um die verbündeten Könige zu bewegen, in ihrem Triumphe nicht die Besiegung Frankreichs zu erblicken, was sie berechtigt haben würde, dasselbe als erobertes Land zu behandeln, sondern die bloße Herstellung eines allen Monarchieen gemeinschaftlichen und sie alle gleichmäßig angehenden Prinzipes, das durch die Revolution erschüttert worden wäre; für Royer-Collard war sie eine philosophische Thesis, eine geschichtliche Wahrheit, ein sociales Dogma. Er war Legitimist nach eigenthümlicher Weise und höherer Auffassung.

Während des Kaiserreiches hielt sich Royer-Collard zurückgezogen, er verabscheute die Gewalt aus Herzensgrunde, möchte sie sich Volksherrschaft, Tyrannei eines Einzigen, Despotismus von Körperschaften oder Regiment des Schwertes nennen. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit vorzeitiger Bemühungen, blieb er auch jeder Beziehung zur royalistischen Partei fern und begnügte sich, gegen die Gewalt zu protestiren, indem er ihr seinen Beistand versagte. Desto emsiger suchte er die Wahrheit und das Recht im Reiche des Gedankens zu ergreifen. Aber auch dieses stand damals in Frankreich unter der Botmäßigkeit eines unbeschränkten Herrschers; Condillac regierte es noch ohne Widerspruch und genoß das Ansehen eines unfehlbaren Orakels. Auch Royer-Collard beugte sich anfangs unter sein Joch. Da fiel ihm ein schon 1768 übersetztes, aber unbeachtet gebliebenes Werk des Schotten Thomas Reid in die Hände, welches ihm die Augen öffnete und die Veranlassung für ihn wurde, die französische Philosophie auf neue Bahnen zu lenken.

Im Jahre 1811 als Professor der Philosophie an die Faculté des Lettres berufen, begann er seine Vorlesungen vor drei Zuhörern in sehr bescheidener Weise mit einer für ein französisches Publikum ziemlich trockenen Untersuchung, indem er die Lieblingsfrage der schottischen Philosophen aufstellte: ob die gesunde Vernunft das Daseyn der äußeren Welt beweisen könne? Durch ihre Beantwortung, an welche sich eine prüfende Untersuchung der Condillacschen Lehre von selbst anknüpfte, erschütterte er das Gebäude der sensualistischen Philosophie von Grund aus, so daß es einstürzte und sein Erbauer fast in Verachtung gerieth. Doch erkannte er seine Gränzen und zog seinen Horizont nicht weiter, als bis wohin er ihn völlig beherrschen konnte; die Fortsetzung des begonnenen Werkes durfte er ruhig den von ihm angeregten jüngeren Kräften überlassen. Neue philosophische Wahrheiten hat Royer-Collard nicht entdeckt. Seine Ideen, sein Gang, seine Beweisgründe, seine psychologischen Ansichten sind ganz dieselben, die man bei Reid findet; auch seine Gelehrsamkeit war nicht bedeutend; als er die Geschichte der Philosophie zu lehren begann, kannte er Plato, Leibnitz und selbst die älteren französischen Philosophen, als Malebranche und Descartes, fast nur so weit als Reid sie angeführt hat. Dennoch

---

*) Port-Royal des Champs war ein altes Cisterzienser-Nonnenkloster bei Versailles, das schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch ein Filial in einer Vorstadt von Paris, Port-Royal de Paris genannt, in engere Beziehung zu den Pariser Theologen gelangte. Um dieselbe Zeit hatte Cornelius Jansen, Professor der Theologie zu Löwen, den Streit über die Gnadenwahl aufgenommen und im Sinne des heil. Augustinus (daß der Mensch, von Natur böse, nur durch Gottes Gnade das Gute wollen und thun könne, daß einige von Gott zur Besserung und Seligkeit, andere zum ewigen Verderben von vorn herein bestimmt seyen) lebhaft vertheidigt. Ihm gegenüber standen mit milderer Auffassung die Jesuiten, die Franziskaner und der Papst; doch fand er in dem heftig entbrennenden Streite Mitkämpfer an vorzüglichen französischen Theologen. Auch die Nonnen von Port-Royal bekannten sich zu seiner Ansicht, geleitet von seinem Freunde, dem Abt von St. Cyran, Jean de Vergier du Hauranne, und befestigten in sich denselben um so mehr, als bedeutende Theologen und Gelehrte, die beredtesten Vertheidiger des Jansenismus, Nicole, Perrault, Pascal, die Brüder Arnauld und Lemaître, sich in der Nähe des Klosters in einem eigenen Gebäude, les Granges genannt, ansiedelten und neben ihren Schriften in neu gegründeter Schule durch strenge Zucht und verbesserten Unterricht kräftig wirkten. Der Ruf dieser Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verschaffte dem Kloster und der Kolonie von Port-Royal, trotz dem verdammenden Papste, allgemeine Achtung und gewaltigen Zulauf. Erst Ludwig's XIV. letzte jesuitische Beichtväter konnten diesen Heerd des Jansenismus überwältigen. Das Kloster ward 1709 durch die Polizei aufgehoben, die Nonnen zerstreut und die Gebäude niedergerissen.

image
not
available

aupten. In der That veranlaßte ihr löbliches Bestreben, nicht blos vor dem luge des Publikums, sondern auch in ihrem eigenen Bewußtseyn, nett zu seyn, ine ihrer auffallendsten Bewegungen, die darin bestand, daß sie sich von Zeit : Zeit selbst bei einer Art von hölzernem Griff (gewöhnlich Blankscheit genannt) erfaßte und gleichsam einen Ringkampf mit ihren Kleidern begann, s diese sich in die gehörigen Falten fügten."

Man sieht es, wie uns dünkt, der ganzen Erzählung an, daß sich Herr ickens in ihren Gränzen einigermaßen beengt gefühlt hat. Der Stoff würde der That für eine Erzählung von der doppelten Länge ausreichen. Doch t die Nothwendigkeit des Zusammendrängens zugleich ihre Vortheile gehabt. ie Schärfe der Umrisse, das Gleichgewicht der Theile und die bewunderns-rthe Vollendung der Zeichnung, die uns in Voltaire's kleineren Novellen so r ansprechen, üben auch hier ihren Reiz. Die Aufeinanderfolge und die endige Anschaulichkeit der Scenen giebt dem Ganzen einen dramatischen strich.

Auch das Beiwerk der Erzählung trägt zur Erreichung ihres Zweckes bei. s Herrn Dickens so eigenthümliche Fähigkeit, auch den gewöhnlichsten genständen neue und schöne Seiten abzugewinnen, die Gabe, auch in den drigsten Gestaltungen des Lebens Reize zu entdecken, der Aufschwung, den Dichter stets von der Alltagswirklichkeit in die Regionen des Gedankens der Phantasie nimmt — alles dieses findet sich auch hier und trägt zu n schönen Eindruck bei, welchen das Werk hinterläßt.

Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Von Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

(Schluß.)

Außer den bereits erwähnten Stücken enthält das literaturhistorische schenbuch noch eine Vorlesung von J. W. Schäfer: „über die Epon der deutschen Literatur"; ferner eine Abhandlung von H. Köchly r: „die Alkestis des Euripides"; eine Charakteristik Schubart's 1 Herausgeber, die sich durch die Kraft und Gediegenheit der Sprache ebenhr als durch die würdevolle Unparteilichkeit des Urtheils auszeichnet; zu „Miszellen und Notizen" über verschiedene Dichter und von verdenen Verfassern. Absichtlich haben wir bei dieser Uebersicht eine Abhand-; übergangen, da wir sie, weil sie gleichfalls in die Literatur des Ausles schlägt, genauer betrachten wollen. Dieselbe handelt nämlich:

„Ueber die politischen Gedichte der provençalischen Trouours." Von Eduard Brinkmeyer. — Es ist eine durch die Gehte fast aller Literaturen bestätigte Erfahrung, daß überall, wo eine beere politische Poesie auftaucht, die Poesie im Allgemeinen ihrem Unterze nahe ist. Das praktische Leben, scheint es, macht in derartigen Epochen : Ansprüche zu fühlbar geltend, die allgemeine Gedrücktheit der Gemüther u empfindlich zum Bewußtseyn gekommen, die Verstimmung zu tief, zu mein, als daß für die poetische Begeisterung in ihrer Reinheit, ohne äuße-Zweck, noch länger Raum wäre; die Muse, zu stolz, fremden Absichten lbar zu seyn, zieht sich zurück und überläßt die Welt anderen, mächtigeren alten. — Nirgend findet diese Wahrnehmung eine glänzendere Bestäti-, als in der Geschichte der provençalischen Troubadours, indem hier die ickelung der politischen und der Untergang der Dichtung überhaupt sogar ächlich zusammenfallen. Zwar ringt sich nachher bisweilen noch eine Art licher Poesie hervor, die ihr Ziel theils in den dunklen Ausdruck, die sonte schwere Manier, setzte, theils das Mittel zur Wiederherstellung der e in der Didaktik suchte. Allein gerade das Gemachte dieser Versuche, Vorwalten des reflektirenden Verstandes beweist mehr als alles Andere, ie wahre Dichtkunst damals bereits in Verfall gerathen war, indem sie hört hatte, das allgemeine und eigentliche Merkmal aller Kunst zu theidas heißt: sich selbst Zweck zu seyn. Der erstgenannten, schweren Gathuldigte schon Marcabrun, einer der ältesten und merkwürdigsten Trouro, der bis nach dem Jahre 1185 blühte und eine Menge Nachahmer er setzte das Wesen der Poesie in die schwere, gekünstelte Form und den n Ausdruck, ohne zu beachten, daß die meisten seiner Gedichte dadurch rgu unverständlich wurden. Der zweitgenannten Richtung dagegen widich Guiraut Riquier, der von 1250 bis 1294 dichtete, der Letzte in der der eigentlichen Troubadours. In ihm zeigt sich ein vollkommen bes Kunststreben; nicht selten spricht er selbst die Ansicht aus, daß er besey, durch seine Bemühungen die sinkende Kunst wieder aufzurichten. inzige Mittel aber fand er nach seiner eigenen Erklärung in der didak-Poesie, weshalb er sich nicht nur selbst den Doktor nannte, sondern n einer Zuschrift an Alphons X. diesen Fürsten ersuchte, er möge den rn einen besonderen Titel, z. B. den Doktortitel, verleihen. Beweis gewie sehr er die Dichtkunst bereits als etwas Lehr- und Lernbares, eine Kenntniß, eine Fertigkeit, wie jede andere, betrachtete.

ehr nahe liegt es, zwischen den politischen Gedichten der Troubadours nen unserer heutigen Dichter einen Vergleich zu ziehen; wobei sich denn e Unterschiede herausstellen: — einmal, daß, während die heutigen : sich mehr leidend verhalten, mehr allgemeine politische Uebelstände, ihlbare sociale Gedrücktheit und Unbehaglichkeit beklagen, jene, die çalischen Dichter, sich fast durchgängig auf spezielle Fälle bezogen und Lauf der Verhältnisse unmittelbar einzugreifen suchten; so daß sie theilweise demselben Zwecke dienten, welcher die Aufgabe der heutigen raisonnirenden Zeitungen bildet. Das politische Lied eines Troubadours war häufig nichts Anderes, als was heutzutage der leading article einer politischen Zeitung ist. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß die heutigen politischen Gedichte unendlich viel mehr eigentliche Poesie, mehr Schwung und Enthusiasmus enthalten, als selbst die besten aus jener Zeit. In der That ist die Mehrzahl der letzteren nur Prosa in Versen. Der Form nach gehören die politischen Gedichte der Troubadours zu den Sirventes, einer Art satirischer, in Strophen abgetheilter und zum Singen bestimmter Gedichte. Als solche gehören sie im weiteren Sinne zu den Chansons, Kanzonen, Liedern, und wurden bisweilen auch so genannt, z. B. von Uc von St. Cyr, der seine Sirvente gegen den Grafen von Verona „eine leicht zu verstehende und angenehm zu singende Kanzone" nannte. Indeß wurden die Sirventes nicht immer neu komponirt, sondern bisweilen nach schon vorhandenen Melodieen gedichtet.

Wahrscheinlich war diese Dichtungsart anfänglich für die Troubadours ein Mittel, sich gegen diejenigen zu äußern, die ihren Haß oder ihren Neid auf sich zogen; in allen diesen Fällen also war sie wenig Anderes, als der Ausdruck unmittelbarster, persönlicher Gehässigkeit, kurzum — was wir heutzutage mit dem verächtlichen Namen eines Pasquills belegen. Diesen Charakter zeigt z. B. gleich ein Gedicht des Peire von Auvergne auf die Troubadours seiner Zeit. Noch heftiger ist ein Sirvente, worin Lafranc Cigala den Markgrafen Bonifaz III. von Montferrat straft, der, sonst ein Anhänger Friedrich's II., sich von Mailand und anderen Städten in Italien im Jahre 1242 hatte erkaufen lassen. Bald jedoch erhielten die Sirventes auch eine edlere Bestimmung, indem man, mit Beseitigung des unmittelbaren persönlichen Angriffs, sich dieser Form bediente, um die Unsittlichkeit in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu geißeln. Diese Gedichte gehören der Mehrzahl nach zu den besseren, die in dieser Art überhaupt erhalten sind; so namentlich ein sehr ernst und würdevoll gehaltenes und offenbar aus moralischer Entrüstung hervorgegangenes Rügelied des Peire Kardinal, woraus wir beispielsweise folgende zwei Strophen mittheilen wollen:

Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der seltsam klingt:
Ein Goldstück geb' ich dem, der ehrlich ist,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt;
Dem Gütigen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt;
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt.

Auf eines Lederschnipchens engen Raum
Schreib' ich der meisten Menschen Redlichkeit.
Ich brauchte nur des Handschuhs halben Daum.
Mit einem Törtchen speist' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering;
Doch mit den Bösen wär's ein ander Ding:
Da könnte man, ohn' aufzublicken, schrein: —
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein.

Ein sehr beliebtes Ziel für die satirische Laune und den strafenden Unwillen der Troubadours bildeten die Mißbräuche der Kirche, insbesondere die politischen Anmaßungen der Hierarchie, so wie die Heuchelei und das anstößige Leben der Geistlichen, wie eine andere Strophe des oben erwähnten Gedichts beweist:

Mit allen Händen sieht man sie bemüht,
Die Welt zu fah'n, die sie auch ohne Zweifel
Erlangen, sey's gewaltsam, sey's in Güt',
Sey es mit Heucheln oder sey's mit Schmeicheln,
Sey es mit Ablaß, Trinken oder Essen,
Mit Bannstrahlschleudern, Predigten und Messen,
Sey es mit Gott, sey es auch mit dem Teufel 2c.

Und nicht blos die Geistlichen, auch der Papst selbst war nicht selten den heftigsten Angriffen ausgesetzt. So rügt Bertran von Alamanon die Anmaßung Innocenz's IV., daß er, um das Geld der Fürsten länger zu beziehen, keinem von ihnen die deutsche Krone zuerkennt, und fordert Letztere auf, ihre Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen.

Hinsichtlich der eigentlich politischen und historischen Gedichte der Troubadours ist zu bemerken, daß sie die Personen, von denen sie reden, oft sehr unbestimmt, nur mit einem Beinamen oder irgend einer anderen leichten Andeutung bezeichnen. Oft würde es geradezu unmöglich seyn, solche willkürliche Beinamen zu enträthseln, wenn nicht die handschriftlichen provençalischen Lebensnachrichten hier und da einiges Licht gäben. Wer würde z. B. vermuthen, daß Bertran von Born unter dem Namen Marinier (Seemann) den jungen König Heinrich, den er auch häufig Jove Rei (junger König) nennt, unter Rassa (einem unbekannten Ausdruck) Gottfried von Bretagne, und unter Oc e No (Ja und Nein) Richard Löwenherz, alle drei Söhne Heinrich's II. von England, versteht. Vielleicht rührte dieser Gebrauch theils aus einer gewissen Vertraulichkeit zwischen dem Troubadour und dem Angeredeten, theils aber auch davon her, daß die Tonbadours den Damen, welchen sie in ihren Liedern den Hof machten, gewöhnlich erdichtete Namen zu geben pflegten, um dieselben durch Nennung des wirklichen Namens nicht zu kompromittiren. So nannte Raimbaut von Vaqueiras die Beatrix von Carret: „schöner Ritter", Arnault von Mareuil die Adalasia, Gemahlin des Burgrafen von Beziers: „Hold-Errungen", Rambaut von Orange eine seiner Geliebten: „mein Teufel", Peire Rogier die Ermengarde von Narbonne: „Ihr habt Unrecht", Bertran von Born die Dame von Montignac: „Magnet" u. s. f.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Silbergr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Sonnabend den 6. Februar 1847.

China.

Canton und seine Bevölkerung.

Canton, welches die Chinesen Sang-schien nennen, ist die Hauptstadt [...]r Provinz Kuang-tung; letztere ist halb so groß als Frankreich und ent[...]lt 15 Distrikte. Canton gehört zwei Distrikten an, — eine Eintheilung, [...]lche bei fast allen großen Städten China's vorkömmt. Eine beinahe vier[...]ige Mauer umgiebt die Stadt und eine andere theilt dieselbe in zwei Häls[...]n, von welchen die nördlich gelegene die alte oder tatarische Stadt [...]st, und dieser Stadttheil ist noch immer bis zum heutigen Tage den Frem[...]n verschlossen.*) Der zweite Stadttheil bildet die neue oder chinesische [...]adt, und die Ausländer haben hier freien Zutritt, obgleich sie noch immer [...]ht gern gesehen sind. Die äußere Mauer, welche die Stadt umgiebt, hat [...]lf Thore, während die innere blos vier hat, durch welche man von der [...]arischen zur neuen Stadt gelangt.

Canton ist von vielen Kanälen durchkreuzt, und während der Ebbe- und [...]thzeit bilden mehrere Straßen selbst Kanäle. Die gesammte Stadt soll [...] Straßen, welche aber meistens schlecht gepflastert und eng sind, aufzu[...]sen haben. An vielen sind Sicherheitsthore angebracht, welche die Polizei [...]n Abend verschließt, um die Ueberwachung der Straßen besser handhaben können. Im Winter werden die Dächer durch Bohlen verbunden, von [...]chen aus die Nachtwächter die Straßen überwachen und von Zeit zu Zeit Geräusch hören lassen, wodurch sie den Dieben zu erkennen geben, daß sie [...] ihrem Posten sind. Bei Feuersbrünsten verfahren sie ganz wie unsere [...]htwächter.**)

Die Straßen Cantons haben oft ihren Namen nach dem Geschäft, welches [...]in vornehmlich getrieben wird. So giebt es Zimmermann-, Apotheker- [...] andere nach Gewerken benannte Straßen. In den chinesischen Kaufmanns[...]aßen sieht man ungeheuer große Schilder über den Ladenthüren angebracht, [...] welchen man mit großen vergoldeten Buchstaben in chinesischer Sprache [...] der hier gegebenen Uebersetzung Folgendes lesen kann: „Alle ehrbare [...]sonen, wenn sie kaufen wollen, müssen das Schild dieses Ladens ansehen. [...] die Waaren darin wird garantirt und der Preis ist billig. Weder Greise [...] Kinder werden betrogen." Im Innern des Ladens ist ein Waaren[...]if angebracht, der wiederum von kommerziellen erbaulichen Sprüchen mit [...]serhebungen auf die darin befindlichen Waaren umgeben ist. Die Stel[...]g des Ladentisches und des Verkäufers ist ähnlich der unsrigen. Etwa zehn [...] hoch über dem Platze, wo der Ladendiener steht, erblickt man in der [...]nd eine Nische mit einem schönen, vielfach verzierten, dem Buddha ge[...]ten Altar, neben welchem sich ein Balkon befindet, von wo aus der Prin[...]l seine Diener überwacht. Ein Dachfenster beleuchtet den Laden, und ein [...]ter Altar ist dem Tu-Thei, dem Gotte des Reichthums, geweiht, einem [...], welches unter den chinesischen Kaufleuten nicht minder als unter den [...]päischen immer die größten Verehrer gefunden hat.

Die schönsten Läden Cantons befinden sich in der Medizinalstraße (Physic-[...]ot), einer der schönsten Straßen dieser Weltstadt. Die prächtigsten Vasen [...] andere Kunstarbeiten des alten China's, so wie Bildsäulen chinesischer [...]er und Weisen, Waffen und Münzen der ältesten Dynastieen — lauter [...]ten, welche die Geduld und Geschicklichkeit des chinesischen Meisters im [...]den Grade bewundern lassen, sind hier in großen Museen und Niederlagen [...] Publikum zur Schau gestellt. In einer anderen Straße erblickt man [...]mannsläden, in welchen Laternen der verschiedensten Form aufgehängt [...] Dieselben lassen sich vergrößern und verkleinern und präsentiren sich [...] als Cylinder, bald als Sphäroide, bald als Polygone, kurz in allen [...]ichen mathematischen Figuren. Auch findet man hier allerhand heilige [...]rarbeit, womit der Chinese die Altäre und Tempel seiner Hausgottheiten [...]ickt. — In einer anderen Straße verkauft man Porzellan aus der Pro[...] Kiangsi, so wie Stroh- und Rohrarbeiten. Nicht weit davon ist der [...]üse- und Fleisch-Markt, auf welchem letzteren sich auch unter Anderem [...]icherte Matten befinden. Die Nase hat indessen in den Straßen Cantons [...]zer zu leiden, als das Auge, denn ein harziges Holz und anderes [...]herwerk verbreitet daselbst beständig Wohlgerüche.

Die Bevölkerung, welche die Straßen Cantons belebt, bietet einen eigen[...]lichen Anblick dar. Hier sieht man eine unzählige Menge von Köpfen, über welche schweigende Barbiere ihre großen Rasirmesser gravitätisch hinweggleiten lassen; dort erblickt man ganze Reihen von Wahrsagern vor ihren langen Tafeln sitzen und umgeben von einer neugierigen Menge, welche von ihrem künftigen Schicksal Kunde haben will. In der Rechten halten die Astrologen eine Wetterfahne und in der Linken mathematische Instrumente und wunderliche Bilder von Göttern und Dämonen. Der Weissager hat Papier und Feder vor sich liegen, um damit seine Berechnung anzustellen, so wie staubige Folianten, die er hin und wieder mit einer mysteriösen Miene vergleicht oder auch nur berührt. Er sagt lange Sprüche her, worauf der Gläubige die Hand ausstreckt, deren Linien und Falten der Prophet deutet. Nachdem Letzterer seine Zahlung erhalten, macht er eine Prophezeiung, die in tiefes Dunkel gehüllt ist. Etwas weiter sieht man Kranke, welche sich Fausthiebe auf den Rücken versetzen, eine Art homöopathisches Mittel der Chinesen. Kesselflicker, Schuhmacher und andere Handwerker treiben ihre Profession auf der Straße. Bettler, mit ihren elenden zerrissenen Matten auf dem Rücken, singen Klagelieder her oder schlagen sich mit dem Kopf an die Erde; ganze Karawanen von Blinden durchziehen an Stäben die Straßen, Almosen bettelnd. Hinter ihnen ziehen wieder Musikanten und Sänger her, welche mit beliebten National-Liedern die Menge belustigen. Alles ist auf der Straße vertreten. In diesem Gewühle fehlt es auch nicht an solchen, welche uneingeladen Einem die Taschen untersuchen. Besonders muß der Europäer auf seiner Hut seyn, denn bei ihm glauben die chinesischen Taschendiebe am meisten zu finden.

Hinsichtlich der Bauart ist zu bemerken, daß die Häuser mit runden Ziegeln bedeckt sind, wodurch das Dach gewölbt erscheint. Die Bauten sind im Ganzen mehr geziert als solid. Auch ist China arm an alten Denkmälern. Die Häuser haben in der Regel nur ein Stockwerk und deren Fenster sind eingerichtet, wie unsere mittelalterlichen. — Die Wohnungen der Reichen sind von Mauern umgeben, um sie den Blicken der Vorübergehenden, namentlich der äußerst scheelsüchtigen Mandarinen, zu entziehen. Die inneren Wände der Häuser sind mit schön ausgeputzten Altären, den Vorfahren oder Schutzgöttern gewidmet, ausgeschmückt. Auf denselben brennt stets eine Lampe, und die Gläubigen stecken daran Weihrauch und vergoldetes Papier und andere Opfergaben an. Die Stubenwände sind gewöhnlich mit moralischen Sprüchen beschrieben. Die Wohnung der Männer ist natürlich von der der Frauen getrennt, und erstere heißt Gun-ting, letztere Ka-kunting. Die Zimmer sind klein, dagegen sehr zahlreich, und sind mit großen und viereckigen Divans und Lehnstühlen möblirt. Maler- und Schnitzarbeiten, welche besonders die Pflanzen- und Thierwelt darstellen, sind allenthalben angebracht. Die an den Wänden und Möbeln befindlichen allegorischen Sprüche sind oft den Chinesen selbst nicht verständlich, was sie indessen lieben, denn sie halten nur das für geistreich, was schwer zu begreifen ist. Oft jedoch ergänzen sich die Sprüche, wodurch sie auch verständlich werden.

Ueber die Bevölkerung Cantons hat man manche Vermuthung aufgestellt. Die Einen nahmen die verhältnißmäßig geringe Häuseranzahl zum Maßstabe und ließen so die Einwohner $\frac{1}{2}$ Million seyn; andere wollten eine Million herausgerechnet haben; noch andere nahmen den Handwerkerstand zu 250,000 an, die Schiffsbevölkerung zu eben so viel und die übrigen Stadtbewohner zu einer Million, und wollten so $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen gefunden haben. Alle diese Angaben sind aber nicht mehr als Vermuthungen, und es wird noch lange dem Fremden schwer halten, über die Anzahl der Einwohner Cantons, so wie China's überhaupt, auch nur eine annähernde Gewißheit zu gewinnen.

Die Cantoner sind in der Regel von hoher Gestalt. Die chinesische Menschengattung hat nicht eine so große Mannigfaltigkeit in der einzelnen Abweichung aufzuweisen, wie die europäische. An physischer Kraft dieser nachstehend, ist sie minder einer Abnormität ausgesetzt, welche letztere fast immer nur eine Folge des Zufalls ist. Die Gesichtsfarbe der Chinesen ist gelblich, im Norden jedoch auch weiß. Die Nase ist kurz und platt, die Nasenlöcher aufgeworfen, Augenknochen hervorragend, Ohren groß, Augen klein, fast ohne Augenwimpern, Hände zart, Finger lang, Füße sehr kurz, das Haar schwarz; so ist der Chinese in seiner leiblichen Gestalt beschaffen. Die Chinesen rasiren den Vordertheil des Kopfes, die Schläfen und den Nacken, so daß im Hinterkopfe eine 4—5 Zoll umfassende Haarkugel bleibt, von wo aus nun aber ein Schweifzopf herabwirbelt, welcher noch mit falschen Flechten gemischt ist und bis zu den Fersen reicht. Das Kopfscheeren bei den Chinesen ist erst seit 1644 in Gebrauch gekommen. Auch hat diese Sitte stets mehr Wurzeln geschlagen; höchstens ist sie bei den Bettlern, Gefangenen und den unbesiegten Bergvölkern noch nicht ganz eingeführt. Einem Chinesen den Zopfschweif a[...]

*) Das neueste Edikt des Kaisers scheint diesen Stadttheil jedoch den Ausländern zu[...]cher gemacht zu haben.

**) Das Verfahren der unsrigen ist allerdings zuweilen sehr chinesisch.

ab gräbt durch Mißbrauch, wie die Freiheit durch Uebertreibung. Das e Regiment begann mit Reactionen. Royer-Collard hatte sich schon längst e ganz andere Idee von der Legitimität und ihrem Verhältnisse zum Geiste neneren Zeit gebildet, und war über dieses unüberlegte Herausfordern der ntlichen Meinung empört; gleichwohl hielt er für nöthig, daß die Regieg unter jenen außerordentlichen Umständen auch eine wirkliche Macht ben müsse. Ja, um die Wahrheit zu sagen, da er allen heftigen Maßregeln eneigt war und sich den lächerlichen Bestrebungen einer Gegen-Revolution chieden widersetzte, entging er selbst nicht ganz der reactionairen Beweg, welche die Royalisten antrieb, der öffentlichen Meinung und der Presse mißtrauen. Zum Generaldirektor des Buchhandels ernannt, billigte er die ventive Censur, die er später lebhaft bekämpfte. Allerdings verfehlte er t, zu erklären, daß er sie nur als vorübergehende Nothwendigkeit betrachte sich durch die Wahl der Censoren im voraus ihrer Wirkung versichert e; doch war dies nur eine Milderung, nicht eine Aufhebung derselben, und als eine Ueberschreitung seiner Grundsätze bezeichnet werden. Uebrigens ihn die zweite Restauration seinem vermittelnden und gemäßigten, aber chiedenen Auftreten durchaus treu.

Als die Königsherrschaft aufs neue eingesetzt worden war und sich gegen Anhänger des Kaiserthums und der Republik sicherer gestellt hatte, zeigte Regierung, während Herr von Talleyrand das Ministerium des Aeußeren, e Pasquier das des Innern verwaltete, eine mildere Gesinnung gegen die egten und eine günstigere Stimmung für die Grundsätze der Revolution. er-Collard unterstützte das Amnestiegesetz und bekämpfte die Wahl in zwei ufungen, weil sie zwar dem Volke einen größeren Antheil einzuräumen n, durch die vermehrte Anzahl der Wähler, in der That aber ein mächti- Werkzeug in den Händen der Privilegirten werden konnte, wegen ihres lusses auf die niederen Klassen. Doch sein Hauptwerk in dieser Zeit, was n schon seinen Namen im Andenken erhalten würde, ist der große Antheil, er an der neuen Einrichtung der Universität nahm.

Am 15. August 1815 ward Royer-Collard zum Präsidenten der Kommission das öffentliche Unterrichtswesen ernannt, in welcher de Sacy, Frayssinous Cuvier neben ihm saßen. Die Universität war durch ein Gesetz von 1806 ründet, durch ein Dekret vom 17. März 1808 organisirt und durch einen glichen Kabinetsbefehl vom 17. Februar 1815 aufgehoben worden. Die ite Restauration hatte zwar schon etwas mehr Einsicht, konnte sich aber noch nicht ganz von ihren Vorurtheilen losmachen und beschloß, einen telweg einzuschlagen. Die Universität wurde beibehalten, aber der Großter und der königliche Rath für den öffentlichen Unterricht aufgehoben. n legte die ausübende Gewalt des ersteren und die berathende des zweiten mmen in die Hände einer Kommission für den öffentlichen Unterricht. er-Collard glaubte, daß diese Vereinigung der Gewalten nur hinderlich auf Thätigkeit der Universität wirken könne, und trat als Vertheidiger der alten fassung auf, indem er den Satz hinstellte: Die Universität ist der Staat, anandt auf die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts. Er behielt den g über alle Gegner. Am 1. September 1820 nahm die Kommission den Naeines königl. Unterrichtsrathes an, und am 1. Juni 1822 ward das Großterthum wiederhergestellt.

So lange die Regierung der Restauration einige Ueberlegung blicken ließ sich das Ansehen gab, als wolle sie die Freiheit ertragen, zeigte sich Royerlard als einer ihrer ergebenen Anhänger. Er vertheidigte den Gesetzvorg des Herrn Decazes über die Suspension der persönlichen Freiheit, doch Vorbehalt, denn er meinte, es sey an der Zeit, die Ausnahmegesetze aufben. Er vertheidigte ferner das Wahlgesetz von 1817, welches auf das zip der direkten Wahl gegründet war, und jedem dreißigjährigen Bürger, 300 Franken direkte Steuern zahlte, Stimmrecht gab. Bemüht, das Reentativ-System möglichst zu vervollständigen, arbeitete er mit de Sevre Guizot im Staatsrathe einen vortrefflichen Entwurf zu einem Preßgeaus.

Aber die Zeit der Weisheit war noch nicht gekommen und wollte auch t kommen. Die Partei des Herrn Decazes ging in ihrem Krebsgange immer ter, und Royer-Collard konnte einer Regierung nicht mehr als Beamter en, welche er, seinem Gewissen folgend, als Deputirter bekämpfen mußte. gab seine Stellung als Rath des öffentlichen Unterrichtes auf und trat, jener Ruhe, die seiner Würde ziemte, entschieden in die Reihen der Oppon. In dieser Zeit war es, wo er einer schwer begreifenden Kammer mit iger Logik die Lehre vom Repräsentativsystem beibringen wollte und sich sig veranlaßt sah, das Wort „Doctrine“ zu brauchen, wofür ihm und ein Gleichgesinnten von einem witzigen Mitgliede der Majorität der Spitzte „Doctrinair“ zu Theil wurde, welcher sich, je nach der Ansicht der Para in lobendem oder tadelndem Sinne gebraucht, erhalten hat.

Von 1821 bis 1828 verfocht Royer-Collard eine thätige, zusammenhände und hartnäckige Opposition. Zwischen den Vierhundert und zehn des nisters Villèle und den Siebzehn der Linken stehend, bildete er allein das e Centrum der Kammer, denn er wollte nicht über die Charte von 1815 ausgehen, aber auch nichts von derselben aufgeben. Er bekämpfte das ht der Erstgeburt, die Septennalität der Kammer, das Sakrilegiengesetz, Unterdrückung der Preßfreiheit mit aller Kraft und aus Gesichtspunkten i einer Höhe, zu der nur er sich erhob. Im Jahre 1827 erfuhr er dafür die pelte Genugthuung, daß er von der Akademie zum Mitgliede und von en Wahlkollegien zum Deputirten gewählt ward. Man kann sagen, daß damals ganz Frankreich repräsentirte, welches keine neue Revolution nschte, wohl aber den Genuß der aus der alten erwachsenen Früchte be-

Die Hoffnung, daß das versöhnliche Ministerium des Herrn von Martignac den Frieden zurückführen könne, dauerte nur kurze Zeit. Herr von Polignac und Karl X. wollten der schiefen Stellung ein Ende machen und trieben das Uebel zum Gipfel. Das neue Ministerium erklärte sich offen gegen alle Ideen, die in Frankreich seit vierzig Jahren Wurzel gefaßt hatten. Der König fügte noch drohende Ausdrücke hinzu und bedeutete die Kammer, daß sie jede freie Opposition aufgeben müsse. Royer-Collard, als Präsident der Kammer, erklärte dem Könige dagegen in der berühmten Adresse der 221, übrigens in den ruhigsten und ehrfurchtsvollsten Ausdrücken, daß er nur zwischen freier und ehrlicher Annahme der Repräsentativ-Verfassung oder dem Verluste der Anhänglichkeit des Volkes zu wählen habe. Vergeblich! die Regierung machte aus ihrer Verblendung eine Gewissens- und selbst eine Religionsfrage. Mit allem Eigensinn schlechter Systeme, mit allem Eifer aufrichtig gemeinter, aber engherziger und falscher Ueberzeugung, rannte sie schnurstracks dem Abgrunde zu, und die alte Monarchie stürzte zusammen.

Royer-Collard, der ihr seine Unterstützung und seinen wohlgemeinten Rath gewährt hatte, sah ihren Untergang mit Bedauern. An der Revolution nahm er keinen Theil, gleichwohl trat er in die neue Kammer, weil er die Ordnung in Gefahr sah, und unterstützte die neue Regierung aus Liebe zum Vaterlande. Er blieb seinem alten Grundsatze: mächtige Regierung im Bunde mit einem freien Volke, getreu; doch war er mit den Jahren verdrießlich geworden; auch mochte der Umstand, daß seine Lieblings-Hoffnung, der alte Zweig werde mit den neu aufgesproßten Ideen verwachsen können, gescheitert war, seine Mißstimmung vermehren. In eine Art nachdenklicher Betrachtung versunken, ließ er nur zuweilen noch einen blitzenden Gedanken oder ein treffendes Witzwort aufleuchten. Indeß war seine Opposition nicht gefährlich. Und er hatte auch in der That erreicht, was er gewollt und erstrebt: die Befestigung der Repräsentativ-Regierung in Frankreich, nur Reformen blieben noch auszuführen, keine Revolution mehr.

Royer-Collard hat zu drei wichtigen Dingen bedeutend mitgewirkt: Er hat in der Philosophie den Spiritualismus in Frankreich erweckt, er hat die Universität aufrecht erhalten und neu gestaltet, er hat die hauptsächlichsten Grundsätze der constitutionellen Regierungsform festgestellt und zur Sicherung einer aufrichtigeren Handhabung derselben beigetragen. Er war, was Wenige in unseren Tagen sind, frei im Urtheil, uneigennützig im Wandel. Das gab seinem Worte so großes Gewicht, das verlieh selbst seinem Schweigen solche Bedeutung. Das Geheimniß seiner Kraft liegt in ihm selbst, es liegt in der kleinen Anzahl derer, die damit beginnen, Grundsätzen zu gehorchen, um später im Namen derselben mit Recht befehlen zu können.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo. *)

I. Die Malayen und Deyaks auf Borneo.

Das innere Afrika und Neu-Holland ausgenommen, giebt es keinen Erdtheil, dessen Geographie uns weniger bekannt wäre als die von Borneo. Diese größte aller Inseln — denn Neu-Holland, obschon vom Meere umflossen, wird mit Recht als Kontinent betrachtet — entlehnt den Namen, den wir ihr geben, von der an ihrer nordwestlichen Küste liegenden Stadt und Provinz Borneo oder Bruni, die in den Tagen der alten portugiesischen Seefahrer einen mächtigen (jetzt sehr gesunkenen) Staat bildeten. Die Malayen, die hier der herrschende Volksstamm sind, nennen ihre Insel gewöhnlich **Kalamantan**.

Das Klima von Borneo ist äquatorisch — d. h. im höchsten Grade feucht und zu allen Jahreszeiten von häufigen Regengüssen heimgesucht, aber nicht ungesund und mit einer nur geringen Schwankungen unterworfenen Temperatur. Die schönen, von dem periodischen Regen angeschwollenen Ströme sind viele Meilen weit schiffbar, und ihr Lauf ist das Einzige, was Europäer bis jetzt hier erforscht haben; denn ihre Ufer sind mit dichten Waldungen bedeckt — man weiß nicht, ob das Binnenland aus Gebirgen, Ebenen oder Niederungen besteht, und auch von den Einwohnern sind unsere Kenntnisse nicht weniger mangelhaft. Borneo stellt auf der Weltkarte einen leeren Raum dar, den Phantasie und Tradition mit seltsamen Thieren und noch seltsameren Menschen bevölkert haben; in seinen Einöden haust der Waldmensch — Buffon's Pongo — die wildeste und scheußlichste Abart des Orangutang-Geschlechts, neben Menschenstämmen, die auf Bäumen wohnen und ihn kaum an geistigen Fähigkeiten übertreffen. So viel man weiß, bestehen Letztere aus zwei Racen, den Malayen und den Deyaks. Die Malayen, deren Wiege in den Bergschluchten Sumatra's gesucht wird, haben sich über den ganzen ostindischen Archipel verbreitet, wie einst die Pelasger über Griechenland, und da sie durch größere Energie des Charakters und eine gewisse Kultur sich vor den Ureinwohnern, den Deyaks, auszeichnen, so haben sie diese überall unterjocht und mehrere kleine Handelsstaaten an der Seeküste gegründet. Sie bekennen sich durchgängig zum muhammedanischen Glauben und werden zum Theil von Fürsten oder Scherifs arabischen Ursprungs beherrscht, die in direkter Linie vom Propheten abstammen wollen. Wenige Völkerschaften haben einen schlechteren Ruf als die Malayen; in allen indischen Meeren werden sie als grausame Seeräuber gefürchtet, und man schildert ihren Charakter als ein Gemisch von Rachsucht, Habgier und verrätherischer Hinterlist. Es fehlt ihnen aber keinesweges an guten Seiten, und ihre Laster sind vielleicht eher dem Einflusse ihrer Machthaber und dem verderblichen Beispiel europäischer Handelsleute als ihrem eigenen Naturell zuzuschreiben. „Im Allgemeinen“, schreibt der britische Reisende Brooke, „sind die Malayen weder treulos noch

blutgierig. Gutmüthig, höflich, gastfrei und von milden Sitten, leben sie in ihren Gemeinden mit einer geringeren Anzahl Verbrechen und Strafen, als in den meisten anderen Ländern unseres Erdballs. Ihre Liebe und Nachsicht gegen ihre Kinder geht bis zur Uebertreibung, und die Bande der Verwandtschaft bleiben durch mehrere Generationen in Kraft. Die Gefühle des Malayen sind höchst empfindlich, und die Furcht vor der Schande vermag ihn bis zum Aeußersten zu treiben; aber so leicht er durch wirkliche oder vermeinte Beleidigungen zur Wuth gereizt wird, so erkenntlich ist er für erzeigte Wohlthaten. Der schlimmste Zug im malayischen Volks-Charakter ist der Mangel an Offenheit und geradem Sinne und die rastlose Liebe zur Intrigue, von der Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, beseelt werden. Wie bei allen Asiaten, ist die Wahrheitsliebe unter ihnen eine seltene Eigenschaft. Fanatisch und in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen zur Verschmitztheit geneigt, verbietet ihnen weder ihre Religion noch ihr Gewissen, den Ungläubigen zu täuschen oder den Deyak zu unterdrücken, der an Geisteskraft und Bildung unter ihnen steht."

Die Deyaks, welche die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Insel bilden, sind dem Anschein nach ein Stamm mit den Budschi's auf Celebes, einem Zweige der großen und in ihrem Ursprung so zweifelhaften polynesischen Menschenrace. Sie theilen sich in zwei Tribus — die Land- und See-Deyaks. Die Letzteren sind, wie schon ihr Name zeigt, ein Schiffervolk, welches in unzugänglichen Lokalitäten an den Ufern der zahlreichen Flüsse wohnt und in seinen leichten Prauhs unter Anführung der Malayen jene Raubzüge unternimmt, welche die bornesischen Gewässer unsicher machen. Wie in den Homerischen Tagen, ist Seeräuberei die Lieblingsbeschäftigung aller kriegslustigen, Abenteuer suchenden Geister, und dieser Trieb ist in den Nationalsitten so tief gewurzelt, daß es schwer seyn wird, ihn auszurotten, obgleich die englische Regierung von Zeit zu Zeit Expeditionen abfertigt, um die dortigen Piratennester zu zerstören. „Die Datus oder Häuptlinge", schreibt Capitain Keppel, der eine solche kommandirte, „sind unverbesserlich; Seeräuber durch Abstammung und Geschmack, betrachten sie ihr Gewerbe als das schönste und glorreichste Erbtheil. Blutvergießen ist ihnen ein Spiel, und Plündern, besonders aber Sklavenmachen, ihre Lust; den Handel verachten sie, wenn auch seine Vortheile größer sind, da er ihnen als eines freien Mannes unwürdig erscheint. Ihr höchster Stolz ist, Schwerter zu besitzen, die meist von ihren Ahnherren auf berühmten Raubzügen getragen wurden und die in ihren Augen für die heiligsten Familienstücke gelten." — Die wildesten unter diesen Stämmen sind die Sarebus und Sakarrans, die man als schöne Männer, von hellerer Farbe als die Malayen, mit blitzenden Augen, feinen Lippen und wohlgebildeten Zügen schildert, deren Physiognomie aber durch einen arglistigen Ausdruck entstellt wird.

Die Deyak-Darrat oder Land-Deyaks unterscheiden sich, was Sprache und Sitten betrifft, in den Hauptpunkten nur wenig von ihren seefahrenden Brüdern, aber ihre Lage ist eine viel unglücklichere. Seit undenklichen Zeiten werden sie von den Malayen und deren Radschahs aufs ärgste mißhandelt und mit schweren Auflagen erdrückt, die sie von den Produkten ihrer Industrie zahlen müssen. Man zwingt sie, die von ihnen verfertigten Matten und Geräthschaften, die eßbaren Vogelnester, das Geflügel, das Obst — kurz, sämmtliche Landes-Erzeugnisse zu willkürlichen Preisen abzulassen; der unglückliche Deyak ist der Laune eines jeden angesehenen Malayen unterworfen, der ihn bis aufs Blut aussaugt. Wenn er seine Armuth vorschützt und sich für unfähig erklärt, das Verlangte zu leisten, so ist die Antwort gleich bei der Hand: „Gieb mir Dein Weib oder eines Deiner Kinder"; fügt er sich auch dem nicht, so nimmt man ihm wirklich sein Weib oder sein Kind, um es in die Sklaverei zu verkaufen. Der gemeinste Malaye kann einen Deyak nach Gutdünken kränken und beleidigen; wenn aber Letzterer durch Zufall oder mit Vorsatz einem Malayen zu nahe tritt, so ist es ein schweres Verbrechen, und er muß hart dafür büßen. Ist das Haus eines Deyaks baufällig und kommt ein Malaye dadurch zu Schaden, so wird eine hohe Strafe auferlegt; giebt ein Malaye vor, daß er in einer Dschangel durch die den wilden Ebern gestellten Fallen oder durch die Holz-Pallisaden verletzt worden sey, welche die Deyaks um ihre Dörfer ziehen, so ist die Strafe noch schwerer — ist er aber wirklich verwundet, wenn auch noch so zufällig, so ist der Untergang des Deyaks gewiß. Die Malayen kommen und gehen nach Belieben, quartieren sich bei den Deyaks ein, brandschatzen sie und zwingen sie noch, das geraubte Eigenthum für sie nach ihrer Heimat zu transportiren. Bei solchen Bedrückungen ist es nicht zu verwundern, daß die Verzweiflung oft zu blutigen Aufständen treibt; bisher waren sie aber stets erfolglos, da die Malayen von den See-Deyaks unterstützt wurden, die sich durch die Aussicht auf reichliche Beute bewegen ließen, zur Unterdrückung ihrer Stammgenossen mitzuwirken. Der Bürgerkrieg wüthete dann mit allen seinen Schrecken; die Männer wurden getödtet, die Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt, die Dörfer verbrannt, die Obstbäume niedergehauen und Alles zerstört, was von den Siegern nicht weggeführt wurde. Die beklagenswerthen Deyaks suchten in den Bergen oder in den dichten Dschangels Zuflucht: „wir leben nicht wie Menschen", sagte ein Bewohner der Provinz Sarawak zum Capitain Kepp „wir leben wie die Affen; man jagt uns von Ort zu Ort; wir haben kei Heimat, und wenn wir ein Feuer anzünden, so fürchten wir, daß der Rau uns dem Feinde verrathen werde."

*) Nach einem Artikel der Edinburgh Review, der über die Expedition des Capitains Keppel gegen die bornesischen Seeräuber berichtet und zugleich einige interessante Nachrichten über die Unternehmungen des britischen Philanthropen Brooke mittheilt, der zu Sarawak an der Küste von Borneo ein eigenes Fürstenthum gegründet hat. — Man vergl. auch den Aufsatz im Magazin für 1843, Nr. 1: Borneo und das Pontianaksche Reich.

Mannigfaltiges.

— Zur Dante-Literatur. Es liegt uns eine vor wenigen Woche in Deutschland erschienene, italiänische Schrift über einen alten Kommentar des Dante, so wie über die Bibliographie dieses Dichters, vor, die in mehrfacher Hinsicht ein Curiosum genannt zu werden verdient. Außerdem nämlich, daß sie von einem Deutschen, Herrn Prof. Karl Witte in Halle, verfaßt ist, ist sie in der Form eines Sendschreibens an einen Engländer, den in Florenz lebenden Maler Seymour Kirkup, gerichtet; und zwar zur Widerlegung einiger von einem Franzosen, dem Vicomte Colomb de Batines, in einer ebenfalls italiänisch abgefaßten und dem Maler Seymour Kirkup gewidmeten Schrift ausgesprochenen Behauptungen über das Alter jenes Kommentars, der unter dem Namen Ottimo Comento bekannt ist *). Dieser Ottimo Comento, obwohl nicht der erste und auch kein ganz ursprünglicher Erklärer des Dante, wie Witte bereits in einer Abhandlung nachgewiesen, die 1824 im „Hermes" erschien, hat doch noch einen Zeitgenossen Dante's zu seinem Verfasser und ist, wie in der eben erschienenen kleinen Schrift unseres Landsmanns durch mehrere Stellen des Kommentars selbst unzweifelhaft bewiesen wird, im Jahre 1333—34 geschrieben, während ihn Herr Colomb de Batines erst zwanzig Jahre später, in der Zeit von 1351—54, entstehen läßt. Das Moment des Streites scheint vielleicht manchem unserer Leser von keiner großen Wichtigkeit, aber in Bezug auf Dante, über den bereits so viel geschrieben worden, daß eine Sammlung der verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen seines Gedichtes, so wie der Kommentare dazu, allein schon eine große Bibliothek bildet, ist doch jedes neue Datum, jeder Wink, der über ihn und seine Zeit einen neuen Aufschluß zu geben vermag, vom höchsten Interesse. Was hat es nicht z. B. für Bedeutung in Bezug auf den Dichter, wenn wir von einem Zeitgenossen Dante's die von Witte aus dem Ottimo Comento angeführten Worte lesen: „Io scrittore udii dire a Dante, che mai rima nol trasse a dire altro che quello, ch'avea in suo proponimento; ma ch'elli molte e spesse volte facea li vocaboli dire nelle sue rime altro che quello, ch'erano appo gli altri dicitori usati di sprimere." **)

Im Uebrigen giebt jedoch auch Witte zu, daß der anonyme Verfasser des Ottimo Comento theilweise den noch älteren Kommentar des Jacopo della Lana (identisch mit dem sogenannten Comento Visconti, aber nicht zu verwechseln mit den zwei Kommentaren, die man den beiden Söhnen des Dichters, Pietro und Jacopo di Dante, zuschreibt) benutzt und abgeschrieben habe. Die beiden Handschriften des Ottimo in der Bibliothek von San Marco und im Vatikan sind mit den Initialien A. L. N. F. unterzeichnet, in welchen sowohl Herr Colomb de Batines als Herr Witte den Namen Andrea Lancia, Notar Fiorentino, erkennt.

Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch noch, daß von den dem ältesten Sohne Dante's, Pietro, zugeschriebenen lateinischen Kommentar der Divina Comedia im J. 1845 zu Florenz eine neue auf Kosten des Lord Warren Vernon veranstaltete und von dem gelehrten V. Nannucci redigirte Ausgabe erschienen ist. Jeder Bogen dieser prachtvollen Ausgabe trägt in seinem Wasserzeichen die bekannte doppelsinnige Devise des Hauses Vernon: Ver non semper viret, wonach dieses Haus vor dem Frühling den Vorzug hat, daß es zu allen Zeiten grünet.

*) Quando e da chi sia composto l'Ottimo Comento a Dante. Lettera al Sign. Seymour Kirkup a Firenze, di Carlo Witte. Colla giunta di alcuni supplimenti alla Bibliografia Dantesca del Sign. Visconte Colomb de Batines. — Lipsia, Ambr. Barth, 1847.

**) Ich, der Schreiber dieses, hörte Dante bemerken, daß der Reim niemals ihn bewog, etwas Anderes zu sagen, als was er eben im Sinne hatte; daß er jedoch vielfach und öfter den Worten in seinen Versen eine andere Bedeutung gebe, als sie bei sonstigen Schriftstellern zu haben pflegten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Dienstag den 9. Februar 1847.

Spanien.

Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution.

Es hat sich in dem südwestlichen Theil Europa's, zunächst in Frankreich und dann in Spanien, eine politische und historische Schule gebildet, die auf den Namen einer „philosophischen" Anspruch macht, weil sie mit Verwerfung aller engherzigen und unfruchtbaren Anschauungsweisen der Vergangenheit in den Annalen der Nationen nicht etwa eine blos zufälligerweise zusammenhängende Reihe von Ereignissen, sondern vielmehr in allen geschichtlichen Entwickelungsphasen der Völker einen fortlaufenden Faden erblickt, der nirgend unterbrochen wird. Diese Schule, zu der auch der Dichter Martinez de la Rosa, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, gehört, zeigt besonders das Streben, zum Vortheil für die gegenwärtigen Generationen die Lehren und Erfahrungen auszubeuten, die uns durch die Geschichte aus dem socialen und politischen Leben der verflossenen Jahrhunderte überliefert werden. Martinez de la Rosa, über dessen literarisches und politisches Wirken wir am Schluß dieses Artikels einige kurze Andeutungen geben werden, hat neuerdings ein Werk erscheinen lassen, das den bedeutungsvollen Titel „Geist des Jahrhunderts" (el espiritu del siglo) führt und das, weniger in einem vollständigen und in sich abgeschlossenen Gemälde, als in skizzenhaften, aber beziehungsreichen Umrissen, eine Totalanschauung der seit der französischen Revolution in dem westlichen Theil Europa's mit einander kämpfenden Ideen und der sich aus diesem Kampfe herausgestaltenden Verhältnisse in dem inneren und äußeren Leben der Nationen gewähren will, um in dieser Anschauung einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Ereignisse der Gegenwart als die nothwendigen Resultate jener Entwickelung erscheinen. Es ist, wie ein französischer Kritiker sich darüber ausspricht*), „eine Art von Lehrkursus über praktische Politik mit der Nutzanwendung auf die Gegenwart", ein Ausdruck, der jedoch nicht viel besagen will, da er keine Charakteristik des Geistes dieses „Geistes des Jahrhunderts" giebt. Da wir überzeugt sind, daß das erwähnte Werk in kurzem zu nicht unbedeutendem Rufe gelangen wird, so mag hier, ehe wir auf seinen Inhalt, den wir in der Ueberschrift dieses Artikels so allgemein und zugleich so bestimmt wie möglich bezeichnet haben, näher eingehen, eine kurze Notiz über die historische Darstellung folgen, deren Gegenstand der „Geist des Jahrhunderts" ist.

Niemand war in der That geeigneter, die neuere Zeit gut zu beschreiben und zu beurtheilen, als Martinez de la Rosa, da er, im Anfange der französischen Revolution geboren, vom Schicksal gleichsam bestimmt war, diesen inhaltsschweren und erfolgreichen Kampf von seinem Beginn bis zu seinem Ende zu verfolgen, der die Oberfläche der europäischen Gesellschaft und die Richtung der europäischen Politik vollkommen verändern sollte, und dem er selbst nicht blos als ruhiger Zuschauer, sondern auch zuweilen als thätiger Theilnehmer beiwohnte. Die erste Idee zu diesem wichtigen Werke faßte er im Jahre 1822, als jene Krisis, wodurch Spanien bis in seine Grundvesten erschüttert wurde, ihrem Ende nahte. Die Juli-Revolution, deren verschiedene Phasen er in Paris selbst verfolgen konnte, bestärkte ihn in dem Entschluß, es fortzusetzen, den er jedoch erst nach seiner Rückkehr nach der Halbinsel ausführen konnte. Trotz der Forderungen, welche seine hohe politische Stellung an ihn machte, fand er doch in der unermüdlichen Thätigkeit seines Geistes die nöthige Zeit, es zu vollenden, so daß im Jahre 1846 der siebente Band desselben zu Madrid erschien, der das Gemälde der französischen Revolution seit 1789 bis zur Wiederherstellung der Bourbonschen Dynastie 1814 beendete. Obgleich hiermit das eigentliche Werk selbst, seiner ersten Anlage nach, vollendet ist, so hat der Verfasser doch den Entschluß gefaßt, in einem späteren besonderen Komplement die politische und philosophische Geschichte der folgenden sechzehn Jahre, einer Periode, die besonders für Spanien so reich an furchtbaren Lehren und erbitterten Kämpfen ist, und die durch die Juli-Revolution geschlossen wurde, hinzuzufügen. Hoffen wir endlich, daß Martinez de la Rosa, über sein Versprechen hinaus, späterhin den Rahmen seines Gemäldes durch die Fortführung seines Werkes bis zur Geschichte der Jetztzeit noch erweitern wird. — Aus dieser historischen Bemerkung über die Entstehung des erwähnten Werkes geht freilich hervor, daß wir in unserer Betrachtung über die politischen Beziehungen Frankreichs und Spaniens dem Verfasser desselben nur bis zum Jahre 1814 folgen können, mit welchem Jahre seine Geschichte schließt.

Das achtzehnte Jahrhundert war ein Jahrhundert der Arbeit und des inneren Kampfes. Schon geraume Zeit hatten die verschiedenen Völker theils mit einer gewissen Aengstlichkeit, theils mit Kühnheit versucht, die in ihnen bisher schlummernden, aber nunmehr erwachenden Kräfte zu prüfen und ihnen einen angemessenen Spielraum zu verschaffen, als die französische Revolution, diese große Lehrerin nicht nur der Regierungen, sondern auch der Nationen, die bisherigen Verhältnisse der politischen Welt mit einem Schlage entweder ganz aus ihren Fugen riß oder doch bedeutend veränderte und umgestaltete. Durch dieses ungeheure Ereigniß wurde der Epoche, worin wir leben, ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Den ohnmächtigen Theorieen einer abstrakten Schwärmerei folgte die Herrschaft praktischer Verbesserungen; die Prüfung der Thatsachen und die aus ihren Resultaten gewonnenen Maximen des Handels verdrängten die leeren Doktrinen, deren Grundlage nur in der Einbildung beruhte; und die ernsten Männer der Gegenwart, unterstützt durch die Verachtung, in welche die Mordbrennergesinnungen und Kopfabschneidersysteme gefallen sind, beschäftigen sich nur noch mit den Mitteln, eine Vereinigung zwischen der gesetzlichen Ordnung und der Freiheit hervorzubringen, ohne weder der ersteren ihre Festigkeit noch der zweiten ihre Wirklichkeit zu rauben.

Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus der Verfasser die Reihe der Zeitereignisse überschaut und beurtheilt, obgleich er, mitten in einem Lande, worin nicht nur überhaupt zu jeder Zeit die Leidenschaften glühender waren, als anderswo, sondern das auch nur kürzlich der Schauplatz der heftigsten Kämpfe gewesen, sich nicht verhehlen konnte, daß er durch das Bekenntniß solcher Gesinnung und Ansicht manche Wunde wieder aufreißen und manches „patriotische Gemüth" tief kränken werde. Er hat daher auch, dies wohl ahnend, als Motto auf den ersten Band seines Werkes die edlen Worte Benjamin Constant's gesetzt: „Das, was wir schreiben, ist der Art, daß es die Fanatiker „zweier einander entgegengesetzten Factionen aufbringen wird; aber wenn „man einmal fest entschlossen ist, seinen Namen und sein Leben der Verherrlichung und Verwirklichung gewisser Prinzipien zu weihen, so tröstet man „sich leicht über einseitige Mißbilligungen, weil man überzeugt ist, früher „oder später die allgemeine Billigung zu erhalten."

Wir wollen uns hier nicht bei des Verfassers Darstellung der Ereignisse der französischen Revolution aufhalten, wiewohl das unbestreitbare Talent desselben in der Schilderung dieser wichtigen Epoche nicht zu verkennen; so viel bedeutende Köpfe, so viel geschickte Federn haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, daß es schwer ist, ihm eine neue Seite abzugewinnen, wenn man seiner Behandlung auch ein Interesse verleihen kann. Was hier, wie schon erwähnt, besonders in Betracht kommt, ist der Zustand der politischen Beziehungen, welche am Ende des verflossenen Jahrhunderts zwischen dem spanischen Kabinet und der französischen Regierung existirten, und die Veränderungen, die durch die ersten Akte der Revolution in jene gegenseitige Stellung gebracht wurden, wobei wir besonders den durch die Verurtheilung des Königs Ludwig's XVI. auf die Bevölkerung der ganzen Halbinsel hervorgebrachten Eindruck berücksichtigen müssen.

Die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen, durch den Grafen von Florida-Blanca fast abgebrochen, wurden durch seinen Nachfolger, den Grafen von Aranda, wieder angeknüpft. Die versöhnlichen Ansichten dieses Staatsmannes verhindern jedoch das spanische Kabinet nicht, sich zuerst sehr zurückhaltend gegen Frankreich zu zeigen und später sogar jede Verbindung mit dem französischen Gesandten, Herrn von Bourgoing, abzubrechen. Als dieser auf die Nachricht von den Ereignissen des 10. August den Muth hatte, sich zu Karl IV. und der Königin Marie Louise zu begeben, deren Namenstag man feierte, begegnete er auf allen Gesichtern einer eisigen Kälte, die ihm bald die Ueberzeugung gab, daß er sich von jetzt ab von dem Hofe fern zu halten habe, da die Gefangennehmung des Königs Ludwig XVI. ihm nicht mehr das Recht verlieh, sich seinen Repräsentanten zu nennen. Indessen vernachlässigte das Kabinet zu Madrid keine für die Sicherheit des Landes nöthige Maaßregel, und selbst der Graf von Aranda stand nicht an, am 24. August dem Könige den Vorschlag zu machen, daß ein Truppen-Corps an der Gränze zusammengezogen und eine bewaffnete Neutralität ergriffen, ohne daß jedoch die neuerdings bestätigten spanischen Geschäftsträger am französischen Hofe abgerufen würden, weil dadurch die spanische Regierung von allen Ereignissen, die sich in Frankreich begaben, und welche die Zukunft und die Stellung der spa-

*) Duflot de Mofras in der Revue Nouvelle vom 15. Dezember.

image
not
available

älschen Gefährten den geheimen Intriguen der Malayen-Häuptlinge und der ffenen Feindschaft der Piraten-Chefs preisgegeben. Aber seine Energie und lugheit überwanden alle Schwierigkeiten; einige glückliche Handelsspecula- onen schien ihn in den Stand, seine Entwürfe nach und nach zu erweitern, nd es gelang ihm endlich, den Radschah Muda-Hassim zur Abtretung der Stadt arawak und ihres Gebietes zu bewegen und somit eine Stelle unter den rneisischen Fürsten einzunehmen. Der hierauf bezügliche Vertrag ward am . September 1841 unterzeichnet.

Eine der ersten Sorgen des neuen Radschah von Sarawak war die Ab- ssung eines Gesetzbuches in malayischer Sprache, welches er auf seine eige- n Kosten drucken ließ. Es besteht aus acht Artikeln. Der erste enthält die estimmung, daß Mord, Raub und andere Kapital-Verbrechen nach dem On- ng-Ondong, d. h. dem geschriebenen Gesetz von Borneo, bestraft werden llen, wenn der Angeklagte durch ein unpartelisches Gericht als schuldig be- nden wird; durch die drei folgenden wird freier Handel eingeführt, der sechste zieht sich auf die Steuern, der siebente auf das Münzsystem, und der achte mahnt alle Uebelthäter: „für ihre Sicherheit bedacht zu seyn und ein anderes nd aufzusuchen, wo sie die göttlichen und menschlichen Gesetze brechen kön- n." — Aber ehe das Civilisationswerk beginnen konnte, waren dringendere bel zu beseitigen. Der Distrikt Sarawak war von Piratenflotten umlagert; hrere von Herrn Brooke's Deyaks wurden von den anderen Stämmen er- rdet, und der Häuptling der Sarebus hing auf einem hohen Baum einen rb aus, der den Kopf des neuen Radschah aufnehmen sollte. Dieser bot jedoch len seinen Feinden die Spitze, und um seine Macht zu befestigen, unternahm eine Reise nach Bruni, der Hauptstadt des Sultans von Borneo, wo er it gehöriger Feierlichkeit die Belehnung als Fürst von Sarawak empfing.

Von größerer Wichtigkeit für den Erfolg seiner Pläne war die Ankunft r britischen Fregatte „Dido", die zur Züchtigung der räuberischen Sarebus d Sakarrans bestimmt war. Herr Brooke schloß sich ihr mit seinen eigenen asallen und einigen Haufen wilder Deyaks an, und nach dreijährigen impfen (1843—45), an denen auch andere britische Kriegsschiffe nebst dem ampfboote „Phlegethon" theilnahmen, wurden die Seeräuber völlig zu Paa- t getrieben und ihre vornehmsten Festungen zerstört. Unterdessen erhielt Sara- k allmälig eine neue und verbesserte Gestalt. Als unser Engländer zuerst dessen Besitz trat, bestand der Hauptort aus einer geringen Anzahl elender itten; er selbst wohnte in einer großen, auf Pfeilern erbauten Scheune, von em verpallisadirten und durch einen Wassergraben geschützten Raum um- ben, in welchem sein Viehstand untergebracht war. Seitdem nahm die Be- lkerung und der Handel des Platzes mit raschen Schritten zu, täglich erhoben h neue Häuser, unter denen sich besonders die fürstliche Residenz auszeichnet, ißige Chinesen und sogar europäische Kolonisten ließen sich gern an einem rte nieder, der ihnen größere Sicherheit gewährte, als die anderen Häfen der isel, vor Allem aber strömten die Deyaks nach dem Gebiet des neuen Poten- len, wo sie mitten unter der sie umgebenden Anarchie eine friedliche Zuflucht nden. Diejenigen, die früher von den Korsaren in der Sklaverei gehalten urden, siedelten sich hier als Ackerbauer an, und dieses so lange unterdrückte eschlecht athmete endlich frei auf, indem es nicht mehr zu befürchten hatte, ß seine kleinen Tyrannen es der Früchte seiner Arbeit, des Eigenthums, der eiheit und selbst des Lebens berauben würden. Durch die Ernennung zum itischen Agenten auf Borneo erlangte Herr Brooke noch größeren Einfluß, sie ihn unter den unmittelbaren Schutz der englischen Flagge stellte und m Gelegenheit verschaffte, seinen Wirkungskreis vorkommenden Falls auf e ganze Insel auszudehnen.

So standen die Sachen, als der Capitain Keppel, dem wir diese Nach- hten entlehnt haben, die Küste von Borneo verließ. Seitdem haben leider günstige Ereignisse stattgefunden. Der treueste Bundesgenosse des neuen adschah's, Pandscheran-Budruddin, war von den Seeräubern angegriffen d in seiner Veste eingeschlossen worden, wo er sich mit hartnäckiger Tapfer- t vertheidigte; aufs Aeußerste gebracht, zog er seinen Ring vom Finger, idte ihn an Herrn Brooke und sprengte sich dann mit seiner ganzen Familie die Luft. Er hatte den Ring von Brooke erhalten, um als Pfand zu nen, wenn er seiner Hülfe bedürfen würde. Muda-Hassim und andere eunde des Letzteren wurden hinterlistiger Weise ums Leben gebracht, und r verrätherische Sultan von Borneo gab Befehl, ihn selbst durch Gift oder dere Mittel aus dem Wege zu räumen. Von solchen Gefahren bedroht, tte Brooke den Beistand seiner Landsleute angerufen, und der Admiral chrane eilte in eigener Person mit einem zahlreichen Geschwader von Segel- d Dampfschiffen nach der borneisischen Küste. Ob nun die Engländer sich gnügen werden, für die künftige Sicherheit ihres Bevollmächtigten zu sor- n und seine Feinde zu demüthigen, oder ob sie die Gelegenheit wahrnehmen, r indisches Reich mit noch einer wichtigen Kolonie zu vermehren, muß die chste Zukunft entscheiden; in jedem Fall wird Borneo seiner bisherigen Ab- schiedenheit entrissen und dem europäischen Unternehmungsgeiste eröffnet rden, der sich jetzt überall nach neuen Kanälen umsieht, um die Produkte s so weit vorgeschrittenen Kunstfleißes abzuleiten.

Rußland.

Russen in Paris.

In den höheren Cirkeln der Pariser Gesellschaft giebt es außer der eng- schen wohl keine Nation, die so zahlreich repräsentirt wäre, als die russische; re Mitglieder bilden sogar in der französischen Hauptstadt eine Art von olonie, die vor mehreren Jahren in einem eigenen Romane geschildert wurde, der zu jener Zeit unter den Betheiligten großes Aufsehen und einige Bestürzung erregt haben soll. So wenig das in Rußland herrschende „System" mit dem der Juli-Regierung harmoniren mag, läßt sich doch die slawische Natur in ihrer, durch Cyprien Robert nachgewiesenen Wahlver- wandtschaft mit der französischen nicht irre machen, und Schaaren begüterter Moskowiter pilgern alljährlich nach der Seine, um in dem gelobten Lande europäischer Civilisation sich von den noch anklebenden Schlacken der asiatischen Barbarei zu reinigen. Der Staatsrath v. Gretsch hatte eine Zeit lang sein Hauptquartier im Faubourg St. Germain aufgeschlagen und versorgte die Sjewernaja Ptschelá von dort aus regelmäßig mit langen Berichten über die literarischen, socialen und politischen Zustände Frankreichs. So theilen denn auch die neuesten Petersburger Zeitungen eine Reihe von Briefen mit, die von einer russischen Dame während ihres vorjährigen Aufenthalts in Paris geschrieben wurden und in denen wir manche anziehende Details finden, was bei ihrem staatsräthlichen Vorgänger nicht immer der Fall gewesen ist; es sind freilich nur leichte Skizzen, die jedoch durch ihr Thema ein Interesse gewinnen, wie z. B. folgende Schilderung einer Pariser Soirée:

„Man hält die Franzosen allgemein nicht nur für sehr gefällig, sondern auch für zudringlich, und doch sind sie nichts weniger als dieses. Ihr mun- teres Wesen, ihre Art zu sprechen verursacht diesen Irrthum. Sie nehmen Jedermann freundlich auf, aber sie gehen nur schwer vertrautere, innige Verbindungen ein. Die Abendgesellschaften gehören zu derjenigen Gattung von Genüssen, die Paris auch den Fremden darbietet. Die Kunst der unge- zwungenen und angenehmen Unterhaltung feiert hier ihren Triumph. Das Gespräch geht in kaprizlösen Sprüngen fort, bis der entscheidende Moment herannaht, in welchem die Soirée einen Charakter annimmt. Sie wird politisch, wenn die Zahl der Männer die größere ist, literarisch, wenn die Damen zahlreicher sind, und unfehlbar kommerziell, sobald sich eine gewisse Anzahl von Literaten beisammen findet. Als Beispiel diene uns eine von den Abendgesellschaften des Deputirten R****, der, obgleich dem alten Regime zugethan, unter welchem er eine bedeutende Rolle gespielt hat, dennoch alle Berühmtheiten der Gegenwart an sich zu ziehen weiß. In einem Salon wie der seinige, der auch allen von irgend einer Seite empfohlenen Fremden offen steht, ist es, wo diese in der Regel den Stoff zu ihren wunderbaren Erzäh- lungen schöpfen: wie sie mit diesem Minister über Staats-Angelegenheiten disputirt und mit jenem berühmten Schriftsteller einen Freundschaftsbund ge- schlossen. In der That wurde diesmal Herr Guizot angemeldet und wie jeder Andere empfangen. Sein Gesicht zeigt einen besonderen Ausdruck von Ruhe, aber ohne Beimischung von Stolz. Bei Tische drehte sich die Unter- haltung um die Preisvertheilungen der Universität, die an demselben Tage stattgefunden hatten. Der Sohn des Ministers war zweimal gekrönt worden, und man versicherte mir, der Vater hätte dabei Freudenthränen vergossen, ohne zu fürchten, daß er seiner Würde etwas vergebe. Ein Minister, der weinen kann, gefällt mir recht wohl. Nach dem Essen sprach er angelegentlich mit einem Manne von sehr lebhaften, ausdrucksvollen Mienen. Es war Herr Villemain. Niemand mischte sich in ihr Gespräch, in welchem es sich um Meinungsverschiedenheiten, die unausgeglichen blieben, zu handeln schien. Nachdem sich der Minister entfernt hatte, mußte ich einige Spöttereien über die ausschließliche Aufmerksamkeit hinnehmen, die ich seinen Worten und Be- wegungen zugewendet. „Ein Mann, der so viel von sich sprechen macht", erwiederte ich zu meiner Vertheidigung, „und von so überlegenem Geiste ..." — „Seine Frau hat Geist", war die Antwort, „nicht er."

„Der Hausherr ergriff einige Zeitungsblätter und schickte sich an, einen Feuilleton-Roman vorzulesen. Er las mit seltener Virtuosität, und der Roman war das jüngste Produkt Eugène Sue's: Martin das Findelkind. In dem Fragmente, das wir anhörten, kommt ein Dialog zwischen Vater und Sohn vor, der die lauteste Mißbilligung hervorrief. Ein Sohn, der von seinem Vater in alle Liederlichkeiten eingeweiht worden und der sich dann rühmt, seinen Vater an Cynismus und Schlechtigkeit übertroffen zu haben! „Diese Situation ist leider keine Erfindung", bemerkte mir im Vertrauen die Wirthin; „Sie werden noch heute einen Mann hier erscheinen sehen, der in ganz ähnlichen Verhältnissen mit seinem Sohne lebt." — „Warum empfangen Sie solche Ungeheuer?" — „Es ist Alexander Dumas; er hat die vogue für sich." — Bald kam auch das dunkle Gesicht dieses so unerschöpflichen und angenehmen Erzählers zum Vorschein. Seine Manieren sind eben nicht die besten; sie zeugen von einer etwas kavaliermäßigen Zuversichtlichkeit. Aber die Kunst der Unterhaltung besitzt er im höchsten Grade. Er spricht wie er schreibt — den geringfügigsten Dingen weiß er ein Relief zu geben. Allein der Gegenstand, von welchem er an diesem Abende durchaus nicht abzubringen war, konnte auch durch seine Rednergaben nicht interessant werden. Das Steigen und Fallen der Börsen-Papiere, eine verunglückte Speculation des Schriftstellers, unter dem Preise losgeschlagene Actien waren das Thema. — Um zehn Uhr trennte sich die Gesellschaft. Während der fünf Stunden, die seit dem Mittagessen verflossen waren, hatte man uns nur ein Täßchen wässe- riger, charakterloser Medizin, die man mit dem Namen Thee beehrte, an- geboten. Jedes Land hat doch sein Gutes, dachte ich, als ich mich zu Hause an einen nach russischer Art servirten Theetisch setzte."

Ein lebhaftes Bild giebt unsere Reisende von dem Treiben an der Pariser Börse, wozu ihr die Farben aber auch diesseits des Rheins nicht gemangelt hätten. „Um auch dem kommerziellen Elemente von Paris unsere Huldigung nicht zu versagen", schreibt sie, „begaben wir uns auf die Börse. Zwischen 4 und 5 Uhr ist es schwer, sich durch das Gewühl der Kabriolette und Til- buries einen Weg zu bahnen bis zu den Stufen dieses Gebäudes, das, eben so wie die St. Petersburger Börse, einen dorischen Tempel darstellt. Für

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Donnerstag den 11. Februar 1847.

England.

John Ford, ein Zeitgenosse Shakespeare's.

Ein Berliner Schriftsteller, Herr Dr. M. Wiener, veranstaltete vor niger Zeit für Schriftsteller und Literaturfreunde eine Vorlesung, worin er ine Uebersetzung eines fünfaktigen Trauerspiels, dessen Verfasser John ord, ein Zeitgenosse Shakespeare's, war, vortrug. Wie wir hören, bereitet Herr Dr. Wiener auch von den übrigen dramatischen Arbeiten dieses nglischen Dichters eine Uebersetzung vor: jeder Gelehrte und jeder Literaturreund ist darauf aufmerksam zu machen. Die dramatischen Productionen des John Ford, geboren 1586, verdienen nämlich nach zwei Seiten hin eine ganz esondere Beachtung: einerseits in ihrem Verhältnisse zu Shakespeare und zu er Zeit, worin beide Dichter lebten; andererseits an sich, wegen ihrer ramatischen Größe und Eigenthümlichkeit. Es erscheint uns in ihnen ein ramatisches Talent ersten Ranges, welches auch in Deutschland zu Ehren gebracht werden muß.

Wie kommt es, fragten wir uns nach der Lektüre des Ford'schen Trauerspiels „T'is Pity she's a Whore", dessen Titel Wiener übersetzt „Schade, daß sie fiel", wie kommt es, daß bei einem so umfassenden Shakespeare-Studium, wie es in Deutschland getrieben wurde und noch getrieben wird, bei einer so ungeheuren Literatur über den großen Briten und seine Zeit, auf einen Dichter wie Ford so gar keine oder so wenig Rücksicht genommen wurde? Unsere Selbstantwort war: weil das Studium Shakespeare's bei uns in der Regel in eine einseitige Shakespeare-Bewunderung überschlägt, weil man, wie z. B. bei den Romantikern, indem man das „unsagbare Genie" Shakespeare's proklamirt, ihn meistens aus den Bedingungen seiner Zeit herausnimmt und den Einflüssen derselben auf ihn keinen allzu überwiegenden Werth gestattet. Shakespeare erscheint hier als ein Gott, als ein Riese, der, das Haupt unter den Sternen, mit den Fußspitzen kaum die Erde und seine Zeit berührt. Wir verkennen nicht den Werth der literaturhistorischen Studien, welche Tieck u. A. über Shakespeare und seine Zeit gemacht haben, aber das göttliche Individuum Shakespeare thront hier immer so hoch über dem Wogenschlage der Zeit und des unmittelbaren Lebens, daß man diesen großen Dichter darnach eher für einen vom Himmel herabgestiegenen Heiland, als für ein Kind der Erde halten muß. So entstand denn jener Shakespeare-Kultus, der dieses Genie zu einem katholischen Heiligen in der Literatur machte, der durchaus nicht einsehen will, daß auch Shakespeare unter den Bedingungen der Zeit und des Lebens stand, ja, daß auch Shakespeare nicht immer der ganze Shakespeare war, daß auch er dramatisch fehlte, z. B. im „Andronikus" u. s. w. Man kann vielleicht nicht schlimmer sündigen, als wenn man Shakespeare, diesen großen Darsteller der Welt und der Menschen, zu einem Gotte macht und den Menschen, d. h. das Individuum in seiner Beziehung zu seiner Zeit und zu dem allgemeinen Leben, darüber zurücksetzt. In dieser Beziehung ist der Hinweis auf Ford und seine dramatischen Productionen von außerordentlicher Bedeutung. So Manches, was uns im Shakespeare ganz individuell erschien, ganz verbindungslos mit allen übrigen Literatur-Productionen, erhält nun einen allgemeinen Grundton; nichts geht verloren an der Größe Shakespeare's, aber wohl Mancherlei kann gewonnen werden für seine Erkennung. Nicht isolirt steht Shakespeare auf dem Gipfel englischer Dramatik, ähnliche Bemühungen, ähnliche Kühnheit, große Kräfte, ein ungeheurer Quell dramatischer Leidenschaft waren ringsum thätig. Die große Zeit Albions, in welcher Shakespeare lebte und welche durch ihn ihren höchsten, allgemein menschlichen, dramatischen Inhalt und Ausdruck erhielt, hatte auch im ganzen Volke gewirkt und auch noch andere große dramatische Kräfte erhoben, deren Kühnheit und Macht um so mehr anerkannt werden muß, je schneller und je gefährlicher der Puritanismus nahte.

Vor allen Uebrigen groß ist Shakespeare durch die Vollendung seiner Charakteristik, durch die volle Wirklichkeit seiner Menschen, durch die Stärke seiner dramatischen Leidenschaft, durch die innere Nothwendigkeit der Handlung, durch die erhabene Größe und Einheit seiner Weltanschauung. Durch alles dieses ist er der Dichter der Dichter geworden. Wie steht es nun hierin mit Ford, seinem Zeitgenossen? Ist er würdig, mit einem Shakespeare in Parallele gestellt zu werden? Jedenfalls wird eine solche Parallele Vielen sehr gewagt erscheinen, und wir wagen sie allerdings selber nicht, da wir bisher nur das eine Stück von Ford kennen und also in unserem Urtheile nicht zum Gesammt-Abschluß über seine dramatischen Leistungen kommen konnten. Aber dies Eine ist uns klar, für das Studium Shakespeare's muß die Kenntnißnahme von Ford zur Schuldigkeit werden. Wenn wir bei Ford nicht jene klare, stählerne, innere Nothwendigkeit finden, in der Shakespeare als Dramatiker ganz ausschließlich dasteht, so ist doch die dramatische Berechtigung der Leidenschaft, der Wirbelwind der Leidenschaft, welche Alles mit sich fortreißt, die pathetische Kraft und Stärke, wie wir sie finden in „T'is Pity she's a Whore", ganz eben so ungeheuer, wie in den kühnsten und allgewaltigsten Productionen Shakespeare's. Die Menschen, welche uns Ford bringt, sind, wie bei Shakespeare, ganz reale Menschen, sie sind Menschen von Fleisch und Blut, nur in ihren Handlungs-Motiven müssen sie sich den Gestaltungen Shakespeare's unterordnen, es herrscht darin zuweilen ein Wierwarr. Da man aber „T'is Pity she's a Whore" vielleicht zu den Erstlingen des Dichters rechnen muß, so ist hier ein absprechendes Urtheil über die Fähigkeit Ford's noch auszuschließen. Im Humor scheint Ford jedoch tief unter Shakespeare zu bleiben. Die komischen Figuren, welche, zwar ganz wie in Shakespeare'scher Weise, das Stück durchkreuzen, sind doch jedenfalls dürftig gegen die merkwürdigen Gestalten seines Zeitgenossen. Eine Doppelhandlung, wie Shakespeare sie liebt, finden wir auch bei Ford. Verschiedenen Wendungen und Ausdrücken, die uns bei Shakespeare als durchaus originell erscheinen, begegnen wir auch bei Ford, ein Beweis, daß sie nicht Shakespeare'sche Original-Productionen waren, sondern ganz einfach allgemeine Volks-Ausdrücke, Productionen jener Zeit, des ganzen derben merry old England. In der dramatischen Berechtigung und Ungeheuerlichkeit der Leidenschaft, in dieser wesentlichen Nothwendigkeit für das Drama, in der pathetischen Macht und Stärke, wie wiederholen es noch einmal, hierin steht Ford (und wenn er nichts als die beiden letzten Akte von „T'is Pity she's a Whore" geschrieben hätte) dicht an seinem großen Zeitgenossen. Shakespeare war kein übernatürliches Wesen, er war der große Dichter einer großen Zeit, deren Beandungen auch noch anderswo die Kraft und den Sturm der Leidenschaft weckten. John Ford kann uns dieses beweisen.

Bewunderungswürdig ist Shakespeare durch die Entschiedenheit und Klarheit seiner Weltanschauung. Im Lear, im Hamlet, im Macbeth u. s. w. tritt sie erschütternd hervor: die Klarheit und die Konsequenz seiner Weltanschauung ordnet den ungeheuren Sturm der Leidenschaft und steht mahnend und siegreich selbst über dem fürchterlichsten Untergange. Wie ist es nun hierin mit Ford? Tritt uns auch hier in „T'is Pity she's a Whore" eine große, freie Weltanschauung über der pathetischen Kraft und Kühnheit entgegen? Oder ist es ihm vielleicht nur um die Erregung der Leidenschaft selber und um die äußerliche Tragik ihres Vernichtungskampfes zu thun? Die dramatische Berechtigung und Ausführung der Leidenschaft ist allerdings wesentlich für das Drama und den dramatischen Dichter, aber sie allein macht weder das Drama noch den dramatischen Dichter. Ueber dem Sturm der Gefühle muß sich erheben die Einheit und die Freiheit des Gedankens. Einseitig mag es erscheinen, und wir geben es selber zu, wenn wir den großen Grundgedanken Shakespeare's unter die Kategorie der Politik bringen; wir thun dies hier aber auch nur im Gegensatze zu Ford. So groß das Meer der Leidenschaft ist, welches Ford in „T'is Pity she's a Whore" aufregt, so sind wir doch nicht der Meinung derer, welche behaupten, die Leidenschaft sey eben sein Zweck gewesen, und die ihm höchstens die Absicht zusprechen, er habe den nothwendigen Untergang einer schuldigen Liebe dramatisch nachweisen wollen. Ein socialer Grundgedanke ist es, der durch das ganze Stück geht und der in demselben seine volle Berechtigung findet. Die innere Auflösung des gesellschaftlichen Organismus ist der Gegenstand seiner Dramatik. Eine Liebe zwischen Bruder und Schwester ist der eigentliche Mittelpunkt von „T'is Pity she's a Whore".

Wie Shakespeare italiänische Novellen für seine Productionen benutzte, so scheint hier auch Ford dieses gethan zu haben. Der Stoff für T'is Pity she's a Whore ist sehr wahrscheinlich irgend einer italiänischen Novelle entnommen. Der Schauplatz des Stückes ist Italien (Parma). In diesem Lande hatte sich gegen das sechzehnte Jahrhundert der sittliche Ruin des Mittelalters vollendet, die Borgia's und ihre Laster sind bekannt, Blutschande und jede geschlechtliche Ausschweifung waren an der Tages-Ordnung, die gesellschaftliche Auflösung lag offen da. Hier knüpft Ford an, indem er die Neigung Giovanni's zu seiner Schwester Annabella schildert und sie durch alle Phasen bis zum tragischen Untergange führt. Giovanni „die Blume von Bologna" erscheint uns als ein Repräsentant der mittelalterlichen Skepsis, vermischt mit antiken Elementen, dadurch rechtfertigt er sich und sein Thun dem Mönche Bonaventura und seiner Schwester gegenüber, als diese, von ihrem Bruder schwanger, durch den Mönch und den Vater an den Edelmann Soranzo verheiratet, endlich

image
not
available

hens zu überlassen, sondern alle Zeit von Personen und Sachen blinde Aufopferung für seine hoch über der Masse schwebenden Zwecke gebieterisch fordernd. Das Resultat von allen Kämpfen war also, daß von aller der Freiheit, Gleichheit und Einheit nur der Staat und dessen Träger übrig war, daß das Volk nur ein statistisches Material, nur eine Fiction war, die beibehalten wurde, um diese Monarchie zu legalisiren, die sich bald die einzige Repräsentation des Volks nannte. Die Welt schien um keinen Tritt weiter gekommen, alles Blut der Revolution, alle Sündenschuld des entfesselten Wahns und der selbstsüchtigen Bethörung — sie schienen nur als ein neuer Beweis des alten und demüthigenden Satzes da zu seyn, daß eine gute Regierung die beste Verfassung ist. — Kehren wir jedoch zu Spanien zurück.

Obschon das erste Auftreten des ersten Konsuls die Einigkeit der Kabinette Frankreichs und Spaniens nicht störte, so fand sich doch bald eine Ursache zur gegenseitigen Unzufriedenheit; es war die Frage über die Besetzung Portugals. Die französische Regierung hatte Alles aufgeboten, um Spanien dahin zu vermögen, Portugal zu besetzen; aber das Kabinet von Madrid weigerte sich beharrlich, dieser Forderung zu genügen, weil es die Gefahren eines solchen Unternehmens wohl voraussah und überdies die beiden regierenden Familien durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft waren. Portugal indeß war auf's engste mit England verbunden. Mehr als einmal hatte es, taub gegen die Mahnungen Spaniens, seine Häfen feindlichen Seeräubern geöffnet, und oft hatte man bei Expeditionen zur See die portugiesischen Farben neben den englischen im Winde flattern sehen. Der erste Konsul, ungeduldig über die Fortdauer dieser Lage der Dinge, setzte es endlich, nach Besiegung des langen Widerstandes seitens Spaniens, durch, im Jahre 1801 durch Vermittelung seines Bruders Lucian einen Traktat mit Spanien zu schließen, den man mit Recht als die Quelle aller unglücklichen Ereignisse betrachten kann, in welche die Halbinsel bis zum Sturz des Kaisers verwickelt wurde. Dieser Traktat, wodurch unter anderen Bestimmungen den französischen Truppen auch das Recht eines freien Durchgangs durch das spanische Gebiet eingeräumt wurde, hatte den geheimen Zweck, von neuem Portugal mit Spanien, von dem es sich im 16. Jahrhundert getrennt hatte, zu vereinigen. Die Ausführung eines solchen Planes mußte für beide Kabinette unbestreitbar Vortheile mit sich bringen. In Rücksicht auf Spanien würde die politische Einheit der Halbinsel unter gleichförmiger Regierung nicht nur möglich gewesen seyn, sondern auch die Kräfte und Hülfsquellen des Landes verzehnfacht haben; seitens Frankreich würde es einen unberechenbaren Gewinn gewährt haben, England diesen wichtigen Anhaltspunkt zu rauben, da Portugal nicht nur für den englischen Handel einen bedeutenden Marktplatz, sondern auch für die englischen Flotten einen sicheren Zufluchtsort abgab. Der Traktat von Ildefonso hatte zur unmittelbaren Folge den Einfall spanischer Truppen in das portugiesische Gebiet. Nach einem Feldzug von einigen Tagen, machte der Hof von Lissabon Friedensanträge, die angenommen und durch den Traktat von Badajoz zum definitiven Abschluß gebracht wurden. Bald nachher wurde der Friede von Amiens geschlossen.

Uebrigens ist zu berücksichtigen, daß, mitten in dem durch die brennende Eifersucht zwischen Frankreich und England sich erhebenden europäischen Konflikt, die Lage der beiden Mächte der Halbinsel sehr bedenklich wurde, welche Stellung sie auch ergreifen mochten. Denn einerseits liefen Spanien und Portugal Gefahr, daß die britische Regierung durch ihre furchtbaren Geschwader nicht nur den Seehandel der ganzen Halbinsel vernichtete, sondern sie auch ihrer blühendsten Kolonieen beraubte; andererseits forderte Frankreich mit gebieterischem Tone, daß die sämmtlichen Häfen der Halbinsel den englischen Fahrzeugen verschlossen blieben, und zog, um seinen Wünschen mehr Nachdruck zu geben, eine zahlreiche Armee auf der Pyrenäenlinie zusammen. Um dieser doppelten Gefahr zu entgehen, willigte Portugal darein, an Frankreich eine Million monatlicher Hülfsgelder zu zahlen; Spanien dagegen wurde gegen eine Summe von 6 Millionen monatlicher Hülfsgelder von der Verpflichtung entbunden, die es in den früheren Verträgen gegen Frankreich eingegangen war, nämlich ein bestimmtes Kontingent an Truppen oder Schiffen zum französischen Heere zu stellen.

Das spanische Kabinet hatte bis dahin mit dem unverdächtigsten Eifer und völliger Offenheit gehandelt; was man von der französischen Regierung nicht behaupten kann. Durch den Vertrag von Paris war die französische Provinz Louisiana an Spanien überlassen, später jedoch unter der Bedingung zurückgegeben worden, sich niemals davon zu trennen. Ohne Rücksicht auf diese Bedingung und ohne Vorwissen Spaniens wurde die Provinz an die Vereinigten Staaten verhandelt. Es geschah durch ein Dekret des ersten Konsuls vom 3. April 1803 gegen eine Summe von 75 Millionen Francs, von denen 20 Millionen zur Entschädigung der genommenen Güter bestimmt wurden; es geschah trotz der gerechten Einsprüche von Seiten Spaniens. Der Rest jener Summen ging in die Hände französischer Kommissionäre über, und am 23. Dezember trat der Präfekt von Neu-Orleans durch einen öffentlichen Akt an den amerikanischen Gouverneur die ganze Louisiana ab. Wenn das französische Kabinet hierin einen unverbesserlichen Fehler begangen hatte, verfuhr das Washingtonsche Kabinet mit desto größerer Vorsicht, indem es sich beeilte, einen so vortheilhaften Handel abzuschließen, und sofort eine Anleihe mit 6 Prozent erhob, um Frankreich zu befriedigen, das also für eine elende Summe von 9 Millionen Piaster seine letzte Besitzung auf dem neuen Kontinent verlor. Diese Erwerbung Louisiana's war der erste Schritt zu jenem großen System, kraft dessen sich die Freiheit Nord-Amerika's zur Vertreterin der Unabhängigkeit des amerikanischen Kontinents erheben sollte; jenem System, das endlich jetzt, wie in der Frage über Texas faktisch geltend gemacht, so in der neuesten Botschaft des Präsidenten mit den stolzen Worten ausgesprochen ist: „Die Vereinigten Staaten können auf dem amerikanischen „Kontinent keinerlei Einmischung europäischer Mächte gestatten und sind, „sollte eine solche versucht werden, bereit, ihr zu widerstehen, was auch „daraus kommen möge; Amerika darf von keiner europäischen Macht mehr „als Colonisations-Objekt behandelt werden." *)

Trotz jener unverzeihlichen Handlungsweise Frankreichs, verleugnete sich die Ergebenheit der Spanier keinen Augenblick; einen Beweis davon gaben sie bei Trafalgar, an jenem fürchterlichen Tage, der für lange Zeit die französische Seemacht vernichtete und die von Ferdinand VI. und Karl III. langsam und vorsorglich angehäuften Schätze Spaniens in den Wellen des Meeres begrub. Uebrigens suchte Großbritanien nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika alle möglichen Ränke gegen Spanien zu schmieden. Es unterstützte im Geheimen die Vicekönigreiche des spanischen Amerika gegen den Mutterstaat und fachte die ersten Funken des Aufruhrs zur hellauflodernden Flamme an. Voller Angst, es werde die reichen Kolonieen verlieren, die durch so viele Jahrhunderte die Quelle und Fundgrube seines blühenden Wohlstandes gewesen waren, lieh das Madrider Kabinet zum erstenmale den geschickten Einflüsterungen Englands ein aufmerksames Ohr und schien selbst zu einem offenen Bruch mit Frankreich entschlossen. Zu diesem Wankelmuth trug besonders auch die traurige Verfassung des spanischen Hofes viel bei.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Ein Beitrag zur Charakteristik und Geschichte Abdelkader's.

Wir entnehmen die folgenden Bemerkungen über Abdelkader's Anfänge aus den durch A. de Larroix **) unter dem Titel „Geschichte von Abd-el-Kader's politischem und Privatleben" zusammengestellten Mittheilungen N. Manucci's, der nach Angabe des Verfassers zwei Jahre in dem Zelte des Emirs gelebt haben soll. In der That sind viele, besonders auf die Familien-Verhältnisse bezügliche Notizen in dieser Schrift von so spezieller Art, daß sie wohl nur durch längere persönliche Bekanntschaft mit dem Emir erworben werden konnten; obwohl andererseits sich auch Vieles darin findet, was keinesweges neu ist und unter Anderem schon von Raaslöff in seinem Werke über Algerien mitgetheilt ist. Hier werden wir uns hauptsächlich auf diejenigen Bemerkungen des Verfassers beschränken, die des Emirs Persönlichkeit unmittelbar betreffen.

Der Vater Abdelkader's war ein berühmter Marabut im Stamme der Haschem und hieß Sidi-el-Hadschi Mahhi-Eddin (d. h. der pilgernde Meister und Beschützer der Religion). Vor des Emirs Geburt war er schon Vater von drei noch jungen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, die ihm von verschiedenen Frauen geboren waren. Der älteste hieß Sidi Mahomed-Said, der zweite Sidi-Mustapha; die kleine bei Abdelkader's Geburt kaum 2 Jahr alte Tochter hatte den Namen Kadischa erhalten, und ihre Mutter, deren Schönheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sehr gepriesen wird, zählte damals erst 18 Jahr. Mahhi-Eddin — erzählt unser Chronist im Ton von Tausend und Eine Nacht — freute sich in seinem Herzen über Sahara's ausgezeichnete Eigenschaften eben so, wie über ihre Schönheit, und, weil selbst mit großem Verstande begabt, so war es sein heißer Wunsch, einen Sohn zu erhalten, welchem Sahara mit dem Leben die Fähigkeiten des Geistes und die Kraft der Seele gäbe, wodurch sie allen Frauen überlegen war. Dieser Wunsch sollte erhört werden. Zwei Jahre nach Kadischa's Geburt brachte Lella Sahara ein männliches Kind zur Welt, das den Namen Abdelkader erhielt, d. h. Verehrer des Allmächtigen.

Abdelkader war in seiner ersten Kindheit schmächtig und kränklich, und seine von Natur schwache körperliche Beschaffenheit schien erst durch die Kraft der Seele und durch das rauhe Lagerleben gestärkt werden zu müssen. Die erste Erziehung des Knaben wurde von seinem Vater geleitet, der bald den Keim der großen Eigenschaften erkannte, wodurch sein Sohn sich einst auszeichnen sollte. Er selbst lehrte ihn lesen, schreiben und beten, und durch ihn lernte er noch als Kind die 64 Hasab (Artikel) lesen und verstehen, womit der Schulunterricht bei den Arabern beschlossen wird. Diese erste völlig religiöse Erziehung machte auf den Geist des Knaben einen unvertilgbaren Eindruck. Ahmed-ben-Tahar, Kadi von Arsas, einer der gelehrtesten Araber der Provinz, setzte das Werk Mahhi-Eddin's fort, und mit so gutem Erfolge, daß Abdelkader in wenigen Jahren ungewöhnliche Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie, Gesetzeskunde und Geographie erlangte. Als er sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, schickte ihn sein Vater zur Vollendung seiner Erziehung zu Sidi Ahmed-ben-Chodscha nach Oran, wo er fast ein Jahr mit den Söhnen der ersten türkischen und arabischen Familien zubrachte und darauf in die Gatna (arabisches Dorf) seines Vaters zurückkehrte. Kurze Zeit darauf vermählte er sich mit Lella Cheira, der Tochter des Sidi Ali-ben-Taleb, eines angesehenen Marabuts im Stamme der Gharaber, zu dem er mit einem Auftrage seines Vaters gesandt worden war.

Zu jener Zeit, wenige Jahre bevor die Franzosen nach Afrika gekommen waren, war die türkische Herrschaft schon allen arabischen Stämmen verhaßt geworden, denn ihre Verwaltung bestand nur in Unterdrückung und Zugrunderichtung. Mehr noch die gemeinsame Religion, als ihre Schwäche und Furcht, hatte sie bis dahin in scheinbarer Unterwürfigkeit gehalten. Doch war der

*) Botschaft des Präsidenten Polk im Herbste 1845.
**) Deutsch mit Abdelkader's Portrait und Facsimile. Grünberg, bei Fr. Weiß, 1846.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Sonnabend den 13. Februar 1847.

Frankreich.

Ozanam über „Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts“.

Ein am 3. Dezember v. J. in der königl. Deutschen Gesellschaft zu önigsberg von Dr. Lowositz gehaltener Vortrag: „Dante und der Kathozismus in Frankreich. Im Hinblicke auf das Verhältniß der Bildung zur eligion“ hatte es zur Aufgabe, die Bedeutung des in der Ueberschrift dieser eilen genannten Werkes ins Licht zu setzen, als einer besonders für die egenseitigen Beziehungen der religiösen und Bildungs-Verhältnisse Frankichs bezeichnenden Erscheinung. Es ist hier weniger der objektive Inhalt es genannten Buches, das in der deutschen Uebersetzung (Münster, 1844) em erwähnten Vortrag zu Grunde gelegt ist, als der Autor selbst, seine eistige Richtung und Anschauung und zunächst seine darin gegründete und araus entspringende Würdigung Dante's, was hier als Ausdruck und Verzetung allgemeiner Religions- und Kultur-Verhältnisse zum Gegenstand der etrachtung gemacht worden. Es werden nun zuerst die Hindernisse angeeutet, welche in Frankreich im Allgemeinen der gerechten Würdigung fremdindischer Literatur-Erzeugnisse entgegenstehen, wobei jedoch auch die jüngsten ranzösischen Sympathieen für deutsche Literatur nicht unbeachtet geblieben. in Bezug auf das genannte Werk Ozanam's wird sodann bemerkt:

„Bei so übler und so unzulänglicher Disposition der französischen Kritik, ie wir hier anzudeuten versucht haben, ist es um so erfreulicher, durch ein ranzösisches Werk aus der neuesten Zeit die Würdigung und das Verständniß er mächtigsten Dichter früherer Jahrhunderte und eines Dichters, der nur och neben Homer und Shakespeare zu nennen i[illegible] sicherlichem Gebiete der Vergangenheit zu schließen, erheblich geördert zu sehen. Wir meinen das Werk Ozanam's .... Hoch erfreulich ist iese Erscheinung, aber zugleich nicht weniger auffallend, zumal im Hinblicke uf Inhalt und Eigenthümlichkeit der Schöpfungen jenes Dichterheros, und ag es hier gestattet seyn, nicht sowohl für die Darlegung des Gewinnes in m genannten Werke, als vielmehr für die kulturgeschichtliche Thatsache von cht gewöhnlicher Bedeutung, für die geistigen Bezüge und Zustände, die der utor durch sich selbst vertritt, Beachtung in Anspruch zu nehmen.“

Der Einfluß, den hier Charakter und Gesinnung des Autors in der Beandlung des Gegenstandes zur Geltung bringen, wird in nachstehenden Anutungen gewürdigt. „Es ist gewiß keine irrige Voraussetzung, daß die eschäftigung mit einem Geisteswerke, welche die verborgensten Quellen, die efsten Wurzeln desselben ergründet, von da aufwärts ihm in seinen feinsten nd innersten Fasern nachgehend, dasselbe vor dem geistigen Auge von neuem stehen läßt, sehr oft zunächst aus der Verwandtschaft der Gesinnung, aus r Uebereinstimmung von Ansichten und Gefühlen des Autors mit denen, wie das fremde Werk vertritt, entspringt. Es ist eben so leicht zu erklären, ie zu entschuldigen, wenn der Bearbeiter eines von ihm verehrten Werkes h selbst, seine eigenen Anschauungen und Empfindungen darin wiederzuden glaubt, oder irgendwie Bestätigung und Bekräftigung dessen, was m, als seine theuersten Ueberzeugungen, der Angelpunkt seines Lebens ist. Man wird dann wohl vermuthen dürfen, daß dieses Verhältniß zu dem emden Werke in Bezug auf die Behandlung desselben und namentlich auf ie Darlegung seines innersten Wesens nicht ohne Einfluß geblieben. Aber enn dieser Einfluß kein anderer ist, als daß der hier eingenommene Standunkt und, wenn man will, die subjektiven Interessen des Autors die Auffung des fremden Werkes in seinem wahren Lichte und in seinem eigenümlichen Charakter besonders begünstigen, so kann man ihn nur willkommen eißen. Wenn hierbei die tiefsten und innersten Sympathieen des Herzens ie des Geistes bis dahin auf dunklem Grunde verborgen ruhende Schätze it magischer Gewalt emporziehen und einem neuen Leben wiedergeben, inem einzelne, oft gerade die wesentlichsten Momente des Werkes erst jetzt in rer vollen Bedeutung zur entschiedenen Geltung gelangen und mit den aneren jetzt erst zur vollen reichen, beglückenden Harmonie einer erhabenen eltumspannenden Kunstschöpfung zusammenstimmen, und wenn endlich solcher infuß zugleich der Obhut gewissenhafter Forschung untergeordnet ist, deren egleitung und Ueberwachung er sich eben so wenig entschlagen mag, als er rer entrathen kann, so darf man dann wohl den schätzenswerthesten Ergebissen zuversichtlich entgegensehen. Und einem solchen Einflusse haben wir ier die bedeutsamsten Erörterungen über Dante und dessen Werke zu veranken.“

Im weiteren Verfolge der Darlegung wird sodann dieser Einfluß hier als der des Geistes der religiösen und, näher, der katholischen Reaction in Frankreich bezeichnet, welcher auch Ozanam selbst nach eigenem Bekenntnisse angehört, und unter diesem Gesichtspunkte zu den Sympathieen des so vertretenen Katholizismus in Frankreich für die Dantesche Weltanschauung der Erklärungsgrund gewonnen. Die Quelle jener, abgesehen von den papistischen Fanatikern, eben so geistvoll als warm und entschieden sich manifestirenden katholischen Reaction glaubt der Verf. in einem Frankreich eigenthümlichen Verhältniß der Bildung zur Religion zu erkennen, aus welchem wieder eine von der Bildung ausgeübte und durch diese berechtigte Kritik der Religion hervorgeht und, wie sie mit so eigentlich vernünftiger Freisinnigkeit die ihr widerstrebenden Elemente in der Religion ablehnt, doch auch wieder mit um so größerer Unbefangenheit das wahrhaft Positive und eigenthümliche Bedeutungsvolle in der Religion zu würdigen und anzuerkennen vermag. Für jenes eigenthümliche Verhältniß der Bildung zur Religion in Frankreich wird sodann in einer von den frühen Zeiten des alten Gallien ausgehenden Reihe kultur- und kirchengeschichtlicher Momente der historische Nachweis geboten.

Mit den letzten Gliedern dieser Reihe bei den Erscheinungen der Gegenwart angelangt, kommt der Verf. wieder auf Ozanam zurück, den er unter den Männern der religiösen Reaction erblickt, „in deren Dienste für Religion und Tugend in Reinheit und Lauterkeit zu kämpfen, edlen, hohen Geistern heiliger Lebensberuf geworden.“ Er bemerkt sodann: „Der wissenschaftliche und gebildete Katholizismus des heutigen Frankreichs, wie er auch in dem oben erwähnten Werke Ozanam's zur Erscheinung kommt, hat den gerechtesten Anspruch darauf, nach seinen innersten Gründen begriffen zu werden. In diesem [illegible] mehrfach die bedeutungsvollsten Beziehungen. In der Beurtheilung der Gebrechen der Kirche, in dem edlen Zorne und in der hochherzigen Entrüstung über deren Entartung und Versunkenheit ist Dante so wenig Katholik, daß er von Manchen, so zu sagen den Reformatoren vor der Reformation, und zunächst von Protestanten zu den Ihrigen gerechnet wurde. Doch ist er wiederum in der innigen und erhabenen Trauer einer großen, schmerzerfüllten Seele über jene unglücklichen Zustände der Kirche und des weltlichen Regiments, über die schmähliche Zerrüttung seines Zeitalters, ferner in der Verehrung der Väter und Heroen der kirchlichen Lehre, in der dogmatisch-philosophischen Grundlage seiner göttlichen Komödie so sehr Katholik, daß die eifrigsten Anhänger der heutigen katholischen Kirche nicht wärmer für sie fühlen können. Wenn Lamartine sagt: Dante semble le poëte de notre époque, „Dante scheint der Dichter unseres Zeitalters zu seyn“, so kann man Dante nach der eben angedeuteten Beziehung noch besonders den Dichter des katholischen Frankreichs nennen, eine Beziehung, die eben so genügend die mächtigen Sympathieen Ozanam's für Dante begreifen läßt, als sie das erwähnte, von Ozanam mit so tiefem Forscherblick, mit so reicher innerer Erfahrung, mit solcher Lebendigkeit und Hoheit der Empfindung ausgeführte Werk zu einer auf eigenthümlichem Boden gewonnenen, mit den edelsten Blüthen und Früchten erfreuenden Gabe gemacht hat.“ Wie Ozanam, ungeachtet dieser Sympathieen für Dante, sich doch seinem Gegenstande gegenüber objektiv zu verhalten gewußt, erkennt der Verf. auch in „der Berufung Ozanam's gleich anfangs zur Würdigung Dante's auf jene Verherrlichung des Dichters, die sich gleich nach seinem Tode über Italien ausbreitete, auf jenen fast kirchlichen Kultus, mit dem sein Andenken geehrt wurde, auf die Begründung der Lehrstühle für Erklärung der Divina Comedia, wie auf das Lob des ersten französischen Uebersetzers, des Abbé Grangier, und des Deutschen Druckers.“

„In Frankreich“, bemerkt sodann der Verf., „blieb jedoch die Anerkennung Dante's bis auf die neueste Zeit eine sehr beschränkte. Dante hatte es mit den Franzosen verdorben dadurch, daß in der Divina Comedia Hugo Capet sich den Sohn eines Fleischers nennt.“ Es wird der Erklärungsversuch des eben erwähnten Abbé Grangier zur Rechtfertigung Dante's mitgetheilt, und das Urtheil des entrüsteten Bayle über Dante und über den Versuch seiner Ausleger, diese „Lüge“ Dante's zu rechtfertigen, wie über die wahren Absichten der Divina Comedia, die nach ihm dem Verlangen Dante's, sich an seinem Vaterlande zu rächen, ihr Daseyn verdankt, endlich auch das wegwerfende Urtheil Voltaire's, das Ozanam selbst anführt. „Und dieser Zustand der französischen Kritik in Bezug auf Dante“, bemerkt der Verf. weiter, „ist ein Grund mehr, die heutige Würdigung Dante's in Frankreich, wie sie besonders von Ozanam vertreten ist, in dem hier angedeuteten Zusammenhange mit dem religiösen Momente anzuerkennen. Wie sehr auch Villemain den

Dante gepriesen und seinen Werth zu schätzen gewußt, so geht bei ihm das Lob der Divina Comedia doch mehr auf die Schönheit als auf die Hoheit und Tiefe der Dichtung, mehr auf das, was Theologie und Philosophie in Dante an wahrhaft poetischen Elementen noch neben sich dulden und aufkommen lassen, als auf das, wobei sie selbst die Quelle großer Empfindung und der erhabensten Anschauung sind. Theologie und Philosophie Dante's erscheinen hier unvermittelt neben den anderen Momenten seines dichterischen Charakters, fast als unvermeidliche unangenehme Beigabe, fast als lästiger Ballast, während sie bei Ozanam in inniger Verbindung mit jenen den Quellpunkt des Danteschen Wesens bilden, den Boden, in welchem die Dichtung ihre tiefsten Wurzeln geschlagen, aus welchem sie im reichsten Maße ihr Lebensmark gewinnt." (Schluß folgt.)

Spanien.

Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution.

(Schluß.)

Karl IV., dessen liebstes Vergnügen es war, Schweine abzuschlachten, wurde nach seiner Vermählung mit der intriganten Marie Louise plötzlich still und träge; die Messe, die Jagd, die Tischler-Arbeit und Abends ein Kartenspiel, das war sein Leben; die Königin und ihr Günstling Godoy, der als Leibgardist seine Laufbahn begonnen, regierten das Reich. So ist es nicht zu verwundern, daß Verschwendung, Sittenlosigkeit und die verruchteste Nichtachtung aller Ehre und Pflicht am Hofe von Madrid heimisch wurden — ein Zustand, den unser Verfasser theils ganz übersieht, theils sehr zu mildern versucht. Zwar gab es in Spanien, wenn man sie so nennen will, zwei Parteien; denn seit den Reformbestrebungen Karl's III. war der ganze Klerus und der bei weitem größere Theil des Adels gegen die Neuerungen mit Entschiedenheit gewandt, während in den Städten, namentlich in denen der Küste, sich eine Art von Liberalismus festgesetzt hatte, der die Anfänge der französischen Revolution freudig begrüßt hatte; der eigentliche Kern der Nation, der stolze und träge Kastilianer, der Maulthiertreiber von Aragonien und Gallizien, der Gärtner in Murzia, der katalonische Schleichhändler, die bei größter provinzieller Mannigfaltigkeit in dem einen Gefühl des nationalen Stolzes sich vereinen, sie waren von jenen Strömungen und Wechseln der Hofregionen so gut wie gar nicht berührt; ihre Sitte und ihre Bildung war noch auf dem Standpunkt der Zeit Philipp's III. und Cervantes. Für Godoy war jedoch weder Adel, noch Volk, noch Klerus vorhanden; durch seine unsinnige Verschwendung und empörende [illegible] einander feind waren, die Liberalen wie die Konservativen arbeiteten in gleicher [illegible] auf eine Veränderung hin, und englische Agenten in den Küstenstädten, die Priester im Innern des Landes schürten den Haß der Bevölkerung gegen ihn und das von ihm begünstigte Bündniß mit Napoleon, der seit der Schlacht von Trafalgar jedem Spanier ein Gräuel war.

Godoy verkannte den ihm drohenden Sturm nicht; doch glaubte er ihn beschwören zu können. Als der Krieg Napoleon's mit Preußen, dessen Waffen man in Spanien für unüberwindlich hielt, im Anzuge war, begann er Rüstungen und berieth sich mit den englischen Agenten. Außerdem wirkten auch die Ueberredungskünste des russischen Gesandten zu Madrid, Grafen Strogonoff, auf den „Friedensfürsten" so ein, daß dieser unvorsichtig genug war, eine Art von Proclamation zu erlassen, die einen für Frankreich durchaus feindlichen Sinn hatte. Dies Dokument erhielt Napoleon am Vorabend der Schlacht bei Jena. Er verbarg vorläufig seinen Zorn, aber beschloß im Innern, Spanien unter jeder Bedingung dem Einfluß Englands zu entziehen. Als nun die Kunde von der Schlacht bei Jena erscholl, da war Alles plötzlich wie umgewandelt; nun eilte das Kabinet von Madrid, 20,000 Spanier unter Romana nach Deutschland zu schicken — und Napoleon schien begütigt. Godoy erhielt wegen seiner neuen Verdienste um Spanien neue Ehren, neue Güter, den Titel „durchlauchtigste Hoheit"; schon war er mit der Infantin vermählt, schon Generalissimus der Land- und Seemacht, und ein Königsbefehl gebot, ihn wie einen König zu ehren. Wir wollen hier nicht genauer auf den nun folgenden Krieg mit Portugal eingehen, der die Quelle einer langen Reihe der schlimmsten Verwickelungen und abscheulichsten Intriguen am spanischen Hofe wurde und mit der Abdankung Karl's IV. zu Gunsten Ferdinand's VII. endete, der am 24. März 1808 seinen Einzug in Madrid hielt. Doch schon stand auch Murat in der Hauptstadt; aber er hielt sich dem neuen Könige fern, er mißbilligte das Geschehene. Die entthronte Königin begann ihre Intriguen; schon am 21. März hatte Karl einen Protest gegen seine Entsagung ausgefertigt, am 23sten ihn an Napoleon übersandt. Dieser schien anfangs freundlicher gegen Ferdinand VII. als Murat; „er wünsche mündliche Besprechung; er werde nach Burgos kommen". Dorthin eilte Ferdinand ihm entgegen, dann weiter nach Vittoria; ein Schreiben des Kaisers lud ihn nach Bayonne; es war streng genug abgefaßt: „Es ist nicht Spaniens Interesse, einen Fürsten zu strafen, der so lange das Reich gelenkt hat und dessen Gemahlin königlichen Blutes ist; er hat keinen Freund mehr; auch Sie werden keinen haben, wenn Sie einst unglücklich sind" (Schreiben vom 16. April 1805). Mancher warnte vor weiterer Reise, das Volk zerschnitt die Stränge an Ferdinand's Reisewagen; dennoch ging er nach Bayonne. Auch der alte König, seine Gemahlin und der „Friedensfürst" kamen. Die jetzt folgenden abscheulichen Scenen zwischen dem Sohn und seinen Aeltern, die dem ganzen Europa ein grausenhaftes Beispiel sittlicher Entartung in diesem Königshause blosstellten, endeten mit der Resignation beider Könige zu Gunsten der Dynastie Napoleon. Beide erhielten ihren Aufenthalt in Frankreich. Eine spanische Junta ward berufen, die neue Verfassung zu entwerfen; auf Napoleon's Wunsch erbat sie sich des Kaisers Bruder Joseph zum Könige, der als solcher am 6. Juni proklamirt wurde. Neapel erhielt statt seiner Murat, dessen Großherzogthum Berg mit Frankreich vereinigt wurde.

Napoleon hatte sich jedoch in der Sinnesart der Spanier völlig getäuscht. Er rechnete darauf, daß eine nicht kleine Anzahl aufgeklärter Männer, die bisher im Dunklen gestanden, eine Veränderung mit Freuden begrüßen würden, die endlich dem Vaterlande ein wohlgeordnetes Regiment geben werde. „Eure Monarchie", hieß es in seiner Proclamation, „ist gealtert, meine „Sendung ist, sie zu erneuern; eure Institutionen werde ich verbessern, ich „werde euch die Wohlthaten einer Reform genießen lassen, ohne daß ihr Zerstörung, Unordnung und Verwirrung erfahrt." Vergebens waren die Proclamationen Murat's, die Mahnungen der Behörden, der Friedensruf der Inquisition; der Entsagungsakte der Infanten in der Madrider Zeitung vom 20. Mai folgte die Explosion des kühnsten, wildesten, nationalsten Freiheitskampfes. Neben Thaten großartigster Tapferkeit finden wir aber auch gräßliches Wüthen. Im Anfange des Juni war ganz Spanien bis unter die Mauern von Madrid ein wildes Chaos, es herrschte die vollständigste Anarchie. Bald folgte auch Portugal diesem Beispiel. Zwar wurden die Insurgentenhaufen in freiem Felde fast immer von den französischen Truppen geschlagen, aber sie zerstreuten sich in die Berge, in die wegelosen Einöden, um wie Bienenschwärme immer wieder hervorzubrechen. Wo französische Kolonnen marschirten, waren sie wie von gespenstigen Gewalten umgarnt, jeder vereinzelte Zug war verloren, überall vor ihnen wich Alles aus, hinter ihnen schlug es wieder zusammen; kein Bergpaß, kein altes Gemäuer entbehrte der verborgenen Schüsse der Guerillas.

Der erste glänzende Schlag war, daß die französische Flotte im Hafen von Cadix, aus fünf Linienschiffen und einer Fregatte bestehend, gezwungen wurde, vor den Kanonen der empörten Festung die Flagge zu streichen. Dann folgte die erste blutige Vertheidigung Saragossa's (15. u. 16. Juni). Vier Wochen darauf stand Castaños wider Dupont bei Baylen, umzingelte ihn und zwang den von Märschen, Kampf und Durst ermüdeten Feind zur Capitulation, wodurch 18,000 Mann in die Hände der Spanier fielen. Der neue König verließ auf diese Nachricht seine Residenz, und die ganze französische Armee zog sich hinter den Ebro zurück. Am 13. August hielten die Spanier ihren Triumph-Einzug in Madrid. — So sah man das schon unmöglich Geglaubte, daß Napoleon's Heere besiegt werden könnten; man sah, daß ein Volk, das sich selber treu bleibe, unüberwindlich sey und Gottes Segen habe. Wer konnte ahnen, daß es der Anfang einer Revolution war, die nach 40 Jahren noch nicht beendet ist, einer Revolution freilich, in der Spanien [illegible] Leben zweier Jahrh[illegible] nachzuarbeiten, sich innerlich befreien sollte.

Niemand freute sich mehr hierüber als England. „Bis jetzt", sprach Sheridan im Parlament in der Sitzung vom 15. Juni 1808, „hat Napoleon nur gegen Fürsten ohne Würde, gegen Minister ohne Weisheit, gegen Völker ohne Patriotismus gekämpft — jetzt soll er erfahren, was es heißt, gegen ein Volk zu kämpfen, das von freiem Geiste wider ihn entflammt ist; bis jetzt haben alle englischen Minister nur eine kleinliche Politik befolgt, sie sind nur darauf ausgegangen, Zuckerinseln zu stehlen, und haben die wahren Interessen und die Würde des Landes vernachlässigt, — jetzt ist der Augenblick da, der Welt zu zeigen, daß wir entschlossen sind, uns fest und ernst für die Errettung Europa's zu erheben." Es ist sehr bezeichnend, mit welchem Eifer die Regierung nach so vielen kläglichen Kontinental-Expeditionen nun im großartigsten Stil den unmittelbaren Kampf gegen Frankreich aufnahm und fortführte. Schon am 4. Juli erklärte ein Geheimerathsbefehl den bisherigen Kriegsstand gegen Spanien für aufgehoben. Mit Eile wurde eine große Expedition ausgerüstet; schon am 14. Juli ging sie von Cork aus unter Segel. Mit wahrer Verschwendung unterstützte England den Kampf der Spanier; allein im Jahre 1808 wurden, außer 3 Mill. Pfd. Sterl., 216 Geschütze mit 38,000 Kugeln und 23½ Mill. Kartätschen, 200,000 Flinten mit 6 Mill. Bleikugeln, 125,000 Mäntel, 92,000 Uniformen, 407,000 Paar Schuhe u. s. w. gesandt. Die vereinigte spanische, portugiesische und englische Armee war den französischen Truppen um 10,000 Mann überlegen; in kurzer Zeit war Spanien von den Franzosen bis zum Ebro geräumt. Es ist hier nicht der Ort, die weitere Schilderung der sehr verwickelten spanischen Verhältnisse zu geben. Napoleon's kurzer und glänzender Feldzug machte allen weiteren Streitigkeiten ein Ende. In dem blutigen Treffen von Coruña (16. Januar 1809) wurde fast das ganze englische Heer aufgerieben und sein Anführer Moore getödtet; und durch die bald darauf folgende furchtbare Belagerung und Erstürmung Saragossa's, bei welcher in der Stadt selbst von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, über und unter der Erde mit allen wildesten Mitteln des Hasses und der Wuth gekämpft wurde, bis endlich mehr als die Hälfte der Stadt in Trümmerhaufen verwandelt war und 20,000 Todte beider Geschlechter die Luft verpesteten, wurde dem König Joseph wieder der Weg nach Madrid gebahnt. Die Josephinische Verfassung hatte unleugbare Vorzüge vor dem schauderhaft anarchischen Zustande, in dem sich Spanien trotz seiner vielen Junten befand, aber sie war dem nationalen Stolze der Spanier, der selbst nicht durch das Wohlwollen des Königs bezwungen werden konnte, unerträglich. Es gab nur Ein Mittel, über die Alternative der Fremdherrschaft und der Anarchie hinauszukommen: die Berufung der Cortes. Es war die höchste Zeit; denn schon stellte Napoleon die Landschaften nordwärts vom Ebro unter französische Statthalter; wie einst Karl der Große, gedachte er, Frankreichs Gränzen bis an jenen Strom auszudehnen. Er forderte diese Abtretungen von Joseph. Am 24. September

ersammelten sich zum ersten Male die allgemeinen Cortes, deren erster Be- schluß war, sich für die legitimen, allgemeinen, souverainen Cortes zu erklären; er zweite, Ferdinand VII. als König anzuerkennen, ihm von neuem zu chwören und seine Entsagung als erzwungen und nichtig zu erklären; der ritte, da die drei Gewalten nicht wohl zu vereinigen seyen, sich nur die Le- islation in ihrer ganzen Ausdehnung vorzubehalten. Auf die Volkssouveraine- it, den Gehorsam gegen die Cortes, die Treue gegen die Kirche und den önig wurden dann die Tribunale, alle Militair- und Civilbeamte, das ganze olk in Eid genommen.

Dies war der Anfang jener merkwürdigen Verhandlungen, die mit der ,egenannten Verfassung von 1812 beschlossen worden, jener „politischen onstitution für die gute Regierung und gerechte Verwaltung des Staats“ Const. Pol. etc. I. §. 1.). Wie man auch über diese Verfassung, auf deren enauere Würdigung einzugehen wir uns hier versagen müssen, denken mag, ir den Augenblick hatte sie den Werth, das Selbstgefühl des stolzesten Volkes em Feinde ins Angesicht auszusprechen, der gesammten Bewegung, die je inger je mehr zersplitterte und verwilderte, einen neuen Halt zu geben und or Allem dem wüsten Treiben der Hofkabalen und fremden Intriguen eine chränke zu setzen. Doch dauerte es nicht zwei Jahre, und die alte Legitimität ürzte die neue Verfassung. Es ist nicht nöthig, die Umwälzung in Spanien zu hildern, die Napoleon durch die Heimsendung des Königs Ferdinand eingeleitet atte. Es galt, alle die freiheitlichen Regungen zu ertödten, die der große reiheitskampf hervorgerufen hatte; es galt, die alte, faule Pfaffen- und chranzenherrschaft wiederherzustellen, die Alles, was ihr feindlich ist, revo- itionair zu nennen pflegt. In Wahrheit, das Prinzip der Legitimität stand reichster und reifster Vollendung da. Aber welcher Legitimität? Einst hatten eilich tausendfach verschlungene und sich gegenseitig bindende Rechte, Frei- iten, Autonomieen den legitimen Rechtsbestand gebildet; und wenn Gewalt n da oder dort durchriß, das Recht überdauerte die Gewalt. Aber nun war is Wort Legitimität zusammengeschrumpft und bedeutete nur noch die dyna- ische Fürstlichkeit.

• • •

Bis hierher sind wir der Darstellung der Ereignisse in Betreff der poli- schen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich, wie wir sie in dem Jerke Martinez de la Rosa's finden, gefolgt, aber auch nicht gefolgt. Denn r Leser wird wohl gemerkt haben, daß wir oft selbständig aufgetreten und nsere eigenen Worte dareingesprochen haben. In der That ist der Verfasser, oß seiner sonst anerkennenswerthen Unpartetlichkeit, zu sehr Spanier, um cht seiner patriotischen Empfindung einigen Antheil an seinem Urtheil zu ge- ähren, und zu naher Theilnehmer [illegible] doch Zuschauer jener Ereignisse selbst, sonders der späteren, um sie stets [illegible] richtigen Gesichtspunkte [illegible] [illegible] zu [illegible], daß der Verfasser durch das lobenswerthe Stre- en, in allen Verwickelungen der Verhältnisse einen bestimmten tieferen Grund nd gleichsam einen leitenden Faden zu finden, verleitet wird, manchen That- chen eine Bedeutung unterzulegen, die sie für das unbefangene Auge nicht aben. Eine philosophische Betrachtungsweise ist gewiß der würdigste Stand- unkt, den ein Geschichtsforscher einnehmen kann. Doch darf er nicht vergessen, aß die Philosophie stets nur auf das Allgemeine, Prinzipielle und Große eht und nur dann auf das Besondere und Spezielle mit Sicherheit anzu- enden ist, insofern das Letztere sich als unmittelbare Konsequenz und ohne wang aus jenem erklären, ableiten läßt. In dem vorliegenden Werke ber hat der Verfasser hauptsächlich nur mit einem besonderen Volke, dem panischen, zu thun, obwohl er, nach dem Titel zu urtheilen, sich über den Geist der Zeit“ aller civilisirten Völker zu verbreiten die Absicht haben ochte. Somit war es unmöglich, daß er — da ihm jener allgemeine Stand- unkt fehlte — aus der philosophischen Betrachtung überall den richtigen Maß- ab für die Beurtheilung der einzelnen, sich auf jenen besonderen Kreis be- hränkenden Thatsachen gewinnen konnte. Aus diesen Gründen haben wir es ir angemessen gehalten, die subjektive Anschauungsweise des Verfassers so iel wie möglich ihrer Subjektivität zu entkleiden und die Thatsachen in einem ehr objektiven und daher richtigeren Lichte darzustellen.

Zum Schluß mögen hier noch einige Bemerkungen über die Persönlichkeit nd die politische, so wie literarische Bedeutung des Verfassers folgen: Don rancisco Martinez de la Rosa stammt aus Granada in Andalusien, einer Gegend, deren romantische Lage und die sich daran knüpfenden historischen Er- inerungen seine Neigung zur Poesie schon frühzeitig ausbildeten. Er studirte ı Salamanca Philosophie und hielt daselbst später Vorlesungen über diesen Gegenstand. Als im Jahre 1808 Spanien durch die Franzosen überschwemmt urde, wirkte er als Mitarbeiter an mehreren politischen Organen für Be- eiung der Nation vom französischen Joche mit, wofür er von den in Cadir onstituirten Cortes mit einigen diplomatischen Sendungen beauftragt und 813 von Granada in die erste Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt urde. Ferdinand's VII. Rückkehr brachte ihm jedoch das Loos der damaligen iberalen: er wurde gefangen gesetzt und in die Verbannung geschickt, in der r sich mit literarischen, besonders poetischen Arbeiten beschäftigte, unter An- erem das Drama „Moraÿma“ schrieb. Erst im Jahre 1820, da Ferdinand die onstitution von 1812 anerkannte, kehrte er zurück und ward abermals als Re- räsentant seiner Vaterstadt in die Cortes gewählt, die ihn zu ihrem Präsiden- en ernannten. Im Jahre 1822 erhielt er das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums, und nach seiner Tendenz, die Extreme zu vermitteln, bekamen eine Freunde den Namen „der Gemäßigten“. Nach der blutigen Unter- rückung des Aufstandes der königlichen Garden am 7. Juli 1822 trat er, da r die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit seines Mäßigungs-Systems unter den obwaltenden Umständen gewonnen hatte, zurück. Im Jahre 1823 ging er nach Italien und lebte, von den Franzosen geachtet, bis 1833 meist in Paris, wo er wiederum sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst und Literatur, hingab. Schon im Jahre 1830 erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, da nach der Aufhebung des Salischen Gesetzes der König und die Königin sich nach Stützen in der öffentlichen Meinung umsehen mußten; eine Erlaubniß, von der er jedoch erst im Jahre 1833 Gebrauch machte, worauf er auch bald (1834) abermals Minister der auswärtigen An- gelegenheiten und Präsident des Kabinets wurde. Als solcher führte er durch das Estatuto real vom 10. April 1834 das Zweikammer-System ein, bewirkte die Zurückberufung der noch verbannten Liberalen und legte den Grund zu der die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung beschützenden Quadrupel-Allianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritanien und Frankreich. Indeß gelang es ihm nicht, die Ruhe im Lande vollkommen zu bewahren, auch war er nicht energisch genug, um die Schwierigkeiten, welche ihm aus den Kriegen in den nördlichen Provinzen und aus dem Kampf der Proceres mit den Anhän- gern der Constitution von 1812 erwuchsen, zu überwinden, weshalb er 1835 aus dem Ministerium ausschied. Erst im Jahre 1843 trat er wieder öffentlich in die politischen Verhältnisse ein, indem er in der Kommission wegen der Volljährigkeits-Erklärung der Königin Isabella den Vorsitz führte und bald darauf Gesandter am französischen Hofe wurde. Ganz neuerdings hat man ihm, Zeitungs-Nachrichten zufolge, zum dritten Male das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten angeboten, das er jedoch, an- deren Nachrichten zufolge, ausgeschlagen hat. Was seinen Charakter betrifft, so herrscht über die Biederkeit und Aufrichtigkeit desselben nur Eine Stimme, wiewohl man ihm andererseits den nicht ungegründeten Vorwurf eines Man- gels an Energie und Entschlossenheit gemacht hat. Dieses Gepräge tragen auch seine Schriften, die sich mehr durch den blühenden und eleganten Stil und die tolerante Humanität seiner Gesinnung als durch Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken auszeichnen. Auch als Redner und selbst als Im- provisator wird er sehr gerühmt; als Dichter hat er vorzüglich die „klassische“ Schule der Franzosen zum Muster genommen. Er ist übrigens beständiger Secretair der königlichen Akademie, eine Stelle, die er selbst als Minister nicht aufgegeben hatte. Seine „Obras literarias“ erschienen zu Paris (4 Bde. 1832). Außerdem ist unter seinen zahlreichen Arbeiten zu nennen: seine „Poetik“, „Aben-Humeya oder die Mauren unter Philipp II.“, ein französisch geschrie- benes Drama; ferner „die Verschwörung zu Venedig“, „Oedip“ und einige Lustspiele; endlich „Isabella de Solis, die Königin von Granada“, ein sehr gelungener historischer Roman, so wie einige andere Erzählungen, die wir hier nicht alle aufzählen wollen. Für deutsche Leser wird es noch von Interesse seyn, daß eine deutsche Uebersetzung seiner „Auserlesenen Schriften“ [illegible] 2 Bde. Heidelberg 1835. 36) veranstaltet worden ist. Sr.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

III. Die Insel Labuan bei Borneo in britischen Händen.*)

Großbritanien, sagt eine englische Zeitschrift, hat sich bei einer der größten und schönsten Inseln der Welt ein Absteigequartier verschafft; man muß wünschen, daß es dasselbe nicht wieder aufgebe. — In der That, das Absteigequartier scheint der Mühe werth, daß man es sich daselbst wohnlich mache. Es handelt sich um eine Zwischenstation zwischen Singapore und Hong-Kong, um einen Sicherheitshafen in dem gefährlichen chinesischen Meere, auf welchem jährlich in Waaren ein Kapital von 15 Mill. Pfd. Sterl. in Umlauf ist.

Die kleine Insel Labuan, welche der Sultan von Borneo den Englän- dern überlassen hat**), besitzt einen tiefen und sicheren Meerbusen, den man Victoria-Bai nennt. Während des Nordost-Monsuns, der gefahrbringender ist, als der aus Südwest, müssen alle Segel- und Dampfschiffe, die von In- dien nach China wollen, vor Labuan vorbei. In kommerzieller Beziehung be- rechtigt die Insel zu den größten Hoffnungen. Labuan gehört gewissermaßen zu Borneo, von dem es nur durch eine Meerenge von etwa sechs bis sieben englischen Meilen getrennt ist. Binnen kurzem dürfte es ein Stapelplatz für den Handel dieser Insel sowohl, als eines großen Theils des indischen Archi- pels seyn. Die englischen Kaufleute werden dort die einheimischen Erzeugnisse gegen die des Mutterlandes, Indiens und China's eintauschen, und wird erst der Hafen für frei erklärt, wie es der von Singapore ist, so wird sich auch der Welthandel der neuen Niederlassung zuwenden und sie in kurzem blühend machen. Man versichert ferner, daß die Insel Labuan Kohlengruben besitze, und will in dem benachbarten Borneo ebenfalls dergleichen entdeckt haben. Dieser Umstand würde es herbeiführen, daß England fast ganz allein in diesem Theile der Erde die Kohlen-Lieferungen übernähme. Wenn neue Zwistigkeiten mit dem himmlischen Reiche ausbrechen, so haben die Engländer an Labuan einen unangreifbaren Posten, von wo aus sie mit noch größerer Sicherheit, als 1842, einen Zug nach China unternehmen können. Endlich im Fall eines

*) Vgl. Nr. 16 und 17 des Magazins.

**) In den Zeitungen ist kürzlich davon die Rede gewesen, daß die Holländer ge- gen diese Abtretung Einspruch thun wollten, dies beruht aber auf einer Verwechslung, da es zwar einige Inseln im indischen Archipelagus giebt (wozu auch das von dem preu- ßischen Missionair Röger besuchte Biotang oder Riouw gehört), die vertragsmäßig von den Engländern nicht besetzt werden dürfen, sondern unabhängig bleiben sollen, doch ist darunter weder Borneo noch Labuan begriffen.

Seekrieges mit einer europäischen Macht oder mit den Vereinigten Staaten ist England durch den Besitz der Insel Labuan in den Stand gesetzt, das chinesische Meer gegen die Handelsschiffe seiner Feinde abzusperren.

Alle politischen und kommerziellen Vortheile der neuen Kolonie werden in England auch vollkommen gewürdigt. Man sieht in ihrer Erwerbung einen neuen Schritt zur ausschließlichen Herrschaft über Australien. Die äußersten Enden Asiens, Singapore und Hong-Kong, besetzt haltend, hat England schon einen großen Theil Neu-Hollands inne, im Osten Sidney und Port-Philipp, im Süden Adelaide, im Westen die Niederlassungen am Schwanenfluß, im Norden Port-Eslington. Es hat sich in Vandiemensland festgesetzt, schickt methodistische Missionaire nach allen Inselgruppen des großen Oceans, trifft Maßregeln, um in Neu-Seeland die Fehler des letzten Gouverneurs zu verbessern, und faßt festen Fuß bei und in Borneo — immer bemüht, sich aller Punkte zu bemächtigen, die auf dem Wege des Welthandels liegen, und seiner unermüdlichen Industrie neue Absatzquellen zu eröffnen.

Die Insel besitzt eben so wie Borneo selbst eine verschwenderische Fruchtbarkeit; abwechselnd der Sonnenhitze und dem Regen ausgesetzt, ist der Boden beider Inseln für den Anbau der verschiedensten Pflanzen empfänglich. In den Wäldern findet man dieselben üppigen, riesenhaften Bäume, als auf der mährchenhaft schönen Insel Celebes; Benzoe, Kampher, Wachs, Pfeffer, Zuckerrohr bilden die hauptsächlichsten Ausfuhr-Artikel, die nach Singapore gebracht werden. Die Sagopalme ist in Borneo besonders häufig, und wenn wieder Ruhe und Sicherheit ins Land zurückkehrten, so würden sich bald fleißige Chinesen, die, trotz der Verbote ihres Kaisers, schaarenweise nach den Sunda-Inseln auswandern, auf Labuan und Borneo niederlassen und nach einem vervollkommneten Verfahren, wie sie es in Malakka eingeführt haben, die Sagobereitung betreiben. Die gebirgigen Gegenden Borneo's eignen sich vortrefflich zum Anbau des Kokos-, Kaffee-, Muskatbaums u. s. w. Die Nutzhölzer sind ausgezeichnet und könnten selbst zum Schiffbau gebraucht werden. Der Reis, der bei den Eingebornen das Korn ersetzt, wird zwar mit vielem Erfolge in Borneo angebaut; indessen wird es immer vortheilhafter seyn, ihn aus Siam und Cochinchina zu beziehen und den Boden zu einträglicheren, mehr von dem europäischen Handel gesuchten Erzeugnissen zu benutzen.

Der Reichthum an Mineralien ist in Borneo eben so groß, als der an kostbaren Pflanzen. Man findet daselbst Diamanten, Gold, Zinn, Eisen, Spießglanz und, wie wir bereits sagten, ein noch kostbareres Mineral als diese alle — Steinkohlen. Die Bergleute der Insel sind Chinesen. Man schätzt den Werth des jährlich in der Provinz Sambas gewonnenen Goldes auf eine halbe Million Pfund Sterling, obgleich die Vorrichtungen, die dabei angewendet werden, höchst unvollkommen sind. Das meiste Gold soll übrigens in der von dem Engländer Brooke (vgl. Nr. 17) beherrschten Provinz Sarawak zu finden seyn.

Die Klasse der Vögel hat auf der Insel ihre glänzendsten Repräsentanten. Affen von jeder Gattung und jeder Größe, vom kleinsten bis zum Orang-Utang, bevölkern die Wälder. Nützliche Thiere dagegen, wie Pferde, Esel, Kameele, sind nicht vorhanden; das Geschlecht der Elephanten ist im Erlöschen, die Familie der Katzen fehlt ganz und gar; man trifft weder Tiger, noch Löwen, noch Leoparden. Eben so ungekannt sind dort Bären, Wölfe, Füchse, Schakals und Hunde. Dafür finden sich Nashorne, Eber, Büffel, Ziegen und Kaninchen. Die Schlangen sind an der Küste selten, im Innern häufig; die Flüsse wimmeln von Alligatoren. Die Seefische, die an der Küste gefangen werden, sind ausgezeichnet; der Fischfang selbst ist in den Händen der Chinesen.

Die Willkür der Pangerans oder Beamten des Sultans ist in Borneo unbeschränkt; das Volk ist völlig ohne Schutz. Die Rechte des Schwachen werden nirgends vertheidigt und anmaßliche Uebergriffe niemals bestraft. Die Existenz der Bevölkerung schwebt in einer fortdauernden Unsicherheit, denn bald führen die Stämme unter einander Krieg, bald machen die Seeräuber verheerende Einfälle, bald rauben und plündern die Pangerans oder ihre Diener. Der Sultan ist unumschränkter Herr, die Unterthanen werden als sein Eigenthum betrachtet, indeß reicht seine Macht nicht weit. Der Mangel einer geordneten Verwaltung, die Schwierigkeit der Communication zwischen der Hauptstadt und den Provinzen, die Auflässigkeit gewisser Stämme beschränken das landesherrliche Ansehen. Der Abstand der Racen vermehrt desgleichen die Schwäche der Centralregierung. Die inneren Kämpfe, die Brooke zu seiner Herrschaft verholfen haben, können später den Engländern die ganze Insel in die Hände liefern. Ein einziges Wort der neuen Herren in Labuan kann einen unversöhnlichen Krieg der Racen unter einander hervorrufen.

Brooke schildert den Sultan nicht eben mit schmeichelhaften Worten. „Er ist", sagt er, „ein Mann von mehr als funfzig Jahren, klein und dick, mit Gesichtszügen, die vollkommen die Schwäche seines Geistes verrathen. Man liest ihm die Verwirrung seiner Begriffe aus den Augen; er hat weder Würde, noch Beobachtungsgabe, noch überhaupt gesunden Menschenverstand. Er kann weder lesen noch schreiben und ist immer der Meinung dessen, mit dem er zuletzt gesprochen hat. Seine Rathgeber sind von niedriger Herkunft und werden ihm sowohl durch ihre Unwissenheit als Habgier verderblich. Er spricht fortwährend und gewöhnlich in spaßhaftem Tone, denn eine ernste Sache kann ihn nicht fünf Minuten aufmerksam erhalten. Das Beste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er weder boshaft noch grausam ist und, trotz seiner Habsucht, auch großmüthig seyn kann."

Mannigfaltiges.

— George Sand in England. Unter den von der englischen Presse angekündigten literarischen Neuigkeiten befindet sich auch eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke George Sand's, die von einer Dame, Mrs. (oder Miß) Hays, herrührt. Noch vor zehn Jahren hätte ein solches Unternehmen in England zu den Unmöglichkeiten gehört — so stark waren die Vorurtheile, welche man gegen die geistvolle Französin hegte. Ein damals in der Quarterly Review erschienener Artikel, der die Gefährlichkeit ihrer Schriften und das Unsittliche der darin entwickelten Grundsätze mit den grellsten Farben zeichnete, hatte sie in den sozialen Bann gethan; der Abscheu gegen diese Repräsentantin des emanzipirten Frauenthums gab zu den widersinnigsten Fabeln Anlaß, und man stellte sie als ein moralisches und physisches Ungeheuer dar, um das Recht zu haben, ihre Werke auch ungelesen zu verdammen — ja, diejenigen, die ihre Stimme am lautesten gegen sie erhoben, hätten den Verdacht, sie gelesen zu haben, als eine Beleidigung aufgenommen. Wie ein Jeder, so wenig er auch seinem Urtheil über andere Gegenstände trauen mag, sich doch für fähig hält, über Politik und Religion mitzusprechen, so glaubte man auch durch eine Art von moralischem Instinkt über die unbekannten Lehren einer unbekannten Schriftstellerin den Stab brechen zu können. Seit einigen Jahren ist jedoch in diesem Punkte eine bemerkenswerthe Reaction eingetreten. Der in neuester Zeit so oft genannte italiänische Flüchtling Mazzini war der Erste, der es sich zur Aufgabe machte, dem britischen Publikum richtigere Begriffe über den Charakter und die Tendenzen der Sand beizubringen, und die Foreign Quarterly Review theilte bald darauf eine kritische Uebersicht ihrer Werke mit, die, vom strengsten moralischen Standpunkt ausgehend und ohne die Verirrungen der leidenschaftlichen Südländerin zu entschuldigen, die hohe Genialität ihrer poetischen Conceptionen, ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und den Adel ihrer Gesinnungen ins gehörige Licht stellte. Das Vorurtheil gab erst dem Zweifel und dann der Neugier Raum; man fühlte das Bedürfniß, sich durch eigene Prüfung über die wahre Natur der so verschrieenen Bücher aufzuklären, die jetzt anfingen, im Original wenigstens einen zahlreichen Leserkreis zu finden. Uebersetzungen erschienen nur einzeln in Fraser's Magazine und anderen periodischen Blättern, die aber, wie es scheint, auch im größeren Publikum Anklang fanden und das Verlangen erregten, eine vollständigere Version dieser in unserer Zeit Epoche machenden Dichtungen zu besitzen. Ob es indessen hierbei ganz ohne Auslassungen und resp. Umschreibungen abgehen wird, möchten wir bezweifeln, da die öffentliche Meinung in England eine scharfe, fast peinliche moralische Censur ausübt und manche Situationen, namentlich in den früheren Romanen der Sand, mit etwas zu glühenden Farben ausgemalt sind, um vor jenem strengen Richterstuhle Gnade zu finden. Es will uns übrigens scheinen, daß eine solche moralische Censur auch diesseits des Kanals nicht ganz unzweckmäßig seyn dürfte und sich durch ganz andere Gründe rechtfertigen ließe, als die Beaufsichtigung der politischen Presse, indem hier der wichtige Umstand eintritt, daß sie vom Volke selbst gehandhabt wird und den Ausdruck des Volkswillens und des Volksgeistes bildet. Wo das sittliche Gefühl abgestumpft ist, wird auch die wahre politische Freiheit eine Chimäre bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

chentlich erscheinen drei Nummern. numerations-Preis 22½ Silbergr. Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für ganze Jahr, ohne Erhöhung, 1 allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Dienstag den 16. Februar 1847.

ke auf den Zustand der Bewohner unserer Provinzen an den russischen und polnischen Gränzen.

Von Eduard Pelz (Treumund Welp).

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute waltet schon das Morgen.

Schiller.

Im ersten Bande von Weil's constitutionellen Jahrbüchern für 1844 habe die Gegenwart betrachtend, zu zeigen versucht: wie wenig wir tschen die Eventualität eines Krieges mit Rußland zu fürchten haben, n wir den Feind unter uns nur gehörig bekämpfen und besiegen.*) t minder beruhigend aber sind die Ergebnisse einer Betrachtung, die wir jenes Land in Bezug auf eine Zukunft anstellen, wie sie, dem natürn Laufe der Dinge nach, sich gestalten kann, wird oder muß. Wir t seit Peter I. Rußland einen höchst bedrohlichen Weg einschlagen, der in neuesten Zeiten schon bis auf die bedenklichste Höhe gesteigert worden ist. meine die Verfolgung des Fabriken- und Manufaktur-Systems. Daß land, in Folge seiner dünnen Bevölkerung und unzureichenden Bodentzung, namentlich in den nördlichen Gegenden, der Zufuhr von Lebensein bedurfte und bedarf, hat sich zu allen Zeiten dargethan. Daß es noch e hiervon keine Ausnahme macht, thut sich in seinen Ausfuhr-Verboten . So lange die Bevölkerung eben, hauptsächlich mit der Bodenkultur beschäftigend, über das weite Land verbreitet war, gab dieser Umstand verbunden mit der Leibeigenschaft — noch ziemliche Garantie gegen die gen großer Umwälzungen; denn ehe sich eine, Gefahr für uns abgebende, nge zusammenzuschaaren vermochte, ließen sich Mittel zur Dämpfung en, zumal wenn eine kräftige Hand im Reiche das Ruder führt. So ze Polen, mit seiner leibeigenen, meist ackerbauenden, also auch zerstreut nden Bevölkerung, noch eine Vormauer bildete, lag für uns die Sorge eine tüchtige Gränzwache immer noch ferner als dermalen, wo ohne bewere Vorsichtsmaßregeln vom Hunger in Bewegung gesetzte Völkerschaften ten wenigen Stunden vor den Thoren einer deutschen Hauptstadt stehen aten. Der Hunger peitschte die Horden in der Völkerwanderung auch t aus unkultivirten Gegenden und kann es wieder thun; wenigstens liegt t die geringste zuverlässige Sicherstellung dagegen vor.

Allerdings ist der dritte Theil der zwanzigtausend Fabriken Rußlands in Händen der Krone, und dem anderen Drittheil fließen noch Staatserstützungen zu; indessen schon jetzt fängt man an, mit diesen Unternungen einzuhalten, obschon die Menge der Fabriken in der jüngsten Zeit im Steigen war, daß sie sich binnen drei Jahren verdoppelte. Dazu mt der Umstand, daß diese Fabriken sich hauptsächlich zu zwei Hauptknoten und um Petersburg und Moskau zusammenballen, und daß der Russe, n er Fabrikarbeiter geworden ist, zum Ackerbau noch viel untauglicher erint, als selbst unsere Fabrikbevölkerung, so daß in Rußland die Hinleitung n Fabrik-System geradezu das Grab der jetzt schon so oft unzulänghen Bodenkultur genannt werden muß. Kommt eine Eisenbahn-Verbinig zu Stande, so können sich diese bedenklichen Zustände nur steigern. er deutsche Patriot wird gewiß geneigt erscheinen, sich die Frage zu stellen: e steht es unter solchen Umständen um die Bevölkerung unserer Gränzrken! Diese Frage drängt sich uns um so unabweisbarer auf, je mehr wir letzterer Zeit Gelegenheit gehabt, die Unzuverlässigkeit der früheren Gränzchter Rußlands zu erkennen.

Obschon durch meine Bestrebungen, mich selbst zu unterrichten und Anen die Ergebnisse mitzutheilen, in den schimpflichen Verdacht der Theilhme an geheimen aufrührerischen Bestrebungen der Westslawen gekommen r böswillig gebracht, habe ich doch nie aufgehört, nach Kräften fortzurben, weil ich dies für eine Pflicht als Sohn des deutschen Vaterlandes annte. Nicht als ob ich mir dazu einen besonderen Beruf angemaßt, ndern weil mir in der That etliche Mittel zu Gebote standen, die nicht der hat. Namentlich konnte und kann ich mich auf persönliche Bekanntaften mancher Art stützen, so daß mein Sehen nicht blos auf die beschränka eigenen Augen zurückgeführt ist. Demnächst will ich hier ein paar briefliche Mittheilungen der Oeffentlichkeit übergeben, die von einem Manne herrühren, der unter tausend Anderen geschickt erscheint zu einem kompetenten, unparteiischen Urtheil in der Sache; denn er ist selbst polnischen, altadeligen Stammes, bewohnt eine Gränzprovinz und hat als großer Grundbesitzer eine lange Lebenszeit hindurch die mannigfaltigsten Gelegenheiten gehabt, die Verhältnisse ganz genau kennen zu lernen. Sein Name thut vor der Hand nichts zur Sache, darum will ich denselben noch weglassen und nur die gehaltvollen Briefe mittheilen; sie lauten wörtlich:

*) Der Aufsatz führte den Titel: Rußlands Lage und Deutschlands Gefahren.

E. P.

I.

Sehr verehrter Freund! Sie wünschen von mir eine genauere Schilderung der Lage und Stimmung des polnischen Volkes in den von Deutschen beherrschten polnischen Provinzen, insbesondere Oberschlesiens. Diesem Wunsche möglichst nachzukommen, schreibe ich Ihnen zuvörderst ein Urtheil eines hiesigen, sehr geachteten, eingeborenen Gutsbesitzers, des Herrn von Hochberg auf Mokrau bei Nikolai, über diese Zustände ab, welches sich gedruckt in den Verhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1845 findet; es lautet folgendermaßen:

„Der Oberschlesier slawischer Abkunft unterscheidet sich in seiner Volksthümlichkeit vor allen anderen benachbarten Völkern, besonders von den Deutschen, weil er sehr natürlich darin den Polen mehr gleicht. Alle Verhältnisse, die Jahrhunderte lang in ganz anderer Art, als in Polen, auf dieselbe einwirkten, haben endlich aus ihm einen Deutsch-Polen gebildet, der den Polen nicht liebt, aber auch dem Deutschen kein Vertrauen schenkt; der keine entschiedene Nationalität, wohl aber nationelles Naturell besitzt, blos an seinen alten Gebräuchen hängt; der zwar nicht aus Grundsatz Alles verwirft, was ihn dem Deutschen näher bringt, der jedoch germanisirt, wenn er nicht fortwährend unter Deutschen lebt, sofort in seine Eigenthümlichkeit zurückkehrt. So wird denn zwar deutsche Sprache mit Eifer verbreitet, deutsche Sitte seit langer Zeit eingeführt, die Fortschritte sind indeß als wenig genügend zu bezeichnen. Der Schulknabe legt für immer sein deutsches Lehrbuch bei Seite, wenn er der Schule entgangen ist; der Soldat vergißt das wenige erlernte Deutsch und nimmt seine alte Sitte und Kleidung an, wenn er seine Dienstzeit beendet hat. Ausnahmen hiervon sind ziemlich selten.

„Der Oberschlesier ist übrigens folgsam, seinen Vorgesetzten bei guter Behandlung innig ergeben und zugethan, und hat ein natürliches Rechtsgefühl, so daß er eine angemessene Strafe ohne Rachegefühl als natürliche Folge seines Vergehens ansieht und empfängt. Leichtsinn ist dagegen sein Fehler. Was er erworben, will er gewöhnlich auch verzehren. Daher ist Eigenthums-Erwerbung nicht seine Sache. „„Ich muß sehen, wie ich durch die Welt komme; meine Aeltern haben mir nichts hinterlassen; mögen meine Kinder sich auch selbst das Brod verdienen!"" das ist eine sehr vielfältig gehörte Ansicht der Leute, aus welcher dann wenig Achtung für fremdes Eigenthum entspringt.

„Alte Sitten und Gebräuche vererben sich, indeß mildert die Zeit das Schroffe derselben, und insbesondere ist bereits so mancher Gebrauch verschwunden, sobald polizeiliche Maßregeln demselben entgegentreten, denn der Oberschlesier beweist sich meist erst dann recht folgsam, wenn man ihm mit Ernst entgegentritt. Jede halbe Maßregel aber bleibt unbeachtet. So z. B. ist die Gewohnheit, am ersten Mai vor den Hausthüren junge Bäume aufzustellen, verschwunden, als die Polizei dies zur Schonung der Wälder streng untersagte. Die Ankündigung, daß binnen sechs Jahren breite Wagenspur einzuführen sey, blieb gänzlich unbeachtet, als aber am Ausführungstage mit Strenge darauf gehalten wurde, war das breite Geleis in kürzester Zeit allgemein im Gange.

„Der Enthaltsamkeits-Verein gegen das im Uebermaße bestandene Branntweintrinken hat unendlichen Segen gebracht, und obgleich Viele rückfällig geworden sind und noch werden, so bleiben die Bessergesinnten dem Versprechen der Enthaltsamkeit dennoch treu, sehen den überwiegenden Nutzen derselben ein und betrachten den Rausch als Schande, was früher gar nicht der Fall war."

So von Hochberg, und ich kann meinerseits dieser Sittenschilderung unseres oberschlesischen Landvolks (in seinem polnischen Theile, denn mehrere Kreise sind deutsch) in allen Stücken nur zustimmen; natürlich handelt es sich hier nur von dem eigentlichen Volke, wozu auch die meisten niederen Klassen der Bewohner unserer Städte noch zu rechnen sind, während alle übrige,

höhere Klassen derselben bereits gänzlich deutsch oder germanisirt sind und gar nicht mehr zum Volke gerechnet werden können, da dieselben in der That durchgängig nur die gewöhnlichen deutschen Ansichten in Sitte und Gesinnung hegen und pflegen und mit dem eigentlichen Volke nur in geringe Gemeinschaft und nähere Berührung kommen, oder, wo dies doch der Fall, sich dabei nur als Gebietende benehmen, ohne irgend in die Eigenthümlichkeit des Volkes weiter einzugehen.

In der That existirt dermalen in ganz Oberschlesien nur noch das eigentliche Volk als besonderer Stamm mit eigener Sprache, Sitte und Gesinnung, und muß man die höhere Klasse des oberschlesischen Stammvolks als ganz ausgestorben ansehen, da Alles, was dahin zu rechnen, nämlich alle öffentliche Beamten bis auf den Gendarm herunter, mit alleiniger Ausnahme der Dorfschulzen, alle Rittergutsbesitzer und deren Beamte, alle Geistlichen und Schullehrer in den Städten, ja selbst die Meisten derselben in den Dörfern, alle Künstler und höhere Gewerbetreibenden, Deutsche oder doch dem Wesen nach Verdeutschte sind, die — wenn sie ihre Muttersprache noch verstehen — sich derselben doch nur im Umgange mit Leuten aus dem Volke und ihrem Gesinde zu bedienen pflegen, die in der Regel nur deutsche Bücher lesen und das Polnische nicht, wenigstens nicht korrekt, zu schreiben verstehen, mit Polen und polnischer Literatur und polnischen Bestrebungen in fast gar keiner Verbindung stehen, ja ohne Kenntniß derselben sind und daher lediglich nur deutsche Bestrebungen und deutsche Ideen kennen und von deutschen Impulsen getrieben werden, wenn sie überhaupt, was gar häufig der Fall nicht ist, von Fortschritten angeregt werden können. In diesen Klassen kann daher überhaupt nicht von einer politischen Farbe oder Gesinnung die Rede seyn, die irgendwie noch den Charakter oder die Nationalität der Polen erreichte.

Am ersten noch dürfte unter den katholischen Geistlichen, da sie sämmtlich unmittelbar aus unserem polnischem Volke hervorgehen, indem nicht leicht ein reiner Deutscher, der Sprache halber, das Amt eines Pfarrers in Polnisch-Oberschlesien sucht und erlangt, ein Rest von altpolnischem Wesen anzutreffen seyn und dieselben auch hier und da noch mit der echt polnischen Geistlichkeit im Konigreich Polen und den unter Oesterreichs Scepter stehenden Slawen-Ländern, z. B. auch mit der Klostergeistlichkeit in Czenstochau, Krakau und anderen Orten, in näherer Verbindung stehen, die sich indeß doch im Wesentlichen nie eigentlich auf politische Ansichten und Gegenstände bezieht, sondern im Ganzen nur darauf hinaus läuft, durch Erhaltung der alten abergläubischen Bigotterie und jedes Licht scheuenden Dummheit unter dem ganzen polnischen Volke der niederen Stände gemeinschaftlichen Nutzen von demselben zu ziehen und dasselbe fortwährend in der alten hergebrachten Weise, durch Seelenmessen, Opfergänge, Kollekten rc., gemächlich zu besteuern.

Dieses Volk seinerseits hat sich hingegen gegen den Einfluß seiner deutschen Beherrscher und Umgebungen fast gänzlich abgeschlossen und mit Unempfänglichkeit gewappnet, und was auch gethan wird, um dasselbe ebenfalls, gleich den höheren Ständen, zu verdeutschen, es will nicht gelingen und wird nicht gelingen. Es hegt ein unbegränztes Mißtrauen gegen Alles, was von diesen ausgeht, dagegen die Ueberzeugung, daß der König selbst es gut mit ihnen meine, und daß nur die unteren Behörden und die Dominialbesitzer die Schuld trügen, daß die Bauern nicht durchgängig schon freie Eigenthümer ihrer Besitzungen ohne Abgaben und Lasten seyen. Es weiß sehr wohl, daß es unter der preußischen Herrschaft sich minder bedrückt finde, als drüben in Polen, und dies weiß es sehr wohl zu schätzen; nichtsdestoweniger aber würde es, falls etwa einmal ein Aufstand im Sinne der Volkspartei, wie z. B. der letzte in Galizien, Fortgang gewänne und sich weiter ausbreitete, nicht anstehen, ebenfalls in diesem Sinne aufzustehen, um am Gutsbesitzer und Beamten sein Müthchen zu kühlen und seine Raublust vorwalten zu lassen, wobei mitunter, wenn auch nicht so allgemein, auch Grausamkeiten und Todtschläge wohl vorkommen dürften, wie dies z. B. bereits im Jahre 1811 in ähnlicher Art der Fall war; besonders ist dies im Pleßner Kreise, der überhaupt noch am meisten den altpolnischen Charakter in vieler Hinsicht sich erhalten, am ersten zu befürchten. Eigentlicher Haß gegen die Deutschen als solche findet zwar nicht statt, allein — wie gesagt — ein großes und allgemeines Mißtrauen gegen deren Einwirkungen auf das Volk, was auch so lange fortdauern wird und ganz natürlich ist, so lange man fortfährt, auf bisherige Weise die Nationalität gänzlich zu ignoriren; alle öffentliche Erlasse, Gesetze und Befehle rc. nur in deutscher Sprache kundzuthun, die polnische Sprache als solche in Schulen und im öffentlichen Leben gänzlich zu vernachlässigen und zu beseitigen und sich dadurch das Volk ganz und gar zu entfremden und von sich entfernt zu halten. Denn — wie gesagt — die Hoffnung muß man aufgeben: unser Volk zu germanisiren und zu Deutschen zu machen; und einen Einfluß zum Bessern auf dasselbe wird man nur dann gewinnen, wenn man z. B. in den Schulen aufhört, die Jugend gleich Papageien deutsche Wörter buchstabiren und lesen zu lehren, ohne ihnen deren Sinn begreiflich zu machen, statt ihnen reelle, für das Leben brauchbare Kenntnisse in polnischer Sprache beizubringen und ihren Geist durch gute, in polnischer Sprache geschriebene Bücher moralisch und intellektuell auszubilden, statt — wie bisher — denselben nur durch abergläubische Ceremonien und Herplappern von oft anstößigen Gebeten und Litaneien immer mehr zu verfinstern und zu verdumpfen und dadurch zu dem unsinnigsten Aberglauben, der ohnehin noch von früher im Volke vorherrscht, noch fortwährende Nahrung zu geben. Wenn man ferner seitens der höheren und anderen Behörden die Einsicht gewinnt, daß, wenn man auf das Volk Einfluß gewinnen will, man sich zu demsel herablassen und in seinem Sinne und in seiner Sprache mit ihm verkeh müsse, nicht aber erwarten dürfe, daß das Volk seinerseits sich zu seinen, als fremd erscheinenden Behörden und Herren erheben und deren Sprache u Sitte annehmen solle, was stets zwar hier und da, doch immer nur von Ei zelnen, so lange es deren Vortheil unumgänglich erheischt, geschehen, aber bei der Masse des Volks der Fall seyn wird; und daß man demnach, wie bisher in den niederen Schulen Deutsch, bei uns in den höheren Schul auch Polnisch lernen müsse, damit der in polnischen Gegenden anzustellen Beamte Gelegenheit habe, sich diese Sprache anzueignen, um in derselben dan mit dem Volke in dessen Sprachweise verkehren und dadurch Vertrauen un Einfluß gewinnen zu können. *)

Uebrigens ist im Allgemeinen unser Volk noch immer arm zu nennen, wennschon es in neuerer Zeit vielfache Gelegenheit zu gutem und fortwährendem Verdienst in den meisten Gegenden der Provinz und darin einen großen Vorzug vor vielen Gegenden Deutschlands und besonders Niederschlesiens hatte; allein dasselbe ist von Natur zum Leichtsinn geneigt und hat noch nicht gelernt, mit Gelde umzugehen, da es in früherer Zeit dasselbe in der That oft kaum dem Namen nach kannte; die gemachten Arbeits-Verdienste gewannen in der Tasche desselben daher noch keinen rechten Halt und wanderten meist ihrem größten Theile nach unmittelbar nach der Löhnung in die Taschen der Branntweinschenker und Branntwein-Fabrikanten **), da andere Genüsse als Branntweingenuß, höchstens mit einem Tanze nach höchst roher und unharmonischer Musik verbunden, unserem Volke noch bis heute nicht bekannt oder genießbar sind. Und was auch hauptsächlich die Ursache ist, daß das gethane Gelübde der Enthaltsamkeit bei uns jetzt so häufig gebrochen wird, da es an Etwas fehlt, was dem Volke diesen seinen bisher einzigen Genuß irgend zu ersetzen im Stande wäre und dessen, der Erholung gewidmete, Stunden auszufüllen vermöchte, und man es versäumt hat, in dieser Hinsicht auf geeignete Ersatzmittel einzuwirken.

In wirthschaftlicher Hinsicht herrscht im Allgemeinen im Lande unter dem Bauernstande noch große Vernachlässigung vor, und insbesondere ist die eigentliche Hauswirthschaft und Häuslichkeit noch gewaltig zurück und scheint überhaupt nicht Sache des slawischen Stammes. Indeß kann man nicht sagen, daß der hiesige gemeine Mann aus Eigensinn und althergebrachten Vorurtheilen, wie dies so häufig in vielen deutschen Gegenden der Fall ist, ein Fortschreiten in wirthschaftlicher Hinsicht verschmähe, da er im Gegentheil leicht dahin zu bringen ist, Neuerungen und Verbesserungen in seiner Wirthschaft einzuführen, nur müssen sie seine Thätigkeit und Achtsamkeit nicht allzusehr auf die Länge in Anspruch nehmen.

Im Allgemeinen sind überhaupt in der Provinz alle Bedingungen gegeben, den Fortschritt im landwirthschaftlichen Betriebe zu befördern, indem z. B. die Grundstücke der einzelnen Besitzungen und Stellen in der Regel beisammen in einem Komplexus belegen sind, nicht aber — wie in vielen anderen Gegenden — in eine Menge von einzelnen Stückchen und schmalen Streifen vertheilt und verrinzelt; dieselben meist nur in geringerem Maße als in anderen Gegenden mit Lasten und Abgaben belastet sich finden; die Hütungs- und anderen Servituten fast überall bereits abgelöst und die Gemeinheiten getheilt sind; bis jetzt aber auf deren bäuerlichen Besitzungen, die im Ganzen etwa zwei Drittheile der gesammten Grundfläche der Provinz ausmachen, nur noch ganz unbedeutende Schulden haften. Zwar findet sich annoch eine Anzahl von 23,400 Besitzungen der sogenannten Robothgärtner, welche ihre Stellen nicht eigenthümlich besitzen, sondern für deren Besitz den Dominien eine Anzahl von Handarbeitstagen ableisten müssen, allein wenngleich die Inhaber dieser Stellen im Allgemeinen sich nicht in demselben Wohlstande befinden können, als es der Fall wäre, wenn sie dieselben ohne jene Arbeitslast zu Gunsten der Dominien besäßen; so ist doch dies Verhältniß nicht von dieser Seite anzusehen, sondern da diese Besitzungen doch jedenfalls Eigenthum der Dominien und zu deren Besitz gehörig sind, so handelt sich die Frage lediglich darum: ob es für das Wohlbefinden dieser Klasse von kleinen Stellen-Inhabern zuträglicher seyn würde, falls sie diese Stellen von den Dominien lediglich zeitpachtsweise gegen Geld zu erlangen vermöchten, statt wie bisher blos gegen Leistung gewisser, größtentheils nicht eben drückender Handarbeitsdienste! zumal, wie bereits erwähnt, das zu verdienende baare Geld in der Regel nicht großen Halt in den Taschen unserer Dorfbewohner zu haben pflegt; und ob für den Fall der Selbstbewirthschaftung dieser Grundstücke, durch Einziehung seitens der Dominien, die statt der bisherigen Robothgärtner dann nothwendig anzusetzenden Tagelöhner-Familien, in welche Jene dann umzuwandeln, sich wohl in besseren Umständen und Verhältnissen befinden würden ? ***)

Da übrigens die große Bildungsfähigkeit und der leicht fassende Geist, die Leichtigkeit, sich in Verlegenheiten zu helfen, so wie der lebhafte Charakter des slawischen Stammes, also auch des Oberschlesiers, allgemein bekannt sind, so erspare ich es mir hinsichtlich derselben mich noch des Näheren auszulassen und dieselben näher zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von diesen goldenen Lehren könnte man sich in Beziehung des Umganges mit dem deutschen Volke ein gutes Theil gleichfalls gesagt seyn lassen. E. P.

**) Zur großen Schande der Arbeitgeber, die es unterließen, die Köpfe ihrer Arbeiter zu seyn. E. P.

***) Ohne gewisse, vorher zu treffende, immerhin vormundschaftlich zu nennende Einrichtungen, dürfte dies durchschnittlich kaum der Fall seyn, wie ich kürzlich in einer kleinen Broschüre: „Die Stellung der Arbeiter bei der Landwirthschaft“ (Breslau), darzuthun versucht habe. E. P.

Frankreich.

Ozanam über „Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts“.

(Schluß.)

„Ozanam“, führt sodann der Verf. weiter aus, „hat es sich zur Aufgabe gemacht, zunächst die Philosophie Dante's ins Licht zu setzen. Er beklagt die meist so ungünstige Beurtheilung der Philosophie des Mittelalters aus Unwissenheit, die Verachtung erweckt, aus Verachtung, die ihrerseits wieder die Unwissenheit ermuthigt. „„Man schildert sie uns““, sagt Ozanam, „„als sey sie barbarisch in ihrer Sprache, pedantisch in ihren Formen, mönchisch in ihrer Richtung .... Nun aber ist hier bei Dante eine Philosophie, welche sich in der klangvollsten Sprache ausdrückt, in einer Mundart, welche Frauen und Kinder verstehen. Ihre Unterweisungen sind Gesänge, welche die Fürsten sich vorlesen lassen, um ihre Mußestunden zu schmücken, welche die Handwerker deklamiren, um sich von ihrer Arbeit zu erholen. Hier ist sie vom Gefolge der Schule und der Dienstbarkeit des Klosters befreit; sie liebt es, sich den süßen Geheimnissen des Herzens zuzugesellen, den lärmenden Kämpfen öffentlicher Streitigkeiten. Sie ist traulich, weltlich und ganz volksthümlich. Versucht man, ihr im Verlaufe ihrer Forschungen zu folgen, so sieht man, wie sie vom tiefen Studium der menschlichen Natur ausgeht, wie sie ihre Vermuthung über die ganze Schöpfung ausbreitet, um sich am Ziele zu verlieren, am Ziele aber nur in der Betrachtung der Gottheit.““ In Dante findet Ozanam einen Dichter, der in einem stürmischen Jahrhundert erscheint und gleichsam mit Gewittern umhüllt einherschreitet. Dennoch ahnt er hinter den veränderlichen Schatten des Lebens die unveränderlichen Wirklichkeiten. Geleitet durch die Vernunft und den Glauben, eilt er der Zeit voraus. Er dringt in die unsichtbare Welt ein, nimmt Besitz von ihr und läßt sich darin nieder, wie in seinem Vaterlande, er, der kein Vaterland mehr hat. Läßt er von dieser Höhe seine Blicke auf die menschlichen Dinge fallen, so enthüllt er deren Ursprung und Ziel zu gleicher Zeit; folglich mißt und richtet er sie. Seine Reden sind Lehren, welche die Ueberzeugung beherrschen und die Gewissen unterjochen; zugleich prägen sie sich durch den Rhythmus dem Gedächtnisse ein. Sie sind gleichsam eine niemals schweigende Predigt, welche der Masse gehalten wird, die sie dadurch fesselt, daß sie sich dessen bemächtigt, was am stärksten in ihr ist, nämlich der Vernunft und der Liebe.“

„In der göttlichen Komödie“, fährt der Verfasser fort, „erkennt Ozanam die Vereinigung zweier so seltenen Dinge, eine poetische und volksthümliche Philosophie und eine philosophische und wahrhaft soziale Poesie, ein merkwürdiges Ereigniß, wie er sagt, das eine der höchsten Stufen bezeichne, welche der menschliche Geist jemals erreicht habe. Dieses Ereigniß soll, meint Ozanam, die Veranlassung seyn, die intellektuelle Kultur der Epoche, in der es sich ereignete, zu würdigen, und daß wir uns könnten versucht fühlen, den Zeitpunkt, den man als die Wiedergeburt der Wissenschaft bezeichnet, um zwei Jahrhunderte hinauszuschieben. „„Man wird eingestehen müssen““, sagt Ozanam, „„daß man damals die Kunst, zu denken, und das Gedachte auszusprechen schon kannte, als man noch zu glauben und zu beten verstand. Wir werden diesem katholischen Zeitalter unsere Huldigung darbringen, jener schönen Jugend der christlichen Menschheit, wohin wir in unseren Tagen, wo wir im stürmischen Mannesalter sind, unsere Blicke zu wenden das Bedürfniß haben. An diesen verspäteten Bekenntnissen fehlt es gegenwärtig nicht, und dennoch, wenn es erlaubt ist, an diese Arbeiten einige Hoffnungen zu knüpfen, so wären es die, jene noch zu vermehren. Es war hauptsächlich eine kindliche Pietät, welche uns beherrschte, als wir die Thatsachen und Ideen sammelten, welche in diesem Buche enthalten sind; es waren einige Blumen mehr, die wir auf die Gräber unserer Väter streuten, welche groß und gut waren, einige Weihrauchkörner, welche wir auf dem Altar dessen opferten, der sie für seine Absichten groß und gut machte.““

„Somit“, bemerkt der Verf. weiter, „hat denn auch Ozanam selber die innerlich religiöse Beziehung seines Werkes angegeben. Da die alle Zeitlichkeit und Ewigkeit, alle Höhen und Tiefen umfassende Weltanschauung Dante's wesentlich auf philosophisch-theologischem Grunde ruht und zugleich als ein aus auf dem erhabensten Standpunkte der so reichen philosophischen Entwickelung seiner Zeit gewonnenes Ergebniß sich darstellt, so ist eine genetische Darlegung der Philosophie Dante's, wie sie Ozanam namentlich in Bezug auf die Divina Comedia giebt, für das Verständniß der letzteren offenbar von der höchsten Bedeutung. Von hier verbreitet sich über Inhalt und Form der Divina Comedia in ihrer ganzen vollen Eigenthümlichkeit oft das überraschendste Licht, und es ist hier stets, man möchte sagen, der von der Phantasie beschwingte Gedanke, der seinen Weg vom Kopfe in die Feder durch das Herz nimmt. Dante selber erklärt, daß die Art der Philosophie, der er sich ergeben, die moralische oder ethische, daß das Ziel, welches er sich vorgesteckt, das Praktische und nicht die müßige Speculation sey. Die Moral ist in seinen Augen die Lenkerin der menschlichen Vernunft, sie ordnet deren Oekonomie, sie bereitet den übrigen Wissenschaften, die ohne sie nicht bestehen können, ihre Stelle. „Weil nun““, bemerkt Ozanam (zum Theil mit Berufung auf den italiänischen Dichter und Aesthetiker Gravina aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts), „„der praktische Nutzen das Ziel aller Forschungen Dante's ist, weil sogar das Studium als eine moralische Verbindlichkeit und die Wissenschaft als eine Pflicht betrachtet wird, so kann es nicht auffallen, wenn alle erworbene Kenntnisse nach dem Begriffe des Guten und des Bösen eingetheilt sind. Es wird sich ein Inbegriff von Lehrsätzen zeigen, welche zuerst das Böse umfassen, dann das Böse im Kampfe mit dem Guten, endlich das Gute selbst im Menschen, in der Gesellschaft, im zukünftigen Leben und den äußeren Wesen, deren Einfluß die menschliche Natur unterworfen ist. Die unsichtbare Welt wird der Hauptschauplatz seiner Forschungen seyn, weil die Räthsel dieser sichtbaren Welt erst dort ihre sichere Lösung finden .... So werden die wissenschaftlichen Vernunftbegriffe gleichsam von selbst in den poetischen Rahmen eintreten, welchen die religiöse Tradition in Hölle, Fegefeuer und Paradies darbietet.““

„Hier ist Ozanam“, bemerkt der Verf. zum Schlusse seines Vortrags, „was in dem wunderbaren Gedichte selber Virgil dem Dante ist, ein kundiger und sinniger Führer, dessen erleuchtetes Auge alle Höhen und Tiefen gemessen und im Verborgenen die lebendigen Mächte geschaut hat, die hier der Schöpfung unsterbliche Hülle gewoben. Hat man, von den vortrefflichen Erläuterungen deutscher Uebersetzer geleitet, in der göttlichen Komödie die ernste Wanderung durch die mächtigen Räume ewiger Verzweiflung, durch das dämmernde Land trostvoller Läuterung bis in die glanzvollen Gefilde des himmlischen Lichtes und zu dem Urquell göttlicher Herrlichkeit hin, unter den wechselnden Empfindungen des schauervoll erhabenen Entsetzens, der freudigen, hoffnungsreichen Erhebung und des seligen Entzückens vollbracht, so darf man es nicht verschmähen, an der Hand Ozanam's die Wanderung noch einmal zu unternehmen, um diesem Hohenliede der Weisheit und Liebe, wie es hier zu reichster Fülle des herrlichsten menschlichen Fühlens und Denkens sich erschließt, die gerechteste Bewunderung, die wärmste Verehrung zu zollen. Aber wie oft wir fernerhin, angezogen und gefesselt von dem Reizvollen und Gewaltigen der erhabensten Dichtung, jenen so reich und tief bedeutsamen Weg durch ihre sinnvollen Gebiete der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses von neuem beschreiten mögen: immer werden wir doch in den Wunsch jenes Weibes einstimmen dürfen, das zu den Zeiten der Kreuzzüge während der Belagerung von Damaskus zwischen Stadt und Lager einem Geistlichen der Franken begegnete, während sie ein Becken mit glühenden Kohlen und ein Gefäß mit Wasser trug. „„Was willst Du thun mit dem Wasser in diesem Gefäße, und was mit der Gluth der Kohlen?““ fragte sie der Mönch. „„Ich trage sie““, antwortete das Weib, „„um mit der Gluth zu verbrennen das Paradies und mit dem Wasser zu verlöschen die Hölle, damit die Menschen künftighin Gott dienen mögen nur und ausschließlich um der Liebe willen.““

Polen.

Der Krakauer Aufstand und die polnische Emigration.

Wir haben lange einer Schrift entgegengesehen, welche von den in Paris angesessenen Polen ausgehen und den Krakauer Aufstand näher beleuchten sollte, so daß sie gewissermaßen als offizielles Aktenstück der Emigration angesehen werden könnte. Erst jetzt sind wir in den Besitz derselben gelangt und machen die Entdeckung, daß die Schrift ihren Ursprung nicht der Emigration überhaupt, sondern nur einer Partei derselben verdankt. Wir müssen gestehen, daß wir sie mit einigem Mißtrauen zur Hand genommen, und daß dieses auch hernach seine vollständige Begründung erhalten hat. Wir haben hier eine Art von Staatsschrift des Fürsten Czartoryski, dessen Verehrer und Anhänger ihre Verfasser sind. Es kann nicht fehlen, daß diese die Gelegenheit benutzen, um gegen ihre Antagonisten, die Demokraten, einen neuen Kriegszug zu eröffnen. Die demokratische Partei ist die Urheberin und die Seele der neuesten Verschwörung so wie des Aufstandes selbst gewesen, eine Thatsache, welche von ihr nicht in Abrede gestellt wird. Da ihr Plan so total mißlang, glauben die Anhänger einer Dynastie Czartoryski oder, was dasselbe ist, die Aristokraten Recht zu haben und ergehen sich gegen ihre Landsleute in leidenschaftlichen Expectorationen. Gewiß hat die demokratische Partei, in dem Maße als sie erstarkt ist, ihre Kräfte überschätzt und sich dadurch zu manchen groben Fehlern verleiten lassen; es ist natürlich unmöglich, ihre neuesten Schritte zu rechtfertigen — aber gegenüber der Aristokratie hat sie am wenigsten Unrecht. Denn einmal hätte diese den Aufstand eben so gern begünstigt, als die Republikaner, wenn sie die Ueberzeugung gehabt, daß sie im Besitze der Sympathieen sey, ja sie hat ihn im Anfange zum Theil begünstigt; dann aber hätte sie zuversichtlich, wenn sie in Aktivität gekommen, noch ärgere Fehler gemacht, als die Demokraten. Denn sie schmeichelt sich, ein Haupt und einen Mittelpunkt zu haben, und zwar im Fürsten Czartoryski; sie meint, es sey nun die Folge dieser äußerlichen Concentration, daß sie auch einem bestimmten Ziele entgegengehe und für dessen Erreichung sichere Mittel ergreife; aber sie merkt nicht die Größe dieser Illusion. Welche Stütze ein schwacher Greis bieten könne, wenn sich Stürme erheben; daß er überhaupt einstweilen nur an der Spitze einer Partei stehe, weil er Reichthümer und offene Salons hat, das haben diese Aristokraten nicht bedacht. Die Aristokratie hat also, Alles in Allem genommen, viel weniger als die Demokratie; denn sie hat nicht einmal die Energie des Handelns.

Hiervon abgesehen, hat die Partei Czartoryski's den Insurgenten von Krakau manche sehr richtige Einwendungen gemacht. Wir müssen kämpfen — sagt sie — nicht um ein sociales System, sondern um die Unabhängigkeit; die Unabhängigkeit ist einstweilen unsere einzige bewegende politische Idee. Die Systeme finden sich nachher aus der Sache selbst. Darauf replizirten zwar die Demokraten, daß man keinen Kampf beginnen könne, wenn man nicht zuvor berechnet habe, wie man das Leben im unabhängigen Staat organisiren werde; man werde, sagen sie, sogleich die Revolution im Keime ersticken, wenn man nicht sofort das Land in eine bestimmte Verfassung bringe; man werde sich der Freiheit nicht erfreuen und sie nicht genießen können.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Donnerstag den 18. Februar 1847.

Dänemark.

Oehlenschläger's Amleth.

Den meisten unserer Leser wird es aus Zeitungs-Nachrichten erinnerlich ...n, daß der achtundsechzigjährige Oehlenschläger vor kurzem mit einer neuen ...arbeitung der altnordischen Sage von Hamlet (oder Amleth, wie er den ...men schreibt) aufgetreten ist, die im November v. J. über die Hofbühne zu ...penhagen ging. Es war ein kühnes, vielleicht zu kühnes Unternehmen, ... mit dem großen Briten in die Schranken zu wagen, und nur der ver...nte Ruf des greisen Dichters konnte ihn vor dem Vorwurf schützen, eine ...as post Homerum schreiben zu wollen; jedenfalls muß es aber von unge...hnlichem Interesse seyn, etwas Näheres über die Art und Weise zu er...ren, wie ihm die Ausführung seiner Idee gelungen ist. Unseres Wissens ...ben deutsche Blätter bisher keinen solchen Bericht geliefert, und wir theilen ...her einen Artikel aus der Literary Gazette mit, der, wie es scheint, von ...em in der dänischen Hauptstadt lebenden Engländer herrührt und eine Ana...e des neuen Stücks giebt, welches er zugleich mit der Shakespeareschen ...ichtung in Parallele bringt.

„Hamlet's Name ist der ganzen kultivirten Welt bekannt; das dramatische ...edicht, welches ihn zuerst trug, ist mit zweihundertjährigem Ruhm gekrönt. ...an wird es daher natürlich finden, wenn Oehlenschläger seinen Amleth mit ...ner Vorrede begleitet, worin er sich über das Verhältniß seines Stücks zu ...m Meisterwerke Shakespeare's ausspricht und das ihm zustehende Recht gel...nd macht, den von seinem großen Vorgänger behandelten Stoff in seiner ...genen Weise verarbeiten zu dürfen. Ueber diesen Punkt sind wir völlig mit ...m einverstanden, ohne ihm jedoch einräumen zu können, daß die verschie...ne Art der Auffassung und Behandlung jeden Vergleich zwischen den beiden ...tücken ausschließe. Um einen Vergleich anzustellen, bedarf es allerdings ...ner gewissen Analogie, die über den untergeordneten Umstand der bloßen ...amensverwandtschaft hinausgehen muß; aber gerade diese Analogie findet ... den beiden Trauerspielen statt, die nicht nur dasselbe Thema behandeln, ...ndern auch zum Theil dieselben Personen und Charaktere enthalten — ...rade diese Analogie ist es, die eine Parallele recht eigentlich herausfordert, ...nd je höher wir den Genius der beiden Dichter schätzen, die ihre Kräfte an ...rselben Aufgabe versucht haben, desto größer ist der Antheil, den uns ihr ...lativer Erfolg einflößt. Oehlenschläger hat sich zwar in der Hauptsache an ...e von Saxo Grammaticus überlieferte Legende gehalten, wogegen Shake...eare seinen eigenen Ideen folgte; Ersterer will einen dänischen Helden und ...nische Sitten schildern, während Letzterer die Lokalfärbung vernachlässigt ...nd nur das rein Menschliche hervorhebt — aber es handelt sich nicht darum, ...er eine historische Person am treuesten nach der Wirklichkeit gezeichnet hat, ...ndern wem es am besten gelungen ist, ein wahrhaft poetisches und in allen ...inen Theilen harmonisches Gemälde zu schaffen und den Begriff zu verwirk...hen, der uns von dem persönlichen Charakter Hamlet's gegeben wird.

„Es möchte zu weit führen, die Intrigue des Oehlenschlägerschen Stückes ...nau zu zergliedern; indessen werden folgende Andeutungen genügen, um ...ssen Verwandtschaft mit dem Shakespeareschen Hamlet außer Zweifel zu ...tzen, obgleich es in der Charakterzeichnung seines Helden und in den Mitteln, ...e ihn der Dichter zur Erreichung seines Zweckes anwenden läßt, von diesem ...weicht.

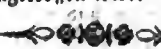
„Oehlenschläger's Amleth betritt als Schiffbrüchiger die Bühne und wird ...rch seinen Freund Humble — den Horatio des englischen Drama's — von ...m Tode seines Vaters und der wahrscheinlichen Ermordung desselben unter...chtet, worauf er sich entschließt, am Hofe König Fengo's Wahnsinn zu ...ucheln. In der Erzählung des Saxo schöpft Amleth selbst Verdacht und ...ielt schon seit seiner frühesten Jugend die Rolle des Idioten; in Shake...eare's Darstellung wird dieses durch die ihm vom Geiste seines Vaters ge...achten Enthüllungen motivirt. Beide Dichter stimmen also darin überein, ...aß sie das Publikum im voraus von der beabsichtigten Täuschung in Kennt...iß setzen, obgleich es vielleicht von eben so großer Wirkung wäre, wenn ...an es erst aus dem Geständnisse des Helden an seinen Freund oder seine ...Geliebte erführe. Nach der ersten Zusammenkunft Amleth's mit Fengo und ...er Königin läßt ihn Oehlenschläger das Grab seines Vaters aufsuchen, wo...it der erste Akt schließt.

„Im zweiten Akt trifft er zufällig mit Sigrid (Shakespeare's Ophelia) ...usammen, und nachdem er sich von ihrer Liebe für ihn überzeugt hat, ent...eckt er ihr sein Geheimniß. Bei Saxo findet hingegen die Zusammenkunft ...it der schönen Gehülfin seiner Einfalt auf Veranstaltung Fengo's statt, um seinen angeblichen Wahnsinn auf die Probe zu stellen, welche Prüfung er auch glücklich besteht. Im dritten Akt kehrt Amleth an den Hof des Königs zurück, um seine Mutter zu trösten, obgleich er sich dort so unsicher glaubt, daß er nicht eine einzige Nacht im Schlosse Fengo's zubringen will, sondern in einer Bauerhütte Zuflucht sucht. Wie es uns scheint, ist seine Rückkehr etwas schwach motivirt und nicht ganz in Uebereinstimmung mit der ihm zugeschriebenen schlauen Vorsicht; auch der Mord des Horchers Visil (Polonius) wäre besser begründet, wenn der Besuch Amleth's bei seiner Mutter nicht, wie Oehlenschläger angiebt, auf eigenen Wunsch desselben erfolgte, sondern nach der Erzählung Saxo's als eine neue ihm vom Könige gelegte Falle dargestellt würde.

„Der Sage zufolge, wird er jetzt nach England — bei Oehlenschläger nach Vensyssel — geschickt, um aus dem Wege geräumt zu werden. In ersterer entdeckt Amleth selbst auf seiner Reise die verrätherische Runenschrift, die seine Begleiter mit sich führen; er vernichtet sie und schreibt an deren Statt andere, worin der König gebeten wird, seine Gefährten tödten zu lassen und dem Amleth seine Tochter zur Frau zu geben. Oehlenschläger läßt ihn dagegen nach König Hadding's Burg kommen, ohne den Inhalt der Runen zu kennen, den er erst dadurch erfährt, daß er sie dem Hadding vorliest, der des Lesens unkundig ist; aber weit davon entfernt, ihren Sinn zu entstellen, verkündet Amleth mit furchtloser Aufrichtigkeit den Befehl zu seiner eigenen Hinrichtung, von welchem Schicksal er nur durch den Aufstand der Bewohner von Vensyssel und durch die Ermordung Hadding's gerettet wird. Unserer Meinung nach ist dieses die schwächste Stelle im ganzen Schauspiel; denn wie sich die Ereignisse hier gestalten, verdankt Amleth seine Rettung weder der ausdauernden Selbstbeherrschung, noch der erfinderischen List, die ihn charakterisiren soll — sie ist vielmehr das Resultat eines Zufalls, den er nicht voraussehen konnte und an dem er keinen Theil hat. In diesem Punkte scheinen Saxo und die alte Saga den Ansprüchen einer dramatischen Handlung weit mehr Genüge zu leisten, als der Dichter.

„Im letzten Akt wird Amleth in einem Sarge heimgebracht, und als man diesen in der Trauerhalle aufstellt, springt er plötzlich heraus und tödtet Fengo im Zweikampf. Die von Saxo erzählte Katastrophe: wie Amleth, noch immer als Wahnsinniger, von England zurückkehrt, Fengo's Leute betrunken macht, seine Burg ansteckt und den wehrlosen König erschlägt — ist vielleicht weniger effektvoll, aber es will uns auch gerade nicht bedünken, daß die Oehlenschlägersche besonders dramatisch wäre. Der Verfasser hat überdies den Eindruck des letzten Akts dadurch geschwächt, daß er ihn schon am Schlusse des vierten ankündigt, so wie er auch die Königin und Sigrid durch Humble darauf vorbereiten läßt. Die Ueberraschung und der Uebergang vom tiefsten Schmerz zum Gipfel der Freude, der die letzte Scene so wirkungsreich machen könnte, geht auf diese Weise verloren.

„Im Ganzen hat Amleth mehr den Charakter eines tapferen nordischen Recken, der sich nur mit Widerwillen dazu versteht, eine falsche Rolle zu spielen, und diese auch ziemlich ungeschickt durchführt, als den eines Mannes, der durch vorsichtige Klugheit und schlauen Erfindungsgeist seine Zwecke erreicht. Nach Amleth selbst nimmt Fengo die Aufmerksamkeit und das Interesse des Zuschauers am meisten in Anspruch. Fengo ist kein Schwächling, der ein einziges Verbrechen begangen hat, welches er nachher bereut, sondern ein kühner Bösewicht, der seine Missethaten mit kaltblütiger Ueberlegung verübt und sich durch keine Gewissensbisse stören läßt. Seine Haltung der Königin gegenüber und die Art, wie er ihre Vorwürfe aufnimmt, ist vortrefflich; eben so sein Benehmen gegen Amleth, den er in der Verstellungskunst weit übertrifft. Die Königin Geruthe ist auch recht wirksam geschildert, obgleich ihre Charakterisirung gerade nichts Originelles darbietet; dasselbe läßt sich von Humble sagen. Sigrid ist eine echt nordische Jungfrau — ein liebliches Bild, das eine Ehrenstelle unter den idealen Schöpfungen Oehlenschläger's verdient. Eine wahrhaft plastische und mit sicherer Hand gezeichnete Figur ist aber Hadding; wir sehen in ihm die rohe, auf seine persönliche Kraft trotzende Anmaßung, die den Nordländer in der Uebergangs-Periode vom Heidenthum zum christlichen Glauben bezeichnete — den Egoismus, dem nichts heilig ist, als was zum eigenen Vortheil dient, und der sich eben dadurch den Untergang bereitet. Hadding ist mit einem Wort ein national-dänischer Charakter, der seinen Platz durch alle Wechsel der Zeit und der Umstände behauptet hat, und der noch immer, obwohl natürlich in milderer Form, unter der wohlhabenden Bürger- und Ackerbauer-Klasse häufig genug angetroffen wird."



Blicke auf den Zustand der Bewohner unserer Provinzen an den russischen und polnischen Gränzen.

II.

Werthester Freund! Ich habe mir in Folge Ihres letzten Schreibens nachträglich **Wuttke's** Schrift: „Polen und Deutsche" kommen lassen, und bin so frei, aus Veranlassung des Inhalts derselben mit Bezug auf Ihren mir geäußerten Wunsch, hinsichtlich der Verhältnisse der Gränz-Provinzen ins Klare zu kommen, Ihnen hiermit noch einige nähere Bemerkungen über diesen Gegenstand mitzutheilen. Ich wollte dabei zwar den Wuttkeschen Abtheilungen seiner Schrift folgen und deren Inhalt im Einzelnen besprechen und kommentiren, allein im Laufe der Arbeit gestaltete sich die Sache anders, und ich sende Ihnen dieselbe so, wie sie mir im Eifer für die Sache aus der Feder geflossen.

Bei den, wie Herr Wuttke bemerkt, durch eigentliche Natur-Gränzen nicht geschiedenen Ländern, welche von Germanen und Slawen bewohnt waren und werden, ist nichts natürlicher, als daß die Gränzen beider Nationalitäten, so wie nicht minder die Herrschaft über diese Gränzlande, von jeher veränderlich waren, und daß eben dadurch, bei der Verschiedenheit der Charaktere beider Nationen, in Krieg und Frieden eine beständige Veranlassung zu Kämpfen und Reibungen jeder Art obwalte, bei denen dann stets bald die eine, bald die andere, nach den eben vorwaltenden Umständen, im Vortheil war, so wie daß die Jahrhunderte lang fortwährenden Reibungen ganz naturgemäß einen gegenseitigen Haß und Verachtung der Gegner, von denen man sich stets nur das Schlimmste zu versehen habe, hervorbrachte. Es ist daher gewiß, daß im Allgemeinen allerdings in den Gränzlanden ein gegenseitiger Haß, verbunden mit Verachtung und Mißtrauen, zwischen den dieselben bewohnenden beiden Nationalitäten obwalte, der dann aber nach Umständen und äußeren Einwirkungen bald mehr, bald weniger an diesem oder jenem Orte hervortritt und sich thätlich äußert; wobei man im Allgemeinen annehmen kann, daß von Seiten der Deutschen mehr Verachtung, von Seiten der Slawen hingegen mehr Haß und Mißtrauen vorwalte.

Wenn wir zur Zeit der Völkerwanderung deutsche Völker und Nationen die Ufer der Weichsel und des Dniepers bewohnen sehen, dagegen zur Zeit Karl's des Großen slawische Stämme bis zur Elbe und Saale vorgedrungen finden, im 14. Jahrhunderte aber wiederum deutsche im größten Theile von Schlesien, dem Posenschen und längs der Ostseeküsten heimisch finden, so ist es in der That eine Art von Räthsel, wie diese so bedeutsamen und wiederholten Veränderungen in den Wohnplätzen ganzer Völker-Stämme überhaupt möglich gewesen seyen, und insbesondere, wie die letzterwähnte Zurückdrängung der Slawen eigentlich hat vor sich gehen können, ohne daß uns die Geschichte verhältnißmäßige Kämpfe und Ausrottungskriege zwischen beiden Nationen in jener Zeit berichtet. Diese sey nun aber geschehen, auf welche Art sie immer wolle, ob mehr durch das Schwert und die Gewalt, oder mehr durch friedlichere Colonisation, Einwanderung und Vermischung; genug so viel steht fest, daß bereits im 14. Jahrhundert die Gränzen der beiden Nationalitäten, der Deutschen und Slawen, im Allgemeinen fast dieselben waren, wie wir selbige noch heute vorfinden, und daß daher seit jener Zeit ein Stillstand in dem weiteren Vordrängen der Deutschen in ganzen Massen stattgefunden habe und seitdem nur einzelne Einwanderungen derselben in das slawische Land stattfanden, die nicht im Stande waren, die deutsche Sprache und Nationalität weiterhin zu verbreiten, sondern ihrerseits entweder ganz von der polnischen Nationalität wiederum gleichsam verschlungen wurden oder doch nur einzelne Städte und Orte theilweise zu germanisiren vermochten.

Nichtsdestoweniger dauerte auch in dieser ganzen Zeit der Kampf beider Nationalitäten an den Gränzen mehr im Kleinen fort, wobei jedoch im Ganzen das deutsche Element nur an einzelnen Stellen, hier und da, geringe Fortschritte machte.

Genauere Nachrichten, wie über die nach und nach erfolgte Abgränzung der beiden Nationalitäten in den betreffenden Gränzländern, giebt uns die Geschichte über die in dieser ganzen Zeit nach und nach erfolgte Veränderung der Herrschaft über dieselben, das Aussterben ihrer ursprünglichen Herrscher-Familien und deren Uebergang an deutsche Regenten-Stämme, vorzüglich an Oesterreich und Preußen, seitens derer denn nun zwar auf friedlichem und administrativem Wege stets nach Möglichkeit dahin gewirkt wurde, die deutsche Nationalität überall zur herrschenden zu machen und die slawische zurückzudrängen, was jedoch — wie schon erwähnt — nur in der Art gelang, daß in den Ländern, welche schon seit langer Zeit dieser Herrschaft gehören, die Elemente der höheren und befehlenden Klassen nach und nach theils durch Deutsche ersetzt, theils verdeutscht wurden, das niedere Volk aber nach wie vor slawisch blieb; während in den Ländern, die erst neuerlich erworben wurden (das eigentliche Polen), auch **dies** bisher noch nicht durchgesetzt werden konnte.

Wenn wir nun das Verhältniß der beiden Nationalitäten des Slawen- und Germanenthums vom rein kosmopolitischen Standpunkte aus auffassen, so wird es für den parteilosen Kenner der nationalen Eigenschaften und des damaligen Standpunktes der beiden Völkerstämme wohl keinen Zweifel haben, sein Urtheil dahin zu fällen, daß **jedenfalls die deutsche Nationalität und der deutsche Standpunkt** für höheres und allgemeineres Völkerglück **ungleich mehr geeignet erscheine** als der slawische, und daß daher die Ausbreitung von deutscher Nationalität und Herrschaft, in Betreff auf mehrere Verbreitung allgemein nützlicher Wissenschaftlichkeit, ausdauernder Arbeitsamkeit und häuslicher Tugend, und in Folge dessen auf allgemeine Kultur und Civilisation, selbst auf Kosten der slawischen, nur wünschenswerth zu nennen sey, wenngleich es den Slawen unbestritten seyn mag, daß auch sie ein altes Ackerbau treibendes Volk waren und in Bezug auf **diesen** selbst vielleicht hier und da den Deutschen voraus und deren Lehrmeister seyn möchten. Es kann ferner um so weniger zweifelhaft seyn, daß diese fernere Ausbreitung des Deutschthums auf Kosten des Slawenthums, von deutschnationellem Standpunkte aus, uns Deutschen *) im Allgemeinen nur als wünschenswerth erscheinen müsse, und daß darüber unter Deutschen kein Streit obwalten dürfe; allein etwas Anderes ist es, wenn über die Mittel und Wege die Rede ist, durch welche dieser Endzweck unter obwaltenden Umständen am besten zu erreichen seyn dürfte, und hierbei zeigen sich denn in der That sehr abweichende Ansichten. Um darüber nun richtigere Ansichten gewinnen zu können, sey es mir erlaubt, das dermalige politische Verhältniß der slawischen Nationen unter sich und in Rücksicht auf die Deutschen etwas genauer zu betrachten und einzeln durchzugehen.

Wenn der österreichische Staat, bei einer Bevölkerung von nur etwas über sieben Millionen Deutschen, über siebzehn Millionen Slawen zählt, so ist es in der That augenscheinlich, daß, wenn die verschiedenen zum Slawenstamm gehörigen Völkerstämme dieses Staates nur einigermaßen zusammenhielten, dieselben jedenfalls die Deutschen beherrschen würden, **sobald sie nur irgend im Stande wären, politische Ideen zu fassen** und ihren Vortheil wahrzunehmen. Dies ist aber vor der Hand noch in weitem Felde, denn die Masse der einzelnen slawischen Völker ahnt kaum, daß außer ihnen auch noch andere Volkstheile in der Monarchie enthalten seyen, welche mit ihnen eine fast gleiche Sprache reden, denn in der That sind alle die verschiedenen slawischen Dialekte ungleich weniger von einander verschieden, als dies bei anderen Hauptsprachen der Fall zu seyn pflegt; die ganze Regierung und Verwaltung ist nämlich überall deutsch, durchgängig mit deutschen oder doch verdeutschten Beamten besetzt, und selbst der bei weitem größte Theil der größeren Gutseigenthümer und des Adels in diesen slawischen Provinzen ist theils schon deutsch oder stark germanisirt, das Volk dagegen durchgängig so niedrig stehend und von jeder irgend freisinnigen Idee auch durch die Bigotterie der allein vorherrschenden Kirche so fern gehalten, daß dasselbe nur von heute auf morgen fortvegetirt und, so lange es nur in gewohnter Weise fortleben kann, ohne gerade Hunger zu leiden, was bei der fast durchgängigen Fruchtbarkeit der österreichischen Länder und bei deren bisher noch nirgends eingetretenen Uebervölkerung, ihm meist leicht wird, nicht von fern an eine Umgestaltung seiner Lage und an anderweitz mehr volksthümliche Einrichtungen oder Regierungsverhältnisse denkt, woran irgendwie zu zweifeln die Regierung ihrerseits sich nicht veranlaßt findet. Indeß auch diesen lange konservirten Verhältnissen droht in der Neuzeit eine Umgestaltung, und wenn die Bemühungen der sogenannten Panslawisten Fortgang gewinnen und dadurch die verschiedenen Völkerschaften des Slawenstammes in Oesterreich, wenn auch anfangs nur langsam und auf literarischem Wege, immer mehr in wechselseitige Verbindungen und Beziehungen zu einander kommen, so dürfte dann wohl mit der Zeit bei denselben auch allgemeiner die Ueberzeugung von ihrer Mehrzahl und ihrer nationellen Einheit erwachen und bedenkliche Krisen für die lediglich deutsche Regierung die Folge davon seyn. Wenn wir nun die einzelnen Provinzen des Staates und deren Bewohner speziellee durchgehen, so finden wir zuvörderst in Böhmen auf etwas über eine Million Deutsche an **drei** Millionen Tschechen oder slawische Böhmen, welche vor allen Slawen die älteste Kultur und Wissenschaftlichkeit besitzen, zur Zeit zwar mit ihren deutschen Umgebungen im Allgemeinen im besten Vernehmen leben, denen aber — unter aufregenden Umständen — was man sagt, gerade am wenigsten zu trauen seyn dürfte, und deren Hartnäckigkeit und fester Chaakter, sobald es gilt, allgemein bekannt ist. In Mähren und österreichisch Schlesien finden wir einen ganz ähnlichen verwandten Stamm von etwa zwei Millionen im Ganzen nur mit wenig Deutschen gemengt, bei welchen ungefähr dieselben Verhältnisse doch im Allgemeinen wohl weniger Kenntnisse vorfindlich seyn dürften. Zum gleichen Stamme, mit fast demselben Sprachdialekt, gehören auch die längs der südlichen Seite des Karpathen-Gebirges wohnenden Slowaken, ein Stamm von mehr als drei Millionen Menschen von merkwüediger Industrie und Lebenskräftigkeit, der sich, trotz der hohen Ungünstigkeit und Bedrücktheit seiner ganzen Lage unter meist fremden, strengen Landbesitzern, dennoch gut zu erhalten und stets zu vermehren und auszubreiten weiß. Diesseits der Karpathen, am Nordabhange derselben, im westlichen Galizien, wohnen dagegen die Goralen und Mazuraken mit echt polnischer Sprache und erst seit 1772 dem österreichischen Staate einverleibt, mit einer Volksmenge von etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, bei denen die polnische Nationalität, wie die Erfahrung der neueren Zeit gelehrt hat, auch noch unter den höheren Ständen größeren Theils vorherrscht und sie daher bei dem, den Polen der höheren Klassen gleichsam zur innersten Natur gewordenen, Streben nach Wiederherstellung eines neuen polnischen Reiches, was es auch kosten möge, zu sehr unzuverlässigen und stets zu beobachtenden Unterthanen macht; was vielleicht in noch höherem Grade mit den jetzt neuerworbenen 150,000 Polen des Krakauer Gebietes der Fall seyn möchte, zumal diese durch die Regierungsveränderung auch materiell verlieren werden. Die an diese sich anlehnenden Bewohner des östlichen Galizien sind dagegen keine Polen, sondern ein altrussisches Volk, Ruthenen oder Russinen genannt, an Zahl fast drei Millionen, mit griechischer Religion und einem Dialekt der kleinrussischen Sprache, deren

---

*) Der wackere Herr Verfasser nennt sich mit eben so großem Rechte einen Deutschen und zählt sich zu uns, wie dies z. B. Chamisso und andere nationalisirte Abkömmlinge von Franzosen gethan. Nicht das Blut, sondern Bildung und Gesittung bringt uns Menschen einander wirklich näher, gleicht die Verschiedenheiten endlich aus. E. P.

el aber polnisch ist und welcher das Volk im höchsten Grade in Druck und otter Unwissenheit erhält; im Kampfe der Regierung gegen den polnischen el würde die Regierung auf das Volk rechnen können, allein bei einem nflikt mit Rußland dürfte es zweifelhaft seyn: ob nicht russischer ifluß, der sich selbst jetzt schon hier und da in einzelnen Thatsachen äußert, r zum Nachtheil Oesterreichs auf diesen Volkstheil, besonders vermittelst Geistlichkeit, einwirken dürfte.

Das ganze Innere, oder Ober-Oesterreich und Illyrien, ist zum größten eile ebenfalls von einem slawischen Volksstamm von mehr als 1½ Millionen elen, den Winden oder Krainern oder Kroaten bewohnt, welche indeß, da schon seit so vielen Jahrhunderten Unterthanen des österreichischen Herrscherumes und daher schon sehr mit germanischen Elementen gemischt und er.t sind, wohl als verläßliche Unterthanen anzusehen seyn dürften, wenigstens lange die dermaligen Verhältnisse im europäischen Staats- und Völkerleben ch vorherrschen. Endlich leben längs der türkischen Gränze, in Ungarn, avonien, Dalmatien und der Militairgränze, über zwei Millionen Serben r Raitzen, Kroaten und Morlacken, theils dem katholischen, theils dem echischen Kultus angehörend, welche zwar zur Zeit gute Unterthanen und onders gute Soldaten abgeben, aber doch theilweise auch dem Einflusse ßlands ausgesetzt zu seyn scheinen.

Unter solchen obwaltenden Verhältnissen läßt sich daher das bisher streng rchgeführte System Oesterreichs: Alles ruhig beim Alten zu lassen und dach jeden Anstoß zu etwaigen Reibungen und Bewegungen möglichst zu meiden und das Volk im weitesten Sinne vor jedem äußeren Einfluß und : jeder auf politische Betrachtungen irgend hinführenden Richtung durch schließung jeder Art, durch strenge Censur und Beaufsichtigung des Schulsens, so wie durch religiösen Sinn und religiöse Aufsicht *), zu bewahren, r wohl erklären, und es ist in der That schwer, unter den gegebenen Vertnissen der österreichischen Regierung, so lange sie sich als eine vorherrend deutschthümliche ansehen will, ein anderweites besseres Regierungstem in Vorschlag zu bringen; es ist indeß zu befürchten, daß, trotz aller rsicht und Mühe — das bisher Befolgte nicht mehr allzu lange vorhalten rfte; was aber dann werden und wie sich dann die Verhältnisse gestalten rften, das kann in der That nur die Zeit selbst lehren.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Regierungs- und Lebensweise Abdelkader's. **)

Nach der Schlacht an der Makta benutzte Abdelkader die durch seinen eg erlangte Ruhe, um seine Truppen und seine Stämme neu zu organisiren. Er führte in allen Provinzen Steuern ein, wonach jedes Duar orf) den zehnten Theil des Erwerbs in Geld oder Getraide zu Deckung Kriegskosten entrichten mußte. Auch bildete er einen Schatz, der zur hülfe möglicherweise eintretender Unglücksfälle dienen sollte. Maskara, der Mitte des Stammes Haschem gelegen, wurde der Mittelpunkt ner Verwaltung und die Hauptstadt seines Staates, wohin er bald eine oße Menge von Kaufleuten, Handwerkern und Künstlern zu ziehen wußte. ter den Letzteren befanden sich mehrere französische Gefangenen, deren nntnisse er zur Einrichtung einer Waffenfabrik und Stückgießerei benutzte. lit außerordentlicher Thätigkeit widmete er sich besonders der Organition seiner Truppen. In der ersten Zeit der französischen Herrschaft kämpfn die arabischen Reiter ohne Ordnung, indem sie in verwirrten Haufen und it wildem Geschrei, um den Feind zu erschrecken, gegen ihn anstürmten. In r Entfernung eines Flintenschusses hielten die Pferde, die zu diesem Mavrer abgerichtet sind, plötzlich an, und die Reiter schossen ihre Flinten ab. ogleich wandten die Pferde von selbst wieder um, und die Reiter sammelten h in größerer Entfernung oder verbreiteten sich an den Flügeln der feindhen Armee. Wenn sie es aber wagten, die geschlossenen Bataillone mit dem äbel anzugreifen, so brach sich ihre Wuth an den genauen Bewegungen und r unerschütterlichen Standhaftigkeit der französischen Soldaten. Abdelkader griff den Vortheil der Disziplin über die rohe Kraft und den persönlichen Muth. Die Natur hatte ihm Feldherrntalent verliehen, und durch Beobachtung rnte er die Kunst, die Soldaten in Reihe und Glied zu stellen und die Waffen in Einklang zu bringen. Er vertheilte seine Streitkräfte, um sie zu rvielfältigen, und ernannte Offiziere, die unter seinem Kommando befehligen nd die Soldaten an das Joch der Disziplin gewöhnen sollten. Auch führte r ein Kriegsgesetz ein, wovon er eine große Anzahl Exemplare an seine Kalifa's (Unterbefehlshaber) schickte. Da er ferner den Vortheil der Fußtruppen in einem von Bergen und Flüssen durchschnittenen Lande erkannt, so üstete er ein Corps Infanterie aus, nach Art der französischen, das er seine Regulären nannte. So sucht er seine Truppen allmälig auf den europäischen Fuß zu bringen. Doch nicht allein in dieser Beziehung, sondern auch in nderer hat die europäische Civilisation einen großen Einfluß auf seine Gesinnung und Handlungsweise ausgeübt. Von Natur mit einem edlen Charakter und großmüthigen Gefühlen begabt, hat er auch in der Menschlichkeit eine Tugend erkannt, vor der sich der persönliche Vortheil und die Nothwendigkeit zuweilen beugen müsse. Sein Werk z. B. ist es, daß seit mehreren Jahren den in die Hände der Araber gefallenen Franzosen nicht mehr die Köpfe abgeschnitten werden; denn ein strenges Gesetz gebietet, die Gefangenen mit Achtung und Schonung zu behandeln. Man weiß, daß beim Beginn des Krieges für jeden in das arabische Lager gebrachten Kopf eines Franzosen fünf Duros bewilligt worden. Dies hat seit dem Jahre 1840 aufgehört, indem der Befehl erlassen wurde, daß jeder Araber, der einen französischen Soldaten oder überhaupt einen Christen lebend bringen würde, zur Belohnung die Summe von 8 Duros und 10 Duros für eine Frau erhielte; und daß, im Fall der Gefangene sich über Mißhandlung zu beklagen habe, der Araber jeder Belohnung verlustig sey. Diese Maßregel brachte zuerst allgemeine Bewegung in der Armee hervor. Einem seiner Soldaten, der ihn fragte, was er für jeden gefangenen Feind gäbe, antwortete er: „Acht Duros". „Und für jeden abgeschnittenen Kopf?" fragte der Soldat unverschämt. „Vier und zwanzig Stockschläge auf die Fußsohle", erwiederte ruhig der Emir. Dieser zweite Theil des Gesetzes ist aber, so viel bekannt, niemals in Anwendung gekommen. — Unter Abdelkader's Einfluß nahm auch die Justiz-Verwaltung einen bis dahin unbekannten regelmäßigen Charakter an, und die Gesetzlichkeit trat an die Stelle der Willkür. Ein Gerichtshof wurde errichtet, um Recht zu sprechen und die Angeklagten zu richten. Wenn nun allerdings die Urtheile des neuen Gerichtshofes zuweilen noch übereilt und mit Barbarei ausgeführt werden, so verfährt er doch wenigstens gesetzlich und läßt sich nicht mehr von blindem Zorn und von Privatrache leiten. Er versammelt sich unter dem Vorsitz des Emirs und in seinem Zelte. Der Angeklagte wird hereingerufen und gehört, und in der Regel führt der Emir selbst die für den Angeklagten sprechenden, mildernden Umstände an. Die Todesurtheile werden täglich seltener, und der Abscheu des Emirs gegen die Todesstrafe ist so groß, daß er zur Rettung des schuldigen Hauptes seine Zuflucht zum Aberglauben nimmt, indem er die Verurtheilung bis auf den folgenden Tag verschiebt und dann erklärt, er habe eine nächtliche Vision gehabt, in der ihm sein Vater erschienen und befohlen habe, dem Angeklagten das Leben zu schenken. Wenn dennoch des Beispiels wegen auf Todesstrafe erkannt wird, dann ist der Emir traurig, und sein Gesicht, noch bleicher als gewöhnlich, drückt Kummer aus; er gewährt dann nicht leicht Jemanden Zutritt, sondern bleibt in seinem Zelt eingeschlossen, ißt wenig, spricht fast mit Niemand und scheint es selbst nicht zu wagen, an seine Mutter ein Wort zu richten.

Abdelkader ist jetzt 38 Jahr alt. Seine Physiognomie hat einen melancholischen Ausdruck, und der darin hervorstechende Zug deutet auf eine ganz religiöse Natur. In seinem Gesicht liegt etwas Ascetisches, das an die mittelalterlichen Mönche erinnert, jene kriegerischen Mönche, die den Tumult des Lagers der Ruhe des Klosters vorzogen. Die arabische Tracht, von dem Mönchsgewande im Ganzen wenig verschieden, macht diese Aehnlichkeit noch auffallender. Seine Stirn ist breit, sein Gesicht oval, klein und sehr bleich. Seine schwarzen Augen, die sanft und sehr schön sind, hält er in der Regel niedergeschlagen; oft aber sticht auch ihre ausdrucksvolle Lebhaftigkeit zu seiner gewöhnlich unbeweglichen Physiognomie ab. Sein Bart ist schwarz und nicht sehr dicht. Auf der Stirn, zwischen den Augen, ist er, nach der Sitte seines Stammes, ein wenig tättowirt; doch ist diese Tättowirung, die hellblau ist und die Form eines verschobenen Rechtecks bildet, wenig zu bemerken. Er hat eine kleine, aber wohl proportionirte Gestalt, etwas eingebogene Schultern und trägt den Kopf ein wenig zu sehr nach vorn herüber gebeugt, ein Fehler, den er mit allen schwächlich gebauten Arabern gemein hat, weil sie der schweren, auf den Rücken herabhängenden Kapuze des Burnus Widerstand leisten müssen, die den Kopf nach hinten zieht. Sein Haik (Kopfbedeckung) wird der Sitte gemäß durch eine Schnur von Kameelhaaren auf dem Scheitel zusammengehalten. In seinen zartgebauten, weißen Händen hält er fast immer den Rosenkranz, dessen er sich, wie alle Moslemin, bei der Hersagung der Gebete bedient. Die Aussprache Abdelkader's ist lebhaft und leicht, seine Stimme ziemlich hohl und einförmig, sein Vortrag sehr schnell und abgebrochen. Er bedient sich oft eines bei den Arabern sehr gewöhnlichen Ausdrucks: in seba Allah, was man in sch'Allah ausspricht, d. h. „wenn Gott will". Uebrigens ist seine Frömmigkeit voll aufrichtiger Gluth. Er ist nüchtern in seinen Genüssen, von strengen Sitten und einfach in seiner Kleidung. Von seinen Soldaten, deren Mühseligkeiten er alle theilt und in allen kriegerischen Tugenden ein Vorbild ist, wird er geliebt und verehrt. Sein Muth ist unbestritten, und das Glück, womit er bis jetzt den größten Gefahren entgangen, hat bei den abergläubischen Arabern die Meinung hervorgerufen, daß er unverwundbar sey.

Lella Kadischa, die Schwester des Emir, ist 40 Jahr alt. Sie folgt ihrem Bruder und ihrem Gatten Ben-Thami auf allen ihren Feldzügen und lebt, so wie Lella Cheira, seine Gattin, im Zelte des Emirs, wo sie sich damit beschäftigen, Wolle zu spinnen und für ihre Gatten Burnusse zu verfertigen. Das Hausregiment führt die Mutter des Emirs. Lella Sahara ist nicht blos eine heilige, durch ihr Alter und durch ihre Tugenden verehrungswerthe Frau, sondern auch mit ausgezeichneter Einsicht und natürlichem Scharfsinn begabt, der ihrem Sohne oft nützlich gewesen. Abdelkader fragt sie bei jeder Gelegenheit um Rath und hört mit großer Ehrerbietung auf sie. Ihre Sanftmuth, Milde und Nächstenliebe hat sie oft gegen die Franzosen bewiesen, die das Waffengeschick in die Hände ihres Sohnes fallen ließ. Lella Cheira ist schlank und von edlem Anstand; ihre Gesichtszüge sind ausgezeichnet schön, ihre Stimme sehr wohltönend und sanft. Ihre Tracht gleicht der aller arabischen Frauen; sie trägt gewöhnlich einen Haik von rother oder blauer Wolle. Lella Cheira hat zwei Söhnen und zwei Töchtern das Leben gegeben, von denen die älteste jetzt 14 Jahr zählt.

Im Felde schläft Abdelkader gewöhnlich, getrennt von seiner Familie,

---

*) Damit ist gewiß meist kirchlicher Sinn und kirchliche Aufsicht gemeint!
E. P.

**) Nach der in Nr. 18 des Magazins erwähnten Schrift von Mannert und A. de Lacroix.

image
not
available

hentlich erscheinen drei Nummern. numerations-Preis 22½ Silbergr. Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für ganze Jahr, ohne Erhöhung. allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

22. Berlin, Sonnabend den 20. Februar 1847.

Frankreich.

Der Krieg in der Vendee.

1793—95.

Ein legitimistischer Schriftsteller, Herr Edouard Durliac, der uns als Mitarbeiter des Pariser Blattes La Mode so wie des streng katho- n Univers bekannt ist, hat vier „Erzählungen aus der Vendee" heraus-)en, die sämmtlich Episoden aus dem Bürgerkriege behandeln, der wäh- der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diese Provinz verwüstete, eine historische Einleitung vorangeschickt, die manche nicht uninteressante chlüsse über den Zusammenhang jener Ereignisse, so wie über die Männer :, die an der Spitze derselben standen. In Deutschland ist zwar das ische Interesse, das diese Erzählungen für die sogenannte legitimistische :ei in Frankreich haben, deren bekannteste altadelige und streng katholische llien darin eine Hauptrolle spielen, nicht vorhanden; das allgemein :schliche Interesse aber, die Theilnahme, welche das Unglück und die ie der Gesinnung erregt, dürfte auch der kürzlich in Bayern erschienenen schen Uebersetzung dieser Erzählungen einen zahlreichen Leserkreis ver- fen. *)

Die vier Erzählungen: „der Marquis von La Charnaye und seine Toch- , „Hector von Locmaria", „die Militair-Kommission" und „die Statue heiligen Georg" spielen sämmtlich in der Zeit der Schreckensherrschaft, nit der der größten Tapferkeit der Vendeer zusammenfällt, welche Letzteren als unter Anderem die sogenannten „Mainzer" besiegten, d. h. diejenigen 00 Mann französischer Kerntruppen, welche die Besatzungen von Mainz Valenciennes gebildet und von den verbündeten Mächten unter der Be- ,ung, daß sie bis zum Frieden nicht mehr gegen die Armeen der Letzteren en sollten, freien Abzug erhalten hatten. Man hatte übersehen, bei Fest- ung dieser Bedingung auch an die Vendeer zu denken, und dies hatte die ge, daß die Truppen-Corps der Republik blos ihre Standpunkte wech- n, indem man die aus dem Innern an die Gränze und dagegen die 'ainzer" nach der Vendee schickte, wo diese alten Soldaten jedoch bald zlich aufgerieben waren.

Wir wollen hier eine kurze Beschreibung der auf eine höchst eigenthüm- e Weise zusammengesetzten und organisirten Armee der Vendeer und dem- hst eine Skizze des Krieges selbst folgen lassen:

„Die Vendeer waren in Kirchsprengel eingetheilt, deren jeder unter einem aptmanne stand. — Die Bauern, welche bei der Infanterie dienten, trugen alleider von brauner Wolle, ein langes Kamisol, über demselben einen ten Rock von grobem Tuche und einen Hut mit breitem Rande oder eine hmütze. Jeder trug irgend eine Reliquie bei sich, um den Hals hing ein senkranz, und seine Waffe bestand in einer Flinte. Die Kavallerie, welche stens nur Ackerpferde der verschiedensten Art, Größe und Farbe hatte, be- ıd aus den tapfersten jungen Leuten, die oft nur in Holzschuhen, ohne ttel und Steigbügel auf dem Pferde saßen. Den Säbel hatten sie an em Bindfaden hängen, und oft bestand er nur aus einer mit einem Hefte sehenen Sense; die den „Blauen" (so hießen die republikanischen Soldaten) genommenen Epaulettes und Kokarden hingen sie als Siegeszeichen ihren erden an die Schweife. Sie trugen eine weiße, schwarze oder grüne Ko- de, ein auf der Brust eingenähtes Herz Jesu und einen Rosenkranz im opfloch. Diese Kavallerie war beim Verfolgen des Feindes wirklich furcht- t. Jeder einzelne Reiter hatte sich's zur Aufgabe gemacht, einen Husaren fangen und zu tödten, um sein Pferd und seine Waffe zu erhalten, und Husaren wußten dies auch. Die Ausrüstung der Offiziere befand sich in em besseren Zustande, aber sie trugen außer rothen Tüchern, die sie um : Mitte des Leibes und um den Kopf gebunden hatten, keine Auszeichnung.

„Wenn irgend eine Unternehmung beschlossen war, läutete man die turmglocke, und auf die Aufforderung an die Pfarrsprengel, im Namen ottes und auf Befehl des Königs sich in möglichst großer Anzahl zu einer wissen Stunde an einem bestimmten Orte mit Lebensmitteln einzufinden, schienen alle Waffenfähigen vom zartesten Jünglinge bis zum Greise mit rer Flinte und ihrem Brodte. Von irgend einer kriegerischen Disziplin oder rdnung war keine Rede, aber die Bauern waren als geübte Jäger vortreff- liche Schützen; jeder ihrer Schüsse traf seinen Mann, und was ihre Anführer immer befahlen, vollzogen sie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Im Bereiche feindlicher Kanonenschüsse warfen sie sich zuerst auf den Bauch nieder und ließen die Kugeln über sich hinwegfliegen, aber im Augenblicke sprangen sie wieder auf, und die Kanonen waren erobert, ehe sie nur wieder geladen werden konnten. Auf dem Marsche befanden sie sich in zwei Reihen und beteten mit unbedecktem Haupte und niedergeschlagenen Augen ihren Rosenkranz.

„Kaum hatten aber die Offiziere ihren Befehl gegeben, so sanken die Rosenkränze; sie ergriffen ihre Flinten und stürzten mit dem Geschrei: „Es lebe der König! Tod den Republikanern!" auf den Feind. Die Priester, Weiber und Kinder lagen während des Gefechtes in der nächsten Kirche betend auf den Knieen, und hatten die Männer einen Sieg errungen, so eilten sie glückwünschend und frohlockend zu ihnen. Man fand sie in den Städten, die sie erobert hatten, mit ihren Familien in den Kirchen versammelt, wo sie Gott für den Sieg dankten, und keiner von ihnen dachte an Zerstörung oder Plünderung.

„Der Konvent, der seine besten Kräfte an dem felsenfesten Widerstande der Vendee scheitern und seine tapfersten Truppen untergehen sah, begriff, daß gegen die Vendeer größere Anstrengungen erforderlich seyen, und sandte daher 40,000 Mann frischer Truppen auf Wagen und Schiffen nach Saumur. Die königliche Armee vereinigt sich am 2. Juni 1793. Die republikanischen Husaren zeigen sich zu Vihiers, Stofflet greift sie an und haut sie in Stücke; der General Ligonier rückt vor, wird aber zurückgeworfen; er verschanzt sich in Doué, und Doué wird erstürmt; der General Salomon trifft mit 6000 Mann in Montreuil ein und wird geschlagen; Menou will Saumur decken, aber die Vendeer werfen ihn unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" in die Stadt zurück, die sie dreimal angreifen. Larochejaquelein wirft seinen Hut in eine Verschanzung und ruft: „Wer holt mir ihn?" Er setzt sein Pferd in Galopp und ist wie zu Thouars und Fontenay der erste in der Stadt; zwei andere Angriffe gelingen ebenfalls, und Saumur ist genommen. Das Schloß, das fortwährend feuerte, kapitulirt.

„Die Einnahme von Saumur öffnete der königlichen Armee den Uebergang über die Loire und lieferte ihr 80 Kanonen, 20,000 Flinten und 300 Centner Pulver. Man hatte in fünf Tagen 11,000 Gefangene gemacht, die man mit geschorenen Köpfen entließ. Am anderen Tage fand man Larochejaquelein träumend in einer Kirche, die mit eroberten Gegenständen aller Art gefüllt war. Einem Offizier, der ihn fragte, an was er denke, erwiederte er, indem er seinen schönen, blond gelockten Kopf erhob: „Ich denke an den wunderbaren Fortschritt unserer Waffen." Dieser junge Held, welcher kaum zwanzig Jahr alt war, schien vor so vielem Ruhme, den er sich bereits erkämpft hatte, zu erschrecken.

„Zu Saumur wählte die Armee Cathelineau, einen rechtlichen und kraftvollen Mann, der den Krieg begonnen hatte, zu ihrem obersten Anführer. Man hat viel von den schnellen Beförderungen gesprochen, welche die Revolution mit sich brachte, aber der Krieg der Vendee dürfte vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte geliefert haben, daß in Zeit von fünf Monaten ein Fuhrmann (und das war Cathelineau bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges) sich zum obersten Anführer eines so zahlreichen und tapferen Heeres emporschwang, und zwar nicht in Folge des Willens einer Partei, sondern der Uebereinstimmung einer großen Menge verdienstvoller Krieger, die, weit entfernt von Eifersucht, in dem Gewählten den Mann erkannten, der plötzlich aus einem einfachen Landmanne der fähigste Oberanführer geworden war.

„Die von den Republikanern verübten Grausamkeiten hatten das Volk so erbittert, daß man selbst Weiber und Kinder unter den Kämpfenden und Getödteten auf den Schlachtfeldern fand. Der Chevalier von Mondyon, der aus Paris entflohen war, um in der Armee des Königs zu dienen, und Herr von Langerie, dessen Pferd in dem ersten Treffen getödtet wurde, worin er kämpfte, waren erst dreizehn Jahr alt. Mehrere vornehme Damen machten den Krieg als Amazonen mit. Eine Bäuerin, mit Namen Johanna, kämpfte in männlichen Kleidern, bis sie in einer Schlacht blieb.

„Nach diesem Siege bei Saumur, den selbst die Feinde für so außerordentlich hielten, daß sie glaubten, Larochejaquelein sey bei dem Anzuge der Vendeer in der Stadt verborgen gewesen und habe ihnen beim Sturme das Thor geöffnet, wurde das königliche Heer durch ein Corps von Schweizern verstärkt, und man beschloß, gegen Angers zu ziehen. Das höchste Erstaunen ging der Armee voran, die königliche Fahne wehte auf der Hauptstadt von Anjou, und die Republik zitterte. Wenn man bedenkt, welche große Opfer

*) Erzählungen aus der Vendee, mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege in r Vendee. Von Eduard Durliac. Aus dem Französischen frei (?) übersetzt von Franz faria Berg. Augsburg, C. A. Farmbacher, 1846.

image
not
available

von Auswanderungen deutscher Landleute aus Pommern und Preußen zu hören. Diese wackeren „Blücher" von Dennewitz können wir nicht entbehren!

Die innerste Natur der Slawen, welche mein Freund oben so richtig geschildert, neigt sich zur Veränderlichkeit; dabei fehlt ihr Ausdauer und Sinn ir Achtung des Eigenthums. Solche Nachbarn sind schlimme Nachbarn, bei enen man nicht genug auf seiner Hut seyn kann. Haben wir auch nicht das von Napoleon prophezeite Kosakenthum zu fürchten, so liegen gelegentliche andstriche doch so sehr im Reiche des Möglichen und Wahrscheinlichen, daß ie Unzuverlässigkeit der Gränzbewohner die drohende Gefahr noch mehr verrößert. Preußen hat gegen ganz Deutschland die heilige Pflicht der Wahrng unserer Gränzmarken; das ist sein vorzüglichster Beruf, und darum arf der Patriot schon seine Stimme erheben, um zur rechten Zeit ein warendes oder mahnendes Wort hören zu lassen. E. P.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

IV. Brooke's Regierung in Sarawak.*)

Es ist ein glücklicher Zufall für Brooke, daß in seiner Statthalterschaft e Deyaks den größeren Theil der Einwohner bilden. Die Malayen sind enig zahlreich, die Menge der chinesischen Kolonisten scheint im Wachsen griffen. Was mußte nun unter diesen von einander getrennten Volksstämmen die erste Sorge eines Europäers seyn, der die Segnungen der ivilisation auf sie übertragen wollte? Sicherheit gegen Willkür, Gleichit der Rechte und Mittel zur freien Fortentwickelung waren die Bedürfnisse r Unterthanen Brooke's. Er ging mit Milde und Festigkeit daran, sie dieser üter theilhaftig zu machen; aber er übereilte nichts, denn hastige Reformen rfehlen ihren Zweck und haben den Anschein der Tyrannei.

Brooke begann damit, einen Gerichtshof einzusetzen, dem er selbst unter m freiwilligen Beistande eines der Brüder Muda-Hassim's präsidirte. Hier nden alle diejenigen Schutz und Hülfe, die an ihrer Person oder ihrem ermögen beschädigt worden waren. Eine Art Charte, die in malayischer prache verfaßt und in Singapore gedruckt war, wurde feierlich in Saraak veröffentlicht. Die Sicherheit des Eigenthums und Lebens wird darin rbürgt und die Bestrafung des Diebstahls und Mordes nach den früheren esetzen des Landes angeordnet. Malayen, Deyaks und Chinesen werden als eichberechtigt erklärt und Häfen, Flüsse und Wege dem Handel zur freien erfügung gestellt. Nur den Handel mit Spießglanz behält sich der Gouerneur vor. Ein anderer Artikel der Verfassung regelt die Erhebung der teuern, die bisher mit so vieler Willkür vor sich gegangen war. Drei Bellmächtigte, die das Siegel des Radschah tragen, sollen die jährlichen Abiben einfordern, und keinem Anderen solle es zustehen, von den Deyaks einen ribut zu fordern. Eben so wenig dürfen dieselben gezwungen werden, ihre Baaren zu verkaufen, wenn sie nicht wollen. Die Malayen nämlich hatten h nicht selten diese Gewaltthätigkeit erlaubt und dabei selbst den Kaufpreis stimmt. Gewichte, Maße und Münzen werden von dem Gouverneur gestellt, damit der Geschäftsgang vereinfacht und betrüglichem Handel vorbeugt werde. Der letzte Artikel versichert diejenigen des Schutzes, die das esetz beobachten werden, droht aber denen mit unvermeidlicher Strafe, elche die öffentliche Ruhe stören und ihren Nebenmenschen Schaden zufügen llen.

Die Macht des englischen Radschah ist unbeschränkt, wie die des Sultans, ıd nur so konnte sie heilsam und kräftig seyn. Die Deyaks, die diese einhtsvolle und väterliche Herrschaft wohl von der Tyrannei der Malayen zu terscheiden wissen, haben sich eng an den neuen Statthalter angeschlossen. rooke besitzt nicht jene glänzenden Eigenschaften, die zur Bewunderung hinißen und die Gemüther fesseln. Er hat einen gewöhnlichen Geist, und sein nfluß beruht allein auf der Milde und Festigkeit seines Charakters. Wenn h unter gesellschaftlichen Zuständen jeder Art die Menschen weit mehr durch ren Charakter, als durch ihren Geist über einander erheben, so ist die Billenskraft besonders nöthig, wenn man moralischen Einfluß über wilde ölker gewinnen und ihre gefährlichen Neigungen niederhalten will. Brooke übrigens einer jener vielen Engländer, in denen der Handelsgeist auf das nigste mit einer tiefen politischen Einsicht, mit einem Talent, das allgeeine Beste zu fördern, verschwistert ist. So hat er denn auch seine eigenen eschäfte mit allem Eifer geleitet, während er ein Werk vollbrachte, das nicht ne Größe ist und sowohl seinem Vater- als seinem Adoptivlande große ortheile bringen wird.

England.

Ein deutscher Kunstkritiker, in England beurtheilt.

Wenn die gegenwärtige deutsche Philosophie überhaupt bis jetzt nur geringen Eingang in das vom Empirismus beherrschte England gefunden hat, gilt dies besonders auch von unseren neueren kunstphilosophischen Arbeiten. Bis vor kurzem waren Aug. Wilh. v. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in diesem Gebiet das einzige den Engländern bekannte namhafte deutsche Werk neuerer Zeit. Erst vor einigen Monaten ist as schon im Jahre 1839 erschienene werthvolle Buch Ulrici's über Shakespeare einer englischen Uebersetzung gewürdigt worden und hat mit Recht bei englischen Kritikern große Anerkennung gefunden. Die Engländer haben eingesehen, daß ihnen in diesem Buche geboten wurde, was sie selber bisher nicht zu leisten vermocht haben, — eine Entwickelung der einzelnen Theile des Drama's aus der Idee des Ganzen. Nach diesem Vorgange durfte wohl erwartet werden, daß auch Rötscher's höchst bedeutende kunstphilosophische Schriften von den Engländern der Beachtung werth gefunden würden. Dazu ist jetzt in der That ein vielversprechender Anfang gemacht, indem die Londoner Literary Gazette uns in einer ihrer letzten Nummern über Rötscher einen Aufsatz bringt, der durch den verschwenderisch gezollten Tribut enthusiastischer Bewunderung gutmachen zu wollen scheint, was die englische Kritik bisher gegen die deutsche Aesthetik verschuldet hat. Wir halten diesen Artikel der Mittheilung im „Magazin" nicht unwerth, besonders auch deshalb, weil er zugleich Zeugniß giebt, wie das letzte Werk Alex. v. Humboldt's, der „Kosmos", sich auch in England immer mehr Bahn bricht. Es heißt daselbst, wie folgt:

„Möchte diese Arbeit einer dauernden Vertiefung auch den Boden der deutschen Bühne durchfurchen und eine Umgestaltung zeitigen, der sich alle tiefere Geister der Nation entgegensehnen. Die Wissenschaft hat den einen Schritt gethan; möchte die Wirklichkeit beweisen, daß die erstere das Recht hatte, schon jetzt ihre strengen Forderungen gebieterisch auszusprechen."

„Diese Worte bilden den Schluß der Zeilen, mit welchen Herr Professor Rötscher eines seiner neuesten Werke*) seinem wohlwollenden Gönner Alexander von Humboldt gewidmet hat. In Wahrheit, wir wissen Niemand, dessen literarische Bestrebungen ihn mehr, als Rötscher, berechtigt hätten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken; — Niemand, dessen Anstrengungen so mächtig dazu beitragen könnten, jene Wiedergeburt zu Stande zu bringen, die Jeder, der die Wichtigkeit des Drama's und die jetzige Erniedrigung desselben fühlt, so lebhaft wünschen muß. Herr Prof. Rötscher hat in der That — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — den Boden tief „durchfurcht", welchen er gesunde Früchte in Fülle tragen sehen möchte; und wenn auch die nächstfolgende Zeit keine merkliche Zunahme in dem Reichthum der Aerndte zeigen mag, so ist es doch durchaus unmöglich, daß solch wissenschaftlicher Anbau des fraglichen Feldes nicht bald die allerglücklichsten Erfolge hervorbringen sollte.

„Man muß es besonders angemessen nennen, daß das Buch, aus welchem wir die obige Stelle angeführt haben, dem Manne zugeeignet ist, welcher der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht und durch die höchste Kunst des Wortes dem Geiste enthüllt hat. Nicht jedoch nur deshalb besonders angemessen, weil man voraussetzen kann, daß solch ein Mann als in sein eigenes umfassendes Gebiet eindringend ein Werk betrachten werde, welches, wie das in Rede stehende, die geheime Tiefe der Charaktergestaltung zu ergründen und die höchsten Schöpfungen freier Phantasie, wie herrliche Organisationen der Natur, in ihrem Lebensprinzip zu begreifen strebt; — sondern vielmehr deshalb, weil beide Männer wesentlich dasselbe beabsichtigen, nämlich die wunderbare Harmonie und Einheit des Zwecks zu zeigen, welche die besonderen Welten durchdringt, in denen jeder von ihnen thätig gewesen ist.

„Jedem, der Rötscher's Schriften fleißig studirt hat, muß bei Lesung der Vorrede und der Einleitung zum Kosmos die wirklich große Aehnlichkeit zwischen den darin ausgesprochenen großartigen Gedanken und denjenigen auffallen, die zu verbreiten und zu erläutern auch Rötscher's beständiges Streben gewesen ist. Die Grundgedanken, von welchen Rötscher ausgeht, könnten, in zahlreichen Fällen, durch die nämlichen Worte erklärt werden, mit welchen Humboldt seine Gedanken über die Natur mit allen den unendlichen Erscheinungen der physischen Welt entwickelt. Daß dem so ist, wird uns nicht überraschen, wenn wir bemerken, wie ähnlich der Plan ist, den zu verfolgen Jeder von Beiden sich vorgenommen hat. Ueberdies ist „„der erste und erhabenste Zweck geistiger Thätigkeit ein innerer, nämlich das Auffinden von Naturgesetzen."" **) Dabei ist es ganz gleichgültig, welchen Zweig menschlichen Wissens wir zu unserem Studium wählen mögen; denn überall sind die Grundgedanken Dasjenige, wonach wir als nach dem Leitenden in unseren Untersuchungen uns umsehen sollten. Ueber diesen Punkt sind die Ansichten beider Männer übereinstimmend. Alle Geisteskräfte Humboldt's sind auf dieses Ziel gerichtet gewesen, — auf „„das Auffinden von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall."" ***) „„Das Einzelne wird nur in seinem Verhältniß zum Ganzen, als Theil der Welterscheinungen betrachtet."" †) Auf gleiche Weise spricht sich Rötscher aus. Er sagt: „„Jeder Charakter ist ein eigenthümliches, in sich abgeschlossenes Wesen, gleichsam eine Welt für sich, welche aber durch die allgemeinen Elemente, aus denen sie sich gestaltet hat, mit allen anderen Wesen derselben Gattung zusammenhängt und mit ihnen auf einem gemeinsamen Boden steht."" Aber er fühlt auch, daß „„die Macht der Einbildungskraft, einen Charakter darzustellen, keine Schwächung erfährt, wenn wir Einsicht in seine Organisation und in die Gesetze gewinnen, von welchen sein Leben beherrscht wird.""

„In der That bezwecken alle Schriften Rötscher's die Entwickelung umfassender allgemeiner Grundgedanken; und obgleich er wohl weiß, daß die von dem Athem des Genies beseelten Schöpfungen der Einbildungskraft von selber Form gewinnen und ins Daseyn treten, so behauptet er doch nachdrücklich,

*) Vgl. Nr. 17 des Magazins.

*) Den 1sten Bd. des „Cyklus dramatischer Charaktere".
) Bd. 1. S. 37. *) Ebendaselbst. †) Kosmos Bd. 1. S. 40.

daß, wenn dieselben einen dauernden Werth haben sollen, sie vorgeschriebenen Gesetzen sich fügen müssen, welche nicht straflos verletzt werden dürfen.

„Man kann daher von Rötscher's Werken über die „dramatische Kunst" wirklich sagen, daß sie den „Kosmos" dieser besonderen Welt bilden. Dabei sind wir freilich nicht im Stande anzugeben, welchen Einfluß die Untersuchungen Humboldt's auf Herrn Prof. Rötscher's Geist gehabt haben mögen, oder ob überhaupt ein solcher Einfluß stattgehabt hat. Wir können aber kaum glauben, daß die Untersuchungen und die folgerechten Entwickelungen des großen Naturphilosophen, die während eines halben Jahrhunderts der Welt bekannt gemacht worden sind, ohne Wirkung auf den Geist irgend eines Menschen gewesen seyn sollten, der sich ernstlich bemüht, durch das Dunkel hindurchzudringen, welches die Quellen des Wissens umgiebt. Gleichviel, ob wir in der Kunst oder in der Wissenschaft zu Konklusionen zu gelangen und Dasjenige zu versöhnen streben, was sich zu widersprechen und durch kein Gesetz gebunden zu seyn scheint: Humboldt's Geist ist so umfassend, die aus demselben hervorquellenden Gedanken sind von so allgemeiner Anwendbarkeit, daß der Dichter eben sowohl wie der Mathematiker sich durch den Besitz derselben bereichert fühlen kann.

„In einem schon im J. 1837 veröffentlichten Werke des Herrn Prof. Rötscher und besonders in den einleitenden Erläuterungen zu demselben finden wir Stellen, welche mehreren Theilen des erst vor kurzem erschienenen Humboldtischen Kosmos entsprechen, — ja, ihnen auf eine beim ersten Anblick höchst überraschende Weise ähnlich sind. Wir berühren diesen Punkt hier noch einmal, — nicht um zu beweisen, wie ähnlich die Geister der beiden Männer gebildet sind, sondern um zu zeigen, daß, wenn auf Rötscher's Ansichten die des Naturforschers Einfluß gehabt haben, dies nicht ein Ereigniß von gestern ist, vielmehr, wie in dem verborgenen Wirken der Natur, der Prozeß des Reifens seit Jahren vor sich gegangen seyn muß.

„Was wir hier einleitungsweise gesagt haben, mag genug seyn; wir hielten die obigen Worte für nothwendig, um unsere Ansicht von der Stellung auszusprechen, welche Herr Prof. Rötscher unter den Männern des Tages einnimmt."

Nach dieser Einleitung giebt der englische Rezensent die Prinzipien an, welche Rötscher in seiner Abhandlung über „das Verhältniß der Philosophie der Kunst und der Kritik zum einzelnen Kunstwerk" aufgestellt und entwickelt hat. Da der Rezensent hier viel weniger beurtheilend als berichtend zu Werke geht, so unterlassen wir füglich, seinen Aufsatz vollständig zu übersetzen. Nur die Stelle erlauben wir uns hier noch mitzutheilen, in welcher die Weise der Rötscherschen Kunstkritik nach zwei entgegengesetzten Seiten hin gegen Einwendungen vertheidigt wird, die auch in England gegen dieselbe vorgebracht werden könnten. Der englische Berichterstatter sagt nämlich: „Man bilde sich jedoch nicht ein, Herrn Prof. Rötscher's Kritik sey von der Art, daß vor ihr der ätherische Geist des Kunstwerks erschreckt, davonfliehe und einen seelenlosen Leib dem neugierigen Auge zur Prüfung zurücklasse. Im Gegentheil hat Rötscher mit jenem ätherischen Geist am meisten zu thun, indem er sich immer bemüht, denselben auf seinen unsichtbaren Pfaden zu verfolgen, oder, gleich einem Zauberer, zu beschwören und zu zwingen, eine sichtbare Gestalt der Schönheit anzunehmen und, gehorsam seinem Rufe, vor ihm zu erscheinen. Leute, die an solchen Gang der Betrachtung nicht gewöhnt sind, können Rötscher's Gedanken vielleicht sogar zu unkörperlich finden; aber er tritt nicht auf Luft, sondern steht auf festem Grunde."

Hiermit schließen wir unsere Uebersetzung des fraglichen Artikels. In demselben ist Rötscher fast nur im Verhältniß zu Alexander v. Humboldt und zwar blos nach einer von dem Rezensenten bemerkten Aehnlichkeit R.'s mit diesem ausgezeichneten Manne betrachtet worden. Die Seite des Unterschiedes zwischen den Standpunkten beider Männer braucht wohl Keinem unserer Leser erst bemerklich gemacht zu werden. Eben so haben wir auch nicht nöthig, das mit den Werken Rötscher's näher vertraute Publikum darüber zu belehren, daß auf dieses Schriftstellers kunstphilosophische Bestrebungen Niemand einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat, wie Hegel, der in dem obigen Artikel der Literary Gazette gar nicht genannt wird. Was aber das englische Publikum betrifft, so wünschen wir lebhaft, daß dasselbe durch eine Uebersetzung der Werke Rötscher's bald Gelegenheit bekommen möge, sich selber von der Gediegenheit und dem Reiz dieser Schriften zu überzeugen. B.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Schriften in England. Das letzte Heft der Foreign and Westminster-Review bespricht unter Anderem folgende deutsche Schriften: „Clelia Conti" und „Sybille" von der Gräfin Hahn-Hahn, von denen die erstere als die beste Novelle der Verfasserin erklärt wird; Karl Gutzkow's „Briefe aus Paris" und „Pariser Eindrücke", aus welchen hier eben so wie früher in Fraser's Magazine zahlreiche Auszüge gegeben werden; J. J. v. Littrow's „Vermischte Schriften", die seltsamerweise dem englischen Kritiker nur Anlaß geben, die in diesen Schriften enthaltenen „Russischen Skizzen" des verstorbenen Littrow, der in seiner Jugendzeit Professor in Kasan war, im Auszuge mitzutheilen, — nur beiläufig wird auch erwähnt, daß Sir John Herschel Littrow's Theorie der Kometen als die beste und faßlichste erklärt habe; Baron Dr. v. Reden's „Eisenbahn-Jahrbuch", das als die Arbeit eines Mannes dargestellt wird, der, mehr als irgend ein anderer Schriftsteller Deutschlands, theoretische mit praktischen Kenntnissen des Eisenbahnwe[sens] verbinde (die Schriften des Frhrn. v. Reden haben sich überhaupt einer günstigen Aufnahme in England zu erfreuen, wie dies auch kürzlich eine der Edingburgh-Review enthaltene Anzeige derselben bewiesen); „Nin[a]", eine Novelle (Leipzig, 1846), die das Werk einer in Deutschland leben[den] Engländerin seyn soll, von welcher jedoch gesagt wird, daß sie alle „We[it]schweifigkeit" der deutschen Novellisten und insbesondere die Endlosigkeit i[hrer] oft keinerlei Zweck habenden Dialoge sich zu eigen gemacht habe; „Acht Re[ise]briefe aus Deutschlands erstem Seehafen" (Hamburg, 1846), in deren Ve[r]fasser man ebenfalls den Frhrn. Dr. v. Reden erkennen will; endlich L. [v.] B. Wolff's aus dem Vlaemischen übersetzte „Geschichte von Belgien, [von] H. Conscience", bei welcher Gelegenheit einmal auch die Engländer daran [er]innert werden, sich doch ja nicht durch das äußerliche Ansehen der Gesellschaft in Brüssel und anderen belgischen Hauptstädten zu dem von den Franzosen [so] vielfach genährten Irrthume verleiten zu lassen, daß Belgien ein eigentlich zu Frankreich gehörendes Land sey, dem man lediglich aus conventionellen Rücksichten seine gegenwärtige Selbständigkeit gönne; Belgien sey vielmehr ein niederdeutsches Land von einer Wohlhabenheit, so wie mit einem [ächt]deutschen freien Bürgerthum und Gemeindewesen, wie solche niemals in Frankreich zur Erscheinung kommen dürften.

— Die große Halle in Schloß Hampton-Court. Der in der englischen Geschichte so oft genannte Palast zu Hampton-Court wurde von dem berühmten Minister Heinrich's VIII., dem Kardinal Wolsey, erbaut, der seinen grausamen und launenhaften Herrn damit beschenkte, ohne durch diese Gabe den Tyrannen begütigen zu können. Zu den merkwürdigsten Partieen des Gebäudes gehört der schöne gothische Saal, der gewöhnlich den Namen Wolsey's Halle führt und der vor kurzem vollständig restaurirt und mit so prachtvollen Verzierungen ausgestattet worden ist, daß er, nach den Berichten der Londoner Journale, in den königlichen Schlössern Europa's seines gleichen sucht. Er mißt 106 Fuß in der Länge, 40 in der Breite und 60 in der Höhe. Die dreizehn Bogenfenster sind mit Glasmalereien ausgestattet, welche die Wappenschilder Heinrich's VIII., seiner sechs Frauen und des Kardinals Wolsey darstellen. Jedes Fenster ist über 20 Fuß hoch und von entsprechender Breite, und das verschiedenfarbige Licht, welches durch diese Oeffnungen in den Saal strömt, bringt eine eigenthümliche, höchst überraschende Wirkung hervor. Ein etwas seltsamer Einfall war es, in den Zwischenräumen die Stammbäume des Königs und seiner Gemahlinnen anzubringen, aus welchen hervorgeht, daß sie Alle in weiblicher Linie von Edward I. († 1307) abstammten; wie es scheint, ließ also der königliche Blaubart bei seinen öfteren Vermählungen die Vorzüge der Geburt nicht ganz außer Augen, indem er es zum Grundsatz nahm, sich nur mit seinen Cousinen zu verehelichen, diese aber freilich eben so schnell wieder zu verstoßen oder köpfen zu lassen. — Man hofft in England, daß diese Glasmalereien zu weiteren Nachahmungen führen werden, wozu die dortigen Kathedralen und andere öffentliche Gebäude so reichliche Gelegenheit darbieten, und daß es mit der Zeit gelingen dürfte, die Meisterwerke der neueren deutschen Künstler in diesem Genre zu erreichen, ja vielleicht wohl gar zu übertreffen.

— Geographie von Spanien. Der spanische Deputirte, Herr Madoz, der einer der unterrichteteren Männer der progressistischen Partei ist, giebt jetzt ein „geographisch-statistisch-historisches Lexikon von Spanien" (Diccionario geográfico-estadistico-historico del reino) heraus, das wegen seiner Vollständigkeit, besonders in geographischer und historischer Beziehung, sehr gerühmt wird. An statistischem Material soll es weniger vollständig seyn, weil das Ministerium, das — wenn auch nicht immer in denselben Personen, doch stets in demselben Geiste — seit drei Jahren am Ruder ist, dem Verfasser die Unterstützung entzogen hat, die ihm früher für sein Werk zugesagt war. Die zuletzt erschienene Lieferung umfaßt die Beschreibung der Provinz Castellon de la Plana (nördlicher Theil des ehemaligen Königreichs Valencia), und da das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, so ist es, wie man sieht, von seiner Vollendung noch sehr weit entfernt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Dienstag den 23. Februar 1847.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

Heute, wo die spanische Doppelheirat zur vollendeten Thatsache geworden ist und man, nach der Parteigesinnung, den erfreulichen oder verderblichen Folgen dieses kombinirten Staatsakts entgegensieht, ist es an der Zeit, unparteiische, auf historische Begründung sich stützende Aufschlüsse über die Art und Weise seiner Vorbereitung und Durchführung zu geben. Vor allen Dingen hat der Verlauf dieser ganzen Angelegenheit, durch den die entente cordiale einen so empfindlichen Stoß erhalten hat, daß sie einige Zeit bedürfen wird, um sich vollständig zu erholen, einen neuen Beweis zu der in dem politischen Bewußtseyn des modernen Europa's wurzelnden Ueberzeugung geliefert, daß wir in einer Zeit leben, worin nicht mehr zwischen Nationen und mit Kanonen, sondern zwischen Kabinetten nnd mit diplomatischen Noten Krieg geführt und Schlachten geliefert werden. Man greift jetzt nicht mehr mit Armeen und Flotten, sondern mit Diplomatie und Intrigue an; man geht darauf aus, dem Feinde Verlegenheiten zu erwecken; man sucht ihn zu kompromittiren, sey es im Innern des eigenen Landes oder in Beziehungen zur Fremde; man stellt ihm Fallen, man bemüht sich, ihn zu demüthigen; man zerstört seinen Kredit, sein Ansehen, seinen Einfluß, ohne ihm jedoch irgendwie Grund zur offiziellen Beschwerde zu geben; man bleibt vielmehr völlig in seinem Recht, man beobachtet sogar die äußeren Formen scheinbar wohlgeneigter Gesinnung. Mittelst des diplomatischen Kriegs kann man den Feind eben so sicher, als durch den militairischen Krieg, erreichen, schwächen, aufreiben. Hierzu kommen noch — abgesehen von der Ersparniß an Menschen — bedeutende Vortheile, die diese Art von Kriegführung vor jeder anderen voraus hat: der diplomatische Krieg erfordert keine finanzielle Anstrengung, läßt die im Frieden aufgekommenen Interessen unbeschädigt nnd kann ohne Zuthun der Legislaturen geführt werden; er hängt nicht ab vom Gesetz der Majoritäten, und sein Erfolg richtet sich nicht nach der Uebermacht der rohen Gewalt, sondern nach dem Grade der Schlauheit und des geistigen Raffinements.

Niemand weder in Frankreich noch in England hat an einen militairischen Krieg um der spanischen Heiraten willen geglaubt, wohl aber glaubte Jedermann dies- und jenseits des Kanals an einen diplomatischen Feldzug des Kabinets Palmerston gegen das Kabinet Guizot. Die beiden Regierungen befinden sich seit dem 29. August 1846 in einem diplomatischen Kriegszustand. England wird die französischen Flotten nicht angreifen, wird die französischen Häfen nicht blokiren, aber es wird die französische Regierung die Wirkungen seines Unwillens an hundert Orten, in tausend Verhältnissen empfinden lassen. Was England für Motive hat, sich der Verbindung der spanischen Königin mit einem Zweige des französischen Regentenhauses zu widersetzen, bedarf keiner Erläuterung; eben so wenig, welches Interesse Frankreich oder vielmehr die Familie Orleans an jene Verbindung knüpft. Eine andere Frage aber ist es, welche (scheinbare oder wirkliche) Rechtsgründe beide Seiten zur Erreichung ihrer geheimen Absichten und offiziellen Zwecke aufsuchen und vorschieben.

Diese Gründe ihrer wahren Bedeutung nach zu würdigen, ist die Aufgabe, deren Lösung wir uns hier vorgesetzt. Man hat, wenn man die wahre Quelle der spanischen Wirren in Rücksicht auf die Differenz zwischen England und Frankreich bezeichnen wollte, auf den Utrechter Vertrag hingewiesen, als könne aus ihm allein die letzte Entscheidung in dieser Angelegenheit geschöpft werden. In der That aber liegt die eigentliche Ursache schon im Testament Karl's II., des letzten spanischen Königs aus dem Habsburg-Oesterreichischen Mannsstamm, der im Jahre 1700 starb, indem er Philipp von Anjou zu seinem Erben einsetzte. Betrachten wir die damaligen Verhältnisse etwas näher.

Karl II., der aus zwei Ehen keine Kinder hatte, war durch seine ältere, an Ludwig XIV. verheiratete Schwester Marie Therese mit dem französischen, durch seine jüngere, mit Leopold I. vermählte Schwester Margarethe Therese mit dem österreichischen Regentenhause in Verbindung getreten. Aber da die Ehe Ludwig's XIV. kinderlos geblieben, aus der Leopold's I. nur ein Enkel vorhanden war, der jedoch gleichfalls bald starb, so entstand die schwierige Frage, was aus der Erbschaft der spanischen Krone werden sollte, wenn Karl II. die Augen geschlossen haben würde. Leopold schob seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, vor, auf den er seine behaupteten Rechte übertrug, und Ludwig hatte noch einen Enkel, eben jenen Philipp von Anjou, welcher in Ermangelung eines mehr berechtigten Prätendenten hätte die Erbschaft antreten können. „So stritten sich", wie Schlosser seine geschichtliche Darstellung des spanischen Successionskrieges (s. Geschichte des 18. Jahrhunderts) beginnt, „Frankreich und Oesterreich um die Erbschaft der spanischen Monarchie, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die spanische Nation und ihr König einzig und allein hätten bestimmen sollen, wie sie es mit der künftigen Verwaltnng und Regierung wollten gehalten wissen. Dies war eine Folge jenes Grundsatzes der Legitimität, den man überall, nur nicht in England, anerkannte" (Damals!). Die Diplomatie machte jetzt ein Meisterstück, wogegen die Londoner Protokolle und die Quadrupel-Allianz sich verstecken müssen. Wilhelm III., der Oranier, König von England, gab die erste Idee zu einem Vertrage über die Theilung der spanischen Monarchie. England, Frankreich, Holland waren bald einig, aber der deutsche Kaiser wollte nichts von Theilung wissen. In Spanien war man empört über die laut verabredeten Pläne, nach des Königs Tode den Körper der Monarchie zu zerreißen, und Karl II. entschloß sich kurz, ein Testament ganz zu Gunsten des Erzherzogs abzuschließen. Jetzt wurde nun Madrid der Schauplatz der schlausten Intriguen und feinsten Ränke, um den König dahin zu bringen, sein eigenes Werk wieder zu zerstören. Seine Gemahlin war eine Deutsche (Maria Anna von Pfalz-Neuburg), aber eine schwache Frau, die sich von ihrer Favoritin, der französisch gesinnten Frau von Berlepsch, beherrschen ließ. Zwar stand ihr noch der Prinz von Darmstadt, der in Madrid ein Regiment kommandirte, zur Seite, allein der französische Gesandte Harcourt nnd der Kardinal Portocarrero (die stärksten Hebel des kühnen Plans, den Theilungs-Vertrag nicht zu achten und die ganze spanische Monarchie dem Enkel Ludwig's XIV. zuzuwenden) brachten es bald dahin, daß die Landsleute der Königin, also auch die Frau von Berlepsch, der sie doch wohl nicht ganz trauen mochten, abziehen mußten. So mußte die Königin, ihrer Rathgeber beraubt, sich leidend verhalten. Jetzt fing nun das eigentliche Spiel an. Portocarrero drängte den König, seine frühere Verordnung umzustoßen und Philipp von Anjou als alleinigen Erben einzusetzen. Der willenlose Monarch, in seinen letzten Tagen durch alle diese Kabalen weidlich geängstigt, warf sich zuletzt dem Papst in die Arme. Innocenz XII. sollte entscheiden, und er entschied für Frankreich. Am 2. Oktober 1700 wurde nunmehr das frühere zu Gunsten des Erzherzogs Karl lautende Testament in Gegenwart des Königs verbrannt und das neue zu Gunsten Philipp's von Anjou lautende ausgefertigt und unterzeichnet. Vier Wochen nachher (1. November 1700) starb der König. Als das Testament eröffnet wurde und der österreichische Gesandte, Graf Harrach, vernahm, wer zum Erben eingesetzt sey, kam er außer sich vor Schrecken und Unwillen. Alle Botschafter sandten Eilboten an ihre Höfe, die wichtige Nachricht zu überbringen. Da es damals noch keine Telegraphen gab, auch die Wege noch schlecht waren, so erfuhr man zu Versailles erst am 9. November, acht Tage nach des Königs Tode, daß der damals 17jährige Enkel Ludwig's Erbe der ganzen spanischen Monarchie geworden. Saint-Simon beschreibt als Augenzeuge den Eindruck, den die Nachricht am Hofe hervorbrachte. Ludwig XIV., damals schon 62 Jahr alt und des Kriegführens müde, hatte ernstlich Bedenken, ob das Testament angenommen werden dürfte, da es vorauszusehen war, daß die Lossagung vom Theilungs-Vertrage und die Behauptung der ausschließlichen Rechte des Enkels viel Blut kosten würden. Frau von Maintenon war wohl in Alles eingeweiht, was die Staats-Angelegenheiten betraf, aber das hatte man noch nicht erlebt, daß der König zur wichtigsten aller Berathungen zweimal hinter einander vierstündiges Conseil in ihrem Zimmer halten ließ. Außer dem König, seinem Sohne und der Maintenon waren nur drei Minister zugegen: Pontchartrain, Torcy und Beauvilliers. Saint-Simon bemerkt, der Dauphin, so feist und apathisch er sonst gewesen (noyé dans la graisse et dans l'apathie), habe sich bei dieser Berathung als ein anderer Mensch gezeigt und aufs eindringlichste die Annahme des Testaments empfohlen. Der König hörte die Minister ruhig an und fragte darauf die Maintenon: was sie von der Sache halte? Die schlaue Frau spielte die Bescheidene und ließ sich lange bitten; endlich stimmte auch sie für die Annahme, worauf Ludwig erklärte, er wolle sich 24 Stunden Zeit nehmen, bevor er sich bestimme. Am folgenden Tage — es war der 10. November 1700, ein Mittwoch — ward, abermals bei der Maintenon und meist auf ihr Zureden, beschlossen, das Testament anzunehmen, worauf dann der spanische Botschafter, der es zu überreichen hatte, zur Audienz gelassen wurde.

Es war ein verhängnißvoller Augenblick: das Testament war ange-

nommen, aber es kostete dreizehn Kriegsjahre, bevor Philipp von Anjou ruhig auf dem spanischen Thron schlummern konnte. Gewiß hätte der alte König, gewiß selbst die verschmitzte Maintenon, sich weniger rasch für die Annahme entschieden, wäre ihnen ein Blick hinter den Vorhang, der die nahe Zukunft verbarg, vergönnt gewesen. Während des spanischen Successionskriegs, der so manche Demüthigung brachte, starb (1711) der einzige Sohn des Königs und (1712) der hoffnungsvollste seiner Enkel, so daß die Thronfolge im eigenen Reich nur noch an dem schwachen Lebensfaden des Urenkels, des nachherigen Ludwig XV., hing und die Besorgniß entstand, der Sohn des Bruders (Philipp von Orleans, Ur-Ur-Großvater des jetzt regierenden Königs Ludwig Philipp von Orleans) möge zum Thron gelangen. — Wie der Herzog von Montpensier am 28. Sept. 1846, aber nur von der Mutter und Schwägerin an die Eisenbahn begleitet und ohne besonderes Ceremoniell, von Paris nach Madrid aufgebrochen ist, sich der präsumtiven Erbin der spanischen Krone anzuvermählen, so verließ der Herzog von Anjou am 4. Dezember 1700, aber vom Vater, Großvater und den Brüdern (Bourgogne und Berry), auch von dem Stammherrn Ludwig Philipp's, dem Herzog von Orleans, und seiner Gemahlin, bis nach Sceaux begleitet und im größten Prunk, Versailles, um den ihm testamentarisch vermachten Thron zu besteigen. Der Abschied war rührend. Saint-Simon hat die letzten Worte aufbewahrt, die Ludwig XIV. an seinen Enkel richtete; sie empfehlen Eintracht mit den Brüdern und Festhalten an dem Gedanken, daß forthin Franzosen und Spanier nur *eine* Nation seyen, die gleiche Interessen hätten („les deux nations présentement ne doivent plus se regarder que comme une même nation; elles doivent avoir les mêmes intérêts"*). Philipp von Anjou, am 4. Dezember von Versailles abgereist, kam, weil er sich unterweges an vielen Orten aufhielt, Huldigungen entgegen zu nehmen, erst am 19. Februar nach Madrid, wo ihn der Kardinal Portocarrero mit Freudenthränen empfing.

Wilhelm III. von Großbritanien, obwohl schon entschlossen, zum Schwert zu greifen, erkannte dennoch zuerst Philipp V. an, eben so die Generalstaaten; nur Oesterreich protestirte. Es ist also, wie die constitutionellen Jahrbücher bemerken, nicht richtig, wenn englische Blätter behaupten, Großbritanien habe Philipp V. und seine Dynastie erst in Folge des Utrechter Vertrages anerkannt: ja es ist von einer Anerkennung im Utrechter Vertrage gar nicht die Rede. Allein als die Generalstaaten dadurch verletzt wurden, daß die spanischen Niederlande durch französische Truppen besetzt und die holländischen Garnisonen entfernt wurden, entstand bald die Furcht, daß die bisher nur faktische Vereinigung dieser fast alle romanische Völkerschaften umfassenden Monarchie über kurz oder lang als eine rechtliche betrachtet werden könnte, und brachte Großbritanien, Oesterreich und die Generalstaaten zu der sogenannten „großen Allianz" (vom 7. Sept. 1701), der bald auch Preußen und einige deutsche Fürsten beitraten. Sehr beachtungswerth ist es übrigens, daß sogar in damaliger Zeit und in dem Allianz-Vertrage selbst keineswegs der Zweck vorangestellt wurde, der spanischen Nation einen König zu geben oder zu nehmen, sondern nur Vorkehr gegen die Vereinigung der Kronen Spanien und Frankreich auf Ein Haupt zu treffen; woher es im Artikel VIII. des Allianz-Vertrags, der den Successionskrieg einleitete, ausdrücklich heißt, „daß man nur dann Frieden schließen werde, si justis cautelis antea provisum sit, ne Regna Galliae et Hispaniae unquam sub idem Imperium veniant et uniantur, nec unquam unus et idem utriusque Regni Rex fiat" *). Selbst in der Kriegs-Erklärung Englands (der Königin Anna vom 4 Mai 1702) wird die Uebertragung und Annahme der Krone von Spanien seitens Philipp's V. mit keinem Worte als eine Ursache des Kriegs genannt, sondern nur der Grund, daß Ludwig XIV. in den spanischen Niederlanden regiere, als wäre es sein eigenes Reich: „We had already acknowledged Philip for king of Spain, neither does the Queen's (Ann's) Declaration of war take notice of the duke of Anjou's succession to that monarchy as a subject of quarrel, but the french king's governing is as if it were his own; his seizing Cadix, Milan and the spanish Low-countries .... etc." **)

Während nun der spanische Successionskrieg zehn Jahre lang Europa in Blut badete und Frankreich insbesondere zum Schaden gereichte, ereigneten sich jene schon oben erwähnten beiden Sterbefälle im französischen Königshause, welche die Eventualität der Vereinigung der beiden Kronen Frankreich und Spanien auf dem Haupte Philipp's V. oder seines Sohnes sehr nahe stellten. Nachdem nämlich der Enkel Ludwig's XIV., der Herzog von Bourgogne, der nächste Erbe der französischen Krone, gestorben war und ihm wenige Wochen darauf (1712) sein einziger noch lebender Sohn folgte, so änderte das Tory-Ministerium der Königin Anna, das nach dem Sturze der Whigs an die Spitze der Regierung getreten war, seinen Plan, mit Frankreich Frieden zu schließen, weil der Vereinigung der spanischen mit der französischen Krone nur noch ein zweijähriges Kind, der Urenkel Ludwig's XIV. und nachherige Ludwig XV., im Wege stand. Jetzt wurde die englische Regierung ernstlich besorgt und setzte für die Beendigung des blutigen Krieges und die endliche Abschließung des Friedens als erste Bedingung, daß gegen eine solche Vereinigung der beiden Kronen eine sichere Garantie gegeben würde. Man kam jetzt dahin überein, daß Philipp V. für sich und seine Nachkommenschaft auf die Erbfolge von Frankreich, dagegen der unmittelbare Thronerbe von Frankreich, der Herzog von Berry, so wie der Brudersohn Ludwig's XIV., der Herzog von Orleans, auf die Thronerbfolge in Spanien Verzicht leisten sollten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Tract. foed. de 1701 bei Dumont, Corps diplomatique Vol. VIII. pag. 91.

**) Works of Dr. Jonathan Swift. Vol. IX, p. 109. London 1734.

Frankreich.

Der Krieg in der Vendee.

1793—95.

(Schluß.)

„Nachdem der Kampf zwei volle Jahre gedauert hatte, war die Republik, die ihre besten Truppen dabei verloren, seiner endlich müde und begann mit dem General der Vendeer, Charette, in Unterhandlungen zu treten, wie sie zwischen zwei kriegführenden Mächten üblich sind. Zur Einleitung der Unterhandlungen bewilligte man den Vendeern, daß sie nicht gehalten seyn sollten, die dreifarbige Kokarde zu tragen. Man behauptet, die geheimen Bedingungen sollen folgende gewesen seyn: 1) Die Monarchie sollte am 1. Juli 1795 wieder hergestellt werden. 2) Die Kinder Ludwig's XVI. sollten am 15. Juni dieses Jahres den Vendeern übergeben werden. 3) Die Emigranten sollten nur nach Wiederherstellung der Monarchie zurückkehren. 4) Diese drei Artikel sollten dem öffentlichen Vertrage nicht einverleibt werden, sondern den kontrahirenden Theilen allein bekannt seyn. Die Repräsentanten bestanden auf Geheimhaltung derselben, weil sie ihrem Vorgeben nach die Gemüther zu schonen hätten, welche durch die Härte der von den Royalisten gestellten Forderungen leicht aufgereizt werden könnten. Gewiß ist, daß der am 27. Februar feierlich abgeschlossene Vertrag den Vendeern Folgendes zugestand: 1) Die freie Ausübung ihrer Religion; 2) den friedlichen Besitz ihres Landes, das durch ein beständiges, durch die Republik besoldetes und durch einen einheimischen Offizier befehligtes Corps von Vendeern bewacht werden sollte; 3) Befreiung von jeder Requisition und von der Militair-Conscription, und 4) endlich eine Summe von zwei Millionen, Entschädigungen an Geräthschaften, Werkzeugen, die Aufhebung der Gütereinziehungen, eine General-Amnestie &c. Durch diese Zugeständnisse unglaublicher Art erkannte die Republik die Vendee gleichsam als einen fremden Staat in ihrem Staate an.

„Auf den Grund dieser Bedingungen hielt Charette seinen feierlichen Einzug in Nantes; er befand sich zu Pferd zur Seite des republikanischen Generals Canclaux, an der Spitze seiner Offiziere, die mit weißen Federbüschen geschmückt und unter den republikanischen Generalstab gemischt waren, und gefolgt von einer militairischen Begleitung. Eine unermeßliche Volksmenge war versammelt, die mit Erstaunen diesen außerordentlichen Mann in ihrer Stadt sah und ununterbrochen rief: „Es lebe Charette!"

„Aber dieser sonderbare Friede konnte nicht lange dauern. Die Republikaner brachen ihn zuerst, indem sie aufs neue ein Lager bezogen. Charette sammelt 12,000 Mann, beginnt den Krieg wieder und erschießt, zur Vergeltung der von den Republikanern bei Quiberon an den Royalisten verübten Treulosigkeit, die Gefangenen, die er gemacht hatte. Am 10. Oktober begiebt er sich an die Meeresküste, die der Insel Dieu gegenüber liegt, wo der Graf von Artois (nachmals Karl X.) an der Spitze eines Heeres landen sollte. Hier war der Ort des Unterganges, aber auch vielleicht des glänzendsten Ruhmes Charette's. Ein Adjutant meldet ihm, daß die Ausschiffung verschoben sey; der General wendet sich an seine Offiziere und sagt: „Meine Freunde, wir sind verloren!" Hierauf sagte er zu dem Adjutanten: „Mein Herr, die Nachricht, die Sie mir überbracht haben, ist mein Todesurtheil; Sie sehen mich jetzt noch von 15,000 Mann umgeben, bald werde ich nicht mehr dreihundert haben. Die Komödie, die man mit mir spielt, bringt mir den Untergang, aber ich bin schon seit lange dem Tode geweiht." Zornig fügte er bei: „Ich habe nur die Wahl, mich zu verbergen oder zu sterben, und ich werde sterben." Er hatte es damals auf den General Hoche abgesehen, welcher 140,000 Mann und hundert Kanonen unter seinem Befehle hatte. Er zieht nach St. Cyr, seine Unternehmung mißlingt, und er verliert den tapfersten seiner Gefährten. Zum ersten Male vergießt er Thränen. In einem Raume von zehn Meilen in der Runde bleibt er fünf Monate lang eingeschlossen. Unaufhörlich mit Verrath bedroht, erstürmt er die Lager von Oie und von Quatre-Chemins, tödtet 10,000 Republikaner und kehrt mit dem Ausrufe nach Bellevue zurück: „Ich kann zwar noch die Blauen schlagen, aber über meine Vendeer vermag ich nichts mehr." Stofflet wird — eine üble Vorbedeutung für Charette selbst — gefangen und erschossen. Als er nur noch funfzig Offiziere um sich hatte, sagte er zu ihnen: „Meine Freunde, ich gebe Ihnen Ihren Schwur zurück; was mich betrifft, so habe ich, aufs neue die Waffen ergreifend, geschworen, sie nicht mehr aus den Händen zu lassen, und ich werde als Christ und als Soldat zu sterben wissen." Beinahe alle diese Braven blieben bei ihm. In diesem Augenblicke boten ihm die Republikaner noch eine Million und ein Schiff, um sich nach England zu begeben, aber er schlug das Anerbieten aus. Auf allen Seiten von Verrath umgeben und gehetzt wie ein wildes Thier, wurde er am 21. Februar 1796 zu Froidefond ergriffen. Funfzehn seiner tapferen Freunde versperrten einen Hohlweg und verschafften ihm Zeit, zu entkommen. Sein Bruder wird getödtet. Eine Dame bietet ihm eine unterirdische Zufluchtsstätte an, aber er will seine treuen Gefährten nicht verlassen. Vier Abtheilungen der Republikaner verfolgen ihn, von Verräthern geführt. Unter allen Arten von Entbehrungen, verkleidet, erschöpft von Anstrengung und Wunden, irrt er umher; da verrathen treulose Landsleute seinen letzten Schlupfwinkel. Er flieht; eine Abtheilung Republikaner überfällt ihn bei St. Sulpice, verfolgt ihn zwei Stunden weit und tödtet einige seiner Leute. Er entkommt und stößt auf die Heerabtheilung des Generals Travot; er springt, eine kurze Flinte in der Hand, in das Gebüsch; unzählige Schüsse fallen auf ihn, und eine Kugel zerschmettert ihm die linke Hand. Er flieht auf den Schultern zweier seiner Leute, Flintenschüsse strecken sie nieder; er stürzt an dem Rande eines Grabens dem Tode nahe und in seinem Blute gebadet nieder

und ruft: „Muth, meine Freunde! wir wollen uns für unseren Gott und unseren König bis zum Tode schlagen und mit den Waffen in der Hand sterben!“ Einer seiner Soldaten setzt seinen Hut auf und liefert sich an seiner Statt aus, aber ein Ueberläufer verräth die List; man dringt in das Gebüsch und findet Charette an der Seite seines bei seiner Vertheidigung getödteten Dieners. Travot kommt herbei und ruft ihm zu: „Bist du es, Charette?“ — „Ja, bei meiner Treue, ich bin es!“ antwortet Charette.

„Er wurde auf der Loire nach Nantes abgeführt und kam am 28. März 1796 Morgens 1 Uhr daselbst an. Als er das Ufer betrat, entschlüpften ihm die Worte: „Hierher haben mich jene Schurken von Engländern gebracht!“ Er schlief im Gefängnisse. Am anderen Tage stellte man ihn vor den Kriegsrath, und man hatte dabei die Grausamkeit, ihn mit militairischer Musik durch die ganze Stadt zu führen, um ihn der Menge zu zeigen, der er so lange Zeit Furcht und Schrecken eingejagt hatte und die ihn ein Jahr vorher im Triumphe einziehen gesehen. Er ging in der Mitte der militairischen Begleitung beim Schalle der Hörner festen Schrittes und Blickes, den Arm in der Binde tragend und den Kopf mit Leinwand umwickelt. Ein Säbelhieb hatte ihm drei Finger der Hand geraubt. Er trug ein Kamisol von grauem Tuche, das ganz bedeckt mit dem Blute seiner Wunden war, die noch flossen. Zu einem Offiziere sagte er, sich über die unwürdige Behandlung beklagend, die man ihm widerfahren ließ: „Mein Herr, wenn Sie mein Gefangener geworden wären, hätte ich Sie auf der Stelle erschießen lassen.“ Das über ihn gefällte Urtheil wurde unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!“ verkündet. Er verlor seine Standhaftigkeit auch keinen Augenblick und ging mit festem Schritte zum Platze, wo das Todesurtheil an ihm vollstreckt werden sollte und auf welchem 5000 Mann im Viereck aufgestellt waren. Er wollte weder niederknieen, noch sich die Augen verbinden lassen, kommandirte selbst „Feuer!“ und fiel mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!“

„Auf diese Weise schloß diese royalistische Epoche mit dem Tode des letzten Capitains der Vendee und eines ihres größten Männer. Die Begeisterung für ihre große Sache währte noch lange, und man griff auch an einzelnen Orten wieder zu den Waffen, aber es geschah ohne Einheit und Erfolg.

„Während die republikanischen Generale, die gegen die Vendee gekämpft haben, wie wir sahen, auf eine ihrer würdige Art starben, war dies auch bei den Generalen der Vendee der Fall, indem sie mit Ruhm bedeckt auf dem Schlachtfelde oder als treue Anhänger ihrer gerechten Sache auf dem Blutgerüste ihren Tod fanden. Elbée, tödtlich verwundet, wurde aus seinem Bette gerissen und zu Noirmoutiers mit seiner Frau und zweitausend Vendeern erschossen. Talmont, zu Laval ergriffen, wirft beim ersten Verhör seine Mütze in die Höhe und ruft: „Ich bin der Fürst Talmont; achtundachtzig mit den Blauen bestandene Gefechte haben mich nicht in Schrecken gesetzt, und ich werde sterben wie ich gelebt habe.“ — „Du bist ein Aristokrat“, sagte der Repräsentant, „und ich bin ein Patriot.“ — „Treibe du dein Handwerk, ich thue meine Pflicht!“ war die Antwort Talmont's, und der Repräsentant ließ ihn zum Tode führen. Larochejaquelein will einem Soldaten das Leben retten, und dieser schießt ihm eine Kugel vor den Kopf. Stofflet fällt wie Charette mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!“ La Catheliniėre wird vor seinem Tode, an den Schweif eines Pferdes gebunden, in ganz Nantes herumgezogen. Alle litten das nämliche Schicksal, wie sie denn auch alle mit dem nämlichen Muthe vom Anfange bis zum unglücklichen Ende der Armee nach einander das Kommando führten, drei Provinzen durchzogen und in ihren an die belagerten Städte gerichteten Proclamationen versicherten: „Wir kommen nicht, um Städte, sondern um Herzen zu erobern.“

„Man nennt die Vendeer Fanatiker. In unserer ungläubigen und oberflächlichen Zeit hat man eigene Worte erfunden, um jede große Sache herabzuwürdigen: die Religion ist nur Heuchelei, die ältesten Wahrheiten sind unsinnige Behauptungen, Ehrlichkeit ist Dummheit, Treue ist Thorheit, Eigensinn, Fanatismus. Die Republikaner waren ebenfalls Fanatiker, und sie badeten sich im Blute ihrer Feinde, die Vendeer aber gewährten ihren Feinden Verzeihung und Schonung. Man hat ferner gesagt, Uneinigkeit unter den Anführern habe den Royalisten Verderben gebracht, und sie hätten, wenn diese nicht gewesen wäre, vielleicht die Monarchie wiederherstellen und Frankreich retten können. Hierauf ist zu erwiedern, daß es ihre Bestimmung war, gerade dadurch die Vortrefflichkeit der Sache zu beweisen, die sie vertheidigten, zu beweisen nämlich, daß sie eines Königs, eines einzigen, mit aller Gewalt ausgerüsteten Oberhauptes bedurften.

„Der Parteigeist hat gesucht, die Thaten der Vendeer so tief als möglich herabzusetzen; bald hat man sie mit den Chouans verwechselt, die man ihrerseits für Straßenräuber erklärte, bald hat man sie als Banditen geschildert, die, jeder für sich allein und auf eigene Faust, hinter Gräben und Hecken auf die Vorübergehenden lauerten. Aber der Parteigeist ist blind, er sieht nicht ein, daß er dadurch, daß er den Sieger verächtlich macht, den Besiegten doppelt herabsetzt. Und hätten denn wirklich nur einige Strauchdiebe die Republik so im Schach halten können? Gegen einige schlechte Bauern hätte der Krieg so lange dauern können? Aber woher dann jenes Geschrei von Schrecken und Wuth, das der Konvent fortwährend ausstieß? Warum jene Aushebungen in Masse und diese nichtigen Vertilgungs-Beschlüsse gegen ein ganzes Land? Warum hat man dann so viele, viele Tausende der besten Truppen und die ausgezeichnetsten Generale in dieses Land gesendet, welches sie alle verschlang? Der Vendeer hat zwar allerdings seine Flinte in ein Gebüsch versteckt und aus dem Hinterhalte auf die vorüberziehenden Franzosen geschossen, aber dies geschah, als der Krieg eine Metzelei wurde, als der Vendeer wie ein wildes Thier gehetzt wurde, als er seine Frau, seine Tochter auf den Trümmern einer rauchenden Hütte entehren und seine Kinder auf der Spitze der Bajonette verbluten sah. Was soll man endlich der Geschichte entgegensetzen, welche die Einnahme so vieler Städte, den Gewinn so vieler Schlachten, die Eroberung von achthundert Meilen Landes bezeugt? Und wenn man noch heutzutage den Ruhm der Republik erhebt, die, erschöpft an Menschen und Geld, zerrissen im Innern und angegriffen von Außen, vierzig Armeen an ihre Gränzen sandte, die besten Soldaten der Welt schlug und Europa zittern machte, was — frage ich — was soll man dann von jener Armee von Bauern sagen, die ohne Brod, ohne Waffen, ohne militairische Uebung diese nämliche Republik zittern machte, ihre aller Orten siegenden Heere schlug, ihren Blutgerüsten Trotz bot, ihr Schrecken und Entsetzen einflößte, und die, auf eine Handvoll von einem Helden angeführter Flüchtlinge herabgesunken, dieser Republik Bedingungen vorschrieb und ihr eine schmachvolle Capitulation aufdrang?“

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

V. Die Seeräuber auf Borneo.*)

Die Sicherheit von Sarawak und Labuan beruht indeß durchaus nicht lediglich auf einer weisen und starken Regierung; sie verlangt außerdem die energische Unterdrückung der Seeräuberei. Die Seeräuberei im asiatischen Archipel unterscheidet sich sehr von derjenigen, die lange auf den europäischen Meeren getrieben wurde. Was ihr ein eigenthümliches Gepräge giebt, ist die Wildheit der Völker, die sie ausüben, und die Beschaffenheit der Küsten. Die Insel Borneo bietet diesem rohen Gewerbe eine besonders günstige Gelegenheit. Die vielen Klippen, von denen sie umringt ist, machen den Kriegsschiffen den Zugang unmöglich, wogegen die „Prahu's“ der Eingebornen überall sichere Schlupfwinkel finden.

Die Seeräuber Borneo's zerfallen in zwei Klassen, in solche, deren Prahu's hohen Bord haben und die weite Reisen unternehmen, wohin die Illanuns und Balagnini gehören, zweitens in solche, die auf leichteren Barken nur die nahen Küsten heimsuchen, wie die Sakarrans und Sarebus.

Der Stamm der Illanuns zeichnet sich durch seine Schönheit aus, der der Balagnini durch seine Wildheit. Die Letzteren, die nominell dem Sultan von Borneo zinspflichtig sind, wagen sich bis nach Neu-Guinea, wo sie Sklaven rauben, die in Borneo besonders geschätzt werden. Wenn sich die Balagnini einem Schiffe nähern, so bedienen sie sich zum Angriffe langer Stangen, die in einen kurzen, scharfen Haken endigen. Mit dieser Waffe, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhaben, fassen sie die Menschen und ziehen sie entweder ins Meer oder in ihr Schiff. Zuweilen vereinigen sich mehrere Stämme zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen und bilden Flotten von mehr als hundert Prahu's, die über drittehalbtausend Menschen beherbergen.

Die Sakarrans und Sarebus, die an den Mündungen der gleichnamigen Flüsse wohnen, waren vor den jüngsten Expeditionen der Engländer mächtig und gefürchtet. Sie schmücken und behängen sich auf höchst kindische Weise; sind sie aber einmal auf ihren Prahu's, so entwickeln sie die männlichsten Eigenschaften, sie zeigen sich kühn und verachten Schmerzen und Tod. Nach einem Zusammentreffen mit den Seeräubern bemächtigten sich einst die Engländer eines Schiffes, auf dem ein junger Dayak-Häuptling tödtlich verwundet lag. Mehrere Kugeln hatten ihn in Kopf und Brust getroffen. Der Häuptling bewahrte nichtsdestoweniger seine stolze Miene. Er versuchte zu sprechen, aber das Blut, das ihm aus dem Munde quoll, erstickte seine Stimme. Als er sein Ende herannahen fühlte, kreuzte er ruhig die Arme über der blutenden Brust, wendete seine Augen von den Fremden ab, die ihn umringten, blickte noch einmal auf den Ocean, den Schauplatz seiner Heldenthaten, dann starb er, ohne einen einzigen Klagelaut von sich zu geben.

Die Schiffe der Seeräuber führen gewöhnlich dreißig bis vierzig Menschen und haben mehrere Kanonen und eine große Anzahl von Handwaffen an Bord. Die Frauen und Kinder befinden sich im unteren Schiffsraum. Immer suchen die Piraten, die Schiffe zu entern und die Mannschaft im Handgemenge zu überwältigen. Gelingt es daher einem Handelsschiffe nicht, sie von sich fern zu halten, so ist es unrettbar verloren. Der größte Theil der Bemannung auf den Kaperschiffen sind Sklaven, die anfangs gezwungen, dann mit wahrer Leidenschaft dem Gewerbe ergeben sind. Die Beute wird nach dem alten Räubergesetze: Primo occupanti vertheilt, mit Ausnahme einiger Artikel, die dem Häuptling zufallen. Die Gemeinden, welche der Seeräuberei ergeben sind, betrachten ihre Beschäftigung als die edelste und würdigste, die ein Mensch haben kann, und man muß sehen, mit welcher Ehrfurcht und welchem Stolze diese kühnen Räuber die Waffen ihrer Väter zeigen.

Die Piraten begnügen sich nicht damit, auf dem Meere zu plündern, sie landen auch auf den Inseln, selbst auf Borneo, überraschen friedliche Stämme und führen Weiber, Kinder und Männer mit sich fort, wie sie dieselben eben nöthig haben; dann eilen sie mit ihrer Ladung davon und verkaufen oder deponiren sie auf einer anderen Insel. So bringen sie auch Sklaven, die im Osten Borneo's gefangen wurden, nach dem Westen, die aus dem Norden nach dem Osten. Der Schaden, den sie veranlassen, und die Störung des inländischen Handels sind unberechenbar.

Die Spanier und Holländer, die in diesen Gegenden große Gebiete besitzen, beschränkten sich stets darauf, die Kaper fern von ihren Kolonieen zu

*) Schluß der in Nr. 16, 17, 19 u. 22 enthaltenen Artikel.

halten, dachten aber nicht daran, dem Unwesen gründlich ein Ende zu machen. Spanien hat zu viel mit sich zu thun, Holland scheut die Kosten. Großbritanien dagegen macht keine Vorwände und bietet dem Sultan seinen Beistand in der Unterdrückung der Seeräuber an. Um ihnen die Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe zu erleichtern, giebt er ihnen ein Absteigequartier in seinen Staaten. Wenn die Engländer den Archipel von den Seeräubern befreien, so leisten sie dem dortigen und dem europäischen Handel einen wesentlichen Dienst, von dem sie freilich selbst den meisten Nutzen ziehen. Trotzdem haben sie sich im voraus eine große Belohnung sichergestellt, indem sie die Insel Labuan besetzten, von wo aus sie bald über Borneo verfügen werden.

Zwei geschickt geleitete Expeditionen unter Capitain Henry Keppel und Brooke gegen die Piraten der Flüsse Sakarran und Sarebus hatten, noch ehe Labuan den Engländern abgetreten wurde, diese beiden Flüsse gereinigt und dem Sultan die Macht seiner neuen Freunde gezeigt. Eine große Zahl von Malayen und Deyaks kamen auf ihren Prahus herbei, um, theils aus Neugier, theils aus Anhänglichkeit an Brooke, meist wohl aber von der Beute gelockt und von ihrem Rachegefühl getrieben, an dem Zuge theilzunehmen. Die Eigenthümlichkeit der Eingebornen fand hier Gelegenheit, sich zu zeigen, und besonders in dieser Hinsicht interessiren uns die beiden Expeditionen.

Die erste fand im Juni 1843 statt. Die englische Flotille, die den Sarebus hinauffuhr, wurde von Zeit zu Zeit durch einige Hunderte von Wilden beunruhigt, die Flintenschüsse mit ihr wechselten und dabei ihr schreckliches Kriegsgeschrei ausstießen. Ein wenig unterhalb Paddi, einem der vornehmsten Dörfer der Seeräuber, war der Fluß durch Baumstämme verrammelt worden, die, senkrecht und quer geordnet, eine feste Mauer bildeten. Das Hinderniß schien um so bedenklicher, als aus den Verschanzungen des Dorfes auf die Schiffe geschossen wurde. Da indeß die Kanonen schlecht gerichtet waren, gelang es den Engländern, ohne viel von dem Feuer gelitten zu haben, sich einen Weg durch den Damm zu öffnen. Als die Wilden dies sahen, ergriff sie die Angst, und sie flohen schreiend in die Wälder. Das Dorf wurde durch Feuer zerstört und brannte die ganze Nacht.

Um diese Zeit stießen die Deyaks von Linga, acht- bis neunhundert Mann stark, zu den Engländern, in der Absicht, Beute zu machen und Köpfe abzuschneiden. Anfänglich hielt man diese neuen Hülfstruppen für Feinde. Jeder trug einen Schild und einen Bündel Lanzen, Einige hatten auch eine Art schlechter Karabiner. Capitain Keppel befahl, auf sie zu schießen, und es war bloßer Zufall, daß der Sechspfünder, der ihnen zugedacht war, nicht abprotzte. Man machte ihnen nun Kokarden aus weißem Kalikot, um sie vor ferneren Mißverständnissen zu schützen. Nach der Einnahme von Paddi verbreiteten sich die Eingebornen, die zur Expedition gehörten, ringsum und plünderten und brannten mit wilder Freude. Sie wußten eben so wenig, warum man gegen die Seeräuber zu Felde zog, als diese, warum sich unbekannte Fremdlinge gegen sie kehrten, deren Land sie nicht verheert, deren Kinder sie nicht umgebracht hatten.

Während der Nacht war es sehr lebendig, und Alles schien einen neuen Kampf für den kommenden Morgen anzukündigen. Als aber die versammelten Sarebus die Anstalten sahen, welche die Engländer gemacht hatten, den Fluß hinaufzufahren, baten sie um Frieden und wollten sich jeder Bedingung unterwerfen. Sie entsagten auf immer der Seeräuberei und boten Geiseln an, um dies Versprechen zu bekräftigen. Darauf besuchte die Flotille zwei andere Dörfer der Piraten: Rembas und Paku. Die Wilden wurden beim Anblick der Engländer von unwiderstehlichem Schrecken erfaßt, und, sich unterwerfend, baten sie, man möge nur ihre Weiber und Kinder am Leben lassen; sie selbst seyen bereit zu sterben, wenn der Sieger es befehle. Das Zerstören übernahmen wiederum die Deyaks und Malayen. Von den Deyaks aus Sarawak gelang es Einigen, mehrere Köpfe abzuschneiden. Capitain Keppel erzählt, er habe einen Leichnam gesehen, dem der Kopf abgehauen war; in diesen hätte jeder vorübergehende Deyak eine Lanze eingesenkt. Hatten sie einmal einen Menschenkopf, so holten sie mit einem Löffel das Gehirn heraus und trockneten den Schädel, indem sie Fleisch und Haare erhielten, an einem kleinen Feuer; während dieser Operation führten die Häuptlinge und Aeltesten des Stammes einen kriegerischen Tanz auf.

Die Expedition gegen die Sakarrans wurde ein Jahr später im August 1844 unternommen und zwar von dem Schiffe „Dido", das eben von China zurückkehrte. Die Engländer fanden den Fluß ebenfalls verrammelt, durchbrachen aber den Damm, wie das erste Mal, unterwarfen die Wilden völlig, nahmen ihren Hauptort Karangan und ließen ihn von ihren Deyaks verbrennen. Von den Letzteren wurden einige durch die vergifteten Pfeile der Piraten verwundet, aber rasche Hülfe rettete sie vom Tode.

Der Untergang zweier so berühmten Stämme, als der Sakarrans und Sarebus, machte großen Eindruck unter den Küstenbewohnern jener Gegenden. Indessen ist der Erfolg bis jetzt noch rein lokal, und gerade diejenigen Piraten, die dem europäischen Handel eigentlich schaden, treiben ungestraft ihr Unwesen fort. Die Engländer werden nicht bei diesen Expeditionen stehen bleiben und sowohl gut bemannte und bewaffnete Schiffe in den gefährdeten Gegenden kreuzen lassen, als Unterhandlungen mit dem Sultan von Borneo anknüpfen, um den Seeräubern die Märkte und Häfen zu versperren; denn so lange die Radschahs und Beamten der Insel das Raubwesen offen oder heimlich unterstützen und Nutzen daraus ziehen, kann ihm unmöglich gründlich gesteuert werden. Die Engländer haben also jetzt gewissermaßen die Pflicht, sich in die inneren Angelegenheiten Borneo's zu mischen, und werden sie sicher nicht schüchtern erfüllen.

Mannigfaltiges.

— Lichtbilder der Erde. Unter dem Titel „Die Sterne und die Erde, oder Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit" *) ist kürzlich in London eine kleine Schrift erschienen, die, auf der bekannten Theorie von der Fortpflanzung des Lichts beruhend, die Raumverhältnisse der Planeten und einiger Fixsterne zu unserer Erde durch einen Blick auf die Zeiträume zu erläutern sucht, die, den astronomischen Berechnungen zufolge, das Licht gebraucht, um von diesen Weltkörpern bis zu uns zu dringen. So braucht das Licht der Sonne acht Minuten — d. h. das Sonnenlicht wird uns erst sichtbar, nachdem die Sonne bereits vor acht Minuten aufgegangen — das des Jupiter 52 Minuten, das des Uranus zwei Stunden, das eines Sternes erster Größe 3—12 Jahre, zweiter 20 Jahre und so weiter bis zu den Sternen zwölfter Größe, von welchen ein Lichtstrahl, um bis zu uns zu gelangen, angeblich nicht weniger als 4000 Jahre Zeit gebraucht. Unser Engländer fügt nun hinzu, daß, wenn diese Beobachtungen des Lichtes umgekehrt werden, d. h. wenn man sich das Licht und die Erscheinungen der Erde denkt, wie sie von einem Bewohner anderer Planeten oder eines Fixsterns beobachtet werden, und wenn man zugleich annimmt, die Bewohner eines dieser entferntesten Weltkörper seyen mit allen (uns Erdenbewohnern noch nicht zu Gebot stehenden, aber durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit liegenden) Hülfsmitteln ausgestattet, um nicht blos das Licht, sondern auch die auffallenderen Veränderungen der Erde zu beobachten, so folge daraus auch nothwendig, daß die Sündfluth in diesem Augenblicke noch auf einem Sterne zwölfter Größe beobachtet werden könne, während die Bewohner eines anderen, uns etwas näheren Sternes in diesem Augenblicke vielleicht das Schauspiel der Zerstörung Sodoms und Gomorrha's haben (wobei sie auch noch den Patriarchen Abraham, Lot und dessen noch nicht zur Salzsäule gewordene Frau erblicken können), noch Andere, uns wieder etwas Nähere, mit Plinius dem Aeltern zusammen die Einäscherung von Herkulanum und Pompeji beobachten, und endlich gar die Bewohner der „Vega" die große sonnenhelle Illumination jetzt bewundern, die bei Gelegenheit der Thronbesteigung der Königin Victoria in London stattgefunden.

— Das Irrenhaus zu Hanwell. Wir entlehnen einem englischen Blatte folgende Nachrichten über das Hanwell Asylum, dessen Einrichtung einen erfreulichen Beweis von den Fortschritten der Humanität liefert, durch welche sich unser oft so hart angeklagtes und als egoistisch verschrieenes Zeitalter am Ende doch auszeichnet. — „Das Gebäude mit Zubehör nimmt einen Raum von mehr als 53 Acres ein, und man zählt in der Anstalt bisweilen gegen tausend Patienten. Die Behandlung dieser unglücklichen Geschöpfe wird nach den Erfordernissen ihres Zustandes geregelt, aber in keinem Falle werden unnöthige Zwangsmaßregeln angewendet. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Geist am besten durch nützliche Thätigkeit genährt wird, sucht man den Kranken vor Allem eine Beschäftigung zu geben; in den Schuhmacher- und Schneider-Werkstätten arbeiten nur Irre, die auch in den Backstuben, den Waschhäusern und zu anderen häuslichen Verrichtungen gebraucht werden. Außer dem Hause wird dasselbe System befolgt. Die Sorge für die Gärten und Park-Anlagen ist den Kranken anvertraut, welche unter fast unmerklicher Aufsicht der frischen Luft genießen und sich an mancherlei Spielen ergötzen. In den Zimmern ist für unterhaltende und anziehende, obwohl nicht aufregende Lektüre gesorgt, und die Tische sind mit Journalen und Zeitungen bedeckt, die, wie man hofft, mitunter einige gute Saaten auf den gleichsam brach liegenden Geist ausstreuen können. Wer sich der klirrenden Fesseln und des stieren Blicks der unglücklichen Bewohner des ehemaligen Bedlam erinnert, wird mit ganz anderen Gefühlen durch die Korridore von Hanwell wandeln und zu seiner Genugthuung bemerken, daß die Wahnsinnigen selbst gegen ihre menschenfreundliche Behandlung nicht unempfindlich sind. An der Südseite des Gartens liegt der Friedhof, wo man alle Verstorbenen begräbt, deren Leichen nicht von ihren Angehörigen reklamirt werden; hier ruht auch derjenige, der den Plan zu dieser Anstalt machte und der durch eine merkwürdige Fatalität sie selbst viele Jahre lang bis zu seinem Tode bewohnte."

— Spanische Vielseitigkeit. In Madrid befindet sich auf dem Santo Domingo-Platz ein Haus mit folgender einladenden Inschrift in großen Buchstaben:

Peluqueria.
Barberia.
CERVECERIA
y
Fabrica de fosforos.

Es ist dies sowohl zur Charakteristik der Stadt als in gewerblicher Hinsicht nicht uninteressant. In einem und demselben Geschäftslokale befinden sich eine „Perrückenmacherei", eine „Bartschererei", eine „Bierhalle" und eine „Zündholzfabrik" vereinigt. Mit kleineren Buchstaben sind auch noch am Eingange die Worte Cerveza Alemana zu lesen, was so viel bedeutet, als daß unter den verkäuflichen Bieren auch Bayerisches sich befinde, das jetzt zu den Lieblingsgetränken der Madrider gehört, aber natürlich nie von Bayern etwas gesehen hat.

*) The Stars and the Earth, or Thoughts upon Space, Time and Eternity.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Donnerstag den 25. Februar 1847.

Frankreich.

Louis Blanc's Geschichte der französischen Revolution.

Dieses schon im voraus durch den Namen des Verfassers berühmt gewordene Werk liegt uns zwar erst in dem ersten seiner zehn Bände, auf die es berechnet ist, vor, so daß es vielleicht gewagt scheinen möchte, schon jetzt ein Urtheil über dasselbe fällen zu wollen oder auch nur seine Charakteristik zu unternehmen. Andererseits hat sich aber der Verfasser selbst, theils in seiner Vorrede, theils in der die allgemeinen Prinzipien und den Plan des Werkes andeutenden Einleitung zu demselben, so klar über die eigentliche Tendenz seiner ganzen Arbeit ausgelassen, daß wir zur Charakteristik der letzteren nur die wichtigsten Stellen jener anzuführen nöthig haben. Wir enthalten uns daher vorläufig alles Urtheilens, bis wir den Leser in die Vorhallen jenes der Revolution gebauten neuen Mausoleums selbst eingeführt und ihn mit seiner inneren Struktur im Allgemeinen bekannt gemacht haben; wobei wir zunächst nur um die Erlaubniß bitten, ihm als Cicerone dienen zu dürfen.

„Die Geschichte", beginnt der berühmte Verfasser seine Vorrede, „fängt nirgends an und endigt nirgends. Die Begebenheiten, aus denen das sich fortwälzende Weltgetümmel besteht, zeigen so viel Verwirrung und so wenig klaren Zusammenhang, daß man von keinem Ereigniß mit Sicherheit weder die erste Ursache noch die letzte Wirkung anzugeben im Stande ist." Der Verfasser gehört also augenscheinlich nicht zu jener „philosophischen" Schule des westlichen Europa's, die wir neulich in der Betrachtung der Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich zu erwähnen Gelegenheit hatten, und deren philosophisches Glaubensbekenntniß und Streben eben darin besteht, in dem Fortgange der Weltbegebenheiten einen leitenden Faden, in ihrer scheinbaren Zufälligkeit und Zusammenhangslosigkeit einen bestimmten Grund und eine innere Nothwendigkeit der Verbindung und in ihrem ganzen scheinbar verworrenen Gewebe ein vernünftiges System zu entdecken, das in sich selbst sein Prinzip und seinen Zweck trägt: die geistige und sittliche Entwickelung des Menschengeschlechts. Er weiß hiervon nichts oder will davon nichts wissen, sondern beruhigt sich bei dem allerdings bequemen Satze: „Der Anfang und das Ende sind in Gott, das heißt: im Unbekannten", und fährt dann mit Anwendung desselben auf seine Geschichte folgendermaßen fort: „Was ist denn nun der wahre Ausgangspunkt der französischen Revolution, die, als das Resultat der entferntesten Bewegungen des Geistes, Alles in ihrem Schoße enthalten zu haben scheint (qui semble avoir toute chose dans ses profondeurs)? Es konnte nicht in meiner Absicht liegen, die Geschichte derselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu umfassen." — Der Verfasser beginnt nämlich diese Geschichte der französischen Revolution erst mit dem Kostnitzer Konzil; nach seiner Meinung lassen sich ihre Spuren wahrscheinlich schon in der Völkerwanderung oder gar in der Sündfluth nachweisen. Der übrige Theil der Vorrede ergeht sich nur in pathetischen Reflexionen über die „fürchterlichen", aber doch „bewundernswürdigen" Scenen, welche die Revolution darbot. Wir finden darin — nämlich in der Vorrede, nicht in der Revolution, obwohl auch hier mitunter, besonders in der späteren Zeit — viel Rhetorik und wenig Gedanken. Nur aus dem Schluß wollen wir noch Einiges anführen.

„Vor allen Dingen müssen die Ursachen der Revolution, und zwar so weit man ihre Kette zurück verfolgen kann, aufgesucht werden." Dann ist allerdings das Kostnitzer Konzil eine viel zu nahe liegende Ursache; oder weiß der Verfasser gar keinen Grund für dies Konzil mehr? Ist es ganz isolirt? Bricht hier die Kette mit einem Male ab? Schwerlich wohl; vielmehr dürfte es leicht seyn, diese Kette von Ursachen und Wirkungen bis zum Anfange aller Geschichte zurückzuführen, der nach der Ansicht des Verfassers „in Gott" oder, wie die Alten sagen, „im Schoße der Götter verborgen" liegt. „Alle Nationen haben dazu beigetragen, die Revolution hervorzubringen, die Zukunft aller Völker hat Antheil an ihr. Darin gerade besteht der Ruhm des großen französischen Volks, daß es auf Kosten seines strömenden Bluts die Arbeit des menschlichen Geschlechts auf sich genommen hat; daß es Europa aufgebracht hat (scandalisé), um es zu retten; daß es die Sache aller Völker gegen alle Völker bis zum Aeußersten, bis zum Tode, verfochten hat: das ist die Bedeutung dieses wahrhaft einzigen, großherzigen Aufstandes, in dem die Revolutionen aller Vergangenheit sich vereinigt und verloren haben, wie die Flüsse sich in dem Meere vereinigen und verlieren."

Interessanter und tiefere Einsicht in die Anschauungsweise des Verfassers gewährend ist die kurze Einleitung, die er seinem Werke vorausschickt und die, wie wir schon erwähnt, das Prinzip und den Plan desselben angiebt. Vorher eine kurze Bemerkung. In der Auffassung historischer Momente kann es nur zwei wahrhaft ersprießliche, d. h. das objektive Verständniß derselben wirklich fördernde Methoden geben: die historische im eigentlichen Sinn, deren Prinzip der reale Kausalnexus sowohl in Rücksicht auf den äußeren als den inneren Zusammenhang der Begebenheiten ist, und die philosophische, die diesen Kausalnexus nur als die Form betrachtet, worin der in der Weltgeschichte sich offenbarende eine Gedanke systematisch sich gliedert. Für die letztere Methode muß es daher ein höheres Prinzip geben, das rein idealer Natur ist und als letzter Erklärungsgrund alles welthistorischen Geschehens gilt. Es kommt uns hier nicht darauf an, dies Prinzip und seine Idee auseinanderzusetzen, geschweige zu begründen; vielmehr haben wir diese Bemerkung, deren Richtigkeit wohl Niemand bestreiten dürfte, nur gemacht, um für die Beurtheilung der Methode unseres Verfassers einen Maßstab zu gewinnen. Der Leser urtheile nun selbst:

„Drei große Prinzipien" — beginnt die Einleitung — „theilen sich in die Welt und in die Geschichte: die Autorität, der Individualismus, die Verbrüderung (la fraternité) ....

„Das Prinzip der Autorität begründet (fait reposer) das Leben der Nationen auf blind angenommenen Glaubenssätzen, auf der abergläubischen Ehrfurcht vor der Tradition, auf der Ungleichheit und bringt, in der Form der Regierung (pour moyen de gouvernement), den Zwang in Anwendung. — Das Prinzip des Individualismus faßt den Menschen in seiner Isolirtheit (en dehors de la société) auf, macht ihn zum alleinigen Richter seiner Umgebung und seiner selbst, giebt ihm ein überspanntes (exalté) Gefühl seiner Rechte, ohne ihn zugleich mit seinen Pflichten bekannt zu machen, überläßt ihn seinen eigenen Kräften und verkündigt statt jeder Regierung als Grundsatz das „Leben und Leben-Lassen". — Das Prinzip der Verbrüderung betrachtet die Glieder der großen Familie in ihrer solidarischen Verpflichtung, strebt dahin, die Gesellschaft eines Tages zu organisiren — ein Werk des Menschen nach dem Vorbilde des menschlichen Körpers, eines Werkes der Gottheit — und gründet die Macht der Regierung auf die Ueberzeugung, auf die freiwillige Zustimmung der Herzen.

„Die Autorität wurde durch den Katholizismus mit erstaunenswerthem Erfolge und Glanze gehandhabt; sie herrschte bis auf Luther. — Der Individualismus, durch Luther gelehrt, hat sich mit unwiderstehlicher Gewalt entwickelt und triumphirte, entblößt vom religiösen Element, in Frankreich durch die Publizisten der konstituirenden Versammlung. Er beherrscht die Gegenwart; er ist die Seele der heute bestehenden Verhältnisse. — Die Verbrüderung, verkündet durch die Denker der Bergpartei, verschwand damals in einem Sturm und erscheint uns heute nur noch in der Perspektive einer idealen Zukunft. Aber alle große Seelen rufen sie herbei, und schon beschäftigt und erleuchtet sie die intelligentesten Köpfe unserer Zeit.

„Von diesen drei Prinzipien erzeugt das erste die Unterdrückung durch die Aufhebung der Persönlichkeit; das zweite führt ebenfalls zur Unterdrückung, durch die Anarchie; das dritte allein leitet durch die Harmonie zur Freiheit.

„Freiheit! hatte Luther gesagt; Freiheit! haben im Chor die Philosophen des 18ten Jahrhunderts wiederholt; Freiheit! ist endlich auch das Losungswort unserer Tage, das auf dem Banner der Civilisation geschrieben steht. Aber es ist Alles eitel Lüge und Mißverständniß, und seit Luther hat dies Mißverständniß, diese Lüge die Geschichte erfüllt; es war der Individualismus, der erschienen war, nicht die Freiheit.

„Fürwahr! Wenn man den Individualismus in seinem historischen Rahmen betrachtet, wenn man ihn — anstatt mit dem, was ihm folgen soll — mit dem vergleicht, was ihm voraufging, so hat er allerdings die große Bedeutung eines großen historischen Fortschritts. Sein Werk bestand darin, dem so lange niedergehaltenen menschlichen Gedanken freien Spielraum zu gewähren; ihn mit Kühnheit und Stolz auszurüsten; die ganze Masse der Traditionen, die Jahrhunderte, ihre Arbeiten und Ueberzeugungen seiner Kontrole zu unterwerfen; den Menschen in eine unruh- und gefahrvolle, aber zuweilen auch großartige Selbständigkeit zu versetzen und ihm mitten in einem ungeheuren Kampf, mitten in dem Geräusch eines allgemeinen Meinungsstreits die Lösung des Problems zu überlassen, wie er sein Glück und seine Bestimmung aus eigener Kraft zu schaffen habe. Das ist das Werk des Individualismus. Es ist ein großes Werk; und wir müssen deshalb mit Achtung von ihm sprechen, wie von einer nothwendigen Uebergangsphase. Aber wenn wir ihm diesen Tribut dargebracht, so wird es uns wohl gestattet

seyn, unsere Sympathieen und Hoffnungen in einer höheren Sphäre aufzusuchen. Die Menschheit hat einst des Papstes, sie hat eines Luther bedurft; aber das Prinzip der Autorität hat seinen Lauf vollbracht, das Prinzip des Individualismus wird den seinigen vollbringen, und die Zukunft gehört sicherlich weder dem Papst noch Luther.

„Man muß hieraus begreifen, daß sich in dem, was man gewöhnlich die französische Revolution nennt, in Wirklichkeit zwei völlig von einander verschiedene, obwohl in gleicher Weise gegen das Prinzip der Autorität gerichtete Revolutionen vorfinden, von denen die erste zum Vortheil des Individualismus ins Leben gerufen wurde — sie trägt das Datum 1789 —, die andere im Namen der Verbrüderung versucht wurde — sie fiel am 9. Thermidor.

„Wenn die Revolution von 1789 allein historische Wurzel geschlagen hat, so liegt der Grund davon in dem Umstand, daß sie sich der Gesellschaft nicht unversehens bemächtigte, daß sie den Interessen einer damals herrschend gewordenen Klasse, des Mittelstandes (bourgeoisie), diente, und endlich daß sie mit einer unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Philosophie, der Politik und der Industrie vollständig ausgebildeten Lehre auftrat."

Der Verfasser geht nunmehr auf die allgemeine Eintheilung seines „einleitenden Werkes", das den ersten, bis jetzt erschienenen Band umfaßt, über: „Dies einleitende Werk (ouvrage préliminaire) wird also nothwendig in drei Bücher zerfallen. Das erste Buch entwickelt die Reihe von merkwürdigen Kämpfen, leidenschaftlichen Bestrebungen, Opfern und Gewaltthätigkeiten, wodurch das Prinzip des Individualismus in die Welt trat, indem es einerseits die Autorität in der Kirche, andererseits die Verbrüderung in den Waldensern, Hussiten, Wiedertäufern, mährischen Brüdern und allen für die Sache des Evangeliums streitenden Denkern bekämpfte. Das zweite Buch erzählt die seitens jener Mittelklasse in Frankreich davongetragenen Siege, deren Herrschaft der Individualismus begründen sollte. Im dritten Buch werden wir versuchen zu zeigen, wie, trotz der Anstrengungen Rousseau's, Mably's, Necker's (!), der Individualismus zum Prinzip der Mittelklasse erhoben worden und mit ihr triumphirt hat: in der Philosophie durch die Voltairesche Schule, in der Politik durch die Schule Montesquieu's, in der Industrie durch die Schule Turgot's.

„Wenn wir so den Protestantismus, die Herrschaft des Mittelstandes, das 18te Jahrhundert, die drei großen Abschnitte dieses einleitenden Werkes, betrachtet haben, so werden wir auch schon der dramatischen und schmerzlichen Geburt der Revolution (dramatique et douloureux enfantement de la Revolution) beigewohnt haben, und es bleibt nur noch die einfache Erzählung ihres Lebens zu vollenden."

Man sieht aus diesem, durch eine eigenthümliche Verbindung von Epitheten (dramatique et douloureux; welche Zusammenstellung!), eben so wie der Anfang durch eine noch eigenthümlichere Gruppirung der Prinzipien (autorité, individualisme, fraternité), sich auszeichnenden Schluß, daß der Verfasser diesen einleitenden Theil für einen sehr wichtigen, wenn nicht für den wichtigsten Abschnitt seines ganzen Werkes betrachtet und betrachtet wissen will; weshalb wir unsererseits wohl im Rechte sind, wenn wir seine Einleitung in aller Kürze einigen kritischen Fragen unterwerfen. — Zuerst also: Zu welcher jener beiden Arten von Geschichtsschreibern, die wir oben aufgestellt, gehört oder rechnet sich der Verfasser? Zu den Historikern im engeren Sinn? Der Anfang seiner Vorrede würde diese Vermuthung bestätigen können, wenn ihr nicht der Anfang, ja überhaupt der ganze Verlauf der Einleitung geradezu widerspräche. Welcher Historiker par excellence würde es sich gestatten, mit der Aufstellung und Definition rein abstrakter Begriffe zu beginnen, um diese und immer nur diese in der Erzählung und Gruppirung der Thatsachen selbst nachzuweisen, statt umgekehrt aus der objektiven Darstellung der historischen Begebenheiten selbst zu allgemeinen Betrachtungen und höheren Ideen zu kommen; die aber dann, weil sie als objektive Resultate auftreten, nicht mehr abstrakt, sondern wahrhaft konkret und lebendig erscheinen. — So gehört also der Verfasser zu den philosophischen Historikern? Denn die in formeller Rücksicht am meisten charakteristische Eigenschaft der Philosophie der Geschichte beruht eben darin, daß die Idee, der Gedanke sich frei aus sich selbst entwickelt, um sich und seine innere Vernunft in der äußeren, scheinbar nur durch den Kausalnexus zusammenhängenden Menge der historischen Thatsachen als objektive und nothwendige Manifestation des Geistes wiederzufinden. Es ergiebt sich damit aber von selbst, daß dieser freien Selbsterzeugung des Gedankens jede aus der Reflexionssucht und Combinationsspielerei des Verstandes entspringende Willkür und Subjektivität fern bleiben muß, und daß folglich die philosophische Methode sich als solche, d. h. in ihrer absoluten Nothwendigkeit, vor allen Dingen zu rechtfertigen hat. Von dieser Rechtfertigung aber scheint unser Verfasser nichts wissen zu wollen. Er, der so heftig gegen die „Autorität" predigt, fällt hier gerade in den Fehler, den er am meisten bekämpft, in den „Individualismus". Seine „individuelle" Ansicht, verlangt er, soll uns als „Autorität" gelten. Er sagt: „Drei Prinzipien theilen sich in die Welt und in die Geschichte" — Welt und Geschichte: auch eine gute Zusammenstellung! —: „die Autorität, der Individualismus, die Verbrüderung". Wie, theilen sich? Was heißt das? Und warum gerade diese? Warum gerade diese drei und nicht mehr? — Doch still, da kommen gleich die Definitionen. — Definitionen? Was können Definitionen nützen? Definitionen setzen die Existenz des zu definirenden Dinges schon als gegeben voraus; sie wollen den Begriff nicht erzeugen, entwickeln, ihn nicht als Resultat aus sich hervorgehen lassen, sie wollen ihn nur erklären, dem gewöhnlichen Bewußtseyn deutlich machen. Und dann gar diese Definitionen, deren jede, wenn sie erschöpfend seyn sollte, selbst wieder neuer Definitionen bedürfte! Oder erfordert der Begriff der Tradition, der abergläubischen Ehrfurcht, der Ungleichheit, des Zwanges u. s. f. weniger eine Erklärung als der der Autorität? Autorität z. B. durch „abergläubische Ehrfurcht" erklären, heißt nichts Anderes, als den Begriff „Sohn" durch den des Vaters oder umgekehrt erklären. Man bleibt eben gerade so klug wie zuvor. Ferner der Individualismus. Bedarf dieser Begriff eher einer Erklärung als der Begriff der „Isolirtheit" u. s. f., der Begriff der Verbrüderung eher eine solche als der Begriff der „solidarischen Verbindlichkeit" oder gar der „Gesellschafts-Organisation"?

Bleiben wir beim Individualismus stehen, abgesehen von seiner nichtserklärenden Erklärung. Was versteht der Verfasser unter Individualismus? Die absolute Geltung der Persönlichkeit, als allgemeine Bestimmung des Menschen? So scheint es, denn daß er den Begriff nicht im Sinne von persönlicher Isolirung faßt, geht zwar weniger aus der Einleitung, als aus dem Werke selbst hervor, da er vom Individualismus ganzer Klassen, z. B. des Mittelstandes, oder ganzer Richtungen, z. B. des Protestantismus, spricht. Wenn nun aber der Individualismus wirklich die Herrschaft der menschlichen Individualität besagen soll, so sieht man nicht den Grund, warum der Verfasser hiergegen protestirt. Das Gelten der Individualität ist in diesem Sinne die wahre Freiheit, denn wenn die Individualität überhaupt respektirt wird, so achtet das Individuum sie nicht nur in ihm selbst, als Einzelnen, sondern auch in jedem Anderen, kurz es achtet sie als allgemeine, absolute Berechtigung des Menschen. In diesem Sinne steht der Individualismus der Autorität oder — da diese gar keinen Gegensatz enthalten — vielmehr der Despotie, als besonderer und einzelner Berechtigung, die sich hierdurch aber als unberechtigt darstellt, gerade gegenüber. Das, was der Verfasser „Verbrüderung" nennt, liegt entweder schon in diesem Individualismus oder ist eine blos subjektive abstrakte Idee, so wie etwa die Idee der absoluten Gleichheit ein Unsinn ist, weil sie dem Begriff des Organismus widerspricht, dessen Glieder nicht gleich, sondern nur in nothwendiger Beziehung sind. Und wenn der Verfasser den Begriff der Verbrüderung als organischen faßt, wie er es denn durch die Vergleichung mit dem menschlichen Körper thut, so liegt in dieser Vergleichung selber ja der beste Beweis, daß er eigentlich den Individualismus will; denn wird der Körper nicht gerade durch seine organische Einheit eine Individualität?

Sr.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

(Fortsetzung.)

Für die jetzige Verwickelung in Rücksicht auf die spanische Doppelheirat ist hier nun wesentlich zu bemerken, daß beide Verzichtleistungen, seitens Frankreichs sowohl wie seitens Spaniens, die übrigens vollkommen übereinstimmen, ausdrücklich nur den Zweck haben, zu verhindern, daß die beiden Kronen jemals auf einem und demselben Haupte vereinigt werden könnten, so wie auch beide die Bestimmung enthalten, daß beide Kronen demnach dem Hause Bourbon verbleiben sollen. „Die entfernte Besorgniß" — heißt es in den Lettres patentes Ludwig's XIV. vom März 1713 *) — „daß einmal die Krone Spaniens und die unsrige durch „einen und denselben Fürsten getragen werde könnte, ist das Hauptmotiv „des Krieges der gegen uns verbündeten Mächte gewesen und scheint daher „auch ein unübersteigliches Hinderniß für die Abschließung des Friedens zu „seyn. Nach einem mehrfachen zwecklosen Notenwechsel ist es uns endlich „mit Gottes Hülfe gelungen, einen Weg zum Frieden zu entdecken. Die „erste und vorzüglichste Bedingung, die uns von unserer sehr theuren und „sehr geliebten Schwester, der Königin von Großbritanien, als die wesentliche und nothwendige Begründung der Friedenstraktate vorgeschlagen ist, „besteht darin, daß der König von Spanien für sich und seine Nachkommenschaft für ewige Zeiten auf die Rechte auf unsere Krone, welche ihm oder „seiner Nachkommenschaft aus der Geburt jemals erwachsen können, „Verzicht leistet; und daß andererseits unser rc. Herzog von Berry und „unser rc. Herzog von Orleans eben so auch für sich und ihre männlichen „und weiblichen Nachkommen für ewige Zeiten ihrem Rechte auf die spanische „Monarchie entsagen. Unsere rc., die Königin von Großbritanien hat uns vorgestellt, daß ohne eine formelle und positive Sicherheit in Betreff dieses „Punktes Europa niemals einen sicheren Frieden genießen könnte und alle „Mächte gleicherweise überzeugt seyen, daß sie in Rücksicht auf das allgemeine „Interesse und ihre gemeinschaftliche Sicherheit lieber einen Krieg fortsetzen „würden, dessen Ende Niemand abzusehen vermöge, als die Möglichkeit „zu statuiren, daß einst die beiden Kronen, Spanien und Frankreich, auf demselben Haupte vereinigt werden könnten (plutôt „que d'être exposées à voir le même Prince devenir un jour le maître de „deux Monarchies aussi puissantes que celles de France et d'Espagne etc.)." Hieraus geht also deutlich hervor, daß mit dieser Verzichtleistung nur diejenigen Erbrechte gemeint sind, welche den damals regierenden Linien in Aussicht standen, d. h. welche ihre Abstammung ihnen oder ihren Kindern geben konnten. Noch deutlicher spricht sich die Rénonciation de Philippe, Petit Fils de France, duc d'Orleans u. s. f. **) darüber aus, obwohl

*) cf. Actes de la paix d'Utrecht. Tom II. p. 223.

**) Actes et Mémoires de la paix d'Utrecht. Tom. II. p. 209.

dies aus den englischen Blättern, die diese Entsagungs-Akte mitgetheilt haben, nicht hervorzugehen scheint, weil dieselben sowohl die Einleitung als den Schluß fortgelassen haben, wodurch der Sinn ganz verändert wird. Hauptsächlich sind darin folgende Punkte zu bemerken:

„In Rücksicht darauf, daß die Furcht einer Vereinigung der „Kronen Spaniens und Frankreichs das vornehmste Motiv „zu dem gegenwärtigen Kriege gewesen ist, und daß die anderen euro„päischen Mächte stets in der Sorge geschwebt haben, es möchten diese „beiden Kronen auf ein Haupt zusammenfallen, hat man zur Be„gründung des jetzt in Unterhandlung begriffenen Friedens festgesetzt, daß die „vorgeblichen Rechte der in Frage gestellten Fürsten für immer getrennt „werden sollen, und .... beschlossen, daß seitens des katholischen Königs „Philipp's V. für sich und seine Nachkommen auf die Krone Frankreichs, wie „auch seitens des Herzogs von Berry, unseres sehr geliebten Neffen, und „seitens Unserer selbst für uns und alle unsere Nachkommen auf die Krone „Spaniens Verzicht geleistet werden solle, damit eine Vereinigung der „beiden Kronen für alle Zeit verhindert werde; unter der Be„dingung jedoch, daß auch das Haus Oesterreich oder irgend Einer seiner „Nachkommen nicht die spanische Krone ererben kann. Um den vorgesetzten „Zweck zu erreichen, stimmen wir damit überein, daß in Ermange„lung Philipp's V., unseres Neffen oder seiner Nachkommen „die Krone Spaniens auf das Haus des Herzogs von Savoyen „übergehe, und um auch unsererseits den ruhmvollen Zweck, nach dem „man strebt, zu erreichen und die gestörte Ruhe Europa's wieder herzustellen, „so wie um die Befürchtungen, zu denen die Rechte unserer Ge„burt oder andere, die uns angehören, Anlaß geben könnten, „zu heben, haben wir den Entschluß gefaßt, diese Entsagungsakte in Betreff „unserer Rechte so wie der unserer Nachkommen auszufertigen, „weil weder wir noch unsere Nachkommen ferner aus ihrer Ge„burt einen Rechtstitel auf die spanische Nachfolge entnehmen „sollen 2c."

Die oben angeführten Verzichtleistungen, so wie auch die Philipp's V., wurden dem Friedensinstrumente einverleibt; und selbst die oben citirten Lettres patentes Ludwig's XIV. in den Vertrag von Utrecht vom 11. April 1713, der zwischen Frankreich und Großbritanien abgeschlossen wurde, wörtlich aufgenommen. Hieraus aber geht über alle Zweifel klar hervor, daß auch England denselben Sinn mit jenen Verzichtleistungen verband, wie sich übrigens auch aus dem 6ten Artikel des Friedenstraktats ergiebt, wo es heißt: „Da durch die hier bezüglichen Ver„zichtleistungen, welche ewig ein unverletzliches und stets zu beobachtendes „Gesetz seyn sollen, genügliche Vorkehr getroffen ist, daß weder der katholische „König, noch irgend ein Prinz seiner Nachkommenschaft, jemals nach der „Krone Frankreichs streben noch dazu gelangen werde, und von der anderen „Seite die gegenseitigen Renunciationen auf die Krone Spaniens „und Frankreichs, welche von Frankreich gemacht wurden, auf „den gleichen Zweck hinzielen; da hiernach genüglich Vorkehr getroffen, „daß die Kronen Frankreichs und Spaniens getrennt und nicht vereint bleiben, „so daß bei anerkannter Wirksamkeit und getreuer Beobachtung vorerwähn„ter Verzichtleistungen diese Kronen niemals vereinigt werden können, ver„pflichtet sich u. s. f." *)

Eine vollkommen übereinstimmende Erläuterung der Renunciation enthält dann auch der Artikel II. des Utrechter Friedensinstrumentes vom 12. Juli 1713 zwischen Spanien und Großbritanien, indem auch hierin der Zweck der gegenseitigen Verzichtleistungen dahin angegeben wird, daß die Kronen Spaniens und Frankreichs nicht auf einem Haupte vereinigt werden sollen (Coronae Hispaniae et Galliae ab invicem ita separatae erunt et sejunctae, ut in unum posthac coalescere nunquam poterint). Das gleiche Motiv giebt auch der Friedensschluß zwischen Frankreich und den Generalstaaten vom 11. April 1713, so wie der Friedensschluß zu Wien vom 30. April 1725 zwischen dem Kaiser und der Krone Spanien.

Aus diesen Thatsachen lassen sich nun folgende sichere Schlüsse ziehen: Durch den Utrechter Vertrag ist festgestellt und für alle Zeiten gültig, daß einerseits die beiden Kronen Spanien und Frankreich niemals in den Besitz Eines Monarchen kommen dürfen, andererseits daß die Krone Spanien in einer dem regierenden Hause Frankreich nahe verwandten Linie verbleiben muß. Ferner durch die beiderseitigen Renunciationen sollte nur die Eventualität der Vereinigung der beiden Königskronen in Einem Thronerben verhindert werden. Endlich geht aus beiden Dokumenten hervor, daß sich jene Verzichtleistungen nur auf diejenigen Rechte bezogen, welche einerseits Philipp V. durch seine direkte Abstammung von Ludwig XIV. auf den Thron von Frankreich, andererseits der Herzog von Orleans durch seine Abstammung von Anna von Oesterreich und seine Verwandtschaft mit Philipp V. selbst auf die eventuelle Thronerbfolge in Spanien machen konnten, und daß sie also gegenseitig und für ihre Kinder, Descendenten und Rechtsnachfolger auf Geltendmachung dieser ihrer Ansprüche verzichteten.

Wenden wir diese Grundsätze auf die Erbfolgeberechtigung der Kinder an, die aus der Ehe des Herzogs von Montpensier, aus dem Stamme Orleans, mit der Infantin Marie Luise von Spanien entspringen können, so folgt 1) daß ein Sohn aus dieser Ehe (von Töchtern kann ohnehin bei Frankreich nicht die Rede seyn) die beiden Kronen Spanien und Frankreich nicht zugleich und in Einer Person besitzen darf, selbst wenn er durch die Erbfolgerechte seiner Mutter zu dem spanischen und durch die Erbfolgerechte seines Vaters zu dem französischen Throne berufen würde; ferner 2) daß er nicht in Folge der eventuellen Successionsrechte seines Ahns väterlicherseits (des Bruders Ludwig's XIV.), auf welche dieser für sich und seine Nachkommen verzichtete, Ansprüche auf den Thron von Spanien machen könnte, sondern lediglich und allein in Folge der Successionsrechte seiner Mutter, der Infantin, nach der wiederhergestellten altkastilianischen Erbfolge.

Hiermit sind wir nun auf den eigentlichen Punkt der Differenz zwischen dem französischen und englischen Kabinet gelangt. England behauptet nämlich nicht nur, daß die Kinder des Herzogs von Montpensier aus seiner Ehe mit der Infantin Luise nicht die beiden Kronen Spanien und Frankreich auf Einem Haupte vereinigen dürfen — eine Annahme, deren Unwahrscheinlichkeit bei der großen Familie Ludwig Philipp's von selbst einleuchtet —, sondern auch, daß die Kinder überhaupt kein Successionsrecht auf den Thron von Spanien haben können; eine Interpretation, die nach den vorausgegangenen Bemerkungen sich als vollkommen unrichtig erweist. Denn ob die Kinder der Infantin Luise den Herzog von Montpensier zum Vater haben oder nicht, kann ihnen eben so wenig das Recht auf die Nachfolge rauben, als es ihnen geben, sondern es kommt hier darauf an, daß die Schwester der spanischen Königin ihre Mutter ist; und nur in dem Falle dürfte die Nachkommenschaft der Infantin von der Erbfolge ausgeschlossen werden, wenn sie nur Einen Sohn hätte und die ganze Familie Orleans vollkommen ausgestorben wäre, so daß dieser Eine Sprößling zugleich spanischer und französischer König werden müßte. Aber auch nur dann! Es bedarf in der That nur der Darstellung von der Konsequenz solcher Behauptungen, um das völlig Unhaltbare derselben auch für jeden Laien im Staats- und Völkerrechte augenfällig zu machen. Niemals, zu keiner Zeit, bei keinen der vielen in den 133 Jahren seit dem Utrechter Frieden vorgekommenen Verbindungen zwischen den Linien Bourbon-Anjou und Orleans sind die bezeichneten Worte der Renunciations-Akten in diesem Sinne verstanden worden; niemals hat irgend eine europäische Macht die abnorme Behauptung aufgestellt: es erlösche das eigene, nach Landes-Erbfolge und europäischen Staatsverträgen feststehende Erbrecht, weil der eventuell zu berufende rechtmäßige Thronerbe zugleich von einer Person abstamme, deren Ahnen auf ihr besonderes Recht verzichtet haben. Die jetzige Königin der Franzosen, Marie Amalie, ist eine Urenkelin Philipp's V., und doch ist sicherlich noch niemals Jemanden beigefallen, deshalb die Söhne Königs Ludwig Philipp für unfähig zur Thronfolge in Frankreich zu erklären, der englischen Regierung so wenig, wie sonst einem Menschen auf Erden. In gleicher Weise stammt die Herzogin von Berry, Tochter Franz I., Königs beider Sicilien, so wie die Herzogin von Aumale, Tochter des Prinzen von Salerno, von Karl III. und Philipp V. von Spanien in direkter Linie ab. Näher der Zeit und den Personen des Utrechter Friedens finden wir (1721) den Sohn und Nachfolger Philipp's V. selbst, Ludwig I. von Spanien, mit der Prinzessin von Montpensier, Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, vermählt; so wie französischerseits der Dauphin, Sohn Ludwig's XV. (1745), eine Tochter Philipp's V. zur Gemahlin nahm. Noch zahlreichere Beispiele von Ehen zwischen den Linien Frankreich und Spanien (oder Neapel, welches bekanntlich ebenfalls von Philipp V. abstammt) sind vorhanden, ohne daß jemals eine Einwendung dagegen oder gegen die Successionsberechtigung der Kinder gemacht worden wäre.

Besteht der Utrechter Friede in seiner wesentlichsten Bestimmung der Nichtvereinigung der Krone von Frankreich und Spanien, so wie der Belassung der spanischen Monarchie an einer mit der französischen Dynastie nahe verwandten Linie, noch heute in voller Kraft, so stellt gerade die Heirat der Infantin Luise mit dem jüngsten Sohne des Königs der Franzosen — für den Fall, daß die Krone Spanien an Kinder aus dieser Ehe fallen sollte — die Verhältnisse genau auf den Punkt, wo solche im Jahre 1713 standen. Denn da es außer allem Zweifel steht, daß der Herzog von Montpensier selbst nicht König von Spanien wird, und daß derselbe für seine Kinder aus der Ehe mit der präsumtiven Thronerbin von Spanien eventuell auf die Successionsrechte auf den Thron von Frankreich verzichten wird, so würde dadurch nicht nur eben jener Grundsatz der Nichtvereinigung der beiden Kronen, den durchzuführen der ganze Successionskrieg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geführt wurde und der durch die Utrechter Verträge zur allgemeinen Geltung gelangte, aufs neue bestätigt und sanctionirt, sondern auch die Krone Spanien wiederum einem Enkel des Königs von Frankreich zugewendet, eben wie bei Philipp V., mit denselben europäischen Garantieen und nach derselben kastilianischen Thronfolge-Ordnung, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Herzog von Anjou zum spanischen Throne berief, nachdem das einzige Hinderniß (esto motivo fundamental), die Möglichkeit jener Vereinigung der beiden Kronen (perjuyzio de unirse à la Corona de Francia), wiederum durch Entsagung auf die Krone Frankreichs hinweggeräumt seyn wird: ganz wie das (oben citirte) Testament Karl's II. wollte und der Utrechter Vertrag bestätigte.

Die letzte Möglichkeit für England, einen Rechtsgrund für seine Einsprache gegen die Montpensiersche Heirat geltend zu machen, könnte nur noch darin bestehen, wenn es — nach dem Beispiel Oesterreichs, Preußens und Rußlands *) — die Königin Isabella als spanische Königin nicht anerkannt hätte. Allein es hat dieselbe anerkannt. Gegen England liegt also keinerlei

---

*) Dumont corps diplomatique VII. p. 340.

*) Diese betrachten nämlich die Wiederherstellung der alten kastilianischen Erbfolge durch Ferdinand VII., wodurch, in Ermangelung von Prinzen, in jeder einzelnen Linie die Prinzessinnen derselben und deren Descendenten zur Thronerbfolge vor den Agnaten der zweiten und dritten Linie berechtigt sind, als eine Verletzung der Utrechter und Badener Vert

Abweichung von den bestehenden Staatsverträgen vor, gegen die es mit Recht protestiren könnte, und was die „nordischen Mächte" betrifft, so versteht sich von selbst, daß, wenn sie ferner bei der Nichtanerkennung der Königin Isabella beharren, sie auch die eventuellen Thronfolgerechte der Infantin Luise und ihrer Kinder nicht anerkennen. Für diese Mächte ist also durch die Montpensiersche Heirat in der Sachlage Nichts geändert.

(Schluß folgt.)

England.

Einige Notizen über Kleinkinderschulen.

Die erste Kleinkinderschule in Europa wurde 1786 von J. F. Oberlin, Pfarrer zu Waldbach im Elsaß, errichtet, wobei wir zugleich bemerken, daß noch immer die elsassischen Kleinkinderschulen als Muster dienen können. Etwas später begannen Pestalozzi und Fellenberg ihre auf Verbesserung des Volksschulwesens gerichteten Arbeiten — ihnen folgten in England Joseph Lancaster und Dr. Bell. Lancaster begann seine Laufbahn als Erzieher im J. 1798. In einem Alter von achtzehn Jahren eröffnete er im Hause seines Vaters eine Schule von 90 Kindern, deren Viele er ganz unentgeltlich unterrichtete. Im J. 1805 befanden sich der König, mehrere Mitglieder des königlichen Hauses, der Herzog von Bedford, Lord Somerville und mehrere andere Personen des hohen Adels unter den Beschützern seiner Anstalt. Sein Wirken erregte bald die Aufmerksamkeit aller Freunde der arbeitenden Klassen, unter anderen die Robert Owen's, dessen „Gedanken über Kindererziehung" 1812 erschienen. Funfzehn Jahre später, als der Ruf von New-Lanark uns zu einer Reise nach jenem Theil Schottlands bewog, fanden wir, daß die dortigen prächtigen Schulräume nicht sowohl auf Herrn Owen's, als eines Theilhabers der Firma, Rechnung zu setzen seyen und dem Verdienst Joseph Lancaster's zugeschrieben werden mußten. Owen hatte nur das — freilich große — Verdienst, die nöthigen Fonds hergeschossen zu haben. Das Unterrichts-System, das bei den älteren Kindern angewendet wurde, war zum Theil das Lancastersche, zum Theil das Bellsche oder Madras-System, welches Owen für das in Betreff des Lesenlernens zweckmäßigere erklärte.

Die Methoden für die jüngeren Kinder ergaben sich durch die Umstände. Man hatte ursprünglich nicht den speziellen Zweck gehabt, eine Kleinkinderschule zu errichten, sondern man ließ nur junge Kinder, sobald sie laufen konnten, zu, weil man von dem Grundsatze ausging, daß Erziehung nicht frühzeitig genug beginnen könne. Daß dieser Theil des Experiments nicht, gleich so vielen anderen Versuchen, gänzlich fehlschlug, und daß man die Kleinen nicht endlich ihren Müttern zurückschicken mußte, war dem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß man für diesen Zweig des Unterrichts einen Lehrer gefunden hatte, der mit aller der Geduld, dem Takt, der Erfindungsgabe ausgerüstet war, die zur Lösung einer solchen Aufgabe nöthig sind. James Buchanan löste eine Aufgabe, der alle gewöhnliche Schulmänner mit ihren Alltags-Methoden erlegen wären. Er besaß die Kunst, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln — er unterhielt sie mit Bildern, statt sie mit Büchern zu plagen, und unterrichtete sie dabei. Sein Erfolg war vollständig, und die Kinder in New-Lanark zogen bald die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Tausende besuchten den Ort aus Neugier; unter diesen Personen von Rang und Einfluß, die nun ähnliche Anstalten in England zu gründen wünschten. Lord Brougham, Marquis v. Landsdowne, John Smith, James Mill, Mr. Wilson bildeten zu diesem Zweck im J. 1818 ein Comité. Sie eröffneten ein Asyl für Kinder in Brewersgreen, das später nach Vincent-Square in Westminster verlegt wurde, und ließen Herrn Buchanan kommen, um der Anstalt vorzustehen. Sie — oder vielmehr Herr Wilson — errichteten darauf eine andere ähnliche Anstalt in Spitalfields, in welcher Wilderspin auf Buchanan's Empfehlung die Lehrerstelle erhielt. Wilderspin verstand von Kleinkinderschulen nichts, als was er in Vincent-Square oder aus Owen's Berichten gelernt hatte. Seine eigenen Erfindungen beschränken sich auf einige Modificationen des angenommenen Systems, von denen mehrere nicht einmal Verbesserungen sind, und auf eine spitzfindige Unterscheidung zwischen Kinder-Asylen und Kinder-Schulen. Er führte von neuem ein Instrument ein, welchem er den Namen „Arithmetikon" gab und welches vor funfzig Jahren von Friend in einem Buch über Arithmetik beschrieben wurde. Außerdem hat er, zumal im Vergleich mit Miß Mayo und Anderen, wenig geleistet, um den Kinder-Unterricht zu einer Wissenschaft zu erheben, was er noch heute werden soll. Wilderspin's große Verdienste sind seine Thätigkeit und sein Eifer. Diese haben seinen Ruf gegründet. Er war eine Zeit lang Superintendent der Musterschule, welche das irische Erziehungs-Büreau in Dublin gegründet hatte, allein er zeigte sich nicht qualifizirt, einen solchen Posten auf die Dauer behaupten zu können. Als ein Verbreiter der Kleinkinderschulen hat er unstreitig sein Verdienst, nur hätte man ihn nicht den Gründer derselben nennen sollen. Dies Verdienst gehört, so weit England dabei zur Sprache kömmt, dem oben genannten James Buchanan.

Buchanan verließ England vor ungefähr sechs Jahren und siedelte nach dem Kap der guten Hoffnung über. Der mährischen oder swedenborgischen Sekte zugethan, hatte er die Hochkirche zur Gegnerin; die Schule, welche er errichtet hatte und die nunmehr untergegangen ist, konnte unter solchen Verhältnissen keine Aussicht auf Erfolg haben. (F. and W. R.)

Mannigfaltiges.

— Die Gestirne und die Weltgeschichte. Mit Bezug im letzten Blatte des Magazins enthaltene Miscelle „die Lichtbilder de[r] ist uns von einem befreundeten Leser eine uns, zu unserem Bedauern, unbekannt gebliebene, in Breslau vor einem Jahr erschienene, kleine zugesandt worden, aus welcher wir uns sehr bald überzeugt haben, d[aß] von uns erwähnte Londoner Büchlein: „The Stars and the Earth wörtliche Uebersetzung (mit anscheinend sehr unbedeutenden Modificat[ionen]) jener deutschen Schrift sey, deren vollständiger Titel ist: „Die Gesti[rne und] die Weltgeschichte; Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von J. Der im vorigen Jahre zwischen Preußen und England abgeschlossene [Vertrag] über das literarische Eigenthumsrecht enthält zwar in Bezug auf [Ueb]ersetz[ungen] dieser keine nähere Bestimmung, aber es frägt sich, ob der deutsche [Ver]f[asser] nicht gleichwohl gegen den Uebersetzer, der seine Quelle nicht genann[t hat,] vor englischen Gerichten eine Klage wegen Rechtsverletzung gelten[d machen] könnte. Die englische Schrift selbst liegt uns freilich nicht vor, d[och ist] dem Katalog neu erschienener Bücher, in welchem ihr Titel vollst[ändig] [ent]halten **), noch in den Anzeigen, welche englische Blätter davon [ge]b[en,] irgendwie angedeutet, daß sie aus dem Deutschen übersetzt sey. [...] wird dem angeblich englischen Verfasser in diesen Rezensionen [...] vindizirt, daß er der Erste sey, der die Beobachtungen des Lichtes [...] Durchmessungen des Weltenraumes umgekehrt, indem er seinen St[and][...] außerhalb der Erde sich dachte. Aber auch diese Vindication gebüh[rt dem] deutschen Autor, der in seiner Schrift (S. 12) sagt: „Daß noch [...] auf den Gedanken gekommen, diese Sätze umzukehren und die höch[st] [...] würdigen und staunenswerthen Folgerungen zu ziehen, die aus diese[r Um]kehrung in reichster Fülle auf uns einströmen, ist wirklich wunderbar — [...] diese Umkehrung und die Folgen, die sich aus ihr ergeben, sind es, [...] darzulegen versuchen wollen." Mit Bezug auf diese Darlegung [...] Kritiker in der Foreign and Westminster-Review (Januar, 1847) [...] „Denjenigen, denen es um eine nähere Kenntniß der geistvollen Anwendun[g] zu thun, die der Verf. von seinen Prinzipien macht, empfehlen wir de[n An]kauf der Schrift: The Stars and the Earth." Dieselbe Empfehlung [...] wir uns gedrungen, in Bezug auf das deutsche Original auszusprechen, [...] wir die kleine Schrift in der That mit dem größten Vergnügen gelesen, [...] wir auch nicht umhin konnten, die Bemerkung zu machen, daß in der [...]sinnigen und leicht imponirenden Darstellung nicht selten der Schein [...] der Wirklichkeit, der Reflex mit dem Objekte als gleichbedeutend gesetzt [...] Denn wie treu auch immer das Licht Umrisse und Farben unseres heutig[en] Erdenlebens noch nach 4000 Jahren einem Sterne zwölfter Größe reflektir[en] mag, — das Leben in seiner Wesenheit, die Seele des Menschen und de[r] Menschheit, wie sie dem in die Tiefe schauenden Blicke auf Erden sich offen[]bart und wie sie selbst diejenigen mit ihrem Geiste zu erkennen vermög[en,] die des Lichtes der Augen beraubt sind, wird doch in jenem Reflex [...] sich darstellen. Immerhin ist aber von dem Verfasser durch seine [...] Anwendung der von der Wissenschaft aufgestellten Sätze über die Fortp[flan]zung des Sternenlichts ein neuer Beitrag zur Erkenntniß der göttlichen [...]macht geliefert — ein Beitrag, der, wie so manches Andere, [...] Shakespeare's zum Motto nehmen könnte: „Es geschehen viele D[inge] zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träum[en] läßt."

*) Breslau, Verlag von August Schulz, 1846.
**) Sie ist in London von H. Baillière, 219 Regent-Street, publizirt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Sonnabend den 27. Februar 1847.

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen.*)

Die neuere Astronomie beginnt mit Kopernikus und Kepler. Kopernikus' System und die Keplerschen Gesetze sind die Basis, auf welcher Galilei, Newton, Laplace und ihre Nachfolger weiterbauten und so die Wissenschaft zu der Höhe heranführten, auf welcher wir sie heute erblicken. In derselben Zeit, als Kepler über seinen Entdeckungen brütete, war Galilei mit der Construction des Teleskops beschäftigt, und seit dieser Zeit haben Kalkül und Beobachtung nicht aufgehört, Hand in Hand zu gehen. Eben so, wie das eine Instrument der Astronomie — der Kalkül — zu einer stets höheren Vollkommenheit erwuchs, zu einer Bedeutung, die den Triumph Le Verrier's möglich machte, eben so ging auch das andere Werkzeug der Wissenschaft — das Teleskop — von einer Verbesserung zur anderen hindurch, so daß durch die Verbindung beider, durch die stete Vereinigung eines immer schärfer werdenden Kalküls mit einer Beobachtung, die über stets tauglichere, endlich über wahrhaft kolossale Hülfsmittel zu gebieten hatte, die Astronomie in den Stand gesetzt wurde, Fortschritte, wie keine andere Disziplin des menschlichen Wissens, zu machen. Eine kurze Angabe der Verbesserungen, welche das Teleskop im Laufe der Zeit erhalten, so wie der Entdeckungen, die diesen Verbesserungen zu verdanken, wird den hauptsächlichsten Inhalt der folgenden Zeilen bilden.

1. Galilei's, Newton's, Gregory's, Herschel's Teleskope. — Lord Rosse. — Die Zukunft des Teleskops.

Galilei's ursprüngliches Teleskop bestand aus einer Combination von Linsengläsern, und der Nutzen des Instruments beruhte auf dem Phänomen der sogenannten Refraction des Lichts (Strahlenbrechung). Teleskope dieser Art sind noch immer im Gebrauch; ihre größere oder geringere Kraft hängt einzig und allein von den Dimensionen des Objektivglases ab. Im J. 1666 richtete Newton seine Aufmerksamkeit auf das Teleskop, und da er fand, daß bei strahlenbrechenden Substanzen mancherlei Schwierigkeiten zu besiegen waren, so konstruirte er ein anderes, das sogenannte Newtonsche oder reflektirende Teleskop. Einige Jahre später erfand Gregory ein reflektirendes Teleskop anderer Art, dessen Unterschied von dem Newtonschen darin besteht, daß bei jenem der Beobachter sich mit dem zu beobachtenden Gegenstande in einer Linie befindet, während bei diesem eine vom Standpunkt des Beobachters aus gezogene Linie den Gegenstand im rechten Winkel trifft. Die gegenwärtig angewendeten größeren Teleskope sind in der Regel Newtonsche, indessen die kleineren häufiger nach Gregory's Methode konstruirt werden. Wie die Kraft des refrangirenden Teleskops von der Größe des Objektivglases abhängt, so wird die Kraft des reflektirenden Teleskops bedingt durch die Fläche seines Objektivspiegels; denn durch das Licht, welches dieser letztere empfängt, entsteht das Bild im Fokus. Der Objektivspiegel in Newton's Teleskop maß 2,3 Zoll im Durchmesser; Hadley wandte zuerst einen Spiegel von 6 Zoll an, ein Umfang, der später von Anderen auf 9 und 15 Zoll, endlich auf 3 Fuß gebracht wurde.

Es war Herschel, der gegen das Ende des vorigen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den Bestrebungen zur Verbesserung des Teleskops einen neuen Schwung gab. Jeder Schritt auf seiner astronomischen Laufbahn wurde durch die glänzendsten Entdeckungen bezeichnet. Die Wissenschaft erhielt Kunde von neuen Planeten, neuen Satelliten, neuen Himmelskörpern. Er war nicht minder bewundernswürdig als Erfinder neuer Instrumente und in der Methode seiner Beobachtungen, als durch die wunderbaren Entdeckungen, die er machte. Schwierigkeiten, die jedem Anderen unübersteiglich gewesen wären, überwand er. Das Teleskop — in Galilei's Händen ein Spielzeug — wurde durch Herschel zu einer Maschine, die den Astronomen selber trug und die nur mechanische Kunst zu bewegen vermochte. Seine Leistungen waren nicht blos Fortsetzungen und Erweiterungen der Leistungen seiner Vorgänger; er nahm einen Flug, der sie in unabsehbarer Ferne hinter ihm ließ, und drang in Regionen ein, von denen sie sich kaum einen Begriff zu bilden wagten. Nachdem er eine Menge theils Newtonscher, theils Gregoryscher Teleskope gebaut, beschloß er endlich, eines nach einem größeren Maßstabe zu konstruiren, und so brachte er, nach einigen Fehlschlägen, durch Fleiß und Genie im J. 1789 sein Riesen-Teleskop zu Stande. Dies Instrument hatte 40 Fuß Fokusweite; der Objektivspiegel desselben maß 4 Fuß im Durchmesser und wog, frischgegossen, 2118 Pfd.

Den höchsten Triumph jedoch mechanischer Kunst, so weit sie sich in der Construction des Teleskops zeigen kann, hat Lord Rosse gefeiert, ein Mann, der, ein zweiter Tycho de Brahe, seinen Reichthum sowohl als die Fähigkeiten seines Geistes der Beförderung der Astronomie widmet. Durch die Anwendung einer zum Behuf des Glättens sehr sinnreich erdachten Maschinerie ist es ihm vor kurzem gelungen, ein Teleskop herzustellen, dessen kolossaler Objektivspiegel 6 Fuß im Durchmesser hat, während zugleich das Metall desselben eben so fehlerfrei im Material, als in der Form vollendet ist. Lord Rosse begann seine Arbeiten und Untersuchungen im J. 1826; er ließ sich nicht zurückschrecken durch eine Menge von Thatsachen, die allerdings geeignet waren, zu entmuthigen, und unter denen die Schwierigkeit, mit denen Guß und Glättung der Spiegel verbunden ist, oben an stand. Dazu kam, daß man im Publikum das refrangirende Teleskop begünstigte, welches so eben durch die von Guinaud geschehene Einführung großer achromatischer Linsen viele Kraft gewonnen hatte. Nichtsdestoweniger setzte er seine Untersuchungen während eines Zeitraums von achtzehn Jahren fort. Seine ersten Versuche waren darauf gerichtet, flüssige Linsen zu konstruiren, und da dieselben fehlschlugen, so richtete sich nun die ganze Energie seines Geistes auf die Construction des Reflektors, dergestalt, daß, nachdem er einen Objektivspiegel von 3 Fuß im Durchmesser hergestellt, er mit einem Kostenaufwand von 12,000 Pfd. Sterl. ein großes Teleskop begann und vollendete, dessen Objektivspiegel die ungeheure Dimension eines sechsfüßigen Durchmessers hat.

So gedieh das Teleskop, das, wie gesagt, in Galilei's Händen ein pures Spielzeug war, zu der wenigstens relativen Vollkommenheit, die es in der Lord Rosseschen Construction erlangt hat. Ehe wir weiter gehen, sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen zu machen über die ehemaligen und jetzigen Leistungen des Instruments. Herschel — sagt Nichols über diesen Punkt — schätzte die in die Ferne reichende Kraft seines 7füßigen Reflektors auf das 20¼fache derjenigen des unbewaffneten Auges, des 10füßigen auf das 28½fache, des 20füßigen auf das 75fache, des 25füßigen auf das 96fache und des 40füßigen, mit vier Spiegeln versehenen, gar auf das 192fache. Es ist nicht leicht, Lord Rosse's Instrument mit diesen Teleskopen zu vergleichen, es würden dazu direkte Experimente erforderlich seyn; aber wenn, wie es völlig gewiß zu seyn scheint, des Lords 3füßiger Spiegel an in die Ferne dringender Kraft den größten Diskus übertrifft, der sich im Besitz seines großen Vorgängers befand, so können wir dem 6füßigen Spiegel wohl ohne Schwierigkeit die 500fache Kraft des unbewaffneten Auges zugestehen; mit anderen Worten: man wird dadurch einen Stern erkennen können, dessen Entfernung die 6000fache eines zu den Sternen erster Größe gehörenden Himmelskörpers von mittlerem Umfange ist, oder, was wieder dasselbe sagt, man würde auf diese Weise einen Raum von so ungeheurer Ausdehnung zu durchdringen vermögen, daß, wenn gegenwärtig in dieser Entfernung ein neuer Stern entstände, das Licht desselben — trotz der unbegreiflichen Geschwindigkeit seiner Fortpflanzung — doch ungefähr 60,000 Jahre gebrauchen würde, um bei uns anzulangen und uns anzukündigen, daß eine neue Welt ins Daseyn gerufen worden.

Können wir uns möglicherweise einen Begriff von so ungeheuren Entfernungen machen? Das Licht — kann man, um eine runde Zahl zu nehmen, sagen — legt in der Sekunde 192,000 (engl.) Meilen zurück, so daß es zu dem Wege von der Sonne zur Erde — einer Strecke von 95 Millionen Meilen — ungefähr 8 Minuten gebraucht. Und doch werden wir durch das erwähnte Instrument belehrt, wie es Sterne und Systeme von Sternen giebt, so entlegen, daß der Lichtstrahl, welcher das Auge des Beobachters trifft, seine Reise von jenen Himmelskörpern vor 60,000 Jahren angetreten hat! dergestalt, daß wir, wenn wir einen solchen Stern ins Auge fassen, ihn nicht, wie er jetzt ist, sehen, sondern wie er vor vielen Tausenden von Jahren war! Ein solcher Gedanke schleudert den Geist in eine rückwärts liegende Ewigkeit zurück, und, gleichwie in einem Traume, verliert man sich selber.

Zum Schlusse seiner Bemerkungen über Lord Rosse's Teleskop bekennt sich Herr Nichols zu der Meinung, daß wir dicht an der Gränze des Erreichbaren angelangt seyen, und daß eine weitere Verbesserung des Teleskops von keinem

*) Nach einer Abhandlung in der Foreign and Westminster Review. Diejenigen unserer Leser in Berlin, die diese Abhandlung mit um so größerem Nutzen lesen wollen, machen wir auf die durch einen geschickten Mechanismus recht anschauliche „Darstellung des Weltgebäudes“ aufmerksam, die jetzt im Hotel zum Rheinischen Hof zu sehen ist und die an jedem Abend von 6—8 Uhr von dem Besitzer, Herrn Scharff, näher erklärt wird.

bedeutenden Nutzen seyn dürfte. Es muß zugestanden werden, daß er seine Ansicht durch einige gute Gründe unterstützt, unter denen die, welche von den Schwierigkeiten in der Anwendung sehr großer Teleskope, von der Nothwendigkeit, sich mit Augengläsern, die an Kraft den Spiegeln der Instrumente entsprechen, zu versehen, und von der Unbeständigkeit der Luftströmungen in der Atmosphäre hergenommen sind, die bedeutendsten seyn möchten. Auf diese Weise, sagt er uns, muß endlich alle Präcision ein Ende nehmen. Auch — heißt es nicht ohne Emphase — giebt es ein Schicksal, das auch der erhabenste Genius nicht zu besiegen vermag und welches die Erfolge des Menschen in einen Kreis bannt, den die Beschaffenheit des Erdkörpers zu überschreiten verbietet. Allein, obschon wir die Größe jener Hindernisse anerkennen, die gegenwärtig unübersteiglich scheinen mögen, so dürfte doch einigermaßen zu zögern seyn, ehe man der weiteren Vervollkommnung des Teleskops eine letzte Gränze setzt. Die Geschichte jeder Wissenschaft beinahe bietet uns Beispiele gleich großer Schwierigkeiten dar, die Geduld, Einsicht und vermehrte Kenntniß endlich überwanden, ja manche unserer wichtigsten Entdeckungen wäre nicht gemacht worden, hätte man auf jene Stimmen gehört, die Andere von dem Weg, der sie zum Erfolg führte, zurückzuschrecken suchten. Wir behaupten nicht, daß es für die Vervollkommnung des Teleskops keine Gränze giebt, wir gehen vielleicht bei unseren Wünschen, immer mächtigere Werkzeuge im Dienste der Wissenschaft zu sehen, zu weit, doch müssen wir bei so vielen lehrreichen Beispielen uns jedenfalls dahin erklären, daß es gefährlich ist, dem wissenschaftlichen Fortschritt ein Ziel bestimmen zu wollen.

II. Entdeckungen von Planeten. — Uranus. — Die Asteroiden. — Asträa. — Neptun.

Allein wir müssen nunmehr unsere Aufmerksamkeit auf die neuesten astronomischen Entdeckungen, namentlich auf diejenigen wenden, welche wir Lord Rosse's gewaltigem Tubus verdanken. Diese Entdeckungen sind zwar noch nicht zahlreich, aber sie sind wichtig, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß ihnen nicht noch manche andere folgen werden.

Wir beginnen mit dem planetarischen System. Bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts waren 6 Planeten bekannt, nämlich: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn, die, von Merkur an gerechnet, in immer weiteren elliptischen Bahnen um die Sonne sich drehen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckte Sir William Herschel, jenseits des Saturn und in einer Entfernung von 1,840,000,000 (engl.) Meilen von der Sonne, einen neuen Planeten — den Uranus. Daß alle diese Weltkörper ein zusammenhängendes System bilden, geht aus dem Folgenden hervor: die Sonne dreht sich um ihre Achse, jeder Planet dreht sich, während er sich um sich selber dreht, zugleich um die Sonne, und zwar in derselben Richtung, d. i. von Westen nach Osten; die Trabanten oder die Monde, welche die Planeten begleiten und von denen die Erde einen, Jupiter vier, Saturn sieben und Mars sechs hat, drehen sich in derselben normalen Richtung um ihre Achse und um ihren respektiven Planeten *); sämmtliche Planeten endlich bewegen sich in einer mit der Ebene des Sonnenäquators beinahe zusammenfallenden Ebene. Die Entfernung der verschiedenen Planeten von der Sonne ist bestimmt durch das einfache Gesetz, daß der Raum zwischen je zweien, einander nächsten, Bahnen doppelt so groß ist, als der Raum des — nach inwärts gerechnet — nächsten planetarischen Intervalls, während derselbe Raum nur halb so groß ist, als das nach außen nächste Intervall. Doch ist erst in unserem Jahrhundert das Vorhandenseyn dieses Gesetzes streng dargethan worden, da bis dahin eine Lücke zwischen Mars und Jupiter zu bestehen schien. Diese Lücke ist seitdem durch die Entdeckung zweier neuen Planeten — der Ceres und Pallas — welcher bald darauf die Entdeckung zweier anderen — der Juno und Vesta — folgte, ausgefüllt worden. Diese vier kleinen Planeten bewegen sich in fast zusammenfallenden Bahnebenen und gehen sämmtlich in Einem Moment ihrer Bewegung durch einen gemeinsamen Punkt. Ihre Scheiben sind nicht kreisförmig, sondern eckig, und man nimmt an, daß sie sämmtlich in einer fernen Periode eine einzige Kugel bildeten, die von Innen gewaltsam in die Fragmente zersprengt ward, die sich nun in eigenen Bahnen bewegen und von Zeit zu Zeit zu demselben Punkt im Raume zurückkehren, der von ihnen allen im Augenblick ihrer Trennung eingenommen wurde. Als die ersten beiden entdeckt wurden, prophezeite Sir William Herschel, der sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit Planeten sowohl als mit Kometen Asteroiden nannte, daß noch manche andere würden entdeckt werden, eine Prophezeiung, die kurz darauf durch die Entdeckung der Juno und Vesta, dann durch die ganz neuerlich erfolgte Entdeckung der Asträa sich erfüllte. Dieser kleine Planet, der, wenn die eben angeführte Hypothese gegründet wäre, mit den anderen vieren einen großen Planeten gebildet hätte, wurde Ende 1845 von Henke in Driesen entdeckt und ist seitdem von verschiedenen Sternwarten aus beobachtet worden.

Doch sinkt die Entdeckung eines Asteroids zur Unbedeutsamkeit herab, wenn man sie mit der Entdeckung des Planeten vergleicht, den die europäischen Astronomen „Neptun" genannt und der einer der größten in unserem System ist. Diese Entdeckung gewinnt noch ein neues Interesse, wenn man erwägt, daß sie nicht das Ergebniß des Zufalls war oder durch eine glückliche Hypothese herbeigeführt wurde, daß sie nicht einmal der Verbesserung des Teleskops, sondern einzig und allein einem tiefen Nachdenken, einem abstrakten mathematischen Raisonnement zu verdanken ist.

Bis auf das vergangene Jahr wurde gemeinhin Uranus für den entferntesten Planeten in unserem Sonnensystem gehalten; der ungeheure Raum zwischen ihm und der Sonne veranlaßte die Vermuthung, daß er entweder wirklich der äußerste, zu unserem System gehörige Himmelskörper sey, oder daß, wenn es noch andere entferntere gebe, diese doch nie entdeckt werden würden. Jetzt ist es bewiesen, daß ein mächtiger, Uranus an Größe übertreffender Planet in einer Bahn, zu deren Zurücklegung er 217 Jahre bedarf, die Sonne umkreist, ein Stern, von dessen Existenz wir so lange nichts ahnten, bis sein Einfluß auf die Bewegung des Uranus seine Entdeckung herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ausgenommen die des Uranus.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

(Schluß.)

Wie die Einsprache Englands gegen die Erbfolgeberechtigung der Kinder aus der Ehe der Infantin Luise mit dem Herzog von Montpensier vom Gesichtspunkt der positiven Staatsverträge aus als völlig ungerechtfertigt erscheint, so stellt sich dieselbe vom Standpunkte des vernünftigen internationalen Rechts noch in einem wo möglich schlimmeren Lichte dar. Denn die Erklärung einer fremden Macht, sie werde die Thronerbfolgeberechtigung von Personen nicht anerkennen, die als verfassungsmäßig eventuell zum Thron berufen von König und Volksrepräsentation anerkannt sind, ist völlig der Anmaßung gleich zu achten, einer anderen, unabhängigen Nation einen Souverain aufzudringen, den sie — durch das Organ ihres verfassungsmäßig ausgedrückten Willens — verschmäht, und ihr dagegen einen König zu nehmen, den sie als gesetzliches Oberhaupt anerkennt. Der Umstand, daß es im voraus geschieht, sogar gegen noch nicht Geborene die Ausschließung verlangt wird, verstärkt nur die Größe der Anmaßung. Mit welchem Rechte kann England eine Bill of exclusion für den spanischen Thron dem spanischen Volk diktiren? Noch herrscht in Spanien, aller revolutionairen Elemente und Ereignisse ungeachtet, große Ehrfurcht vor der monarchischen Gewalt und somit vor der Heiligkeit der Erbrechte; nicht weil die revolutionaire Partei sie unterstützte, sondern weil sie legitim ist nach der uralten kastilianischen Thronerbfolge und weil der sterbende König sie als Erbin seines Reiches anerkannte, aus monarchischer Pietät, hat Isabella die Huldigung der spanischen Nation erlangt. Wie wäre es vom liberalen Standpunkte aus zu rechtfertigen, einer Nation einen König außerhalb der Erbfolgeordnung, die sie selbst anerkennt, wenn auch nur erst für künftige Zeiten aufzudrängen? wie vom monarchischen, die Bande, durch welche ein Volk sich mit seiner Dynastie verbunden fühlt, zu lockern, in einem Lande zumal, wo das monarchische Europa mit Sorge die Gefahren bemerkt, denen das Königthum als solches ausgesetzt ist? Würde das stolze England bei sich eine solche Einrede fremder Fürsten dulden?

Englische Blätter haben neuerdings die Behauptung aufgestellt, der Utrechter Friede habe nicht nur die Vereinigung der beiden Kronen verhindern, sondern auch den Einfluß Frankreichs auf die Halbinsel für immer brechen wollen. Von dem Letzteren findet sich jedoch in jenen Verträgen nicht die leiseste Spur. Läßt sich übrigens auch nicht in Abrede stellen, daß nahe verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen regierenden Familien allerdings die Politik der betreffenden Höfe gewöhnlich befreunden, so zeigt doch die Geschichte, daß oft nach wenigen Jahren schon politische Veränderungen eintreten, wodurch alle dergleichen Combinationen für die Zukunft, so wie Angst und Sorge vor den Folgen solcher matrimonialen Allianzen auf Seiten konkurrirender Mächte, täuschen und als unnöthig erscheinen lassen. Zwei Jahre nach dem Utrechter Vertrage, welcher dem Enkel Ludwig's XIV. die Anerkennung als König von Spanien brachte, waren Frankreich und Spanien bereits überworfen, Nebenbuhler um die Freundschaft Großbritaniens, so daß der ausgezeichnetste Staatsmann und Führer der jetzigen Whigpartei in England, Lord John Russell *) selbst, auszurufen genöthigt ist: „So eitel und fruchtlos sind häufig die feinsten Speculationen der Staatsmänner und die blutigsten Zusammentreffen feindlicher Armeen." Giebt es ein schwereres Verdammungsurtheil des ganzen Successionskrieges und insbesondere des heftigen, Whiggistischen Widerspruchs gegen den Utrechter Friedensschluß? Man dürfte wohl nicht nur voraussetzen, daß ein Staatsmann mit dieser Einsicht sich hüten werde, Europa wegen ähnlicher Eventualitäten die Aussicht auf einen abermaligen Krieg zu eröffnen, sondern auch wünschen, daß der geistvolle, geschäftskundige Premierminister von England seinem Kollegen vom auswärtigen Departement diese Lehre ins Gedächtniß zurückzurufen und ihm an der Hand der Geschichte darzuthun sich bemühe, welch' ein Frevel es ist, die Nationen zu entzweien wegen Eventualitäten, welche „häufig" ganz andere Folgen nach sich ziehen, als Staatsmänner wähnen und voraussehen.

Praktisch aber würde sich die Sache noch übler, noch unhaltbarer ausnehmen, als selbst in der theoretischen Rechtsschikane Englands. Nehmen wir den Fall an, die Königin Isabella II. versterbe ohne Hinterlassung direkter Leibeserben und die Infantin Luise bestiege demgemäß den spanischen Thron — denn der Prinzessin selbst bestreitet England die Successionsberechtigung nicht und kann es auf Grundlage seiner eigenen Argumentation nicht thun. Die Infantin hat in ihrem 14—15. Lebensjahre geheiratet; es ist somit wohl keine gewagte Annahme, daß bei ihrem einstigen Absterben volljährige Kinder aus ihrer Ehe mit dem Herzog von Montpensier vorhanden seyn werden. Nun überlege man die sich hieraus ergebende Gestaltung der Verhältnisse. Die Königin kann vielleicht zwanzig Jahre regiert haben, die Anwesenheit des britischen Botschafters an ihrem Hoflager bezeugt, daß Großbritanien die Legalität

*) Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht; by Lord John Russell. London 1827. p. 406.

der, wenn man will, die Legitimität ihrer Thronbesteigung anerkennt. Unterdessen ist der Kronprinz oder die Kronprinzessin, vielleicht nebst anderen Infanten, Kindern der Königin, groß geworden: die Cortes, die Nation, die Armee, die beiden Nachbarstaaten rechts und links von Spanien erkennen ihn oder sie als solche an. An dem Tage, wo die Königin stirbt, tritt nun aber plötzlich der englische Botschafter oder Gesandte mit einer alten Protestation von 1846 hervor und erklärt, daß seine Regierung zwar die Mutter, nicht aber den aus ebenbürtiger Ehe erzeugten Sohn für legitime Beherrscher Spaniens halte, und reißt in eben dem Augenblick ab, wo Volksvertretung, Armee, Hof, Grandezza dem neuen Souverain huldigen und in ihrer monarchischen Einfachheit gar nicht begreifen, wie der eheliche, älteste Sohn einer regierenden, von England selbst, vorzüglich aber von der Nation und ihren Vertretern während ihres ganzen Lebens für legal und legitim gehaltenen Königin nun plötzlich ein illegitimer Fürst seyn soll, der nebst allen seinen Geschwistern von der Thronfolge auszuschließen sey.

Es ist ein seltsames Ding um die englische Protestation, von ihrer rechtlichen Unhaltbarkeit ganz abgesehen. Lord Palmerston, der vor noch nicht zehn Jahren mit dem Tuilerieenhofe in Zerwürfniß gerieth, weil dieser sich weigerte, eine bewaffnete Intervention in Spanien zu unternehmen, der dann mit britischen Truppen, kämpfend unter dem Banner Großbritaniens, den Don Carlos aus Spanien vertreiben half; Lord Palmerston wendet sich jetzt an die östlichen Großmächte mit der Aufforderung, einer Protestation gegen die eventuellen Erbfolgerechte der Kinder der Infantin Luise beizutreten. Welches Interesse sollten die deutschen Mächte haben, Englands verwirrende Pläne in Spanien zu unterstützen? Es liegt für diese nicht die entfernteste Röthigung vor, über die angeregte Frage — die vielleicht niemals zur praktischen Bedeutung gelangt — sich jetzt schon auszusprechen, auch wenn die Königin Isabella und die altkastilianische Erbfolge von den deutschen Höfen anerkannt würde. Die deutschen Mächte können schon aus geographischen Gründen niemals in Spanien interveniren. Man nehme also die Dinge, wie sie liegen, und überlasse Spanien, seine Zukunft selbst zu regeln, wobei ja zu jeder Zeit unbenommen bleibt, die dort eintretenden Eventualitäten nach den verschiedenen Interessen der verschiedenen Höfe oder vielmehr Länder zu beurtheilen und danach zu handeln. Uebrigens gewinnt es immer mehr den Anschein — die heftige Sprache Englands in Rücksicht auf die Krakauer Angelegenheit dürfte vielleicht den Ausschlag geben — als ob die nordischen Großmächte geneigt seyen, mit Spanien wieder in diplomatischen Verkehr zu treten, in welchem Fall dieses Land und seine politischen Zustände für Deutschland ein erhöhtes Interesse gewinnen würden. Spaniens Beziehungen zu Deutschland waren früher sehr innig, jetzt sind sie fast zerrissen, und an ein Wiederanknüpfen derselben, das für den deutschen Handel so segensreich seyn müßte, ist nicht eher zu denken, als bis Preußen und Oesterreich dem System der Abschließung gegen Spanien entsagt haben; was um so eher zu hoffen ist, als wenigstens der Karlismus auch schon bei den nordischen Höfen allen Kredit verloren zu haben scheint. Sr.

Frankreich.

Protestantische Revolutions-Predigten in Straßburg.

In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Diakonus an der St. Thomaskirche zu Straßburg, Johann Georg Stuber, der beliebteste und geachtetste Prediger der Stadt. Seinen Ruf hatte zuerst die elfjährige musterhafte Führung des Predigtamts im Steinthale begründet, wo er, der Vorgänger des nachmals berühmter gewordenen Oberlin, die armen Gemeinden durch seine Predigten, den verbesserten Schulunterricht, den edlern Kirchengesang und viele gemeinnützliche Einrichtungen aus dem geistigen Elende und aus der drückendsten Dürftigkeit errettet hatte.*) In Straßburg war es ebenfalls sein frommer Wandel, seine echt biblische Predigtweise an der Stelle der steifsten, obwohl manchmal redlichsten Orthodoxie, die in allen ihren Distinctionen und dogmatischen Spitzfindigkeiten auf den Kanzeln abgehandelt zu werden pflegten, und sein praktisches Christenthum, das ihm so viele Zuhörer zuwendete. Aber dieser vorurtheilsfreie Blick und sein edler Rationalismus hatten ihn bei dem Straßburger Ministerium, wie man die Körperschaft der protestantischen Geistlichkeit damals nannte, in den Ruf eines Neologen und Heterodoxen gebracht und ihm viele Anfeindungen seiner geistlichen Amtsbrüder zugezogen; ja, der gelehrte, redliche, aufrichtige Stuber, der Freund Lavater's, hatte sich müssen mehrmals über seine Ansicht von den symbolischen Büchern befragen lassen und vor den stolzen, verknöcherten Geistlichen ein Examen bestehen; er durfte seine Bibel-Uebersetzung nicht in Straßburg drucken lassen, ja der Parteihaß war so weit gegangen, einen Katholiken, den aus der Halsbandgeschichte schmachvoll bekannten Kardinal Rohan, und die französische Regierung von Straßburg zum Einschreiten gegen Stuber aufzufordern, indem sie, die Protestanten, bei den Katholiken das Abweichen von der Augsburgischen Konfession als rechtswidrig und verfassungsgefährlich für die gute Stadt Straßburg darstellten. Solche Verfolgungen hörten nicht eher auf, als bis Johannes von Türkheim Ammeister wurde und mit allem Ernste den blinden Haß der Orthodoxie zur Ruhe brachte.

Jetzt brach die französische Revolution an. Der mittlere, wohlhabende Bürgerstand in Straßburg sah sie mit innerer, kaum unterdrückter Freude über die jetzt gebrochene Macht der adeligen oder regierenden Geschlechter, und Stuber, den sein Lebensbeschreiber einen republikanischen Charakter in der schönsten Bedeutung des Wortes nennt, begrüßte die Anfänge der Revolution mit der Freude eines Klopstock, Stolberg, J. G. Schlosser und anderer Edeln in Deutschland. Während seine Amtsgenossen diesen Bewegungen abhold waren, raffte der schon hoch bejahrte Stuber seine letzten Kräfte zusammen, um beruhigend, leitend und belehrend einzuwirken. Er hielt im September und Oktober 1789 auf Anlaß der Revolution jeden Mittwoch Abend feierliche Betstunden in der Kirche. „Gott hat Großes vor mit uns, aber wehe uns, wenn wir durch unchristlichen Sinn, durch Leidenschaft und Ungehorsam, den uns zugedachten Segen durch eigene Schuld in Fluch verwandeln!" so rief er oft am Schlusse der versammelten Menge mit großem und heiligem Ernste zu. Wie geachtet er damals wegen seiner echten Freisinnigkeit war, zeigte sich beim Beginnen der ersten Munizipal-Wahlen, wo Stuber am 3. Februar 1790 zum Senator und bald darauf am 15. März zum Notabeln erklärt wurde.

Ergriffen von unwiderstehlichem Enthusiasmus, hatte sich bald nach dem Vorgange von Paris auch in Straßburg eine Nationalgarde aus dem Kern der gemäßigtsten und tüchtigsten Männer der Bürgerschaft gebildet, um in männlicher Weise die Ordnung aufrecht zu erhalten und zur Vertheidigung derjenigen edlen politischen Grundsätze der ersten National-Versammlung, Grundsätze, die Vielen nichts weniger als genehm waren.*) Diese Bürger-Miliz war von dem richtigen Gefühle beseelt, daß wahre Freiheit wohl ohne Pfaffenthum, aber nicht ohne wahre Religion bestehen könnte. Und so richteten die evangelischen Nationalgarden aller Pfarrkirchen Straßburgs eine Bittschrift an die Ober-Kirchenbehörde und an die Munizipalität: „daß in der Thomaskirche alle vierzehn Tage ein besonderer Gottesdienst für die Nationalgarde und zwar vom Pfarrer Stuber um elf Uhr Vormittags möchte gehalten werden, wobei frei gewählte, auf den Zweck dieser Versammlung passende Gebete und Texte sollten verstattet seyn." Beide Behörden gewährten die Bitte, und das von dem Pfarrer Schneider, dem groben, erbitterten Gegner Stuber's, beherrschte Presbyterium zu St. Thomas beschloß: „ungeachtet vieler nachtheiligen Folgen und Unordnungen, welche für unsere sonntäglichen Amtspredigten daraus entstehen könnten, aus schonender Achtung gegen die Nationalgarde, und in Hoffnung, die Befriedigung ihres Verlangens werde doch auch hier und da heilsame Frucht der Erbauung schaffen, dem Begehren ganz zu willfahren."

Am 31. Oktober 1790 trat Stuber zum ersten Male in dem neuen, damals allen Amtspersonen gemeinschaftlichen Anzuge, dem Ueberschlag und Mantel, auf. Denn Kirchenrock und Krause waren nach einem Beschlusse des Kirchen-Konvents (19. März 1790) bereits abgeschafft worden. In dem greisen Prediger war das heilige Feuer lebendiger als je erwacht, und der Zudrang aus allen Ständen war während der zwei Jahre, in welchen er diese Predigten hielt, unbeschreiblich. War doch ein Mann aufgetreten, der in der Zeit der Unruhe und Bestürzung so vieler Tausende über das bereits Geschehene und in dem ängstlichen Bangen so vieler Gemüther vor den Dingen, die noch kommen möchten, in der Begeisterung Unzähliger des jüngeren Geschlechtes, von dem zu sprechen wagte, was Aller Herzen erfüllte, der, selbst begeistert, die Freiheit des Geistes predigte und den Gehorsam als die erste aller Tugenden pries und die Frömmigkeit als den schönsten Schmuck der Kinder Gottes und des Vaterlandes rühmte, der bei den Schlag auf Schlag folgenden unerhörten Begebenheiten seine Zuhörer ermahnte, zu beten, daß Gottes heiliger Geist die so wichtigen Staatsveränderungen leiten und auf den größeren und kleineren berathenden Versammlungen ruhen möge. „Bürger, Brüder Kinder eines Gottes", so konnte er am Schlusse ausrufen, „Gott hat Großes mit uns vor! o daß sein Segen uns nicht zum Fluche werde durch eigene Schuld!" Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Juden, Alles drängte sich zu dieser Nationalpredigt, so erzählte dem Verfasser der Lebensbeschreibung ein hochbejahrter Augen- und Ohrenzeuge; es ging einem durch Mark und Bein, als diese Versammlung nach der bekannten Melodie: „Eins ist Noth" wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen sang:

Gott der Völker, Gott der Franken!
Lehr' uns Völkerglück verstehn,
Edle Freiheit Dir verdanken,
Sie durch weisen Sinn erhöhn.
Das ist's, was wir lernen sollen,
Brüder, das ist's, was wir wollen.
Kommt, vernehmt den Unterricht
Von erhabner Bürgerpflicht.

Oder wenn vor einem Gebete für die National-Versammlung diese Gemeinde anstimmte:

Gieb ihnen, Gott, die reinen Triebe
Der Wahrheit und Gerechtigkeit,
Der Großmuth und der Menschenliebe,
Der Klugheit und der Tapferkeit.
Sey Du das Haupt in ihrem Kreise,
Durch sie beglücke jeden Stand,
Sprich Heil auf tausendfache Weise
Und segne sie mit Deiner Hand.

---

*) Alles dies ist ausführlicher zu lesen in der sehr empfehlungswerthen kleinen Schrift: Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlin's im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg. Von Johann Wilhelm Baum, Professor (der Theologie in Straßburg). Straßburg, 1846. 8. Aus derselben sind auch die Thatsachen in diesem Artikel entlehnt.

*) Es war dies allerdings nöthig, denn an unruhigen Elementen fehlte es damals in Straßburg nicht, wie Lupin von Illerfeld, der damals in dieser Stadt sich aufhielt, in seiner Selbstbiographie (I. 159 ff.) bezeugt. Auch er trat als Wachtmeister in die Nationalgarde.

Es waren dies die letzten Anstrengungen eines schwachen Körpers; den Geist verdüsterte der blutige Untergang der Freiheit und Ordnung, so daß er unter dem 7. Oktober 1793 dem Presbyterium seiner Kirche erklärte, er fühle sich an Körper und Geist so geschwächt, daß er seinen Amtsverrichtungen nicht mehr vorstehen könne; er bäte daher, sich von allen zurückziehen zu dürfen. Sein Wunsch ward ihm gewährt, und er lebte fortan in ruhiger Zurückgezogenheit, bis Robespierre's Befehl den ehemaligen Geistlichen gebot, binnen vierundzwanzig Stunden eine den republikanischen Grundsätzen gemäße Erklärung abzugeben oder in das Gefängniß zu wandern und dort zu erwarten, was die Nation über sie beschließen würde. Der dreiundsiebzigjährige Greis ward hierdurch tief erschüttert, denn sein Ideal einer Christen-Republik, für das er gepredigt und gewirkt hatte, war ja längst durch blutige Fäuste entweiht. Aber auf Bitten und Flehen seiner Frau und Tochter gab er endlich folgende Erklärung: „Bürger! Vernehmet die Erklärung eines Greises, der sein ganzes Leben der Ergründung der Wahrheit und dem Kampfe für dieselbe gewidmet hat und den erhabenen Namen eines Liebhabers der Weisheit sich beizulegen wagt. Die Hindernisse, welche das Pfaffenthum und der Aberglaube mir beständig in den Weg gelegt haben bei den Bemühungen, eine gesunde und reine Tugend- und Weisheitslehre meinen Mitbürgern vorzutragen, sind nicht mehr. Ich segne den Tag, an welchem die Sonne der Wahrheit über Frankreich aufgegangen ist. Von jeher schwur ich und schwöre noch einen unvertilgbaren Abschen dem Fanatismus, der Heuchelei überhaupt und ganz besonders derjenigen des Pfaffenthums. Die Freiheit, die den Fanatismus gestürzt, ihren tödtlichsten Feind, wird von Tag zu Tag die Grundpfeiler der Republik mehr befestigen! Am 2. des Frostmonats im zweiten Jahre der einen und untheilbaren Franken-Republik."

Die nun folgenden Stürme der Schreckensregierung, wo die Kirchen Straßburgs geschlossen und in Magazine oder Viehställe verwandelt waren, wo vor dem giftigen Worte „Respekt" selbst die Tugend erzitterte, und wo erst Eulogius Schneider, dieser fürchterliche und nichtswürdige Bube, dann St. Just, der gewaltige Methodiker des Schreckens, Unzählige auf die Guillotine schickten — diese Stürme haben Stuber in seiner stillen Zelle nicht berührt. Treue Pflege hielt alles Schlimme von ihm entfernt, während er selbst fleißig in seiner Bibel las, deren Bücher er jetzt zum fünfunddreißigsten Male vollendete. Sein Tod erfolgte am 31. Januar 1797; er war in jeder Beziehung das Ende eines Gerechten.

K. G. J.

Mannigfaltiges.

— Vorlesung über das englische Theater. Die Vorlesung, die Herr Thomas Solly am 22. Februar im English Club in Berlin über die Geschichte des englischen Theaters von dessen Entstehung bis zur Zeit Shakespeare's gehalten, war eben so anziehend durch den Gegenstand an und für sich, als durch die Behandlung desselben. Es hatte sich dazu eine ungewöhnlich große Zahl von Damen eingefunden, die vielleicht zwei Drittel der Anwesenden bildeten, heute aber auch sicher sehr befriedigt wurden, da sie dem englischen, obwohl sehr gewählten Vortrage, doch mit Leichtigkeit folgen konnten und der Vortragende zugleich für Abwechselung gesorgt hatte durch einige erläuternde Illustrationen. Die Geschichte des englischen Theaters in einer Stunde abhandeln und dabei zugleich Proben der dramatischen Poesie geben, ist freilich keine leichte Aufgabe. Das englische Theater begann eben so wie das deutsche, das italiänische, das französische und das spanische mit der Aufführung von Mysterien, ging dann zu den sogenannten Moralities über, worauf die Interludes (Fastnachtsschwänke, Zwischenspiele) die ältere Bühne mit der neueren vermittelten. Herr Solly setzte die Aufführung des ersten Mysteriums in England in das J. 1110; die Nonne Hroswitha von Gandersheim hat dergleichen biblische Schauspiele in Deutschland bereits gegen Ende des neunten Jahrhunderts geschrieben. Einige Proben dieser mittelalterlichen Dramatisirung des alten und des neuen Testaments, die Herr S. mittheilte, waren ganz in demselben Tone gehalten, den diese Stücke auch bei uns hatten. Als ihnen die Gotteshäuser verschlossen waren, wurden sie in den Höfen der großen Inns aufgeführt, deren noch jetzt einige in London mit den langen, nach dem Hofe hinausgehenden Galerieen ausgestattet sind, die damals als Zuschauerlogen dienten. Erst unter Heinrich VIII. wurde das erste englische Lustspiel nach heutigem Geschmack geschrieben: „Ralph Royster-Doyster", dessen Verfasser, Udal, möglicherweise noch von Shakespeare gekannt worden ist. Das erste Trauerspiel von einigem Werthe war „Ferrer und Porrer" („Gorboduc"), aus welchem Herr Solly Proben vortrug, die hin und wieder an antike Muster erinnerten, denen es nachgebildet war. Shakespeare's Vorgänger, namentlich Preston, der Verfasser des „Cambyses", Kidd, der Verfasser der „Spanischen Tragödie" (The Spanish Tragedy), und Marlow, der Verfasser des „Faustus", sind voller Schwulst, wiewohl das letztgenannte Drama auch nicht ohne einzelne Schönheiten ist, von welchen uns Herr Solly, eben so wie von der „Spanischen Tragödie", Proben gab, die, mit dem bald darauf am englischen Theaterhimmel hervortretenden Glanzgestirn Shakespeare's verglichen, freilich sehr werthlos erscheinen mußten. Die Scene aus dem zweiten Akt des „Macbeth", die Herr Solly bei dieser Gelegenheit recitirte, trug derselbe mit allem Feuer eines dramatischen Künstlers der englischen Bühne vor. Dagegen stellte er auch die übrigen Vorgänger und Rivalen des großen Briten, namentlich Greene, Heywood, Decker &c., als sehr unbedeutend dar. Von John Ford, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Massinger u. s. w. war inzwischen nicht die Rede, da der Vortragende nur bis zu Shakespeare ging. Eine Abbildung des Globe-Theaters in London, in welchem Shakespeare's Dramen zuerst aufgeführt wurden, so wie der Bühne eines Theaters jener Zeit, die jedoch von der Bühne, wie sie uns Tieck in Shakespeare's „Sommernachtstraum" aufgebaut hat, sehr abweichend ist, trug nicht wenig dazu bei, die Unterhaltung dieses Abends um so belehrender zu machen.

— Heilkunde in Jerusalem. Wie übel das Medizinalwesen in den muhammedanischen Ländern beschaffen ist, davon wissen alle Reisebeschreiber und ihre Leser, und davon wissen besonders Alle, die von den Verhältnissen gezwungen sind, oder freiwillig wählen, in jenen Ländern zu leben. Jerusalem macht keine auffallende Ausnahme davon, denn der größte Theil seiner Einwohner sind Muhammedaner, die im gesunden Zustande wie im kranken das Fatum sorgen lassen und höchstens sich dazu verstehen, einen Zauberer kommen zu lassen, der den bösen Geist, den man als Ursache der Krankheit im Leibe sitzen glaubt, beschwört und austreibt. Unter der Herrschaft Mehmed-Ali's waren viele Aerzte in der heiligen Stadt, theils mit der Garnison verbundene Militair-Aerzte, theils bürgerliche Aerzte, die sich dort niederließen, in der Hoffnung, bei der von der Regierung geübten Toleranz und der Abnahme des Aberglaubens vielfache Beschäftigung zu finden. Mit den Türken verschwanden wieder alle Aussichten auf Erleuchtung des Volkes, und die Aerzte mußten den Zauberern weichen. Auch die zahlreiche jüdische Bevölkerung hatte bei ihrer großen Armuth keine ärztlichen Anstalten, und die christliche Bevölkerung begnügte sich mit einigen mönchischen Quacksalbern. Beide, Juden sowohl als Christen in Jerusalem, sind in ihrer Art nicht weniger abergläubisch und fanatisch als die Muhammedaner. Erst in neuester Zeit trat hierin eine große Reform ans Licht, und zwar durch den Wohlthätigkeitssinn der Europäer. Sir Moses Montefiore hält seit mehreren Jahren einen Arzt (er ist ein Deutscher) für die Juden in Jerusalem, und die englische Mission hat vor kurzem ein Hospital mit großen Kosten auf dem Berge Zion aufgeführt, das mit reichem Aufwande zahlreiche Kranke pflegt. Es sollen manchen Monat an 400 Leidende in dieser Anstalt Unterkunft finden, an welcher vier Aerzte thätig sind. Freilich ist die Hauptabsicht: Bekehrung kranker und gesunder Juden, und daher haben auch die Rabbinen der Gemeinde Bannflüche gegen die Anstalt ausgesprochen, aber Bannflüche vermögen heutzutage selbst in Jerusalem nichts mehr; der in der Bedrängniß seiner Uebel dort Zuflucht und Linderung suchende arme Jude kehrt oft nach seiner Wiederherstellung nicht mehr zu seinen Brüdern zurück. Ein deshalb vor einigen Jahren von europäischen Juden beabsichtigter Bau eines Hospitals in Jerusalem, wozu das Haus Rothschild eine große Summe unterzeichnete, kam gleichwohl nicht zu Stande, weil, wie man behauptete, der mit Jerusalem viel in Verbindung stehende jüdische Fanatiker Lehren in Amsterdam, dem Alles zuwider ist, was einen modernen europäischen Anstrich hat, dagegen intriguirte und, bei seinem schädlichen Einflusse auf die Juden in Palästina, es dahin brachte, daß man dort nur Undank und Widerstand zu erwarten hat, wenn das jüdische Hospital erbaut werden sollte. t.

— Der Ursprung von Moskau. Wie uns die Zeitungen berichten, hat die Stadt Moskau am 1. Januar d. J. (nach altem Styl) ihr 700jähriges Jubiläum gefeiert, wobei aber die Haupt-Festlichkeit, auf die man sich schon seit mehreren Jahren gefreut hatte — die Eröffnung der großen Petersburg-Moskauer-Eisenbahn — wegfallen mußte, da der Chef der russischen Wegebauten, General Kleinmichel, seine beim Neubau des Winterpalastes an den Tag gelegte „Energie" in diesem Falle nicht bewährt zu haben scheint. Uebrigens wird das Jahr 1847 auch nur willkürlich als das Jubeljahr der Gründung Moskau's angenommen; über diese sind keine genaue Data vorhanden, und man weiß nur, daß die altrussischen Chronikenschreiber im Jahre 1147 zum erstenmal von einer Stadt dieses Namens Erwähnung thun, wo der Fürst Georg mit der langen Hand (Dolgorukji — Longimanus) seine Bundesgenossen und Vasallen bewirthete. „Leider", sagt Karamsin, „theilen die gleichzeitigen Annalisten durchaus keine Nachrichten über die Art mit, wie dieser für uns so merkwürdige Ort entstanden ist; sie konnten nicht voraussehen, daß ein unbedeutendes, fast unbekanntes Städtchen im entfernten Susdaler Lande sich einst zur Metropole des ausgedehntesten Reiches in der Welt emporschwingen würde. So viel ist gewiß, daß Moskau schon am 28. März 1147 existirte, und wir können den neueren Chroniken Glauben beimessen, wenn sie Georg als den Eroberer desselben nennen. Sie erzählen, daß dieser Fürst auf einer Reise nach den Ufern des Flusses Moskwa kam, wo die Besitzungen des reichen Bojaren Kutschko gelegen waren, den er wegen irgend eines Vergehens umbringen ließ; von der Schönheit der Gegend gefesselt, habe er hier eine Stadt gegründet und seinen Sohn Andreas, den Fürsten zu Wladimir, mit der schönen Tochter des hingerichteten Bojaren vermählt. Moskau, fahren diese Geschichtsschreiber fort, ist das dritte Rom, und es wird nie ein viertes geben. Das Kapitol ward auf einer Stelle angelegt, wo man das blutige Haupt eines Menschen gefunden hatte; auch Moskau ward auf Blut errichtet und ist zum Erstaunen unserer Feinde ein mächtiges Reich geworden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

scheinen drei Nummern.
s-Preis 22½ Silbergr.
teljährlich, 3 Thlr. für
r, ohne Erhöhung,
eilen der Preußischen
Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder
Buchhandlung (in Berlin bei Veit
u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so
wie von allen Königl. Post-Aemtern,
angenommen.

Berlin, Dienstag den 2. März 1847.

Frankreich.

odtheurung und ihre Wirkungen in Frankreich und Großbritanien.

als längst bewiesene Thatsache feststeht, daß die Sterblichkeit in , d. h. ärmsten und reichsten Klassen der Gesellschaft immer bei r ist als in der sogenannten Mittelklasse, weil dort der Mangel, s die Gesundheit schneller untergräbt, so fällt bei eintretender ch die ganze Last der drückenden Noth nur auf das eine Extrem, auf das andere; wobei noch zu berücksichtigen ist, daß durch die Preise der Nahrungsmittel die Zahl der hülfsbedürftigen Armen vermehrt wird und die Rückwirkung der Lebensverkümmerung uth sich auf einen noch größeren Bruchtheil der Gesellschaft er- Steigen der Brodpreise — Brod hier im weitesten Sinne ge- hat extensive und intensive Steigerung der Armuth mit allen n, moralischen und politischen Gefahren zur nothwendigen Folge. verhältnißmäßig Wenige durch absoluten Nahrungsmangel — dings Irland hiergegen schreckliche Beispiele geliefert hat — so doch Millionen durch relativen Mangel, oder durch schlechte r durch Vernachlässigung anderer diätetischer Gebote für Reinlich- z und Wohnung, weil die Nahrungsbedürfnisse allen Aufwand spruch nehmen.

ngsame Tod durch Siechthum und Krankheiten, oft erst nach Jahrzehenden, ist bemitleidenswerther als der kürzeste Hungertod. auf die Vermehrung der Krankheiten durch Theurungsjahre ns auf einen von F. Melier in der Sitzung der Pariser Académie decine vom 7. September 1841 gehaltenen belehrenden Vortrag nachgewiesen wird, daß in den zehn theuren Jahren von 1734 17 Prozent Menschen mehr starben, als in den zehn Jahren vor- das Brod billiger war. Der Unterschied der Brodpreise war wie 73 gewesen. Dasselbe sah man in London. 1736, 1737, 1740 und Preis des Quarters Korn daselbst durchschnittlich 2 Pfd. Sterling 6 Pence; und es starben in jenen 4 Jahren 118,384 Menschen; en nur 83,415 in den 4 Jahren 1744, 1745, 1751 u. 52, in welchen e 1 Pfd. Sterl. 12 Shilling 10 Pence kostete.

mer sind es übrigens die Nothjahre selbst, wo die größte Sterb- den ist; erst die unmittelbar darauf folgenden Jahre äußern ge- ganze Größe der zerstörenden Wirkung auf das Menschen- e hauptsächlich auch darin besteht, daß jede Krankheit einen ge- nicht selten epidemischen Charakter annimmt und jede Epidemie : und intensive Steigerung gewinnt; in welchem Fall dann nicht stigen und hungernden Menschen daran Theil nehmen, sondern ttelbar auch die Wohlhabenden und Sorglosen. So scheint der 843 in Südwestdeutschland wieder an vielen Orten epidemisch Typhus (Schleim- und Nervenfieber) zum Theil Folge der ie durch die ganz anomale Witterung des Jahres 1843 hervor- e. Doch nicht das Gesundheitswohl Aller ist hierdurch gefährdet. Noth erhöhen auch die Disposition zu moralischen Gebrechen. n der erwähnten Vorlesung darüber eine Zusammenstellung über der Getraide- und Brodpreise auf die Zahl der Diebstähle mitge- ir nur die Resultate entnehmen wollen:

In ganz Frankreich.

Theure Preise.		Billige Preise.		
Getraidepreise.	Bestrafte Diebe.	Jahre.	Getraidepreise.	Bestrafte Diebe.
Fr. Cent.			Fr. Cent.	
110. 96	95,810	1826—27 1833—35	81. 18	88,331

Im Seine-Departement.

Theure Preise.			Billige Preise.		
Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe verurtheilt.	Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe verurtheilt.
	Centimes			Centimes	
1828	82,02	1,859	1826	58,63	1,731
1829	91,46	2,065	1827	64,79	1,747
1830	70,63	1,833	1833	57,52	1,842
1831	79,27	2,054	1834	54,90	2,121
1832	75,23	1,984	1835	57,27	2,035
1838	69,06	2,730	1836	56,00	2,267
1839	79,90	2,817	1837	58,85	2,616
Summe . . 555,69		15,362	Summe . . 408,16		14,359

Ende vorigen Jahres hatten die Brodpreise eine noch größere Höhe als die höchsten der obigen theuren Jahre (86—120 Cent. für 2 Kilogr.) erreicht, und die Wirkung auf die Gesundheit und die Moralität wird auch in demselben Verhältnisse nachtheiliger seyn; daher denn auch Arbeiter-Aufstände in verschiedenen Gegenden Frankreichs zur Tagesordnung gehören. Noch gefährlichere Symptome sehen wir in Irland, dessen Noth jetzt bis zu einer so fürchterlichen Höhe gestiegen ist, daß sie, trotz der angestrengtesten Bemühungen der britischen Regierung, nur theilweise gelindert, aber keinesweges gehoben werden kann. Die ununterbrochenen Schiffsladungen von Mais und Zwieback und Geldsendungen an die Banken sind hier gleichsam nur Tropfen auf einen heißen Stein.

Außer der Ursache der Noth durch Mißärndte und Kartoffelkrankheit ist diese anhaltende und steigende Theurung auch Symptom eines socialen Uebels. Schon lange vorbereitet, die Gesundheit, die Norm des socialen Organismus, untergrabend, aber für die Erscheinung noch latent, ist die Theurung die Gelegenheits-Ursache, welche die allmälig wirksam gewordene Anomalie plötzlich zu krankhaftem, schwer heilbarem Ausbruch treibt. Die Disharmonie der Glieder, die Anhäufung der Kapitalien und Lebenskräfte bei einigen Wenigen, und daneben die Vermehrung und Isolirung der Besitzlosen ist das Wesen der socialen Krankheit. Wie man es auch betrachten mag, die Concentration der flüssigen Geldmittel in immer kleineren Kreisen des gesellschaftlichen Organismus, und auf der anderen Seite die immer mehr wachsende Isolirung der Besitzlosen, die Monopolisirung des Reichthums zu Ungunsten der großen Mehrzahl ist ein krankhafter Zustand. Wie jede Krankheit, beeinträchtigt sie die Lebenskraft, die freie Bewegung des ganzen Organismus, und wird sie nicht früh erkannt und richtig behandelt, so wächst sie, lähmt den Körper und verlangt endlich eine das ganze System erschütternde Krise. Diese weitgehende Anomalie ist Folge der übermäßig heranwachsenden Industrie und des Privatvermögens Einzelner, und andererseits der durch die Kartoffeln wohlfeil gemachten Ernährung, frühzeitiger Heiraten und Güterzerstückelung. Nur in den vorzugsweise industriellen Ländergebiete finden sich jene enormen Privatvermögen, und wo die frühzeitigen Heiraten und Güterzerstückelungen gewöhnlich sind, da besteht die größere Hälfte der Bevölkerung aus besitzlosen Armen. In England besitzen ⅞ der Bevölkerung kein Immobiliarvermögen und ⅞ kein Kapitalvermögen, wie Bernoulli in seiner „Populationistik" nachgewiesen hat. Zehn Fabrikdistrikte Englands sind, bei ursprünglich ziemlich gleicher Bevölkerung mit 19 Landbaudistrikten, in den 30 Jahren 1801—31 um 74,1 pCt., letztere dagegen nur um 39,6 pCt. gestiegen. Einzelne Fabrikstädte Englands und Schottlands sind in 30 Jahren um 400 pCt., Huddersfield und Halifax um mehr als 1000 pCt. gestiegen (Beilage zur Allgem. Zeitung 31. Dez. 1841). Irland, ohne bedeutende Industrie, aber bei vorherrschender Kartoffelnahrung und kleinster Güterzerstückelung (auf 14½ Mill. Acres kommen 1,130,000 Bebauer in Irland, während in England auf 34 Mill. Acres nur 1,060,000 Feldbebauer kommen), hatte, ungeachtet beispielloser Auswanderung in den 30 Jahren 1801—31, eine Volkszunahme von 55,3 pCt., also über die Hälfte. So ist nicht zu verwundern, wenn das Elend und die Armuth dieses Volkes sprüchwörtlich geworden ist. Aehnliche Verhältnisse finden sich auch auf dem Kontinent; die kommunistischen Bestrebungen, die wiederholten Arbeiter-Aufstände in Frankreich, Schlesien und Böhmen sind nur zu bestimmte Symptome derselben Anomalie auch diesseits des Kanals.

In England freilich liegt die Ursache noch tiefer, nämlich in der geringen Sorgfalt, die dort auf die intellektuelle und moralische Bildung der Masse ver-

wandt wird. Der Unterricht ist nicht Sache des Staats, und bei der drückenden Armuth der Aeltern drängt viel mehr die Sorge um die physische Existenz als um die geistige und moralische Entwickelung der Kinder, die daher, statt in Schulen, in Fabriken, Manufakturen und Kohlengruben geschickt und oft schon vom vierten Jahre ab zu ganz unwissenden und willenlosen Geschöpfen für das ganze Leben hergerichtet werden. Selten können diese unglücklichen Geschöpfe sich von ihrer Entwürdigung und von den Fesseln unbewußter Sklaverei wieder frei machen. Nach den Registrar's Reports waren in 15 Grafschaften Englands und in Nord- und Südwales unter 100 Ehepaaren durchschnittlich 40 Männer des Schreibens unkundig; in 19 Grafschaften in Wales und Yorkshire unter 100 Ehepaaren über die Hälfte der Frauen, welche nicht zu schreiben verstanden; Dr. Sigmund (Mittheilungen aus England und Irland in der österreichischen mediz. Wochenschrift 1843, Nr. 30) hat berechnet, daß in ganz England und Wales unter 121,000 Ehepaaren 40,000 Männer nicht schreiben konnten. Wie mag es nun erst in Irland mit dem Unterricht aussehen? Diese Thatsachen für sich geben einen tiefen Blick in den Bildungszustand des Volks, wenn man den damit nothwendig verbundenen Mangel anderer Kenntnisse erwägt. Wie es die Aufgabe Robert Peel's war, bei der allgemeinen Noth die physische Existenz zu erleichtern, so ist es jetzt die Aufgabe John Russell's, die Volkserziehung und Bildung zu heben, was auch als allgemeinstes und dringendes Bedürfniß von dem Ministerium schon ausgesprochen und vorbereitet ist.

In Frankreich, wo übrigens die Bildung in den unteren Schichten der Gesellschaft auch wenigstens nicht glänzend genannt werden kann, sind doch noch andere Ursachen überwiegend, hauptsächlich die unverhältnißmäßige Besteuerung der Lebensbedürfnisse, deren Rückwirkung auf das Wohlseyn der Bevölkerung besonders die Betrachtung der Octrois der französischen und belgischen Städte würdigen lehrt. Die Octrois trugen in Belgien 1843 für 71 Orte mit circa 1 Million Bewohner 8,985,755 Franken, und für Frankreich in 1431 Orten mit circa 12 Millionen Seelen 80 Millionen Franken; für Paris allein ist die Jahres-Einnahme 36 Millionen Franken. Also beläuft sich bei einer Million Bevölkerung diese Kommunalsteuer auf 36 Franken für den Kopf. Diese Steuer wurde unter den unschuldigsten Titeln in viel geringeren Quoten eingeführt, z. B. zur Erhaltung oder Errichtung von Wohlthätigkeits-Anstalten und Spitälern. In der That finden sich aller Orten große palastähnliche Spitäler mit luxuriöser Einrichtung und immer steigender Frequenz, aber inmitten noch größerer Steigerung des Elends. Ist es nicht eine Ironie, daß man Steuern für Spitäler verlangt, um durch die Steuern das Volk selbst spitalbedürftig zu machen? Die volle Hälfte der jährlichen Leichenanzahl in Paris kommt aus den öffentlichen Spitälern und Wohlthätigkeits-Anstalten (hospices), und ⅞ aller Begräbnisse dieser gloriosen Metropole müssen von der Stadtkasse bezahlt werden. Ist dies nicht Zeugniß genug für den Einfluß der muthwilligen Vertheuerung der Lebensmittel? In den 1318 Spitälern Frankreichs wurden von 1833—1841 aufgenommen 3,555,460 Kranke, und mit einem Aufwande von 474,371,711 Franken verpflegt; um wie viel hätte man die Zahl der Kranken und die Kosten ihrer Pflege verringern können, wenn die Last der Octrois den Städten abgenommen würde. Was von diesem Octroi der französischen und belgischen Städte gesagt ist, gilt auch in kleinerem Maßstab von jeder Belastung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse unter anderem Titel durch den Staat oder die Kommunen. Das Leben hat ein unbedingtes Recht seines Daseyns. Nur wo neben der physischen Existenz noch andere Zwecke, Gesellschaft, Staat, Kultur rc. gewollt werden, da erst beginnt für diese besonderen Zwecke ein neues Recht, besondere Pflichten und Mittel, welche aber immer innerhalb dieser neuen Rechtsverhältnisse ihre Befriedigung finden müssen, nie aber die physische und dadurch auch die moralische und geistige Existenz berühren oder gar verkümmern dürfen.

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen.

(Fortsetzung.)

Die Unregelmäßigkeiten in der Bahn des Uranus, welche den Astronomen schon lange Schwierigkeiten gemacht, veranlaßten Herrn Le Verrier zu einer genauen Untersuchung der Bahn dieses Planeten, aus welcher sich ergab, daß nur ein sehr geringer Theil der Unregelmäßigkeiten in seiner Bewegung — seiner Perturbationen — aus der Attraction schon bekannter Kräfte hergeleitet werden könne. Le Verrier fand weiter bei Untersuchung der für die Bewegung des Uranus berechneten Tafeln, daß diese in keiner Weise mit den letzten Beobachtungen stimmten. Er glaubte einen solchen Mangel an Uebereinstimmung entweder einer zu geringen Präcision der Theorie, oder einer nicht hinlänglich scharfen Beobachtung, oder dem Umstand zuschreiben zu müssen, daß Uranus nicht allein der vom Jupiter und Saturn aus wirkenden Attraction unterliege. Er beschloß, der Ursache dieser Störungen auf den Grund zu gehen. Da er so wenig Genauigkeit in den Datis und der Rechnung fand, welche den Tafeln für die Bahn des Uranus zum Grunde liegen, machte er von neuem den ganzen Kalkül mit der äußersten Schärfe durch und bestimmte mit der größten Genauigkeit den Antheil, welchen Jupiter und Saturn an den Störungen des Uranus haben. Diese — nunmehr genauen — Data vor sich, verglich er die berechnete Bahn des Planeten mit seinen wirklich beobachteten Stellungen, woraus sich ergab, daß nicht allein keine Uebereinstimmung vorhanden war, sondern auch, daß, aus Gründen des schärfsten mathematischen Raisonnements, keine der schon bekannten Kräfte im Stande sey, in der Bahn des Planeten die beobachteten Unregelmäßigkeiten zu erzeugen. Alle Hypothesen, die man aufgestellt, lösten sich vor diesem Raisonnement in ihr Nichts auf — eine einzige ausgenommen, die nämlich, daß ein noch unbekannter Planet die Ursache der Störungen in der Bahn des Uranus sey. Le Verrier zeigte, daß, wenn die störende Kraft von einem unbekannten Planeten ausgehe, der Fremdling sich nicht innerhalb der Bahn des Uranus befinden könne, da dies — falls er ein großer Planet sey — die Bewegung des Saturn stören müßte, wenn er aber klein sey, ihm eine Störung, wie die in der Bahn des Uranus, nicht zugeschrieben werden könne, daß er, aus denselben Gründen, auch nicht nahe an der Bahn des Uranus angenommen werden dürfe, sondern daß man ihn so weit außerhalb derselben zu suchen habe, daß er auf die Bahn des Uranus wirke, ohne einen Einfluß auf die Bewegung des Saturn zu haben; daß er endlich groß genug seyn müsse, um in langen und dauernden Zeiträumen auf Uranus zu wirken. Nach dem oben angeführten planetarischen Intervallengesetz mußte der neue Planet zweimal so weit als Uranus von der Sonne entfernt seyn, und diese Wahrscheinlichkeit wurde fast zur Gewißheit, da, wenn die Entfernung nicht kleiner, sie eben so wenig größer, d. i. die dreifache des Uranus, seyn konnte. Denn in diesem Falle hätte die Masse des neuen Planeten eine so gewaltige seyn müssen, daß er sowohl auf Saturn als auf Uranus gewirkt hätte; zugleich hätten sich, wegen seiner großen Entfernung von beiden, seine Einwirkungen auf beide vergleichen lassen müssen, während in der Bahn des Saturn keine Spur eines solchen Einflusses zu finden ist. Endlich mußte ein solcher auf die Bewegung des Uranus wirkender Körper sich ohne Zweifel in derselben Ebene bewegen, wie jener Planet, d. i. man hatte ihn ungefähr in der Ekliptik zu suchen.

Am 23. September 1846 erhielt Dr. Galle in Berlin einen Brief von Herrn Le Verrier, worin dieser ihn ersuchte, sich nach dem neuen Stern, der an seiner Scheibe möglicherweise erkannt werden möchte, scharf umzusehen, und noch an demselben Abend bemerkte Galle, Bremiker's Karte mit dem Himmel vergleichend, an letzterem einen Stern, der auf der Karte fehlte. Er verglich ihn zu dreien wiederholten Malen mit einem bekannten Fixstern und vermuthete eine planetarische Bewegung. In der folgenden Nacht wurde die Beobachtung wiederholt, und die Bewegung des Sternes bestätigte sich. Alles stimmte mit Herrn Le Verrier's Ankündigung überein. In der Nacht des 25. Septembers stellte Galle 5, Encke 10 Beobachtungen an; der Planet hatte wiederum seinen Ort verändert. Le Verrier's Kalkül stimmte, wie Encke bemerkte, bis auf Einen Grad; ein geringer Rechnungsfehler, wenn man das Unbedeutende der Störungen erwägt, aus denen der französische Astronom den Ort des neuen Planeten bestimmte.

Seitdem ist das neue Gestirn häufig, sowohl auf dem Kontinent, als in England, beobachtet worden. Seine jetzige Entfernung von der Sonne beträgt 3,200,000,000 (engl.) Meilen, seine Entfernung von der Erde 3,100,000,000 Meilen, seine Entfernung vom Uranus endlich, dessen Bewegung er stört, ungefähr 140,000,000 M. Der Durchmesser desselben wird auf 50,000 M. geschätzt, während der des Uranus 35,000, der des Jupiter 86,000, der des Saturn 79,000, der der Erde 8000 mißt. Der neue Planet ist mithin nach Jupiter und Saturn der größte in unserem Sonnensystem. Sein Kubikinhalt verhält sich zu dem der Erde, wie 230 : 1. Da Jupiter, Saturn und Uranus, jeder von einem Schwarm Trabanten begleitet werden, so ist bei dem neuen Gestirn ein ähnliches Gefolge mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen.*)

III. Physische Beschaffenheit der Weltkörper. — Beobachtungen des Mars und des Mondes.

Sind die Planeten bewohnt? — das ist eine Frage, die sich dem menschlichen Geiste gleichsam von selber darbietet und auf die er von der Astronomie Antwort erwartet. Bringt man jedoch die ungeheure Entfernung, die uns sogar von dem nächsten dieser Himmelskörper trennt, in Anschlag, so kann man sich freilich nicht darüber wundern, daß das Teleskop keine direkte Belehrung gewährt. Indessen hat die neuere Astronomie eine Masse von Thatsachen gesammelt, die, wenn man sie mit der Stellung und Bewegung der himmlischen Körper, mit deren physischer Beschaffenheit und den Rollen in Verbindung bringt, welche dieselben in einem Systeme spielen, worauf das Gesetz der Analogie sich anwenden läßt, zu der Annahme berechtigen, daß jene Körper in der Oekonomie des Universums dieselben Functionen ausüben und die gleiche Bestimmung haben, wie die Erde. Wir wissen, daß sie, wie diese, sich in bestimmten Zeiträumen um die Sonne bewegen, daß sie Tag und Nacht, wie nicht minder eine Folge von Jahreszeiten haben, daß sie mit einer Wolken tragenden und von Winden bewegten Atmosphäre versehen sind, daß ihre Klimate und Jahreszeiten sich durch Ausdünstungen modifiziren, wie daß ihre Oberfläche durch einen flüssigen Niederschlag erfrischt wird. Denn wo Wolken sind, muß es Wasser geben, müssen Ausdünstungen stattfinden, kann die Elektrizität mit den ihr verwandten Erscheinungen, können Schnee, Hagel und Regen nicht fehlen. Trotz der dichten Atmosphäre und der dicken Wolken, in denen Merkur und Venus stets eingehüllt sind, hat doch das Teleskop große Unregelmäßigkeiten auf ihren Oberflächen wahrgenommen und das Daseyn von Bergen und Thälern dargethan. Doch ist uns, was diesen Punkt der Untersuchung betrifft, Mars am genauesten bekannt geworden. Bei günstigen Umständen lassen sich auf seiner Scheibe verschiedenartige Umrisse erkennen, indem einige Theile mehr, andere weniger Licht zurückstrahlen, auf dieselbe Weise, wie Land das Licht stärker reflektirt als Wasser. Aus Beer's und Mädler's Forschungen ist eine Karte des Mars erwachsen, die fast so genau ist, als die, welche wir von unserer Erde besitzen, wie denn die geographischen Gränzen

*) Durch einen Druckfehler sind im vor. Blatte (S. 98, Z. 41) die Trabanten des Uranus dem „Mars" beigelegt.

von Land und Wasser auf derselben angegeben sind. Allein es muß bei diesem Planeten ein noch außerordentlicheres Phänomen in Betracht gezogen werden. Unter den dunklen Flecken, welche das Teleskop auf der Scheibe des Mars wahrgenommen, ist eine Region des glänzendsten, weißesten, im kühnsten Relief hervortretenden Lichts um den uns sichtbaren Pol bemerkt worden. Diese so hell erleuchtete Stelle kann man am besten sehen, wenn sie aus der langen Nacht der winterlichen Jahreszeit hervortritt; ist sie aber allmälig unter der Gluth der Sonnenstrahlen hingegangen, so findet man, daß ihre Dimensionen kleiner geworden, und endlich ist sie, ehe sie sich auf der entgegengesetzten Seite mit Licht überzieht, gänzlich verschwunden. Allein da nun der andere Pol in ähnliche Verhältnisse kömmt, so findet sich an ihm eine gleiche leuchtende Stelle, die eben so mit der Hitze der Sommersonne schwindet. Daraus nun ergiebt sich, daß die geographischen Regionen im Mars wahre Abdrücke — Facsimiles — der unsrigen sind. In den langen Wintern seiner Pole häuft sich in den höheren nördlichen und südlichen Breiten der Schnee an, welcher in Folge seines starken Reflektirens uns sichtbar wird; sobald mit dem Vorschreiten der Jahreszeit die Sonne Kraft gewinnt, schmilzt er so weit hinweg, daß er für irdische Augen unsichtbar wird.

Die verhältnißmäßig geringe Entfernung unseres eigenen Trabanten, des Mondes, von uns müßte ihn nothwendig zu einem Gegenstande des höchsten Interesses machen, auch ist er in höherem Grade, als irgend einer der anderen Himmelskörper, das Ziel teleskopischer Erspähung gewesen. Seit Lord Rosse sein großes Teleskop zu Stande gebracht, hat er den Mond häufig beobachtet, dessen Aussehen, wie es durch das große Teleskop erscheint, von Dr. Scoresby folgendermaßen beschrieben wird:

Er glich einer Kugel von geschmolzenem Silber, und jeder Gegenstand von 100 Yards Ausdehnung war vollkommen sichtbar. Gebäude daher von der Größe des Münsters in York oder nur der Ruinen von Whitby-Abtei müßten, wären sie vorhanden, bemerkt worden seyn. Aber es zeigte sich desgleichen nichts, eben so wenig etwas, was auf das Vorhandenseyn von Wasser oder einer Atmosphäre gedeutet hätte. Dagegen sah man eine große Anzahl erloschener Vulkane, die mehrere Meilen in der Breite einnahmen; einer derselben war von einer Linie durchschnitten, die, selber die Verlängerung einer anderen, an 150 Meilen langen, so gerade daherlief, wie eine Eisenbahn. Das Ganze nahm sich wie eine große Ruine der Natur aus, und manche aus den Vulkanen geschleuderte Felsenmassen schienen in verschiedener Entfernung umherzuliegen.

Diese Beobachtungen bestätigen vollkommen die von Mädler und Beer. Der Charakter des Mondes im Allgemeinen ist eine große Unregelmäßigkeit, die sich in hohen Bergen und tiefen Thälern — diese Höhen und Tiefen sind gemessen — ausdrückt. Nur der dritte Theil ungefähr der uns zugewendeten Hälfte ist verhältnißmäßig regelmäßiger, aber dieser Theil besteht aus Ebenen, nicht, wie man früher glaubte, aus einer See. Vielmehr zeigt sich keine Spur von Wasser, und obgleich die Ansichten der Astronomen in Betreff der Existenz einer Atmosphäre von einander abweichen, so läßt sich doch annehmen, daß der Mond in seinem gegenwärtigen Zustande kein Aufenthaltsort für organische Wesen ist. Was die Berge betrifft, so sind einige Spitzen isolirt, gleich dem Pik von Teneriffa; auch giebt es im Monde Bergketten, von denen einige eine beträchtliche Höhe erreichen, jedoch sind dieselben kein Hauptmerkmal seiner Oberfläche. Wenigstens drei Fünftel derselben dagegen sind besäet mit tiefen Höhlen, die in der Regel an ihrer Mündung von einem bald ausgezackten, bald mit hohen Spitzen gekrönten Felsenwall umgürtet sind. Diese Höhlen oder — wie man sie nennt — diese Krater sind von der verschiedensten Größe, einige haben eine Ausdehnung von 30—60 M., indessen man andere kaum gewahrt. Da, wo dieselben an Größe abnehmen, nehmen sie an Zahl zu. (Schluß folgt.)

Palästina.

Eine Nacht auf dem Oelberge.

(20—21. Mai 1846.)

Aus dem Tagebuche eines Deutschen.

Vor dem katholischen Kloster des heiligen Landes, unserer Wohnung gegenüber, wurden Kameele mit Zelten, Matratzen und Lebensmitteln bepackt. Auf unsere Frage, ob eine Karawane abgehe, erhielten wir die Antwort: die Kameele brächten Zelte, Geräthschaften und Lebensmittel auf den Oelberg, wo ein Theil der Mönche diese Nacht und morgen zubringe, das Fest der Himmelfahrt zu feiern; auch würden die katholischen Christen, sowohl aus Jerusalem als der Umgegend, auf dem Berge sich zu dieser Feier versammeln. Alsbald beschlossen wir, auch Theil zu nehmen. Wir mietheten ein Maulthier, welches wir, mit unserem Zelte und einigen Lebensmitteln beladen, in Begleitung unseres Bedienten auf den Berg vorausschickten; wir folgten zu Fuße.

Da es noch früh am Tage war, so nahmen wir unseren Weg durch das nördliche Thor von Damaskus über die Gräber der Könige. Man gelangt zu diesen in etwa einer Viertelstunde auf der großen Straße, welche nach Samarien führt, durch steinige Felder und Oelbaumpflanzungen. Von dem früher hier gelegenen Stadttheile (Akra) finden sich noch Substructionen von Häusern, halbverschüttete Cisternen und im felsigen Boden Spuren von Wagengeleisen. Rechts von der Straße ab gelangt man durch die enge Oeffnung des größtentheils verschütteten Eingangs in einen viereckigen Hof, in dem natürlichen Felsen ausgehauen, jetzt noch 6 Ellen tief und 47 breit; an der Westseite ist ein bedeckter Raum, über dessen Eingang schön gearbeitete Architrave sind mit Blätterwerk in Form einer Lyra, dazwischen Kränze und Weintrauben. Links ist der Eingang zu den Gräbern; durch eine kleine Oeffnung gelangt man zuerst in eine viereckige Kammer; solcher Kammern finden sich drei größere und einige kleinere, die alle mit einander verbunden sind. In den Wänden sind die eigentlichen Gräber ausgehauen, zwei und drei hinter einander; ihre Zahl beläuft sich auf achtundsechzig. Der Boden dieser Grabkammern ist mit zertrümmerten Sarkophagen bedeckt. Die Luft in diesen Räumen ist sehr dick, auch ist man an diesem abgeschiedenen Orte Räubereien ausgesetzt, deshalb stiegen wir bald wieder heraus ans Tageslicht. Wir wendeten uns über Felder und den Hügel, unter welchem sich die Grotte des Jeremias befindet, dem Wege zu, welcher rings um die Stadtmauer führt, auf welchem wir südlich fortgingen bis zum Stephansthore, wo sich der Weg hinab nach dem Kidron, am Grabe der Maria und Gethsemane vorüber, in drei verschiedenen Richtungen hinauf nach der Spitze des Oelberges zieht.

Es war Abends 6 Uhr; die untergehende Sonne warf ihre Strahlen auf das dunkle Grün der Bäume, unter welchen auf den verschiedenen Wegen in bunter, orientalischer Tracht die christliche Bevölkerung der Stadt und Umgegend den Berg hinan zog. Wir wählten den nördlichen Weg, welcher der breiteste ist und in verschiedenen Windungen am bequemsten auf den Gipfel führt. Ein junger Italiäner, in ein weites orientalisches Gewand gekleidet, schloß sich mit einigen syrischen Freunden an uns an; derselbe hatte sich lange in Nubien aufgehalten und wollte hier das Türkische studiren. In einer halben Stunde waren wir oben angelangt. Der Gipfel ist mit Gebäuden bedeckt, ehemals christliche Kirchen, jetzt türkische Moscheen mit Nebengebäuden, die mit einer Mauer umgeben sind, an welche eine Anzahl türkischer Familien ihre elenden Hütten nördlich angebaut hat. Durch die größere Mauer traten wir in einen Raum, welcher wieder von einer besonderen Mauer kreisförmig eingeschlossen war. In der Mitte desselben steht eine kleine runde Kapelle, in welcher sich, von Marmor eingefaßt, der Fußstapfen befindet, den Christus zurückgelassen haben soll, als er sich von dieser Stelle zum Himmel emporschwang. Im Hofe rings um diese Kapelle herrschte reges Leben. Unser Zelt fanden wir schon in dem Hofe aufgeschlagen, daneben noch zwei größere, das eine für die vornehmeren Christen aus Jerusalem, das größte für die Mönche; das übrige Volk hatte sich in verschiedenen Gruppen im Hofe herum gelagert. Die Frauen und Mädchen, in blendend weiße große Tücher gehüllt, saßen an den Wänden der Kapelle. Draußen vor dem Eingange in den Hof ging es besonders lebhaft zu; hier hatten Brod- und Früchte-Verkäufer ihren Stand, und am hellodernden Feuer dampften Gefäße mit Kaffee gefüllt, dem Lieblingsgetränke der Orientalen.

Nachdem wir uns an den malerischen Scenen erfreut, traten wir in unser Zelt, um auch uns zu stärken mit saftigen Orangen, Brod und Kaffee. Ein junger, geschwätziger, spanischer Mönch, der nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Grabeskirche heute zum erstenmale wieder frische Luft schöpfte, würzte uns das frugale Abendessen durch seine lebhaften Erzählungen.

Gegen 10 Uhr vernahmen wir den Gesang der Mönche; sogleich verließen wir unser Zelt und gingen nach der nahen Kapelle, die schon mit Menschen angefüllt war. Die Wände waren mit bunten, seidenen Tapeten ausgeschmückt; an der östlichen Seite war ein kleiner Altar errichtet, über welchem ein Gemälde hing, die Himmelfahrt Christi darstellend; unter dem emporschwebenden Erlöser waren knieend zwei Mönche vom Orden des heiligen Landes angebracht, Beweises genug für die unbelehrten Christen in Jerusalem, daß schon zur Zeit der Himmelfahrt Christi dieser fromme Orden bestanden. Die Marmor-Einfassung des erwähnten Fußstapfens war dicht mit brennenden Wachskerzen besetzt. Tief ergriff mich die naive Frömmigkeit, welche mit zarter Hand einige Rosen auf den weißen Stein gestreut hatte. An beiden Seiten desselben standen die Mönche und sangen mit kräftiger Stimme die Litanei, während der Bischof des heiligen Landes am Altare das Meßopfer verrichtete.

Am Eingange zur Kapelle ging es währenddessen unruhig her; ein paar, wie man uns berichtete, neubekehrte Juden drängten sich mit Ungestüm durch die Menge und stellten sich in unziemlicher Geberde mitten unter die in der Kapelle knieenden Frauen. Wahrscheinlich pochend auf den mächtigen englischen Schutz, glaubten sie ihre Verachtung gegen den katholischen Kultus ungescheut an den Tag legen zu dürfen. Bald hernach erhob sich außen vor der Kapelle lautes Gezänk und Lärmen, wobei man uns sagte, daß einer dieser neubekehrten Juden einen Tarbusch (rothe türkische Mütze) gestohlen und dieselbe nicht wieder herausgeben wolle.

So sehr das Fest selbst, an dieser Stelle gefeiert, geeignet war, ein erhebendes und das Gemüth mächtig ergreifendes zu werden, war in Wahrheit die ganze Haltung der Versammlung eine unwürdige zu nennen, selbst wenn wir sie nicht mit dem strengen Ernste unseres nordischen Gemüthes beurtheilen wollten. Denn während durch das laute Schreien, Lärmen und Zanken der Gesang der Mönche übertönt wurde, saßen außen um die Kapelle herum zahlreiche Gruppen von Frauen und rauchten unter lebhaftem Geschwätz ihre syrische Pfeife. Auf einer anderen Seite hockte ein großer Kreis von Knaben und Jünglingen, die unter Begleitung von lautem Händeklatschen lustige Lieder sangen. Unter diesem Getöse zogen wir uns in unser Zelt zurück und begaben uns zur Ruhe.

Am anderen Morgen mit Sonnenaufgang wurden wir durch Böllerschüsse geweckt; nochmals gingen wir zu der Kapelle, wo ganz in der Weise, wie Abends vorher, Messe gesungen wurde. Hierauf bestiegen wir einen hohen Thurm an der Mauer. Von seiner Zinne hat man die beste Aussicht über ganz Jerusalem; ernst und schweigend lag die heilige Stadt im Strahl der Morgensonne vor uns ausgebreitet. Oben im Westen krönt die Burg Zion die graue, steinerne Häusermasse mit ihren Kuppeln und Thürmen, um-

schlossen von hohen mittelalterlichen Mauern; fast in der Mitte der Stadt erhebt sich ein mächtiges Gebäude mit kühngespannter Kuppel, von niederen Häusern und Ruinen umgeben — die Kirche des heiligen Grabes; außerhalb der Mauer, südostwärts, glänzen Minarets aus größeren Gebäuden — es ist die Stätte, wo der heilige Sänger David ruht und der Herr unter seinen Jüngern das Abendmahl einsetzte. Weiter herab wird das Auge unwillkürlich nach einem großen Platze hingezogen, der von Mauern und Cypressenbäumen umgeben ist; inmitten desselben, auf erhöhtem Plateau, schaut es ein Wunderwerk sarazenischer Bauart, die Moschee Omar's, auf Moriah, wo einst der Tempel Jehovah's stand; in den weiten Höfen schleichen türkische Frauen umher, gleich Gespenstern tief verhüllt in weiße Gewänder; kein Ungläubiger darf diese Räume betreten. Weiter nördlich windet sich eine Straße zwischen Häusern hinan bis zur Höhe von Golgatha — es ist der Schmerzensweg, den der Heiland vom Palaste des Pilatus hinauf zur Schädelstätte geführt wurde. Immer wieder wendet sich der Blick von der Betrachtung des Einzelnen auf das Ganze: in den verschiedensten Formen gewahrt man die Tempel fast aller Konfessionen; neben den Moscheen der Moslims stehen die Kirchen und Klöster der Lateiner, Griechen, Abyssinier, Kopten, Armenier, Jakobiten, Georgier und Maroniten; im südlichen Winkel der Stadt, zwischen Hütten und elenden Baracken, liegen die unscheinbaren Synagogen, in welchen das Volk Israel's um Hülfe zu Jehovah fleht.

Richtet man den Blick hinab ins Thal, welches sich zwischen Moriah und dem Oelberge hinzieht, so gewahrt man nahe am Bache Kidron konische Felsspitzen, die Grabstätten der Patriarchen: an diese reiht sich das große Todtenfeld, welches die Gebeine gläubiger Juden deckt, die aus allen Welttheilen hierher kommen, in geweihter Erde zu ruhen. Dem Dorfe Siloa gegenüber quillt der Brunnen Siloa und unter den blühenden Gärten der Könige die Quelle des Nehemia; von hier zieht sich rechts die Schlucht Gehinnom hinauf mit zahlreichen Felsgräbern an beiden Seiten. Erhebt man den Blick in die Ferne, so glänzt in Westen auf steiler Gebirgshöhe Nebi Samwyl, die Geburtsstätte des Propheten Samuel: nach Süden hin übersieht man die Gebirge von Bethlehem und Hebron: ostwärts das Jordanthal, einen Theil des todten Meeres und die Gebirge jenseits desselben.

Während wir in das Anschauen dieses herrlichen Panorama's vertieft waren, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein furchtbares Geschrei nach dem an der Mauer liegenden türkischen Dorfe hingelenkt. Hier erblickten wir ein gräuliches Schauspiel; zwischen den schmutzigen Hütten des Dorfes rauften sich die noch schmutzigeren türkischen Weiber herum, fürchterlich schreiend und keifend, so daß ihnen der Schaum vor dem Munde stand. Zwischen diese Hyänen warfen andere von den Dächern herab große Steine, während sich einzelne flüchteten und durch das Erheben ihrer Hände, durch ihre fliegenden Haare und langen blauen Gewänder das Ansehen von Eumeniden erhielten. Endlich kam ein alter Türke und hieb mit seiner flachen Klinge wacker auf die Frauen ein, aber hierdurch wurde der Kampf nur noch hitziger, denn wie verabredet wendeten sich plötzlich vereint alle Frauen gegen den Mann, und sicher hätten sie ihn erschlagen, wären nicht noch einige Türken herbeigeeilt, die den Alten aus den Händen dieser Furien erretteten und nach vielem Bemühen den Frieden endlich wieder herstellten.

Unangenehm berührt durch diese scheußliche Scene und wenig erbaut an der Feier dieses schönen Festes, beschlossen wir, ohne sein Ende abzuwarten, sogleich in die Stadt zurückzukehren. Indem wir auf dem mittleren, steileren Wege des Berges hinab stiegen, sahen wir häufige Gruppen unter den schattigen Bäumen gelagert, unter welchen besonders die bethlehemitischen Frauen durch ihre reinliche und malerische Tracht hervorstachen. Das Fest sollte noch eine traurigere Wendung für mich nehmen; denn als wir herab nach Kidron kamen, erklärte mein Reisegefährte, daß er nicht im Stande sey, den Berg nach der Stadt hinaufzusteigen, da er ganz matt und von den fürchterlichsten Kopfschmerzen gequält sey. Ich fürchtete, daß er den Sonnenstich bekommen, eine Krankheit, die meist einen schnellen Tod bewirkt. Nach vieler Anstrengung gelang es mir jedoch, ihn bis zu unserer Wohnung zu bringen, wo er kaum das Bette erreichte, als er in einen festen Schlaf fiel, aus dem er erst nach 36 Stunden wieder erwachte. So groß meine Sorge und Angst gewesen, so groß war die Freude, als er sich bei seinem Erwachen wieder wohl und gestärkt fühlte.

P. G.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Theater und ein neues Stück in Paris. Am 20. Februar wurde in Paris ein neues Theater — es ist das zwanzigste in dieser Hauptstadt — eröffnet, welches den Namen Théâtre Historique erhalten hat, von Herrn Alex. Dumas geleitet wird und unter den Auspizien des Herzogs von Montpensier steht, dessen Namen es eigentlich bekommen sollte, aber, wahrscheinlich weil es seine Bedenken hat, einen prinzlichen Namen an ein solches Theater zu knüpfen, nicht bekommen hat. Das historische Theater wurde mit einem großen historischen Stücke des Herrn Alex. Dumas: „Königin Margot", in fünf Akten und 15 Tableaux, eingeweiht. Königin Margot ist niemand anders, als Margarethe von Valois, König Heinrich's IV. erste Gemahlin, welcher König selbst, so wie König Karl IX. und Katharina von Medici, Hauptrollen in dem Stücke spielen, das mit der Pariser Bluthochzeit beginnt und mit dem Tode Karl's IX. endigt. Es sind also die „Hugenotten" ohne Musik, aber mit desto mehr Spektakel, Gräuel und Tableaux. Was die Zeitungen von dem Gedränge bei der ersten Vorstellung der Meyerbeerschen „Vielka" in Wien erzählten, ist noch gar nichts im Vergleiche mit der Schlacht der „Zehntausend", die sich bei der Eröffnung des Théâtre Historique um Billets schlugen. Die Tapferen, die den Sieg davontrugen, haben im wahrsten Sinne des Wortes das Feld behauptet, indem sie das Theater, das sie um 3 Uhr Nachmittags betraten, nicht eher als um 3 Uhr Morgens wieder verließen — so lange nämlich spielte das Stück, das um 6½ Uhr begonnen hatte, also mit seinem „Epilog" 8½ Stunden währte. Nun sage man noch, daß die Franzosen keine Ausdauer haben! Unter den Zuschauern soll übrigens, wie in einer blokirten Festung, eine wahre Hungersnoth geherrscht haben. Viele hatten vielleicht nicht einmal ihr Mittagbrod zu sich genommen, als sie in das historische Theater eilten, und mußten nun hier bis zum anderen Morgen aushalten! Die Confiseurs und die Pastetenbäcker in der Nähe setzten in dieser Nacht alle ihre Chokoladen, Süßigkeiten und alten Gebäckvorräthe ab, die von einigen galanten Herren den verschmachtenden Damen zugeführt wurden, aber lange nicht für das Bedürfniß ausreichten. Eine Pariser Zeitung erzählt, daß Manche vor Hunger ihren Theaterzettel und Andere gar das lederne Futteral ihres Operngucker aufgegessen hätten. Die „Königin Margot" wird den armen Leuten auf diese Weise sehr schlecht bekommen seyn. In der That mag aber auch ein wahrer Straußenmagen dazu gehören, um die historischen Stücke des Herrn Alex. Dumas zu sich zu nehmen und dabei nicht allen Geschmack zu verlieren.

— Die fortschreitende Kultur. Bei Gelegenheit der im September v. J. stattgefundenen Versammlung der britischen Naturforscher in Southampton ward in dieser Stadt eine Subscription zur Beschaffung einer Summe veranstaltet, um die Kosten zum Empfange der fremden Gäste zu decken. Diese Subscription brachte die Summe von 513 Pfd. 8 Sh. (ungefähr 3500 Thlr.), von welcher 471 Pfd. 2 Sh. zu dem gedachten Zwecke verausgabt wurden. Da nun noch ein kleiner Ueberschuß von 42 Pfd. 6 Sh. verblieb, den man ebenfalls zu „wissenschaftlichen Zwecken" verwenden wollte, so kam man auf den Gedanken — eine Bibliothek, ein Museum und eine Sternwarte zu bauen! Und dieser Gedanke geht, wie in dem Athenaeum vom 6. Februar berichtet wird, wirklich in Erfüllung. Herr John Drew, Secretair des leitenden Comité, zeigt an, daß jene 42 Pfd. 6 Sh. durch neue Subscriptionen bereits bis auf 2000 angewachsen, und daß man bald 4—5000 Pfd. zusammen zu haben hoffe, wofür dann ein glänzendes Gebäude für jene drei Institute erbaut und einige Professoren dabei angestellt werden sollen, um Vorlesungen zu halten. So kann aus kleiner Aussaat eine reiche Aerndte für die Wissenschaft hervorgehen, und die Stadt Southampton wird dereinst den Tag segnen, an welchem sie die British Association empfangen und dadurch ihr Eifer, sich auch als eine Stadt der Intelligenz zu zeigen, geweckt worden ist.

— Sicherheits-Polizei in Jerusalem. Schon oft sind Klagen in den französischen und englischen Parlamenten sowohl wie in der Presse laut geworden, daß man sich im Jahre 1840 von einer unheilvollen Politik hat übereilen lassen, Syrien und Palästina dem ägyptischen Herrscher zu entreißen und es den schwachen und unreinen Händen der türkischen wieder zu überantworten. Lord Palmerston, welchem es angeblich ein Leichtes ist, die Minister „durch ein Nadelöhr zu jagen", wollte 1840 Frankreich recht tief demüthigen, indem er dessen Schutzbefohlenen, Mehmed-Ali, zu Grunde richtete. Leider haben die deutschen Großmächte, ohne ein eigenes Interesse dabei zu haben, sich dem Verfahren Englands und Rußlands in dieser Beziehung angeschlossen und Maßnahmen unterstützt, welche für die Kultur und die Wohlfahrt Vorderasiens keine günstigen Folgen haben. Hat doch der sehr unterrichtete preußische Generalkonsul, Herr v. Wildenbruch (jetzt in Alexandrien), vor einigen Jahren öffentlich erklärt, wie Alles seit der Vertreibung Ibrahim Pascha's einen schimpflichen Rückgang macht, wie die Verwaltung des Letzteren zwar hart, aber zum Wohle der Einheimischen und Fremden war, wie Feldbau, Gewerbthätigkeit und Gesittung befördert wurden, während mit der Rückkehr der Türken auch Trägheit und Barbarei zurückgekommen sind! Das Joch der Aegypter war allerdings für den arbeitsscheuen und verwilderten Syrer ein drückendes, aber es war einigermaßen ausgepolstert, dem Nacken angepaßt und führte vorwärts; das Joch der Türken dagegen ist nur aus rohen Holzstücken plump zusammengefügt und drückt nicht blos, sondern treibt die Spitzen und Splitter tief ins Fleisch. Ein neues Beispiel von Weisheit und Gerechtigkeit der türkischen Verwaltung liefert eine Korrespondenz aus Jerusalem vom Oktober 1846 in einer englischen Monatsschrift, wo Folgendes erzählt wird: „Ein türkischer Soldat kömmt in die Werkstätte eines Schuhmachers, in welcher der zum Protestantismus übergetretene Jude Baruch aus Konstantinopel als Geselle arbeitet, und verlangt von diesem die Ausbesserung seiner Schuhe. Der Schuhmacher sagt, er könne es nicht thun. Sogleich richtet der Soldat seine Flinte auf ihn und schießt ihn auf der Stelle nieder. Obgleich nun mehrere Zeugen bei der Mordthat waren, so bestrafte doch der Pascha den Mörder nicht, da dieser versicherte, sein Gewehr sey nur zufällig losgegangen, und der Soldat verließ denselben Abend mit anderen Truppen die Stadt." Unter Ibrahim hätte kein Soldat gewagt, solches Verbrechen zu begehen, und kein Pascha, solches Verbrechen unbestraft zu lassen; der Soldat wäre gehängt und der Pascha entsetzt worden; jetzt geht Alles! Der Kurde würgt die Christen in Masse, und der Kriegsknecht schießt sich wie einen Sperling einen Europäer.

1.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Donnerstag den 4. März 1847.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Aetherdämpfe in der Medizin, besonders in der Chirurgie.*)

Das jüngst verflossene Jahr hat der Wissenschaft drei höchst wichtige Entdeckungen gebracht. Im Gebiete der Astronomie wurde aus den konstanten Abweichungen in der Bahn eines Planeten auf die Anwesenheit eines bis dahin unbekannten, von der Theorie aus, als eine Hypothese hingewiesen; ein junger französischer Astronom, Le Verrier, bestimmte mittelst scharfsinniger und mühsamer Berechnungen den Punkt in dem unermeßlichen Weltraum, wo sich der muthmaßlich neue Planet befinden mußte, und ein deutscher beobachtender Astronom in Berlin, Galle, fand mit Hülfe des Sehrohres den voraus bezeichneten Himmelskörper genau an der Stelle auf, wo ihn der rechnende Astronom am Pulte angegeben hatte. Im Gebiete der angewandten Chemie entdeckte Schönbein, ein deutscher Professor in Basel, in einem chemischen Präparat eine bis dahin nur in dem Schießpulver gekannte Explosionskraft, und da er mit der Angabe seines patentirten und verkauften Arkanums zu lange zögert, so kommt ihm ein anderer deutscher Chemiker, Otto in Braunschweig, mit der Bekanntmachung zuvor und lehrt aller Welt unentgeltlich die Bereitung der neuen explodirenden Materie durch Einwirkung der Salpetersäure auf Baumwolle. Im Gebiete der Medizin endlich findet ein Nordamerikaner, der Geologe und Chemiker Jackson in Boston, in einem längst gekannten und als Heilmittel angewandten Stoff die merkwürdige Eigenschaft, den Körper gegen Schmerzen unempfindlich zu machen, und veranlaßt einen Zahnarzt, Morton, die Anwendung dieses Mittels bei schmerzhaften Zahnoperationen zu versuchen, — und die Medizin ist um eine der wichtigsten Entdeckungen bereichert. Bei jeder dieser drei Entdeckungen im letzten Jahre sehen wir zwei Männer sich betheiligen, gleichsam als müßte die wissenschaftliche Auffindung von Einem und die praktische Anwendung und Verbreitung von einem Anderen ausgehen; so rechnet Le Verrier einen Planeten auf dem Papier aus, den Galle am Himmel nachweist; Schönbein entdeckt in der Verbindung des Xyloidins mit der Salpetersäure die explodirende Kraft, die Otto durch die Veröffentlichung seines einfachen Verfahrens überallhin verbreitet und ins Leben einführt; Jackson endlich bemerkt, daß die Einathmung gewisser Dämpfe ihn unempfindlich macht, und Morton übernimmt die Anwendung dieser Entdeckung für die Zahnheilkunde, für die operative Chirurgie und Medizin überhaupt nutzbar zu machen. Ueberall feiert somit die reine Wissenschaft in unseren Tagen Triumphe, die sie sich selber errungen hat. Während in früheren Zeiten die Entdeckungen meist von unwissenschaftlichen, sogenannten praktischen Männern auszugehen pflegten und sich erst später in das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft die Bahn brechen mußten, sehen wir heute die Erfindungen aus der Wissenschaft selbst hervorgehen und hinterdrein im praktischen Leben Platz und ausgebreitete Anwendung finden. Interessant ist es, hierbei noch auf das Verhältniß hinzuweisen, in welchem die Nationen zu den Entdeckungen, die wir einer jeden von ihnen zu verdanken haben, stehen. Frankreich, durch seine politischen und socialen Kämpfe berühmt, erzeugt den Mann, der in einer Wissenschaft, die der Politik und den socialen Bewegungen am fernsten liegt, in der mathematischen, rein abstrakten Astronomie, eine für den menschlichen Geist ehrenvollste Entdeckung eines Planeten ausrechnet. Dem friedliebenden, gemüthlichen und stillen Deutschland verdanken wir die Bereitung eines neuen Stoffes, welcher nur in Kriegen, wilden Zerstörungen und furchtbaren Verwüstungen seiner explodirenden und tödtlichen Eigenschaft die eigentliche Geltung verschaffen kann. Endlich Nord-Amerika, die in jüngster Zeit so sehr kriegslustigen und in ihren Eroberungen so glücklichen amerikanischen Freistaaten, lehren uns ein Mittel kennen, das bei Verwundungen die leidende Menschheit vor Schmerzen zu schützen im Stande ist. Dieses Mittel ist ein wahrhaft ätherisches, es ist der Aether selbst.

Wir sind gewöhnt, unter Aether eine feine Luft zu verstehen, und unsere Dichter bestärken uns in dieser Annahme. Denn nach Homer's Vorgange pflegen noch heute unsere Poeten den luftigsten und feinsten Stoff im Weltenraum mit dem Namen des Aethers zu bezeichnen. In der That nannten die Griechen und Römer so den obersten und verdünntesten Theil der ganzen Luftschicht, das Element des flüchtigsten und leichtesten Feuers, von dem man meinte, daß es die höheren Himmelsregionen ausfülle und zur Bewegung der Gestirne beitrage, daher ätherisch so viel wie himmlisch bedeutete. In der heutigen Sprache der Chemie jedoch bezeichnen wir mit dem Namen Aether keine Luftart mehr, sondern eine durchsichtige, klare, wasserhelle Flüssigkeit, die freilich sehr leicht verdunstet, sich in Dampf verwandelt und eben so leicht entzündlich ist. Dieser materielle Aether in unserer Chemie ist bei weitem nicht so alt, als der phantastische in unserer Poesie. Freilich konnten die Dichter diesen leichter und schneller erschaffen, als es den Chemikern möglich ward, den Aether in ihren Laboratorien darzustellen. Obgleich man nämlich bereits in den Schriften der Alchemiker aus dem 13. und 15. Jahrhundert Spuren findet, die auf ein dem Aether analoges Präparat schließen lassen, und Paracelsus sich selber rühmt, Wunderkuren mit demselben gemacht zu haben, so wurde doch erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die rechte Bereitungsweise des Aethers nachgewiesen. Ein deutscher Chemiker, Frobenius, hatte 1729 in einem alchemistischen Briefe Nachricht von einem ätherischen Geiste gegeben, ohne jedoch dessen Bereitungsweise näher bekannt zu machen, was erst 1741, nach seinem Tode, aus den hinterlassenen Schriften geschah, und nun wurde die Aufmerksamkeit der Chemiker auf diese Flüssigkeit geleitet und sie selbst, dem Entdecker zu Ehren, Froben's Aether genannt. Der berühmte Stahl beschrieb darauf die dabei vorkommenden Erscheinungen genauer, als viele seiner Nachfolger, und sein Gegner, der Hallesche Professor Friedrich Hoffmann, dem ein Apotheker zu Halle den ganzen Prozeß der Bereitung mitgetheilt hatte, trug zur Bekanntmachung derselben so viel bei, daß der ätherhaltige Weingeist in der Folge sogar Hoffmann's Tropfen oder schmerzstillender Mineralgeist genannt wurde und noch heute im gewöhnlichen Leben unter diesem Namen, namentlich beim weiblichen Publikum, gar sehr bekannt ist. Dieser Liquor besteht aber aus nichts Anderem, als aus reinem Aether und Alkohol, daher jener auch ziemlich denselben scharfen, durchdringenden, doch angenehmen Geruch und süßlich kühlenden Geschmack hat, wie die Hoffmannschen Tropfen. Die großen Fortschritte in der chemischen Analyse der neueren Zeit wiesen bald nach, daß der Aether blos aus zwei Hauptstoffen oder Elementen besteht, nämlich aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und da zu seiner Bereitung Weingeist und Schwefelsäure nothwendig sind, wobei wir bemerken wollen, daß die Erklärung des Prozesses, durch den aus dem Weingeist und der Schwefelsäure sich der Aether bildet, zu den interessantesten und belehrendsten in der ganzen Chemie gehört, so nannte man den letzteren gewöhnlich Schwefeläther, obgleich in ihm keine Spur von einem Atom des Schwefels enthalten ist.

Es ist eine in der Medizin längst bekannte und erwiesene Thatsache, daß der Aether, durch die Ernährungswege in den menschlichen Organismus aufgenommen, eine schmerzstillende und nervenberuhigende Wirkung äußert. Er war daher von den Aerzten dieser vortrefflichen Eigenschaft halber seit länger als einem Jahrhundert auch in den Arzneischatz aufgenommen worden. Selbst das seiner Aufnahme folgende Gefühl von Heiterkeit, Neigung zum Schlafe, endliche Berauschung waren keinesweges ungekannte Erscheinungen. Da aber der Aether in dieser seiner Wirkung sich durchaus nicht konstant blieb und, analog dem Opium, in einem Individuum bald vollkommene Ruhe, bald in einem anderen unerwartete und nachtheilige Aufregung erzeugte, man sich noch dazu überzeugen mußte, daß er, längere Zeit fort innerlich genommen, neben seiner beruhigenden Einwirkung, gleich dem Alkohol, die Schleimhaut des Magens angriff und zu einer eigenthümlichen Entzündung reizte, so stand man allmälig von seiner inneren Anwendung ab, und er schien hierauf längere Zeit unter dem Namen Hoffmannscher Tropfen nur noch in den Hausapotheken hysterischer Frauen und bleichsüchtiger junger Damen eine Rolle zu spielen, während er äußerlich unter der Form der Einathmung, nach wie vor, sehr häufig zur Wiederbelebung bei Scheintodten und ohnmächtigen Zuständen angewandt wurde. Hier diente der Aether also dazu, um die erstorbene Empfindung in scheinbar leblosen Individuen wieder hervorzurufen und das Gefühl anzufachen. Um so merkwürdiger muß die erst ganz vor kurzem nachgewiesene Eigenschaft des Aethers erscheinen, die Empfindung und das Gefühl beim Menschen ganz zu vermindern und die Kranken in einen lethargischen Zustand zu versetzen, in welchem sie die schmerzhaftesten Operationseingriffe und Verwundungen nicht fühlen. Man kann vom Aether somit das Widersprechende behaupten, daß er Scheintodte und Leblose aus der Ohnmacht wieder erweckt und Lebendige scheinbar leblos, wenigstens empfindungslos, macht. Auf der einen Seite giebt er die Empfindung wieder, auf der anderen raubt er sie. Die Anhänger der Homöopathie werden in dieser doppelten und entgegengesetzten Wirkung des Aethers auf den thierischen

*) Bruchstück aus einer nächstens erscheinenden größeren Schrift.

Organismus eine neue Stütze für die Hahnemann'sche Theorie des similia similibus finden und zu benutzen suchen. Denn wenn der Aether, so werden die Homöopathen triumphirend über diesen neuen Beleg und Beweis ihrer Theorie ausrufen, die Empfindung und das Gefühl in einem Gesunden aufheben kann, so muß er dieselben bei einem Ohnmächtigen wieder herstellen. Schade nur, daß diese Herren nicht schon früher von selbst darauf kamen, daß der Aether, der eine belebende Wirkung bei Empfindungslosen ausübt, nun auch umgekehrt die Empfindung der Gesunden in demselben Maße vermindern muß. Das Verdienst, die neue Eigenschaft im Aether aufgefunden zu haben, gebührt nichts weniger, als den Homöopathen, die überhaupt, trotz ihrer angeblichen vielfachen Experimente mit der äußeren und inneren Anwendung von Heilmitteln bei Gesunden und Kranken, unsere pharmako-dynamischen Kenntnisse in der Heilmittellehre noch nicht um ein Haarbreit bisher gefördert haben.

Vielmehr hat das Land, welches uns durch Franklin den Blitz zu bezähmen und dem Wetterschlag seine tödtende Kraft zu benehmen lehrte, einen anderen Mann erzeugt, der uns in dem Aether den Schmerz der leidenden Menschheit zu stillen nachwies und darin ein eben so sicheres Mittel uns verschaffte, als es der Magnet beim Gewitter darstellt. Durch die Entdeckung der schlummernden Kräfte im Magnet und im Aether, durch die Anwendung dieser herrlichen Eigenschaften auf das Leben, dort im Gebiete der Sicherheits- und Sanitätspolizei, um vor dem Blitzschlag, hier im Gebiete der operativen Chirurgie, um vor Schmerzen bei Verwundungen die Menschen zu bewahren, beginnt das dankbare Amerika die Zinsen der Schuld, welche unsere europäische Civilisation und Kultur bei ihm zu fordern haben, in reichem Maße der alten Welt abzutragen.

Hören wir, auf welche Weise die eigenthümliche Kraft des Aethers in Nord-Amerika entdeckt wurde! Der in Boston lebende bekannte Geolog und Chemiker Dr. C. F. Jackson lernte bereits vor 5—6 Jahren zufälligerweise den Zustand der Empfindungslosigkeit kennen, in welchen das Nervensystem der Haut durch das Einathmen von Aetherdämpfen versetzt wird, als er in seinem Laboratorium einst eine große Menge von Aetherdunst einathmete. Er wiederholte diesen Versuch an sich mehrere Male, und namentlich wandte er ihn dann an, wenn er durch scharfe Chlordämpfe, wie dieses in chemischen Laboratorien öfters der Fall ist, sich einen heftigen Schnupfen zugezogen hatte. In der Mitte des vorigen Jahres suchte er diese bis dahin ihm allein bekannt gebliebene Eigenschaft des Aethers insofern allgemein nutzbar zu machen, als er einen der beschäftigtsten Zahnärzte in Boston, den Dr. Morton, aufforderte, die Leute, die sich bei ihm Zähne ausziehen ließen, durch vorhergehende Einathmung der Aetherdämpfe gegen den sehr heftigen Schmerz bei dieser Operation unempfindlich zu machen. Die hierbei angestellten ersten Versuche glückten vollkommen; die Resultate waren ganz so, wie sie Jackson erwartete: die Patienten fühlten keinen Schmerz und empfanden keinen Nachtheil von dem eingeathmeten Aether. Durch diese glücklichen Erfolge aufgemuntert, veranlaßte Jackson, daß bei einem Kranken im allgemeinen Krankenhause von Massachussetts, an dem eine sehr schmerzhafte Operation vorgenommen werden sollte, die Aetherinhalation vorher in Anwendung gebracht wurde. Die Folge war, daß der Patient während der ganzen Operation empfindungslos war und nachher sich ganz wohl befand. Hierauf schritt man daselbst zu ferneren Versuchen bei anderen wichtigen chirurgischen Operationen, wie Resection der Kinnlade, Amputation eines Beines, Exstirpation einer bedeutenden Geschwulst, und das Resultat war in allen diesen Fällen gleich günstig. (Schluß folgt.)

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen.

(Schluß.)

IV. Sternsysteme. — Die Milchstraße.

Wenden wir uns nun dem zweiten Theil unseres Gegenstandes, d. i. den Sternsystemen zu, so wird es zu einer gehörigen Erläuterung der in diesem Zweige der Wissenschaft gemachten Entdeckungen zuvörderst nöthig seyn, auf einige mit jenen Systemen im Zusammenhange stehende Erscheinungen aufmerksam zu machen. Auch der flüchtigste Blick auf den gestirnten Himmel zeigt uns, daß die Sterne von verschiedener Größe sind; die Astronomen theilen daher die Sterne nach ihrer Größe in Klassen, deren sechs auch dem unbewaffneten Auge, sechzehn aber nur durch das Teleskop sichtbar sind. Das Wort „Größe" jedoch in dieser Bedeutung bezeichnet nicht sowohl wirkliche Ausdehnung im Raume, als vielmehr relative Entfernung und daraus folgenden Glanz; denn es ist aller Grund zu glauben da, daß im Allgemeinen die anscheinende Verschiedenheit der Größe die Wirkung einer veränderlichen Entfernung ist. Diese Annahme zwar — müssen wir zugleich zugestehen — ist nicht nach aller Schärfe richtig, denn es ist sicher, daß sich die Sterne auch ihrer wirklichen Größe nach unterscheiden, da es vielleicht einige unter ihnen giebt, größer und herrlicher als unsere Sonne, indessen andere nicht das Drittel ihres Umfanges messen; allein daß die Gränzen dieser Verschiedenheit eingeschränkt sind, und daß deshalb die obige Annahme durch den wirklichen Verhalt nicht bedeutend beeinträchtigt wird, lehrt der Anblick des gestirnten Himmels. Es ist jetzt über allen Widerspruch gewiß, daß die Fixsterne Sonnen, Mittelpunkte von Systemen sind, obgleich es, selbst bei der großen Vollkommenheit unserer heutigen optischen Instrumente, noch nicht gelungen ist, die Planeten, von denen sie umgeben sind, zu entdecken.

Die Erscheinungen am Sternenhimmel können, wie folgt, klassifizirt werden: 1) Einzelne Sterne, 2) Doppel-Sterne oder Systeme von zwei Sternen; dem unbewaffneten Auge erscheinen diese Doppel-Sterne als ein einziger Stern, und es ist, um sie von einander abzulösen, die Hülfe des Teleskops nothwendig. Bei genauerer Beobachtung findet sich, daß sie sich in elliptischen Bahnen, einer um den anderen, bewegen, und so viel wir wissen, folgen sie demselben Gesetze, welches die Bahn der Planeten bestimmt. Diese Doppel-Sterne nun sind keinesweges ein sehr seltenes Phänomen; im Gegentheil sind wir durch der beiden Herschel und Struve's Bemühungen mit nicht weniger als 6000 solcher zweigliedrigen Gruppen bekannt geworden. Ja, dies ist noch nicht Alles; bei einigen ist es gelungen, ihre Umlaufszeit zu bestimmen. Man hat mehr als 50 Beispiele beobachtet, wo sich eine Veränderung in der Stellung der beiden Sterne zu einander ergab, so daß das Faktum einer kreisförmigen Bewegung, die in einigen Fällen in 43, in anderen in 342, in noch anderen in 12,000, ja 16,000 Jahren vollendet wird, keinem Zweifel unterworfen ist. 3) Mehr zusammengesetzte Sternsysteme, Systeme, die aus 3, 4, 5, endlich aus einer Menge von Sternen bestehen. Auch bei ihnen ist das Zusammengehören und die Bewegung nachgewiesen, so daß man vielleicht sagen darf: die Doppel-Sterne sind nur das einfachste Beispiel einer Anordnung, der alle Sternensysteme unterworfen sind. 4) Sterngruppen, wie die Plejaden, oder Sternfirmamente, wie die Milchstraße. Was außerdem noch zu erwähnen bleibt, sind die Sternnebel u. s. w., auf die wir unten zurückkommen, wenn wir erst einiger Entdeckungen gedacht, die mit dem Gesagten in Beziehung stehen.

Unsere Sonne mit ihren Planeten hat ihre Stelle am Himmel nahe an dem Centrum eines Firmaments von Gestirnen, das nach allen Richtungen an der Himmelssphäre sich ausbreitet. Die einzelnen, zu demselben gehörigen Sterne, obwohl von zahlloser Menge, sind doch von einander unendlich entfernt, so gewaltig ist der Raum, welchen das Ganze einnimmt. Keiner dieser Sterne steht uns so nahe, daß seine Entfernung von uns nicht größer wäre, als der Zwischenraum zwischen Sonne und Erde 200mal genommen. Dies Firmament — ein Goldsand, in dem unsere Sonne nur ein einzelnes Korn ist — heißt die Milchstraße. Allein diese Milchstraße selber ist nur eine unter 2000 ähnlichen Milchstraßen, die alle größer als sie, aber, gleich ihr, in einzelne Sterne auflösbar sind. Andere, noch entfernter und nur schwach sichtbar, warten nur auf eine weitere Vervollkommnung unserer optischen Instrumente, um aller Wahrscheinlichkeit nach gleiche Resultate zu geben. Die Formen dieser Sternnebel (nebulae) sind von unendlicher Verschiedenheit, doch ist es merkwürdig, daß einer derselben, und zwar derjenige, der an dem entferntesten Punkte, zu dem unsere Teleskope reichen, liegt, eine größere Aehnlichkeit mit dem System, zu dem unsere Sonne gehört, haben soll, als irgend ein anderer bisher am Sternenhimmel beobachteter Punkt. Es besteht derselbe aus einem hellen, runden Kern, der in einem großen Abstande von einem nebeligen Ring umgeben ist, welcher Ring in dem größeren Theil seiner Peripherie gespalten erscheint. Eben so nun müßte unsere Milchstraße sich den Bewohnern eines gleich entfernten Theiles dieser sichtbaren Region der Schöpfung darstellen.

Merkwürdig bei diesen Sternhaufen (sonst: Nebelflecke) sind ihre Formen, deren Aehnlichkeit mit irdischen Gegenständen die Astronomen veranlaßt hat, sie durch Namen wie Krebs-Nebula, Spiral-Nebula u. s. w. zu bezeichnen. Nicht minder bemerkenswerth ist es, daß unter den Sternhaufen von einfacherer Form überwiegende Centralmassen vorhanden zu seyn scheinen, die ohne allen Zweifel durch das allgemeine Gravitationsgesetz gebildet wurden. Sir William Herschel glaubte die Existenz einer solchen zusammenhäufenden Kraft auch an einem anderen Merkmal dieser kugelförmigen Massen zu erkennen. Das Licht um ihre Centraltheile nämlich, welches dem Grad der Zusammenhäufung der Himmelskörper daselbst entspricht, ist weder einförmig, noch hat es ein beständiges Verhältniß zu der Größe der Sphäre, in welcher der Gegenstand, der es ausströmt, enthalten ist. Es ergiebt sich daher — nicht eine scheinbar veränderliche Concentration um den Mittelpunkt her, sondern eine wirkliche, und wir dürfen annehmen, daß unter der Folge von Aspekten, die sich bei diesen Gruppen ergeben, ein jeder ein Schritt ist in irgend einer jener erstaunlichen Evolutionen, denen sie im Laufe der Jahrhunderte unterworfen seyn mögen und durch welche sie von einer Ansammlung von vergleichungsweise zerstreuten Sternen zu ausgebildeteren Sphären werden, deren Centra sich einem ununterbrochenen Lichtglanze nähern.

In den mehr zusammengesetzten Sternhaufen jedoch scheint auch nicht einmal die Spur eines Gesetzes zu herrschen. In einem derselben scheinen zwei Attractionscentra zu seyn, die Spiral-Nebula ist blos eine Ansammlung getrennter Massen. Bei der Milchstraße sehen wir etwas Aehnliches; sie ist keinesweges regelmäßig, sondern scheint eher eine Folge einzelner Sternhaufen zu seyn, die — jeder für sich harmonisch gebildet — von einander durch mehr oder weniger dunkle Linien oder Flecken getrennt sind. Dies kömmt auch sonst vor, dergestalt, daß eine Trennung der Massen und die Bildung anderer kompakterer Haufen in dem Universum eben nichts Abnormes seyn mag.

V. Der Centralpunkt des Universums. — Parallaxe der Fixsterne. — Herschel's und Laplace's Hypothesen.

Wir haben bereits von den Umdrehungen der Doppel-, drei- und vielfachen Sterne um einander oder besser um einen gemeinsamen Punkt der Attraction geredet. Denken wir diesem Phänomen nach, so führt uns das auf eine Betrachtung der ganzen Sternenwelt und zur Untersuchung der Frage: ob sich die einzelnen Sternhaufen nicht zu abgesonderten, innerlich konsistenten und durch die ihnen inhärente stätige Aktivität bleibenden Figuren vereinigen

lassen, ob die einzelnen Gestirne, aus denen sie bestehen, sich nicht in gewaltigen Bahnen bewegen, und ob — gleich wie die Planeten um sie — die Sonne sich nicht um einen Centralpunkt der Attraction bewege? Das Phänomen der Doppel-Sterne begünstigt einen solchen Gedanken, und, was den letzten Theil der Untersuchung betrifft, so ist dieser bereits genügend erledigt worden. Herschel, der in das Problem tief eindrang, erklärte 1805, daß die Sonne sammt ihren Planeten sich mit äußerster Geschwindigkeit nach einem Punkte in der Richtung des Sternbildes Herkules fortbewege. Diese Behauptung hat sich bestätigt. Die Wahrheit, daß unsere Sonne sammt ihren Planeten sich selber in einer großen Bahn bewegt, steht fest. So ergiebt sich also, daß unser Firmament nicht irgend etwas Fixes, sondern der Sammelplatz einer rastlosen Thätigkeit ist, die sich, wie die Jahrhunderte heranrollen, eine neue Bestimmung erarbeitet.

Allein wo ist das Centrum, um welches die Sonne sich bewegt? Argelander vermuthet, daß sie um irgend einen, wahrscheinlich dunkeln und in der Nähe des hellen Flecks im Perseus befindlichen Körper rolle. Andere gaben andere Punkte an, bis vor kurzem Mädler seine Hypothese über die Centralsonne, um welche das Sternen-Universum sich dreht, ankündigte. Er nimmt den Stern Alcyone in der Constellation der Plejaden für diese Centralsonne und schätzt die Umlaufszeit der Sonne sammt ihrem Gefolge von Planeten, Trabanten und Kometen um das große allgemeine Centrum auf ungefähr 18,200,000 Jahre.

Das führt uns auf eine andere wichtige Entdeckung im Gebiete der Astronomie, wir meinen die Parallaxe der Fixsterne. Unter Parallaxe versteht man die scheinbare Veränderung in der Stellung eines unbeweglichen Körpers, die durch die wirkliche Ortsänderung eines beweglichen, von dem aus jener gesehen werden kann, veranlaßt wird. Durch die Parallaxe werden die Entfernungen der Himmelskörper von unserer Erde bestimmt. Es ergiebt sich nämlich aus den mathemathischen Anfangsgründen, daß man, um die Entfernung eines Ortes, an den man nicht herankann, von uns zu messen, man eine bekannte — gemessene — Linie, die sogenannte Standlinie, zum Grunde legen muß. Aus dieser Standlinie ergeben sich durch eine sehr einfache Operation alle unbekannte Stücke des Dreiecks, dessen eine Winkelspitze der Gegenstand ist, dessen Entfernung gemessen werden soll. Ganz auf diese Weise nun wird z. B. die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt. Der Erddurchmesser ist die Standlinie, an dessen beiden Endpunkten zwei Beobachter die Winkel messen können, welche die Gesichtslinien nach der Sonne mit dem Erddurchmesser bilden, oder, was dasselbe ist, ein Beobachter vollzieht mit einem Zwischenraum von 12 Stunden beide Operationen. Denn vermöge der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse wird er innerhalb 12 Stunden sich auf zwei Punkten, die ein wenig mehr als einen Erddiameter von einander entfernt sind, befinden. Der Winkel, der sich durch diese Operation ergiebt, heißt die tägliche Parallaxe. Die Fixsterne aber sind so entfernt, daß sie keine tägliche Parallaxe geben. Glücklicherweise vermögen wir es, um ihre Entfernung zu bestimmen, uns einer größeren Standlinie zu bedienen; denn da sich jene Himmelskörper außerhalb unseres Sonnensystems befinden, so können wir sie nicht allein von den Endpunkten des Erddurchmessers, sondern auch von denen der Erdbahn beobachten, da wir vermöge der täglichen Parallaxe *) der Sonne die Länge des Diameters ihrer Bahn — er beträgt 190,000,000 (engl.) M. — kennen. So erhalten wir eine Standlinie von 190,000,000 M., und auf diese Weise ergiebt sich die jährliche Parallaxe. Dennoch ist die Entfernung der Fixsterne von uns so unendlich groß, daß es lange Zeit den Astronomen nicht gelingen wollte, eine meßbare Parallaxe zu finden. Erst neuerdings sind gleichzeitig von Bessel, Struve und Henderson die Parallaxen mehrerer Fixsterne gefunden worden. Der Stern, den sich Bessel zum Vorwurf seiner Arbeit nahm, war 61 im Schwan; er giebt eine Parallaxe, aus welcher sich seine Entfernung von uns als 670,000mal so groß, als die der Sonne von uns ergiebt, d. i. 63,650,000,000,000 (engl.) M.

Wir kommen nun zum letzten Theil unserer Aufgabe, nämlich zu Herschel's Hypothese über die Sternnebel, zu Laplace's Theorie über die Entstehung des Sonnensystems und zu der vollständigen Widerlegung der Ansichten beider Astronomen, wie sie durch die Ergebnisse von Lord Rosse's Teleskop bewerkstelligt worden.

Außer den in Sterngruppen auflösbaren Lichtnebeln sind noch manche andere Nebelflecken, die selbst die mächtigsten Teleskope bis vor kurzem nicht aufzulösen vermochten, am Himmelsgewölbe zerstreut. Je mehr die Kraft der Instrumente wuchs, desto zerflossener und eigenthümlicher zeigte sich ihr Ansehen, und es schien, als beständen sie nur aus durch sich selbst leuchtenden Ausdünstungen. Richten wir z. B. das Auge auf den Stern Theta im Schwert des Orion, so dünkt es uns, als schiene er durch ein leichtes Gewölk, gerade dicht genug, sein Licht unbestimmt zu machen, ohne es jedoch zu verdunkeln. Diese Wolke jedoch ist an sich selber leuchtend und man hält sie für eine Masse nebeligen Stoffes, die entweder den Stern umgiebt oder sich selber — wahrscheinlich bis zur 8ten Ordnung der Sternentfernungen — jenseits desselben ausbreitet. Dieses Phänomen wurde von Sir John Herschel — besonders während seines Aufenthalts auf dem Kap der guten Hoffnung — es wurde von Lord Rosse während des Winters von 1844—45 durch seinen 3füßigen Spiegel beobachtet, allein weder der Eine noch der Andere konnten eine Spur von einem Stern entdecken.

Diese Nebelflecken, deren es unzählige giebt, haben bis ganz neuerdings nicht aufgelöst werden können. Dicht bei dem Stern Nü in der Andromeda befindet sich ein auch dem unbewaffneten Auge erkennbarer Nebelfleck, der, durch den 2füßigen Reflektor betrachtet, den Anblick einer länglichen Lichtellipse gewährt, die sich ungefähr in der Breite des Mondes ausdehnt und sich um ihren Mittelpunkt in einen erkennbaren Kern konzentrirt, an ihren Gränzen aber sich nach und nach verläuft. Dies Phänomen kann gleichsam als ein Typus aller derjenigen anderen gelten, die in einzelne Sterne aufzulösen dem Teleskop nicht gelungen ist, die aber alle auf ihrer Oberfläche irgendwo einen Lichtkern erblicken lassen. In manchen findet sich eine allmälige Verdichtung, in anderen ist diese mehr plötzlich und der Kern tritt deutlich hervor, in noch anderen ist der Kern so konzentrirt, daß er als ein kleiner glänzender Stern erscheint, der von anderen Sternen nur durch seine dichte Umhüllung sich unterscheidet.

*) Indem nämlich die Operation in einem Zwischenraum von sechs Monaten vorgenommen wird.

Diese von dem älteren Herschel beobachteten Erscheinungen riefen seine Hypothese ins Leben. Er nahm an, daß der selbst leuchtende, nebelige Stoff, der sich im Raume ausbreitet, sich in einem Zustand beständiger und progressiver Verdichtung befinde. Da, wo der Kern fehlt, glaubte er, diesen Stoff auf seiner rohesten Bildungsstufe zu sehen; das nächste Stadium war der Nebenflecken mit seinem Kern, und der vollkommene Stern war ihm das Ganze, nachdem es die Form erhalten, zu der es bestimmt war.

Diese Hypothese Herschel's nun wendete Laplace bei seiner berühmten Theorie, auf die wir uns hier wegen Mangel an Raum nicht einlassen können, an. So viel ist klar, daß sowohl die Herschelsche Hypothese, als Laplace's Theorie, da sich beide auf die Unauflösbarkeit der so eben besprochenen Nebelmaterie stützen, zusammenfallen, sobald diese Unauflösbarkeit wegfällt. Nun aber hat sich im März des verflossenen Jahres der Nebel um den Orion, der bisher allen Teleskopen widerstanden, vor dem Riesen-Instrument Lord Rosse's in eine Milchstraße aufgelöst. Man kann ihn nicht länger für eine Masse selbstleuchtender Ausdünstungen erklären, sondern wir haben ein Sternenfirmament vor uns, in einer solchen Entfernung, daß der Glanz der zu demselben gehörigen Sterne in ein allgemeines, schwaches Licht zerschmilzt. So haben Zweifel und Speculation über diesen Punkt ihr Ende erreicht. Herschel's schöne Hypothese entbehrt ihrer früheren Stütze, eben so wie Laplace's Kosmogonie sich nicht weiter auf Thatsachen berufen kann.

Christopher Tadpole,

oder wie jetzt in London neue Bücher angekündigt werden.

Wenn man auch schon hier zu Lande anfängt, in den Ankündigungen neuer Werke mit der Zeit fortzuschreiten, so kommen wir doch den Engländern darin bei weitem noch nicht bei und sind unsere Trompeten nur Kinder-Trompetchen gegen die riesenmäßigen der Engländer. Albert Smith, der mehr oder weniger dieselbe Richtung mit Dickens, wenn auch nicht dessen Talent zugleich, hat, giebt eben ein in monatlichen Lieferungen erscheinendes Werk heraus, bei dessen Ankündigung der Verleger, Richard Bentley, eine in der That fast fabelhafte Marktschreierei entwickelt.

Bekanntlich laufen in London eine Menge eigens dazu gemietheter Kerle täglich in der Stadt herum, welche große Aushängeschilder an langen Stangen tragen. Auf diesen Schildern steht mit ungeheuren Lettern und in oft witzelnden Ausdrücken zu lesen, was in dem oder jenem Laden dieser oder jener Straße zu haben ist. Eine andere Art dieser Industrie ist das Rundfahren eines riesigen, viereckigen Wagens, der mit allerlei gewaltigen Ankündigungen beklebt ist und vom frühen Morgen bis zum späten Abend das Pflaster nicht verläßt. Wie sonderbar dies auch scheinen mag, so muß man doch annehmen, daß die, welche solche Kunstgriffe gebrauchen, ihre Rechnung dabei finden, denn sonst würden sie gewiß vorziehen, sich billigerer Vermittelung mit dem Publikum zu bedienen.

Der Verleger des Buches von Albert Smith hat nun Tausende von Prospektussen drucken lassen, auf deren einer Seite ein solcher Wagen mit einem possierlichen Kerl als Fuhrmann, Trommler und Pfeifer und einige staunende Zuschauer gezeichnet sind. Auf dem Wagen steht der Name des Buches, namentlich: „Die Abenteuer und Schicksale von Christopher Tadpole." — Die zweite Seite bringt nicht weniger Sonderliches, nämlich eine an das Publikum in der Form parlamentarischer Gesuche gerichtete Petition. Sie beginnt also:

„Eine Actie
für die
Herausgabe einer neuen periodisch erscheinenden Geschichte,
genannt:
Christopher Tadpole.

„Da uns durch viele verständige Buchhändler, Leihbibliothekhalter, Zeitungsverkäufer und andere Kleinhändler in den Erzeugnissen der Phantasie bekannt geworden, daß die Entmuthigung in allen lesenden Kreisen in diesem Augenblick sehr groß ist, da es an literarischer Nahrung gebricht — schwere und unverdauliche Kost ist natürlich nicht mit zu rechnen — und da die genannten Buchhändler, Leihbibliothekare, Zeitungsverkäufer und Andere entdeckt haben, daß der fremde Vorrath, der in neuester Zeit durch die Häuser Sue, Dumas und Andere zugebracht worden, nichts taugt, sondern durch den Gebrauch schwere Krankheiten hervorruft;

„Und da die Eisenbahnen auf allen Stationen Bibliotheken errichtet haben und alle bis auf diesen Tag herausgegebene Bücher durch und durch gelesen worden sind, vor Allem in den westlichen Grafschaften, wo man einen dreibändigen Roman auf einer Reise von zwanzig Meilen durchliest;

„So bitten wir, daß es Ew. Majestät, dem Publikum, gefallen wolle, ein Gebot und Befehl ergehen zu lassen, daß eine Geschichte herausgegeben werde unter dem Titel: „Die Abenteuer und Schicksale von Christopher Tadpole", verfaßt von Albert Smith.

„Und möge ferner befohlen werden, daß diese Geschichte in monatlichen Lieferungen erscheine, deren jede einen Shilling kostet und deren zwölf erscheinen müssen und von denen jede zwei Illustrationen von John Leech bringt.

„Und möge weiter verordnet werden, daß diese Geschichte sich finde auf allen Tischen aller Klubs, literarischen Institute, Lesemuseums, Volkskaffeehäuser und anständigen Wohnungen von Privatleuten. Und möge es Ew. Majestät gefallen, zu befehlen, daß alle junge Damen und alle junge Herren, die Arm in Arm mit ihnen spazieren, sagen sollen: „Haben Sie die Nummer .... von Tadpole schon gesehen? Welch ein unschätzberes Buch!" Und daß dieses Wort unschätzbar nicht auf die gewöhnliche Art und Weise, sondern mit Enthusiasmus ausgesprochen werde. Und möge weiter verordnet werden, daß alle brave junge Herren es ein „humoristisches" Buch nennen und sagen, daß es kein besseres gebe und daß auch nicht das Mindeste über seine Richtung zu sagen ist. Und außerdem geliebe es Ew. Majestät, unsere unterthänige Bitte bekannt zu machen, daß die Kritik das Werk für eine kolossale Vermehrung des Ruhms seines Verfassers erkläre.

„Und möge schließlich befohlen werden, — da die Welt doch sehr groß ist und ein angenehmes Plätzchen, um auf ihr zu wohnen mit sehr vielen Quellen des Vergnügens und viel weniger Kummer, als sich die Menschen gewöhnlich einbilden — möge also schließlich befohlen werden, daß man keine andere Bestrebungen anwende, um Jemand eine Freude zu machen, außer durch dies Buch u. s. w. u. s. w."

Man sollte denken, der Verleger des „Christopher Tadpole" hätte sich damit bescheiden können; doch weit entfernt davon, giebt er am Schlusse all des Wustes die Anweisung: „Man sehe auf der folgenden Seite, was die Presse über das Werk sagt." Von diesem Urtheil der Presse mache man sich keineswegs eine übertriebene Vorstellung; wir bemerken, um dies zu verhüten, nur, daß solche Urtheile meist durch den Verleger bezahlt werden. Einige dieser Rezensionen mögen hier zur Probe folgen.

Morning Herald. „Albert Smith hat ein neues Werk, welches in monatlichen Lieferungen erscheinen soll, in die Presse gegeben, und zweifelsohne wird dasselbe eine günstige Aufnahme beim Publikum finden. Unter all den Schriftstellern, welche in die Fußstapfen von Charles Dickens traten, ist Albert Smith gewiß der glücklichste, denn obschon er augenscheinlich nur ein Nachahmer ist, sind doch seine rasche Auffassung, sein Erfassen des Komischen und seine eigenthümliche Anschauung ganz sein Eigenthum, und er verdankt ihnen Resultate, die sehr häufig eine Vergleichung zwischen ihm und seinem berühmten Zeitgenossen nicht zu seinem Nachtheil ausfallen lassen. Dies hat schon die erste Nummer von Christopher Tadpole bewiesen."

Morning Advertiser. „Eine sehr unterhaltende Erzählung, die sich besonders durch ihren lebendigen Styl, die höchst glücklichen Beschreibungen und eine ergötzliche Mannigfaltigkeit der Charaktere bemerkbar macht. Vor Allem ist in diesen Blättern eine große Originalität des Gedankens entwickelt. Die Beschreibung der „gnten alten Stadt Chester", mit welcher die Erzählung beginnt, ist wunderschön und kurz, die ganze erste Lieferung ist vortrefflich. Das Ernste und Scherzende, das Pathetische und Komische sind abwechselnd mit gutem Erfolge angewandt und durchgeführt."

Court Journal. „Christopher Tadpole steht hoch über den gewöhnlichen Erzählungen dieser Art. Das Buch umfaßt eine lebendige Skizze von der ruhmreichen, alten Stadt Chester, wahrscheinlich die Frucht eines Besuches derselben. Auch finden wir darin die Beschreibung eines wunderlichen Wirthshausknechts, einer rührenden Entbindung und eines Sterbebettes, einer Scene im Hyde-Park u. s. w. Dies Alles zusammen macht die Lektüre der ersten Nummer sehr unterhaltend und verspricht viel für die folgenden Lieferungen. Der Styl ist charakteristisch und lebendig, und das Ganze war uns eine sehr willkommene Erscheinung."

Trotz dieser glänzenden Ankündigungen giebt „de Tijd", der wir diese Probe englischer Buchhändler-Industrie entnehmen, den holländischen Verlegern den Rath, erst wohl zuzusehen, ehe sie den „Christopher Tadpole" übersetzen lassen. Sie kommt aber zu spät damit, denn es ist schon eine holländische Uebersetzung davon angekündigt. Daß eine deutsche nicht auf sich warten lassen wird, versteht sich von selbst.

W.

Mannigfaltiges.

— Der sechste Band von Thiers' Geschichte Napoleon's. Nachdem in diesen Blättern zu wiederholten malen über die ersten fünf Bände dieses Werkes, und zwar sowohl über seine relative Geltung selbst als über den Standpunkt des Verfassers, berichtet worden, können wir uns wohl vorläufig begnügen, über den sechsten Band ganz summarisch zu berichten, wenn uns dieser auch vielleicht später noch Gelegenheit giebt, Einzelnes daraus vollständiger zu berühren. Der vorliegende Band umfaßt in drei Büchern (XXII—XXIV) die Begebenheiten eines Jahres (August 1805 bis August 1806). Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien hatte auf ganz Europa den tiefsten Eindruck gemacht, doch wagte außer Schweden und Rußland noch kein Kabinet, sich darüber zu äußern. Dennoch kam es bald zu einer neuen Coalition. Englanb, Schweden, Rußland traten entschieden genug auf, Oesterreich schwankte noch, und Preußen zeigte sich, als Hardenberg die Stelle des französisch gesinnten Haugwitz einnahm, wenigstens neutral. So stand die Lage der Sachen im Jahre 1804. Doch schon in der ersten Hälfte des folgenden waren die Verhältnisse so verwickelt geworden, daß der Ausbruch des Krieges nicht mehr lange hinauszuschieben war. Napoleon erkannte diese Nothwendigkeit sehr wohl und beschloß, durch Ergreifung der Offensive die Leitung des Krieges gewissermaßen in seine Gewalt zu bringen. Hier beginnt nun der Verfasser seine Beschreibung. Er führt uns durch alle Verwickelungen hindurch, erspart uns nicht die unscheinbarste, unwesentlichste Einzelheit, verliert aber auch nie den allgemeinen Faden der historischen Entwickelung aus der Hand, sondern weiß alle jene scheinbaren Kleinigkeiten an diesen Hauptfaden anzuknüpfen. Die Eroberung von Ulm und die Schlacht bei Trafalgar machen die beiden Glanzpunkte des ersten Buchs aus; das zweite beschreibt die Begebenheiten vor und nach der Schlacht bei Austerlitz, so wie natürlich die letztere selbst sehr ausführlich. Das dritte umfaßt die Geschichte der Bildung des Rheinbundes von der Rückkehr Napoleon's nach Paris bis zur Erklärung des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen.

— Ein königlicher Sonnenschirm. Die Königin Victoria erhielt von einem reichen Fabrikherrn der City gewiß den kostbarsten Sonnenschirm der ganzen europäischen Damenwelt zum Geschenk. Außer einem neuen künstlichen Mechanismus, sich auf den leisesten Wink der schönen Hand zu öffnen und zu schließen, zeichnet sich dieser unentbehrliche Toilettengegenstand durch die geschmackvollste Pracht aus. Goldene Stäbe halten das weiß und kirschroth gewässerte Seidenzeug; der Handgriff ist von ciselirtem Golde und bildet an seinem unteren Theile einen Kranz emaillirter Lorbeerblätter, der sich um die Krone mit der königlichen Chiffre schlingt, welche in Brillanten ausgeführt ist. Der Stiel ist ebenfalls von Gold, umschlungen von einem in blauer Emaille und Edelsteinen spiralförmig gearbeiteten Bande, den Hosenbandorden andeutend und mit dem bekannten Motto desselben endend. Eine zierlich emaillirte Hand hält diesen prächtigen Stiel; um das Gelenk derselben steht in Diamantschrift: Ich regiere; gewiß eine unbeabsichtigte Ironie auf die Hand, in der dies kostbare Spielzeug gleich einem Scepter liegen wird.*) Ganz am Ende ist noch das königliche Wappen in einen großen Topas geschnitten, abermals mit Edelsteinen umgeben, unter denen sich ein Rubin befindet, der durch einen Druck eine allerliebste Riechdose zu Tage fördert, die auf die künstlichste Art in dem Knauf des Stiels angebracht ist. Sechs Monate waren erforderlich, um diesen königlichen Sonnenschirm herzustellen. Die englische Delikatesse verschweigt die aufgewendete Geldsumme. Der Seidenstoff wurde besonders dazu gewebt in Spitalsfield, die Spitzengarnitur ebenfalls in dem berühmten Honiton, und der erste Juwelier der Hauptstadt übernahm die Fassung der Edelsteine.

— Englische Schönheit und Eitelkeit. Alljährlich giebt die Gräfin Blessington in ihrem Book of Beauty einen redenden Beweis von der Schönheit und Eitelkeit der Engländerinnen, der sich nicht mit dem sonstigen Zartgefühl derselben vereinigen läßt. Die Ladies scheinen gar nicht davor zurückzuschrecken, sich als Schönheiten von Profession in effigie mit voller Namensunterschrift dem Publikum zu präsentiren; die böse Welt behauptet sogar, daß die meisten der vornehmen Damen dies Vergnügen theuer erkauften durch 20 Guineen und mehr an den betreffenden Kupferstecher, und das kostspielige Prachtexemplar des Books of Beauty müssen sie sich noch obendrein selbst anschaffen. Dafür finden sie ihre Reize aber auch in demselben in Verse gebracht, Stanzen oder Sonette, über denen abermals ihr Name groß gedruckt steht und in denen ihnen außer der Schönheit alle mögliche Tugenden nachgerühmt werden. Die geistreiche Lady Bulwer hat in ihren Romanen diese englische Unsitte schon lächerlich zu machen gesucht, aber ohne sie abstellen zu können. Die Herausgeberin muß bei den schönen Gesichtern und schlechten Versen noch immer ihre Rechnung finden, aber außer dem Glanze der äußeren Ausstattung keine Sorge für ihr Buch tragen. Die literarische Zugabe ist wenigstens Null in diesem Jahr; einige seichte Novellchen und poesielose Gedichte etlicher Lords, damit doch auch die männliche Eitelkeit ihren Antheil an dieser Eitelkeitsspeculation habe — das ist der ganze Inhalt des 280 Seiten umfassenden Buches in gr. Oktav.

F. v. H.

*) Richtiger wäre der bekannte alte Wahlspruch der Prinzen von Wales: „Ich dien", den die Engländer Itsch dein auszusprechen pflegen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Sonnabend den 6. März 1847.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

I.

Unter den Völkern des Alterthums, die sich durch ihre Geschichte Anspruch auf Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt erworben haben, nehmen die Phönicier einen achtunggebietenden und das Herz des Geschichtsfreundes mit Wehmuth erfüllenden Rang ein. Durch Religion und Gottes-Erkenntniß tritt das Volk der Hebräer früh und bleibend hervor; durch bildende Kunst und Wissenschaft wird das Volk der Griechen Lehrmeister der Welt; durch rohe Tugend und rohe Gewalt erobert sich Rom den Namen „klassisch"; durch ungeheure Steinmassen setzt sich Aegypten die Denkmäler seiner Despoten-Herrschaft, und als Waffenknechte erobernder Weltstürmer haben die Völker von Assyrien, Babylonien und Persien das Vermächtniß eines unglücklichen Ruhmes in die Annalen des Alterthums gezeichnet. Ganz außer und über der Linie der Thätigkeit und Schicksale jener Völker steht das phönicische Volk; einzig ist seine Erscheinung in der Mitte der Thaten und Bilder der Vorzeit. „Keine zertrümmerte Städte", sagt ein neuerer Schriftsteller, „keine verwüstete Länder, wie bei den Heereszügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe blühender Kolonieen, Ackerbau und die Künste des Friedens unter vormals barbarischen Völkerschaften bezeichneten die Siegesbahn des tyrischen Herkules." Ohne bekannte Vorgängerin und lange Zeit ohne Nachahmerin, wandelt diese Nation, wie eine wohlthätige Fee, zu den im Dunkel der Unkultur schlafenden Nationen und theilt ihnen die kostbarsten Gaben des genüßlichen und feinen Lebens mit, lehrt sie die eigenen Kräfte besser gebrauchen und stiftet gesellige Verhältnisse zwischen den weit auseinanderliegenden Stämmen. Wundersam zieht die Geschichte dieses außerordentlichen Volkes vor unseren Augen vorüber, eine Geschichte, welche den Blick des Betrachters wohlthätig berührt, nachdem er von den Blutscenen der Schlachten, dem Elend geknechteter Völker und selbst von der Uebersättigung im Genußreichthum schmerzlich ergriffen war, eine Geschichte, die uns die höchste Achtung einflößen muß, wenn wir Zeit und Oertlichkeit gebührend würdigen. Wir kennen Phöniciens Geschichte nur aus dem Munde seiner Feinde, Neider und Verderber, und dennoch erfahren wir durch diese inmitten der von Haß eingegebenen Urtheile oder mit beschränkter Ansicht aufgefaßten Thatsachen oft unwillkürliche Lobsprüche über verschiedene geistige Größen der Phönicier, deren jede einzelne hinreichend wäre, ein Volk unsterblich zu machen. Die Phönicier gaben vielen Ländern Europa's und Afrika's Bevölkerung und Kultur. In Hellas wie in Spanien, in Nord-Afrika wie auf den Inseln des mittelländischen Meeres waren ihre Niederlassungen der Kern für die Bildung weiter Strecken des Abendlandes; von ihnen forderten Könige ihre Baumeister und Schiffsführer; sie wagten zuerst die See bis in den großen Ocean zu beherrschen; sie waren die Erfinder aller kunstvollen Werkzeuge, des Glases, des Purpurs und so vieler anderer Dinge, daß es bei den Alten Gebrauch war, jede Arbeit dadurch zu rühmen, daß man ihr das epitheton ornans: sidonisch oder phönicisch beilegte. Auf einem sandigen und steinigen Boden von kaum 200 Quadratmeilen Größe zusammengedrängt, machten sie die Wüste zu einem Garten, in welchem nur die herrlichsten Städte die üppige Flur unterbrachen; an den unwirthbaren Küsten erhoben sich Häfen, in welchen alle Reichthümer der Welt aufgespeichert waren, in welchen Handelsflotten Schutz fanden, die Bernstein von den Ostseeküsten holten und die Erzeugnisse Indiens und Arabiens nach dem Abendlande führten; und nicht blos Kaufherren waren sie, welche nur den Mittler zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten geschickt zu machen wissen, ohne selber Hand an das Werk des Erzeugens zu legen, nein, sie waren die trefflichsten Künstler, erfindungsreichsten Meister und fleißigsten Arbeiter. Die Phönicier, von denen der Prophet Jesajas (der übrigens so wenig wie andere Propheten oder wie die Griechen gut auf sie zu sprechen ist) sagt, ihre Kaufleute seyen Fürsten und ihre Handelsherren, die Angesehenen der Erde, haben im Alterthume ihres Gleichen nicht; erst im spätesten Mittelalter werden sie zum Theil von den Venetianern erreicht und erst in der neueren Zeit von den Engländern übertroffen. Diese sind in Handel, Colonisation, Kunstfertigkeit, Fleiß und Geschick noch in viel höherem Maße das, was die Phönicier waren, und ist auch ihr Land größer und günstiger gelegen, und waren sie von jeher auch viel mächtiger an Menschenzahl, was Beides sie eher zu solcher Höhe bringen konnte, so darf man doch zu Gunsten der Engländer nicht vergessen, daß sie nicht nur bei rohen Völkern das volle Uebergewicht einer höheren Kultur geltend machen, sondern auch bei gleichgebildeten und selbst bei höher gebildeten, während die Phönicier in einer Welt von Rohheit sich bewegten und wirklich dem Verfalle entgegengingen, sobald sie an den gebildeteren Griechen Nebenbuhler im Handel erhielten.

Die Verfassung der Phönicier war in frühesten Zeiten schon eine beschränkt monarchische; später waren die einzelnen Städte föderirt, es waren Republiken mit Oligarchen an der Spitze, oder mit gewählten Richtern (Suffeten). Seemännischer Stolz, verbunden mit Krämersinn, führte zu Weiterungen, welche Stadt gegen Stadt bewaffneten und welche dem fremden Eroberer den Weg zeigten. Bei der Kleinheit des Landes und Volkes und bei der Lage zwischen neidischen Nachbarn und im Bereiche gieriger Eroberer, muß man sich aber nicht über den Untergang Phöniciens, sondern vielmehr über sein langes Bestehen wundern. Schon die Patriarchen kennen Sidon als eine reiche, seemächtige Stadt; die ältesten Griechen erzählen von den Wundern der phönicischen Künste, und sie lassen unter Anderem das hunderthorige Theben im fernen Oberägypten vom tyrischen Herkules erbaut seyn. Salomon läßt seinen berühmten Tempel von phönicischen Meistern bauen und schmücken, eben so wie er seine Schiffe von phönicischen Seefahrern führen läßt, was ihm, dem weisen Könige, gewiß keine Schande macht, da in neuester Zeit auch Rußland viele seiner Schiffe von Ausländern und Preußen sein einziges Schiff von einem Ausländer führen läßt. Auch der ägyptische König Necho bedient sich der Phönicier zur See und läßt unter Anderem von einem Hanno Afrika umschiffen. Erst im 8. Jahrhundert vor Chr. sollte die Verfassung und die Kriegführung der Phönicier auf die Probe gestellt werden. Es ist klar und die Geschichte der jüngsten Zeit beweist es unwiderleglich, daß diejenigen Staaten am mächtigsten und von längster Dauer sind, die am wenigsten Soldaten haben, d. h. die nicht den arbeitsfähigsten Theil ihrer Bevölkerung der Arbeit entziehen, um ihn in bewaffnetem Müßiggang auf Kosten des anderen Theils der Bevölkerung zu ernähren und zu ehren. Frankreich hat eine halbe Million Soldaten bei 33 Millionen Einwohnern und bezahlt täglich aus der Tasche der Steuerpflichtigen für diese halbe Million Menschen eine halbe Million Thaler. Daher kann es auch weder seine Grundsätze und Ehre, noch sein Land bei ernstem Angriff vertheidigen, weil es nie Geld für einen Krieg aufbringen kann, da der Friede allen Kredit verschlingt, und daher kann es nie eine Kriegs- und Handelsflotte zu Stande bringen, weil alle seine Einkünfte von der halben Million Landmüßiggänger verzehrt werden. England hat für sein ungeheures Weltreich von nahe an 200 Millionen Einwohnern kaum 100,000 englische Soldaten, und das englische Heer, die eingebornen Soldaten Indiens mitgerechnet, kostet verhältnißmäßig noch nicht den fünften Theil dessen, was die französische Armee kostet. Daher hat England Geld zu Flotten und Geld zum Aushalten eines Krieges. Mejiko hat viermal so viel Soldaten wie Nord-Amerika im Frieden, und doch, welche Figuren spielen beide Länder im jetzigen Kriege! Auch Phönicien hatte kein stehendes Heer, und deshalb erhielt es sich so lange gegen sonst unwiderstehliche Feinde. Als der neuassyrische Eroberer Salmanassar ganz Vorderasien überschwemmt hatte, kam er auch nach Phönicien. Eifersucht auf die Größe des tyrischen Glückes machte viele phönicische Städte zu Verräthern am gemeinsamen Vaterlande; sie ergaben sich nicht nur dem Salmanassar, sondern standen ihm bei und lieferten ihm Kriegsschiffe zur Bezwingung von Tyrus, ganz so, wie weiland deutsche Reichs- und Rheinbundfürsten beim Eindringen des Franzosenkaisers. Aber Tyrus lieferte den Feinden eine siegreiche Seeschlacht (die erste Seeschlacht, deren die Geschichte erwähnt) und hielt eine fünfjährige Belagerung der Assyrer standhaft aus. Der furchtbare Nebukadnezar belagerte dieses Tyrus 13 Jahre, und als er endlich stürmend in die Stadt drang, fand er sie leer, da sich die Einwohner auf eine naheliegende Insel gezogen hatten und dort Neu-Tyrus erbauten, das noch blühender als die Altstadt hervorwuchs. Der milde Eroberer Cyrus dagegen gewann die Phönicier für sich, die mehr seine Bundesgenossen als seine Unterthanen wurden und wahrscheinlich gegen die verhaßten, den Seehandel des Mittelmeeres an sich reißenden Griechen bereitwillig mit den Persern zogen, denen sie zur See die größten Dienste leisteten. Alexander von Macedonien, an der Spitze desjenigen Volkes, das alle andere Völker Barbaren nannte, war es vorbehalten, den barbarischen Akt der Zerstörung an einer Stadt zu vollbringen, an die sich eine solche Fülle alter Erinnerungen knüpfte, die vom Zauber künstlerischer Wohlthaten fürs Menschengeschlecht umflossen war und die wegen ihrer unvergleichlichen Verdienste um die Welt durch Erfindungen, Gewerbfleiß und Colonisation, ja endlich für die Tapferkeit, mit der sie sich sieben Monate lang vertheidigte, Schonung, Achtung verdient hätte von

einem Helden, der angeblich Kunst, Bildung und Tapferkeit so hoch zu schätzen verstand, von einem Mann, der zwei Jahre vorher in Theben das Haus Pindar's verschont hatte. Der klassisch gebildete Barbar aber erschlug einen Theil der tapferen Vertheidiger, führte einen größeren Theil gefangen fort, um sie als Sklaven zu verkaufen, und vernichtete Phönicien noch gründlicher durch die Anlegung Alexandriens, wohin sich nun unter dem Schutze griechischer Verfeinerung der Welthandel und die Industrie des Alterthums zog. Nimmer erholte sich das so glorreiche Volk seit dieser Zeit, und seine ungerathene Tochter Karthago, welche allen Handelsgeist Englands mit allen politischen Lastern Frankreichs in sich vereinigte, pflanzte durchaus den alten phönicischen Ruhm nicht fort. Die Karthager verhielten sich zum Mutterstaat wie Trödler und Krämer zu Kaufherren und Fabrikanten, und bei ihrem Kolonisiren gingen sie ganz so wie die heutigen Franzosen zu Werke. Phönicien hatte nach der Zerstörung von Tyrus aufgehört eine politische Rolle zu spielen, und als 140 Jahre später Hannibal auf seiner Flucht von Karthago dahin kam, hatte man nur noch so viel Kraft, den großen Landsmann anzuerkennen und zu feiern: aber der Landsmann konnte nicht daran denken, sein altes Mutterland aus der Erniedrigung zu erheben und darin gegen Rom, wie die Vorfahren gegen Alexander, zu kämpfen. Wohlthuend ist beim Anblick der Verlorenheit Sidons und Tyrus' noch die Erscheinung, daß noch in ihrem Verfalle zwei herrliche Dichter aus ihnen hervorgegangen. Antipater aus Sidon und Meleager von Tyrus gehören zu den lieblichsten Dichtern der griechischen Anthologie, deren Sammler der Letztere sogar gewesen seyn soll.

Und alle diese Pracht in der Geschichte der Phönicier, alle Herrlichkeiten ihres erfinderischen Geistes und ihrer schöpferischen Hand haben wir nur aus kleinen Bruchstücken in den Schriften ihrer Feinde und aus einzelnen, zweifelhaften Worten auf zweifelhaften Denkmälern erfahren können! Kein Blatt zusammenhängender Geschichte ist uns aus dem Sturm von Tyrus durch Alexander oder aus dem Brande von Karthago durch Scipio gerettet worden; ja kein einziges Denkmal wissenschaftlicher Abfassung, deren es doch so viele in beiden Städten gab, wurde von der mordbrennerischen Hand der griechischen und römischen Barbaren verschont; kein Stückchen Pergament, kein Röllchen Papyrus entging dem Zahne der Zeit. Unsere Kenntniß der phönicischen Geschichte ist aus einer mühsamen Vergleichung von beiläufig den Propheten entfallenen Sätzen und Worten über Sidon und Tyrus und aus zweideutigen, oft absichtlich entstellten Nachrichten der Griechen und Römer hervorgegangen, und endlich aus dürftigen, in der neuesten Zeit aufgefundenen Inschriften auf Steinen und Münzen.

Diese Inschriften, häufig auf Grabsteinen, sind, wie einzelne Blümlein auf das dunkle Grab der Geschichte des phönicischen Volkes von der Hand Klio's gepflanzt, meist erst im vorigen Jahrhundert entdeckt und gepflegt worden. Deutschland kann sich hier nicht den Ruhm vindiziren, als Entdecker und Gründer aufgetreten zu seyn, aber es hat in der neuesten Zeit durch den klaren und ordnenden Geist Gesenius' der Paläographie Phöniciens und Puniens so großes Licht zugewendet, daß es stolz neben England und Frankreich treten kann, obgleich es keinen Swinton und keinen Barthélemy hat. Gesenius hat seit 25 Jahren diesen Zweig der orientalischen Studien mit der größten Hingebung und mit innigster Vorliebe gepflegt *), und sein letztes öffentliches Wort auf dieser Erde war der phönicischen Paläographie gewidmet; aber der frühzeitige Tod überraschte ihn in der Mitte dieses Wortes, das nur zur Hälfte auf die Nachwelt gekommen. **)

Sollten nach dem oben Gesagten sich nicht viele Leser finden, die mit Theilnahme den neuesten Standpunkt dieser Literatur hören? Die folgende Zusammenstellung ist von einem französischen Gelehrten, der sich viel in diesem Fache beschäftigt hat und der mit eben so vieler Einsicht als Unparteilichkeit schreibt. Die doppelte Erklärung einer vor kurzem in Marseille aufgefundenen Inschrift verleiht außerdem dem Aufsatze besonderen Reiz.

In der Geschichte der paläographischen Untersuchungen dürfte schwerlich ein merkwürdigeres Kapitel seyn, als das, welches die schriftlichen Monumente der Phönicier und Karthager betrifft. Seit zwei Jahrhunderten sind so viele Anstrengungen gemacht worden, um zu befriedigender Auslegung dieser Denkmäler zu gelangen, und so viel Aufwand von Scharfsinn wurde oft für geringe Ergebnisse verloren, daß es nicht unnütz erscheint, den Gang dieses Studiums einfach darzustellen, eines Studiums, das zwar nicht immer von Lächerlichkeit frei war, aber doch verdient, daß man sich ein wenig bemühe, ihm den Ehrenplatz unter den Wissenschaften anzuweisen. In diesem Augenblick zu sagen, daß man sich mit der Entzifferung phönicischer und punischer Inschriften beschäftige, heißt beinahe, sich den Pfeilen des bittersten Spottes aussetzen, ich weiß dies; allein da Spöttereien mich nicht über die Maßen erschrecken, so ergebe ich mich ruhig, sie auszuhalten, um so ruhiger, als ich mich denselben in sehr guter Gesellschaft aussetze, in Gesellschaft der Barthélemy, der Swinton, der Bochart, der Sylvestre de Sacy, der Ackerblad, der Gesenius, der Quatremère, der Lanci, der Luynes und so vieler Anderer. Und giebt es denn Spöttereien, die einen Augenblick stärker wären als jene Genugthuung, welche dem aufbewahrt bleiben muß, dem es gelingt, einen Punkt im dunklen Gemälde der Völkergeschichte aufzuhellen? ***)

Wir haben einen alten Schriftsteller, dessen Worte von schwerem Gewichte sind, wenn es sich darum handelt, das Wesen der phönicischen Sprache festzustellen; es ist der heilige Augustinus, der, wie er selbst sagt, von punischer Abkunft war, und der im Schoße einer Bevölkerung lebte, die nichts Anderes als Punisch sprach. Er sagt unter Anderem: „Die hebräische und punische Sprache sind nicht sehr verschieden. Die Hebräer nannten Christum Messiah, und dies Wort findet sich wieder in der punischen Sprache, so wie eine große Zahl anderer Wörter, ja fast alle hebräische Wörter .... Tyrus und Sidon waren die Hauptstädte an der Seeküste Phöniciens; Karthago war eine ihrer Kolonieen, daher der Name der Einwohner, Poeni, welches nichts Anderes ist als Phoeni. Die Sprache, deren sie sich bedienten, war großentheils der hebräischen ähnlich." Priscian sagt ungefähr dasselbe: „Die punische Sprache, welche eine Schwestersprache des Chaldäischen, Hebräischen und Syrischen ist, hat gar kein genus neutrum." Endlich sagt Hieronymus: „Wir können uns nicht der hebräischen Sprache bedienen, wohl aber müssen wir die kanaanitische anwenden, die die Mitte zwischen der ägyptischen *) und hebräischen hält und größtentheils mit letzterer verschmolzen ist." So wie Augustinus versichert, daß seine Landsleute im nordwestlichen Afrika **), besonders die Bauern, nicht anders als punisch sprechen, so versichert Procopius, daß zu seiner Zeit, im 6. Jahrhundert, die Mauren von Libyen bis an die Säulen des Herkules nur phönicisch (Φοινίκων γλώσσῃ) sprechen. Dagegen sind die verschiedenen Behauptungen, daß sich in europäischen Ländern Spuren derselben Sprache finden, meist unbegründete Paradoxen. So haben z. B. irländische Schriftsteller behaupten wollen, ihre Landessprache sey ein verdorbenes Phönicisch. ***) Die Malteser sagen dasselbe von ihrem arabischen Patois. Auf meiner Reise habe ich mich selbst überzeugt, daß dieses vorgebliche Phönicische nichts ist als ein schrecklich verstümmeltes Arabisch, eben so wie ich mich überzeugte, daß die Bauern der auf der Insel zerstreuten casali Vulgär-Arabisch ganz gut verstehen. Aber in gewissen Eigennamen von Oertlichkeiten ist doch hier und da ein Ueberbleibsel vom Punischen. So findet sich in der Nähe des casale Krendi eine Anhöhe, die Dschebel-Chem (Berg des Chem) genannt wird und auf welcher man vor einigen Jahren eine phönicische Kapelle gefunden, die den Namen Alhedschar-Chem trägt (d. h. die Steine des Chem). Nun aber ist dieses Chem nichts Anderes als Chamon, welches Sonnengott, Baal, bedeutet und welches der höchste Gott der Phönicier war. Indessen ist von dem Daseyn eines einzigen Götternamen bis zum Daseyn eines ganzen Idioms noch sehr weit. †) Was Irland betrifft, so werden die Meinungen von Charles Vallancey, O'Connor, O'Brien und anderer Irländer, die dem ursprünglich celtischen Idiome ihres Landes einen phönicischen Ursprung geben wollen, nicht die geringste Ueberzeugung bei Gelehrten wecken, die vom Hange zum Wundersamen frei sind.

Von allen antiken Schriften, die zur Beleuchtung der phönicischen und punischen Literatur dienen könnten, ist nichts auf uns gekommen; wir wissen nur von ihnen durch Erwähnungen bei jüngeren Autoren. So ist der berühmteste, 12 Jahrhunderte vor Chr. lebende Historiograph der Phönicier, Sanchuniathon, uns nur bekannt durch das, was Porphyrius, Eusebius und Theodoret von ihm sagen, und die uns belehren, daß er ins Griechische durch Philo von Byblus übersetzt worden sey. Drei andere Historiker, Theodotus, Hypsikrates und Moschus, werden bei Tatian, Eusebius, Clemens von Alexandrien, Athenäus, Strabo und Josephus citirt; unglücklicherweise aber wissen wir nur die Namen, und auch diese nur unbestimmt, von ihren Werken gar nichts. Was die Literatur der Karthager betrifft, so ist es bekannt, daß die berühmten Richter und Feldherren dieses Volkes auch ausgezeichnete Schriftsteller waren, so z. B. Mago, Hamilkar, Hanno, Himilko, Hannibal und Hiempsal, der König von Numidien. Aber nur die griechische Uebersetzung des Periplus von Hanno ist uns erhalten, alles Andere, Original wie Uebersetzung, ist verloren. Unter solchen Umständen von Dürftigkeit der erhaltenen authentischen Dokumente mußten sich die Philologen nothwendig mit Eifer auf den winzigsten Fetzen von Sprachrest werfen, und sie haben es auch wirklich gethan.

Plautus in seiner Komödie Pönulus (Akt V, Sc. 1) legt einer seiner Personen zehn Verse in den Mund, die punisch sind, aber natürlich auf uns in lateinischen Lettern gekommen sind. Sechs andere Verse, welche dieser Tirade folgen, geben denselben Text in einem etwas abweichenden Idiom wieder, welches Gesenius, wie früher Bochart, für libysch-phönicisch hält. Wahrscheinlich wurde der doppelte Text zur Auswahl des Schauspielers gegeben,

---

*) Wer erzählt, er habe im Jahre 1833 Gesenius auf dem Krankenlager gefunden, und der sehr Leidende versicherte, daß ihm das Studium der phönicischen Inschriften das Leben versüße und ihn gesund machen werde.

**) Wir meinen die Rezension der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1842, Nr. 220 und 221, in welcher letzteren die auf viele Nummern berechnete Rezension abbricht, da der Todesengel dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen.

***) Traurig, wenn sich ein französischer Archäolog so entschuldigen muß, daß er es wagt, alte Inschriften zu erklären. In Deutschland ist es, trotz des wachsenden Materialismus, noch nicht so weit gekommen. Der Archäolog wird hier noch nicht ausgelacht, wohl aber viele Leute, die an ihn glauben.

*) Nach Gesenius' richtiger Emendation ist hier aramäisch statt ägyptisch zu lesen.

**) Er war bekanntlich Bischof von Hippona, dem heutigen Bona in der französischen Regentschaft Algier.

***) Schon im Jahre 1772 hat ein anonymer Irländer ein Buch geschrieben unter dem Titel: An essay on the antiquity of the irish language, being a collation of the irish with the punic language, with a preface, proving Ireland to be the Thule of the ancients etc. etc. Dieser ungenannte Irländer war vielleicht der erste, der solche Narrheit an den Mann bringen wollte, aber nicht der letzte, denn im Jahre 1830 behauptete ein anderer Irländer dasselbe, und zwischen 1772 und 1830 auch manche.

†) Der Name Chem beweist durchaus nichts für den phönicischen Ursprung, da er nur zufällig mit Chamon Aehnlichkeit hat; Alhedschar aber ist ganz arabisch. Und warum sollten nur zwei phönicische Wörter von der ganzen phönicischen Kultur auf Malta übrig geblieben seyn? Allerdings waren Phönicier und Karthager vor dem zweiten punischen Krieg häufig auf Malta; der Name der Insel: Melita, Zuflucht, Hafen, ist auch ganz hebräisch-phönicisch, aber das beweist noch nicht, daß die heutigen Einwohner und ihre Sprache mit dem phönicischen Volk und seiner Sprache verwandt sind. In Spanien waren die phönicisch-punischen Niederlassungen viel bleibender, und doch ist ihr Charakter durch spätere Einwohner ganz verwischt.

der nach eigenem Geschmacke, oder nach dem Geschmacke des Auditoriums, den einen oder den anderen recitirte. Man könnte eine ziemlich große Bibliothek bilden aus den Kommentaren, die zu dieser Stelle mit mehr oder weniger Glück geliefert worden sind. Während Manche darin reines Irländisch sehen wollten, erkannten wieder Andere, wie Joseph Scaliger und Samuel Petit, richtig die Analogie zwischen dem Punischen und Hebräischen. Aber man denke sich einen Text, den keiner von den Abschreibern verstanden und den sie nach einander mit lateinischen Lettern abschrieben, welche Fehler und Abweichungen mußten da entstehen! Bochart war der Erste, der sich der Wahrheit genähert. Bis auf ihn hatte man auch die lateinische Uebersetzung, welche Plautus selber der punischen Stelle beifügt, ganz vernachlässigt; Bochart zeigte, daß sie legitim sey. Vor einigen Jahren that Gesenius einige Schritte vorwärts in der Erklärung der Stelle, nachdem er alle Varianten aus den ältesten Handschriften gesammelt. Aber das letzte Wort ist noch nicht hierin gesprochen, denn nach Gesenius hat Doktor Judas einige Verbesserungen vorgelegt, und Herr Munk bereitet ein neues Studium für den Gegenstand vor. Hoffen wir, daß dieser sehr geschickte Orientalist nichts zu wünschen übrig lasse.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Aetherdämpfe in der Medizin, besonders in der Chirurgie.

(Schluß.)

Nachdem sich Jackson und Morton auf diese Weise von der empfindungslos machenden Eigenschaft der Aetherdämpfe vollständige Ueberzeugung verschafft hatten, kamen sie bei der Regierung um die Ertheilung eines Patents für ihre Entdeckung ein — was bei dem in England und noch mehr in Nord-Amerika allgemein herrschenden rein kommerziellen Speculationssinn, selbst in Betreff wissenschaftlicher Gegenstände, nicht so sehr befremdend erscheinen darf, als es bei uns zu Lande sich ausnehmen würde — und erhielten auch sofort die Gewährung ihres Gesuches. Da aber unsere an schnellen Communicationsmitteln so reiche Zeit aller Privilegien spottet, so wird es uns nicht wundern, daß die Nachricht von der merkwürdigen Eigenschaft des Aethers durch Briefe und Zeitungen von Boston aus nach anderen Städten in Nord-Amerika und bald auch nach England und Frankreich, noch bevor Morton in London einen Mann mit dem Auftrage versehen konnte, in seinem Namen dem Patent auch für ganz England Geltung zu verschaffen, gelangte. In einer vielgelesenen englischen Zeitschrift für Medizin — The Lancet — erhob sich eine heftige Debatte darüber, ob man überhaupt von der Regierung verlangen kann, eine solche Entdeckung zu patentiren.

Wie sich aber in der physischen und moralischen Welt alle Einseitigkeit und Schroffheit dadurch zu rächen strebt, daß sie in ihrem unmittelbaren Gefolge wiederum Ungerechtigkeit und Engherzigkeit erzeugt und dadurch gleichsam jene auszugleichen und aufzuheben sucht, so geschah es auch hier im Kleinen bei den patentirten Aetherdämpfen. Die Hospital-Aerzte in den nordamerikanischen Freistaaten, in gerechtem Unmuth über das kaufmännische Verfahren der beiden Entdecker, namentlich Morton's, fingen an, die Erfolge der Aetherdämpfe zu verkleinern, sie oft ganz in Abrede zu stellen und namentlich die angeblich großen Nachtheile hervorzuheben, welche mit ihnen verbunden seyn sollten. Während so die junge Entdeckung in Boston, wo sie das Licht der Welt erblickt, und in New-York, also in ihrem eigentlichen Vaterlande, mit vielen Hindernissen zu kämpfen anfing, wandte sich Jackson an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, an welche er durch Vermittelung des berühmten Geologen Elie de Beaumont unter dem 13. November v. J. einen Brief richtete, worin er sie ersuchte, eine Kommission zur Prüfung des von ihm entdeckten Mittels, die Schmerzen bei Operirten zu vermindern, zu ernennen. Zugleich beschrieb er darin die Art und Weise, wie er die Aetherdämpfe bereiten und einziehen läßt. In der dritten diesjährigen Sitzung der Akademie *) kam dieser Gegenstand zur Sprache. Die beiden ausgezeichneten Operateure Roux am Hôtel Dieu und Velpeau am Hôpital de la charité hatten bereits, auf Zeitungsberichte und briefliche Aufforderungen hin, Versuche mit dem Aether angestellt, die aber so ungünstig ausfielen, daß sie bei dieser Gelegenheit in der Akademie der Wissenschaften und der Medizin kein Bedenken trugen, die neue Entdeckung als unerheblich, zwecklos, selbst als gefahrdrohend zu schildern. Unterdessen wurde in den verschiedenen Anstalten Englands, namentlich in Guy's Hospital, St. George's und Kings College Hospital in London, Dublin, Bristol, Birmingham von bewährten und glaubenswürdigen Chirurgen, wie Robert Liston, Fergusson, Fairbrother, so wie später in Belgien und Deutschland, namentlich in München, Erlangen, Wien, Leipzig, Berlin und anderen Orten, wo die Einathmung der Aetherdämpfe bei Kranken und bei Gesunden stattfand, ein so glücklicher und entschieden günstiger, obgleich nach den verschiedenen Individualitäten und Methoden nicht durchweg konstant bleibender Erfolg herbeigeführt, daß man hiermit die Bedenken und Einwendungen jener beiden berühmten veteranen Chorführer in der operativen Chirurgie Frankreichs nicht in Harmonie bringen konnte. Da klärte es sich mit einemMale auf, daß die Schuld der ersten Mißverständnisse in Paris zunächst daran lag, daß man bei den ersten Versuchen eines entsprechenden Apparates zur Entwickelung und Einathmung des Aetherdunstes entbehrte, von dessen zweckmäßiger Einrichtung, wie man jetzt erfahren, das Gelingen der Versuche vorzüglich abhängt, und wie, wenn man heilige Zustände mit profanen vergleichen darf, aus dem Saulus im N. T. ein Paulus wurde, so wurden auch jene beiden Koryphäen der Pariser Wundärzte bald bekehrt und zu solchen Vertheidigern der Aethereinathmung, daß Velpeau keinen Anstand nahm, in der fünften Sitzung der Akademie der Wissenschaften *) öffentlich zu erklären, daß er, der vor kurzem noch an der Wirkung des Aethers gezweifelt hatte, nunmehr dieselbe für eine große Sache, für eine Hauptentdeckung, die für die Zukunft von der größten Wichtigkeit sey („une découverte capitale et destinée à un immense avenir"), halte. Allein sie sollte noch einen neuen und gewichtigen Gegner im Schoße der Akademie finden und widerlegen. Magendie, einer der ersten physiologischen Experimentatoren in Europa, Magendie, „der Tausende von Kaninchen und Hunden und Milliarden von Fröschen seit Jahren auf dem Altar des Experiments zum Vortheil der Wissenschaft mit so vielem Erfolg Jahr aus, Jahr ein opfert", tadelte die Jacksonsche Entdeckung als eine grausame und unmoralische Handlung an den Patienten. Er sagte **): „Die Wirkung des Aethers ist eine Art Rausch, ähnlich dem des Alkohols; ihr entwürdigt also eure Kranken, indem ihr sie zu Trunkenbolden macht; ich würde mich nie entschließen, mich zu diesen Versuchen herzugeben. Ihr macht eure Experimente an leidenden Menschen, ohne daß ihr die möglicherweise entstehenden nachtheiligen Folgen des Aetherrausches genau kennt, abgesehen davon, daß es unstatthaft ist, an Menschen zu experimentiren; denn ich selber, ich habe stets blos mit Thieren Experimente angestellt." Magendie hob auch den Mißbrauch hervor, der mit dem Aetherrausch bei jungen unerfahrenen Personen getrieben werden könnte. Er wurde in allen seinen heftigen Angriffen von mehreren Mitgliedern der Akademie, namentlich von Velpeau ***), gründlich widerlegt. Die Medizin kann überhaupt der Experimente nicht entbehren, namentlich bei unvorhergesehenen, außerordentlichen Krankheiten oder bei Mitteln, die von hoher Bedeutung für sie zu werden versprechen. Auch haben derlei Versuche, da sie stets mit der nöthigen Vorsicht angestellt werden, noch nie einen erheblichen Nachtheil erzeugt. Was den angedeuteten Mißbrauch betrifft, so könnte man mit demselben Rechte das Messer des Operateurs, ja das Barbiermesser deshalb perhorresziren, weil man sie auch zu tödtlichen Verwundungen anwenden könnte; in diesem Betracht müßte man die Erfindung der Rasirmesser als verderblich ansehen. Was endlich die Experimente an Thieren betrifft, so hat der Präsident der königlichen Akademie der Medizin in Paris, Flourens, durch Vivisectionen an Fröschen und Kaninchen bewiesen, daß die Einathmung des Aethers bei ihnen eine vollständige Empfindungslosigkeit erzeugt, wie dieses an Hunden und Pferden anderwärts sich ebenfalls bestätigte.

Dieser Zustand der Empfindungslosigkeit, den wir selbst in mehrfachen Versuchen erfahren haben, ist ein ganz eigenthümlicher. Versucht man, den flüchtig gewordenen und mit atmosphärischer Luft gemischten Aether durch die Lungen ins Blut aufzunehmen, und beobachtet man aufmerksam die Wirkungen, welche derselbe, auf diese Weise dem Organismus einverleibt, erzeugt, so bemerkt man, daß zunächst ein Gefühl von Heiterkeit sich des Gemüthes bemächtigt; man wird redselig und lachlustig, zuweilen zwar auch trübe und ängstlich gestimmt; die Eigenschwere der Glieder verschwindet, und man glaubt in der That in der Luft zu schweben. Die Verschiedenheit der Stimmungen scheint von der Individualität des Charakters und der jedesmaligen Gemüthsverfassung abzuhängen, und auch hierbei bewährt sich der bekannte Kernspruch der Talmudisten, daß man an drei Dingen den wahren Charakter des Menschen erkenne, im Zorn, Rausch und in Geldangelegenheiten, und wie der Wein überhaupt, schon nach Homer's Bemerkung, das Herz des Menschen erschließt, so wird auch im Aetherrausch, der in der That viel ätherischer und materieller als der des Weines ist, die Verschiedenheit der Charaktere, freilich blos in flüchtigen Schattirungen, sich leicht erkennen lassen. Dabei wird zu gleicher Zeit das Gehör etwas undeutlich, die noch vernommenen Laute klingen wie aus hohlen, leeren Räumen kommend, vor die Augen tritt Nebel und Dunkelheit, man fängt an, gierig den Aetherdampf und mit Hast einzuziehen, dabei bleibt man aber im vollen Selbstbewußtseyn, Gesicht und Gehör sind nicht abolirt und das Tastgefühl nicht beeinträchtigt. Allein gerade hier im Tastsinn tritt, vermuthlich in Folge des Rausches, ein Gefühl von Einschlummern der Hautnerven auf, und dieses steigert sich unter prickelnder Empfindung nach und nach bis zu dem Grade, daß starkes Drücken auf die Haut der Hand, Kneipen, Stechen, Brennen gar nicht mehr empfunden wird; man fühlt zwar, daß man gestochen wird, aber es verursacht durchaus keinen Schmerz. Bei voller Narkose durch Aether wird man der Außenwelt ganz entrückt, man tritt in eine eigenartige innere Welt ein, beginnt eine Art von Traumleben, das entweder ganz und gar idealer Natur ist, oder mit dem man die Außenwelt oft auf komische und burleske Weise verwebt, worin man aber nur so lange verweilt, bis die Wirkung des Aethers in 2—3 Minuten vorüber ist, wo man dann, meist rasch, selten nur langsam und allmälig, zu seinem größten Aerger dem früheren Zustand zurück gegeben wird. Vollkommen erwacht und zu sich selbst gekommen, behält man nur eine dunkle und ungenaue Erinnerung an die Traumwelt im Gedächtnisse zurück, und nach einer rasch verfliegenden und kaum belästigenden Andeutung von allgemeiner Unbehaglichkeit, von einiger Leere und Wüste im Kopfe, ist man völlig und ohne weitere Störung dem gesunden Wohlbefinden wiedergegeben und die früheren, sey es angenehmen, sey es unangenehmen Empfindungen sind spurlos verschwunden. Uns schien es jedesmal, daß die Zeit von 8—10

*) Comptes rendus hebdomad. des séances de l'Academie des Sciences, T. XXIV, No. 3. p. 74.

*) Ibid. No. 5. 1 Février 1847. p. 133.

**) Ib. p. 135.

***) Comptes rendus. 1 Février 1847. p. 138.

Minuten, die die ganze Aetherinhalation währte, eine viel längere Dauer gehabt haben müsse, als es in der That der Fall war.

Während des Zustandes der vollkommenen Empfindungslosigkeit gegen sonst sehr schmerzhafte Verwundungen scheint es, als ob die alte Fabel vom Strome der Lethe in Bezug auf das Gefühl in Erfüllung gehe. Denn es wurden bei Kranken in diesem Zustande die empfindlichsten Operationen vorgenommen, ohne daß sie sich später eines Schmerzes dabei zu erinnern im Stande gewesen wären, obgleich viele Kranke während der Operation selbst, im unbewußten Zustande, gleichsam automatische Bewegungen ausführten, um das den vermeintlichen Schmerz verursachende Instrument von sich abzuwehren. So griffen mehrere Personen, bei denen in ätherisch-berauschtem Zustande z. B. Zähne ausgezogen wurden, unwillkürlich nach dem Zahnschlüssel, ohne daß sie später von diesen Bewegungen ihrer Hände etwas gewußt haben.

Es sind nun in letzter Zeit eine so große Masse von glücklichen und vollkommen befriedigenden Versuchen mit der Einathmung von Aetherdämpfen an den verschiedensten Kranken, bei den mannigfaltigsten chirurgischen Operationen, bei gesunden Menschen, so wie endlich bei Thieren, vorgenommen worden, daß wir kühn behaupten können, der Aether wird für alle Zukunft die hohe Bedeutung und den unberechenbaren Vortheil für die Chirurgie beibehalten, welche man ihm schon jenseits des Meeres beigelegt; ja mit der nächsten Zeit dürften seine Wirkungen noch weit ausgedehnter und segensreicher werden — wenn man sich gleich auf der anderen Seite nicht verhehlen darf, daß es zu jeder Zeit und allen Orts Individuen geben wird, welche, sey es aus Idiosynkrasie, angeborener Abneigung gegen den Geruch ätherischer und weingeistiger Flüssigkeiten, sey es aus Nervenschwäche, somit aus rein individuellen Gründen, sich ungünstig dagegen verhalten werden und zu den sogenannten réfractaires, wie die Franzosen sie nennen, gezählt werden müssen. Jedenfalls aber kommen wir wieder auf den Anfang unserer Betrachtung zurück, daß, wenn von den drei großen Entdeckungen des vorigen Jahres die Auffindung des Neptun durch Le Verrier die Bewunderung aller Astronomen, die Erfindung der Schießbaumwolle die aller Militairs und Staatsmänner sich erworben haben, die Jacksonsche Entdeckung der gegen Schmerzen empfindungslos machenden Kraft der Aetherdämpfe bei allen Leidenden, die, um sich von ihren Uebeln zu befreien, keinen anderen Weg haben, als dem Messer des Operateurs oder dem Instrumente des Wundarztes sich zu unterwerfen, im ewigen segensreichen Andenken sich erhalten wird. Dr. Bergson.

England.

Uebersetzungs-Literatur.

Bei der Fluth ephemerer Unterhaltungsschriften, die in Uebersetzungs-Fabriken geistlos verarbeitet und auf unsere Büchermärkte gebracht werden, ist es den Freunden werthvoller Literatur gewiß angenehm, zu erfahren, daß binnen kurzem eine gewählte und höchst gelungene Uebertragung der reichen Schätze altenglischer Poesie in deutschem Verlage erscheinen wird. Das verdienstliche Unternehmen geht von einem jungen Schriftsteller aus, dessen Feder sich bereits in Originalschöpfungen als geistreich und poesiegeweiht bewährt hat; es ist der Freiherr Gisbert von Vinke, der bis jetzt in unserer Nachbarstadt Potsdam seinen Wohnsitz genommen, von Geburt aber ein Westfale ist. Wenn wir nicht irren, hat er auch unter dem Pseudonym Fringilla (Finke) sich mit Glück in der politischen Poesie versucht. Sein neuestes Werkchen „Rubin" soll auch an dieses Gebiet streifen. Dem Vernehmen nach war der Dichter vor einiger Zeit in England und Schottland, wo er die interessantesten Stücke altenglischer Poesie zu sammeln sich bestrebt haben soll. Unser Berichterstatter war nicht autorisirt, schon jetzt eine Angabe des Inhalts zu veranlassen, indessen brachte uns der Zufall in Besitz eines der englischen Originale, das wir als Probe hier mittheilen, indem wir versuchsweise eine Uebersetzung beifügen:

Queen of my soul.
Rizzio's last song.

Queen of my soul, whose starlike eyes
Are all the light I feel;
Whose voice in sweetest melodies
Can love or pardon speak.
I bow me to my love's controul,
Queen of my soul!
Mary, Mary, queen of my soul!

The mountains of thy native shore
Are cold and dim and grey;
Ah, linger midst their clouds no more,
My home is far away,
Where Italy's blue waters roll,
Queen of my soul!
Mary, Mary, queen of my soul!

The perfum'd rose for thee is twin'd,
The lute awakes its strain,
There shall the withering northern wind
Steal all thy sweets in vain;
No, fly beyond thy fate's controul,
Queen of my soul!
Mary, Mary, queen of my soul!

Rizzio's letztes Lied.

Dein Sternenblick ist all mein Licht,
O, Kön'gin meiner Seele!
Von Lieb' und Gnad' ertönt Dein Mund,
So süß wie Philomele.
Mich beug' ich dem Befehle,
O, Kön'gin meiner Seele!
Maria, Seelenkönigin!

Die Berg' an Deinem Heimatstrand
Sind kalt und nebelgrau;
O, weil' nicht in dem Wolkenland. —
Italiens Seen, so blau,
Mein fernes Vaterland erwähle,
O, Kön'gin meiner Seele!
Maria, Seelenkönigin!

Die Rosen Dir gewunden sind,
Für Dich die Laute tönt,
Dort kann nicht rauben Nordlandswind
Die Huld, die Dich verschönt.
Entflieh', auf Schicksals Gunst nicht zähle,
O, Kön'gin meiner Seele!
Maria, Seelenkönigin!

Mannigfaltiges.

— Fichte in Nord-Amerika. Die im vorigen Jahre in England erschienene kleine Schrift von William Smith: Memoir of Johann Gottlieb Fichte ist kürzlich auch in Nord-Amerika „republizirt" (vulgo: „nachgedruckt"), dabei aber mit einer neuen Vorrede ausgestattet worden.*) In der letzteren spricht der amerikanische Herausgeber den Wunsch aus, daß die Schriften Fichte's bald in den Vereinigten Staaten einheimisch gemacht werden möchten, „weil sie uns wesentlich in der Lösung vieler schwebenden Fragen, die jetzt an unserem Horizont erscheinen, unterstützen könnten."

— Uebervölkerung in den Städten Nord-Amerika's. Das Repräsentantenhaus in Washington hat vor kurzem bekanntlich ein Gesetz sanctionirt, durch welches der Einwanderung von Proletariern aus Europa Schranken gesetzt werden sollen. Es haben ihm dabei Aktenstücke vorgelegen, aus denen allerdings hervorgeht, daß der Pauperismus in den vergleichsweise noch so jungen Städten der Republik schon eben so und mitunter in noch stärkerem Maße um sich gegriffen, als in den Staaten des alten Europa. Die Stadt Boston z. B. hat in den letzten zehn Jahren so sehr an Bevölkerung zugenommen, daß der Preis des Grundes und Bodens in dem auf den Umkreis einer kleiner Insel (Shawmut) beschränkten Weichbilde der Stadt und in Folge dessen der Häuser- und Miethwerth eine für die arbeitende Bevölkerung unerschwingliche Höhe erreicht hat. Im Durchschnitte kommen dort 17 Einwohner auf jedes kleine, nach englischer Art nur für das Bedürfniß einer Familie erbaute Privathaus, so daß auf jeden einzelnen Bewohner nicht mehr als sieben Quadrat-Ellen des Grundes und Bodens zu rechnen sind. Im vorigen Jahre ist dort ein Verein zusammengetreten, zu dem Zwecke der Erbauung gesunderer Wohnhäuser für die Armen. Dieser hat einen Bericht drucken lassen, in welchem als Resultat angestellter Untersuchungen folgende Thatsachen hervorgehoben sind:

„1) daß die gegenwärtige Bevölkerung der „ersten Section" von Boston fast eben so dicht ist, als die der übervölkertsten Stadttheile von London; 2) daß die Anzahl der auf jedes Haus durchschnittlich kommenden Einwohner hier noch größer ist, als in den vornehmsten Handels- und Fabrikstädten Englands; 3) daß die Vertheilung der Bevölkerung in der Stadt Boston furchtbar ungleich, so daß einige bereits überfüllte Sectionen immer noch nicht das Maximum erreicht zu haben scheinen, da ein beständiger Zuzug stattfindet; 4) daß das Verhältniß der Todesfälle unter den Kindern fortwährend zunimmt, die durchschnittliche Lebensdauer aller Einwohner dagegen im Abnehmen ist; 5) daß die Sterblichkeit der Kinder unter den Katholiken der Stadt größer, als bei der Gesammtbevölkerung, und eben so auch die durchschnittliche Lebensdauer unter ihnen viel kleiner (wahrscheinlich besteht ein großer Theil dieser Katholiken aus eingewanderten Irländern); 6) daß die durchschnittliche Lebensdauer in Boston kleiner ist, als in London oder in Irland, und nur sehr wenig größer als in Liverpool, wo in England die größte Sterblichkeit herrscht; 7) daß die durchschnittliche Lebensdauer unter den Katholiken von Boston geringer ist, als unter den Fabrikarbeitern und Handwerkern in den großen Handels- und Fabrikstädten Englands."

Weiter wird in dem Berichte dargethan, wie dieser physische Zustand der Bevölkerung nothwendig auch auf deren moralisches Wohlseyn einen nachtheiligen Einfluß üben müsse, und wie die Zahl der Verbrechen, gleich der der Laster, in demselben Verhältnisse steige, als der Schmutz in den Wohnungen zunehme. Deshalb wird es als eines der dringendsten Bedürfnisse dargestellt, in der Nähe der Stadt große neue Viertel zu erbauen, die, nur für die ärmere Bevölkerung bestimmt, zu niedrigen Preisen an dieselbe vermiethet werden sollen und gleichwohl noch eine verhältnißmäßige Rente für das darauf verwandte Kapital gewähren würden. Es ist dies eine Aufgabe, welche auch die übervölkerten Städte Europa's sich stellen müßten, und wir würden sie zunächst der Erwägung der nach langer Verzögerung nunmehr doch noch zu Stande kommenden Central- und Lokal-Vereine in Preußen empfehlen.

*) Boston, James Munroe & Co., 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Dienstag den 9. März 1847.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

I. Der Sklavenhandel.*)

An der Ostküste Afrika's, ungefähr unter dem 7ten Grad südlicher Breite, liegt eine große Insel — Zansibar. Das Land ist fast wüst. Die sonst so reiche, tropische Vegetation erscheint dort nur selten, und zwar in großer Entfernung von der Küste. Die Gegend wird nicht, wie bei anderen Inseln dieses Himmelsstriches, vom Meeresstrande ab bergig. Fast überall flach, bleibt sie den heißen Sonnenstrahlen beständig ausgesetzt. Wenige Dattelbäume zeigen sich hier und da, ohne Schatten gewähren zu können.

Nichtsdestoweniger ist Zansibar von den aus Mascate zuletzt auf Eroberung ausgewanderten arabischen Stämmen anderen herrlichen Gegenden als Hauptsitz vorgezogen worden. Viele Ländereien, die alle Naturschönheiten darboten, welche Bernardin de St. Pierre's phantasiereiche Einbildungskraft in den Kolonieen darstellt, wurden Zansibar's wegen vernachlässigt.

Woher diese der traurigen Oede ertheilte Bevorzugung? Wäre sie dem Zufall zuzuschreiben, der die planlosen Seefahrer erst nach Osten getrieben hätte, statt sie etwas weiter nach Westen zu führen? Konnte sie aus Gewohnheit entstanden seyn oder in der den südländischen Bewohnern eigenthümlichen Trägheit ihren Grund haben? Wie ist also der Andrang so vieler nach Zansibar kommenden Araber zu erklären, nachdem neuere und angenehmere Besitzungen bereits erobert waren?

Der Araber handelt nie ohne Grund. Scharf ist sein Verstand, richtig sein Sinn in Beurtheilung der ihm zusagenden Lebensverhältnisse. — Eine Staats-Absicht, ein Staats-Vortheil, ein bewährtes Lucrum für die Regierung Zansibars, so wie für jeden einzelnen Unterthan, erklärt also am besten dies Beharren.

Vom festen Lande durch einen kaum ein paar Meilen breiten Kanal getrennt, stellte die Insel eine Art Festung dar, aus welcher die Krieger alljährlich mehrere Male nach dem Kontinent hinüberrückten und in welche sie sich zurückzogen, wenn es Noth that.

Rache, Eroberungs- oder Verwüstungssucht bestimmten nicht ihre Züge. Sie gingen lediglich auf einen eigenthümlichen Fang aus, bei welchem es ihnen wirklich wichtig war, sich mit der Beute bald in Sicherheit zu begeben.

Sehr kostbar mußte übrigens der Fang seyn, der auf so verschiedene Weise mehrere hunderttausend Menschen (Zansibar soll 3—400,000 Einwohner haben) in schlechten Wohnsitzen, bei wenig fruchtbaren Feldern anzog.

Die Ländereien, die Diamanten enthalten, sind — wie man sagt — immer von traurigem Aussehen, ungesunder Lage, unergiebiger Production. Verstand und Gesundheit, zugleich den Hungertod, wagt der Mensch, der sich dort ansiedelt. Dessenungeachtet ziehen Schaaren hin, um sich habsüchtig niederzulassen. Mit den ärgsten Entbehrungen kämpfen sie unermüdet. Erst dann, wenn ihr Zweck erreicht ist, wenn ihre Gier nach unermeßlichem Reichthum gesättigt worden, ziehen sie fort.

Nicht Perlen, nicht Diamanten fanden Zansibar's Bürger auf Afrika's festem Lande. Die Schätze, denen sie nachspürten, waren indeß für sie von gleichem Werthe. Sie suchten Sklaven. Und in der That, wenn ihr Trachten auch kein edles war, so liefen sie deshalb doch der Schicksalsgöttin nicht vergebens nach.

Welches ist für den Kaufmann — vom christlich-gesetzlichen und sittlich-menschlichen Standpunkte abstrahirt — die billigste Waare? — Ist es diejenige, welche er, mit Gewißheit des vortheilhaften Wiederverkaufs, gegen einen sehr mäßigen Preis erhalten kann? Ist es die, welche er, bei gleichen Aussichten, nur die Mühe hat, zu nehmen oder zu fangen? — Es ist unstreitig letztere, — zumal wenn die auf solche Art erhaltene Waare so gesucht wird, daß ihr durch Konkurrenz erhöhter Preis tausendfach die Mühe und Gefahr des Erwerbes lohnt.

Bis zu dem Augenblicke des Beginnens unserer Geschichte war dies mit dem Sklavenhandel der Fall.

Deshalb begnügten sich die Zansibarer nicht, selbst Krieg zu führen. Sie hatten außerdem mit einigen ihnen unterwürfig gewordenen afrikanischen Stämmen des Kontinents Verträge geschlossen, nach welchen diese sich verpflichteten, der Regierung der Insel nach Bedürfniß Gefangene zu liefern. In dieser Angelegenheit unternahmen die Verbündeten Zansibars regelmäßige Streifzüge nach dem Innern des Landes. Gut bewaffnet und zahlreich, kamen sie nie ohne ergiebige Resultate zurück. Oft geschah es, daß die Anzahl der Eroberten die Lieferungs-Bedürfnisse übertraf. Einem solchen Uebel abzuhelfen, bediente man sich dann des, nach afrikanischen Ideen, einfachsten Mittels der Welt: die übriggebliebenen Sklaven wurden von ihren bisherigen Wächtern und Depositaren — aufgegessen.

Es war solch ein Mahl stets die Veranlassung zu großen Festlichkeiten, zu Tänzen, die Tage und Nächte lang dauerten, zu Ausschweifungen aller Art, welche durch die Beiträge der europäischen Händler an Arrack und Rum nicht wenig befördert wurden. — Die an den Opfern des Festes verübten Grausamkeiten verursachten aber den Hauptjubel. Von den um sie herumspringenden Tänzern empfingen sie, nach der Reihe, allmälig und langsam, den Tod. Ein jeder der Gäste hatte danach zu trachten, den an den Marterpfahl gebundenen Leidenden mit der Lanze, dem Dolche oder der Axt, zwar schmerzhaft, jedoch nicht tödtlich, geschickt zu treffen.

Mögen nun die Gegner der Philanthropie behaupten, daß das Aufhören des Sklavenhandels dergleichen Grausamkeiten vermehrt hat, daß nun alle Kriegsgefangene Afrika's auf diese Weise geopfert werden, während früher eine Menge derselben durch den Kauf der Europäer gerettet wurde, — diese Behauptung ist nicht allein ungegründet, sondern jedem Menschlichkeitssinn und der Logik zuwider. Eben so thöricht ist die Berechnung, nach welcher man, seit Abschaffung des Sklavenhandels, aus den Knochen der in Afrika aufgezehrten Besiegten einen Damm erbauen könnte, der die Erde umfassen würde. Durch Aufhebung des Sklavenhandels ist die Hauptveranlassung zu den Kriegen der Schwarzen unter einander aufgehoben worden. Daß die Kriege selbst nicht auf einmal wegfallen werden, daß jede Streitfrage zwischen rohen Völkern zugleich mit dem Sklavenhandel nicht verschwinden wird, ist eine Folgerung, die jedem Verständigen von selbst einleuchtet. Das Problem des allgemeinen Friedens wird ja in Europa, von civilisirten Nationen, erst seit 30 Jahren, und zwar nicht ohne Ausnahme, durchgeführt. Wie konnte man vor Jahrhunderten ein solches Resultat von Schwarzen fordern? Es ist genug, daß mit dem Verbote des Sklavenhandels sich ihre Kriegslust schon gewaltig gelegt hat, wie dies aus dem jetzigen Treiben der größten damaligen Sklavenhändler, der Zansibarer, sich ergiebt, die sich jetzt meistens mit Schifffahrt und Handel beschäftigen; die ihre Datteln, ihren Gummi, auch Produkte des Kontinents, nach den benachbarten Inseln und nach den verschiedenen Theilen der Staaten des Imam befördern; die sich sogar öfter in den Gegenden von Mauritius und Bourbon mit erlaubter Waare zeigen. — Hätten übrigens die Philanthropen nur den Zweck erreicht, die Christenheit dem abscheulichen Verbrechen des Menschen-Verkaufs zu entfremden und die ganze Verantwortlichkeit dieser greulichen Sünde also, vor Gott und der Welt, den Afrikanern aufzubürden, — so wäre dadurch schon der Ehre und der Moralität Europa's ein unermeßlicher Dienst geleistet worden.

Als der Sklavenhandel durch Englands Schiffe streng verfolgt zu werden anfing, nahmen, vielleicht aus Zwang, andere Nationen, — die sich über die Emancipation selbst noch nicht erklären wollten, — doch das Prinzip an, das zu dieser endlich führt. Die Franzosen hätten sich namentlich geschämt, von Amts wegen weniger menschlich zu erscheinen, als die Engländer. Deshalb sah man bald an der Küste Afrika's, im indischen Meere sowohl als im Ocean, französische Kriegsschiffe. Ob sie anfangs ihre Pflicht streng erfüllten, ist eine Frage, die man dahingestellt lassen kann. Nach der definitiven Promulgation des Abschaffungs-Traktats wurde jedoch die Gegenwart der Geschwader den Negerhändlern ein reelles Hinderniß. Die Sklavenschiffe mußten von nun an ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. Der

*) Verfasser der anziehenden Skizzen, von welchen hier die erste folgt, ist Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, der sich zu wissenschaftlichen Zwecken längere Zeit auf der Insel Bourbon und in anderen überseeischen Kolonieen befunden und der daher die Zustände des Sklavenwesens aus eigener Anschauung auf das genaueste kennt. Es bilden diese Skizzen zugleich Episoden eines größeren Werkes, mit dessen Vollendung der Verf. beschäftigt ist und das die Sklaverei in den Kolonieen vor dem J. 1830, so wie die seitdem eingetretenen Veränderungen, darstellt. Es beruht dieses Werk, obwohl der Verf. es nicht als ein rein historisches will gelten lassen, doch fast überall auf Thatsachen, denen nur hier und da eine romantische Ausschmückung gegeben ist, so daß es nicht minder belehrend, als unterhaltend seyn wird. Herr Oelsner-Monmerqué ist übrigens, wie sein Name, Deutscher und Franzose zugleich. In Paris, als der Sohn des im J. 1828 verstorbenen berühmten Publizisten und preußischen Diplomaten Oelsner, geboren, hat er natürlich seine Ansprüche auf deutsche Nationalität und Bildung nicht aufgeben wollen, wie denn auch die nachfolgenden Darstellungen ein ehrendes Zeugniß dafür abgeben.

D. R.

Handel, — der durch das stets wiederkehrende Bedürfniß an Schwarzen und durch die unleugbare Schwierigkeit, sich welche zu verschaffen, für die Fracht-Unternehmer gefährlicher, indeß auch einträglicher geworden war, — hörte auf, den ersten Lieferanten, den Negerfängern, die frühere glänzende Einnahme zu gewähren. Die durch den freien Verkehr einst herbeigeführte Konkurrenz existirte fast nicht mehr. Die Kriege lieferten jedesmal einen solchen Ueberfluß an Gefangenen, daß dieser gewaltige Speisevorrath Ekel einflößte. Der Wohlstand, den das Geld und die Tauschwaaren der Europäer verbreitet hatten, drohte zu verschwinden. In Zansibar vorzüglich war die Angst groß. Um so größer war aber die Freude, wenn ein Schiff, das den Kreuzern entgangen war, sich am Horizont zeigte.

Im Jahre 1829, an einem ruhigen Abend, Ende Novembers, — wenn die Nachthelle einer förmlichen Tageshelle gleicht, so daß man von der Küste aus die Gegenstände seewärts weit hinaus unterscheiden kann, — erblickten die auf Zansibar's Wachtthurm gestellten Soldaten ein Segel in der Ferne. Das englisch-französische Geschwader hatte sich des Morgens nach Norden entfernt, um verdächtige Fahrzeuge zu verfolgen. Das sich zeigende Schiff kam aus Süden. Unstreitig war es ein Freund; je mehr es sich näherte, desto mehr konnte man einen schlanken Bau, ein hohes Segelwerk erkennen. Bald gab es keinen Zweifel mehr. Es war das in Zansibar wohlbekannte Negerschiff „Satan".

Dem „Satan" waren alle Lieferanten hold. Schön und groß, 500 starke Lasten haltend, vermochte es, durch die geschickte Erfindungs-Gabe und Neger-Praxis seines Supercargo Taitar, so viele Schwarze auf einmal zu nehmen, als nur ein ostindisches Compagnie-Schiff. Dabei war dieser Taitar, dessen Härte gegen die Sklaven sprüchwörtlich geworden, für die Zansibarer ein gar guter Mensch. Nie gab er weniger für eine Ladung als den verlangten Preis. Wenn nur einigermaßen seinen Anforderungen Genüge geleistet worden war, konnte man sicher außerdem auf ansehnliche Geschenke an Branntwein, Pulver und Baumwollen-Zeuge rechnen. Demnach bestrebten sich Alle, ihn nach Herzenslust zu befriedigen.

Der Name des ankommenden Schiffes wurde schnell allgemein bekannt. Der erste Gedanke eines jeden Interessirten bei dieser Nachricht betraf die Gefangenen. Seit einer Woche hatte man sich keine Sendung vom festen Lande besorgt. Die in Zansibar vorräthigen Sklaven waren vernachlässigt worden. Nahrungsmittel hatten sie seit länger als 48 Stunden nicht erhalten. Mehrere bekamen noch in dem Augenblicke die übliche Züchtigung mit eisernen Ruthen, vermöge welcher man, nach dortigen Landessitten, die Ankunft der Käufer zu befördern glaubte. Kaum konnte ihr erbärmlicher Zustand hoffen lassen, daß ein geübter Kenner, wie Taitar, sie annehmlich finden würde. Um so wichtiger war es, den Muth nicht zu verlieren und der Waare wenigstens den möglichst besten Anschein zu verschaffen. Keine Zeit durfte man aber dazu verlieren. Ohne Zweifel würde mit Anbruch des Tages der „Satan" sich seine Ladung ausbitten, auswählen und mitnehmen.

Wie verabredet eilte nun Alles zu den Gefangenen. Dieselben Menschen, die vor wenigen Minuten gegen die Klagen der armen Schwarzen taub geblieben waren oder ihnen höchstens durch Peitschenhiebe geantwortet hatten, kümmerten sich jetzt mit väterlicher Sorge um ihr Wohl, reichten ihnen Stärkungsmittel, forderten sie zur Labung auf, besorgten mit Sorgfalt die Reinigung ihres Körpers, die Heilung ihrer Wunden. Nichts fehlte bei dieser Pflege, nicht einmal der künstliche Putz. Den Greisen wurden die weißen Haare ausgerissen, den schon ältlichen Frauen die Brüste aufgeblasen, denjenigen, deren Augen durch die Sonnenstrahlen sehr gelitten hatten, ein Saft aufgelegt, dessen beizende Wirkung sogleich jede Spur der Verletzung tilgt, obwohl unfehlbar nach kurzer Zeit die Blindheit erfolgt.

Bekannt ist des Schwarzen Lebensverachtung. Wenn er einmal zu sterben beschlossen hat, so hält es außerordentlich schwer, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Freiheit ist das Einzige, was für ihn hienieden noch Werth hat. Nach Verlust der Freiheit bemächtigt sich seiner Seele zunächst die Absicht des Selbstmordes. Viele Gefangene bleiben auf Afrika's Küste, weil sie entweder durch Verschluckung ihrer Zunge oder Erwürgung mit ihren Ketten ihrem Leiden ein Ende zu machen verstehen.

Bei dem Ueberfluß, bei der Auswahl an Subjekten, die in Zansibar früher zu Gebote standen, hatten mehr oder weniger Todesfälle weiter keine Bedeutung gehabt. Gegenwärtig aber, wo man zweifeln konnte, daß man für den Bedarf des „Satan" ausreichend versehen seyn würde, stellte sich die Frage anders. Es wurde also den Sklaven Alles verabreicht, was das Land hervorbringt, was ein Sklave sich nur wünschen kann; es wurden die flehentlichsten Bitten an sie gerichtet, ja nicht die Nacht, — während welcher man sie fast kettenlos lassen würde, damit sie am anderen Morgen frischer aussehen möchten, — zu benutzen, sich das Leben zu nehmen; lieber damit zu warten, bis sie auf dem Schiffe seyn würden.

Unkosten, Anstrengungen und Ueberredungs-Aufwand würden sich Zansibars Lieferanten gewiß erspart haben, wenn sie am Abende schon die Nachricht, die ihnen im Laufe der Nacht zukam, gehabt hätten; die Verbündeten vom festen Lande seyen eben siegreich zurückgekehrt. Sie brachten aus dem Innern vierhundert wohlbeschaffene, dem gefürchteten Stamme der Bibi's angehörige Gefangene. Diese konnten ohne Zaudern nach der Insel gebracht werden.

Der Neger ist gewöhnlich klein, unansehnlich, schwächlich. Der Bibi macht eine Ausnahme. Er ist groß, stark, imponirender Natur. Von stolzer Haltung, pechschwarzer Haut, am ganzen Körper tätowirt, vermehrt er noch den widrigen schreckenerregenden Ausdruck seines Gesichts durch eine, aus großen künstlichen Warzen zusammengesetzte Linie, die sich von dem Haarwuchs aus, über die Stirn weg, gerade herunter bis an die Nasenspitze erstreckt. Es werden einem jeden Bibi, bald nach der Geburt, regelmäßige, einen Viertelzoll von einander entfernte, quadratartige Einschnitte auf Stirn und Nase gemacht. Das also abgesonderte, aber nicht abgeschnittene Fleisch wird dann in kleine heißgemachte Schalen einer einheimischen Frucht, von der Größe einer Erbse, hineingezwungen, worin es heilt und vernarbt. Wenn die Schalen vor Fäulniß abfallen, ist auf Lebenszeit diese fürchterliche Warzen-Abstufung gebildet.

Weiße, sehr lange, in dreieckige Form gefeilte, spitzige Zähne, sind noch ein besonderes Kennzeichen des Bibi's. Der Gebrauch, sich die Zähne zu schärfen, ist ihm zu seiner größeren Bequemlichkeit eigenthümlich geworden. Er unterscheidet sich von allen Schwarzen des Südkontinents Afrika's dadurch, daß er das Fleisch ohne irgend eine Zubereitung und seine Feinde wo möglich lebendig verzehrt.

Unter den Negern genießen die Bibi's einen wohlverdienten Ruf der Tapferkeit und der Grausamkeit. Man greift sie nur mit ungleich stärkeren Massen als die ihrigen an. Noch als Besiegte und Gefangene fürchtet man sie. Ein Transport von Bibi's war stets, selbst für Europäer und auf europäischen Schiffen, ein bedenkliches Geschäft.

Nach aller Wahrscheinlichkeit, sollte der „Satan" die Lösung einer solchen Aufgabe am nächstfolgenden Tage bekommen, denn alle Bibi's waren noch vor Sonnen-Aufgang in Zansibar. *)

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

II.

Wir haben in dem Vorstehenden alle die in Büchern befindlichen Quellen aufgezählt, welche uns das Alterthum zum Behufe des Auffindens der phönicischen Sprache hinterlassen hat. Einige zufällige Erwähnungen und ein Fetzen von zehn Versen, schrecklich von den Kopisten, die sie nicht verstanden, zugerichtet, ist Alles. Dies ist, wie man sieht, blutwenig, aber dies Wenige reicht hin, um erschöpfend zu beweisen, daß jene Sprache ein Dialekt des Hebräischen ist, eine Verwandtschaft, welche man übrigens erwarten durfte, da diese beiden Sprachen von zwei Völkern desselben Ursprunges (?) und derselben Nachbarschaft gesprochen wurden. Sprechen wir jetzt von den Theorieen und Auslegungen der Denkmäler, welche den Verwüstungen der Zeit entgangen sind.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts brachte der in ganz Europa erwachte Geschmack an der Numismatik eine große Menge antiker Münzen mit ungekannten Charakteren in die Kabinette der Sammler. Da diese Münzen aus Spanien und Sicilien kamen, wo die Kolonieen der Phönicier eine lange Reihe von Jahren hindurch blühten, so mußte man die unbekannten Zeichen diesem Volke zuschreiben. Der Anblick der Inschriften weckte die Wißbegierde der Philologen, und eine große Zahl von Werken erschien mit Abbildungen, deren Wichtigkeit Niemanden, deren Sinn Allen entging. Diese Werke, von Männern wie Goltz, Paruta, Castanosa, Vaillant, Beyer, Arigoni, Fröhlich, Pembroke, Reland herausgegeben, führten zu einer Aufstellung von Alphabeten durch Gelehrte wie Scaliger und Bochart, die jene räthselhaften Buchstaben mit alten samaritanischen Handschriften der Bibel und mit den Aufschriften der makkabäischen Münzen verglichen. Aber diese Alphabete waren weit entfernt, eine verständige Leseart der phönicischen Münzen zu geben, und erst im Jahre 1706 gelang es J. Rhenferd, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Aufschrift der spanisch-phönicischen Münzen von Serti zu entziffern. Der berühmte Bernard de Montfaucon war der Erste, welcher die Sidonischen Münzen las, und seit dieser Zeit war der Pfahl auf dem Wege abgesteckt, den man jetzt zu durchlaufen hatte.

Bis zum Jahre 1735 konnten die Philologen ihren Scharfsinn nur an numismatischen Denkmälern üben; aber in diesem Jahre lernte man durch eine zu Malta veröffentlichte Schrift zwei auf dieser Insel gefundene Votiv-Leuchter kennen, welche mit einer zwiefachen Inschrift geschmückt waren, die eine griechisch, die andere in Charakteren, welche sogleich für phönicisch erkannt wurden, da sie dieselben waren, welche sich auf den Münzen zeigten. Wenn es sich darum handelt, ein Problem solcher Art zu lösen, ist die Entdeckung eines zweisprachlichen Textes ein außerordentlich guter Fund. Bei der Erscheinung dieser beiden maltesischen Inschriften warfen sich zwei Männer mit gleichem Eifer auf das Werk der Entzifferung; der eine war der Engländer J. Swinton, der andere der Franzose Barthélemy, wobei eine von Pococke angekündigte Entdeckung ihren Eifer noch mehr anfeuerte, die Entdeckung nämlich einer Reihe von unzweideutig phönicischen Inschriften in Citium auf der Insel Cypern. Der beiderseitige Wunsch richtiger Deutung führte gar bald zu einem Streit zwischen den beiden Gelehrten, gerade so wie mehrere Decennien später bei einem ähnlichen Funde ein Streit zwischen zwei Gelehrten der zwei rivalisirenden Nationen entstand, wir meinen bei der Entdeckung des Steines von Rosette, wo Young und Champollion sich wegen der Entzifferung bekämpften **). Die Resultate waren bei Swinton und Barthélemy fast die-

*) Eine Fortsetzung dieser Skizzen folgt nächstens.

**) Der Stein von Rosette ist eine Spitzsäule, welche die Gelehrten der französischen Expedition unter Bonaparte in der Nähe der Stadt Rosette ausgruben. Sie trägt eine Inschrift in Hieroglyphen und in griechischer Sprache, aber sie ist aus dem zweiten Jahrhundert vor Chr. und daher von verhältnißmäßig geringerem Werthe. Bei der Capitulation der Franzosen unter dem unfähigen Menou ging die Säule, wie alle ihre

selben, aber ein lebhafter Zank erhob sich wegen der Priorität der wichtigen Entdeckung. Beeilen wir uns zu sagen, daß bei diesem Streite, eben so wie bei dem späteren, die Höflichkeit und der Anstand auf Seiten des französischen Gelehrten blieben, während Swinton nicht versäumte, seine Sache durch die erbärmlichsten Argumente, das heißt durch einen großen Vorrath von Schmähungen, zu vertheidigen. Gesenius, dem es später vergönnt war, ein entscheidendes Urtheil über das relative Verdienst der beiden Nebenbuhler zu fällen, stellte die Erfolge Barthélemy's weit höher als die Swinton's. Indessen haben beide Gelehrte nun einmal die Bedeutung der phönicischen Lettern festgestellt, und die späteren Forscher haben meist ihre Meinungen bestätigt und selten modifizirt.

Die Nachfolger Swinton's und Barthélemy's waren L. Dutens und Perez Bayer; der erstere schrieb mehrere ausgezeichnete Abhandlungen über die phönicischen Münzen, der zweite ein größeres Werk „Ueber das Alphabet und die Sprache der Phönicier und über ihre Kolonieen." In diesem Werke wird die Erklärung der maltesischen Inschrift wieder aufgenommen, und der mit großem Fleiße arbeitende Verfasser erlangt ein fast vollständiges Resultat. Von dieser Zeit an bleibt das Feld der phönicischen Sprachstudien niemals mehr brach liegen, und die Zahl der gelehrten Bebauer wuchs immer. Tychsen und Akerblad waren mit Glück thätig, und Gesenius gab mehrere Abhandlungen als Vorläufer seines großen Werkes heraus. Im Jahre 1819 erschien zu Mannheim ein Werk von Ulrich Friedrich Kopp, in welchem dieser sonst wenig gelehrte Philolog das Verdienst hat, die Grundsätze der Paläographie mit gesundem Verstande und Richtigkeit aufzustellen. Kopp kann nicht genug wiederholen, daß man vor Allem das richtig lesen muß, was man übersetzen will. Ganz richtig! Aber K. hat nicht den Muth, hinzuzufügen, daß es, wenn man richtig gelesen und doch keinen guten Sinn herausbringt, schöner wäre, zu sagen: „Ich verstehe es nicht!" als um jeden Preis und mit Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes übersetzen zu wollen. Daher verfällt er oft in die Fehler, die er bei seinen Vorgängern mit großer Strenge rügt.

Um diese Zeit fing man eifrig an, den Boden Afrika's zu untersuchen, und Männer wie Badia, Camillo Borgia, Humbert, Falbe, Scheele und Temple bereicherten von dort aus die Inschriften-Sammlungen Europa's. Punische Inschriften auf dem Boden des alten Karthago selbst, auf Bedsch und Alteff, kamen nach den Museen von London, Leyden, Kopenhagen und Neapel. 1821 veröffentlichte Humbert im Haag eine Beschreibung von vier Grabsteinen, die er während seines 14jährigen Aufenthaltes in der Regentschaft Tunis erworben hatte. Zwei Jahre später trat Hamaker in die Schranken. Dieser vielseitig gelehrte Professor der orientalischen Sprachen zu Leyden ging, wie es scheint, von dem entgegengesetzten Grundsatze Kopp's aus, er wollte erst erklären und dann lesen, und förderte auf solche Art die abenteuerlichsten Auslegungen zu Tage. Es ist zu bedauern, daß ein Mann wie Hamaker, der sonst in den morgenländischen Sprachen so viele Verdienste hat, seinen Namen an solche Träumereien knüpfen konnte, mit der er die gelehrte Welt beschenken wollte. In Turin gab der Abbate Arri die Uebersetzung einer in Sardinien entdeckten Inschrift, auf welcher er unglücklicherweise die erste Seite der punisch-sardinischen Geschichte finden wollte. Doch während man hier der Wahrheit den Rücken kehrte in dem guten Glauben, man gehe ihr entgegen, bestrebten sich Andere, unter dem Einflusse der gesundesten Kritik auf einem sicheren Weg vorzugehen und alle phantastische Versuche auszuschließen. Quatremère in Paris, Lindberg in Kopenhagen, Gesenius in Halle protestirten aus allen Kräften gegen den Hang, immer einen wunderbaren Sinn in den Worten zu suchen, die so einfachen Stoffen eingeprägt sind, Stoffe und Formen, die man nur anzusehen braucht, um sich zu überzeugen, daß die Aermlichkeit der Gedanken in einem natürlichen Zusammenhange mit der Aermlichkeit der Materie und der Ausführung steht.

Im Jahre 1837 endlich erschienen die Scripturae linguaeque Phoeniciae Monumenta von Gesenius. Bis dahin hat sich G. immer dadurch ausgezeichnet, daß er mit seiner wunderbaren Gelehrsamkeit eine große Nüchternheit in der Aufstellung von Hypothesen verband, und daß er sich beständig den Eingebungen eines richtigen und feinen Taktes unterwarf; in den Monumenta weicht er zuweilen von seiner Gewohnheit ab und sucht oft erhabene Gedanken in Texten, die allem Anschein nach etwas ganz Gewöhnliches enthalten, ja er verfällt zuweilen in den von ihm getadelten Fehler Hamaker's, erst zu erklären und dann das Wort und den Buchstaben der willkürlichen Erklärung anzupassen. Indessen haben selbst die Feinde dieses Gelehrten anerkannt, daß in diesem Werke nicht nur die ganze übrig gebliebene Literatur der Phönicier zusammengestellt, sondern mit Klarheit und Schärfe zum Verständniß gebracht wird. — Seit dem Erscheinen des Werkes von Gesenius machte Etienne Quatremère im Journal des Savans einige Artikel bekannt, wodurch die phönicischen Studien auf den richtigen Weg geführt worden sind und von welchem sie kein neuer Versuch entfernen wird. Q. hat besonders dargethan, daß alle Versuche, aus den bescheidenen Steinen und Münzen Thatsachen hervorzugrübeln, welche mit historisch berühmten Personen in Zusammenhang stehen, nothwendig fehlschlagen müssen. Man solle sich begnügen, hier bescheidene Grabschriften anzutreffen, oder simple Opfersprüche, von obskuren Personen an die Gottheit gerichtet, Danksprüche oder Gebete. In den letzten vier Jahren schrieb Dr. Judas einige interessante Abhandlungen über den Gegenstand, und Lindberg schrieb eine geistvolle Notice über die Münzen von Citrus. Aber die neueste Publication dieser Art und die unerwarteste ist vom General Duvivier, der der gelehrten Welt bekannt macht, daß bis auf ihn sich alle Leute geirrt haben. Hoffen wir, bald im Besitze des Zauberschlüssels zu seyn, welchen uns der General verspricht. Das vollständige Werk, das uns Herr Duvivier verspricht, ist nicht das einzige, welches jetzt für dieses Studium in Aussicht steht. Judas hat ein Werk unter der Feder, das umfassend wie das von Gesenius seyn, aber alle seine Fehler vermeiden wird. Lindberg und Falbe ediren gemeinschaftlich ein großes Werk über die Münzen. Endlich läßt der Herzog von Luynes ein Werk drucken über die Münzen der Satrapen mit phönicischen Inschriften, ein Prachtwerk, das wichtige Untersuchungen über die schöne numismatische Sammlung enthalten wird, die man bisher unbestimmt mit dem Namen: „Ungewisse cilicische Münzen" bezeichnet hatte. Wir sehen übrigens die epigraphischen Schätze dieser Art in Frankreich sich täglich mehren, besonders werden eine reiche Anzahl von Inschriften in Algerien gesammelt. Der Artillerie-Offizier Delamare, dessen Eifer und Wärme für Archäologie man nicht genug loben kann, hat das Louvre mit einer sehr großen Sammlung bereichert.

(Schluß folgt.)

Australien.

Scenen der australischen Inselwelt.

Herr Angas, der sich bereits durch seine „illustrirten Neuseeländer" und sein „illustrirtes Süd-Australien" vortheilhaft bekannt gemacht, hat neuerdings unter dem Titel „Wilden-Leben und Scenen aus Australien und Neu-Seeland" *) die frappirendsten jener Thatsachen und Eindrücke zusammengestellt, die sich ihm ergaben, während er jenseits der Gränzmarken der Civilisation und unter Stämmen von Wilden, die niemals einen Weißen erblickten, nach Gegenständen für seinen Pinsel suchte. Wenn er sich zu Ansprüchen auf die Theilnahme des Publikums berechtigt glaubt, so gründet er diese seine Ansprüche vorzüglich darauf, daß „er mit Genauigkeit beschreibe, was ihm, als einem Künstler, merkwürdig erschienen, der darauf ausgegangen sey, die charakteristischen Züge der von ihm besuchten Länder und Völker in treuen Umrissen wiederzugeben."

Die Schilderungen des Herrn Angas sind — nach dem Urtheile selbst derer, die die australische Inselwelt aus eigener Anschauung kennen — in der That alles Lobes würdig; wir theilen daher unseren Lesern einige Proben aus seinem Buche mit:

„Nachdem wir ungefähr 6 Meilen aufwärts in dem Kanale gefahren waren, kamen wir zu einem kleinen, einem Zuckerhut gleichenden Eiland, dessen Spitze mit den Ruinen einer ehemaligen Festung der Nga von Kahuuls gekrönt war, die durch Rauparaha und seinen Stamm aus den Meerengen vertrieben wurden. Wir landeten bei einigen am Fuß dieser steilen Insel angelegten Werken, und es war merkwürdig, wenn man in das krystallhelle Wasser hinunterblickte, die Menge von Schaalthieren zu betrachten, die sich in dem Seemoos auf dem Boden, manche Fuß unter der Oberfläche, gleichsam familienweise aufhielten. Es war ein schöner Tag und die Aussicht von dem Gipfel des Eilandes herrlich; das Auge beherrschte einen ausgedehnten, abwechselnden Prospekt von endlosen, mit dunklen Wäldern bekleideten Bergen und ruhte, während es einen schwachen Schimmer von dem Ocean jenseits erhaschte, auf ihren letzten schneebedeckten Spitzen. Zu unseren Füßen aber schlängelte sich der Kanal mit seinem tiefen, dunklen, schönen Blau und spiegelte jeden Gegenstand auf seiner ungekräuselten Oberfläche wieder. Allein da gab es kein Zeichen von Leben; um uns herum lagen die Reste einer früheren Bevölkerung und die zerfallenden Ruinen ihrer ehemaligen Veste; kein Tritt ließ sich hören, und, gleich unbefugten Eindringlingen, schienen unsere Stimmen das allgemeine Stillschweigen zu unterbrechen. Die Schädel und Gräber der im Kampfe Gefallenen starrten hervor aus der üppigen Vegetation, die Jahr auf Jahr die vermodernden Ueberbleibsel dichter überdeckt; das Flechtwerk der noch übrigen Häuser war durch die Winde des Himmels verstreut worden, und dichte Pilze wuchsen auf dem faulenden Holze. In früheren Zeiten waren die Einwohner eines Dorfes gewohnt, sich, wenn sie durch ihre Feinde gedrängt wurden, in eine Veste dieser Art zurückzuziehen, und mächtige Vorräthe von Kartoffeln und Cumeras wurden vergraben, um den Belagerten für Monate zur Nahrung zu dienen. Auch in dieser isolirten Burg gab es solche Vorräthe, und die Eingänge zu den für sie bestimmten Behältnissen erschienen gleich Brunnen unter dem Farrenkraut, welches rings umher wucherte. Die ganze Insel war bedeckt mit wildem Kohl, der gerade in voller Blüthe stand, so daß, wenn die Sonne auf ihn schien, das Eiland sich in einiger Entfernung wie ein Hügel von Gold ausnahm, dessen Spitze mit den Trümmern der alten Befestigung gekrönt war."

Eine possierliche Schilderung ist die folgende einer dem Verfasser, behufs ihres Portraits, sitzenden Dame:

„Ich saß unter dem Schutze einer natürlichen Veranda oder Halle, während meine geduldigen Sitzer dem Regen preisgegeben waren. Ich beschloß, Haimonah's Frau in der Stellung zu skizziren, die sie unwillkürlich angenommen hatte, während sie mir mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaute, wie ich die Züge ihres Gatten zu Papier brachte. Sie lag der Länge lang

Sammlungen von Papyrusrollen, Zeichnungen und Arbeiten, an die Engländer über, so wie ja Alles seit Jahrhunderten, was die Franzosen bauen, erobern und schaffen, an die Engländer kommt. Der Stein von Rosette ist im British Museum.

*) Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand: being an Artist's Impressions of Countries and People at the Antipodes. With numerous Illustrations. By George French Angas. 2 Vol. London, 1847.

auf der Erde, ganz in der Attitüde eines Seelöwen, wenn er sich sonnt. Die Dame bestand zu meinem Entsetzen darauf, sich für diese Gelegenheit mit einem weißen reinen Hemde mit europäischem Schnitt herauszustaffiren, und nachdem sie ihre Nationaltracht abgelegt, streckte sie sich, so angezogen, auf den nassen Boden aus. Obgleich sie ihrer Eitelkeit auf diese Weise eine große Befriedigung verschaffte, so mußte ich die arme Frau doch bedauern. Trotzdem konnte ich mich eines herzlichen Lachens bei dem Gedanken nicht enthalten, wie es sich machen müsse, wenn eine europäische Dame, eben so kümmerlich bekleidet, auf gleiche Weise in dem strömenden Regen liegend, sich abkonterfeien lasse."

Zwei alte Damen, die sich nach langer Abwesenheit wieder begrüßen, werden, wie folgt, geschildert:

„Die Gattin Wirihona's traf mit der Frau eines niedrigeren Häuptlings zusammen, die eine alte Bekanntschaft von ihr war. Dies führte zu einem warmen Tungi zwischen den beiden Theilen. Nachdem sie indeß eine Viertelstunde und darüber einander gegenübergesessen, bitterlich weinend und höchst erbärmlich seufzend und lamentirend, verwandelte der Tungi sich in einen Hungi, und die alten Damen begannen, ihre Nasen an einander zu drücken, wobei sie von Zeit zu Zeit ein wohlgefälliges Grunzen hören ließen."

Die folgende Stelle — die letzte, welche wir geben — beschreibt das, was der Verf. mit Recht das Papu- Hinderniß nennt, zugleich eine gewisse Art und Weise, Strafen zu ertheilen, wie sie mitunter auch näher bei unserer Heimat zu finden ist:

„Während meines Aufenthalts in Taupo wurde es mir beim Zeichnen oft sehr lästig, daß, vermöge des Papu, so sehr viele Gegenstände als heilig gelten; es wird z. B. als ein schreckliches Sakrilegium betrachtet, wenn man mit demselben Bleistift, womit man etwa eine Frucht gezeichnet, auch das geheiligte Haupt irgend eines Häuptlings zeichnet oder beide Zeichnungen nur in demselben Portefeuille aufbewahrt. Ko Tarins Indignation hätte beinahe meine sämmtlichen Skizzen zu einem Raub der Flammen werden lassen, wären sie nicht durch den Einfluß meines Freundes, des Häuptlings Te Heuheu, gerettet worden. Ich konnte forthin die Patukas, die Tapu, Gebäude u. s. w. nur verstohlen zeichnen. Sogar den Tongarino durfte ich nicht skizziren, es wurde mir bei Utu-, d. i. Geldstrafe untersagt; ich zeichnete ihn aber später dennoch unter dem Beistande eines meiner Führer, eines gekauften Eingebornen. Trotz Te Heuheu's Anhänglichkeit an diese abgeschmackten, heidnischen Gebräuche, gewährte er mir doch Gastfreundschaft und Schutz jeder Art; und die skrupulöse Rechtlichkeit dieses mächtigen Häuptlings zeigte sich bei dem folgenden Beispiel auf eine lustige Art. Während meines Aufenthalts in Te Rapa fand ich, als ich eines Abends mit Newman zu dem Kainga zurückkehrte, eine ungewöhnliche Bewegung unter den Eingebornen; auf meine Nachfrage, was es gebe, fand sich, daß ein altes Weib dem Häuptling verrathen hatte, wie einige von den jungen Leuten von dem Zucker, welcher dem Pakeha zugehöre, genascht hätten. Ich hatte nämlich in Newman's Hütte ein Körbchen, worin sich ungefähr ein halbes Pfund befand, zurückgelassen. Um diese wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ließ Te Heuheu sämmtliche Knaben und Mädchen von Te Rapa in den Hof seiner Wohnung kommen, wo er, da es ihm nicht gelungen war, den Dieb zu entdecken, die ganze Gesellschaft nach der Reihe durchprügelte."

Die Illustrationen zu dem Buche des Herrn Angas sind nach dessen Skizzen gefertigt und verdienen nicht minder als der Text gelobt zu werden.

Mannigfaltiges.

— Die Theater-Tantièmen und das Feldlager. Nach der Mittheilung eines Berliner Korrespondenten in der Augsb. Allg. Zeitung (unter der Chiffre M.) wird der am 10. März d. J. ablaufende Termin, für welchen sich die beiden ersten Bühnen Deutschlands, das Hofburgtheater in Wien und das königliche Theater in Berlin, zur Zahlung von Tantièmen an die Dichter neuer Stücke, so wie an die Komponisten neuer Opern, verpflichtet hatten, auf abermals drei Jahre verlängert werden. Wir dürfen diese Mittheilung als richtig ansehen, da sie mit detaillirten Angaben verbunden ist, die dem Korrespondenten nur von sehr zuverlässiger Hand zugegangen seyn können. So erfahren wir, daß das königl. Theater im abgelaufenen Triennium für Tantièmen 6672 Thaler, also durchschnittlich in jedem Jahre 2224 Thlr., verausgabt hat, wozu indessen noch in den drei Jahren 2063 Thlr. Honorare einfür allemal oder auf jedes Jahr 687⅔ Thlr. kamen. Im Ganzen haben also die königl. Bühnen in jedem Jahre durchschnittlich 2911⅔ Thlr. für Honorare an Dichter und Komponisten gezahlt.

Wenn man erwägt, wie umfassend das über alle Gebiete der dramatischen Kunst, vom Vaudeville und von der Posse bis zur großen Oper und zur klassischen Tragödie, sich erstreckende Repertoir dieser Bühnen ist, so erscheint jene Ausgabe nur klein, besonders im Vergleiche mit den Summen, die die Académie Royale de Musique, das Théâtre Français, das Odeon und die kleineren Theater in Paris alljährlich an Dichter und Komponisten zahlen. Das Tantième-Verhältniß für die einzelnen Stücke ist dabei in Paris im Durchschnitt nur eben so groß, hier und da sogar kleiner, und nur bei einigen Bühnen etwas größer als in Berlin und Wien, indem z. B. das Théâtre Français für vier- und fünfaktige Stücke ein Zwölftheil der Brutto-Einnahme (8⅓ pCt.), für dreiaktige ein Achtzehntheil (etwas über 5½ pCt.) und für zwei- und einaktige Stücke ein Zwanzigtheil (5 pCt.) dieser Einnahme [illegible] Die komische Oper bewilligt, je nachdem die Stücke einen ganzen A[illegible] füllen oder nicht, ⅛ bis ⅙ ihrer Brutto-Einnahme, und in der Académie [illegible] de Musique erhält der Komponist für jede der 40 ersten Aufführung[illegible] Werkes 500 und für jede folgende 200 Frs. Für diese Honorare, [illegible] verglichen diejenigen, welche die kleineren Pariser Theater oder die B[illegible] der Provinz zahlen, allerdings sehr unbedeutend sind, bedingen sich die [illegible] der Hauptstadt natürlich den Vorzug, daß die Stücke von ihnen, [illegible] von irgend einer Provinzialbühne, oder im Auslande, zuerst auf[illegible] werden. In Berlin und in Wien dagegen scheint man versäumt zu [illegible] sich dieses Vortheils zu versichern. Wenigstens sind die Stücke von G[illegible] und von Laube, und oft selbst die der Madame Birch-Pfeiffer, gewöhn[illegible] Leipzig, Hamburg, Dresden, Frankfurt a. M., Stuttgart (und wie [illegible] Acosta" auch in Glogau und in noch kleineren Städten) längst schon aufgef[illegible] wenn sie auf den großen Theatern in Berlin und Wien zur Darstel[illegible] kommen, die doch für manches dieser Stücke das Hundertfache des Honor[illegible] zahlen, das die Dichter von den kleinen deutschen Bühnen erhalten. [illegible] Berlin hat z. B. Gutzkow, wie der M-Korrespondent der Allg. Ztg. bericht[illegible] für sein „Urbild der Tartüffe" bis jetzt 1100 Thaler bezogen, [illegible] in Glogau gewiß nicht mehr als zwei Frd'or dafür gezahlt worden, [illegible] doch ward dieses Gutzkowsche Stück eben so wie alle anderen in Berlin [illegible] aufgeführt, als auf den meisten übrigen Theatern Deutschlands. [illegible] die Dichter wirklich, trotzdem daß ihnen die Berliner Bühne so [illegible]lich ist, so wenige Achtung vor derselben haben, daß sie ihre neuen Stücke [illegible] spätesten nach Berlin schicken, oder bleiben diese hier so lange liegen, bis [illegible] auf allen anderen Theatern gegeben sind? Madame Birch-Pfeiffer hat [illegible] ihre „Marquise von Billette" im Laufe von 2½ Jahren von der Berliner Bühne 1200 Thaler bezogen. Rechnet man dazu die Honorare für „[illegible] Familie" und andere vorzugsweise viel aufgeführte Dramen dieser vielsch[illegible]benden Frau, so darf man wohl annehmen, daß sie von der jährlich für Tantièmen gezahlten Summe von 2224 Thaler beinahe die Hälfte erhalten, [illegible]rend die andere Hälfte auf alle übrige Bühnendichter so wie auf die Komponisten kömmt.

Die einzige größere deutsche Oper, die mit nachhaltiger Wirkung während des Trienniums der Tantièmen auf die Berliner Bühne gekommen, [illegible] Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien". Das Libretto zu dieser Oper ist [illegible] eines der undramatischsten, die jemals in Musik gesetzt worden; aber die Musik Meyerbeer's übte einen solchen Zauber, daß der Verfasser des Textes, obwohl er als solcher nur den kleineren Theil der Tantième erhält, dafür bis [illegible] 900 Thaler bezog. Der Komponist hat, wie der M-Korrespondent der Allg. Zeitung berichtet, auf den ihm zustehenden Tantième-Antheil verzichtet, [illegible] diese uneigennützige Handlungsweise giebt dem gedachten Korrespondenten [illegible] einem Ausfall auf Meyerbeer Anlaß, den wir eben sowohl seiner seltsamen Logik wegen, als weil er einen neuen Beweis dafür liefert, welchen merkwürdigen Schwankungen heutzutage die Urtheile mancher Kritiker unterworfen, [illegible] derselbe M-Korrespondent an die Allg. Zeitung über die erste Aufführung [illegible] „Feldlagers" im neuen Opernhause einen enthusiastischen Bericht geliefert, [illegible] mittheilen wollen. Herr M sagt nämlich nach Erwähnung des obengedachten Verzichtes auf die Tantième: „Für den wahren Ruhm Meyerbeer's hätten „es aber in der That seine Freunde *) lieber sehen mögen, daß er sich [illegible] „eine Geldsache als eine künstlerische Ehrensache aus einer solchen Gelegen„heitsoper machte, denn man kann es nur als das Zugeständniß eines [illegible]„kalischen Bankerotts ansehen, daß dieser Geldmagnat der Musik, statt [illegible] „produktive Unternehmungen zu seinem Ruhm zu machen **), jetzt mit [illegible] „Oper dieser Art in der Welt hausiren geht, wobei noch besondere K[illegible] „aufgewandt werden müssen, für den preußisch nationalen Text die Kol[illegible] „vielleicht mit irgend einem anderen Nationalstoff unterzuschieben. [illegible] „Herr Meyerbeer nicht so edelmüthig gewesen, auf seine Tantième für das „„Feldlager in Schlesien" hier zu verzichten, so würde diese Oper, deren [illegible]„scenesetzung schon 27,000 Thlr. kostete, dem hiesigen Theater noch [illegible] „Tantièmenzahlung von mehr als 3000 Thlr. für die bisher stattgefundenen „Aufführungen abgenöthigt haben."

Als die Wiener dieses Berliner Orakel durch den Mund der Allg. Zeitung vernommen hatten, da bereuten sie ihren Enthusiasmus für „Vielka", [illegible] aus früherer Zeit war ihnen bekannt, daß die Berliner Logik immer viel [illegible] gewesen, als die Berliner Musik, und warum sollte es gerade diesmal [illegible]gekehrt seyn? Sie beschlossen daher, von dem berühmten nordischen Ma[illegible] den Lorbeerkranz, den ihm einst der M-Korrespondent für das „Feldlager in Schlesien" feierlich hatte überreichen lassen, zurückzufordern und ihn mit dem Motto: „Ach, das Gold ist eine Chimäre!" an diesen Korrespondenten zu übersenden.

---

*) Und der Verfasser der M Korrespondenz gehörte zu diesen Freunden, wie man dies aus der verbürgten Thatsache schließen kann, daß er bald nach der ersten Aufführung des „Feldlagers", dem Komponisten in Gegenwart von Dlle. Jenny Lind (die damals noch nicht in Berlin öffentlich gesungen hatte) einen Lorbeerkranz durch Fremdhand überreichen ließ, und zwar ausdrücklich, um das „unsterbliche Werk" zu krönen.

**) Den „Freunden" des Komponisten scheint unbekannt zu seyn, daß dieser auch bereits seit längerer Zeit zwei andere Opern, „die Wiedertäufer" und „die Afrikanerin", vollendet hat, die er, weil er sich auch in Bezug auf diese Werke nicht entschließen kann, daraus „mehr eine Geldsache als eine künstlerische Ehrensache" zu machen, bisher in der Académie Royale de Musique, für die sie geschrieben sind, nicht hat aufführen lassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Donnerstag den 11. März 1847.

Dänemark.

Andersen's neuestes Werk.

Das reichhaltigste Buch ist ein Menschenleben, dessen innere Hieroglyphenhrift entziffert ward, das durch Selbstbekenntnisse und Seelenmalerei einen teuen Ausdruck des Reinmenschlichen giebt; spannender Erlebnisse bedarf es a nicht, nur eine ungewöhnliche Charakter-Entwickelung und das rechte Wort ir die Leiden und Freuden der Gefühlswelt, in deren wogendes Chaos so llten das Licht der Wahrheit geworfen werden kann. Wir kennen Alle den ampf gegen das Selbst, das Ringen mit dem Leben um das Leben, den itternden Steg, der zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, wir fühlen die bbe und Fluth der Innerlichkeit, den kurzen Herzschlag der Freude und die hräne bitterer Seelen-Einsamkeit inmitten der belebten Welt, aber nur die ichter allein besitzen die Gabe, sich gleichsam doppelt zu sehen und aus der bjektiven Anschauung das Spiegelbild der Seele festzuhalten und auszumalen i einer Darstellung des Menschenlebens. Das reichhaltige Buch eines solchen ird selten vor uns aufgeschlagen. Die Literatur hat in Goethe's Wahrheit nd Dichtung, in Rousseau's Bekenntnissen und in Jung-Stilling's Leben fast ie einzigen Besitzthümer der Art aufzuweisen, aber künftig wird Andersen's euestes Werk: „Das Märchen meines Lebens" unzweifelhaft mit zu enselben gezählt werden. Man beschuldige mich nicht eines überschwänglichen orurtheils, ehe man das Buch von Andersen gelesen, das er bescheidentlich als eine Skizze ohne Dichtung" seinem Publikum darbietet. Er selbst klagt darber, wie tief es ihn geschmerzt, daß ihn seine Landsleute der Selbstüberhätzung und Eitelkeit geziehen; ich möchte deshalb um keinen Preis durch ein nvorsichtiges Wort die Hände wieder gegen ihn in Bewegung setzen, die so ern die Dornen am Kranze der Berühmtheit tief in die Dichterstirnen drücken.

Jedem unbefangenen Leser von Andersen's Selbstbiographie wird sich die rinnerung an Jung-Stilling und Rousseau von selbst aufdrängen; die Zuammenstellung mit Goethe ist nur eine äußerliche, sie bedarf also keiner Beründung. Von selbst versteht es sich ja, daß mit diesem Zeus der Literatur keiner der Dichterheroen verglichen werden kann, die alle erst schwere rdenkämpfe bestehen mußten, ehe sie die Unsterblichkeit des Olymps erlangten, Goethe steht auch darin einzig da, daß er von Anfang an dem Glück im Schoße ag und der Glanz seines Genius doch nicht von der Helle desselben beeinrächtigt wurde. Die dunklen Lebenswege der meisten Dichter werden später ur Folie ihres Nimbus, ein erlebtes Gedicht. Darum hat Andersen sehr ichtig seine Erlebnisse das Märchen seines Lebens genannt; in dem harmlosen indlichen Titel liegt hinreichend die Verschiedenheit von Rousseau's Leben usgesprochen, obwohl ich mich versucht fühlte, eine Parallele zwischen Beiden ür möglich zu halten. Rousseau mußte freilich „Bekenntnisse" geben, weil r der Sohn einer erkrankten Civilisation war, weil die sündige Gährung im igenen Herzen mit der der ganzen moralischen Welt zusammentraf und so ein besseres Selbst zersetzte und befleckte; sein schönster Ruhm wird es immer leiben, daß er die edlen Trümmer davon zusammenraffte, um ein Piedestal ür Tugend und Humanität zu gründen. Seine Bedeutung als ethischer und olitischer Schriftsteller ist überhaupt größer als die seines Dichtertalents; er ichtete nur durch das Vehikel der Leidenschaft; indessen sollte hier seine Selbstiographie allein die Veranlassung zu einer Anknüpfung an ihn herleihen, ine ausführlichere Besprechung würde schwerlich als hierher gehörig angeehen werden können. Eine verwaiste Knabenzeit, die verzweifelten Versuche, n der Welt Fuß zu fassen, die Mißgeschicke und das harte Gnadenbrod hat Rousseau mit Andersen getheilt; eben so findet sich eine Aehnlichkeit zwischen Beiden in der Erregbarkeit und Exaltation des Gefühls, die sich deutlich in hren Selbstbiographieen ausspricht, aber in der Aeußerung derselben tritt auch wieder die Verschiedenheit hervor. Andersen hat nichts zu bekennen, sein Herz st kindlich rein und gesund geblieben, es schlägt für die unauflöslichen Bande er Familienliebe und der Religion, es kennt kein Gelüst; die Sehnsucht, die nnewohnende Poesie auszusprechen, ist allein die Triebfeder der Exaltation bei Andersen. Das Gepräge der Dichternatur ist überhaupt deutlich in ihm wahrunehmen; ein schweres unglückliches Gefühl, eine tiefe nordische Wehmuth, wie er es selbst nennt, vermochte auch der Sonnenschein des Glücks nicht aus seiner Seele zu tilgen, das ist der lyrische Nachhall, den der Schmerz in einer Dichterbrust zurückläßt. Wer, wie Andersen, im Leben umhergestoßen und in peinlichen Lagen wundgedrückt ist, bei dem wird eine reizbare Empfindlichkeit sich immer geltend machen; es ist grausam, wie der Uebermuth und die Tadelsucht sich bemüht haben, Essig in seine Wunden zu träufeln, das weiche Gemüth zu verletzen und ihn kosten zu lassen, wie das trostlose Gefühl an sich selbst verzweifelt. Vielleicht sind diese Unbilden nicht immer aus böser Absicht entstanden, sondern aus Verkennung und Vorurtheil; merkwürdig ist es wenigstens, daß Henrik Hertz, der unter uns bis jetzt ziemlich unbekannte Verfasser der sentimentalen Tochter König René's, weit über Andersen gestellt und begünstigt ward, während Deutschland schon längst dem Letzteren freudige Anerkennung zollte. Beide Dichter sind übrigens befreundet; Andersen schildert mit sichtlicher Vorliebe sein Zusammenleben mit Hertz in Rom. Die Kämpfe und Widerwärtigkeiten, welche Andersen im Beginn seiner literarischen Laufbahn auszuhalten hatte, machen einen viel peinlicheren Eindruck, als die Schutzlosigkeit und Noth seiner Kindheit, obgleich er nicht schwärzer malt, als die Wahrheit erfordert, und sogar ohne Bitterkeit darüber spricht. Es wird gewiß genügen, ein einziges jener Fakta aufzuzählen, um die Lust zu charakterisiren, mit der seine Feinde ihn wie mit Nadelstichen quälten: Als er ein mühsam errungenes Stipendium zu einer Reise nach Paris verwendete und dort im Weltgewühl das Poetenherz sehnsüchtig auf Nachrichten aus der Heimat wartet, kommt endlich ein großer Brief, doppeltes Porto zahlt der Empfänger mit freudiger Bewegung aus seinem knappen Reiseschatz und findet in dem theuren Briefe — ein langes gedrucktes Spottgedicht auf sich selbst! weiter nichts; irgend ein anonymer Feind hatte ihn in die weite Ferne mit diesem boshaften Spaß verfolgt. Von alle den anderen Kalamitäten des Autorlebens zu schweigen, mußte, wie sich von selbst versteht, geschrieben werden, um das Leben zu fristen, und für die besten Bücher, wie z. B. für den Improvisator, war nur das kümmerlichste Honorar zu erlangen, während die dramatischen Arbeiten durch Theaterschikanen fruchtlos blieben. Es ist rührend, wie offen und empfänglich des Dichters Gemüth für jedes Gute blieb, wie seine Dankbarkeit überströmte bei der kleinsten Anerkennung oder Annäherung, wie er für jede der damals so sparsamen Freuden, die ihm zu Theil wurden, einen frommen Blick zum Himmel sandte und die kindlichste Zuversicht in eine glückliche Lösung seiner dunklen Zukunft sich zu bewahren wußte. Wie Jung-Stilling, baute er auf den unmittelbarsten Schutz der Vorsehung und hat, gleich diesem, in seinem Lebenslauf den überzeugendsten Beweis für seinen Glauben gefunden. Andersen's religiöses Gefühl ist jedoch ohne alle mystische Beimischung, ohne den, wie man versucht werden könnte zu sagen, frommen Aberglauben Jung-Stilling's, obwohl er in seiner schutzlosen Jugend gewiß eben so viel und innig betet wie dieser; späterhin gesteht er aber, daß er nur an einen Gott der Liebe glaube, daß es ihm schwer werde, an einen des Zorns und der ewigen Strafen zu denken. Uebrigens hält er sich, wie es der weichen Dichternatur eigenthümlich und gemäß ist, von den polemischen Fragen auf religiösem und politischem Gebiet durchaus entfernt.

Mit heiterer Dankbarkeit blickt er auf sein Leben zurück, jetzt, wo es hell darin ist, und erzählt mit ergreifender Wahrheit und Einfachheit, wie dunkel es einst war; es ist wirklich wie ein Märchen, worin Alles gut endet, so traurig es auch anfängt. Die Poesie streut ihre duftigsten Blätter über diese Illustrationen aus dem Leben der Armuth, und der Schmerzenssohn Humor weint seine hellsten Thränen unter einem kindlichen Lächeln dabei. Niemand wird ungerührt die Schilderung der älterlichen Dachkammer, des Küchengärtchens auf dem Boden des Hauses, der reinlichen Einrichtung, trotz der Schusterwerkstatt, lesen oder das Bild betrachten, welches Andersen von seinem Vater entwirft, dem, bei allem Fleiß mit dem Leisten in der Hand, der Wissensdurst und die Sehnsucht nach Bildung keine Ruhe lassen, oder das der Mutter, die nur einen Festtag im Jahre hat, wenn der Wald im Mai grün wird, und zu diesem einzigen Ausgang zehn Jahr lang ihr Abendmahlskleid von Kattun anzieht; und endlich des kleinen Andersen selbst, der, den Komödienzettel in der Hand, tagelang träumerisch in der Ecke sitzt, sich neue Stücke danach erdenkt und bunte Lappen für sein Puppentheater zusammennäht, weshalb seine Mutter in ihm viel Anlage zum Schneiderhandwerk vermuthet. Aber als er älter wird, weigert er sich, Schneider zu werden — und was willst du denn sonst werden? fragt ihn seine Mutter. „Ich will berühmt werden; ich habe von merkwürdigen Männern gelesen und weiß, wie das geht: man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, dann wird man berühmt." Der arme Vater, der den eigenen Drang der Seele auf den Sohn vererbt hat, ist todt, die Mutter verheiratet sich wieder und läßt den Sohn gewähren; die Großmutter, eine poetischere Natur, gerade wie der arme Schuster, ihr Sohn, begleitet den Enkel betrübt mit einem Weihekuß zum Thor hinaus, als er, vierzehnjährig, seine Abenteuerfahrt nach Kopenhagen antritt. Andersen sagt mit tiefer Wehmuth, daß er sie seitdem nie wiedergesehen und ihr Grab nicht kenne, da sie auf dem Armenkirchhof ruhe; seine Mutter hat indessen noch er-

dahin gelangte, hat er
Als er mit vierzehn
gen kam, beruhte seine
mals berühmte Schau-
:. Demüthig kniet er
llen Thür ergreift, und
a; aber der bleibt aus
en, nimmt sich aber so
großen Stiefeln, als er
nd und tanzend Proben
n ihn für verrückt hält
, schon um seine beste
eine Anstellung. Dieser
orauf der arme Knabe
er nur erst 100 Thlr.
weil er nicht gebildet
ickten Versuche ist schon
rden; zudem wäre es
n jetzt aus des Dichters
ten mit dem köstlichsten
at dieses sein neuestes
esammtausgabe seiner
utschland so viel gelese-

ng trägt den poetischen
t sich, die seltene Freude
Demüthigung; es ist
n Prunkzimmer verliert
gelieben. Aehnlich wird
on Andersen's neuestem
arkeit von so viel Glück
iese helle Aeußerlichkeit
t könnte, und jedenfalls
nd ihm vorwerfen, er
r im Auslande gefeiert,
von dieser Welt. Daß
dankbar aufnimmt und
e einem Kreise trauter
, wie kindlich und un-
t und Verdächtigungen,
ts davon mitzutheilen,
erwähnt. Er erzählt
mit mehr Vorliebe bei
des Genius zusammen-
ck und Chamisso, für
n dem zweiten Bande
werden mit Freiligrath,
e und anderen gutklin-
die Berliner für die
nd für eine begeisterte
Wie weit er von Selbst-
te, die er der lieblichen
s hervorgeht, wie zart
er, Schneider W., be-
einen Ebenbürtigen der

er Werke; es ist sehr
his world", wie Sterne
üne aus Herzensgrund
nißvolle Sprache damit
eutend; wer sie einmal
önlichkeit nicht wieder.
itten, fast wie die von
e Redeweise ist wunder-
chenden anfeuern, auch
stlicher Gemeinplätze zu
, als es Gebrauch ist;
treffend; der Anhauch
n eigenthümlichen Reiz
iner Märchen vorzugs-
n Deutschland so viele
F. v. H.

Eine zwischen hohen
he. Die Kreuzer konn-

Als die Segel zusammengezogen, als die Anker geworfen waren, versammelte sich auf dem Verdecke, um einen aus verschiedenen Brettern improvisirten, mit Branntweinflaschen reichlich versorgten Tisch die Mannschaft, — achtzig rüstige Leute, deren Gesichter die Spuren aller brutalen Leidenschaften und der fortwährenden Ertragung der Strapazen eines bewegten Lebens zeigten. Diese Sklavenhändler, unstreitig Europäer, waren durch die beständige mehrjährige Wirkung der Sonnenstrahlen so braun oder schwarz geworden, daß man sie leicht für Neger aus den Maldiven oder aus Madagaskar hätte halten können. Ihr Anzug, die gewöhnliche Matrosentracht, fiel nur durch einen mit zwei Pistolen und einem langen Dolche versehenen Leibgürtel auf. Offiziere und Matrosen saßen, um die glückliche Ankunft des Schiffes in Zansibar zu feiern, am Tische bunt durch einander. Die exceptionelle Bestimmung des „Satan" allein erklärte kaum eine solche auf der See nicht leicht vorkommende Vereinigung der Vorgesetzten mit ihren Untergebenen. Nur die Geschichte seiner eigenthümlichen Bemannung konnte hierüber genügende Auskunft geben.

Seit dem Frieden hatte die Freiseeräuberei aufgehört. Viele der früheren Korsaren waren anfangs Piraten geworden. Bald nahm dies während der ersten Jahre der Restauration noch sehr ergiebige Handwerk bedeutend ab. Zahlreiche, wohlgerüstete französische und englische Kriegsschiffe waren auf strenger Hut. Ohne weiteren Prozeß ließen sie die ertappten Verbrecher augenblicklich, an Ort und Stelle der Gefangennehmung, erschießen oder aufhängen. Das eingeführte summarische Verfahren half. Den meisten Piraten mißfiel die ihrer fast sicher harrende traurige Zukunft. Nachdenken führte sie dahin, eine andere, ihren Anlagen eben so angemessene Laufbahn, — bei welcher ebenfalls viel zu gewinnen und nicht so viel zu wagen war, — zu verfolgen. Sie wurden Schmuggler zwischen den englischen und französischen Kolonieen, Freihändler auf Madagaskars oder Afrika's Küste. Viele suchten auch Dienst auf Negerschiffen. So konnten sie wenigstens sicher seyn, daß für den Fall der Ergreifung bei Ausübung ungesetzlicher Handlungen ihre etwanige Hinrichtung nur nach dem rechtskräftigen Urtheil eines auf dem Lande befindlichen regelmäßigen Tribunals erfolgen würde.

Nach Verbietung des Sklavenhandels suchten die Negerschiffs-Unternehmer vorzugsweise ehemalige Piraten als tüchtige Mannschaft auf. Die Kaperei von Schwarzen war kein Spiel mehr. Es kam nicht allein darauf an, sich gegen die Zufälle und Launen des unbändigen Meeres und gegen die immerwährende Möglichkeit der Neger-Verschwörungen am Bord zu schützen, — man mußte noch, wenn es Noth that, zur eiligen Flucht oder, — ausnahmsweise zwar, aber bei der Aussicht möglichen Sieges, — zu tapferen, harten und unversöhnlichen Kämpfen bereit seyn.

Der „Satan" trug auffallende Beweise derartiger kriegerischer Gesinnung. Wer auf dessen Verdeck hätte blicken können, würde einige zwanzig im schönsten Zustande erhaltene Feuerschlünde wahrgenommen haben. Der hohe Bord des Schiffes, dessen Oeffnungen stets geschlossen blieben, erlaubte schwerlich einem anderen Schiffe, diesen Rüstungs-Apparat, selbst in einer mäßigen Entfernung auf der See, zu erkennen. Im Falle des Angriffes und des Widerstandes aber durfte die so versteckte Batterie nicht lange ihr Inkognito beibehalten. Ihre Kugeln pflegten schnell zu zeigen, daß keine unerfahrene und zu verachtende Hand das Geschütz richtete. Die Uebereinstimmung der Leute, beim Absegeln sowohl als bei der Vertheidigung, ließ keinen Zweifel darüber, daß diese Seemänner sich seit Jahren kannten, daß sie seit Jahren Gefahren und Verbrechen theilten.

Zwischen ehemaligen und jetzigen Mitschuldigen konnte es in gewöhnlichen Augenblicken wohl keinen Unterschied des Ranges geben. Bei Schlacht und Sturm verschwand jedoch auf manchen Negerschiffen der Zustand der Gleichheit. Je loser die Disziplin gewesen war, desto eiserner wurde sie dann. Wer nicht ohne Zaudern gehorchte, wer sich erlaubte, ein Kommando nicht zu verstehen, hatte sichere Anwartschaft auf eine Kugel, ohne Redensarten, durch den Kopf. Sobald das Wohl des Schiffes und seiner Ladung in Erwägung kam, gab es keinen Grund zur Nachsicht des Befehlshabers. Freundschafts-Dienste, die Erinnerungen an glücklich verlebte gesellige Stunden verloren ihre Bedeutung.

An Gefahren und Strafen war in der Bucht von Zansibar nicht zu denken. Man dachte vielmehr nur daran, die Gläser weder voll noch leer zu lassen. Demzufolge hatten auch nach einer halben Stunde die wechselseitigen Conversationen eine unbändige Heftigkeit erlangt. Man rühmte die Geschicklichkeit des „Satan", den Kreuzern zu entgehen, man versprach sich, noch öfters ihren Schlingen Trotz zu bieten; man brachte die Gesundheit der Sklavenkäufer und Verkäufer aus.

Das sonstige Toben der auf die nahen Felsen sich stürzenden und zersplitternden Wellen war nicht mehr zu hören, als eine scharfe pfeifende Stimme das Getöse durchdrang. Sie übte auf alle übrigen Redner einen entschiedenen Einfluß aus. Sämmtliche Lungen-Anstrengungen hörten auf.

Einem starken, pockennarbigen, vierzigjährigen Mann gehörte die Stimme.

Hauptmann Grively war eigentlich von Haus aus kein Seemann. Italiener und früher Studirender der Rechte, wurde es ihm von Jugend auf unmöglich, fremdes Gut von dem seinigen zu unterscheiden. Des angeborenen Gebrechens halber gerichtlichen Verfolgungen ausgesetzt, — mußte er das Vaterland verlassen. In Mauritius, wo er zuerst anlangte, war er als Lehrer und Muster der Frömmigkeit und der Moral aufgetreten. Nach Bekanntwerdung seiner Unfähigkeit und Sittenlosigkeit schimpflich entlassen, war ein Negerschiff Grively's Zufluchtsort geworden. Wegen einiger mathematischer Kenntnisse zum Lieutenant auserkoren, machte er sich nie durch eine vorzügliche Herzhaftigkeit bemerklich. Er ersetzte indeß den Mangel an großer Tapfer-

keit durch eine gewisse Ruhe, die auf Selbstbeherrschung hindeutete, und durch die ganz besondere Gabe, eine grausame List zu erfinden, welche fast beständig den Feind in gefährliche Fallen verlockte. Dieser Eigenschaft verdankte er seine letzte Erhebung. — Der Supercargo Taitar, der einen bedeutenden Antheil an dem Schiffe besaß, hatte ihn vor fünf Jahren zum Anführer der für den „Satan" gedungenen Banditen auserwählt. Seitdem hatte man ihn schätzen, aber nicht genug fürchten gelernt.

„Ist es den Herren gefällig, mir einige Aufmerksamkeit zu gönnen?" — schrie der wo möglich immer höflich bleibende Hauptmann.

Ein allgemeiner Bejahungsruf war die Antwort.

„Die für morgen zu treffenden Vorkehrungen wünschte ich mit euch, ehe ihr alle betrunken seyd, zu besprechen. Das feindliche Geschwader wird wahrscheinlich bald wieder hier eintreffen. Es wäre Thorheit, das Absegeln bei Tage in seinem Angesichte zu versuchen. Meiner Ansicht nach, sollten wir die nächste Nacht hier abwarten und dann erst die hohe See zu gewinnen suchen. Wohl weiß ich, daß ein großes Hinderniß diesem Plane entgegensteht: daß der Landwind, der allein unser Absegeln möglich macht, erst mit Sonnenaufgang zu wehen anfängt. Könnten wir aber nicht mit Hülfe einiger einheimischen Boote unser leicht fahrendes Schiff bis zum nächsten, eine Meile nur entfernten Kap bugsiren? So wären wir in Sicherheit, ohne selbst des Feindes Verfolgung befürchten zu dürfen."

Wie alle durch Grivély vorgelegte Pläne, wurde dieser Vorschlag angenommen, wonach der Hauptmann, ehe man sich wieder zu den Gläsern hatte begeben können, noch folgende unangenehm klingende Bemerkung seinen früheren Worten folgen ließ:

„Wenn unser Vorhaben gelingen soll, ist hauptsächlich Vorsicht nöthig. Kein Geräusch, kein verdächtiger Lärm darf von hier aus vernommen werden. Hierzu müßt ihr nüchtern bleiben. Kein Grog darf folglich mehr, binnen 24 Stunden, auf diesem Tische erscheinen. Weg damit!"

Den Durst der Banditen bändigen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Die Berührung ihrer reizbarsten Seite konnte geradezu zur Empörung führen. Auch fingen sie bereits an, ihren Widerstand durch Toben und Schreien kund zu geben.

„Weg damit!" — wiederholte der in seinem Kommando-Rechte durch die feindselige Demonstration gekränkte Grivély. — „Schweigt!" —

Ohne Rücksicht auf diesen Befehl, erhob ein alter, fast bieder aussehender Bootsmann sofort die Stimme, und zwar um Worte der Versöhnung auszusprechen.

„Capitain", sagte er, „ein schweres Opfer verlangt ihr; gehorchen werden wir dennoch; dafür bürgt euch euer alter Thomson; nur erlaubt eine Bitte. Seit Jahren ist der Mann, dem dies Schiff gehört, uns ein Räthsel. Sein Wesen, sein Treiben, die Sorgfalt, mit welcher er uns ausweicht und sich durch Vermummung unkenntbar zu machen strebt, — haben unsere Galle und zugleich unsere Neugierde im höchsten Grad gereizt. Ihr kennt ihn, Ihr wißt seine Geschichte. Benutzt den passenden Augenblick, befriedigt unsere Laune und erzählt; wir werden horchen und entbehren. Ihr könnt, auf Piraten-Wort, auf unsere Verschwiegenheit bauen."

Inzwischen hatte sich der Lärm gelegt, denn Thomson's Idee schien Allen zu gefallen.

„Was ihr verlangt", erwiederte der Capitain, „dürfte für euch und für mich die nachtheiligsten Folgen herbeiführen. Dem Manne gehört das Schiff, nicht uns. Sammt und sonders sind wir seine Miethlinge. Zwar hat er mir kein Stillschweigen anempfohlen; da er aber euch meidet und dafür wahrscheinlich seine Gründe hat, so mag er wohl wünschen, daß ich über ihn schweige. Ueberlegt dies; heute jedenfalls gebe ich eurem Wunsche nicht nach, denn es ist Zeit zum Schlafen. Wenn ihr aber morgen noch sämmtlich bei eurem Verlangen beharrt, werde ich freilich, aller daraus zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ungeachtet, nachgeben müssen. Geht nun nach euren Hängematten." —

Fast jeder Seeman ist einem Kinde gleich, das den lebhaftesten Wunsch vergißt, sobald man seine Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände zu lenken versteht.

Grivély's zweideutiges Versprechen genügte. Die Mannschaft vertheilte sich in den verschiedenen Gegenden des Schiffes. Die Mehrzahl begab sich zur Ruhe.

Um die übliche, unausbleibliche vierstündige Wache abzuhalten, blieben zehn Männer auf dem Verdeck. Dr. Delsner-Monmerqué.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

(Schluß.)

Unter allen den neueren Entdeckungen in diesem Fache ist die wichtigste wohl ein Dokument, welches ein ungeahntes Licht auf die bisher am wenigsten gekannte Religion der Karthager wirft. Im vergangenen Sommer fand man unter einem Hause der Altstadt von Marseille, in der Nähe der Kirche de la Major, zwei Fragmente einer Platte von Cassis-Stein*), bedeckt mit Schrift, die nicht den klassischen Sprachen angehörte. Ein Maurer brachte sie dem

*) Der Cassis-Stein, ein kalkartiger, findet sich in der Nähe Marseille's und ist fast so feinkörnig, wie der zum Steindrucke gebrauchte. Die Natur des Steines beweist, daß die Inschrift an Ort und Stelle gemacht ist.

Direktor des Museums, der sie für den mäßigen Preis von 10 Francs kaufte. Aufgestellt im Museum, lagen die zwei Stücke unerklärt mehrere Wochen. Texier, der kühne Erforscher Kleinasiens, kam auf seiner Reise nach Marseille, besuchte das Museum und erkannte auf der Stelle in den Charakteren der Fragmente eine phönicische Inschrift, deren Wichtigkeit und Bedeutung ihn sein Takt fühlen ließ. Er nahm schnell ein doppelte Durchzeichnung, schickte die eine an den Minister des öffentlichen Unterrichts und nahm die andere nach Algier mit, wohin ihn eine wissenschaftliche Mission führte. Hier traf er mit Nicoly Limbery, dem Dolmetscher am Gerichtshofe, zusammen, welchem er von der Entdeckung sagte und die Zeichnung übergab. Limbery machte sich an die Interpretation des Textes, aber eingenommen von der Möglichkeit, ein Stück aus der Geschichte Marseille's hier zu finden, glaubte er einen Handelstraktat zwischen den Karthagern und Massiliern vor sich zu haben. Von der Inschrift sind 21 Zeilen, vielleicht zwei Drittel des Ganzen, übrig, und jede Linie schien Herrn L. ein Ganzes. Wir geben die ersten 3 Zeilen seiner Uebersetzung:

1. Zeile: „Auf Wunsch und Verlangen des Senates und Volkes der Massalum (Marseiller) wurde durch das Orakel im Heiligthume des Tempels die Ungerechtigkeit bekannt gemacht, welche König Balhanasar geübt hat. Man hat deshalb berathschlagt, und dieser Vertrag wurde veröffentlicht in der Absicht, sich durch die Bande der Freundschaft mit denen zu verbinden, die den Belus verehren, und dem Sohne Baal's Opfer zu bringen, um von ihm einen glücklichen Erfolg zu erlangen.

2. Z.: „Es wird beschlossen, daß man dessen Gebote beobachte, und man verpflichtet sich, die Hände im Blute des Alam, Sohnes des Balhanasar, zu waschen. Dieses Versprechen wird von einem feierlichen Eide begleitet seyn, einem Eide, der die Treue verbürgt, welche die Kartahaduth (Karthaginienser) den Massalum zugeschworen haben.

3. Z.: „Und wenn dieser Eid und dieser Vertrag veraltet seyn werden, so sollen sie von neuem geordnet werden, und ihr, Marseiller, zittert nicht und fürchtet nicht, wenn er ewig vor euren Augen bleibt auf dem Steine, der die Steuern, Verpflichtungen und Obliegenheiten feststellt, welche ihr gegen die ausgezeichneten Männer unserer Nation zu beobachten habt, und die Gerechtigkeit und Billigkeit, von denen beobachtet, welche die Reise um die Welt machen, um sich die Freundschaft der Nationen zu verschaffen, und dies durch ihre Weisheit."

Wir haben den Muth nicht, die Uebersetzung des Herrn Limbery ganz wiederzugeben, denn wir gestehen in aller Demuth, daß wir, trotz großer Anstrengung, nichts dergleichen im Marseiller Text finden konnten. Wir haben uns seitdem bescheiden müssen, nur das darin zu finden, was in die Augen springt. Wir haben ein System angewandt, welches mit Logik und gesundem Menschenverstand übereinstimmt, und wenn wir erschrecken über die große Verschiedenheit zwischen der Uebersetzung des Herrn Limbery und der unsrigen, so beruhigen wir uns damit, daß berufene Richter entscheiden werden, welche die wahre ist. Hier einige Stellen meiner Uebersetzung:

1. Zeile: „.... (Challas) Baal? der Suffet (Richter) Sohn des Bedanit, Sohn des Bed ....

2. Z.: „Der Suffet, Sohn des Bedachnum, Sohn des Challasbaal und ...

3. Z.: „Für einen Stier, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; für das Opfer muß jedem Priester 10 Silberschekel entrichtet werden, außer dem Werthe des Opfers.

4. Z.: „Der Vorschrift gemäß soll es (das Fleisch) zerstückt und verbrannt werden; die Haut, Eingeweide, Füße und der Rest des Fleisches (?!) kommen dem Opfernden zu Gute.

5. Z.: „Für ein Kalb, dem noch keine Hörner hervorgebrochen sind, dem sie aber hervorbrechen werden?*), oder für einen Hirsch (oder Hirschkuh), vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; den Priestern kommt fünf Silberschekel, außer dem Werthe des Opfers.

6. Z.: „Von dieser Gabe (nimmt man) vom Fleische 100 Miskal (ein gewöhnliches Gewicht); dies soll zerstückt und verbrannt werden. Haut, Eingeweide, Füße und Rest des Fleisches kommen dem Opfernden zu Gute.

7. Z.: „Für einen Widder und eine Ziege, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; den Priestern wird ein Schekel fremden Silbers entrichtet ... und nach Vorschrift wird das Fleisch zerstückt.

8. Z.: „Und verbrannt; Haut, Eingeweide, Füße und Rest des Fleisches kommen dem Opfernden zu Gute.

9. Z.: „Für ein Lamm, oder Zicklein, oder in Zeiten öffentlichen Unglückes? für einen Widder, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; von diesem Opfer wird jedem Priester Dreiviertel eines Schekels fremden Silbers entrichtet, außer dem Werthe des Opfers.

15. Z.: „Für alle Opfer, welche ein Armer darbringt, es sey ein Thier aus der Heerde, oder ein Bock (oder ein Vogel), ist den Priestern gar keine Gebühr zu entrichten."

Dieses ist, wie wir glauben, der ziemlich genaue Sinn der ersten Zeilen der Inschrift von Marseille. Wenn wir das aus diesem Stücke hervorgehende Ritual der Punier mit dem der Hebräer vergleichen, welches im dritten und fünften Buche Mosis verzeichnet ist, so finden wir, daß die Priester der Letzteren nur eine Abgabe in Naturalien erhielten, Fleisch von den blutigen

*) Im franz. Texte unterstrichen und mit Fragezeichen versehen.

Opfern und Mehl oder Oel von den unblutigen; bei den Puniern dagegen war eine Geldsteuer im Gebrauch, während der Opferer alles Fleisch für sich nahm, welches nicht auf dem Altar verbrannt wurde. Im Allgemeinen waren die Opfergebräuche bei beiden Völkern, so wie die Sprache, ähnlich, wenn sie auch im Einzelnen abwichen. Das Daseyn dieser seltenen Inschrift auf einem in der Gegend heimischen Steine beweist deutlich, daß im 5. Jahrhundert v. Chr. eine phönicische oder karthagische Niederlassung in Marseille war, deren Magistrate sich versammelten, um die religiösen Gebräuche zu ordnen. *)

Wir geben noch ein Beispiel von der Methode, die phönicisch-punischen Monumente zu erklären, und zwar ein Beispiel aus denen, die zweisprachlich sind und also den Schlüssel zur Entzifferung gaben:

Im Jahre 1832 fand man im Piräeus einen Grabstein, welcher in griechischen Worten die Inschrift enthielt: „Irene von Byzanz". Daneben war eine phönicische Inschrift, die Jedermann nach Louis Anger las und übersetzte:

„Irene, Bürgerin von Byzanz".

Man bediente sich hierbei des anerkannten Alphabetes, dessen Bedeutung man für sicher genug hielt, um eine Reclamation dagegen nicht zu erwarten. Das Zusammentreffen der beiden Sprachen konnte hier nicht zufällig seyn, und es mußte andererseits nur die Richtigkeit des bisherigen Alphabets bestätigen. Dennoch hat der Herr General Duvivier in einer neulich herausgegebenen Schrift eine ganz neue Uebersetzung der Inschrift vorgeschlagen. Die merkwürdigen Worte des Uebersetzers lauten so: „Phönicische Inschrift des Grabes der Irene von Byzanz. Man hat diese, indem man dem Hebräischen Gewalt anthat, übersetzt: Irene, Bürger von Byzanz, und hat somit aus einer Frau einen Mann gemacht, was gewiß ein ganz neuer Gedanke ist; die wahre Uebersetzung muß aber so heißen: Der Adler nahm seinen Flug, ließ das Geräusch seiner Flügel hören, stürzte sich und verbreitete Schrecken vom Sonnenaufgang an (d. h. von seiner Jugend an). Ist das nun nicht die treue Geschichte der Jugend der Irene von Byzanz?"

Hierzu lassen sich einige Bemerkungen machen. Die Frau, welcher dieser bescheidene Leichenstein errichtet wurde, ist eine Byzantinerin, der griechische Text verkündet uns dieses; weiter aber sagt uns dieser Text nichts, und nur durch das Daseyn der phönicischen Worte erfahren wir unabweisbar, daß diese Irene eine Zeitgenossin von Alexander, dem Macedonier (vulgo dem Großen), war. Zu dieser Zeit nämlich war, nach allen Angaben, im Piräeus eine kleine Kolonie von Phöniciern, bestehend ohne Zweifel aus obskuren Handelsleuten, welche hierher kamen, um was zu verdienen, indem sie den Atheniensern Fabrikate Phöniciens verkauften. Die Einen waren aus Citium auf Cypern, die Anderen aus Sidon, so wie Irene aus Byzanz war. Wahrscheinlich handelte Irene mit Parfümerieen oder gewebten Stoffen, und sie war von unbekannter Abkunft, da man, wie es sonst der phönicische Gebrauch fordert, den Namen ihres Vaters nicht auf den Stein schrieb. Die Jugendgeschichte Irenens in der Inschrift zu suchen, würden wir nicht unternehmen. Allerdings giebt es eine Irene von Byzanz, auf welche solche Worte passen würden im biblischen Stile, nämlich die Kaiserin Irene; allein augenscheinlich dachte Herr Duvivier nicht an diese Kaiserin, die an 1200 Jahre später gelebt hat und zu einer Zeit, wo das Phönicische nirgends mehr gesprochen und verstanden wurde. Die Uebersetzung, welche die Vorgänger des Herrn D. gegeben haben, wird erlangt, nicht wenn man dem Hebräischen Gewalt anthut, sondern wenn man es einfach und genau liest. Alle haben „Irene, Bürgerin von Byzanz" und nicht „Bürger" übersetzt, wie Herr D. ihnen vorwirft, denn alle haben Baalet, fem. von Baal, gelesen, und wahrscheinlich beruht der Vorwurf auf einer Uebereilung, mit welcher Herr D. die Worte bei Gesenius: Erene, civis Byzantia gelesen hat, welches sowohl Bürger als Bürgerin heißen könnte. Indessen ist Gesenius noch außerdem durch seine deutlichen Worte gegen jeden Vorwurf geschützt. Er sagt nämlich: „Baalet, non domina est, sed civis (Bürgerin)."

Schließen wir unsere Zusammenstellung! Wenn die Ergebnisse, welche das Studium der phönicischen und punischen Epigraphie bis jetzt geliefert hat, nicht ganz den Erwartungen abenteuerlicher Einbildungskraft entsprechen, so sind sie doch nicht ohne Wichtigkeit. Man ist dahin gelangt, auf eine zuverlässige Weise die Schrift und Bedeutung von zwei verschiedenen Alphabeten zu entziffern. Man hat auch einige für Daten und Zahlen im Gebrauch gewesene Zeichen enträthselt, und endlich ist die Bemerkung von Augustinus, Hieronymus und Priscian über die nahe Verwandtschaft der phönicischen und hebräischen Sprache unwiderleglich bestätigt worden. Historische Denkmale sind freilich noch nicht entdeckt worden, aber wer weiß, ob uns die Erde nicht doch bald welche zurückgiebt, die bis jetzt in ihrem Schoße vergraben liegen. (F. de Sauley. — R. d. d. M.)

*) Herrn de Sauley könnte man bemerken, daß er, von den levitischen Gebräuchen der Hebräer präoccupirt, dieselben in dieser Inschrift wiederfinden will, so wie Linberg seine vorgefaßte Meinung von der karthagischen Geschichte in dem Steine bestätigt sehen wollte. Besser hätte S. jedenfalls gethan, wenn er die punischen Worte, wenn auch mit französischen Lettern, neben seiner Uebersetzung hier veröffentlicht hätte; dies würde von Vertrauen in die eigene Uebersetzung zeigen, indem es vielen Lesern zur Prüfung Gelegenheit gäbe. Daß die Magistrate zur Regulirung des Gottesdienstes zusammenkamen, ist eben so unwahrscheinlich wie unnöthig. Gottesdienstliche Gebräuche werden nur ein- für allemal eingeführt, und der Stein kann vielmehr eine der Gesetzestafeln der Karthager enthalten.

Mannigfaltiges.

— Englisches Gutachten in Bezug auf den Namen des von Leverrier entdeckten Planeten. Der königliche Astronom, Professor Airy in Greenwich, hat den von mehreren deutschen Zeitungen abgedruckten Aufsatz Struve's in St. Petersburg über den Namen, der im astronomischen Theile des von der russischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Kalenders dem neuen Planeten beigelegt wurde, auch in englischer Sprache publizirt und bemerkt dabei noch Folgendes:

„Es ist vollkommen richtig, daß Herr Leverrier an mehrere Personen (unter Anderem auch an mich) unter'm oder um den 1. Oktober 1846 Briefe gerichtet, worin er anzeigte, daß das Längenbüreau den Namen „Neptun" für den neuen Planeten adoptirt habe, und daß er (Herr Leverrier) die Benennung „Janus" mißbillige. Ich muß jedoch hinzufügen, daß Herr Leverrier nicht deutlich darüber sich aussprach, ob er selbst den Namen „Neptun" gutheiße oder nicht. Sicher ist indessen, daß die Notification dieses Namens durch Herrn Leverrier viele Astronomen bewogen hat, ihn provisorisch zu gebrauchen. Auch ist zu meiner Kenntniß gelangt, daß andere Personen (Engländer), welche den Namen, den Herr Arago dem Planeten geben wollte, mißbilligen, doch dem Namen „Neptun", trotzdem, daß andere Benennungen ihren Ideen von der mythologischen Reihefolge mehr zusagen würden, den Vorzug geben, weil er von den astronomischen Autoritäten Frankreichs ausgegangen.

„Auch ich stimme übrigens mit Herrn Struve darin überein, daß, selbst wenn der Entdecker eines Planeten ihm durch seine eigene sofortige Entschließung einen Namen beilegt, sein anerkanntes Recht der Namengebung doch der Beschränkung unterliegt, daß der gewählte Name mit den bereits am Himmel vorhandenen Benennungen harmonire, und daß, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, die Verwerfung des nicht mit den übrigen harmonirenden Namens unfehlbar eintritt. Die Namen Stellae Mediceae, Georgium Sidus und Ceres Ferdinandea sind verschwunden, während der Name „Asträa" sich erhalten wird. So weit wir nach der Analogie früherer Ereignisse einen Schluß ziehen dürfen, würde also der Name „Leverrier" keinen Bestand haben, auch wenn er unter Umständen verliehen worden wäre, die keinen Zweifel über das Recht des Herrn Leverrier ließen, den Namen sowohl selbst zu geben, als durch einen Dritten bestimmen zu lassen. Auch ich bin der Meinung des Herrn Struve, daß die Entscheidung eines Dritten weniger bindend sey, als die des ursprünglichen Entdeckers. Besonders im gegenwärtigen Falle erachte ich es für nothwendig, daß zwischen diesen beiden Momenten ein Unterschied gemacht werde, weil von dem bevollmächtigten Dritten der Versuch gemacht worden — ein Versuch, welchen ich als nicht schön bezeichnen muß — etwas zu vollbringen, was über die Gewalt seines Vollmachtgebers hinausgeht: nämlich dem Planeten einen Namen zu geben, den Niemand in seiner Eigenschaft als Entdecker zu geben gewagt hätte.

„Ich stehe keinem Menschen in der Bewunderung der Verdienste des Herrn Leverrier nach; ich erkenne vielmehr seine gedruckten Werke als sehr tief, gründlich und vollständig in der Behandlung ihres Gegenstandes, als überaus trefflich in ihrer Anordnung und als höchst philosophisch in ihren Prinzipien an; ich betrachte auch sein Verfahren bei der Bekanntmachung seiner Resultate — um die optischen Entdeckungen des Planeten herbeizuführen — sowohl auf Privatwegen als durch das Mittel der Oeffentlichkeit, als sehr verständig; aber ich bin zugleich mit Herrn Struve der Meinung, daß die Geschichte einst den Namen des Herrn Adams neben den des Herrn Leverrier stellen wird *), und deshalb allein schon müßte ich, auch ohne Rücksicht auf die oben angegebenen Gründe, dagegen stimmen, daß der neue Planet den Namen des Herrn Leverrier erhalte.

„Durch Privatbriefe bin ich übrigens ganz kürzlich davon in Kenntniß gesetzt, daß Gauß und Encke ebenfalls beschlossen haben, den Namen „Neptun" beizubehalten.

„Demnach bin auch ich zu demselben praktischen Beschlusse gelangt, wie Herr Struve, den Namen „Neptun" so lange zu gebrauchen, bis sich die öffentliche Meinung zu Gunsten einer anderen Benennung entschieden haben wird. G. B. Airy."

*) Man vgl. Nr. 13 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 31. Berlin, Sonnabend den 13. März 1847.

Arabien.

Arabische Anthologie und ästhetische Kritik.

(Proben aus Thaalibi's „Edelperle" von Dr. Dieterici.*)

Die Thätigkeit der Arabisten auf dem Gebiete arabischer Poesie hat verschiedene Richtungen eingeschlagen. Einmal war es vorzugsweise die sprachliche Zergliederung der Originale, als Lesestücke in verschiedenen Chrestomathieen und besonderen Ausgaben (z. B. der Muallakât u. a., von denen weiter unten), ein andermal war es die Entwickelung der historischen Beziehungen arabischer Poesieen (z. B. in Schultens' Monumenta, deren vermeintliches Alter schon Tychsen zurückwies), um derentwillen Texte herausgegeben, übersetzt und erläutert wurden. Hier herrschte größtentheils das philologische (sprachliche, geschichtliche, literarhistorische, archäologische) Interesse über das ästhetische; nach Beschaffenheit der vereinzelten Materialien wurden nur abgerissene Winke über die Stellung der arabischen Poesie zum arabischen Volksthum überhaupt gegeben, jedoch keinesweges die philologische Betrachtung zur ethnographischen erhoben, die arabische Poesie als Ganzes aus und in dem Araberthum geschichtlich entwickelt und ihre Eigenthümlichkeit dem größeren Publikum anschaulich gemacht. Den Weg der unmittelbaren Anschauung durch poetische Nachbildung betrat zuerst Hammer, und nachdem Rückert auf dieser — bisher steinichten — Bahn die ersten Triumphe eines kühnen Wettlaufes gefeiert, nachdem er, von einem noch mehr dichterisch als philologisch richtigen Gefühl geleitet **), ins Deutsche nicht sowohl übersetzte als überdichtet hatte, folgten ihm einzelne Nachbildner, in doppelter Beziehung, auf der immer breiter werdenden Heerstraße nach ***), und mit den allgemeinen Fortschritten der Sprachforschung zu einer mehr objektiven Erfassung ihrer Vorlagen trat auch ein richtigerer Takt, ein besserer Geschmack, eine mehr befriedigende Beachtung orientalischer Sprachform im weitesten Sinne auch in den prosaischen und rhetorischen Uebersetzungen hervor, — wobei man freilich nicht etwa von Ullmann's Koran-Uebersetzung, oder selbst Weil's Ausführungen in seinem sonst tiefer eingehenden Schriftchen über die Poesie der Araber vor Muhammed, oder Flügel's noch zu erwähnendem „vertrauten Gefährten" den Maßstab nehmen darf. So ist es denn im Ganzen dem Aesthetiker bereits gegönnt, aus den vorhandenen besseren Nachbildungen arabischer Poesie sich selbst ein Urtheil zu bilden; auch Dr. D., um gleich hier eine verdienstliche Seite seiner obgenannten Schrift zu erledigen, hat in mancherlei Beziehung hierauf Rücksicht genommen, und gehört insbesondere hierher der „Nachtrag", aus dem wir uns einige Mittheilungen erlauben:

Abulfarâg' Wawa über Seifuddaula's Freigebigkeit.

(Im Versmaß des Originals.)

Wer mit der Wolke vergleicht dein wohlwollend Herz,
Der hat nicht richtig sein Urtheil gegeben:
Du giebst mit lächelnder Miene reiches Geschenk,
Nur thränenden Aug's giebt fruchtend sie Leben.

Zur Erläuterung bemerke ich noch, daß der Vergleich des Freigebigen mit der Wolke zu den typischen gehört; so wie umgekehrt der Geizige und Prahler den regenlosen Wetterwolken gleicht. †)

Seifuddaula's Beschreibung des Regenbogens.

Ich rief den schönen Schenken mir zum Morgentrunk,
Er kam mit Schlaf in seinen Augen noch gegangen.
Umkreisend bot er Becher Wein's, den Sternen gleich,
Ein Becher schwand, der andre stillte das Verlangen.
Der Südwind spannte aus den dunklen Teppich weit
Vom Aether an, deß Säume bis zur Erde hangen.
Ihn hatte schön gestickt des Wolkenengels Kunst,
Das Gelb vom Roth, das Grün vom Weiß umfangen,
Der Schleppe von Gewändern gleich, die, schön gefärbt,
Eins kürzer als das ander an dem Mädchen prangen.

Wawa's Beschreibung des Regenbogens beim Gewitter.

Wie schön der Tag, an dem du siehst des Himmels Bogen,
Die Sonne glänzt und Blitze zucken viel;
Es ist des Schützen Bogen, Pfeile sind die Blitze,
Der Sonne helle Scheibe ist ihr Ziel.

Der Schluß eines Gedichtes von Seifuddaula an seine Geliebte, die er durch Entfernung auf ein Schloß vor Nachstellungen sicherte:

Gar mancher Bruch entsteht aus Furcht vor Bruch,
Und fürcht' ich Trennung, tritt schon Trennung ein!

erinnert an die ähnliche Wendung des Gedankens im Munde Philipp's (in Don Carlos): „Hab' ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört!" — —

Wenn wir nun in allen Bearbeitungen arabischer Poesie und in allen gelehrten Untersuchungen darüber von Jones bis auf Wenrich mehr oder weniger europäische Kritik gewahren, so war doch die der arabischen Poetiker, großentheils selbst Poeten, kaum im engeren Kreise der Fachgelehrten bekannt; im weiteren des großen Publikums hatte sogar die Ansicht sich festgesetzt, daß der orientalische Geist des Araberthums jedweder Art von Kritik geradezu entgegengesetzt sey; höchstens ließ man den berühmten — neuerdings durch Slane's Uebersetzung zugänglich gemachten — Biographen Ibn Challikan, welchen Hammer den „arabischen Bayle" nennt, als historischen Kritiker (!) gelten. Es dürfte also schon darum interessant seyn, einmal die von kundigen Arabern selbst geübte ästhetische Kritik näher zu kennen. Es bedarf aber auch keiner weiteren Auseinandersetzung, daß von dieser Manches in der Sache selbst zu lernen seyn werde. Herr D. hat auch hierauf in der Wahl seiner Auszüge aus einem äußerst umfangreichen Werke Rücksicht genommen, indem er uns Thaalibi's, an dem Dichterfürsten Motenebbi (Mutanabbi) und dem fürstlichen Dichter und Mäcen Seifuddaula geübte Kritik vorführt, aber in der Einleitung von Thaalibi und seiner kritischen Anthologie im Ganzen spricht, nachdem er Wesen und Bedeutung arabischer Anthologie aus dem Wesen und Charakter der arabischen Poesie zu entwickeln gesucht.

Indem ich es nun versuche, die leitenden Gesichtspunkte über diesen nicht uninteressanten Gegenstand mit Benutzung der hier gewonnenen neuen Grundlagen, nach den eben so beengenden als weiten Marken dieser Blätter, auseinanderzusetzen und nachzuweisen, wie weit die Arabistik in dieser Untersuchung gekommen und was sie noch zu leisten habe, scheint es mir passend, dem vorliegenden Buche nicht dem Raume, sondern der Zeit nach zu folgen, d. h. von dem in der Schrift späteren Speziellen zu dem in der Forschung erst resultirenden Allgemeinen fortzuschreiten. Ich werde demnach von den mitgetheilten Kapiteln der „Edelperle" einige charakteristische Züge hervorheben, sodann zu der ganzen Anthologie und dem Anthologen Thaalibi übergehen und mit Betrachtung der arabischen Anthologik schließen; so daß wir gleich zu Anfang hauptsächlich die Behandlungsweise des arabischen Anthologen ins Auge fassen und die — wenn auch an sich interessanten — von diesem behandelten Gegenstände als untergeordnet betrachten, die fachwissenschaftlichen Einzelleistungen des Herausgebers aber vor ein anderes Forum hin verweisen.

I.

Die Verschiedenheit des Urtheils über Motenebbi als Dichter, welche wir bei Hammer und de Sacy antreffen, ist schon in Thaalibi's Ueberschrift des betreffenden Kapitels: „Ueber M., was für und gegen ihn", vertreten und somit die Unparteilichkeit des Richters dem Urtheile gesichert. Th. belegt das im Eingang gespendete Lob mit dem Ausdruck des stolzen Selbstbewußtseyns im Munde des Dichters selbst und bekräftigt dieses — namentlich bei arabischen und ihnen nachahmenden neuhebräischen Dichtern — verdächtige Selbstlob mit thatsächlichen Beweisen von Anerkennung bei Fürst (n[illegible] fuddaula) und Volk; wenn sich aber bald das urtheilende [illegible] Parteien, Angreifer und Vertheidiger, spaltete, so sey das

---

*) „Mutanabbi und Seifuddaula, aus der Edelperle des Thaâlibi, nach Gothaer und Pariser Handschriften dargestellt von Fr. Dieterici, Dr. phil., Privatdoc. an der Universität zu Berlin, ordentlichem Mitgliede der deutsch. morgenl. Gesellschaft. Leipzig, 1847. Vogel." Indem ich nur auf die allgemeinen, den Lesern dieser Blätter näherstehenden Themen dieser, 200 S. gr. 8. umfassenden Schrift eingehen zu dürfen glaube, setze ich hierher wenigstens eine — im Buche selbst vermißte — Inhalts-Angabe der einzelnen Theile: Einleitung (I. Wesen und Werth der Blüthenlesen in der arab. Literatur. II. Ueber die Blüthenlese des Thaalibi). I. Das Urtheil des Thaalibi über die Dichtungen des Mutanabbi (I. Einleitung. II. Die Lebensverhältnisse des Mutanabbi, III. Die Entlehnungen. IV. Die Fehler, V. Die Vorzüge des Mutanabbi). II. Das 2. Kap. des 1. Theils der Edelperle nach Pariser und Gothaer Handschriften herausgegeben, (über den Dichter Seifuddaula) arabisch; III. Dasselbe in deutscher Uebersetzung; IV. Philologische und literarhistorische Anmerkungen hierzu; V. Arabisches Namenverzeichniß aller in Thaalibi's „Edelperle" behandelten Dichter. Nachtrag. Versuch einiger metrischer Uebersetzungen, deren Original (mitunter auch unmetrische Uebersetzung) größtentheils in den früheren Abschnitten enthalten. Der Verf. hat diesen „Erstling" seinen Lehrern Fleischer, Rödiger und Rückert gewidmet und sucht die grammatisch-kritische Orientalistik mit geschmackvoller Darstellung und Nachbildung zu verbinden.

**) s. „Zum Hariri" in den gesammelt. Gedichten.

***) Vgl. über Amthors „Klänge aus Osten" und die Nachbildungspoesie die Zeitschrift „Ost und West" 1842. S. 79, 197.

†) Parallelen in meinem „Manna" S. 100 zu Nr. XXII.

wiegenden Verdienstes, denn „der Vollkommenste ist der, dessen Fehler gezählt werden.“ Th. vertheilt seine Mittheilungen über Mot., deren Umfang mit der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt wird, in vier Kapitel. Das 1. „Lebensverhältnisse“, ist weniger Biographie als Zusammenstellung von hierauf bezüglichen Gedichten. Der Biograph verhüllt keineswegs die bedeutenden Schattenseiten des Charakters M.'s, die auch Hammer nicht in Schutz zu nehmen vermochte, und läßt mitunter einen sarkastischen Blitz über sie hinfahren.*) Ein 2. Kap. betrifft das historische Verhältniß der Dichtungen M.'s zu anderen, nämlich die beiderseitigen Entlehnungen, wobei wir nicht an eigentliche Plagiate denken dürfen; indem das Streben, die Gedichte in ihren Einzelnheiten aufzufassen, sich bis zur Pedanterie steigerte, so daß man am Ende jede äußerliche Aehnlichkeit, die Anwendung eines Bildes u. dgl., schon als Entlehnung oder Nachahmung bezeichnete. So stellt denn Thaalibi Fragmente verschiedener Autoren mit denen Motenebbi's zusammen, um (in zwei Unterabtheilungen) nachzuweisen, was jene von Letzterem entlehnt und umgekehrt. Die Begründung eines solchen, uns befremdlichen, aber nicht ganz und gar fremden Verfahrens im Wesen der arabischen Poesie wird sich uns später ergeben. Ich halte es für überflüssig, eines von den Beispielen mitzutheilen, welche Herr D. noch am ehesten für wirkliche Entlehnungen gelten lassen möchte, und will nur ein prägnantes vom Gegentheil anführen. Zu den Perlen der Verse Motenebbi's wird der folgende gezählt:

> Ich besuche sie, wenn die Schwärze der Nacht für mich eintritt;
> Ich verlasse sie, wenn die Helle des Morgens gegen mich aufhetzt.

Hierüber bemerkt Ibn Ginni (der erste Kommentator M.'s), es habe ihm M. vom Wesir Ibn Chinzâza erzählt, daß Letzterer alle möglichen Gelehrten und Bücher vergeblich befragt, um die Quelle dieses Gedankens aufzufinden. Jedoch will Ibn Ginni den Grundgedanken: „die Sonne ist eine Verrätherin, die Nacht eine Vereinigerin“ in folgendem Verse des Ibn el Motazz endlich entdeckt haben:

> Nur des Nachts trifft mit der Geliebten zusammen,
> Denn die Sonne verräth, aber die Nacht führt einander zu.

Begründeter ist der zum Schlusse vorgebrachte Vorwurf des Kritikers, daß M. öfter sich selbst entlehne, d. h. einen Gedanken in demselben Gedichte wiederhole. (Schluß folgt.)

*) Dr. D. giebt in diesem ganzen Abschnitt nur Auszüge aus Thaalibi's „Edelperle“; in dem biographischen Kapitel sucht er jedoch das von Bohlen und Hammer Geleistete zu ergänzen und zu berichtigen.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

III. Der Besuch.

Die Nächte sind in den tropischen Ländern den Tagen an Länge fast immer gleich. Morgen- und Abend-Dämmerung sind eigentlich dort unbekannte Dinge. Der Uebergang vom Tage zur Nacht und von der Nacht zum Tage ist kaum wahrnehmbar. Der Aufgang der Sonne ist der Aufziehung eines Theater-Vorhanges in seiner Erscheinung ähnlich. Die ganze Natur tritt plötzlich aus der Dunkelheit hervor. Land und See, glänzend und frisch, überraschen das Auge. Mit Mühe gewöhnt es sich an das Licht. Nur nach und nach unterscheidet es die mannigfaltigen Gegenstände, die sich ihm darbieten. Das Großartige der einmal in ihren verschiedenen Abstufungen empfangenen Vorstellung, die Beklemmung, die sie dem Herzen einflößt, fordern zur Erhebung des Geschöpfes zu dem Schöpfer, zum Gebete, auf.

Den abgehärteten, an Natur-Erscheinungen aller Art gewöhnten Leuten des „Satan“ waren solche Phänomene ziemlich gleichgültig. Offiziere und Matrosen, welche Quartwache hielten, kümmerten sich wenig um den baldigen Aufgang der Sonne. Sie hatten lediglich ihren Zweck im Sinne. Seit Stunden horchten sie, ob kein Geräusch die Ankunft der Sklavenbande an der Küste ankündigen werde. Vom Sehen konnte nun nicht mehr die Rede seyn. Die Abendhelle, welche das Anlanden des „Satan“ befördert hatte, war gegen ein Uhr Morgens einer pechschwarzen Aequator-Nacht gewichen. Beinahe wurde es unmöglich, sich Mann an Mann auf dem Schiffe zu erkennen.

Während man horchte und nichts zu vernehmen war, schlich sich auf der Meeresfläche gegen den „Satan“ hin, ruhig, langsam vorwärts, einem Schatten gleich, ein Monstrum eigenthümlicher Beschaffenheit. Es schien 17 Fuß lang, 3 Fuß breit. Ein Theil davon ragte in diagonaler Richtung aus der See empor. War es ein riesenhafter Fisch, oder ein fischartiger Riese? Die Dunkelheit hinderte, dies zu bestimmen. Uebrigens wäre es selbst bei Tage vielleicht schwierig gewesen, dasselbe, außer in nächster Nähe, genau zu erkennen.

Ein doppelter schwarzer menschlicher Kopf, der sich an den Hintertheil des Körpers anschloß, — ungeheure Floßfedern, deren methodische, stille, dem Gehör nicht vernehmliche Bewegung das Schreckbild unleugbar vorwärts brachte, gaben nicht eben Auskunft über die Natur des Monstrums.

Mehrere Wesen gleicher Art folgten dem ersten nach. Das Schiff war endlich von ihnen erreicht und umgeben. Mit Blitzesschnelle hatten sich sämmtliche Köpfe von wahrscheinlich künstlichen Hüllen getrennt. Zwanzig Menschen erkletterten „Satan's“ Wände so unverhofft und geschickt, daß sie auf dessen Verdeck wirklich unangemeldet erschienen.

Bei afrikanischen und asiatischen Völkern hat die Kunst des Baues großer Schiffe ähnliche Fortschritte, wie den Europäern gelungen sind, bei weitem nicht gemacht. Das Zurückbleiben in dieser Hinsicht ist nicht allein aus dem Mangel an Kenntnissen, sondern auch aus der Entbehrung derjenigen dringenden Bedürfnisse, welche zur Erlangung dieser Kenntnisse das Motiv sind, zu erklären.

Die Schwarzen und Asiaten unternehmen selten bedeutende überseeische Fahrten. Die Küsten-Navigation oder die Fahrten von Inseln zu Inseln genügen ihnen. Da sie sich weniger in friedlicher Absicht auf die See wagen, als um Feinde zu überraschen oder Feinden zu entfliehen, so trachtete ihre Einbildungskraft vorzüglich danach, die kleinen Fahrzeuge, deren sie sich bedienen, so zweckmäßig als möglich einzurichten. Die Beschreibung der verschiedenen, zu besonderen Bestimmungen erfundenen Gattungen von Booten, die von der Küste Mozambique's bis in die Sunda-Gegenden gebräuchlich sind, würde mehrere Bände füllen.

Indessen verdienen die Fahrzeuge, auf welchen zwanzig ungebetene Nachtgäste das Negerschiff erreicht hatten, einige Worte.

Jedes bestand aus einem Stück. Große Bäume, — ausgehöhlt ohne Verletzung ihrer Rinde, mit Ausnahme eines anderthalb Quadratfuß breiten Fleckes, — bieten zwei Menschen ziemlich bequemen Zugang. Die Höhle ist also berechnet, daß die Körper bis an den Hals sich hinein verlieren. Mit den sehr breiten, langen und dünnen Rudern, welche sich von Innen nach Außen, vermöge gewisser in der Wand des Bootes angebrachter Oeffnungen, frei bewegen lassen, können die Schiffer dasselbe fortschaffen. In mäßiger Entfernung sehen in der That diese Ruder wie mächtige Floßfedern aus, so wie der über das Wasser sehr erhabene Vordertheil des Bootes den vollkommenen Anschein großer Fische hat.

Der Zweck solcher Boote leuchtet ein. Ihre Farbe, ihr Ansehen, die schlanke Gestalt ihres Rumpfes, ihr fester Bau bestimmen sie, — rasch und sicher, unbemerkt bei Tage wie bei Nacht, — zu abenteuerlichen Unternehmungen. In der Nachbarschaft der Sunda-Inseln ist die Annäherung der stets räuberisch gesinnten Einheimischen, auf dergleichen Fahrzeugen, so gefährlich und so wenig durch strenge Aufmerksamkeit oder überhaupt durch sinnliche Wahrnehmung zu vermeiden, daß die den Pfeffer- und Nelken-Handel treibenden europäischen Schiffe eiserne Netze führen, mit welchen das ganze Fahrzeug, vom Rande des Verdecks bis zur Mitte der Masten, an welche die Netze sich anschließen, umgeben wird.

Am Bord des „Satan“ war eine solche Vorsichtsmaßregel unterlassen. Man vertraute auf die freundschaftlichen Gesinnungen der Bewohner der Küste von Zansibar. Man irrte auch nicht. Die neuen Gäste waren keine Feinde; es waren Lieferanten.

Der Capitain wurde gerufen; er kam. Nach genauer Rekognoszirung führte er sechs von den Ankömmlingen, — die Häuptlinge, — in die Haupt-Kajüte des Schiffes ein. Die 12 oder 14 anderen Araber, die das Gefolge bildeten, blieben draußen. Seitens der Orientalen wird nämlich nie die Förmlichkeit der Repräsentation außer Acht gelassen. Da, wo sie auch am meisten lästig, schädlich und gefährlich wird, findet sie dennoch statt.

Zu dem Hauptmann Grivély, — der seine Gesellschaft mit Grüßen, Schmeicheleien und Anerbietungen aller Art bewirthete, — gesellte sich bald ein kleiner, dicker, bejahrter Mensch. Eine unermeßliche, kupferfarbige Nase und aufgedunsene braunrothe Backen verriethen in ihm die vereinigten Gewohnheiten des Zornes und des Trunkes. Sein schneeweiß gewordenes Haar beschirmte große blinzelnde Augen. Er hatte sonst kein ehrwürdiges Aeußere.

Der Mann mußte den Lieferanten wohl bekannt seyn. Als er erschien, begrüßten sie ihn mit besonderer Ehrfurcht, nach ihres Landes Sitte durch Kopfneigen und Küssewerfen mit der Hand.

„Dank Allah und seinem Propheten“, — sagte einer, — „wir sehen Dich, Licht, Edelstein unserer Gegend, mit Deinem Schiffe wieder! Du magst von den Unmenschen viel gelitten haben, denn Du warst lange abwesend. Beharre aber; und Du wirst den Augenblick erleben, wo des Himmels zorniger Donner die Ungeheuer, die uns unrechtmäßig verfolgen, — die Engländer und Franzosen, — treffen wird. Wohl weiß ich, daß Du der letzteren Nation angehörst. Für mich und meine Gefährten bist Du jedoch ein Portugiese, ein Brasilianer, kurz einer von denjenigen braven Menschen, die den Sklavenhandel noch begünstigen, befördern.“

„Großer Bey“, — erwiederte Taitar (so hieß der kleine Mann), — „Dein Vertrauen und Deine Freundschaft machen mich stolz. Sie würdig zu erkennen, habe ich den besten Alkohol und Sorbet, die schönsten blauen Stoffe, die vorzüglichsten Flinten Dir und Deinen Freunden mitgebracht. Demgemäß werden wir, falls es Dir gefällig ist, sogleich Khabar über unsere Angelegenheiten halten.“

So wie der Chalam, — zu deutsch, die Pfeife, — stets der unentbehrliche Begleiter der Muselmänner ist, so giebt es kein Khabar in Zansibar, — d. h. keine Geschäftsbesprechung, — ohne Beobachtung gewisser Förmlichkeiten, bei welchen die berathende Versammlung wenigstens die kostbare Zeit zu verlieren pflegt. Namentlich muß eine halbe Stunde, oft eine Stunde, in größter Stille zugebracht werden, wahrscheinlich, um der Inspiration eine gehörige Eintrittsfrist zu gestatten. Nach Ablauf derselben kommt es noch einem jeden der Unterhandelnden darauf an, das Stillschweigen nicht zuerst zu brechen.

Grivély, der seine Zeit ungern verlor, dem der gespannte Zustand eines gedankenlosen, scheinbaren Nachdenkens außerdem mißfiel, warf die erste Frage auf. — Er wollte erfahren, wie viel Stück Neger, welche Racen, welche Qualitäten zu Gebote ständen. Die Antwort war, daß ihm 1000—1200 Schwarze geliefert werden könnten; daß zwei Drittel dieser Ladung zwar lange gelegen hätten, jedoch noch wohl erhalten seyen; daß indeß 400 starke, rüstige ohne Schaden eben angekommene Bibi's das Geschäft zu einem vorzüglichen machten.

Der Name Bibi übte offenbar auf Taitar einen unangenehmen Eindruck, — und zwar aus folgendem Grunde. Muth war eigentlich kein Element nicht. Er machte gern große und gute Geschäfte ohne große Gefahr. Seitdem der Sklavenhandel mit vorzüglichem Eifer von Kriegsgeschwadern verfolgt wurde, ging er mit der Idee um, sich gänzlich zurückzuziehen. Die jetzige Reise sollte seine letzte seyn; er war ja Millionär. Demnach konnte in der That der bedenkliche Transport einer bedeutenden Anzahl Bibi's ihm nicht sehr angenehm erscheinen.

Dem stets vorsichtigen Grivély hatte der Vorschlag ebenfalls nur wenig gefallen. Was war aber zu thun? Die Ladung mußte vollständig seyn, und das Schiff konnte wirklich 1000—1200 Neger aufnehmen. Zwar ging beinahe ein Viertel davon während der Fahrt mit Tode ab. Um so nothwendiger aber war es, eine gehörige Anzahl Leute mitzunehmen, um durch die überlebenden drei Viertel die Reise zur längst berechneten, ergiebigsten aller Speculationen zu gestalten.

Besorgnisse über die Natur der Ladung fielen den Lieferanten nicht auf. Sie theilten die Ueberzeugung der Nothwendigkeit großer Vorsicht in dem vorliegenden Falle; meinten aber, es gebe ein sicheres Mittel, sich gegen die Bibi's und ihren Unternehmungsgeist zu schützen. Dieses Mittel vereinige den doppelten Vortheil, sie absolut unschädlich zu machen und sie zugleich fast in die Unfähigkeit zu versetzen, Selbstmord an sich zu versuchen. Es bestehe in einer von den Negerhändlern aus Amerika öfters auf gefährliche Schwarze angewandten kleinen Operation. Man verstümmele ihnen bei der Einschiffung Hände und Füße so, daß keine edlen Theile angegriffen werden, daß jedoch durch die Wunde der Gebrauch der Glieder höchst beschwerlich und schmerzhaft werde. Damit keine frühzeitige Heilung den zur Empörung Geneigten das Vermögen zu schaden gäbe, sorge man natürlich dafür, daß das Fleisch während des größten Theils der Fahrt wund bleibe.

Ein so schätzbares, leicht auszuführendes und der Qualität der Waare, bei gehöriger Vorsicht, so wenig schädliches Auskunftsmittel erhielt Grivély's und Taitar's vollkommenen Beifall. Es wurde als Prinzip angenommen und die Ausführung in Bezug auf die Bibi's beschlossen.

Beruhigt konnte man nunmehr zu den Bedingungen des Handels übergehen. Für jeden Schwarzen sollten in Bausch und Bogen zwei Pfund Pulver, zwei Quart Branntwein, fünf Ellen baumwollener Stoff und ein spanischer Piaster gegeben werden. Außerdem bekamen die Lieferanten, als Baktschis (Trink- oder Handgeld), hundert Flinten, hundert kleine Spiegel und funfzig Flaschen Rum.

Es war Tag geworden. Der aus den ruhigen Schwarzen bestehende Theil der Ladung lag an der Küste. Eine Besichtigung derselben schien nöthig. Taitar, nachdem er eine Perrücke und einen großen Bart sich angelegt, und Grivély, nachdem er das Kommando des Schiffes einem Lieutenant übergeben, bestiegen mit einigen Matrosen die Hauptschaluppe und landeten bald darauf. Die Lieferanten folgten ihnen nach.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.

Der anglo-amerikanische Volksstamm zeichnet sich bekanntlich vor den Bewohnern aller übrigen Länder und Welttheile durch seinen Unternehmungsgeist und die ungemeine Energie aus, mit welcher er einmal Begonnenes zu Ende führt. So hatten auch die Eisenbahnen in England ihren außerordentlichen Nutzen für das Allgemeine und den Einzelnen, für das Publikum und die Unternehmer kaum bewährt, als man in Amerika mit einem wahren Ungestüm diesen Zweig der Speculation ergriff und sich mit so rastlosem Eifer demselben widmete, daß schon nach wenigen Jahren zwischen den reichsten und bevölkertsten Staaten Nord-Amerika's Verbindungen durch Schienenwege hergestellt waren. Die in den Vereinigten Staaten theils schon angelegten, theils noch projektirten Eisenbahnen theilen sich in sechs verschiedene Gruppen, nämlich:

	Projektirte deutsche M.	Ausgeführt bis 1842: deutsche Meilen.
1. Linien von Ost nach West über die Alleghanis hinweg	730	450
2. Verbindung des Mississippi-Bassins mit dem des St. Lorenzstromes	660	45
3. Von Nord nach Süd, an dem atlantischen Meere entlang	300	240
4. Verbindungen der Hauptstädte	12	12
5. Schienenwege für die Kohlengruben	195	183
6. Besondere Linien	3	3
Im Ganzen	1920	933

Diese 1920 deutsche Meilen projektirter Schienenwege vertheilen sich auf 178 verschiedenen Bahnen nach folgenden Verhältnissen unter die einzelnen Staaten der Union:

1. Newyork	27 Bahnen	7. Ohio	6 —
2. Newhampshire	1 —	8. Indiana	1 —
3. Massachussetts	15 —	9. Michigan	9 —
4. Maine	1 —	10. Illinois	11 —
5. Rhode-Island	1 —	11. Newjersey	7 —
6. Connecticut	3 —	12. Pennsylvanien	37 —
13. Delaware	1 —	19. Alabama	7 —
14. Maryland	7 —	20. Florida	4 —
15. Virginien	10 —	21. Louisiana	10 —
16. Süd-Karolina	2 —	22. Mississippi	5 —
17. Nord-Karolina	3 —	23. Tennessee	2 —
18. Georgien	6 —	24. Kentucky	2 —

Wie man aus dieser Tabelle ersieht, befindet sich der größte Theil der Schienenwege in den an den Küsten des atlantischen Meeres gelegenen Staaten. Nur einige Linien, und auch nicht von bedeutender Länge, sind im Süden und Westen angelegt worden; so sind deren 7 in Alabama, 4 in Florida, 10 in Louisiana und 5 in den Staaten am Mississippi. Pennsylvanien, Newyork und die Staaten Neu-Englands waren der Hauptschauplatz der Eisenbahnspeculation. Pennsylvanien allein ist von mindestens 200 Meilen Schienenwegen durchschnitten, eben so Newyork und Neu-England. Von Boston bis nach Albany am Hudson erstreckt sich eine unter gleicher Verwaltung stehende Bahn. Diese Stadt hat nach Süden mit Long-Island-Sund durch die Schifffahrt, und durch Eisenbahnen nach der einen Seite mit Providence und Stonington, nach der anderen mit Worcester und New-London eine immerwährende Verbindung. Von diesen verschiedenen Punkten ist ein ununterbrochener Verkehr mit New-York, theils durch Eisenbahnen, theils durch Dampfschifffahrt. Vom Hudson aus zieht sich eine fortlaufende Linie von Schienenwegen bis nach den großen Seen des Nordens. Durch diese Seen und den Illinoisfluß wird vermittelst der Dampfschiffe eine beständige und lebendige Verbindung bis nahe zu den Ufern des oberen Mississippi unterhalten, und von da wieder einige hundert Meilen weit nach Westen durch den Missouri, in der Richtung der Felsengebirge, und nach Süden durch den unteren Mississippi bis nach New-Orleans und dem Meerbusen von Mejiko.

Eine andere Linie geht von New-York aus nach Süden, durch die Staaten Newjersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, die beiden Karolina, und wendet sich dann nach Westen, durch Georgien hindurch, bis zu den Ufern des Alabamastromes. Von da aus gehen wieder Dampfschiffe bis zur Mündung dieses Flusses, von dort aus andere an der Küste entlang bis zu dem nahen See Pontchartrain, wo eine Eisenbahn beginnt, die nach New-Orleans führt. So ist das ganze Gebiet der Union durch eine ununterbrochene Linie von Verbindungen vermittelst des Dampfes umgeben und durchzogen. Wir haben hier nur die Hauptlinien des über die Vereinigten Staaten verbreiteten Communicationsnetzes angegeben; jeder dieser Aeste aber hat wieder unzählige Zweige, theils schiffbare Flüsse, theils Eisenbahnen oder gewöhnliche Kunststraßen.

Wenn man die ungemein hohen Kosten der europäischen Schienenwege und den geringen Durchschnitts-Ertrag kennt, den dieselben, trotz einer bedeutenden Circulation, im Allgemeinen nur bringen, so fragt man mit Recht, wie der Speculationsgeist sich auf derartige Unternehmungen in einem Lande richten konnte, wo die Bevölkerung so spärlich ist und der Zinsfuß zwischen 6 und 10 Prozent wechselt. Allein diese Erscheinung erklärt sich theils aus der topographischen Beschaffenheit jenes Landes, theils durch die dort übliche Art der Erbauung und Ausbeutung der Eisenbahnen. Mit sehr wenigen Ausnahmen, ist der Grund und Boden, durch welchen die Schienenwege gelegt sind, völlig flach und eben; und in Folge dessen sind die Kosten für die Erdarbeiten nur unbedeutend. Einige Durchstiche, einige Erdwälle, das ist Alles, was beim Bau zu thun ist. Führt der Weg über einen Fluß, so werden die Brücken ohne alle Kunst und Verzierung, aber fest und sicher gebaut, und zwar aus dem Holz eines benachbarten Waldes, welches auf diese Weise keine Anschaffungs- und fast keine Transportkosten verursacht. Die Stationshäuser und andere ähnliche Bauten werden gleichfalls sehr leicht und für einen sehr geringen Preis aufgeführt. Schneidet ein bedeutender Strom, wie der Hudson, der Delaware u. s. w., den Weg, so steigen die Passagiere aus und werden durch Dampfschiffe auf das andere Ufer befördert, wo eine andere Eisenbahn sie wieder weiter schafft. Die Ueberfahrt von Personen und Gepäck über solche Wässer verursacht nur geringe Kosten und unbedeutenden Zeitverlust, da die Verwaltungen gewissenhaft dafür gesorgt haben, die Ueberfahrten so zu legen, daß sie in die Stunde irgend einer Mahlzeit fallen, welche dann, statt auf dem festen Lande, am Bord des Dampfschiffes von den Reisenden eingenommen wird.

So begreift man wohl, daß aus diesen verschiedenen Gründen der Bau von Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten viel weniger kostet als in Europa. Andererseits ist, da der Verkehr doch im Allgemeinen nur ziemlich schwach ist, auf fast allen diesen Eisenbahnen nur ein Geleise nöthig. An den verschiedenen Stationen, wo die einander entgegenkommenden Züge sich treffen, hat man Einbiegungen angebracht, in welche der zuerst ankommende Zug einlenkt, um den anderen abzuwarten; so daß ein Zusammenstoßen zweier Züge vermieden wird. Dabei wird die Stunde des Eintreffens in der Regel so streng eingehalten, daß nur höchst selten (?) eine Verzögerung oder sonst eine Unannehmlichkeit entsteht. Wo übrigens der Verkehr sehr lebhaft ist, da hat man auch zwei Geleise neben einander gelegt.

Die Leichtigkeit des Baues wird auch durch die geringe Last, welche ein solcher zu tragen hat, und die sehr mäßige Geschwindigkeit, mit der man zu fahren pflegt, gerechtfertigt. Die Krümmungen sind nie so bedeutend, wie bei den englischen Eisenbahnen; Hebungen und Senkungen sind selten und auch dann kaum der Rede werth. Alles das trägt viel dazu bei, die Baukosten gering zu machen; die Hauptersparniß aber liegt in der Beschaffenheit der Bahnen selbst. Auf den schwach befahrenen Bahnen bestehen die Schienen aus zwei Stäben platten Eisens von 2—3 Zoll Breite und höchstens ½ Zoll Dicke, welche mit Nägeln auf den der Länge nach liegenden Holzschwellen befestigt werden; man könnte sie eher mit Eisen bedeckte Holzschienen als Eisen-

schienen nennen. Die Beschaffenheit der Bahnen wechselt nach der Wichtigkeit und Größe ihrer Frequenz. Auf mehreren Linien wiegt ein Fuß solcher Schienen 8 bis 9 Pfund. Bisweilen legt man auch die Schienen, wie bei uns in Europa, auf Querschwellen; allein da das Holz wohlfeil und das Eisen dort sehr theuer ist, so thut man dies nur ausnahmsweise. Dieselbe Sparsamkeit, wie bei der Anlage, herrscht auch bei dem Betriebe der Eisenbahnen. Die Lokomotiven sind fest und stark gebaut und von hinreichender Zugkraft, allein bei weitem nicht so schön und geschmackvoll wie die unsrigen. Das gewöhnlichste Heizungsmaterial ist das Holz; nur in den Gegenden, in deren Nähe sich Steinkohlengruben befinden, benutzt man die Kohlen zum Heizen. Der Coaks bedient man sich gar nicht, da sie zu kostspielig sind. Die gewöhnliche Geschwindigkeit der Fahrt ist, allen Aufenthalt miteingerechnet, wenig über 2 Meilen die Stunde. Eine größere Schnelligkeit gestattet die leichte Bauart der Bahn nicht. Nur auf den am stärksten und festesten angelegten Bahnen fährt man etwa 3 Meilen in der Stunde. Dieser geringen Geschwindigkeit ist es wohl hauptsächlich zu danken, daß man, trotz der Unvollkommenheit der amerikanischen Eisenbahnen, doch höchst selten von einem auf denselben vorgefallenen Unglück hört.

Auch die Form und der Bau der Wagen ist eine Quelle der Ersparniß auf den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten. Man theilt sie nicht, wie in Europa, in drei Klassen, je nach der größeren oder geringeren Bequemlichkeit, die sie dem sie Benutzenden bieten, sondern es giebt nur eine Klasse. Der Wagen ist ein langer Kasten, ähnlich den in großen Städten gebräuchlichen Omnibus, aber viel breiter und zwei- bis dreimal so lang; er wird an den beiden Enden geöffnet und durch zwei Reihen an den langen Seiten befindlicher Fenster erhellt. In der Mitte befindet sich ein Raum, breit genug, um einen bequemen Gang durch den ganzen Wagen zu erlauben. Auf den beiden Seiten sind die Sitze für die Reisenden. Jeder dieser Sitze ist für zwei Personen berechnet; und gewöhnlich findet man vierzehn doppelter Sitze an jeder Seite des Wagens, so daß dieser im Ganzen 56 Personen fassen kann. In der schlechten Jahreszeit ist ein kleiner Kohlenofen in der Mitte des Wagens befindlich, dessen Röhre durch die Decke geht; während der Nacht wird eine sehr helle Lampe an jedem Ende des Wagens angebracht, so daß derselbe vollkommen gut erleuchtet und erwärmt ist. Die Sitze sind gepolstert; die Rückenlehnen sind so eingerichtet, daß der Reisende sie nach allen Seiten wenden, also nach Belieben der Lokomotive das Gesicht oder den Rücken zukehren kann. Sehr häufig findet man an dem einen Ende des Wagens noch eine kleine Abtheilung für Damen, welche allein reisen; zu diesen Räumen ist den Herren der Zutritt streng untersagt. Man sollte nun glauben, daß Wagen von solcher Länge sich nur auf einer vollkommen geraden Bahn fortbewegen könnten; allein sie können auch die größte Kurve beschreiben, und zwar vermittelst einer sehr einfachen Vorrichtung: der Wagen ruht nämlich an jedem Ende vermittelst einer drehbaren Achse auf einem kleinen Gestell mit vier Rädern, und so kann er an beiden Enden seine Richtung ändern; fährt man nun in eine Biegung ein, so ist das vordere Gestell in dem einen, das hintere in dem anderen Theile der Kurve, und der Wagen selbst beschreibt die Peripherie des dazwischen liegenden Bogens. Die Wagen stehen in Beziehung auf die Schönheit ihres Aeußeren auf gleicher Stufe mit den Wagen zweiter Klasse auf europäischen Eisenbahnen. (Solche amerikanische Wagen sind auf der Berlin-Frankfurter Eisenbahn auch in Europa sehr zweckmäßig befunden worden.)

In einigen Hauptstädten der Vereinigten Staaten gehen die Eisenbahnen bis mitten in die Stadt, indem sie die Richtung der Straßen verfolgen. Der Platz für die Lokomotiven aber ist immer in den Vorstädten; ist der Zug dort angekommen, so wird die Lokomotive abgehängt, und die Wagen werden durch Pferde bis an den Anlegeplatz der Schiffe gezogen, der sich gewöhnlich im Mittelpunkte der Stadt befindet. Die Fahrpreise für Personen und Gepäck sind sehr hoch, obgleich sie im Allgemeinen das von Seiten der Staatsgewalt ihnen zugestandene Maximum noch nicht erreichen.

Mannigfaltiges.

— **Deutsch-Katholiken in Nord-Amerika.** Im Monat Dezember 1846 traten in New-York ungefähr 150 bis 200 Personen, Deutsche von Abstammung, zusammen, die unter der Leitung des Dr. Giustiniani, welcher lange in Rom studirt und daselbst die priesterlichen Weihen empfangen hat, und unter der Benennung „freie Katholiken" eine neue kirchliche Gemeinde organisirten. Das Glaubensbekenntniß dieser Gemeinde, wie es von amerikanischen Blättern veröffentlicht wird, ist von demjenigen, welches das sogenannte Leipziger Concil unter dem Vorsitz Ronge's entworfen, sehr verschieden und nähert sich vielmehr dem Czerskischen sogenannten apostolischen Bekenntnisse. Die Protestanten der Vereinigten Staaten haben daher auch keinen Anstand genommen, sich für die neue Gemeinde zu interessiren, was keinesweges der Fall wäre, wenn dieselbe nicht auf positivem kirchlichen Boden stände. Der katholische Bischof von New-York, Herr Hughes, Irländer von Geburt, hat gegen die Dissidenten einen Hirtenbrief an seine Diöcese erlassen, worin er die Ersteren vieler inneren Widersprüche beschuldigt und Letztere vor dem Abfalle warnt. Die neue Gemeinde hat nicht gesäumt, diesen Hirtenbrief zu beantworten und insbesondere die gegen sie gerichteten Anschuldigungen zu widerlegen. Unter Anderem hatte der Bischof gesagt, daß die Mitglieder der neuen Gemeinde, welche sich katholisch nenne, gar nicht in der römischen Kirche geboren seyen. Hierauf wird dem Prälaten erwiedert, daß er sich im Irrthum befinde, indem sowohl die Namen der Mitglieder als die ihrer Kinder zum größten Theil in den Taufregistern der katholischen Diöcese von New-York gefunden werden könnten. Der Bischof hatte ferner angeführt, daß die katholischen Deutschen seiner Sprengel mit den Dogmen und Gebräuchen der römischen Kirche sehr wohl zufrieden seyen; hierauf entgegnen nun die Dissidenten, daß sie doch wohl am besten wissen müßten, welches ihre Ansichten über die römische Kirche seyen, die durchaus nicht ihren Bedürfnissen entspreche. Endlich hatte der Prälat in Bezug auf den Geistlichen der neuen Gemeinde, Herrn Giustiniani, bemerklich gemacht, daß er von Geburt ein deutscher Jude sey. Aber seine Gemeinde erwiedert darauf, Dr. Giustiniani sey längst zur katholischen Kirche übergetreten und in Rom als Priester ordinirt. Uebrigens könne man den Bischof wohl als widerlegt ansehen, da er sogar zu einer solchen Vertheidigung seiner Sache seine Zuflucht nehme, denn es müsse ihm doch wohl bewußt seyn, daß auch Christus und die Apostel im Judenthume geboren gewesen. Mit dieser Widerlegung hat die neue Gemeinde zugleich beschlossen, einen Aufruf an alle Katholiken deutschen Ursprungs in den Vereinigten Staaten zu erlassen, worin sie dieselben auffordere, sich ihren Bestrebungen anzuschließen, was, wie eine kirchliche Zeitschrift (Le Semeur) bemerkt, in Nord-Amerika wahrscheinlich in größerem Maße stattfinden werde, als in Deutschland selbst, weil in diesem Lande dem neuen Katholizismus nicht sowohl der Geist als der Glaube abgehe, dieser jedoch und nur dieser es sey, auf dessen Grund das Gebäude einer neuen kirchlichen Gemeinschaft, welche auch auf eine Zukunft rechnen dürfe, errichtet werden könne — Ansichten, die sich wohl nicht blos auf die Dissidenten im Katholizismus, sondern auch auf die der protestantischen Kirche und im Judenthume anwenden lassen.

— **Ein russischer Schriftsteller in Paris.** Vor etwa drei Jahren starb in Paris im blühendsten Mannesalter der russische Fürst Elim Mestscherski, ein Mann, der als ein edler und liebenswürdiger Charakter gerühmt wird und dem die Franzosen einen ehrenvollen Platz in ihrer eigenen Literatur eingeräumt. Ein gründlicher Kenner und begeisterter Verehrer der französischen Poesie wie des französischen Lebens überhaupt, schrieb und dichtete er mit gleicher Leichtigkeit französisch und russisch, doch liebte er nichtsdestoweniger sein Vaterland und dessen Geist und Leben mit einer Wärme, die ihn oft über die Gränzen einer unbefangenen Kritik hinausführte. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre veröffentlichte er in dem Marseiller Athenäum eine Abhandlung über die russische Literatur, in welcher er, wie in einem erst nach seinem Tode erschienenen zweibändigen Werke, „die russischen Dichter" betitelt, viel von der glänzenden und glorreichen Zukunft seines Vaterlandes spricht. Der Grund, auf welchem er seine Phantasieen baut, ist seine Bewunderung der ungemeinen Schnelligkeit, mit welcher Rußland seine geistigen Anlagen entwickelt hat und vermöge deren es nicht einmal eines Jahrhunderts bedurfte, um sich eine Sprache und eine Literatur zu schaffen. Als wäre nicht in der russischen Literatur und selbst in dem Idiom derselben weit mehr Geborgtes als eigenthümliche Schöpfung! — Als Dichter gehört der Fürst Elim Mestscherski der neueren romantischen Schule der Franzosen an. Er kämpfte wacker gegen die „Perrücken à la Louis XIV."; dennoch aber blieb ihm bei allem Feuer der Jugend und der Romantik Mäßigung und feiner Takt genug, um die „Auswüchse der Romantik" (wie er sie selbst nennt, monstres romantiques) glücklich zu vermeiden. Im Jahre 1839 gab er seine Dichtungen „Aus dem Norden" (Boréales) heraus, denen er statt der Vorrede einen offenen Brief an Emil Deschamps beifügte. In diesem merkwürdigen Briefe liefert er von seinem Standpunkte aus eine Kritik der jetzt lebenden französischen Schriftsteller, die so umfassend ist, daß er fast keinen derselben, selbst die unbedeutendsten nicht, übergeht. Der erste Theil dieses Werkes, das Buch der Liebe, enthält kleinere Gedichte, eine Art Sonnette, ohne gerade deren Form sehr streng zu bewahren, Liebesliedchen, die ihrer Zartheit und formellen Schönheiten wegen in Frankreich mehr Beifall gefunden haben, als ihnen von einer gründlicheren Kritik bei uns in Deutschland wahrscheinlich geworden wäre. Um dem Leser das Urtheil zu überlassen, theilen wir eines von den am günstigsten aufgenommenen und am meisten gepriesenen hier mit:

Si l'on te voit souvent baisser tes beaux grands yeux,
Pencher ton col d'albâtre, et puis glisser pensive
Sur la pointe des pieds, comme une ombre plaintive,
Le pas leste et léger, et le front soucieux;

Si ton corps diaphane aux contours gracieux
Se soulève dans l'air en hirondelle vive,
Tandis que ton regard à notre sol se rive;
Si tu planes, enfant, entre nous et les cieux,

C'est que tu ne sais pas encore auquel des mondes
Tu dois appartenir, que tous deux tu les sondes
Comme pour mieux fixer ton essor et tes voeux.
Tu flottes indécise aux confins des deux sphères,
Sans pouvoir t'assurer, hélas! si tu préfères
La terre qui t'invite ou le ciel que tu veux.

Außer den genannten Büchern erschien nach seinem Tode, dessen Ahnung er an mehreren Stellen in rührende Worte kleidet, noch eine Sammlung von kleineren Dichtungen unter dem Titel Roses noires, die sich dem „Buch der Liebe" würdig anreihen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 32. Berlin, Dienstag den 16. März 1847.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.*)

I. Paris im Mittelalter, unter Richelieu und der Fronde. (Die Place Royale und das Hôtel Rambouillet.)

Keine Stadt der Welt hat so treffliche Geschichtsschreiber gefunden, als Paris. Der Enthusiasmus, den die Franzosen für ihre große Hauptstadt hegen, hat die talentvollsten Schriftsteller vermocht, sich mit der Geschichte derselben in allen ihren Details zu beschäftigen, statt sie dem gelehrten Forscher und Topographen allein zu überlassen. Obgleich aber Frankreich das Vaterland des ritterlichen Feudalismus ist, so bietet doch Paris im Mittelalter nur wenig Interessantes dar; es mangelt dieser Stadt an einem eigenthümlichen historischen Charakter. Sie besitzt keine Denkmäler einer glänzenden Oligarchie, wie Venedig und Genua, keine Erinnerungen an städtische Unabhängigkeit und freien Bürgergeist, wie Gent und Brügge, keine ehrwürdigen Reliquien der Nationalgeschichte, wie sie London im Tower und in der Westminster-Abtei aufzuweisen hat. Von der stürmischen Freiheitsliebe der alten Kommunen gab sie nie ein Zeichen, außer in den gräuelvollen Metzeleien der Burgunder und der Armagnacs — wenn wir nicht die Zeiten der Ligue mit ihrem rohen und blutigen Fanatismus dazu rechnen. Auch die Baukunst des Mittelalters hat in Paris nur geringe Spuren hinterlassen; selbst Notre Dame ist eine schlechte Repräsentantin des prachtliebenden vierzehnten Jahrhunderts. Bei der Annäherung an Paris wird man durch den Mangel an Thürmen und hervorragenden Gebäuden überrascht, und allem Anschein nach waren sie auch nie in größerer Zahl vorhanden. Sieben lange Jahrhunderte nach dem Tode Karl's des Großen hindurch war Paris ein ärmliches, melancholisches Städtchen, dem vielleicht in späteren Zeiten die elende Nachbarschaft des Faubourg St. Marcel gleichen mochte, durch welches Voltaire's Candide in die französische Hauptstadt eintrat und sich „in das erbärmlichste Dörfchen Westfalens zurückversetzt glaubte" — welches alle Illusionen Alfieri's zerstreute und einen so unauslöschlichen Eindruck auf den launenhaften Italiäner hervorbrachte, daß er nichts in Paris bemerken konnte, als die Dürftigkeit der öffentlichen Gebäude und le bruttissime faccie delle donne (die sehr häßlichen Gesichter der Frauen). Nur langsam und mit öfteren Unterbrechungen schritt Paris in der bürgerlichen Gesittung vor. Die Verbesserungen, die von Zeit zu Zeit stattfanden, gingen fast nie aus eigenem Antrieb der Bewohner hervor, sondern erscheinen in der Regel als das Resultat königlicher Verordnungen. Auch diese wurden häufig vernachlässigt oder nur unvollständig ausgeführt. Noch im zwölften Jahrhundert trieben sich die Schweine schaarenweise in den ungepflasterten Straßen von Paris umher; als eines von diesen Thieren die Ursache ward, daß ein Sohn Ludwig's des Dicken vom Pferde stürzte und das Genick brach, ließ der König ihnen die Straßen-Promenade untersagen, und als die Geruchsnerven Philipp August's von den mephitischen Dünsten beleidigt wurden, die zu seinem Palast emporstiegen, gab er Befehl, die Straßen zu pflastern; aber diese Neuerungen brachen sich nur allmälig Bahn und waren von häufigen Rückfällen begleitet. Von Philipp dem Schönen an, der den ersten Quai erbaute, bis zu Napoleon, der die doppelte Linie vollendete, welche die Fluthen der Seine einfaßt, hatte Paris seine Verschönerungen stets dem jedesmaligen Monarchen, höchst selten seinen eigenen Bürgern zu verdanken.

Es giebt nur *eine* anziehende Episode in den Annalen des alten Paris — wir meinen die an seltsamen Ereignissen und bemerkenswerthen Charakteren reiche Geschichte seiner ehrwürdigen Universität. Die Hochschule war an sich eine Nation, mit dem Geiste und der Selbständigkeit einer solchen; sie stellte den großen Mittelpunkt der Wissenschaft und des Unterrichts dar, und durch alle Wechsel der Zeit und der Umstände hat sie denselben Charakter beibehalten. Die Priesterschaft der Gelehrsamkeit bildete und bildet noch eine besondere Kaste — die einzige, die in unseren Tagen existirt. Mit größerem oder geringerem Einfluß auf die sie umgebende Welt, in ihrem höchsten Flor wie in ihrem tiefsten Fall, ist sie immer stolz und unabhängig geblieben. Die alte Universität, die Sorbonne, ja sogar die Jesuiten-Kollegien, so oft man sie auch umgestaltete oder neu zu modeln versuchte, waren nie die Sklaven der Könige und Päpste, sondern eher ihre Herren. Das alterthümliche Stadtviertel des Pays Latin, das noch immer von Studenten bewohnt wird, bietet noch heutzutage mehr Ueberreste der Vergangenheit dar, als man sonst in ganz Paris findet. Noch immer zeigt man im Collége Dainville das Fenster, aus welchem der Körper des Peter Ramus gestürzt ward, den man wegen seiner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes und des Aristoteles ermordet hatte. Daneben steht das alte Collége des Chollets, wo Buridan einen ganzen Tag lang die Thesis vertheidigte, daß es erlaubt sey, eine Königin von Frankreich zu tödten. In der Nachbarschaft der Sorbonne befindet sich auch das Collége oder Hôtel de Cluny, zwar nicht historisch berühmt, aber das schönste Denkmal gothischer Kunst, dessen Paris sich rühmen kann. Jahrhunderte hindurch war es gänzlich vernachlässigt und fast unbekannt. Der alte Geschichtsschreiber von Paris, Dom Germain Brice, bemerkt: „daß es allein wegen seiner massiven Bauart nennenswerth ist, und daß es großer Veränderungen bedarf, um den Moden der heutigen Zeit angepaßt zu werden; die Kapelle aber", fügt er hinzu, „gewährt durch ihr gothisches Ansehen ein gewisses Vergnügen, da man so den Abstand zwischen dem rohen und groben Baustyl vergangener Jahrhunderte und der korrekten, eleganten Manier unserer neueren Zeit erkennen lernt." Dicht bei dem Hotel Cluny hatte David sein Atelier, ohne einen erwärmenden Hauch daraus zu schöpfen, der seine stolze, klassische Kälte belebt hätte. Heutzutage wird es als ein Museum mittelalterlicher Kuriositäten betrachtet und mit der äußersten Sorgfalt in Stand gehalten; aber dieser Moderichtung zum Trotz ist es sehr zu bezweifeln, ob man die Schönheiten des alten Gebäudes richtiger zu würdigen weiß, als in den Tagen des gelehrten Benediktiners und des jakobinerfreundlichen Heros der französischen Malerschule.

Wenn es jedoch der älteren Geschichte von Paris verhältnißmäßig an allgemeinem Interesse fehlt, so macht die Epoche, die mit der Wiedergeburt der Künste beginnt, durch ihren Reichthum an glänzenden Erinnerungen diesen Mangel wieder gut. Paris ist im eigentlichsten Verstande die Stadt des Lichtes, der Intelligenz, des geselligen, kultivirten Lebens, und um ihre wahre Atmosphäre einzuathmen, muß der Geschichtsschreiber erst die dumpfe, stickende Luft des Mittelalters hinter sich lassen. Dann erst fängt die große Stadt an, ihre Arme auszustrecken und die weitläuftigen Domainen zu umschließen, die bisher wüst und einsam an ihren Thoren gelegen hatten. Dann erst fängt sie an, den Styl ihrer Gebäude zu ändern, und statt der alten Burgen mit ihren Giebeldächern und cylinderförmigen Thürmen erheben sich in zierlicher Mannigfaltigkeit die Paläste der Renaissance. Die merkwürdigsten Gebäude von Paris — die Tuilerieen, ein Theil des Louvre, das Stadthaus, viele Kirchen und Hotels — datiren aus dem sechzehnten Jahrhundert; andere, noch prächtigere, sind verschwunden, wie z. B. das von der Medicäerin erbaute Hôtel de la Reine, wo jetzt die schöne Getraidehalle (Halle aux Blés) steht und von dem nur der Thurm sich noch erhalten hat. Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befreite die Könige und ihre Wohnungen von dem Zwange des Feudalismus und war, im nördlichen Europa wenigstens, die Aera der Paläste und der Höfe. Sein Schluß war Zeuge eines größeren Werkes — der Gründung des heutigen Soziallebens, mit seiner hohen Kultur und seinen verfeinerten Genüssen. Und da Frankreich die Laufbahn der geselligen Verbesserungen eröffnete und allen anderen Nationen als Beispiel diente, so wird die Geschichte seiner Hauptstadt von universalhistorischer Bedeutung, sobald mit dem Ende der Religionskriege und der Regierung Heinrich's IV. das Zeitalter des modernen Soziallebens anhebt.

Will der Leser vielleicht den Punkt betrachten, den man ohne Uebertreibung die Wiege der heutigen Civilisation nennen könnte, so lenke er seine Schritte nach der jetzt ruhigen und verlassenen Place Royale, deren stattliche alte Häuser, mit ihrem aristokratischen Ansehen und feierlichen Schweigen, auch auf denjenigen Eindruck machen, dem ihre Geschichte fremd ist. Sie gleichen Palästen, die auf eine Zeitlang verlassen, aber nicht herrenlos sind — die die Rückkehr ihrer edlen Besitzer von einer weiten Reise abwarten. Wie viel mächtiger aber wird sich der Wanderer ergriffen fühlen, wenn er die Geschichte dieser Räume kennt — wenn er sich vorstellt, daß die ersten Anfänge unseres gesellschaftlichen Lebens, wie er es heutzutage unter den höheren Klassen der europäischen Hauptstädte wahrnimmt, sich auf diese jetzt verwaisten Behausungen zurückführen lassen. „Der Neugierige", schreibt der geistreiche Feuilletonist Jules Janin, „der über diese schallenden Fliesen dahin schreitet, fährt bei dem Echo seiner Fußtritte zusammen und blickt schüchtern umher, ob nicht einer von den Helden vergangener Jahrhunderte, ein La Tremouille, Lavardin, Condé oder Lauzun, ihm auf den Fersen ist. Indem er den düsteren, lautlosen Platz entlang geht, fragt er sich, warum die Lakeien des Herrn von

*) Bearbeitet nach einem höchst anziehenden Artikel in der Edinburgh Review, dem ein so eben erschienenes französisches Werk: Paris Ancien et Moderne (Paris und London, 1847) zu Grunde liegt.

La Rochefoucauld, der Gabrielle d'Estrées und der Frau von Montespan nicht mit ihren Fackeln zur Hand sind, um ihren Herrschaften nach dem Wagen oder der Sänfte zu leuchten? Aber still! Woher kamen die Musiktöne, der Schall der Violinen? Gewiß aus der Rue du Parc, und dieser Volkshaufen ist ohne Zweifel auf dem Wege zum Hôtel Carnavalet, um Molière's neues Lustspiel „Georges Dandin" zu sehen, welches heute Abend zum erstenmal aufgeführt wird. Und alle diese Paläste, die ich hier sehe, deren Thore verschlossen, deren Gemächer verödet sind und an deren hohen Fenstern sich nur selten eine zerlumpte Dienstmagd zeigt — wie hießen sie in früherer Zeit? Es waren die Hotels Sully, Vsdeix, d'Aligre, Rohan, Rotrou, Guemenée — adelige Schlösser, jetzt in schlechte Miethswohnungen verwandelt, neben denen der Schuhflicker und der écrivain public ihre ärmlichen Buden errichtet haben. Wie mag es diesen aristokratischen Mauern vorkommen, sich so verfallen, so schweigend, so vernachlässigt zu finden! Welche Stille in diesen Sälen, die einst von so geistreicher Unterhaltung belebt wurden! Wie traurig scheinen diese vergoldeten Plafonds, die mit Liebesgöttern und mythologischen Figuren bedeckt sind! Welcher Kontrast zwischen der Pracht und dem Elend! Man muß in der That Muth haben, um sich in die Erinnerungen dieses Orts zu vertiefen, wo die edelsten Geister, die trefflichsten Charaktere, die witzigsten Köpfe, die scharfsinnigsten Satiriker jener seltsamen Epoche lebten, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. voranging — die so reich ist an grossen Namen, denen man Ehrfurcht und Bewunderung zollt, und welche Alle die Place Royale zu besuchen pflegten, in deren Geschichte sie einen Bestandtheil bilden."

(Schluß folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

IV. Die Ladung.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

An Händen und Füßen mit Wacua-Stricken gebunden, befanden sich am Ufer der Bucht, auf der trockenen Fataka, — dem Grase der tropischen Gegenden, — 800 Neger. Sie lagen ganz entblößt und bildeten auf dem Boden acht Reihen, deren Bewachung nur einige Soldaten erforderte, denn diesen stand ein unumschränktes Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu. Auch war es ihnen nie eingefallen, bei der leisesten verdächtigen Bewegung, Gnade für Recht ergehen zu lassen oder, bevor sie den vermeintlich Schuldigen niederstachen, irgendwie zu prüfen, ob er wohl bestraft zu werden verdient hatte?

Man kann dem Schwarzen verbieten, sich zu rühren, — und er wird Tage lang aus Furcht vor einer ihm drohenden Züchtigung bewegungslos bleiben. Das klaglose anhaltende Ertragen einer ungemein peinlichen Qual kann man ebenfalls von ihm durch Androhung noch größerer Schmerzen erlangen. Weder Furcht noch Drohung jedoch werden den Neger zum Stillschweigen verleiten. — Wenn er allein ist, spricht er laut mit sich selbst. Er spricht mit Landsleuten, sobald Landsleute um ihn sind. Lieber würde er zehnmal sterben, als einmal schweigen. — Die Lieferanten wissen das. — Um sich demnach durch unnütze und vergebliche Tödtungen keinen zu grossen Schaden zuzufügen, gestatten sie der „Bande" das Sprechen. Der Redende und die Zuhörer können sich dabei gegenseitig nicht sehen; sie liegen neben einander auf dem Rücken. Es wird ihnen verboten, den Kopf rechts oder links zu wenden. Vermöge ihrer Lage, würden sogar die heißen Sonnenstrahlen, bei dem gewöhnlichen vollständigen Mangel an Schatten in dieser Hemisphäre, sie geradezu des Gesichts berauben, wenn sie nicht deshalb fast stets die Augen geschlossen hielten und den Kopf so tief als möglich in die Fataka hineindrückten. Aber sprechen dürfen sie; das Hauptbedürfniß wird befriedigt.

Man kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Angst machen, welche den tropischen Afrikaner befällt, wenn er sein Vaterland verläßt. Diese Angst hängt einerseits mit seinen religiösen Meinungen, andererseits mit seinem tief eingewurzelten Aberglauben zusammen. Die Lehre von einem besseren Leben ist ihm bekannt. Die Zukunft nach dem Tode bildet, selbst in der Einöde, die Grundlage seiner schönsten Hoffnungen. Sie erklärt theilweise seine Gleichgültigkeit gegen Gefahr. Indessen hängt die Verwirklichung seines sehnlichsten Wunsches von einer Hauptbedingung ab. Und hier fängt der Aberglaube an: In Afrika selbst muß der Schwarze bleiben. Sobald er andere Länder betritt, leistet er, für den Fall des Todes, dort auf die ihm eigenthümliche Unsterblichkeit Verzicht. Er sieht dann jenseits die Verwandten nicht wieder. Der Genuß der ewigen Gesellschaft gewisser theuren Freunde wird ihm dann drüben entzogen. Die Weiber, die er nach und nach hier unten geliebt und die dort oben gleichzeitig und immerwährend seinen unerschöpflichen Umarmungen sich preisgeben würden, sind ebenfalls auf immer verloren. Gräuliche, körperliche Schmerzen, welche ihm der Sklavenstand noch vor Absegelung auf Negerschiffen zuzieht, — sind also kaum der Erwähnung würdig, verglichen mit dem moralischen Kampfe seiner Seele, bei dem Gedanken der Auswanderung. Daher die so unendlich wenigen Beispiele freiwilliger Auswanderungen aus der an sich trostlosen, der Mäßigkeit ihrer Bewohner ungeachtet, oft nichts Anderes als Hunger und Durst darbietenden Wüste.

Ihren Thränen, ihren Klagen ließen die 800 Menschen bitteren Lauf, nur nicht zu laut. Die Soldaten waren angewiesen, jeden die Ladung gefährdenden Lärm zu hindern. Kind und Mutter, Vater und Sohn, Freunde und Bekannte, Unglücksgenossen, die sich nicht kannten, aber Nachbarn waren, theilten sich ihre Besorgnisse mit. Hier und da sang ein alter Krieger, — in seine Trauer stolz eingehüllt und allein, — ein Sterbelied.

Anderswo herrschte Grabesstille. Gegen die Sitte schwiegen nahe neben einander zwanzig, dreißig Leute; jedoch nicht ohne Grund. Sie schenkten einem Redner ihre Aufmerksamkeit. Dieser, ein geachteter Greis, erzählte seit länger als einer Stunde, auf anziehende, rührende Art. Er sprach von der Freiheit, von den Mitteln, dieselbe beständig in der Gewalt zu haben, selbst unter den Ketten der gräßlichen Weißen. Bald würde er, für seinen Theil, zu einer solchen Hülfe seine Zuflucht nehmen und darin nur seinem Vater nachahmen. — Vor langen Jahren nämlich wäre dieser, in einer Schlacht besiegt, gefesselt nach der Küste geschleppt worden. Auf dem Schiffe hätte man mehrere Monde zugebracht. Während der Zeit, — keine Gelegenheit zu sterben: kurze Ketten, — unmöglich, sich die um den Hals zu knüpfen; beständige Aufmerksamkeit auf Mund und Genick, seitens der Wächter, — folglich ebenfalls Unmöglichkeit, die Zunge nach hinten hinunter zu schlucken, ein Unternehmen, das doch einige Anstrengung und zuletzt gewisse bemerkbare krampfhafte Zuckungen erfordert. Endlich als der Vater fühlte, daß das fremde Land wohl nicht mehr entfernt seyn könnte, und daß, wenn er es beträte, er sein liebes theures zweites Schwarzenleben verlieren würde, — so hungerte er, was man auch that ihn zu füttern, so anhaltend und so wacker, daß bald der erwünschte Tod eintrat. Den Weißen konnte sein Leichnam zu nichts dienen. Sie warfen ihn ins Meer. Das gute Meer aber, wie es dies immer thut, brachte ihn nach dem Vaterlande zurück. — Auf die Frage, wie er so genau über den Tod seines Vaters unterrichtet seyn könne, antwortete der Erzählende, daß er den ganzen Vorgang von seines Vaters Geist, der ihn gleich nach der Rückkehr heimgesucht, erfahren habe. — Groß war der Verzweiflungs-Jubel der Zuhörer nach dieser Geschichte und nach Angabe ihrer Quelle. Alle nahmen sich vor, dem Beispiele des glücklichen Seligen zu folgen. — In demselben Augenblicke erschien Tallar mit seinen Leuten.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Grosse Thätigkeit fand unterdessen auf dem Negerschiffe statt. Aus dem Raume wurden Hunderte von Zwangshalsbinden herausgeholt, um eiligst die nöthigen Ausbesserungen daran vorzunehmen. Jedes dieser Instrumente war auf folgende Weise beschaffen. Es war ein drei Zoll breites, aus zwei in einander geschraubten Gliedern zusammengesetztes, nach hinten zu mit einem Schloß versehenes eisernes Halsband. Nahe am Schlosse, rechts und links, befanden sich zweizöllige Ketten mit festen Handschellen, und nach dem Vordertheile der Binde zwei andere, drittehalb bis drei Fuß lange Ketten, diese mit Fußschellen. Der mit einem Schmucke dieser Art Ausgerüstete konnte weder den Kopf bewegen, noch die Arme und die Beine anders als am Leibe angeschmiedet halten. Mit den Händen konnte er nicht einmal an das Kinn, an den Mund, an die Augen oder an die Stirn fassen.

So war die gewöhnliche Rüstung der Sklaven während der Reise. Nur bei schönem Wetter, und bei vollständiger Sicherheit gegen Verfolgungen, wurde ihnen gestattet, ihre Glieder täglich eine halbe Stunde auf dem Verdecke auszustrecken. Gefährliche Schwarze, wie die Bibl's, wurden natürlich von dieser Begünstigung fast ausgeschlossen. Kleine Kinder und junge Weiber, welche zur Belustigung und zur groben Befriedigung der Seeleute dienten, genossen allerdings mehr Freiheit. Waren sie geneigt, Alles zu ertragen, so konnten sie nach Belieben bei Tage fessellos umherlaufen.

Die durch die Ketten bewirkte fortdauernde Zwangslage würde allein schon eine hinlängliche Erklärung der bedeutenden Sterblichkeit auf Negerschiffen geben, wenn die ungleich grausamere Behandlung im unteren Schiffsraume nicht wo möglich noch mehr dazu beitrüge. — Dieser Raum — ein großmächtiger, langer, tiefer Keller — hat die Breite des Schiffes, nimmt deshalb von oben nach unten allmälig ab. Der unterste Theil enthält Steine oder schwere Waaren, wie Eisen. Das ist der Ballast. Vom Ballast an bis nach dem Boden des Verdecks werden mehrere drei und ein halb bis vier Fuß über einander gestellte Abtheilungen starker Bretter befestigt. In der Mitte des Raumes, von Pfeiler zu Pfeiler, sind ebenfalls dergleichen Abtheilungen so angebracht, daß nur die zu Durchgängen und zur Beaufsichtigung für die Wächter nöthigen Räume frei bleiben. In den Abtheilungen werden die Neger dicht, Mann an Mann, hineingezwungen und festgerammt. Je mehr Körper in eine Reihe geschoben werden können, desto besser für die Wächter, die eine tägliche Prämie, nach der Anzahl der ihnen anvertrauten Köpfe, erhalten. Der Anblick einer einmal geordneten, vollständigen Ladung gleicht einer Bibliothek, deren Repositorien mit schwarzen, nur noch an den Augen Leben verrathenden Schädeln besetzt wären. Zu der gezwungenen Lage und der moralischen Pein kommen noch: die Seekrankheit und ihre Folgen, die Wunden der Schwarzen, die erstickende Hitze, der Mangel an Luft, die mephitische Atmosphäre, die schlechte ihnen eingeflößte Nahrung und Mißhandlungen aller Art von den Matrosen.

Kein Wunder, wenn 3—400 Schwarze während einer drei- bis vierwöchentlichen Fahrt auf dem „Satan" starben. Ein Wunder war es vielmehr, daß ein Einziger überhaupt noch am Leben blieb. Stark kontagiöse,

ich epidemische Krankheiten werden durch geringere physische Ursachen rgerufen.

Keine Anzahl von Sterbefällen konnte übrigens Taitar von seinem rn der größtmöglichen Anhäufung von Negern abbringen. So waren rüheren Ladungen des „Satan" beschaffen gewesen, so sollte auch die e wieder beschaffen seyn. Taitar meinte, der Schwarze wäre zäher als aße, unbändiger als der Panther, listiger als der Affe, bösartiger als urch die Laster der Civilisation verdorbener Mensch. Er wäre nur in t zu halten durch Schmerz und Leiden. Ihn mit Qualen zu belegen, sey este Bürgschaft der Sicherheit für das Schiff und seine Mannschaft.

Aus Gewohnheit und auch aus Neigung zur Grausamkeit theilte die nschaft diese Ansichten. Deshalb wurde die größte Sorgfalt bei Aus- rung der Ketten angewendet. Deshalb waren sämmtliche Schiffsleute feierlichen Empfange bereit, als die breiten unbedeckten Neger-Transport- zeuge von Zansibar, in welchen die Waare Stück auf Stück über einander gleich Wollsäcken, vollgepfropft anlangten.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Ein schätzenswerther Mann war wirklich Taitar. Einige Minuten ge- ten ihm, zu thun und zu lassen, was bei Anderen lange Ueberlegung er- ert hätte. Der klägliche Zustand seiner 800 neuen Pflegebefohlenen war beim ersten Blicke aufgefallen. Das Maaß der von ihnen erlittenen Ent- ungen, ihrer übriggebliebenen Kräfte, das Verhältniß ihres zukünftigen ebens, Alles hatte er sich gleich vollständig berechnet. Warum indessen zen, zanken? Die Bibi's sollten ja den Hauptgewinn des Unternehmens immen. Bemerkungen, Tadel auszusprechen, war noch Zeit, wenn die alität dieses letzteren Theils der Ladung mit den Aussagen der Lieferanten ht übereinstimmte. Die Bibi's bald in's Auge zu fassen, beschleunigte er glich die Absendung der ersten Schwarzen. Seinem Befehle gemäß, ge- te sich zu den vorhandenen Soldaten eine ansehnliche Verstärkung, und die eite Bande erschien ohne Zeitverlust und ohne Widerstand.

Bei dem Anblicke der starken Glieder dieser rüstigen Gestalten vergaßen uptmann und Supercargo ihre Besorgnisse. Vierhundert Mann solchen hlages waren mehr werth, als 1000 andere. Eine durch Habgier erweckte e der Menschlichkeit fuhr durch Grivély's Sinn. Sollte es nicht möglich n, bei strenger, anhaltender Aufmerksamkeit diesen schönen Leuten die er Qualität vielleicht doch schädliche amerikanische Operation zu erlassen? — aitar, ohne die Meinung vollständig zu theilen, gab zu, daß es noch Zeit äre, auf dem Schiffe dergleichen vorzunehmen und die Operation, etwa ilweise auf einzelne, zur Warnung für die übrigen, anzuwenden. — orläufig möchte man ihnen nur, bei der Einschiffung, die Fußschellen, die s Gehens halber abgenommen worden waren, wieder anlegen.

Zu dem Zwecke mußten sich die Bibi's in vier Reihen auf den Boden zen. Nach Knebelung der ersten Reihe, aus 100 Mann bestehend, wurde eselbe in den Böten, welche nicht mehr auf einmal einnehmen wollten, ver- eilt, gepackt und abgeschickt. Taitar mit seiner Mannschaft folgte ihnen in iner Schaluppe zur Bedeckung nach.

Bis dahin hatten die Neger ihre übliche Bewegungslosigkeit und Gleich- ültigkeit beobachtet, Unterhaltung geführt wie immer und Alles gestattet, as man nur mit ihnen anfing. Im Augenblicke der Entfernung ihrer Brüder aber hoben sämmtliche Bibi's die Köpfe empor, sahen ihren Theuren larr nach und ließen einen allgemeinen eintönigen, düsteren Laut erschallen, er seitens der Fortziehenden durch einen ähnlichen traurigen Laut beant- vortet wurde.

Die Wächter erschraken. Sie dachten daran, zu strafen; wen aber strafen? lle Schwarze zusammen waren ja strafbar; auch gehörten jetzt die Bibi's en Europäern, nicht mehr den Lieferanten. —

Man begnügte sich, aus den Gefangenen einen Kreis zu bilden, in dessen Mitte Soldaten und Lieferanten, mit Lanzen und Säbeln drohend, sich stellten, — indem wenige andere außerhalb des Kreises blieben. Durch die landes- übliche strategische Vorkehrung war die Ruhe, scheinbar wenigstens, wiederherge- stellt. — Beinahe in völliger Sicherheit erwartete man die Rückkehr der Böte.

Das Geräusch der Ruder ließ sich schon vernehmen, schon konnten die Ladungs-Beamten angeredet, befragt werden, als, in dem Augenblicke wo auf die Ankömmlinge die ganze Aufmerksamkeit der Soldaten gerichtet war, eine hochragende Feuersfluth, vor und hinter ihnen, an ihrer Seite und zu ihren Füßen ausbrach. Feuer und Flammen schienen aus der Erde zu kommen.

Ein Bibi, dem es gelungen war, in seinen auf dem Rücken mangelhaft gebundenen Händen, zwei Stücke Holz eigenthümlicher Art, bis Brand er- folgte, an einander zu reiben, hatte die, wie Schießbaumwolle entzündbare Fatala (das hohe Gras der Tropenländer) angezündet.

Feuer und Flamme erstreckten sich vom Ufer an bis weit in die Gegend und hörten nur da auf, wo sie keine Nahrung mehr fanden. Ohne Rettung und ohne Wahl verzehrten Feuer und Flammen die gefesselten Sklaven und die freien Sklaven-Züchter. Aus der Feuersbrunst erhob sich froh und rüstig gen Himmel der Bibi's Siegesgeschrei. Ein Angstruf der unwiderruflich be- siegten Tyrannen hallte jenem kläglich nach.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Dr. Delsner-Monmerqué.

Arabien.

Arabische Anthologie und ästhetische Kritik.

(Proben aus Thaalibi's „Edelperle" von Dr. Dieterici.)

(Schluß.)

Das Kap. über die Fehler des Moienebbi leitet der arabische Kritiker mit der wiederholten Wendung ein, daß nur der Großen Mängel gezählt wür- den,*) er betrachtet dieselben blos als Folie und Schlagschatten zu den dar- auf folgenden um so glänzenderen Zügen der Schönheit: „So besteht die Schönheit der strahlenden Sterne darin, daß sie aufgehen in finsterem Nacht- dunkel!" Und wirklich liegt in dieser Anordnung, in dem vortheilhaft schließenden „aber", eine kritische Anerkennung. — So beurtheilen die Rabbinen mit richtigem Takt die Aussagen der Kundschafter (Numeri, K. 13.), welche, nach Art der Kritiker, mit den Vorzügen begannen, um die schlimme Seite hervorzuheben. — Als Mängel der Dichtungen Mot.'s bezeichnet Thaalibi zuvörderst die an Sinn und Ausdruck zurückstehenden Eingänge: „Schon das Erste im Fasse ist Hefe!" So z. B. kämen dem Leser sogleich Worte von übler Vorbedeutung wie „Krankheit, Todesloos" entgegen; Mot. mische unverständliche Kunstwörter aus Mathematik und Musik, fehlerhaft ge- brauchte Ausdrücke ein, verbinde schöne und häßliche Wortgefüge zu einem disharmonischen Ganzen, zwischen den schönsten Perlenreihen und reizendsten buntfarbigen Geweben stoße man auf weithergeholte Metaphern, verstrickte Worte, verwickelte Gedanken, Affectation und gesuchten Tiefsinn, überhaupt jede Art von Extravaganz, selbst Trivialität, so daß hierauf die Worte des Dichters passen:

Eine Braut bist du von blendender Schönheit,
aber täglich bekommst du die fallende Sucht!

Thaalibi, der sich selbst durchgehends rhetorisch gewählt ausdrückt, giebt uns darauf ein Beispiel der von ihm gezeichneten Mängel:

Siehst du, wie sie wegen der Menge der Liebhaber glaubt,
die Thränen in den Augenwinkeln seyen angeschaffen!
Wie sollte Mitleid fühlen ein Weib, das glaubt, jedes Auge,
welches sie geschaut, ihr eigenes ausgenommen, könne nie ohne Thränen seyn!

Der Herausgeber bemerkt hierzu, daß der zweite Halbvers, den auch er mit dem Kritiker streichen möchte, selbst an äußeren Gebrechen leide, am Metrum, vielleicht in Bezug auf dasselbe zu den getadelten Neuerungen ge- höre. Er findet das Urtheil Th.'s vollkommen gerechtfertigt, daß Mot. „Perle und Lehmziegel zusammenreihe" (im arabischen Sprüchwort ein Wort- spiel: „eddurre we'laadschurre"). Th. würzt seine Bemerkungen überhaupt oft mit witziger Anwendung des kritisirten Textes, wie wenn er z. B. die schwer- fällige Beschreibung eines Reisekameels als schwerfälliges Kameel selber zeichnet.

Während die bisherigen Bemerkungen sich auf „den Inhalt" (S. 56), oder genauer auf den Vers als Ganzes und größeren Theil des Ganzen, auf den Versbau nach seiner ideellen und lautlichen Seite beziehen, wendet sich der Kritiker nun zu den einzelnen Worten, den einfachsten Elementen, und reiht hier ähnliche Bemerkungen an einander, — bei denen wir freilich eine streng logische Anordnung vermissen; so wie die zunächst ausgesprochene Mißbilligung gehäufter Synonymen, als: „O mein Liebchen, mein Herz, mein Gemüth!" vielleicht noch zur ersten Rubrik gerechnet werden dürfte. — Th. tadelt an den Gedichten Mot.'s: Abweichung von der lexikalischen Form und Bedeutung der Wörter, von den syntaktischen Conjugationsgesetzen, später (S. 59.) auch veraltete Sprachlicenzen, so wie Abweichungen von der Wortquantität rücksichtlich des Metrums (Wezen). Auch unter den einzelnen Wörtern gäbe es gemeine, sonderbare, wildfremde, seltene, den Beduinen Eigenthümliche, wodurch M. sich von dem Usus und Geschmack der Neueren und Zeit- genossen, zu denen er doch im Ganzen gehört, wieder entferne. Th. stützt sich hierbei auch auf seinen Vorgänger Sahib. Dann rügt er an Mot. die Menge weithergeholter, ungehöriger Metaphern, wie z. B.: „Herz der Wohl- gerüche, graue Haare der Leber, Fieber der Wolke" (!), ferner Wiederholung eines Wortes ohne wirkliches Wortspiel mit Verrenkung des Verses, z. B.:

Wohl Manchen giebt's, der mich nicht kennt, während er seine eigene Unkenntniß nicht kennt,
und auch meine Bekanntschaft mit seiner Unkenntniß von mir nicht kennt.

Ueber eine ähnliche Stelle in einem Trauergedicht sagt der witzige Kritiker: „Ich glaube, daß dem trauernden Dichter Schlimmeres begegnet sey, als dem von ihm Betrauerten." — Endlich werden auch allerlei reale Seiten der dichterischen Schöpfungen Mot.'s besprochen; so das leichtfertige Kundgeben seiner Glaubensschwäche und Leichtsinn in der Religion überhaupt, wo- durch der Dichter wirklich sehr anstieß. Das „poetische Gefühl" des Kri- tikers beleidigen ungehörige Vergleiche wie z. B. der Ohren des Füllen mit denen des Hasen, — der Gebrauch von dunklen verworrenen Worten und Ideen der Sufi's (Mystiker) und philosophischer so wie trivialer Wörter.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß dieses Kapitel sehr geeignet ist, die Vorstellungen des großen Publikums, und wohl auch manches Orientalisten, vom Geschmack und Urtheil arabischer Gelehrten, zu

*) Dieses arabische Sprüchwort kommt auch im Buche Cusari I. §. 93 vor, wo die hebräische Uebersetzung nicht unzweideutig ist.

erweitern und berichtigen. Damit man aber nicht etwa zu neuer Einseitigkeit sich wende, sey auch das Nachfolgende der Beachtung empfohlen.

Das 4. Kapitel wendet sich mit neuem Redeschwung und Selbstbegeisterung des Kritikers zu den Vorzügen der Gedichte Mot.'s, zunächst in den Eingängen (arab. „Aufgang") und den Uebergängen zum Hauptthema. Der Kritiker rühmt besonders die Beschreibungen von Beduinenfrauen und überhaupt die Behandlung erotischer Themen, und der Herausg. hebt einige Stellen (deren Mittheilung hier zu weit führen würde) als klassische Proben von den „übertriebenen Bildern und Schilderungen und der falschen poetischen Rhetorik jener Zeit mit ihren frostigen Witzspielen und Antithesen" hervor, in welchem schlechteren Zeitgeschmack auch Th. in seinen kritischen Urtheilen befangen bleibe. Die einzelnen Schönheiten, welche Th. an Mot. bewundert, sind u. A.: die kunstvolle Zusammenfassung mehrerer Bilder in kurze Reimglieder, z. B.:

> Sie erschien wie der Mond, wiegte sich wie ein Muskatweidenzweig,
> Duftete wie Ambra, und blickte sanft wie eine Gazelle.

Ferner: Neuheit der Bilder und Vergleiche, z. B. der schleunigsten Rückkehr mit dem Pfeil in der Luft, der ohne Anhalt zurückfällt; wozu einige Scholiasten bemerken, daß ein aufwärtsgeschleuderter Körper im höchsten Punkt einen Augenblick verweile. Eine interessante Kategorie bildet „das zweiseitige (umgewendete) Lob", welches dem beiderseits schönfarbigem Kleide gleicht. So z. B. an Seifuddaula:

> Du hast der Leben so viele geraubt, daß, hättest du sie alle zum deinigen gemacht,
> Die Welt das Glück genießen würde, daß du unsterblich wärest!

> Es glänzen seine Kronen durch seine Stirn, wie seine Worte glänzen durch ihren Sinn.

Echt orientalisch ist es, wenn Th. die vollständige Ausbeutung des Namens „Seifuddaula" (Schwert der Herrschaft) im Panegyrikus, — das Umgekehrte, wenn er die freie unkriegerische Anrede des Fürsten wie eines Freundes rühmt. Zu den anmuthigen und originellen Zügen rechnet Th. die Anwendung von Ausdrücken, die in der spielenden erotischen Poesie heimisch sind, zur Beschreibung von Kampf und bitterem Ernst. Nach dem Vorgange älterer Kritiker dekretirt Th. dem Motenebbi die überragende Meisterschaft in zwei hinlänglich bekannten Hauptformen semitischer Poesie, nämlich im Parallelismus, welcher mit den mathematischen symmetrischen Theilungen (Taqsimât) einerlei Namen führt; so daß die Parallelglieder Mot.'s den „Theilungen Euklids" vorgezogen werden. Ein Beleg:

> Wir waren in Fröhlichkeit, die Griechen in Angst,
> Das Festland in Arbeit, das Meer in Beschämung.

Hierbei ist freilich der vierfache Reim des Originals sehr bestechend. Eine zweite ist die Form der Sentenz und des Sprüchwortes, worin Mot. so weit geht, daß oft in einem Vers zwei Sprüchwörter oder Sinnsprüche vorkommen, und zwar soll er eben so sinnreich in Trauer- und Trostsprüchen als beißend und witzig in seiner Satire seyn. Ein Beleg:

> Ich kehrte ein bei Lügnern, deren Gast
> von Bewirthung und Weiterbeförderung ausgeschlossen ist.
> Die Freigebigkeit der Ehrenmänner geht von den Händen aus, die ihrige aber
> von der Zunge*) — mögen sie untergehen, sie und diese Freigebigkeit!
> Der Tod selbst faßt keine von ihren Seelen,
> ohne gegen ihren Gestank Aloeholz in die Hand zu nehmen.

Den ganzen Abschnitt beschließt ein Trauergedicht von Abulkasim B. Modhaffer, dessen Ende auf den Namen Motenebbi (Prophetaster, Pseudoprophet) anspielt:

> In seinen Worten war er ein Prophet,
> Aber in seinen Gedanken zeigten sich seine Wunder!

worin nach einer Anmerkung des Herausgebers an muhammedanische Religionslästerung um so härter angestreift wird, als das hier für „Wunder" gebrauchte arabische Mu'dschize die unnachahmbaren des wahren Propheten bedeutet! Th. nimmt aber an diesem Wortspiel als solchem keinen Anstoß. —

Obwohl wir bisher nur Auszüge aus den Auszügen des Dr. D. gegeben, so dürften diese doch für unseren Zweck genügen, und wir übergehen um so eher den wörtlich edirten, übersetzten und mit Anmerkungen begleiteten Abschnitt der Edelperle Thaalibi's über den Mäcen Motenebbi's, Seifuddaula, als dieser keine ästhetisch-kritischen Bemerkungen, sondern blos an dem Faden historischer Notizen an einander gereihte Verse verschiedener Zeitgenossen Seifud.'s, einige von dem letzteren selbst, enthält, zu welchen der Herausgeber in seinen Anmerkungen noch andere von denselben Verfassern aus den entsprechenden Kapiteln der „Edelperle" hinzufügt.

Steinschneider.

*) Der Herausgeber hat hier nicht auf das entsprechende Sprüchwort verwiesen.

Mannigfaltiges.

— Französische Publizisten über Preußen. In der Revue Nouvelle vom 1. März befindet sich unter der Ueberschrift „Institutions politiques de la Prusse" eine aus der Feder des Herrn Arthur von Gobineau geflossene längere Abhandlung, worin dieser der doctrinairen Schule angehörende Schriftsteller über die Bedeutung des preußischen Patentes vom 3. Februar d. J. sich ausspricht. Bekanntlich pflegen die Franzosen an ausländische Zustände immer nur den eigenen Maßstab zu legen und deshalb in der Beurtheilung derselben selten das Richtige zu treffen. Herr von Gobineau versucht es jedoch, einen objektiven Standpunkt einzunehmen und von diesem aus einen Blick auf die Geschichte Preußens, die ältere sowohl als die neuere, zu werfen, wonächst er die Verordnungen vom 3. Februar als nothwendige Glieder der großen Kette von historischen Ereignissen darstellt, durch welche Preußen groß geworden, ohne sich darum dem germanischen Boden, aus welchem es emporgewachsen, jemals zu entfremden. „Dieser Ring", fügt er hinzu, „ist natürlich nicht der letzte der großen Kette, sondern enthält vielmehr die Gewähr noch vieler anderen Ringe. Darum ist auch das Patent vom 3. Februar vollkommen berechtigt, unser lebhaftes Interesse zu erregen; jeder Freisinnige und Aufgeklärte wird dem Gedanken, der dasselbe diktirt hat, nur seinen Beifall schenken können." — Unter den Schriften, die Herr von Gobineau als Quellen seiner Abhandlung citirt, befindet sich auch des Herrn von Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältniß zu Deutschland".

— Französische Bücher in Deutschland. Es ist gewiß ein sehr gutes Mittel, dem Unwesen des belgischen Nachdruckes zu steuern, daß einige Pariser Verleger jetzt von solchen Werken, die sich einen größeren Absatz im Auslande versprechen dürfen, eine billigere Ausgabe für dasselbe veranstalten, wie dies z. B. mit Louis Blanc's Histoire de la Révolution Française geschehen, von welcher der erste Band, in typographischer Hinsicht ein wahres Prachtwerk, im deutschen Buchhandel für 1⅙ Thlr. zu haben ist. Ein großes Verdienst hat sich in dieser Beziehung auch der k. Hofbuchhändler, Herr Alex. Duncker in Berlin, erworben, der seit einigen Jahren die französischen Original-Ausgaben, im Gegensatze zu den belgischen Nachdrücken, in Deutschland zu verbreiten sucht, was ihm natürlich nur dadurch gelingt, daß er sich mit dem kleinsten Gewinne begnügt. Wir hören nun, es sey diese allerdings noch sehr vereinzelte Operation gegen den Nachdruck so gut eingeschlagen, daß Herr D. in der letzten Zeit durchschnittlich in jedem Jahre für 100,000 Frs. Bücher aus Frankreich beziehen konnte, und daß, nachdem dieses Bestreben, dem rechtmäßigen französischen Buchhandel zu seinem Rechte zu verhelfen, zur Kenntniß des Herrn Guizot gekommen, der Minister eine besondere Anerkennung des deutschen Buchhändlers beantragt habe, die auch von dem Könige der Franzosen durch Uebersendung des Ordens der Ehrenlegion ausgesprochen worden sey.

— Die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft. Bald nachdem wir in Nr. 28 des Magazins von dem in Boston zusammengetretenen Verein zur Erbauung gesunderer Wohnungen für die Armen gesprochen, dessen Aufgabe wir auch der Erwägung des Central-Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen in Preußen empfahlen, enthielten unsere Zeitungen die Anzeige von einer in Berlin zusammentretenden „gemeinnützigen Baugesellschaft", die sich ganz denselben Zweck gestellt, den jener amerikanische Verein im Auge hat und den auch die Metropolitan Association for improving the dwellings of the industrious classes in London seit dem J. 1844, so wie ein ähnlicher Verein in Brüssel befolgt, welche Gesellschaften neben dem großen Nutzen, den sie den arbeitenden Klassen schaffen, auch ihren Mitgliedern 4—5 pCt. Zinsen für ihr Kapital gewähren, wobei noch ein Ueberschuß für einen Amortisations- und Reserve-Fonds verbleibt. Eine ganz neue, mit dem Plane der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft verbundene Idee ist jedoch die Aussicht, die man den Miethern in den neu zu errichtenden, nur mit zwei kleinen Wohnungen in jedem Stockwerk ausgestatteten Häusern eröffnen will, das von ihnen bewohnte Haus durch 30jährige regelmäßige Bezahlung der Miethe als Eigenthum zu erwerben. Der Plan, der von dem königl. Landbaumeister, Herrn C. W. Hoffmann, entworfen*), setzt aus einander, wie dieser Zweck neben einer Abführung von 4 pCt. Zinsen an die Actionnaire zu erreichen, und wie, da doch nur Einer der Miether Eigenthümer des ganzen auf neun Wohnungen berechneten Hauses werden kann, die übrigen Acht nach Ablauf der festgesetzten Zeit durch Geld entschädigt würden, welches auf das Grundstück zu zwei Dritteln seines Werthes hypothekarisch eingetragen wird. Ja, wenn die Miether vor Ablauf jenes Termins mit Tode abgehen, soll ihren Erben sogar auch ein verhältnißmäßiger Antheil an dem Hausfonds, falls sie nicht selbst es vorziehen, die Wohnung weiter zu behalten, ausbezahlt werden können, so daß ein Miether oder dessen Erben, der eine Wohnung zum Miethswerthe von 40 Thalern auch nur fünf Jahre innegehabt, nach Ablauf derselben eine baare Entschädigung von 40 Thalern erhalten würde. Diese Entschädigung steigt, und zwar in immer wachsender Progression, mit jedem Jahre; in 15 Jahren würde sie bereits 145 Thaler betragen, und nach 30 Jahren erhielte der 40 Thaler-Miether eine Hypothek von 500 Thaler auf das Haus, das ihm ganz zufällt, wenn er die größte Wohnung des Hauses (zu 90 Thaler) inne und dabei die kleinen Functionen eines Vicewirthes übernommen hatte. Der Plan ist jedenfalls eben so sinnreich als philanthropisch. Ob ihm, trotz der einleuchtenden Darstellung, welcher auch ein Grundriß des Hauses, dessen Werth auf 6750 Thaler berechnet wird, und seiner Wohnungen beigelegt ist, in der Praxis nicht doch manche erhebliche Schwierigkeit entgegenstehen möchte, läßt sich natürlich nach einem flüchtigen Ueberblicke nicht beurtheilen. Der wahren Menschenliebe ist jedoch keinerlei Schwierigkeit unüberwindlich.

*) Zu haben Grenadierstraße Nr. 26. Pr. 5 Sgr. Der Ertrag soll an den Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen abgeführt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Donnerstag den 18. März 1847.

Nord-Amerika.

Neueste Literatur über die Vereinigten Staaten.

1. Featherstonhaugh. — 2. Mrs. Maury.

Wir haben es hier mit zwei Werken von völlig entgegengesetztem Charakter zu thun: den geologischen Untersuchungen eines gelehrten Militairs in den Gold-Regionen des Cherokee-Gebiets und den Bleiminen Wisconsin's*), und den Beobachtungen einer zur Liverpooler Handels-Aristokratie gehörigen Dame in den Salons von Washington und Philadelphia.**) Jener schildert uns ein neues, noch halb wildes Land, dessen Zustände gar sehr von dem Ideal eines wohlgeordneten Polizeistaates abweichen — ein Land, wo kein Recht so sehr geachtet wird, als das Faustrecht, wo die Entscheidungen des Judge Lynch mehr Kraft haben als die Kommentarien des Coke upon Lyttleton, wo der Gouvernent eines dem Königreich Preußen an Umfang gleichen Staates wie Cincinnatus hinter dem Pfluge hergeht, wo deutsche Theologen und Philologen an den Straßen arbeiten oder in der Schneider-Werkstätte sitzen, und Leute, die kein Wort Latein oder Griechisch verstehen, ja oft nicht einmal ordentlich lesen und schreiben können, zu den höchsten Würden emporsteigen — wo Wissenschaft und Kunst kaum dem Namen nach bekannt sind und camp meetings die Stelle unserer Maskenbälle und Assembleen vertreten; Diese beschreibt hingegen eine Gesellschaft von wohlerzogenen Herren und Damen, wo Alles ganz schicklich und conventionsmäßig zugeht, wo der Hof des Präsidenten im „weißen Hause", wie der Hof des Bürgerkönigs in den Tuilerieen, zum Mittelpunkt der Intrigue und Kabale dient — wo man über Vergnügungen und Tagesklatschereien die ernsten Interessen der Zeit vergißt, und wo der aus Europa anlangende Beobachter, wie Harlekin in der italiänischen Posse, die Entdeckung macht: che tutto il mondo é fatto come la nostra famiglia.

Herr Featherstonhaugh hat zehn Jahre zwischen seinen Reisefahrten und der Veröffentlichung ihrer Resultate verfließen lassen — eine überstrenge Befolgung der Horazischen Regel, die durchaus nicht auf seinen Gegenstand paßte. Zehn Jahre bringen im Far West größere Veränderungen zuwege, als ein Menschenalter in England und Frankreich, oder ein Jahrhundert in den Staaten des besonnenen Fortschritts. Wo jüngst noch Urwald war, sieht man jetzt blühende Maisfelder und üppige Weideplätze, das flache Land wird überall mit Städten und Weilern besäet, an der Stelle indianischer Wigwams erheben sich Kirchen und Court-Houses, die Spuren der Moccasins machen Kanälen und Eisenbahnen Platz, und siegreich tritt die Civilisation aus dem Kampfe mit der Barbarei hervor. Von allem diesem weiß unser Verfasser nur wenig zu berichten; er verweilt am liebsten bei den Schattenpartieen des Bildes, den Gebrechen und Lastern einer noch unvollkommen organisirten Gesellschaft, deren geistige Kultur nicht immer den materiellen Fortschritten entspricht. In der unbeschränkten Freiheit des Handelns und der gänzlichen Abwesenheit aller polizeiliche Beaufsichtigung, die dem Charakter des Volkes eine so bewunderns-würdige Selbständigkeit und Energie verleiht, gesellt sich eine Mißachtung der gesetzlichen Formen und eine Neigung zur Selbsthülfe, die, wie es sich nicht leugnen läßt, gar zu häufig in Eigenmächtigkeit ausartet und blutige Gewaltscenen herbeiführt. So wurde vor einigen Jahren der Sprecher des Repräsentanten-Hauses von Arkansas in öffentlicher Sitzung von einem Mitgliede desselben ermordet; so fiel der Abolitionist Lovejoy in Alton als Opfer des fanatisirten Pöbels; Schreiber dieses war selbst Zeuge, wie man an einem Zeitungs-Redacteur in St. Louis die Censur dadurch vollstreckte, daß man ihm den Hirnschädel einschlug, und Featherstonhaugh erzählt von einem durch vierzehn Duelle und Mordthaten bekannten Raufbolde, der unter Anderem einen jungen Mann wegen einer Meinungsverschiedenheit an der Wirthstafel niederschoß, aber stets unbestraft blieb. Die Beschreibung, die er von einer Gerichts-Sitzung in Wisconsin giebt, wird Manchem fabelhaft vorkommen. „Ich hatte in Erfahrung gebracht", sagt der Reisende, „daß man heute Abend einem Mörder den Prozeß machen werde, und da man bei solchen Gelegenheiten hier im Westen immer Unterhaltung findet und die eigenthümlichen Sitten der Hinterwaldmänner beobachten kann, so begab ich mich nach dem aus Baumstämmen errichteten Gebäude, das als Court-House (Gerichtshof) diente. Es war ein höchst ärmliches Lokal, finster und mit ekelhaft schmutzigen Menschen angefüllt, die überall umher spuckten. Der Delinquent war ein häßlicher, unverschämter Gesell, Namens M'Comber, der, wie es sich aus dem Zeugenverhör ergab, einem gewissen Willard, Neffen des Gouverneurs Dodge, mit dem er im Streit lag, aufgelauert und mit kaltem Blut eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Mein alter Freund, der Richter, präsidirte in einem äußerst schmutzigen Aufzuge, unrasirt und die Kinnbacken mit einem alten seidenen Taschentuch umwickelt, da er „ein schlimmes Maul" hatte, wie er selbst der Jury mittheilte. Der Staats-Anwalt, der die Verurtheilung beantragte, war allem Anschein nach aus den untersten Volksschichten hervorgegangen; seine Sprachschnitzer und die Abgeschmacktheit seines Vortrags übertrafen Alles, was ich je in dieser Art gehört habe, und sein Aeußeres, seine Stimme und seine Geberden waren völlig mit dem Inhalt seiner Rede in Einklang. Als er geschlossen hatte, vertagte sich der Gerichtshof bis zum folgenden Abend, und Richter, Advokaten und Geschworne gingen sammt und sonders ihrer Wege. — 26. Mai. Nachdem wir die heutigen Nivellirungen beendigt hatten und in unser Quartier zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß die Jury den Angeklagten schuldig befunden und ein versiegeltes Verdikt an den Richter eingeschickt habe, der um 8 Uhr das Urtel sprechen sollte. Wie ich das Court-House erreichte, war mein alter Freund noch nicht erschienen, und ich betrachtete eben den Gefangenen, dessen Blicke unruhig durch das Zimmer irrten, als der Richter mit wüster Miene und zerzauster, halb losgeknöpfter Kleidung — total betrunken hereinstolperte und nach einem ohnmächtigen Versuch, seinen Zustand zu verbergen, mit genauer Noth ohne zu fallen an seinen Sitz gelangte. Ich habe in meinem Leben manchen seltsamen Auftritten beigewohnt, aber nie ein so widerwärtiges Schauspiel erblickt. Viele der Anwesenden gaben ihren Unwillen zu erkennen, und mehrere von ihnen schlugen vor, den Richter hinauszuschaffen. Mit dem Körper hin- und herschwankend und ohne Jemanden ins Gesicht zu schauen, versuchte er, eine Anrede an die Jury zu halten, konnte jedoch kein Wort hervorbringen, und die Erbitterung der Zuschauer stieg bei dieser scheußlichen Parodie eines Rechtsverfahrens allmälig so hoch, daß ich eine Zeit lang ernstlich befürchtete, man werde den Priester der Themis ergreifen und in den nahen Fluß werfen. Eine solche Katastrophe hätte den bisherigen Gang der Sache auf eine würdige Art geschlossen! Was den Delinquenten betrifft, so schien er ganz verdutzt und maß seinen Richter mit zweifelhaften Blicken, als ob er den Inhalt des Urtels zu erforschen suche, welches unter den feurigen Eingebungen des Branntweins erfolgen könnte. Indessen fühlte jetzt der Staats-Anwalt, daß seine eigene Würde auf dem Spiel stehe; er erhob sich daher, um den Richter zu ersuchen, den Urtelsspruch bis zum folgenden Tag auszusetzen. Da es nun diesem nicht möglich war, hiergegen Einwand zu thun, so ließ der Anwalt die Vertagung des Gerichts proklamiren, und die taumelnde Majestät der Gesetze wurde öffentlich in Begleitung zweier Konstabler nach ihrer Wohnung gebracht. — 27. Mai. Nach dem Frühstück kehrte ich wieder in das Court-House zurück, um den Ausgang dieser kuriosen Geschichte zu erfahren. Bald darauf erschien der Richter, dessen entstellte Züge die Spuren des schon weit vorgeschrittenen Säuferwahnsinns trugen; nach einigen sinnlosen Phrasen verurtheilte er den Angeklagten, eine Geldstrafe von 300 Dollars zu erlegen, bis zu deren Entrichtung er in Haft bleiben sollte. Sobald diese abgeschmackte Farce vorüber war, führte man den Delinquenten in das Blockhaus zurück, welches die Stelle eines Gefängnisses vertrat, und als sich die Thür öffnete, um ihn hinein zu lassen, sah ich den Kerl ein Paar Burzelbäume schlagen, wovon der letzte ihn in das Haus brachte, das aus einer einzigen Stube mit vergittertem Fenster bestand. Als man ihn hier eingeschlossen hatte, fing er sogleich an, aus vollem Halse wie ein Hahn zu krähen. Seine zahlreichen Freunde stellten sich nunmehr an das Fenster, um ihm Glück zu wünschen und ihn mit Whiskey zu traktiren. In derselben Nacht entwich er aus dem Gefängnisse, und hiermit endigte sich die Geschichte; ihn zum zweitenmale festzunehmen, wagte Keiner, da man wohl wußte, daß es einem solchen Patron auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht ankomme, und daß es sicherer Tod sey, sich ihm mit feindseligen Absichten zu nähern."

Dergleichen, wenn auch nicht ganz so krasse Scenen fallen allerdings mitunter in jenen abgelegenen Gegenden vor, aber bei den Elementen, aus welchen dort die Gesellschaft besteht, muß man sich schon a priori auf manche Abnormitäten gefaßt machen, die nicht nach dem Maßstabe unserer eigenen altgeregelten, streng abgezirkelten Kulturzustände zu messen sind. In einer noch halbwilden Region, deren Ansiedler aus allen Welttheilen „zusammengeschneit" sind und kaum begonnen haben, sich zu einer staatähnlichen Gemeinde zu orga-

*) A Canoe Voyage up the Minnay Sotor, with an Account of the Lead and Copper Deposits in Wisconsin etc. By G. W. Featherstonhaugh. London, 1846.

**) The Statesmen of America in 1846. By Mrs. Maury. London, 1847.

nifiren, ist es nicht leicht, geeignete Beamte ausfindig zu machen; der Umstand, daß Letztere ohne Ausnahme wählbar sind, wirkt in dieser Hinsicht sogar nachtheilig ein, da nur solche Kandidaten auf Erfolg hoffen können, die in ihren Sitten und ihrem Charakter mit den oft nicht sehr lobenswerthen Volkssitten und dem zwar kräftigen, aber rohen Volkscharakter übereinstimmen. Es bedarf indessen nur weniger Jahre, um einen geordneteren Zustand herbeizuführen, und mit der zunehmenden Bildung werden die Mißverhältnisse und die Ausbrüche zügelloser Leidenschaftlichkeit verschwinden, welche dem Far West einen so üblen Ruf erworben haben. Dieses hätte unser Verfasser auch andeuten sollen, und daß er es nicht gethan, verräth eine Einseitigkeit und einen Mangel an philosophischem Blick, dessen man sich bei einem so ausgezeichneten Gelehrten nicht versehen hätte.

Wenn sich nun Herr Featherstonhaugh etwas zu sehr zum Pessimismus hinneigt, so ist Mrs. Maury dagegen eine entschiedene Optimistin. Mit guten Empfehlungsbriefen an transatlantische Notabilitäten versehen und von diesen zuvorkommend aufgenommen, erscheint ihr alles Amerikanische im rosigsten Lichte; auch beschränkt sich ihre Vorliebe keinesweges auf diese oder jene Partei, sondern erstreckt sich mit gleicher Wärme und gleicher Unparteilichkeit auf Männer von allen politischen und religiösen Schattirungen. Eine Hymne auf den Präsidenten Polk reiht sich an eine Apotheose seines Nebenbuhlers Clay; Todfeinde, wie Webster und Ingersoll, und moralische Antipoden, wie Adams und Hannegan, werden friedlich neben einander gestellt. „Les extrêmes se touchent" scheint das Motto der Verfasserin zu seyn. In der That ist ihr ganzer Charakter ein Widerspruch, wie aus folgender antithesenreicher Parallele erhellt, die sie zwischen dem ehrenwerthen Samuel Hubbard aus Massachussetts und sich selbst zieht. „Er ist", schreibt sie, „ein Puritaner — ich bin eine Puseyitin; er besucht Bethäuser — ich ziehe Kathedralen vor; er verehrt die Geistlichkeit der Independenten — ich erkenne zu Hause die Hierarchie der anglikanischen Kirche an und habe mich in Amerika in die Tugenden und guten Werke der Jesuiten (!) verliebt; er ist Whig — ich bin Ultra-Demokratin (NB. und dabei Verehrerin der Jesuiten); er ist ein Vertheidiger der Schutzzölle — ich gehöre zur Freihandels-Partei; er verabscheut die Sklaverei — ich halte sie für einen bloßen Namen (schöne Ultra-Demokratin!); er ist dem Tanzen gram — ich hüpfe umher wie eine französische Großmutter; er ist ganz für die Natur — ich ganz für die Kunst; er verachtet den Pomp und die Eitelkeit dieser Welt, während ich ihr treuer Verehrer bin." Und dennoch, obgleich sie in keinem einzigen Punkt mit diesem Herrn übereinstimmt, ist ihre Bewunderung für ihn gränzenlos.

Die Aufgabe, die sich Mrs. Maury gestellt hat, wäre an sich ganz interessant; sie verspricht uns nämlich eine Charakteristik der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden Staatsmänner Amerika's zu geben, aber da sie statt dessen nur einen Schwall lobpreisender, nichtssagender Redensarten auftischt, so kann ihr Buch für deutsche Leser nicht viel Anziehendes enthalten. Bei der Lektüre des Originals wird man sich wenigstens an dem Styl ergötzen können — an den geschraubten Phrasen und pathetischen Sentenzen, in denen sich die Verfasserin gefällt, und an dem komischen Ernst, mit dem sie die geringfügigsten Worte und Thaten ihrer zahlreichen Helden zu Protokoll nimmt. Der General Gaines erwirbt sich ihre Verehrung dadurch, daß er das mühevolle Amt übernimmt — ihren Fächer zu tragen, der Oberrichter Maclean durch eine „graziöse" Verbeugung, der Staatssecretair Buchanan durch einige Andachtsbücher, die er auf seinem Pulte liegen hat, und der berühmte Calhoun durch den wichtigen Rath, sich stets weiß zu kleiden und einen Gürtel zu tragen! — Henry Clay wird folgendermaßen glorifizirt: „Es giebt Niemanden in der ganzen Union, der so populär wäre, als Herr Clay; schon in seinem Namen liegt ein Zauber, und Jeder, der ihn nennen hört, fließt von seinem Lobe über. Vor Allem ist er beim weiblichen Geschlecht beliebt; denn wie sich in England die Damen par métier zum Konservatismus bekennen, gehören sie in Amerika, wahrscheinlich aus demselben Grunde, zur Whigpartei und winden sich wie ein Kranz von blühenden Rosen um denjenigen, der ihr zum Führer dient. „Sie müssen nicht heimkehren, ohne Ashland (den Landsitz Clay's) gesehen zu haben", sagten meine Freundinnen zu mir; „Sie haben in England nie eine solche Stimme gehört, nie einen Mann gekannt, wie unseren Clay." Ich glaube, daß alle in den Jahren 1845 — 1846 geborene Kinder nach ihm genannt sind; man findet in Amerika eine ganze Generation von zweijährigen Henry-Clay's. Als ich von einigen Damen in Ithaka Abschied nahm, die mich aufs gastfreundlichste empfangen und mit Verbindlichkeiten überhäuft hatten, fragte ich sie, wie ich ihre Güte erwiedern könne? „Sie besuchen Herrn Clay", war die Antwort: „bitten Sie ihn um ein Autograph und schicken sie dieses an uns. Sie werden viel mehr für uns gethan haben, als wir je für Sie thun können." Ich erwähnte meines Versprechens gegen Herrn Clay, der es mit Zinsen erfüllte, indem er auf demselben Blatt ein höchst graziöses (graceful, ein Lieblingswort unserer Reisenden) Andenken für meinen Gatten und mich selbst hinzufügte. Ich habe Männer von festen und männlichen Gesinnungen bei der Erinnerung an Clay's Niederlage Thränen vergießen sehen (!). Wenn es möglich war, so hat jenes Unglück seine Popularität noch vermehrt und ihm die allgemeinste und gränzenloseste Anhänglichkeit im ganzen Lande erworben, die wohl je einem einzigen Individuum, mit Ausnahme des verehrten Washington, zu Theil wurde." — Vermuthlich haben also die Amerikaner nur aus übergroßer Liebe zu diesem ausgezeichneten Staatsmann seine wiederholten Versuche, die Präsidentenwürde zu erlangen, durch überwiegende Majoritäten vereitelt und ihm Männer wie Harrison und Polk vorgezogen. Eine logische Schlußfolge, wie wir sie nur unserer Verfasserin zutrauen konnten!

Die Wahrheit ist, daß Henry Clay sich nie, sogar bei seiner eigenen Partei, eines so ausschließlichen Einflusses erfreute, wie z. B. Jackson bei der demokratischen, indem sich mancherlei Umstände vereinigten, um ihm die Stimmen erst der nördlichen und dann der westlichen Whigs zu entziehen.

Noch manche Curiosa finden sich in dem Buche unserer puseyitisch-demokratisch-jesuitenfreundlichen Anglo-Amerikanerin, als eine Verherrlichung der Neger-Sklaverei, eine mystische Unterredung mit dem katholischen Bischof von New-York u. s. w.; da man aber an vorstehender Probe genug haben dürfte, so wollen wir es fürs erste dabei bewenden lassen und lieber die Erscheinung eines neuen von ihr angekündigten Werkes: Opinions of an Englishwoman on America, abwarten, um uns näher mit ihren eigenthümlichen Ansichten bekannt zu machen.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

I. Paris im Mittelalter, unter Richelieu und der Fronde. (Die Place Royale und das Hôtel Rambouillet.)

(Schluß.)

Diese berühmte Place Royale nimmt die Stelle ein, wo sich einst das berüchtigte Hôtel des Tournelles erhob, der Schauplatz des Glanzes und der Verbrechen des Hauses Valois, von Karl IX. aus abergläubischer Furcht niedergerissen, nachdem sein Vater, Heinrich II., hier seine Todeswunde empfangen hatte. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein Denkmal der Regierung Heinrich's IV., und zur Zeit Ludwig's XIII. und Richelieu's versammelte sich hier die beste Gesellschaft, die in Paris und der ganzen Welt zu finden war. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß der eigenthümliche Ton, der die moderne Kultur bezeichnet, seinen Ursprung in jenem Zirkel hatte, der sich zuerst um Frau von Rambouillet und ihre Tochter, Frau von Montausier, sammelte und der in der Folge seine Hauptzierde der geistreichen Sevigné verdankte. Einige Worte über den Einfluß, den dieser Zirkel auf die Sitten seiner Zeitgenossen und der folgenden Generationen ausübte, sind zum Verständniß der socialen Geschichte von Paris nothwendig.

Der Kardinal Richelieu ist, im Ganzen genommen, vielleicht der fähigste, wenn nicht der größte Mann, den Frankreich erzeugt hat (denn Napoleon war bekanntlich kein geborener Franzose), und sein Charakter ist durch und durch französisch. Unter den großartigsten Plänen einer ehrgeizigen Staatskunst lagen ihm die kleinlichsten persönlichen Interessen und persönlichen Eifersüchteleien zunächst am Herzen. Die Sympathieen wie die Vorurtheile seiner Zeit waren ihm fremd; weder die Religion noch der Aberglaube hatten Gewalt über ihn. König, Papst und Parlament waren ihm bloße Namen oder Steine im politischen Schachspiel. Sobald man aber seine Eitelkeit oder seinen Egoismus verletzte, wandelte sich dieser eiskalte Politiker in den Sklaven jedes erbärmlichen Impulses um. Heute sehen wir ihn mit dem Schwedenkönig wider das Haus Oesterreich verbündet, die Religionsfreiheit gegen den Papismus beschützen und die unumschränkte Monarchie in Frankreich gründen; morgen erblicken wir ihn im Boudoir der Marie von Medicis, wie er mit Castagnetten in den Händen und im Kostüm eines andalusischen Majo die Sarabande tanzt, während die hinter der Tapetenwand verborgenen Zuschauer sich vor unterdrücktem Gelächter ausschütten wollen — Gelächter, welches Richelieu, als er den ihm gespielten Streich entdeckte, den Lachern nie vergaß oder vergab. Sogar seine Helfershelfer stehen sich im schärfsten Kontrast gegenüber: hier Pater Joseph, der tief verlarvte Intrigant, der geheime Rathgeber seiner ehrsüchtigen Entwürfe — dort Bois-Robert, der abtrünnige Mönch, ein Mittelding zwischen Mephistopheles und Leporello. Bei aller geistigen Ueberlegenheit Richelieu's enthält sein Charakter etwas radikal Gehässiges, das ihn zu einer der abstoßendsten Persönlichkeiten der neueren Geschichte macht. Er zeigte dieselbe Rachsucht, dieselbe Härte und Unempfindlichkeit gegen menschliche Leiden, die uns zwei Jahrhunderte später in den Revolutionsmännern der Schreckens-Epoche entgegentritt. Er haßte die Königin, die seine schamlosen Anträge verworfen hatte; er haßte Alle, die ihr treu blieben. Die Schlachtopfer seiner Politik waren nicht gerade zahlreich, aber er hetzte sie zu Tode mit einer gewissen ihm eigenthümlichen Kälte und raffinirten Grausamkeit. Er konnte mitunter Großmuth an den Tag legen, aber nie vergab er eine Beleidigung, eine Spottrede, die geringste Kränkung seiner Eitelkeit oder den leisesten Widerstand gegen seine machiavellistischen Entwürfe. Bei seinem Tode athmete ganz Frankreich auf, wie von einem drückenden Alp befreit. — Jedermann, vom Könige herab bis zum obskursten Sänger der Ruelles, stimmte in den Schlußvers des Liedes ein, das von ihm verkündigte:

Il est parti, il a plié bagage,
Ce cardinal!

Und dieser verhaßte Despot, dem jede höhere Regung, jedes menschliche Gefühl fremd war, hat dennoch den mächtigsten und dauerhaftesten Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt. Selbst Paris, das von seinen Denkmälern — dem Palais Royal, der Bibliothek, der Straße, die seinen Namen trägt — voll ist, mahnt uns nicht lauter an Richelieu, als das Gebäude der heutigen europäischen Staatskunst, deren Gründung man ihm nicht mit Unrecht zuschreibt.

Während Richelieu die Feudalherrschaft der Großen zertrümmerte, verhinderte sein argwöhnisches Verwaltungssystem die Entstehung eines glänzenden Hofes, der sich auch mit dem gleichgültigen, hypochondrischen Charakter

Ludwig's XIII. nicht vertragen hätte. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Geschmack, den man damals an den neuen Genüssen der Kunst und Literatur zu finden begann, führte zum ersten und einzigen Mal in der französischen Geschichte zu der Bildung einer wahrhaft unabhängigen Gesellschaft. Zum ersten und einzigen Mal bewegte man sich in Kreisen, die, von äußeren Einwirkungen frei, dem Geist und dem Verstande Raum gaben, sich selbständig zu entwickeln. In der kurzen Periode, die zwischen dem Ministerium Richelieu's und den Kriegen der Fronde liegt — namentlich in dem tems de la bonne Régence, tems où régnait une heureuse abondance, wie St. Evremond diese Zeit seiner glücklichen Jugend verherrlicht — betrat Frankreich eine Laufbahn, deren Verfolgung es in der Wirklichkeit und nicht blos dem Scheine nach an die Spitze der europäischen Civilisation gestellt hätte. Es war ein Zeitalter kühner und unabhängiger Bestrebungen, wo das Ritterthum den Mantel der Gelehrsamkeit umhing und die Gelehrsamkeit sich durch den noch nicht erstorbenen Geist des Ritterthums belebte. Sogar der pedantische Anstrich, den man an ihm bemerkt, war nicht ganz ohne Grazie, ehe er durch den frostigen Hauch der Satire berührt und erstarrt wurde; Originalität des Betragens und der Meinungen war noch immer gestattet und trug zur Unterhaltung der glänzendsten Zirkel bei. Der Jesuitismus hatte noch nicht angefangen, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Der Gedanke war frei, und bei aller Religiosität, die auch unter den höheren Ständen vorherrschte, beschäftigte man sich nur wenig mit unfruchtbaren theologischen Zänkereien. Corneille, Bossuet, Pascal fühlten sich in einer Gesellschaft heimisch, wo munteres Gespräch und geistreicher Scherz mit historischen Erörterungen und philosophischen Debatten über die Unsterblichkeit der Seele abwechselten, ohne daß die Mischung für unstatthaft oder pedantisch galt.

Diese Schilderung bezieht sich natürlich nur auf einen kleinen, wiewohl einflußreichen Abschnitt in der Pariser Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts. Was hier anständige Freiheit war, ging anderswo in ungebundene Frechheit über, und die stürmischen Zeiten erstickten die Saat des Besseren, die aus jenen Zirkeln hervorkeimte. Die letzte und glänzendste Epoche des Hôtel Rambouillet erstreckte sich vom Tode Richelieus bis zur Fronde (1642—48). Die Freiheit dieser Jahre fand ihr Ziel in der Anarchie des Bürgerkriegs. Die Geschichte zeigt uns gewöhnlich nur die halb romantischen, halb lächerlichen Ereignisse des letzteren — die Launen und Galanterieen der Parteiführer und Parteiführerinnen, die Tapferkeit und Brutalität Condé's, das Genie und die Ränke des Coadjutors Retz und die Eitelkeit und innere Hohlheit sämmtlicher handelnden Personen, mit Ausnahme von Turenne und Mazarin; aber die Memoiren, die sich mit den kleinlichen Details eines kindischen Factionenspiels beschäftigen, lassen uns auch mitunter Blicke in das Elend und die allgemeine Demoralisirung thun, welche von den Unruhen dieser Zeit und von den langen spanischen Kriegen, die unmittelbar darauf folgten, erzeugt wurden. Paris selbst hatte zwar nicht gelitten — im Gegentheil war das sociale Leben hier glänzender als je zuvor; aber die schmerzliche, dornenvolle Wirklichkeit hatte alle Romantik daraus verscheucht. Die gebildeteren Geister vertauschten allmälig den Stoicismus mit der Philosophie des Epikur, die Pastorale mußte der Burleske, der Ritterroman dem Roman Comique des Scarron weichen — eine Richtung, die immer in bürgerlichen Unruhen, in Perioden innerer Zerrissenheit stattfindet, wo „après nous le déluge" als praktischer Wahlspruch gilt. Die Versammlungen im Hôtel Rambouillet waren zu Ende, der Marquis und die Marquisin todt, die Prinzessin Julie mit dem Herzog von Montausier verheiratet, der sich im Dienste der Krone zu Grunde gerichtet hatte und nur deshalb nach Paris zurückkehrte, um gleich vielen anderen verarmten Edelleuten eine Anstellung bei Hofe zu suchen. Die Salons der Gräfin de Suze, des Fräuleins von Scudéry und einiger anderer literarischen Damen bewahrten allein noch die Traditionen des Hauses Rambouillet, aber in übertriebener und karikirter Form, und in diesen Kreisen fand Molière den Stoff zu seinen Précieuses Ridicules, welche, nach dem Ausspruch der Kritiker, eine triumphirende Modethorheit mit ihrer schonungslosen Ironie zermalmten. Ein grundloser Ausspruch, denn ein solcher Erfolg ist der satirischen Muse selten oder nie vergönnt; sie hat die leichtere Aufgabe, die Schwächen und Verkehrtheiten eines gesellschaftlichen Zustandes in dem Augenblick zu erfassen, wo sie veraltet oder lächerlich werden. In der That waren die armen Schöngeister der Regentschaft mit ihrem feierlichen Humor, ihren feingesponnenen Sentenzen schon in großen Verruf gekommen; Ménage und seine Freunde wünschten ein Land zu verlassen, das ihren Begriffen von dem Pays du Tendre und anderen Schäferreichen so wenig entsprach — sie glaubten jenseits des Atlantischen Meeres in den neuen von Champlain und Lasalle entdeckten Regionen, eine Gegend zu finden, wo noch die Unschuld thronte und die Sitten Arkadiens in ihrer ursprünglichen Reinheit zu Hause wären.

Im Allgemeinen hatte damals die Pariser Welt einen Grad der Ausgelassenheit erreicht, der sich schwer beschreiben läßt. Es giebt Laster, die einem hochkultivirten gesellschaftlichen Zustande eigen sind und die man auch in unseren Tagen wiederfindet, aber es war ein charakteristischer Zug des siebzehnten Jahrhunderts, daß man den Unterschied zwischen Laster und Verbrechen übersah; mit der naiven Originalität der Jugend stellte man einen Verstoß gegen die Moral in dieselbe Kategorie mit einem Kapitalvergehen und hielt das eine nicht für schimpflicher als den anderen. Statt seinen Freunden das Geld am Spieltisch abzunehmen, beutelte man sie auf offener Straße aus; statt die Künste der Verführung anzuwenden, brauchte man rohe Gewalt. Unter Ludwig XIII. gehörte es zum guten Ton, Vorübergehende des Abends anzufallen und ihrer Mäntel zu berauben, und was Gaston von Orleans und seine Kameraden nur aus aristokratischem Muthwillen unternahmen, thaten Andere aus weniger verzeihlichen Beweggründen. Bussy Rabutin ward von zwei filous de qualité ausgeplündert, und zwar keineswegs zum Scherz, sondern in bitterem Ernst. In den Provinzen verbanden sich die Edelleute gelegentlich mit Straßenräubern, und Tallemant des Réaux erzählt von einem solchen Ehrenmann, daß er sich in Gesellschaft in der Stellung zu üben pflegte, die er anzunehmen gedachte, wenn man ihn aufs Rad flechten würde — ein Schicksal, welches ihn wirklich traf! Derselbe Schriftsteller berichtet als von einer ganz bekannten Sache, daß mehrere Herren und Damen einen Theil ihrer Einkünfte der Falschmünzerei zu verdanken hätten! Aber bei aller Verworfenheit der Einzelnen, bei aller Frivolität des Ganzen, wurden die Regeln des äußeren Anstandes und die Formen einer minutiösen Etikette nie vernachlässigt. Die Gesellschaft war eine Schaubühne, wo Jeder eine Rolle durchführen mußte. Man spielte den arkadischen Schäfer und sprach in Couplets und Sonnetten mit eben so vieler Feierlichkeit, als ob es sich um die wichtigsten Interessen handelte. Selbst die Religion wurde zu einer Modesache, und die Kavaliere und Schönen am Hofe Anna's von Oesterreich bereiteten sich dazu vor, an ihrem Seelenheil zu arbeiten, „faire leur salut", wie zu einer Vergnügungsreise nach den Bädern von Bourbon. Das Leben glich einem Karneval, das Volk einem Maskenzuge, und Frankreich schien von Geschöpfen bewohnt, die, wie die Sylphen und Undinen der damaligen Romane, schön, glänzend und mit allen äußeren Attributen der Menschlichkeit versehen, aber ohne Seelen waren.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

V. Seeleben.

Schön ist das Reich der Phantasie, gefährlich aber ihre Macht. Die Gegenstände oder Empfindungen, welche die Einbildungskraft darstellt, gleichen süßen, jedoch unnützen Träumen. Gewöhnlich bilden sie das Gegentheil der Wahrheit.

Die Anzahl der übertriebenen, grundlosen Ideen, mit welchen die Einbildungskraft die Welt beherrscht, läßt sich nicht bestimmen. Sie betreffen sowohl eigene Gefühle, eigene Sitten und Gebräuche, als die der fremden Länder. Ueber diese finden namentlich so bedeutende Irrthümer statt, daß sie in der Geschichte der allgemeinen Vorurtheile den Hauptrang einnehmen. — Freilich giebt es dafür einige triftige Entschuldigungen. Kann man wohl überhaupt dasjenige genau kennen, was man nicht selbst gesehen hat? Kann sich Jeder von seinem Wohnsitze trennen, um die Fremde zu besuchen? Ist es überhaupt so leicht, der Wirklichkeit gemäß, das Geschehene richtig zu beurtheilen?

Dergleichen Sorgen und Pflichten werden also den Reisebeschreibern offiziell überlassen. In welche Hände aber ist auf diese Weise die Sache der Wahrheit gefallen?! Aus Ueberlegung oder oft unbewußter Neigung wird ja in den, dem Anscheine nach, mit dem größten Ernst verfaßten Werken meistens der Einbildung der Vorrang eingeräumt. Selten geschieht es, daß ihr Studium ein anderes Resultat in dem an Ort und Stelle angekommenen Beobachter hervorbringt, als die Ueberzeugung, es sey nöthig, um das Bestehende, wie es wirklich ist, zu erkennen, das theoretisch Erlernte, als leere unpraktische Idee, bei Seite zu werfen.

Es muß wirklich auffallen, daß gescheidte, zuweilen selbst berühmte, eine bedeutende Stellung einnehmende Männer, denen weder richtige Auffassungs- noch logische Darstellungsgabe fehlt, ihre Einbildungskraft auf das äußerste quälen, dasjenige, was nicht ist, zu beschreiben, da sie doch mit weit weniger Mühe die Wahrheit darstellen könnten.

Der Grund eines solchen anormalen Verfahrens liegt übrigens ziemlich nahe.

Leider ist der Mensch so beschaffen, daß er zuerst an sich denkt; daß sogar, wenn sein Ehrgeiz und sein Interesse im Spiele sind, er nur sich in Betracht nimmt. Diesem Hange zufolge, ist in gewissen Ländern, — hauptsächlich in Frankreich, — die Literatur, unter Ausschließung aller historischen Treue, alles Wahrheitsgefühls, ein förmliches Handwerk geworden, um Geld, viel Geld einzuärndten. Schriftsteller, die keinen anderen Zweck haben, die lediglich danach trachten, bekannt und reich zu werden, wissen sehr wohl, daß die Mehrzahl der Leser das Großartige, das Wunderliche, das Unglaubliche liebt und glaubt. Nach dem Mode-Geschmacke bereiten sie ihre Gerichte. Weise Könige werden mit Gräuelthaten, keusche Königinnen mit Schande bedeckt. Anachronismen, statistische, geologische, meteorologische Albernheiten, geographische Unmöglichkeiten stehen jederzeit, trotz der unverjährten Rechte des gesunden Menschenverstandes, den gewissenlosen Roman- und Reiseschreibern zu Gebote. Letztere geben hinsichtlich der Unverschämtheit Ersteren nichts nach. Sie denken, daß man, um ihre Aussagen zu prüfen, ihnen nicht nachreisen werde; sie ahnen, daß, wenn es auch der Fall wäre, ihre Nachfolger die früher herzhaft angegriffene Unwahrheits-Methode doch als die ergiebigste selbst befolgen würden; sie begreifen, daß es, bei dem festen Willen, absolut wahr zu seyn, Wenigen gelingt, kalt und beständig zu bleiben, um sich des Einflusses der Einbildungskraft zu erwehren.

Wird angenommen, daß es fast in jedem Lande beim Volke beliebte Schriftsteller giebt, denen mehr oder weniger die Gewissenhaftigkeit abzusprechen ist, so lassen sich hierdurch größtentheils die falschen Ansichten erklären, die in Europa über außereuropäische, die auf dem festen Lande über Meeres-Verhältnisse so häufig vorkommen.

Wenn die häßlichsten Gegenden als paradiesische Gefilde, wenn die unbequemsten, die schrecklichsten Lagen des Lebens als anziehende, wünschenswerthe Zustände mehrfach dargestellt worden sind, — kann der Laie, der diese Gegenden und Lagen nur aus den Mittheilungen der Reisebeschreiber kennen lernt, anderer Meinung seyn, als seine Autoren?

Liest man die erste beste Beschreibung des Lebens auf der See, so findet man Reiz auf Reiz. Poetisch sind die Wellen, poetisch ist der Sturm. Des Meeres Stillstand ist Poesie. Die Gefahren der See sind für das Gemüth erquickende Erholungen, sie stärken die Seele. Nach überstandener Gefahr wird das Wohlgefühl durch die unschätzbare Annehmlichkeit der Gesellschaft biederer, unterrichteter Seeleute noch vermehrt. Ihre unterhaltenden Erzählungen schlagen wiederum in die Poesie ein. Wenn es aber nicht gestattet seyn sollte, die Gefahr zu überwinden; wenn sich die Wellen geöffnet hätten, Schiff und Mannschaft in ihrem nassen Gewande auf ewig zu umhüllen, so hätte man doch noch den Gewinn eines poetischen Todes.

Aber wohlgemerkt, Poesie ist nicht Wahrheit. Meeresstillstand, Wellen, Sturm können vielleicht acht Tage hindurch einen Träumer begeistern. Die groben Mährchen der Matrosen mögen ihm auf eben so lange Zeit gleichfalls gefallen. Wenn er melancholisch gestimmt ist, mag er sich ein nasses Grabtuch wünschen. Doch selbst den Träumer weckt bald die Wirklichkeit. Sie giebt seiner etwanigen Melancholie eine andere Richtung. Er wird vielleicht nach irgend einer Todesart noch sich sehnen, nur nicht nach dem früher so hoch gepriesenen Wassertode.

Das Seeleben bietet in der That bei großen Reisen stets mehr Beschwerden als Annehmlichkeiten dar. Um dies beurtheilen zu können, ist es nicht nöthig, in einem abhängigen Verhältnisse auf einem Schiffe zu stehen. Man versuche nur als Passagier eine Fahrt nach Ostindien auf dem vorzüglichsten französischen oder englischen Segel-Paketboote.

Krankheit macht die Einleitung zur Reise. Gefahren aller Art umgeben beständig den Reisenden. Das nächtliche Anstoßen an andere Schiffe, das Anfahren an Klippen, das Stranden sind keinesweges ungewöhnliche Vorfälle. Ihnen ist man eben so ausgesetzt, als den Launen des Windes und der Wellen. — Während der Seekrankheits-Periode, so wie bei schlechtem Wetter, ist keine Beschäftigung möglich. Die gräßlichste Langeweile überfällt selbst den tiefen Denker. — Bei ruhigem Wetter wird es kaum besser. Unvollkommene Schiffs-Einrichtungen vereiteln jede Absicht einer ordentlichen, regelmäßigen Arbeit. Die große Kajüte, — welche zugleich den Salon und den Speisesaal darstellt, — wird den Passagieren zum Spielen, Singen, Lesen, Schreiben als Aufenthalt angewiesen. Nirgend anders, ausgenommen in des Capitains Cabine, giebt es einen Tisch. Die Disziplin am Bord bestimmt, daß auch nirgend anders Licht brenne.

Die einzigen moralischen Erquickungen bestehen entweder in der täglichen Betrachtung des Auf- und Unterganges der Sonne, bei einem von allen Seiten gleichmäßig traurig, durch Vereinigung der Wasser- und Himmelsflächen geschlossenen Horizonte; oder in dem Fange eines Hai- oder Stockfisches.

Von einem geselligen, freundschaftlichen Verkehr zwischen Reisenden kann selten die Rede seyn. Schlechte Kost, erzwungene Unthätigkeit, Absonderung von der übrigen Welt, stete, durch die dem menschlichen Körper unheimliche Bewegung des Schiffes hervorgebrachte nervöse Erschütterungen gesellen sich zu den Charakterverschiedenheiten und zur Langeweile, um die besten Vorsätze zum Frieden zu untergraben. Wer ruhig und unberührt bleiben will bei den täglichen kleinen, zuweilen aber auch sehr ernsten Streitigkeiten, welche am Bord eines jeden Schiffes vorkommen, der muß sich selbst zunächst nie aus den Augen verlieren, muß sich größtentheils in seinem Stübchen, wie in einer pennsylvanischen Gefängniß-Zelle, eingeschlossen halten.

Die mit den Reisen auf der See zusammenhängende Neigung zum Jähzorn, — welche bei sonst gebildeten Leuten die Gewohnheiten einer guten Erziehung öfters zu untergraben vermag, — übt auf Negerschiffen, wo allerdings weder Erziehung, noch Sitten, noch moralische Disziplin zu Hause sind, eine absolute Herrschaft aus.

Das Treiben auf dem „Satan“ gab zunächst hiervon ein schreckliches Beispiel.

Nach dem Verbrennen der 300 Bibi's war den bereits an Bord befindlichen hundert Uebriggebliebenen die amerikanische Operation erlassen worden. Bei ihrer geringen Zahl dünkte sich nun Grivélp sicher, sie ohne außerordentliche Vorkehrung in Zucht und Ordnung zu halten. Doppelte Ketten, doppelte Wachen schienen genügende Bürgschaft zu leisten.

Die Brandstiftung indessen, die an sich selbst, bei Kenntniß des Charakters gewisser Neger, keine besondere Bedeutung für Negerhändler haben sollte, — hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf Taitar gemacht. Weniger des Verlustes des schönsten Theils seiner Ladung gedachte der Supercargo, als des furchtbar schrecklichen Omens, als welches der Vorfall ihm erschien.

Wie nun die drohende Zukunft vermeiden? Woher wird die Gefahr kommen? War das englisch-französische Geschwader, war der Orkan, waren die Neger am Bord ihm zur Geißel bestimmt? Es konnte Niemand dergleichen Fragen lösen.

Jedenfalls mußte man einschreiten, sich zu helfen suchen. Vielleicht — so hoffte er — würde durch Zeitgewinn noch die Rettung erfolgen.

Die schleunigste Entfernung von der afrikanischen Küste wurde also unmittelbar befohlen. Die früheren Pläne zu einem vorsichtigen Abgange aufgebend, mußte Grivélp kühn auftreten.

Der Wahrscheinlichkeit, den Kreuzern zu begegnen, ungeachtet, verließ der „Satan“ am hellen lichten Tage Zansibars Küste.

Besser, als man es hätte hoffen dürfen, gelang ihm bei vortheilhaftem Winde das Wagestück. Man begegnete keinem Feinde. — Vierzehn Tage nachher segelte man rüstig und guter Dinge auf dem geraden Wege nach der Insel Bourbon.

Sorgenfrei und ohne Arbeit, würden die Matrosen, am 13. Dezember, ihren Capitain an sein Versprechen hinsichtlich der Lebensgeschichte Taitar's wohl erinnert haben. Ein anderes Verlangen, eine andere allgemeine Sehnsucht hatte sich aber ihrer Gemüther bemächtigt.

Dr. Delsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Niederlassungen am La Plata. In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft wurde unter Anderem eine in deutscher Sprache abgefaßte und als Manuskript gedruckte Denkschrift übergeben, in welcher die Colonisation der Staaten am Rio de la Plata besprochen wird und demnächst in Vorschlag gebracht ist, die Verbindung der beiden großen Ströme dieses umfassenden Gebietes, des Paraná und des Uruguay, in ihrem oberen Laufe durch Kanäle oder Eisenbahnen zu bewirken, und zwar Letzteres als ein Mittel, jene Gegenden in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs zu bringen und dadurch ihre Colonisation zu befördern. Angehängt sind der Denkschrift nicht blos eine Uebersichtskarte jener vom 25sten bis zum 40sten Grade S. Br. sich erstreckenden Staaten, sondern auch die Entwürfe zu drei verschiedenen Verträgen, welche die zu beiden gedachten Zwecken zusammentretenden Vereine mit den Staaten Corrientes, Uruguay und Paraguay abschließen müßten. Daß es hierbei vorzugsweise darum zu thun ist, die deutsche Auswanderung, die in den letzten Jahren so bedeutend und wahrhaft besorgnißerregend um sich gegriffen, von Nord-Amerika ab- und nach jenen allerdings durch ihr Klima besonders dazu geeigneten und durch ihre dem nordischen Unternehmungsgeist manchen freien Spielraum noch darbietenden Gegenden hinzuleiten, ist schon aus dem Umstand ersichtlich, daß die Schrift in deutscher Sprache abgefaßt ist. Hätte es blos, Kapitalien für die Ausführung der Kanäle und Eisenbahnen, Kaufleute für den Handel von Buenos-Ayres oder Montevideo zu gewinnen, so würde man sich wohl vorzugsweise an England gewandt haben; aber man ist der Meinung, Kapitalien sowohl als Kaufleute würden sich von selbst finden, wenn nur erst die Menschen da wären, welche die bis jetzt so vernachlässigte Bodenkultur dieses fruchtbarsten Theiles von Süd-Amerika auszubeuten verständen. Daß die Nachkommen der Spanier, die daselbst angesiedelt sind, nicht die Menschen seyen, die jener Boden erfordert, um zu seinem Rechte zu gelangen, hat die Geschichte dreier Jahrhunderte, noch mehr aber der drei letzten Jahrzehende bewiesen. Der Boden selbst stellt gewissermaßen die Forderung, daß ihm neue Elemente der menschlichen Thätigkeit und Intelligenz zugeführt werden, und hierzu scheint Niemand dringender als der germanische Volksstamm aufgefordert und berufen zu seyn. Diesem ist es gelungen, durch Engländer und Deutsche fast die gesammte nördliche Hälfte der amerikanischen Welt der europäischen Civilisation zuzuführen, und eine gleiche Aufgabe ist ihm vielleicht auch noch in der südlichen Hälfte dieser Welt, oder mindestens doch in denjenigen Theilen derselben vorbehalten, deren Klima kein tropisches ist und die mehr auf den civilisirenden Landbau als auf die Bereicherung durch Diamantengruben, Gold- und Silberbergwerke angewiesen sind. Die letzteren mögen den Nachkommen der Spanier und der Portugiesen auch ferner überlassen bleiben; sie haben, wie man sieht, eine nur immer neuen Heißhunger erregende, aber den Menschengeist selbst verkümmernde und herabwürdigende Frucht auf jenen Feldern geärndtet und würden wahrscheinlich in der westlichen Hemisphäre einmal ganz und gar untergehen, wenn nicht andere Elemente zu ihrer moralischen wie zu ihrer physischen Kräftigung hinzutreten.

So weit scheint uns der Gedanke, der durch die vorliegende Denkschrift angeregt wird, vollkommen gerechtfertigt. Wenn aber zugleich die Ansicht darin ausgesprochen wird, daß sich dieser Gedanke auch schon in der Gegenwart realisiren lasse, so müssen wir doch dagegen das Bedenken erheben, daß die Macht, welche der Diktator Rosas in den gedachten Staaten übt, noch gar nicht so gebrochen erscheint, um zu einer friedlichen Einwanderung und Colonisation aufzumuntern. Was der vereinigten Flotte der Engländer und Franzosen bis jetzt nicht gelungen, das dürften Einwanderer, die mit Pflug und Sense, aber nicht mit dem Schwerte bewaffnet sind, gewiß nicht bewirken, obwohl wir nicht bezweifeln, daß sie, wenn sie einmal unter den nomadisch zerstreuten Eingebornen festen Fuß gefaßt, bald auch im Stande seyn würden, alle die besonders mit dem Munde sehr tapferen argentinischen und cisplatinischen Helden zu besiegen.

Vor Allem wird es also darauf ankommen, erst die innere Beruhigung jener Staaten abzuwarten; alsdann aber wird es, auch unserer Meinung nach, geeigneter seyn, wenn die diesseitigen Auswanderungsvereine, anstatt nach Texas oder gar nach der verderblichen Moskitoküste, ihre Blicke und Bestrebungen lieber nach den herrlichen Ländern des La Plata, oder vielmehr des Paraná und des Uruguay, richteten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Sonnabend den 20. März 1847.

Italien.

Handel und Verkehr des nordwestlichen Italiens. Beziehungen zu England und zum Zollverein.

Der Graf Petitti, den Lesern dieses Blattes schon aus einer in dem vorigen Jahrgange besprochenen Abhandlung über die italiänischen Eisenbahnen bekannt, hat ganz kürzlich in der Form von Briefen seine Ansichten über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Hebung oder vielmehr Wiederherstellung des „Ligurischen Handels"*) der Oeffentlichkeit übergeben.**) Nachdem in Folge des langen Friedens in dem größten Theil Europa's sich ein Eifer für Handelsunternehmungen entwickelt hat, wie ihn nur die italischen Staaten, besonders die Genueser, zur Zeit des ersten Aufblühens der modernen Civilisation gezeigt haben, ist man darauf gekommen, die alten Handelsstraßen, besonders für den orientalischen Verkehr, wieder aufzusuchen. Durch diese Gestaltung der Dinge scheint dem Verfasser Italien, welches wegen seiner unseligen Zerstückelung bis jetzt nur sehr geringen Theil an der allgemeinen Bewegung genommen, besonders berufen, wieder der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem übrigen Europa und Asien zu werden. In der That haben auch die Küstenstaaten des Adriatischen Meeres, Triest, Venedig, Livorno, Brindisi, im schönen Wetteifer danach gestrebt, dies Ziel zu erreichen und einen möglichst großen Vortheil aus der neuen Lage der Dinge zu ziehen; allein Triest, begünstigt durch seine in mancher Beziehung vortheilhafte Lage und namentlich unterstützt durch die eifrige Thätigkeit der Gesellschaft des österreichischen Lloyd, scheint bis jetzt die anderen überflügeln und den Ruhm, der günstigste Vermittelungspunkt für den europäisch-orientalischen Verkehr zu seyn, für sich in Anspruch nehmen und behaupten zu wollen. Weit mehr noch aber als durch die angeführten Vortheile wird Triest, nach der Meinung des Verfassers, durch die Trägheit, die völlige Apathie der meisten italiänischen Städte begünstigt, die, wenn sie Muth und Thatkraft genug besäßen, jenem Orte leicht den Rang ablaufen könnten. Namentlich ist es Genua, welches durch seine Lage weit geeigneter wäre als Triest, ein Stapelplatz des Handels zu seyn; und wären die Verbindungen nach dem Norden besser, so würde Genua, nach der Darstellung des Grafen Petitti, der Punkt seyn, von wo aus die ostindische Post schneller nach London befördert werden könnte, als über Triest oder Marseille. Diese Apathie zu bekämpfen und die Wichtigkeit des genuesischen Hafens für die Wiederbelebung und den Aufschwung des ganzen ligurischen Handels nachzuweisen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift, welche, wie erwähnt, in Briefen abgefaßt ist, und zwar sind deren drei in derselben enthalten.

In dem ersten Briefe weist der Verfasser nach, wie das namentlich in England immer mehr Anhänger und Ansehen gewinnende System des freien Handels, dessen bedeutendster und bis jetzt glänzendster Sieg die Annahme der Kornbill war, einen mächtig umgestaltenden Einfluß auf den ganzen Handel im Allgemeinen, also auch auf den ligurischen, ausüben werde und müsse. Wenn dieser, dessen Hauptrichtung nach Großbritanien geht, und der, so reichlichen Ertrag er bis jetzt auch gewährt hat, doch die Konkurrenz vieler anderen Nationen nicht aushalten möchte, nicht bei Zeiten daran denkt, sich auch anderwärts und in ausgedehnterem Maße Abzugswege zu eröffnen, so laufe derselbe Gefahr, gänzlich in Verfall zu gerathen — ein Unglück, welchem sowohl die Regierung als die Privatleute auf alle Weise kräftig vorzubeugen suchen müßten, wenn sie sich nicht in kurzer Zeit überall von wetteifernden Nebenbuhlern besiegt und unterdrückt sehen wollten. Mit der Vernichtung des Handels aber stehe auch der Untergang aller nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu befürchten, welche doch unter allen Gütern, die einem Volke zu Theil werden könnten, das größte sey; deshalb müsse es jedem guten Bürger am Herzen liegen, sie zu wahren und zu schützen, da sie alle geistigen und materiellen Güter in sich begreife.

Der zweite Brief beginnt damit, noch einmal auf die mannigfachen Gefahren aufmerksam zu machen, welche dem Hafen von Genua bevorstehen und seinen Handel zu hemmen, wo nicht gar zu vernichten drohen. Dann aber dringt derselbe darauf, es sey nothwendig, alle Anstrengung von Seiten der Einzelnen mit dem gewaltigen Hebel der Association zu vereinigen, um die Konkurrenz naher und ferner Nebenbuhler zu bekämpfen. Gerade die letztere, welche die Landsleute des Verfassers zu einer unerwünschten und nachtheiligen Absonderung zwingt, müßte denselben recht anschaulich machen, ein wie großes Gut für jedes Volk es sey, eine möglichst große und ausgedehnte Handelsfreiheit als unantastbares Recht zu besitzen. Und da nun einige der früheren Absatzpunkte, welche durch gegenseitiges Uebereinkommen bisher dem ligurischen Handel offen standen, in Folge eines engherzigen Ausschließungsprinzips, das übrigens seinen Urhebern und Vertretern kein großes Heil bringen werde, binnen kurzer Zeit sich abschließen zu wollen scheinen, so weist der Verfasser vor Allem darauf hin, wie das nördliche Italien, Dank den neueren Erfindungen des Menschengeistes, in der Möglichkeit eines jetzt schnelleren, leichteren und weniger kostspieligen Ueberganges über die Alpen nach Frankreich, besonders aber nach der Schweiz, ein Mittel in Händen habe, sich neue Handelsverbindungen zu schaffen, welche in ihrer bald zu bewirkenden Ausdehnung nach Deutschland hin die Verluste, von denen der genuesische Handel bedroht sey, leicht und reichlich aufwiegen möchten. Dazu bedürfte es nur einer Eisenbahn, welche den Lago Maggiore mit dem Bodensee verbinde und dann sich das Rheinthal entlang bis nach Köln hinzöge, von wo aus zu Lande und zu Wasser Dampfwege durch Belgien nach der Nordsee führen. Von jener Bahn müssen dann Zweige ausgehen über Deutschland, die Schweiz und Italien, welche sich natürlich den bereits bestehenden oder doch projektirten Bahnen anzuschließen hätten. Nach der deutschen Seite hin wären es namentlich folgende Bahnen: 1) Eine kleinere badische Linie, von Constanz über Radolfzell, Donaueschingen u. s. w. nach Offenburg; von da schließt sich die größere badische Linie an nach Frankfurt und weiter östlich nach dem übrigen Deutschland, westlich nach Straßburg und Paris. 2) Eine würtembergische Linie, von Friedrichshafen über Ravensburg, das Neckarthal entlang, wo sie sich bei Ludwigsburg theilen würde, einerseits nach Heilbronn, andererseits nach Bruchsal mit Anschluß an die erwähnte größere badische Linie. 3) Die bayrische Linie, von Lindau aus nach Augsburg (von da ein Zweig nach München, Salzburg, Wien), Donauwerth, Nürnberg, Erlangen, Bamberg u. s. w., und Hof, mit Anschluß an die sächsischen und preußischen Bahnen über Berlin bis Stettin, Hamburg, Königsberg u. s. w. In Italien wären es hauptsächlich: 1) eine Verbindung zwischen Turin und Genua, und 2) eine Linie von Como nach Mailand, von da nach Venedig, Piacenza, Ancona, Parma u. s. w. und dem Kirchenstaat. Diese Ideen sind nicht etwa blos Hirngespinnste eines sanguinischen Phantasten; sie sind wohl begründet, zum Theil schon in die Wirklichkeit getreten, zum Theil nahe daran, ausgeführt zu werden, und weder die technischen, lokalen, noch die politisch-socialen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung jener Ideen in den Weg zu treten scheinen, sind der Art, daß sie nicht in ziemlich kurzer Zeit und mit nur einigermaßen ernst gemeinter Kraftanstrengung zu beseitigen wären. Namentlich hebt der Verfasser den reichen Segen hervor, welcher sowohl den sardinischen Staaten als dem Zollvereine aus der Herstellung jener Verkehrsmittel und Verbindungen erwachsen würde. Genua würde dadurch ein Handelsplatz des Zollvereins, ein in der That deutscher Hafen, für den Zollverein ein Mittel zu umfassender Ausdehnung seines Handels, besonders nach dem Orient, und für die ligurische Schifffahrt ein ergiebiger Quell reichen Gewinnes werden. Daß dann über Genua auch jedenfalls der Vermittelungsweg zwischen England und Ostindien führen würde, ist schon oben erwähnt.

Der dritte der gedachten Briefe enthält eine Widerlegung so mancher während der Abfassung seiner Schrift dem Verfasser selbst aufgestoßener, noch mehr aber von außen her erhobener Bedenken und Einwendungen gegen die von ihm aufgestellten und erwiesenen Behauptungen. Dann beschäftigt sich der Verfasser mit einer ausführlichen Untersuchung über die zweckmäßigsten und erfolgreichsten Mittel zur Ausführung seiner Ideen. Als solche nennt er Betheiligung der Regierungen und der Privaten bei den genannten Unternehmungen; den besten und schnellsten Erfolg aber verspricht er sich von der Gründung einer Gesellschaft nach Art des österreichischen Lloyd, für welche Gesellschaft Genua ein bei weitem günstigerer Ort wäre, als Triest es für den Lloyd ist; Genua ist viel reicher als Triest; seine Einwohnerschaft hat ein entschieden nationelles Gepräge, und es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, daß bei einer solchen Bevölkerung viel mehr Charakter, Zuverlässigkeit, Thatkraft zu finden ist, als bei einer, die wie die Triestinische aus einer Mischung von wer weiß wie vielen durch den Zufall blind zusammengeworfenen Nationalitäten besteht; die geographische Lage Triest's ist wegen

*) Bekanntlich wird nach dem alten Ligurien der um Genua liegende Theil des Mittelländischen Meeres auch jetzt noch das „Ligurische Meer" genannt, wie denn auch zur Zeit der französischen Revolution (1797) Genua den Namen einer Ligurischen Republik angenommen hatte.

**) Delle più probabili future condizione del commercio Ligure. Tre lettere a Michele Erede etc. Genova 1847.

der unbequemen und gefahrvollen Schifffahrt auf dem Adriatischen Meere weit ungünstiger als die von Genua u. s. w.

Es versteht sich von selbst, daß wir, der Tendenz dieses Blattes gemäß und wegen des uns sehr zugemessenen Raumes, hier nur flüchtig andeuten konnten und wollten, was in der besprochenen Schrift ausgeführt und mit Gründen erwiesen ist. Jedenfalls verdient die gediegene Sachkenntniß des Verfassers gleiche Anerkennung, wie der Ernst und die Wärme, womit er seine Gedanken ausspricht. Das Buch verdient von Jedem, der an der Sache überhaupt Theil nimmt, gelesen zu werden, und das einzige Verdienst dieser Zeilen ist, dazu vielleicht angeregt zu haben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

VI. Venus und Jupiter.

Unter den Negerinnen der ersten Sendung befand sich ein ausnahmsweise schönes, 12jähriges Mädchen.

Der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, der Vollkommenheit ihrer Körperformen nach, war sie abyssinischer Herkunft.

Sie verleitete die Autodidakten des „Satan“ zu folgenden Vermuthungen: Wahrscheinlich hatte sie, wie dies öfters vorzukommen pflegt, schon drei- bis viermalige Gefangenschaft erlebt. Arabische Handelsleute mochten sie in Gondar gekauft haben, um sie auf Karavanenwegen, nach den portugiesischen Niederlassungen, zum Verkaufe an reiche Pflanzer zu bringen. Südlich von Gondar war vielleicht die Karavane von einem Nomadenstamm geplündert worden. In der Gegend südöstlich der Mondberge, von Kaffern angegriffen, hatten die Räuber, wie es schien, ihre Beute nicht lange behalten. Den Besiegern der Kaffern, den Bundesgenossen der Zansibarer, wurde erst das Glück zu Theil, aus den Reizen des Mädchens einen kaufmännischen Vortheil zu ziehen. Auf diese Weise wäre endlich Venus (so taufte man das Mädchen) ein Mitglied der Ladung des Satan und, — da sie sich, bei ihrer großen Jugend, doch einer vollkommen körperlichen Ausbildung erfreute, — das Ziel der Wünsche der ganzen Mannschaft geworden.

Mit Venus, anderen Weibern und vielen Kindern zusammen lief auf dem Verdecke ein 10jähriger Bibi umher. Den Beinamen Jupiter hatte er sich durch ein bestimmtes, stolzes, drolliges und gutmüthiges Wesen zugezogen. Aus seinen großen schwarzen Augen blitzten frühreife Verstandesanlagen hervor. Das Traurige seiner Lage, das ihm wohl bekannt war, schien er nicht empfinden zu wollen, um sich leichter in dieselbe zu finden. Nach einigen Tagen kannte er schon alle kleinen Dienste, die er den Matrosen zu leisten hatte. Die Hauptwörter, durch welche seine Herren ihre Befehle andeuteten, waren ihm verständlich. Er holte nach Belieben, und ohne zu irren, Feuer, Taback, Pfeife, Biskuit, Branntwein und sogar die Peitsche, mit welcher die Seeleute sich zuweilen das Vergnügen einer kleinen Züchtigung der alten Negerinnen verschafften. Diese Weiber haben keinen großen Werth; sie dienen hauptsächlich, beim Verkaufe der Ladung, zu Trinkgeldern an untergeordnete Mäkler. Während der Fahrt sind sie fast immer sehr übler Laune. Nun kommt es gar nicht darauf an — wenn es nur Spaß verursacht — dieses oder jenes alte Weib todt zu schlagen. Es schreit dann nicht mehr.

Der kleine Jupiter sah dergleichen ruhig zu, er billigte eben so wenig als er tadelte, bat auch nicht, wie andere Kinder, um Gnade. Sein Benehmen gefiel. Er wurde der Liebling seiner rohen Vormünder.

Die Aufmerksamkeit der Venus hatte er ebenfalls auf sich gezogen. Seitens des Mädchens entwickelte sich für den Knaben eine Art mütterlicher Anhänglichkeit. Daß in des Knaben Herz ein anderes Gefühl aufblühen würde, war, wenn nicht wahrscheinlich, doch möglich. Jupiter verlor nie Venus aus den Augen. Venus dachte beständig an ihren Jupiter. Wenn beide nicht in Anspruch genommen waren, trafen sie in irgend einem Winkel zusammen und unterhielten sich, wonnetrunken, wie die Taubstummen, durch Zeichen, — denn sie redeten nicht die gleiche Sprache. Wenn ein Matrose, den der Knabe nicht eilig genug bediente, zu drohen anfing, — flehte das Mädchen durch Blick und Geberde um Verzeihung für ihren Zögling. Auch war Jupiter noch nicht ein einzigesmal geprügelt worden.

Die Leidenschaften der Seeleute sind wie der Sturm, — heftig, aufbrausend, wachsend mit dem Widerstande, Alles vernichtend. Selbst der ordentliche Seemann, der auf dem festen Lande Rücksichten und Formen gekannt hat, achtet wenig die sogenannte platonische Liebe. An Negerhändler darf natürlich nicht die geringste Moralitäts- und Enthaltsamkeits-Forderung gestellt werden. Süßen Träumereien geben sie sich nie hin. Ihre Liebe ist prosaischer als die von Freiligrath's „Mohrenkönig“.

Venus hatte aber bereits ein Wunder auf dem „Satan“ bewirkt. Kein Mensch konnte sich ihres Vorzugs rühmen. Sie war bis dahin geschont worden. Weniger ihrem Widerstande verdankte sie dies, als dem gegenseitigen Neide der Mannschaft. — So standen sämmtliche Glieder derselben in einem für die Ruhe des Bordes gefährlichen Verhältnisse zu einander.

Thomson allein machte eine in Betracht seines Alters sehr begreifliche Ausnahme. Er sah dem, was vorging, kaltblütig zu, und hegte Bedenken über die möglichen Folgen einer eben so wild als beharrlich sich kundgebenden Nebenbuhlerschaft.

Drei Wochen vorher war es Thomson's Vermittelung gelungen, den Frieden zwischen dem Capitain und den Matrosen aufrecht zu erhalten. Nun dachte er daran, seinen Einfluß wiederum zu versuchen.

„Freunde, ihr seyd Narren“, sagte er. „Während Ihr Euch gegenseitig nachjagt, vergeht die Zeit und mit der Zeit das Glück, d. h. die Gelegenheit. Seht Ihr nicht, daß das Mädchen, bei Eurem Zaudern, Euch sämmtlich auslacht? Habt ihr keine Karten, keine Würfel mehr?“

Wenn der Mantelsack eines Matrosen nichts an Kleidungsstücken und Wäsche enthält, so liegen doch beständig darin drei oder vier alte, schmutzige Spiele Karten zum Piquet oder Ecarté. Thomson's Ermunterung zufolge, wurden diese hervorgeholt. Siebzig Kandidaten warben um Venus. Man theilte sich in sieben Abtheilungen. Nach beendigter Partie stellte jede derselben einen Repräsentanten. Unter den letzteren sieben Auserkorenen sollte das Loos für Einen auf gleiche Weise entscheiden.

Venus' Schicksal blieb demnach nicht lange unbestimmt. Ein rothköpfiger, verwachsener, aber rüstiger Bootsmann, — Sanglant, — welcher der Farbe seiner Haare und einer bekannten Liebhaberei, menschliches Blut zu vergießen, jenen Namen verdankte, — war der ihr zugefallene Apollo.

Wenn der Platonismus den Seeleuten mißfällt, so kann man nicht behaupten, daß die Tugend, im europäischen Sinne des Wortes, den Töchtern der Wüste gefällt. Die Beispiele, die sie von Kindheit an vor Augen haben, erlauben ihnen nicht, zu denken, daß es auf der Welt anders seyn könnte, als bei ihnen zu Lande. Sie geben sich frühzeitig ohne Maßen ihren Leidenschaften hin. Weder Geschmack noch Liebe leiten sie in ihrer Wahl. Ihnen kommt es lediglich auf sinnliche Befriedigung an.

Sanglant war der Venus, so wie jeder andere Mann, willkommen.

VII. Die Hochzeit.

Stolz und hochprahlend spazierte nun der Sieger einher. Noch näherte er sich nicht seiner Liebsten. Ehe dies geschehen konnte, mußte er sich einigen Formalitäten unterwerfen.

Auf Negerschiffen wird bei dergleichen Gelegenheiten eine Art Hochzeit gefeiert. Ein Matrose, im Gewande eines Priesters, weiht die Ehe ein. Vater und Mutter des Paares, dessen Zeugen, der Hochzeits-Junker nebst den übrigen Mitgliedern der Feierlichkeit, werden in entsprechender und angemessener Tracht dargestellt. Ball und Schmaus finden dann statt.

Mit Anbruch der Nacht läßt sich eine Stimme von Oben vernehmen. Es ist die des allmächtigen Revisors der See, des Vaters Aequator. Den Anwesenden wird erklärt, daß der geschlossene Bund vom Himmel völlige Indulgenz bis zum anderen Abende, oder höchstens auf 48 Stunden, unter der Bedingung erhalten habe, daß Aequator nebst Gefolge gehörig beköstigt werden.

Nach der Zustimmung der Matrosen, steigt vom Hauptmast herab ein Greis mit langen, weißen Haaren, mit Zopf, armenischem Schlafrock und goldener Krone. Ihn begleiten zwei Adjutanten, — die hochgepriesenen Herren Tropiken. Nach diesen kommt der unausbleibliche Reisegefährte vornehmer Herrschaften, ein nach französischer Sitte gekleideter Postillon.

Betrunkenheit, Ausschweifungen jeder Art, zahlreiche, den Negerinnen und Negerkindern ertheilte Mißhandlungen, öftere Verstümmlungen der im Raum angeketteten Neger, — enden am anderen Morgen das Fest. Auch eine gehörige gegenseitige Vertheilung liebenswürdiger Messerstiche ist den gestrengen Gästen kein unbekannter Zeitvertreib. Sind die Bestien also an einander gerathen, so hilft nichts mehr dagegen. Nur der Tod, oder eine todesartige Erschöpfung, vermag sie zu trennen.

Aehnliches sollte Sanglant's Hochzeit verewigen, und zwar bald nach der sogenannten priesterlichen Einsegnung.

Während der Ceremonie waren Jupiter's Aufmerksamkeit und Neugierde in einem hohen Grade gespannt. Ohne daß er die Ursache der Aufregung seiner Gefühle sich erklären konnte, flößte ihm derjenige, der mit Venus offenbar die Hauptrolle spielte, einen unwiderstehlichen Haß ein. Als Sanglant sich in Gesellschaft der schönen Negerin nach seinem auf dem Vorderverdecke mit Segeln zweckmäßig bereiteten Ehezelte zurückzog, — lief der junge Bibi, bei welchem die Wuth den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht hatte, — den sich Entfernenden nach. Weinend und schluchzend fiel er der Venus in die Arme. Durch einen tüchtigen Faustschlag versuchte der Freier den Knaben zu entfernen. Da er sich fester und fester an der geliebten Freundin anklammerte, riß ihn der nun wüthende Sanglant gewaltsam los und schwang ihn in die Luft, um ihn ins Meer zu werfen. Ohne der Venus und Thomson's Widerstand, war es um Jupiter geschehen. Besinnungslos und zerschlagen fiel er einige Schritte davon nieder.

Inzwischen waren, außer Thomson, andere Zuschauer näher getreten. Der kleine Bibi war beliebt. Sanglant bekam Vorwürfe. Er erwiderte heftig, drohte jedoch nicht, weil er, vor Allem, seinen heutigen Festtag nicht aus den Augen verlor. Venus sollte mit ihm in sein Zelt eintreten.

Als er aber, nach halb und halb beendigtem Gespräche, das Mädchen zum Vorschreiten aufforderte, sträubte sie sich. Sanglant wollte Gewalt brauchen, Venus schrie und klagte. Viele Matrosen, denen der Vorfall angenehm war, weil er zum Nachtheile des Bootsmannes sich zu gestalten schien, nahmen sich der Negerin an. Sie erklärten die Bestimmung des Looses nun aus dem Grunde für nichtig, daß sie nicht durch die Zustimmung des einen der beiden Betheiligten bekräftigt worden wäre.

Seitdem der Negerhandel bestand, war es vielleicht das erste Mal, daß es Sklavenhändlern einfiel, einem Sklaven irgend ein Verfügungsrech über seine eigene Person zu gestatten.

Auch glich die Erklärung einer Aufforderung zum Kampfe auf Tod und Leben.

Sanglant, der gleichfalls Anhänger zählte, blieb nicht allein. Zwei Parteien bildeten sich. Vorwürfe und Schimpfwörter wurden gewechselt, dann

Dolche und Säbel gezogen, Streiche auf Streiche ertheilt. Neben Todte fielen Verwundete. Das Blut floß stromweise auf dem Verdecke. Die Kämpfenden wurden immer blutdürstiger, und das Ende des Kampfes schien wahrlich nicht nahe.

Drei Personen — Grivély, Taitar und Thomson, waren unbetheiligte Zuschauer des Dramas.

Thomson, der sich nie thätlich in Händel mischte, hatte sich begnügt, den Jupiter aufzuheben und davonzutragen.

Taitar, dem längst der Venus Schönheit angenehm ins Auge gefallen war, und der, bei seiner geringen Popularität am Bord, es nicht gewagt hatte, das Mädchen mit Ansprüchen zu verfolgen, — benutzte die Gelegenheit der allgemeinen Verwirrung, sie wegzuführen und in seine eigene Kajüte einzuschließen. Sofort war er aber auf dem Deck zurück, um den Ausgang der Schlacht kennen zu lernen und den etwanigen nachtheiligen Folgen seines Raubes vorzubeugen.

Der Hauptmann, dem die steigende Wuth seiner Leute immer bedenklicher wurde, fand, — bei der Gefahr, selbst Opfer des Streites zu werden, — kein Mittel, ihn willkürlich und sogleich zu beendigen.

Seit einer halben Stunde sann er vergebens nach, als zufällig seine Blicke am Horizont zwei schwarze Punkte, den einen unten auf dem Meere, den anderen oben am Himmel, wahrnahmen. Ohne sich weiter um dasjenige, was auf seinem Schiffe vorging, zu bekümmern, schenkte er beiden Punkten seine ganze Aufmerksamkeit.

Nach einigen Minuten schauderte Grivély.

„Da ist der Feind und der Sturm!!!" — schrie er aus voller Brust.

Diese Zauberworte halfen. — Dr. Delsner Monmerqué.

Rußland.

St. Petersburg im kranken Leben.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Artikels „Petersburg" im Pierer'schen Universal-Lexikon wurde von mir in diesen Blättern auf den nachtheiligen Einfluß hingewiesen, der durch oberflächliche Reisebeschreibungen auf unsere Literatur ausgeübt zu werden pflegt, weil unseren kompilatorischen Schriftstellern nun einmal die Richtung nach gewisser Seite hin eigen ist. Je mehr ich mich indessen gegen solche Berichterstattungen zu erklären gedrungen fühle, um so mehr bin ich verpflichtet, das seltene Reise-, Seh- und Darstellungs-Talent anzuerkennen, wo es sich wirklich findet. Darum möge mir erlaubt seyn, auf das im Cottaschen Verlage in 2 Bänden erschienene Werk:

Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben,
von Aurelio Buddeus,

speziell hinzuweisen, das mir als eine Zierde unserer Touristen-Literatur erschienen ist, obschon der Verfasser nach eigenem Geständniß überhaupt nur ein Jahr in Rußland und darunter nur drei Monate in Petersburg zugebracht hat und also eigentlich nur flüchtig Angeschautes zu schildern vermochte.

Wer die Worte auf dem Titel unseres Buches: „im kranken Leben", als auf eine rein medizinische Tendenz hindeutend annehmen wollte, würde angenehm oder unangenehm bei der Lektüre desselben überrascht seyn, je nachdem er starrer, trockener Fachmensch wäre oder nicht; denn es liegt ein großer Doppelsinn darin. Der Verfasser meint damit das kranke Leben im vollen Umfange des Wortes und nimmt sogar das kranke Staatsleben nicht aus, was ein Verbot seines Buches in Rußland zur Folge haben dürfte. In der schön geschriebenen Einleitung beklagt Buddeus, daß ihm keine amtliche Befugniß zugestanden habe, statistische und polizeiliche Nachweise einzuziehen, und gesteht damit eine kleine Schwäche der liebenswürdigsten Art: denn er durfte nur dreist auf das fußen, was er mit kritischem Auge selbst gesehen und in Erfahrung gebracht, um auf das fast ganz Nutzlose, weil völlig Unzuverlässige, aller derartigen statistisch-polizeilichen Angaben in Rußland zu schließen. Was übrigens unseren Verfasser betrifft, so verlautet: man habe ihn in Rußland zu behalten gewünscht. Das war klug von den Russen, klüger aber war's von ihm, daß er ins Vaterland zurückkam, welches der Talente nie zu viele haben kann.

Ueberaus gut schildert Buddeus die Petersburger Lebensweise: „Unzahlen nationell geschiedener und trotzdem wieder in ihren einzelnen Individualitäten keinesweges eng verknüpfter Kreise bilden die Hunderttausende der Bewohner." „Der Charakter des Petersburger Lebens ist durchgehends ein durch Passivität aktiver." In solchen Meisterstrichen zeichnet der Verfasser, trotz eines so kurzen Aufenthalts! Eine so überaus rasche und günstige Auffassungsgabe ist nur Wenigen verliehen; ich brauche überall weit mehr Zeit, um mich einigermaßen zu orientiren. Sehr richtig hebt Buddeus die „zähe Passivität" im Petersburger Leben überall hervor; ich verglich sie irgendwo mit einem Wollsacke, obschon der Vergleich mit einem Sumpfe weit näher lag und treffender wäre. Auch die Zersplitterung und Zerfaserung, welche im Leben des Newa-Babels so vorherrschend ist, hat unser Verfasser ganz wohl herausgefunden. Nur Eines hat Buddeus in seinem schönen, werthvollen Buche ganz unerwähnt gelassen, das Sinnbild russischen und anderweitigen Lebens — den Staub! der sich doch in jeder Beziehung bemerkbar genug macht, so daß sich eine ganze Broschüre der pikantesten Art über den Petersburger Staub schreiben ließe.

Im Kapitel über Speise und Trank ist die Zufuhr gefrorener Lebensmittel, ohne welche Petersburg, nach dem Urtheile Sachverständiger, längst verhungert oder von seinen Bewohnern verlassen seyn würde, ganz übergangen; eben so die Eiskeller in jeder erträglichen Wirthschaft, worin man gefrorene Fleischmassen den ganzen Winter nicht nur, sondern bis in den Sommer hinein aufzubewahren pflegt. Daß der Kaiser noch keinen Ukas wegen Verlegung des Festes der Aepfelweihe, die den schädlichen Genuß unreifen Obstes befördert, erlassen, scheint mir weniger ein Zeichen von Mangel an Fürsorge, als vielmehr eine halb und halb von der Politik gebotene Nothwendigkeit zu seyn. Gewiß auch die kräftige Hand eines Kaisers Nikolaus darf nicht zu stark am Bestehenden in Rußland rütteln. Es giebt eine recht bezeichnende Anekdote vom Kaiser Franz, die ganz hierher paßt. Der bekannte General-Superintendent Jakob Glatz in Wien hatte für die lutherischen Gemeinden einen neuen, sehr nothwendigen Katechismus ausgearbeitet und legte diesen dem Kaiser zur Genehmigung vor; dieser aber sagte: „Mein lieber Glatz! der Katechismus ist gewiß sehr schön, auch wohl wünschenswerth; aber schaun's! wenn ich meinen Oesterreichern einen neuen Katechismus gebe, so wollen's am End' auch eine Constitution, und das thut's halt nit!" Damit blieb die Sache beim Alten. Weit hervorstechender muß der Mangel einer Anstalt zur gehörigen oder hinlänglichen Versorgung der Bevölkerung Petersburgs mit Trinkwasser genannt werden, wenn es gilt, dem Gouvernement Vorwürfe zu machen. Der Reiche fühlt diesen Mangel freilich nicht, aber wo bleiben die 300,000 Unbemittelten? — Den Wein fand ich in Petersburg, was französische Sorten betrifft, billiger und nicht eben schlechter als bei uns, wo man eben so oft mit einem Gebräu aus Haidelbeeren, anstatt des Rothweins, betrogen wird, wie an der Newa, die gleich anderen Gewässern auf die Weinkeller influirt. Auch in den Tadel des Petersburger Bieres, der von Buddeus angestimmt wird, kann ich nicht einstimmen.

Im nächsten Abschnitte spricht Buddeus über die Einwohnerzahl und führt dabei an, daß die Pacht des Branntwein-Monopols für St. Petersburg 7 Millionen Rubel beträgt. Dies ist schauderhaft und zeigt unbedingt einen der faulsten Flecke in der Verwaltung. Ich halte diesen Punkt für ein Krebsgeschwür, nicht blos des Wortspiels halber, da Herr von Cancrin der Erfinder war. Die Furchtbarkeit des Klima's von Petersburg tritt nirgends deutlicher an den Tag, als durch die Thatsache, daß die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts fast doppelt so stark ist als die des männlichen, welches mit seiner gröberen Organisation mehr Widerstand leistet, so daß die Wirkung nicht so ins Auge springend erscheint.

Es folgt nun in unserem Buche ein Kapitel über die im Petersburger Leben speziell bedingten Schädlichkeiten, das jeder Beobachter unserer heutigen Städte-Zustände lesen sollte; denn die darin ausgesprochene Kritik findet namentlich in allen größeren Städten mehr oder minder Anwendung. Daß dem feinen Leipziger der auch von mir in den „Petersburger Skizzen" gegeißelte Zustand der sogenannten Lafken (Viktualien-Verkaufsläden) auffallen mußte, ließ sich denken, und man muß gestehen, er hat ziemlich tief in diese Pöhlen und Höllen hineingeblickt.

In eine mir völlig neue Welt führte mich das Kapitel unseres Verfassers über die Petersburger Frauenwelt und die Prostitution. Was der Verf. hierüber berichtet, kann nur Schauder erregen! Mit Recht tadelt Buddeus das Einzwängen der weiblichen Jugend in enge Modekleider, die sogenannte Pensions-Erziehung, den Mangel an praktischer Theilnahme der Töchter am Hauswesen 2c. Wenn er sich wundert, daß National-Russinnen selten als Maitressen erscheinen, so durfte er nur auf das Schönheits-Verhältniß Acht geben, um sofort den Schlüssel zum Räthsel zu finden. Unter zehn deutschen Mädchen in Berlin z. B. ist sicher die Hälfte hübsch und fast immer Eine beinahe als schön anzunehmen, nicht blos was die beauté du diable betrifft. Dagegen fand ich, mit Ausnahme der höheren Stände, unter hundert Gesichtern von Russinnen kaum eines nur erträglich, ja, ich gestehe, mich zuweilen über die Genügsamkeit der Männer stark gewundert zu haben, bis mir die rohe Sinnlichkeit, welche unter den Russen vorherrschend ist, näher bekannt wurde.

Daß die gemeine Russin eine ausgezeichnete Mutter seyn solle, hörte ich von Buddeus zum erstenmele; denn alle sonstige Nachrichten und Thatsachen, z. B. die überall große Findelhaus-Frequenz und dergleichen mehr, sprechen für das Gegentheil. Ich behauptete anderwärts geradezu, daß es der russischen Nation gerade an einer großen Hauptsache zum Gedeihen, an guten Müttern, fehle, und könnte diese Aufstellung durch tausend Belege unterstützen, zu denen Buddeus' treffliches Buch eine Menge Stoff liefert. Höchst interessant scheint mir die von ihm aufgestellte Vermuthung, daß die große Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts in Petersburg in der relativen Sauerstoffarmuth im weiblichen Blutsysteme herrühren könne!

Daß ein einziger, heftiger und anhaltender Südweststurm, zumal wenn derselbe mit dem Eisgange einmal zusammenträfe, im Stande wäre, ganz Petersburg zu vernichten, ruft uns Buddeus mit Recht abermals zu und bemerkt hinterher, daß ohne Zufluß von Einwanderern binnen einem Jahrhundert Petersburg ausgestorben seyn würde. Der hohe Norden scheint überhaupt einem großstädtischen Zusammenleben nicht günstig, denn kaum zeigen sich noch einzelne Spuren von jenen volkreichen Residenzen des alten Skandinavien, wie z. B. Cosborg im Götha-Elf, die alte Westgothen-Residenz, Leire, die alte Dänen-Residenz bei Roeskilde auf Seeland, u. a. m. Buddeus nennt Petersburg Europa's Indien, und zwar recht passend, denn es ist namentlich „gesundheitzerrüttend" für Alle, die dorthin gehen! In dem „jungen, frühwelken" Petersburg sind, wie Buddeus sehr richtig und warnend bemerkt: drei Viertheile der Bevölkerung bei allen Unglücksfällen und aller Krankheit, ja selbst bei temporairer Arbeitslosigkeit, auf die Hülfe des Staats angewiesen!

Ueber die durch Jahreszeit und Witterung bedingten Krankheits-Constitutionen sagt unser Verfasser in einem besonderen Abschnitte so Beherzigens-

werthes als Sachverständiges und geht dann im nächsten Kapitel auf spezielle Erscheinungen, als: Endemien, Epidemieen und ansteckende Krankheiten über. Hier wirft er dem Gouvernement die bitteren Worte entgegen: „Tausenden von Menschen, welche dem Staate gezwungen ihre Kräfte opfern, wird also durch nachlässig stiefmütterliche Behandlung ein zerrüttendes Siechthum die einzige Vergeltung der für Selbstthätigkeit, für Schaffung selbständiger Existenz verlorenen Jahre. Und Rußland ist ein Militairstaat!" Ja leider läßt sich dagegen nur einwenden: die Jetztlebenden leiden an den Konsequenzen eines Systems, das man zum Theil einmal angenommen, oder wozu man gedrängt wurde, indem Rußland sich der Civilisation des übrigen Europa anschließen sollte. Auf Peter I. lastet der größte Theil dessen, was an wahrhaft Bedauerlichem vorliegt.

Bei Gelegenheit der in Petersburg so häufigen Rheumatismen dürfte noch die unter allen Verständigen herrschende, große Furcht vor Erkältungen in Erwähnung zu bringen seyn. Man versicherte mir mehrfach: ohne eine Reise in mildere Klimate wäre es unmöglich, die Erkältung wieder los zu werden, und werde nicht bei Zeiten dazu gethan, so werfe sich dieselbe auf den schwächsten Theil des Körpers und werde unheilbar. Derselben Meinung waren gescheidte Aerzte. In Betreff der überhandnehmenden Syphilis sagte unserem Buddeus ein alter vielbeschäftigter Arzt in Petersburg: „Wohin die Folgen noch führen sollen, weiß der Himmel; wir Aerzte stehen rathlos, wenn wir die Wahrheit sagen wollen!" Und leider beschränkt sich das Uebel nicht blos auf den Ort, es darf ohne Uebertreibung behauptet werden: die Krankheit erstrecke ihre Giftadern unterminirend über den ganzen hohen Norden!

Wie ich vernommen, zog vor einiger Zeit die Petersburger Medizinische Zeitung gewaltig über mich her, wegen eines Hiebes in meinen „Petersburger Skizzen" auf die dortige Hospital-Verwaltung. Ich habe den Ausfall auf meinem Dorfe in Deutschland nicht zu Gesicht bekommen, halte denselben aber jedenfalls für unklug. Buddeus bestätigt jetzt als Sachkenner nicht nur alles von mir Angeführte, sondern sagt noch weit mehr. Der Verf. hat Recht, wenn er sagt: der Staat thue beim Hospitalwesen durchweg seine Schuldigkeit, aber der „gute Wille" der Krone, so wie mancher wackeren Dirigenten, scheitere an der bekannten Gebrechlichkeit der russischen und russifizirten Beamten! Als Resultat erscheint wichtig und höchst interessant, daß überhaupt ein Zehntel der Bevölkerung Petersburgs als bettlägerig krank anzunehmen sey, wovon der größte Theil — der funfzehnte Mensch der Einwohner — in den etwa siebzig Hospitälern Aufnahme findet. In den Militair-Hospitälern sind im J. 1841 allein 1224 Menschen an den Folgen erlittener Leibesstrafen behandelt worden.

„Es ist eine Seltenheit, daß ein Feldjäger die Dienstzeit überlebt", sagt Buddeus bei Gelegenheit seiner Auslassung über die Hospitäler und bemerkt ganz richtig, daß die schlechten Fuhrwerke zu so bedeutendem Resultate viel beitragen. „Da der Kaiser selbst viel reist, so wären Aenderungen hierin längst zu erwarten gewesen. Gott mag wissen, woran es eigentlich liegt, daß in Rußland allenthalben die niedere Menschheit so rücksichtslos behandelt wird." Erst in neuester Zeit und nachdem lange so viel für die Eximirten in Betreff des Hospitalwesens gethan worden, verfiel man auch darauf: an ein ganzes Viertel der Bevölkerung, an die Arbeitsleute, in dieser Hinsicht zu denken und eine Anstalt für dieselben zu begründen.

Bei Gelegenheit einer Erwähnung des Weiße'schen Kinderhospitals bemerkt Buddeus: „So lange die Unterstützung und Nichtunterstützung der Bestrebungen eines Instituts nur in den Händen der niederen Beamten liegt, ist beinahe sicher auf deren Hemmung zu rechnen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— H. C. Andersen's Gesammelte Werke. Nachträglich zu unserem Artikel (Nr. 30) über Andersen und über das reizende Märchen seines Lebens, das wohl eines der anziehendsten aller in der letzten Zeit für das Volk, wie für den gern in den Herzen lesenden stillen Menschenbeobachter, geschriebenen Bücher ist *), bemerken wir noch, daß diese, wie wir aus dem Kreise unserer Bekannten schließen dürfen, eine außerordentliche Nachfrage bei Buchhändlern und in Leihbibliotheken veranlassende Schrift die ersten beiden Bändchen einer vom Verfasser selbst besorgten deutschen Gesammt-Ausgabe seiner Werke bildet **), von welcher letzteren jedes Bändchen nicht mehr als 10 Sgr. kostet. Mit einem sehr kleinen Opfer kann man also den zahlreichen Freundinnen, die der Dichter in der deutschen Lesewelt besitzt, eine recht nachhaltige literarische Freude machen. Den Besitzern anderer Ausgaben der Andersen'schen Schriften bemerken wir übrigens, daß, da der Dichter das Märchen seines Lebens selbst in deutscher Sprache abgefaßt und eine dänische Ausgabe desselben gar nicht erscheint, auch einer anderen deutschen Uebersetzung desselben nicht entgegengesehen werden darf. Es ist sonach zu erwarten, daß die erste Auflage des Lebensmärchens sehr bald vergriffen seyn werde, was wir dem wackeren Verleger eben so sehr wünschen, als dem Verfasser, dem hierdurch mit der größeren deutschen Anerkennung auch ein um so größeres deutsches Honorar zu Theil würde. Die Lorck'sche Gesammt-Ausgabe wird übrigens aus etwa 25 Bändchen bestehen, von denen auch bereits diejenigen drei erschienen sind, welche den „Improvisator", diese Südfrucht des ersten Aufenthalts unseres nordischen Dichters in Rom, in einem deutschen Gewande uns darbieten, wie er selbst es als passend fand. Uns dünkt, daß man nun auch in Deutschland überall diesem Gewande vor jedem anderen den Vorzug geben müsse. Die Romane „Nur ein Geiger" und „O. T." (in der deutschen Ankündigung steht: „O. Z.") werden ebenfalls jeder 3 Bändchen und die „gesammelten Märchen" 4 Bändchen dieser Ausgabe bilden. Das herrliche „Bilderbuch des Mondes" (oder, wie es angekündigt ist: „Bilderbuch ohne Bilder") wird mit neuen Gaben bereichert seyn, was gewiß auch nicht wenig dazu beitragen wird, das Verlangen nach dieser Ausgabe zu vermehren.

*) Nur die tagebuchartigen Schilderungen seiner kleinen Reise-Erlebnisse in Deutschland, die sich im zweiten Theile befinden, möchten wir davon ausnehmen. Wahrscheinlich wird auch wohl in einer zweiten Auflage dieses Lebensmärchens, dem wir von ganzem Herzen eine noch recht lang sich ausspinnende, interessante Fortsetzung wünschen, alles das beseitigt werden, was eben nur ganz zufällig und ohne irgend eine Bedeutung dem hingebungsvollen, kindlichen Dichter in den Weg kam.

**) Leipzig, Verlag von Karl B. Lorck, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp.: Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Dienstag den 23. März 1847.

Nord-Amerika.

Blindheit und Blinden-Anstalten.

Von W. H. Prescott.*)

Es giebt nichts, worin die Neueren die Alten so offenbar übertreffen, als in ihren menschenfreundlichen Anstalten zur Erleichterung der Noth und Dürftigkeit. Die Staatspolitik der Alten scheint ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was die Vergrößerung oder das unmittelbare Gedeihen des Staats befördern konnte, gerichtet und sich wenig um die unglücklichen Wesen gekümmert zu haben, die wegen Krankheit oder Unfähigkeit irgend einer Art nicht geeignet waren, zu diesem Gedeihen beizutragen. Aber der wohlthätige Einfluß des Christenthums, in Verbindung mit der allgemeinen Richtung unserer geselligen Einrichtungen, hat zur Erkenntniß von Rechten des Einzelnen, als eben so heiligen wie die der Gesammtheit, geführt und mannigfache Anstalten für persönliches Wohlbehagen und Glückseligkeit hervorgerufen.

Der auf diese Weise in großem Maßstab und oft sehr zweckmäßig angewandte Geist des Wohlwollens blieb indeß bis vor einer noch nicht allzu entfernten Zeit auffallend unempfindlich für die Ansprüche einer großen Klasse von Menschen, denen die Natur, und nicht eigene Schuld oder Unvorsichtigkeit, wie dies nur zu oft bei den der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallenden Personen der Fall ist, einige der kostbarsten Gaben des Menschen versagt hat. Vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts war keine passende Einrichtung zur Erziehung der Taubstummen oder Blinden getroffen. In Kranken- und Armenhäusern, gleich Verrückten und Unheilbaren, eingesperrt, hat man sie, wenn sie auch der körperlichen Ansteckung entgingen, doch allen, solchen Orten nur zu häufig eigenen, moralischen Ansteckungen preisgegeben, und so sind sie von einer geistigen, weil beklagenswertheren Finsterniß, als ihrer körperlichen, umhüllt worden.

Diese unvernünftige Behandlung entsprang aus dem falschen Grundsatze, jene unglücklichen Wesen als eine öffentliche Last zu betrachten, als durchaus unfähig, etwas für ihren Unterhalt zu thun oder auch nur im mindesten für ihre geistigen Bedürfnisse zu sorgen. Aber statt sie durch so unwürdige Behandlung zu erniedrigen, hätte man sie als Menschen betrachten sollen, die im Besitz von körperlichen und geistigen Fähigkeiten, unter angemessener Behandlung, vollkommen geeignet sind, die nützlichsten Dinge hervorzubringen. War ihnen auch eine Thür zum Einlaß von Kenntnissen ganz verschlossen, so blieben doch andere Zugänge dazu noch offen.

Um Personen dieser Beschaffenheit wirksame Hülfe zu leisten, ist es nöthig, uns, so weit es möglich ist, in ihre eigenthümliche Lage zu versetzen; zu erwägen, welchen Fähigkeiten ihre einsame Lage am günstigsten ist und welche Richtung man denselben mit der besten Aussicht auf Erfolg geben kann. Ohne solche Rücksicht werden alle unsere Bemühungen, ihnen zu helfen, sie nur Anstrengungen über ihre Kräfte aussetzen und zu harten Qualen für sie werden.

Die Blinden, von den heiteren Lebenswegen der Menschen abgeschieden, sind nothwendig von dem geschäftigen Schauplatze menschlicher Thätigkeit ausgeschlossen. Ihr Gebrechen, das sie in Finsterniß und oft in Einsamkeit läßt, dürfte indeß günstig erscheinen für beschauliche Zustände, für die Beschäftigung mit allgemeiner Wissenschaft und rein geistiger Speculation. Ungestört durch äußere Gegenstände, wird der Geist genöthigt, sich nach innen zu kehren und seine Gedanken ausschließlich auf irgend einen Forschungsgegenstand mit größerer Schärfe und Beharrlichkeit zu richten. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß sich Personen die stillen Abendstunden zu schriftstellerischen Arbeiten oder anderen geistigen Beschäftigungen wählen. Malebranche pflegte, wenn er scharf über etwas nachdenken wollte, seine Fensterladen bei Tage zu schließen, um dadurch jeden Lichtstrahl abzuhalten; und deshalb soll Demokrit, wie man sagt, sich die Augen ausgestochen haben, um besser philosophiren zu können: eine Geschichte, deren Wahrhaftigkeit indeß Cicero, der sie berichtet, vorsichtig genug ist, nicht verbürgen zu wollen.

Die Blindheit dürfte auch der Uebung des Gedächtnisses sehr günstig seyn. Wer jemals das Unglück gehabt hat, wegen einer Störung des Gesichts-Organs in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, seine Kenntniß aus Büchern weniger mit dem Auge als mit dem Ohre zu schöpfen, wird jene Wahrheit fühlen. Die Schwierigkeit, sich das wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, was einem einmal entgangen ist, auf Stellen, die ein Anderer laut vorliest, zurückzukommen oder dabei zu verweilen, nöthigt den Hörer, dem Gegenstande ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen, um ihn durch fortgesetztes, regelmäßiges Nachdenken seinem Geiste stärker einzuprägen. Beispiele von der Ausbildung dieser Fähigkeit in einem sehr hohen Grade hat man bei Blinden erlebt, und ist dieselbe mit großem Nutzen auf das Studium abstrakter Wissenschaften, namentlich der Mathematik, angewendet worden.

Einer der stärksten Belege zu diesen Bemerkungen ist die wohlbekannte Geschichte Saunderson's, der, obgleich er in seiner Kindheit nicht nur des Gesichts, sondern der Augen selbst beraubt ward, sich bemühte, vertraut genug mit dem Griechischen zu werden, um die Werke der alten Mathematiker in der Ursprache zu lesen. Er machte so große Fortschritte in den höheren Fächern der Wissenschaft, daß er, „obgleich nicht bei der Universität immatrikulirt", zu dem Lehrstuhl berufen ward, der kurze Zeit vorher mit Isaac Newton in Cambridge besetzt gewesen war. Die Vorlesungen dieses blinden Professors über die dunkelsten Stücke der Newtonischen Philosophie, und besonders über Optik, mußten seine Zuhörer natürlich mit Bewunderung erfüllen; und die Klarheit, mit welcher er seine Gedanken darstellte, soll nicht ihres gleichen gehabt haben. Er war vermöge der Stärke seines Gedächtnisses im Stande, die längsten Rechnungs-Aufgaben zu lösen und die verwickeltsten geometrischen Figuren im Kopfe festzuhalten. Da es aber nöthig wurde, den Mangel des Gesichts durch einige Zeichen zu ersetzen, die durch das Gefühl wahrnehmbar wären, erfand er eine Tafel, auf welcher Stifte, deren Bedeutung hauptsächlich durch ihre jedesmalige Stellung zu einander bestimmt war, ihm statt der Figuren dienten, wobei er zu seinen Zeichnungen Pflöckchen anwendete, die, in die erforderlichen Winkel, welche sie mit einander bildeten, eingefügt, die Linien durch darum gezogene Fäden darstellten. Er hatte eine so große Uebung im Gebrauch dieser Hülfsmittel, daß er beim Anfertigen seiner Berechnungen die Stellung der Stifte mit fast eben so großer Leichtigkeit änderte, als ein Anderer Figuren hinzeichnet; und wurde er in einer Berechnung gestört, so konnte er sie bald darauf wieder vornehmen, indem er sich der Stellung, in welcher er sie gelassen, dadurch versicherte, daß er mit der Hand vorsichtig über die Tafel hinfuhr. Zu solchen Mitteln und Erfindungen wird der menschliche Scharfsinn getrieben, wenn der Durst nach Kenntnissen ihn reizt; er gleicht der Pflanze, die, wenn sie auf einer Seite überschattet ward, ihre Aeste begierig nach der Richtung hinstreckt, wo das Licht auf sie fallen kann.

Auf gleiche Weise fuhr der berühmte Mathematiker Euler fort, mehrere Jahre, nachdem er blind geworden war, die Erfolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten aufzuzeichnen und herauszugeben, und bei seinem Tode hinterließ er nahe an hundert zum Druck fertiger Denkschriften, von denen seitdem die meisten gedruckt erschienen sind. Ein Beispiel von gleich unermüdlichem Fleiß, wiewohl nicht auf so abstrakte Gegenstände gerichtet, findet sich bei unserem Zeitgenossen Huber, der eines der trefflichsten Werke im Bereich der Naturgeschichte geliefert hat, und der, wenn er sich der Augen eines Anderen bediente, diese in ihren Forschungen durch das Licht seines eigenen Geistes zu den richtigen Erfolgen leitete.

Blindheit scheint auch der Uebung dichterischer Fähigkeiten förderlich zu seyn. Daher ist die Dichtkunst, von der Zeit des Thamyris und des blinden Mäonides an bis herab zu dem schottischen Harfner und dem Bänkelsänger unserer Tage, denjenigen als eigenthümliches Gebiet zugewiesen, die des Augenlichts beraubt sind.

Das größte Heldengedicht des Alterthums wurde wahrscheinlich, wie das der Neueren, im Zustande der Blindheit verfaßt. Es ist leicht zu begreifen, wie ein Mensch, der einst sehen konnte, in seinen Gedanken Bilder von wahrer Schönheit wieder hervorrufen und neu gestalten kann; aber es scheint kaum möglich zu seyn, daß ein Blindgeborener, der von der „farbigen Natur", wie sie Condillac sinnig nennt, niemals eine sinnliche Anschauung hatte, in beschreibender Dichtung Ausgezeichnetes leisten kann; und dennoch giebt es merkwürdige Beispiele davon, unter anderen das von Blacklock, dessen Gedichte eine Menge der köstlichsten und malerischsten Bilder enthalten. Gleichwohl konnte er sich keine andere Vorstellung von Farben machen, als solche, die ihm durch ihre geistigen Verbindungen, die Quelle der meisten Freuden, die uns die beschreibende Dichtung gewährt, zugeführt wurden. Auf diese Weise erforschte

*) Der berühmte Verfasser der „Geschichte Ferdinand's und Isabella's" und der „Geschichte der Eroberung von Mexiko" ist bekanntlich selbst des Augenlichtes fast beraubt; diese aus seiner Feder geflossene, eben so ideen- als gemüthreiche Abhandlung wird daher gewiß mit um so größerer Theilnahme gelesen werden.

D. R.

er den mannigfaltigen Anblick der Natur und las darin die auf einander folgenden Veränderungen der Jahreszeiten, ihren Anfang, ihre Blüthe und ihren Verfall.

In einem interessanten Versuch über den Unterricht der Blinden, auf den wir noch Gelegenheit haben werden, zurückzukommen, führt Herr Guillé ein Beispiel von der Ideen-Verbindung in Bezug auf Farben an, wie sie bei einem seiner Schüler sich zeigte, der beim Vortrage der bekannten Stelle im Horaz „rubente dextera sacras jaculatus arces" die beiden ersten Worte durch „feurige" oder „brennende rechte Hand" übersetzte. Als man ihn aufforderte, es wörtlich wiederzugeben, sagte er: „rothe rechte Hand;" und gab als Grund für seine frühere Uebersetzung an, daß er sich keine bestimmte Vorstellung von einer rothen Farbe machen könne; aber da man sage, das Feuer sey roth, so bringe er den Begriff von Hitze mit dieser Farbe in Verbindung und habe daher Jupiters Zorn, als dieser Stadt und Thurm zerstörte, durch die Bezeichnung „feurig oder brennend" erklärt; „denn", fügte er hinzu, „wenn die Leute zornig sind, dann sind sie heiß, und wenn sie heiß sind, müssen sie natürlich roth seyn."

Aber da die Dichtergabe nur Wenigen zu Theil wird und Viele weder Geschmack noch Fähigkeit für mathematische oder philosophische Kenntnisse haben, so gereicht es zum Trost, wenn man bedenkt, daß der einfachste des Gesichts beraubte Mensch diesen Mangel durch die Vervollkommnung der anderen Sinne so weit ersetzen kann, um durch ihre Hülfe einen bedeutenden Grad geistiger Bildung, so wie eine Vertrautheit mit den nützlichsten mechanischen Künsten, zu erlangen. Man wird leichter begreifen, bis zu welchem Grade die Sinne des Gefühls und des Gehörs verfeinert werden können, wenn wir erwägen, wie sehr der des Gesichts dadurch geschärft wird, daß wir unter Umständen uns ausschließlich auf diesen Sinn verlassen. So entdeckt der Seemann bei Nacht und aus der Ferne Gegenstände auf dem Meere, die dem ungeübten Auge eines Landbewohners ganz unbemerklich sind. Und der nordamerikanische Indianer richtet seinen Lauf durch die spurlose Wildniß, nur von solchen Zeichen geleitet, die dem Auge des aufmerksamsten Weißen entgehen.

Auf gleiche Weise können die Sinne des Gehörs und des Gefühls bei einem Blinden einen solchen Grad von Vollkommenheit erlangen, daß er mit Hülfe derselben allein seine verschiedenen Bekannten und selbst die Anwesenheit von Personen erkennt, mit denen er nur selten zusammen war, eben so die Größe des Zimmers und die allgemeine Beschaffenheit der Orte, wo er sich gerade befindet, — und daß er sich sicher durch die einsamsten Gegenden und mitten durch das Gedränge in den Städten zu finden vermag. Dr. Bew erzählt von einem Blinden, den er in Derbyshire kannte, dessen man sich häufig für Reisende des Nachts als Führer auf gewissen labyrinthartigen Wegen und besonders dann bediente, wenn die Spuren mit Schnee bedeckt waren. Der nämliche Mann ward später gebraucht, um Pläne zu Chausseen in jenen Gegenden zu entwerfen und letztere zu beaufsichtigen. Wir erinnern uns noch sehr wohl eines blinden Mannes in der Stadt Salem, der vor etwa zwanzig Jahren das Amt eines Ausrufers hatte, und dieser Beamte versah das Geschäft der öffentlichen Anzeigen, das jetzt die Zeitungen an sich gerissen haben, indem er seine tägliche Runde machte, und mit großer Pünktlichkeit an jeder Ecke, an jedem Punkte, wo drei oder vier Wege sich scheiden, stillstand, um seinen melodischen Ruf ertönen zu lassen. Diese Thatsache, über die man sich aus Gewohnheit nicht mehr wunderte, konnte doch nur in der genauesten Beobachtung der Abweichungen des Bodens, oder in der Achtsamkeit auf die Luftströmungen und die verschiedenen Klänge der Stimme oder eines anderen Geräusches, die für sehende Menschen ganz verlorene Merkmale sind, ihre Erklärung finden.

Herr Guillé erzählt mehrere wohlbeglaubigte Geschichten von Blinden, welche die Fähigkeit besaßen, die Farben durch das Gefühl zu unterscheiden. Einer der von ihm Erwähnten, ein Holländer, war hierin so geschickt, daß er gewiß war, jedesmal beim Kartenspiel zu gewinnen durch die Kenntniß, die er sich auf diese Weise von den Karten seines Gegners verschaffte, wenn ihn (den Blinden) die Reihe des Kartengebens traf. Diese Fähigkeit, die Farben zu unterscheiden, die nur sehr wenigen der feinfingerigen vornehmen Herren eigen zu seyn pflegt, muß in der verschiedenen Dichtigkeit oder Weichheit der zu den Farben verwendeten Stoffe ihre Erklärung finden. Einer sicheren Art, diese Farben zu unterscheiden, indem sie sie mit der Zunge berühren, bedienen sich die Blinden häufig, die auf diese Weise oft die sehr ähnlichen Farben, als: schwarz und dunkelbau, roth und fleischfarben, von einander zu unterscheiden wissen.

In einem geistreichen Briefe über die Blinden, à l'usage de ceux qui voient, giebt Diderot eine umständliche Erzählung seines Besuchs bei einem Blinden in Puisseaux, der der Sohn eines Professors an der Pariser Universität und seiner Zeit sehr bekannt war durch verschiedene Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die bei einem Blinden selten anzutreffen. Als er gefragt wurde, welchen Begriff er sich von dem Auge mache, erwiderte er: „Ich betrachte es als ein Organ, auf welches die Luft dieselbe Wirkung hervorbringt wie dieser Stab auf meine Hand. Wenn ich, sobald Sie auf einen Gegenstand blicken, etwas zwischen Ihr Auge und den Gegenstand stelle, so würde Sie dies verhindern, ihn zu sehen. Ich bin in demselben Falle, wenn ich etwas mit meinem Stabe suche und auf etwas anderes Dazwischenliegendes stoße." Diese Erklärung, sagt Diderot, ist eben so deutlich, als irgend eine von Descartes gegebene, der, merkwürdig genug, in seiner Dioptrik, die Aehnlichkeit zwischen dem Fühlen und Sehen durch Figuren von Menschen mit verbundenen Augen zu erklären versucht, die sich ihren Weg auf gewundenen Treppen mit Stäben in der Hand suchen. Der oben gedachte junge Mann wurde so vertraut mit den Eigenthümlichkeiten des Gefühls, daß sie ihm fast von gleichem Werth mit denen des Gesichts erschienen. Als man ihn fragte, ob er wohl wünsche, sehende Augen zu haben, antwortete er: „Wäre es nicht wegen bloßer Befriedigung der Neugierde, so würde ich, denke ich, eben so gut thun, mir lange Arme zu wünschen. Es scheint mir als wenn meine Hände mir bessere Auskunft darüber verschaffen würden, was im Monde vorgeht, als eure Augen und Ferngläser; und dann verlieren die Augen schneller die Sehkraft, als die Hände die Fähigkeit, zu fühlen. Es würde besser seyn, das Organ zu vervollkommnen, das ich besitze, als mir eines zu geben, das ich nicht habe."

In der That kann man sich auf den „geometrischen Sinn" des Gefühls, wie Buffon es nennt, so weit er reicht, besser verlassen, und er verschafft uns oft einen genügenderen Begriff von äußeren Formen als das Auge selbst. Der große Fehler ist, daß der Umfang desselben so beschränkt ist. Man erzählt von dem blinden Saunderson, daß er einst ein falsches Geldstück durch das Gefühl als solches erkannte, obwohl das Auge von Kennern durch dasselbe Geldstück getäuscht worden war. Wir merken nicht leicht, wie viel von unserer Fertigkeit im Gebrauch des Auges von beständiger Uebung desselben herrührt. Man hat häufig gefunden, daß Diejenigen, die in vorgerücktem und selbst *in früherem* Alter von der Blindheit geheilt wurden, sich nachmals doch lieber des älteren und geläufigeren Sinnes des Gefühls, als des Gesichts, bedient haben. Der berühmte englische Anatom, Cheselden, führt mehrere Beispiele davon in einer von ihm erzählten Geschichte eines blinden Knaben an, dem er im Alter von 14 Jahren den Staar gestochen hatte. Es währte lange, ehe der Knabe seine alten Gefährten, die Hauskatze und den Haushund, wie unähnlich auch diese Thiere sich an Farbe und Gestalt sind, mit dem Auge unterscheiden konnte. Weil er sich schämte, die so oft wiederholten Fragen zu thun, bemerkte man, wie er einst vorsichtig mit der Hand über die Katze strich und dann, nachdem er diese scharf angesehen, ausrief: „So, Puse, nun werde ich dich ein anderes mal schon kennen." Eben so ward er durch die trügerische Malerkunst getäuscht, und es währte lange, ehe er begreifen konnte, daß die gemalten Gegenstände nicht dieselbe Erhabenheit auf der Leinwand haben wie in der Natur. Er fragte: „Welcher Sinn lügt hier, das Gesicht oder das Gefühl?"

Es scheint, daß der Sinn des Gehörs einer ähnlichen Verfeinerung wie der des Gesichts fähig ist. Um dies zu beweisen, ohne weiter ins Einzelne zu gehen, braucht man nur zu bemerken, daß der bei weitem größere Theil der Blinden es mehr oder weniger weit in der Musik bringe, und daß in mehreren Erziehungs-Anstalten für dieselben, wie z. B. in der von Paris, alle Zöglinge in dieser angenehmen Kunst unterrichtet werden. Die Gabe eines natürlichen musikalischen Gehörs, das man für verhältnißmäßig selten bei Sehenden erachtet, scheint sich bei jedem Blinden wenigstens so weit zu finden, daß es, mittelst einer passenden Ausbildung, einen hohen Grad von Vergnügen, wenigstens ihm selbst, zu verschaffen fähig ist.

So wie es zu einer erfolgreichen Erziehung der Blinden erforderlich ist, zu wissen, welche Fähigkeiten, geistige und körperliche, in ihrer eigenthümlichen Lage sich am besten eigenen, entwickelt und geübt zu werden, eben so nothwendig ist es zu wissen, in welchem Grade und auf welche Weise ihr Seelenzustand durch die vereinzelte Stellung, in der sie sich befinden, geeignet ist, ergriffen zu werden. Der in seinem eigenen Mikrokosmus eingeschlossene Blinde ist Einflüssen ausgesetzt, die sehr verschieden sind von denen der großen Masse der Menschen, um so mehr als jeder einzelne Sinn sich am besten zur Aufnahme einer bestimmten Klasse von Begriffen für den Geist eignet und er des einen Sinnes beraubt ist, durch welchen die Uebrigen seiner Gattung die bei weitem größte Anzahl der ihrigen empfangen. Auf diese Weise wird man leicht einsehen, daß seine Begriffe von Bescheidenheit und Zartheit bedeutend von denen der großen Welt abweichen mögen. Der blinde Mann von Puisseaux gestand, daß er nicht begreifen könne, warum es als unschicklicher betrachtet werden solle, *einen* Theil des Körpers entblößt zu zeigen als den *anderen*. Allerdings dürften die in dieser Beziehung in der Gesellschaft als nothwendig angenommenen Regeln in einer Gemeinde von Blinden als überflüssig erscheinen. (Schluß folgt.)

Rußland.

St. Petersburg im kranken Leben.

(Schluß.)

Eines der interessantesten Kapitel unseres Verfassers ist das Recapitulationskapitel, „zur Beurtheilung des Hospitalwesens" überschrieben. Es beginnt mit den inhaltsschweren Worten: „*Wenige* Krankenhäuser, aber viele Kranken*paläste* haben wir durchwandert", und enthält wahre kritische Keulenschläge. Man höre, wenn es z. B. heißt: „Und er (der Erkrankte) kann sich in der That nicht frei bewegen. Denn jene peinliche Beachtung der Aeußerlichkeit und der Form hat das Leben innerhalb der Hospitäler in streng vorgeschriebene Richtung gezwängt, und die gewöhnlichste Lebenshandlung muß sich der vorgeschriebenen Etikette fügen. Man kann unter härteren und weicheren Formen Wohlthaten austheilen, und die geringere Gabe thut wohler, wenn freundlich dargereicht, als die reichere, wenn mit Härte verabfolgt. Der russische Staat giebt den Nothleidenden seiner Hauptstadt reichlich, aber die Bedingungen, um diese Wohlthaten genießen zu dürfen, sind schwer." „Die Hausordnung darf nicht zur pedantischen Etikette werden und die Hauszucht nicht zur Zuchtpolizei. Dazu sind jedoch beide in den meisten Petersburger Heil-Anstalten umgewandelt. Dem mindesten Vergehen gegen irgend einen Vorgesetzten

ıt harte Strafe, und das im Unmuth des Siechthums hervorgestoßene Wort d streng geahndet." — „Jeder nicht hart daniederliegende Kranke ist pflichtet, beim Eintritte jedes Angestellten in den Krankensaal, stehend an Seite seines Bettes, möglichst gleich weit entfernt vom Kopf- und Fußende elben, mit entblößtem Kopfe zu verweilen, bis der Angestellte das Zimmer der verlassen hat. Dabei muß der Patient, sobald ihn jener Obere an:t, wiederum vorschriftsmäßig bis an das Fußende vorschreiten und mit n Stücken der Hospitaltracht vollständig bekleidet seyn." — Die Feldexer nennt Buddeus gewiß mit allem Rechte, wegen ihrer Halbgebildetheit, lagen der Hospitäler". Sehr mild urtheilen die, welche — nach Buddeus der Petersburger Hospitalbehandlung nur einen „handwerksmäßigen)lendrian" vorwerfen; es lassen sich da noch ganz andere Prädikate in Anıdung bringen. Wie es in den Militair-Lazarethen hergehen muß, ist schon 5 dem noch gültigen Gesetz Peter's I. zu schließen, welches sagt, „daß der dinator in Allem vom Willen des Oberarztes abhängen soll!"

Ich komme nun zur Betrachtung des zweiten Theils des Schrift, der in ei Haupt-Abtheilungen „Armuth" und „Verbrechen", dieses traurige Gevisterpaar menschlicher Gebrechlichkeit, behandelt. Den Eingang macht ein raus interessanter Aufsatz über „die Manufaktur-Industrie in ihrer Be)ung auf Rußlands Volksleben und den Petersburger Pauperismus", aus n sich viel, sehr viel lernen läßt. Während es der Landeskultur nachislich an Händen gebricht, verbraucht der Staat über eine Million :nschen zum Militair; eine zweite Million ist dem Fabrikwesen zugewendet, o mehr denn zwei Millionen betreiben die Manufaktur-Industrie. Wer ren hat zu hören, der höre! Als Resultate führt B. meines Erachtens viderlegbar an: „Die Verarmung des Volkes ist unausbleiblich. Auf he Weise schreitet Rußland allen Schrecken des Pauperismus entgegen." ntsetzlich ist die Wahrheit: Rußlands Staatsbestehen wurzelt nur in der rtdauer der Leibeigenschaft, so lange Ackerbau und Viehzucht zum Vortheil er künstlich emporgeschraubten Manufaktur-Industrie hintangesetzt wird." e große Sorglosigkeit um das Kommende, ein Leben für den Augenblick ınt Buddeus einen „charakteristischen Zug der Petersburger Bevölkerung", ein sie ist — nach dem Ausspruche Bewanderter — allen Russen im Durchnitte eigen. Die Annahme, daß der „Obrok" jährlich für die Leibeigenen rchschnittlich nur 2—5 Rubel betrage, scheint, nach meinen Erfahrungen, um Stich zu halten; wenigstens zahlen die großen Massen, welche als Ariter jährlich nach Petersburg kommen, im Durchschnitt weit mehr, und ın sprach von 20—30 Rubel, während mir einzelne Fälle vorgekommen d, daß bloße Artellschtschiks, Hausknechte in Handelshäusern, monatlich —30 Rubel an die Upravitel ihrer Leibherren zahlen mußten. Sehr be)rend fand ich die Kapitel über den Charakter der Petersburger Privatohlthätigkeit und die Staatseinrichtungen für öffentliche Wohlthätigkeit, so e über die Vorkehrungen gegen die Verarmung. Eben so ist das, was uddeus über das kaiserliche Findel- und Erziehungshaus sagt, in vieler Hinht ausgezeichnet. Es heißt da: „Man nennt gewöhnlich Paris und London e demoralisirtesten Städte; dennoch giebt St. Petersburg in allen einzelnen ffenbarungen seines Lebens verhältnißmäßig weit zahlreichere Beweise eser moralischen Zerrüttung der Gesellschaft."

In dem Kapitel über Pensions-Erziehung in St. Petersburg und ihren influß finde ich meine Petersburger Skizzen mehrfach erwähnt und in Schutz enommen. Das Letztere wird gewiß Jeder thun, der ein Freund der Wahreit ist. Zwar gab ich selten die trockene, subjektive Erfahrung, vielmehr üllte ich dieselbe meist in das Gewand der Fiction, um Persönlichkeiten nach Möglichkeit zu schonen; allein Alle, die das Leben dort kennen und die ich ı sprechen Gelegenheit hatte, gestanden mir, daß ich dies Leben nach dem eben gezeichnet; daß ich Alles nur aus dem Leben gegriffen, mit so viel Gehick, als mir gerade die Natur verliehen.

Was Buddeus über Waisen-Institute und Armenschulen, über die barmerzigen Schwestern, über Witwen-, Armen- und Invalidenhäuser sagt, verient namentlich von denen nachgelesen und berücksichtigt zu werden, die Kohl o fleißig benutzt und damit Irrthümer aufgenommen haben.

Ueber die Verbrechen in Rußland und St. Petersburg hat Buddeus einen ehr lehrreichen Abschnitt am Schlusse seines Werkes gegeben. Gleich am Eingange steht die Nachricht, daß nach offiziellen Angaben im ganzen Reiche 842 nur 11,367 Vorfälle (mit Ausnahme der politischen) zur kriminal- und olizeigerichtlichen Untersuchung gelangten. Dennoch ergab sich, daß in demelben Jahre, obendrein mit Ausschluß der beiden Festungen, in den Gefängissen der drei Ostsee-Provinzen allein 16,694 Personen auf Untersuchung aßen, von denen 7052 zu schweren Kriminalstrafen verurtheilt wurden. Graf Benkendorf führt aber bei weitem den ärgsten Hieb gegen die amtlichen Nachrichten, indem er in seinen Berichten sagt, daß 1842 aus 38 Gouvernements allein 172,073 wirklich bestraft, 229,760 aber eingekerkert waren. Die amtlichen Nachrichten haben es also offenbar mit etlichen Nullen zu Gunsten ihres Prinzips nicht so genau genommen! Buddeus sagt hierüber: „Nicht nur die Zeitgenossen werden auf solche Weise getäuscht, sondern auch der Nachwelt übergiebt man eine Masse von Materialien, welche dann eine russische Geschichte nur nach den Wünschen der jetzt Staatsmächtigen entstehen lassen."

Ueber gewisse Bestrebungen in Rußland giebt der Umstand ein helles Licht, daß 1842 in den Gefängnissen hundert Personen zur griechischen Kirche übergingen.

Was uns Buddeus über die Lage der nach Sibirien Verbannten sagt, ist herzzerreißend und war für mich völlig neu. In diesem Punkte fand ich alle Welt in Petersburg schweigsam, was ich für Unbekanntschaft mit der Sache hielt.

Die Untersuchungs-Gefängnisse in Petersburg sind nach der Schilderung von Buddeus weit empfehlungswerther als die Zellen im Breslauer Inquisitoriate, welche ich kennen zu lernen so unglücklich war. Entsetzlich ist, was Buddeus über die Strafgefängnisse sagt. Gott bewahre jeden Menschen vor jenen Einrichtungen! Ueberhaupt ruft der ganze Inhalt der werthvollen Schrift vernehmlich genug: „Nur Nicht Nach Norden!"

Eduard Pelz.

Schweiz.

Die letzten Wahlen in Lausanne.

Zur Kenntniß der Zustände im Waadtlande.*)

Die wahrhaft liberale Partei, d. h. in der Schweiz die der Konservativen, hat am 7. März einen entschiedenen Sieg errungen. Einige Wochen früher war schon der Syndikus (Präsident der Kommunal-Behörden) Herr Eduard Dapples, ein durch seinen Charakter und seine Aufklärung gleich ausgezeichneter Mann, als Deputirter der Hauptstadt in den Großen Rath erwählt worden. Die radikale (Regierungs-) Partei, wüthend über diese Niederlage, behauptete, daß Unregelmäßigkeiten bei der Wahl stattgefunden hätten, und trug auf Annullirung derselben an. Es erwies sich, daß sie insofern Recht hatte, als Leute ihrer eigenen Partei sich in der That einige unbedeutende Unregelmäßigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, und die Wahl wurde demnach für ungültig erklärt. Am 7. März aber wurde Herr Dapples, trotz der Mühe, die sich die Radikalen gegeben hatten, um dieses Resultat zu verhindern, von neuem gewählt, und zwar mit einer Majorität von mehr als 200 Stimmen.

Nun kannte freilich ihre Wuth keine Schranken mehr. Sie griffen an und mißhandelten mehrere Konservativen, zogen dann mit Trommel, Waffen und Fahne in den Straßen umher. Ein Theil begab sich nach dem Schlosse, wo die Regierung ihre Sitzungen hält, zog die Kanonen heraus, verschaffte sich scharfe Patronen und blieb die ganze Nacht da, um den Staatsrath angeblich vor einem Angriff der Konservativen zu beschützen, an welchen Niemand gedacht hatte, als die Tollköpfe der radikalen Partei, oder schlechte Menschen, welche gern eine Gelegenheit gehabt hätten, über ihre Gegner herzufallen. Die Anderen begaben sich nach dem „Cercle de l'Espérance", einer Art Ressource, die die Konservativen gebildet haben, und stellten daselbst, unter dem Vorgeben, daß hier Waffen verborgen wären, eine Haussuchung an, natürlich in ganz ungesetzlicher Form. Nachdem sie einige Stöcke gefunden, zogen sie davon. Der Vorsteher der Espérance hatte ihnen auch versichert, daß die Konservativen sich vertheidigen würden, falls sie angegriffen werden sollten, daß sie aber weit entfernt wären, irgend einen Plan zu einer Contre-Revolution entworfen zu haben. Die konservative Partei ist nicht so wahnsinnig, Gewalt anwenden zu wollen; sie gewinnt ja täglich mehr die Ueberzeugung, daß sie, da die Zahl ihrer Anhänger sich stets vermehrt, über kurz oder lang wieder regieren werde, ohne sich von der gesetzmäßigen Bahn entfernt zu haben. Diese letzte Rolle überläßt sie gern ihren Gegnern. Es ist auch für das Land gut, wenn es noch einige Zeit unter der unfähigen und gewaltthätigen Regierung der Radikalen leidet, die in zwei Jahren den blühendsten finanziellen Zustand zu Grunde zu richten gewußt haben. Die Erfahrung muß vollständig gemacht werden: dann wird das Volk vielleicht einsehen, auf welcher Seite seine wahren Freunde sind. —

Am 8. zog die prätorianische Garde in der Stadt umher, schoß, wie es schon in der Nacht geschehen war, hier und da mit scharfen Patronen, ohne zwar auf Jemanden zu zielen, aber doch so, daß mehrere Personen die Kugeln sausen hörten und sogar ein Frauenzimmer Gefahr lief, in ihrem Hause getödtet zu werden. Es erschien am selben Tage eine Verordnung des Staatsraths, der den „Cercle de l'Espérance" aufhebt, aus dem Grunde oder vielmehr unter dem Vorwande, daß diese Gesellschaft ein Vereinigungspunkt für die Feinde der bestehenden Ordnung sey. Diesesmal noch sind es die battus qui paient l'amende. Das Hauptmittel der Radikalen ist immer: die Gegner zu verleumden. Das kann sie unmöglich weit führen. Sie fühlen, daß jeder Tag den Boden erschüttert, auf dem sie wie trunken taumeln, und eben deswegen sind sie in Verzweiflung und bereit, das Aeußerste zu wagen, um die Gewalt, die ihnen zu entschlüpfen droht, wo möglich noch einmal an sich zu fesseln.

Unter der früheren Regierung, die, wie die Radikalen behaupten, so „tyrannisch" war, bestanden geheime Gesellschaften, um die aber Jedermann wußte, Filial-Vereine vom „Jung-Europa", kommunistische Innungen, ohne daß sie je beunruhigt worden wären. Das war allerdings nicht recht; aber haben denn die Radikalen, die eben diese Sorglosigkeit oder Schwachheit der damaligen Behörden an das Ruder gebracht hat, sich darüber zu beklagen? Unter jener „despotischen" Regierung durften die Bürger wählen, wen sie wollten; nie dachten die Behörden daran, sich bewachen zu lassen, geschweige denn, eine ganze Stadt durch Angriffe, durch scharfes Schießen in Angst zu versetzen. Jene hatten ein ruhiges Gewissen und trauten dem Volke, das sie weise und gerecht regierten. Jetzt aber.... Nun, man kann diese neuen Vorfälle prüfen, das alte und das neue Regiment vergleichen und dann — urtheilen.

—t.

*) Aus einem Privatschreiben.

Mannigfaltiges.

— Deutschland und die demokratische Partei in Frankreich. Das Journal Français de Berlin hat seit kurzem einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen. Herr Louis Viardot, den das Gastspiel seiner Gattin, der berühmten Gesangskünstlerin, in Berlin fesselt, hat für jenes Blatt zuerst eine eben so gründliche als geschmackvolle Kritik der Bilder des französischen Malers Ary Scheffer nach Goethe's „Faust", von denen eines eine kurze Zeit in Berlin ausgestellt war, alsdann bei Gelegenheit der vielbesprochenen Abenteuer und Thaten der spanischen Tänzerin Lola Montez eine Lebensskizze ihrer nicht minder abenteuerlichen und thatenreichen Landsmännin La Monja-Alferez (zu deutsch: die Lieutenant-Nonne) und im neuesten Blatte endlich eine Abhandlung über „Louis Blanc und die demokratische Schule, zur Erwiederung an deren Gegner" geliefert. Wir verweilen hier namentlich bei dem letztgedachten Artikel, weil darin auch deutlich auf die in unserem Magazin (Nr. 24) enthaltene Kritik des neuesten Werkes von Louis Blanc hingewiesen wird, wobei es uns vorläufig nur darauf ankömmt, uns über einige allgemeine Gesichtspunkte mit Herrn Viardot zu verständigen, während wir ein näheres Eingehen auf das, was derselbe zu Gunsten der demokratischen Schule der Franzosen beibringt, für die weitere Besprechung der Blanc'schen „Geschichte der französischen Revolution", sobald dieselbe erst zu ihrem eigentlichen Thema gelangt seyn wird, uns vorbehalten.

Herr Viardot behauptet, man bekämpfe in Deutschland die Lehren Louis Blanc's und der demokratischen Schule der Franzosen, unter dem Vorgeben, daß sie den Krieg der Besitzlosen gegen die Vermögenden predigten, während sie doch in der That zwar dem Elend, aber keinesweges der Wohlhabenheit ein Ende machen wollten, zwar dahin strebten, daß die Armen aufhören, arm zu seyn, aber ohne daß darum die Reichen ihren Reichthum aufzugeben brauchen. Man werfe ihnen ferner vor, daß sie von den Schreckensmännern der Revolution nicht mehr wie von Tigern und Bluthunden, sondern wie von Menschen sprächen, welche von einer großen Idee beseelt gewesen und dieser Idee selbst zum Opfer gefallen seyen; aber keinesweges habe die demokratische Schule dadurch, daß sie den Zweck, welchen die Schreckensmänner im Auge gehabt, bewundere, auch die Mittel, deren sich diese bedienten, geheiligt. Die Juli-Revolution, deren Geschichte Herr Louis Blanc beschrieben, habe vielmehr hinreichend dargethan, daß man in Frankreich sich die Freiheit zu erringen wisse, ohne Verbrechen auf sich zu laden, ja daß man die Freiheit auch sogar in ihren Gegnern zu achten wisse, wie dies jetzt der Fürst von Polignac beweise, der in Paris selbst ein Buch gegen diese Revolution habe drucken lassen.

Wir glauben hier mit wenigen Strichen das Bild angedeutet zu haben, das Herr Viardot mit der Hand eines Meisters von der französischen Demokratie und ihren Gegnern entworfen hat. Aber wir glauben auch, daß Herr Viardot selbst in dieser Darstellung eben so für die Letzteren wie für die Sache, die er vertheidigt, gesprochen hat. Denn nicht gegen die Freiheit, wie sie aus der Juli-Revolution in Frankreich hervorgegangen und wie sie allem Anschein nach sich dort auch ferner ungestört entwickeln wird, nicht gegen die Organisation der Arbeit im Geiste der Menschenliebe kämpft man in Deutschland, sondern gegen den Fanatismus, der, wie er im Jahre 1793 auf der Grundlage der Freiheit seine Schaffotte und Guillotinen errichtete, im Jahre 1847 auf derselben Grundlage die kommunistische Barbarei der Gleichmachung dessen herstellen möchte, was die Gesetze der Natur ungleich gemacht: wie Männer und Frauen, Kräftige und Schwächlinge, Begabte und Arme an Geist. Gerade weil wir die Grundlage achten, möchten wir auch ein würdiges Gebäude auf derselben errichtet sehen, wozu es aber nie kommen würde, wenn sich die Baumeister nicht mit Entschiedenheit vor den Fehlern ihrer Vorgänger hüteten. Herr Viardot hat ein Gleichniß gebraucht, dessen wir uns ebenfalls bedienen wollen: er stellt das Auftreten des Christenthums mit dem der modernen Freiheits-Idee in der französischen Revolution zusammen und meint, daß beide Erscheinungen den Uebergang von einer alten zu einer völlig neuen Zeit bildeten. Nun wollen wir ihn fragen, ob sich nicht in gleicher Weise, wie er für den Fanatismus der Schreckensmänner die Idee der Freiheit vindizirt, auch für den Fanatismus der spanischen Inquisition und der Pariser Bluthochzeit die Idee des Christenthums vindiziren lasse? Die Fanatiker der Religion könnten eben so gut wie die der Freiheit die von Herrn Viardot angeführten Worte zu ihrer Glorifizirung geltend machen: „daß sie, vermöge „einer Hingebung ohne Beispiel und ohne gleichen, unter die Zahl der Opfer „auch ihren eigenen Namen setzten, den sie, da es einmal seyn mußte, einer „ewigen Brandmarkung weihten."

Ja, die Philosophen und die Historiker haben sich vor allen Anderen zu hüten, die heiligen Bezeichnungen der Religion, des Rechtes und der Freiheit mit Zuständen in Verbindung zu bringen, die der unbefangene Sinn des Volkes als irreligiös, ungerecht und unfrei erkennt; denn leicht möchte das Volk, wenn es wahrnimmt, wie seine Philosophen und Historiker die Begriffe verwechseln, seinerseits auch die Religion, das Recht und die Freiheit mit ihren Gegensätzen für gleichbedeutend halten und die Achtung vor dem verlieren, was ihm heilig bleiben muß, wenn es nicht in die Barbarei früherer Zeitalter wieder versinken soll.

J. L.

— Varnhagen von Ense in England. Sir Alexander Duff Gordon giebt unter dem Titel „Skizzen deutschen Lebens und Scenen aus dem Befreiungskriege in Deutschland" dem englischen Publikum eine Auswahl aus Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften".*) Die so eben erschienene erste Abtheilung bringt unter Anderem die im zweiten Bande der Denkwürdigkeiten enthaltenen Schilderungen der Schlacht von Deutsch-Wagram, des Napoleonischen Hofes und des durch seine Feuersbrunst berühmt gewordenen Festes des Fürsten v. Schwarzenberg in Paris, so wie endlich aus dem dritten Bande den „Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter". Der Uebersetzer weiß, wie man hieraus sieht, seine Auswahl sehr gut zu treffen, und auch gegen dessen Bearbeitungen wird sich, nach der im Athenaeum enthaltenen Darstellung des Schwarzenbergischen Festes zu schließen, kaum etwas erinnern lassen. Seltsam ist jedoch das Urtheil, welches das letztgenannte Blatt bei dieser Gelegenheit über den deutschen Verfasser abgiebt, indem es nämlich fast in allen Stücken das Umgekehrte von dem, was wahr ist, sagt. Wir lesen hier unter Anderem: „Obwohl der Verfasser keinen hohen Rang unter den neueren deutschen Schriftstellern einnimmt, und zwar weder durch eigenthümliches Talent noch durch irgend einen besonderen Reiz seines Styls als Erzähler, so muß man ihn doch leicht, umständlich und glaubwürdig nennen, mit jenem leichten Beisatz von Schwerfälligkeit, aus welchem eben hervorgeht, daß er reicher an Stoffen als an Formen sey." Es klingt dies ganz so, als hätte sich irgend ein Landsmann des Verfassers den Spaß gemacht, dem englischen Kritiker das gerade Gegentheil dessen aufzubinden, was sich von Herrn v. Varnhagen aussagen läßt.

*) Sketches of German Life and Scenes from the War of Liberation in Germany. Part I. London, Murray, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Donnerstag den 25. März 1847.

China.

Ein chinesischer Roman.

Wang Keaou Lwan Pih Neen Chang Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau.

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei": hier haben wir sie in der Auffassung eines Volkes, dem die Gabe der Phantasie von Natur nur in sehr geringem Grade zu Theil worden ist; dennoch hat auch hier das gewaltigste aller Gefühle, die Liebe in der Seligkeit der ersten Erhörung, in dem verzehrenden Schmerze des Verrathes, seine Macht bewiesen und die nüchterne verständige Darstellung mit einem erwärmenden Hauche zu durchdringen gewußt. Zwar zeigen auch die Figuren dieses Romanes die steifleinene, in Formeln erstarrte Gestalt des chinesischen Wesens, doch bewegen sie sich nicht selten in fast dramatischer Lebendigkeit und wissen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Die Erzählung ist einer größeren chinesischen Sammlung entnommen und im Jahre 1839 zu Canton, durch einen Engländer unter dem angenommenen Namen Sloth übersetzt, in wenigen Exemplaren gedruckt worden. Die uns vorliegende deutsche Uebersetzung des Herrn A. Böttger ist eine Uebertragung jener englischen.*) Dem Stile nach gehört das Werkchen, nach Angabe des englischen Uebersetzers, zu keiner der beiden gebräuchlichen chinesischen Schreibarten, weder zu der älteren klassischen, noch zu der neueren sogenannten feinen Mandarinensprache, sondern ist in der Umgangssprache des gemeinen Lebens abgefaßt, etwa der prosaischen Dialogform zu vergleichen, deren sich Shakespeare in seinen Dramen häufig bedient. Der Engländer klagt namentlich über die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Uebertragung der vielen eingestreuten Verse verknüpft war, und die sich in keiner anderen Poesie in gleichem Maße wiederfinden. Sie entspringen aus den conventionellen Redefiguren, Vergleichungen und Anspielungen, die nur dem wissenschaftlich gebildeten Chinesen geläufig sind, den Geschäftsleuten aber, auf welche allein sich der Umgang der Europäer beschränkt, selbst zum großen Theile unverständlich bleiben. Da die Fabel der kurzen Novelle ziemlich einfach ist, können wir unseren Lesern einen gedrängten Auszug derselben mittheilen.

Während eines Krieges gegen die rebellischen Mearutße Barbaren im Jahre 1458 kam der Oberst Wang chung mit seiner Heeresabtheilung zu spät an und ward deshalb zu einem Capitain degradirt und nach der Militair-Station Nanyang in der Provinz Honan versetzt. Seine Familie bestand aus einer Frau, einer Schwägerin, Tante Tsaou genannt, einem Sohne und zwei Töchtern, von denen die ältere, Keaou Lwan, ein Ausbund von Schönheit und Gelehrsamkeit, noch eines ihrer Vorzüge würdigen Gemahles harrte, während die jüngere bereits als Kind einem Vetter verlobt worden war. Im benachbarten Hause wohnte ein Professor, Namens Chow, mit seinem Sohne Ting chang, welcher den Grad eines Bakkalaureus besaß. Eines Tages vergnügte sich Keaou Lwan im Garten auf der chinesischen Schaukel, als sie plötzlich den ihr persönlich noch unbekannten jungen Gelehrten gewahrte, der ihr durch eine Oeffnung der Gartenmauer zuschaute und Bravo! Bravo! rief. Sie entfernte sich sogleich mit seltsamer Unruhe im Herzen, der Bakkalaureus aber sprang über die Mauer, in der Hoffnung, weitere Auskunft über die junge Schöne zu entdecken. Im Grase fand er ein langes Halstuch von duftiger Gaze, und da er Fußtritte vernahm, zog er sich eiligst mit seinem Raube zurück. Es war die Dienerin der reizenden Nachbarin, welche das verlorene Tuch suchte. Bald entspann sich eine Unterhaltung zwischen Beiden, die zu einem poetischen Briefwechsel Ting chang's und Keaou Lwan's führte, aus welchem nur gar zu schnell hervorging, daß Beide in Liebe zu einander entbrannt waren. Doch wie sollte der junge Gelehrte zum ungehinderten Umgange mit seiner Angebeteten gelangen? Die Leidenschaft machte ihn erfinderisch. Er wußte seinen Vater zu überreden, daß der Aufenthalt in dem engen, geräuschvollen Kollegium der Vollendung seiner Studien hinderlich sey, und erreichte dann durch die Vermittelung desselben die Aufnahme in das Haus und die Familie des Capitain Wang, indem dessen Frau, die denselben Familiennamen, Chow, führte, als der Professor, nach chinesischer Sitte seine Adoptivtante ward. Der alte Herr Wang wies dem neuen Neffen zwar eine abgesonderte Wohnung an und erlaubte ihm nicht, mit seiner Tochter zu verkehren, doch als die Schöne vor Sehnsucht krank ward und der Bakkalaureus, medizinische Kenntnisse vorgebend, ihr rasch zur Besserung verhalf, schwand dem Vater alle Besorgniß, und er beförderte sogar fortan den Umgang der jungen Leute.

Das Verhältniß ward immer vertraulicher. Tante Tsaou, die man in das Geheimniß gezogen hatte, rieth endlich zu einer in China nicht anstößigen und sogar häufig vorkommenden heimlichen Vermählung. Es wurden demnach vier gleichlautende Heirats-Kontrakte aufgeschrieben, einer derselben vor Himmel und Erde verbrannt, um die guten und bösen Geister zu Zeugen anzurufen, der andere der Tante Tsaou zum Zeugniß für künftige Zufälle eingehändigt, den dritten und vierten behielten die beiden Vermählten. Tante Tsaou sprach darauf einen feierlichen Fluch über die Untreue, reichte dem Liebespaare Früchte und süßen Wein, trank einen Becher auf ihr Wohl, und die Ceremonie war vollendet. So lebten die Glücklichen wohl ein halbes Jahr, als der Professor Chow in eine höhere Stellung nach der im Westen gelegenen gebirgigen Provinz Szechuen versetzt ward; diesmal jedoch war in Ting chang die Liebe noch zu mächtig; durch mancherlei Entschuldigungen und Vorwände wußte er seinen Vater zu bewegen, daß dieser ihn in Nanyang zurückließ.

Wiederum war ein halbes Jahr verflossen, als Ting chang aus der Pekinger Zeitung ersah, daß sein Vater das Klima des neuen Wohnorts nicht habe vertragen können und mit Erlaubniß des Kaisers nach seiner Heimat zurückgekehrt sey. Da regte sich auch in ihm das Verlangen, Aeltern und Heimat widerzusehen, und von Lwan selbst in seinem Vorhaben bestärkt, reiste er ab, mit dem Versprechen, spätestens in Jahresfrist zurückzukehren. Doch sein Vater überraschte ihn sogleich bei seiner Ankunft in Werkeang mit dem Vorschlage, ein schönes und sehr reiches Mädchen aus vornehmer Familie zu heiraten. Nach kurzem Zögern willigte er ein und hatte seine bisherige Gemahlin gar bald vergessen.

Die arme verlassene Keaou Lwan harrte indeß geduldig der Wiederkehr des Gatten. Endlich, als die gesetzte Frist verstrichen und weder der Ersehnte noch auch nur die geringste Kunde von ihm angelangt war, benutzte sie zu verschiedenen Malen Gelegenheiten, um an ihn zu schreiben und Nachricht von ihm einzuziehen. Selbst seine ausweichenden Antworten konnten ihren Glauben an seine Treue nicht überwältigen, bis sie zuletzt nach jahrelangem vergeblichen Hoffen durch einen treuen Boten den ganzen Umfang ihres Unglücks erfuhr. Alle Ermahnungen der Tante Tsaou, des Ungetreuen zu vergessen und in den Armen eines anderen Gemahles Ersatz für den Verlust zu suchen, blieben fruchtlos. Sie packte ihren ganzen früheren Briefwechsel, einige Gedichte und die Heirats-Kontrakte zusammen, versiegelte sie mit dem Amtssiegel ihres Vaters und schrieb darauf die Adresse: „Capitain Wang, welcher das Siegel der Militair-Station von Nan Jang verwahrt, sendet dies an den Haupt-Magistrat von Werkeang in dem kaiserlichen Distrikt von Sochow, um es zu eröffnen in dem kaiserlichen Gerichtssaal." Darauf übergab sie das Paket einem Boten zur Besorgung, ging in ihr Zimmer, verschloß die Thür und erhängte sich mit dem Gazetuch, welches die Veranlassung aller ihrer Schmerzen gewesen war.

Als das Paket zu Händen des Magistrats von Werkeang gelangte, befand sich zufällig ein auf einer Inspectionsreise begriffener kaiserlicher Censor am Orte. Dieser hatte von dem Inhalte der Schriften nicht sobald Kenntniß genommen, als er Ting chang ergreifen ließ und, nachdem er durch Erkundigungen in Nanyang die Bestätigung der Wahrheit erfahren, das Urtheil verkündigte. „In eurem Heirats-Kontrakte", sprach er, „steht geschrieben: Wenn der Mann das Weib hintergeht, sollen zahllose Pfeile seinen Körper treffen. In Ermangelung der Pfeile sollst du mit Stöcken, gleich einem Hunde, todtgeschlagen werden, so daß du als ein Beispiel allen ehrlosen Schurken in Zukunft dienen mögest." Auf einen Wink stürzten die Gerichtsdiener herbei und schlugen mit wildem Lärmen den unglücklichen Verbrecher, von dessen Körper die Stücke nach allen Richtungen in der Halle umherflogen. Im nächsten Augenblicke bezeichnete nur ein blutiger häßlicher Klumpen den Körper des Verräthers der armen unglücklichen Lwan.

Der Verfasser des chinesischen Romanes hat demselben eine ganz kurze Geschichte ähnlichen Inhalts, gewissermaßen als Einleitung, vorausgesendet, in deren Gestalten und Stil wir deutlich die Volkssage erkennen, welche durch charakteristische Züge aus dem Volksglauben ein höheres Interesse gewinnt. Ein Kaufmann, Changyih, erzählt sie, wurde einst nach Vollendung seiner Geschäfte im Hauptorte seines Bezirkes von der hereinbrechenden Nacht überrascht und gezwungen, in einer außerhalb der Stadt gelegenen Herberge

*) Leipzig, Jurany, 1846; 111 SS. 8. mit passenden Verzierungen und Einband.

Nachtlager zu suchen. Aber das Haus war bereits mit Fremden überfüllt und schien keinen Raum mehr für ihn zu haben. Da gewahrte er ein verschlossenes, unbewohnt scheinendes Gemach und fragte den Wirth, warum er ihm dieses nicht einräumen wolle? Der Wirth erwiederte: „In diesem Zimmer, werther Herr, sind Geister oder Teufel, und ich wage nicht, Gäste darin zu beherbergen." Weil aber Changyih unerschrocken blieb und durchaus eingelassen zu seyn begehrte, willfahrte ihm endlich der Wirth, und nachdem er ihn mit den gewünschten Bedürfnissen versorgt hatte, überließ er ihn seinem Schicksale.

Der Kaufmann fegte den Staub vom Lager, verzehrte sein Abendbrod, verschloß die Thür, entkleidete sich und legte sich furchtlos zu Bett. Kaum war er eingeschlafen, als ihm träumte, daß eine schöne, stattliche Frau sich zu ihm geselle und sein Lager theile; wie groß war seine Verwunderung, als er sie beim Erwachen wirklich an seiner Seite fand. Er fragte, wer sie sey, und sie erwiederte: ich bin das Weib eines Nachbars, und weil mein Mann nicht daheim ist, fürchtete ich mich, allein zu schlafen; doch für jetzt frage nicht weiter, später wirst Du Alles erfahren. Changyih beruhigte sich bei dieser Erklärung, bis nach einigen Tagen der Wirth zufällig des Umstandes gedachte, daß sich vor Jahren in jenem Zimmer eine Frau erhängt habe und es seitdem dort nicht geheuer sey. In der nächsten Nacht fragte er die Unbekannte, ob sie der Geist der Erhängten sey? Sie bejahte es ohne Verzug und erzählte ihm die Geschichte ihres Lebens, aus welcher sich ergab, daß sie sich aus Gram über einen treulosen Liebhaber den Tod gegeben. Changyih gestand, daß er den Ungetreuen kenne, und gab auf Verlangen des Geistes Auskunft über seinen gegenwärtigen Aufenthalt und seine äußere Lage.

Nach zwei Tagen, als Changyih heimkehren wollte, sagte die Frau zu ihm: „Ich habe ein heftiges Verlangen, Dir zu folgen und bei Dir zu bleiben", und als der Kaufmann sich geneigt erklärt hatte, sie mit sich zu nehmen, hieß sie ihn ein hölzernes Täfelchen bereit halten, mit der Aufschrift: „Dies ist die Tafel des Geistes des Fräulein Neen urh", sobald er das Täfelein hervorlange und sie rufe, werde sie sogleich erscheinen; ferner zeigte sie ihm funfzig Silberthaler, die sie unter dem Bette vergraben. Der Kaufmann nahm das Geld, besorgte das Täfelchen und zog heim. Seine Frau war mit dem Berichte über das Vorgefallene zwar nicht sonderlich zufrieden, doch beruhigte sie sich bei dem Anblicke der funfzig Thaler. Des Nachts als Changyih sich mit seiner Ehehälfte zu Bette legte, stellte sich auch wieder die Fremde ein, das Seltsamste aber war, daß das Bett weder enger noch schmäler zu seyn schien.

Nach ungefähr zehn Tagen sagte die gespenstige Dame zu Changyih: ich habe eine alte Schuld in der Hauptstadt ausstehen, vielleicht thätest Du mir den Gefallen und triebest sie mit mir ein? Der Kaufmann, in der Hoffnung, für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen, sagte es ihr sogleich zu, miethete ein Boot und stellte das Täfelchen sorgfältig mitten hinein. Die Fremde begleitete ihn bei Tage wie bei Nacht. Nachdem sie einige Tage gefahren waren, gelangten sie an das Südthor der Hauptstadt, und die Frau sagte: ich werde jetzt in Yangihuen's Wohnung gehen, um die Schuld einzufordern. Mit diesen Worten war sie bereits ans Land gesprungen, und Changyih sah sie ganz deutlich in einen Laden treten, welchen er an der Aufschrift als denjenigen Yangihuen's erkannte. Er wollte ihr eben folgen, als die Dienerschaft voll Angst und Schrecken schreiend und weinend aus dem Hause stürzte. Ein Bursche aus dem Laden belehrte Changyih über die Ursache dieses Auftritts. „Mein Herr Yangihuen", sagte er, „war ganz gesund, als ihm auf einmal irgend ein verwünschter Geist oder Teufel entgegentrat, denn das Blut stürzte ihm aus allen neun Löchern des Leibes — er ist todt."

Changyih zweifelte nicht, daß Neen urh ihn getödtet habe, schlich ganz still nach seinem Boote, nahm das Täfelchen und rief ungestüm den Geist an, aber der ließ sich weder hören noch sehen. Changyih begriff nun, daß die alte Schuld in der Hauptstadt in der Rache bestand, die das Weib an Yangihuen auf Erden genommen hatte, als Lohn für sein treuloses Betragen gegen sie.

Nord-Amerika.

Blindheit und Blinden-Anstalten.

Von W. H. Prescott.

(Schluß.)

Der Blinde besitzt vielleicht auch nicht denjenigen Grad von feinem Gefühl, für den die Sehenden empfänglich sind. Es ist schwer zu sagen, wie viel bei unserer ersten Erziehung von den Blicken, dem Stirnrunzeln, dem Lächeln, den Thränen, kurz, von dem Beispiele derer abhängt, die über uns gestellt sind oder uns umgeben. Von all diesen Wahrnehmungen ist das blinde Kind natürlich ausgeschlossen, und doch sind sie die reichsten Quellen des Mitgefühls. Wir empfinden wenig für die Freuden und Trübsale, von denen wir nicht Zeuge sind. „Aus den Augen, aus dem Sinn", sagt das Sprüchwort. Daher wenden sich die Menschen auch so leicht vom Elend ab, das sie nicht erleichtern können oder aus Selbstsucht nicht erleichtern wollen. Daher kömmt es auch, daß Menschen, deren mitleidige Herzen bluten würden, wenn sie eine grausame Handlung an einem großen Thiere, wie z. B. einem Pferde oder Hunde, verüben sehen, einen Schwarm von Insekten, deren zarter Körperbau und deren Todeskämpfe dem bloßen Auge unbemerklich, ohne Theilnahme durch einen Fußtritt vernichten. Die leichteste in unserer Gegenwart vorfallende Verletzung ergreift uns unendlich mehr als die Nachricht von der mörderischsten Schlacht, oder der Plünderung der volkreichsten und blühendsten Stadt in einem fernen Lande. In gleicher Weise, kann man ohne große Uebertreibung sagen, ist die Lage der Blinden eine verhältnißmäßig entfernte von der sichtbaren Welt, von dem täglichen Anblick der aus Kummer und Freude gemischten Ereignisse, deren größter Nutzen vielleicht darin besteht, unser Mitgefühl für unsere Mitgeschöpfe zu wecken.

Man hat behauptet, daß die Blinden dem religiösen Gefühle weniger zugänglich sind. Sie müssen allerdings unempfindlich seyn gegen die Großartigkeit des Schauspiels, das sich an jedem Tage unseres Lebens unseren Sinnen aufdrängt. Die prachtvolle Himmelskarte mit „jedem Sterne, der in der klaren Wölbung einer Winternacht in unser Auge strahlt;" wird für sie nicht entrollt. Die Veränderungen der Jahreszeiten mit allen ihren schönen Abwechselungen in Farbe und Gestalt, und jede Herrlichkeit der Schöpfung, welche die Seele zur Bewunderung des Schöpfers und zur Dankbarkeit für ihn erhebt, sind für sie nicht da. Ihre Welt wird von dem kleinen Kreise begränzt, den sie mit ihren Armen umspannen können. Alles, was darüber hinausliegt, hat für sie keine wirkliche Existenz. Dies scheint auf das Gemüth des Mathematikers Saunderson eingewirkt zu haben, dessen Begriffe von der Gottheit zuletzt erstaunlich lose und unbestimmt gewesen zu seyn scheinen. Der Geistliche, der ihn in seinen letzten Stunden besuchte, bemühte sich, ihm die Gewißheit vom Daseyn Gottes einzuprägen, die aus dem staunenswerthen Mechanismus des Weltalls hervorgeht. „Ach", sagte der sterbende Blinde, „ich bin verurtheilt gewesen, mein Leben in Finsterniß zu verbringen, und Sie sprechen mir von Wundern, die ich nicht begreifen kann, und die nur von Ihnen und denen, die, wie Sie, sehen, empfunden werden können!" Als er an den Glauben von Newton, Leibniß und Clarke erinnert ward, Geister, von denen er so viele Belehrung geschöpft hatte und für die er die größte Ehrfurcht empfand, bemerkte er: „Newtons Beweis ist nicht so stark für mich, als der der Natur für ihn war; Newton glaubte an das Wort Gottes selbst, während ich darauf beschränkt bin, an Newtons Wort zu glauben." Mit dem Ausruf: „Gott Newton's, sey mir gnädig!" verschied er.

Dies kann man indeß als die kindischen Aufwallungen eines skeptischen und sich getäuscht glaubenden Geistes betrachten, der über ein Gebrechen ungeduldig war, das, wie er einsah, ihn am Vorschreiten in der wissenschaftlichen Laufbahn hinderte, welcher er sich so eifrig gewidmet hatte. In Bezug hierauf beschrieb er auch ohne Zweifel sein Leben als ein solches, das „ein langer Wunsch und eine fortwährende Entbehrung sey."

Es ist vielmehr anzunehmen, daß es im Zustande der Blinden gewisse Eigenthümlichkeiten giebt, welche die oben beschriebenen ungünstigen Umstände mehr als aufwiegen und entschieden darauf gerichtet sind, ein gottesfürchtiges Gefühl in ihnen zu erwecken. Sie sind einem schweren Mißgeschick preisgegeben, welches, wie in allen solchen Fällen, das Herz zu ernster Betrachtung und, wenn es dauernd und unheilbar ist, zu leidender Ergebung stimmt. Ihre Lage überhebt sie nothwendig den meisten jener Versuchungen, die uns in der Welt so bitter verfolgen — jenen stürmischen Leidenschaften, die, in allgemeiner Eifersucht, den Menschen vom Menschen trennen und den süßen Becher des geselligen Lebens verbittern — jenen schmutzigen Lüsten, die uns zum Thiere herabwürdigen. Sie sind im Gegentheil für die heilsamsten Einflüsse empfänglich. Ihre Beschäftigungen sind ruhiger und oft rein geistiger Natur. Ihre Freuden schöpfen sie aus der Freundlichkeit des häuslichen Umgangs; und die den Personen in ihrer abhängigen Lage fast immer zu erweisenden Aufmerksamkeiten bewirken, daß auch sie stets gegen Andere eine freundliche Gesinnung hegen. Kurz, der einförmige Verlauf ihres Lebens ist der Art, daß er sie von selbst zur Ergebung, Heiterkeit und Fröhlichkeit stimmt; daher sind auch, so weit unsere Erfahrung reicht, dies die eigenthümlichen Charakterzüge der Blinden.

Die Heiterkeit, welche man meistens bei den des Gesichts beraubten Personen antrifft, führt uns zu dem Schluß, die Blindheit im Ganzen für ein geringeres Unglück als die Taubheit zu halten. Der Taube sieht fortwährend Freuden und Geselligkeits-Aeußerungen, an denen er nicht theilnehmen kann. Er ist der Gast bei einem Mahle, das er nicht mitgenießen, der Zuschauer einer Bühne, von der er keine Silbe verstehen kann. Ist auch der Blinde von gleich wichtigen Quellen des Genusses ausgeschlossen, so hat er doch wenigstens den Vorzug, das, was er verloren hat, nicht wahrzunehmen, ja selbst nicht zu verstehen. Man kann noch hinzufügen, daß vielleicht die größte Entbehrung in Folge der Blindheit in der Unfähigkeit zu lesen, wie die der Taubheit im Verlust der geselligen Freuden besteht. Nun können aber die Augen eines Anderen in gewissem Grade diesen Mangel des Blinden ersetzen, während keine Kunst dem Tauben einen entsprechenden Ersatz für die Entbehrungen zu gewähren vermag, zu denen er im geselligen Leben verurtheilt ist. Er kann nicht mit den Ohren eines Anderen hören. Da es indeß nicht zu leugnen ist, daß Blindheit abhängiger macht als Taubheit, so mögen wir uns mit dem Schlusse begnügen, daß jene für den Reichen, diese für den Armen vorzuziehen sey. Man wird begreifen, daß unsere Bemerkungen nur auf solche anwendbar sind, welche der Fähigkeiten des Gesichts oder des Gehörs gänzlich beraubt sind. Ein Mensch, dessen Gesicht nur zum Theil geschwächt oder zerstört ist, befindet sich in der nämlichen oben vom Tauben geschilderten Tantalusquaal, und man wird daher finden, daß ein solcher gewöhnlich ungeduldiger und reizbarer und daher weniger glücklich ist als der ganz blinde. Bei alle dem zweifeln wir, ob sich unter unseren Lesern auch nur Einer finden dürfte, selbst wenn er die Richtigkeit unserer Bemerkungen zugesteht, der nicht eine theilweise Blindheit einer gänzlichen, und Taubheit beiden Arten vorziehen würde. So groß ist das Vorurtheil für das Auge!

Geduld, Beharrlichkeit, Gewohnheit, Fleiß und vor Allem ein brennen-

der Wissensdurst werden ziemlich allgemein als Charakterzüge der Blinden betrachtet und tragen viel zur Erleichterung ihrer Erziehung bei, die sich sonst als etwas langweilig und sogar als zweifelhaft in ihren Erfolgen erweisen müßte, in Betracht der furchtbar grossen Hindernisse, die zu überwinden sind.

Es ist wahrscheinlich die Betrachtung dieser moralischen Eigenschaften, so wie der von uns geschilderten Lernfähigkeit der Blinden gewesen, die den wohlwollenden Hauy, im Verein mit der philanthropischen Gesellschaft von Paris, veranlaßte, daselbst im J. 1784 die erste jemals versuchte Erziehungs-Anstalt für dieselben zu eröffnen. Diese Anstalt erfuhr während der darauf folgenden Revolutionszeit mehrere, jedoch nicht verbessernde Umänderungen, bis sie 1816 die achtungswerthe Grundlage erhielt, auf welcher sie jetzt, unter der Leitung des Dr. Guillé, besteht, dessen unermüdliche Anstrengungen mit den wohlthätigsten Erfolgen gesegnet sind.

Wir wollen eine kurze Uebersicht von dem unter seiner Leitung befolgten Erziehungsplane geben, wie er ihn in der schätzbaren Abhandlung, auf die wir bereits Bezug genommen, dargelegt hat, und in welcher er gelegentlich einen Blick auf den in der entsprechenden Anstalt zu Edinburg angenommenen Unterrichtsplan wirft.

Der Hauptzweck, der jedem Erziehungsplane für Blinde zum Grunde liegt, ist, die Aufmerksamkeit des Zöglings auf solche Lerngegenstände und Handfertigkeiten zu richten, die er nachher durch eigene Anstrengung und Hülfsmittel ohne äußerliche Hülfe betreiben kann. Man lehrt sie in Paris das Lesen durch das Befühlen von Metallbuchstaben, und in Edinburg durch Buchstaben, die auf dem Papier en relief hervorstehen. Wenn sie vorher buchstabiren können, was ihnen leicht beigebracht werden kann, ehe sie in die Anstalt eintreten, dann lernen sie mit grosser Leichtigkeit die verschiedenen Buchstaben unterscheiden. Ihre Wahrnehmungen werden durch Uebung so fein, daß sie auch den kleinsten Relief-Buchstaben zu erkennen vermögen, und wenn die Finger ihnen versagen, unterscheiden sie ihn sogleich durch Anwendung der Zunge. Auf ähnliche Weise werden sie in mathematischen Figuren unterwiesen, nachdem man von der von Saunderson erfundenen Aufzeichnungstafel, deren man sich einst in der Pariser Anstalt bediente, als weniger einfach und klar, abgegangen ist, wiewohl man seine Zeichen zur Darstellung geometrischer Figuren beibehalten hat.

Da es verlorene Arbeit seyn würde, die Kunst des Lesens zu erlernen, ohne Bücher zum Lesen zu haben, so sind mehrere Versuche gemacht worden, diesem Mangel abzuhelfen. Die erste Anweisung zu der jetzt angenommenen Form zum Druck dieser Bücher erhielt man durch das Aeußere der Rückseiten eines Druckes, der so eben aus der Presse kam. Um dies nachzuahmen, werden ungeschwärzte Lettern, und größer als die gewöhnlichen, auf einem Bogen festen Papiers stark eingedrückt, bis sie sich erhaben genug darstellen, daß ein Blinder sie durch das Gefühl unterscheiden kann. Die Franzosen haben die italiänische Handschrift, oder eine derselben sehr ähnliche, zur Bildung ihrer Lettern angenommen, während die Schotten eine eckigere und mehr geradlinige erfunden haben.

Es sind schon mehrere wichtige Werke auf diese Weise gedruckt worden, als: ein Theil der heiligen Schrift, Katechismen und Andachtsbücher zu täglichen Gebeten, Sprachlehren, eine Erdbeschreibung, eine allgemeine Geschichte, eine Auswahl aus englischen Dichtern und prosaischen Schriftstellern, eine Literaturgeschichte, mit einer Sammlung der auserlesensten Muster französischer Beredsamkeit. Bei alle dem ist die Buchdruckerkunst für Blinde noch in ihrer Kindheit. Die Buchstaben sind so schwerfällig, und der Blätter (die nicht auf der Rückseite bedruckt werden können, da dies die Buchstaben auf der vorderen Seite abflachen würde) müssen nothwendig so viele werden, daß sie einen Band ungemein dick und deshalb kostspielig machen. Das Evangelium Johannis z. B. nimmt drei grosse Oktavbände ein. Es müssen daher noch fernere Verbesserungen gemacht werden, ehe die Erfindung in grösserem Maaße nützlich werden kann. Man hat keinen Grund zu zweifeln, daß dies einmal geschehen werde, denn erst durch lange und wiederholte Versuche ist die Buchdruckerkunst, wie sie jetzt angewendet wird, und jede andere Kunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gelangt. Vielleicht wird ein Verfahren wie das der Stenographie angenommen, welches, wenn es auch dem Lernenden anfangs einige Mühe mehr verursacht, ihn doch durch die zusammengedrängten Formen und daher wohlfeilere und zahlreichere Ausgaben, die dadurch erlangt werden könnten, hinreichend entschädigt. Vielleicht könnte eine Schwärze, oder ein anderer festerer Stoff, als der, dessen man sich beim Druck bedient, erfunden werden, der, wenn er vermittelst der Lettern auf das Papier gebracht wird, eine hoch genug erhabene Schrift erzeugte, die durch das Gefühl unterschieden werden könnte. Wir haben einen Blinden gekannt, der die Buchstaben in einem Notenhefte entziffern konnte, auf die man mehr Schwärze als gewöhnlich aufgetragen hatte.

Eine Lehrweise beim Unterricht im Schreiben ist, den Stift oder Griffel in eine nach der Form der verschiedenen Buchstaben geschnittene Vertiefung zu leiten. Indeß bedient man sich auch anderer Lehrarten, die zu verwickelt sind, um hier beschrieben zu werden, nach welchen der Blinde befähigt wird, nicht nur zu schreiben, sondern auch zu lesen, was er geschrieben hat. Es ist auch ein tragbarer Schreibkasten von Blinden erfunden worden, die, wie man bemerkt hat, am sinnreichsten sind, wenn es gilt, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, da sie dieselben am besten kennen. Eine sehr einfache Art brieflicher Unterhaltung vermittelst eines Schnur-Alphabets, wie man es nennt, das aus einer Schnur oder einem Bande besteht, worin Knoten verschiedener Größe gewisse Klassen von Buchstaben bezeichnen, ist von zwei Blinden in Edinburg erfunden worden. Vermöge dieser Erfindung, die so einfach ist, daß sie auch von einem nur gewöhnlich Begabten in einer Stunde begriffen werden kann, können, wie man versichert, Gedanken eben so genau mitgetheilt werden, wie mit der Feder. Eine uns bekannte blinde Dame indeß, die es durch Verstand und Geist dahin gebracht, viele Schwierigkeiten ihrer Lage zu überwinden, giebt, nach einem in dieser Erfindung angestellten Versuche, der von ihr gewöhnlich angewendeten Art den Vorzug, die Buchstaben mit einer Nadel in das Papier zu stechen, eine Verrichtung, die sie mit staunenswerther Schnelligkeit vollbringt, und die, außer dem Vorzuge, den das Schnur-Alphabet gewährt, durch das Gefühl lesbar zu seyn, den Zwecken einer brieflichen Mittheilung vollkommen entspricht, da die Schrift durch Jeden entziffert werden kann, der sie gegen das Licht hält.

Der Unterrichtsplan in der Blinden-Anstalt von Paris umfaßt Erdbeschreibung, Geschichte, das Griechische, Lateinische, so wie die französische, italiänische und englische Sprache, Rechnen und die höhere Mathematik, Musik und einige der nützlichsten Handfertigkeiten. Für Mathematik scheinen die Zöglinge eine natürliche Anlage zu offenbaren; denn viele von ihnen machen so große Fortschritte, daß sie nicht nur den öffentlichen Vorlesungen der gelehrtesten Professoren in den verschiedenen Wissenschaften beiwohnen, sondern auch die höchsten Preise in den öffentlichen Lehr-Anstalten um die Wette mit denen davontragen, die den Vortheil des Augenlichtes vor ihnen voraus haben. In der Musik machen sie alle, wie wir vorher erwähnten, größere oder geringere Fortschritte. Sie werden vorzüglich im Orgelspiel unterrichtet, was, wegen dessen häufiger Anwendung in den Kirchen, ihnen eines der natürlichsten Mittel gewährt, sich einen Unterhalt zu schaffen.

Das eingeführte Lehrverfahren ist das des gegenseitigen Unterrichts. Man hat sich überzeugt, daß die Blinden am leichtesten und schnellsten von denen lernen, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden. Zwei Lehrer und eine Lehrerin genügen auf diese Weise zur Aufsicht von achtzig Schülern, was, wie man in Betracht der zu überwindenden Schwierigkeiten gestehen muß, ein geringer Aufwand ist, um so ausgebreitete Erfolge zu erlangen.

Bei ihrem Unterricht in Handarbeiten scheint man zwei Grundsätze im Auge zu behalten, nämlich für jeden Einzelnen solche zu wählen, die für seinen künftigen Aufenthaltsort und seine Umgebung sich am besten eignen, da z. B. die für einen Seehafen passendsten Handwerke am wenigsten für das Land, und so umgekehrt, geeignet sind; zweitens ihre Aufmerksamkeit auf solche Beschäftigungen zu beschränken, die ihnen, ihrer Natur nach, am meisten zusagen und von Personen in ihrer Lage am besten betrieben werden können. Es ist unsinnig, Hindernisse zu vervielfältigen, aus bloßer Eitelkeit, sie zu besiegen.

Für die Buchdruckerkunst zeigen die Blinden besondere Fähigkeit, indem sie alle Arbeiten des Setzens, des Druckens und des Ablegens der Buchstaben mit der nämlichen Genauigkeit verrichten wie die Sehenden. In der That scheint ein großer Theil dieser mechanischen Beschäftigungen bei den Sehenden mehr das Ergebniß der Gewohnheit als der Uebung des Auges zu seyn. Die Blinden drucken sich alle zu ihrem eigenen Gebrauch bestimmten Bücher selbst.*)

Frankreich.

Neueste Reisebriefe von Alexandre Dumas.

Die Schuld, welche der Marquis de la Pailleterie, vulgo Alexandre Dumas genannt, an das Journal Emil Girardin's, die „Presse", bei Strafe neuer Geldbußen abzutragen hat, nachdem er wegen nicht zu rechter Zeit erfüllter Feuilleton-Verbindlichkeiten schon sein Theil hat zahlen müssen, ist in ihren ersten Raten diesem Blatte zugegangen, und zwar in der Gestalt von „Reise-Eindrücken", die der Schuldner auf seiner „großen Mission" nach Spanien und Afrika gesammelt hat. Sie sind, nach der Anzeige der „Presse", in „mehreren Bänden von Briefen" niedergelegt, aber nur eine „Auswahl" davon, wahrscheinlich bis die rückständige Zeilenzahl voll ist, soll in dem Feuilleton des Girardinschen Journals erscheinen. Der Prozeß, in welchen dieses mit dem Autor verwickelt worden, hat übrigens dasselbe keinesweges in der Anpreisung seiner Werke herabgestimmt: „Es ist bekannt", sagt es, „welchen unermeßlichen Erfolg die früheren Reise-Eindrücke des Verfassers gehabt; die, welche er aus den beiden so eben von ihm durchreisten Ländern mitgebracht, werden keine geringere Neugier und Spannung erregen."

Diese Reise des Herrn Dumas hat durch die Interpellationen, welche sie in der Deputirten-Kammer veranlaßte, und durch die großartige Bedeutung, welche der literarische Tourist selbst, in dem hohen Bewußtseyn von der Wichtigkeit seiner Person, ihr beilegte, eine gewisse Berühmtheit erhalten. Prinzen und Minister haben sich um die Freundschaft des Herrn Marquis de

---

*) Was Herr Prescott hieran nun noch weiter als Wink für die Direktoren der bei Abfassung dieses Aufsatzes (1830) eben begründeten Blinden-Anstalt des Staates Massachusetts knüpft, hat jetzt nur noch ein historisches Interesse, da diese Anstalt seitdem, wie auch aus der Schilderung hervorgeht, die Boz (Dickens) von ihr in seinen amerikanischen Skizzen entwirft, einen ausgezeichneten Ruf sich erworben. Wir glauben daher, diese ihre ersten Versuche begleitenden Anmerkungen und Rathschläge hier übergehen zu können, und wollen nur noch gelegentlich bemerken, daß Herr Prescott aus den Angaben über die Zahl der Blinden im Staate Massachusetts den Schluß zieht, daß die Blindheit in Neu-England verbreiteter sey, als Zeune für die entsprechenden Breitengrade in der alten Welt annehme, wo, nach der Theorie des Letzteren, die Blindheit in dem Grade zunimmt, als man sich von den beiden Polen dem Aequator nähert. So soll in Aegypten schon Einer unter hundert Menschen, in Norwegen aber nur Einer unter Tausend blind seyn. In den sechs Staaten Neu-Englands soll es im J. 1830 (wo ein Theil dieser Staaten, wie Maine, Vermont und Connecticut, nur noch dünn bevölkert war) schon 1630 Blinde gegeben haben, von denen ein Fünftel weniger als 30 Jahre alt war. Die Abhandlung des Herrn Prescott befindet sich übrigens vollständig in seinen 1845 in London erschienenen „Biographical and critical Miscellanies". D. R.

la Pailleterie gedrängt, ein Staatsschiff, dessen Dienst täglich 1300 Francs kostet, ist auf beliebige Zeit zu seiner Verfügung gestellt worden, er hat 12 gefangene Franzosen durch seine Intervention aus den Händen der Araber und vom Tode gerettet, er hat durch seine Beobachtungen in Algier schiefsehende Deputirte richtig beobachten lehren sollen, und wer weiß was noch sonst Alles. Zwar ist ein Theil dieser vor den Schranken des Gerichts feierlich von Herrn Dumas verkündeten Thatsachen durch anderweitige Aufklärungen ganz in das Reich der Phantasmagorieen verwiesen, ein Theil in etwas anderem Lichte dargestellt worden; aber so viel scheint doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß man von gewissen Seiten auf Verleugnung des Selbstgefühls einer solchen Macht, wie Alexandre Dumas zu seyn sich bewußt ist, mit etwas zu gutmüthigem Vertrauen gerechnet hatte.

Welche Höhe dies Selbstgefühl erreicht hat, davon mögen einige Proben aus seinen ersten Briefen eine Vorstellung geben, denen man übrigens, von der naiven Autor-Eitelkeit abgesehen, die unterhaltende Lebhaftigkeit der französischen causerie nicht absprechen kann. Die Grazien erscheinen nur bei diesem „geistreichen Geschwätz" nicht immer in ganz sauberer Toilette. Der Autor richtet die Briefe an eine ungenannte Dame, der er zuerst aus Bayonne unterm 5. Oktober die Präliminarien seiner Reise schildert, wobei er gelegentlich eine charakteristische Erzählung von dem angeblichen Ursprung seines Theater-Unternehmens mit einfließen läßt.

„In dem Augenblick meiner Abreise", so hebt die Korrespondenz an, „nahmen Sie mir das Versprechen ab, Ihnen nicht etwa blos Einen Brief zu schreiben, sondern drei oder vier Bände Briefe. Sie hatten Recht: Sie kennen mich als eifrig in großen Dingen, als vergeßlich in kleinen, als gern zum Geben bereit, aber nicht wenn es sich um ein Geringes handelt ....

„Ich schreibe an Sie, meine Gnädige, weil Sie einen so ernsten als enthusiastischen, gedankenvollen und kindlichen, strengen und launischen, starken und anmuthigen Geist besitzen; weil Ihre Stellung in der Welt Ihnen erlaubt, nicht Alles auszusprechen, aber Alles anzuhören; weil Sie mit Allem vertraut sind, mit Sitten, Literatur, Politik, Künsten, ich möchte fast sagen auch mit Wissenschaften; endlich, wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, oder vielmehr, daß ich es Ihnen wiederhole, — denn ich glaube es Ihnen schon sehr oft gesagt zu haben — endlich, weil für die geistige Lebendigkeit, die man mir zuweilen hat zugestehen wollen, das in unseren Salons so heimische und jenseits der Gränzen Frankreichs so selten anzutreffende geistreiche Geschwätz das unentbehrlichste Element ist und ich an Sie nicht anders zu schreiben brauche, als schlicht und einfach so, wie ich gewöhnlich mit Ihnen plaudere. Zwar wird das Publikum der Dritte bei unserer Unterhaltung seyn, aber unsere Unterhaltung wird darunter nicht leiden. Ich habe stets bemerkt, daß ich mich geistreicher als sonst ausdrückte, wenn ich einen unbescheidenen Lauscher hinter der Thür ahnte ....

„Noch Eines, meine Gnädige; Sie scheuen jede Oeffentlichkeit, und Sie haben Recht, denn die Oeffentlichkeit ist in unseren Tagen oft so viel als die Ehrenkränkung .... Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen. Das schöne Italien, welches Sie so lieben, hat drei gepriesene Frauen, die ihre Berühmtheit drei göttlichen Dichtern verdanken: diese Frauen heißen Beatrice, Laura und Fiametta. Wählen Sie einen von den drei Namen, aber fürchten Sie nicht, daß ich mich darum je für Dante, Petrarka oder Boccaz halten könnte ....

„Nun also, da meine kleine Vorrede abgethan ist", fährt unser Autor fort, „so erlauben Sie mir, Ihnen auseinanderzusetzen, unter welchen Bedingungen ich reise, zu welchem Zweck ich Sie verlasse, und mit welchen Intentionen ich vermuthlich zurückkehren werde.

„Die Welt besitzt einen Mann von hoher Bildung, dessen Geist durch zehnjährige Mitgliedschaft der Akademie keinen Abbruch erlitten hat, seine feinen Sitten nicht durch funfzehnjährige Parlaments-Debatten, sein Wohlwollen nicht durch fünf oder sechs Minister-Portefeuilles. Dieser Staatsmann war zuerst Literat, und, was bei Staatsmännern etwas Seltenes ist, er ist jetzt, wo er nur noch Gesetze verfaßt, nicht eifersüchtig auf die geworden, welche noch Bücher verfassen ....

„Dieser Mann nun bekam einst Lust, mit eigenen Augen jene glühende Erde Afrika's zu sehen, die mit so viel Blut gedüngt, durch so viel unsterbliche Thaten bezeichnet ist, und wo so viel entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen. Er machte seine Reise zwischen zwei Sessionen, und als er zurückgekehrt war, wollte dieser Mann, da er mich etwas werth hält, wollte er, von der Größe des eben gesehenen Schauspiels ergriffen, daß auch ich sehen sollte, was er gesehen .... Buckingham ließ einen kostbaren Diamant an der Stelle fallen, wo Anna von Oesterreich ihm ihre Liebe gestanden hatte. Er wollte, daß auch ein Anderer da glücklich seyn sollte, wo er selbst es gewesen.

„Eines Morgens erhielt ich also von dem Minister, dem Reisenden, Akademiker und Literaten, eine Einladung zum Frühstück. Seit fast zwei Jahren hatte ich ihn nicht gesehen: das kömmt daher, weil er viel zu thun hat und ich ebenfalls; sonst — ich erkläre es auf die Gefahr von alledem, was meine Freunde, die Republikaner, die Liberalen, die Progressisten, die Fourieristen und die Humanitarier, dazu sagen mögen — sonst würde ich ihn öfter sehen.

„Wie ich es mir gedacht hatte, die Einladung war nur ein Vorwand, ein Mittel, um sich an einem Tisch, der nicht geradezu ein Büreau wäre, mir gegenüber zu finden. Den Zweck betreffend, schlug er mir zweierlei vor: erstens, der Heirat des Herrn Herzog von Montpensier in Spanien beizuwohnen; zweitens, Algerien zu besuchen. Ich würde schon Eines von Beidem mit Dank angenommen haben, um so viel lieber also war mir Beides zusammen. So nahm ich es denn an. Das war eine sehr unkluge Speculation, wird Ihr Banquier sagen, denn ich ließ meinen Roman Balsamo um zwei Drittheile unvollendet und mein Theater beinahe fertig zurück. Aber was hilft es, meine Gnädige, ich bin nun einmal so, und Ihr Banquier würde Mühe haben, mich zu bessern.

„Nicht ohne Absicht, Sie werden es sich wohl denken, meine Gnädige, stelle ich vor das Hauptwort Theater das Besitz-Fürwort mein. Nach vernünftiger Logik hätte ich sagen sollen unser Theater. Ich weiß es wohl; aber, sehen Sie, ich bin wie die thörichten Väter, die sich nicht entwöhnen können, mein Sohn zu sagen, wenngleich das Kind von einer Amme gesäugt und von einem Lehrer erzogen worden ist. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine neue Garantie des Friedens. Manche Politiker zerbrechen sich den Kopf über die Bedeutung des unerwarteten freiwilligen Darlehns, welches Rußland so eben den Franzosen gemacht. Einige wollen darin eine kluge Wahrnehmung des Bruches erblicken, der in der entente cordiale zwischen Frankreich und England eingetreten; Andere finden darin eine direkte oder indirekte Demonstration gegen das mitteninne liegende Deutschland; wieder Andere endlich meinen, es sey eine gefährliche Handhabe, die Frankreich dadurch den Russen gegeben, um auf seinen Staatskredit beliebig einzuwirken. Was die erste dieser Meinungen betrifft, so wird die von Rußland angebotene Summe von 50 Millionen Frs., von welchen 25 Millionen baar und 25 Millionen (auf den Wunsch der Franzosen) in Getraide geleistet werden, allerdings gerade in dem Augenblicke in Paris eintreffen, wo die von der englischen Bank geliehenen 25 Millionen Frs. an dieselbe wieder zurückgezahlt werden müssen (vgl. Nr. 18 des Magazins v. 11. Febr.), so daß der Kaiser von Rußland in Frankreich, eben so den mahnenden Engländern wie dem mahnenden Hunger gegenüber, als ein wahrer Deus ex Machina erscheint. Ferner darf man, was das zweite Moment betrifft, allerdings nicht unbemerkt lassen, daß in demselben Augenblicke, wo Rußland seinen Goldregen über Frankreich herabfallen läßt, die längst schon in großer Geldklemme befindlichen deutschen Börsen durch die Ausgabe einer neuen Serie des sogenannten Stieglitz'schen Anlehns (mit dessen Emittirung bekanntlich auch einige Berliner Häuser beauftragt sind) in Anspruch genommen werden sollten, und daß nur der sehr niedrige Cours, den man jetzt hier dafür zu bieten im Stande war, vorläufig die Ausgabe dieser neuen Serie einer Anleihe noch zurückgehalten, deren Obligationen sich großentheils, wie überhaupt die der meisten auswärtigen Anleihen Rußlands und Polens, an deutschen Börsen und in den Händen deutscher Kapitalisten befinden, während die Pariser Börse und französisches Kapital auch nicht mit einem Deut in russischen Fonds betheiligt sind. Endlich läßt sich in Bezug auf die dritte der oben aufgestellten Ansichten allerdings geltend machen, daß Rußland auf den Cours der französischen Rente durch das bedeutende Gewicht, welches es jetzt in die Waagschale derselben legen kann, einen unter Umständen gewaltigen Einfluß zu üben vermag, aber gerade dieses Moment ist es, was auch sehr viel zur Widerlegung der beiden anderen Ansichten darzubieten scheint. Denn es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß Kapitalisten ihre Gelder nur in den Fonds derjenigen Staaten anlegen, deren innere Zustände sie als konsolidirt ansehen und deren auswärtige Verhältnisse einen langdauernden Frieden versprechen. Rußland scheint demnach nicht blos seine bisherigen Ansichten in Bezug auf die unhaltbaren Grundlagen des Juli-Thrones gänzlich aufgegeben zu haben, sondern auch, bei dem, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, in den nächsten Jahren erfolgenden Ableben des greisen Königs Ludwig Philipp, die ruhige Regierung seines Nachfolgers, des noch im Knabenalter befindlichen Grafen von Paris, durch die Macht seiner Geldmittel unterstützen zu wollen. Es kann dies gewiß nur als eine neue Garantie des europäischen Friedens gelten. Würde Rußland wohl eine so bedeutende Geldsumme — und wäre es auch nur die Cours-Differenz — auf das Spiel setzen, wenn es den nahen Ausbruch eines Krieges für möglich hielte? Ja was seine veränderten Ansichten in Bezug auf das Haus Orleans betrifft, so wird man Rußland hierzu nur Glück wünschen können, das dadurch zugleich seine ihm früher beigemessenen Kriegsgelüste förmlich desavouirt. Ist aber die Fortdauer des europäischen Friedens verbürgt, so hat es im Grunde nur wenig auf sich, ob es Rußland oder England ist, das sich mit Frankreich in einer entente cordiale befindet, und es kann dann auch für Deutschland ziemlich gleichgültig seyn, ob das überflüssige Geld der Russen in deren eigenen oder in französischen Fonds angelegt wird. Steigen die letzteren mit Hülfe der Subsidien in Silberrubeln, so steigen auch die in Deutschland ausgegebenen russischen Obligationen, und diese werden dann leicht mit Vortheil nach Rußland selbst zurückzuschicken seyn, falls die Kapitalien in der Heimat gebraucht werden. Das russische Darlehn an die Franzosen kann also indirekt auch auf den deutschen Geldmarkt einen vortheilhaften Einfluß üben, und wenn wir es auch nicht eben als eine Freundlichkeit ansehen können, die uns dadurch von Rußland erwiesen wird, so brauchen wir es doch auch nicht, wie es von einigen Seiten geschieht, als eine geradezu gegen Deutschland gerichtete Demonstration zu betrachten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

…entlich erscheinen drei Nummern. …numerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für …ganze Jahr, ohne Erhöhung, … allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

37. Berlin, Sonnabend den 27. März 1847.

Frankreich.

Michelet's Geschichte der französischen Revolution.*)

Wir haben vor kurzem (Nr. 24) über Louis Blanc's Geschichte der fran…chen **Revolution** berichtet, und es ist sehr möglich, daß wir nach kurzer … **abermals** über eine neue Geschichte der französischen Revolution von …m **neuen Verfasser** zu berichten haben. Es scheint jetzt die Zeit gekommen …seyn, **wo Frankreich** über seine Revolution zu reflektiren beginnt. Zwischen …te **und dem ersten** Ausbruch der Revolution liegen nahe an zwei Menschen…er, **und die** handelnden Personen jenes Drama's können daher füglich als **Groß- oder** Urgroßväter der gegenwärtigen Generation betrachtet werden. …eser **Umstand** ist für die Erklärung der immer mehr und mehr anwachsenden …hl **von** Revolutionsgeschichten nicht unwesentlich. So lange eine Nation …einer **geschichtlichen** Entwickelung begriffen ist, ja so lange noch die unmittel…ren **Folgen des** Prozesses, selbst wenn dieser an sich schon zu einer scheinbar …llendeten **Thatsache** geworden ist, als mit ihm zusammenhängend und aus …m **hervorgehend** im Gefühle des Volks, gleichsam wie die letzten Schwin…ungen einer sehr ausgeklungenen Saite, nachzittern, so lange ist weder Zeit, …och Lust, noch Fähigkeit vorhanden zur Reflexion, weder über die innere und …ußere Gestaltung der nationalen Zustände der Gegenwart, noch über die …etzten Gründe und Ursachen dieser Gestaltung. Es ist eine Art von Erholung …es nationalen Geistes, ein gewisses Zu-sich-selbst-Kommen aus der Aufregung …des Handelns und Leidens, eine Beruhigung und Erkältung der durch die Macht des Weltgeistes erschütterten Volksseele, vor Allem aber ein Darüber-hinaus-Kommen auf einen neuen Standpunkt und die Befestigung der auf diesem gewonnenen neuen Weltanschauung nöthig, wenn der nationale Geist über sich selbst, d. h. über seine Vergangenheit, zum Bewußtseyn kommen soll. Der verlassene Standpunkt muß daher schon in eine gewisse Sehweite zurückgerückt seyn, damit er für den weiter entwickelten Geist objektiv erkenn…bar wird. Ob für eine solche Sehweite ein halbes Jahrhundert genügt, hängt von dem Grade der Entwickelung ab. Die Zeit kann hier nur ein relatives Maß abgeben; für Frankreich scheint diese Zeit jedoch ein absolutes Maß zu seyn. Wenigstens dürfte man dies aus den vielen Geschichten über die Revolution schließen, die fast eben so viele Theorieen derselben sind.

Vielleicht ist keine Epoche der Weltgeschichte so ausschließlich und nach scheinbar so verschiedenen Prinzipien behandelt worden, als es die französische Revolution seitens der Franzosen selbst ist. Die Verschiedenheit ist jedoch in der That mehr eine Verschiedenheit der Form als des Wesens. Denn es würde vielleicht geringere Mühe kosten, als Mancher glauben mag, nachzuweisen, daß fast sämmtliche neuere Bearbeitungen der Revolutionsgeschichte sich auf das bekannte Werk Mignet's basiren und nicht viel mehr als ausführlichere Entwickelungen einzelner Seiten des Mignetschen Standpunkts sind. Wenn wir z. B. die beiden uns am nächsten liegenden Darstellungen dieser Zeit von Louis Blanc und Michelet mit der Revolutionsgeschichte Mignet's vergleichen, so lassen sich dieselben, trotz der großen Verschiedenheit, ja in gewisser Beziehung: Gegensätzlichkeit ihrer Tendenz, doch dem Prinzip nach aus dem Standpunkt des Letzteren ableiten, wenn wir dabei, wie billig, von den besonderen, aber in dieser Rücksicht unwesentlichen, Eigenthümlichkeiten in der Auffassungs- und Darstellungsweise der beiden Verfasser abstrahiren.

Der Standpunkt Mignet's enthält drei wesentliche Gesichtspunkte, welche sich als drei ganz bestimmte, aber verschiedene Seiten eines und desselben Prinzips darstellen. Dies Prinzip, das wir seinem ganz allgemeinen Wesen nach auch in Louis Blanc und Michelet wiederfinden, beruht in der Tendenz, die historische Thatsache der französischen Revolution in ihrem Ursprung, in ihrer Entwickelung und in ihren Folgen als nothwendig zu begreifen und demgemäß zu begründen. Die Schwäche dieser Tendenz, von der sich Keiner der genannten drei Bearbeiter ganz frei zu erhalten gewußt hat, liegt nun aber darin, daß — ein Vorwurf, den sich sonst die französischen Geschichtsschreiber am allerwenigsten zuzuziehen pflegen — die Begründung jener Nothwendigkeit von der Voraussetzung ausgeht, dem Zufall dürfe in allen jenen drei Punkten durchaus kein Spielraum gelassen werden; vielmehr sey jedes, auch das geringste und mit der Idee entweder gar nicht oder doch nur sehr mittelbar zusammenhängende Begebniß eine in dieser Idee nothwendig begründete und daher aus ihr allein erklärbare Konsequenz, von der ihrerseits auch wiederum auf jene zurückgeschlossen werden könne. Am schroffsten tritt diese Einseitigkeit allerdings bei Mignet und zwar in derjenigen Seite seiner Darstellung hervor, die sich auf die Erklärung der die Revolution begleitenden Begebenheiten bezieht, insofern er diese, oft in der gezwungensten Weise, als unmittelbare Konsequenzen der Revolutions-Idee selbst zu entwickeln und jeden anderweitig mitwirkenden Einfluß so viel wie möglich als unwesentlich und sekundär darzustellen sucht. Während Mignet sich so gleichsam im Centrum hält, insofern er hauptsächlich die Entwickelung der Revolution, als eine in jeder Begebenheit der damaligen Zeit sich abspiegelnde und nachweisbare, also absolut wirkende darstellt, beschränkt sich Louis Blanc auf den Ursprung derselben. Denn trotz seiner Versicherungen, „die das sich fortwälzende Weltgetümmel bildenden Begebenheiten zeigten so viel Verwirrung und so wenig klaren Zusammenhang, daß man von keinem Ereigniß mit Sicherheit weder die erste Ursache noch die letzte Wirkung angeben könne", giebt er doch nicht undeutlich zu verstehen, daß man eigentlich die gesammte Weltgeschichte bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts als eine bloße Vorbereitung zur Revolution zu betrachten habe. Ihm scheinen also alle frühere Begebenheiten nicht sowohl an sich, oder als nothwendige Konsequenzen voraufgehender Entwickelungsphasen der historischen Weltgestaltung, sondern als die Keime und das Material für die Revolution in sich schließend, welthistorische Bedeutung zu haben. Was endlich Michelet betrifft, so scheint es — wenn man aus der im ersten Bande seines Werkes enthaltenen allgemeinen Anlage auf die spätere Ausführung derselben schließen darf — als ob er nicht, wie Mignet, auf die Entwickelung, auch nicht, wie Blanc, auf den Ursprung, sondern im Gegentheil auf die Folgen der Revolution das meiste Gewicht lege. Somit fällt auch er in eine, der Blanc-schen gerade entgegengesetzte Einseitigkeit, weil ein großer Wendepunkt in der historischen Entwickelung weder blos als Resultat der früheren Begebenheiten, noch blos als Quelle und Ausgangspunkt für die folgenden, noch endlich blos als isolirtes Phänomen für sich angesehen werden darf, sondern seine wahrhafte Würdigung nur in der Einheit aller drei Beziehungen finden kann.

Mignet nimmt im Gegensatz zu Blanc und Michelet noch denjenigen Standpunkt ein, der sich am meisten rechtfertigen läßt, weil der Begriff der Entwickelung, selbst wenn man ihn in dem Sinne einer praktisch und objektiv faktischen Gestaltung und ohne ausdrückliche Rück- und Hinsicht auf die in ihm nothwendig liegenden Momente des Woher? und Wohin? faßt, doch ohne diese Doppelbeziehung gar nicht vorgestellt werden kann. Somit vereinigt Mignet eigentlich alle drei Seiten jener allgemeinen Tendenz, aber in der Art, daß er auf das mittelste und in objektiv faktischer Beziehung allerdings wesentlichste Moment das meiste Gewicht legt, während sowohl Blanc und Michelet in wirklichen Einseitigkeiten befangen sind. Zugleich wird sich aus den letzteren Bemerkungen ergeben, in welchem Sinne wir oben die Behauptung aufstellten, daß Blanc und Michelet ihren Prinzipien nach in Mignet selbst, und zwar als nur ausführlichere Entwickelungen einzelner Seiten desselben, nachzuweisen seyen.

Betrachten wir jetzt die Geschichte Michelet's etwas genauer. Wenn es wahr ist, daß seine spezielle Tendenz darin besteht, die auf jene stürmische Bewegung folgenden Gestaltungen des französischen Volksgeistes als aus ihr nothwendig hervorgegangene Konsequenzen zu begründen, so folgt daraus zugleich, daß seine Betrachtungsweise der Revolution eine wesentlich tragische ist. Denn wenn man diese Konsequenzen mit jener Bewegung selbst vergleicht, so kann der erste Eindruck, den man aus einer solchen Vergleichung empfängt, nur ein trauriger seyn. Es liegt eine gewisse Ironie darin, wenn man die heutigen Zustände Frankreichs aus der Revolution ableiten, wenn man die Fadheit und Langweile, die Kleinlichkeit und Eigensüchtelei des politischen Bewußtseyns des gegenwärtigen Frankreichs mit der ungeheuren Energie und kolossalen Schwärmerei für die Idee, wie sie das Bewußtseyn des damaligen Frankreichs elektrisirte, als Wirkung und Ursache zusammenstellt. Wenn das Tragische ins Komische umschlägt, entsteht der Humor; schlägt aber das Komische ins Tragische um, wie hier, so wird das Lächeln des Humors zum Lächeln der Ironie. Michelet denkt an den mons parturiens und seinen Sohn, den ridiculus mus — und lächelt, aber ironisch. Die Ironie Michelet's hat jedoch einen sentimentalen, mysteriösen, ja melancholischen Charakter; sie liegt mehr im esoterischen als im exoterischen Sinne seiner Worte und Gedanken; er ironisirt so zu sagen unbewußt, dadurch, daß er den Sprung der Geschichte aus dem Erhabenen ins Lächerliche nicht, als unparteiischer Zuschauer, mit einem franken Lachen begrüßt, sondern als echter Patriot mit tiefer Wehmuth

*) Histoire de la Révolution Française. Par J. Michelet. Tome Premier (CXXVIII und 383 S.). — Berlin, B. Behr'sche Buchhandlung.

darauf hinblickt. So kehrt seine Ironie sich gegen ihn selbst und bringt ihn aus der Schwermuth, in die ihn das sinkende Erhabene gestürzt, nicht selten an die Gränze, wo sein Pathos Gefahr läuft, ins Komische umzuschlagen.

(Schluß folgt.)

Neueste Reisebriefe von Alexandre Dumas.

(Schluß.)

„Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit eine kleine Abschweifung mit Hinsicht auf dieses arme Theater, über welches so viele Albernheiten gesagt worden. Was ich Ihnen hier erzählen will, hat noch Niemand erfahren — ich meine das Geheimniß seiner Geburt, das Mysterium seiner Incarnation. Jedes Gebären ist interessant. Hören Sie mich also einige Augenblicke an; wir kehren dann nach Bayonne zurück, und ich verspreche Ihnen, daß wir heute Abend wohlbehalten — die Mallepost müßte denn zerbrechen — nach Madrid abreisen. Erinnern Sie sich, meine Gnädige, der ersten Vorstellung der Musketiere, — nicht der Musketiere der Königin, denn diese hat niemals Musketiere gehabt, sondern der Musketiere des Königs? *) Es war im „Ambigu", wo die Sache vorging, und Se. Hoheit der Herzog von Montpensier wohnte dieser ersten Vorstellung bei.

„Ganz im Gegensatz zu meinen Kollegen, den dramatischen Autoren, die sich in der Stunde der Entscheidung in contumaciam verurtheilen lassen, indem sie sich hinter den Coulissen oder hinter dem Vorhang verstecken und sich nur auf irgend ein praktikables Maschineriestück wagen, wenn Applaus sie herausruft oder ein Pfiff sie beunruhigt, biete ich, ganz ihr Gegentheil, dem Beifall und dem Pfeifen des Saales die Stirn, und das, ich will nicht sagen mit so völliger Gleichgültigkeit, aber mit so völliger Ruhe (dasselbe soll auch ein deutscher Dramatiker der letzten Jahrzehnte von sich gerühmt haben), daß es mir einst begegnete, einen Fremden, den ich gastfreundlich in meine Loge aufnahm, da ich ihn auf den Korridors umherirren sah, — diesen mir unbekannten Fremden am Schluß des Schauspiels zu verlassen oder vielmehr von ihm verlassen zu werden, ohne daß er ahnte, den Abend bei dem Verfasser des Stückes selbst, welches er beklatscht oder ausgezischt hatte, zugebracht zu haben.

„Ich war also in meiner Loge dem Prinzen gegenüber, mit dem ich noch niemals zu sprechen die Ehre gehabt hatte, und es machte mir Vergnügen, — was man einem Autor wohl gestatten wird, — auf dem jungen königlichen Antlitz, das noch den ersten frischen Eindrücken der Jugend offen war, die verschiedenen angenehmen oder peinlichen Empfindungen zu verfolgen, die ein Lächeln auf seinen Lippen hervorriefen oder eine Wolke über seine Stirn jagten .... Und der Anblick dieses königlichen Jünglings erweckte in mir zugleich eine ganze Welt von Erinnerungen. — Er ist dahin, ach schon lange, der, den ich liebte, wie man seinen Vater oder sein Kind liebt, mit der ehrfurchtsvollsten und innigsten Liebe. Wie ging es wohl zu, daß er gleich von Anfang an über mich diesen unsäglichen Einfluß gewann? Ich weiß es nicht. Mein Leben hätte ich für ihn dahingegeben, das ist Alles, was ich weiß. Auch er liebte mich ein wenig, ich bin dessen gewiß; hätte er mir sonst Alles gewährt, was ich von ihm erbat? Freilich erbat ich von ihm nur Dinge, die den Gewährenden fast dem Bittenden verpflichtet machen. Gott allein weiß, wie viel geheime und heilige Almosen ich in seinem Namen austheilte. Noch jetzt schlägt ein Herz, das erstarrt wäre, noch jetzt betet ein Mund, der stumm seyn würde, wenn wir uns nicht auf demselben Wege begegnet wären, und wenn ich allein nicht um Gnade gefleht hätte, als alle Anderen nur Gerechtigkeit riefen.

„Es giebt Unglückliche, die an Nichts glauben, Entnervte, die ewig an der Kraft zweifeln, Eunuchen des Herzens, die für das Mannhafte keinen Sinn haben und alles Mannhafte verleumden, weil sie es nicht begreifen. Diese entdeckten bald, daß Jener, den ich meine, mir ein Jahrgehalt von zwölfhundert Franken gebe, bald, daß er mir ein für alle Mal ein Geschenk von funfzigtausend Thalern gemacht! und, Gott verzeihe mir's, sie schrieben dies irgendwo, ich weiß nicht in welchen Blättern. Soll ich Ihnen sagen, Madame, was ich während seines ganzen, leider so kurzen Lebens von ihm empfangen? Ich empfing von ihm eine Bronze, am Abend nach der Vorstellung des Caligula, und am Tage nach seiner Hochzeit ein Bund Schreibfedern. Allerdings war diese Bronze ein Original von Barye, und mit diesem Bund Schreibfedern schrieb ich „Mademoiselle de Belle-Isle". Hamlet hatte sehr Recht zu sagen: Man delights not me! — Ich habe kein Gefallen am Menschen, wenn überhaupt die, welche dergleichen Schändlichkeiten schreiben, den Namen „Mensch" verdienen. Solche Erinnerungen regten sich in mir, als ich meine Augen auf den jungen Prinzen heftete. — Jener andere Prinz war sein Bruder.

„Plötzlich sehe ich den Herzog von Montpensier sich zurückbiegen und erblassen. Ich forschte nach der Ursache des unangenehmen Eindruckes, den er gehabt haben mußte; meine Augen wenden sich von seiner Loge wieder nach dem Theater, und ein Blick giebt mir Aufklärung. Der Schauspieler, der die Rolle des Athos spielte, hatte sich, statt des Blutstropfen, der in dem Augenblick, wo das Haupt Karl's I. fällt, durch die Bretter des Schaffots rinnen und seine Stirn zeichnen soll, mit einem Blutfleck gefärbt, der die Hälfte seines Gesichts bedeckte. Dieser Anblick war es, von dem der Prinz sich mit Widerwillen abgewandt hatte. Es würde mir unmöglich seyn, Madame, Ihnen das peinliche Gefühl zu schildern, welches mir jene unwillkürliche Bewegung verursachte. Wäre der ganze Saal in Zischen und Pfeifen ausgebrochen, es hätte mich weniger ergriffen. Ich stürzte aus meiner Loge und eilte nach der seinigen. Ich fragte nach dem Doktor Pasquier, der bei ihm war. Er kam heraus. „Pasquier", sagte ich zu ihm, „melden Sie dem Prinzen, daß das Bild des Schaffotes morgen verschwunden seyn wird." Was soll ich Ihnen sagen, Madame, oder vielmehr was soll ich jenen Menschen sagen, von denen ich eben sprach? Unter den auserwählten Naturen besteht ein sympathetisches Verständniß, welches sie die ganze Kette eines Gedankens hinanleitet, wenn nur das Ende des äußersten Gliedes sie streift. Der Prinz, der mich niemals in den Tuilerieen gesehen hatte, die ich nur ein einziges Mal betrat, — und das war am 29. Juli 1830 — der Prinz erinnerte sich, wie uneigennützig ich seinen Bruder geliebt; er begriff das Gefühl, welches mich bewog, auf dem verhängnißvollen, frühen Grabe dieses Bruders das Band zu lösen, das ich vielleicht an einige seiner Hinterbliebenen hätte anknüpfen können; er hatte den Schrei des Schmerzes und des Abschiedes gehört, den ich mit ganz Frankreich jenem Bruder nachsendete; dann sah er, wie ich mich entfernte, wie ich allem Einfluß entsagte, wie ich, zu neuen Kämpfen bereit, in das Reich der Kunst zurückkehrte, in welchem es mein Ehrgeiz ist, auch ein Fürst zu seyn!

„Er wünschte mich kennen zu lernen. Doktor Pasquier machte den Vermittler. Acht Tage darauf fand ich mich in Vincennes, mit dem Herrn Herzog von Montpensier plaudernd und zum erstenmal auf einige Minuten vergessend, daß der Herzog von Orleans, dieser von so hoher Kunstbegeisterung beseelte Fürst, nicht mehr war. Die Folge dieses Gesprächs war die Zusage eines Theater-Privilegiums von Seiten des Grafen Duchatel (Ministers des Innern) für eine von mir zu wählende Person. Ich hatte bei unseren Proben der „Musketiere" die Bekanntschaft des Herrn Hostein gemacht und sein Administrativtalent, seine literarische Bildung und besonders sein Bestreben kennen lernen, unter der Masse des Volks eine Literatur zu verbreiten, die sie unterrichten und sittlich veredeln könnte. (?!)

„So machte ich denn Herrn Hostein den Vorschlag, die Direction des zu errichtenden neuen Theaters zu übernehmen, und er ging darauf ein. Das Uebrige, Madame, ist Ihnen bekannt; Sie haben das Hotel Foulon fallen sehen, und Sie werden bald unter Klagmann's geschicktem Meißel aus seinen Trümmern die elegante Façade hervorgehen sehen, die in Stein meinen unveränderlichen Gedanken verkörpern soll. *) Das Gebäude stützt sich auf die antike Kunst, auf Tragödie und Komödie des Alterthums, auf Aeschylus und Aristophanes. Von diesen beiden Urgenie's werden Shakespeare, Corneille, Molière, Racine, Calderon, Goethe und Schiller getragen. Ophelia und Hamlet, Faust und Margarethe repräsentiren in der Mitte der Façade die christliche Kunst, so wie die beiden Karyatiden unter ihnen die antike. Und der Genius des Menschengeistes weist mit dem Finger nach oben, wohin der Blick des Menschen sich wenden soll, dessen aufgerichtetes Antlitz, nach Ovid's Gesängen, dazu geschaffen ist, nach dem Himmel zu schauen.

„Diese Façade, meine Gnädige, erklärt alle unsere literarischen Pläne: unser Theater, das aus gewissen Rücksichten „historisches Theater" genannt wurde, hätte richtiger „europäisches Theater" heißen müssen, denn nicht blos Frankreich soll dort allein und unumschränkt herrschen, sondern ganz Europa soll demselben seinen Tribut bringen, wie die großen Herren der Lehnszeit im Thurm des Louvre ihre Huldigung leisteten. In Ermangelung jener Meister, die man Corneille, Racine und Molière nennt, und die in ihrem königlichen Grabe in der Rue de Richelieu **) begraben sind, werden wir jene gewaltigen Genie's haben, welche die Namen Shakespeare, Calderon, Goethe und Schiller tragen! — Nun, Hamlet, Othello, Richard III., der Arzt seiner Ehre, Faust, Götz von Berlichingen, Don Carlos und die Piccolomini werden uns, begleitet von den Werken der Zeitgenossen, über die gezwungene Abwesenheit des Cid, der Andromache und des Misanthropen trösten helfen." — .....

Es folgt nun noch allerlei „geistreiches" und auch nicht geistreiches „Geschwätz" über die raschen Anstalten zur Reise nach Spanien und Algier, die sich am Abend entschied und am anderen Tage schon vor sich ging. Zwei Freunde, der Maler Boulanger und der Mitarbeiter des Autors, Herr Maquet, „ein Mann, der vielleicht mehr als irgend Jemand in der ganzen Welt arbeitet, wenig ausgeht, sich wenig zeigt, wenig spricht, ein eben so ernster als pittoresker Geist, der seine Kenntnisse durch das Studium der alten Sprachen bereichert hat, ohne seiner Originalität zu schaden", — und außer diesen noch Alexandre Dumas der Sohn und sein Bedienter, der Neger Paul, werden mitgenommen, und zwar, wie es scheint, auch die beiden Ersteren auf Kosten des Einladenden, denn er schreibt ihnen, sie sollten nichts als ein möglichst kleines Felleisen mitnehmen, „für alles Uebrige werde er sorgen"; auf Regierungskosten kann es aber, wenigstens nach den Aussagen des Herrn Dumas vor Gericht, nicht geschehen seyn, da er dort erklärte, er habe aus seinem Vermögen gewaltige Opfer bringen müssen, um seine Reisekosten zu bestreiten, zu denen die von Herrn Salvandy ihm gezahlte Summe lange nicht hingereicht hätte. Hiermit schließen wir diese Auszüge aus den ersten Briefen, die

---

*) Scribe hat bekanntlich nach dem Dumas'schen Roman „die drei Musketiere" für Halevy einen Operntext, mit obigem Zusatz zu dem Titel, geliefert.

*) Dieser „unveränderliche Gedanke" ist nun „verkörpert", das Théâtre-Historique ist eröffnet; das erste Drama von Dumas, die „Königin Margot", scheint aber, allen Berichten zufolge, ein historisches Monstrum zu seyn.

**) Dort ist das Théâtre français, welches allein das Privilegium hat, die Stücke jener französischen Klassiker zur Aufführung zu bringen.

eine bloße Einleitung bilden, und behalten uns vor, wenn die Reiseschilderungen selbst etwas Mittheilenswerthes darbieten, später unseren Lesern noch einige Proben davon zu geben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

VIII. Der Orkan.*)

Grivély irrte nicht. Zwei Kriegsschiffe, — eine französische Fregatte und eine englische Korvette, — kamen wirklich auf den „Satan" zu.

Die Schnelligkeit, mit welcher ein Schiff das andere erreichen oder vermeiden kann, hängt lediglich von seiner mehr oder weniger begünstigten Lage im Winde ab. In dieser Hinsicht war offenbar der „Satan" sehr im Nachtheile. — Um auf dem Wege nach Bourbon zu bleiben, lavirte das Schiff gerade.

Der Capitain ließ sogleich die Richtung ändern, indem er, der Leichtigkeit seines Fahrzeuges vertrauend, noch hoffte, bei einem vollen Seitenwinde, dem Feinde entgehen zu können.

In jedem anderen Augenblicke wäre die Berechnung eine richtige gewesen. Ein schnell ausgeführtes Manöver hätte in der That den Negerhändler gerettet. War dies aber ausführbar, während zwanzig Leute todt oder schwer verwundet auf dem Verdecke lagen und außerdem alle übrigen der größten Erschöpfung preisgegeben waren?

Statt einiger Sekunden, währte der Segelwechsel, aus Mangel an gehörigen Kräften, einige Minuten lang.

Daraus entstand ein unersetzlicher Schaden.

Das Schiff hört begreiflich während eines solchen Manövers auf, weiter zu fahren. Es verliert die Strecke, die ein bereits mit Vortheil segelnder Gegner gewinnt. Der Flüchtling muß also, falls die Richtungs-Aenderung ihm Nutzen gewähren soll, wenigstens durch schnelleres Fortkommen auf der neuen Bahn jenen Nachtheil ausgleichen können.

Grivély versuchte demnach ein Wettsegeln. Leider aber waren seine Verfolger ebenfalls Schnellsegler. Sie hielten es mit ihm aus. Zuweilen schien es sogar, als ob die Fregatte die bewundernswerthe Geschwindigkeit des „Satan" noch überträfe.

Zwei Stunden später erscholl ein Kanonenschuß. Eine Kugel größeren Kalibers traf, ohne ihn jedoch zu beschädigen, den Vordertheil des „Satan".

Schußfertig waren dessen Batterieen. Leicht hätte er auf ähnliche Weise erwidern können. Dennoch wurde auf die ungestüme Frage keine Antwort ertheilt. Noch kam es hauptsächlich darauf an, dem Feinde eher zu entgehen, als entgegenzutreten. War dieser Feind nicht so überlegen, daß es unsinnig gewesen wäre, ihm ohne die dringendste Veranlassung Trotz zu bieten? Deutete nicht die Art und Weise der eben erhaltenen Einladung durch ihre Zudringlichkeit darauf hin, daß das wirkliche Treiben der Verfolgten den Verfolgern kein Geheimniß wäre, daß also eine genaue, das Corpus delicti nach seinem ganzen Bestande liefernde Untersuchung nicht zu vermeiden seyn würde?

Grivély's Lage wurde stets bedenklicher. Fregatte und Korvette näherten sich. Sie waren kaum eine englische Meile von einander entfernt. Zwei gleichlautende Aufforderungen langten, diesmal unheilbringend, am Bord an.

Tiefgebeugt überlegten Hauptmann und Supercargo, was zu thun sey. Ihre Angst, ihre Verzweiflung wuchs beständig.

Man sprach schon von Ergebung gegen Zusicherung des Lebens. — Die getheilten Meinungen der Mannschaft hierüber kündigten wiederholte blutige Zwiste an.

Zu Gunsten des „Satan" erschien, — in diesem kritischen Augenblicke, — ungebeten, aber willkommen, ein mächtiger, furchtbarer Bundesgenosse.

Der anfänglich kleine, kaum wahrnehmbare schwarze Punkt am Horizont war nach und nach riesenhaft gewachsen. Als Trauerhülle bedeckte er nun den ganzen Himmel. Von Zeit zu Zeit zerriß ein heftiger Wind den über die Natur ausgebreiteten Todesschleier. Einzelne Stücke der Wolken wurden gewaltsam, rasch auf einander in das Weite getrieben; aber vergebens. Der schnellen und hartnäckigen Wuth des Windes folgte eine noch schnellere, noch hartnäckigere Wolkenbildung nach. Und diese wurde zuletzt so dicht und so mächtig, daß sie nunmehr dem Winde das ungehinderte Toben gegen das Meer gestattete. Das Meer selbst aber stieg. Steigend gebar es unüberwindliche, stets höher und höher anwachsende Festungswälle, die den „Satan" umgaben und beschirmten. Der feindliche Kanonendonner war nicht zu vernehmen. Sein Klang verhallte in dem Donner des Sturmes, wie die Stimme eines Kindes in dem Gebrüll einer aufrührerischen Menge. Die Finsterniß fing vor der Nacht an. Nach der Finsterniß fand sich die Wasserfluth, der Regen, ein.

Es war Mitte Dezember, im zweiten Monate des tropischen Winters, zu der Zeit, wo der kommende Tag keinem Menschen in den tropischen Gegenden gesichert ist; zu der Zeit, wo die allgemeinen Winde, mit dem Regen verbunden, sich zu Orkanen gestalten.

Für das Land und für die Seeleute giebt es nichts Schrecklicheres, als dergleichen Katastrophen.

Auf dem Lande fällt der Regen stromweise. Alle kleinen Quellen werden zu mächtigen Flüssen. Sämmtliche niedrig gelegene Ortschaften sind mit Blitzesschnelle unter Wasser gesetzt. Uferwellen, die gewöhnlich vier bis fünf Fuß hoch sind, erreichen eine Höhe von 60 bis 100 Fuß. Die Luft wird schwer, lästig. Sie füllt sich mit Dünsten. Der Himmel nimmt matte, metallische Farben an. Das Barometer fällt auf den äußersten Punkt. Der Wind lärmt wie die Posaunen zum jüngsten Gerichte. Seine Gewalt ist zügellos. Menschen, Thiere, Bäume, ganze Häuser werden bald niedergeworfen, bald ungeheure Strecken weit fortgeschleudert.

Jedoch sind den Bewohnern des festen Landes Wind und Regenstürme vielleicht weniger verhängnißvoll, als den Seemännern. Keine Rheden, keine Häfen vermögen die Schiffe gänzlich zu schützen. Sobald Stürme drohen, ist die Flucht das einzige Mittel, Hab und Gut und Leben zu erhalten. Man muß die hohe See gewinnen.

Gewagt, entweder Rettung oder Untergang! Auf reines Glück kömmt es nun an. — Ohne Richtung, ohne Lenkung wird das Schiff in die weite Welt des Meeres gejagt. Es fliegt aufs Gerathewohl nach einem Ziele, unbekannt wie die Zukunft. Es steigt auf klippenreiche, hohe Wasserberge. Es fällt in tief liegende Wasserthäler und Schluchten. Wehe dem Unvorsichtigen, dessen Schiff nicht vollkommen gerüstet war! Wehe dem Tollkühnen, der sein Leben einem bereits zu oft durch das sturmbewegte Meer erschütterten Fahrzeuge anvertraute!

Ist das Gerüst nagelfest und neu, ist die Mannschaft furchtlos und in hinreichender Zahl, so kann einem geschickten und kaltblütigen Capitain allerdings der Sieg über das Element zu Theil werden. Nach langem Schweben zwischen Seyn und Nichtseyn, kehrt er, — ohne Segel, ohne Masten, — doch mit seinem Schiffe wieder heim.

Er kehrt heim, wenn im Laufe seiner Höllenfahrt ihm keine Wind- oder Meeres-Säulen begegnet sind.

Das Schiff wird in seiner schnellen Flucht kurz angehalten. Hunderte von Atmosphären lasten plötzlich auf demselben. Es sinkt unter und verschwindet: — Das ist die Windsäule.

Oder:

Das Schiff fällt auf ein Gespenst, das aus den Wellen steil und drohend emporragt; das den Weg nach allen Seiten sperrt; das, je mehr man sich ihm naht, immer steiler und drohender wird; das endlich, wenn es hinlänglich mit dem Grauen der Sterbenden Scherz getrieben, über dieselben zusammenstürzt und durch seine Schwere die größten Segelwerke in den Abgrund tief versenkt: — Das ist die Meeressäule.

Wind- und Meeres-Säulen, — aus der wilden Ehe des Meeres und des Sturmes entstandene Geburten, — sind Menschenleben und Menschenwerken verderblicher, als ihre mächtigen Aeltern.

Wenn von 60 Schiffen, die bei Ausbruch eines Orkans die Küste verließen, nur 20 zurückkehren, — wenn die 40 anderen spurlos verschwunden sind, so ist in der Heimat der Meeres- und Wind-Säulen nicht einmal danach zu fragen. Man weiß ja, wie beide Zerstörungs-Prinzipien verfahren. Man weiß, daß sie nur den Leichen ausnahmsweise die Rückkehr nach dem Vaterlande gestatten.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

*) Man vgl. Nr. 24 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Die Aufgabe der Akademieen. Es ist in der letzten Zeit so viel über die Würde der Akademieen und der Akademiker geschrieben worden, daß es hier nicht am unrechten Orte seyn dürfte, daran zu erinnern, daß grade in Berlin derjenige Akademiker gelebt und gewirkt hat, der über die Aufgabe und die würdigste Bestimmung der Akademieen eine zu ihrer Zeit ausgezeichnete und auch nachmals auf diesem Gebiete nicht übertroffene Abhandlung geschrieben — eine Abhandlung, welcher die Ehre widerfuhr, in Diderot's und d'Alembert's berühmter Encyklopädie als das Erschöpfendste, was über den „Nutzen der Akademieen" bis dahin geschrieben worden, bezeichnet und im Auszuge mitgetheilt zu werden.

Jean Henri Samuel Formey, Prediger der französisch-reformirten Gemeinde in Berlin, war vor hundert Jahren (1743), als die Akademie der Wissenschaften von Friedrich II. regenerirt wurde, beständiger Secretair derselben und ward nachmals auch ihr Historiograph. Zwei „Discours", die in seiner „Histoire de l'Académie de Berlin" abgedruckt sind, hat Formey der Frage über den Nutzen der Akademieen gewidmet. Er wirft zunächst einen Rückblick auf das, was Karl der Große (der bekanntlich mit Alcuin schon eine Art von Akademie gestiftet) und was nachmals die deutschen Kaiser für die Wissenschaft gethan, worauf er in einem besonderen Abschnitt auf Descartes übergeht, in Bezug auf welchen er sagt, daß die Philosophie seinem Haupte eben so fertig und gewappnet entsprungen sey, wie Minerva dem des Jupiter. „Ja", fügt er hinzu, „ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß Descartes der eigentliche Vater der Akademieen sey, weil er unbestritten der Vater der gesunden Philosophie und des philosophischen Geistes ist." — Das Studium und die Pflege der Philosophie sah also Formey als eine Hauptaufgabe der Akademieen an. In der That zeichnete sich damals die Berliner Akademie dadurch aus, daß sie die Metaphysik, die Logik und die Moral, die zu jener Zeit von den Akademieen in Paris, in Italien, in Madrid und in St. Petersburg ausgeschlossen blieben *), zur vorzüglichsten Disziplin

*) Die von Lorenzo von Medici gegründete „Platonische Akademie" in Florenz, die im 15., 16. u. 17. Jahrhundert blühte und sich hauptsächlich mit der Philosophie des Plato, nebenbei aber auch mit der Poesie Dante's beschäftigte, existirte im 18. Jahrhundert nicht mehr.

erhob und eine besondere Klasse für „spekulative Philosophie" besaß, die seitdem in die sogenannte „historisch-philosophische Klasse" übergegangen ist, von welcher bekanntlich in unserem Jahrhundert die Heroen der deutschen Philosophie, Fichte und Hegel, die unter den Augen der Akademie lehrten, ausgeschlossen geblieben sind. Unter der Regierung Friedrich's des Großen fanden die beiden öffentlichen Sitzungen der Akademie am 24. Januar (wie noch jetzt), als am Geburtstage des Königs, und am 31. Mai, als am Jahrestage seiner Thronbesteigung, statt. In der letztgedachten Sitzung wurde jedesmal der in einer goldenen Medaille von 50 Dukaten im Werth bestehende Preis, und zwar abwechselnd von der Klasse für Physik und Mathematik und von der Klasse für Philologie und spekulative Philosophie, zuerkannt. Einen solchen Preis erhielt unter Anderen auch Herder im J. 1770 für seine Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen" — eine Abhandlung, welche Herr Dr. Stern in seiner kürzlich gehaltenen Vorlesung über denselben Gegenstand vergessen hat anzuführen, obgleich er sich dadurch einen großen Theil seiner Definitionen hätte ersparen können. — Jene Preise betrachtete auch Formey als eines der vorzüglichsten Mittel der Akademie, die Achtung vor dem echten Wissen zu verbreiten, dem falschen Wissen und dem Halbwissen entgegen zu arbeiten und die Macht der Journale und der encyklopädischen Wörterbücher, die er schon damals als sehr bedeutend darstellt, zu paralysiren, welches Letztere er ganz besonders als eine Aufgabe der Akademie bezeichnete. „Die Reden der Akademiker", fügte er hinzu, „müssen daher vor allem Anderen von der **Wahrheit** durchdrungen seyn und unbedingt den Gesetzen des **Anstandes** huldigen, verum ac decens. Wenn die Mitglieder einer Akademie sich selber von diesen beiden Regeln nie entfernen, werden sie sicher auch Andere nicht davon dispensiren. Sie werden dann nur solchen Schriften, die ebenfalls den Stempel der Wahrheit und des Anstandes tragen, ihre Zustimmung ertheilen. Das literarische Publikum ist natürlich sehr geneigt, die gelehrten Körperschaften zu befragen und deren Antworten als Orakel zu betrachten. Hierin liegt ein großer Vortheil: es handelt sich nur darum, diese Erwartung zu befriedigen und wirklich Orakelsprüche zu geben, so viel dies nämlich dem Munde von Sterblichen überhaupt möglich ist. Es handelt sich darum, diejenigen aufzumuntern und zu leiten, in welchen außerordentliche Gaben mit gutem Willen sich vereinigen; diejenigen, denen es an Talent gebricht, mit Wohlwollen von den irrthümlich eingeschlagenen Pfaden zurückzuführen; diejenigen aber, die mit ihrer Unfähigkeit auch Hochmuth und Schlechtigkeit verbinden, zu züchtigen und nöthigenfalls zu vernichten. Ein halbes Jahrhundert einer solchen, von einer Akademie weise ausgeübten Diktatur würde in dem Bereich ihrer unmittelbaren Wirksamkeit die vortheilhaftesten Veränderungen hervorbringen, aber auch dem gesammten übrigen Menschengeschlechte nur vom größten Nutzen seyn können."

So weit der alte Formey, dessen Rathschläge freilich von keiner Akademie, so viel uns bekannt, befolgt worden, die aber in vielen Stücken auch noch heutzutage beherzigungswerth seyn möchten.

— **Irländische Zustände in Deutschland besprochen.** Im English Club in Berlin hielt am vorigen Dienstag vor einer zahlreichen, zum größten Theil aus Damen bestehenden Versammlung Herr G. B. **Wilkinson** einen Vortrag in englischer Sprache über „**O'Connell und die Repeal**". In Nr. 9 des Magazins vom 21. Januar d. J. haben wir bereits über Vorlesungen berichtet, die Herr Wilkinson in seinem Hause über die Geschichte und die gegenwärtige Lage Irlands gehalten. Wir haben damals dem Redner, als solchem, seiner eleganten und faßlichen Darstellung wegen, unsere bereitwillige Anerkennung nicht versagen können, allein was seine Auffassung des Gegenstandes betrifft, so mußten wir sie als eine durchaus einseitige und verfehlte bezeichnen. Diesem Urtheil glaubte Herr W. entgegentreten zu müssen, indem er in seinem letzten Vortrage, obwohl unser Blatt nicht ausdrücklich von ihm genannt wurde, doch mehreremal deutlich auf dasselbe anspielte. Der Redner hat indessen gerade durch diesen Vortrag unsere Kritik bei denjenigen unserer Leser, die ihn früher nicht gehört hatten, vollkommen gerechtfertigt. Wir bedauern, bei aller Achtung vor dem Talent des Herrn Wilkinson, unumwunden hier wiederholen zu müssen, daß er sich, einem deutschen Publikum gegenüber, nicht als kompetent in der Beurtheilung der irländischen Zustände erwiesen hat. Herr W. wird, da er sich auch mit unserer Literatur vertraut gemacht, wissen, daß die Deutschen an ihre Geschichts-Darsteller die unbedingte Anforderung machen, sich über die Parteien zu erheben und Alles aufzubieten, damit die Wahrheit zur Erscheinung komme und diese für sich selbst rede. Herr W. aber zeigt uns — ob bewußt oder unbewußt, lassen wir dahingestellt — immer nur die eine Seite des irländischen Gemäldes, dessen andere Seite wir gerade darum, weil sie uns verdeckt wird, mit dem so natürlichen Mitgefühl für den schwächeren und unterdrückten Theil, um so lebhafter uns ausmalen, und wie wenig wir sonst auch geneigt sind, für das Repealgeschrei und den Agitator in die Schranken zu treten, — nachdem wir die Deductionen des Herrn Wilkinson gehört, müssen wir für Herrn O'Connell und dessen Anhang Partei ergreifen.

Um nur ein Beispiel von der Auffassungsweise des Herrn Wilkinson zu geben, führen wir an, daß er die Emancipation der Katholiken und die vor einigen Jahren geschehene Aufhebung einiger anglikanischen Bischofsitze und Pfarrstellen in solchen Gegenden Irlands, wo es — was freilich der Redner hinzuzufügen vergaß — keine anglikanische Gemeinde giebt und wo die anglikanischen Sinekuren lediglich durch die Zehnten der armen katholischen Bevölkerung erhalten wurden, nicht als unerläßliche Handlungen der Gerechtigkeit, sondern als bloße Zugeständnisse, ja theils sogar als Beweise von Schwäche der zur Zeit am Ruder befindlichen britischen Minister darstellte! — als Zugeständnisse, die nur immer neue Anforderungen zur Folge gehabt hätten! Wir wollen durchaus nicht voraussetzen, daß Herr W. die Meinung hege, der Anglikanismus habe auch im 19. Jahrhundert noch das Recht, den Katholizismus in Irland so zu knechten, wie er es im 17. u. 18. Jahrhundert gethan; ja, wir zweifeln nicht, daß Herr W. keinen Anstand nimmt, die kluge Politik seiner Landsleute gut zu heißen, welche in Ostindien sogar die heidnischen Hindus in ihren politischen Rechten wie in ihren religiösen Meinungen schützt; aber gerade darum müssen wir die Forderung an ihn stellen, daß er auch bei Betrachtung der traurigen Zustände Irlands Gerechtigkeit, die volle Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit übe!

Es ist wahr, daß der Nationalcharakter der Irländer große Schattenseiten darbietet, besonders, wenn er mit dem der Engländer verglichen wird, die ihnen an Willens- und Thatkraft, an praktischem Sinn wie an freiem Geist unendlich überlegen sind. Die Irländer erscheinen uns häufig als unwahr und komödiantisch (wodurch auch ihre Uebertreibungen, die sogenannten Irish Bulls und die von Herrn Wilkinson in O'Connell's Reden nachgewiesenen rhetorischen Floskeln sich erklären lassen); sie sind mehr listig als treuherzig; sie hängen am Branntwein fast noch mehr als an dem von ihren Priestern genährten Aberglauben, und in ihrer Rachsucht erinnern sie zuweilen an die korsische Vendetta, — aber sie sind dabei auch tapfer — was den Engländern in ihren ausländischen Schlachten oft genug zu Statten kam — gutmüthig, gastfrei und unendlich begeistert für ihr vaterländisches, grünes Erin, welches uns in den von Thomas Moore gesammelten „irischen Melodieen" so außerordentlich reizend erscheint, daß wir es mit allen seinen Fehlern lieb gewinnen müssen. Ja, ein Volk, das an seinem Vaterlande mit der Hingebung hängt, wie das irländische, ist schon darum allein zu achten; wahrhaft zu bemitleiden ist es aber, wenn sein Vaterland durch eine falsche Politik um den Segen seiner natürlichen Vorzüge gebracht wird. Diese falsche Politik verschulden zunächst die großen, meistens britischen Grundbesitzer, welche die armen Iren, die ursprünglichen Herren des Landes, als **Pächter** ein elendes Daseyn führen lassen, immer mehr Ackerland in Weide und Wiesen verwandeln und, während sie selbst außerhalb Irlands ihr Geld verzehren, die Bauern zu Tausenden von ihrem väterlichen Boden in die weite Welt hinaus jagen. Vergebens hat man bisher durch Palliativmaßregeln dem Unwesen dieser Absentees zu steuern gesucht. Wenn der Staat nicht den unwirthschaftlichen und verschwenderischen Gutsherren einen Theil ihrer Ländereien abkauft, damit auf diese Weise die Bauern zu Eigenthum oder **billiger** Pacht kommen, so wird auch derjenige Landbau, der jetzt noch in Irland vorhanden ist, zu Grunde gehen, und der Boden, dessen Werth jetzt schon viel zu gering ist, um durch eine ähnliche Auflage, wie die auf dem Werth und den Einkünften des englischen Bodens ruhende, den Unterhalt der zahlreichen Armen zu beschaffen, wird nothwendig immer mehr entwerthen. Ein anderer Theil jener falschen Politik ist aber in dem Abhängigkeits-Verhältnisse zu suchen, in welchem sich die irländische Industrie der englischen gegenüber befindet. Es ist dies dasselbe Abhängigkeits-Verhältniß, durch welches England auch andere Länder, z. B. Portugal, so auszubeuten gewußt hat, daß alles Kapital nach England gewandert und als Residuum die bitterste Armuth verblieben ist. Wir haben oben bereits angedeutet, daß die Irländer durchaus nicht den praktischen Sinn und die Thatkraft der Engländer besitzen. Natürlich mußten sie gegen diese auch in allen Künsten und Gewerben zurückbleiben. Fast das einzige, was den Irländern eigenthümlich verblieben, ist die Leinweberei, aber man weiß auch bei uns zu Lande, wie armselig gerade dieses Gewerbe seinen Mann ernährt, das überdies in der letzten Zeit durch die Maschinenspinnerei einen neuen Stoß zu Gunsten der englischen Industrie erlitten hat. Zwar sind auch in Irland englische Maschinen eingeführt, zwar hat man auch dort Seiden-, Wollen- und andere Fabriken zu begründen versucht, aber dies sind vereinzelte, sporadische Versuche geblieben, die bei der unglücklichen Lage der großen Masse aller Einwohner, der Agrikulturisten, um so weniger Wurzel fassen konnten. Aus diesem Grunde ist es denn auch zu erklären, daß O'Connell den Wahn zu verbreiten im Stande war, in einer Auflösung der Union mit Großbritanien liege das einzige mögliche Heil für Irland. Aber das arme, ausgesogene Land würde, sich allein überlassen, nur eine um so sicherere Beute der Anarchie und der Verzweiflung werden. Sein Heil ist vielmehr nur von dem endlichen Einsehen der englischen Regierung und des vereinigten Parlaments zu erwarten: daß die Agrikultur- und Industrie-Verhältnisse der Nachbar-Insel fortan nach anderen Grundsätzen zu leiten seyen, wie bisher, und daß englisches Kapital dem Ackerbau wie den Gewerben in Irland auf großartige, mehr den fremden als den eigenen Vortheil im Auge habende Weise unter die Arme greifen müsse.

J. L.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn**.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Dienstag den 30. März 1847.

Frankreich.

Paul Delaroche's Napoleon.

Dieses in Berlin zu einem wohlthätigen Zweck ausgestellte und dem ...rrn Konsul Schletter in Leipzig gehörende Gemälde des berühmten fran...sischen Akademikers faßt einen Augenblick aus dem Leben Napoleon's auf, ...n welchem" — wie das Programm sagt — „der so oft als der Glückliche ...rgestellte Kaiser, als der Unglückliche mit tief ergreifender Wahrheit zur ...schauung gebracht ist". — Zur Würdigung eines historischen Gemäldes ist ...r allen Dingen Zweierlei nöthig: die Orientirung über den historischen ...loment selbst, sofern er Resultat einer faktischen Entwickelung ist, und das ...llständige Bewußtseyn über alle Einzelheiten der vom Künstler in der Form ...s Bildes gegebenen Reproduction seiner Auffassung jenes Moments. ...enn die Geschichte ist ein Fließen, und die Resultate haben in ihr immer ...ur relative Bedeutung. Sofern also der Künstler einen Moment der ge...chichtlichen Bewegung als Endpunkt derselben faßt, nimmt er ihm die Rela...ivität und verwandelt sie in eine vom idealen Standpunkt aus absolute Be...echtigung. Erst hierdurch erreicht das Kunstwerk die Form künstlerischer ...Einheit. Jene erste Bedingung, welche dem realen Thatbestande angehört, ...vie ihn uns die Geschichte überliefert, und worüber also kein Zweifel seyn ...ann, steht nun mit der zweiten, dem idealen Thatbestande, in nothwen...iger Beziehung; und zwar nicht blos deshalb, weil der reale Thatbestand ...en äußeren und inneren Stoff für die künstlerische Darstellung überhaupt ...ergiebt, sondern auch, tiefer gefaßt, insofern, als die subjektive Auffassung ...es Künstlers an die sich in der Geschichte selbst, d. h. in den aus ihr hervor...reienden geschichtlichen Charakteren und Ergebnissen, offenbarende Idee ge...bunden ist. In dieser inneren Nothwendigkeit der künstlerischen Auffassung liegt aber auch zugleich die Freiheit und Unabhängigkeit derselben gegen den blos äußerlichen Zusammenhang; eine Unabhängigkeit, welche die historische Idee selbst dem Künstler gegen den unfreien Kausalnexus einräumt und die bis zur Willkür, bis zur Gewaltsamkeit gegen den äußeren Thatbestand fortgehen kann, so weit dieser sich nicht ausdrücklich als Offenbarungsform der Idee ankündigt. Ja, dieses scheinbare Gewaltanthun des Künstlers gegen den äußern Thatbestand ist zuweilen sogar eine ideale Pflicht, eine ästhetische Nothwendigkeit des Künstlers. —

Diese vorläufigen Bemerkungen sind für die Erklärung des Delaroche'schen Bildes wesentlich. Es sind nun drei Fragen zu beantworten, um unser Endurtheil über dasselbe zu motiviren; nämlich: 1) was ist der historische Thatbestand? 2) wie stellt sich derselbe auf dem Bilde dar, d. h. wie hat ihn der Künstler aufgefaßt? 3) wie rechtfertigt sich diese Auffassung nach ihrer inneren Nothwendigkeit? — Diese drei Fragen können jedoch noch nicht ein wirklich erschöpfendes Urtheil motiviren. Vielmehr wird uns eine vierte und wesentlichste Frage zu beantworten bleiben, nämlich: ob sich jene Nothwendigkeit — ohne Rücksicht auf die Beziehung des Bildes als einer historischen Darstellung — auch vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus rechtfertigen läßt, kurz: ob der zur Darstellung gewählte historische Moment, wie er vom Künstler aufgefaßt erscheint, für die künstlerische Darstellung überhaupt geeignet ist?

Was die historische Sachlage betrifft, so können wir uns in der Schilderung derselben auf einen Auszug des Programms beschränken. Napoleon hatte im Anfang des Jahres 1814 einen verzweifelten Angriff auf das Heer der Verbündeten versucht, um diese vom Zuge nach Paris abzuhalten. Hiermit eben so wenig, wie mit verschiedenen Querzügen, die er unternahm, um den Feind zu täuschen, erreichte er seinen Zweck; und es blieb ihm schließlich nichts Anderes übrig, als selbst in aller Eile der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Nach den größten Anstrengungen und während unterwegs eine Unglücksbotschaft nach der anderen eintraf, langten die Truppen am 30. März in Troyes an. Napoleon eilte ihnen voran nach Fontainebleau, welches zum Sammelplatz der Truppen bestimmt war. Nur von wenigen treuen Begleitern gefolgt, begab sich Napoleon noch näher an Paris und erreichte Nachts das nur zwei Meilen davon entfernte, einsam gelegene Posthaus von Juvisy. Als er von hier aufbrach, begegnete er von Paris zurückkommenden Truppen, die ihm den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Paris, deren Kanonendonner ihn auf seinem schnellen Marsche schon lange begleitet hatte, und die Capitulation der Hauptstadt verkündeten. Er sandte nun, nachdem ihn nur die Vorstellungen seiner Generale, daß die getroffene Uebereinkunft die Umkehr der Truppen nach Paris nicht gestatte, von dem Entschluß, dennoch nach Paris zu gehen, um einen Ueberfall mit allen Truppen, die er an sich raffen könnte, zu wagen, zurückgebracht hatten, den Herzog von Vicenza mit unbeschränkter Vollmacht zur Abschließung irgend eines Vertrags an den Kaiser Alexander und übernachtete in dem oben erwähnten Posthause. Als aber am Morgen der Herzog mit der Nachricht zurückkehrte, die Capitulation von Paris sey unterzeichnet, der Einzug der Verbündeten auf diesen Morgen anberaumt und Alles vergeblich — kehrte Napoleon nach Fontainebleau zurück. Es sind nun die Augenblicke nach der Ankunft in Fontainebleau, welche der Künstler gewählt hat, um den tiefen Eindruck aller fehlgeschlagenen Hoffnungen auf den Kaiser darzustellen.

Wie hat nun der Künstler diesen Moment aufgefaßt? Wir erblicken Napoleon, von geistiger und körperlicher Erschöpfung übermannt, auf einen Stuhl hingeworfen, über dessen etwas hohe Lehne sein rechter Arm schlaff herabhängt, während die linke Hand, deren Finger — aber nicht krampfhaft — zur Faust sich geballt haben, auf dem linken Oberschenkel ruht. Der etwas zurückgebogene Leib, so wie der vorwärts geneigte Kopf, den vielleicht nur die Kürze des Halses oder die durch die Höhe der Stuhllehne, worauf der rechte Arm ruht, bewirkte Erhebung der Schulter vom gänzlichen Herabsinken auf die Brust verhindert, die bleiche, gelblichfahle Gesichtsfarbe, der leblose Ausdruck der Züge, vor Allem aber das gerade vor sich hin in das Leere starrende Auge: alles dies weist darauf hin, daß der Künstler den Helden als in gänzliche Erschlaffung aller Seelen- und Leibesthätigkeit versunken darstellen wollte. Aber er begnügte sich nicht, um diesen Eindruck hervorzubringen, mit der Darstellung derjenigen Momente, in denen sich diese Erschlaffung als eine sowohl in äußerer als innerer Beziehung nothwendige ausprägen mußte; er wollte auch diesen ganzen Moment selbst als Resultat vorangegangener gewaltiger Bewegung, als nothwendiges Produkt der übermäßigen Aufregung und Anstrengung rechtfertigen. Dies konnte er aber nur in äußerlicher Weise. Nicht die Masse der mannigfachen Seelenkämpfe und geistigen Aufregungen, die das Innere des Helden in der verflossenen Nacht durchstürmt hatten — denn diese waren ja jetzt im Augenblicke der Erschlaffung zur grabesgleichen Stille beruhigt —, sondern nur die diese innere Bewegung begleitenden, durch sie hervorgerufenen, körperlichen Anstrengungen konnten uns in ihren Folgen, in dem unordentlich auf die Stirn herabhangenden Haar, in den mit Schmutz bis zum Knie bespritzten Reiterstiefeln, in dem zerknitterten, vorn an der Brust weit auseinandergeschlagenen grauen Oberrock und anderen Einzelheiten, die der Künstler mit der größten Sorgfalt behandelt hat, zur Anschauung gebracht werden. — So zeichnet sich diese Gestalt auf dem durch dunkelrothe Tapeten gebildeten Hintergrunde in aller Schärfe und Bestimmtheit ab. Sehen wir von einer Bedingung, über die wir uns unten aussprechen werden, nämlich: ob die Wahl und die Auffassung dieses Moments überhaupt vom künstlerischen Standpunkt aus in sich als gerechtfertigt zu betrachten ist, vorläufig ab, dann müssen wir sagen, daß das Gemälde wunderbar — schön? nein, gerade das ist es vielleicht allein nicht, aber daß es durch die unübertreffliche Lebenswahrheit in allen seinen Theilen, wie durch die energische Einheit, in welcher sich die Idee der Zerschlagenheit eines Helden hier sinnlich verkörpert, einen wunderbar ergreifenden, erschütternden Eindruck macht. Das müssen wir in höchstem Maße anerkennen.

Aber wir würden das Talent eines Künstlers wie Delaroche zu beleidigen fürchten, wollten wir unter seinen ausgezeichneten Eigenschaften die besonders als bewundernswürdig hervorheben, auf die man nur bei solchen Künstlern einen hohen Werth zu legen pflegt, denen die Gabe versagt ist, eine großartige Idee in ihrer Totalität zu begreifen und darzustellen, und die deshalb darauf angewiesen sind, durch die Vollendung der technischen und anderweitig künstlerischen Ausführung die Armuth ihrer Ideen vergessen zu machen. — Nicht also diese formale Vollendung ist es, welche wir bei Delaroche einer bewundernden Kritik unterwerfen, sondern die Idee ist's, über die wir uns mit ihm verständigen möchten. Wir halten es, diesem Künstler gegenüber, eben so unwürdig, die täuschende Naturwahrheit der beschmutzten Reiterstiefeln zu rühmen, als wir die tadelnde Bemerkung lächerlich finden würden, daß die beiden zurückstehenden Stuhlfüße gegen die Gesetze der Perspektive sündigen, da sie weiter von einander entfernt sind, als die beiden entsprechenden vorstehenden.

Aber wie rechtfertigt sich diese Auffassung des beschriebenen Moments nach ihrer inneren Nothwendigkeit? das ist eine andere Frage. In dem dargestellten Moment soll sich die vorangegangene Bewegung in ihrer doppelten Form, als innerer Seelenkampf und als äußere Anstrengung, abspiegeln; und zwar so, daß die letztere zugleich als der Träger des ersteren erscheint. Ist dieser Zweck erreicht? — Er konnte nicht erreicht werden. Die Merkmale

der körperlichen Anstrengung haben wir zwar vor Augen, die der inneren stehen aber mit ihnen in keiner nothwendigen Verbindung. Könnte, fragen wir, diese ganze Unordnung — um dies Wort zu wählen — des äußeren Habitus nicht eben so gut, wenn wir von den idealen Forderungen, die wir an einen Helden wie Napoleon zu stellen gewohnt sind, so wie davon abstrahiren, daß er bekanntlich sehr viel auf elegante Einfachheit in seiner äußeren Erscheinung hielt, — könnte diese ganze Stellung nicht eben so gut aus blos körperlicher übermäßiger Anstrengung und der daraus folgenden Abspannung der physischen Kräfte zu erklären seyn? Man betrachte einmal das Bild unter diesem Gesichtspunkte und gebe sich dann aufrichtige Rechenschaft darüber. Vielleicht werden Manche dennoch antworten: Nein. Der Ausdruck des Auges läßt eine solche Erklärung nicht zu. In ihm spiegelt sich keine Ermüdung, keine bloße Abspannung, sondern wirkliche Hoffnungslosigkeit und Resignation wieder. Also nur im Auge, nicht sonst im Ausdruck der Züge, liegt die eigentliche Bedeutung des tragischen Moments? Nehmen wir dies an, so ist weiter zu fragen, was denn eigentlich der Ausdruck dieses Auges sey? Es starrt in das leere Nichts, es hat keinen festen Punkt, auf den es fixirt ist, wie wenn ein bestimmter Gedanke die Seele beschäftigt. Napoleon denkt Nichts in diesem Augenblick — sondern es ist eben die völlige Aufhebung aller geistigen Thätigkeit, worin der tragische Ausdruck dieses in die Leere sich verlierenden Blickes bestehen soll. Ist dies aber ein tragisches Moment? Liegt überhaupt die Bedeutung des Tragischen in der völligen Negation, in der totalen Suspension aller Bewegung, mag übrigens die letztere einen so heroisch-großartigen Zweck gehabt haben wie nur möglich? Nein, hier wird uns Napoleon nicht als ein leidender Held dargestellt, nicht als ein Heros, der, mit ungeheuren Entwürfen schwanger, zu dem tragischen Punkte seines Strebens gelangt ist, wo er alle seine Entwürfe an der Macht eines noch mächtigeren Schicksals scheitern sieht, sondern als ein niedergebeugter, durch diese Macht des Schicksals zur Null gemachter Mensch in aller Schwäche der Menschlichkeit. Keine krampfhaft geballte Faust, kein unwillkürliches Zucken des Mundes, nicht ein Anzeichen giebt zu erkennen, daß er dieser Macht des Schicksals gegenüber noch ein Wollen, noch einen Gedanken habe, er ist moralisch, im höchsten Sinne des Worts, todt. Das Programm erzählt uns freilich, daß der „so oft als der Glückliche dargestellte Kaiser" in diesem Moment „als der *Unglückliche* zur Anschauung gebracht" werden solle. Das ist nicht wahr. Hier in dieser Gestalt ist weder von Unglück, noch sonst von irgend einer Empfindung etwas zu lesen. Das wollte auch offenbar der Künstler gar nicht, seine Absicht war vielmehr gerade die Darstellung dieser Empfindungslosigkeit selbst. Das ist ihm gelungen; glaubte er damit aber einen tragischen, und dadurch in sich als Resultat der tragischen Ereignisse selbst gerechtfertigten Moment darzustellen, so hat er diese Absicht nicht erreicht. — Vielleicht hängt mit diesem Mangel ein Vorwurf zusammen, den man dem Gemälde, als einer historischen Darstellung, gemacht hat, und dessen Grund wir sonst in *der* Strenge nicht anerkennen können. Man behauptet nämlich, in der Auffassung eines historischen Moments müsse der letztere nicht nur als *Resultat* einer *vorangegangenen* Bewegung gelten, so daß in dem Gewordenseyn des Moments das Werden der Bewegung selbst erkennbar sey, sondern auch schon gleichsam den *Keim* zu einer *neuen* Bewegung enthalten, die aus diesem Resultate als nothwendig hervorbrechen werde, so also, daß der dargestellte Moment in der Einfachheit seines Gewordenseyns ein Doppeltes in sich fasse, indem er rückwärts auf das Werden der vergangenen, vorwärts auf das Werden der zukünftigen Bewegung hinweise. Es liegt in dieser Bemerkung, die, auf unser Bild angewandt, allerdings einen Vorwurf enthält, der aber mit dem von uns ihm gemachten zusammenfällt, eine Wahrheit, die aber nicht auf jedes historische Gemälde anzuwenden seyn dürfte, sondern nur — um es mit einem Worte zu sagen — auf diejenigen, welche einen *tragischen* Moment darstellen; weil das Tragische, da es die Negation — aber nicht nur diese, sondern auch die ideale *Versöhnung* dieser Negation — enthält, auf eine weitere Bewegung hindeutet, in welcher eben diese Negation zur Versöhnung kommen soll. Diese Hindeutung fehlt denn auch auf dem Delarocheschen Bilde, und somit hat für dieses jene Behauptung Recht, aber nur insofern es eine *tragische* Darstellung seyn soll.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun auch schon die Beantwortung der letzten Frage, die zu entscheiden wir uns vorgesetzt, nämlich: ob der zur Darstellung gewählte Moment, wie er *vom Künstler aufgefaßt* ist, vom *rein ästhetischen Gesichtspunkte aus* für die künstlerische Darstellung überhaupt geeignet sey. Wir müssen dies verneinen. Denn da der innere Kampf hier nur in seiner Vollendung, d. h. als ein zur Ruhe gebrachter, zur Anschauung gebracht worden ist, ohne daß in dieser Ruhe selbst schon der Keim zu einer neuen Bewegung angedeutet liegt, so mußte sich der Künstler in Ermangelung jeglicher positiven *idealen* Versinnlichung jenes Kampfes theils an den blos negativen Ausdruck der momentanen Empfindungslosigkeit und geistigen Erstarrung halten, theils — und dies führt uns nun auf den letzten Punkt — war er gezwungen, die *reale* Versinnlichung so positiv auszuprägen, daß das ästhetische Gefühl fast dadurch verletzt werden mußte. Vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus macht daher — das ist nicht abzuleugnen — das Bild einen unangenehmen Eindruck, der nicht etwa nur durch das ganze Beiwerk der beschmutzten Stiefeln, und durch die ungraziöse Stellung hervorgebracht, sondern noch dadurch besonders *verstärkt* wird, daß diesem positiv *Realen* in der äußeren Erschlaffung und Zerschlagenheit, die hier wenigstens als Resultat körperlicher Anstrengungen sich rechtfertigt, kein positiv *Ideales* das Gleichgewicht hält, sondern der innere Kampf, der doch eigentlich Hauptzweck ist, nur in *negativer* Weise dargestellt und nur durch die derbe Realität, nicht also durch und für sich selbst gerechtfertigt erscheint.

Abgesehen von diesen Mängeln in der Auffassung des Moments selbst, ist das Gemälde unleugbar eine der kräftigsten, geistreichsten Schöpfungen der neueren französischen Malerkunst, wiewohl es uns unerklärlich bleibt, daß gerade ein Franzose diesen Moment so auffassen konnte, wie Delaroche es gethan hat. Sr.

Michelet's Geschichte der französischen Revolution.

(Schluß.)

So viel über seinen Standpunkt in formeller Rücksicht. Was seinen spezifischen Gehalt betrifft, so ist seine Auffassung des eigentlich geistigen Moments in der Revolution tiefer, inniger, wenn auch nicht bestimmter als die Blanc's. Ein anderer, noch bedeutenderer Punkt, der die Differenz zwischen Beiden, aber zum Vortheil Michelet's, noch größer macht, liegt darin, daß der Letztere nicht mit vorher zurechtgeschnitzten und schematisch abgezirkelten Definitionen und Eintheilungen ans Werk geht, wiewohl auch er seine, jedoch hier ziemlich unschädliche Marotte hat, die er überall, wo ihm der Hintergrund mangelt, als einen mit tausendkünstlerischer Idealität ausgerüsteten Gliedermann, welthistorische Tänze aufführen oder moralische Grimassen schneiden läßt, das „*Volk*". Daß endlich Michelet nicht auf die wunderliche Idee gerathen ist, die Ursachen der Revolution in der Sündfluth nachweisen zu wollen, kommt nur daher, daß er seinen Forscherblick überhaupt nicht sowohl auf die Ursachen als auf die Konsequenzen richtet, während Blanc umgekehrt von den letzteren am liebsten ganz zu Gunsten der ersteren abstrahiren möchte. Indeß hat es doch auch Michelet für nöthig gehalten, zwischen die Vorrede und das Werk eine „Einleitung" einzuschieben, in der er die Erscheinung der Revolution als nothwendiges Ergebniß eines sich durch die Zeit hindurch entwickelnden Gedankengegensatzes, nämlich des *Gegensatzes zwischen der Gnade und der Gerechtigkeit*, zu begründen sucht. In dieser Einleitung, so wie auch in der Vorrede, finden sich einzelne ganz vortreffliche und tiefe Bemerkungen, die, wenn sie auch für uns Deutsche nicht gerade den Vorzug der Neuheit haben, so doch für die eigenthümliche Tendenz der neueren französischen Philosophie sehr charakteristische Merkmale und Belege liefern. Wir theilen die hauptsächlichsten derselben hier mit:

„Das Marsfeld ist das einzige Denkmal, das uns die Revolution gelassen; das Kaiserreich hat seine Säule und seinen Triumphbogen; das Königthum hat sein Louvre, sein Invalidenhaus; die feudalistische Kirche von 1200 thront noch heute in Notre-Dame; — die Revolution hat zum Andenken — das Leere .... Ihr Denkmal ist der Sand des Marsfeldes, zur Rechten und zur Linken ein Tumulus, wie die, welche die alten Gallier errichteten, dunkle und zweifelhafte Zeugen des Andenkens der alten Helden.

„Ist dieser Held nicht Der, welcher die Brücke von Jena gründete? .... Nein, hier ist etwas Größeres, etwas Mächtigeres, etwas Lebendigeres, etwas die Unendlichkeit Erfüllendes. Hier hat ein Gott gewaltet ....

„Ja, obwohl eine vergeßhafte Generation diesen Ort zum Schauplatz ihrer eitlen Vergnügungen zu nehmen wagt, obgleich das englische Roß mit frechem Hufe den Boden schlägt .... ein großer Athem, den ihr nicht fühlt, weht über die trockene Fläche, eine Seele, ein allgewaltiger Geist. — Aber wenn diese Fläche vertrocknet, wenn dieses Kraut verdorrt ist, so wird es eines Tages wieder frisch und grün werden. Denn mit dieser Erde hat sich der Schweiß derer gemischt, die an einem heiligen Tage, geweckt von den Kanonen der Bastille, von Norden und Süden kamen, um den ewigen Frieden zu dekretiren.

„Arme Revolution; voller Vertrauen beriefst du die Welt zum Frieden und zur Liebe .... „O meine Feinde, sagtest du, es giebt keine Feinde mehr!" Du reichtest Allen deine Hand und botest ihnen die Schale, daraus den Völkerfrieden zu trinken .... Aber sie wollten es nicht. Frankreich hatte sich damals so in die Macht der Idee gegeben, daß es Alles aufbot, um keine Eroberungen machen zu müssen. Konnte auch die Revolution, die in ihrem Prinzip nur der Triumph des Rechts, die Wiedererweckung der Gerechtigkeit, die endliche Reaction der Idee gegen die brutale Gewalt war, ohne Aufforderung Gewalt anwenden? Dieser wesentlich friedliche, wohlwollende, liebende Charakter der Revolution scheint heutzutage ein Paradoxon, so sehr verkennt man ihren Ursprung, ihre Natur, so sehr ist ihre Geschichte schon jetzt, nach so kurzer Zeit, verdunkelt und verfälscht. Die gewaltsamen Anstrengungen, die sie machen mußte, um sich vor der gegen sie verschworenen Welt vom Untergange zu retten, hat eine blinde, leichtsinnige Generation für die Revolution selbst genommen. Und aus dieser Verwirrung ist ein anderes schweres, unheilbares Uebel entstanden: die Verherrlichung der Gewalt.

„So ist Frankreich mit den zwei schlimmsten Gebrechen behaftet, die ein Volk treffen können. Es hat sich selbst vergessen, da es seine Geschichte vergessen hat, und jeden Tag verschwimmt die Idee des Rechts mehr und mehr in ein zweifelhaftes, unsicheres, gestaltloses Scheinbild vor seinen Augen."

Es liegt in diesen Bemerkungen viel Wahres, das ist nicht zu leugnen, wenn es sich auch in diesem phantastischen Traueraufputz wunderlich genug ausnimmt. Weiterhin kommt der Verfasser auch auf die Idee der „Verbrüderung" und des „Individualismus" zu sprechen, wo er mit Recht bemerkt, daß es nicht genug sey, das Wort „Verbrüderung" immer zu wiederholen; man müsse sich zunächst nach einem „Herzen" umsehen, das eines solchen Gefühls fähig sey. Wenn man fragt, woher dieser Angstschrei nach „Verbrüderung" kommt, so kann man mit der trivialen Wahrheit antworten, daß man sich da-

nach immer am meisten sehnt, was man am wenigsten besitzt, also am empfindlichsten entbehrt. Diese Sehnsucht nach der allgemeinen Bruderliebe stammt daher ebenfalls aus der tiefen Erkältung und der alles poetischen Scheins entbehrenden Zerstückelung und Vereinzelung unserer europäischen Politik, deren Totalität, wenn eine solche sich irgendwo darin findet, immer nur auf Kosten der konkreten Individualität und absoluten Geltung des Einzelnen erreicht werden kann. Das jetzige politische Leben der Völker, besonders in Frankreich und England, ist ein abstrakter Mechanismus, und die Diplomatie der Kabinette nichts als ein theoretisches Maschinenbauwesen, für das der Mensch als solcher nicht in Betracht kommt, sondern nur als eine Radzacke oder höchstens Sprungfeder und dergleichen verwandt wird, wenn er anders dazu taugt. Die Worte des Verfassers sind hier nicht ohne Bedeutung; er sagt:

„Verbrüderung? Wer hat dieses Wort seit der Schöpfung der Welt nicht im Munde geführt? Glaubt ihr etwa, daß es erst von Robespierre und Mably erfunden ist? Schon der antike Staat spricht davon; aber er spricht davon nur zu den Bürgern, zu den Menschen; der Sklave ist eine Sache. Hier ist die Idee der Verbrüderung an ihrer Gränze, sie wird zum Monopol und dadurch unmenschlich, unvernünftig, unwahr. „Seyd Brüder!" sagt das Christenthum. Aber um Bruder zu seyn, muß man vor allen Dingen *seyn*. Diese Bestimmung aber fehlt; denn das Recht und die Freiheit bestimmen allein das menschliche Leben. „Die Verbrüderung *oder der Tod*" sagte später die Schreckensherrschaft. Wieder eine Sklaven-Verbrüderung mehr. Wenn irgend Etwas frei seyn soll, so muß es das brüderliche Gefühl seyn. Nur die im letzten Jahrhundert gegründete Freiheit hat die Verbrüderung möglich gemacht. Die Philosophie fand den Menschen ohne Recht, das heißt als keinen, verwickelt in ein religiöses und politisches System, dessen Bahn die Willkür war. Und sie sagte: „Schaffen wir den Menschen durch die Freiheit." Kaum geschaffen, liebte er.

„Auch unsere Zeit muß, wenn sie zum Bewußtseyn ihrer inneren Geschichte kommt, das Werk mit der Freiheit beginnen. Sie muß dem Menschen nicht den Dolch auf die Brust setzen und rufen: „Sey mein Bruder *oder stirb!*" sondern sie muß durch Ausbildung der edelsten Gefühle bewirken, daß Alle, ohne es zu sagen, wirklich Brüder zu seyn wünschen. Das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts." — Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sich durch diese abstrakt-idealistische Wendung plötzlich nach der Seite des seichtesten Kommunismus wendet: „So wird die falsche gegenseitige Verbindlichkeit aus der Welt verschwinden; die *ungerechte Uebertragung des Guten im Adel*, die *ungerechte Uebertragung des Bösen* in der Erbsünde." *Adel* und *Erbsünde* als Gegensatz! Man kann sich nur hier über die Inkonsequenz des Verfassers wundern, daß er neben dem Adel nicht auch das *Eigenthum* nennt. Er scheut sich also doch, geradezu für einen Proudhonnisten zu gelten. Indeß ist diese Wendung nur eine Art poetischer Dialektik, um seinem eigentlichen Zweck näher zu kommen: das Volk als die sichtbare Menschwerdung der abstrakten Verbrüderungs-Idee zu verherrlichen.

„Eines muß gesagt werden, daß die menschliche und wohlwollende Periode unserer Revolution als Urheber und Theilnehmer allein das Volk, das ganze Volk hat; die Periode der Gewaltthätigkeiten aber, die mit Blut beschriebenen Seiten der Revolutionsgeschichte haben nur eine sehr geringe Zahl von Menschen zu Verfassern. Eine zweite Wahrheit, die aus der Geschichte ans Tageslicht tritt, ist die, daß das Volk im Allgemeinen mehr werth ist, als seine Führer. Je mehr ich geforscht habe, desto mehr bin ich in der Ueberzeugung befestigt worden, daß jene glänzenden, mächtigen Redner, die den Gedanken der Masse ausgesprochen, mit Unrecht für die Urheber und einzigen Theilnehmer der Bewegung gelten. Sie sind weit mehr angeregt worden, als sie selbst angeregt haben. Der thätige Werkmeister ist das Volk gewesen. Um ihn zu erkennen und ihm die gebührende Rolle anzuweisen, habe ich jene ehrgeizigen Marionnetten, an deren Fäden das Volk gezogen hat und in denen man bisher das geheime Spiel der Geschichte erblickt hat, auf ihre wahren Verhältnisse zurückführen müssen." Da haben wir also jenen idealistischen Gliedermann, oder vielmehr den im Hintergrunde, hinter den Kulissen, im Souffleurkasten versteckten dirigirenden Tausendkünstler, der die selbstgeschaffenen Gliedermänner zum Tanzen bringt. Da haben wir auch den seinen eigenen Herrn schlagenden Humor.

„Dies Schauspiel", fährt der Verfasser, sich selbst ironisirend, fort, „ich muß es bekennen, hat mein Erstaunen erregt. Je weiter ich mich in das Studium dieser Zeit vertiefte, desto mehr habe ich erkannt, daß die Parteiführer, die Helden der Geschichte, weder die Gegenwart noch die Zukunft vorausgesehen, daß sie nichts vorbereitet, daß sie nirgend große Dinge aufgestellt haben, sondern alles dies hat das Volk gethan. Von seinen sogenannten Führern sich selbst überlassen, hat es in den entscheidenden Momenten immer das Richtige gefunden und erfüllt."

Am Schlusse der Vorrede, wie wenn er den Humor zur wirklichen *Tragikomödie* umschaffen will, erzählt uns der Verfasser mit derselben Naivetät noch, daß, während er an dem Werke gearbeitet, sein Vater gestorben sey. Möglicherweise hat er dies indessen nur bemerkt, um das seltsame Mißverständniß aufzuklären, in Folge dessen die englischen Journale kürzlich einen vollständigen *Nekrolog* des Herrn Michelet lieferten. Sie hatten vermuthlich seinen Vater mit ihm selbst verwechselt.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

IX. Der böse Genius.

Kreuzer und Negerhändler, — die sich nicht mehr um einander bekümmerten, — kämpften, jeder von seiner Seite, tapfer gegen die Gefahr. Mit Ausnahme des auf dem Vordermaste befindlichen, zur Aufrechthaltung unentbehrlichen kleinen Klüwers waren sämmtliche Segel auf jedem Schiffe zusammengezogen.

Das Toben der Elemente, die stockfinstere Nacht, das mögliche Herannahen des letzten Lebens-Augenblickes machten auf jeden der Schiffsgenossen einen schweren Eindruck.

Abgehärtete Menschen, die dennoch unfähig sind, der Ursache der ihnen drohenden Uebel nachzuforschen, geben sich dem Aberglauben hin.

Alte, eingewurzelte, das Glück oder Unglück einer Reise betreffende Vorurtheile herrschen seit Erfindung des ersten Bootes bei den Matrosen aller Nationen. Verschwinden werden dergleichen Ideen wahrscheinlich erst nach Jahrhunderten. Sie bleiben, so lange die Volks-Erziehung keine allgemeine wird.

Bis dahin wird die Abfahrt eines Schiffes am Freitage oder an einem 13ten des Monats eine unheilbringende seyn. Bis dahin werden für Seeleute die Unglücksfälle, denen sie natürlich ausgesetzt sind, von der Gegenwart und Einwirkung irgend eines bösen Geistes am Bord abhängen.

Bei ihrem Mangel an geistiger Bildung darf man kaum über ihre sonderbaren Glaubenslehren staunen.

Unter Anderem ist ihnen die Einschiffung von Geistlichen höchst unlieb. Die Lüsternheit und die Feindseligkeit des Teufels werden, — meinen sie, — dadurch gereizt. Beelzebub, der sich eine größere Macht auf der See als auf dem festen Lande zu erhalten gewußt hat, ist ein rachsüchtiges, bösartiges, unerbittliches Wesen. Seinen Haupthaß richtet er stets auf Christus, der die Welt gerettet. Da sich nun aber der Heiland außerhalb teuflischer Verfolgungen befindet, so verfolgt der Teufel vorzugsweise des Heilands Repräsentanten auf Erden, die Priester. Demnach muß der Seemann, hauptsächlich auf der See, des Priesters Nähe meiden; demnach ist es seine Pflicht, wenn Beelzebub Wind und Wellen aufregt zum Verderben, Schiff und Mannschaft ohne Zaudern einem sonst unvermeidlichen Untergange durch eine heroische That zu entziehen. Das über Bord werfen (zum Teufel befördern) eines Geistlichen ist in solchem Falle kein Vergehen, sondern eine erlaubte Selbsthülfe, ein wichtiger, Nutzen gewährender Dienst.

In der Regel theilen die Offiziere die Ansichten ihrer Untergebenen nicht. Die Erfahrung lehrt indessen, daß der Aberglaube der Matrosen seitens der Vorgesetzten fast immer in Betracht gezogen wird. Man vermeidet gern den Freitag, den 13ten Monatstag und andere in bösem Rufe stehende Umstände. Wer anders handeln sollte, würde, schon vermöge der Unpopularität, bald unter die das Unglück herbeiführenden Personen gezählt werden.

Wenn in gewissen Fällen diese Rücksichts-Methode nicht angewendet werden kann, so sucht ein kluger Offizier durch Schonung und gute Worte die bösen Ahnungen zu zerstreuen. Wenn verrufene Passagiere, wie Priester, seiner Obhut anvertraut worden, so muß er sie mit aller Kraft der Disziplinar-Gewalt beschirmen und nie aus den Augen verlieren.

Auf der Fregatte gab es drei, für die Madagaskar-Mission bestimmte „Raben". So bezeichneten die Matrosen drei unschuldige, ehrwürdige Männer, denen jeder kleine Windstoß zahlreiche Verwünschungen zuzog. Im Laufe der verhängnißvollen Nacht, da kein Zweifel mehr über die nachtheilige Wirkung ihrer Gegenwart obwaltete, kam der Vorschlag zur Sprache, sie über Bord zu werfen. Die Verschworenen faßten schnell und geheimnißvoll einen solchen Entschluß. Zwei der Bestgesinnten boten sich an, die Befreiung der Fregatte vorzunehmen. Nach abgeschlossener Verhandlung gingen sie zur That über und hätten dieselbe ausgeführt, wäre nicht die Wachsamkeit des Verdeck-Lieutenants dem Unternehmen hinderlich geworden.

Unterdessen erlangte eine ähnliche Verschwörung auf dem „Satan" größeren Erfolg. Sie betraf nicht Priester oder „Raben". Dergleichen Vögel kannten die Sklavenhändler seit Jahren nicht. Das Komplott beabsichtigte die Befriedigung eines längst gährenden Hasses. — Selbst bei gesicherter Straflosigkeit, sollte der Aberglaube hier auch zum Vorwande dienen.

Nach Vollbringung aller Manöver auf dem Schiffe, waren die Gedanken der Leute und ihre Gespräche auf den vor wenigen Stunden beendeten Kampf und auf dessen Hauptveranlassung — Venus — gefallen. Man suchte das Mädchen und fand sie nicht. Man zog Erkundigungen ein. Thomson, der der Entführung der Negerin beigewohnt, erzählte, was er gesehen. — Hätte er die Folgen seiner Mittheilung ahnen können, würde er geschwiegen haben!

Die Mannschaft war vor eifersüchtigem Zorn außer sich. Sanglant's Erläuterungen gelang es leicht, zu beweisen, daß Taitar's Persönlichkeit den bösen Genius des Schiffes darstellte, daß, — da er an allen erlebten Mühseligkeiten, namentlich am jetzigen Sturme schuld wäre, — man die Befugniß habe, sich von ihm friedliche Erklärungen und ein Ultimatum zu ihrer Verwirklichung zu erzwingen. Ueberhaupt verdiene er Strafe, müsse Buße thun, indem er der Matrosen heilige Rechte mit Füßen getreten und ihr Eigenthum geraubt habe.

Mochte auch Grivély laut seine Stimme dagegen erheben, er wurde nicht

Bis hier walteten noch friedliche Absichten vor. Man wollte Taitar zu einer Abbitte oder sonstigen Genugthuung zwingen; noch hatte man keine grausamen Pläne.

Leider blieb dem Supercargo nicht die Zeit, sich anzukleiden. Er sollte mit aufs Verdeck kommen wie er da stand, unbekleidet, am ganzen Leibe zitternd. Er sträubte sich und versuchte zu kapituliren. Während der Zeit wurde Licht gebracht. Die natürliche Gesichtsform, die Körperfarbe, die Nägel des Schuldigen fielen auf. Man erkannte in ihm einen Mulatten. — Nun wußte man, warum er sich beständig vermummte. Nun schämte man sich allgemein, die Befehle eines verachteten Parias, eines Wesens unreinen gemischten Bluts, des Abschaums der Menschheit, so lange befolgt zu haben.

Aus seinem Bette wurde Taitar, an einem Stricke am Halse, herausgezogen und auf das Verdeck geschleppt. Seine Klagen, Bitten, Versprechungen halfen nicht. Hände und Füße wurden ihm gefesselt, schwere Geschützkugeln an den Strick gebunden. Zwanzig rüstige Fäuste hoben ihn sodann in die Höhe.

Nach dem Kommando 1, 2, 3 sollte er aus den Armen seiner Henker in das Meer stürzen.

Eins! ruft Sanglant.

Man schaukelt die Last hin und her; — ein herzzerreißender Anblick!

Zwei!

Die Bewegung des Schaukelns wird lebhafter, heftiger.

Zum letzten derben Schwunge sind alle Kräfte angeregt und bereit.

Der Befehl Drei erfolgt aber nicht.

Warum schweigt Sanglant?

Am Eingang der Pulverkammer ist Thomson mit der brennenden Lunte erschienen. Dem Wesen und der Geberde nach, kann seine Absicht nicht zu verkennen seyn. Sanglant, der ihn zur rechten Zeit noch erblickt, hat richtig errathen, daß die vorgenommene Hinrichtung vermuthlich Allen das Leben kosten würde. Thomson's Entschlossenheit ist wohlbekannt. Er droht nie umsonst.

Sich mit Thomson zu verständigen, lassen Sanglant und die Matrosen vorläufig den Taitar in Statu quo. Bald kommt ein Vergleich zu Stande. Dem Verurtheilten wird die Todesstrafe erlassen. Den Teufel und den Sturm zu besänftigen, wird jedoch beschlossen, daß der entlarvte Mulatte, — dem von nun an keine Rechte mehr auf echte weiße Männer zustehen können, — als Neger, zusammen mit den Negern, das Ende des Orkans im unteren Raume abwarten soll.

Eiligst werden Ketten gebracht. Eiligst zwingt man des Neger-Züchters dicken Hals in die eiserne Halsbinde, seine Arme und Beine in die Schellen hinein.

Mit dem Schmucke, — den er so vielen seiner Halbbrüder aufgebürdet, — also belastet, wird er, seiner Korpulenz wegen nicht ohne Mühe, in die Abtheilung der wildesten Bibi's eiligst und gewaltsam hineingepreßt.

Noch suchte man vergeblich auf dem Schiffe nach Venus und Jupiter.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Ein Wort Friedrich's des Großen. Ein Seitenstück zu dem kürzlich (Nr. 21) gedachten Uebersetzungs-Schnitzer hat das Journal des Débats vom 4ten d. M. bei seiner Erwähnung des Vorfalles geliefert, der zu dem bekannten Schreiben der Berliner Akademie an Se. Maj. den König Anlaß gegeben. Es übersetzt nämlich bei dieser Gelegenheit den viel wiederholten Ausspruch Friedrich's des Großen „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" durch „Dans mes Etats chacun peut être heureux à sa façon". Man sieht es dem Artikel an, daß der Verf. nicht recht gewußt, was eigentlich der König und was der akademische Redner, der diese Worte wiederholte, damit habe sagen wollen. Noch viel weniger dürften aber wohl die des Deutschen nicht kundigen Leser Scharfsinn genug haben, den richtigen Ausdruck „faire son salut" für das einen ganz schiefen Sinn gebende „être heureux" zu setzen. Bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht manchem unserer Leser nicht unwillkommen seyn, die Entstehungsgeschichte jenes auch in Deutschland häufig mißverstandenen Wortes des großen Königs kennen zu lernen. Man hat dasselbe nämlich hier und da als einen Beweis seines Indifferentismus in Religionssachen angesehen, während es, im Zusammenhang mit seiner Veranlassung betrachtet, gerade im Gegentheil für die Achtung, die der König jeder Konfession erwiesen haben wollte, und für seine damit in Verbindung stehende Abneigung gegen Proselytenmacherei ein Zeugniß ist. Das Wort stammt bereits aus dem ersten Monat seiner Regierung. Am 22. Juni 1740 ward nämlich dem Könige — wie Dr. Anton Fridr. Büsching in seiner zwar nicht sehr geschmackvollen, aber mit großer Treue ausgearbeiteten Darstellung des Charakters Friedrich's II. Königs von Preußen *) erzählt — von dem Staats-Minister von Brand und dem Konsistorial-Präsidenten von Reichenbach berichtet, daß in den katholischen Schulen, welche für die Kinder des katholischen Theiles der Garnison in Berlin angelegt worden, allerlei Gelegenheit zur Proselytenmacherei gegeben sey, indem man daselbst aus Protestanten römisch-katholische Glaubensgenossen zu machen suche. Es habe dies der General-Fiskal Uhden am 12ten d. M. angezeigt, und sie fragten nunmehr also an: „ob die römisch-katholischen Schulen bleiben, oder welche andere Antwort sie dem Uhden geben sollten?" Der König schrieb darauf an den Rand:

„Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiskal „nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig „werden."

Die Phrase gewinnt in diesem Zusammenhange augenscheinlich an Bedeutung, denn sie ist eben sowohl eine Randglosse gegen die Anfrage, ob die römisch-katholischen Schulen aufzuheben seyen, als sie dem Grundsatze, daß darin keine Proselytenmacherei zu dulden sey, zur Erläuterung dient. Es ist also nichts weniger, als Indifferentismus, was der Redensart zum Grunde liegt.

*) Halle, 1788.

— Junius-Briefe über die Schweiz. Ein radikaler schweizer Schriftsteller, der unter dem Namen C. Junius eine „Neue Politik" herausgegeben, worin er die Herrschaft der Massen als die Politik der Zukunft bezeichnet, tritt jetzt auch mit „politischen Briefen über die Schweiz" auf, die er dem von Arnold Ruge herausgegebenen Taschenbuche „Politische Bilder aus der Zeit" einverleibt hat. *) Es enthalten diese Briefe, wenn auch von einem Standpunkte geschrieben, der in Deutschland nur von Wenigen und, ihrer Einleitung zufolge, nicht einmal von demjenigen getheilt wird, an den sie gerichtet waren, doch ungemein viel Lehrreiches über die schweizer Zustände, die, weil auf einem kleinen Raume so vielerlei divergirende, politische und kirchliche Ansichten sich durchkreuzen, unserem Auge als verworren und unentwirrbar sich darstellen. Herr C. Junius bemüht sich, den Zusammenhang und die geistige Bedeutung dessen, was in der Schweiz vorgeht, nachzuweisen und das Ziel der dortigen Bewegungen festzustellen. Namentlich behauptet er, daß in allen Kantonen diese Bewegungen so lange fortdauern würden, bis gewisse allgemeine Prinzipien des demokratischen Staatsrechtes überall in der Schweiz zur Geltung gekommen seyn werden, und als diese Prinzipien bezeichnet er: 1) den allgemeinen Antheil des Volkes an der Gesetzgebung durch den Verkehr der Gemeinde-Versammlungen mit den legislatorischen Centralbehörden; 2) Geschwornengerichte für Kriminal- und Civilrechtspflege; 3) eine mächtige Verwaltung mit der strengsten Verantwortlichkeit, und 4) für die Bundesverfassung ein ähnliches System wie das der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die in einigen Kantonen sich wiederholenden revolutionairen Bewegungen, welche, wie namentlich die in Lausanne und in Genf, den Unwillen Europa's erregt haben, sucht er durch folgendes, etwas sophistische Raisonnement zu erklären: „Wenn in einem Volke Revolutionen in einer Richtung sich wiederholen, so beweist dies, daß sie das erstemal nur halb gelungen waren, und wenn sie von Reactionen unterbrochen werden, so beweist dies ganz dasselbe. Die Reactionen, welche in der neueren Geschichte von Europa vorkommen, sind nicht dadurch hervorgerufen worden, daß die vorausgegangenen Revolutionen zu durchgreifend, sondern dadurch, daß sie nicht durchgreifend genug waren. Jede halbe Revolution führt zu einer Reaction, jede Reaction zu einer neuen Revolution, komme sie früher oder später."

*) Leipzig, Verlags-Büreau, 1847.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Donnerstag den 1. April 1847.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums. *)

Es liegt uns ein so eben erschienenes Werk vor, über das ein genügendes Urtheil zu fällen keinesweges eine leichte Aufgabe ist. „Eine Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit", sagt der Verfasser, „hat noch Niemand unternommen, und doch, wie unberechenbare Aufschlüsse würde ein solches Werk, gründlich durchgeführt, über die Entwickelung des menschlichen Geistes gewähren." Allerdings; aber sollte dieser bei der heutigen Ueberfülle in allen Zweigen der Literatur auffällig scheinende Mangel nicht seine guten Gründe haben? Vor allen Dingen setzt eine solche Geschichte die absolute Bestimmung dessen voraus, was man unter Denken im Gegensatz von Glauben, ferner was man unter Freiheit, und endlich was man unter Denk- und Glaubensfreiheit zu verstehen habe. Sind aber diese Begriffe so über alles Mißverständniß erhaben, oder — um deutlicher zu sprechen — hat die heutige Philosophie einen Standpunkt erreicht, auf welchem diese Begriffe in ihrem einfachen Wesen so klar am Tage liegen, daß sie auch dem gewöhnlichen Bewußtseyn unmittelbar zugänglich und in sich begründet erscheinen? — Der Verfasser hat diese Frage vorausgesehen und deswegen der eigentlichen Entwickelung seines Gegenstandes eine Einleitung vorangeschickt, deren Zweck dahin geht, den Leser über den für jene Entwickelung nothwendig einzunehmenden Standpunkt zu orientiren. Zwar bezeichnet er eigentlich nur das erste Kapitel als solche „Einleitung", in der That gehören aber die zwei folgenden Kapitel gleichfalls dazu. Denn das erste Kapitel bewirkt die beabsichtigte Orientirung wesentlich nur in negativem Sinne, insofern darin zuerst der Stoff selbst begränzt, also das nicht dahin Gehörige ausgeschlossen wird, sodann die verschiedenen, möglicherweise demselben gegenüber einzunehmenden Standpunkte (der natürliche, philosophische, historische und praktische Standpunkt) durchgegangen und charakterisirt werden, um abermals durch die Nachweisung der Unzulänglichkeit der übrigen einen als den allein richtigen und unbedingten festhalten zu können. Nach dieser ganz in aristotelischer Weise verfahrenden Reinigung des Bodens stellt sich nun der Verfasser im zweiten Kapitel auf den dadurch gewonnenen und gerechtfertigten Standpunkt, um von ihm aus den „Begriff von Denk- und Glaubensfreiheit" nach allen seinen Seiten hin philosophisch zu begründen. Dieser sehr wichtige Abschnitt bedarf übrigens einer spezielleren Betrachtung, weshalb wir ihn hier nicht weiter charakterisiren wollen. Von der rein philosophischen Bestimmung des Begriffs zu der Betrachtung seiner historischen Entwickelung in einer einzelnen Periode überzugehen, wäre jedoch ein Sprung, den zu thun der Verfasser durch seinen richtigen Takt verhindert wird, da er wohl weiß, daß der Schritt vom Allgemeinen zum Einzelnen durchs Besondere geht. So giebt er uns denn im dritten Kapitel einen „Ueberblick des geschichtlichen Hergangs und Hinblick in die Zukunft", mit anderen Worten: er sucht die dialektische Selbstbewegung des Prinzips als historische Entwickelung praktisch zu beweisen, indem er die Phasen der Gestaltung der Denk- und Glaubensfreiheit, von der „unbewußten Seelenfreiheit im Orient", durch das „willkürliche Repressivverfahren, keimend in Griechenland, wuchernd in Rom, kulminirend im Mittelalter" und das „Präventiv-System der Censur seit Anwendung der Presse", ferner durch das „gesetzmäßige Repressiv-System der Gegenwart" hindurch, bis zu der in der Zukunft zu realisirenden „unumschränkten sittlichen Denkfreiheit als Ziel der Menschheit" mit eben so gewissenhafter historischer Treue als philosophischer Konsequenz verfolgt. Nur Eines hätten wir gewünscht: daß der Verf. diesem, auch für die Philosophie der Geschichte so höchst bedeutsamen Kapitel eine größere Ausdehnung und demzufolge Ausführlichkeit gegeben hätte. Doch sind wir ihm auch für das, was er gegeben, von Herzen dankbar. — Hier schließt die Einleitung; und es folgt nunmehr, nach einer kurzen, die historische Sachlage „orientirenden" Uebersicht über die Geschichte des freien Worts, die eigentliche Betrachtung der speziellen Darstellung der inneren sittlichen, religiösen, literarischen u. s. f. Zustände Roms unter den julischen Kaisern.

Bei der fast überströmenden Fülle des Stoffs sind wir in der That in Verlegenheit, welche Seite desselben wir zur Mittheilung und Besprechung vorzugsweise auswählen sollen. Theils ist es die überraschende Neuheit der Thatsachen, wie z. B. in dem ganzen Abschnitt über den „Buchhandel und literarischen Verkehr" im Alterthum, theils die Neuheit der Resultate, welche aus bekannten, aber durch die Eigenthümlichkeit der Zusammenstellung und der Betrachtungsweise des Verfassers in ihrer früheren Bedeutung veränderten Thatsachen gezogen sind, theils endlich ist es der Standpunkt des Verfassers selbst und die von demselben aus unternommene philosophische Entwickelung seiner, später durch historische Nachweise gerechtfertigten Gedanken, worauf wir näher eingehen möchten. Um uns nun aber nicht den Vorwurf eines seichten Eklektizismus zuzuziehen, haben wir uns für drei bestimmte Gegenstände entschieden, die wir mit Ausschließung des Uebrigen vorzugsweise betrachten wollen und nach denen sich die vorliegenden Bemerkungen in drei Artikel gruppiren lassen:

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.
II. Der literarische Verkehr im Alterthum.
III. Uebersicht über die historische Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.

Der erste Abschnitt wird seiner Natur nach wesentlich kritisch sich gestalten; beim zweiten werden wir uns nur referirend verhalten; im dritten endlich werden wir die hauptsächlichsten Thatsachen aus den verschiedenen Kapiteln zu einer historischen Skizze zusammenstellen.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

1. Standpunkt des Verfassers.

Gewiß büßt das Studium des Alterthums den schönsten Theil seiner Bedeutung ein, wenn man es nicht fruchtbar macht für die Gegenwart; dergestalt, daß die Vergangenheit aus ihrem scheinbar abgeschlossenen Ideen- und Gefühlskreise warm und voll an uns herantritt, daß sie uns eben nicht als ein Anderes erscheint, sondern als unser eigenstes Selbst, als ein wesentlicher Bestandtheil unseres Daseyns. Wie nun aber kann diese Befruchtung des Alterthums, in dessen labyrinthischen Gängen man nur zu leicht sich verirrt, anders vollzogen werden, als indem wir es nicht ohne den Faden der Ariadne betreten, der uns immer und immer wieder zur Oberwelt emporleitet, um dann die wahrgenommenen Erscheinungen der Vergangenheit von dem Standpunkte der gegenwärtigen, d. h. der gesammten geschichtlichen Entwickelung aus zu beleuchten? Zur Geschichtschreibung im höheren, d. h. im wahren Sinne ist es nicht hinlänglich, mit einem zureichenden Material von Kenntnissen über die äußerliche Gestaltung des Alterthums ausgerüstet zu seyn, womit sich die meisten Philologen und Alterthumsforscher zu begnügen pflegen, noch reicht andererseits die Fähigkeit der philosophischen Durchdringung des äußeren Stoffs allein zu, sondern es muß Beides, die Kenntniß des empirischen Stoffes und der philosophische Geist sich vereinigen, um einen wahrhaften Geschichtsforscher zu bilden. Denn wenn die Philologen, wie der Verf. richtig bemerkt, „in ihrem gründlichen Eifer vor lauter Einzelheiten das Ganze", den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, so sehen die abstrakten Theoretiker umgekehrt die Mannigfaltigkeit des Einzelnen nicht vor der verschwimmenden Einfarbigkeit des Ganzen. Nirgends muß sich der verhaßte oder, wenn man will, beliebte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen abstrakter Speculation und eben so abstrakter Empirie inniger auflösen als in der Geschichtsforschung.

Unser Verfasser faßt, wie es uns bedünken will, mit Unrecht, die Geschichte anfangs nur im positiven Sinn als Gegensatz zur Philosophie, indem er sagt: die Philosophie hat es mit Theorieen, die Geschichte mit Erfahrungen zu thun; jene brütet über plötzliche Schöpfungsakte, diese über langwierige Prozesse; deshalb kann es geschehen, daß die historische Erkenntniß die Theorie der philosophischen billigt und dennoch ihre volle Anwendbarkeit, wenn nicht auf alle Zukunft hin, so doch für den Augenblick oder für längere Zeiten bezweifeln muß. — Wir müssen dies bestreiten. Die Philosophie hat es weder blos mit Theorieen zu thun, noch brütet sie über plötzliche Schöpfungsakte; sondern sie faßt nur das, was sich in der geschichtlichen Entwickelung als zeitlicher Prozeß ausdehnt, in die Einfachheit des Begriffs zusammen, die aber in sich den Prozeß eben so enthält, als die Geschichte selbst. Eben dadurch, daß sie den Prozeß als einen begrifflichen darstellt, hört sie auch auf, Theorie zu seyn, als welche sie mit der Geschichte nicht nur „für den Augenblick oder für längere Zeit", sondern auch „auf alle Zukunft hin", nie harmoniren würde. Darin aber stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, daß „Philosophie und Geschichte die Anschauung des Idealen" bezwecken (der Verf. sagt: „läutern"), „daß aber das Ideal an sich, wie es die Natur dem sittlichen Menschen offenbart, völlig unumschränkte Denkfreiheit, mit Einschluß der

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

Glaubensfreiheit, fordert, eine vollkommnere als sie noch irgendwo auf der Welt besteht, eine Freiheit, deren alleinige Schranke die Sitte ist. Denn der Gedanke fällt ja dem unendlichen Geiste, dem endlichen Staate nur die That anheim. Eine halbe Freiheit aber ist keine; denn die Fesseln bleiben Fesseln, auch wenn man das Eisen in Silber und Gold verwandelt oder die Zahl der Schellen und Ringe vermindert. Wo das Denken irgendwo gebunden ist, da ist kein freies Denken, und wo keine volle Freiheit ist, da ist Zwang. Der absolute Standpunkt des philosophischen Bewußtseyns heischt nothwendig gleicherweise unbedingte Preßfreiheit, selbst mit Aufhebung aller Repressivmaßregeln, und unbedingte Glaubensfreiheit, selbst mit Aufhebung aller äußeren Bande. Aber von dem Standpunkt der historischen Erfahrung aus muß die Anwendbarkeit dieser Theorie mindestens auf so lange hin bezweifelt werden, als die Verwirklichung einer vollkommenen Sittlichkeit noch unerreichbar dünkt. Wenn aber der allgemeine Fortschritt zur Sittlichkeit eine Thatsache ist und mithin die allmälige Annäherung an dieses Ziel nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, dann dürften sich auch im Laufe der Zeiten Zustände erzeugen, welche der Erfüllung oder versöhnenden Umgestaltung jener Bedingung und mit ihr der Verwirklichung jener Forderung günstiger wäeen, als die Gegenwart es ist und die nächste Zukunft es seyn kann."

Es ist unbegreiflich, wie der Verfasser diesen schroffen Gegensatz, den er doch im zweiten Kapitel sofort wieder aufhebt, hier so festhalten kann. Der „absolute Standpunkt des philosophischen Bewußtseyns" ist duechaus fern davon, das Ideal der Freiheit und Sittlichkeit als e i n e bestimmte, e i n s t zu verwirklichende Form zu fassen, sondern beruht wesentlich auf dem Prinzip, daß alle Ideale, oder Ideen überhaupt, nur im Werden, also im geschichtlichen oder begrifflichen Prozeß, ihre alleinige Wahrheit und Existenz haben. Jenes „Ziel" liegt also in der That entweder w i r k l i c h „außer dem Bereich aller Möglichkeit", wenn man es als Endpunkt der geschichtlichen Entwickelung, als „vollkommensten Zustand" auffaßt, oder aber es verwirklicht sich, d. h. es w i r d überall und i m m e r. Denn in diesem seinem W e r d e n liegt nicht blos das negative Moment des Noch-nicht-Erreichthabens des letzten Ziels, sondern auch das positive des Fortschreitens selbst. Alle Phasen dieses absoluten Wesens enthalten aber in ihrer Totalität die Idee selbst, und zwar so, daß letztere außerhalb, weder am Anfang noch am Ende, noch überhaupt irgendwo einmal existirt. Ueberhaupt ist „Ideal" ein bedenklicher Ausdruck, weil er leicht das Mißverständniß erregen kann, als könne (in der Zeit) eine Form existiren, die die Idee in ihrer Vollendung enthielte. Vielmehr ist alle Geschichte selbst die stete Verwirklichung der Idee, die fortwährende Erreichung des Ideals, aber freilich auch eben so die fortwährende Nichterreichung desselben.

In dem Sinne wie der Verfasser die Philosophie auffaßt, steht sie allerdings als Theorie der Praxis gegenüber, und es ist von diesem Standpunkt aus anzuerkennen, daß er eine Versöhnung zwischen ihnen herbeizuführen wünscht. „Die Praxis", äußert er sich in dieser Beziehung, „zeigt, obwohl in zu entschiedener, zuversichtlicher, selbstgefälliger Weise, sich stets geneigt, den absoluten Gesichtspunkt als unpraktisch zu verdammen. Gewiß hat sie von dem ihrigen aus recht, zu behaupten, das Absolute, weil es als solches von dem Relativen oder dem durch Verhältnisse Bedingten ganz absieht, stehe in Widerspruch mit der wirklichen Welt, als welche stets in einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen sich bewege. In der That ist das Bestreben der neuesten nach den letzten Konsequenzen ringenden Speculation, sich selbst unmittelbar an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, sofern dies nicht auf Mißverständnissen beruht" — dieser Zusatz ist allerdings nöthig und ändert die Sache sehr — „mindestens eben so unpraktisch als es zugleich unphilosophisch ist. Abee Eines übersieht die Praxis jeder Zeit bei ihren hastigen und voeschnellen Verdammungsurtheilen, dies nämlich, daß in den vorangegangenen Zeitläufen eine steigende Entwickelung von Ideen, ein allmäliger Peozeß sich offenbart, der mithin bei höherer Steigerung oder im weiteren Fortgange auch das zur Erscheinung bringen kann, was noch nicht ist und ebendeshalb in den Augen der Praxis als unpraktisch erscheint. Wie Vieles ist nicht schon in der politischen, religiösen und socialen Entwickelung zu Tage gekommen, was dem Schlendrian oft noch kurz zuver unmöglich und phantastisch dünkte. Die Geschichte ist ein schwellender Strom, der auch wider der Menschen Vermuthungen und trotz ihrer kurzsichtigen Vorsicht, sowohl duech natürliche Berge wie durch künstliche Dämme sich Bahn zu brechen versteht."

Es war duechaus nothwendig, daß wir auf diese Ansichten des Verfassers näher eingingen, weil in ihnen der Schlüssel für die ganze Betrachtungsweise des eigentlichen Gegenstandes enthalten ist. Seinen Standpunkt charakterisirt er nun selbst schließlich folgendermaßen: „Das historische Bewußtseyn bewähet sich als der verständigste Standpunkt in den Konflikten der Gegenwart. Es mag die Aufstellungen des philosophischen bezweifeln, aber verdammen kann und darf es sie nicht. Es läßt die letzten Ergebnisse der Dinge auf sich beruhen, greift nicht der Geschichte bis ans Ende der Tage vor; aber es begehrt den Fortschritt zur sittlichen Feeiheit für die Zukunft, weil es denselben in der bisherigen Weltentwickelung wahrnimmt und gerade deshalb als ein historisches Gesetz anerkennen muß. Es zieht aus der Lage des Prozesses behutsam nur die allgemeinsten Schlüsse auf den Charakter der weiteren Entwickelungsstufen; aber es wagt mit Zuversicht, aus der Gesammtanschauung der Vergangenheit die nächste Phase der Zukunft zu bestimmen."

So weit über den Standpunkt des Verfassers. Wir hätten wohl Manches dagegen zu erwiedern, wie z. B. daß es uns ein Kampf gegen ein bloßes wesenloses Scheinbild dünkt, wenn er gegen die „unphilosophisch" verfahrende P h i l o s o p h i e polemisirt. Doch ist hier nicht der Ort zu einer speziellen Kritik seiner Ansichten, mit denen wir übrigens im Grunde übereinstimmen, sofern wir den Verfasser richtig dahin verstanden haben, daß die wahrhaft „philosophisch" verfahrende Philosophie zugleich auch die am meisten „praktische" ist. Eines nur müssen wir ihm zum Vorwurf machen, daß er den Ausdruck „absolute Philosophie" braucht, wo er a b s t r a k t e s R a i s o n n e m e n t meint.

2. Innere Entwickelung des Begriffs von Glaubens- und Denkfreiheit.

Das Seelenvermögen, welches den Menschen über das Thierreich erhebt, ist in seiner Ursprünglichkeit Eins; in seinem endlichen (oder vielmehr u n e n d l i c h e n) Prozesse entfaltet es sich aber zu einer Mannigfaltigkeit von Trieben, die sich zu dem Gegensatz zweier Thätigkeiten, des Fühlens und Denkens, des Gemüths und des Verstandes, des Herzens und des Kopfes, gliedern. In dem reifen vollendeten Menschen hebt sich dann dieser Dualismus (aber nur annäherungsweise, nie absolut) wieder auf, beide Thätigkeiten verschmelzen zu einer bewußten harmonischen Einheit. Wie im Individuum, so wiederum in der Gattung. Der Glaube und das Wissen, die Religion und die Philosophie, selbst die Kirche und der Staat, verhalten sich im Leben der Menschen wie Fühlen und Denken, Gemüth und Verstand, Herz und Kopf im Einzelnen. Auch ihre Aufgabe ist, sich einander zu durchdringen, und, wie sie thatsächlich in den Ursprüngen der Menschheit als Eins sich nachweisen lassen, so auch in ihrem letzten und bewußten Ergebniß neuerdings Eins zu werden. Wie nun Glauben und Denken nur die verschiedenen Entwickelungsgebiete Eines Seyns, des Seelenvermögens, das eben durch sie zum vollen Begriff seiner selbst sich ausbildet, indem es aus einer bloßen Anlage (Dynamis) zu einer wirklichen reifen Kraft (Energeia) — besser Thätigkeit — gedeiht: so sind auch gleicherweise die Entwickelungen der Glaubens- und Denkfreiheit nur die beiden Momente Eines Prozesses, wodurch der Freiheitsdrang der Seele zu der bewußten Seelenfreiheit geläutert wird. Glaubens- und Denkfreiheit bilden daher nur insofern und so lange zwei veeschiedene Begriffe, als Glauben und Denken der geschichtlichen Menschheit noch nicht in so völliger Uebereinstimmung stehen, wie im reifen Individuum Gemüth und Verstand. —

So der Verfasser. Auch hiergegen haben wir wiederum einzuwenden, daß dieser Prozeß, dessen gegensätzliche Gestaltung der Verfasser richtig schildert, weder im Individuum noch in der Gattung als ein möglicher- oder wirklicherweise zu beendender, abzuschließender betrachtet werden darf. Ein reifes Individuum, wie der Verf. es hinstellt, worin jener Gegensatz absolut gelöst ist, existiet nicht nur nicht, sondern ist unmöglich, unwahr. Vielmehr besteht die Individualität eben in dieser Differenz und in dem u n e n d l i c h e n S t r e b e n, sie zur harmonischen Einheit zu bringen. Sagt doch der Verf. selbst, daß alles Leben — nicht etwa nur, wie er anzudeuten scheint, das irdische, sondern überhaupt alles Leben — in stetem Flusse begriffen ist, weil Alles, was ist, erst werden, d. h. seinen vollen Begriff in der Wirklichkeit entfalten muß, um wahrhaft zu seyn. — Allein er vergißt, daß dies Werden, diese Entwickelung selbst das Seyn, d. h. das Daseyn ist. Die Vollendung des Begriffs ist nicht in dieser oder jener Entwickelungsphase vorhanden, sondern ist diese Entwickelung selbst, durchzieht alle Momente und Phasen derselben. Kurz der Prozeß der Entwickelung ist selbst ein unendlicher, sowohl im Individuum, das an der Unerreichbarkeit seines Begriffs stirbt, als in der Gattung, die über die Leichen der Individuen in die Unendlichkeit hineinschreitet. (Fortsetzung folgt.)

A f r i k a.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

X. D e r F e i n d.

Die durch den zuletzt geschilderten Vorfall herbeigeführte Anwesenheit eines beträchtlichen Theils der Mannschaft im unteren Schiffsraume veranlaßte eine Besichtigung der daselbst befindlichen Ladung.

Um die höchst nöthige Hülfe auf dem Verdecke zu leisten, hatten seit Beginn des Orkanes die Wächter diesen Raum verlassen. Ein einziger Matrose war unten geblieben. Ohne Beistand wagte er aber nicht, sich den Schwarzen zu nähern; er ließ sie demnach ohne Nahrung und nahm, um ihre Klagen nicht weiter zu hören, zur Flasche seine Zuflucht. Drei volle Tage hatte er auf diese Weise, vor der Einführung des Supercargo, zugebracht.

Man entdeckte nun, daß viele Schwarze vor Hunger gestorben waren, andere, in Folge der ihnen zu Gebote stehenden Mittel zum Selbstmorde, sich getödtet hatten.

Obwohl die Negerhändler die Meinung theilten, daß ihnen selbst der schrecklichste Todeskampf nächstens bevorstand, so wurde, durch den Anblick des erlittenen Verlustes, der Speculationsgeist in ihrer Seele rege. Sie beschlossen, der Ladung, für welche sie eigentlich alle ihre Mühseligkeiten litten, bis zuletzt ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Thomson, der, bei seiner langjährigen Erfahrung zur See und bei seinem gesunden Menschenverstande, die Hoffnung nie aufgab, zeigte sich zu dem Ende besonders thätig. Er ließ sogleich die Leichen über Bord werfen, die Schiffsluken, so viel es nur anging, zur Reinigung der Luft öffnen, gesunde und hinreichende Lebensmittel vertheilen. Von nun an wollte er selbst, mit einigen Männern, die er dazu überredet hatte, unten bleiben.

Taitar's Lage war indessen keineswegs eine bequeme. Seine Nachbarn wurden ihm bald viel unangenehmer, als die Last seiner Ketten, als die gezwängte Lage.

Er befand sich zwischen zwei großen, mächtigen Bibi's, deren tiefliegende, weißglänzende Augen beständig und bewegungslos auf ihn gerichtet waren.

Nur die Zuckungen ihres Mundes, wenn sie dem neuen Gefährten zweiunddreißig ungeheure scharfe Zähne zeigten, belebten von Zeit zu Zeit ihr Gesicht. Die Vermuthung des Supercargo, der Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu seyn, war allerdings gegründet. — Ihren Hauptfeind hatten die Neger erkannt. Sie jubelten darüber, daß, nachdem er lange an dem Glücke und dem Leben der Schwarzen freventlich sich vergangen, der gerechte Wille der Gottheit ihn endlich unter die Schwarzen zur Erduldung einer gerechten Strafe gebracht. Deshalb kamen sie darauf, ein Bestrafungsprojekt zu entwerfen. Dieses betraf aber nicht allein das verhaßte Individuum in ihrer Mitte, sondern gewissermaßen auch sämmtliche Bewohner des Schiffes.

Seit Taitar's Einkerkerung waren Venus und Jupiter — wie man weiß, — nicht aufzufinden. Nachdem man vergeblich gesucht hatte, nahm man an, Beide wären entweder freiwillig, — wie mehrere Negerweiber und Kinder es schon gethan, — ins Wasser gesprungen, oder eine Welle hätte sie unvermerkt vom Verdecke ins Meer gespült. — Dies war der Fall nicht.

Jupiter hielt sich im unteren Schiffsraume auf. Dem ihm gewogenen Bootsmann hatte es nöthig geschienen, ihn dort zu verstecken.

Der Venus, — die sich bei Taitar befand, als die erzürnte Mannschaft den Mulatten zur Rechenschaft zog, — war es während der Verwirrung des Streites gelungen, den Matrosen zu entschlüpfen. Das Gefühl der Selbsterhaltung führte sie ebenfalls nach jenem Raume. Sie wußte, daß sie sich dort im Dunkeln würde verbergen können. Bei einem todten Schwarzen nahm sie deshalb vorläufig ihren Platz ein.

In dieser traurigen Gesellschaft entdeckte sie kurz darauf Jupiter. Vertrauensvoll zeigte er Thomson seinen Fund an. Der Alte versprach Schutz und Sicherheit. Er räumte den beiden Kindern eine Stelle ein, wo er hoffte, daß die anderen Wächter sie nicht suchen würden, und erlaubte ihnen, wann diese nicht zugegen wären, frei herumzugehen.

Gerade benutzte Jupiter zum erstenmale diese Erlaubniß, als er, beim Vorbeistreifen an der Neger-Abtheilung, wo der Supercargo saß, eine Stimme vernahm, die den Namen, den er in der Wüste geführt, leise rief.

Er stand still und horchte.

„Erkennst Du mich nicht, Salech (kleiner Wolf)? ich bin der Bruder deiner Mutter."

„Anedun (gefräßiger Schakal)! du hier?" — erwiederte das Kind. — „Ich glaubte, du wärest auf der Küste geblieben, mit denjenigen Brüdern, die nicht hier angelangt sind."

„Dies Glück wurde mir nicht zu Theil. Aber, falls du nur willst, können wir sie alle baldigst wiedersehen."

„Wie, Bruder? Was soll ich thun? Laß hören!"

„Klein bist du, doch mächtig ist deine Hand, sage ich dir. Sieh' dies Messer, das der Weiße, der am Eingange schlief, während seiner Trunkenheit zwischen diese beiden Balken hat fallen lassen. Es ist, weil Gott es so will, bis jetzt den Späher-Augen der anderen Wächter entgangen. Nimm es. Mit dem Messer wirst du einem Jeden von uns ein erwünschter Gast seyn. Jeder wird die Gurgel freudig dir hinhalten und ohne Seufzer seine Seele aushauchen. Wenn du mit uns fertig bist, denke an dich. Die Hand, die uns befreit, wird nicht zittern, dich selbst zu befreien."

„Aber, Bruder, wie kann ich diese That ausführen? Der alte Mann, der über uns wacht, kommt beständig hier vorbei. Auch erfordert die Aufgabe, die du mir auferlegst, Kräfte, die ich nicht habe, zumal mir die Zeit fehlen würde."

„Darum sollst du nicht sogleich anfangen; du sollst eine passende Zeit abwarten. Wenn du mir in Allem folgst, wirst du auch so viel nicht zu thun haben, als du glaubst."

„Sprich, Anedun."

„Die Abwesenheit der meisten unserer mitgefangenen Brüder ist für dich, wie für mich, ein Beweis, daß ihr Vorhaben, welches für uns Alle gelten sollte, wenigstens für sie gelungen ist. Sie sind nicht mehr. Das allgemeine Prinzip der Reinigung, das Feuer, hat ihre Seelen nach den höheren Regionen befördert. Andere unter uns sind ihnen von hier aus auf anderem Wege nachgekommen. Wir bleiben, — wir, — die Unglückseligen, wenn wir das fremde Land betreten; die Glückseligsten Aller aber, wenn, nachdem wir geharrt und geduldet, wir uns deshalb erst später zu den Auserkorenen gesellen, weil wir uns vorher den Hochgenuß der Rache haben bereiten wollen."

„Ich verstehe dich nicht, Bruder."

„Höre weiter. Kennst du keinen Ort des Schiffes, den Niemand bei Nacht bewohnt, den Niemand besucht; wohin du dich in aller Stille schleichen und wo du eine Zeitlang ungestört Abends bleiben könntest?"

„Vielleicht kenne ich in der That einen solchen Ort, — die Wohnung des Weißen, der nun bei dir liegt."

„Wohl, so nahe dich mir. Da ich weder Arme noch Hände bewegen kann, so stecke deine Finger in meinen Mund und ziehe daraus das Stück Rothholz, das ich darin verborgen halte."

„Was soll ich damit, Anedun?"

„Du kennst Schiaktar (giftige Schlange), meinen Nachbar, der eben gestorben ist. Sperre ihm die Zähne aus einander und ziehe auch ihm aus dem Munde ein Stück Gelbholz, das sich vorfinden wird."

„Was dann?"

„Dann? Du verstehst nicht? O, Salech! wo ist der Geist deines von den Zansibarern ermordeten Vaters hin? — Bis die Nacht anbricht, bemühst du dich, beide Stücke gehörig zu trocknen; begiebst dich dann nach des Weißen einsamer Wohnung. Wenn du sicher bist, daß Niemand dich gesehen, — fängst du an, das Rothholz mit dem Gelbholz im Kreise, erst langsam, dann schneller und schneller zu reiben, bis Funken springen, die Flamme hell auflodert. Dann bringst du flink das Feuer an leicht entzündbare Sachen und kömmst eiligst hierher. Erst wenn der Feuerruf unsere Wache entfernt haben wird, soll dein Messer, gelingt es den Weißen, sich zu retten, wenigstens uns dienen. Aber ehe wir deine Hülfe empfangen, wirst du vorher schon dem Gott deiner Väter ein angenehmes Opfer dargeboten haben."

„Welches Opfer, Anedun?"

„Ist es nicht unsere Pflicht, bevor wir die große Reise antreten und um dort oben willkommen zu seyn, diesen Mulatten, diesen Verfolger unseres Stammes, den man uns zugesellt, als Schlachtopfer für unsere Lieben, nach dem Reiche der ewigen Bestrafung zu schaffen? Anfänglich wollten wir ihn erdrücken. Wir überlegten aber, daß er durch sein Stöhnen unsere Absicht auf ihn, wie auch die ferneren Pläne, die du nun kennst, vereiteln möchte. Daher beschlossen wir, daß du an ihm mit dem Messer den ersten Versuch deiner Geschicklichkeit machen sollest. — Sieh', Kind, zu welchen herrlichen Dingen du durch den Ewigfurchtbaren, den großen Ariman, bestimmt bist!"

„Verlange Alles von mir, nur nicht dieses, Anedun. Der Mann ist meiner Venus Retter und Beschützer. Er leidet, weil er sie ihren Feinden entzogen. Ihm bin ich Dankbarkeit und Treue schuldig. Nie wird meine Hand sich gegen ihn erheben."

„O Salech, Salech! du vergißt die Pflicht gegen dein Vaterland, die Wüste; du vergißt, was du Ariman und deinen Brüdern schuldig bist! — Verflucht sey Venus, die ich nicht kenne! Verflucht seyst du selbst, der du nicht gehorchen willst! — Bleibst du dabei, Salech, — so wird ein Tag kommen, wo du nicht wie ein wackerer Bibi fröhlich von dem Fleische deines Feindes speisen wirst, sondern wo du dein eigenes Kind, das Kind deines Weibes, mit Bewußtseyn, traurig wirst verzehren müssen. Eine Zeit wird kommen, Salech, wo du dein Blut nicht mehr mit eigener Hand und zur Befreiung deines Geistes wirst vergießen können; wo dies Blut aber, im Lande der Sklaverei, durch deinen eigenen Herrn stromweise, zur ewigen Verdammung deines Körpers und deiner Seele, wird vergossen werden!"

Jupiter verstummte schaudernd und entfernte sich. Ehe er nachgab, wollte er noch Venus sehen und darüber sprechen.

• • •

Inzwischen bedrohte ein anderer Feind den „Satan".

Der Sturm wüthete seit einer Woche mit zunehmender Gewalt.

Während auf der See ein paar Stunden zur Ausbildung eines Orkans genügen, ist ein Mondwechsel erforderlich, das gewaltige Prinzip des Aufruhrs und der Umwälzung wieder zu besänftigen.

Die Fregatte und der Negerhändler waren sehr nahe an einander. Bei den hohen und unruhigen Wellen verloren sich zwar die Schiffe beständig aus den Augen. Stand aber das eine auf der Spitze eines Wasserhügels und das andere in der Tiefe daneben, so konnten sie sich genau betrachten und die Wahrscheinlichkeit eines beiden gefährlichen Aneinanderstoßens leicht einsehen.

Das königliche Schiff hatte seine Masten verloren. Sich flott zu erhalten, war es gezwungen worden, sein Geschütz über Bord zu werfen. Ein Wellenschlag hatte das Ruderwerk fortgerissen.

Der „Satan" war weniger beschädigt. Die Masten mit dem Tauwerk standen. Das Steuerruder war unversehrt. Beim Mangel an Segeln jedoch war es unmöglich, mit demselben zu lenk.n.

Der Negerhändler konnte sich demnach keinesweges für den gegenwärtigen Moment glücklicher preisen als sein Leidensgefährte, der, wenngleich ohne Geschütz, vielleicht gefährlicher war als je. Von Sekunde zu Sekunde drohte das launenhafte Meer, den „Satan" durch die Fregatte, die Fregatte durch den „Satan" zu zerschmettern.

In einer solchen Lage kam es sehr darauf an, sich bald Abhülfe zu schaffen. Mit Hintansetzung aller Menschlichkeitspflichten suchte der „Satan" um jeden Preis das zu seinem Untergange bestimmte Instrument — die Fregatte — vor Ankunft der verderblichen Entscheidung zu vernichten.

Hätten die Königlichen noch Vertheidigungsmittel besessen, so würden sie dem Beispiele Grivély's gewiß gefolgt seyn. —

Lange bemühte sich der Capitain umsonst, durch schnell auf einander folgende Kanonenschüsse das feindliche Fahrzeug zu durchbohren, Wasser in dessen Rumpf eindringen zu lassen und es also der Versenkung preiszugeben. Die Fregatte hielt sich. Die Entfernung zwischen beiden Schiffen wurde geringer und geringer. Es nahte das schreckliche Ende. Noch ein Stoß der Wellen, und Alles war verloren.

Auf dem Gipfel eines Wasserberges verweilte endlich die Fregatte, zwangsweise dort still gehalten, bis ein anderer Wasserberg, der den „Satan" trug, auf den ersten bedächtig loskam, um sich ihm eng anzuschmiegen. Gefährlicher Kuß der Wellen! Gehässiger Abschiedskuß der Schiffe vor dem Abgrunde, vor der unvermeidlichen Zerstörung!

Mit Hülfe seiner vollen Seiten-Batterie, deren Effekt, in der äußersten Krisis, Grivély gehörig und glücklich berechnete, entwich der „Satan" der tödtlichen Umarmung.

Die Fregatte aber war nicht mehr. Dr. Oelsner-Monmerqué.

England.

Keightley's Geschichte von England.

Nächst der Geschichte von Hellas und Rom, die das Herz des Knaben wie des Jünglings mit Idealen erfüllen, zur Nacheiferung der großartigen Charak-

tere entflammen soll, nächst der vaterländischen, die ihn zur Liebe und Hochachtung des eigenen Volkes führen und die Erkenntniß seiner Fehler wie seiner Tugenden, seiner Bestrebungen wie seiner Unterlassungssünden bewerkstelligen soll, ist für den Deutschen die Geschichte keines Volkes wichtiger und nothwendiger als die des englischen. Hier schaut er ein Glied seines eigenen Leibes, das in frühen Jahrhunderten vom mütterlichen Stamme gelöst, nun, auf sich selbst angewiesen, genöthigt war, sich ein eigenthümliches, selbständiges Daseyn zu schaffen, welches durch lange Kämpfe mit außenher drängenden fremden Elementen zur Abrundung und zu wundersamer Kraftfülle gelangte. Hier gewahrt er, wessen der deutsche Geist fähig ist, wenn er einen Mittelpunkt gewinnt, nach welchem alle Kräfte gravitiren; hier findet er die fortwährende Mahnung zur Nutzanwendung auf sein eigenes Vaterland. Unter blutigen Kämpfen ist der Baum der englischen Freiheit gewachsen, das Henkerbeil hat den Boden um seinen Stamm gelockert und das Blut begeisterter Verfechter der Volksrechte, eben sowohl wie dasjenige tyrannischer und selbstsüchtiger Unterdrücker, hat seine Wurzeln gedüngt; doch dem aufmerksamen, dem denkenden Beobachter der Geschichte wird nicht entgehen, daß diese barbarischen Mittel einer hinter uns liegenden roheren Zeit nicht die erste und wirksamste Ursache des Schattendaches und der Fruchtfülle sind, welche jener Baum dem heute unter seinen Aesten ruhenden Volke bietet, sondern die sittliche Tüchtigkeit seiner Pfleger war es, welche ihm die edlen Zweige einimpfte, ihr Gedeihen förderte und vor schädlichen Einflüssen bewahrte. Hier, wenn irgendwo, springt es recht deutlich in die Augen, daß nicht rohe Gewalt, nicht Hinterlist, nicht gewissenlose Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, sondern nur allein Wahrheit, sittliche Ueberzeugung und Ehrenhaftigkeit zum echten und bleibenden Wohle der Völker führen.

Es mangelt bis jetzt an einem kurzen und doch für die Hauptsachen erschöpfenden Abrisse der englischen Geschichte. Herr Keightley hat durch sein Buch *), von welchem uns der erste Band in deutscher Uebersetzung vorliegt, diesem Bedürfnisse Genüge geleistet. Er hat die neuesten und besten Werke über die Geschichte seines Vaterlandes fleißig studiet und ist, wie die Anmerkungen beweisen, häufig auf die Quellen selbst zurückgegangen. Die Darstellung ist anziehend, geordnet und klar. In den früheren Abschnitten, über die Herrschaft der Sachsen und der Normannen, geht der Verf. nur so weit in Einzelheiten ein, als es zur Belebung des Interesses unumgänglich nothwendig ist, aber schon bei den Plantagenets und noch mehr bei den Tudors erweitert er den Rahmen und weiß eine reiche Zahl von Gestalten handelnd auftreten zu lassen und geschickt so zu vertheilen, daß keine der anderen im Wege steht. Die Erzählung dreht sich zumeist um die Kämpfe der Könige und der Barone, und um die Darlegung ihrer Familienverhältnisse, so weit diese auf die Schicksale des Landes einen Einfluß ausübten; ein tieferes Eingehen auf die Fortbildung der inneren Verhältnisse, auf die Gestaltung des Rechtes, des Handels, der Bildung, des Städtewesens, der Standesverhältnisse u. dgl. haben wir ungern vermißt, doch hat der Verf. durch einzelne eingestreute Bemerkungen nachzuhelfen gesucht. Besonders hervorzuheben ist seine gerade und aufrichtige Gesinnung, die das Gute offen anerkennt, auf welcher Seite es sich auch finden möge, und den Entstellungen parteiischer Schriftsteller entschieden entgegentritt. Das Buch ist als Einleitung zum Studium der englischen Geschichte und als Handbuch für denjenigen, dem es nur um eine anschauliche, mit steter Rücksicht auf die Chronologie fortschreitende Uebersicht zu thun ist, sehr zu empfehlen. Für den deutschen Leser ist sein Werth durch den Uebersetzer noch erhöht worden, der, durch längeren Aufenthalt in England mit den Verhältnissen jenes Landes vertraut, in häufigen Anmerkungen Alles erläutert hat, was für den Fremden vielleicht einige Dunkelheit haben könnte. Die Uebertragung dürfen wir als vollkommen gelungen bezeichnen, sie macht ganz den Eindruck eines Originalwerkes. Auch dem Verleger gebührt Anerkennung für die Ausstattung.

Mannigfaltiges.

— Staat und Kirche in Großbritanien. Der von der Königin Victoria ausgeschriebene allgemeine Fasttag, welcher am 24. März in England sowohl als in Irland die Werkeltags-Arbeit des Volkes unterbrochen hat, ist im Auslande und namentlich in französischen Blättern vielfach bespöttelt worden. Man kann hier nicht begreifen, daß ein freies Volk, wie das englische, einen solchen Befehl, der wie Gewissenszwang aussieht, ruhig hinnimmt. Aber man vergißt hierbei zunächst, daß von einem Befehle kaum, von einem Zwange aber gewiß nicht die Rede seyn kann, wo die Landessitte mit einer Anordnung dieser Art auf das Innigste zusammenhängt, so daß nicht allein Niemand etwas Auffälliges darin findet, sondern Jedermann vielmehr in ihr den Ausdruck seiner eigenen religiösen Empfindung erkennt. Allerdings ist in England diese religiöse Empfindung in einem ganz anderen Maße verbreitet und das Gemeingut des Volkes, als in Frankreich oder in Deutschland. Und dies führt uns zu der Bemerkung zurück, daß die politische Freiheit eines Landes überhaupt kein Kriterium ist, um auf seine religiöse Gesinnung zu schließen, und daß, wenn sie ein solches seyn soll, eher eine günstige als eine nachtheilige Einwirkung der Freiheit auf die Religion anzunehmen ist. Denn wir finden ganz ähnliche Erscheinungen, wie diejenige in England, welche uns zu diesen Betrachtungen Anlaß giebt, auch in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. Die schweizer Tagsatzung bestimmt alljährlich den Buß- und Fasttag des Landes, und die Regierung eines jeden Kantons erläßt demgemäß immer eine Bekanntmachung, die in den Kirchen verlesen wird. Eben so geht auch in den Vereinigten Staaten, wo doch die Kirche keinerlei Geldunterstützung vom Staate erhält, von den Gouverneuren der sogenannten Grafschaften alljährlich eine Proclamation in Bezug auf den zu beobachtenden allgemeinen Buß- und Bettag aus. Niemand nimmt dort an diesem alten Gebrauch ein Aergerniß, ja auch diejenigen, die sich von jeder gottesdienstlichen Handlung dispensiren, haben doch vor der allgemeinen Sitte so viele Achtung, daß sie sich hüten, die Andacht des Volkes irgendwie zu stören. Also statt über die Anordnung der Königin Victoria zu spötteln, sollte man sie vielmehr als den Ausdruck einer achtungswerthen sittlichen Idee ansehen, wie denn auch in der That am 24. März in England sowohl als in Irland, während die Reichen mit den Armen gefastet, die Ersteren um so lebhafter daran erinnert worden sind, welche religiöse Pflicht es für sie ist, dafür zu sorgen, daß ihre ärmeren Mitbrüder, wenn der Fasttag vorüber ist, auch etwas Sättigendes zu essen finden.

Daß es blos England und Irland und nicht auch Schottland ist, an welches die Königin Victoria ihre Proclamation gerichtet, hat nicht etwa darin seinen Grund, daß man im alten Caledonien weniger geneigt ist, einer Aufforderung, Buße zu thun, zu gehorchen — im Gegentheil, man fastet und betet in Schottland lieber noch einmal so viel als in den beiden andern Königreichen — sondern weil es ein durch die „Claim of Rights" den Schotten zugesichertes Vorrecht ist, von ihren Souverainen keinerlei Befehle in kirchlichen Dingen zu erhalten, sondern solche nur von ihren Presbyterien anzunehmen. Man kann sicher darauf rechnen, daß Letztere an ihre Sprengel nicht minder, als Herr Chalmers an die Anhänger der sogenannten Free Church, die Aufforderung gerichtet, dem Beispiele der beiden Schwesterländer zu folgen. Durch die Unions-Akte von England und Schottland (5 Anna C. 8) wurden ausdrücklich die beiden Statuten des Parlaments von Schottland und des von England bestätigt, wonach, dem einen zufolge, jeder König (oder Königin) bei seiner Thronbesteigung einen Eid leisten und unterschreiben muß, „die protestantische Religion und die presbyterische Kirchenverwaltung in Schottland zu erhalten", und, dem anderen zufolge, der König zu beschwören hat, daß er „die bestehende Kirche von England in England, Irland, Wales und Berwick, so wie in den dazu gehörenden Gebieten", erhalten wolle. *) Das Pergament, welches die Königin Victoria am 27. Juni 1837 im Beiseyn der Lords des geheimen Rathes in Bezug auf die schottische Kirche unterzeichnete, lautet folgendermaßen:

„Ich Victoria, Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritanien und Irland, Vertheidigerin des Glaubens, verspreche hierdurch feierlich, die wahre protestantische Religion, so wie den eingesetzten Kultus, die Disziplin, die Rechte und die Privilegien der Kirche von Schottland, aufrecht zu erhalten und zu bewahren, wie letztere durch die Gesetze festgestellt (established), welche in Gemäßheit der Akte der Reclamation der Rechte (Claim of Rights) erlassen worden und besonders in der Akte enthalten sind, welche die Ueberschrift führt: „„Eine Akte zur Beschützung der protestantischen Religion und der presbyterischen Kirchen-Verwaltung"", gleichwie in den vom Parlament der beiden Königreiche in Bezug auf die Union der beiden Reiche erlassenen Akten. — So wahr mir Gott helfe!

(gez.) Victoria, Regina."

Was nun England selbst betrifft, so wünscht dort allerdings eine sehr ansehnliche Partei, daß die Wirkungskreise des Staates und der Kirche hinführo mehr von einander abgesondert würden, und daß nicht sowohl die Königin, als die geistlichen Oberhäupter der verschiedenen Kirchen, solche Fasten-Proclamationen für das Land erlassen möchten, aber damit ist nicht im allergeringsten dem Ernste und der Bedeutung der Anordnung selbst entgegengetreten. Die gedachte Partei, die von dem geläuterten, jetzt über die ganze Welt sich verbreitenden Grundsatze beseelt ist, daß der Staat gleich achtungsvoll und unparteiisch gegen alle Religionsbekenntnisse seyn müsse, ist es namentlich, welche unter der Benennung „Evangelische Allianz" zusammengetreten und die evangelischen Konfessionen anderer Länder, Europa's sowohl als Amerika's, zu einer im August 1847 in England stattfindenden großen Versammlung eingeladen, wo man sich über das Prinzip der Einheit in der evangelischen Wahrheit verständigen will.

— Neue Schriften von Boz. Die kürzlich (Nr. 15.) von uns angezeigte neueste kleine Novelle von Boz (Dickens) „The Battle of Life" ist unter dem Titel „Der Kampf des Lebens" in deutscher Uebersetzung von Julius Seybt mit Federzeichnungen nach Maclise und Leech bei Carl B. Lorck in Leipzig erschienen und, wie jedes andere Bändchen der von diesem Verleger herausgegebenen illustrirten Taschenausgabe des englischen Novellisten, für 10 Sgr. zu haben. Derselben Ausgabe wird auch der jetzt in London in Lieferungen erscheinende größere Roman desselben Verfassers „Dombey und Sohn" einverleibt, welche Geschichte der englischen Spießbürger- und Krämerwelt sich jetzt einer lebhaften Theilnahme nicht blos in dieser kleinen, sondern auch in der großen Welt zu erfreuen hat.

*) Geschichte von England von Thomas Keightley. Deutsch bearbeitet von F. K. F. Demmler, Professor an der königl. Kadettenschule Sandhurst in England. Mit einem Vorworte von Dr. J. M. Lappenberg. Hamburg, A. W. Laiß, 1847. 2 Bde. 8.

*) Blackstone, Book I. Ch. 6.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Sonnabend den 3. April 1847.

Italien.

Clemens XIV. (Ganganelli).

Die Bahn der Reform, welche Pius IX. seit Antritt seines Pontifikates eingeschlagen, hat, wie das kaum ausbleiben konnte, neben den Erwartungen und Hoffnungen, welche sie für die Zukunft erregt, zugleich Rückerinnerungen an diejenigen Vorgänger des neuen Papstes geweckt, die mit ihm einen ähnlichen Weg verfolgten und deren allerdings nicht sehr viele aufzuzählen sind. Denn wenn wir Hadrian VI., den Nachfolger Leo's X., ausnehmen, welcher der Reformation Luther's mehr in Worten, als in der That, einige Zugeständnisse machte, so stoßen wir in der ganzen Reihe der Päpste, die seit ihm die Tiare trugen, nur auf zwei, welche, die säkulare Politik des heiligen Stuhles aufgebend, dem Geist ihrer Zeit nicht schroff entgegentraten, sondern ihm mehr oder minder huldigten.*) Es sind Benedikt XIV. und Clemens XIV. Ein der Reform geneigter oder gar reformirender Papst war immer eine seltene Erscheinung und mußte es um so mehr seyn, als das System der römischen Hierarchie nur in einer Stabilität ihr Heil suchen kann, die Alles, was eine Bewegung, einen Wechsel zu erzeugen vermöchte, entschieden von sich weist.

Wenn Benedikt XIV. eigentlich nur schön that mit dem Zeitgeiste, wenn er Ansprüche, die nicht mehr durchzusetzen waren, weniger aufgab, als zeitweilig fallen ließ, so that Clemens XIV. durch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten einen ernsten, folgenreichen Schritt, um sich mit den Anforderungen, wie sie die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts stellte, abzufinden.

Allein die Zeiten der Aufklärung, der Revolution und ihrer Folgen gingen vorüber und der Jesuiten-Orden erstand — wenn er wirklich todt und nicht blos scheintodt gewesen — von den Todten zu neuer Bedeutung wieder auf. Wie es ihm niemals an Gegnern gefehlt, so konnten ihm diese nach seiner Resurrection um so weniger mangeln, als er mit einer Eroberungslust, die weit entfernt war, durch die Schlappen und Niederlagen des verflossenen Jahrhunderts gedämpft zu seyn, alsbald Anstalten traf, alles das wieder einzubringen, was er während seiner erzwungenen Unthätigkeit versäumt zu haben glaubte. Kein Wunder, daß bei solchen Umständen, unter den vielen Erwartungen, die man — gerechtfertigt oder nicht — an die Regierung des neuen Papstes knüpft, hier und dort auch die Hoffnung auftaucht, er werde den Schritt Ganganelli's abermals thun und das Breve „Dominus ac redemptor noster" ehester Tage eine zweite Auflage erleben. In einer uns vorliegenden, so eben bei Brockhaus in Leipzig erschienenen und Pius IX. zugeeigneten Uebersetzung von Caraccioli's „Leben Clemens' XIV." ist sogar diese Hoffnung so deutlich, als man's nur verlangen kann, ausgesprochen; das Bild Ganganelli's wird Pius IX. zum Muster aufgestellt und ihm — mit Herrn Thiers und dem römischen Plebs — „Muth, heiliger Vater, Muth!" zugerufen. Es fragt sich, ob dem Wunsche die Erfüllung entsprechen wird.

Alle Vergleichungen haben ihr Mißliches. Will man nach dem Augenmaß beurtheilen, ob zwei Linien parallel mit einander laufen, so gehört vor allen Dingen dazu, daß diese Linien auf eine gewisse Länge ausgezogen sind. Wer schon heute Pius IX. zu einem zweiten Ganganelli stempelt, setzt sich der Fatalität, ein Dementi zu erhalten, etwas zu leichtsinnig aus. Pius IX. hat seine Regierung kaum angetreten, und wenn seine Maßregeln den ernstlichen Willen einer Reform nicht verkennen lassen, so ist doch andererseits eben so wenig zu ermessen, wie weit Pius IX. mit seinen Reformen vorschreiten will, wie weit er mit ihnen gehen kann. Ja, so weit man aus dem bisherigen Verfahren des Papstes schließen darf, so scheint er es nicht sowohl auf kirchliche, als auf politische und administrative Reformen abgesehen zu haben, während Ganganelli fast nur in der Kirche reformirend auftrat. Wenn nun auch nicht abzuleugnen ist, daß — eben so wie eine Aenderung in den kirchlichen Verhältnissen ohne eine entsprechende Umwandlung der politischen Umstände nicht wohl denkbar ist — eine Reform des Staates eine mehr oder minder durchgreifende Reform der Kirche nach sich ziehen werde, so bleibt es doch immer ein großer Unterschied, von welchem Punkte eine Reform ihren Ausgang nimmt, welche Theile des ganzen gesellschaftlichen Systems unmittelbar und welche nur mittelbar Gegenstände der reformirenden Thätigkeit sind. Je mehr es ihm Ernst ist um eine Reform des Staates und seiner Verwaltung, um so enthaltsamer vielleicht wird Pius IX. sich in Bezug auf die kirchliche Reform zeigen.

Das Pontifikat Clemens' XIV. ist nur bedeutend durch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten. Streicht man diese Maßregel aus seiner Geschichte, so bleibt wenig, wodurch sich sein Pontifikat vor irgend einem anderen auszeichnet; ja, wie Caraccioli, Ganganelli's feuriger Lobredner, es eingesteht, ließ Clemens XIV. vieles Mangelhafte, was ihm als solches ganz gut bekannt war, dennoch fortbestehen, weil er bei den römischen Verhältnissen an die Dauer einer etwaigen Reform nicht glaubte. Er sah hinter der Reform — die Restauration. Ganganelli war also keinesweges ein anderer Sixtus V., wie man ihn genannt; er war es eben so wenig, als er überhaupt auf jene Geistes- und Charaktergröße, welche Caraccioli und sein Uebersetzer in ihm finden wollen, Anspruch machen kann.

Seine einzige That von Bedeutung war, wie gesagt, die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, allein es fragt sich eben, ob diese That seine That war, ob er nicht viel mehr nur geschehen ließ, was zu verhindern er sich zu schwach fühlte. Hätte Ganganelli den Orden der Jesuiten, die Leibgarde des heiligen Stuhles, aus eigenem, freiem Entschlusse vernichtet, man könnte sein Unternehmen neben Zar Peter's Vernichtung der Strelitzen, neben Mahmud's Vernichtung der Janitscharen stellen. Auch die Jesuiten waren zu einer unbequemen Miliz ausgeartet; sie waren doppelt unbequem geworden in einer Zeit, in welcher der Stuhl des heil. Petrus in ein so bedenkliches Schwanken gerathen war, daß sein völliger Sturz nahe scheinen konnte. Die Taktik der Jesuiten, wie nützlich sie früher gewesen, vermochte fortan nur Schaden zu stiften. Vergebens hatte Clemens XIII., Ganganelli's Vorgänger, die traditionelle römische Politik aufrecht erhalten wollen und dem von allen Seiten angefeindeten Orden seinen Schutz angedeihen lassen. Diese seine Politik hatte zum vollständigen Bruch mit Portugal und mit den bourbonischen Höfen, zu einem gespannten Verhältniß mit der Republik Venedig geführt. Frankreich hatte Avignon und Venaissin, Neapel Benevent sequestrirt. War das Papstthum in seiner damaligen Schwäche im Stande, den Stürmen, die sich von allen Seiten zusammenzogen, die Stirn zu bieten? Die allgemeine Meinung war geistlichen Prätensionen, sie war besonders den Jesuiten entgegen. Schon waren diese aus Frankreich, Spanien, Portugal verjagt. Es war bekannt, was Kaiser Joseph II. in Oesterreich vorbereitete; die Grundsätze der gallikanischen Kirche konnten sich über andere Länder verbreiten, ja eine vollständige Lossagung von Rom stand zu befürchten, wenn nicht bei Zeiten eingelenkt wurde. Wenn die Kirche bisher noch nie nachgegeben, so hatte sie sich auch noch niemals in einer so kritischen Lage befunden.

Selbst die Zeiten der Revolution waren für die Kirche vielleicht weniger schwierig, als ihre damalige Lage. Mit der Revolution hatte die Kirche wieder Freunde, eifrige Freunde gewonnen. Die Revolution führte die Fürsten in den Schoß der Kirche zurück; die Fürsten sahen mit Entsetzen, was sie zum Theil selber bereiten halfen. Mit ihren Folgen, wie sie in der Revolution vorzuliegen schienen, wurde nun die Aufklärung von ihnen geächtet und verdammt; sie sahen in den einst gepriesenen Maximen der Encyklopädisten nichts als eine Quelle allgemeinen Verderbens, und die Erhaltung des Bestehenden, alles Bestehenden, zu dem ja auch die Kirche gehörte, wurde die Richtung einer Politik, welcher man, was man ihr sonst auch vorwerfen mag, Mangel an tiefer Beharrlichkeit sicherlich nicht nachsagen kann.

Die Kurie war also genöthigt, den Höfen nachzugeben, welche die Aufhebung des Jesuiten-Ordens immer lauter und dringender begehrten. Unbegnügt damit, ihn aus ihren Gränzen vertrieben zu haben, und überzeugt, daß nur mit seiner Existenz seinen Umtrieben, seinen Kabalen und Intriguen ein Ziel gesetzt werden könnte, wollten Frankreich wie Spanien von keiner Auskunft, von keinem Kompromiß etwas hören. Eine feierliche, vollständige Auflösung — das war ihr Ultimatum. Wenn dieser Forderung nicht widerstanden werden konnte — und wie konnte ihr widerstanden werden? — so kam es einzig und allein darauf an, den unvermeidlichen Schritt wenigstens mit Würde zu thun, und da den Schein zu retten, wo nichts Anderes zu retten war.

Man hat behauptet — und Gorani erklärt es mit dürren Worten**) — daß Ganganelli nur durch sein Versprechen, den Höfen in der Angelegenheit der Jesuiten zu willfahren, sich den Weg zum heiligen Stuhle gebahnt habe. Trotzdem ist dieser Umstand — wie auch Graf St. Priest in seinem Werke über die Aufhebung des Ordens der Jesuiten zugiebt, nichts weniger als er-

*) Wenn Sixtus V. auch in weltlichen Dingen als Reformator auftrat, so ist er doch in jeder anderen Hinsicht ein Papst im alten Stil.

**) Joseph Gorani, Geheime und kritische Nachrichten von Italien. II. Theil, p. 115.

wiesen, ja ein solches Versprechen Ganganelli's ist nicht einmal wahrscheinlich, da vom Beginn seines Pontifikats bis zur Erlassung des Breve „Dominus ac redemptor noster" eine Zeit von vollen vier Jahren verstrich — eine Verzögerung, die, wenn Ganganelli sich in der That gebunden hatte, schwer zu erklären seyn möchte.

Wenn Ganganelli Versprechungen gab, so waren sie wohl von sehr unbestimmter Natur, und es kam auf die politischen Verhältnisse an, welche Deutung vorwiegen sollte, die der Höfe oder diejenige Roms. Es wurden bei dem Jesuiten-General Ricci selber Versuche gemacht, seine Einwilligung zu einer Reform des Ordens zu gewinnen, die aber scheiterten. Sint ut sunt, aut non sint war Ricci's lakonische Antwort.

Da kein Mezzo termine zu finden, die Bewilligung eines längeren Aufschubes von den Höfen nicht zu erlangen war, so geschah endlich, was nicht zu vermeiden war. Clemens XIV. verfügte, wie man über ihn, wie man gegen ihn verfügt hatte.

Mit Einem Worte: Ganganelli temporisirte, er suchte Zeit zu gewinnen, so lange es ging; er that nicht mit kurzem, reifem Entschlusse, was er als unvermeidlich erkannt, sondern er setzte alle jene kleinen Künste in Bewegung, zu denen die Schwäche zu greifen pflegt, um das, was sie einmal nicht hindern kann, wenigstens zu prokrastiniren. Er war so wenig der Heros, zu dem man ihn stempeln möchte, daß er selbst in dem Augenblick, in dem er das Breve gegen die Jesuiten unterzeichnete — nicht an die veränderte Lage Roms, an den geschmälerten Glanz der Tiare, sondern nur an sich dachte. Es ist mein Todesurtheil, soll er gesagt und seitdem auf nichts Anderes gesonnen haben, als wie er sich gegen eine Vergiftung schützen könne. *)

Clemens XIV. fürchtete die Rache der Jesuiten. Hatte er sie zu fürchten? Wenn er bald nach der Unterzeichnung des Breve's, wenn er an Gift starb, waren die Jesuiten oder ihre Helfershelfer seine Mörder? Die Jesuiten wußten es nur zu wohl, daß nicht Ganganelli ihr Feind war, und daß er nur den Umständen nachgegeben hatte; sie wußten nicht minder, daß ein neuer Papst die Verhältnisse nicht plötzlich umgestalten, daß er den Orden nicht wieder herstellen konnte. Was gewannen sie also bei dem Tode Ganganelli's? Den Jesuiten — wenn sie anders eben von denen, die ihnen den Tod Ganganelli's zuschreiben, richtig geschildert werden — den Jesuiten konnte an einer bloßen Rache unmöglich etwas gelegen seyn; eine bloße Rache ohne Zweck und Ziel würde sich sehr schlecht reimen mit jener tiefen und schlauen Politik, die man ihnen zugesteht. Wenn ihnen bekannt war — und es mußte ihnen bekannt seyn — was sie sich von Ganganelli zu versehen hatten, warum schafften sie ihn nicht vor Unterzeichnung des Breves bei Seite? Wollten sie sich etwa durch die schnelle Vernichtung ihres Vernichters furchtbar machen und so die Wiederherstellung ihres Ordens vorbereiten? Es wäre ein verfehlter Weg gewesen. Wenn sie ihn einschlugen, so wurde alles das, was man ihnen mit Recht und mit Unrecht Schuld gab, nur zu sehr bestätigt, und, ohne sich furchtbarer zu machen, hätten sie sich nur verhaßter gemacht. Auch lag es weit mehr im jesuitischen Interesse, ohnmächtig und schwach, als kräftig und furchtbar zu erscheinen. Ihre Schwäche, ihre Ohnmacht nahmen dem Streich, welchem sie erlagen, allen Grund, allen Vorwand; es war die brutale Gewalt, die ohne irgend einen Anlaß den Orden vernichtet hatte, und dieser gewann alle Theilnahme, alles Mitleid, welche der unterdrückten Unschuld zu Theil werden.

Wenn also Clemens XIV. an Gift starb, so ist es nicht allein nicht bewiesen, sondern es ist zudem sehr unwahrscheinlich, daß es die Jesuiten waren, die ihm dieses Gift beibringen ließen. Allein es ist eben so wenig erwiesen, daß er überhaupt an Gift starb. Archenholz **) zwar versichert es; aber Archenholz, so angenehm er erzählt, so wenig zuverläßig sind seine Nachrichten; er ist keine Autorität, und wenn man nach Caraccioli glaubte, an dem Leichnam des Papstes die Spuren beigebrachten Giftes wahrzunehmen, so behandelt Gorani ***), keinesweges ein Freund der Jesuiten, die Vergiftungsgeschichte als eine reine Erdichtung.

Ganganelli starb am 22. September 1774; am 7. August 1814 stellte Pius VII. durch die Bulle „Sollicitudo omnium" den Orden wieder her. Ob nun Pius IX., wie einige seiner Verehrer hoffen, das Breve Clemens' erneuern oder ob er die Bulle Pius' VII. in Kraft erhalten wird, ist eine Frage, deren Beantwortung wir Anderen überlassen; wir wollen nur bemerken, daß wir die Erwartungen nicht theilen, welche der Uebersetzer des Caracciolischen Buches zu nähren scheint; wir erblicken in dem bisherigen Benehmen Pius' IX. nichts, was zu der Annahme, er werde sich den Jesuiten als ein anderer Ganganelli entgegenstellen, leiten könnte. Man muß, wie wir schon bemerkten, den weltlichen Souverain, der gewissen Anforderungen endlich genügen mußte, von dem Oberhaupt der Kirche unterscheiden, das vielleicht Nöthigungen einer ganz anderen Art zu genügen hat.

Wir fügen zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Briefe Clemens' XIV. zu, von denen vor kurzem eine Uebersetzung angekündigt ist. Diese Briefe sind nicht echt; Caraccioli hat sie unter dem Namen des Papstes herausgegeben, und sie haben zu ihrer Zeit viel Glück gemacht. †) Es ist möglich, daß das fast verschollene Buch zum zweitenmale das Glück hat, welches es bereits gehabt hat. Die religiösen Konflikte unserer Zeit lassen es beinahe vermuthen, und wenn Caraccioli's Produkt sich freilich mit Pascal's Provinzialbriefen nicht vergleichen läßt, so ist es doch — nach Merciers ††) Urtheile wenigstens — keineswegs ein so schlechtes Buch, daß es nicht eben so gut, wie manches andere, wieder aufgewärmte Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Nachsommer haben sollte.

*) Gorani, II., p. 185 ff.
**) In seinem Werk: England und Italien.
***) Geheime und krit. Nachrichten von Italien, II., p. 186.
†) Ibidem, II., 134.
††) Tableau de Paris.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verf. aus seiner Ansicht und aus dem Grunde, daß das, was noch nicht vollendet ist, auch noch nicht vorhanden sey, folgert, daß es „daher noch keine Weltgeschichte, sondern nur erst einen Theil derselben giebt", und somit auch „die Denk- und Glaubensfreiheit, weil erst im Werden begriffen, in Wahrheit noch gar nicht vorhanden, nämlich noch nirgend im vollen Sinne des Worts verwirklicht" sey, so entgegnen wir, daß eine Vollendung in diesem Sinne, d. h. eine an eine bestimmte Zeit, an einen bestimmten Raum gebundene Verwirklichung eine pure Unmöglichkeit, ja ein Widerspruch in sich selbst ist. Nicht, was noch nicht vollendet ist, ist noch nicht vorhanden — vielmehr ist diese werdende Vollendung selbst seine einzige Wirklichkeit; — sondern: was vollendet wäre, wäre dann nicht mehr vorhanden — vielmehr ist Alles nur in sofern vorhanden, als es vollendet wird, d. h. als Prozeß. So ist es auch mit der Glaubens- und Denkfreiheit. Sie ist nur als werdende vorhanden, niemals als gewordene, fertige, und wird es auch nicht seyn. Denn die Sittlichkeit, worauf sie basirt, ist selbst nur ein Prozeß; eine vollkommene Sittlichkeit ist eine schöne Unwahrheit, denn die Sittlichkeit ist der ewige Kampf des Geistes gegen die Natur im Menschen; wird sie als fertiger Zustand, als letztes Ziel der Vollkommenheit gefaßt, worin die Natur todt gemacht ist, so hörte damit der Mensch selbst auf, zu existiren. Aber deswegen, weil die Denk- und Glaubensfreiheit noch nirgend im vollen Sinn des Worts verwirklicht ist, und auch in diesem vollen Sinne — der aber zugleich ein sehr beschränkter ist, weil er an die Möglichkeit der Aufhebung der Gegensätze in einer bestimmten, einzelnen Form glaubt — niemals und nirgends (d. h. weder in einer bestimmten Zeit, noch an einem bestimmten Ort) verwirklicht werden kann, eben so wenig als Mann und Weib jemals oder irgendwo zu einem absoluten Menschen zusammenschmelzen werden, weil der Begriff Mensch nur in dieser Doppelseitigkeit der Formen existiren kann: also daraus, daß wir dies leugnen müssen, folgt noch nicht, wie der Verfasser meint, daß die Denk- und Glaubensfreiheit deshalb überhaupt in Wahrheit nicht vorhanden ist. Eine Freiheit ist nicht die Freiheit, d. h. der absolute, sich im ewigen Prozeß der Geschichte realisirende Begriff kann in keiner Weise als einzelne Form existiren, weil der Begriff der Einzelheit das Absolute unmöglich macht. — Abgesehen von dieser Verwechselung der Idee mit dem Ideal, d. h. des unendlichen Prozesses mit einer endlichen Form, in Bezug auf die geschichtliche Vollendung des Begriffs der Denk- und Glaubensfreiheit, stimmen wir im Uebrigen mit der Auffassungsweise des Verfassers völlig überein, besonders wenn er fortfähret:

Mit dem Begriffe der Denk- und Glaubensfreiheit hängt der Begriff der Rede- und Schriftfreiheit auf das Innigste zusammen. Von jenen handeln, heißt eben diese zum Gegenstande der Betrachtung machen. Denn es ist ein großer Irrthum, wenn man wähnt, Denk- und Glaubensfreiheit des Einzelnen können ohne allgemeine Rede- und Schriftfreiheit bestehen. Allerdings wird es Niemanden beifallen, einen Stummen verantwortlich zu machen für das, was er im Stillen denkt oder glaubt, denn Niemand kann das wissen. Und allerdings wird nie eine Regierung so thöricht seyn, dem Einzelnen vorschreiben zu wollen, was er für sich im Geheimen denken und zu glauben habe und was nicht, denn solche Gebote und Verbote reichen über die Gränzen der menschlichen Macht hinaus. Nicht darin also, nicht in dem thierischen Stummseyn besteht die Freiheit; frei ist nur das Denken und das Glauben, dem es freisteht, sich zu äußern, und die Mittel dieser Aeußerung sind eben die Rede und die Schrift. Sie verfolgen, heißt nichts Anderes, als den Gedanken vor dem Lichte warnen. Der Gedanke aber, der nicht licht werden, d. h. der sich nicht mittheilen, nicht äußern darf: der verzehrt sich entweder in sich selbst, oder er wird überhaupt nicht mehr gedacht. Und darum sind alle Beschränkungen der Rede und der Schrift zugleich auch unmittelbare Beeinträchtigungen der Denk- und Glaubensfreiheit.

2. Aeußere Entwickelung des Begriffs der Glaubens- und Denkfreiheit.

Der gegebenen Begriffsentwickelung entspricht der bisherige Verlauf der geschichtlichen Wirklichkeit.

A. Zuerst finden wir, bei den orientalischen Naturvölkern, eine vollkommene, aber unbewußte Seelenfreiheit, ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken, zwischen den Aeußerungen des Gefühls und des Verstandes. Der Genuß und die Zulassung der Freiheit beruhte einzig auf dem Instinkt, und wo man gegen sie einschritt, geschah es absichtslos, indem man Handlungen zu bestrafen wähnte. — Hier hätten wir nur gewünscht, daß der Verfasser den Ausdruck „orientalische Naturvölker" näher erläutert hätte. Warum waren es gerade orientalische Naturvölker, bei denen Glauben und Denken zusammenfielen? und welche orientalischen Völkerschaften nennt er hier Naturvölker? Die Griechen waren anfangs auch ein Naturvolk, bei

ihnen fiel diese Differenz zwischen „Gemüth und Verstand" in den frühesten Zeiten gleichfalls fort; warum sollen sie nicht ebenfalls so wie auch die Germanen im Anfang ihrer Staatenbildung hierher gerechnet werden? Diese Fragen scheinen nicht unwesentlich. Doch vielleicht finden sie später ihre Erledigung.

B. Aber in demselben Maße wie das Seelenvermögen, keimte auch das Selbstbewußtseyn auf, und in ebendemselben Maße wie die innere Freiheit des Geistes entwickelte sich ihr gegenüber, nur langsamer einherschreitend, der äußere Zwang. Zugleich trat die Unterscheidung von Fühlen und Denken immer gegensätzlicher hervor. In dieser Bethätigung des Seelenzwanges und des Gegensatzes von Fühlen und Denken, von Glauben und Wissen, von Religion und Philosophie, von Kirche und Staat, sind wir noch in der Gegenwart begriffen (besser: ist die Geschichte überhaupt begriffen und wird auch ewig darin begriffen bleiben, weil mit ihrem Aufhören das Moment der Entwickelung, also die Geschichte selbst, aufgehoben ist); allein die ersten und gewaltigsten Gebilde desselben hat die Vergangenheit schon größtentheils überwunden.

a) Die erste Entwickelung des Seelenzwanges bildete das Repressivverfahren, meist in der Form von Verboten und Ausweichungen, von Prozessen wider anstößige Schriften und Personen; zunächst indessen — und zwar in Palästina, in Griechenland und den hellenistischen Reichen, so wie in der römischen Republik, nur innerhalb der Glaubenssphäre. Daher in Palästina die Abschließung und Feindschaft gegen fremde Kulte, der Haß gegen die Samariter und die Befehdungen des aufkeimenden Christenthums; daher in Griechenland die gerichtlichen Prozesse gegen die sogenannten Atheisten und deren Schriften, gegen Protagoras und Sokrates; daher im syrischen Reiche die Bedrängnisse der Juden unter Antiochus Epiphanes; daher im römischen Freistaate die Verbote ausländischer Gottesdienste, die Ausweisungen der Wahrsager und die Vernichtung irreligiöser Schriften. Dann aber entspann sich der Kampf seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit auch auf dem Gebiete des bloßen Verstandes, in politischen und socialen Angelegenheiten, weil die Scheu der praktischen Staatskunst vor dem Wachsthum der denkenden Erkenntniß dann unvermeidlich ist, wenn diese mit ihr oder sie mit dieser in offenen Widerspruch geräth. Zugleich schlug das bisherige gesetzliche Verfahren in bodenlose Willkür um, und jede freie Aeußerung in Rede und Schrift, jede Bethätigung eines abweichenden Glaubens und Denkens wurde mit blinder Tyrannei verfolgt. Den Gipfelpunkt endlich dieser repressiven Schreckensgewalt erreichten die darauf folgenden christlichen Jahrhunderte, welche, anfänglich nur dem römischen Kaiserthume nachahmend, zuletzt dasselbe durch ihre Autodafés, ihre Hexenprozesse, Inquisitions- und Ketzergerichte noch bei weitem überboten. Allein die Entwickelung blieb hierbei noch nicht stehen. Mit Erfindung der Buchdruckerkunst trat ein neuer Wendepunkt ein. Im Mittelalter war vorzugsweise, neben der stummen Geberde und der verdächtigen That, die mündliche Rede der Verfolgung erlegen; da führte plötzlich die Presse eine neue unermeßliche Steigerung des Gedankenverkehrs und seiner Wirkungen herbei und in Folge dessen trat in natürlicher Spannung und unter künstlichem Emporschrauben der Begriffe an die Stelle des Repressivverfahrens:

b) das Präventivsystem oder die Censur, welche die höchste Entwickelung des geistigen Wehrprinzips darstellt. Sie warf sich wie ein wundersames Gebilde mit unzähligen Fühlhörnern und Tastorganen dem plötzlich zauberhaft beschleunigten Ideentausch entgegen, um ihn durch tausend und abertausend Klammern und Häkchen zu fesseln und zu hemmen, damit er die Geisterwelt in ihrem Umschwunge nicht allzurasch vorwärts treibe. Das Repressivverfahren hatte geahndet, das präventive wollte verhüten; jenes stellte dem geäußerten Worte, dies dem beabsichtigten nach und tödtete so das Kind im Mutterleibe. Niemand kann zweifeln, daß ihre Erscheinung, weil sie im Zuge der begrifflichen Entfaltung lag, auch eine geschichtlich berechtigte war; aber nichtsdestoweniger wird die Erinnerung an ihren Bestand späteren Jahrhunderten ebenso sagenhaft klingen, wie dem unsrigen die Erinnerung an die Wirksamkeit der Inquisition. Denn in dem Maße als die Geister aufhörten, an Hexen zu glauben, stempelte der Wahn die Geister selbst zu Gespenstern. Indessen hat das Präventivsystem die Höhenlinie seiner Geltung schon überschritten, und die Welt ist nunmehr im Begriff, von diesem höchsten Wendepunkt aus durch die Vermittlung des Bewußtseyns

c) die Rückkehr zum Repressivsystem, aber zu einem geläuterten und gesetzlichen zu bewerkstelligen, um dann schließlich von hier aus neuerdings den Anfang der Entwickelung zu erstreben.

(Schluß des ersten Artikels folgt.)

Süd-Amerika.

Geologische Beobachtungen über Süd-Amerika.

Von den naturwissenschaftlichen Darstellungen, die der bekannte Naturforscher Charles Darwin auf seiner in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Reise mit dem „Beagle" — das Schiff stand bekanntlich unter Capitain Fitzroy's Befehl — in den Jahren 1832—36 anstellte, ist im vergangenen Jahre der dritte Theil erschienen.*) Der Inhalt desselben dürfte allerdings für den Leser, der nicht vom Fache ist, etwas trocken seyn, allein er ist vom höchsten Interesse für den Geologen. Die abgehandelten Gegenstände sind: die Erhöhung der östlichen und westlichen Küsten von Süd-Amerika; die Ebenen und Thäler von Chili; die Formation der Pampas; die älteren Tertiarformationen von Patagonien und Chili; plutonische und metamorphische Felsen; Central- und Nord-Chili; endlich die Struktur der Cordilleren. In den letzten Kapiteln des Buchs befinden sich namentlich einige interessante Zusammenstellungen über die neuerlichen Erderhebungen und vulkanischen Erscheinungen in Süd-Amerika, wo, mit Herrn Darwin zu reden, Alles im großen Maßstabe zu finden ist und alle geologische Phänomene noch in voller Wirksamkeit begriffen sind. Diese Zusammenstellungen sind es, aus denen wir nachstehend einige Auszüge folgen lassen:

„Aus der Natur und Gruppirung der in den alten Tertiarformationen von Patagonien und Chili verwachsenen Muscheln ergiebt sich, daß in jener Periode der Kontinent nur wenige Klafter unter seinem gegenwärtigen Niveau lag, und daß er sich später in einer beträchtlichen Flächenausdehnung um 700 oder 800 Fuß senkte. Die Art und Weise, wie er sich späterhin wieder erhob, ist oben angegeben worden; es wurde daselbst gezeigt, daß an den Küsten des atlantischen Meeres, vom Feuerlande nordwärts in einer Ausdehnung von wenigstens 1180 Seemeilen und in einer Höhe von 100 Fuß in La Plata, von 200 Fuß in Patagonien, neue Muscheln gefunden werden. Die Erderhebung auf dieser Seite des Kontinents ist langsam vor sich gegangen, und die Küste von Patagonien ist bis zu einer Höhe, einestheils von 950, anderentheils von 1200 Fuß, in acht große, kiesbedeckte Ebenen zertheilt, die sich stufenweise über einander erheben und sich auf Hunderte von Meilen in gleicher Höhe ausdehnen. Diese Thatsache beweist, daß die Denudationsperioden (die, nach der Masse der Materie, die entfernt werden müßte, zu urtheilen, nicht kurz seyn konnten) eben so, wie die Erhebungsperioden, über auffallend große Küstenstrecken hin, gleichzeitig waren. An den Küsten des stillen Oceans hat man in erhöhten Lagen Muscheln neuerer Art, im Allgemeinen, wenn nicht überall, in dem Zahlen-Verhältniß, wie in dem angränzenden Meer und zwar in einer Ausdehnung von N. zu S. von 2075 (engl.) Meilen gefunden, ja es ist Grund, anzunehmen, daß sie sich in einer Ausdehnung von 2480 Meilen vorfinden. Die Erhebung auf dieser Westseite des Kontinents ist nicht gleichförmig gewesen; bei Valparaiso betrug sie, während einer Periode, in welcher die Muscheln auf seiner Oberfläche unverwittert blieben, 1300 Fuß, während sie bei Coquimbo, 200 Meilen nördlicher, in derselben Periode 252 Fuß betrug. Bei Lima hat sich das Land, während jene Gegenden von Indiern bewohnt wurden, mindestens 80 Fuß gehoben; aber während der historischen Zeiten ist das Niveau offenbar gesunken. Um Coquimbo, in einer Höhe von 364 Fuß, ist die Erhebung durch fünf Perioden verhältnißmäßiger Ruhe unterbrochen worden. An verschiedenen Stellen hat sich das Land erst kürzlich erhoben oder ist, obwohl unmerklich, noch im Steigen begriffen, zugleich hat sich dasselbe Resultat durch plötzliche Stöße von Erdbeben ergeben. Dies beweist, daß beide Erhebungsarten innig mit einander verbunden sind. In einer Ausdehnung von 775 Meilen sind an den beiden entgegengesetzten Seiten des Kontinents versteinerte Muscheln zu finden; und in der südlichen Hälfte dieses Raumes läßt sich aus dem Aufsteigen des Landes gegen die Cordilleren, so wie aus den Muscheln, die man in den mittleren Theilen der Tierra del fuego und hoch hinauf an dem Fluß Santa Cruz findet, mit Sicherheit schließen, daß sich der Kontinent in seiner ganzen Breite gehoben hat. Da an beiden Küsten auf einanderfolgende Linien von Escarpements (Böschungslinien), Sanddünen und Zeichen von Erosion allgemein vorkommen, so ist daraus zu schließen, daß die Erhebung des Landes in normalmäßig eintretenden Perioden unterbrochen ward, in denen entweder ein wirklicher Stillstand eintrat, oder in denen die Erhebung so langsam vor sich ging, daß das Land der wegschwemmenden Kraft der Wellen keinen Widerstand leisten konnte, oder in denen es sich gar senkte. Wir haben es bei Gelegenheit der Klippen in Patagonien und an ähnlichen Beispielen gesehen, daß die Schwierigkeit, mit welcher es zu begreifen ist, wie feste Schichten in diesen Tiefen abgelagert werden können, wohin die Strömungen und Oscillationen des Wassers eine weiche Oberfläche von Schlamm, Sand und abgescheuerten Kieseln führen, daß diese Schwierigkeit zu der Vermuthung führt, die Formation oder die Entblößung solcher Klippen seyen von einer Bewegung des Sinkens begleitet gewesen.

„In Süd-Amerika hat sich Alles, was vorgegangen, in einem großen Maßstabe ereignet, und die geologischen Phänomene sind noch in voller Wirksamkeit begriffen. Wir wissen, wie heftig noch heutigen Tages die Erdbeben sind; wir haben gesehen, welch eine gewaltige Fläche noch immer im Steigen ist, und von welcher mächtigen Ausdehnung die Ebenen tertiären Ursprunges sind; man kann vom Feuerland 1600 (engl.) Meilen nordwärts, und wahrscheinlich noch viel weiter, eine beinahe gerade Linie ziehen, ohne eine ältere Formation als die patagonischen Ablagerungen zu durchschneiden, ja so gleichförmig war hier die Erhebung, daß in dieser ganzen langen Linie nicht ein Fehler in der Ablagerung, keine abrupte Dislocation irgendwo zu bemerken ist. Blicken wir auf die Basalt-, metamorphischen und plutonischen Felsen des Kontinents, so sind die von denselben gebildeten Flächenräume ebenfalls von großer Ausdehnung und ihre Auszweigungsflächen durchstreichen in gleichförmigen Richtungen auffallend große Ausdehnungen. Die Cordilleren, mit ihren hier und dort mehr als 20,000 Fuß über die Meeresfläche steigenden Spitzen, ziehen sich in einer ununterbrochenen Linie vom Feuerlande scheinbar bis zum nördlichen Polarkreise. Auf diesem großen Raume haben sowohl heftige Dislocationen stattgefunden, als langsame, doch große Massenbewegungen nach Oben und Unten. Ich weiß nicht, was am besten geeignet ist, uns in Erstaunen zu setzen über das Verschleißen, was an diesen Bergen vor sich gegangen, ob der Anblick ihrer ungeheuren

*) Dieser führt auch den besonderen Titel: Geological Observations on South-America etc. Published with the approval of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. — London, 1846.

Thäler mit den Bergmassen von einst flüssigem, jetzt kahlem und zerklüftetem Fels, oder die Aussicht auf die aus hierher gekommenem Schiefer und Bodensatz (sediment) bestehenden Ebenen, die sich bis zum Gestade des atlantischen Meeres erstrecken.

„Die Cordilleren bieten vom Feuerlande bis nach Mejiko vulkanische Schlünde dar und diejenigen von diesen, die noch in Thätigkeit sind, stehen mit einander in Verbindung. Die genaue Beziehung, welche zwischen den neuerlichen Eruptionen derselben und der allmäligen Erhebung des Kontinents im Ganzen herrscht, scheint mir um so mehr von äußerster Wichtigkeit zu seyn, als keine Erklärung des einen Phänomens, die sich nicht auch auf das andere anwenden läßt, als genügend betrachtet werden kann. Der permanente vulkanische Prozeß in dieser Gebirgskette ist nicht minder eine auffallende Erscheinung. Zuerst haben wir die Ueberschwemmungen untersceischer Lavaströme, die mit porphyrischen aufgerollten Schichten alterniren, dann Ströme von Feldspath und häufige mineralische Erhalationen während der Gyps- oder Kreide-Periode; dann die Eruptionen in dem Bereich von Upsallata und — in einer frühen, doch nicht zu bestimmenden Epoche, als das Meer bis zu dem östlichen Fuße der Cordilleren stieg — Ströme basaltischer Lava in dem Bereich von Portillo; hierauf die alten tertiären Eruptionen; und endlich hier und da zwischen den Bergen sehr verwitterte und anscheinend sehr alte vulkanische Formationen ohne eine Spur von Kratern; auch finden sich völlig erloschene Krater, andere im Zustande von Solfataras, noch andere, die von Zeit zu Zeit oder gewöhnlich im Zustande heftiger Thätigkeit sind. Daraus scheint sich zu ergeben, daß die Cordilleren, vermuthlich mit Ausnahme einiger Perioden der Ruhe, von einer unserer Kreideformation vorangehenden Epoche an bis auf den heutigen Tag eine Quelle vulkanischer Materie gewesen sind, ja die Erdbeben, die sich täglich auf irgend einem Punkte der westlichen Küste erneuern, lassen der Hoffnung, daß die Kraft des unterirdischen Prozesses sich erschöpft habe, nur geringen Raum.

„Kehren wir zu dem Beweise zurück, durch welchen dargethan wurde, daß die parallelen Gebirgsrücken, die zusammen die Cordilleren bilden, sich allmälig und in weit auseinanderliegenden Perioden erhoben und daß der ganze Bereich derselben gewiß Einmal und höchst wahrscheinlich zweimal sich um einige Tausend Fuß senkte, daß er, nachdem er allmälig während der alten tertiären Formationen wieder gestiegen, sich um einige hundert Fuß senkte, bis er mit einer allmäligen, oft unterbrochenen Erhebung sein gegenwärtiges Niveau erreichte; so sehen wir, wie sehr dieser komplizirte Verlauf allmälig bewerkstelligter Veränderungen den Ansichten jener Geologen entgegensteht, die da glauben, daß diese große Gebirgskette erst in einer späten Zeit durch einen einzigen Ruck gebildet wurde. Ich habe an einem anderen Orte zu zeigen gesucht, daß der außerordentlich unregelmäßige Zustand der Schichten des Cordillerengebirges, weit entfernt, einzelne Perioden gewaltsamer Formation anzuzeigen, einer solchen Ansicht vielmehr unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellt; man müßte denn annehmen, daß die einst flüssigen Felsmassen zu wiederholten Malen mit hinreichenden Zwischenperioden, nur sich nach und nach wieder abzukühlen und zu härten, aufgeworfen seyen. Sehen wir endlich auf die Analogieen, welche uns die heute in der Erdrinde vorgehenden Veränderungen bieten, auf die Art und Weise, wie entweder der vulkanische Stoff ausgeworfen wird, oder auf den geschichtlich bekannten Verlauf, in welchem das Land sich gehoben und gesenkt hat; oder blicken wir endlich auf die bedeutenden Abschwemmungen, die alle Theile der Cordilleren offenbar erlitten haben, so ergiebt sich, daß die Veränderungen, durch welche sie in ihren gewärtigen Zustand übergegangen, weder in einem gar zu allmäligen, noch gar zu komplizirten Prozeß erfolgten."

Mannigfaltiges.

— **Karl Ritter's Abhandlung über den Kaffeebaum.** Zu den geistreichen Monographieen über die Geschichte und die geographische Verbreitung einzelner Naturprodukte, wie des Zuckerrohrs, der Baumwolle 2c., oder ausgezeichneter Thiere, wie des Elephanten, des Kameels 2c., ist kürzlich auch eine Monographie des Kaffees gekommen, die der berühmte Verfasser, eben so wie die früheren Abhandlungen, seinem großen Werke über „die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen" einverleibt hat. Es umfaßt diese Abhandlung die geographische Verbreitung des Kaffeebaums in der alten Welt, nach seiner wilden wie nach seiner Kultur-Heimat, und in den verschiedenen Stationen, so wie die Geschichte der Einführung des Kaffeetranks in die Civilisation des Orients und des Occidents. Der Kaffee ist, wie der Verfasser bemerkt, nicht blos im Alterthum unbekannt gewesen, sondern wird auch bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts von keinem arabischen Schriftsteller und von keinem Reisenden des Orients auch nur mit einer Sylbe erwähnt. Im 15. und 16. Jahrhundert aber tritt mit einemmal Arabien, und zwar als einzige Heimat des Kaffees, als dasjenige Land hervor, das damals im ausschließlichen Besitze jener köstlichen Frucht war, die bald eine triumphirende Herrschaft in fast allen Ländern des Orients, zumal des muhammedanischen Lebens, wie des Occidents, zumal der europäischen Civilisation, erlangen sollte. Jemen hat indessen fortdauernd den Ruhm behauptet, den Kaffee in seiner edelsten Entwickelung, in seinem feinsten Aroma, nämlich als „Mochha-Bohne" zu liefern, während kaum anderthalb Jahrhunderte verflossen sind, seitdem sich der Kaffeebaum vom arabischen Boden aus nach Java und den Manillen, und von da über Ceylon, Isle Bourbon bis nach Westindien, Surinam, Cayenne und Brasilien verbreitet hat, wo Hunderttausende von Arbeitern aller Art mit seiner Pflege beschäftigt sind, so daß jetzt sein jährlicher Ertrag, in mehr als 300 Millionen Pfund Kaffeebohnen bestehend, in mehr als hunderttausend Tonnen, in Hunderten von Segelschiffen den indischen wie den atlantischen Ocean durchschwimmt und auf den Märkten Europa's durch Preis, Zoll und Umsatz aller Art nicht allein von Einfluß auf die Lebensfragen aller Völker, sondern auch der Politik der Staaten und selbst auf das Schicksal einer ganzen Menschenraçe (der Schwarzen) geworden ist.

Der Umstand indessen, daß der Kaffee in Arabien nirgends wildwachsend gefunden, sondern auch dort nur als ein gepflanztes und selbst auf Jemen's günstigem Boden immer noch der sorgfältigsten Pflege bedürfendes Gartengewächs gekannt wird, giebt dem gelehrten Verfasser Anlaß, die ursprüngliche, wilde Heimat des Kaffeebaums anderwärts zu suchen, und diese glaubt er in dem äthiopischen Hochlande Afrika's, in südwestlicher Nachbarschaft von Jemen, so wie in den im Süden Habesch's gelegenen Staaten Kaffa und Enarea bis zu den Niger- und Senegal-Ländern gefunden zu haben, wo der Kaffeebaum fast gar keiner Pflege genießt, ja selbst hier und da durch fanatischen Blödsinn verfolgt und ausgerottet wird, gleichwohl aber „in größter Fülle schattenreicher Wälder und des Ertrages" weite Räume einnimmt und in Schoa (wo das Getränk durch die abyssinisch-christliche Kirche streng verboten ist) edle Früchte giebt. Demnach darf man wohl annehmen, „daß der Kaffee, dessen Name überdies keiner arabisch-einheimischen Sprachwurzel angehört, aber zunächst mit der Benennung seiner Landheimat Kaffa identisch erscheint", auch erst von dort nach Jemen gelangt sey.

Dies ungefähr ist der Inhalt der Einleitung der gedachten Monographie, die sich demnächst verbreitet 1) über den großen Kaffeegarten Arabiens; 2) über die Kaffee-Waldungen Aethiopiens; 3) über die Einführung des Getränkes in Arabien und Aegypten, wo es einen Kampf mit der Opposition der Fanatiker zu bestehen hatte; 4) über die Einführung des Kaffees in der Levante und besonders in Konstantinopel; 5) über die Verbreitung des Kaffeetrinkens im westlichen Europa, seit dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, wobei die Skrupel sowohl des Volkes als der medizinischen Fakultäten in England und Frankreich besiegt werden mußten; 6) endlich über die Verpflanzung des Kaffeebaumes durch die Europäer in ihre westindischen Kolonieen, so wie in die Tropenländer rund um den ganzen Erdball. — Jeder dieser Abschnitte ist so reich an Beobachtungen, daß uns, wenn wir einen derselben in unseren Blättern mittheilen sollten, die Wahl sehr schwer fallen würde.

— **Die Vorlesung des Herrn Wilkinson.** Herr G. B. Wilkinson hat in Bezug auf unsere kürzlich (Nr. 37) gegebene Kritik seiner Vorlesung über Irland einige reklamirende Zeilen an uns gerichtet, deren Inhalt zu erwähnen, wir um so mehr für unsere Pflicht halten, als wir dem Vortragenden selbst, so weit von der Auffassung des Gegenstandes zu abstrahiren war, unsere Anerkennung nicht versagten. Herr Wilkinson opponirt keinesweges unserer Betrachtungsweise der irländischen Zustände, allein er macht für die seinige geltend, daß sie weniger ein Bericht als eine Berichtigung, nicht sowohl eine objektive Darstellung vom allgemeinen menschlichen, als eine subjektive Vertheidigung vom besonderen englischen Standpunkt aus seyn sollte. „Weil ich", schreibt uns Herr Wilkinson, „unter meinen deutschen Freunden schon so viele Vertreter des Repeal-Prinzipes fand *), hielt ich es für meine Pflicht, durch diese Vorlesung irrthümliche Vorstellungen zu widerlegen ... Ich gebe zu, daß meine Vorlesung „einseitig" war, aber jede Vertheidigung muß diesen Charakter haben. Die von der Repeal-Partei gegen England vorgebrachte Anklage ist den gebildeten Deutschen hinlänglich bekannt: es war also keine Nothwendigkeit für mich vorhanden, hierüber mich auszubreiten, sondern meine Aufgabe war vielmehr, darzuthun, was auf der anderen Seite gesagt werden könne; die Vorderseite der Medaille zu zeigen, deren Kehrseite so allgemein bekannt ist ... Ich habe nicht den Anspruch gemacht, von Vorurtheilen frei angesehen zu werden, wohl aber von Unwahrheit; es kömmt sehr wenig auf meine persönlichen Ansichten in der Sache an — die ich auch nicht die Anmaßung habe, dem Publikum aufzudringen — sondern nur darauf, ob die Thatsachen, die ich angeführt, wahr sind oder nicht."

Vom Standpunkte des „Vertheidigers" aus hat Herr Wilkinson allerdings nur die Wahrheit gesagt, doch über dieser steht eine noch viel höhere Wahrheit: und das ist die des Richters. Uns genügt vollkommen, daß Herr W. selbst bekennt, von Vorurtheilen nicht ganz frei zu seyn; er gesteht damit zu, daß das Endurtheil in diesem Streite zweier Völker von einem höheren Tribunal zu erwarten sey, als dem der englischen Presse oder Rednerbühne. Gern aber wollen wir die uns noch von Herrn Wilkinson versprochene ausführlichere Darstellung des Verhältnisses von England zu Irland als eine wohl zu beachtende Vertheidigungsschrift, als eine interessante oratio pro domo ansehen, die das Material von der einen Seite sammelt, während auch das auf der anderen zugelassen wird, um die Entscheidung vorzubereiten, die von dem Amphiktyonengericht der Völker, von der Weltgeschichte, einst zu erwarten ist.

*) Daß wir selbst zu diesen Vertretern nicht gehören, glauben wir durch unseren Artikel hinreichend dargethan zu haben. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

tlich erscheinen drei Nummern. ... rations-Preis 22½ Silbergr. ...) vierteljährlich, 3 Thlr. für ... ze Jahr, ohne Erhöhung. ... Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

41. Berlin, Dienstag den 6. April 1847.

Böhmen.

Das Böhmerland und die Böhmen.

)ie literarische Thätigkeit, welche seit einigen Jahrzehenden in einem : des Slawenthums, der für dasselbe bereits eine Zeit lang als abge-n galt, wieder erwacht ist, nämlich in Böhmen, ist nicht nur für die hner des böhmischen Bodens selbst, welche slawischer Abkunft sind, eine e frischeren Lebens, sondern auch für die Stammgenossen und insbe-re die Polen sehr verheißungsreich geworden. In dankbarer Erfassung Gedankens, an den in neuerer Zeit zuerst die wiedererstandene böhmische e erinnert hat: daß das Slawenthum ein Ganzes von Natur sey und emeinsamen Kräfte in Zukunft dazu anwenden müsse, den aufgelösten mmenhang zuvörderst innerlich wieder herzustellen, ist auch Polen den ssen, die ehemals harte Kämpfe von ihm trennten, wieder nahe ge-t, und indem auch die anderen slawischen Schwestern, die überall, wie dem Winterschlafe erstehend, herzugekommen sind, ist Böhmen gewisser-m der Mittelpunkt eines geistigen und nationalen Verkehrs geworden, geeignet, die Blicke Deutschlands auf sich hinzulenken, dem die politischen npfe des kleinen Landes in seiner Mitte noch in frischem Andenken sind. iß steht es dem Deutschen wie dem Slawen zu, sich einer geistigen Ent-lung zu freuen, die, wenn sie auch in eine Art von Gegensatz zum deut-Wesen, oft in Kampf mit demselben tritt, doch immer solche Früchte gen muß, die allen Theilen zu Gute kommen. Eine jede Eifersüchtelei die Erfolge des Slawenthums, sein Wesen da wieder in alter Reinheit stellen, wo es ehemals Geltung hatte, könnte nur der Kurzsichtigkeit ent-gen, die das Gewicht des deutschen Elementes nach seinem äußeren Um-e mißt und ängstlich für die Niederhaltung dessen zittert, was einst von überwunden und verdeckt worden ist, als wenn nicht selbst durch die is der Entwickelung für das deutsche Idiom, hier für das deutsche Böhmen, hfalls ein reicher Gewinn zu erwarten stände, der ohne die Anregung des npfes verloren ginge!

)err Chojecki, der polnische Verf. der in der Anmerkung genannten Schrift*), ht, nachdem er zuerst einen kurzen Blick auf das heutige Böhmen ge-rfen, seine Leser flüchtig mit der Geschichte des Landes bekannt. Bisher hat nlich Polen über die früheren politischen Verhältnisse Böhmens in voller Un-de geschwebt, während Deutschland sich mit der Geschichte befreundete und um die böhmische Literatur nicht kümmerte. Sie wird aber nun auch Deutschland von besonderem Interesse dadurch, daß sie die Momente ent-t, welche uns das Geschichtsleben des Volkes anschaulich machen, und weil Thätigkeit der heutigen Literaten gerade auf den Punkt gerichtet ist, die orischen Denkmale der Nation aus der Vergessenheit zu ziehen und zu tiven der Begeisterung für den Fortschritt auf nationalem Wege zu machen.

Lenkt man nach der Schlacht am weißen Berge den Blick auf die politische schichte Böhmens, so scheint es, als wäre Alles zu Grabe getragen, was rdem die Selbständigkeit des Landes ausmachte, doch zeigt auf der anderen ite die literarische Bewegung ein Auferstehen aus langer Lethargie und rkt der über alten Monumenten schaffende Geist die Hoffnung auf die Zu-nft des Slawenthums in Böhmen. Er vereinigt die Studien der Geschichte eine begeisternde Arbeit mit den Interessen der Gegenwart, deren Beach-ng lohnender seyn mag, und giebt durch das Zusammentreffen der Geschichte d Literatur das Gemälde des organisch gebildeten Volkszustandes.

Die czechische Literatur bietet vor unserem Jahrhundert nichts Erhebliches. lan theilt sie gewöhnlich in drei Perioden: die erste datirt von den frühesten iten bis zum Jahre 1620; die zweite, gewöhnlich die des Absterbens ge-nnt, bis zum J. 1774; die letzte umfaßt das Wiederaufleben der Wissenschaft d Kunst.

Uns wird nur die letzte und auch diese nur von dem Punkte an inter-siren, wo Männer von Geist und Ausdauer nicht nur mit großen Massen lehrten Materials, sondern auch mit neuen selbständigen Schöpfungen her-ortreten. Diese Zeit behandelt Chojecki auch mit sichtlicher Vorliebe, in-em er ihr verhältnißmäßig den meisten Raum widmet. Durch zwei Zeit-chriften: „Hlasatel" und die „Erstlinge der freien Wissenschaft", wurde das ue literarische Treiben vorzüglich angeregt. Es eröffnete sich in ihnen zuerst ein Organ für die Alterthumsforscher, die Philologen, die Belletristen und Versemacher, so daß dieser Kreis der Bewegung, welchen die beiden Blätter gestatteten, bald zu eng wurde. Sie gingen ein, und die Schriftstellerei, welche sich in Prag konzentrirte, brachte eine Reihe selbständiger, dichterischer und prosaischer Werke hervor. Eine Sammlung von Gedichten Puchmajer's und eine solche von Jungmann (Slovecnost) gewannen allgemeine Aufmerksamkeit und dienten den angehenden Dichtern zum Muster. Beide Bücher waren eine Art Chrestomathie und enthielten das Beste von dem, was in der czechischen Literatur sich vorfand. Puchmajer war ein tüchtiger Kenner der Poesie, besonders was ihre Form angeht, und besaß einen reinen, wenngleich in das Phantastisch-Klassische verliebten Geschmack. Jungmann's Kenntniß erstreckte sich mehr auf die Prosa; sein Stil selbst ist schlicht und anziehend.

Unter den über die Rechtschreibung entstandenen Kämpfen, die namentlich zwischen Polkowicz und Dobrowski mit einiger Leidenschaft geführt wurden, trat plötzlich eine ganze Reihe junger Dichter hervor, an deren Spitze sich Kolar stellte. Im J. 1793 geboren, ist er noch gegenwärtig protestantischer Pastor in Pesth. Er empfing seinen ersten Unterricht in Ungarn, von wo er sich auf die theologische Fakultät der Universität Jena begab. Schon dort gab er im J. 1821 einige erotische Sonnette heraus. Drei Jahre später erschienen die ersten Gesänge seines Hauptprodukts (Slavy Doera), und im Jahre 1832 wurde die ganze Ausgabe in fünf Gesängen, bedeutend vermehrt, ans Licht gebracht.

In Böhmen wußte man anfangs nicht, was Kolar unter seiner „Slawentochter" verstehe; man war der Meinung, er denke sich darunter das ganze Slawenthum, in dem er alle einzelnen Stämme zur Einheit zusammenfasse; dann konnte man aber die Andeutungen nicht erklären, welche von der Liebe überall durchspielten. Das eigene Leben des Dichters nur konnte den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Als Kolar im J. 1816 sich in Jena aufhielt, lernte er eine protestantische Pastorfamilie kennen, die in der Nähe dort wohnte. Es war eine Tochter im Hause, welche die Zuneigung des Dichters in hohem Grade gewann und sie erwiederte. Die Frau Pastorin begünstigte das Verhältniß nicht, indem sie die materielle Seite einer daraus hervorgehenden Ehe ins Auge faßte. Kolar mußte schweren Herzens die Universität verlassen, sich nach Ungarn begeben, um möglicher Weise die Bedingungen zu erfüllen, welche eine „gute Hausfrau" an die Ehe stellt. Von hier aus blieb er in beständigem Briefwechsel mit dem Gegenstande seiner Neigung und schrieb nebenbei, um seinen Gefühlen Luft zu machen, die „Slawentochter" — bis er plötzlich die Nachricht vom Tode seiner Geliebten erhält. Von nun an überwiegt der Schmerz in seiner Dichtung. Erst nach deren Vollendung kam der Poet zu der überraschenden Entdeckung, daß der Tod seiner Braut nur fingirt worden war. Der Pastor Schmidt war gestorben, und seine hinterlassene Witwe hatte, aus Mißtrauen auf die Hoffnungen des jungen Dichters und um sich der Stütze ihrer Tochter nicht zu berauben, das seltene Ausfluchtsmittel gewählt, die jungen Leute von einander zu trennen. In tiefer Schwermuth besang Kolar seine Geliebte in zarten Sonnetten, während sie, keine Nachricht von ihm empfangend, den Entschluß faßte, ihr Leben dem Jungfrauenstande zu weihen.

So kam das Jahr 1830; die „Slawentochter" erschien, von den Zeitschriften bis in den Himmel erhoben, von den Lesern mit Begierde ergriffen und von den begeisterten czechischen Jünglingen auswendig gelernt. Durch einen glücklichen Zufall gelangte die Dichtung auch in die Hände der Braut Kolar's; sie erfuhr aus ihr den ganzen Zustand der Dinge, und, mit neuer Hoffnung erfüllt, gab sie durch ein Schreiben dem Dichter Kunde von ihrem Leben und ihrer unvergänglichen Zuneigung. Indeß pflegte sie ihre Mutter bis zu deren Todesjahre und folgte dann ihrem Gatten nach Ungarn.

Was nun den Inhalt der Dichtung betrifft, so ist er getheilt zwischen dem sentimentalen Gefühl verlorener Liebe und der Klage über die Unterdrückung des böhmischen Slawenthums durch Magyaren und Deutsche. Die Gedanken, welche sie entwickelt, sind weder tief, noch überraschend; der ganze Werth besteht in der Wärme der Begeisterung, welche aus ihnen hervorströmt. Daher wird die Dichtung auch nur insofern ein bleibendes Denkmal der böhmischen Literatur seyn, als sie die Macht des subjektiven Geistes zeigt und den ersten Pulsschlag im slawischen Leben, aus dem unnatürlichen Zustande, in welchem es sich befindet, hinauszutreten. Sie führte Kolar auf den Gedanken des Panslawismus, weil er in dem eigenen Volksstamm die geistige und physische Kraft der selbständigen Fortentwickelung nicht mehr fand, und hat allerdings das Verdienst, zu einem Bewußtseyn angeregt zu haben, daß noch draußen eine slawische Brüderschaft existire, von der Böhmen bis dahin

*) Böhmen und die Böhmen am Ende der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Edmund Chojecki. 1. Band. Berlin, Schneider und Comp., 1847.

nichts Gemeinsames kannte, als die Abstammung der Sprache; aber die politischen Combinationen Kolar's bewegen sich allein im Gebiete schöner Träume.

Mit der „Slawentochter" verabschiedete sich Kolar von der Dichtkunst. Um sein System auf Quellen und feste Gründe zu stützen, wandte er sich der Alterthumsforschung zu und benutzte seine Dichterphantasie zur Enthüllung nackter historischer Thatsachen. Eine Reihe von Untersuchungen widmete er dem Namen der Slawen: ob Slowianin oder Slawianin? (jenes von slowo = Wort, dieses von slawa = Ruhm abgeleitet). Die letztere Ableitung gefiel ihm mehr; er wählte aber einen unglücklichen Weg, um zu dem Resultat zu kommen, daß sie die richtigere sey.

Später erschienen seine Reisebriefe aus Italien und Deutschland, in denen seine Sucht, überall Reste des Slawenthums zu entdecken, bis ins Lächerliche ausgedehnt ist. Seine Phantasie schadete offenbar seiner Geschichtsforschung, und er mußte daher immer mit beiden in Konflikte kommen. Ein Zeugniß hierfür giebt auch seine slawische Mythologie.

Kolar steht heute in Pesth an der Spitze der slawischen Partei und ist den öffentlichen und geheimen Angriffen und sogar thätlichen Beleidigungen der Magyaren jetzt wie früher ausgesetzt. Seine Genossen umgeben ihn dagegen mit großer Anhänglichkeit und Ehrfurcht, da sie nicht umhin können, seine wirklichen Verdienste und die Reinigung der böhmischen Sprache hoch anzuschlagen. Indem Kolar jetzt vorzugsweise auf das Volk und die Jugend zu wirken sucht, läßt er Predigten und Kinderschriften drucken (citanki), aus welchen sogar die katholische Geistlichkeit Belehrung schöpft. In der Aufrechthaltung seiner Beziehungen zu Böhmen bleibt Kolar seinen alten Erinnerungen treu. Seine „Slawentochter" hat zwar aufgehört, ein begeisterndes und anregendes Moment für die slowakische und czechische Bevölkerung zu bilden, allein sie erhält bei der letzteren in artistischer Beziehung noch immer die Aufmerksamkeit, und fast alle jüngeren Dichter haben nach ihrer Form sich gebildet, obgleich endlich, man kann sagen zum Glücke, die einförmige Sonnettomanie nachgelassen hat. Außer Kolar hat kein Dichter in Böhmen sich durch beachtenswerthe Originalität hervorgethan oder eine gleiche Bewegung in der Literatur bewirkt, wie er.

Doch hat Czelakowski, wenn ihm auch die anregende Kraft fehlt, durch seine kleinen Dichtungen, meistens Uebertragungen, auf den Geist der Jugend sehr vortheilhaft gewirkt. Er hatte lange mit äußeren Mißgeschicken zu kämpfen und suchte in Böhmen als Redacteur einer belletristischen Zeitschrift sich mit einer zahlreichen Familie zu erhalten, bis endlich durch die preußische Regierung, welche ihm in Breslau ein Katheder für die slawische Literatur anvertraute, seine äußere Stellung gesichert wurde.

Heute ist Czelakowski der populärste Dichter in Böhmen. Sein Verdienst besteht in der Kunst, den Charakter der Volkslieder, selbst in den Uebersetzungen, nachzuahmen. Darauf beschränkt sich aber auch seine Richtung. Im Uebrigen ist er mehr Sprachkenner als Dichter; seine kleinen Productionen scheinen ihm für die Entwickelung eines organischen Gedankens nicht Raum zu gestatten. Seine Nachfolger und Nachahmer sind unbedeutend, nur in Uebersetzungen haben sie Manches zu Tage gefördert, was der Rede werth ist. Auch in der Novellistik sind die ersten Versuche noch sehr dürftig ausgefallen. Der deutsche Leser würde sich bei ihnen nicht aufhalten; er findet erst in der Geschichtsbearbeitung Böhmens einen Boden, welcher ihn fesseln kann, wir werden daher auf sie zurückkommen, sobald der verheißene zweite Band der Schrift Chojecki's die Presse verlassen hat. Seinem Urtheile können wir uns unbefangen anschließen, da er kein bloßer Lobredner des Slawenthums ist, sondern mit besonderer Unparteilichkeit die verschiedenen Interessen bespricht.

Polono-Germanus.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

(Schluß.)

C. Die unumschränkte aber sittliche Denkfreiheit, und damit — in der Gesammtheit wie im Einzelnen — die Einheit des Seelenlebens, des Fühlens und des Denkens, des Glaubens und des Wissens, der Religion und der Philosophie. — Wir müssen hier abermals einwerfen, daß diese „unumschränkte sittliche Denkfreiheit", als wirklich erreichtes Ziel vorgestellt, eine eben solche Unwahrheit enthält, als die sogenannte „Einheit des Seelenlebens" sowohl in der Gesammtheit wie im Einzelnen. Schon der Begriff der Freiheit beweist dies hinlänglich. Wir fragen: Ist eine absolute Freiheit als fertiger, vollendeter Zustand möglich? (d. h. eine Freiheit, die wahrhaft so zu nennen ist, eine vernünftige, die also das Moment der Selbstbeschränkung, der Nothwendigkeit in sich selbst enthält) oder ist nicht jede menschliche Freiheit, und möge sie noch so vollkommen seyn, nur als Streben danach, als unendlicher Kampf, überhaupt als Entwickelung, denkbar? Alle menschliche Thätigkeit, im Leben des Einzelnen wie in der Weltgeschichte, ist dies nur durch das unendliche Streben, aus der Differenz in die Einheit zu kommen. Wäre aber dieses Streben nicht ein unendliches, hätte der Kampf einmal ein Ende, so hörte auch die Bewegung in der menschlichen Existenz, das Leben überhaupt auf; eben so wie sich entgegengesetzte Elektricitäten gegenseitig verschlucken, sobald sie sich vereinigt haben. Es bleibt dann nicht sowohl eine Harmonie beider übrig, als vielmehr geradezu — Nichts.

Von einer endlichen Erreichung jenes unendlichen Ziels kann also unserer Ansicht nach gar nicht die Rede seyn; der Widerspruch liegt schon in den Worten selbst. Der Verfasser bemerkt treffend den Grund, warum zuerst das mildere Repressivsystem sich der Freiheit entgegenstellte, und sieht in dem Umstande, daß man aus dem Präventivverfahren zu diesem milderen Zwange bereits zurückkehre, eine Gewährleistung für die endliche Erreichung des Ziels der völligen Aufhebung jedes Zwanges. Er fährt sodann fort: „Daß dies Endziel der Entwickelung (die vollkommene Denk- und Glaubensfreiheit) wohl kein Traum sey, daß die Theorie zur Wirklichkeit werden könne, dies beweist annähernd Griechenland in seiner Blüthe, wo, die spärlichen (?) Uebereilungen des Glaubenseifers abgerechnet, die einzige Schranke der Denkfreiheit in der That die Sitte war." — Dieser Beweis aber ist aus vielen Gründen durchaus nicht schlagend. Erstens sagt der Verfasser selbst, daß er nur approximativ sey, wodurch er sich selbst den Stab bricht, da es hier gerade nicht um das Approximative, sondern um das Absolute zu thun ist. Daß die Denk- und Glaubensfreiheit annäherungsweise erreicht werde, ist ja gerade unsere Behauptung. Zweitens existirt zwischen der hellenischen Zeit und der unsrigen und jeder folgenden der wesentliche Unterschied, daß der griechische Staat zu seinem Lebensprinzip die Sittlichkeit hatte, während der christlich-germanische sich auf die Moralität gründet. Die Sittlichkeit ist die Moralität des vernünftigen Instinkts, die Moralität ist die Sittlichkeit des reflektirenden Bewußtseyns; der Unterschied läuft also auf einen Gegensatz zwischen Unmittelbarkeit und Vermittelung, zwischen natürlicher Harmonie und erstrebter Einheit hinaus; weshalb Sokrates, der den allgemein sittlichen Volksinstinkt in ein individuelles moralisches Einzelbewußtseyn verwandeln wollte, diesem Streben zum Opfer fallen mußte. Sobald also die Menschheit aus dieser sozusagen naiven Unmittelbarkeit des reflexionslosen Sittlichkeitsgefühls einmal herausgetreten war, konnte sie wohl die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese antreiben, wieder dahin zurückzustreben, aber eben weil dies Streben nur durch Vermittelung möglich, weil es selbst nur Vermittelung seyn kann, liegt das Ziel desselben in der Unendlichkeit, das Streben selbst aber verliert dadurch sowohl die Naivetät der Einheit als die Reflexionslosigkeit des sittlichen Gefühls. Der Verfasser scheint denn auch die Nothwendigkeit, welche in der Unendlichkeit des Strebens nach Freiheit liegt, wohl zu fühlen, obgleich er die unendliche Entfernung des Ziels in eine sehr weite verwandelt, indem er sagt: „Aber doch nicht so bald und nicht so leicht wird das Ziel erreicht werden. Es wird, dünkt mir, eine Zeit kommen, wo zwar auch das Repressivsystem beseitigt, aber dennoch die erlangte Freiheit des Geistes noch keine vollkommen unbehinderte seyn wird. Der Proselytismus, den wir schon jetzt vorzugsweise auf religiösem Boden kennen, wird sich auch auf politischem und socialem als Ersatz äußerer Zucht- und Zwangsmittel den Machthabern anbieten. Erst allmälig, bei rüstig fortschreitendem Sittlichkeitssieg, wird dann auch der Proselytismus mit seinen Mäßigungstheorieen, seinen Absichten auf Unschädlichmachen der Vernunft, vom Schauplatz weichen und in der freiesten Ueberzeugung und Selbstbestimmung des Denkens das letzte Ziel verwirklicht werden." —

Wir müssen, wie gesagt, diese endliche Verwirklichung in Zweifel ziehen und stellen endlich drittens als letzten Grund dagegen die Behauptung auf, daß niemals seit Anfang der Geschichte eine Zeit gewesen seyn kann, wo — wie es der Verf. in A. von den orientalischen Naturvölkern versichert — eine vollkommene (wenngleich unbewußte) Seelenfreiheit ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken existirt habe. Denn sobald der Mensch als Mensch zu existiren beginnt, tritt er auch eo ipso in die Differenz; wie schwach diese anfangs auch seyn mag, da ist sie, denn sie ist sein eigentliches Wesen. Nur diese Voraussetzung einer anfänglichen totalen Ungeschiedenheit zwischen Glauben und Denken kann den Verfasser auf den Schluß geführt haben, daß die Menschheit durch Vermittelung endlich auch wieder dahin gelangen müsse. Das Paradies der Geschichte liegt ebenso in einer unendlichen Vergangenheit, als die Seligkeit derselben in einer unendlichen Zukunft; d. h. beide liegen außerhalb der Geschichte, und diese nur zwischen ihnen. Hätte jemals (d. h. in einer bestimmten Zeit der Geschichte) eine absolute Ungeschiedenheit der Differenz im Menschen existirt, so hätte er niemals in die Differenz kommen können, ebensowenig wie das Thier aus seinem natürlichen Instinkt herauskann.

Darin aber stimmen wir wieder vollkommen dem Verf. bei, daß der Uebergang zu einem gesetzlichen Repressivverfahren eben so noch die Aufgabe und der Fortschritt für die nächste Gegenwart bleibt, wie er es schon für die nächste Vergangenheit war. Denn nicht auf Stunden und Tage läßt sich die Entwickelung zusammendrängen. Mancher Orten hat man den Schritt gethan, anderwärts hat man ihn zu thun unterlassen. Die Freiheit ist die Blüthe des Abends; nach Osten zu nimmt die Dämmerung ab. England und Nord-Amerika gingen im Allgemeinen auch auf dieser Bahn voran; seit der französischen Revolution folgten Frankreich und überhaupt die westlich-romanischen Völker. Deutschland, wiewohl in geschichtliche Verhältnisse verstrickt, die raschen und gemeinsamen Thaten nicht günstig sind, hat dennoch auf das Erbe eines freien Gedankenverkehrs, als den Schlußstein allmäliger Reformen, wie den mächtigsten Hindrang, so auch die nächste Aussicht und die meiste Anwartschaft. Diejenigen Staaten aber, die auch heute noch aus Scheu oder Zähigkeit unverrückt (und ausschließlich) am Präventivsystem festhalten, bleiben hinter der Erkenntniß der Geschichte, ihres Inhalts und ihrer Aufgabe zurück und könnten nicht zu denen gerechnet werden, welche auf der höchsten Entwickelungsstufe der Gegenwart stehen. Aber es waltet auch in diesem Bereich ein

Gesetz innerer Nothwendigkeit, dessen stufenmäßiger Verwirklichung der Mensch weder auf die Dauer zu widerstreben noch mit Erfolg ihr vorzugreifen vermag. Mit der Anerkennung dieses Gesetzes wollen wir uns nunmehr der ausschließlichen Betrachtung des Alterthums, der römischen Kaiserzeit, zuwenden.

Ehe wir aber dem Verfasser auf dieses Feld folgen, glauben wir dem Leser eine Schilderung des literarischen Verkehrs in der Blüthezeit des römischen Kaiserreichs mittheilen zu müssen, in welche der Verfasser erst später, nachdem er bereits den „Kampf der Monarchie mit der Rede- und Schriftfreiheit" beschrieben hat, gleichsam erklärungsweise eingeht. Wir erlauben uns diese scheinbare Veränderung in der Folge der Kapitel aus dem Grunde, weil wir das gesammte übrige Material, d. h. den Inhalt des IV. und VI. — XII. Kapitels, so weit er von allgemeinerem Interesse ist, in einen übersichtlichen (dritten) Artikel zusammenzufassen gedenken, den wir durch ein spezielleres Eingehen auf die literarischen Verhältnisse des römischen Alterthums nicht weiter unterbrechen möchten. Insofern also ist jene Veränderung in der Kapitelfolge wirklich nur eine scheinbare. Sr.

England.

Das Unwesen auswärtiger Lotterieen in England.

(Nach einem Aufsatze in der Dublin Review.)

In England ist bekanntlich, eben so wie in Frankreich, jedes öffentliche Lotteriespiel streng verpönt. Dennoch herrscht vielleicht in keinem Lande der Welt eine größere Spielwuth, dennoch werden nirgends häufigere und bedeutendere Summen den wechselnden Launen des Glückes anvertraut, als gerade in England. Hohe Glücksspiele, unter allerlei Gestalten und Vorwänden veranstaltete Ausspielungen von Gegenständen der verschiedensten Art, bis ins Ungeheure gehende Wetten, z. B. bei Pferderennen und anderen Gelegenheiten, verschlingen gewaltige Summen, und was diese nicht thun, das vollenden die auswärtigen Lotterieen, welche in England einen sehr beträchtlichen Absatz haben. Es ist dies wiederum ein Beispiel dafür, wie ein Volk Gesetze, die, noch so schön und edel in der Abstraction, doch mit seinem Willen und Bewußtseyn nicht völlig übereinstimmen, offen und dabei völlig straflos zu umgehen weiß. Bei den auch in unserem Vaterlande gerade jetzt häufig und ernsthaft geführten Debatten über das Lotteriespiel ist es gewiß nicht uninteressant, das Urtheil eines Engländers gerade über die deutschen Lotterieen zu vernehmen; wir theilen deshalb Einiges aus einem diesen Gegenstand behandelnden Aufsatz mit, ohne im geringsten vertreten oder verantworten zu wollen, was der Verfasser von seinem Standpunkt aus darüber sagt.

„Vergebens hat die gesetzgebende Gewalt jenem Treiben ein Ziel zu setzen gesucht; es ist auch schwierig, und selbst in Frankreich, wo die richterlichen und Verwaltungs-Beamten in dieser Hinsicht mit einer fast unumschränkten Macht ausgerüstet sind, ist nur das hohe Briefporto die Veranlassung, daß die Agenten auswärtiger Lotterieen, z. B. der Frankfurter, weniger Abnehmer haben, als in England. So wissen wir aus sicherer Quelle, daß fünf oder sechs Frankfurter Häuser mehr als 120,000 Cirkulare in England, Schottland und Irland verbreiten. Es ist übrigens zu bewundern, wie Leute, die doch größtentheils in jener alten Reichsstadt Deutschlands wohnen, mit solcher Sicherheit die Verhältnisse oft des kleinsten und unbekanntesten britischen Marktfleckens oder Dorfes kennen, wie sie Namen und Wohnung von einfachen, schlichten Bürgern, Pächtern, Krämern u. s. w. wissen, die oft kaum in dem engen Kreise ihrer Verwandtschaft oder in den Gränzen ihres Kirchspiels bekannt sind. Für die bekannteren und wichtigeren Gegenden genügt allerdings die Post; für die übrigen hat man Geschäfts-Reisende, welche Zeit und Gelegenheit finden, nicht nur Namens-Verzeichnisse anzufertigen, sondern auch über die Vermögens-Verhältnisse der Einzelnen Erkundigungen einzuziehen, so daß unter der Menge der aufs Gerathewohl ausgesandten Cirkulare doch immer eine ziemliche Anzahl ihres Erfolges sicher ist, namentlich unter den Herren von der anglikanischen Geistlichkeit, den Offizieren auf Halbsold, den Witwen und alten Jungfern.

Die gewöhnlichsten und verbreitetsten dieser „Speculationen" kann man füglich in drei Klassen theilen. Die erste ist die der sogenannten Häuser- und Güter-Lotterieen, wie sie namentlich in Oesterreich üblich sind; die zweite Gattung umfaßt die sogenannten Klassen-Lotterieen, wie die Hamburger, die Frankfurter, auch die preußische; die dritte besteht aus Obligationen, die aus irgend einer von Oesterreich oder anderen deutschen Staaten kontrahirten Lotterie-Anleihe hervorgehen, welche Anleihen bekanntlich durch Prämien verzinst und getilgt werden.

Was die erste Gattung dieser Lotterieen betrifft, so behaupten wir dreist, daß Jeder, welcher Loose zu einer Ausspielung dieser Art nimmt, wenigstens eben so gut thäte, sein Geld ins Wasser zu werfen; jedenfalls aber besser, dasselbe irgend einem wohlthätigen Zwecke zu opfern. Das Verfahren bei jenen Lotterieen ist etwa folgendes: Ein vornehmer Herr oder irgend ein anderer Mensch, welcher der Zudringlichkeit seiner Gläubiger nicht mehr entgehen kann, dabei ein Schloß oder ein Landgut besitzt, zu dem sich kein Käufer findet, weil die Einkünfte kaum die Hälfte der Unterhaltungskosten decken, — ein solcher wendet sich an die Regierung und erhält von dieser die Erlaubniß, auf dem Wege der Ausspielung sein Eigenthum loszuschlagen. Ein Banquier dieses Ranges übernimmt die Leitung des Geschäfts, und man fertigt zunächst einen Prospektus an. In diesem wird z. B. ein Haus in irgend einer Vorstadt von Wien, welches vielleicht mehrere Jahre leer gestanden, weil ungesunde und widerwärtige Ausdünstungen in der Umgegend dasselbe unbewohnbar machten, plötzlich in einen Palast verwandelt; gehören dazu noch einige Fußbreit Landes mit zwei oder drei Apfelbäumen und einem reichen Segen an Unkraut und Brennnesseln — einige Federstriche verwandeln es in einen Zaubergarten. Handelt es sich etwa um ein mitten in Steiermark oder in Böhmen, weit entfernt von jeder Straße und jeder Verbindung gelegenes Landgut, so werden Moor und Wald, welche kaum die Kosten der Ausbeutung decken würden, plötzlich als eine unerschöpfliche Quelle des Gewinnes gepriesen. Dann werden die Verzeichnisse der zu gewinnenden Prämien mit jener Geschicklichkeit gemacht, welche ein französischer Minister geistreich die Kunst, die Ziffern zu gruppiren, genannt hat. Man stellt die Reihen auf drei oder vier verschiedene Weisen unter und an einander; und das Publikum bildet sich ein, sie enthielten das Vier- oder Fünffache des Prämienwerthes, den sie in der Wirklichkeit enthalten. Da nun einmal der Zweck dieses Prospektus ist, die Augen des Publikums durch eine möglichst große Anhäufung von Ziffern zu blenden, so werden die Münzsorten, z. B. die Gulden, in Francs verwandelt. So betragen die 80,000 Gulden, der Hauptgewinn, schon 200,000 Francs. Aber dies ist noch nicht genug; die Frankfurter Agenten sind noch viel freigebiger, und zwar mit sehr geringen Kosten: sie machen nämlich durch geschickte und täuschende Einfügung einer **1**, auf der linken Seite, den glücklichen Gewinner zum Besitzer von 1,200,000 Fr., d. h. etwa 300,000 Thlr. In dem Original-Prospekt vergißt man niemals den lockenden Paragraphen, wonach der Gewinner, falls er die baare Summe von 200,000 Francs der Besitznahme des Landgutes oder Palastes vorziehen sollte, auch diese nach Gefallen erheben könnte. Da indessen dieser Zusatz doch für den Frankfurter Spekulanten unangenehm werden könnte, so läßt er denselben bald weg, und auf der Ankündigung bleibt allein das Eigenthum mit seinem Werthe von 1,200,000 Francs. Da der Verkauf solcher Loose in Deutschland, Frankreich und Rußland streng untersagt ist, so finden sich auf dem Kontinent in der Regel höchstens 70—80,000 Abnehmer. Man sucht diese also in England auf, und um die Engländer noch mehr zu locken, fingiren die Collecteurs eine Anzahl neuer Gewinne, indem sie ihre eigenen Freiloose in Prämien verwandeln. So ist z. B. der erste Gewinn ein prächtiger Palast; der zweite aber, und vielleicht die zehn folgenden, bestehen aus einigen Tausenden jener Freiloose, denen wieder die Möglichkeit gegeben ist, auf die nächste wirklich gezogene Nummer zu gewinnen; möglicherweise aber gewinnt man wieder neue Loose. Wir haben uns die Mühe gegeben, die Listen von mehreren Ziehungen zu vergleichen, und wir haben gefunden, daß im günstigsten Falle der Besitzer von hundert Loosen etwa 150—160 Thlr. gewonnen hatte, obgleich der Prospekt, indem er den Nominalwerth der an sich ganz werthlosen Freiloose berechnete, einen darauf gefallenen Gewinn auf 30,000 Thlr. angab. So sind häufig die Gewinne dieser Lotterieen, die sich den papierenen Verheißungen nach auf bedeutende Summen belaufen, in der That fast gleich Null. Vor einigen Jahren kontrahirte der Fürst Esterhazy, der frühere österreichische Gesandte zu London, mit Rothschild eine Anleihe von etwa 4,500,000 Thlr., welche ganz in der Art der österreichischen Staats-Anleihen, auf welche wir später kommen werden, vermittelst einer Lotterie abgezahlt werden sollte. Es finden jährlich zwei Ziehungen statt, und der höchste Gewinn ist in einigen derselben etwas über 30,000 Thlr., in anderen ein wenig geringer; außerdem giebt es Gewinne von ungefähr 6000, 5000, 3000 Thlr. und noch weniger. In zweiunddreißig Jahren haben sie alle zusammen eine Summe von ungefähr 8,000,000 Thlr. erreicht. Was thut man nun, um ein das Auge bestechendes Verzeichniß großer Summen zusammenzubringen? Einer oder mehrere große Gewinne bestehen in Bons dieser Anleihe! Wir geben hier als Beispiel das Schema einer solchen Ankündigung:

Besondere Ziehung.

Hauptgewinn:

100 Bons der Esterhazy'schen Anleihe.

Die Bons dieser von Herrn Rothschild kontrahirten Anleihe haben Antheil an folgenden Prämien:

dann folgen, mit ganz kleinen Buchstaben gedruckt, die Worte:

Zu tilgen in 64 Ziehungen, welche halbjährlich, den 15. Juni und 15. Dezember jedes Jahres, stattfinden.

4	Prämien von	150,000 Fr.	120	Prämien von	205 Fr.
4	„ „	125,000 „	240	„ „	200 „
56	„ „	100,000 „	240	„ „	192 „
4	„ „	30,000 „	240	„ „	187 „
4	„ „	25,000 „	240	„ „	180 „
56	„ „	20,000 „	16,080	„ „	175 „
4	„ „	10,000 „	15,840	„ „	167 „
60	„ „	7,500 „	16,080	„ „	162 „
128	„ „	3,750 „	11,840	„ „	155 „
256	„ „	1,250 „	24,400	„ „	150 „
320	„ „	1,000 „	11,600	„ „	142 „
336	„ „	500 „	15,200	„ „	137 „
1,280	„ „	250 „	7,660	„ „	130 „
120	„ „	210 „	37,000	„ „	125 „

Jedes muß einen dieser Gewinne erhalten, von denen der geringste 125 Francs ist.

Dann folgt die Aufzählung der Bons. Dies Alles erscheint auf dem Prospektus höchst lockend, und der unbefangene Zeichner für die Esterhazy'sche Anleihe meint wenigstens die Aussicht auf den Gewinn einer jener Prämien zu haben. Allein selbst wenn es ihm gelingt, die hundert Bons zu gewinnen, hat er doch nicht mehr als 13,550 Francs gewonnen. Was die 130,000 Francs u. s. w. u. s. w. betrifft, so gehören diese nur noch zum Theil unter die künftig zu verloosenden Prämien; denn da die Anleihe vor zehn bis zwölf Jahren gemacht wurde, so ist eine beträchtliche Anzahl der großen Gewinne schon gezogen, und man kann wenigstens zwanzig Jahre warten, ehe die Bons selbst für die geringste Prämie von 125 Francs fällig werden.

Doch kehren wir zu unserer Auseinandersetzung der Häuserlotterie zurück. Wir haben 160,000—170,000 Loose, und die noch zu gewinnenden Prämien belaufen sich auf ungefähr 120,000 Thlr.; der Hauptgewinn ist 30,000 Thlr., und die übrigen, ausgenommen vielleicht noch einen von 12,000 Thlr., sind so lächerlich gering, daß es weit ärgerlicher ist, einen solchen, als gar nichts zu erhalten. Aber obgleich die ursprünglichen Pläne dieser Lotterieen schon ziemlich unverständlich sind, für die Frankfurter Agenten sind sie es noch nicht genug; diese zeigen sie unter einem völlig neuen Gesichtspunkte und so, daß man selbst dem geschicktesten Mathematiker ins Gesicht behaupten kann, er verstehe dieselben nicht. Der auf jedem Loose gedruckte Preis eines derselben ist etwa 3 Thlr.; in Wien bekömmt man sie in den Kaffeehäusern für 1½ bis 2 Thlr. Allein ihr Werth wächst mit der Entfernung und mit der Unkenntniß und Leichtgläubigkeit des Publikums; so verkauft man sie in Frankfurt für etwa 3½, in Frankreich für 5, in England für mehr als 6 Thlr. Man mag daraus einigermaßen sehen, welchen Gewinn die Agenten aus Geschäften dieser Art ziehen. Uebrigens sind die Aussichten für den Besitzer eines einzelnen Looses noch viel schlechter, als man, selbst nach dem hier Angeführten, glauben sollte. In allen diesen Lotterieen giebt es nämlich mindestens zwei Arten von Loosen; eine gewisse Anzahl, z. B. 20,000 oder 22,000, ist auf farbigem Papier gedruckt, und beinahe die Hälfte der Gewinne ist in einer besonderen Ziehung für diese Loose bestimmt, welche außerdem noch um den Hauptgewinn mit allen übrigen konkurriren. Jeder Abnehmer von fünf Loosen erhält ein solches Loos frei; da aber die meisten Abnehmer in der Regel nur im Besitze von einem sind, so kommen diese Freiloose den Agenten und Verkäufern zu Gute. Den Unternehmern der Lotterie kostet diese Großmuth nichts. Wenn sich nun die Frankfurter Agenten wenigstens noch damit begnügten, an dem Nutzen Theil zu nehmen, auf den das Publikum ein Recht hat! Aber nein; sie geben als sechstes Loos ein ganz gewöhnliches aus und verkaufen die anderen, deren wahrer Werth etwa 3¼ Thlr. ist, für mehr als 12 Thlr.! — Die Anzahl der Loose, die von jeder Lotterie in England abgesetzt werden, beläuft sich gewiß auf 5000—6000, von denen wenigstens 1000 nach den benachbarten Inseln und nach Frankreich von hier gehen.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Gattung solcher Institute, zu den Klassen-Lotterieen. Obgleich solche Lotterieen in verschiedenen Staaten, z. B. in Preußen, Sachsen, Holland u. s. w., bestehen, so gehört doch bei weitem der größte Theil der in England abgesetzten Loose der Frankfurter Lotterie an. Diese Lotterieen haben, mit Ausnahme der verschiedenen Verhältnisse zwischen der Anzahl der Loose und der der Treffer, d. h. der verschiedenen Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, im Allgemeinen dieselbe Einrichtung. Die verschiedenen Klassen sind, da die in der einen gezogenen Nummern in der anderen nicht wieder gezogen werden, eigentlich nichts als eine einzige, nur öfter unterbrochene Ziehung. Und der Zweck dieser Einrichtung? Da der Preis der Loose ziemlich hoch ist und es Vielen unmöglich wäre, ein Loos zu kaufen, wenn sie den ganzen Betrag auf einmal zahlen müßten, so wird dadurch, daß die Bezahlung in einzelnen kleineren Raten geschieht, eine bedeutende Erleichterung und dadurch wieder eine allgemeinere Verbreitung der Theilnahme an der Lotterie bewirkt. Allein die Agenten, die in England dergleichen Geschäfte treiben, lassen sich von dem Käufer den ganzen Betrag auf einmal geben, und zwar eine Summe von etwa 60—65 Thlr. für ein Loos, welches sie selbst bei der Frankfurter Lotterie mit ungefähr 42 und in der preußischen mit 45 Thlr. Gold bezahlt haben. Die eigentlichen Lotterie-Comtoirs nehmen nicht mehr als die gesetzlich erlaubte Summe; da aber in der Regel die Spielenden nicht wissen, daß das Loos für jede Klasse erneuert werden muß, und sie schon bei der ersten Klasse das Geld für alle übrigen vorausbezahlt haben, so behalten die Agenten gewöhnlich die Loose zu den folgenden Klassen in ihren Händen; und trifft es sich nun, daß ein solches Loos gewinnt, so muß der eigentliche Besitzer noch froh seyn, wenn er gegen eine bedeutende Vergütigung, gewöhnlich 25 pCt. des Gewinnes, von seinem Agenten das ihm mit Fug und Recht zustehende Loos herausbekömmt. Er hat nur die unangenehme Wahl, diesen Schaden zu tragen oder im Besitze des völlig werthlosen Papiers zur ersten Klasse zu bleiben und den ganzen Gewinn an den schlauen Agenten zu verlieren. Uebrigens ist von allen Klassen-Lotterieen die preußische noch diejenige, welche dem Spieler die besten Aussichten auf Gewinn gewährt; auch muß man anerkennen, daß sie von allen am rechtlichsten verfährt, und daß die meisten ihrer Beamten und Agenten Ehrenmänner sind."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Uriel da Costa. Dieser gelehrte, aber unglückliche Philosoph von spanisch-israelitischer Abkunft, der unter dem Namen Acosta von Karl Gutzkow zum Helden eines fast auf allen deutschen Bühnen (mit Ausnahme der Berliner) bereits aufgeführten Trauerspiels gemacht worden, gehörte einer auch jetzt noch in Holland blühenden jüdischen Familie an.*) A Costa war die lateinische Uebersetzung seines Namens, und da er als philosophischer Schriftsteller Mehreres in lateinischer Sprache geschrieben hatte, unter Anderem sein berühmtes „Vorbild des menschlichen Lebens" **), in welchem er die eigenen Kämpfe nach innen wie nach außen mit Meisterhand dargestellt, so haben namentlich ausländische Literarhistoriker (unter Anderen Bayle) seinen Namen häufig wie jetzt Gutzkow, aber natürlich immer unrichtig, geschrieben.***) Uriel da Costa ward gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien geboren, wo seine Vorfahren bereits in mehreren Generationen dem äußeren Leben nach Katholiken schienen, im Innern aber und dem in häuslicher Stille festgehaltenen Bekenntnisse nach Juden geblieben waren. Solcher geheimen Juden gab es im sechzehnten Jahrhundert viele Tausende, sowohl in Spanien als in Portugal, wo sie mit dem Namen Nuevos Christianos (Neu-Christen) bezeichnet wurden, in die höchsten Staatsämter eintraten und mit den vornehmsten Familien des Landes sich verschwägerten. Einer derselben, Don Diego d'Espinoza, ein Großoheim Benedikt Spinoza's, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Präsident von Castilien und bekleidete sogar von 1566—1572 das Amt eines General-Inquisitors von Spanien. Häufig wurden jedoch die Nuevos Christianos ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum; immer schon der Inquisition verdächtig, fielen sie derselben, wenn sie sich nur im geringsten äußerlich verriethen, sofort anheim. Der berühmte Arzt Dr. Isaac Orobio, der selbst ein Nuevo Christiano gewesen war, als solcher auf der Universität Salamanca einen Lehrstuhl der Physik bekleidet hatte, nachmals in Sevilla von der Inquisition des heimlichen Judenthums angeklagt wurde und darauf nach Frankreich, so wie demnächst nach Amsterdam entfloh, wo sich bereits eine ganze Gemeinde ehemaliger Nuevos Christianos niedergelassen hatte, hat die Verfolgungen, die er in Spanien erlitten, in Limborch's (Professors in Leyden) Historia Inquisitionis beschrieben. Dieser Gemeinde in Amsterdam schloß sich auch mit seiner Mutter und seinen jüngeren Brüdern da Costa an, der als Katholik den Vornamen Gabriel geführt, bei seinem öffentlichen Zurücktritt zum Judenthum aber den Namen Uriel annahm. Fast gleichzeitig finden wir im Schooße jener Gemeinde, die mit philosophischen Forschungen durch traditionelle Fortpflanzung der aristotelisch-arabisch-kabbalistischen Metaphysik vertraut war, die pantheistische und die deistische Richtung der Religionsphilosophie vertreten, und zwar durch Lehren, die auch heutzutage noch maßgebend in diesen beiden Richtungen sind. Spinoza war zwar noch ein Knabe, als da Costa starb, aber er hatte diesen persönlich gekannt, und die Lehren so wie die traurigen Schicksale des Letzteren sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Uriel da Costa, der in Spanien katholische Theologie und das kanonische Recht studirt und sich darin so ausgezeichnet hatte, daß er bereits im 25sten Lebensjahre zu einer der einträglichsten Pfründen, zum Säckelmeisteramt einer Stiftskirche, befördert worden war, hatte Amt und Einkünfte aufgegeben, um sich seiner Neigung zu Forschungen schrankenlos überlassen zu können. Seine Richtung war eine wesentlich deistische, und mit Unrecht hat man ihn zu den Sadducäern gezählt, die nicht blos die Geisterwelt und die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die göttliche Vorsehung leugneten, welche aber in dem Systeme da Costa's die Spitze bildete, obwohl er die Göttlichkeit des mosaischen Gesetzes, wie des Evangeliums, und die Autorität des Talmuds in Abrede stellte. Weil er aber seine Gegner oft „Pharisäer" nannte, wie dies namentlich in seiner portugiesisch geschriebenen Abhandlung „Examen das tradiçoens phariseas conferidas con a Ley" (Prüfung der mit dem Gesetz überlieferten pharisäischen Traditionen) geschieht, so hat man ihn und seine Lehren häufig als „sadducäisch" bezeichnet. Zweimal ward er seines Deismus wegen in den großen jüdischen Bann gethan, von welchem er sich das erstemal durch einen theilweisen Widerruf zu befreien gewußt hatte. Da aber seine späteren Schriften nicht blos gegen den Talmud und die Autorität der Rabbinen, sondern auch gegen jede positive Religion gerichtet waren, so schritt auch der Rath von Amsterdam — damals bekanntlich eine souveraine Behörde — gegen ihn ein und verurtheilte ihn zur Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße von 300 Gulden. Das dadurch für ihn herbeigeführte Ungemach, insbesondere aber der Umstand, daß er sich sogar von seinen Verwandten und Freunden verlassen sah, brachten ihn zur Verzweiflung, und er jagte sich im J. 1639 (nicht 1647, wie Bayle sagt), bald nachdem er jene obenerwähnte lateinische Schrift: „Exemplar humanae vitae" vollendet hatte, eine Kugel durch den Kopf. Die vorstehenden Data haben wir zum Theil H. J. Koenen's (Magistrats-Raths von Amsterdam) „Geschiedenis der Joden in Nederland" (Utrecht, 1843) entnommen. Inwiefern Gutzkow's Trauerspiel damit übereinstimmt oder nicht, vermögen wir nicht zu sagen, da wir dasselbe noch nicht gesehen haben. †)

*) Isaac da Costa-Athias war im J. 1798 ein sehr thätiges Mitglied der „National-Versammlung" der Batavischen Republik.

**) Uriel a Costa, Exemplar vitae humanae. Amstelod. 1639, in 4.

***) Die Verwechselung ist um so erklärlicher, als es wirklich mehrere spanische Schriftsteller Namens Acosta gab, unter Anderen den Jesuiten José Acosta († 1600), der eine Historia natural y moral de las Indias und ein lateinisches Buch De natura novi orbis geschrieben.

†) Näheres über Uriel da Costa und seine Schriften findet man in Paquot's Memoires (T. IV. p. 11—15), ferner in Bayle's Dictionnaire historique et critique, Artikel „Acosta", und in Rodriguez de Castro's Biblioteca Española, Vol. I.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

entlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

42. Berlin, Donnerstag den 8. April 1847.

Frankreich.

illon, die französischen Benediktiner und der römische Hof im siebzehnten Jahrhundert.

Während Deutschland an den Wunden des dreißigjährigen Krieges hin-:e, strahlte Frankreich im höchsten Glanze absoluten Königthums. War uch theuer erkauft, der Ruhm, mußte Bürger und Bauer ihn mit seinem te und sauren Schweiße bezahlen, ohne viel mehr davon zu genießen als Ansehen, war auch für ihn schon ein Theil der Zukunft verpfändet, war viel Flittergoldes und falschen Ausputzes in dem blendenden Schimmer: ehörte doch der ganzen Nation, er gab dem Bewußtseyn jedes Einzelnen Unterlage, so daß der Franzose mit vollem Rechte sich fühlen, dem Aus-e gegenüber stolz und entschieden auftreten durfte. Darum schlang sich st und Wissenschaft nicht blos als bunte Schmarotzerblume um die nörkel des königlichen Thrones, sondern es wuchsen auch eine Reihe her Männer auf, die wahrhaft in vaterländischem Boden wurzelten und chten Ansehens reiche Früchte für künftige Jahrhunderte zeitigten. Welche men knüpfen sich an Port-Royal, die Sorbonne, das Kapitel von Notre-me, die Congregation des heiligen Maurus! Da sind Lannoy, Dupin, aude Joly, Michel Germain, Thierry Ruinart, Thomassin, der Zwerg n Tillemont, Edmund Martene, Mabillon u. A. Welche Riesenwerke hat ein Du Cange hinterlassen! Vor dem blendenden Schimmer des Hofes ten die bescheidenen Männer freilich schon während des siebzehnten Jahr-nderts in Schatten; das achtzehnte mit seiner hochmüthigen Aufklärung rgaß sie noch mehr, oder verachtete sie gar wegen ihrer einfältigen katho-chen Gläubigkeit; das neunzehnte, wiederum zum Verständnisse tieferer issenschaft gelangt und zugleich überfluthet von zahllosen Fabrik-Arbeiten, e nur nach der Gunst des Augenblicks haschen, von Namen, die über Nacht rühmt werden, um eben so bald wieder in Vergessenheit zu sinken, hat nen endlich die schuldige Anerkennung und die gebührende Verehrung ange-ihen lassen.

Die benediktinische Gelehrsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts fand ihren Mittelpunkt in der zur Congregation des heil. Maurus gehörenden Abtei Saint-Germain des Prés. Dom Tassin, ein Mönch des Ordens, hat die iteraturgeschichte der Congregation geschrieben, und wenn man diese lange Galerie, in der alle Portraits einander ähneln, die Beschreibung dieser Lebensläufe, welche alle gleichmäßig in Arbeit und Gebet getheilt sind, durchläuft, dann kann man sich einer gewissen Bewegung und eines Gefühls tiefer Hochachtung nicht erwehren; vor Allem aber verweilt man gern vor der ehrwürdigen Gestalt Mabillon's.

Wir wollen hier nicht nach Dom Tassin, Thierry Ruinart und de Boze das ganze Leben dieses berühmten Mönches erzählen, den Ludwig XIV. den bescheidensten und gelehrtesten Mann seines Reiches nannte; es genügt uns, einige Züge aus demselben hervorzuheben und an ihnen aufzuzeigen, wie die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts beschaffen waren. Besonders knüpfen wir dabei an die Jahre 1685 u. 86, während welcher Mabillon mit einigen Ordensbrüdern im Auftrage Colbert's die Archive und Bibliotheken Italiens durchforschte. Neben dem im Museum italicum abgestatteten amtlichen Berichte ist in neuester Zeit eine viel reichere Quelle eröffnet worden durch die von Herrn Valery, Bibliothekar in Versailles, herausgegebene Korrespondenz Mabillon's und Montfaucon's, welche über vierhundert Briefe ausgezeichneter Benediktiner nebst den Antworten italiänischer Gelehrten enthält.*) Diese Briefe bieten ein mehrfaches Interesse. Sie zeigen die französischen Benediktiner unverhüllt von allen Seiten ihres liebenswürdigen und wohlwollenden Charakters: streng rechtgläubig und doch fein gebildet, dem Papste unterwürfig und doch ihrem Vaterlande ergeben, die Ueberlieferung verehrend und dennoch jederzeit bereit, die geschichtliche Wahrheit zu verfechten. Sie zeigen, wie die frömmsten Priester der gallikanischen Kirche drei Jahre nach der Erklärung von 1682 den römischen Hof beurtheilten. Sie zeigen, wie bei den gelehrten Orden im siebzehnten Jahrhundert das Klosterleben beschaffen war. Die Individuen verschwinden gewissermaßen, es erscheint nur eine große Familie, welche, besser disziplinirt als eine Armee Soldaten, ohne Ruh und Rast dieselben Studien verfolgt. Das General-Kapitel des Ordens stellt die Aufgaben; die Aebte theilen jedem Einzelnen seine Beschäftigung zu. Ohne Unterbrechung geht die Arbeit vorwärts, selbst der Tod hält sie nicht auf, denn stets ist eine neue Generation da, um die hinschwindende zu ersetzen, und wie auf einem Schlachtfelde wird jede Lücke sogleich durch einen Anderen ausgefüllt. Jeder verfolgt seine Aufgabe mit Ruhe und Heiterkeit, ohne Hast und Leidenschaft, als hätte er die Ewigkeit vor sich, und wenn das Werk vollendet ist, so schreiben die frommen Arbeiter nicht einmal ihre Namen auf die Titel der mit so großem Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit zu Stande gebrachten Bände. Sie lassen Ruhm und Ehre ihrer mystischen Familie und zeichnen alle mit denselben Worten: „die Mönche vom Orden des heiligen Benedikt".

Mabillon war geboren am 23. November 1632 zu Saint-Pierremont, einem Dorfe der Diözese Rheims, studirte in dieser Stadt, nahm mit 19 Jahren die Tonsur und ward im Jahre 1658 nach Corvey geschickt, um dort das Amt eines Pförtners und Kellermeisters zu versehen, d. h. um die Almosen des Klosters auszutheilen. Während er diesen niedrigen Dienst besorgte, dichtete er für das Todtenamt des heiligen Adalhart, Abtes von Corvey, Hymnen, die sich durch ihr gutes Latein auszeichneten und von der Kirche aufgenommen wurden. Ums Jahr 1661 kam er nach der Abtei Saint-Denis und ward beauftragt, den Fremden den Kirchenschatz zu zeigen. Da er über die Echtheit einiger Reliquien Gewissensskrupel hatte, wünschte er dieses Amtes enthoben zu werden, indem er den Grund angab, daß er nicht Wahrheit und Fabel unter einander mengen wolle. Der Beweggrund ward unzureichend befunden, und er mußte zu seinem großen Bedauern die Stelle eines Führers behalten. Eines Tages aber begegnete es ihm, daß er ungeschickter Weise einen Spiegel zerbrach, den man für eines der merkwürdigsten Stücke des Schatzes zu St. Denis hielt und von dem man erzählte, daß er dem Virgil zum Rasiren gedient habe. Sogleich ward Mabillon seiner bisherigen Obliegenheit entledigt und nach St. Germain geschickt, um Dom Luc d'Achery bei der Ausarbeitung seines Spicilegiums (Urkundensammlung) zu unterstützen. Von diesem Augenblicke an beginnt für ihn neben dem Mönchsleben das wissenschaftliche, dem er jetzt unablässig mit dem größten Eifer oblag. Als Mitarbeiter am Spicilegium, als Herausgeber der Vetera Analecta, der Werke des heil. Bernhard und des Peter von Celle (bei Troyes) zeigte er sich eben so sehr als unermüdlichen Gelehrten, als tiefen Theologen und als großen Kritiker. Es kam bei diesen Arbeiten nicht blos darauf an, vorgefundene Texte abdrucken zu lassen, sondern diese Texte mußten oft kritisch hergestellt, das Alter derselben bestimmt, die echten Stücke von den falschen gesondert, die Zeitrechnung geordnet und ein fortlaufender Kommentar hinzugefügt werden, so daß die Thätigkeit des Herausgebers als ein selbständiges Schaffen zu betrachten ist.

Der erste Band der „Acta" des Benediktiner-Ordens, welcher 1668 erschien, zeigte die Gelehrsamkeit Mabillon's in einem neuen Lichte. Die Geschichte dieses Ordens ist so vielfach mit der allgemeinen Kirchengeschichte verflochten, und die religiöse Gesellschaft hängt in der ersten Periode des Mittelalters so eng mit der bürgerlichen zusammen, daß es nöthig war, auf Fragen von großer und weitgreifender Bedeutung einzugehen. Mabillon, der die Untersuchungen leitete und einen großen Theil der den einzelnen Bänden vorgesetzten Abhandlungen verfaßte, hielt sich stets auf dem Höhenpunkte des Unternehmens. In der Einleitung zum ersten Jahrhunderte des Benediktiner-Ordens, welches dem fünften der christlichen Zeitrechnung entspricht, entwirft er die Geschichte der Verbreitung des Mönchswesens im Abendlande, und indem er die Kirche während acht Jahrhunderten durch ihre Gefahren und ihre Siege verfolgt, schildert er sie im Kampfe mit dem Heidenthume, den Muhammedanern, den Ketzern, zeigt, wie sie durch Konzilien auf die Verbesserung der Sitten wirkte, durch die Klöster das Land urbar machte und die Wissenschaften rettete. Die Ansichten des gelehrten Mönches über den Einfluß des Christenthums und der Mönchs-Orden auf die Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft finden sich weiter entwickelt und bestätigt in der „Geschichte der Civilisation in Frankreich". Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, über bürgerliches und kanonisches Recht, Liturgie, Sitten, Aberglauben, den Zustand der Wissenschaften schließen ein abgerundetes Gemälde zusammen; Alles ist mit bewunderungswürdiger Ordnung und Klarheit auseinandergesetzt, mit einer Ruhe besprochen, welche nur einem Manne eignet, der durch Einsamkeit und Entsagung zum Frieden gelangt ist; und wenn man das Buch des Benediktiners schließt, so bleibt man erstaunt über solche Kraft und Unabhängigkeit in der Kritik, solche Unterwerfung in Sachen des Glaubens, solche Gelehrsamkeit ohne Eitelkeit und Ruhmbegierde, über den demüthigen Mönch, der nur um Eine Gunst bittet: daß man seine Irrthümer verbessern möge.

*) Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie, accompagnée de Notices etc., par M. Valery. 3 Vol. 8. Paris, 1846.

Für viele Andere wäre ein Werk wie die Acta SS. ordinis Benedicti eine das ganze Leben erfüllende Aufgabe gewesen, ihm aber eröffneten sich immer weitere Gesichtskreise. Durch das Studium der Dokumente waren ihm Zweifel über die Echtheit vieler Stücke aufgestiegen, denn es fehlten damals noch sichere Grundsätze für die Beurtheilung des Alters von Handschriften, und selbst die geübtesten Gelehrten schätzten dasselbe nur nach dem Gefühle, nach dem allgemeinen Eindrucke. Mabillon suchte Gewißheit und stellte in dem Buche de re diplomatica eine vollständige und sichere Methode auf. Nachdem er die verschiedenen mittelalterlichen Schriftstücke vom rein graphischen und materiellen Gesichtspunkte aus untersucht hat, handelt er vom Stile, der Orthographie, den Formeln derselben, und geht dann die einzelnen Urkunden der französischen Könige, der deutschen Kaiser, der Könige von Italien, England, Sicilien, Spanien, so wie die Privat-Urkunden der verschiedenen europäischen Länder durch. Die Chronologie behandelt er eben so scharfsinnig als die Diplomatik. Welche große Bedeutung diese Arbeit sowohl für die Geschichte als für die Rechtsverhältnisse hat, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Die 1681 erschienene Diplomatik ward vom gesammten gelehrten Europa mit großem Beifall aufgenommen. Mabillon, der, wie einer seiner Biographen sagt, unbekannt in seiner Einsamkeit bleiben wollte (nesciri in solitudine), konnte sich seinem Rufe nicht entziehen. Papst Alexander VIII. bat sich von ihm als eine Gunst aus, über seine Arbeiten regelmäßig Bericht zu erhalten. Colbert wollte ihn auf das Verzeichniß der Pensionaire des Königs setzen; Mabillon verbat sich's, weil er durch die Annahme Gott und seine eigene schriftstellerische Würde zu beleidigen meinte. „Was würde man von mir denken", sagte er, „wenn ich, arm und von armer Herkunft, ins Kloster gegangen wäre, um das dort zu suchen, was die Welt mir niemals gegeben haben würde." Auch seine Aeltern wünschte er nicht über ihren Stand zu erheben; er unterstützte sie von seinen Almosen.

Des Königs Gunstbezeugungen hatte Mabillon ausgeschlagen, den Auftrag, die Archive der deutschen Städte und Klöster zu durchforschen, nahm er dagegen mit Freuden an, obgleich seine Gesundheit bereits wankte, und machte sich mit dem Michel Germain im Juni 1683 auf den Weg. Er durchreiste Bayern, Tirol, die Schweiz, durchstöberte alle Handschriften und Urkunden, arbeitete oft funfzehn Stunden des Tages, um die wichtigsten abzuschreiben, und kehrte mit reicher Ausbeute für die königl. Bibliothek nach Paris zurück.

Im April 1685 erhielt er einen neuen Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien. Seine Reise-Eindrücke hat er selbst im Eingange des Museum Italicum beschrieben, und nichts bildet einen schärferen Kontrast mit der Breite der modernen Touristen und dem beständigen Auftreten ihrer eigenen Person, als dieser einfache und ruhige Bericht, in welchem der Verf. beschreibt, was er gesehen hat, ohne von sich selbst zu reden. Die Bibliotheken und die christlichen Ruinen nehmen seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Er vertiefte sich mit um so größerer Andacht und Begeisterung in das Alterthum, als die Gewinn bringenden Reliquien, die erdichteten Wunder, die Leichtigkeit, mit welcher Rom die Heiligsprechung gewährte, der sinnliche Pomp des italiänischen Katholizismus und die Unwissenheit der Priester seine Gelehrsamkeit und seinen Glauben erschreckten. Er suchte Heiligen in den Klöstern, wie Byron ein Jahrhundert später Römer in Rom; aber um sie zu finden, mußte er in die Katakomben hinabsteigen, wo er oft mehrere Stunden in Betrachtung und Gebet zubrachte. In Folge dieser Forschung erkannte und erörterte er zuerst den Einfluß heidnischer Gewohnheiten auf die ältesten christlichen Denkmäler, eine für jene Zeit neue und kühne Idee, aus welcher sein Versuch über die „Verehrung unbekannter Heiligen" entsprang, eine Schrift, welche der römische Hof durch einen der geschicktesten italiänischen Archäologen, den Inspektor der Katakomben, Raphael Fabretti, freilich ohne Erfolg, angreifen ließ. Zur selben Zeit also, wo Bossuet im Namen des Staates die Trennung der weltlichen Macht aussprach, ohne mit Rom zu brechen, verkündete Mabillon im Namen der Wissenschaft die Freiheit des historischen Zweifels, ohne mit dem Glauben zu brechen.

Ganz beschäftigt mit dem christlichen Alterthum, scheint Mabillon alles Andere um ihn her zu vergessen; Michel Germain hatte mehr Trieb, zu sehen und zu beobachten, und spricht sich in den Briefen öfters über die Eindrücke aus, die der Anblick des herrlichen Landes unter der Verwaltung des Papstes auf ihn machte. Ungeachtet seiner aufrichtigen Bescheidenheit, schildert er mit einigem Selbstgefühl das Erstaunen, mit welchem die Italiäner die eifrigen Nachforschungen der gelehrten französischen Mönche betrachteten, und erlaubt sich, ihnen gelegentlich ein wenig die Wahrheit zu sagen. Er schreibt an Magliabecchi, den Bibliothekar des Großherzogs von Florenz und Lehrer Muratori's und Scipio Maffei's: „Die Hauptschwierigkeiten, auf welche man in jedem Jahrhunderte der kirchlichen Ueberlieferung und Geschichte stößt, könnten euren Herren Virtuosi wohl etwas zu thun geben, wenn ihnen daran gelegen wäre, die Religion und Lehre der Kirche von Grund aus zu kennen, wie wir Franzosen darin unsere Freude und den Hauptstoff unserer Forschungen finden. Eure großen Genies würden der Kirche einen wesentlichen Dienst leisten und in allen Ländern Anerkennung finden, wenn sie sich überwinden könnten, ihr Leben vom funfzehnten bis zum sechzigsten Jahre der Ergründung dieser Gegenstände zu widmen, während eure Herren, größtentheils dafür bezahlt, d. h. mit fetten Pfründen ausgestattet, an ganz etwas Anderes denken, als wie sie mit diesen starken und festen Waffen die Interessen ihrer Mutter, die sie so groß und angesehen gemacht hat, befördern könnten. Aber dieser Vorsatz trägt Mühsal ein, wenig zeitlichen Vortheil und Verzicht auf die Freuden dieses Lebens, ein Ding, wozu viele Leute sich gar schwer überreden lassen." Dom Michel hatte die kranke Stelle richtig getroffen: das süße far niente. Die italiänische Aristokratie war auf dieselbe Linie mit der ehemaligen römischen Plebs herabgesunken, sie begehrte nur panem et spectacula. „Ich weiß nichts von Theologie noch von Kirchengeschichte", sagte ein Kardinal, „aber ich weiß am Hofe zu leben." Mit den Mönchen stand es nicht besser. Dom Michel erwähnt Klosterbrüder von Monte Cassino, die 50,000 Livres im Beutel führten, deren sie sich dazu bedienten, „um höhere Stellen zu erreichen, und zu vielen anderen Dingen, die man nicht näher zu bezeichnen wagt." Ein Prokurator dieser Congregation verausgabte in anderthalb Jahren über 10,000 Thaler für Gastereien, und die Ordensgenerale nahmen bei Niederlegung ihres Amtes genug mit, um Zauberpaläste von Klöstern bauen zu können. In vielen Klöstern theilten die Mönche den französischen Gelehrten ihre Bücher höchst zuvorkommend mit, hüteten sich aber wohl, sie ihren Wein kosten zu lassen, entweder aus Geiz, oder weil sie sich scheuten, die vortreffliche Ausstattung ihrer Keller zu verrathen, weshalb ein Kardinal bei Erwähnung eines Mönches, den er kannte, in die Worte ausbrach: Bone Deus, hic non potest vivere sine bibere semper. Man hatte zu verschiedenen Malen versucht, dieser Auflösung der Zucht zu steuern, aber es ging damals mit der Mönchsreform wie heutzutage mit der politischen Reform der päpstlichen Regierung: nur durch Zeichen und Wunder hätte eine Aenderung bewirkt werden können, denn sobald der Papst Hand anlegte, fand er sich im Widerspruche mit seiner Geistlichkeit.

Ueber die apokryphen Reliquien, die verdächtigen Wunder und die unverschämte Ausbeutung der Leichtgläubigkeit des Volkes spricht sich die Korrespondenz ziemlich scharf aus. Eben so nehmen die französischen Benediktiner großen Anstoß an dem weltlichen Regimente des Papstes; sie verwundern sich besonders, daß neben ihm drei eben so große, vielleicht noch mächtigere Päpste stehen: der Gouverneur, der Jesuiten-General und der Commandeur des heiligen Geistes, der nicht weniger als 80,000 Vasallen hatte. Die Bevölkerung hatte sich seit dreißig Jahren um mehr als 60,000 Menschen vermindert; das Elend war groß, besonders für ehrliche Leute, nur Bedientenseelen konnten hoffen, noch ihre Rechnung zu finden; die päpstliche Kasse wollte nicht voll werden, obgleich der Papst für seinen eigenen täglichen Bedarf sehr wenig ausgab. (Schluß folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.*)

XI. Das Vorurtheil.

Am Abend des Tages, an dem die Fregatte unterging, wurde der Einfluß eines Mondwechsels wahrnehmbar. Die Wellen fielen. Sie gestatteten dem „Satan" einige Ruhe. Die dunkelgraue Farbe der See neigte sich zur Farbe der Hoffnung, zum Grünen hin. Der Wolkenschleier, der den Himmel verbarg, verschwand. Die Sterne konnten wieder nach den Sterblichen frei hinunterschauen. Die Gefahr war also vorüber.

Grivély, der die nöthigen Vorkehrungen zur Ausbesserung seines Fahrzeuges augenblicklich vorgenommen, — wußte einem sehr nachtheiligen Umstande vorzüglich schnell und geschickt abzuhelfen. Der ganze Segelvorrath war, — wie bereits gesagt, — während des Orkans daraufgegangen. Er requirirte der Capitain demnach die Hängematten der Matrosen, ließ diese an einander nähen und auf diese Weise ein Paar Klüver und einen Fock zu Stande bringen. So war die Lenkung des „Satan" wiederum möglich. So geschah es, daß kaum nach Verlauf einer Woche seine Bemannung den Umriß der hohen Berge der Insel Bourbon in weiter Ferne erblickte.

Der Wiederkehr schönen Wetters, der Wahrscheinlichkeit einer glücklichen Landung ungeachtet, und obwohl, der früheren Verabredung gemäß, der Supercargo lediglich um den Sturm zu besänftigen im unteren Raume bleiben sollte, schienen die Matrosen doch nicht gesonnen, ihn jetzt zu befreien. Sobald hiervon die Rede war, hatte Grivély, — dessen Kommando noch von den letzten Unruhen her schwankend blieb, — mit einem solchen Widerstande zu kämpfen, daß er es bis dahin für klüger gehalten hatte, der Sache vorläufig ihren ruhigen Gang zu lassen. Er wußte, daß Thomson sich nicht allein der Schwarzen wegen, sondern auch wegen Taitar's beständig unten aufhielt. Des Sklavenzüchters Schicksal schien sich ihm leidlicher im unteren Raume zu gestalten, als dies möglicher Weise oben hätte der Fall seyn können. Bei erfolgter Anlandung waren allerdings von einem Volke, das Mulatten haßte und verachtete, immer noch gefährliche Verfolgungen zu befürchten.

Jedoch konnte des Capitains Geduld, den Matrosen gegenüber, nicht ewig dauern. Sie mußte im Gegentheil bald aufhören und zwar aus einem allgemein nothwendigen Grunde.

Die Anlandung in Bourbon war eine schwierigere Aufgabe, als das Geschäft des Ladens in Zansibar. Um Bourbon herum segelten, wie an Afrika's Küste, zahlreiche französische Kreuzer. Die Ausübung ihrer Amtspflicht wurde ihnen leichter hier als dort. Dort hatten sie einen in seiner Ausdehnung unbestimmten Küstenstrich vor sich; hier bewegten sie sich in einem Kreise, dessen verschiedene Punkte sie gleichsam nie aus dem Gesicht verloren.

Die Einführung der Sklaven in den französischen Besitzungen war streng verboten. Alle Rheden und Landungsklippen wurden gewissenhaft bewacht. Kein Negerschiff konnte sich des Gelingens eines Geschäfts rühmen, ehe es seine sämmtlichen Neger nach dem festen Lande geschafft. Erst dann war nichts mehr zu befürchten. Mehrere später erfolgte Verordnungen, — die einen jeden Skla-

*) Vgl. Nr. 20—24 und Nr. 27—30 des Magazins.

venbesitzer hindern, seine Bande, ohne Wissen der Lokal-Regierung und ohne genaue Angabe eines rechtmäßigen Titels, zu vermehren, — bestanden im Jahre 1829 noch nicht.

Es hielten sich die Negerhändler zuverlässige Verbindungen und sichere Bundesgenossen auf dem festen Lande. Vom Lande aus kam ihnen eine zur Anlandung unentbehrliche Hülfe zu. Die Anwesenheit, den Stand, die Zahl der Kreuzer zu erfahren, rechneten sie auf gewisse Tages- und Nachtzeichen von den Bergen. Durch Zeichen wurden auch der Ort und die Zeit einer Landung angekündigt.

Traurigen Anblicks ist vom Meere aus die von hohen, steilen Felsenwänden umgebene Insel Bourbon. Sie besitzt keinen Hafen, hier und da nur einzelne schlechte Rheden. Diese selbst mieden die Negerhändler. Die für sie passendsten Lokalitäten waren diejenigen, welche durch Entlegenheit und Unzulänglichkeit sich auszeichneten. Die Helfer, die zu Hause geblieben, wurden mit dem Aufsuchen solcher Oerter beauftagt und erfüllten gewöhnlich ihre Pflicht zur Befriedigung Aller.

Weil aber von der Kenntniß der ausgesuchten Lokalität das ganze Gelingen einer Unternehmung in letzter Instanz abhing, gehörten zur Ausführung einer Sklavenlandung andere Maßregeln, als die schon erwähnten. Der Fall war ja denkbar, daß die Kreuzer diese oder jene Zeichen kennen lernen und nachahmen konnten. Den Verkehr zu sichern, gebrauchten deshalb die Negerhändler, außer den Zeichen, bestimmte Losungsworte. — Zwei Mitglieder ihrer Genossenschaft, von welchen das eine das zur Abfahrt bestimmte Schiff bestieg, kannten nur das Wort. Beide waren verpflichtet, es erst bei eintretender etwaniger Todesgefahr irgend einem Gefährten mitzutheilen.

Ein solches Mittheilungs-Anerbieten hatte der Supercargo, welcher sich in einer verzweifelten Lage im unteren Raume befand, dem Thomson gemacht. Der Bootsmann, der die Sache nicht so ansah und Taitar im Irrthum hinsichtlich der Schwarzen glaubte, hatte das Anerbieten abgeschlagen. Zugleich warnte er ihn, keinem Anderen das Losungswort, auf Bitte oder Drohung, zu sagen.

Während sich also die Matrosen so unversöhnlich zeigten, hing die Zukunft des Schiffes und seiner Mannschaft von der Willkür desjenigen Mannes ab, den man in Fesseln zu halten fortfuhr. Es war ein hohes und gefährliches Spiel. Je näher man dem Lande kam, desto wünschenswerther wurde die friedliche Lösung der Angelegenheit. Keinem durfte es einfallen, daß es nach Tagesanbruch noch gestattet seyn würde, auch nur eine Minute mit unnützen Verhandlungen zu verlieren. Eine zweideutige Bewegung des „Satan" konnte seinen Bundesgenossen Verdacht einflößen und sie auf immer entfernen; dann mußte er den Kreuzern unvermeidlich in die Hände fallen.

Gar gewaltig ist auf rohe Menschen die Macht der durch Vorurtheile in Gährung gebrachten Leidenschaft. Als lange nach Mitternacht die von den Bergspitzen sichtbar gewordenen und auf dem Schiffe erkannten Zeichen eine von demselben zu nehmende Richtung angekündigt hatten, fand Grivély noch immer kein Auskunftsmittel, die zur Wahl des Landungsplatzes nothwendige Befreiung Taitar's, ohne die Ruhe des Bordes und seine eigene Autorität zu gefährden, durchzusetzen.

Der Anblick des Landes, der gewöhnlich allen feindseligen Gesinnungen ein Ende macht, — dieser Anblick, der das Nervensystem der reizbarsten Reisenden und Seeleute zu beruhigen pflegt, — der oft die erbittertsten Gegner zu herzlicher Versöhnung führt, — verfehlte diesmal seine Wirkung.

Die Matrosen ließen sich übrigens gern in Erläuterungen ihres Benehmens ein. Längst war, — nach ihren Aeußerungen, — die versuchte Verführung der Venus bei ihnen vergessen. Der tiefe Groll, den Keiner aus der Seele bringen konnte, rührte von dem schändlichen Betruge her, durch welchen, seit Jahren, die Ehre der Mannschaft gekränkt, verletzt worden war. Man hielt sich wohl überzeugt, daß der Capitain nur zufällig, und zu spät um die Matrosen zu warnen, den grausenerregenden Umstand von der Herkunft Taitar's entdeckte, und daß er aus Gründen der Schonung, die vielleicht zu billigen waren, diese Entdeckung nicht hatte weiter mittheilen wollen. Hätte man aber Veranlassung gehabt, ihn darum zu befragen, so würde er gewiß nicht geschwiegen haben. Nach dem kleinen Auftritt in Zansibar erklärte er sich ja bereit, Taitar's geheimnißvolle Geschichte binnen Tagesfrist zu erzählen.

Weil nun der Gefangene, ein Mulatte, allein schuldig dastand, konnten ächte Weiße nur in der äußersten Noth bei einem solchen Geschöpfe Gnade für Recht ergehen lassen und mit ihm in Unterhandlung treten. Es war daher ihre Meinung man möchte doch versuchen, ohne das Losungswort zu kennen, sich mit der Küste zu verständigen.

Wenn auch die Kultur in Europa noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß der den Vorurtheilen der Völker erklärte Krieg ein absolut erfolgreiches Resultat hätte herbeiführen können, so übertreffen doch die Kasten-Vorurtheile der Kolonial-Länder Alles, was zu irgend einer Zeit in Europa in dieser Hinsicht vorgekommen ist. Sie lassen sich in Bezug auf die Mulatten kaum von weitem mit dem Fluche, der im Mittelalter die Juden traf, vergleichen. Sobald es auf sociale Verhältnisse ankömmt, wird ein Mulatte weniger geachtet als ein Hund. Ein schützendes Gesetz, das dieser Kaste im Jahre 1830 Civilrechte und überhaupt gleiche Stellung mit den Kreolen, d. h. mit den rein Weißen, ertheilte, goß Oel in's Feuer. Heutzutage noch wird die Kreolen-Gesellschaft Jedem geschlossen, der eine Mulattin heiratet. Bis jetzt fand man Beispiele solcher Ehen nur bei gewissen Europäern, die die Gesellschaft nicht besuchten oder keinen Werth auf deren Urtheil legten. Einem Staatsbeamten würde eine Verbindung der Art die Fortsetzung seiner Amtsführung im Lande sehr erschweren.

Gäbe es nur Kreolen und keine Kreolinnen auf der Welt, so würde der Zeitpunkt des Aufhörens jenes Vorurtheils vielleicht zu berechnen seyn. Wie die Sachen stehen, kann darüber nichts bestimmt werden. Vorzüglich die Kreolinnen unterhalten die Fackel der Zwietracht.

Die Mulattin ist hübsch, und obwohl die Kreolin gleichfalls über Mangel an Schönheit nicht klagen kann, so hat sie doch den Reiz der verbotenen Frucht nicht für sich und nur ausnahmsweise den der häuslichen Liebenswürdigkeit. So geschieht es nicht selten, daß Erstere der Letzteren glückliche Nebenbuhlerin wird. Daher der unversöhnliche Haß.

Die vollständige Einführung der Emancipation in den englischen Kolonieen hat die Schwarzen oder Sklaven gesetzlich den Mulatten und Weißen gleichgestellt, ohne durch die vermehrte Mischung der feelen Gesellschaft den geringsten Einfluß auf das Vorurtheil auszuüben.

Merkwürdig genug ist es zu beobachten, wie das Kasten-Vorurtheil in die Seele des in einer Kolonie einheimisch gewordenen Europäers niedrigen Standes eindringt. So wie er dem Sklaven gegenüber unbedingt grausamer ist als der Kreole, so übertrifft er diesen wo möglich in seiner Verachtung gegen den Mulatten. Unwissenheit, Eitelkeit und der Beifall des bevorzugten Standes vereinigen sich, ihn rasch in dieses Geleis zu leiten. Bald wird ihm seine angelernte Meinung zur zweiten Natur. Er meint, daß er nie anders gedacht habe. Er glaubt, daß ein kostbareres Blut in ihm, daß eine viel weniger edle Flüssigkeit in den Adern des Mulatten fließe. Der Mulatte ist für ihn kein Mensch. Auf der Leiter der Bildung der Wesen steht dieser zwischen dem Weißen und dem Schwarzen, so wie Letzterer nur über dem Affen steht, von welchem er sich lediglich durch die Sprache unterscheidet. Noch giebt es in den Kolonieen Aristokraten, die der Ueberzeugung sind, die Neger seyen redende Affen und die Affen Neger, welche, aus Furcht, von den Weißen zur Arbeit gezwungen zu werden, nicht reden wollen.

Hierdurch wird der Mannschaft Wuth gegen Taitar vollkommen begreiflich erscheinen. Es wird auch verständlich, daß alle Matrosen, nachdem sie einige Zeit unterhandelt hatten, ohne Bedenken dem Sanglant (der den Raub der Venus nicht vergessen konnte) die Genehmigung ertheilten, sich das Losungswort vom Supercargo zu holen und ihn dann verrätherischer Weise bei Seite zu schaffen.

Der Zufall schien diesen Plan zu begünstigen. — An Sanglant lief eben Thomson vorbei, der eiligst in Grivély's Kajüte eintrat.

Es war 3 Uhr Morgens. Um 3 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden geht an dem Tage dieser Jahreszeit dort die Sonne plötzlich auf.

Dr. Delônee-Monmerqué.

England.

Das Unwesen auswärtiger Lotterieen in England.

(Nach einem Aufsatze in der Dublin Review.)

(Schluß.)

„Unsere dritte Klasse bilden die Anleihen, deren Tilgung durch Lotterieen geschieht. Der erste Versuch dieser Art wurde in einer von der Stadt Paris kontrahirten Anleihe gemacht; später in zwei von Oesterreich bei den Gebrüdern Rothschild gemachten Anleihen in den Jahren 1820 und 1821, und nach deren Tilgung wiederum bei zwei neuen, 1834 und 1839. Bei allen diesen sind nur die Summen des Kapitals verschieden; ihre Einrichtung ist fast ganz dieselbe, und kennt man die eine, so kennt man auch die andere. Wir wollen von der Anleihe von 1839 sprechen, deren Loose in England von allen am meisten Absatz gefunden haben. Die österreichische Anleihe von 1839 besteht oder bestand vielmehr ursprünglich aus 120,000 Loose zu 250 Fl., was ein Kapital von 30,000,000 Fl. ausmacht. Die Loose sind in 6000 Serien vertheilt, jede zu 20 Loosen, die einzeln wieder in 5 Theile getheilt sind. Diese Anleihe trägt keine Zinsen, und es wird alljährlich, vom Jahre 1840 an, ein bestimmter Theil davon zurückgezahlt. Dies geschieht folgendermaßen: Jährlich finden zwei Ziehungen von 35 Serien oder 700 Loosen statt. Für die nächsten sechs Jahre wird nur eine Ziehung jährlich, und dann werden noch achtzehn Ziehungen in Zwischenräumen von je anderthalb Jahren stattfinden, so daß der Termin der letzten Ziehung der 1. Dezember 1878 seyn wird. Alsdann wird mit Zuschlag der Zinsen zum Kapital die ganze Anleihe mit einer Summe von etwa 70,000,000 Fl. zurückgezahlt seyn. Die Summe der Zinsen, jährlich auf vier Prozent berechnet, bildet die vertheilten Prämien; allein da man die Zinsen der ersten Jahre hat anhäufen lassen, während die Anzahl der zu tilgenden Serien nur unbedeutend war, so sind dadurch und durch einige weniger wichtige Umstände die von der Regierung bezahlten Zinsen auf 3½ Prozent reduzirt. Drei Monate nach der jedesmaligen Ziehung der Serien erfolgt die Ziehung der in denselben enthaltenen Loose, in der Art einer Lotterie, da der Zufall entscheidet, in welchem Verhältniß die einzelnen abgezahlt werden sollen. Dies ist eigentlich keine Lotterie im engeren Sinne des Wortes; allein die Spekulanten der großen Städte Deutschlands, besonders die von Frankfurt, machen es zu einer solchen, und zwar auf folgende Weise: Sie kaufen anfangs ein gewisse Anzahl von Loosen, die ihnen, da sie jetzt natürlich höher als pary stehen, einzeln etwa 180 bis 200 Thlr. kosten; dann verpflichten sie sich, für einen bestimmten Preis, demjenigen, der ihnen eine Promesse abkauft, eines von den 700 Loosen, die zur Zahlung kommen, zu liefern für den Fall, daß die Serie, deren Nummer ihre Promesse trägt, herauskommen sollte. Der Preis dieser Promessen ist 13 Thlr. Allein in den meisten Fällen sind die Agenten gar nicht im Besitz von Loosen, denn dazu würde immer schon ein Kapital erfordert werden, und

sie nehmen die Gefahr auf sich. Sobald nun die vorläufige Ziehung der Serien stattgefunden hat, steigen die darin enthaltenen Loose im Werthe. Da die unter die 700 Loose zu vertheilende Summe 427,000 Thlr. ist, so wäre der durchschnittliche Werth eines jeden derselben etwas über 600 Thlr.; aber durch die Nachfragen der Privatleute und der Agenten, welche sich ihrer Verpflichtungen gegen die vom Glücke begünstigten Käufer zu entledigen haben, steigt der Preis solcher Loose oft auf 800 bis 900 Thlr. Um zu sehen, wie die Agenten bei diesem Geschäfte ihre Rechnung finden, wollen wir die im Dezember 1845 erfolgte zwölfte Abzahlung als Beispiel nehmen. Durch die vorhergehenden Ziehungen waren die Serien um 385 vermindert worden, so daß von den ursprünglichen 6000 nur noch 5615 übrig waren. Da die Zahl der gezogenen Serien 35 ist, so ist das Verhältniß wie 35 zu 5615, d. h. wie 1 zu 160; woraus man sieht, daß die Agenten, da sie für 160 Loose à 15 Thlr. 2400 Thlr. erhalten haben, immer, selbst wenn sie für eines der gezogenen Loose die höchste Summe hätten bezahlen müssen, unverhältnißmäßig gewinnen. Es versteht sich von selbst, daß je nach den günstigeren oder weniger günstigen Wechselfällen der Ziehung ihr Gewinn noch mehr oder weniger steigt.

Auf ganz denselben Prinzipien ist auch die badische Lotterie gegründet, nur in geringerem Maßstabe, wodurch aber der Vortheil der Agenten nur noch beträchtlicher wird. Da dies Geschäft eine reine Privatspeculation ist, so hängt Alles dabei von der Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit der Agenten ab; und es ist in dieser Hinsicht Jedem, der auf diese Weise sein Heil zu versuchen gesonnen ist, die größte Vorsicht anzuempfehlen. So weit die Regierungen bei allen jenen Lotterieen betheiligt sind, versteht sich die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer Verwaltung von selbst, für welche zum Ueberfluß auch die Oeffentlichkeit der Ziehungen eine Bürgschaft ist. In dieser letzten Hinsicht macht nur die russisch-polnische Anleihe eine Ausnahme; von dieser haben wir nicht weiter gesprochen, da ihre Ziehungen beendet sind.

Schließlich ist noch auf die höchst ungünstigen Verhältnisse zwischen Gewinn und Verlust aufmerksam zu machen, von denen die meisten, welche ihre Hoffnung auf Lotterieen der genannten Art setzen, in der Regel gar keine Vorstellung haben. In dieser letzten Gattung von Glücksspielen verhält sich Gewinn und Verlust ungefähr wie 1 zu 100,000; in der Güterlotterie noch ärger, nämlich wie 1 zu 169,999. Weit günstiger ist das Verhältniß in den Klassen-Lotterieen, und von diesen wieder am günstigsten in der preußischen, wo es sich wie 3 zu 8 stellt.

Wie schon gesagt, ist, allen von Seiten der Regierung angewandten Bemühungen zum Trotze, der Verkauf von Loosen zu auswärtigen Lotterieen in England sehr bedeutend und täglich noch im Wachsen begriffen. Ein neues Gesetz verbietet die Anzeigen solcher Lotterieen in öffentlichen Blättern; indessen wird das für die Agenten kein großes Hinderniß seyn; denn der Preis einer einzigen Zeitungs-Anzeige beträgt mehr, als das Porto von dreißig bis vierzig gedruckten Cirkularen, einschließlich der Druckkosten. Höchstens werden die Agenten jetzt ein wenig mehr Mühe haben, die Liebhaber für ihre Loose aufzusuchen, da diese die Verkäufer nun nicht mehr zu finden wissen."

Mannigfaltiges.

— Lamennais über den Socialismus. Der berühmte Verfasser der Paroles d'un Croyant hat kürzlich in einem an einen Freund gerichteten Schreiben seine Ansichten über die socialistischen Systeme und insbesondere über den Kommunismus ausgesprochen und dadurch einen wahrhaften Sturm in denjenigen französischen Blättern erregt, die, wie die Démocratie Pacifique, dem Socialismus ihre Spalten widmen. Man hatte geglaubt, daß Lamennais, der immer von einer Reorganisation eben so der Gesellschaft wie der Kirche gesprochen und dem als Ideal stets eine Art patriarchalischer Gütergemeinschaft vorschwebte, nothwendig auch jenen socialistischen Systemen nicht abgeneigt seyn könne. In dem gedachten Schreiben (vom 2. März 1847) spricht er sich jedoch in einem gerade entgegengesetzten Sinne und zwar in ähnlicher Weise aus, wie es im vorigen Jahre Lamartine gethan. Er sagt darin:

.... „Ich erblicke in den socialistischen Lehren, die bis auf diesen Tag zum Vorschein gekommen, eben nur ein Symptom des tiefen Bedürfnisses, welches die Gesellschaft nach einer besseren Anwendung der Gerechtigkeit bei Bestimmung des Arbeitslohns empfindet, um den überall jetzt so beklagenswerthen Zustand der Arbeiter zu verbessern. Von dieser Seite betrachtet, kann man den Versuchen, die gemacht worden, ein solches Ziel zu erreichen, nur seinen Beifall schenken. Aber meiner Ansicht nach, sind die von den verschiedenen Schulen vorgeschlagenen Mittel weit davon entfernt, nach diesem Ziele zu führen. Ich kenne nicht eine einzige, die nicht mehr oder weniger zu dem Schlusse gelangt, daß die persönliche Aneignung die Ursache des Uebels sey, welchem man abzuhelfen sucht; daß demzufolge das Eigenthum aufhören müsse, individueller Natur zu seyn, und vielmehr ausschließlich in den Händen des Staats konzentrirt werden müsse, welcher, als einziger Besitzer der Arbeits-Werkzeuge, die Arbeit selbst organisiren soll, indem er Jedem die besondere, für ihn streng obligatorische Verrichtung anweist, zu der man ihn für geeignet erachtet, und nach gewissen Regeln, über welche man übrigens sehr verschiedener Ansicht ist, die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit vertheilen soll.

„Ich bin überzeugt, daß die Verwirklichung eines solchen Systemes die Völker zu einer Sklaverei verurtheilen würde, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat; sie würde den Menschen zu einer bloßen Maschine, zu einem reinen Werkzeug herabsetzen, ihn unter den Neger stellen, über welchen der Pflanzer nach seinem Gutdünken verfügt, ja sogar noch unter das Thier. Ich glaube nicht, daß jemals beklagenswerthere, falschere, ausschweifendere und seiner unwürdigere Ideen aus dem menschlichen Kopfe hervorgegangen; und wenn sie selbst eine solche Bezeichnung, die aber in meinen Augen vollkommen gerechtfertigt ist, nicht verdienen sollten, so giebt es doch Nichts, was unpraktischer in der Welt wäre.

„Der Fourierismus und einige aus der St. Simonistischen Schule hervorgegangene Sekten, die meiner Ansicht nach in ihren Prinzipien nicht minder abgeschmackt sind, zeichnen sich außerdem auch noch durch die mehr oder weniger vollständige Negation aller Moral aus. Ich habe über diese nichts zu sagen; das allgemeine Sittlichkeitsgefühl hat sie bereits verurtheilt."

— J. J. Grandville. Dieser geniale französische Künstler, dessen Zeichnungen durch die weite Verbreitung seiner „kleinen Leiden des menschlichen Lebens", seiner „Scenen aus dem Privatleben der Thiere", seiner „anderen Welt" und seiner „belebten Blumen" ihm auch in Deutschland einen wohlverdienten Ruf erworben, ist am 17. März d. J. nach kurzer Krankheit, 43 Jahr alt, in Paris mit Tode abgegangen. Er war in Nancy, der Vaterstadt J. Callot's, geboren und hat diesem seinem Landsmanne mit außerordentlichem Glücke nachgestrebt. Wie die meisten Künstler seiner Art, hat er lange mit Entbehrungen kämpfen müssen, bevor er zu seinem heutigen Ruf und zu einer unabhängigen Stellung gelangte. In ihm hat Frankreich aber nicht blos einen Künstler, sondern auch einen Dichter verloren. Denn die ungemein poetischen Conceptionen, zu denen er freilich nur die Zeichnungen geliefert, während Andere den Text geschrieben, waren sämmtlich von ihm allein ausgegangen, und die Federn, mit denen er sich verband, lieferten nur die Worte zu seinen Ideen. Die „Fleurs animées," worin jede Blume in Frauengestalt, umgeben von in Farben gekleideten Düften und Geistern, abgebildet ist, darf man wohl das Zarteste und Romantischste nennen, was in der neueren Zeit aus der Palette eines Malers hervorgegangen. Alph. Karr, der die Worte zu dieser Arbeit geliefert, hat darin lange nicht die Poesie seines Freundes erreicht. Ein Seitenstück zu den Fleurs animées sollten die „belebten Sterne" (Les Etoiles animées) werden, mit denen er sich kurz vor seinem Tode beschäftigte und von welchen er etwa zwölf Skizzen vollendet hat. Auch die Gestirne erscheinen hier in der Form junger, am Himmel strahlender Frauen, wo sie über den Geschicken der ihrem Einfluß unterworfenen Menschen wandeln. Venus z. B. lächelt zweien jungen, glücklichen Liebenden, die auf dem Gipfel einer Anhöhe sitzen; Nebelsterne, Sternschnuppen, gute Sterne, Unglückssterne verkörpern sich, indem sie ernste oder komische, tragische und satirische Scenen beleuchten. Als G. an dieses Werk ging, sagte er, nachdem er seine „belebten Blumen" vollendet hatte, zu seiner Frau: „Ich habe nun lange genug die Augen nach der Erde gerichtet; jetzt will ich sie gen Himmel erheben." Es war dies gleichsam eine Ahnung seines baldigen vorzeitigen Endes, denn er sagte damals auch einem Freunde: „Glauben Sie mir, ich fühle es, daß ich meine Sterne bald viel näher werde beobachten können." — In seinen früheren, von großem Talent zeugenden Werken gehören die Studien solcher Gegenstände, durch die sich die verschiedenen Charaktere, Lebensalter und Temperamente der Menschen zu unterscheiden pflegen. So zeichnete er unter Anderem die verschiedenen „Stöcke", „Regenschirme", „Tabackspfeifen", „Getränke" u. s. w., wobei oft wenige Striche von ihm genügen, um ganze Stände, Gewerbe und Lebensansichten vor die Seele zu führen.

— Lola Montez. Einer in der Londoner Illustrated News enthaltenen Notiz zufolge, gilt diese in neuerer Zeit zu so großer Berühmtheit gelangte Tänzerin zwar für die Tochter des bekannten Torrero (Stierkämpfers) Montez, der in Spanien allgemein als der erste Meister in der Tauromachie angesehen wird, doch soll der Letztere selbst seine Vaterschaft in Abrede stellen. Nach Anderen soll, wie die genannte englische Zeitschrift hinzufügt, irländisches Blut in den Adern der Tänzerin fließen. In London ist Lola zweimal gewesen, ohne jedoch — obwohl man ihrer Schönheit und ihrem Talente auch hier gehuldigt — durch ihr öffentliches Auftreten besondere Sensation zu machen. „Um bei uns", sagt die News, „solche Wunder zu thun, wie in Deutschland, hätte sie vor einem Menschenalter nach London kommen müssen. Damals wäre es ihr allerdings auch hier ein Leichtes gewesen, ein ganzes Kabinet aus dem Sattel zu heben." In Paris hat sie blos einmal eine kleine Revolution in der Theaterwelt erregt, indem sie durchaus nicht in dem Kostüm tanzen wollte, das in der Oper de rigueur ist, sondern in ihren eigenen phantastischen Gewändern erschien. Auf dem Theater der Porte St. Martin, wo sie zweimal auftrat, versetzte sie das erstemal einer Tänzerin vom Corps de Ballet einige empfindliche Hiebe, und das anderemal wollte sie gar eine Rivalin mit einem Dolche niederstoßen, den sie nach spanischer Weise stets bei sich trägt. Einer Beschreibung ihrer Person zufolge, hat sie den kleinen Fuß einer Andalusierin, die Hand einer Fürstin und Haar so schwarz wie Ebenholz. Ihre gefährlichste Waffe soll jedoch ihr Auge seyn, das bald von zarten Thränen leicht verschleiert ist, bald Blitze und Dolche mit einem einzigen Blicke schleudert. Wer kann nach dieser Beschreibung noch an ihrer Allmacht zweifeln?

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 43. Berlin, Sonnabend den 10. April 1847.

Rußland.

Blicke auf die russische Literatur im J. 1846 und 1847.

I. Dostojeffski und Gogol. — Die natürliche Schule. — Iskander. — Butkoff.

Das verflossene Jahr (1846) trägt alle Kennzeichen einer Uebergangs-Epoche an sich. Während dieses ganzen Zeitraums ging in der russischen literarischen Welt eine ziemlich ungewöhnliche Gährung vor: es trennten sich mehrere kompakte Massen, welche zerfielen und abermals neue Gruppen bildeten; die frischen Klänge junger Hoffnungen mischten sich mit dem heiseren Gekrächz eines schon halb erstickten verzweifelnden Wuthgeheuls. Und das Ganze löste sich auf in Programme und Ankündigungen über die im J. 1847 zu erscheinenden periodischen Blätter. Somit war in literarischer Beziehung das Jahr 1846 nur ein für 1847 genommener Anlauf, an und für sich aber hat es keine selbständige Bedeutung. Noch zu Ausgang des J. 1845 wurde von den literarischen Dilettanten die tröstliche Kunde vom Erscheinen eines neuen bedeutenden Talents ausgestreut und aufgefangen. — „Nicht schlechter als Gogol!" — schrieen die Einen — „Besser als Gogol!" fielen die Anderen ein — „Gogol ist todtgeschlagen!" jubelten die Dritten. Dem Verf. der „Armen Leute" solchergestalt günstig gestimmt, bewirkte dies Geschrei nur, daß das Publikum von dem neuen Produkte eine idealische Vollendung erwartete und, als es den Roman gelesen, ganz verwundert war, in demselben, vereint mit ungewöhnlichen Vorzügen, einigen Mängeln zu begegnen, wie sich dergleichen im Werke jedes jungen, wenn auch noch so bedeutenden Talents vorfinden werden. Der übertriebene Enthusiasmus, mit dem die Neuigkeit verbreitet worden, ließ eine große Menge von Lesern die einfachsten Wahrheiten vergessen, ja man kritisirte vielleicht keinen jungen Autor bisher mit so unüberlegter Strenge, als — Dostojeffski. Man setzte voraus, daß die „armen Leute" die Krone der Literatur seyn müßten, der Prototyp eines künstlerischen Produkts in Form und Haltung, und erklärte schon im voraus den Verf. eines etwa möglichen Fortschritts der Vervollkommnung für unfähig. Die Folge davon war, daß der größere Theil des Publikums nach der Lektüre des Romans während geraumer Zeit namentlich von dessen Längen sprach, vom Uebrigen aber schwieg. Dasselbe wiederholte sich beim Erscheinen des „Doppelgängers" desselben Verf., und beide Erzeugnisse erfreuten sich nur bei einem kleinen Leserkreise eines wahren Erfolgs. Theilweise mag wohl auch die Ungunst des Publikums für Dostojeffski's Productionen darin zu suchen seyn, daß man an eine solche originelle Auffassung der Wirklichkeit nicht gewöhnt war, das Letztere aber ist gerade des Autors größtes Verdienst. Wenn Gogol bei seinen ersten Leistungen weder verstanden noch gehörig gewürdigt wurde, wegen der völligen Opposition, in die seine Geistesprodukte mit der damals in der russischen Literatur herrschenden romantischen Richtung traten, so ist's gar nicht zu verwundern, daß auch für Dostojeffski die Opposition seiner Manier mit der Gogol's ein Hinderniß der Popularität ward. Gogol aber trug namentlich zur gänzlichen Reform der ästhetischen Begriffe beim Publikum und den Schriftstellern bei, indem er zuerst auf die künstlerische Auffassung der Wirklichkeit hinwies. Sich von diesen Ideen abwenden, würde so viel heißen, als einen Rückschritt thun; im Gegentheile befestigen aber Dostojeffski's Erzeugnisse nur die Herrschaft dieser ästhetischen Prinzipien Gogol's, indem sie den Beweis führen, daß kein bedeutendes Talent, ohne die Gesetze der Kunst umzustoßen, einen anderen Weg betreten darf. Nichtsdestoweniger ist Dostojeffski's Manier in hohem Grade original, und ihn weniger als irgend Jemand darf man einen Nachahmer Gogol's nennen, sonst würde man mit demselben Rechte Gogol einen Nachahmer Homer's oder Shakespeare's nennen dürfen. In diesem letzteren Sinne ahmen alle echten Künstler einander nach, weil ästhetische Schönheit überall und zu allen Zeiten denselben Gesetzen unterworfen war.

Gogol sowohl als Dostojeffski schildern den wirklichen Zustand der Gesellschaft, nur ist Gogol vorzugsweise socialer, Dostojeffski psychologischer Dichter. Für Diesen ist das Individuum bedeutend als der Repräsentant einer bekannten Gesellschaft oder eines gewissen Kreises, für Jenen ist die Gesellschaft selbst von Interesse wegen ihres Einflusses auf die Persönlichkeit des Individuums. Gogol begeistert sich nur dann für einen Charakter, wenn er die Möglichkeit fühlt, mit Hülfe desselben in eine der weiteren Sphären der Gesellschaft einzudringen. Um sich mit seinem Tschitschikoff (im Roman „Todte Seelen") einzuleben, durchwandert er in seiner Gesellschaft alle Winkel und Sackgäßchen der russischen Provinz. Gleiches könnte man von allen seinen anderen Charakterschilderungen behaupten, die „Memoiren eines Wahnwitzigen" vielleicht ausgenommen. In dieser Beziehung kann man die Schriften Gogol's in der That eine ästhetische Statistik Rußlands nennen. Bei Dostojeffski finden sich gleichfalls die treffendsten, künstlerisch ausgeführten Schilderungen der Gesellschaft, doch bilden sie bei ihm den Hintergrund des Bildes und sind großentheils nur mit so feinen Strichen angedeutet, daß sie in der Masse des anziehenden psychologischen Materials gänzlich verschwinden. So ist in den „Armen Leuten" das Interesse, welches die Analyse der vorgeführten Charaktere erregt, ohne Vergleich stärker als der Eindruck, den die lebhafte Schilderung der sie umgebenden Sphäre auf den Leser hervorbringt. Wir sind überzeugt, daß, je mehr man der Lektüre des Romans Zeit einräumt, desto klarer die Züge tiefer psychologischer Analyse vor den Geist des Lesers treten und Dostojeffski's Productionen, zum zweiten oder dritten Male gelesen, erstaunlich gewinnen werden, ja sogar daß gerade das häufig als des Werkes eigentliches Verdienst erkannt werden wird, was beim ersten Blick dem Leser und Kritiker als ein Mangel erschien. Der „Doppelgänger" fand bei weitem geringere Theilnahme als die „Armen Leute", was nach unserer Meinung noch weniger für den Erfolg alles Neuen spricht. Hier zeigt sich des Verf. Manier und seine Vorliebe für die psychologische Analyse in ihrer ganzen Fülle und Originalität. Er dringt so tief in die geheimsten Falten des Menschenherzens ein, daß der Eindruck, den die Lektüre dieser Erzählung hervorbringt, sich nur mit dem vergleichen läßt, den der wißbegierige Forscher empfinden mag, wenn er endlich die chemische Mischung eines Stoffes ergründet hat. Bei der Lektüre von Dostojeffski's dritter Production, „Herr Prochartschin", einer kleinen Novelle in den „Vaterländischen Denkwürdigkeiten", haben wir uns mit Bedauern des Argwohns nicht entschlagen können, daß die Klagen über die Längen seiner Erzählungen wohl dem Verf. zu Ohren gekommen seyn möchten und er nun, dem Leser zu Gefallen, der kostbaren Kürze ein allzu großes Opfer bringt, deren Maßstab sich übrigens schwerlich genau bestimmen läßt. Wenigstens vermag man kaum auf andere Weise die Unklarheit der Grundidee der Erzählung zu rechtfertigen, als dadurch, daß der Verf. die vollständige Entwickelung seines Gedankenganges aus Furcht vor abermaligen Beschuldigungen allzu großer Längen unterließ. Wäre auf das allzu konvex aufgefaßte Bild der Hauptperson nur der dritte Theil der Mühe verwendet worden, mit dem „Goläd kin" (im Doppelgänger) ausgearbeitet ist, so würde die Peripetie der Erzählung keinesfalls der Aufmerksamkeit des Lesers entschlüpfen und man über die zum Grunde liegende Idee nicht im Zweifel seyn. Es ist zu wünschen, daß Dostojeffski sich mehr auf die Kraft des eigenen Talents verlasse, als auf das einseitige Ermessen Anderer. Uebrigens ist's leicht, zu rathen!

Im verflossenen Jahre ward der modernen Richtung der russischen Literatur auf eine höchst originelle Weise die schmeichelhafte Benennung der natürlichen Schule zuerkannt. Diese Thatsache muß den sich dieser Schule anschließenden Schriftstellern um so angenehmer seyn, als sie von einem „politischen Tagblatte" veranlaßt wurde, das unaufhörlich wider die unter Gogol's Einfluß sich gestaltende russische Literatur der Gegenwart zu Felde zieht. Die komische Wendung dieses Ausfalles hat seiner Zeit schon die gehörige Wirkung auf das Publikum hervorgebracht, und der Schlag, statt die Gegner zu treffen, fiel auf die eigene Partei zurück, da es nun sehr nahe lag, diese Gruppe oder Schule im Gegensatz der ersten die unnatürliche oder rhetorische zu nennen. Indem solchergestalt die Unnatur durch die Hand der befreundeten Partei aufs Haupt geschlagen ward, so konnte sie nicht umhin, den Versuch zu wagen, sich wieder auf die schwachen Füße zu stellen: Wem ist nicht die eigene Existenz theuer?

In einer der letzten Nummern der „Illustration" sucht ein anonymer Kritiker durch ein Wortspiel eigenthümlicher Art der Kritik der natürlichen Schule und der letzteren selbst den Todesstreich zu versetzen. Die Sache ist folgende: Es ist bekannt, daß in den zwanziger Jahren das Wort „Romantismus" auch in Rußland in edler Bedeutung gebraucht wurde. Man verstand damals darunter Freiheit des ästhetischen Schaffens, indem man dem Worte „Klassizismus" die entgegengesetzte Bedeutung beilegte. Doch vor einigen Jahren änderten sich die ästhetischen Begriffe so sehr, daß die Worte „Romantismus, Romantiker und romantisch" für einen Schimpf galten, obgleich es noch jetzt in Rußland Leute giebt, welche den Romantismus für den letzten Fortschritt der Kunst halten und die alle ästhetischen Talente unserer Zeit Romantiker nennen. Der Rezensent der „Illustration" meinte, daß vermittelst dieser Zweideutigkeit des Begriffs und Worts sich die Kritik, welche für Gogol und seine Schule in die Schranken tritt, mit beißendem Witz abfertigen lasse. Und in der That, wie sollte man nicht satirisch werden? — Diese Kritiker

schmähen den Romantismus; nach der Anweisung von Gretsch, Plaksin und Aslotschensky*) gehört aber auch Gogol zur romantischen Schule, folglich — verwerfen die Kritiker der natürlichen Schule, indem sie den Romantismus verwerfen, auch den Verf. der „todten Seelen". — Das Beste aber folgt noch: Der Verf. des Artikelchens erklärt, daß die Prätensionen, welche diese Schule in Betreff der Natürlichkeit mache, ganz unbegründet wären, da die Natürlichkeit nicht ihre Erfindung sey, indem alle bedeutenden Kunstschöpfungen überall und zu allen Zeiten in hohem Grade naturgemäß gewesen. Dies ist die Neuigkeit, welche die „Illustration" bekannt macht, und der natürlichen Schule kann man zu einer solchen Entscheidung des Streithandels Glück wünschen! Hatten die Vertheidiger der natürlichen Schule bisher nie zu erklären gewagt, daß Homer, Shakespeare und Goethe zu derselben gehörten, so sprechen deren Opponenten jetzt solches direkt aus. Den Ersteren bleibt mithin nichts übrig, als folgende Schlüsse aus dem Ganzen zu ziehen:

Die romantische (?) Kritik behauptet:

1) daß die moderne Kunstrichtung, die sich unter Gogol's Einfluß gebildet, die Benennung der natürlichen verdiene;
2) daß diese Schule keine neuen ästhetischen Prinzipien aufgestellt habe, sondern diejenigen Gesetze befolge, welche in den großen Kunstschöpfungen aller Zeiten und Völker herrschen.

Folglich schließt die Kritik der natürlichen Schule:

1) daß die sogenannte romantische Schule, als der natürlichen diametral entgegengesetzt, die Benennung der nicht natürlichen, der rhetorischen verdiene;
2) daß diese rhetorische Schule neue ästhetische Prinzipien ausfindig macht, die denen entgegengesetzt sind, welche in den großen Kunstschöpfungen aller Zeiten und Völker herrschen.

Somit hat der Streit ein Ende! —

Das bedeutendste belletristische**) Talent in der neuesten russischen Literatur ist Iskander***), Verf. des im Aprilheft der „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" abgedruckten Romans „Wer ist der Schuldige?"; nächst ihm ist Butkoff (— derselbe gehört dem Kaufmannsstande an —) zu nennen, der talentvolle Verfasser einer Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „Petersburger Höhen".

*) Sämmtlich Verfasser geistloser Compilationen im Fache der russischen Literaturgeschichte, deren Standpunkt etwa dem Gottschedschen in Deutschland zu vergleichen.

**) Die „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" unterscheiden nämlich künstlerische, didaktische und belletristische Erzeugnisse der Literatur; Dostojeffski's und Gogol's Productionen gehören nach der Ansicht dieses Journals der ersteren Rubrik an. In einer wortreichen Diatribe über den Einfluß der Theorie auf die heutige Literatur kommen sie zu dem ziemlich vagen Resultate, daß Freiheit des Schaffens heutzutage der oberste Grundsatz der Theorie sey, und daß einer jeden der drei oben angeführten Kunstformen, deren Begriffsbestimmung und logische Entwickelung die „Denkwürdigkeiten" uns jedoch schuldig bleiben, ihre Berechtigung gelassen werden müsse, in der Literatur selbständig aufzutreten. Das Letztere ist wohl nie und nirgends von der echten Kritik bezweifelt worden.

***) Pseudonym, sein wahrer Name ist Alexander Herzen, jetzt in Moskau lebend. Von demselben Verf., der übrigens von deutscher Abstammung, rührt eine Reihe der gediegensten Artikel über Philosophie und namentlich die deutsche in den „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" her.

Dr. Rob. Lippert.

Frankreich.

Mabillon, die französischen Benediktiner und der römische Hof im siebzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

An eine geordnete Regierung war in Rom nicht zu denken: während die Felder unbebaut lagen und die Räuber ungestraft alle Straßen unsicher machten, erließ der Papst Verordnungen über die entblößten Busen und Arme der Damen, und das heilige Kollegium schwelgte in Machtgefühlen, weil die Königin von Spanien dem Nuntius eine Robe vor dem Zusammennähen zugesendet hatte, um ihn fragen zu lassen, ob der Schnitt auch orthodox sey? Fast alle Reformen drehten sich um solche Kleinigkeiten und Lappalien; in dogmatischen Dingen herrschte nebenbei eine übertriebene Strenge, die jedoch zu nichts weiter führte, als den Spott und die Satire der Italiäner herauszufordern.

Es fehlt in der Korrespondenz auch nicht an Anekdoten und Charakterzügen, welche die Person des Papstes selbst oder andere hochgestellte Leute, als z. B. die Königin Christine, oder die Chronique scandaleuse des Hofes betreffen. Auch über die politischen Beziehungen des römischen Stuhles, besonders zu Spanien, England und Frankreich, finden sich mancherlei Nachrichten. Zuweilen möchte man glauben, Korrespondenzen unserer heutigen Zeitungen zu lesen; nur sind die vertraulichen Briefe der Benediktiner besser stilisirt und geben verläßige Kunde. Es handelt sich in dieser Zeit nicht mehr um die großen Fragen, welche Gregor VII. und Bonifaz VIII. verfochten, die Diplomaten sind an die Stelle der Theologen getreten; es handelt sich nicht mehr um die Herrschaft, sondern um die Anerkennung in Europa, und in den kleinsten Dingen sieht man den Geist hervortreten, welcher seit zwei Jahrhunderten die päpstliche Politik unter allen Verhältnissen geleitet hat, diese Politik, die so stolz ist in Worten, so furchtsam in Thaten, die überall schonend auftritt, nur nicht gegen ihre eigenen Unterthanen. Rom zeigte noch bisweilen den Bannstrahl, seine Waffe und sein Scepter in den Zeiten mystischen Schreckens, wagte aber nicht mehr ihn aus der Scheide zu ziehen. Es drohte, aber zitternd; es hatte überdies das Geheimniß seiner Schwäche entdecken lassen, und diejenigen, welche es kannten, wußten, „daß man schreien, sich beklagen und sich fürchten machen mußte", um etwas zu erreichen. Der englische Gesandte machte von dieser Taktik häufigen Gebrauch; der französische trat, bei aller Rücksicht, die er dem heiligen Vater bewies, dennoch fest und entschieden auf. Die Erklärung der französischen Geistlichkeit vom Jahre 1682, wodurch der König die weltliche Macht über die Kirche erhielt, hatte eine Spannung zwischen dem römischen und dem französischen Hofe hervorgerufen, über welche sich in der Korrespondenz eine Menge neuer Einzelheiten finden. Es war den italiänischen Kardinälen nicht möglich, mit den Waffen theologischer Wissenschaft die gallikanischen Geistlichen aus dem Felde zu schlagen; das Beste, was noch für den Ultramontanismus geschrieben wurde, floß ebenfalls aus französischen Federn. Es war übrigens ein wirklicher Religionskrieg der sich entzündet hatte, nur daß die Feder das Schwert vertrat. Die beiden Parteien erbitterten einander fortwährend durch gegenseitige Plackereien. Erklärte das Parlament von Toulouse die Untersuchungen des Doktor Charlas über die Freiheiten der gallikanischen Kirche als den Reichsgesetzen zuwiderlaufend, so beeilte sich der Papst, bekannt zu machen, daß das Buch vom heiligen Geiste selbst eingegeben worden sey. Rom setzte die Lebensbeschreibungen der Avignonschen Päpste von Baluze in den Index, Ludwig XIV. warf dem Verfasser sogleich eine Pension aus. Auf beiden Seiten fürchtete man jedoch, bei aller Lebhaftigkeit des Kampfes, einen offiziellen Bruch, und ohne in den Prinzipien nachzugeben, scheute sich jede der beiden Parteien, die ersten offenen Feindseligkeiten zu beginnen. So ging der Papst in seiner Kühnheit einmal so weit, daß er befahl, alle Lilien und alle Portraits Ludwig's XIV., die sich auf den Ladenschildern der in Rom ansässigen französischen Kaufleute befanden, auszulöschen; bald aber erschrak er über sein eigenes Wagstück und ließ die bereits abgenommenen Wappen bei Nacht wieder aufhängen.

Dieser Kampf regte, wie alle theologische Zänkereien, gehässige und unduldsame Leidenschaften auf. Der römische Hof, welcher von Ludwig mit erniedrigendem Hochmuthe behandelt worden war, bewahrte seit dieser Zeit einen verhohlenen, aber tiefen Groll. Man beschuldigte den Monarchen, daß er sich zur Ketzerei neige; es galt in Rom für ein Verbrechen, Franzose zu seyn, sagt die Korrespondenz, und man darf mit gutem Grunde glauben, daß der Vorwurf der Ketzerei einer der Beweggründe war, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes herbeiführten. Der König hatte sich fast gegen Rom empört; er mußte diese Unbesonnenheit wieder gut machen und gab sich zum Verfolger her. Uebrigens ward die Aufhebung des Ediktes von Nantes in Rom ziemlich gleichgültig aufgenommen und blieb fast unbeachtet. Die Benediktiner versagen dem Papste niemals die ihm als Kirchenhaupt gebührende Achtung, stehen aber in diesem ganzen Streite durchaus auf Seiten des Vaterlandes und finden die Maßregeln und Beschlüsse der französischen Geistlichkeit ganz in der Ordnung. Auch über die quietistischen Streitigkeiten und über die gewaltige Macht, welche die Jesuiten zu Rom sich durch allerlei feine und grobe Mittel zu verschaffen gewußt hatten, sprechen sie sich ohne Hehl aus.

Einen ganz anderen Eindruck machte auf unsere Reisenden die spanische Verwaltung Neapels. „Der Vicekönig", sagt Michel Germain, „regiert mit einer Gerechtigkeit, einer Strenge und einer aufmerksamen Sorgfalt, aus welchen die vortrefflichste Ordnung entspringt. Er ist unerbittlich. Seine besten Freunde werden, wenn sie Unrecht gethan haben, am härtesten gestraft. Er besitzt die Gabe, zu herrschen. Weder Männer noch Frauen tragen Gold auf ihren Kleidern. Fast alle Männer, so wie auch die Mehrzahl der Frauen, gehen schwarz und höchst einfach gekleidet. Sie erinnern an die alten Gemälde in der Kirche zu Amiens. In der Stadt und überall anderwärts herrscht bei Tage wie bei Nacht eine so große Sicherheit, daß man seit drittehalb Jahren nur von zwei Mordanfällen hat reden hören." Jesuitisches Wesen ist den neapolitanischen Gelehrten fremd, dagegen zeigen sie Bekanntschaft mit französischer Literatur und besondere Vorliebe für die Cartesische Philosophie.

Wir können und wollen den Benediktinern nicht von Kloster zu Kloster, von Bibliothek zu Bibliothek folgen, noch ihre Entdeckungen einzeln aufzählen, nur die Summe des Ergebnisses müssen wir kurz andeuten. Während eines funfzehnmonatlichen Aufenthalts in Italien haben sie mehr als dreitausend Handschriften durchlaufen, verglichen, ausgezogen oder abgeschrieben. Sie brachten mehrere Ries Papier an ungedruckten Stücken und viertausend, meistens höchst seltene, gedruckte Bücher nach Paris, die in der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden.

Dies war Mabillon's letzte Reise. Von da ab zog er sich in sein Kloster zurück und lebte nur der Religion und den kirchengeschichtlichen Studien. Derselbe Gedanke erfüllte übrigens alle bedeutende französische Theologen des siebzehnten Jahrhunderts; alle strebten danach, die kirchlichen Zustände zu verbessern und zur Reinheit der frühesten Jahrhunderte zurückzuführen. Niemals zeigte die französische Geistlichkeit eine größere Sittenreinheit, eine größere geistige Erhebung. Neue Orden entstanden, meistentheils begründet auf Arbeit, Unterricht, Armen- und Krankenpflege. Rancé fügte zu den ascetischen Klosterübungen noch alle Strenge der ältesten christlichen Zeit. Die Philosophie schloß aufs neue einen Bund mit der Theologie. Die Untersuchung der Frage über die Gnadenwahl lebte auf wie zu den Zeiten Augustin's; Bossuet erinnerte an die alten Kirchenväter, wie Fenelon in vieler Hinsicht an die ersten gallischen Bischöfe; die Benediktiner strebten, ihren Orden wieder nach der ursprünglichen Regel des Stifters einzurichten. Wenn man die von Thierry Ruinart, seinem getreuen Freunde, verfaßte

Lebensbeschreibung Mabillon's aufschlägt, so glaubt man, abgesehen von den mangelnden Wundergeschichten, fast die Legende eines Begleiters des heiligen Benedikt zu lesen; dieselbe Demuth, dieselbe Verachtung zeitlicher Güter, dieselbe Liebe der Arbeit, dasselbe Dulden, dieselbe Entsagung. Von jedem neuen Werke trug Mabillon die ersten Bogen auf den Altar, um Gott die Erstlinge seiner geistigen Erzeugnisse darzubringen. Wenn man durch Lobeserhebungen die einzige Empfindlichkeit, die in seiner Seele wohnte, die Bescheidenheit, aufregte, dann beeilte er sich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und antwortete einfach: „Ich kenne die Tugenden nicht, die ihr in mir finden wollt, aber ich kenne meine Schwäche. Das Urtheil über mich steht bei Gott, er ist meine Kraft und meine Hoffnung. Bittet ihn also, daß er mich zu dem mache, wofür ihr mich haltet."

Trotz heftiger Brust- und häufiger Kopfschmerzen, welche eine empfindliche Operation nöthig machten, setzte Mabillon in der Abtei Saint-Germain seine Arbeiten mit unverdrossener Beharrlichkeit fort. In der Abhandlung „über die Studien der Mönche" stellte er den Grundsatz auf, daß nächst Gebet das Studium die Hauptbeschäftigung der Mönche bilden müsse, und bewies, daß und wie man studiren solle. Dies Buch ward in alle europäische Sprachen übersetzt; aber obgleich es aus der reinsten Absicht entsprungen und mit dem größten Beifalle aufgenommen worden war, verursachte es dem Verfasser doch bedeutende Unannehmlichkeiten, da es ihn in einen Streit mit dem Abt de Rancé verwickelte. Rancé behauptete nämlich, daß durch die Empfehlung geistiger Arbeiten die Mönche zu Stolz und Hochmuth angeleitet würden, während Mabillon der Ansicht war, daß die wahre Wissenschaft zur Demuth führe. Der Gegner vertheidigte seine Meinung mit großer Heftigkeit; Mabillon's Sanftmuth brachte bei einer persönlichen Zusammenkunft eine vollkommene Aussöhnung zu Stande.

Dieselbe Ruhe und Klarheit befähigte Mabillon zu scharfen Beobachtungen jeder Art und zu fruchtbaren Schlußfolgen aus denselben. So hat er, wie Valery zuerst nachwies, in den „Bemerkungen über die Gefängnisse der Mönchsorden" bereits das ganze System der Zellenhaft entwickelt. Bei Gelegenheit des Gefängnisses des heiligen Johannes Climar geräth er nämlich auf folgende Betrachtung: „Könnte man nicht einen ähnlichen Ort bei den Ordensleuten einrichten, um die Büßer einzusperren? Dieser Ort müßte mehrere nach Art der Karthäuserzellen eingerichtete Gemächer haben und einen Arbeitsraum, um sie auf irgend eine nützliche Weise zu beschäftigen. Man könnte auch zu jeder Zelle einen kleinen Garten fügen, den man ihnen zu bestimmten Stunden öffnete, um sie dort arbeiten und frische Luft schöpfen zu lassen. Sie müßten dem Gottesdienste beiwohnen, und zwar anfangs in irgend einem abgeschlossenen Raume, später, wenn sie die ersten Stufen der Buße überstanden und Zeichen der Besserung gegeben hätten, mit den anderen zusammen im Chore. Ihre Nahrung würde gröber und ärmlicher und ihre Fasten häufiger seyn, als die der übrigen Mönche. Man müßte ihnen häufig ermahnende Ansprachen halten, und ihr Oberer, oder irgend ein anderer an seiner Stelle, müßte Sorge tragen, sie von Zeit zu Zeit unter vier Augen zu sprechen, zu trösten und aufzumuntern. Laien und nicht zum Kloster gehörige Leute müßten diese Orte, in welchen vollkommene Einsamkeit stattfände, nicht betreten dürfen. Ich zweifle nicht, daß man alles dies wie eine Idee aus einer anderen Welt betrachten werde, aber was man auch davon sagen oder denken möge, sobald man nur will, wird es leicht seyn, die Gefängnisse zugleich nützlicher und erträglicher zu machen." *)

Die Ausarbeitung der vier ersten Bände der Annalen der Benediktiner, welche Mabillon auf Betrieb Renaudot's und Baluze's unternommen hatte, beschäftigte ihn während der letzten Jahre seines Lebens. Ehe er ans Werk ging, pilgerte er nach Clairvaux, um das Grab des Heiligen zu besuchen, und las täglich Messe über dem Grabe mit demselben Kelche, dessen der heilige Benedikt sich bedient hatte. Dieser fromme Verkehr mit den Todten, deren Thaten er zu schreiben beabsichtigte, erhöhte in seinen Augen noch die heiligen und strengen Pflichten des Geschichtschreibers, und er brachte zu diesem neuen Werke das ganze Feuer seiner Jugend, dieselbe Unabhängigkeit der Kritik und Wahrheitsliebe. Doch begannen die Jahre sein Haupt zu beugen. Die unablässige geistige Arbeit, die strenge Beobachtung der Ordensregel hatten seine Kräfte untergraben. Der Tod nahte heran. Mabillon vertiefte sich ganz in die Betrachtung des letzten Augenblickes und faßte seine Gedanken in einer kleinen christlich-philosophischen Abhandlung „Ueber den Tod des Christen" (de morte christiana) zusammen, welche er der Königin von England widmete. Am 1. Dezember 1707 fühlte er die Anfälle des Uebels, dem er bald unterliegen sollte, heftiger. Er hatte sich, ungeachtet seines Alters, gegen 6 Uhr des Morgens zu Fuße auf den Weg begeben, um nach der vier Stunden von Paris entfernten Abtei Chelles zu gehen. Unterweges überfielen ihn heftige Blasenschmerzen, so daß er nur mit Mühe sein Ziel erreichte. Er blieb acht Tage zu Chelles, bis ein von Paris gerufener Arzt die gefährliche Beschaffenheit des Uebels erkannte.

In der Sänfte des Kardinals d'Estrées brachte man ihn nach Paris zurück. Als seine Krankheit in der Hauptstadt und den Provinzen bekannt ward, ordneten die meisten Bischöfe Gebete an. Die Armen, die Kinder, die Landpfarrer, für welche Mabillon stets besondere Theilnahme gezeigt hatte, beteten in den Hospitälern, den Schulen, den Dorfkirchen. Hochgestellte Personen schickten häufig, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er, stets bescheiden, verwunderte sich, daß man sich so viel um einen armen Mönch beschäftige; die allgemeine Besorgniß um seine Person erschreckte ihn fast, und er fürchtete, dadurch zum Hochmuth verleitet zu werden. Unter den Qualen der Krankheit fürchtete er besonders die vom Schmerz erpreßten Ausbrüche der Ungeduld, so daß der Arzt ihn ermahnen mußte, die Zunahme der Schmerzen ihm zu klagen, damit er angemessen eingreifen könne. In den wenigen schmerzfreien Augenblicken unterhielt sich Mabillon mit den Brüdern über die Pflichten und das Endziel des Lebens; er empfahl ihnen, mit Ausdauer und Wahrheitsliebe die Wissenschaften zu pflegen; er ermahnte sie in jeder Beziehung, selbst in Rücksicht auf Bücher, arm zu bleiben, und versprach, ihrer in jener Welt nicht zu vergessen.

Am 27. Dezember 1707, gegen fünf Uhr des Abends, verlor der Benediktiner-Orden seinen letzten Heiligen, Frankreich einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten. Sein Tod verursachte allgemeine Trauer, selbst die Protestanten beweinten ihn. Die Mönche von Saint-Germain erzählten, daß seine bereits im Tode erloschenen Augen plötzlich in himmlischem Glanze wieder aufgeleuchtet hätten. Es war dies nach den Hagiographen des Mittelalters das sicherste Zeichen, an dem man die Auserwählten erkannte. Während der zwei Tage, daß der Leichnam ausgestellt war, drängte sich eine unzählbare Menschenmenge, seine Füße zu küssen oder Streifen seiner Kleidung als Reliquien abzuschneiden, und der Papst ließ durch den Kardinal Colloredo an Thierry Ruinart schreiben, daß, obgleich die Regel des heil. Benedikt verbiete, den Namen eines Mönches auf das Grab zu schreiben, er es dennoch mit Vergnügen sehen werde, daß Mabillon's Name auf den Grabstein gesetzt werde; „denn", sagte der heilige Vater, „man müsse den berühmten Fremden, die nach Paris kämen, wenigstens den Ort zeigen können, wo seine Asche ruhe."

Der Heilige ist vergessen, der Gelehrte ist in rühmlichem Andenken geblieben, der edle, wohlwollende, vom Geiste des Christenthums wahrhaft durchdrungene Mensch ist nicht nur seinen Landsleuten, sondern uns Allen, gegenwärtigen wie künftigen Geschlechtern, gesetzt als leuchtendes Beispiel, das uns zur Nachfolge anlocken soll. Mögen auch diese seinem Gedächtniß geweihten Zeilen nicht ohne stille Frucht bleiben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

XII. Der Kaiser.

„Capitain", — rief der Bootsmann, — „ein Leck im Schiffe! Wasser im untersten Raume! Es wächst mit großer Schnelligkeit!"

„Du irrst, Freund", — erwiederte lächelnd Grivély; — „mein „Satan" ist zu jung und zu lebenslustig, um dergleichen Schwächen zu hegen. Er müßte nicht so eben den fürchterlichsten Orkan überstanden haben, den man seit Menschengedenken erlebte. Angenommen auch, daß seine Kupferhaut nicht Stand gehalten hätte, so bliebe immer die feste Eichenwand, welche du selbst vor der Abreise genau untersuchtest. Wahrscheinlich sind durch die heftig erschütternden Bewegungen, welche das Schiff ausgehalten, einige Tonnen unseres Wasservorrathes umgeworfen, geöffnet und ausgelaufen. Dies erklärt dir am besten das sogenannte Eindringen der Wellen. Gehe noch einmal hinunter und sieh genauer nach. Du wirst dich von dem, was ich dir sage, überzeugen."

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als in der Nähe des „Satan" ein Toben vernommen wurde, das an ein im Kampfe begriffenes Heer erinnerte. Man hätte glauben können, das Klirren der Säbel, den Anstoß der Massen, das Brüllen der Menschen und Rosse und, von Zeit zu Zeit, das gleichzeitige Losschießen einer vollständigen Batterie zu hören.

„Nun, Capitain, zweifelt Ihr noch? Das Kupfer hat sich von dem Kiel gelöst und, noch mehr, — des „Kaisers" Schwert hat das Holz durchbohrt."

Der „Kaiser" oder Schwertfisch, Bewohner und Beherrscher des ostindischen Meeres, ist zwanzig bis dreißig Fuß lang, vier bis fünf Fuß hoch. In ein sechsfüßiges, breites, zweischneidiges, eisenhartes Knochenschwert endet sein Maul. Die Waffe dient ihm, die Tyrannei in seinen Revieren unumschränkt zu behaupten. Deshalb, — sagen die französischen Matrosen, — führe er den Namen „Kaiser". Sie nennen ihn auch scherzhafter Weise den Napoleon der See, so wie sie dem Wallfisch, wegen seiner friedlichen Gesinnungen, den Spitznamen Louis Philippe beigelegt haben.

Mehrere hundert Zähne, — die nicht minder scharf, nicht minder gefährlich sind, als die der Bibi's, — zieren des Kaisers ganzen Rachen.

Fische jeder Art verfolgt das Ungeheuer. Die größten sind ihm die beachtungswerthesten. Jedoch verfährt er dabei mit gehöriger Vorsicht.

Zwischen dem so selten gesehenen Hydrarchos (vulgo: große Meeresschlange) und dem Kaiser findet der Unterschied statt, daß jener sich stets allein gezeigt hat, während dieser beständig in ansehnlicher Gesellschaft reist. Seine Familie begleitet ihn. Weibchen und Junge sind ihm nützliche Helfershelfer. Sie verfolgen gemeinschaftlich, wie Hunde einen Hirsch, ihre Beute, — am liebsten den Wallfisch. — Theils mit ihren Spießen, theils mit den Zähnen zehren sie an ihm, dem zunächst Fliehenden und in Todesangst erst sich Wehrenden. Flucht und Widerstand ermüden ihn aber zuletzt. Er kommt auf die Oberfläche, um nach Luft zu schnappen. Der Augenblick, wo der Wallfisch den Rachen aufsperrt, wird benutzt, ihn durch Einführung der Schwerter in den offenen Schlund zu durchbohren. Die Zunge des Riesen-

*) Oeuvres posthumes de Mabillon. Tom. II, p. 334.

ten wird dann der Sieger schätzbarste Belohnung. Zuweilen verzehren sie auch, zum Dessert, das Haupt. Nur wenn es zu faulen anfängt, verlassen sie es.

Daher werden häufig auf der See Wallfische gefunden, denen Zunge oder Kopf fehlt.

Ohne große Kraftanstrengung, ohne Getöse von beiden Seiten geht übrigens ein solcher Kampf nicht vorüber. Des Kaisers Waffe erschallt scharfklingend bei jedem falschen Stoße auf des Wallfisches stahlharte Haut. Des Wallfisches Schläge mit dem Schwanze heben ganze Wellen und vernichten manchen zu nahen oder zu kühnen Feind. Aus seinen Nasenlöchern strahlt brausend das Wasser empor. Aus seinen Wunden fließt stromweise das Blut. Es färbt das Meer. Zuweilen taucht plötzlich dann der Wallfisch in den tiefen Abgrund hinab und kommt mit der Schnelligkeit einer Rakete wieder oben zum Vorschein. Das Wasser rauscht, wogt, knallt um ihn herum. Den Kaiser wird er jedoch nicht los. Sogar wenn der Unterliegende in seiner Verzweiflung eine Zuflucht an der Küste sucht, schreckt die Nachbarschaft des Landes den Kaiser nicht ab. Er strandet mit dem Wallfisch, wenn der Wallfisch stranden will. Dies zu vermeiden, folgen sich aber die Stöße der Schwerter schneller, werden heftiger und mit ihnen das Toben. Wer es einmal gehört, vergißt es nie.

Grivély konnte nicht länger zweifeln. Er erkannte den bekannten Lärm. Es wurde ihm leider nun gewiß, daß sein Bootsmann sich nicht getäuscht.

Ein bedeutendes Leck mußte der „Satan“ bekommen haben.

Der Kaiser begnügt sich in der That nicht damit, in seinem Reiche gegen lebende Wesen zerstörend aufzutreten. Jeder Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers erregt seinen Zorn. Er verfolgt die Schiffe und versucht ihre Wände. — Leistet ein gehöriger metallener Schutzbeschlag seinen rastlosen Stößen nicht unüberwindliche Gegenwehr, so findet er bald Mittel, beträchtliches Unheil anzurichten. Das festeste, dickste Holz giebt seinem Schwerte nach. Er versteht dieses zwischen Fugen geschickt einzuführen und so lange als Bohrer herumzudrehen, bis es bequem aus- und eingeht. Da alle Mitglieder einer solchen Kaiserschaar dicht neben einander die nämliche Fuge besetzen und bearbeiten, so wird, bei Vollendung ihres Werkes, aus verschiedenen kleineren Löchern, — die einzeln vielleicht zu verstopfen gewesen wären, — ein größeres, das Wasser gierig und massenweise aufnehmendes Leck, gegen welches alle menschlichen Vorkehrungen und Hülfe gewöhnlich scheitern. Ehe es vollendet ist, wird man es selten gewahr. Das Geräusch des Wassers, des Windes und des fahrenden Schiffes verhindert es, daß die verderblichen Anstrengungen des Kaisers vernommen werden.

„Du hast recht, Alter“, — meinte der Capitain, — „Hülfe ist schleunigst nöthig. Ein Glück, daß, wenn der Tag anbricht, wir gewiß unsere Freunde in ihren Kähnen erblicken. Bis dahin Rath zu schaffen, scheint mir keine unauflösbare Aufgabe. In jeder anderen Lage wäre es allerdings unvermeidlich, um den „Satan“ zu retten, ihn zu erleichtern, folglich die Ladung aufzuopfern. So brauchen wir nur das Losungswort zur rechten Zeit anzuwenden. Dasselbe endlich zu erlangen, werde ich, sobald ich die Leute hier versammelt habe, dir die fernere Leitung der Pumpen übergeben. Beschäftige sämmtliche Matrosen. Während du diesen Befehl ausführst, steige ich mit dem mir ergebenen Zimmermann hinab, den Schaden zu besichtigen und das Leck wo möglich oberflächlich zu schließen, auch um den Supercargo von so harter Gefangenschaft zu befreien und das Fernere mit ihm zu besprechen.“

Auf Grivély's Ruf fand sich die Mannschaft ein. Nur Sanglant blieb aus.

Im Angesicht der neuen, so ernsten, so schwer zu vermeidenden Gefahr folgte ein Jeder bereitwillig den Weisungen des Bootsmanns. Die Pumpen waren in einem Nu in vollem Gange. Das Wasser strömte aus ihnen wie aus unversiegbaren Quellen. Doch fühlte man keine Erleichterung. Im Gegentheil; das Schiff senkte sich offenbar. Der rasche Zuwachs der Last im Raume war nicht zu verkennen. Alle Kräfte und Gedanken wurden dadurch in Anspruch genommen.

Gern wäre da Mancher geneigt gewesen, dem Mulatten Taitar aufrichtig Vergebung seines Makels gegen sofortige höchst gelegene Mittheilung der Parole zu ertheilen. Die fehlte immer. Grivély erschien noch nicht, und schon meldeten sich, etwas früher als verabredet war, die Freunde.

Der Capitain war zwar aus dem Raume heraus. Er hielt sich aber still am oberen Eingange desselben und ließ sich absichtlich nicht sehen. Hinter ihm befand sich, — bleich, halb ohnmächtig, an der Kehle schwer verwundet, — Taitar, den der Schiffszimmermann, mit Hülfe des Jupiter und der Venus, trug. Letztere erschien mit einem von Blut noch triefenden Messer versehen. Diese Waffe war jedoch diejenige nicht, die den Supercargo getroffen.

Um den Gefangenen sicher zu machen gegen alle verrätherischen Absichten, hatte Sanglant ihm, beim Beginne der Unterhandlung wegen des Losungswortes, Friede und Freundschaft geschworen. Durch die Betheurungen erschüttert, gab Taitar dahin nach, daß er sprechen würde, wenn man ihn der Fesseln entledigte. Weil dieser Wunsch sofort gewährt wurde, stand er nicht an, auch sein Versprechen zu erfüllen. Kaum war die Parole gegeben, als er unter des Seemanns Dolche fiel ......

Die gerechte Nemesis blieb indessen hier nicht lange aus. — Bis an den Ort, wo Sanglant stand, hatten sich die beiden Kinder unvermerkt herangeschlichen. Venus war mit dem Messer bewaffnet, das Andun dem Jupiter kurz vorher nachgewiesen. Von dem nämlichen Gefühle der Verabscheuung durchdrungen, welches einst die heroische Charlotte Corday gegen **Marat** beseelt, griff sie den Mörder so plötzlich, kräftig und gelegen an, daß er seinem Opfer keinen zweiten Streich beibringen konnte.

Ein großer Uebelstand war nichtsdestoweniger vorhanden. Des Taitar Wunde hinderte ihn an der Sprache. Nur unartikulirte Laute der Klage und des Schmerzes kamen aus seiner Kehle. Wie beinahe alle Mulatten zu jener Zeit, konnte er nicht schreiben. Sanglant war todt. Auf das so unentbehrliche Losungswort mußte also durchaus Verzicht geleistet werden.

In dieser peinlichen Verlegenheit beschloß Grivély, den gordischen Knoten, den er nicht lösen konnte, ohne Verzug, kühn und zum Verderben der Schuldigen, zu durchschneiden.

Deshalb hielt er sich harrend, mit seinem Gefolge, am oberen Eingange des Raumes bewegungslos auf. Dort mußte unbedingt Thomson, welcher beim Kommandiren der Pumpen auf und ab ging, vorbei.

Als der Alte nahe kam, rief ihn leise der Capitain zu sich und sagte ihm hastig:

„Die Havarie ist gränzenlos; das Schiff hält sich kaum noch zehn Minuten. Gieb Befehl auf Befehl; schreie, lärme, laß die Mannschaft nicht zur Besinnung kommen. Die Verwirrung benutze ich, da es noch dunkelt, mich, mit den Leuten hier, in die Schaluppe zu begeben. Gieb gut Acht! Sobald wir die Schaluppe unten haben, wirf dich uns nach. Dann, „Satan“, fahre wohl!“ *)

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Spanische Granden. Der englische Reisende **Hughes** entwirft in seinem Werke über Spanien ein merkwürdiges Bild der dortigen Aristokratie, das indessen auch mit anderen Berichten übereinstimmt. Um den Glanz ihrer Stammbäume aufrecht zu halten, haben die altadeligen Geschlechter sich stets unter einander verheiratet und somit zwar die Reinheit ihres Bluts gesichert, aber zugleich eine beispiellose physische Entartung ihrer Nachkommenschaft bewirkt. Herr **Hughes** meint, daß die Einführung eines spanischen Gretna-Green nicht wenig zur Veredelung der Race beitragen würde und das beste Mittel seyn möchte, die bevorstehende Verwandlung der stolzen Hidalgos in Lilliputaner zu verhüten. „Der Herzog von Medina-Celi“, schreibt er, „ist vier Fuß acht Zoll hoch **), eben so unscheinbar von Gestalt als pygmäenhaft von Natur — ein wahrer Däumling aus den Feenmärchen. Der Besitzer des größten Palastes in Madrid und derjenige, der nächst dem regierenden Hause die meisten Ansprüche auf den Thron hat, ist vielleicht der kleinste unter den Spaniern. Die eisernen Krieger der Familie La Cerda sind in seiner Person zu den Dimensionen eines winzigen Schneiderleins zusammengeschrumpft, und es ist auch keine Aussicht auf Wachsthum vorhanden, da Se. Durchlaucht schon ihr 25stes Jahr erreicht haben. Der Herzog von Abrantes steht ungefähr in demselben Alter und ist von eben so zwerghaftem Wuchs. Wer ihn nicht als einen Granden von Spanien kennt, würde ihn für einen armseligen kleinen Pagen halten, oder vielmehr wegen seiner Bläffe und Magerkeit für einen Apotheker-Lehrling, der sein ganzes Leben lang Asafoetida eingeathmet und Pillen verschluckt hat. Der Herzog von Ossuna zählt einige Jahre mehr, indem er sich jetzt in den Dreißigen befindet, und obwohl gleichfalls von kleiner Statur, nähert er sich doch mehr der mittleren Größe. Seine Züge sind flach und ohne Ausdruck, seine Gesichtsfarbe blond und kreidig, und er sieht nicht im geringsten einem Süd-Europäer ähnlich. Der Herzog von Montemar, Graf von Altamira, der meine Portrait-Galerie kastilianischer Granden beschließen mag, hat bereits sein 45stes Jahr zurückgelegt und ist mithin älter als die bisher Genannten, aber auch er ist weit unter der gewöhnlichen Größe und (wie ich der Wahrheit gemäß hinzufügen muß) von sehr unansehnlichem Aeußeren. Fast dasselbe läßt sich von den Herzögen von Gor und von Hijar sagen. Es ist sonderbar genug, daß die Exemplare portugiesischer Grandezza, die ich kennen gelernt habe, vollkommen zu den spanischen passen. Der Marquis von Pombal, der Stammhalter und Nachkomme in gerader Linie des berühmten Staatsmannes dieses Namens, hat eine so winzige Figur, daß er beinahe unsichtbar ist — die Herzöge von Palmella und Terceira sind Beide von kleinem Wuchs, und der fähigste Minister Dom Miguel's war ein kleines, krummes Männchen von vier Fuß sechs Zoll, mit einer kleinen, krummen Seele und eben so krummer Politik.“

---

*) Hiermit endigt der Cyklus von Skizzen, welchen uns der Verfasser zur Mittheilung in diesen Blättern übergeben und die, wie wir glauben, bei unseren Lesern ein großes Interesse erregt haben. Das Werk, welchem diese Skizzen entlehnt sind, wird nächstens in zwei Bänden erscheinen und ein vollständiges Bild des uns Deutschen erfreulicherweise nur wenig bekannten Sklavenhandels, so wie der Zustände der Negersklaverei, gewähren. Die in diesen Blättern gelieferten zwölf Skizzen beziehen sich sämmtlich noch auf den Zustand der Sklaverei vor dem Jahre 1830. Eine andere Abtheilung des Werkes bringt dagegen eine detaillirte Beschreibung des Sklavenzustandes, wie er in neuester Zeit (1840 — 1845) sich gestaltet. Sämmtliche, obwohl noch so romantisch ausgeschmückte Thatsachen, die Herr Dr. Oelsner-Monmerqué in seinem Werke anführt, werden übrigens durch beigebrachte Belege und zum Theil auch durch amtliche Aktenstücke unterstützt.

D. R.

**) Ein englischer Fuß verhält sich zu einem rheinl. oder preußischen wie 1 = 0,…

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Ausla

№ 44. Berlin, Dienstag den 13. April

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.*)

II. Der literarische Verkehr im Alterthum.**)

Es ist ein selbst in den engeren Kreisen der Gelehrten vielfach verbreiteter Wahn, daß der literarische Verkehr des Alterthums nicht im Entferntesten mit dem unsrigen zu vergleichen sey, daß die Literatur nur ein kümmerliches Daseyn gefristet, so lange die Schrift das einzige Mittel ihrer Verbreitung war, und daß ihr Einfluß auf die Geschicke der Welt erst seit Erfindung der Presse datire. Man hat sich täuschen lassen durch die Erscheinungen des sogenannten Mittelalters, in dem allerdings wenig gelesen und weniger noch geschrieben wurde, indem die Erhaltung der literarischen Bildung vorzugsweise den spärlichen Partei-Neigungen der Mönche überlassen blieb. Aber wenn man bedenkt, daß auf das Mittelalter Jahrhunderte der Erhaltung gefolgt sind und wir doch nur verhältnißmäßig dürftige Schriftreste aus demselben aufzuweisen haben, während über das Alterthum Jahrhunderte grauenvoller Verwüstung dahingezogen sind, die ganze Nationen vom Erdboden vertilgt, die Sprachen einer halben Welt von den Lippen der Lebenden verdrängt haben, ohne im Stande zu seyn, deren Literatur zu vernichten, so ist dies schon ein Beweis, daß diese Literatur im Verhältniß zu der des Mittelalters, wie eine außerordentliche Höhe innerer Entwickelung, so auch ein außerordentliches Maß äußerer Verbreitung erreicht haben muß.

Was zunächst die schriftstellerische Produktivität des Alterthums betrifft, so war diese in manchen Epochen verhältnißmäßig sogar größer als die heutige. Denn wo wäre heut das Volk, das z. B. gleich den Griechen 150 komische Dichter und 1500 Original-Lustspiele aufzuweisen hätte? Und doch sind jene Zahlen nur der Ausdruck dessen, wovon der Zufall uns die Kunde erhielt. Kann derselbe Zufall uns vielleicht nicht eine eben so große Zahl von Titeln und Namen verschwiegen haben? Wo wäre ferner die gedruckte National-Literatur, die gleich der griechischen die Schriftsteller über ältere römische Geschichte nach Tausenden zu zählen vermochte? Wo finden wir heutzutage eine Bibliothek, die gleich der Alexandrinischen 700,000 Bücher umfaßte? Und doch gehört diese Zahl einer Zeit an, da die griechische Produktivität auf sich allein beschränkt war, da die römische noch keine oder nur erst spärliche Beisteuern zu geben vermochte, während die größten Bibliotheken der Gegenwart meist kaum ein Drittel oder halb so viel Bände umfassen, obgleich sie sich aus sämmtlichen Literaturen der Welt rekrutiren.

Ferner ist wohl zu beachten, daß Eine Seite des literarischen Verkehrs, welche im Alterthum von der ausgedehntesten Wirkung war, in der Gegenwart fast gänzlich wegfällt: ich meine die Sitte der Vorlesungen. Gerade mit dem Beginn der Kaiserzeit wurde es allgemein üblich, daß der Autor sein Werk vor der Herausgabe privatim oder öffentlich vorlas. Anfangs geschah das im Hause des Verfassers vor dem Kreise seiner Freunde, oder doch in Privatgebäuden, in geliehenen oder gemietheten Lokalen; später aber öffentlich vor allem Volk im Theater oder auf dem Forum, in Tempeln und Hallen, in Gärten und Bädern. Der Zweck dieser Vorlesungen war ursprünglich kein anderer, als der, aus der Kritik der Zuhörer für die letzte Durcharbeitung des Werks Nutzen zu ziehen; später mischten sich jedoch auch Eitelkeit, Ruhmsucht u. s. f. ein. Die eigentliche Saison für diese Vorlesungen bildeten die Sommermonate, vorzugsweise April, Juli, August. In diesen Monaten wimmelte es tagtäglich von literarischen Zusammenkünften, die oft förmlichen Volksversammlungen glichen. Ort und Zeit der Vorlesung wurden (wie aus Juvenal. Sat. 7, 83; Martial. 14, 142; Plinius ep. 3, 18; Tacitus dial. 9, hervorgeht) stets zuvor durch besondere Einladungsschreiben, durch Programme, öffentliche Anschläge und Zeitungsannoncen bekannt gemacht. — Durch diese Sitte hatte der literarische Verkehr des Alterthums vor dem der Gegenwart viel voraus. Denn ein Werk, welches heute auf so und so viel Leser rechnen darf, hatte in Rom schon eben so viel Zuhörer gefunden, ehe es überhaupt nur erschien. Dazu kam, daß sich hier der politische Freimuth in der Dichtung wie in der Prosa geltend machen konnte; und manche Anspielung, die nachher bei der Herausgabe das kritische Messer des Verfassers ihrer Bedenklichkeit halber wegschnitt, lief hier mündlich, wenn der Druck der Zeit es nur irgend zuließ, ohne Anstoß vom Stapel. Tacitus erzählt, daß, als unter dem lauen

Vespasian, der weder Tyrann noch Frei
Trauerspiel „Cato" öffentlich vorgelesen
Stellung als monarchischer Unterthan, d
Inbrunst hatte spielen lassen, schon am
erfüllt war, während zugleich das Gerü
empfunden. So hatte auch der Histo
seine „Zeitgeschichte" öffentlich vorgelese
hörer gewesen war; und als später di
Werk schon durch die Vorlesung minde
wieder unter Tausenden seine Wirkung

Neben den Vorlesungen war alle
Schrift das vorzüglichste Mittel, um
zeugnisse zu verbreiten. Hier wird es d
wir ungescheut die Behauptung aufstelle
der Geisteserzeugnisse durch die Schrif
der Presse in der Regel gleich kam und
überbot. Wir wissen aus Tacitus, daß
mangelte es keinesweges, wie wir spät
und in allen Standquartieren ein Ge
Reden des Cicero, die Gedichte des
Reichs verbreitet; und Ovid, Properz
Schriften nicht nur in Rom von der ge
auch überall in den Städten, in den P
Jedermann gelesen würden, von Knab
Jungfrauen, von Männern und Ma
Martial von seinen Gedichten: man kö
und allen Orten finden: sie würden vo
Reisenden in die Heimat mitgenommen;
nicht minder in Vienna wie in Rom
Spaniens wie in Tolosa in Gallien;
lande und in Britanien gesucht und g
Anfange des ersten Buchs seiner Gedich
beweist dies nicht, daß ganze Auflagen d
zuvor schon vergriffen waren? Diese s
natürlich weder die Höhe der Auflagen
bestimmen können, sind uns dafür Bü
nicht in Hunderten, sondern in vielen
Faktum wollen wir anführen: Als Aug
weltlichen vereinigte, konfiszirte er von
genannten Pseudosibyllen, in Rom nicht
Sueton und Tacitus mittheilen. Beden
schlagnahme in den meisten Fällen nur
lage, selten mehr als ein paar hunder
fast immer unmittelbar oder in kürzest
so kann man ermessen, in wie riesenha
jenes Artikels betrieben worden seyn m
eintrat, als nachdem der Umsatz schon v
Freiheit und Sicherheit gehandhabt wor

Wie aber war eine so großartige
nisse mittelst der bloßen Schrift möglich
Worte! Was in der Gegenwart für di
Alterthum die Sklaverei. Für jede
den freilich dem Mittelalter nur wenige
ja Tausende von Sklavenhänden zu
Griechen, waren im Allgemeinen bei
unsere Setzer, oder doch von Natur mi
Bildungsfähigkeit begabt. Aus ihnen
Schreiberzunft; aus ihnen erzog sich der
thekare, Vorleser und Kopisten; aus ih
von Freigelassenen hervor, welche vo
schriftstellerischer Arbeiten und dem Buc
ten dann den Uebergang zu dem eigentl
diesen ist besonders der Freund Cicero'
zu erwähnen. In seiner Offizin wi
Arbeitern aller Gattungen, welche theil
rialien in Stand setzten, theils die Be
Korrekturen betrieben, theils die voll
mit Einband, Titel und sonstigem Sch

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

**) Vgl. Nr. 39—41 des Magazins.

außerordentlichen Größe der Auflagen, welche Attikus veranstaltet, mag folgende Anekdote dienen: Cicero hatte in der Rede für den Ligarius einen längst Verstorbenen aus Versehen als lebend eingeführt und trug deshalb dem Attikus auf, nachdem das Buch schon einen trefflichen Absatz gefunden, den Fehler nachträglich in den noch übrigen Exemplaren durch Tilgung des Namens korrigiren zu lassen. Wie groß muß nun aber trotz des schon erfolgten großen Absatzes der noch übrige Vorrath gewesen seyn, da nicht weniger als drei der gewandtesten Schreiber zur Korrektur dieses einen Fehlers bestimmt wurden. Konnten doch diese schon innerhalb dreier Tage gewiß mindestens 1000 Exemplare berichtigen. — Attikus mit seiner großartigen Offizin und seiner ausgezeichneten literarischen Bildung ist den ersten großen Buchdruckern der neueren Jahrhunderte zu vergleichen. Es sind bei der Entwickelung solcher später zum blos handwerksmäßigen Gewerbe werdenden Kunstfertigkeit zunächst immer Männer der Wissenschaft selbst, hervorragende Geister, die sich an die Spitze der Entwickelung stellen.

Die eigentliche Blüthe des römischen Buchhandels fällt jedoch erst unter den Kaisern im nächsten Jahrhundert. Da wimmelte es in Rom von Buchhändlern in allen Stadtvierteln; ihre Läden (tabernae, libelli, librariae) nahmen die Fronten ganzer Straßentheile ein. Namentlich finden wir sie am Forum in der Nähe der Kurie, um das Argiletum, im Vicus Sandalarius, von dem Galen ausdrücklich sagt, daß er der Hauptbezirk der Buchhändler sey; ferner in den sogenannten Sigillariis und anderwärts. Auch ist uns noch heute eine ganze Reihe von Firmen bekannt, wie die der Gebrüder Sosius, der Verleger des Horaz, deren Handlung im Argiletum am Cäsarischen Marktplatz nahe bei dem Vertumnustempel und der Janussäule belegen war; die des Atrektus ebendaselbst, des Sekundus beim Friedenstempel und dem Palladischen Forum, des Qu. Valerianus Pollius und des berühmten Tryphon, in dessen Verlage Martial und Quintilian erschienen, während die drei zuvorgenannten vorzugsweise Sortimentsbuchhändler gewesen zu seyn scheinen. Außer diesen und vielen anderen, deren Namen wir bei allen römischen Schriftstellern, z. B. Seneka, verzeichnet finden, gab es auch in den übrigen Städten Italiens und in den Provinzen viele Buchhändler, wie in Brundusium, Alexandrien, Lugdunum (Lyon), Rheims, Vienne u. s. f.

Die Buchhändler führten den Titel: Librarii, Bibliopolae und Antiquarii. Librarii hießen eigentlich die Abschreiber, Bibliopolae die Verkäufer. Wie aber gegenwärtig der Buchdrucker und Buchhändler oft in Einer Person vereinigt sind, so war es auch damals mit dem Abschreiber und dem Verkäufer; und umgekehrt waren die Verkäufer zugleich mittelbare Vervielfältiger der Manuskripte oder Inhaber von Offizinen, in denen sie eine Mehrzahl von Abschreibern beschäftigten, die, wenn sie nicht Sklaven waren, einen Tageslohn nach bestimmten Sätzen empfingen. Die Kleinkrämer unter den Buchhändlern nannte man auch wohl Libelliones und Librarioli. — Vor den Läden der Buchhändler, an den Thürpfosten entlang und an den Säulen der Hallen oder Kolonnaden, welche an der Straßenfront hinliefen, waren die Verzeichnisse der käuflichen Bücher, ihre Titel und Inhaltsangaben aufgestellt, um wie unsere heutigen Schaufenster die Liebhaber heranzulocken. In den Läden selbst und in den Magazinen befanden sich die Sortiments- und die Verlagswerke artikelweise und nach dem Werthe des Einbandes geordnet in Schränken und Fächern, die man treffend „Nester" nannte, weil der Regel nach in jedem derselben nur eben die gleichartig gebundenen Exemplare eines und desselben Artikels Raum fanden. Die Abschriften wurden nämlich niemals roh, sondern immer nur im fertigen Rollenband verkauft, so daß der Buchhändler, was heut selten der Fall ist, zugleich auch noch die Geschäfte des Buchbinders zu versehen hatte. Der Einband war sehr verschiedenartig, einfach wohl nur bei den eigentlichen Schulbüchern, sonst meist elegant, ja häufig mit dem größten Luxus ausgestattet, mit Purpur und mit Cedernholz, und dadurch nicht wenig kostbar.

Wichtiger für den Umfang des damaligen literarischen Verkehrs war der Umstand, daß die Buchläden mit ihren Magazinen und Vorhallen zugleich als Versammlungsorte der Gebildeten, als Unterhaltungslokale und Lesekabinette dienten. Hier brachte man einen Theil der Muße hin, sitzend und stehend, lesend oder disputirend. Oft bildeten sich Gruppen um einen Käufer, der um Rath verlegen war, oder man hörte einem Vorlesenden zu und kritisirte den Inhalt oder den Vortrag. Den Bekannten, die man nicht zu Hause traf, forschte man hier am ersten nach, weil man sie hier am leichtesten vermuthete. — Uebrigens war die Sucht nach dem Neuen damals wie heut an der Tagesordnung, und so wurden denn auch die Novitäten der Buchhändler vorzugsweise mit Begier ergriffen. Die Flatterhaftigkeit des Publikums erweckte den Speculationsgeist der Buchhändler, und mit diesem ging die Schreibsucht Hand in Hand, wodurch, zumal auf dem Gebiet der Poesie, die von den Satirikern so herzhaft gegeißelte Schundliteratur mächtig anschwoll. Es konnte denn da auch nicht ausbleiben, daß selbst viele neue Artikel einen sehr schlechten Abgang fanden und auf dem Lager verschimmelten oder von Motten zerfressen wurden, wofern die Verleger sich nicht beeilten, sie als ausrangirte Waare in die minder anspruchsvollen Provinzialstädte, namentlich nach Spanien und Afrika zu versenden, oder als Hülfsmittel für Buchstabir- und Leseübungen zu herabgesetzten Preisen in die Elementarschulen oder wohl gar als Makulatur für einen Spottpreis in die Kramläden und Garküchen wandern zu lassen, um zu Düten für Pfeffer und Zimmet oder zu Pastetenumschlägen verwandt zu werden (Vergl. Horat. ep. I, 20, 12 seq., 17 seq.; Martial. III, 2; Gellius IV, 9).

Das Verlagseigenthum war freilich noch, wie es scheint, durch keine rechtlichen Bestimmungen geschützt, das, was wir Nachdruck nennen, durch keine Gesetze verboten. Jedermann konnte von den ihm zugänglichen Büchern Abschrift nehmen; so ließ Cicero hin und wieder abschreiben, was ihm Attikus lieh. Indeß war dies den Verlegern nicht so gefährlich, wie heutzutage. Denn die vereinzelte Nachschrift eines Privatmannes, der die Arbeit nicht müßigen Sklavenhänden überlassen konnte, lohnte sich der Mühe zu wenig, als daß man nicht besonders in Rücksicht auf die durchschnittlich sehr niedrigen Preise den Kauf vorgezogen hätte. Die eigentlichen Gefahren drohten den Verlegern daher nur von Seiten ihrer Kollegen, weil diese allein im Stande waren, mit Massen zu operiren. Wie soll man es sich nun erklären, daß man hierüber nirgend Klage führen hört, ungeachtet doch Horaz, Martial u. A. Gelegenheit genug gehabt hätten, auf dergleichen Operationen, wenn sie stattgefunden, hinzudeuten? Das Mittel gegen die Schutzlosigkeit des Verlagseigenthums kann in nichts Anderem bestanden haben als in dem möglichst großen, dem wahrscheinlichen Gesammtbedarf entsprechenden Umfange der ersten Auflage. Der Vortheil beruhte also nur darin, daß man mit der öffentlichen Ausgabe und der Versendung in die Provinzen nicht eher vorschritt, als bis man eine gehörige Menge von Exemplaren beisammen hatte, um gleich im ersten Anlauf und so lange der Reiz der Neuheit währte, allen Nachfragen des Publikums in allen Theilen des Reichs genügen zu können, bevor es von anderer Seite her möglich war, Nachschriften in großer Zahl zu Stande zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

II. Physiognomie von Paris und Züge aus dem Pariser Leben im siebzehnten Jahrhundert.*)

— Il faudrait être l'antipode de la raison, pour ne pas confesser que Paris est le grand bureau des merveilles, le centre du bon goût, du bel-esprit et de la galanterie.

— Pour moi, je tiens que hors de Paris il n'y a point de salut pour les honnêtes gens.

Molière, Les Précieuses ridicules.

Obgleich Paris im 17. Jahrhundert die größte Stadt in Europa war, hatte es doch Manches in seinem Charakter, was wir in unseren Tagen geradezu kleinstädtisch nennen würden. In seinen alten Mauern eingezwängt, von einem grotesken Windmühlenkranze umgeben und durch zahlreiche Einwanderer aus der Provinz angeschwollen, die eine sichere Zuflucht vor den Gräueln des Bürgerkrieges suchten, beherbergte es in seinem Schoße eine überfließende Bevölkerung, die außer allem Verhältniß zu dem engen von ihr eingenommenen Raume stand, da ein großer Theil des jetzt angebauten Umkreises innerhalb der Boulevards noch von Palästen und Klöstern besetzt war. Wo sich heutzutage die schöne Rue de Rivoli mit ihren Nebenstraßen ausdehnt, erblickte man damals drei Klöster — die der Himmelfahrt Mariä (de l'Assomption), der Feuillans und der Kapuziner. Der Palast des Kardinals Mazarin war von solchem Umfang, daß die Rue Vivienne und die Place de la Bourse auf der Hälfte desselben (die von Ludwig XIV. angekauft und der ostindischen Compagnie geschenkt wurde) Platz haben. Um den Gesundheitszustand von Paris war es so schlecht als möglich bestellt, vielleicht noch übler als im Mittelalter, wegen der stark angewachsenen Bevölkerung und der vermehrten Höhe der Häuser.**) Auch die herkömmliche Sitte, im Sommer die Stadt zu verlassen und die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen, war gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts unterbrochen worden — zuerst durch die allgemeine Unsicherheit der Straßen, nachher aus Gewohnheit und um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu bleiben. Dicht zusammengedrängt in dieser dampfenden Atmosphäre, lebten namentlich die höheren Klassen der Gesellschaft in einem Zustande immerwährender Aufregung, die ihrem ganzen Thun und Treiben etwas Unstätes, Fieberhaftes zu geben scheint.

In den häuslichen Einrichtungen dieser Periode müssen wir die Einführung der alcoves und ruelles erwähnen. Der Alkoven (ein aus dem Arabischen stammendes Wort, in welcher Sprache es ein Gewölbe bedeutet) war ein prächtig verzierter, domförmiger Raum am Ende des Schlafzimmers, wo das Bett der Hauswirthin auf einer Estrade oder bühnenartigen Erhöhung stand und in dem sie, wie auf einem Throne sitzend, ihre Gäste empfing. Die ruelles waren die engen Gänge, die zwischen der Estrade und den Wänden frei blieben und sich in vornehmen Häusern vom frühen Morgen bis zum Abend mit galanten Kavalieren, ernsten Literaten und glattzüngigen Abbé's anfüllten. Ruhe und Eingezogenheit waren für die Pariser unbekannte Genüsse. Man findet in Saint-Simon's Memoiren einige interessante Bemerkungen über die Folgen, die aus der Einführung von Klingeln in den Häusern entstehen würden — eine Neuerung, die zu seiner Zeit (gegen Anfang des 18. Jahrhunderts) eben erst Platz zu greifen begann. Der Mangel an diesen Vorrichtungen machte es früher nothwendig, daß man sein Gesinde stets um sich hatte, woraus sich der vertrauliche und ungezwungene Fuß erklären läßt, auf welchem die Maskarille und Lisetten jener Zeit mit ihren Herrschaften standen. Vornehme Familien wurden durch Personen von Geburt und Erziehung bedient, die es für keine Schande hielten, dergleichen Stellen anzunehmen. Die zwar bequeme, aber

*) Vgl. Nr. 22 — 23 des Magazins.

**) Um das Jahr 1660 bemerkte ein Arzt, daß die messingenen Thürgriffe in seinen auf die Straße gehenden Zimmern jeden Morgen mit Grünspan überzogen waren, und dieses dauerte so lange fort, bis man in dem Stadtviertel Ableitungskanäle zu ziehen anfing.

ungesellige und steife Absonderung, in der wir jetzt leben, ist zum grossen Theil dem Gebrauch der Ringeln zuzuschreiben.

Die beliebteste Nachmittags-Promenade war damals der Cours la Reine, an der Südseite der Tuilerieen-Gärten, von welchem die unteren Volksklassen ausgeschlossen waren. Hier paradirte Marie von Medicis in ihrer kugelförmigen Coche, und hier erschien Bassompierre zum erstenmal in einem Wagen mit Glasfenstern. Als man la grande Mademoiselle *) fragte, was sie während ihres Exils von Paris am meisten vermißt habe, erwiederte sie: die Maskenbälle, den Markt von Saint-Germain (eine Art von Mode-Basar, der alle Jahr im Februar gehalten wurde) und den Cours. Aber so reich Paris an Kloster- und Schloßgärten war, rühmte es sich doch nur weniger freien Plätze, wo die Bevölkerung sich ergehen und frische Luft schöpfen konnte. Bei warmer Witterung war es nichts Ungewöhnliches, sich zu einer gemeinschaftlichen Badepartie in der Seine zu versammeln, und ein englischer Reisender ward in Conflans durch den Anblick einer Schaar von Damen überrascht, die sich in Begleitung ihrer Kavaliere öffentlich badeten. Das Theater feierte seine glänzendste Epoche; nicht nur besaß es noch allen Reiz der Neuheit, sondern es eröffnete dem Geiste und dem Herzen ein weites Feld und versprach mehr, als es in der Folge geleistet hat. Jetzt, wo die dramatische Kunst überall auf die Neige geht, ist es schwer, sich einen entsprechenden Begriff von ihrer einstigen Wichtigkeit zu bilden und den vortheilhaften Einfluß zu würdigen, den sie, namentlich in Paris, auf die Gesellschaft ausübte. Man hat viel über die Rolle geschrieben, die das Theater in der Kulturgeschichte spielt, und Puristen in der Moral und der Religion haben oft gegen die unsittlichen Tendenzen desselben gedonnert; daß es aber auch zu Gunsten der Moralität wirkt, geht am besten aus der Bemerkung des Herrn von Sartines hervor, der unter Ludwig XV. Polizeiminister war: während der drei Wochen, wo die Theater geschlossen seyen, müsse er immer die Wachen verdoppeln. — Die Nächte boten in Paris eine Scene der ausschweifendsten Heiterkeit dar. Mazarin und seine Zeitgenossen gaben Feste, die an Ueppigkeit und Aufwand den Lustbarkeiten einer späteren Zeit gleichkamen und sie in wilder, grotesker Ausgelassenheit übertrafen; die ganze Seele der Gesellschaft ergoß sich in den rauschenden Orgien einer Maskerade, und während man Damen an der Spitze bewaffneter Rotten einherziehen sah, war es ein Lieblings-Vergnügen der Kavaliere, sich des Abends in weibliche Tracht zu hüllen. Gaston von Orleans war durch die Grazie berühmt, die er in dieser Vermummung zu zeigen pflegte, und der Abbé de Choisy erschien sogar mehrere Jahre lang in Frauenkleidung, wohnte damit dem Gottesdienste bei und überreichte seinen Bekannten in der Kirche St. Médard das geweihte Brod. Dieser Unsitte, wie so vielen anderen, machte Ludwig XIV. ein Ende, als nach höchsteigener Theilnahme an den Mysterien des Ballets, nachdem er selbst auf seiner Hofbühne die Götter und Halbgötter, Helden und Schäfer Benserade's dargestellt und die Schmeichelei sich in Bewunderung seiner Tänzer- und Schauspielergaben abgestumpft hatte, der Grand Monarque zu der Einsicht kam, daß er sich nur lächerlich mache, und daß es Zeit sey, dergleichen Thorheiten aufzugeben, die aber gewiß nicht so schädlich waren, als die Dragonnaden, welche er darauf folgen ließ.

Geräuschvoll wie die öffentlichen Vergnügungen war auch das Privatleben. Die Gesellschaft, die sich in den Damengemächern versammelte, ging von pedantischem Transscendentalismus zur abgeschmacktesten Spaßmacherei, von spitzfindigen Diskussionen „sur ce qui peut marquer les plus parfaits amans" zu Blindekuh und Pfänderspiel über, bis Mazarin die Karten in Aufnahme brachte, welche bald alles Andere verschlangen. Getanzt wurde, so oft man die königlichen Geiger, les vingt-quatre violons, bekommen konnte, da nur wenige Große, wie Mademoiselle de Montpensier, ihre eigenen Musiker hielten. Aber wie tanzte man auch zu der Zeit! Die Kunst Terpsichorens hat die Hälfte ihres Reizes verloren, seitdem der anmuthige Gebrauch des 17. Jahrhunderts, daß jede Dame ihren Kavalier wählte, außer Mode kam. Sie galt damals nicht so sehr für eine frivole Zerstreuung, als für eines der Hauptgeschäfte des Lebens. Alles tanzte, vom König abwärts bis zum Affen des Savoyarden. Wir haben bereits des von Richelieu aufgeführten Castagnettentanzes erwähnt, aber selbst der weise und ernste Sully verschmähte es nicht, sich nach gethaner Arbeit mit einem pas seul zu ergötzen. Wenn man dem Tallemant des Réaux trauen darf, so war es bis zum Tode Heinrich's IV. in seinem Hausstande Sitte, daß ein gewisser Laroche jeden Abend die Lieblings-Melodieen des Tages auf der Laute spielte, wozu Herr von Sully tanzte, bei welchen Gelegenheiten er stets eine ungeheure Mütze von barocker Gestalt auf dem Kopfe trug. Zuschauer waren der nachherige Präsident Chevry und der Seigneur de Chavigny, die mit einigen Frauen von zweideutigem Ruf die Abendgesellschaft des grossen Staatsmannes bildeten. Ein noch ernsterer Charakter als Sully, der berühmte Jansenist Arnauld, erzählt mit eigener Verlegenheit, wie er am Hofe von Modena tanzen mußte. „Es ist wahr", sagt er zur Entschuldigung, „daß wir nicht eigentlich tanzten, sondern nur im Takt gingen, ohne auch nur unsere Mäntel abzulegen." — Die Tänzer von Profession wurden übrigens weniger geschätzt als die Schauspieler; die Zeiten eines Vestris, einer Taglioni und einer Elsler waren noch nicht gekommen, und es war unserem aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten, ein ganzes Ministerium durch eine Tänzerin auseinandersprengen zu sehen.

Der enge Raum, in welchem sich die Pariser Gesellschaft — die auserwählteste in Europa — bewegte, gab ihr, wie gesagt, einen gewissen kleinstädtischen Anstrich. Man fand in ihr dieselben Coterieen, dieselben Eifersüchteleien und Kabale, wie sie in provinziellen Zirkeln vorherrschen; es fehlte an einem anerkannten Mittelpunkt, der sich erst später an dem Hofe Ludwig's XIV. bildete. Journale waren kaum bekannt, wenn wir eine von Loret herausgegebene und in Reimen abgefaßte „Zeitung für die elegante Welt" ausnehmen; was jedoch die Stadtneuigkeiten und Tagesskandale betraf, so wurde ihre Stelle zum Theil durch die Couplets oder Noëls ausgefüllt, die in den Salons von Mund zu Mund gingen. Jedes Abenteuer, jeder Fehltritt einer Schönen oder eines Modehelden ward sogleich in Verse gebracht, die sich nicht selten durch Witz und Laune, öfter aber durch zügellose Frechheit auszeichneten. In einem Zeitalter, wo Alles öffentlich geschah, war keine Art von Persönlichkeit verboten. Bussy-Rabutin's Einfall, eine Bildergalerie von lebenden Schönheiten zu errichten, die er statt der Inschriften mit biographischen Skizzen und seinen eigenen satirischen Bemerkungen versah, war so weit entfernt, den Unwillen seiner Zeitgenossen zu erregen, daß viele Damen ihm selbst ihre Portraits zuschickten, in der Hoffnung, auf eine schmeichelhafte Weise erwähnt zu werden. In Boileau's Satiren, wie sie anfangs erschienen, wurden lebende Personen beim Namen angegriffen und der gröbsten Verbrechen beschuldigt — ein Mißbrauch, der erst in den späteren Auflagen, unter einer strengeren Regierung und bei geregelteren Sitten, wegfiel. Man wurde öffentlich geboren und öffentlich vermählt, indem die Braut am Tage nach der Hochzeit in ihrem Alkoven Besuch annahm — ja, man starb sogar öffentlich. Der Tod war die letzte Scene des Schauspiels, die mit einer theatralischen Verbeugung und exeunt omnes endigte. Die Salondame, die ein üppiges Leben ins Grab stürzte, sagte in passendem Kostüm und sentimentalem Ton der Welt Lebewohl. Der müde Staatsmann konnte nicht in Ruhe scheiden — er mußte vom ganzen Hof in voller Gala umringt werden und mit stammelnder Zunge an der Unterhaltung theilnehmen, bis sein letztes Bonmot ihm auf den bleichen Lippen erstarb.

Bei dem Allen hatte dieser wilde, chaotische Zustand keinen ungünstigen Einfluß auf die Entwickelung des Geistes, mitunter auch des Herzens. Port-Royal und die Place Royale standen zu gleicher Zeit in Blüthe und gewissermaßen mit einander in Verbindung. Die Gesellschaft war noch frei, ihre Atmosphäre belebend — die Thatkraft hatte einen weiten Spielraum, und es herrschte eine frische, jugendliche Regsamkeit, die nur zu bald der Abspannung und Uebersättigung Platz machte. Nur zu bald sollte sich die Scene verändern und ein neuer Akt des Drama's beginnen. Am Schlusse der Fronde warfen sich alle Parteien, wie eine von ihren tollen Sprüngen ermüdete Tänzerschaar, dem jungen Monarchen zu Füßen.

Schweiz.

Die Zustände in der Schweiz.

Bemerkungen zu den politischen Briefen über die Schweiz von C. Junius.

(Von einem Schweizer eingesandt.)

Nachdem die verehrliche Redaction des auch bei uns vielgelesenen Magazins schon einmal die Güte gehabt, eine Reclamation von Unterzeichnetem aufzunehmen, so hofft derselbe ähnliche Gunst für einen Kommentar zu Ihrem kurzen Artikel, „Junius-Briefe über die Schweiz", in Nr. 38 dieses Blattes.

Der Unwille von Europa über die Vorgänge in Lausanne und Genf war natürlich, weil Europa die Zustände der Schweiz nicht kennt und noch nie das Maß oder Uebermaß von Freiheit genossen hat, welches uns zu Theil geworden, und dennoch hat der Mainz-Biebricher Hafen-Handel dargethan, daß bei gleicher Freiheit in Deutschland ähnliche Vorgänge nicht zu den Unmöglichkeiten gehören würden.

Daß die Kantonal-Revolutionen nothwendig sich immer wieder erneuern werden, darin bin ich mit Junius ganz einverstanden; auch darin, daß Revolution und Reaction periodisch alterniren werden; allein nach seinem Raisonnement würde diese Ebbe und Fluth aufhören, sobald die Revolution vollkommen durchgreifend obgesiegt hätte. Nun frage ich aber Herrn Junius, wodurch wird die Revolution vollkommen durchgreifend? Wenn der Radikale wahr und aufrichtig seyn könnte, so würde er antworten: die Revolution wird erst dann vollkommen seyn, wenn der ganze aus der ehemaligen Ordnung der Dinge herrührende Corporations-Besitzstand, und wo möglich auch der privatliche, aufgelöst oder besser noch vertheilt seyn wird; ein Beleg dafür ist unter Anderem die projektirte Centralisation der Gemeinde-Armengüter in Bern. Gegen eine solche Ausdehnung der Revolution kämpfen aber selbst radikale Elemente und alle rechtlichen Männer. Dieser Kampf wird fort und fort bestehen, so lange etwas zu erringen oder zu behaupten seyn wird.

Abgesehen davon, bringt aber noch jede neue ins politische Leben eintretende Generation, oder doch die nachfolgende, neue Ideen in dasselbe und ein frisches Streben, zur Gewalt zu gelangen, um diesen Ideen Geltung zu verschaffen, und so muß jede Regierung fallen, wenn sie hinter der „Höhe des Zeitgeistes" zurückbleibt oder sie überschreitet. Man denke sich nur statt des schweizer Volkes eine öfter wechselnde souveraine Deputirten-Kammer und ein Ministerium ohne Fürst, und man würde dasselbe Schauspiel, nur in Glacéhandschuhen, haben. Ein Beleg dafür ist die Assemblée législative und der National-Konvent. Aus dieser Darstellung ergiebt sich doch wohl die Nothwendigkeit der wiederkehrenden Revolutionen in der Schweiz, und daß in den Kantonal-Verfassungen, wie sie auch seyn mögen, sofern nicht

*) Tochter Gaston's, Herzogs von Orleans, und Cousine Ludwig's XIV., zu dessen Gattin sie bestimmt war. Sie vermählte sich später mit Herrn von Lauzun, eine Heirat, welche damals großes Aufsehen erregte, wie man in den Briefen der Frau von Sevigné nachlesen kann.

außerordentlichen Größe der Auflagen, welche Attikus veranstaltet, mag folgende Anekdote dienen: Cicero hatte in der Rede für den Ligarius einen längst Verstorbenen aus Versehen als lebend eingeführt und trug deshalb dem Attikus auf, nachdem das Buch schon einen trefflichen Absatz gefunden, den Fehler nachträglich in den noch übrigen Exemplaren durch Tilgung des Namens korrigiren zu lassen. Wie groß muß nun aber trotz des schon erfolgten großen Absatzes der noch übrige Vorrath gewesen seyn, da nicht weniger als drei der gewandtesten Schreiber zur Korrektur dieses einen Fehlers bestimmt wurden. Konnten doch diese schon innerhalb dreier Tage gewiß mindestens 1000 Exemplare berichtigen. — Attikus mit seiner großartigen Offizin und seiner ausgezeichneten literarischen Bildung ist den ersten großen Buchdruckern der neueren Jahrhunderte zu vergleichen. Es sind bei der Entwickelung solcher später zum blos handwerksmäßigen Gewerbe werdenden Kunstfertigkeit zunächst immer Männer der Wissenschaft selbst, hervorragende Geister, die sich an die Spitze der Entwickelung stellen.

Die eigentliche Blüthe des römischen Buchhandels fällt jedoch erst unter den Kaisern im nächsten Jahrhundert. Da wimmelte es in Rom von Buchhändlern in allen Stadtvierteln; ihre Läden (tabernae, libelli, librariae) nahmen die Fronten ganzer Straßentheile ein. Namentlich finden wir sie am Forum in der Nähe der Kurie, um das Argiletum, im Vicus Sandalarius, von dem Galen ausdrücklich sagt, daß er der Hauptbezirk der Buchhändler sey; ferner in den sogenannten Sigillariis und anderwärts. Auch ist uns noch heute eine ganze Reihe von Firmen bekannt, wie die der Gebrüder Sosius, der Verleger des Horaz, deren Handlung im Argiletum am Cäsarischen Marktplatz nahe bei dem Vertumnustempel und der Janussäule belegen war; die des Atrektus ebendaselbst, des Sekundus beim Friedenstempel und dem Palladischen Forum, des Qu. Valerianus Pollius und des berühmten Tryphon, in dessen Verlage Martial und Quintilian erschienen, während die drei zuvorgenannten vorzugsweise Sortimentsbuchhändler gewesen zu seyn scheinen. Außer diesen und vielen anderen, deren Namen wir bei allen römischen Schriftstellern, z. B. Seneka, verzeichnet finden, gab es auch in den übrigen Städten Italiens und in den Provinzen viele Buchhändler, wie in Brundusium, Alexandrien, Lugdunum (Lyon), Rheims, Vienne u. s. f.

Die Buchhändler führten den Titel: Librarii, Bibliopolae und Antiquarii. Librarii hießen eigentlich die Abschreiber, Bibliopolae die Verkäufer. Wie aber gegenwärtig der Buchdrucker und Buchhändler oft in Einer Person vereinigt sind, so war es auch damals mit dem Abschreiber und dem Verkäufer; und umgekehrt waren die Verkäufer zugleich mittelbare Vervielfältiger der Manuskripte oder Inhaber von Offizinen, in denen sie eine Mehrzahl von Abschreibern beschäftigten, die, wenn sie nicht Sklaven waren, einen Tageslohn nach bestimmten Sätzen empfingen. Die Kleinkrämer unter den Buchhändlern nannte man auch wohl Libelliones und Librarioli. — Vor den Läden der Buchhändler, an den Thürpfosten entlang und an den Säulen der Hallen oder Kolonnaden, welche an der Straßenfront hinliefen, waren die Verzeichnisse der käuflichen Bücher, ihre Titel und Inhaltsangaben aufgestellt, um wie unsere heutigen Schaufenster die Liebhaber heranzulocken. In den Läden selbst und in den Magazinen befanden sich die Sortiments- und die Verlagswerke artikelweise und nach dem Werthe des Einbandes geordnet in Schränken und Fächern, die man treffend „Nester" nannte, weil der Regel nach in jedem derselben nur eben die gleichartig gebundenen Exemplare eines und desselben Artikels Raum fanden. Die Abschriften wurden nämlich niemals roh, sondern immer nur im fertigen Rollenband verkauft, so daß der Buchhändler, was heut selten der Fall ist, zugleich auch noch die Geschäfte des Buchbinders zu versehen hatte. Der Einband war sehr verschiedenartig, einfach wohl nur bei den eigentlichen Schulbüchern, sonst meist elegant, ja häufig mit dem größten Luxus ausgestattet, mit Purpur und mit Cedernholz, und dadurch nicht wenig kostbar.

Wichtiger für den Umfang des damaligen literarischen Verkehrs war der Umstand, daß die Buchläden mit ihren Magazinen und Vorhallen zugleich als Versammlungsorte der Gebildeten, als Unterhaltungslokale und Lesekabinette dienten. Hier brachte man einen Theil der Muße hin, sitzend und stehend, lesend oder disputirend. Oft bildeten sich Gruppen um einen Käufer, der um Rath verlegen war, oder man hörte einem Vorlesenden zu und kritisirte den Inhalt oder den Vortrag. Den Bekannten, die man nicht zu Hause traf, forschte man hier am ersten nach, weil man sie hier am leichtesten vermuthete. — Uebrigens war die Sucht nach dem Neuen damals wie heut an der Tagesordnung, und so wurden denn auch die Novitäten der Buchhändler vorzugsweise mit Begier ergriffen. Die Flatterhaftigkeit des Publikums erweckte den Speculationsgeist der Buchhändler, und mit diesem ging die Schreibsucht Hand in Hand, wodurch, zumal auf dem Gebiet der Poesie, die von den Satirikern so herzhaft gegeißelte Schundliteratur mächtig anschwoll. Es konnte denn da auch nicht ausbleiben, daß selbst viele neue Artikel einen sehr schlechten Abgang fanden und auf dem Lager verschimmelten oder von Motten zerfressen wurden, wofern die Verleger sich nicht beeilten, sie als ausrangirte Waare in die minder anspruchsvollen Provinzialstädte, namentlich nach Spanien und Afrika zu versenden, oder als Hülfsmittel für Buchstabir- und Leseübungen zu herabgesetzten Preisen in die Elementarschulen oder wohl gar als Makulatur für einen Spottpreis in die Kramläden und Garküchen wandern zu lassen, um zu Düten für Pfeffer und Zimmet oder zu Pastetenumschlägen verwandt zu werden (Vergl. Horat. ep. I, 20, 12 seq., 17 seq.; Martial. III, 2; Gellius IV, 9).

Das Verlagseigenthum war freilich noch, wie es scheint, durch keine rechtlichen Bestimmungen geschützt, das, was wir Nachdruck nennen, durch keine Gesetze verboten. Jedermann konnte von den ihm zugänglichen Büchern Abschrift nehmen; so ließ Cicero hin und wieder abschreiben, was ihm Attikus lieh. Indeß war dies den Verlegern nicht so gefährlich, wie heutzutage. Denn die vereinzelte Nachschrift eines Privatmannes, der die Arbeit nicht müßigen Sklavenhänden überlassen konnte, lohnte sich der Mühe zu wenig, als daß man nicht besonders in Rücksicht auf die durchschnittlich sehr niedrigen Preise den Kauf vorgezogen hätte. Die eigentlichen Gefahren drohten den Verlegern daher nur von Seiten ihrer Kollegen, weil diese allein im Stande waren, mit Massen zu operiren. Wie soll man es sich nun erklären, daß man hierüber nirgend Klage führen hört, ungeachtet doch Horaz, Martial u. A. Gelegenheit genug gehabt hätten, auf dergleichen Operationen, wenn sie stattgefunden, hinzudeuten? Das Mittel gegen die Schutzlosigkeit des Verlagseigenthums kann in nichts Anderem bestanden haben als in dem möglichst großen, dem wahrscheinlichen Gesammtbedarf entsprechenden Umfange der ersten Auflage. Der Vortheil beruhte also nur darin, daß man mit der öffentlichen Ausgabe und der Versendung in die Provinzen nicht eher vorschritt, als bis man eine gehörige Menge von Exemplaren beisammen hatte, um gleich im ersten Anlauf und so lange der Reiz der Neuheit währte, allen Nachfragen des Publikums in allen Theilen des Reichs genügen zu können, bevor es von anderer Seite her möglich war, Nachschriften in großer Zahl zu Stande zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

II. Physiognomie von Paris und Züge aus dem Pariser Leben im siebzehnten Jahrhundert.*)

— Il faudrait être l'antipode de la raison, pour ne pas confesser que Paris est le grand bureau des merveilles, le centre du bon goût, du bel-esprit et de la galanterie.

— Pour moi, je tiens que hors de Paris il n'y a point de salut pour les honnêtes gens.

Molière, Les Précieuses ridicules.

Obgleich Paris im 17. Jahrhundert die größte Stadt in Europa war, hatte es doch Manches in seinem Charakter, was wir in unseren Tagen geradezu kleinstädtisch nennen würden. In seinen alten Mauern eingezwängt, von einem grotesken Windmühlenkranze umgeben und durch zahlreiche Einwanderer aus der Provinz angeschwollen, die eine sichere Zuflucht vor den Gräueln des Bürgerkrieges suchten, beherbergte es in seinem Schoße eine überfließende Bevölkerung, die außer allem Verhältniß zu dem engen von ihr eingenommenen Raume stand, da ein großer Theil des jetzt angebauten Umkreises innerhalb der Boulevards noch von Palästen und Klöstern besetzt war. Wo sich heutzutage die schöne Rue de Rivoli mit ihren Nebenstraßen ausdehnt, erblickte man damals drei Klöster — die der Himmelfahrt Mariä (de l'Assomption), der Feuillans und der Kapuziner. Der Palast des Kardinals Mazarin war von solchem Umfang, daß die Rue Vivienne und die Place de la Bourse auf der Hälfte desselben (die von Ludwig XIV. angekauft und der ostindischen Compagnie geschenkt wurde) Platz haben. Um den Gesundheitszustand von Paris war es so schlecht als möglich bestellt, vielleicht noch übler als im Mittelalter, wegen der stark angewachsenen Bevölkerung und der vermehrten Höhe der Häuser.**) Auch die herkömmliche Sitte, im Sommer die Stadt zu verlassen und die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen, war gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts unterbrochen worden — zuerst durch die allgemeine Unsicherheit der Straßen, nachher aus Gewohnheit und um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu bleiben. Dicht zusammengedrängt in dieser dampfenden Atmosphäre, lebten namentlich die höheren Klassen der Gesellschaft in einem Zustande immerwährender Aufregung, die ihrem ganzen Thun und Treiben etwas Unstätes, Fieberhaftes zu geben scheint.

In den häuslichen Einrichtungen dieser Periode müssen wir die Einführung der alcoves und ruelles erwähnen. Der Alkoven (ein aus dem Arabischen stammendes Wort, in welcher Sprache es ein Gewölbe bedeutet) war ein prächtig verzierter, domförmiger Raum am Ende des Schlafzimmers, wo das Bett der Hauswirthin auf einer Estrade oder bühnenartigen Erhöhung stand und in dem sie, wie auf einem Throne sitzend, ihre Gäste empfing. Die ruelles waren die engen Gänge, die zwischen der Estrade und den Wänden frei blieben und sich in vornehmen Häusern vom frühen Morgen bis zum Abend mit galanten Kavalieren, ernsten Literaten und glattzüngigen Abbé's anfüllten. Ruhe und Eingezogenheit waren für die Pariser unbekannte Genüsse. Man findet in Saint-Simon's Memoiren einige interessante Bemerkungen über die Folgen, die aus der Einführung von Klingeln in den Häusern entstehen würden — eine Neuerung, die zu seiner Zeit (gegen Anfang des 18. Jahrhunderts) eben erst Platz zu greifen begann. Der Mangel an diesen Vorrichtungen machte es früher nothwendig, daß man sein Gesinde stets um sich hatte, woraus sich der vertrauliche und ungezwungene Fuß erklären läßt, auf welchem die Maskarille und Lisetten jener Zeit mit ihren Herrschaften standen. Vornehme Familien wurden durch Personen von Geburt und Erziehung bedient, die es für keine Schande hielten, dergleichen Stellen anzunehmen. Die zwar bequeme, aber

*) Vgl. Nr. 22 — 23 des Magazins.

**) Um das Jahr 1660 bemerkte ein Arzt, daß die messingenen Thürgriffe in seinen auf die Straße gehenden Zimmern jeden Morgen mit Grünspan überzogen waren, und dieses dauerte so lange fort, bis man in dem Stadtviertel Ableitungskanäle zu ziehen anfing.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 45. Berlin, Donnerstag den 15. April 1847.

Ueber ländliche Erziehung von Waisen.*)
Nachtrag zu Pestalozzi's Ansichten.

Schon im Jahre 1817 beschäftigte mich der Gedanke, wie armen Kindern und Waisen eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung im Geiste und nach der eigentlichen Absicht Pestalozzi's gegeben werden könne. Der Anblick der Waisenhauskinder, wie sie in den Städten paarweise, zwar gut gekleidet, aber durch bleiche Gesichter inneres Siechthum verrathend, durch die Straßen geführt werden, hatte stets mein ganzes Mitgefühl erweckt. Ich mußte mir einräumen, daß es in einer größeren Stadt mit dem Ausführen der Zöglinge nicht anders gehalten werden könne; dennoch fragte ich mich unwillkürlich: Was haben diese armen Kinder verschuldet, daß man sie fast wie Gefangene daherleitet? Auf's Land gehören sie, sagte ich zu mir, nicht in die Stadt, diesen Kerker der Jugend, der auch darin unseren traurigen Gefangenhäusern gleicht, daß überall sündliches Verderben droht und eine strenge Aufsicht nöthig wird, welche, indem sie die Freiheit beschränkt, leicht selbst Verderbniß veranlaßt! Wie glücklich würden sie seyn, wie gesund und froh, könnten sie in Wald und Feld oder auf freien Höhen nützlich beschäftigt werden und ihre Kräfte üben, in der schönen Natur in heiteren Spielen sich erholen, sich erfreuen an Baum, Wiese, Blume und Bach!

Als Landwirth von Jugend auf wußte ich aus Erfahrung, daß auch die schwachen Arbeitskräfte der Kinder Werth haben, falls man nur im Stande ist, die kleinen Arbeiter in voller Freudigkeit zu erhalten. Eben so war mir bekannt, wie leicht es sey, diese Freudigkeit zu erwecken und zu steigern, wenn man beachte, daß Kinder, wie sie oft essen, auch oft die Arbeit wechseln müssen, und daß eine wahre Lust an ihrer Beschäftigung sie durchdringe, wenn man sie auf den Erfolg derselben aufmerksam mache und ihnen, nach Maßgabe dieses Erfolges, Anerkennung und Belohnung gewähre. Es schien mir daher nichts weiter erforderlich, als die Zahl der Lehrstunden für die geistige Ausbildung zu beschränken und die Kinder dagegen, theils während der dadurch gewonnenen Zeit, theils sogar in ihren Erholungsstunden, auf eine ihrem geistigen und körperlichen Gedeihen angemessene Weise mit ländlichen und Gartenarbeiten beschäftigen zu lassen. Ich berechnete nach meinen Erfahrungen, daß insbesondere der Lebensunterhalt der Kinder durch den Ertrag ihrer Arbeit vollständig gedeckt werden könne, so daß dann nur Kleidung, Wohnung, Unterricht und Unterrichtsmittel aus Beiträgen mildthätiger Menschen zu beschaffen seyn würden, und ich hatte mithin auf praktischem Wege die Ueberzeugung gewonnen, daß Waisenhäuser auf dem Lande mit geringen Kosten unterhalten werden können.

Mit dem lebhaften Interesse der Jugend verfolgte ich den einmal gefaßten Gedanken. Nur auf dem Lande können die Zöglinge diejenige Freiheit genießen, welche nöthig ist, wenn die Sittlichkeit nicht leiden soll, und es bietet sich hier vielfach verschiedene Gelegenheit dar, ihnen eine gesunde, den Körper kräftigende Beschäftigung und Arbeit in frischer, freier Luft zu übertragen. Die Pflanzen und Früchte, welche sie nach ihres Lehrers Anleitung angebaut und gepflanzt, die Thiere, für welche sie gesorgt, dienen zum gemeinschaftlichen Unterhalt oder gewähren sonst dem Haushalt gemeinschaftlichen Nutzen. Die Freude an dem Gedeihen derselben, an dem Genuß, welcher dadurch geschaffen worden, die Ueberzeugung jedes einzelnen Zöglings, nach seinen Kräften zur Erhaltung des Ganzen beigetragen zu haben, begründen das erhebende Bewußtseyn, nicht blos für sich, sondern auch für Andere gewirkt zu haben, und schaffen das beglückende Gefühl, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Alles dies veredelt ihn mehr, als lange ermahnende Reden und moralische Vorlesungen es irgend vermögen; es erzeugt sich in ihm unwillkürlich das Gefühl der gegenseitigen Liebe und Brüderlichkeit; — mit diesen Gesinnungen tritt er später in's bürgerliche Leben; wie einst im Kreise seiner Brüder, wird er nun in voller Freudigkeit in dem neuen Kreise wirken, den die Vorsehung ihm anweist, und überall auf der schönen Erde werden ihm Zufriedenheit und Freude blühen. —

So schwärmte ich für mein Projekt. Stets damit im Geiste beschäftigt, nahm ich jede Gelegenheit wahr, die sich mir auf meinen Reisen darbot, um zu prüfen, ob sich irgendwo vielleicht schon Andeutungen zu einer Realisation meines Planes zeigen möchten. Endlich fand ich in Hofwyl und, zu meiner freudigen Ueberraschung, fast vollständig, was ich suchte. Der treffliche Werly hatte hier eine große Anzahl verwaister Knaben um sich, die er ganz nach den Grundsätzen erzog, welche ich wünschte. Er ließ in ihnen nicht nur Früchte des Geistes erwachsen, sondern er machte sie auch körperlich geschickt und kräftig durch rüstige Arbeit in Feld und Flur. Mit wahrer innerer Genugthuung und Freude erkannte ich, daß die lebhafte Thätigkeit, mit welcher die Knaben ihre Geschäfte ausführten, nicht in Furcht oder ängstlichem Harren auf Lohn ihren Grund hatte, sondern in der Fröhlichkeit, womit sie die Feldarbeiten verrichteten. Leider wurden indessen die Arbeiten der Knaben meist auf nutzlose Weise verwendet und gingen in der Masse der großen Wirthschaft fast spurlos unter. Jenes erfreuliche Gefühl und erhebende Bewußtseyn einer erfolgreichen, für den gemeinsamen Herd thätigen Wirksamkeit ging daher den fröhlichen, fleißigen Knaben ab; doch suchte ihr ausgezeichneter Lehrer auf andere Weise in ihnen ein bindendes Gemeingefühl zu erwecken. Mit inniger Betrübniß erkannte ich die schwierige Stellung, in welcher sich der vortreffliche Mann mit seinem redlichen Willen befand; nur bei einer Einsicht und Begabung, wie die seinige, war es möglich, in seinen Verhältnissen zu leisten, was er geleistet hat. Es wurde mir klar, daß eine solche ländliche Erziehungs-Anstalt insbesondere der einigen Mitwirkung eines einsichtsvollen, praktisch durchgebildeten und in moralischer Hinsicht bewährten Landwirths bedürfe, und daß unter günstigen äußeren Verhältnissen und bei einer zweckmäßigen Einrichtung des Instituts auch weniger glänzend begabte und für ihre Aufgabe weniger begeisterte Männer, als Werly, ein gutes Ziel zu erreichen im Stande seyn würden. Von der Richtigkeit dieser Ansicht sollte ich mich später überzeugen, als ich (vor einigen Jahren) die Waisen-Erziehungs-Anstalt zu Klein-Struppen bei Pirna besuchte. Die Erziehung lag hier in den Händen, wenn auch nicht begeisterter, doch wohlwollender Männer; aber die Einrichtungen des Instituts und die äußeren Verhältnisse desselben gestalteten sich so günstig, daß sich jedenfalls die erfreulichsten Resultate erwarten lassen.

Ich verweilte mehrere Tage in Hofwyl, während welcher ich mich hauptsächlich mit der dortigen Bildungs-Anstalt beschäftigte, und hatte zuletzt noch die Freude, Pestalozzi selbst dort kennen zu lernen und mich mit seinen Ansichten über Waisenerziehung vertraut zu machen. Dreißig Jahre sind seitdem entschwunden, und oft noch habe ich Gelegenheit gehabt, meine Ansichten über diesen Gegenstand zu läutern und zu befestigen. Hier und da entstanden im Vaterlande ähnliche Anstalten. Ich sah, mit welcher Freude die Kinder in ländlicher Thätigkeit den Boden bestellten, säeten, pflanzten, die Lust, mit welcher sie ärndteten, und zweifelte nicht, daß die selbst erbauten Früchte, die Milch der mit selbst gewonnenem Futter ernährten Kühe und überhaupt alle in der eigenen Wirthschaft gewonnenen Nahrungs- und Lebensmittel eine Würze für sie haben müßten, wie Indien solche den Speisen der Vornehmen nicht zu geben vermag. Ich sah, daß die Knaben von einem beglückenden Eifer für ihre Anstalt beseelt waren, wie dies irgend nur bei einem braven Bürger für seine Vaterstadt der Fall seyn kann. Ich fand, daß die Erfahrungen Anderer mit den meinigen übereinstimmten, ja, daß sie theilweise meine Erwartungen noch überflügelten. Es ergab sich, daß selbst bei sittlich verwahrlosten und verwilderten Buben die ländliche Erziehung sich auf das heilsamste bewährte. Der Lehrer Schnell, zu Prenzlau, macht hierüber in einem Schreiben an den Provinzial-Schulrath Schulz folgende beherzigenswerthe Mittheilung:

„Die meisten der Anstalt zu Rokitten bei Meseritz übergebenen Waisen waren durch ein vagabundirendes Leben leiblich und sittlich verwahrlost, also keinesweges in physischer Beziehung so gesund und kräftig, wie man oft geneigt ist, dies bei Bettelbuben anzunehmen. Das nächste und schwerste Stück bestand darin, sie an Maß, Reinlichkeit und überhaupt an Ordnung zu gewöhnen. Als sehr beachtenswerth auch für Anstalten anderer Art verdient hervorgehoben zu werden, daß die sittliche Besserung und die geistige Entwickelung erst dann erfreulich von Statten ging, wenn mit dem Körper eine Art Umwandlung vorgegangen war, so daß ich meine Sorgfalt zuerst hauptsächlich auf diesen Zweck zu richten hatte, was in der Regel mit dem besten Erfolg geschah. Die geordnete Lebensweise, die Bewegung in frischer Luft bei Spiel und Arbeit, unter dem Einflusse des belebenden Sonnenlichts, das fleißige Waschen und Baden mit kaltem Wasser, wohl eingerichtete Wohn- und Lagerstätten, die einfachste Diät und dazu eine freundliche, geisterweckende Behandlung durch Umgang und Unterricht halfen mit Schnelligkeit zum erwünschten Ziel, so daß es eine wahre Lust war, einen solchen, fast bis zur Thierheit verwilderten polnischen oder deutschen Jungen, schmutzig, gefräßig, faul, diebisch, heim-

*) Der Gegenstand, der auch im Auslande vielfach zur Sprache gebracht worden, hat, wie die Kindererziehung der Armen überhaupt, in unserer auf dieses Thema so dringend hingewiesenen Zeit ein so allgemeines Interesse, daß unsere Leser einer Betrachtung darüber, die obendrein aus der kundigen Feder des Herrn Oekonomieraths Thaer in Mögelin geflossen, gewiß die lebhafteste Theilnahme schenken werden. D. R.

tückisch — nach Jahr und Tag wie neugeboren, frisch, heiter, geweckt, friedlich und freundlich mit seinen Mitzöglingen arbeiten, spielen, lernen und leben zu sehen."

So oft ich (der Unterzeichnete) pädagogischen Betrachtungen mich hingab, gedachte ich mit besonderer Liebe des ehrwürdigen Pestalozzi, dieses echten Waisen mit kindlichem Gemüth, der sich so unsterbliche Verdienste um die Erziehung erworben hat. Der erfolgte Aufruf zu einer Stiftung zu seinem Gedächtnisse berührte daher gerade mich auf das lebhafteste, und ich begrüßte diesen Gedanken mit um so grösserer Freude, als die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Ansichten im Wesentlichen den meinigen sich anschließen.

„Die Pestalozzi-Stiftung" (so lautet der Aufruf) „hat die Bestimmung, armen Kindern und Waisen eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung im Geiste und nach den eigentlichen Absichten Pestalozzi's zu geben; es müssen darum

1) dieselben erstrebende Anstalten auf dem Lande eingerichtet werden, wo (wie hier auch die Unterzeichner aussprechen) Waisenerziehung allein gedeihen kann, und es sollen

2) die Pfleglinge neben der geistigen, sittlichen und religiösen Erziehung von Anfang an zu häuslicher, landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit und Fertigkeit angeleitet werden."

Mit diesen beiden Punkten bin ich, wie aus dem Obigen hervorgeht, vollkommen einverstanden; doch setze ich voraus, daß die gewerbliche Thätigkeit nur auf solche Beschäftigungen beschränkt werden soll, welche den Körper kräftigen oder doch einer freien physischen Entwickelung nicht hinderlich sind, und welche die Freudigkeit des Gemüths erhalten. Nicht einverstanden dagegen bin ich, wenn die Unterzeichner des Aufrufs weiter sich dahin aussprechen:

3) „Die Hausväter und Hausmütter, welchen die Pfleglinge zur Familienerziehung übergeben werden, sollen im Sinne der Werke „Lienhard und Gertrud" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" wirken, und die Vorsteher und Leiter der Unternehmung sollen die „Idee der Elementarbildung" nicht nur zu verwirklichen, sondern auch weiter auszubilden und fortzupflanzen suchen."

Nach der Fassung dieser Worte muß ich annehmen, daß man die Absicht habe, die Pfleglinge zur Familienerziehung vereinzelt an Hausväter und Hausmütter auszugeben. Allein man hat hierbei ganz außer Acht gelassen, daß die Hausväter und Hausmütter in der Regel nur durch die Aussicht auf Geldgewinn veranlaßt werden, sich diesem Geschäft zu unterziehen. Viele werden sich erbieten, wie Lienhard und Gertrud zu handeln; aber nur Wenige werden es thun, Wenige Gleiches mit ihnen vollbringen. Der hier angedeutete Plan setzt bei Personen, die für Geldgewinn zu einem so wichtigen Geschäfte sich hergeben, die Ueberwindung menschlicher Schwäche und einen ausdauernden edlen Willen voraus. Diese gutmüthige Annahme läuft nicht blos Gefahr, verlacht zu werden; sondern es werden die Seelen derer, welche dadurch zu Grunde gingen, das Gewissen derjenigen beunruhigen, welche so unvorsichtig eine solche Einrichtung ins Leben riefen! — Nur zu oft wird, selbst bei 13jährigen Knaben und Mädchen, wenn sie einer fremden Familie überwiesen werden, wieder zerstört, was früher im Waisenhause sorgfältig gepflegt wurde. Wie viel mehr aber ist dies zu befürchten, wenn noch jüngere Kinder gewinnsüchtigen Pflegern in die Hände fallen? — Die Hausväter und Hausmütter gelangen dann leicht dahin, ihre Pfleglinge so einzuschüchtern, daß diese gar keine Klage wagen, daß sie vielmehr auf die Frage, ob es ihnen gut gehe und ob ihnen das Gebührende zu Theil werde, aus Furcht mit der ersten Lüge ihres Lebens antworten! — Man führe nicht einzelne Beispiele des Gelingens an: einerseits ist die Anlage zum Guten im Menschen zu vorwaltend, als daß nicht die Mehrzahl selbst unter nachtheiligen Einflüssen gut bleiben sollte; andererseits behalte man wohl im Auge, daß, sorgsam verschwiegen, oft dem boshaften Charakter eines Kindes zugeschrieben wird, was der Pflichtvergessenheit der Erzieher zur Last fällt.

Unter allen Umständen geht bei der hier beabsichtigten Einrichtung gerade das verloren, was, im Kreise der Anstalt selbst, den Kindern die Liebe der Aeltern einigermaßen ersetzen kann. Dies ist, nach meinen obigen Erörterungen, der brüderliche Familiengeist, welcher um so lebendiger und wirksamer seyn wird, wenn die Anzahl der Mitglieder des Vereins, den die Anstalt bildet, nicht zu groß ist.

Der Superintendent Karsten in Züllichau sagt in dieser Beziehung:

„Leitend muß bei der Gründung einer solchen Anstalt der Grundsatz seyn, daß der wahrhaft christliche Familiengeist darin herrsche. Durch eine solche Anstalt soll den verlassenen Kleinen die Familie ersetzt werden, und wo das nicht geschieht, da verfehlt sie auch ihren Zweck. Die Familie ist die von Gott geordnete Stätte der Bildung und Erziehung für die künftigen Geschlechter, und ohne den belebenden Hauch des Geistes an sich erfahren zu haben, der in der Familie herrschen soll, wird, der Regel nach, kein Mensch tüchtig und geschickt, seine Stelle in der großen Menschenfamilie mit Segen einzunehmen. In der Familie wird die echte Gottesfurcht geweckt und festgestellt, die den Allmächtigen stets vor Augen und im Herzen hat. In der Familie wird die Liebe entzündet, genährt und gegründet, die sich selbst verleugnet und aufopfert, wenn es heißt, Gott gehorchen und der Mitmenschen Heil fördern. In der Familie erwacht und wird der Glaube der Mittelpunkt des Lebens, der da ist die Gemeinschaft der Gesinnung und des Wandels mit dem Erlöser und mit Gott, und in der Familie das Gottvertrauen erzeugt und erbaut, welches in der Freude und im Schmerz auf den Vater im Himmel allein sich verläßt."

Die Zahl der Glieder einer Familie ist aber überall sehr beschränkt, und schon sehr groß zu nennen, wenn sie auf zwanzig sich beläuft. Höher müßte daher die Zahl der Pfleglinge in einem Waisenhause nie steigen, soll dieses den ihm anvertrauten Kleinen die Stätte der Bildung zu Menschen im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes werden. Nur eine so beschränkte Zahl von Kindern kann der christliche Familiengeist so durchdringen und so innig verbinden, daß sie unter und zu einander wie Geschwister sich fühlen und den gemeinsamen Hausvater und dessen Gattin wie die eigenen Aeltern betrachten und lieben. Anstatt daher ein großes, für viele Hunderte von Kindern bestimmtes Waisenhaus in der nächsten Umgegend der Hauptstadt zu gründen, sollten vielmehr eine Menge kleiner Erziehungshäuser zu je zwanzig bis höchstens fünfundzwanzig Kindern in kleinen Städten und auf Dörfern eingerichtet werden. Dabei fallen die kostspieligen Beamtenstellen fast sämmtlich weg. Es ist für ein solches Haus nur Ein Beamter nöthig, der Hausvater, welcher den Unterricht, die Erziehung, und eine Hausmutter, welche die Wirthschaft leitet.

„Zu den Vortheilen" (fährt der Superintendent Karsten fort), „welche der Einrichtung von vielen kleinen Waisenhäusern darbietet, gehören folgende: Das Schwierigste bleibt bei großen Häusern die Wahl der Beamten, bei kleinen die der Hausväter und Hausmütter. Ist diese eine verfehlte, so trifft der unberechenbare Nachtheil davon bei dem großen Waisenhause die ganze Masse der Waisen, bei dem kleinen aber nur die kleine Zahl von Waisen. Aehnlich verhält es sich bei einschleichenden sittlichen Gebrechen und bei ausbrechenden ansteckenden Krankheiten. Während sich beide in dem großen Waisenhause einer großen Menge von Kindern, unter Umständen allen mittheilen können, so werden sie in den kleinen Waisenhäusern sich viel schwerer dem aufmerksamen Hausvater verbergen, aber höchstens nur so weit sich erstrecken können, als der Umfang der betreffenden kleinen Waisenfamilie gestattet."

So weit der Superintendent Karsten.

Auch in Berlin befinden sich zwei Waisenhäuser kleineren Umfangs: das Schindlersche und das Kornmessersche. Ersteres besteht aus höchstens 25—28 Schülern, welche Zahl nie überschritten wird; das letztere hat nie 20 Schüler. Jenes hat mehrere Lehrer, aber keinen sogenannten Hausvater; doch pflegt jeder Schüler sich einen Lehrer zu wählen, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließt. Eine Frau besorgt die Oekonomie. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Bischofs Roß und des Konsistorialraths Pischon. Im Kornmesserschen Waisenhause befinden sich ein Hausvater und eine Hausmutter; Ersterer leitet unter Zuziehung eines Lehrers den Unterricht, Letztere besorgt gleichfalls die Oekonomie der Anstalt.

Auch bei Gründung dieser beiden Waisenhäuser scheint daher die Ueberzeugung vorwaltend gewesen zu seyn, daß, je kleiner der Kreis der Zöglinge sey, je leichter das innere Leben derselben sich zu einem Familienleben gestalte. Welch' ein Familienleben nun das glücklichere, das heilsamere, das im brüderlichen Kreise mehrerer schon durch ihr gleiches Schicksal als Waisen oder Arme und noch mehr durch gemeinschaftliche Thätigkeit innig verbundener Zöglinge einer ländlichen Erziehungs-Anstalt, oder das des vereinzelt einem fremden Manne, einer fremden Frau gegen einen bestimmten Lohn in Erziehung, Kost und Pflege gegebenen Waisenkindes — kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Jedenfalls würde bei dem Plane, die Pfleglinge vereinzelt in Familien-Erziehung zu geben, jenes freudige Zusammenwirken mehrerer brüderlichen Gefährten zu gemeinsamen Zwecken und für den gemeinsamen Heerd und das beglückende Bewußtseyn verloren gehen, für die pflegende und sorgende Anstalt selbst etwas gethan zu haben.

Allerdings können zwar ganz junge Zöglinge noch nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, mitarbeiten. Allein deshalb muß dieser Gemeinsinn frühzeitig schon in den Kindern geweckt werden; man muß sie an den Gedanken gewöhnen, daß sie, als sie klein in die Anstalt aufgenommen wurden, von ihr nur empfangen haben, daß sie aber die Schuld der Dankbarkeit dadurch abtragen können, daß sie durch Arbeit nunmehr den jüngeren Brüdern gewähren, was sie selbst früher von den älteren erhalten haben. Laßt es den Menschen zeitig lernen, daß er ein Glied irgend eines Ganzen sey, und daß ein Kreis von Brüdern ihn trage. Selbstsüchtig tritt er in die Welt. Das Kind giebt nur, weil es nicht beurtheilen kann, was es verliert; durch die Liebesgaben seiner körperlichen und geistigen Erziehung wird seine edlere Natur entwickelt, der Egoismus weicht; der Mensch gehört nicht mehr sich selbst, sondern den Seinigen, und läßt endlich sein Leben und Wirken aufgehen in dem Wohl und Glücke Anderer. In der von mir erörterten Gemeinsamkeit liegt das Mittel zu diesen edlen, hohen Zwecken. Wer anfangs in seinem kleinen Familienkreise für die Mitglieder desselben freudig gewirkt, der wird zeitig die angeborene Selbstsucht aufgehen lassen und später noch hingebender wirken für die größeren Kreise — für das heimische Dorf, die Vaterstadt, den Staat, — die Menschheit.

Aus allen diesen Gründen aber muß ich mich auf das entschiedenste gegen den Vorschlag einer vereinzelten Familien-Erziehung durch bezahlte Hausväter und Hausmütter, wie solcher sub 3 des Aufrufs angedeutet worden ist, erklären; ich würde es unverantwortlich finden, irgendwie zur Unterstützung eines solchen Unternehmens behülflich zu seyn, und habe für Pflicht gehalten, im Interesse einer so hochwichtigen Sache, auf vielseitige Anfrage, meine Bedenken hiergegen öffentlich auszusprechen.

A. P. Thaer.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

II. Der literarische Verkehr im Alterthum.

(Schluß.)

Wie waren nun aber diese großen Auflagen mit möglichster Zeit- und Geldersparniß zu bewerkstelligen? — Es ist wahr: schreiben geht

ier als drucken, aber schneller als setzen; der Vortheil des
beruht nur in der raschen Vervielfältigung des durch die langsame
des Setzers einmal zu Stande gebrachten Satzes. Das Alterthum
aber keinesweges so, daß es ein Werk immer nur durch einen
er vermittelst Abschrift vervielfältigte — dies ist das Verfahren des
lters — sondern durch gleichzeitiges Diktat an eine Vielheit
chreibern. Je mehr Anlagekapital ein Buchhändler besaß, eine desto
Anzahl von Arbeitern konnte er gleichzeitig in Thätigkeit setzen, und
rin bestand der größere Vortheil des Einen vor dem Anderen; zumal
s Sklaven waren, die nur Unterhalt und Anleitung kosteten. Hatte
: Verleger beispielsweise über 100 Schreiber zu verfügen, was für die
engenannten Firmen gewiß kein zu großer Maßstab ist, und rechnet
täglich Arbeitsstunden, so konnte mittelst Diktats von einer Schrift,
e Martial von seinem zweiten Buche sagt, dem Schreiber eine Stunde
eine Auflage von 1000 Exemplaren innerhalb eines einzigen Tages
stelligt werden. Man sieht leicht ein, daß, wenn die Auflage eines Ar-
icht größer zu seyn brauchte als die Zahl der Schreiber, sie auf jenem
in entschieden kürzerer Zeit zu beschaffen war als heute vermittelst Satz
ruck, da es feststeht, daß ein bestimmtes Quantum Text schneller ge-
en als gesetzt ist; zumal im Alterthum, wo die Fertigkeit der Bücher-
so weit gediehen war, daß sie anerkannterweise zugleich mit der außer-
lichsten Schnelligkeit und doch mit der höchsten Eleganz schrieben, wie
Apoll. ep. 5, 13 erzählt. Hierzu kommt, daß, wo es mehr auf Eile als
heit ankam, der Gebrauch stenographischer Abkürzungen, worin die Ko-
förmlich unterrichtet wurden, allgemein üblich war und die Anwendung
rlicher Wortformen nur als ein Erforderniß der Pracht-Exemplare galt.
gar nicht denkbar, daß die Unmassen von Exemplaren, von denen uns
et wird, anders als auf dem Wege des Diktats entstanden seyen. Aus
Hast der buchhändlerischen Vervielfältigung erklärt sich nun auch mit
Male die große Inkorrektheit der Ausgaben, an deren Folgen
och heute leiden, und worüber sich auch schon die Alten selbst beklagen.
lb ermahnte auch Quintilian seinen Verleger Tryphon, doch ja die
e Sorgfalt anzuwenden, daß sein Werk möglichst fehlerfrei in die Hände
ublikums gelange.

erner erklärt sich aus diesem mechanischen, nach dem Prinzip der Arbeits-
ng geregelten Betriebe die unverhältnißmäßige Billigkeit der Bücher-
e. Denn wiewohl die Bücher niemals roh, sondern immer nur im
n Einbande verkauft werden, erscheinen dennoch die Preise im Vergleich
en jetzigen gegen alle Erwartung nicht höher, sondern vielmehr niedriger.
Martial erzählt, daß sein Verleger Tryphon das dreizehnte Buch seiner
te, die Xenien, bestehend aus 274 Versen und 127 Ueberschriften für
rzern, d. i. 5 Sgr., verkaufe, und versichert, daß er es füglich für die
absetzen könne und dennoch Profit machen werde, so ist das in der
staunenswerth. Denn wir ersehen daraus, daß Tryphon bei dem schon
n Preise von 5 Sgr. für ein gebundenes Exemplar noch einen Gewinn
nehr als 100 pCt. hatte. Bedenkt man nun, daß die Xenien im kom-
sten Druck, in der Tauchnitzer Stereotyp-Ausgabe, gerade einen Druck-
füllen, in der Ausstattungsweise unserer neueren Dichter aber etwa
thalb einnehmen würden, und bringt man andererseits die Kosten für
Einband, welcher bei dem heutigen Verlage ganz wegfälle, mit dem gewiß
gen Satz von 1 Sgr. in Abzug, so kam dennoch im römischen Buchhandel
eutige Druckbogen Text in den allertheuersten Ausnahmefällen auf 2½ —
gr., im gewöhnlichen Durchschnitt aber nur auf 1 — 1½ Sgr. zu stehen —
Erfolg, der sich gegenwärtig in dem englischen und französischen Buch-
el fast nie, in dem deutschen nur in den seltneren Fällen herausstellt.
bei einem Preise von 2½ Sgr. für die Xenien noch ein Gewinn zu
en war, sagt Martial ausdrücklich. Veranschlagt man, nächst dem Ein-
, diesen Gewinn und das Papier zu ½ Sgr, so bleibt für den Schreiber-
1 Sgr. übrig. Dieser geringfügige Satz, der weit hinter dem Lohn des
igen Abschreibers zurücksteht, wäre überhaupt gar nicht denkbar ohne jene
rordentliche Entwickelung der Schnellschreibekunst, vermöge deren der
reiber in der Minute 6 — 9 Verse oder Zeilen auszufertigen vermochte,
. ohne jene mechanische Vervollkommnung derselben durch die Methode
Abkürzung und des Diktats. Nur daraus erklärt sich, daß die Römer
bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst kamen, ungeachtet sie doch sehr
daran waren, wie nicht nur ihre Siegel und Siegelringe zeigen,
ern namentlich die wandelbaren in Erz und Eisen gegossenen erhabenen
riftzeichen, deren sie sich zum Prägen oder Stempeln irdener Gefäße
ähnlicher Geräthe bedienten, und wovon eine ganze Ladung zu Herku-
m gefunden ward. Allein das Bedürfniß dazu war eben nicht vorhanden;
h die Schnellschreibekunst und durch die Massen verwendbarer Sklaven-
Armenhände erreichte man auch ohnedies die glänzendsten Resultate.

Daß diese auffallende Billigkeit eine Ursache der weitesten Verbreitung
literarischen Erscheinungen und somit auch ihrerseits ein wesentlicher Hebel
literarischen Verkehrs werden mußte, ist leicht einzusehen. Sehr viel trug
die großartige Lesesucht und Schöngeisterei des römischen Publikums
u bei. Die Lesesucht warf sich vorzugsweise auf die belletristische und
lyrische Literatur, womit denn auch das Publikum überschüttet ward.
beliebtesten war die Poesie; sie bildete die eigentliche Unterhaltungslektüre.
af man den Römer oder die Römerin behaglich auf das Ruhebett hin-
treckt, ein aufgerolltes Buch in der Hand, oder der Stimme des Vorlesers
r der Vorleserin zu ihren Füßen lauschend, fast immer war es ein Erzeug-
der lyrischen oder dramatischen Muse, der epischen oder didaktischen Poesie,
n das Auge oder das Ohr mit lüsterner oder gefälliger und entschlummern-

der Aufmerksamkeit sich zuwandte. Nich
römischen Buchhandel die Schöngeist
man uns erzählt, allzu gelehrt und all
Unterlaß mit Lektüre und namentlich e
bald für diesen bald für jenen Dichte
das Wort führten und die Grammat
trachteten.

Diese weitverbreitete Neigung zu ä
oder tieferen Studien bildeten unfehl
stehungsgründe jener zahllosen Priva
seits zur Vermehrung des literarischen
Schon seit Paul Aemil gab es in Ro
von reichen Privaten, die allen Geleh
wurde es für jeden Gebildeten und V
guten Tons, im Besitze bedeutender Bib
die des Cicero und Attikus. In der K
die Liebhaberei so hoch, daß fast jedes H
besaß, und daß sogar bei den Bauansch
zimmer als auf ein wesentliches Zubeh
ein einfacher Dichter, wie Persius, der
700 Büchern hinterließ, wie groß muß
lehrten Römers wie Plinius des Aelter
beiten augenfällig Tausende von Sch
Grammatiker Epaphroditus besaß nicht r
Severus, der Erzieher des jüngeren G
zählt von so großen Privatbibliotheken,
hinreiche, um nur die Verzeichnisse der
nicht wenige Bibliotheken in den Häus
Prunksucht: nicht als Mittel der Studien
Wände und zur Schaustellung würden s
von Büchern gähne der Besitzer und hab
schriften und Titeln; gerade bei dem grö
alle nur möglichen Werke und Büchers
thürmt. Doch selbst bloße Liebhaberei
bewußt zu einer Vermittlerin des liter
ein unwissender Eigner seine Büchersch
doch sicher zu den Seltenheiten. Viel
Beispiele beweisen, darin sehr liberal.

Wer aber nicht vermögend genug
einer den geistigen Anforderungen der
zu setzen, oder wer nicht Bekanntschaf
Anderer seinen Wünschen oder Bedürfni
fand Aushülfe, Ersatz und Befriedigung
händler, Badehäuser und Thermen,
öffentlichen Bibliotheken, die v
Nach der Angabe des Publius Victor
weniger als 29. Ist es nun eine That
Alexandrien 700,000 Bücher enthielt: u
römischen Staatsbibliotheken einen hohe
Unterwerfung des gebildeten Erdkreises
überall her so ungemein erleichtert w
wurde in Rom von Asinius Pollio im
det, ein Plan, womit schon Cäsar umg
Palatinische, stiftete Augustus, eine v
fünfte Vespasian im Friedenstempel, e
zu den berühmtesten gehörte die von
Alle wurden von den Historikern, Phil
Gattung, wie ihre Werke bezeugen, fle
die geistige Bewegung und der literarisc
Provinzen verbreitete, so auch das Bib
vornehmen Römer entstanden überall
den Landstädten Privatsammlungen,
Silius Italicus, des jüngeren Plinius
auch öffentliche, wie zu Tibur und Com
liotheken die Bücher zu häuslichem Geb
wir eben so bestimmte Nachrichten, als
Zusammenkünfte und Unterhaltungen ge

Endlich ist noch in Rücksicht auf die
ein höchst wichtiger Umstand zu erwähn
Muße zum Lesen, zum Aufnehmen un
als etwa unsere heutigen Beamten und
diese, dem täglichen Broderwerb nachz
den Sklaven anheim fielen. Auch hatte
heit, sich Bücher zu leihen, und größte
kaufen. In den Spannungen der Rep
und Geringen, bei Alt und Jung vorzug
Thätigkeit verschlungen worden: allein
Zuvorkommenheit die Mühe des Regier
das Publikum und selbst für die Meh
größerem Ueberflusse vorhanden, als die
schöne Schilderung von der geschäftige
Feder seines jugendlichen Neffen. Un
Tag, Lektüre und Schriftstellerei die
nicht ein bloßer Privatmann, sondern

tückisch — nach Jahr und Tag wie neugeboren, frisch, heiter, geweckt, friedlich und freundlich mit seinen Mitzöglingen arbeiten, spielen, lernen und leben zu sehen."

So oft ich (der Unterzeichnete) pädagogischen Betrachtungen mich hingab, gedachte ich mit besonderer Liebe des ehrwürdigen Pestalozzi, dieses echten Waisen mit kindlichem Gemüth, der sich so unsterbliche Verdienste um die Erziehung erworben hat. Der erfolgte Aufruf zu einer Stiftung zu seinem Gedächtnisse berührte daher gerade mich auf das lebhafteste, und ich begrüßte diesen Gedanken mit um so größerer Freude, als die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Ansichten im Wesentlichen den meinigen sich anschließen.

„Die Pestalozzi-Stiftung" (so lautet der Aufruf) „hat die Bestimmung, armen Kindern und Waisen eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung im Geiste und nach den eigentlichen Absichten Pestalozzi's zu geben; es müssen darum

1) dieselben erstrebende Anstalten auf dem Lande eingerichtet werden, wo (wie hier auch die Unterzeichner aussprechen) Waisenerziehung allein gedeihen kann, und es sollen

2) die Pfleglinge neben der geistigen, sittlichen und religiösen Erziehung von Anfang an zu häuslicher, landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit und Fertigkeit angeleitet werden."

Mit diesen beiden Punkten bin ich, wie aus dem Obigen hervorgeht, vollkommen einverstanden; doch setze ich voraus, daß die gewerbliche Thätigkeit nur auf solche Beschäftigungen beschränkt werden soll, welche den Körper kräftigen oder doch einer freien physischen Entwickelung nicht hinderlich sind, und welche die Freudigkeit des Gemüths erhalten. Nicht einverstanden dagegen bin ich, wenn die Unterzeichner des Aufrufs weiter sich dahin aussprechen:

3) „Die Hausväter und Hausmütter, welchen die Pfleglinge zur Familienerziehung übergeben werden, sollen im Sinne der Werke „Lienhard und Gertrud" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" wirken, und die Vorsteher und Leiter der Unternehmung sollen die „Idee der Elementarbildung" nicht nur zu verwirklichen, sondern auch weiter auszubilden und fortzupflanzen suchen."

Nach der Fassung dieser Worte muß ich annehmen, daß man die Absicht habe, die Pfleglinge zur Familienerziehung vereinzelt an Hausväter und Hausmütter auszugeben. Allein man hat hierbei ganz außer Acht gelassen, daß die Hausväter und Hausmütter in der Regel nur durch die Aussicht auf Geldgewinn veranlaßt werden, sich diesem Geschäft zu unterziehen. Viele werden sich erbieten, wie Lienhard und Gertrud zu handeln; aber nur Wenige werden es thun, Wenige Gleiches mit ihnen vollbringen. Der hier angedeutete Plan setzt bei Personen, die für Geldgewinn zu einem so wichtigen Geschäfte sich hergeben, die Ueberwindung menschlicher Schwäche und einen ausdauernden edlen Willen voraus. Diese gutmüthige Annahme läuft nicht blos Gefahr, verlacht zu werden; sondern es werden die Seelen derer, welche dadurch zu Grunde gingen, das Gewissen derjenigen beunruhigen, welche so unvorsichtig eine solche Einrichtung ins Leben riefen! — Nur zu oft wird, selbst bei 13jährigen Knaben und Mädchen, wenn sie einer fremden Familie überwiesen werden, wieder zerstört, was früher im Waisenhause sorgfältig gepflegt wurde. Wie viel mehr aber ist dies zu befürchten, wenn noch jüngere Kinder gewinnsüchtigen Pflegern in die Hände fallen? — Die Hausväter und Hausmütter gelangen dann leicht dahin, ihre Pfleglinge so einzuschüchtern, daß diese gar keine Klage wagen, daß sie vielmehr auf die Frage, ob es ihnen gut gehe und ob ihnen das Gebührende zu Theil werde, aus Furcht mit der ersten Lüge ihres Lebens antworten! — Man führe nicht einzelne Beispiele des Gelingens an: einerseits ist die Anlage zum Guten im Menschen zu vorwaltend, als daß nicht die Mehrzahl selbst unter nachtheiligen Einflüssen gut bleiben sollte; andererseits behalte man wohl im Auge, daß, sorgsam verschwiegen, oft dem boshaften Charakter eines Kindes zugeschrieben wird, was der Pflichtvergessenheit der Erzieher zur Last fällt.

Unter allen Umständen geht bei der hier beabsichtigten Einrichtung gerade das verloren, was, im Kreise der Anstalt selbst, den Kindern die Liebe der Aeltern einigermaßen ersetzen kann. Dies ist, nach meinen obigen Erörterungen, der brüderliche Familiengeist, welcher um so lebendiger und wirksamer seyn wird, wenn die Anzahl der Mitglieder des Vereins, den die Anstalt bildet, nicht zu groß ist.

Der Superintendent Karsten in Züllichau sagt in dieser Beziehung:

„Leitend muß bei der Gründung einer solchen Anstalt der Grundsatz seyn, daß der wahrhaft christliche Familiengeist darin herrsche. Durch eine solche Anstalt soll den verlassenen Kleinen die Familie ersetzt werden, und wo das nicht geschieht, da verfehlt sie auch ihren Zweck. Die Familie ist die von Gott geordnete Stätte der Bildung und Erziehung für die künftigen Geschlechter, und ohne den belebenden Hauch des Geistes an sich erfahren zu haben, der in der Familie herrschen soll, wird, der Regel nach, kein Mensch tüchtig und geschickt, seine Stelle in der großen Menschenfamilie mit Segen einzunehmen. In der Familie wird die echte Gottesfurcht geweckt und festgestellt, die den Allmächtigen stets vor Augen und im Herzen hat. In der Familie wird die Liebe entzündet, genährt und gegründet, die sich selbst verleugnet und aufopfert, wenn es heißt, Gott gehorchen und der Mitmenschen Heil fördern. In der Familie erwacht und wird der Glaube der Mittelpunkt des Lebens, der da ist die Gemeinschaft der Gesinnung und des Wandels mit dem Erlöser und mit Gott, und in der Familie das Gottvertrauen erzeugt und erbauet, welches in der Freude und im Schmerz auf den Vater im Himmel allein sich verläßt."

Die Zahl der Glieder einer Familie ist aber überall sehr beschränkt, und schon sehr groß zu nennen, wenn sie auf zwanzig sich beläuft. Höher müßte daher die Zahl der Pfleglinge in einem Waisenhause nie steigen, soll dieses den ihm anvertrauten Kleinen die Stätte der Bildung zu Menschen im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes werden. Nur eine so beschränkte Zahl von Kindern kann der christliche Familiengeist so durchdringen und so innig verbinden, daß sie unter und zu einander wie Geschwister sich fühlen und den gemeinsamen Hausvater und dessen Gattin wie die eigenen Aeltern betrachten und lieben. Anstatt daher ein großes, für viele Hunderte von Kindern bestimmtes Waisenhaus in der nächsten Umgegend der Hauptstadt zu gründen, sollten vielmehr eine Menge kleiner Erziehungshäuser zu je zwanzig bis höchstens fünfundzwanzig Kindern in kleinen Städten und auf Dörfern eingerichtet werden. Dabei fallen die kostspieligen Beamtenstellen fast sämmtlich weg. Es ist für ein solches Haus nur Ein Beamter nöthig, der Hausvater, welcher den Unterricht, die Erziehung, und eine Hausmutter, welche die Wirthschaft leitet.

„Zu den Vortheilen" (fährt der Superintendent Karsten fort), „welche der Einrichtung von vielen kleinen Waisenhäusern darbietet, gehören folgende: Das Schwierigste bleibt bei großen Häusern die Wahl der Beamten, bei kleinen die der Hausväter und Hausmütter. Ist diese eine verfehlte, so trifft der unberechenbare Nachtheil davon bei dem großen Waisenhause die ganze Masse der Waisen, bei dem kleinen aber nur die kleine Zahl von Waisen. Aehnlich verhält es sich bei einschleichenden sittlichen Gebrechen und bei ausbrechenden ansteckenden Krankheiten. Während sich beide in dem großen Waisenhause einer großen Menge von Kindern, unter Umständen allen mittheilen können, so werden sie in den kleinen Waisenhäusern sich viel schwerer dem aufmerksamen Hausvater verbergen, aber höchstens nur so weit sich erstrecken können, als der Umfang der betreffenden kleinen Waisenfamilie gestattet."

So weit der Superintendent Karsten.

Auch in Berlin befinden sich zwei Waisenhäuser kleineren Umfangs: das Schindlersche und das Kornmessersche. Ersteres besteht aus höchstens 23—28 Schülern, welche Zahl nie überschritten wird; das letztere hat nie 20 Schüler. Jenes hat mehrere Lehrer, aber keinen sogenannten Hausvater; doch pflegt jeder Schüler sich einen Lehrer zu wählen, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließt. Eine Frau besorgt die Oekonomie. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Bischofs Roß und des Konsistorialraths Pischon. Im Kornmesserschen Waisenhause befinden sich ein Hausvater und eine Hausmutter; Ersterer leitet unter Zuziehung eines Lehrers den Unterricht, Letztere besorgt gleichfalls die Oekonomie der Anstalt.

Auch bei Gründung dieser beiden Waisenhäuser scheint daher die Ueberzeugung vorwaltend gewesen zu seyn, daß, je kleiner der Kreis der Zöglinge sey, je leichter das innere Leben derselben sich zu einem Familienleben gestalte. Welch' ein Familienleben nun das glücklichere, das heilsamere, das im brüderlichen Kreise mehrerer schon durch ihr gleiches Schicksal als Waisen oder Arme und noch mehr durch gemeinschaftliche Thätigkeit innig verbundener Zöglinge einer ländlichen Erziehungs-Anstalt, oder das des vereinzelt einem fremden Manne, einer fremden Frau gegen einen bestimmten Lohn in Erziehung, Kost und Pflege gegebenen Waisenkindes — kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Jedenfalls würde bei dem Plane, die Pfleglinge vereinzelt in Familien-Erziehung zu geben, jenes freudige Zusammenwirken mehrerer brüderlichen Gefährten zu gemeinsamen Zwecken und für den gemeinsamen Heerd und das beglückende Bewußtseyn verloren gehen, für die pflegende und sorgende Anstalt selbst etwas gethan zu haben.

Allerdings können zwar ganz junge Zöglinge noch nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, mitarbeiten. Allein deshalb muß dieser Gemeinsinn frühzeitig schon in den Kindern geweckt werden; man muß sie an den Gedanken gewohnen, daß sie, als sie klein in die Anstalt aufgenommen wurden, von ihr nur empfangen haben, daß sie aber die Schuld der Dankbarkeit dadurch abtragen können, daß sie durch Arbeit nunmehr den jüngeren Brüdern gewähren, was sie selbst früher von den älteren erhalten haben. Laßt es den Menschen zeitig lernen, daß er ein Glied irgend eines Ganzen sey, und daß ein Kreis von Brüdern ihn trage. Selbstsüchtig tritt er in die Welt. Das Kind giebt nur, weil es nicht beurtheilen kann, was es verliert; durch die Liebesgaben seiner körperlichen und geistigen Erziehung wird seine edlere Natur entwickelt, der Egoismus weicht; der Mensch gehört nicht mehr sich selbst, sondern den Seinigen, und läßt endlich sein Leben und Wirken aufgehen in dem Wohl und Glücke Anderer. In der von mir erörterten Gemeinsamkeit liegt das Mittel zu diesen edlen, hohen Zwecken. Wer anfangs in seinem kleinen Familienkreise für die Mitglieder desselben freudig gewirkt, der wird zeitig die angeborene Selbstsucht aufgehen lassen und später noch hingebender wirken für die größeren Kreise — für das heimische Dorf, die Vaterstadt, den Staat, — die Menschheit.

Aus allen diesen Gründen aber muß ich mich auf das entschiedenste gegen den Vorschlag einer vereinzelten Familien-Erziehung durch bezahlte Hausväter und Hausmütter, wie solcher sub 3 des Aufrufs angedeutet worden ist, erklären; ich würde es unverantwortlich finden, irgendwie zur Unterstützung eines solchen Unternehmens behülflich zu seyn, und habe für Pflicht gehalten, im Interesse einer so hochwichtigen Sache, auf vielseitige Anfrage, meine Bedenken hiergegen öffentlich auszusprechen. A. P. Thaer.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

II. Der literarische Verkehr im Alterthum.

(Schluß.)

Wie waren nun aber diese großen Auflagen mit möglichster Zeit- und Geldersparniß zu bewerkstelligen? — Es ist wahr: schreiben geht

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Sonnabend den 17. April 1847.

England.

Volksunterricht in England.

Wenn man dem Repräsentativ-Staat einen Dualismus, wie er sich in dem absoluten oder rein monarchischen Staate nicht vorfinden soll, zum Vorwurfe macht, so ist dieses ein Vorwurf, der zwar den Schein, aber auch nicht viel mehr als den Schein für sich haben dürfte. Dieselben Gegensätze, dieselben Faktoren sind in dem einen wie in dem anderen System wirksam, nur daß sie dort offen und sichtbar spielen, während sie sich hier der Beobachtung entziehen. Dasselbe, was Goethe von den Dramen Shakespeare's sagt, nämlich, daß sie Uhren mit durchsichtigem Zifferblatt glichen, läßt sich von dem Repräsentativ-Staat behaupten. Allein das undurchsichtige Zifferblatt des absoluten Staates bedeckt dasselbe Getriebe.

Auch in dem Repräsentativ-Staate nimmt die Regierung nur bei der Berathung eine Parteistellung ein; sobald sie handelt, d. i. sobald sie in ihrer eigentlichen Function auftritt, hat sie denselben Charakter, wie die Regierung eines absoluten Staates, ist sie auf dieselbe Weise mit der ganzen Gewalt der Gesellschaft gerüstet, während andererseits die Regierung eines absoluten Staates, so lange sie diskutirt und erörtert — und erörtern, diskutiren muß jede Regierung — nothwendig in einen ähnlichen Dualismus geräth, wie er sich bei parlamentarischen Verhandlungen ergiebt.

Sind mithin dem repräsentativen Staate die Gränzen seiner Wirksamkeit enger gezogen, als dem absoluten, so muß dieses aus einem anderen Grunde herrühren, als aus irgend einem Dualismus oder Antagonismus. Ja, es möchte überhaupt die Frage seyn, ob die Gränzen der Wirksamkeit des Staates in einem näheren Zusammenhange mit der Staatsform stehen. Wir finden die Frage, wie weit oder wie nahe der Staat sich die Gränzen seiner Wirksamkeit zu stecken habe, in Staaten gleicher Form auf verschiedene, in Staaten verschiedener Form auf gleiche Weise gelöst. Die Entscheidung der Frage von den Gränzen der Wirksamkeit des Staates hängt von anderen Momenten ab. Wie sehr dieses der Fall, wie gleichgültig für die Entscheidung dieser wichtigen, so manche andere Fragen beherrschenden, Frage die Staatsform sey, läßt sich schon aus dem Umstand erkennen, daß, wie wir bei absoluten Staaten zuweilen die Tendenz bemerken, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates — z. B. der Kirche gegenüber — zu beschränken, andererseits die Regierung repräsentativer Staaten, in ganz entgegengesetzter Tendenz, jene Gränzen nicht weit genug ausdehnen zu können glaubt.

Nicht minder wird bei gleicher Verfassung die Frage auf verschiedene Weise entschieden. England, wie Frankreich, ist ein repräsentativer Staat, aber wenn England das Land des self-governement, so ist Frankreich das Land der Centralisation; wenn in England die Gränzen der Staatswirksamkeit zu eng gezogen scheinen, so sind sie in Frankreich anerkanntermaßen zu ausgedehnt.

Ist es nun etwa Folge des in England länger bestehenden Repräsentativ-Systems, daß die Gränzen der Staatswirksamkeit so eng gezogen sind? Ist dem Repräsentativ-System der Widerstand aufzubürden, auf welchen die britische Regierung bei ihren bisherigen Versuchen, den Volksunterricht zur Staatssache zu machen, gestoßen ist? Gewiß nicht; die Staatswirksamkeit findet sich auf diesem Punkte nur deshalb in zu engen Gränzen eingeschlossen, weil sie auf einem anderen Punkte zu weit gezogen sind, weil das Institut der Hochkirche innerhalb dieser Gränzen liegt, weil England eine Staatskirche besitzt. Der Widerstand, den die englische Regierung bei ihren Bemühungen um die Hebung des Volksunterrichts findet oder wenigstens bisher gefunden hat, ist lediglich eine Folge des Instituts der Hochkirche. So lange es eine Staatskirche giebt, kann sich der Staat nicht wohl dem Verdachte entziehen, in allen die Erziehung betreffenden Fragen im Interesse dieses Instituts zu handeln. Auch machte dieser Verdacht sich in England geltend; die Dissenters, die Katholiken wollten von einer Intervention der Regierung in das Erziehungswesen nichts hören. Als sich, um allen Argwohn zu beseitigen, die Regierung bereit erklärte, den religiösen Unterricht nicht leiten zu wollen, erhob sich von einer anderen Seite das Geschrei: Die Kirche ist in Gefahr!

Indessen hat sich nachgerade das Bedürfniß einer Verbesserung des Volks-Schulwesens zu fühlbar gemacht, die Unmöglichkeit, durch Privat-Gesellschaften, wie sie sich in mehrfacher Weise in England gebildet, dem Volks-Unterricht aufzuhelfen, hat sich zu klar herausgestellt, als daß die Regierung sich nicht genöthigt sähe, endlich einen entscheidenden Schritt zu thun. Die Partei der Hochkirche selber scheint zur Einsicht dieser Nothwendigkeit gekommen zu seyn.

„Der Volksunterricht" — heißt es in einer in der Foreign and Westminster Review enthaltenen Kritik über mehrere das Unterrichtswesen betreffende Schriften — „der Volksunterricht kann nicht länger in England dem Zufall überlassen bleiben; der moralische Zustand des Armen hängt zu sehr davon ab, daß der Unterricht, welchen er empfängt, ihm nicht als ein Almosen ertheilt werde.

„Was immer aus den bestehenden Freischulen werden möge, die arbeitenden Klassen dürfen in Betreff des Elementar-Unterrichts nicht auf das Mitleiden und die Barmherzigkeit der reicheren angewiesen werden. Der Akt an sich schon, daß man ein Kind in die Armenschule (charity-school) schickt — und wir nennen Armenschulen alle durch die Wohlthätigkeit von Privaten unterhaltenen Schulen — widerstrebt dem Hauptzwecke aller Erziehung, der kein anderer ist, als den Geist des Selbstvertrauens und der Unabhängigkeit zu befördern. Das System der Armenschulen befördert den Pauperismus. Es erzeugt anfangs ein peinliches Gefühl der Verbindlichkeit, und sobald dieses sich verliert, sobald der Arme sich an die Last der Wohlthaten, mit denen man ihn überhäuft, gewöhnt, sobald er anfängt, sich nach noch mehreren dieser Wohlthaten zu sehnen, so hört er auch auf, Erziehung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und er endigt damit, daß er glaubt, wie seine Wohlthäter ihm höchlichst verbunden seyn müßten für die Erlaubniß, die er seinen Kindern giebt, ihre Schule zu besuchen.

„Die Wirkung auf die Kinder selbst ist nicht minder schädlich. Ein Kind in einer Freischule wird unaufhörlich an den Dank erinnert, den es den guten Herren und Damen, die sich seiner Erziehung annehmen, schulde. Beim Gottesdienst bekömmt es in jeder Predigt dieselbe Ermahnung zu hören. Erhält es bei einem Fest ein Glas Wein, so muß dies auf die Gesundheit der Wohlthäter geleert werden. Das Kind muß Hymnen und Oden auf sie singen; endlich steckt man es gar in eine besondere Tracht und vollendet so seine Erniedrigung.

„Auf diese Weise ist die erste Stellung, welche es im Leben einnimmt, die eines Bettlers. Es fühlt, daß es Almosen empfängt, und lernt, sich ihrer nicht zu schämen. Der letzte Funke eines ehrenhaften Stolzes erlischt in seiner Brust; die erste Uebung seiner Denkkraft zeigt ihm, daß man ohne Anstrengung durch die Welt kommen kann; es wird ein muthloses, elendes Geschöpf. Oder — da das System zuweilen eine (nicht minder verderbliche) Reaction erzeugt — die Strenge der Zucht, das Verdrießliche des Unterrichts in einer schlechten Schule verleiten es, allen Zwang von sich zu werfen, und stempeln es zum Vagabunden auf Lebenszeit.

„Die Tendenz zum Pauperismus, die in dem gegenwärtig geltenden Armenschulen-System liegt, muß endlich dahin führen, daß die arbeitenden Klassen bestochen werden müssen, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken. Ja, schon jetzt ist dieses Bestechungs-System in voller Wirksamkeit und zerstört nach und nach alle andere Schulen, die nicht ein gleiches System befolgen. Wohlwollende Leute gehen umher unter den Armen und erkundigen sich bei ihnen, warum sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken? Sie haben keine Schuhe, keine Strümpfe, keine anständige Kleidung, ist die Antwort. Sofort wird eine Subscription eröffnet für einen Bekleidungs-Fonds; die Aeltern werden unterrichtet, daß jedes Kind, das eine gewisse Zeit hindurch die Schule besucht, zwei Paar Schuhe, zwei Paar Strümpfe, einen Hut oder eine Mütze, einen Anzug erhält. Andere Schulen können so freigebig nicht seyn; sie müssen ihre Gaben vielleicht auf ein Paar Schuhe, auf eine Mütze für einmal im Jahre beschränken. Auf diese Weise wird der Arme verleitet, sich nicht nach der besten, sondern nach der bestspendenden Schule umzusehen.

„Würden die Freischulen von der Regierung oder wenigstens von den Lokal-Behörden gestiftet und unterhalten, so konnte von einer Gunst nicht die Rede seyn. Das Privilegium, ein Kind zur Schule schicken zu dürfen, würde zu einem allgemeinen Rechte werden, und das Bestechungs-System würde sammt der Geschäftigkeit der oft nicht sehr erleuchteten Freunde der Armen aufhören.

„Ein anderer Grund, weshalb der Elementar-Unterricht nicht von der Wohlthätigkeit des Publikums abhängig gemacht werden sollte, ist, daß ein solches System den Religionshader erhält. Privatleute können nicht, gleich der Regierung, eine neutrale Stellung einnehmen. Wer auch zum Besten der Armen eine Schule errichte, er wird sofort entweder als ein Hochkirchler oder als ein Katholik, Independent, Quäker, Unitarier betrachtet,

dessen Zweck nichts Anderes ist, als die Verbreitung des eigenen Glaubens. Daraus ergiebt sich bei Allen, deren Ansichten von den seinigen abweichen, eine Neigung, die Kinder von ihm wegzulocken und eine andere Schule in Opposition gegen die seinige zu gründen.

„Sind es Dissenters, welche eine Schule eröffnen, so nimmt man ohne Weiteres an, der Zweck eines solchen Unternehmens sey kein anderer, als die Kinder der Kirche zu entfremden, und die Anhänger der Kirche haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als möglichst entgegenzuwirken. Die Katholiken sehen mit Mißtrauen auf Schulen, die Protestanten zu Gründern haben, und die Protestanten betrachten mit demselben Gefühl Schulen, die von Katholiken gestiftet wurden. Trinitarier und Unitarier halten es für baare Unmöglichkeit, sich zu vereinigen, selbst wenn es nichts Anderes gilt, als den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. So werden die Kinder, anstatt zusammen aufzuwachsen und sich gegenseitig lieben und Hülfe leisten zu lernen, in feindliche Lager gesondert und genöthigt, einander, wenn nicht mit Haß, doch mit Mißtrauen und Argwohn zu betrachten.

„Das Entstehen einer Freischule in einem Dorfe oder in einer Landstadt ist daher das Signal zum Beginn der Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Religionsparteien. Eine Schule wird der anderen entgegengesetzt. Dies möchte auf den ersten Anblick als ein Vortheil betrachtet werden können, allein die Folge der Konkurrenz zwischen den beiden Schulen ist nur zu häufig, daß beide zu Grunde gehen. In einer Menge von Fällen ruiniren die rivalisirenden Anstalten sich in der That gegenseitig. Die Aeltern werden von beiden Seiten bearbeitet und senden ihre Kinder endlich nicht in die beste Schule, sondern in diejenige, die von den wohlhabendsten und einflußreichsten Personen begünstigt wird.

„So geht die eine Schule unter. Die andere blüht nun eine Weile, allein da das Motiv, welches die Gründung derselben veranlaßte, nicht weiter besteht, so geht sie zuletzt ebenfalls unter oder verfällt wenigstens und ist ferner von keinem Nutzen."

„Diese Fakta und Argumente" — fügt der Reviewer hinzu — „so schlagend sie seyn mögen, sind doch bisher ohne Erfolg geltend gemacht worden. Die Nothwendigkeit, die Gesetzgebung zur Unterstützung der Freischulen einschreiten zu lassen, wurde zwar nur von wenigen Seiten bestritten und die Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten dieser Art praktisch dadurch anerkannt, daß sich die zur Beförderung des Volksunterrichts bestehenden Gesellschaften genöthigt sahen, auf die Errichtung von Lehrerschulen zu denken. Alle bisher gemachten Versuche aber, den Volksunterricht durch den Staat sicherzustellen und das Unterrichtswesen nicht der ausschließlichen Handhabung unverantwortlicher Comités, sondern der Leitung eigens dazu konstituirter, mit dem Ministerium des Innern in Verbindung stehender Lokalbehörden anheim zu geben, sind entweder als Eingriffe in die Glaubensfreiheit oder als ein Bestreben, eine irreligiöse Erziehung (godless education) einzuführen, verdächtigt worden, und der Stand der Parteien ist — bis auf die neuerdings zwischen den Konservativen erfolgte Spaltung — allem Fortschritt ungünstig gewesen."

Allein die Zeit, den Schritt, um welchen es sich handelt, zu thun, ist, nach des Reviewers Meinung, nunmehr gekommen. Selbst von Seiten der Hochkirche wird die Nothwendigkeit, einem Zustande ein Ende zu machen, der das englische Volk als um eine ganze Generation hinter dem übrigen Europa zurück erscheinen läßt, anerkannt; die Partei der Hochkirche sträubt sich nicht länger, dem Staate die Leitung des Unterrichtswesens zu überlassen und auf die von ihm gestellten, ihr sonst so verhaßten Bedingungen — Trennung des Religions- von dem sonstigen Unterricht, die aber allein eine Garantie des Gelingens bieten — einzugehen. Zugleich dürfe man annehmen, meint der Reviewer, daß der bisherige Argwohn der Dissenters u. s. w., den eben die veränderte Sprache der Hochkirchenpartei nähre, schwinden werde, falls man nur die richtigen Maßregeln ergreife, falls man nur nicht denen Gehör gebe, die — nicht Feinde des Volksunterrichts, vielmehr Beförderer desselben — sich nur darin täuschten, daß sie annähmen, das Ziel könne erreicht werden, wenn ihre eigene Thätigkeitssphäre eine geringe Erweiterung erhalte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Daniel Stern's Versuch über die Freiheit. *)

Die Freiheit, wie sie die Verfasserin dieses Buches (Gräfin von Agoult) und die Schule, welcher dieselbe angehört, auffassen, beruht auf der Vorstellung von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur. Man lasse die menschliche Natur mit allen ihren Neigungen, ihren Trieben und Leidenschaften sich frei und ungehindert entwickeln, und Alles wird gut gehen — so sagt Frau Dan. Stern nach Fourier's und seiner Schule Vorgang. Man befreie das Kind von dem väterlichen, die Gatten von dem ehelichen Joche, den Bürger von den schlechten Gesetzen, die ihn drücken, die edlen Charaktere von den Fesseln, welche die Gesellschaft ihnen auferlegt, und man wird das Menschengeschlecht, welches dann seyn darf, wozu es von der Natur bestimmt ist, zum Glück und zur Tugend aufblühen sehen, wie der Vogel frei seinen Flug durch die Lüfte nimmt, sobald sein Käfig geöffnet ist. Daß damit das Buch vom Standpunkte der Religion aus sich den größten Widerspruch zuziehen mußte, versteht sich von selbst. Das Ziel des Lebens ist das Leben selbst, sagt Daniel Stern; und der Religiöse begreift wohl bis auf einen gewissen Punkt den tiefen Schmerz, welchen der Gedanke an die kurze, nur von Noth und Kummer, Kampf und Drang erfüllte Lebenszeit leeren Seelen erregen muß; er begreift wohl bis auf einen gewissen Punkt das Streben jener Schule, das Elend der Menschheit zu lindern und mit der Freiheit ihr die verlorene Würde und das verlorene Glück wiederzugeben — er begreift es wohl, ohne es theilen oder nur anerkennen zu dürfen. Indem er den Grund und die Schuld des jetzigen Zustandes anderswo sucht, hat er auch das Ziel und die Heilung desselben anderswo gefunden. Jenes Erste ist ihm die Sünde, dieses Zweite die Erlösung und ein besseres Jenseits. Aber auch die Philosophie und die historische kritische Betrachtungsweise muß den Standpunkt der Verfasserin verwerfen. Wäre hier der Ort dazu und vergönnten es uns der Raum und die Tendenz dieses Blattes, so würde es uns leicht seyn, die verneinende Kritik jenes Standpunktes weiter auszuführen; hier müssen wir uns begnügen, als Resultat derselben anzuführen, daß die Voraussetzungen, der Grund und Boden, auf welchem die Verfasserin ihren „Versuch" auszuführen versucht, statt des realen, konkreten Begriffes, statt des wahren, wirklichen, lebendigen Lebens nichts sind als leere, willkürliche, zum Theil phantastische Abstractionen. Von diesen Anfängen aus durchläuft die Entwicklung, fast immer in Fourier's Fußstapfen, eine Bahn unerwiesener und unerweichbarer Konsequenzen, bis sie endlich bei einem Ziele anlangt, welches für den Gläubigen zu skeptisch, für den Philosophen zu dogmatisch, für den Frommen zu gottlos und für den Frivolen zu moralisch, für sich selbst aber eben so unverständlich als unverständig und unausführbar ist.

Das ganze Werk ist in fünf Bücher getheilt, in welchen der Reihe nach die verschiedenen Beziehungen des einzelnen Menschen zu Allem, was ihn umgiebt, und die Pflichten gegen sich selbst und Andere besprochen werden. Das erste Buch betrachtet das Individuum für sich. Als der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit wird das Selbstbewußtseyn und die Selbsterkenntniß gesetzt; es werden die ersten Begierden, Neigungen, Leidenschaften u. s. w. betrachtet und hier viel Wahres und Schönes gesagt. Ueberhaupt ist dies erste Buch das gehaltvollste und begründetste von allen. Das praktisch sittliche Resultat desselben ist die Forderung an den Einzelnen, keiner fertigen Autorität, keiner herrschenden Meinung sich zu unterwerfen; dies sey der Würde des Menschen völlig zuwider. „Eine blinde Unterwerfung", heißt es, „ist eines vernunftbegabten Wesens unwürdig. Es ist besser, sich mit der Erforschung des Wahren abmühen, als beim Irrthum in Ruhe es bewenden zu lassen. Nichts ist verderblicher für den Einzelnen und für ein Volk, als jene Ehrfurcht gegen das Bestehende, welche uns des freien Denkens und Wollens enthebt. Wer da glaubt, der thue danach; wer da zweifelt, der lasse es seyn; wer da leugnet, der protestire. Mögen die Schafe ihrem Hirten auf die gewohnte Weide folgen; ihr Menschen aber schämt euch nicht, zu prüfen, was ihr glaubt; schämt euch vielmehr, den Glauben der Menge auch nur äußerlich anzunehmen um der unwürdigen Liebe willen zu einem trügerischen Frieden und zu einer Ruhe, welche der Tod ist!"

So weit ganz gut. Im zweiten Buche aber, wo die Verfasserin den Menschen in seinen Beziehungen zu Anderen betrachtet, und wo sie der Natur der Sache nach zu praktischen Konsequenzen gezwungen wird, ist fast auf jeder Seite ein Unsinn und ein Widerspruch gegen die Erfahrung, die Vernunft und das sittliche Bewußtseyn. So annehmbar, an und für sich betrachtet, das eben angeführte Resultat des ersten Buches erscheinen mag, so zeigen sich sogleich hier die Folgen eines Standpunktes, der, von der konkreten Wirklichkeit abstrahirend, den Menschen als losgerissen von der Allgemeinheit, deren Moment der Einzelne ist, d. h. von dem substantiellen Wesen seines Volkes, seiner Zeit u. s. w., betrachten will. Um nur ein Beispiel anzuführen, so eifert die Verfasserin gegen „die alten Vorurtheile von der väterlichen Autorität gegen das Kind, welche die Menschheit schon so lange gefangen halten." Während es von der Erfahrung und von den freiesten philosophischen Standpunkten aus seit Jahrtausenden als durch die Natur des Menschen nothwendig bedingt, anerkannt und ausgesprochen ist, daß es gut sey, dem Kinde den Nacken zu beugen, weil es jung ist, und daß, wer in der Jugend nicht gelernt hat, sich beherrschen zu lassen, später auch nicht lernt, sich selbst oder möglicherweise Andere zu beherrschen: behauptet Daniel Stern, es sey nicht gut, daß der Mensch selbst als Kind die geringste Autorität, das leiseste äußere Joch auf sich lasten fühle! Nach diesem einen Beispiel ist es uns erlassen, anzuführen, wie das Werk sich in den folgenden drei Büchern über den Menschen in seinen Beziehungen zur Familie, dann zum Staate überhaupt und zuletzt über die Freiheit im französischen Staate besonders ausspricht; es ist uns um so mehr zu erlassen, als die Verfasserin selbst sich in den beiden letzten Beziehungen nicht für ganz kompetent erklären will.

Ostindien.

Ein Wort über die Bedeutung und den Fortschritt des Studiums der indischen Literatur.

Die nächste Veranlassung zu den folgenden Bemerkungen gab uns die kürzlich erschienene, sehr verdienstliche Uebersetzung der altindischen Elegie Meghadûta, d. h. der Wolkenbote *), welche wahrscheinlich von Kalidâsa,

*) Essai sur la Liberté, considérée comme principe et comme fin de l'activité humaine; par Dan. Stern. Paris, Amyot, 1847.

*) Meghadûta oder der Wolkenbote, eine altindische Elegie, dem Kalidâsa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Max Müller. Königsberg, Verlag von Wolff

dem Verfasser der Sakuntala, herrührt und auf deren Inhalt wir unten genauer eingehen werden. Zunächst jedoch wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um ein Wort über die noch ziemlich weit unter dem grösseren „gebildeten" Publikum verbreiteten, theils einseitigen, theils auch ganz verkehrten Ansichten von dem Studium der orientalischen Literatur überhaupt und der indischen insbesondere zu sagen. Es soll diese Voraussetzung solcher Ansichten keinen Vorwurf enthalten; haben ja doch die beiden unstreitig genialsten Vertreter der neueren Philosophie und Poesie, Hegel und Goethe, bekanntermaßen eine unverhohlene Abneigung gegen indische Kunst und Wissenschaft gezeigt, was im Interesse sowohl der einen als der anderen allerdings zu bedauern ist. Und wenn auch Goethe die Poesie Indiens noch passiren lassen wollte, ihr theilweise sogar Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie z. B. aus folgenden Versen, in denen auch unser „Wolkenbote" erwähnt wird, hervorgeht:

Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Meghaduta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

so fährt er doch in kräftigen Xenien besonders gegen die indische Kunst heraus:

Und so will ich, ein- für allemal,
Keine Bestien in dem Göttersaal!
Die leidigen Elephantenrüssel,
Das umschlungene Schlangengenüssel,
Tief Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel Königsköpf' auf Einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen ....
Die tollen Höhlerexcavationen,
Das düstre Troglodytengewühl,
Mit Schnauz' und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierathbrauerei,
Es ist eine saubere Bauerei.
Nehme sie Niemand zum Exempel,
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Indessen ist hierbei zu berücksichtigen, daß Goethe's Aerger nicht sowohl durch die europäischer Anschauungsweise als Mißgestaltung und Abnormität erscheinende Manier der indischen Kunst selbst, als durch den jeder Erkenntniß baaren Enthusiasmus der damals florirenden deutschen Romantiker, wie Fr. von Schlegel, Novalis und Anderer, besonders Jenaischer Poeten, die sogar Opium zu essen anfingen, um von Indiens Urwissen zu träumen, erregt worden war. Gegen solche Uebertreibung mußte nothwendig eine Reaction auftreten, die ihrerseits wieder ins andere Extrem ging. Man rächte sich für das Fehlschlagen der großen Erwartungen, welche die Romantiker bis zur Ueberschwenglichkeit rege gemacht hatten. Wie nun Goethe diese Reaction gegen die übertriebene Bewunderung der indischen Bildhauerei und Architektur repräsentirte, so repräsentirte Hegel die Reaction gegen die maßlose Uebertreibung von der Tiefe des indischen „Urwissens". Aber auch er ging zu weit. Dies erkennt selbst einer seiner treuesten und ältesten Schüler, Rosenkranz, indem er sich darüber folgendermaßen ausspricht: „Man kennt die Innigkeit, mit welcher Hegel die Griechen verehrte, aber auch die Bitterkeit, mit welcher er der Meinung widersprach, welche an den Anfang der Geschichte die höchste Vollendung in Religion, Kunst und Wissenschaft stellte und in Indien, in Asien überhaupt die wichtigsten Trümmer dieser Uroffenbarung, Urweisheit zu finden behauptete. Nach seiner gründlichen Weise suchte Hegel sich so viel Kenntnisse als möglich von dem Orient zu verschaffen. Seine in Berlin gehaltenen Vorlesungen beurkunden dies Bestreben überall. Allein bei tiefen Blicken, die er that, überwog doch eine gewisse Nichtachtung vor dem hinterasiatischen Geist." Die vortreffliche Abhandlung Wilhelm's von Humboldt über die Bhagavadgita gab Hegel einen großen Anstoß, sich weitläufiger auf die indische Philosophie und den Zusammenhang derselben mit der indischen Weltvorstellung überhaupt einzulassen. Die Konsequenzen der indischen Anschauungsweise führen allerdings in ihren Besonderheiten zu Verwirrungen, welche Hegel mit dem harten Ausdruck der Verrücktheit bezeichnet hat; dasselbe oder doch ganz Aehnliches finden wir aber auch bei den Griechen. Oder ist es weniger Verrücktheit zu nennen, wenn die Pythagoräer z. B. sich tödten ließen, um nicht über ein Bohnenfeld zu schreiten? — Wir haben hier weder die Absicht, eine Parallele zwischen der griechischen und indischen Weltanschauung zu ziehen, noch auch einmal die letztere genau zu charakterisiren, sondern wollten nur die Antipathieen jener beiden Heroen im Gebiete des universalen Geistes gegen das indische Alterthum aus der Extravaganz, womit das Studium desselben zuerst betrieben wurde, erklären. Heutiges Tages hat sich nun zwar der Gesichtskreis bedeutend erweitert; man ist sowohl von dem einen Extrem als von dem anderen allmälig zurückgekommen. Gleichwohl ist auch nicht zu leugnen, daß noch viele verkehrte Vorstellungen über die Kultur- und Literaturzustände der alten orientalischen Völker an der Tagesordnung sind. Hierzu gehört vorzüglich die Gewohnheit, die verschiedenen Völker des Orients in eine allgemeine Klasse zu werfen, als seyen sie mehr oder weniger gleich und befänden sich von der europäischen Civilisation in einem ziemlich gleichen Abstande. Und doch ist z. B. der Unterschied des Charakters, der Kultur, Sprache und Literatur von der Gesammtbildung der semitischen Völkerschaften so groß, als er nur immer zwischen der letzteren und der der europäischen Nationalitäten seyn kann. So begreift man noch immer großentheils unter dem rein geographischen Ausdruck „Orientalisch" die verschiedensten Kultur-Elemente, wie das Chinesische, Indische, Phönicische, Altpersische, Hebräische, Muhammedanische, obschon das chinesische und das indische Element jedes eine ganz selbständige isolirte Entwickelung hat. Der mosaische und muhammedanische Kulturkreis scheidet sich wiederum von jenen beiden wesentlich ab, und dieser Punkt ist es gerade, der gewöhnlich übersehen wird, wenn man sich des unbestimmten Ausdruckes des Orients, des Orientalischen bedient. In dieser Unbestimmtheit ist es eigentlich nur der muhammedanische Orient, den man dann noch vor Augen hat. Weil derselbe durch seine geistige Oberflächlichkeit eine so weite Ausdehnung erhalten, weil er die ursprünglichen Erzeugnisse anderer Kulturen in sich hineingearbeitet hat, so giebt er vorzüglich den Typus ab, welchen das allgemeine Bewußtseyn des heutigen Occidents schon seit den Kreuzzügen als Orientalisch fixirt.

Was nun die indische Poesie betrifft, so unterscheidet sich dieselbe z. B. von der arabischen sehr wesentlich, obwohl die Araber Mancherlei den Indern entwendet haben; wie es denn jetzt erwiesen ist, daß die unter dem Namen „Tausend und Eine Nacht" bekannte Märchensammlung aus Indien stammt. Vorzugsweise aber ist es Kalidâsa, der der indischen Poesie einen ganz eigenthümlichen auf das Natürliche und Sinnige gerichteten Charakter gegeben hat. Der Uebersetzer der obenerwähnten Elegie Kalidâsa's spricht sich über den Letzteren folgendermaßen aus: „Während die orientalischen (!) Dichter uns meist durch jene üppige Fülle von Bildern und Vergleichen, durch jene Masse gesuchter Wendungen, Drehungen, ja oft Verrenkungen des einfachen Wortsinns, durch jene Häufung schmückender Beiwörter, durch halsbrechende Sprünge des Gedankens und gaukelnde Spielereien der Worte ungenießbar werden, so steht Kalidâsa doch insofern uns wieder näher, als er in den Schilderungen des Gemüthslebens, besonders der Liebe, eine so tiefe Innigkeit und Zartheit entfaltet, wie man sie sonst nur bei germanischen Dichtern zu finden gewohnt ist. Es ist eine gewisse Sentimentalität über die meisten Dichtungen dieses Inders ausgegossen, die oft so ergreifend auf den Leser wirkt, daß man sich aus dem glühenden Orient in die Zeit der deutschen Minne versetzt glauben möchte." Bekanntlich wissen wir über Kalidâsa so gut wie Nichts, nur seinen und seiner Werke Namen, und selbst in letzterem Punkte herrscht einiges Dunkel, weil spätere Dichter seinen Namen gebrauchten, um durch die Berühmtheit desselben ihren Werken leichteren Eingang zu verschaffen. Wahrscheinlich lebte er in den ersten Jahrhunderten vor Christi Geburt am Hofe des Königs Vikramâdityas zu Udshajini. Da es jedoch viele Vikramâdityas in der indischen Geschichte giebt, so läßt sich auch aus dieser Notiz für die genaue Feststellung seiner Lebenszeit Wenig oder Nichts schließen.

Der Inhalt des Meghadûta ist sehr einfach: Ein Diener des Gottes des Reichthums (Kuvera) hat, von Letzterem mit der Bewachung der goldenen Lotos im See Mânasa beauftragt, seiner Pflicht uneingedenk, eine Nacht in seinem eigenen Hause im Kreise seiner Familie zugebracht. Unterdessen sind die Welt-Elephanten gekommen und haben den See nebst seinen Blumen zertreten. Hierüber erzürnt, habe ihm Kuvera die Strafe auferlegt, ein ganzes Jahr getrennt von seiner Gattin zu leben. Dieses Motiv des Gedichts wird aber aus diesem selbst nicht erkannt, da der Dichter uns sogleich in medias res versetzt, sondern wird von Râmanâtha erzählt. Das Gedicht selbst zerfällt in drei Theile; der erste Abschnitt bildet eine Art Einleitung: der Verbannte trauert im Büßerhain des Ramaberges und erblickt in seinem Schmerze plötzlich eine Wolke, die auf ihrem Wege von Süden nach Norden sich auf den Gipfel des Berges gelagert hatte. Von Sehnsucht bethört, hofft er, daß selbst eine Wolke der fernen Geliebten eine Botschaft bringen könne; er ruft sie an, klagt ihr seine Noth und bittet sie, nach Alakâ zu eilen, um dort der trauernden Gattin Trost zu bringen. Hier ergreift nun der Dichter die Gelegenheit, den Weg zu schildern, den die Wolke nehmen soll, um zur Wohnung seiner Gattin zu gelangen. Für den europäischen Leser im Allgemeinen, dem alle die geschilderten und oft nur leise angedeuteten Gegenstände, die der Inder genau kannte, unbekannt sind, können allerdings selbst die lieblichsten und kunstvollsten Beschreibungen nicht so interessant seyn, als für den, der in dieser indischen Welt schon mehr zuhause ist. Dennoch wird man in diesen fremden Naturschilderungen leicht die lebendige Wahrheit herausfühlen, womit der Dichter uns seine Heimat vor Augen führt. Es ist fast kein Werk, wo Kalidâsa sich begnügt hätte, die äußere Erscheinung einer Gegend wiederzugeben, sondern überall weiß er außerdem Beziehungen herauszufinden, die dem Ganzen noch einen bestimmten Ausdruck, die der todten Natur Seele einzuhauchen vermögen. Für den Uebersetzer lag hierin besonders ein großer Uebelstand, daß die Wolke, die bei uns weiblich ist, dem Inder stets als männliches Wesen vorschwebt. Daher betrachtet der Dichter auch alle Flüsse, welche die Wolke auf ihrem Wege berührt, wie geliebte Mädchen, die bald hüpfend ihr entgegenspringen, bald trauernd über die lange Trennung einhergeflossen kommen. Die Wolke, die alljährlich beim Beginn der Regenzeit diesen Weg macht, läßt sich dann wie ein Geliebter auf ihre Fluthen herab, küßt ihr gekräuseltes Antlitz, spiegelt sich in ihren klaren Augen und stärkt sich entweder selbst an ihren Wassern oder sendet den versiegenden Quellen Wasser hernieder. Eben so giebt die Wolke auch den geliebten Lotosblumen Stärkung und erregt die Eifersucht des Sonnengottes, wenn er früh zurückkehrt und die Thränen von ihrem bethauten Antlitz trocknen will. Viele von diesen zarten und wahrhaft poetischen Bildern mußten durch jenen Widerspruch des Geschlechts ihre ganze symbolische Bedeutung verlieren; am unangenehmsten aber wurde, wie der Uebersetzer selbst erwähnt, dieser Widerstreit, wenn der Blitz als die Geliebte der Wolke dargestellt wird, die in den Armen des Geliebten ruht oder scherzend um ihn zuckt. — Nachdem der Verbannte der Wolke den ganzen Weg beschrieben,

---

Samter, 1847. Zugleich machen wir auf die in demselben Verlage und von demselben Verfasser erscheinende Ausgabe des Rigvêda aufmerksam, welche Text und Uebersetzung nebst dem vollständigen Kommentar des Sâyanâcârya enthalten wird.

geht er zur Schilderung seiner Gattin über; und hier erhebt sich das Gedicht zu einer wahrhaft plastischen Schönheit. Zum Belege mögen hier ein Paar Sloken stehen:

Auf jenen Hügel steig' herab, doch soll die Last ihn nicht erdrücken,
Leicht, wie ein junger Elephant, tritt dann auf seinen schönen Rücken.
Von dort lass' dann des Blitzes Blick in ihre stille Kammer fallen,
So wie mit leisem, leisem Glanz' Glühwürmchen durch die Lüfte wallen.

Die Zarte, deren Haut so licht, vor deren Mund der Bimba*) weichet,
Die mit den Zähnen dem Jasmin und mit dem Aug' dem Rehe gleichet;
Die schlanken Wuchs mit edlem Gang und reicher Gliederfülle einet,
Sie, welche in der Schönheit Reich ein Meisterwerk des Schöpfers scheinet u. s. f.

Dann bittet er noch die Wolke, sie möge der Geliebten seine Botschaft in der Nacht bringen, weil in der nächtlichen Einsamkeit ihr Schmerz größer sey, als bei den Zerstreuungen des Tages, und schließt mit der Mittheilung dieser Botschaft selber, welche jedenfalls der schönste, wenn auch kürzeste Theil des Gedichts ist. Und so stimmen wir denn mit voller Ueberzeugung der Hoffnung des trefflichen Uebersetzers bei, „daß mancher Leser, der von den weit ausgesponnenen Schilderungen der Wolkenreise weniger angezogen war, dennoch, je mehr er sich dem Ende nähert, sich mit dem indischen Lyriker befreunden und das Gedicht nicht unbefriedigt aus den Händen legen wird." Sr.

Mannigfaltiges.

— England und die Engländer im J. 1500. Die Geschichte Englands gegen Ende des 15. und gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ist kürzlich durch eine interessante Schrift bereichert worden, nämlich durch Herausgabe eines in italiänischer Sprache abgefaßten Berichts, welchen vermuthlich ein zur venetianischen Gesandtschaft gehörender Nobile um das Jahr 1500 über die Zustände Englands und insbesondere Londons abgestattet hat. Das Manuskript dieses Berichtes befindet sich in den Händen des englischen Geistlichen Walter Sneyd, und eine Dame, Miß Charlotte Augusta Sneyd, hat dasselbe mit einer englischen Uebersetzung, so wie mit zahlreichen Anmerkungen, unter den Auspicien der „Camden-Societät" herausgegeben.**) „Weder der Name des Verf. dieser Geschichte", sagt Miß Sneyd in der Einleitung, „noch der, für den sie geschrieben wurde, ist bekannt." Dies, so wie der Umstand, daß manche Dinge nicht genau so bezeichnet werden, wie sie um die angegebene Zeit gewesen — wie z. B. daß der „Strand" in London als die Straße dargestellt wird, wo die reichen und großen Goldschmieds-Läden sind, während die Straße, die diesen Namen führt, wie das Athenaeum bemerkt, um das J. 1500 noch sehr wenig bebaut war und jene Goldschmieds-Läden sich vielmehr in der Straße „Cheapside" befanden, in deren Nähe auch die alte „Goldschmieds-Halle" liegt — könnte vielleicht Manchen auf den Gedanken bringen, daß das italiänische Manuskript nicht echt sey; dasselbe trägt jedoch andererseits sowohl sprachlich als sachlich sehr viele charakteristische Merkmale der Echtheit, und die gelehrte „Camden-Societät" hat sonach auch keinen Anstand genommen, die kritische Arbeit der Miß Sneyd auszuzeichnen. Aus dem Inhalt geht hervor, daß der Bericht nicht nach dem J. 1500, sondern noch einige Jahre vorher, bald nach Beendigung der Bürgerkriege der rothen und der weißen Rose, unter der Regierung des haushälterischen und umsichtigen Heinrich's VII. geschrieben ist. Die kleinen Verstöße gegen die Londoner Lokalitäten lassen sich leicht aus den Verwechslungen erklären, die einem Fremden nach kurzem Aufenthalt in einer großen Stadt so leicht begegnen. Von dem damaligen London sagt der Italiäner: „Obwohl diese Stadt keine Gebäude im italiänischen Styl hat, sondern lauter Häuser von Ziegeln oder Holz wie die französischen, so wohnen die Londoner doch comfortable (habitano i Londresi comodamente) und es scheint mir, daß hier nicht weniger Einwohner sind, als in Florenz oder Rom. Alle Arten von Luxusartikeln sowohl als von Lebensbedürfnissen sind hier überflüssig vorhanden; das Merkwürdigste in London sind aber die vielen Silberarbeiten. In einer einzigen Straße, der Strand geheißen, die nach der St. Pauls-Kirche führt, befinden sich zweiundfunfzig Goldschmieds-Läden, so reich und voll von Silbergeräthen, groß und klein, daß in allen Läden zu Mailand, Rom, Venedig und Florenz zusammengenommen, meiner Meinung nach, nicht so viele Pracht gefunden wird, als hier in London. Und diese Geräthe bestehen sämmtlich entweder aus Salzfässern, oder Trinkbechern, oder großen Waschbecken."

Man sieht daraus, daß England nicht erst in den letzten beiden Jahrhunderten, wie so vielfach angenommen wird, reicher geworden als andere Länder. Hundert Jahre vor der Blüthe der Elisabethanischen Zeit und 150 Jahre vor dem Erlaß der berühmten Navigations-Akte wußten die englischen shopkeeper bereits einen solchen Reichthum zur Schau zu stellen.

Merkwürdig ist übrigens unseres Italiäners Charakterschilderung der Engländer, weil sie noch heute, nach 350 Jahren, vollkommen auf sie paßt: „Die Engländer", sagt er, „sind größtentheils, und zwar sowohl Männer als Frauen jedes Lebensalters, hübsche, wohl proportionirte Menschen, obwohl nicht ganz in dem Maße, wie ich sie, nach dem was ich früher darüber gehört, erwartet hatte. Leute, die mit diesen Ländern näher bekannt sind, versichern übrigens, daß die Schotten viel schöner seyen, und daß die Engländer im Allem, was sie betrifft, sehr eigenliebig sind. Sie glauben, daß es außer ihnen gar keine rechten Menschen giebt, und daß mit England die ganze Welt ein Ende hat. Wenn sie einen schönen Ausländer zu sehen bekommen, so sagen sie, er sähe aus wie ein Engländer, und es sey sehr schade, daß er kein Engländer sey; und wenn sie mit einem Ausländer etwas Wohlschmeckendes zu sich nehmen, dann fragen sie ihn wohl, ob dergleichen Dinge auch in dem Lande des Fremden (nel paese del convitato) zu finden seyen? Sie lieben es sehr, eine große Anzahl ausgesuchter Gerichte bei Tische zu haben, wo sie ziemlich lange täglich verweilen; Wein trinken sie jedoch sehr sparsam, wenn es auf ihre eigenen Kosten geht."

Von der englischen Sprache sagt unser Italiäner, daß sie, obwohl wie das Vlaemische aus dem Deutschen abgeleitet, doch ihre ursprüngliche [illegible] verloren habe und in der Weise, wie sie hier ausgesprochen werde, ziemlich angenehm klinge. Ueber die Soldaten der Engländer bemerkt er, was ebenfalls auch heutzutage noch paßt: „Sie sind ihrer Waffenthaten wegen berühmt, und aus der großen Furcht, die die Franzosen vor ihnen haben, muß man wohl schließen, daß sie diesen Ruf mit Recht genießen. Ich höre jedoch von wohlunterrichteten Leuten, daß, wenn der Krieg am stärksten wüthet, die englischen Soldaten zunächst auf gutes Essen und alle andere Bequemlichkeiten sehen, ohne sich viel darum zu kümmern, was ihnen daraus für ein Schaden erwächst."

— Tankred, oder der neue Kreuzzug. Dies ist der Titel des neuesten Romanes des Herrn B. D'Israeli, des Verf. des „Coningsby" und der „Sybil", der, wunderbar genug, in Deutschland noch keinen Uebersetzer (so viel uns bekannt) gefunden, obwohl seine Romane nicht blos in England, sondern jetzt auch in Frankreich zu den gelesensten in der vornehmen Welt gehören.*) Tankred ist nicht etwa der uns aus Tasso's „befreitem Jerusalem" bekannte Ritter, sondern ein ganz fashionabler junger Herr, der eigentlich Lord Montacute heißt und in der reichen aristokratischen Welt unter den Auspizien des aus Coningsby bekannten mächtigen Banquiers von spanisch-israelitischer Abkunft, Sidonia, anftritt, obwohl er selbst aus einem herzoglichen Hause stammt. Tankred gehört zu der vielverbreiteten Sorte von Lords, die die Langweil oder der Spleen in der drückenden Luft von London zu ersticken droht. Seine Familie will ihn verheiraten, was insgemein als ein Heilmittel für die Krankheiten der englischen Aristokratie angesehen wird (man denke nur an Lord Byron), aber der kranke Tankred zieht es vor, noch vor seiner Verheiratung auf Reisen zu gehen, während es in der Regel erst nach derselben, um der noch größeren Langweil des ehelichen Lebens zu entfliehen, zu geschehen pflegt. Seine Mutter ängstigt sich indessen davor, daß er in Paris seine Gesundheit oder in Rom seinen Glauben einbüßen möchte, und ein Freund der Familie macht daher den Plan, ihn in England zu fesseln, indem er ihn mit der schönen Lady Constance Rawley bekannt macht. Diese Lady spielt aber leider den Schöngeist und macht sich ein Vergnügen daraus, sich über ein jetzt in England sehr verbreitetes wissenschaftliches Werk über die Spuren der Schöpfung (The Vestiges of Creation, wovon bereits sechs Auflagen erschienen) lustig zu machen. Tankred glaubt, ein französisches „Feuilleton" zu lesen, indem er sie hört, und dies flößt ihm einen solchen Abscheu ein, daß er augenblicklich abreisen würde, wenn ihn nicht seine Familie auch noch mit einer anderen, eben so liebenswürdigen Dame, Lady Bellair, bekannt gemacht, die ihn, im Gegensatze zu Jener, durch ihre Sentimentalität fesselt. Er ist eben in ihre Unterhaltung ganz vertieft, als ihr ein Bedienter ein Billet überbringt, welches sie hastig entsiegelt und bei dessen Lesung sie erbleicht, einen Schrei ausstößt und in Ohnmacht sinkt. Er stürzt zu ihrem Beistand hinzu und kann dabei natürlich nicht umhin, einen Blick in das Billet zu werfen.... Und was findet er? Es ist von einem Börsenmakler geschrieben, der der Lady Bellair anzeigt, daß ihre Eisenbahn-Actien plötzlich bedeutend gefallen seyen! Lady Bellair hatte sehr ansehnlich à la hausse spekulirt. Natürlich hält es nun Tankred in London nicht länger aus, und mit Sidonia's Empfehlungen und Akkreditiven versehen, begiebt er sich nach Palästina. Im Orient lernt er zwar sehr interessante Jüdinnen und Türkinnen kennen, aber auch dort verfolgt ihn die Politik des Occidents. Ueberall muß er von Lord Palmerston und Herrn Guizot hören, was natürlich nicht wenig dazu beiträgt, selbst unter den heiligen Monumenten, von denen er umgeben ist, den europäischen Spleen und die europäische Langweil wieder in ihm hervorzurufen. In Damaskus lernt er bei dem Generalkonsul Laurella dessen kunsterfahrene Töchter Therese und Sophonisbe und bei dem Freunde Sidonia's, dem im Arabien heimischen Kaufmann Hillel Besso, dessen schöne Tochter Eva, das reizendste Kind Judäa's, kennen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Artim-Bey, der gegenwärtige Premier-Minister des Vicekönigs von Aegypten und früher sein Gesandter in Paris, „nicht blos der Nachfolger im Amte, sondern auch der Nachkomme Joseph's" sey. Tankred ist so entzückt von der reizenden Eva, daß er eben im Begriffe zu seyn scheint, eine gemischte Ehe in Jerusalem einzugehen, als seine herzoglichen Verwandten aus England dort eintreffen. Damit schließt der zweite Band des neuen Romans, dem nothwendig noch eine Fortsetzung folgen muß, da die Geschichte hiermit nichts weniger als abschließt.

*) Bimba heißt eigentlich ein im Lichte strahlendes Bild.

**) Account of England about the year 1500. Translated from the Italian, with Notes. By Charlotte Augusta Sneyd. Printed for the Camden Society. London, 1847.

*) Sein „Sybil" ist unter dem Titel „Les deux Nations" ins Französische übersetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Dienstag den 20. April 1847.

Deutsche Auswanderung.

I. Nach Osten oder nach Westen?

Vom Kaiserl. Brasil. General-Konsul J. J. Sturz.*)

Nachdem man in Deutschland endlich dahin gelangt war, einen engen Zusammenhang der deutschen Colonisation mit der Geschichte und den wichtigsten socialen, merkantilischen und staatsökonomischen Interessen des Landes anzuerkennen, mußte folgerecht zunächst die Richtung, welche die Auswanderung künftig zu nehmen habe, ein Gegenstand der Erörterung werden. Mannigfache Meinungen haben Geltung zu erlangen gesucht, und unter diesen hat durch Originalität, indem sie von den vorherrschenden Ansichten durchaus abweicht, und durch den konsequenten Eifer, mit dem sie verbreitet und verfochten worden ist, das deutsche Publikum die Idee vorzugsweise beschäftigt: „welche die Bewegung der deutschen Auswanderung nach der neuen Welt unbedingt verwirft und dagegen für die Ostküsten des mittelländischen Meeres „entscheidet." Die Wichtigkeit der zur Sprache gebrachten Fragen hat dem Verfasser Anregung gegeben, diese beiden, in der That sehr divergirenden, Zielpunkte in leicht anschaulicher Beleuchtung neben einander zu stellen.

Niemand kann die Bedeutung des Orients für die politischen und kommerziellen Beziehungen Deutschlands verkennen; insbesondere wird jeder Einsichtige die Wichtigkeit der Donau in beiderlei Rücksicht vollständig begreifen. Vieles deutet darauf hin, daß alle die Länder des untergegangenen byzantinischen Reiches hauptsächlich von Deutschland aus ihre intellektuelle und sociale Wiedergeburt empfangen werden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dereinst in der europäischen Türkei, sogar in Kleinasien, dem deutschen Fleiße ein weites Feld für Industrie und Agrikultur sich aufthun wird; aber erst dereinst, nachdem die politischen Zustände nach völliger Umgestaltung sich neu konsolidirt haben und jene Länder für den Anbau europäischer Bildung vorbereitet seyn werden.

Gegenwärtig aber dort in das chaotische Gewirr, Folge der fortschreitenden Auflösung des osmanischen Staates, deutsches Leben verpflanzen zu wollen, kann nur ein schönes Spiel der Phantasie seyn, welches mit dem Hinblick auf die traurigste prosaische Wirklichkeit entschwinden muß.

Aufrechterhaltung, mehr noch, Erhebung der individuellen Menschenwürde und edler, mühsam errungener Vorzüge der Gesittung müssen doch unstreitig die voranstehende Aufgabe bei jeder Colonisation seyn. Wie kann man also daran denken, in das Gewühl der vielerlei halbbarbarischen Nationen, welche bunt durch einander das Türkenreich in Europa bewohnen, Deutsche hineinzuwerfen, zumal, da ausgedehnte unbewohnte Räume, in welchen große deutsche Niederlassungen entstehen könnten, gar nicht verfügbar sind? Das Schicksal unserer Landsleute, die man deshalb in kleinen Ansiedelungen, vielleicht sogar familienweise umhersäen müßte, wäre gewiß. Zerstreut unter Völkerschaften, deren einer Theil von jener der ganzen Slawenwelt eigenthümlichen unauslöschlichen Antipathie gegen den germanischen Volksstamm erfüllt ist, bei deren anderem Theile der Fanatismus des anderen Glaubens und fanatische Einbildungen von dem Herrscherthum seiner Nationalität durch alle Klassen der Bevölkerung walten, und in einem Staate, wo es kein Recht, nur Willkür der Gewalthaber giebt, wäre schon die nächste Generation demoralisirt und denationalisirt.

Wollte man sogar bis nach Asien sich verirren, um die als Ideal allerdings erhebende, insonders für den phantasiereichen Verehrer des klassischen Alterthums anziehende Idee: Entwilderung Kleinasiens und Palästina's durch Deutsche, zu verwirklichen, so wäre das eine wahre Hinopferung von Menschenglück für eine Täuschung der Einbildungskraft. Nachdem traurige Vorgänge bereits gezeigt haben, welches Loos Deutschen unter Starosten, Magnaten und Bojaren gefallen ist, so bedarf es nicht noch erst: auch noch die Humanität und die Rechtlichkeit türkischer Paschas zu erproben.

Das dem Osmanenreiche, vielleicht sehr nahe, bevorstehende Geschick ist eine unabwendbare historische Nothwendigkeit; der Uebergang in eine neue Ordnung der Dinge wird aber gewaltsam seyn: eine von allen den Gräueln und Schrecken begleitete Umwälzung, welche in Asien geschichtliche Katastrophen von jeher bezeichnet haben, eine Umwälzung, welche das letzte fieberhafte Auflodern des Fanatismus, der Religion und des Nationalstolzes in den Momenten seines Sturzes mit verdoppelten Gräueln bezeichnen wird. — Das Gewissen verbietet, daran zu denken, Menschen seines Volkes in ein Land zu führen, wo Verderben ihrer im Hintergrunde wartet. Zu dem Allen kommt die gewisse Voraussicht, daß der Norden Alles anwenden wird, das Emporkommen deutschen Volkes und deutscher Interessen im Orient zu verhindern; ja daß selbst von anderer Seite her Mißliebigkeit sichtbar werden wird. In Syrien würde außerdem der gegenseitig sich neutralisirende Einfluß zweier großer Fremdmächte später einen zerstörenden Einfluß auf deutsche Niederlassungen ausüben, die sich nicht auf eigene von der deutschen Nation ausgegangene und von dieser mit Nachdruck aufrecht erhaltene Garantieen stützten.

Bei gegenwärtiger Lage der Dinge also wird eine deutsche Colonisation im Orient nimmermehr gedeihen. Hieraus folgt, daß Deutschland die aus Beziehungen mit dem Orient entspringenden merkantilischen Vortheile, worauf es den gerechtesten Anspruch hat, nur dadurch erlangen kann, daß die deutschen Mächte mit aller Energie den Einfluß geltend machen, den sie wirklich alsdann zu üben vermögen, wenn sie mit klarem Verständnisse eines großen Zweckes in Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen handeln. Bis jetzt ist leider das politische Gewicht Deutschlands im Orient noch nicht einmal schwer genug gewesen, um die Donaumündung völlig dem Handel zu öffnen und das absichtlich herbeigeführte Versanden des Fahrwassers derselben zu verhindern.

Wenden wir das Auge ab von jenen für deutsche Ansiedelung unwirthbaren Regionen; der Schauplatz, auf dem der erwachende deutsche Unternehmungsgeist seine Kräfte entfalten soll, ist und bleibt Amerika. Dort allein können das Wohl der Individuen und vaterländische Interessen gleichmäßig befördert werden.

Wie ganz andere, reiche und große Elemente für die Colonisation stellen sich hier dem Blicke dar! — Civilisirte Völker mit europäischer Kultur, meistens germanischer Abkunft; aller Nationen staatliches und sociales Leben aus der Wurzel des Germanenthums hervorgewachsen; bestehende wichtige Handelsverbindungen mit Deutschland; wohlgeordnete Regierungen, freisinnige Staatsverfassungen, mit einem Worte: alle Hülfsmittel europäischer Civilisation sind die Fundamente, auf denen wahres Menschenglück unbehindert und dauerhaft aufgebaut werden kann.

Mit diesen unschätzbaren moralischen Gütern vereinigen sich alle Bedingungen zum materiellen Gedeihen der Ansiedler. Die vornehmste unerläßliche Grundlage hierzu: klimatisch und durch Fruchtbarkeit von der Natur gesegneter Boden, ist im reichsten Maße vorhanden; ein anderes, für eine nationale Colonisation sehr wesentliches Desiderat: umfangreicher leerer Raum zur Aufnahme einer zahlreichen stammverwandten Bevölkerung, findet in weitester Ausdehnung Befriedigung; und das dritte nothwendige Erforderniß zur vollen Blüthe eines Landes: umfassende innere Wasser-Communication, ist Amerika nicht minder verliehen, und zwar in großartigster Bedeutung. Dieser überaus wichtige Gegenstand erheischt eine nähere Betrachtung.

Schiffbare Ströme sind die Pulsadern der Länder. Die großen Ströme Amerika's, welche unendliche Linien durchschneiden und mit dem Netze ihrer Nebenflüsse ungeheure Ländereien einschließen und zu einem Gebiete fruchtbringender Lebensbewegung gestalten, gewähren diesem Welttheile in Ansehung der Colonisation den unbedingt überwiegenden Vorrang vor allen anderen zur Colonisation geeigneten Regionen auf der Erde. Ein immenses Resultat liegt vor Augen. Die großen weitverzweigten Stromsysteme Nord-Amerika's sind es, welche dort in kurzem Zeitraume wunderähnlich die Entwickelung einer Fülle von Kraft und Leben vermittelt haben.

Zwei der vier großen Stromsysteme, die Amerika besitzt, sind an ihren Uferländern schon ziemlich dicht besetzt, der Landwerth hat sich daselbst schon beinahe auf den europäischen Fuß gestellt, nur ferne Hinterländer sind noch frisch anzubauen und zu Werth zu bringen, der in langer Frist jedoch den vierten Theil des Werthes der Uferländer kaum erreichen dürfte, indem für jetzt die produktenreichen, aber menschenarmen Binnenländer noch auf den Export in die Küstengegenden und in das Ausland angewiesen sind und der Landtransport den Produktenwerth bis auf die Hälfte absorbirt. Der Bodenwerth in diesen Gegenden wird erst dann namhaft sich erhöhen, sobald verdichtete Bevölkerung die innere Consumtion steigert. „Ueber tausend „Millionen Thaler Werth in Land sind seit dreißig Jahren am Lorenz-„Strome und am Ohio und Missouri, durch die Verpflanzung von kaum vier „Millionen Menschen auf jene Länder und die Vermehrung dieser Bevölkerung „aus sich selbst, geschaffen worden." Welche großartige einfache Alchimie, die aus dem Ueberschusse der Menschheit — denn der Auswandernde wird in dem

*) [illegible]

— in drei Decennien mehr Geld schlägt, als die Minen Spaniens in drei Jahrhunderten gaben: durch bloßes Zusammenbringen des Menschen mit dem Boden einer flußdurchschnittenen Einöde!

Das dritte Stromgebiet Amerika's, das des Amazonenflusses, ist ungeeignet zum Anbau durch europäische Hände. Es ist vorbehalten für die eingeborne Race vom altperuvianischen Stamme, mit Negern, Chinesen, Kulies und europäischem Blute gemischt, ein Geschlecht, das ohne moralische Kraft üppig wie die Pflanzen seiner Wälder vegetiren, aber nie zu höherer Menschenbildung sich emporschwingen wird, weil mühelose Gewinnung der physischen Existenz die genetische Schlaffheit verewigt.

Jedoch das vierte Gebiet, das des Laplata, Uruguay, Paraguay und Parana, steht jenem des Mississippi, Ohio und Missouri in den einzelnen natürlichen Vorzügen völlig gleich, und nach vergleichender Zusammenstellung von Allem wohl noch über diesem.

Seine Hauptzüge haben Vieles ähnlich mit diesem, seine Verzweigungen sind noch mehr umfassend, als die des Mississippi. Der Uruguay vertritt den Arkansas, der Parana ist ein großartiger Missouri, der Paraguay ein großartiger Ohio mit ungleich größeren weit hinauf schiffbaren Nebenflüssen, wie sie der Ohio nicht hat.

Vermöge der verschiedenen Breiten, die sie durchziehen, liefern ihre Gebiete die Produkte verschiedener Klimate; dieser Reichthum der Mannigfaltigkeit ist bei beiden gleich groß, nur nach umgekehrter Richtung, indem die Mündung des einen in der gemäßigten Zone und seine Quellen in der heißen, die Quellen des anderen in der gemäßigten aber die Mündung in der heißen Zone liegen. Die Verschiedenartigkeit der Produkte sichert für alle Zukunft einen belebten inneren Austausch. Diese Hauptbedingung des inneren Verkehrs fehlt auf dem Amazonenstrom sammt allen seinen Nebenflüssen gänzlich. Dabei aber hat der Laplata noch den hochbedeutenden Vortheil über den Mississippi, daß er nie mit Eis bedeckt ist, während Missouri sowohl als Ohio durchschnittlich vier Monate im Jahre der Schifffahrt geschlossen sind.

Welche Zukunft läßt sich mit voller Gewißheit diesen gesegneten Regionen verkünden! Und zweifelsohne schon in kurzem wird eine glückliche Wendung der Zustände dort beginnen. Jahrhunderte hindurch hat der Druck des engherzigen altspanischen Regime's gelastet auf jenen herrlichen Ländern, geschaffen, ein Garten der Erde und Wohnsitz vieler Millionen glücklicher Menschen zu seyn, sie entvölkernd in seinem einseitig kurzsichtigen Jagen auf Silbererze und die selbständige Entwickelung der neu entstandenen dünngesäeten Bevölkerung seines Blutes, die nicht ohne Energie und Thätigkeit, so danieder haltend, daß sie zwanzig Jahre lang das Spielwerk eines entmenschten Wüthrichs, Rosas', bleiben konnte. Doch Alles deutet an, daß dieser endlich für immer seine Rolle ausgespielt haben, und daß bald dauernder Friede hergestellt seyn wird. Wenngleich nach den neuesten Zeitungsberichten der Wechsel des Kriegsglücks wieder einmal günstig für Rosas sich gewendet hat, er hierdurch in seinem Trotze sicherlich neu bestärkt worden ist und danach eine Verlängerung der Unruhen anscheinend in Aussicht steht; so läßt sich gleichwohl hieraus die Erwartung einer schnelleren Beruhigung der Wirren ableiten, indem nunmehr den beiden Mächten, welche zur Beruhigung des Plategebietes sich verbunden haben, ein verstärkter Impuls gegeben ist, mit verdoppelter Energie einzuschreiten, um einen Zustand der Dinge, der ihrem Handel so nachtheilig ist, endlich zum Schlusse zu bringen. Bei vollem Ernste Englands und Frankreichs kann der Ausgang nicht lange zweifelhaft seyn. Ueberdies wird auch Paraguay wahrscheinlich nun nicht länger zögern, seine unter den dortigen Verhältnissen gewichtige Macht einzuwerfen, um die Integrität seiner durch Rosas' Anmaßung bedrohten politischen Selbständigkeit zu wahren und der Störung seiner Exportation ein Ende zu machen.

Ist der Friede gesichert, dann wird das Plategebiet Strebeziel des Unternehmungsgeistes werden. Die europäische Auswanderung, fortan von Jahr zu Jahr zunehmend, wird, der Einladung der Natur selbst folgend, auch dem Plata sich zuwenden. Nord-Amerika hat seine Größe und Macht konsolidirt, es sieht seine Volksmenge jährlich durch innere Vermehrung anwachsen und ist bereits gleichgültig geworden gegen Einwanderung. Hat die Erfahrung aus wenigen ersten Unternehmungen erst die Kunde von den lockenden Vorzügen verbreitet, dann wird die Auswanderung, und vornehmlich die deutsche, sicherlich im Großen nach dem Plata sich richten, und eine wunderbare Kapitals- und Wertherzeugung durch Arbeit und Consumtion, wovon der Menschenfleiß in Nord-Amerika das eine Beispiel gegeben, wird sich hier wiederholen. Aus den heute noch werthlosen Wüsteneien wird ein Kapital des Grundwerthes gebildet werden von hunderten und abermals hunderten Millionen, ehe ein volles Menschenalter vergangen ist.

Das bisher Gesagte ist nicht dahin zu deuten, als ob blos die bezeichneten Länderräume für die Colonisation günstig seyen; es kam nur darauf an, die in großartigen Umrissen hervortretenden Vorzüge Amerika's anzudeuten. Es sind allerdings nicht die großen Flußgebiete allein, welche zur Colonisation sich eignen, viele andere dazu wohl gelegene Punkte, namentlich an den Küsten, sind noch vorhanden. Unter allen diesen dürfte die brasilische Provinz Rio Grande do Sul bei weitem den Vorrang einnehmen, und deswegen darf nicht unterlassen werden, dieses Land namentlich hervorzuheben. Das glückliche Klima, dem Deutschen durchaus zuträglich, in Verbindung mit dem fruchtbarsten Boden, läßt mehrere Südfrüchte und zugleich alle europäischen Gewächse gedeihen; die Lage an dem Meere, gute Häfen, ein tief in das Innere als Inlandsee einschneidender Meerbusen, ein verzweigtes Stromsystem gewähren die günstigsten Communicationsmittel, es vereinigen sich demnach hohe Vortheile für die Bodenkultur, den Binnenhandel und den Export zum Welthandel.

Nur in räumlicher Ausdehnung steht Rio Grande zurück gegen die kolossalen Gebiete der Riesenströme Amerika's, in den werthvollen Eigenschaften steht es ihnen gleich. Bereits ist die Kultivirung des schönen Landes weit vorgeschritten, aber noch ist Raum für Millionen neuer Ankömmlinge. Deutsche haben hier schon blühende Niederlassungen, und manche Umstände laden ausdrücklich Deutsche ein zur Ansiedelung in Rio Grande.

Auch der fünfte Erdtheil hat jetzt durch Wasser-Communication zur Colonisation bevorzugte Regionen aufgethan. Laut den so eben erst zur öffentlichen Kunde gelangten Nachrichten hat der englische Forscher, Capt. Mitchell, in Neu-Holland ein großes in die Carpentaria-Bai sich ergießendes Flußsystem entdeckt, dessen Uferländer mit einer alle Vorstellung übersteigenden Fruchtbarkeit gesegnet sind. Daß aber diese Landstriche zum Anbau durch Europäer und insbesondere zu deutschen Ackerbau-Kolonieen sich eignen, muß in Betracht ihrer Lage innerhalb der Wendekreise bezweifelt werden. Wahrscheinlich wird eine dorthin verpflanzte Arbeiter-Bevölkerung von Kulies, Malayen und Chinesen den Reichthum des Bodens für englische Rechnung ausbeuten.

Indem diese Besprechung sich nur darauf beschränken will, eine Parallele zwischen Ost und West in Beziehung auf die deutsche Auswanderung durchzuführen, so liegt es außer Absicht, zu erörtern, ob Europa und im Besonderen Deutschland Vortheile durch Auswanderung und Colonisation erlangen könne, man kann es sich indessen nicht versagen, einen Gedanken auszusprechen, den die traurige Bedrängniß der Gegenwart freilich sehr nahe legt. Es hat die Thatsache sich herausgestellt, daß Amerika's Produkten-Reichthum befähigt ist, den Ausfall der Aerndte eines ganzen Welttheils zu ergänzen. Welche Zustände des Jammers, welche schreckenvollen, gewaltthätigen Ausbrüche der Verzweiflung von unabsehbaren Folgen würden England, Frankreich, selbst Deutschland erschüttert haben, wenn nicht die in Ohio, in Pennsylvanien, großentheils von deutschen Landleuten gebauten Früchte in fünfhundert Schiffen zu Hülfe gekommen wären. Hierin liegt der Beweis, daß Europa ein sehr wesentliches Interesse hat, die Vermehrung der Nahrungsmittel auf der Erde durch Anbau der Fruchtgefilde an allen zur Ausfuhr seewärts geeigneten Wasserstraßen zu wünschen und zu befördern, um daraus eine Beruhigung für die Sicherung der eigenen Existenz zu schöpfen.

Bemerkenswerth ist hier auch, daß auch Rio Grande do Sul schon in den 1780er Jahren Portugal eine sehr bedeutende Aushülfe an dem schönsten Weizen brachte, dessen fernere Zufuhr aber durch Pombal (dem auch Brasilien die Zerstörung seiner Maulbeer- und Olivenpflanzungen zu verdanken hat) verpönt wurde, worauf der Kornbau in Rio Grande so in Verfall gerieth, daß sogar der Pflug selbst in Vergessenheit kam und Brasilien allmälig mehr und mehr Mehl aus Nord-Amerika einführte, jetzt sogar an 300,000 Faß.

Dies allein zeigt schon, welche solide Grundlage deutsche Ackerbau-Kolonieen in Brasilien, d. h. in Rio Grande, haben würden.

England.

Volksunterricht in England.

(Fortsetzung.)

In einem Sendschreiben an den Bischof von St. Davids verbreitet sich Dr. Hook über die Mittel, den Volksunterricht wirksamer, als er bisher gewesen, zu machen. Dr. Hook wurde früher zu der Ultrahochkirchenpartei gerechnet und will noch immer derselbe seyn, der er stets gewesen. Dennoch redet er der Trennung des Religions- von dem sonstigen Unterrichte das Wort: er gesteht seine Ueberzeugung, daß nur auf diese Weise der Volksunterricht wirksamer gefördert werden könne. Der Staat, meint er, könne gar keinen Religionsunterricht gewähren; er solle daher nicht versprechen, was er nicht halten könne. Wenn man von Religion als einem Unterrichtsgegenstande rede, so handle es sich um eine bestimmte Glaubenslehre. Mische der Staat sich in den Religionsunterricht, so falle er allen Inkonvenienzen anheim, mit denen man die bestehenden Gesellschaften kämpfen sehe. Er solle sich begnügen, die Nothwendigkeit des Religionsunterrichtes anzuerkennen, und es Anderen überlassen, den Segen zu verbreiten, welchen er selber nicht zu spenden vermöge.

Allein der Staat müsse das Ungenügende des Unterrichts, den er gebe, anerkennen, er dürfe den Theil nicht für das Ganze ausgeben. Wenn der Staat erkläre, daß er die Sorge für den weltlichen Unterricht übernehme und Kirche und Dissenters um ihren Beistand zur Vervollständigung dieses Unterrichts angehe, wenn er die Erziehung in zwei Departements theile, deren eines er sich vorbehalte, während er denjenigen, die in dem anderen wirkten, die möglichste Erleichterung gewähre, so würde ein großer Theil der Einwürfe, welche gegen das Eingreifen des Staates in das Unterrichtswesen umliefen, beseitigt seyn.

Es folgen nun Vorschläge, wie dieser Gedanke weiter auszuführen sey — ein Detail, welches uns hier zu weit führen würde und welches wir deshalb übergehen.

Wenn die Partei der Hochkirche zu einer richtigeren Ansicht gekommen ist, wenn sie den Religionsunterricht, den sie früher in ihrem Sinne von Staats wegen ertheilt wissen wollte, insoweit aufgiebt, daß sie die Regierung der Sorge für denselben überhebt, so sind dagegen die Dissenters, wenn schon mit einigen nicht unerheblichen Ausnahmen, erklärte Gegner eines durch den Staat geleiteten Volksunterrichts; sie sind es noch immer, obgleich die ganze Lage der Dinge sich geändert hat und die Opposition, welche sie machen, schlechterdings durch die Verhältnisse nicht mehr gerechtfertigt wird.

Wenn Hook z. B. ganz auf dem Standpunkte der „Antistaatskirchen-sociation" steht und mit dieser von demselben Prinzip ausgeht, dem Prinzip mlich, daß die Religion außerhalb der Gränzen der Staatswirksamkeit e; wenn von der Behauptung, daß der Staat sich um den Religions-erricht nicht zu bekümmern habe, nur Ein Schritt ist bis zu dem Satze, die Forschung in Glaubenssachen gänzlich frei seyn müsse, daß keine Unter-ift irgend welcher Artikel auf Universitäten u. s. w. gefordert werden dürfe, ätten, sollte man denken, die Dissenters mit solchen dem Recht des indi-ellen Urtheils so günstigen Ansichten nur zufrieden seyn können. Allein ist keinesweges der Fall.

„Konzessionen" — heißt es in dem Nonconformist, einer von Dissenters usgegebenen Zeitschrift — „Konzessionen, die dem Geist der Zeit gemacht den, kommen uns von gewissen Seiten so unerwartet, daß man sich vielleicht t wundern muß, wenn man sieht, wie sie — falls sie einmal gemacht wer- — die allgemeine Aufmerksamkeit dergestalt in Beschlag nehmen, daß die ingungen, welche sie in ihrem Gefolge haben, gänzlich übersehen werden. r giebt uns einen Groschen und nimmt uns dafür einen Thaler. Darüber i sich die Presse — mit wenigen Ausnahmen — vor anerkennender Be-derung nicht zu lassen. Das, was Dr. Hook vorschlägt, ist nämlich, n besehen, nichts Anderes, als daß wir alle Ansprüche auf die 7 Millionen, der Klerus jährlich unter sich vertheilt, aufgeben sollen, wogegen der us sich anheischig macht, der Jugend der Dissenters nicht länger mit dem chismus der Kirche zuzusehen."

„Aber", meint der Rezensent der Quarterly-Review, „diese Bedingung werde tal von Hook gar nicht gemacht, er sey weit davon entfernt, die Einkünfte Kirche nur zu kirchlichen Zwecken verwendet wissen zu wollen und von Nation zu verlangen, daß sie ihre Ansprüche auf diese Einkünfte aufgebe. in sey die Frage auch etwas Anderes, als eine Geldfrage, etwas mehr. „Nonkonformist" möge erklären, ob er für „Brod und Fische" kämpfe für Gewissensfreiheit."

„Wenn die Dissenters" — fährt er fort — „sich gegen jene Maßregel abten, die der letzte Schritt der Regierung in der Unterrichtssache war, atten sie Recht. Diese Maßregel war nur eine Maßregel der Toleranz, ging nicht von dem Prinzip der Rechtsgleichheit unter den Bürgern aus. sollte den Dissenters, jenem Gesetzesentwurfe nach, frei stehen, die Kate-musklasse durch ihre Kinder nicht besuchen zu lassen, allein der Kirche wäre vorherrschender Einfluß auf die Besetzung der Schullehrerstellen geblieben, die Schullehrer hätten neben dem sonstigen auch den Religionsunterricht eilt. Die Bill war ein Kompromiß, und man glaubte, sie werde als ein nd des Friedens, welches die Kirche gebe, aufgenommen werden; sie erwies als ein Feuerbrand, und ihre Urheber werden keinen zweiten, ähnlichen such machen."

Hook theilt in seiner Broschüre einen Plan mit, durch welchen die Mängel eben erwähnten Bill vermieden werden sollen. Wir können jedoch auf en Plan und die Bemerkungen des Reviewers nicht eingehen, weil wir, lten wir unseren Lesern deutlich werden, uns tiefer in das englische Lokal-Munizipalwesen einlassen müßten, als der Raum es gestattet.

Der Reviewer schließt seine Betrachtungen mit dem Vorschlage, daß man neue Chaussee-Bill (high-way-bill) mit den gehörigen Modificationen den Gegenstand quaestionis anwenden solle. Wie diese Bill allen Taxen-lern in einer Gemeinde eine Stimme bei der Wahl eines Wege-Aufsehers oder zweier Wege-Aufseher in größeren Gemeinden — nebst dem Rechte, r das Chaussee-Regulativ zu verhandeln, ertheile, in gleicher Weise lasse sich wenn man nur das Wort „Schulpfleger" für „Wege-Aufseher" substituire die Schulangelegenheit ordnen: man brauche das Land nur in Schuldistrikte zutheilen und eine lokale Geschäftsmaschinerie einzuführen, welche die beste rantie gegen eine schlechte Verwaltung der Schulfonds bieten werde. Die hulpfleger hätten sodann, als Repräsentanten der steuerzahlenden Einwohner, Schultaxe zu erheben und ihren Bedarf — nach Maßgabe der Bedürfnisse Mittel des Distrikts — zu reguliren. Ein — zu errichtendes — Ministe-m des öffentlichen Unterrichts nebst einem demselben zur Seite stehenden ziehungs-Departement würden die Verfügung haben über die vom Parla-nt zur Errichtung von Normalschulen, so wie zur Aushülfe derjenigen Orte, en die Schultaxe zu schwer falle, bewilligten Gelder.

„Sey das Unterrichtswesen also gestaltet" — heißt es weiter — „so sey leicht, gewissen Sophismen zu begegnen, die, namentlich von den Dissenters, en den National-Unterricht geltend gemacht würden. Wenn z. B. einer er Gegner frage: wo der Einwirkung des Staates eine Gränze zu setzen falls man ihm erst die Erziehung der Jugend überlasse? Ob nicht dieselbe erliche Sorgfalt, die ihn berechtige, das Schulwesen in seine Hand zu nen, sich bald dahin erstrecken werde, die Erwachsenen vor schädlichen Ein-sen zu bewahren, kurz, ob der Staat nicht eben so gut, als er das Recht preche, den Unterricht zu leiten, sich auch berechtigt halten dürfe, die Presse censiren? Wenn Jemand also frage", meint der Reviewer, „so liege das zig darin, daß er den Staat nicht als res publica, als den Inbegriff mmtlicher Interessen seiner Mitglieder fasse, sondern daß er unter „Staat" e despotische Regierung verstehe, mit der man es in England glücklicher-ise nicht zu thun habe." Die Gränzen der Staatswirksamkeit hätte der viewer sagen können, reichen eben so weit als die allgemeinen Interessen ichen, und die Wirksamkeit des Staates in engere Gränzen einschließen llen, heißt das Wesen desselben verkennen. Der Volksunterricht, die ationalerziehung sind aber so sehr Gegenstände des allgemeinen Interesses, ß es nicht nur Recht, sondern Pflicht des Staates ist, für sie Sorge zu nen. Es liegt im Wesen jedes Staates, daß die individuelle Freiheit oder vielmehr das individuelle Belieben sich mit den politischen Institutionen hier und dort in Widerspruch finden, und es ist nur zu natürlich, daß dann von Eingriffen der Regierung die Rede ist; aber wer wird es dem Staate ver-denken, wenn er dieses individuelle Belieben und sein Gerede unbeachtet läßt?

Die Dissenters begnügen sich jedoch mit den angeführten Bedenken keinesweges, sie stellen den Nutzen des Volksunterrichts — ob ihn nun der Staat leite oder nicht — überhaupt in Frage. „Der Ursprung des Uebels" — heißt es in dem bereits citirten Nonconformist — „unter welchem unser sociales System leidet und durch welches es mit einem endlichen Zusammen-sturz bedroht wird, liegt keinesweges in der Unwissenheit der arbeitenden Klassen, und ein weltlicher Unterricht, wie reichlich immer er gespendet werde, ist nicht die geeignete Heilmethode. Wir leugnen die Thatsache jener Un-wissenheit nicht, die socialen, moralischen und religiösen Uebelstände, die durch sie erzeugt werden, können kaum mit zu schwarzen Farben gemalt werden; allein, faßt man die Sache näher ins Auge, so zeigt jene Unwissenheit sich nur als das Symptom von etwas weit Schrecklicherem, als sie selbst ist, näm-lich als das Symptom der Verarmung und Uebervölkerung, die beide, gegenseitig auf einander wirkend und sich steigernd, die Wurzel des Uebels bilden, und ein solches Uebel ist durch das vollkommenste Erziehungssystem, welches menschliche Weisheit ersinnen mag, so wenig heilbar, daß es nicht ein-mal dadurch bedeutend vermindert werden dürfte.

„Angenommen", — heißt es weiter — „der physische Zustand des Armen bleibt, wie er ist; werden gesetzliche Bestimmungen behufs der Erziehung seiner Kinder gerade da, wo es am nöthigsten ist, Nutzen stiften? Wie können sie dem gänzlich Verarmten zu Gute kommen? Wenn Euer ganzer Apparat endlich fertig ist und Regierungs-Schulen alle Distrikte des Landes zieren, werden sie sich mit Schülern aus den untersten Klassen des Volks füllen? In Hütten, Kellern und Löchern, in Aufenthaltsorten lebend, in denen an Rein-lichkeit fast nicht zu denken ist, gegen eine absolute Nacktheit nur durch Fetzen und Lumpen geschützt, zur Arbeit, so früh es irgend angeht, verwendet, um das Einkommen ihrer elenden Aeltern mit einer, wenn auch noch so geringen, Zubuße zu vermehren und das Vergehen, auf die Welt gekommen zu seyn, gut zu machen — wie sollen Kinder dieser Klasse — der gedeihlichste Bo-den für Brutalität, Laster und Verbrechen — die Wirkungen auch des um-fassendsten Systems eines nationalen Unterrichts empfinden? Es wird sie gar nicht berühren. Ihre Aeltern stehen zu tief auf der gesellschaftlichen Leiter, um ihren Kindern Unterricht, wäre dieser auch umsonst zu haben, ertheilen lassen zu können."

Gegen diese Bemerkungen wendet der Reviewer ein, daß sie zu viel be-wiesen. Es könne doch keine Frage seyn, meint er, daß eine der Vernunft ange-messene Lebensweise die Leiden der Armuth vermindere, eben so wenig, daß eine gute Erziehung zu einer solchen, der Vernunft angemessenen Lebensweise führe. Dann sey es auch nicht wahr, daß äußerste Armuth die Erziehung unmöglich mache. Es bedürfe blos des Willens einer Nation, um für die verwilderten Kinder ihrer Straßen Asyle zu gründen. Er belegt diese Behauptungen mit mehreren Beispielen und sagt, daß, abgesehen von solchen Asylen, es durchaus nicht die ärmsten Landstriche seyen, in denen der Volksunterricht sich am un-praktikabelsten erweise. Nicht, wo die größte Armuth, sey der größte Wider-stand zu finden, sondern da, wo die Arbeit der Kinder am besten bezahlt werde. In Irland seyen die Schulen durchgängig besser besucht, als in England; sie seyen in Irland oft gedrückt voll, während in den englischen Fabrikdistrikten die Aeltern bei hohem Arbeitslohn dennoch ihre Kinder in die Fabrik, nicht in die Schule schickten, wenn kein Gesetz sie daran hindere. Die Erzählungen, die sich in dem Bericht der Kommission, welche über die Verwendung von Kindern in Fabriken Nachforschungen angestellt, vorfänden, seyen nichts we-niger als Fabeln. Wir haben mit eigenen Augen, sagt der Rev., fünfjährige Kinder in den dunklen Gallerieen einer Kohlengrube gesehen, deren Aeltern wöchentlich 30 Shillings verdienen konnten und die den Lohn ihrer Kinder vertranken. In solchen Fällen können nur Zwangsmaßregeln helfen, denn ist die Demoralisation einmal bis zu einem gewissen Grade gestiegen, so sind es nur dergleichen Anordnungen, welche der Gesellschaft Schutz zu gewähren vermögen.

„Allein" — fährt der Reviewer fort — „man redet auch von Ueber-völkerung. Das Raisonnement des Nonconformist fußt theilweise auf dem alten Einwurfe von Malthus — oder vielmehr derjenigen, die, ohne Malthus gehörig zu verstehen, behaupten, daß die Möglichkeit einer permanenten Ver-besserung des Zustandes der arbeitenden Klassen nichts Anderes als eine Chimäre sey. Armuth, sagen sie, vermehrt die Bevölkerung; denn es ist er-wiesen, daß die Fruchtbarkeit des Menschen mit seinem Elend in geradem Ver-hältniß steht; je mehr die Armuth stieg, hat dieses unnatürliche Anwachsen der Bevölkerung zugenommen, während andererseits durch die steigende Be-völkerung die Armuth zunehmen mußte, so daß wir durch das Zusammen- und Auseinanderwirken dieser beiden Faktoren an den Rand des Unter-ganges gerathen sind. Kann einem solchen Uebel durch Schul-Anstalten ge-steuert werden?

„Es läßt sich zwar nicht leugnen" — antwortet hierauf der Kritiker der Review — „daß bei einer armen Bevölkerung die Zahl der Geburten die ge-wöhnliche Durchschnitts-Anzahl übersteigt und — will man auch Malthus nicht in allen seinen Behauptungen beipflichten — es muß zugegeben werden, daß da, wo sich ein Ueberschuß in der Zahl der Geburten über die gewöhnliche Zahl unter Umständen findet, welche der vollständigen Entwickelung der Hülfsquellen eines Gemeinwesens entgegenstehen, ein korrespondirender Grad der Ver-armung sich ergiebt. Allein solche Ueberschüsse dürfen nicht aus einer Ver-

ſchiedenheit in der Vermehrungsfähigkeit der verſchiedenen Klaſſen erklärt werden, ſondern ſie entſtehen in der Regel aus einem zu frühzeitigen Heiraten. Armuth iſt nicht nothwendig mit Unbeſonnenheit verbunden, allein Unwiſſenheit iſt es mit Unvorſichtigkeit. Die Zahl aller unvorſichtigen und zu frühzeitigen Ehen, oder die Sittenloſigkeit, welche zu demſelben Reſultate führt, ſteht immer in genauem Verhältniß zu der Unwiſſenheit einer Bevölkerung, zu dem Zuſtande ihrer moraliſchen und intellektuellen Kultur. In Schottland werden bei weitem nicht ſo viel unüberlegte Ehen geſchloſſen, als in Irland. In unſeren Manufaktur-Bezirken heiraten die jungen Leute, beinahe noch ehe ſie aufgehört haben, Kinder zu ſeyn, und zwar nicht etwa aus einer aus Armuth entſtehenden Unbeſonnenheit, ſondern wegen einer zu frühzeitigen Unabhängigkeit, wegen einer zu ſchnellen Emancipation von der älterlichen Kontrole. (Schluß folgt.)

Handbuch des Konſularweſens, von F. A. von Menſch. *)

Die in der Einleitung des vorliegenden Buches ausgeſprochene, dem Herrn von Chateaubriand entlehnte Meinung des Verfaſſers können wir nicht ganz theilen. Wir glauben nicht: die Zeit der Botſchafter wäre vorüber, um einer Konſular-Aera den Platz zu räumen.

Es läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß heutzutage das Weſen der Diplomatik viel weniger auf der Kenntniß der Urkunden, der Familien-Traktate u. ſ. w., als auf der genauen Kunde der politiſch-kommerziellen und der kommerziell-politiſchen Verhältniſſe beruhe. Warum ſollten ſich aber die Konſuln mit den eigentlichen Diplomaten, oder dieſe mit jenen, nicht vertragen?

Wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß die Anzahl aller europäiſchen Konſular-Agenten, nachdem ſie bereits bedeutend zugenommen, ſich beträchtlich noch vermehren wird; wenn auch dieſe Agenten, durch wahre Berichte über das an verſchiedenen Punkten in dem Handelsverkehre eines fremden Gebietes richtig Beobachtete, die politiſche Richtung ihres Vaterlandes wohl zu influenziren beſtimmt ſind, — ſo wird doch ſtets die praktiſche Anwendung ihrer Erfahrungen von dem von den Regierungen nöthig erachteten politiſchen Verhalten der Botſchafter und Geſandten abhängen. Bei großen Staaten iſt, in unſerer Epoche, ein Konſular-Syſtem, das ſich des Schutzes und der Leitung einer Diplomatie nicht zu erfreuen hätte, eben ſo wenig denkbar, wie eine Diplomatie ohne Konſular-Syſtem. Erſterer Fall würde einem Körper ohne Haupt, letzterer einem Haupt ohne Körper gleichen.

Von den Gründen, welche die Herausgabe des vorliegenden Handbuchs veranlaßt haben ſollen, können wir demnach nur einen vollſtändig billigen, wenn die Angabe, auf welcher dieſer Grund beruht, in der ihr zugeſprochenen Intenſität wirklich vorhanden iſt. Der Verfaſſer erklärt nämlich, daß er vorzugsweiſe für die Konſuln des Zollvereins geſchrieben habe, welchen, ihrer größeren Majorität nach, die zu ihrem Fache unentbehrlichen Vorkenntniſſe förmlich abgehen ſollen.

Da die Wahl zu Konſularſtellen wo möglich auf Leute fallen muß und vermuthlich fällt, welche mit allen den zu ihrer Amtsführung nöthigen Eigenſchaften für ausgerüſtet gehalten werden, — ſo würden wir dieſes ſo ſcharfe, ſo traurige Urtheil weitläuftig beſtreiten, wenn es nicht von einem Manne käme, der lange Jahre hindurch einen Konſularpoſten mit Ehren behauptet hat und der das Konſulats-Perſonal eben ſowohl als ſeine Worte zu prüfen verſteht.

Von dieſem Geſichtspunkte — deſſen Verantwortlichkeit wir alſo nicht übernehmen — verdient gegenwärtiges Werk Berückſichtigung. Es enthält zwar weſentlich nichts Neues; es hat aber den Werth einer geſchickten und zu ihrem Zwecke angemeſſenen, gewiſſenhaften, wenn auch nicht fehlerfreien Zuſammenſtellung. — Der Einleitung zufolge, ſoll es mit den fremden Konſular-Geſetzgebungen in Einklang gebracht worden ſeyn. Zu dieſer Aeußerung iſt man aber offenbar aus Selbſttäuſchung gelangt. Das angegebene Reſultat zu erreichen, wären ganz andere Leiſtungen als die vorliegenden erforderlich geweſen. Es genügte nicht, eine gute Grundlage — die preußiſche Konſular-Ordnung von 1796 — der Arbeit zu unterlegen. Eine logiſche Vergleichung dieſes Dokuments mit anderen Konſular-Ordnungen, die komparative Angabe des Ganges der verſchiedenen Konſular-Geſetzgebungen ſeit 1796, die Feſtſtellung der Fortſchritte der einen, der Rückſchritte der anderen gehörten natürlich zur geſtellten Aufgabe. Ein theoretiſches Muſter zu einer vollkommenen Konſular-Ordnung trat dann vielleicht aus dieſem Rahmen.

Ein ſolches Werk nahm ſich für Deutſchland Herr v. Miltitz vor nach dem Erſcheinen der vielfach unzweckmäßigen franzöſiſchen Konſular-Ordnung des Herzogs von Broglie aus dem J. 1833. Der Tod unterbrach leider Herrn v. Miltitz in der Ausführung ſeines Vorhabens. Seitdem iſt ſein Werk liegen geblieben. Keinem derjenigen, die über Konſulate nachher geſchrieben haben, iſt es eingefallen, die Fortſetzung und Vollendung einer Arbeit durchzuführen, deren Plan vortrefflich hell und einfach vorliegt, deren nützliche Verwirklichung, ſeit Miltitz, durch anſehnliche Fortſchritte ſeitens der fremden Konſular-Geſetzgebungen (unter anderen Frankreichs durch die Ordonnanz vom Auguſt 1845) gewaltig erleichtert wurde.

*) Manuel pratique du Consulat; par F. A. de Mensch. — Leipzig, Brockhaus, 1847.

Die Rechte und Pflichten der Zollvereins-Konſuln ſind in der erſten Abtheilung des Handbuches ziemlich klar dargeſtellt. Die Gränzen der Konſular-befugniſſe werden namentlich genau angegeben. Wer ſich in den von dem Verfaſſer bezeichneten Schranken zu halten verſteht, wird gewiß nie die ihm ertheilte Vollmacht überſchreiten. Die ſchonende Behandlung dieſer kitzlichen Seite der Konſular-Amtsführung beweiſt am beſten, wie ſehr der Rathgeber ihr praktiſch gewachſen war. In beſagter erſten Abtheilung ſind ferner manche Konſular-Geſetze und Gebräuche ſorgfältig zuſammengefaßt.

Die zweite Abtheilung enthält die preuß. Konſular-Geſchäftsordnung von 1796, den preuß. Konſular-Tarif, verſchiedene Auszüge aus Handels-Traktaten. Sie bildet — mit den Handels- und Schifffahrts-Verträgen des Zollvereins und einigen ſtatiſtiſchen Tabellen, welche die dritte Abtheilung ausmachen — eine Sammlung intereſſanter und belehrender Aktenſtücke. Schade, daß dergleichen Hülfsbrücken nicht lediglich Laien oder erſt angehenden Konſular-Beamten gewidmet ſind.

Das Handbuch iſt — wie auch aus dem im Eingang angegebenen Titel deſſelben hervorgeht — in franzöſiſcher Sprache abgefaßt. Nach der Meinung des Verfaſſers finden ſich viele Konſuln des Zollvereins, die leider der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind. — Es würde ſich Manches über den Styl des Buchs bemerken laſſen, enthielte die Einleitung nicht eine eben ſo beſcheidene als, wir müſſen hinzufügen, nicht ganz ungegründete Bitte um Nachſicht in Bezug auf den Styl.

Es bleibt uns noch übrig, dem Unternehmen des Herrn v. Menſch im Allgemeinen das verdiente Lob angedeihen zu laſſen. Jeder Schriftſteller, der die in Deutſchland noch ziemlich dunkel gebliebene Frage der Konſuln zu beleuchten verſucht, erwirbt ſich Anſprüche auf dankbare Anerkennung. Es iſt eine nützliche, den Zeitbedürfniſſen zuträgliche und zuletzt gewiß heilbringende Tendenz. Um ſo unparteiiſcher muß ſich deshalb die Kritik hier verhalten. Nur durch gerechte Strenge kann es in der That der Kritik gelingen, die Aufmerkſamkeit in Betreff dieſer Frage in ſteter Regung zu halten und alſo nachzuweiſen, daß auf dem Gebiete der Konſulats-Organiſation für unſer deutſches Vaterland ein weites Feld noch offen ſteht. Dr. O. M.

Mannigfaltiges.

— Umfang der größten Kirchen Europa's. Das ſeit kurzem in Rom erſcheinende engliſche Blatt: The Roman Advertiser enthält eine überſichtliche Zuſammenſtellung der größten Kirchen Europa's, um zu beweiſen, daß es kein Wunder ſey, wenn in der St. Peterskirche zu Rom auch bei den feierlichſten Gelegenheiten kein eigentliches Gedränge wahrgenommen werde. In der That können wohl auch nicht leicht von den jetzigen Einwohnern Roms ſo viele in dem einen Gotteshauſe verſammelt ſeyn, als darin Raum haben, wenn auch auf einen Menſchen vier engl. Quadrat-Ellen (Square-Yards) gerechnet werden, was mehr als hinreichend für zwei Menſchen ſeyn würde. Wir laſſen nachſtehend die gedachte Ueberſicht folgen:

	Perſonen.	Quadrat-Ellen.
St. Peterskirche	54,000	13,500
Dom in Mailand	37,000	9,250
St. Paulskirche in Rom	32,000	8,000
St. Paul's in London	25,000	6,400
San Petronio in Bologna	24,400	6,100
Kathedrale in Florenz	24,300	6,075
Dom in Antwerpen	24,000	6,000
St. Sophia in Konſtantinopel	23,000	5,750
St. Johann vom Lateran in Rom	22,900	5,725
Notre-Dame in Paris	21,000	5,250
Kathedrale in Piſa	13,000	3,250
Stephanskirche in Wien	12,400	3,100
St. Dominik in Bologna	12,000	3,000
St. Peterskirche in Bologna	11,400	2,850
Kathedrale in Siena	11,000	2,750
St. Markuskirche in Venedig	7,000	1,753

Auf der Piazza von St. Peter, wo die Menſchen ſtehen, wenn der Papſt den Segen ertheilt, haben 208,000 Perſonen, in Reihe und Glied militairiſch aufgeſtellt, und 624,000 Perſonen in gedrängter Stellung Platz.

— Der ſpaniſche Hof. Der engliſche Touriſt, Herr Hughes, deſſen Schilderung der ſpaniſchen Granden wir kürzlich (Nr. 48 des Magazins) mitgetheilt, iſt auf den geſammten ſpaniſchen Hof, wie er jetzt zuſammengeſetzt iſt, nicht gut zu ſprechen. Von Don Francisco d'Aſſiz, dem Gemahl der Königin, ſagt er, daß er die feine Sopranſtimme eines Mädchens von zehn bis zwölf Jahren habe. Die Königin habe ihn in der Zeit, da ſie noch mit ihm in gutem Vernehmen gelebt, immer ihre Muhme (Prima) oder auch Paquita (Fanny, das Diminutivum von Francisca) genannt. Das Verhältniß der Königin zu ihrer damaligen Oberhofmeiſterin wird ungefähr ſo dargeſtellt, wie Scribe in ſeinem „Glas Waſſer" das der Königin Anna zur Herzogin von Marlborough ſchildert. General Serrano würde alſo in dem ſpaniſchen Luſtſpiele eine ähnliche, wenn auch nicht ganz ſo naive Rolle wie Lieutenant Maſham ſpielen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Ausla

№ 48. Berlin, Donnerstag den 22. April

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.*)

III. Historische Uebersicht über die Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.**)

Viele Jahrhunderte vergingen, ehe die Welt die Entdeckung machte, daß freie Worte ein Verbrechen seyen. Im Morgenlande gab es freilich keinen politischen Denkzwang, aber nur deshalb, weil es kein freies Denken gab, weil man die Freiheit an sich weder aus der Gegenwart noch aus der Ueberlieferung kannte. Der Despot herrschte über Sklaven, gleichwie die Ruthe über Kinder: Auflehnungen in Wort und That waren bloße Worte, und die Strafen bloße Sinnenzucht. — In Griechenland dagegen kam der Geist zum Ausbruch, mit ihm das Bewußtseyn der Freiheit, und mit diesem das freie Denken. Allein auch hier gab es keinen politischen Denkzwang, weil die Gegenwart wirklich frei und daher der Zwang eine Unmöglichkeit war. Daher war die griechische Staatenbildung so voller Leben und Jugendfrische, daß wir noch heute sie bewundern, die griechische Literatur so voller Adel, Saft und Mark, daß sie noch jetzt, nach Jahrtausenden, dem Geiste die schönste, gesundeste Kost gewährt; denn der griechische Geist ist ein ewiger, weil er ein freier war.

Die römische Republik gestaltete sich ebenfalls in freier männlicher Kraft. Das Obere und Untere des Staats glich sich aus durch das Selbstgefühl Aller. Es gab keinen Druck ohne Gegendruck, und eben darin besteht die Freiheit. Das Gesetz war für Alle die Schranke der That; Rede und Schrift blieben ungefesselt. „Handlungen", sagt Tacitus, „wurden geahndet, Worte blieben ungestraft." Und sie blieben es, bis die männliche Kraft alterte, die Bestandtheile der Macht auseinanderfielen und nur Wenige, dann Einer sie an sich riß. Die Verfolgung des freien Wortes ist eine Erfindung des römischen Kaiserthums, angebahnt indessen durch die Bürgerkriege. Die Proscriptionen sind in der ersterbenden Republik, was die Majestäts-Prozesse in der Monarchie. Jene entwickelten den Keim, diese den Flor des Gedankenzwanges. Denn mit den Bürgerkriegen verlor der Druck und Gegendruck der Staatskräfte das Gleichgewicht. Die Parteien sind zwar die nothwendigen organischen Hebel in dem Triebwerk des Staates — oder, wie Apollonius von Tyana eben so schön als parador sich ausdrückt: das Heil des Staats besteht in der „uneinigen Eintracht" oder in der „guten Zwietracht" — weil ohne sie der Staat ein Körper in der Lethargie, ein Druck ohne Gegendruck, ein Daseyn ohne Leben, ein Moment, nicht der Geschichte, sondern der Statistik ist. Aber die Parteien müssen im Staate, nicht über demselben stehen, nur ineinandergreifen, nicht einander zerdrücken. Daher konnte es keine wahre Gedankenfreiheit geben, so lange Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Antonius und Oktavian mit einander rangen; denn in solchen Gegensätzen ist jedes Wort, jede That, je nachdem die eine oder die andere Partei Richterin ist, zugleich Verdienst und Verbrechen. Jene gegenseitigen Verfolgungen der kämpfenden, jene Proscriptionen der siegenden gegen die besiegten Parteien waren daher bloße Ausübungen der Rache, und obwohl sie noch nicht den wirklichen Gedankenzwang hervorbrachten, der gleicherweise nur auf den Unterschied von Wort und That und auf ein friedliches Nebeneinander der Parteien Anwendung findet, so müssen sie doch als Keime desselben betrachtet werden, weil das Prinzipat aus ihnen die Ueberzeugung von der Möglichkeit und die Anleitung zur Ausführung desselben schöpfte.

Unmittelbar vor dem Untergange der Republik herrschte zu Rom die zügelloseste Demagogie und unmittelbar nach Gründung des Prinzipats der zügelloseste Despotismus. Und doch war der Umschwung nicht eine Folge äußerer und offener Gewalt! Wie also diese auffallende Erscheinung anders erklären, als durch das Daseyn einer geheimen und inneren Gewalt, durch die Wirkung jenes Zwangssystems, welches die Monarchie, um die republikanischen Gesinnungen zu ersticken und die servilen zu erziehen, gegen die Rede- und Schriftfreiheit organisirte und das in den Majestäts-Prozessen seinen Mittelpunkt fand. Ein Majestäts-Gesetz gab es freilich schon in den Zeiten der Republik, allein es war, wie eben Tacitus sagt, nur gegen Thaten, nicht gegen Worte gerichtet; es hatte nur dann Untersuchung zur Folge ge-

habt, wenn Jemand durch Verrath, Er
tung die Majestät des römischen Volks
fährdet hatte. Als nun aber die Dyna
des souverainen Volks und mit ihnen
zu übertragen: da ward das Majestät
Rede und Schrift ausgedehnt und in d
heillosesten Gedankenzwanges. Die Ho
auf diesem Wege die geistigen Kräfte d
dessen fehl. Vielmehr brachte das Zw
die entgegengesetzte Wirkung hervor; d
zweiflung und machte, am Wort ver
Es ist jedoch eine höchst denkwürdige T
ihre Regierung der Rede und Schrift ge
außerordentlicher Mäßigung begannen, a
abgingen und in das Gegentheil ums
Schuld, z. B. bei Caligula und Nero,
rung des Charakters, theils findet di
bei Cäsar und Tiberius, in der bere
Machthabers, der da glaubt, erst du
dann desto entschiedener auftreten zu kön
in dem Verdruß des offen sich hingeb
tungen sich getäuscht und gekränkt fühl
Regierung, unaufhörlich sich selbst un
Dieser Fall findet bei Augustus statt.
Wege irre machte, war augenscheinlich
sition; bei einem wahrhaft großen po
nicht unerwartet gekommen, was so m
freie Rede möglich ist, wo es Parteien g
wo die Rede frei ist. Die Julier gabe
dadurch, daß sie die bessere Erkenntniß b
oder gereizten Stimmungen zum Opfer
den Rand des Verderbens führten. Der
ten oder vernichteten sie die Parteien,
setzten sie den Staat in jenen Zustand d
druck und das Leben. Darum ist die Ge
mehr als der Verwesungsprozeß eines Le

Cäsar's Diktatur leitete das Prin
nach dem Tode des Pompejus Gebieter
Sueton ausdrückt, zu seinem leitenden
Worte lieber zu verhüten, als zu ahnde
jedoch in nichts Weiterem, als daß er di
sich Bitterkeiten gegen ihn erlaubt hatte
Andere warnen ließ, sie möchten nicht
damit, da er Niemanden Geschehenes
und Schrift nicht nur in der Theorie,
indem er Werke und Verfasser nicht nu
Unwillen nicht einmal merken ließ, erkan
die man so oft verkannt, daß nämlich
was man am wenigsten beachte
daher bald nach ihrem Erscheinen versch
auf sie, weil Cäsar selbst dies nicht that
zu lesen, weil ihre Anschaffung Keinem
aber Cäsar aus irgend einem Grunde A
zuschreiten für nöthig fand: da bekannte
Grundsätze Roms und Griechenlands,
Wort gebraucht werden dürfe, als das
einer Lobschrift auf den Cato diesen, d
bis in den Himmel erhoben hatte, so
daß er eine Gegenschrift, den „Anti-Ca
so die öffentliche Meinung zur beiderse
also — nicht ahnden, Mäßigung —
Sieger. Und doch artete nicht selten die
Frechheit aus: so weit war man noch
Worte als Verbrechen zu betrachten. A
auf. Unter Tiberius war sie ganz ver
haben wir schon Symptome des rasch
selbst Cäsar gab in der späteren Zeit,
glaubte, jene Milde auf. Mit dem wa

---

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

**) Vgl. Nr. 39 und Nr. 44 des Magazins.

nahm auch seine Willkür zu; weshalb man das Mißbehagen über viele seiner Gewaltmaßregeln, z. B. über den eigenmächtigen Verkauf von Staats- und Tempelgütern, um durch die daraus gelösten Summen seine Anhänger zu bereichern, u. s. w., nur in Privatzirkeln und anonymen Broschüren zu äußern wagte — ein sicheres Zeichen, daß das freie Wort vor der Verfolgung des Machthabers schon nicht mehr sicher zu seyn glaubte. Als aber einmal der Druck der Gewalt auf dem Worte lastete, so erzog dieselbe meist nur entweder Sklaven — insofern der Gedanke zaghaft sich ergab, oder Spötter — insofern er blos aus dem Versteck heraus zu plänkeln wagte, oder endlich Heuchler — insofern die Gesinnung sich verstellte und, um befreundet zu erscheinen, der Kleidung und der Waffen des Gegners sich bediente; der Helden und Märtyrer der freien Ueberzeugung, die fest, offen und ehrlich ausharren, sind in so drangvollen Zeiten stets nur wenige. So lange Cäsar dem Freimuth und selbst dem Muthwillen des Worts Spielraum gelassen, so lange vergriff sich auch Niemand an dem Bestehenden oder an seiner Person. Aber jene spätere, willkürliche Beschränkung der Gedankenfreiheit regte, wie Dio ausdrücklich bezeugt, die öffentliche Meinung entschieden und dauernd wider ihn auf. Cäsar merkte die Symptome der Unzufriedenheit wohl, aber er wiegte sich so selbstgefällig in den Traum der Sicherheit, daß ihn endlich der Dolch der Verschworenen daraus erwecken mußte.

Augustus nahm in den meisten Stücken den Cäsar zum Muster; nur durch größere Vorsicht und — trotz aller Härte des Gemüths — durch besseren Willen wich er von seinem Meister ab. Um die Alleinherrschaft sicher zu begründen, mußte er den republikanischen Anschauungen, überhaupt allen Parteirichtungen gegenüber mit möglichster Schonung zu Werke gehen. Er löste deshalb auch die drückenden Fesseln, welche in Cäsar's letzter Zeit und unter dem Triumvirate auf Rede und Schrift gelastet. Das Wort sollte gänzlich frei seyn, sowohl der Sache wie der Person gegenüber. Dies beweisen mannigfache Thatsachen. So hatte Livius in seinem Geschichtswerk den Pompejus mit so großen Lobsprüchen überhäuft, daß Augustus ihn den Pompejaner nannte, ohne daß dadurch ihre Freundschaft Abbruch erlitt. Ungestraft widmete Asinius Pollio dem Cassius und Brutus in seiner Geschichte ein ruhmvolles Andenken, ungestraft pries Messala Corvinus den Cassius als seinen Feldherrn und nannte Cremutius Cordus den Brutus den letzten der Römer. Dieselbe Gelassenheit bewahrte Augustus auch dem Spott gegenüber, der, im Wesen mit den bildlichen Karikaturen der modernen Zeit vergleichbar, im Gewande des Volkswitzes und der Satire sein Thun und Treiben bekrittelte und, wie zu allen Zeiten, von der Menge begierig erhascht ward, nicht sowohl aus Gehässigkeit, als vielmehr im Hange nach Unterhaltung und froher Laune in Ermangelung ernster politischer Thätigkeit. Wo er aber etwas dagegen unternahm, da geschah es nicht im Wege der Verfolgung, sondern der Rechtfertigung. So widersprach er einmal einer gewissen boshaften und übermüthigen Spöttelei in einem Edikte. Auch er widerlegte also Worte nur durch Worte. Diese Abwesenheit alles Gedankenzwanges dauerte durch volle 38 Jahr seiner Alleinherrschaft. Erst seit dem Jahre 8 nach Chr. fand eine Umwandlung der Dinge statt, die sich besonders in den ersten Rede- und Schriftprozessen, den ersten literarischen Verboten und dem ersten, freilich noch sehr unentwickelten Keimen einer präventiven Censur ankündigte. Die Sinnesänderung des Augustus wurde in Folge einer wachsenden Mißstimmung und Gereiztheit herbeigeführt, in die der alternde Fürst durch die Angriffe und Verleumdungen, theils gegen seine eigene, theils gegen andere ihm nahe stehenden Personen, versetzt wurde. Die Veranlassung erzählt Sueton etwa folgendermaßen: Einst wurden Schmähschriften über Augustus in der Curie verbreitet; dieser hielt sie zwar keiner Beachtung und Widerlegung werth, forschte auch nicht einmal den Verfassern nach, gab aber seine Meinung dahin ab, daß künftighin eine gerichtliche Untersuchung über diejenigen eingeleitet werden solle, die Schmähschriften oder Spottgedichte auf irgend Jemand unter fremden Namen herausgeben würden. Dieser Entschluß kam nun wirklich zur Ausführung, und zwar unter Anwendung des Majestäts-Gesetzes der Republik, indem dessen Wirkung, die bisher nur auf Thaten sich erstreckt, nunmehr zum ersten Male auch auf Worte ausgedehnt ward. Daher sagt Tacitus: „Augustus war der Erste, welcher unter dem Vorwande jenes Gesetzes Untersuchung wider Schmähschriften verhängte." Uebrigens war der damalige Begriff einer Schmähschrift ein sehr weiter, insofern er überhaupt die oppositionelle Publizistik bitteren Inhalts bezeichnete, gleichviel ob der Angriff mehr die Personen oder die Verhältnisse traf. Der erste Majestäts-Prozeß war gegen Cassius Severus gerichtet, den berühmten, aber leidenschaftlich bitteren Redner, in dessen Reden wie sein Charakter sich der Schmerz und die Trauer über den Umsturz der Republik gleichsam verkörperte. Dieser Mann nun, dessen Daseyn eine Unmöglichkeit war ohne offenen Krieg mit den vorhandenen Zuständen und Personen, hatte auch außerhalb des Forums seine Angriffe geordnet und in Flugschriften gegen hochstehende Männer und Frauen seinem Zorn freien Lauf gelassen. Der Senat, vor dem, als oberstem Kriminal-Gerichtshof der Monarchie, die von Augustus anbefohlene Untersuchung geführt wurde, verurtheilte den Angeklagten zur Verbannung nach Kreta und verordnete die Vernichtung seiner Schriften. Außer dieser Verbannung, so wie außer der des Dichters Ovid nach Tomi, erwähnt Dio noch mehrerer durch Augustus angestellter Untersuchungen gegen verschiedene Schmähschriften; einige Verfasser wurden mit Strafen belegt und die Schriften derselben unterdrückt, d. h. konfiszirt und verbrannt.

Indessen ist nicht zu verkennen, daß Augustus, indem er die Freiheit der Gedankenmittheilung beschränkte, doch Besonnenheit genug behielt, um nicht in jenes Extrem zu gerathen, das unter seinen Nachfolgern die Majestäts-Prozesse in die scheußlichste Gedankentyrannei ausarten ließ und den Senat zu einer Sklaven-Versammlung machte. Der Sklavensinn kam erst mit der Furcht, die Furcht aber mit dem versteckten Terrorismus, in welchem schon Tiberius eine so meisterhafte Virtuosität entfaltete. Augustus war kein Terrorist: da er jedoch eine wahrhafte Alleinherrschaft zu begründen entschlossen war, so wollte er vor Allem Nichts geflissentlich laut werden lassen, was sein fürstliches Ansehen irgend wie blosstellen konnte. So kam es denn vom blosen Repressivverfahren, wie im Prozeß gegen die Schmähschriften, bald zu wirklichen literarischen Verboten, und zwar zuerst auf dem Felde der Journalistik. (Schluß folgt.)

Deutsche Auswanderung.

II. Der Vorschlag einer deutschen Versammlung zur wissenschaftlichen Erörterung der Auswanderungs- und Colonisationsfragen.

Vom Kaiserl. Brasil. General-Konsul J. J. Sturz.

Neulich ist die Aufforderung zu einem allgemeinen Kongresse zur Beleuchtung und unparteilischen Erforschung aller Auswanderungs-Verhältnisse und der darauf bezüglichen Pläne veröffentlicht worden. Da dieser Vorschlag nicht unbeachtet geblieben, vielmehr in die bedeutendsten Zeitschriften Deutschlands übergegangen und von mehreren beifällig besprochen und dessen Verwirklichung befürwortet worden ist, so nehme ich keinen Anstand, mich als Urheber desselben und den Verfasser der ursprünglichen Veröffentlichung zu bekennen.

Wenn der Menschenfreund, welcher aus Mitgefühl für die Scheidenden zur Linderung menschlicher Leiden und zur Verhütung drohenden Unheils beizutragen strebt; wenn der Staatsmann, befähigt aus dem höheren Standpunkt der Wissenschaft und der Erfahrung die große Angelegenheit der Nation und der Zeit aufzufassen; wenn im Fremdhandel wohl erfahrene Kaufleute, welche die kommerzielle Bedeutung der Auswanderung zu würdigen vermögen und, unbeschadet ihrer individuellen humanen Bestrebung, die Emigration als ein kräftiges Agens anerkennen, durch welches der Rhederei und dem Handel gleichmäßig durch Hin- und Rückfracht vortheilhafte Thätigkeit vermittelt wird (indem allerdings die Emigranten-Beförderung schon die Hauptfracht nach allen Theilen Amerika's bildet und solche Ausfracht eine billige Heimfracht, also die Konkurrenz mit fremder auf andere Weise mehr begünstigter Rhederei möglich macht); wenn Geographen, Aerzte, Naturkundige, wenn mit den zu Zielpunkten vorgeschlagenen Ländern durch eigene Anschauung wohl vertraute Männer, wenn dazu dort Ansässige oder von dorther Zurückgekehrte, Solche nicht ausgeschlossen, die in unzufriedener Stimmung wiedergekommen sind, — wenn alle diese Repräsentanten verschiedener Ansichten und Tendenzen in öffentlicher, durch Besprechung der Presse ergänzter Diskussion ihre Meinungen und Erfahrungen zusammentragen, dann wird unfehlbar die volle Wahrheit über Alles ermittelt werden, und das Ergebniß wird ein hohes allgemein gültiges Grundprinzip seyn, auf welchem alsdann endlich ein System der Auswanderung und Colonisation erbaut werden wird. Aus dem klar herausgestellten, zum vollen Bewußtseyn von Zweck und Mitteln ausgebildeten Verständniß wird eine energische, planmäßige Wirksamkeit hervorgehen, auf allen Punkten des Vaterlandes werden, in Folge der Beistimmung, vereinbarte Kräfte sich darbieten, und diese werden im Hinstreben auf ein einiges Ziel als konsolidirte Kraft zusammenwirken; es werden fortan Mittel und Wege zur Erzielung großer, schöner und wohlthätiger Resultate nicht mehr mangeln.

Dies meine Idee und mein Ziel. —

Allerdings sind schon manche Vereine zu ähnlichen Zwecken gebildet worden, sie konnten aber nicht zu erheblichen Erfolgen gelangen, vermöge ihrer Vereinzelung der Nation gegenüber, und überdies wurde ihr Bestreben nur zu oft vereitelt durch Lauheit, durch äußeren Einfluß und durch den Mangel an eigener Anschauung der fraglichen Zielpunkte bei den betheiligten Dirigenten der Unternehmungen. Im vergangenen Jahre namentlich ist manche schätzbare Bemühung sichtbar geworden, um in Hinsicht auf Ordnung und Rechtlichkeit einen besseren Gang in die Auswanderungssache zu bringen; vornehmlich hat sich ein edler Wetteifer in den Kaufmannschaften von Hamburg, Bremen und Antwerpen entwickelt, um wenigstens den Emigranten solche Garantieen zu verschaffen, über welche ihre Häfen und örtliche Legislation Gebot hatten. An Motiven hierzu hat es freilich nicht gemangelt. Viel hat Deutschlands und zumal Hamburgs Handel dadurch verloren, daß nicht schon vor nun 10 Jahren die von unserem geehrten Mitbürger, Herrn Dr. Asher, gemachten Vorschläge kräftigere Unterstützung gefunden haben, welche überdies auch theilweise dadurch neutralisirt wurden, daß die binnenländischen deutschen Regierungen sich der Bildung von Filial-Comités, deren einzige Aufgabe die Verbreitung wahrheitsgemäßer Auskunft, keineswegs aber irgend eine Anregung zur Auswanderung gewesen ist, widersetzten, während die meisten dieser Regierungen jetzt schon zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß nicht nur Vereine zum Zwecke der Nachweisung und Auskunft, sondern selbst Vereine zur Regulirung und Erleichterung der Auswanderung nützlich, sogar nothwendig sind.

Doch mit dem Allen wird kein folgenreiches, das ganze Emigrations- und Colonisationswesen umfassendes Resultat erzielt, dies kann nur geschehen, wenn ganz Deutschland die Sache wirklich als eine National-Angelegenheit

auffaßt und in thatkräftiger Uebereinstimmung als solche behandelt. Um dahin zu gelangen, scheint mir der von mir bezeichnete Richtweg ein rechter, unter den obwaltenden socialen und politischen Umständen vielleicht der einzig rechte.

Wie meine Idee verwirklicht werden könne, darüber will ich mich kürzlich aussprechen.

Es kommt zunächst auf Vereinbarung über den Ort der vorgeschlagenen Konferenz an. Dieser Beschluß kann nur im Gefolge vielfacher Besprechungen in den Zeitschriften zu Stande kommen, und diese Besprechung wird füglich in der erfolgreichsten Weise und am schnellsten dadurch veranlaßt werden, wenn besonders an den Orten, welche ein spezielles Interesse dabei haben, daß die Zusammenkunft in ihren Mauern stattfinde, und auch anderwärts, wo Theilnahme für den menschenfreundlichen Zweck rege ist, zunächst Lokal-Vereine sich bilden, welche das erste Erforderniß, einige Geldmittel zur Bestreitung der Kosten der Besprechung in den Blättern, aufbringen; denn ohne Geldaufwand wird eine Diskussion selbst der für das Nationalwohl ersprießlichsten Sache nicht in wünschenswerther Ausdehnung stattfinden können, indem die Erfahrung, welche auch hier in Berlin ziemlich nahe liegt, lehrt, daß gewisse vielverbreitete, daher nicht zu umgehende Journale nur für Geld ihre Kolumnen öffnen, sollte es sich auch um die wichtigsten allgemeinen oder das Wohl vieler tausend Individuen berührenden Angelegenheiten handeln; manche Zeitschriften allerdings zeichnen sich durch Bereitwilligkeit zur Mitwirkung für gemeinnützige Zwecke aus, was zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt bleiben darf. Ich selbst kann in dieser Hinsicht vor Vielen aus Erfahrung sprechen, indem ich im vorigen Jahre, blos um unvernünftige und unrechtliche Unternehmungen in Sachen der Auswanderung zu vereiteln, mehr an Geld habe aufwenden müssen, als die Ausgaben zu meiner und meiner Familie Erholung und Vergnügung im Laufe des ganzen Jahres betragen haben; und dennoch hat dieser Aufwand nicht ausgereicht, eine so ausgedehnte Mitwirkung der Presse hervorrufen zu können, um manche der vorausgesehenen Uebel noch in Zeiten verhindern zu können.

Hat die Besprechung in den Zeitungen endlich zu einer Vereinbarung über den Ort der Zusammenkunft geführt, so würde es zur weiteren Förderung der Sache ersprießlich und zum Theil nothwendig seyn, daß aus den alsdann verbliebenen Beständen der einzelnen Vereine durch Zusammenwerfen ein Fonds gebildet würde, aus dem die weiter nothwendig werdenden Ausgaben für Publicationen, Lokalitäten u. s. w. bestritten werden könnten.

Meiner Ansicht nach, sollte das Mitgefühl in dieser Sache von Jedem, der es vermag, nach Vermögen durch einen Geldbeitrag bethätigt werden, indem es mir scheinen will, daß aus Mangel an reellen Beiträgen in Deutschland gar manches Gemeinnützige nur unvollkommen oder gar nicht hat ins Leben treten können.

Schließlich will ich mir nur noch einige Andeutungen erlauben, welche, wie ich wünsche und auch hoffe, dazu beitragen werden, die an manchen Orten sichtbar gewordene Antipathie gegen die Auswanderung mit derselben zu versöhnen.

Bei dem jetzt erweiterten Gesichtskreise der Ansichten in Bezug auf Handel wird es wohl überflüssig seyn, die Meinung widerlegen zu wollen, daß durch die von den Emigranten mitgeführten Kapitalien dem Vaterlande ein wesentlicher nachhaltiger Verlust entstehe; da man schon zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß baares Geld beziehungsweise nicht ein selbständiger Werth, sondern nur Werthzeichen, also durch vervielfältigte Arbeit und Production ersetzbar ist, wobei nicht zu übersehen ist, daß unter ungünstigen Verhältnissen der Mensch nicht den vollen in seiner Capacität schlummernden Werth durch Arbeit darstellen kann, unter Umständen es daher für das Vaterland sogar ein Gewinn seyn kann, wenn durch Ableitung der Ueberfüllung auf vorher den obwaltenden Verhältnissen nach zu dicht besetzten Stellen freierer Raum geschaffen wird, auf dem die Hinterbliebenen jetzt weniger behindert sich bewegen, ihre Arbeit und Production höher verwerthen, also das National-Vermögen vermehren und so den Verlust des ausgeführten Baar-Kapitals ersetzen.

Ferner ist wohl zu berücksichtigen, daß selbst ein und zwar sehr namhafter Theil der Kapitalien der Auswanderer (durchschnittlich wohl ⅕) baar im Vaterlande zurückbleibt für Zehrung auf der Reise im Lande selbst, in Beschaffung der Artikel, mit denen sie sich für das Ausland versehen, vornehmlich aber für Passage, welche der vaterländischen Rhederei zu gute kommt. Endlich, und das ist das Wichtigste, die Transportschiffe nehmen als Rückfracht Waaren der Länder, wohin die Auswanderung gegangen, zurück; sie führen also dem Vaterlande Werthe zu, Handel und Rhederei werden belebt, und unter keiner Bedingung kann geleugnet werden, daß die Auswanderung zu einträglichen merkantilischen Anknüpfungen Anlaß gegeben und überhaupt einen lebhafteren, nachhaltigen Verkehr mit den transatlantischen Ländern vermittelt hat und ferner in einem unabsehbar größeren Maßstabe zu vermitteln berufen ist.

Was den seiner Zeit so sehr hervorgehobenen Verlust an Menschen betrifft, so wird jede Besorgniß eines nachtheiligen Einflusses der Auswanderung auf Zunahme der Population durch Hinblick auf die Zahl der Auswandernden und den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle widerlegt. — In Ansehung des scheinbar gewichtigeren Bedenkens, daß ein übergroßes Maß von Intelligenz und Arbeitskraft dem Vaterlande entführt werde, so ist vor allen Dingen zu erwägen, daß der Abfluß dieser Kräfte unmöglich dem Gemeinwesen schädlich seyn kann, weil dieser Abfluß der sichere Beweis vom Ueberflusse ist; der Abgang dieser tüchtigen Menschen, für die das Feld ihrer Thätigkeit zu beschränkt war, wird sofort ersetzt durch nicht minder Tüchtige.

In weitere Einzelnheiten einzugehen, würde für den gegenwärtigen Zweck nicht am Orte seyn; ich kann nur nicht unterlassen, die freudige Erwartung auszusprechen, daß in nicht gar langer Frist der Auswanderungsfrage alle Seiten abgewonnen seyn werden. Die literarische und publizistische Besprechung hat diesen Gegenstand bereits nach vielen Richtungen hin beleuchtet, und es ist als ein Zeichen der Zeit zu erachten, daß auf der ersten der deutschen Universitäten schon ein Kursus „über Auswanderung“ angekündigt ist, und zwar von einem berühmten Gelehrten, welcher zugleich Chef des Preuß. Staats-Instituts für Statistik ist, für dessen von hohem umfassenden Standpunkte aus aufgenommene Ansichten bereits von ihm ein Pfand gegeben worden ist in einer tief in den Stoff eindringenden Schrift, welche um so erfreulicheren Eindruck hervorruft, als darin Belege dafür gegeben werden, daß die Auswanderung namentlich für den preußischen Staat, der bis zum Jahre 1846 dieselbe ignorirt hat, in national-ökonomischer Hinsicht nicht nachtheilig, beziehungsweise unter Umständen sogar wohlthätig seyn könne.

J. J. S.

• • •

Es dürfte hier wohl nicht am unrechten Orte seyn, an einen Plan zu erinnern, der vor fünf Jahren in Hamburg entworfen wurde, daselbst eine „Auswanderungs-Gesellschaft“ zu begründen, zu welchem Zwecke auf Veranlassung des Herrn Dr. C. W. Asher (damaligen Kriminal-Instructionsrichters und jetzigen Direktors der Berlin-Hamburger Eisenbahn) eine Anzahl der angesehensten Männer dort zusammentrat. Die bald darauf ausgebrochene große Feuersbrunst der Stadt hat zwar damals die Aufmerksamkeit von diesem Plane abgelenkt, doch verdient er um so mehr wieder in Erwägung gezogen zu werden, als sich seitdem die Nothstände der deutschen Auswanderer noch vermehrt haben und es überdies von dem Plane ausdrücklich ausgesprochen ist, daß es im Zwecke der projektirten Gesellschaft keineswegs liege, zur Auswanderung aufzumuntern.

Plan der Auswanderungs-Gesellschaft in Hamburg.

I. Zweck der Auswanderungs-Gesellschaft ist: die in Hamburg vorhandenen oder herbeizuschaffenden Mittel zu konzentriren, um denjenigen ihrer deutschen Mitbrüder, welche in fremde Welttheile auszuwandern vorhaben, die möglichst beste und vollständigste Belehrung über Alles, was ihnen in Bezug auf ihre Absichten zu wissen nothwendig und wünschenswerth ist, zugänglich zu machen, ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich der zur Zeit zweckmäßigsten und billigsten Ueberfahrtsweise zu bedienen, und sie, so weit thunlich, mit Anweisungen für ihr Verhalten in der neuen Heimat, namentlich bei der Ankunft daselbst, zu versehen.

II. Aufmunterung zum Auswandern liegt nicht im Zwecke der Gesellschaft, und Alles, was die Lust dazu zu fördern dient, ist von ihrem Plan ausgeschlossen; deshalb gewährt sie

a) keine materielle Unterstützung zur Bestreitung der Reisekosten und anderer Bedürfnisse,
b) keine Verpflegungen irgend einer Art auf der Reise, von welcher Regel sie nur unter ganz besonderen Umständen abweichen zu dürfen sich vorbehält, die Regel selbst dagegen möglichst festzuhalten suchen wird.

III. Recht eigentlich in ihrem Zwecke und ihrer Absicht liegt es, betrügerischen, auf rücksichtslose Gewinnsucht gebauten Umtrieben, durch welche Auswanderer so häufig hintergangen werden, entgegenzutreten.

IV. Zur Erreichung ihrer Absicht hält sie es für ein wesentliches Erforderniß, daß der deutsche Inländer, welcher auszuwandern beabsichtigt, die ebengedachte Belehrung empfangen könne, noch bevor er einen Schritt thue, der ihn aus seinen bisherigen Verhältnissen herausreiße oder ihn wesentlich darin störe.

V. Als vorzüglichstes Mittel hierfür erscheint ihr die Bildung von Vereinen an denjenigen Punkten im Inlande, an welchen vornehmlich die Auswanderungen stattfinden. Diese Vereine würden auf der einen Seite mit der hiesigen Gesellschaft in steter Verbindung stehen, um Alles, was dieselbe Wissenswerthes herbeischafft, von ihr zu empfangen; auf der anderen Seite dem Inländer, der sich zu belehren wünscht, entweder unmittelbar, oder durch seine Ortsbehörde, durch seinen Pfarrer 2c. zugänglich seyn.

VI. Die hiesige Auswanderungs-Gesellschaft konstituirt sich in folgender Weise:

A. General-Direction.

1) Ein General-Direktor.
2) Ein General-Secretair.
3) Ein Kassirer.

B. Spezial-Direction.

1) Korresfondenz
   a) mit dem Auslande,
   b) mit den inländischen Vereinen; eine jede aus einem Direktor mit einem oder zwei Secretairen bestehend.

Die erstere würde eine regelmäßige Korrespondenz mit der deutschen Auswanderer-Gesellschaft in New-York, mit den englischen Colonisations-Gesellschaften, mit den deutschen Konsuln an überseeischen Plätzen 2c. zu unterhalten haben, um eine möglichst richtige Uebersicht der Verhältnisse, wie der deutsche Einwanderer sie an den verschiedenen Plätzen antreffen würde, zu gewinnen. Es wird dabei vorzüglich darauf zu achten seyn, daß die Vielfältigkeit und Vielseitigkeit der Nachrichten eine gegenseitige Ergänzung und Berichtigung derselben herbeiführe.

Die zweite hat die doppelte Aufgabe: 1) die Anfragen der inländischen

nahm auch seine Willkür zu; weshalb man das Mißbehagen über viele seiner Gewaltmaßregeln, z. B. über den eigenmächtigen Verkauf von Staats- und Tempelgütern, um durch die daraus gelösten Summen seine Anhänger zu bereichern, u. s. w., nur in Privatzirkeln und anonymen Broschüren zu äußern wagte — ein sicheres Zeichen, daß das freie Wort vor der Verfolgung des Machthabers schon nicht mehr sicher zu seyn glaubte. Als aber einmal der Druck der Gewalt auf dem Worte lastete, so erzog dieselbe meist nur entweder Sklaven — insofern der Gedanke zaghaft sich ergab, oder Spötter — insofern er blos aus dem Versteck heraus zu plänkeln wagte, oder endlich Heuchler — insofern die Gesinnung sich verstellte und, um befreundet zu erscheinen, der Kleidung und der Waffen des Gegners sich bediente; der Helden und Märtyrer der freien Ueberzeugung, die fest, offen und ehrlich ausharren, sind in so drangvollen Zeiten stets nur wenige. So lange Cäsar dem Freimuth und selbst dem Muthwillen des Worts Spielraum gelassen, so lange vergriff sich auch Niemand an dem Bestehenden oder an seiner Person. Aber jene spätere, willkürliche Beschränkung der Gedankenfreiheit regte, wie Dio ausdrücklich bezeugt, die öffentliche Meinung entschieden und dauernd wider ihn auf. Cäsar merkte die Symptome der Unzufriedenheit wohl, aber er wiegte sich so selbstgefällig in den Traum der Sicherheit, daß ihn endlich der Dolch der Verschworenen daraus erwecken mußte.

Augustus nahm in den meisten Stücken den Cäsar zum Muster; nur durch größere Vorsicht und — trotz aller Härte des Gemüths — durch besseren Willen wich er von seinem Meister ab. Um die Alleinherrschaft sicher zu begründen, mußte er den republikanischen Anschauungen, überhaupt allen Parteirichtungen gegenüber mit möglichster Schonung zu Werke gehen. Er löste deshalb auch die drückenden Fesseln, welche in Cäsar's letzter Zeit und unter dem Triumvirate auf Rede und Schrift gelastet. Das Wort sollte gänzlich frei seyn, sowohl der Sache wie der Person gegenüber. Dies beweisen mannigfache Thatsachen. So hatte Livius in seinem Geschichtswerk den Pompejus mit so großen Lobsprüchen überhäuft, daß Augustus ihn den Pompejaner nannte, ohne daß dadurch ihre Freundschaft Abbruch erlitt. Ungestraft widmete Asinius Pollio dem Cassius und Brutus in seiner Geschichte ein ruhmvolles Andenken, ungestraft pries Messala Corvinus den Cassius als seinen Feldherrn und nannte Cremutius Cordus den Brutus den letzten der Römer. Dieselbe Gelassenheit bewahrte Augustus auch dem Spott gegenüber, der, im Wesen mit den bildlichen Karikaturen der modernen Zeit vergleichbar, im Gewande des Volkswitzes und der Satire sein Thun und Treiben bekrittelte und, wie zu allen Zeiten, von der Menge begierig erhascht ward, nicht sowohl aus Gehässigkeit, als vielmehr im Hange nach Unterhaltung und froher Laune in Ermangelung ernster politischer Thätigkeit. Wo er aber etwas dagegen unternahm, da geschah es nicht im Wege der Verfolgung, sondern der Rechtfertigung. So widersprach er einmal einer gewissen boshaften und übermüthigen Spöttelei in einem Edikte. Auch er widerlegte also Worte nur durch Worte. Diese Abwesenheit alles Gedankenzwanges dauerte durch volle 38 Jahr seiner Alleinherrschaft. Erst seit dem Jahre 8 nach Chr. fand eine Umwandlung der Dinge statt, die sich besonders in den ersten Rede- und Schriftprozessen, den ersten literarischen Verboten und dem ersten, freilich noch sehr unentwickelten Keimen einer präventiven Censur ankündigte. Die Sinnesänderung des Augustus wurde in Folge einer wachsenden Mißstimmung und Gereiztheit herbeigeführt, in die der alternde Fürst durch die Angriffe und Verleumdungen, theils gegen seine eigene, theils gegen andere ihm nahe stehenden Personen, versetzt wurde. Die Veranlassung erzählt Suetou etwa folgendermaßen: Einst wurden Schmähschriften über Augustus in der Curie verbreitet; dieser hielt sie zwar keiner Beachtung und Widerlegung werth, forschte auch nicht einmal den Verfassern nach, gab aber seine Meinung dahin ab, daß künftighin eine gerichtliche Untersuchung über diejenigen eingeleitet werden solle, die Schmähschriften oder Spottgedichte auf irgend Jemand unter fremden Namen herausgeben würden. Dieser Entschluß kam nun wirklich zur Ausführung, und zwar unter Anwendung des Majestäts-Gesetzes der Republik, indem dessen Wirkung, die bisher nur auf Thaten sich erstreckt, nunmehr zum ersten Male auch auf Worte ausgedehnt ward. Daher sagt Tacitus: „Augustus war der Erste, welcher unter dem Vorwande jenes Gesetzes Untersuchung wider Schmähschriften verhängte." Uebrigens war der damalige Begriff einer Schmähschrift ein sehr weiter, insofern er überhaupt die oppositionelle Publizistik bitteren Inhalts bezeichnete, gleichviel ob der Angriff mehr die Personen oder die Verhältnisse traf. Der erste Majestäts-Prozeß war gegen Cassius Severus gerichtet, den berühmten, aber leidenschaftlich bitteren Redner, in dessen Reden wie sein Charakter sich der Schmerz und die Trauer über den Umsturz der Republik gleichsam verkörperte. Dieser Mann nun, dessen Daseyn eine Unmöglichkeit war ohne offenen Krieg mit den vorhandenen Zuständen und Personen, hatte auch außerhalb des Forums seine Angriffe geordnet und in Flugschriften gegen hochstehende Männer und Frauen seinem Zorn freien Lauf gelassen. Der Senat, vor dem, als oberstem Kriminal-Gerichtshof der Monarchie, die von Augustus anbefohlene Untersuchung geführt wurde, verurtheilte den Angeklagten zur Verbannung nach Kreta und verordnete die Vernichtung seiner Schriften. Außer dieser Verbannung, so wie außer der des Dichters Ovid nach Tomi, erwähnt Dio noch mehrerer durch Augustus angestellter Untersuchungen gegen verschiedene Schmähschriften; einige Verfasser wurden mit Strafen belegt und die Schriften derselben unterdrückt, d. h. konfiszirt und verbrannt.

Indessen ist nicht zu verkennen, daß Augustus, indem er die Freiheit der Gedankenmittheilung beschränkte, doch Besonnenheit genug behielt, um nicht in jenes Extrem zu gerathen, das unter seinen Nachfolgern die Majestäts-Prozesse in die scheußlichste Gedankentyrannei ausarten ließ und den Sen zu einer Sklaven-Versammlung machte. Der Sklavensinn kam erst mit d Furcht, die Furcht aber mit dem versteckten Terrorismus, in welchem sch Tiberius eine so meisterhafte Virtuosität entfaltete. Augustus war kein Te rorist: da er jedoch eine wahrhafte Alleinherrschaft zu begründen entschlos war, so wollte er vor Allem Nichts geflissentlich laut werden lassen, was sein fürstliches Ansehen irgend wie blosstellen konnte. So kam es denn vom bloßen Repressivverfahren, wie im Prozeß gegen die Schmähschriften, bald zu wirklichen literarischen Verboten, und zwar zuerst auf dem Felde der Journalistik. (Schluß folgt.)

Deutsche Auswanderung.

II. Der Vorschlag einer deutschen Versammlung zur wissenschaftlichen Erörterung der Auswanderungs- und Colonisationsfragen.

Vom Kaiserl. Brasil. General-Konsul J. J. Sturz.

Neulich ist die Aufforderung zu einem allgemeinen Kongresse zur Beleuchtung und unparteiischen Erforschung aller Auswanderungs-Verhältnisse und der darauf bezüglichen Pläne veröffentlicht worden. Da dieser Vorschlag nicht unbeachtet geblieben, vielmehr in die bedeutendsten Zeitschriften Deutschlands übergegangen und von mehreren beifällig besprochen und dessen Verwirklichung befürwortet worden ist, so nehme ich keinen Anstand, mich als Urheber desselben und den Verfasser der ursprünglichen Veröffentlichung zu bekennen.

Wenn der Menschenfreund, welcher aus Mitgefühl für die Scheidenden zur Linderung menschlicher Leiden und zur Verhütung drohenden Unheils beizutragen strebt; wenn der Staatsmann, befähigt aus dem höheren Standpunkte der Wissenschaft und der Erfahrung die große Angelegenheit der Nation und der Zeit aufzufassen; wenn im Fremdhandel wohl erfahrene Kaufleute, welche die kommerzielle Bedeutung der Auswanderung zu würdigen vermögen und, unbeschadet ihrer individuellen humanen Bestrebung, die Emigration als ein kräftiges Agens anerkennen, durch welches der Rhederei und dem Handel gleichmäßig durch Hin- und Rückfracht vortheilhafte Thätigkeit vermittelt wird (indem allerdings die Emigranten-Beförderung schon die Hauptfracht nach allen Theilen Amerika's bildet und solche Ausfracht eine billige Heimfracht, also die Konkurrenz mit fremder auf andere Weise mehr begünstigter Rhederei möglich macht); wenn Geographen, Aerzte, Naturkundige, wenn mit den zu Zielpunkten vorgeschlagenen Ländern durch eigene Anschauung wohl vertraute Männer, wenn dazu dort Ansässige oder von dorther Zurückgekehrte, Solche nicht ausgeschlossen, die in unzufriedener Stimmung wiedergekommen sind, — wenn alle diese Repräsentanten verschiedener Ansichten und Tendenzen in öffentlicher, durch Besprechung der Presse ergänzter Diskussion ihre Meinungen und Erfahrungen zusammentragen, dann wird unfehlbar die volle Wahrheit über Alles ermittelt werden, und das Ergebniß wird ein hohes allgemein gültiges Grundprinzip seyn, auf welchem alsdann endlich ein System der Auswanderung und Colonisation erbaut werden wird. Aus dem klar herausgestellten, zum vollen Bewußtseyn von Zweck und Mitteln ausgebildeten Verständniß wird eine energische, planmäßige Wirksamkeit hervorgehen, auf allen Punkten des Vaterlandes werden, in Folge der Beistimmung, vereinbarte Kräfte sich darbieten, und diese werden im Hinstreben auf ein einiges Ziel als konsolidirte Kraft zusammenwirken; es werden fortan Mittel und Wege zur Erzielung großer, schöner und wohlthätiger Resultate nicht mehr mangeln.

Dies meine Idee und mein Ziel. —

Allerdings sind schon manche Vereine zu ähnlichen Zwecken gebildet worden, sie konnten aber nicht zu erheblichen Erfolgen gelangen, vermöge ihrer Vereinzelung der Nation gegenüber, und überdies wurde ihr Bestreben nur zu oft vereitelt durch Lauheit, durch äußeren Einfluß und durch den Mangel an eigener Anschauung der fraglichen Zielpunkte bei den betheiligten Dirigenten der Unternehmungen. Im vergangenen Jahre namentlich ist manche schätzbare Bemühung sichtbar geworden, um in Hinsicht auf Ordnung und Rechtlichkeit einen besseren Gang in die Auswanderungssache zu bringen; vornehmlich hat sich ein edler Wetteifer in den Kaufmannschaften von Hamburg, Bremen und Antwerpen entwickelt, um wenigstens den Emigranten solche Garantieen zu verschaffen, über welche ihre Häfen und örtliche Legislation Gebot hatten. An Motiven hierzu hat es freilich nicht gemangelt. Viel hat Deutschlands und zumal Hamburgs Handel dadurch verloren, daß nicht schon vor nun 10 Jahren die von unserem geehrten Mitbürger, Herrn Dr. Asher, gemachten Vorschläge kräftigere Unterstützung gefunden haben, welche überdies auch theilweise dadurch neutralisirt wurden, daß die binnenländischen deutschen Regierungen sich der Bildung von Filial-Comités, deren einzige Aufgabe die Verbreitung wahrheitsgemäßer Auskunft, keineswegs aber irgend eine Anregung zur Auswanderung gewesen ist, widersetzten, während die meisten dieser Regierungen jetzt schon zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß nicht nur Vereine zum Zwecke der Nachweisung und Auskunft, sondern selbst Vereine zur Regulirung und Erleichterung der Auswanderung nützlich, sogar nothwendig sind.

Doch mit dem Allen wird kein folgenreiches, das ganze Emigrations- und Colonisationswesen umfassendes Resultat erzielt, dies kann nur geschehen, wenn ganz Deutschland die Sache wirklich als eine National-Angelegenheit

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Sonnabend den 24. April 1847.

Frankreich.

Pierre Amédée Jaubert.

In den letzten Tagen des ersten Monats dieses Jahres haben Frankreich und die gelehrte Welt einen Mann, der auf eine seltene, wenn auch geräuschlose Weise die Achtung der Wissenschaft und der Gesellschaft genoß, im kaum betretenen Greisenalter durch den Tod verloren. Amédée Jaubert war einer von jenen Gelehrten und Staatsmännern, die bei der Mäßigung ihres Ehrgeizes im stillen Wirkungskreise dem Vaterlande und der Wissenschaft ohne Gepränge und Aufsehen mit um so größeren Erfolgen ihre Thätigkeit widmen, die es neidlos Anderen überlassen, durch größere Beweglichkeit, durch schlauere Benutzung der Umstände und zeitgemäßere Verwerthung des bald wahren, bald scheinbaren Verdienstes die staunenden, bewundernden oder mißgünstigen Augen der Zeitgenossen auf sich zu lenken. Er hat als Schriftsteller es vorgezogen, lieber durch wenige, aber treffliche Werke das Gebiet der Sprache und Kunde des Morgenlandes zu bereichern, als durch eine lange Reihe von Schriften sich wetteifernd neben einen de Sacy zu stellen, obgleich man von seiner gründlichen und umfassenden Kenntniß des Orients und dessen Idiome zur Erwartung einer reicheren Fruchtbarkeit berechtigt gewesen wäre; er schien sowohl in der Studirstube, wie auf und neben der Tribüne sich die Aufgabe gebildet zu haben, mehr für das praktische Leben, für die Schüler und unmittelbaren Amtsgenossen zu wirken. Bei dem folgenden biographischen Abriß liegt theilweise ein kurzer Nekrolog im Journal des Débats zu Grunde, den wir bald berichtigen, bald ergänzen und erweitern; wir sind hierzu durch schriftliche und mündliche Mittheilungen eines Pariser Freundes wohlwollend in den Stand gesetzt worden:

Pierre Amédée Jaubert ist im Jahre 1779 zu Aix in der Provence, dem Vaterlande so vieler französischen Berühmtheiten, geboren. In den ersten Jahren der Revolution studirte er die morgenländischen Sprachen zu Paris unter de Sacy, und zwar mit solcher Auszeichnung, daß er, der 18jährige Jüngling, von der Regierung im Jahre 1798 ausersehen wurde, als einer der jeunes de langues zur Gesandtschaft in Konstantinopel abzugehen. Er war in Toulon, nur auf den Befehl zur Abfahrt wartend, als man seiner Bestimmung ein viel weiteres und wichtigeres Ziel gab, indem man ihn zu einem der fünf Dolmetscher der ägyptischen Armee unter dem ersten Dolmetscher Venture machte. Die vier anderen Dolmetscher wurden jeder einem Divisions-General zugetheilt und gingen nach verschiedenen Richtungen ab; Jaubert blieb allein mit Venture im Hauptquartier zurück. Nun aber wurde Venture krank und ließ seinen jungen Gehülfen allein um die Person Bonaparte's während des Feldzuges von 1798. Jaubert versah jetzt die Stelle eines ersten Secrétaire-interprète des Obergenerals, und in dieser Eigenschaft übersetzte er dessen berühmte Proclamationen, alle Reden und Antworten, die ganze Korrespondenz mit den Häuptlingen des Landes und redigirte die Verträge, welche die Republik mit den Völkern des Libanon schloß, und die Vorschriften für die eroberten Städte. Der sanfte und heitere Charakter Jaubert's machte dem General Bonaparte seinen Umgang eben so angenehm, wie ihm seine Kenntnisse nützlich waren, und er war auch einer der wenigen Auserwählten, welche mit dem General nach Frankreich zurückkehrten. Er wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Secrétaire-interprète der Regierung und zum Professor der türkischen Sprache ernannt und ging 1802 abermals nach dem Morgenlande, als Begleiter des Obersten (jetzigen Marschalls) Sebastiani, dessen diplomatische Mission und besonders dessen offizieller Reisebericht so berühmt geworden ist, da beide stark zum Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich beigetragen haben.*) Auch im Jahre 1804 ging er wieder nach der Levante und hatte den Auftrag, in Konstantinopel, wo damals der General Brune an der Spitze der französischen Gesandtschaft stand, wegen Anerkennung der Kaiserwürde Napoleon's mit der Pforte zu unterhandeln, eine Sendung, die mit vollständigem Erfolg gekrönt wurde. Wir kommen jetzt zu der wichtigsten Epoche seines Lebens.

Zu Anfang des Jahres 1805, zur Zeit, als in Petersburg ein Vertrag zwischen Großbritanien und Rußland gegen Frankreich zum Abschlusse kam, traf ein Schreiben in Paris ein, in welchem der Schach von Persien die Freundschaft und den Beistand Napoleon's nachsuchte. So wichtig dieser Antrag auch war, so wenig konnte doch ein sofortiger Gebrauch davon gemacht werden, da der Brief, die Art seiner Beförderung und der Briefsteller in Frankreich zweideutig erschienen. Man wußte in Paris nicht einmal, wer in Persien Herr sey; man wußte auch nichts über die Hülfsquellen jenes Landes, aus welchem der Brief durch einen Armenier nach Konstantinopel gebracht wurde. Napoleon beschloß deshalb, den mit dem Orient so vertrauten Jaubert nach Persien zu senden. Frankreich konnte damals nur mit Gefahr zu Wasser einen Gesandten nach der Levante schicken, denn es war in Krieg mit England, und das mittelländische Meer war schon am Vorabend der Schlacht von Trafalgar kein Lac français mehr; Jaubert mußte über Deutschland, Ungarn und die Wallachei nach Konstantinopel gehen, und er brachte auf dieser Reise 35 Tage zu, ein Zeitraum, innerhalb dessen man jetzt fast die eine Halbkugel der Erde umreisen kann. Von hier kam er glücklich bis Bajasid. Allein der Pascha dieser Stadt ließ ihn und sein kleines Gefolge, nachdem er vieles Wohlwollen geheuchelt hatte, in der abgefeimtesten Treulosigkeit ergreifen, sie aller Kostbarkeiten, die für den persischen Schach bestimmt waren, berauben und warf ihn in ein unterirdisches Gefängniß, mit der Absicht, ihn zu tödten. Dieses tiefe, in einen Felsen der Citadelle gegrabene Gefängniß, in welches kein Licht drang und welches nichts als ein tiefes und langes Grab, ohne das geringste Hausgeräth, war, schloß sich länger als vier Monate über dem Unglücklichen, der hier nicht blos der ersten Bedürfnisse des Lebens beraubt war, sondern auch noch die ganze Zeit hindurch jeden Augenblick gewärtig seyn mußte, von ausgesandten Mördern des Pascha's erwürgt zu werden. Dabei mußte einem guten Patrioten, wie er war, noch das Herz bei dem Gedanken brechen, daß der Zweck der Reise, dessen Erreichung für sein Vaterland so folgenreich seyn müßte, nun verloren gehe! Der Pascha wagte nicht, ihn alsbald tödten zu lassen, weil er doch fürchtete, man könnte es in Konstantinopel erfahren und bestrafen. Er hielt die Gefangenschaft Jaubert's deshalb ganz geheim, ließ auch Gerüchte verbreiten, daß ein Franke in der Gegend von Erzerum erschlagen worden sey, um hierdurch die Spur von seinem Gefangenen abzuleiten und ihn dann, wenn er verschollen war, heimlich zu erwürgen. Indessen wüthete die Pest in Bajasid und raffte den feigen Pascha weg. Sein Sohn und Nachfolger erbte den Gefangenen und auch den bösen Willen, ihn zu ermorden; aber auch er erlag der Pest nach wenigen Tagen der Herrschaft. Der dritte Pascha, Oheim des Letzteren, würde wahrscheinlich das Verbrechen endlich ausgeführt haben, wäre nicht von änderer Seite her Rettung gekommen. Wie so oft edle Frauen in der Nähe eines unschuldig Gefesselten die Engel seiner Befreiung werden, so geschah es auch hier.

Der Befehlshaber der Citadelle und Kerkermeister Jaubert's war ein edler, großmüthiger und hochherziger Greis. Mahmud Aga, so hieß der Treffliche, that nicht nur alles Mögliche, seinen Gefangenen zu trösten, ihn zu pflegen und ihn durch Liebe und Theilnahme zu erfreuen, sondern widersetzte sich auch mehrmals ausdrücklichen Mordbefehlen der Pascha's. In seiner Familie war der Edelmuth nicht auf ihn allein beschränkt. Er hatte eine Verwandte um sich, Saliha, die von einem innigen Mitgefühle zu dem jungen Europäer hingezogen wurde. Oft unterhielt sie sich mit ihm an der Fallthür des Kerkers, brachte ihm Nachrichten, Erfrischungen und Hoffnungen. Eines Tages sagte sie ihm, er möge suchen, einige Zeilen an den Hof von Persien zu bringen, dieser würde ihn dann sicher reklamiren und dadurch retten. Sie verschaffte ihm Papier, und er schrieb einige Zeilen; sie nahm das Schreiben zitternd, verbarg es und versprach, es einem Perser zu übergeben, der nach seiner Heimat zurückreise. Diese mit Lebensgefahr ausgeführte Beförderung hatte den besten Erfolg. Der Brief kam in Teheran in die Hände des Schachs, welcher Offiziere nach Bajasid schickte und die Befreiung des Gesandten unter Drohungen forderte. Hätte man auch den Schach nicht gefürchtet, so war doch nun einmal kein Geheimniß mehr aus dem Verbrechen zu machen, und der Pascha mußte Jaubert ziehen lassen und ihm auch alles Geraubte zurückgeben.

(Schluß folgt.)

*) Jaubert in seiner Voyage en Arménie et en Perse widmet das Kapitel XX einer merkwürdigen Episode aus dieser Mission; er erzählt nämlich dem Prinzen Abbas Mirsa die Aufnahme, welche die französischen Abgesandten bei dem berühmten und berüchtigten Dschesar Pascha in St. Jean d'Acre fanden. Sebastiani hat durch diese Reise und noch mehr durch seine spätere Gesandtschaft in Konstantinopel einen ehrenvollen Namen in der Levante zurückgelassen, namentlich seitdem er letztere Stadt so glänzend durch Rath und That gegen die englische Flotte vertheidigte. Später freilich hat er nichts mehr gegen die Engländer vertheidigt, am wenigsten seit der Juli-Revolution, wohl aber hat er mit Geschicklichkeit und Hingebung Manches gegen die Franzosen vertheidigt. Der Sieg der Corruption im Innern und die herabwürdigenden Blößen nach außen sind zum großen Theile das Werk Sebastiani's. Für seine Person ist er uneigennützig.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

III. Historische Uebersicht über die Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.

(Schluß.)

Auf Veranlassung Cäsar's war während seines ersten Konsulats die Herausgabe einer Senatszeitung (Acta senatus), zum Behuf einer vollständigen Veröffentlichung der Senatsverhandlungen, angeordnet worden. Die Protokollirung derselben wurde nun zwar nicht unterbrochen, die Veröffentlichung derselben aber durch Augustus verboten und so die Zeitung unterdrückt, weil er fürchtete, seine Macht könnte durch deren Inhalt zuweilen kompromittirt werden. Das Publikum mußte sich nunmehr mit sehr dürftigen und zahmen Auszügen begnügen, die in die täglich erscheinende Staatszeitung (Acta populi) eingerückt wurden. Die Unterdrückung der Senatszeitung war also in der That ein kluges Mittel des Absolutismus und ein fruchtbringender Keim mittelbaren Gedankenzwanges. Denn dem Senate selbst wurde mit der Oeffentlichkeit der mächtigste Sporn zum Freimuth entzogen, das Volk aber von dem Lesen politischer Verhandlungen und somit von der Theilnahme an der Politik und den Interessen des Staates entwöhnt. Es war der erste Versuch der römischen Monarchie, sich in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen, so wie denn auch damals schon der Grund zur Geheimnißkrämerei der fürstlichen Archive gelegt ward, insofern Augustus die Bekanntmachung vieler vom Julius Cäsar hinterlassenen Papiere untersagte. Das erste wirkliche Bücherverbot war dasjenige, das die Werke des Geschichtsschreibers Titus Labienus betraf, in dem eben so wie im Cassius Severus der republikanische Oppositionsgeist gährte, weshalb sie auch Beide befreundet waren. Der Stil, dessen sich Labienus in seiner „Zeitgeschichte" bediente, verband mit der Farbe der älteren Beredsamkeit die Kraft der neueren. „Gegen ihn", sagt nun Seneka, „wurde zuerst eine neue Art von Sühne ausfindig gemacht. Seine Feinde nämlich brachten es dahin, daß alle seine Schriften verbrannt wurden. Das Neue und Ungewohnte dieser Thatsache war, daß man Todesstrafen an Werken der Wissenschaft vollzog. Welch' ein Glück für Alle, daß diese erfinderische Grausamkeit in Straferkenntnissen nicht eher ausgeklügelt ward, als nach Cicero! Die Götter haben es insofern besser gewandt, als diese Hinrichtungen der Geister erst in einem Zeitalter begannen, als auch von selber schon die Geister verschwanden." Labienus ertrug übrigens diese Schmach nicht; er wollte die Früchte seines Geistes nicht überleben. So ließ er sich in das Grabmal seiner Ahnen tragen und starb darin einen freiwilligen Hungertod. Cassius Severus aber, sein vertrauter Freund, that den eben so bitteren als geistreichen Ausspruch: „Nun muß auch ich lebend verbrannt werden, denn ich habe jene Schriften auswendig gelernt." Denn schon seit Augustus her ward die Unterdrückung und das Verbot eines Buches sinnlich durch ein Autodafé desselben dargestellt. Nichtsdestoweniger verfehlten die Bücherverbote ihren Zweck. Die unterdrückten Schriften wurden — wie das bei vielen tausend Exemplaren nicht anders möglich ist — heimlich erhalten und eifriger gelesen als zuvor. Auch wurde, was die Willkür der einen Regierung verordnet, durch die andere wieder aufgehoben. So wurden denn auch die Werke des Labienus, des Cassius Severus und des Cremutius Cordus von Caligula wieder erlaubt und herausgegeben. „Um so mehr", sagt daher Tacitus, „mag man die Thorheit derer belächeln, die durch ihre Gewalt in der Gegenwart auch das Andenken der Nachwelt vertilgen zu können wähnen. Vielmehr steht es fest, daß die Verfolgung der Geister deren Ansehen erhöht. Auch haben auswärtige Könige, oder wer sonst eine solche Verfolgung geübt, nichts Anderes dadurch bewirkt, als daß sie sich selber Schmach, den Verfolgten aber Ruhm bereiteten." In Bezug auf die spätere Herausgabe der unter Nero verbotenen Schriften des Vejento sagt Tacitus sehr treffend: „So lange ihre Anschaffung mit Gefahr verbunden war, wurden sie eifrig gelesen; durch die Erlaubniß, sie zu besitzen, geriethen sie bald in Vergessenheit."

Wir haben schon oben von dem Keim einer präventiven Censur gesprochen, die sich in der Redaction der römischen Staatszeitung (Acta populi Romani diurna), als früheren Organs des souverainen Volks zu den Zeiten der Republik, zu erkennen gab. Unter dem Prinzipat blieb sie zwar bestehen, aber der Einfluß der Regierung erstreckte sich nicht nur auf ihre Farbe und Richtung im Allgemeinen, sondern auch unmittelbar auf den Stoff selbst. Denn Dio benachrichtigt uns ausdrücklich, daß „der Hof Dies oder Jenes einzurücken befahl oder verbot." Zwar mußten die freisinnigen Anfänge eines Tiberius, Caligula, Nero eine gewisse Rückwirkung üben und einen Schimmer von Freimuth auch in der Staatszeitung hervorrufen, der jedoch bald mit dem aufrichtigen oder erheuchelten Freisinn der Herrscher selbst erlosch. Und so kam es denn, daß, während früher die Bürgerschaft darin Berichte über ihre eigenen Interessen und Thaten, über die Verhandlungen und Beschlüsse der Volksversammlungen gelesen, jetzt nur lange Beschreibungen von Hoffestlichkeiten, von Aufwartungen, die etwa in den Gemächern der Livia oder der Agrippina stattgefunden, von Schauspielen, Gladiatorenkämpfen und Hinrichtungen gefunden wurden; wozu noch eine Menge Heirats-, Geburts- und Todes-Anzeigen, Berichte über den Fortgang der kaiserlichen Prachtbauten und allerlei wundersame Anekdoten von Hundetreue und Frömmigkeit, von Prozessionen und Naturereignissen und was sonst unschädlich dünkte, hinzukamen. — Als die gesetzgebenden und die Wahl-Comitien des Volkes, die schon unter Cäsar und Augustus ihre wesentliche Bedeutung eingebüßt, seit Tiberius auch formell bedeutungslos wurden, bildeten die spärlichen, kurzen und farblosen Auszüge aus den Sitzungsprotokollen des Senats die einzigen politischen Mittheilungen; aber auch diese letzteren waren, da ja in der sklavischen Atmosphäre der Kurie nur selten ein freier Athemzug wehte, von keinem erheblichen Interesse, vielmehr nur Belege der empörendsten Erniedrigung unter das Joch des Despotismus. Denn welcher Wohlgesinnte hätte vermocht, es ohne Aergerniß und ohne den tiefsten Unwillen zu lesen, wenn der Senat, dies erhabene Institut der freien Vorzeit, in wetteifernden heuchlerischen Floskeln die Thorheiten des Herrschers als Weisheit, dessen Anmaßungen als Gnade, dessen Willkür als Gerechtigkeit, dessen Tyrannei als himmlische Milde pries; wenn er in seiner Eigenschaft als Kriminalgerichtshof aus knechtischer Furcht Unschuldige für Verbrecher und Verbrecher für unschuldig erklärte; oder wenn er für des Fürsten glücklich vollbrachte Schandthaten ewige Dankfeste und göttliche Ehren beschloß. Wofern aber auch endlich einmal eine freimüthige Stimme in der Kurie sich vernehmen ließ, so fand sie doch meist keine Verbreitung durch die Staatszeitung, als welche nach den herrschenden Regierungsgrundsätzen die freisinnigen Aeußerungen mehr oder minder vermeiden mußte. Als daher unter Nero der einzig freimüthige Senator, Pätus Thrasea, dessen Ruf allen Hemmungen zum Trotz die Welt durchflog, in dem Bewußtseyn einer ohnmächtigen Opposition sich von der Kurie endlich ganz entfernt hielt: da las man, heißt es, überall in den Provinzen und bei den Heeren die Zeitung mit größerem Eifer, nur um zu erfahren, was von Thrasea nicht gethan sey. Denn es war ein Trost der Besseren, nun bei jedem Bericht eines schmachvollen Senatsbeschlusses sich sagen zu können, daß wenigstens der Beste von Allen keinen Theil daran habe, während man zuvor darüber ungewiß seyn konnte, weil, wenn auch Thrasea zu opponiren gewagt, seine Opposition doch keine Stätte in den offiziellen Artikeln der Zeitung gefunden hatte. Eine solche Beaufsichtigung aber der öffentlichen Mittheilungen kam in der That dem Wesen der präventiven Censur ziemlich nahe, wenn dieselbe auch nicht in der heute gebräuchlichen Form geübt ward.

Unter Tiberius, Caligula und Nero artete übrigens der Gedankenzwang in eine Art von wahnwitzigem Uebermuth aus. Caligula besonders war stark in der Auffindung von Majestätsbeleidigungen durch Worte. Wer es wagte, von seinen Thaten und Vergnügungen, etwa von seinen nichtsnutzigen und verwerflichen Fechterspielen übel zu sprechen, der lief Gefahr, gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Strafarbeit in Bergwerken oder beim Straßenbau verurtheilt zu werden, wofern der Kaiser es nicht vorzog, einem Kampf mit wilden Thieren zuzuschauen, an dem dann seine Beleidiger thätigen Antheil nehmen mußten. Als ein den Thieren vorgeworfener Ritter die Freizüngigkeit so weit trieb, daß er kämpfend schrie: „er sey unschuldig", ließ ihm Caligula sofort die Zunge ausschneiden — eine Zwangsmaßregel, „die", wie Sueton, der uns diese Anekdote mittheilt, hinzusetzt, „gegen Alle angewandt, allerdings die Redefreiheit am gründlichsten erstickt hätte." Zuletzt gerieth der Kaiser zu solchem Grade der Raserei und Eifersucht, daß er sogar die Inschriften auf den Standbildern berühmter Männer verfolgte, als seyen es Aeußerungen der Schriftfrechheit, um seinem Ruhme Abbruch zu thun. Auch ging er damit um, den Homer ganz zu vertilgen; „denn", meinte er, „warum solle es ihm nicht freistehen, was dem Plato freigestanden, der doch den Homer aus dem von ihm aufgestellten Idealstaate verbannt habe?" Ferner war er nahe daran, die Werke des Virgil und Livius aus allen Bibliotheken zu vertreiben, angeblich weil „jener ohne Talent und Gelehrsamkeit, dieser zu wortreich und ungenau sey." Glücklicherweise kamen solche Tollhaus-Ideen nicht zur Ausführung, weil er mitten in diesen heldenmüthigen Entwürfen ermordet wurde.

Jeder Julier vertrat so eine besondere Schattirung des absolutistischen Prinzips. Wenn es in August mit väterlicher Zurückhaltung und ungezwungener Mäßigung auftrat, bei Tiberius dagegen in Künstelei und Verstellung gerieth, so steigerte es sich in Caligula zum Wahnsinn, bis es endlich im Claudius in den Zustand der Lethargie und Bewußtlosigkeit verfiel. Im Nero sehen wir es sodann aus diesem Zustande wiedererwachen, um sich nunmehr, im Gegensatz zu den vier früheren Stufen, als naturwidrigen, ungeschminkten Despotismus mit bestialischer Nüchternheit zu offenbaren. Caligula und Nero sind somit die eigentlichen Heroen des Terrorismus, nur daß jener die instinktartigen Verzuckungen, dieser die kalte Selbstüberlegung des Prinzips darstellt.

Zu diesem Gipfelpunkt gelangte aber Nero, gleichwie Caligula, erst in allmäliger Verschlechterung seines Charakters. Wir nehmen in den ersten Jahren seiner Regierung nicht die geringste Spur eines Gedankenzwanges wahr. Ja es wird ausdrücklich gemeldet, er habe Vorwürfe und Beleidigungen geduldiger ertragen, als man erwartet, und sey gegen Niemanden milder verfahren, als gegen Solche, die in Redensarten oder Gedichten ihn persönlich angegriffen. Ein höchst merkwürdiger Gedanke, der damals in ihm aufstieg, war die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit, eines schrankenlosen Weltverkehrs. Er ging nämlich, wie Tacitus meldet, damit um, „die sämmtlichen Zölle im ganzen Reiche abzuschaffen und so dem Menschengeschlechte das schönste aller Geschenke zu verleihen." Die staatswirthschaftlichen Bedenken des Senats verhinderten zwar die Ausführung dieses zugleich patriotischen und kosmopolitischen Gedankens, doch hatte er wenigstens mannigfache Erleichterungen in allen Theilen des Reichs zur Folge. Diese gute Stimmung Nero's dauerte allerdings nicht lange. Nachdem er als Sänger und Schauspieler sich theils durch Furcht, theils durch bestellte Claqueurs so vielen Ruhm erworben, faßte er im 11ten Jahre seiner Regierung den Plan, die ganze römische Geschichte in Versen zu besingen. Nur darüber war er noch mit sich nicht einig, wie groß die Anzahl der Bücher werden solle. Deshalb zog er mehrere Personen zur Berathung. Als nun Einige ihm die Summe von 400 Büchern empfahlen, sagte der berühmte Stoiker Annäus Cor-

nutus, der Lehrer des Lukan und des Persius, „das wäre zu viel, da Niemand sie lesen würde, weil sie der Welt nichts nützten.“ Für dies dreiste Wort wurde er auf die Insel Gyaros deportirt, indem er nur mit genauer Noth dem Tode entging.

Ehe wir auf die Betrachtung der besseren Zeiten, welche mit Nerva begannen, übergehen, müssen wir auf einen merkwürdigen Widerspruch aufmerksam machen, der allem Gedankenzwange zu Grunde liegt. Wenn derselbe wirklich das Bestehende schützen soll, so müßte er, da dieses ein vielseitiges ist, selber nicht einseitig seyn. Im kaiserlichen Rom war der Zwang durch das monarchische Element geübt; neben den Ansprüchen des Fürsten bestanden aber, wie in allen Monarchieen, auch die Ansprüche des Volks. Wie also Recht, Sicherheit und Vortheil des Monarchen, so hätte, wenn nun einmal Rede- und Schriftzwang obwalten sollte, mit gleichem Fug durch die Handhabung desselben auch Recht, Sicherheit und Vortheil des Volkes wahrgenommen werden müssen. Dies geschah jedoch nicht. Man verfolgte, wie unter ähnlichen Umständen überall, die freisinnigen und republikanischen Aeußerungen, weil sie das Interesse der Monarchie zu verletzen schienen. Warum aber verfolgte man nicht auch die den Absolutismus und Despotismus empfehlenden Aeußerungen, die doch ihrerseits das Interesse des Volks verletzten? Das eben ist und war, abgesehen von der Verwerflichkeit, welche überhaupt der Verfolgung politischer Ansichten und wissenschaftlicher Ueberzeugungen anhaftet, das Einseitige in dem Verfahren, die Ungerechtigkei und — der Widerspruch.

Mit der Thronbesteigung Nerva's ging nun ein glücklicheres Gestirn der Menschheit auf, das in den Zeiten Trajans, Hadrians und der beiden Antonine kulminirte Nun konnte man (Plin.) „wieder denken und „reden was man wollte“, wieder lehren und schreiben, wie es „des Herzens „innerste Meinung“ eingab; nun durften alle „wissen, was sie seyn sollten und „zeigen, was sie waren.“ — Juvenal drückt sich darüber eben so aus, indem er sagt, daß ein frischer Odem der „Hoffnung die Studien beseelte“ und der „Blick sich wieder freundlich auf die Musen in Trauer“ wandte. Alle Rede- und Schriftprozesse, alle Bücherverbote hörten auf; in unumschränkter Freiheit „blühten die Wissenschaften und Künste empor und gewannen aufs neue „Geist, Leben und Heimat; den Lehrern der Beredsamkeit und Weisheit wurde „wieder Achtung und Würdigung gezollt und — was mehr als Alles sagt „— die Werke des Tacitus wurden eine Möglichkeit“ (Plin. Mart. etc). — Indessen trat die Erholung des Geistes von dem schweren Gedankenjoch nur allmälig ein. Dessen ist auch Tacitus nicht minder wie jenes großen Wechsels sich bewußt. Schmerzlich bewegt blickt er im Leben des Agricola auf die „grausame, den Tugenden feindselige Zeit“ zurück, die er selbst durchlebt. Nicht ohne Bitterkeit erinnert er daran, wie unter Domitian man nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen ihre Schriften „gewüthet“, die „Denkmäler jener herrlichen Geister“ auf den alten Versammlungsstätten des freien Volkes verbrannt habe. Dann fährt er in edlem Zorn fort: „Mit jenem „Feuer also wähnte man die Stimme des römischen Volkes, die Freiheit des „Senats und das Bewußtseyn des Menschengeschlechts zu vertilgen, nachdem „man überdies die Lehrer der Weisheit verfolgt und verjagt und jegliche „echte Kunst in die Verbannung getrieben, damit nirgends etwas Ehrenhaftes „zum Vorschein kommen könne? Wahrlich, wir haben eine großartige „Probe von Geduld gegeben, und wie die alte Zeit die Freiheit auf dem „Gipfel sah, so wir die Knechtschaft, da durch die geheimen Späherschaften „uns selbst der Verkehr des Sprechens und Hörens genommen ward. Ja „auch die Erinnerung hätten wir mit der Sprache verloren, wenn es eben so „in unserer Gewalt stände, zu vergessen als zu schweigen. Nun erst kehrt der „Muth wieder! Doch wiewohl gleich mit dem Beginn dieses glücklichen „Zeitalters Nerva die vordem unverträglichen Dinge, Fürstenmacht und Frei„heit, vereinigt hat, und wiewohl Trajan den Segen seiner Regierung täglich „erhöht, auch das öffentliche Wohl nicht mehr blos in Hoffnungen und „Wünschen besteht, sondern zur Wirklichkeit geworden ist, so geht es mit den „Heilmitteln doch immer langsamer als mit dem Uebel; und wie die Körper „langsam wachsen und rasch verdorren, so ist es auch leichter, die Geister „und die Wissenschaften zu unterdrücken, als sie ins Leben zurückzurufen.“

Wie groß aber auch die Segnungen seyn mochten, welche das zweite Jahrhundert der Kaiserherrschaft über die Welt verbreitet hat, so mußten sie doch spurlos vorübergehen, weil alle jene Freisinnigkeit und Tugend der Herrscher nur persönliche Eigenschaften blieben, nicht Attribute des Staats wurden, nicht das Getriebe desselben durchdrangen, kurz weil die Freiheit, deren die Gesammtheit genoß, nur der Kometenschweif des fürstlichen Freisinns war, nicht eine selbstlebendige organische Schöpfung, die auf eigenen Füßen ruhend und nach dem Gesetze der Natur sich entwickelnd stark genug gewesen wäre, die Persönlichkeiten zu überdauern. Als daher schon mit Commodus die Zeiten der Knechtschaft und des Geistesdruckes plötzlich und in der Vollgewalt des Schreckens wieder hereinbrachen und fortan die freidenkenden Herrscher immer seltener wurden, so erkannte man deutlich, daß jenes goldene Jahrhundert nur ein Athemschöpfen der Geschichte, eine Pause im Verfall gewesen. Nie konnte wahrhaft und dauernd die Sittlichkeit von dem Verderben und die Freiheit von dem Todesstoß genesen, den sie durch die Julier erhalten. Zu schwer athmend, um thatkräftig zu leben, und doch nicht schwer genug, um rasch zu sterben, schleppte das Römerthum noch Jahrhunderte lang ein fieches Daseyn hin, ehe das letzte Todesröcheln eintrat.

Erst der neueren Zeit, der germanischen Bildung war es vorbehalten, gesetzliche Bürgschaften zu erarbeiten, welche den Fortschritt der Freiheit unvermeidlich, den Rückschritt auf die Dauer unmöglich machen. Aber diese Arbeit ist freilich noch vieler Orten theils wenig vorgeschritten, theils wieder ins Stocken gerathen, nirgend aber schon zu Ende gediehen. Es wird nie ein Land, ein Volk, einen Staat geben, wo der wahren Freiheit zu viel herrsche; gegenwärtig giebt es keinen, wo ihrer genug sey.

• • •

Sollen wir undankbar genug seyn, unsere skizzirte Mittheilung der trefflichen Belehrungen des Verf. über jene Zustände im römischen Alterthum mit eben demselben Vorwurf zu schließen, womit wir sie begonnen haben, daß er nämlich den Begriff der Freiheit nicht richtig fasse? Wenn der Verf. die Behauptung aufstellt, es gebe gegenwärtig keinen Staat, wo der Freiheit genug sey, so geben wie dieselbe nur unter der Bedingung zu, daß das Gegentheil eben so wahr ist. In der That kann kein Staat das Ideal der Freiheit verwirklicht enthalten, weil er selbst nur die Form ist, in welcher sie erstrebt, nicht aber erreicht wird. Insofern besitzt er also nicht die ganze, absolute Freiheit, die überdies ein bloßes Abstraktum ist. Ob daraus aber nicht gerade folgt, daß er die relative Freiheit, d. h. diejenige, deren er fähig ist — allerdings unter gewissen Bedingungen — immer besitze, wollen wir den Unparteiischen zu entscheiden überlassen. Denn man mag nur nicht vergessen, daß die Fähigkeit zur Freiheit nicht allein nach der Größe der republikanischen Gesinnung Einzelner gemessen werden darf, sondern sich in der Masse des Volks selbst erzeugen muß. Sobald dies geschieht, ist nur noch die Wahl zwischen dem Nachgeben der Regierung und der Revolution. Wo aber keines von diesen beiden stattfindet, können wir auch mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß entweder jene Fähigkeit und das Bedürfniß zur höheren Freiheit im Volke noch nicht lebendig geworden ist, oder daß, wenn es lebendig geworden, ihm seitens der Regierung entgegengekommen wird, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße, als das enthusiastische Streben nach dem fernen Ideal wünschen mag. — Wenn nun aber gar, wie es doch scheint, der Verf. unserer Gegenwart einen Vorwurf daraus macht, daß „jene Arbeit noch nirgend zu Ende gediehen“ sey, so liegt darin ein völliges Verkennen des wahren Begriffs der Freiheit, die sich nur in stetem Streben, in steter Bewegung verwirklichen kann, nie — wenn auch noch so vollkommen — stabiler Zustand seyn kann.

Sr.

England.

Von London über Berlin nach Triest.

Mit Interesse haben wir in einem norddeutschen Blatte den Plan einer Abkürzung der deutschen Route für die indische Ueberlandpost gelesen. Man weiß, daß die Probereisen, die im vorigen Jahre, und zwar zum Theil in sehr ungünstiger Jahreszeit, der britische Lieutenant Waghorn von Alexandrien aus über Triest und durch die Rheingegenden nach Ostende und London gemacht, durchschnittlich eine erhebliche Zeitersparniß im Vergleiche mit der bisher durch die indische Post eingeschlagenen Route von Alexandrien über Marseille durch Frankreich nach Calais und London gewährt haben. Man reiste durchschnittlich:

von Alexandrien nach Triest	144 St.,	von Alexandrien nach Marseille	196 St.
„ Triest nach London . . .	120 „	„ Marseille nach London . . .	84 „
	264 Stunden.		280 St.

Hier ist also die deutsche Route bereits mit 16 Stunden durchschnittlich (einmal kam der Triester Courier sogar vier Tage früher als der Marseiller in London an) im Vortheil. Noch größer dürfte jedoch dieser Vorsprung werden, sobald die Eisenbahnlinie zwischen Köln und Wien über Hannover, Berlin und Breslau vollendet ist, was noch in diesem Jahre der Fall seyn wird, und zwar ist alsdann auch die Eisenbahn-Verbindung zwischen Wien und Triest mit alleiniger Ausnahme der Strecken zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag (über den Sömmering) und zwischen Laybach und Triest hergestellt, so daß sich alsdann der Weg zwischen London und Triest in 77 Stunden wird zurücklegen lassen, wodurch also für die deutsche Route eine neue Abkürzung von nicht weniger als 43 Stunden, oder im Vergleiche mit der Route über Marseille eine Ersparniß von im Ganzen 39 Stunden sich herausstellen würde. Wir lassen nachstehend die Uebersicht jener kürzeren deutschen Route folgen, wie sie sich vom Oktober 1847 ab gestalten wird, so wie zugleich die erläuternden Bemerkungen, die der Verfasser des gedachten Artikels (wie wir vernehmen, ein hoher Beamter einer mitteldeutschen Regierung) hinzugefügt hat. Im Oktober 1849, wo die Eisenbahn zwischen Dresden, Prag und Wien, so wie die zwischen Laybach und Triest, vollendet seyn wird, dürfte sich sogar die Entfernung zwischen London und Triest, da alsdann der Umweg über Berlin und Breslau wegfällt, abermals um 10—11 Stunden abkürzen.

Von London über Berlin und Wien nach Triest.

A.	1)	Von London per Eisenbahn bis Ramsgate, per Dampfschiff bis Ostende unter gewöhnlichen Umständen, als Regel		8 Stund. 30 Min.
	2)	Uebergang vom Dampfschiffe auf die Eisenbahnwagen		— „ 30 „
B.		Von Ostende bis Wien auf Eisenbahnen.		
	1)	Ostende-Köln	46 Meilen.	
	2)	Köln-Minden	35 „	
	3)	Minden-Magdeburg	30 „	
	4)	Magdeburg-Berlin-Breslau	67 „	
	5)	Breslau-Wien	61 „	
		Total	239 Meilen.	
		Fahrzeit per Meile 10 Minuten		39 „ 50 „
		Latus . .		48 Stund. 50 Min.

Transport . .	48 Stund.	30 Min.
6) Rheinübergang von Köln nach Deutz	— „	30 „
7) Uebergang vom Magdeburg-Leipziger zum Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahnhofe in Magdeburg	— „	30 „
8) Uebergang vom Berlin-Potsdam-Magdeburger zum Märkisch-Schlesischen Bahnhofe in Berlin . .	— „	45 „
Von London bis Wien . . .	50 Stund.	35 Min.

C. Von Wien bis Triest.

a. auf Eisenbahnen.

1) von Wien bis Gloggnitz	10 Meilen.
2) von Mürzzuschlag bis Laybach . . .	41 „
Total	51 „
Ueberhaupt von London bis Triest auf Eisenb.	290 Meilen.

b. auf Chausseen.

1) Von Gloggnitz nach Mürzzuschlag. (über den Sömmering)	6 Meilen
2) Von Laybach nach Triest	16 „
Total	22 Meilen.

9) Fahrzeit auf 51 Meilen Eisenbahnen à 10 Minuten	8 Stund.	30 Min.
10) Wechsel der Maschinen und Wagen, Einölen, Umladen, Einnehmen von Wasser und Cokes und sonstiger Aufenthalt auf überhaupt 290 Meilen zwischen Ostende und Triest, 1 Minute pr. Meile	4 „	50 „
11) Fahrzeit auf 22 Meilen Chausseen à 25 Minuten pr. Meile	9 „	10 „
12) Umladen zu Gloggnitz, Mürzzuschlag und Laybach, also dreimal, zu 25 Minuten	1 „	16 „
Total-Zeitbedürfniß von London bis Triest . .	74 Stund.	20 Min.
Endlich für unvorhergesehenen Aufenthalt und sonstige Verzögerungen noch hinzuzusetzen	2 „	40 „
Ueberhaupt . . .	77 Stunden.	

Bemerkungen.

1) Die in der vorstehenden Berechnung angegebenen Entfernungen auf den Eisenbahnen zwischen Ostende und Triest beruhen auf zuverlässigen Ermittelungen.

2) Für die Periode von 1847 bis 1849 muß die Route auf den vollendeten Eisenbahnen von Ostende über Berlin und Breslau nach Wien genommen werden, weil die nähere Bahn von Dresden auf Prag erst 1849 fertig seyn wird.

3) Von Wien bis Triest werden theils die fertigen Eisenbahnen, theils die Chausseen benutzt. Die fertigen Eisenbahnen zwischen Ostende und Triest betragen 1847 — 290 Meilen, die dazwischen belegene Chausseestrecke 22 Meilen.

4) Das Zeitbedürfniß für die sub 6, 7, 8 und 12 der Berechnung näher bezeichneten Uebergänge ist zureichend.

5) Auf den Eisenbahnen sollen pr. Stunde 6 Meilen zurückgelegt werden; eine Geschwindigkeit, welche gegen die Fahrten auf den englischen Bahnen, woselbst in der Stunde 8 Meilen und darüber regelmäßig durchfahren werden, bedeutend zurücksteht und derjenigen, welche auf mehreren deutschen Eisenbahnen beobachtet wird, nur gleichkommt, mithin für Extrazüge, die nicht öfter als jedesmal nach 6 bis 10 Meilen anzuhalten genöthigt sind, unbedenklich angenommen werden darf.

6) Um einzelne und geringe Aufenthalte und Verzögerungen in den Zügen auszugleichen, sind neben dem Betrage von 4 Stunden 50 Minuten für Zeitverlust beim Einnehmen des Wassers ꝛc. noch 2 Stunden 40 Minuten zur Ausgleichung hinzugefügt und wird demnach die gesammte Transportzeit zwischen London und Triest 77 Stunden betragen, wogegen die kürzeste Frist bei der bisherigen Transportreise auf Chausseen, Eisenbahnen und Flußdampfschiffen, auf der Route durch das mittlere Deutschland, nicht weniger als 96 Stunden betragen hat.

Mannigfaltiges.

— Französische Urtheile über die preußischen Toleranz-Edikte. „In Folge des Patents über die Bildung neuer Religions-Gesellschaften", sagt die in Paris erscheinende protestantische Zeitschrift Le Semeur, „ist die religiöse Freiheit in Preußen, wo es keine constitutionelle Charte giebt, viel größer, als, nach den Urtheilssprüchen des Cassationshofes, in Frankreich, wo diese Freiheit seit dem Jahre 1789 von allen Gesetzgebungen verbürgt worden." — „Als eine Anomalie erscheint es dagegen", fügt eine andere französische Zeitschrift hinzu, „daß, während allen neuen Religions-Gesellschaften, ja selbst denjenigen Personen, die von jeder bestehenden Kirche oder Sekte sich lossagen, ohne einer neuen sich anzuschließen, die volle Wohlthat des bürgerlichen Gesetzes zugesichert wird, gerade die Bekenner der ältesten von allen in Europa bestehenden Religions-Gesellschaften, nämlich die Juden, von dieser vollen Wohlthat ausgeschlossen bleiben." — Im Journal des Débats vom 16. d. M. befindet sich ein aus eben so kundiger als geistreicher Feder geflossener Artikel über die gedachten preußischen Gesetze vom 30. März d. J., worin die im Sinne der Humanität und der Freiheit abgefaßten Bestimmungen derselben mit großer Bereitwilligkeit gewürdigt und anerkannt werden.

— Jenny Lind in London. Die schwedische Nachtigall wird in diesem Augenblicke bereits in London eingetroffen seyn, wo man sie schon seit zwei Jahren mit großer Sehnsucht erwartete. Von dort aus wird sich ihr Ruf auch bald nach anderen Welttheilen verbreiten, und wir sehen sie schon mit Schätzen beladen aus Indien und aus Nord-Amerika zurückkehren. Einstweilen wird sie jedoch von diesen Schätzen schon im voraus eine bedeutende Abfindung zu zahlen haben, und zwar an den Direktor des Drurylane-Theaters, Herrn Bunn, mit welchem sie bereits früher einen Kontrakt abgeschlossen, während sie nunmehr auf der von Herrn Lumley geleiteten italiänischen Bühne (Her Majesty's Theatre) zunächst in „Robert le Diable" auftreten wird. Herr Bunn will sich sogar mit der ihm angebotenen, ziemlich bedeutenden Schadloshaltungssumme noch nicht begnügen und verlangt von ihr außerdem noch die Kleinigkeit eines dreimaligen Auftretens auf seiner Bühne, wie aus nachstehendem Schreiben hervorgeht, das er ihr noch nach Wien gesandt hat:

„London, 16. März 1847.

„Mademoiselle! Ich habe durch Vermittelung von Herrn Lumley's Anwalt die Abschrift eines Briefes mit Ihrer Unterschrift erhalten, datirt aus Wien vom 28. v. M., und bevor ich auf das darin gemachte Anerbieten antworte, erlaube ich mir, einige Behauptungen, die darin aufgestellt sind, zu berichtigen. Was zunächst das „Feldlager in Schlesien" betrifft, so wird Ihnen sehr wohl bekannt seyn, daß, wenn Sie nicht Ihren Kontrakt gebrochen hätten, Herr Meyerbeer bereit gewesen wäre, mir seine Musik zu leihen, nach England herüber zu kommen und sie zu dirigiren. Und was die andere Oper anbelangt, in welcher Sie aufzutreten übernommen hatten (La Sonnambula), so befindet sich deren Uebersetzung und Partitur seit Jahren in meinem Theater. — Sie sind zuerst durch die Entstellungen, die sich eine Partei im Interesse des Herrn Lumley erlaubt hat, veranlaßt worden, Ihr Engagement zu brechen — Entstellungen, die sowohl meinen persönlichen Charakter als mein Theater betreffen und mir sehr wohl bekannt sind; demnächst aber wurde Ihr Entschluß durch die enormen Anerbietungen befestigt, die Ihnen, um das meinige in den Schatten zu stellen, gemacht wurden. Ich bin es daher meiner Ehre schuldig, bei jedem wegen Ihrer Verletzung des gegebenen Wortes zu treffenden Abkommen solche Bedingungen zu stellen, die mich in den Augen meines Publikums von dem Verdachte befreien, als hätte ich das meinige verletzt. — Sie bieten mir 2000 Pfd. (13,500 Thaler) an, wenn ich Ihren Kontrakt vernichte; aber nach der Ansicht sehr erfahrener Rechtsbeistände werde ich eine viel größere Summe beantragen, falls ich gezwungen werde, gegen Sie zu prozessiren. — Da inzwischen mein Bestreben dahin geht, den guten Ruf meines Institutes durch die Engagements, welche ich eingehe, nicht aber durch die Geldbußen zu befördern, die mir von denen angeboten werden, die sie brechen, so nehme ich zwar die mir angebotenen 2000 Pfd. als eine theilweise Compensation an, doch erwarte ich eine weitere Schadloshaltung durch den Ertrag Ihres dreimaligen Singens auf meinem Theater (bevor Sie irgendwo sonst in England auftreten) und zwar in jeder Ihnen beliebigen Sprache. Dies ist mein sine qua non, indem ich fest entschlossen bin, soweit es in meiner Macht steht, die Behauptungen derer Lügen zu strafen, welche gewagt haben, mich zu verleumden. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

A. Bunn."

Wir werden nun wohl bald hören, ob die Ausländerin wirklich gezwungen worden, auf der ihr nicht zusagenden englischen Bühne zuerst aufzutreten, oder ob sich Herr Bunn, was wir eher vermuthen, durch eine Zulage zu den 2000 Pfund habe beschwichtigen lassen.

Madame Dingelstedt, geb. Lutzer, ist zur diesjährigen Saison mit Herrn Pischek nach London gekommen, um als Konzertsängerin aufzutreten; doch singt sie vorher noch in der Provinz bei einigen von Herrn Jullien veranstalteten Musik-Aufführungen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Dienstag den 27. April 1847.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.*)

I. Als Einleitung.

Beredtsamkeit ist in England eine Macht. Man gebe einem Manne Kraft, Haltung, Herrschaft über die Sprache, und vor Allem Enthusiasmus, oder die Kunst, denselben zu erheucheln, treibe ihn mit diesen Erfordernissen auf die öffentliche Kampfbahn, und ehe einige Jahre, vielleicht einige Monate verflossen sind, wird man ihn entweder in hoher Stellung oder auf gutem Wege zu derselben sehen. Partei-Politik, gesellschaftliche Uebelstände, Menschenhandel und dergleichen sind für ihn eben so viele neuentdeckte Welten, in welchen er mit des Redners Schwert, — seiner Zunge, — sein Glück und seinen Ruhm sich heraushauen kann. Durch Rang oder Vermögen von Hause aus beim Publikum Gehör zu haben, ist ohne Zweifel ein großer Vortheil. Es ist nichts Geringes für einen Mann, wie um eine Gunst gebeten werden, für eine Sache zu sprechen, weil seine Stellung und sein Name auf das Volk Einfluß haben werde; oder durch seine Geburt zu einem Sitze im Parlament berechtigt seyn; diese Dinge geben allerdings einem Manne vor einem Anderen einen Vorsprung im Wettlauf. Aber ohne die Gabe der Beredtsamkeit sind alle diese besonderen Gunstbezeigungen des Glücks nicht im Stande, Jemanden einen Einfluß auf seine Landsleute zu sichern. Wer nicht die Kunst besitzt, seine Gedanken in klare und fesselnde Rede einzukleiden, sich mit den Gefühlen seiner Hörer in Einklang zu setzen und jene in einer kräftigeren, oder reineren, oder glänzenderen Sprache zu äußern, als diesen selber zu Gebote steht; oder wer nicht die noch seltenere Macht besitzt, ihren Verstand und ihre Herzen zu beherrschen, sie durch den unwiderstehlichen Zauber der Sympathie mit sich fortzureißen, ihre Gedanken zu den seinigen, oder seine Gedanken zu den ihrigen zu machen; — der hoffe niemals, in unserer Zeit seine Mitmenschen zu beherrschen; — der schreibe lieber Bücher, sey ein geduldiger Zuhörer, mache andere Menschen, wenn er kann, zu Drahtpuppen und leite sie an Schnüren, begnüge sich aber mit dem Privatstande; auf eine öffentliche und sichtbare Weise wird Niemand in England mächtig seyn, wenn er sich nicht der Redekunst bemeistert hat.

Wir sind an den Einfluß dieser sprechenden Macht im Staate so gewöhnt, daß wir aufgehört haben, uns über seine Erfolge zu wundern. Und doch sind in unseren Tagen die Triumphe des Wortes denen des Schwertes fast gleichgekommen. England wird allgemein für ein aristokratisches Land gehalten, und seine Aristokratie steht — vielleicht unverdienterweise — in dem Ruf, an ihren Vorrechten mit besonderer Hartnäckigkeit festzuhalten, auf das Eindringen von Emporkömmlingen in ihre Reihen eifersüchtig zu seyn. Die Laufbahn Eines Mannes unter unseren Zeitgenossen hat jedoch bewiesen, daß Beredtsamkeit eine eben so große Macht ausübt, wie pergamentene Stammbäume, daß der Besitzer dieses Talismans sogar die Festung der Ausschließlichen erstürmen, ihre Titel und Würden sich aneignen, ihre Macht gegen sie selber kehren und sogar die Lenker des Staats lenken kann. Aus dem Dunkel einer Provinzial-Hauptstadt auftauchend, spricht er sich als Anwalt in die Auszeichnung des Besprochenwerdens hinein; dann spricht er sich in den vom Volke ausgehenden Zweig der gesetzgebenden Versammlung hinauf, wo er wiederum mit solchem Erfolge spricht, daß er das Organ des ausschließendsten Theiles einer ausschließenden Aristokratie wird. Zu diesem Punkte gelangt, erscheint er abermals auf der Bühne seiner frühesten Wirksamkeit und spricht zum Volke mit der neuen Autorität und Macht, welche er durch sein Sprechen im Parlament erlangt hat; er spricht in Volksversammlungen, er spricht bei öffentlichen Gastmahlen, er spricht in gewerblichen Instituten; er spricht zu den Männern des Südens, er spricht zu den Männern des Nordens; er spricht zu Jedem über Jedes, bis das ganze Land vom Wiederhall seiner Stimme erfüllt ist, — bis die Menschen sich verwundert fragen, wo Er, der ganz England, ja die ganze Welt zu Zuhörern hat, zunächst seinen Hörerkreis finden wird: — siehe da, plötzlich, unbegreiflich, wie durch magische Gewalt, nach wenigen ferneren Bewegungen seines immer ertönenden Organs, fliegen die Pforten sogar des Senatszimmers vor ihm auf, und Pairs von altem Geschlecht drängen sich herbei, um ihn in diesem Heiligthum edlen Blutes zu bewillkommnen, ihn auf den Richterstuhl selbst zu führen, ihn zum Oberherrn über sie selber und über ihre Handlungen, zum Richter über ihre Gedanken und zum Urheber ihrer Gesetze zu machen.

Wenn wir aber auf Lord Brougham als auf ein glänzendes Beispiel von dem Erfolge blicken, der mit Hülfe der Beredtsamkeit errungen werden kann, — wenn wir ihn auswählen, weil er während seiner ganzen thätigen Laufbahn das Vorbild der Macht der Rede gewesen und noch ist; so wollen wir deshalb nicht die zahllosen geringeren Beispiele übersehen, welche den ungeheuren Einfluß beweisen, der über die neuere Welt von denjenigen ausgeübt wird, die zu der Fähigkeit gelangt sind, mit Sicherheit und Gewandtheit zu versammelten Massen ihrer Mitbürger zu sprechen. Die Begebenheiten jedes Tages führen dahin, die Zahl und den Einfluß solcher Männer zu vermehren. Daß das Volk die Quelle aller Macht im Staate ist, hat lange bei einer großen und wachsenden Partei als Grundsatz gegolten. Derselbe ist durch die innere Geschichte Englands während der letzten funfzehn Jahre zur Würde einer anerkannten Wahrheit erhoben worden. Der „Druck von außen" wird jetzt als die bereite Lösung aller Schwierigkeiten angesehen. Niemals, nicht einmal in den Tagen der Republik, haben Berufungen auf den Volkswillen so systematisch stattgefunden wie jetzt; niemals war es mehr Sitte, lieber bei den Wählern als bei der gesetzgebenden Versammlung die Kräfte zu suchen, die zum Bewirken politischer Veränderungen nothwendig sind. Der „Agitator" war sonst ein auf ein besonderes Individuum angewandter Ausdruck des Vorwurfs; jetzt aber giebt es so viele Agitatoren, daß dies Beiwort alles Anstößige verloren hat. Sogar diejenigen, welche dasselbe ausbrachten, sind selber unter den Vordersten in der Jagd nach der Volksgunst; und zum Widerstande gegen die Anstrengungen der Volkspartei können keine besseren Mittel gefunden werden, als Gegenberufungen auf das Volk von Seiten derjenigen, welche früherhin die Theilnahme desselben an den Staats-Angelegenheiten bespöttelten. Die höchsten und gewichtigsten Personen des Landes können sich der Macht dieser Zeitverhältnisse nicht entziehen. Für jeden plebejischen Demagogen wird man in irgend einem aristokratischen Tribun ein Gegenstück finden; gegenüber jeder offenen Verschwörung wider die Gesetze oder die Verfassung wird man eine gleich offene Verbindung zu deren Gunsten bemerken. Alle diese Vereine, obgleich wie die Pole in ihren Grundsätzen und Zwecken einander entgegengesetzt, kommen mit einer wunderbaren Einhelligkeit, zu welcher nur der Instinkt der Selbsterhaltung eine Parallele bildet, darin mit einander überein, daß sie ihre Sache der entscheidenden Stimme des Volkes unterwerfen und auf die Erörterungen der gesetzgebenden Versammlung einen von der außerparlamentarischen öffentlichen Meinung hergeleiteten Einfluß wirksam zu machen sich bemühen. Das ganze Königreich ist von Zeit zu Zeit unter dem Einfluß öffentlicher Redner. Man blicke auf Irland. Zu jeder Zeit kann dort Ein Mann, mit einem halben Dutzend seiner Trabanten, auf das willige und vernarrte Volk so einwirken, daß dasselbe die Meinungen und Pläne jenes Individuums sogar in dem Fall annimmt, wo die feierliche Behauptung von heute mit jahrelangen Verkündigungen im Widerspruch steht. Schottland hat sich noch nicht von einer die Gesellschaft in ihrer Grundlage erschütternden Bewegung erholt, welche durch die Beredtsamkeit weniger entschlossener Männer hervorgebracht wurde. Und in England ist die Frage, die während der letzten Zeit den öffentlichen Geist am meisten aufregte, zu einer glücklichen Entscheidung nur durch die unbezwingliche Energie Eines Mannes gebracht worden, — eines nicht zum Redner erzogenen Mannes, der aber durch Berührung mit den Massen die Kunst gelernt hat, ihre Leidenschaften aufzuregen und ihre Vorurtheile der Ausführung seiner Lieblingspläne dienstbar zu machen. O'Connell, Chalmers, Cobden, — jeder dieser Männer ist in seiner Sphäre mächtig; jeder von ihnen hat große Veränderungen zum Guten oder zum Schlechten bewirkt und bewirkt sie noch. Wem verdanken sie diese Macht? Ihrer Beredtsamkeit!

Ohne Zweifel ist es nicht nöthig, diesen Einfluß öffentlicher Redner von der populären Verfassung dieses Landes herzuleiten. Denn wiewohl das Vorrecht des Erwählens der Parlaments-Mitglieder vergleichungsweise beschränkt ist, so ist doch der Einfluß der öffentlichen Meinung auf diejenigen, welche jenes Vorrecht genießen, unbeschränkbar. Wenn auch bei einer öffentlichen Versammlung eine sehr geringe Minderzahl eingeschriebener Wähler gegenwärtig seyn mag, so theilen sich doch die aufgeregten Gefühle der Nichtwähler den wenigen Bevorrechteten mit. Aehnlich verhält es sich mit dem Parlament, besonders mit dem Unterhause. Auch dann, wenn die Mitglieder desselben erst vor einigen Monaten erwählt sind und vernünftigerweise einen Sitz im Parlament während einiger Jahre inne zu haben hoffen können, wird doch

*) Nach einem vor kurzem unter dem Titel „Orators of the Age"; by G. H. Francis Esq. in London erschienenen Werke.

die Furcht vor einer Auflösung und das Verlangen, mit künftigen Wählern gut zu stehen, auf sie einwirken. Ja, seit den letzten Jahren ist das Streben gebräuchlich geworden, große politische Veränderungen zu erzwingen, im Widerspruch gegen den erklärten Willen der gesetzgebenden Versammlung, sogar gegen die Grundgesetze der Verfassung, durch Appellationen von den bevorrechteten und von den repräsentativen Staatsgewalten nicht blos an die Wähler, sondern an die Volksmassen überhaupt. Dieser Gebrauch ist ganz verschieden von der verfassungsmäßigen Form, gesetzlich zusammenberufene Versammlungen zum Zweck der Entwerfung von Bittschriften zu halten. Die sogenannten Meetings machen darauf Anspruch, nicht blos die Meinungen und Wünsche des Volkes, sondern dessen absoluten Willen auszusprechen. Wo dieselben Erfolg haben, bringen sie beständig das System des Verpflichtens der Abgeordneten in Anwendung und suchen so das Haus der Gemeinen von der hohen Stellung einer berathenden Versammlung zu der einer ungeheuren Masse bloßer Geschäftsführer herabzuwürdigen. Die leidenschaftlichen Gegner der Sklaverei, durch die Heiligkeit ihrer Sache gegen die üble Wirkung ihres Verfahrens blind gemacht, haben diesen verderblichen Gebrauch zuerst eingeführt, der seitdem von den Führern der irländischen Katholiken und durch die Anti-Korngesetz-Liga fortgesetzt worden ist.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Pierre Amédée Jaubert.

(Schluß.)

Die Erzählung von dem Verhältnisse Saliha's zu Jaubert und ihrem Einflusse auf seine Rettung haben wir nach der oben genannten Reisebeschreibung gegeben. Eine Variante dieser Geschichte erhielt sich im Munde der Freunde J.'s, die, so viel wir wissen, nirgends gedruckt ist und deren Wahrhaftigkeit den Einwurf kaum überstehen mag, daß J. selbst davon in seinem Reisewerke schweigt, obgleich er keinen Grund haben kann, sich der Erzählung zu enthalten. Die Geschichte, deren Heldin wahrscheinlich mit Saliha identisch ist, läßt sich so angenehm hören, wirft ein so seltsames Licht auf den Aberglauben der Muhammedaner und tritt in Paris mit so festen Prätensionen der Beglaubigung auf, daß wir hier sie wiedergeben, ohne für ihre Begründung das Wort zu nehmen. Sie lautet:

Den Gefangenen J. besuchte öfter eine Tochter des Pascha und unterhielt sich, wie Pyramus und Thisbe durch die Wand, mit ihm durch die schwere Fallthür. Das naive Mädchen kam eines schönen Morgens und fragte: „Lebst Du noch, Giaur?" — „Ja, meine Liebe!" — „Du kannst mir einen großen Gefallen thun, Giaur." — „Und der wäre?" — „Wenn Du meinem Vater sagtest, daß er mich mit Hassan verbände!" — „Aber was werden meine Worte bei Deinem Vater gelten?" — „Sehr viel, Alles!" — „Wie so das?" — „Jedem gläubigen Muselmann sind die Worte eines — — — Sterbenden heilig." — „So! Nun, ich werde mit Deinem lieben Vater sprechen." — „Ach Du bist der liebenswürdigste der Giaurs! Ich eile, Hassan die frohe Botschaft mitzutheilen, er wird Dich segnen." J. forderte nun den Pascha auf, seine Tochter dem Hassan zu geben, und setzte den Tyrannen durch diese Bitte in die grausamste Verlegenheit, entweder J. leben zu lassen und dadurch seinen Worten die Heiligkeit und Verbindlichkeit zu entziehen, indem er aufhört, ein Sterbender zu seyn, oder ihn zu tödten und zugleich seine Tochter einer Mißheirat zu opfern. Unter diesem Schwanken ergriff ihn die Pest und Hassan seine Tochter, und das junge glückliche Paar eilte, den freundlichen Giaur aus seinem Elende zu erlösen.

In Persien, wohin er nach vielen Gefahren kam, wurde er zuerst von dem nachmals berühmt gewordenen Thronfolger, Prinzen Abbas Mirsa, empfangen, und später gelangte er zum Schach Feth Ali selbst, der ihn mit der größten Auszeichnung behandelte und ihm mehrere Audienzen ohne Dolmetscher gab. Nach verschiedenen Wechselfällen kam er im Jahre 1807 zu Warschau an, wo sich damals Napoleon aufhielt, und diente als Dolmetscher dem persischen Gesandten, der vom Kaiser in feierlicher Audienz empfangen wurde. Seit dem Frieden von Tilsit und der Palast-Revolution in Konstantinopel schien der Kaiser sich von der Levante abzuwenden, da ihm ohnehin jede Verbindung mit derselben zur See durch die Vernichtung seiner Flotten und die Alleinherrschaft der Engländer abgeschnitten war. Wir sehen daher auch J. nicht mehr mit diplomatischen Sendungen dorthin beauftragt, und dieser widmete sich in diesen Jahren um so ungestörter seinem Berufe als Lehrer und Gelehrter. Erst im Jahre 1815 wurde er von dem wiederkehrenden Kaiser als französischer Geschäftsträger nach Konstantinopel geschickt, aber die Rückkehr der Bourbonen zwang auch ihn zur Rückkehr nach Paris, wo er bis 1818 unbeschäftigt blieb. Um diese Zeit verband er sich mit Ternaux, und in Folge eines Vertrages, den Beide mit der französischen Regierung schlossen, reiste er abermals nach dem Morgenlande, um die Race der Thibetziegen mit Kaschmirhaaren nach Frankreich zu verpflanzen; aber von nahe an 1300 Ziegen, die er gekauft hatte, konnte er nur ungefähr 400 bis Frankreich bringen. Seit jener Zeit lebte J. seinem Berufe als Lehrer des Türkischen, Persischen und Arabischen und der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten. *) Im J. 1821 erschien die schon genannte Reise unter dem Titel „Voyage en Arménie et en Perse, fait dans les années 1805 et 1806" mit einer schönen Karte von dem Escadrons-Chef Lapie und einer Abhandlung über die Provinzen Ghilan und Mazenderan vom Obersten Trezel. *) Diese Reisebeschreibung liefert viele Belehrung über die Sitten und Zustände der bereisten Länder, obgleich der Verfasser nur kurze Zeit dort zugebracht hat und dabei viele Monate im Gefängnisse schmachtete; dabei ist die Darstellung meisterhaft, die Sprache liebenswürdig, aus Herz und Gefühl strömend. Es folgten hierauf seine sehr geschätzte türkische Grammatik (die später nochmals aufgelegt wurde), die Voyage d'Orembourg à Boukhara **) und mehrere Abhandlungen über wichtige orientalische Werke. Sein letzteres großes Werk, und zugleich das in der Wissenschaft von bleibendstem Verdienst ist die Herausgabe des Edrisi in französischer Uebersetzung. Wir müssen uns über dieses Werk noch besonders die wohlwollende Aufmerksamkeit des Lesers für einige Worte erbitten.

Edrisi, vollständig Abu Abdallah Mohammed ben Mohammed El-Edrisi, ist der wichtigste Geograph des Mittelalters und nächst Abulfeda, dem er Quelle und Führer war, der Stolz der arabischen Literatur im Fache der Geschichte und Erdkunde. Er lebte am Hofe des christlichen Königs *Roger II.* in Sizilien, und auf dessen Veranlassung schrieb er ein geographisches Werk, welches die ganze damals gekannte Welt zum Gegenstand hatte. Es wurde im Jahre 1154 vollendet. Von diesem Werke erschien ein verstümmelter Auszug arabisch zu Rom 1592 von unbekannter Hand und eine lateinische Uebersetzung Paris 1619. Später erschienen einzelne Länder mit reichem gelehrten Apparat von der Hand bewährter Orientalisten; so Afrika von Hartmann und Spanien von Conde. Dagegen war das Daseyn des vollständigen Werks auf einer europäischen Bibliothek ganz unbekannt. Da entdeckte J. ein solches in einem nicht eingetragenen Manuskript der Pariser Bibliothek. Die geographische Gesellschaft zu Paris beeilte sich, den Antrag J.'s zu genehmigen, das Werk unter ihren Auspizien in einer französischen Uebersetzung herauszugeben, und so erschien es 1836—40 in zwei starken Quartbänden und zwar als 5. und 6. Band des Recueil de Voyages et de Mémoires publié par la Société de Géographie. Bei der vom Herausgeber getroffenen Anordnung ist das Buch für den Nichtorientalisten eben so brauchbar wie für den Kenner der arabischen Sprache, und für den gründlichen Leser der historischen und vieler anderen Werke des Mittelalters ist es unentbehrlich.

Jaubert, der neben seiner großen Kenntniß der orientalischen Sprachen noch die Kunst verstand, die verwickeltsten Schriftarten dieser Sprachen aufzulösen, fand auch in ziemlich angemessenem Grade seine Verdienste durch öffentliche Auszeichnungen und Würden belohnt, und letztere möchten noch vielfacher und glänzender ausgefallen seyn, hätten sein Ehrgeiz oder seine Lust am Ordenstand gleichen Schritt mit seinen Verdiensten gehalten. Daß er den Orden der Ehrenlegion hatte, bedarf keiner Anzeige; wer sollte den bei *jetziger* Zeit nicht haben? Seit dem Sturze Napoleon's, und noch mehr seit dem Sturze der alten Monarchie, bestehen die Gründe für die Verleihung dieses Ordens blos darin, daß man keinen Grund braucht! Ein Franzose in Berlin sagte vor kurzem, Napoleon könnte (wie bei anderer Gelegenheit Franz I.) von dieser Légion d'Honneur sagen: „Tout est sauvé hormis l'honneur!" zu Deutsch: Die Legion ist da, und zwar mehr als zehnfach, denn es mag jetzt an 50,000 solcher Ritter geben, aber die Ehre? that is the question! Indessen J. mag den Orden wirklich aus den in dieser Beziehung wie Gold reinen Händen Napoleon's haben, jedenfalls ist er erst später Offizier dieses Ordens geworden. Wir haben weit mehr Respekt, und zwar nicht in Befangenheit des einseitigen Patriotismus, vor seinem preußischen rothen Adlerorden, ja zum Beweis, daß uns der Patriotismus nicht blendet, sagen wir, wir haben selbst mehr Respekt vor dem persischen Löwen- und Sonnenorden und vor dem türkischen Nischani Iftichar-Orden, die alle die Brust des gelehrten Pairs von Frankreich schmückten. Letztere Würde scheint er erst in neuerer Zeit erhalten zu haben. ***) Auch Staatsrath im außerordentlichen Dienste war J., aber weder der Pair noch der Staatsrath mag sich viel mit Politik befaßt haben; diese überließ er vielmehr seinem trefflichen Schwiegersohne, dem Deputirten und ehemaligen Minister Dufaure. †) Vielleicht hatte J. noch zu viele Napoleonische Gesinnungen, um sich in die reactionären Grundsätze der Restauration und in die schüchterne und trügerische Politik des neuen Frankreichs zu mischen. Für die Person Napoleon's zeigte J. seine Anhänglichkeit noch in spätesten Jahren, und in seinem Garten prangten Kirschbäume, die aus St. Helena gezogen waren.

Zu den Eigenschaften Jaubert's gehören sein Edelmuth, sein Wohlthätigkeitssinn, großer Verstand und großer Muth. Seine Conversation war sehr belebt und anziehend; dabei war er von großer gelehrter Zerstreutheit. Seine

---

*) So viel wir wissen, unterbrach er seine Studien nur noch einmal durch eine diplomatische Reise nach Konstantinopel im Jahre 1828, um die Pforte zu bewegen, daß sie das Protokoll, welches die Gränzen Griechenlands bestimmt, annehme. J. kam erst nach der Juli-Revolution zurück.

*) Wir wissen nicht, ob es der spätere General Trezel ist, einer der tapfersten französischen Offiziere des Kaiserreichs, der aber das Unglück hatte, von Abdelkader an der Makta geschlagen zu werden.

**) J. ist nur Herausgeber, Verfasser ist Meyendorf.

***) Pair, d. h. pair (egal), von Frankreich zu seyn, ist jetzt auch nicht mehr eine gewaltige und nicht mehr eine gefährliche Macht; diese Pares sind rois qui ne règnent ni ne gouvernent! Die Pairskammer ist ein Herbarium von [illegible].

†) Dufaure, früher Advokat in Bordeaux, zeichnet sich durch große Redlichkeit aus, ist ein imposanter Redner, besitzt vielseitige und gründliche Kenntnisse und einen bedeutenden Einfluß auf die Kammer. Er und Billault scheinen bestimmt, mit oder ohne Thiers, früher oder später die Geschicke Frankreichs zu leiten, und gewiß wird unter ihrer Herrschaft Frankreich eine andere Stellung in der Moral und in der Politik einnehmen. Wenn sie an der Spitze der Verwaltung stehen, werden das Defizit und die Lasten nicht alle Jahre Frankreich verheeren, werden nicht jedes Jahr 6 Dampfschiffe verloren gehen, und man wird nicht alle Hände nach einem Geschenk des Kaisers von Rußland ausstrecken, den man einige Tage vorher wegen der Einverleibung Krakau's in allen Blättern angegriffen hatte.

Eigenschaften neben so ausgezeichneten Kenntnissen und wissenschaftlichen Verdiensten sind wirksame Bedingungen, Freunde zu erwerben und zu fesseln, und in der That war J. den trefflichsten Männern seiner Zeit Gegenstand der Liebe und Freundschaft. Außer seinen Kollegen, Vorgesetzten und Ministern, wie de Sacy, Guizot, Salvandy, nennen wir hier nur den deutschen Gesandten und berühmten Geschichtsforscher Oelsner, Paul Louis Courier und den berühmten General Haro. Doch sein merkwürdigster Freund war Chosrew-Pascha. Diesen Talleyrand der Türkei*) lernte Jaubert 1804 in Konstantinopel kennen und blieb für immer mit ihm in wärmster Freundschaft. Als später Chosrew-Pascha viele junge Türken nach Paris zur Ausbildung schickte, war es Jaubert, an den er sich wegen der Leitung der Jünglinge wendete. Viele derselben sind jetzt in hohen Aemtern in der Türkei, und da sie ihre Bildung Jaubert und Frankreich verdanken, so mußte es leicht seyn, die Pforte für den französischen Einfluß zu gewinnen.

Jaubert starb im 67sten Jahre seines Alters. Die zahllosen Strapazen, die er zu ertragen hatte, erschütterten seine sonst kräftige Constitution und entkräfteten ihn vor der Zeit. Er sah in der letzten Zeit auch viel älter aus, als er wirklich war.

• • •

Während wir obigen Aufsatz in der Presse hatten, langte das Journal Asiatique vom Januar an (dieses Journal wird fast immer drei Monate nach seinem Datum ausgegeben), mit einer kurzen biographischen Rede, die Reinaud am Grabe J.'s gesprochen. Nach dem Inhalte und der Form dieser kurzen Grabrede zu schließen, theilt sie mit dem, Eingangs unserer Worte angeführten, Nekrolog im Journal des Débats denselben Verfasser. Auch setzt sie uns wenig in Stand, aus ihr Mittel zu Nachträgen zu schöpfen. Reinaud's Lob ist würdevoll, aber kurz und etwas kalt wie ein 30ster Januar. Wir erfahren unter Anderem, daß J., wie ein Krieger im Felde, mitten unter seinen gelehrten Arbeiten vom Tode überrascht worden ist. Er war nämlich beschäftigt, eine Handschrift der Erzählung des Abulgazy in tatarischer Sprache, die ihm von der Petersburger Akademie übergeben worden ist, zu untersuchen. Die Rede Reinaud's schließt: „Du lieu qu'il habite maintenant, il a sans doute la satisfaction de voir les nombreux regrets qu'il laissa après lui."

F. Lt.

Türkei.

Die Slawen in der Türkei.

Unter dieser Ueberschrift hat der zu Posen erscheinende „Przegląd" einen längeren Aufsatz mitgetheilt, der zugleich als eine Kritik des von Cyprien Robert unter demselben Titel herausgegebenen Werkes, von welchem auch eine deutsche Uebersetzung (von Marko Fedorowitsch; Dresden, Arnoldische Buchhandlung, 1844) erschienen, zu betrachten ist und dem wir, da es bisher an sachgemäßen Beurtheilungen über das mit großem Interesse aufgenommene französische Buch fehlt, hier Einiges um so eher entheben zu dürfen glauben, als die hier niedergelegten Resultate größtentheils auf unmittelbarer Anschauung zu beruhen scheinen.

Herrn Robert's Buch hat bisher fast nur Lobsprüche erhalten; mit Ausschluß der Artikel von Eugen Boré (Revue de l'Orient), bekannt durch seine missionarische Wirksamkeit in Persien, hat sich kein namhafter Schriftsteller oder Reisender der Kritik jenes Buches unterzogen. Die wahren Verhältnisse des Slawenthums in der Türkei sind nur Wenigen bekannt. Ueberhaupt ist hier noch ein großes Räthsel zu lösen; es hat den Schein, als würde es die Aufgabe polnischer Schriftsteller bleiben. Wegen der alten Beziehungen Polens zur Türkei liegen dem ersteren Lande die reichsten Materialien zur Kenntniß der Zustände vor. Herrn Robert's Werk entspricht daher den Wünschen der polnischen Gelehrten nicht und enthält die Keime sehr gefährlicher Irrthümer; der Wohlthaten der Civilisation überdrüssig, hat der Verf. die Einfalt des barbarischen Lebens allzu lieb gewonnen, doch muß ihm zugestanden werden, daß er der erste Ausländer ist, welcher den wahren Grund, auf dem die geselligen Verhältnisse der Slawen in der Türkei beruhen, entdeckt und einen Standpunkt angenommen hat, von dem er dieses Leben in seiner Gesammtheit erfassen konnte.

Robert's Werk ist die Frucht eines neunjährigen Aufenthalts unter den südlichen Slawen, niedergeschrieben in der Absicht, Europa mit den acht Millionen Bergbewohnern bekannt zu machen, welche den Balkan vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere bewohnen. Es war sein Plan, den heutigen Zustand dieser Völker zu schildern, ihre häuslichen und öffentlichen Gebräuche, ihre Provinzen, Städte, ihren inneren und äußeren Handel, und endlich die Vortheile darzustellen, welche der Westen aus ihrer Entnationalisirung gewinnen würde. Seine Schrift umfaßt die politische, Social- und Literärgeschichte von fünf Völkerschaften, von denen vier rein slawisch sind: die Czernogorzen, Serben, Bosniaken und Bulgaren; die Einleitung giebt eine allgemeine Physiognomie des Charakters und der Sitten des Landes. Hier ist zuerst die Aufmerksamkeit auf die irrige Ansicht Robert's hinzulenken, der, indem er die Stämme der östlichen Halbinsel unter dem Namen der griechisch-slawischen Welt verbindet, später gezwungen ist, die Konsequenz dieser Ansicht nach allen Richtungen zu ziehen. Dem Umfang nach vertheilt er die griechisch-slawische Welt unter die Stämme, welche von den Kärnthischen Alpen bis zum Uralgebirge sich ausbreiten, und zwar deswegen, „weil in ihr zwei Racen, die griechische und slawische, fortwährend wechselten." Es ist bekannt, daß der gesellschaftliche Zustand des westlichen Europa durch die Vermischung des lateinischen und germanischen Stammes sich gebildet hat, und daß diese Stämme, als sie zu einer festen Organisation gelangt waren, durch gemeinsame Arbeit in Amerika einen neuen Westen schufen, der, wie der erste, gestützt ist auf das Christenthum und lateinisch-germanische Institutionen. Immer folgte das westliche Europa dem Zuge, seiner überflüssigen Bevölkerung sich über das Meer hin, nach Amerika und Afrika, zu entäußern. Robert behauptet, daß etwas Aehnliches schon im Osten Europa's geschehen sey, von wo das Uebermaß der Bevölkerung nach Asien hinübergeworfen worden. Nach ihm soll der Slawe, ähnlich dem noch barbarischen Germanen, den eine geheime Stimme nach dem Kapitol rief, eine ausdrückliche Anhänglichkeit an den Kaukasus besitzen. Darauf baut er dann weiter den Schluß, „daß in Bezug auf Sitten und Institutionen die Slawen ihre Vergangenheit an das Hellenenthum anknüpfen, und daß die Geschichte der Einen angesehen werden könne für die Geschichte der Anderen." —

Die Geschichte zeigt offenbar, daß die Bevölkerung Asiens, der Behauptung R.'s ganz entgegen, immer einen starken Zug nach Europa gehabt hat. Die hierauf gestützte historische Synthese der Neueren läßt es zu, daß die Slawen in ihrem Zuge auf den Kaukasus stoßen konnten, aber es fehlt an jedem historischen Beweise, daß sie diesen fortdauernd als einen Vereinigungspunkt festgehalten hätten. Adam Mickiewicz setzte die Pariser Gelehrten in Staunen, als er, gestützt auf alte lycische Inschriften, behauptete, selbst die Assyrier seyen Slawen gewesen; was würde man von ihm sagen, wenn er, um seine Aufstellung weiter zu führen, mit Herrn Robert nachzuweisen gesucht hätte, daß die Slawen noch jetzt in Verhältnissen mit Asien stehen? Dagegen streitet die ganze Geschichte Europa's. Jeder weiß, daß die Ufer des Schwarzen und Asowschen Meeres einst von griechischen und römischen Kolonieen bevölkert und die weiteren Landstriche stets von wilden nichtslawischen Völkerschaften und endlich von den Tataren und Türken bewohnt worden sind. Wann konnten also die Slawen im Besitze des Kaukasus gewesen seyn? Auf welchem Wege konnten sie Beziehungen zu Asien unterhalten? Wir glauben nicht, daß der Verf. die heutigen kaukasischen Kriege als ein sociales Ereigniß slawischer Bestrebungen anzusehen vermag.

Nach dem zweiten Theile seiner Behauptung soll die Vergangenheit der Slawen mit der Geschichte der Hellenen verknüpft seyn, so daß diese in ihnen sich fortsetze. Dieser Erscheinung legt Herr Robert eine geheimnißvolle, im Nebel der Zeit gewissermaßen ertränkte Ursache unter. Man fragt hier vergebens nach Beweisen. Es ist unbekannt, ob die Einheit, von der er spricht, jene Zeiten erreicht, in welchen Griechenland alle Völkerschaften, welche nicht seine Sprache redeten (*βαρβαρόφωνοι*), für Barbaren ansah; ob sie jene Epoche erreicht, in welcher der nichtslawische Stamm der Scythen den südlichen Theil des heutigen Rußland in Besitz nahm. Wenn seine imaginäre Einheit später beginnt, so fragen wir ihn, wie er den 37jährigen Krieg Basil's II. mit Rußland erklären will? Welchem Umstande er Rußlands ewigen Antagonismus gegen Konstantinopel zuschreibt? Herr Robert hat, wie es scheint, die Geschichte Rußlands nicht gelesen.

Das Ereigniß, welches die Verhältnisse zwischen den Slawen und Griechen herstellte und welches der Verf. erwähnt, floß nicht entfernt aus der Einheit des Bluts, noch aus irgend einem geheimen Zuge, sondern hatte seine Quelle in dem damals von griechischen Priestern, als dieselben noch zur römisch-katholischen Kirche gehörten, nach Rußland gebrachten Christenthume. Dieser Umstand machte Rußland von Griechenland abhängig, aber es zeigte sich doch, daß er den gegenseitigen Haß nicht tilgte. Als das Schisma durch Focius bewirkt wurde, hörten die alten freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen auf und wurden aufs neue erst im 15. Jahrhundert angeknüpft, in Folge der Trennung Moskau's von der Einheit der Kirche. Daß in dieser neuen Lage Rußland mit Unwillen seine Abhängigkeit von Konstantinopel ertrug, zeigt die Entstehung des Moskauer Patriarchats unter Feodor Iwanowitsch. Zwar war im 17. Jahrhundert der Einfluß der Griechen auf die Slawen von nicht geringer Bedeutung, und die Geistlichkeit regte auf Rußlands Inspiration die Kosakenkriege gegen Polen an, aber es bleibt nichtsdestoweniger unwiderleglich, daß seit der Zeit Peter's des Großen dieser Einfluß gänzlich verschwand und der griechische Patriarch der Vasall des fremden Despotismus wurde. Die Griechen haben viel Anlage zum Herrschen; der Verf., getäuscht durch ihre Rührigkeit, wünscht, daß sie ihren Einfluß auf die Entwickelung der nördlichen Völker verwenden möchten, er vergißt nur, daß ihre Anlagen sich nie bis über die Gränzen der Intrigue erhoben haben, und daß ihr Blut, durch Eitelkeit und entsittetes Leben verdünnt, nicht mehr die Kraft des frischeren slawischen enthält. Rußland schmeichelt zwar heute den Griechen, aber nur, damit sie als ein geschicktes und brauchbares Volk ein williges Werkzeug seiner Politik werden und im Namen des Panhellenismus die slawischen Völkerschaften umgarnen helfen, deren selbständige Richtung ihm bedrohlich erscheint.

Die Gründe, welche Herr R. aus seinen geographischen und ethnographischen Angaben für die von ihm angenommene Benennung hat, lassen sich schwer vertheidigen. Er bekämpft die Angabe der griechischen Geographen

---

*) Gehinkt haben Beide; doch würde der Vergleich der Rechtlichkeit Beider noch stärker hinken, da Chosrew, obgleich nichts weniger als ein Heiliger, doch viel ehrlicher als T. war. Er hat unter vier Sultanen die Würde eines Großwesirs bekleidet und war nur deshalb an der Leistung von 12 Huldigungs-Eiden verhindert, weil Sultan Mahmud zu lange regierte. Chosrew ist übrigens derjenige Minister, der, in seiner blinden Feindschaft gegen Mehmed Ali, das türkische Reich an den Rand des Verderbens brachte.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 51. Berlin, Donnerstag den 29. April 1847.

England.

Die parlamentarische Stenographie in England und in Frankreich*)

Nachträglich zu den interessanten Mittheilungen, die der Herr Fürst von Lychnowski in der Sitzung der Herren-Kurie vom 20. April über das Verfahren der Stenographen in den Parlamenten von Großbritanien, Frankreich und Belgien gemacht, bemerken wir noch Folgendes:

In England ist die Publication der Parlaments-Verhandlungen lediglich Sache der Zeitungs-Herausgeber. Das Parlament selbst beschäftigt keine Stenographen, ja es führt nicht einmal ein vollständiges Protokoll, da in dasselbe weder im Ober- noch im Unterhause die Reden der Mitglieder aufgenommen werden. Was man the Journal of the House nennt, enthält blos die Resultate der Debatten, d. h. die Beschlüsse des Hauses, und diese werden von den zunächst vor dem „Sprecher" im Unterhause oder vor dem „Lordkanzler" im Oberhause sitzenden Clercs (Secretairen, welche die Perrücken und die Roben der englischen Advokaten tragen) sogleich in vollständiger Reinschrift aufgenommen.

Die Zeitungs-Redactionen, denen die Veröffentlichung der Parlaments-Verhandlungen überlassen ist, bemühen sich natürlich — da ihre Blätter um so gesuchter und verbreiteter im Lande sind, je besser und vollständiger sie jene liefern — recht geschickte Stenographen (Short-Writer) und sogenannte Reporter zu gewinnen. Und da die Einen wie die Anderen außerordentlich gut bezahlt werden — in der Regel nicht unter 400 Pfd. (2700 Thaler) jährlich — so findet man darunter oft Männer von ausgezeichnetem Talent und von umfassenden Kenntnissen. Die geschicktesten Männer dieser Art stehen im Dienste der Morgenblätter Times und Morning-Chronicle, deren jedes täglich mindestens 6—8 Stenographen in beiden Parlamentshäusern beschäftigt, doch werden bei wichtigen Verhandlungen noch mehrere außerordentlich herbeigezogen. Jeder dieser Stenographen arbeitet dreiviertel, höchstens eine Stunde lang in der Galerie des Unterhauses**) oder vor der Barre des Oberhauses***), wo er den Inhalt der Verhandlungen, je nachdem sie ihm interessant erscheinen, mehr oder minder ausführlich aufzeichnet. Nach Verlauf jener Zeit wird er durch einen Kollegen abgelöst, und er verfügt sich dann in das Büreau der Zeitung, um aus seinen Notaten — unterstützt durch seine Geschäfts-Routine und durch die frischeste Erinnerung an das Vorgefallene — einen vollständigen dramatischen Bericht zu liefern, den er gewöhnlich einem Schreiber in die Feder diktirt, um das Manuskript sofort in die Druckerei zu geben. Wenn die Zeit drängt — namentlich in den Stunden nach Mitternacht — diktirt der Reporter auch unmittelbar verschiedenen Schriftsetzern, die dann mit Hülfe eines durch viele Doppelbuchstaben, Sylbenlettern und ganze Wörter erweiterten Setzkastens die Arbeit um so rascher vollenden. Eine Debatte, die vielleicht um 2 Uhr nach Mitternacht erst geendet hat, ist dann schon am Morgen früh zwischen 7—8 Uhr in vielen Tausenden von Abdrücken im Publikum verbreitet. Ja, es fehlt dabei auch nicht an dem gewohnten leading article, in welchem der gewandte erste Reporter alle Hauptmomente der Debatte zusammengefaßt und beleuchtet hat, welcher Artikel oft das Letzte ist, was den Setzern diktirt wird. Manchmal ist die Diskussion im Parlament noch recht lebhaft im Gange, wenn schon die ersten Reden der Debatte gedruckt vertheilt werden. Es geschieht dies durch die Abend-Zeitungen, die natürlich immer nur über den Anfang der Sitzung fürerst berichten können, während sie es sich, was die Fortsetzung und den Schluß betrifft, bequem machen und diese meistens nach den ausführlichen Berichten der Morgenblätter zusammenstellen.

Es ist ein alter parlamentarischer Gebrauch, von dem, was die Zeitungen über die Redner und aus deren Reden bringen, keinerlei Notiz zu nehmen, ja sie gewissermaßen zu ignoriren. Von solchen Berichtigungen, wie sie unsere Zeitungen zuweilen in einem sehr absprechenden Ton enthalten, kann daher in England nie die Rede seyn. Nur wenn sich einmal ein Zeitungsschreiber oder sonst Jemand eine Verletzung der Privilegien des Hauses (a breach of the privileges of the House) zu Schulden kommen läßt, dann wird er vor die Barre desselben geladen und nach Befinden eingesperrt oder sonst in Strafe genommen. Man macht den englischen Blättern meistens den Vorwurf, daß sie nur die Reden der Männer ihrer Partei gut und vollständig wiedergeben, während sie die ihrer politischen Gegner gewöhnlich abkürzen und verstümmeln. Da jede Partei jedoch ihr Hauptorgan hat, so pflegt sich dies natürlich im Ganzen auszugleichen. Auch setzen die Times und die Morning-Chronicle einen gewissen Stolz darein, die Reden ihrer politischen Gegner ebenfalls ausführlich, wenngleich nie so vollständig als die ihrer Freunde, mitzutheilen.

In Frankreich hat die Stenographie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine außerordentliche Ausbildung erlangt. Diese Kunst wird dort nicht blos zur Aufzeichnung der Reden in den beiden Kammern, so wie der öffentlichen Gerichts-Verhandlungen, sondern auch in den Ministerien vielfach benutzt, indem die Büreau-Chefs mit Hülfe von Stenographen das Drei- und Vierfache der Gegenstände erledigen, die sie sonst zu diktiren oder selbst niederzuschreiben pflegten. Es fehlt daher auch niemals an geschickten Stenographen in Paris, wo sie übrigens wie in England sehr gut bezahlt werden, so daß sie oft bei anhaltender Beschäftigung eine jährliche Einnahme von 10,000 Frs. haben.

In jeder der beiden Kammern ist den Zeitungs-Stenographen eine besondere Tribüne eingeräumt, in welcher der beste, der Rednerbühne am nächsten gelegene Platz für den Berichterstatter des Moniteur bestimmt ist, welcher letztere bekanntlich die Reden so vollständig als möglich liefert, während sie in allen anderen Blättern mehr oder weniger abgekürzt erscheinen und darin auch, wie in den englischen Zeitungen, mit Rücksicht auf die Partei, welcher das Blatt dient, hervorgehoben werden oder nicht. Die Stenographen des Moniteur lösen sich in sehr kurzen Zwischenräumen ab und liefern ihre Arbeiten, nachdem sie sie dechiffrirt, an den Hauptredacteur, der die Revision besorgt, sofern nicht einzelne Mitglieder der Kammer es vorziehen, sich die Korrektur persönlich auszubitten oder diese wenigstens durch Mittheilung von Notaten zu erleichtern. Da übrigens in den französischen Kammern gestattet und allgemein üblich ist, die größeren Vorträge abzulesen — was in England nie geschieht, wo die Parlamentsredner höchstens einen Papierstreifen, auf welchem sie Zahlen und anderes statistische Material verzeichnet haben, hin und wieder zur Hand nehmen — so haben die Berichterstatter oft den Vortheil, das Manuskript selbst benutzen oder wenigstens mit ihren Aufzeichnungen vergleichen zu können. Daß die Eitelkeit der Redner in den meisten Fällen dafür sorgt, sich so vollständig und so genau als möglich gedruckt zu sehen, versteht sich von selbst.

Die Stenographen des Moniteur beziehen ein nach dem Grade ihrer Befähigung sich steigerndes, bestimmtes Jahrgehalt, obwohl die Kammern in der Regel höchstens sechs Monate beisammen zu seyn pflegen. Nach Prorogirung derselben werden jedoch die Stenographen des Moniteur anderweitig in den Büreaus der Ministerien beschäftigt. Nächst diesen Berichterstattern sind die des Journal des Débats die am besten besoldeten französischen Stenographen.

*) Wir haben bei diesem Aufsatze hauptsächlich auch die Notizen benutzt, die Fr. Xav. Gabelsberger in seinem umfassenden Werke: „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst" über die Geschichte der Stenographie mittheilt.

**) Auf der Seite, wo der Sitz des „Sprechers" ist, der eigentlichen Fremden-Galerie gerade gegenüber, so daß den Reporters allein eben so viel Raum überlassen ist, wie dem gesammten übrigen englischen und ausländischen Publikum, während die schmalen Galerieen an den Langseiten des Hauses den Mitgliedern des Parlaments vorbehalten bleiben.

***) Nichts ist der Würde des englischen Parlaments so wenig entsprechend, als die sogenannte Barre des Oberhauses. Zunächst haben die Mitglieder des Hauses der Gemeinen das Recht, sich an dieser engen Barre zu drängen und zu stoßen, während hinter ihnen, auf einem erhöhten dunklen Raume, das stehende Publikum eingepferchtist, das, so oft eine Abstimmung eintritt, wie eine Heerde Schafe hinausgetrieben wird, um dann wieder eben so unordentlich hineinzustürzen. Es gehört ein sehr gutes Auge und ein noch besseres Ohr dazu, um von diesem dunklen Raum aus die Herren Peers, die drüben oft in aller ihrer liebenswürdigen Ungenirtheit quer über die Bänke gelagert sind, zu sehen oder, wenn sie, den Hut abnehmend, sich erheben und zu sprechen anfangen, auch zu verstehen. Hoffentlich wird in dem seiner Vollendung entgegengehenden neuen Parlamentshause auch die äußere Ordnung eine würdigere seyn.

Die politische Beredtsamkeit in England.

I. Als Einleitung.

(Schluß.)

Was für ein versuchungsvolles Feld eröffnet dieser Zustand der Dinge politischen Rednern! Die Keime großer Ereignisse, die ersten Antriebe zu Veränderungen haben ihren Ursprung ohne Zweifel im Studierzimmer, im Geiste tiefdenkender und erfahrungsreicher Männer, die vielleicht nicht unmittelbar in den Kampf verwickelt sind. Aber das Volk ist der große Hebel,

durch welchen die Bewegung ausgeführt wird. Daher muß auf das Volk eingewirkt werden, um dasselbe mit den Gedanken der einsamen Denker zu erfüllen. Dieselbe Nothwendigkeit aber, welche die Männer herbeiruft, hat ihnen auch die Kunst gelehrt, durch welche sie wirken. Nicht immer kann man auf den öffentlichen Geist durch Appellationen an die Vernunft oder durch Erläuterungen des gewünschten Gegenstandes Einfluß ausüben. Je nach Verschiedenheit des Falles, muß auf Vorurtheile eingewirkt oder ihnen ausgewichen werden. Zu einem großen Umwege oder zu einem sehr krummen Wege muß man in vielen, unglücklicherweise in den meisten Fällen seine Zuflucht nehmen. Ein offener, plumper Enthusiast, oder ein die List verschmähender, seine Meinung rückhaltslos äußernder Denker könnte zuweilen den bestangelegten Plan einer öffentlichen Volksversammlung, ja sogar einer Debatte im Senat dadurch verderben, daß er die wirklichen Zwecke zu früh sichtbar werden läßt. Wer öffentlich sprechen will, der muß daher nicht blos Worte anmuthig zu verbinden, Rede-Eingänge und Schlüsse durch Uebung zu lernen und Schwingungen der Stimme zu gebrauchen wissen, sondern er muß auch dem Publikum den Puls zu fühlen, die Kennzeichen des Volks-Fiebers aufzufassen, seine eigene Begeisterung oder Leidenschaft zu beherrschen verstehen, um die Leidenschaft und Begeisterung seiner Zuhörer desto besser zu erregen. Für einen leidenschaftslosen Beobachter ist es unterhaltend, die Künste und Kniffe zu sehen, die zur Erreichung dieses Zweckes angewandt werden. Je größer die Kunst, desto größer ist nur zu oft die Unaufrichtigkeit. Es würde in der That nicht schwierig, wiewohl gehässig seyn, einige merkwürdige Beispiele anzugeben, wo die am wenigsten rechtlichen Menschen die erfolgreichsten Redner sowohl im Parlament als außerhalb desselben gewesen sind. Der Grund davon liegt auf der Hand. Unbekümmert um die Wahrheit und nur an die unmittelbare Nützlichkeit oder Wirkung ihrer Aeußerungen denkend, haben sie um so mehr Zeit, den Charakter ihrer Zuhörerschaft zu studiren, den Appetit derselben zu befriedigen, ihre geistige Nahrung zu würzen und so durch Schmeichelei über sie Gewalt zu gewinnen. Auch kann mit Fug behauptet werden, daß Unaufrichtigkeit bei öffentlichen Rednern fast zu etwas Nothwendigem wird, wie die öffentliche Meinung nun einmal jetzt beschaffen ist. Es kann eine gewagte Behauptung zu seyn scheinen, ist aber wahr in Bezug auf die große Mehrzahl ausgezeichneter Staatsmänner, daß sie zwei Charaktere und zwei Reihen von Meinungen haben, — eine für die Eingeweihten und eine andere für das Publikum. Das letztere setzt voraus, daß die Staatsangelegenheiten unter dem Einfluß moralischer Beweggründe stehen; die Anderen wissen nur zu gut, daß die wirkliche Macht von einer viel materielleren Natur ist. Nur zu oft ist ein Minister während der ganzen Zeit, wo er Grundsätze aufstellt, damit beschäftigt, Stimmen zu zählen und auf deren Gewinnung zu sinnen. Aber auch allen schlechten Einfluß außer Frage gelassen, wird häufig zum Doppelgesicht Zuflucht genommen. Oeffentliche Leiter sind oft denjenigen voraus, welche von ihnen geleitet werden, wagen aber nicht immer, ihre eigenen wirklichen Meinungen zu äußern, sondern tragen oft nur diejenigen Ansichten vor, von welchen sie wissen, daß dieselben bei ihren Zuhörern günstige Aufnahme finden werden.

Die Parteiführer in beiden Parlamentshäusern werden vom Publikum nach einem Maßstabe beurtheilt, der ganz verschieden ist von demjenigen, nach welchem sie einander beurtheilen. In dem einen Fall ist politische Meinung das Maß des Werthes, in dem anderen ist es Talent. In Privatgesellschaften oder unter dem Volke ist nichts gewöhnlicher, als daß Jemand wegen seines Toryismus, Whiggismus, Radikalismus oder Chartismus unter seinem Werthe geschätzt, oder wegen eines eingestandenen oder vermutheten Parteiwechsels für politisch zu Grunde gerichtet erklärt wird. Im Parlament dagegen sehen wir so streng kritisirte Personen die Oberherrschaft führen, aufmerksames Gehör finden und mit Achtung sogar von denen behandelt, welche durch die Unbeständigkeit derselben wahrscheinlich Schaden leiden. Diese scheinbaren Widersprüche können einer Art von Nothwendigkeit zugeschrieben werden. Das Parlament ist ein Kampfplatz für die freie Erörterung von Grundsätzen. Das Haus der Gemeinen ist oft ein riesenhafter debattirender Klub genannt worden, und sehr oft, zur Zeit großer Parteikämpfe, verdient es diesen Namen. Gewöhnlich aber nimmt dasselbe einen höheren Standpunkt ein. Dann ist es nicht ein bloßes Schlachtfeld für Ringerkämpfe, deren Zweck persönliche Auszeichnung und öffentliche Ehre allein ist, sondern eine Versammlung, in welcher die Meinungen und Interessen nebenbuhlerischer Klassen vorgetragen und von den ersten Geistern der Zeit, welche die wirklichen Gesetzgeber sind, in der Absicht erörtert werden, daß sie so viel wie möglich ihre Ausgleichung und gegenseitige Befriedigung ohne zu große besondere Opfer erhalten mögen. Zu diesem Zweck ist nöthig, daß jene Ansichten und Interessen beiden Häusern klar auseinandergesetzt werden. Die Männer, welche dies auf die wirksamste, spitzfindigste oder wahrste Weise zu thun vermögen, sind diejenigen, welche hervorragend werden. Wenn sie den Zauber der Beredtsamkeit zu deren wesentlicheren Erfordernissen hinzufügen können, ist ihre Macht um so größer; dadurch wird aber die Thatsache nicht umgestoßen, daß nicht sowohl der ehrenwerthen Ueberzeugung des Redners, als vielmehr der Geschicklichkeit, mit welcher er seine Meinungen entwickelt, Achtung gezollt zu werden pflegt.

Ein erfolgreicher öffentlicher Sprecher und ein Redner ersten Ranges sind sehr von einander verschieden. Von jener Art Menschen wimmelt das Land; die Männer der anderen Art könnte man fast an den Fingern herzählen. Rücksichtlich der Ersteren sind einige Erfordernisse und Kennzeichen schon oben bemerklich gemacht worden; die Letzteren nehmen eine viel höhere Stelle ein und bedürfen viel größerer Fähigkeiten. Es ist jetzt beinahe zu etwas Alltäglichem geworden, über den Verfall der englischen Beredtsamkeit zu sprechen. Alle Leser der zeitgenössischen Berichte aus dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts und alle diejenigen, die noch die großen Redner gehört haben, welche im Anfang dieses Jahrhunderts eine Rolle spielten, sind geneigt, einen für die Redner unserer eigenen Zeit ungünstigen Kontrast zwischen diesen und ihren Vorgängern zu finden. Zwar sind wir wegen der ungenügenden Aufzeichnungen, die wir von den Reden der Letzteren haben, nicht selber im Stande, eine dem kritischen Urtheil völlig genügende Vergleichung anzustellen. Auch überwinden wir nicht ganz leicht die gewöhnliche Neigung der Menschen, die Vergangenheit zu preisen. Von der anderen Seite ist aber zu beachten, daß die Redner, die während der letzten siebzig Jahre so mächtig glänzten, eine strenge kritische Probe bestanden; denn diejenigen, von welchen sie für groß erklärt wurden, waren selber große Männer; und bei anderen Gegenständen sind wir immer bereit gewesen, uns vor den Ansichten derselben zu beugen. Zugleich sind unsere Aufzeichnungen von den Reden jener ausgezeichneten Staatsmänner und Redner, obgleich unvollkommen, doch deutlich und umfassend genug, um den erhabenen Schwung ihrer Gedanken und die reine, markige Sprache, welche sie gebrauchten, wahrnehmen zu lassen. *Sie rechtfertigen* sogar in bedeutendem Maße das hohe Lob, das den Reden *von denen* ertheilt worden ist, welche dieselben gehört haben.

Heutzutage stehen dem Urtheil keine solche Hindernisse, wie die eben angegebenen, im Wege. Der in neueren Zeiten gemachte wunderbare Fortschritt in der Kunst des Aufzeichnens hat diese Schwierigkeit beseitigt. Wir besitzen jetzt die Reden der ersten Redner des Tages mit allen den Vorzügen, welche der Geschmack und das Urtheil hochgebildeter Männer zu blos buchstäblicher und mechanischer Genauigkeit hinzufügen kann. Wir haben also zur Bildung einer Meinung die vollständigen Mittel. Der eingenommenste Bewunderer der Gegenwart muß jedoch in derselben einen Mangel an Kraft und Beredtsamkeit im Vergleich mit der Vergangenheit eingestehen. Und doch haben wir keinen Mangel an Männern von Talent ersten Ranges, — an Männern von vielleicht allgemeinerer Bildung und größeren Kenntnissen in Staatswissenschaften, als selbst jene Idole ihres Landes, die Parlamentsredner aus der Zeit der George, besaßen. Lyndhurst, Brougham, Peel, Stanley! — Das sind Männer von außerordentlichen Fähigkeiten. In demjenigen, was man das Mechanische der Redekunst nennen kann, in allem dem, was dabei nicht geradezu vom beseelenden Geiste abhängt, stehen sie gewiß keinem jener großen Männer nach. Auch Macaulay hat Reden gehalten, die in Bezug auf den Glanz und die Glätte der Sprache sogar mit einigen ihrer Muster wetteifern können. Dasjenige aber, worin die neuern Reden mangelhaft sind, das ist der animus, welcher die Reden der früheren Redner belebte, — die Concentration ihrer Seele, — ihre Gleichgültigkeit gegen alle äußeren modifizirenden Einflüsse, gegen Alles außer der vollen Entwickelung der freien Schöpfungen ihres Geistes. Was sind die Ursachen dieses Schwächerwerdens einer Kraft, die in einem von einem freien Volke bewohnten Lande eines der stärksten Mittel zur Hervorbringung politischer Veränderungen ist?

Die Reden der Vergangenheit hatten zwei Quellen hohen und konzentrirten Interesses. Die eine derselben entsprang da, wo die Redner in unmittelbaren persönlichen Streit verwickelt wurden. Weil sie vor der Welt hervorragten, erweckte ihr Kampf ein hohes dramatisches Interesse. Die andere Quelle öffnete sich dann, wenn die vor das Parlament gebrachten Gegenstände zu so wichtigen Erwägungen führten, daß die Redner gezwungen waren, sogar die ersten Grundsätzen zu beweisen, auf welchen die menschliche Gesellschaft beruht; wo dann ihre orakelartigen Ergüsse uns jene edelste und umfassendste Form der Tugend offenbarten, — nämlich Philosophie, von der Begeisterung für die öffentliche Wohlfahrt beseelt.

Ferner wurden die Reden Chatham's, Pitt's, Fox's, Sheridan's, Grey's, Plunket's und die früheren Reden Brougham's vor einer Versammlung gehalten, deren Kern die vorzüglichsten Geister der damaligen Zeit waren. Der größere Theil der Mitglieder jener Parlamente bestand aus Männern, für welche die Politik ein Beruf, — bei nur zu Vielen ein Gewerbe war. Zu jener Zeit, unter dem Einfluß des Ernennungssystems, bot das Unterhaus — wenn nicht den einzigen Weg — doch den hohen Weg zu politischer Macht dar. Man konnte damals nicht so leicht auf den Schultern der Menge in ein Amt getragen werden. Das Haus der Gemeinen zu beherrschen, war damals noch viel wesentlicher, als jetzt. Ein großer Theil der Mitglieder war in der Ausbildung zum parlamentarischen Redner begriffen; für diese wurde die genaue Beobachtung derer, welche ihre Vorbilder seyn mußten, zu einer Pflicht, da dies zu ihrer politischen Erziehung nothwendig war. Die Mehrzahl der Uebrigen waren Männer von Bildung und langer politischer Erfahrung, alt geworden in der Gewohnheit, den bezüglichen Werth der verschiedenen Redner abzuwägen. So entstand innerhalb der Mauern des Parlaments ein kritischer Gerichtshof von strengem Charakter, in der Strenge seines Urtheils von der gegenseitigen Schärfe der Parteien unterstützt; und das denkende Publikum jener Zeit stellte kaum etwas Mehreres dar, als einen Widerschein jenes Gerichts. Damals waren die Parteien bei ihren Plänen von Männern abhängig, die großes Genie für Politik besaßen; jetzt dagegen sind solche Männer von Genie gezwungen, ihren Lauf mit den Bewegungen der Parteien in Einklang zu setzen.

Viele Ursachen kommen zusammen, das Interesse jetziger Reden zu vermindern. Erstlich fehlt ihnen die starke Aufregung persönlichen Streites aus persönlichen Gründen. Die Schicklichkeit des parlamentarischen Kampfes in Bezug auf persönliche Ausfälle wird im neuen Hause der Gemeinen mehr beobachtet als im alten. Maßregeln werden angegriffen; weniger die Personen. Wenn ein Mann, wie Lord Stanley, sich von seinen alten Bundes-

genossen trennt, so machen sie dies nicht zu einem persönlichen, sondern zu einem politischen Zwiespalt. Das Parlamentshaus ist das Eigenthum des Publikums geworden; und dem Publikum wird von den Staatsmännern dadurch Achtung bewiesen, daß sie ihre Privatstreitigkeiten in die wichtigeren Zwispältigkeiten der von ihnen vertretenen Klassen-Interessen versenken. Wenn freilich ein Mann, wie O'Connell, in seiner eigenen Person die Stimmen seiner Landsleute zu vereinigen sucht, dann wird er wegen seines Einflusses ein Gegenstand des Angriffs; doch hören wir auch dann keinen jener direkten persönlichen Ausfälle, welche zum Charakter der früheren parlamentarischen Kämpfe gehörten, sondern Alles wird unter einem leichten Schleier von Ironie oder indirekter Anspielung vorgebracht.

Eine andere und noch einflußreichere Ursache des veränderten Tones jetziger Beredtsamkeit ist der veränderte Charakter des Unterhauses. Die von der Reformbill herrührende Ausdehnung des Wahlrechts hat die Zahl und die Wichtigkeit einer Klasse von Parlaments-Mitgliedern sehr vermehrt, für welche die Redner vor einem halben Jahrhundert die tiefste Verachtung gehegt haben würden, — die bona fide Repräsentanten von Wahlkörperschaften. Staatsmänner finden es nöthig, diese Leute zu gewinnen; daher ist ein eigenthümlicher Styl des Sprechens in Gunst gekommen. Der berechnende Handelsgeist der bourgeoisie (obgleich die Fleckenvertreter diese Bezeichnung wahrscheinlich von sich weisen werden), — spottet über schöne Reden. Sie kommt, um Geschäfte abzumachen, nicht, um sich zu amüsiren; dafür hat sie das Theater oder die letzte neue Novelle. Sie hat ihre Eisenbahn-Bills, ihre Lokal-Verwaltungs-Bills und ihre Freihandels-Dogmen zu vertheidigen oder anzugreifen; und ihre Zeit ist zu kostbar, um an prachtvolle Rede-Eingänge oder an vorbereitete Rede-Schlüsse verschwendet zu werden. Sie verlangt etwas Praktisches, zieht mathematische Figuren rhetorischen Figuren und der Poesie Pfunde, Shillinge und Pence vor. Grosse Fragen behandelt sie nur nach dem Gesichtspunkt des Vortheils; sie weiß nichts von obersten Grundsätzen, noch kann sie entfernte Folgen berechnen; aber sie vermag bis auf einen Shilling anzugeben, wie viel sie bei einer vorgeschlagenen Veränderung innerhalb eines Monats verlieren oder gewinnen wird. Es ist in ihr ein pfiffiger gemeiner Menschenverstand, — der gemeinste Verstand, — der des Eigennutzes, welcher die Kunst des Redners zu einer gefährlichen macht, wenn er geneigt ist, zu blenden oder in Erstaunen zu setzen. So ist die Beschaffenheit jetziger Beredtsamkeit allmälig schlechter geworden, um dem Geschmacke jener influßreichen Männer zu entsprechen.

Weiter aber muß hervorgehoben werden, daß während der letzten zwanzig Jahre England eine Revolution erlitten hat, — eine stille, langsame und stufenweise fortschreitende — aber doch eine Revolution. Es ist eine Zeit des Vergleicheschliessens gewesen, und die größten Vergleiche von allen sind noch im Gange. Wir sind in einem Uebergangszustande, — in einer Lage der Dinge, welche zwar der Entwickelung der Weisheit des Staatsmannes oder des Philosophen, aber nicht dem Genie des Dichters oder des Redners günstig ist. Erfahrung hat gezeigt, daß, je ferner die Aussicht auf Veränderung ist, je weniger ein Redner die unmittelbare Erreichung desjenigen hofft, wofür er kämpft, — um desto eifriger und enthusiastischer seine Verfechtung, um desto furchtloser sein Aussprechen von Grundsätzen, um desto glänzender und blendender das Gemälde wird, welches er von dem zu erreichenden Gut entwirft, — ein Gemälde, dessen grobe und glitzernde Elemente immer mehr entdeckt werden, je näher es dem geistigen Auge durch den Versuch unmittelbarer Ausführbarkeit gebracht wird. Schönere Reden werden für irgend einen gegebenen Zweck, funfzig Jahre bevor derselbe seiner Ausführung nahe ist, zu Stande gebracht, als wenn der Gegenstand zu etwas Abgedroschenem geworden und die Spitze des Enthusiasmus durch das wahrscheinliche Ende des Kampfes abgestumpft ist. So war es mit der Sklaven-Frage; so mit der Reform. Diese Regel findet auf die Gegenwart volle Anwendung. Die gesetzgebende Versammlung ist jetzt damit beschäftigt, im Einzelnen die Veränderungen auszuarbeiten, deren Bewirkung die Absicht des Volkes war, als dasselbe die Reformbill durchsetzte. Grosse Grundsätze sind jetzt fast ganz herrenlos. Wenn auf dieselben überhaupt Bezug genommen wird, so geschieht es vornehmlich, um sie zu verleugnen; denn unsere Staatsmänner werden von den Männern der Ziffern und mechanischer Flickwerk-Staatsweisheit so umzingelt, daß sie gezwungen sind, einen heiligen Schauder vor allem erhabenen politischen Streben zu erheucheln, damit sie nicht als Theoretiker oder Philosophen bezeichnet und so für ihr ganzes Leben zu Grunde gerichtet werden. Kämpfe in dem einen oder dem anderen Parlamentshause führen jetzt nicht mehr die begeisternden Scenen herbei, welche sie in den Tagen der älteren Redner veranlaßten; sie sind bloße Wortwechsel über Einzelnheiten, — so zu sagen: Hahnenkämpfe über Grade von Zugeständnissen. Gelegentlich, doch selten, kommt ein grosses Thema zur Sprache, und dann finden wir, daß nicht an den Rednern, sondern an den Zuhörern der Fehler liegt. Es ist ergötzlich, die Begier zu sehen, mit welcher die ersten Männer des Tages herbeistürzen, um ihren Durst an den alten Quellen zu löschen. Die „praktischen" Männer blicken mit äußerstem Erstaunen auf die wahnsinnige Freude, die Jene darüber empfinden, daß sie so im Stande sind, sich den wachen Träumen ihrer Jugend hinzugeben und die Studien ihres Mannesalters fruchtbar zu machen. Vielleicht beginnt ihr Vertrauen schon erschüttert zu werden und sehen sie sich nach irgend einer standhaften Mittelmäßigkeit um, welcher sie in politischen Dingen Glauben schenken können; — da bemerken die trunkenen Sünder, nachdem sie den ganzen Saus und Braus ihrer geistigen Ausschweifung durchgemacht haben, einen schwachen Schimmer von dem Unheil, das sie anrichten; dann stürzen sie schleunigst zurück zu den alten sicheren Wegen, von welchen sie aus Erfahrung wissen, daß dieselben mit Stimmzetteln bestreut sind, die in ihren nüchternen Augenblicken für sie mehr Werth haben, als Blumen der Poesie oder der Beredtsamkeit. Ihre verdrießliche Abgestumpftheit nach einer dieser Abspringungen ist erbaulich anzusehen.

Von solcher Art sind einige der Nachtheile, mit welchen Redner unserer Zeit zu kämpfen haben. Es war nöthig, dieselben kurz anzugeben, weil wir bei Schilderung der Eigenthümlichkeiten und bei Abschätzung der Verdienste der leitenden öffentlichen Redner Englands dieselben nicht sowohl durch Vergleichung mit irgend einer idealen Bestimmung dessen, was der Redner seyn soll, beurtheilen, als vielmehr in Bezug auf jene modifizirenden Einflüsse betrachten werden, die ihren Glanz so sehr vermindern.

Polen.

Ein Pole über Deutschland. *)

La Rochefoucauld sagte: „Unsere Feinde kommen in ihrem Urtheil über uns der Wahrheit näher, als wir selbst!" und nur weil ich gefunden, daß dies öfter zutrifft, nahm ich des polnischen Grafen Adam von Gurowski neueste Schrift „Deutschland und die Schweiz" zur Hand, von der uns eiligst, als gälte es einer Eile bedürfenden guten Sache, Herr Th. Thomas in Leipzig in seinem Verlage eine deutsche Uebersetzung besorgt hat. Früher hielt ich dafür: Gurowski bestrebe sich, unter der Maske eines Dieners des Despotismus, demselben durch Entlarvungen zu schaden, gemäß dem Grundsatze des Machiavell; allein allmälig gelangt man zur Einsicht, daß der Mann es mit seiner Empfehlung der „Gewalt", als einzig richtigen Regierungs-Prinzips, wirklich ernsthaft meine und sein panslawistisches Wühlen nur diesen Hintergrund habe. Diesen Zopf abgerechnet, diese fixe Idee bei Seite gedacht, läßt sich vielleicht von dem Manne Etwas, wenn auch wenig, lernen, und es folgen darum einige Auszüge aus obengenannter jüngster Schrift desselben. Gleich im Eingange heißt es:

„Das verworrene mißtönende Geschrei, das man jetzt überall in Deutschland vernimmt und aus dessen Getöse man nicht unterscheiden kann, was man eigentlich will und verlangt, rührt von dem Verluste des Schlafrockes, jener alten Hülle her, die ein böser schadenfroher Geist, ein alter Mephisto oder schlauer schlechter Diplomat gestohlen oder versteckt hat. — Ein einziger lauter Schrei, der durchdringendste, der gellendste, kreischendste, schien vor den anderen vorzutönen und weit hinzuschallen, ein Schrei, vor dem die Unsterblichen hätten erzittern können, da er bis zum Gewölbe des Himmels empor dringt. Das ist der Hungerschrei, den ganze Länder und ganze Völker ausstoßen; der Schrei der Mutter mit vertrocknetem Busen, die ihren Säugling sterben sieht; der Schrei eines Vaters und eines Sohnes, die wilden Thieren gleich geworden sind. Diese gräßliche, weit hinschallende Stimme wird man durch Vertheilung von Bibeln nicht ersticken, noch weniger durch den metallenen Klang der Kapitalien, die ein anmaßendes Bürgerthum mit verhärtetem Herzen umsetzt. Werden die Constitutionen, von denen man träumt, Brod für die Armen und Hungernden backen und den Verdienst des Tagelöhners erhöhen?"

Vom Deutschkatholizismus meint Gurowski: „er werde kein Gewicht in die Waagschale legen bei Lösung der Frage über die Unabhängigkeit und Trennung zwischen dem Staate und der religiösen oder kirchlichen Macht." Er nennt den Protestantismus, als dessen abgesagter Feind er überall auftritt, den Pathen des Deutschkatholizismus und meint: „Glaubensbekenntnisse, die von Advokaten entworfen und von Versammlungen in Wirthshäusern angenommen werden, wie ursprünglich in Berlin, Leipzig u. s. w., das ist gewiß ein neuer Weg der Propaganda; das sind Entscheidungen, neben denen jene, welche das Daseyn eines höchsten Wesens anordnete, achtbar erscheint!"

„Wenn es aber irgend ein Land giebt", fährt er fort, „das im Verlauf seiner Geschichte einen vollständigen und gänzlichen Mangel an jedem politischen Gedanken und an jeder Cohäsionsarbeit zeigt, so ist es gewiß Deutschland"; und an einer anderen Stelle: „Als politischer Geist hat sich der deutsche Geist niemals offenbart, seit er in der Geschichte mitzählt. Gleichwohl hegt er ein gränzenloses Selbstvertrauen zu seiner politischen Fähigkeit."

Hätte Gurowski doch nur Recht, wenn er sagt: „Die Einheit Deutschlands ist endlich ein allgemeiner Wunsch geworden, der sich aller Gemüther bemächtigt und binnen kurzem alle anderen Wünsche und Gedanken daraus verdrängen wird." Leider erscheint viel wahrer, was dahinter folgt: „Wenn also Deutschland in unseren Tagen viel denkt und sich rührt, so trinkt es auch nicht weniger!" Der Hieb soll namentlich auf den Bürgerstand gehen, dem Herr v. Gurowski besonders abhold ist. Ueber die Trink-Orte heißt es: „Ein mehr oder minder elegantes Bierhaus (auf die Eleganz achtet man da nicht besonders), eine Weinstube, eine Konditorei wird der Heerd jeder politischen oder gelehrten (?) Zusammenkunft. Man findet sich täglich da ein, und der Besuch eines solchen Ortes scheint für eine der strengsten Pflichten zu gelten." Weiter: „Da bereitet man beim Trinken die grossen Ereignisse und die Zukunft Deutschlands vor und trennt sich meist in einem mehr oder minder illuminirten Zustande."

Herr v. Gurowski behauptet, ohne indessen Beweise dafür beizubringen, daß die Fürsten vom zweiten und dritten Range in Deutschland „das geringste Vertrauen auf den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

---

*) Deutschland und die Schweiz. Vom Grafen Adam von Gurowski. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Thomas, 1846.

haben; einige begünstigen deshalb unter der Hand die liberalen Bestrebungen, um sich für den Nothfall einen Anstrich von Popularität zu bewahren, klagen einander aber trotzdem vor dem Areopag zu Frankfurt an, wenn der Eine bei diesem Haschen nach Popularität weiter geht oder kommt als der Andere."

Auf unsere deutsche gelehrte Welt ist der Herr Graf gleichfalls nicht sehr gut zu sprechen, und Hegel kömmt bei ihm wegen seiner Philosophie der Geschichte schlecht weg, weil darin dem Charakter der Deutschen mehr Lob und Anerkennung gespendet ist, als dem panslawistischen Polen genehm erscheint. Die politischen Gedichte der Deutschen in den letzten zehn Jahren sind, wie er hinzufügt, nichts als gereimte Journal-Artikel.

Ueber den Zustand unserer europäischen Verhältnisse erklärt sich der Verf. im Allgemeinen folgendermaßen: „Ueberall und trotz des Leimteiges der Interessen, mit welchem man die Risse an der Oberfläche zu verstreichen sucht, geht die Gesellschaft in allen ihren Schichten und mit ihrem ganzen Organismus allmälig aus einander. Sie hat jenen Kitt nicht mehr, der unter der Einwirkung der Atmosphäre der Leidenschaften wie Felsen und der Zeit trotzend verhärtet." „Wer diesen Gang leugnen wollte, würde die Geschichte leugnen; aber", fragt Herr v. G., „wohin wird dieser ungleiche Gang führen, wo die Zersetzung aufhören? Woher wird sich die Gewalt entwickeln, welche diese Umwandlungen leiten und zusammenordnen sollte? Der Bürgerstand, diese Ueberschwängerung unserer Zeit, würde ein sehr weicher Eckstein dieses neuen Gebäudes seyn. Der Bürgerstand, der sich mehr als alle andere Klassen der Gesellschaft mit den materiellen Interessen beschäftigt und deshalb ohne befruchtenden Keim, ohne Spannkraft ist, zerbricht, wo man ihn handhabt, und zerplatzt Einem gleichsam in der Hand." „Der erhaltende Geist des Bürgerstandes erstreckt sich nicht über das hinaus, was unmittelbar mit der Elle gemessen, addirt und als Gewinn eingestrichen werden kann. Er häuft auf, ohne zu klassifiziren, und seine Ruhe liegt in der Sicherheit."

Neben manchen Lichtpunkten im Geiste des Grafen Gurowski zeigen sich bedauerliche Schattenpartieen, wie dies leider der polnische Charakter oft mit sich bringt. Demnächst tritt an mehreren Stellen die Franzosenschmeichelei grell zu Tage, und es erniedrigt den Verfasser diese Art Speculation in den Augen jedes Tüchtigen. Wie leicht zu erachten, geschieht dies auf Unkosten der Deutschen. So heißt es z. B.: „Die französische historische Schule unserer Zeit hat das ganze Gebiet der Geschichte nach allen (!) Seiten hin bebaut und durchforscht!" Die Folie lautet: „Deutschland vermag bei aller seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit, bei der genauesten und ins Einzelnste gehenden Detailkenntniß dennoch kein Leben hineinzubringen, keinen allgemeinen Ueberblick zu erlangen, noch das Ganze mit der Fackel einer unparteiischen Kritik zu beleuchten." Gegen solche Unkenntniß oder vorurtheilsvolle Einseitigkeit ist gar nicht erst zu sprechen. Eben so unbegründet ist die Anschuldigung: „Den Deutschen ist namentlich Frankreich ein Dorn im Auge. Wenn der Neid noch nicht existirte, würde man ihn unter jenen (den deutschen) Professoren, Doktoren, Publizisten und Juristen, unter jenen guten Deutschen erfinden, deren Schädel ein Doktorhut, ein gewöhnlicher Filz oder eine Soldatenmütze bedeckt und die sich sämmtlich laut und eifrig mit Politik beschäftigen. Dieser Neid betrifft eben sowohl das Gebiet des Wissens, als jenes der materiellen Macht. Eine Eifersucht, welche die geistige Ueberlegenheit, ja die geistige Gleichheit der Franzosen bestreitet und leugnet, eine stark mit Furcht gemischte Eifersucht auf die auswärtige Politik ist der vorherrschende Ton der verschiedenen Varianten, die in Deutschland wiederklingen.

„Der allerunparteiischste, auch vom kleinsten Atome kleinlichen Neides freie französische Geist *) erkennt immer und überall bei jedem Volke freudig die Fortschritte, die es macht, das Licht, welches es verbreitet, die Schätze des Gedankens und Wissens, die es aufspeichert, und die großen Dienste an, die es für das allgemeine Fortschreiten des Menschengeschlechts geleistet hat oder vorbereitet."

Ueberall stellt sich G. als Feind des Protestantismus heraus; dafür nur folgende Stelle als Beleg: „Ist das protestantische Prinzip, trotz seines Wissens und seiner Strenge, schöpferisch, hat es Saft und Kraft, entspricht es den Bedingungen des Wachsthums eines Staates? Welche raschen und ungeheuren Fortschritte auch der Staat gemacht, der in Europa allein aus diesem Prinzipe hervorgegangen ist, so hat er doch keine Beweise von Dauer gegeben." Das Vage liegt hierbei auf der Hand, so wie in der Aeußerung: „es schrieben sich alle Ideen der Mehrzahl im protestantischen Deutschland von dem Ende des dreißigjährigen Krieges her!" Dagegen wird — wie sich fast von selbst versteht — die Wirkung des Katholizismus ungemein gepriesen, wie etwa: „Alle anderen Reiche, Monarchieen und Länder im Norden wie im Süden Europa's (mit Ausnahme des nichtgenannten, aber deutlich bezeichneten Preußens) bildeten sich unter der strengen Zucht der katholischen Einheit."

Ueber den Adel spricht sich der Graf folgendermaßen aus: „Die Adels-Aristokratie sollte immer bei dem Volke bleiben, sich nicht hochmüthig von ihm absondern und sorgsam das alte Band des Vertrauens pflegen, das sonst das Volk und den Adel zusammenhielt." „In allen Ländern befaßt sich der Adel mehr und mehr mit Geldspeculationen; das heißt aber das Wappen in den ekelhaftesten und tiefsten Schmutz ziehen. Er wird sich nicht wieder empor richten, wird dadurch sein ehemaliges Uebergewicht nicht wieder erlangen und nur die Zahl jener Betrüger vermehren, die durch die Millionen privilegirt werden, welche sie handhaben."

In Hofwyl fand G. den Gedanken der beiden Söhne Fellenberg's bewundernswürdig: „den armen Zöglingen, welche in Hofwyl aufgenommen werden, ein Stück Land anzuweisen, das sie besonders bebauen und dessen Ertrag diesen Armen gehört!" Ich finde diesen Gedanken weniger bewunderns- als vielmehr höchst nachahmungswürdig!

Ueber die Schweiz im Allgemeinen äußert G.: „Die Reichsten haben sich in den ausschließlichen Besitz des einzigen Reichthums dieses Landes, der Weideplätze, gesetzt, und die Armen finden keinen Platz mehr für ihr Vieh. Beide, Reiche und Arme, sind mehrmals mit einander handgemein geworden."

In Bezug auf Rußland lauten die Ansichten des polnischen Grafen etwa wie folgt: Frankreich sowohl als Rußland sind in der Organisationsarbeit begriffen, was Deutschland nie zu thun vermochte; darum umfaßt es beide „mit einem und demselben Gefühle eifersüchtigen und zu gleicher Zeit ziemlich besorgten Hasses!" Wie beschränkt und lächerlich! Das verständige Deutschland zieht ruhig den Nutzen aus den sogenannten Organisationsarbeiten genannter Länder, ohne selbst nöthig zu haben, sich in extremen Staats-Experimenten abzuquälen. (Schluß folgt.)

*) Ist der französische Geist wirklich so frei von Neid und Vorurtheil, wenn es gilt, die Ueberlegenheit anderer Nationen, z. B. die der Engländer in praktischen Dingen, anzuerkennen? Gewiß sind die Deutschen immer und überall bereitwilliger in solcher Anerkennung. Die Aeußerung des Herrn v. G. klingt in der That wie eine Ironie.

D. R.

Mannigfaltiges.

— Pariser literarische Journale in Berlin. Seitdem durch die Eisenbahnen die Entfernung zwischen Paris und Berlin auf ungefähr achtzig Stunden gebracht worden — was durch die nun bald eintretenden Nachtfahrten zwischen Köln und Brüssel, so wie durch die Vollendung der Köln-Mindener Eisenbahn, noch bedeutend reduzirt werden dürfte, ist in der Postbeförderung der für unser „Magazin" so wichtigen literarischen Pariser Journale eine auffallende Veränderung eingetreten. Den Grund wissen wir uns nicht zu erklären, aber die Thatsache steht fest, daß wir in Berlin jetzt die Revue des deux Mondes, die Revue Indépendante und andere ähnliche Blätter erst zehn, zuweilen auch wohl zwölf Tage nach ihrem Erscheinen in Paris erhalten. Durch diese Verzögerung kommen nicht blos alle französischen, belgischen und selbst englischen (täglich erscheinenden) Zeitungen mit ihren zahlreichen Auszügen aus den gedachten Revuen diesen hier um mehrere Tage zuvor, sondern wird es auch den Brüsseler Buchhandlungen möglich, ihren wohlfeilen Nachdruck der Revue des deux Mondes über Leipzig eben so rasch nach Berlin zu befördern, als das Original hier eintrifft. Es läßt sich also leicht ermessen, welcher Abbruch demselben hierdurch sowohl in Preußen als in dem mit dem Leipziger Buchhandel in raschester Verbindung stehenden Rußland erwachsen kann.

— Der Komponist des „Wilhelm von Oranien". Vor seiner Abreise nach Holland, wo er seine Oper „Wilhelm von Oranien", welche dort ihres Stoffes wegen als eine wahrhafte National-Oper begrüßt werden dürfte, zur Aufführung bringen will, veranstaltete Herr Karl Eckert in Berlin ein Abschieds-Konzert, in welchem er von Madame Viardot-Garcia, die wir leider ebenfalls bald zum letztenmale hören werden, unterstützt wurde. Der Konzertgeber, der sich schon als Knabe einen Virtuosen-Ruf erworben, nachmals jedoch zum theoretischen Studium der Musik überging und sich vom Virtuosenthume ganz abgewandt zu haben schien, hat in seinem letzten Konzerte bewiesen, daß er auch als Violinspieler in der Ausbildung nicht zurückgeblieben und sich dreist unseren geschätztesten Meistern auf seinem Instrument an die Seite stellen könne. Er spielte eine Artot'sche Phantasie auf Bellinische Motive mit der vollen Gefühlswärme dieser für etwas zu elegischen Composition, so wie gemeinschaftlich mit Herrn Ed. Franck ein von diesem für Violine und Piano komponirtes Adagio. Die von ihm demnächst geleitete Aufführung mehrerer Scenen und Chöre aus seiner obengenannten Oper bewies von neuem die Wirksamkeit mancher Partieen dieser Musik, die als dramatische Erstlingsfrucht des Komponisten allerdings zu großen Hoffnungen berechtigt und, wie wir nicht zweifeln, besonders in dem Vaterlande Wilhelm's von Oranien, wo der Held noch in des Volkes Gedächtniß, wie bei uns Friedrich der Große, lebt, mit lebhafter Theilnahme angehört werden wird. Es giebt zur Aufführung solcher Opern freilich nur zwei Bühnen in Holland, die französische Oper im Haag, bei der einige der ausgezeichnetsten Künstler mitwirken und die zum größten Theil durch die Munificenz des Königs erhalten wird, der auch selten bei einer der größeren Vorstellungen, welche scenisch auf das prachtvollste ausgestattet sind, zu fehlen pflegt, und die deutsche Oper in Amsterdam. Letztere ist allerdings nur aus mehr oder weniger künstlerisch ausgebildeten Mitgliedern zusammengesetzt, welche durch den Wohlklang der holländischen Zehnguldenstücke nach der reichen Handelsstadt verlockt worden, um Mynheer, der sehr wenig musikalischen Sinn, aber doch eine alte Vorliebe für deutsche Compositionen hat, etwas vorzusingen; der Zufall hat es jedoch schon zuweilen begünstigt, daß man in Amsterdam deutsche Opern viel besser konnte aufführen sehen, als auf mancher deutschen Hofbühne. Möge dieser Zufall auch dem Werke unseres jungen Landsmannes günstig seyn, auf welches wir durch unser auch in Holland gelesenes Blatt die dortigen Musikfreunde wohl aufmerksam machen möchten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Sonnabend den 1. Mai 1847.

England.

Der Vergiftungs-Prozeß gegen den Grafen von Somersett.

(Nach dem Athenaeum.)

Unter den Günstlingen, welche während der schwachen Regierung Jakob's I. einander in der königlichen Gunst folgten, nimmt, nächst dem Herzog von Buckingham, kaum ein Anderer eine so hervorstechende Stelle in der Geschichte ein, als Robert Carr, Viscount von Rochester, späterhin Graf von Somersett, und zwar vorzüglich jenes mysteriösen Prozesses wegen, welcher der bis dahin so glänzenden Laufbahn des Grafen ein Ende machte. Ein geborener Schotte, war dieser dem König, bei dem nur Jugend und Schönheit ihn empfahlen, nach England gefolgt und rasch gestiegen. Er ward Ritter des Hosenbandordens, Viscount von Rochester und errang einen bedeutenden Einfluß im Kabinet. Wenn dieser Einfluß sich nicht schädlicher für das Land erwies, als es der Fall war, so war dies nicht Rochester's Verdienst, sondern den Rathschlägen Sir Thomas Overbury's zuzuschreiben, die Jener, als die eines Freundes, befolgte. Overbury's Verhältniß zu dem königlichen Günstling war ein eigenes. Eines Landedelmannes Sohn, war er an den Hof gekommen, um sein Glück zu machen; er war bei dem unerzogenen schottischen Jüngling eine Art von Hofmeister geworden, und so führte Carr's Steigen in der königlichen Gunst zu Overbury's Beförderung. Jahre hindurch war Letzterer es, der dem Lord Rochester, wie einer Puppe, Ideen und Sprache lieh, welcher seinerseits, von Overbury gelenkt, den König leitete, im Rathe entschied und die Damen des Hofes bezauberte.

Dieses Verhältniß dauerte fort, bis die Leidenschaft, die Rochester für die Gräfin Essex faßte, die Auflösung desselben herbeiführte. Nicht, daß Overbury sich der Neigung seines Freundes widersetzt hätte; im Gegentheil, er schrieb sogar für ihn Liebesbriefe an die Gräfin; allein, obschon seine laxe Moralität sich nicht dagegen sträubte, der Neigung seines Zöglings zu eines anderen Mannes Weibe förderlich zu seyn, so trat er ihr doch entgegen, als sich die Gräfin von ihrem Gemahl scheiden und mit Rochester verbinden wollte. Gegen diese Scheidung, gegen eine eheliche Verbindung erklärte sich Overbury entschieden und zog sich dadurch den glühenden Haß der Gräfin zu, der ihr Geliebter Overbury's abmahnenden Rath anvertraut hatte. Die Gräfin wußte Rochester, wie den König, gegen ihn aufzureizen, und so geschah es, daß er im April 1613, noch ehe die Heirat stattgefunden, aus irgend einem nicht bekannten Grunde in den Tower geworfen wurde. Hier wurde er krank und siechte, während er erfolglose Anstrengungen zu seiner Befreiung machte, bis zum 15. September hin, an welchem Tage er starb. Sein Tod scheint selbst unter seinen Verwandten keinen Argwohn erregt zu haben, und der Günstling, immer höher steigend in der Gunst des Monarchen, erhielt noch vor dem Schluß des Jahres von königlicher Hand den Titel eines Grafen von Somersett und die Gräfin Essex zur Braut.

Zwei Jahre beinahe verstrichen; Somersett war zum Lord-Kammerherrn ernannt worden, als sich das Gerücht zu verbreiten begann, Overbury sey vergiftet worden. Dieses Gerücht nahm nach und nach eine so bestimmte Gestalt an, daß eine Untersuchung eingeleitet wurde. Helwyse, Lieutenant des Towers, Weston, sein Gefangenen-Aufseher, ein gewisser Franklin und eine Mistreß Turner wurden eingezogen und bald darauf auch der Graf und die Gräfin Somersett in den Tower gesetzt. Der Prozeß gegen die vier untergeordneten Angeklagten erledigte sich rasch; schon im November erfolgte ihre Hinrichtung. Sechs Monate später wurden die beiden Hauptangeklagten vor Gericht gestellt, und am 25. Mai gestand die Gräfin unter Vergießung vieler Thränen ihre Schuld ein. Am darauf folgenden Tage ward Somersett nach einem langen Verhör und einer energischen Vertheidigung zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil wurde jedoch nicht vollstreckt, vielmehr Somersett sammt seiner Gattin nach einigen Jahren aus seiner Haft entlassen und ihm eine Pension bewilligt, die er im Auslande verzehren durfte. Er starb 1638, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, die den Herzog von Bedford heiratete.

So ungefähr wurde bisher Somersett's Leben und die Geschichte seines Prozesses dargestellt. Steht indessen Somersett's Schuld historisch fest? Schon früher ist dieselbe bezweifelt worden, und neuerdings hat ein Herr Amos in einem eigenen Werke diese Zweifel näher zu begründen gesucht. Er zeigt, daß aus den sich widersprechenden, zu einem — dem Angeklagten feindseligen — Zwecke eigens ausgesuchten und zusammengestellten Prozeß-Akten ein Beweis nicht hervorgehe, während er zugleich aus zahlreichen, bisher nicht veröffentlichten Dokumenten nachzuweisen sucht, es seyen an jener scheußlichen Mordthat andere Personen näher betheiligt gewesen, als Somersett es war.

Der umfassendste Bericht, den wir über diesen großen Vergiftungs-Prozeß besitzen, befindet sich in den State Trials; allein es fehlt viel, daß alle in dieser Sammlung enthaltenen Berichte vollständigen Glauben verdienen, wie man leicht zugeben wird, wenn man erwägt, daß diejenigen, welche sich auf ältere Prozesse beziehen, höchst wahrscheinlich nur Kopieen von Veröffentlichungen sind, die, von den Beamten der Krone entworfen, zuweilen von dem Souverain selbst durchgesehen wurden. Kam es in alten Zeiten darauf an, eine hervorragende Persönlichkeit, die in der Brust des Monarchen Haß oder Furcht erregte, zu unterdrücken, so war die Art und Weise, wie man den Prozeß gegen ein solches Individuum führte, ungefähr folgende: Die Gefangenen wurden insgeheim, nicht selten mit Nachhülfe der Folter, verhört und diese Verhöre niedergeschrieben; diejenigen Theile der Protokolle, die belastend für die Inkriminirten waren — und nur diese Theile — wurden einem Richter, den keine Unabsetzbarkeit schützte, und einer für den anhängigen Fall eigens ausgelesenen Jury vorgetragen, die ihr Verdikt in der Furcht vor Geld- und Gefängnißstrafen ertheilte. Die Regierung publizirte sodann eine Darstellung der Verhandlungen, wie sie sich für ihre Zwecke eignete, und servile Theologen mußten — wie man es nannte — die Gewissen der Verurtheilten im Kerker und auf dem Schaffot bearbeiten, worauf denn der ganze Verlauf mit einer abermaligen Bekanntmachung endigte, in der von nichts zu lesen war, als von der reuigen Zerknirschung der Sterbenden und von ihren Lobreden auf alle diejenigen, die am geschäftigsten gewesen waren, sie auf das Blutgerüst zu bringen. Unautorisirte Berichterstattungen aber und jede freimüthige Diskussion über den Prozeß wußte die Sternkammer durch die Gewalt, mit der sie auf Pranger, Ohrenabschneiden und Brandmarkung erkannte, als Angriffe gegen die königliche Justiz zu verhindern.

In dem Rechtshandel Somersett's wurde — die Anwendung der Folter ausgenommen — ganz auf die eben beschriebene Weise verfahren, und Herr Amos giebt mehr als eine Probe der Abweichungen der ursprünglichen Verhöre von denen, die vor dem Gerichtshofe produzirt wurden. Die Anklage gegen Somersett lautete dahin, daß er sich Weston's bedient habe, um Sir Thomas Overbury Gift, an dem derselbe gestorben sey, beizubringen. Die verschiedenen Giftstoffe, wodurch, der Anklage gemäß, Overbury's Tod bewerkstelligt wurde, bestanden: aus Rose-acre, das er am 9. Mai, und aus weißem Arsenik, den er am 1. Juni erhielt; ferner aus Quecksilber-Sublimat, das ihm am 9. Juli in Pasteten, die ihm die Gräfin Essex schickte, und endlich aus demselben Stoff, welcher ihm am 14. September in einer Arznei beigebracht wurde. Diese letzte Dosis war tödtlich; Overbury starb am folgenden Morgen. Uebersehen wir die Umstände, die in diesen Verhören zur Sprache kommen, so ergiebt sich, daß allerdings starke Verdachtsgründe vorhanden waren, ja es muß uns Wunder nehmen, daß zwei Jahre verliefen, ehe das Begehren nach einer Untersuchung laut wurde. Ein paar Tage nach Overbury's Einkerkerung war der bisherige Lieutenant des Towers entfernt und Sir Gervase Hellwyse an seine Stelle gesetzt worden. Ihm empfahl Sir Thomas Monnson den Weston, eine Kreatur der Gräfin Essex, zum verantwortlichen Kerkermeister Overbury's, und obgleich Beide bekannt seyn mußten mit der bitteren Feindschaft, die zwischen der Gräfin und dem Gefangenen herrschte, so erhielt doch Weston ohne irgend eine Schwierigkeit diesen Posten.

Wiewohl damals keine Erwähnung der Leichen-Obduction geschah, so ist es doch heute durch Dokumente aus dem Staats-Archiv außer Zweifel gesetzt, daß Sir Thomas Overbury's Leichnam einer Besichtigung unterworfen wurde. Allein es kann auch nicht bezweifelt werden, daß diese Besichtigung nur zum Schein geschah, wie sich aus dem folgenden Briefe Lord Northampton's an Sir Gervasius Hellwyse ergiebt:

„Edler Lieutenant! Wenn der Leichnam des Schurken schon in Verwesung begriffen ist, so begrabt ihn auf meine Verantwortung sogleich. Kann er aber noch besichtigt werden, so sendet nach Lidcott, damit er ihn sehe und das verwünschte Volk beruhigt werde. Wenn Ihr zu mir kommt, so bringt mir diesen Brief mit; sonst verbrennt ihn. Northampton."

In Warwood's „Memorials" fehlt merkwürdigerweise dieser Brief, während sich in ihnen zwei andere desselben Verfassers vorfinden, die, von dem gleichen Datum, wie der eben mitgetheilte, unmittelbar nach ihm geschrieben wurden. Der eine dieser Briefe enthält die Bitte, daß Lidcott und drei oder vier seiner Freunde gerufen werden möchten, um die Leiche in Augenschein zu nehmen und sich dann ohne allen [illegible]

seinem hingeschiedenen Freunde alle Ehre erzeigt werde. Sicherlich konnte es kein Todesfall, wie er sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge im Tower ereignete, seyn, der einen so alten und schlauen Staatsmann, wie Lord Northampton, bewog, an demselben Morgen drei Briefe an dieselbe Person zu richten. Was die Leichenschau betrifft, so wurde sie vor einem gewissen Robert Bright und vor einer durch den Untervogt des Towers ausgewählten Jury, bestehend aus sechs Aufsehern und „sechs anderen Leuten", gehalten. Erklärlich genug ist es also, wenn kein auf ein begangenes Verbrechen deutendes Wort geäußert ward.

Wenn nach zwei Jahren Overbury's geheimnißvoller Tod zur Untersuchung kam, so geschah dies — wie Wilson sagt, der, nach Herrn Amos' Bemerkung, als Lord Essex' Busenfreund besondere Aufmerksamkeit verdient — weil der Apothekerbursche, der das Gift verabreicht hatte, dies in einer Krankheit, welche ihn in Flushing befiel, eingestand. Sir A. Weldon sagt dasselbe und nennt sogar den Namen dieses Lehrlings, ein Umstand, von dem sich merkwürdigerweise in den Verhör-Protokollen nichts findet. In der That kömmt in diesen Nichts vor, was den Leser zu der Vermuthung leiten könnte, daß Overbury regelmäßig ärztlich behandelt ward, obschon erwähnt wird, daß ihn einer der Aerzte des Königs, so wie ein Apotheker, Namens Lobell, im Gefängniß besuchten. Keiner von diesen wurde vorgefordert, obgleich das damals allgemein umlaufende Gerücht besagte, daß eine vergiftete Arznei Overbury's Tod bewirkt habe. Die von Herrn Amos zusammengebrachten Dokumente nun beweisen nicht allein, daß jener Lobell Overbury seinen fortwährenden Beistand leistete, sondern auch, daß Dr. Mayerne, ein Franzose und des Königs Leibarzt, Rezepte für Overbury geschrieben.

In einem Briefe ferner, den Helwyse beim Beginn der Untersuchung an den König schrieb, wird der Anordnungen gedacht, die Dr. Mayerne in Hinsicht des Gefangenen getroffen, so wie des Apothekers, der Mayerne's Anordnungen in Ausführung brachte, wobei Helwyse zugleich ausdrücklich bemerkt, daß, nach Weston's Aussage, der Apothekerbursche das Verbrechen, welches man ihm und seinen Mitangeklagten zur Last lege, begangen habe. Wer jedoch die Mittel zur Bestechung geliefert, wer den Lehrling gewonnen, woher Weston die Dinge, die er erzähle, habe, was aus dem Lehrling geworden *), darüber — sagt er — kann ich Ew. Majestät keine Auskunft ertheilen.

Es ist klar, daß, wie begierig Helwyse immer seyn mochte, sich zu rechtfertigen, er doch nicht den Arzt des Königs, als um den Gefangenen beschäftigt, erwähnt, daß er der durch denselben geschehenen Anstellung eines Apothekers nicht gedacht haben würde, wenn diese Thatsachen dem König und seinem Rath nicht bekannt gewesen wären. Allein, fragt Herr Amos, warum wurde Mayerne nicht vernommen?

Das Verhör und die Verurtheilung von Helwyse, Weston, Franklin und Mistreß Turner erfolgten im Monat November. Es finden sich im Staats-Archiv verschiedene Protokolle von Weston's Verhören vor, deren einige bei dem Prozeß gegen seine Gefährten gar nicht benutzt wurden. Aus diesen letzteren scheint sich zu ergeben, daß Somersett zwar darum wußte, was gegen Overbury beabsichtigt wurde, zugleich aber auch, daß er keinen thätigen Antheil an dem Verbrechen nahm. Allein die übrigen Gefangenen endeten alle höchst erbaulich, und während sie die Gerechtigkeit des gegen sie ergangenen Urtheils anerkannten, bezeichneten sie entweder geradezu oder durch Winke Somersett als Haupturheber der That. Wie dergleichen Aussagen erhalten wurden, ist oben angedeutet worden, und es ergiebt sich aus Herrn Amos' Buche, daß man auch in dem vorliegenden Falle kein Bedenken getragen, dergleichen Mittel anzuwenden.

Nachdem die untergeordneten Inkulpaten mit Hinterlassung einer reichhaltigen Masse von Geständnissen beseitigt waren, begann ein neues Verfahren. Die Aengstlichkeit, mit welcher der König jeden Schritt in demselben überwachte und die Herr Amos in den das Benehmen Sir E. Coke's, damaligen Lord-Oberrichters, betreffenden Abschnitten seines Buchs ins Licht setzt, bildet ein anderes Glied in der Kette von Verdachtsgründen, die außer Lord Somersett noch andere Personen mit dem Verbrechen in Verbindung bringt. In einem Briefe Coke's an den König, der sich über die Aussagen Franklin's verbreitet, heißt es: „Seine Hinrichtung erfolgte nicht eher, bis er hinlängliche Aussagen gegen Lord Somersett gethan und bis sein Zeugniß durch andere Zeugen unterstützt war, die ich mir mit Gottes Hülfe zu verschaffen wußte."

Als auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, wurde zunächst der Prozeß gegen Sir Thomas Mounson eröffnet, der beschuldigt war, sich mit Weston zur Vergiftung Overbury's verschworen zu haben. Der Prozeß wurde jedoch, kaum angefangen, wieder abgebrochen und Mounson in den Tower gesetzt. Es war bei dieser Gelegenheit, daß Coke's Eifer seine Discretion so sehr überflügelte, daß er einige Winke, die sich auf den Tod des Prinzen Heinrich **) bezogen, fallen ließ. Er empfing deshalb einen Verweis und wurde, ehe ein Jahr verging, von seinem Posten entfernt. Das Alles, an sich schon mysteriös, wird durch Coke's Briefe noch mysteriöser. Das ganze Benehmen, welches man gegen Mounson beobachtete, scheint Weldon's Behauptung zu bekräftigen, der König habe gefürchtet, Mounson werde ein Geheimniß verrathen, welches er um keinen Preis verrathen wissen wollte. Mittlerweile wurde Somersett bearbeitet, die königliche Gnade in Anspruch zu nehmen; allein, wie sich aus einem Briefe Coke's ergiebt, waren alle dahin abzielenden Bemühungen fruchtlos. An demselben Tage, an dem Coke diesen seinen Brief schrieb, hatte er eine abermalige Zusammenkunft mit Somersett, bei welcher der Oberrichter in Begleitung mehrerer anderer Personen erschien. Somersett begehrte, ehe er vor Gericht gestellt werde, zu erfahren, welche Zeugnisse und Beweise gegen ihn vorhanden seyen — wollte sich aber eben so wenig, wie früher, zu einem Akte der Unterwerfung verstehen.

Was während der zwei nächsten Monate — jene Unterredung fand im Februar statt — geschah, wissen wir nicht; im Beginn des Mai's jedoch wurde beschlossen, mit dem Prozesse vorzuschreiten, wobei sich der mysteriöseste aller Umstände ereignete, der nämlich, daß Somersett sich weigerte, vor den Schranken des Gerichts zu erscheinen, und daß der König es nicht wagte, ihn zu zwingen. Der Lieutenant des Towers, statt in seinen Weigerungen nur eitle Bravaden zu sehen, begab sich um Mitternacht nach Greenwich und hatte daselbst eine Unterredung mit dem König. So lautet Weldon's Behauptung, welche durch Jakob's geheimnißvolle, ängstliche Briefe auf wunderbare Weise bestätigt wird. Der Stil dieser Briefe ist ein ganz anderer, als der, dessen sich Jakob in seinen Briefen an Coke und Bacon bedient; jene Briefe sind wahre Suppliken, und das Geheimniß, auf dessen Bewahrung es ankam, mußte ein furchtbares Geheimniß seyn, da die Furcht, es verrathen zu sehen, dem König solche Bitten abnöthigte. Somersett erschien endlich vor den Schranken, aber sein Benehmen war so kühn, als besäße er einen sein Leben schützenden Talisman. Er wurde schuldig gefunden, der Urtheilsspruch noch aufgeschoben, und nachdem er vier Jahre im Tower zugebracht, wurde er mit einer Pension von 4000 Pfund in Freiheit gesetzt.

Wie läßt sich allem diesem eine Deutung geben, als dadurch, daß man annimmt, Overbury's Mord sey nur eine einzelne That in einer ganzen Reihe von Verbrechen gewesen, deren Anfang in früherer Zeit zu suchen? Wir sahen, daß Overbury, trotz seines untergeordneten Ranges, eine Person von Bedeutung war, ja Bacon erklärte bei Somersett's Prozeß, daß er von den Geheimnissen des Staats mehr, als die ganze Rathstafel, gewußt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Somersett zur Zeit von Overbury's Verhaftung wohl bekannt mit dem Umstande war, daß er vom Arzte des Königs behandelt werde. Dieser Umstand ist eigen, und es läßt sich nicht gut annehmen, daß der König mit Mayerne über Overbury's Tod nicht gesprochen haben sollte. Gewiß ist es, daß er an zwei Jahre die Sache auf sich beruhen ließ. Der König war bei der Verfolgung Overbury's wenigstens mitwirkend gewesen, er hatte persönlich dem Geheimen Rath den Befehl ertheilt, ihn in den Tower zu senden, er hatte nur ein taubes Ohr gehabt für Overbury's Aeltern, die um ihres Sohnes Befreiung nach einer Haft baten, welche außer allem Verhältniß zu dessen vorgegebenem Verbrechen stand, zu dem Verbrechen nämlich, daß er es an Ehrfurcht habe ermangeln lassen, indem er eine ihm angetragene Gesandtschaft anzunehmen verweigert.

Dessenungeachtet wird allgemein angenommen, daß die Gräfin Somersett Weston und Franklin den Auftrag gegeben, Overbury zu vergiften — gleichviel ob Erstere Letzterem wirklich Gift beigebracht und ob dieses tödlich wirkte oder nicht — und daß Sir G. Helwyse, bei seiner Kenntniß ihrer Absichten, nichts that, die Ausführung desselben zu hindern.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Annahme, König Jakob selber sey Overbury's Mörder gewesen, vielleicht am genügendsten sein sonderbares Benehmen gegen Somersett während dessen Haft, so wie seine Vorsicht und Furcht während dessen Prozesses, erklärt. Denn hätte der König Overbury's Mord befohlen oder seinem Arzte Winke zu diesem Zweck gegeben, so ist es, bei der großen Vertraulichkeit, in der Somersett mit dem König lebte, in hohem Grade wahrscheinlich, daß Ersterer um das Geheimniß wußte. Hätte er dies Geheimniß preisgegeben und den Pairs durch Umstände, die mit demselben in Verbindung standen, einen Leitfaden gegeben, sich in einer Sache zurecht zu finden, so verwickelt, daß sie die Nation bis auf den heutigen Tag irre gemacht hat, so würde das zu seiner Freisprechung geführt haben. Andererseits nimmt man an, daß König Jakob Overbury aus dem Wege räumen wollte, und daß er sich zu diesem Zwecke der Kunst Mayerne's bedient, kann dies nicht gleichzeitig mit und unabhängig von den blinden Racheplänen eines leidenschaftlichen Weibes Overbury's Tod herbeigeführt haben?

Daß in einer Periode, in der überall so viel Vorsicht angewendet wurde, auf die Empfehlung eines ungezogenen Kindes — denn in der Zeit, um die es sich handelt, war die Gräfin Essex kaum 19 Jahr alt — bei der Besetzung eines Postens, wie der des Aufsehers bei einem Staatsgefangenen, so viel Rücksicht sollte genommen worden seyn, wäre befremdend, noch befremdender, daß ihr Großoheim, Lord Northumberland, am Rande des Grabes auf ihre Wünsche mit solchem Eifer eingegangen wäre, um durch eigene Briefe an den Lieutenant des Towers Anweisungen zu geben, wer den Gefangenen sehen solle und wie er zu begraben sey. Bei Herrn Amos' Hypothese wird dieses Benehmen eines der schlauesten Staatsmänner einer durch Schlauheit so ausgezeichneten Periode verständlich. Fiel Overbury als ein Opfer jener elenden Frau, so war der Zweck erreicht, und es waren keine weiteren Anstalten nöthig. Allein die seinem Leben zugemessene Zeit verfloß, und nun erschien der große Chemiker *) auf der Bühne und vollendete das Werk, was schwächere Hände nicht durchzuführen vermocht hatten.

Worin das Geheimniß bestand, dessen Verbreitung durch Overbury's Tod und — als strengere Maßregeln fehlschlugen — durch die Bestechung Somersett's verhindert werden sollte, ist noch unbekannt. Herr Amos neigt zu der Meinung, daß es die Vergiftung des Prinzen Heinrich betroffen. Die Dokumente in seinem Werke unterstützen allerdings diese Meinung, denn Mayerne behandelte den Prinzen, und daß Mayerne vergiften konnte, ist gewiß. In der Sammlung der von ihm verschriebenen Rezepte sind alle diejenigen, welche sich auf die Krankheit des Prinzen beziehen, ausgerissen, ob-

*) Er war, wie sich aus einem von Herrn Amos beigebrachten Aktenstück ergiebt, nach Frankreich geschafft worden.

**) König Jakob's I. ältester Sohn; er starb, nach gleichzeitigen Gerüchten, an Gift.

*) Mayerne war einer der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit.

gleich sich aus derselben Periode ein Rezept für der Königin „schwarzes Pferd" vorfindet. Es ist wahr, der Leichnam des Prinzen Heinrich wurde geöffnet und ein genauer Bericht über die Obduction erstattet, allein es ist klar, daß, wenn keine chemische Prüfung stattfand, das Vorhandenseyn von Arsenik nicht entdeckt werden konnte. Es wäre zu wünschen, daß Herr Amos auch diesen Punkt in eine genauere Untersuchung zöge; sein Buch über den Vergiftungs-Prozeß zeigt, daß er einer solchen Aufgabe vollkommen gewachsen ist.

Die Westminster Review über die neueste französische und deutsche Literatur.

Béranger. — Berthold Auerbach. — H. Heine. — Freiligrath. — Herwegh. — Moritz Hartmann. — Geibel. — Leop. Schefer. — Karl Beck. — Rückert.

Die Westminster Review, eine der gehaltvollsten englischen Vierteljahrsschriften, die sich unlängst mit der ehemaligen Foreign Quarterly zu einem Journal verschmolzen hat, enthält in ihrem neuesten Hefte (April 1847) einen zwar leicht skizzirten, aber gutgeschriebenen Artikel über die heutige französische und deutsche Literatur, der von einer kundigen Feder herzurühren scheint. In Bezug auf erstere finden wir darin namentlich einige ganz interessante Notizen, wie z. B. über die neuen Chansons des „unvergleichlichen" **Béranger**, von welchen besonders eine, die den Titel: Notre Coq führt, gleich bei ihrem Erscheinen mit allgemeinem Enthusiasmus begrüßt wurde. „Wir können", meint der Reviewer, „weder die religiösen Ideen unseres **Hahns**, der seine Theologie in einer schlechten Schule gelernt haben mag, noch die etwas zu kriegerische Moral seines Liedes billigen, aber wir müssen schon den militairischen Gewohnheiten eines alten Haudegens etwas zu gute halten." Die chanson beginnt folgendermaßen:

Notre coq, d'humeur active,
Las d'Alger (kein Wunder!) s'écrie: il faut
Que jusqu'au bon Dieu j'arrive,
Pour voir s'il s'endort là haut.
J'ai réponse à tout qui vive:
Co, co, coquérico,
France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

In seinen Refrains entwickelt Béranger stets eine eigenthümliche Meisterschaft; es ist fast unnöthig, den Leser auf den originellen, schlagenden Effekt des obigen aufmerksam zu machen. Wenn die Staatspapiere nicht unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Liedes gefallen sind, so haben die Baissiers sicherlich ihr Handwerk nicht verstanden. Der Hahn fliegt zum Himmel empor, besieht sich unterweges die Sterne und Planeten und trifft bei der Sonne mit Napoleon zusammen, der ihm seinen Adler zum Wegweiser giebt: du ciel il connaît la route. Als sie an der Himmelspforte ankommen, sitzt der heilige Petrus mit der Pfeife im Munde am Fenster, und da er den Hähnen aus persönlichen Gründen nicht ganz hold ist, so will er den Reisenden nicht passiren lassen; aber ein Engel legt sich dazwischen, und der Hahn tritt stolzen Schrittes ein. Nach einem kurzen Aufenthalt, während dessen er sich auf eine ziemlich ungenirte Weise beträgt, wird er nach der Erde zurückgeschickt, da ihm dort noch Arbeit vollauf beschieden ist:

Sous le drapeau tricolore
Vas échauffer coeurs et bras,
De vous j'ai besoin encore.
Coq, bientôt tu chanteras
Le réveil avant l'aurore.
Co, co, coquérico,
France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

L'oiseau, prompt comme la foudre,
Rentre au quartier général,
Disant: L'on en va découdre;
Dieu fait seller son cheval;
Les anges font de la poudre.
Co, co, coquérico,
France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

Der Reviewer ist überhaupt der Ansicht, daß die französische Literatur in ein günstigeres Stadium getreten sey, seitdem sie angefangen, von dem „quotidian fever" der Feuilleton-Romane zu genesen; über die deutschen literarischen Zustände giebt er hingegen einen ziemlich trostlosen Bericht. „Die Pressen Deutschlands", schreibt er, „fahren nach ihrer alten Weise fort, das Land mit bedrucktem Papier zu überfluthen; die Quantität scheint sogar Tag für Tag zuzunehmen, aber in noch rascherem Verhältniß verringert sich die Qualität. Die Meßkataloge bieten das gewohnte Chaos von Gelehrsamkeit, emsiger Spezialität und gehaltloser Belletristik dar, aber außer im Fache der lyrischen Dichtkunst wird die schwerfällige Masse nur selten von einem Funken schöpferischen Geistes belebt. Unter den in Prosa geschiebenen Werken von rein literarischem Charakter, die in den letzten Monaten erschienen sind, wüßten wir nur eines, das wir der Aufmerksamkeit des englischen Publikums empfehlen könnten. Es ist eine Broschüre des berühmten (illustrious) Verfassers der „Dorfgeschichten" über die Theorie eines Gegenstandes, den er schon mit einer praktischen Meisterschaft behandelt hat, wie sie vielleicht von keinem lebenden Schriftsteller erreicht und gewiß nicht übertroffen worden." *)

Im Felde der Poesie findet unser Kritiker eine etwas reichlichere Aerndte, obgleich, wie er bemerkt, die vier Koryphäen des deutschen Sängerchors in den letzten paar Jahren fast gänzlich verstummt sind. „Seit **Heine**'s gottlosem, witzigem, reizendem, ausgelassenem „Deutschland" hat er nichts mehr veröffentlicht *); **Anastasius Grün** schweigt; **Freiligrath** hat seinem „Glaubensbekenntnisse" nur ein halb Dutzend kurze, aber etwas **grimmige** (furious) Gedichte folgen lassen, die den Eintritt der so lange für Deutschland prophezeiten Revolution sehr voreilig besingen; der Verfasser der „Gedichte eines Lebenden" endlich hat kein Lebenszeichen von sich gegeben. Doch sind wir weit entfernt, das einstweilige Verstummen der überdreisten und arroganten Muse **Herwegh**'s zu mißbilligen, wenn er den Zwischenraum der Ruhe dazu benutzt, den vorschnellen Erfolg zu rechtfertigen, der seinen Erstlingsprodukten zu Theil ward. Nichts ist einem jungen Schriftsteller gefährlicher, als plötzliche, maßlose Popularität, und wenn Herwegh sich weislich auf die Reaction gegen seinen eigenen trügerischen Ruhm vorbereitet, so kann man ihm nur Beifall zollen und den Wunsch aussprechen, daß seine allerdings reichen, aber bisher einseitig angewendeten und mißbrauchten Gaben zur vollen, gesunden Entwickelung kommen mögen." — Als Dichter zweiter Klasse nennt der Reviewer **Moritz Hartmann**, **Geibel** und **Leopold Schefer**, welchen Letzteren er seltsamerweise, und zwar, wie uns scheint, nach dem irreleitenden Vorgange St. René Taillandier's, zu den neueren, erst kürzlich berühmt gewordenen Schriftstellern (newer men, who have been rising into celebrity during the last year or two) rechnet und dessen „Weltpriester" er als eine gereimte hegelianische Abhandlung bezeichnet: „so dunkel und unverständlich wie des großen Meisters Phänomenologie, und eben so unpoetisch." Auch über **Karl Beck** fällt der Reviewer ein zu hartes und daher ungerechtes Urtheil. „Dieser hat", sagt er, „die Elemente eines wahren Dichters in sich, aber seine poetischen Erzeugnisse ähneln nur zu oft den Machwerken eines bloßen Reimschmiedes. Seine Leier ist meistens verstimmt und seine Muse eine böse Sieben, die mit schwülstigen Plattitüden um sich wirft, wenn sie die Zeitgebrechen schildern will, und in Wuth geräth, wenn sie Trost sprechen sollte." Von **Rückert** endlich wird berichtet, daß er, was wir Alle wissen, obwohl er uns von dem für ihn bereit gehaltenen Lehrstuhl herab keine Proben davon mittheilt, seine gelehrten Arbeiten auf dem Felde der morgenländischen Poesie fortsetzt und die Liste seiner „bewundernswürdigen Uebersetzungen" mit einer Sammlung alt-arabischer Dichtungen unter dem Titel „Hamâsa" vermehrt hat.

*) Schrift und Volk zc., von Berthold Auerbach. Leipzig 1846.

*) Atta Troll, vervollständigt und mit einer neuen pikanten Vorrede ausgestattet, scheint dem Reviewer noch nicht bekannt geworden zu seyn.

Polen.

Ein Pole über Deutschland.

(Schluß.)

Während Golowin über vermehrten Einfluß der Deutschen in Rußland klagte, sagt Gurowski: „Ein allgemein verbreitetes und ziemlich beglaubigtes Gerücht sagt, der deutsche Einfluß nehme in Rußland ab und erlösche ganz." Die Wahrheit ist: Rußland wird da, wo es der beharrlichen Durchführung von Sachen gilt, den deutschen Einfluß **nie** entbehren können! Das liegt in der Unzuverlässigkeit, Veränderlichkeit und Unehrlichkeit des russischen Beamten. Jetzt lernen die Deutschen russisch und gelten darum für Russen, aber der deutsche Einfluß ist deshalb nur um so eingreifender. Und das ist auch gut so; denn die Gebildeteren sollen immer die Lehrmeister der Ungebildeteren seyn!

Sehr richtig bemerkt Gurowski: man verlange jetzt in den deutschen Provinzen die Erlernung der russischen Sprache strenger als früher, weil die Verbindung erleichtert werden solle. Darunter ist aber namentlich zu verstehen, daß man sich der Deutschen mehr und zweckmäßiger zu bedienen wünsche, die brauchbarer für die Geschäfte befunden werden, wenn ihnen nicht die Kenntniß der russischen Sprache fehlt, was früher so oft der Fall war. Die ganze Sache scheint mir namentlich von der Individualität des Kaisers auszugehen, der sich nur schwer deutsch auszudrücken weiß und es darum unbequem gefunden haben mag: nur deutsch redende Beamte zu haben. Einmal zu dieser Anschauung gekommen, lag die Zweckmäßigkeit der jetzigen Anordnung nahe. Golowin, dessen Auge der Haß geschärft, sah gewiß richtiger als der mit Petersburg schmachtend liebängelnde Gurowski. Beide haben aber Unrecht und Recht zugleich, denn das Harte des Deutschthums verschmilzt jetzt in Rußland, es amalgamirt sich, und darum kann der Einfluß im Abnehmen begriffen seyn, dennoch aber wirksamer werden und für den Instinkt des reinen Russen unangenehmer als früher, wo eben das abstoßende Auftreten tieferes Eindringen deutschen Wesens verhinderte.

Sehr richtig bemerkt Gurowski in Bezug auf das Regiment des Kaisers Nikolaus: „Alle verständige Regierungen werden groß und stark, wenn sie **keine Fähigkeiten** von sich ausschließen!"

„Es wird ein Tag kommen, an welchem Rußland alle seine Streitkräfte, alle seine furchtbaren Hülfsmittel auf das schwarze Meer wirft." Damit sagt uns Gurowski nichts Neues, und möglich, daß auch der russische Länderkoloß dort zersplittert, wie einst die griechischen und römischen Reiche.

Die geheime Polizei nennt G. ein entsetzliches Labyrinth in Rußland und meint: „Deutsche hätten sie zu einem Systeme ausgebildet; Deutsche und ungetaufte oder getaufte Juden bildeten die Hauptmaschen dieses unermeßlichen Netzes." Das mag unter Benkendorf **zum Theil** wahr gewesen seyn, obschon auch damals weit mehr Russen als Andere an der Maschine in Thätig-

krit waren; selbst die Hauptmasche war die längste Zeit ein Russe, Mordwinoff, der wegen des Imprimaturs, das er dem Porteait von Bestuscheff ertheilte, abtreten mußte. An seine Stelle traten Dubbelt und Sagtinski; Letzterer ist jüdischer Abkunft. Nächst diesen fungirte in Petersburg der Gendarmerie-General Polosoff, ein Russe und Ehrenmann, von dem ich nur Gutes sah und hörte. Dies waren die sichtbaren Hauptmaschen, und eben so gemischt, wie diese, sollten, nach Versicherungen Unterrichteter, auch die geheimen oder unsichtbaren Maschen gewesen seyn. Man sprach zu meiner Zeit auch viel von polnischen Theilnehmern und Theilnehmerinnen!

Nach Gurowski werden „die trüben Voraussagungen der Deutschen in Bezug auf Rußland nicht in Erfüllung gehen. Es ist zu jung, als daß es unter der Last zusammenbrechen könnte." Der Gedanke, jung seyn zu wollen, ist unter Russen so allgemein, daß ich oft über denselben habe lachen müssen; denn ich gedachte der alten Kokette, die, je älter sie sich fühlt, um so lebhafter von ihrer Jugend zu sprechen geneigt erscheint. Die ganze Bevölkerung Europa's und Asiens ist eine altgewordene, das gesteht sich jeder Beobachter, der kein eitler Narr seyn mag.

„Auch das Geld-Feudalsystem wird sich (nach G.) in Rußland weder festsetzen noch Wurzel fassen können. Petersburg und Moskau sind die einzigen Hauptstädte in der Welt, wo die Ankunft Rothschild's, selbst mit dem glänzendsten Stabe von Agenten und Banquiers, weder in den Salons der Gesellschaft, noch in den Kabinetten der Staatsmänner, noch bei dem Bürgerstande und dem Volke irgend einen Eindruck machen würde." — Da erscheint unser Graf nun wieder einmal ganz wie mit Blindheit geschlagen, denn es gehört nur wenig Bekanntschaft in Petersbueg und Moskau dazu, um zu begreifen, daß an beiden Orten der Geldsack in größerem Maße dominirt, als irgend sonst wo in der Welt. Wenn ich versichere, daß mir eine Menge Fälle bekannt geworden sind, wo sich klar herausstellte, daß sogar der Kaiser nicht umhin konnte, der Geldmacht ein Kompliment zu machen, so glaube ich genug gesagt zu haben, um das Vage obiger Behauptung darzuthun.

Die stärkste oder, wenn man will, die schwächste Seite des Herrn Grafen A. v. Gurowski ist und bleibt aber doch der Panslawismus und sein darauf begründeter, alles Maß und Ziel überschreitender Haß gegen die Deutschen. Folgende Proben mögen beweisen, zu welchen halb wahnsinnigen Aeußerungen ihn dieser Deutschenhaß hinreißt:

„Seit der fernsten Zeit, seit den Tagen, als nue zwei Menschen auf Erden lebten, würde die Geschichte nicht zwei Geschlechter oder Völker haben aufweisen können, von denen das eine eine so lange und so schreckliche Rechnung mit dem anderen auszugleichen hatte, als die Slawen aller Zweige, Namen und Breiten mit ihren deutschen Nachbarn auszugleichen haben." — „Schwer wie Blei war auch das Joch des Deutschthums, das allmälig jene verstreuten (slawischen) Volksstämme überwand und wohl zu unterdrücken, zu vernichten und zu kränken, nicht aber zu civilisiren verstand." — „Die deutsche Eroberung brachte den Slawen durchaus keine Wohlthat. Die Slawen lehrten ihren Siegern den Ackerbau." — „Der Deutsche war Jahrhunderte lang den Besiegten gegenüber nur rücksichtsloser, roher Sieger. Unter anderen Herren würden die Slawen bei ihrem beweglichen Geiste gelehrige Schüler geworden seyn." — „Die deutsche Faust schwächte und verdunkelte den Glanz der Universität Prag, zerrüttete Böhmen und brachte es an Oesterreich." — „Der Einfluß des katholischen wie protestantischen, des feudalen, kaiserlichen und königlichen Deutschlands ist bis zur letzten Stunde für Polen verderblich gewesen. Seine Berührung mit Deutschland ist eine lange Reihe von List, Verrath, Ausflüchten, Aufreizungen und Im-Stiche-Lassen." — „In Potsdam keimte der erste Gedanke der Theilung Polens." — „In Böhmen sollen die Deutschen Bildung und Industrie nur erst eingeführt haben, nachdem sie diejenige zuvor vernichteten, welche schon da blühte." — „Die Deutschen waren, als sie in slawische Länder kamen, abgezehrt, bleich und demüthig, um sich bald zu wärmen, zu kleiden, dick und fett und grob zu werden." — „Alle waren hungrig und zerlumpt und wollten ihren nagenden Hunger stillen und sich bereichern. Polen war das gelobte Land für diese Zigeuner, welche sich rühmten, demselben die Civilisation zu bringen." — „Möge das Feuer lieber die Paläste und Bauerhöfe Deutschlands verzehren, als die ärmliche Hütte des polnischen Landmanns!" — „Die Hauptquelle aller dieser Lügen (deutscher Gelehrten) ist der eingewurzelte Haß des polnischen Volks gegen die Deutschen, ein Haß, den die deutschen Heuschrecken leicht bemerken können." — „Gleichwohl liebe ich den Panslawismus als ein ausschließliches Kind meines Verstandes, meiner Gedanken, meiner Studien, als ein Kind, dessen gesunde kräftige Amme Rußland ist, das ihm Luft und Raum gewährt."

Dies also ist die Weisheit des Herrn Grafen, der zu allem Ueberfluß sehr abergläubisch ist und dies S. 338 seiner Schrift ohne Umstände gesteht, indem er das Gewäsch der alten Mlle. Lenormand anführt. Es wird von ihm unserer Zeit auch der Vorwurf gemacht, „daß sie nicht mehr, wie früher, eine Generation hindurch von dem Werke eines Schriftstellers lebe." Nun, ich gestehe, es würde mir trostlos erscheinen, sollte sich eine ganze Generation mit dem Geschreibsel des Herrn Grafen Adam von Gurowski herumschlagen müssen. E. P.

Mannigfaltiges.

— **Der Minister und dee Stenograph.** In unserem letzten Blatte haben wir bei Gelegenheit der Parlaments-Schnellschreiber auch der Stenographen erwähnt, deren man sich namentlich in Paris in den ministeriellen Büreaus bedient, um die schriftlichen Arbeiten der Departements-Chefs zu vereinfachen und zu beschleunigen. Etwas Aehnliches ist auch bereits in Deutschland, und zwar mit dem günstigsten Erfolge, versucht worden. Der wackere Gabelsberger in München, der der Begründer eines neuen stenographischen Systems ist und manchen trefflichen Schüler ausgebildet hat (in ähnlicher Weise wie es seit einigen Jahren Herr Stolze im nördlichen Deutschland gethan), ward bereits vor länger als einem Jahrzehend von dem damaligen bayerischen Minister, Fürsten v. Oettingen-Wallerstein, als stenographischer Expedient beschäftigt, und zwar hat er in dieser Stellung wahrhaft Außerordentliches geleistet. Einer freundlichen Privatmittheilung verdanken wir einige Notizen darüber, deren Richtigkeit wir verbürgen können. Der Fürst v. Oettingen-Wallerstein, der einer der thätigsten Verwaltungs-Chefs war, hatte sich mit Gabelsberger in solchen Rapport gesetzt, daß er selbst fast gar nicht mehr schrieb, ungeachtet er persönlich mehr ausarbeitete, als alle seine Referenten zusammen, und er oft an einem Tage mehr Sachen erledigte, als mancher seiner Vorgänger in einer ganzen Woche. G. schrieb Alles stenographisch eben so rasch hin, wie es der Fürst ausgesprochen, wonächst er, während der Letztere beim Könige war, Audienzen ertheilte, Sitzungen hielt u. s. w., das Aufgezeichnete einem Anderen, der es in Currentschrift übertrug, diktirte. G. konnte sogar, wenn er einige seiner stenographirten Täfelchen gleichzeitig vor sich hatte, mehreren Schreibern zugleich die verschiedensten Sachen diktiren. War es ein Cirkular an die Behörden, so ließ er es gleich mit lithographischer Ueberdruck-Dinte schreiben, und binnen einer Stunde, nachdem es der Minister diktirt hatte, war dann das Ganze schon gedruckt und durch die Posten versandt. Nach einiger Zeit kamen der Minister und der Stenograph auf die Idee, während des Fahrens zu arbeiten. Der Erstere wohnte nämlich nicht in der Stadt, sondern auf seinem 2½ Meilen von München entfernten Gute Leutstetten, wohin er täglich eine Fahrt von 1½ Stunden zu machen hatte, welche Zeit er nicht unbenutzt zur Arbeit lassen wollte. Der Versuch hatte anfangs seine Schwierigkeiten, aber bald stenographirte G. fahrend eben so rasch als im Zimmer, so daß der Fürst auf mancher Hin- oder Herfahrt sechs bis sieben Bogen zu diktiren vermochte. Ja, einmal traf es sich, daß es während des Diktirens auf der Fahrt dunkel und völlig Nacht wurde, und bei dieser Gelegenheit entdeckte G., daß er seine stenographischen Zeichen auch ohne Licht vollkommen dechiffrirbar niederzuschreiben im Stande sey. Er konnte das im Finstern Aufgezeichnete stets vollständig benutzen, was, wie uns scheint, ein recht schlagender Beweis ist, wie praktisch das System der von Gabelsberger erfundenen, rundlichen Schrift sey, die beim Aufzeichnen einer weit geringeren Sorgfalt als andere Schriftarten bedarf, um leserlich zu bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Dienstag den 4. Mai 1847.

Frankreich.

Das Recht der Association und seine natürlichen und gesetzlichen Schranken.

Die sehr reichen und ergiebigen Kohlenlager des Departements der niederen Loire waren seit dem Jahre 1810 so manchen nicht gerade allzu günstigen Wechselfällen des Glückes ausgesetzt. Durch ein in jenem Jahre erlassenes Gesetz wurden sie nämlich getheilt und kamen so in den Besitz einer Menge einzelner Privatleute. Diese Theilung, welche an und für sich schon ungesetzlich und unrecht war, geschah noch außerdem in einer höchst unklugen und mangelhaften Weise, indem man die Ausdehnung auf der Oberfläche des Erdbodens, nicht aber die Mächtigkeit und den größeren oder geringeren Werth der Minerallager als Maßstab nahm. Die nothwendige Folge dieser Zerstückelung war ein in rationeller Beziehung falsches, in Beziehung auf den Betrieb kostspieliges und in Rücksicht auf die ökonomische Verwaltung verschwenderisches System der Ausbeutung. Dabei entstand unter den Besitzern eine bis ins Unvernünftige getriebene Konkurrenz, und diese führte wiederum zu einer nur höchst unvollständigen Ausbeutung des Mineralreichthums. Wenn nämlich die Preise bis aufs Aeußerste herabgedrückt waren, so ließ man die Kohlen von geringerem Werthe, das Kleinzeug, liegen, ohne es zu Tage zu fördern, da der Verkaufspreis die Beförderungskosten nicht gedeckt haben würde. Endlich war diese Konkurrenz nicht blos für die Besitzer ein Nachtheil; sie war ein Unglück für die Arbeiter, deren Lohn nach den Wechselfällen des Marktes stieg und sank, ohne jene Festigkeit zu haben, welche eine nothwendige Bedingung zu einer ordentlichen und geregelten Lebensweise für die arbeitenden Klassen ist; sie war eben so ein Unglück für die Geschäftszweige, die zu ihrem Betriebe jener Kohlen bedurften und deren Ertrag für Fabrikherren und Arbeiter wiederum von dem Preise der Kohlen abhängig war. Man hatte auf mancherlei Weise jenen Mißständen abzuhelfen versucht; aber vergeblich. Um eine Einheit in dem ganzen Betriebe herzustellen, hatten spekulirende Köpfe sogar diese und jene der größeren Geldmächte aufgefordert, sich durch Kauf in den Besitz sämmtlicher Minerallager des ganzen Bezirks zu bringen. Allein die Geldmächte unserer Zeit suchen ihren Vortheil in ganz anderen, weniger mühsamen Geschäften. Sie ziehen es vor, durch eine Börsen-Combination, durch einen einzigen, oft sehr gewagten, Handstreich Reichthümer zu erwerben, statt durch ausdauernden Eifer und weise angelegte Arbeit im Kampfe mit der Natur dieser ihre Schätze abzuringen.

Dennoch bildete sich, durch das Zusammentreffen mannigfacher Umstände veranlaßt, eine Art von Verein zur Ausbeutung jener Bergwerke, der, vernünftig durchgeführt, wohl einen günstigen Erfolg hätte haben können. Es verabredete nämlich der größte Theil der Eigenthümer den gemeinsamen Verkauf der Kohlen, mit einem bestimmten Productions-Maximum für jedes Lager und einem bestimmten Marktpreis für die Steinkohle. Diese Vereinigung, zwei Comtoire bildend, nannte sich Kohlen-Gesellschaft (Compagnie charbonnière). Die Beschränkung aber, welche jene Gesellschaft in Beziehung auf die Production ihren Mitgliedern auferlegte, hielt Viele von der Theilnahme an derselben ab. Sie berechneten, daß sie für sich fördern und verkaufen könnten, so viel sie immer wollten, wenn sie nur ihre Preise stets um ein Geringes niedriger stellten, als die Kohlen-Gesellschaft. Die Berechnung war richtig, und bald wuchs der Absatz dieser Nichttheilnehmer in demselben Maße, als der der Gesellschaft sich verminderte. So konnte der Verein nicht lange bestehen, um so weniger, als auch in seinem Innern Zwiespalt, Verstimmung und Unordnung immer mehr um sich griff; bei der geringsten Meinungsverschiedenheit, bei dem unbedeutendsten Streite drohte die überstimmte Partei auszutreten, und so wurde die Gesellschaft von Privat-Interessen, von Kleinlichkeiten und Launen der einzelnen Mitglieder in jedem Augenblicke beherrscht und geknechtet. Das Ende vom Liede war die Auflösung beider Zweige der Gesellschaft; mit ihr schien Alles in den früheren Zustand zurückfallen und der Krieg der Konkurrenz heftiger als jemals wieder ausbrechen zu wollen. Allein gerade die Aussicht auf den Vernichtungskampf, welcher im Begriff war, sich zu eröffnen, trieb die Ueberzeugung und den Willen der Einzelnen zu einer mehr als blos äußerlich formellen, zu einer wirklichen, wahrhaften Vereinigung, nämlich zur Verschmelzung sämmtlichen Sonderbesitzes zu einem Ganzen. Uebrigens hatte das vierjährige Bestehen der „Kohlen-Gesellschaft“ mancherlei Annäherungen hervorgebracht; die Einzelnen hatten sich unter einander und dasjenige, um was es sich eigentlich handelte, besser kennen und verstehen gelernt; man hatte eine bestimmtere Vorstellung bekommen von dem gewaltigen Erfolge, welchen eine vernünftige und wahrhafte Vereinigung hervorbringen konnte, und man sah jetzt schon viel deutlicher, welche Rolle für die Zukunft die Steinkohle in der Industrie spielen sollte. So bildete sich die jetzt bestehende, von Seiten des Staates anerkannte und privilegirte „Gesellschaft der Loire-Bergwerke“ (Compagnie des mines de la Loire), welche in diesem Augenblicke sämmtliche Minerallager des niederen Loire-Departements, die nur von einiger Bedeutung sind, umfaßt und sowohl in Rücksicht der Größe als der Macht ihrer Hülfsmittel Alles besitzt, was nöthig ist, um jeden nur möglichen Versuch einer Konkurrenz von Seiten der wenigen, freiwillig oder gezwungen Nichttheilnehmenden schon im Keime zu unterdrücken.

Dies sind in gedrängter Kürze und nach ihren nothwendigsten Umrissen die thatsächlichen Verhältnisse, die ein Aufsatz in der Revue Indépendante, aus dem wir die folgenden Bemerkungen geschöpft haben, näher ausgeführt und an die er seine allgemeineren Betrachtungen geknüpft hat. Die genannte „Gesellschaft der Loire-Bergwerke“ hat nämlich von den verschiedensten Seiten her, von bedeutenden Autoritäten der Presse, besonders aber auch von verschiedenen Behörden die lebhaftesten und heftigsten Angriffe erfahren; und unser Verfasser, in vieler Hinsicht selbst ein Gegner der Gesellschaft, nimmt zunächst eine kritische Beleuchtung dieser Angriffe und der Art und Weise, wie die Gesellschaft sich gegen dieselben vertheidigt hat, vor. Wäre, so meint er, all jenes Eigenthum nicht erst veräußert worden, wäre überhaupt die Ausbeutung der Bergwerke ohne Rücksicht auf Sonderinteressen und ohne das nothwendige Uebel der Konkurrenz ordentlich durchzuführen, so würde kein Mensch daran zweifeln, daß Einheit in der Verwaltung die allein natürliche und nothwendige Weise der Ausbeutung derselben sey. In der That ist es einer solchen Einheit allein möglich, die Arbeiten in der der Beschaffenheit der Minerallager angemessensten Weise zu leiten und sie in vernünftiger Weise nach Maßgabe der Beförderungsmittel, des Verbrauchs in der Gegenwart und der möglichen Erfordernisse und des wahrscheinlichen Bedarfes für die Zukunft zu vertheilen. Ihr allein ist es möglich, den größten Erfolg mit dem geringsten Aufwande von Kräften und Kosten zu erzielen. Diese Einheit allein ist endlich im Stande, den Arbeitern einerseits einen festen und nicht so leicht wechselnden Erwerb, und andererseits Einrichtungen zu sichern, welche durch Schutz und Unterricht allmälig die Aufklärung dieser Klassen bewirken und so ihre Sittlichkeit auf eine höhere Stufe heben können. Ist also dennoch diese Art des Betriebes zu tadeln, so liegt der Fehler gewiß nicht in der Einheit der Verwaltung, wie sie von Natur und nach ihrer Nothwendigkeit ist, sondern er ist anderswo zu suchen. Er liegt nämlich darin, daß auf diese Weise eine Körperschaft entsteht, von welcher, da sie ohne Furcht und ohne Beschränkung nur im Dienste ihrer selbst und ihres eigenen Vortheils steht, zu besorgen ist, sie werde alle jene Einflüsse, die ihr so eben zugestanden sind, gerade gegen den Vortheil des Staates und des Allgemeinen zu kehren versuchen. Und wahrlich, diese Einflüsse sind eine Macht, deren Wirkungen vielleicht gar nicht vorher zu berechnen sind. Die Konkurrenz ist das höchste Gesetz unseres ganzen gegenwärtigen Verkehrs; sie ist ein mangelhaftes Gesetz, ein Gesetz des Zufalls und der Gefahr, dem großen Kapitalisten günstig, für die kleinen verderbenbringend, indem sie der unersättlichen Geldgier der Gewaltigen und den Thorheiten und Tollheiten der Schwachen Raum giebt. Aber wie sie ist, so ist sie am Ende heutzutage die einzige Macht, von der die Gesellschaft die Aufrechthaltung eines gewissen Maßes in den Preisen und sowohl für den Konsumenten als für den Arbeiter Schutz gegen die Uebergriffe des Kapitals erwarten kann und darf. Man gebe bei diesem Zustande des allgemeinen Verkehrs dem Grundsatze des Monopols nur einen Zoll breit Raum; es wird sich im Augenblick zu einer gar nicht zu ermessenden Gewalt ausdehnen und entwickeln. Als Inhaber eines Privilegiums, im buchstäblichen Sinne des Wortes, wird es sich nach allen Seiten hin ausbreiten und alle es umgebende und beschränkende Elemente verschlingen; denn es ist allgewaltig. Alles Andere, was es zum Gegenstande seines Angriffes machen kann und will, ist ja schon vorher durch den Kampf der Konkurrenz geschwächt. Aber noch mehr: es besteht ein natürlicher und unvermeidlicher Bund zwischen allen, einander näher oder ferner liegenden Monopolen. So hat auch die genannte Kohlen-Gesellschaft sich schon beeilt, ihr Monopol mit dem von Kanal- und Eisenbahn-Gesellschaften zu verbinden. Das Monopol kann also bei der gegenwärtigen Gestalt des öffentlichen Verkehrs nur unter der Bedingung geduldet werden, daß man seine Gewalt beschränke, seine Wirkungen und Erfolge vorher berechne und gegen dasselbe sowohl das allgemeine als alle die Privatinteressen schütze, welche mit ihm in irgend eine Beziehung kommen,

und die ihrerseits schon dem gegenseitigen, so heftigen als beständigen Drucke der Konkurrenz unterworfen sind. Ist das Monopol, wie in der Angelegenheit, an welche hier angeknüpft ist, durch die Beschaffenheit der Umstände geboten; gewährt dasselbe nach irgend einer Seite hin eine reichere und vollständigere Ausbeutung des Bodens; kann es endlich zu einem entschiedenen Fortschritt im Organismus des gewerblichen Verkehrs führen: gut, so gestatte man es, aber man zwinge es zugleich, dem Gesetze des allgemeine Wohles, welches durch den Staat vertreten ist, sich zu unterwerfen. Diese Wahrheit ist übrigens keine neue. Als, nicht ohne dadurch großen Gefahren für die Zukunft Thür und Thor zu öffnen, die Regierung sich dafür entschied, Privatleuten das Monopol neuer Circulationswege anzuvertrauen, hat sie da nicht alle Vorsichtsmaßregeln, welche ihr von der Klugheit geboten wurden, angewandt, um die Macht dieses Monopols zu beschränken? Und man muß wohl bedenken, daß es gar nicht einmal ein vollständiges Monopol der Beförderung ist, welches den Eisenbahn-Gesellschaften verliehen wurde; denn die alten Circulationswege, die Kanäle, Flüsse, Landstraßen blieben für die Konkurrenz der übrigen Beförderungsmittel frei und offen. Was also in Wahrheit an jene Gesellschaften veräußert wurde, war nur das Monopol des Fortschrittes, das Monopol der Schnelligkeit. Und selbst dieses Fragment eines Monopols wurde noch vielfachen Beschränkungen unterworfen und besonders (was sehr wichtig und wohl zu bemerken ist) gezwungen, Tarife anzunehmen, die in Wahrheit nichts Anderes als ein Maximum des Verkaufspreises sind.

Nachdem der Verfasser demnächst in seiner Abhandlung über die besonderen Verhältnisse der „Gesellschaft der Loire-Bergwerke" vieles Einzelne mitgetheilt hat, was nicht von allgemeinem Interesse ist, kömmt er zuletzt auf eine Rede, welche das bekannte Mitglied der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Adolf Blanqui, „über die Konkurrenz und das Prinzip der Association" gehalten, worin derselbe die Konkurrenz auf das heftigste bekämpft, das Prinzip der Association dagegen mit ungemessenem Lobe erhebt und, mit besonderer Hinweisung auf die gewerblichen Verhältnisse Englands, in diesen das Ideal und das zu erstrebende Ziel industrieller Entwickelung zu sehen meint. Wer aber, sagt unser Verfasser, England und das schreckliche Elend kennt, welches seine industriellen Verhältnisse hervorgebracht haben, dem wird diese Ansicht mindestens sehr kühn und gewagt erscheinen. Die Völker, so fährt er später fort, lieben es, wie die einzelnen Individuen, sich Täuschungen und Trugbilder zu schaffen. Jene wie diese bedürfen der Irrungen und der Leidenschaft, um das Ziel, welches sie jedesmal verfolgen, in der That zu erreichen. Würden sie wohl jenen nie erschlaffenden Eifer, dessen es zur Arbeit an dem socialen Fortschritte bedarf, entwickeln, wenn sie nicht über die von ihnen angestrebten Erfolge, ja selbst öfter über die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte ein wenig in Täuschung befangen wären? Und es geschieht nicht etwa blos solchen Völkern, die von dem Einzelwillen und dem Gedanken einer einzigen Person beherrscht werden, daß sie sich Verlockungen dieser Art hingeben; nein, gerade die Nationen, welchen ihre Verfassung eine allgemeine Vertretung und öffentliche Berathung ihrer Interessen gewährt, sind jenen Täuschungen am allermeisten unterworfen. Mag eine Person, die auf dem Throne sitzt, durch ihren Geist, durch eigenen oder ererbten Ruhmesglanz noch so viel Gewalt ausüben, sie bleibt immer nur eine Person, welche ihre Neigungen und Gedanken doch nur einer beschränkten Anzahl von Menschen und auch diesen nur in sehr beschränkter Weise mittheilen kann. Die Täuschungen dagegen, welche geraden Weges von großen Massen ausgehen, finden auch wiederum an der Einbildung und den besonderen und Gesammtbedürfnissen der Massen einen bereitwilligen und hülfreichen Anhang. Nicht genug, daß Jeder den empfangenen Antrieb aufnimmt und in sich weiterbildet, er fügt auch noch die Macht seiner eigenen Leidenschaft hinzu. Ist das zufällige Bedürfniß befriedigt, ist das Ziel erreicht, dann kehrt Jeder zu sich zurück und ermißt mit Staunen die Größe seines Irrthums. So wird in kurzer Zeit die allgemeine Stimmung der Geister in Beziehung auf das seyn, was man Association nennt.

Als die Gelehrten in Europa noch eine besondere, in sich geschlossene Masse bildeten, welche ihre eigene Sprache hatte und ihre Gedanken und Eingebungen nicht aus der rohen Menge, in deren Mitte sie lebte, sondern aus Ueberresten und Trümmern des Alterthums schöpfte, da begriff man die Nothwendigkeit einer Vereinigung unter ihnen zu gegenseitigem Wetteifer in der Arbeit und zu gegenseitiger Beurtheilung und Anerkennung dessen, was sie leisteten. Damals hatten die Akademieen ihre Nothwendigkeit und Berechtigung; sie waren ein Mittel zur Erhaltung des Bestehenden und zur Beförderung des Fortschrittes. Heutzutage sind die Massen des Volkes die Zuhörer, die ganze Welt das Auditorium. Wozu sich noch abschließen? Die Association der Wissenschaft und Intelligenz ist nicht mehr ein Werkzeug des Fortschrittes, sondern ein Mittel, denselben zu hemmen. Die Akademieen, die wissenschaftlichen Gesellschaften haben nicht den Instinkt des Fortschrittes; ja sie haben selbst den Trieb der Erhaltung nur, so weit er die gemeinsten Corporationsleidenschaften angeht. Sie sind Hindernisse in der Entwickelung; sie fordern von jedem ihrer Mitglieder das Opfer jeder persönlichen Eigenthümlichkeit, ohne ihm einen anderen Ersatz dafür zu bieten, als den Schimmer der Theilnahme an einer Tradition, die noch dazu in ihrem innersten Wesen schlecht und falsch ist, weil sie nur die Vergangenheit darstellt und vertritt. Heutzutage ist der wahre Fortschritt den unmittelbaren Arbeiten und Leistungen der Einzelnen überlassen. Allerdings ist auf diese Weise ein Einfluß und eine allgemeine Geltung oft schwer zu erlangen; sehr häufig wird eine solche schnell und flüchtig vorübergehen. Und doch ist dies das einzig wirksame Mittel.

Auf dem Gebiete der Politik war die liberale Opposition in Frankreich während der Zeit ihres Kampfes gegen die Amts- und Staatsgewalten natürlich darauf angewiesen, auf die verbündeten Kräfte der Einzelnen zu bauen, um die Regierung, in welcher sie den Feind jeder Entwickelung und jedes Fortschrittes sah, mit Nachdruck und Erfolg zu bekämpfen. Jetzt aber, wo Frankreich mehr oder weniger von der öffentlichen Meinung beherrscht wird; wo die Staatsgewalten in Aller Augen nichts weiter als das mehr oder weniger gewissenhafte, im Ganzen aber doch ziemlich zuverlässige Organ für Wollen oder Nichtwollen des Landes sind; jetzt muß und wird die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Minoritäten nach und nach sich gänzlich verschwinden. Anstatt sich in irgend einem Winkel der Gesellschaft in kleinen Gruppen um das Centrum irgend einer vereinzelten Idee zu schaaren, wird sich jede Individualität geltend machen, um einen unmittelbaren Antheil an dem allgemeinen Kampf und dann auch am Siege zu haben. Die Regierung wird für Alle der wahre Brennpunkt des nationalen Handelns werden, und Jedermann wird auf sie einzuwirken oder sich ihrer zu bemächtigen suchen. Das ist der Grund, weshalb in Frankreich so viele ehemalige Werkstätten der Politik verlassen sind. Glaube man darum nicht etwa an ein Ersterben des politischen Geistes; er ist nur in einem Stadium der Umbildung begriffen. Die schnell und spurlos vorübergehende Propaganda der Minoritäten, welche für einen ganz bestimmten Gegenstand eine augenblickliche Aufmerksamkeit und Sympathieen zu erregen strebt, das ist noch das Einzige, was die politische Association heutzutage unternehmen kann. Mögen die Nationen, wo aus Mangel an Oeffentlichkeit die Regierung kein Mittel hat, sich mit dem allgemeinen Bewußtseyn in lebendige Beziehung zu setzen, mögen diese zu der traurigen Nothwendigkeit geheimer Verbindungen verdammt seyn; man muß sie beklagen wegen dieses Unglücks und des noch weit größeren, wodurch das erste verursacht und gerechtfertigt wird. Aber da, wo mehr oder weniger ehrlich die Staatsgewalten sich der Aufsicht und dem Urtheil des Landes unterwerfen, da, wo jeder Gedanke frei ausgesprochen werden und alle übereinstimmende Meinungen zu seiner Hülfe aufrufen darf — da ist jede besondere und geheime Gesellschaft ein frevelhafter Angriff auf die Freiheit.

Fragen wir uns ernst und aufrichtig, ob jener oben geschilderte Zustand von langer Dauer seyn kann, ob derselbe in Frankreich etwa schon Wurzel geschlagen hat, oder ob er es jemals thun wird; ob er z. B. eine natürliche und nothwendige Folge von dem ist, was man die „Mobilmachung" des Geldes nennt, u. s. w.: so müssen und können wir glücklicherweise aus voller Ueberzeugung mit Nein antworten. Wir haben die feste und sichere Hoffnung, dieser Zustand, das Resultat des Zusammentreffens ganz merkwürdiger und nur ausnahmsweise geltender Weltverhältnisse, werde bald vorübergehen und die Gesellschaft, um einige theuer erkaufte Erfahrungen reicher, ihren Verkehr auf bessere und zuverlässigere Grundlagen stützen. Wie dem aber auch sey, für den jetzigen Augenblick ist es sicher und unbestreitbar, daß die gesetzlichen Bestimmungen über Handels-Association Verbindungen zulassen, deren Zwecke der Redlichkeit und Ehre zuwiderlaufen und oft nicht sehr weit von der Gränze des Betruges und Raubes entfernt sind. Wie ist dem abzuhelfen? Die Grundlagen und Schwankungen für eine allgemeine und theoretische Umgestaltung unseres geselligen und gewerblichen Verkehrs bestimmen zu wollen, das wäre eine unendliche Arbeit, welche erstens eine bis jetzt noch nicht erreichte allgemeine Uebereinstimmung über gewisse Grundlehren voraussetzte und andererseits den Staatsgewalten auch gar nicht zukömmt. Was man aber für den Augenblick sagen kann, ist dies: Jedes Mal, so oft sich eine Gesellschaft behufs der Erlangung eines Monopols, welcher Art es auch sey, bildet, ist es das Recht und die heilige Pflicht der Staatsgewalt, die Organisation derselben zu beaufsichtigen, ihre Thätigkeit zu überwachen und mit Ernst und Kraft jede Abweichung vom Rechte zu unterdrücken, welche in solchem Falle nichts Anderes als ein Zwang, eine materielle Gewaltthat gegen den Konsumenten oder den Arbeiter ist.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

II. Sir Robert Peel.

Als Sir Robert Peel bei Verzichtleistung auf sein Amt im April 1835 die emphatische Erklärung abgab, daß er sein künftiges Leben ganz dem Unterhause widmen werde, stellte er, vielleicht unbewußt, eine der Gränzscheiden auf, durch welche die jetzige Zeit von der ihr vorangegangenen unterschieden werden wird. Sein prophetisches Versprechen entsprang aus der Ueberzeugung eines in der Erforschung der Zeichen der Zeit höchst glücklichen Staatsmannes, daß von nun an der das Volk vertretende Zweig der gesetzgebenden Versammlung, freilich durch den Willen des Monarchen und durch das den Pairs zustehende theoretische Recht des Veto in hohem Grade beschränkt, die in der That einflußreichste Macht im Staate seyn wird.

Zugleich aber offenbarte Sir Robert Peel dadurch kein geringes Maß von Selbsterkenntniß. Jene Erklärung bewies, daß er seine eigene Stellung und Fähigkeit richtig beurtheilt hatte. Sir Robert ist ein ehrgeiziger Mann; aber sein Ehrgeiz ist hoher und ehrenwerther Art. Er trachtet mehr nach Ruhm und nach einer Stelle in der Geschichte seines Vaterlandes, als nach persönlichem Range und Würden. Sein Ehrgeiz ist nicht von der Beschaffenheit, daß er befriedigt seyn würde durch das Glück, zwei Königinnen in seinem

Hause bewirthet zu haben, mit einer glitzernden Grafen-Krone in der Ferne. Er strebt vielmehr nach dem, was in neueren Zeiten die eigentliche Macht ist, — nach Einfluß auf die Meinungen seiner Mitmenschen. Er wünscht das Gepräge seines eigenen Geistes dem Charakter seiner Landsleute aufzudrücken. Er hofft angesehen zu werden — wenn nicht für den Piloten, der während des Sturmes fortsegelte — wenigstens für denjenigen, welcher das Steuer mitten im Wirbel und Strudel erbitterter nebenbuhlerischer Interessen gehalten hat. Da diese hauptsächlich im Unterhause, das die Bühne ihrer Thätigkeit ist, vertreten sind, so muß der, welcher auf sie Einfluß haben will, die Kunst lernen, sich in dieser Versammlung Gehör zu erzwingen und die Leidenschaften oder Vorurtheile derselben zu beherrschen. In dieser Kunst hat Sir Robert Peel die Meisterschaft errungen. Daher handelt er weise, wenn er nach dem Beispiele Pulteney's und Chatham's die Sphäre nicht verläßt, wo seine Triumphe sicher sind und wo die Menge des Guten, das er für sein Vaterland stiften, und des Ruhmes, den er für sich selber sammeln kann, unberechenbar ist.

Sir Robert Peel ist in der That der Herrscher-Geist des Hauses der Gemeinen. Sheil oder Macaulay mögen glänzender reden; Lord John Russell mag in seinem Takt, in der geschickten Zuspitzung seiner Partei-Anspielungen, in der unpedantischen Einmischung philosophischer Entwickelungen sich auszeichnen; Lord Stanley mag die gewaltigsten Geisteskräfte für den Dienst politischer Leidenschaft auf eine geschicktere Weise verwandt haben; Herr d'Israeli mag die Waffen des Sarkasmus und der Schmähung mit mehr Rücksichtslosigkeit und Erfolg gebraucht haben; jeder von diesen mag in irgend einer besonderen Eigenschaft Sir Robert Peel übertreffen; kein öffentlicher Redner aber, sey seine Beredtsamkeit, sein Takt, seine logische Kraft, oder seine moralische Energie und sein politischer Eifer noch so groß, überragt ihn in der einen großen Kunst, welche das beständige Ziel seiner Anstrengungen ist, in der Ausübung von Einfluß auf das Unterhaus.

Um diesen Einfluß zu erreichen, opfert er Vieles auf. Blitze zurückgehaltener Begeisterung, unbefriedigter Phantasie, ehrgeiziger Bestrebungen, großartiger Ansichten von der Bestimmung des Menschen sind ab und zu in seinen Reden genug vorgekommen, um zu zeigen, daß, hätte er es vorgezogen, auf den geschmückteren und blumenreicheren Pfaden der Redekunst zu beharren, sein Uebergewicht von einer anderen Art gewesen seyn möchte. Wie die Sachen aber einmal stehen, und wie sehr man auch das Umfassende, die Wortfülle und Genauigkeit, die Masse von Belehrung, den Reichthum an Erläuterungen in seinen nachgeschriebenen Reden und die beständige Selbstbeherrschung, welche sie offenbaren, anerkennen muß, so befindet man sich doch in Verlegenheit, wenn man den Grund seines großen Rufes als Redner angeben soll. Jenes konzentrirte Denken und jenen kräftigen Ausdruck, jene Stellen vorbereiteter und eingelegter Rhetorik, jene plötzlichen Wendungen des Humors, jene schnellen Blitze der Phantasie, — worauf der Ruhm großer Redner der Vergangenheit und der Gegenwart vornehmlich begründet ist, — das Alles sucht man vergeblich in Sir Robert Peel's Reden. Statt dessen bemerkt man eine standhafte, ausdauernde Verfolgung des vorgesetzten Zweckes, eine beständige Wiederholung der Grundsätze, die der Redner den Hörern einzuprägen wünscht, eine Geschicklichkeit, die bekannten Vorurtheile derselben sich dienstbar zu machen, und eine durchgängige Plastik der Gedanken und der Stimme; wodurch es weniger überraschend wird, daß ein gegen die Zauber der Redekunst so gleichgültiger Mann sich wenigstens deren solide Vortheile gesichert hat. Seine Absicht ist nicht sowohl, für einen großen Redner gehalten zu werden, als den Charakter eines praktischen Staatsmannes zu bewahren. Wenn diese Beiden, — der große Redner und der praktische Staatsmann, — nach der Meinung der großen Masse gewöhnlicher Geister mit einander unverträglich sind, giebt er, um sich den einen Ruhm zu sichern, den Versuch auf, den anderen zu erlangen. Nie oder wenigstens nur höchst selten verläßt er den Bereich des durchschnittlichen Verständnisses des Unterhauses. Er wählt seine Gegenstände unter denjenigen, welche am meisten die Gemüther der Handel oder Landbau treibenden Parlaments-Mitglieder beschäftigen. Seine Erläuterungen beziehen sich meistentheils auf die Nützlichkeit. Sie weisen auf sichere positive Vortheile hin oder warnen vor gleich sicheren Uebelständen. Er wird mitunter an die konstitutionelle Fiction erinnern, daß jedes Parlaments-Mitglied der Vertreter des ganzen Volkes ist; aber er weiß sehr wohl, daß es in Wahrheit anders ist, — daß in der That alle im Lande herrschenden nebenbuhlerischen Interessen im Unterhause geschaart einander gegenüberstehen, und daß sie an Macht einander beinahe so gleich sind, daß ein Uebermaß von Zugeständnissen einigen verderblich seyn müßte, während dasselbe andere ungebührlich erheben und zu mächtig machen würde. Daher — ausgenommen in großen und seltenen Krisen — die Unbestimmtheit in Sir Robert Peel's politischem Glaubensbekenntniß, der leere Pomp seiner Erklärungen von Prinzipien, die wortreiche Unbündigkeit seiner ganzen Reden. Wie kann auch wohl nach hoher Beredtsamkeit ein Mann streben, dessen politisches Geschick ihn verurtheilt, eine solche Rolle zu spielen? Sir Rob. Peel kennt seine Leute und spricht mit ihnen in der Sprache, welche sie verstehen. Das Unterhaus ist für ihn ein großes Geschworenengericht, und er behandelt dasselbe in der Weise eines Sachwalters. Wir wollen ihn deswegen nicht tadeln. Seiner Stellung gemäß sich benehmen, in welcher Sphäre es auch sey, ist ein Zeichen von Geistesgröße. Wer seine eigenen Mittel sich bildet und mit ihnen seinen Zweck ausführt, hat das Recht, sein eigenes Maß des Ruhmes zu bestimmen.

Diese Verwerfung aller Zwecke außer dem, über das Unterhaus Einfluß zu erlangen, hat ein beständiges Aufopfern der Festigkeit der Meinung nothwendig gemacht. Sir Rob. Peel ist der Führer und das Organ seiner Partei während besonders buntscheckiger und veränderlicher Ereignisse gewesen. Er leitete den Widerstand seiner Partei gegen die Emancipation der Katholiken; er leitete einen großen Theil jener Partei in ihrer Unterstützung dieser Maßregel. Er stand wiederum an der Spitze ihrer von neuem vereinigten Kräfte in dem Kampf gegen die Parlaments-Reform; er war der Erklärer, wenn nicht der Urheber ihrer konservativen Politik, als die Reformbill zum Gesetz geworden war. In dem langen und ruhmvollen Feldzug der konservativen Minorität gegen whiggistisches Uebergewicht, wer zeigte sich beredter oder scheinbar aufrichtiger, als Sir Rob. Peel in der gegen die Politik der Regierung gerichteten Anklage? Er kommt ins Amt mit einer überwältigenden Majorität, in welcher eine starke Beimischung merkantilischer Interessen sich findet; und seine erste Handlung besteht darin, daß er diejenigen Theile der whiggistischen Maßregeln ausführt, welche den merkantilischen Einfluß um ihn herum sammeln können, ohne die anerkannten Grundsätze und Interessen seiner eigenen Partei aufs äußerste zu gefährden. Dies sind geschichtliche Thatsachen, die wir in dieser Skizze, welche nicht eigentlich politischer Natur seyn soll, unerwähnt gelassen haben würden, wenn sie nicht mit dem Charakter der öffentlichen Reden Sir Rob. Peel's in Beziehung ständen. Seine Reden in der Opposition und diejenigen, welche er in seiner amtlichen Stellung gehalten, unterscheiden sich außerordentlich durch ihren Ton. Die ersteren sind voll von jener Hitze des Angriffs, welche in einem Manne natürlich ist, der seine Partei zum Siege führt und dessen einzige Pflicht das Zerstören ist; die letzteren athmen einen Geist der Mäßigung, der Entschlossenheit, zu bändigen und zu leiten, welche eben so natürlich sind in einem Manne, der aufzubauen hat. Alle Parteimänner thun dasselbe. Sir Robert thut es nur mit mehr Kunst und Macht und mit der Eigenthümlichkeit, daß Er es war, der das Beispiel aufstellte, diese Art von Veränderlichkeit durch den Einwand der Nothwendigkeit zu vertheidigen. Wenn man seine Laufbahn studirt, möchte man sich fast dahin entscheiden, daß er darauf ausgegangen sey, das Unterhaus für sein Uebergewicht vorzubereiten. Um seine Stellung als Führer einer Partei zu behaupten, welche, obgleich im J. 1829 und wiederum im J. 1830 erschüttert, in sich die Elemente der Dauer besaß, dazu war nöthig, daß er als der unnachgiebige Vertheidiger ihrer damaligen Meinungen dastand. Indem er sich als ihr Führer von einigen jener Meinungen trennte, stärkte er seine eigene Stellung dadurch, daß er ihren Glauben von der Meinung auf den Menschen übertrug. Nachdem er so Macht erworben, den Ruf seiner praktischen Staatsweisheit weit verbreitet hat, dreht er sich herum und sagt: Von jetzt an will ich Freiheit haben, meine Pläne vorzuschlagen. Ihr mögt sie unterstützen oder nicht, wie Euch beliebt.

Sir Rob. Peel's Reden sind Nachweiser seiner Laufbahn, nicht blos durch die in ihnen enthaltenen Meinungen, sondern auch durch ihre Beschaffenheit und durch ihren Ton. In seinem ganzen parlamentarischen Leben bis hinein in die letzten funfzehn Jahre nahmen sie in der That chamäleonartig die Farbe an, die in seiner Partei vorherrschte. Sie waren Beweise, mitunter ausgearbeitete und auf logische Entwickelung gegründete, zuweilen aus dem Stegreif vorgebrachte und auf Nützlichkeits-Erwägungen beruhende, dann und wann das plötzliche Erzeugniß seiner Gewandtheit im Debattiren, aber immer Beweise zur Unterstützung einer gewissen Reihe nicht durch ihn, sondern für ihn vorgezeichneter Grundsätze.

Sogar in seinen ihn am wenigsten bloßstellenden Reden wird Sir Rob. Peel, wenn er seinen Zweck, ohne unmittelbar sich selber zu verpflichten, erreichen kann, eine solche Verpflichtung stets vermeiden. Als Herr Plunket bei seinem Antrag auf Emancipation der Katholiken gefragt hatte: „Was der Staat mit der Religion zu thun habe?" — beantwortete Peel diese Frage nicht durch eine Berufung auf die höchsten Gründe für die Anerkennung der göttlichen Macht in der Leitung menschlicher Dinge, sondern er erinnerte Herrn Plunket daran, daß dieser selber die Nothwendigkeit gefühlt habe, aus Achtung vor den Gefühlen des Volkes seinen Antrag durch eine Betheuerung seiner Anhänglichkeit an der anglikanischen Kirche zu bevorworten. So wurde die Verpflichtung der Kirche zur geistigen Beherrschung der Menschen abhängig gemacht erstlich von Herrn Plunket's Erklärung und zweitens von den Gefühlen des englischen Volkes. Wären diese Gefühle anderer Art gewesen, dann hätte es mit jener Verpflichtung ein Ende gehabt. Solche auf die Gunsterhaschung berechnete Argumente finden sich häufig in Peel's früheren Reden und kommen auch in seinen späteren vor.

(Schluß folgt.)

Die neueste deutsche Uebersetzung Ossian's.*)

Der Macpherson'sche Ossian, über dessen Unechtheit kaum noch ein Zweifel ist, ist schon oft ins Deutsche übersetzt worden, zuerst von Denis (1768), von Harold (1775), von Petersen (1782), von Rhode (1801), von Stolberg (1806) und von Jung (1808). An diese Uebersetzungen reiht sich nun eine neue an, die, was die Leichtigkeit und Schönheit der Sprache betrifft, den früheren keinesweges nachsteht. Ob sie vom kritischen Gesichtspunkt aus sich besondere Verdienste erworben, kann hier nicht entschieden werden; es mag in dieser

*) Ossian, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Verlag von Karl B. Lorck, 1847.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Donnerstag den 6. Mai 1847.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

III. Paris unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. — Die Revolutionszeiten. — Die Chaussée d'Antin. — Die Julitage. — Blick in die Zukunft.*)

Mit der Volljährigkeit Ludwig's XIV. trat eine neue Epoche ins Leben. Richelieu und Mazarin hatten zwar das Terrain schon bearbeitet, und seine Aufgabe war zum Theil vollendet, ehe er zur Regierung kam; aber er führte sie mit der festen Entschlossenheit, unerbittlichen Konsequenz und rücksichtslosen Energie durch, die einen sehr gewöhnlichen Menschen beinahe zu einem großen Mann erheben. Er hatte die bewegte Welt um sich her in Ordnung zu bringen und ihren zersplitterten Kräften einen gleichförmigen, regelmäßigen Gang vorzuschreiben. Dieses Alles gelang ihm, aber er konnte das unbeugsame Naturgesetz nicht ändern, daß individuelle Größe nicht ohne Freiheit bestehen kann. Fast alle wahrhaft große Namen seiner Regierung gehören Männern an, die ihre geistige Mündigkeit bereits in der vorhergehenden Periode der Anarchie erlangt hatten; die zweite Reihefolge — die eigentlichen Zeitgenossen Ludwig's — war schon schwächer, die dritte kraftlos und abgestumpft. Es bedurfte eines neuen Zeitraums socialer Ungebundenheit, um den Nationalgeist von neuem zu beleben.

Von der langen Regierung dieses Königs waren nur die ersten Jahre glanzvoll. Während des spanischen Krieges glich das Leben in Paris einem beständigen Feste; als jedoch der Hof anfing, nach Fontainebleau und Saint-Germain auszuwandern, und sich endlich in die feierliche Stille von Versailles begrub, hatte diese Veränderung in den Gewohnheiten der höheren Stände einen nachtheiligen Einfluß auf die Hauptstadt. Das Marais oder die Nachbarschaft der Place Royale blieb noch lange Zeit das Lieblingsquartier der feinen Welt. Die besuchtesten Promenaden waren die Quais am linken Seineufer, deren Verschönerung hauptsächlich unter Ludwig XIV. stattfand; die Modeherren und Damen jener Epoche lustwandelten vorzugsweise längs dem Quai des Théatins und dem Quai Malaquais. Hier wohnte Molière (auf dem Quai Conti), und auch seine Truppe spielte hier, bis sie nach öfteren Umzügen sich im Faubourg Saint-Germain niederließ. Racine hat die Schwierigkeiten erzählt, die der Widerstand zelotischer Priester und engherzigee Bürger den armen Schauspielern in ihren Bemühungen, ein passendes Unterkommen zu finden, entgegensetzte; eine Räuberbande hätte kaum mit größerer Erbitterung von einem Ort zum anderen gehetzt werden können, als diese thätigsten Beförderer der französischen und mithin der europäischen Civilisation. Endlich fanden sie in der Rue des Fossés-St. Germain, nunmehrigen Rue de l'Ancienne Comédie, eine Zuflucht, in deren Nähe der Sicilianer Procopio sein Café, den Ahnherrn unserer heutigen Kaffeehäuser, errichtete, wo sich einst die Elite der literarischen und theatralischen Welt versammelte, und wo noch immer einige Studenten ihren Kaffee trinken und Domino spielen. Das Theater wurde im Jahre 1770 geschlossen und soll jetzt einer Restauration zum Lokal dienen. Dicht dabei ist das Haus, das Marat bei seinem Tode bewohnte; er war fast so unverdrossen wie die armen Schauspieler von Höhle zu Höhle getrieben worden. Erst seit Ludwig XV. galt das Faubourg St. Germain für das aristokratische Quartier par excellence — ein Vorzug, den seine alterthümlichen Paläste beinahe verloren haben und der jetzt auf die helleren Räume des Faubourg Saint-Honoré übergegangen ist.

Die Abwesenheit des Hofes von Paris hatte zur Folge, daß die Bourgeoisie und der Gelehrtenstand sich aus ihrer früheren Dunkelheit erhoben und so die Revolution von weitem vorbereiteten. Die Regentschaft Orleans sah die Geburt des Quartier de la Chaussée d'Antin, von welchem vier oder fünf Straßen eine so reiche und mannigfaltige Geschichte haben, wie sie manche Provinz nicht besitzt. Vor dem Jahre 1720 führte ein holpriger, morastiger, schlecht unterhaltener Kreuzweg von den Boulevards zu den Feldern von Clichy und Les Porcherons, im Nordwesten von Paris. Die dasigen guinguettes wurden des Sonntags von allen Müßiggängern der großen Hauptstadt besucht, aber in den Wochentagen ließen sich, wie die Fama behauptet, auch Gäste höheren Ranges an diesen populären Vergnügungsörtern blicken. Mancher unscheinbare Fiaker soll, mit schönen Damen und hochadeligen Kavalieren beladen, die geheimnißvollen Schlupfwinkel der Porcherons aufgesucht haben, und mehr als einmal kreuzten sich aristokratische Degen mit den Klingen plebejischer Eindringlinge — denn, wie Saint-Simon herablassend bemerkt: les vilains n'ont pas toujours peur. Wo die Rue de la Chaussée d'Antin heutzutage die Rue de Provence durchschneidet, stand damals eine Knüppelbrücke über den Graben oder Ruisseau de Ménilmontant; sie hieß Pont d'Arcans. Hier war es, wo das berühmte Duell zwischen dem Grafen de Fiesque und Herrn von Tallard stattfand. Sie waren von ihren respektiven Freundinnen, Frau von Lionne und Fräulein von Arquien, begleitet, die sich wie einst die Sabinerinnen zwischen die Kämpfer warfen, worauf beide Parteien sich trennten, nachdem Jeder im Vorbeigehen eine Umarmung mit der Dame seines Gegners ausgetauscht hatte.

Im Jahre 1720 wurde die Munizipalität ermächtigt, eine neue Straße in dieser Gegend zu eröffnen, und der Raum an beiden Seiten bedeckte sich bald mit Landhäusern, die in der Folge einer Reihe von schönen Hotels Platz machten. Selbst in dem wetterwendischen Paris hat keine Straße ihre Benennung so oft gewechselt, als diese. Man nannte sie zuerst Rue de la Chaussée Gaillon, dann de l'Hôtel Dieu, weil ein Theil des Bodens dem mildthätigen Institut dieses Namens gehörte — später Rue de la Chaussée d'Antin, von dem Hôtel d'Antin, der Wohnung des bekannten Wüstlings, Marschall Richelieu. Anfangs hatte die Straße noch immer einen etwas zweideutigen Ruf; nach und nach wurde sie der Sitz der Finanzmänner und Schöngeister, der reichen Generalpächter und liebenswürdigen Epikuräer aus den Zeiten Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., bis endlich die schnell verschwindende Aristokratie des Kaiserreichs ihr Hauptquartier in diesen Regionen aufschlug. Hier war das Hotel der Frau von Montesson, der die Ehre zu Theil wurde, einen Prinzen vom Geblüt (den Herzog von Orleans, Großvater Ludwig Philipp's) zu heirathen. Hier wohnte Madame Recamier, und hier erbaute die schöne Guimard ein Zauberschloß mit dem Gelde ihres sultangleichen Anbeters, des Prinzen von Soubise. Aber le squelette des graces, wie man sie wegen ihrer Magerkeit nannte, war geschickter in der Kunst, ihre Liebhaber zu ruiniren, als sich selbst zu bereichern; sie mußte ihr Hotel in einer Lotterie ausspielen, und es wurde von der Gräfin Dulau gewonnen, die es für 500,000 Franken an den Banquier Perregaux verkaufte. Perregaux's Tochter verheiratete sich hier mit Marmont, und Perregaux's Commis, Jacques Laffitte, legte hier den Grund zu dem Vermögen, welches er in den drei Tagen dazu anwendete, Marmont und — sich selbst zu Grunde zu richten. Die Pracht dieses Hotels ist seitdem verschwunden, und der Altar der geschmückten und gepuderten Terpsichore hat sich in einen Apothekerladen verwandelt.

Im Jahre 1791 erhielt die Straße den Namen Mirabeau, der hier Nr. 42 wohnte. Von dort aus begleitete ein Zug von hunderttausend Leidtragenden die Ueberreste des mächtigen Demagogen nach Sainte-Geneviève. Zwei Jahre später war das Gedächtniß Mirabeau's schon geächtet, seine Asche wurde aus dem Pantheon verbannt und die Straße zur Rue Mont-Blanc umgetauft, da es der Republik so eben gefallen hatte, Savoyen in ihr Gebiet aufzunehmen. Unter diesem Namen geschah es, daß sie in den glorreichen Zeiten der Kaiserherrschaft figurirte. Madame Tallien (die nachher als Prinzessin von Chimay einen Platz unter den aristokratischen Gevatterinnen des Faubourg Saint-Germain einnahm), Madame Recamier, der Kardinal Fesch u. A. m. verbreiteten einen kurzen Glanz über ihre Annalen. Neben Fesch wohnte Ney, später Caulaincourt, und neben ihm Sebastiani. Aber die Restauration machte den Herrlichkeiten des Napoleonischen Zeitalters ein Ende; mit ihnen verschwand der Name Mont-Blanc, und die Straße erhielt den Titel wieder, den sie vor der Revolution geführt hatte. Sie kämpfte von nun an vergeblich gegen die Gewalt der Mode, welche den Geldadel allmälig nach entfernteren Quartieren trieb, und die Staatsumwälzung von 1830, die ihren Schwesterstraßen wieder aufhalf, veränderte weder ihren Namen noch ihr Loos. Schon ist der Kleinhandel hier eingedrungen, Omnibusse haben die Equipagen der alten Zeit ersetzt, und die Rue de la Chaussée d'Antin ist nur noch eine moderne Antike — die verlassene Hauptstadt des Herrn Scribe, die man noch immer bevölkert glaubt mit steinreichen Börsenmännern, ihren sentimentalen Gattinnen und gefälligen Hausfreunden, mit unternehmenden Husaren-Obersten aus der Kaiserzeit, lächerlichen Alten in Perrücken und ailes de pigeon und den übrigen Personen jener unterhaltenden Vaudevilles, welche die Runde von Europa gemacht haben.

Die angränzenden Straßen haben einen ähnlichen Charakter, wie überhaupt dieses Stadtviertel die Quintessenz der neueren Geschichte in sich schließt.

*) Vgl. Nr. 22 und Nr. 44 des Magazins.

› mit zahlreicheren Denkmälern aristokratischen Glanzes
Langweile angefüllt, aber diese engen Alleen waren die
nzen Welt. Wo die so eben beschriebene Straße gegen
St. Lazare stößt, war das bekannte Cabaret Ramponneau
und seine Genossen ihre bacchanalischen Lieder sangen, und
ıfolge, Frau v. Genlis mehr als einmal verkleidet an den
theilnahm. In der Nähe stand, von dichtem Gebüsch um-
Fronsac, ein zweiter Palast des Marschalls Herzogs von
ne fast so innig mit der Geschichte des heutigen Paris ver-
seines Großoheims, des Kardinals. Dieser Pavillon wurde
der Aufenthalt der schönen Kreolin, Madame Hamelin, die
die Königin der Mode war und zur Wiederherstellung der
nstandes in der Pariser Gesellschaft nach den revolutional-
g. Unter ihrem milden Scepter machten die Orgien der
id ihrer Zeitgenossen dem brillanten, aber etwas steifen
chen Aera Platz. Der verbannte Contretanz kehrte zurück,
des Walzers begann. Obgleich es nicht an Satirikern
die schöne Westindierin lustig machten und ihre Physiogno-
meluken Rustan verglichen, war ihr Triumph vollständig:
rschällr — die Halbgötter des Tages — Ouvrard, Perre-
Moreau seufzten zu ihren Füßen, und selbst an Cäsar
ne der geschwätzigen Fama; dann verstummte sie, und mit
phemere Herrschaft Madame Hamelin's zu Ende. Ihr
n Händen der Herzogin von Vicenza, ist allein der Zer-
die unter den Lustschlössern dieser Gegend stattgefunden;
von Operntänzerinnen oder Financiers errichtet worden.
beliebte Lustort der Pariser flaneurs, am nördlichen Ende
ssée d'Antin, war ursprünglich der Garten eines solchen
rtuna, des Generalpächters La Bouxière, der enorme
an desselben wendete. (Schluß folgt.)

England.

politische Beredtsamkeit in England.

II. Sir Robert Peel.

(Schluß.)

ob. Peel in diese Art van Sachwaltung verwickelt war,
seiner Reden aus, und niemals hat er völlig die Ge-
die er damals annahm. Ohne so weit zu gehen, die
bert's in seiner früheren Rolle eines Kämpfers für den
ezweifeln, kann man sich doch erlauben, den Grad seines
schätzen. Wir sitzen hier zwar nicht vor Gericht über
rakter, sondern untersuchen die Ursachen seines rednerischen
r Beredtsamkeit, die keine bloße Schulübung ist, gehört
von Enthusiasmus. Nun ist es aber nicht leicht, die
richtigem Eifer mit den von Sir Rob. Peel in seiner
chwalters der konservativen Partei gehaltenen Reden zu
dieselben keinesweges zu dem Verdacht absichtlicher Un-
ern. Man braucht nicht daran zu erinnern, daß, als der
den Protestantismus zum ersten Male ins Parlament
te, zum Widerstande gegen die Emancipation der Katho-
n; — oder daran, daß er diese Sache aufnahm, als dieselbe
iter bot. Keine Beschuldigung der Motive ist nöthig.
l's Reden auf das Bild eines Mannes von kaltem Tem-
urch diesen oder jenen Prozeß sich zu der Ueberzeugung
n gewissen Weg verfolgen müsse, und dessen Scharfsinn
ünde für denselben aufzufinden. Seine Reden sind sehr
rzeugend, sehr wirksam, können nur von einem Manne
n, der Geistesfähigkeiten ersten Ranges besitzt und der
eichen er berührt, zu beherrschen vermag; aber sie haben
eredtsamkeit. Es findet sich in ihnen nichts von jenem
nge, welcher aus dem Vertrauen auf erhabene Grund-
Gegentheil fliehen sie vor Grundsätzen und fechten den
lten aus. Sie leiden an einem Mangel an „Herz".
keine jener heftigen Schläge vor, welche die Seele auf-
ich an die Denkkraft, nicht an die moralische Natur oder
Die Sprache in ihnen ist korrekt, ohne kraftvoll zu
ngen sind angemessen und dienlich, aber trocken. Man
l an jener warmen Färbung, welche ein feuriger Geist
mittheilt.
den gegen die Reformbill, obgleich weit entfernt von der
welche ein so ergreifendes Thema hätte einflößen können,
nd kräftiger, weil er da mehr in Eifer gerieth. Er hatte
nterhause zum ausgezeichnetsten Manne gemacht. Seine
lungen standen alle in engem Zusammenhange mit einem
der sehr verschieden war von dem, welcher zu kommen
große Reform-Kampf vor sich ging. Es war daher natür-
icher Besorgniß die Aussicht auf eine so gänzliche Umkeh-
n Gewohnheiten des Denkens betrachtete, auf welchen sein
jener Zeit war nichts als Furcht oder Verzweiflung in
e verfassungsmäßiger Regierung. Hoffnung, — die erste
Anregerin jener Staatsweisheit, welche seitdem die Kunst, das Neue
vorher das Alte zu beherrschen, ausgebildet hat, — war dem konservati
Führer noch nicht aufgedämmert. Er sprach deshalb mit Eifer, und sei
Reden über die Reformbill können als die besten bezeichnet werden, die er
mals gehalten hat. In der That sprach er damals für sich selber sowohl a
für seine Partei.

Seine späteren Reden aber, während der letzten zwei Jahre seiner Leitung
der Opposition, so wie während der Zeit, in welcher er fast auf seine allein
und ausschließliche Verantwortlichkeit das Ruder übernommen hatte, off
barten alle jene, seinen früheren Reden zugeschriebenen Mängel, und zwa
sehr vermehrter Zahl; — eine Folge der ihm auferlegten größeren pers
lichen Zurückhaltung und der zunehmenden politischen Unaufrichtigkeit, die
einem Staatsmanne nothwendig zu seyn scheint, dessen Stellung mitten
nebenbuhlerischen Parteien ihn verpflichtet, mit Allen gut zu stehen, u
durch seine Zwecke zu erreichen.

Wenn die Nachwelt sich dafür entscheiden wird, Sir Rob. Peel in
Reihe großer Männer zu stellen, so dürfte man ihn weit mehr den Staats
männern als den Rednern zuzählen. Man wird ihn neben *Walpole*, aber
nicht neben Pitt oder Fox nennen. Die Beredtsamkeit ist eine *strenge* und
vielfordernde Kunst. Ihr Zweck ist nicht nur die Erregung der Leidenschaften
oder die Leitung des Urtheils, sondern auch die Schaffung von Mustern zum
Entzücken oder zur Bewunderung der Menschheit. Sie fordert ein Studium,
das keine getheilte Aufmerksamkeit verträgt. Der Redner spricht selten, nach
langen Zwischenräumen, während welcher er seinen Geist mit seinem Gegenstande
sättigt, indem er ihn in die Form gießt, zu welcher sein Geschmack ihn leitet
als zu derjenigen, die am meisten geeignet ist, durch ihren Zauber den inne
Werth oder die Schönheit seiner Gedanken zu erhöhen. Gleich dem Tit
arbeitet er entweder aus Liebe zu seinem Gegenstande, oder in der
empfindung seines Triumphs. Die Erfordernisse der neueren politischen
führung haben jedoch eine Klasse von öffentlichen Rednern erzeugt, deren
gießungen in Bezug auf dauernde Schönheit eben so sehr hinter denen
musterhaften Redners zurückbleiben, wie sie dieselben an unmittelbarer
lichkeit übertreffen. Da das durch die Reformbill umgestaltete Unterhaus
einen geschäftsmännischeren Charakter bekommen hat, so sind die beliebte
und wirksamsten Reden daselbst diejenigen, welche mit Verwerfung des Schön
sich dem Praktischen zuwenden.

An der Spitze dieser Klasse öffentlicher Sprecher, die entweder nicht such
oder nicht vermögen, jene göttliche Kunst zu erwerben, welche, die Sprach
harmonisch machend, bis sie zur Musik wird, und den Gedanken zum Talisman
gestaltend, einen Mann zu dem Namen eines Redners berechtigt, — unt
diesen Sprechern tritt Sir Robert Peel ansehnlich hervor. Wir haben berei
gesagt, daß er vielen möglichen Ruhm als Redner *aufopfert, um sich* a
Staatsmann wesentlichen Einfluß zu sichern. Mancher mag geneigt sey
dies zu bestreiten, zu sagen, Sir Rob. Peel's inwohnende Mittelmäßigke
sey von der Art, daß er, wenn er wollte, nicht einmal mit den ausgezeich
netsten unter den lebenden Rednern, viel weniger mit den mächtigen tod
hätte wetteifern können. Es ist jedoch schwer anzunehmen, daß ein Mann v
so hohen und mannigfachen Talenten, — Einer, in welchem der wissenschaft
liche Eifer mitten unter den fremdartigen Bestrebungen eines stürmisch
politischen Lebens nicht erloschen ist, — Einer, der in einigen seiner Reden
reinere Atmosphäre der Poesie und der Philosophie geathmet hat, — es ist kaum
möglich zu glauben, daß, hätte er sich dem Studium und der Nachahmung
größten Muster zeitig gewidmet, nach der Vollkommenheit des Styls, un
der sorgfältigen Wahl des Ausdrucks gestrebt, er sich nicht zum höchsten Rang
als Redner erhoben haben könnte. Nein, Sir Rob. Peel's Ziel ist ein an
deres. Sein politisches Gewicht hängt ab von seiner Macht, das Haus der
Gemeinen zu bezaubern. Er hat die politische Meinung studirt, bis ihm die
geringsten Schattirungen derselben ihm klar geworden sind. Sie finden alle
mehr oder weniger ihre Vertretung in der aus dem Volkswillen hervor
gangenen Versammlung, und da entfaltet er seine Kenntniß aller ihrer Be
dürfnisse und bedient sich, seinen Vorsatz verbergend, aller ihrer Nebenbuhle
reien und Vorurtheile. Alle finden von Zeit zu Zeit einen Wiederhall in Sir
Rob. Peel's Reden. Seine Vorsicht und zugleich seine Entschlossenheit sin
so gut gekannt, daß der leiseste Wink, den er in Betreff seiner Pläne falle
läßt, augenblicklich bemerkt wird. Eine der Ursachen jener athemlosen Auf
merksamkeit, mit welcher er angehört wird, ist die, daß jede Abtheilung des
Unterhauses begierig ist, in das Geheimniß seiner künftigen Politik einzudrin
gen, wohl wissend, daß er kein direktes Versprechen wie eine bloße Rede
blume vorbringen wird, oder falls er dasselbe nicht zu erfüllen gedenkt. Wenn
er in seinen mysteriösen Absichten orakelhaft ist, so ist er oft eben so in seine
geflissentlichen Mystificationen. Wie Niemand klarer sich ausdrückt als er,
wenn er will, so kann Niemand seine wirkliche Meinung in eine unverständ
liche Umhüllung von Worten geschickter einwickeln. Man betrachte ihn wäh
rend seiner amtlichen Thätigkeit vom J. 1841 bis 1846, als er noch seine Ab
sichten in Bezug auf die Handelspolitik des Landes fortwährend verbarg.
Mitunter entschließt sich ein hartnäckiger Radikaler oder ein unwilliger Agri
kulturist, den Aal beim Schwanze zu fassen und ihn zu elektrisiren. Er stellt
eine klare, direkte Frage und fordert eine Antwort. Man glaubt, Sir Robert
müsse nun ganz in Verwirrung gebracht werden, sein Schleier müsse reißen:
denn er müsse etwas Positives sagen, worüber ein Kriegsgeschrei erhoben
werden könne. Er erhebt sich, lehnt sich an den Tisch, mit seinem Glase
spielend oder seine Hände in die Schöße seines blauen Ueberrockes steckend,
und erklärt auf die offenste und unbefangenste Weise seinen Entschluß, die ihm
gestellte Frage freimüthig zu beantworten. Dies giebt Genugthuung, es ver-

söhnt. Alle sind auf der Lauer; es herrscht eine Todtenstille; alle Köpfe sind vorgestreckt in Erwartung der Ankündigung einer politischen Maßregel. Vielleicht tauschen Lord J. Russell und Lord Palmerston einen Blick oder ein Lächeln der Ungläubigkeit aus; denn sie kennen ihren Mann. Inzwischen hat sich Sir Robert's sanfte, milde Stimme ergossen, ihr leisester Ton wird im entferntesten Winkel gehört; die Haltung zeigt ein volles Bewußtseyn der Fähigkeit, die Schuld des Augenblicks zu bezahlen; das Gesicht hat den ruhigen Ausdruck der Unschuld. Man wird ganz eingenommen für solch' einen Mann. Was aber sagt er? Nach jenem Freudenruf von Herrn Cobden zu urtheilen, scheint er etwas den Manufakturisten Gefallendes gesagt zu haben. Aber jener Schrei des Entzückens auf der anderen Seite? O, er hat die Land-Edelleute durch irgend eine rechtzeitige Achtungsbezeigung vor dem Landbau in Verzückung gesetzt. Und jetzt ist ein anderer, allgemeiner Freudenruf der Lohn für irgend eine pompöse Maxime rücksichtlich des öffentlichen Wohles. Je freundlicher das Haus sich zeigt, desto unbefangener wird der Ton des Redners, desto bereitwilliger ist er, Alles zu thun, was der Zustand der Dinge erlaubt. Nun folgt eine sorgsame Angabe der verschiedenen ihm offenstehenden Wege, ihrer besonderen Vortheile und Nachtheile; wobei er auf eine geschickte Art die für den Augenblick um ihn herum schlummernden Vorurtheile erweckt und mit jedem derselben sich in Sympathie setzt, indem er in sich selber Hoffnungen sammelt und von neuem alle Feindschaften einander entgegenstellt; bis er, nachdem so die mannigfachen Parteien durch ihn in eine geistige mêlée gebracht sind, sich mit einem „im Ganzen" herauswindet, welches, mit feierlicher Affectation von Entschlossenheit, über das, was er zu thun gedenkt, zu einer Erklärung führt, die in einem künstlichen Gewebe von volltönenden, aber körperlosen Phrasen fast Alles umfaßt, was er nicht zu thun gedenkt. Mittlerweile hat er geschickt die Aufmerksamkeit Aller von dem wirklichen Streitpunkt auf ihre gegenseitige Eifersucht und Erbitterung hingelenkt. So setzt er sich endlich unter lautem Zujauchzen, nachdem er Vieles geäußert, aber Nichts eingestanden hat. Man wird fragen: Wie kann solch' eine Versammlung so offenbar beschwatzt werden? Die Antwort ist: Es geschieht, geschieht alle Tage, in fast jeder Rede; und je mehr es geschieht, desto mehr scheint man es zu lieben.

Dies ist jedoch nur Eine Phase von Sir Rob. Peel's parlamentarischem Charakter. Es giebt Gelegenheiten, — und sie haben sich während der letzten zwei Jahre vermehrt, — wo er alle diese Künste der List kühn bei Seite wirft und eine viel erhabenere Stellung einnimmt. Geduldig, unverdrossen, ein Verhehler, im politischen Sinne sogar ein Heuchler in der Absicht, Macht zu erlangen, fühlte er kaum das Scepter fest in seiner Hand, als sein Geist sich zu erweitern schien, er an moralischer Größe zunahm und, auf den krummen Pfad, auf welchem er emporgestiegen war, zurückzublicken verschmähend, mit stolzer Zuversicht vorwärts drängte. Eine magische Veränderung kam über Sir Rob. Peel von der Stunde an, wo er sich endlich entschloß, den Versuch zu machen, eine Majorität des Hauses der Gemeinen ohne Beistand der landbesitzenden Mitglieder zu erreichen, der Minister nicht einer Partei, sondern der Nation zu seyn. Mochte nun die verzweifelte Natur des Spiels und die Größe des Einsatzes (nichts Geringeres als die Treue einer Partei und der Ruf eines ganzen Lebens) eine ungewohnte Hochherzigkeit einflößen, oder eine längst gesuchte Gelegenheit, die Maske verhaßter Dienstbarkeit abzuwerfen, gekommen seyn; genug, Sir Rob. Peel entfaltete jetzt zum ersten Male seinen wirklichen Charakter; offenbar zeigte sich in seinen Reden während der letzten zwei Jahre und besonders während der letzten sechs Monate seines amtlichen Lebens ein Ton, an welchen seine Zeitgenossen durchaus nicht gewöhnt waren. Mit dem Gefühl der Macht und dem Bewußtseyn der Selbstaufopferung nahm er das Ansehen bald eines Diktators, bald eines Märtyrers an. Trotz gegenüber den Agrikulturisten und Drohungen gegen die Opposition wurden durch eine Art von verdeckter Berufung auf das Publikum außerhalb des Parlaments unterstützt. Gelegentliche Geistesblitze, seltene, aber auffallende und entscheidende Beispiele von Offenherzigkeit des Sprechens veranlaßten einen augenblicklichen Zweifel, ob dieser durch eine große Gefahr und eine unvergleichbare Verantwortlichkeit so umgewandelte Mann wirklich der nämliche Sir Rob. Peel seyn könne, dessen Name lange eine sprüchwörtliche Bezeichnung für einen schwankenden und nach plausiblen Gründen handelnden Staatsmann gewesen war, und den man so oft noch dicht am Rande einer positiven Erklärung mit possierlicher Unentschiedenheit zurückschauern gesehen hatte. Es ist aber eine merkwürdige, den wirklichen Charakter Sir Rob. Peel's beleuchtende Thatsache, daß er bei jeder großen Krisis seines öffentlichen Lebens — bei Einbringung der Emancipationsbill, bei Uebernahme eines Amtes im J. 1834 und endlich bei seinem Antrage auf Abschaffung der Korngesetze — seine Verstellung so bei Seite geworfen und seine wirkliche Ansicht offen und kühn ausgesprochen hat, unbekümmert um persönliche Folgen.

Wenn Sir Rob. Peel durch langes Studium und Uebung die Kunst erworben hat, eine Versammlung von mehreren Hundert einsichtsvoller Männer zu leiten und nach seinem Willen zu gestalten, so kann ihm verziehen werden, falls der Inhalt seiner Reden nicht von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit ist. Mit Ausnahme gelegentlicher Stellen von der eben angedeuteten Art, haben auch seine späteren Reden den schon geschilderten Charakter seiner früheren. Weder die Gedanken, noch die Sprache erheben sich jemals über den Bereich des gemeinen Menschenverstandes. Sie sind politische Manöver, in Sprache gesetzt, weil eine freie Verfassung fordert, daß das Volk wenigstens scheine, an der Politik der Staatsmänner Theil zu haben. Der Unterschied zwischen Sir Rob. Peel und anderen Staatsmännern ist hierbei der, daß er nicht öffentlich denkt, daß er das Publikum nicht einladet, mit ihm zu denken. Er bildet seine Pläne aus dem Gedankenstoff, den er im Hause der Gemeinen findet, und vertraut dem Geschmack jeder Partei das Ingredienz an, welches dieselbe zu dem hachis besonders hergegeben hat.

Wer, mit dem Hause der Gemeinen unbekannt, von Sir Rob. Peel's Einfluß auf dasselbe gehört und sich danach ein ideales Bild von einem großen Redner entworfen hätte, der würde sicherlich, wenn er das Haus beträte, enttäuscht werden. Er würde in Peel's Reden einen Mangel an einem auf feste Grundsätze sich stützenden starken Durchdenken, eine lockere, lose, vielgestaltige Weise der Betrachtung der größten Lebensfragen und ein großes Aufgebot jener Art von Logik bemerken, welche gewöhnliche Geister durch geschickte Trugschlüsse einnimmt. Nach lebendiger Phantasie oder nach tiefem Denken würde er vergeblich suchen. Er würde keinen Umriß eines vollständigen politischen Planes, noch irgend eine herrschende Idee finden, mit welcher seine eigenen Ansichten und politischen Sympathieen sich vereinigen könnten. Den Styl würde er für unkünstlerisch erklären, — nicht daß kein Bemühen um Satzbildung sich zeigte, aber die Rede ist mit fremdartigem Stoff so angefüllt und so viele Zwecke sollen durch dieselbe erreicht werden, daß ein vollkommener Plan darin unmöglich seyn würde. Er würde klagen über Weitschweifigkeit, über Wiederholungen der Gedanken, ja sogar ganzer Beweisgründe mit anderen Worten und dann unvollkommen ausgedrückt, über ein durchgängiges Streben nach etwas sehr Tiefem, welches nie zu Stande kommt. Von dem Geberdenspiel Sir Robert's würde er versucht seyn zu sagen, dasselbe sey weder so bescheiden, wie es sich für einen unanmaßlichen Denker geziemt, noch imposant, wie das Geberdenspiel eines großen Redners seyn soll. Das eine Mal würde er eine zu Nichts führende pomphafte Feierlichkeit sehen; das andere Mal die gemeinsten Stellungen, wie sie bei einem auf die wichtigsten Gegenstände führenden alltäglichen Nachtisch-Gespräch vorkommen. Mit Erstaunen würde er bemerken, daß der Ellbogen des Redners auf dem vor demselben stehenden Tische ruht, während sein spitzer Finger vorbedeutungsvoll seinem Gegner droht und ein Bein über das andere geschlagen ist; — die Stellung eines Mannes, der einem vertrauten Freunde einen Gegenstand auseinandersetzt; — oder daß seine Daumen in den Taschen seiner weiten Weste begraben sind, während sein Rock prahlerisch zurückgeworfen ist; oder daß, wie gewöhnlicher der Fall ist, seine Hände unter seinen Rockschößen verborgen sind; — dies sind eben nicht die Stellungen und Geberden eines großen Redners.

Von der anderen Seite aber, was auch immer die Mängel Sir Rob. Peel's seyn mögen, wenn man seine Reden oder Geberden kritisch betrachtet, kann man doch nicht umhin, seine Ruhe und Selbstbeherrschung, die vollständige, sogar bis auf die geringfügigsten Einzelnheiten sich erstreckende Kenntniß jedes Gegenstandes, den er vornimmt, die Gewandtheit, mit welcher er in alle die verschiedenen ihn umgebenden Gefühle, Vorurtheile und Interessen eingeht, und die Kunst zu bewundern, welche er beweist, indem er jene so leitet, daß sie ganz den Schein des Enthusiasmus hervorbringen, und sie seinem Zwecke gemäß so gestaltet, daß ihre Verschiedenheiten Einer harmonischen Weise des Handelns unterworfen werden. In der Kunst, das Unterhaus zu leiten, ist er in der That ohne Nebenbuhler.

Aegypten.

Der Pascha und sein Harem. *)

Die Residenz Mehmed Ali's in Kahira ist die Citadelle, wo sich ein großartiges, mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattetes Schloß befindet. Außerdem hat er im Flecken Schubra, etwa fünf Werste von der Stadt, eine Villa, die zwar weit einfacher gebaut, aber dagegen mit einem geräumigen, möglichst sauber und ordentlich gehaltenen Garten versehen ist. Die geraden, zugestutzten französischen Alleen machen allerdings einen etwas monotonen Eindruck, der jedoch durch zwei merkwürdige Kioske gehoben wird, die den orientalischen Geschmack und den Erfindungsgeist des sybaritischen Besitzers offenbaren, nach dessen Vorschrift sie von einem europäischen Architekten errichtet wurden. Der erste steht auf einem ziemlich hohen Erdhügel, zu welchem der Weg auf beiden Seiten über zwei schmale, abschüssige Erddämme führt, so daß er, von weitem gesehen, an unsere heimatlichen Rutschberge erinnert. Die Dämme, der Hügel und der Kiosk selbst sind mit Blumen und Sträuchern von üppigster Vegetation bedeckt, und das Innere des Gebäudes ist äußerst „comfortable" eingerichtet. Der zweite Kiosk ist ein steinerner, viereckiger, ungefähr zwanzig Sajen großer Pavillon, mit einem Nebengebäude, welches vier abgesonderte Gemächer enthält, in deren Ausschmückung sich der ganze Luxus und verschwenderische Glanz des Orients kundgiebt; Alles strotzt hier von Gold, Marmor und kostbaren Damastzeugen. Aus diesen Zimmern führt eine Thür in eine bedeckte, mit Marmor getäfelte Gallerie, die um den ganzen Pavillon läuft und des Abends mit Gas erleuchtet wird. Innerhalb der Gallerie erblickt man inmitten eines offenen Hofraums ein marmornes, kunstreich verziertes Bassin, zu welchem einige Stufen hinaufführen und an dessen Seiten die herrlichsten Fontainen spielen. Im Mittelpunkt desselben liegt ein kleines Eiland von Marmor, höchst geschmackvoll gearbeitet, mit Greifen an jeder Ecke, aus welchen das Wasser strömt, und einer Plattform für die Musik und die Sängerinnen, nebst den Blumen und Lichtern. Hier war es, wo der

*) Die russische Regierung hat bekanntlich vor einiger Zeit eine ärztliche Kommission nach dem Orient abgefertigt, um dort Beobachtungen über die Pest anzustellen. Ein Mitglied derselben, Herr Umanetz, der sich ziemlich lange in Aegypten aufhielt, theilt jetzt in den Otetschestwennya Sapiski eine Reihe von Artikeln über die neuesten Zustände dieses Landes mit, aus denen wir Obiges, seiner Kuriosität wegen, hervorheben.

Beherrscher von Aegypten seine Abendstunden zuzubringen liebte; auf Sammetkissen liegend und im Rauche des Kaljan schwelgend, blickte er von hier aus auf die Schaar seiner Odalisken, die in den kühlen Fluthen badeten, und ergötzte sich an ihren Spielen bei der hellen Gasbeleuchtung, beim Geräusch der Fontainen, der wilden Musik, dem Gesang und dem Tanz der Sklavinnen

Heutzutage ist aber dieser Kiosk verödet; die Orgien des ägyptischen Satrapen haben aufgehört. Schon seit mehreren Jahren ist der Pascha gegen seinen Harem erkaltet; er hat seine Odalisken vergessen und allen Vergnügungen dieser Art entsagt. Sie lächeln ungläubig, mein verehrter Leser? Lesen Sie nur weiter, ich werde Ihnen erzählen, wie dies zuging.

Schon früher hatten die Aerzte Mehmed Ali überredet, den Wein aufzugeben, dem er bis dahin ganz ordentlich zuzusprechen pflegte. Der Greis mußte es anerkennen, daß das Trinken seiner Gesundheit schade und seinen Ruf in den Augen der Europäer herabsetze. Er überwand seine Neigung zwar nicht auf einmal, fing aber an, den Wein immer mäßiger zu gebrauchen, und trinkt jetzt nichts mehr als alten Bordeaux, den er noch dazu mit Wasser vermischt und nur bei Tische zu sich nimmt. Nach einem so glänzenden Siege über den alten Pascha, wagten sich die Aerzte an ein noch kühneres Unternehmen — ihn zur Aufgebung seines Harems zu bestimmen. Ein Türke seinen Harem aufgeben! Das war ja eine unerhörte Sache. Es hieß, sich von den süßesten Genüssen des Lebens, von seiner schönsten Würze trennen — sich gleichsam bei lebendigem Leibe ins Grab legen und zur Hälfte einsargen lassen! — Aber die Freuden des Serails hatten einen zu offenbar nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des hochbejahrten Fürsten und erschöpften seine Kräfte zu sehr, als daß er dies nicht selbst bemerkt hätte; man fand es daher wider Erwarten leichter, ihn von seinem Harem zu entwöhnen, als dem verführerischen Getränk der Christen zu entfremden. Durch eigene Erfahrung von der Gründlichkeit der ihm gemachten Vorstellungen überzeugt, gab er ohne einen Seufzer die zweihundert jungen Schönheiten auf, mit welchen sein Gynäceum angefüllt war und von denen viele noch kein Zeichen seiner Gunst empfangen hatten. Der größte Theil seiner Odalisken war für den Pascha in Stambul angekauft worden und bestand hauptsächlich aus Cirkassierinnen; er hielt dort zu diesem Zweck einen eigenen Agenten, und wenn es den Erwerb einer schönen Sklavin galt, wurden die mit dem Schweiß und dem Blut der unglücklichen Fellahs getränkten Schätze des ägyptischen Machthabers nicht geschont.

Man erzählt in Kahira und Alexandrien gar merkwürdige Details über die Auflösung seines Harems. Sobald sich Mehmed Ali hierzu entschlossen, traf er nach reiflicher Ueberlegung die Anordnung, nur die älteren Frauen und diejenigen, die ihm schon Kinder geboren, beizubehalten, alle jüngere aber, die ihm noch keine Sprößlinge geschenkt oder sein Lager noch nicht getheilt hatten, auf eine anständige Weise zu verheirathen. Zu diesem Behuf ließ er in der Armee bekannt machen, daß jeder Offizier vom Range eines Obersten, Majors oder Adjutanten (welche Letztere in der ägyptischen Militair-Hierarchie über den Hauptleuten stehen) sich eine Frau aus dem vicekönigliche Harem erbitten könne und dabei nicht nur von der Morgengabe befreit sey, die nach muselmännischem Gebrauch von dem Bräutigam entrichtet wird, sondern auch eine seinem Stande angemessene Aussteuer erhalten werde. Die Sakal-Agassen oder Kammerjunker wurden aus Rücksicht auf ihren Dienst bei der Person des Pascha's in die Zahl der Ehekandidaten eingeschlossen, obgleich sie eigentlich nur Hauptmannsrang haben. Natürlich meldeten sich viele Liebhaber, da man, außer der versprochenen Mitgift, in den Ex-Weibern des Gebieters auch einen Antheil an der Hofgunst zu erlangen glaubte und im Fall einer Ungnade (die hier einem Jeden so nahe ist) die sicherste Stütze in ihnen erblickte. Die Bewerbungen wurden an den Kislar-Agassi oder Chef der Eunuchen gerichtet, der sie nach seinem Gutdünken entschied und, wie es sich von selbst versteht, die Gelegenheit nicht versäumte, sich den Beutel auf Kosten derjenigen zu füllen, welche die jüngsten und hübschesten Bräute wegzuführen suchten. So wurden gleichzeitig etwa zweihundert Odalisken des Pascha's an den Mann gebracht; da aber im Orient Alles übertrieben wird, so versicherten mir Einige, daß es über vierhundert gewesen seyen.

Wie gesagt, bekam jede Odaliske eine angemessene Aussteuer, nebst zwei Sklavinnen und einem Verschnittenen; ferner wurde ihr auch ein gutes Haus gekauft und anständig möblirt. Dieser Kauf ward übrigens ganz im ägyptischen Geiste bewerkstelligt: der Agent des Pascha's suchte die Häuser aus und bestimmte willkürlich den Preis, mit dem sich der Eigenthümer begnügen mußte, so sehr er sich auch dagegen sträuben und betheuern mochte, daß sein Haus ihm drei- oder viermal so viel gekostet habe und er überdies gar nicht willens sey, es zu veräußern. Endlich setzte der Pascha den Bräuten auch lebenslängliche Pensionen aus, die, je nach dem Range der sie heirathenden Offiziere, von 30 bis auf 150 Thaler monatlich stiegen. Diese Gehalte werden noch heutzutage ausgezahlt, obwohl mit solchen Verzögerungen, wie sie die jetzt bei dem Pascha herrschende Geldnoth mit sich bringt. Ihre Inhaber lassen sich gewöhnlich von dem Schatzmeister ein Teskereh oder einen Schein für den ihnen zukommenden Betrag geben, den sie nachher mit zwanzig bis dreißig Prozent Rabatt an einen Kaufmann abtreten, welcher damit seine aus den Magazinen des Pascha's empfangenen Waaren berichtigt.

Bekanntlich genießen die aus fürstlichen Harems verheiratheten Weiber einer großen Gewalt über ihre Ehegatten; nicht der Mann, sondern die Frau ist Herr im Hause, und wenn ihr Ersterer nicht in allen Stücken zu Gefallen lebt, so findet sie gar leicht Anlaß, sich durch eine Hof-Intrigue an dem Schuldigen zu rächen und es ihm recht tüchtig einzutränken. Die Männer, die ihre Unabhängigkeit lieben, haben sich daher wohl gehütet, um eine Favorite des Pascha's anzuhalten. Unter diesen bemerke ich meinen alten Bekannten, den Nasir des Militair-Hospitals in Kahira, Osman-Aga, der zwar nicht mehr als Capitain ist, aber durch seine früheren blutigen Dienste bei Mehmed Ali in so hoher Gunst steht, daß es ihm leicht geworden wäre, eine reiche Frau zu bekommen. Bei aller seiner Liebe zum Gelde zog unser Aga es jedoch vor, Herr und Meister in seinem Harem zu bleiben, weshalb er die unbequeme Ehre ablehnte.

Seit der Zeit, daß der Pascha den Entschluß faßte, die Schönheiten seines Serails zu entlassen, hat er es mit keinem Fuße wieder betreten. Man muß indeß nicht glauben, daß er deswegen den Umgang des schönen Geschlechts ganz aufgegeben habe. Ein Freund von mir, der Doktor D*** in Kahira, ein geborener Franzose, der eine Aegypterin zur Frau hat und der sie in alle Familien-Geheimnisse der Stadt eingeweiht ist, hat mir Anekdoten über diesen Punkt erzählt, die das Gegentheil beweisen und die ich als die neuesten Züge zur Charakterisirung des greisen Vicekönigs und seiner jetzigen Lebensweise mittheilen will. Sie werden vielleicht das Räthsel erklären helfen, wie der Pascha sich dazu verstehen konnte, seinem Harem — diesem irdischen Paradiese, diesem Vorschmack künftiger Seligkeit, wie er nach orientalischen Begriffen ist — zu entsagen.

Jeder Einwohner von Kahira weiß, daß der Beherrscher Aegyptens während seines Aufenthalts in dieser Hauptstadt gern von Zeit zu Zeit einige Tage bei seiner ältesten Tochter, der Witwe Defterdar-Bey's, verbringt — einer bejahrten Frau, für die er besondere Zuneigung hegt. Da sie weder Gatten noch Kinder hat, so lebt sie ganz ihrem Vater, den sie auf alle Weise aufzuheitern strebt. Der Pascha bestimmt in der Regel die Zeit seines Besuchs, und folgendes ist die Aufnahme, die sie ihm bereitet:

Beim Eingang in den Garten, der von der Hand eines kunstverständigen Gärtners mit wohlriechenden tropischen Pflanzen und prächtigen Blumen der mannigfachsten Art geschmückt ist, stehen zwei Reihen schöner Sklavinnen in ihrem besten Putz und ohne Schleier an jeder Seite des Pfades, den der Pascha entlang wandelt und der zu einer Laube führt, wo unter dem Schatten von Rosen und Levkojen, von Myrthen und Jasminen ein weichgepolstertes Sopha ihn aufnimmt und Kaffee, Pfeifen, Kaljan, alle mögliche Düfte, alle mögliche Erfrischungen seiner harren. Während der Greis — sichtlich gebeugt unter der schweren Bürde von beinahe achtzig Jahren, erschöpft durch die fast funfzigjährige unruhige und oft blutige Herrschaft über mehrere Reiche, von denen ihm jetzt nur eines geblieben ist — durch die Reihen der Sklavinnen schreitet, überschütten ihn diese mit Blumen, besprengen ihn mit Wohlgerüchen aus goldenen Gefäßen, beräuchern ihn mit Aloen und Kursi (einer besonderen Art Weihrauch); eine rauschende Musik erschallt, die Odalisken-Truppe klatscht mit den Händen den Takt, und die jüngsten und reizendsten unter ihnen singen und tanzen. Sie winden sich in üppigen Reigen um den Herrscher: jede von ihnen scheint um einen Wink, um ein Lächeln von ihm zu buhlen, und ihre feurigen Blicke, ihre ausdrucksvollen Geberden rufen den letzten Funken der Sinnlichkeit in seinem erstarrten Busen hervor ......

(O. Z.)

Mannigfaltiges.

— K. E. Oelsner. Die hinterlassenen Werke des im J. 1828 in Paris verstorbenen Legationsrathes Dr. Oelsner, die sowohl in historischer als in politischer Beziehung eine sehr reiche Ausbeute gewähren, sollen nächstens dem deutschen Publikum in einer kritisch geordneten Sammlung, wobei Manches, was ursprünglich französisch geschrieben war, in einem deutschen Gewande erscheint, vorgelegt werden. Der Sohn des Verfassers, Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, den unsere Leser bereits als selbständigen und sehr gewandten deutschen Schriftsteller kennen, hat auf den Wunsch einer angesehenen deutschen Buchhandlung die Herausgabe dieser Werke übernommen, und zwar werden dieselben in nachstehender Reihefolge erscheinen: 1) Geschichte der römischen Verfassung von Diocletian bis Konstantin. 2) Geschichte des Islams und seines Einflusses auf Europa. 3) Flüchtige Uebersicht der Geschichte der Kreuzzüge. 4) Wichtige Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreiches. 5) Darstellung des geschichtlich-politischen Zustandes von Europa 1814—25. 6) Aufsätze vermischten, meistens historisch-politischen Inhalts. Das zuerst genannte Werk, nach der französischen Handschrift übersetzt, wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Sommers ausgegeben werden.

— Karl Steinacker. Das Bestreben einiger unserer Mitbürger, den Hinterbliebenen dieses deutschen Mannes, des am 2. April d. J. verstorbenen mehrjährigen Präsidenten der Braunschweigischen Stände-Versammlung, einen Beitrag zu einer sorgenfreieren Zukunft zu verschaffen, verdient gewiß die lebhafteste Theilnahme. Darum brauchen wir wohl nur auf das am Donnerstag den 6. Mai im Saale der Sing-Akademie zum Besten der Hinterbliebenen stattfindende Konzert, dessen Programm oben so künstlerisch ausgewählt als mannigfaltig ist, hinzuweisen, um auch unsere Leser dafür zu interessiren. Das Konzert wird sich unbezweifelt eines zahlreichen Publikums und besonders auch der Anwesenheit vieler Mitglieder des Vereinigten Landtages zu erfreuen haben, von denen bereits vor mehreren Tagen eine große Anzahl von Billets bestellt worden ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Sonnabend den 8. Mai 1847.

Rußland.

Aus den handschriftlichen Memoiren eines ehemaligen russischen Staatsmanns.

Das diplomatische Corps und andere Persönlichkeiten Berlins in den Jahren 1801 u. ff.*)

Selten ward eine Gesellschaft von Diplomaten bei einander gefunden, die trefflicher gewählt und von eleganterer Liberalität gewesen wäre, als die in den ersten Jahren unseres Säkulums in Berlin vereinigten Residenten der auswärtigen Höfe. Ohne großartige Feste zu veranstalten, mit Ausnahme eines einzigen, von dem später die Rede seyn wird, gaben die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Spaniens und Schwedens, namentlich der zweite, nach der Reihe ansprechende Diners oder geschmackvolle Soireen, die, oft durch improvisirte Tänze erheitert, gewöhnlich mit einem Souper an kleiner runder Tafel schlossen. Der russische Gesandte, Baron Krüdener, dessen damals abwesende Gemahlin später europäische Berühmtheit erlangte, besaß eine eben so große Geschäftsthätigkeit als Raschheit im Handeln, gepaart mit scharfsinniger Auffassung; der Ausdruck seines Gesichts war so lebhaft, daß man kaum sein vorgerücktes Alter wahrnahm, jenen Lebensabschnitt, wo die Geisteskräfte häufig stumpf werden und namentlich die Lebendigkeit im Ausdruck der Gedanken sich abnutzt. Man läßt ihm nur Gerechtigkeit widerfahren durch die Behauptung, daß er seinen Hof überall würdig zu vertreten so wie mit Adel und Besonnenheit zu handeln verstand, indem er stets zu rechter Zeit, selbst in den schwierigsten Augenblicken und den gefährlichsten Lagen, muthvolle Entschiedenheit zu weiser Mäßigung gesellte. Es gab gewiß in Berlin keinen seiner Landsleute, der sich nicht der liebenswürdigen Gastfreundschaft, der feinen und wohlwollenden Offenheit dieses Gesandten dankbar erinnert hätte, so wie seines steten Bemühens, jedem derselben alle nur möglichen Genüsse und Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu verschaffen.

Die bewegliche Leichtigkeit französischen Geistes, über einen Fond gesunden Urtheils und deutscher Scharfsichtigkeit ausgegossen, giebt nur einen grellen Kontrast, statt sich in demselben Individuum zu verschmelzen. Was gesondert seinen Reiz oder höheren Werth behält, verwischt sich in dieser Mischung. Die Sucht, seine Unterhaltung mit feiner oder pikanter Persiflage zu würzen, benimmt dem Ernst des nationalen Geistes seine edle Haltung, ohne daß von jenem erborgten Firniß mehr als eine matte und trockene Färbung zurückbleibt. Nicht etwa, daß dem germanischen Wesen in der höheren Gesellschaft das kaustische Element gänzlich fremd sey; allein im deutschen Spott liegt mehr Hang zur Satire als zu leichter Persiflage, aus dem ganz einfachen Grunde, weil in Deutschland das Lächerliche einen geringeren Einfluß ausübt als in Frankreich, und daß man daselbst mehr die Gebrechen kritisirt, als der Sitte spottet. Die Individualität, die also beide Gattungen in einer Person vereinigen will, wird in ihrer geselligen Erscheinung einen inneren Widerspruch hervortreten lassen, obgleich dies dem wirklichen Werthe des Verdienstes in ernsteren Lebensverhältnissen allerdings nichts benimmt. Diese Manie, durch eine fremde, zur anderen Natur gewordene Maske glänzen zu wollen, schien die schwache Seite des österreichischen Gesandten. Graf Stadion, sonst einer der erfahrensten Diplomaten, hatte übrigens seinem Vaterlande so schöne Beweise seiner Pflichttreue und seines Patriotismus gegeben, daß er einige Jahre später mit gebührendem Rechte die hohe Stellung einnehmen durfte, die ihm übertragen ward. Die unbedeutenden Schwächen seiner Persönlichkeit wurden reichlich aufgewogen durch seine hohen Verdienste als Staatsmann. Nichtsdestoweniger ist die Art und Weise der geselligen Erscheinung oft dergestalt von eigener Kurzsichtigkeit begleitet, daß gerade das, was die Welt als ridikül auffaßt, demjenigen, der es zum Besten giebt, als ein Vorzug erscheint; während dergleichen Schatten im Gemälde des Lebens die praktische Entwickelung eines edlen Charakters, die besten Gefühle und selbst den Geist in seiner natürlichen und ernsten Richtung für Alles, was die feinen und wichtigen Beziehungen der Staatsgeschäfte betrifft, nicht im mindesten beeinträchtigen. Die Welt urtheilt übrigens häufig nur nach den äußeren Formen. Hingegen besaß die Gemahlin dieses Gesandten dem Anscheine nach eine Ruhe, die sich in einer oft bis zur Unbeweglichkeit gesteigerten Kälte ihrer Gesichtszüge kundgab, und deshalb fehlte ihr jener bei Personen ihres Geschlechts so anziehende Ausdruck des Unerwarteten. Bei alledem konnte man ihr eine feine und geistreiche Physiognomie nicht absprechen; ihre Unterhaltung war angenehm, und obwohl sie wenig sprach, wußte sie ihren Ideen und Bemerkungen Interesse zu verleihen. Mit jenem sechsten Sinne ihres Geschlechts, dem inneren und gewissermaßen divinatorischen Takt, verband sie einen feingebildeten Geist und eine gewisse Naivetät in ihren Ansichten.

Spanien ward am Berliner Hofe durch einen bejahrten Diplomaten von Verdienst, den General Grafen Offarilla, repräsentirt, der unglücklicherweise einige Jahre später auf politische Abwege gerieth, indem er sich einem aufgedrungenen Regierungs-System anschloß, das von seiner Nation nach einem heroischen Widerstande zurückgewiesen ward. Die Geschichte künftiger Zeiten wird diesen Kampf als die glorreichste Begebenheit des Zeitraums von 1808 bis 1812 darstellen. Seitdem geächtet, mußte er seine Verirrung unter dem Namen eines „Afrancesado" oder „Josefino" theuer büßen, jedoch kann man ihm mindestens nachrühmen, daß er seiner Partei treu blieb. In seinem Wesen zeigte er Ruhe, Adel und Milde. Ohne durch Geist zu glänzen, war sein Urtheil gehaltvoll und von seinen Berliner Kollegen geschätzt. Der spanische Gesandte kontrastirte durch seine auffallende Magerkeit mit seiner Gemahlin, deren umfangreiche Rundung mit ihrem feinen, aufgeweckten und lebhaften Geiste in Widerspruch zu seyn schien. Ihr Haus war ein wahres Asyl der Gastlichkeit und stand allen ausgezeichneten Fremden, so wie der höheren Gesellschaft des Landes, jederzeit offen. Zu meiner Zeit waren übrigens in Berlin wenige Zirkel zu finden, wo die Individuen an einem viereckigen Tische während mehrerer Stunden sich in einander gegenübersitzende Maschinen verwandelten, durch deren Hände Kartenblätter glitten. Statt dessen versammelte häufig das leichtere Vingt et un oder Macao de Rastadt die jüngeren verheirateten Personen um eine große runde Tafel, im Fall es keine soirée dansante gab. Kaum bemerkte man zwei oder drei Spieltische, und auch nur bei äußerst zahlreicher Gesellschaft, höchstens noch ein Paar im hartnäckigen Schachkampf liegender Individuen.

Der schwedische Gesandte, Baron von Engeström, ein ehemaliger bel-homme, aber spezifischer Natur und geschraubt in gesellschaftlicher Form und Sitte, war mit einer Polin verheiratet, die, früher ziemlich hübsch, nun etwas affektirte und jetzt die letzten Kapitel ihres Romans abspielte.

Der bayerische Gesandte, Chevalier de Bray, zeichnete sich durch seinen feinen, vielleicht sogar verschlagenen Geist aus, so wie durch gediegene, nur mit einem Anflug von Pedanterie gemischte Kenntnisse; dazu kamen seine Manieren und der gute Ton seiner französischen Abstammung. Er leistete seinem Hofe wesentliche Dienste während seiner Missionen in Preußen und Rußland, wo er sich mit einem liefländischen Edelfräulein verheiratete. Vielleicht mag der Eindruck, den er auf mich machte, individueller Natur gewesen seyn; mir hat es jedoch geschienen, als ob er, ungeachtet des etwas süßlichen Ausdrucks seiner Züge, eine gezwungene und steife Haltung annahm; als ob er auch da, wo sie nichts zu schaffen hatte, die Gewohnheit des feinen Spiels seiner Rolle nicht verlieren wolle; vielleicht daß sein ganzer Ideengang diese pedantische Richtung genommen — genug, man fühlte sich nicht wohl in seiner Unterhaltung. Man findet häufig unter den Mitgliedern der Diplomatie Individuen, welche denselben Fehler haben. Man möchte glauben, daß sie keinen Gruß oder keine Kopfneigung machen können, ohne einen Doppelsinn damit zu verbinden, oder sich das Ansehen zu geben, als hätten sie dabei einen anderen Gedanken oder ein wichtiges Geheimniß zu verbergen. Dieses „air diplomatique" ist jedoch ein „hors d'oeuvre" in gewöhnlichen Gesellschafts-Verhältnissen.

Die französische Konsular-Regierung repräsentirte im J. 1801 in Berlin der General Beurnonville, seit der Restauration Marschall und Pair von Frankreich. Seine Laufbahn gewährte die Erscheinung eines doppelten, jedoch aus einer und derselben Quelle herrührenden Glückswechsels. Während der Revolutionskriege General und später Kriegs-Minister derselben Regierung geworden, wurde er nebst mehreren anderen Deputirten des Konvents abgeschickt, um Dumouriez festzunehmen. Es ist bekannt, wie dieser den offiziell erhaltenen Befehl zu umgehen und die Deputirten der Republik in die Falle zu locken verstand. Sie wurden sämmtlich Oesterreich überliefert und verdankten ihre Befreiung nur ihrem Austausch gegen die Waise des Tempel-Gefängnisses, das einzige Schlachtopfer von des unglücklichen Ludwig's Familie, welches die Henker des Konvents aufgespart hatten. — Was die Individualität des Gesandten betraf, so war deren Charakter eine rechtschaffene Mittelmäßigkeit, er war eine gute, ehrliche Haut, unablässig bedacht, sich den Anstrich der großen Welt zu geben, dessen Nothwendigkeit ihm in seiner

*) Wir kennen zwar das Werk noch nicht, aus welchem uns unser Petersburger Mitarbeiter diese Auszüge mittheilt, doch dürften letztere wohl, abgesehen von dem sonstigen Inhalte des Ganzen, auch die Aufmerksamkeit deutscher Leser verdienen. D. R.

Eigenschaft als Diplomat an einem Königshofe einleuchtete. Aber der Franzose sagt mit Recht: chassez le naturel il revient au galop. Der Fond von Verstößen gegen den guten Ton, so wie von einer ans Lächerliche streifenden, soi-disant republikanischen Ungenirtheit, schimmerte unter dem der Gewohnheit abgeborgten Firniß hervor, ohne daß jener angeborene Takt, der zuweilen den Mangel an Erziehung mit Erfolg zu verdecken weiß, hinzugekommen wäre. Bald an den Ton der Kaserne oder den demokratischen, wie man ihn nannte, streifend, bald mit der Attitüde eines gewandten Diplomaten kokettirend, rühmte er sich zuweilen der großen Vertraulichkeit, in der er mit dem ersten Konsul und dessen Familie stehe. Allein in Paris anwesende Fremde vermochten sich hinlänglich zu überzeugen, wie sehr man sich schon damals, sogar vor dem lebenslänglichen Konsulat, in den Formen eines souverainen Hofes einexerzirte, und daß mithin den Versicherungen des Gesandten einige Großsprecherei zum Grunde lag. Dergleichen Schwächen der Eitelkeit und kleine Verstöße aus schlechter Angewohnheit oder Mangel an Ton beiseit gesetzt, hatte der französische Diplomat, der übrigens unverheiratet war und weder ein offenes Haus hielt noch sonst einige Eleganz in seiner Lebensweise zeigte, gediegene Eigenschaften genug, um den Mangel an glänzenden zu ersetzen. Als erster Secretair war ihm ein Individuum beigegeben, das seit dieser Zeit figurirte und viel von sich sprechen machte. Es war derselbe Herr Bignon, den Napoleon durch seinen von St. Helena datirten letzten Willen beauftragt hatte, die Geschichte der französischen Diplomatie zu schreiben, und der später als Pair von Frankreich starb. Derselbe war ein offener Kopf und Mann von Talent, und schien geeigneter als sein Chef, um als Triebrad der französischen Gesandtschaft zu dienen. Zur Zeit der Restauration Oppositions-Mitglied in der Deputirten-Kammer, nachdem er Napoleon's Gesandter am Kasseler Hofe bei dessen Bruder Jerome gewesen, später in Warschau, zur Zeit der Gesandtschaft des Abbé de Pradt, wußte er seine Kollegen durch ein sogenanntes politisches Geheimniß, das er zu besitzen vorgab, zu intrikiren; statt dasselbe aber zu veröffentlichen, nahm er es mit sich in die Bäder. Im Jahre 1801 besaß er ebenfalls ein Geheimniß, aber es war das der Komödie — in seiner Liaison mit einer französischen Schauspielerin*, die später eine der glänzendsten Rollen zu spielen ausersehen war. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

III. Paris unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. — Die Revolutionszeiten. — Die Chaussée d'Antin. — Die Julitage. — Blick in die Zukunft.

(Schluß.)

Die naheliegende Rue Laffitte hieß zuerst (1770) Rue d'Artois, dem unglücklichen Fürsten zu Ehren, den Laffitte sechzig Jahre später vom Throne stürzen sollte. Während die weißen, nichtssagenden Façaden dieser Straße noch im vollen Glanze der Neuheit prangten, miethete sich ein gewisser Cerutti in einem dasigen Entresol ein. Ein geborener Piemonteser, war er früher Jesuit gewesen und hatte ein Buch zur Vertheidigung des Ordens geschrieben, welches das Parlament von Paris öffentlich verbrennen ließ. Aber die Zeitereignisse wandelten den Ex-Jesuiten in einen Republikaner um, und er begann die Herausgabe eines revolutionairen Blattes, la Feuille Villageoise, wobei ihn Mirabeau und Talleyrand unterstützten. Das Blatt machte Glück; Cerutti hielt Mirabeau's Leichenrede, und diese der Nation geleisteten Dienste brachten ihm die vergänglichste aller französischen Ehrenbezeugungen ein — der Name Cerutti ward an die Stelle von Artois gesetzt. In dieser Straße erhob sich das prächtige Hôtel Thélusson, die Residenz eines Genfer Banquiers, in dessen Hause Necker erzogen wurde und der die kurze Glanzperiode seines einstigen Schützlings und nachherigen Compagnons überlebte. Es war ein gleichsam aus Porzellan erbautes Schloß, um von Schäfern und Schoßhunden à la Louis XV. bewohnt zu werden. Während des kurzen Zwischenraumes wilder, bacchantischer Aufregung, die dem Sturze Robespierre's folgte — als der mit Gewalt zurückgehaltene Geist eines ausschweifenden Zeitalters und Volkes wüthend losbrach — konzentrirte sich aller Luxus des Tages im Hôtel Thélusson. In seinen Räumen hielten die Incroyables und Merveilleuses ihre Versammlungen, und hier war es, wo Bonaparte zuerst in der feinen Welt erschien. Der junge, unbemerkte Bataillons-Chef, den der Wohlfahrts-Ausschuß nach seinem Toulouner Feldzuge verabschiedet hatte, und der zu jener Zeit ein bescheidenes Logis in der Rue du Mail bewohnte, traf in dieser Gesellschaft mit Madame Beauharnais zusammen und zeigte, vielleicht aus diesem Grunde, von nun an eine besondere Vorliebe für die Chaussée d'Antin. Nach den Siegestagen des Vendemiaire bezog er ein reizendes kleines Häuschen in der angränzenden Rue Chantereine — jetzt ihm zu Ehren Rue de la Victoire genannt, wo er bis zum entscheidenden Augenblick lebte, der ihn in den Palast der Bourbonen einführte. Murat quartierte sich im Hôtel Thélusson ein, welches nach seinem Abgang einem verwandten Geiste, dem Herrn Berchut, zufiel, der sein Glück als Armee-Schneider gemacht hatte — ein äußerst lukratives Geschäft in jenen Tagen, wo viele Uniformen verbraucht wurden, deren Besitzer selten Zeit hatten, sie abzutragen. Der spekulirende Kleiderhändler ließ das berühmte Hotel mit seinen Bogengängen, Gärten, künstlichen Felsen und anderem Zubehör demoliren, und die Straße ward von neuem so nüchtern und einförmig, wie ihre übrigen weißangetünchten Nachbarinnen. Aber ihre politische Wichtigkeit war noch nicht zu Ende — denn hier war die Wohnung Laffitte's. Am 29. Juli 1830, als die Revolutionsschlacht sich zur Entscheidung neigte, strömten hierher die Hofschranzen Seiner provisorischen Majestät des Volkes, welches im Begriff schien, die Majestät von Gottes Gnaden zu verdrängen. Der feile Intrigant, der politische Abenteurer, der geängstigte Kapitalist drängten sich mit ihren Rathschlägen, Gesuchen und Einflüsterungen in diese jetzt so einsamen Hallen. Es war eine zitternde, unedle Versammlung, denn die streitenden Parteien hielten einander noch die Waage, und die Furcht, zu spät zu seyn, stand in lächerlichem Konflikt mit der Besorgniß, sich übereilt zu haben: jeden Augenblick konnten die Truppen nach der Rue d'Artois vordringen, die jetzt der Brennpunkt des Aufstandes geworden war — und dann war das Spiel aus. Man muß dem würdigen Banquier einräumen, daß er eine Festigkeit bewies, wie sie dem Repräsentanten der Geldmacht in ihrem Entscheidungskampfe mit dem Feudalismus geziemte. Einen Augenblick verscheuchte der Knall des Gewehrfeuers sämmtliche Gäste aus seinem Hotel, aber Laffitte blieb auf seinem Posten und benutzte die Zwischenzeit, um sein wundes Bein verbinden zu lassen. Einer nach dem Anderen stellten sich die Flüchtlinge wieder ein, und der unfehlbare Vorbote des Sieges erschien in der Person Talleyrand's. Erinnerte sich wohl der greise Diplomat bei dieser Gelegenheit seines Freundes Cerutti und der Feuille Villageoise, durch deren Herausgabe er 40 Jahre früher an dem ersten Akt des großen Drama's theilnahm, welches noch immer vor unseren Augen fortspielt?

Laffitte wurde bekanntlich durch die Juli-Revolution zu Grunde gerichtet, aber dessenungeachtet hat Plutus sein Lieblings-Quartier nicht ganz verlassen. Herr von Rothschild wohnt noch in der ehemaligen Rue d'Artois, die er von Zeit zu Zeit durch großartige Feten belebt, welchen die Christenheit von Paris kaum etwas an die Seite zu stellen vermag.

Die Geschichte der Rue Chantereine oder de la Victoire bietet noch seltsamere Phasen dar, als die ihrer Schwesterstraßen. Kaum erbaut, wurde sie von den beiden Quacksalbern Cagliostro und Mesmer zum Schauplatz ihrer Orakelsprüche auserkoren — ein würdiges Vorspiel für Charlatanismus in größerem Maßstabe. Hier vermählte sich Napoleon mit Josephinen und war durch sie Besitzer des niedlichen Hotels Nr. 6, welches sie von dem Schauspieler Talma gekauft hatte; es war für den unglücklichen Condorcet erbaut worden. Aber ach! das Geschmetter von Fama's Trompete ist längst in der Siegesstraße verklungen, und die Erinnerungen vergangener Herrlichkeit werden nur durch die profanen Töne der Fortepiano's unterbrochen, welche aus dem Magazin der Herren Herz, einem der schönsten Paläste der Finanz-Aristokratie, in immerwährender Dissonanz erschallen. Doch nicht weit davon, an der Place Saint-Georges, wohnt die letzte politische Größe dieses Quartiers — und wo könnte auch Herr Thiers ein passenderes Domizil finden, um seine Mußestunden zuzubringen, die er überall (nur nicht im Hotel des auswärtigen Ministeriums) so nützlich zu verwenden weiß, als hier, von den Schatten der Revolution und des Kaiserreichs umgeben, wie Marius auf den Ruinen Karthago's?

Wir können nicht von diesem einst so glänzenden Bezirke Abschied nehmen, ohne des letzten schwachen Bandes zu gedenken, das ihn noch an die Gegenwart kettet. Die Straße und Kirche Notre Dame de Lorette sind dem modernen Pariser weit mehr werth, als alle Denkmäler Napoleon's und seiner Marschälle. Hier, am äußersten Ende der Rue Laffitte, dicht bei dem Geräusch und Getümmel des Faubourg Montmartre, erhebt sich unter den Auspizien des Herrn Thiers ein neues und hübsches kleines Stadtviertel - die Heimat der ganzen buntscheckigen Welt, die ihren Unterhalt bei den Theatern und öffentlichen Vergnügungsörtern findet, und jener verführerischen Klasse der Bevölkerung, die von Nestor Roqueplan zuerst den Namen der Lorettes erhielt. In der kleinen eleganten Kirche von Notre Dame, mit ihren weichen Teppichen und duftenden Parfüms, kann der Pariser die seltenen Betstühle Fanny Elsler's, der Dumilâtre und anderer Göttinnen bewundern, die an die Stelle der Guimard und der Duthé, der früheren Schutzpatroninnen dieser Regionen, getreten sind.

Aber indem wir die Vergangenheit zurückrufen und sie mit der Gegenwart in Parallele bringen, drängt sich unwillkürlich ein Gedanke an die Zukunft auf. Welches Schicksal steht dieser an historischen Merkwürdigkeiten, an Trophäen der Kunst, der Wissenschaft und der Intelligenz so reichen Hauptstadt bevor? — Das neue Paris, der Mittelpunkt eines großen Königreichs und eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes, wird ohne Zweifel seine heutigen Gränzen ungleich schneller überschreiten, als das alte Lutezien über die verschanzte Insel der Römer hinauswuchs. Der ältere, dichtgebaute Stadttheil wird gelichtet werden; ganze Bezirke der Stadt Philipp's des Schönen werden verschwinden, um einem neuen Geschlechte Platz zu machen, und ihre Bevölkerung wird sich weit und breit über die Ebenen ergießen, die zu einer solchen Zerstreuung einzuladen scheinen. Die Festungswerke von 1841 werden sich in Boulevards verwandeln, und die Nachwelt wird diese Denkmäler der Weisheit des ersten Königs aus der Dynastie Orleans zu Spaziergängen benutzen. Alles dieses scheint mit klaren Zügen in den halb offenen Büchern der Zukunft geschrieben; aber welches Dunkel schwebt unterdessen um die sittlichen und geistigen Aussichten des großen Volkes, das in seinen noch ungeborenen Generationen die Früchte dieser Verbesserungen genießen soll!

Polen.

Ein Pole über die Bedeutung des alten Preußen.

Die jüngsten politischen Ereignisse in Polen haben den alten Gränzstreit zwischen der germanischen und slawischen Nationalität wieder in weiterem

Umfange angeregt. Jedoch ist von beiden Seiten mit mehr Zuversicht, die sich auf Privat-Interesse, als mit Wahrheitsliebe, welche in die Tiefe geschichtlicher Quellen eindrang, gestritten worden. Jedenfalls sind die Akten in dieser Angelegenheit noch so fern von ihrem Schlusse, daß jetzt erst die wahre Forschung über den frühesten geschichtlichen Zusammenhang der benachbarten Elemente begonnen hat. Von den deutschen Schriftstellern ist Vogt den rechten Quellen am nächsten gegangen; seinen Untersuchungen gilt deshalb eine Schrift, welche der Historiker Dominik Schulz in Warschau hat drucken lassen und in welcher er die Bedeutung des alten Preußen darzustellen sucht. Ueber die Wahrheit des Vorwurfs, mit welchem er den deutschen Historiker der Parteilichkeit beschuldigt, soll hier nicht entschieden werden, doch ist nicht zu verkennen, daß demselben Einwürfe gemacht worden, die sich schwer beseitigen lassen, da sie sich auf Quellen stützen, welche nur dem polnischen Schriftsteller zugänglich sind. Er hat sie dem Anscheine nach redlich benutzt, und immerhin läßt aus seiner Arbeit sich über die früheste Geschichte Preußens noch sehr viel lernen. Bei der unendlichen Wichtigkeit, welche in der vaterländischen Geschichte jeder neue Aufschluß, sollte er auch mit Irrthümern untermischt seyn, haben muß, ist es wohl an seinem Orte, die Hauptgedanken des Verfassers hier zusammenzufassen.

Die geschichtlichen Spuren, welche die Ausbreitung der polnischen Sprache von den Gränzen Litthauens bis an die dänischen bezeichnen, sind nach Schulz noch nicht vertilgt; er erinnert an die Zeiten, in welchen Krzywousty den Einwohnern von Stettin Steuern auflegte, an die Zeiten, in welchen Heinrich der Löwe den von ihm unterworfenen Mecklenburgern die polnischen Rechte ließ. Die Ereignisse des Mittelalters haben aber die Verhältnisse der alten Völker so verändert, daß nicht nur das Land jenseits der Oder (der Verf. schreibt in Warschau), das bisher ein von der Geschichtsforschung ganz unbebauter Boden ist, sondern auch Preußen und der größte Theil Polens, Podlachien, für uralte Sitze eines fremden Stammes, des gothischen, litthauischen oder jazygischen, gelten. Die Hauptschuld dieser Verwirrung tragen die späteren Chronikenschreiber, welche aus Düsburg, Wigand und anderen nicht zuverlässigen Schriftstellern schöpften; neben ihnen aber steht die Mangelhaftigkeit der Quellen überhaupt, welche aus päpstlichen Bullen, fürstlichen Briefen, Bevölkerungs-Listen nur spärlich fließen.

Lange Zeit hindurch — sagt Schulz — war fast ganz Europa nur von den Gothen bevölkert: die Ufer des schwarzen Meeres, der Ostsee, Schweden und Deutschland. Allen gestand die Gelehrsamkeit des Mittelalters die teutonische Abkunft zu. Und obgleich Strabo die Uferbewohner des Euxinus wegen der Gleichheit ihrer Sprache mit der der Dazier für Walachen ansah, so brachte das doch die Scholastiker und Philosophen nicht davon ab, sie als deutschen Ursprungs anzusehen. Dies bewog Makowski, den Gesandten Sigismund's III. an den König Philipp von Spanien, sich um eine Uebersetzung des alten Testaments in die gothische Sprache zu bemühen, welche er 1622 nach Warschau brachte und sie den dort weilenden Schweden vorlegte. Diese verstanden aus der ganzen Schrift nicht einen Buchstaben (Piasecki, Chron. gestor. in Europa singularium p. 48). Dieselben Gothen werden von Ovid, Plinius, Prokop Sarmaten genannt; und da Pyteas von den Gutanen Bernstein bringt und Ptolomäus die Gitanen in die Gegend der Weichsel versetzt, so hatten die Schriftsteller des Mittelalters ein offenes Feld, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen und die Anwohner des schwarzen Meeres nach dem Norden zu versetzen. Wir finden daher auf dem Grabstein Boleslaw's des Großen, daß er König der Gothen gewesen; im Gallus, daß gegen den Westen Polens die Geten und Sarmaten sitzen; im Kadlubek, daß Mojslaw, ein masowischer Fürst, sich nach einer verlorenen Schlacht zu den Geten gerettet habe, daß Boleslaw der Lockige einen furchtbaren Krieg mit ihnen geführt und Kasimir der Gerechte sich den Anfällen der Geten tapfer widersetzt habe. Dasselbe Volk trägt bei Boguchwal den Namen Gothen. Doch keiner dieser Schriftsteller ist für die germanische Nationalität dieser Völker. Der Geograph Ptolomäus sagt in seinem 3ten Buche geradezu, daß von den kleineren Völkern die Gitanen Sarmatien an der Weichsel hinter den Wenden bewohnt hätten. Die polnischen Chronisten leiten es vom litthauischen Stamm ab, nur Gallus aus Sachsen, worunter er jedoch die an der Elbe wohnenden Slawen versteht, wie sich aus der Herrschaft Boleslaw's des Gr. zeigt, der nach dem Chronisten mitten im sächsischen Volke Gränzpfähle aufstellte. Vogt dagegen behauptet in seiner Geschichte Preußens, „daß die südwestlichen Bewohner der Weichselgegend, die Gothen oder Gothenen, ein rein deutsches Volk gewesen seyen." Diesem zuwider erklärt Hartknoch, der fast sein ganzes Leben auf die Forschungen über den Ursprung der preußischen Länder verwendet hat, daß die Kreuzzügler in diesem Lande nicht die geringste Spur des Teutonismus entdeckt haben. Zur Unterstützung seiner Ansicht führt Vogt Ortsnamen wie Gudnik und Gutstadt an, aber Gudnik ist kein deutsches Wort, und Gutstadt ist erst im 14ten Jahrhundert vom ermeländer Bischof Eberhard erbaut, der dafür in folgendem Verse besungen wird:

Eberhardus Vormdit, Guttstadt montemque salutis
Fundat etc.

Eigentlich hat der preußische Historiker, wenn er von den Gothen spricht, nur den südlichen Theil dieses Landes im Auge, den nördlichen bis zum Pregel sieht er für Litthauen an, gleichwie den weiteren, wovon er behauptet, daß er „aus uralter Zeit" durch das Loos der Verwandtschaft mit Samogitien vereinigt gewesen. Derselben Meinung sind Düsburg, Gäbelius, Prätorius u. A. Der Letzte von ihnen erwähnt, daß zu seinen Zeiten die Bewohner des westlichen Pregelufers ihre östlichen Landsleute Guden genannt haben und ihre Sprache die gudische, so wie jeder Samogitier noch den Litthauer einen Gudas nenne. Eine päpstliche Bulle von 1243 unterscheidet gleichfalls die nördlichen Bewohner von den südlichen. Indem sie die Kreuzfahrer zur Tapferkeit ermuntert, sagt sie: „wir gebieten Euch, diesen abtrünnigen Christen (den Pommern), Litthauern und Preußen die gerechte Strafe zu geben." In dieser Epoche hatten die Kämpfe mit dem eigentlichen Litthauen noch nicht begonnen, nicht einmal waren die Kreuzfahrer über den Pregel gegangen; in der Bulle ist deshalb von dem Striche zwischen Alne, Passarge und Pregel die Rede. An dem letzten Flusse begann der Kampf im J. 1255, und das Zusammentreffen mit dem eigentlichen Litthauen fand erst 1262 statt. Die päpstliche Bulle kam also 18 Jahre früher. Daraus geht hervor, daß die Gitanen des Ptolomäus, welche hinter den Wenden wohnten, die Litthauer waren, und es muß Wunder nehmen, daß Vogt diesen Namen nicht an den nördlichen, sondern an den südlichen Theil Preußens anschließt, der mit dem Masowischen gränzt und von Polen bewohnt wird.

Die polnische Nationalität der südlichen Preußen hat für sich das Zeugniß der Sprache, des Rechts, der geographischen Namen und der amtlichen Verhandlungen aus den Zeiten der Kreuzzüge. An der jetzigen Verwirrung hat ein sonst schätzenswerther Schriftsteller, Dlugosz, die Schuld. Nach ihm hatten die Preußen mit den Litthauern und Samogitiern gleiche Sprache und Sitte: „unius et moris et linguae cognationisque Prutheni et Lithuani Samogitaeque fuisse illi noscuntur." Mit größerer Genauigkeit gesteht Sarnicki diese Ansicht nur einigen Schriftstellern zu „ut quibusdam placet." Die älteren Chronisten haben die Sache richtiger aufgefaßt. Gallus sagt ausdrücklich, daß Polen im Norden mit Preußen gränze, einem brüderlichen Volke, das aber noch im Heidenthum stehe: „Ad mare autem septentrionale vel amphitrionale (Polonia habet) tres affines barbarorum gentilium ferocissimas nationes: Seleneiam, Pomeraniam et Prussiam." Jaroslaw, Kanonikus von Plock, giebt in seiner Chronik, welche betitelt ist: „Liber originis et furiarum gentis indomitae Brutorum in sanguinem christianum" noch genauere Nachricht über die verwandtschaftliche Verbindung der Preußen mit den Masuren. „Vor der Ankunft der Gothen", sagt er, „gehörte dieses Land, welches die Sonne und den Mond verehrte, dem Herzog von Masowien. Jene suchten die Preußen von der Nothwendigkeit der Unabhängigkeit und der Schmach der Unterwerfung zu überzeugen. Die Preußen kündigten daher den Masuren den Krieg an, für welchen Witowoj zum Feldherrn ernannt wurde. Indeß die Guden machten die Preußen bald zu Unterthanen. Daher ihr Aufstand. Endlich kam es zu einem Vergleich in Balz, nach welchem Niemand den Preußen Verachtung beweisen oder sie zur Arbeit zwingen sollte. Nur auf dem Wege gegenseitiger Einigung waren Dienstleistungen erlaubt. Edelmann war nur der, welcher im Kriege oder durch bürgerliche Tugenden sich auszeichnete. Inzwischen erinnern die Masuren an die Abgaben, besonders ein gewisser Andislaw. Die Preußen erklären, daß sie vordem zwar Abgaben zur Unterstützung geleistet, daß sie dies aber nur als gute Nachbarn gethan hätten, im Uebrigen seyen sie frei und den Göttern allein dienstbar. Andislaw schloß ein Bündniß mit den Preußen und überwand die Gegner, vernichtete sie und nahm ihnen ihre Habe. Aber der Sohn des Herzogs Andislaw, Zangigu (wahrscheinlich Zbigniew), ist ihr Feind. Die Preußen kündigen also den Masuren den Krieg an, besiegen sie und berauben zwei Herzoge des Lebens (Heinrich von Sandomir)." Diese Erzählung Jaroslaw's benutzte der erste preußische Bischof, Christin, in seiner Chronik: Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus, incipit cum maestitia cordis. Da indeß beide Schriften Dinge enthielten, welche der Politik der Kreuzritter durchaus nicht günstig waren, so ließ der Bund nach der Schlacht bei Tannenberg den sogenannten preußischen Chroniken sorgfältig nachforschen. Die Vernichtung der gefundenen ist der Grund ihrer so großen Seltenheit, daß ein zur Zeit Sigismund's des Alten entdecktes Exemplar zu den Auszügen diente, welche bei Grunovius, Waissel und Lukas David gemacht sind. Daß ihre Angaben richtig waren, geht aus den amtlichen Verhandlungen, welche zur Zeit Christin's gepflogen wurden, hervor. Gregor IX. ertheilt in einer Bulle von 1230 Konrad von Masowien große Lobsprüche, daß er polnische Dominikaner zur Bekehrung der Preußen gebraucht habe. Unter jenen erwarben sich die größten Verdienste in dieser Beziehung Jacek Odrowąż, der Stifter eines Predigerbundes in Polen, Heinrich, Bischof in Kulm, nach Dlugosz aus dem Hause Stawa, und Ernst, Priester der pommerschen Preußen. Die Einheit der Sprache und des Herzens der Preußen mit den Pommern wurde der Beweggrund zum Abschlusse eines Bündnisses mit Swiętopulk. Hartknoch erklärt, daß hinter der Gränze des Kulmer Gebiets, in dessen südlichen und östlichen Theilen, vor der Ankunft der Kreuzritter die polnische Sprache in fortwährendem Gebrauch gewesen sey, daß sie auch später sich hier gehalten habe. „Cruciferi" — fährt er fort — „si in locis, quibus lingua prussica familiaris erat, aliam, exterminato priore, introducere voluissent, germanicam, ut Germani, non polonicam, quam nos intelligebant, introduxissent." Auch Vogt gesteht zu, daß zu Anfang des 15ten Jahrhunderts, d. h. gegen das Ende der Herrschaft der Kreuzritter, die Freien und Unfreien entweder polnischer oder litthauischer Abkunft waren, nach dem Zeugniß der Zinsbücher, und daß in Preußen die Schultheißen Starosten genannt worden seyen. Aber keiner der angeführten Beweise entscheidet die Frage so bestimmt, als das Zeugniß der Kreuzritter selbst, deren Privilegium auf eine Kolonie der Holländer so lautet: „Wenn die Preußen, Polen oder andere Slawen bei ihren Streitigkeiten die Gränzen des Rechts überschreiten sollten, so überlassen wir in dieser Angelegenheit dem Bunde die Entscheidung. „Si Prutheni vel Poloni seu quicunque slavicae linguae inter se discordaverint vel excesserint in civitate praedicta, vel bonis ejus, judicium hoc fratrum nostrorum examini supponimus, et quidquid de eodem judicio derivatur. Sed si quisquam praedictorum de Theutonico habeat, quacunque de causa

fuerit, quaerulari, judicium hoc requirat a judice civitatis." Wer kann nach diesem Zeugniß des deutschen Bundes noch an dem polnischen Ursprunge der Preußen zweifeln? Nun versteht man auch leichter die Ausdrücke der polnischen Chronisten des 12. Jahrhunderts, welche von der Anhänglichkeit der Preußen an die Polen sprechen, und die Unterredung des Kardinals Hosius mit dem Adel von der Elbe über die Reformation. „Wenn ihr", sagte der Prälat, „wahnsinnig seyn wollt, so seyd es, aber hört nicht auf, Landsleute zu seyn" u. s. w.

Wir kommen zum Namen des Landes. Das älteste historische Dokument, welches von der nahen Verwandtschaft der Namen Preußen und Pommern zeugt, ist ein Kulmer Privilegium. Es vernichtet mit einmal allen Anwuchs des Gothicismus und Litthuanismus. „Man braucht" — sind die Worte — „einen ferneren Angriff der Preußen nicht zu fürchten, die mit ihrem umfassenden Namen Pommern heißen." Man könnte hieraus schließen, daß dieser letzte Name sich auf den ganzen Stamm bezog, der im Norden von Masuren wohnte; doch genauer angesehen, gehen die Worte „largo vocabulo Pomorani dicuntur" auf das hinter der Ossa liegende Land, welches im Norden mit dem Kulmer Gebiete gränzt. Dieser die Ostsee berührende Landstrich, welcher davon den Namen Pommern erhielt, zog sich nach Westen an der Weichsel und Oder hin. In den ältesten Chroniken ist Preußen von dem Pommern vor der Weichsel unterschieden. Boleslaw der Gr. eroberte, außer dem Lande hinter der Ossa, Preußen besonders. Mojslaw von Masowien führte gegen Kasimir vier Regimenter Pommern und eben so viele Preußen ins Feld. Unter Krzywousty werden die Masuren von den Pommern angefallen: „nunc Prussis, nunc Pomoranis, nunc utrisque irrepentibus." Daß aber unter diesem Namen unsere Schriftsteller nicht die litthauischen Preußen verstehen, beweist Gallus, der Preußen für ein unmittelbares Gränzland von Masowien ansieht. Bandtke erwähnt noch, daß die Preußen bei ihrer Ankunft sich das Land wie den Namen angeeignet hätten. „Populus iste et regionem istam, et regionis nomen occupavit." Es ist hier von den nördlichen Preußen, den Gudasen, die Rede. Hiernach ist das Wort Preuße selbst polnisch. Im Sochaczewer Kreise kennen wir zwei Dörfer dieses Namens: Prusy, nur 1½ Meile von Warschau, im Sandomirschen, und Prusy im Krakauischen. Wer mehr Beispiele wünscht, findet ihrer eine lange Reihe in dem Verzeichnisse polnischer Städte und Dörfer, welches im J. 1827 herausgegeben ist. Die etymologische Ableitung überlassen wir den Lexikographen.

Zur Kategorie der heidnischen Preußen müssen auch die Podlachier gezählt werden, welche zwei Jahrhundert später als das übrige Polen das Christenthum annahmen. Die Chronisten gaben ihnen den Namen der Jazygen, Jadzwingen, und schwankten, zu welcher Nation sie dieselben rechnen sollten, ob zu den Scythen, oder den Russinen, oder den Litthauern. Der Verlauf der Geschichte, richtigeres Verständniß der alten Urkunden, päpstliche Bullen, ihre Landesgränzen ergeben deutlich ihren polnischen Ursprung. Sarnicki, welcher dem Zeugniß der alten Geographen folgt, läßt die Jazygen von der Küste des schwarzen Meeres kommen. Naruszewicz nimmt nicht nur seine philologischen Argumente an, sondern leitet auch die Masuren von den Massageten ab, wodurch Vogt veranlaßt wird, Masowien an die Donau zu verlegen. Nach der Meinung dieser beiden Historiker müßten dann die Maltheser am Bug gesessen haben. Unglücklicherweise ist in Podlachien keine andere Spur dieses schönen Gedankens geblieben, als die Bestellung des Ackers durch ein Paar Stiere, ἰος ζυγον = Jazygen. An einem anderen Orte fällt Sarnicki, betroffen durch den Namen eines Anführers Kunat, der bei Dlugosz Komat heißt, auf den Gedanken, ob die Jazygen nicht reußischen Ursprungs seyen? Naruszewicz hält sich hieran fest und versetzt die Jazygen ins Reußische, besonders weil sie sich im Kulmer und Luzker Gebiet im Krieg des Herzogs Jaroslaw betheiligen. Er verlegt auch ihre Hauptstadt Drohiczyn ins Kulmische. Kadlubek's Worte stürzen diesen ganzen künstlichen Bau. „Die Podlachier" — sagt er — „sind ein wildes Volk, grausamer als Thiere, und durch Wüsten, Wälder und Sümpfe so verwahet, daß sie nicht zu erreichen sind. Dieses Kriegsvolk pflegte der reußische Herzog in Drohiczyn zu unterstützen, wodurch er einstens sich den Zorn Kasimir's zuzog. In der Hauptstadt seines Reichs besetzt, wurde er zur Uebergabe der Festung und zu völliger Unterwerfung unter die Krone gezwungen." — „Der Herzog von Podlachien", fährt der Chronist fort, „spann Verrath im Herzen und kam zu Kasimir mit der Bitte um Vergebung und dem Anerbieten von Steuern, bestellte Geiseln u. s. w." Hier ist also von zwei besonderen Herzogthümern die Rede, dem Drohizer unter reußischer Herrschaft und dem Podlachischen mit einem besonderen Fürsten; jener nennt sich princeps Ruthenorum, dieser princeps Pollexius.

Der erheblichste Irrthum ist von Dlugosz eingeführt, der die Jazygen mit den Litthauern verwechselt. Ihm folgt Kromer; Beide beziehen sich auf Kadlubek's Worte: „Sunt autem Pollexiani Getarum seu Prussorum genus." Die hierdurch entstehende Schwierigkeit wird durch eine alte im Königsberger Archiv aufbewahrte Abschrift der Chronik Boguchwal's gehoben, in der statt Getarum seu Prussorum genus" gelesen wird „Lechitarum seu Prussorum genus." Wir sehen daraus, daß die Jazygen weder Maltheser, noch Reußen, noch Litthauer sind, und daß unter Dlugosz sogar ihr Name verschwunden war, „ne nomen quidem Jaćwingorum extat", daß sie aber bei Kadlubek als Podlachier, bei Boguchwal als Lechiten vorkommen. Es bleibt noch übrig, die Ursache des Irrthums zu ermitteln.

Wegen eigenthümlicher Regierungsform wurde den Jazygen ein fremder Ursprung beigelegt. Seit 1252, wo sie mit Mendog in Berührung kamen, waren sie bis auf die Zeit Sigismund August's mit Litthauen verbunden. Daher der Irrthum der Schriftsteller. Die Litthauer, sagt Düsburg, wohnten zwischen der Narwa und dem Niemen. Dlugosz wiederholt dasselbe. Daß dieser Theil Masowiens von den Litthauern erobert war, zeigt der Krieg Janusz's im J. 1382. Daher entstand die Verwechslung. Die Gränzen des Landes geben weitere Aufklärung. Nach Dlugosz werden sie von Reußen, Litthauen und Preußen gebildet. Daß die Jazygen mit den Lechiten identisch sind, zeigt sich aus päpstlichen Bullen. Innocenz IV., welcher 1253 dieses heidnische Land dem Herzog Kasimir von Kujawien zum Eigenthum überläßt, nennt es die terra Pollexiae. „Concedimus, ut dictae terrae Pollexiae paganos, sub tuam possis protectionem recipere ac dominio retinere." — Eilf Jahre später nennt der Papst Alexander in einem Schreiben an den Erzbischof von Gnesen dasselbe Land Jazygien: „fuit nobis humiliter supplicatum, ut eum contra paganos Jaćwingos, qui terrae ipsius Ducis con… existant" u. s. w.

Zum Schluß theilt der Verf., um zu zeigen, daß die alten Preußen die echtpolnische Sprache geredet haben, noch das Bruchstück eines Begräbnißgesanges mit, dessen erste Strophe lautet:

Naleb, ble i przee ty umarł
I za ty nie miał co jeść abo pić
i przee ty umarł!
I za ty nie miał krośolėj młodziey
i przee ty umarł
Naleb, ble.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Historische Volksbibliothek. Conscience's „Geschichte von Belgien", die mit vollem Rechte zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen zu werden verdient, ist von dem sprachgewandten O. L. B. Wolff aus dem Vlaemischen übersetzt worden und in der Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck in Leipzig, 27 Bogen stark, typographisch musterhaft aus der Teubnerschen Offizin hervorgegangen, erschienen und bildet die dritte Lieferung einer historischen Volksbibliothek, wovon jeder Band nicht mehr als einen Thaler kostet, obschon die zweite Lieferung, enthaltend die Geschichte Napoleon's nach P. M. Laurent, sogar 36 Bogen stark war.*) Als erste Lieferung dieses sehr lobenswerthen Unternehmens erschien die Geschichte Friedrich's des Großen von Franz Kugler, und demnächst wird, als vierte Lieferung, eine Geschichte des Kaisers Joseph II. von A. Groß-Hoffinger erwartet. Wir können an diesem Platze natürlich nur insofern auf diese Volksbibliothek Rücksicht nehmen, als dieselbe eben Uebertragungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen oder überhaupt Geschichten von Völkern und Personen enthält, die dem Auslande angehören. Eine Geschichte von Belgien war für eine deutsche Volksbibliothek schon darum sehr geeignet, weil die Belgen ein teutonisches Stammvolk sind, und daß die Wahl des Verlegers auf H. Conscience's treffliches Buch fiel, gereicht seinem Urtheile nur zur Ehre. In solchem Falle verzichtet man gern auf eine deutsche Originalarbeit, selbst wenn man noch so sehr für Deutsch-Originales eingenommen ist. Was uns am meisten bei der Lektüre dieses Werkes ergötzte, war der klare Vortrag und die schöne, bestimmte Sprache, deren Vorzüge gegen die schwülstige Unbeholfenheit so mancher unserer deutschen Historiker recht deutlich ins Auge springen. Nicht eine Spur von vlaemischer Breitspurigkeit, vielmehr die gefälligste Annäherung an die besseren Muster der Franzosen, bei denen wir Deutschen hinsichtlich des Styls in der Prosa überhaupt noch viel zu lernen haben. Das Glas macht allerdings nicht den Wein; aber bestimmt lockt und schmeckt derselbe noch um Eines so gut aus einem schöngeformten Gefäß; darum sey hiermit auf den Styl von H. Conscience besonders hingewiesen. E. P.

— Konzerte der Geschwister Neruda. Unsere Zeit ist so übersatt an Wundern, daß sie alle Attractionskraft verloren haben und weder Verwunderung noch Bewunderung mehr erregen. Insbesondere herrscht gegen sogenannte Wunderkinder eine allgemeine Idiosynkrasie. Wenn dessenungeachtet und trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse zwei kleine Mädchen in drei vollen Konzerten hier Enthusiasmus, ja furore erregt haben, so könnte man hierin schon allein den Beweis ihrer außerordentlichen Befähigung finden; indessen auch die Kritik, so sehr sie von Amts wegen allen furore bekämpfen muß, kann den Geschwistern Neruda ehrende Anerkennung nicht versagen. Amalie N., 11 Jahr alt, zeigt beim Vortrage der schwierigsten modernen Piano-Compositionen nicht allein eine ausgebildete Technik, sondern auch reizvolle Grazie. Nur die volle Kraft, welche reifere Jahre allein geben können, fehlt ihr, um mit den ersten Pianisten zu wetteifern. Die 7jährige Violinistin Wilhelmine N. bekundet durch ihre Leistungen, daß der göttliche Funke des Genies sie beseelt. Sie überwindet nicht nur alle Schwierigkeiten ihres Instruments mit Leichtigkeit und naiver Anmuth, sondern entzückt auch durch seelenvollen Vortrag der Cantilene. So klein sie ist, kann man sie jetzt schon für eine Künstlerin erklären. Möge die sorgfältigste Pflege die beiden kleinen Lieblinge Euterpens auf ihrer ferneren Laufbahn geleiten! E. B.

*) Die Laurent'sche „Geschichte Napoleon's" möchten wir nun gerade nicht als deutsches Volksbuch empfehlen, denn erstlich ist sie durchweg von französischem Standpunkt aus aufgefaßt, und zweitens war sie selbst in Frankreich nur in Begleitung der Horace Vernet'schen Zeichnungen darauf berechnet, ein Volksbuch zu werden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Dienstag den 11. Mai 1847.

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.*)

Unter allen Parteien, die in der Geschichte der französischen Revolution ein bestimmtes Prinzip vertraten und demgemäß eine Rolle spielten, nehmen die Girondisten vielleicht das meiste Interesse in Anspruch. Die Eigenthümlichkeit ihrer Stellung, wodurch sie nicht nur gegen das Königthum, sondern auch gegen die Jakobiner Opposition bildeten, mußte sie — mochte nun das eine oder das andere Extrem siegen — nothwendig einem tragischen Ende zuführen. Denn zu jenen Zeiten der schroffsten Gegensätze und unversöhnlichsten Widersprüche war der Begriff eines „gemäßigten Republikanismus" eine Unmöglichkeit. Nachdem sich ihnen die Partei Brissot's und die Roland's, so wie Condorcet und einige andere Führer des Centrums, angeschlossen, hatten sie allerdings in der gesetzgebenden Versammlung ein solches Uebergewicht erlangt, daß der König, gegen dessen Politik sie sich zuerst richteten, gezwungen war, die gemäßigteren unter ihnen, Roland, Clavière, Servan, so wie Dumouriez, der sich ebenfalls mit ihnen verbunden hatte, zu Ministern zu wählen. Später aber, als sie auf den Verdacht eines geheimen Einverständnisses des Hofes mit dem Feinde hin die Verbannung aller widerspenstigen Priester und die Bildung eines Lagers von 20,000 Mann Milizen aus allen Departements in der Nähe von Paris dekretirten, verweigerte der König die Bestätigung der Dekrete und entließ das girondistische Ministerium, was den Aufstand vom 20. Juni 1792 zur Folge hatte. Jetzt erkannten sie zu spät, daß sie durch ihre Opposition gegen den König nicht sowohl das Interesse der Republik gefördert als einer zügellosen Volksgewalt Bahn gebrochen hatten. Vergeblich suchten sie sich nach dem Sturz des Königthums am 10. August an die Spitze der Verwaltung zu stellen; sie hatten allen Einfluß auf den Gang der Revolution verloren und unterlagen zuletzt dem wüthenden Hasse der Bergpartei. Am 3. Oktober 1793 wurden sie vom Wohlfahrts-Ausschuß der Verschwörung gegen die Republik mit Ludwig XVI., mit den Royalisten, dem Herzog von Orleans, Lafayette und dem Minister Pitt angeklagt und verurtheilt. Dreiundzwanzig wurden gleich am 30. Oktober guillotinirt, unter ihnen Brissot, Vergniaud, Gensonné, Sillery und Boileau. Zu Bordeaux, zu Brives, zu Périgueux, zu Rochelle fanden gleichfalls Hinrichtungen statt. Rebecqui ersäufte sich zu Marseille, Petion und Buzot erdolchten sich, und Condorcet vergiftete sich. Roland erstach sich, nachdem seine Frau auf dem Schaffot gestorben war. Nur Wenige entgingen dem Tode, die später nach dem Sturz der Schreckensherrschaft wieder in den Konvent eintraten.

Die folgende Episode aus der Geschichte der Girondisten ist ein Auszug aus dem 13—15ten Buch des lange erwarteten und jetzt von den verschiedenen Parteien in Frankreich mit verschiedenem Urtheil aufgenommenen, von den Legitimisten aber wie von den Demokraten auf gleiche Weise getadelten Werks des Herrn von Lamartine über diesen Gegenstand; sie beginnt mit dem Anschluß Dumouriez's an die Girondisten und schließt mit der Entlassung des Gironde-Ministeriums und dem Ausbruch des Krieges gegen die Coalition Oesterreichs, Preußens und Rußlands.

Von Dumouriez entwirft der Verfasser ein so charakteristisches, lebensvolles Bild, daß wir nicht umhin können, einige Hauptzüge desselben wiederzugeben, um so mehr, als er in der Episode, die wir hier zu erzählen haben, eine Hauptrolle zu spielen hat. Dumouriez war mit den Girondisten zuerst durch Gensonné bekannt geworden, der ihn als Kollegen einer Sendung seitens der gesetzgebenden Versammlung kennen gelernt hatte. Während dieser Mission, deren Zweck darin bestand, die Verhältnisse und die Stimmung der östlichen Departements, in denen sich schon eine dunkle Ahnung von dem bevorstehenden Bürgerkriege und den ersten religiösen Zerwürfnissen kundgab, zu erforschen, hatten die beiden Abgeordneten häufig Gelegenheit, einander ihre innersten Ansichten über die großen Ereignisse mitzutheilen, von denen in diesem Augenblicke alle Gemüther bewegt wurden. Gensonné hatte in seinem Kollegen bald einen jener Geister erkannt, die, durch hindernde Umstände in ihrer Entwickelung aufgehalten, nur der richtigen Stellung bedürfen, um die vorzüglichen Eigenschaften, die sie der Natur und dem eigenen Fleiß verdanken, ins hellste Licht zu setzen; an dem Zauber, den Dumouriez auf ihn selbst ausübte, hatte er gefühlt, welchen Einfluß ein Charakter von dieser Elastizität und Zähigkeit auf den Gang der Ereignisse haben konnte. In der That war dieser unwiderstehliche Einfluß, den Dumouriez auf Alle, die ihn umgaben und die er der Mühe werth hielt, sich ihnen in seiner Innerlichkeit zu offenbaren, ausübte, dieser Zauber, durch den er später die Girondisten, den König, die Königin, seine Armee, die Jakobiner, selbst Danton und Robespierre zu fesseln wußte, eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Mannes. Als daher Gensonné, nach der Rückkehr von der erwähnten Sendung, ihn seinen Freunden Guadet, Vergniaud, Roland, Brissot vorgestellt hatte, so empfanden sie sämmtlich, daß Gensonné Recht hatte, als er, noch ehe sie Dumouriez gesehen, von ihm wie von einem durch das Schicksal für die Freiheit aufgesparten Messias gesprochen. Die Girondisten stellten ihn de Grave, dieser dem Könige vor.

Dumouriez hat in Frankreich während zweier Jahre, ohne den Namen eines Diktators zu führen, doch die unumschränkteste Diktatur ausgeübt, die Diktatur des Genies. Die Klarheit seines von jeder Parteileidenschaft freien Blicks hatte ihm schnell die richtige Schätzung der Ereignisse und ihrer Folgen verschafft. Er sah ein, daß eine Revolution in den Ideen das Fundament aller Institutionen untergraben müsse, wenn nicht diese Institutionen selbst sich nach jenen neuen Ideen umgestalteten. So hatte er sich ohne Enthusiasmus der Constitution hingegeben; er wünschte die Aufrechthaltung des Throns, er glaubte nicht an die Republik, er sah einen Dynastieenwechsel voraus; man klagte ihn sogar an, ihn befördert zu haben. Dumouriez war eben so sehr geborener Diplomat als geborener Soldat. Als daher die Emigration die hohen Stellen in der Armee etwas gelichtet hatte und er durch Anciennetät zum General avancirt war, hielt er sich in gleicher Entfernung vom Thron und vom Volke, vom Contre-Revolutionair und vom Parteigänger, aber stets in Bereitschaft, nach der Gestaltung der Verhältnisse sich zu der einen oder anderen Ansicht zu schlagen. Er näherte sich, wie um die wachsende Macht zu prüfen, bald Mirabeau und Montmorin, bald dem Herzog von Orleans und den Jakobinern, bald Lafayette und den Girondisten. Denn er sah in der Revolution nur eine Helden-Intrigue und glaubte sich berechtigt, seinen Patriotismus eben so geschickte und mannigfaltige Stellungen einnehmen zu lassen, als er seine Bataillone auf dem Schlachtfelde hat einnehmen lassen. Dumouriez zählte bereits 50 Jahre, als er sich den Girondisten anschloß, aber mit der Kaltblütigkeit von funfzig Jahren verband er das Feuer der Jugend. Sein Körper, gestählt durch die verschiedenen Klimate und Reisen, war für seinen Geist ein Werkzeug, das nie seinen Dienst versagte. Alles war jung in ihm, ausgenommen die Zahl seiner Jahre. Voller leidenschaftlicher Theilnahme für die Frauen und sehr empfänglich für ihre Liebe, hatte der Umgang mit ihnen in seiner Seele eine der schönsten Tugenden dieses Geschlechts ausgebildet: das Mitleid. Er konnte Thränen nicht widerstehen, die der Königin hätten ihn zum fanatischen Anhänger des Throns gemacht; es gab keinen Vortheil, keine Meinung, die er nicht einer edelmüthigen Empfindung zum Opfer gebracht hätte; denn seine Seelengröße stammte nicht aus kalter Berechnung, sondern immer aus der unmittelbaren Empfindung. Was politische Grundsätze und Gesinnung betrifft, so glaubte er an ihre Existenz nicht, weil er sie nicht besaß. Die Revolution erschien ihm nur als ein schönes Drama, worin er auch für seine Fähigkeiten eine große Scene und für sein Genie eine passende Rolle finden konnte. Er stand in dem Dienste keiner Partei, aber in dem der Ereignisse, so daß, wenn die Revolution ihn nicht zu ihrem General und Retter gewählt hätte, er eben so leicht der General und Retter der Coalition geworden wäre. Dumouriez war mit einem Worte nicht der Held und Träger eines Prinzips, sondern der Held der Gelegenheit und von ihr getragen.

Die neuen Minister versammelten sich bei Madame Roland*), die als

*) Histoire des Girondins, par Alph. de Lamartine. 8 Vol. Paris, 1847.

*) Diese höchst merkwürdige Frau war 1754 geboren, also damals etwa 38 Jahr alt. Sie verheiratete sich im Jahre 1779 gegen den Willen ihres Vaters mit Roland, nicht sowohl aus Liebe, als aus Achtung vor seinen geistigen Eigenschaften und seiner republikanischen Gesinnung, die er, wie sie, durch das eifrige Studium des römischen und griechischen Alterthums gewonnen und befestigt hatte. Dennoch hatte sie einen weit energischeren Charakter als ihr Gemahl, den sie nur durch ihren großen Einfluß auf ihn in den republikanischen Strudel hineinriß. Mit unermüdlichem Eifer stand sie jedoch demselben, als er die Stelle des Ministers des Innern erhalten hatte, in seinen Geschäften bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte täglich um sich einen Kreis von Staatsmännern und Gelehrten, in welchem die Tagesereignisse verhandelt wurden. Als das Girondisten-Ministerium gestürzt war, führte sie im Interesse der Contrerevolution mit den geflüchteten Girondisten einen Briefwechsel, weshalb sie eingekerkert und, da sie alle Mittel zur Flucht verschmähte, am 8. November 1793 guillotinirt wurde. Bei ihrer Hinrichtung benahm sie sich mit bewundernswürdiger Unerschrockenheit. Ihre Memoiren, die sie während ihrer Haft schrieb, sind unter dem Titel Mémoires, avec une notice sur sa vie (3 Bde. Paris 1820, 3. Aufl. 1835) erschienen und enthalten auch ihre übrigen Schriften.

image
not
available

sich in allerlei häusliche Händel, denn schon seiner Natur nach war er ziemlich klatschsüchtig und dabei ein über und über verschuldeter Spieler. Wer hätte wohl glauben können, daß in dieser Karikatur eines Weltmanns ein tiefer und gelehrter Publizist stecke, ein wirklicher Politiker, ein Autor, der über das Finanzsystem Englands ein mit der größten Klarheit und Sachkenntniß verfaßtes Werk geschrieben und am besten in die Geheimnisse dieser See- und Handelsmacht einzudringen verstand, ein scharfsinniger und ausgezeichneter Schriftsteller, der auf die würdigste Weise bis zur Evidenz dargethan, was Haltbares und Höheres im System des europäischen Gleichgewichts vor der Revolution bereits gelegen, wobei er zugleich ein französisches Pamphlet „Ueber den Zustand Europa's" widerlegte! Derselbe Mann, der später bei der Leitung der Geschäfte der äußeren Politik einer der großen Kontinentalmächte Europa's zugezogen ward, und der vielleicht gezwungen war, Berlin Schulden halber zu verlassen, wurde er nicht der rechte Arm eines Ministers, einer der Geschicktesten inmitten der fähigsten Köpfe, und sah man ihn nicht Maßregeln vorschlagen, Rathschläge geben, Noten und Staatsschriften abfassen in den politischen Verhältnissen Europa's vom spannendsten Interesse und der größten Lebensthätigkeit, inmitten der Peripetieen der Jahre 1813 und 1814, so wie nach dem Falle Napoleon's? — Als ich im Jahre 1812 Gelegenheit hatte, diesen Publizisten in Wien zu besuchen, nachdem mir bei demselben eine Anmeldung durch eine Person vorausgegangen, worauf dieser für berühmte Persönlichkeiten so sehr eingenommene Mann einigen Werth legen mußte, so hatten meine Beziehungen zu ihm doch kein anderes Resultat, als eine lächerliche Klatscherei, welche er der Person gegenüber erfand, deren berühmter Name mich bei ihm eingeführt hatte. Was man seitdem über seinen siebzigjährigen Roman publizirt hat, ist weit entfernt, ein politisches Interesse zu gewähren, ungeachtet des Kolorits dieser Gattung, das man zu seinem Bilde benutzt hat, und das Ganze vermag nur ein mitleidiges Bedauern bei jedem Manne von gesundem Sinn hervorzubringen. Außerdem, daß dieser soi-disant Roman geeignet ist, der Rolle, welche dem verunglückten Helden desselben auf der Weltbühne zu spielen vergönnt war, ihre ganze Würde zu rauben, reduzirt er auch dessen geistige Fähigkeiten auf die Narrheit eines zum Kinde gewordenen Greises.

Eine andere Persönlichkeit, der Dr. Hufeland, gelehrter Arzt und Schriftsteller, schien durch sein Aeußeres kaum im Stande, die Sache seiner Wissenschaft in der Praxis zu fördern. Gewiß, Hippokrates würde nicht eine solche Individualität gewählt haben, um das Ideal eines Arztes zu entwerfen, wie sein Genie sich denselben dachte, selbst dem Aeußeren nach, sey es im Ausdruck der Physiognomie, oder in Haltung und Benehmen. Außer einer gänzlich vernachlässigten Toilette, nicht nur in Betreff der Wahl des Anzugs, sondern auch der Reinlichkeit (Uebelstände, die man leicht hätte übersehen können), erblickte man vor sich düstere Züge, Augen, kaum geöffnet unter den herabfallenden Wimpern, die von Brauen von eben so zweifelhaftem Blond wie das Haupthaar beschattet waren, der Bart kaum rasirt, ein aus der Tiefe dringender und gleichsam grabesartiger Ton der Stimme. Einem solchen leibhaften Phantom gegenüber, hätte man viel eher einen Todesboten vor sich geglaubt, beauftragt, die trauervollen Befehle seines Meisters zu überbringen, als einen Vermittler zwischen den um sich greifenden Fortschritten des Todeswehs und den noch nicht erloschenen Elementen der Lebensfähigkeit, einen Vermittler, dessen bloßes Erscheinen inmitten der Plagen der Hinfälligkeit oft schon als Ermuthigung dient, dies Leid zu tragen, als Trost, das Loos menschlicher Gebrechlichkeit hinzunehmen, und als Hoffnung, bald davon befreit zu werden. Die zahllosen Kuren, welche der berühmte Mann gemacht, die unablässigen, tiefen Forschungen, denen er sich unterzogen, um frühere Untersuchungen zu verbessern oder zu bestätigen, die geistreichen und nützlichen Werke der Wissenschaft, die er herausgegeben, verleihen seiner langen Laufbahn ein viel zu hohes Verdienst, als daß der unvergängliche Strahlenschimmer, welcher seine letzten Lebensjahre beleuchtet, nicht den augenblicklichen ungünstigen Eindruck eines unvortheilhaften Aeußeren formell in Abrede stellen sollte. Diese Polarität, welche häufig zwischen dem wahren Werthe eines unbestreitbaren Verdienstes und der eingebildeten Abschätzung nach äußeren Eindrücken bemerkt wird, beweist nichts Anderes, als daß die Urtheilskraft mit den Empfindungen der Sinne im Widerspruch steht, und daß man sich nicht zu sehr durch Aeußerlichkeiten bestechen lassen soll, um eine Individualität mit Sachkenntniß zu würdigen. Uebrigens mag man wohl angeborne Nachtheile von erworbenen unterscheiden, wie dies der Fall mit den beiden hier besprochenen Persönlichkeiten ist.

Die dritte Persönlichkeit, die hierher gehört, ist Herr Ancillon; derselbe gewährt ein Phänomen, gleich ehrenvoll für das Talent im raschen Fluge auf seiner Laufbahn, als für den Takt, der scharfen Blicks die Fähigkeiten dieses Talents zu benutzen verstand ...... Wenn in der Jugend der Unglaube, mehr aus Weltton als aus durchdachtem Zweifel, vergeblich ankämpft, um das unbewußte Gefühl des Glaubens zu ersticken, so schleicht sich gleichwohl dieses instinktive Glaubensbedürfniß, welches, ohne bestimmt zu seyn, sich der Phantasie selbst bemächtigt, mitten durch die Gährungsperiode des Lebens hindurch. Es geht daraus hervor, daß, wie sehr man auch von der herrschenden Mode, zu denken, angesteckt sey, dennoch eine innere Stimme, deren Echo inmitten des Geschreis des Unglaubens bis zu uns dringt, die Seele nur noch empfänglicher für Alles macht, was sie beruhigt und sie bei ihren heiligsten Empfindungen sich in sich selbst zu versenken nöthigt, und zwar vielleicht weniger bei bedeutenden Gelegenheiten, als bei einem unvorhergesehenen Vorfall. Etwas Aehnliches begegnete mir, als ich eines Tages der Predigt in der reformirten Kirche zu Berlin beiwohnte. Es war wohl natürlich, daß man die Leichenreden Bossuet's, einige andere Fléchier's, die Rede „über die Auserwählten" von Massillon nicht ohne Bewunderung zu lesen vermochte; so hörte ich auch jederzeit gern die Reden des Metropoliten von Moskau, Platon, weniger bedeutend durch Styl und Inhalt, als durch den Vortrag eines wahren Redners und Mannes von Genie, wovon sogar seine Physiognomie Zeugniß gab. Aber niemals hätte ich geglaubt, daß mich eine Rede von einfacher evangelischer Moral so erbauen könne, die mit der größten Einfachheit, mithin ohne rednerische Form gesprochen war, wie etwa eine Anrede an Freunde, und zwar noch dazu in einem jedes Schmuckes, Pompes und religiöser Feierlichkeit des Kultus entblößten Tempel — und doch war dies das Gefühl, welches ich empfand. Der Geistliche, welcher die Rede hielt, statt ein Stock-Kalvinist*) (calviniste empêtré) zu seyn, zeigte sich als wahren Diener des Evangeliums, in den Geist des Christenthums eingeweiht, gleich erhaben durch Einfachheit wie durch Tiefe. Alles athmete in seinen Worten, wie in der Stimme und den Zügen, jene Milde, jenen Frieden, jene echte Liebe, die gerade zum Herzen geht, welche die Seele weckt, im Innersten erfaßt, sie überredet und rührt, während sie zugleich die Ueberzeugung hervorruft, und zwar häufig zum Trotz des Bedürfnisses der Phantasie. Derselbe kalvinistische Prediger hatte sich schon damals durch zwei Werke ausgezeichnet: ein politisches über Europa seit dem 15. Jahrhundert, und ein philosophisches, in welchem sich einige ausgezeichnete Abschnitte finden, z. B. „über große Charaktere" und „über das Unendliche". Seit dieser Zeit zum Erzieher des Kronprinzen von Preußen ernannt, hat der Ruf es unaufhörlich bestätigt, daß sein Zögling ihm zur Ehre gereiche. Später hat persönliches Verdienst, welches in absoluten Monarchieen nicht minder der Geburt vorgezogen wird, als in Ländern, die sich damit brüsten, constitutionell zu seyn oder es wirklich sind, ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verschafft. In dieser hohen Stellung hat er sein Leben beschlossen, nachdem er ohne Aufhören des Vertrauens und der Achtung seines Monarchen sich würdig gezeigt, inmitten einer Periode, deren Peripetieen von der zartesten Natur und eben so viel Schärfe und Einsicht in den Ideen, als Klugheit in der Haltung erforderten.**) Katharina II., deren überlegener Takt in der Wahl ihrer Minister sich nur mit dem der schönen und ruhmvollen Tage Ludwig's XIV. vergleichen läßt, hat oft gezeigt, daß der Ahnenglanz in ihrer Nähe dem Genie, Verdienst oder individuellen Talent nachstehen müsse. Ein solcher Takt aber ist es, den Mann zu wählen verstehen, der für eine Stellung paßt, und nicht das erste Individuum damit betrauen, das man auf seinem Wege antrifft, oder das nach Figaro's Maxime sich mittelmäßig und kriechend gezeigt hat.

Dieser Mittheilung sollen noch einige andere folgen; das ganze Werk wird in französischer Sprache in 10 Bänden in kurzer Zeit der Presse übergeben werden. Ein deutscher Auszug aus der Feder des Bearbeiters obigen Abschnitts befindet sich unter der Presse; dessen „erste Abtheilung" bilden die „Erinnerungen aus Berlin". Dr. N. L.

Helgoland und die Helgoländer.

Die merkwürdige und im Krieg und Frieden für Deutschland wichtige Insel Helgoland gehört leider mit vollem Rechte zu den Domainen unseres Magazins, da sie keine Domaine des Inlandes mehr ist, obgleich sie dem vaterländischen Boden und ihre Einwohner den vaterländischen Stämmen angehören, und wir möchten gerade jetzt ein Wort über den Zustand derselben sprechen, da ihr in nächster Zukunft große Veränderungen bevorstehen, und zwar physische wie politische. Viele unserer hiesigen Leser werden wohl seit Anfang April unter den Linden ein neues Geschäft bemerkt haben, welches der Helgoländer Gastwirth Franz in Verbindung mit Herrn Denker hier etablirte, um zunächst die Berliner und dann auch Fremde mit frischen Seefischen zu regaliren, die am zweiten Tage nach dem Fange bei der Insel hier ankommen, ein Geschäft, das gerade zur rechten, ja zur besten Zeit seinen Anfang nimmt, da, wie wir erfahren, seine Vorräthe sowohl einem Kreise von Hohen, wie dem Bedürfniß der Niederen angepaßt werden können. Mancher, der die feinen Bissen von Steinbutten, die schmackhaften Gerichte der Hummer und die saftigen Austern aus diesem Lager genießt, denkt entweder gar nichts über die Art und Weise, wie er so plötzlich zu solchen Leckerbissen 60 Meilen und mehr vom Orte ihrer Gewinnung kömmt, oder er denkt, die unternehmenden Besitzer des Geschäftes haben in Folge der neuen Verbindung der Berlin-Hamburger Eisenbahn sich, wie hundert andere Kaufleute, einer aussichtsvollen Speculation hingegeben. Letzteres ist nur zum kleinen Theil richtig; der Anlaß zu dieser Unternehmung läßt sich mit tieferem Grunde in Verbindung setzen, und es läßt sich bei Franz und Denker etwas weit Ernsteres denken.

Wir haben gesagt, es stehe der Insel Helgoland eine Zukunft von physischer und politischer Veränderung bevor; diese beiden Veränderungen stehen in Wechselwirkung zu einander, die politische aber wird die aus der physischen

*) Dies Wort findet sich im Original parenthetisch hinzugefügt und ist hier beibehalten worden.

**) Selten entgeht selbst der gefestetste Mensch nach Innen wie nach Außen den seiner Natur unzertrennlich anhängenden Schwächen. Fast am Schlusse seines Lebens, den Jahren zufolge, und nach einer schweren Krankheit, hat dieser Mann noch den seltsamen Entschluß gefaßt, sich wieder zu verheirathen mit einem zwar nicht sehr jungen Fräulein, aber, wie man versichert, aus vornehmer Familie. Mag es Verschiedenheit der Charaktere und Unverträglichkeit der Temperamente, mögen es andere Motive gewesen seyn, man vermuthet, daß diese späte Heirat zum großen Theile die Ursache des Todes eines Ministers war, dessen Dienste dem Staate noch hätten nützlich werden können.
(Anmerk. des Verf.)

entspringenden Nachtheile beseitigen und der Insel eine außerordenliche Bedeutsamkeit bei Welthandel und Welthändeln verleihen. Wir sprechen zuerst von der physischen Veränderung und ihren nächsten Folgen:

Nach einer auf der Insel herrschenden und weit ins Festland verbreiteten Sage, ist Helgoland nur der schwache Ueberrest eines untergegangenen Landes von großem Umfange, voll von Dörfern, Burgen, Wäldern, Tempeln und von zehn Flüssen durchströmt. An diese Sage knüpft sich, wie von selbst, die Prophezeiung, daß die Insel, nach Analogie des (angeblich) bisher Geschehenen, bald ganz vom Meere verschlungen seyn wird. Sonderbarerweise hat die Sage weniger Begründung als die Prophezeiung, die sich zum Schrecken der Einwohner nach und nach, bald in größeren Absätzen und Umfängen, bald in kleineren, erfüllt, besonders aber auf demjenigen Punkte eintrifft, von welchem die Einwohner ihren Wohlstand schöpfen. Im Osten des Felsen-Eilandes, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, liegt die Düne, welche zum Seebade geeignet und eingerichtet ist, dem Seebade, das dem größten Theile der Einwohner jetzt entweder Reichthum oder Nahrung gab. Diese Düne war vor hundert Jahren noch derart mit dem Felsen Helgoland verbunden, daß man zur Zeit der Ebbe wenigstens trockenen Fußes zu ihr gelangen konnte; jetzt reißt jede Sturmfluth ein Stück ihres Uferbodens ab, und in der neuesten Zeit waren die Verheerungen so groß, daß die Einwohner den baldigen Untergang der ganzen Düne, wenigstens der zum Baden geeigneten Stellen, fürchten. Man hat mit bedeutenden Kosten Pfahlwerk eingesetzt, hat auf der Felseninsel selbst Badestellen eingerichtet, aber das sind alles nur schwache Palliative und Surrogate, die bei ihrer Kostspieligkeit unfähig sind, den bisher behaupteten Vorrang Helgolands vor anderen Seebädern zu erhalten. Wangeroge, Norderney und die friesischen Inseln müssen bei fortschreitender Abnahme der genannten Düne den Strom der Badegäste aufnehmen und den Helgoländern alle Vortheile entreißen. Diese traurige Aussicht ist es, welche manchen Helgolander veranlaßt, bei Zeiten auszuwandern und die günstigen Umstände für den Handel mit den Seeprodukten der Insel wahrzunehmen. Herr Franz, der vielen Berlinern als biederer Gastwirth und Fischereibesitzer von Helgoland aus bekannt ist, hat einen einsichtsvollen und gewiß auch für ihn gewinnreichen Schritt hierher gethan.

Die politische Veränderung ist unverhältnißmäßig wichtiger, und zwar nicht blos für die Insel, sondern für Deutschland, ja für Europa. Es handelt sich darum, einen Hafen in Helgoland zu erbauen, der Hunderten von Schiffen Sicherheit bieten und zugleich die Bade-Anstalt retten, ja noch erheben kann. Bis jetzt mußten die Schiffe bei ungünstigem Winde und besonders zur Zeit, wo die Elbe und Weser gefroren sind, zu Hunderten um die Mündungen irren und mußten außer den großen, durch viele Wochen Aufenthalt und Beschädigungen entstehenden Kosten vielen Gefahren ausgesetzt seyn, daher oft die Steigerungen und Schwankungen in den Frachten der Schiffsgüter, und daher oft die bedenklichsten Störungen im Handel der Hansestädte. Ein sicherer und geräumiger Hafen in Helgoland würde den bisherigen Uebeln gründlich abhelfen, da darin jene Schiffe Zuflucht finden, die von fernen Landen herbeikamen, in der Hoffnung, bis innerhalb der Elbe und Weser zu dringen, die Mündungen aber verschlossen sehen. Dies allein würde schon hinreichend den seit lange beabsichtigten Bau motiviren, und es wären alle Aussichten da, daß die üblichen Hafenzölle nicht nur die Kosten des Baues und der Erhaltung decken, sondern auch noch Gewinn abwürfen. Trotzdem hat man aus alter Gewohnheit und mehreren Rücksichten mit der ernsten Betrachtnahme eines solchen Werkes bisher gezögert; erst jetzt, wo die fortschreitende Zerstörung der Bade-Insel den Insulanern mit gänzlicher Nahrungslosigkeit oder sie in den Zustand der ehemaligen Armuth zurückzubringen droht, erst jetzt nimmt man den so lange vernachlässigten Entwurf wieder auf, da durch den Hafenbau auf der Felseninsel selbst, unabhängig von der Düne, die trefflichsten Einrichtungen zum Seebade bewirkt werden können. Man geht, wie uns aus sicherer Quelle mitgetheilt worden, in England jetzt damit um, die Kosten, welche auf 400,000 Pfd. Sterl. berechnet sind, durch eine Actien-Gesellschaft aufzubringen; und es liegen bereits mehrere Pläne und Zeichnungen vor. Die Regierung scheint sich vorläufig nicht dafür zu interessiren, wahrscheinlich aber wird sie später aus dem Hafen für Handelsschiffe einen Kriegshafen machen, um ein neues Gibraltar an den Mündungen der großen deutschen Wasserstraßen zu haben, um durch dieses Bollwerk zugleich Skandinaviens und Rußlands Ostseemacht im Schach zu halten und Frankreichs Flotten am Eindringen in jene Gewässer zu hindern. Und wir Deutsche, wir werden nicht blos müßig zuschauen, wie sich Britanien vor unserer Thür ein großes festes Haus baut, um uns Luft und Bewegung zu rauben, nein, wir werden mehr thun als müßig zuschauen, wir werden unseren Enthusiasmus für die britische Größe und Macht überall herumzeigen, werden Hymnen an den englischen Neptun richten, der uns für würdig erachtet, seinen Dreizack in unseren Boden, in unser Fleisch zu stecken! Wir brauchen keine Kriegshäfen und wenig Handelsschiffe, denn wir haben keine Kriegsschiffe und wenig Handel; solche bauen wir nicht eher, bis wir eine Flotte haben, d. h. wir gehen wie jener Scholastiker nicht eher ins Wasser, bis wir schwimmen gelernt haben!

Mannigfaltiges.

— Einige Notizen über das englische Unterhaus. Das Unterhaus des englischen Parlaments, welches jetzt 658 Mitglieder zählt, bestand ursprünglich und besteht zum Theil auch jetzt noch, wie die zweite Kurie in Preußen, aus drei verschiedenen Ständen, nämlich:

a) Grafschafts-Rittern (knights of shires),
b) Abgeordneten der Städte (citizens, representatives of cities) und
c) Abgeordneten der Flecken (burgesses, representatives of boroughs).

Zur Zeit Eduard's III. war das Tagegeld für jeden Grafschafts-Ritter auf 4 Shill. (1½ Thlr.) und für jeden Abgeordneten von Städten oder Flecken auf 2 Shill. (20 Sgr.) festgesetzt, was jedoch die kleineren Ortschaften damals für eine zu große Ausgabe erklärten, so daß sie behaupteten, die den Gemeindehaushalt daraus erwachsende Last werde durch die möglichen Wohlthaten der Vertretung schwerlich ausgeglichen. Unter Heinrich VI. zählte das Unterhaus nicht mehr als 300 Mitglieder; bis zur Zeit Heinrich's VIII kamen 31 hinzu, und bis zur Zeit Karl's II. abermals 182, wozu bei der Union Englands und Schottlands 45 schottische Mitglieder und endlich bei der Vereinigung der Legislatur Irlands mit der von Großbritanien 100 neue Mitglieder traten. Die auf diese Weise entstandene Zahl von 658 Mitgliedern ist auch durch die im J. 1832 bewirkte Parlaments-Reform, in Folge dem viele verrottete Flecken das Wahlrecht verloren, welches auf neuere große Städte überging, beibehalten worden. Der Reformbill zufolge, besitzt allein die Stadt London (die City) das Vorrecht, vier Mitglieder in das Unterhaus zu senden; 135 Städte und andere Ortschaften (boroughs) in England und Wales — mit Einschluß der beiden Universitäten Oxford und Cambridge — wählen jede zwei Mitglieder, und 67 Städte und Ortschaften jede ein Mitglied, so daß England und Wales zählen:

a) an Vertretern der Städte und Flecken 341
b) „ Grafschafts-Rittern 159
zusammen . . 500 Vertreter.

Schottlands Repräsentation wurde durch die Reformbill um neun und Irlands um fünf Mitglieder vermehrt, und zwar besitzt jetzt Schottland:

a) an Vertretern der Städte und Flecken 23
b) „ Grafschafts-Rittern 30
zusammen . . 53 Vertreter

und Irland:

a) an Vertretern der Städte und Flecken 41
b) „ Grafschafts-Rittern 64
zusammen . . 105 Vertreter.

Um wählbar zu seyn, muß man (nach der 48sten Akte im ersten und zweiten Regierungsjahre Victoria's) in den Grafschaften ein reales oder persönliches Eigenthum mit einem Einkommen von 600 Pfd. (4000 Thlr.) jährlich und in den Städten halb so viel besitzen. Die Vertreter der Universitäten Oxford und Cambridge, so wie des Trinity-College in Dublin, bedürfen eines solchen Vermögens-Nachweises nicht. Auch die ältesten Söhne von Pairs oder von Personen, welche ihrem Vermögen nach Grafschafts-Ritter seyn können, sind davon ausgenommen. In Schottland ist der Vermögensbesitz nicht als Bedingung der Wählbarkeit festgestellt.

Vom Parlament ausgeschlossen sind durch besondere Gesetze: Ausländer; Geisteskranke (es muß sofort eine neue Wahl stattfinden, wenn ein Mitglied geisteskrank wird; man darf also körperlich mehrere Jahre, geistig jedoch nicht einen Augenblick abwesend seyn); englische und schottische Pairs (falls sie in das Unterhaus gewählt seyn wollten); irländische Pairs jedoch nur insofern sie zu repräsentativen Pairs für Irland erwählt worden; bestellte Richter, mit alleiniger Ausnahme des Master of the Rolls in England; diejenigen Staatsbeamten, welche Stellen bekleiden, die seit dem 25. Oktober 1705 ins Leben gerufen worden; alle Geistlichen, und zwar sowohl der anglikanischen und der schottischen, als der katholischen Kirche, und endlich alle diejenigen Personen, die mit der Regierung in irgend einem Lieferungs- oder Kontrakts-Verhältnisse stehen. Wer in einem solchen Verhältnisse sich befindet und gleichwohl im Parlamente sitzt, hat für jeden Tag, den er in demselben zugebracht, 500 Pfd. Strafe zu bezahlen. Wenn ein Mitglied bankerott wird, wird es ein Jahr lang vom Parlament ausgeschlossen, in welcher Zeit es seine Angelegenheiten regulirt haben muß; ist dies nach Ablauf der Frist nicht geschehen, so hat der Sprecher eine neue Wahl anzuordnen. Sonstige Bestimmungen über die Bescholtenheit der Parlaments-Mitglieder sind nicht vorhanden, mit Ausnahme dessen, daß sie, eben so wie die Wähler, ihr Recht verlieren, wenn sie eines Kriminalverbrechens überführt sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbrgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 12. Mai 1847.

England.

Das bescholtene Parlaments-Mitglied John Wilkes und das Unterhaus im 18. Jahrhundert.

Daß das britische Parlament zuweilen mit den Gerichten des Landes hinsichtlich seiner eigenen Privilegien in Widerspruch sich befindet, ist unter Anderem auch aus dem in neuerer Zeit vorgekommenen und in den Zeitungen viel besprochenen Prozesse von Stockdale gegen den Parlaments-Buchdrucker Hansard hinreichend bekannt. Hansard hatte im Auftrage des Unterhauses die an dasselbe abgestatteten „Berichte der Gefängniß-Inspektoren" gedruckt, in welchen ein von Stockdale herausgegebenes Buch so angegriffen war, daß Letzterer darin eine Ehrenkränkung erblickte und nun gegen den Drucker klagbar wurde. Der Lord-Oberrichter Denman gab bei dieser Gelegenheit die Erklärung ab, daß die „Privilegien des Hauses" den Parlaments-Buchdrucker keinesweges gegen die Reclamationen der Privaten schützen könnten, und daß selbiger vielmehr, wenn er unter diesem Schutz ein „Libell" gedruckt, dafür aufkommen müsse. Das Unterhaus sah sich hierdurch veranlaßt, ein Comité zur Prüfung der Sache zu ernennen, und dies hatte die Folge, daß das Haus eine Reihe von Resolutionen faßte, worin erklärt wurde, daß es „zu den verfassungsmäßigen Functionen des Parlaments und insbesondere des Unterhauses, als des repräsentativen Theiles desselben, gehöre", seine Aktenstücke in der Weise zu veröffentlichen, die es für gut fände, so daß kein Gerichtshof ohne eine Verletzung und Verachtung der Privilegien des Parlaments (a breach and contempt of the privileges of Parliament) sich herausnehmen dürfe, eine Entscheidung zu treffen, die mit diesen Beschlüssen in Widerspruch sey.

Aber weder Stockdale noch das englische Gericht ließ sich durch diese Erklärung zurückschrecken. Vielmehr entschied der Hof der Queen's Bench abermals gegen die „Privilegien des Hauses", und das Unterhaus, statt seine Resolutionen sofort in Ausführung zu bringen und den Kläger nebst seinen Rechtsbeiständen — wie dies in früherer Zeit schon zuweilen geschehen — zu bestrafen, begnügte sich, dem Buchdrucker Hansard aufzugeben, sich, falls die Klage gegen ihn fortgesetzt werde, nicht weiter zu stellen und auch keinen Advokaten für sich plaidiren zu lassen. Die Geschworenen im Sheriffs-Gerichtshof erklärten darauf den Verklagten in contumaciam für straffällig, und er wurde zu einer Geldbuße von 600 Pfd. verurtheilt. Diese Summe ließ das Gericht exekutorisch eintreiben, ohne sie indessen dem Kläger auszuliefern, da es sich auf weitere Schritte des Unterhauses gefaßt machte. Als dieses darauf im J. 1840 zusammentrat, ließ es sofort den Stockdale, wegen Verletzung der Resolutionen und Privilegien des Parlaments, in das Gefängniß des Serjeant-at-arms abführen. Die Sheriffs von London wurden demnächst aufgefordert, jene Summe herauszugeben, und, als sie sich weigerten, ebenfalls eingesperrt und erst wieder entlassen, nachdem sie, auf Anweisung der Queens-Bench, das Geld an Stockdale selbst übergeben. Dieser, obwohl im Gefängniß, ließ sich dadurch nicht zurückhalten, durch seinen Anwalt einen neuen Prozeß gegen Hansard zu eröffnen, worauf dieser Anwalt ebenfalls, und zwar im Newgate-Gefängniß, eingesperrt wurde. Endlich, als auch diese Maßregeln alle nichts halfen und die Gerichte fortfuhren, die Sache zu betreiben, als ob weder ein „Privilegium" noch eine „Resolution" des Unterhauses vorhanden wäre, sah das letztere sich genöthigt, dem Einwand nachzugeben, daß die bisherige Gesetzgebung in diesem Punkte mangelhaft sey. Es wurde daher eine förmliche Bill eingebracht, durch welche verordnet wird, daß kein Gerichtshof Klagen gegen Druckschriften annehmen dürfe, sobald nachgewiesen sey, daß diese Schriften unter Autorisation eines der beiden Parlamentshäuser gedruckt worden. Diese Bill ging zuerst im Unter- und dann im Oberhause durch, worauf sie die königliche Genehmigung erhielt. Nun erst wußten die englischen Gerichte entschieden, wonach sie sich zu richten hätten, doch konnte das neue Gesetz natürlich auf den älteren Fall keine Anwendung finden, und dieser mußte zwischen den Parteien Stockdale und Hansard auf gütlichem Wege geschlichtet werden.

Inzwischen ist hierdurch die Frage über die „Privilegien des Hauses" doch nur insofern erledigt, als dabei die vom Parlament ausgehenden Druckschriften betheiligt sind. In jeder anderen Beziehung ist die Frage noch immer so unentschieden, als sie war, und Fälle, wie sie früher vorgekommen, in welchen die Entscheidungen der Gerichtshöfe mit diesen Privilegien geradezu in Widerspruch waren, werden sich wahrscheinlich noch oft wiederholen. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art war der in der Ueberschrift dieses Artikels erwähnte von John Wilkes, den wir hier nach dem zweiten Bande von Thomas Keightley's „Geschichte von England" mittheilen *), wobei indessen nicht unbemerkt bleiben darf, daß dies die Erzählung eines Tory ist, der das Portrait von Wilkes mit den Farben seiner Partei gemalt und ihm natürlich nicht sehr geschmeichelt hat:

„Als das Ministerium Grenville's (1763) gebildet war, eröffnete die Presse ein über die Maßen heftiges Feuer dagegen. Die gefährlichste Batterie war eine Zeitschrift unter dem Titel: „der Nord-Brite", redigirt von John Wilkes, Parlaments-Mitglied für Aylesbury, einem Manne von bedeutendem Talent, jedoch ausschweifendem Charakter und zerrütteten Vermögens-Umständen. Er war, wie beinahe alle (!) Demagogen, höchst aristokratischer (!) Gesinnung; da ihm jedoch ein einträglicher Posten verweigert worden war, trieb er das Handwerk eines Patrioten und begann eine Reihe Angriffe auf die Personen und Maßregeln der Minister; diese nahmen darauf keine Rücksicht, bis er in Nummer XLV. seiner Zeitung die Thronrede angriff (19. April 1763), indem er den König beschuldete, offenbare Lügen geäußert zu haben. Es wurde vom Staats-Sekretariat ein allgemeiner Verhaftsbrief gegen den Verfasser, Drucker und Herausgeber des „Nord-Briten" erlassen, mit der Aufforderung, sich ihrer und ihrer Papiere zu bemächtigen und letztere dem Staats-Secretair einzuschicken. Wilkes wurde demgemäß verhaftet und in den Tower gesetzt. Als er sich nun an den Civil-Gerichtshof um ein Habeas-Corpus wandte, wurde er vorgeführt und auf Entscheidung des Lord-Oberrichters Pratt, daß sein „Privilegium als Parlaments-Mitglied", welches nur durch Hochverrath, erschwertes Verbrechen oder Verletzung der öffentlichen Sicherheit verwirkt werden könne, verletzt worden sey, frei gelassen. Der Generalfiskal leitete sodann gegen ihn den Prozeß wegen Pasquills ein, und Wilkes, der Abgott des Pöbels, ließ kein Mittel unversucht, die Verfolgung gegen sich anzureizen. Die Minister, statt die Sache den Gerichtshöfen zu überlassen, brachten unpassender Weise den Fall vor das Haus der Gemeinen, von denen Nummer XLV. des „Nord-Briten" für ein lügenhaftes, anstößiges und aufrührerisches Pasquill gegen den König und beide Häuser erklärt und der Beschluß gefaßt wurde, es durch Henkershand verbrennen zu lassen. Zugleich hatte Wilkes auf einer Presse in seinem Hause ein Gedicht mit dem Titel „Versuch über das Weib **)" gedruckt, worin Gottlosigkeit mit Unzüchtigkeit um die Oberhand stritten, und hatte Anmerkungen dazu unter dem Namen des Bischofs Warburton gemacht. Es wurde nun im Oberhause beschlossen, Seine Majestät zu ersuchen, daß Dieselbe eine gerichtliche Untersuchung gegen Herrn Wilkes wegen Verletzung des Privilegiums und wegen Gotteslästerung verfügen möge. Ungeschickter Weise wurde zum Antragsteller Lord Sandwich erlesen, ein Mann, dessen eigener Privat-Charakter Alles, nur nicht makellos war.

„Hierauf wurde die Frage hinsichtlich des Privilegiums der Parlaments-Mitglieder im Unterhause aufgenommen und, der Beredsamkeit Pitt's wie der Entscheidung des Civil-Gerichtshofes zum Trotz, mit großer Stimmenmehrheit entschieden, daß das Privilegium des Parlaments keine Geltung zu Gunsten der Verfasser und Verleger aufrührerischer Schmähschriften habe. Das Haus der Lords kam nach langer Debatte zu gleichem Beschluß.

„Es entstand ein Auflauf, als man den Versuch machte, den „Nord-Briten" zu verbrennen, und als mehrere der Personen, welche verhaftet worden waren, mit Entschädigungsklagen gegen die Gerichts-Vollzieher auftraten, entschied das Geschworenengericht zu Gunsten der Kläger; Wilkes selbst brachte eine solche Klage gegen die beiden Staats-Secretaire und den Unter-Secretair Herrn Wood ein, und der Letztere wurde verurtheilt, ihm tausend Pfund Sterling Entschädigung und die Kosten des Prozesses zu bezahlen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Oberrichter Pratt den Verhaftsbefehl für gesetzwidrig, und eine gleichlautende Entscheidung Lord Mansfield's erledigte vollends die Frage.

„Wilkes wurde gleichwohl aus dem Unterhause gestoßen, ihm der Prozeß wegen Herausgabe der Nummer XLV. und des Gedichtes „über das Weib"

---

*) Vgl. Nr. 29 des Magazins von d. J. — Die bei A. W. Lucis in Hamburg erschienene Uebersetzung ist von Herrn F. K. F. Demmler veranstaltet, läßt jedoch besonders im zweiten Bande, was die Glätte des Ausdrucks und die Verständlichkeit betrifft, Manches zu wünschen übrig.

**) Essay on woman, eine Parodie auf den Titel eines bekannten Gedichtes von Pope „Essay on man".

gemacht und er für schuldig erklärt; da er sich nicht vor Gericht stellte, um das Urtheil über sich aussprechen zu lassen, wurde er geächtet (outlawed). Er blieb in Frankreich, wohin er sich geflüchtet hatte, bis der Herzog von Grafton ans Ruder gelangte (1768), und als eine speichelleckerische Eingabe, die er bei diesem einreichte, mit Verachtung behandelt wurde, so kam er frech am Vorabend einer Wahl herüber und trat als Kandidat für die City von London auf. Er war, wie natürlich, der Liebling des Pöbels, aber so geneigt auch jene Wahlkörperschaft gewöhnlich ist, Demagogen zu begünstigen, so wurde er dennoch zurückgewiesen. Die Minister, statt daß sie versucht hätten, ihn durch Bedingungen zu entwaffnen oder ihn dadurch unschädlich zu machen, daß sie seinen Urtheilsspruch in Vollzug setzten, ließen sich durch seine Briefe an die Gerichtsbeamten des Ministeriums zufriedenstellen, worin er bei seinem Ehrenwort versprach, vor dem Gerichte der Kingsbench sich zu stellen. Er trat bald nachher (1769) als Kandidat für Middlesex*) auf, und da die Wähler daselbst hauptsächlich aus den niedrigsten Klassen bestanden, so wurde er mit einer großen Stimmenmehrheit zum Mitglied ernannt. Als er im Parlament erscheinen wollte, wurde er in das Gefängniß der Kingsbench gesetzt; indessen unterhielten die Aufläufe seiner Anhänger in der City eine fortwährende Aufregung. Er rühmte sich, „er könne den Pöbel gleich eben so vielen Bulldoggen hetzen“ zu welchem Endzwecke es ihm beliebe, und zwar blos durch die Worte „Freiheit, willkürliche Gewalt“ und ähnliche magische Ausdrücke.

„Der Gerichtshof der Kingsbench hob die Acht gegen Wilkes wegen einiger Unregelmäßigkeit in der Fassung derselben auf; jedoch die zwei Erkenntnisse gegen ihn wurden bestätigt und er zu zwei Geldbußen von fünfhundert Pfund Sterling und zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Sogleich wurden Subscriptionen unter seinen Bewunderern ins Werk gesetzt, um seine Schulden zu bezahlen; er erhielt eine Menge von Geschenken, und sein häßliches Gesicht wurde die Zierde einer Unzahl von Wirthshaus-Schildern. Bald darauf hatte er einen Brief von dem Staats-Secretair Lord Waymouth an die Behörden von Surrey sich zu verschaffen gewußt, welcher ihr Betragen bei Unterdrückung eines Aufstandes in St. Georgefields, wobei einige Personen ihr Leben verloren, billigte, und gab ihn mit einer Vorrede heraus, worin er jenen Vorfall „eine gräuliche Metzelei und die Folge eines mit Vorbedacht gefaßten höllischen Planes“ nannte. Als er nun an der Schranke des Hauses den Dank des Vaterlandes dafür ansprach, daß er „jenes blutige Papier“ ins rechte Licht gesetzt habe, wurde er aus dem Hause gestoßen und eine neue Wahl für Middlesex ausgeschrieben.

„Jeder Kunstgriff, die Menge aufzureizen, ward angewandt und Wilkes wieder gewählt; doch das Haus erklärte ihn für unfähig, während des laufenden Parlaments einen Sitz einzunehmen. Er wurde zum drittenmal gewählt und noch einmal seine Wahl für nichtig erklärt. Er ließ von seiner Kandidatur nicht ab; diesmal aber wurde sein Gegenkandidat, Oberst Luttrell, für richtig gewählt erklärt, obgleich Wilkes eine unermeßliche Mehrheit der Stimmen erhalten hatte.**) Der geldbedürftige Patriot war bereits durch eine Subscription aus seinen Verlegenheiten gerissen worden, und die Bürger der City von London, welche die bloßen Namen der Freiheit und des Patriotismus an einem Manne ehrten, der beide entweihte, wählten ihn mit jenem Mangel an wahrer politischer Weisheit, die solchen Körperschaften eigen ist, zum Alderman. Im Jahre 1770 war unter dem Titel „Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Bill der Rechte“ ein politischer Klub gebildet worden, unter dessen vornehmste Mitglieder er gehörte; man fand jedoch bald, daß ein großer Theil der Kasse des Klubs zur Bezahlung der Schulden des Patrioten und zum Ankauf einer Leibrente für ihn verwendet worden war. Die demokratische Partei blieb ihm dennoch treu; er wurde, als die Reihe an ihn kam, Lord-Mayor und erreichte endlich das große Ziel seines Ehrgeizes, nämlich den einträglichen Posten des Kämmerers der City.“

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten“ von Lamartine.

(Fortsetzung.)

So sprach Roland in dem ersten Rausch erlangter Macht. Seine Frau hörte ihn an, das Lächeln des Unglaubens auf den Lippen. Ihr festeres und schärferes Auge hatte sich gleich im ersten Augenblick auf ein entscheidenderes Ziel gerichtet, als auf diese furchtsame und vorläufige Versöhnung zwischen einem gesunkenen Königthum und einer halben Revolution. Alle ihre Wünsche gingen auf Gründung einer Republik; alle ihre Handlungen, ihre Worte, ihre Seufzer mußten auch ihren Gemahl und ihre Freunde gleichsam wider Willen und Wissen auf dies Ziel hintreiben. „Mißtraue der Treulosigkeit des Hofes und der Höflinge und vor Allem Deiner eigenen Tugend“, antwortete sie dem schwachen und eitlen Roland; „Du lebst in einer Welt, wo Alles nur Schein ist und die glatteste Oberfläche die ränkevollsten Pläne verbirgt. Du bist unter diesen Höflingen nur ein ehrlicher Bürger, Deine Tugend kann in der Mitte aller dieser Laster leicht in Gefahr gerathen. Sie sprechen unsere Sprache, aber wir verstehen nicht die ihrige. Wie sollten sie uns nicht täuschen? Ludwig XVI., schon zur Hälfte von der Nation entthront, kann unmöglich die Constitution, die ihn fesselt, lieben; er kann seine Fesseln zu liebkosen scheinen, aber jeder seiner Gedanken ist darauf gerichtet, sie abzuschütteln.“

Diese Sprache erschütterte Roland. Brissot, Condorcet, Vergniaud, Gensonné, Guadet, besonders Buzot, der vertrauteste und innigste Freund der Madame Roland, bestärkten das Mißtrauen des Ministers in den Abendversammlungen. Er trat dann mit noch tieferem Stirnrunzeln, düsterer Miene und stoischer Unbeugsamkeit in den Sitzungssaal; aber der König entwaffnete ihn durch seinen Freimuth, Dumouriez entmuthigte ihn durch seine Heiterkeit, seine eigene Macht verweichlichte ihn durch ihren Glanz. Diesem dreifachen Einfluß konnte er nicht widerstehen: er schob die vom Könige zu fordernde Sanction für die Dekrete, die seinem Herzen und seinem Gewissen am meisten widerstrebten, nämlich für das Dekret gegen die Emigrirten und für das Dekret gegen die unvereidigten Priester, auf unbestimmte Zeit hinaus und legte so den ersten Grund zu dem großen Unglück, das später über die Girondisten hereinbrach.

Dumouriez bemächtigte sich indessen des Königs und der öffentlichen Gunst. Die Auflösung des Räthsels, wie er diesen doppelten Zweck erreichte, ist in einem denkwürdigen Worte enthalten, das er früher einmal gegen den Herrn von Montmorin in einer geheimen Konferenz mit diesem Minister äußerte: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so würde ich allen Parteien das Spiel verderben, indem ich mich selbst an die Spitze der Revolution stellte.“ Dieser Ausspruch enthält die einzige Politik, welche Ludwig XVI. hätte retten können. Denn in einer Revolutionszeit muß jeder König, der nicht selbst revolutionair gesinnt ist, unvermeidlich zwischen den beiden Parteien erdrückt werden; ein neutraler König regiert nicht mehr, ein König, dem vom Volke Verzeihung geworden, entwürdigt den Thron, ein vom Volke besiegter König hat nur noch das Exil oder das Schaffot als letztes Ziel vor sich. Dumouriez fühlte die Nothwendigkeit, den König vor allen Dingen von seiner wahrhaften Anhänglichkeit an seine Person zu überzeugen, ihn zum Vertrauten und so zu sagen zum Theilnehmer an der patriotischen Rolle, die zu spielen er sich vorgesetzt, und sich selbst zum geheimen Vermittler zwischen den Absichten des Monarchen und den Zwecken und Forderungen der Versammlung zu machen, um auf diese Weise den König durch seinen Einfluß über die Girondisten, die Girondisten durch seinen Einfluß auf den König zu beherrschen. Diese Rolle eines Günstlings des unglücklichen Königs und eines Beschützers der verfolgten Königin sagte sowohl seinem Ehrgeiz als seinem Herzen zu. Als Soldat, Diplomat und Edelmann hat er ein ganz anderes Gefühl für das gesunkene Königthum, als jene Empfindung befriedigter Eitelkeit und beruhigter Eifersucht, wovon die Seelen der Girondisten erfüllt waren. Für Dumouriez hatte der Thron noch einen großen Zauber, für die Girondisten lag nur in der Freiheit ein Reiz. — Es galt jedoch manche Vorurtheile zu überwinden, die der König gegen den General noch von früherher hatte und die besonders durch die Freundschaft Gensonné's und die Gunst der Jakobiner für den Minister verstärkt worden waren. Der Minister seinerseits war nicht minder von Vorurtheilen gegen den König erfüllt, er erwartete in ihm einen der Constitution feindseligen Geist, ein durch die Beleidigungen des Volkes erbittertes Gemüth, einen heftigen Charakter, einen beschränkten Verstand und ein herrschsüchtiges Temperament zu finden, kurz das travestirte Bild dieses unglücklichen Fürsten, den man zu verleumden gesucht hatte, um ihn bei der Nation verhaßt zu machen. In einer geheimen Unterredung, die sie bald nach dem Eintritt Dumouriez's in das Ministerium hatten, wurden Beide ihrer Täuschung inne. Dumouriez fand, wie der König einen geraden Sinn, ein für alle wohlwollenden Empfindungen offenes Herz, eine dem Unglück seiner Stellung gegenüber nie sich verläugnende Langmuth und eine große Leutseligkeit des Benehmens besaß. Allein eine große Schüchternheit, die Folge der langen Zurückgezogenheit, in der er nach dem Willen seines Vaters seine Jugend hatte zubringen müssen, unterdrückte die freien Ergießungen seines Herzens und verlieh seiner Sprache im seinem Umgange mit Menschen eine Befangenheit und Trockenheit, die seiner natürlichen Anmuth etwas Abbruch thaten.

„Sire“, redete Dumouriez ihn an, indem er mit jener zarten Höflichkeit, die aus der Vereinigung von Mitleid und Ehrfurcht stammt, auf ihn zutrat; „ich werde mich jetzt ganz Ihrem Dienste, Ihrem Wohle widmen. Aber die Rolle eines Ministers ist jetzt eine andere geworden. Ohne aufzuhören, ein Diener des Königs zu seyn, bin ich zugleich ein Mann der Nation. Sie werden daher von mir stets die Sprache der Freiheit und der Constitution hören. Erlauben Ew. Majestät, daß, um Ihnen besser dienen zu können, ich mich dem Publikum und der Versammlung gegenüber auf die constitutionelle Seite meiner Rolle beschränke und alle Beziehungen, die meine Anhänglichkeit an Ihre Person verrathen könnten, vermeide. In dieser Rücksicht werde ich kein Gesetz der Etikette achten; ich werde Ihnen nicht den Hof machen, im Staatsrath werde ich Ihren Neigungen zuwiderhandeln und als Repräsentanten Frankreichs an den auswärtigen Höfen Männer ernennen, die der Nation ergeben sind. Wenn Ihre Abneigung gegen die Personen meiner Wahl unüberwindlich und begründet ist, werde ich gehorchen; wenn diese Abneigung aber bis zur Gefährdung der Wohlfahrt des Vaterlandes und der Ihrigen geht, dann werde ich Sie bitten, meine Entlassung anzunehmen und mir einen Nachfolger zu ernennen. Denken Sie an die furchtbaren Gefahren, die um Ihren Thron gelagert sind. Sie können ihn nur durch das Vertrauen be-

*) Ein großer Theil der auf dem linken Themseufer liegenden Stadt London, wie z. B. Marylebone, gehört zu dieser Grafschaft, weshalb die dortigen Wahlkörperschaften (boroughs) außer ihrem eigenen Abgeordneten auch noch die von Middlesex mitzuwählen haben. (Anm. d. Uebers.)

**) Diese Entscheidung des Unterhauses zu Gunsten des Obersten Luttrell, als eines Kandidaten, der die Mehrheit der Wähler gegen sich hatte, ward 13 Jahre nachher durch einen Parlamentsbeschluß vom 3. Mai 1782 für ungültig erklärt, und zwar wurde zugleich angeordnet, daß jene Entscheidung, „als verletzend für die Rechte der gesammten Wählerschaft des Königreichs“, in den Journalen des Hauses gestrichen werde. D. R.

efestigen, das die Nation zu der Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit an die Revolution hegt. Es ist eine Eroberung, die Sie machen müssen. Ich habe nun vier Depeschen in diesem Sinn für die Gesandten ausgefertigt. Die Sprache, deren ich mich darin bedient habe, ist bisher in den Verhandlungen der Höfe mit einander unerhört gewesen, es ist die Sprache einer beleidigten und entschlossenen Nation. Ich werde sie morgen dem Staatsrath in Ihrer Gegenwart vorlesen. Wenn Sie meine Arbeit billigen, so werde ich fortfahren, so zu sprechen, und werde im Sinne meiner Worte handeln; wenn nicht, so sind meine Equipagen bereit, um mich der Armee zuzuführen, wohin mich meine Neigung und dreißigjährige Studien rufen."

Der König erwiederte ihm eben so erstaunt als gerührt: „Ich freue mich über Ihre Freimüthigkeit; ich weiß, daß Sie mir ergeben sind, und erwarte Alles von Ihren Diensten. Man hatte mir vielfach Ungünstiges über Sie gesagt; dieser Augenblick hat jeden solchen Eindruck verwischt. Gehen Sie und handeln Sie nach Ihrem Herzen und den Interessen der Nation gemäß, die auch die meinigen sind." — Dumouriez zog sich zurück, aber er wußte, daß die von ihrem Gemahl angebetete Königin die Politik des Königs von der Leidenschaft und der Beweglichkeit ihrer Seele abhängig machte. So wünschte er eine Zusammenkunft mit dieser Fürstin eben so sehr, als er sie fürchtete. Denn ein Wort von ihr konnte das kühne Wagstück, das er unternahm, um den König mit der Nation auszusöhnen, gelingen und mißlingen machen.

Die Königin ließ den General in ihre geheimsten Privatgemächer rufen. Dumouriez fand sie allein, die Wangen lebhaft durch die innere Aufregung geröthet; mit schnellen Schritten ging sie in dem Gemach auf und nieder, wie Jemand, dessen körperliche Bewegungen durch die innere Unruhe hervorgerufen werden. Dumouriez trat stillschweigend an die Kamin-Ecke, wo er in einer Stellung verharrte, die zugleich den Schmerz und die Achtung ausdrückte, welche ihm die Gegenwart einer so erhabenen, so schönen und so unglücklichen Fürstin einflößte. Sie blieb vor ihm stehen; majestätischer Zorn spiegelte sich in ihren Zügen wieder. „Herr General", sagte sie zu ihm — und in dem Tone ihrer Worte klang das Gefühl ihres Unglücks, aber auch die Verachtung des Schicksals wieder — „Sie sind sehr mächtig in diesem Augenblick, aber nur durch die Gunst des Volks, das seine Götzenbilder eben so leicht mit Füßen tritt, als es sich vor ihnen anbetend niederwirft." — Ohne Antwort zu erwarten, fuhr sie fort: „Ihre Existenz hängt von Ihrem Benehmen ab. Man sagt, Sie haben viel Talent. Nun, Sie werden begreifen, daß weder der König noch ich alle diese Neuerungen der Constitution dulden können. Das ist eine offene Erklärung. Entscheiden Sie sich danach." — „„Madame"", erwiedert Dumouriez, bestürzt über diese Aufrichtigkeit, „„ich bin erschreckt über das gefährliche Vertrauen, mit dem mich Ew. Majestät beehrt; ich werde es nicht mißbrauchen. Aber ich stehe zwischen dem Könige und der Nation und gehöre dem Vaterlande. Lassen Sie mich Sie daran erinnern, daß das Heil des Königs, das Ihrige, das Ihrer Kinder, selbst die Wiederherstellung des königlichen Ansehens an die Constititution geknüpft sind. Sie sind umgeben von Feinden, von denen Sie den eigenen Interessen geopfert werden. Nur die Constitution, und sie allein ist, wenn sie eine bestimmte Gestalt erlangt, im Stande, Sie zu beschützen und das Glück und den Ruhm des Königs zu begründen."" — „Das wird nicht lange dauern; nehmen Sie sich in Acht!" entgegnete die Königin mit einem zornigen und drohenden Blick, in welchem Dumouriez eine Anspielung auf die persönlichen Gefahren, denen er sich aussetzte, und die Absicht, ihn einzuschüchtern, wahrzunehmen glaubte. Er sagte deshalb mit leiser Stimme, aber mit einem Ton, worin sich die Festigkeit des Soldaten mit der inneren Bewegung des Menschen paarte: „„Madame, ich zähle funfzig Jahre, und habe viel Gefahren in meinem Leben bestanden. Indem ich das Ministerium übernahm, habe ich mich nicht darüber getäuscht, daß meine Verantwortlichkeit nicht die größte der Gefahren seyn werde, denen ich mich aussetzte."" — „In der That", rief die Königin voller Abscheu aus; „es fehlte nur, daß man mir noch diese Schändlichkeit zutraute. Sie scheinen zu glauben, daß ich fähig wäre, Sie ermorden zu lassen." Thränen des Unwillens erstickten ihre Stimme. Dumouriez, eben so bewegt als die Königin, wies die verhaßte Auslegung seiner Worte mit aller Kraft von sich ab. „„Gott möge mich vor solcher grausamen Beleidigung bewahren, Madame! Ihre Seele ist groß und edel, und der Heroismus, den Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen, hat mich auf immer zu Ihrem innigsten Anhänger gemacht."" Sie wurde durch den Accent der Wahrheit in des Generals Worten beruhigt und legte als Zeichen der Versöhnung ihre Hand auf seinen Arm.

Diese Rückkehr der Heiterkeit und des Vertrauens benutzte der Minister, um Marie Antoinette mit seinen Plänen bekannt zu machen und sie vor Allem von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. „Glauben Sie mir, Madame, ich habe kein Interesse, Sie zu täuschen, und verabscheue eben so sehr wie Sie selbst die Anarchie und das Verbrechen, aber ich habe Erfahrung, ich lebe mitten unter den Parteien, mir entgeht keine Ansicht, ich stehe dem Volke näher als Sie und bin daher besser im Stande als Sie, die Richtung und das mögliche Ziel aller dieser Begebenheiten zu beurtheilen. Es ist dies nicht, wie Sie vielleicht glauben, eine bloße Volksbewegung, sondern die fast einmüthige Erhebung einer großen Nation gegen eine veraltete und in Verfall gerathene Ordnung der Dinge. Große und mächtige Parteien schüren den Brand, und in allen giebt es Verbrecher und Thoren. Was mich betrifft, ich sehe in der Revolution nur den König und die Nation. Was auf ihre Trennung abzielt, führt sie beide an den Abgrund des Verderbens. Ich will sie vereinigen. An Ihnen ist's, mir beizustehen. Bin ich ein Hinderniß für Ihre Absichten und können Sie diesen nicht entsagen, erklären Sie es mir, und in demselben Augenblick ziehe ich mich zurück, um in der Verborgenheit über das Schicksal des Vaterlands und über das Ihrige zu trauern." — Die Königin war gerührt und überzeugt. Die Freimüthigkeit Dumouriez's gefiel ihr und riß sie hin. Dieses Soldatenherz antwortete ihr mit den Worten des Staatsmannes. Fest, brav, heroisch von Charakter, sah sie lieber diesen Degen im Staatsrath des Königs als jene Politiker und Redner, die den Honig auf der Zunge trugen, aber den Mantel nach dem Winde der Meinungen und der Gewalt drehten. Von diesem Augenblick an besaß der General das volle Vertrauen der Königin, obwohl ihre Standhaftigkeit zuweilen durch die rohen Beleidigungen des Pöbels auf eine harte Probe gesetzt wurde.

Nachdem sich der General so mit dem Hofe verständigt hatte, zauderte er keinen Augenblick länger, die Schranke, die den König von der äußersten Partei trennte, niederzureißen und die Regierung auf völlig patriotischen Fuß zu stellen. Er näherte sich den Jakobinern und erschien unerschrockenen Muthes in der Sitzung des folgenden Tages. Der Saal war vollständig gefüllt. Als Dumouriez eintrat, malte sich auf allen Gesichtern ein erwartungsvolles Erstaunen. Doch stimmte er durch seine martialische Figur und durch die soldatische Festigkeit seines Ganges die Versammlung gleich anfangs sehr zu seinen Gunsten. Niemand ahnte, daß unter so viel Kühnheit so viel Schlauheit versteckt war. Man erblickte jetzt in ihm nur einen Minister, der sich dem Volke hingiebt, und alle Herzen öffnen sich, ihn zu empfangen. Es war damals die Zeit, wo die rothe Mütze, das Symbol der extremsten Ansichten, von den Jakobinern fast einstimmig als Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung adoptirt worden war. Dumouriez besteigt den Rednerstuhl und bedeckt sein Haupt mit der rothen Mütze. Diese stumme Beredtsamkeit löst endlich das erwartungsvolle Schweigen in ein lautes Jubelgeschrei auf. „Brüder und Freunde", spricht Dumouriez, „alle Augenblicke meines Lebens werde ich dem Willen des Volks zum Opfer bringen und dadurch die Wahl des constitutionellen Königs rechtfertigen. Eine große Last liegt auf meinen Schultern. Helft mir, Brüder, sie tragen; denn ich habe Euren Beistand, Euren Rath nöthig. Sagt mir die Wahrheit, die bittersten Wahrheiten; aber verachtet die Verleumdung und stoßt nicht einen Bürger von Euch, den Ihr als aufrichtig und unerschrocken kennt und der sich für immer der Sache der Revolution und der Nation geweiht hat." — Der Präsident antwortete dem Minister, daß die Versammlung es sich zur Ehre schätze, ihn unter ihre Brüder zählen zu können. Diesen Worten folgt ein dumpfes Gemurmel, das aber bald durch das Beifallsrufen, welches dem von der Rednerbühne herabsteigenden Dumouriez folgt, übertönt wird. Man fordert, daß die beiden Reden gedruckt werden. Legendre legt dagegen unter dem Vorwande der Ersparniß Protest ein: er wird von der Tribüne zum Stillschweigen gebracht. „Warum diese ungewohnten Ehrenbezeugungen und diese Antwort des Präsidenten an den Minister?" fragt Collot-d'Herbois. „Wenn er als Minister hierhergekommen ist, so bedarf es keiner Antwort. Kommt er als unser Verbündeter und Bruder, so thut er nur seine Pflicht und bekennt sich zu unseren Meinungen; und dann giebt es nur eine Antwort für ihn: Mag er handeln nach seinen Worten!"

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Büchersammlung und Büchermarkt in Konstantinopel.

Der als fleißiger Herausgeber arabischer Handschriften bekannte Baron von Slane bereist seit Anfang 1843 im Auftrage der französischen Regierung die Levante, um die ungedruckten Schätze der muhammedanischen Bibliotheken kennen zu lernen und werthvolle Handschriften zu erwerben. Zahlreiche Berichte über die Ergebnisse seiner Reise hat dieser Gelehrte nach und nach an den Minister des öffentlichen Unterrichts eingesandt, und einige derselben hat Letzterer im Journal général de l'Instruction publique veröffentlicht. Es scheint, Slane habe gewünscht, alle Berichte veröffentlicht zu sehen; da Letzteres aber nicht geschehen, so macht er selbst den Inhalt seines letzten Briefes, eine zusammenfassende Uebersicht seiner Arbeiten, bekannt, indem er ihn in Form eines Schreibens an seinen Freund, den Orientalisten Reinaud, im Journal Asiatique veröffentlicht. Man gewinnt aus dieser Mittheilung nicht blos die Kenntniß vom Daseyn einiger wichtigen Werke der arabischen Literatur in Konstantinopel, sondern man erlangt auch die Gewißheit, daß die Wirklichkeit jämmerlich wenig den träumerischen Erwartungen entspricht, die man noch immer mit den verborgenen Schätzen griechischer, römischer und orientalischer Literatur zu Konstantinopel in Verbindung setzt. Es ist jedenfalls auch ein großer, wenn auch negativer Gewinn, endlich doch einmal mit gutem Gewissen die vergeblichen Nachforschungen daselbst einstellen und an den Uebergang zum Troste über das unwiederbringlich Verlorene denken zu können. Baron v. Slane hat das schwierige, ja manchmal gefährliche Unternehmen durchgesetzt, alle namhaften Sammlungen kennen zu lernen und vollständige Verzeichnisse ihres Inhaltes anzufertigen, die er dem Minister zur Uebergabe an die königl. Bibliothek zu Paris übersandte. Hierdurch werden die Orientalisten Europa's in den Stand gesetzt, zu erfahren, welche Schätze in den Bibliotheken Ragib-Pascha, Kupriti, Bajazed, Nori-Othmanieh, Ahscher-Efendi, Aia-Suphia, Jeni Dschanie, Abd-el-Hamid, Laleli ꝛc. enthalten sind. Herr v. Slane begnügte sich aber nicht damit, bloße Verzeichnisse zu machen, sondern suchte Mittel auf, die Benutzung zum Behufe von Abschriften und Auszügen zu erlangen; seine Bemühungen waren erfolgreich, und er hat den geheimen Schlüssel zu allen Bibliotheken Konstantinopels gefunden. Er sagt, daß er in einem vertraulichen Schreiben dem Herrn Reinaud das Geheimniß, welches

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Sonnabend den 15. Mai 1847.

Frankreich.

Eine neu aufgefundene Handschrift Voltaire's.

Die seit dem vorigen Jahre von den Gebrüdern Firmin Didot herausgegebene Monatsschrift Nouvelle Revue Encyclopédique ist in Deutschland noch sehr wenig bekannt, obwohl sie es in den verschiedensten Kreisen zu seyn verdient, da sie unter der Mitwirkung der achtbarsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes einen hervorragenden Rang auf dem Gebiete der kritischen Journalistik der Franzosen einnimmt, man darf sagen in der kritischen Literatur überhaupt, wenn man nicht zu denjenigen gehört, die gründlich tief sind, aber hoch, mit gewohnter Vornehmheit, auf den Fleiß der Fremde hinabsehen. Diese Revue, in vieler Beziehung den Heidelberger Jahrbüchern gleichend, schließt keine irgend werthvolle Erscheinung der Wissenschaft von dem Kreise ihrer Beurtheilung aus. Ihre Anzeigen sind so mannigfach, daß alle Leserklassen ihre Fächer darin finden, während sie andererseits nicht durch Breite abschrecken oder ermüden. Außer den kurzen Anzeigen enthält jedes Heft noch reiche Zugaben von Allerlei in Bezug auf wichtige Handschriften, literarische Entdeckungen, bibliographische Merkwürdigkeiten u.

Das Februar-Heft enthält in dieser Abtheilung einen Brief von Brunet über eine ganz unbekannt gebliebene Ausgabe des Pantagruel; Aufsätze über ein noch unedirtes Tagebuch von Galland und über eine autographische Handschrift von Voltaire, dessen Einnahmen und Ausgaben betreffend, welche so eben ans Tageslicht gekommen. Der Verfasser des letztgedachten Aufsatzes sagt hierüber Folgendes:

„Voltaire hat sich selbst der Mühe unterzogen, uns über seine Einnahmen und Ausgaben aufzuklären, indem er eigenhändig eine große Anzahl von Noten darüber in einem Büchlein von Oktavformat von ungefähr (!) 50 Seiten, davon aber einige unbeschrieben, niedergelegt. Dieses kostbare Manuskript, welches so eben von der königlichen Bibliothek angekauft worden *), giebt uns einige bestimmte Nachweise sowohl über die Renten Voltaire's, als über die Anlegung seiner Kapitalien, über die gewöhnlichen Ausgaben seines Hauses und über die bedeutenden Ersparnisse, die er gesammelt .... Das vorliegende Manuskript enthält auch manche Anekdote, die man nicht gleichgültig lesen wird."

Wodurch aber der Werth dieses Fundes außerordentlich erhöht wird, das ist, daß durch einen merkwürdigen Zufall in diesem Verzeichniß zwei große Quartblätter, ganz von der Hand Friedrich's des Großen beschrieben, gefunden worden, welche die ursprüngliche Vorrede des Anti-Machiavell enthalten. Bekanntlich hat Voltaire dieses Erstlingswerk Friedrich's durchgesehen und zum Drucke befördert. **)

Für spätere Biographen Voltaire's ist die Benutzung dieser merkwürdigen Urkunde eine dringende Pflicht. Es ist ja ein noch unentschiedener Streit, auf welche Weise Voltaire zu so großem Vermögen gelangen konnte und welchen Gebrauch er davon machte, und während die Verfolger seines Namens behaupten, er habe in Sanssouci die Wachslichte seines königlichen Wirthes heimlich in die Tasche gesteckt, Juwelieren falsche Steine für geliehene echte Diamanten zurückgegeben und mit ihm anvertrauten Handschriften unehrlichen Handel getrieben, weisen dagegen die begeisterten Verehrer auf die großen Einkünfte hin, die ihm sein Genie und sein Fleiß zuführen mußten, und auf die lange Reihe von Handlungen seines wohlthätigen Sinnes und von menschenfreundlichen Opfern, die er gebracht. In dem aufgefundenen Büchlein erhält man unzweideutige Aufschlüsse über seine Vermögens-Umstände und erfährt man zugleich manches historisch Nützliche über Zeitgenossen, die mit dem berühmten Gutsherrn von Ferney in Geschäftsverbindung gestanden. ***) Hier mag es genügen, auf die Bedeutsamkeit des Dokuments für die Kenntniß des Lebens und Wirkens Voltaire's hingewiesen zu haben, doch wird man uns gern gestatten, auch einige Proben daraus vorzulegen; sie werden hinreichen, eine Anerkennung der Wichtigkeit des Schriftstücks zu bewirken. Die erste Seite ist überschrieben:

„Etat der Renten im Monat Juli 1775."

Auf das Rathhaus (sur l'hôtel de ville)	14,023	Livres.
„ die Ostindische Compagnie	11,566	„
„ „ Erbschaft Guise	2,500	„
„ Marschall Richelieu	4,000	„
„ Herzog von Orleans	1,200	„
„ Herrn v. Lastre	3,000	„
„ Herzog von Bouillon	3,250	„
„ Generalpächter Marchand	6,500	„
„ Erben Billars	2,100	„
„ Lezeau de Rouen	2,300	„
„ Destins Maulevins	2,000	„
„ Saint Tropez (Erbschaft Guébriant)	340	„
„ Danneville-Frémont	2,000	„
„ den Bankerott Bernard, Surintendant der Königin	500	„
„ Herren von Neuilli zu Dijon (rentes foncières)	1,000	„
„ Anleihen der 160 Millionen	12,000	„
„ Herzog von Württemberg	62,500	„
„ Kurfürsten von der Pfalz	13,000	„
„ Ferney und Umgegend	15,000	„
„ Notar Duclos	12,000	„
„ Scherer & Bergne	4,800	„
„ Baum	1,200	„
Summe	176,981 *)	Liv."

Vom Herzoge von Württemberg hatte er außerdem gut eine Summe von 70,000 und vom Herzog von Caudause 13,000 Livres, welche beide Summen natürlich nicht zu den jährlichen Renten zu rechnen waren. Von den genannten 176,981 Liv. müssen abgerechnet werden 8,181 für die Abgabe von 5 pCt. an die Regierung und andere Kosten. Das Autograph sagt weiter, daß aus dieser Einnahme verwendet werden:

„Für meine Neffen	3,600	Livres.
„ die Haushaltung (pour les dépenses par an)	40,000	„
„ den Pfarrer	800	„
„ Almosen	1,000	„
(beide letztere Posten sehr mager!) Summe	45,400	Liv."

Zu dem enormen Ueberschusse muß man noch bedeutende Summen rechnen, die er im Portefeuille hatte, und besonders sichere Schuldbriefe von unbekannten und bekannten Personen. Unter den Schuldbriefen, von denen es heißt: „quo l'on peut donner en payement pour les maisons", befinden sich sechs von Florian.

Sehr viele Noten betreffen Angelegenheiten der Einwohner von Ferney in ihren Beziehungen zum Gutsherrn, und sie können alle, so scheinbar unbedeutend sie auch sind, doch sehr nützliches Material in der Hand eines geschickten und scharfsinnigen Biographen werden. Es ist daher recht sehr zu wünschen, daß das Manuskript nochmals verglichen und vollständig veröffentlicht werde.

*) Wie oben statt ungefähr der Verf. die ganz bestimmte Seitenzahl hätte angeben sollen, da er es doch gewiß konnte, so hätte er uns hier sagen sollen, von wem die königl. Bibliothek das Manuskript gekauft hat, was er doch wahrscheinlich konnte.

**) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß bei der jetzt erscheinenden neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Friedrich's II. zum „Antimachiavell" die eigenhändige Handschrift des großen Königs benutzt wird. Sonderbarerweise ist die Hälfte des Exemplars im Geheimen Archiv, während die andere Hälfte im Besitze eines Privatsammlers, des Herrn Benoni Friedländer, ist. Ob die bei Voltaire gefundene Vorrede ein fehlender Theil der hiesigen Handschrift ist, oder ob Friedrich sie zweimal geschrieben hat, wird wohl zunächst Herr Professor Preuß entscheiden müssen. Besser wäre es, wenn man, statt der Vorrede, die nun doppelt da ist, das zweite Kapitel aufgefunden hätte; es fehlt dieses leider in dem Berliner Exemplar, wie wir hören.

***) Freilich ist hieraus nicht mehr zu ermitteln, wie Voltaire zu dem großen Vermögen gekommen ist, über welches er im Jahre 1775, also drei Jahre vor seinem Tode, verfügt, und es bleibt der Konjektur, dem Lobe und dem Tadel immer noch Feld genug übrig.

*) So im Original unrichtig statt 176,779 [illegible]

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Fortsetzung.)

Robespierre erhebt sich, ein ernstes Lächeln in seinen Zügen, und spricht also zu den Jakobinern: „Ich gehöre nicht zu denen, die es für eine Unmöglichkeit halten, daß ein Minister patriotisch gesinnt sey, sondern empfange mit Vergnügen die im Interesse der Nation gemachten Prophezeiungen. Wenn er diese Prophezeiungen wahr gemacht, wenn er die Feinde, denen seine Vorgänger und jene, trotz der Vertreibung einiger Minister, die Regierung auch jetzt noch gegen die Nation aufreizenden Verschwörer Waffen gegen die Patrioten in die Hand gegeben haben, zerstreut hat: dann, aber auch nur

selbst indem sie sich angriffen, und verfuhren wider selbst in ihren gegenseitigen Beleidigungen mit einer gewissen äußeren Schonung. Aber ihre innere Erbitterung nagte nur desto mehr an ihrer Seele, je mehr sie sie zu unterdrücken bemüht waren, und brach zuweilen, wenn sie zu mächtig in ihnen wurde, desto stärker hervor. Péthion, der zugleich der Freund Robespierre's und Brissot's war, bei den Jakobinern beliebt und mit Madame Roland vertraut, benutzte seine Popularität, um sich zwischen den beiden Parteien im Gleichgewicht zu halten und sie selbst, wo möglich, mit einander auszusöhnen. „Auf beiden Seiten", sagte er einmal nach einer stürmischen Sitzung, in welcher jener Haß zum vollen Ausbruch gekommen war, „auf beiden Seiten sehe ich meine Freunde." Er versuchte eine, wenn auch nur vorläufige Versöhnung und brachte es wenigstens zu einem kurzen Waffenstillstande. Aber Guadet und Brissot ließen ihre Reden mit beleidigenden Zusätzen gegen Robespierre drucken, und am 30. April brach der Sturm bei Gelegenheit einer Frage über die Denunciationen ohne Beweis von neuem aus.

„Zieht den Euch vorgelegten Antrag in Ueberlegung", sagte Robespierre. „Die Majorität ist hier auf Seiten einer Partei, die uns mit diesem Mittel zugleich verleumden und unsere Anklagen zum Stillschweigen bringen will. Wenn Ihr den Beschluß faßt, daß es mir untersagt sey, mich gegen die Journalisten zu vertheidigen, die sich gegen mich verschworen haben, so verlasse ich diese Versammlung und ziehe mich für immer in die Verborgenheit zurück." — „„Robespierre, wir folgen dir!"" rufen die Frauen auf der Tribüne. „Man hat die Rede Péthion's benutzt", fuhr er fort, „einige Artikel voller Verleumdungen gegen mich zu verbreiten. Péthion selbst ist darüber voller Unwillen. Leset die Artikel des Journals Brissot's, so werdet Ihr finden, daß man mir einen Vorwurf daraus macht, daß ich mich in meinen Reden immer an das Volk wende.*) Wahrhaftig, man wird den Namen des Volks nicht mehr aussprechen dürfen, ohne Gefahr, für einen Parteigänger oder Tribun zu gelten. Man vergleicht mich mit den Gracchen. Man hat Recht, mich mit ihnen zusammenzustellen. Was wir Gemeinsames haben, wird vielleicht unser tragisches Ende seyn. Das ist wenig; aber man macht mich auch für eine Schrift Marat's verantwortlich, die mich als Tribun bezeichnet, indem sie Feuer und Schwert predigt. Habe ich jemals mich zu solchen Grundsätzen bekannt, und bin ich schuldig der Uebertreibung eines so überspannten Schriftstellers als Marat?""

Bei diesen Worten fordert Lasource, ein Freund Brissot's, das Wort; es wird ihm versagt. Merlin stellt die Frage, ob der gestern beschworene Friede nur die eine Partei zur Ruhe verpflichte, der anderen aber die Erlaubniß gebe, gegen Robespierre alle erdenkliche Beleidigungen und Verleumdungen zu veröffentlichen? Die Versammlung geräth in Aufruhr und gebietet den Rednern Schweigen. Legendre klagt über die Parteilichkeit des Büreaus. Robespierre verläßt die Rednerbühne, nähert sich dem Präsidenten und richtet mit drohenden Geberden an ihn Worte, die aber unter dem Toben der Menge und den zwischen den Tribünen ausgetauschten Beleidigungen verloren gehen. „Woher diese Erbitterung der Intriganten**) gegen Robespierre?" ruft nach Wiederherstellung der Ruhe Einer aus seiner Partei. „Weil er allein im Stande ist, sich gegen eine Partei zu erheben, die sie zu bilden wünschen. Ja, in Revolutionen muß es Männer geben, die mit völliger Entäußerung ihrer selbst sich als freiwillige Opfer den Parteigängern entgegenstellen. Aber das Volk muß sie unterstützen. Ihr habt sie gefunden, diese Männer; sie heißen Robespierre und Péthion. Werdet Ihr sie ihren Feinden als Beute lassen?" — „„Nein! Nein!"" rufen Tausende von Stimmen, und ein vom Präsidenten in Vorschlag gebrachtes Dekret bestimmt, daß Robespierre von Brissot verleumdet worden sey. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Archipelagus.

Die Engländer in Borneo.***)

I. Neuere Unternehmungen gegen die Seeräuber.

Folgender Brief des Befehlshabers des englischen Kriegsschiffes „Iris", datirt von der Höhe von Borneo vom 28. August 1846, wird mit Interesse gelesen werden, wenn man damit vergleicht, was wir in Nr. 23 des Magazins von d. J. über die Seeräubereien in diesem Theile des indischen Archipelagus gesagt haben.

„In meinem letzten Briefe gab ich Ihnen die Geschichte von dem neulichen Vorrücken unseres Geschwaders gegen die seeräuberischen Illanun, von ihrer Niederlage und von der Zerstörung ihrer festen Plätze an den Flüssen Tampassuk und Pandassin. Ich will Ihnen nun einen Ueberblick über die nachfolgenden Operationen der „Iris" gegen Hadschi Samon, den General des Sultans, geben, welcher, in Verbindung mit den Seeräubern, die Feindseligkeiten gegen die den Engländern befreundeten eingeborenen Stämme fortsetzte. Gerade dieser Offizier hatte die Haupt-Batterie befehligt, welche bei dem Angriff der Bruni, im vergangenen Juni, auf unser Geschwader feuerte.

„Am 7ten h. trennte ich mich von dem Oberbefehlshaber, und kaum war uns das Geschwader außer Gesicht, als ich Lieutenant Little mit meinen Böten und fünftägiger Provision mit der Ordre fortschickte, die Zeit über längs der Küste zu kreuzen und sich 100 Meilen (engl.) südlich mir wieder anzuschließen. Die Befehle des Admirals gingen dahin, nach meinem Gutdünken die Illanun-Schurken zu Wasser und zu Lande zu bekriegen und auf den erwähnten Hadschi Samon ein aufmerksames Auge zu haben; denn dieser hatte dem Sultan vornehmlich zu seinen feindlichen Maßregeln gegen uns gerathen und, wie uns berichtet worden, irgendwo unter den Seeräuber-Stämmen Zuflucht gesucht.

„Am 12ten warf ich Anker zu Ambong, und Lieutenant Little vereinigte sich mit mir. Er hatte ein Seeräuber-Boot erbeutet und zerstört und ein großes Illanun-Dorf verbrannt, nachdem er zuvor von einer bedeutenden Menge Seeräuber, die vom Ufer aus Speere auf die Böte warfen, aber endlich mit dem Verlust von mehreren Todten und Verwundeten zurückgetrieben wurden, einen Angriff ausgehalten hatte. Auf unserer Seite war Niemand verwundet, obgleich die Speere in den Flanken unserer Schiffe steckten, da diese Burschen, die bis auf zehn Ellen Entfernung von der Pinasse herbeistürzten, ihre Wurfspieße schleuderten und ihre großen hölzernen Schilde emporhielten, um sich gegen das Gewehrfeuer zu schützen.

„Am 14ten h. ankerten wir bei Kimanis, wo Brooke die Nachricht bekam, daß Hadschi Samon sich im Mambacut, nur sechs Meilen entfernt, verschanzt habe, und daß neun Kanonenböte, die von Borneo aus, ihn anzugreifen, abgeschickt seyen, seine Stellung zu stark gefunden und deshalb beschlossen hätten, bis zur Ankunft der Fregatte auf der Höhe von Kimanis zu bleiben. Ich ertheilte demnach Herrn Little die nöthigen Anweisungen, sich bei Anbruch des folgenden Tages mit allen Böten der „Iris", von den Kutters des „Phlegeton" begleitet, in Bereitschaft zu halten und zum Angriff gegen den bezeichneten Häuptling, wo er auch gefunden werden möchte, vorzurücken. Brooke und ich, wir begannen unsere Thätigkeit damit, daß wir an den Depak-Häuptling einen Boten schickten und ihm unseren Wunsch ausdrückten, Hadschi Samon aufzugeben und ein freundschaftliches Verhältniß mit uns einzugehen. Ein unverschämtes Stück Prahlerei ward uns zur Antwort, indem er uns aufforderte, ihn zu holen, mit der Bemerkung, daß sie sich vor unseren Schüssen nicht fürchteten, die sie vielmehr mit ihren Händen auffangen und auf unsere Böte zurückwerfen würden.

„Weder Brooke noch ich selbst hatten die Absicht, an der Expedition irgend einen thätigen Antheil zu nehmen; allein der unvorhergesehene und, wie ich hinzufügen muß, außerordentliche Umstand der plötzlichen Ankunft von 30 Kriegsfahrzeugen mit 20 Kanonen und etwa 400 Mann unter ihren Anführern, welche die umherliegenden Bezirke bis auf 20 Meilen bewohnen und in der Absicht kamen, dem englischen Radschah ihren Respekt zu beweisen und, in ihrer ängstlichen Besorgniß wegen des rechtmäßigen Verkehrs, uns ihre Wünsche, Englands Freunde zu seyn, zu wiederholen — veränderten gänzlich den Stand der Dinge. Brooke erklärte mit seiner gewohnten Entschiedenheit, nach einer längeren Unterredung mit ihren Häuptlingen, wie er sie für rechtschaffene Leute halte und es unsererseits unpolitisch wäre, den bereitwilligen Beistand auszuschlagen, und daß er sie vielmehr zu begleiten wünsche. Wie natürlich, fügte ich mich sogleich darein, und es wurde die Anordnung getroffen, daß wir zusammen die Gigue (Staatsboot) besteigen sollten, um so unser unbedingtes Vertrauen in ihre Treue an den Tag zu legen, während Lieut. Little beständig seine Macht dicht gedrängt zusammenhalten könnte, um bei dem ersten Schein von Verrätherei handelnd einzuschreiten.

„Am 18ten h., fünf Uhr Morgens, waren die Böte in Bewegung. Um acht Uhr setzte ich über die Barre in einer schönen neuen Gigue, welche der Admiral mir gab, indem uns der vornehmste Pangerang (Häuptling) unserer neuen Bundesgenossen das Fahrwasser zeigte. Lieut. Little's Abtheilung kam zunächst und etwa eine Viertelmeile dahinter die ansehnliche Flotte von Kähnen. Es gewährte einen pittoresken Anblick, als die Böte hinter einander mit ihren bunten Wimpeln und langen Fahnen durch die Brandung dahinrauschten und dann über die glatte Spiegelfläche des Stromes schossen und ihre angewiesene Stellung einnahmen, welche unter dem Befehl meiner Kanonen und Raketen wohl gesichert war.

„Unsere Schiffe fingen nun an, gegen eine stark eintretende Ebbe anzukämpfen, und nach dreistündigem starken Rudern zeigte sich in großen herabschwimmenden Flößen der erste Versuch, unsere Fortschritte zu hemmen, und bald darauf wurde der Knall von Kanonen in der Ferne gehört. Indem wir hurtig um eine Ecke ruderten, um einem der Flöße auszuweichen, während die Gigue an 30 Ellen vor der Haupt-Abtheilung voraus war, kamen wir auf einmal an eine lange Reihe dicker Bambuspfähle, die mittelst einer daran hängenden ungeheuren Stange quer über den Fluß befestigt waren, wegen des Drucks der Strömung aber hin und her schwankten. Diesen Schutzmitteln gegenüber, nur 80 Ellen entfernt, war ein Fort errichtet worden, welches sogleich, als es unserer Böte ansichtig wurde, zu feuern anfing. Bevor der Feind wieder laden konnte, ruderte ich zurück zu den Kanonenböten und befahl Herrn Little, vorzurücken und anzugreifen. Ihm folgten bald die Barke und der Kutter, und das Gefecht wurde allgemein; Kanonenschüsse, Raketen und Gewehrfeuer erfolgten. Wegen der starken Strömung vergingen jedoch zehn Minuten bevor mein erster Lieutenant die kurze Entfernung erreichen konnte, und als er endlich das Fort einnahm, fand er, daß es blos mit kleinen Drehbassen ausgerüstet worden war, welche die Vertheidiger ins Gesträuch zu bringen gesucht hatten. Einer von unseren eingeborenen Verbündeten erkannte Hadschi Samon und seine bornesischen Unteroffiziere in der Batterie.

„Nachdem wir das Fort niedergerissen und die Magazine, den Kriegs-

---

*) Brissot hatte in einer Rede unter Anderem auch mit Rücksicht auf Robespierre gesagt: „Erinnert Euch, was Aristides und Phozion waren: diese hatten nicht auf der Rednerbühne ihr Lager aufgeschlagen, sie waren auf ihrem Posten, sowohl auf dem Schlachtfelde als in der Volksversammlung"; worauf ein ironisches Lächeln über die Gesichter der Girondisten flog, die nämlich Robespierre anklagten, daß er seinen Posten in der Gefahr im Stich lasse.

**) So nannte nämlich Robespierre die Girondisten.

***) Vgl. Nr. 19 des Magazins.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Dienstag den 18. Mai 1847.

Frankreich.

Staat und Kirche, Glaubenszwang und Gewissensfreiheit.

(Bei Gelegenheit des Buches: „La Liberté de Conscience et le Statut religieux", von Portalis.)

Wenn es eine Staats-Verfassung giebt, die an intensiver Kraft alle anderen übertrifft, so ist wohl die Theokratie eine solche Staats-Verfassung. Freilich ist eine Theokratie nur unter einer Reihe von Voraussetzungen, unter einem Komplex von Bedingungen möglich, wie sie sich, je weiter der Strom der Geschichte rollt, immer seltener zusammenfinden. Wie sehr der Autokratismus es von jeher darauf anlegte — und seinem Wesen nach darauf anlegen mußte — sich in eine Theokratie zu verwandeln, so hat er es doch kaum irgendwo weiter, als zu einem bloßen theokratischen Anstrich gebracht. Dagegen waren die Staats-Verfassungen des Alterthums — mochten sie nun Aristokratieen und Oligarchieen oder Demokratieen und Plutokratieen seyn — in gewissem Maße sammt und sonders Theokratieen. — Staat und Religion waren in ihnen allen dergestalt verwachsen, der Staat ruhte so sehr auf der Religion und umgekehrt diese auf jenem, daß beide zusammenfielen und ein ununterscheidbares, untrennbares Ganze bildeten.

Das Christenthum änderte diesen Zustand der Dinge. Begünstigt von der Toleranz, die der Polytheismus erst in späterer Zeit verleugnete, war es in die Fugen des römischen Staates eingedrungen, hatte dort Wurzel geschlagen und sprengte endlich das morsche Gebäude aus einander. Allein der Gegensatz, in welchem sich das Christenthum, von seinem ersten Erscheinen an, zu der weltlichen Macht des Staates befand, blieb bestehen, als die Imperatoren dem Polytheismus entsagten und den neuen Glauben annahmen. Die Kirche stand dem Staate — als dieser ein christlicher geworden — nicht minder als früher gegenüber, und es entwickelte sich der Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, ein Kampf, der, wie viele Phasen er auch durchlaufen, doch noch heute nicht ausgefochten ist.

Anscheinend zwar war kaum ein Grund zum Hader vorhanden; eine Versöhnung mindestens konnte — da es dennoch zur Fehde gekommen war — als etwas leicht Ausführbares betrachtet werden, sobald die kämpfenden Parteien es nur an dem guten Willen, sich zu vertragen, nicht ermangeln ließen. Und diesen guten Willen besaßen sie ja, wie sie versicherten, beide; der Staat hatte so wenig die Absicht, in das Gebiet der Kirche einzugreifen, als die Kirche sich anmaßte, im Staate zu schalten und zu walten. Wenn der Staat es nur mit dieser Welt zu thun hatte, wenn er mit ihr allein zu thun haben wollte, so hatte die Kirche nur mit dem Jenseit zu schaffen und wollte nur mit ihm zu schaffen haben.

Die Gränzen der beiden Gebiete waren mithin so genau gezogen, als es sich nur wünschen ließ; die Parteien brauchten sich nur innerhalb dieser Gränzen zu halten und jeder Anlaß zum Hader war mit der Wurzel abgeschnitten! Unglücklicherweise brachen, trotz aller Klarheit und Präzision der Gränzregulirung, dennoch Gränzstreitigkeiten aus. Wenn man darüber einig war, daß dem Staate das Diesseit, der Kirche das Jenseit angehöre, so war man leider nichts weniger als einig darüber, wie weit das Diesseit, wie weit das Jenseit gehe; es fand sich nur allzu bald, daß das Jenseit in das Diesseit, das Diesseit in das Jenseit hinüberreiche. Die Kirche hatte materielle Interessen, welche den Staat berührten. Die materiellen Interessen des Staates hingen mit anderen, nicht materiellen Interessen zusammen, welche die Kirche, als ihrer alleinigen Obhut untergeben, in Anspruch nahm.

Verwickelter noch wurden die Verhältnisse durch die Reformation. Wenn auch in den Staaten, welche dem Katholizismus treu geblieben waren, die politische Gewalt der geistlichen von nun an für eine geraume Zeit weniger schroff gegenüberstand, als früher, so war die Aufgabe des Staates dort um so schwieriger geworden, wo es anderen Konfessionen gelungen war, neben der katholischen Fuß zu fassen. Für welche von beiden der Staat sich entschied, so war er immer eines Gegners gewiß; er stand entweder mit dem alten gegen den neuen Glauben oder mit diesem gegen jenen im Kampfe; ja, es fragte sich, ob der Staat, wenn er der Konfession, für die er sich erklärte, zum Siege verhalf, besonderen Dank von ihr zu erwarten hatte, ob sie nicht — entweder ihre alten Ansprüche über kurz oder lang wieder erheben oder andererseits Forderungen stellen würde, denjenigen ähnlich, durch welche das Regiment der alten Kirche sich so verhaßt zu machen gewußt. Wenn sich endlich im Verlaufe der Reformation der merkwürdige — dem Prinzip der Reformation schnurstracks zuwiderlaufende — Grundsatz geltend machte: cujus regio, ejus religio, und wenn es sich, ihm zufolge, zutrug, daß die Staatsgewalt oder — eigentlicher zu sprechen — der Fürst des Landes von seinem Lande durch das Bekenntniß geschieden war, so mußten aus einem solchen Verhältnisse unvermeidlich die mannigfachsten Schwierigkeiten und Wirrungen erwachsen. Aber auch bei den Staaten, die der katholischen Lehre treu blieben, so wie bei denjenigen, in welchen der Sieg der Reformation vollständig war, stellten sich diese Verhältnisse nicht ohne langwierige und hartnäckige Kämpfe fest; immer war es der Staat gewesen, der als Partei aufgetreten war, der demzufolge seine Parteigenossen, wie seine Gegner — jene mit Privilegien, diese mit Rechtsschmälerungen — bedachte und so einen fruchtbaren Samen künftiger Schwierigkeiten und Zerwürfnisse streute.

Der Staat, die politische Gewalt, hatte überall Partei ergriffen, selbst dort, wo weder die eine noch die andere Glaubenspartei zu einem entschiedenen Uebergewicht gelangt war; ja es ist die Frage, ob die Staaten parteilos zu bleiben vermochten in jenen Zeiten einer allgemeinen religiösen Gährung.

Was die während der langen Epoche päpstlicher Omnipotenz einzeln auftauchenden Sekten nur schüchtern, und ohne daß auf ein solches Verlangen weiter viel geachtet wurde, zu fordern wagten, war Duldung. Sie begehrten Gewissensfreiheit, ohne an dieses Begehren das Verlangen zu knüpfen, gleichberechtigt neben den Anhängern der herrschenden Kirche zu stehen.

Wenn es sich gegenwärtig um Gewissensfreiheit handelt, so ist darunter etwas ganz Anderes zu verstehen, als bloße Duldung. Die Gewissensfreiheit soll mit nichten erkauft werden durch Aufopferung eines größern oder geringeren Theiles der bürgerlichen Rechte; sie soll nicht eine capitis diminutio zur nothwendigen Begleiterin haben, sondern, unbeschadet seiner bürgerlichen Rechte, soll Jedermann — um das Wort Friedrich's II zu gebrauchen — nach seiner Façon selig werden dürfen. Mit Einem Worte: der Staat soll aufhören, Partei zu seyn.

Diese Forderung hat sich immer mehr Geltung zu verschaffen, sie hat immer mehr Boden zu gewinnen gewußt; allein die Konflikte der Konfessionen und Sekten unter einander, ihre Ansprüche an die politische Gewalt, so wie die Kollisionen dieser letzteren mit der Kirche, sind, weit entfernt, aufzuhören, in unseren Tagen lebhafter und häufiger geworden, als es sich noch vor einem Decennium ahnen ließ.

Es war der französischen Revolution zuzuschreiben, wenn die religiösen und kirchlichen Fragen zeitweilig geruht hatten. Denn wenn die Revolution auch nicht unbegleitet war von Bewegungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiet — schon in ihren Anfängen führte sie zu einem Schisma, in ihrem Verlaufe zu einer Abschaffung des Christenthums, weiterhin zu Robespierre's Fest des höchsten Wesens und Letourneur's und der Seinigen Theophilanthropismus — so blieben diese Bewegungen doch secundairer Natur. Die religiösen Fragen mußten sich bescheiden, in zweiter Reihe auftreten, ja so schwach war in Frankreich das religiöse Prinzip geworden, daß die Revolution mit der vollständigen Herrschaft der politischen Gewalt endigte, einer Herrschaft, der auch das Konkordat des ersten Konsuls keinen oder sehr geringen Eintrag that. Umgekehrt hatte in den Staaten des alten Regiments die Revolution — in welcher jene Staaten mit der Kirche ihren gemeinschaftlichen Feind erblickten — zu einer Versöhnung beider Gewalten oder — wie es sich späterhin ergab — zu einer Vertagung der obschwebenden Streitfragen geführt.

Mit der Restauration traten die Gegensätze wiederum hervor. Die Restauration selbst zwar erblickte in dem Bunde mit der Kirche ihr Heil, und wenn der religiöse Hader von neuem entbrannte, so war es nicht die politische Gewalt, die mit der geistlichen, es war die Gewalt der öffentlichen Meinung, die mit jenen beiden Mächten zugleich in Fehde gerieth. Doch blieb es nicht lange so. Mit dem Eintritt einer neuen Umwälzung traten auch die Konflikte der beiden rivalisirenden Gewalten wieder an den Tag. Die Julirevolution stellte zwar das durch die Revolution von 1789 sanctionirte Verhältniß zwischen Staat und Kirche zum großen Theile her, aber weit entfernt, es energisch aufrecht zu erhalten, ging sie zu Capitulationen und Konzessionen über, die natürlich keinesweges die erwarteten Resultate hatten.

Wie in den verschiedenen Staaten — nachdem die Julirevolution die religiösen Fragen abermals für eine kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt — die politische Gewalt einerseits mit der geistlichen, andererseits beide mit den Ansprüchen einer, Glaubens- und Gewissensfreiheit in ihrer ganzen Ausdehnung begehrenden Zeit in Kampf geriethen, wie sich sodann neue

daten über die Gränze, hoffte Dumouriez, würde die Lust und den Muth erregen, sie wiederzuerlangen.

Auf dem rechten Rheinufer bereitete sich indessen gleichfalls Alles zum Kampfe vor. Der Kaiser und der König von Preußen kamen nach Frankfurt, wo auch der Herzog von Braunschweig sich einfand. Die Kaiserin von Rußland schloß sich dem Angriff der Mächte gegen die französische Nation an und sandte Truppen gegen Polen, um hier die Keime derselben Prinzipien zu ersticken, die man in Paris zu bekämpfen in Begriff war. So nahm Alles ein kriegerisches Aussehen an. Zum Sammelplatz der gegen Frankreich bestimmten Armee war Koblenz bestimmt, das damals die Hauptstadt der französischen Emigration geworden war. Eine stets wachsende Menge von 22,000 Edelleuten drängte sich um die sieben verbannten Prinzen des Hauses Bourbon: die Brüder des Königs, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois; die beiden Söhne des Grafen von Artois, den Herzog von Berri und den Herzog von Angoulême; den Prinzen von Condé, Vetter des Königs, den Herzog von Bourbon, seinen Sohn, und den Herzog von Enghien, seinen Enkel. Die gesammte adelige Jugend des Königthums, mit Ausnahme der Anhänger der Constitution, hatte ihre Garnisonen oder ihre Schlösser verlassen, um sich bei diesem Kreuzzuge der Könige gegen die französische Revolution zu betheiligen.

Ludwig XVI. zitterte indessen in seinem Palast vor dem Ausbruch und den Folgen dieses von ihm selbst proklamirten und jetzt an seinen Gränzen grollenden Krieges. Denn er täuschte sich keinesweges darüber, daß er weniger der Führer als die Geisel Frankreichs sey, und daß sein und seiner Gemahlin und Kinder Häupter als Unterpfand der Nation für den Ausgang des Kampfes haften würden. Die Gefahr sieht überall Verrätherei. Die Journale und die Klubs spielten jetzt öfter als je auf die Existenz des „österreichischen Comité's" an, dessen Seele die Königin sey. Dieses Gerücht, das bei dem Volke allgemeinen Glauben fand, hatte der unglücklichen Fürstin während des Friedens nur ihre Popularität gekostet, während des Kriegs konnte es ihr das Leben kosten. Nicht genug also, daß diese unglückliche Familie des Verraths gegen den Frieden angeklagt worden war, wurde sie jetzt auch des Verraths gegen den Krieg beschuldigt. In schiefen Stellungen wird Alles zur Gefahr. Der König sah allen diesen Gefahren zu gleicher Zeit ins Angesicht und wählte sich dann stets die nächste aus, um es mit ihr aufzunehmen.

So schickte er jetzt einen geheimen Boten an den König von Preußen und an den Kaiser, um von ihnen in seinem Interesse entweder die völlige Suspension der Feindseligkeiten oder doch das Versprechen zu erhalten, daß sie ihrem Eindringen in Frankreich ein versöhnliches Manifest voranschicken würden, das der Nation noch die Gelegenheit darböte, ohne entehrende Bedingungen vom Kriege abzustehen, und sie wenigstens in jedem Falle für das Leben der königlichen Familie verantwortlich machte. Dieser geheime Abgesandte war ein junger Publizist aus Genf, mit Namen Mallet-Dupan, der nach Frankreich übergesiedelt war, um sowohl aus Ueberzeugung wie aus persönlicher Ergebenheit für den König sich der contrerevolutionairen Bewegung anzuschließen. Er verließ nun Paris unter dem Vorwande, nach Genf zurückzukehren. Von hier aber begab er sich nach Deutschland, zum Marschall von Castries, dem geheimen Bevollmächtigten Ludwig's XVI. an den fremden Höfen und einem der Führer der Emigranten. Beglaubigt durch den Herzog von Castries, stellte er sich zu Koblenz dem Herzog von Braunschweig und zu Frankfurt dem Kaiser und dem Könige von Preußen vor. Da man sich jedoch weigerte, Vertrauen in seine Mittheilungen zu setzen, im Fall er nicht einen Brief von des Königs eigener Hand vorzeigen könnte, so wußte er sich von diesem ein Billet zu verschaffen, auf dem nur die wenigen Worte standen: „Die Person, welche dies Billet vorzeigen wird, kennt meine Absichten; man kann ihr in Allem, was sie in meinem Namen sagen wird, Vertrauen schenken." Dies Zeichen des königlichen Vertrauens öffnete dem Agenten die Kabinette der Coalition, und es begannen nun geheime Konferenzen zwischen ihm und den Bevollmächtigten Preußens und Oesterreichs, in denen er diesen den Zustand Frankreichs und das Innere der Tuilerieen mit so lebhaften Farben schilderte, daß sie bis zur Rührung bewegt wurden und das bestimmte Versprechen gaben, nicht nur ihren Monarchen diese Eindrücke mitzutheilen, sondern auch die Absichten und Rathschläge des Königs zur einzigen Richtschnur für die Worte zu machen, in denen das Manifest der Coalition an die französische Nation abgefaßt werden würde. Hierauf reiste der Vertraute Ludwig's XVI. nach Genf ab, und der Kaiser, der König von Preußen, die anderen Fürsten der Conföderation, die Minister, Generale und der Herzog von Braunschweig begaben sich nach Mainz. Die hier versammelten Emigrirten hatten aber einen solchen Einfluß auf die Fürsten, daß sie bald wieder zu den früheren, strengeren Entschließungen zurückkehrten, die Revolution, welche durch Schonung und Zögerung nur wachsen würde, Mann gegen Mann zu bekämpfen. Die Bitten Ludwig's XVI. und die Mittheilungen Mallet-Dupan's wurden vergessen und der Plan des Feldzugs festgesetzt.

Während von Außen her ein Kampf auf Tod und Leben das Volk in Bewegung setzte und den König bedrohte, war die Zwietracht im Staatsrath im Wachsen begriffen. Der Kriegsminister Servan war durch Dumouriez beschuldigt worden, mit einer Dienstbeflissenheit, die eher aus Liebe als aus bloßer Gefälligkeit zu stammen schien, den Einflüssen der Madame Roland gehorcht und dadurch den Plan eines Einfalls in Belgien zum Scheitern gebracht zu haben. Die Freunde der Madame Roland bedrohten ihrerseits Dumouriez mit dem Antrage einer Rechnungsablegung vor der National-Versammlung über die 6 Millionen geheimer Ausgaben, deren Verwendung ihnen verdächtig schien. Schon hatten selbst Guadet und Vergniaud sich darauf vorbereitet, um den öffentlichen Nachweis über die Verwendung dieser Summen zu verlangen. Dumouriez, der sich bei den Jakobinern und den Feuillants mit diesem Gelde Freunde und Vertraute erkauft hatte, zeigte sich empört über diesen Verdacht und verweigerte, im Namen seiner beleidigten Ehre, jede Rechnungsablegung, indem er zugleich, im Falle man darauf bestände, seine Entlassung anbot. Da begaben sich eine große Zahl von Mitgliedern der National-Versammlung, von den Feuillants, den Jakobinern, selbst Péthion, zu dem beleidigten Minister und beschworen ihn, seinen Posten nicht aufzugeben. Er zeigte sich, unter der Bedingung, daß man die Verwendung dieser Fonds seinem eigenen Gewissen überließe, dazu bereit, und die durch seinen Rückzug eingeschüchterten Girondisten, die wohl fühlten, daß ein Mann von diesem Charakter für ihre Schwäche unentbehrlich sey, standen von ihrem Vorhaben ab und stimmten für die Gewährung des öffentlichen Vertrauens. Das Volk rief ihm lauten Beifall nach, als er die Versammlung verließ. Aber dieser Beifall fand ein trauriges Echo in dem geheimen Verein der Madame Roland. Die Popularität Dumouriez's erregte ihre Eifersucht, denn es war in ihren Augen nicht die Popularität der Tugend, die sie für sich und ihren Gemahl ganz in Anspruch nahm. Roland und seine girondistischen Kollegen, Servan, Clavière, verdoppelten ihre Einwirkung auf den Geist des Königs und scheuten keine Verdächtigung, um sich vollen Einfluß auf ihn zu verschaffen. Ihre Taktik, die weit mehr noch ein Resultat ihrer Schwäche, als ihres Ehrgeizes war, bestand darin, einerseits der National-Versammlung zu schmeicheln, dem Volke den Hof zu machen und die Jakobiner gegen den Hof aufzureizen, andererseits den König mit der Forderung von Opfern zu bestürmen, die, wie sie wohl wußten, zu leisten ihm unmöglich war, ihn unter der Hand in der öffentlichen Meinung als die Ursache alles Uebels und das Hinderniß alles Guten zu bezeichnen, kurz, ihn endlich durch Beleidigungen und Zudringlichkeiten aller Art zu dem Entschluß zu bringen, ihnen den Abschied zu geben, um ihn später des Verraths gegen die Revolution beschuldigen zu können.

Diese abscheuliche Tendenz, den König, dessen Minister sie waren, bei dem Volke anzuschwärzen, machte die Basis der Verschwörung aus, deren Heerd das Haus der Madame Roland war. Bei Roland selbst war es nur eine Art verdrießlicher Gereiztheit, bei seinen Kollegen eine patriotische Rivalität mit Robespierre; bei Madame Roland aber war es wahrhafte Leidenschaft der Republikanerin, die über diesen Rest von Thron ungeduldig wurde und allen Parteien huldvoll zulächelte, die sich bereit zeigten, diesen Rest vollends umzuwerfen. Wenn die Parteien keine Waffen hatten, so beeilten sich Madame Roland und ihre Freunde, ihnen welche zu leihen. Der erste ernsthafte Schritt der republikanischen Partei geschah durch den Kriegsminister Servan, der, auf Veranlassung der Madame Roland, der National-Versammlung den Vorschlag machte, um Paris ein Heer von 20,000 Mann zu versammeln, das, von den eifrigsten Anhängern der Revolution aus allen Provinzen gebildet, eine Art von Central-Armee der öffentlichen Meinung abgeben und durch seine Ergebenheit für die National-Versammlung ein Gegengewicht gegen die königliche Garde und die Nationalgarde bilden und schließlich an jene Armee des Parlaments unter dem Befehl Cromwell's erinnern könnte, die Karl I. zum Schaffot begleitete. (Schluß folgt.)

Rußland.

Blicke auf die russische Literatur im J. 1846 und 1847.*)

II. Wladimir Dahl, pseudonym: Kosak Lugansky.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in der russischen Literatur des J. 1846 gehört die vollständige Sammlung der Novellen, Mährchen und Erzählungen vom Kosak Lugansky (Wladimir Dahl) in 4 starken Bänden. Ein russischer Reimschmied ruft in einer seiner poetischen Inspirationen aus, daß, wenn der Himmel ihm gestatte, sich ein Loos zu wählen, er weder wirklicher Staatsrath, noch Millionair, sondern ein volksthümlicher Schriftsteller zu seyn begehre. Der Himmel erhört nicht immer die Bitten der Sterblichen; den Poetaster ließ er bei seinen Reimen und bestimmte den Kosak Lugansky, wahrscheinlich ohne alle Bitten von seiner Seite, zu einem wahren Volksschriftsteller.

Bei einem jeden Talente ist Einheit und Rundung das schätzbarste Gut; nicht der ist ein Meister, dem Vieles zu Theil ward, ohne daß er mit seinem Gute hauszuhalten versteht, sondern derjenige, dem alles Nöthige zu Gebote steht, wenn er's braucht. Dahl ist nicht allein hoch begabt, sondern er versteht auch mit seinem Talente meisterlich zu schalten. Wenn wir Dahl einen volksthümlichen Schriftsteller nennen, so sind wir bereit, für diese Benennung auch den Beweis zu führen.

Bei dem russischen Publikum herrscht noch die irrige Meinung, daß der ein volksthümlicher Schriftsteller sey, der das Volkspatois spreche, russische Späßchen fabrizire und häufig in seinen Phantasiegebilden lange Expectorationen von glühender Vaterlandsliebe und allertiefster Verachtung für alles Fremdländische zum Besten gebe. In diesem Sinne fassen wir das Wort „volksthümlich" nun keinesweges auf; wir geben diese Benennung demjenigen, der in Folge eines vielbewegten und schicksalsreichen Lebens mit natürlicher Begabtheit das ganze Wesen seines Volks, dessen Sprache und Leben durchdrang, als ob er selbst zum zweiten Male sich nationalisirt hätte, also z. B. Russe geworden wäre. Es ist hier nicht von einer Volksthümlichkeit die Rede, wie sie einem Puschkin und Gogol zugesprochen werden kann, sondern wir nehmen dieselbe in jenem exklusiveren, beschränkteren

*) Vgl. Nr. 43 des Magazins.

Sinne, wo das Talent neuer Bahnen, völliger Unabhängigkeit in der Wahl seiner Richtung weniger als des warmen Gefühls, der angeborenen Theilnahme für sein Volk und einer scharfen oder gutmüthigen Beobachtungsgabe bedarf. In dieser Beziehung läßt sich durchaus kein anderer Schriftsteller in der russischen Literatur Dahl an die Seite stellen. Der Letztere kennt das russische Volk wie seine fünf Finger.

Als vor ungefähr zehn Jahren die erste Sammlung einiger „Sagen des Kosak Lugansky" erschien, erregten sie durch den großen Reichthum an volksthümlichen russischen Wendungen, Ausdrücken und Sprüchwörtern, so wie durch ihren echt russischen Charakter, die allgemeinste Aufmerksamkeit. Zwar konnte man denselben keinen künstlerisch hohen Werth einräumen, doch ihre originelle und frische Färbung zeichnete sie aus, und neben den Possenreißereien der unberufenen volksthümlichen Skribenten wurden sie als bedeutend hervorgehoben. Als erste Versuche eines bemerkenswerthen Talents, wenn auch in einem weniger bedeutenden Genre, verdienten sie dieses Lob. Ihr Verfasser blieb nicht dabei stehen; aus dem Kosak Lugansky wurde — Dahl, und der Letztere steht jetzt erst in der vollen Blüthe seines Talents und seine besten literarischen Leistungen gehören den letztvergangenen Jahren an.

Versuchen wir die Mischungs-Elemente des Dahlschen Talents näher zu bestimmen. Seine Muse ist mit Geist begabt, daran ist kein Zweifel, aber noch mehr mit Verstand und einer tüchtigen Dosis von Mutterwitz; sie hat in ihrer Zeit Mancherlei gesehen und Vieles beobachtet. Humor hat sie wenig, aber desto mehr die Gabe des lustigen russischen Volkswitzes. Sie geht ihren Weg schlicht dahin und sieht aus wie die Gutmüthigkeit selbst; plötzlich fühlt ihr euch beim Schopf gefaßt und die Kralle im Nacken, ihr schaut euch um, — da steht sie mit treuherzigem Blick, als ob nichts vorgefallen wäre. — Der Styl Dahl's ist echt russisch, etwas schwerfällig, zuweilen ein wenig nachlässig (und diese Schwerfälligkeit und Nachlässigkeit hat dennoch ihren eigenthümlichen Reiz), aber er ist auch gedrängt, lebhaft und treffend. Der Kosak Lugansky (ein echter Kosak), geht nicht auf Stelzen einher und spricht mit hochtrabender Rede: „Ich, meine Herren, werde Ihnen jetzt Dies oder Jenes erzählen, dabei bin ich aber ein äußerst sarkastischer, scharfsinniger und gewaltig witziger Mensch!" — Nicht daran zu denken! Wenn man ihm zuhört, so ist er niedriger als Gras und stiller als Wasser, aber mittendrin, im besten Erzählen, hört man Dinge, daß man deckenhoch springen möchte; während man in den Werken jener vorgedachten gelehrten und schönrednerischen Herren Alles findet, nur nicht das, was man darin sucht, nämlich das Neue, das Unerwartete. Es wird dem russischen Leser zuweilen ganz ärgerlich zu Muth, wie dieser Kosak das russische Volk nach allen Seiten in seiner Gewalt hat, aber es ist nichts dagegen zu machen. Zuweilen treibt wohl der Kosak auch seine Possen oder spreizt sich mit Schlag-, Spruch- und Witzwörtchen, doch man verzeiht ihm gern die kleine Schwachheit!

Die größeren Erzählungen gelingen ihm allerdings nicht immer: einen Knoten zu schürzen und zu lösen, das Spiel der Leidenschaften zu schildern, einen vollständigen Charakter folgerecht zu entwickeln, ist weniger seine Sache, mindestens gehört er darin nicht zu den ersten Meistern. Wo die Novelle aber die physiologische Schilderung nicht überschreitet, wo der Verfasser nach der Natur malt und uns den dickbäuchigen Kaufmann oder den russischen Muschik, den Dwornik (Hausknecht), Denschtschik (Offiziers-Diener), den (zu Gast) fahrenden Landedelmann, den Tschinownik niederer Sphäre vorführt, ist man überrascht von der Wahrheit der Auffassung.

In einer Uebersetzung dürften die Dahlschen Productionen dem Ausländer wohl schwerlich zusagen, da Alles in denselben russischen Nationalgeist athmet und sie zu exklusiv volksthümlich sind; der Russe aber erfreut sich daran nicht blos wegen der Portraitähnlichkeit, sondern weil er eben alles echt russische liebt, wie lächerlich es auch an sich seyn möge. Dahl muß manche Jahre seines Lebens im Süden, manche im Osten verbracht haben, jedoch wo wäre er nicht gewesen im weiten russischen Reiche! Moldawaner, Juden, Zigeuner, Bulgaren, Kosaken, Kirgisen — er kennt sie alle. Ihr Leben, ihre Sitten, Städte, Dörfer, die vielgestaltige Natur des Russenlandes zeichnet er meisterlich mit wenigen, aber scharfen Strichen. Das Gedächtniß herrscht bei ihm über die Phantasie, doch ein so treues und rapides Gedächtniß wiegt die lebhafteste Einbildungskraft auf. Man mag zugeben, daß dies Talent bei einer gewissen Monotonie des Lebens, in einem Städtchen hingebracht, sich kaum zur Hälfte entwickelt haben würde, doch giebt's Leute in Menge, die das ganze russische Reich, der Länge und Breite nach, durchreist und doch nichts gesehen oder gehört haben, noch etwas Anderes im Gedächtniß bewahren, als gehaltloses Zeug, oder die überhaupt gar nichts bewahren. Oder ist's etwa kein Talent, jene Fähigkeit, mit einem Blicke die charakteristischen Züge einer Gegend aufzufassen und ihrer Bevölkerung, den kleinsten Ausdruck der verschiedenen Physiognomieen im Fluge zu erhaschen und inmitten aller Trivialität und kleinlicher Misère des Alltagtreibens sich die unerschütterlichste, ungezwungenste Heiterkeit zu bewahren? Bemerkenswerth ist übrigens, daß Dahl, wahrscheinlich im Bewußtseyn seiner scharfmarkirten Originalität, derselben nicht zu freien Spielraum läßt und selten der Manier verfällt, wie z. B. Weltmann (in Moskau), der Verfasser vieler sonst geistreicher Novellen, mit welchem er übrigens manche gemeinsame Züge hat. Eines nur versteht weder Dahl noch die Mehrzahl der russischen Schriftsteller, selbst Gogol nicht — die Schilderung der Frauen. Zuweilen wären auch bei einem so reichbegabten Autor mancherlei triviale und verbrauchte Scherze wegzuwünschen, wie z. B. in den Kapitel-Ueberschriften der Erzählung Bacchus Sidorowitsch Tschailin die folgender Art: „Vom Besen nebst der Laterne bis zum Oberstén und höher hinauf", oder „Vom Strägtscht (Kron-Anwalt) Herrn Neiroff bis dicht auf das Fräulein Kaluchin." Trotz alledem kann man der russischen Literatur und dem Publikum zum Erscheinen der „Gesammelten Schriften Dahl's" Glück wünschen, und deren Erfolg möge ihn noch zu vielen Productionen, wie seine Erzählung „Wurstmacher und Barteussen" oder zu Genreskizzen, wie sein „Uralischer Kosak", sein „Dwornik", „Denschtschik", „Muschik" ermuthigen; den Spielen angereifter Jugendzeit, den Sagen, Mährlein und Parabeln in gereimter Prosa möge er aber von nun an Valet sagen und seine bereits ehrenvolle Stellung in der russischen Literatur immer mehr für die Dauer befestigen. Dr. R. L.

Mannigfaltiges.

— Angelsächsischer Ursprung des Parlaments. Ursprünglich bildeten die „Lords" und die „Gemeinen" eine einzige berathende Versammlung, deren Entstehung bis zur Zeit der Sachsen hinaufreicht. Die Sachsen nannten sie „Michel-Synoth" — großer Rath, später auch great Council — oder „Michel-Gemote" — große Versammlung — *) und „Wittena-Gemote" — Versammlung der weisen Männer — welche letztere Benennung sich am längsten in den angelsächsischen Urkunden erhalten hat. Jedes der sieben Königreiche, aus denen die sächsische Heptarchie bestand, hat seine „Wittena-Gemote" gehabt, welche bei der Vereinigung zu einem einzigen Königreich auch zu einer einzigen Versammlung sich konstituirten. Der „Michel-" oder „Wittena-Gemote", als dem gemeinsamen Landtag, waren die „Schire-Gemotes" (Shire- oder Grafschafts-Versammlungen) untergeordnet, und zwar waren die letzteren gewöhnlich von dem Eolderman („Alderman", Aeltermann) oder Earl (Grafen) geleitet, während seine Beisitzer „Schire-Gerefa" hießen, woraus dann das Wort „sheriff" entstand. In jeder Grafschaft wurde zweimal jährlich eine „Schire-Gemote" gehalten, bei welcher die Richter, die Thane, die Aebte und der sämmtliche Klerus erscheinen mußten und viele Gegenstände verhandelt wurden, obwohl das Ganze mehr das Ansehen eines Gerichtshofes als eines eigentlichen Kreistages hatte. Sharon Turner, der sich mit dem Studium der angelsächsischen Institutionen viel beschäftigt hat, ist der Ansicht, daß die „Wittena-Gemote" hinsichtlich der Stände und Personen, die auf derselben vertreten waren, ganz dem heutigen Parlament ähnlich gewesen, und daß die Mitglieder auch von Wählerklassen der Art, wie sie heutzutage das Wahlrecht in England besitzen, ernannt worden seyen. **) Er meint, daß gerade der Umstand, daß es an jeder Urkunde über die Entstehung des Wahlrechtes der sogenannten freeholders in den englischen Grafschaften fehle, der stärkste Beweis dafür sey, daß der Gebrauch ein unvordenklicher sey und bereits lange vor der normannischen Eroberung existirt habe. Sicher ist auch, fügt Turner hinzu, daß die Vertreter des Landes auf der „Wittena-Gemote" immer schon „Grafschafts-Ritter" (knights of the shire) genannt worden sind. Unter den normannischen Eroberern ging natürlich ein Theil der alten Volksfreiheit verloren. Die Barone allein eigneten sich das Recht an, die Gesetze des Landes zu berathen, und zwar in einem sogenannten Consilium regni. Zum erstenmale findet man unter Heinrich II. (1176) wieder der Anwesenheit der „Gemeinen" bei einem „großen Rathe" erwähnt, den der König in Northampton hielt. Vierzig Jahre später (1215) unterzeichnete König Johann die Magna Charta, welche Blackstone als den Grundstein, als die „main constitution" des gegenwärtigen Parlaments bezeichnet. Neben dem Versprechen, „alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und größeren Barone persönlich, so wie alle anderen hauptsächlichen Grundbesitzer durch den Sheriff und die Baillies aufzufordern, binnen 40 Tagen an gewissen Orten zusammenzutreten, um den Beistand und die Lehnsdienstpflicht, wo sie nöthig, zu leisten", war in der Magna Charta auch die Zusage enthalten, der Stadt London, so wie allen anderen Städten, Burgflecken und Ortschaften, nebst den Cinque ports und anderen Häfen, alle ihre alten Freiheiten und freien Gebräuche zu erhalten. Durch noch vorhandene Urkunden ist festgestellt, daß es damals nur eine einzige legislative Versammlung gegeben; die Trennung in zwei Häuser soll, nach Sir Edward Coke (State Trials), zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Wunsch der Gemeinen stattgefunden haben. Elsynge (Manner of holding Parliaments) sagt, daß die Gemeinen immer einen besonderen Raum für ihre Berathungen gehabt, obwohl sie oft auch mit den Lords in einem und demselben Raume zusammen gesessen.

---

*) Das Wort „michel" in der Bedeutung „groß", bei Kero und Ottfried mikhil und mihil, im Schottischen muckle, im Schwedischen mycken — das sanskritanische maha, das griechische μέγας und das lateinische magnus — findet sich im Deutschen nur noch in einigen alten Namen, wie Mecklenburg — früher „Michelburg", Großburg, im Gegensatze zu „Lützelburg" (Luxemburg), Kleinburg — Mecheln in Belgien, Micheldorf in Oesterreich, und selbst im „deutschen Michel", den wir keinesweges von dem Namen des Erzengels Michael, sondern vielmehr von jenem alten deutschen Worte, das auch so viel wie groß und ungeschlacht bedeutete, ableiten. „Macht" und „mögen" sind übrigens ebenfalls aus jener Wurzel gebildet, und in dem Titel der holländischen Generalstaaten „Hoogmogende" (Hochmögende) werden wir noch an die alte angelsächsische Benennung des Parlaments erinnert, wie denn auch das Wort „Gemote" (Versammlung) in dem holländischen Gemoete und Ontmoeting (engl. meeting) vollständig erhalten ist.

**) History of the Anglo-Saxons, by Sharon Turner, vol. III. p. 180.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Donnerstag den 20. Mai 1847.

England.

Hungersnoth im südlichen Irland.

Irland ist im gegenwärtigen Augenblick der Gegenstand ängstlichster Aufmerksamkeit, peinlichster Verlegenheit und stärksten Mitleidens. Wenn bisher die Leiden und Klagen Irlands periodisch die Blicke Großbritaniens auf sich zogen, so schaut bei seinen heutigen Kalamitäten die ganze Welt auf das unglückselige Land. Irland befindet sich in jenem Stadium, wo ein allgemeines Leiden zum heftigsten Ausbruche gekommen ist, im Zustande eines nothwendigen Ueberganges. Die legalen Heilmittel, mit denen man seinen ehemaligen Beschwerden von Zeit zu Zeit begegnete, sind gerade jetzt ohne Nutzen. Es handelt sich nicht mehr um politische Zugeständnisse, sondern die Gesetzgebung muß herabsteigen zu den physischen Zuständen des Volkes und den Krankheiten entgegentreten, die in ihm krebsartig um sich gefressen haben. Nur auf diesem Wege kann eine Kur versucht werden. Während aber einerseits Alles auf eine große Revolution in den socialen Verhältnissen Irlands deutet, ist zugleich durch das plötzliche Elend des Landes das Precaire und Hülflose seines früheren Zustandes sichtbar geworden.

Die wirklichen Zustände Irlands werden im übrigen Königreiche nicht richtig gewürdigt. Die Bevölkerung der Schwesterinsel begreift es nicht, wie das Mißrathen der Kartoffel-Aerndte das Land von seinem Mittelpunkte bis zur See in konvulsivische Erschütterung zu versetzen, alle sociale Interessen zu verwirren und ein ganzes Volk in Bettler zu verwandeln vermochte. Man weiß, daß in England eine solche Mißärndte nur eine Unannehmlichkeit seyn würde, der leicht zu begegnen wäre, und indem man — in vollständiger Unkenntniß der irischen Zustände — von der größeren auf die kleinere Insel schließt, kömmt man zu den allerunrichtigsten Resultaten. Man sollte jedoch wissen, daß, wenn Irland von einer gräßlichen Hungersnoth heimgesucht wird, die Quelle dieser Kalamität nichts Anderes war, als eben die Kartoffel-Mißärndte; daß die Wichtigkeit der Kartoffel für Irland die Wirkung zugleich und Ursache der Gesunkenheit des Landes ist, und daß dieses Verhältniß schon seit Generationen in einem unheilschwangeren Zirkel wirkt.

Irland ist ein ackerbautreibendes Land, dessen Hülfsquellen fast gänzlich in den Erzeugnissen seines Bodens bestehen. Es besitzt nur wenig Manufakturen, von denen es nur geringen Vortheil zieht, und um seinen Handel — der größtentheils ein Ausfuhrhandel — ist es gerade jetzt, wie wir sogleich sehen werden, noch schlimmer bestellt. Seine Bergwerke sind unerforscht, seine Fischereien nicht einträglich, seine Eisenbahnen todt geboren oder noch anzulegen. Es hatte bisher nur Eine Hülfsquelle, nämlich sein Acker- und Weideland, wobei noch bemerkt werden muß, wie die irische Landwirthschaft über die ersten Anfänge noch nicht hinaus ist. Im J. 1831 stellte es sich heraus, daß in Irland 1,131,715 Köpfe beim Ackerbau beschäftigt waren, während dieselbe Klasse der Bevölkerung im übrigen Königreich nur 1,055,982 Köpfe zählte, ein Verhältniß, das noch auffallender wird durch die Thatsache, daß es in Großbritanien über 34 Millionen, in Irland nur 14,500,000 Acres bebautes Land gab. Schließt man von jener Periode auf die gegenwärtige — wozu man wohl befugt ist — so findet sich, daß Irland 5 Ackerleute, wo Großbritanien 2, zählt; daß, während in letzterem ein Viertel der Bevölkerung auf einem größeren Flächenraum von der Kultur des Bodens lebt, in ersterem zwei Drittel auf einem geringeren Umfang von kulturfähigem Ackerland zu leben mehr versuchen, als in der That leben.

Bei einem solchen Zustande der Dinge ist ein Antheil an dem Grund und Boden des Landes schon lange eine Nothwendigkeit in Irland und die Existenz ein Gegenstand des Kampfes geworden, der um so heftiger werden mußte, je mehr die Volkszahl wuchs. Daraus folgte, daß die Grundeigenthümer sich die Vortheile ihrer Stellung zu Nutze machten; sie gediehen durch die Konkurrenz, die sich unter den niederen Klassen der Bevölkerung erzeugte, der einzige Handelsgegenstand im Lande war ihr Monopol, und der Betrag ihres Gewinnes hing nur von ihrer Discretion ab. Es gab keinen anderen Industriezweig, zu dem die von ihnen abhängige Klasse sich wenden konnte, und so war diese letztere, die wußte, daß sie um ihre Existenz kämpfte, genöthigt, sich Einer den Anderen bei ihren Pachtungen zu überbieten, indeß die Eigenthümer kaltblütig zuschauten und auf das unbesonnenste Gebot zuschlugen. In Tausenden von Fällen war es dem Pächter unmöglich, seine Pacht zu bezahlen, und so folgten gewaltsame Austreibungen und daraus wieder die Unternehmungen einer wilden Rachsucht, die sich selber ihr Recht zu verschaffen suchte. Allein es entsprangen aus diesem Verhältniß auch noch andere, allgemeinere, mit unserem Gegenstande näher zusammenhängende Folgen.

Im Allgemeinen suchten die Afterpächter (under-tenants), so schwer es auch ging, ihre Pacht zu entrichten; das zeigt schon die Armuth, der sie sich nicht zu entwinden vermochten, das ganze Elend ihres Zustandes, der wenig besser als der der Wilden war. Der irische Pächter gab, sein und der Seinigen Leben ausgenommen, für Nahrung und Obdach Alles dahin. Wenn er Hafer, Gerste, Weizen baute oder ein Schwein mästete, so geschah das nicht für sich und seine Familie; es geschah, um die Pacht erschwingen zu können. Für ihn war die Kartoffel da; sie war es, die den armen Pächter in den Stand setzte, den Ansprüchen des Eigenthümers oder Zwischenpächters zu genügen und sich den Schutz seines Daches zu sichern. Auf diese Weise waren die Anstrengungen des irischen Ackersmannes nur einträglich für Andere, ja so gewohnt war er dieses seines Zustandes, daß seine kühnsten Wünsche nie weiter gingen, als dahin, es möge Alles nur beim Alten bleiben. Daher bot das irische Ackerland den Anblick eines schreienden Kontrastes dar — auf der einen Seite ein unverantwortlicher Reichthum, auf der anderen ein hülfloser Halbpauperismus; hier genossen indolente, an- oder abwesende Landeigenthümer — den Tagelohn der Arbeiter abgerechnet — den ganzen Ertrag des Bodens, ohne daß sie ihrerseits für Verbesserungen irgend etwas leisteten, dort vervielfältigte der Ackersmann, unter Entbehrungen und Leiden, denen kein Hottentotte sich unterzöge, sein Geschlecht. So in sich selber gespalten, vermochten die Interessen des Ackerbaues einer unversehens hereinbrechenden Kalamität nicht zu widerstehen.

Man weiß, daß die Kartoffel-Aerndte des J. 1845 gänzlich mißrieth. Es war der Vorsicht Sir Robert Peel's, der große Vorräthe von Mais aus Amerika kommen ließ, zu verdanken, wenn sich die Bevölkerung in den ersten Monaten des Jahres 1846 vor dem äußersten Mangel geschützt sah. Das Ministerium Russell setzte darauf die Arbeits-Tax-Bill (labour-rate-Act) durch, deren Zweck war, daß die Agrikultur-Interessen unterstützt werden sollten, um die Folgen der Kalamität, welche sie so schwer betroffen, zu mildern. Es wurden, um den Leiden des Landes ernstlich zu begegnen, von Seiten der Regierung Vorschüsse gemacht, für welche der Grund und Boden als Hypothek diente. Diese Vorschüsse sollten in zehn Jahren durch die Grundeigenthümer zurückerstattet werden. Die Absicht des Ministers war ferner, dem Volk Beschäftigung zu geben, welche Beschäftigung in dem Bau von neuen und in der Wiederherstellung von alten Landstraßen bestehen sollte. Beschäftigung beim Ackerbau war vorsichtigerweise von der Maßregel ausgeschlossen.

Als dieser Plan zur vollständigen Ausführung kam, war die Arbeits-Akte im ganzen Lande zur Nothwendigkeit geworden; denn die Kartoffel-Aerndte des Jahres 1845 war, vermöge der Kartoffelkrankheit, weit vor der gewöhnlichen Periode verbraucht, so daß der Sommer die Bevölkerung in einem beispiellosen Zustande des Mangels finden mußte. Der Lord-Lieutenant rief, den Bestimmungen der Akte gemäß, außerordentliche Sessionen zusammen, die über die Lage des Landes Bericht erstatten sollten. Die ganze Maschinerie der gouvernementalen Maßregeln, welche das Volk vor Hungersnoth schützen sollte, ward in Bewegung gesetzt; Geld-Vorschüsse auf Grund und Boden zum Betrage der den Eigenthümern und Pächtern zur Last fallenden Steuer wurden gemacht, und die Regierung übernahm sammt allen Auslagen zugleich die Oberaufsicht über die beschlossenen Arbeiten. Eine Masse von Beamten: Commissaire, Inspecteure, Ingenieure, Zahlschreiber wurden angestellt, die endlich — vom Vicekönig bis zum Chaussee-Aufseher hinunter — sich auf 11,500 Köpfe beliefen. Als die Zeit der Kartoffel-Aerndte erschien, fand es sich, daß diese noch trauriger als die des vorhergegangenen Jahres ausgefallen war. Der Zustand der Kartoffeln war so schlecht, daß die Leute sie meist gar nicht ausgruben; sie behaupteten, es sey der Mühe gar nicht werth, sie aufzubewahren, und wendeten vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf die von der Regierung unternommenen Arbeiten, in dem festen Glauben, daß durch diese allein ihren Leiden werde abgeholfen werden. Der Schlag, den das Land bereits erlitten, hatte die Gewohnheiten des Bauersmannes gelockert; die Arbeiten, wie sie die Jahreszeiten gebieten, wurden auf den Pachtungen unterlassen, Aller Gedanken waren den Straßenbauten zugewendet, als wenn für das kommende Jahr nicht zu sorgen gewesen wäre. Allein dies war ein unvermeidliches, wenn auch von der Regierung vielleicht nicht sogleich vorausgesehenes Resultat. In Irland bezahlt der größere Pächter in der Regel seine Arbeiter dadurch, daß er ihnen Wohnung, Gras für ihre Schafe oder Conacre-Land giebt, welches letztere vorzüglich in Betracht kömmt. Conacre-Land ist nämlich

solches bebautes oder unbebautes Land, welches dem Arbeiter geliehen wird, auf dem er sich und seine Familie nährt und wofür er den Pächter durch seine tägliche Arbeit bezahlt. Als die Kartoffel-Krankheit sich zeigte, weigerte sich der größere Theil der Arbeiter, seine Kontrakte mit den Pächtern zu halten; sie wollten, da es um ihr gewöhnliches Nahrungsmittel geschehen war, nicht länger arbeiten und sahen sich nach anderen Wegen um, Brod für sich und ihre Familien zu erwerben. Die Pächter selbst, halb ruinirt durch die Vernichtung ihrer Hauptstütze, konnten ihre Arbeiter nicht in Gelde bezahlen, und die Letzteren, die zu jeder Zeit das Geld der Regierung — dessen Auszahlung ihnen sicherer und prompter dünkte — dem Lohn der Pächter vorgezogen hätten, nahmen Hacke und Schaufel, um sich zu den Straßen-Arbeiten zu begeben.

Es dauerte nicht lange, so enthüllten sich der Regierung die traurigen Folgen von allem diesem. Sie sah, wie die Felder verlassen wurden, und bestimmte — um diesem Uebelstaande abzuhelfen — daß der Lohn bei den Straßenbauten den Lohn nicht überschreiten sollte, welchen der Feldarbeiter durchschnittlich in gewöhnlichen Jahren erhält. Sie setzte demgemäß den Lohn des Arbeiters auf acht Pence (6⅔ Sgr.) fest, damit er nicht seine Dienste denjenigen Landbesitzern, die Lust hätten, ihn zu beschäftigen, verweigern möchte.

Mittlerweile erhoben die Grundbesitzer laute Klagen über die Akte, deren üble Folgen sie prophezeiten; sie protestirten gegen den unproduktiven Straßenbau, in dem sie nichts sahen, als eine den Armen außerhalb der Armenhäuser verabreichte Unterstützung; sie forderten die Regierung auf, das Prinzip der Bill fallen zu lassen und die Meliorirung kulturfähigen Landes zu ermuntern, ja sie kamen innerhalb zweier Monate mit Bitten und Drohungen so weit, daß die Regierung, mit Verletzung der ursprünglichen Intention der Akte, unter gewissen Beschränkungen die Erlaubniß ertheilte, die Verbesserung von Landgütern zu unternehmen, und die Taxe nachließ. Allein dies konnte das bereits geschehene Uebel nicht wieder gut machen. Es fanden sich in den Instructionen der Regierung Schwierigkeiten vor, die diejenigen zurückschreckten, welche sonst die gemachten Bewilligungen benutzt haben würden. Das zunehmende Unglück des Jahres endlich raubte der Maßregel allen Erfolg.

Während des Herbstes breitete sich das System öffentlicher Wegearbeit über das Land aus. Indessen hatte die vollziehende Gewalt sich an eine Aufgabe gewagt, der sie, unvorbereitet zumal, wie sie war, auch beim besten Willen sich nicht gewachsen fand. Im Anfang fehlte es, wie an der hinlänglichen Anzahl, so an dem nöthigen Geschick der Beamten. Lange Aufschübe erfolgten, die Bevölkerung sah sich in ihren Erwartungen getäuscht, und in den zahlreichen Distrikten, in denen sie auf keine andere Hülfsquellen zu rechnen hatte, wurden ihre Leiden schwer. Währenddessen waren die Kornpreise in London und Liverpool, und mit ihnen die in den irischen Hafenstädten gestiegen; Hiobsposten, daß im südlichen Irland Menschen den Hungertod gestorben, setzten das Reich in Bestürzung.

Die Regierung, wie bemerkt, hatte den Arbeitslohn auf täglich acht Pence bestimmt, während sie zugleich ein ungewöhnliches System der Armen-Unterstützung bei den Straßenbauten befolgte. Es durfte von Einer Familie immer nur Ein Mitglied Beschäftigung bei diesen Arbeiten erhalten, dergestalt, daß sich der Arbeiter in einem elenderen Zustande befand, als in dem bei gewöhnlichen Kartoffelärndten, so traurig letzterer auch war. In solchen Jahren konnte seine Familie wenigstens auf andere Weise Beschäftigung und Lohn finden, während er allein es fast war, der sie durch seine Arbeit beim Straßenbau erhalten sollte. Doch ist das noch nicht Alles. Der Preis des indischen Mais stieg von 9 Pfd. pro Tonne, was sie zu Anfang des Jahres kostete, bis zu 19 Pfd., was sie gegen Ende des Jahres galt. Das inländische Getraide hatte sich in demselben schrecklichen Verhältnisse vertheuert. Der Chaussee-Arbeiter erhielt, um eine Familie von fünf Köpfen — eine Durchschnittszahl, die noch zu niedrig ist — zu ernähren, wöchentlich vier Shilling, mit denen er alle Bedürfnisse der Seinigen bestreiten sollte, während der Preis des einzigen ihm zugänglichen Nahrungsmittels doppelt so theuer war, als man sich erinnern konnte, daß es je gewesen.

Noch Weiteres kömmt hinzu, um die Thatsache, daß Arbeiter den Hungertod gestorben, zu erklären. Lord John Russell, bei allen seinen guten Gesinnungen für Irland, wollte doch auch die Interessen des Handels schonen. Er wollte die Handelsgesetze nicht beeinträchtigt wissen und weigerte sich, von Regierungs wegen Getraide aus fremden Ländern einzuführen, dergleichen Operationen dem gewöhnlichen Laufe des Handels überlassend. So geschah es, daß die Kaufleute sich in Monopolisten verwandelten und das Material zum Brodbacken dem Volk zu theuer wurde. Man fand es darauf wünschenswerth, daß die Regierung Depots von im Inlande angekauftem Getraide in den entfernteren Distrikten anlegen möchte, damit der Arbeiter, wenn er mit seinem Wochenlohn zu seiner Familie zurückkehrte, sein Weib nicht meilenweit in die nächste Marktstadt zum Einkauf auszuschicken brauche. Von anderer Seite erhob man die Forderung, daß der Lohn im Verhältniß der Preise erhöht werden sollte, doch vergebens. Es wurde in offizieller Weise erwidert, daß es gegen die anerkannten Gesetze der National-Oekonomie verstoßen heiße, wenn man durch dergleichen Erpressungen die merkantilen Interessen verwirre. Die irische Presse kommentirte diesen Ministerial-Erlaß so schonungslos, daß man sich in der Schwesterinsel über eine solche Heftigkeit sehr skandalisirte, Uebertreibungen zu bemerken glaubte, und daß die Vorurtheile des Engländers — ohne daß jedoch seine Großmuth sich gänzlich verleugnete — neuerdings angeregt wurden.

Schon hieraus läßt sich entnehmen, daß, trotz der Maßregeln der Regierung, gar wohl Menschen Hungers sterben konnten. Noch andere Ursachen trugen dazu bei, Lord Russell's Plan in seiner Wirksamkeit zu schmälern. Zuerst erregte die Art und Weise, wie die Listen der Hülfsbedürftigen angelegt wurden, großes Mißvergnügen. Niemand, der eine zu 6 Pfd. abgeschätzte Pacht besaß, durfte in denselben eingetragen werden, während es doch notorisch war, daß Tausende, die eine solche Pacht besaßen, nicht minder hülfsbedürftig waren, als Andere, die keine Pacht hatten. Dann ging, ehe ein Name auf die Liste gesetzt wurde, eine ermüdende Untersuchung vorher. Allein damit war das Leiden keinesweges zu Ende, denn in unzähligen Fällen mußte der Arbeiter, wenn sein Name längst auf der Liste stand, noch wochenlang warten, bis er wirklich Beschäftigung erhielt. Auch die geringe Anzahl der Ingenieurs veranlaßte Verzögerungen. Wenn die Arbeiter an dem zum Beginn des Baues bestimmten Platze erschienen, war kein Ingenieur zu sehen. Wenn, nach lange getäuschten Hoffnungen und nachdem Mancher ins Grab gesunken war, endlich der Arbeiter wirklich Beschäftigung erhielt, so war die Verbesserung für ihn nicht groß. Nasses Wetter oder sonst etwas hinderte ihn vielleicht, einen Tag zu arbeiten, und wenn auf solche Weise sein Wochenlohn um 8 Pence geschmälert wurde, so war das ein schwerer Schlag für ihn. Setzte er sich dem schlechten Wetter aus, so vollendete dieses, was Mangel und Noth begonnen hatten. Es ist bekannt, wie schwächlicher Natur dergleichen Leute sind.

Um der Trägheit, die sich bei den Arbeiten zu erkennen gab, zu steuern, ergriff die Regierung den Ausweg, daß sie ein bestimmtes Arbeitsquantum forderte. Dabei stellte sich zwar eine größere Einnahme für den Arbeiter heraus, diese jedoch wurde neutralisirt durch die größere Anstrengung, zu der er in seinem halbverhungerten Zustande unfähig war. Die Arbeit wurde truppweise angewiesen, der Betrag derselben durch die Aufseher geschätzt und dann unter die Einzelnen vertheilt. In den bestbezahlten Distrikten stieg der Lohn auf 1 Shilling (10 Sgr.) täglich, allein während diese Summe selten überschritten wurde, gab es Tausende von Beispielen, in welchen sie sich nicht auf die Hälfte belief. Die Folgen hiervon werden wir sogleich sehen.

Gegen Ende des verflossenen Jahres hatte die Hungersnoth sich über sämmtliche Distrikte des südlichen Irlands ausgebreitet; die Lage derjenigen, die dem Meere am nächsten liegen, war die traurigste. Das Terrain in diesen letzteren ist größtentheils hügelig, unfruchtbar, ungeeignet zur Kultur; nur Kartoffeln werden stellenweise und nach dem Conacre-System gebaut. Auf den Kartoffeln und auf den Fischereien beruhte die Existenz der Bevölkerung. Allein die schlecht organisirten Fischereien gehören mit zu den Uebelständen Irlands. Die Zubuße, welche sie lieferten, war stets precair, und jetzt, wo der Fischer seiner Hauptnahrung und mit ihr alles Muthes und aller körperlichen Kraft beraubt war, konnte er sein Geschäft nicht länger mit Erfolg fortsetzen. Dazu nehme man das rauhe Wetter der winterlichen Jahreszeit, und man wird die Unzulänglichkeit der Aushülfe, welche die Fischereien liefern konnten, begreifen. So geschah es, daß die Bevölkerung sich überall zu den Regierungs-Arbeiten, als ihrer besten, ja einzigen Hülfsquelle, wendete.

In Skibbereen, Bantry und Skull zeigte die Noth sich zuerst und in der größten Stärke; gegen Ende November starben zwei Menschen in Skibbereen vor Hunger. Schon im Oktober war in Skull und Bantry der Mangel an Nahrungsmitteln fühlbar. Anfangs Dezember war in Croß-Carbery die Noth bereits dergestalt gestiegen, daß die Unterstützungs-Kommission des Distrikts der Ansicht war, daß, wenn der von der Regierung ausgesetzte Lohn nicht erhöht oder der Preis der Nahrungsmittel nicht herabgesetzt werde, die Hälfte der Bevölkerung darauf gehen müsse.

In Skibbereen ging am 16. Dezember ein Mann, der keine Beschäftigung bei den Straßenbauten finden konnte, zwölf Meilen weit, um seine Schuhe — das einzige Eigenthum von geringem Werth, welches ihm noch geblieben war — in der Stadt zu versetzen und etwas Brod für seine Familie zu kaufen. Mit dem Brod unter seinem Rock machte er sich auf den Rückweg durch die schneebedeckte Gegend und fiel sterbend zu Boden, als er an seiner Thür wieder anlangte. In South-Reen wurden die Sterbefälle so häufig, daß man die Leichen ohne Särge zu begraben begann. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Schluß.)

Die National-Versammlung ergriff, mit Ausnahme der konstitutionellen Partei, diese Idee, wie der Haß eine ihm dargebotene Waffe ergreift. Der König fühlte den Schlag, und Dumouriez verstand die sich unter diesem Vorschlage bergende Hinterlist. Als er mit Servan im Staatsrath zusammentraf, konnte er seinen aufrichtigen Zorn nicht zurückhalten. Als loyaler Vertheidiger des Königs, überhäufte er den Kriegsminister mit Vorwürfen, der dieselben in ausweichendem, aber zugleich herausforderndem Tone beantwortete. Die beiden Minister legten die Hand an ihren Degen, und ohne die Gegenwart des Königs und das Dazwischentreten ihrer Kollegen würde im Staatsrath Blut geflossen seyn. — Der König wollte die Sanction des Dekrets über die 20,000 Mann verweigern. „Es ist zu spät", sagte Dumouriez; „Ihre Weigerung würde blos Ihre leider nur zu gegründeten Befürchtungen verrathen, die Sie sich hüten müssen, Ihren Feinden zu zeigen. Genehmigen Sie das Dekret; ich übernehme es, die aus der Zusammenziehung der Truppen entstehende Gefahr zu beschwichtigen." Der König verlangte Zeit zur Ueberlegung.

Am folgenden Tage stürmten die Girondisten auf den König mit der Forderung ein, das Dekret wegen der nichtvereidigten Priester zu genehmigen. Hier aber begegneten sie der religiösen Ueberzeugung Ludwig's XVI., welcher, gestützt auf seinen Glauben, erklärte, daß er eher sterben werde, als die Verfolgung seiner Kirche zu sanktioniren. Dumouriez bestand eben so sehr wie die Girondisten auf der Genehmigung, aber der König war unerschütterlich. Vergeblich stellte ihm Dumouriez vor, daß er durch seine Weigerung die Priester einem allgemeinen Blutbade aussetzen und sich so verantwortlich für das vergossene Blut machen würde; vergeblich erinnerte er ihn daran, daß er durch einen abschlägigen Bescheid dem Ministerium seine Popularität und ihm so alle Hoffnung rauben würde, die Monarchie zu retten; vergeblich wandte er sich an die Königin und beschwor sie bei ihren Empfindungen als Mutter und Gattin, sich mit den Ministern zur Ueberredung des Königs zu vereinigen. Die Königin selbst war lange Zeit ohne Macht. Endlich schien der König zu schwanken. In einer geheimen Unterredung mit Dumouriez forderte er diesen auf, ihm drei Minister an die Stelle Roland's, Clavière's und Servan's vorzuschlagen. Dumouriez war bereit: er bezeichnete ihm Vergennes für die Finanzen, Naillac für die auswärtigen Angelegenheiten, Mourgues für das Innere. Er für seine Person reservirte sich das Portefeuille des Kriegs, durch das er in diesem Zeitpunkte diktatorischer Minister wurde. Roland, Clavière und Servan, tief erbittert durch eine Entlassung, die sie selber mehr hervorgerufen, als vorhergesehen, eilten mit ihren Klagen in die National-Versammlung, wo sie wie Märtyrer ihres Patriotismus empfangen wurden.

Jetzt zeigte es sich, wie klug damals Madame Roland gehandelt hatte, als sie ihren Gemahl dazu bewog, jenen patriotischen Brief an den König zu schreiben. Er las ihn nunmehr der National-Versammlung vor, indem er den Glauben erheuchelte, als sey die Entlassung der Minister eine Strafe seines Muthes. Denn die patriotischen Rathschläge und Warnungen, die er darin dem Könige machte, verwandelten sich jetzt in eben so viele Anklagen gegen den unglücklichen Fürsten. Niemals hatte Ludwig XVI. von den Parteigängern einen furchtbareren Schlag erhalten, als der war, den sein eigener Minister auf ihn führte. Die Leidenschaften verwirren das Gewissen des Volks; es giebt Tage, wo Treulosigkeit für Heroismus gilt. Die Girondisten machten aus Roland einen Helden. Man befahl den Druck des Briefs und sandte ihn in alle 83 Departements. Roland entfernte sich, mit Beifall überschüttet. Dumouriez trat in die Versammlung und wurde mit Zischen und Pfeifen empfangen. Aber er hatte auf der Rednerbühne dieselbe Kaltblütigkeit, wie auf dem Schlachtfelde. Er begann damit, der Versammlung den Tod des Generals Gouvion anzuzeigen. „Er ist glücklich", sagte er mit Trauer in Ton und Mienen, „gestorben zu seyn im Kampf gegen den Feind und nicht mehr Zeuge unserer Unordnung seyn zu müssen. Ich beneide ihn um seinen Tod." Man fühlte in seinem Accent die ernste Heiterkeit einer starken Seele, die entschlossen ist, gegen die Parteien bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. Darauf las er eine Schrift über das Kriegs-Ministerium. Ihr Eingang enthielt Angriffe gegen die Jakobiner und forderte Achtung für die Minister der ausübenden Gewalt. „„Hört Ihr den Cromwell!"" rief Guadet mit donnernder Stimme. „„Er glaubt sich schon so sicher in seiner Herrschaft, daß er wagt, uns Rathschläge zu ertheilen."" — „Und warum nicht?" sagte mit Stolz Dumouriez, indem er sich gegen den Berg wandte. Seine Sicherheit imponirte der Versammlung und seine militairische Haltung flößte dem Volk Achtung ein. Die Feuillants-Deputirten verließen mit ihm die Versammlung und begleiteten ihn in die Tuilerien. Der König kündigte ihm an, daß er bereit sey, dem Dekret über die 20,000 Mann seine Zustimmung zu geben. Was aber das Dekret über die Priester beträfe, so sey sein Entschluß gefaßt. Er trug dem Minister auf, einen Brief von seiner Hand an den Präsidenten der Versammlung zu übergeben, der die Gründe für sein Veto enthielte. Die Minister verbeugten sich und trennten sich voller Bestürzung und Furcht über die Dinge, die da kommen würden.

Als Dumouriez nach Hause zurückkehrte, erfuhr er, daß in der Vorstadt St. Antoine Zusammenrottungen stattfänden. Er benachrichtigte den König davon, der aber glaubte, man wolle ihn einschüchtern; er verlor sein Vertrauen zu Dumouriez. Dieser bot seine Entlassung an; sie wurde angenommen. Das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums erhielt Chambonas; das des Kriegs Lajard, ein Militair von der Partei Lafayette's; das des Innern von Monciel, ein constitutioneller Feuillant und Freund des Königs. Es war der 17. Juni; die Jakobiner, das Volk, geleitet von den Girondisten, setzten schon die Hauptstadt in Bewegung; Alles kündigte einen nahen Aufstand an. Der König sah Dumouriez zum letzten Male. Der Abschied des Monarchen von seinem Minister war herzergreifend.

„Sie gehen also zur Armee", sagte der König. — „„Ja, Sire"", erwiederte Dumouriez. „„Ich würde mit wahrer Herzenderleichterung diese schauderhafte Stadt verlassen, wenn ich nicht das Gefühl der Gefahren mit mir nähme, in denen ich Ew. Majestät zurücklasse. Hören Sie mich, Sire, wir werden uns nicht wiedersehen. Ich zähle dreiundfunfzig Jahre und habe Erfahrung. Man mißbraucht Ihr Vertrauen in Betreff des Dekrets über die Priester. Man will Sie zum Bürgerkriege führen. Sie sind ohne Macht, Sie werden unterliegen, und die Geschichte wird Sie zwar beklagen, aber auch des Unglücks Ihres Volks beschuldigen."" Der König saß an dem Tische, wo er eben die Rechnungen des Generals unterzeichnet hatte. Dumouriez stand vor ihm mit gefalteten Händen. Der König nahm seine Hände in die seinigen und sprach zu ihm mit bewegtem, aber resignirtem Tone: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nur an das Glück Frankreichs denke!" — „„Ich zweifle nicht daran"", erwiederte Dumouriez gerührt. „„Aber Sie sind Gott nicht nur für die Reinheit Ihrer Absichten, sondern auch für den verständigen Gebrauch der Mittel verantwortlich, die Sie zu ihrer Erreichung anwenden. Sie glauben die Religion zu retten, Sie werden sie zerstören, Sie werden die Ermordung der Priester herbeiführen. Ihre Krone wird Ihnen geraubt werden; vielleicht werden selbst Sie, die Königin, Ihre Kinder ....."" Er vollendete seine Worte nicht, sondern drückte einen stummen Kuß auf die Hand des Königs, der sich der Thränen nicht enthalten konnte. „Ich mache mich auf den Tod gefaßt", sagte dieser traurigen Tones, „und verzeihe im voraus meinen Feinden. Ihnen aber, Dumouriez, werde ich für Ihre Theilnahme stets dankbar bleiben. Sie haben mir wie ein treuer Diener und Freund beigestanden. Ich achte Sie. Leben Sie wohl. Seyen Sie glücklicher als ich." Indem Ludwig XVI. diese Worte sagte, trat er in eine Fensternische, um seine Verwirrung zu verbergen. Dumouriez ging und sah ihn nicht wieder, wie er vorhergesagt. Einige Tage verschloß er sich in einem abgelegenen Viertel von Paris und reiste darauf, da er die Armee als das einzige Asyl ansah, wo ein Bürger noch seinem Vaterlande dienen konnte, nach Douay, dem Hauptquartier von Luckner, ab.

Staat und Kirche, Glaubenszwang und Gewissensfreiheit.

(Bei Gelegenheit des Buches: „La Liberté de Conscience et le Statut religieux", von Portalis.)

(Schluß.)

Wenn Herr Portalis das religiöse Gefühl für ein dem Menschen wesentliches und daher den Fanatismus — den er eine krankhafte Ausartung dieses Gefühls nennt — noch immer für möglich hält, so stimmt der Rezensent ihm in dieser Ansicht bei. Wenn Herr Portalis ferner meint, daß es, um einer solchen Möglichkeit vorzubeugen, nothwendig sey, die Prinzipien der Gewissensfreiheit, sammt den aus diesen Prinzipien fließenden Konsequenzen, festzustellen, um so den Völkern und Regierungen die Gefahren zu bezeichnen, welche die Nichtachtung jener Grundsätze im Gefolge haben, so ist wiederum der Kritiker derselben Meinung. Der Verfasser weiß es — sagt er — daß die Frage sich nicht sowohl erschöpft, als sich nur in andere Formen kleidet, und daß ein jedes Jahrhundert sie auf seine eigene Weise lösen muß.

Dennoch — fährt er fort — ist es anzuerkennen, daß es hier Prinzipien von ewiger Wahrheit, von einer für alle Orte und Zeiten gleichmäßigen Gültigkeit giebt. Wir können daher die Art und Weise nicht billigen, wie Herr Portalis diese Prinzipien bestimmt und sie auf die Thatsachen anwendet, die wir in der Nation und unter den Zeitgenossen vorgehen sehen. Der Grundsatz, daß der größeren Zahl größere Rechte als der geringeren Zahl einzuräumen seyen, dürfte zu bestreiten seyn. Wenn die Gewissensfreiheit ihren Grund in der Natur und Bestimmung des Menschen hat, wenn das Gewissen des Einen dem Gewissen des Anderen vollkommen ähnlich steht, wenn der moralische Werth bei allen Gewissen derselbe ist, wenn das eine darum dem anderen nicht geopfert werden darf, weil der moralische Werth eines jeden Gewissens ein absolutes, das Ziel eines jeden ein solches ist, dem es zustreben muß, wenn es endlich eine Autonomie des Gewissens giebt, die individuell und unantastbar ist, so folgt daraus, daß das Recht des Einzelnen das Recht Aller, das Recht Aller das Recht jedes Einzelnen, und das Recht Mehrerer nichts Anderes ist, als das Recht des Einzelnen, so oft gesetzt, als jener Mehrere sind. Allein dieses wiederholte Setzen fügt dem Rechte der Einzelnen schlechterdings nichts hinzu. Alle zusammen haben nach ihrem religiösen Rechte nicht die mindeste Befugniß, das Gewissen eines Einzelnen zu verletzen, isolire es sich auch noch so sehr, um seinen religiösen Bedürfnissen zu genügen.

Mit Benjamin Constant und Anderen unterscheidet Portalis zwischen dem religiösen Gefühl und der Form, unter welcher es sich bethätigt. Das erste dieser beiden, eine Religion konstituirenden Elemente ist bei weitem weniger verschieden, als das zweite; das eine scheint mehr dem geistigen, das andere mehr dem materiellen Theil unserer Natur anzugehören. Herr Portalis unterscheidet ferner zwischen der religiösen Moral und dem Kultus (formes religieuses), von denen die erste ihm Zweck, der andere Mittel ist. Er will damit jedoch nicht sagen, daß die Kulte ohne Bedeutung seyen, er will sie nicht einmal dann, wenn sie sich als unvollkommen erweisen, vernichtet wissen. Ein unschuldiger, der Moral nützlicher Kultus, mag der Glaube, auf den er sich gründet, wahr oder falsch seyn, muß geachtet, es muß ihm dieselbe Freiheit eingeräumt werden, wie der religiösen Idee selber, die sich öffentlich in ihm ausspricht. Auch diesen Bemerkungen pflichtet der Kritiker der Revue bei, nur daß er abermals seinen Vorbehalt zu Gunsten einer freien Kontroverse macht.

Eine nothwendige Folge der Freiheit des Kultus ist, nach Portalis, die Freiheit, sich keinem einzigen Kult anschließen zu dürfen, woraus sich weiter ergiebt, daß es keine Religionsgesetze geben darf, d. h. daß keine Religionspflichten unter Androhung von Strafen vorgeschrieben werden dürfen. Wenn es daher — fügt der Kritiker mit einem bitteren Blicke auf Frankreich hinzu — in einem Lande, in dem die Gewissensfreiheit proklamirt ist, noch Gesetze giebt, die gewisse religiöse Observanzen vorschreiben, und wenn sich Richter fänden, die religiösen Gebräuchen in dem Recht, welches sie anzuwenden haben, eine Stelle vergönnen, so sind jene veralteten Gesetze eine Schmach des Gesetzgebers, der sie noch nicht abschaffte, und jene Richter gehören weder ihren Sympathieen, noch ihrer Intelligenz nach ihrem Jahrhundert an.

Was das Verhalten des Staats gegen die verschiedenen Konfessionen betrifft, so soll dasselbe, nach Portalis, nicht von der Güte, d. i. von der Wahrheit jener Konfessionen abhängen, sondern sich nach der Anzahl der Bekenner einer jeden richten. Besitzt eine Konfession nur sehr wenige Anhänger, so soll sie geduldet, ist die Menge ihrer Bekenner schon bedeutend, so soll sie autorisirt, hat die Masse derselben noch mehr zugenommen, so soll sie anerkannt und die Besoldung ihrer Geistlichen vom Staate übernommen werden. Auch wir — bemerkt zu dieser Stelle unser Kritiker — sind der Ansicht, daß der Staat die Güte einer Konfession nicht anders als aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Moral und der Sittenpolizei zu beurtheilen hat. Eben so wenig steht es ihm zu, sich ein Urtheil auf dem Wege der Induction zu bilden, weil er sonst jede ihm mißliebige Konfession, unter dem Vorwande, sie übe einen schädlichen Einfluß sowohl auf die Moral des Einzelnen als des Ganzen aus, unterdrücken könnte, wie es dem Christenthum erging, dem die Heiden vorwarfen, daß seine Lehren abscheuliche Dinge zu praktischen Folgen hätten. Was also ließe sich nicht gegen eine weniger reine Konfession einwenden? Eine Religion kann daher eben so wenig wegen des Guten, welches sie nicht stiftet, als wegen des Bösen, welches sie möglicherweise veranlassen kann, sie kann mithin überhaupt nicht proskribirt werden. Eine jede mordbrennerische Predigt aber, eine jede, positiv und wirklich die allgemeine Sicherheit und jene Moral, welche die Grundlage der Gesellschaft ist, gefährdende Handlung muß als ein Verbrechen unterdrückt und bestraft werden, ohne daß die politische Gewalt sich um den religiösen Charakter zu kümmern hat, den eine solche Lehre, eine solche That zum schützenden Vorwand möchten gebrauchen wollen.

Steht dem Staate kein Recht über den Werth der Konfessionen zu und heißt, einen Kultus dulden, die Ausübung desselben, trotzdem, daß man ihn verwirft, gestatten, so kann von einer Duldung des Staates — da eine Verwerfung ein Urtheil involvirt — keine Rede seyn; eben so wenig braucht ein Kultus vom Staate autorisirt oder anerkannt zu werden, woraus freilich folgt, daß der Staat niemals die Obliegenheit haben kann, die Diener irgend eines Kultus zu besolden. Der öffentliche Kult ist eine geistige Gesellschaft inmitten der bürgerlichen; die Bedürfnisse jedes Kultus sind religiöser, nicht bürgerlicher Natur. Der Staat hat aber nur diejenigen Dienste, die in seinem Interesse geschehen, zu remuneriren. Vergebens wendet man ein, daß der Kultus für die Religion, die Religion für die Moral, die Moral für die Gesellschaft unentbehrlich und daß ein Volk ohne öffentlichen Kult unmöglich sey. Ohne zu untersuchen, ob diese Schlußfolgerung in der That so zwingend ist, als sie Manchem erscheint, sagen wir nur, daß der Mensch, der wesentlich religiöser Natur ist, diese seine Natur nicht verleugnen würde, falls auch der Staat die Diener der Religion nicht salarirte, daß der öffentliche Kult nichtsdestoweniger fortbestehen, daß er um nichts weniger aufrichtig seyn würde. Nicht also im Namen des Rechts oder der Nothwendigkeit darf auf die Besoldung der Diener der Religion gedrungen werden, aber wohl, wenn man will, aus Gründen der Nützlichkeit oder der Politik. Indessen, da nichts wahrhaft nützlich ist, als das, was dem Recht nicht zuwiderläuft, so wäre zu schließen, daß, wenn jede Konfession für die Bedürfnisse ihres Kultus sorgen muß, diejenigen, die freiwillig keiner religiösen Gemeinschaft angehören, nicht gehalten sind, zu den Bedürfnissen eines ihnen fremden Kultus beizusteuern, und daß die entgegengesetzte Praxis, als eben nicht sehr billig, auch nicht sehr nützlich für die Gesellschaft seyn könne. Erst bei vollständiger Gewissens- und Kultusfreiheit würde das religiöse Leben seine wahre Bewegung erhalten. Freilich würden Uebertritte von einer zur anderen Konfession häufig eintreten, allein bei dieser Freiheit würde es auch keine religiöse Gemeinschaft geben, deren Mitglieder ihr nur dem Namen nach angehörten.

Wir geben es zu, daß diejenigen, die keinen Kultus haben, die, der Wahrheit nach, keiner religiösen Gemeinschaft angehören, nur eine sehr schwache Minorität bilden; wir geben ferner zu, daß eine Konfession in ihrem Ursprunge, die, bei wenigen Anhängern, vielleicht gar nicht einmal besondere Diener für ihren Kultus hat, keine Ansprüche auf Unterstützung vom Staate besitzt; wir räumen endlich ein, daß es einfacher, würdiger des Geistlichen und günstiger für eine gleichmäßige Ertheilung der Lehre und der Tröstungen einer Religion ist, wenn die Gesellschaft Vorsorge für die Bedürfnisse des Kultus trifft, als wenn dieselben durch Beiträge der Einzelnen bestritten werden. Allein wir sind zugleich der Meinung, daß diese Steuer von allen übrigen getrennt seyn und daß es Jedem freistehen müßte, sie zu entrichten oder nicht, sie für die eine oder die andere Konfession zu erlegen. Am besten vielleicht wäre es, nach Herrn Portalis' Vorschlage, diese Steuer gar nicht auf dem Staats-, sondern auf den Departemental-Budgets figuriren zu lassen; es würde sich dann die Verwendung derselben besser übersehen lassen und etwaigen Mißbräuchen leichter zu steuern seyn.

Der Kritiker geht nunmehr an dem Leitfaden des Portalisschen Buches zu allgemeineren Betrachtungen über; er vergleicht die Wirkungen, welche das Christenthum gehabt, mit denjenigen, welche die Philosophie hätte haben können, falls das Christenthum nicht gewesen wäre. Wir übergehen diese Betrachtungen. Sie drehen sich um eine bloße Hypothese, und die Erörterung einer bloßen Hypothese, wie scharfsinnig, wie reich an einzelnen treffenden Bemerkungen sie auch sey, wird nothwendig immer mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen seyn, zumal dann, wenn, wie im vorliegenden Falle, eine solche Erörterung nicht einmal über den nöthigen Raum zu verfügen hat, um sich über alle Punkte, die in Erwägung gezogen werden müßten, zu verbreiten.

Mannigfaltiges.

— **Die Art der Abstimmung im britischen Parlament.** Bei Berathung der Geschäftsordnung in der zweiten Kurie des preußischen Vereinigten Landtages hat der Modus der Abstimmung, ob durch Kugelung, durch Stimmzettel oder durch namentlichen Aufruf, zu vielfachen Erörterungen Anlaß gegeben. Es sind zu dem betreffenden Paragraphen des Geschäfts-Reglements die verschiedenartigsten Amendements gemacht worden, doch kam man zuletzt darin überein, daß der Abstimmung durch Kugelung (wie sie z. B. in den französischen und belgischen Kammern stattfindet) die offene Abstimmung (wie sie im britischen Parlament, bei den niederländischen Generalstaaten und im nordamerikanischen Kongresse üblich ist) bei weitem vorzuziehen sey.

Jeremy Bentham, dessen berühmte Abhandlung über die „Taktik politischer deliberirender Versammlungen"*) in Frankreich ein noch größeres Ansehen genießt, als in seinem Vaterlande, sagt in dieser Beziehung: „Im Allgemeinen ist der öffentlichen Abstimmung vor der geheimen der Vorzug zu geben. Die Oeffentlichkeit ist das einzige Mittel, die Abstimmenden dem Tribunal der öffentlichen Meinung zu unterwerfen und sie durch den Zügel der Ehre auf dem Wege der Pflicht zu erhalten." — Allerdings, fügt Bentham hinzu, werde hierbei vorausgesetzt, daß sich die öffentliche Meinung mit dem öffentlichen Wohl in vollkommener Uebereinstimmung befinde, aber selbst wenn dies einmal nicht der Fall wäre, stehe es weisen und bescheidenen Männern, deren Urtheil sich mit dem des Landes in Widerspruch befinde, wohl zu, dem letzteren gegenüber ihre Ansicht frei auszusprechen und selbst eine offene Niederlage dem heimlichen Siege vorzuziehen.

Im britischen Parlament, auf dessen Praxis hauptsächlich die Bentham'sche Theorie begründet ist, bildet die Bekanntmachung der Namen bei allen wichtigen Abstimmungen — sobald es nämlich zu einer „Theilung des Hauses" (a division of the House) gekommen — einen wesentlichen Theil der Veröffentlichung der Verhandlungen, und das Land weiß daher von jedem einzelnen Mitgliede genau, wie es in dieser oder jener Frage gestimmt hat. Das Verfahren bei den Abstimmungen im Parlament ist im Ganzen stets dasselbe gewesen. Zuerst nämlich wird versucht, ob durch die bloße Bejahung und die darauf folgende Verneinung die Ansicht des Hauses zu ermitteln ist, zu welchem Zwecke der eine Theil im Oberhause mit „Content!" (Zufrieden!) und im Unterhause mit „Aye!" (Ja!) antwortet, worauf dann jedesmal die Probe gemacht wird, indem der andere Theil im Oberhause mit „Non content!" (Nicht zufrieden!) und im Unterhause mit „No!" (Nein!) antwortet. Erst nachdem beide Theile ihren Ruf haben ertönen lassen, entscheidet der Lordkanzler im Oberhause oder der Sprecher im Unterhause, welcher von beiden Theilen die Mehrheit hat. Vermag aber, wie das bei den wichtigeren Fragen stets der Fall ist, der Vorsitzende nach dem bloßen Schall der Stimmen nicht zu entscheiden, ob die „Ja's" oder die „Nein's", die „Contents" oder die „Non contents", die stärkeren sind, oder wird die Richtigkeit dieser Entscheidung von irgend einer Seite in Zweifel gezogen, so erfolgt eine „Theilung des Hauses", was bei den Lords dadurch bewirkt wird, daß der eine Theil jenseits der Barre sich begiebt, wo der Platz zu diesem Zwecke geräumt ist, da während der Abstimmungen alle Fremde das Haus verlassen müssen. Demnächst wird gezählt, welcher Theil die Mehrheit hat, wozu bei den Lords auch noch die schriftlichen Vollmachten (Proxies) kommen, durch welche die abwesenden Peers ihre Stimmen abgeben. Ein anderes Vorrecht der Peers ist auch, ihre „Proteste" gegen das Resultat der Abstimmung zu Protokoll zu geben, d. h. in die Journale des Hauses eintragen zu lassen.

Im Unterhause, wo (mit Ausnahme der Proxies und Proteste) bis zum J. 1836 ein ähnlicher Gebrauch befolgt wurde, hat man es seitdem angemessener befunden, bei „Theilungen" die „Ja's" und die „Nein's" der Versammlung in die beiden einander gegenüberliegenden Vorhallen (lobbies) sich begeben zu lassen, so daß das Haus ganz geleert wird. Demnächst werden an jedem Eingange der beiden Vorhallen zwei Secretaire (Clercs, besoldete Beamte) mit alphabetisch geordneten Listen sämmtlicher Mitglieder-Namen aufgestellt, welche letztere auf dicke Pappendeckel mit großen Buchstaben gedruckt sind. Je nachdem nun die Mitglieder in den Saal wieder eintreten, wird bei ihren Namen ein Zeichen gemacht, während die zur Kontrole bei den Secretairen stehenden Ordner (Tellors, Mitglieder des Hauses) die Eintretenden zählen. Die beiden verschiedenen Pappendeckel-Register werden sodann zum Parlamentsdrucker geschickt, der die bezeichneten Namen der Reihe nach sofort abdruckt, so daß die Stimmen-Verzeichnisse (division lists) sogleich vertheilt werden können und Jeder alsbald einzusehen vermag, ob er auch auf der rechten Liste steht. In ähnlicher Weise findet man dann auch die Stimmen-Verzeichnisse in den Zeitungen hinter den Berichten über die Verhandlungen abgedruckt, und die seit zehn Jahren gemachte Erfahrung hat bewiesen, daß dieses Verfahren nicht blos das geeignetste, um die Namen genau zu kontroliren, sondern auch das am schnellsten von Statten gehende sey.

*) Wir werden, da diese Abhandlung, welche nur noch in der von Etienne Dumont besorgten französischen Ausgabe existirt, in Deutschland nur wenig bekannt ist, bei nächster Gelegenheit darauf zurückkommen. Eine nähere Kenntniß derselben würde manche Kontroverse über Formen, welche längst festgestellt sind, unnöthig machen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Sonnabend den 22. Mai 1847.

Friedrich's II. Anti-Machiavell.

Mit Bezug auf den in Nr. 58 des Magazins enthaltenen Artikel über eine neu aufgefundene Handschrift Voltaire's geht uns so eben das nachstehende, im Interesse der Friedrichs-Literatur sehr beachtenswerthe Schreiben des K. Historiographen, Herrn Prof. Preuß, zu:

Hochgeehrtester Herr Redacteur!

Sie haben neulich meinen Namen in einem Artikel genannt, in welchem Sie des autographischen Fragments von Friedrich's Vorrede zum Anti-Machiavell gedenken. Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie mich mit dem interessanten Aufsatze in der Nouvelle Revue Encyclopédique, février 1847, bekannt gemacht haben; aber geben Sie gütigst auch der Bitte Raum, welche ich nun, im Interesse der Friedrichs-Literatur, an Sie zu richten habe. Allerdings besitzen wir die Préface de l'Antimachiavell; ja, wir haben sie mehrfach: gedruckt (in den verschiedenen Original-Ausgaben des Anti-Machiavell) und in der Original-Handschrift. Aber es scheint, als haben wir vom Anti-Machiavell des großen Königs noch nicht genug; denn Friedrich hat, wie allen seinen Schriften, so auch dieser, eine seltene Sorgfalt gewidmet und sie oftmals ganz von neuem gearbeitet, auch seinen Freunden wohl die verschiedenen Abfassungen mitgetheilt. Darum wäre es gewiß ein dankenswerthes Geschäft, wenn Sie, Herr Redacteur, durch Ihr, auch in Paris wohl gelesenes Blatt, die verehrten Gebrüder Firmin Didot veranlassen wollten, das im Februar-Heft der Nouvelle Revue Encyclopédique erwähnte Fragment „de la rédaction originale de l'Antimachiavell, deux grandes pages in-4°, entièrement de la main du grand Frédéric" in einem der nächsten Hefte dieser ihrer Zeitschrift diplomatisch genau abdrucken zu lassen, damit man sehen könnte, wie jenes Manuskript sich zu den schon gedruckten und zu den noch ungedruckten Redactionen verhalte.

Ich hätte sogar, bei dieser Gelegenheit, noch einen Anti-Machiavell-Wunsch. Es hat nämlich M. le chevalier Artaud de Montor vor etwa zwei Jahren in der Librairie de Benjamin Duprat ein Werk herausgegeben unter dem Titel „Machiavell, son génie et ses erreurs", 2 vol., mit der Notiz: „L'auteur a l'intention de publier un 3e volume qui contiendra des documents nouveaux, entre autres l'anti-Machiavell véritablement composé par Frédéric II, et qui est bien loin d'être l'anti-Machiavell que Voltaire a publié sous le nom de ce prince." Nun wird der etwa im Oktober dieses Jahres unter die Presse gehende achte Band der neuen Ausgabe von Friedrich's des Großen Werken ebenfalls den Anti-Machiavell „véritablement composé par Frédéric II" und zwar nach seinem Autograph wortgetreu enthalten. Könnte Herr Ritter Artaud de Montor bis zum Herbste mit seiner Ausgabe fertig seyn, so würde die hiesige Redaction von seiner Bemühung dankbar Kenntniß nehmen und den gebührenden literarischen Nutzen daraus ziehen können. Selbst eine blos umständlichere Beschreibung des Artaud de Montor'schen Manuskripts und eine diplomatisch genau abgedruckte Probe desselben (etwa die Préface, und zwar auch in der Nouvelle Revue Encyclopédique) würde sehr willkommen seyn.

Wollen Sie, Herr Redacteur, diese Wünsche und Bitten, durch Ihr Blatt, den genannten Männern, vielleicht gar durch den jetzt hier anwesenden Herrn Alexandre Thomas, zukommen lassen, so dürfte das gewiß um so vortheilhafter wirken.

Hochachtungsvoll ergebenst
der Ihrige
Professor Dr. Preuß,
Königl. Historiograph

Berlin, den 20. Mai 1847.

Italien.

Russische Stimmen über Pius IX. *)

Die Zeiten sind vorüber, wo man in Rom seyn konnte, ohne den Papst zu sehen. Pius IX. ist der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Quelle der Freuden und der Hoffnungen seines Volkes — ein wahrhaft heiliger Vater. In wenigen Monaten hat er wie durch einen elektrischen Schlag seine Unterthanen aus der lethargischen Erstarrung aufgeweckt, worin die (wirklichen oder vermeinten) Nachkommen der alten Römer unter einer Verwaltung gesunken waren, die sich Jahrhunderte lang, mit seltenen Ausnahmen, mehr um ihr Privat-Interesse, als um das Wohl des ihr anvertrauten Landes bekümmerte. Schon in den ersten Tagen seiner Regierung zeigte Pius, mit welchen Absichten er die ihm von dem Konklave zuerkannte Tiara annahm. Wie man erzählt, hatten die Kardinäle nur deshalb für den Bischof von Imola gestimmt, weil sie ihn für einen Menschen ohne Charakter und ohne Willenskraft hielten und unter seinem Namen herrschen zu können glaubten. Als Pius nach seiner unerwarteten Wahl auf dem Balkon des Schlosses erschien, um dem Volke zum ersten Mal seinen Segen zu ertheilen, vermochte er, von dem Gedanken an seinen hohen und schwierigen Beruf erfüllt, nur mit Mühe, sich aufrecht zu halten, und mußte sich an das Marmorgeländer festklammern. Dieses war das erste und das letzte Zeichen der Schwäche, welches der neue Papst an den Tag legte. Eine ununterbrochene Reihe Verbesserungen in allen Theilen der Administration, die zärtlichste Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen von allen Klassen und allen Altern, die Begnadigung der politischen Verbrecher, die ihre Schuld mit dreizehnjähriger Einkerkerung gebüßt hatten, die Abschaffung der in der Rechtspflege eingerissenen Mißbräuche, der Entwurf von Maßregeln zur Aufmunterung des Gewerbfleißes und zur Entwickelung des National-Reichthums, die Beschützung der Künste und Wissenschaften auf diesem klassischen Boden — solches waren die ersten Gedanken, die ersten Handlungen des Papstes, die in ganz Europa einen Wiederhall fanden. Der Enthusiasmus, den sie hier in Rom hervorriefen, ist unbeschreiblich; man wird nicht müde, ihren Urheber mit Mund und Schrift zu preisen, und die Dichtergabe der Italiäner ist unerschöpflich in Sonnetten und Hymnen, die jeden Augenblick ihm zu Ehren erscheinen. Sein äußerst gut getroffenes Bildniß wird in allen Varietäten der Malerei, der Lithographie und der Kupferstecherei wiederholt und sogar neben dem Amnestie-Dekret auf Taschentüchern abgedruckt; in eben so großer Menge sieht man Büsten, Medaillons und kleine Statuen von Gyps oder Bronze, und weder in der Stadt noch in der Umgegend ist eine Mauer zu finden, die man nicht mit den Worten: Viva Pio IX.! bezeichnet hätte. Diese Inschrift wird auch oft in Gärten auf den Bildsäulen bemerkt, die den Vorübergehenden gleichsam als Stammbücher dienen.

Es ist ein großer Irrthum, in Pius IX. nur einen unbesonnenen Neuerer zu erblicken, der alles Vorhandene umstürzen will, ohne es durch etwas Besseres zu ersetzen. Eine solche Meinung findet allein unter denjenigen Anhängern, die sein Beginnen von zwei diametral verschiedenen Gesichtspunkten aus beurtheilen; die Einen sehen mit Schrecken und Unwillen, daß ihr eigenes willkürliches Regiment ein Ende nimmt — die Anderen möchten tagtäglich von neuen, durchgreifenden Reformen hören und bemerken nicht den allmäligen Uebergang zum Besseren, der sich dem Unbefangenen überall aufdrängt. Die geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigend, befestigt Pius die erstere auf ihren wahren Grundlagen, indem er die halb vergessenen, echt christlichen Gebräuche der Vorzeit von neuem ins Leben ruft, und reinigt zugleich die letztere von den Schlacken, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben. Es würde zu weit führen, alle von ihm getroffene An-

*) Wir finden in der „Nordischen Biene" (Sjéwernaja Ptschelà), dem gelesensten politischen Blatte St. Petersburgs, einen Korrespondenz-Artikel aus Rom, der zwar Manches enthält, das unseren Lesern schon aus anderen Quellen bekannt seyn dürfte, aber doch nicht nur seiner graphischen Schreibart wegen, sondern auch insofern von Interesse ist, als man daraus erfährt, mit welchem Auge das neue päpstliche Regiment in den höheren Kreisen der russischen Gesellschaft betrachtet wird. Der Verfasser ist nämlich Herr Alexis Gretsch, ein Sohn des wohlbekannten und vielgenannten Staatsraths Nikolai Gretsch, von dem man — der Censur gar nicht zu gedenken — wohl voraussehen kann, daß er nichts veröffentlichen würde, was nicht mit den Tendenzen seiner Regierung in Einklang stände. Wie es scheint, hofft letzterer in Pius IX. gefügigeren Stoff zu finden, als in dem unbeugsamen, vom Geiste des Mittelalters erfüllten Gregor XVI., und man möchte sogar aus dem Tone dieses Artikels schließen, daß die Mission des Grafen Bludov ihren Erfolg nicht ganz verfehlt habe. Ob sich aber die Vertreter des Katholizismus von den moskowitischen Lobsprüchen besonders erbaut fühlen werden, ist sehr zu bezweifeln. Timeo Danaos etc.

ordnungen aufzuzählen, die überdies schon aus den Zeitungen bekannt sind; aber die Festlichkeiten, zu denen sie Anlaß gaben, waren von so eigenthümlicher Art und von so beispiellosen Ausbrüchen der Volksfreude begleitet, daß ich, ohne Wiederholungen zu fürchten, zu einer naturgetreuen Schilderung derselben schreiten will.

Schon seit einiger Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man dem Papste zu seinem Namenstage, der auf den 27. Dezember fällt, einen solennen Glückwunsch darbringen wolle. Nach hiesigem Gebrauch findet dieser am Vorabend des Festes, d. h. am zweiten Weihnachts-Feiertage, statt. Das Wetter war nicht kalt, aber trübe; um drei Uhr fing es an zu regnen, was zwar die Vorbereitungen zur Corsofahrt, aber nicht die zum bevorstehenden Volksfeste unterbrach. Sobald es dunkel wurde, strömte Alles nach der Piazza del Popolo; Jung und Alt, Arm und Reich kamen nachbarlich zusammen, um an der allgemeinen Freude theilzunehmen. Die nöthigen Ausgaben waren durch freiwillige Subscription gedeckt worden; man hatte ein Musik-Corps engagirt, eine Menge Fackeln angekauft, und bei Einbruch der Nacht bewegte sich der Zug längs dem Corso nach dem Quirinal, wo der Papst seine Residenz hat. Seit dem Regierungs-Antritt Pius' IX., der zuerst solche Aeußerungen der Volksliebe veranlaßte, ist es in Rom Sitte geworden, daß die Bewohner der Häuser, an welchen die Prozessionen des Abends vorbeikommen, mit einem Licht oder wenigstens einer Laterne in der Hand am Fenster erscheinen, was früher nur dann zu geschehen pflegte, wenn sich auf der Straße der bekannte Ton des Glöckchens vernehmen ließ, welches die Hostie begleitet, die aus der Kirche zum Bette eines Sterbenden getragen wird. Auf diese Weise bildet sich in einem Augenblick eine höchst originelle Illumination, die nur in einem Lande möglich ist, wo man um Weihnachten ungestraft die Fenster öffnen kann. — Der Zug begann mit einem Haufen Gassenbuben, unter welchen einige Schreihälse aus Leibeskräften: Fuor' i lumi! (Lichter heraus!) brüllten. Hinter ihnen folgte die Musik, nach der die eigentliche Fest-Prozession mit brennenden Fackeln erschien; in jeder Reihe gingen acht bis zehn Mann, d. h. so viele, als die Breite der Straße zwischen den Trottoirs zuließ. Jede dieser Reihen, deren Zahl sich schon vor unserer Wohnung, ganz am Anfang des Corso's, auf etwa hundert belief, war mit ihrem Flügelmann versehen, welcher feierlich nach dem Takte der Musik einherschritt und seine Fackel gleich einer Muskete auf der Schulter trug. Zuletzt kam noch ein Karren, mit Fackeln beladen, die an alle diejenigen vertheilt wurden, die sich dem Zuge unterweges anzuschließen wünschten.

Nachdem diese flammende Masse an meinem Fenster vorbeigezogen und das Geschrei: Viva Pio Nono! nebst den Klängen der Militairmusik verhallt war, schlug ich selbst den Weg nach dem Quirinal-Platz ein, den ich durch Querstraßen eine gute halbe Stunde vor der Prozession erreichte. Ich konnte also den vortheilhaftesten Standpunkt am Fußgestell einer kolossalen Gruppe der Dioskuren aussuchen. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten über den trüben Himmel, der mit Regen drohte; aber diesen Verboten zum Trotz bedeckte sich der Platz mit Menschen und Equipagen, welche letztere mit Damen angefüllt waren. Das päpstliche Schloß, im tiefsten Dunkel begraben, gab durch Nichts zu erkennen, daß man dort von dem Bevorstehenden unterrichtet sey; an den Fenstern der Paradezimmer und der Glasthür der Loggia waren die Läden zu; indessen stellte sich beim Andrange des Volkes auf dem Platz ein Kommando der Schweizerwache in ihrem unveränderlichen mittelalterlichen Kostüm unter dem Balkon vor dem Hauptthor auf. Bald ließen sich entfernte Musiktöne hören, und ein Lichtstrom ergoß sich von der Seite des Palazzo Rospigliosi. Die Prozession, die sich unterweges um das Zehnfache vermehrt hatte, folgte schweigend, von einem dichten Volkshaufen umringt, hinter den Musikanten, und hielt vor dem Balkon, um das Ende des Marsches abzuwarten. Das Licht der Fackeln spiegelte sich auf den Hellebarden der Schweizer ab, die den Eingang zum Schlosse bewachten, wo noch Alles in tiefem Schlummer zu liegen schien. Plötzlich ertönte ein dreimaliges Hoch: Viva Pio IX.! hallte donnernd vom Platze wieder. Es öffneten sich erst die Fensterläden, dann die Thüren des Balkons; die Finsterniß verschwand — an verschiedenen Punkten stiegen weiße bengalische Feuer auf, deren blendendes Licht den Glanz des Tages in der dunklen Nacht hervorzuzaubern schien, und in demselben Augenblick nahm man in der Thür der päpstlichen Loggia das hohe goldene Kreuz wahr, welches stets Sr. Heiligkeit vorangeht. Pius IX. trat auf den Balkon in halbem Ornat, in einem rothen Hut mit breiten, an den Seiten aufgekrämpten Rändern, und empfing mit wohlwollendem Lächeln den ihm dargebrachten Gruß. Alsdann gab er seinen Hut einem neben ihm stehenden Prälaten und erhob die Hände zum Gebet. Ein tiefes Stillschweigen erfolgte, und der Oberhirte sprach seinen feierlichen Segen über das von ihm beglückte Volk.

Von neuem erschallte jetzt ein rauschendes Freudengeschrei, aber der Papst war bereits von dem Balkon verschwunden; wir erfuhren später, daß Se. Heiligkeit sich deshalb so schnell entfernt hätten, um seine Unterthanen nicht dem immer drohender werdenden Regenwetter auszusetzen. Unterdessen wurde die Beleuchtung immer heller, und ein glänzendes Feuerwerk erhob sich spielend in die Luft. Von der Fortdauer des Festes unterrichtet, erschien der Papst abermals am Fenster, und von neuem ertönte der jubelnde Ruf: Evviva! Dann versank Alles wieder in Finsterniß, und die Zuschauer begannen sich allmälig in verschiedenen Richtungen zu zerstreuen, aber ohne Lärmen und sogar ohne lautes Gespräch oder Gelächter. Jetzt endlich strömte der Regen herab, und über dem dichten Volkshaufen bildete sich ein förmliches Dach von Regenschirmen. Viele hatten nicht einmal nöthig, ihren Schirm aufzuspannen, oder thaten es nicht wegen der physischen Unmöglichkeit, ihre Hände aus dem Gedränge loszumachen. Ich selbst fühlte unter diesem beweglichen Dache so lange keinen Regen, bis sich die dichte Masse lichtete; dann aber wurden die Befürchtungen des Papstes in vollem Maße gerechtfertigt, da es nicht anzunehmen ist, daß seine Unterthanen weniger durchnäßt wurden, als wir neugierigen Ausländer.

Nach der Feier des Namenstages machte man Anstalt, dem Papste auch zu Neujahr einen Gruß darzubringen. Zu diesem Behuf ward unter Anderem ein eigener Sängerchor eingeübt, an welchem gegen 300 Personen theilnahmen. Die Musik hierzu wurde von einem der kürzlich Amnestirten komponirt. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, daß ein Dekret über Reformen in der Rechtspflege erscheinen solle, deren kläglicher Zustand schon im Anfang seines Pontifikats die Aufmerksamkeit Pius' IX. auf sich gezogen hätte. Die im vergangenen Sommer niedergesetzte Untersuchungs-Kommission hatte ihre Arbeiten zum Theil beendigt, und man konnte jetzt zur Einführung einer neuen Gerichtsordnung schreiten. Der erste Schritt dazu war die Ernennung des bisherigen Gouverneurs von Rom und General-Direktors der Polizei, Monsignor Pietro Marini, zum Kardinal. Der neue Bischof von Imola, Monsignor Gaetano Baluffi, und Pietro Marini sind die ersten Personen, die von Pius IX. zur Kardinalswürde erhoben wurden. Marini, der seine wichtigen Aemter bereits unter dem vorigen Papste bekleidete, soll ein Mann von Talenten und festem Charakter seyn; aber leider artet diese Festigkeit nur zu oft in Grausamkeit aus, und man schreibt ihm den größten Theil der drückenden Maßregeln zu, welche die letzten Regierungsjahre Gregor's XVI. bezeichneten. Es versteht sich von selbst, daß er mit aller Gewalt den Verbesserungen und heilsamen Neuerungen Pius' IX. entgegen arbeitete. Bei der allgemeinen Abneigung des Publikums gegen diesen Mann glaubten Viele, daß seine Beförderung zum Kardinal der Popularität des neuen Regenten schaden werde; aber es weiß hier ein Jeder, daß einige Würden — sey es als Belohnung, sey es bei der Verabschiedung — unfehlbar zum Purpur führen, und daß zu diesen auch das Gouverneur-Amt gehört. Zum allgemeinen Besten opferte der Papst untergeordnete Rücksichten auf, und indem er das Kardinal-Kollegium mit einer unbeliebten Person vermehrte, ernannte er zum Gouverneur von Rom und Chef der Polizei den vortheilhaft bekannten und dem Verbesserungs-System ergebenen Monsignore Gaetano Grasselini.

So nahmen wir denn am 1. Januar 1847 an den Vorbereitungen zu einem neuen Festzuge Theil. Am Vorabend würde den Eigenthümern aller Häuser am Corso und in den nach dem Quirinal führenden Straßen angezeigt, daß sie ihre Fenster und Balkons festlich verzieren möchten. Eine solche Bekanntmachung, die bei uns sowohl Kosten als Ungelegenheit verursacht hätte, ist in Rom ganz natürlich, da sich in jeder Wohnung ein Vorrath von alten Gardinen und allerhand Plunder befindet, die zur Ausschmückung der Häuser während des Karnevals dienen. So versah unsere Wirthin auch das von uns bewohnte Quartier mit einigen schimmernden Prachtstücken, welche die Spuren mehrerer Karnevals-Generationen an sich trugen, und wir schickten uns höchst ernsthaft an, diese Lappen aufzuhängen, sobald die Nachbarn uns mit gutem Beispiel vorangingen. Unterdessen nahm ich noch die Anstalten in Augenschein, die auf der nahe liegenden Piazza del Popolo, dem Mittelpunkt aller Lustbarkeiten Rom's, getroffen wurden. Der Platz wimmelte von Leuten; hier und da bemerkte man einen Musiker in der friedfertigen Uniform der Nationalgarde, mit einer Anzahl Federn auf dem Hut oder Tschako; in jeder Ecke wogten Flaggen von Gold- und Silberstoff, oder auch ganz einfach von gelbem und weißem Calico — den Farben der päpstlichen Kokarde — von Oliven- und Lorbeerzweigen umrankt und mit dem Familienwappen Pius' IX. gekrönt. Aber horch! Aus der Strada Ripetta nähern sich gemessene Schritte, und die Studenten der hiesigen Universität, unter denen sich viele Abbate's und Geistliche befinden, treten reihenweise hervor. Ohne sich mit dem Haufen zu vermischen, durchschneiden sie den Platz, wie die Wellen eines reißenden Flusses, der sich in einen See ergießt, und stellen sich um den Obelisk auf, des Anfangs der Prozession gewärtig. Als ich dies bemerkte, eilte ich wieder nach Hause, um an den festlich geschmückten Fenstern den Zug bequemer zu überschauen. Er bestand aus doppelten Musikchören, von dreihundert Sängern mit Noten in der Hand gefolgt, welche unterweges die Zeit zum Repetiren der Festhymne benutzten, wobei der Komponist selbst dirigirte. Hinter den Sängern trug man Fahnen, und dann kamen Alle, die sich dem Zuge anzuschließen wünschten, je sechs in einer Reihe und mit gravitätischer Miene die Regenschirme statt der Gewehre über der Schulter tragend. Um den Weg zu säubern und die Ordnung im Zuge aufrecht zu halten, waren Unteroffiziere von den Grenadier-Compagnieen der Nationalgarde angestellt, die sich in ihren Bärenmützen und rothen Federbüschen ganz stattlich ausnahmen.

Wie das erstemal eilte ich durch Nebengäßchen nach dem Quirinal, in der Begleitung einer Menge Ausländer und Einheimischen von den geringeren Klassen, die nicht in der Prozession mit eingeschlossen waren. Der Palast und die am Quirinal-Platze liegenden Gebäude waren mit Zuschauern angefüllt. In den Staatszimmern und der päpstlichen Loggia standen die Secretaire und Kämmerer Sr. Heiligkeit, die dienstthuenden Offiziere der Nobelgarde, die Kardinäle und unter Anderen auch ein junger Mensch in der schwarzen Tracht eines Abbate, mit einer ungemein ausdrucksvollen Physiognomie und lebhaften Geberden, der sich ungezwungen mit Allen unterhielt, die auf den Balkon hinaustraten. Dieser junge Mann ist auf gutem Wege: er ist der Kreuzträger (crucifero) des Papstes, der Sr. Heiligkeit bei feierlichen Gelegenheiten vorangeht und auf einem weißen Esel vor seiner Staatskarosse reitet. Dieses Amt führt direkt zur Kardinalswürde und — wer weiß? — vielleicht noch weiter.

Auf dem Platze waren diesmal ebenfalls größere Vorbereitungen sichtbar. Schon vor Ankunft der Prozession erschallte abwechselnd die Musik dreier Militairchöre, und die päpstlichen Dragoner bemühten sich, das Volk von dem Springbrunnen zurückzuhalten, der in der Mitte des Platzes vor dem Obelisken und den Gruppen der Dioskuren spielt. Hier befand sich die Gratulations-Inschrift, die mit riesenhaften Buchstaben auf Leinwand gemalt und vorläufig um zwei ungeheure Stangen gerollt war. Aber jetzt lassen sich entfernte Musiktöne hören; der Balkon des Schlosses wird mit Sammet geschmückt, ein rothes Kissen auf die Balustrade gelegt — langsam nähert sich der Zug mit den Fahnen und bleibt vor dem Balkon stehen, indem er sich mit Mühe durch die dicht gedrängten Volkshaufen windet. Beim ersten Ruf der Glückwünschenden entfaltet sich die bisher verborgene Inschrift, und Pius IX. tritt im rothsammtenen, mit Gold durchwirkten Staatsmantel und im weißseidenen Käppchen auf den Balkon — vor ihm das Kreuz und neben ihm zwei Kardinäle und zwei Ordonnanz-Offiziere der Nobelgarde mit bloßen Schwertern. Nachdem er mit freundlicher Miene diese unermeßliche Versammlung (man schätzte sie auf 30,000 Köpfe) bewillkommt, die ihm ein in Rom noch nie erhörtes Beispiel einmüthiger Huldigung gab, würdigte er seine Unterthanen noch einmal des oberpriesterlichen Segens, der in lautloser Stille, die sich beim ersten Zeichen des Gebets einstellte, entgegengenommen wurde. Man rief zwar: „Auf die Kniee!" aber das Gedränge war zu groß, als daß man sich rühren konnte. Nach dem Segen, als das Geschrei: Viva Pio IX.! verhallt war und man eben die Hymne anstimmen wollte, ließ der Papst, der weder sich selbst noch seine Heerde einer Erkältung auszusetzen wünschte, sich den Hut geben und setzte ihn auf, indem er mit einem Lächeln und einer Handbewegung andeutete, daß alle vor ihm versammelte Tausende seinem Beispiel folgen möchten. Diese väterliche Sorgfalt rief von neuem den enthusiastischsten Jubel hervor. Endlich begann die Festhymne, die übrigens nicht besonders gut von statten ging, indem die Sänger stark detonirten. Während des Gesanges verlangte der Papst den Inhalt des auf der kolossalen Leinwand-Rolle befindlichen Spruchs zu erfahren; mit Blitzesschnelle warf sich unser Bekannter, der Kreuzträger, nieder und las Sr. Heiligkeit die Worte vor, die ich jedoch nicht anführe, weil ich sie, aus Mangel an einem Notizbuche, nicht an Ort und Stelle aufschreiben konnte. Die Feierlichkeit schloß, wie es zu erwarten stand, mit einem Gußregen. (Schluß folgt.)

England.

Hungersnoth im südlichen Irland.

(Schluß.)

Auch in den inneren Distrikten war die Noth gestiegen. Der westliche und südliche Theil der Grafschaft Cork ist außerordentlich uneben. Große Theile derselben bestehen aus Hügeln, Sümpfen, unbebautem Lande, so daß auch in den besten Jahren ihr Ertrag für den Landmann nur gering ist, dessen Zustand in den inneren Baronieen überhaupt traurig genannt werden muß. Das System der Straßenbauten zeigte sich hier von einer nichts weniger als heilsamen Wirkung. Die Bezahlungen verzögerten sich und geschahen unregelmäßig. Oft mußte der Arbeiter, der für seine Familie zu sorgen hatte, am Sonnabend vergeblich auf den kärglichen Lohn, mit dem so manchem Bedürfniß begegnet werden sollte, warten, ja die Bezahlung ist in manchen Fällen zwei, drei Wochen aufgeschoben worden. Die Folgen mag man sich denken. Dabei zeigte sich die oben beschriebene Art, die Arbeit unter gewisse Abtheilungen von Arbeitern zu vertheilen, für diese höchst nachtheilig. Es ergab sich, daß die Leute oft nicht mehr als 4—5 Pence ($3\frac{1}{2}$—4 Sgr.) täglich verdienten.

Freilich kam es auf den Arbeiter an, diesen Uebelstand einigermaßen zu verbessern, allein er vermochte es nicht, seine Kräfte waren dahin. Für diese seine Schwäche mußte er Sonnabend Abends büßen. In Betreff seiner Bedürfnisse war er auf den Höker verwiesen, welcher Letztere ihm gegenüber sich in der Stellung eines Monopolisten befand; der Arbeiter mußte, was er bedurfte, zu enormen Preisen erstehen und erhielt vielfach schlechte, ungesunde, verfälschte Waare.

So standen die Sachen, als in der Gestalt eines Marschfiebers ein neues Unheil über das unglückselige Land losbrach. Dieses Fieber, welchem das Landvolk den Namen der „Chausse-Krankheit" gab, ist die Wirkung schlechter Witterung auf halbverhungerte Menschen. Der Arbeiter muß Morgens mit leerem Magen 3—4 Meilen wandern, um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen; er arbeitet, kaum bekleidet, unter freiem Himmel, im Grabenwasser stehend und dem Wetter preisgegeben. Das kümmerliche, aus etwas Suppe oder grobem Brod bestehende Mahl, was ihm gegen Mittag seine Frau bringt, verzehrt er stehend oder am Rande des Grabens sitzend. Dann greift er von neuem seine Arbeit an und kehrt Abends durchnäßt, schwach und erschöpft zu seiner Hütte zurück, um in seinen Kleidern mit Frau und Kindern auf einem Bunde Stroh zu schlafen, wenn er so glücklich ist, ein solches zu besitzen. Unter solchen Umständen ist große Anstrengung eine Unmöglichkeit; dennoch wird die Schwäche des Arbeiters Trägheit gescholten. Endlich erliegt er, und in der That hat die Krankheit in den letzten drei Monaten alle Hospitäler Süd-Irlands überfüllt.

Beim Beginn des gegenwärtigen Jahres sah es noch trauriger aus, als zuvor. Noth und Todesfälle waren im Zunehmen begriffen. Die irische Presse hatte schon seit einiger Zeit die Regierung aufgefordert, die Ausfuhr von Lebensmitteln nach den englischen Märkten zu verbieten, allein die Regierung weigerte sich aus Grundsatz, einem solchen Ansinnen zu willfahren. *)

Schiffe der Regierung, die mit Korn und Mehl beladen waren, lagen an den Küsten des südlichen Irlands; auch auf dem Lande waren an verschiedenen Orten Vorräthe aufgehäuft, von denen sowohl, wie aus den Schiffen, in gewissen Zeitzwischenräumen und unter gewissen Beschränkungen Brodstoffe vertheilt wurden. Diese Hülfsmittel jedoch waren bei weitem nicht hinreichend — die merkantilischen Skrupel des Ministeriums vertrugen sich nicht mit einem Zustande so schreiender, stets steigender Noth.

Anfangs Januar lagen einige von den Leuten, die bei den Arbeiten in der Nähe von Bantry beschäftigt waren, im Sterben. Ihr Lohn wurde zurückgehalten, und sie konnten sich keine Nahrung verschaffen. Am 6ten wurden sechs der Leichen dieser Unglücklichen untersucht; die Ursache, welche den Tod herbeigeführt, lag nur zu klar am Tage. Herr Gazer, protestantischer Prediger in Dingle, erklärte, daß daselbst das Volk „zollweise" hinsterbe, und daß er über die Geduld desselben erstaune, die sich an den Vorräthen, welche die Regierung am Orte habe, nicht vergreife, obgleich alle Verkäufe aus denselben zum Marktpreise geschähen. Am 3. Januar kamen in der Pfarrei Kilmoe vierzehn Sterbefälle vor; die Leichen wurden ohne Särge begraben, da, um diese anzuschaffen, die Mittel der Ueberlebenden zu kärglich waren. Wenn die Arbeiter dem Fieber erlagen, so erkrankten die Weiber und Kinder durch die kontagiöse Atmosphäre der Schuppen, in welche sie, theils vor Kälte, theils um sich gegenseitig beizustehen, zusammenkrochen. Der Mangel an Särgen verursachte, daß die Leichen länger als sonst unbegraben liegen blieben und die Luft in den Hütten noch mehr verpesteten. Ohne Unterstützung von Freunden und Bekannten, entschlossen die Leute sich endlich, ihre Todten in dem irdenen Estrich ihrer Hütten zu bestatten; sie wollten verbergen, daß sie ihren Angehörigen kein anständiges Begräbniß zu verschaffen im Stande waren. Außerdem hatte man bereits angefangen, Landstraßen und Felder zu Begräbnißstätten zu machen, und ein Platz am häuslichen Heerde konnte mindestens für einen eben so heiligen Ort gelten, als jene. Auch die religiösen Feierlichkeiten bei Todesfällen und Begräbnissen begannen nach und nach weniger respektirt zu werden.

Am 8. Januar waren 16 Personen in der Pfarrei Tracton, 14 Meilen von Cork, vor Noth gestorben; in der Pfarrei Kilmurry, 18 Meilen von Cork, waren im Februar zwei Drittel einer Bevölkerung von 9000 Seelen Bettler; in Cork selbst war die Noth sehr groß; zwar kamen keine Sterbefälle vor, deren Ursache nachweislich der Hunger war, aber die Sterblichkeit im Armenhause und Hospital war sehr gestiegen. Die Armen aus der Umgegend strömten in die Stadt. Das auf 2000 Köpfe berechnete Armenhaus, wo am 8. Juli v. J. 2576 Personen waren, beherbergte am 20. Jan. d. J. 5310, und die Zahl der wöchentlichen Todesfälle stieg auf 100. Man beschloß nun, keine größere Zahl mehr zuzulassen und künftige Zulassungen nur nach Maßgabe der eintretenden Sterbefälle und Entfernungen zu gestatten.

Am 20. Januar wurden in Bantry 10 Leichen secirt; man beschloß, fortan dergleichen Untersuchungen einzustellen. Mit Anfang Februars war in Macroom die Noth — da von 6000 dürftigen Arbeitern nur 2700 bei den Straßenbauten beschäftigt waren — dergestalt gestiegen, daß das auf 600 Köpfe berechnete Armenhaus der Stadt über 1500 Personen beherbergte.

Während der Debatten, welche sich im Parlament, nachdem es wieder zusammengetreten, über die Arbeits-Taxe entspannen, war diese der Gegenstand lebhafter Angriffe. Einige Beamte ausgenommen, wollte Niemand ihr eine heilsame Wirkung zuschreiben; ja selbst die, welche bei der Vertheidigung der Maßregel interessirt waren, gaben zu, daß sie zu unglücklichen Resultaten geführt. Man fühlte allgemein, daß es besser gewesen wäre, ein System produktiver Arbeiten zu begünstigen, und es wurde beschlossen, den Straßenbau allmälig einzustellen. Die Oeffnung der Häfen und die Suspension der Schifffahrts-Gesetze schienen viel zu versprechen, allein die guten Resultate dieser Maßregel wollen sich noch nicht recht zeigen, die Preise sind stationair geblieben, und die Leiden des hungernden Volkes haben nur zugenommen.

Am 1. März waren 668,000 Menschen bei den öffentlichen Arbeiten in Irland verwendet worden. Während diese Arbeiten vor sich gingen, hatten, wie alle Welt weiß, Krankheiten und Sterblichkeit zugenommen, und sie nehmen noch zu. In allen Theilen des Landes wurde die Aufgabe der Unterstützungs-Kommissionen schwieriger und weniger wirksam, weil die Regierung sich weigerte, außer den paar an den Küsten bestehenden Depots noch andere anzulegen. Seit der Oeffnung der Häfen sind in Liverpool und in anderen englischen und irischen Häfen bedeutende Quantitäten fremden Getraides eingetroffen, allein, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, hat keine entsprechende Preisverminderung dem Volk eine bessere Aussicht in die Zukunft gegeben.

Es schien keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß in jenen Häfen die angekommenen Getraide-Vorräthe von den Kornhändlern aufgehäuft und dem allgemeinen Verkehr entzogen wurden. In Cork war es in der ersten Woche des März bekannte Sache, daß die wenigen Vorrathshäuser der Stadt gefüllt waren durch die Ladungen fremden Getraides, die täglich in den Hafen einliefen, ohne eine entsprechende Wirkung auf dem Markte hervorzubringen. — Der Handel hatte seinen natürlichen Lauf.

Während dieser Zeit erfolgten in den Pfarreien von Aghina und Ahabullegue, ungefähr 20 Meilen von Cork, täglich an acht Sterbefälle, und es wurde berechnet, daß die durchschnittliche Sterblichkeit auf dem Lande und in der Stadt sich monatlich auf 20,000 Fälle belief, eine Summe, die schwer-

*) Die sehr triftigen Gründe, aus welchen Lord John Russell es verweigerte, das verlangte Ausfuhrverbot zu erlassen, vergißt der Verf. des Artikels in Fraser's Magazine zu erwähnen.

ordnungen aufzuzählen, die überdies schon aus den Zeitungen bekannt sind; aber die Festlichkeiten, zu denen sie Anlaß gaben, waren von so eigenthümlicher Art und von so beispiellosen Ausbrüchen der Volksfreude begleitet, daß ich, ohne Wiederholungen zu fürchten, zu einer naturgetreuen Schilderung derselben schreiten will.

Schon seit einiger Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man dem Papste zu seinem Namenstage, der auf den 27. Dezember fällt, einen solennen Glückwunsch darbringen wolle. Nach hiesigem Gebrauch findet dieser am Vorabend des Festes, d. h. am zweiten Weihnachts-Feiertage, statt. Das Wetter war nicht kalt, aber trübe; um drei Uhr fing es an zu regnen, was zwar die Vorbereitungen zur Corsofahrt, aber nicht die zum bevorstehenden Volksfeste unterbrach. Sobald es dunkel wurde, strömte Alles nach der Piazza del Popolo; Jung und Alt, Arm und Reich kamen nachbarlich zusammen, um an der allgemeinen Freude theilzunehmen. Die nöthigen Ausgaben waren durch freiwillige Subscription gedeckt worden; man hatte ein Musik-Corps engagirt, eine Menge Fackeln angekauft, und bei Einbruch der Nacht bewegte sich der Zug längs dem Corso nach dem Quirinal, wo der Papst seine Residenz hat. Seit dem Regierungs-Antritt Pius' IX., der zuerst solche Aeußerungen der Volksliebe veranlaßte, ist es in Rom Sitte geworden, daß die Bewohner der Häuser, an welchen die Prozessionen des Abends vorbeikommen, mit einem Licht oder wenigstens einer Laterne in der Hand am Fenster erscheinen, was früher nur dann zu geschehen pflegte, wenn sich auf der Straße der bekannte Ton des Glöckchens vernehmen ließ, welches die Hostie begleitet, die aus der Kirche zum Bette eines Sterbenden getragen wird. Auf diese Weise bildet sich in einem Augenblick eine höchst originelle Illumination, die nur in einem Lande möglich ist, wo man um Weihnachten ungestraft die Fenster öffnen kann. — Der Zug begann mit einem Haufen Gassenbuben, unter welchen einige Schreihälse aus Leibeskräften: Fuor' i lumi! (Lichter heraus!) brüllten. Hinter ihnen folgte die Musik, nach der die eigentliche Fest-Prozession mit brennenden Fackeln erschien; in jeder Reihe gingen acht bis zehn Mann, d. h. so viele, als die Breite der Straße zwischen den Trottoirs zuließ. Jede dieser Reihen, deren Zahl sich schon vor unserer Wohnung, ganz am Anfang des Corso's, auf etwa hundert belief, war mit ihrem Flügelmann versehen, welcher feierlich nach dem Takte der Musik einherschritt und seine Fackel gleich einer Muskete auf der Schulter trug. Zuletzt kam noch ein Karren, mit Fackeln beladen, die an alle diejenigen vertheilt wurden, die sich dem Zuge unterweges anzuschließen wünschten.

Nachdem diese flammende Masse an meinem Fenster vorbeigezogen und das Geschrei: Viva Pio Nono! nebst den Klängen der Militairmusik verhallt war, schlug ich selbst den Weg nach dem Quirinal-Platz ein, den ich durch Querstraßen eine gute halbe Stunde vor der Prozession erreichte. Ich konnte also den vortheilhaftesten Standpunkt am Fußgestell einer kolossalen Gruppe der Dioskuren aussuchen. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten über den trüben Himmel, der mit Regen drohte; aber diesen Verboten zum Trotz bedeckte sich der Platz mit Menschen und Equipagen, welche letztere mit Damen angefüllt waren. Das päpstliche Schloß, im tiefsten Dunkel begraben, gab durch Nichts zu erkennen, daß man dort von dem Bevorstehenden unterrichtet sey; an den Fenstern der Paradezimmer und der Glasthür der Loggia waren die Läden zu; indessen stellte sich beim Andrange des Volkes auf dem Platz ein Kommando der Schweizerwache in ihrem unveränderlichen mittelalterlichen Kostüm unter dem Balkon vor dem Hauptthor auf. Bald ließen sich entfernte Musiktöne hören, und ein Lichtstrom ergoß sich von der Seite des Palazzo Rospigliosi. Die Prozession, die sich unterweges um das Zehnfache vermehrt hatte, folgte schweigend, von einem dichten Volkshaufen umringt, hinter den Musikanten, und hielt vor dem Balkon, um das Ende des Marsches abzuwarten. Das Licht der Fackeln spiegelte sich auf den Hellebarden der Schweizer ab, die den Eingang zum Schlosse bewachten, wo noch Alles in tiefem Schlummer zu liegen schien. Plötzlich ertönte ein dreimaliges Hoch: Viva Pio IX.! hallte donnernd vom Platze wieder. Es öffneten sich erst die Fensterläden, dann die Thüren des Balkons; die Finsterniß verschwand — an verschiedenen Punkten stiegen weiße bengalische Feuer auf, deren blendendes Licht den Glanz des Tages in der dunklen Nacht hervorzuzaubern schien, und in demselben Augenblick nahm man in der Thür der päpstlichen Loggia das hohe goldene Kreuz wahr, welches stets Sr. Heiligkeit vorangeht. Pius IX. trat auf den Balkon in halbem Ornat, in einem rothen Hut mit breiten, an den Seiten aufgekrämpten Rändern, und empfing mit wohlwollendem Lächeln den ihm dargebrachten Gruß. Alsdann gab er seinen Hut einem neben ihm stehenden Prälaten und erhob die Hände zum Gebet. Ein tiefes Stillschweigen erfolgte, und der Oberhirte sprach seinen feierlichen Segen über das von ihm beglückte Volk.

Von neuem erschallte jetzt ein rauschendes Freudengeschrei, aber der Papst war bereits von dem Balkon verschwunden; wir erfuhren später, daß Sr. Heiligkeit sich deshalb so schnell entfernt hätten, um seine Unterthanen nicht dem immer drohender werdenden Regenwetter auszusetzen. Unterdessen wurde die Beleuchtung immer heller, und ein glänzendes Feuerwerk erhob sich spielend in die Luft. Von der Fortdauer des Festes unterrichtet, erschien der Papst abermals am Fenster, und von neuem ertönte der jubelnde Ruf: Evviva! Dann versank Alles wieder in Finsterniß, und die Zuschauer begannen sich allmälig in verschiedenen Richtungen zu zerstreuen, aber ohne Lärmen und sogar ohne lautes Gespräch oder Gelächter. Jetzt endlich strömte der Regen herab, und über dem dichten Volkshaufen bildete sich ein förmliches Dach von Regenschirmen. Viele hatten nicht einmal nöthig, ihren Schirm aufzuspannen, oder thaten es nicht wegen der physischen Unmöglichkeit, ihre Hände aus dem Gedränge loszumachen. Ich selbst fühlte unter diesem beweglichen Dache so lange keinen Regen, bis sich die dichte Masse lichtete; dann aber wurden die Befürchtungen des Papstes in vollem Maße gerechtfertigt, da es nicht anzunehmen ist, daß seine Unterthanen weniger durchnäßt wurden, als wir neugierigen Ausländer.

Nach der Feier des Namenstages machte man Anstalt, dem Papste auch zu Neujahr einen Gruß darzubringen. Zu diesem Behuf ward unter Anderem ein eigener Sängerchor eingeübt, an welchem gegen 300 Personen theilnahmen. Die Musik hierzu wurde von einem der kürzlich Amnestirten komponirt. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, daß ein Dekret über Reformen in der Rechtspflege erscheinen solle, deren kläglicher Zustand schon im Anfang seines Pontifikats die Aufmerksamkeit Pius' IX. auf sich gezogen hätte. Die im vergangenen Sommer niedergesetzte Untersuchungs-Kommission hatte ihre Arbeiten zum Theil beendigt, und man konnte jetzt zur Einführung einer neuen Gerichtsordnung schreiten. Der erste Schritt dazu war die Ernennung des bisherigen Gouverneurs von Rom und General-Direktors der Polizei, Monsignor Pietro Marini, zum Kardinal. Der neue Bischof von Imola, Monsignor Gaetano Baluffi, und Pietro Marini sind die ersten Personen, die von Pius IX. zur Kardinalswürde erhoben wurden. Marini, der seine wichtigen Aemter bereits unter dem vorigen Papste bekleidete, soll ein Mann von Talenten und festem Charakter seyn; aber leider artet diese Festigkeit nur zu oft in Grausamkeit aus, und man schreibt ihm den größten Theil der drückenden Maßregeln zu, welche die letzten Regierungsjahre Gregor's XVI. bezeichneten. Es versteht sich von selbst, daß er mit aller Gewalt den Verbesserungen und heilsamen Neuerungen Pius' IX. entgegen arbeitete. Bei der allgemeinen Abneigung des Publikums gegen diesen Mann glaubten Viele, daß seine Beförderung zum Kardinal der Popularität des neuen Regenten schaden werde; aber es weiß hier ein Jeder, daß einige Würden — sey es als Belohnung, sey es bei der Verabschiedung — unfehlbar zum Purpur führen, und daß zu diesen auch das Gouverneur-Amt gehört. Zum allgemeinen Besten opferte der Papst untergeordnete Rücksichten auf, und indem er das Kardinal-Kollegium mit einer unbeliebten Person vermehrte, ernannte er zum Gouverneur von Rom und Chef der Polizei den vortheilhaft bekannten und dem Verbesserungs-System ergebenen Monsignore Gaetano Grasselini.

So nahmen wir denn am 1. Januar 1847 an den Vorbereitungen zu einem neuen Festzuge Theil. Am Vorabend wurde den Eigenthümern aller Häuser am Corso und in den nach dem Quirinal führenden Straßen angezeigt, daß sie ihre Fenster und Balkons festlich verzieren möchten. Eine solche Bekanntmachung, die bei uns sowohl Kosten als Ungelegenheit verursacht hätte, ist in Rom ganz natürlich, da sich in jeder Wohnung ein Vorrath von alten Gardinen und allerhand Plunder befindet, die zur Ausschmückung der Häuser während des Karnevals dienen. So versah unsere Wirthin auch das von uns bewohnte Quartier mit einigen schimmernden Prachtstücken, welche die Spuren mehrerer Karnevals-Generationen an sich trugen, und wir schickten uns höchst ernsthaft an, diese Lappen aufzuhängen, sobald die Nachbarn uns mit gutem Beispiel vorangingen. Unterdessen nahm ich noch die Anstalten in Augenschein, die auf der nahe liegenden Piazza del Popolo, dem Mittelpunkt aller Lustbarkeiten Rom's, getroffen wurden. Der Platz wimmelte von Leuten; hier und da bemerkte man einen Musiker in der friedfertigen Uniform der Nationalgarde, mit einer Anzahl Federn auf dem Hut oder Tschako; in jeder Ecke wogten Flaggen von Gold- und Silberstoff, oder auch ganz einfach von gelbem und weißem Calico — den Farben der päpstlichen Kokarde — von Oliven- und Lorbeerzweigen umrankt und mit dem Familienwappen Pius' IX. gekrönt. Aber horch! Aus der Strada Ripetta nähern sich gemessene Schritte, und die Studenten der hiesigen Universität, unter denen sich viele Abbate's und Geistliche befinden, treten reihenweise hervor. Ohne sich mit dem Haufen zu vermischen, durchschneiden sie den Platz, wie die Wellen eines reißenden Flusses, der sich in einen See ergießt, und stellen sich um den Obelisk auf, des Anfangs der Prozession gewärtig. Als ich dies bemerkte, eilte ich wieder nach Hause, um an den festlich geschmückten Fenstern den Zug bequemer zu überschauen. Er bestand aus doppelten Musikchören, von dreihundert Sängern mit Noten in der Hand gefolgt, welche unterweges die Zeit zum Repetiren der Festhymne benutzten, wobei der Komponist selbst dirigirte. Hinter den Sängern trug man Fahnen, und dann kamen Alle, die sich dem Zuge anzuschließen wünschten, je sechs in einer Reihe und mit gravitätischer Miene die Regenschirme statt der Gewehre über der Schulter tragend. Um den Weg zu säubern und die Ordnung im Zuge aufrecht zu halten, waren Unteroffiziere von den Grenadier-Compagnieen der Nationalgarde angestellt, die sich in ihren Bärenmützen und rothen Federbüschen ganz stattlich ausnahmen.

Wie das erstemal eilte ich durch Nebengäßchen nach dem Quirinal, in der Begleitung einer Menge Ausländer und Einheimischen von den geringeren Klassen, die nicht in der Prozession mit eingeschlossen waren. Der Palast und die am Quirinal-Platze liegenden Gebäude waren mit Zuschauern angefüllt. In den Staatszimmern und der päpstlichen Loggia standen die Secretaire und Kämmerer Sr. Heiligkeit, die dienstthuenden Offiziere der Nobelgarde, die Kardinäle und unter Anderen auch ein junger Mensch in der schwarzen Tracht eines Abbate, mit einer ungemein ausdrucksvollen Physiognomie und lebhaften Geberden, der sich ungezwungen mit Allen unterhielt, die auf den Balkon hinaustraten. Dieser junge Mann ist auf gutem Wege; er ist der Kreuzträger (crucifero) des Papstes, der Sr. Heiligkeit bei feierlichen Gelegenheiten vorangeht und auf einem weißen Esel vor seiner Staatskarosse reitet. Dieses Amt führt direkt zur Kardinalswürde und — wer weiß? — vielleicht noch weiter.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Dienstag den 25. Mai 1847.

Parlamentarische Reminiscenzen aus England, Frankreich, Brasilien, Nord-Amerika und Texas.

Die Verhandlungen des ersten preußischen Landtags, der eine so wichtige **Epoche** in der Zeitgeschichte bildet, haben eine allgemeine Theilnahme für **parlamentarische** Gegenstände erweckt, was sich auch durch die Thatsache **kundgiebt**, daß selbst die geringfügigsten, hierauf bezüglichen Details mit **Interesse** aufgenommen werden. Die neuverliehenen Institutionen haben so**wohl im** Publikum, als auch im Schoße der Versammlung die mannigfachsten **Parallelen** mit den Einrichtungen solcher Länder hervorgerufen, die sich schon **seit längerer** Zeit auf der Bahn der Oeffentlichkeit und verfassungsmäßiger **Freiheit** bewegen, und diese Parallelen beziehen sich nicht nur auf das **Wesentliche** jener Institutionen — ihre politische Bedeutung und praktische **Wirksamkeit** — sondern auch auf das mehr Accessorische, wie die Form der **Berathungen**, die Oekonomie der Sitzungen, ja auf die äußere Erscheinung **oder** Physiognomie der legislativen Körperschaften selbst. Da nun Schreiber **dieses** Gelegenheit hatte, über Letzteres in mehr als Einem Lande Beobach**tungen** anzustellen, so wagt er zu hoffen, daß einige Worte darüber den **Lesern** des Magazins nicht ganz unwillkommen seyn werden, wobei er im **voraus** verspricht, ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch zu nehmen.

Um mit dem britischen Unterhause anzufangen, muß ich zuvörderst bemerken, daß meine Kenntniß desselben erst von seinem neuesten Stadium, d. h. von seiner Umgestaltung durch die Reformbill, datirt. Wenn man den Lobrednern der Vergangenheit glauben soll, so wäre es seit dieser Zeit in jeder Beziehung ausgeartet; die feine Urbanität der alten Schule hätte der demokratischen Rohheit Platz gemacht, und in dem Rathe der „first gentlemen in Europe", in den Räumen, die einst von der hinreißenden Beredtsamkeit eines Burke und eines Sheridan wiederhallten, habe man Scenen erleben müssen, die an den so übel berufenen polnischen Reichstag erinnerten. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß in der Hitze des parlamentarischen Kampfes die Schranken der Sitte gar oft übersprungen werden; namentlich wurden vielleicht zu keiner Zeit die Debatten mit größerer Heftigkeit geführt, als im Anfang der Session von 1835, die das damalige kurze Ministerium Sir Robert Peel's zu Grabe trug. Man beschränkte sich nicht auf die gewöhnlichen Salven des Beifalls und der Mißbilligung — auf das stereotype: Hört! hört! und die betäubenden groans (was unsere Stenographen durch „Murren" bezeichnen), die nach jeder Phrase eines Redners von den ihm befreundeten oder opponirenden Bänken erschallen — sondern es wurden auch mitunter Töne laut, die alles parlamentarische Decorum verletzten und sich eher für ein Rudel unartiger Schulknaben, als für eine ernste Staats-Versammlung schickten. So hatte z. B. ein Mitglied es zu einer besonderen Virtuosität in der Kunst gebracht, die Stimme jenes Vogels nachzumachen, der in der Geschichte des heiligen Petrus eine so wichtige Rolle spielt, und sein gellendes: Kikerikih! brachte eine so unwiderstehlich komische Wirkung hervor, daß es den Eindruck der gediegensten Rede verwischte. Aber dergleichen Fälle, die auf den ersten Blick das bekannte Wort Chesterfield's: that every large assembly is, more or less, a mob *), zu bestätigen scheinen, sind doch im Grunde nichts als die Ausbrüche individueller Ueberspanntheit, die keinesweges zu einem allgemeinen Schlusse berechtigen. Die Vorträge der geachteteren Mitglieder des Hauses werden selten oder nie von solchen Intermezzo's unterbrochen, und die leise, schwächliche Stimme Lord John Russell's ist selbst auf der Gallerie kaum minder hörbar, als das kräftige, sonore Organ Sir Robert Peel's. Zudem hat sich der parlamentarische Takt durch langjährige Uebung zu einer solchen, gleichsam instinktmäßigen Sicherheit erhoben, daß er einzelne Verirrungen leicht zu beseitigen weiß. Berufungen an den Sprecher kommen nur ausnahmsweise vor, und der preußische Landtags-Marschall, der eine so angreifende Rolle spielen und eine so unendliche Menge Fragen aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden muß, wird gewiß das otium cum dignitate seines britischen Mitbruders beneiden, der unbeweglich auf seinem Sitze thront und höchstens mit der Langweil zu kämpfen hat, die ihn während der von 7 Uhr Abends bis 2, 3, ja 4 Uhr Morgens sich fortspinnenden Debatten überschleichen mag.

Man hat von jeher geklagt, daß im Parlament zu viel gesprochen und zu wenig gethan wird, und dieser Vorwurf ist vielleicht nicht ganz ungegründet. Wenn man jedoch bedenkt, welche Masse von Geschäften einer Versammlung vorliegen muß, die die Interessen eines Riesenreichs vertritt, dessen politische und kommerzielle Beziehungen sich netzartig von einem Ende der Welt bis zum anderen erstrecken — wenn man erwägt, daß sie kein Ereigniß unbesprochen läßt, welches sich im In- oder Auslande zuträgt und diese Interessen oder auch nur die allgemeinen Interessen der Menschheit berührt — so wird man sich eher wundern, daß so Vieles in einer Session zu Stande kömmt, als daß so Manches noch unerledigt bleibt. Unnütze Weitläuftigkeiten sind wohl nirgends seltener, als im britischen Parlament. Prinzipielle Fragen kommen fast gar nicht aufs Tapet; darüber ist man schon längst hinaus — die Formen der Verhandlungen sind überall durch uraltes Herkommen geregelt, die Privilegien beider Häuser sind vor jeder Antastung gesichert, und alle Berathungen drehen sich jetzt nur um praktische Gegenstände. Erfahrene Geschäftsmänner, mögen sie auch wenig oratorisches Talent besitzen, genießen daher einer weit größeren Achtung, als bloße Theoretiker und Ideologen. Der ehrenwerthe Joseph Hume findet, seines schottischen Accents und seines nichts weniger als eleganten Styls ungeachtet, im Unterhause stets ein bereitwilliges Auditorium, wenn er nur nicht zum Unglück auf den Einfall geräth, das ihm bekannte Gebiet des Handels und der Finanzen zu verlassen und sich in die höheren Regionen der Politik zu versteigen, wo er bisweilen „schwarz mit weiß" verwechselt; d'Israeli hingegen, dessen ungewöhnliche Rednergaben selbst von seinen Widersachern anerkannt werden, hat sich, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen, keine wirklich einflußreiche Stellung erkämpfen können, obgleich das Haus sich nicht selten an seinen witzigen Ausfällen und bitteren Sarkasmen ergötzt. Ich habe nie einen weniger ansprechenden Vortrag gehört, als den des verstorbenen Lord Sydenham (damaligen Herrn Poulett Thomson); seine Stimme war unerträglich monoton, und in seiner ganzen Erscheinung glich er eher einem methodistischen Prediger als einem Staatsmann; aber diese Mängel thaten seinem parlamentarischen Erfolge nicht den mindesten Abbruch, da sie durch gesunden Verstand und praktische Kenntnisse reichlich aufgewogen wurden. Für Redner aber, die außerhalb der Mauern des Parlaments in politischen Meetings und gerichtlichen Plaidoyers glänzten, ist der Eintritt in das Unterhaus oft gefährlich; selbst O'Connell spielte dort in der ersten Zeit eine ziemlich unansehnliche Rolle, und auch in der Folge hatte er seinen Einfluß mehr der Länge und Dichtheit seines „Schweifs" zu verdanken, als seinem rednerischen Talente, welches sich hier nie mit derselben Energie entwickelte, wie in den Hallen des Repeal-Club und in den monster meetings seiner heimatlichen Auen. Einige der ausgezeichnetsten Parlaments-Redner sind zwar aus den Mitgliedern des englischen Advokatenstandes hervorgegangen, doch auch sie haben diese Feuerprobe nicht immer bestanden; Sir Frederick Pollock und Sir William Follett, deren juristischer Ruf die höchsten Erwartungen erregt hatte, machten im Unterhause fast gar keinen Eindruck, und Letzterer gelangte nur allmälig durch unermüdeten Fleiß und die eifrige Unterstützung seiner Partei zu einiger Bedeutung.

Was diese Versammlung von allen ähnlichen legislativen Körpern unterscheidet, ist die große Jugend einer namhaften Anzahl ihrer Mitglieder; mit dem Alter von einundzwanzig Jahren ist man schon wahlfähig, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die Söhne von Pairs und anderen hochgestellten Personen noch vor dem gesetzlichen Alter erwählt wurden. Seit der Reform sind übrigens diese unbärtigen Gesetzgeber seltener geworden; frühreife Genies wie Pitt, der im 25sten Jahre Premier-Minister, und Lord Henry Petty, der im 26sten Schatzkanzler ward, existiren nicht mehr — fast alle Notabilitäten des heutigen Parlaments haben das mittlere Alter erreicht oder überschritten, und die jüngere Generation scheint erst das Absterben ihrer Vorgänger erwarten zu wollen, um an der Leitung der Geschäfte theilzunehmen.

Die französische Deputirten-Kammer, obwohl in ihrer äußeren Gestaltung nach dem britischen Unterhause gemodelt, weicht doch in ihrem Wesen und ihrem Charakter gar sehr von diesem ab, und die Wirkung, die sie auf den Beobachter hervorbringt, ist, wie es mir scheint, eine weit schwächere. Wenn wir auch ganz von dem Umstande abstrahiren, daß ihr die großartigen Erinnerungen fehlen, die sich an die ehrwürdigen Hallen des Parlaments knüpfen, so kann man sich doch bei ihrem Anblick des Gedankens nicht erwehren, daß hier nur eine ernsthafte Komödie gespielt, nicht das wahre Interesse des Landes erwogen wird. Die etwas spießbürgerlich elegante Amtstracht der Deputirten, die wichtige Miene, mit der sie sich von ihren Plätzen erheben und auf die Tribüne zuschreiten, wo sie wie von der Kanzel herab ihre Reden in salbungsvollem Ton ablesen, die rhetorischen Floskeln, mit denen sie so verschwenderisch um sich werfen, und die stete Wiederkehr gewisser Stichwörter,

*) „Jede große Versammlung ist mehr oder weniger ein Pöbelhaufe."

die der National-Eitelkeit schmeicheln und auch den schwächeren Rednern einige très-biens und bravo's einbringen — alles dieses bildet einen scharfen Kontrast gegen die einfache Kleidung und das schlichte, ungezwungene Wesen der englischen Parlamentsglieder, die nur von ihren Sitzen aus in extemporisirten Worten reden und bei denen oratorischer Prunk und emphatische Wendungen eher Lachen als Bewunderung erregen würden. Die französische Kammer hat weniger Leben, weniger Bewegung als ihr überseeischer Nachbar; es bedarf einer ministeriellen Krise oder eines Tages-Skandals, um die gewöhnliche Eintönigkeit der Verhandlungen zu unterbrechen — dann aber geräth auch die ganze Versammlung in Aufruhr; die ehrenwerthen Deputirten schreien, toben und gestikuliren mit Händen und Füßen; immer lauter erschallt die Klingel des Präsidenten, und es entsteht ein förmlicher Wettlauf, um zuerst auf die Tribüne zu gelangen, wo der Redner dann umsonst versucht, sich unter dem allgemeinen Getümmel hörbar zu machen. Solche Auftritte sind in der Deputirten-Kammer häufiger als im Unterhause; letzteres entwickelt in seinen Parteikämpfen mehr Gutmüthigkeit und Humor, erstere mehr Leidenschaftlichkeit und Malice; dort behandelt man den Gegner mit einer gewissen chevaleresken Höflichkeit, um schon dem eigenen Charakter als gentleman nichts zu vergeben, und die beleidigenden Persönlichkeiten, welche Lord G. Bentinck an Sir Robert Peel richtete, wurden sogar von seiner eigenen Partei gemißbilligt — hier greift man wohl auch zu vergifteten Waffen, um den Feind zu kränken und ihn in seiner innersten Seele zu verwunden. Bei aller Sprachgewandtheit, die den Franzosen unbestreitbar charakterisirt, hat die Deputirten-Kammer nur eine kleine Zahl bedeutender Redner aufzuweisen — wie mich dünkt, ist das Verhältniß in England viel günstiger. Guizot und Thiers möchten sich allerdings jenseits des Kanals vergeblich nach ebenbürtigen Nebenbuhlern umsehen, aber wahrhaft praktische Geschäftsmänner, men of business, gehören dagegen in Frankreich zu den seltenen Erscheinungen, weshalb auch in keinem anderen constitutionellen Lande die öffentliche Verwaltung so sehr im Argen liegt. Aus eben diesem Grunde finden hier praktische Fragen in der Regel die geringste Theilnahme; bei den Adreß-Debatten z. B., wo es den Sturz oder die Erhaltung eines Ministeriums gilt, ist die Kammer stets au grand complet — wo jedoch keine Portefeuilles im Spiele sind, sondern nur wichtige und für das Wohl des Landes unentbehrliche Reformen verhandelt werden, verlassen die Herren Deputirten Einer nach dem Anderen ihren Posten, und es bleibt nichts übrig, als eine „bettelhafte Reihe" leerer Bänke.

Von den beiden mächtigsten und civilisirtesten Nationen Europa's zu dem neuerrichteten Kaiserthum Brasilien ist ein weiter Sprung, sowohl im buchstäblichen als im figürlichen Sinne. Ihre socialen Zustände bieten eben nicht viele Vergleichungspunkte dar; was aber ihre politischen Institutionen oder wenigstens die äußeren Formen derselben anlangt, so hat diese einzige Monarchie des amerikanischen Kontinents sich ihren europäischen Mustern ziemlich treu nachgebildet. Die Repräsentanten-Kammer in Rio-Janeiro ist eine ganz tüchtige Versammlung; die Reibungen der Parteien sind eben so lebhaft als in Paris oder London, und es herrscht die unbeschränkteste Redefreiheit, die mitunter in Zügellosigkeit ausartet — so namentlich als der Deputirte França den Antrag machte, die regierende Kaiserfamilie vom Throne auszuschließen und eine Republik zu proklamiren. Auch die Oeffentlichkeit ist in ihrer ganzen Ausdehnung vorhanden; das Publikum hat stets unbehinderten Zutritt, und die Berliner Stenographen könnten zu den Fluminensischen *) in die Schule gehen. Ein Umstand macht es indessen für den Ausländer schwer, den Berathungen der brasilianischen Stände beizuwohnen — ich meine die unerträgliche, erstickende Hitze, die man in dem Versammlungssaale oder doch in der Zuschauer-Gallerie zu bestehen hat. Nur tropischen Naturen kann diese Salamander-Atmosphäre zusagen; meinerseits fand ich es unmöglich, länger als einige Minuten auf einmal darin auszuharren, und mußte mich dann in einem halb asphyxirten Zustande entfernen, um durch einen Gang auf dem Lago do Paço, bei einer angenehm kühlen Temperatur von 25—30° Réaumur im Schatten, mich einigermaßen zu erholen. Ueber das oratorische Talent der Deputirten kann ich mir daher kaum ein Urtheil zutrauen, da ich noch dazu in der portugiesischen Sprache — diesem Espagnol désossé, wie ein geistreicher Schriftsteller sie genannt hat — nicht so völlig heimisch war, um den Rednern überall folgen zu können; der hochtrabende Ton, der den Südländern eigen ist, harmonirt nicht immer mit den Ideen, die wir von der echten Beredtsamkeit hegen, und höhere politische Ansichten dürften kaum unter den Repräsentanten eines Volkes zu suchen seyn, das sich auf einer so untergeordneten Bildungsstufe befindet. Zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Kongresses gehörte damals (1836) Herr Araujo Lima, der in der Folge, nach dem Austritt des Senhor Feijó, zum Regenten während der Minderjährigkeit Dom Pedro des Zweiten gewählt wurde. Die Brasilianer sind übrigens geborene Redner; ihrer mangelhaften Kultur ungeachtet fehlt es ihnen durchaus nicht an geistiger Lebhaftigkeit, und selbst die niedrigsten Klassen besitzen eine unerschöpfliche Wortfülle und eine gewisse Suade, die auf den ersten Blick manche böse Flecken in ihrem Nationalcharakter übersehen läßt. Möglich, daß politische Freiheit und aufgeklärtere Religionsbegriffe diese Spuren eines jahrhundertlangen geistlichen und weltlichen Despotismus vertilgen werden.

Wenden wir uns jetzt gegen Norden und betreten wir den republikanischen Boden der Vereinigten Staaten, wo sich uns ein ganz anderes Schauspiel eröffnet. Weit entfernt, sich in der Hauptstadt zu konzentriren, verzweigt sich hier das parlamentarische Leben über die unermeßliche Länderstrecke, die sich von dem Atlantischen Meere bis zu den Quellen des Missuri, von den Binnenseen des Nordens bis zum Mexikanischen Meerbusen ausdehnt; in jedem der sechsundzwanzig Staaten giebt es einen eigenen legislativen Körper, der die Elite seiner Mitglieder dem Föderal-Kongreß in Washington zusendet, und man hat daher ein Recht, hier nur erprobte, des Vertrauens ihrer Mitbürger würdig befundene Männer zu vermuthen. Ob eine solche Voraussetzung auch stets gerechtfertigt wird? Der feurigste amerikanische Patriot möchte wohl Bedenken tragen, diese Frage unbedingt zu bejahen, da so manche Thatsachen ihr widersprechen. Wie Amerika nach seiner Verfassung das Ideal eines Freistaates, so müßte der Kongreß nach seiner Zusammensetzung das Ideal eines parlamentarischen Vereins darstellen; aber die tückische Wirklichkeit gefällt sich nun einmal darin, die süßen Träume der Phantasie zu Schanden zu machen. Der Senat ist zwar eine höchst achtbare Versammlung, in der mit seltenen Ausnahmen ein würdevoller Ton herrscht und strenger Anstand beobachtet wird; das Haus der Repräsentanten hingegen verwandelt sich oft in ein wahres Pandämonium, wo die Leidenschaften einen solchen Gipfel erreichen und die streitenden Parteien eine so drohende Haltung annehmen, daß man alle Augenblicke befürchten muß, die ehrenwerthen Abgeordneten zu Thätlichkeiten übergehen zu sehen. Die Scenen, die sich in der Kammer ereignen, führen in der That mitunter zu den beklagenswerthesten Katastrophen; so hatte das unglückliche Duell zwischen Cilley und Graves, welches Ersterem das Leben kostete, seinen Ursprung in einem parlamentarischen Wortgefecht. Ein Mißbrauch, dem man seit einigen Jahren ein Ende gemacht hat, war die übermäßige Länge der Vorträge, die wirklich bis ins Unglaubliche ging, so daß man ihre Dauer nicht nach Stunden, sondern nach Tagen berechnete *); nach dem heutigen Reglement ist jedes Mitglied auf eine Stunde beschränkt, und es wird unerbittlich darauf gehalten, daß diese Frist nicht überschritten werde. Mit dem Schlage der Glocke wird der Redner im schönsten Flusse unterbrochen — er muß, wie Sancho Pansa, seine besten Einfälle in der Geburt ersticken und seine Perioden „curtailed of their fair proportions" zu Ende bringen. Für die Bequemlichkeit der Mitglieder hat man übrigens in beiden Häusern des Kongresses reichlich gesorgt; jeder Abgeordnete ist mit einem Pulte versehen, wo er sich mit Lesen oder Schreiben beschäftigen kann, wenn gerade keine Debatte an der Tagesordnung ist, die seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Oft zieht er es jedoch vor, sich in der beliebten amerikanischen Stellung auf seinen Sitz zurückzulehnen, um in den Armen des Morpheus von den schweren Pflichten eines Volksvertreters auszuruhen. Wie es sich von selbst versteht, ist die nationale Unsitte des Tabackkauens, die den Spott und die Indignation aller europäischen Reisenden von Mistreß Trollope und Capitain Hamilton bis auf Dickens und Friedrich von Raumer erregt hat, auch hier im vollen Schwung, aus welchem Grunde es an zahlreichen Exemplaren jenes unentbehrlichen Hausgeräths nicht fehlen darf, welches diese liebenswürdige Gewohnheit nöthig macht. So weicht denn eine transatlantische Repräsentanten-Kammer in manchen Punkten von unseren eigenen parlamentarischen Versammlungen ab: an äußerer Politur und Gemessenheit der Formen wird sie von diesen ohne Zweifel übertroffen, obwohl man, namentlich unter den südlichen Mitgliedern, der eigentlichen Aristokratie des Landes, Männer findet, die sich den höchsten Klassen der europäischen Gesellschaft an die Seite stellen können — aber geistige Bewegung, lebendige Thätigkeit und Energie charakterisiren sie in eben dem Grade, wie die von ihr vertretene Nation. An guten Rednern ist das Haus der Abgeordneten arm; im Gegensatz zu Frankreich und England, wo die zweite Kammer stets das meiste oratorische Talent entwickelt, muß man die amerikanischen Peels und Guizots im Senate aufsuchen. Clay, Webster, Buchanan, Calhoun sind Mitglieder dieses letzteren Körpers — bei den Representatives giebt es dagegen, außer dem achtzigjährigen John Quincy Adams, kaum einen Redner, dessen Name über das Weltmeer gedrungen wäre. Das Unglück ist, daß jeder Deputirte es als seine Schuldigkeit betrachtet, im Laufe der Session einige Vorträge zu halten, um sich in den Augen seiner Kommittenten als tüchtig zu bewähren, und da die Gabe der Beredtsamkeit natürlicherweise nur der Minderzahl verliehen ist, so werden die einzelnen Talente von der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit erdrückt, und es machen sich gar zu oft Stimmen laut, deren Heil in einem vorsichtigen Schweigen lag. Gäbe es in der Repräsentanten-Kammer weniger Sprecher und mehr Zuhörer, so würde sie vielleicht eine größere Anzahl wahrer Redner aufweisen können; dann würden auch die skandalösen und lächerlichen Auftritte seltener werden, die dem Ruf dieser Versammlung beeinträchtigt und ihr von Seiten der einheimischen wie der europäischen Presse den schärfsten Tadel zugezogen haben.

(Schluß folgt.)

*) Der Name Rio-Janeiro rührt von dem Irrthum der ersten Entdecker her, welche die schöne Bai, an der diese Hauptstadt liegt, für die Mündung eines großen Flusses hielten. Obgleich man dies schon längst als ein Versehen anerkannt hat, so haben doch die Einwohner von Rio davon Anlaß genommen, sich Os Fluminenses (die Flußbewohner) zu nennen.

*) Der Redner, der das Wort hatte (who had the floor), war nämlich berechtigt, seinen an einem Tage unterbrochenen Vortrag am folgenden wieder aufzunehmen.

Italien.

Russische Stimmen über Pius IX.

(Schluß.)

Der Papst nahm später im Quirinal einige Deputationen an, denen er seinen Dank zu erkennen gab, wobei er es sich aber vorbehielt, in Bälde seine Meinung über Feste von so neuer Art auszusprechen. Eine Deputation aus dem von Pius mit Wohlthaten überhäuften Bologna hätte sich mit einer von den Damen dieser Stadt gewirkten Fahne der Prozession anschließen sollen,

aber wegen der schlechten Wege hatten sich Deputation und Fahne um einige Stunden verspätet. Am Abend des 1. Januars gab die höhere Gesellschaft von Rom, die gleichfalls an der allgemeinen Freude theilzunehmen wünschte, ein Konzert in dem Saale des sogenannten Senatoren-Palastes, im Kapitol, wo eine Cantate von Rossini aufgeführt wurde.

Zu den hiesigen religiösen Ceremonien gehört ein alter Gebrauch, daß in der Woche nach dem Feste der Erscheinung Christi in einer der geräumigsten Kirchen Roms (Sant' Andrea de Valle) Predigten in allen Sprachen der katholischen Welt gehalten werden. Dieses Jahr predigte man des Morgens Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch, und um drei Uhr Nachmittags hielt Pater Ventura eine italiänische Rede. An einem der letzten der hierzu bestimmten Tage erblickte man ganz unerwartet um drei Uhr an den Thüren der Kirche das goldene Kreuz, welches die Ankunft des Papstes verkündet. Ohne alle Vorbereitungen und ohne Jemanden von seiner Absicht zu benachrichtigen, um den Andrang neugieriger Zuschauer zu vermeiden, war Pius in seiner gewöhnlichen Stadt-Equipage nach der Kirche gefahren, schritt unbegleitet durch das schon zahlreich versammelte Volk und erschien zur allgemeinen Verwunderung statt des erwarteten Predigers auf der Kanzel. Der Papst hielt einen Vortrag, der alle Zuhörer aufs tiefste ergriff, und rief auf diese Weise die Thaten der früheren Oberhirten der occidentalischen Kirche, eines Leo und Gregor des Großen, von neuem ins Leben. Ich war bei dieser seltenen Feierlichkeit nicht zugegen und werde mich nicht weiter darüber auslassen, da ich nur das wiederholen könnte, was in dem bescheidenen Diario di Roma mitgetheilt wurde; ich hätte sogar ganz darüber geschwiegen, wenn die Rede Pius' IX. sich nicht zum Theil auf die ihm am Neujahrstage gebrachte Huldigung bezöge. Der Papst begann seine Predigt mit der wohlwollenden Bemerkung, daß ein solcher Beweis der Volksliebe ihn mit Dankbarkeit erfülle; noch größere Freude werde es aber seinem väterlichen Herzen gewähren, das Volk auf dem Pfade der wahren Gottesfurcht und des gläubigen Vertrauens in die Fügungen des Allmächtigen wandeln zu sehen. Durch diese Worte und die fernere Entwickelung dieses Gedankens erfüllte der Papst das Versprechen, welches er der Deputation gegeben hatte. Ich werde nicht versuchen, die erhabenen Grundsätze christlicher Moralität und Frömmigkeit wiederzugeben, die bei dieser Gelegenheit von dem heiligen Vater ausgesprochen wurden; die belehrenden Worte des Seelenhirten sind einer anderen Stelle und einer weniger profanen Gesellschaft würdig.

Die oben erwähnte Reform im kriminalgerichtlichen Verfahren war noch nicht so vollständig, als man sie von den wohlwollenden Absichten Pius' IX. erwartete. Am 1. Januar ward erst die Verordnung publizirt, wodurch die bisherigen vier abgesonderten Tribunale auf zwei, die Corte del Governo und die Sacra Consulta, reduzirt wurden, indem der Gerichtshof des Kapitols und das Uditorato della Camera eingingen; zugleich wurden neue Bestimmungen über die Wahl der Richter, so wie zur Sicherung ihres ehrlichen Unterhalts von den ihnen rechtmäßig zukommenden Einkünften, erlassen und endlich ihre Beförderung nicht mehr nach Anciennetät, sondern nach den Fähigkeiten und Verdiensten festgesetzt. Auf diese Weise ist dem seltsamen Gange der Kriminal-Prozesse ein Ende gemacht worden, der noch an die Barbarei des Mittelalters erinnerte — und noch dazu in Rom, der Wiege der Rechtsgelehrsamkeit, die fast allen heutigen Gesetzgebungen zum Muster diente! Wird man es glauben, daß derselbe Prozeß bisher vor zwei, drei oder gar vier Gerichtshöfen verhandelt und je nach dem Gewicht und den Konnexionen des Klägers und des Beklagten auf eine andere Art entschieden werden konnte? Wenn man ferner noch die Langsamkeit des Verfahrens und das elastische Gewissen der Richter hinzufügt, so wird man die ganze Wichtigkeit der Reform begreifen, die mit dem neuen Gouvernement ins Leben trat.

Monsignor Grasselini fing seine Wirksamkeit als Ober-Direktor der Polizei mit einer wichtigen Maßregel an — ich meine die Beschränkung der Bettelei, die in Rom so überhand genommen. Pius IX. hatte schon seit den ersten Augenblicken seiner Regierung diesem Unwesen zu steuern gesucht, war aber von der früheren Polizei-Verwaltung nicht gehörig unterstützt worden. Der neue Gouverneur ließ in diesen Tagen etwa zweihundert Bettler in verschiedenen Armenhäusern unterbringen und befahl, alle in der Hauptstadt anwesende Vagabunden nach ihrer Heimat zurückzuschicken. Für die wenigen Bettler, die noch in den Straßen zu sehen sind, wird gleichfalls nächstens gesorgt werden. Die heilsamen Resultate dieser Verfügungen stellen sich auch schon deutlich heraus; man kann nunmehr auf dem Corso spazieren gehen, ohne von Krüppeln und angeblichen Familienvätern belästigt zu werden, die alle Vorübergehende zu verfolgen und Almosen von ihnen zu erbitten pflegten. Es versteht sich von selbst, daß es meistens Industrielle waren, die aus ihren fingirten Gebrechen und Verstümmelungen ganz hübsche Revenüen zogen. Man erzählt sich die Anekdote, daß ein alter Bettler, der die ersten Stufen einer großen Treppe, die von dem Spanischen Platze zur Kirche Trinità del Monte führt, zu seinem Standort erwählt hatte, seiner Tochter bei ihrer Verheiratung ein enormes Kapital zur Aussteuer gab, welches er dort nach und nach als Almosen empfangen. Es mag dieses ein zur Verherrlichung jener schönen Treppe erfundenes Märchen seyn, aber ich kann selbst bezeugen, daß ich mehrere Mal an der Thür eines unserer Wohnung gegenüberliegenden Kaffeehauses vom zweiten Range (Caffè d'Europa) einen kleinen vierräderigen Karren wahrnahm, der von einem Tagelöhner gezogen wurde und auf dem, wie in einem Lehnstuhl, ein gichtbrüchiger, in Bettlerlumpen gehüllter alter Mann thronte. Während der Tagelöhner in das Kaffeehaus ging (wie ich anfangs glaubte, nach Almosen) wärmte sich der Greis die Hände und das Gesicht an den Kohlen des klassischen Topfes, der zwischen seinen Knieen stand. Der Bote kehrte mit einem Präsentirteller zurück, auf welchem sich ein vollständiges Chokolade-Geschirr befand, wobei auch das Glas Wasser nicht vergessen war, und der Bettler begann ganz gemächlich sein Frühstück, indem er mit zufriedener Miene auf die Vorübergehenden und auf mich blickte. Nachdem er die Chokolade zu sich genommen, schlürfte er nach allen Regeln der Feinschmeckerkunst das Wasser dazu nach, was bei uns sogar nicht immer bei Isler und Dominico*) geschieht, worauf er seinen Diener mit dem Präsentirteller in das Kaffeehaus zurückschickte und sich von ihm nach dem Schauplatz seiner Thätigkeit fahren ließ. Als er an unseren Fenstern vorbeikam, hatte er sich schon völlig wieder in seine Bettlerrolle hineingefunden und nahm keinen Anstand, mich um ein Almosen anzusprechen, ohne sich darum zu kümmern, daß ich Zeuge seines leckeren Frühstücks gewesen. Ich muß aber meine Hartherzigkeit eingestehen: dieser Sybarit hat von mir auch nicht einen Bajocco erhalten. Solche Leutchen hat die neue Polizei auf Armenhaus-Kost gesetzt.

Ich weiß schon im voraus — so sehr sind wir Menschen geneigt, in Allem die schwache Seite hervorzusuchen — daß der freundliche Leser, der meinen Bericht bis zu Ende durchblättert, diesen Lobreden auf die neue Verwaltung das triviale Sprüchwort: „Neue Besen fegen gut!" entgegensetzen wird. Aber er wird sich irren. Es ist alle Hoffnung vorhanden, daß der neue Gouverneur und Polizei-Direktor noch lange in gleicher Weise fortfahren werde, da man in Rom seit Neujahr so wenig gefegt hat, daß es vielmehr schmutziger als je ist.

Australien.

Die neuesten Entdeckungsreisen im Innern von Neu-Holland. Leichardt und Mitchell.

Wie die Erfahrung die Hypothesen der Gelehrten bald gänzlich umstößt, bald wesentlich modifizirt, davon geben uns die neuesten Berichte über Australien wiederum einen treffenden Beweis. Wer wüßte nicht, wie grell die Schilderungen, selbst der besten Geographen, hinsichtlich des unwirthbaren Innern von Neu-Holland sind? Der Mangel eines die Küste erreichenden, großartigen Stromsystems brachte auf die Vermuthung, daß auch dem Innern jede bedeutendere Gebirgsbildung fehlen müsse. Bald glaubte man dort nichts als eine öde, wasserlose, durch ihren Umfang Entsetzen erregende Niederung, welche jeder Kultur spotte, vermuthen zu dürfen. Die dünen- und lagunenartige Küstenbildung auf einer großen Strecke an der Südseite, so wie anderwärts, woran sich eine weit ausgedehnte Niederung schloß, schien eine Vermuthung zu bestätigen, die auch durch andere Gründe an Wahrscheinlichkeit gewann.

Die rastlosen Bestrebungen der Herren Sturt, Mitchell und insbesondere unseres wackeren Landsmannes, Dr. Leichardt, fangen nunmehr an, die Ansichten hierüber wesentlich zu berichtigen, und es können die neuesten Nachrichten über die Reisen dieser Männer nur mit dem größten Interesse gelesen werden.

Wahrhaft heroisch ist die Ausdauer, mit welcher Dr. Leichardt seine Forschungen in dem bisher noch so wenig bekannten Innern des Kontinents von Neu-Holland unternahm und fortsetzte. Ohne eigene Mittel hatte dieser deutsche, aus Kottbus gebürtige und auf der Berliner Universität gebildete Gelehrte vor zwei Jahren von Sydney aus seine Reisen quer durch das unbekannte Land bis nach Port Essington angetreten. Seine australischen Freunde hatten zwar das größte Vertrauen zu ihm, als aber ein Jahr lang keine Nachricht von ihm in Sydney eingegangen war, gab man nicht blos alle Hoffnung auf, von seinen Forschungen irgend einen Erfolg zu sehen, sondern man veranstaltete sogar, nachdem sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, ihm zu Ehren eine Art von Todtenfeier, zu welcher ein englischer Freund Leichardt's die Worte und der einzige in Australien lebende Komponist, Herr Nathan, ein Israelit, der sich besonders durch seine Composition von Lord Byron's „Hebrew Melodies" einen Namen erworben, die Musik lieferte. Man kann sich nun denken, wie groß die Ueberraschung und Freude der Einwohner Sydney's war, als einige Monate nach dieser Feier, völlig unerwartet und unangekündigt, der todtgeglaubte Leichardt, zwar durch die Mühseligkeiten der Reise etwas gealtert, aber sonst ganz gesund an Leib und Seele, in der Hauptstadt der Kolonie wieder eintraf. Er selbst schildert in einem an einen befreundeten Kaufmann in seiner Vaterstadt gerichteten Brief, der in der vorletzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft von deren Direktor, Herrn Prof. Karl Ritter, unter lebhafter Anerkennung der Verdienste des Reisenden, vorgelesen wurde, die Freude dieses Wiedersehens, das ebenfalls durch Gedichte und Compositionen, so wie durch einen ihm zu Ehren veranstalteten Ball, gefeiert wurde, auf eine wahrhaft rührende Weise. Augenblicklich wurde unter den Einwohnern Sydney's eine Subscription veranstaltet, um den Reisenden schadlos zu halten. Es kam eine ziemlich bedeutende Summe zusammen, die jedoch Leichardt nur unter der Bedingung annahm, sie sowohl zur Ordnung und Herausgabe seiner gesammelten wissenschaftlichen, besonders auch physikalischen Beobachtungen, als auf eine neue Reise zu verwenden, welche er im Januar d. J., und zwar auch zu Lande, nach dem Schwanen-Flusse angetreten hat.

Leichardt hat seinen Aufenthalt in Sydney dazu benutzt, seine Reisebeschreibung in englischer Sprache abzufassen. Einzelnes daraus ist bereits der geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt; das Ganze soll nächstens

*) Zwei fashionable Kaffeehäuser in St. Petersburg.

im Druck erscheinen und wird hoffentlich bald einen kundigen deutschen Uebersetzer finden.

Einstweilen wollen wir eine kleine Notiz aus dem Bericht über eine Expedition, welche von neuerem Datum ist als die oben erwähnte erste des Herrn Leichardt, welcher Bericht jedoch mit dem unseres Landsmannes nicht durchgehends übereinstimmen soll, hier mittheilen. Der gedachte neuere Bericht ist vom 9. Navember v. J. datirt. Danach hatte die unter der Leitung des Herrn Mitchell stehende Reise-Gesellschaft zwar die gewöhnlichen Mühseligkeiten einer solchen Land-Expedition auf einem Theile des Weges zu ertragen gehabt, war ihnen jedoch mit größerer Vorsicht entgegengetreten, da sie dieselben aus den Berichten ihrer Vorgänger schon genauer kannte. Uebrigens waren die schlimmsten derselben, nachdem man den Darling überschritten, unerwartet verschwunden. Das Ergebniß der Expedition besteht ebenfalls in sehr wichtigen Beiträgen zur Kenntniß des Innern. Herr Mitchell führt unterm 9. September an, daß seine Gesellschaft eine gute Fahrstraße durch wohl bewässerte Triften von größerer Ausdehnung, als alle von den Ansiedlern gegenwärtig auf Neu-Holland bewohnten, entdeckt habe. Aber von hauptsächlicher Bedeutung ist eigentlich die Entdeckung eines neuen Flusses, welcher „den besten Theil der umfangreichsten Insel der Welt bewässert" und von Mitchell den Namen **Victoria** erhalten hat. Von diesem Flusse und dem von ihm bewässerten Lande sagt derselbe Folgendes: „Indem ich von dem Thale aus, in welchem ich übernachtet hatte, den kleinen Strom verfolgte, erreichte ich bald das offene Land. Zehn Tage hinter einander folgte ich nun dem Laufe jenes Flusses durch eine Gegend von gleicher Beschaffenheit, täglich so weit mich mein Pferd tragen konnte, und zwar in derselben Richtung, wobei ich mich dem südlichen Wendekreis näherte. An einigen Stellen bildete der Fluß großartige Erweiterungen, so breit und bedeutend wie der Murray, an anderen hingegen theilte er sich in vier oder fünf Arme, von denen einige mehrere Meilen getrennt blieben. Allein das ganze Land wird durch zahlreiche Zuflüsse, die von den Sandbergen kommen, besser bewässert als irgend ein anderer mir bekannter Theil Australiens. Ich fand endlich, daß ich in jeder beliebigen Richtung, die ich einschlug, auf Wasser treffen würde, ohne den Fluß aufsuchen zu müssen, außer wenn ich seinen Lauf überhaupt bestimmen und seine Natur beobachten wollte. Die Ebenen waren grün, ja das Weideland übertraf an Ueppigkeit wie an Ausdehnung Alles, was ich jemals von dieser Art gesehen habe. Neue Vögel und neue Pflanzen zeichneten diese Gegend vor jeder anderen, die ich vorher untersucht hatte, wesentlich aus; und obschon ich wegen der vorgerückten Jahreszeit dem Flusse in seinem Laufe nicht folgen konnte, war ich doch überzeugt, daß ihn der Golf von Carpentaria aufnehme.*) In allen Fällen ist das Land offen und überdies durch direkten Zufluß gut bewässert. Daß endlich der Fluß der wichtigste von Australien ist, indem er, wie es der Fall ist, durch Nebenflüsse allmälig wächst und nicht ein bloßes Produkt einzelner Quellen ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Ebenen des inneren Australiens, durch welche derselbe fließt, scheinen groß genug zu seyn, um die ganze Welt mit animalischer Nahrung zu versehen."**)

Die Wichtigkeit, welche nicht nur die englische Regierung, sondern eben so sehr die gelehrte Welt den aufopfernden Bestrebungen zur Entschleierung des unbekannten Innern von Australien beilegt, spricht sich auch in der diesmaligen Preisvertheilung der Londoner geographischen Gesellschaft aus. Die beiden großen Preis-Medaillen sind nämlich dem Capitain **Sturt** und dem Dr. **Leichardt** zuerkannt worden, dem Ersteren für seine Expedition von Adelaide aus, über die südwärts gelegenen Hardley-Ponds, in das Innere; dem Letzteren für seine Expedition von den Dünen am Darling nach Port-Essington. Daß Dr. Leichardt bereits von der Moreton-Bai aufgebrochen, um seine neue große und gefahrvolle Reise quer durch Australien bis zum Schwanenfluß zu vollenden, wird übrigens auch in den neuesten Sydney-Zeitungen bestätigt.

Sollte die Beschaffenheit des eben entdeckten Landes wirklich so seyn, wie es Leichardt und Mitchell darstellen, so wäre der europäischen Auswanderung ein neues Ziel, vielleicht ein günstigeres als alle bisherigen, eröffnet. Eine deutsche Kolonie unter englischem Schutze hätte dort Aussichten genug auf gedeihlichen Fortgang.

*) Dies namentlich soll mit dem Berichte Leichardt's nicht übereinstimmen und wird als eine falsche Hypothese bezeichnet.

**) Als eine Eigenthümlichkeit der australischen Flüsse wird indessen bezeichnet, daß sie keine Strömung haben und gleich Landseen unbeweglich zu seyn scheinen.

Mannigfaltiges.

— **Thomas Jefferson's Parlamentarrecht.** Wir haben kürzlich (Nr. 60) der „Taktik politischer deliberirender Versammlungen" von **Jeremy Bentham** gedacht. Eine andere Quelle zur Kenntniß der Formen und der Geschäfts-Reglements zweier der berühmtesten parlamentarischen Versammlungen, so wie zur Beurtheilung der Motive, die diesen Formen zum Grunde liegen, ist das von **Thomas Jefferson** (Präsidenten der Vereinigten Staaten, 1801—1809) verfaßte „Handbuch des Parlamentarrechts", welches die Verhandlungsweise und den Geschäftsgang sowohl des britischen Parlaments als der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika darstellt. Eine deutsche Uebersetzung dieses Handbuches hat im April 1819 Herr Professor **Leop. v. Henning** veranstaltet, der sie zu jener Zeit mit einer sehr warmen Vorrede herausgegeben*), worin er den mächtigen Fortschritt, den das „große Werk der neuen Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland, trotz alles feindseligen Widerstrebens, während der letzten Jahre gemacht", als eine dringende Aufforderung ansieht, Jefferson's Werk „noch vor dem Ende der diesjährigen (ersten) Sitzungen der bayerischen Stände-Versammlung**) in die Hände des Publikums zu bringen" und, um keine Zeit zu versäumen, dabei die im J. 1814 erschienene französische Bearbeitung des vormaligen Staatsraths Pichon zum Grunde zu legen. Durch diese Benutzung der französischen Version hat das Buch allerdings an Werth Einiges verloren, indem dadurch manche rein französische Bezeichnungen und Auffassungen parlamentarischer Formen auch in die deutsche Uebersetzung übergegangen, doch gewährt dasselbe gleichwohl, abgesehen von den seitdem durch die Parlamentsreform, so wie durch Kongreßbeschlüsse, eingetretenen wichtigen Veränderungen in der Zusammensetzung der Repräsentation beider Länder, auch jetzt noch immer einen sichern Stützpunkt zur Erklärung mancher sonst dem Ausländer nicht leicht verständlichen Formen bei der Behandlung legislativer Fragen in England sowohl als in den Vereinigten Staaten. In den letzteren finden sich (was bekanntlich in Großbritanien nicht der Fall ist) feststehende, gedruckte Geschäfts-Reglements sowohl für den Senat als für das Repräsentantenhaus. Diese Reglements wurden zur Zeit, als Jefferson Präsident war, von besonderen Kommissionen ausgearbeitet, und zwar wurde dabei der bisherige Gebrauch zum Grunde gelegt, der seinerseits wieder eine genaue Nachahmung dessen war, was in den beiden britischen Parlamentshäusern üblich ist. Das Reglement des Senats besteht aus 40 und das des Repräsentantenhauses aus 82 Paragraphen, doch giebt es außerdem für die in der amerikanischen Verfassung vorgesehenen Fälle der gemeinsamen Verhandlung beider Häuser in einer gemischten Kommission noch ein besonderes, aus 11 Paragraphen bestehendes Reglement. Die Bestimmungen „über die Regelmäßigkeit der Debatten" möchten in diesem Augenblicke vielleicht auch hier nicht ohne Nutzen gelesen werden, weshalb wir dieselben (es sind die §§. 16—24 des Reglements der Repräsentanten) nachstehend mittheilen:

16. Wenn ein Mitglied das Wort nehmen oder das Haus auf etwas aufmerksam machen will, so steht dasselbe auf und wendet sich mit geziemenden Ausdrücken an den Sprecher (Vorsitzenden), der jederzeit mit den Worten Herr „Sprecher" anzureden ist. Der Redner hat sich immer nur an die Sache zu halten, und Persönlichkeiten müssen durchaus vermieden werden.

17. Ein jedes Mitglied, welches durch seine Aeußerungen oder durch sein unanständiges Benehmen die Verhandlungsregeln des Hauses verletzt, wird zur Ordnung verwiesen, sey es durch den Sprecher oder durch ein anderes Mitglied der Versammlung. Dem zur Ordnung verwiesenen Mitgliede liegt es ob, sich sofort niederzusetzen, wofern ihm nicht etwa das Haus verstattet, sich auf eine Erörterung einzulassen. Das Haus entscheidet, auf Veranlassung eines diesfalsigen Antrags, über die gerügte Ordnungswidrigkeit und zwar ohne besondere Debatte. Erfolgt keine Berufung auf die Entscheidung des Hauses, so kommt es dem Sprecher zu, nach seinem Ermessen zu entscheiden. Wenn der Ausspruch des Sprechers zu Gunsten des zur Ordnung verwiesenen Mitgliedes ausfällt, so setzt dasselbe seine Rede fort; im umgekehrten Fall hingegen und wenn die Umstände es erfordern, kann das Haus einen Verweis ertheilen.

18. Wenn zwei oder mehrere Mitglieder zugleich aufstehen, um das Wort zu nehmen, so nennt der Sprecher das Mitglied, welches zuerst reden soll, bei seinem Namen. — Keinem Mitgliede ist es verstattet, ohne Erlaubniß des Hauses mehr als zweimal über denselben Gegenstand zu sprechen, und auch zum zweiten Mal erst dann, wenn ein jedes Mitglied, welches das Wort zu erhalten wünscht, dasselbe gehabt hat.

19. Während der Sprecher eine Frage zur Abstimmung aufstellt oder an das Haus etwas eröffnet, ist es Niemanden verstattet, das Haus zu verlassen oder über das Parquet zu gehen; eben so darf auch in den genannten Fällen, oder während ein Mitglied das Wort hat, Niemand sich mit seinen Nachbarn unterhalten. Ferner ist es verboten, zwischen einem in der Rede begriffenen Mitgliede und dem Sprecher hindurch zu gehen.

20. Kein Mitglied darf über einen Gegenstand mitstimmen, bei dessen Entscheidung dasselbe unmittelbar und besonders interessirt ist, noch auch über eine Frage, welche in dessen Abwesenheit zur Abstimmung aufgestellt worden ist. Wenn zur Theilung und zur Zählung des Hauses geschritten wird, so werden diejenigen Mitglieder, welche sich etwa außerhalb der Schranken befinden, nicht mitgezählt.

21. Alle bei der Abstimmung über eine Frage in dem Hause anwesende Mitglieder sind verpflichtet, ihre Stimmen abzugeben, wofern das Haus nicht aus besonderen Gründen das eine oder das andere davon losspricht.

22. Wenn eine Motion gemacht und unterstützt worden ist, so wiederholt der Sprecher deren Inhalt; ist die Motion eine geschriebene, so wird dieselbe dem Sprecher und durch diesen dem Secretair eingehändigt, um vor der Abstimmung darüber nochmals verlesen zu werden.

23. Eine jede Motion wird niedergeschrieben, sobald der Sprecher oder auch nur ein anderes Mitglied darauf anträgt.

24. Eine Motion, die durch den Sprecher einmal ausgesprochen oder durch den Secretair verlesen worden ist, gehört von diesem Augenblick an dem Hause; sie kann indeß wieder zurückgenommen werden, so lange dieselbe nicht abgeändert oder der Gegenstand einer Entscheidung geworden ist.

— **Berichtigung.** In Nr. 53 des Magazins vom 4. Mai wird in dem Aufsatze „die neueste Uebersetzung Ossian's" die unter dem Schriftstellernamen Talvj bekannte Frau **Robinson** in New-York eine geb. **Jacobs** genannt. Dies ist aber nicht richtig, denn ihr Vater war der als praktischer und theoretischer Kenner der Staatswissenschaften gleich geachtete Staatsrath und Professor **von Jakob** in Halle. Wir bemerken hierbei, daß von derselben Schriftstellerin noch im Laufe dieses Sommers eine nach Stoff und Sprache gleich anziehende Geschichte der Colonisation von Nord-Amerika in deutscher Sprache zu Leipzig erscheinen wird.

*) Berlin, 1819, bei Ferdinand Dümmler.

**) Dieselbe wurde bekanntlich am 4. Feb. 1819 eröffnet und noch vor Beendigung ihrer Arbeiten am 16. Juli dess. J. wieder geschlossen, nachdem die liberale Partei in der zweiten Kammer sich einen der Regierung nicht zusagenden Einfluß auf die Stände-Versammlung selbst wie auf das Land zu erwerben gewußt hatte.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Donnerstag den 27. Mai 1847.

England.

Zur Charakteristik des englischen Heerwesens.

Um wie manche seiner Institutionen wir England auch zu beneiden haben mögen, so doch sicherlich nicht um seine Heer- und Wehr-Verfassung. Das britische Heerwesen steht in vielen Beziehungen noch ganz auf derselben Stufe, welche die Armeen des Kontinents seit den Erfahrungen der Kriege gegen die französische Revolution und das Kaiserreich Napoleon's verlassen haben, d. h. auf jener Stufe, auf welcher die Einrichtungen und Formen der Periode Friedrich's II. und des siebenjährigen Krieges mustergültig sind. Der reformirende Geist der Zeit, wie sehr er in Großbritanien geschäftig gewesen, die veralteten Theile des Staatsgebäudes auszubessern oder durch Neubauten zu ersetzen, hat doch nur schwache Anläufe genommen, wo es galt, das überkommene militairische System in Einklang zu bringen mit den politischen und socialen Verhältnissen, denen es so wenig entspricht. Es ist wahr, die englischen Heere haben, wenn man das Mißgeschick des Herzogs von York etwa ausnimmt, nicht jene bitteren Erfahrungen gemacht, wie die Heere Oesterreichs und Preußens im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts. Das englische Heer, trotz seiner verrotteten Formen, trotz seines Klebens an einer Routine, die sich überall, wo sie sich sonst geltend machte, so traurige Lorbeern erwarb, hat in Aegypten wie auf der pyrenäischen Halbinsel den bis dahin überall siegreichen Legionen der Republik und des Kaiserreichs nicht allein ohne Verlust die Stirn geboten, sondern den Erfolg für sich gehabt. Als Instrument der englischen Politik hat sich das englische Heer also bewährt und bewährt es sich bis auf den heutigen Tag, wie die neuesten Ereignisse in Indien lehren, und dieser Umstand mag es vielleicht verursachen, daß man noch nicht daran gedacht hat, Uebelstände gründlich zu beseitigen, die — wenn sie ihrer ganzen Ausdehnung nach auch noch nicht aufgedeckt seyn sollten — doch jedenfalls, schon insoweit sie zur öffentlichen Kenntniß gelangten, groß genug sind, eine Reform als dringende Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Ja, trotz jener Erfolge der britischen Armeen, möchte es doch selbst auf altenglischem Boden nur wenig so enthusiastische Anhänger der bisherigen Heer-Verfassung geben, daß sie die gedachten Erfolge aus dieser Verfassung herleiten und da von einem „parceque“ sprechen möchten, wo offenbar nur von einem „quoique“ die Rede seyn kann.

Allein läßt sich das englische Heerwesen reformiren? Kann es fortbestehen, wenn man ein Strafsystem abschafft, das zwar barbarisch ist, wie man zugiebt, aber auch nothwendig, wie man zu beweisen sucht? Stock und Peitsche, Spießruthen u. dergl. sind die nothwendigen Korollarien eines Werbesystems, eines Systems, welches, statt der Blüthe, die Hefe einer Nation um die Fahnen versammelt. So lange die englische Armee sich nicht auf eine andere, wie die bisherige, Weise ergänzt, so lange sie eine Anomalie unter den übrigen europäischen Heeren bleibt, so lange ist an eine Abschaffung des heutigen englischen Militair-Koder nicht zu denken; es wird sich nur darum handeln können, ihn — so weit es eben angeht — minder oder mehr zu humanisiren. Es ist noch nicht lange her, daß der Herzog von Wellington sich im Parlament in diesem Sinne ausgesprochen hat.

Zwar regt hin und wieder irgend ein trauriger Fall, irgend eine blutige Execution die öffentliche Meinung auf, und sie begehrt dringend die Abstellung von Mängeln, die, ihr zufolge, nur zu lange schon unverkümmert fortgewuchert. Allein, wie sich im Allgemeinen die Reform in England langsam fortbewegt, so ist, was militairische Verhältnisse anbetrifft, die geringe Oeffentlichkeit, zu der diese in der Regel gelangen, ein weiterer Grund, die an sich nicht schnelle Reform zu einem noch langsameren Einherschreiten zu nöthigen. Es ist, wie gesagt, ein eklatanter Fall nöthig, ein Fall, wo sich das Unverträgliche der hergebrachten Institutionen mit Zeit und Sitte aufs grellste zeigt, um die Dinge, die man immer wieder gehen läßt, aufs neue zur Sprache zu bringen.

Diese geringe Oeffentlichkeit veranlaßt es denn auch, daß man in England um so begieriger Alles entgegennimmt, was den Schleier lüftet, welcher die Mysterien des Heerwesens verhüllt — Alles, was einen Einblick in die Geheimnisse der Kaserne gewährt. Die Foreign and Westminster Review bringt in ihrer vorletzten Nummer einen Artikel über ein Buch, welches einige solcher zeitgemäßen Enthüllungen enthält; wir wollen es daher nicht unterlassen, unsere Leser wenigstens auszugsweise mit dem Inhalt jenes Artikels bekannt zu machen. Es ergiebt sich aus diesem Artikel, daß die Mängel, an welchen das britische Heerwesen krankt, nicht allein solche sind, die mit der Art und Weise der Zusammensetzung der Armee zusammenhängen — solche Mängel verstehen sich von selbst — sondern auch solche, die, nur in einer nachlässigen Kontrole gegründet, bei einer schärferen Aufsicht gehoben werden möchten. Wenn z. B. die Verpflegung der Truppen als die Glanzseite der britischen Heer-Verfassung gilt, so bestätigt sich dies nur insoweit, als der Staat in dieser Hinsicht Alles thut, was billigerweise von ihm erwartet werden darf; es ergiebt sich aber leider zugleich, daß seine Absichten zuweilen gar nicht, häufig nur in sehr kümmerlicher Weise zur Vollziehung gelangen.

Kommen wir nun zu dem, was wir aus dem erwähnten Artikel der Foreign and Westminster Review zur Mittheilung in unserem Blatte geeignet finden.

Der Verfasser des Buches *), welches der Review Gelegenheit zu ihren Expectorationen giebt, ist, nach ihrer Schilderung, ein intelligenter und beobachtender Kopf, dem das Publikum dafür dankbar seyn muß, daß er seine im Militairdienst gemachten Erfahrungen veröffentlichte. Sein Entschluß, in Militairdienst zu treten — ein in England stets auffallender Entschluß — wurde durch Unglücksfälle in dem kaufmännischen Geschäft, welches er betrieb, veranlaßt, Unglücksfälle, die ihn nöthigten, sich nach neuen Subsistenzmitteln umzusehen. Eine lebhafte Reiselust, die er zugleich in sich verspürte und die er hoffen durfte bei der Armee befriedigen zu können, bestimmten ihn, sich für das 13te leichte Infanterie-Regiment anwerben zu lassen. Er glaubte, daß die Verlegenheiten, in die er sich verwickelt sah, nicht länger dauern würden, als 2—3 Jahr, nach deren Ablauf er dann im Stande seyn möchte, seine frühere Stellung in der Gesellschaft wieder einzunehmen. In eben dieser Periode mußte das genannte Regiment von seiner Station außerhalb Europa's (Ostindien) in die Heimat zurückkehren. — Dieses — die Rückreisekosten fielen auf solche Art weg — bestimmte den Entschluß des Verfassers.

Wir übergehen des Verfassers Reise von Dublin nach dem Nachbar-Eiland, deren Beschreibung nichts besonders Charakteristisches bietet. In Chatam lernte er das rohe Material etwas näher kennen, woraus „Ihrer Majestät Heer“ zusammengesetzt ist. „In Rochester **) angelangt“, — berichtet er dann weiter, — „blieb ich, dem Befehl meines Sergeanten zufolge, so lange in einem Gasthause, bis er mit den anderen Rekruten nachgekommen war, wo wir dann zusammen nach der Kaserne und von da, nachdem er uns unseren eigentlichen Vorgesetzten übergeben, nach dem Empfangshause (receiving-house) marschirten. Die Zahl der Rekruten, die sich bereits daselbst befand, belief sich über zweihundert, wovon die Mehrzahl sich keinesweges durch einen sittlichen Lebenswandel auszeichnete, während auf manchen Gesichtern Laster und Niederträchtigkeit ihre Kennzeichen mit unverlöschlichem Stempel eingeprägt hatten.

„Freilich war es nichts weniger als verwundersam, Charaktere solcher Art an einem Orte zu treffen, wo der Abschaum verschiedener der bedeutendsten Städte des vereinigten Königreichs zusammenströmt. Landstreicher und Spitzbuben waren also in Masse zusammengehäuft, die aber, trotz ihrer Wahlverwandtschaft, in nichts Anderem übereinstimmten, als in dem Bestreben, ihre etwas weniger gewitzigten Genossen durch Karten- und Würfelspiel auszuziehen. Nicht minder abscheulich, als ihr Benehmen, war ihre von Zoten und Flüchen strotzende Sprache, so daß ich mit Schaudern fragte: „Also das sind deine künftigen Kameraden!“

Ein Fieberanfall bringt den jungen Soldaten ins Lazareth, und er lernt bei dieser Gelegenheit wiederum mehr als Eine Schattenseite seines neuen Standes kennen; seine Schilderungen aus dieser Periode seiner militairischen Laufbahn sind zwar nicht gerade uninteressant, doch müssen wir sie, um uns den Raum für wichtigere Mittheilungen nicht zu verkümmern, übergehen.

Nachdem er hergestellt, uniformirt und — wie er sagt — „jeder Zoll ein Kriegsmann geworden“, wurde er der Leitung eines Exerzier-Unteroffiziers übergeben. Er stieg bald in eine höhere Exerzier-Klasse und überwand überhaupt die Elemente des heroischen Handwerks, welches er sich erwählt, mit ziemlicher Leichtigkeit. Wir übergehen wiederum alle hierher gehörige Details und machen nur mit der folgenden Schilderung einer Auspeitschung — so widerwärtig ein solches Thema ist — eine Ausnahme.

„Auf diese Weise“ — heißt es — „verlebte ich meinen ersten Monat als Rekrut, eine Zeit der Einförmigkeit, die nur durch den widerlichen Zwischen-

*) Camp and Barrack Room, or the british Army as it is. By a late Staff-Sergeant of the 13 light Infantry.

**) Wo, wie es scheint, das Depot des Regiments stand.

fall unterbrochen ward, daß ein Mann ausgepeitscht wurde. Nie werden die Empfindungen der Pein und des Widerwillens, die sich meiner bei dieser Gelegenheit bemächtigten, aus meinem Gedächtniß schwinden; auch war ich nicht der Einzige mit diesen meinen Gefühlen; denn mehrere der jüngeren Soldaten, ja sogar einige Offiziere wurden ohnmächtig und mußten hinter die Front gebracht werden. Der verurtheilte Soldat hatte bereits vor einem Monat eine ähnliche Strafe überstanden und damals, als ihm sein Urtheil vorgelesen ward, seinen Tschako und seine Jacke sich abgerissen und zu Boden geworfen mit der Erklärung, daß er nicht länger Soldat seyn wolle. Nach Vollstreckung des Urtheils wurde er im Lazareth der Aufsicht des Gefangenwärters übergeben und nach seiner Genesung abermals, weil er seinen Anzug beschädigt *) und sich meuterisch aufgeführt, vor ein Militairgericht gestellt. Er wurde zum zweitenmal, und zwar zu 150 Hieben, verurtheilt. Man macht in der Regel eine solche Execution so schnell als möglich ab, allein der kommandirende Offizier hatte diesmal, um die Strafe und die Leiden des Unglücklichen zu verschärfen, angeordnet, daß der Delinquent langsam (in slow time) ausgepeitscht werden solle — ein Befehl, den nur eine raffinirte Grausamkeit ertheilen konnte!

„Gleich der erste Hieb schnitt in das Fleisch ein und das Blut tröpfelte über den blauen Schorf, der von der ersten Strafe her seinen Rücken bedeckte. Nichtsdestoweniger hielt er fünf andere Streiche der Katze **), ohne einen Laut von sich zu geben, aus. Als aber der siebente fiel, rief er in einem Tone der Agonie, der noch in meinem Ohre klingt: „O Gott, Oberst, vergebt mir! Ich will's in meinem Leben nicht wieder thun!" Ich blickte auf den General, um nach einer Miene des Mitleids auf seinem Gesichte zu spähen; seine Züge aber blieben kalt, hart, streng, keine Spur des Erbarmens war auf ihnen zu lesen. „Acht!" zählte der Regiments-Tambour, und wieder fiel das Straf-Instrument auf die zerfleischten Schultern des Mannes, der bald darauf ohnmächtig niedersank und den Rest seiner Strafe in dem glücklichen Zustande der Bewußtlosigkeit erlitt."

Der Verf., häufig Zuschauer solcher Scenen, lernte ihnen endlich gleichgültig beiwohnen, ja er erkennt ihre Unvermeidlichkeit bei der jetzigen Zusammensetzung der Armee an und glaubt nur, daß die Strafgewalt einsichtiger und mit größerem Nutzen für den Dienst, als gegenwärtig, ausgeübt werden könnte.

Desertionen kamen während des Verfassers Aufenthalt in Chalam nicht selten vor; namentlich waren es die jüngeren Soldaten — wie denn das überall der Fall — die sich derselben schuldig machten. Der Verf. führt als Grund an, daß nicht allein das Werbegeld für die Anschaffung nöthiger Gegenstände daraufgehe, sondern auch der größere Theil, oft der ganze Betrag des nächsten Monatsoldes. So sey der Rekrut für zwei, ja drei Monate auf die tägliche Einnahme von 2—3 Pence beschränkt, was, da er von seinem Truppentheil nur Frühstück und Mittagessen erhalte, für das Abendessen verwendet würde, so daß dem jungen Soldaten zu seiner Ergötzlichkeit nichts übrig bleibe. Der Gedanke, daß dies Verhältniß sich in einer Reihe von Jahren nicht ändern werde, bringe die jungen Leute zu dem verzweifelten Schritt der Desertion. Allein auch das schlechte Benehmen der Unteroffiziere sey Schuld. Diese, die sich vor ihren Vorgesetzten zu verstellen wüßten, gingen barbarisch um mit den neuen Ankömmlingen, deren Unkenntniß der dienstlichen Verhältnisse Jenen Schutz gewähre. Besonders zeichneten sich in dieser Weise die Unteroffiziere des Depots aus, deren größerer Theil nie die Fahne seines Regiments gesehen habe.

Unter mancherlei anderen Beispielen, wie der junge Soldat von diesen Leuten um seinen Sold betrogen wird, führt der Verf. auch folgendes an: „Man giebt ihm eine alte, schlechte Muskete, die leicht beschädigt werden kann. Unter zehn Malen ist es wenigstens neun Mal der Fall, daß er irgend etwas an derselben zerbricht, während sie sich in seinem Gebrauche befindet. Verläßt er nun die Garnison und liefert das Gewehr ab, so läßt man ihn für den angerichteten Schaden eine runde Summe, die sich zuweilen bis auf 10 Shilling beläuft, bezahlen. Ob die Muskete dann überhaupt ausgebessert wird, ist sehr die Frage, wahrscheinlich arrangiren Feldwebel und Büchsenmacher dergleichen zusammen."

Sicherlich — ruft der Reviewer bei dieser Stelle mit gerechtem Unwillen aus — die höheren Vorgesetzten müssen nichts wissen von solchen schamlosen Unterdrückungen, oder es würde einer Bande Unterschleif treibender Vagabunden nicht gestattet seyn, den verdachtslosen Rekruten mit so eiserner Stirn auszuplündern. Und doch ist es schwer zu glauben, daß sich nicht je zuweilen Anzeigen ergeben sollten von dem, was vorgeht, da doch der Eine oder der Andere unter den Betrogenen etwas mehr um sich weiß und nicht ganz so viel Furcht hat, als der Rest. Muß denn der Soldat schon im voraus den Ruhm und die Ehre abbezahlen, die er später ärndten mag?

Wie sich erwarten läßt, benutzte unser Autor die erste Gelegenheit, die sich darbot, einen seinen früheren Gewohnheiten und Neigungen so wenig entsprechenden Aufenthaltsort zu verlassen. Er erhielt die Erlaubniß, sich einem nach Ostindien bestimmten Detaschement anzuschließen, welches in Portsmouth nach Kalkutta eingeschifft wurde. Er beschreibt uns die Einrichtungen, welche an Bord der „Gloriana" — so hieß das Schiff, welches das Detaschement aufnahm — zur Unterbringung des letzteren getroffen waren, als höchst unzulänglich und rügt namentlich den Mangel an Vorsorge für die ihren Gatten folgenden Frauen, für die nicht einmal ein abgesonderter Raum in Bereitschaft gesetzt war.

Diese Verhöhnung aller Schicklichkeit — fügt der Kritiker der Review hinzu — entspricht nur zu sehr dem Ganzen eines Systems, das nichts Anderes zu beabsichtigen scheint, als menschliche Wesen in bloße, jedem Wink deß, der sie regiert, folgsame Maschinen umzuwandeln. Da nun bei einer solchen Maschine Gefühl und Empfindung sehr überflüssige Dinge sind, so sucht man sich natürlich so schnell wie möglich dieser lästigen Ueberflüssigkeit zu entledigen. Dies ungefähr scheint das Prinzip zu seyn, demgemäß der englische Soldat erzogen wird. Was Wunder daher, daß Garnisonsstädte und militairische Depots Orte sind, wo Laster jeglicher Art gehegt und gepflegt werden!

Die Verpflegung auf der „Gloriana" rühmt der Verf. und tadelt es nur, daß, während die Gesunden es vortrefflich gehabt, die Kranken vernachlässigt worden seyen — eine in der That starke Schattenseite. Es befand sich nicht einmal ein Militairarzt bei dem Detaschement, und der Schiffsdoktor, der für dasselbe sorgen sollte, bekümmerte sich trotz der Vergütigung, die er erhielt, nicht um die erkrankten Soldaten.

Das Schiff langte endlich an der Küste von Indien an und wurde den Ganges hinauf nach Kalkutta bugsirt. Es wurde dem Detachement gestattet, zu landen und sich vor seinem Aufbruch nach Bombay auf dem Lande von den Strapazen der langen Seereise zu erholen. Quartier erhielt es in Fort William. Am nächsten Morgen verschaffte sich der Verf. die Erlaubniß, auszugehen und die Stadt zu besehen. Die Scene, die ihn bei seiner Rückkehr erwartete, beschreibt er, wie folgt:

„Als ich in unserem Quartier wieder ankam, stellte sich mir eine Scene dar, auf welche ich schlechterdings unvorbereitet war. Während meiner Abwesenheit hatten einige unserer Leute sich berauscht und waren jetzt in einer Schlägerei begriffen; Andere lagen in dem betäubenden Schlaf der Trunkenheit, während noch Andere sich damit belustigten, die Bettstellen zu zerschlagen und die Trümmer auf der Flur umherzustreuen. Alle schlechten Gelüste, die der Zwang während der langen Seereise zurückgedrängt hatte, waren plötzlich zum Ausbruch gekommen. Unglücklicherweise fehlte es den Unteroffizieren an aller Autorität bei den Leuten, und einige von ihnen, die es nicht zu einem förmlichen Angriff auf sich wollten kommen lassen, räumten das Feld, während andere eben so berauscht waren, als ihre Untergebenen. Ich kam eben zur rechten Zeit, um meine eigene Bettstelle vor einer gleichen Zerstörung, wie sie die übrigen getroffen, zu bewahren, und warf mich hinein, den ekelerregenden Auftritt mit Unwillen betrachtend.

„Gegen Abend hatten wir eine Parade, wie ich nie einer beigewohnt. Der Sergeant-Major war unsichtbar; der Unteroffizier du jour war kaum fähig, sich auf seinen Beinen zu erhalten und erregte, während er dem Offizier durch die zur Hälfte aus betrunkenen Leuten bestehenden Glieder folgte, das Gelächter der Nüchternen, indem er von Zeit zu Zeit in dem tiefen Patois des nördlichen Irlands ausrief: „Oh! Yees'll do, yees'll do!" *)

In Kalkutta wurde der Verf., der während der Seereise bei dem das Detaschement befehligenden Offizier Schreiberdienste gethan, zum Feldwebel **) befördert. Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen daselbst wurden die Mannschaften an Bord der Dampf-Fregatte „Königin" eingeschifft. Sie nahmen in Ceylon Wasser und Kohlen ein und gingen von da nach Sukkur, wo sie nach mannigfaltigen Leiden eintrafen.

(Schluß folgt.)

Parlamentarische Reminiscenzen aus England, Frankreich, Brasilien, Nord-Amerika und Texas.

(Schluß.)

Wer um das Jahr 1840 die Republik Texas ***) besuchte, hatte Gelegenheit, das repräsentative System in seiner einfachsten Gestalt zu erblicken. Der Kongreß, der in der improvisirten Hauptstadt Houston zusammentrat, konnte in Allem, was zum Luxus, zu den Annehmlichkeiten des Lebens und selbst zu dessen Bedürfnissen gehört, für einen spartanischen Volksrath aus den Zeiten des Lykurg gelten. Das Gebäude, in welchem er seine Sitzungen hielt, war nach Landessitte aus viereckigen Balken erbaut und glich von außen einer Menagerie oder einer Kunstreiterbude; das Innere bestand gleichfalls aus nichts weiter als nackten, unangestrichenen Bretterwänden, und die Tische und Bänke des Versammlungssaales waren von demselben unscheinbaren Material.

---

*) For injuring his clothing, das könnte auch heißen: wegen Beleidigung, Beschimpfung der Uniform; allein in diesem Falle würde wohl statt des unbestimmten „clothing" das bestimmte Uniform gebraucht und diese nicht als seine, des Delinquenten, sondern als Sr. Majestät Uniform bezeichnet worden seyn.

**) Die neunsträngige Katze.

*) Es wird schon gehen!

**) Pay-sergeant. Ob diese Charge ganz der des Feldwebels in der preuß. Armee entspricht, wissen wir nicht. Wenigstens hat der Feldwebel das Auszahlen des Soldes zu besorgen, was — dem Namen nach zu urtheilen — ebenfalls zu den Verrichtungen des pay-sergeants gehört.

***) Ref. hält es für richtiger, Texas und nicht Tejas zu schreiben, da man im Lande selbst das x wie im Deutschen und Englischen und nicht wie das gutturale spanische j, welches nach der neueren Orthographie der Akademie zu Madrid an die Stelle des früher gebräuchlichen x getreten ist, ausspricht. Die dortige Bevölkerung, die jetzt wenigstens zu neun Zehntheilen aus Anglo-Amerikanern und europäischen Einwanderern (Deutschen, Irländern u. s. w.) besteht, nimmt eben so wenig auf den spanischen Ursprung ihres Staates Rücksicht, wie man hier z. B. daran denkt, sich des wendischen Branibor statt Brandenburg oder Pomorze statt Pommern zu bedienen.

Die achtbaren Mitglieder hatten ein nichts weniger als imposantes Ansehen, obgleich sich Männer unter ihnen befanden, die in den mexikanischen Kriegen einen ehrenvollen Namen erworben; viele von ihnen waren mit Kitteln von grobem Kentucky jean, andere mit abgetragenen Reitermänteln bekleidet, die ihren Eigenthümern in nächtlichen Bivouacs wohl treffliche Dienste geleistet haben mochten, während einige, die wahrscheinlich vor kurzem in New-Orleans gewesen oder ihr Kostüm aus den dortigen clothing stores verschrieben hatten, in modischen Leibröcken prangten, an denen aber gewöhnlich ein paar Knöpfe fehlten, die Nähte aufgetrennt waren oder sonstige defekte Stellen dem neugierigen Beobachter in die Augen fielen. Von Ceremonial war keine Rede; man ging aus und ein, schwatzte mit seinen Bekannten und labte sich gewohntermaßen an der nicotianischen Wurzel. Wenn aber der texianische Volksrath sich eben nicht durch würdevolles Benehmen auszeichnete, so konnte er doch in anderer Beziehung den parlamentarischen Versammlungen weit höher kultivirter Nationen eine gute Lehre geben; Alles ward mit großer Ruhe und Gelassenheit verhandelt, und die Begriffe, die man sich von den wüsten Sitten und regellosen Zuständen dieses Landes macht, fanden hier wenigstens keine Bestätigung. Ob das Haus auch immer diesen friedfertigen Anblick darbot, kann ich nicht entscheiden; nach den Erscheinungen zu urtheilen, die sich in den ihm verwandten legislativen Körpern der südwestlichen Unionsstaaten — Mississippi, Arkansas — von Zeit zu Zeit wiederholen, wäre man vielleicht eher zu dem Schlusse berechtigt, daß ich den Kongreß in Houston nur während einer temporairen Windstille beobachtet hätte, die nach dem alten Sprüchwort einem Sturme vorangeht. In der That herrschte auch gerade damals große Stille in der politischen Welt des jungen Freistaats. Der Stern des Ex-Präsidenten Houston, des Siegers von San-Jacinto, schien untergegangen, sein Nachfolger Lamar war allgemein beliebt, die Cumanchen hatte man unlängst gezüchtigt, eine neue mexikanische Invasion war fürs erste nicht zu fürchten, und bei der starken Einwanderung und steigenden Prosperität des Landes durfte man mit Grund hoffen, den entarteten Abkömmlingen der Spanier bald mit noch größerem Erfolge als bisher die Spitze bieten zu können. So schien der Republik, die schon von mehreren europäischen Mächten anerkannt war, eine lange, glückliche Zukunft bevorzustehen, und noch jetzt ruht zum Theil ein Schleier über den Ursachen, die sie dazu bewegen konnten, mit selbstmörderischer Hand ihrer unabhängigen Existenz ein Ziel zu setzen und in die Umarmungen des Mutterlandes zu eilen. Damals, wie gesagt, ahnte man noch keinesweges einen solchen Ausgang; einige Stimmen, die sich für die „Annexation" erhoben, wurden kräftig zurückgewiesen, und man beschäftigte sich eben im Kongresse damit, durch Einführung eines neuen Tarifs den erschöpften Finanzen des Landes aufzuhelfen. Die texianischen Schatzkammerscheine (Treasury Notes) waren nämlich auf 25 Prozent vom nominellen Werthe gefallen, indem sie die Regierung aus Mangel an baaren Fonds nicht einlösen konnte, und da die Staats-Revenüen wegen der niedrigen Auflagen nur einen geringen Ertrag lieferten und das Kriegswesen, die Marine, die Bauten fortwährend bedeutende Ausgaben erforderten, so stand ein ferneres Sinken und völlige Entwerthung in Aussicht. Der Geldpunkt war also hier, wie überall, die Ferse des Achilles — der verwundbare Fleck im Staatskörper — und ohne Zweifel war es der Mangel an augenblicklichen pekuniären Hülfsmitteln, der dem Freistaate Texas ein so unerwartet schnelles und klägliches Ende bereitete. *k *s.

Frankreich.

Zur Geschichte des Don Juan.

Unter dieser Aufschrift hatten wir in Nr. 84—87 des Magazins vom J. 1844 uns besonders die Aufgabe gestellt, das spanische Drama des Tirso de Molina, welches die Grundlagen der Sage vom Don Juan enthält und bei der großen Berühmtheit der Mozartschen Oper unter uns verhältnißmäßig wenig bekannt ist, mehr zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Dabei wurde denn auch neben anderen Nachahmungen und Nachbildungen der Don Juan des Molière oder le festin de Pierre besprochen und, wie wir glauben, mit aller derjenigen Anerkennung, welche man einem der größten Lustspieldichter aller Nationen schuldig ist. Freilich nicht in dem Maße, als es neuerdings zwei Franzosen gethan haben, die nun in aller Weise ihrem Landsmann den Vorzug vor dem Spanier nachzuweisen bemüht gewesen sind. Der eine von ihnen, Adolf von Puibusque, in seiner gar nicht unverdienstlichen Histoire comparée des littératures espagnole et française (1844) erklärt im sechsten Kapitel des zweiten Bandes ganz unumwunden Molière's Don Juan für ein Meisterwerk, das sein spanisches Vorbild weit hinter sich lasse. Der andere ist Charles Magnin, ein Literat von Ansehen in Frankreich, dem die vollständige Aufführung des Molièreschen Don Juan im Théâtre-français am 15. Januar 1847, als an dem wiederkehrenden Geburtstage des Dichters, die Veranlassung zu einem die ganze Angelegenheit umfassenden Aufsatze in der diesjährigen Revue des deux Mondes (T. XVII. Livr. 3) gegeben hat. In diesem werden erstens die Vorzüge des Stückes auseinandergesetzt, zweitens der große Abstand zwischen der Molièreschen Prosa und den Alexandrinern Thomas Corneille's, zum Nachtheil des Letzteren, der auch unglückliche Abänderungen im Stücke selbst vorgenommen hatte, dargethan, und drittens der Vorzug des französischen Lustspiels vor dem spanischen Drama auf das lebhafteste behauptet. Den ersten Punkt lassen wir in voller Uebereinstimmung mit dem Verfasser unangefochten; über den zweiten können wir nicht ausreichend urtheilen, da wir nicht sofort eine neue Vergleichung beider Bearbeitungen anzustellen im Stande sind, überdies auch schon in dem früheren Aufsatze uns über die Anmuth und Reinheit der Molièreschen Prosa geäußert haben; was aber den dritten Punkt anbelangt, so müssen wir die Ansichten des Herrn Magnin mit einigen Worten beleuchten.

Der Verfasser giebt allerdings zu, daß die Schöpfung des Charakters des Don Juan das Werk Tirso's sey, dessen Stück Molière gewiß aus einer italiänischen Uebersetzung kennen gelernt und von dem er allein die Thränen- und Bestrafungsscenen am Schlusse des Stücks entlehnt habe; aber auch hier mit weiser Ueberlegung und mit Beseitigung alles Ueberflusses an Bildern einer zu düsteren Scenerie. Wir müssen dabei indeß unsere frühere Bemerkung wiederholen, daß die letzte Scene in der Kapelle, Don Juan's Kampf männlichen Stolzes und männlicher Furcht, die dumpfen strafenden Worte des Komthurs, zuletzt der feierliche Bußgesang hinter der Scene, durch den Don Juan sein Blut erstarren fühlt, daß alles dies von sehr ergreifender Wirkung ist und uns weit mehr zusagt als der bloße, kahle Dialog des französischen Stückes. Wie sticht gegen diese drastische Handlung bei Tirso die Erscheinung jener verschleierten Frau bei Molière ab, die sich plötzlich in ein Bild der Zeit mit der Sichel in der Hand verwandelt. Ueberhaupt steht der Schluß des Molièreschen Stückes in keinem rechten Zusammenhange mit den früheren Theilen und namentlich mit den Intriguen, von denen die Zuhörer früher so viel unterhalten sind. Auch hier ist der spanische Dichter weit genauer gewesen. Nach Don Juan's Tode erfolgen alle nothwendigen Aufklärungen, auch ein moralischer Schluß, eine Versöhnung, und auf Befehl des Königs die Herbeischaffung des Grabmals des Komthurs nach Madrid, daß es ein Denkmal sey für spätere Tage.

Der französische Literat behauptet weiter, Molière's Don Juan sey nicht ein Typus für eine bestimmte Gattung von Charakteren, er sey zwar ein Libertin und Atheist, aber deshalb nicht das Urbild dieser Klassen, er sey vielmehr ein allem Andrange der Leidenschaften preisgegebener Mensch, den man studiren müsse, um die verschiedensten Gegensätze kennen zu lernen. Allerdings habe Molière die ersten Grundzüge des Don Juan dem spanischen Don Juan entlehnt, aber wer, so fragt er, hätte denn jenem Namen seine Verbreitung verschafft, wenn es nicht wieder Molière selbst gewesen wäre? (Es waren schon indeß vor Molière die italiänischen Uebersetzungen des spanischen Drama in Frankreich bekannt.) Don Juan Tenorio sey nichts als ein spanisches Charakterbild (type local), der Don Juan Molière's habe ganz Europa bezaubert (fasciné). Andere mögen ausgesuchte, neue Züge hinzugethan haben, aber Molière habe zuerst einem bis dahin ganz gewöhnlichen Libertin oder Roué etwas Dämonisches, Verführerisches oder Absonderliches gegeben, indem er ein reiches Maß von Lasterhaftigkeit, Geist und äußerem Anstand mit einer leichten Beimischung von Philosophie übergoß.

Hierdurch ist aber der französische Don Juan auch gänzlich ein Edelmann aus der Zeit Ludwig's XIV. geworden, zu dem sich die Urbilder gar nicht schwer in den Memoiren oder Liebesgeschichten jener Zeit würden auffinden lassen. Und eben weil jene französische Galanterie und Frivolität in anderen Ländern so schnell Eingang gefunden hat, so ist auch der Molièresche Don Juan so schnell ein Eigenthum anderer Länder und Bühnen geworden, sonderbar genug aber immer ein spanischer Edelmann geblieben. Die Heimat dieses Don Juan würde weit eher in Frankreich oder in Italien zu suchen gewesen seyn. Denn der echte Don Juan ist der wahrhafte spanische Caballero mit seinen Tugenden und Lastern und Tirso's Drama, wie wir es vor uns haben, ein treuer Spiegel des romanischen Lebens und ein reines Erzeugniß der katholischen Poesie, welche eben sowohl die höchste Entzückung und Liebesgluth als die tiefste Zerknirschung und Buße in ihre Kreise zieht. Wir erwähnen daher nachträglich, daß noch bis jetzt am letzten Dienstage im Karneval ein als Don Juan Tenorio verkleideter Mann, der mit gefalteten Händen auf einem weißen Kissen kniet, auf einer Bahre in mehreren spanischen Städten, namentlich in Sevilla, herumgetragen zu werden pflegt. *)

Aber die größte Verbreitung und Berühmtheit hat Don Juan durch Mozart's Oper erlangt, deren Magnin nur am Schlusse sehr beiläufig erwähnt und es belobt, daß man bei der Aufführung des Molièreschen Stückes die gute Idee gehabt habe, die Länge der Zwischenakte durch quelques morceaux de Mozart auszufüllen. Also zum Ausfüllen ist unsere schönste Oper den Franzosen gut genug, dies mannigfaltige und gewaltig bewegte musikalische Lebensbild voll deutscher Sinnigkeit und voll italiänischen Schmelzes, das von Kunstkennern und Laien gleichmäßig bewundert wird und das zu den tiefsten musikalischen Auffassungen und Deutungen unseren geistreichen Denkern die schönste Gelegenheit gegeben hat, wenn dieselben auch mitunter darüber bis zur Pedanterie gründlich geworden sind, wie Hotho in seinen „Vorstudien für Leben und Kunst", die zwar zuweilen einseitig, aber nie gehaltlos erscheinen.

K. G. J.

Einige Notizen über den Corsaire-Diable, so wie dessen Bemerkungen über deutsche Auswanderer und Censoren.

Unsere Leser kennen den Corsaire-Diable und seine Witze, die wir gern loben möchten, wenn es sich von uns, die wir so sehr dabei betheiligt sind, recht schickte. Wir dürfen aber frei bekennen, daß die satirischen Pfeile dieses Blattes, die wir zuerst und bisher ganz allein in Deutschland eingeführt haben, manchem Journale, und namentlich der Breslauer Oderzeitung, wahrhaften

*) Löning: das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen (1844) S. 70.

Beifall abgewonnen und den Hang zur weiteren Verbreitung eingeflößt haben. Merkwürdig ist hierbei der originelle Takt der genannten Zeitung, die nicht wie andere Zeitungen minorum gentium aus vorliegenden Original-Blättern ohne Angabe der Quelle nachschreibt, nein, sie schreibt einem Blatte nach, das sie, wie wir auf das bestimmteste versichern, nimmermehr gesehen. Sie citirt den Corsaire-Diable, der doch, wie wir abermals auf das bestimmteste versichern, nicht in zwei Exemplaren nach Deutschland kömmt, während auch das etwaige einzige, wie wir wieder auf das Bestimmteste versichern, ihren Blicken gänzlich entrückt ist. Die Oder-Zeitung hätte, wenn sie auch das „Magazin" nicht als Quelle nennen wollte, wenigstens daran denken sollen, daß das ihr vielleicht bekannte Blatt Corsaire-Satan ein anderes sey, als der von uns citirte Corsaire-Diable. Doch es ist einmal Sache des Letzteren, die Dinge ins Komische zu ziehen, und so wirkt sein Streben selbst da noch fort, wo er auch nichts der Art beabsichtigt. Aber zur Warnung und zur Lehre für Bibliographen, denen es leicht eben so gehen möchte wie der „Oder-Zeitung", wollen wir etwas über Form und Einrichtung des Corsaire-Diable mittheilen, wozu wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, als kein Zweiter in Deutschland im Stande ist, dies zu thun, aus Gründen, die wir oben berührten:

Ein geheimes und desto verbindlicheres Gesetz macht uns zur Pflicht, nichts Affirmatives über den Corsaire-Diable zu sagen. Die Motive dieses Gesetzes dürfen wir zwar nicht verrathen, doch wird man uns gewiß gern glauben, daß wichtige Gründe dafür da sind. Gleichwohl ist uns gestattet, eine negative Beschreibung in beliebiger Größe und Form zu geben, und dies wollen wir mit Vergnügen thun, nicht zweifelnd, daß scharfblickende Leute die Wirklichkeit aus der Negation deduziren werden: Corsaire-Diable hat eigentlich gar kein Format, denn es ist weder Folio, noch Quart, noch Oktav, noch kleiner oder größer. Jedenfalls paßt sein Format nicht in die Schränke eines Bibliothekzimmers. Das Papier ist weder so weiß wie das des Journal des Débats, noch so grau wie das unserer löschpapiernen Zeitungen. Das Feuilleton ist weder so anziehend wie das der „Kölnischen Zeitung", noch so schwülstig wie das der „Zeitungshalle", noch endlich so kommunistisch (was das Eigenthumsrecht der Artikel betrifft) wie das der beiden Frankfurter Zeitungen, welches letztere — respektive „Conversationsblatt" und „Didaskalia" genannt — bei jedem Hiebe, den es bekömmt, sich benehmen kann wie jener Franzose in der Anekdote: dieser wurde nämlich mörderisch geprügelt, ohne dabei zu murren oder gar Widerstand zu leisten. Erst nach vollendeter Operation fing er an — herzlich zu lachen! „Denn", meinte er, „derjenige, welcher mich geprügelt, ist schön angeführt! er hat sich in der Person geirrt, er wollte einen Anderen prügeln!" — Wer das Feuilleton mancher deutschen Zeitung prügelt, irrt sich auch in der Person; es gehört nicht dieser Zeitung, sondern einem anderen Blatte. Die Tage, an denen Corsaire-Diable nicht erscheint, sind Montag, Dienstag 2c., die Orte, in denen er nicht erscheint, sind Paris und sehr viele andere. Im Jahre 1843 hat er noch nicht bestanden. Doch, o Himmel! haben wir die Auswanderung vergessen und die Censoren? Nein! wir haben die Auswanderung verschoben, weil wir die Censoren nicht vergessen haben! Wir fürchten nämlich, die Censoren werden bei dem, was der Corsaire-Diable von der Auswanderung sagt, die streichende Feder pro domo in Bewegung setzen, und deshalb haben wir uns hin und her gewandt mit der Beschreibung des Blattes und der anderer Blätter, in der Hoffnung, es werde sich das deutsche Sprüchwort: „Kommt Zeit, kommt Rath" auch unserer annehmen. Vielleicht erwägt die Censur, daß einem nach unserer Beschreibung so sonderbaren Blatte wie der Corsaire etwas zu Gute gehalten werden mag, und vielleicht gelingt es uns unterdeß, die Worte des Ausländers so fein durch das Sieb der Uebersetzung und Bearbeitung zu bringen, daß alle grobe Censur-Widrigkeiten oberhalb des Netzes zurückbleiben, unsere deutschen Leser aber das reine Mehl des Erlaubten und Gesetzlichen erhalten.

Deutschland, sagt der Corsaire-Diable ungefähr, ist die Heimat der Auswanderung, so sehr auch Heimat und Auswanderung unverwandte Begriffe sind. Kein Land, selbst Irland nicht, schickt so viele kräftige und wohlhabende Bürger nach dem Jenseit des Atlantischen Oceans, und, was das Uebel noch vermehrt, kein Land schützt so wenig seine Auswanderer wie Deutschland. Es hat keine Seemacht und keine Kolonieen wie England und Frankreich, es kann die Masse seiner Uebervölkerung weder nach seinem Algerien, noch nach seinem Jamaika senden, und es kann sie nicht durch bewaffnete Fahrzeuge beschützen oder rächen, wenn sie in fremden Landen, wie es häufig der Fall ist, mißhandelt werden. Die deutschen Länder haben sich bisher blos der Auswanderung geschämt; jetzt fangen sie endlich an, sich der Schutzlosigkeit der Auswanderer zu schämen, und sie suchen Maßregeln auf, die Richtung sowohl wie die Niederlassung der Auswanderer unter weise Aufsicht zu stellen. Ein Hauptübel für die Auswanderung nach Amerika besteht darin, daß dort die Deutschen nicht geachtet werden, weil ihrer zu viele von demselben Schlage sind. Bauern, Schuhmacher und Schneider giebt es schon genug, ja zu viel daselbst, und sie können weder Brod noch Achtung in dem Lande finden, wo sie in so großer Ueberzahl vorhanden sind. Wie wäre es, wenn man, um den Deutschen wieder die Werthschätzung der Amerikaner zuzuwenden, eine Klasse von Bürgern hinsendete, die dort noch nie gesehen wurden? Seit die Freistaaten Amerika's gegründet sind, hat noch kein Censor ihren Boden betreten; eine solche in Deutschland so einflußreiche Person muß in der neuen Welt nicht blos der persönlichen Wichtigkeit wegen, sondern der großen Seltenheit, ja Ungesehenheit (man erlaube uns das Wort) wegen in allen [...] großen Union willkommen und gesucht seyn .... Vielleicht gar [...] Amerikaner dadurch mit den großen Staatsvortheilen der Censur [...] macht und, wenn auch nicht sogleich, doch allmälig selbst Versuche [...] Censur machen, ein Gewinn, der für Deutschland gewiß sehr groß [...] da jeder Staat für seinen politischen Glauben wirkt und Deutschland [...] das Gedeihen einer Propaganda der Censur in Amerika seine Ver[...] diesem Staate inniger knüpft, nächstdem daß die Verbreitung der [...] Allgemeinen ein Vortheil für seine Verfassung ist. [...]

Mannigfaltiges.

— Neue Ausgabe des Râmâjana. Ein gelehrter Italiener, Gasparo Gorresio, hat so eben in Paris eine neue und zwar nach [...] genannten Gaudanischen Texte veranstaltete Original-Ausgabe dieses [...] indischen Heldengedichtes in drei Bänden erscheinen lassen.*) Bekannt[...] es die Thaten Rama's, der sechsten Incarnation des Gottes Wischnu, [...] ders seine Unternehmungen gegen den Tyrannen Râvana, welcher [...] Gemahlin Sitâ geraubt hatte, die dieses Heldengedicht besingt. [...] aus sieben Büchern, von denen die beiden ersten und der Anfang [...] im Originaltext, nebst einer englischen Uebersetzung, zum [...] Serampur (1806—1810) von G. Carey und J. Marshman [...] Gebrauch von Europäern herausgegeben wurden. Aug. Wilh. [...] publizirte 1829—1838 den sanskritanischen Text ebenfalls [...] Bücher mit einer lateinischen Uebersetzung des ersten. Er [...] seine Arbeit fortzusetzen, doch ereilte ihn der Tod, bevor er [...] hatte, so daß wir nunmehr von der Hand eines Anderen, [...] Herrn Prof. Gildemeister in Marburg, diese Vollendung zu [...] Es giebt inzwischen vom Râmâjana zwei von einander [...] Textes-Redactionen, die von zwei verschiedenen Schulen, [...] und einer anderen im Süden von Indien, herrühren. Carey und [...] haben die beiden Redactionen nicht unterschieden und häufig mit [...] mischt; Schlegel hielt sich nur an die des Nordens, Gorresio giebt [...] die des Südens, die unter der Benennung des Textes der Schule [...] bekannt ist. In einer italiänisch geschriebenen Einleitung, die dem [...] nischen Texte vorangeht, sucht der Herausgeber die angefochtene [...] Vorzüglichkeit des Gaudanischen Textes darzulegen. Er giebt zugleich [...] schluß darüber, wie zwei so verschiedene und auf gleiche Weise [...] Redactionen eines und desselben Gedichtes haben entstehen können, [...] endlich eine Kritik des Textes vom philologischen Standpunkt.

— „Polen, seine Revolution und sein Recht. Von einem preußischen Staatsbeamten (?). Mit Aktenstücken." Unter diesem Titel [...] bei E. Keil u. Comp. in Leipzig eine Schrift (über zwanzig Bogen stark) erschienen, worin unter Anderem die gewiß merkwürdige Behauptung aufgestellt wird: Der letzte polnische Aufstand sey in seiner Tendenz direkt weder auf die Unsicherheit Preußens noch seines Königs gerichtet gewesen! Das kommt mir gerade so vor, als behaupte Jemand, der in einem Wohnhause nächtlich Feuer angelegt, dabei aber ertappt wurde, so daß die Flamme nicht zum völligen Ausbruche kam, „er habe nicht die Absicht gehabt, das Haus und den Besitzer zu gefährden." — Sehr naiv finde ich in diesem offenbar von polnischer Seite ausgegangenen Buche die Aeußerungen der Empfindlichkeit gegen den Theil der deutschen Presse, welcher nicht Partei für die Tumultuanten genommen und womit namentlich auf H. Wuttke's Aufsätze in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hingezielt wird, die jetzt auch als besondere Broschüre erschienen sind. Der im Gnesener Kreise verbreitete Aufruf zur Revolte [...] unumwunden: „daß die Stunde der Rache geschlagen habe für die Erniedrigung, die wir von den moskowitischen und deutschen Hunden erfahren". Jan Tyssowski sprach in einer Anrede ohne Umschweife von dem Augenblick, „wenn die Deutschen aus dem Lande vertrieben seyn würden". In den Berathungen der posener Aufwiegler war, nach den Berichten [...] Polenfreundes, eine Partei für unbarmherzige Niedermetzelung aller Deutschen, während die zahlreichste Partei nur für Tödtung einiger Deutschen war und damit namentlich Polizei und Militair meinte. Diese von H. [...] schon öffentlich herausgestellten Thatsachen sind unwiderlegt geblieben. [...] nun wundert man sich, wenn ein Theil der deutschen Presse keine Sympathieen für die Insurgenten an den Tag gelegt. Müßte uns Deutschen [...] mit Recht Mangel an Nationalgefühl zur Last gelegt werden, so [...] vielmehr Verwunderung und Beschwerde darüber äußern, daß nicht die gesammte deutsche Presse von polnischer Seite in Anklagestand versetzt werden konnte. — Wenn übrigens nur die Hälfte von dem wahr ist, was in dem vorliegenden Buche im Kapitel „über geheime Verbindungen nach der Insurrection von 1831" unter „C. In Galizien" von der Beamtenschaft in [...] Provinz angeführt steht, so müßte der Genius der Menschheit das Haupt verhüllen. Derartige Beschuldigungen dürfen, wenn sie nicht buchstäblich [...] sind, schon um der Ehre der Menschheit willen, nicht unwiderlegt und unerörtert gelassen werden.

Ed. P.

---

*) Râmâjana, poema indiano di Valmichi, testo sanscrito secondo i codici manoscritti della Scuola Gaudana, publicato per Gasp. Gorresio. Vol. I. II. Parigi, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Sonnabend den 29. Mai 1847.

Siebenbürgen.

Der siebenbürgische Landtag.

Zu einer Zeit, wo jeder Preuße, jeder Deutsche lebhaft fühlt, daß mit der ersten Versammlung der allgemeinen Stände zu Berlin das politische Seyn auf eine höhere Stufe seiner organischen Entwickelung getreten ist, dürfte es von doppeltem Interesse seyn, den Blick auch auf einen Landtag zu richten, der, bisher wenig beachtet, gerade jetzt im fernen Osten, nämlich in Klausenburg, thätig ist.

Klausenburg? Siebenbürgen? so werden verwundert viele Leser fragen.

Offen gestanden, man weiß durchschnittlich von Klausenburg nicht mehr, als daß es eben in Siebenbürgen liegt, und von diesem, daß es zu Oesterreich gehört. Sollte man sich nicht bemühen, ein Land besser kennen zu lernen, das, einen Theil des österreichischen Staaten-Komplexus bildend, gleichsam im äußersten Osten Wache hält, worin ferner 200,000 Nachkömmlinge einst eingewanderter Deutschen eine besondere (die sächsische) Nation bilden?

Doch davon vielleicht ein ander Mal; jetzt liegt es ja am nächsten, nur den Landtag ins Auge zu fassen, und zwar in seiner ganzen Zusammensetzung und Organisation. Denn von seinen diesjährigen speziellen Verhandlungen etwas mitzutheilen — man beschäftigt sich jetzt mit dem Urbarium, d. h. mit der Regelung der bäuerlichen Verhältnisse — kann weder interessant noch erquicklich seyn. Interessant nicht, weil man hier das Land und die Lage der Einwohner nicht kennt, erquicklich nicht, weil doch am Ende der langen Verhandlungen kurzer Sinn ist: **Es bleibt beim Alten.**

Die folgenden Zeilen sollen den Leser nur im Allgemeinen über den Landtag zu orientiren suchen; es müssen jedoch die nothwendigsten Bemerkungen über Bevölkerung und Eintheilung vorangeschickt werden:

Siebenbürgen (Erdély) hat 2 Millionen Einwohner. Aber es giebt schwerlich ein anderes Land in Europa, worin die verschiedenartigsten Nationalitäten so bunt durch einander gewürfelt wären. Die Ureinwohner waren bekanntlich die Dacier; ihre und der wohl vielfach zurückgebliebenen römischen Kolonisten Nachkommen sind die **Walachen**, welche sich Rumunji, Römer, nennen und deren Sprache dem Italiänischen sehr ähnlich ist. Sie machen mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, also über eine Million, und sind sämmtlich — bis auf wenige Ausnahmen im Südwesten — **Bauern**. Sie haben auch keine Spur von politischen Rechten, wenn man nicht etwa dahin zählt, daß einer ihrer beiden Bischöfe, der griechisch-unirte, per abusum Mitglied der Stände ist. Die Walachen sind durchaus **nicht vertreten**. Eben so wenig sind es natürlich die **Juden**, die **Armenier** und die **Zigeuner** (Letztere 80,000 Köpfe stark).

So bleiben nur die sogenannten drei Nationen übrig, welche zusammen das politische Siebenbürgen bilden, nämlich die Ungarn, die Szekler und die Sachsen.

Bei den **Ungarn** (Magyar*) hat nur der Edelmann politische Rechte, und zwar nur der, welcher noch wirklich Grundbesitzer ist, wobei es nicht darauf ankömmt, wie groß der Besitz und wie lange man Herr desselben ist.

Die **Szekler** (Székely) sind fast sämmtlich Edelleute (sogenannter Bauern-Adel), haben zwar eine getrennte Verwaltung und eigenes Militair (die Szekler-Regimenter), sind aber sonst von den Ungarn kaum zu unterscheiden.

Die **Sachsen** endlich haben ebenfalls eine gesonderte innere Verwaltung, an deren Spitze der halb und halb von ihnen selbst gewählte Sachsengraf (comes) steht. Auf dem Sachsenboden (fundus regius) giebt es keinen Adel, nur Bürger, und es ist nicht zu leugnen, daß eine so vollkommene Gleichheit anderwärts selten vorkömmt. Sie nennen sich daher gern die **freien Sachsen**. Wohl ihnen, daß ihre Freiheit wenigstens schwarz auf weiß auf dem Papier steht; in der Wirklichkeit aber hat sich eine echte Beamten-Herrschaft eingeschlichen; das Volk hat theils nichts zu sagen, theils sagt es nichts.

Die Eintheilung des Landes in Kreise ist so ungünstig als möglich, wovon ein Blick auf jede Spezial-Karte von Siebenbürgen leicht die Ueberzeugung gewährt. **)

Diese Kreise, welche Komitate, Stühle und Distrikte heißen, verwalten sich selbst; sie haben alle Vierteljahr eine ein- oder zweitägige Versammlung (Markal-Congregation), bei der jeder Edelmann, der im Komitate irgend Grundbesitzer ist, das Recht hat, zu erscheinen und zu stimmen.

Alle drei Jahr ist Beamtenwahl (**Restauration***)). Nur der höchste Beamte, der im Komitate Obergespan (föispán), im Stuhle Königsrichter (király-biró), im Distrikte Ober-Capitain (fökapitány) heißt, wird von der Regierung ernannt.

Im Ganzen zerfällt Siebenbürgen in 29 Kreise; davon kommen auf

die Ungarn	11 Komitate,
	2 Distrikte,
die Szekler	5 Stühle,
die Sachsen	9 Stühle,
	2 Distrikte.

Außerdem giebt es noch 5 königliche Kreisstädte und 12 sogenannte Taxalstädte, deren besondere Vorrechte hier übergangen werden müssen, die aber deshalb in Betracht kommen, weil sie Abgeordnete zum Landtag schicken.

Während Ungarn, wie Preußen, zwei Kurien hat, in deren erster (der Magnatentafel) eben die Magnaten, der hohe Adel, sitzen, kann Siebenbürgen füglich nur Eine haben, weil es hier eine gesetzliche Scheidung in Magnaten und niederen Adel nicht giebt, obgleich eine conventionelle auch da vorhanden ist.

Die Zusammensetzung des Landtags ist folgende:

A. Solche, die vermöge ihres Amtes Mitglieder sind.

1) Das Gubernium (die höchste Behörde), welches nur bei wichtigen Fragen den Sitzungen beiwohnt. An seiner Spitze steht der Gubernator von Siebenbürgen **), welcher auf Lebenszeit vom Lande gewählt wird. Ist dieser anwesend, so ist er Präsident, wo nicht, der jedesmalige statuum praesidens (der erste Konsiliarius).

2) Die Königstafel (királyi tábla), das höchste Gericht, bestehend aus dem Präses, 3 itélemester (wörtlich: Urtheilsmeister) und 12 Assessoren.

3) Die Oberbeamten (Obergespane rc.) der ungarischen Komitate und Distrikte und der Szekler-Stühle. Dagegen sind die sächsischen ausgeschlossen.

4) Endlich haben der katholische Bischof (auch Glied des Guberniums) und der unirt-griechische (per abusum) das Recht, den Sitzungen beizuwohnen, während es alle übrige (also der reformirte, lutherische, unitarische und griechisch-nichtunirte) nicht haben.

Unter A. würden sich nun folgende Zahlen herausstellen:

1) vom Gubernium	17
2) von der Königstafel	16
3) Oberbeamte	18
4) Bischöfe	2
A.	53 Mitglieder.

B. Abgeordnete.

Aus jedem der 29 Kreise und aus jeder der obengenannten 17 Städte je 2 Abgeordnete, also im Ganzen 92 Abgeordnete.

C. Regalisten.

Der König ***) hat außerdem das Recht, eine Anzahl Mitglieder der Stände-Versammlung **beliebig** und zwar auf Lebenszeit zu ernennen. Diese wohl einzig dastehende Einrichtung macht den Landtag um so „königlicher", als es nicht einmal ein bestimmtes Gesetz giebt, wie viel solcher Regalisten die Regierung höchstens ernennen darf. Allerdings ist sonst immer der Usus gewesen: so viel Regalisten als Abgeordnete; indessen ist ihre Anzahl jetzt größer; es giebt deren etwas über 150. Obgleich es unter ihnen sehr ehrenwerthe, selbst freisinnige Männer giebt, so stimmen sie doch natürlich mehr oder weniger für die Regierung.

So viel über die Zusammensetzung des Landtags, der also im Ganzen aus etwa 300 Mitgliedern besteht. Wer sagen will, Siebenbürgen habe eine Volksvertretung oder Constitution, der mag es immerhin so nennen; der

---

*) Bei dieser Gelegenheit dürfte bemerkt werden, daß die Aussprache: Madscharen falsch ist; vielmehr wird gy wie dj zusammen ausgesprochen, so jedoch, daß man vom d sehr wenig hört. Die a dagegen, ohne Accent, lauten dunkel und neigen zum o hin.

**) Man beschäftigt sich auch jetzt mit einer zweckmäßigeren Arrondirung, die aber schwerlich wegen der vielen Unbequemlichkeiten, welche mit einer solchen Veränderung verknüpft sind, jemals zu Stande kommen wird.

*) Wohl zu unterscheiden von dem, was sonst unter diesem Worte in verschiedenen Bedeutungen verstanden wird!

**) Jetzt der allgemein geschätzte, in jeder Beziehung tüchtige und ehrenwerthe Graf Josef Teleky.

***) Wie in Ungarn, so nennt man auch in Siebenbürgen den Kaiser stets König, obwohl er, streng genommen, **Großfürst** von Siebenbürgen ist.

Name thut's nicht. Allein es ist dabei vom Volke durchaus nicht die Rede. Die Stände wenden sich an den König, dieser ernennt einen Kommissarius, welcher den Landtag eröffnet und schließt, aber nie den Sitzungen beiwohnt. Dagegen gehen durch seine Hände alle Beschlüsse der Versammlung und alle Erwiederungen des Königs; er ist der stetige Vermittler.

Siebenbürgens politische Verfassung ist uralt, schien aber schon vollständig im Leibe versunken zu seyn, — es war kein Landtag von 1811 — 1834 versammelt — als endlich die Regierung im letztgenannten Jahre dem neuerwachten Nationalgefühle der Ungarn nachgab und wieder einen Landtag berief. Er war sehr stürmisch und wurde aufgelöst; in Folge davon ist eine Spannung eingetreten, die noch jetzt bemerkbar ist. Dem Gesetze nach müßte jährlich ein Landtag seyn; da aber in Ungarn nur jedes dritte Jahr einer ist, so hat dies die Regierung auch in Siebenbürgen eingeführt. Zu jedem Landtage sind neue Wahlen erforderlich; die Abgeordneten erhalten ihre Instructionen theils sogleich, theils holen sie dieselben später ein; sie können stets zurückgerufen werden, sobald sie nicht im Sinne ihrer Komittenten handeln; sie dürfen zwar für oder gegen einen Antrag reden, ganz nach persönlichem Belieben, allein stimmen müssen sie, wie es das Komitat oder der Stuhl verlangt. Hier könnte man fragen, warum man die Instructionen noch durch besondere Abgeordnete und nicht Instructionen oder Beschlüsse allein abschickt?

Gegenstände der Berathung sind die königlichen Propositionen und von Seiten der Stände gewöhnlich die sogenannten gravamina, d. h. Beschwerden über Rechts- und Verfassungswidrigkeiten.

Die Sitzungen sind unbedingt öffentlich, die Verhandlungen durchgängig lebhaft, da die Ungarn eine feurige Natur und eine sehr geläufige Zunge haben. Sie sprechen auch im gewöhnlichen Leben schnell, fließend, ohne anzustoßen und sich zu wiederholen. Lange Reden hört man übrigens selten, dagegen giebt es nicht so viel vollkommen schweigsame Mitglieder, als es in Berlin der Fall zu seyn scheint.

Die Abgeordneten erscheinen stets in ungarischem National-Kostüm, das zu beschreiben hier zu weit führen würde. Nur sey erwähnt, daß sie allerdings auch in den Sitzungen ihre (sehr gekrümmten) Säbel tragen, was indeß gefährlicher aussieht, als es ist. Die Ungarn sind nicht so hitzige Tollköpfe, wie man glaubt; auch sie wissen, daß man nicht mit der Degen-, sondern mit der Zungenspitze wahrhaft überzeugt.

Auf dem siebenbürgischen Landtage darf nur ungarisch gesprochen werden, eine Bestimmung, worüber sich die Sachsen mit Unrecht beschweren. Freilich sprechen sie selten diese Sprache fertig genug, obwohl sie zur Erlernung derselben hinlänglich Gelegenheit haben; weit lieber würden sie sich aber, blos um das gehaßte Ungarisch nicht sprechen zu müssen, mit einer todten Sprache, dem Mönchslatein, behelfen, das, Gott sey Dank, endlich aufhört, in Europa umherzuspuken.

Die Sprachkämpfe haben dem Nationalhaß der Ungarn und Sachsen neue Nahrung gegeben. Er ist so stark, daß einmal die sächsischen Abgeordneten gegen einen Vorschlag zu ihren Gunsten gestimmt haben, rein aus dem Grunde, weil er von einem Ungarn ausgegangen war! Es kann hier nicht der Ort seyn, auf diese so unerfreuliche Erbitterung und Gereiztheit näher einzugehen; sie hatte ihren höchsten Grad 1834 erreicht, macht sich noch jetzt auf beiden Seiten in wenig schmeichelhaften Beiwörtern Luft und giebt allen Berichten aus Siebenbürgen entweder eine ungarische oder sächsische, jedenfalls eine einseitige Färbung. Diese beständige itio in partes, die zwar nicht der Form nach, aber faktisch vorhanden, ist das Unglück Siebenbürgens. Möchten doch beide Theile bedenken, daß bei dieser Spaltung nur Eines verliert, das gemeinsame Vaterland; möchten aber auch unsere Abgeordneten sich hüten, eine solche itio in partes leichtsinnig hervorzurufen! Einheit macht stark, und wenn das Ganze gewinnt, so gewinnen alle Glieder; wenn aber ein Glied auf Kosten der übrigen gewinnen will, so kann daraus für das Ganze nur Nachtheil entstehen.

In Siebenbürgen giebt es gleichsam drei ständische Lager: die Ungarn und Sachsen stehen sich gegenüber; die Szekler, die zwar Ungarn, aber keine Aristokraten sind, nehmen eine mehr schwankende Stellung ein.

Die herrschende Stimmung unter den ungarischen Abgeordneten ist nicht sowohl wahre Freisinnigkeit, als vielmehr Opposition gegen die Regierung. Freisinnig ist — man muß es leider gestehen — der siebenbürgische Adel nur so lange, als es sich um keine Verluste, um keine Opfer handelt. Obwohl es auch dort ehrenwerthe Ausnahmen giebt, so zeigt sich doch der ungarische Adel bei weitem großherziger.

Die Sachsen stimmen fast immer für die Regierung, und sie opfern ihr selbst ihre schönsten Freiheiten auf, um nur ihres Schutzes gegen das Eindringen des ungarischen Elementes sicher zu seyn. Ist man doch so weit gegangen, zu behaupten, daß die sächsische Nation unmittelbar unter dem Kaiser stehe! Aus alle dem Angeführten ersieht man leicht, daß für den Fortschritt, selbst den gemäßigtsten, wenig Aussichten in Siebenbürgen sind. Schon jetzt ist das Land bedeutend hinter Ungarn zurückgeblieben; es wünscht daher eine mächtige Partei den gänzlichen Anschluß an dieses Schwesterreich. Natürlich sind die Sachsen dagegen, aber auch die Regierung hat sich neuerdings entschieden dagegen ausgesprochen und jede Erörterung dieses mißliebigen Themas verboten.

Schließlich sey erwähnt, daß in der Zwischenzeit der eigentlichen Landtage Ausschüsse, die von diesen erwählt sind, sogenannte „systematische Deputationen", fortarbeiten, in verschiedenen Sectionen ihre Gutachten abgeben, diese in gemeinsamen Sitzungen prüfen und so dem folgenden Landtage vorlegen.

Hiermit seyen denn die Andeutungen über den siebenbürgischen, gewöhnlich in Klausenburg abgehaltenen Landtag geschlossen. Möchten diese Zeilen zum besseren Verständniß und zur richtigeren Würdigung der freilich oft nur allzu einseitigen und falschen Berichte der Zeitungen auch ihrerseits etwas beitragen!

England.

Zur Charakteristik des englischen Heerwesens.

(Schluß.)

In Sukkur stand das Regiment, zu welchem das Detaschement stoßen sollte. Die Ankunft des letzteren wurde durch einen Ruhetag, der dem ganzen Regimente bewilligt ward, festlich begangen. Die Marketenderbude stand bei dieser Gelegenheit offen, und jeder Soldat hatte die Erlaubniß, so viel Branntwein zu sich zu nehmen, als ihm beliebte, wobei denn, nach dem Ausdruck des Verf., mehr als Einer seiner Kameraden sich auf eine höchst glorreiche Weise berauschte. Der Verf. kömmt mehr als einmal auf die schrecklichen Verheerungen zurück, welche der Branntwein unter den britischen Truppen anrichtet, und er beklagt dabei die Leichtigkeit, mit welcher der Soldat auf erlaubte oder unerlaubte Weise sich das verderbliche Getränk verschaffen kann. „Es ist unbegreiflich" — sagt er unter Anderem — „mit welcher Gier der Soldat in Indien sich Branntwein zu verschaffen sucht und wie gleichgültig ihm die Qualität des Getränks, falls es nur berauscht, ist. Diese Neigung ist eben so tief eingewurzelt, als sie gefährlich ist. Tod, Wahnsinn, frühzeitige Erschlaffung der körperlichen Kräfte sind die unausbleiblichen Folgen derselben. Das delirium tremens ist in den Militair-Spitälern eine sehr häufige Erscheinung, und kaum vergeht eine Woche, in welcher nicht in denselben der eine oder der andere Fall dieser Art behandelt würde.

„Man möchte die Frage aufwerfen" — fährt er fort — „wie man überhaupt in Indien Marketenderbuden gestatten könne? Die Meinung, daß daselbst der Branntwein ein unabweisliches Bedürfniß sey, ist durchaus irrig: so wenigstens denkt die Mehrzahl der Aerzte. Die Regierung indessen hegt eine andere Ansicht und will, daß jedes Regiment seine Marketenderbude habe, worin der Kommissariats-Arrak verkauft werden soll. Einrichtungen dieser Art mögen in der Heimat ihren Nutzen haben, wo die Verführungen zur Trunkenheit vergleichungsweise weniger zahlreich sind und neben dem Branntwein noch manche andere Gegenstände verkauft werden; allein in Indien ist der Branntwein der Haupt-, oft der einzige Artikel, welcher in den Marketenderbuden zu haben ist, und diese Buden sind daher ganz eigentlich die Schulen, worin junge Burschen von alten Wüstlingen zum Laster angeleitet werden."

Während der zehn Monate, die das erste Regiment in Sukkur stand, starben über 30 Mann, so daß durchschnittlich vier bis sechs Todesfälle auf den Monat kamen. Fünfundzwanzig — wenn nicht mehr — derselben waren Folge übermäßigen Trunkes.

Die Marketenderbuden sind jedoch nicht die einzigen Orte, wo der Soldat Branntwein erhalten kann; der Branntwein wird von den meisten verheiratheten Frauenzimmern, oft auch von ledigen Männern, verkauft. Das ist zwar streng verboten, nichtsdestoweniger ist die Ausdehnung, in welcher dieser einmal eingerissene Brauch bei den Regimentern in Indien existirt, auffallend und die üblen Folgen, welche der heimliche Branntweinshandel nach sich zieht, sind nicht zu berechnen. Obschon der Soldat, wenn er ertappt wird, einem Kriegsgericht anheimfällt und die Weiber sich dem Schicksal aussetzen, die Kaserne verlassen und auf die ihnen von der Compagnie ausgesetzte monatliche Summe von fünf Rupien verzichten zu müssen, so ist doch der zu erwartende Nutzen zu groß, als daß das Verbot respektirt werden sollte. Auch wissen sie ihr Geschäft so listig zu betreiben, daß sie nur höchst selten beim Verkauf oder im Besitz von Branntwein ertappt werden.

„Ich war sehr betroffen" — sagt ferner der Verf. — „als sich mir mit vollständiger Gewißheit ergab, daß in mehreren Fällen die Feldwebel heimlich bei diesem schändlichen Handel interessirt waren, indem sie entweder ihren Frauen gestatteten, Branntwein zu verkaufen, oder ihren Aufwärter oder sonst einen Associé gebrauchten, dem sie einen Antheil an dem Ertrage des Geschäfts gewährten.

„Gewiß" — schließt der Autor seine Bemerkungen — „giebt es in Indien viele Verführungen zum Trunk, als da sind: der Mangel an guter Gesellschaft, böse Beispiele, Mangel an Beschäftigung und unschuldiger Unterhaltung, und endlich das, was den Matrosen, wenn das Schiff sinkt, zum Branntweinfasse treibt — die Verzweiflung. Gestehen wir es: der englische Soldat ist ein verachtetes Wesen. Ueberall betrachtet man ihn, als zu einer untergeordneten Klasse gehörig, als den Paria des politischen Körpers; man hält ihn einer moralischen, einer socialen Verbesserung kaum für fähig. Seine Offiziere verachten ihn, das ganze Publikum verachtet ihn. Es kann also Niemanden Wunder nehmen, wenn er endlich anfängt, sich selber zu verachten, und zu der Stufe, auf welcher wir ihn sehen, herabsinkt. Niemand vertritt ihn im Parlament, Niemand führt seine Sache; ganz natürlich also, wenn er, während Alles um ihn her im Fortschritte begriffen ist, ein Geschöpf des verflossenen Jahrhunderts bleibt."

Um Alles, was sich auf das Kapitel des Branntweins bezieht, zusammen zu stellen, heben wir eine an einem anderen Orte vorkommende Notiz des Verfassers aus und reihen sie hier an. „Als Lord Ellenborough der Armee für die Thaten in Scinde einen sechsmonatlichen Sold (batta) als Grati-

fication gewährte, starben bei der Artillerie, einen Tag nach der Auszahlung, drei Mann in Folge übermäßigen Trinkens. Das Regiment des Verf. erhielt seinen Antheil einen Tag vor dem Jahrestage des Sieges von Ghuznee. Die Marketenderbude wurde ohne alle Einschränkung geöffnet, Jeder, wer wollte, durfte Brantwein in die Kaserne bringen, und drei ganze Tage hindurch hörte ein verzweifelter Rausch (desperate drunkenness) nicht auf. Der marketendernde Unteroffizier versicherte mir, daß er während dieses Zeitraums über 10,000 Rupien (1000 Pfd. Sterl.) für Branntwein eingenommen habe."

Der Verf., dem wir auf allen seinen Abenteuern nicht folgen können, kehrte endlich, ohne bedeutenden militairischen Ereignissen beigewohnt zu haben, nach England zurück. Mißverständnisse mit dem ihm vorgesetzten Adjutanten bestimmten ihn, den Dienst, in welchem er, trotz seines ursprünglichen Vorhabens, sonst vielleicht länger ausgeharrt hätte, zu verlassen. Er erhielt seinen Abschied und schrieb sein Buch, das, wie bereits bemerkt, den vollen Beifall der Foreign and Westminster Review sich erworben hat. „Das Buch" — sagt dieses Journal — „sollte in einer wohlfeilen Ausgabe verbreitet werden. Dana's „Zwei Jahre unter dem Mast" und „Lager und Kaserne" sollte man jedem leichtsinnigen jungen Menschen in die Hände geben, der, durch Ausschweifungen, widriges Glück oder Ehrgeiz veranlaßt, bei dem Heer oder auf der Flotte es aufs neue mit seinem Glücke versuchen möchte. In diesen beiden Büchern ist zu sehen, was von einem solchen Versuche zu erwarten ist."

Und was sind die Heilmittel, die der Verf. von „Lager und Kaserne" zur Beseitigung der von ihm gerügten Uebelstände in Vorschlag bringt? Er, der weiß, wo der Grund des Uebels liegt, weiß er nicht, wie es zu heilen? — Allerdings will er Manches geändert wissen, allerdings will er, um den Soldaten moralischer zu machen, Abschaffung der Marketenderbuden, Unterdrückung des geheimen Branntweinhandels, Errichtung von Sparkassen, Anstellung besserer Unteroffiziere, deren Beispiel den Soldaten Selbstachtung lehre, er will stärkere Rationen, größere Nachsicht gegen den guten, noch größere Strenge gegen den schlechten Soldaten — allein alles dieses, trifft es die Wurzel des Uebels? Woher z. B. sollen bessere Unteroffiziere kommen, so lange diese aus dem Heere hervorgehen können und das Heer sich nicht anders, wie jetzt, d. h. aus der Hefe des Volks ergänzt? Was hindert den Verf., statt seiner Palliativmittel ein radikales, das noch dazu so nahe liegt, in Vorschlag zu bringen? Kann sich der aristokratische Sinn des Engländers so wenig mit dem Gedanken einer allgemeinen Dienstpflicht versöhnen, daß man diesen Gedanken nicht einmal auf Camille Desmoulins' Art, nämlich als etwas, dem man nicht gleich nachzuleben brauche, zu äußern wagt? Bis jetzt, so viel wir wissen, hat sich noch keine Stimme, weder außer- noch innerhalb des Parlamentes, vernehmen lassen, die auf ein anderes Rekrutirungssystem gedrungen hätte; allein wird man sich nicht doch endlich zu einer solchen Maßregel gedrungen sehen, wenn sich, wie sich denn das nur zu leicht voraussehen läßt, alles sonstige Reformiren als nutzlos erweisen sollte?

Einige Bemerkungen des Verf., wie die, daß die Garnisonen in Indien häufig ohne alle Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen gewählt sind, daß fast alle bei der englischen Armee vorfallende Mordthaten von Irländern verübt werden — eine Erscheinung, die daraus, daß der Irländer mehr rachsüchtiger Natur, als der Engländer und Schotte sey, erklärt wird — daß es manchem Truppentheile an einem Geistlichen fehle, der dem Soldaten auf dem Kranken- und Sterbebette die Tröstungen der Religion gewähren könne — diese Bemerkungen des Verf. wollen wir uns begnügen, schließlich noch in der Kürze anzuführen.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

I. Einige Bemerkungen über die durch die edlen Metalle der neuen Welt hervorgebrachten Wirkungen.

Eine Beantwortung der Frage, welche Folgen vor 300 Jahren das Ueberströmen der edlen Metalle der neuen Welt nach den Gestaden Europa's erzeugt habe, dürfte schwerlich ohne Interesse seyn. Wenn sich heute die Länder dieses Welttheils durch Kunst, Wissenschaft und Industrie, Handel und Reichthum auszeichnen, so fingen damals die Völker eben an, die Last jenes Elendes, welches sie seit dem Untergange des römischen Reiches drückte, abzuschütteln. Ewiger Krieg zwischen Volk und Volk, Provinz und Provinz, ja zwischen einem Lehnsitz und dem anderen, beständige Erpressungen, ausgeübt von einer räuberischen Ritterschaft in dem ganzen Bereich, den gegenwärtig eine fortgeschrittene Kultur erfüllt, hatten alle Quellen des Wohlstandes ausgetrocknet, und nur einige freie Handelsstädte in Italien, in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland hatten sich zu bereichern gewußt. In den großen Staaten waren in langen Zwischenpausen einige Anläufe geschehen, um die Production zu beschützen und die Arbeit, die Erzeugerin des Wohlstandes, zu befördern, allein fast überall gewann die Barbarei schnell wieder die Oberhand. Der edlen Metalle insbesondere gab es nur noch in sehr geringer Quantität. Es ist gegenwärtig so gut als erwiesen, daß in Griechenland und Rom, zur Zeit ihres höchsten Glanzes, bedeutende Massen derselben im Umlauf waren. Griechenland — Macedonien mit eingerechnet — zog einen Theil seines Silbers aus Bergwerken, die auf eigentlich hellenischem Boden lagen; einen großen Theil seines Goldes gewann es durch seine Handelsverbindungen mit Asien, durch die Subsidien, die ihm die persischen Könige steuerten, und durch die Ausbeutung einiger ergiebigen Bergwerke in Thracien, vorzüglich jedoch durch die Eroberungen Alexander's, der sich in den Besitz der aufgehäuften Schätze der orientalischen Herrscher setzte. Das Gold und Silber allein, das die persischen Könige zusammengebracht hatten, soll sich auf zwei Milliarden belaufen haben. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, nicht minder die Schatzkammern der Könige, die — wie die Republik ihrerseits — sämmtlich die Gewohnheit, anzuspeichern, hatten, und so kamen die Reichthümer eines Perseus, Antiochus, Mithridates, das, was von denen der Ptolemäer in Alexandrien übrig war, dem Volk der Quiriten zu gut. Nachdem die Fürsten Europa's und Asiens ausgeplündert waren, fuhr Rom dennoch fort, alles Gold und Silber, das bereits vorhanden war oder in den Provinzen und durch den Handel gewonnen wurde, an sich zu ziehen. Als regelmäßiger Tribut strömten die edlen Metalle in die Kasse der Kaiser, die sich fortwährend wieder leerte, theils durch Geschenke an das Volk, die Prätorianer und Legionen, theils durch den wahnwitzigen Aufwand der Cäsaren. Die Prokonsuln schleppten ihre Beute in die Hauptstadt, um dort im Schoß der Schwelgerei zu leben. Zu dem, was Asien lieferte, kam der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke, die — besonders in Spanien und Gallien — mit Erfolg bearbeitet wurden. Dieser Ueberfluß an edlen Metallen wird nicht allein durch die Geschichtschreiber bestätigt, sondern auch — und noch mehr, als durch sie — durch die Veränderungen, welche sich in den Waarenpreisen ergaben. So hatten zur Zeit des Demosthenes Gold und Silber im Verhältniß zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nur noch ein Fünftel desjenigen Werthes, welchen sie unter Solon repräsentirt hatten, und für Rom ergiebt sich ein ähnliches Verhältniß, wenn man die ersten Zeiten der Republik mit denen der späteren Cäsaren vergleicht.

Als das Reich verfiel, verminderten sich die edlen Metalle nach und nach in Rom und Italien; der Tribut der Provinzen schmolz beträchtlich zusammen. Wenn früherhin aus dem Orient der größte Theil des Goldes gekommen war, so gab es jetzt keine Könige von Macedonien, Armenien, Aegypten und Pontus mehr, die geplündert werden konnten, und dasjenige Gold, das die an Goldländer gränzenden Provinzen liefern konnten, fiel endlich, nachdem es sich allmälig vermindert, gänzlich weg, als Byzanz die Hauptstadt eines zweiten Reiches wurde. Die Geschenke, die den Barbaren gemacht werden mußten, veranlaßten einen beständigen Abfluß des Goldes; selbst die Bergwerke Europa's wurden weniger ergiebig. Da man den Ländern, woher man Spezereien und Rauchwerk zog, nichts zum Austausch zu bieten hatte, so führte auch dies zu einem nicht endenden Export der edlen Metalle. Endlich eroberten und plünderten die Barbaren Italien, und die Masse der daselbst kursirenden Metalle verbreitete sich über einen größeren Raum. Anstatt einer Alles absorbirenden Metropole gab es eine Anzahl von Mittelpunkten der Gewalt, die sich ihre Reichthümer streitig machten. So lange das Drama gewaltsamer Invasion dauerte und während der Jahrhunderte der Zerrüttung und Sklaverei, die folgten, verbarg ein Jeder das Gold und Silber, das er besaß. Auf solche Weise wurden große Quantitäten edler Metalle vergraben, deren Eigenthümer ihr Geheimniß zum Theil mit ins Grab nahmen. Diese Sitte, kostbare Gegenstände zu vergraben, zeigt sich während aller Krisen des Mittelalters, und sie wurde noch während der französischen Revolution vielfach befolgt. Der Westen, nie so ergiebig an edlen Metallen als der Osten, brachte immer weniger und weniger hervor, weil unter einem Regiment der Anarchie und rohen Gewalt jede Production allmälig abnehmen und zuletzt ganz aufhören muß, diejenige ausgenommen, die es mit der Erzeugung einiger rohen Nahrungsmittel zu thun hat. Besonders mußte eine solche Folge bei den Bergwerken eintreten, deren Bearbeitung so viel Beständigkeit und Vorsicht erheischt und die, je mehr Sicherheit ihr nöthig, um so weniger bei einem precairen Zustande der Dinge gedeihen kann. Der Handel mit dem Orient, wohin man noch weniger als Rom zur Zeit seines Glanzes etwas zu senden hatte, fuhr fort, Europa des Goldes und Silbers, das es noch besaß, zu berauben, und selbst die Kreuzzüge veranlaßten eine keineswegs unbedeutende Ausfuhr, von welcher nichts wieder nach Europa zurückfloß. Die Frömmigkeit der Gläubigen beschenkte Kirchen und Klöster mit edlen Metallen, um so mehr, als es gefährlich war, Prunk damit zu treiben. Auch hierdurch schwanden nicht unbedeutende Massen aus dem Verkehr, wenn sie schon nicht verloren waren und mehr als einmal durch das gewaltsame Verfahren der Fürsten wieder in Umlauf kamen. Die kursirende Münze erlitt einen beständigen Verlust, dadurch allein schon, daß sie von Hand zu Hand ging, und abgesehen von allem Eintrag, den Feilen oder Beschneiden ihr thun mochte. Wir werden auf diesen durch die bloße Abnutzung entstehenden Verlust sogleich zurückkommen. Schiffbrüche und Unglücksfälle aller Art veranlaßten unaufhörlich den Verlust kleiner Quantitäten, die — einzeln unbedeutend — zusammengerechnet zu bedeutenden Summen anschwollen. Die Quantität edler Metalle, die im Besitz der Gesellschaft im Allgemeinen war — und besonders jener, damals weit mehr, als heute, wichtige Theil derselben, der als Münze ausgeprägt ist — verminderte sich demzufolge beständig. In den Jahrhunderten, welche der Entdeckung der neuen Welt vorausgingen, war das gemünzte Geld außerordentlich selten, und der Preis der edlen Metalle stand im Verhältniß zu den Waaren sehr hoch. So wurden in der 137jährigen Epoche, die mit dem Jahre 1509 — wo sich der Einfluß der aus Amerika kommenden edlen Metalle noch nicht fühlbar gemacht haben konnte — schließt, in England jährlich nur 6886 Pfd. Sterl. nach heutigem Werth ausgeprägt, während von 1603—1829 dieselbe Durchschnittszahl sich auf 819,413, das ist auf das 122fache der vorigen Summe, belief. Herr Jacob, freilich von einer nicht sehr sicheren Schätzung

des unter Vespasian's Regierung kursirenden Goldes und Silbers ausgehend und den jährlichen Verlust nach einem Gesetz berechnend, welches man keineswegs einer zu großen Rapidität beschuldigen kann, ist zu dem Resultate gelangt, daß sich die in Europa kursirenden Geldmünzen zu Ende des 15. Jahrhunderts bis auf 34 Millionen Pfund Sterling vermindert haben müßten — eine Annahme, die, wenn man das gegenseitige Verhältniß des Goldes und Silbers in jener Epoche erwägt, noch übertrieben erscheint.

Verweilen wir hier einen Augenblick bei diesem Punkte! Man giebt sich nicht immer eine hinlänglich genaue Rechenschaft darüber, wie hoch der Abgang anzuschlagen ist, den das kursirende Geld in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, selbst beim gewöhnlichen Laufe der Dinge und abgesehen von allen politischen und socialen Revolutionen, erleidet, während deren so manche Summe vergraben wird, die nimmer wieder zu Tage kömmt. Einerseits wirkt die bloße Abnutzung, d. i. der Verlust, den die Geldstücke durch die bloße mechanische Reibung, während sie von Hand zu Hand gehen, erleiden. Dann aber entstehen auch durch Schiffbrüche und sonstige Unglücksfälle Verluste. Was die eigentliche Abnutzung betrifft, so scheint es, daß sie mit einiger Genauigkeit müßte geschätzt werden können; indessen stimmen die Resultate der verschiedenen Schätzungsversuche nicht überein. Nach den sehr sorgfältigen Versuchen, die mit dem nach dem Dezimalsystem ausgeprägten französischen Silbergelde angestellt worden, betrüge der Verlust durch Abnutzung jährlich nur [illegible] oder [illegible], eine freilich sehr unbedeutende Verringerung, die sich aber dennoch im Laufe der Zeit bemerklich macht. Andere in der Londoner Münze zu verschiedenen Zeiten an Münzen, die in ihren Dimensionen denen der Alten glichen, angestellte Versuche ergaben eine weit merklichere Abnahme. Nach diesen Versuchen beträgt die Abnahme bei Goldstücken, die sich doch weit weniger abnutzen, als Silbergeld, [illegible], bei Silbergeld gar [illegible]. Für das Alterthum und das Mittelalter hat Herr Jacob mit möglichster Berücksichtigung aller bekannten Umstände das Verhältniß 1 : 360, als dasjenige, welches die Abnutzung ausdrücke, angenommen und diese Basis bei seinen Schätzungen bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beibehalten. Fügt man zu dem durch Abnutzung den durch Schiffbrüche und andere Unglücksfälle entstehenden Verlust hinzu, so gelangt man zu einem sehr leicht abschätzbaren Verhältniß: Mac Culloch nimmt an, daß man, Alles zusammengerechnet, die jährliche Verminderung auf [illegible] festsetzen müsse. Geht man von dieser Hypothese aus, so findet sich, daß von einer am Anfang eines Jahrhunderts geprägten Milliarde am Ende desselben nur noch 366, nach zwei Jahrhunderten 134 und nach fünfhundert Jahren gar nur noch 6 Millionen und 600,000 Franken übrig sind. Nach dieser Berechnung konnte um das elfte Jahrhundert, zu einer Zeit, in der überdem der Bergbau danieder lag, nicht viel mehr vorhanden seyn von dem geprägten Gold und Silber, das — in welcher Masse auch immer — das Römerreich besessen hatte.

Nimmt man das Jacobsche Verhältniß von $\frac{1}{360}$ und abstrahirt von jeder anderen zum Verschwinden des Geldes beitragenden Ursache, so findet sich, daß eine Milliarde zusammenschmilzt: nach Einem Jahrhundert auf 755 Mill., nach 500 Jahren auf 240 Millionen, nach 1000 Jahren auf 60 Millionen, so daß bei einer jährlichen $\frac{1}{360}$ betragenden Abnutzung eine Masse Geldes, die sich in der Zeit Konstantin's auf fünf Milliarden belaufen und die der Ertrag der Bergwerke nicht vermehrt hätte, zur Zeit Philipp's des Schönen nur noch 200 Millionen betragen haben konnte.

Man sieht hieraus, daß die Masse der Schätze, welche der neue Kontinent uns geliefert, gegenwärtig bereits einen gewissen Abgang erlitten haben muß; denn der Ertrag der amerikanischen Bergwerke war vor zweihundert Jahren schon bedeutend, und Potosi allein hatte damals bereits ungeheure Summen geliefert.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich, daß das Gold und Silber zur Zeit der Entdeckung Amerika's sehr selten in Europa geworden war. In der That wurde der größte Theil der Waaren für Quantitäten edler Metalle eingetauscht, die weit geringer waren, als die Summen, für welche man sie in Griechenland und Rom einst erstanden hatte; mit einer geringen Quantität Silbers wurde ein großes Arbeitsquantum bezahlt, und die geringste Parzelle Goldes galt für einen Schatz. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Daniel O'Connell. In einem Augenblicke, in welchem sein Vaterland durch die dort herrschende Hungersnoth leidender ist, als es jemals zuvor gewesen, ist Dan. O'Connell, dem jedenfalls das Verdienst gelassen werden muß, daß er der Wiedererwecker des irischen Nationalgeistes und der Sieger in der Sache der bürgerlichen Gleichstellung seiner Glaubensgenossen war, am 15. Mai, 72 Jahr alt, in Genua, auf der Reise nach Rom, verstorben. Wir sind überzeugt, daß keinerlei körperliches Leiden ihn so geschmerzt hat, wie der Gedanke an Irland, dem er in dessen größter Noth doch so wenig beizustehen vermochte. Im Juli 1845, als O'Connell in dieser Session zum erstenmale wieder im englischen Unterhause erschien *), hatten wir Gelegenheit, ihn noch in Fülle der Gesundheit zu sehen. Dem siebzigjährigen Manne schien es Vergnügen zu machen, sich nicht blos in der Versammlung selbst willkommen geheißen, sondern auch auf der Galerie begrüßt zu sehen; er kam daher ausdrücklich zu uns herauf und stellte sich dicht an die sogenannte Speakers-Gallery, so daß wir Ausländer, die wir hier saßen, ihm in das volle, offene, von einem breitgekrämpten Hut beschattete Antlitz schauen konnten. Damals krankte Irland noch nicht an der Kartoffel-Krankheit, an welcher indirekt auch sein großer Vorkämpfer hinsiechen sollte. In einer interessanten Debatte sprachen Sir Rob. Peel und O'Connell ihre gegenseitigen Ansichten über die irländische Verwaltung aus, wobei Einer dem Anderen persönlich Gerechtigkeit widerfahren ließ, obwohl sie sich gegenseitig auch an scharfen Bemerkungen nichts schuldig blieben. Dem englischen Staatsmann gegenüber konnte der Irländer weder den Advokaten noch den Provinzialisten verbergen. Er ist das Eine wie das Andere sein ganzes Leben hindurch geblieben. Er war bekanntlich zehn Jahre lang Advokat an der Kings-Bench in London gewesen (1798—1808), bevor er in seinem Vaterlande als Volksredner und insbesondere als Sachwalter der Katholiken auftrat. In dieser Eigenschaft hatte er 1813 den Streit mit dem Orangeman, Alderman d'Esterre, der einen Zweikampf zur Folge hatte, in welchem er seinen Gegner erschoß, worauf O'Connell das Gelübde that, sich nie mehr zu schlagen, was ihm nachmals manche bittere Bemerkung zuzog. Die „katholische Association" wurde 1823 von ihm gestiftet. Durch eine Parlaments-Akte wurde sie zwar 1825 aufgelöst, doch wußte er sie unter anderem Namen wieder ins Leben zu rufen, bis im J. 1829 die Emancipation der Katholiken ihre Wirksamkeit unnöthig machte. Seine Theilnahme an der Herbeiführung dieser Maßregel, besonders durch seine im J. 1826 geschehene Erwählung zum Parlaments-Mitglied für die Grafschaft Cork, ist bekannt; eben so seine nachmalige, freilich dem Lande zu keinem Segen gereichende Agitation für die Repeal. Daß die O'Connell eben so wie die O'Conner von einem alten irischen Königsgeschlecht abstammen, wird zwar von seinen Anhängern behauptet, doch von seinen Gegnern als ein Falsum dargestellt. Der Großvater Dan. O'Connell's, ein ehrlicher Krämer und Viehhändler in Cork, soll noch seinen Namen blos Connell geschrieben und erst der Enkel als Student die Familie bewogen haben, das nobilisirende O' vorzusetzen, wozu sie indessen auch wohl berechtigt gewesen seyn mag, da es öfter vorkömmt, daß das Adelsprädikat von Familien, die es äußerer Verhältnisse wegen abgelegt, später wieder angenommen wird. Seine Jugendbildung hatte O'Connell noch vor dem Ausbruche der französischen Revolution auf den Jesuiten-Schulen zu Löwen in Belgien, so wie zu St. Omer und Douai in Frankreich, erhalten.

*) Der Agitator hatte zwar bei einem der großen Repeal-Meetings, die ihm den bekannten Kriminalprozeß zugezogen, die unüberlegte Aeußerung gethan, daß er, bevor die Auflösung der Union erfolgt sey, nicht wieder im Parlament erscheinen wolle; aber dieses Wort hatte man in Irland gewiß eben so wenig ernst genommen, als seine Verkündigung des baldigen Zusammentritts eines irischen Parlaments in Dublin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 65. Berlin, Dienstag den 1. Juni 1847.

England.

Von den Unzuträglichkeiten, die eine große berathende Versammlung zu vermeiden hat.

Nach Jeremy Bentham.

Wenn eine berathende Versammlung ihrem Zwecke genügen will, so ist es vor allen Dingen erforderlich, daß sie sich bei ihren Verhandlungen einer gewissen Ordnung unterwirft. Ohne Regel und Disziplin würde die Diskussion nur zu bald in ein wüstes Hin- und Widerreden ausarten, bei dem weder Ende noch Resultat abzusehen wäre. Aller Geist, alle Einsicht, alle Kenntnisse, welche die einzelnen Mitglieder einer solchen, dem Zufall preisgegebenen Versammlung besitzen möchten, würden vergebens seyn, und jene bekannte Xenie Goethe's auf eine gelehrte Gesellschaft hätte alle Aussicht, sich in weiterer Ausdehnung zu bewahrheiten.

Von zweierlei Elementen hängt bei einer jeden Versammlung der Erfolg ihrer Berathungen ab: von einem wechselnden, zufälligen, nämlich von ihrer jedesmaligen Zusammensetzung; von einem beständigen, nämlich von der Taktik, die sie bei ihren Verhandlungen befolgt. So sehr man sich nun theoretisch und praktisch abgemüht hat, bei dem ersten dieser Elemente das Spiel des Zufalls in engere Gränzen einzuschränken und durch Organisation der Wahlen oder — wie bei der französischen Pairs-Kammer — durch Aufstellung gewisser Kategorieen sich konstanten Verhältnissen mindestens möglichst zu nähern, in desto geringerem Grade ist das zweite Element, so wenig seine Bedeutung sich auch verkennen läßt, der Gegenstand theoretischer sowohl als praktischer Erörterung gewesen. Die Theorie wenigstens hat das Feld, um das es sich hier handelt, brach liegen lassen und es der Praxis anheimgegeben, es zu bestellen, so gut es ging. Nur Jeremy Bentham, dessen scharfsinniger Behandlung der Rechts- und Staats-Wissenschaften kaum Eine ihrer Disziplinen entging, hat sich in seiner, in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Schrift „über die Taktik berathender politischer Versammlungen" auf den Gegenstand näher eingelassen. Trotz Bentham's Rufe jedoch scheint das Buch mehr seinem Titel als seinem Inhalt nach in Deutschland bekannt zu seyn. Um so mehr dürfte eine kurze Inhalts-Angabe desselben — der wir weiter unten als eine Probe des Ganzen die Uebertragung des in der Ueberschrift der gegenwärtigen Zeilen angegebenen Kapitels folgen lassen — die Billigung unserer Leser zu gewärtigen haben.

Bentham's Buch zerfällt in 36 Abschnitte, die nach einander von den folgenden Gegenständen handeln: 1) Von dem Gegenstand des Werkes überhaupt. 2) Von den politischen Körperschaften, sowohl denjenigen, die nur für eine bestimmte Zeit und für einen bestimmten Zweck zusammentreten, als von denen, die permanent sind. 3) Von der Oeffentlichkeit. 4) Von der Zertheilung des gesetzgebenden Körpers in zwei Versammlungen. 5) Von den Unzuträglichkeiten, die eine berathende Versammlung vermeiden muß. 6) Vom Präsidenten. 7) Von der pflichtmäßigen Initiative und von dem jedem Mitgliede zustehenden Rechte, Vorschläge einzubringen. [Diesem Kapitel ist eine Anmerkung über die Anwesenheit der Minister bei den Berathungen der Versammlung beigefügt.] 8) Von den verschiedenen Handlungen, welche der Fassung eines Beschlusses vorausgehen. 9) Von der Promulgation der Beschlüsse, von den Gesetzes-Vorschlägen, den Amendements und der Geschäfts-Ordnung. 10) Von der schriftlichen Einbringung der Gesetzes-Vorschläge, und inwiefern dieselbe nothwendig sey. 11) Von der Redaction der Beschlüsse. 12) Von einer mechanischen Vorrichtung, die zum Zwecke hat, durch Tableaus und vermöge der Anschauung, der Versammlung die Materien, über die sie zu verhandeln hat, näher zu bringen. 13) Von der Eröffnung der Debatten. 14) Ueber die freie und die strikte Debatte. 15) Von der Einheit des Zweckes bei der Debatte. 16) Von der Trennung der Debatte und der Abstimmung. 17) Von den Uebelständen, die sich aus einer bestimmten Reihefolge der Redner ergeben. 18*) Von den drei Lesungen eines Gesetz-Entwurfs. 19) Von der Verstattung geschriebener Reden. 20) Von einigen anderen, bei den Debatten zu beobachtenden Regeln. 21) Von Amendements. 22) Von Aufschubs-Anträgen. 23) Von der Abstimmung. 24) Von der offenen und geheimen Abstimmung. 25) Von der summarischen Abstimmung und von der Abstimmung im Einzelnen. 26) Von den Ausschüssen. 27) Von dem Recht, sich aus der Versammlung zu entfernen. 28) Von der Bestimmung der Anzahl der Mitglieder, die erforderlich ist, um eine beschlußfähige Versammlung zu bilden. 29) Von der Nothwendigkeit, die Zeit, wann die Sitzungen eröffnet werden, zu bestimmen. 30) Von der Wahl der Redner [d. h. von einem Mittel, die Zahl der Redner in einer zu großen Versammlung zu beschränken, ohne dadurch die übrigen Mitglieder von der Theilnahme an der Verhandlung auszuschließen]. 31) Von der Art und Weise, die Mitglieder der Versammlung zu placiren, und von der Rednerbühne. 32) Vom Kostüm. 33) Von der Zulassung des Publikums zu den Sitzungen. 34) Von der Nothwendigkeit gewisser Formeln [d. h. gewisser unveränderlicher Ausdrücke, mit denen der Präsident die Stimmen der Versammlung einfordert]. 35) Von Reglements-Tabellen, als einem Mittel, den Mitgliedern das Reglement geläufiger zu machen. 36) Von der Einrichtung der Gebäude, welche zu politischen berathenden Versammlungen bestimmt sind.

*) Das achtzehnte Kapitel rührt nicht von Bentham selbst her, sondern es ist eine Einschaltung des Genfers Etienne Dumont, der Bentham's Manuskript französisch und für den Druck bearbeitete.

Dies die Punkte, die Bentham in seinem Werke abhandelt. Wir geben nunmehr das bereits erwähnte fünfte Kapitel, welches sich mit den Unzuträglichkeiten, die eine berathende Versammlung zu vermeiden hat, beschäftigt und, wie folgt, lautet:

* * *

Die Taktik berathender Versammlungen hat, wie jeder andere Zweig der Kunst zu regieren, das größtmögliche Wohl der Gesellschaft zum Ziel; dieses Wohl ist der gemeinsame Zweck aller Zweige der politischen Wissenschaft. Der besondere Zweck der Taktik berathender Versammlungen aber ist, den Unzuträglichkeiten, den Uebelständen zu begegnen, mit denen eine politische Versammlung in der Ausübung ihrer Functionen zu kämpfen hat, und jede Regel, welche diese Taktik aufstellt, kann ihren Rechtfertigungsgrund einzig in irgend einem zu beseitigenden Uebelstande finden. Um aber die Mittel der Abhülfe zu erkennen, ist vor allen Dingen eine genaue Kenntniß der Uebelstände, denen abgeholfen werden soll, erforderlich.

Diese Uebelstände lassen sich unter den folgenden zehn allgemeineren Bezeichnungen zusammenfassen:

1) Unthätigkeit.
2) Unnöthige Beschlüsse.
3) Unschlüssigkeit.
4) Weitläufigkeiten.
5) Ueberraschung oder Uebereilung.
6) Schwanken in den Maßregeln.
7) Zwistigkeiten.
8) Unrichtigkeiten (Falsa).
9) Entscheidungen, die ihrer Form, und
10) Entscheidungen, die ihrem Wesen nach fehlerhaft sind.

Wir wollen eine jede dieser Bezeichnungen mit einigen Worten näher erläutern:

1) Unthätigkeit. Hier tritt die Voraussetzung ein, daß Sachen vorliegen, die eine Erledigung verlangen, aber nicht erhalten, weil die Versammlung sich mit Nichts beschäftigt. Der Mangel an Thätigkeit kann aus mehreren Ursachen entstehen; es können z. B. Motive fehlen, welche hinlänglich sind, die natürliche Indolenz zu überwinden — es kann an einer vorher festgesetzten Einrichtung mangeln, nach welcher die vorliegenden Arbeiten in einer bestimmten Reihefolge vorgenommen werden — es kann der Fall seyn, daß die Versammlung nur über Vorlagen der vollziehenden Gewalt verhandeln darf. Auch kann es geschehen, daß eine Versammlung deshalb unthätig bleibt, weil — wie das häufig bei den alten französischen General-Ständen vorkam — über gewisse Präliminarfragen, über Schwierigkeiten der Etikette, über das Recht des Vorsitzes, über die Reihefolge, in welcher die zu verhandelnden Gegenstände einander folgen sollen, Uneinigkeit herrscht.

2) Unnöthige Beschlüsse. Ein unnöthiger Beschluß ist nicht allein wegen des Zeitverlustes, den er veranlaßt, ein Uebelstand, sondern auch deshalb, weil jeder unnöthige Beschluß die Masse der vorhandenen Gesetze vermehrt, wodurch das Wesen derselben schwerer zu fassen und festzuhalten wird.

3) Unschlüssigkeit. Darunter verstehe ich jenen Zustand der Unentschiedenheit, in welchem man Angesichts solcher Fragen bleibt, die eine Lösung erheischen.

Ist die vorgeschlagene Maßregel schlecht, so geht durch die Unschlüssi[gkeit] nicht allein Zeit verloren, sondern es erzeugt sich auch im Publikum e[…]

stand der Besorgniß — der Besorgniß, daß eine solche Maßregel endlich dennoch durchgehen könne.

Handelt es sich um eine gute Maßregel, so dauern die Uebelstände, denen durch sie abgeholfen werden soll, fort und der Genuß des bezweckten Guten wird so lange hinausgeschoben, bis die Unschlüssigkeit ein Ende findet.

4) **Weitläufigkeiten.** Was unter diese Bezeichnung gehört, hätte auch unter der vorhergehenden Platz finden können, indessen sind doch zuweilen Unterschiede vorhanden. Man kann sich über Unschlüssigkeit zu beklagen haben, ohne daß Weitläufigkeiten eingetreten sind, z. B. wenn man nach einer einzigen Sitzung sofort aufhört, thätig zu seyn. Umgekehrt kann man bei Fragen, die eine Lösung erhalten haben, über Weitläufigkeiten zu klagen haben. In der Gesetzgebung ist Unschlüssigkeit ungefähr dasselbe, was bei der Justiz Rechtsverweigerung ist; die überflüssigen Weitläufigkeiten in den Verhandlungen entsprechen den unnöthigen Aufschüben in einem Prozeß.

Unter der Bezeichnung „Weitläufigkeiten" lassen sich alle unnütze, keine bestimmte Richtung verfolgende Schritte, alle Präliminarien, welche einer Lösung nicht näher bringen, alle schlecht oder in eine schlechte Reihenfolge gestellte Fragen, alle persönliche Händel, alle von belletristischer Liebhaberei eingegebene Reden zusammenfassen.

5) **Ueberraschung und Uebereilung.** Ueberraschungen treten dann ein, wenn die Entscheidung einer Frage **plötzlich** entweder dadurch erfolgt, daß man die Abwesenheit einer großen Anzahl von Mitgliedern benutzt, oder dadurch, daß der Versammlung nicht die gehörige Zeit gelassen wird, sich über den Gegenstand der Abstimmung vollständig zu unterrichten. Der Uebelstand einer solchen Ueberraschung liegt in der Gefahr, daß die Versammlung etwas ihrer eigentlichen Ansicht Zuwiderlaufendes beschließen, oder daß wenigstens einer sonst heilsamen Maßregel ein zweideutiger Charakter aufgeprägt werden kann. (Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

1. Einige Bemerkungen über die durch die edlen Metalle der neuen Welt hervorgebrachten Wirkungen.

(Schluß.)

Diese außerordentliche Seltenheit der edlen Metalle erklärt die Ueberraschung und das Entzücken der Spanier, als sie, in Haiti und auf anderen Punkten der neuen Welt landend, das Gold bei den wilden Stämmen als körperlichen Putz oder zu kleinen Arbeitsgeräthschaften, z. B. zu Angeln, benutzt fanden. Welchen Eindruck mußten nicht in Europa die Nachrichten von einem Lande machen, in dem man mit goldenen Angeln auf den Fischfang ging! Haiti indessen besaß wenig Gold. Die Eingebornen trugen es wegen seines Glanzes in kleinen Platten an der Nase oder in Arm- und Stirnbändern, und wenn sie es zugleich zur Verfertigung ihrer Angeln benutzten, so geschah es, weil ihnen andere zu einem solchen Behufe gleich oder mehr taugliche Materialien abgingen. In Begeisterung aber wurden die Conquistadores versetzt durch die wirklich prächtigen Geschenke Montezuma's und durch den Anblick, den ihnen die goldstrotzenden Tempel und Paläste Peru's darboten. Diese Begeisterung stieg bis zum Wahnsinn, als Potosi seinen Silberregen zu verbreiten begann. Hier hatten sie in der That unerschöpfliche Reichthümer entdeckt. Erst von diesem Momente an hat der Preis der Waaren in Europa sich bedeutend geändert. Die Schätze Montezuma's und der Inka's, von denen so viel Aufhebens gemacht worden, waren bei weitem nicht im Stande, irgend etwas herbeizuführen, was einer Revolution im Verhältniß des Waarenpreises zum Geldwerthe nur geglichen hätte. Das sämmtliche Gold, was die Pizarro und Almagro aus den Sonnentempeln nahmen, betrug nicht mehr als 20 Millionen Franken, d. i. nicht mehr als 6000 Kilogramme. Angenommen — was nicht der Fall war — der ganze Raub habe aus Gold bestanden, so war das eine Masse von einem drittel Kubik-Meter. Die gesammte Beute, die in Tenochtitlan (Mejiko) nach der Azteken denkwürdiger Vertheidigung desselben gegen Cortez gemacht wurde, hätte nach Bernal Diaz's Schätzung — die fast doppelt so hoch ist, als die des Cortez — nur 1125 Kilogramme betragen, was, in einem und demselben Volumen, nicht mehr ausmachen würde, als zwei Drittel eines Hektoliters. Ferdinand der Katholische, der Columbus um zehn Jahre überlebte und noch vierundzwanzig Jahr nach der Entdeckung Amerika's regierte, starb so arm, daß die Kosten für sein keinesweges sehr prächtiges Begräbniß nur mit Mühe aufzutreiben waren, und daß man nicht wußte, woher man Trauerkleider für eine Handvoll Diener nehmen sollte. Noch Karl V., sein Nachfolger, unter dessen Regierung Mejiko und Peru für die spanische Krone gewonnen wurden, befand sich häufig in peinlicher Geldverlegenheit.

Allein die Entdeckung von Potosi, welche in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts (1545) fällt, führte endlich jenen Ueberfluß an Silber, den man bisher mehr gehofft als besessen hatte, herbei. Mit diesem Momente ging in den Preisen aller Gegenstände ein gewaltiger Umschwung vor, und die gleichzeitigen Schriftsteller sind voll von den bitteren Klagen der Einen, von dem Frohlocken der Anderen und von dem Erstaunen aller derjenigen, die nicht wußten, welcher Ursache sie eine so außerordentliche Revolution zuschreiben sollten. Von nun an ist für dieselbe Quantität Geldes immer weniger und weniger Arbeit, eine immer geringere Masse von Produkten zu erhalten. Der Hektoliter Korn, den man bisher für 14—18 Gramme Silbers kaufte, stieg plötzlich auf 40 und nach und nach auf 50, 60; er gilt jetzt, und schon länger als seit einem halben Jahrhundert, 90. Alle Leistungen, die in einer bestimmten Summe Geldes ausgedrückt waren, wurden nun leichter; die Bezahlenden gewannen, während die Empfänger verloren. So geschah es, daß der große Herr von gestern heute zum armseligen Dorfjunker herabgesunken war. Daraus ergab sich ferner eine politische Folge: denn die gegenseitigen Verhältnisse derjenigen Klassen, welche Leistungen zu thun, und derjenigen, welche Leistungen zu empfangen hatten, änderten sich zum Vortheil der ersteren Klassen. Betrachtet man die Entdeckung Amerika's von diesem Gesichtspunkte aus, so ergiebt sich, daß sie zur Emanzipirung des dritten Standes mitgewirkt und sein Gelangen zur Theilnahme an der politischen Gewalt vorbereitet hat. Und es ist nicht blos auf die eben angegebene Weise, daß sie zu diesem Ende wirkte. Der besondere Einfluß aber, von dem hier die Rede, konnte sich freilich nur dort äußern, wo der Betrag der Leistungen durch gewisse Summen edler Metalle ausgedrückt wurde, nicht da, wo jene Leistungen nach einem anderen Maßstabe spezifizirt wurden oder in natura geschahen. In England, wo jenes der Fall war, wo die ackerbauende Klasse ihren Pacht dem Eigenthümer des Bodens in klingender Münze abtrug und wo die Pachtzeit von langer Dauer war, mußte die Wirkung bei weitem schneller und mächtiger seyn, als in den Ländern des Kontinents, wo der Pachtzins in Erzeugnissen des Bodens entrichtet wurde.

Nicht minder hat die Entdeckung Amerika's das Verhältniß der zwei edlen Metalle gegen einander geändert. Das Gold ist verhältnißmäßig theurer geworden. Der verhältnißmäßige Preis des Goldes und Silbers hängt von verschiedenen Ursachen ab, sowohl von den Productionskosten, als — für einen gegebenen Moment — von dem verhältnißmäßigen Angebot. So lange die kommerziellen Verbindungen sehr eingeschränkt sind, kann das Verhältniß des Goldes zum Silber eben so schnell als stark wechseln, weil dann eine einigermaßen beträchtliche Masse des einen oder anderen Metalls, sobald sie sich irgendwo aufgehäuft hat und dann plötzlich in Umlauf kömmt, sich nicht alsbald wieder vertheilt. So fiel z. B. durch das Gold, was Cäsar entweder aus Gallien brachte oder aus der Schatzkammer der Republik nahm, wo es für die Bedürfnisse des Staates aufgehäuft lag, das Gold auf den neunfachen Werth des Silbers herab; in einer etwas früheren Epoche war dasselbe Verhältniß, in Folge der Eroberung von Syrakus, ausnahmsweise bis etwas über 17 gestiegen. Das gewöhnliche Verhältniß war damals 12. Die Eroberungen Alexander's, durch welche die in den Schatzkammern der asiatischen Fürsten vergrabenen ungeheuren Reichthümer nach Europa kamen, brachten das Verhältniß für die Dauer eines Jahrhunderts auf 10 herab, während es früher 12, ja 13 gewesen war. In Asien herrschte das Verhältniß von 10 vor.

Vor der Entdeckung der neuen Welt galt das Gold ungefähr zehnfach so viel, als das Silber, allein die Ausbeute an letzterem in Amerika ist so beträchtlich gewesen, daß der Preis des Goldes allmälig gestiegen ist. Während des auf die Entdeckung folgenden Jahrhunderts schwankte er zwischen 10½ und 12; während der beiden letzten Jahrhunderte aber zwischen 14 und 16, obgleich er im Allgemeinen im Steigen blieb. Seit mehreren Jahren hat er sich beständig zwischen 15 und 15½ gehalten. Aus diesen Schwankungen läßt sich die für die Praxis wichtige Folgerung ziehen, daß jedes Münzsystem falsch ist, welches ein absolutes Verhältniß zwischen beiden Metallen festsetzen will. Entweder darf nur eines der beiden Metalle die legale Münze seyn — diesen Weg haben die Engländer eingeschlagen — oder, wenn man beide Metalle zuläßt, so müssen die beiderlei Münzen unabhängig von einander seyn und jede der beiden Münzeinheiten muß in einem einfachen Verhältniß stehen zu der Gewichtseinheit. Eben so wie der Franken z. B. ein Gewicht von fünf Grammen Silber von einem gewissen Gehalt ist, so müßte die Goldmünze ein Gewicht von 5—10 Grammen desselben Gehaltes seyn, da man in Frankreich einmal das Dezimalsystem angenommen. Der Verkehr würde dann in jedem Moment und für jedes besondere Geschäft das Verhältniß des einen zum anderen Metalle regeln und die Kontrakte würden speziell auf das eine oder das andere Metall lauten. Dadurch, daß man ein Goldstück von 5 Grammen 806 Tausendstel-Grammen feinen Metalls 20 Franken zu nennen beliebte, während man andererseits den Franken auf 4½ Gramme feinen Silbers bestimmte, hat man das Gold aus Frankreich verscheucht. Die Spanier waren besser berathen, als sie ein bestimmtes Gewicht für Einheit sowohl der Gold- als der Silbermünzen annahmen.

In Asien ist das Verhältniß der beiden Metalle ein ganz anderes. In Japan, welches von allen asiatischen Ländern das meiste Gold besitzt, ist das Verhältniß des Werthes zwischen beiden Metallen 8 oder 9 : 1. In China ist es höher; im Anfang des laufenden Jahrhunderts war es 12 oder 13, also niedriger, als in Europa; gegenwärtig soll es ziemlich dasselbe, wie bei uns, seyn.

Es ist zum Erstaunen, wenn man vernimmt, was seit dem Ende des letzten Jahrhunderts aus der Goldproduction in der neuen Welt geworden ist. Sie beträgt 14—15,000 Kilogr., die ungefähr drei Viertel eines Kubikmeters oder eine Kugel repräsentiren, deren Halbmesser 56 Centimeter hielte. Diese Verminderung kömmt hauptsächlich auf Brasiliens Rechnung. Die Goldproduction der gesammten neuen Welt beträgt gegenwärtig nicht mehr, als die jenes Reiches vor neunzig Jahren allein betrug. Während des ersten Viertels — wahrscheinlich während der ersten Hälfte — des sechzehnten Jahrhunderts dominirte das Gold, wir wollen nicht sagen: dem Gewichte, aber dem Werthe nach. Die Eroberer machten das Gold, was die Eingebornen von der Oberfläche des Bodens in seinem natürlichen Zustande gesammelt hatten, um Tempel und Paläste damit zu schmücken, zur Beute, und was sie

davon nach Europa brachten, blendeten aller Augen. Von 1645 an bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gewann das Silber in merklichem Grade die Ueberhand; es waren das die schönen Tage der Bergwerke von Potosi, und es überstieg das Gewicht des gewonnenen Silbers das des Goldes in dem Verhältniß 60 : 1. Darauf kam, ohne daß der Zufluß des Silbers sich verminderte, die Zeit der brasilianischen Goldbergwerke, während zugleich die goldhaltigen Lager von Choco, Antioquia und Popayan Gold lieferten. Der Handel bezog aus Amerika auf 30 Kilogr. Silber 1 Kilogr. Gold. So blieb es bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus, wo die Silberbergwerke Mejiko's ihren Glanz zu entwickeln anfingen und das Verhältniß 40 : 1 stand. Während der Ertrag der mejikanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien, und so überstieg beim Beginn unseres Jahrhunderts das Silbee 37 mal das jährlich gewonnene Gold. Gegenwärtig herrscht das Silber minder vor; wir sind sogar fast auf das Verhältniß 40 : 1 zurückgekommen, allein dies möchte einer vorübergehenden Verminderung der Silberproduction zuzuschreiben seyn. Das Silber hat für die Zukunft mehr Chancen, als das Gold, obgleich von letzterem neuer Zufluß aus Neu-Granada zu erwarten steht.

Auf diese Weise ist mit der Entdeckung Amerika's das Gold im Verhältnisse zum Silber theurer geworden, ja diese Steigerung seines Werthes würde noch fühlbarer gewesen seyn, wenn Amerika allein bei der Ausbeutung der edlen Metalle im Spiele gewesen wäre, da die anderen dergleichen Metalle erzeugenden Länder in einem geringeren Maße Silber geliefert haben. Wenn Amerika seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts weniger Silber lieferte, so war doch diese Abnahme weder allgemein, noch überall gleichmäßig. Vorzüglich sind es Mejiko und Bolivia, die verloren haben, und — was Mexiko angeht — so kann man einen Theil der Abnahme den Bergwerken selber beimessen, die nicht mehr so einträglich sind, als beim Schlusse des verflossenen Jahrhunderts. In Chili ist die Zunahme am bedeutendsten, wie denn überhaupt dieses Land durch seine Lage am Meere hin und durch eine intelligente Regierung gedeiht. Die Bevölkerung, statt, wie die mejikanische, von ewigen, allen Unternehmungsgeist lähmenden Erschütterungen heimgesucht zu werden, kann sich in vollkommener Sicherheit ihrer Thätigkeit überlassen. Ganz neue Metall-Lager werden daher mit Eifer bearbeitet. Unglücklicherweise fehlt es, wie im ganzen spanischen und portugiesischen Amerika, an den einfachsten mechanischen Kenntnissen, und man würde sich vergebens nach den einfachsten Hülfsmitteln europäischer Industrie umsehen. Wie in der iberischen Halbinsel und in der Türkei, hat man noch keinen Begriff von den Vortheilen einer fahrbaren Straße, und während Mac-Adam ein Mythus ist, gleich dem Hippogryphen, bleibt der Arriero mit seinen Maulthieren noch immer der höchste Ausdruck der Kunst der Transporte.

Frankreich.

Die Todtenfeier im Pariser Invalidenhause am diesjährigen 5. Mai.

Die schauerlich großartige Ritterzeit der Napoleonischen Heldentage, sie ist vorüber, sie ist, wie Ossian sie nennen würde, „Tunes of Old". Die blutrothe Tugend aggressiver Tapferkeit hat ihren glänzenden Purpur abgelegt und ihn im Tempel der Klio als Weihgeschenk aufgehängt, wie einst die schöne Korintherin ihren verführerischen Gürtel im Tempel der Venus, und sie hat von ihrer Farbe nichts übrig behalten, als die Schamröthe, so viel Geist, Kraft und That der Zerstörung menschlichen Glückes geopfert zu haben, statt sie der Erhöhung desselben zu weihen. Dahin ist die Furcht und die Anhänglichkeit für einen Ruhm, der sich, wie sein Symbol, der Adler, von Leichen nährt, der den Beistand des eigenen Fleißes selten bedarf, die Erfolge des fremden Fleißes aber vernichtet; er ist gewichen, dieser Ruhm, vor dem schöneren Ruhm der Arbeit, Thätigkeit, Ausdauer, des schöpferischen Nachdenkens, Erfindens und Fortschreitens; er ist zu den Sternen gestiegen und hat den Geschlechtern der späteren Zeit das Eisen seiner Kanonen und Kugeln zu besserer Verwendung zurückgelassen, zu Schienen und Schiffen. Mag man immerhin unser eisenbahnernes Zeitalter ein prosaisch erwerbsüchtiges nennen und es zu Gunsten der Napoleonischen Heldenperiode schmähen, es begründet doch sein Verdienst, ja sein Uebergewicht dadurch, daß es die Arbeit und das Nachdenken allgemein und nothwendig macht, während früher das zur Kunst und Wissenschaft erhobene Faustrecht sich nur den Ertrag fremder Arbeit aneignete und noch dazu den Arbeiter mit dem Tode bestrafte. In Frankreich selber bekennt sich die Majorität des Volkes nicht mehr zum Kultus des Bonapartischen Kriegsruhms; er lebt nur noch in den zahlreichen Geschichtswerken, in den Gräbern des Invalidenhauses, des Père Lachaise und in den wenigen noch übrigen Helden mit den Silberlocken, mit den gerechten Ansprüchen auf Ehrfurcht und Bewunderung.

Aber wenn sich unsere Zeit auch, in höherer Moral und richtigerem Sinn für Menschenwohl, von dem Bekenntnisse der Napoleonischen Denk- und Handlungsweise losgesagt, so sagt sie sich doch nicht von der Bewunderung los, die man dem Heldenmuthe, der Tapferkeit, Aufopferung und Treue im Allgemeinen so gern zollt, und die hier in so hohen Graden auftreten, daß viele Vergleichungen ihnen nur zur Folie werden. Es wird bis in die spätesten Zeiten Männer geben, welche mit Wärme und Staunen die Großthaten des Imperators und seiner Getreuen umfassen werden; es wird stets noch so viel hochherzige Gesinnung im Menschengeschlechte bleiben, um die wahre Größe des Waffen- und Herrscherruhmes, so wie die unerschütterliche Hingebung und Treue, zu würdigen; es wird für immer die zwanzigjährige Laufbahn der Bonapartischen Thaten den gewaltigen Eindruck erhabener Poesie zurücklassen, die, als genüge ihr der Reichthum epischer Stoffe nicht, unter wehmuthsvollen Akkorden der Elegie ihre tragischen Klänge verhallen läßt. Ja, die Ehrfurcht und Theilnahme für gefallene Größe, dieser wundersame Reiz des Unglücks, hat dem Bilde Napoleon's und seiner Anhänger nur noch gefehlt, um es in vollendeter Erhabenheit der Nachwelt zu überliefern.

Die jüngste Feier des 5. Mai hat, trotz der ergreifenden Färbung einer ihr eigenthümlich verliehenen Trauer, gezeigt, wie geschmolzen das Häuflein der Götzendiener des kriegerischen Ruhms, aber auch wie schwach das Häuflein der Verehrer edler Seelengröße in Paris ist. Zwei Hephästionen des Kaisers wurden beigesetzt, aber der Alexander und das Volk fehlten, um die Leichenfeierlichkeit durch Aufwand und Gegenwart zu verherrlichen; zwei Abner wurden begraben, aber kein König David folgte mit Thränen im Auge und Klageliedern im Munde dem Sarge der abgeschiedenen Freunde! Duroc und Bertrand, zwei Männer, deren Namen man nur auszusprechen braucht, um ein allgemeines Gefühl von Verehrung in tiefe Bewegung zu bringen, sind an der Seite des Kaisers im Invalidenhause beigesetzt worden, und die französische Regierung hat fast nichts mehr bei der Feierlichkeit gethan, als daß sie dieselbe geduldet, und das Pariser Volk und die französische Armee haben fast nichts weiter dabei gethan, als daß sie derselben nicht gespottet; nur ein geringer Ueberrest der „Heiligen Schaar" reihte sich, in der Kleidung und in der Gesinnung der Kaiserzeit, um das offene Grabmal, nicht um zu preisen und zu verehren, sondern um auf das baldige Wiedersehen des Kriegsfürsten und der Waffenbrüder sich vorzubereiten. Doch wir müssen ein Wort über Duroc und Bertrand sprechen, denn so lieblich auch ihr milder Glanz am Sternenhimmel der Treue, des Herzensadels und des Ruhmes strahlt, so mag es doch in einer Zeit, wo man aufmerksamer die Erde wie den Himmel beobachtet, manchen Leser geben, der dankbar für die Hinweisung auf dieses holde Gestirn seyn dürfte.

Das Vaterland des Duguesclin und des Bayard hat in der französischen Revolution ähnliche, in ihrer Art größere Männer hervorgebracht. Wer kennt, wer zählt sie Alle! Die Bessière, Marceau, Desaix, Carnot, Foy, Drouot, Fabvier, Latour d'Auvergne ꝛc. sind nicht die Einzigen, die glorreich mit den Heroen Griechenlands und Roms um die Palme der Tugend ringen dürfen; keiner aber unter Allen übertrifft die beiden auf einander folgenden Großmarschälle des kaiserlichen Palastes, keiner thut es an wahrhafter Seelengröße einem Duroc und einem Bertrand zuvor. Viele andere französische Oberoffiziere waren die Freunde des Kaisers, Duroc und Bertrand waren die Freunde Napoleon's; viele Andere waren die Verehrer des glücklichen Kaisers, Bertrand war der Verehrer des unglücklichen Napoleon, und Duroc würde es gewesen seyn, wäre es ihm beschieden gewesen, die Gelegenheit dazu zu erleben. Duroc, der sich auch der Freundschaft des hochseligen Königs von Preußen erfreute, dessen höchsten Orden er trug, lebte 17 Jahre an der Seite des Generals und Kaisers unter den innigsten Verhältnissen gegenseitiger Zuneigung. Am Tage nach der Schlacht bei Bautzen traf ihn eine Kanonenkugel ganz in der Nähe des kaiserlichen Freundes, den er mit seinem Blut bespritzte und in dessen Armen er nach unsäglichen Schmerzen unter rührenden Worten verschied.*) Die Trauer Napoleon's sprach sich in Thränen aus und in einer Betäubung, die ihn, den sonst unaufhaltsamen Verfolger eines geschlagenen Feindes, eine Zeit lang von aller Theilnahme an der Verfolgung entfernte und den Rückzug des preußisch-russischen Heeres begünstigte. Napoleon's guter Stern in Deutschland schien mit Duroc untergegangen zu seyn, denn von nun an gewann er nur noch die einzige Schlacht bei Dresden, die aber durch die Niederlage bei Kulm zu seinem Verderben ausschlug. Napoleon legte in der Gegend eine Summe Geldes nieder zur Errichtung eines würdigen Denkmals an dem Orte, wo der tapfere Freund gefallen war, aber der russische General, der nach der Vertreibung der Franzosen aus der Lausitz dort den Oberbefehl führte, hatte nicht edelmüthigen Sinn genug für das Schöne und Gute beim Feinde; er vernahm von dem Daseyn des geweihten Geldes und bemächtigte sich desselben als profaner Beute.

Bertrand, schon durch seinen Namen an Bertrand Duguesclin erinnernd, ward der Nachfolger Duroc's als Großmarschall des Palastes, und ihm ward in höherem Maße die Gelegenheit zu Theil, seine Geschicklichkeit als Ingenieur, seine Geschicklichkeit und Tapferkeit als Feldherr und seine hochherzige Gesinnung als treuer, der größten Aufopferung fähiger Freund geltend zu machen. Vom Morgenrothe bis zum Abendrothe des Kaisers führt er für denselben ritterlich das Schwert und kunstvoll das Senkblei, und als dessen dunkle Nacht angebrochen, da ist er seine Leuchte und sein Trost. Ehret den ritterlichen Sänger Blondel, er hat seinen gefangenen König aufgesucht und getröstet; ehret den ritterlichen Maler Lukas Kranach, der seinem gefallenen Fürsten so treu gefolgt; aber ehret mehr den Mann, welcher unter der ehernen Kriegerbrust ein so warm für Freundschaft schlagendes Herz besaß, der mit dem schwachen Weibe und den zarten Kindern das geliebte Vaterland, den civilisirten Boden Europa's, verließ, um sich neben seinem unglücklichen Wohlthäter und Freund an den unwirthbaren und todaushauchenden Felsen schmieden zu lassen, und das zu einer Zeit, wo Untreue, Ver-

*) Nach manchen zärtlichen Worten, die Beide wechselten, sagte D. zu N.: „Entfernen Sie sich. Sie leiden zu sehr!" In solchen furchtbaren Todesaugenblicken und im Munde eines Duroc können diese Worte keine höfliche Artigkeit oder gar Eitelkeit, sondern eine eben so naive wie tiefgefühlte Wahrheit seyn.

rath und Abtrünnigkeit nicht für Sünde, sondern nach dem Maßstabe des abwerfenden Gewinnes für Klugheit gehalten wurden, und das zu einer Zeit, wo der Gegenstand solcher großen Hingebung unter der Verurtheilung und der Acht der Völker lag!

Beide noble Paladine des Kaisers ruhen jetzt an dessen Seite und erinnern uns an die „beiden Grenadiere“ in Heine's berühmtem Liede. Gewaffnet mit dem Glanze ihrer Tugend, liegen sie im Grabe, um ihren Kaiser zu schützen gegen jeden feindlichen Angriff seiner Verkleinerer von Madame Stael bis auf Oberst Mitchell. Jede künftige Schmähung, die über die Asche Napoleon's herfallen will, muß von nun an über die Leichen dieser beiden Grenadiere schreiten, aber da angekommen, wird sie erschreckt zurückweichen, fühlend, daß, wer solche Freunde zu finden und bis zu solcher Liebe zu fesseln vermochte, doch kein blos gewöhnliches Herz haben und keine blos gewöhnliche Achtung einflößen konnte. Und so ist die erhabene Tugend der Freunde nicht blos die Freude des siegreichen Herrschers und der Trost des gefangenen Besiegten gewesen, nein! sie ist, Aeonen fortdauernd, die Schirmerin seines verleumdeten Ruhmes; denn noch einmal, beim Anblick solcher rührenden Treue und Freundschaft von beiden Seiten muß sich der Tadel mildern, muß sich der Haß entwaffnen lassen.

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück, zur Feier des 5. Mai, wobei es für viele Leser eben so wohlthuend seyn wird, wie es für den Schreiber war, einen Namen zu finden, der gefeiert durch die gebildete Welt klingt, der ebenfalls ein treuer Freund Napoleon's war, der in diesem edlen Bunde würdig als der Dritte erscheinen mag; denn Fabvier ist gleichfalls eine sittliche Größe, gleich Bertrand und Duroc, eine Zierde ritterlicher Helden, ein Stolz des neueren Frankreich. Ein Lothringer, also ein halber Deutscher von Geburt, wie Duroc (Beide sind zu Pont-à-Mousson geboren), war er gleich diesem voll Hingebung für seinen Kaiser; aber ihm war es vergönnt, nicht blos im Namen des Ruhmes, der Treue und der militairischen Ehre zu kämpfen, er hat später den Degen, den er bei der Capitulation von Paris weinend in die Scheide steckte, für einen viel höheren Zweck und mit bleibenderem Erfolg geführt; er hat das sich gegen das türkische Joch erhebende Griechenland unter großen Gefahren befreien helfen und dabei immer gezeigt, daß er nur die Stimme der Freiheit und der Tugend hört. Er nun war es, der die Grabrede hielt, als man Duroc's Asche einsenkte, eine Rede, die ihrer antiken Kürze und ihrer antiken Größe wegen überrascht. Sie nimmt in dem Constitutionnel nicht volle 16 Zeilen ein, ist aber so schön und ergreifend, daß wir sie hier vollständig, und zwar im Original, wiedergeben, um vom Sinne des Originals auch nicht den leisesten Schatten zu verfehlen. Sie lautet:

„Messieurs, ce n'est point sous ces voûtes qui abritent tant de vaillans défenseurs de la France, que je viendrai vous parler des services, des blessures, des actions d'eclat de Duroc: comme eux, il a été intrépide, dévoué, désintéressé, modeste. Je ne vous dirai qu'un mot, il suffit à sa gloire. Napoléon désarmé par ceux qu'il voulait défendre va rentrer dans la vie privée: il demande à finir sa carrière sous le nom du colonel Duroc. Tel est le magnifique, l'impérissable monument que le tendre coeur de Napoléon a élevé a la mémoire de Duroc, à la sienne propre.

„Chers et vénérables vétérans, quand vous allez retrouver le chef, dites-lui que sa gloire grandit et s'épure chaque jour. Que cette cérémonie même est un hommage que nous rendons à son coeur aimant, en rapprochant de lui deux amis fidèles.“ F. Lt.

Mannigfaltiges.

— O'Connell's Tod. (Zweiter Artikel.) Der große Agitator Daniel O'Connell starb zu Genua im 73sten Jahre seines Alters, das vermöge seiner Constitution noch um viele Jahre höher hätte steigen können. Brach sein Riesengeist an der wachsenden Undankbarkeit seiner Landsleute? Brach sein Herz an dem Anblicke des Elendes seiner Landsleute? Oder brach sein Lebensmuth an dem Bewußtseyn, daß er seine Landsleute mit der Hoffnung auf die Auflösung der Union (die Repeal) getäuscht habe? Man erzählt von Themistokles, daß er, überhäuft mit Ehren und Reichthümern vom Perserkönig, gestorben sey, entweder aus Verzweiflung, sein dem Xerxes gegebenes Versprechen, Griechenland zu unterwerfen, nicht erfüllen zu können, oder aus Verzweiflung, es erfüllen zu müssen; O'Connell verzweifelte gewiß auch an der Erfüllung der Repeal, allein er hatte ein viel besseres Gewissen, als der große Grieche, denn er hat sein irisches Vaterland selbständig machen wollen, während es Jener den Fremden preisgeben wollte; Beide kommen aber darin überein, daß sie es, und zwar in reiner Vaterlandsliebe, mit ihrem Versprechen nicht Ernst meinten. O'Connell war weit entfernt, Irland von Großbritanien reißen zu wollen, von Großbritanien, das Alles, was es berührt, zu Gold macht; seine Absicht war vielmehr, es enger daran zu knüpfen, indem er gleiche Behandlung für beide Reiche erzwingt. Die Repeal war nur für ihn das Palladium, um das sich alle Iren sammeln und somit ihm, dem Träger dieses Palladiums, folgen, und dadurch war sie das Schreckbild und die Waffe gegen die feindseligen Tories; aber als aufgeklärter Staatsmann betrachtete er seine Repeal, wie aufgeklärte Juden den von den Rabbinen erhofften politischen Messias: sie wissen, daß dieser nicht in Länder kommen wird, wo die Juden schon politisch frei und von der bürgerlichen Ungleichheit erlöst sind. Aber die fanatischen Irländer, in vollem Hasse gegen die Sa[chsen] und Protestanten, nahmen die Repeal für Ernst, mahnten den Führer daran und fluchten in letzterer Zeit seiner Ruhe; dies, verbunden mit [dem] Elende des Volkes, verbunden mit dem Abfalle vieler einflußreichen Anhänger, verbitterte sein Leben und führte es vielleicht 15 Jahre vor der Z[eit] ins Grab.

O'Connell, der von Königen abstammt, hinterläßt durch seinen Tod einen größeren Eindruck, wie der Tod manches Landesherrn; auf die innere Verwaltung Großbritaniens und selbst auf die auswärtige Politik wird er nicht ohne lange Nachwirkung bleiben; aber die große Mission O'Connell's ist gelöst, vielleicht gar durch seinen Tod die Lösung gerettet. Wie oft sterben Fürsten und ziehen alle ihre großen Schöpfungen mit ins Grab, da dieselben aus ihrer persönlichen Kraft hervorgingen und daran geknüpft blieben, die Schöpfungen O'Connell's können nicht mit ihm untergehen! Die zwei größten Männer des britischen Reiches sind Irländer; sie heißen Wellington und O'Connell. Der Erstere hat an der Spitze der Tories den Besieger Europa's besiegt, der Zweite hat an der Spitze des irischen Volkes die Tories und den Besieger Napoleon's besiegt. Aber dieser Sieg war nicht auf das Glück und den Zufall eines Tages, auf die Laune des Schlachtengottes gestützt, sondern war die Folge langjähriger Thatkraft, die Frucht eines unerschütterlichen Geistes, der sich die Aufgabe gestellt und gelöst hat, Irland wie England, Großbritanien wie der ganzen Welt zu zeigen, daß Gesetze und Gerechtigkeit stärker sind als Gewalt der Waffen und vererbte Privilegien der Ungerechtigkeit. O'Connell hat das irische Volk für die richtige Stellung seiner Ansprüche erzogen und den Tories gelehrt, wie es fortan unmöglich für sie ist, Irland, sey es unter dem falschen Schein von Staatsweisheit, sey es unter dem Deckmantel der Religion, zu unterdrücken; er hat unter allen Wechselfällen des Kampfes in wohlberechneter Mäßigung den wilden Leidenschaften seiner Landsleute den Zaum des Gesetzes angelegt und so seinen Feinden den Vorwand zur Gewalt entrissen, während er den Unterdrückten die unwiderstehliche Kraft der auf gesetzlichem Wege von einem zahlreichen Volke geforderten Gerechtigkeit zeigte. Die Ueberzeugungen, welche er beiden Parteien beigebracht hat, werden hier Muth zum Ausharren verleihen und den ihr[…] nehmen, und welches Ministerium auch von jetzt an in England herrschen mag, es wird Irland Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Und dies ist das Werk des verstorbenen Agitators! F. Lt.

— Französische Volksdichter. Unter dem Titel „Les Poëtes du Peuple au XIXe Siècle“ hat ein Herr Alph. Viollet eine Sammlung von Lebensbeschreibungen und Versen französischer Volksdichter herausgegeben, unter welcher letzteren Benennung er jedoch nicht sowohl Dichter für das Volk, als Dichter aus dem Volke, verstanden hat. Um in sein literarisches Pantheon aufgenommen zu werden, ist es, wie der Verfasser selbst sagt, durchaus nothwendig, sich auch durch Kenntnisse nicht über das Volk zu erheben. Es ist also nicht hinreichend, Schneider, Schuhmacher, Maurer u. s. w. und dabei zugleich Dichter zu seyn, sondern man muß auch Beweise seiner Unwissenheit gegeben haben — gewiß, eine eigenthümliche Auffassung des Begriffes poësie du peuple! Dichter, wie den Bäcker Reboul und den unglücklichen Hegesippe Moreau, hat Herr Viollet nicht der Erwähnung werth erachtet, weil sie zu vielen Unterricht genossen, dagegen finden sich unter den von ihm ausgezeichneten 21 Unwissenden so viele mittelmäßige Reimer, daß es schwer ist, zu entscheiden, was mangelhafter an diesen Poeten, ob ihre Kenntnisse oder ihre Verse. Die Kunst, mittelmäßige Gedichte zu machen, ist bekanntlich von allen Künsten die verbreitetste und die leichteste; deshalb ist es nur zu verwundern, daß es überhaupt noch Wunder erregt, wenn arme Männer, die keine Schulbildung erhalten haben, diese Kunst üben, besonders wenn man erwägt, daß unsere Schulbildung meistens von der Art ist, daß sie in den jungen Leuten den Keim der Poesie erstickt, statt ihn zu entwickeln, wie es die Natur zuweilen bei denen thut, die sich selbst überlassen bleiben. Je mehr wir uns also für Männer von wahrem Talent, wie z. B. für den armen Schustersohn Andersen, interessiren, die alle Schwierigkeiten ihrer niederen Stellung zu überwinden wußten, um so weniger können uns jene Schmeicheleien gefallen, die einem sogenannten Poeten blos darum zu Theil werden, weil er ein Handwerker ist, dem man vielmehr das Nec sutor ultra crepidam zurufen sollte. Dem französischen Pantheon des Herrn Viollet könnten wir in Deutschland viele Hunderte von Handwerkern gegenüberstellen, die weit lebensfrischere und darum unendlich bessere Verse dichten, ohne daß sie deshalb auf Herausgabe ihrer Lebensbeschreibungen Anspruch machen. Wir berufen uns unter Anderem auf die beiden Sammlungen der „Gedichte aus dem Berliner Handwerker-Verein, Johannisstraße Nr. 4.“, die freilich auch viel enthalten, was ein bloßer Wiederschein und ein Echo dessen ist, was die jungen Handwerker gelesen oder gehört haben, aber im Vergleiche mit jenen poëtes du peuple haben wir hier ein wahres Schatzkästlein poetischer Gedanken, wenn auch freilich immer noch keine Volkspoesieen.

— Geschichte der Reformation. Von der rühmlichst bekannten Histoire de la réformation du XVIe siècle, von J. H. Merle d'Aubigné, ist ganz kürzlich der vierte (728 S. starke) Band erschienen. Die beiden ersten Bücher dieses Bandes umfassen die Geschichte der Protestation in Speyer und der Konfession in Augsburg, während die beiden letzten Bücher von der Reformation in den verschiedenen schweizer Kantonen und von den Begebenheiten handeln, die unmittelbar auf die Katastrophe von Cappel folgten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1847.

England.

Ein Blick auf die Ausbildung der Communicationsmittel in England, mit besonderer Rücksicht auf die Herabsetzung des Briefporto.

Das 19te Jahrhundert wird in der Geschichte als das Zeitalter der Industrie betrachtet werden. England hat zuerst diese Richtung eingeschlagen und alle civilisirte Völker folgen derselben jetzt mehr oder weniger. Die Maschinen sind von Barcelona bis Moskau, vom Delaware bis zur Donau in voller Thätigkeit. Ueberall sucht man jetzt mit demselben Eifer Ingenieure, Mechaniker und Chemiker, mit dem man früher nach Offizieren und Soldaten fragte. Daß die Industrie seit funfzig Jahren so ungeheure Fortschritte gemacht hat, läßt sich nur aus dieser besonderen Vorliebe für sie erklären. Nicht nur dadurch, daß die Kraft des menschlichen Arms durch die Maschinen bis ins Unendliche vervielfältigt wird, sondern auch durch die hier überall sich geltend machende Verbindung der rohen, materiellen Gewalt mit der sie theils unterstützenden, theils leitenden, theils auch mäßigenden Kraft der Intelligenz hat sich die Production bis zu einem früher nie geahnten Grade entwickelt. In weniger als einem halben Jahrhundert hat die Bearbeitung des Eisens, der Baumwolle und der Wolle ganze Städte ins Daseyn gerufen, von denen einige 100—300,000 Einwohner zählen.

Wie bedeutend indessen auch die Fortschritte der Industrie seyn mögen, die Ausbildung der Communicationsmittel scheint wo möglich in noch großartigerem Styl und rascherem Verhältniß vor sich gegangen zu seyn. Im Jahre 1770 waren in England die Straßen so schlecht, daß Arthur Young sie, in Ermangelung eines anderen Beispiels, mit den Wegen in der Unterwelt verglich; sechzig Jahre später hatten allein die chaussirten Wege in England und Wales eine Ausdehnung von mehr als 3600 deutschen Meilen. Im Jahre 1798 brauchte man 19 Stunden, um vermittelst der Eilwagen die 80 englischen oder 16 deutschen Meilen zwischen Gosport und London zurückzulegen; seit 1830 wurde diese Entfernung durch die Malle-Posten in 8 Stunden durchlaufen; heute kommt man auf der Eisenbahn in 1¾ Stunden von einem Orte zum anderen, wobei 50 engl. oder 10 deutsche Meilen auf die Stunde gerechnet werden.

Das Patent für die Ausführung des Bridgwater-Kanals wurde im Jahre 1759 gegeben. Es bedurfte damals der ganzen Ausdauer des Herzogs von Bridgwater und des Genies eines Mannes wie Brindley, um das Unternehmen zu Ende zu führen. Seitdem hat der praktische Geist der Nation alle derartige Hindernisse, wie sie damals bestanden, glücklich zu überwinden gewußt. Die Schifffahrt auf den Kanälen und schiffbar gemachten Flüssen hat jetzt in England allein eine Ausdehnung von 4000 englischen (800 deutschen) Meilen. Die Vereinigten Staaten haben, indem sie das Beispiel Englands nachahmten, den Mutterstaat noch überholt. Außer dem Kaledonischen Kanal, der eine Verbindung zwischen dem Nordmeer und dem Meere von Irland herstellt, kann man noch den Erie-Kanal erwähnen, ein fast endloses Verbindungsmittel, wodurch die inneren Meere der Union mit der Hudsons-Bai und dem Atlantischen Ocean in Zusammenhang stehen.

Aber den größten Triumph, den der Geist der Association seit zwanzig Jahren in Europa und Amerika sich bereitet, bildet unstreitig die Ausführung der Eisenbahnen. Die erste Linie, die für den Personen-Verkehr in Anwendung kam, war die von Liverpool nach Manchester. Seit dem Jahre 1828, in dem diese Linie dem Publikum übergeben wurde, haben die Eisenbahnen in England einen solchen Aufschwung erhalten, daß jetzt nahe an 3000 englische (600 deutsche) Meilen befahren werden und fast eben so viele in Arbeit oder in Vorschlag sind. Man kann die wirklich dafür verausgabten Kapitalien auf eine Summe von 800 Millionen Thaler und die Gesammtsumme der angelegten Kapitalien auf 1300 Mill. Thaler veranschlagen. Das übrige Europa folgt, obwohl mit ungleichem Schritt, dieser gewaltigen Bewegung. Belgien hat die etwas heterogenen Provinzen seines Landes durch ein Netz von 300 Kilometer (über 80 deutsche Meilen) mit einander in Verbindung gesetzt, und Preußen benutzt die Eisenbahnen theils dazu, seine Länge mit seiner Breite in ein besseres Verhältniß zu setzen, theils seinen schwachen Punkten eine kräftigere Schutzwehr zu geben. In vier Jahren wird Frankreich an 1000 Lieues Schienenwege besitzen; Deutschland hat sie bereits, und Italien wird bald nachfolgen.

Wenn die Eisenbahnen die Entfernungen abkürzen, so werden sie durch die elektrischen Telegraphen völlig aufgehoben. In weniger als zwei Minuten kann man eine Nachricht von Paris nach Versailles absenden und auf demselben Wege Antwort erhalten. Diese Zwischenzeit wird nicht länger, wenn die Linie ohne Unterbrechung von Paris nach Marseille eingerichtet seyn wird. Die Elektrizität durchfliegt die weitesten Räume mit der Schnelligkeit des Gedankens, und wenn es möglich wäre, den Traum einiger Saint-Simonistischen Phantasten zu verwirklichen, nämlich Petersburg mit Madrid, und London mit Kalkutta durch einen fortlaufenden Eisendraht zu verbinden, so würde man im Stande seyn, die Pulsschläge des Erdballs mehrmals an einem Tage zu zählen. Vorläufig muß man sich damit begnügen, daß in England der elektrische Telegraph schon dem Publikum zur freien Benutzung gestellt ist; und zwar kostet die Absendung einer Depesche von London nach Southampton vermittelst des elektrischen Telegraphen nicht mehr, als in Frankreich ein einfacher Brief auf der Post von Paris nach Perpignan oder Marseille betragen würde. Wenn die Porto-Taxe in England sich noch, wie vor der Reform von 1839, durchschnittlich auf 9 Pence (etwa 7 Sgr.) für den einfachen Brief beliefe, dann freilich würde die Erfindung und der Gebrauch des elektrischen Telegraphen für den Schatz von keinem Vortheil gewesen seyn; aber England hat sich vorsichtig und konsequent gezeigt. Da es den Waaren-Transport und den Personen-Verkehr erleichterte, wollte es auch die Gedanken-Verbindung befördern. Mit der Aera der Eisenbahnen trifft daher die Herabsetzung der Porto-Taxe auf einen gleichförmigen Satz von einem Penny (etwa 9 Pfennige) für das ganze Königreich zusammen. Während die Zahl der Reisenden sich um das Dreifache vermehrte, stieg durch den geringen Portosatz die Zahl der Briefe von 75 Millionen auf 300 Millionen im Jahre.

Die Reform des Post-Tarifs wurde auf beiden Seiten des Kanals fast zu gleicher Zeit in Vorschlag gebracht. Die Broschüre Rowland Hill's erschien zu London gegen das Ende des Jahres 1836; das Werk Piron's, worin derselbe Portosatz (10 Centimes) für die innerhalb der Stadt (auf der Stadt-Post) beförderten Briefe und eine gleichförmige Taxe von 20 Cent. (1½ Sgr.) für die von einem Büreau zum anderen zirkulirenden Briefe gefordert wurde, erschien zu Paris kaum ein Jahr später. Wennschon in diesem letzteren Vorschlage der Einfluß seines englischen Vorgängers nicht zu verkennen ist, so ist dagegen die Einrichtung, frankirte Briefe durch einen den Porto-Betrag angebenden Stempel zu bezeichnen, wodurch eine bedeutende Zeitersparniß bei der Ausgabe der Briefe erreicht wird, durchaus französisch. Schon vor fast 200 Jahren (1653) errichtete ein Herr von Velager, dem man die Einführung der kleinen Post verdankt, zu Paris ein Büreau, wo man für den Preis eines Sou frankirte Brief-Umschläge verkaufte, welche den darin eingeschlossenen Brief ohne weiteren Aufenthalt an den Ort seiner Bestimmung gelangen ließen. Der Gedanke einer Frankirung vor Absendung des Briefes hat eben solches Glück gemacht, wie die Erfindung der Dampfmaschinen. Die Theorie gehört Frankreich an, die Praxis England. Es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Nationen. Während in Frankreich die Ideen und selbst die daraus zu ziehenden Vortheile nicht hinreichen, sondern noch die Leidenschaft mit ins Spiel gezogen werden muß, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, so findet in England jedes auf Verbesserung vorhandener Institutionen abzielende Projekt, gleichviel, ob gut oder schlecht erdacht, auf der Stelle Anklang und Unterstützung. Die Tagesblätter fangen den Funken auf, fachen ihn an; es bilden sich Parteien, die Meinungen theilen sich, indem sie immer festere Wurzel fassen und eine Agitation herbeiführen, die endlich bis zu den Thüren des Parlaments vordringt.

Aber obgleich die in gewisser Weise regelmäßige Entwickelung der Agitation ein charakteristisches Moment in den öffentlichen Sitten Großbritaniens ist, so hat doch keine einen so umfassenden und schnellen Erfolg gehabt, als die durch Rowland Hill hervorgerufene Reform. Im Jahre 1837 veröffentlichte er die zweite Ausgabe seiner Broschüre; 1838 setzte das Haus der Gemeinen eine Untersuchungs-Kommission über den Vorschlag nieder; 1839 nahm die Regierung das System an und verlangte von den Häusern die Bestätigung desselben zum Staatsgesetz. Der Reformator selbst trug allerdings sehr viel zur Beschleunigung der Reform bei. Andere hatten in mächtigen Associationen einen kräftigen Beistand gefunden. Rowland Hill konnte nur auf sich selbst rechnen; ihm stand kein anderes Mittel, kein anderer Beistand zu Gebote, als die Schärfe seines Verstandes und die Kraft seines Willens. Es ging ihm nicht nur die mit einer bedeutenden Stellung im Staate verknüpfte Autorität, sondern auch das für einen Agitator so unentbehrliche glänzende Rednertalent ab. In Ermangelung dieser beiden Eigenschaften, die in einem wesentlich aristokratischen Staate begreiflicherweise von großer Bedeutung sind, hatte er von der Natur eine Klarheit und Bestimmtheit des Verstandes

und eine Ausdauer des Willens empfangen, die selbst in England in diesem Grade zu den Seltenheiten gehörten. Er war Einer von jenen Männern, die sich an eine Idee anklammern, sie in allen Formen und bei jeder Gelegenheit reproduziren, mit allen anderen Verhältnissen zu verknüpfen wissen und nicht eher von ihr ablassen, als bis sie ihrem Triumph zugeschaut haben. Diesen Triumph feierte denn auch Rowland Hill; die Einfachheit seines Plans, die Klarheit, womit er ihn auseinandersetzte, die scharfe Logik und die Kraft, mit der er ihn in der Versammlung vertheidigte, gewannen ihm die einstimmige und enthusiastische Beistimmung des Landes.

Auf der anderen Seite trug auch die Postverwaltungs-Behörde durch den blinden Widerstand gegen jede Reform nicht wenig dazu bei, den Erfolg des Rowlandschen Plans noch unbedingter zu machen. Ihre obersten Beamten spielten in der über das Projekt eröffneten Untersuchung eine traurige Rolle, weil sie, unfähig, über die Einzelheiten der Verwaltung genaue Auskunft zu ertheilen, sich von einem der Verwaltung fern stehenden Manne selbst über die Anzahl der jährlich beförderten Briefe belehren lassen mußten. Wenn man ihnen vorstellte, daß durch die Herabsetzung des Porto's auf die gleichförmige Taxe von einem Penny allen Brief-Contraventionen eine Gränze gesetzt werden würde, entgegneten sie, daß die Geschicklichkeit in dieser Art von Unterschleif alle Gegenmaßregeln vereiteln würde, als wenn der Unterschleif noch Bestand haben könnte, wenn das Interesse, ihn zu begehen, nicht mehr vorhanden ist. Drängte man sie, einen seit 30 Jahren stagnirenden Dienst durch eine zeitgemäße Reform von allen unpraktischen Weitläufigkeiten zu befreien, so gaben sie die Antwort, daß sie bereits von der Last des Dienstes fast erdrückt würden und daher jeden Zuwachs an Arbeit mit Besorgniß betrachten müßten. Hätte die Verwaltungs-Behörde sich darauf beschränkt, die Genauigkeit der Berechnungen Rowland Hill's in Abrede und die Behauptung dagegen aufzustellen, daß die Einführung des neuen Systems einen beträchtlichen Ausfall im Staats-Einkommen nach sich ziehen würde, so hätte die öffentliche Meinung und die Regierung mit ihr vielleicht geschwankt. Aber die Vertreter des Fiskus zeigten sich theils zu wenig gewissenhaft, theils zu einfältig und unwissend, um in ihrem Kampf gegen den Fortschritt zu Gunsten ihrer Trägheit und der täglichen Geschäftspraxis Rücksicht oder Mitleid in Anspruch nehmen zu dürfen. So arbeitete die Postbehörde, ohne es zu wollen und zu wissen, für die Reform, indem die übermäßige Höhe der alten Taxe die übertriebene Großmuth der neuen und die in dieser Uebertreibung möglicherweise vorhandene Gefahr verdeckte. Alles trat nun auf die Seite Rowland Hill's und wandte sich gegen den Obersten Maberly und die Sinekuristen in seinem Gefolge. Im Jahre 1839 wurde der Plan Rowland Hill's, trotzdem, daß die Einkünfte des Staats schon von den Ausgaben überstiegen wurden, vom Ministerium empfohlen und von beiden Häusern angenommen. Um die Resultate der Reform besser würdigen zu können, ist es nöthig, einen Blick auf den unmittelbar vorhergehenden Zustand der Dinge zu werfen.

Im Jahre 1838 belief sich die Anzahl der vermittelst der Post beförderten taxirten Briefe auf 75 Millionen, worunter 8 Millionen frankirte Briefe und 30 Millionen Tagesblätter sich befanden. Hierbei galt die Voraussetzung, daß die Summe der vermittelst Unterschleifes beförderten Briefe fast die gleiche Höhe erreichten. Wie konnte es auch anders seyn? In einer Zeit, wo das Penny Magazine, das nicht durch die Post befördert wurde, von einem Ende Großbritaniens bis zum anderen für weniger als ½ Penny die Nummer vertheilt wurde, ließ sich die Postverwaltung fortwährend für jeden Brief eine durchschnittliche Taxe von 8 Pence zahlen. Das Publikum konnte sich nur mit Widerstreben dazu verstehen, 80—100mal mehr zu zahlen, als es billigerweise zu zahlen verpflichtet war. Aber obgleich in Folge dessen die Anzahl der jährlich zur Post gegebenen Briefe eine verhältnißmäßig sehr geringe war, so brachte die Höhe der Taxe doch bedeutende Resultate hervor. Im Jahre 1838 betrug die Brutto-Einnahme 2,346,278 Pfd. Sterl. oder ungefähr 15 Millionen Thaler; die Netto-Einnahme belief sich auf 1,659,509 Pfd. Sterl. oder gegen 9¼ Millionen Thaler. Aber der Reinertrag der Taxe hatte, durch einen übermäßigen Tarif in seiner Entwickelung gehindert, mit der Zunahme der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes nicht gleichen Schritt gehalten, wie man sonst hätte erwarten sollen. Rowland Hill macht die Bemerkung, daß die aus der Einrichtung der öffentlichen Fuhrwerke gezogenen Einkünfte von 100 auf 128 Prozent gestiegen waren, wie aus einer Vergleichung der Jahre 1815, wo sie 217,000 Pfd. Sterl., und 1835, wo sie 438,000 Pfd. Sterl. betrugen, zu ersehen ist, während der Netto-Ertrag der Briefporto-Taxe von 1815—1825 sogar eine kleine Abnahme zeigte. Die Berechnung ruht zwar hier auf verschiedener Basis; nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß jedes stationäre Einkommen ein schlecht angelegtes Kapital voraussetzt, und gerade diesen Vorwurf konnte man der Postporto-Taxe in England mit vollem Rechte machen.

War es aber möglich, diese Taxe so bedeutend zu erniedrigen, ohne das Staats-Einkommen in demselben Verhältniß zu vermindern? Rowland Hill dachte es und beging die Unvorsichtigkeit, es zu sagen. Er schätzte die wahrscheinliche Zunahme im Briefverkehr auf das Fünffache des damaligen und schloß daher nur auf einen geringen Ausfall in den Einkünften der Schatzkammer. Sein Plan bestand darin, das Porto eines einfachen Briefes bis zum Gewicht von nicht ganz 1 Loth auf 1 Penny (9¼ Pf.) herabzusetzen; durch die Behörde Briefumschläge, die behufs der Frankirung schon gestempelt seyen, verkaufen zu lassen, die Ausgabe der Briefe zu erleichtern und zu beschleunigen und überhaupt den ganzen Dienst zu vereinfachen. Um sich der Ausführung dieses Plans zu vergewissern, gab das Whig-Ministerium Rowland Hill eine Stelle in der Schatzkanzlei mit dem Auftrage, die Realisation seines Systems zu überwachen. Die ersten Resultate entsprachen nicht der allgemeinen Erwartung; die Einkünfte erhielten einen bedeutenden Ausfall, und der Briefverkehr nahm nicht in dem Verhältnisse zu, als man vorausgesetzt hatte. Im Jahre 1840 stieg die Zahl der Briefe von 75 Millionen auf 168 Millionen, also um 124 Prozent; aber die Netto-Einkünfte fielen von 1,633,000 Pfd. Sterl. auf 500,000, also um 330 Prozent. Seitdem hat sich zwar das Verhältniß gebessert, aber nur langsam. Die Zahl der Briefe nimmt fortwährend zu, aber durch allmäliges Anwachsen, nicht durch ein plötzliches hohes Steigen. Jetzt ist der jährliche Verkehr auf 300 Millionen gestiegen (im Jahre 1846 betrug er 299,500,000), woraus sich ein Netto-Gewinn von 839,548 Pfd. Sterl. (ungefähr 5½ Millionen Thaler) und eine Brutto-Einnahme von 1,978,294 Pfd. Sterl. ergiebt, die nicht allzu sehr von den entsprechenden Zahlen des Jahres 1839 abweicht. Im Jahre 1847 scheint jedoch die Zahl der Briefe in rascherem Verhältnisse zuzunehmen, wie folgende Vergleichung der Anzahl der Briefe erweist:

	i. J. 1846.	i. J. 1847.
Woche vom 14—21. Januar . . .	5,832,409 Br.	6,126,954 Br.
" " " Februar . . .	5,931,289 "	6,369,696 "
" " " März	5,663,100 "	6,111,773 "
Summa von 3 Wochen . .	17,396,798 Br.	18,808,423 Br.

Kluge Leute denken vielleicht, daß mit einer gleichförmigen Taxe von 2 Pence (oder 1 Sgr. 6½ Pf.) die Reform schnellere und durchgreifendere Verbreitung in England gefunden haben würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sie auch in der That im ersten Jahre die Anzahl der Briefe um das Doppelte vermehrt, und die Brutto-Einnahme würde sich demnach auf einer Höhe von 50—55 Millionen Frs. gehalten haben; aber wenn England dadurch, daß es der radikalsten Reform den Vorzug gegeben, sich freiwillig der Gefahr ausgesetzt hat, in den Staats-Einkünften einen bedeutenden Ausfall zu erleiden, so hat es andererseits dafür Vortheile erlangt, wodurch ein derartiges zeitweiliges Opfer völlig aufgewogen wird. Eine Steuer, die nicht allein die Interessen bedrückte, sondern auch den Gedankenverkehr und die der Gemüthswelt angehörenden Verbindungen beschränkte, ist aufgehoben worden. Die kommerziellen Beziehungen haben einen neuen Aufschwung gewonnen, die Bande, wodurch die von einander durch die Entfernung des Orts getrennten Familienglieder und Freunde verknüpft sind, sind durch die Erleichterung des Verkehrs vor der Gefahr einer allmäligen Auflösung geschützt. Wie sehr dies die öffentliche Meinung anerkannt hat, geht aus dem Grade der Dankbarkeit hervor, womit sie Rowland Hill unter die Wohlthäter des Vaterlandes gerechnet. Die zu seinen Gunsten eröffnete Subscription ist bis zu einer Summe von 16,000 Pfd. Sterl. angewachsen, und die Regierung selbst hat nur gezeigt, daß sie den Wunsch des Publikums verstanden, indem sie Rowland Hill zu einem Amte berufen hat, das einen durchaus speziellen und dauernden Charakter trägt.

Im Jahre 1842 würde Niemand bei der großen Bedrängniß des Staatsschatzes es auffallend gefunden haben, wenn Sir Robert Peel die gleichförmige Portotaxe von 1 Penny auf 2 Pence erhöht hätte. Aber mit Recht nahm der Minister Anstand, England in dem Besitz von so bedeutenden materiellen und moralischen Vortheilen, die es nur jener Einrichtung verdankte, zu stören. Er zog es deshalb vor, lieber eine neue Steuer zu schaffen. Bereits haben mehrere Staaten das Prinzip der Gleichförmigkeit der Portotaxe angenommen, und diejenigen, welche es noch für zu gewagt hielten, bis zu diesem Punkte zu gehen, haben wenigstens eine Revision ihrer Tarife vorgenommen. Nur Frankreich hat noch nichts hierfür gethan. Was Deutschland betrifft, so würde durch die Einführung eines bestimmten Portosatzes für den einfachen Brief innerhalb der Gränzen der Bundesstaaten oder auch innerhalb des Zollvereines eine vollständige Reform der bisherigen politischen Verhältnisse herbeigeführt werden; wobei man nur daran zu erinnern braucht, daß die Einförmigkeit der Taxe auch eine entsprechende Einförmigkeit der Münze voraussetzen muß. Demnach dürfte die Möglichkeit einer solchen Reform vorläufig noch sehr zweifelhaft seyn. Was die einzelnen Staaten betrifft, so ist in einigen schon der Anfang gemacht worden, in anderen, wozu wir auch wohl Preußen rechnen können, darf man die Reform für die nächste Zukunft mit ziemlicher Sicherheit erwarten. Es wäre gut, wenn dieser Gegenstand auf dem jetzt versammelten Allgemeinen Landtage zur Sprache käme.

Von den Unzuträglichkeiten, die eine große berathende Versammlung zu vermeiden hat.

Nach Jeremy Bentham.

(Schluß.)

6) Schwanken in den Maßregeln. Es ließe sich, was hier zu bemerken ist, auch bei Gelegenheit der Weitläufigkeiten und der verlorenen Zeit sagen, wenn die Uebelstände schwankender Maßregeln nicht weit bedeutender wären. Ein solches Schwanken nämlich schmälert nicht allein das Vertrauen auf die Weisheit der Versammlung, sondern auch das Vertrauen in die Dauer der von ihr gefaßten Beschlüsse.

7) Zwistigkeiten. Hier ist die verlorene Zeit das geringere Uebel. Die Animositäten, die Persönlichkeiten führen in einer Versammlung Stimmungen herbei, wie sie für die Erforschung der Wahrheit nicht ungünstiger seyn können; häufig sind sie Anlaß, daß gewaltsame Parteiungen entstehen, die endlich in Bürgerkriege ausarten können, wie sich das aus zahlreichen

Beispielen der römischen und polnischen Geschichte ergiebt. Ist nun schon der Krieg an sich nichts Anderes als eine Reihe von Handlungen der Zerstörung, so ist das Uebel, das ein Bürgerkrieg erzeugt, wenigstens doppelt so groß als dasjenige, welches ein gewöhnlicher Krieg in seinem Gefolge hat.

Allein ehe es zu einem so schrecklichen Ende kömmt, haben Animositäten stets das Ueble, daß eine politische Versammlung, in welcher sie herrschen, sich mit Gegenständen befaßt, die nichts gemein haben mit den Dingen, denen sie ihre Thätigkeit widmen sollte. Tausend, jeden Tag neu eintretende Zufälligkeiten lassen sie das Wesentliche vernachlässigen. Die ganze Versammlung ist in ewiger stürmischer Aufregung, und ein zu weit getriebenes Mißtrauen führt endlich zu Folgen, trauriger, als die seyn könnten, welche eine extreme Fügsamkeit haben kann. Das einzige Resultat, das zu erwarten steht, ist, daß eine der beiden Parteien — wenn nicht beide — ihre Ehre unwiederbringlich einbüßt.

8) Unrichtigkeiten (Faussetés). Unter dieser Bezeichnung begreife ich Alles, was in dem Verfahren einer Versammlung nicht mit der strengsten Wahrheit übereinstimmt. Wahrheitsliebe muß die Seele einer politischen Versammlung seyn. Selbst diejenigen, welche diese Maxime am wenigsten befolgen, werden ihre Richtigkeit kaum bestreiten, und je mehr man sich über das öffentliche Interesse aufgeklärt, desto mehr wird man ihre Richtigkeit und Wichtigkeit zugestehen müssen.

9) Formell mangelhafte Beschlüsse. Eine fehlerhafte Redaction ist eine solche, die nicht in der Sache, sondern in der Form mangelhaft ist, welche die Intention des Gesetzgebers nicht vollständig oder klar ausdrückt. Sie ist fehlerhaft durch ein Zuviel, wenn sie etwas Ueberflüssiges enthält, sie ist fehlerhaft durch ein Zuwenig, wenn sie nicht alles Nöthige sagt. Sie ist dunkel, wenn sie ein verwirrtes Gemenge von Gedanken bringt, sie ist zweideutig, wenn sie auf doppelte oder mehrfache Weise verstanden werden kann, dergestalt, daß verschiedene Individuen in ihr entgegengesetzte Entscheidungen finden.

10) Wesentlich mangelhafte Beschlüsse sind solche, welche dem allgemeinen Besten entgegen sind.

Alle aufgezählten Uebelstände laufen mehr oder weniger direkt auf Folgendes hinaus:

Wenn eine Versammlung einen ungehörigen oder schädlichen Beschluß faßt, so muß vorausgesetzt werden, daß ein solcher Beschluß ein falscher Ausdruck ihres eigentlichen Willens ist. Ist eine Versammlung in der That so zusammengesetzt, wie sie es seyn soll, so kann ihr Willen nur seyn, daß ihre Beschlüsse dem allgemeinen Besten dienen. Wenn sie sich von diesem ihrem Ziele entfernt, so geschieht es aus einer oder der anderen der folgenden Ursachen:

1) Abwesenheit. Der Gesammtwille einer Versammlung ist der Willen der Majorität ihrer Mitglieder. Allein je weniger Mitglieder bei der Formulirung dieses Willens in einem besonderen Falle zugegen gewesen sind, um so zweifelhafter wird es, ob der als solcher verkündete Gesammtwille es auch wirklich sey.

2) Mangel an Freiheit. Wenn beim Abstimmen irgend ein Zwang obwaltet, so ist es möglich, daß die Stimmen, welche die Mitglieder abgeben, mit ihrem Willen nicht übereinstimmen.

3) Verführung. Wenn Mittel der Bestechung — diese in ihrem weitesten Sinne genommen — angewendet werden, um auf die Mitglieder einer Versammlung einzuwirken, so kann es geschehen, daß diese Mitglieder nicht nach ihrem Gewissen stimmen.

4) Irrthum. Wenn die Mitglieder einer Versammlung nicht die Mittel besessen haben, sich gehörig zu unterrichten, wenn ihnen die Sachen, um welche es sich handelt, falsch auseinandergesetzt werden, so wird ihr Urtheil hintergangen, und ihre Abstimmung wird nicht diejenige seyn, welche bei einer besser unterrichteten Versammlung erfolgt wäre.

Das also sind die Uebelstände, denen eine politische Versammlung vom Beginn ihrer Berathungen an bis zu deren letzten Ergebnissen ausgesetzt seyn kann. Das System mithin ihrer inneren Polizei wird sich der Vollkommenheit um so mehr nähern, je geeigneter es ist, jene Uebelstände entweder völlig zu beseitigen oder auf ihr geringstes Maß einzuschränken.

Jeder Artikel des Reglements muß darauf abzwecken, dem einen oder dem anderen Uebelstande oder mehreren zugleich zu begegnen. Allein außer dem besonderen Vortheil, der aus jeder Regel, wie sie für sich allein dasteht, resultiren muß, hat ein gutes taktisches System einen allgemeinen Nutzen, der von der zweckgemäßen Uebereinstimmung aller einzelnen Anordnungen — von seinem Ensemble abhängt. Je mehr es sich der Vollkommenheit nähert, je mehr wird es allen denen, die an den Verhandlungen Theil nehmen, die Ausübung ihrer geistigen Kräfte erleichtern und den Genuß ihrer Freiheit sichern. Nur so werden sie Alles, was sie zu seyn vermögen, seyn können; nur so werden sie sich, statt sich durch ihre Zahl zu schwächen und Verwirrung hervorzurufen, gegenseitig Hülfe leisten und ohne Wirrwarr in einem geregelten Gange auf ein bestimmtes Ziel zuschreiten können.

Alle Ursachen, die Unordnungen veranlassen, kommen einem ungehörigen Einfluß zu Gute und führen endlich Tyrannei oder Anarchie, Despotismus oder Demagogie herbei. Sind die Formen der Versammlung fehlerhaft, so findet sich die Versammlung in ihrer Thätigkeit gehemmt; sie ist immer zu schnell oder zu langsam, säumt entweder bei Präliminarien oder übereilt sich mit ihren Resultaten, ja es geschieht, daß zuletzt ein Theil der Mitglieder in einen Zustand der Nullität versinkt, in welchem er auf die Unabhängigkeit seiner Abstimmungen verzichten muß. Ist es so weit gediehen, dann ist, genau genommen, von einer politischen Körperschaft keine Rede mehr. Alle Verhandlungen bereiten sich unter einer geringen Anzahl von Individuen vor, die um so gefährlicher werden können, als sie, unter dem Namen der Versammlung handelnd, keine Verantwortung zu scheuen haben.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

II. Die Zukunft der amerikanischen Gold- und Silberbergwerke.*)

Wenn es sich um die Frage handelt, was sich bei den amerikanischen Gold- und namentlich Silberbergwerken an Productionskosten künftig wird ersparen lassen, so brauchen wir nur von Mejiko zu reden, weil das, was für Mejiko gilt, auch auf Peru und die übrigen selbsterzeugenden Länder der neuen Welt Anwendung findet. Unter den zur Bearbeitung der Erzstufen erforderlichen Stoffen, bei denen Ersparnisse eintreten können, kömmt — vermöge seiner Kostspieligkeit — vorzüglich das Quecksilber in Anschlag. Das Quecksilber wird gegenwärtig in großen Massen und für den Welthandel nur auf zweien Punkten, die beide in Europa liegen, gewonnen — diese Punkte sind Almaden in Spanien und Idria in Krain. Vorzüglich zeichnen sich die Bergwerke von Almaden durch ihren Reichthum aus, und die Zeit, in welcher sie erschöpft seyn werden, ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch fern. Auch die Bergwerke von Idria blühen; allein für den mejikanischen Bergmann haben die Verhältnisse sich so gestellt, als ob die Quecksilberminen ärmer, die Preise des Quecksilbers höher geworden wären. Während des Kolonialregiments hatte die Krone Spanien sich den Verkauf des Quecksilbers vorbehalten, ja sie kaufte sogar das Quecksilber Idria's, um es wieder zu verkaufen. Anfangs lieferte sie es dem mejikanischen Bergbau nur mit einer bedeutenden Preiserhöhung, während sie es in Peru zum kostenden Preise abließ; auf die Reclamationen Mejiko's jedoch reduzirte sie auch hier den Preis um ein Bedeutendes. Seit den Zeiten der Unabhängigkeit hat ihn die Speculation wiederum sehr in die Höhe getrieben, und das Quecksilber bildet in den Händen einiger mächtigen Kapitalisten den Gegenstand eines drückenden Monopols. Bitter sind die Beschwerden der Mejikaner über eine Vertheuerung, welche die Bearbeitung der minder gehaltvollen Stufen verhindert, und die mejikanischen Staatsmänner behaupten nicht mit Unrecht, Spanien würde einen weit größeren Nutzen aus den Bergwerken von Almaden ziehen, wenn es einen Handelsvertrag mit Mejiko abschlösse, in welchem es sich gegen Konzessionen, die seinen katalonischen Fabriken und seinen Weinen zugestanden würden, verpflichtete, das Quecksilber zu dem Preise, wie er unter dem kolonialen Regiment bestanden, zu liefern.

Allein, statt nur über jenes Monopol zu klagen, wäre es vortheilhafter, inzwischen andere Ursachen hinweg zu räumen, welche die Gewinnung des Silbers vertheuern. Wenn ein früherer Versuch mit chinesischem Quecksilber — weil dieses sich als verfälscht erwies — fehlschlug, so hat man doch Unrecht, sich auf keinen zweiten Versuch einlassen zu wollen. Die Nachrichten, die da behaupteten, daß China dem Handel Quecksilber in Masse zu liefern vermöge, sind durch spätere Nachweisungen bestätigt worden, ja, wäre das chinesische Quecksilber auch nicht rein, so würde es sich doch ohne Schwierigkeit rektifiziren lassen, und der Bergbau der neuen Welt könnte, wenn er zum himmlischen Reich seine Zuflucht nähme, sich den Monopolisten leicht entziehen.

Ein anderes Mittel, zu einem solchen Zweck zu gelangen, wäre das, aus dem Boden Amerika's selber Quecksilber zu gewinnen. In einer nunmehr schon entfernten Epoche wurde bereits auf verschiedene Punkte in Mejiko, Peru, Neu-Granada und an anderen Orten aufmerksam gemacht, die quecksilberhaltig seyn sollten. In Peru wurde sogar 1570 ein Quecksilberbergwerk entdeckt und zu bearbeiten angefangen, welches fast das ganze Vicekönigthum Peru versorgen konnte, bis es im 18. Jahrhundert außer Thätigkeit kam, obgleich dieses, bei einiger Einsicht, leicht hätte fortgesetzt werden können. In der That ist die Wahrscheinlichkeit, daß es Mejiko und Peru an Quecksilber nicht fehlt, so groß, daß Humboldt sogar der Meinung ist, diese Länder seyen vielleicht eher im Stande, Europa mit Quecksilber zu versorgen, als daß sie nöthig hätten, es aus Europa zu beziehen.

Für jetzt aber besteht noch für das spanische Amerika jene Abhängigkeit, die so schwer auf ihm lastet. Um das Joch abzuschütteln, gäbe es ein anderes, vielleicht gar sichereres Mittel, als die erwähnten, nämlich dies: statt sich nach wohlfeilerem Quecksilber umzusehen, es in geringeren Quantitäten anzuwenden. Man hat den Mejikanern vorgeschlagen, das in Freiberg angewendete Verfahren nachzuahmen: leider sind die zu demselben nothwendigen, in Europa sehr billigen Materialien in Amerika nicht zu beschaffen. Namentlich fehlt es an Brennmaterial, an Holz. Es bleiben, da an den Freiberger Prozeß nicht zu denken ist, jene anderen Methoden übrig, die, gegründet auf die Wirkung elektro-chemischer Kräfte, die innigsten Verbindungen der Körper aufzulösen und einen der Theile der Composition auszuscheiden vermögen. Allein auch diese Methoden passen nicht zu den socialen, politischen und ökonomischen Verhältnissen Mejiko's; die ganz eigenen Existenzbedingungen dieses Landes machen in ihm fast Alles schwierig, was in Europa oder den Vereinigten Staaten leicht ausführbar wäre. Auch von den elektro-chemischen Methoden also ist wenig zu erwarten.

*) Vgl. Nr. 64 des Magazins.

Eher steht bei anderen Ausgaben des Bergbaubetriebes eine Erleichterung zu hoffen, und es wäre nur eine größere Verbreitung mechanischer Kenntnisse erforderlich, um die bewegenden Kräfte, die jetzt Thiere, ja gar Menschen hergeben müssen, den Elementen, dem Fall des Wassers, den Strömungen in der Atmosphäre und dem Dampfe abzuborgen. Es wäre nichts leichter, als hydraulische Räder von besserer Construction anzuschaffen, als die sind, welche man in den Bergwerken Mejiko's und Peru's — und dazu noch sehr selten — sieht. In Regionen, in welchen eine dreimal größere Masse Regen fällt, als z. B. in Paris, müßte es möglich seyn, diesen in den tiefen Thälern einzufangen — auch der von den ewigen Gletschern der Gebirge herabschmelzende Schnee ließe sich dahin leiten — und sich so mit mächtigen Reservoirs bewegender Kräfte zu versehen. So ist es in Potosi geschehen, und noch heute werden die Bergwerke Potosi's auf diese Weise versorgt. Der Dampf freilich kann vor einer Regeneration der Wälder nicht zur Anwendung kommen, allein diese Regeneration wäre ohne alle Schwierigkeit in einem dünn bevölkerten Lande, in dem es überdies keine einem solchen Unternehmen feindliche Interessen giebt.

In den Bergen Mejiko's finden sich häufig große Becken — ehemalige Seen — vor, in denen man mitunter Torf gefunden hat; bei weiterer Nachsuchung würden sich ohne Zweifel mehr dergleichen Torflager entdecken lassen. An anderen Punkten der neuen Welt, in Peru z. B., hat man, und zwar in der Nähe der Bergwerke, Steinkohlenlager gefunden. In Mejiko zwar ist derlei Nichts, allein wäre die mejikanische Production innerlich nur besser organisirt und dürfte der Handel auf Rückfracht rechnen, so würde der mejikanische Bergbau sich die Steinkohlen Neu-Schottlands und noch leichter die von Tampico zu erschwinglichen Preisen verschaffen können. Endlich würden in den meisten Fällen die Fortschritte der Kultur und die Anlage guter Straßen große Ersparnisse bei den Unterhaltungskosten der Lastthiere — sollte man fortfahren, sich zur Zermalmung der Stufen der Maulthiere zu bedienen — ermöglichen.

Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit der Art, wie die Stufen ans Licht gefördert werden. Der mechanische Prozeß, den man dabei anwendet, ist roh und kostspielig; die Wegschaffung des Wassers allein übersteigt an Kosten Alles, was sich ein europäischer Bergmann einbilden kann. Das Graben der Brunnen nimmt enorme Summen weg. Das Pulver, dessen Monopol die Regierung besitzt, ist nicht nur theuer, sondern auch schlecht, obwohl das Land Schwefel und Salpeter in Fülle darbietet, so daß die Fabrication sehr wohlfeil seyn könnte. Es ist dies ein großes Hinderniß bei den Rekognoszirungs-Arbeiten. Eisen und Stahl, die in großer Masse zur Anfertigung der nöthigen Instrumente konsumirt werden, kommen, da sie vom Auslande bezogen werden müssen, nicht allein der Transportkosten wegen sehr hoch zu stehen, sondern auch wegen des auf sie gelegten Zolles. Endlich sind Kapitalien nur zu sehr lästigen Bedingungen zu haben; der Zinsfuß steht augenblicklich 20—24 pCt.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich zweierlei: erstlich, daß die Bearbeitung der mejikanischen Silberbergwerke solcher Verbesserungen fähig ist, die — leicht ausführbar — die Productionskosten sehr verringern und folglich, nach Verlauf eines gewissen Zeitraums, den Preis des Silbers herabdrücken würden. Ja, es dürfte nichts weniger als unmöglich seyn, daß in Zeit von einigen Jahren sich das Silber um die Hälfte der gegenwärtigen Kosten gewinnen ließe. Noch beträchtlicher müßte die Kostenverminderung seyn, wenn eine aufgeklärte und kräftige Regierung, die sich Gehorsam zu verschaffen und das Volk zu erziehen wüßte, einmal vierzig bis funfzig Jahre die Angelegenheiten des Landes geleitet hätte, wenn europäische Civilisation, wie nach den Vereinigten Staaten, so nach Mejiko verpflanzt wäre. Es ergiebt sich zweitens nicht minder, daß die social-politisch-ökonomischen Zustände des Landes jeder Verbesserung den Weg versperren, so daß es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge chimärisch seyn würde, auf Fortschritte zu hoffen. Mit wenigen Ausnahmen, liegt der mejikanische Bergbau durchaus im Argen. Trotzdem aber wird Alles beim Alten bleiben, so lange Mejiko nicht in seinen moralischen und materiellen Verhältnissen eine gründliche Modification erlitten hat. Die Bergwerke des übrigen Amerika's, in denen eine Masse Silbers gewonnen werden könnte, haben mit ähnlichen Verhältnissen zu kämpfen. Bis sich kein neuer Geist ergossen hat über das spanische Amerika, wird daher — so weit wenigstens, als die Veranlassung von Amerika ausgehen soll — der Preis des Silbers in der Welt keine bemerkenswerthe Veränderung erleiden.

Allein die Zeit der Krisis ist gekommen. Ohne den Schleier lüften zu wollen, der Mejiko's politische Zukunft verbirgt, dürfen wir doch für gewiß annehmen, daß Umstände eintreten werden, welche die metallurgische Industrie umgestalten werden. Der Unternehmungsgeist der Bürger der Vereinigten Staaten, der diese Metamorphose bewerkstelligen wird, dürfte seine Thätigkeit vielleicht noch weiter und über die ganze Ausdehnung des neuen Kontinents erstrecken. Im Besitz Kaliforniens und des größeren Theiles des Oregon-Gebietes, wird die anglo-amerikanische Race auch an der Südsee, wo ihre Flagge sich bisher wenig gezeigt, herrschend auftreten.

Schon besitzt sie am stillen Meere eine Küstenstrecke von mehreren Tausend Kilometern. Die Nord-Amerikaner werden der Industrie, die in den westlichen Theilen der neuen Welt weiter zurückgeblieben, als in den östlichen, in jenen einen neuen Impuls geben, und nicht allein die mejikanischen Bergwerke werden unter nordamerikanischer Leitung ihre Ausbeute vergrößern, sondern auch die übrigen.

Unter solchen Umständen wird sich ohne Zweifel die Production der edlen Metalle in bedeutendem Grade entwickeln. Die Kette der Anden ist nicht minder ausgezeichnet durch die Fülle von edlen Metallen, die sie enthält, als durch ihre (in gerader Linie 14,000 Kilometer messende) Länge. Humboldt hat es tausendfach auf die entschiedenste Weise ausgesprochen, wie groß das Vertrauen, welches ihm die Zukunft des Bergbaues in der neuen Welt einflößt, sey. Die seit dreihundert Jahren bearbeiteten Lager — sagt Dupont — sind nichts im Vergleich zu der Menge derjenigen, die ihrer Entdeckung noch harren.

Wenn nun, wie wir der Meinung sind, die Kosten der Gewinnung des Silbers unter Verhältnissen, deren Eintreten tagtäglich wahrscheinlicher wird, sich um die Hälfte verringern, während sich die Production selber zugleich in einem starken Verhältniß vermehrt — welche Folgen werden für Europa daraus hervorgehen? (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Carrière und Bartholomès. Herrn Moritz Carrière's Buch: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", das so eben erst bei Cotta in Stuttgart erschienen, hat bereits einen französischen Beurtheiler in der Revue Indépendante gefunden. Die „Kritik der Urtheilskraft" von Kant, dessen Name in Frankreich erst nach seinem Tode bekannt geworden, ist so eben in einer französischen Uebersetzung von J. Barni erschienen; eine philosophische Abhandlung Wieland's, von der Niemand mehr in Deutschland etwas weiß, seine Gedanken über die Freiheit, in Glaubenssachen zu philosophiren, wird jetzt ebenfalls in einer französischen Bearbeitung angekündigt *), und gleichzeitig mit diesen Neuigkeiten von Kant und von Wieland hat das Buch von M. Carrière die Ehre, in der genannten Revue rezensirt zu werden. Das ist der Vortheil der Bücher, die in der Zeit der Eisenbahnen erscheinen, doch steht zu befürchten, daß sie eben so mit Dampfesschnelle auch in das Reich der Vergessenheit hinabrauschen. Der französische Kritiker stellt dem Carrièreschen Werke ein gleichzeitig in Paris von Christian Bartholomès unter dem Titel „Jordano Bruno" erschienenes, das ebenfalls die Philosophie der Reformationszeit zum Gegenstand hat, an die Seite. Zwischen beiden Büchern soll, sowohl was die Forschung als was die Resultate betrifft, eine merkwürdige Analogie stattfinden, doch mit dem Unterschiede, daß das französische Buch strenger geschichtlich und literarisch sey, strikter innerhalb der Gränzen seines Gegenstandes sich halte, während das deutsche sich die etwas gewagte Aufgabe stelle, nicht blos den Kampf der Meinungen und der Geister im 15. und 16. Jahrhundert zu schildern, sondern auch die Verwandtschaft jenes Kampfes und seiner Geister mit der intellektuellen Bewegung unserer Zeit darzustellen. Mit großer Bereitwilligkeit wird inzwischen anerkannt, daß Herr Carrière ein außerordentliches Talent in der Darlegung philosophischer Charaktere entwickele und, wie einerseits um Jakob Böhme die Theosophen und Naturforscher Agrippa, Paracelsus, Meister Eckart, Tauler, Weigel u. s. w., so andererseits um Jordano Bruno die philosophischen Märtyrer Savonarola, Vanini, Campanella, Cardan, Telesio rc. mit vieler Geschicklichkeit gruppirt habe. Diese und viele andere Geister habe der deutsche Schriftsteller heraufbeschworen, um an ihrer Geschichte die des menschlichen Geistes überhaupt nachzuweisen.

— Zur Geschichte Irlands. Herr Owen Connellan, Historiograph von Irland, hat die irischen Annalen der sogenannten „vier Meister" aus dem Irischen ins Englische übersetzt und kürzlich, mit Anmerkungen des gelehrten Dr. Philipp Mac Dermott ausgestattet, herausgegeben. **) Drei von den „vier Meistern" hießen O'Clerys, und der vierte nannte sich Pater Grine O'Dui-Genau. Die O'Clerys, eine Gelehrten-Familie von Vater und Söhnen, lebten eben so wie O'Dui-Genau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Kilronan in der Grafschaft Roscommon. Die „Annalen", die sie gemeinschaftlich schrieben, wurden 1632 begonnen und 1636 beendigt, doch waren bereits lange vorher die nöthigen Vorstudien und namentlich die Vergleichungen und Zusammenstellungen der alten Handschriften von Michael O'Clery bewirkt worden. Es beginnen diese Annalen mit der frühesten Zeit der irländischen Geschichte, die sie bis zum J. 1616 fortsetzen. Der berühmte Dr. O'Connor, Bibliothekar von Stowe, hatte angefangen, eine lateinische Uebersetzung zu liefern, die unter dem Titel Rerum hibericarum scriptores veteres erschien, jedoch nur bis zur Zeit der englischen Eroberung (1172) reicht. Zum erstenmale erscheint nun auch eine Uebersetzung, und zwar eine englische, der zweiten Hälfte des Werkes. Die Anmerkungen, mit denen die Uebersetzung ausgestattet ist, übertreffen letztere noch bedeutend an Umfang und sind auch im höchsten Grade interessant. Einen Hauptgegenstand derselben bildet die alte Geographie von Irland, doch finden sich darin auch manche neue und lehrreiche Notizen über die Barden, die Clans und viele andere Verhältnisse des alten grünen Erin.

*) Pensées sur la liberté de philosopher en matière de foi. Par M. Wieland. Traduit de l'Allemand par M. Tissot. Paris, 1847.

**) The Annals of Ireland, translated from the original Irish of the Four Masters by Owen Connellan Esq., Irish historiographer to their late Majesties, Georges IV. and William IV., author of a grammar of the Irish language etc. With annotations by Philipp Mac Dermott Esq., M. D. and the Translator. London and Dublin, 18[illegible]

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Sonnabend den 5. Juni 1847.

England.

Die protestantischen Refugiés in England.*)

Nach den Worten eines Publizisten des vorigen Jahrhunderts geben „ein Franzose, ein Brite, ein Sachse und ein Däne zusammen einen Engländer.“ Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird durch die allgemeine, wie durch die Spezial-Geschichte Englands vollkommen bestätigt. Die Niederlassungen der Sachsen, die vorübergehenden Invasionen der skandinavischen Freibeuter und die normännisch-französische Eroberung fallen zwar in eine zu entlegene Zeit, als daß wir ihre individuelle Einwirkung auf den Stamm der Nation überall verfolgen könnten; aber auch seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat ein so starker Zufluß ausländischen und namentlich französischen Blutes stattgefunden, daß man über die Anzahl der Familien erstaunt, die ihren Ursprung von dieser Quelle ableiten. Es giebt in der That fast keine englische Familie, die ihre Genealogie um einige Geschlechter weit zurück verfolgen kann, welche nicht etwas von diesen fremdländischen Elementen in sich aufgenommen hätte. Da nun auch Preußen eine neue Epoche seiner Wohlfahrt und seiner Nationalgröße von der Ankunft der Refugiés datirt, die ihm die Künste und Gewerbe eines höher civilisirten Landes zuführten, so werden einige Notizen über die Schicksale ihrer Landsleute im britischen Reiche, die wir aus dem unten genannten Werke entlehnen, zu interessanten Vergleichungen Anlaß geben.

Die beiden Haupt-Einwanderungen von Fremden in England wurden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch die Religions-Verfolgungen des Herzogs von Alba in den Niederlanden und die Metzeleien der Bartholomäusnacht, und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch die Aufhebung des Edikts von Nantes veranlaßt. Auf das Gerücht, daß Alba mit einem spanischen Heere von 10,000 Mann im Anmarsch sey, verließen die Wallonen (1567) in Masse ihre Heimat und begaben sich großentheils nach England, wo sie ihre Wohnsitze in Canterbury, Norwich, Southampton, Colchester, Maidstone und anderen Städten aufschlugen. Hier führten sie die Wollen- und Leinwand-Manufakturen ein, legten Färbereien, Tuch- und Seiden-Fabriken an und lehrten die Engländer allerhand leichte Stoffe, als Boy, Sarsche u. s. w., verfertigen. Auf gleiche Weise hatten schon im Jahre 1360 die durch Ueberschwemmungen aus ihrem Lande vertriebenen Belgier und Flamänder den Engländern, die sich bisher nur mit dem Ackerbau und der Schafzucht beschäftigten, die Kunst beigebracht, wollenes Tuch zu fabriziren.

In der Londoner City zählte man im Jahre 1567, ohne die Vorstädte, 3760 Ausländer, worunter 2993 Dutch, Holländer, zu welchen vermuthlich auch die Deutschen und Wallonen gerechnet wurden; die übrigen bestanden aus Franzosen (512), Italiänern (138), Spaniern (54), nicht mehr als 36 Schotten**), 23 Portugiesen, 2 Griechen und 2 Blackmoors, Negern. Die Stadt-Behörden beschwerten sich auch um diese Zeit darüber, daß sie mit so vielen, zum Theil unbemittelten Fremden geplagt (pestered) würden, und die Detailhändler, die Schneider, Schuhmacher und anderen Handwerker klagten, daß sie ihnen durch Herabsetzung des Arbeitslohns Schaden zufügten. Dessenungeachtet nahm die Zahl der Einwanderer immer mehr zu, und in der Stadt Norwich allein lebten im Jahre 1571 nicht weniger als 3993 Holländer und Wallonen, mit Einschluß ihrer dort geborenen Kinder. Die Bartholomäusnacht und die Einnahme von Antwerpen durch den Herzog von Parma brachten noch größere Massen Flüchtlinge nach England, dem einzigen Lande, wo sich die Protestanten vor ihren Unterdrückern in Sicherheit glaubten und welches aus diesem Grunde von ihnen den Namen: Christi Asylum erhielt. Sie hatten zwar auch hier manche Unbill zu erdulden; im Jahre 1586 erregten die Lehrlinge (Apprentices) von London einen Aufstand gegen die französischen und holländischen Einwanderer, und mehr als einmal wurden Bittschriften an das Parlament überreicht, in welchen man sie beschuldigte, daß sie den Handel der Einheimischen zu Grunde richteten; aber die Regierung nahm sie stets in Schutz, und da sie schon in der nächsten Generation sich mit dem Volke zu verschmelzen anfingen, so hatten diese einstweiligen Mißhelligkeiten keine weitere Folgen. Die von ihnen angelegten Fabriken und Manufakturen blühten aber immer kräftiger empor, und der berühmte Pensionair de Witt schreibt in einem von ihm um das Jahr 1669 herausgegebenen Werke das beispiellose Wachsthum der englischen Macht und des englischen National-Reichthums während des letzten Jahrhunderts hauptsächlich dem Zuflusse der Fremden und dem von ihnen bewirkten Aufschwung des Handels zu.

Die Aufhebung der von Heinrich IV. den französischen Protestanten gewährten Religionsfreiheit beraubte Frankreich einer halben Million seiner nützlichsten und fleißigsten Bürger. Sie flohen in Schaaren nach Holland, nach Preußen, nach England, und wurden überall mit offenen Armen empfangen. Viele von ihnen ließen sich in London nieder, während andere die schon in Canterbury, Norwich und anderen Provinzialstädten existirenden Gemeinden vermehren halfen und die Seide-, Sammet-, Atlas-, und Tafft-Fabriken auf eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit brachten. Im Jahre 1690 errichteten sie die erste Kattundruckerei zu Richmond an der Themse. Außerdem verfertigten sie Uhren, Stein- und Glaswaaren, chirurgische und astronomische Instrumente, Küchengeräth, Spielzeug u. s. w. u. s. w. „Ein Theil der Londoner Vorstädte“, sagt Voltaire in seinem Siècle de Louis XIV., „wurde ganz mit französischen Seidenwebern bevölkert.*) Tausende von Arbeitern in anderen Fächern siedelten sich in der Gegend von Soho und St. Giles an. Von ihnen lernte man in England die herrlichen Krystalle verfertigen — eine Kunst, die um diese Zeit aus demselben Grunde in Frankreich verloren ging.“ Gegen das Jahr 1748 ward die Anzahl durch neue Einwanderer vermehrt. „Eine heftige Verfolgung“, schreibt ihr Prediger Bourdillon, „brach abermals in verschiedenen Provinzen Frankreichs gegen unsere Brüder aus, die in großen Massen nach diesem Königreich (England) flohen, wie nach einem anderen Vaterlande, wo sie Sicherheit vor jeder Gefahr und bereitwillige Aufnahme in den Kirchen ihrer Glaubensbrüder fanden.“

In allen Ländern, wohin die französischen Refugiés geriethen, trugen sie nicht weniger zur Verbreitung geistiger Kultur und höherer Gesittung bei, als zur Vervollkommnung der Manufakturen und gewerblichen Anstalten. Ueberall sind ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte hervorgegangen, wie sie denn insbesondere dem preußischen Staate eine lange Reihe berühmter Namen geliefert haben, von denen wir nur an Courbière, Lestocq, Colomb als Krieger, an Ancillon, Formey, Savigny und so viele Andere als Staatsmänner und Gelehrte erinnern. Auch in England haben sie eine ehrenvolle Stelle in allen Zweigen der Verwaltung und des bürgerlichen Lebens eingenommen; so waren unter Anderen der Oberbefehlshaber der britischen Truppen im spanischen Erbfolgekrieg, Lord Galway (Ruvigny), der Generalissimus Graf Ligonier, der Seeheld Lord Gambier, die Rechtsgelehrten Saurin und Bosanquet, der gelehrte Theologe Majendie und der als Staatsmann und Parlamentsredner von keinem seiner Zeitgenossen übertroffene Sir Samuel Romilly aus französisch-protestantischen Familien entsprossen.**) Der Capitain Thomas Savery, der im Jahre 1698 die erste Idee zur Erfindung der Dampfmaschine gab, war ein französischer Einwanderer, und es existirt überhaupt in England fast kein einziger Industriezweig, den man nicht von einem ausländischen Ursprung ableiten kann. Selbst die gewöhnlichsten Küchengewächse, als Salat und Kohl, mußten zuerst aus der Fremde — aus Flandern und Artois — eingeführt werden!

Es gab in London einst über dreißig französische und wallonische Kirchen oder Gemeinden, die indessen jetzt größtentheils eingegangen sind. Unter ihnen galt die alte wallonische Kirche in Threadneedle Street gleichsam als Kathedrale. Sie bestand schon unter Eduard VI. (1550), brannte aber in der großen Feuersbrunst von 1666 nieder, worauf man ein neues Gebäude auf derselben Stelle errichtete, welches am 22. August 1669 eröffnet wurde. Auch dieses ward im Jahre 1840 eingerissen, da es den Zugang zur Börse versperrte, und man verlegte die Kirche nunmehr nach St. Martin's le Grand, in der Nähe des General-Postamts, wo die Predigten noch immer in französischer Sprache gehalten werden. In dieser wie in den übrigen Kirchen und Kapellen sind die Register mit großer Sorgfalt aufbewahrt worden, und wir bemerken unter den eingetragenen Namen viele, die sich bei der französischen Kolonie in Berlin wiederfinden***); auch standen diese Gemeinden, allem An-

*) History of the French, Walloon, Dutch, and other foreign Protestant Refugees settled in England, from the reign of Henry VIII. to the Revocation of the Edict of Nantes. By John Southerden Burn. London, 1846. 284 S. 8.

**) Da Schottland bekanntlich erst im J. 1603 durch die Erbfolge Jakob's VI. in England mit diesem Reiche vereinigt wurde, so rechnete man die Schotten damals noch zu den Ausländern.

*) Es ist hier von Spital Fields die Rede.

**) Der bekannte Stifter der puseyitischen Sekte, Professor Edward Pusey in Oxford, ist ein Mitglied der Familie Bouverie (des Bouveries), die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts in England niederließ und deren Haupt jetzt den Titel eines Grafen von Radnor führt.

***) Als: Lombard, Bouché, Fouquet, Villain, La Roche, Ch. Le Coq, Roux, de la Croix, Larcher, Plantier, Dufour, Colomb, Dumoulin u. A.

schein nach, stets in lebhaftem Verkehr mit dem Kontinent, da sie ihre Prediger in der Regel aus Frankreich, der Schweiz oder Holland kommen ließen und Letztere hin und wieder nach ihrem Geburtslande zurückkehrten, um dort ihre Tage zu beschließen.

Die holländischen Ansiedler erwarben sich große Verdienste um die Austrocknung der Moräste und Niederungen, die sich in den östlichen Provinzen Englands, namentlich in den Grafschaften York und Lincoln, befanden. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren in der Nähe von Doncaster mehr als 70,000 Acres Land mit Wasser bedeckt, als ein gewisser Cornelius Vermuyden aus Seeland es übernahm, sie trocken zu legen, wofür er von der Krone ein Drittel der urbar gemachten Ländereien erhalten sollte. Um seinen Plan auszuführen, bewog er eine große Anzahl seiner Landsleute, sich in dieser Gegend niederzulassen, wo sie eine eigene Gemeinde bildeten; aber während der bald darauf eintretenden Bürgerkriege hatten sie von der Willkür der Parlaments-Offiziere, so wie von der Eifersucht ihrer englischen Nachbarn Manches zu leiden, weshalb auch viele von ihnen wieder nach Holland zogen. Ein anderer Vermuyden, Sir Nicholas, ward unter der Regierung Karl's II. mit der Austrocknung der auf der Insel Ely liegenden Sümpfe beauftragt, die noch aus den Zeiten König Alfred's berühmt sind, der sich in ihren undurchdringlichen Schlupfwinkeln vor den siegreichen Dänen verbarg. Der große Morast von Whittlesey-Meer breitete sich um das Jahr 1662 über eine Fläche von 1570 Quadrat-Acres aus und hatte zwei deutsche Meilen im Umfang, und in Folge der zum Trockenlegen desselben vorgenommenen Arbeiten entstand hier eine zahlreiche Kolonie von holländischen und französischen Emigranten, deren Grabmäler noch jetzt in der Kirche zu Thorne Abbey gezeigt werden.

Außer den französischen, wallonischen und holländischen Refugiés bildeten auch die Spanier und Italiäner in London gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts abgesonderte protestantische Gemeinden, die aber nur wenige Spuren ihres Daseyns zurückgelassen haben und, wie es scheint, sich bald wieder auflösten oder mit den Kirchen ihrer französischen Glaubensgenossen vereinigten. Endlich gab es in einer Sackgasse der City (Hog Lane) auch eine griechische Kapelle, und in der Kirche zu Landulph in Cornwall findet man eine mit den Wappen des byzantinischen Reichs geschmückte Tafel zum Gedächtniß des Theodor Paläolog aus Pesaro, eines Nachkommen des Thomas Paläolog, Despoten von der Morea, zweiten Bruders des letzten christlichen Kaisers von Konstantinopel. Dieser erlauchte Flüchtling, der am 20. Januar 1636 starb, war mit der Tochter eines dortigen Einwohners vermählt, und da er mehrere Kinder hinterließ, so fließt das kaiserliche Blut der Paläologen und Comnenen vielleicht noch immer in den Adern der Bergleute von Cornwallis.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

II. Die Zukunft der amerikanischen Gold- und Silberbergwerke.

(Schluß.)

Wir werden ein ähnliches Phänomen erleben, wie das, welches vor 300 Jahren eine Revolution in den Preisen aller Gegenstände und in so vielen Existenzen hervorbrachte. Doch dürfte die Krisis bei weitem weniger gewaltsam seyn, da bei der ungeheuren Masse von Silber, die der Kontinent der alten Welt bereits besitzt, selbst das Zuströmen einer beträchtlichen Menge sich nicht so bald auf dem Markte bemerklich machen wird. Das Gleichgewicht stellt sich zwischen den verschiedenen kommerziellen Centralpunkten leichter her, als sonst; es ist daher an keinem Orte eine übermäßige Aufhäufung zu besorgen. Nach einem gewissen Zeitverlauf indessen wird der Werth des Silbers sich überall nach dem kostenden Preise richten, und wenn die Productionskosten sich um die Hälfte verringert haben, so wird ein Land, das etwa heute drei Milliarden an kursirender Münze besitzt, um 1500 Millionen ärmer geworden seyn, weil sodann die z. B. durch ein Frankenstück repräsentirte Quantität von Arbeit oder Genüssen um die Hälfte geringer seyn muß als früher. Betrügen die Productionskosten gar nur ein Viertel der vorigen Kosten, so würde der Verlust eines solchen Landes über zwei Millionen betragen.

Frankreich insbesondere würde daher weise handeln, wenn es für das Bedürfniß seines inneren Verkehrs eine weniger exorbitante Masse Silbers beibehalten wollte; denn kein Land in der Welt bestreitet seinen Verkehr mit einer gleichen Menge von Silber. Man schätzt in der Regel die in Europa kursirende klingende Münze auf acht Milliarden Franken, wovon auf Frankreich drei Milliarden, fast ganz in Silber, kommen, während sich England, bei einer wenig geringeren Bevölkerungsziffer und einer ungleich größeren Menge von Handelsgeschäften, mit Einer Milliarde begnügt. Die Vereinigten Staaten, bei einer dünnen Bevölkerung — einem Verhältniß, das die Vermehrung der Werthzeichen erheischt — besaßen im J. 1835, in einer Epoche großen Gedeihens, nicht über eine halbe Million Thaler. Nichts ist verkehrter, als — wie es in Frankreich geschieht — einen gar zu beträchtlichen Theil des beweglichen Nationalvermögens unter einer Form aufzubewahren, die der Entwerthung ausgesetzt ist.

Ließe sich selbst die Perspektive einer starken Entwerthung des Silbers nicht deutlich am Horizonte erkennen, so wären dennoch Maßregeln zu wünschen, wodurch die Masse der in Frankreich kursirenden klingenden Münze vermindert würde. Denn, könnte Frankreich alle seine Geschäfte mit 1500 Millionen abmachen, so wären die übrigen 1500 Millionen unfruchtbar; sie würden den Reichthum des Landes so wenig vergrößern, als lägen sie in der Erde vergraben oder im Meere versenkt. Man ersetze diese 1500 Millionen durch vollkommenere Maschinen für die Manufakturen, durch bessere Werkzeuge für den Ackerbau, und der öffentliche Wohlstand wird einen bewunderungswürdigen Aufschwung nehmen. Es ist ein wahrhaftes Sakrilegium, wenn man in einer Zeit, in der es so viele Hände giebt, disponible Kapitalien zu verwerthen, eine so große Summe unproduktiv läßt!

Noch aus anderen, wennschon minder wichtigen Gründen sollten die Regierungen Europa's, und vor allen die französische Regierung, ihr Augenmerk auf die Unzweckmäßigkeit richten, die man der Aufhäufung großer Summen Silbers vorwerfen muß. Die amerikanischen Regierungen legen einen hohen Zoll auf die Ausfuhr dieses Metalls. In einer Zeit, in der sich so viele Declamationen hören lassen über einen den Fremden entrichteten Tribut, sollte man auch an diesen wirklichen und wahrhaftigen Tribut denken!

Wie aber ist die Thalermasse, die Frankreich in einer vielleicht nicht mehr fernen Epoche mit einem außerordentlichen Verluste bedroht, zu verringern? Um weniger Metallgeld zu haben, um sich in dieser Beziehung auf das Nothwendige zu beschränken, braucht man — unter Berücksichtigung der verschiedenartigen Bedingungen — nur denjenigen Völkern nachzuahmen, die, ohne irgend etwas zu kompromittiren, diese Verhältnisse zu organisiren wußten. Vorzüglich sind es Modificationen in den Tauschmitteln, wodurch das Ziel zu erreichen ist. Wenn es Länder giebt, wo unter den Werthzeichen die Bankbillets in zu starker Menge figuriren, so giebt es andere Länder, z. B. Frankreich, in denen der Gebrauch des Papiergeldes zu beschränkt ist. So sind in Paris 500 Fr. das Minimum eines Bankscheins. Eigene Anomalie! Während man in den Departements Scheine von 250 Fr. emittirt, glaubt man, daß der Pariser keine andere als von 500 Fr. brauchen könne! Der Umlauf der Bankscheine ist mithin höchst beschränkt.

Auf diese Weise gelangt man zu dem sonderbaren Resultat, daß die Bank von Frankreich in der Regel eben so viel Baarschaften in Masse, als Billets im Umlaufe hat; auf diese Weise geschieht es, daß der Mechanismus der Bank schlechterdings keine neuen Kreditmittel gewährt, und daß sie eine Anzahl von Thalern nicht durch ein weniger kostspieliges Werthzeichen zu ersetzen vermag. Man begehrt seit einiger Zeit Scheine zu 100 Fr., die sehr gut das Gold, an welchem es Frankreich so ganz gebricht, ersetzen könnten, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß durch diese neue Klasse von Scheinen die Circulation der Bank und zu gleicher Zeit ihre Kreditmittel erhöht werden würden, daß die Bank dem Handel noch größere Dienste, als bisher, leisten könnte.

Hätten die Scheine der Bank von Frankreich überall Cours, statt daß sie außerhalb der Mauern von Paris so unbekannt sind, daß ein Handelsmann aus der Provinz, dem sie präsentirt werden, sie, gleich einer Seltenheit, mit großen Augen beschaut, so würden sie bald einen Theil der kursirenden Münze ersetzen. Bei einer Emission von 100 Fr.-Scheinen würden sich diese bald überall accreditiren; sie würden sich in jedem Geschäft und im täglichen Leben geltend machen. Ein anderes Mittel, den Gebrauch der Bankscheine zu verbreiten, wäre, daß die Steuer-Empfänger sie weniger widerwillig annähmen, während sie dies gegenwärtig nur wie aus Gnade und Barmherzigkeit thun. Zinstragende Bankscheine mit bestimmter Verfallzeit könnten kräftig dazu mitwirken, den Ueberfluß edler Metalle in der Circulation zu ersetzen, besonders da sie zu der gerechten Bedenklichkeit keinen Anlaß geben, wie es immer eine große Masse von Papiergeld erweckt, welches unmittelbar in klingender Münze bezahlt werden muß, was bekanntlich bei den jetzigen Bankbillets der Fall ist, die au porteur und auf unmittelbare Zahlung lauten. Wollen wir endlich denjenigen Theil des Nationalreichthums, welcher, um dem Bedürfniß zu genügen, der Production entzogen wird und unter der Form einer Metallmünze nur — so zu sagen — eine latente Kraft beibehält, so weit es zu wünschen ist, einschränken, so müssen wir im kommerziellen und täglichen Leben die Gewohnheiten annehmen, bei denen andere Völker sich so wohl befinden: wir müssen uns z. B. des traurigen Hanges entäußern, im Geheimen klingende Münze aufzuspeichern, wir müssen uns, zur Bewerkstelligung von Zahlungen aller Art, jene Centralisation gefallen lassen, welche der Verkehr bei den anglo-amerikanischen Nationen beider Hemisphären unterworfen ist.

III. Gold- und Silberproduction in Europa zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Europa besitzt nur eine sehr geringe Anzahl von Gold- und Silberbergwerken. Das Gold, welches es erzeugt, wird größtentheils durch Wäschereien gewonnen; das Silber aber kömmt in der Regel aus anderen Metallbergwerken, wo es, metallurgisch zu reden, als ein zufälliges oder sekundäres Produkt erscheint. So sind die meisten Bleigruben des Kontinents silberhaltig, ja mehrere von ihnen werden nur des Silbers wegen bearbeitet, das man darin, obwohl in geringer Menge und verbunden mit Blei, findet. Eben so verhält es sich mit einigen Kupferbergwerken. Häufig trifft man bei dem Silber auch eine kleine Quantität Gold.

Es ist möglich, daß die nach der Entdeckung von Amerika eintretende Werthverminderung das Einstellen der Arbeiten bei mehreren europäischen Bergwerken, die das Volk den Römern und Sarazenen zuzuschreiben pflegt, veranlaßte; man darf jedoch nicht glauben, daß Europa vor der Entdeckung Amerika's mehr edle Metalle, als später, produzirte. Die Vervollkommung der Metallurgie und Mechanik machten es möglich, die meisten europäischen Bergwerke im Gange zu erhalten, und neue wurden mit Vortheil angelegt; ja die Nachforschung nach edlen Metallen zeigte sich nur um so thätiger, je mehr der Ruf die Erfolge des Bergbaus in der anderen Hemisphäre verbreitete, so daß man mit Sicherheit behaupten darf, der Ertrag Europa's an edlen Metallen sey gegenwärtig bedeutender, als vor Columbus.

Bis auf die letzten Jahre haben Deutschland und der Rest des Donau-Thales allein in dem eigentlichen Europa das Privilegium, edle Metalle zu produziren, genossen; doch sind in Böhmen die schönen Tage des Joachimsthalschen Bergwerkes dahin. Sachsen und der Harz fahren fort, Silber zu erzeugen, wie auch Tyrol. Ungarn, welches eine nicht unbedeutende Masse Silbers gewährt, liefert zugleich mit Siebenbürgen, und zwar mittelst derselben Bergwerke, den größten Theil des Goldes, welches die europäischen Staaten hervorbringen. Schweden und Norwegen liefern ein wenig Silber, wennschon die Kongsberger Minen sehr in Verfall gerathen sind. England, das mit unablässigem Eifer die Eingeweide der Erde durchforscht und das vortreffliche Kupfer-, Blei-, Zinn-, Eisen- und Steinkohlenbergwerke besitzt, hat weder Silber noch Gold in nennenswerther Menge unter seinen Erzeugnissen aufzuweisen.

Spanien hat seit drei Jahrhunderten aufgehört, edle Metalle hervorzubringen; nur der Flor der Quecksilber-Bergwerke von Almaden erhielt sich. Allein seine Silber-Bergwerke, aus denen Hannibal schöpfte, seine Goldgruben, die, nach Böckh's Untersuchungen, in den Zeiten der Römer bis auf 6500 Kilogr. lieferten, wurden verlassen. Nicht freiwillig geschah es, daß die Industrie sie vor 300 Jahren aufgab. Karl V. nöthigte sie dazu. Er brauchte das Personal der Bergleute für die amerikanischen Bergwerke; er befahl deswegen, die Arbeiten an den spanischen Bergwerken einzustellen, und so sind diese herrlichen Metall-Lager bis auf die neuste Zeit unfruchtbar gewesen.

Im Anfange des laufenden Jahrhunderts lieferte Europa, mit Ausnahme Rußlands — das nur in seinen asiatischen Provinzen edle Metalle erzeugt — 1300 Kilogr. Gold und 52,670 Kilogr. Silber. Rußland produzirte während derselben Zeit 672 Kilogr. Gold und 21,709 Kilogr. Silber.

Noch muß hier, so weit es möglich ist, der Production einiger anderen Länder Erwähnung geschehen, deren edle Metalle bei dem allgemeinen Handelsverkehr mit konkurriren. So ist, nach Herrn Jacob, dem türkischen Reich für seine asiatischen Provinzen eine Quantität Silber zuzuschreiben, welches aus der Gegend von Erzerum kömmt. Der Betrag soll sich auf 100,000 Pfd. Sterl., d. i. 2,521,000 Fr. oder 11,245 Kilogr. belaufen. Dieses Silber wird mit Karawanen nach Konstantinopel transportirt, von wo es sich über den allgemeinen Markt verbreitet. Der Archipel der Sunda-Inseln hat von Alters eine Quantität Goldes hervorgebracht, die Crawfurd auf 4700 Kilogr. schätzt. Gleicherweise erzeugt Afrika seit undenklichen Zeiten Gold. Im Innern des letzteren Welttheils finden sich goldhaltige Anschwemmungen, welche die Eingebornen, so gut sie vermögen, auswaschen und dann den Ertrag in den Comtoirs der Europäer oder des Imams von Mascate gegen Manufakturwaaren vertauschen. Schon die Namen „Goldküste", „Guinea", welchen letzteren England für seine Goldmünze adoptirte, zeigen, daß Europa, seit es mit der ungeheuren afrikanischen Halbinsel in Verbindung stand, Gold von ihr holte. Crawfurd schätzt das jährlich in Afrika erzeugte Gold auf 14,000 Kilogr., was wohl übertrieben ist, wenn man auch nicht sagen kann, um wie viel. Es bleiben uns mithin nur Hypothesen übrig, und wenn wir hier die Ziffer von etwas über 4000 Kilogr. annehmen, so sind wir doch weit entfernt, die Richtigkeit derselben verbürgen zu wollen.

Aus den Ländern des äußersten Orients kam zu Anfang unseres Jahrhunderts weder Gold noch Silber, vielmehr floß ihnen beides in einem ununterbrochenen Strome aus dem Westen zu, um von ihnen, wie von einem Abgrunde, verschlungen zu werden. Man konnte daher vor 40—50 Jahren die edlen Metalle, die in den Welthandel gelangten, annähernd und in runden Zahlen auf 900,000 Kilogr. Silber und 25,000 Kilogr. Gold schätzen, Quantitäten, die, nach dem französischen Münz-Tarif, für das erste Metall 200, für das zweite 86, im Ganzen 286 Millionen Franken repräsentirten.

Diese Summe vertheilte sich, wie folgt, auf die verschiedenen produzirenden Länder:

	Silber in Kilogr.	Gold in Kilogr.
Amerika	795,581	14,118
Europa	52,670	1,300
Asiatische Türkei	11,245	—
Nord-Asien	21,709	672
Archipel der Sunda-Inseln	—	4,700
Afrika	—	4,000
Im Ganzen	881,205	24,790

Amerika trug mithin zu der Masse der Metalle, die auf den Weltmarkt gebracht wurden, 91 pCt. an Silber und 57 pCt. an Gold bei. Eben so ist ersichtlich, daß auf 36 Kilogr. oder 2 Fr. 33 Centimes Silber 1 Kilogr. oder 1 Fr. Gold produzirt wurden.

Gegenwärtig aber sind die Verhältnisse, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts bestanden, gänzlich geändert, eine Veränderung, die hauptsächlich durch Rußland herbeigeführt wurde, obgleich auch die Abnahme in der Production des amerikanischen Silbers sich sehr fühlbar macht.

Belgien.

Der literarische Fortschritt in Belgien, und der Antheil der Universitäten an demselben.

Eine Stimme aus Belgien.

Hat Belgien eine National-Literatur? Hat es überhaupt eine Literatur? Diese Fragen werden täglich aufgeworfen, aber bisher haben nur die Eigenliebe und politische Leidenschaft sie zu beantworten versucht. Derjenige, welcher unter Literatur die Erzeugnisse einer gewissen Anzahl von Werken versteht, sie mögen gut oder schlecht, nützlich oder leichtfertig, originell oder nachgebildet seyn, der wird in seiner Nähe stets eine Literaturmasse finden; versteht man aber unter diesem Worte den Ausdruck des schöpferischen Gedankens der Völker und den Einfluß auf die nationalen Ideen, dann ist es unmöglich, Belgien ein Besitzthum zuzuschreiben, das ihm noch fehlt, ein Vorrecht, das es sich erst zu erobern hat. Vor Allem ist zu bedenken, daß eine Literatur nicht über Nacht hervorwächst, und daß der Gedanke nur durch die Berührung mit verschiedenen Intelligenzen erzeugt wird. So wie der physische Körper aus sich selbst weder seine Ruhe noch seine Bewegung ändern kann, eben so bedarf der Geist der Nationen in seiner Kindheit die antreibende Kraft, um ihn in jene Thätigkeit zu versetzen, deren Keime freilich in ihm schon liegen. Nun aber sind jene Kräfte, welche den Geist der Literatur spornen und begünstigen, neben der persönlichen Gesinnung, die Sympathie des Publikums und die den Ideen des Landes zu gebende gleichmäßige Richtung; Kräfte, die Belgien bisher mangeln und welche hervorkommen zu sehen die Hoffnung fehlt.

Jedes Volk hat aus sich selbst die Gegenstände seiner ersten Inspirationen geschöpft. Griechenland und Rom liefern uns hierzu schlagende Beweise.*) Die Thaten Karl's des Großen lieferten den Franzosen und Deutschen ihre ersten literarischen Versuche; nichts dieser Art ist in Belgien erkennbar, und wir wollen ihm kein Verbrechen daraus machen.**) Durch seine Stellung im Mittelpunkte Europa's war es zu jeder Zeit der Schauplatz schrecklicher Umwälzungen, und oft sah man auf unseren Ebenen die Kämpfe, deren Ausgang über das Schicksal Europa's entschied. In der Mitte solcher Erschütterungen konnte Belgien nicht neutral bleiben, und es wurde abwechselnd unter den Einfluß verschiedener, oft entgegengesetzter Ideen gebracht, durch welche früher oder später das Feuer der volksthümlichen Intelligenz erlöschen mußte. Es ist heutigen Tages noch dieselbe Erscheinung. Es ist wahr, die letzten 16 Jahre haben einigen höher begabten Männern die Mittel gegeben, den Zustand der Ideen in Belgien zu würdigen. Aber welcher Abstand ist zwischen diesem Bewußtseyn der nationalen Ohnmacht bis zur Schöpfung des Originellen und Neuen! Was soll man denn schreiben, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, so lange man keine neue und nützliche Ideen zu verbreiten vermag? Woher aber sollen unsere Ideen denn kommen, und wodurch sollen sie sich entwickeln, wenn uns die Werke der Vorgänger nicht dazu helfen?

Der erste Instinkt des zu denken anfangenden Kindes ist, das nachzuahmen, was in seiner Umgebung vor sich geht, und dieses quälende Bedürfniß, zu handeln, versetzt es in eine sklavische Abhängigkeit von dem, was in seiner Nähe ist. Mit Belgien ist es derselbe Fall. Nehmen wir aber auch an, die Grund-Ideen seyen erworben, so fehlt doch der geistigen Bewegung „der Einfluß der Atmosphäre der Sympathie, die ernste Theilnahme zahlreicher und aufgeklärter Kritiker. Ein gleichgültiges Publikum entzieht dem Schriftsteller alle Wärme, so wie eine zerstreute Zuhörerschaft den Redner lähmt."***) Warum sehen wir nicht die mit wahrhaftem Talente begabten Männer in Belgien (und solche sind allerdings selten) ihr Vaterland mit ernsten und bleibenden Werken beschenken? Wenn man sie deshalb befragt, so antworten sie: „Weil uns keiner liest." Unzulänglichkeit der Autoren und Theilnahmlosigkeit auf Seiten des Volks vereinigen sich beide, dem Fortschritte unserer Literatur Hindernisse in den Weg zu legen. Die Regierung thut auch nicht genug für das echte Talent. Täglich sehen wir die nichtigsten und verdienstlosesten Menschen mit Orden geschmückt, während unsere besten Schriftsteller kein Zeichen der Aufmunterung empfangen. Wir haben gesehen, wie neulich die Regierung eine Kommission ernannte zur Vergleichung des alten belgischen Rechtes, und sieh! den einzigen Mann, der fähig wäre, die Aufgabe zu lösen, den Rath Defacqz, schließt man von der Kommission aus! Und wer sollte es glauben, daß eine literarische Gesellschaft bei der Eröffnung einer Konkurrenz in Poesie und Prosa an der Spitze ihres Prospektus die Worte hat, daß sie sich vorbehält, die Arbeiten derjenigen Konkurrenten zurückzuweisen, deren Meinung nicht mit der der Societät übereinstimmt? Und dabei ist man noch nicht einmal so glücklich, die Meinungen dieser Societät zu kennen! In der gedachten Revue Nationale wird bemerkt: „Belgien hat keine einzige gelehrte Gesellschaft, die irgend einen Antrieb zur intellektuellen Bewegung verbreitet; alle Gesellschaften sind mit Stumpfheit behaftet, und weit entfernt, auf andere zu wirken, gelingt es ihnen nicht einmal, ein wenig Lebenskraft im eigenen Schooße zu bewahren."

Die Universitäten, welche ihrer Stellung nach an der Spitze der geistigen Bewegung gesehen werden sollten, nehmen wenig Antheil daran. Zusammengesetzt aus Männern, die ihr Alter und ihre ehemaligen Talente für ihren Beruf geltend machen, muntern sie die Förderung der Wissenschaften nicht auf, sondern legen ihnen vielmehr Hindernisse in den Weg. So z. B. sollten doch die Prüfungs-Kommissionen in den Wissenschaften seyn, was ein Senat in der Politik; aber man höre, was ein Professor, der selbst Mitglied einer solchen Kommission war, zu seinen Schülern sagte: „Meine Herren, ich sage Ihnen hier meine Meinung, ich lehre Ihnen so, weil ich's für Pflicht halte, so zu lehren, wie es die Wahrheit eingiebt, aber ich rathe Ihnen, sich

*) Bei Rom möchte es doch nicht so schlagend bewiesen seyn!

**) Wir verstehen das durchaus nicht recht. Gerade Karl der Große hat seinen Sitz in Belgien oder ganz in der Nähe gehabt und hätte ihm genug Stoff liefern können; eben so noch zwei andere ungewöhnliche Männer dieses Namens: Karl der Kühne und Karl V.

***) Worte der Revue Nationale Tom. XV. p. 275. Diese Revue, von den hervorragendsten Männern des Landes redigirt, ist unstreitig die beste der periodischen Schriften Belgiens.

bei der Jury (Prüfungs-Kommission) nichts davon merken zu lassen, denn **eine solche Prüfungs-Kommission ist immer ein halbes Jahrhundert zurück.**"

Wir haben vier Universitäten, die alle sich zu verschiedenen Grundsätzen bekennen; sie sind entweder Freunde oder Feinde der Regierung, sind stets im Kriege mit einander, kommen nur darin überein, die neuen Ideen zu bekämpfen, und so sind unsere Hochschulen nicht der Mittelpunkt der Einsichten, sondern der Herd der Zwietracht. Aus diesen Reibungen geht weiter kein Ergebniß hervor, als die Erfahrung, daß der Stärkste herrscht, daß die vom Staate ungerechterweise bevorzugte Universität dem Lande auch Gesetze vorschreibt. Die jetzige Suprematie der Universität **Löwen** ist ein handgreiflicher Beweis. Gesetzt aber, die gelehrten Körper haben die besten Absichten für das Talent, gesetzt, die streitenden Meinungen vereinigen sich zur Aufmunterung der im Entstehen begriffenen Literatur, was würde aus ihren Anstrengungen gewonnen werden? Würden sie ein Nationalwerk erzeugen? Sehr unwahrscheinlich. Neun Zehntel unserer schriftstellerischen Professoren sind Ausländer; ja es ist für Belgien entmuthigend und beschämend, wahrzunehmen, daß es einem **Deutschen** besser gelingt als einem Einheimischen, die Geschichte Flanderns zu erforschen *), und daß durch **Franzosen** Katheder besetzt werden, für die man die Belgier nicht würdig hält. Die Universität **Brüssel** hat sicher die meisten Berühmtheiten, aber außer Roussel und Defacqz sind es Ausländer, die am kräftigsten zur Bereicherung unsrer Literatur beigetragen haben; **Baron**, **Ahrens**, **Maynz** und **Altmeyer** waren es, die mit Talent über die Literatur, die Philosophie, das Recht und die Geschichte geschrieben. **Löwen**, der Sitz des gouvernementalen Geistes, überwiegt die andern Universitäten durch die Zahl seiner einheimischen Publicationen, aber was sind es für Werke? Handbücher und Kompendien, mehr oder weniger ausgearbeitet, mehr oder weniger auf der Bahn des Rückschrittes. **Lüttich** und **Gent** sind weniger von der Gewalt begünstigt, aber sie sind in ihrer Unabhängigkeit deshalb nicht viel weiter auf der Bahn des Fortschrittes. Außer den Werken von **Moke**, die sich auf eine „Geschichte Belgiens" und einige in Zeitschriften zerstreute Aufsätze beschränken, haben wir noch von **Borgnet** eine „Geschichte der Belgier zu Ende des 18ten Jahrhunderts" und einige kleinere, wenn auch interessante, doch unwichtige Broschüren, und dies ist Alles, was man den Staats-Universitäten Brüssel und Löwen gegenüberstellen kann, denn die ausgezeichneten Werke von **Raul**, **Warnkönig** und **Hans** gehören nicht hierher.

Um der Universität **Gent** einiges Leben zu geben, haben sich die Professoren vereinigt und eine Revue unter dem Namen Archives historiques et littéraires gegründet; ihr lobenswerthes Werk wurde nicht unterstützt, und die Zeitschrift brachte es nur zu einer Lebenszeit von zwei Jahren. Sollen wir von den Monographieen sprechen, die eine andere Zeitschrift dieser Stadt enthält? Es sind Aufsätze, die zur Literatur passen, wie ein Kabinet von antiken Töpfen und unlesbaren Münzen zu einer Galerie schöner Gemälde. Die Verfasser haben die seltsame Manie, Biographieen von obskuren Menschen zu schreiben, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß man ihnen selbst einst solchen Dienst leisten werde.

In den Naturwissenschaften können wir mehr Lobendes von Belgien sagen, die Fruchtbarkeit ist verhältnißmäßig größer, die Forschung tiefer und der Geist richtiger. Allein die Naturwissenschaften gründen sich auf Kenntnisse und Erfahrungen, die das Gemeingut aller Völker sind, und sie können sich unabhängig von allen politischen und literarischen Revolutionen vervollständigen.

Da eine Literatur nur auf zwei Wegen entstehen kann, entweder als Fortbau vorgearbeiteter Ideen (so entstanden Voltaire und Rousseau), oder durch die Erscheinung großer Genien mit tiefer Inspiration und Begeisterung (so Homer, Virgil, Dante und Tasso), so hat Belgien keine Hoffnung, wenn es den ersten Weg einschlagen will, und wir haben keine andere Aussicht, als den Tag zu erwarten, wo sich eines jener großen Genies offenbaren wird. Wir wollen hiermit aber nicht sagen, daß unsere jetzigen Professoren deshalb müßig seyn sollen, im Gegentheile, ihre Rathschläge können dazu beitragen, jene Gesinnungen und Gedanken ans Tageslicht zu fördern, die wir so gern über das Land herrschen sehen möchten. Man benutze in dieser Hinsicht auch die Rathschläge eines Mannes, dessen Talente niemals in Zweifel gezogen worden sind. Professor **Moke** gab 1842 eine Sammlung von Gedichten heraus, deren Verfasser Genter Studenten waren, und er lenkt bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Fehler im höheren Unterricht, daß man die Talente so wenig im Schreiben und Sprechen übt. „Wir glauben die Erfahrung gemacht zu haben", sagt er, „daß man bei der Jugend am besten Geschmack und Vertrautheit mit der schönen Literatur hervorrufen kann, wenn man die poetischen Versuche derselben aufmuntert. In Prosa bemüht man sich nicht, ängstlich nach Ausdrücken zu suchen und den Stil zu feilen, und beim Mangel an Sprachkenntniß sieht man bald ein, wie man schlecht fortkommt, und bleibt stehen. Aber die Verse, selbst die unvollkommensten, genügen gewöhnlich dem unerfahrenen Verfasser. Er findet sich gern drein, die Einzelheiten der Sprachlehre zu Hülfe zu rufen, um sein Werk zu verbessern, er unterrichtet sich, ohne die Arbeit trocken und ermüdend zu finden, und der mittelmäßige Dichter wird bald ein korrekter Prosaiker." Herr Moke hat nicht in der Wüste gepredigt. Außer den glänzenden Versuchen, welche sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung befinden, nennen wir die Gedichte von **Inghels**, die voll Wärme und Gefühl sind, die gut geschriebenen Theaterstücke von **Wacken** und ein Stück von Louis **Hymans**, das ganz vor kurzem über unsere Bühne gegangen. **) Auch einige Werke in Prosa sind erschienen. Nach allem Gesagten ist es die Jugend unserer Universitäten, auf die unsere Hoffnung wegen einer eigenthümlichen nationalen Literatur sich richtet.

Außer den Schriftstellern der Universitäten giebt es aber noch andere Männer, welche seit zehn Jahren die Aufmerksamkeit des Landes beschäftigen, es sind die Herren **Juste**, **de Gerlache**, **Polain**, **Faider**, **Van Hoorebecke**, **Bogaerts** und manche Andere. **)

(M. G.)

*) **Warnkönig** ist hier gemeint.

Mannigfaltiges.

— **Das Lindfieber in London.** „Die Deutschen", sagt das Londoner Athenaeum (vom 22. Mai), „immer sinnreich in der Bildung neuer Wörter, zählen unter ihre Krankheiten der Gegenwart auch das „Lindfieber". In London ist dieser epidemische Enthusiasmus ebenfalls ausgebrochen und zwar mit einer bemerkenswerthen Heftigkeit. **Alte Freunde** sind kalte Freunde geworden, wenn sie zufällig mit einander über den Grad von Unsterblichkeit, der der großen Künstlerin zuzuerkennen, in Widerspruch sind. Was man sonst vergötterte, wird jetzt in den Staub getreten; Lieblingssänger von gestern sind heute kaum mehr anzuhören, während unsere Zeitungen von musikalischen und unmusikalischen Huldigungsphrasen überfließen. Logen, „wolkenhoch", werden zu Hungersnothpreisen gesucht; um Sperrsitze wird — wie uns versichert wird — knieend gefleht; kurz ein solches Stadium von hitzigem Theaterfieber ist den ältesten Opernbesuchern seit den Tagen der Catalani, deren „Pantalons" von Lord Byron verewigt wurden, nicht erinnerlich. Um wie viel die neue Gottheit jedoch würdiger als die alte ist, braucht das Athenaeum wohl nicht erst zu sagen." — Wir haben diese Einleitung eines langen englischen Theater-Artikels wörtlich übersetzt, um unseren deutschen Lesern die gewissermaßen beruhigende Ueberzeugung zu liefern, daß auch ein praktisches und durchweg politisch gebildetes Volk hin und wieder von Theater-Paroxysmen heimgesucht seyn kann. Berlin und London haben in diesem Augenblicke die Rollen getauscht: bei uns ist die Theilnahme des Publikums für die Bühne fast ganz erloschen, während sie sich um so lebhafter den Erscheinungen des mit jedem Tage intensiver werdenden Staatslebens zugewandt hat. Möchte doch diese Veränderung nicht eben so eine Ausnahme bei uns seyn, wie es das Lindfieber in London ist!

— **Medizinische Wirkungen der Eisenbahnen.** Ueber die Einflüsse des Eisenbahnreisens auf die Gesundheit der Menschen ist bereits früher einmal in diesen Blättern, und zwar nach den Beobachtungen eines Petersburger Arztes, gesprochen worden. Gegenwärtig citirt ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes englisches Reise-Handbuch, das Traveller's Miscellany, das Urtheil eines berühmten englischen Arztes, des Dr. James Johnson, das ebenfalls ganz außerordentlich zu Gunsten des Fahrens auf Eisenbahnen lautet. Der genannte Arzt empfiehlt es besonders den Einwohnern Londons als ein Mittel, sich, nachdem sie im Sommer durch die verpestete Atmosphäre der von mehr als einer Million Menschen bewohnten Hauptstadt krank und schwach geworden, durch das Einathmen der reinen, stets sich neu regenerirenden Luft der Eisenbahnen wieder zu erfrischen und zu stärken. Eine tägliche Eisenbahnfahrt, wenn auch nur von wenigen Meilen, sey das Heilsamste, was Hypochondristen und Rekonvalescenten empfohlen werden könne. Selbst bei der ruhigsten Sommerluft herrsche in den fahrenden (natürlich nicht ganz verschlossenen) Eisenbahnwagen ein erfrischendes Wehen, das sich, wenn man etwa einer leichten Brise entgegenfahre, bis zu einem alle Poren durchdringenden und reinigenden Sturme steigern könne. Kein Essig, kein Chlor sey im Stande, die von Krankheitsstoffen geschwängerte Kleidung so davon zu befreien, wie die Fahrt auf einem offenen Eisenbahnwagen. Die oscillirende Bewegung in denselben sey nicht blos gesunder als das Rütteln und Stoßen der gewöhnlichen Wagen, sondern auch dem Reiten, das häufig aus diätetischen Gründen empfohlen werde, bei weitem vorzuziehen. Das Traveller's Miscellany fügt hinzu, daß das Eisenbahnfahren, nach dem Urtheil Anderer, auch die Blutcirculation regulire, die Nerven beruhige und nach jeder Tagereise einen gesunden kräftigen Schlaf herbeiführe, wozu noch komme, daß die Abwechselungen, die eine solche Fahrt gewähre, die raschen Veränderungen der Scene, nothwendig auch auf das Gemüth einen zerstreuenden und heilsamen Einfluß üben müßten.

*) **Robert-le-Frison**, Drame historique en trois actes et en vers, par Louis Hymans. Das Stück behandelt einen nationalen (flandrischen) Stoff in poetischer Weise, was ihm auch besonders in Gent eine beifällige Aufnahme verschafft hat.

) Der Verfasser dieses in einem französisch geschriebenen Journale von Gent enthaltenen Artikels scheint von dem, was die vlaemische Literatur Belgiens dann und wann zu Tage fördert, gar nichts zu wissen. Allerdings übt sie auf die Universitäten eben so wenig Einfluß, als diese auf sie üben, aber in einer Stadt, in welcher **Willems gelebt und gewirkt, durfte mindestens **dieser** Name nicht ungenannt bleiben, wo es sich um literarische Celebritäten handelt.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Dienstag den 8. Juni 1847.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Schon seit einer Reihe von Jahren erregt die politische Lage der Schweiz die Aufmerksamkeit und die Besorgnisse Europa's. Partielle Revolutionen folgen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit in den einzelnen Republiken der Eidgenossenschaft, während die Tagsatzung, welche die Verwendung der gemeinschaftlichen Hülfsquellen regeln und die eintretenden Zwistigkeiten schlichten sollte, sich auf die traurige Rolle beschränkt sieht, jene heftigen und plötzlichen Umwälzungen in ihre Protokolle einzuregistriren, und es nur hin und wieder wagt, einen nutzlosen Protest einzulegen. Inmitten dieser, den Grund aller politischen Ordnung aufregenden Stürme zeigen sich zugleich auf mehr als Einem Punkte bedrohliche Symptome einer Gefährdung der socialen Verhältnisse, Symptome, die um so weniger übersehen werden dürfen, als die Schweiz, ihres geringen Flächen-Inhaltes ungeachtet, doch an den drei Haupt-Nationalitäten des westlichen Europa's partizipirt. Endlich sind es die religiösen Fragen, die tagtäglich in der Schweiz den Machtsprüchen brutaler Gewalt unterworfen und in einem oder dem anderen Sinne entschieden werden. Ein solches Schauspiel müßte, wo es uns auch dargeboten würde, unser lebhaftestes Interesse erregen; allein sobald die Scene desselben in der Schweiz ist, muß das Gefühl, mit dem wir dergleichen Vorgänge betrachten, ein anderes seyn, als das einer müßigen Neugier. Die Schweiz hat durch ihre geographische Lage eine Bedeutung, die sie, auf irgend einem anderen Punkte des Kontinents gelegen, bei ihrer Bevölkerung von etwas mehr als zwei, auf einem Flächenraum von weniger als 800 geographischen Quadratmeilen vertheilten Millionen, nimmermehr in Anspruch nehmen könnte. In der That deckt die Schweiz einen großen Theil der französischen Gränze, der ganze östliche Abhang des Juragebirges gehört ihr, sie ist im Besitz der Quellen des Rheins, so wie des oberen Laufes des Inn und des Tessino; endlich streckt sie auf eine nicht unbeträchtliche Weite ihre Gränzen bis in die Flußbecken der Donau und des Po vor. Gleich einer ungeheuren Citadelle beherrscht die Schweiz mit ihren Bergen — den höchsten Europa's — zugleich Schwaben und die Lombardei; sie vereinigt kommerziell Deutschland und Italien, die sie strategisch scheidet. Es kann bei einer solchen Lage nicht ausbleiben, daß die Schweiz den Wellenschlag aller jener Leidenschaften, die in ihren Umgebungen gähren, spüren und die Folgen aller großen Ereignisse in ihnen zunächst empfinden muß. Ihrerseits nun hegt sie, schützt sie für eine gewisse Zeit und entwickelt sie in einem gewissen Maße die Keime neuer oder erneuerter Gedanken und Systeme, die auf die in dem Bereich ihrer Wirksamkeit liegenden Länder einen um so entschiedeneren Einfluß haben müssen, als die Schweiz, immer reich an beweglichen, unruhigen Köpfen, zugleich allen jenen Flüchtlingen ein Asyl verleiht, die bei ihr Schutz vor der Verfolgung suchen. Die Nachbarn der Schweiz, und Frankreich vor allen, haben daher ein wahrhaftes Interesse, die moralische und intellektuelle Lage derselben, die verhältnißmäßige Stärke, die Aussichten und Entwürfe der Parteien, die sich um die Leitung des Landes streiten, kennen zu lernen. Wenn wir es hier versuchen, einiges Licht über diese Fragen zu verbreiten, so wird es in jenem Geiste der Versöhnlichkeit und Unparteilichkeit geschehen, der jedem Recht, auf welcher Seite immer er es findet, die gebührende Anerkennung nicht vorenthält.

• • •

Wenn die Reformation es war, welche zuerst einen Riß in die schweizerische Eidgenossenschaft, wie diese im Lauf der Zeit sich gebildet hatte, brachte, so stürzte die französische Revolution das alte Gebäude vollends um. Bereits hatte sich aus mehr als einem Anzeichen ergeben, wie morsch es geworden, als im Jahre 1798 das Direktorium, unter einem frivolen Vorwande, ein Heer in die Schweiz einrücken ließ, welches eine Reihe leicht errungener Vortheile davontrug. In der That war es der französischen Regierung um die Verbindung mit Italien zu thun und um Abwehr der von Deutschland her drohenden Gefahren. Der gährende Zustand, in dem die Schweiz sich befand, ließ das Unternehmen als ein leichtes erscheinen, wie es sich denn auch anfänglich als ein solches erwies. Ruhmlos und ohne vieles Geräusch stürzten die verjährten aristokratischen Verfassungen mit ihren feudalen Erinnerungen, mit ihren theokratischen und munizipalen Gerichtsbarkeiten zusammen. Bern und Freiburg, Zürich und Luzern öffneten ihre Thore, lieferten ihre Schatzkammern aus und verloren ihre souverainen Rechte. Allein das Direktorium, hiermit nicht zufrieden, wollte aus der Schweiz ein Frankreich im Kleinen machen, und sich eine Autorität anmaßend, die einzig auf der Gewalt beruhte, ertheilte es durch seine Kommissarien der Schweiz eine neue Verfassung. In dieser neuen Verfassung verschwand die Souverainetät der Kantone; die Eidgenossenschaft wurde zur Einen und untheilbaren helvetischen Republik. Der neuen Constitution schloß sich eine neue Eintheilung des Landes an, bei der zwar der Name „Kanton" beibehalten, sonst aber auf die willkürlichste Weise verfahren wurde. Die achtzehn neuen Kantone entsprachen vollständig den französischen Departements. Die Central-Regierung und die gesetzgebende Versammlung sollten ihren beständigen Sitz in Aarau haben.

Es ergab sich jedoch bald, wie viel Lebenskraft die kantonale Verfassung, d. i. das Prinzip der Autonomie der Bundesglieder, dessen Beseitigung das Direktorium wollte, noch besaß. Die Waldstädte von Schwyz und Nidwalden protestirten, die Waffen in der Hand, gegen Einführung der neuen Verfassung, der sie sich nur nach einem hartnäckigen Kampfe unterwarfen. Die zweite Coalition gegen das revolutionaire Frankreich hatte kein besseres Ende, als es die erste gehabt hatte, und so blieb es beim endlichen Frieden für die Schweiz bei der aufgedrungenen Verfassung — ein Schicksal, für das die Einverleibung von Wallis und Graubündten in das Territorium der helvetischen Republik wohl um so weniger entschädigte, als andererseits Genf und Neuchatel definitiv an Frankreich abgetreten wurden.

Die Demokratie hatte gesiegt, das Uebergewicht Frankreichs war entschieden. Als Bonaparte zum Konsulat gelangt war, wollte er zwar für Frankreich die erlangten Vortheile gesichert wissen, er wollte aber auch der Schweiz diejenigen Zugeständnisse machen, die nothwendig für ihre innere Ruhe schienen. Eine Gelegenheit, seine Absichten auszuführen, fand sich bald in der durch Aloys Reding geleiteten Insurrection, die im J. 1803 das unter Frankreichs Schutz stehende Central-Regiment zwar ohne Kampf umwarf, allein an der Wiederherstellung der alten Verhältnisse eben so entschieden scheiterte. Alle Parteien blickten unter solchen Umständen auf den ersten Konsul und begehrten seine Vermittelung. Dieser, nachdem er zuvörderst die Ruhe wieder hergestellt, erließ darauf die Mediations-Akte (19. Feb. 1804).

Zufolge dieses Akts und des auf ihn gegründeten Vertrags war die Schweiz forthin eine Conföderation von 19 Kantonen, die sämmtlich demokratisch konstituirt waren. In den kleinen Kantonen wurde das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts und der direkten Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung beibehalten, während in den ehemals aristokratischen oder gemäßigt demokratischen Kantonen die Ausübung der politischen Rechte an ein gewisses Einkommen geknüpft war und die Staatsgeschäfte durch souveraine — die Urversammlungen, aus denen sie hervorgegangen, repräsentirende — Versammlungen besorgt wurden. Die Tagsatzung kam alljährlich zusammen. In derselben hatten diejenigen Kantone, deren Bevölkerung 200,000 Seelen überstieg, jeder zwei Stimmen, von den übrigen Kantonen jeder Eine Stimme. Die Oberleitung der Bundes-Angelegenheiten fiel abwechselnd und je für ein Jahr den Räthen der Kantone Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern zu; der Ort, wo die Tagsatzung sich versammelte, war die Hauptstadt des jedesmaligen Vororts. Insofern die eben angegebenen Grundsätze beobachtet wurden, stand es jedem Kanton frei, sich nach eigenem Ermessen eine Verfassung zu geben oder Aenderungen mit der bestehenden vorzunehmen.

Die Mediations-Akte wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Allein wenn die französische Vermittelung eine große Wohlthat für die Schweiz war, so legte das französische Protektorat dem Lande schwere Lasten auf und beraubte es jenes Ansehens, das nur aus politischer Unabhängigkeit hervorgehen kann. Durch die endlichen Mißerfolge Napoleon's wurde die Lage noch schwieriger. Die Prinzipien, deren Unterdrückung die Mediations-Akte besiegelt und die man für gänzlich beseitigt gehalten, erhoben sich im J. 1812 mit frischer Kraft. Die verbündeten Mächte kehrten sich nicht an die Neutralitäts-Erklärung, durch welche die in Zürich versammelte Tagsatzung den Marsch ihrer Truppen durch das schweizerische Gebiet abzuwehren gedachte, und die nun folgenden Ereignisse waren das Gegenstück derjenigen, die vor funfzehn Jahren der Einfluß der französischen Revolution erzeugte. Eine mehr oder minder heftige Reaction gab sich in allen früher aristokratischen Kantonen zu erkennen; Genf machte sich wiederum unabhängig, Bern nahm die Totalität seiner alten Besitzungen in Anspruch; die Tagsatzung endlich annullirte unter dem Schutz der Verbündeten die Mediations-Akte (29. Dez. 1813)

und stellte die Basen eines auf neuen Prinzipien beruhenden Bundesvertrages fest. Doch war es der Wiener Kongreß, der definitiv über das Schicksal der Schweiz entschied.

Was ihre Gränzen anbetrifft, so verlor die Schweiz — nach den Bestimmungen des Kongresses — das Valtlin und gewann dagegen Wallis wieder; eben so erhielt sie Genf, das Bisthum Basel und das Fürstenthum Neuchatel — das, Preußen angehörig, den einundzwanzigsten Kanton bilden sollte — zurück.

Nicht minder wurde die innere Verfassung in Wien geregelt. Die unabhängige Existenz, die Rußland der Waadt erwirkte, zog die gleiche Folge für Aargau nach sich, wie denn überhaupt Alexander seinen Einfluß dazu anwendete, die Wiedereinsetzung der alten aristokratischen Senate in ihre Rechte über die unterworfenen Länder zu verhindern. Kein geistlicher Staat wurde wieder hergestellt, das Bisthum Basel fiel für die Verluste, die Bern erlitten, an dieses, und brachte so ein katholisch-romanisches Element in eine germanisch-protestantische Republik. Der gleiche Fehler wurde in Betreff Freiburgs begangen, indem man diesem ganz katholischen Kanton das protestantische Murten einverleibte. Die gemischten Kantone Aargau, St. Gallen, Thurgau wurden in der Gestalt, die ihnen die Mediations-Akte gegeben, beibehalten.

Wir sprachen so eben von aristokratischen Senaten. In der That hatte sich das im J. 1798 gestürzte Prinzip seit dem Anfange des J. 1814 durch mehrere partielle Revolutionen neue Geltung zu verschaffen gewußt. Der Sturz Napoleon's zog eine Reaction nach sich, welcher die Bevölkerung von Bern und Freiburg ganz, die von Luzern und Solothurn in geringerem Maße wichen und deren Wirkungen in Neuchatel, Genf, Basel, Zürich, Schaffhausen, Chur, Sitten, ja — was die Munizipal-Kasten betrifft — sogar in St. Gallen gespürt wurden. Die alten Patriziate hatten in ihren Besitzthümern durch die Revolution keine besondere Einbuße erlitten, sie hatten die Meinung, daß sie zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besonders geeignet, und den Wunsch, sich dieser Leitung wieder zu bemächtigen, bewahrt. Dieser Wunsch erfüllte sich nun; die alten Körperschaften übernahmen in Masse wieder die Geschäfte. Ausschließend in Freiburg, vorwiegend in Bern, Solothurn und Luzern, war ihre Wirksamkeit in Zürich, Schaffhausen und Genf eingeschränkter und indirekter, in Basel verborgen, in Graubündten mit lebendigen Erinnerungen an die alten Feudalzustände verknüpft, in Neuchatel dem Statthalter der Krone untergeordnet, in Wallis durch den Bischof, in den Waldstätten durch den Souverain, d. i. durch ein Volk, das sich zum Danke verpflichtet glaubte, beschützt. Nur in den neuen Kantonen Waadt, Thurgau, St. Gallen, Aargau und Tessin, so wie in den drei kleinen Kantonen Zug, Glarus und Appenzell, in denen es keine Familien von Einfluß gab, behielt der demokratische Geist ein entschiedenes Uebergewicht. Allein der Widerstand dieser Staaten vermochte natürlich nichts gegen eine Reaction, die siegreich durch ganz Europa schritt. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Der Pentamerone des Basile.

Das Studium des Italiänischen in Deutschland datirt nicht von heute; der Einfluß desselben zeigt sich beispielsweise schon in der zweiten Schlesischen Dichterschule; Hoffmannswaldau, der in Italien selbst von dem Styl des Marini so ergriffen wurde, daß er maßgebend für seine Poesie und durch diese für sein ganzes Zeitalter wurde, weiß nichts von Marini's Landsmann und Zeitgenossen Basile, welchen erst der fleißige Fernow in die deutsche Literatur einführen sollte. *) Freilich ist zwischen beiden Neapolitanern ein himmelweiter Unterschied und keinesweges der größte der, daß Marini in der lingua illustre dichtete, während Basile, obgleich schon in früher Jugend seiner Vaterstadt entrückt, die heimatlichen Laute in treuem Gedächtniß bewahrt und zur Sprache seiner Muse zu machen beschlossen hatte. Gewiß würde es der deutschen Literatur jenes Zeitraums sehr gewinnbringend gewesen seyn, wenn sie nicht blos die Stelzenpoesie des „Adonis", sondern auch die Kindlichkeit und Naivetät des Pentameron sich angeeignet hätte. Erst seitdem die Gebrüder Grimm, durch Fernow aufmerksam geworden, für den Zweck ihrer Märchensammlung Auszüge aus dem Werke gemacht hatten (im 3ten Bande der Kindermärchen), war Basile den Literarhistorikern bekannt geworden. Alle Versuche aber, dem Original eine entsprechende Uebersetzung abzuringen, scheiterten an der terra incognita des neapolitanischen Dialekts. Dies wird uns um so weniger Wunder nehmen, wenn wir hören, daß man in Italien selbst nicht einmal eine Uebersetzung in das Gemein-Italiänische zu Stande gebracht hat und die beiden vorhandenen Versuche, ihn in das Bolognesische und Modenesische zu übertragen, gänzlich mißlungen sind. In Deutschland ist diesem Dilettantismus gegenwärtig ein Ende gemacht; wir besitzen eine vollständige, von gründlicher Sachkenntniß ausgehende Uebersetzung der funfzig Märchen des Basile, und unsere Uebersetzungs-Literatur ist für die viele Schmach, die ihr auf diesem Felde fast täglich widerfährt, wieder einmal zu Ehren gebracht worden. Das Werk führt den Titel: „Der Pentamerone oder das Märchen aller Märchen, von Giambattista Basile. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Felix Liebrecht. (Breslau, Max.)

Wir berufen uns nicht auf J. Grimm's glänzende Vorrede, nicht auf die Theilnahme, welche die Kenner des Italiänischen und die Meister der Wissenschaft, wie Tieck, Orelli, Huber, E. v. Bülow, F. Wolf, Humboldt rc., dieser Uebersetzung geschenkt haben; nein, das Werk selbst mit seiner südlichen Farbengluth, mit seiner glatten Verdeutschung, welche die Berge von Schwierigkeiten so geschickt abgetragen hat und in leichtem Flusse der Rede darüber hingleitet, welche nur in den Beigaben und Noten einen Blick in die tiefe Kenntniß der italiänischen Dialekte so wie der neueren Sprachen überhaupt ihres gelehrten Uebersetzers thun läßt, spricht laut genug für den innern Werth der Uebertragung und giebt das vollgültigste Zeugniß, daß Herr Liebrecht der Mann war, der einer solchen Arbeit sich unterziehen konnte.

Sollte aber gefragt werden, was damit überhaupt gewonnen sey, so diene zur Antwort, daß es dafür einen doppelten Gesichtspunkt giebt. Betrachtet man das Werk von wissenschaftlichem Standpunkte aus, wie J. Grimm es in seiner geistreichen Vorrede ausgeführt hat, so bleibt es eine überraschende Entdeckung, daß diese Märchen, wie man sonst leicht versucht würde zu glauben, nicht in Basile's Kopf entsprungen sind, sondern einen historischen Boden haben und der lebendigen Ueberlieferung entnommen sind; daß sie in ihren Grund-Elementen mit den Märchen anderer Nationen unsers Erdtheils übereinstimmen und die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen sind, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben. Hierin besteht zugleich die Unverwüstlichkeit ihrer Natur, welche durch allen Putz und Schmuck des Neapolitaners in gesunder einfacher Natürlichkeit hindurchleuchtet. Aber auch von dem zweiten, dem rein ästhetischen Standpunkte aus bieten sie unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung dar und führen uns einen Reichthum ungeahnten Naturlebens vor, an dessen vollen Tafeln wir fröhlichen Genusses schwelgen. Was Fernow von dem Volke sagt: „Witz und Geist der Neapolitaner müssen sich dramatisch äußern können, wenn sie in ihrem wahren Lichte glänzen und gefallen sollen. Der Neapolitaner ist ein geborener Buffone, den man sehen muß; das Beste geht schon verloren, wenn man ihn blos hört; was man von ihm liest, ist nur sein caput mortuum", das zeigt sich recht anschaulich in Basile's Märchen, welche in so wunderbar dramatischer Lebendigkeit die Scenen dem Geiste vorführen, daß man niemals ermüdet, im Gegentheil mit Bedauern dem Ende der Erzählung entgegensieht.

Es bleibt uns noch übrig, über den Mann, der sich zum ersten Mal in deutschem Gewande zeigt, die Sprache, in welcher er schrieb, und die Aufgabe, welche dem Uebersetzer gestellt war, ein Wort zu sagen.

Basile theilt das Loos aller echten Volksschriftsteller, daß man von seinem Leben nicht viel weiß. Er lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, ist in Neapel geboren, auf der Insel Creta erzogen, wurde mit den Venetianern bekannt und in die Academia degli stravaganti aufgenommen, folgte seiner Schwester Adriana, einer berühmten Sängerin, nach Mantua und trat in die Dienste des Herzogs, dessen Gunst er sich erfreute. Er zog in Italien umher, kam auch wieder nach Neapel, wo er um das Jahr 1637 gestorben seyn muß. Aus diesem Jahre stammt die erste uns erhaltene Ausgabe des Pentamerone, welcher in rascher Aufeinanderfolge immer neue Auflagen erlebte.

Der Dialekt, in welchem er schrieb, ist gleichen Alters mit den andern Zweigen des Italiänischen, wurde als Schriftsprache schon im 13ten Jahrhundert im Chronikenstyl gebraucht, bis Alfons I. von Aragonien (1442—58) ihn zur Hof- und Gerichtssprache erhob. Aber kaum ein Jahrhundert später wurde er wieder von Karl V. aus der Staats-Kanzlei verbannt und durch das Spanische ersetzt. Von diesem Schlage hat er sich nicht mehr erholt und ist seitdem nur in der Burleske angewendet worden. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen lebten die beiden größten Dichter, welche in dieser Sprache geschrieben haben, Cortese und Basile, zu gleicher Zeit und waren Freunde; denn Cortese starb um 1628. Sein bekanntestes Gedicht ist die Vajasseide, welche das Leben und Treiben der dienenden Klasse in Neapel darstellt. Nach einem Briefe Cortese's an Basile zu schließen, scheint er auch in Prosa an überströmendem Witz und lebendiger Darstellung mit diesem zu wetteifern, wo nicht gar ihn zu übertreffen.

Basile ist durch und durch Neapolitaner; seine Darstellung ist immer fesselnd, oft redselig, aber nie matt; selten überschreitet sie das Maß der Grazie. Inmitten der bedenklichsten Lagen, worin die Personen seiner Erzählung sich befinden, bricht sein Jean Paul'scher Humor durch; so bei Vastolla (im Perronto), als sie in ein Weinfaß gespundet ins Meer geworfen werden soll, noch Zeit, die Betrachtung anzustellen, daß „die Wiege des Bacchus ihr Sarg" werden solle. Der Vater der geschwängerten Königstochter, der in Verzweiflung seine Räthe zu ihrem Todesurtheil zusammenberufen hat, läßt sich in folgenden Wortspielen vernehmen: „Ihr wisset gewiß, daß der Mond meiner Ehre cornua bekommen, und daß, um die Chronik oder vielmehr Cornik meiner Schande zu schreiben, sie mich mit endlosem Stoff versehen hat; daß, mit einem Worte, sie, um mir das Herz zu beschweren, sich den Leib hat beschweren lassen." — Wenn Basile aber will, d. h. wenn er sich zusammennimmt, erzählt er sehr gut und ohne Umschweife, wie in der spaßhaften Geschichte von Vardiello. Der dumme Junge schlägt unversehens die Henne todt, setzt sich auf die Eier, sie auszubrüten, läßt sich den Braten von der Katze wegholen, vergißt während des Nachsetzens das Spundloch des Weinfasses zu verschließen, schüttet einen Sack mit Mehl darüber, um Weinsuppe zu bekommen, ißt aus Angst die eingemachten Nüsse auf, welche die Mutter dem Näscher als Gift bezeichnet hatte, verkauft die Leinwand an eine Bildsäule, weil sie nicht viele Worte macht, zertrümmert sie anderen Tages, weil sie nicht bezahlen will, und findet in ihrem Inne

*) Bemerken muß ich indeß, daß schon Sulzer in der 2ten Auflage seiner Theorie unter dem Artikel „Erzählung" den Basile aufführt (Band II., S. 139, Kol. a).

lauter Goldstücke, die er als Feigenbohnen nach Hause bringt. — Nicht minder gut ist die bezauberte Hirschkuh erzählt.

Unerschöpflich ist sein Bilderreichthum, besonders in Schilderung des Sonnenauf- und Unterganges. Bald läßt er sie mit dem Reisbesen ihrer Strahlen den Ruß der Nacht fortfegen oder mit ihrem Strahlenpinsel den nachtgeschwärzten Himmel weiß anstreichen; bald giebt sie dem Himmel vergoldete Pillen ein oder fischt mit dem Köder des Lichts an dem goldenen Angelhaken die Schatten der Nacht; dann spielt der Sonnengott mit der goldenen Kugel auf der Flur des Himmels, die Sonne steckt die Stoppelfelder des Himmels in Brand ꝛc. Aber gerade in solcher Malerei spricht sich die Gemüthlichkeit und Naivetät seines Charakters aus.

Um endlich noch etwas von der Aufgabe des Uebersetzers zu sagen, lassen wir den großen Kenner Grimm in seiner Vorrede selbst sprechen: „Kostet es schon Mühe, in den Sinn dieser fast morgenländisch heißen und sprudelnden Bilder, Gleichnisse, Wortspiele, Kosewörter, Schelten und Flüche einzudringen, so entspringt noch weit größere Schwierigkeit, wenn sie wiedergegeben werden sollen in einer Sprache, deren Fügsamkeit dennoch ungeschickt scheint, diesen Bombast in all seiner natürlichen Zier und Anmuth neu zu gebären. Unser heutiges Deutsch und unsere Zeit sind viel zu gesetzt dafür; ein Fischart mit der Sprache und Sitte des 16ten Jahrhunderts, wenn ein solches Buch an ihn gekommen wäre, hätte es vermocht, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und in den damals noch unverpönten Worten und Ausdrücken, die neben der Zucht auch das Unzüchtige, neben dem Reinen auch das Schmutzige scheulos nennen, das gegebene Vorbild zu erreichen, ja zu übertreffen."

Somit wäre unser Vorsatz durchgeführt und unsere Aufgabe zu Ende. Wir haben das Publikum, welches sich für die Literatur des Auslandes interessirt, auf den Neapolitanischen Boccaccio in deutschem Gewande, ein Werk, wie es uns nicht alle Tage auf dem Felde der Uebersetzungen geboten wird, aufmerksam gemacht und sprechen nur noch schließlich gegen den Herrn Uebersetzer aus, daß er auf den bleibenden Dank der Literaturfreunde zu rechnen habe.

Bloch.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

IV. Gegenwärtiger Zustand der Gold- und Silber-Production.

Wollen wir uns einen Begriff von den Quantitäten edler Metalle machen, welche die verschiedenen Länder der Industrie des Menschen liefern, so können wir für Europa 1300 Kilogr. Gold und 120,000 Kilogr. Silber rechnen. Das letztere Metall würde sich ungefähr folgendermaßen vertheilen: Nord-Deutschland 35,000 Kilogr., Süd-Deutschland nebst den zugehörigen Donauländern 25,000, Spanien *) 50,000, skandinavische Halbinsel, Frankreich und die anderen Staaten 10,000; das russische Reich lassen wir eine Klasse für sich bilden.

Tabelle des gesammten jährlichen Gold- und Silberertrages der Welt.

	Silber.		Gold.	
	Kilogr.	Franken.	Kilogr.	Franken.
Amerika	614,641	136,476,000	14,934	51,434,000
Europa	120,000	26,667,000	1,300	4,478,000
Rußland	20,720	4,604,000	22,364	77,720,000
Afrika	—	—	4,000	13,778,000
Archipel der sundischen Inseln	—	—	4,700	16,189,000
Verschiedene Länder	20,000	4,444,000	1,000	3,444,000
	775,361	172,191,000	48,498	167,043,000

was im Ganzen einen Betrag von 339,233,000 Franken ausmacht.

Wir berechnen hier nichts für gewisse Länder, die ohne allen Zweifel Gold und Silber erzeugen. In China und in verschiedenen Theilen Indiens wird schon seit langer Zeit aus den Sand-Anschwemmungen Gold gewonnen, um dem Luxus der Fürsten und Großen zu genügen. Die Berichte der Reisenden, welchen es gelungen ist, in Japan einzudringen, sind einstimmig darüber, daß in den Palästen des Kaisers das Gold verschwenderisch angebracht ist. Dennoch scheint es mit der Ausbeutung der Bergwerke daselbst sehr nachgelassen zu haben. Nach Herrn Jacob's, von Berghaus wiederholten Berechnungen kommen auf das südliche Asien, den Sunda-Archipel mit einbegriffen, 11,900 Kilogr. Gold und — wenn man die asiatische Türkei mitrechnet — 25,000 Kilogr. Silber. Ziehen wir hiervon den Ertrag der sundischen Inseln (4700 Kilogr. Gold) und der asiatischen Türkei, die wir schon verrechnet haben, ab, so bleiben uns 7200 Kilogr. Gold und circa 14,000 Kilogr. Silber. Wollte man auch auf jene Quantitäten edler Metalle Rücksicht nehmen, bei denen eine genauere Schätzung nicht möglich und die, ihrer Totalität nach, nie in den allgemeinen Weltverkehr gelangen, so würde sich das folgende Resultat ergeben:

789,000 Kilogr.	Silber,	zum Werth von	175,333,000 Fr.
55,698 „	Gold,	„ „	191,843,000 „
		Im Ganzen ..	367,176,000 Fr.

Wir haben also 1 Kilogr. Gold auf 14 Kilogr. Silber oder 1 Fr. in Gold auf 92 Cent. Silber.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß im gegenwärtigen Augenblick die Goldproduction eine gleiche, ja größere Summe als die Silberproduction repräsentirt. Es ist dies eine neue Thatsache in der allgemeinen Oekonomie unserer Civilisation, und es ist dergleichen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht vorgekommen, ja vor dreißig Jahren hätte Niemand so etwas geahnt.

Die Kette der Anden einer- und das asiatische Rußland andererseits sind die beiden Hauptquellen, aus denen die edlen Metalle uns zufließen. Nimmt man das, was die Erde an ihnen erzeugt, im Ganzen, so ist Amerika bei dem Silber mit 78 pCt., das nördliche Rußland mit 41 pCt. beim Golde betheiligt.

Es drängt sich hier die wichtige Frage auf, was aus all dem Silber und Golde werde, wohin alle die Schätze, welche die Bergwerke geliefert, gekommen seyen? Man hat dieses Problem — namentlich, was das amerikanische Gold und Silber betrifft, auf mancherlei Weise zu lösen versucht, allein nach allen Diskussionen, die über die Frage entstanden, ist es bis heute bei unbestimmten Konjekturen, bei summarischen Schätzungen geblieben. Man berechnet das in Europa umlaufende gemünzte Geld auf acht Milliarden, die sich eben so beständig wieder ergänzen, als fortwährend aus ihnen für die Bedürfnisse der Künste geschöpft wird. Die kommerzielle Strömung hat während einer geraumen Zeit starke Quantitäten Silbers aus Europa und Amerika nach China und Indien geführt, ja man glaubte zu Anfang unseres Jahrhunderts diese Quantitäten auf die wahrhaft ungeheure und wohl übertriebene Summe von jährlichen 117 Millionen anschlagen zu müssen. Seitdem aber hat diese beständige und nur in ihrer Masse veränderliche Strömung anfangs abgenommen, dann aufgehört und endlich ihre Richtung verändert. China schickt uns gegenwärtig mehr Silber als es empfängt, oder vielmehr es ist Gold, was es uns durch die Vermittelung Indiens übermacht. In derselben Epoche berechnete man den Betrag des Silbers, den die Levante jährlich von uns empfing, auf ein zwanzig Millionen. Auch fließt, seit Frankreich in Algerien Fuß gefaßt, eine nicht unbedeutende Quantität nach dieser Seite ab. Rußland und Amerika, diejenigen Länder, die man die großen Erzeuger edler Metalle nennen kann, behalten zu wenig von denselben, als daß uns das, was ihnen bleibt, einen Aufschluß über die Bestimmung des Goldes und Silbers geben könnte. Wenn der Juweiler und der Goldschmied, der Vergolder und Versilberer einen Theil der erzeugten Metalle verbrauchen, oder wenn dieser gar unter ihren Händen verschwindet, so fragt es sich immer: der wievielste Theil dieses sey? Das ist es, was man vergebens herauszubringen versucht hat. In den Manufakturen, bei denen man edle Metalle verwendet, werden Barren, wie sie aus den Bergwerksländern anlangen, aus der Mode gekommene Fassungen von Juwelen, altes Tafelgeschirr und selbst Münzen ohne Unterschied in den Schmelztiegel geworfen. Man weiß ungefähr aus den Ergebnissen der in Frankreich unter dem Namen der „Garantie" bekannten Steuer, wie hoch die ganze Fabrication in Gold und Silber sich beläuft; allein es sind in diesen Ergebnissen schlechterdings keine Data enthalten, woraus die Verwendung der jährlichen Gold- und Silberproduction sich beurtheilen ließe. Der Werth der alten und neuen Gegenstände, die behufs der Fabrication von Bijouterieen, von goldenem und silbernem Hausrath allein für den Gebrauch von Europa und Nord-Amerika eingeschmolzen wird, beträgt mehr als 150 Millionen Franken. Das ist Alles, was sich über die Frage Plausibles sagen läßt. Durch die Abnutzung, durch die zufällig bei Schiffbrüchen oder sonst verloren gehenden Gold- und Silbermünzen ergiebt sich ein Defizit, welches alle Jahr gedeckt werden muß, und dieses Defizit ist beträchtlicher, als man denken sollte. Mac-Culloch — wie wir gesehen — glaubt es auf den hundertsten Theil der ganzen Masse des geprägten Geldes schätzen zu müssen. Giebt es also in Europa acht Milliarden geprägtes Geld, so würde der jährliche Verlust 80 Millionen betragen, eine Ziffer, die sich kaum annehmen läßt. Ueberhaupt darf man hier nicht anders, als mit großer Vorsicht zu Werke gehen, da man es mit Schätzungen zu thun hat, die sicherer Grundlagen entbehren und die einzig dazu geeignet sind, uns die verschiedenen Wege kennen zu lernen, welche die Schriftsteller, die den einmal in den Verkehr gekommenen edlen Metallen nachspüren wollten, einzuschlagen haben.

Ehe wir schließen, wollen wir nur nochmals auf einen Punkt aufmerksam machen, der von praktischer Wichtigkeit ist — auf jene Eventualität, die uns kaum ausbleiben zu können scheint. Es wird nämlich — wenn auch der Termin, der sehr nahe seyn kann, sich nicht bestimmen läßt — die Anwendung der Wissenschaft in ihrem heutigen Zustande auf die Bearbeitung der reichen Gold- und Silberbergwerke Amerika's eine Revolution in dem Preise des einen oder des anderen der beiden edlen Metalle herbeiführen, die mehr oder weniger derjenigen zu vergleichen seyn dürfte, welche vor 300 Jahren durch die Entdeckung der neuen Welt veranlaßt ward.

*) Die alten silberhaltigen Bleigruben von Murcia und Granada, die gegenwärtig wieder bearbeitet werden, geben, wie sie es früher gethan, von neuem Silber in beträchtlichen Quantitäten.

Historische Versuche, von Selig Cassel. *)

Das wirksamste Förderungsmittel der Wissenschaft ist die Monographie. Aus dem durch gründliche Sichtung gereinigten Detail baut sich das Pantheon des Erkennens auf, und jeder mit eingehender Sorgfalt gewürdigte Punkt wird ein wesentlicher bezeichnender Zug für das zu entwerfende Gesammtbild. Hat die von tausend und aber tausend Händen und Kräften gepflegte Wissenschaft des klassischen Alterthums ihre wesentlichste Bereicherung und Berichtigung Einzelforschungen zu danken, so kann die im Werden und Wachsen begriffene, nur von Wenigen treu gepflegte, im Allgemeinen noch immer versäumte Wissenschaft des Judenthums der Monographieen nicht entrathen, nicht blos für sich, für ihren eigenen Ausbau zur Sicherstellung ihres Fundaments und Materials, sondern auch zu ihrer — trotz allem vornehmen Ignoriren und aller wirklichen Ignoranz — unausweichlichen Verbreitung und Geltendmachung in weiteren Kreisen. Wo die schwere Armatur geharnischter und geschlossener Darstellungen nicht durchkommt, gewinnen die Velites vielleicht das Feld. Die vorliegende kleine, aber inhaltreiche Schrift des Herrn Cassel ist ein solcher Streifposten, ein wohlgeübtes kampffertiges Detaschement eines — dafür zeugt der Anfang — tüchtigen Hauptheeres. Mit einer ausgebreiteten, ihres Zieles und Zweckes sich klar bewußten Belesenheit verbindet der Verf. einen glücklichen kombinirenden Sinn, dem sich Uebersehenes und Ungewürdigtes in neuem ergebnißreichen Zusammenhange darstellt und Dunkles und Räthselhaftes zu überraschenden Aufschlüssen öffnet. Mit einer Reihe von äußerst interessanten Bemerkungen über das höchst merkwürdige Reisebuch des Benjamin von Tudela beginnt die kleine Schrift. A. Asher's an trefflichen Mittheilungen so reiche Ausgabe dieses, wie Herodot, so lange von der vorlauten Unwissenheit verdächtigten Autors, bis eine gründliche Forschung ihn zum glaubhaften kundereichen Gewährsmanne erhoben, hat für manches Werthvolle und Treffliche noch Raum gelassen; wir rechnen dahin alle Bemerkungen Cassel's, die sich über den Plan jenes Reiseberichtes geistvoll und einnehmend verbreiten und manche Partie desselben zu reichem Gewinne der Geschichte des Mittelalters, seines Geistes und Charakters, seiner Völkerströmungen und Bewegungen aufhellen. Hier findet der Geograph und Historiker manches ungeahnte werthvolle Detail; er kann aus des Verf. geistvoller und gelehrter Behandlung lernen, namentlich, daß es hier noch Allerlei zu lernen giebt. Der zweite Aufsatz erläutert mehrere, von Zunz unenträthselt gelassene französische Städtenamen, die Sitze französischer Gelehrten waren. In einer dritten Abhandlung rechtfertigt der Verf. von ihm gemachte frühere Aufstellungen gegen die Angriffe eines kundigen Gegners. Der lebendige Styl giebt der Darstellung auch da, wo sie mit dürrem Stoffe verkehrt, eine bei solchen Erörterungen nicht immer anzutreffende Anziehungskraft. Das hier und da Gesuchte desselben mag dem leicht findenden Verf. nicht als Solches erscheinen, — Grund genug, dagegen desto mehr auf seiner Hut zu seyn! Möge Herr Cassel bald das durch die Ordnungszahl auf dem Titel seiner Schrift angeregte Verlangen durch eine zweite Gabe erfüllen!

Dr. Michael Sachs.

*) Berlin, W. Adolf u. Co., 1847.

Mannigfaltiges.

— Die französische Deputirten-Kammer. Ein eben so unterhaltendes als belehrendes Werk ist das von dem sehr gewandt in französischer Sprache schreibenden Polen, Herrn J. Tanski, kürzlich, unter dem etwas gesuchten Titel: „Voyage autour de la Chambre des Députés", herausgegebene Buch über die Deputirten-Kammer der Franzosen. Besonders für uns, die wir es lieben, das unter unseren Augen neu entstehende Parlament mit anderen großen Körperschaften dieser Art zusammenzustellen, bietet das Buch sehr viele interessante Punkte der Vergleichung dar, die nicht immer zum Vortheil der älteren französischen Versammlung ausfallen, und zwar sowohl was die Zusammensetzung überhaupt als was die rednerischen Talente insbesondere betrifft.

Herr Tanski ist keinesweges, wie etwa Timon-Cormenin, ein strenger, die satirische Geißel schwingender Kritiker der Deputirten-Kammer. Seiner politischen Gesinnung nach konservativ, ist er als Tagesschriftsteller einer der Mitarbeiter des Journal des Débats, und wie dieses, so überschreitet auch er in seinen Schriften nicht leicht die Linie des Ernstes und der gemessenen Haltung. Gleichwohl geht doch selbst aus seiner Darstellung hervor, wie mangelhaft im Vergleiche mit anderen parlamentarischen Versammlungen, deren der Verfasser ebenfalls bei dieser Gelegenheit gedenkt, die Zusammensetzung der französischen Deputirten-Kammer ist, die dadurch förmlich zum Instrumente der Regierung wird, so daß es kaum mehr Wunder nehmen darf, wenn sich Herr Guizot und das Kabinet vom 29. Okt. 1840 so ungewöhnlich lange am Ruder zu erhalten wissen. Die Deputirten-Kammer zählt bekanntlich 459 Mitglieder; unter denselben befinden sich jetzt 200 Beamte, so daß vier Neuntel der Versammlung zu dieser Kategorie gehören, während im britischen Unterhause nur etwa zwei Eilftel (121 unter 653) Beamte sind, von welchen obendrein die größere Hälfte (71) zur Armee und zur Marine gehört, wo sie den Einflüssen des Ministeriums fern sind, da ihre Beförderung nicht von diesem ausgeht, sondern an die Anciennetät und andere unabhängige Verhältnisse geknüpft ist. Nach den Angaben des Herrn Tanski besteht die Deputirten-Kammer aus folgenden Elementen:

	Ministerielle.	Opposition.
Gelehrte und Literaten	3 *)	9
Notare, Advokaten und Aerzte	18	41
Grundbesitzer	72	71
Kaufleute und Fabrikanten...	21	13
Banquiers	9	2
Beamte..............	167	33
	290	169

Man sieht hieraus, daß die Beamten allein den Ausschlag geben, indem die Anzahl ihrer ministeriellen Mitglieder fast ganz so viel beträgt, als die der sämmtlichen Oppositions-Mitglieder, welche hauptsächlich aus dem sogenannten gelehrten Stande sich rekrutiren. Unbedeutend erscheint die Vertretung des Grundbesitzes, der bei dem preußischen Landtage die Grundlage der Standschaft bildet, während er im britischen Unterhause, so weit vom ländlichen Grundbesitz die Rede ist, vier Dreizehntel der Vertretung ausmacht. Auch der Gewerbfleiß ist im Unterhause bei weitem mehr vertreten als in der Deputirten-Kammer, die, wie gesagt, nur durch ihren Beamten-Ueberfluß sich auszeichnet.

Herr Tanski giebt außer diesen allgemeinen auch spezielle Nachweise über die einflußreicheren Deputirten, ihre Herkunft, ihre Antecedentien und ihre Schriften. Er erklärt den parlamentarischen Mechanismus der Kammer, wozu namentlich die Bildung und die Organisation der Büreaus, ferner die der Kommissionen gehört, deren Functionen mit denen der Büreaus nicht zu verwechseln sind; wohin die Bittschriften gelangen und was aus ihnen wird; welche Förmlichkeiten das Reglement erheischt, was unter der Tagesordnung, der vorläufigen Frage, einem Amendement und Unter-Amendement, unter der Zufertigung an die Minister oder an die Kommissionen, unter der Niederlegung auf dem Erkundigungs-Büreau (bureau des renseignemens) u. s. w. u. s. w. zu verstehen. Wir erfahren dabei zugleich, welchergestalt die Vorschläge, die von Mitgliedern (nicht von der Regierung) ausgehen, indem ihre Lesung nicht gestattet wird, ohne Weiteres beseitigt werden können; wie sie, wenn sie diese erste Klippe glücklich passirt sind, dann an der Verweigerung der prise en considération scheitern, und wie sie endlich, wenn sie auch dieser Gefahr entgangen, gleichwohl, ohne daß es sonderlich auffällt, durch die wohlberechnete Langsamkeit der betreffenden Kommission, durch die weise Nachlässigkeit eines Berichterstatters, unter den Tisch fallen können, um dort für immer begraben zu liegen. Herr T. macht uns auch mit der Taktik der Parteien bekannt, mit der Art der Verhandlungen in den Konferenzzimmern, mit der Vermeidung der Theilnahme Einzelner an den Abstimmungen, besonders wenn es solche Deputirte sind, die mit einem Fuß in der ministeriellen Majorität und mit dem anderen in der Opposition stehen; ferner mit der Geschicklichkeit der Vertagung einer Frage auf morgen, oder auch der übereilten Abstimmung, wenn gerade die Gelegenheit dazu günstig ist. Er führt uns hinter die Scene, wo wir die Schauspieler noch ungeschminkt und ohne Kostüm sehen; er zeigt uns, wie die Rollen vertheilt werden: warum dieser Redner immer den Angriff beginnen, jener ihn unterstützen muß, ein Dritter gleichsam das Reserve-Corps bildet und ein Vierter endlich nöthigenfalls den Rückzug zu decken hat. Es macht dies allerdings den Eindruck einer gestörten Theater-Illusion und, was das Schlimmste dabei ist, wir gewahren nun um so deutlicher, wie arm an wahren Talenten die jetzige Deputirten-Kammer ist, besonders im Vergleiche mit der Zeit der Restauration, wo Manuel, Constant, Foy, Perier die Rednerbühne einnahmen. Dagegen hat die Kammer seitdem in gewisser Beziehung einen Fortschritt gemacht, der sehr wohl anzuerkennen ist: früher nämlich wurden fast alle Reden abgelesen; seit der Juli-Revolution verlor sich dieser Gebrauch immer mehr, und jetzt macht schon der bloße Anblick eines Manuskriptes die Kammer unruhig, die sehr bald in einen heftigen Sturm ausbricht, wenn der Redner zu lesen fortfährt. Meistens sind es nur noch die neuen, eben erst gewählten Deputirten, die mit geschriebenen Reden die Tribüne besteigen, diese jedoch stets mit dem Vorsatz verlassen, das nächstemal lieber frei, wenn auch weniger, zu sprechen.

Der Constitutionnel, der in seinem Feuilleton eine Anzeige des Tanskischen Werkes enthält, sagt bei dieser Gelegenheit: „Unsere Nachbarn in Preußen haben weniger Zeit als wir gebraucht, um ihre rhetorischen Studien zu machen."

*) Guizot, Emile Girardin, Herausgeber der Presse, und Leprévost.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Donnerstag den 10. Juni 1847.

Dänemark.

Das Verhältniß der Nordischen Mythologie zur Orientalischen und Griechischen.

Mit der sogenannten Mythologie des Nordens, d. h. der gothischen Götterlehre, hat man schon vielerlei Erklärungsversuche angestellt, die sämmtlich bisher einer von zwei Hauptrichtungen angehörten, nämlich entweder der naturphilosophischen oder der historischen. Die letztere, deren erste Spuren bis auf Saro Grammatikus verfolgt werden können, sieht in der Asen-Mythologie die Geschichte einer Dynastie von Asen-Königen, indem der Name „Asen" mit Asien, dem Asowschen Meere, dessen Küsten nebst denen des Schwarzen Meeres bekanntlich in den früheren Zeiten von Gothen bewohnt waren, u. s. w. in Verbindung gesetzt wurde. Asgard, der Asen-Himmel, wird schon von Saro nach Konstantinopel und von dem Verfasser der Vorrede der jüngeren Edda nach Troja versetzt, und in jüngeren Forschungen ist mit Hinweisung auf Strabo, der östlich vom Mäotischen See ein Volk Aspurgianer kennt, ausdrücklich behauptet worden, daß diese Vermuthungen sich auf wirkliche Erinnerungen des Volks an seine Urheimat gründeten. Gleichwohl ist leicht einzusehen, daß, selbst wenn diese Namensähnlichkeiten nicht blos zufälliger Natur sind, sondern wirklich historischen Grund haben, dennoch aus solchen Einzelheiten eine Geschichte zu konstruiren unmöglich ist, und daß alle solche Versuche, wie die von Suhm und von Münter, auf bloße Hypothesen hinauslaufen müssen. Auch die Erklärung der Asen-Mythologie von dem Standpunkt der Natursymbolik aus, wenn der letztere als ausschließlicher betrachtet wird, stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Zwar giebt es in jeder Mythologie nicht nur Göttergestalten, die als Personificationen theils freundlicher, theils feindlicher Naturkräfte zu betrachten sind, sondern auch ganze Mythen, welche nur aus diesem Gesichtspunkt, d. h. als allegorische Darstellungen elementarischer Kämpfe, erklärt werden können, aber das Symbolische ist nicht das einzige, ja nicht einmal das wesentlichste Moment in der inneren Entwickelung der Mythologie. Nicht die Naturmacht und ihre Beziehung zum Menschen ist es allein, was den Grund und den Inhalt von den Vorstellungen des Göttlichen im Menschen erzeugt; auch das Historische und vor Allem das Rein-Menschliche selbst, als ideale Macht gefaßt, muß in den Götterlehren sein ewiges, von der Vergänglichkeit und Beschränkung des menschlichen Einzeldaseyns unabhängiges Recht finden.

Diesen höheren, universaleren Gesichtspunkt finden wir — unseres Wissens in dieser Anwendung zum ersten Male — in einem kleinen Werke *) vertreten, das, trotz der speziellen Beziehung desselben auf die besondere Götterlehre des Nordens, es doch dabei versucht, die allgemeinen philosophischen Bestimmungen im Begriffe der Mythologie überhaupt zu entwickeln. Wir halten diesen Gegenstand nicht nur in Rücksicht auf die richtige Kenntniß vom Geiste des Alterthums für zu wichtig, sondern betrachten die vom Verfasser eingeschlagene Richtung auch als einen zu wesentlichen Beitrag zur Philosophie der Religion und Kunst, als daß wir uns nicht gedrungen fühlen möchten, auf seine Ideen näher einzugehen. Ein sehr interessanter Punkt ist vorzüglich das Verhältniß der nordischen Mythologie zur orientalischen und griechischen. Diesen werden wir daher auch, wenn wir die Ansicht des Verfassers über das Wesen des Mythologischen im Allgemeinen näher beleuchtet haben, genauer ins Auge fassen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Einleitung, daß, wenn man das mythische Zeitalter des ganzen Menschengeschlechts innerhalb der beiden Endpunkte, in dem indischen Mythenkreise als dem ältesten, und in dem gothischen als dem jüngsten, zusammenfaßt, man durch die Anwendung der symbolisch-natürlichen Erklärungsweise zu dem Resultate kommt, daß der menschliche Geist in seiner wesentlichsten Richtung, der religiösen, mindestens in 3—4000 Jahren keine höhere Gegenstände zur Anbetung gefunden hat, als Sommer und Winter, Tag und Nacht, Heu und Häckerling. Daß der Geist, wenn er in der Umgebung der Natur erwacht und sich von ihren Kräften begränzt findet, diese zu seinen Göttern stempeln kann, ist begreiflich; aber daß er Jahrtausende hindurch in einer einzigen Sphäre (hier in der pantheistisch-religiösen) sein innerstes Lebensprinzip, die lebendige Entwickelung, verleugnen und auf einem Punkte stehen bleiben sollte, ist eine Unmöglichkeit. Der Mythizismus kann daher nur in seiner ersten Epoche, die in dem indischen Mythenkreise gegeben ist, seine Erklärung in der Sphäre der Natur haben; aber eben so gewiß, als der Geist nicht in der unmittelbaren Naturanschauung stehen bleiben kann, eben so gewiß müssen die folgenden Epochen des Mythizismus, der griechische und gothische Mythenkreis, in anderen und höheren Sphären des Daseyns ihre Erklärungen finden. — In der Erklärung der Mythologie eines Volkes sind also zwei wesentliche Bestimmungen festzuhalten: 1) nämlich des Standpunktes, welchen das Volk überhaupt in der weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit einnimmt; 2) in Rücksicht auf die einzelnen Mythen selbst, des Standpunktes, den das Volk innerhalb seiner weltgeschichtlichen Stellung in einer bestimmten Periode dieser besonderen Entwickelung einnimmt. Wenn daher der Unterschied zwischen dem indischen, griechischen und gothischen Mythizismus durch den Unterschied des indischen, griechischen und gothischen Geistes selbst bestimmt ist, so ist andererseits jeder jener drei verschiedenen Mythenkreise wieder in sich nach den Phasen seiner besonderen Entwickelung zu unterscheiden. Wir werden späterhin sehen, daß dieser Phasen ebenfalls drei sind, und daß diese besondere Entwickelung jener allgemeinen durchaus analog ist. Denn wenn es einen Unterschied zwischen den verschiedenen Mythenkreisen giebt, so müssen sie doch etwas Gemeinschaftliches haben, was sie alle zu mythischen macht; es muß in ihnen ein mythisches Grundelement seyn. Da das mythische Zeitalter ein historisches Faktum, die Weltgeschichte aber die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes ist, kann man den Mythizismus vorläufig als ein Faktum in der Entwickelung des menschlichen Geistes betrachten, und zwar als das erste Stadium derselben. Aber eben hierin zeigt sich auch das Fehlerhafte, den Mythenkreis eines Volks als ein selbständiges, abgeschlossenes Faktum anzusehen, als hätte er sich in der Geschichte des Volks nicht nach und nach gebildet, sondern als sey er ein auf einmal bestimmter Kreis von Glaubensgegenständen, der unverändert und für alle Zeiten der mythischen Periode geltend gewesen sey. Im Gegentheil! Jeder Mythenkreis hat sich entwickelt, weil aller Mythizismus wesentlich Geistesentwickelung und das Gesetz, nach dem er sich entwickelt, das Gesetz für die Entwickelung des Geistes selbst ist. Welches ist nun dieses Gesetz?

Der Geist findet sich zunächst selbst unmittelbar in den Armen und im Schoß der Natur erwachend. Die bewußte Seele ist nur wahrnehmend, und alle Eindrücke, die aus dem ganzen Daseyn in sie strömen, faßt sie unmittelbar, d. h. durch die Empfindung, auf. In dieser ersten Phase fühlt die Seele also die Einwirkung fremder Mächte, von denen sie abhängt, denn diese sind es, welche sie in ihrem ganzen Wesen bestimmen. Aber die zwingende Kraft, deren Wirkungen wohl gefühlt und gesehen werden, ist selbst außerhalb der Sinneswahrnehmung, d. h. unsinnlich, für die Empfindung deshalb aber sogleich übersinnlich, weil sie sich über das Niveau der Natur erhebt. Sie erscheint dem empfindenden Geist gegenüber selbst als wollender, also ebenfalls subjektiver Geist, der, weil er von der bloßen Empfindung nicht als Kraft in der Natur begriffen werden kann — ein Begriff, der seiner Abstraction halber einer höheren Stufe angehört — als subjektiver Wille über ihr gefaßt wird. So lange aber der Mensch die Naturkraft nicht als Kraft durchschaut hat, muß er sie als ein persönliches Wesen annehmen, eine ihm mit seinem eigenen Daseyn gegebene Vorstellung. Eben so wahr es also ist, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, eben so wahr ist es, daß der Mensch die Götter nach dem seinigen geschaffen hat.

Indem der Mensch zum Bewußtseyn erwachte, mußten ihm also die Bilder von fremden übermächtigen Persönlichkeiten erscheinen, denn unter anderer Form konnten die objektiven Kräfte nicht aufgefaßt werden. Die Empfindungen bekamen dadurch das Aussehen von andächtigen Gefühlen, theils Furcht vor den verborgenen Göttern, theils Dankbarkeit gegen dieselben. Die bewußte Seele zeigt sich in diesen unmittelbaren Schöpfungen der Phantasie in ihrer Abhängigkeit gegen die Natur, so daß die Götter selbst nothwendige Formen der Phantasie, als Bilder der Wirklichkeit, sind. Der Ausdruck „eine Mythe erklären" soll also nur besagen, daß die Wirklichkeit, welche die Alten im Bilde vorstellten, in ihrer verständigen abstrakten Wahrheit dargelegt werden soll. Weiter sieht man, was ein anderer oft gebrauchter Ausdruck „die Poesie ist älter als die Prosa" heißt; nämlich, daß die Poesie die erste Offenbarungsform des Geistes ist, weil dieser zuerst als Phantasie wirksam ist, später erst als Verstand. Aber es ist festzuhalten, daß die Phantasie hier, in der Periode der Unmittelbarkeit, unwillkürlich schafft und daher ohne eigentliche Kunst ist. Der Mythizismus ist also, insoweit er Bilder schafft,

*) Die Mythologie des Nordens. Von K. F. Wiborg. Aus dem Dänischen von Anton v. Etzel. Berlin, Verlag von Morin, 1847.

Historische Versuche, von Selig Cassel.*)

Das wirksamste Förderungsmittel der Wissenschaft ist die Monographie. Aus dem durch gründliche Sichtung gereinigten Detail baut sich das Pantheon des Erkennens auf, und jeder mit eingehender Sorgfalt gewürdigte Punkt wird ein wesentlicher bezeichnender Zug für das zu entwerfende Gesammtbild. Hat die von tausend und aber tausend Händen und Kräften gepflegte Wissenschaft des klassischen Alterthums ihre wesentlichste Bereicherung und Berichtigung Einzelforschungen zu danken, so kann die im Werden und Wachsen begriffene, nur von Wenigen treu gepflegte, im Allgemeinen noch immer versäumte Wissenschaft des Judenthums der Monographieen nicht entrathen, nicht blos für sich, für ihren eigenen Ausbau zur Sicherstellung ihres Fundaments und Materials, sondern auch zu ihrer — trotz allem vornehmen Ignoriren und aller wirklichen Ignoranz — unausweichlichen Verbreitung und Geltendmachung in weiteren Kreisen. Wo die schwere Armatur geharnischter und geschlossener Darstellungen nicht durchkommt, gewinnen die Velites vielleicht das Feld. Die vorliegende kleine, aber inhaltreiche Schrift des Herrn Cassel ist ein solcher Streifposten, ein wohlgeübtes kampffertiges Detaschement eines — dafür zeugt der Anfang — tüchtigen Hauptheeres. Mit einer ausgebreiteten, ihres Zieles und Zweckes sich klar bewußten Belesenheit verbindet der Verf. einen glücklichen kombinirenden Sinn, dem sich Uebersehenes und Ungewürdigtes in neuem ergebnißreichen Zusammenhange darstellt und Dunkles und Räthselhaftes zu überraschenden Aufschlüssen öffnet. Mit einer Reihe von äußerst interessanten Bemerkungen über das höchst merkwürdige Reisebuch des Benjamin von Tudela beginnt die kleine Schrift. A. Asher's an trefflichen Mittheilungen so reiche Ausgabe dieses, wie Herodot, so lange von der vorlauten Unwissenheit verdächtigten Autors, bis eine gründliche Forschung ihn zum glaubhaften kundreichen Gewährsmanne erhoben, hat für manches Werthvolle und Treffliche noch Raum gelassen; wir rechnen dahin alle Bemerkungen Cassel's, die sich über den Plan jenes Reiseberichtes geistvoll und einnehmend verbreiten und manche Partie desselben zu reichem Gewinne der Geschichte des Mittelalters, seines Geistes und Charakters, seiner Völkerströmungen und Bewegungen aufhellen. Hier findet der Geograph und Historiker manches ungeahnte werthvolle Detail; er kann aus des Verf. geistvoller und gelehrter Behandlung lernen, namentlich, daß es hier noch Allerlei zu lernen giebt. Der zweite Aufsatz erläutert mehrere, von Zunz unenträthselt gelassene französische Städtenamen, die Sitze französischer Gelehrten waren. In einer dritten Abhandlung rechtfertigt der Verf. von ihm gemachte frühere Aufstellungen gegen die Angriffe eines kundigen Gegners. Der lebendige Styl giebt der Darstellung auch da, wo sie mit dürrem Stoffe verkehrt, eine bei solchen Erörterungen nicht immer anzutreffende Anziehungskraft. Das hier und da Gesuchte desselben mag dem leicht findenden Verf. nicht als Solches erscheinen, — Grund genug, dagegen desto mehr auf seiner Hut zu seyn! Möge Herr Cassel bald das durch die Ordnungszahl auf dem Titel seiner Schrift angeregte Verlangen durch eine zweite Gabe erfüllen!

Dr. Michael Sachs.

*) Berlin, W. Adolf u. Co., 1847.

Mannigfaltiges.

— Die französische Deputirten-Kammer. Ein eben so unterhaltendes als belehrendes Werk ist das von dem sehr gewandt in französischer Sprache schreibenden Polen, Herrn J. Tanski, kürzlich, unter dem etwas gesuchten Titel: „Voyage autour de la Chambre des Députés", herausgegebene Buch über die Deputirten-Kammer der Franzosen. Besonders für uns, die wir es lieben, das unter unseren Augen neu entstehende Parlament mit anderen großen Körperschaften dieser Art zusammenzustellen, bietet das Buch sehr viele interessante Punkte der Vergleichung dar, die nicht immer zum Vortheil der älteren französischen Versammlung ausfallen, und zwar sowohl was die Zusammensetzung überhaupt als was die rednerischen Talente insbesondere betrifft.

Herr Tanski ist keinesweges, wie etwa Timon-Cormenin, ein strenger, die satirische Geißel schwingender Kritiker der Deputirten-Kammer. Seiner politischen Gesinnung nach konservativ, ist er als Tagesschriftsteller einer der Mitarbeiter des Journal des Débats, und wie dieses, so überschreitet auch er in seinen Schriften nicht leicht die Linie des Ernstes und der gemessenen Haltung. Gleichwohl geht doch selbst aus seiner Darstellung hervor, wie mangelhaft im Vergleiche mit anderen parlamentarischen Versammlungen, deren der Verfasser ebenfalls bei dieser Gelegenheit gedenkt, die Zusammensetzung der französischen Deputirten-Kammer ist, die dadurch förmlich zum Instrumente der Regierung wird, so daß es kaum mehr Wunder nehmen darf, wenn sich Herr Guizot und das Kabinet vom 29. Okt. 1840 so ungewöhnlich lange am Ruder zu erhalten wissen. Die Deputirten-Kammer zählt bekanntlich 459 Mitglieder; unter denselben befinden sich jetzt 200 Beamte, so daß vier Neuntel der Versammlung zu dieser Kategorie gehören, während im britischen Unterhause nur etwa zwei Eilftel (121 unter 653) Beamte sind, von welchen obendrein die größere Hälfte (71) zur Armee und zur Marine gehört, wo sie den Einflüssen des Ministeriums fern sind, da ihre Beförderung nicht von diesem ausgeht, sondern an die Ancienneität und andere unabhängige Verhältnisse geknüpft ist. Nach den Angaben des Herrn Tanski besteht die Deputirten-Kammer aus folgenden Elementen:

	Ministerielle.	Opposition.
Gelehrte und Literaten	3 *)	9
Notare, Advokaten und Aerzte	18	41
Grundbesitzer	72	71
Kaufleute und Fabrikanten...	21	13
Banquiers	9	2
Beamte	167	33
	290	169

Man sieht hieraus, daß die Beamten allein den Ausschlag geben, indem die Anzahl ihrer ministeriellen Mitglieder fast ganz so viel beträgt, als die der sämmtlichen Oppositions-Mitglieder, welche hauptsächlich aus dem sogenannten gelehrten Stande sich rekrutiren. Unbedeutend erscheint die Vertretung des Grundbesitzes, der bei dem preußischen Landtage die Grundlage der Standschaft bildet, während er im britischen Unterhause, so weit vom ländlichen Grundbesitz die Rede ist, vier Dreizehntel der Vertretung ausmacht. Auch der Gewerbfleiß ist im Unterhause bei weitem mehr vertreten als in der Deputirten-Kammer, die, wie gesagt, nur durch ihren Beamten-Ueberfluß sich auszeichnet.

Herr Tanski giebt außer diesen allgemeinen auch spezielle Nachweise über die einflußreicheren Deputirten, ihre Herkunft, ihre Antecedentien und ihre Schriften. Er erklärt den parlamentarischen Mechanismus der Kammer, wozu namentlich die Bildung und die Organisation der Büreaus, ferner die der Kommissionen gehört, deren Functionen mit denen der Büreaus nicht zu verwechseln sind; wohin die Bittschriften gelangen und was aus ihnen wird; welche Förmlichkeiten das Reglement erheischt, was unter der Tagesordnung, der vorläufigen Frage, einem Amendement und Unter-Amendement, unter der Zufertigung an die Minister oder an die Kommissionen, unter der Niederlegung auf dem Erkundigungs-Büreau (bureau des renseignemens) u. s. w. u. s. w. zu verstehen. Wir erfahren dabei zugleich, welchergestalt die Anschläge, die von Mitgliedern (nicht von der Regierung) ausgehen, indem ihre Lesung nicht gestattet wird, ohne Weiteres beseitigt werden können; wie sie, wenn sie diese erste Klippe glücklich passirt sind, dann an der Verweigerung der prise en considération scheitern, und wie sie endlich, wenn sie auch diese Gefahr entgangen, gleichwohl, ohne daß es sonderlich auffällt, durch die wohlberechnete Langsamkeit der betreffenden Kommission, durch die weise Nachlässigkeit eines Berichterstatters, unter den Tisch fallen können, um dort für immer begraben zu liegen. Herr T. macht uns auch mit der Taktik der Parteien bekannt, mit der Art der Verhandlungen in den Konferenzzimmern, mit der Vermeidung der Theilnahme Einzelner an den Abstimmungen, besonders wenn es solche Deputirte sind, die mit einem Fuß in der ministeriellen Majorität und mit dem anderen in der Opposition stehen; ferner mit der Geschicklichkeit der Vertagung einer Frage auf morgen, oder auch der übereilten Abstimmung, wenn gerade die Gelegenheit dazu günstig ist. Er führt uns hinter die Scene, wo wir die Schauspieler noch ungeschminkt und ohne Kostüm sehen; er zeigt uns, wie die Rollen vertheilt werden: warum dieser Redner immer den Angriff beginnen, jener ihn unterstützen muß, ein Dritter gleichsam das Reserve-Corps bildet und ein Vierter endlich nöthigenfalls den Rückzug zu decken hat. Es macht dies allerdings den Eindruck einer gestörten Theater-Illusion und, was das Schlimmste dabei ist, wir gewahren nur um so deutlicher, wie arm an wahren Talenten die jetzige Deputirten-Kammer ist, besonders im Vergleiche mit der Zeit der Restauration, wo Manuel, Constant, Foy, Perier die Rednerbühne einnahmen. Dagegen hat die Kammer seitdem in gewisser Beziehung einen Fortschritt gemacht, der sehr wohl anzuerkennen ist: früher nämlich wurden fast alle Reden abgelesen; seit der Juli-Revolution verlor sich dieser Gebrauch immer mehr, und jetzt macht schon der bloße Anblick eines Manuskriptes die Kammer unruhig, die sehr leicht in einen heftigen Sturm ausbricht, wenn der Redner zu lesen fortfährt. Meistens sind es nur noch die neuen, eben erst gewählten Deputirten, die mit geschriebenen Reden die Tribüne besteigen, diese jedoch stets mit dem Vorsatz verlassen, das nächstemal lieber frei, wenn auch weniger, zu sprechen.

Der Constitutionnel, der in seinem Feuilleton eine Anzeige des Tanskischen Werkes enthält, sagt bei dieser Gelegenheit: „Unsere Nachbarn in Preußen haben weniger Zeit als wir gebraucht, um ihre rheinischen Studien zu machen."

*) Guizot, Emile Girardin, Herausgeber der Presse, und Lepréuost.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

iit dem Staate verbundenen Kirchengemeinschaften mehr und mehr von der Renge der Symbole und kirchlichen Zucht nachließen. Aller Orte entstanden vernzelte Congregationen. In einigen derselben, wenn auch in wenigen, zeigteh ein beunruhigender Fanatismus; im Allgemeinen aber zeichneten sich die nabhängigen Gemeinden durch strenge Sitte und ruhiges Verhalten aus. och wurden sie nirgendwo von den Kantonal-Regierungen mit günstigem age angesehen, vielmehr stieg im Waadtlande die Erbitterung zwischen den issidenten und den Behörden zu einem solchen Grade, daß es endlich zu iem durchaus intoleranten Gesetze gegen die Congregationen kam (24. Mai 24). Der Widerstand ihrer Pfarrer führte zu Verfolgungen, die zuletzt keien anderen Ausgang hatten, als den bei Konflikten zwischen der materiellen walt und der ihre Rechte vertheidigenden Freiheit gewöhnlichen — jene ndete vergebens ihre Mittel an, und diese, Kraft aus dem Kampfe selber öpfend, gewann immer mehr Terrain.

Mitten in diesen Verwickelungen wurde die Schweiz von der Juli-Revotion überrascht, deren Folgen nicht lange ausblieben. Die Regierungen von enf und Basel zollten einem Ereignisse Beifall, welches den liberalen Sympthieen schmeichelte, allein, sicher gemacht durch einen langen Besitz der Gealt, ahnten sie die Resultate nicht, zu welchem der plötzliche Umsturz eines inzips führen mußte, auf das sich die französische Monarchie seit den ariser und Wiener Verträgen gestützt hatte.

Die patrizischen Regierungen dagegen, die sich in ihren angeerbten Meiungen verletzt fanden, die dabei erzürnt waren über die Aufhebung der Calulation mit den schweizerischen Truppen, und denen es nicht entging, welm Zuwachs an Kraft Frankreichs Beispiel dem demokratischen Prinzip leiben werde, die patrizischen Regierungen vermochten es nicht, ihre Mißmmung zu verbergen, wenn sie sich schon beeilten, den neuen Zustand der inge anzuerkennen. Sie begnügten sich, in Hinsicht der gemeinschaftlichen ngelegenheiten des Landes, die Neutralität desselben in erneuertem Anspruch nehmen. Inzwischen hatte auch die Einigkeit ein Ende genommen, mit elcher bis dahin die in Bern versammelte Diplomatie der Schweiz ihre athschläge zukommen ließ. Jede Macht, um das ganze Land auf die eigene eite zu ziehen, suchte durch besondere Mittel in den einzelnen Kantonen influß zu gewinnen. Anfänglich stand Frankreich, mit mäßiger Unterstützung nglands, den östlichen Höfen gegenüber, für welche letzteren, wie sich as denken läßt, die Nunciatur in Luzern arbeitete. Nur Preußen zeigte sich inigermaßen unschlüssig. Bald jedoch gab eine Reihe von Revolutionen, ie auf zwölf verschiedenen Punkten zu Gunsten des demokratischen Prinzips usbrachen, der französischen Politik ein unverkennbares Uebergewicht. Aarau ergriff die Initiative dieser Bewegungen. Ein Aufstand des Landvolkes ürzte im Dez. 1830 ohne Blutvergießen die Regierung, die schüchtern das leichgewicht zwischen den Parteien zu erhalten strebte, die konstituirende ersammlung trat zusammen, mit dem speziellen Auftrag, das Stimmrecht öglichst auszudehnen und die Zahl der Stellvertreter jedes Bezirks genau n Verhältniß zu dessen Einwohnerzahl festzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Australien.

Das englische Deportationswesen.

Im Jahre 1620 schickte die englische Regierung 100 Taugenichtse (idle ind dissolute persons) nach Virginien. Diese Leute zerstreuten sich im Lande ind gewährten einen werthvollen Zuwachs zu den Arbeitskräften der Kolonie. Dies waren die ersten Verbrecher, welche nach Amerika deportirt wurden. *) Nach dem Verluste Amerika's richtete die Regierung, angeregt durch die Berichte Cook's, der um jene Zeit von seiner Entdeckungsreise in der südlichen Hemisphäre zurückgekehrt war, ihre Aufmerksamkeit auf das große Ländergebiet Australiens und schickte im Jahre 1787 eine Expedition nach der an der Ostküste dieses Kontinents belegenen Botany-Bay ab. Dieses Unternehmen sollte, wie das betreffende Patent erklärt, folgende Zwecke haben: 1) das Mutterland von den Uebelständen zu befreien, die aus der täglich sich mehrenden Menge von Verbrechern in den Gefängnissen und Besserungs-Anstalten ntspringen; 2) einen zur sicheren Verwahrung der Verbrecher geeigneten Ort zu beschaffen, der zugleich die Mittel darbietet, sie zu bestrafen und allmälig zu bessern; 3) aus den gebesserten Sträflingen und mit den im Laufe der Zeit auf den unkultivirten Ländereien angesiedelten Einwanderern eine freie britische Kolonie zu gründen. **)

Ohne den geschichtlichen Verlauf dieser Expedition weiter zu verfolgen, wollen wir hier nur im Allgemeinen anmerken, daß solche unter dem Befehle des Capitain Arthur Philip, dem späteren Gouverneur der Kolonie, im Januar 1788 mit 600 männlichen und 250 weiblichen Verbrechern in Botany anlangte. Man fand diesen Punkt der Küste für die Zwecke der Expedition nicht geeignet, was den Capitain Philip veranlaßte, mehr nördlich zu fahren, wo er so glücklich war, Port Jackson zu entdecken, dessen Hafen, Sydney Cove, geräumig genug ist, alle Fahrzeuge der englischen Flotte aufzunehmen. Hier ging das kleine Geschwader vor Anker. Am 26. Januar wurde die britische Flagge aufgezogen und eine Niederlassung auf dem Punkte gegründet, wo sich seitdem die Stadt Sydney erhoben hat. ***)

*) John Marshall's Life of George Washington.
**) An Account of the English Colony in New South Wales. By David Collins.
***) Montgomery Martin's History of the British Colonies.

Es lag demnach von Anfang an in der Absicht der englischen Regierung, nicht eine bloße Straf-Anstalt in jenem Welttheile zu gründen, sondern mit Hülfe der deportirten Verbrecher eine freie Kolonie hervorzurufen. Hierdurch erhielt die Deportation ihren eigenthümlichen Charakter: sie wurde ein Mittel der Colonisation und sollte mit derselben Hand in Hand gehen. Diesen Grundsatz bitten wir im Verfolg dieser Darstellung im Auge zu behalten; er enthält die Basis des Deportationswesens, an der leider in der letzten Zeit so viel gerüttelt worden, daß es nicht wundern darf, wenn das Ganze dem Einsturze nahe ist.

Die wichtigste Aufgabe, mit deren Lösung man sich vor Allem zu beschäftigen hatte, war die zweckmäßige Verwendung der Deportirten. Es bot sich allerdings ein reiches Feld der Beschäftigung dar in der Urbarmachung unkultivirter Ländereien, allein auf welche Weise sollten die Deportirten dabei betheiligt werden? Für den ersten Anfang und zur Deckung des eigenen Bedarfs ließ die Regierung auf Staatskosten kleine Ackerwirthschaften anlegen und bebauen; nach einem großen Maßstabe auf diese Weise fortzufahren, schien dagegen nicht rathsam, indem die Erfahrung gelehrt, daß dergleichen Unternehmungen nur in den Händen von Privatleuten günstige Resultate liefern. Noch weniger konnte man daran denken, die Ländereien den Deportirten zu überlassen oder auch nur zu verpachten; ein solches Verfahren würde für diese selbst, wie für das Gemeinwohl im Mutterlande, von den nachtheiligsten Folgen gewesen seyn. Hier mußte also ein vermittelndes Element zwischen der Regierung und den Deportirten aufgefunden werden, und dies war die Herbeiziehung freier Einwanderer aus dem Mutterlande.

Für den Bewohner kultivirter, dichtbevölkerter Länder hat die Aussicht, für einen geringen Preis oder gar unentgeltlich zu großem Grundbesitz zu gelangen, einen mächtigen Reiz; es ist dies in den meisten Fällen das Haupt-Motiv der Auswanderung nach ferngelegenen Ländern. Leider wird nur zu häufig ein sehr wichtiger Umstand dabei außer Acht gelassen, nämlich, daß der bloße Besitz des Bodens nicht nutzbringend sey, daß auch ausreichende Kräfte vorhanden seyn müssen, die ihn urbar machen und bebauen.

Von der großen Vervollkommnung der Mechanik und ihrem Einfluß auf die Gewerbe ist der Landbau bisher wenig berührt worden; mit Ausnahme der Dreschmaschine und einiger geringerer Apparate, hat die neuere Zeit keine händesparende Ackergeräthe hervorgebracht. Am allerwenigsten ist die Kunst den schwierigen Operationen des Ansiedlers zu Hülfe gekommen; die Axt und die Säge sind jetzt, wie vor 200 Jahren, die einzigen Werkzeuge, die ihm bei der mühsamsten seiner Arbeiten, bei der Ausrodung der Wälder, zu Gebote stehen.

Die bloße Ueberlassung des Grund und Bodens an den Ansiedler wäre daher nicht ausreichend gewesen, die Auswanderung nach dem menschenleeren Australien zu leiten; indem aber die Regierung die Maßregel ergriff, die Kräfte der deportirten Verbrecher zur Verfügung der Ansiedler zu stellen, wurde der Unternehmungsgeist im Mutterlande angeregt, und Tausende fleißiger Menschen entschlossen sich, in jenem fernen Erdtheile ihr Lebensglück zu gründen.

So erhielt der Deportirte die Bestimmung, das rohe Besitzthum des Ansiedlers in nutzbringende Erwerbsquellen zu verwandeln und mitzuarbeiten an der Verbreitung europäischer Gesittung.

Die speziellen Maßregeln, welche bei der Ausführung dieses Plans an Ort und Stelle in Anwendung kamen, bestanden wesentlich in Folgendem:

Die Sträflinge wurden bei ihrer Ankunft in der Kolonie in den Gefängnissen untergebracht und einstweilen von der Regierung bei öffentlichen Bauten beschäftigt. Diejenigen, welche sich während ihrer Haft in England oder auf der Ueberfahrt ungebührlich betragen hatten, blieben auf unbestimmte Zeit unter der Gefängniß-Disziplin, die Uebrigen wurden zur Ueberweisung an freie Ansiedler bestimmt.

Eine mit diesem Geschäft beauftragte Behörde (board of assignment) empfing die Anträge der Ansiedler, welche Sträflinge verlangten, und vertheilte solche nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und nach dem Bedürfniß der Antragenden. Die so überwiesenen Leute (assigned-men) begaben sich, von einem Constable begleitet, meist aber allein, nach dem Ort ihrer Bestimmung. Der Ansiedler hatte die Verpflichtung, den Ueberwiesenen mit gesunder Kost und hinreichender Kleidung und Wohnung zu versehen, wogegen dieser eine bestimmte Anzahl von Stunden täglich für ihn arbeiten mußte, ohne eine andere Remuneration, als die erwähnte, beanspruchen zu dürfen.

Es ist einleuchtend, daß in dem Verhältniß, worin der Ueberwiesene zu seinem Dienstherrn stand, eine Beschränkung seiner Freiheit, wie solche in unseren Gefängnissen stattfindet, nicht ausführbar war. Der Ansiedler selbst muß nicht selten in einer flüchtig gebauten Erdhütte oder bestenfalls in einem Bretterhause seine Wohnung aufschlagen; er kann daher unmöglich seine Dienstleute zwischen festen Mauern aufbewahren. Eben so wenig ist er im Stande, sie gemeinschaftlich beschäftigen und überwachen zu lassen; die vielfachen Verrichtungen des Ansiedlers führen seine Arbeiter nach verschiedenen Richtungen hin, in den Wald, auf die Berge, nach den Weiden, wo sie sich selbst überlassen bleiben müssen. Der Ueberwiesene unterliegt daher in Beziehung auf seine persönliche Freiheit keiner anderen Kontrole, als dies bei gewöhnlichen Arbeitern der Fall ist. Unter diesen unvermeidlichen Verhältnissen war es um so dringender, eine strenge Disziplin einzuführen. Der Ueberwiesene war seinem Dienstherrn unbedingten Gehorsam schuldig; jedes Vergehen gegen die Subordination, durch Handlungen nicht nur, sondern selbst durch Worte und Geberden wurde nachdrücklich bestraft. Der Ansiedler selbst durfte sich keine Eigenmächtigkeit oder Selbsthülfe erlauben; zur Aufrechthaltung der Ordnung waren in allen Distrikten Friedensrichter angestellt, und nur sie

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Sonnabend den 12. Juni 1847.

Aegypten.

Stimmen aus Aegypten über Mehmed Ali.

Fast ein halbes Jahrhundert regiert Mehmed Ali das Reich der Pharaonen, und noch hat sich die Welt kein bestimmtes Urtheil über ihn bilden können. Was die Sprache an Bezeichnung des Größten wie des Niedrigsten besitzt, hat man auf den Pascha von Aegypten angewendet; denn während seine Freunde ihn bis zum Himmel erheben und den größten Männern nicht nur des Jahrhunderts, sondern aller Zeiten beizählen, wird er von seinen Feinden in den Staub herabgezogen und höchstens als ein glücklicher, blutdürstiger Abenteurer bezeichnet. Sicherlich aber wird auf beiden Seiten gesündigt, vielleicht auf der der Freunde am meisten, so daß Mehmed Ali mit Recht sagen könnte: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß die übertriebenen Lobhudeleien und Panegyriken auf den Napoleon des Orients größtentheils diese feindliche Opposition, welche an ihm auch gar nichts anerkennen will, hervorgerufen hat. Das Schwankende im Urtheile über Mehmed Ali hat seinen Grund besonders darin, daß man unterläßt, den Standpunkt festzustellen, von welchem aus dieser ungewöhnliche Türke beurtheilt werden muß; ferner trug zur Verwirrung die Diplomatie nicht wenig bei, denn je nach ihren Sympathieen oder Antipathieen, je nachdem sich der Pascha von Aegypten den Intentionen dieses oder jenes Kabinets geneigt oder abhold zeigte, ließ sie in ihren Organen die Verdienste und Eigenschaften würdigen. In England und Frankreich hat das Urtheil über Mehmed Ali seinen Endpunkt in politischen Gründen; das Geschick beider Länder ist bei den Bestrebungen und der Denkweise Mehmed Ali's nicht wenig betheiligt. Deutschland, fast gänzlich ausgeschlossen von der Leitung außereuropäischer Zustände, wäre am meisten zu unparteiischer Beurtheilung geeignet, allein die Verwirrung der Ansichten ist bei uns größer als irgendwo. Während unsere Hauptorgane der französischen oder englischen Presse nachbeten, schreiben deutsche Touristen dicke Bücher über Mehmed Ali, in ihrer Beurtheilung desselben nicht von unparteiischer Beobachtung geleitet, sondern freundlich oder feindlich gesinnt, je nachdem ihnen der Pascha bei der üblichen Visite freundlich zugelächelt oder nicht. Von Personen, die auf Kosten des Pascha in Aegypten reisten, wie Semilasso, und die, wie allgemein erzählt wird, aus der Freigebigkeit des Pascha sogar noch andere lukrative Vortheile zogen; von jungen deutschen Professoren, deren schulmeisterliches Herz sich vor Freude und Hochgefühl nicht zu lassen weiß, wenn sie von fürstlichem Auge, sey es in Europa, oder in Asien, oder in Afrika, angelächelt werden, ist, abgesehen von ihrer politischen Unfähigkeit, unmöglich ein sicheres Urtheil über eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die Mehmed Ali's, zu erwarten.

Nicht ohne Interesse wird es seyn, aus diesem Chaos widersprechender europäischer Urtheile auch eine Stimme aus Aegypten selbst zu vernehmen. Während meines Aufenthaltes in Kahira lernte ich einen Mann kennen, dessen Urtheil wohl gehört zu werden verdient. Zwar nicht in Aegypten geboren, kam er doch schon in seiner Jugend in dieses Land und hielt sich bis zum gereiften Alter darin auf. Mit der genauesten Kenntniß des Landes, der Sprache, des Charakters und der Sitten des Volks verbindet er ein klares und sicheres Urtheil über Persönlichkeiten. Was er mir in den Unterhaltungen, welche wir fast jeden Abend unter den schattigen Bäumen des Esbekiehplatzes hielten, über Mehmed Ali und seine Familie mittheilte, bestand etwa in Folgendem:

„Leugnen läßt sich nicht, daß Mehmed Ali das Glück, welches ihm fast unausgesetzt lächelte, mit Geschick zu ergreifen und mit Kraft zu benutzen verstand. Jetzt ist er ein kompleter Narr. Durch die ewigen Projekte, die man ihm zuraunte, ist er selbst ein Projektenjäger geworden, im Größten wie im Kleinsten. Bis jetzt wurden alle Kräfte des Landes Projekten geopfert. Unter den Beamten des Pascha ist etwa ein halb Dutzend tüchtiger Männer; leider aber sind diese nicht unter den Rathgebern in der nächsten Nähe des Pascha, sondern werden wohlweislich von den Günstlingen fern gehalten. Seine Vertrauten sind einige unwissende, verschmitzte Griechen und Armenier, Schacherer und Spekulanten, die den Pascha und das Land betrügen. Finden diese ein Projekt in einem Zeitungs-Artikel, so bringen sie solches, je toller, je besser, sogleich als ihr eigenes vor den Pascha, welcher, da ihm jede höhere Einsicht und Bildung mangelt, alsbald darauf eingeht, es eben so schnell wieder fallen läßt, als er es aufgenommen. Hundert Dinge befiehlt er, und gleich darauf bestraft er diejenigen, welche die Befehle, von denen er nichts mehr weiß, ausgeführt haben. Eine höllische Kunst versteht der Pascha: ist er eines Mannes überdrüssig, so weiß er ihm an seiner verwundbarsten Seite durch Demüthigung, Verachtung ꝛc. solche Streiche beizubringen, daß Alle, die er sich bis jetzt zum Ziel ausersehen, am gebrochenen Herzen oder an Geisteszerrüttung gestorben sind. Die Familie des Pascha, die Großen des Reichs und mit diesen das ganze Land wünschen sehnlichst das Ende des Alten herbei. Die ganze Familie des Pascha hat Anlage zu Irrsinn; in den Köpfen herrscht die Zerrissenheit der Ideen, welche die Engländer durch das Wort cracked bezeichnen."

Ein anderes Mal begann mein ägyptischer Freund, gleichsam einen Kommentar zu den vorhergehenden Ansichten gebend, die Unterhaltung wie folgt: „Es giebt keinen herzloseren Tyrannen, als Mehmed Ali. Diese Behauptung bekräftigen Millionen, deren Wohlstand er vernichtet hat. Schauen Sie um sich und betrachten Sie das wogende Aehrenmeer, welches sich im Nilthale ausbreitet. Was erblicken Sie inmitten dieses überschwenglichen Segens? — In Lumpen gehüllte Menschen, in deren Brust der versengende Hauch der Despotie jedweden Keim edlerer Gesinnung zerstörte und die, durch den langen Druck ihrer Tyrannen demoralisirt, in der äußersten Armuth vegetiren. — Das ärmste Volk ist am leichtesten zu regieren. — Im Jahre 1808 befahl Mehmed Ali, den Feddan (Landmaß etwa = 1 Morgen) zu verkleinern, mit Beibehaltung der darauf lastenden Abgaben. Der frühere Feddan, 400 □ Kassab (Ruthen) oder 5929 □ Metres, ist jetzt herabgesetzt auf 333⅓ □ Kassab oder 4416⅔ □ Metres, folglich um 1512⅓ □ Metres verkleinert. Hierdurch wurden die Einkünfte um ⅕ vermehrt. Zu gleicher Zeit mußten Abgaben von den Ländereien der Moscheen bezahlt werden, bis er die Länder selbst nahm und den Geistlichen Pension aussetzte, die nicht bezahlt wird. Der fortwährenden Bedrückungen müde, wanderten Viele aus; ihre Besitzungen nahm der Pascha sogleich an sich; den Uebrigen befahl er, ihre Dokumente in Betreff des rechtmäßigen Besitzthums ihrer Ländereien vorzuweisen. Eine deshalb niedergesetzte Kommission erklärte die beigebrachten Dokumente sammt und sonders für unzureichend. So fiel das ganze Land dem Pascha zu. Ein allgemeines Murren entstand im Volke; aber darauf war man gefaßt; das Volk wurde durch harte Drohungen eingeschüchtert, und die vornehmsten Scheichs, unter ihnen Said Omar Makram, dem Mehmed Ali seine Erhöhung zu danken hat, wurden verbannt. (Dieselbe Operation machte schon einmal Joseph mit Aegypten, 1 Mos. 47, 14—26; der Hebräer gab doch noch Getraide für Freiheit und Eigenthum.) Dieser Gewaltthat folgte die Einführung des verderblichen Monopolsystems. Der Pascha, nunmehr Besitzer aller Ländereien, verpachtete dieselben an ihre ehemaligen, rechtmäßigen Herren; der Pachtzins wurde von ihm festgesetzt und die Einwilligung zur Uebernahme des Pachtes erprügelt. Dem neuen Pächter wurde befohlen, welches Quantum von diesem oder jenem Erzeugnisse er zu liefern habe, das dann der Pascha nach selbst gemachten Preisen kaufte, aber anstatt in baarem Geld, nach Abzug des schuldigen Pachtzinses, mit Anweisung auf die Kasse bezahlte; die letztere aber, angewiesen, Geld nur zu empfangen, aber nicht zu geben, zog diese Anweisungen ein und gab dafür andere auf die Fabriken, welche für die Papiere ein äquivalentes Quantum baumwollen Zeug auslieferten, dessen Werth jedoch höher berechnet war, als der Marktpreis besserer ausländischer Waaren. Die Zeit der nächsten Steuern kam herbei; der Bauer, wollte er nicht dem Stocke verfallen, war gezwungen, die erhaltenen Baumwollenzeuge so bald als möglich loszuschlagen. Dies konnte aber nicht ohne bedeutenden Verlust geschehen, da sich eine Menge Wucherer die Noth der Leute zu Nutze machten. Konnte ein Bauer das vorgeschriebene Quantum Erzeugniß nicht liefern, so wurde das fehlende ihm in Rechnung gebracht und ihm noch obendrein, in der Voraussetzung, daß er es unterschlagen habe, eine Dosis Prügel aufgezählt. Wehe dem Bauer, der es wagte, von dem selbst gebauten Getraide auch nur das Geringste für den Bedarf seines Hauses zu nehmen; Alles mußte abgeliefert werden. Hatte er Getraide nöthig, so stand es ihm frei, für 30 Piaster den Ardep, welchen er für 18 hatte abliefern müssen, wieder zu kaufen. So verfuhr man bis 1841 mit dem Fellah; nach dem Traktat von 1840 wurde der Handel freigegeben. Darum aber hat sich Nichts geändert, denn nach Abzug der Steuern und Pachtgelder bleibt dem Fellah nicht so viel, um für sich und die Seinigen Brod kaufen zu können. Die Hälfte der Bauern in Aegypten hat kein Brod.

„Eine originelle Art indirekter Abgaben sind die Erpressungen der Provinzial-Gouverneure, von deren Schlechtigkeit Mehmed Ali von Haus aus Kenntniß hat, aber sie nicht hindert. Diese Blutsauger mästen sich mit dem Schweiße der Unterthanen. Glaubt der Pascha, daß es der Mühe lohne, den Raub in Empfang zu nehmen, so läßt er die Stunde des Gerichts schlagen. Der gestern noch mächtige Gouverneur liegt heute in Ketten; Beweise seiner Ungerechtigkeit werden beigebracht; sein erpreßtes Vermögen fällt, anstatt

den bestohlenen Bauern erstattet zu werden, in den bodenlosen Säckel Mehmed Ali's, und der Gouverneur wandert in die Gefängnisse von Abukir oder auf die Galeeren. Alle Welt preist diese Akte der Gerechtigkeit, aber kaum ist einige Zeit verflossen, so sieht man den Exgaleerensklaven hoch zu Roß durch die Straßen der Hauptstadt reiten, denn Mehmed Ali hat die Brauchbarkeit des Mannes eingesehen und ihm abermals den lukrativen Posten eines Provinzial-Gouverneurs anvertraut.*)

„Der Pascha hat die Einrichtung getroffen, daß ein Bauer für den anderen zahlen muß, falls einer die Steuern nicht erschwingen kann; eben so haftet Stadt für Stadt und Provinz für Provinz. So von Gewaltthat zu Gewaltthat fortschreitend, hat der Pascha sein hohes Ziel: allgemeine Verarmung, vollkommen erreicht.

„Die Sicherheit, mit welcher man in Aegypten reist, muß anerkannt werden. Sie ist das Resultat der Bemühungen des Pascha; nur durch die grausamsten Mittel konnte er es so weit bringen. Nicht der Tod durch Strang oder Schwert, nicht lebenslängliche Zwangsarbeit machen Eindruck auf das Gemüth des moslemitischen Räubers, ein unerbittliches Fatum herrscht über ihm; nur das Grausen erregende und unerhört schmerzhafte Pfählen ist vermögend, seiner Raubsucht Fesseln anzulegen. Durch die Anwendung dieser Todesstrafe ist die Sicherheit so weit gelungen, daß man jetzt vom Mittelmeer bis Sudan ungefährdet reisen kann."

Ueber Bogos Bey, den so berühmten Premier-Minister Mehmed Ali's, mit welchem mein ägyptischer Freund in nahen Verhältnissen gestanden und den er ganz genau kennen mußte, fällte er dieses Urtheil: „Bogos Bey war die vollendetste Kreatur Mehmed Ali's; er lebte und starb nur für Einen Gedanken, für Mehmed Ali. Der Vortheil dieses Mannes war sein Gott und sein Heiland: diesem zu fröhnen und zu opfern, scheute er kein Mittel. Freundlich gegen Jedermann, betrog er Jedermann. An diplomatischen Ränken thaten es ihm die größten Meister in Europa nicht zuvor; die Herren Konsuln, die er so oft hinters Licht führte, wissen am besten davon zu erzählen. Armenier, wußte er durch sein gewandtes rücksichtsvolles Benehmen selbst die stolzen Türken zu gewinnen. Wer etwas besaß, dem nahm er es mit List oder Gewalt und wendete es dem Säckel des Pascha zu. Dabei vergaß er sich nicht; er ist sehr reich gewesen. Er starb an Vernachlässigung, die er vom Pascha erfuhr."

Auch mit den übrigen Einrichtungen und Schöpfungen des Pascha war mein Freund sehr vertraut; nur einige seiner Bemerkungen mögen hier Platz finden: „Dem Pascha wurde es mit seinem gesunden Verstande bald klar, welche Ueberlegenheit ihm eine nach europäischem Systeme eingerichtete Armee über die Fürsten des Orients geben müßte, und er beschloß, eine solche zu schaffen. Tausend und aber Tausende von armen Negern wurden zu Tode exerzirt. Die europäischen Instructeurs und Aerzte, die er sich kommen ließ, kosteten enorme Summen. Um diese kostspieligen Fremden nicht lange nöthig zu haben, gründete er Schulen, aus denen er bald einheimische Offiziere und Aerzte zu erhalten hoffte. Eben so wurden Fabriken angelegt, um selbst das Material zu gewinnen, welches zur Bekleidung und Bewaffnung der Armee aus Europa bezogen werden mußte. Dies der Grund der gepriesenen und jetzt zum großen Theil wieder verfallenen Institutionen des großen Mannes. Die Baumwollenspinnerei in Beni-Suef ist erbärmlich gehalten und ihrem Verfall nahe. In den Dörfern Melauwi und Rübamon hat Ibrahim Pascha Zucker- und Rumfabriken, die von Engländern geleitet werden. Der Boden rings umher ist an Fellahs verpachtet, die ihn mit Zuckerrohr bebauen müssen. Der gewonnene Rohzucker muß nach einem vom Pascha selbst bestimmten Preise an die Fabriken abgeliefert werden. Trotzdem kommt der Zucker wegen der bedeutenden Kosten der europäischen Arbeiter sehr hoch zu stehen. Die Fabriken würden schon längst in Verfall gerathen seyn, wenn nicht ihr Eigenthümer die Mittel in den Händen hätte, den Absatz seiner Waaren zu sichern. Sobald nämlich ein bedeutendes Quantum Zucker und Sirup in den Magazinen in Kahira aufgehäuft ist, werden alle mit diesen Artikeln handelnden Araber und Kopten gerufen und einem jeden derselben, mag er wollen oder nicht, ein bestimmtes Quantum zugemessen, das er nach einer bestimmten Frist bezahlen muß. Neben dem Dorfe Taro wird in einem großen Gebäude der arabischen Jugend Artilleriewissenschaft eingebläut. Gebäude und Unterricht sinken sichtbar in ihr altes Nichts zurück. So lange General Seguera die Anstalt dirigirte, ging es noch leidlich; seitdem aber einem unwissenden Italiäner, der als Koch eines Kauffahrers nach Aegypten kam, darauf Marqueur in einem Kaffeehause war, die Leitung übertragen worden, ist auch der letzte Schein von einem Resultate verschwunden. Die Musikschule ist bereits eines sanften Todes verstorben; der weiland Direktor dieses Kunst-Instituts, ein ehemaliger hannoverscher Trompeter, ist allein in Giseh noch übrig; seine ganze Wirksamkeit beschränkt sich darauf, wöchentlich ein- oder zweimal in Kahira eine tüchtige Ladung Schnaps zu sich zu nehmen. Eben so ist das nützlichste aller Institute, die Handwerksschule, aufgehoben worden. Der Gründer und Direktor derselben war Hakim-Bey, ein Armenier, welcher dieser Anstalt, deren Nützlichkeit er einsah, fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Nicht kriechend genug vor den Favoriten Mehmed Ali's, waren diese ihm natürlich feindlich gesinnt, und da die Aufhebung der Schule diesen Mann am empfindlichsten berühren mußte, wurde dieselbe beschlossen. Nachdem man den Bey nach Ober-Aegypten entfernt hatte, machte man den Pascha auf das Kostspielige der Anstalt aufmerksam. Eine Kommission wurde zur Untersuchung niedergesetzt. Das Resultat lautete: „es verlohne sich der Mühe nicht, die Schule länger bestehen zu lassen." In einer zweiten Sitzung, welcher Ibrahim Pascha präsidirte, wurde die Aufhebung dekretirt. „Was machen wir mit einer Schule", rief der Pascha, „welche bisher nur Geld gekostet und noch keinen Para eingebracht hat?" Dieser kleinliche Krämergeist wohnt der ganzen Dynastie inne.

„In Siut, nächst Kahira und Alexandrien die größte und wichtigste Stadt Aegyptens, in reizender Gegend, mündet die große Karawanenstraße von Darfur, welche sich von dort aus nach Burnu, Baghermeh, Borgu und andern uns noch unbekannten Ländern Mittel-Afrika's verzweigt. Welcher Entwickelung wäre der Verkehr mit diesen Gegenden fähig, wenn man nur das Geringste thäte, denselben zu begünstigen, oder ihn wenigstens nicht durch immer neue Auflagen erschwerte. Ungeachtet der Hindernisse, welche dem Verkehr entgegenstehen, erscheint dennoch jährlich eine Karawane, die die Erzeugnisse Sudan's: Gold, Elfenbein, Straußfedern, Gummi, Tamarinden und — Sklaven bringt. Die Versprechungen, welche Mehmed Ali der Anti-Slavery-Society machte, hat er nicht erfüllt. Im Gegentheil wußte er das menschenfreundliche Verlangen der Gesellschaft trefflich zu benutzen, seine Revenuen zu vermehren; denn unter dem Vorwande, den Sklavenhandel zu erschweren, erhöhte er den bestehenden Eingangszoll von 150 Piaster auf 730 für den Kopf. Es wird natürlich noch dieselbe Anzahl eingeführt, wie früher; nichts hat sich geändert, als der Preis. Trieb doch selbst ein Franzose, früher Offizier und Ritter der Ehrenlegion, Namens Baissiere, den Sklavenhandel und steckte auf seinem Sklavenschiffe die französische Flagge auf, um vor etwaigen Vexationen der ägyptischen Beamten sicher zu seyn! Ein noch elenderes Individuum ist ein Italiäner, Namens Landrini, Regimentsarzt im Dienste Mehmed Ali's. Dieses Scheusal begnügte sich nicht, den gewöhnlichen Menschenhandel zu treiben, sondern wandte seine chirurgischen Fertigkeiten dazu an, Hunderte von Knaben zu entmannen, um sie als Eunuchen theuer zu verkaufen."

Unsere Unterhaltung schloß mit diesem Resultat: Alles zittert vor Ibrahim Pascha; seine Grausamkeit, die vor Nichts erschreckt, ist bekannt. Niemand, selbst die Pforte nicht, wird ihm die Nachfolge Mehmed Ali's streitig machen. Aber das Geschick des Landes hängt von seiner Laune ab, d. h. es kann besser werden, denn an Verstand fehlt es ihm nicht, ja in Vielem steht er besser als Mehmed Ali; hat er aber schlechte Laune, so kann es sich sehr verschlimmern. Doch braucht man sich weder der Hoffnung zu sehr hinzugeben, noch sich mit Furcht zu quälen. Die albanesische Race, welcher die Familie Mehmed Ali's angehört, kommt in Aegypten nicht fort; sichtbar geht die ganze Dynastie ihrer Auflösung entgegen. Außer Ibrahim Pascha ist von den sämmtlichen Söhnen und Enkeln des Vicekönigs nichts zu erwarten. Es wird es nicht ausbleiben, daß in wenig Jahren Aegypten eine europäische Provinz wird, oder ein türkischer Pascha, wie vor Mehmed Ali, hier regirt.

Dresden. Dr. Ph. Gerber.

*) Große und kleine Tyrannen gleichen sich doch auf ein Haar. Dasselbe Manöver sah ich häufig von dem so gepriesenen Fürsten Milosch in Serbien praktizirt, und zwar mit solchem Erfolge, daß dieser ehemalige Schweinehändler jetzt zu den reichsten Partikuliers [illegible] gezählt wird.

Dänemark.

Das Verhältniß der Nordischen Mythologie zur Orientalischen und Griechischen.

(Schluß.)

In diesen drei Phasen entwickelt sich also der Mythizismus als eine nothwendige Form des Geistes in der ersten Epoche des Bewußtseyns, im Stadium der Unmittelbarkeit. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie einseitig eine blos religiöse Auffassungsweise des Mythizismus ist, und die Willkür, ihn zum ganzen religiösen Geistesleben auszudehnen; denn das mythische Element ist nicht dem Geiste, als solchem, durchaus entsprechend, es verhält sich zu ihm, wie die Puppe zum Schmetterling, welche er abwirft, sobald der Augenblick der Metamorphose gekommen ist. So liegen auch die Grundkräfte der Menschenseele im Gewande des Mythizismus. Das Bild war der Spiegel, in welchem der Geist die Wahrheit schaute, während das Herz anbetete. Man kann sagen, daß es das Gepräge des mythischen Zeitalters war, die Wahrheit durch die Phantasie zu suchen und durch sie versöhnt zu werden; die Seele fühlte und glaubte, aber nur was die Phantasie ihr vormalte; sie betete an, aber nur mit der Lippe der Phantasie; sie dachte, aber ihr Gedanke war ein Morgentraum in der Wiege der Phantasie. Gerade die Formen sind es nämlich, welche die Seele zuerst auffassen muß, bevor sie in das Wesen eindringen kann, nur durch diese, als die Abbilder des Lebens, begreift sie die Wahrheit; oder wie Schiller in den „Künstlern" sagt:

Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.

Aber allmälig hatten sie Kräfte eingesogen; die Umhüllung ward gesprengt, und während die Phantasie befreit wurde, zog der Glaube still in die Tempel ein; und während die Intelligenz die Tiefen des Daseyns, das Gewand, welches sie gebar, durchforschte, mußte die Phantasie auch die Kunst und zwar vor allen die Dichtkunst gebären, und aus der natürlichen Poesie ward eine Kunstpoesie: der Glaube erzeugte bestimmte theosophische Religionslehren, und die Intelligenz brachte die Wissenschaften und zwar zunächst die historische und philosophische hervor.

Fassen wir jetzt den Begriff des Mythizismus in seiner Einheit auf und fragen so nach seiner historischen Entwickelung, so wird es klar werden, daß diese mit der welthistorischen Entwickelung des Geistes überhaupt zusammenfällt. — Man hat eine Sage, den Wiederhall einer alten Mythe, daß jede Blume in ihrem Kelche ein bewußtes Wesen verberge, einen Elf, der mit der Pflanze erschaffen wird, aber schlummernd darin liegt, bis sich die Blume entfaltet und mit dem Wachsthum der Pflanze wächst auch der schlummernde Elf. In dem Augen-

blicke, wo sich der Kelch öffnet, erwacht der Elf zum Leben; aber obschon ihm seine Schmetterlingsflügel völlige Freiheit zu geben scheinen, ist er dennoch an die Blume gebunden; welkt die Blume dahin, so stirbt auch der glückliche Elf, ihr Todesseufzer ist sein erster Seufzer. Ein schönes Sinnbild von dem Verhalten des bewußten Geistes zur Natur. Der Geist, die feinste Blüthe der Natur, hat als solche objektive Existenz, aber er hat zugleich das Bewußtseyn und ist hierdurch gänzlich der Natur entgegengesetzt: er ist bewußtes Ich, ein Subjekt. Aber die Subjektivität ist zunächst ein bloßes Vermögen ohne Besitzergreifung ihrer selbst, ohne Wirksamkeit, sie lebt, aber schlummernd — wie der Elf in dem Blumenkelch, und ist somit mit der Natur in unmittelbarer Einheit: Brahma, der auf dem Lotosblatte schläft. Auf diesem ihrem ersten Standpunkt, in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit ist die Menschenseele also substanziell. In Rücksicht auf den Mythizismus sind die Gegenstände für ihren Glauben hier die Kräfte der Natur und Phänomene, und gerade weil die Menschenseele sich hier in jenem substanziellen Einheitsverhältniß befindet, wird ihr Glaube an die verschiedenen Götter sich endlich entfalten zu einem Gotte, welcher in den vielen Formen verkörpert (inkarnirt) ist. Der Mythenkreis, der auf dieser Basis entstanden, ist der indische, und wir haben hierin eine Bekräftigung der Vermuthung, daß Indien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Der indische Mythizismus ist daher als substanzieller Polytheismus zu fassen.

Auf diesem Standpunkt der Substanzialität hat sich indessen der Geist noch nicht zum freien Geist gesammelt; indem er sich über denselben erhebt und in eine neue Sphäre eintritt, findet er sich als freies Subjekt, als selbständiger, freiwollender Geist gegenüber der Natur und ihrer Nothwendigkeit. Das große Eine, das Brahma, oder auch, als pantheistisches Subjekt gefaßt: der Brahma, wird dadurch zu einem einfachen Wesen herabgesetzt und nimmt wie Pan den Platz eines einfachen Individuums im Daseyn ein, während Zeus, der Menschengeist in seiner ewigen Göttlichkeit, auf den Sitz des obersten Gottes erhöht wird. Diesen Mythenkreis finden wir bei den alten Griechen vor, und der griechische Mythizismus ist also als subjektiver Polytheismus zu charakterisiren. Die Wahrheit des Gräcismus liegt also in der Erkenntniß von der Göttlichkeit des subjektiven Geistes. — Unser Verfasser, dem wir bis hieher ziemlich treu gefolgt, nur daß wir seine häufig zu abstrakten Ausdrücke und Vorstellungen bestimmter und einfacher wiederzugeben bemüht waren, protestirt hier dagegen, daß man den Gräcismus als die Religion der Schönheit bezeichnet habe, indem er entgegnet, daß dieselbe als Religion keinesweges schöner als die anderen mythischen Religionen sey, da sie die Bildformen alle gemeinschaftlich haben, und daß für soweit, als der Ausdruck „die Religion der Schönheit“ die Vorstellung enthalte, daß die Griechen die Schönheit vergötterten, er doch cum grano salis zu verstehen sey, weil sie die Schönheit zwar mit Begeisterung liebten, aber nicht mehr als z. B. die Gothen. Als Religion der Schönheit, meint der Verfasser, müßte der Gräcismus die Vergötterung der sinnlichen Formen seyn, dies sey er aber nicht. Es liegt in dieser Auffassung des Gräcismus ein offenbares Mißverstehen dessen, was Schönheit ist, zum Grunde. Schönheit, ganz allgemein gefaßt, ist nichts Anderes als vollkommene Einheit von Inhalt und Form, von Geist und Natur, es ist die zu Fleisch und Blut gewordene Idee der Wahrheit. Eben darin liegt aber gerade die Nothwendigkeit, daß der Gräcismus die schöne Mitte zwischen dem indischen und gothischen Mythizismus einnimmt, weil er sich gegen jenen durch höhere Geistigkeit, gegen diesen durch die tiefere Natürlichkeit abgränzt. Sowohl der indische als der gothische Mythizismus war abstrakt, d. h. in dem ersten wurde der Geist der Natur, in dem zweiten die Natur dem Geiste geopfert, jener war zu sinnlich körperlich, dieser zu abstrakt verständig; im Griechenthum kamen beide, Geist mit Natur, zu ihrem Rechte, Eines war nur durch das Andere, das Natürliche trug überall den Stempel des Geistes an der Stirn, und das Geistige kleidete sich überall in die warme lebensfrische Natur. Darum ist die Folgerung, daß als Religion der Schönheit der Gräcismus die Vergötterung der sinnlichen Formen seyn mußte, nur halb wahr, weil er eben so auch die Versinnlichung des göttlichen Inhalts war; aber nur in dieser Einheit beider Richtungen liegt die ganze Wahrheit, d. h. die ganze Schönheit des Griechenthums. Was der Verfasser über den gothischen Mythizismus sagt, ist auch, wie man aus Obigem schon schließen kann, nicht richtig. Daß die Gothen einen höheren Beruf hatten, als die Griechen, kann insofern zugegeben werden, als der Gothizismus den Geist von der Natur befreien wollte, wodurch er zum Gegensatz des irdischen Lebens wurde. Denn im Orientalismus überhaupt war die Geistigkeit nur ein Moment der Natürlichkeit, im Gothizismus wurde umgekehrt die Natürlichkeit zu einem Moment der Geistigkeit herabgesetzt; aber eben damit war auch die schöne Mitte des Gräcismus, in welchem so Geist wie Natur durchaus koordinirt und in ihrer Koordinirung Eins sind, verlassen. Darum läßt der gothische Mythenkreis die Phantasie kalt; und man kann sagen, daß, wenn uns aus diesem die Kälte des Verstandes, aus dem orientalischen die Schwüle der Sinnlichkeit unangenehm berührt, das Griechenthum in seiner Totalität uns mit der Wärme der schönen Einheit von Verstand und Sinnlichkeit, von Geist und Natur anweht. Sowohl Orientalen wie Gothen sind deshalb Fanatiker des Glaubens, jene des sinnlichen, diese des verständigen, und bei ihnen findet daher auch ein Unterschied zwischen der Idealität des Götterthums und der Realität des Menschenthums statt; Gegensätze, welche den heiteren Griechen völlig fremd waren.

Doch kehren wir nun zum Verfasser zurück. Nachdem so die religiöse Idee das ganze endliche Daseyn durchlaufen hatte, hatte der Mythizismus seine Rolle ausgespielt; die religiöse Idee mußte aber nothwendig über das endliche Daseyn hinausgehen und Gott außerhalb desselben suchen, da er nicht mehr innerhalb derselben gefunden werden konnte. Dies war aber in mythischer Form nicht mehr möglich, weil der Mythizismus wesentlich von der Voraussetzung eines Gottes in der Natur, nicht außerhalb und über derselben, ausgeht. Mit dem Beginn des Monotheismus hört der Mythizismus auf. Es ergiebt sich hieraus, daß die drei Hauptmythologieen, die indische, griechische und gothische, drei Phasen in der pantheistischen Sphäre der religiösen Ideen bezeichnen, daß es also auf einem vollkommenen Mißverständnisse vom Wesen des Mythizismus beruht, alle Mythenkreise zu einer bei allen Völkern gleichen Naturvergötterung ausgleichen zu wollen. Im Gegentheil! Brahma ist das Symbol von dem substanziellen Naturgeist, Zeus von dem subjektiven Bewußtseyn, Odin von der Weltgeschichte (?), d. h. von dem Geist des Menschengeschlechts (aber vom nur verständigen, reflektirenden).

Man muß indessen nicht glauben, daß, weil der Mythizismus sich vollständig realisirt hat, er zu seyn aufhört, woraus folgen würde, daß er erst bei den Griechen begann, als er im Orient aufhörte, und daß der Monotheismus sich nicht eher ausbildete, als bis die Zeit des mythischen Pantheismus überhaupt verflossen war. Vielmehr, während der Mythizismus im Orient noch in voller Blüthe stand, war aller Monotheismus, der nicht mythisch ist, in voller Kraft mitten unter den pantheistischen Religionen und auf allen Seiten von ihnen umringt. Dies wird weniger auffallend seyn, wenn wir bedenken, daß in jedem mythischen Pantheismus eine Spur, gleichsam ein Ansatz zum Monotheismus ist. Denn in den vielen Göttern ist doch etwas Grundgöttliches, was sie zu Gottheiten macht, und das sie also gemeinschaftlich haben. Je mehr nun einerseits die Unterschiede hervortreten, desto mehr werden die Götter begränzt und endlich, aber desto freier wird andererseits auch jenes Grundgöttliche, bis jene Begränzung des Unterschiedenen bis zur völligen Verendlichung menschlicher Existenz fortgeht und die Göttergestalten als historische Personen nur die Glorie des Heroismus übrig behalten. Deshalb wurde Zeus König auf Kreta und Odin König in Schweden u. s. f. Zugleich rückt das monotheistische Prinzip höher hinauf, bis es das allein Herrschende, zum Einen Gotte wird. Deshalb muß jeder Mythizismus zuletzt als Monotheismus enden: der indische mit der philosophischen Lehre von Brahma als dem substanziellen Lebensprinzip der Welt, der griechische faktisch mit dem subjektiven Dämon des Sokrates, der gothische mit Fimbultyr, Allvater in Gimla, dem Gott des Friedens, der die Geister richtet. Auch in diesem Ende liegt der Unterschied der Mythologieen selbst klar und ausgedrückt, und man wird leicht erkennen, daß, weil der gothische Mythizismus selbst schon das Prinzip des verständigen Bewußtseyns, der subjektiven Realität (ein Gegensatz der subjektiven Idealität des Griechenthums) in sich trug, er eben darum den Uebergang zur rein monotheistischen Sphäre des Christenthums bildet. Aber die erste Form, in der sich der Monotheismus verwirklicht, ist nicht das Christenthum, sondern diejenige, worin die Gottheit im Gegensatz zur Welt als ein absolut-jenseitiges Wesen, welches von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Anfang und Ende betrachtet wird. Diese Gottheit ist Jehova; er ist seine eigene Voraussetzung und seine eigene Bestimmung. So ist der Hebraismus die erste Form, unter der die religiöse Idee in der monotheistischen Sphäre sich offenbaret.

Nachdem so der Verfasser die Phasen des Mythizismus als bestimmte Entwickelungsstufe des welthistorischen Menschengeistes durchgegangen ist, kommt er wieder auf die nothwendigen Stufen innerhalb der einzelnen mythologischen Systeme zurück, welche er als symbolische, heroische und allegorische Mythen unterscheidet. Hiermit schließt die Einleitung und es beginnt nun die Betrachtung des gothischen Mythizismus, worin die in der Einleitung auseinandergesetzten Prinzipien zur speziellen Anwendung kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sich hierin als ein Denker im wahren Sinne des Worts zeigt, obwohl es zuweilen scheinen kann, als ob er der den Mythen selbst angehörigen Unbefangenheit und Naivetät zuweilen Gewalt anthut. Seine „Mythologie des Nordens“ wird somit zu einer Art von Philosophie der nordischen Mythologie. Wenn wir bei der vollen Anerkennung, die wir diesem Versuche zollen müssen, einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es nur der, daß der Verfasser sich mehr auf den objektiven Stoff der Mythen selbst eingelassen, statt, wie er es gethan, dieselben nur stück- oder vielmehr ruckweise wiederzugeben. Offenbar kam es ihm mehr auf die Erklärung des philosophischen Inhalts der Mythen selbst, als auf die poetische Form derselben an, wodurch die letztere häufig unklar und zerrissen erscheint. — Die deutsche Uebersetzung ist bis auf kleine Einzelheiten im Ausdruck, besonders in Rücksicht auf die philosophische Terminologie, die allzu sehr einem bestimmten Schematismus folgt, wohlgelungen und verräth einen lobenswerthen Fleiß und wahres Interesse an der Sache. Sr.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Es war das nur eine Reform; wahrhafte Revolutionen erfolgten — meist in den ersten sechs Monaten d. J. 1831 — in Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg und Luzern; zugleich erlitten die Verfassungen von Waadt, Schaffhausen, St. Gallen und Thurgau wesentliche Modificationen. Dieser Wechsel in der Form der Regierung ging überall mit einer gewissen Gleichförmigkeit vor sich. Das Volk griff an irgend einem von der Hauptstadt des Kantons entlegenen Orte zu den Waffen, in den kleinen, auf die Hauptstädte eifersüchtigen Städten wurden Freischaaren gebildet, die auf ihrem Marsche eine durchaus militairische Disziplin beobachteten; die konstituirten Be-

hörden, durch ihre Furcht vor dem Landvolk und durch die Apathie der Bürger gelähmt, begaben sich ihrer Functionen, um provisorischen Verwaltungen Platz zu machen, und die Massen schrieben als allgemeine Regel für die Abfassung der neuen Grundgesetze die Aufhebung jedes an Geburt oder Lokalität geknüpften Vorrechtes — wie dergleichen bisher in Hinsicht der Patriziate und der ehedem souverainen Ortschaften bestanden — vor.

Während dies in den alten Kantonen vorging, suchte die Genfer Regierung durch einige Konzessionen, zu welchen sie sich gegen Ende des J. 1830 herbeiließ, und die hauptsächlich in einer Herabsetzung des Wähler-Census bestanden, dem Sturme zuvorzukommen. Eine 1831 in Neuchatel ausbrechende Insurrection wurde ohne Mühe von der Bürgerschaft der Hauptstadt unterdrückt, aber ein ernsterer Kampf, der auch die friedlichen Thäler von Schwyz in Flammen setzen zu wollen schien, entstand in Basel. Hier begehrte das Landvolk mit den Waffen in der Hand gleiche politische Rechte mit den Bürgern der Stadt, die ihrerseits auf der absoluten Beibehaltung der städtischen Regierung bestanden. Es schien bei Prätensionen, die einander so schroff entgegengesetzt waren, nichts Anderes übrig zu bleiben, als eine Trennung der beiderseitigen Territorien, die dann auch durch die Tagsatzung im J. 1832 ausgesprochen, allein erst im J. 1833, und zwar nach einem blutigen Kampfe, vollzogen ward. Basel wurde auf sein Weichbild beschränkt, während der Rest des alten Kantons von nun an den halben Kanton Basel-Landschaft, dessen Hauptstadt Liestal wurde, bildete. Die dem alten Kanton auf der Tagsatzung zustehende Stimme war auf diese Weise durch den unvermeidlichen Antagonismus zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft annullirt, da jene Stimme zwischen beiden getheilt worden war. Doch beschloß die Tagsatzung, die bald die üblen Folgen dieser Trennung zu empfinden hatte, dergleichen Theilungen in Zukunft nicht mehr zu dekretiren, wie sie denn auch durch bewaffnetes Einschreiten die sich im Kanton Schwyz bekämpfenden Factionen zur Ruhe brachte. Auch in Schwyz indessen mußte die Verfassung reformirt und eine allgemeine Rechtsgleichheit anerkannt werden (30. Okt. 1833).

So war das aristokratische Prinzip aus allen geschriebenen Verfassungen verschwunden und selbst in den Kantonen, die keine Revolution erschüttert hatte, war es gefallen. Im Fürstenthum Neuchatel wurden die letzten Ueberbleibsel gutsherrlicher Rechte aufgehoben; in Graubündten erhielt das Landvolk Zutritt zu sämmtlichen Aemtern, in der Waadt saß kein Mitglied des alten Adels mehr im Rath, in Genf traten neue Namen an die Spitze der Geschäfte. Indessen fanden die ehrgeizigen Plebejer, welche in den großen Kantonen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt waren, die Rolle, die sie spielten, für sich zu klein und sahen mit Mißmuth, wie auf der Tagsatzung die Anträge, die sie bevorworteten, systematisch durch die von den kleinen Kantonen gebildete Majorität verworfen wurden. Um sich selber einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen, um der Schweiz einen Anstoß zu geben, der sie fähig mache, einzugreifen in die europäischen Angelegenheiten, war vor allen Dingen eine Modification des Bundesvertrages erforderlich. Dieselben Kantone, in denen der Geist der Revolution seine ganze Kraft entwickelt hatte, kamen überein, eine solche Modification zu fordern, wobei Bern, wie man sich denken kann, an der Spitze stand, während Zürich und Luzern mehr Zurückhaltung bewiesen. Ueber religiöse Differenzen sahen diejenigen, die den Antrag begünstigten, hinweg; man hatte damals nur die politischen Interessen im Auge.

Das Hauptargument der Gegner des bestehenden Vertrages war aus der großen Ungleichheit der politischen Rechte hergeleitet, welche derselbe im höchsten Rathe der Nation sanctionirt. In der That besitzt der größte Kanton keinen größeren Umfang von Rechten als der kleinste, und Uri's 12,000 Hirten z. B. gelten ganz dasselbe, was die reiche und kultivirte Bevölkerung Zürichs gilt. Außerdem wurde Klage darüber geführt, daß die alle 2 Jahre in andere Hände übergehende Leitung der Geschäfte die Schweiz zu einem periodischen Schwanken, das ihrer Politik alle Entschiedenheit raubte, nöthige. Man wies endlich auf den Mangel stehender Truppen hin — ein Mangel, der die Tagsatzung zwinge, sobald in einem Kanton Unruhen ausbrächen oder er sich widerspenstig zeige, zu den Milizen anderer Kantone ihre Zuflucht zu nehmen, dergestalt, daß, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nichts übrig bleibe, als ihn zu organisiren. Ein Hauptmotiv der Unzufriedenheit jedoch, welches aber noch verschwiegen wurde, bestand darin, daß, während eine Einheit des Staates einflußreiche und lukrative Stellungen verhieß, zwanzig Staaten mittelmäßigen Umfangs keine andere Lockung bieten konnten, als den Gewinn einer Achtung, die aber keinen Ruhm gewährte, ein bescheidenes Auskommen und eine die Selbstverleugnung in Anspruch nehmende Geschäftslast.

Die Vertheidiger des Vertrages entgegneten, daß, da die Kantone von ihrem Entstehen an souverain gewesen, sich keiner von ihnen dazu verstehen könne, Gesetze von seinen Nachbarn, wie groß deren materielle und intellektuelle Ueberlegenheit auch sey, anzunehmen. Der Vertrag habe das wesentliche Verdienst, die kantonale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten und den Fortschritten in deren Innerem nicht im Wege zu stehen. Die gemeinsame Vertheidigung gegen äußere Gefahren sey durch ihn sicher gestellt, ja, je weniger Gelegenheit die Schweiz gäbe, von ihrer Neutralität abzugehen, um so mehr sey ihren wahrhaften Interessen genügt. Eine glückliche und keinesweges ruhmlose Vergangenheit endlich, in der diese Grundsätze befolgt worden seyen, verleihe ihnen ein nicht gering zu schätzendes Gewicht.

Ungeachtet dieser, von den Urkantonen sehr energisch geltend gemachten Erwägungen, war das Bedürfniß einer Durchsicht des Vertrages so fühlbar geworden, daß die Tagsatzung sie (Juli 1838) im Prinzip — und zwar mit 16 gegen 5 Stimmen dekretirte. Allein als der zur Revision der Verfassung niedergesetzte Ausschuß in der außerordentlichen, am Ende desselben Jahres nach Luzern berufenen Tagsatzung seinen Bericht abstattete, hatten sich die verschiedenen Fractionen der Opposition mittlerweile geeinigt, und der Entwurf fand einen solchen Widerstand, daß jede Hoffnung, zu einer friedlichen Lösung der Frage zu gelangen, aufgegeben und das Projekt, der Schweiz eine — in ihren Hauptzügen — der Constitution der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ähnliche Verfassung zu ertheilen, als definitiv beseitigt betrachtet werden mußte. Es waren nicht allein Genf, Wallis, Neuchatel, Basel, die sich aus verschiedenen Gründen gegen dieselbe erklärten, sondern auch die absoluten Demokraten oder Radikalen, die in dem Luzerner Entwurfe zu viel Rücksicht genommen fanden auf bestehende Rechte und auf die Vergangenheit, ließen ihre Repräsentanten gegen denselben stimmen.

Als es entschieden war, daß, wenigstens auf friedlichem Wege, keine Modification des Bundesvertrages zu erreichen war, suchten sich die Leidenschaften, die in der Schweiz gährten, andere Auswege; sie warfen sich von neuem auf die Prüfung der Kantonal-Verfassungen, auf die Diskussion der auswärtigen Angelegenheiten, besonders aber auf die Erörterung der religiösen Fragen. Eine Intoleranz, wie sie seit langem sich nicht gezeigt, machte sich bei dieser letzteren bemerkbar und führte zu einer Reihe neuer Verwickelungen, die ernsthafter waren als irgend eine derjenigen, mit denen die Schweiz bis dahin zu thun gehabt. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— School for Scandal in Madrid. Die verschiedenen in der spanischen Hauptstadt die Runde machenden Gerüchte über das häusliche Leben der Königin Isabella mögen sämmtlich unwahr oder wenigstens zwanzigfach übertrieben seyn; doch, unwahr oder übertrieben, so reichen sie doch hin, das spanische Volk aufs neue in Blut und Feuer zu stürzen, reichen jedenfalls hin, die Königswürde in Spanien in den Staub zu ziehen. Welche Trostlosigkeit für die Moral eines Volkes, welche Herabwürdigung menschlicher Größe, wenn man einen Blick auf das Buch der Geschichte des spanischen Hofes wirft! Es muß wahrlich kein herzerhebendes Gefühl für Ludwig Philipp seyn, die Erfolge seiner Heiratsstiftung in Madrid dahin ausschlagen zu sehen, es muß noch weniger herzerhebend für seinen Sully seyn, jetzt von der Schadenfreude und dem Hohngelächter Palmerston's heimgesucht zu werden, jetzt, wo ein großer Theil seiner Majoritätsherren ihn preisgiebt, der Majoritätsherren, deren „fortune" er gemacht! Doch wir wenden den ernsten Blick von dem Bilde der Verderbtheit weg, um die Worte des Corsaire-Diable zu hören, der in seiner Weise die spanischen Ereignisse behandelt:

Hätten wir Talent im Wortspiele, so würden wir wünschen, der französische und nicht der englische Gesandte in Madrid hieße Bulwer, denn er hat das Glück des Landes Spanien und die Achtung der Welt für Frankreich pulverisirt (bouleversé). Unser jetziger Vertreter wird wohl seinen deutschen Namen „Glücksberg" nicht in Mont de bonheur oder Mont de succès, sondern in Mont de fortune (Anspielung auf Guizot's neuliche Worte) übersetzen müssen. Während aber unser Gesandte im Palaste nur Trauerspiele zu sehen bekömmt, scheint sich der Engländer das Lustspiel School for Scandal gefallen zu lassen, das hier mit Folianten von Noten erscheint .... Man weiß, daß ein Maler das Königspaar als Sonne und Mond dargestellt hat, weil, wie bekannt, das eine Gestirn zu Bette geht, wenn das andere sich erhebt, aber die Königin läßt den Maler als Pasquillanten aufsuchen, um ihn zu bestrafen, da sie dem spanischen Sprachgebrauche nach als die Mond (la luna) ihr Licht von der Sonne (el sol) empfängt, was sie in ihrem Falle für schändliche Lüge erklärt .... Indessen sind auch die Eheleute nicht immer unter einem Dache, so wechseln sie doch recht artige Briefe, und es liegt uns ein Theil ihrer Korrespondenz vor, der sich auf die Ernennung des Oberbefehlshabers des spanischen Interventions-Heeres in Portugal bezieht. Man weiß, die Königin hat den General Concha dazu ernannt, der aber ein Freund der Königin Christina und des Königs Francisco ist, dem er gerade bei den jetzigen Wirren unentbehrlich ist. Don Francisco schreibt daher an Donna Isabel wie folgt: „Sie haben, meine Königin, den werthesten Freund und Rathgeber aus meiner Nähe gerufen und ihm einen ehrenvollen Platz angewiesen, wahrscheinlich, damit zugleich mir eine hohe Gunst erwiesen werde, indem Ew. Majestät meinem lieben Freunde die Gelegenheit bieten, sich neue Lorbeern zu erwerben. Ich empfange diese Gunst mit um so größerer Dankbarkeit, weil ich weiß, wie gern Sie einen anderen General dahin geschickt hätten, theils um ihn aus Madrid zu entfernen, theils um ein Gewebe von schändlichen Sagen, das sich um Ihren Ruf gesponnen, mit kräftiger Hand zu zerreißen. Nur aus Huld für Ihren Gemahl und Diener haben Sie Concha zur Armee geschickt und Serrano zurückgehalten." Darauf antwortete Isabella lakonisch: „Ich habe Serrano nicht zum Oberbefehl berufen, weil er noch keine Beweise von militairischem Genie gegeben hat." Darauf Don Francisco: „Die Welt weiß von den Siegen und Eroberungen des Generals Serrano viel zu erzählen, und zwar siegt er nicht blos über Gesindel, nein, Königinnen schmücken seinen Triumphwagen." Darauf Isabella lakonisch: „Serrano's Siege und Eroberungen weiß ich nach Verdienst zu würdigen; sie bringen ihm durchaus keine Lorbeern, denn — der Feind hat dabei sehr geringen Widerstand geleistet."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Dienstag den 15. Juni 1847.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

III. Lord John Russell. *)

Lord John Russell verdankt, gleichwie sein großer Nebenbuhler, Sir Robert Peel, seinen parlamentarischen Einfluß seinen Fortschritten in der Kunst, seine Zuhörer zu behandeln. Er strebt nicht nach jenem hohen rednerischen Schwunge, der, im Verein mit anderen, Macht verleihenden Eigenschaften, das unterscheidende Kennzeichen des vollkommenen Redners bildet. In diesem Theil der Kunst der politischen Rede wird er von vielen seiner eigenen Anhänger, — von Herrn Macaulay, Herrn Sheil und sogar von Lord Palmerston übertroffen; es giebt aber auf der liberalen Seite des Unterhauses Niemand, der so viel allgemeinen Einfluß auf die Meinungen und das Benehmen seiner Partei ausübt, — Niemand, dessen Ansichten über alle zur Verhandlung kommende Gegenstände vom ganzen Hause mit mehr Aufmerksamkeit und Achtung vernommen werden, als es mit denen Lord John Russell's der Fall ist. In dieser Art der Popularität steht er offenbar Sir Robert Peel am nächsten.

Die charakteristischen Züge Lord John Russell's sind einem oberflächlichen Beobachter nicht so leicht erkennbar, wie die Sir Robert Peel's. Der Gang seines politischen Lebens ist einförmiger gewesen, und er hat die Aufmerksamkeit des Publikums nicht in gleichem Maße in Anspruch genommen. Wenn wir jedoch bei einem Ueberblick der „liberalen" Bänke daselbst so viele Männer von großem parlamentarischen Talent bemerken, so müssen wir uns sagen, daß der Mann, der durch allgemeine Zustimmung zur Führerschaft seiner Partei erhoben worden, aus einem oder dem anderen Grunde sehr starke und entschiedene Rechte auf unsere Beachtung haben muß.

Lord John Russell ist in der parlamentarischen Taktik fast eben so groß wie Sir Robert Peel. Er ist in mehr als Einem Sinne der Nebenbuhler des Letzteren. Nicht nur in der Bewerbung um amtliche Macht oder um Popularität außerhalb des Parlaments erscheint er als Peel's Nebenbuhler, sondern er tritt ihm auch in dem Streben nach der Gunst des Unterhauses — und zwar mit Erfolg — als Redner entgegen. Die nämlichen oder wenigstens fast die nämlichen Mittel, durch welche Peel sich eine aufmerksame und willige Zuhörerschaft sichert, bewirken auch für Lord John Russell die gleichen Resultate. Die Sphäre seines Einflusses ist aber beschränkter. Was Sir Robert dem ganzen Hause, das ist Lord John Russell seiner Partei. Wiewohl diese aus den ungleichartigsten Elementen besteht, und wie schwierig es auch für die Vertreter so verschiedener Interessen und Meinungen seyn mag, in Eintracht zu handeln, so ist doch die Kunst, mit welcher der edle Lord die Schwächen derselben benutzt, ihren Vorurtheilen nachgiebt, die Punkte ihrer Uebereinstimmung als den Grund gemeinsamen Wirkens heraussucht und sich zum Echo aller ihrer Lieblings-Meinungen und Absichten macht, — so groß, daß seine Ueberredungsgabe und Gewandtheit sie bewegt, sich von ihm Handlungen gefallen zu lassen, die ihren eingestandenen Grundsätzen sehr widersprechen.

In der Geschichte hat Lord John Russell sich als Vorfechter der Reform-Bill eine Stelle gesichert. Daß die Whig-Verwaltung im Jahre 1830 ihn dazu auswählte, diese Bill einzubringen, war ein den Partei-Diensten des Hauses Russell gezollter Tribut; aber von dem Tage an, wo diese Bill durchging, oder wenigstens sehr bald nachher, wurde sein Einfluß im Unterhause ein persönlicher. Anfangs war der Lord jedoch eine Art von Schoßkind der Whig-Partei; denn so lange die Männer, welche in dem Ministerium des Lord Grey die hervorragendste Stellung einnahmen, auf dem Kampfplatz waren, wurde er — fast mit der alleinigen Ausnahme, daß man ihm die Einbringung der Reformbill gestattete — vergleichungsweise im Hintergrunde gehalten. Damals beschränkte er sich beinahe gänzlich darauf, die constitutionellen Grundsätze seiner Partei zu vertheidigen, und strebte selten danach, eigene politische Maßregeln in Vorschlag zu bringen.

Als aber die großen Männer des Ministeriums, welches die Parlaments-Reform bewirkt hatte, von der politischen Bühne abgetreten waren, da schoß Lord John Russell zu einem Führer auf. Ob er blos der Abwechselung wegen die Führung übernahm, oder ob seine Partei überlegene Talente in ihm entdeckt hatte, — das wußte das Publikum nicht. Kaum hatte er jedoch als Organ der Regierung im Unterhause den Posten eines Leiters desselben inne, so wurde offenbar, daß unter jenem glatten Aeußeren eines bloßen Nachahmers, — welches veranlaßt hatte, daß er für wenig mehr als eine aristokratische Puppe gehalten worden war, — eine Festigkeit des Charakters, eine Beobachtungsgabe, eine Gewandtheit im Debattiren und vor Allem ein zur Gewohnheit gewordener Takt verborgen lag, welcher ihn befähigte, eine viel wichtigere politische Rolle als bisher zu spielen, und welcher es für Männer aller Parteien der Mühe werth machte, seine Eigenthümlichkeiten zu studiren und sich über seine politischen Grundsätze Gewißheit zu verschaffen. Auch war bemerkbar, daß zugleich mit der Macht und ihrer Verantwortlichkeit in ihm ein Bewußtseyn der Freiheit von jenen Schlingen entstand, welche ein Zustand vergleichungsweiser politischer Minderjährigkeit ihm angelegt hatte. Aufgefordert, selbständig zu handeln, und für seine Meinungen dem Lande verantwortlich gemacht, sprach er weniger häufig die feststehenden erblichen Ansichten seiner Partei, oft dagegen jene eigenen Entschlüsse aus, welche er seit langer Zeit aus einer sorgfältigen und umfassenden Beobachtung der Zeichen der Zeit und der Bedürfnisse des Volkes sich gebildet hatte. Zwar enthielten seine Reden noch viel von dem alten Sauerteig; doch war über dieselben ein mehr unabhängiger, philosophischer und staatsmännischer Geist ergossen.

Allerdings steht Lord John Russell dem Sir Robert Peel in Bezug auf jenen proteusartigen Geist nach, der den Letzteren fähig macht, für das politische Leben nach Belieben in die vielen entgegengesetzten Rollen, die er während seiner langen Laufbahn gespielt hat, einzugehen und dieselben darzustellen. Obgleich Lord John Russell zuweilen gezeigt hat, daß ihm alle die mannigfachen feinen Unterschiede bekannt sind, welche die Meinungen der entgegengesetzten Fractionen seiner Partei bezeichnen, und obgleich er, der aristokratische Whig, für eine Stunde mit dem Verfechter der Ausdehnung des Stimmrechts oder mit dem Dissenter sympathisiren kann, so ist doch die Biegsamkeit seines Geistes in der fraglichen Beziehung nicht mit der des Sir Robert Peel zu vergleichen; denn er begnügt sich damit, alle seiner eigenen besonderen Weise entsprechende Rollen zu spielen, und dann und wann, vielleicht bei wichtigen Gelegenheiten, eine oder zwei ihm ferner liegende Rollen, immer vorausgesetzt, daß dieselben seinem regelmäßigen Drama nicht zuwider sind. Wiewohl nun aber Lord John Russell, entweder aus Grundsatz, oder aus Mangel an Gewandtheit, jene kühnen und großartigen Täuschungen, jene auf die Leichtgläubigkeit des Hauses der Gemeinen berechneten Schliche nicht versuchen mag, welche das öffentliche Leben Sir Robert Peel's charakterisiren, so giebt es doch viele Punkte, in Bezug auf welche er als seinem Nebenbuhler überlegen angesehen werden kann. Wenn er durch seine Reden nicht eben so viel vollbringt, so offenbaren dieselben doch oft höhere Eigenschaften des Geistes und bringen die unmittelbare Wirkung hervor, den Zuhörern mit viel geringerem Anschein von Vorbereitung und Anstrengung zu gefallen. Sir Robert Peel erreicht seinen Zweck durch einen erschrecklichen Aufwand von Worten, durch Aufgebung einer gerade auf ihr Ziel losgehenden Beweisführung, durch eine anscheinende Bonhommie und durch beständige Wiederholung seiner Ansichten, welche sogar bei einem Rechtsanwalt langweilig seyn würde. Lord John Russell dagegen vertraut vielmehr auf die Macht einer einfachen, klaren, offenen, anspruchslosen, aber gedankenvollen Darlegung seiner Meinung. Auf eine bescheidene Weise erbittet er sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, verfolgt seinen nicht abschweifenden Gang ohne sichtbare Anstrengung, entwickelt alle seine Ansichten, ohne den Verdacht der Vorbereitung zu erregen, läßt keinen wesentlichen Punkt unerörtert, und dann plötzlich, wenn so Etwas am wenigsten erwartet wird, wirft er irgend einen originellen und kühnen Gedanken hin, — Etwas, das dem geistigen Ohr sogleich wie echtes Gold klingt, bevor es noch erprobt ist, und das die Bewunderung sogar derjenigen erweckt, die am meisten bereit sind, die Wahrheit des Satzes, welcher es enthält, zu bestreiten, während es das ganze Haus zum Beifallsturm aufregt. Ein solcher zufälliger, offenbar nicht vorher ausgesonnener Schlag erhebt ihn augenblicklich in der Achtung des Hauses weit höher, als alle die mühseligen, wenn auch erfolgreichen Trugschlüsse eines Redners wie Sir Robert Peel.

In der That, ein wenig mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf bekannte Regeln, auf die Wortfügung und die Anordnung der Sätze, und die kunstvolle Abwechselung glänzender mit blos gewöhnlicher Rede würde Lord John Russell zu einem vollendeten Redner machen. Seine Sprache ist in hohem Grade korrekt. Seine Sätze sind häufig so geformt, daß sie sowohl Kraft wie Schönheit besitzen; aber wegen der sorglosen Anwendung der in der Unter-

*) Nach G. H. Francis. Vergl. Nr. 30—31 und Nr. 33—34 des „Magazins" von d. J.

haltung üblichen nachlässigen conventionellen Redeformen scheinen sie auf den ersten Anblick mitunter etwas Unbeholfenes und Schwaches an sich zu haben. Ein Redner, welcher irgend einen schönen philosophischen Grundsatz, irgend einen vielleicht zur Losung seiner Partei werdenden zusammengedrängten politischen Gedanken aufstellt, — welcher, nachdem er im Geiste seine Idee schon in die eleganteste, zugespitzteste oder in eine antithetische Ausdrucksform gekleidet hat, diesen seinen Gedanken mit einem „Nun wohl denn, ich sage, Sir" einführt und dann wie ein Schulknabe am Tage der Prüfung stockt, — der verdient sein Schicksal, weil er dasselbe willentlich herausfordert, wenn sorglose und unachtsame Zuhörer, nur nach gewissen Ungenauigkeiten der Rede urtheilend und dieselbe mit der ausgewählten Sprache eines Macaulay oder eines Sheil, oder mit der Korrektheit eines Stanley vergleichend, ihn als einen unbeholfenen und unvollkommenen Redner herabsetzen, den das Glück, der Zufall hoher Geburt, nicht eigenes Verdienst in seine gegenwärtige hohe Stellung versetzt habe. Dies ist freilich bei Lord John Russell durchaus nicht der Fall; denn er spricht Sätze aus, die sowohl wegen des Gedankens wie der Sprache würdig sind, unter den merkwürdigen Aussprüchen ausgezeichneter Männer für immer aufbewahrt zu werden; leider läßt er ihnen aber oft den gewöhnlichen Schnickschnack eines Gevatter-Geschwätzes vorangehen und auch vielleicht folgen.

In den Reden, in welchen er seine Absichten kundgiebt, herrscht eine Sauberkeit, eine Einfachheit und eine Kürze, die dem charakteristischen Styl des Herzogs von Wellington sehr ähnlich sind und in gewissem Maße aus derselben Entschiedenheit des Charakters entspringen. Er scheint Alles, was er sagt, wohl abzuwägen. Er spricht nicht aus fremdem Antriebe, oder blos nach der Eingebung des Augenblicks, sondern es scheint vielmehr, als ob er eine Reserve von Meinungen habe und nur mit demjenigen Theil seiner politischen Doktrinen heraustrete, der gegenwärtig den Ansichten und Interessen seiner Partei entspricht und dessen Entwickelung für diese Partei ein Bedürfniß ist. Daher läßt er sich selten oder nie verleiten, die Gränzlinie, die er sich gezogen hat, in der Angabe seiner Pläne zu überschreiten. — Wegen seiner Kaltblütigkeit, phlegmatischen Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart ist er ein bewunderungswürdiger Meister in der Kunst des Debattirens. Seine Geschichtskenntnisse sind eben so groß, wie die Sir Robert Peel's, und er kommt diesem gleich in seiner genauen Bekanntschaft mit allen großen constitutionellen Präcedenzien und den feststehenden Aussprüchen früherer Parteiführer. Auch hat er einen ausgezeichnet klaren und schnellen Ueberblick über die Stellung der Parteien und weiß ihre mannigfachen Unbeständigkeiten auf eine sehr geschickte Weise zu benutzen. Die entscheidenden Punkte früherer Debatten und die Dilemmas, in welche die Unbeständigkeit seiner Gegner sie je versetzt hat, sind seinem Gedächtniß vollkommen gegenwärtig. Auf diese Schwächen weist er oft sehr glücklich und unerwartet mit einer Art von gutartiger Schlauheit der Anspielung hin, die von Parteihaß ganz frei ist. In seinen Anspielungen auf Personen findet sich nicht die geringste Bitterkeit. Nie ist er gegen einen Gegner unedelmüthig. Feine Ironie, oder die geschickte Nebeneinanderstellung gegenwärtiger mit früheren Behauptungen, — das sind die Gränzen seiner Anspielungen auf Personen. Sogar in der größten Hitze der Debatte zeigt er sich immer als Gentleman. Seine Triumphe auf diesem ruhigen Wege durch Takt und Geistesschärfe, ohne Hülfe der Leidenschaft gewonnen, unterscheiden sich vortheilhaft von den kostspieligen Siegen solcher Wortkämpfer, wie Lord Stanley, Herr Disraeli oder Herr Roebuck. Doch fehlt es Lord John Russell durchaus nicht an Würde oder Mannhaftigkeit, wenn die Gelegenheit dazu auffordert. Vielmehr besitzt er eine große moralische Energie. Als er das anerkannte Organ eines schwankenden Ministeriums im Unterhause war, suchten seine radikalen Anhänger häufig aus der Schwäche der Regierung Vortheil zu ziehen. In einer solchen Zeit, wo eine für das Ministerium günstige Abstimmung ein diesem nothwendiger Sieg war, würde ein furchtsamer Minister geneigt gewesen seyn, dieser unedlen Behandlung sich zu unterwerfen. Nicht so Lord John Russell. Unter dem ruhigen Aeußeren einer fast stolzen Gleichgültigkeit liegt bei ihm eine große Entschiedenheit des Charakters verborgen. Er wußte, daß schwach scheinen so viel sey, wie schwach werden; er sprach sich daher immer offen aus. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Seit den kantonalen Umwälzungen von 1831 hatten die östlichen Höfe nicht aufgehört, der Schweiz die vollständige Aufrechthaltung der Bundes-Akte von 1815 anzuempfehlen, wogegen Frankreich und England sich etwaigen Aenderungen — falls diese nur auf friedlichem Wege zu Stande kämen — keinesweges abgeneigt erwiesen. Frankreich allein jedoch begünstigte das Ueberwiegen des demokratischen Prinzips, während der Ostrazismus, der in verschiedenen Kantonen gegen das alte Patriziat gerichtet wurde, Rußland, Oesterreich und Preußen anstößig und selbst England nicht ganz genehm war.

So standen die Sachen, als sich die Schweiz plötzlich gerade von demjenigen Staate bedroht sah, auf dessen warme Sympathieen die demokratische Majorität zählen zu dürfen glaubte. Frankreich nämlich war es, welches in Folge der Art und Weise, wie in der Schweiz das Asylrecht verstanden und gehandhabt wurde, gegen sie gewisse Zwangsmaßregeln — wie eine Unterbrechung der Handelsverbindungen und eine durch einen Truppencordon unterstützte Absperrung der Gränzen — in Aussicht stellte. In der That brauchte nur ein Aufstand, irgend ein revolutionaires Unternehmen außerhalb der Gränzen der Schweiz zu scheitern, und sofort sah sich diese mit Schaaren von Flüchtlingen überschwemmt. Franzosen, Italiäner, Deutsche, besonders aber Polen zogen Nutzen von einer Gastfreiheit, die keine Schranken zu kennen schien. Die Kantone Bern und Thurgau zeichneten sich sammt Basel-Landschaft durch die Zuvorkommenheit aus, mit welcher sie das Bürgerrecht an Menschen vergaben, die, größtentheils ohne Subsistenzmittel, von einem fanatischen Haß gegen die in ihrem Vaterlande geltenden Institutionen beseelt, für gefährliche Utopien, für eine Reform der Gesellschaft schwärmten und denen überdies die schweizerische Vergangenheit viel zu gleichgültig war, um nicht, einmal zu Amt und Würden gelangt, allem dem, was die Zeit Ehrwürdiges und Nützliches bestehen lassen, unversöhnliche Fehde zu erklären. Dennoch lag die eigentliche Gefahr nicht unmittelbar von dieser Seite.

Naturalisirt im Kanton Thurgau, hatte sich der Prinz Ludwig Bonaparte daselbst einen kleinen aus alten Offizieren und jungen Abenteurern bestehenden Hof gebildet und jenen Versuch auf Straßburg gemacht, dessen klägliches Scheitern nur allzuwohl bekannt ist. Nach einer kurzen Haft kam der Verfechter des Imperialismus nach dem Thurgau zurück, in der Hoffnung, seine ferneren Prätensionen unter den Schutz der schweizerischen Neutralität, deren Privilegien er auf so seltsame Weise verkannt, stellen zu können. Die französische Regierung begehrte die Entfernung des Prinzen aus einem Lande, von dem aus er fortfahren konnte, die Ruhe Frankreichs zu stören. Die Umstände, die diesem Begehren vorausgingen und folgten, verursachten unglücklicherweise in mehreren Kantonen eine Mißstimmung, die, sich immer weiter verbreitend, endlich die Empfindlichkeit der Nation erregte; bittere Worte wurden gewechselt, und es stand ein Bruch zu befürchten, als Prinz Ludwig — diesesmal inspirirt durch das Gefühl seiner Pflicht — den Entschluß faßte, sich selber zu verbannen und ein Land zu verlassen, daß seine Gegenwart in Schwierigkeiten verwickelte.

Wenn dieser Zwischenfall rasch erledigt ward, so ließ er doch die bewährte Lehre zurück, daß der regelmäßige Einfluß der französischen Monarchie, die einer besonnenen Entwickelung der demokratischen Institutionen in der Schweiz stets günstig blieb, unverträglich war mit den zügellosen Tendenzen einer Demokratie, für deren Schlupfwinkel mehr als Wiege die Schweizer Kantone angesehen werden mußten. Inzwischen hatten die religiösen Zerwürfnisse sich in den Vordergrund gedrängt. Es war im Kanton Glarus, wo sie zuerst zum Ausbruch kamen. Die Verfassung dieses Kantons räumte den Katholiken bestimmte Rechte ein, u. A. einen Antheil an der Besetzung des kleinen Rathes, der außer allem Verhältniß stand mit ihrer Anzahl, und zu welchem ihnen die Präponderanz, die Ludwig XIV. zu seiner Zeit in der Schweiz besaß, verholfen hatte. Die protestantische Majorität, überdrüssig einer sie bevortheilenden Theilung der Gewalt, reklamirte eine vollständige Gleichheit der politischen Rechte und zwang die Katholiken, diesem Verlangen nachzugeben. In Zürich strebte die demagogische Partei, welche nach einer im Juni 1837 erfolgten Revision der Verfassung die gemäßigten Demokraten aus der Regierung verdrängt hatte, dahin, die mit ihr rivalisirende Macht der kalvinistischen Geistlichkeit zu stürzen, und berief den Dr. Strauß zu einer Professur in der theologischen Fakultät. Das Landvolk, sich in seinem Glauben bedroht meinend, griff zu den Waffen und stürzte die Regierung. Dennoch wurde die Verfassung nicht geändert, die Sieger begnügten sich, die gefallene Regierung durch eine andere zu ersetzen, von deren christlicher Rechtgläubigkeit sie überzeugt seyn zu können glaubten.

Während dies geschah, ging der Kanton Wallis durch eine Reihe blutiger Krisen hindurch, wie sie sich nur durch die blinden und hartnäckigen Leidenschaften erklären lassen, welche die verschiedenenen Racen dieses Kantons gegeneinander aufstacheln. Die alte Constitution war 1838 demagogischen Tendenzen erlegen. Ein neues Grundgesetz, ausgearbeitet durch eine Kommission, in welcher die Abgeordneten von Mittel- und Unter-Wallis die Mehrzahl hatten, bestimmte die künftige Stellvertretung einzig nach Maßgabe der Bevölkerungszahl eines jeden Distrikts, was zur Folge hatte, daß die Deputirten von Ober-Wallis, die früher das Heft der Gewalt besaßen und keine Neigung spürten, die Rolle einer Minorität zu spielen, das Gesetz verwarfen. Eine abgesonderte Regierung nahm, die alten Ideen vertheidigend, in der Stadt Siders ihren Sitz und wurde von den großen Familien, deren Einfluß auf das Landvolk noch bestand, so wie von den Jesuiten in Brieg, unterstützt. Indeß hatte die andere Partei sich der Hauptstadt bemächtigt; sie proklamirte die neue Verfassung und zwang nach einem heftigen Kampfe ihre Gegner, dieselbe anzunehmen (April 1840). Die Abgeordneten beider Parteien — die einen, welche die germanische Race und die alt-wallisischen Ueberlieferungen, die anderen, welche die romanische Race und die seit der Revolution von [illegible] aufgekommenen Ideen vertrat — maßen sich nunmehr im großen Rath. Doch waren es eigentlich die religiösen Ideen, welche die schärfste Gränze zwischen ihnen zogen. Die eine Partei hielt es nämlich mit den Männern des römischen Klerus, dessen Uebergewicht sie wünschte, die andere — die junge Schweiz — trug Gleichgültigkeit für das Dogma und Widerwillen gegen dessen Diener zur Schau.

Noch vorher hatten die Wirren im Aargau zu gewichtigen Folgen geführt. Die radikale Partei in diesem Kanton hatte schon längst einen begehrlichen Blick auf die Klöster geworfen. Da die gemäßigt gesinnte, obwohl nicht sehr fähige Regierung Aargau's keinesweges geneigt schien, eine Spoliation dieser Anstalten zu begünstigen, so mußten die Maßregeln mit einer Revision des Grundgesetzes begonnen werden. Diese Revision wurde mit um so geringerer Schwierigkeit durchgesetzt, je mehr man die Menge durch ausschweifende Versprechungen zu ködern verstand. Während man demnächst einen Regierungs

wechsel, dessen Zweck unschwer vorauszusehen war, durchsetzte, behauptete man — und zwar nicht ohne Wahrscheinlichkeit — daß innerhalb der Mauern von Muri und Wettingen katholische Konventikel gehalten worden seyen. Diejenigen, die — sey es aus Interesse, sey es aus Leidenschaft — den Untergang der Klöster betrieben, stellten diese zweck- und resultatlosen Versammlungen als Verschwörungen gegen die Staatsgewalt und als Vorbereitungen zum Bürgerkriege dar. Demzufolge dekretirte (13. Januar 1841) der große Rath mit überwiegender Majorität — zu der also die grössere Anzahl der katholischen Deputirten selber gehörte — die Aufhebung der Klöster und verfügte, daß die Besitzungen derselben — nach Abzug dessen, was zur Besorgung des katholischen Kultus in den Pfarreien, in denen die Klöster lagen, nöthig sey — dem Staatsschatze anheimfallen sollten. Die Klöster waren keineswegs populär, und so führte ihre Unterdrückung keinen offenen Widerstand herbei. Allein da die Aufhebung derselben eine Stipulation des Bundes-Vertrages verletzte, so brachte sie die ganze Schweiz in Bewegung und wurde das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, zu einem Kampfe, für den der Stoff sich schon seit langer Zeit her angesammelt hatte.

Mehrere katholische Abgeordneten brachten die Klagen der Klöster bei der Tagsatzung vor, deren Stimmen in dieser Angelegenheit sich jedoch nicht so vertheilten, wie man nach dem Antheil hätte erwarten sollen, den die verschiedenen Konfessionen an der Zusammensetzung der Versammlung hatten. Solothurn und Tessin, unter dem Einfluß der Radikalen stehend, wiesen die Beschwerden ihrer Glaubensgenossen zurück, und Wallis schenkte ihnen kein geneigteres Ohr. Dagegen vertheidigten Basel und Neuchatel, die dem konservativen Prinzip huldigten, die Sache der Klöster, die, ohne eine regelmäßige Vertheidigung, einer Volks-Proscription zum Opfer gefallen waren. Genf und Waadt schlugen einen Mittelweg vor, der darin bestand, daß die Aufhebung der Mannsklöster bestätigt, die der Frauenklöster aber zurückgenommen werden sollte. Zu dieser, obwohl sehr unvollständigen Genugthuung bequemte sich endlich die Aargauer Regierung, deren Abgeordneter erklärte, wie seine Kommittenten es eher auf eine militairische Execution — falls die Tagsatzung eine solche zu beschliessen wage — werde ankommen lassen, als Muri und Wettingen wieder herzustellen.

Die vermittelnde Rolle, welche Genf in dieser Angelegenheit übernommen, erregte den ganzen Unwillen der Führer der Radikalen gegen die Regierung dieses Kantons. Entschlossen, sie zu stürzen, denunzirten sie dem Volk die retrograde Richtung derselben und gaben vor, daß sie unter dem Einfluß der Patrizier und mit der ultramontanen Partei in Verbindung stehe. Ein Aufstand erfolgte. Unvermuthet angegriffen und nur schwach vertheidigt von ihren Milizen, wurde die Genfer Regierung, die überdies alles Blutvergießen zu vermeiden wünschte, genöthigt, abzudanken (22 Sept. 1841). Eine konstituirende Versammlung, die hierauf zusammenberufen wurde, arbeitete ein neues Grundgesetz in ultrademokratischem Geiste aus, kraft dessen das Stimmrecht auf alle mündigen Bürger, die nicht auf der Armenliste standen, ausgedehnt wurde. Trotzdem trug die neue Verfassung keine anderen Früchte, als die frühere; die neue Regierung handelte in demselben Geiste der Mäßigung, der ihre Vorgängerin ausgezeichnet hatte.

Von den Frauenklöstern, welche in den alten freien Aemtern bestanden hatten, wollte die Aargauer Regierung nur das zu Hermetschwyl wieder herstellen. Dennoch erklärte die Tagsatzung sich — wenn auch nur mit einfacher Stimmenmehrheit — für zufriedengestellt, und strich die Klostersache aus dem Rezeß vom 31. Aug. 1843. Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg und Zug protestirten gegen eine solche Rechtsverweigerung, ja die Minorität stieg, da Wallis ihnen beitrat, auf sieben Stimmen. In der That begann die katholische oder — wenn man lieber will — die klerikale Partei aus der Lethargie — in welche die Ereignisse d. J. 1830 sie gestürzt, zu erwachen und sich der Mittel, über die sie verfügen konnte, bewußt zu werden. Sie verfolgte von nun eine gemeinschaftliche Richtung und verstand es, das Landvolk, das im J. 1839 das siegreiche revolutionaire Regiment unterstützte, an ihre Fahnen zu fesseln. In Ober-Wallis war sogar das Landvolk immer auf der Seite der Priester gewesen und wartete nur auf ein Zeichen, um über seine Gegner, die von aller Entschlossenheit verlassen waren, herzufallen. Vom 18—21. Mai kam es in den Schluchten der Alpen zum Kampf. Die Oberwalliser behielten die Oberhand und benutzten schonungslos ihren Sieg. Die Häupter der jungen Schweiz wurden verbannt, die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes — selbst innerhalb der Häuser — ward untersagt, die Verfassung endlich (Dez. 1844) umgeschmolzen und dem Bischof mit seinen Priestern all ihr Einfluß wiedergegeben.

Die Gewaltsamkeit dieser Reaction wurde von der öffentlichen Meinung den Jesuiten zugeschrieben. Wirklich hatten sich einige Väter der Gesellschaft in Luzern niedergelassen, wo ihnen durch einen Beschluß des grossen Rathes die Erziehung der Geistlichkeit übertragen worden war. Noch nie hatte eine Frage eine ähnliche Bewegung in diesem Kanton, dem Führer der katholischen Schweiz, erregt. Die Jesuiten hatten allein dadurch gesiegt, daß sie die Weltgeistlichkeit in ihr Interesse zogen, welches sie als das des Glaubens selber darstellten. Das Ansehen der Dorfpfarrer, die über das Landvolk verfügten, hatte endlich die Stadtbewohner zum Nachgeben genöthigt, so geringe Neigung sie auch spüren mochten, sich zu fügen, da die Jesuiten — die in der Sache des Patriziats eine verlorene Sache sahen — überall eine Vorliebe für die demokratischen Prinzipien zur Schau trugen und jeden Ehrgeiz auf ihre Seite zu ziehen wußten, der es nicht verschmähte, sich ihrer geistlichen Leitung zu überlassen. Dieses in sieben Kantonen zwischen den Interessen der Demokratie und denen der geistlichen Congregationen abgeschlossene Bündniß veränderte gänzlich die politische Lage der Schweiz. Indem es zwei einfache und lebendige Elemente der Gewalt in Uebereinstimmung brachte, schuf es ein festes Centrum, einen widerstandsfähigen Punkt in einem Lande, in welchem seit Jahren flottirende Majoritäten, wechselnde Leidenschaften und veränderliche Berechnungen nichts Festes aufkommen ließen.

Indessen wußten die Jesuiten recht gut, daß ihre Niederlassung in Luzern — wohin auch die Nunciatur nach kurzer Zwischenresidenz in Schwyz zurückgekehrt war — ein lebhaftes Mißvergnügen in der protestantischen Schweiz, einen wahrhaften Sturm in denjenigen Kantonen, die der radikale Einfluß beherrschte, erregen werde. Allein der Orden liebt es, der Gefahr die Stirn zu bieten. Bald stieg sein Einfluß in Luzern zu solcher Höhe, daß nichts irgend Bedeutendes geschah, was nicht den Jesuiten zugeschrieben worden wäre. Kam die Reihe an Luzern, die Geschäfte des Vororts zu übernehmen, so — fürchtete man — fiel die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten unwiderruflich in die Hände einer Gesellschaft, deren Grundsätze mit Allem, was seit 1830 in Frankreich und der Schweiz geschehen war, im schneidendsten Widerspruch standen. Die Tagsatzung, angegangen wegen der Jesuiten-Angelegenheit, entschied, jedoch mit schwacher Majorität, daß Luzern freundschaftlich ersucht werden solle, die Gesellschaft zu entfernen. Luzern erwiederte, daß es einzig sein Recht als souverainer Staat ausgeübt, wenn es den Jesuiten die Leitung seines Kollegiums übertragen, und daß es dieses sein Recht um keinen Preis aufgeben werde. Die Unmöglichkeit, zu einer entscheidenden, energischen Erklärung mit einer Körperschaft, wie die Tagsatzung, zu gelangen, bewies sich abermals. Die demagogische Partei wollte nunmehr mit Gewalt ihren Zweck durchsetzen, organisirte Freischaaren und beschloß einen Kriegszug gegen das, was sie Luzerns ultramontane Tendenzen nannte.

Die Freischaaren, die nur wenige Katholiken in ihren Reihen zählten, organisirten sich hauptsächlich aus den Kantonen Bern und Aargau und aus dem Halbkanton Basel-Landschaft. Die Häupter des Unternehmens, in der Hoffnung, durch den Bürgerkrieg den Bundesvertrag umstürzen und sich der Leitung der Angelegenheiten bemächtigen zu können, hatten die nöthigen Fonds aufgebracht, um die Massen, deren sie sich zu bedienen gedachten, in den Depots zu unterhalten. Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung von Luzern selbst war für die Freischaaren, und so begann der Kampf mit einem Gefecht in den Straßen der Stadt (8. Dez. 1844), bei dem, mit Ausnahme weniger Fremden, die sich an dem Kampfe betheiligten, nur die opponirenden Bürger, die jedoch gänzlich unterlagen, den Milizen der Regierung Widerstand leisteten. Die Luzerner Regierung benutzte ihren Sieg schonungslos. Mehrere hundert Bürger — unter ihnen die würdigsten Männer — wurden eingekerkert oder verbannt. Die Verbannten schlossen sich den Freischaaren an, deren Muth durch eine Schlappe keineswegs gebrochen war, die sie für unbedeutend erachteten. Die Regierungen von Zürich und Schaffhausen mißbilligten das Unternehmen gegen Luzern ernstlich, allein Bern und Aargau begünstigten es insgeheim; in Liestal wurde sogar ein Zeughaus den Freiwilligen preisgegeben. Erbittert durch eine so wenig verhehlte Animosität, ließen sich die Luzerner zu immer heftigeren Maßregeln fortreißen.

Unterdeß hatten sich mit dem Frühling 1845 die Freischaaren vollständig gebildet. Je mehr es ihnen an Disziplin fehlte, desto nothwendiger wäre ihnen ein tüchtiger Führer gewesen; allein Herr Ochsenbein, der die Feldherrnrolle übernommen, besaß nicht das geringste militairische Talent. Luzern stellte ihm den General Sonnenberg entgegen, einen alten Offizier, der den neapolitanischen Dienst verlassen hatte, während an der Spitze der Regierungsgeschäfte Landamman Siegwart Müller stand, der vor Jahren in der demokratischen Partei eine Rolle gespielt hatte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Corsaire-Diable und ein Weimarischer Landtags-Deputirter.

Bei der jüngsten Kammer-Verhandlung über die Emancipation der Juden im Großherzogthum Sachsen-Weimar hat ein Abgeordneter seine jüdischen Landsleute der vollen Bürgerrechte unter Anderem auch darum für unfähig erklärt, weil ihre Ahnen vor drei- bis viertausend Jahren von den Aegyptern Gold und Silber geliehen und es nicht zurückgegeben hätten, wie deutlich aus dem zweiten Buche Mosis zu ersehen. Gegen diese, schon in Weimar mit ironischen Bemerkungen aufgenommenen Worte erhebt sich nun ein elsaßer Bürger jüdischen Glaubens, indem er im Corsaire-Diable einen scherzhaften Brief an jenen Abgeordneten veröffentlicht, den wir in abgekürzter Gestalt hier mittheilen wollen:

„Mein Herr! Von der Höhe der Pyramiden, die meine Vorfahren für die Pharaonen so solid und kunstvoll erbauten, schauen 40 Jahrhunderte auf Ihre thüringische Weisheit herab! *) Vierzig Jahrhunderte sind es fast, seit sich meine kunstvollen und arbeitsamen Vorfahren des Verbrechens schuldig gemacht, welches Sie mit strenger Gerechtigkeitsliebe an ihren Enkeln bestrafen wollen. Ihre Vorfahren, mein Herr, konnten damals freilich, aus Mangel an historischer Existenz, noch nichts der Art thun, denn sie hatten wahrscheinlich noch keine Ahnung vom Gebrauche und dem Werthe solcher silbernen und goldenen Geräthschaften, wie sie meine Vorfahren aus dem Lande der Pyramiden entführten. Erst zweitausend Jahre später treten Ihre Ur-Ahnen an der Ilm auf den Grund und Boden der Weltgeschichte; erst Julius Cäsar entdeckt sie, und man weiß, welches glänzende Zeugniß er ihrer

---

*) Man wird sich hierbei der bekannten Worte Bonaparte's in seiner Proclamation vor der Schlacht bei den Pyramiden erinnern.

Ehrlichkeit ertheilt! Aber seyen Sie versichert, Sie können doch stolzer auf Ihre zur Zeit des Auszugs der Israeliten aus Aegypten noch nicht vorhandenen Ahnen seyn, als diese auf die Logik ihres gegenwärtigen Sprößlings. Denn, sehen Sie, Sie haben es unterlassen, die einfachsten Materialien des gesunden Menschenverstandes zum Aufbau Ihrer Behauptung anzuwenden; hätten Sie sich an der Seite regelmäßiger Logik gehalten, so würden Sie aus dem angeführten Faktum das größte Lob für den Charakter der Israeliten herausgelesen haben, statt, wie Sie gethan, einen Vorwurf für deren Nachkommen daraus zu machen. Ganz Aegypten leiht den abziehenden Israeliten alle vorhandene Kostbarkeiten; müssen sie also nicht in ganz Aegypten als die ehrlichsten Leute bekannt gewesen seyn, als Männer, denen man ohne Bedenken sein ganzes Vermögen anvertraut? Wenn aber das Geliehene nicht zurückgegeben wurde, so lag der Grund, wie Sie, als bibelfester Mann, wissen sollten, darin, daß kein einziger Aegypter übrig geblieben, der das ägyptische Eigenthum zurücknehmen konnte, da sie ja Alle im rothen Meere ertrunken sind. In der That haben sich die Weisen Israel's seit dem Auszug aus Aegypten bemüht, einen legitimirten Nachkommen der Pharaonen aufzufinden, dem der Werth der entliehenen Kostbarkeiten überantwortet werden könnte, und sie haben sich stets betrübt, keinen solchen zu finden. Vielleicht aber wird ihre Mühe eben jetzt mit Erfolg gekrönt, vielleicht ihre Betrübniß eben jetzt in Freude verwandelt! Denn es sind alle Wahrscheinlichkeiten da, daß der echte Erbe gefunden ist. Sie, mein Herr, nämlich bekunden durch Ihren nicht leicht übertroffenen Judenhaß eine so außerordentliche Verwandtschaft mit Pharao, daß man Sie auch als den alleinigen Erben dieses ältesten Feindes der Israeliten betrachten darf; ich kündige Ihnen daher im Namen der Juden an, daß Sie den ungeheuren Werth jener Kostbarkeiten in guten Wechseln, oder in unbeschnittenen Dukaten, oder auch in Bankscheinen, die bisher noch in allen Kassen für voll angenommen werden, erhalten können. Lepsius oder Seyffahrt werden anzugeben wissen, wie viel Gold und Silber damals in Aegypten war, und nach ihrem Ausspruche wollen wir uns berechnen. Die Summe ist ungeheuer, und die Kinder sind hoch erfreut, die Schuld der Väter zu bezahlen. Allein eine kleine Gegenrechnung werden Sie sich schon gefallen lassen müssen; wir haben nämlich den Arbeitslohn von 600,000 Menschen und von 430 Jahren von Ihrem Ahnherrn Pharao zu fordern! Lepsius oder Seyffahrt werden Ihnen die damalige Höhe des Arbeitslohnes berechnen."

Wir bemerken hierzu, daß die Gegenforderung des Elsassers nicht ein bloßer Witz eigener Erfindung ist, sondern einem der schönsten Geschichtchen des Talmud angehört. Wir wollen dieses Geschichtchen hier aus dem Original (Babylonischer Talmud, Traktat Synhedrin f. 91, a) mittheilen. Es heißt dort:

Vor Alexander dem Macedonier erschienen die Aegypter, um wider die Israeliten zu klagen. Sie sprachen: „Es heißt in der heiligen Schrift: Gott ließ das Volk Gunst finden in den Augen der Aegypter, und sie liehen ihnen (silberne und goldene Gefäße ꝛc.). Gebt uns also zurück das Silber und Gold, welches ihr von uns genommen habt." Dagegen trat der jüdische Advokat Gabiha ben Pesisa auf und sagte: „Ihr führt euren Beweis aus der heiligen Schrift, ich werde auch nur aus demselben Buche entgegnen. Es heißt: Und der Aufenthalt der Kinder Israel's in Aegypten war 430 Jahre. Gebt uns also den Lohn für 600,000 Arbeiter, die ihr 430 Jahre zu Knechtdienst gezwungen habt." Da befahl Alexander der Macedonier den Aegyptern, sich zu verantworten. Diese erbaten sich drei Tage Bedenkzeit, welche ihnen der König auch bewilligte; allein sie fanden keine Widerlegung, flohen von dannen und ließen ihre Felder und Weinberge in voller Blüthe den Juden, denen diese Beute um so willkommener war, da gerade selbiges Jahr ein Schemitajahr gewesen (d. h. ein solches, in welchem nach mosaischem Gesetze der Boden brach liegen muß).

Der Herr Weimarer möge sich in Acht nehmen, daß ihm bei seiner künftigen Philippika nicht das Gespenst des jüdischen Advokaten erscheine und zurufe: Ihr habt uns 430 Jahre und noch länger geknechtet, wir mußten unter Mißhandlungen für euch arbeiten, die schwersten Lasten allein tragen; gebt uns jetzt den Lohn heraus, d. h. stellt jetzt, um das vielhundertjährige Mißverhältniß auszugleichen, alle Juden in Sinekuren an, gebt allen Juden den Schutzzoll zurück, den sie als Reichskammerknechte aufzubringen hatten u. s. w. u. s. w.!

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— **Die Stettiner nehmen den Schutzzoll nicht in Schutz.** Während die Lichnowskysche Petition um besseren Schutz für die Industrie des Zollvereins mit einer fast an Einstimmigkeit gränzenden Majorität bei der Herren-Kurie durchging, während auch die trefflich motivirte Heyden-Cartlowsche Petition von fast gleichem Inhalte ein gleich günstiges Loos in der zweiten Kurie zu erwarten hat, während endlich die öffentliche Meinung sich überall zu Gunsten des Strebens ausspricht, durch welches die Anfänge einer Seemacht für Deutschland unterstützt werden, erlassen ungenannte Kaufleute Stettins eine Schrift, nicht etwa von 21 Bogen, um der Censur, sondern von 21 Seiten, um dem Abgeordneten ihrer eigenen Provinz zu trotzen. Das hier bei Julius Springer erschienene Büchlein nennt sich: „Ernste Bedenken über die bei dem Vereinigten Landtage eingebrachte Differential-Zoll-Petition. Ausgesprochen durch Mitglieder der kaufmännischen Corporation in Stettin." Hat man mit geringer Mühe die Ueberzeugung beseitigt, daß die hier ausgesprochenen Bedenken nicht pro domo, sondern pro patria sind, so wird es doch viel mehr Mühe kosten, die Unwiderleglichkeit der angegebenen Gründe der „Ernsten Bedenken" aufzufinden, und die Eleganz des Styles entschädigt keinesweges den erfolglos Aufsuchenden. Wir haben Korn, viel Korn auszuführen, wir haben Holz, viel Holz nach England zu führen, und haben uns bis jetzt bei der Ausfuhr wohl befunden, wo sollen wir mit unserem Getraide und unseren Balken hin? So ungefähr philosophirt das Büchlein, ohne zu bedenken, daß durch Hebung der Industrie und der Schiffahrt dort Fabriken entstehen, wo jetzt Haideland ist, ohne zu bedenken, daß bei so nothwendigem Wachsthum der Bevölkerung und des Schiffbaues die Cerealien und Hölzer zu Hause den Landwirthen gewinnreicher abgesetzt werden können, jedenfalls aber ohne zu bedenken, daß Deutschland doch auch einmal eine Seemacht haben muß, und daß bei Fortsetzung des bisherigen Systems der Getraidehandel selbst von den Küsten der Ostsee weicht. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß es gerade ein Landwirth mit umfassender Production, wie Herr von Heyden-Cartlow ist, der die Schutz- und Differentialzoll-Petition eingebracht, daß also ihm am wenigsten Eigennutz beim Auftreten für das Fabrikwesen zuzuschieben ist. Dennoch sprechen die oder der Verfasser nur mit kühner Beschuldigung von allen Vertheidigern des Schutzzolles und werfen ihnen vor, sie bärgen unter den trüglichen Farben der Vaterlandsliebe, unter den wohlklingenden Worten Fortschritt und Entwickelung nur Interessen der eigenen Stellung. Man könnte aber hier vor vielen anderen Fällen den Beschuldigern entgegnen: „Du wirst nicht gewahr des Balkens in Deinem Auge!" Andere aber werden wohl die Balken gewahr werden, welche manches Mitglied der Kaufmannschaft der Ostsee im Auge hat: wir meinen die Balken, womit man nach England handelt.

Ein Freund des **deutschen** Handels.*)

— **Shakespeare's Haus in Stratford.** Der Geburtstag Shakespeare's (24. April) wurde auch in diesem Jahre wie gewöhnlich durch eine vom Shakespeare-Klub veranstaltete Feier in seiner Vaterstadt Stratford am Avon begangen, in der sich bekanntlich auch seine Grabstätte befindet. Bei der Tafel wurde der Beschluß gefaßt, das Geburts- und Wohnhaus Shakespeare's anzukaufen, um es als Eigenthum der Nation vor dem Einsturz zu bewahren, dem es entgegengeht. Unglücklicherweise hatte man indessen die Rechnung ohne Wirth gemacht, indem sich fand, daß die zu diesem Zwecke veranstaltete Subscription lange nicht so viel eintrug, als gebraucht wurde. Man wandte sich daher an den Minister, Lord Morpeth, mit der Bitte, daß die Regierung einschreiten und das Haus des Dichters kaufen möge. Der Minister erwiederte jedoch, daß die Regierung zwar politische Oekonomie studire, nicht aber Archäologie und Literaturgeschichte. „Shakespeare's Haus", sagte er, „gehört dem **Volke** und nicht der **Regierung** von England; dem Volke allein liegt die Pflicht ob, dieses Heiligthum vor dem Untergange zu bewahren." — Das ist allerdings nicht unrichtig, aber nichtsdestoweniger trägt gerade der Umstand, daß das Haus dem Volke gehört, zu seiner Demolirung bei. Denn nicht blos das Volk von Stratford, sondern auch das des ganzen Landes möchte etwas von dem Hause besitzen, und so nimmt jeder Reisende irgend eine Reliquie — versteht sich, gegen gute Bezahlung an die jetzigen Besitzer — mit nach Hause. Es wird sogar für möglich gehalten, daß unversehens von dem ganzen Gebäude nichts mehr da seyn werde; denn auch die Nord-Amerikaner, die nach England kommen, sind sehr begierig nach dergleichen Reliquien, und so soll denn auch in der neuen Welt der Plan gehegt werden, Shakespeare's Haus in Stratford am Avon abtragen zu lassen, um es in irgend einem „Neu-Stratford" ganz mit demselben Material so wieder herzustellen, wie es der Dichter bewohnt hat. Alsdann wird — wenn nicht, wie zu erwarten steht, eine neue Subscription einen besseren Erfolg hat, als die erste Anregung — das Volk von England über den Ocean pilgern müssen, um das Haus zu sehen, das, wie Lord Morpeth sagt, ihm allein gehört.

— **Des Teufels literarische Wirksamkeit.** Die Spenersche Zeitung vom 10. Juni erwähnt eines eigenhändigen Briefes und eines Facsimile des Teufels, die in des Theseus Ambrosius Introductio in chaldaicam linguam, syriacam atque armenicam et decem alias linguas (Pavia, 1539) enthalten sind. Von einer andern literarischen Function des Teufels, und zwar nicht als Schriftsteller, sondern als Leser, berichten neuere Reisende aus **Schweden**. Der London and Paris Observer (vom 6. Juni) erzählt: „Unter den Büchern der königlichen Bibliothek in Stockholm ist eines der merkwürdigsten ein handschriftliches Werk über Zauberei, welches, wie die Sage geht, jedesmal, wenn der schwedischen Krone irgend ein großes Mißgeschick bevorsteht, vom Teufel geöffnet und gelesen wird. Kurz vor dem Tode des Königs Karl Johann hat, wie behauptet wird, einer der Bibliothekare gesehen, daß Satan das gedachte Buch am großen Tische der königl. Bibliothek gelesen habe."

---

*) Wir finden uns veranlaßt, das Wort „deutschen" besonders zu betonen, weil manche Vertheidiger des **sogenannten** freien Handels, welche behaupten, die Einwohner des Zollvereins würden jährlich mit 36 Millionen Thaler besteuert, **lediglich zum Besten der inländischen Fabrication!** jedenfalls weit größere Freunde des **englischen**, als des **deutschen** Handels sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Donnerstag den 17. Juni 1847.

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.*)

Ehe wir uns auf die einzelnen Operationen einlassen, die eine berathende Versammlung vorzunehmen hat, wollen wir von einem Gesetze sprechen, das, an die Spitze ihres Reglements gestellt, mehr als irgend sonst etwas dazu geeignet ist, ihr das allgemeine Vertrauen zu erhalten und zu bewirken, daß sie den eigentlichen Zweck ihres Zusammentretens nicht aus den Augen verliere.

Dieses Gesetz ist das der Oeffentlichkeit.

Es müssen bei der Erörterung dieses Gegenstandes folgende Punkte in Erwägung gezogen werden: 1) die Gründe für die Oeffentlichkeit; 2) die Einwürfe, welche sich gegen diese Gründe erheben lassen; 3) die Fälle, in denen die Oeffentlichkeit zur Anwendung kömmt; 4) die Ausnahmen; 5) die Mittel der Oeffentlichkeit; 6) einige Resultate, die sich aus der in England geltenden Praxis ergeben.

I. Gründe für die Oeffentlichkeit.

Der erste Vortheil der Oeffentlichkeit besteht darin, daß sie die Mitglieder der Versammlung in der Treue gegen ihre Pflicht erhält.

Je größer die Anzahl der Versuchungen ist, denen diejenigen ausgesetzt sind, welche politische Macht auszuüben haben, um so wichtiger ist es, daß ihnen die möglichst kräftigen Motive, jenen Versuchungen zu widerstehen, an die Hand gegeben werden. Es giebt aber kein allgemeineres und beständiger wirksames Motiv, als das Bewußtseyn, einer fortdauernden Ueberwachung durch das Publikum zu unterliegen. Das Publikum ist ein Tribunal, das mehr werth ist, als alle anderen Gerichtshöfe zusammengenommen. Man kann zwar thun, als trotze man seinen Entscheidungen, man kann sie als schwankende, sich selbst widersprechende und einander aufhebende Meinungen darstellen, allein Jedermann fühlt, daß dieses Tribunal, obwohl dem Irrthum unterworfen, unbestechlich ist, daß es stets dahin strebt, sich möglichst vollständig zu unterrichten, daß es die gesammte Weisheit, das gesammte Rechtsgefühl einer Nation umfaßt, daß es nie aufhört, über das Schicksal öffentlicher Charaktere sein Urtheil zu sprechen, und daß die Strafen, welche es erkennt, unvermeidliche sind. Wer sich über das Publikum beklagt, appellirt an das Publikum, und der rechtliche Mann, wenn er sich über die Meinung des Tages hinwegsetzt und sich über das allgemeine Geschrei erhebt, zählt und wägt im Stillen die Stimmen derjenigen, die er sich ähnlich weiß.

Wäre es auch möglich, sich diesem Tribunal zu entziehen, wer möchte es? Gewiß nicht der ehrliche, der verständige Mann, der da weiß, daß er auf die Länge von ihm Nichts zu fürchten, vielmehr Alles zu erwarten hat. Die Feinde des Publikums lassen sich in drei Klassen eintheilen. Es sind entweder Verbrecher, die sich dem Blick ihres Richters entziehen möchten, oder es sind Despoten, welche den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu ersticken suchen, oder es sind endlich Schwächlinge, indolente Menschen, die, um die eigene Unfähigkeit zu verbergen, die Einsicht des Ganzen leugnen.

Man wird vielleicht sagen, daß jede, zumal zahlreiche Versammlung schon in sich selber ein Publikum und so im Stande sey, sich im Zaume zu halten. Allein ich erwiedere, daß, wie zahlreich immer eine Versammlung sey, sie es doch niemals in demjenigen Maße ist, um in dieser Hinsicht das eigentliche Publikum ersetzen zu können. Es werden sich immer zwei Parteien in ihr vorfinden, deren keine die nöthigen Eigenschaften besitzt, um in Betreff der anderen die Functionen eines Richters zu übernehmen. Die Unparteilichkeit würde fehlen. Wie es auch um das Benehmen irgend eines Individuums bestellt seyn mag, es wird stets auf die Zustimmung der einen, wie auf die Mißbilligung der anderen rechnen können. Nimmermehr wird die innere Censur, ununterstützt von der äußeren, hinreichen, ein in allen Fällen regelmäßiges, rechtliches Verfahren zu garantiren. Man hat keine besondere Scheu vor dem Tadel seiner Freunde, und man ist beinahe unempfindlich gegen die Vorwürfe seiner Widersacher. Der Parteigeist, je kleiner der Kreis ist, in welchem er sich äußert, verändert um so mehr die Natur von Tadel und Lob.

Ein zweiter Vortheil der Oeffentlichkeit ist, daß sie das Vertrauen des Volks und dessen Zustimmung zu den Maßregeln des Gesetzgebers im Gefolge hat.

Wo Heimlichkeit herrscht, da ist auch Argwohn, der sogleich, wo er ein mysteriöses Thun erblickt, ein Verbrechen ahnt und sich darin nicht immer täuscht; denn warum sich verstecken, wenn man nicht fürchten darf, gesehen zu werden? In demselben Maße, als es der Unredlichkeit daran liegen muß, sich mit Dunkelheit zu umgeben, ein eben so großes Interesse hat die Unschuld, am hellen Lichte des Tages einherzuschreiten, damit sie nicht etwa für ihr Gegentheil gehalten werde. Dies ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß sie sich dem Volk gleichsam von selbst aufdrängt; ja, wenn der gesunde Menschenverstand sie nicht lehrte, so würde es doch, um sie in Umlauf zu setzen, in der Welt nicht an der dazu nöthigen Lust, überall das Schlimmere anzunehmen, fehlen. Der vortrefflichste Plan, sobald er im Finstern vorbereitet wird, wird unter gewissen Umständen mehr Schrecken erregen, als der schlechteste, der unter den Auspizien der Oeffentlichkeit entworfen wird.

Bei einer freien, offenen Politik dagegen, welches Vertrauen und welche Sicherheit nicht nur im Volke, sondern auch bei der Verwaltung! Wenn Ihr Euch in die Nothwendigkeit versetzt, nichts ohne Wissen der Nation zu thun, wenn Ihr beweist, daß Ihr sie weder hintergehen noch überraschen könnt, so nehmt Ihr der Unzufriedenheit alle Waffen, die sie gegen Euch hätte wenden können. Das Publikum giebt Euch das Vertrauen, welches Ihr ihm bezeigt, mit Wucherzinsen zurück. Die Verleumdung verliert ihre Kraft; ihre Schlangen, die ihr Gift nur in Höhlen bereiten, sterben, wenn das Licht der Sonne sie bescheint.

Ich will es nicht leugnen, daß eine geheime Politik manchen Uebelstand vermeidet, allein ich zweifle eben so wenig daran, daß sie sich auf die Länge mehr Schwierigkeiten bereitet, als sie deren beseitigt, und daß von zwei Regierungen, deren eine der Heimlichkeit, deren andere der Publizität huldigt, die letztere eine Kraft, eine Kühnheit und einen Ruf besitzen wird, die allen Verstellungskünsten der ersteren überlegen sind.

Man erwäge besonders, wie mächtig öffentliche Verhandlungen über die Gesetze, über die zu treffenden Maßregeln, über die Steuern, über das Verfahren der Staatsmänner, auf den nationalen Geist, und zwar zum Besten der Regierung, wirken müssen! Einwürfe werden widerlegt, falsche Gerüchte zu Boden geschlagen, die Nothwendigkeit der dem Volke auferlegten Opfer wird in ihr volles Licht gesetzt. Die Opposition mit allen ihren Anstrengungen, statt der Autorität zu schaden, nützt ihr, und es ist in diesem Sinne ein wahres Wort, daß das, was widerstrebt, stützt. Denn die Regierung kann des allgemeinen Erfolges einer Maßregel, so wie der Zustimmung zu derselben, weit mehr versichert seyn, wenn sich die einander gegenüberstehenden Parteien vor den Augen der Nation gemessen haben.

Bei einem Volke, welches lange im Besitze öffentlicher Versammlungen gewesen, erzeugt sich ein höherer Geistesschwung, gesundere Ideen sind in größerem Umlauf; schädliche Irrthümer, wenn sie nicht durch Rhetoren und Sophisten, sondern durch Staatsmänner bekämpft werden, verlieren ihre Herrschaft. Die Menge selbst ist gegen demagogische Künste, gegen die Illusionen, mit denen politische Quacksalber sie hintergehen möchten, besser auf ihrer Hut. Große Talente stehen in höherer Achtung, und schöngeistige Frivolität sieht sich auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Die Gewohnheit des Raisonnements, der Diskussion durchdringt alle Klassen der Gesellschaft. Die Leidenschaften, des steten öffentlichen Kampfes gewohnt, mäßigen sich, da ihnen jene krankhafte Reizbarkeit nicht eigen seyn kann, welche Völker ohne Freiheit und Erfahrung zu Spielbällen jedes Gerüchtes, jedes falschen Argwohns macht. Selbst dann, wenn eine unzufriedene Stimmung sich aufs lebhafteste zu erkennen giebt, sind die Zeichen der Unruhe keine Vorboten der Empörung; die Nation verläßt sich auf die Männer ihres Vertrauens, die sie aus langer Erfahrung kennt, und die Opposition, welche jeder unpopulären Maßregel auf gesetzlichem Wege entgegentritt, schneidet selbst den Gedanken an einen illegalen Widerstand ab. Sollte selbst ein allgemeiner Wunsch an dem Widerstreben einer zu mächtigen Partei scheitern, so weiß man, daß der Prozeß nicht in letzter Instanz verloren ist; keine Muthlosigkeit greift um sich, denn man kann die Fortschritte, die man, aller Hindernisse ungeachtet, gemacht, ermessen, und eine ausharrende Geduld wird so die natürliche Tugend freier Länder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 65 des Magazins. Es bildet diese Abhandlung das dritte Kapitel seiner „Taktik großer berathender Versammlungen“.

Die politische Beredsamkeit in England.

III. Lord John Russell.

(Schluß.)

Lord John Russell trägt seine Meinung immer mit merkwürdiger Bescheidenheit der Manieren vor. Wenn man seinen Stand und parlamentarischen Einfluß erwägt, erscheint er als einer der anspruchlosesten Redner des Unterhauses. Bei allem dem erkennt man aber, daß er von dem, was er behauptet, nicht abzulassen gesonnen ist. Obgleich sich bei ihm nichts von jener den glücklichen Erfolg als unfehlbar voraussetzenden Anmaßung zeigt, welche so oft die Rede-Eingänge ziemlich bedeutender Reden charakterisirt, so ist Festigkeit und Selbstvertrauen doch an ihm nicht zu verkennen. Die Bescheidenheit der Manieren entspringt bei ihm aus persönlicher Eigenthümlichkeit, oder vielleicht aus Achtung vor der großen constitutionellen Macht der Versammlung, nicht aus Zweifel an der eigenen Geisteskraft. Lord John Russell liebt es mehr, Rath zu ertheilen, als dogmatisch abzusprechen. Wiewohl er aber seine Entschlüsse ehrerbietig der Entscheidung des Unterhauses unterwirft, verräth er doch keinen Mangel an Vertrauen auf ihre Vernünftigkeit. Im Gegentheil faßt er die vorkommenden Fragen mit Kühnheit auf. Ungleich dem Sir Robert Peel, erschöpft er sich und die Geduld des Hauses nicht mit mühseligen Angaben der verschiedenen Wege, die er einschlagen „konnte", — als ob die Politik ein bloßes Spiel des Zufalls oder der Berechnung wäre, — sondern er faßt seinen Entschluß sogleich, wählt seinen Weg und beharrt bei seiner Wahl; und da er niemals extremen Ansichten huldigt, so ist er um so mehr im Stande, aus seinen eingestandenen Grundsätzen angemessene Folgerungen zu ziehen.

Gelegentlich schwingt sich seine Rede zu einer großartigen Einfachheit des Styles auf, — zu einer hellsehenden Unparteilichkeit, welche uns sein Gemüth über die Aufregungen der Stunde erhaben und für die Atmosphäre des Unterhauses fast allzufrei von Parteigeist zeigt. Beinahe könnte man dann glauben, Geschichte vortragen zu hören. Dies behagt nicht immer dem gemeinen Geschmack einiger seiner Anhänger, welche verlangen, daß ihr Führer von ihrer eigenen politischen und sektirerischen Ergrimmtheit mehr angefüllt seyn soll. Dann und wann hört man in ihren Reihen aufrührerisches Geschrei; auch sind sie außerhalb des Parlaments sehr tapfer in ihrer Weigerung, noch länger von solch' einem „Fainéant", wie sie ihn nennen, sich leiten zu lassen. Wenn aber der Augenblick da ist, wo gehandelt werden muß, dann sind sie sehr froh, daß sie sich wieder unter seinem Banner schaaren können. Seine Kaltblütigkeit und sein Takt, — das haben sie gelernt, — sind bessere Führer, als ihre Vorurtheile und Leidenschaften. Sie wissen, daß extreme Ansichten, — mögen dieselben immerhin auf den „Hustings" eine Rede sehr zuspitzen, — sich nicht für die gesetzgebende Versammlung eignen. Daher bereuen sie immer ihre Unbotmäßigkeit. Ihr ruhiger und entschlossener Führer hält sich fern, bis sie mit gebeugtem Knie zu ihm kommen, um Vergebung von ihm zu erbitten.

Wenn aber Lord John Russell es für angemessen erachtet, auf den Kampfplatz der Partei herabzusteigen, so vermag er dies mit ausgezeichnetem Erfolge zu thun. Die Stärke des Kontrastes macht seine Kriegs-Erklärungen nur furchtbarer. Da er selten hervortritt, außer wenn sich ihm eine Aussicht zeigt, Eindruck zu machen, so ist die Erhebung seiner Fahne geeignet, unter seinen Gegnern Besorgniß zu verbreiten. Niemand im Hause ist dann zum Kriegsruf bereiter, als er. Dann spricht er die gemeinsamen Hoffnungen seiner Partei bei dem gegenwärtigen Falle mit merkwürdiger Kraft und Gewandtheit der Rede aus. Ueberraschung ist ein Mittel des Erfolgs in der Beredtsamkeit wie im Humor. Dies weiß Lord John Russell sehr wohl. Indem er daher bei solchen Gelegenheiten in seiner gewöhnlichen anspruchslosen Ausdrucksweise fortsprechen zu wollen scheint, wirft er ohne sichtbare Anstrengung plötzlich und unerwartet irgend einen kurzen, kraftvollen, zugespitzten Satz hin, der in wenigen und leicht vom Gedächtniß festgehaltenen Worten das politische Dogma, welches bei seiner Partei in dem Augenblick Gunst findet, oder den Grundsatz enthält, welchen er für die nächste Zukunft zum Gegenstand ihrer vereinigten Anstrengungen zu machen beabsichtigt. Da solche Gedanken sich über die eintönigen Gemeinplätze oder die ebene Einfachheit der Beweisführung, welche den übrigen Theil der Rede gebildet haben, kühn erheben, so haben sie ganz das Ansehen von Denksprüchen und werden von den Anhängern des edlen Lords aufgefaßt, wiederholt und — so zu sagen — zu Betten ihres eigenen Denkens gemacht. In seiner Münze geprägt, werden sie für echtes Gold hingenommen, obschon sie dies nicht immer sind.

Er hat eine merkwürdig zierliche Weise, eine Phrase zu wenden. Mitunter, doch selten, bringt er seine Ideen in eine höchst durchgearbeitete Form des Ausdrucks. Die Wahl seiner Worte ist oft sehr glücklich und um so wirksamer, weil man dabei keine Anstrengung bemerkt. Zugleich hat er ein großes Talent, aus dem Stegreif zu sprechen, — eine Eigenschaft, die jetzt im englischen Parlament sehr selten ist, wo vielmehr fast jeder Redner sich vorbereitet. Auch übertrifft Niemand Lord John Russell in der schwierigen Kunst, philosophisch zu reden, oder den Lehrton ohne den Schein der Pedanterie in einer aus dem Volke hervorgegangenen Versammlung anzunehmen. Dabei muß bemerkt werden, daß sein Geist von den erblichen Meinungen seiner Partei erfüllt ist. In der That ist er eine Art von Muster-Whig, und obgleich er sich durch die Forderungen neuerer Politik genöthigt sieht, an einer Art von Agitation Theil zu nehmen, so scheint er doch immer die Ereignisse des Tages mit den Augen seiner Vorfahren anzusehen. Wiewohl ein Apostel des Fortschritts, ist er stets doch geneigter, rückwärts zu schauen, als vorwärts. Das politische Kind der Volksaufregung, scheint er sich seiner Mutter zu schämen. Die Maßregeln, welche er billigt, möchte er jetzt lieber durch die Macht der Grundsätze seiner Vorfahren, als durch den Willen des gemeinen Volkes durchgesetzt haben. Er ist ein Aristokrat mit liberalen Ansichten, der mit Widerstreben die Rolle des Demokraten spielt, und seine Reden bieten das Gemisch von Grundsätzen dar, welche durch solch' eine Stellung zusammengebracht werden.

Lord John Russell's persönliche Erscheinung und sein Vortrag stehen nicht in Uebereinstimmung mit dem vielen Vortrefflichen, das man in seinen Reden bewundern muß. Denkt man an das Wohlgefallen, welches seine Reden beim Lesen erwecken, und an die hervorragende Stellung, die er im Hause der Gemeinen behauptet, so ist das erste Gefühl, welches man hat, wenn man ihn sieht oder hört, das der Enttäuschung. Kann jener kleine, ruhige, gebrechliche, bescheidene, fast unbedeutend aussehende Mann, der im einfachen, zierlichen schwarzen Rock und mit schneeweißem Halstuch dasitzt, die Beine über einander gekreuzt und den Hut so tief in das kleine Gesicht gedrückt hat, daß seine scharfen Züge kaum gesehen werden, — kann das Lord John Russell seyn? Ist er wirklich der Führer jener zahlreichen und kompakten Partei? und hat er die Macht oder die Geschicklichkeit, dieselbe zu leiten und zu beherrschen, alle ihre einander widersprechenden Elemente zu amalgamiren, ihre politische Heftigkeit, von der man so viel gehört und gesehen hat, zu zähmen und sie dahin zu bringen, daß sie ihre gern gehegten Meinungen und vorgesteckten Zwecke bei Seite läßt oder aufgiebt, sich von Herzen mit ihm für die Ausführung seiner Absichten vereinigt und seinen Willen achtet, auch wenn sie ihm nicht gehorcht? Betrachtet man die äußere Erscheinung Sir Robert Peel's, seine volle gebieterische Gestalt, seinen mächtigen Kopf, sein schönes ausdrucksvolles Gesicht, seine gerade männliche Haltung, so ist man sehr versucht, im voraus Alles zu glauben, was man von seinem magischen Einfluß auf das Haus der Gemeinen gehört hat. Aber nicht leicht wird Jemand sich überreden lassen, zu glauben, daß die diminutive Menschengestalt, die ihm als Lord John Russell bezeichnet worden ist, jene Eigenschaften besitzen kann, von denen die Geschichte sagt, daß sie zur Beherrschung der aus dem Volke hervorgegangenen Versammlungen nothwendig sind.

Diese Meinung wird jedoch widerlegt, sobald Lord John Russell seinen Hut abnimmt und von seinem Sitz sich erhebt, um zu sprechen. Jetzt zum ersten Male sieht man Etwas, das für ihn einnimmt. Sein Kopf, obgleich klein, ist schön geformt und verräth sehr viel Geist. Das blasse Gesicht, spitzartig von Gestalt, ist in seinen Umrissen nicht fehlerlos, trägt aber das Gepräge eines starken Charakters; eine gedankenvolle, ein wenig an Melancholie anstreifende Ruhe herrscht auf demselben. Der Mund ist weit, doch von feiner Form und von einer Linie umgeben, welche andeutet, daß derselbe oft zum Mittel des Ausdrucks gemacht worden ist, während die Lippen, wie bei häufigem Nachdenken geschieht, fest geschlossen sind. Das Auge ist lebendig und geistvoll, die Nase gerade, die Augenbrauen sind schwarz und wohl gebogen, der ganze Kopf, der wegen des Mangels eines Backenbarts noch schmaler scheint als er ist, wird von schwarzen, sparsamen Haaren bedeckt, welche die ganze Höhe einer breiten, Geist ankündigenden Stirn frei lassen. — Noch ein Augenblick, und man wird aufmerksam auf die richtigen, wenn auch kleinen Verhältnisse der Gestalt des Lords, auf seine aufrechte Haltung, auf seine sich ausdehnende Brust. Nun beginnt man zu bemerken, daß an ihm eine Festigkeit, eine Gegenwart des Geistes, eine Selbstbeherrschung, ein Bewußtseyn verborgener Kraft sichtbar wird, die uns bewegen, unsere ungünstige Ansicht von seinen physischen Eigenschaften aufzugeben und von seinen moralischen und intellektuellen Vorzügen viel zu hoffen.

Er spricht — und für eine kurze Zeit kehrt unsere Enttäuschung zurück. Wir haben ihn inzwischen einen Schritt vorwärts machen, das ganze Haus überblicken und dann einen Schritt zurück nach seinem vorigen Platz thun gesehen. Darauf, den rechten Arm ausstreckend und sein Gesicht seinen Anhängern halb zuwendend, beginnt er. Seine Stimme ist schwach und eintönig; sie ist dünn und hat etwas Gezwungenes, das nach aristokratischer Affectation schmeckt; doch ist sie deutlich. Vielleicht ist er im Begriff, auf eine Rede Sir Robert Peel's zu antworten oder eine Maßregel desselben anzugreifen. Der Zug seiner Rede geht zunächst — so zu sagen — auf ebener Erde fort; er äußert einige sehr nahe liegende Gemeinplätze, so daß die Vorstellung der Mittelmäßigkeit sich Einem unwillkürlich aufdrängt. Das Haus scheint jedoch ängstlich zu lauschen; so würde dasselbe sich nicht benehmen, wenn es seinen Mann nicht kennte. — Man warte ein wenig. Ein Beifallruf ertönt in seiner Nähe, man hört dabei das weibische Lachen des Herrn Ward, die tiefe Baßstimme des Herrn Warburton, den schrillenden Schrei des Herrn Shiel, das laute herzliche Jauchzen Herrn Wakley's und den entzückten Chor der Radikalen und der Mannsakturisten. Ja, sogar auf der entgegengesetzten Seite ist Lord John Russell's „Pointe" nicht ohne Wirkung gewesen, wie manches unterdrückte Kichern bezeugt. Alles das Reden in Gemeinplätzen war, so scheint es, nur das Spannen des Bogens; in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete, hat der kaltblütige fertige Schütze den Pfeil seines scharfen geschliffenen Sarkasmus auf Sir Robert Peel abgeschossen; der Pfeil ist diesem wenigstens tief ins Fleisch gegangen, wenn er ihn auch nicht durchbohrt hat. — Man folgt dem Redner etwas weiter, da man sich nun völlig für ihn interessirt, sollte man gleich seine Meinungen nicht theilen, und findet, daß er mehr solche Pfeile in seinem Köcher hat. Und nun fährt er in einer vielleicht anderthalbstündigen Rede fort, jene charakteristischen Eigenschaften seines Geistes zu entwickeln, welche hier im Einzelnen beschrieben worden sind, — jetzt Beifall ärndtend wegen seiner großartigen staatsmännischen Ansichten, dann sich zu den mannigfachsten Vorurtheilen seiner Partei herablassend, — abwechselnd Hochachtung und Bewunderung erzwingend oder etwas der Ver-

achtung Aehnliches hervorrufend, — bald seine eigene Partei zu stürmischen Ausrufen gegen ihre Gegner aufregend, und bald diese Gegner reizend, ihre eigenen Führer auszulachen oder zu beargwöhnen, — immer aber Kraft, Selbstbeherrschung, Takt, Gewandtheit, parlamentarische und politische Kenntnisse, Herrschaft über die Sprache und jene glückliche Ausdrucksweise offenbarend, in welcher er nur von wenigen ausgezeichneten Männern des Tages übertroffen wird.

Ueber alle jene eben geschilderten Vorzüge Lord John Russell's vergißt man die Mängel dieses Redners, — Mängel der Stimme, der Manieren, der Geberden; in welchem rein mechanischen Theil der Redekunst er eben so weit unter Sir Robert Peel steht, wie die gelegentliche Erhabenheit seiner Gedanken und die glückliche Wahl seines Ausdrucks ihn in dieser Beziehung über Jenen stellen. Wäre man nicht durch den Inhalt seiner Rede so fortgerissen worden, so würde man durch die schleppende Eintönigkeit seiner Stimme, das Stocken des Vortrags, die beständige Wiederholung von Worten und sogar von Theilen eines Satzes bald ermüdet worden seyn und bemerkt haben, daß die einzige Action Lord John Russell's ein beständiges Vor- und wieder Zurückschreiten, ein gelegentliches Schlagen mit der rechten Hand auf den Tisch, wenn dieselbe nicht beständig darauf ruht, ein Uebereinanderschlagen der Arme und dergleichen ist.

Als Parteiführer flößt Lord John Russell mehr Vertrauen und — wenn dieser Ausdruck gebraucht werden kann — mehr Achtung ein, als Sir Robert Peel. Dies ist eine natürliche Folge seiner größeren Beständigkeit. Indem man sich seiner Leitung anvertraut, weiß man innerhalb vernünftiger Gränzen, was er erwartet, das man thun soll. Lord John Russell leitet, Sir Robert Peel treibt; Lord John Russell wird geliebt, Peel gefürchtet. Zwischen dem Ersteren und den verschiedenen Abtheilungen der Liberalen herrscht gewöhnlich ein sehr gutes Vernehmen. Zwar geht er den Ultra's nicht weit genug; aber so weit, wie er geht, können sie mit ihm gehen. Er führt seine Partei in das Verständniß seiner Maßregeln ein, — macht sie gleichsam zur Theilnehmerin an seinen Berathungen. Sir Robert Peel dagegen zieht es vor, allein zu regieren; er bringt seine Pläne zur Reife und fordert dann seine Anhänger auf, dieselben zu unterstützen, wenn sie wollen, oder zurückzuweisen, gleichviel, was es auch sey. Daher ist sein Verhältniß zu ihnen von zweifelhafter Art. Andererseits giebt jedoch der gebieterische Charakter Peel's ihm einen ausgedehnteren Einfluß auf das Haus der Gemeinen insgesammt. Peel hat mehr Bewunderer, Lord John Russell mehr persönliche Anhänger.

Im Kampf um die Macht ist Lord John Russell gleichsam nur der Schanzgräber Peel's gewesen. Er bereitete die öffentliche Meinung für die Maßregeln vor, welche sein Nebenbuhler durchgesetzt hat. Der Eine hat allen durch die Anrathung derselben erregten Haß zu tragen gehabt, der Andere hat sich den éclat gesichert, den seine Durchsetzung jener Maßregeln gemacht hat. Ueber Sir Robert Peel's Charakter als Staatsmann kann ein Urtheil gefällt werden, weil er in seiner amtlichen Stellung Macht gehabt hat. Was Lord John Russell thun würde, konnte man bisher nicht mit Bestimmtheit wissen, weil er in seiner früheren amtlichen Stellung keine hinreichende Macht besaß. Der Erstere gewann den Vorsprung im Wettlauf. Seinen wahren Charakter hatte er früher nicht entwickeln können, weil er während des Kampfes um die Macht gezwungen war, ihn zu verbergen. Lord John Russell hingegen befand sich in der Lage, seine Wünsche auszusprechen und seine Politik andeuten zu können; aber die Schwäche des Ministeriums, zu welchem er gehörte, war so groß, daß er seine eigenen Absichten durchzusetzen nicht vermochte. Jetzt vermehrt sich sein persönlicher Einfluß im Unterhause, und es ist unmöglich, zu sagen, von welcher Wichtigkeit dieser Einfluß noch für ihn werden kann.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Schluß.)

Der Kampf, auf dessen Ausgang die ganze Schweiz gespannt war, begann am 1. April 1845. Die Freischaaren, deren ganze Stärke nicht über 4000 Mann betrug, drangen ohne Schwierigkeit in mehreren Kolonnen in den westlichen Theil des Luzerner Gebietes ein und erschienen, ordnungslos und ohne Uebereinstimmung in ihren Bewegungen, auf den Höhen vor der Stadt. Die Entschlossenheit der bewaffneten Bürger, namentlich aber die rechtzeitige Ankunft der Gebirgsbewohner aus den Urkantonen, die um Hülfe angegangen worden waren, entschieden sehr bald die Niederlage der Freischaaren, die 200 Mann an Todten und 2000 Mann an Gefangenen verloren. Diese Letzteren mußten später von den Kantonen, denen sie angehörten, um eine Summe von mehr als einer Million Franken — die als Entschädigung in die Luzerner Staatskasse flossen — losgekauft werden. Tief war die Niedergeschlagenheit der demokratischen Partei; das übermäßige Selbstvertrauen und der Hochmuth aber zogen aus dem Lager der Radikalen in das ihrer Gegner hinüber.

Bereits seit zwei Jahren zeigten die katholischen Kantone, in denen das Interesse des Klerus vorwog, eine Tendenz, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um theils das Terrain, welches sie noch besaßen, zu vertheidigen, theils das verlorene wiederzugewinnen. Nach dem Angriffe der Freischaaren auf Luzern wurden die Unterhandlungen lebhafter und richteten sich auf einen bestimmten Zweck. Da die Tagsatzung es nicht allein ablehnte, die Aufhebung der Klöster im Aargau einer nochmaligen Diskussion zu unterwerfen, sondern auch auf der Ausweisung der Jesuiten — obschon ohne sonderliche Energie — bestand, da ferner die von ihr gegen die Organisation der Freischaaren dekretirten Maßregeln — mit Ausnahme Zürichs — nirgends Gehorsam gefunden hatten, der Schutz der Tagsatzung mithin als illusorisch zu betrachten war, so schlossen die katholischen Kantone — um sich gegen die feindseligen Absichten ihrer Nachbarn sicherzustellen, ein Bündniß — den sogenannten **Sonderbund** — unter einander ab. Kraft desselben machten sie sich gegen einander verbindlich, äußere und innere Feinde gemeinsam abzuwehren und zu diesem Zwecke, auf die erste Aufforderung eines der kontrahirenden Theile, sämmtlich zu den Waffen zu greifen und jeden Angriff auf sein Gebiet zurückzutreiben; sie bildeten einen permanenten Rath, zu dessen Sitz Luzern bestimmt wurde, ernannten einen Oberbefehlshaber ihrer Streitkräfte, schossen zu einer Kriegskasse zusammen und gaben allen diesen Beschlüssen eine Oeffentlichkeit, die selbst ihre Freunde in den anderen Kantonen nicht guthießen.

Schon im November 1845 war man über die Grundlagen dieses Vertrages übereingekommen; kurz darauf wurde der Text desselben in verschiedenen Blättern der Schweiz veröffentlicht. Der Vorort war bei einer solchen Lage der Sache genöthigt, die Aufmerksamkeit der Kantone auf diese Frage hinzulenken und zu verlangen, daß sie ihre Abgeordneten zur nächsten Tagsatzung mit den nöthigen Instructionen versehen sollten, damit die Angelegenheit, um die es sich handelte, geordnet werden möge.

Luzern seinerseits suchte den Sonderbund zu rechtfertigen, allein seine ganze Argumentation war, gegenüber den ausdrücklichen Bestimmungen des Bundes-Vertrages, von augenfälliger Schwäche. Weit eher, als auf das **Recht**, durfte es sich auf die **Billigkeit** berufen. Im Angesicht sehr reeller Gefahren und keinen Schutz findend bei der Centralgewalt, waren die katholischen Kantone auf sich selbst angewiesen. Der Tadel der Mehrheit der Kantone, die Drohungen der Tagsatzung, die Aufforderungen des Vororts mußten unter solchen Verhältnissen ohne Erfolg bleiben. Nur die Gewalt der Waffen konnte den Sonderbund auflösen. Die Tagsatzung sah ein, daß sie den Bürgerkrieg erkläre, wenn sie diese Auflösung dekretire. Was konnten die Parteien unter diesen Umständen thun, als vorerst die Kräfte, über die sie zu gebieten hatten, und die Wechselfälle, die eintreten konnten, zu überschauen? Während dieses Zögerns ereigneten sich abermals zwei Revolutionen, die eine in Bern, die andere in Lausanne; alle Bedenklichkeiten über das etwaige Votum dieser beiden mächtigen Kantone waren dadurch gehoben.

Die Radikalen der Waadt, die Gährung, welche der Aufenthalt der Jesuiten in Luzern veranlaßte, benutzend, hatten den Großen Rath, während er im Schlosse von Lausanne diskutirte, zu zwingen gesucht, in ihrem Sinne zu handeln. Da die Majorität desselben nur von einer freundschaftlichen Mahnung der Tagsatzung, Luzern möge die Jesuiten entfernen, etwas hören wollte, hetzte die Demagogie das Volk der Landdistrikte auf, und dieses, in dem Wahn, Regierung und Rath seyen den Jesuiten verkauft, umwogte bald von allen Seiten den Palast. Tumultuarische Versammlungen, die am 14. und 15. Februar stattfanden, bestimmten endlich die legalen Behörden, ihre Entlassung zu geben, und eine konstituirende, von den Häuptern der siegenden Faction beherrschte Versammlung trat an ihre Stelle.

Eine allgemeine Proscription traf nun Alles, was, sich in der Verwaltung, in der Kirche, in der Literatur auszeichnend, einer systematisch von ihren Demagogen gegen die Traditionen des Landes aufgehetzten Masse einen Damm entgegensetzen zu können schien. Die größere Zahl der Pfarrer, in ihrem Gewissen verletzt durch die Machtgebote des neuen Staatsrathes, der sie zur Theilnahme an seinem Verfahren nöthigen wollte, schieden aus der Kirche, um Versammlungen von Dissidenten zu bilden. Auch die Akademie von Lausanne erfuhr eine Säuberung im radikalen Sinne.

Bern brauchte einen so tiefen Fall nicht mehr zu thun. Allein da die Häupter der ersten demokratischen Bewegung, die eine ziemlich lange Ausübung der Gewalt vertrauter mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen gemacht, sich zu Maßregeln der Mäßigung neigten, so fiel es der demagogischen Partei nicht schwer, den unteren Volksklassen Zweifel einzuflößen in Hinsicht der Fähigkeit der mit der öffentlichen Macht betrauten Männer. Die Revision der Verfassung wurde von Tausenden von Bittstellern gefordert und vom Großen Rath ohne Widerstand bewilligt. Die Urversammlungen, die im Monat Februar 1846 zusammentraten, erwählten eine konstituirende Versammlung, deren Werk am 31. Juli Grundgesetz des Staates wurde. Die Wahl der Beamten entsprach diesen Präliminarien. Der Führer des Freischaarenzuges gegen Luzern (Ochsenbein), sofort als Deputirter zur Tagsatzung abgesendet, wurde zugleich zum ersten Würdenträger des Kantons für die Zeit, wo dieser Vorort seyn würde, designirt und kürzlich als solcher bestätigt.

Für Widerstand gegen die Radikalen, welche die Auflösung des Sonderbundes begehrten, waren zuvörderst, wie sich das von selber versteht, die sieben Mitglieder dieses Bundes, dann Appenzell-Innerrhoden, Basel-Stadt Neuchatel, St. Gallen und Genf. Da die beiden halben Stimmen der getheilten Kantone durch die Opposition der anderen Hälften annullirt waren, so blieben für Anwendung von Gewaltmaßregeln nur neun Stimmen, die sich aber nicht sämmtlich mit gleicher Energie aussprachen. Der Vorort Zürich trug auf eine erneuerte Aufforderung an, um den widerspenstigen Kantonen den Weg eines ehrenvollen Vergleichs zu bahnen. Diese Tendenz zur Mäßigung theilten auch Graubündten, Schaffhausen und Thurgau. Bern, Aargau und Waadt, die Organe der äußersten Leidenschaftlichkeit, rissen Tessin, Solothurn und Basel-Landschaft nebst Appenzell-Außerrhoden mit sich. In St. Gallen hielten beide Parteien sich das Gleichgewicht, dergestalt, daß dieser Kanton seinem Abgeordneten keine Instructionen mitgab.

Wie es bei allen wichtigen Fragen geschehen war, so trennte sich auch

diesmal die Tagsatzung ohne Resultat. Um zu der nothwendigen Mehrheit von zwölf Stimmen gegen den Sonderbund zu gelangen, mußten nothwendig noch drei Stimmen auf die radikale Seite hinüber gezogen werden. Demzufolge richteten die Anstrengungen der Radikalen sich dahin, wo eine Revolution zu hoffen stand, nämlich nach St. Gallen, Basel-Stadt und Genf. In Genf brach der Sturm zuerst los.

Der Genfer Staatsrath, welcher die Instructionen für die Abgeordneten zur nächsten Tagsatzung zu entwerfen hatte, glaubte es nochmals mit friedlichen Vorstellungen versuchen zu müssen. Er war zugleich der Ansicht, daß der neue Vorort den katholischen Kantonen nicht hinlängliche Garantieen biete; er trug daher darauf an, dem Kanton Bern, während er die Geschäfte führte, Bundes-Repräsentanten zuzugesellen. Der Große Rath, dem dieses Projekt einer unweisen Loyalität vorgelegt wurde, nahm es gleichwohl mit großer Stimmenmehrheit an. Allein Genf beherbergt in seinen Mauern eine von jeher aufrührerische, den höheren Klassen feindselige Volksklasse, die sich ohne Schwierigkeit gegen Beschlüsse einnehmen ließ, die scheinbar die Jesuiten begünstigten. In einem Quartier der Stadt hausend, welches durch seine Wälle und den Fluß zu einer wahrhaften Festung gemacht wird, ließen die Insurgenten der Regierung einzig die Alternative, sich aufzulösen oder sie zu vernichten. Nach einem zweitägigen Kampfe blieb der Sieg den Empörern, die von der neuen Regierung, welche sie einsetzten, alle jene Männer ausschlossen, die eine praktische Kenntniß der Geschäfte besaßen und die seit 1830 dem Vaterlande durch so manche Wechselfälle hindurch gedient hatten. Eine von den Urversammlungen unter den Eindrücken des eben beendigten Kampfes gewählte konstituirende Versammlung hat so eben den Entwurf eines neuen Grundgesetzes beendigt. Dieses Gesetz sanctionirt nicht allein alle Prinzipien einer schrankenlosen Demokratie, sondern es geht sogar auf die Institutionen des Mittelalters zurück, um einer einzigen, aus sämmtlichen Bürgern bestehenden und auf offenem Markte zusammentretenden Versammlung die Wahl der Haupt-Magistrate zu übertragen, d. i. es wird der freien Berathung und Abstimmung der Tumult, die Gewaltsamkeit und die Verwirrung substituirt. Dabei blieb es jedoch nicht. Vom Januar 1847 traten gewaltsame Maßregeln ein und Confiscationen zu politischen Zwecken wurden — obwohl in zweideutigen und verlegenen Ausdrücken — angeordnet.

Auch die Organisation der Kirche, die bisher in Genf allen Stürmen getrotzt, wurde angetastet. Die Güter der ökonomischen Gesellschaft — so heißt in Genf die Verwaltung der geistlichen Güter — wurden ihrem größten Theile nach ihrer bisherigen Bestimmung entfremdet. Dieser letztere Akt hat jedoch selbst unter den Stiftern der neuen Ordnung der Dinge eine Opposition ins Leben gerufen, und es wäre möglich, daß die gar zu offen hervortretende Feindseligkeit der Häupter der Revolution gegen jede ernste Ausübung des christlichen Glaubens eine Reaction im Volke erzeugte. Für den Augenblick jedoch ist die Stimme Genfs — denn dazu hat die siegende Partei sich verpflichtet — denjenigen gesichert, welche die schärfsten Maßregeln gegen den Sonderbund beantragen.

In St. Gallen sind alle Versuche, die Regierung zu ähnlichen Beschlüssen zu stimmen, gescheitert, ja es ist sogar anzunehmen, daß die nächsten Wahlen für den Großen Rath im Sinne der Gemäßigten ausfallen werden. In Basel-Stadt aber mußten der Volksstimmung Zugeständnisse gemacht werden. Schwerlich jedoch wird es zu einer Vereinigung von Basel-Stadt und Landschaft — wie die Radikalen sie hoffen — kommen.

Am 1. Januar 1847 ist Bern an Zürichs Stelle als Vorort getreten. Die Gesandten Frankreichs und Englands haben ihren Sitz in Bern beibehalten, während die Bevollmächtigten der übrigen Höfe sich nach Zürich begeben hatten. Die finanziellen Verlegenheiten Berns können, je nach der Richtung, welche die Ansichten des Volks nehmen werden, die Regierung entweder zu Gewaltmaßregeln treiben oder sie auf die Bahn einer ökonomischen Vorsicht zurückführen. Bern hat — da alle seine jetzigen Beamten ohne ein solches Vermögen sind, welches ihnen eine sorgenfreie Existenz sichern könnte — die Ziffer seiner Ausgaben bedeutend erhöhen müssen und ist so zu einem Defizit von 1,050,000 Fr. gelangt. Das Defizit wiederum hat eine Einkommen-Steuer erzeugt, die nicht verfehlen dürfte, manche Unzufriedenheit zu erregen.

Die Geschäftsträger von Oesterreich, Preußen und Rußland haben der Berner Regierung, als sie die Geschäfte des Vororts übernahm, erklärt, wie die freundschaftlichen Beziehungen der Schweiz zu den Höfen einzig auf der strikten Beobachtung des Vertrages von 1815 beruhten. Neben dieser offiziellen Erklärung gewinnt das Schweigen der Gesandten Englands und Frankreichs eine Bedeutung, die den Partrien der Schweiz schwerlich entgangen ist.

Der Marsch französischer Truppen nach der Berner Gränze, so wie die Aufstellung einiger österreichischen Bataillone auf der südlichen Gränze Tessins, zeigen, daß die beiden mächtigen Nachbarn der Schweiz nicht die Bedeutung der Ereignisse verkennen, denen man entgegensehen darf. In der That wurde der Kanton Freiburg Ende Januars Schauplatz heftiger Unruhen. Es ist dies das letzte bedeutende Ereigniß, von dem wir zu reden haben. Volks-Versammlungen, einberufen durch erklärte Gegner der Jesuiten und des Sonderbundes, kamen zur selben Zeit in den Flecken Boll, Romont, Estavayer und Murten zusammen. Erbittert durch einige gegründete und durch noch mehr haltlose Beschwerden, ließen sie sich zu einer Insurrection fortreißen. Schlecht bewaffnete und organisirte Kolonnen marschirten nach Freiburg, wo ihre Führer Einverständnisse hatten. Die Festigkeit der Regierung jedoch, der Eifer des deutschen Landvolks und die Anstrengungen des Klerus begegneten der Gefahr. Die Angreifenden wurden mit Verlust zurückgewiesen, Murten und die übrigen unzufriedenen Gemeinden militairisch besetzt. Es wäre vielleicht nicht nur großmüthig, sondern auch klug gewesen, eine Amnestie zu erlassen; allein die Regierung folgte dem Beispiel Luzerns und verfügte Verhaftung oder Verbannung gegen Alles, was unter ihren Gegnern irgend eine Bedeutung besaß.

Was man auch von auswärtigem Beistand spricht, gewiß ist es, daß der Sonderbund gegen die Angriffe der Radikalen eines solchen nicht bedarf. Unsicherheit, Entmuthigung und innere Spaltungen haben seine Gegner in einen Zustand der Schwäche versetzt, der nichts weniger als furchtbar ist. Dieses Verhältniß müssen wir im Auge behalten, wenn wir über die nächsten Ereignisse, deren Schauplatz die Schweiz seyn dürfte, ein nicht allzu unrichtiges Urtheil fällen wollen.

Mannigfaltiges.

— **Differentialzölle in Dänemark und Schweden.** Die in der letzten Nummer des Magazins erwähnten „Ernsten Bedenken" eines Stettiners gegen Differentialzölle werden auch von anderen Seiten in ihrer Nichtigkeit und Hohlheit aufgezeigt, namentlich in einem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Artikel der „Berliner Zeitungshalle", die, während sie auf anderen Gebieten ihrem Publikum viel Ungenießbares und Geschmackloses vorsetzt, durch die Ausflüge, die sie hin und wieder auf das der Handelspolitik unternimmt, den Appetit ihrer Leser neu zu beleben weiß. Mit Recht wird in dem zweiten Theile dieses Artikels (Nr. 137, Beilage) bemerklich gemacht, daß die „Ernsten Bedenken" als eine Aeußerung der Stettiner Kaufmannschaft nicht angesehen werden können, indem ja bekannt sey, daß die Aeltesten dieser Kaufmannschaft, als deren gesetzliches Organ, den vom k. Handelsamt in Vorschlag gebrachten Differentialzöllen zur Beförderung des direkten Verkehrs mit überseeischen Ländern längst schon ihren Beifall geschenkt und sie, **als im Interesse Stettins liegend**, dringend bevorwortet haben. Mit Recht wird es ferner als ein leerer Gemeinplatz bezeichnet, wenn die „Börsen-Nachrichten der Ostsee" den Differentialzoll eine „künstliche Förderung" des Verkehrs nennen, die man als solche von sich weisen müsse. Wenn Staaten, die, vermöge ihrer günstigen Lage an den Küsten des Weltmeers, dergleichen „künstliche Förderungen des Verkehrs" nicht verschmähen, sie zum Theil bereits seit Jahrhunderten in Ausübung bringen und ihnen, wie sie selbst zugeben, den Aufschwung ihrer nationalen Schifffahrt verdanken, dann sollten doch die Küsten der Ostsee, die der Welthandel nur dann aufsucht, wenn er ihrer nicht entbehren kann, um so weniger Anstand nehmen, davon Gebrauch zu machen. In der That hat auch **Dänemark** durch das Gesetz vom 14. April 1842 und **Schweden** durch seinen Tarif vom 5. Nov. 1845 ein noch viel weiter gehendes System der Begünstigung der nationalen Schifffahrt angenommen, als bis jetzt für Preußen und den Zollverein in Vorschlag gebracht ist.

Nach dem **dänischen** Gesetz von 1842 genießen Farbhölzer, Kaffee, Reis, roher Taback, roher Zucker, Palmöl und Kokosnußöl 25 pCt. Rabatt vom Zolle und den Zulagen, wenn sie direkt nach einem Hafen des Königreichs oder der Herzogthümer auf solchen nationalen oder fremden privilegirten Schiffen eingeführt werden, die bei ihrer Abreise nach einem transatlantischen Hafen oder einem afrikanischen Platze jenseits des mittelländischen Meeres, aber diesseits des Kap der guten Hoffnung, oder nach China wenigstens die Hälfte ihrer Ladung in Erzeugnissen in einem Zollhafen des Königreichs oder der Herzogthümer eingenommen haben und von denen der Beweis geführt wird, daß sie in irgend einem der genannten Häfen entladen worden sind.

Nach dem **schwedischen** Tarif genießen inländische Schiffe folgenden Rabatt in den Zöllen so wie in den Handels- und Schifffahrts-Abgaben, als: 15 pCt. für die Erzeugnisse von Ländern des Kontinents von Amerika nördlich vom 25° nördlicher Breite, oder von fremden westindischen Kolonieen, falls direkt von daher in schwedischen Schiffen eingeführt, so wie für schwedische Erzeugnisse, direkt nach den fremden westindischen Kolonieen ausgeführt. 25 pCt. für schwedische Erzeugnisse, in schwedischen Schiffen direkt nach St. Barthelemy, nach Plätzen auf der Ostküste des Kontinents von Amerika, südlich vom 25° nördl. Br. oder nach dem Kap der guten Hoffnung ausgeführt, und für die Erzeugnisse dieser Länder, direkt in Schweden in schwedischen Schiffen eingeführt; 33⅓ pCt. für schwedische Erzeugnisse, in schwedischen Schiffen direkt nach Plätzen jenseits des Kap der guten Hoffnung, so wie auch nach Häfen jenseits des Kap Horn ausgeführt, so wie für die Erzeugnisse dieser Länder, von dort direkt in schwedischen Schiffen eingeführt und für welche nicht, als von Ostindien eingeführt, besondere Eingangs-Abgaben im Tarif bestehen. Der Zollrabatt, welchen Schweden dadurch seinen Schiffen bei direktem Bezug der überseeischen Artikel Kaffee, Rohzucker, Taback gewährt, beläuft sich durchschnittlich auf nahe an 25 Prozent, er beträgt bei dem Kaffee, nach unserm Zollgewicht und Geld berechnet, für den Zoll-Centner 1 Thlr. 6 Sgr., bei dem Rohzucker 1 Thlr. 2 Sgr., bei dem Taback in Blättern 2 Thlr. 15 Sgr.

Daß die preußischen Ostseeländer im Vergleich zu diesen Staaten sich in einer ganz ausnahmsweisen Lage befinden sollten, um das, was jenen frommt, als nachtheilig zurückzuweisen, ist eine Behauptung, die in der That keiner weiteren Widerlegung bedarf.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 73. Berlin, Sonnabend den 19. Juni 1847.

Australien.

Das englische Deportationswesen.

Zweiter Artikel.*)

Wenn, wie wir gezeigt haben, das Ueberweisungs-System ganz besonders das Interesse der Ansiedler begünstigt, indem ihm der Sträfling den gemietheten theuren Arbeiter ersetzt, so führt es andererseits auch mancherlei Verhältnisse herbei, die auf das Wohl des Ueberwiesenen vom wichtigsten Einflusse sind.

Unter den Mängeln unserer Gefängniß-Disziplin ist gewiß keiner von nachtheiligeren Folgen, als die gleichmäßige Behandlungsweise aller Sträflinge, ohne Unterscheidung der Individualität; hierdurch wird jeder Ueberrest vom besseren Gefühl vollends zerstört. Dagegen vermag der Ansiedler, bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Leuten, die zu seiner Disposition gestellt werden, mit mehr Rücksicht zu Werke zu gehen. Schon der Umstand, daß sie nicht massenweise beisammen leben und verpflegt werden, sondern in kleinen Abtheilungen mehr auf häusliche Weise wohnen, trägt viel dazu bei, ihre Selbstachtung zu wecken und sie zur Thätigkeit aufzumuntern. Man gestattete ihnen gern ein Stück Land, das sie gemeinschaftlich in den Freistunden bearbeiteten und wo sie Gemüse und Früchte zogen, die sie nicht verkaufen, sondern nur zum eigenen Gebrauch verwenden durften. Auf ein solches durch eigenen Fleiß hervorgerufenes Besitzthum, das ihnen gesetzlich jeden Augenblick entzogen werden konnte, legten sie einen hohen Werth, und diese Begünstigung trug gewiß viel dazu bei, den Sinn für redlichen Erwerb, wie für Arbeitsamkeit überhaupt, in ihnen zu wecken.

Die Vorzüge des Ueberweisungs-Dienstes hatte der Verfasser besondere Gelegenheit, bei einer Klasse von Deportirten wahrzunehmen, die im Jahre 1831 nach Vandiemensland kam, die sogenannten Machine-breakers. Es waren dies größtentheils Arbeiter aus den Agrikultur-Distrikten, die, in dem Wahne, die Nachfrage nach Arbeitern dadurch zu erhöhen, ackerwirthschaftliche Maschinen und händesparende Apparate zerstört hatten. Die meisten derselben waren auf 7 Jahre und nur einige, welche Drohbriefe an die Pächter unterschrieben hatten, auf 14 Jahre verurtheilt. Sie waren mit Zeugnissen ihres früheren guten Verhaltens versehen, und ihre ganze Erscheinung, ihr unbefangenes Auftreten zeigte gleich, daß sie nicht zur Klasse der gewöhnlichen Verbrecher gehörten. In ein Gefängniß, unter einen Haufen verderbter Sträflinge versetzt, wären diese an Beschäftigung im Freien, an ein ruhiges häusliches Leben gewöhnten Menschen physisch und moralisch zu Grunde gegangen; unter die Ansiedler vertheilt, lebten sie in dem gewohnten Elemente und leisteten als geübte Feldarbeiter der Kolonie die wichtigsten Dienste.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Gelegenheit, welche dem Sträfling geboten wird, sich nützliche Fertigkeiten zu erwerben, die ihm später zu einem selbständigen Broderwerb verhelfen. Ein großer, ja vielleicht der größte Theil der Deportirten kommt aus den größeren Städten des Mutterlandes; es sind meistens Leute, die nie einen regelmäßigen Broderwerb betrieben, oder sie gehören der Klasse von Fabrikarbeitern an, die nur zu einförmigen Verrichtungen verwendet werden und über diesen Kreis hinaus ganz unbrauchbar scheinen. So erhielt der Ansiedler nicht selten, wenn er eine gewisse Anzahl von Leuten von der Behörde erbeten hatte, etwa den dritten oder vierten Theil brauchbare Hände; die Uebrigen bestanden aus Spinnern, Webern und ähnlichen Handwerkern, die von landwirthschaftlichen Arbeiten kaum einen Begriff haben und überhaupt an Beschäftigung, die einen Aufwand von Kräften erfordert, nicht gewöhnt sind. Mit solchem Material sollte der Ansiedler Wälder urbar machen, den Acker bestellen, seine Heerden warten und tausend andere Arbeiten verrichten. Es war eine schwere Geduldprobe, solche Leute in der ersten Zeit bei der Arbeit zu sehen; wie sie die ihnen ganz unbekannten Werkzeuge verkehrt handhabten, sich in nutzlosen Anstrengungen abmüdeten und am Abend das begonnene Werk verließen, wie sie es am Morgen gefunden. Und dennoch haben dieselben ungeschickten Hände später die anstrengendsten Arbeiten verrichtet und sich sogar Fertigkeiten erworben, worin sie mit gelernten Handwerkern wetteifern konnten. Nirgends bewährt sich der Grundsatz, daß außerordentliche Umstände den Menschen zu ungewöhnlichen Anstrengungen ermuthigen und ungewohnte Fähigkeiten in ihm wecken, in so hohem Grade als bei den Deportirten. Der Verfasser hatte unter seinen Leuten einen Uhrmacher von Profession, der nach zweijähriger Uebung ein fertiger Zimmermann wurde und selbständig den Bau mehrerer Wirthschaftsgebäude aufzuführen vermochte. Ein ehemaliger Bäckergeselle bildete sich zum geschickten Fuhrmann aus und verstand ganz besonders, die wildesten Ochsen zum Gespann zu bändigen. Mehrere seiner besten Schäfer waren ehemalige Taschendiebe aus London und Liverpool, und selbst sein eigener Hausbedienter, der ihm 6 Jahre treu und redlich diente, hatte früher derselben Brüderschaft angehört. Solche Resultate hatte man den Bemühungen des Ansiedlers zu verdanken; seine Existenz war gewissermaßen an den Fleiß der Deportirten geknüpft, und er bot alle Mittel auf, ihn zu belehren und anzuregen — es geschah, wir geben es zu, aus eigennützigen Motiven, allein wie wir im Eingange darauf hingewiesen, mußte die Colonisation mit der Deportation Hand in Hand gehen, und die Folge war, daß der Ansiedler sein eigenes Interesse nur gleichzeitig mit dem der Deportation befördern konnte.

Daß so günstige Erfolge nicht bei allen Sträflingen durch gelinde Mittel erreicht wurden, daß ein großer Theil derselben erst durch wiederholte Strafen zur Einsicht dessen gebracht werden konnte, was ihr eigenes Wohl erheischte, und daß bei vielen alle Bemühungen erfolglos geblieben, wird Niemanden befremden, der Gelegenheit gehabt, mit Menschen dieser Klasse bekannt zu werden.

Eine Charakteristik dieser Leute nach den besonderen Eigenschaften der Individuen, läßt sich nicht mit Genauigkeit aufstellen; im Allgemeinen, und nach den am stärksten hervortretenden Merkmalen geordnet, zerfallen sie in folgende Kategorieen:

Die erste begreift die eingefleischten Verbrecher, die selbst da, wo ihnen die Gelegenheit mangelt, ihren alten Neigungen zu folgen, durch Rohheit und Widersetzlichkeit sich auszeichnen und in harte Strafen verfallen, die sie in den Straf-Niederlassungen (penal-settlements), wie Norfolk-Island und Port-Arthur, abbüßen. Dergleichen Leute eignen sich nicht für den Ueberweisungsdienst, sie sind für die Gesellschaft verloren und bringen ihr ganzes Leben im Gefängniß zu.

In die zweite gehören die energischen Charaktere, die oft mit großen Fähigkeiten begabt sind, aber eben darum die Abhängigkeit um so drückender fühlen und, ohne bösartig zu seyn, sich zu sträflichen Handlungen hinreißen lassen. Bei zweckmäßiger Behandlung werden sie häufig sehr brauchbar, und ist es erst gelungen, sie eine Zeit lang bei guter Aufführung zu erhalten und ihnen die Aussicht auf das Ticket of leave näher zu bringen, so besitzen sie Charakterfestigkeit genug, auszudauern, und gehen dann einem besseren Schicksale entgegen. Dagegen werden sie durch rücksichtslose Strenge leicht zur Insubordination verleitet; sie geben dann alle Hoffnung auf, einer Begünstigung je theilhaftig zu werden, und stürzen sich vollends ins Verderben. Aus dieser Klasse sind in früherer Zeit die meisten bush-rangers hervorgegangen, von denen manche Beweise von Großmuth gegeben und eine Gesinnung an den Tag gelegt haben, wie man bei ihrem rohen Handwerk nie vermuthet haben würde.

Zur dritten sind diejenigen zu zählen, die wegen körperlicher Schwäche oder geistiger Apathie zum Ueberweisungsdienst untauglich sind und bei sonst tadelloser Aufführung ihre Strafzeit in den Gefängnissen der Regierung zubringen. In Europa würden solche Individuen nach ihrer Entlassung aus dem Gefängniß den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten anheimfallen; bei dem hohen Werthe der Arbeit in den Kolonieen finden selbst so geringe Kräfte noch hinreichende Gelegenheit zu nutzbringender Beschäftigung.

Die vierte begreift die Bessergesinnten, die, früher an ein geregeltes und arbeitsames Leben gewöhnt und nur durch ungewöhnliche Verhältnisse zu einem Vergehen hingerissen, den Ueberweisungsdienst benutzen, um allmälig eine bessere Existenz zu erwerben. Solche Leute, und ihre Zahl ist größer als man erwarten würde, zeigen so viel Sorgfalt für das Interesse ihres Dienstherrn, daß sie nicht selten die Stelle eines Verwalters vertreten und zu den wichtigsten Dienstleistungen gebraucht werden.

Wir kommen endlich zur zahlreichsten Klasse, bestehend aus dem Mittelgute, das, wie allenthalben, auch hier die Masse bildet. Dahin gehören alle diejenigen, die weder besondere Fähigkeiten, noch den Trieb haben, sich in ihrem neuen Verhältniß nützlich zu machen, während sie andererseits besonnen genug sind, durch ein vorsichtiges Verhalten die engen Gränzen des Gesetzes zu bewahren.

Versteht der Ansiedler solche Leute genau zu kontroliren und ihnen Arbeiten zu übertragen, bei denen das Maß der Leistung sich leicht nachweisen und beurtheilen läßt, und hält er streng auf Bestrafung selbst der geringsten

*) Vgl. Nr. 60 des Magazins.

Pflichtverletzung, so wird er auch hier gute Erfolge erzielen; denn wo Besonnenheit und Einsicht vorhanden sind, stellt sich allmälig auch guter Wille und Fleiß ein.

Aus allen diesen Klassen der Deportirten gehen die Ticket-of-leave-men hervor, unter denen es, troß der Begünstigung, die sie sich durch gutes Verhalten erwerben, noch viele giebt, die, nach der oben aufgestellten Definition, keinesweges als gebessert zu betrachten sind. Allein der Ticket-of-leave-man hat ein viel zu großes Gut zu verlieren, um sich in gefahrbringende verbrecherische Unternehmungen einzulassen; er hat die Mittel und Wege, auf redliche Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und widersteht daher der Versuchung, der er unter minder günstigen Verhältnissen unterliegen würde. Dies wird von vielen deutlich gefühlt, und der Verfasser hat häufig Gelegenheit gehabt, von solchen Leuten Aeußerungen zu vernehmen, die darauf hinwiesen, daß sie die Rückkehr in die Heimat scheuen, weil sie dort, bei dem schwierigen und geringen Erwerb, sich in neue Unannehmlichkeiten verwickeln würden, oder, wie die stehende Redensart ist: yet in trouble.*) A. S.

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.

(Fortsetzung.)

Die Ordnung selbst, welche in den Verhandlungen einer politischen Versammlung herrscht, bildet dadurch, daß sie überall nachgeahmt wird, den Geist der Nation. Klubs und kleinere Versammlungen unterwerfen sich ihr, und das Volk sieht mit Wohlgefallen in ihnen kleine Nachbilder des großen Musters. Wie oft haben wir nicht in London bei tumultuarischen Versammlungen einen bekannten Redner derselben Aufmerksamkeit, wie im Parlament, genießen, die Menge sich um ihn ordnen, ihm in Stille horchen und sich mit einem Grade von Mäßigung benehmen gesehen, von dem man keinen Begriff hat in despotischen Staaten, wo der Pöbel abwechselnd trotzig und feig, nicht minder verächtlich ist, wenn er losbricht, als wenn er sich unterwirft!

Eben so sehr, als es den Regierten daran liegt, das Verfahren der Regierenden zu kennen, eben so sehr muß hinwieder diesen daran liegen, die Wünsche jener zu erfahren. Es ist aber, wo die Oeffentlichkeit herrscht, nichts leichter als dieses. Das Publikum ist durch sie in den Stand gesetzt, sich eine aufgeklärte Ansicht zu bilden, und wohinaus diese Ansicht läuft, ist ohne Schwierigkeit wahrzunehmen. Was dagegen läßt sich bei dem entgegengesetzten Prinzip mit Sicherheit wissen? Das Publikum freilich urtheilt immer und über Alles, allein wo es urtheilt, ohne die Akten anzusehen, vielleicht gar nach verfälschten Akten urtheilt, da muß nothwendig seine Ansicht total verschieden seyn von jener, die es sich auf dem Fundamente der Wahrheit würde gebildet haben. Auch darf man nicht wähnen, daß eine Regierung falsche Gerüchte eben so leicht, als diese sich erzeugen, beseitigen könne, und je später die Wahrheit sich Raum verschafft, um so schwieriger läßt sich das Uebel abstellen, welches der erste Eindruck des Irrthums veranlaßte.

Das Volk wird durch das Wenige, was von einem (geheim gehaltenen) Projekte verlautet, in Schrecken gesetzt. Mag dieser Schrecken ein noch so leerer seyn, so sind doch mannigfaltige Bewegungen, Murren, Angst, endlich Vorbereitungen zum Widerstande die Folge. Wird es genügen, daß die Verwaltung sich erklärt, daß sie die Wahrheit mittheilt, um eine solche Stimmung zu ändern? Gewiß nicht; denn das Vertrauen ist nur eine Frucht der Zeit. Die gehässigsten Beschuldigungen werden fortfahren, zu kursiren, und die gezwungen ertheilten Aufklärungen für ein Eingeständniß der Schwäche gelten. Selbst das Gute scheitert, wenn man es auf unrichtige Weise angreift, wenn man sich den Neigungen, den Gewohnheiten eines Volkes zu schroff entgegenstellt. Die Geschichte Joseph's II. ist reich an Beispielen von Fehlern dieser Art.

Der dritte Vortheil der Oeffentlichkeit besteht darin, daß sie den Wählern die Fähigkeit gewährt, mit Kenntniß der Verhältnisse zu Werke zu gehen.

Wozu nützt es, eine Versammlung zu erneuern, wenn man das Volk nöthigt, unter Leuten zu wählen, zu deren Beurtheilung ihm die Mittel fehlen?

Dem Publikum aus dem Benehmen seiner Mandatare ein Geheimniß machen, heißt, Inkonsequenz mit Amtsvernachlässigung verbinden, heißt, den Wählern sagen: Ihr werdet die oder die von Euren Abgeordneten wählen oder zurückweisen, ohne zu wissen, weshalb. Es ist Euch untersagt, nach Gründen zu handeln; der einzige Führer bei Ausübung des wichtigsten unter allen Euren Rechten soll nichts Anderes seyn, als der Zufall oder eine blinde Laune.

Der vierte Vortheil der Oeffentlichkeit ist, daß sie es der Versammlung möglich macht, die Einsichten des Publikums zu benutzen.

Einem Volke, welches zu zahlreich ist, um selber zu handeln, bleibt ohne Zweifel nichts Anderes übrig, als seine Macht an Abgeordnete zu übertragen; allein wird sich in der Versammlung dieser Abgeordneten die ganze Intelligenz der Nation konzentriren? Ist es auch nur möglich, daß die Deputirten in jeder Hinsicht die Erleuchtetsten, die Fähigsten, die Weisesten im Volke sind, daß sie für sich allein alle allgemeinen und örtlichen Kenntnisse besitzen, die man besitzen muß, wenn man Gesetze machen soll? An solche Wahlresultate glauben, hieße an Chimären glauben. In ruhigen Zeiten werden stets Reichthum und Rang die größere Stimmenanzahl gewinnen. Die Männer, welche die Kultur ihres Geistes zu ihrem eigentlichen Lebensberufe machen, besitzen selten die Mittel, sich auf die politische Laufbahn zu begeben. Weder Locke, noch Newton, noch Hume saßen im Parlament. Die heilsamsten Gedanken und Vorschläge sind oft von ganz isolirten Individuen ausgegangen. Der Plan zur Gründung des Tilgungsfonds — dieser Maßregel, wodurch Pitt's Verwaltung sich auszeichnet — ging aus den Berechnungen des Dr. Price hervor, der bei politischer Thätigkeit wohl nie die Muße zu dergleichen Untersuchungen gefunden hätte. Der einzige Mensch, der beim Ausbruche des Zwistes mit den Kolonieen*) gesunde Ideen hatte, und der, wäre er gehört worden, der Nation einen Krieg erspart hätte, war ein Geistlicher**), eine durch ihren Stand von der National-Vertretung ausgeschlossene Person. Es ergiebt sich aber ohne alles weitere Detail schon von selber, daß die Oeffentlichkeit ein sicheres Mittel ist, um Alles in einer Nation vorhandene Licht zu sammeln und so die Entstehung nützlicher Gedanken zu veranlassen.

Man dürfte vielleicht glauben, daß ich dem Ernst, welchen mein Gegenstand erheischt, entsage, wenn ich unter den Vortheilen der Oeffentlichkeit auch die Unterhaltung anführe, welche sie gewährt, ich meine die Unterhaltung an sich, ganz abgesehen von aller Belehrung, obgleich sie sich von dieser in der Wirklichkeit gar nicht trennen läßt.

Allein derjenige, welcher eine solche Erwägung für frivol halten wollte, würde nichts weniger als richtig urtheilen. Wir nennen das nützlich, was uns einen Genuß verspricht. Die Unterhaltung aber verschafft uns einen sehr reellen Genuß, ja die Gattung von Vergnügen schon an sich, welche die Unterhaltung gewährt, scheint mir hinreichend, um das Glück einer Nation, welches dieselbe genießt, auf eine weit höhere Stufe zu erheben, als worin das Glück derjenigen Völker steht, die eines solchen Vergnügens sich entschlagen müssen.

Die Memoiren gehören unter die angenehmsten, gelesensten Bücher der französischen Literatur, allein sie erscheinen erst, nachdem die Begebenheiten, von denen sie handeln, längst vorüber sind, auch werden sie nicht von Jedermann gelesen. Was sind die englischen Zeitungen anders, als Memoiren, die in dem Augenblicke veröffentlicht werden, in dem die Begebenheiten vorgehen, die uns Alles bieten, was wir begehren können — die Parlaments-Verhandlungen, Alles, was die Schauspieler auf dem politischen Theater betrifft, die freieste Auseinandersetzung von Thatsachen und eine nicht minder freie Debatte über die Meinungen, die sich einander gegenüberstehen! Ich weiß nicht mehr, welcher Kaiser es war, der einen Preis für den Erfinder einer neuen Lustbarkeit ausgesetzt hatte, allein gewiß hätte Niemand einen solchen Preis mehr verdient, als derjenige, welcher zuerst die Verhandlungen einer gesetzgebenden Versammlung dem Publikum zugänglich machte.

II. Einwürfe gegen das Prinzip der Oeffentlichkeit.

Wenn die Oeffentlichkeit in so vielerlei Beziehung den Regierenden selber Vortheile bietet, wenn sie so ganz geeignet ist, ihnen gegen etwaige Ungerechtigkeiten des Publikums Schutz und den besten Lohn für ihre Anstrengungen zu gewähren, wie kömmt es denn, daß sie größtentheils Gegner der Oeffentlichkeit sind? Ist die Ursache einer solchen Erscheinung in ihren Fehlern, in ihrem Trachten nach einer unverantwortlichen Herrschaft, in dem Wunsche, ihr Verfahren der Kontrole zu entziehen, in dem Bestreben, dem Volke zu imponiren und es mittelst seiner Unwissenheit zu knechten, zu suchen? Vielen unter ihnen mögen dergleichen Motive nicht fern seyn, allein sie allen unterlegen, hieße die Sprache der Satire reden. Es können in dieser Hinsicht Irrthümer obwalten, die aus einer wirklichen Ueberzeugung hervorgehen, aus einer Ueberzeugung, welche sich auf Einwürfe gegen den Nutzen der Oeffentlichkeit stützt, die scheinbar etwas für sich haben. Versuchen wir es, diese Einwürfe auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

Erster Einwand. Das Publikum ist wegen seiner Unwissenheit und wegen der Leidenschaften, durch welche es, seinem größeren Theile nach, beherrscht wird, inkompetent, die Operationen einer politischen Versammlung zu beurtheilen.

Wenn ich zugeben wollte, daß es in der Masse des Publikums vielleicht unter hundert Individuen nicht eines giebt, welches fähig wäre, über die Fragen, welche einer politischen Versammlung vorliegen, ein erleuchtetes Urtheil abzugeben, so würde man mich zweifelsohne nicht beschuldigen können, daß ich dem Einwand seine Kraft benähme, und dennoch scheint derselbe mir auch so ohne alles Gewicht.

Allerdings würde ein solcher Einwand einige Bedeutung haben, wenn die Sachen so ständen, daß das Tribunal der öffentlichen Meinung, sobald es sich die Mittel, ein richtiges Urtheil zu fällen, entzogen sähe, auch den Kitzel (la fantaisie) verlöre, sein Urtheil abzugeben; allein das Publikum urtheilt und wird nie aufhören, zu urtheilen. Enthielte es sich des Urtheilens, aus Furcht, verkehrt zu urtheilen, so würde man sogar seine Weisheit bewundern müssen. Ein Volk, welches auf solche Weise sein Urtheil verschöbe, wäre ein Volk, nicht von gewöhnlichen Menschen, sondern von Weisen.

Die Veröffentlichung der Aktenstücke, sagt man weiter, erzeugt eine so große Zahl schlechter Kritiker, daß sie außer allem Verhältniß zu der Zahl der guten steht.

Darauf antwortete ich, daß man in Betreff des Gegenstandes, um welchen es sich hier handelt, das Publikum in drei Klassen theilen muß: die erste besteht aus jener, der Zahl nach, größten Masse, die sich überhaupt wenig um

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt nächstens.

*) Nord-Amerika. **) Der Dechant Tucker.

die öffentlichen Angelegenheiten kümmert, die weder Zeit zum Lesen noch Muße zum Raisonniren hat. Die zweite wird durch diejenigen gebildet, die zwar gewissermaßen urtheilen, deren Urtheil aber nur ein geborgtes, auf das Wort eines Anderen gestütztes ist, weil der, welcher es abgiebt, sich weder die Mühe giebt, selbständig zu urtheilen, noch auch die Fähigkeit dazu besitzt. Die dritte Klasse endlich bilden die, welche selbständig und in dem Grade besser oder schlechter urtheilen, wie sie sich mehr oder weniger vollständig haben unterrichten können.

Welcher von diesen drei Klassen kann die Oeffentlichkeit Schaden bringen?

Nicht der ersten, die ja, nach der Voraussetzung, an und für sich null ist. Auch nicht der dritten; wie sie früherhin urtheilte, urtheilt sie auch jetzt; allein wenn sie vorher, weil sie sich nur höchst unvollständig unterrichten konnte, schlecht urtheilte, so wird sie, sobald sie sich im Besitze echter Dokumente sieht, besser urtheilen.

Was die zweite Klasse anbetrifft, so ist ihr Urtheil, wie wir gesagt haben, ein erborgtes, aber es ist das Echo desjenigen, welches von der dritten Klasse ausgeht. Nun wird aber diese Klasse, wenn sie, besser unterrichtet, auch besser urtheilt, denjenigen, die sich auf sie verlassen, gesundere Ansichten mittheilen. Durch die Rectification des Urtheils der Einen wird zugleich das Urtheil der Anderen berichtigt seyn; wer die Quelle reinigt, reinigt auch die Kanäle.

Um zu entscheiden, ob die Oeffentlichkeit schädlich oder nützlich ist, darf allein ihre Wirkung auf diejenige Klasse, die wirklich urtheilt und welche der allgemeinen Meinung die Richtung giebt, in Erwägung gezogen werden. Nun urtheilt diese Klasse aber nur dann falsch, wenn sie die Thatsachen nicht kennt, wenn sie die zur Bildung eines richtigen Urtheils nothwendigen Data nicht besitzt. Das Raisonnement der Heimlichkeitsfreunde läuft also auf Folgendes hinaus: „Ihr seyd unfähig, zu urtheilen, weil Euch die nöthigen Kenntnisse abgehen, und Ihr sollt in dieser Eurer Unwissenheit erhalten werden, weil Ihr unfähig zu urtheilen seyd."

Zweiter Einwand. Besteht Oeffentlichkeit, so kann sich ein Mitglied der Versammlung dem allgemeinen Haß ausgesetzt sehen wegen eines Verfahrens, welches vielleicht ein ganz anderes Loos verdient hätte.

Dieser Einwand ist nur der erste unter anderer Form; er geht von der Annahme aus, daß das Volk unfähig sey, seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden.

Einem Mitglied einer politischen Versammlung, welchem es so sehr an Entschlossenheit fehlte, daß es einer augenblicklichen Ungerechtigkeit nicht Trotz zu bieten vermöchte, würde die erste Eigenschaft, die sein Beruf erfordert, fehlen. Es ist das Wesen des Irrthums, daß er stets nur eine zufällige Dauer hat, welcher jeder Moment ein Ende machen kann, während die Wahrheit unvertilgbar ist. Es handelt sich einzig und allein darum, sie ins Licht zu stellen, und daß dieses geschehe, dazu trägt unter der Herrschaft der Oeffentlichkeit Alles bei. Hat sich eine Ungerechtigkeit als solche erwiesen, so verwandelt der Haß sich in Hochachtung, und derjenige, welcher, die Popularität des Tages preisgebend, einen solchen Wechsel auf die Zukunft gezogen, sieht sich mit Wucher bezahlt.

Die Oeffentlichkeit bringt den Mitgliedern der Versammlung, was den guten Ruf angeht, mehr Nutzen, als sie ihnen jemals Schaden bringen kann; sie schützt sie gegen boshafte Beschuldigungen und Verleumdungen. Man kann ihnen, wenn Oeffentlichkeit besteht, keine Reden, die sie nicht gehalten, zuschreiben, man kann ihre Leistungen nicht ableugnen, man kann ihrem Verhalten keine perfiden Motive unterschieben. Sind ihre Absichten übel gedeutet worden, so genügt eine öffentliche Erklärung, um alle falschen Gerüchte zum Schweigen zu bringen und jedem heimlichen Angriff die Aussicht auf den Erfolg abzuschneiden.

Dritter Einwand. Das Streben nach Popularität kann die Mitglieder der Versammlung zu gefährlichen Anträgen verleiten; die Beredtsamkeit, deren sie sich befleißigen, ist mehr eine verführerische, als eine erleuchtende Beredtsamkeit, mehr die Beredtsamkeit eines Volkstribunen, als die eines Gesetzgebers.

Auch dieser Einwand ist schon in dem ersten enthalten; in der Behauptung nämlich, daß dem Volk die Fähigkeit abgehe, seine wahren Interessen richtig zu würdigen, zwischen seinen Freunden und seinen Schmeichlern zu unterscheiden.

In einem Repräsentativ-Staate, wo das Volk nicht selber über politische Maßregeln abstimmt, ist diese Gefahr nicht sehr zu fürchten. Die Reden der Abgeordneten werden ihm nur durch die Zeitungen bekannt und können also nie einen solchen Eindruck wie die leidenschaftlichen Worte eines aufrührerischen Demagogen machen. Sie kommen ihm durch ein abkühlendes Medium und überdem in der Begleitung der Argumente der Gegner zu, welche, in dem vorausgesetzten Falle, das ganze Uebergewicht der Wahrheit über Irrthum und Täuschung haben müssen.

Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen hat mehr Demagogen zu Grunde gerichtet, als sie ihrer hervorgebracht hat. Ein Volksgünstling braucht nur ins Parlament zu gelangen, damit er aufhöre, furchtbar zu seyn. In der Mitte von Männern, deren Talente den seinigen gleich sind oder sie überwiegen, geht keine seiner Behauptungen ohne Widerspruch hin; seine Uebertreibungen werden auf das Maß der Wahrheit zurückgeführt; je anmaßender er auftritt, desto mehr wird er gedemüthigt. Das Streben nach einer momentanen Volksgunst macht nur lächerlich, und der Schmeichler des Volks wird endlich dem Volke selber zum Ekel.

Vierter Einwand. In einer Monarchie kann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, da sie die Mitglieder der Versammlung der Ungunst des Herrschers aussetzt, die Freiheit der Abstimmung beeinträchtigen.

Dieser Einwand, der scheinbar mehr für sich hat, als die früheren, verschwindet bei einer näheren Betrachtung eben so, wie sie, ja es läßt sich aus ihm sogar ein neues Argument für die Vortheile der Oeffentlichkeit herleiten. Für eine Versammlung, welche von dem Herrscher etwas zu besorgen hat, giebt es eben nur den Schutz der öffentlichen Meinung; das Vertrauen, welches diese in sie setzt, dient ihr als Schild. Es wäre mehr eine anscheinende als reelle Sicherheits-Maßregel, wollte sie im Geheimen berathschlagen. Die Maßregeln der Versammlung würden immer zur Kenntniß des Herrschers gelangen, während sie denjenigen unbekannt blieben, die, sobald sie die Mittel zum Schutze der Versammlung besitzen, diesen zu gewähren bereit sind.

Zieht also eine politische Versammlung es vor, im Geheimen zu berathschlagen, und führte sie als Grund die Nothwendigkeit an, sich der Aufsicht eines Höheren zu entziehen, so wäre das nichts als ein Vorwand, durch welchen man sich nicht täuschen lassen darf. Das wahre Motiv eines solchen Entschlusses läge vielleicht in der Luft, sich dem Einfluß jenes Höheren hinzugeben, ohne sich dadurch dem öffentlichen Tadel auszusetzen. Denn, wenn man das Volk ausschließt, welcher Kontrole, als derjenigen des Volkes, entledigt man sich? Dem Haupt des Staates dagegen kann es an Agenten, an Spähern nicht fehlen, und, wenn schon unsichtbar, ist es doch stets gegenwärtig in der Versammlung.

Wird man etwa gegen die Herrschaft der Oeffentlichkeit einwenden wollen, daß eine solche Herrschaft ein systematisches Mißtrauen voraussetzt? Ohne Zweifel ist das Mißtrauen im Spiele; allein ist nicht jede gute politische Institution auf Mißtrauen gegründet? Wem denn sollte man mißtrauen, wenn nicht denen, die große Befugnisse neben eben so großen Versuchungen, diese Befugnisse zu mißbrauchen, haben? Man erwäge doch, um was es sich bei den ihnen auferlegten Pflichten handelt! Nicht um ihre eigenen Angelegenheiten, sondern um die verhältnißmäßig gleichgültigen, sehr schwierigen und sehr verwickelten Angelegenheiten Anderer, die schon aus bloßer Indolenz vernachlässigt werden könnten und welche die angestrengteste Aufmerksamkeit erheischen. Man denke ferner an ihre eigenen Interessen, die oft mit denjenigen, welche ihnen anvertraut sind, in geradem Widerspruch stehen; man denke, daß sie bei allen Mitteln, ihren eigenen Vortheil auf Kosten des allgemeinen Besten wahrzunehmen, dagegen gesichert sind, ihrer Malversationen überwiesen zu werden! Was also bleibt übrig, um so gefährliche Motive zurückzudrängen, als ein Interesse von noch größerer Kraft zu schaffen? und was Anderes kann dieses Interesse hervorrufen, als die Achtung, welche die öffentliche Meinung einflößt, die Furcht, die ihre Urtheile erzeugen, die Begierde nach Ruhm, mit Einem Worte, alles das, was ein Resultat der Oeffentlichkeit ist?

Die Wirksamkeit dieses mächtigen Mittels erstreckt sich auf Alles, auf Gesetzgebung und Verwaltung und Justiz. Ohne Oeffentlichkeit sind dauernd gute Zustände eben so unmöglich, als mit der Oeffentlichkeit mangelhafte Zustände für die Länge sich nicht erhalten können. (Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Der Goldsee.

Im nördlichen Theil der Provinz Bogota, in der Republik Neu-Granada, nicht weit von der Stadt gleiches Namens, liegt auf der Spitze des Zipaquioaberges, 8400 Fuß über dem Meere, der berühmte Guatavia-See oder Goldsee, wie er auch genannt wird, dessen geheimnißvolle und poetische Geschichte durch einen eigenen Umstand bekannt geworden ist. Es ist die Geschichte von dem reichen Kaziken Manalappa II. und der schönen Prinzessin Rama, deren junger Sohn durch Unvorsichtigkeit der Amme im Magdalenenfluß ertrank. Als nach mehreren Jahren des Kaziken wärmster Wunsch erfüllt und seine Gemahlin von dem zweiten Sohne entbunden wurde, mußte der Kazike, auf Befehl des Sonnenpriesters im großen kaiserlichen Tempel von Mejiko die Hälfte seiner unermeßlichen Schätze, aus Dankbarkeit gegen die Gottheit, dem See zum Opfer darbringen. Funfzehn Jahre lang begab sich Manalappa, jedes Jahr am 3ten Tage des Blumenmonats, dem Geburtstage seines Sohnes, zum Guatavita-See und versenkte daselbst, umgeben von seinem Hofstaat, unter großen Feierlichkeiten: Goldsand, Diamanten, Smaragden, Götzenbilder und Kostbarkeiten aller Art an Gold und Silber, als Dankopfer für die Gottheit des See's.

Dies ist der poetische Theil der Sage, worauf sich im Laufe des Jahres 1820 das Gerücht gründete und in London allgemein verbreitete, daß sich auf dem Grunde des Guatavita-See's oder Goldsee's ungeheure Schätze aufgesammelt finden sollten. Die Spanier, hieß es, hätten schon zu der Zeit, als sie noch Herren des Landes gewesen, eine Billion (hunderttausend Millionen) dieser unermeßlichen Schätze herausgeholt. Nach authentischen Urkunden hatten allein die Gouverneure Ferdinand Perez de Quesada und Antonio de Sepulveda 850,000 Piaster gemünzten Goldes nach Madrid geschickt, die Diamanten und anderen edlen Steine, unter denen sich ein einziger Smaragd im Werthe von 200,000 Piaster befunden, nicht mitgerechnet — was Alles aus dem Goldsee aufgefischt wurde. — In Folge dieser Angaben bildete sich in London im J. 1820 eine Gesellschaft zur Austrocknung des Guatavia-See's und Herausholung der Schätze, die sich noch darin befänden.

Wie man leicht begreifen kann, erhielt die Gesellschaft die Sanction der Regierung im Staate Kolumbia, und man schritt zur Ausführung des Plans. Man fing sogleich an, die Arbeiten mit größter Thätigkeit zu betreiben, und fand auch etwas Gold und einige kostbare Steine. Hieraus ergab sich, daß

die im Lande gangbare Sage nicht völlig aller Glaubwürdigkeit entbehre, und der Muth der Gesellschaft wuchs mit der Hoffnung. Die Arbeit wurde mit noch größeren Kosten betrieben, und um der dabei beschäftigten Leute sicher zu seyn — sowohl der Eingebornen als der übrigen Bewohner des Landes, welche aus weiter Ferne herbeikamen, um Arbeit zu erhalten — mußte die Gesellschaft auch für ihre Rechnung eine Compagnie kolumbischer Soldaten unterhalten, welche am Strande des See's stationirt wurden. Leider wollte sich nicht dasselbe Resultat, welches die ersten Versuche krönte, erneuern; man fand Gold in so unbedeutender Menge, daß die Arbeit gar keinen Gewinn versprach, und die Gesellschaft mußte nach drei Jahren, bedeutend entblößt, die Arbeit aufgeben.

So standen die Sachen, als ein eigener Umstand vor einiger Zeit die Gesellschaft zu neuem Leben rief und anderes, noch größeres Unglück veranlaßte.

Im Anfange des Jahres 1825 befand sich ein Geschäftsmann aus London, Namens Robert Dibson, der sich durch unermüdete Thätigkeit und tadellosen Wandel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, in Santa-Fé, wohin er gekommen war, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Alles war nach seinen Wünschen gegangen, und er wollte unverzüglich die Stadt verlassen, um sich in Cartagena nach Europa einzuschiffen, als er eines Tages, auf einem Spaziergange am Ufer des Guatavita-See, einen Palmbaum gewahr wurde, dessen Krone tief unter der Wasserfläche lag, während die Wurzeln obenauf schwammen. Er ging hin und versuchte, den Baum herauszuziehen, wobei er anfangs einigen Widerstand erfuhr. Er zog indessen mit Kraft, und der Palmbaum tauchte unter das Wasser. Da wurde Dibson in einer bedeutenden Ansammlung von Schlamm, welcher dem Baum folgte, eine wohlerhaltene goldene Bildsäule gewahr. Außer sich vor Freude über seinen Fund, kehrte er wieder nach der Stadt zurück und zeigte die Bildsäule den Agenten der englischen Austrocknungs-Gesellschaft. Diese unterrichteten ihn sogleich von ihren Angelegenheiten und ihren Plänen und suchten ihm begreiflich zu machen, daß sie lediglich aus Mangel an Mitteln nicht im Stande gewesen wären, glücklichere Resultate zu erzielen; sie hätten darum nicht fortfahren können, sondern die Arbeit abbrechen müssen. Auf Dibson machte der wunderbare Bericht, den er über den Goldsee vernahm, den außerordentlichsten Eindruck. Sogleich wandte er sich wieder nach London und steckte nicht blos sein eigenes Vermögen, sondern auch zum Theil dasjenige seiner Familie, in die gefährliche Speculation. Kaum waren gleichwohl zwei Jahre verflossen, als die Gesellschaft, nachdem sie unerhörte Summen auf die Arbeit weggeworfen, dieselbe aufs neue und zwar für immer aufgeben mußte. Dibson war, abgesehen davon, daß sein Vermögen einen bedeutenden Stoß erlitten, noch außerdem zu seinem Unglück in Prozesse mit den Gründern der Gesellschaft verwickelt worden und sah sich nach Verlauf von drei Jahren ganz und gar ruinirt. Sein Mißgeschick wurde überdies bald durch betrübende Ereignisse in seiner Familie aufs Höchste gesteigert. Sein Schwiegersohn, eben so ruinirt wie er selbst, legte gewaltsam Hand an sein Leben. Seine Frau und Tochter starben beide wahnsinnig in einem Irrenhause. Nachdem er lange mit Widerwärtigkeiten und Elend gekämpft hatte, verlor auch er endlich seinen Verstand i. J. 1831 und verschied im Jahre 1843 im Bedlam-Hospital bei London. Seine Leiden äußerten sich in einer milden Melancholie; nie sprach er von seinem verlorenen Reichthum, sondern unaufhörlich beweinte er seine Frau und seine Tochter, welche er so zärtlich geliebt hatte.

Mannigfaltiges.

— Professor Agassiz in den Vereinigten Staaten. Der bekannte britische Geolog, Sir Roderick J. Murchison, theilt in englischen Blättern den Auszug eines Schreibens von Prof. Agassiz vom 28. April mit, wonach dieser schweizerische Naturforscher, der, nachdem er in Boston eine Reihe von Vorlesungen gehalten, gefährlich erkrankt war, völlig wieder hergestellt ist. Von allgemeinem Interesse ist in dem Schreiben des Herrn Agassiz folgende Notiz über die Aehnlichkeit der heutigen transatlantischen Flora mit der fossilen Flora Europa's:

„Ich glaube, einen glücklichen und ganz unerwarteten Fund gethan zu haben, indem es mir gelungen, die außerordentliche Aehnlichkeit der fossilen Flora der europäischen Diluvial-Lager und der lebenden Flora der gemäßigten Theile der Vereinigten Staaten aufzufinden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich auf alle Typen organischer Wesen. Nachdem ich hier in den Sümpfen die Chelydra lebend unter dem Schatten von Bäumen gesehen, ähnlich denen, die den alten Boden von Oeningen — so berühmt wegen seiner zahlreichen Erd- und Frischwasser-Fossilien — bedeckten, kann ich nicht umhin, anzunehmen, daß das Klima von Europa zur Zeit, als die Strata von Oeningen abgelagert wurden, nicht tropisch gewesen seyn könne. Auch muß ich bemerken, daß eine außerordentliche Verwandtschaft zwischen der Flora der atlantischen Ufer von Nord-Amerika und der von Japan vorhanden ist, wo wir den Megalobatrachus haben, den entsprechenden Typus der Andrias oder des großen fossilen Salamanders von Oeningen. Da ich jetzt nicht im Stande bin, eine Abhandlung zu schreiben, so würde ich Ihnen dankbar seyn, wenn Sie diese Bemerkungen bekannt machten, bevor ich sie in extenso zu publiziren vermag."

Sir Rod. Murchison sieht diese etwas fragmentarischen Notizen als äu[...] aus wichtig an, um zu einem richtigen Schlusse in Bezug auf das Klima [...] Europa während der mittleren tertiären Epoche zu gelangen.

— Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Von dem [...] diesem Titel im Jahre 1845 (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses) [...]schienenen Buche des preußischen Gesandten in London, Dr. Bunsen, ist eben eine unter den Augen des Verfassers veranstaltete und von ihm mit Z[u]sätzen versehene englische Uebersetzung herausgekommen.*) Der Verfa[sser] knüpfte seine Betrachtungen ursprünglich an einen Briefwechsel, den er [im] J. 1843 mit dem britischen Staats-Secretair Herrn William Gladstone ü[ber] die deutsche Kirche, das Episkopat und Jerusalem, auf Veranlassung der [...] Abeken herausgegebenen Schrift: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem" geführt. Dieser Briefwechsel gab ihm Anlaß, seine Ideen über die „Ge[ist]lichkeitskirche", zum Unterschiede von der eigentlichen „Gemeindekirche", [zu] entwickeln, welche letztere er sowohl im primitiven Christenthum als im [Jahr]hundert der Reformation findet, ohne daß es ihr jedoch bisher gelungen [sei], weder im deutschen Protestantismus, wie er sich seitdem gestaltete, noch [in] irgend einer anderen Form desselben, die „Geistlichkeitskirche" zu verdrängen, deren Verfassung, nach seiner Ansicht, großen, verderblichen Gefahren aus[ge]setzt und für die Zukunft unhaltbar ist. Natürlich hat diese Untersuchung auch für das episkopale England ein naheliegendes Interesse. Aber wir zwei[]feln, daß man dort dem Verfasser, obwohl er unter anglikanischen Kirchen[]männern selbst ein großes persönliches Ansehen genießt, ein kompetentes Urtheil in der Sache zugestehen werde, da jeder Deutsche ohne Ausnahme das Vorurtheil der Engländer gegen sich hat, daß er in theologischen Dingen „philosophire". Das Athenaeum (vom 5. Juni) macht in der That bereits dem Herrn Bunsen den Vorwurf, daß er sich in seinem Buche eben so auf Kant und Hegel wie auf Luther und Calvin berufe.

— Neue Ausgabe der Lusiade. Ein in der französischen Haupt[]stadt lebender Portugiese, José da Fonseca, hat dort eine neue Ausgabe des großen und einzigen Meisterwerks der portugiesischen Literatur veranstaltet, in der er sich bemüht, den Text in seiner echten Form wiederzugeben und von den Corruptionen zu reinigen, die sich im Laufe fast dreier Jahrhunderte ein[]geschlichen haben. Während dieser Zeit hatten „Os Lusiadas" eine Unzahl Kommentatoren gefunden, von denen ein Jeder sich berechtigt glaubte, die eben gangbaren orthographischen und grammatikalischen Neuerungen einzuführen, um die Schreibart des Gedichts mit der herrschenden Mode des Tages in Einklang zu bringen. Nun hat namentlich die Orthographie in Portugal so unaufhörliche Veränderungen, Reformen, Revolutionen und Contre-Revolutionen erfahren, daß man nie dafür bürgen kann, ob sich dasselbe System zwei Jahre nach einander erhalten werde, und es ist der Lissaboner Akademie eben so wenig wie ihrer Schwester in Madrid gelungen, hierüber eine feste, allein gültige Norm aufzustellen. Die verschiedenen Ausgaben der Lusiade bieten daher ein wahres Chaos dar, und man ist Herrn Fonseca Dank schuldig, daß er sie auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückgeführt hat. Das von ihm herausgegebene Buch ist ein würdiges Denkmal, das er dem Genius des großen Dichters und den von ihm besungenen Thaten seiner Landsleute gesetzt hat;

As armas, e os varoẽs assinalados,
Que da occidental praia Lusitana
Por mares, nunca d'antes navegados,
Passeram ainda alem da Taprobana.

(Die Helden, die auf nie beschifften Pfaden
Durch unbekannter Meere stürm'sche Wegen
Von Lusitaniens westlichen Gestaden
Bis Ceylon's ferner Wunderinsel zogen.)

Die dem Werke angehängte Biographie des Camoens enthält nur wenig, was und nicht aus anderen Quellen bekannt wäre — es möchte denn der Umstand Beachtung verdienen, daß seine Familie ursprünglich aus der spanischen Provinz Gallicien stammte und während der Kriege zwischen Heinrich II. von Castilien und Dom Fernando, König von Portugal, nach diesem letzteren Reiche auswanderte. Als sein Geburtsjahr wird 1524 — nicht, wie Einige meinen, 1527 — angegeben. Die romanhaften Details seines Lebens werden in ihren Hauptzügen bestätigt; die ihm vierzehn Jahre nach seinem Tode gesetzte Grabschrift schildert in kurzen, aber ergreifenden Worten sein unglückliches Schicksal: Aqui jas Luis de Camoẽs, Principe dos poetas de seu tempo: vivén pobre e miseravelmente, e assi morrén. Anno de MDLXXIX. (Hier ruht Luis de Camoens, der Dichterfürst seiner Zeit; er lebte arm und elend, und starb auch so.)

*) The Constitution of the Church of the Future. By Christian Charles Josias Bunsen, D. Ph. D. C. L. Translated from the German, under the Superintendence of, and with Additions by, the Author. London, Longman & Co., 1847.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Einunddreißigster Band.

Juli bis Dezember.

1847.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Spanien.

Frankreich.

Schweiz.

Italien.

Holland.

England.

Schweden.

Norwegen.

Polen.

Rußland.

Böhmen.

Ungarn.

Siebenbürgen.

Asien.

Kaukasien.

Asiatische Türkei.

Syrien.

Persien.

Ostindien.

China.

Afrika.

Algerien.

Aegypten.

Nigritien.

Nord-Amerika.

Texas.

Westindien.

Australien.

Mannigfaltiges.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 74. Berlin, Dienstag den 22. Juni 1847.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

Wie sehr auch die Urtheile über Voltaire, als Haupt und Stimmführer der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie über Voltaire als Menschen, von einander abweichen möchten: darin werden Alle übereinstimmen, daß er ein Mann von eben so glänzendem Geiste und durchdringendem Verstande, als universeller Kenntniß und Bildung war; eben so, daß Voltaire, was Klarheit, Ebenmaß und Grazie des Stils betrifft, unter den Schriftstellern seiner Zeit den ersten Platz einnimmt. Die Literatur, sie ist seine eigentliche, wahre Heimat, sein Beruf, sein Ruhm; allein gerade hier ist es, wo Voltaire — es klingt paradox, ohne daß man mich widerlegen möchte — unter uns Deutschen am wenigsten gekannt seyn möchte; oder wie viele von denen, welche Voltaire verurtheilen und wegwerfend von ihm sprechen, haben aus den hundert Bänden, welche seine Werke zu einer encyklopädischen Bibliothek machen, einmal oder mehr als einmal einen Band zu ihrer Unterhaltung oder Belehrung herausgezogen? Die Meisten kennen Voltaire nur aus Berichten und Declamationen, oft aus zweiter oder dritter Hand; ihnen ward sein Name fast zum Symbol aller Negation des Höchsten und Edelsten, was der Mensch zu schätzen hat: der Wahrhaftigkeit in Absicht und Mitteln, wie in Gesinnung, in des Heiligsten, nämlich Religion und Christenthum. Nun ist es mein Zweck hier nicht, eine Apologie Voltaire's zu liefern; auch ist er erst vor kurzem von Varnhagen von Ense, in dem so anziehenden, im Ganzen nicht eben zu Voltaire's Ruhm dienenden Aufsatze: „Voltaire in Frankfurt am Main 1753", an einem Orte also, wo der Verfasser ein Recht, oder sage ich lieber die Pflicht hatte, ein Gleichgewicht des Urtheils herzustellen — in Ansehung desselben in Schutz genommen worden: „weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutschland doch nur selten gehörig erkannt und gewürdigt würde ...", daher müsse er gleich im Beginn Voltaire's sonstigen „hohen Menschen- und Geisteswerth" wahren. Ich verweise auf die schöne Stelle in ihrem Zusammenhange; man wird mir beistimmen, daß der Verfasser, außer einem Akte der Gerechtigkeit, einen feinen Takt in Hinsicht des großen Königs selbst, gegen den Voltaire sich verging, an den Tag legte. Ein König und Weiser, wie Friedrich, konnte sich nicht von Jugend auf, mit geringer Unterbrechung, der Verehrung und Freundschaft zu einem Manne hingeben, welcher nicht „im Großen und Allgemeinen edel und wohlgesinnt, von reiner Gluth für die Menschheit erfüllt und stets beeifert war, deren Gedeihen und Fortschritt auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern ..." Ludwig Wachler, dessen Handbuch der Literaturgeschichte, bei allen Mängeln im Einzelnen, immer doch das geschmackvollste Werk dieser Gattung in Deutschland bleibt, der aber bei den beredten, Voltaire's Charakteristik gewidmeten Seiten im Ganzen dessen sittlichen Werth nur zu tief unter den ästhetischen und artistischen zu setzen geneigt ist — Wachler also spricht Voltaire in einer Hauptrichtung seiner schriftstellerischen Laufbahn, der Geschichte nämlich, „das anerkannte große Verdienst zu, daß er sie zur Sittenschule der Menschheit erhob und auf ihren wichtigsten Beruf [illegible]es, die innere gesellschaftliche Entwickelung und die lehrreiche Eigenthümlichkeit einzelner Zeitalter, Staaten und Völker in Thatsachen zu vergegenwärtigen. Dieser durch Voltaire herrschend gewordene pragmatisch-ethische Gesichtspunkt bei historischen Arbeiten ist", setzt Wachler hinzu, „ein dankenswerthes und in seinen Früchten verherrlichtes Vermächtniß an die Nachwelt." Auch Schlosser kann nicht umhin (in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts), Voltaire's Bedeutung für die Geschichte, ihr Studium und ihre Darstellung hervorzuheben, „so ungern das auch die Männer vom Fach anerkennen"; und obschon, nach Schlosser, die eigentliche Geschichte Niemand bei Voltaire suchen werde (er nennt ihn sogar einen Sophisten in der Geschichte), denn er gehe mit den Thatsachen um, wie mit den Menschen ..., so lehre er doch, wie man die Thatsachen behandeln solle, damit das Leben der Gegenwart durch Kunde der Vorzeit wirklich beleuchtet werde, und damit wenigstens die Wahrheit und Kühnheit der Geschichte den Armen und Gedrückten gegen die Reichen und Uebermächtigen beistehe." Ich frage aber, ob eine solche Reform der Geschichte möglich war durch bloßen esprit, Witz und Talent — ob nicht vielmehr große, neue Gesichtspunkte dabei schaffend im Hintergrunde liegen (und auf diese kömmt es doch hauptsächlich an, nicht auf die Anwendung im Einzelnen), und ob solche große Gesichtspunkte sich ohne inneren Zusammenhang mit einer im Grunde sittlichen Begeisterung und Idee denken lassen, welche den, wenn auch oft verhüllten und entstellten Kern des Individuums ausmachen? ... An diesen halten wir uns, und die angeführten Urtheile zweier berühmten Historiker sollen uns als Anknüpfung dienen, um von Voltaire's Verhältniß zu einem einzelnen Zweige der Literatur, der historischen meine ich, zu der Literatur im Allgemeinen überzugehen, um die Gesichtspunkte kennen zu lernen, aus denen Voltaire die Literatur im Ganzen und Großen, als Philosoph oder Geschichtschreiber der Literatur überhaupt betrachtete. Das Feld ist freilich allzu groß und reich, und wir werden uns darauf beschränken müssen, im Vorübergehen einige Blumen und Blüthen zu pflücken.

Man wird nicht erwarten, daß Voltaire mit Willen und Bewußtseyn eine Geschichte der Literatur oder auch nur Beiträge dazu verfaßt habe; diese Wissenschaft, im heutigen Sinne des Wortes, war damals noch nicht vorhanden, wenn man die meist geistlosen Nomenklaturen von Autoren und Büchern, das Kleben an der bloßen Aeußerlichkeit, dem Mechanismus der Literatur, des Bücherwesens, mit jenem Namen nicht bezeichnen mag. Es verhält sich indeß damit, wie etwa mit der unserem Gegenstande verwandten Aesthetik: lange bevor dieser Name erfunden und zur Bezeichnung eines besonderen Zweiges der Literatur wurde, wurde von geistvollen Philosophen Aesthetik getrieben und gelehrt. Die Wissenschaften entstehen und werden lebendig zuerst in Ideen und einzelnen Anwendungen, ehe diese zur Allgemeinheit des Bewußtseyns erhoben werden und die entsprechende Gestalt gewinnen. So hier. Ohne daß Voltaire es jemals auf eine eigentliche Geschichte der Literatur absah, dürften sich vor ihm Niemand und nach ihm Wenige in dem Maße und Umfang mit der Literatur und ihrer Geschichte beschäftigt haben — aus allen den verschiedenen Gesichtspunkten, welche der Gegenstand zuläßt und aus deren Combination erst der Begriff der Literaturwissenschaft-Geschichte erschöpft wird: als ästhetische Kritik, bald aus allgemeinen Prinzipien, bald als Analyse des Einzelnen und als Charakterzeichnung; als historisch-literarische Kritik, angewandt auf das Leben der Schriftsteller, auf die geschichtlichen Verhältnisse ihrer Werke; und dies Alles nicht auf einzelne Zweige und Epochen der Literatur beschränkt, nein auf die gesammte Literatur der verschiedensten Zeiten und Länder; welche reiche, fast unerschöpfliche Fundgrube bieten in dieser Beziehung Voltaire's sämmtliche Werke dar, in einer Universalität, wie sie gewiß Niemand vor ihm zeigt und in späterer Zeit unter den Deutschen nur etwa A. W. Schlegel. Ich muß mich begnügen, diejenigen von Voltaire's Schriften, welche sich hier zunächst darbieten, zu nennen, wie etwa, um eine chronologische Folge zu beobachten: der Essai sur la poésie épique (1726); die Lettres philosophiques (1733), welche später dem Dictionnaire philosophique, so reich an literarhistorischem Material, (1760) stückweise einverleibt wurden; le Temple du Goût (1732); die Remarques sur les Pensées de Pascal (1738); Vie de Molière (1739); vor Allem das Siècle de Louis XIV. (1752), und der auch für Geschichte überhaupt Epoche machende Essai sur les moeurs, Lettres sur Rabelais (1766) und vieles Andere. Die Rückblicke auf die Geschichte der Literatur gehen überhaupt in Voltaire's Schriften (ich nehme natürlich die eigentlichen Schöpfungen seines poetischen und rhetorischen Genies aus) so durch, daß man sich fragen darf, wie Voltaire, einmal als eminent produktiver Kopf, dann als Franzose, einer solchen beständigen Reflexion und eines solchen universellen historischen Blicks überhaupt fähig war?

Was Voltaire als Franzosen betrifft, so ist jedem von uns Goethe's Urtheil über ihn in Erinnerung (W. XXXVI, 207), wonach in jenem wunderbaren Individuum sämmtliche Verdienste seiner Nation sich aussprechen sollen; wie in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, so entstand, sagt Goethe, in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller. Bei dieser Gelegenheit zählt Goethe in Art eines Wörterbuchs in zehn Zeilen alle die Eigenschaften her, welche man von einem geistvollen Manne fordere, Eigenschaften von Geistesäußerungen, heißt es dort, von welchen man Voltaire vielleicht nur die erste und die letzte: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen könne. Goethe hat dort, vielleicht absichtlich, das französische Esprit vermieden, dessen ausführliche Zergliederung ungefähr auf die große Mehrzahl jener Eigenschaften und Mängel eines eminent französischen Schriftstellers hinauskommen möchte. Allein damit scheint uns Voltaire's Charakteristik als Schriftsteller noch nicht erschöpft und insofern völlig gerecht; und wenn es wahr ist, daß Voltaire gleichsam den Archetyp des französischen Geistes darstellt, so hat er damit sich über das Gewöhnliche der französischen Schriftsteller erhoben und steht unter ihnen wie eine Ausnahme von der Regel da. Dahin gehört namentlich jener freie, unbefangene, nach Universalität strebende

Blick, welcher unter den französischen Schriftstellern, selbst heutiger Zeit, immer selten ist, wenn sie nicht, wie Guizot, die Schule deutscher Wissenschaft und Bildung durchgemacht haben. Wie beschränkt und einseitig, und durch seine Einseitigkeiten manchmal lächerlich, ist gegen Voltaire sein jüngerer Zeitgenosse Laharpe, vordem der gepriesene Literator und ästhetische Literaturhistoriker Frankreichs! Man kennt übrigens Voltaire's innere Verachtung gegen seine Landsleute im Ganzen, welche er dann mit dem den Franzosen so verhaßten Namen: le pays des Welches bezeichnete. Niemand aber wird im Allgemeinen bezweifeln, daß wahre Genialität, wie echte Humanität, stark genug sind, um die Schranken der Nationalität zu durchbrechen und auf den Standpunkt der Menschheit zu erheben; wenn auch die Völker so häufig geneigt sind, jene Schranke, jenen Partikularismus selbst als eine Tugend zu preisen und die Erhebung darüber zum Verrathe an der Sache des Volkes zu stempeln. Jede Nation, auch die deutsche, hat ihre Beispiele aufzuweisen.

Bei Voltaire kommt aber noch die Epoche seiner Geburt und Jugendzeit hinzu, welche ihm den Sinn für Geschichte, wie überhaupt, so namentlich in der Poesie und Literatur weckte, freilich aber auch zu einer vollkommenen Freiheit in dieser Hinsicht bei ihm niemals recht kommen ließ. Wenn es erlaubt ist, eine Parallele zwischen Voltaire und unserem Goethe zu ziehen (und ich glaube, daß dem Ruhme unseres großen Dichters dadurch nicht zu nahe getreten wird; ich habe wenigstens Franzosen, wenn sie von Goethe einen Begriff geben wollten, ihn le Voltaire de l'Allemagne nennen hören): wie viel glücklicher ist Goethe gegen Voltaire! Goethe wurde geboren, um auf einem fast jungfräulichen Boden die reichste Aerndte zu schneiden; Alles war noch zu thun; während Voltaire zu den Epigonen eines vorübergegangenen großen Zeitalters gehörte, welches mächtig auf seinem Geiste lastete. War auch seinem originellen, vielgestaltigen, viel beweglichen Geiste immer eine reiche Laufbahn vorbehalten — seine Bildung ward durch die übernommene Erbschaft des Zeitalters Ludwig's XIV. von früh auf unverrückt bestimmt; und wie ein literarischer Janus war er mit einem Gesichte beständig nach der hinter ihm liegenden großen Schule und mit dem anderen nach der Welt der Ideen in der Zukunft hingewandt. Das große Jahrhundert wurde und blieb seine literarische Heimat, sein Vorbild. Hierher kehrte er immer wieder zurück, wenn er in die Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker Ausflüge machte; von diesem Punkte aus fällt helles Licht auf die Vergangenheit, während sich seinem Geiste das Mittelalter aus einer tiefen Nacht langsam dämmernd dem Tage entgegenwindet, welcher mit Corneille bei den Franzosen beginnt, bei den Italiänern freilich, das giebt Voltaire gern zu, viel früher. Eben so erblickt er nun aber auch in dem Zeitalter, dem er selbst angehörte, nur die immer mattere Abendröthe eines glanzvollen Tages; er klagt so oft über den Verfall des guten, edlen Geschmacks, der Sprache, zuweilen spricht er sogar von einer drohenden Rückkehr zur Barbarei; und doch trug wieder Niemand mehr dazu bei, eine ganz neue Aera in Sachen der Poesie und des Geschmacks in der Literatur herbeizuführen. Voltaire, scheint es, war sich nicht klar genug darüber, daß das klassische Jahrhundert Ludwig's XIV. sein Pathos in Vers und Prosa und in der ganzen Sprache nicht als eine bloße äußere Form an sich trug, die man ablegen und wieder anlegen konnte; daß diese Form den Geist des Jahrhunderts zu ihrer Voraussetzung hatte, welcher sich, nach der Bemerkung Villemain's, in den drei großen Ideen: der Monarchie, der (katholischen) Religion und des Alterthums, aussprach: Ideen, gegen welche Voltaire und sein Jahrhundert mehr oder weniger bewußt ankämpften. Eine Ahnung dieses Zusammenhangs spricht Voltaire unter Anderem einmal in der Bemerkung aus, daß es kein modernes Epos gebe — weil der Glaube nicht mehr lebendig sey. Dies Alles sey hier indeß nur deshalb angeführt, zu verdeutlichen, daß und warum Voltaire die Vorbilder des Dichters und Schriftstellers seiner Zeit, der Form nach, hinter sich in der Vergangenheit suchte, daß er mithin von Haus eine wesentliche Befähigung zur Geschichte der Literatur, nach ihrer Entwickelung, in ihren mannigfaltigen Formen, gehabt hat. So sehen wir, daß Voltaire den Plan seines Lieblingswerks im geschichtlichen Fache, des Siècle de Louis XIV., noch während Ludwig's XIV. Lebzeiten, als funfzehnjähriger Jüngling, angefeuert durch die Schilderungen des Herrn von Caumartin, entwirft, diesen Plan nachher viele Jahre mit sich herumträgt, die Materialien sammelt, sichtet, ordnet, aber erst gegen sein sechzigstes Jahr (1751), als Gast Friedrich's des Großen, in Sanssouci vollendet und herausgiebt. Dieses Werk ist gewissermaßen Voltaire's wahres Epos; es ist wenigstens durchweg ernst gehalten, von Patriotismus durchdrungen; denjenigen Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen und religiösen Lebens, von denen er sich sonst abwendet oder die er bekämpft, weiß er hier eine Seite abzugewinnen, wodurch sie wenigstens als Zierrath zu dem Monument, das er dem „großen Jahrhundert" gesetzt, dienen können. (Fortsetzung folgt.)

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.

(Schluß.)

III. Gegenstände, bei welchen die Oeffentlichkeit zur Anwendung kömmt.

Von dem, was in der Versammlung vorgeht, gehört vor das Forum der Oeffentlichkeit:

1) der Inhalt jeder Vorlage;
2) die Substanz der Reden und Argumente pro und contra;
3) der über jede Vorlage gefaßte Beschluß;
4) die Zahl der Stimmen auf beiden Seiten;
5) die Namen der Abstimmenden;
6) die Aktenstücke, welche dem Beschluß zum Grunde liegen.

Ich halte mich bei dem Erweise, daß die Kenntniß aller dieser Punkte dem Tribunal der öffentlichen Meinung, wenn es sich ein Urtheil bilden will, nöthig sey, nicht auf. Einen einzigen Einwand, den man mir machen könnte, will ich berühren. Man könnte nämlich sagen, daß durch die Veröffentlichung der respektiven Stimmenzahlen die Maßregeln der Versammlung an ihrer Autorität verlieren könnten, und daß, im Fall einer sehr geringen Majorität, die Opposition ermuthigt werden würde.

Ich antworte, daß zwischen der ungesetzlichen und gesetzlichen Opposition zu unterscheiden ist. Die erstere läßt sich nicht voraussetzen, und die zweite ist kein Unglück.

Die erstere, sage ich, läßt sich nicht voraussetzen. Die Existenz einer — durch eine berathende Versammlung bestimmten — Regierung gründet sich eben auf die Disposition, auf die Gewohnheit, sich dem Willen der Majorität zu fügen. Eine beständige Einstimmigkeit läßt sich, da sie außer dem Reiche der Möglichkeit liegt, gar nicht erwarten, und gerade in dem Fall, wo eine Partei sich durch eine sehr geringe Majorität geschlagen sieht, wird sie, weit entfernt, aus einem solchen Ereigniß Anlaß zu einer illegalen Opposition zu entnehmen, vielmehr nur die Hoffnung zu einem nahen Erfolge schöpfen.

Wenn sich, nach einem solchen Ereigniß, eine gesetzliche Opposition bildet, so ist das kein Unglück; denn da die Vergleichung der Stimmenzahlen den einzigen Maßstab abgiebt, um die Wahrscheinlichkeit, ob die Beschlüsse gut sind oder nicht, zu ermessen, so folgt daraus, daß eine gesetzliche Opposition sich nicht besser bilden kann, als eben auf Grund dieser Wahrscheinlichkeit. Man nehme eine juristische Entscheidung! Man nehme zwei Urtheile, wovon das eine mit der kleinst-, das andere mit der größt-möglichen Majorität gesprochen wurde! Würde es nicht natürlicher seyn, gegen das erste, als gegen das zweite zu appelliren?

Allein die Nothwendigkeit der Appellation ist bei Rechtshändeln durchaus nicht von derselben Wichtigkeit, als bei Gegenständen der Gesetzgebung. Richterliche Entscheidungen betreffen nur individuelle Fälle; die Beschlüsse einer gesetzgebenden Versammlung aber regeln die Interessen einer ganzen Nation und ziehen Folgen nach sich, welche sich ohne Unterlaß erneuern.

Glaubt man, daß das Publikum sich den Beschlüssen williger unterwerfen würde, wenn man vor ihm die verschiedenen Abstimmungs-Zahlen geheim halten wollte? Es würde das ein großer Irrthum seyn. Das Publikum wird, wenn es sich zu Vermuthungen genöthigt sieht, sich aus dem Geheimniß eine Waffe gegen die Verwaltung machen; es wird sich nur allzu leicht durch falsche Berichte irre führen lassen. Eine unbedeutende Minorität wird thun, als wäre sie nahe daran, Majorität zu seyn, und es wird ihr an hundert Mitteln der List nicht fehlen, um das Publikum über ihre wahre Stärke zu täuschen.

Der amerikanische Kongreß veröffentlichte während des Unabhängigkeitskrieges, wenn ich mich nicht irre, seine sämmtlichen Beschlüsse, als einstimmig gefaßt. Seine Feinde erblickten eben in dieser Vorsichtsmaßregel nichts als das Bedürfniß, eine Spaltung zu verbergen. Dennoch wollte diese, sonst so weise Versammlung sich lieber einem solchen Verdachte aussetzen, als kund werden lassen, mit welchem Grade von Nichtübereinstimmung sie ihre Beschlüsse faßte. Allein obgleich diese Gaukelei (supercherie) in einem einzelnen Falle geglückt ist, so ist darum ihr allgemeiner Nutzen nichts weniger als erwiesen. Der Kongreß, welcher des Vertrauens seiner Konstituenten sicher seyn durfte, konnte sich der Zustimmung derselben auch für diese Kriegslist, die nur dem Feinde galt, versichert halten.

Die Namen der Abstimmenden müssen veröffentlicht werden, nicht allein damit das Publikum die Prinzipien der Deputirten und den Eifer, mit welchem sie die Sitzungen besuchen, zu beurtheilen vermöge, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Es kömmt, was den Einfluß auf die Meinung betrifft, nicht blos auf die Zahl der Stimmen an, auch die Qualität derselben ist von Bedeutung. Allen Stimmen dasselbe Gewicht zuschreiben, hieße der Dummheit denselben Einfluß wie der Weisheit einräumen und dem Verdienste seinen ganzen Lohn rauben wollen.

IV. Ausnahmen (Fälle, in denen die Oeffentlichkeit nicht zur Anwendung kömmt).

Die Oeffentlichkeit muß in allen Fällen suspendirt werden, in denen sie

1) die Entwürfe eines Feindes begünstigen,
2) ohne Noth harmlose Personen verletzen,
3) die Strafe Schuldiger zu sehr verschärfen könnte.

Man kann aus der Oeffentlichkeit kein absolutes Gesetz machen, weil sich nicht alle Verhältnisse, in denen eine Versammlung sich befinden kann, voraussehen lassen. Regeln giebt man nur für einen Zustand der Ruhe und Sicherheit, nicht für Zustände der Verwirrung und der Gefahr. Das Geheimniß ist ein Mittel für Verschwörungen; man mache es deshalb nicht zur Bedingung einer geregelten Regierung.

V. Mittel der Oeffentlichkeit.

Die Mittel der Oeffentlichkeit, die man, je nach der Natur der Versammlung und nach der Wichtigkeit der Verhandlungen, alle oder theilweise anwenden kann, sind:

1) die authentische Veröffentlichung der Verhandlungen in ihrer, sämmtliche im vorhergehenden Abschnitt aufgeführte sechs Punkte umfassenden Vollständigkeit;

2) die Verwendung von Stenographen zur Niederschreibung der Reden oder — wo es auf eine Untersuchung ankömmt — der Verhöre;

3) die Gestattung anderer, nicht authentischer Veröffentlichungen zu demselben Zwecke;

4) die Zulassung von Nicht-Mitgliedern der Versammlung zu den Sitzungen.

Die Verwendung von Stenographen ist dann unerläßlich, wenn man die Reden vollständig haben will. Allein man darf dieses Mittel, will man anders die Kosten, welche es veranlaßt, rechtfertigen, nur bei verhältnißmäßig wichtigen Debatten anwenden. In England dürfen sich bei gewöhnlichen Prozessen die Partien desselben bedienen. In dem großen Hastingschen Prozesse hatte das Haus der Gemeinen einer- und der Angeklagte andererseits seine Stenographen. Eben so hatte das Oberhaus, in seiner richterlichen Eigenschaft, die seinigen.

Was die nicht authentischen Publicationen betrifft, so müssen sie geduldet werden, sey es, um der Nachlässigkeit oder der Untreue der besoldeten Berichterstatter zuvorzukommen, sey es, um den Verdacht zu beseitigen, daß die Berichte der Wahrheit nicht vollkommen gemäß seyen. Ein ausschließliches Privilegium aber wäre so gut, als ein Certifikat über die Verfälschung der Berichte. Außerdem kann die authentische Veröffentlichung der Debatten nur mit einer Langsamkeit geschehen, welche der Ungeduld des Publikums wenig entsprechen würde, wozu sich der weitere Nachtheil gesellt, daß in der Zwischenzeit, bis zur Veröffentlichung der echten Berichte, falsche mancherlei Schaden stiften können.

Die nicht offiziellen Zeitungen erfüllen vollkommen den Zweck, welchen es zu erreichen gilt. Ihr Erfolg hängt von der Neugier (avidité) des Publikums ab, und ihr Verdienst besteht darin, diese zu befriedigen. In England hat man einen solchen Grad der Schnelligkeit erreicht, daß Debatten, die bis Morgens drei, vier Uhr gedauert, am Morgen in sechzehn Großfoliospalten von kleinem Druck erscheinen und vor Mittag in der Hauptstadt ausgegeben werden können.

Die Zulassung des Publikums zu den Sitzungen ist ein sehr wichtiger Punkt. Allein er erheischt Erläuterungen, welche hier nicht am Orte seyn würden. Ich werde ihn abgesondert behandeln.

Der Hauptgrund für diese Zulassung besteht darin, daß sie den Berichten der Zeitungen Glauben verschafft, oder vielmehr, daß sie die wesentliche Bedingung dieses Glaubens ist. Wäre das Publikum ausgeschlossen, so würde es stets argwöhnen, daß man die Wahrheit verfälsche, oder wenigstens, daß man einen Theil derselben unterdrücke und daß in der Versammlung Dinge vorgehen, von denen ihm keine Kenntniß wird. Allein auch abgesehen von dieser Garantie, kann es den Mitgliedern der Versammlung nur vortheilhaft seyn, unparteiische Zeugen zu Zuhörern zu haben und von einem sich täglich erneuernden Theile des Publikums beurtheilt zu werden. Die Anwesenheit von solchen Zuhörern ist zugleich ein mächtiges Motiv des Wetteifers und ein heilsamer Zügel für die Leidenschaften, die durch die Debatten erzeugt werden können. *)

VI. Zustand der Dinge in England.

Um sich von der Oeffentlichkeit, wie sie in England besteht, eine richtige Vorstellung zu machen, muß man zwei Dinge wohl unterscheiden: die Reglements und den Gebrauch.

Mit den Reglements verhält es sich, wie folgt:

1) Sie untersagen jedem Fremden, d. i. einem Jeden, der nicht Mitglied der Versammlung ist, bei Strafe unmittelbarer Haft den Zutritt. Selbst die Einführung durch ein Mitglied macht weder eine Ausnahme, noch befreit sie von der Strafe. Dieses, im J. 1650 während der stürmischen Zeiten der bürgerlichen Kriege ergangene Verbot ward siebenmal unter Umständen, wo weder dieser, noch irgend ein anderer Entschuldigungsgrund vorlag, erneuert. **)

2) Sie verbieten sowohl den Fremden, als auch den Mitgliedern, irgend etwas, was in der Versammlung vorgegangen, zu erzählen und irgend etwas darüber, ohne Autorisation der Versammlung, zu veröffentlichen.

Diese Bestimmung, welche sich aus dem Anfang des Bürgerkrieges herschreibt, ist gar dreizehn und zum letzten Mal in einer Verordnung vom J. 1738, in welcher die Leidenschaftlichkeit ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, erneuert worden. Nicht der hochmüthigste Despot kann in einem Tone reden, wie diese, aus dem Volke hervorgegangene Versammlung.

3) Mit dem J. 1722 hat man von Seiten des Hauses der Gemeinen die sogenannten vota zu veröffentlichen angefangen. Es ist dies eine Art trocknen mageren farblosen Protokolls, worin die Förmlichkeiten, die Motionen und Beschlüsse und, im Fall einer Abstimmung, die Stimmen Für und Wider verzeichnet sind. Der eigentlichen Debatte geschieht keine Erwähnung.

Vor der angegebenen Epoche geschah diese Veröffentlichung nur unregelmäßig.

Diese vota nun, wie sie am Ende des Jahres gesammelt und in Begleitung einer Unmasse von Gesetzen und Privat-Aktenstücken wieder publizirt werden, bilden das sogenannte Journal des Hauses. Von diesem Journal, welches nicht in den Buchhandel kömmt, erhält jedes Mitglied ein Exemplar.

4) Was dem Publikum am wichtigsten seyn muß, ist, die Gesetzesvorschläge, ehe das Parlament über sie entschieden, kennen zu lernen. Die Gesetzesvorschläge, bills genannt, werden jedoch nicht in Kraft einer allgemein gültigen Bestimmung gedruckt, sondern wenn, wie es häufig geschieht, der Druck angeordnet wird, so geschieht dies in Folge eines speziellen Beschlusses und zum alleinigen Gebrauche der Mitglieder, so daß von solchen Bills Niemand, der sich nicht einen der erwähnten Abdrücke zu verschaffen weiß, Kenntniß erhält.

So eigen nun aber die Erscheinung war, daß die Abgeordneten des Volks mit solchem Hochmuth sich den Blicken ihrer Kommittenten entzogen, so waren andererseits die Grundsätze wahrer Freiheit doch noch so wenig anerkannt, daß ein Verfahren, welches alle Verantwortlichkeit seitens der Mandatarien, wie allen Einfluß seitens der Nation aufheben mußte, ungerügt durchgehen konnte.

Seitdem jedoch die öffentliche Meinung ein größeres Gewicht gewonnen, und namentlich seit der Regierung Georg's III., hat sich, ungeachtet jene antipopulären Reglements gesetzlich noch immer fortbestehen, in mehreren Beziehungen ein entgegengesetzter Gebrauch geltend gemacht. Es ist ohne Zweifel traurig, daß das Beste, was England besitzt, nur bei einer beständigen Verletzung der Gesetze bestehen kann; allein man kann zugleich nicht ohne Freude bemerken, daß die Neuerungen, die allmälig aufkommen, dem allgemeinen Fortschritt dienen.

Das Unterhaus hat nachgegeben, daß bei seinen Verhandlungen ein kleiner Theil des Publikums zugegen seyn darf; 150—200 Personen ungefähr können auf einer abgesonderten Galerie Platz finden. Unglücklicherweise ist dieses Zugeständniß von sehr precairer Natur. Wenn das Haus das Recht behalten muß, in den Ausnahmsfällen, welche wir oben aufzählten, die Zuhörer auszuschließen, so dürfte doch eine einzelne Stimme nicht befugt seyn, auf die Anwendung des Reglements, das noch immer volle gesetzliche Kraft besitzt, anzutragen.

Was den Inhalt der Debatten und die Namen der Abstimmenden angeht, so geben zahlreiche Zeitungen darüber Nachricht. Auch die Veröffentlichung solcher Berichte ist ein Vergehen, aber ein glückliches Vergehen, ein Vergehen, dem England es verdankt, daß es keine Aristokratie, wie die Venedigs, geworden.

Dergleichen Veröffentlichungen hätten übrigens auf die Nachsicht, die ihnen ward, nicht rechnen dürfen, wären sie genauer gewesen. Wurde auf der Gallerie ein Fremder, mit einem Bleistift in der Hand, erblickt, sogleich erhob sich ein allgemeines Geschrei und er wurde unbarmherzig vertrieben. Heute geht die Nachsicht weiter; man duldet sogar die von den Herausgebern der öffentlichen Blätter besoldeten Stenographen.

Im Oberhause gelten im Grunde dieselben Vorschriften, aber der Ton derselben ist gemäßigter. Kein Fremder hat Zutritt (Ordre vom 5. April 1707). Die Veröffentlichung der Debatten ist nicht gestattet (Ordre vom 27. Februar 1698). Dennoch ist vom Oberhause der Anfang zu dem jetzt geltenden Gebrauch gemacht worden.

In diesem Hause herrscht eine Sitte, die einem Theil der Ansichten eine Publizität gewährt, von welcher man in dem anderen Hause kein Beispiel findet. Es ist dies die Sitte des Protestirens.

Die Proteste sind motivirte Erklärungen eines oder mehrerer Mitglieder der Minorität gegen die Beschlüsse des Hauses, und sie werden in die Protokolle der Versammlung aufgenommen. Sie werden, dem Reglement zum Trotz, gedruckt und in Umlauf gesetzt, woraus eine Absonderlichkeit entsteht, die wohl des Nachdenkens werth wäre, wenn es der Routine je einfiele, über etwas nachzudenken. Es besteht diese Absonderlichkeit darin, daß die einzigen Argumente, welche dem Publikum auf eine authentische Weise zukommen, gegen die Gesetze gerichtet sind.

Das Oberhaus läßt zwar einen Theil des Publikums zu seinen Sitzungen zu, allein es hat den Genuß dieser Gunst so unbequem wie möglich gemacht. Es giebt keine Sitzplätze. Die vordere Reihe der Zuhörer hindert alle hinteren am Sehen und Hören. Einige Mitglieder haben zu wiederholten Malen vorgeschlagen, dem zuhörenden Publikum eine größere Bequemlichkeit zu verschaffen; allein die Majorität ihrer Kollegen hat sich stets gegen einen solchen Vorschlag gesträubt, entweder in dem Glauben, daß sich in einer unbequemen Stellung eine größere Ehrfurcht manifestire, oder weil sie einen entschiedenen Abscheu vor jeder Neuerung hat. *)

---

*) Der Genfer Dumont fügt hier eine Anmerkung hinzu, in der er sich über die Nichtöffentlichkeit der schweizer Repräsentativ-Versammlungen beklagt. Er schlägt eine bedingte Oeffentlichkeit, d. i. den Zulaß von Beamten, Rechtsbeflissenen, durchgefallenen Wahlkandidaten, denen zur Majorität nur wenige Stimmen gefehlt haben, u. s. w. vor. Wir haben geglaubt, diese Note, ohne unsere Leser zu beeinträchtigen, weglassen zu dürfen.

**) 26. Februar 1688, 21. November 1680, 2. April 1690, 31. Oktober 1705, 13. November 1705, 26. Januar 1709, 16. März 1719.

*) Nach der Charte von 1814 waren die Sitzungen der französischen Pairs-Kammer geheim — eine Bestimmung, welche in der Charte von 1830 abgeändert worden ist, dergestalt, daß die Kammer der Pairs eben so gut wie die Deputirten-Kammer ihre Berathungen öffentlich hält. Was die Charte von 1814 mit dem Geheimniß bezweckte, welches sie für die Sitzungen der Pairs-Kammer vorschrieb, ist in der That kaum abzusehen, da den Pairs die Oeffentlichkeit eher mehr, denn weniger noth thut, als den Mitgliedern der Wahl-Kammer. Wir wollen von den Gründen, die für die Oeffentlichkeit der Sitzungen einer Pairs-Kammer sprechen, nur Einen anführen, nämlich: Wenn man eine Pairs-Kammer als eine vorzugsweise monarchische Institution, als ein Bollwerk des Königthums gegen das Uebertreten des demokratischen Stromes betrachtet, so ist es geradezu widersinnig, die Operationen einer solchen Körperschaft in Dunkel zu hüllen. Denn ist es nicht widersinnig, daß, während man diejenigen, in denen man mögliche Gegner der monarchischen Institutionen oder wenigstens zu weit gehende Freunde der Demokratie sieht, offen diskutiren läßt, man die geborenen, die erklärten Freunde der Monarchie zu geheimen Berathungen nöthigt? Heißt das nicht gewissermaßen zu verstehen geben, ihre Sache sey zu schwach, um den Augen der Nation preisgegeben zu werden, und — um die Individuen vor der allgemeinen Mißstimmung zu schützen — müsse man sie im Geheimen ihre Stimmen abgeben lassen?

(Anmerkung des Herausgebers, Etienne Dumont.)

Slawische, ungarische und italiänische Soldaten in der österreichischen Armee.

Fr. Fenner von Fennenberg sagt in seiner Schrift „Oesterreich und seine Armee" (Leipzig), die in vieler Hinsicht ausgezeichnet zu nennen ist, über die Nationalitäten folgendes hierher Gehörende:

„Die slawische Nation (Böhmen, Polen, Slowaken, Kroaten, Illyrier, Serbier und ein Theil der Bewohner Dalmatiens) bildet den größeren Theil der aus den verschiedenartigsten Nationalitäten zusammengesetzten österreichischen Armee. Dee Slawe ist meist von Mittelgröße, stark und kräftig gebaut, von Charakter störrisch, unlenksam und falsch, und diese seine Eigenschaften entwickeln sich unter dem Drucke des ihm verhaßten deutschen Joches in immer höherem Grade. So eng und fest die Slawen unter sich zusammenhalten, eben so streng sondern sie sich von den fremden Nationalitäten ab, und in Regimentern, die, wie die mährischen und deutsch-böhmischen, aus beiden Nationen (der deutschen und böhmischen) zusammengesetzt sind, zeigt sich diese strenge Absonderung und Abneigung gegen Alles, was nicht ihre Sprache spricht, am entschiedensten; blutiger Raufhändel, die unter Deutschen und Böhmen am häufigsten vorkommen, gar nicht zu gedenken."

Die Ausbildung des slawischen Rekruten nennt Fenner eine der schwierigsten Aufgaben, fügt aber hinzu, daß ein großer Theil der Schwierigkeit darin liegt: weil meist von sämmtlichen Compagnie-Offizieren keiner die Sprache der Slawen versteht, wennschon es in allen Militair-Schulen ausgemachte Sache ist, daß der slawische Soldat „begriffstötzig" sey, d. h. daß er schwer auffasse. Den „harten Kopf" gestehen auch vorurtheilsfreie Russen von sich ein.

„Der Slawe liebt", sagt Fenner, „die österreichische Herrschaft so wenig wie der Italiäner und der Ungar, und demzufolge auch den deutschen Offizier nicht, der ihn nicht selten seine Nationalität entgelten läßt, abgesehen davon, daß er die wenigen Deutschen, die sich in solchen Regimentern befinden, beinahe stets bevorzugt, ein Umstand, der wohl weniger durch angeborene Abneigung des Deutschen gegen den Slawen, als aus der schon vorerwähnten Sprachunkunde entstehen mag, welche letztere ihn natürlich dem Deutschen näher stellt. Daß dies die Abneigung des Slawen nur noch vermehrt, ist eine natürliche Folge; daher sind auch Strafen wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit bei slawischen, italiänischen und ungarischen Regimentern weit häufiger an der Tagesordnung. Der Slawe, der weit mehr Nationalgefühl in sich trägt, als der Deutsche, sieht sich mit entschiedener Abneigung und Widerwillen in Gegenden versetzt, wie Italien, wo man seine Sprache kaum dem Namen nach kennt, und wo das Klima, Sitten und Gebräuche des Landes den ihm angeborenen Gewohnheiten gerade entgegengesetzt sind. Das nationale Bewußtseyn tritt nicht selten kräftig zum Vorschein."

„Der ungarische Soldat ist stolz auf seine Nation, seine Abkunft und seine physischen Eigenschaften. Er ist im Durchschnitt groß und kräftig gebaut, hat schöne Formen, die durch die Art seiner Adjustirung weit besser und vortheilhafter hervorgehoben werden. Auch er ist, wie der Slawe, äußerst widerspenstig und hartnäckig, vorzüglich dem deutschen oder ausländischen Offizier gegenüber, und Subordinations-Vergehen kommen bei ihm am häufigsten vor. Körperstrafen werden leidee weit mehe bei ungarischen Regimentern angewendet, obgleich sie nur von geringer moralischee Wirkung sind."

„Der italiänische Soldat ist ausnehmend gewandt und abrichtbar; seine Abrichtung erfordert unendlich weniger Zeit, als die der Rekruten anderer Länder, und er besitzt wirklich eine merkwürdige Gewandtheit, sich die Sprache des Landes, in dem er sich befindet, anzueignen." Im Uebrigen nennt Fenner die Italiäner mißtrauisch und verschlossen gegen den deutschen Vorgesetzten, aber gegen den Offizier seiner eigenen Nation legt derselbe entschiedene Abneigung an den Tag. Die bei den Regimentern italiänischer Junge am häufigsten vorkommenden Vergehen sind Raufhändel und im Jähzorn begangene Subordinationsfehler.

Noch gar Manches ließe sich in ethnographischee Beziehung aus Fenner's Schrift anführen, allein ich ziehe vor, die Leser des Magazins auf die eigene Lektüre derselben hinzuweisen. Dergleichen Bücher halte ich für wahrhafte Bereicherungen der Literatur, weil sie volle Griffe hinein ins frische, praktische Leben gethan haben und nicht jener Büchergattung angehören, die uns eben nur Blicke in die theoretische Ausbildung der Verfasser thun läßt, wovon unsere deutsche Literatur so unendlich überfüllt erscheint. Ed. Pelz.

Mannigfaltiges.

— Feiede. List, Deutschland und Frankeeich. Herr Henei Richelot, dee Verfasser eines Buches über den deutschen Zoll-Verein, theilt in der Revue Nouvelle (vom 1. Juni d. J.) eine Uebersetzung der letzten Arbeit Friedrich List's, seiner durch die Augsburger Allg. Zeitung veröffentlichten Denkschrift „über die Vortheile und Bedingungen einer Allianz zwischen England und Deutschland", mit. Heee Richelot läßt dabei dem thätigen Geiste, so wie der patriotischen Gesinnung des Verstorbenen, volle Gerechtigkeit zu Theil werden und sagt unter Anderem: „Das Schicksal List's würde ein ganz anderes gewesen seyn, wenn er in England zur Welt gekommen wäre und seinem Vaterlande in gleicher Weise gedient hätte. England würde ihn mit Ehren überschüttet und zu den ersten Würden des Staates befördert haben. Deutschland behandelt seine verdienstvollen Söhne nicht so; es behält vielmehr alle seine freigebige Anerkennung den Künstlern vor, die es amüsiren, während es die Männer sterben läßt, die es aufklären und geistig emanzipiren. Sollte aber einmal das politisch wiedergeborene deutsche Volk einen Ruhmestempel, eine Walhalla, dem Andenken derjenigen errichten, die an seiner Wiedergeburt gearbeitet haben, dann wird es an die Schwelle desselben eine Ehrensäule für Friedrich List hinstellen müssen." Natürlich kann jedoch der französische Apologet List's die Hinneigung desselben zur englischen Allianz nicht begreifen, und zwae um so weniger, als dieser in seinem Werke über National-Oekonomie gerade gegen England mit entschiedener Polemik aufgetreten. Was List in seiner Denkschrift über die Nothwendigkeit der Wahrung Deutschlands gegen seine Nachbarn im Osten und Westen sagt, das will unser Franzose nur in Bezug auf erstere als richtig gelten lassen, während er dagegen zur Widerlegung der Besorgnisse, die jetzt noch immer in Deutschland hinsichtlich französischer Eroberungsgelüste herrschen, Folgendes bemerkt: „Möge List immerhin den Franzosen gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten absprechen, die sie bisher nicht mit Glanz an den Tag gelegt, die sie jedoch unter der Herrschaft der constitutionellen Freiheit erlangen müssen und auch täglich mehr sich aneignen, — hieraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen; nicht zu entschuldigen ist es jedoch in unseren Augen, wenn er in den heutigen Franzosen ein von militairischem Ruhm bewegtes Volk, in ihren Institutionen einen Mechanismus für den Krieg, in den Kämpfen, die sie den Arabern Afrika's liefern, eine Vorbereitung der Eroberung des europäischen Kontinents erblickt. Diese irrthümlichen Ansichten, welche wie bei einem Schriftsteller, dessen Autorität jenseits des Rheins sehr groß ist, um so lebhafter bedauern, lassen sich nur durch Jugend-Eindrücke eeklären, die von den kriegerischen Demonstrationen des Jahres 1840 neu aufgefrischt worden. Niemand denkt in Frankreich daran, die Epopöe der Kaiserzeit wiedre zu beginnen; alle Gedanken sind hier auf die Entwickelung der öffentlichen Freiheiten und des allgemeinen Wohlseyns gerichtet; ein Krieg am Rhein wird hier als ein heilloser Krieg angesehen, und einee der Vortheile, den man in dem Besitze von Algerien erblickt, besteht darin, daß er eine Bürgschaft des europäischen Friedens sey, indem er dem militairischen Ruhme und der Thätigkeit des Soldaten ein besseres Feld eröffnet. Frankreich hat keinen Grund mehr, die Rheingränze zu begehren, sobald es von der friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnung Deutschlands sich überzeugt hält; und da es selbst nur Sympathie für die Entwickelung der deutschen Freiheiten empfindet, da es voller Achtung für die Unabhängigkeit seines Nachbarlandes ist, dessen Fortschritte ihm in keiner Hinsicht unangenehm sind, so darf es wohl auch auf jene Gesinnung unbedingt zählen."

— Audin über die Reformation in England. Derselbe Herr Audin, von dem die Franzosen bereits eine Geschichte der deutschen und der schweizer Reformation (die Lebensbeschreibungen Luther's und Calvin's), in einem streng katholischen Geiste aufgefaßt, besitzen, hat jetzt auch eine Geschichte der Reformation in England unter Heinrich VIII. herausgegeben.*) Der Verfasser hat bei dieser neuen Arbeit die Bibliotheken von Rom, Florenz, Wien und London sehr viel benutzt. Es wird ihm auch nicht bestritten werden können, daß seine Darstellung manches Neue enthalte, doch darf man eine unparteiische Würdigung seiner Quellen, wie wir sie bei einem Ranke, Raumer und anderen deutschen Geschichtschreibern der Reformationszeit finden, natürlich nicht von ihm erwarten. Daß die Geschichte Heinrich's VIII. mehe als Eine schwache Seite darbiete, weiß Jedermann, dem nur irgendwie dieser König und seine Zeit bekannt sind; noch existirt jedoch — obgleich die Engländer bereits mehrere Geschichtsdarstellungen in katholischem Sinne besitzen **) — keine so unbarmherzige Kritik, keine so heftige Polemik gegen den „Vertheidiger des Glaubens", als die so eben von Herrn Audin herausgegebene.

*) Histoire de Henri VIII. et du schisme d'Angleterre. Par M. Audin. Paris, Masson, 1847.

**) Außer Lingard ist jetzt auch das vor kurzem erschienene Werk von William Bernard Maccabe: „A catholic History of England" zu nennen.

Literarischer Anzeiger.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinneeung gebracht, die in dem eegelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Donnerstag den 24. Juni 1847.

Polen.

Lechen und Kmieten, oder Ritterschaft und Bauernstand in Polen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Unfreiheit des polnischen Bauern.

Ueber das untergegangene politische Recht des Kmieten-Standes hat der Restor polnischer Geschichte und Politik, von dem unlängst berichtet wurde, daß er mit der Herausgabe eines Werks über die Geographie Alt-Asiens beschäftigt sey *), Joachim Lelewel, in Brüssel eine kleine Schrift erscheinen lassen, welche als Fortsetzung oder Vervollständigung von zwei früheren Arbeiten dienen soll: seiner Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple und seiner Histoire de Pologne. Bald nach dem Erscheinen der ersten ward eine zweite Auflage dieser Schrift ausgegeben, was ein Beweis ist, wie sehr der Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums erregt hat. Da die Schrift in polnischer Sprache verfaßt und bisher nur den Landsleuten Lelewel's zugänglich ist, wir es aber diesem Gelehrten, der am tiefsten in den Geist der Geschichte seines Landes eingedrungen, schuldig sind, nichts von dem unbeachtet zu lassen, was auf historischem Gebiete seine Feder, die nun doch wohl bald der matten Hand entfallen seyn wird, uns darbietet, so scheint hier ein näheres Eingehen auf die gedachte Schrift durchaus gerechtfertigt.

Das Land zwischen der Warthe und Weichsel, sagt Lelewel, hatte zwei durch ihre rechtliche Stellung von einander verschiedene Klassen von Bewohnern, oder zwei bürgerliche Stände: die Lechen und die Kmieten. Es ist nicht möglich, den Anfang oder die Entstehung dieses Verhältnisses anzugeben, im ganzen Slawenthum liegt über der frühesten Entwickelung des Ständewesens ein dichter Schleier; jedenfalls aber reicht die Existenz der beiden Stände bis über die Einführung des Christenthums hinaus. Alle nationale polnische, wie masowische und krakauische Ortssagen erzählen uns von ihrem Daseyn. Von den beiden Klassen wird die lechische als auf der aristokratischen Grundlage der Ungleichheit, die der Kmieten als auf der gemeinheitlichen Gleichheit beruhend dargestellt.

Der Unterschied stützte sich wohl hauptsächlich auf die verschiedenartige Natur des Bodenbesitzes und die daraus fließenden rechtlichen Verhältnisse. Die Besitzungen waren nämlich doppelter Art: freie und hörige (terra libera et illibera) oder unmittelbare und mittelbare. Wenn ein unmittelbares Besitzthum ausgedehnt war und wieder mittelbare Grundstücke umfaßte, so bildete es ein Dominium, von dem die mittelbaren abhingen. Die Besitzer der ersteren waren Lechen und bildeten die höhere Klasse; die Anderen hießen Kmieten und gehörten der niederen Klasse an. (Das polnische Recht kennt bis zum Ende herab kein Eigenthum einzelner Personen; das Eigenthum war allgemein, das eines Standes, einer Klasse; der Einzelne war nur der Besitzer. Bene natus, bene possessionatus und nicht proprietarius.)

Diese Eintheilung des Landes geschah zu Gunsten der Kmieten; denn der Besitzer freien Grundes konnte ihn in hörigen verwandeln, aber als solcher konnte er dann nicht wieder frei werden. Dies ist unbestritten schon darum, weil der Hof das Erbe der Hörigen sich nie aneignen konnte (Statuta minor. Pol. 30; vislic. 34), als auch darum, daß, wenn der Edelmann den Kmieten-Acker (półwlok) bestellte, er sich an die für diesen geltenden gesetzlichen Bestimmungen halten mußte und mithin eben so gut, wie der Kmiet, den Zehnten zu entrichten hatte (ordinatio Bodzantae 1359, art. 5). Deshalb sah das Landvolk, an diese Auffassung gewöhnt, es bis in die letzte Zeit für eine Rechtsverletzung an, wenn der Hof es wagte, selbst den vakanten Kmieten-Acker dem Dominialgrunde wieder einzuverleiben. Auch heute herrscht diese Ansicht noch stellenweise. Ein Eigenthum war unbekannt, der Boden wurde nur bedingungsweise besessen; er galt in seiner Gesammtheit für das Eigenthum der Nation, von welcher dem Einzelnen der Besitz anvertraut war. Dieser Zustand der Dinge und der hervorgehobene Unterschied dauerten viele Jahrhunderte, und trotz vieler Veränderungen in der Nation, trotz der Erniedrigung des Kmietenstandes, hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die unmittelbaren lechischen Besitzthümer waren groß oder klein und bildeten Dominien, Güter oder kleine persönliche Besitzungen; sie konnten ohne Ende zerstückelt werden und hingen unmittelbar von der Nation ab. Die lechische Klasse hatte deshalb sowohl reiche als arme Grundbesitzer. Man konnte durch Schenkung, Kauf und Tausch in den Besitz gelangen. Er ging auf die Kinder, namentlich auf die Söhne über. Fehlte es an Nachkommenschaft, so ging das Erbe in die allgemeine Masse über. Sonst wurde es verloren durch Verlassung, Urtheilsspruch und verschiedene andere Fälle. Wenn der Kmiet ein unmittelbares Besitzthum erwarb, trat er in die Klasse der Lechiten.

Die abhängigen Kmieten-Aecker waren klein und nur für den Nießbrauch und zur Erhaltung einer Familie berechnet; sie waren gleich, untheilbar und von den Dominien oder der Nation abhängig. Darum gab es im Kmietenstande keine Ungleichheit des Vermögens, weder Reiche, noch Arme. Der Kmieten-Acker wurde durch Theilung, auch Kauf erworben; vererbt wurde er auf den Sohn, den Schwiegersohn oder sonst einen Verwandten. Fehlte ein Erbe, so wurde er dem Ersten, der ihn verlangte, überlassen. Durch freiwillige Verlassung ging er verloren; es bestand damals allgemeine Freizügigkeit der Kmieten, jener Fall trat daher oft ein. Wer ein solches Grundstück in Besitz nahm, trat in den Stand der Kmieten. Das Slawenthum duldete die Sklaverei nicht, es wurden deshalb die im Kriege Ueberwundenen mit Aeckern versehen; auch die Gefangenen, welche das Loskaufsrecht hatten, wurden, wenn sie davon nicht Gebrauch machten, nach einigen Jahren frei und erhielten ein Kmieten-Grundstück. (Beweis dafür hauptsächlich Mauric. Strateget. XI. 5.)

Beide Stände genossen übrigens gleiche bürgerliche Rechte (jus terrae commune) und hatten dieselben Gerichtshöfe. Es bestand gar keine Absonderung. Das ganze Volk sammelte sich in dem Heiligthum des Gottes Prowe, wo ihm Recht (prawe oder prowe) gesprochen wurde. Das Rechtsprechen bestand hier, wie in dem Worte liegt, in einer Ausgleichung, Versöhnung (porównanie, unverkennbar mit prawo zusammenhängend), nicht, wie in Deutschland, auf dem Prinzip der Rache ruhend. Wie die Lechen, so erlangten auch die Kmieten die höchsten Aemter; zum Schutz des Landes waren beide Stände gleich sehr verbunden.

Es fehlte indeß nicht an Reibungen zwischen ihnen. Häufig führten sie dahin, daß die Kmieten an die Spitze der öffentlichen Gewalt und der Gesetzgebung traten. (Hujus reipublicae administratio humilibus nonnunquam et incertis cessit personis. Matth.) Gewöhnlich aber erhielten sich die Lechen das Uebergewicht, den Kmieten kam es nur auf den Schutz ihrer Rechte an; Jene übten ihren Einfluß durch ihren Reichthum auf die öffentlichen Angelegenheiten aus und gewannen den Kmieten für ihre Interessen, so daß er bald in einer Art von Abhängigkeit neben ihnen stand. Es dauerte nicht lange, so hatte diese direkte Demüthigungen im Gefolge, welche die Lechiten gegen die Kmieten sich gestatteten, und nicht selten wurde durch ihre Kämpfe mit einander der polnische Boden von Blut geröthet. Diese inneren Fehden endeten gewöhnlich mit gütlicher Beilegung, und die Parteien traten dann in ihre alten Rechte zurück. Wurden sie nicht gleich von der unterliegenden Partei erlangt, so sammelte sie neue Kräfte und rang sie dem Gegner später ab. Bei diesem Hin- und Herschwanken bildete sich in manchen Ländertheilen ein dritter mittlerer Stand, der die Kmieten nun noch mehr aus ihren Rechten verdrängte. Eine andere Folge dieser Reibungen war das Entstehen gewisser Würden, die ausschließlich einer Partei angehörten, die Starostei und der Kmieten-Wiec. Die erstere, mit der obersten Leitung einer Provinz verbunden und der Ausübung des höchsten Richteramts, gehörte ausschließlich den Lechiten und war den Kmieten, die nie lüstern nach ihr waren, verhaßt; auf der anderen Seite war auch der Rath der Kmieten für die Lechiten durchaus unzugänglich. Es ist möglich, daß schon, bevor ein Lechenstand sich bildete, das Volk seinen Kmieć hatte, d. h. einen aus Kmieten gebildeten, das Land verwaltenden Rath. Der Antheil der Lechen an den öffentlichen Angelegenheiten machte die Existenz eines solchen höchsten Raths unmöglich; die gemeinsame Wirksamkeit der Stände schuf bald andere Verwaltungsformen. Im Grunde waren diese repräsentativ, ein aus Räthen gebildetes Kollegium, in dem jede Stimme, auch die untergeordneter Leute, sich geltend machen konnte. Nur hin und wieder wagte Jemand, darin seine persönlichen Interessen dem gemeinen Wohl entgegenzusetzen. Zu verschiedenen Zeiten versuchten Einzelne die Herstellung einer Alleinherrschaft in einer gewissen Dynastie. Man muß annehmen, daß diese Bestrebungen von den Lechen ausgingen, welche darin ein Mittel suchten, die Kmieten zu erdrücken. Jahrhunderte hindurch vernichtete der Gemeingeist diese Umtriebe. Die Ueberlieferung erwähnt keiner Dynastie von dauernder Existenz. Nach ihr führten die Pommern mit den Dänen Krieg ohne herrschende Feldherrn. Bei den Krakauern verschwand die Dynastie Krak's schon mit der zweiten Generation. Bei den Polen tauchte eine Dynastie auf, die der Leszek's und Popiel's; sie dauerte durch vier Generationen. (Was die Geschichte von den Dako-Geten oder den ältesten

*) S. Lelewel's Charakteristik in Dr. Duller's „Männer des Volks“.

Slawen weiß, spricht Alles gegen das dynastische Prinzip. Die Herrschaft Borebislas, Rols ist kurz und ohne Nachfolger. Bei den späteren Slawen verschwinden Samo und Swiętopulk wie Schatten. Thöricht ist die Annahme patriarchalischer Religionsform bei den Slawen; ihr ganzes Element beruhte in dem Gemeinwesen.) In den gemeinheitlichen Entwickelungen war der Monarchismus mithin lange nur eine seltene Ausnahme; er konnte nur aufkommen in der Zeit innerer Unruhen. Schritt man zur Wahl eines einzelnen Hauptes, so geschah sie höchstens für Lebenszeit unter Beilegung verschiedener Titel: als Wojewode, oder Fürst, oder Kniez, oder König, welches immer nur die Benennung eines Amts war. Die Wahl hing von den Umständen ab, entweder geschah sie durch die Reichen oder durch das ganze Volk. (Cracus omnes in concionem vocat — eligendi privatorum deferunt arbitrio. Matth.) — Die Lechiten erinnerten die Regierenden noch lange an das Recht, das sie hätten, sie, wenn sie nicht nach dem Willen des Volks regierten, zu entsetzen und zu vertreiben.

Alles, was die Sage uns aufbewahrt hat, trägt eine politische Farbe. Von Sklaverei weiß sie nichts; der Streit drehte sich blos um die Ausübung des vollen Bürgerrechtes. Die Lechen *) bemühten sich auf jede Weise, das Volk seiner Rechte zu berauben. Aber dieses leistete wackeren Widerstand und behielt an manchen Punkten des Landes ein entschiedenes Uebergewicht.

Es ist zu bemerken, daß die Epochen der Herrschaft und des Triumphs von den Kmieten nie benutzt wurden, um die Natur ihres Grundbesitzes in die des lechischen Bodens umzuwandeln, oder umgekehrt. Durch dieses Mittel wäre das lechische Element am nachdrücklichsten entkräftet worden; der Volksgeist war aber nicht dafür, eine durch Jahrhunderte ehrwürdig gewordene Ordnung zu erschüttern; auch ging durch dergleichen Veränderung die im Kmietenstande bestehende Gleichheit wahrscheinlich zu Grunde, und diese war ihm von zu großem Werthe.

Im Interesse ihrer Selbsterhaltung nahmen die Lechen ihre Zuflucht zu dem Mittel einer erblichen Monarchie. Die Dynastie Leszek lähmte die Thätigkeit des Volks und gab den Lechen die Mittel zur Unterdrückung desselben in die Hand. Die Wojewoden, Fürsten und Könige erkannten die Oberhoheit Popiel's an, den sie den König der Könige nannten (auch dux ducum); aber bald verletzte seine Herrschsucht, mit Nepotismus verbunden, die Vornehmen, wie das Volk von Anfang seine Regierung bedrohte. Um dem Letzteren genug zu thun, berief er aus diesem zwar Ziemowit, vertraute ihm die bewaffnete Macht an, belehnte ihn mit der Würde eines dux und machte ihn zum Wojwoden, aber dieses Mittel reichte nicht hin, die erbitterten Gemüther zu beschwichtigen. In Gnesen und Kruszwiz kam es zu einem offenen Aufstande, und am letzteren Orte ward die Dynastie aufgehoben. Nun ergriff Ziemowit, zum Könige erhoben, das Scepter, ließ sich von den Lechen anerkennen und für seine Nachkommen die Herrschaft versprechen.

Das aus den Kmieten zur Regierung gelangte Piastengeschlecht stützte sich hauptsächlich auf die Lechen, welche in der politischen Thätigkeit den ganzen Einfluß an sich rissen; den Kmieten wurde der Weg zu Würden und Aemtern immer schwerer gemacht, auf allen Punkten erlitten die Gemeinen den Druck der Lechen. Seit Ziemowit erwies auch das Christenthum sich wirksam in Bezug auf die politische Ordnung; mit dem Eintritt der römischen Civilisation und deren Fortschritt fanden auch die Lechen neue Mittel, ihr Uebergewicht zu sichern. Von der Wiedererlangung der früheren Rechte der Kmieten war nun nicht mehr die Rede. Die Könige aus dem Kmietenstande waren Könige der Lechen, und unter ihnen wurde der der König des Volks, welcher die Bedrückungen seitens der Lechen hemmte. Die große Liebe, welche Boleslaw bei den Gemeinen genoß, war die Folge davon, daß er den Raub der Volksfreiheiten weiter nicht duldete. Da bei solcher geselligen Umgestaltung der Name der Lechen immer lauter ertönte, so wurden die Volksstämme, über welche ihre Gewalt sich ausdehnte, mit dem Beinamen lechitischer belegt, die Gemeinen wurden unter dieser Benennung mitinbegriffen und auf den ganzen Landstrich zwischen Oder und Weichsel übertragen. Und da die herrschende Familie die der Polanen war, so erhielt dieses Land, wie Reußen von der reußischen Familie Rurik's, seinen Namen Polen von ihnen.

Was nun bis hierher über den Untergang der Kmietenrechte gesagt ist, könnte vielleicht als eine bloße Meinung angesehen werden, wenn zu den angeführten nicht noch eine Reihe neuer bestätigender Thatsachen träte, die mit vielen inneren Erschütterungen der Ordnung verbunden waren. Boleslaw sah auf dem Sterbebette die traurigen Ereignisse voraus, es lag zu viel Zündstoff in der aufgeregten Gesellschaft. Die fremden Kriegsgefangenen wie die Nachbarn warteten nur auf den Augenblick, der ihnen gestatten würde, die Unruhen zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das Reich Boleslaw's endete durch einen Bürgerkrieg (Patria desolatur, seditionantur cives, dissipatione dissipatur terra (Matth. 2, 13). Noch war es den Kmieten möglich, zu den höchsten Staatswürden zu gelangen; sie hatten die Bewachung der befestigten Orte und bildeten im Kriege die leichten Regimenter; es gab noch ein Recht für beide Stände; doch war den Gemeinen schon zu viel genommen, sie waren zu vielen Plackereien ausgesetzt worden, daß sie sich nicht gegen die neue Ordnung hätten sträuben sollen; sie standen mit der Waffe in der Hand gegen die neue Doktrin und die ungewohnte Sitte auf, indem sie völlige Rückkehr zu der alten wollten. Das Christenthum wurde ausgerottet, die Geistlichkeit vertrieben, die Lechen verfolgt, selbst ihre Weiber geschändet; mit dem Besitze der Macht nahmen die Kmieten vollständige Rache an ihren Drängern.

Die obrigkeitliche Gewalt wurde den Kmieten nun zurückgewonnen, aus ihrer Mitte gingen die höchsten Beamten aller Provinzen hervor. Ueberall herrschten in dem aufgelösten Reiche Boleslaw's die Gemeinen (Se ipsos in dominium extollebant. Gallus I. 19); der Kmieć wurde wiederhergestellt und zum letzten Male der Stolz der Lechen gebrochen. Aber durch das Eindringen der Fremden, den Egoismus der Parteiführer und die neuen Institutionen des Christenthums, welche doch schon tief im Volksleben wurzelten, zehrte sich die Kraft der Gemeinen bald von selbst auf.

Als Kasimir ins Land kam, zog ihm das Volk jubelnd entgegen; er wurde der Restaurator und der Vermittler zwischen den Lechen und der Geistlichkeit einerseits und den Gemeinen andererseits. Es ward eine Uebereinkunft getroffen, und die Ruhe schien wieder hergestellt. Kasimir arbeitete eifrig für sie. Bei Plock aber wurden im J. 1042 die Kmieten so in die Enge gebracht, daß ihre Kräfte von nun an gänzlich erschöpft waren.

Seit diesem Ereigniß giebt es kein Beispiel mehr, daß irgend ein Kmiet zu einem höheren Staatsamte gekommen wäre. Diese wurden ihnen nun ganz unzugänglich. Zwar hatten sie noch einen Theil des Kriegsdienstes, auch in untergeordneten Aemtern wurden sie noch geduldet, bald aber wurden sie aus diesen ebenfalls verdrängt, und selbst die alte Sitte der Verheiratung aus einem Stande in den anderen erhielt nun ihr Ende. Das kanonische Recht mit seinen Ehe-Hindernissen wirkte vortrefflich dazu mit, jede Beziehung zwischen den Ständen zu vernichten.

Inzwischen zogen die Lechen, welche unter Boleslaw den Krieg liebgewonnen hatten, zu Unternehmungen gegen die Nachbarn aus, während die Kmieten daheim blieben und über die Veränderung ihrer Lage nachdachten. Im J. 1076 entstand eine Verschwörung, die einen neuen Bürgerkrieg zur Folge hatte. Nur nach langen Jahren gelang es den Lechen, die Gemeinen wieder zu unterwerfen; sie wurden nun wirklich dienstbar gemacht und erhielten sogar den Namen der Dienenden, so daß ihr letzter Befreiungsversuch schon als die Sklavenverschwörung in der Geschichte figurirt. Die Klassen theilten sich in Kasten, die eine Verheiratung aus einer in die andere gänzlich ausschlossen. Die Gemeinen verloren allen Antheil am Kriegsdienste, so wie an der Bewachung der Schlösser und Festungen, und wurden nur zu Dienstleistungen für die Ritterschaft verwendet. Die Erhebung des Kmieten in ein Amt ward zu einer Verletzung des Lechenstandes.

Dies ist die kurze Geschichte vom Untergang des Kmietenstandes, wie ihn die Chronisten Gallus und Matthäus darstellen. Polono-Germanus.

*) Ihre erste Klasse nannte sich nun schon nobiles, milites famosi.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

(Fortsetzung.)

Man hat in neuerer Zeit, und selbst in Frankreich, dem Siècle de Louis XIV., gleich dem Esprit des Lois von Montesquieu, zum Tadel angerechnet, daß es zu viel in Kapitel, wie in einzelne Portionen, getheilt sey, statt daß der reichhaltige Stoff in großen und breiten Zügen sich hätte entwickeln sollen; also einen wesentlichen Mangel künstlerischer Composition; dahin gehört, daß eine Menge von einzelnen Zügen anekdotenartig vorgetragen werden, statt daß sie nur im Zusammenhange ihre ganze Wirkung üben konnten. Man wird dieses zugeben müssen, aber dabei nie vergessen, daß Voltaire hier, wie in seinen übrigen historischen Schriften, es nicht sowohl auf geschichtliche Auseinandersetzung und Entwickelung, als vielmehr blos auf historische Gemälde absah, zu welchen sein Talent am meisten sich neigte. Von Bewegung ist nicht viel die Rede; das Bild steht vor des Verfassers Seele fertig, er zeigt uns die Theile, wie sie neben einander gereiht liegen; nach dem Interesse, welches er selbst nimmt, vertheilt und stuft er die Lichter ab. Und wobei verweilt Voltaire am liebsten? was macht ihm das Zeitalter Ludwig's XIV. so werth und einzig? sind es die Eroberungen auf dem Schlachtfelde oder durch die Kabinets-Intrigue und den Verrath? sicher nicht; nach seinem Begriffe von Civilisation beweint er das Eine und verachtet das Andere. Was ihm aber über Alles geht, das ist die Verfeinerung der Sitten und Veredlung des Geschmacks durch Künste, Poesie, Beredsamkeit und Wissenschaften; die Politik und der Krieg bilden zu diesen Bildern gewissermaßen nur die Staffage. Mit einem Wort, das Siècle de Louis XIV. ist ein Monument für die Geschichte der Kultur und Literatur; daher der Titel Siècle, nicht Histoire. Darin liegt die Rechtfertigung für die gewählte Behandlung. Eine äußerliche Andeutung des inneren Charakters dieses Werks ist das in der ersten Ausgabe desselben noch fehlende, demselben vorangeschickte alphabetische Verzeichniß der Schriftsteller des Zeitalters Ludwig's XIV. Dieses Verzeichniß, eine gedrängte Literaturgeschichte dieses Zeitalters, erinnert durch die Kürze, Gediegenheit und das meist Schlagende der gefällten Urtheile an die kernigen Kritiker des Alterthums, welchen sich überhaupt Voltaire durch die ungesuchte Simplizität des Vortrags wie Wenige der Neueren nähert und worin er sich, was man von noch Wenigeren (so selbst von unserem Goethe nicht) sagen kann, bis ans Ende seiner Laufbahn gleich geblieben ist. Die meisten seiner Urtheile sind gleichsam normal geworden, bei einzelnen nur hat ihn persönliche Vorliebe und noch mehr Antipathie zu einseitigen und ungerechten Urtheilen verleitet, z. B. bei Lesage, dem Verfasser des Gilblas, welcher in einem seiner Lustspiele das Unglück gehabt hatte, Voltaire durch einen Calembourg auf seinen Namen zu beleidigen; wiewohl neuere Untersuchungen die Originalität des französischen Gilblas fast so weit, als Voltaire schon andeutet, reduzirt haben möchten. Wenn dieser wiederum in dem Lobe des Operndichters Quinault so weit geht, daß er ihn fast neben Racine stellt, so waltet dabei einige Opposition gegen den Erzkritiker Boileau, welcher Jenen zu tief herabgesetzt hatte. Eben so hat Voltaire das Unrecht Boileau's

gegen Lafontaine gut zu machen gesucht. Uebrigens hat sich seit Voltaire der Kanon der Literatur des Zeitalters Ludwig's XIV. einigermaßen erweitert. Wie wichtig, lehrreich und anziehend und in ihrer Weise sogar klassisch sind die erst in neuester Zeit vollständig und authentisch herausgegeben Memoiren des Herzogs von St. Simon, welche bei Voltaire ganz übergangen sind und die in mancher Hinsicht die Ergänzung, ja das Gegenstück von dem Siècle de Louis XIV. bilden. Gefiel Voltaire sich darin, das große Jahrhundert ein wenig zu idealisiren, so werden wir durch den hier durchweg realistischen St. Simon in die Triebfeder der Handelnden eingeweiht, wodurch mancher Nimbus sich auflöst; und hat Voltaire über das Genre das Individuelle zu wenig beachtet, so hat uns St. Simon mit einer Gallerie von Bildnissen beschenkt, welche seinem Werke ein lebendig-dramatisches Interesse verleihen. Wenn es übrigens gestattet wäre, auch diejenigen Erzeugnisse der Feder, welche urspünglich nur für einen beschränkten Kreis und gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, später aber ans Licht gezogen worden, zur Literatur des Zeitalters, dem die Verfasser angehören, zu rechnen, so dürften hier auch die Gesandtschafts-Berichte nicht übergangen werden, in welchen die französischen Diplomaten, nach dem gewiß unbestochenen Urtheile Guizot's, zuerst Ausgezeichnetes leisteten und die eine literarische Färbung an sich tragen, welche ihrer historischen Bedeutung ein literarisches Interesse hinzufügt. Aber solche Gesichtspunkte lagen Voltaire und seiner Zeit noch fern.

Um so wichtiger für die literarische Bildung und Kritik Frankreichs — und indirekt Europa's — war es, daß Voltaire, und bereits in jüngeren Jahren, den Blick seiner Landsleute nach dem Auslande, zunächst nach England, lenkte. Das Frankreich Ludwig's XIV. hatte sich vornehm von der übrigen Welt abgeschlossen, indem es sich für den Gipfel aller Kultur und Poesie nicht undeutlich ausgab; es gestand höchstens dem Süden, Italien und Spanien, das Verdienst einer Vorschule des guten Geschmacks zu, der Norden dagegen blieb ihm ein unbekanntes Land. Corneille hat den bloßen Namen Shakespeare's vielleicht nie aussprechen hören. Dadurch nun, daß Voltaire, auf seiner Flucht von der Haft in der Bastille, 1726 nach London ging und bis 1729 dort weilte, lernte er zuerst selbst eine neue Welt kennen und wurde darin der Lehrer für sein Land.

Es würde hier zu weit führen, den Einfluß der englischen Atmosphäre auf Voltaire in aller Beziehung, in Philosophie, Physik, Poesie u. s. w. auszuführen; man findet dies umständlich in Voltaire's Leben von Condorcet. Man kann indeß die Rückwirkung auf Frankreich nicht kürzer und deutlicher für uns angeben, als, wie Schlosser angedeutet hat, daß Voltaire durch seine Briefe über England (Lettres sur les Anglais, 1733), „mit französischen Augen betrachtet", dieselbe Wirkung und Bedeutung für Frankreich vor hundert Jahren hatte, als im 19. Jahrhundert das Buch der Frau von Staël über Deutschland in Bezug auf deutsche Literatur. Beidemal kam es den Schriftstellern nicht sowohl darauf an, neue Formen der Poesie oder Beredtsamkeit in ihr Vaterland zu verpflanzen, als vielmehr und hauptsächlich neue Ideen, Begriffe, Kenntnisse oder Systeme einzuführen. Von neuen Formen konnte zu Voltaire's Zeit wenigstens um so minder die Rede seyn, als es vielmehr die Engländer unter der Regierung der Königin Anna waren, welche sich der Regelmäßigkeit und Korrektheit der französischen Literatur zu nähern suchten. In allem Anderen mußte Voltaire von den größten Kontrasten betroffen werden, wenn auch im umgekehrten Verhältniß zu der Wirkung, welche nachmals Frau von Staël in Deutschland empfand. Wenn die Letztere, von dem dürren und nüchternen Sensualismus der französischen Schule sich abwendend, an dem Idealismus der damals in voller Gährung begriffenen deutschen Philosophie sich erfrischt, so hatte dagegen Voltaire das Vermächtniß der Metaphysiker des „großen Jahrhunderts", Descartes und Malebranche, gegen die Philosophie und Physik der Locke und Newton, als ein neues Evangelium, mit Begeisterung ausgetauscht und dieses seinen Landsleuten gepredigt. In Hinsicht auf Poesie glaubte er, und mit Recht, den Dichtern jener Periode, den Addison, Congreve, Witcherley, keinen Vorzug vor den Franzosen, ihren Mustern, einräumen zu dürfen; aber bei dieser Gelegenheit nannte Voltaire seinen Landsleuten und dem (französisch) gebildeten Europa zum erstenmal den Namen Shakespeare! freilich, wie einer, der sich zu diesem, von ihm gewissermaßen entdeckten Genius mehr herabließ, als erhob. Für den Augenblick war es schon von großen Folgen, daß der Gegensatz des Genies zur Regel als eine Thatsache deutlich gemacht wurde, woraus mit der Zeit der wahre und vollständige Begriff der Poesie sich entwickelte. Für Voltaire und sein Jahrhundert, insoweit er es beherrschte, blieb Racine immer der größere und größte Dichter; als daher, ihm gewissermaßen zum Trotz, unter seinen Augen eine kleine Shakespeare-Gemeine in Frankreich sich bildete, welche die große Ketzerei beging, daß sie den britischen Genius über die französischen Klassiker erhob, da bewies dieser Herold der Toleranz, daß er auf seinem Gebiete nicht minder intolerant war, wie die von ihm verfolgten Theologen in dem ihrigen, und sein Schreiben an die Académie française, voll Schimpfreden auf Shakespeare, wobei er auch das zurücknahm, was er in der Jugend rühmend anerkannt, bleibt ein Denkmal bemitleidenswerther Schwäche. Es war das Vorspiel des großen Kampfes zwischen Romantik und Klassizismus, der sich in das 19. Jahrhundert hinabzog und erst durch ein tieferes Erfassen des Wesens der Poesie — in Deutschland — für den Unbefangenen geschlichtet werden konnte. Indessen ist man doch auch von der anderen Seite zu weit gegangen, und nicht die Schlechtesten haben ernstlich vor der Shakespearomanie warnen müssen.

Ungefähr in dieselbe Zeit, als die Briefe über England, fällt das geist- und witzsprühende scherzhafte Gedicht Voltaire's: Le temple du goût, welches mit Pope's Dunciade, und zwar sehr zum Vortheil Voltaire's, verglichen worden ist. Der „Tempel des Geschmacks" ist indeß keine bloße Satire auf die in der literarischen Republik nie aussterbende Schaar der pedantischen Kommentatoren und Wortklauber, welche mit Verachtung des guten Geschmacks an den Gedanken Anderer sich abarbeiten, ohne selbst zu denken:

— Le goût n'est rien, nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point
Ce qu'on pense: mais nous ne pensons point —

sondern es ist zugleich das positive Bestreben darin herrschend, die unermeßlich anschwellende Literatur Frankreichs auf einen Kanon zurückzuführen, indem nicht blos die erschlichenen Berühmtheiten aus dem Tempel verjagt werden, sondern auch die fast unbedingt verehrten Schriftsteller sich die Kritik gefallen lassen sollen: ein gesunder Gedanke, welchen die Literatur jedes Zeitalters annehmen und grundsätzlich ausüben sollte, weil die Literatur sonst in Gefahr geriethe, in sich selbst erstickt und vergraben zu werden. Der wahre Literarhistoriker muß immer in gewisser Weise der Epitomator der Literatur seyn, wie der wahre Gelehrte der Epitomator seiner Wissenschaft. So sagt hier Voltaire: „Fast alle Bücher sind hier von der Hand der Musen verbessert und abgekürzt: Rabelais auf den achten Theil seines Werkes; der Geist Bayle's findet sich in einen engen Band zusammengedrängt.*) Der Dichter des Telemaque schneidet die Wiederholungen und das unnütze Beiwerk ab; sogar Bossuet, Lafontaine und Boileau müssen sich der Vollkommenheit unterwerfen!" .... Die letzten Namen bürgen dafür, daß Voltaire bei diesem scharfen Gericht sich nicht blos von persönlicher Abneigung leiten ließ; Rabelais etwa ausgenommen, dessen versteckten poetischen und philosophischen Werth Voltaire zu der Zeit noch nicht erkannt, da er ihn blos den „trunkenen Philosophen" nannte; ein Unrecht, das er jedoch in späteren Jahren bereute und, auf seine Weise, gut zu machen suchte, wie in dem Todtengespräch zwischen Lucian, Erasmus und Rabelais.**) Wir stimmen unserem Schlosser jedenfalls bei, wenn er sagt, daß der Tempel des Geschmacks in unseren Tagen, wo es an Dacier's und Salmasius nicht fehlt, erst recht seine Bedeutung erhalte; aber wir müssen seinen Satz auch auf die Historiker und auf die Literaturhistoriker ausdehnen, welche, statt den großen Wald der Literatur oder vielmehr des Bücherwesens mit der Art der Kritik einigermaßen zu lichten und durch bequeme Gänge genießbar zu machen, den Leser sogar in das dickste Gestrüpp und die finstersten Winkel führen, wo ihm Licht und Athem zu versagen anfängt.

Mit diesen freien Gesinnungen hängt nun Voltaires's Bestreben zusammen, den literarhistorischen Gesichtskreis überhaupt zu erweitern, von einem Volke auf das andere und auf die übrige Menschheit auszudehnen. Insofern kann man Voltaire das wichtige Verdienst beilegen, die Idee einer vergleichenden und wahrhaft universellen Geschichte der Literatur angeregt zu haben; was Goethe die „Weltliteratur" genannt hat. Es hindert nicht, daß Voltaire sich dabei von seinen festen Geschmacksregeln und selbst persönlichen Sympathieen leiten ließ: dasselbe that eben auch unser Goethe, der sich, wenn es ein Beispiel gilt, zu Jean Paul etwa gestellt hat, wie Voltaire zu Rabelais. So findet sich in Voltaire's „Rathschlägen an einen Journalisten" in klaren Worten die Maxime hingestellt: Je voudrais en fait de belles lettres, qu'on fût de tous les pays. Bei der Beurtheilung eines Stückes, räth er ferner, auf eine Vergleichung mit der übrigen neueren und älteren Literatur einzugehen, denn „es verhalte sich mit diesen Parallelen, wie mit der vergleichenden Anatomie: sie lehrt uns die Natur kennen!" Daß Voltaire nach dieser Maxime selbst verfuhr, lehrt schon ein Blick in das Sach- und Namenregister zu seinen sämmtlichen Werken, wo, freilich mit Ausnahme der Deutschen, kaum irgend ein Name von einiger Bedeutung fehlen wird. Wie gesagt, die Literatur war seine wahre Heimat. Von la Motte, dem er sonst nicht eben wohl will, adoptirte Voltaire und citirte die bekannten Verse:

Faites tous vos vers à Paris —
Et n'allez point en Allemagne!
C'est par l'étude que nous sommes,
Contemporains de tous les hommes
Et citoyens de tous les lieux.

So wie er an einem anderen Orte bekennt, daß alle seine Ansprüche auf seinen Studien beruhen: L'étude fait tous mes titres, tous mes honneurs, toute mon ambition. Selbst seine beständigen Kämpfe mit der Geistlichkeit führten ihn dahin, auf die ihm sonst ganz fremden Gebiete der Literatur, z. B. der Patristik, zu schweifen. Ein geistreicher Franzose legt Voltaire, neben seinen glänzenden Geistesgaben, den Umgang mit den Folianten zum Verdienste aus. Il avait le don des langues et des in-folio. Er weiß den Aristoteles sehr wohl von seinen Kommentatoren zu unterscheiden. Bis nach dem Orient, nach Indien und China, nach Arabien wirft er seine Blicke.

Voltaire's Verdienst um eine höhere Ansicht über Geschichte der Literatur läßt sich im Allgemeinen darauf zurückführen, daß er zuerst die Literatur als einen unentbehrlichen Bestandtheil der allgemeinen Geschichte der Menschheit, wie der einzelnen Zeiten und Völker, zu betrachten lehrte. Wie die Geschichte überhaupt, war namentlich, mit wenig Ausnahmen, die Literargeschichte Gegenstand der dürrsten und geistlosesten Erudition, besonders in Deutschland, eine Schale ohne Kern, ein Leib ohne Seele und Geist. Noch Bayle,

*) Dies scheint auf den Auszug aus Bayle's Wörterbuch durch König Friedrich den Großen nicht ohne Einfluß gewesen zu seyn.

**) Oeuvr. compl. T. XXXVI. Dialogues et entretiens philosophiques X. (Erasme): Rabelais, que vous voyez, imita le premier Brutus, qui contre-fit l'insensé pour échapper à la défiance et à la tyrannie des Tarquins. Rabelais erklärt selbst darauf die Bouffonerie seines Stils aus der Rohheit seines Zeitalters: C'était (ma nation) un composé d'ignorance, de superstition, de bêtise, de cruauté et de plaisanterie.

entschieden der geistvollste und umsichtigste Literator vor Voltaire und in mehrerer Hinsicht sein Vorläufer, betrachtete die Literatur mehr als einen Gegenstand, um seinen Scharfsinn daran zu üben, als geeignet, die Seele zu veredeln und den Geist zu bilden. Meistens bleibt auch er am Persönlichen kleben, und ein geschichtliches Bewußtseyn im höheren Sinne kann bei ihm kaum noch durchdringen. Er lebte zu sehr in den Büchern und fast gar nicht in der Welt. Voltaire's vorzüglichstes Studium war hingegen von Anfang an der Mensch, vorzüglich als Glied und Element der Gesellschaft und als Theil des Menschheit-Ganzen; hierauf nun bezog er die Künste, Poesie und Wissenschaften. Unterrichtend sind seine Erklärungen über die Idee und die Entstehung seines Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, welches anfangs mit dem bezeichnenden Titel eines Abrégé de l'histoire universelle (1754) herauskam, ein Buch, welches Schlosser zu den bedeutendsten Erscheinungen der historischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zählt, schon darum, weil es die erste philosophische Universalgeschichte sey, ungeachtet er (Schlosser meine ich) ein paar Seiten vorher der „Seele Voltaire's Alles fehlen läßt, wodurch die Geschichte zu einer Lehrerin der Menschheit gemacht werden kann." (Schluß folgt.)

Rußland.

Die russischen Dichter Jasykov und Huber.

Am 7. Januar d. J. starb zu Moskau einer der talentvollsten russischen Dichter, Nikolai Jasykov, im kaum vollendeten 40sten Jahre seines Alters. Seine ersten Gedichte, die unter den Auspizien seines vertrauten Freundes Puschkin geschrieben wurden und von denen mehrere auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind, gaben zu den schönsten Hoffnungen Anlaß, und wenn er diese in der Folge nicht ihrem ganzen Umfang nach erfüllt hat, so lag die Schuld vielleicht zum Theil an einer langwierigen Krankheit, die ihn mitten in seiner Laufbahn befiel und viele Jahre nach einander von seinem Vaterland entfernt hielt, während deren er in allen Bädern des Auslandes vergeblich Heilung suchte. Seine letzten Gedichte (Moskau 1845) tragen einen anderen Charakter an sich, als die früheren; statt wie diese von Lebenslust überzusprudeln und die Freude der Liebe und des Weins zu besingen, athmen sie ein ernstes, religiöses Gefühl, und es offenbart sich in ihnen eine gewisse patriarchalische Einfalt und Naivetät, die wie ein Anklang längst entschwundener Zeiten zu uns herüber tönt. Seine Ode auf die Enthüllung des Karamsinschen Denkmals in Ssimbirsk (stichi na objawlenie pamjatnika Karamsinu w' Simbirskje) ist an kräftigen Zügen reich, obwohl seine patriotische Begeisterung hier mitunter in orientalische Verzückung überschlägt.

Weniger ausgezeichnet als Dichter, aber wegen seiner Uebersetzung des Faust in der russischen Literatur ehrenvoll genannt, war Eduard Huber, der am 23. April in St. Petersburg mit Tode abging. Er wurde im Jahre 1815 zu Ssaratov an der Wolga geboren, wo sein Vater, der jetzige Superintendent in Moskau, Johann Samuel Huber, damals reformirter Prediger war, unter dessen Leitung er seine erste Erziehung im dortigen Gymnasium erhielt. Schon in seinem siebenten Jahre schrieb er lateinische und deutsche Verse. Zu jener Zeit war der bekannte Feßler Superintendent im Gouvernement Ssaratov, dem die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Huber auffielen und der, als er nach Petersburg berufen wurde, um den Vorsitz im protestantischen Ober-Konsistorium zu übernehmen, sich von ihm nach der Hauptstadt begleiten ließ. Hier studirte der Jüngling zuerst unter Feßler selbst und trat dann in das Institut der Wegebauten, aus dem er 1834 als Offizier entlassen wurde, mußte aber schon 1839 Krankheit halber seinen Abschied nehmen. Ein Jahr zuvor war seine Uebertragung des Faust erschienen, die als erster Versuch alle Anerkennung verdient, obwohl sie von den späteren Versionen Wrontschenko's und Strugovtschikov's übertroffen wurde; sodann gab er mehrere Originalgedichte heraus, wovon 1845 eine Sammlung erschien. Sie empfehlen sich durch schöne Sprache und edle Gedanken, leiden aber an einer krankhaften Empfindsamkeit und trüben Melancholie, die in seinem körperlichen Zustand ihren Grund hatte. Er war nämlich mit einem unheilbaren Uebel — einem organischen Fehler des Herzens — behaftet, an dem er langsam dahin siechte, bis er in seinem 32sten Jahre ins Grab sank. Huber war kein genialer Mensch, allein er besaß ein echt dichterisches Gemüth, einen gebildeten Geist, ein edles, gefühlvolles Herz, und bei aller Erbitterung, mit der sich in Rußland die literarischen Parteien befehden, vereinigten sich doch Alle im Lobe seines Charakters und in der Trauer um sein frühzeitiges Ende.

Mannigfaltiges.

— Der Landtag und die Differentialzölle. Es liegt uns ein im Buchhandel erschienenes Sendschreiben vor, das der Landtags-Abgeordnete der Provinz Pommern, Herr v. Heyden-Cartlow, über die „Einführung von Differentialzöllen zur Begünstigung jeder direkten Importation aus dem außereuropäischen Productionslande nach dem Zollverein, auf Zollvereins- oder diesen gleichgestellten Schiffen", hat drucken lassen*), und zwar mit Rücksicht darauf, daß der Vereinigte Landtag, „der in kürzester Frist seinem Schlusse entgegen sehen kann", nicht mehr zur Berathung der ihm in dieser Beziehung vorgelegten Petition werde gelangen können. Wir haben der letzteren bereits in diesen Blättern gedacht und dürfen voraussetzen, daß unsere Leser mit dem Gegenstande, bei welchem es sich ausschließlich um die Erfüllung des Wunsches handelt, daß der Zollverein die Segnungen, die er bereits im Lande verbreitet hat, auch über unseren bis jetzt noch so sehr verkümmerten Seehandel ausdehne, vollkommen vertraut sind. Herr v. Heyden-Cartlow sagt in dieser Beziehung: „Es schmerzt mich tief, zu sehen, daß unsere Nation auf dem Meere nichts vermag und nichts gilt, wo andere Nationen — nicht besser wie wir und nicht mehr berechtigt — so viel vermögen und so viel gelten. Das alternde England geht fortwährend verjüngt und gestärkt aus seinen Kämpfen, aus seinem Handel auf dem Meer hervor; Rußland, ja selbst Dänemark, herrschen auf der Ostsee mit Kriegsschiffen und entwickeln an unseren Küsten eine unbestrittene Macht. England legte uns, die wir seine natürlichen Bundesgenossen und seine besten Abnehmer sind, mit der Rücksichtslosigkeit des Stärkeren, unerträgliche Bedrückungen durch seine Navigations-Akte auf, und während dies Alles geschieht, beschränkt sich unsere nationale Geltung zur See, unser Antheil am Welthandel auf die provinzielle Theilnahme, welche Pommern und Preußen daran haben."

Wie wenig aber diese provinzielle Theilnahme mit der Zunahme der Bevölkerung und des inneren Verkehrs, so wie der Landesverbesserungen überhaupt, fortgeschritten, beweist der Verf. aus einer vergleichenden Zusammenstellung, wonach die Rhederei der jetzigen Seeprovinzen Preußens seit dem Jahre 1803, was die Lastenzahl der Schiffe betrifft, um 2¼ Prozent sich verminderte, während in demselben Zeitraume die Rhederei Großbritaniens um 68 pCt. und die der Vereinigten Staaten um gerade 100 pCt. gestiegen. Dieses Wachsthum der fremden Schifffahrt, während die unsrige zurückbleibt, thut uns aber nicht blos in auswärtigen, sondern auch in unseren eigenen Häfen Eintrag, wie daraus hervorgeht, daß in den Jahren 1834 bis 1836 von je hundert Schiffen, die in preußischen Häfen ein- oder ausliefen, durchschnittlich 66 unter preußischer und 34 unter ausländischer Flagge fuhren, während in den Jahren 1843—45 nur 60 der preußischen und dagegen 40 den fremden Flaggen angehörten. Eine solche Verminderung allein würde schon jede andere seefahrende Nation von der Nothwendigkeit überzeugen, daß Etwas zu Gunsten ihrer Handels-Marine und zur Beförderung des direkten Verkehrs mit überseeischen Ländern geschehen müsse; bei uns kömmt jedoch noch die andere, während der letzten 30 Jahre gemachte Erfahrung hinzu, daß unsere Rhederei nur dann etwas blühender ist, wenn die Getraidepreise hoch sind und wenn in diesem Falle das übrige Europa der Küsten der Ostsee nicht entbehren kann. Haben wir in diesem Jahre, was wir Alle hoffen und vom Himmel erbitten, eine gesegnete Aerndte, und breitet sich dieser Segen, wie zu erwarten, auch über das westliche Europa aus, dann mag unsere Rhederei im Jahre 1848 zusehen, wie sie es anstelle, daß sie nicht wieder auf den Zustand des Jahres 1836 herabsinkt — wenn ihr nicht die von Herrn v. Heyden-Cartlow beantragten Differentialzölle zu Hülfe kommen.

Der Verfasser des Sendschreibens hat es daher auch leicht, die in den „Ernsten Bedenken" erhobenen Einwürfe gegen das Differentialzoll-System zu widerlegen, und namentlich das, was von den möglichen Retorsions-Maßregeln Englands, so wie von den Vortheilen gesagt wird, welche die Hansestädte von einem solchen Systeme zum Schaden der Zollvereins-Häfen ziehen könnten, auf seine Richtigkeit zurückzuweisen. Wir schließen mit dem, was Herr v. Heyden von der Nothwendigkeit jenes Systems, als einer von Deutschland anzuwendenden Reciprocitäts-Maßregel, sagt:

„Mein Wunsch geht dahin, daß wir andere Nationen mit dem Maße messen, womit sie uns messen, und ich stehe nicht an, diesen Wunsch in der gerechten Form einer Forderung auszusprechen und ihr den nöthigen Nachdruck durch ein einzuführendes Differentialzoll-System zu vindiziren. England und Holland sind es vornehmlich, durch deren drückende Handelspolitik wir leiden. Beide behandeln Deutschland mit Ungerechtigkeit. Beide sollen durch die vorgeschlagenen Differentialzölle in ihrem Zwischenhandel getroffen werden, aber auch nur so lange, bis sie sich entschließen, ihre Handelspolitik, uns gegenüber, in der bisherigen Form nicht länger aufrecht zu erhalten. Dann, aber auch nur dann, wäre die Bahn zu einer wahren Reciprocität gebrochen. Als England durch seine Reciprocity-bill im Jahre 1824 seine Differential-Schifffahrtsabgaben (alien-duties) den Ländern gegenüber aufhob, die von englischen Schiffen dergleichen nicht erhoben, das Verbot des indirekten Verkehrs aber bestehen ließ, würden wir wahre Reciprocität beobachtet haben, wenn wir in unserem Traktat von 1824 auch den indirekten Verkehr den englischen Schiffen verboten, im direkten Verkehr mit England aber die doppelten Hafengelder der Kabinets-Ordre von 1822 aufgegeben hätten — statt dessen hoben wir sie allgemein auf. Seit dieser Zeit versuchten wir noch einen Vertrag mit England, aber wir errangen keine gerechtere Behandlung. Wir werden sie auch nimmer erreichen, so lange wir die Rolle des Bittenden übernehmen, so lange wir nicht einen Standpunkt einnehmen, von welchem herab auch wir Konzessionen machen, Bevorzugung anbieten können, wie der Erfolg der Kabinets-Ordre von 1822 klar erwiesen hat. Dies würde der Standpunkt der Differentialzölle seyn. Sie würden in der Anwendung als Retorsions-Maßregel uns die Mittel gewähren, Zugeständnisse zu erwiedern, Gerechtigkeit zu erlangen und darum entsprechende Verträge abzuschließen."

*) Das vom 17. Juni 1847 datirte Sendschreiben trägt den Titel „Offener Brief an meine Herren Mitstände." (Berlin, B. Behr's Buchhandlung.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 76. Berlin, Sonnabend den 26. Juni 1847.

Italien.

Politische Schriften aus und über Italien.

Interessante Beiträge für die Bewegungen und Zustände auf der italiänischen Halbinsel werden uns regelmäßig durch solche Schriften gegeben, welche entweder ein direktes Produkt der italiänischen Propaganda sind oder doch mit ihr sympathisiren und in genauer Verbindung zu ihr stehen. Wenn in irgend einem Lande Europa's, so wirken eben in Italien die propagandistischen Pläne der französischen Revolution stürmisch und ohne Aufhören nach; dort kämpft, von Paris und von der Schweiz aus, die Propaganda ohne Ermüdung kühn und ungestüm für die patriotischen Zwecke des Einen Italiens, und die heißblütige Natur des Südländers, gesteigert durch den politischen Druck, der auf Italien lastet, scheint sich noch immer mehr einer Propaganda mit gewaltsamen Plänen zuzuwenden, als der Idee einer ruhigen und historischen Entwickelung, wie sie in Deutschland beliebt geworden ist. Die propagandistischen Interessen Italiens finden aber auch darin eine besondere Erklärung, daß es dort ganz besonders eine fremde, ausländische Macht ist, welche durch ihre Militair- und Polizei-Maßregeln den bestehenden Zustand Italiens auf jede Art und Weise zu erhalten bemüht ist. Die bewegten Geister Italiens haben deshalb ganz vornehmlich ihren Haß gegen Oesterreich gerichtet, und wir finden diese Erbitterung in allen ihren Schriften. Einige dieser Schriften sollen das Material zu diesem Artikel geben.

Ein „anonimo Lombardo" hat in Paris „Pensieri sull' Italia" herausgegeben. Dieses in drei Theile zerfallende Buch giebt wesentliche Notizen für die Charakteristik Italiens. Besonders genau hat der „Lombardo" es natürlich mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche genommen. In dem ersten Theile sucht der Verfasser ein Totalbild von dem historischen Zustande Italiens, namentlich seit der französischen Revolution, zu entwerfen. Papst Julius II., beginnt der Verfasser rühmend, faßte den kühnen Gedanken, Italien von der Herrschaft der „Barbaren" zu befreien; aber dann schildert er uns die Apathie und die Zerrissenheit, worin Italien versank, bis auch dieses Land durch die französische Revolution erweckt wurde. Der große Krieger, Friedrich II. von Preußen, sagt der Verfasser, gab seit langer Zeit wieder zum ersten Male ein erhebendes Beispiel, indem er sein Volk unter die Waffen rief und seine Nachbarn zu einer erhöhten Thätigkeit zwang. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens war von keiner geringeren Bedeutung für den öffentlichen Geist; dann folgte die französische Revolution mit ihren Einflüssen auf Italien. Die Idee der Nationalität und der Unabhängigkeit wurde durch die Revolution auch in Italien im ganzen Volke angeregt; in den verschiedenen Städten, bisher so feindlich gegen einander gesinnt, regte sich nun derselbe Geist. Durch die französische Revolution, sagt der Verfasser, wurde das Leben in Italien wieder öffentlich; die Nationalität, die Politik, die Form der Verwaltung gewannen wieder ein öffentliches Interesse. Als Oesterreich mit Waffengewalt das italische Reich occupirte, begann nach dem Verfasser wiederum eine neue Epoche. Seit 1816 und 17 wurden eine Unzahl von Gesetzen und Patenten erlassen; es wurden außerordentliche Kommissionen eingesetzt, um zu ordnen und einzurichten, in Wahrheit aber, wie der Verf. sagt, um zu verwirren und zu verwickeln. Das Volk, gequält durch Hunger und ansteckende Krankheiten, erschüttert durch die Ereignisse, verhielt sich still; es wurde, nach dem Lombardo, Italien nur wie ein erobertes Land von Oesterreich behandelt. Es begann die Fremdherrschaft der Deutschen; Italien wurde regiert durch Soldaten und Schreiber. Die nationalen Triebe wurden unterdrückt und geschwächt. Der Verfasser entwirft ein trübes Bild von den Einflüssen der österreichischen Herrschaft auf das Volk und den Geist Italiens und zeigt uns, wie sich dann die ersten Verschwörungs-Elemente in Italien bildeten. Er schildert den Versuch von 1821; Männer von Ansehen, Männer, welche durch ganz Italien Achtung genossen, Männer, welche viel zu verlieren hatten, sagt er, nahmen Theil daran. Dann geht er über zu dem Einflusse der „heiligen Allianz" auf den Zustand Italiens und schildert, wie der große Theil des Volkes von allen öffentlichen Interessen wieder zurücksank.

Zu Anfang dieses Artikels haben wir von dem großen Einfluß einer revolutionairen Propaganda auf Italien geredet. Auch unser anonymer Lombarde ist ein entschiedener Freund einer italiänischen Revolution. Aber er ist ein Gegner der geheimen Verschwörungen und glaubt nicht mehr, wie er ausführlich darzustellen bemüht ist, an den Erfolg derselben. Leichter scheint es ihm noch, das Geheimniß einer Verschwörung zu bewahren, als dann, wenn der Augenblick des Handelns gekommen sey, das Rechte zu wirken und die Gegensätze unter den Verschworenen selbst zu vermitteln. Indem er die Bevölkerungs-Verhältnisse des lombardisch-venetianischen Königreichs charakterisirt, sucht er auch daran die Unmöglichkeit der gewöhnlichen Verschwörungspläne nachzuweisen, von denen noch stets die meisten seiner Landsleute beherrscht werden. Es fehlt hier, sagt er, indem wir seine Ansichten zusammenfassen, durchaus der Centralpunkt. Der öffentliche Geist im Volke, sagt er sogar, ist noch nicht für eine Revolution geeignet. Die Ungeduld unserer feurigen Jugendgeister, fährt er fort, ist groß geworden, aber das Unmögliche läßt sich nicht machen. Im Namen unserer Nachkommen — schließt er seinen ersten Abschnitt — Söhne Italiens, vergießt euer Blut nicht um einen billigen Preis. Dann fordert er das junge Italien auf, muthig alle Hindernisse zu überwinden, auszuharren und den Zustand Italiens und die Bedingungen seiner künftigen Existenz, seiner Nationalgröße und Unabhängigkeit, genau zu erwägen und zu untersuchen.

In dem zweiten Abschnitte seines Werkes beginnt der anonyme Lombarde nun damit, die Ansichten und Grundsätze zu entwickeln, welche zu einer nationalen Unabhängigkeit Italiens führen können. Hier geräth der Verf. auf das Gebiet der politischen Projektmacherei, für welche wir in Deutschland seit den Zeiten der Demagogie und der Kaiser- und Reichs-Phantastik so ziemlich allen Geschmack verloren haben. Schön, sagt er, ist der Gedanke des in Einen Staat mit 22 Millionen Einwohner vereinigten Italiens, eines Staates, welcher seinen Platz hätte unter den Nationen ersten Ranges, mit einer großen, mächtigen Hauptstadt; aber, setzt er hinzu, ist ein solcher Plan auch möglich? Würde man auch die Opposition im Innern, die der Fürsten und außerdem die Oesterreichs überwinden können? Würden Turin, Florenz, Neapel sich ohne Weiteres zu Städten zweiten Ranges machen lassen? Nachdem der Lombarde noch verschiedene Bedenken vorgebracht hat und ganz besonders darauf zurückgekommen ist, daß jede Unabhängigkeits-Erklärung Italiens an Oesterreich ihren entschiedensten Feind haben müsse, kommt er auf seine eigenen Projekte, die für den Charakter der Bewegung in Italien sehr bezeichnend sind.

Wir haben, sagt er, in Italien folgende unabhängige Staaten: das Königreich Sardinien, das Herzogthum Modena, das Herzogthum Parma und Piacenza, das Großherzogthum Toskana, den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, mit den Hauptstädten Turin, Modena, Parma, Florenz, Rom und Neapel. Von ihnen sind nur zwei von keiner besonderen Bedeutung, nämlich Parma und Modena. In Italien sind aber nur drei unabhängige Staaten, welche wirkliche Kraft in sich haben; sie bestehen durch ihr eigenes Gouvernement und ihre eigene Armee, unabhängig von fremdem Schutze: dies sind Piemont, Toskana und Neapel. Der Kirchenstaat hat keine eigene Kraft; er erhält sich nur durch den Schutz, welchen Oesterreich ihm gewährt, und ist unfähig, die Factionen in seinem Innern durch eigene Kraft zu unterdrücken. Die Finanzen sind ruinirt, die Miliz besteht aus Söldnern u. s. w., seine ganze Existenz ist durchaus unvereinbar mit der Unabhängigkeit Italiens. Auch Modena und Parma können nicht auf den Namen wirklicher Staaten Anspruch machen; sie sind eigentlich österreichisch. So bleiben denn nur drei Staaten: der sardinische, der toskanische und der neapolitanische. Nun käme es darauf an, meint der Verfasser, die Fürsten derselben und die Gelehrten in ihnen für den Plan eines allgemeinen Italiens zu interessiren und die Hauptstädte dafür zu gewinnen. So hätte man die Basis für einen allgemeinen Plan. Italien würde in drei unabhängige, constitutionelle Königreiche eingetheilt werden:

1) Das Königreich Ober-Italien, bestehend aus dem jetzigen Königreich Sardinien, dem lombardisch-venetianischen Königreiche und dem Herzogthum Parma. Das in Savoyen regierende Haus würde zum Throne erwählt, Turin würde die Hauptstadt des Fürsten, Mailand würde die Residenz des National-Kongresses seyn.

2) Das Königreich Central-Italien, bestehend aus dem Herzogthum Modena, dem Großherzogthum Toskana und dem Kirchenstaate bis an die Tiber, wo sie ins Mittelmeer mündet, die Stadt Rom ausgeschlossen. Das jetzt in Toskana regierende Haus würde auf den Thron Central-Italiens erhoben. Florenz würde die Residenz des Fürsten und Bologna die Residenz des National-Kongresses seyn.

3) Das Königreich Unter-Italien, bestehend aus dem jetzigen Königreiche beider Sicilien und dem Theile des Kirchenstaats bis an die Tiber. Das jetzt regierende Bourbonische Haus wäre für den Thron Unter-Italiens bestimmt; Neapel würde die Hauptstadt des Fürsten, Palermo die Residenz des National-Kongresses seyn.

4) Die freie Stadt Rom, unter dem Schutze der drei italiänischen Mächte. Rom wäre die Residenz des Papstes, eines persönlich durchaus unabhängigen Fürsten.

Es müßte ferner zwischen den drei Mächten Italiens eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen werden, ihre Constitution müßte sich gleich seyn, durch ganz Italien müßte ein und dasselbe System gehen. Einheit des Rechts, der Verwaltung, der Münze, des Gewichtes u. s. w. wird gefordert. So würde, meint der Verfasser, Italien, obgleich es dann in drei Staaten getheilt sey, die Kraft eines einigen und einzigen Staates haben, es würde sich in seinem Innern die wahre nationale Unabhängigkeit entwickeln. Der Verfasser weiß dann noch sehr viel Vortreffliches von seinem Plane zu sagen; er meint, es wären zwei unerläßliche Nothwendigkeiten in demselben gegeben, zuerst würde man durch ihn einen inneren Krieg vermeiden, und dann würde man durch ihn die Möglichkeit bekommen, Oesterreich die Spitze bieten zu können.

Wie würde man nun aber wohl die regierenden Häuser für diesen Plan interessiren können? fragt unser Lombarde weiter. Er sucht ihnen alsdann sehr naiv die Furcht auszureden, die sie etwa vor einem Konflikte mit Oesterreich haben könnten, auch beweißt er ihnen ganz haarklein, daß sie bei dem Plane sehr viel gewinnen, aber durchaus nichts verlieren könnten. Savoyen soll ja das lombardisch-venetianische Königreich, Toskana den Kirchenstaat u. s. w., Neapel ebenfalls ein hübsches Stück vom Kirchenstaate erhalten. Da werden sie doch zugreifen! Es klingt Alles unglaublich naiv! Der Lombarde sucht auf eine sehr harmlose Weise mit den bestehenden Mächten zu unterhandeln; man sieht, er kennt nicht den Grund und Boden derselben und lebt noch in einer politischen Kindheit. Die Ideen einer Constitution, meint er, können doch nicht so schrecklich und kein großes Hinderniß seyn für den Fürsten eines civilisirten Volkes. Auch auf den italiänischen Städte-Neid nimmt der Lombarde eine sehr zarte Rücksicht. Wenn in Turin z. B. der Hof residirte, so sinke Mailand doch nicht zu einer Stadt zweiten Ranges herab, denn in ihr werde sich der National-Kongreß versammeln und sie werde dadurch eine sehr große Wichtigkeit erhalten. Für die Verbindung zwischen Turin und Mailand muß eine Eisenbahn sorgen. Eben so wäre es zwischen Florenz und Bologna. Etwas bedenklicher scheint es dem Lombarden mit Palermo, aber er weiß sich auch hier zu helfen und der ganze Plan des zukünftigen Italiens ist bis aufs Kleinste ausgefeilt worden, bis auf die Karte, welche dem Buche beigegeben ist. Wie schade, daß der grobe Hammer der Geschichte sich niemals um solche Ausfeilungen bekümmert!

Rom soll nach dem neuitaliänischen Plane bekanntlich eine freie Stadt seyn. Man will den heiligen Vater der weltlichen Sorgen überheben und ihn wieder auf das geistliche Reich zurückführen. Die Würde, der Ruhm Roms verlange, daß es eine freie Stadt sey, sagt der Lombarde. Es soll unter den Schutz der drei italiänischen Mächte gestellt werden, wie — — Krakau unter den Schutz der heiligen Allianz. Der projektirende Lombarde konnte das Schicksal Krakau's noch nicht wissen, als er sein Buch schrieb. Er meinte nachgewiesen zu haben, daß alle regierende Häuser und alle Städte Italiens sich für seinen Plan interessiren müßen.

Nachdem er die Ansprüche Parma's, Piacenza's, Lucca's und Modena's einigermaßen beseitigt hat, kommt er auf die Position des heiligen Vaters zu reden. Dem Papste wird durch seinen Plan jedenfalls ziemlich schlimm mitgespielt, denn er soll aufhören, ein zeitlicher Fürst zu seyn. Sein Reich soll durchaus geistlich werden. Indeß man will barmherzig seyn und ihm sogar etwas weltliche Herrschaft überlassen, nämlich — die Insel Elba! Der Lombarde sucht nachzuweisen, daß die öffentliche Meinung Italiens mit der weltlichen Herrschaft des Papstes durchaus im Widerspruch stehe, aber nach wie vor soll der Papst das sichtbare Oberhaupt der Kirche bleiben, unabhängig von jeder Macht und der Verehrung würdig. Selbst die ganze päpstliche Hierarchie soll erhalten bleiben; der Lombarde meint aber, daß dieses ohne weltliche Basis möglich sey, und steht hier mitten in den Illusionen fast aller Romanen.

So meint der Verfasser nachgewiesen zu haben, daß der vorgeschlagene Plan alle Interessen Italiens vereinigen müsse; dann kommt er darauf, ob das möglich seyn werde, das größte Hinderniß der italiänischen Unabhängigkeit — Oesterreich — zu überwinden? Er hält dieses für möglich und sogar für gewiß. In seinen Entwickelungen schließt er sich hier unmittelbar der bekannten Schrift „Oesterreich und seine Zukunft“ an und sucht ebenfalls nachzuweisen, daß in dem Kompler der verschiedenen Nationalitäten, welche jetzt Oesterreich bilden, ein großer Bruch staatfinden müsse. Er zeigt auf Böhmen, Polen, Ungarn u. s. w. Die vereinigten Kräfte Italiens würden jedenfalls gegen Oesterreich Stich halten können; man müsse nur einig seyn, und man müsse in der ganzen Bevölkerung, vorzüglich in der Jugend, das Nationalgefühl beleben. Dazu nimmt er eine besondere Rücksicht auf die Truppenmacht Italiens und meint, daß, in dem Falle eines Krieges, Italien ein Heer aufbringen könne, welches dem österreichischen gleich seyn würde. Natürlich rechnet er auf den Enthusiasmus der Italiäner und auf die Zersplitterung der österreichischen Kräfte. Die speziellen Feldzugspläne des Lombarden müssen wir vorläufig in das Gebiet einer militairischen Phantastik verweisen. Daß es den Italiänern nicht wie den Polen gehen werde, sucht der Lombarde genau zu erklären.

Da aber die großen Ereignisse nicht das Produkt eines Augenblicks seyn können, so berücksichtigt er auch die materielle Hülfe und projektirt 1) ein nationales Journal für Italien, und 2) eine italiänische Nationalbank. Dem Beistande Frankreichs widmet der Lombarde einen ganz besonderen Abschnitt, aber nur die eigene Nationalkraft, meint er, und ein Sieg, durch die eigenen Waffen errungen, können die würdigen Basen für ein neues Italien seyn. Die Bewegung für die italiänische Unabhängigkeit muß eine vollständig nationale seyn. Das Einseitig-Nationale tritt, wie bei allen Italiänern, so auch bei dem Lombarden sehr in den Vordergrund.

Der dritte Theil des Werkes steht wieder auf einem mehr realen Boden; die Polemik gegen das österreichische Regiment in Italien und eine Kritik desselben bildet den Mittelpunkt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Regierungszeit des verstorbenen Kaisers Franz I.; der zweite, dem die Resultate der Schrift „Oesterreich und seine Zukunft“ zum Grunde gelegt worden sind, mit den österreichischen Finanzen. In allen diesen Artikeln tritt die Erbitterung des Italiäners gegen Oesterreich deutlich hervor; das Material aber, welches sie für den Stand der Dinge in Italien beibringen, kann lehrreich und interessant genannt werden. Es charakterisirt sich dadurch das österreichische System in Italien. Es tritt der Polizeistaat in seiner ganzen Strenge hervor, obgleich die österreichischen Polizeimaßregeln in Italien mannigfach milder seyn mögen, als in anderen österreichischen Landen. Aber sie stehen mit der größeren Intelligenz der Italiäner im Widerspruch. Was man dem rohen Slaven bieten kann, beleidigt den Italiäner. Der Lombarde schildert es sehr ausführlich, welcher politische Druck auf den italiänischen Zuständen lastet. Die Kommunal-Einrichtungen, das Militairwesen, die Censur, die Universitätszustände werden ausführlich besprochen, und indem sie durch Thatsachen erläutert werden, können sie die Stimmung Italiens gegen die Herrschaft Oesterreichs erklären. Der militairische General-Kommandant des lombardisch-venetianischen Königreichs residirt in Verona; unter ihm stehen fünf Departements: das Kriegs-Departement, das Departement der Politik, das Oekonomie-Departement, das Militair-Hülfsdepartement und das Justiz-Departement; er repräsentirt also die ganze Civil- und Militairmacht. Die Central-Direction der österreichischen Polizei ist in Mailand; an ihrer Spitze steht ein General-Direktor. Alle Provinzen stehen unter unter derselben, an der Spitze der Provinzial-Behörden stehen die Ober-Kommissarien. Ueber die geheime Polizei werden interessante Aufschlüsse gegeben; da ist viel Haß und viel Erbitterung zu erklären. Vor allen anderen Städten, schildert der Lombarde uns Verona, welches wie Triest den Namen „la fedelissima“ führt, als von der Polizei beglückt. Verona, sagt er, hat nicht eine, sondern drei bis vier Polizeien: die General-Polizei, welche von dem Central-Direktorium in Venedig abhängt, die Senats-Polizei, die Polizei des obersten Militair-Kommando's und endlich sogar noch — die Polizei der Jesuiten! Die Fremden-Polizei wird uns von dem Lombarden sehr abschreckend geschildert. Von den Mißhandlungen durch die bewaffnete Macht weiß der Verfasser eben so charakteristische, als beklagenswerthe Vorgänge zu erzählen.

Auch zur Charakteristik der Universitäts-Verhältnisse im lombardisch-venetianischen Königreich werden uns interessante Beiträge geliefert. Als Studenten der Universität Pavia eine bescheidene Eingabe gegen den Professor Helm bei der Studien-Kommission in Mailand machten, weil sie gezwungen waren, bei diesem Professor materiam medicam zu hören, während er doch selber nichts davon verstand, wurde gegen diese Studenten das strengste Verfahren eingeleitet und Relegation ausgesprochen. Das System Oesterreichs ist von dem „anonimo Lombardo“ sehr streng aufgedeckt worden; das unruhige, nach nationaler Selbständigkeit strebende Italien hat jedenfalls an ihm einen seiner bedeutenden Repräsentanten gefunden.

So kommt denn auch schon ein anderer Revolutionair Italiens, Filippo de Boni, in seiner zu Lausanne erschienenen Schrift „Cosi la penso“ auf die Pensieri sull' Italia des Lombarden zurück. Noch ein anderes Schriftchen „Voci dell' anima“ ist von Boni erschienen. Alle diese Broschüren sind auf die Aufregung Italiens, auf die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande berechnet, auf die Erbitterung gegen Deutschland, welches dem Italiäner sehr oft mit Oesterreich gleichbedeutend erscheint, auf die nationale Unabhängigkeit. In der Erbitterung gegen Deutschland hat man in Italien schon seit den Zeiten Petrarka's einen politischen Mittelpunkt gefunden, um die eigentliche politische Klarheit, um eine konsequente Publizistik scheint es aber auch unter den italiänischen Revolutionairen, welche im Auslande ohne Censur drucken lassen, noch immer sehr schlecht bestellt zu seyn. In Cosi la penso revoltirt Herr Filippo de Boni dramatisch, und in Voci dell' anima revoltirt er lyrisch. Unser Lombarde lieferte, wie wir gesehen haben, das Beste in seiner thatsächlichen Polemik gegen Oesterreich; sonst sind seine politischen Grundsätze — wenn wir das Maß der deutschen Bewegung an dieselben legen — außerordentlich naiv und die Projektmacherei, die Phantasterei trägt den Sieg davon über die realen Verhältnisse. Der Horizont, den die Revolutionaire Italiens als den höchsten anerkennen, wird außerhalb dieses Landes gewiß noch immer als sehr beengend erscheinen. F. S.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

(Schluß.)

Schlosser äußert sich in seinem Briefe an einen Professor der Geschichte (dieser ist weiter nicht genannt), vom Jahre 1733: „Mein Hauptzweck war der, den Entwickelungen (révolutions) des menschlichen Geistes in denjenigen der Regierungen nachzugehen. Ich forschte, wie doch so viele böse Menschen, unter der Führung von noch schlechteren Fürsten, dennoch auf die Länge Gesellschaften gegründet haben, in denen die Künste und Wissenschaften, selbst die Tugenden gepflegt wurden. Ich suchte die Handelsstraßen, durch welche die Ruinen, die die wilden Eroberer hinter sich lassen, im Stillen wieder aufgebaut wurden; ich befliß mich, den Reichthum

oder die Armuth eines Volkes nach den Preisen der Lebensmittel zu prüfen. Vor Allem prüfte ich, auf welche Art unter so vielen Verwüstungen die Künste wiederhergestellt werden und sich erhalten haben können . . .“

„Die Beredtsamkeit und die Poesie (fährt nun Voltaire fort) bezeigen den Charakter der Nationen. Ich hatte Stücke aus einigen alten Dichtern des Morgenlandes übersetzt. Ich erinnere mich noch einer Stelle des Persers Sadi über die Macht des höchsten Wesens. Man erblickt darin den nämlichen Genius, welcher die arabischen, hebräischen und alle Schriftsteller des Orients beseelt: mehr Einbildungskraft, als Auswahl, mehr Schwulst, als Größe“ u. s. w. (Hier folgt die metrische Uebersetzung aus Sadi; dann heißt es weiter:) „Dieser Sadi aus Baktrien war Zeitgenosse des Dante, welcher 1265 in Florenz geboren wurde. Die Verse Dante's machten bereits den Ruhm Italiens aus, als es bei uns modernen Völkern noch keinen guten prosaischen Schriftsteller gab. Er war in einem Zeitalter geboren, in welchem die Kämpfe des Reichs mit dem Priesterthume den Staaten und den Gemüthern tiefe Wunden geschlagen hatten. Er war Ghibellin und verfolgt von den Guelfen; daher muß man sich nicht wundern, wenn er etwa in folgender Art seinen Zorn in seinem Gedichte aushaucht . . .“ (Hier folgt die metrische Uebersetzung einer Stelle aus der göttlichen Komödie. Nun fährt Voltaire fort:) „Ich hatte über zwanzig ziemlich lange Stellen aus Dante, Petrarka und Ariosto übersetzt, und indem ich den Geist einer erfinderischen Nation mit dem der nachahmenden Nationen in Vergleich stellte, brachte ich mehrere Stücke von Spencer, welche ich mit vieler Genauigkeit zu übersetzen versucht hatte, mit zwei Dichtern in Parallele. Auf diese Art folgte ich den Künsten auf ihrer Bahn.“

Die ganze Stelle führe ich wörtlich an, als den ersten deutlichen Begriff und eine lehrreiche Probe einer vergleichenden Geschichte der Poesie und deren Behandlung. Wie geläufig diese Begriffe uns heute auch sind, so war es doch einem wahren Genie vorbehalten, sie zuerst zu finden. Ich weiß nicht, warum Villemain in seinen so geistvollen und unparteiischen Vorlesungen über Voltaire *) diesen Plan einer vergleichenden Geschichte der Poesie, welche in dem des Essai anfangs einen großen Raum einnehmen sollte, für eine unverbürgte Anekdote halten will und für einen Gedächtniß-Irrthum Voltaire's. Einen solchen muß man eher Villemain beilegen.

Man gestatte mir nur noch, den Schluß der hier abgebrochenen Stelle von Voltaire hinzuzufügen: „Ich ging in das ungeheure Labyrinth der philosophischen Ungereimtheiten, welche man lange genug mit dem Namen Wissenschaft beehrt hat, nicht ein. Ich merkte blos die größten Irrthümer an, welche man für unbestreitbare Wahrheiten genommen hat; und indem ich mich lediglich an die nützlichen Künste hielt, hielt ich mir die Geschichte der Entdeckungen in jeder Gattung vor Augen, von dem Araber Geber, dem Erfinder der Algebra, an, bis zu den neuesten Wundern unserer Tage. Dieser Theil der Geschichte war ohne Zweifel mein letztes Ziel; die Revolutionen der Staaten waren nur ein Anhang (un accessoire) zu der Geschichte der Künste und der Wissenschaften.“ Bis hierher Voltaire.

Wenn sich nach diesen und den übrigen Mittheilungen das Verhältniß Voltaire's zur Geschichte der Literatur als ein für ihn im Ganzen sehr vortheilhaftes herausstellt, so können uns zugleich doch auch die Schranken nicht entgehen, welche ihn eben nur erst noch zum Anfänger und ersten Begründer einer höheren Literaturwissenschaft machen. Aber diese Schranken sind Voltaire nicht persönlich; sie charakterisiren sein Jahrhundert, von dem er in demselben Maße abhing, als er es beherrschte. Sie sind in dem Vorangehenden schon angedeutet. Wir wollen Eines und Anderes zum Schlusse noch hervorheben. In Bezug auf die Poesie hatte, sahen wir eben, Voltaire sich zu dem so fruchtbaren Begriffe von einer National-Poesie und deren Literatur erhoben, also nicht mehr blos die Poesie eines einzigen Volkes oder Zeitalters, sey es die antike, oder unter den neueren die französische, zum unbedingten, höchsten Maßstabe aller Poesie gemacht; allein noch blieb ein großer Schritt hier zu thun übrig, nämlich die Einsicht von der ursprünglichen Natur der Poesie, welche jenseits der Vermittelung durch Reflexion und Bildung liegt, mit einem Worte von der Naturpoesie zur Kunstpoesie, ein Gegensatz, welcher der heutigen Geschichte der Poesie zum Grunde liegt. Voltaire konnte sich von dem Begriff der Civilisation des 18. Jahrhunderts, welche er der Geschichte überall zu Grunde legt, auch in der Poesie nicht losmachen; nach diesem Maßstabe beurtheilt er denn auch die kindlich-erhabene Dichtung Homer's, wenn er auch nicht in die rohe Ausdrucksweise eines Christian Thomasius verfiel, welcher dem „Bänkelsänger Homerus“ nicht Verachtung genug bezeigen konnte. Jenen wichtigen Schritt, welcher erst eigentlich zur neuen Geschichtswissenschaft der Poesie geführt hat, that unser Herder, dessen literarische Polyhistorie sonst auch vielfach an Voltaire erinnert. Mit der oben berührten mangelhaften Auffassung der Poesie bei Letzterem hängt zweitens nun auch dies zusammen, daß er das Prinzip der Bewegung verkannte, welches der Poesie innerlich einwohnt, vermöge dessen diese nicht blos mit dem naturmäßigen Typus einer Nation, sondern auch mit ihrer Geschichte genau verbunden ist; mit anderen Worten, die moralische, die politisch-sociale Seite der Poesie. Voltaire hat sich für uns deutlich genug ausgesprochen, da er erklärt, daß die Revolutionen der Staaten für ihn nur das Accessorium der Geschichte der Künste und Wissenschaften seyen. Er setzte also zwischen beide Sphären eine Kluft, statt ihre innerste Verwandtschaft zu erkennen. Ihm war nämlich der Staat, als solcher, insofern das individuelle Glück der Mitbürger dadurch beschränkt werde, ein negativer, weil als Prinzip der Staatskunst in den oberen Sphären des Staates der Egoismus galt. Darum predigt Voltaire mit vielen, und nicht immer den Schlechtesten seiner Zeit, den Eudämonismus. So wurde denn auch die Poesie lediglich aus dem Gesichtskreise des Individuums aufgefaßt. Männer, wie Montesquieu, welche zuerst in Frankreich mit einem ausgebildeten politischen Sinn die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und der Civilisation betrachteten, hatten für die feinere Organisation der Poesie nicht Sinn genug; oder sie wurde ihm Mittel zu politischem Zweck, wie in seinen Lettres Persannes. Diesen politischen Blick hatte der Verfasser des „Geist der Gesetze“ aus England mitgebracht, während Voltaire bei seinem Londoner Aufenthalte von Allem eher, als den großen politischen Institutionen dieser Insel, Notiz genommen zu haben scheint. In seiner Heimat fanden die Parlamente, dieser letzte Schatten eines verfassungsmäßigen Widerstandes gegen die Willkür des Hofes, in Voltaire den größten Gegner. Erst die Revolution war es, welche auf den Trümmern der alten Monarchie und ihrer sozialen und kirchlichen Unterlagen in den edleren Geistern das Bewußtseyn von den moralischen Bedingungen jeder großen Institution und jeder echten Geistesschöpfung erweckte; dieses Bewußtseyn auf die zarteren Bildungen der Poesie und Literatur auszudehnen, war einer Frau gegeben, einer Frau, welche mit echt weiblichem Gemüthe und dichterischem Genie den Charakter eines Mannes verband. Ich rede von Frau von Staël. Wenn Voltaire die Literatur in die Geschichte verpflanzte, so kann man von Frau von Staël sagen, sie habe die Geschichte und Politik in die Literatur und deren Geschichte eingeführt. Ihr Werk: De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales (Paris, 1800) hat, mag sie auch im Einzelnen den Einfluß der Literatur auf den Charakter und das Glück der Menschheit überschätzt haben, für die Behandlung der Geschichte der Literatur jedenfalls Epoche gemacht. Der sociale und politische Gesichtspunkt ist später bei den Franzosen mit besonderer Vorliebe festgehalten und ausgebeutet worden, von Niemand mit größerem Scharfblick und wahrhafterem universellen philosophischen Geist, als von Guizot, in seiner Histoire de la civilisation moderne. Dagegen haben jüngere Zeitgenossen in Frankreich den Gedanken der Frau von Staël und selbst Guizot's eine gewiß ungehörige Ausdehnung gegeben, wenn sie unter dem Titel der Literatur und ihrer Geschichte diese nur zum Vehikel herabsetzten, um die politische und Weltgeschichte, angeknüpft an einzelne literarische Erscheinungen, wie durch die Hinterthür einzuführen, wie Michelet und Quinet in ihren Vorlesungen über die Jesuiten. Da Jeder wohl weiß, daß diese Vorlesungen eine „Kriegsmaschine“ seyn sollten, so gehört die Reflexion über den Gang und Ausgang des an sie sich knüpfenden Kampfes nicht eigentlich hierher; es war nur Vorwand, wenn der eine Theil die Freiheit der Wissenschaft, der andere die Sache des guten Geschmacks zu Hülfe rief. In Wahrheit kann und soll die Freiheit der Wissenschaft mit dem guten Geschmack, d. h. mit dem von dem Begriffe der Aufgabe vorgezeichneten Maße und Verhältniß nicht im Streite seyn. — In Deutschland hat seit Herder und den Schlegeln der höhere, allgemeinere und daher wahrhaft philosophische Gesichtspunkt in der Behandlung der Geschichte der Literatur vorgeherrscht; der politisch-sociale Gesichtspunkt ist ein wesentliches Moment dabei, eben so wie der religiös-kirchliche; wird aber der eine oder der andere an die Spitze gestellt und zum allgemeinen erhoben, so ist die Gefahr da, daß die Geschichte verschoben und unter Umständen verfälscht wird. An Beispielen fehlt es nicht ganz. Mögen diejenigen, welche auf diese Weise die Literatur zu Zwecken und nach hinzugebrachten Tendenzen gebrauchen wollen, beherzigen, daß sie in solchem Falle in dieselbe Einseitigkeit verfallen, die sie sonst nicht energisch genug an Voltaire und seiner Behandlung der Geschichte tadeln können: wie schon ein geistreicher Kritiker, scheinbar paradox, von Voltaire aussagt, er behandle die Geschichte nicht anders, wie ein Mönch aus dem Mittelalter, du coin de son cloître: nämlich mit einseitigem, beschränktem Gesichtspunkte. Sie werden Voltaire auch nur höchstens in dem gleichen, worin sie hoch über ihm zu stehen meinen, ohne ihn in dem zu erreichen, was ihn zum Muster der Schriftsteller aller Zeiten machen wird: im guten Geschmack, im natürlichen, ungeschminkten Ausdruck, welcher nichts so sehr verschmäht, als die „Phrase“. Es ist nicht nothwendig, daß man einem Schriftsteller immer beistimme; aber das ist der Triumph des guten und natürlichen Stils, daß man gefesselt wird, auch indem man widersprechen muß. G. C. G.

*) Cours. [illegible] siècle. I, p. [illegible]

England.

Statistische Uebersicht der Baumwollen-Industrie.

(Nach dem Manchester Guardian.)

Wenn man den wahrscheinlichen Verbrauch der rohen Baumwolle für eine gewisse Anzahl von Jahren berechnet, unter der Voraussetzung, daß er in demselben Verhältniß fortschreiten werde, so ist zu befürchten, daß die zukünftige Baumwollen-Industrie bald an der Unzulänglichkeit des Rohstoffs eher als an irgend etwas Anderem ihre Schranke finden wird. Denn der Bedarf daran befindet sich seit 1817 in einem steigenden Verhältniß von jährlich 6 pCt., woraus folgt, daß er von zwölf zu zwölf Jahren sich verdoppelt hat. Im Jahre 1817 schätzte man den Verbrauch auf 110 Millionen Pfund *); im J. 1829 auf 219 Mill. Pfd.; im J. 1834 auf 303 Mill. Pfd., und im J. 1846 auf 612 Mill. Pfd. Auf dem Kontinent hat seit 1834 der Verbrauch in demselben Verhältniß zugenommen wie in Großbritanien, und noch schneller in den Vereinigten Staaten, wo er schon in 10 Jahren die doppelte Höhe erreichte. Da eine geraume Zeit verfließen wird, ehe die ostindischen Kolonieen eine irgend beträchtliche Quantität Baumwolle produziren kann, so ist Groß-

*) Es sind hier überall englische Gewicht-Pfund gemeint.

britanien genöthigt, die Aerndte der Vereinigten Staaten in Anspruch zu nehmen, die ihrem größten Theile nach von Sklaven betrieben wird. Wenn daher auch noch große Strecken unbebauten Landes vorhanden sind, so steht dennoch die Lebensfähigkeit, Energie und Reproductionskraft der Negerrace so weit hinter denen des angelsächsischen und englisch-amerikanischen Menschenschlages und der anderen Zweige der kaukasischen Race zurück, daß, selbst unter den günstigsten Umständen, die schwarze Bevölkerung dem schnellen Gange dieses Fortschritts nicht wird folgen können; um so weniger, als sie unter dem Joche der Sklaverei sich befindet. Andererseits ist auch zu fürchten, daß die Zucker-Industrie künftig ebenfalls weit mehr Arme in Anspruch nehmen und daß die weiße Bevölkerung dem Getraidebau eine größere Aufmerksamkeit, wie bisher, widmen wird, da Europa angefangen hat, auch in dieser Beziehung einen Theil seines Bedarfs jenseits des Meeres zu holen. Es geht hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Baumwollen-Production in einiger Zeit verhältnißmäßig abnehmen muß, da der bisherige Ueberfluß des Rohstoffes allmälig geringer werden wird. Ohne Zweifel wird die Erhöhung der Preise der Production einen neuen Reiz geben, aber sie wird auch zugleich nachtheilig auf den Verbrauch einwirken.

Mit diesen Bemerkungen leitet John Baynes von Blackburn seine im Manchester Guardian veröffentlichten statistischen Tabellen über den Baumwollen-Verbrauch ein.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1834.

Großbritanien	918,700 Ballen	zu 330 Pfd.	=	303,171,000 Pfd.
Europäischer Kontinent	491,750 "	" 330 "	=	162,271,000 "
Vereinigte Staaten	196,270 "	" 364 "	=	71,443,000 "
Summe	1,606,720 Ballen.			536,885,000 Pfd.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1846.

Großbritanien	1,594,200 Ballen	zu 384 Pfd.	=	612,173,000 Pfd.
Europäischer Kontinent	828,100 "	" 384 "	=	318,000,000 "
Vereinigte Staaten	422,600 "	" 390 "	=	164,814,000 "
Summe	2,844,900 Ballen.			1,094,987,000 Pfd.

Der Bedarf wächst also in Großbritanien und auf dem Kontinent in 12 Jahren, in den Vereinigten Staaten in 10 Jahren um das Doppelte.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1846, mit Angabe der Anzahl der Spindeln oder Spulen, und das Verhältniß, in dem sich Großbritanien, der europäische Kontinent und die Vereinigten Staaten am Verbrauch betheiligen.

		Verhältniß zu 100.		Verhältniß zu 1000.
Großbritanien	1,594,200 Ballen	36	17,500,000 Spindeln	634
Europ. Kontinent	228,100 "	29	7,585,000 "	275
Ver. Staaten	422,600 "	15	2,500,000 "	091
Summe	2,844,900 Ballen.		27,585,000 Spindeln.	

Man spinnt in Großbritanien weit feinere Nummern als auf dem Kontinent oder in den Vereinigten Staaten, woraus der Umstand sich erklärt, daß die Anzahl der Spindeln dort im Verhältniß zu der Zahl der verbrauchten Ballen weit größer ist.

Durchschnittliche Uebersicht des wöchentlichen Verbrauchs im Jahre 1846.

Großbritanien	30,658 Ballen
Europäischer Kontinent	15,925 "
Vereinigte Staaten	8,127 "
Summe	54,710 Ballen.

Baumwollen-Verbrauch für Erzeugnisse im Jahre 1846.

Vereinigte Staaten	2,467,760 Ballen
Brasilien, Ostindien, Aegypten u. s. w.	377,140 "
Summe	2,844,900 Ballen.

Baumwollen-Verbrauch für englische Erzeugnisse im J. 1846.

Vereinigte Staaten	1,285,440 Ballen	24,720 Ballen wöchentlich
Brasilien	106,800 "	2,054 " "
Ostindien	115,750 "	2,226 " "
Aegypten	71,600 "	1,377 " "
Westindien	14,610 "	281 " "
Summe	1,594,200 Ballen	30,658 Ballen wöchentlich.

Baumwollen-Production im J. 1846.		Erwartete Production im J. 1847.
Vereinigte Staaten	2,100,532 Ball.	1,935,000 B.
Brasilien	83,950 "	Durchschnitt aus 4 Jahren: 100,000 "
Ostindien	94,683 "	180,000 "
Aegypten	60,668 "	70,000 "
Westindien und andere Gegenden	13,267 "	15,000 "
Summe	2,353,100 Ball.	2,300,000 B.
Wirklicher Verbrauch	2,844,900 "	
Unzulänglichkeit d. Production i. J. 1846	491,800 Ball.	

Wenn der Verbrauch der Baumwolle in demselben Verhältniß wie in den letzten 12 Jahren zunimmt, so wird die für die Fabrication nach 12 Jahren, d. h. im J. 1858, nöthige Baumwolle betragen für:

	Ballen.	Erzeugnisse.	Ballen.
Großbritanien	3,200,000		
den europäischen Kontinent	1,656,000	Vereinigte Staaten	5,055,000
die Vereinigten Staaten	954,000	Verschiedene Länder	755,000
Summe	5,810,000	Summe	5,810,000

woraus sich ergiebt, daß die Vereinigten Staaten in 12 Jahren von jetzt ab mehr als 5,000,000 Ballen produziren müssen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Herr Le Verrier und sein Planet. In einer der letzten Sitzungen der von Sir J. F. W. Herschel präsidirten astronomischen Gesellschaft in London (14. Mai) wurde ein Schreiben des Herrn Adams über „Beobachtungen des Neptun seit dessen Wiedererscheinen" vorgetragen. Diese Beobachtungen liefern das Ergebniß, daß der Lauf des neuen Planeten durchaus nicht den Bedingungen entspricht, in Folge deren Herr Le Verrier und bekanntlich auch gleichzeitig Herr Adams selbst den Ort des Planeten berechnet und dessen Entdeckung herbeigeführt haben. Gewisse Störungen des „Uranus" lagen namentlich diesen Berechnungen zum Grunde, deren Elemente sich jetzt durch fortgesetzte Beobachtungen als irrthümlich (erroneous) darstellen, so daß es einer neuen astronomischen Berechnung zu bedürfen scheint, um zu erklären, wodurch die Herren Le Verrier und Adams, trotzdem daß sie von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen, den Ort des Planeten richtig berechnet haben. Diesen Voraussetzungen nach sollte der „Neptun" von der Sonne 38 Erdweiten entfernt seyn, er ist aber nur ungefähr (nicht ganz) 30 Erdweiten entfernt; ferner sollte sein Umlauf um die Sonne 220 Jahre betragen, es zeigt sich aber jetzt, daß er nur nahe an 166 Jahre beträgt. Und was den „Uranus" betrifft, so setzt er ungestört seinen alten Lauf fort, d. h. es bleibt bei den alten Störungen, ohne daß diese durch den neuen Planeten völlig erklärt werden können. Der Ruhm des Herrn Le Verrier, der in so kurzer Zeit seinen Zenith erreicht hatte, weicht nun beinahe um so viele Erdweiten zurück, als der von ihm berechnete Planet. Herr Arago mag sich jetzt dazu gratuliren, daß das Gestirn nicht nach seinem Vorschlage den Namen seines Schützlings bekommen hat. Ja, was noch mehr ist, es hat sich jetzt, nachdem man in den handschriftlichen Beobachtungen Lalande's zu seiner Histoire Céleste nachgeschlagen, als unzweifelhaft herausgestellt, daß dieser berühmte Astronom den für uns neuen Planeten „Neptun" bereits am 8. und 10. Mai 1795 beobachtete, jedoch durch ein zufälliges Uebersehen der Abweichung in den beiden Beobachtungen veranlaßt worden sey, das beobachtete Gestirn für einen Fixstern zu halten und es als solchen in die gedruckte Histoire Céleste aufnehmen zu lassen, wo der Stern blos unterm 10. Mai eingetragen ist. Daß dieser angebliche Fixstern jetzt am Himmel fehlt, haben bereits mehrfache Beobachtungen bestätigt, doch soll er gleichwohl auch in der Berliner, von den geachtetsten Jüngern der Astronomie gezeichneten Sternkarte, wahrscheinlich ebenfalls in Folge eines Irrthums, eingetragen seyn.

— Französische Sprachkunde. Herr Dr. Karl Plötz hat vor kurzem bei F. A. Herbig eine kleine Schrift herausgegeben, die eine sehr nützliche und interessante Erscheinung für Jeden ist, der sich die französische Sprache aneignen will. Es ist nämlich eine Wörtersammlung unter dem Titel: Vocabulaire systématique et Guide de conversation française." Es versteht sich, daß jedes Wort von einer deutschen Uebersetzung begleitet ist. — Der Verfasser sagt ganz richtig in seinem Vorwort: „daß das Auswendiglernen von Wörtern und Redensarten, so hart dasselbe, namentlich erwachsenen Schülern auch vorkommen mag, eine unerläßliche Nothwendigkeit ist", welcher Aeußerung wir herzlich beistimmen. Die Wörter sind nach Materien geordnet, unter Rubriken wie: die Stadt, das Haus und die Wohnung, die Seele, u. s. w. Unter jeder Rubrik hat der Verfasser wieder eine sehr geschickte Anordnung eingeführt, indem die Haupt-, Bei- und Zeitwörter nach der natürlichen und genetischen Verbindung der Ideen auf einander folgen, so daß man in der That, was bei solchen Büchern sehr selten der Fall ist, das „Vocabulaire" des Herrn P. zu seiner Ergötzung lesen kann. Etwas sehr Nützliches sind besonders die Anmerkungen, welche an vielen Stellen den Schüler vor solchen Fehlern warnen, die man dadurch in Deutschland sehr häufig macht, daß man viele französische Wörter unrichtig anwendet. Es ist hier hauptsächlich von solchen Ausdrücken die Rede, die in den gewöhnlichen Sprachgebrauch der Deutschen, namentlich der Berliner, übergegangen sind und fast immer eine falsche Bedeutung angenommen haben, wie z. B. „scandale", „parterre", „un patient"; oder von solchen, die man aus dem Deutschen wörtlich übersetzt, wie: „être connu dans un endroit", „prédicateur", etc. — Die Gallicismen und Sprüchwörter, welche am Ende gegeben sind, könnten zahlreicher seyn. Auch kommen hier und da kleine Unrichtigkeiten vor, die aber in einer zweiten Auflage sehr leicht verschwinden würden.

Da Herr Dr. Plötz eine geraume Zeit in Paris lebte, so hat sich sein Buch dadurch das Verdienst der Wahrheit und Aktualität erworben, was derartigen Werken leider nur zu oft abgeht. Mit einem Wort, und ohne auf weitere Details einzugehen, glauben wir diese kleine sehr nett ausgestattete Schrift zuversichtlich empfehlen zu können. Ch. de la Harpe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbrgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Dienstag den 29. Juni 1847.

Frankreich.

Die Koryphäen der französischen Literatur der Gegenwart. *)

Keine unter den anderen Literaturen der europäischen Nationen bildet mit der englischen Literatur einen schärferen Kontrast, als die französische. Wenn wir in deutschen, ja selbst in italiänischen und spanischen Schriftwerken Züge der Aehnlichkeit mit uns finden, so ist die französische Literatur in Allem, was das Wesen ihrer Physiognomie ausmacht, etwas durchaus Eigenthümliches — ein Ding sui generis. Der französische Gedanke liegt, stets greifbar, niemals tief unter der Oberfläche. Niemals fällt es einem Franzosen ein, im Meere des Wissens bis auf den Grund unterzutauchen; Alles, was er zur Erläuterung seiner Ideen beibringt, ist aus der sichtbaren, rationalen Welt hergenommen, trägt den Stempel einer lebendigen Anschauung und gehört dem Kreise einer realen Existenz an. Selten ereignet es sich, daß ein französischer Autor seine Leser in das Labyrinth einer schwer verständlichen Speculation führt, um mit ihnen darin umherzuirren. Zwar giebt es in französischer Sprache tausend abgeschmackte Bücher über ganz abstrakte Themata, über sehr entfernt liegende Gegenstände, allein die Abgeschmacktheit dieser Bücher ist mit Händen zu greifen, sie liegt offen und unverhüllt da. Ein französischer Trugschluß entdeckt sich stets von selbst, denn er tritt nie im Gewande zugespitzter, abstruser Sophistik auf. Der französische Geist will einmal nichts wissen von jener Mode, welche es liebt, die schwächeren als die stärkeren Gründe erscheinen zu lassen; dieser Geist ist in allen seinen Phasen immer zu materiell gewesen, als daß er an einer solchen Mode je sein Gefallen finden könnte. Die leitenden Prinzipien des Sensualsystems, welches so tiefe Wurzeln geschlagen hat im Geist unserer gallischen Nachbarn und das ihnen ungefähr funfzig Jahre vor der Revolution mit solchem Feuereifer gepredigt wurde, machen noch heute ihren Einfluß überall geltend. Nur als Eindruck, als Sensation vermag irgend etwas den nationalen Geist zu berühren. Die mächtigen Wirkungen Condillac's, der Encyklopädisten, Destutt de Tracy's — Wirkungen, die keinesweges erloschen, haben die französische Intelligenz fast unempfänglich gemacht für deutsche Tiefe, für jene markige Philosophie, welche die große Masse der englischen Literatur durchdringt.

Dieser materielle Charakter nun der Literatur prägt sich nothwendig auch in den schriftstellerischen Individuen aus, denn das Werkzeug muß dem Werke entsprechen. Man lasse z. B. einen französischen und einen englischen Schriftsteller, die beide gleichen Studien obliegen, sich zusammen zur Bearbeitung eines Thema's niedersetzen, und die außerordentliche Verschiedenheit im Zuschnitt ihres Geistes wird nicht zögern, sich zu zeigen. Der Franzose, ganz Leben und Beweglichkeit, wird mit geistreicher Geläufigkeit von Zweig zu Zweig hüpfen; er wird mit unübertrefflichem Geschick die Oberfläche einer Argumentation oder eines Systems abschöpfen, allein es wird ihm schlechthin unmöglich seyn, auf die Verkettung einer Reihe von Argumenten, einer Folge von Ursachen und Wirkungen, für eine längere Zeit seine Aufmerksamkeit zu richten. Seine Lebendigkeit läßt ihn bei keinem einzelnen Theile irgend eines Gegenstandes verweilen; er nimmt Alles in Pausch und Bogen und urtheilt sofort mit einer Schnelligkeit und Zuversicht, als diktire die Intuition selber ihm seinen Spruch. Ganz anders der Engländer. Tief durchdrungen von der Bedeutung seines Gegenstandes, geht er langsam und bedächtig zu Werke und verwendet auf jeden einzelnen Theil eines Systems eine der Wichtigkeit desselben angemessene Aufmerksamkeit. Er führt ein moralisches Thema mit Genauigkeit und Schärfe aus, und in der logischen Anordnung, die er seiner Arbeit giebt, zeigen sich die unverkennbaren Spuren eines hellen, kräftigen Geistes. Beide Arten der Intelligenz haben ihre Berührungspunkte, allein die Punkte, mit denen sie sich abstoßen, sind noch bei weitem zahlreicher. Beide haben zu lange ihrer eigenthümlichen Weise gefröhnt, als daß sie sich jemals amalgamiren oder ungezwungen mit einander harmoniren könnten, und daher kömmt es, daß Engländer und Franzosen so wenig Einer von des Anderen Literatur kennen.

Nimmt ein schriftstellerisches Produkt uns ein, sofort malen wir uns ein Phantasiebild des Verfassers aus. Wir wünschen — zumal wenn es einen berühmten Autor gilt — von seiner Lebensweise Näheres zu wissen. Es ist das eine der Huldigungen, welche die Materie dem Geiste zollt, und wenn man hin und wieder von dieser Huldigung als von einer Schwäche gesprochen hat, so kann man nur sagen, daß Huldigungen, die dem Geiste dargebracht werden, ein heilsames und nothwendiges Gesetz unseres Wesens sind, und daß sie nicht wenig beitragen zu dem Erfolge literarischer Unternehmungen.

Da ich einige Monate in Paris — wo ich bei einem eben so geistreichen als mit der Oertlichkeit vertrauten Freunde wohnte — zugebracht, so habe ich Gelegenheit gehabt, mit einigen der berühmtesten unter den Schriftstellern dieser Hauptstadt zusammenzukommen; ja, es ist mir gelungen, sie — wie der Franzose es nennt — in ihrem deshabillé zu sehen. Die der Mehrzahl französischer Autoren anklebende Eitelkeit bewegt sie, sich vor Fremden einigermaßen rar zu machen, wobei wahrscheinlich die Absicht zum Grunde liegt, die Neugier um so mehr zu reizen. Vielleicht erzeige ich daher Manchen, die Paris besucht haben, denen es aber nicht so gut wurde, jene Pariser Löwen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, einen Gefallen, wenn ich Einiges von dem, was ich in Bezug auf mehrere der hervorragendsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen Epoche der französischen Literatur zu Papier gebracht, mittheile. Ich hoffe, daß meine Skizzen sich als treu erweisen werden; denn obwohl ich gestehen muß, daß ich kein großer Bewunderer der modernen französischen Schriftsteller bin, so konnte ich doch unmöglich daran denken, meine Leinwand wissentlich mit zu dunklen Farben zu verunstalten.

Nachdem ich ein paar Tage in der Hauptstadt Frankreichs gewesen war, bat ich meinen Freund, mir zu der Bekanntschaft einiger der bedeutendsten „hommes de lettres" zu verhelfen. Man hatte mir gesagt, daß das Foyer der Oper der Hauptsammelplatz der Männer der Literatur sey. Demzufolge gingen wir eines Abends dorthin, doch sahen wir uns alsbald in einem so großen Haufen von Gelehrten, daß es in der That Mühe kostete, jene Männer, die einen ausgezeichneten Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen, aus der sie umgebenden Masse von Mittelmäßigkeiten herauszufinden.

„Sehen Sie dort den kleinen, rothbackigen Falstaff mit den dunklen, schwarzen Augen?" — sagte mein Freund zu mir. „Es ist Herr v. Balzac, der allen französischen Damen durch seine satirischen Romane so wohl bekannt ist!"

Ich erfuhr später, daß das erste Werk, welches ihm Ruf brachte, die „Elendshaut" (la peau de chagrin) war, und daß er diesen Roman in seinem vierzigsten Jahre schrieb. Seine früheren Werke sind unter dem angenommenen Namen Horace St. Aubin herausgekommen, und als „Eugenie Grandet", das erste seiner Bücher, welches den wahren Namen des Verfassers trug, erschien, war es fast unbekannt im Publikum, daß dieser bereits ein zwanzig Bände veröffentlicht hatte. Balzac's Ruhm wuchs nun so schnell, daß der Buchhändler Delloye das ausschließliche Verlagsrecht der Balzacschen Schriften auf den Zeitraum von funfzehn Jahren für eine dem Verfasser zu zahlende lebenslängliche Rente von 15,000 Franken nebst einer Summe von 6000 Fr., die sogleich ausgezahlt ward, an sich brachte.

Ich will hier eine Anekdote von Herrn v. Balzac erzählen, die bezeichnend für seinen Charakter ist. Er ist eben kein übergroßer Freund der Wahrheit und dabei außerordentlich geschwätzig. Seine Erzählungen sind alle von solcher Unwahrscheinlichkeit, tragen so sehr den Münchhausenschen Stempel, daß sie sich von selber widerlegen. Eines Tages trat er in den Salon der Madame Sophie Gay und erzählte, wie er sich, da er vierzehn Tage das Zimmer hüten müssen, in dieser kurzen Periode 18,000 Fr. erschrieben. Diese ganze Geschichte nun war nichts, als eine thörichte Aufschneiderei. Ein anderes Mal erzählte er in einer Gesellschaft, daß er seinem Freunde Sandeau einen Schimmel zum Neujahr geschenkt habe. Als man einige Tage darauf Herrn Sandeau zu diesem Geschenke Glück wünschte, erklärte derselbe, daß er von der ganzen Sache schlechterdings nichts wisse. Dessenungeachtet sprach Herr v. Balzac nach wie vor von dem Schimmel, den er seinem Freunde geschenkt, ja er begab sich eines Abends zu Herrn Sandeau und fragte ihn ganz gravitätisch, wie ihm das Pferd, welches er ihm geschenkt, gefalle? Sandeau, der die Sache für einen Scherz nahm, antwortete, daß es ein herrliches Thier sey, eine Erklärung, die Balzac neuen Muth gab und ihn, allem Anschein nach, zum ernstlichen Gläubigen an eine Wahrheit von seiner eigenen Fabrication machte.

Er wohnt in einem kleinen Hause dicht vor Paris. Seine Einrichtung ist fürstlich, doch wird behauptet, daß er wie ein Mönch lebe, wenn er allein ist. Giebt er seinen Freunden ein Diner, so ist seine Tafel mit dem prächtigsten Silber-Service bedeckt und seine Dienerschaft erscheint in glänzender Livree. Er ist von niedriger Herkunft, doch sieht er aus, als wäre er einer alt-adeligen Familie entsprossen. Er trinkt mehr Kaffee, als sechs alte Fran-

*) Nach Fraser's Magazine.

zösische Frauen zusammengenommen, und wenn er ausgeht, trägt er einen Stock mit einem goldenen Knopf.

Eine andere ausgezeichnete Persönlichkeit ist Alphons Karr, der nicht viel hübscher als Balzac ist. Karr war früher Professor an irgend einem Kollegium und eröffnete seine literarische Laufbahn damit, daß er für den Figaro — ein Sonntagsblatt — schrieb. Er möchte gern für einen excentrischen Kopf gehalten werden und geht daher mit äußerster Sorgfalt darauf aus, sich durch Alles, was seltsam und originell scheinen kann, auszuzeichnen und so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Seine Lebensweise ist ganz türkisch. Man sieht keine Stühle, sondern nur Kissen in seinen Zimmern, und er schläft, ohne sich auszuziehen, auf einem Sopha. Sein Bedienter ist ein Mohr, den er in ein Scharlachwamms gekleidet hat und den er mit einem schönen, in allen Karr'schen Schriften vorkommenden Neufundländer, Namens Freischütz, ausschickt. Der Hund wie der Bediente tragen viel dazu bei, ihn überall bekannt zu machen. Ohne Zweifel ist Karr die vollkommenste Personification der literarischen Eitelkeit, wie sie sich in Frankreich äußert. Ueberall in der Stadt sieht man an den Häusern seinen Namen, denn er veröffentlicht nie etwas, ohne es mit der ganzen Unbefangenheit und Unverdrossenheit eines Londoner Handelsmannes auszuposaunen. Vor zwei oder drei Jahren rettete er einen Menschen vor dem Ertrinken und erhielt dafür von der Regierung eine silberne Medaille, die er kindisch genug ist, immerwährend im Knopfloche zu tragen.

Als mein Freund und ich eines Abends im Theater in unsere Loge traten — die Ouvertüre zu den Hugenotten hatte eben begonnen — sahen wir Mad. Dudevant, besser bekannt unter dem Namen Georges Sand, die an Alfred de Musset's, ihres Begleiters auf ihrer italiänischen Reise, Arm lehnte. Mein Freund, der sie sehr genau kannte, stellte mich ihr vor, und sie lud uns, nachdem wir einige Worte gewechselt, auf den folgenden Abend zum Thee ein. Wir sagten zu und hatten keine Ursache, es zu bereuen. Ich fand in der Dame ein recht angenehmes, verständiges Frauenzimmer und hatte mit ihr, ehe die Gesellschaft sich einstellte, ein interessantes Gespräch, das sich um Poesie, Kunst und Geschichte drehte, ja selbst spekulative Philosophie berührte. Der ganze Abend wurde sehr ergötzlich und gesetzt (delightfully and rationally) zugebracht.

Unserer Loge gegenüber sahen wir einen Herrn mit einer Dame, deren Erscheinung uns sehr auffiel. Die Letztere hätte man, ihrer Gesichtsfarbe und ihren Haaren nach, für eine Engländerin halten sollen, indessen belehrte mich mein Freund, daß ich Herrn v. G— *) und seine Frau vor mir habe. Beide sind in der literarischen Welt gar wohl bekannt, Letztere durch ihre Poesieen, die ihr zu ihrer Zeit den Namen der zehnten Muse erwarben, Ersterer als Gründer der wohlfeilen politischen Presse. Ich will hier eine Anekdote von Frau v. G— mittheilen, welche, in Verbindung mit anderem, später Anzuführenden, beweisen wird, welche sonderbare Begriffe auf dem Kontinent selbst Personen von literarischem Ruf mit dem Namen eines englischen Gentlemans verbinden. Als sich Lord L— in Paris befand, ließen sich Herr und Frau v. G— ihm und Lady L— vorstellen, und der Lord mochte Beide späterhin noch drei- oder viermal gesehen haben. Er war, nachdem er etwas über vierzehn Tage in Paris verweilt, im Begriff, nach England zurückzukehren, als ihm eines Morgens, während er sich allein in seinem Frühstückzimmer befand, eine Dame gemeldet ward, die ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Lord L— befahl seinem Bedienten, sie hereinzulassen, und war sehr erstaunt, als er in dem Besuche Frau v. G— erkannte. Diese säumte nicht, ihm den Grund ihres plötzlichen und einigermaßen unregelmäßigen Erscheinens auseinanderzusetzen. Ihrem Gatten, sagte sie, sey eine Speculation fehlgeschlagen, und er sey ruinirt und sein Ruf vernichtet, wenn es ihm nicht gelinge, noch diesen Morgen einen Freund zu finden, der ihm 1500 Pfd. vorschieße. Er habe sie deshalb abgeschickt, um Sr. Lordschaft Hülfe in Anspruch zu nehmen, und sie ihrerseits sey versichert, daß ein so vollendeter englischer Gentleman, wie Lord L—, einer Dame nichts abschlagen werde. Alles dieses wurde von einer Thränenfluth und von Geberden begleitet, die eine tiefe innere Aufregung verriethen. Es giebt wohl wenige Männer, welche die Verzweiflung eines schönen Weibes unbewegt ansehen können. Anfangs war der Lord etwas verlegen und sagte, daß, wie glücklich er sich auch schätzen würde, ihr dienlich seyn zu können, er doch nicht im Stande sey, sogleich 1500 Pfd. herbeizuschaffen. Ihr Kummer jedoch, ihre Thränen, ihr Anstand nahmen Lord L— dergestalt ein, daß er nicht länger zu widerstehen vermochte und sofort eine Anweisung zum Belauf der erbetenen Summe an seinen Banquier ausstellte, die Frau v. G— mit Aeußerungen des tiefsten Dankes empfing. Nachdem sie sich entfernt, fiel es Lord L— ein, daß wohl Herr v. G— eben so gut, als seine Frau, seine Bitte hätte vortragen können, allein er dachte an die Verschiedenheit der Sitte in Frankreich und in England und schlug sich die Sache aus dem Sinne. Am nächsten Morgen reiste er nach England zurück, wo er geduldig den Tag, an dem die Rückzahlung erfolgen sollte, erwartete. Seit dieser Zeit sind nunmehr vier bis fünf Jahre verstrichen; Lord L— ist mehr als Einmal wieder in Paris gewesen, er ist mit Herrn und Frau v. G— zusammengetroffen, allein Beide haben bis auf diesen Augenblick der 1500 Pfd. nie mit einer Sylbe erwähnt, und Lord L— ist ein zu wahrhafter Gentleman, um sie an ihre Verbindlichkeit zu erinnern.

Doch kehren wir zu den französischen Schriftstellern zurück, die ich im Opernhause traf. Ein Mann, dessen Ruhm in England in schneller Ausbreitung begriffen, ist Herr Eugène Sue, Verfasser der „Geheimnisse von Paris“ und des „ewigen Juden“. Sein Vater war Arzt in Paris, hatte sich daselbst ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben und hinterließ seinem Sohne, unserem Autor, ein Einkommen von 1200—1400 Pfd. jährlich. Der junge Sue studirte Chirurgie und versah beinahe zwei Jahre hindurch den Posten eines Hülfswundarztes auf einem Schiffe im Mittelmeer. Jetzt besitzt er ein Haus in Paris, das auf eine höchst elegante und geschmackvolle Weise im Renaissance-Stil möblirt ist. Man erzählt sich, daß ihm seine Einrichtung mehr als 25,000 Fr. kostet — eine starke Summe für einen Pariser Schriftsteller. Unglücklicherweise hat sein schnelles Glück ihn verdorben, und er will jetzt durchaus von adeliger Herkunft seyn. Als ihn eines Tages eine Dame fragte, warum man ihn so selten in seiner sonstigen Gesellschaft sehe, antwortete Sue mit großer Ostentation, daß ihn seine Schriftstellerei sehr in Beschlag nehme, und daß auch der Herzog So-und-So und der Baron So-und-So ihn beständig zu ihren ausgewählten Partieen einlüden. „Ich bin genöthigt“, fügte er hinzu, „das viele Visitenmachen einzustellen.“ — „Wenn Sie das thun“, entgegnete die Dame, die mit seinem Vater sehr befreundet gewesen war, „so sind Sie Ihrem Vater sehr unähnlich, dem nichts erwünschter war, als recht viele Besuche machen zu können.“

Eugène Sue ist von untersetztem Körperbau und bläßlicher Gesichtsfarbe; er trägt langes Haar und einen dicken Bart nach französischer Mode. Unter anderen Schwachheiten hat er auch die, daß er die Leute glauben machen will, er nehme fast gar keine Nahrung zu sich. Ist er auf einem Diner, so läßt er sich von seinem Bedienten einige Vegetabilien, vielleicht ein Ei und eine Flasche Selterwasser reichen, allein man beschuldigt ihn, daß er sich bei solchen Gelegenheiten vorher zu Hause an einem derben Roast-beef oder an einem Plumpudding gütlich thue. Es ist allgemein bekannt, daß, bevor er die „Geheimnisse von Paris“ schrieb, er eine „Geschichte der französischen Marine“ herausgab, die einen höchst kümmerlichen Erfolg hatte und dem Verleger großen Schaden brachte. Für einen Roman war das Buch zu trocken und für eine Geschichte zu romanhaft.

Ich hatte mich noch nicht lange in Paris aufgehalten, als ich bei Alexander Dumas eingeführt wurde. Sobald er hörte, daß ich ein Fremder sey, fing er an, von Brüssel und von den vielen Freunden zu erzählen, die er sich dort erworben. Er ist von langer Gestalt, hat blaue Augen und ein Gesicht fast wie ein Neger. Die Pariser Presse beschuldigte ihn, veranlaßt durch Granier de Cassagnac und Victor Hugo, vor einigen Jahren, daß er den Stoff zu seinen Büchern seinen Freunden zu entlehnen und ihn sich durch die eigenthümliche Art, wie er ihn behandle, anzueignen pflege. So ist seine „Therese“ aus einem Buche Souvestre's genommen; der „Thurm von Nesle“, ursprünglich von Gaillardet, wurde von Dumas nur umgearbeitet, „Angelo“ gehört zum großen Theile Herrn Anicet Bourgeois, „Richard Darlington“ Herrn Dinaux, „Don Juan von Marana“ Merimée, und bei seinen anderen Werken hat Aehnliches stattgefunden.

Herr Dumas ist der Sohn eines republikanischen Generals, der, wie erzählt wird, von dem Vater des jetzt regierenden Königs von Neapel ins Gefängniß gesetzt wurde. Obgleich ein großer Vielschreiber und reichlich bezahlt von seinen Verlegern, hält doch Alexander Dumas weder Equipage, noch giebt er seiner Dienerschaft Livree. Er gehört in Frankreich zu jener Klasse von Menschen, die die größte Masse sogenannter Freunde haben. Während man hier und dort nur in warmen enthusiastischen Ausdrücken von ihm reden hört, bekömmt man an anderen Orten das gerade Entgegengesetzte zu vernehmen. Diejenigen, die ihn am besten zu kennen scheinen und die Gelegenheit hatten, ihn in den verschiedenen Phasen seines öffentlichen und Privatlebens zu beobachten, versichern, daß er bei der ersten Bekanntschaft hinreißend sey, doch daß er, da bei ihm der Kopf das Herz beherrsche, seine Freunde schnell wieder verliere. Eine der sonderbarsten Schrullen von Leuten, wie Dumas, Hugo, Theophile Gautier u. A., ist, daß sie ellenlange Artikel, ja ganze Bände über Sitten, Gebräuche und Charakter von Nationen schreiben, die sie sich nie die mindeste Mühe gegeben haben, flüchtig zu beobachten, geschweige zu studiren. Dies ist selbst von französischen Kritikern, die über Dumas' „Reise-Eindrücke“ und Hugo's „Rhein“ gesprochen haben, gerügt worden. Diese Werke wimmeln von handgreiflichen Irrthümern, von Behauptungen, die aller historischen wie moralischen Wahrheit entbehren. Es geht dies so weit, daß in Hugo's letztem Werke eine prächtige Schilderung des feierlichen Pompes vorkömmt, mit welchem die Leiche der burgundischen Maria, auf dem Wege zu ihrer Begräbnißstätte in Wien, die Ufer des Rheines hinaufgeführt wurde. Nun ist es aber weltbekannt, daß Maria in Brügge, wo ihr Grabmal noch heute von allen Fremden, die diese alte flandrische Stadt besuchen, bewundert wird, starb und beerdigt wurde. Es ist dies blos ein Schnitzer, aber wir könnten deren in Massen aufführen.

Es dürfte dem Leser vielleicht nicht unangenehm seyn, etwas über das kommerzielle Ansehen (den Cours) zu erfahren, in welchem der Schriftsteller, von dem ich zuletzt gesprochen, steht. Der regelmäßige Absatz seiner berühmtesten Werke beläuft sich auf 4—5000 Exemplare in verschiedenen Ausgaben. Von anderen Schriftstellern, wie von Fréder. Soulié, Léon Gozlan, Emile Souvestre, Alphonse Karr, Michel Raymond werden nur 2—3000 Exemplare verkauft, während bei einer dritten Klasse von Autoren, zu der z. B. Alphonse Royer, Paul de la Croix gehören, selten mehr als 1200—2000 Exemplare abgesetzt werden.

(Schluß folgt.)

*) Emile de Girardin.

Australien.

Das englische Deportationswesen.

Dritter Artikel *)

Die im Vorhergehenden geschilderten Verhältnisse bestanden bis zum Jahre 1838, und selbst die heftigsten Gegner des Deportationswesens können nicht in Abrede stellen, daß die Kolonieen Neu-Süd-Wales und Vandiemensland während jener Periode so rasche Fortschritte in der Industrie und in der Entwickelung socialer Verhältnisse gemacht, als die Geschichte der Colonisation irgend aufzuweisen hat.

Nachstehende chronologische Uebersicht der bedeutendsten Ereignisse und Erscheinungen in der Geschichte der Kolonie Neu-Süd-Wales giebt hierüber interessante Aufschlüsse:

1789, ein Jahr nach Gründung der Niederlassung, das erste Getraide geärndtet.
1790 Ueberweisung von Ländereien an emanzipirte Sträflinge.
1791 das erste Haus von Backsteinen erbaut.
1794 die erste Kirche erbaut.
1796 die erste theatralische Vorstellung.
1797 die ersten Merino-Schafe eingeführt.
1803 die erste Zeitung erscheint; der erste Selbstmord.
1805 das erste Schiff von Stapel gelassen.
1813 die erste Volkszählung, Freischulen, Polizei, Wegezölle, Benennung der Straßen in Sydney, Wettrennen und Ball.
1817 der oberste Gerichtshof wird errichtet; die erste Bank.
1818 Verein für Wohlthätigkeit tritt zusammen.
1819 Waisenhaus wird errichtet.
1822 Preßfreiheit, ackerbaulicher Verein und Lese-Gesellschaft.
1827 tägliche Zeitung.
1830 Geschwornengericht in Civilsachen.
1831 erstes Dampfboot erbaut.
1832 Sparkasse.
1833 Gewerbschulen, Monatsschrift.
1834 Land wird in der Stadt Sydney mit 20,000 Pfd. Sterl. der Acre (= 1½ Morgen) verkauft.

Im Jahre 1841 zählte die Kolonie 130,000 weiße Einwohner, die Bevölkerung von Sydney betrug nahe an 35,000; seit einigen Jahren wird diese Stadt mit Gas beleuchtet. **)

Die Bevölkerung von Vandiemensland betrug:

1821	8,600
1828	16,900
1833	33,200
1836	43,900
1842	50,200

Die Hauptstadt Hobart-Town zählte 15,000 Einwohner; es erscheinen dort drei Zeitungen, ein wissenschaftliches Journal; mehrere Banken befördern Handel und Gewerbe, und zahlreiche Vereine wirken für nützliche und wohlthätige Zwecke.

Um jene Zeit, das Jahr 1838, erhielt Neu-Süd-Wales eine Repräsentativ-Verfassung, und die öffentliche Stimme erhob sich gegen die fernere Aufnahme von Verbrechern, als unverträglich mit den neu erworbenen Institutionen.

Das ganze Deportationswesen war überhaupt seit Jahren schon im Mutterlande angegriffen worden, und das Gouvernement fand sich um so mehr bewogen, bei Gelegenheit der Berathungen über Neu-Süd-Wales, das Gesammtwesen der Deportation einer Sichtung zu unterwerfen. Das von dem Unterhause zu diesem Zweck angeordnete Comité, woran einige der ersten Staatsmänner, wie Graf Grey, Sir Robert Peel und Lord Russell, Theil nahmen, empfahl dem Gouvernement, die Deportation nach Neu-Süd-Wales ganz einzustellen und auf Vandiemensland und die Norfolk-Insel zu beschränken, die Ueberweisung der Flüchtlinge an Ansiedler aber (assignment) gänzlich abzuschaffen.

Gegen das Ueberweisungs-System hatten sich zwei Parteien erhoben, die, sonderbar genug, von ganz entgegengesetzten Ansichten ausgingen. Einerseits wurde nämlich behauptet, der Ueberwiesene befände sich in einem, der Sklaverei ähnlicheren oder wo möglich noch schlimmeren Verhältniß, während man andererseits bitter tadelte, daß er eine weit gemächlichere Existenz genösse, als der freie Arbeiter im Mutterlande.

Es ist hier der Ort nicht, auf diese Ausstellungen näher einzugehen; es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß die Regierung aus Gründen, die dem verhüllten Gebiete der Politik angehörten, sich damals bewogen fand, auf die Meinungen gewisser Parteien, die über das Deportationswesen viel gesprochen und geschrieben hatten, mehr Rücksicht zu nehmen, als es unter anderen Umständen geschehen wäre, wie schon daraus hervorgeht, daß mit jedem Wechsel im Kolonial-Ministerium, unter Stanley, Russell und Grey, immer neue Modificationen eintraten.

Ueber das Ueberweisungs-System war unwiderruflich der Stab gebrochen, aber das Ticket of leave sollte beibehalten werden und man substituirte für das erstere das sogenannte Probations-System. Diesem gemäß sollte der Sträfling eine Prüfung unter unmittelbarer Aufsicht der Behörden bestehen, und bei öffentlichen Bauten und für allgemeine Zwecke eine Reihe von Jahren beschäftigt werden, bis er durch fortgesetzte gute Conduite, wie dies beim Ueberweisungsdienst geschah, die Berechtigung zum Ticket of leave erwirbt.

Aus dieser Maßregel entwickelten sich eine Reihe von Uebelständen, die im Laufe der Zeit immer stärker hervortraten und endlich eine Krisis herbeiführten. Die Herren in London hatten allerdings die Bedeutung des Ticket of leave erkannt, allein bei ihrer geringen Einsicht in das innere Getriebe des Ueberweisungs-Systems vermochten sie den Gegenstand nur einseitig aufzufassen. Nach dem früheren Verfahren übte die Regierung eine allgemeine Kontrole über den Sträfling aus und behielt sich nur die Entscheidung vor, ob er zu einem Ticket of leave berechtigt sey oder nicht; die Ueberwachung aber lag in den Händen des Ansiedlers, der, wie wir im Vorhergehenden entwickelt, den günstigsten Einfluß auf das Verhalten und die Ausbildung des Sträflings auszuüben vermochte. Nach dem Probations-System dagegen übernahm die Regierung auch die Ueberwachung und Beschäftigung des Sträflings, und es kamen dabei dieselben ungünstigen Verhältnisse zum Vorschein, die wir oben, in Beziehung auf Gefängniß-Disziplin überhaupt, angedeutet haben. Die Leute wurden unter besondere Inspektoren, aber immer doch in großen Massen beim Straßenbau beschäftigt; das Maß der geleisteten Arbeiten ließ sich nur im Ganzen beurtheilen, und so blieb der Einzelne unbeachtet, der Fleiß unbelohnt und die Trägheit unbestraft. Andererseits war es den Sträflingen ein Leichtes, durch ihre Aufführung die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben; das Maß ihrer Pflichten war ihnen in dieser Beziehung eng zugemessen; sie wurden aus dem Gefängniß nach den Arbeitsplätzen und von dort wieder zurück geleitet, und jede Gelegenheit, auf Abwege zu gerathen, war ihnen abgeschnitten. Die Zahl derer, welche für die Begünstigung des Ticket of leave reif befunden wurden, stellte sich unter diesen Verhältnissen allerdings günstiger als in früherer Zeit, und man schloß daraus auf die Vorzüglichkeit des Probations-Systems, allein man vergaß — oder wollte es sich nicht eingestehen, daß die Aufgabe eine viel leichtere geworden war als unter der Zucht des Ansiedlers. Hierzu gesellte sich noch ein in seinen praktischen Folgen viel wichtigerer Umstand: unter dem alten Verfahren, das dem Sträflinge während des 4—6 oder 8jährigen Ueberweisungsdienstes Gelegenheit gab, sich mit allen Arbeiten im Bereiche des Ansiedlers vertraut zu machen, war der Ticket-of-leave-man ein sehr brauchbarer Arbeiter und konnte stets auf ein baldiges Unterkommen und guten Lohn rechnen; die Probationsleute dagegen lernten nichts als Steine brechen und den Karren schieppen und waren überdies bei der bekannten Langsamkeit, mit welcher öffentliche Bauten betrieben werden, und in Folge der unzureichenden Gefängnißkost, träge und schlaff geworden. Trotz ihrer Unzulänglichkeit machten die neuen Ticket-of-leave-men Anspruch auf hohen Lohn, und die Folge war, daß Viele kein Unterkommen finden konnten und, was früher unerhört war, Zuflucht beim Gouvernement suchen mußten.

Hieraus erklärt sich die im Auslande gar nicht begriffene Erscheinung, daß der Ansiedler über Mangel an Händen klagte, während wir gleichzeitig hörten, die Kolonie sey mit Sträflingen überfüllt.

Diese Nachtheile machten sich schon im Jahre 1843, während des Aufenthalts des Verfassers in Vandiemensland, spürbar und sind seitdem immer stärker hervorgetreten; die Sträflinge sind der nutzbringenden Beschäftigung des Ansiedlers entzogen und überfüllen die Gefängnisse, wo sie weder etwas lernen, noch leisten, während der Ansiedler zu seinem Schaden auf den unbrauchbaren Ticket-of-leave-man angewiesen ist; — wir sehen, daß diese Maßregel, indem sie die Deportation aus ihrer ursprünglichen Verbindung mit der Colonisation herausriß, beiden Interessen tiefe Wunden schlug.

Zur Vervollständigung dieses Gegenstandes muß hier noch angemerkt werden, daß die östlich von Neu-Süd-Wales belegene Norfolk-Insel nicht eine Niederlassung freier Ansiedler ist; sie diente vielmehr früher zur Straf-Anstalt (penal settlement) für solche Deportirte, die sich neuer Vergehen in der Kolonie schuldig gemacht hatten. Mit der Einstellung der Deportation nach Neu-Süd-Wales wurde auch diese Anstalt aufgehoben, und die Insel erhielt die Bestimmung, ein nach eigenthümlichen Prinzipien organisirtes Straf- und Besserungs-System, das sogenannte Mark-System des Capitain Maconechie, zu prüfen. Dieser philanthropisch gesinnte Mann war zur Zeit des Verfassers Secretair des damaligen Gouverneurs von Vandiemensland, Sir John Franklin *), und legte von dort aus seinen neuen Plan, der auch das Ueberweisungs-System verwarf, dem Kolonial-Minister vor. In jener Zeit war, wie wir schon angedeutet, das Strafwesen zur Tagesfrage geworden, und die Regierung griff, um die Schreier zu beschwichtigen, willig nach einem Auskunftmittel, das, wie nicht zu leugnen ist, geistreich durchdacht war. Ueber das Spezielle des Mark-Systems verweisen wir auf einen interessanten Artikel in Blackwood's Magazine **), indem hier um so weniger Veranlassung ist, darauf einzugehen, als der Versuch gänzlich mißlungen und aufgegeben worden ist.

In der jüngsten Zeit, und diese Zeilen sind aus dieser Veranlassung hervorgegangen, ist das Deportationswesen im Parlament zur Sprache gekommen, indem Graf Grey einen Plan zur Umgestaltung der Vollstreckung der Freiheitsstrafe von dem Oberhause verlangte. Demnach beabsichtigt die Regierung, die Deportation gänzlich abzuschaffen und statt dessen die Sträflinge erst in Zellengefängnissen, worin sie aber nicht länger als 18 Monate verbleiben dürfen, und dann eine Reihe von Jahren bei öffentlichen Bauten zu beschäftigen. Nach Ablauf der gleichen Frist, welche früher die Erwerbung eines

*) Vgl. Nr. 69 u. Nr. 73 des Magazins. Im zweiten Artikel am Schluß ist statt „yet" zu lesen got in trouble.
**) Bekanntlich ist in Breslau erst vor kurzem Gasbeleuchtung eingeführt worden.

*) Derselbe, der jetzt auf einer Nordpol-Expedition begriffen ist.
**) Blackwood's Edinburgh Magazine, Dezember 1846.

Ticket of leave bedingte, sollen die gebesserten Sträflinge emanzipirt und auf Kosten der Regierung nach einer Kolonie, deren Wahl ihnen überlassen bleibt, geführt werden, wo sie sich selbständig niederlassen dürfen. Dieser Plan ist von mehreren Mitgliedern, unter Anderen von dem früheren Kolonial-Minister Lord Stanley, dem man in dieser Angelegenheit ein richtiges Urtheil zutrauen darf, als unpraktisch bekämpft worden. Wir verweisen über das Ausführliche der Debatten auf die Times vom 6. März und führen hier nur einige Worte an, die Lord Denman, der Lord-Ober-Richter der Queen's bench, über die Bedeutung der Deportationsstrafe bei dieser Gelegenheit geäußert.

„Er habe Gelegenheit gehabt, in den Gerichtshöfen den Eindruck wahrzunehmen, den die Verurtheilung zur Deportation hervorgebracht, und er berufe sich auf die Erfahrung aller anderen Richter; wenn er nun vernehme, daß die Regierung damit umgehe, die große Gewalt, welche der Schrecken (terror) vor der Strafe der Deportation auf die Gemüther ausübt, zu vernichten, so könne er einer solchen Maßregel nur mit der äußersten Bestürzung (dismay) entgegen sehen."

Dieser Ausspruch aus dem Munde einer so bedeutenden Autorität rechtfertigt die Zweifel, die von vielen Seiten über die Zweckmäßigkeit der Maßregel erhoben werden. Ob sie zur Ausführung kommen wird, dürften wir binnen kuezem schon erfahren, die Resultate aber werden erst nach Jahren sich herausstellen. Mögen sie zum Wohle des Landes gereichen, wir wünschen dies um so aufrichtiger als wir der freudigen Ueberzeugung sind, daß die Australischen Kolonieen kräftig genug sind, um selbständig in der Entwickelung fortzuschreiten.

A. Schaper.

England.

Statistische Uebersicht der Baumwollen-Industrie.

(Schluß.)

Betrachtet man nun aber das Verhältniß der Anzahl der Weißen zu der der Sklaven in Rücksicht auf die durchschnittliche Baumwollen-Production in den Vereinigten Staaten, so ist nicht zu hoffen, daß die amerikanische Union für einen so beträchtlichen Verbeanch das nöthige Material wird liefern können. Schon jetzt hat die Nachfrage bereits den durchschnittlichen Betrag der Production erreicht.

	1810.	1820.	1830.
Weiße	88,678	135,294	182,070
Sklaven	1,163,754	1,324,220	1,996,758
	Ballen.	Ballen.	Ballen.
Baumwollen-Aerndte, Durchschnittszahl aus 3 Jahren	229,220	404,140	937,800
	1840.	1846.	1858.
Weiße	211,889	244,000	323,000
Sklaven	2,486,226	2,860,000	3,756,000
	Ballen.	Ballen.	
Baumwollen-Aerndte, Durchschnittszahl aus 3 Jahren	1,724,400	2,137,400	Im Jahre 1858 würden mehr als 5 Mill. Ballen erforderlich seyn.

Es ist also nicht anzunehmen, daß die Production in Amerika diese Zahl erreichen wird.

Zieht man jedoch in Betracht, daß die 11- und 10-Stundenbill einen bedeutenden Einfluß auf den Verbrauch der Baumwolle in England haben wird, da die tägliche Arbeitszeit in den Fabriken vom 1. Mai 1847 bis zum 1. Mai 1848 auf 11 Stunden und von da ab auf 10 Stunden reduzirt ist, so wird — vorausgesetzt, daß das allmälige Steigen in demselben Verhältniß von 6 Prozent bleibt — der Verbrauch nach drei Jahren auf derselben Höhe bleiben, wie im vergangenen Jahre. Aber andere Gegenden arbeiten eben so viel Stunden wie früher, und wenn daher die Progression für sie dieselbe bleibt, so wird der relative Verbrauch für die nächsten Jahre sich folgendermaßen gestalten:

	1848.	1858.	1860.
Großbritanien	1,600,000 Ballen	2,700,000 Ballen	3,050,000 Ballen.
Europäischer Kontinent	986,300 „	1,658,000 „	1,860,000 „
Vereinigte Staaten	517,700 „	952,000 „	1,090,000 „
Summe	3,104,000 Ballen	5,310,000 Ballen	6,000,000 Ballen.

John Baynes zieht aus diesen verschiedenen Tabellen den Schluß, daß die Baumwollen-Industrie nothwendigerweise durch die künftige Unzulänglichkeit der Rohstoffe in ihren Fortschritten gehemmt werden wird.

Du Fay u. Comp. aus Manchester haben folgende statistische Uebersicht über die Baumwollen-Industrie des verflossenen Jahres aufgestellt:

1 8 4 6.

	England u. Wales.		Schottland.		Irland.	
	Fabriken.	Spindeln.	Fabriken.	Spindeln.	Fabriken.	Spindeln.
Mulespindeln	?	11,364,584	114	1,476,083	26	159,333
Throstlespindeln	?	4,190,035	48	253,795	18	56,170
Summe	?	15,554,619	162	1,729,878	44	215,503
Weberstühle			86	23,970	15	2,185

Baumwollen-Verbrauch i. J. 1834 303,000,000 Pfd. auf 10,904,000 Spindeln.
„ „ „ „ 1846 612,000,000 „ „ 17,500,000 „

Die Zahl der Spindeln ist folgendermaßen unter die drei Königreiche vertheilt:

England und Wales	15,554,619 Spindeln
Schottland	1,729,878 „
Irland	215,503 „
Summe	17,500,000 Spindeln.

In den anderen Staaten:

Zollverein	815,000	7,585,000 Spindeln
Oesterreich und Italien	1,500,000	
Frankreich	3,500,000	
Belgien	420,000	
Schweiz	650,000	
Rußland	700,000	
Vereinigte Staaten		2,500,000 „
Summe		27,585,000 Spindeln.

Von 1000 Spindeln zählt Großbritanien 634; der europäische Kontinent 275; die Vereinigten Staaten 091.

Mannigfaltiges.

— Helgoland und die Helgoländer. Wir haben in Nr. 36 des Magazins einen größeren Aufsatz über die physische und politische Zukunft der Felseninsel Helgoland gebracht, haben gesagt, wie England sich anschickt, aus diesem im deutschen Meere und an der Mündung deutscher Ströme liegenden Eilande ein Gibraltar gegen Deutschland zu machen. Unsere Mittheilungen beruhten auf Aussagen wohl unterrichteter, mit der Sache vertrauter und bei derselben betheiligter Einwohner Helgolands. Jetzt (gegen Ende Juni) liefert der Rheinische Beobachter eine Korrespondenz „von der Elbe", welche das bestätigt, was wir Anfangs Mai gesagt. Unsere Angaben flossen aus so untrüglicher Quelle, daß Bestätigung von anderer Seite für uns wenigstens überflüssig gewesen wäre; dennoch würden wir uns des neuen Zeugnisses im Interesse der Leser freuen, wenn wir nicht einiges Mißtrauen gegen die Neuheit fühlten. Der Korrespondent von der Elbe scheint unseren Artikel genau gekannt zu haben; die Thatsachen, die er verkündet, sind dieselben; der Inhalt der daran geknüpften Betrachtungen ist derselbe; wohl aber ist die Einkleidung eine andere. Wenn es in jenem Briefe heißt, die Insel wäre von der Elbmündung 30 Meilen entfernt, so muß man englische oder Seemeilen darunter verstehen, eben so, wenn gesagt wird, die Badedüne sey eine halbe Meile von der Felseninsel entfernt. Etwas unwahr ist, und auch dem Gegenstande fremd, daß die Frauen, welche noch nie die Insel verlassen haben, kein Pferd von Ansehen kennen, weil man kein Pferd auf der Insel erhalten könne. Allerdings kann man dort so gut wie in Köln ein Pferd nähren, wenn man Heu und Hafer von anderswo mitbringt, und die Helgolander Damen hatten nicht nur schon die Gelegenheit, sich an dem Anblicke von Pferden auf landenden Schiffen zu weiden, sondern konnten auch ein heimisch gewordenes Pferd in einer Mühle auf der Insel sehen. — Wie wichtig die bevorstehende Veränderung in Helgoland ist, zeigt auch der Umstand, daß die Allgemeine Zeitung den Artikel aus dem Rheinischen Beobachter wörtlich adoptirt.*) Freilich hätte sie den Zweck früher durch Aufnahme aus unserem Blatte erreichen können.

— Alexander Dumas. Jemand, der, gleich dem unermüdlichen Eingesandts-Lieferanten der beiden Berliner Zeitungen, in einer Minute mehr zu fragen weiß, als zehn gescheidte Männer in einer Stunde beantworten können, nahm sich kürzlich die Freiheit, dem Verfasser des „Grafen von Monte-Christo" einige Fragen über seinen Stammbaum vorzulegen. „Sie sind ein Quatrone, Herr Dumas?" fing er an. — „Das bin ich", antwortete ruhig der Dichter, der übrigens vernünftig genug ist, sich einer Abkunft nicht zu schämen, die er durch sein Aeußeres nicht verleugnen kann. — „Und Ihr Vater?" — „War ein Mulatte." — „Und Ihr Großvater?" — „Ein Neger", erwiederte Dumas, dessen Geduldsfaden zu reißen anfing, etwas hastig. — „Und darf ich nun fragen, was Ihr Urgroßvater war?" — „Ein Affe, mein Herr!" polterte Dumas heraus, und zwar mit einem Blicke der Verachtung, der den impertinenten Frager wie ein Donnerschlag traf; „ja, ja, ein Affe: mein Stammbaum fängt da an, wo der Ihrige aufhört."

*) Wir müssen dieses Verfahren der Allg. Zeitung schätzen, denn der Rheinische Beobachter lebt durchaus in Unfrieden, ja in bitterem Kampfe mit ihr; aber sie stellt das vaterländische Interesse höher als ihre Verhältnisse zu der Redaction des feindlichen Blattes.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Zweiter Einunddreißigster Band.

Juli bis Dezember.

1847.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Spanien.

Frankreich.

Schweiz.

Italien.

Holland.

England.

Schweden.

Norwegen.

Polen.

Rußland.

Böhmen.

Ungarn.

Siebenbürgen.

Asien.

Kaukasien.

Asiatische Türkei.

Syrien.

Persien.

Ostindien.

China.

Afrika.

Algerien.

Aegypten.

Nigritien.

Nord-Amerika.

Texas.

Westindien.

Australien.

Mannigfaltiges.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Donnerstag den 1. Juli 1847.

Ungarn.

Ungarische Zustände.

Es ist schon früher einigemal in diesen Blättern*) von den politischen und socialen Verhältnissen Ungarns die Rede gewesen. Damals knüpften wir unsere Betrachtungen vorzugsweise an den vom Freiherrn Eötvös geschriebenen und vom Grafen Mailáth ins Deutsche übertragenen Roman „der Dorf-Notair" an. Heute ist es kein magyarischer Schriftsteller, der über die verworrenen und zerfahrenen Zustände seines Vaterlandes die Geißel der Ironie schwingt, sondern — wie es scheint, denn er hat zwar seinen Namen nicht genannt, datirt aber seine Einleitung aus Mannheim — ein deutscher Staatsmann, welcher auf wiederholten Reisen nach Ungarn die dortigen Verhältnisse tief genug kennen lernte, um von seinem Standpunkte aus eine charakteristische Schilderung der nächsten Vergangenheit und Gegenwart zu entwerfen, so wie einen klaren Blick in die nothwendig sich vorbereitende Entwickelung des ungarischen Volks zu thun. Es dürfte daher nicht uninteressant seyn, neben jenen nur auf ungarischem Boden fußenden Ansichten des Freiherrn Eötvös die, wenn auch nicht von einem wesentlich anderen, so doch von einem höheren Gesichtspunkt aus gefällten Urtheile eines deutschen Constitutionellen zu betrachten. Wir werden uns jedoch auf die Hauptpunkte beschränken.

Die geographische Eintheilung Ungarns besteht aus 52 Komitaten, deren jedem ein vom König ernannter Comes oder Obergespan vorsteht. Jedes Komitat hat seine Selbstregierung. Die constitutionell Berechtigten, in Ungarn zahlreicher als in Frankreich und an keine sonstige Befähigung als den Adel gebunden, wählen alle drei Jahre ihren Magistrat und erscheinen gewöhnlich viermal im Jahre auf dem Hauptsitze der Komitats-Verwaltung, wo sie als administrative, richterliche und politische Körperschaft verwalten, urtheilen und regieren. Diese Komitats-Verfassung hat eine negative und positive Wirksamkeit. In ersterer Beziehung tritt das Komitat, in Folge der bekannten vis inertiae, als unbeschränkte Macht auf, schützt das Gesetz gegen Willkür oder einseitige Deutung (?) und beseitigt ohne Rücksicht höhere Verordnungen, in solchem Geiste erlassen. Die festbestimmte Geschäftsführung umfaßt: die Komitats-Verwaltung, Ausarbeitung und Bestimmung der Vollmachtsbriefe für den Reichstag, die Wahl der Komitats-Beamten und Deputirten, und zum Theil auch Angelegenheiten, die, mehr von reichstäglicher als örtlicher Erkenntniß, der Festsetzung und Leitung bedürfen, welche nicht allein einen abgesonderten Körper betreffen, sondern mit den übrigen Theilen im Staate verkettet sind, wie z. B. das Recht, eigene Gesetze oder Statuten zu formen, die Vertheilung der Steuer nach eigener Maßgabe, die Verfügung über Communicationsmittel und die hierzu nöthigen Frohnden.

Diese Provinzial-Verfassungen sind die einzigen Garantieen nationaler Selbständigkeit, das Einzige, was politische Sünden, schwere geschichtliche Heimsuchung und österreichische Uebergriffe von dem einstigen ungarischen Staate übrig gelassen. Während ein großer Theil Europa's sich rastlos von den Fesseln drückender Jahrhunderte zu befreien suchte, den Schutt hinweggeräumt und mit neuer Thatkraft neue Schöpfungen in das lückenhafte Staatswesen gepflanzt, Bildungen durch geistige Aufklärung verbreitet, dem Staatsbürger gesicherte Freiheit gegeben; ihm das Recht, diese zu schützen und auf den Staatshaushalt einzuwirken, übertragen; während die Gesellschaft nicht in einzelnen zerklüfteten Gliederungen, sondern in Masse vorwärts schritt, Gesetze und Berechtigungen für die Gesammtheit erstrebte, die Regierungen volksthümlich wurden und Alles, was Kunst, Wissenschaft und Handel hervorbrachten, dem nationalen Genius eindringlich machten, — lag Ungarn, eingekeilt zwischen asiatischer Rohheit und spanischer Geistesstarrheit, ohne thatkräftige reformatorische Muthentwickelungen im Lande, starr wie ein Leichnam für Zeitmahnungen, in verfassungsmäßiger Wirksamkeit und auswärtiger Politik den Stempel der Imbecilität und Verkommenheit tragend, überall Hemmung der Erkenntniß, Monopol der Wissenschaft, Verzwergung der Geister und Verdummung der großen Masse durch Unwissenheit, Aberglauben, fromme Märchen und einschläfernden Legendentrug vorweisend. Der Gedanke ging unter, als habe Ungarn als selbständiges Ganzes Interessen, Aufgaben und eigene Zustände. Als von österreichischer Seite her das Bestehen des grundgesetzlichen Rechtszustandes in Frage gestellt wurde, so waren freilich die Komitate durch ihren energischen Widerstand die einzigen Stützen für das schwankende Gebäude der ungarischen Nationalität, und deshalb ist ihre Unverletzlichkeit, trotz der großen Mängel, die an ihnen haftet, ein theures und volkseigenthümliches Gemeingut.

Der eigentliche Krebsschaden der Komitats-Verfassung liegt darin, daß den Komitats-Gemeinden die Verschmelzung mit der Land-Gemeinde nach unten mangelt; der Adel steht vereinzelt dort, er ist durch abgeschlossene Rechte, Geld-Interessen und Politik von den übrigen Klassen getrennt und zumeist durch Parteiungen geklüftet. Große Kriege und Theilnahmlosigkeit nach Innen haben die Entwickelung des ungarischen Bauernstandes verhindert. Er trägt die Erhaltung des adeligen Komitats, ohne in einer organischen Verbindung mit ihm zu stehen. Außer den Urbarial-Lasten auch noch fast die sämmtlichen des Staats bestreitend, mit einem elenden und würdelosen Gemeindewesen, welches beinahe nur Heiduckendienste für die Grundherrschaft und das Komitat leistet, steht der Bauernstand gänzlich vereinzelt im Lande. Streng abgeschlossen vom Ganzen, hängt die Aufgabe und der Lohn seines Daseyns durch keinen einzigen Faden mit dem freien, constitutionellen Leben zusammen; ihm ist blos die Pflicht beschieden und das Recht genommen; er lebt in einem absoluten Staate. Geistlichkeit und Adel ruhen als Körperschaften auf ausschließlicher Rechtsgrundlage. Aus ihrem altgeschichtlichen und eigenthümlichen Lebensprinzip heraus sich entwickelnd, sind sie nie zur politischen Annäherung mit dem Bauernstande gelangt.

Gleichfalls abgesondert von den übrigen Ständen sehen wir die eigenthümliche Stellung des Bürgerstandes. Kann man auch nicht streng behaupten, daß der ungarische Städtebürger den Werthbesitz und seine Bewegung, Handel und Industrie, im Gegensatz zu Grundbesitz und Ackerbau, vertritt, so ist dennoch auch hier die Verschiedenheit des Rechtszustandes jene Ursache, welche eine ganz andere Weise der Existenz, ja eine ganz andere Auffassung der Persönlichkeit zwischen den Ständen offenbart. Wenn auch der Adel hier und da Gewerbe und Kunst betreibt, so stärkt er nicht den Bürgerstand, während Talente und Reichthum in die Adelsreihen übergehen und der Geist des dritten Standes im oligarchischen Wesen untergeht.

Ueberblickt man nun dieses ganze System der Volksvertretung, so ist es nicht blos klar, daß es durchaus nur das altgeschichtliche ist, sondern daß auch die moderne Idee des Volks und seiner Vertretung, deren Basis jeder besitzende Staatsbürger ist, ohne Rücksicht auf blos äußere Unterschiede des Standes, hier noch gar keinen Platz gefunden hat. Die Opposition brachte diese Zeitfrage in die Diskussion, indessen bis jetzt konnte sie blos Einzelnes in Bezug der Honoratioren, kraft des komitatlichen Statutarrechts, ins Leben bringen, und auch dieses suchte die Regierung zu hindern. Das Komitat ist der Crystallisationspunkt ungarischen Lebens, dessen Anfang und Ende; es ist die Basis des Adels, und dieser die älteste Grundlage aller Bewegungen und Rechte. Er tritt aus seinem mittelpunktlichen Komitat blos dann hervor, wo er sich an das Allgemeine anschließt, und dann bildet sein Reichstag die organische Vermittelung mit der Idee des einheitlichen Staates. So strömen Komitate und Staat sich wechselseitig Leben zu, sind fest an einander geknüpft, in engster Geisteseinigung verbunden; es ist daher natürlich, daß jede Idee, welche den Staat berührt, nach verfassungsmäßiger Weise zuerst sich bemühen muß, die Mehrzahl der Komitate zu gewinnen. Dies ist das constitutionelle Triebwerk der ungarischen Verfassung. In solchen ständischen Körpern organisirte sich die Opposition, fand sich als Einheit zusammen und trat sodann als geschlossene Macht am Reichstage auf. Aehnliches wollte die neue Regierung auch für sich und die konservative Partei bezwecken; sie trat in Mitbewerbung mit der Opposition, und ihr erster Schritt in diesem Wettstreit war die Gründung des neuen Verwaltungs-Systems, in welchem man den Schlüssel zur Pforte der Majoritäten zu besitzen wähnte. — Der erste Beamte in jedem Komitat ist, wie erwähnt, der von der Regierung ernannte Obergespan. Sein eigentlicher Beruf ist die Uebersicht und Leitung der Magistrats-Personen, denen Polizei und Rechtspflege anvertraut ist, und der Vorsitz bei den Komitats-Berathungen. Indem es jedoch geschehen, daß ein solcher Beamter, zumeist dem höchsten Adel angehörend, auch andere Staatsämter zu gleicher Zeit verwaltete, oder wenig Lust hatte, sich mit Komitats-Angelegenheiten zu befassen, endlich manchmal auch der Sprache und Satzung unkundig gewesen, so wurde das Komitat ausschließlich von selbstgewählten Beamten verwaltet und überwacht; der Obergespan erschien blos bei den Wahlen, wo er vulgäre Kunststücke zu Gunsten seiner Lieblinge versuchte, wenn er etwa parteiisch seyn wollte. Nach dem neuen System sollte dieser Posten eben das gewünschte Werkzeug seyn, die Ueberlegenheit der Regierung und konservativen Partei durchzusetzen. Jedes Komitat erhielt

*) Zuletzt in Nr. 148 des vorigen Jahrganges.

einen Administrator mit einem bestimmten Gehalt von 5—6000 Gulden C.-M. Die alten Obergespane konnten fortwährend den Titel führen, allein sie hatten keinen Einfluß auf die Komitats-Geschäfte mehr. Diese wurden auf das angelegentlichste den neuen Administratoren und Obergespanen anempfohlen; wohin sie aber vorzüglich zu wirken hatten, konnte nicht schwer zu errathen seyn, da man bald nach den Ernennungen nicht die schlechte Administration, wohl aber die politische Meinung des Komitats hier und da verändert gefunden.

Die Opposition durchschaute die Fäden des Gewebes österreichischer Staatsklugheit. Sie protestirte gegen ein Mandarinenthum, das in alle Fugen des sozialen und politischen Lebens durch Begünstigung gewisser Wünsche und Ansprüche den Keil eines centralisirten Gedankens treiben sollte, dessen oberste Leitung keinen Standpunkt in der Verfassung hat, den man nicht zur Verantwortung ziehen konnte; sie bevorwortete in den Komitaten ein Mißtrauensvotum gegen die neue Regierung und ein solches System. Die Schlacht wurde von der Opposition mit loyalen Waffen, obwohl mit großer Erbitterung geführt, da sie in der neuen Regierung eine gewisse Willkür bekämpfte, die ihre eigene Ansicht über das Bewußtseyn volksthümlicher Begehrnisse stellt und sich selbst zum Führer der Nation berufen glaubte, trotzdem daß sie das tiefere Leben, die Wünsche und Anforderungen des Landes einbegreifen wollte. Als Graf Apponyi Kanzler wurde, sah man an dem politischen Horizont die Wolken nicht mehr einzeln und ohne Zusammenhang, sondern dräuend und zum Entladen bereit. Man kannte die gewaltige Unterstützung, die Apponyi zu Theil geworden, man kannte seine entschiedenen Gesinnungen. Er wollte nicht gleich seinen Vorgängern handeln, die, an die Spitze der Regierung gelangt, die Leiter umgeworfen hatten, um auf den Höhen ruhig zu schlafen. (Schluß folgt.)

Westindien.

Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaats, von Wilhelm Jordan. *)

Es ist schon keine leichte Aufgabe, gewöhnliche Zustände, deren Zeuge man nicht gewesen ist, richtig zu beurtheilen. Noch schwieriger ist die Beurtheilung aus der Ferne der Länder und Völker, deren Sitten und Gewohnheiten von dem Gesehenen und Erlebten gänzlich abweichen. Augenschein und Lokalstudium können selten dabei entbehrt werden. Oft reichen sie sogar zur Darstellung des wirklich Vorhandenen nicht hin. Wohl bekannt ist es, daß viele der falschen Ansichten, die über Kolonial-Länder verbreitet sind, den an Ort und Stelle Beobachtenden zur Last fallen, weil ihnen häufig die gehörigen Vorkenntnisse und der zu ihrem Zweck hinlängliche Scharfsinn mangeln. Die gröbsten Irrthümer der Art sind jedoch solchen Bücherfabrikanten vorzuwerfen, welche die sittliche Geschichte nie gesehener Staaten aus dem Innern ihres trüben Bewußtseyns schöpfen. Diese Leute können ohne Lokomotive den ganzen Erdball in einem Nu umfahren oder umsegeln. Ihre Reise-Manier am Schreibpult ist eine eben so kühne als billige. Sie gestattet alle Bequemlichkeiten, selbst die Befugniß, jegliche sonst unentbehrliche Vorstudien zu unterlassen. Nur führt sie geradezu, und mit Recht, zur allgemeinen Verachtung hin.

Wenn ein Verfahren, das der Wahrheit so nachtheilig ist, den stärksten Tadel verdient, so muß man jedem Werke um so größeres Lob angedeihen lassen, dessen Verfasser, gleichwie Herr Jordan, die aus der Nichtanschauung entspringenden Hindernisse mit Gewissenhaftigkeit überwunden hat und der Wahrheit möglichst nahe gekommen ist.

Den neulich erschienenen ersten Theil der Geschichte Hayti's und ihres Negerstaats, einen voluminösen Band, verdankt man einem Schriftsteller, der den deutschen Boden nie verließ, dem es aber daran lag, nachzuweisen, was Fleiß, Beharrlichkeit und gesunder Menschenverstand leisten. Weder Mangel an praktischem Blick in Verhältnissen, die unserem Welttheil fremd sind, noch Parteilichkeit oder Unbedachtsamkeit, bei ziemlich verfänglicher Auswahl von Quellen und Dokumenten sehr verschiedenen Ursprungs, sind ihm vorzuwerfen. Ein tiefes Eindringen in die Ereignisse, so wie der elegante, zuweilen etwas poetische Stil, verdienen gleiche Anerkennung.

In dem kurzen Eingange wird der Charakter und die Bedeutung der Geschichte Hayti's angegeben. Die mit Glück skizzirte psychologische Beschreibung der Eingebornen und ihrer Sieger — der Spanier und Flibustier — folgt sodann. In der Auseinandersetzung der Stellung der Pflanzer den kleinen Weißen, der Schwarzen den Gelben gegenüber wird wenigstens viel Geschick entwickelt. Sehr wichtige Bemerkungen, welche die Standes-Unterschiede, so wie die Haupt-Kolonial-Leidenschaften — Neid und Haß —, und die Tyrannei in ihrer Entstehung und Entwickelung betreffen, führen zum vollständigen Verständniß der Anarchie, der Empörung, der Gräuelthaten — Verjagung eines ganzen Stammes, fast gänzliche Niedermetzelung eines anderen; — mit einem Worte, zum Verständniß der verhängnißvollen Geschichte Hayti's.

Ueber Ereignisse wunderbarer und zugleich schauderhafter Natur hebt, am Ende des Buches, eine edle Gestalt sich empor. Toussaint L'Ouverture bemächtigt sich mit kräftiger Hand der Zügel der Revolution; er bekämpft und besiegt unsägliche Gefahren. Während sich Frankreich rühmte, den ersten der Weißen zu besitzen, konnte Hayti behaupten, daß der erste der Schwarzen ihm zu Theil geworden. Toussaint mit Bonaparte vergleichen, heißt wirklich nicht übertreiben. Ein großer Krieger, der größte Feldherr seines Landes und zugleich dessen Gesetzgeber, war der schwarze Diktator. Vom Neger überhaupt, wie von allen Negern, die nach ihm oder mit ihm zusammen sich bemerkbar machten, unterschied er sich dadurch, daß er die Zerstörung haßte, sie nur als Mittel zum Zweck gebrauchte und seine Triebe zur Ordnung und zur ruhigen Wiederherstellung des Gleichgewichtsprinzips da, wo er konnte, kund that. Wie später Napoleon, benutzte Toussaint die Religion als einen Haupthebel der Macht und scheute sich nicht, sich dadurch in einen ziemlich schroffen Gegensatz zum Mutterlande zu setzen, das sich damals in entschiedener Entfremdung vom Christenthum hielt. Auch auf dramatischen Effekt verstand er sich und war wiederum hierin Napoleon ähnlich. Ganz gewöhnliche Maßregeln der Menschlichkeit gestaltete er, durch prunkende Fassung derselben, zu Thaten um, welche die Menge zur bewundernden Begeisterung hinriß. So gelang es ihm, nicht allein die Schwarzen, sondern auch die Weißen für sich zu gewinnen; so wurde es ihm möglich, blos durch sein ausgesprochenes Wort, Letzteren eine Menge von Negern als Arbeiter zuzuführen. Schnell blühte die Kultur in allen Theilen der Kolonie, die sein Arm erreichen konnte, auf. Der hergestellte Ackerbau wurde das Piedestal seiner Größe, die treibende Kraft, die ihn zur höchsten Macht erhob. Der Abscheu der Weißen gegen Gleichstellung mit den Negern — das sonst unüberwindliche Vorurtheil — ist also wirklich einmal, und zwar durch Toussaint L'Ouverture, in den Kolonien, leider nur vorübergehend, gebändigt worden.

Wahrscheinlich hat diese erhabene Gestalt Toussaint's den Verfasser der Geschichte Hayti's veranlaßt, in seinem Eingange schlechthin zu behaupten, „daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, Theil zu „nehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den größten Leistungen „unseres Geschlechts." Bei dieser absoluten Behauptung ist der Umstand nicht hinlänglich berücksichtigt worden, daß Toussaint eine fast einzige Ausnahme unter den Negern bildet. Wäre es dem Verfasser möglich gewesen, seine so nützlichen Studien durch eine Reise nach Hayti praktisch zu ergänzen, oder hätte er nur einen Staat, wo Neger als freie Leute oder als Sklaven einheimisch sind, sehen können, — so würde er seine Behauptung sehr bedingt aufstellen, obenerwähnte Befähigung als eine relative bezeichnen und die Einführung bedeutender Vorbereitungs-Maßregeln vor völliger Emancipation der Schwarzen zu empfehlen nicht ermangeln. Dr. O. M.

*) Leipzig, bei W. Jurany, 1847.

Frankreich.

Napoleon und die Napoleoniden.

Die Fortdauer des Gesetzes von 1832, welches die Verbannung der Familie Napoleon's aus Frankreich erneuert, ist eine eben so große Huldigung für den Namen des Kaisers, wie sie eine Schmach für die gegenwärtigen Zustände ist; denn sie zeigt, wenn auch indirekt, doch deutlich sprechend an, wie sich nicht alle Franzosen für so beglückt durch die Herrschaft Ludwig Philipp's halten, daß sie alle Sympathieen für die Familie des Kaisers darüber vergessen; sie zeigt, daß die Anwesenheit eines Greises, der den Namen Bonaparte trägt, den Juli-Thron schwanken machen kann. Hieronymus, der jüngste Bruder Napoleon's, ehemaliger König von Westfalen, bittet die Pairs-Kammer, die Erlaubniß seiner Rückkehr nach Frankreich auf gesetzlichem Wege zu vermitteln; die Kammer, in welcher so viele Waffenbrüder des Verbannten sitzen, ist gerührt und, trotz der ungünstigen Anträge ihrer Kommission, nahe daran, sich durch die Reden des Fürsten von der Moskwa (Sohns des Marschalls Ney) und des berühmten Vicomte's Victor Hugo (bekanntlich ebenfalls Sohn eines tapferen Napoleonischen Generals) zu einer warmen Empfehlung der Petition an den Präsidenten des Conseils hinreißen zu lassen; aber der Minister fleht die Kammer an, sie solle das ja nicht thun, es sey gefährlich; sie solle die Bittschrift nur an das „Auskunfts-Büreau" weisen, d. h. sie solle den für einen solchen Bittsteller höflicheren Uebergang zur Tages-Ordnung wählen; und das that auch die gelehrige Kammer mit herzerhebender Majorität für das vorsichtige Ministerium. Als man im römischen Senat über die Erlaubniß zur Rückkehr der in Italien seit 17 Jahren gefangen gehaltenen Achäer nach ihrer griechischen Heimat verhandelte, entschied für die Verbannten der Ausruf Cato's: „Wie lange werden wir noch über die Frage berathschlagen, ob einige griechische Greise in Italien oder in Griechenland begraben werden sollen!" Ob der Greis Hieronymus in Italien oder in seinem Vaterlande sterben soll, ist auch hier der Gegenstand der Berathung, aber es giebt in der neuen Weltstadt keinen Cato, und wenn es auch einen gäbe, so spricht doch seine Stimme nicht so laut wie die Furchtsamkeit des Senats. Gleichzeitig mit den Verhandlungen der Pairs-Kammer bringen die Zeitungen die Nachricht, der König habe in seiner unerschöpflichen Gnade erlaubt, daß die Asche eines anderen Bruders des Kaisers, des ehemaligen Königs von Holland, nach Reuil gebracht werde, um dort an der Seite seiner königlichen Gemahlin Hortensia (an deren Seite er früher selten geruht und mit welcher er fast à la Don Francisco und Donna Isabel gelebt hat!) zu ruhen, eine Nachricht, die wir nur für eine Satire auf das Votum der Pairs-Kammer halten. Inzwischen ist Ludwig Philipp gegen die verstorbenen Napoleoniden immer sehr gütig gewesen; de mortuis nil nisi bene versteht er auch hier anzuwenden, und er gönnt den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gern ein Plätzchen unter, wenn auch nicht auf dem Boden Frankreichs.

Das Ergebniß der Debatte am 14. Juni in der Pairs-Kammer war indirekt ein doppeltes: 1) die fernere Bestätigung, wie unterhöhlt und gebrechlich die jetzige Ordnung der Dinge ist; 2) eine Rede von Victor Hugo, die voll von bitteren Wahrheiten und oratorischen Schönheiten, die lebhaft den gemüthreichen Dichter und eleganten Schriftsteller erkennen läßt und deren Kraft und Reiz auch die Aufmerksamkeit der deutschen Leser zu berühren im Stande ist, so sehr auch unsere Ohren seit einigen Monaten durch vortreffliche Reden in der Nähe verwöhnt und der Standpunkt unserer Ansprüche erhöht ist. Victor Hugo sagt unter Anderem mit betrübendem Rechte, die Regierung solle nicht einen 63jährigen Prinzen fürchten, der in der ersten Hälfte seines Lebens für und am Ende der zweiten Hälfte seines Lebens in Frankreich sterben wollte; sie solle lieber die Heugabeln von Busançais fürchten *), und er giebt zu verstehen, sie solle den Weg der Corruption und den ausschließlichen Beistand der Plutokraten verlassen und das Volk durch eine rechtliche und Wohlfahrt bringende Verwaltung entwaffnen. Das Wort „Corruption", welches der edle Pair gegen die Verwaltung und die Gesellschaft schleuderte, bekömmt hier eine weit intensivere Bedeutung, als in dem Munde der Oppositions-Presse; das Wort „Corruption", die Oriflamme des heutigen Frankreichs, führt auch uns in die Mitte einiger Betrachtungen, welche hier auszusprechen der Leser uns erlauben möge, nachdem wir ihn zum ehemaligen Könige von Westfalen zurückgeführt haben werden.

Jérome Bonaparte war als König ein treues Ebenbild Karl's VII. von Frankreich, nur daß er von Natur tapferer war und der Agnes Sorel mehrere hatte. Galant in der englischen, sowohl ritterlichen als frivolen, Bedeutung des Wortes, lebte er viel weniger den Geschäften, zu welchen ihn sein hoher Beruf führte, als den Vergnügungen einer üppigen Gesellschaft, zu welchen ihn sein Hang trieb. Dem Liebling seiner Mutter verzieh auch Napoleon viele Thorheiten und lächelte zu den Ausschweifungen des liebenswürdigen Sünders, der ja auch, wenn es galt, ein unerschrockener Soldat war. Aber in großkaiserlicher Eitelkeit vertraute er dem brüderlichen Bonvivant den Oberbefehl im rechten Flügel der französischen Armee, die Rußland zu erobern bestimmt war. Vielleicht säße Napoleon und nicht Ludwig Philipp auf dem Throne Frankreichs, wenn dieser Mißgriff nicht zu dem Kreise seiner Fehler gehörte. Napoleon's Invasionsplan war ein Meisterwerk der Strategie: die russische Armee war durch einen Zug von ihren Vorrathskammern abgeschnitten und getrennt, der stürmische Bagration war in weite Entfernung von dem bedächtigen Barclay de Tolly durch das französische Heer geworfen, Davoust und Jérome hielten sich in ihrer Mitte, und sein Entkommen war kaum möglich, da Davoust, der größte Stratege nach Napoleon, hier seine Aufgabe kannte und löste. Aber der königliche Wollüstling gab in Warschau den schönen Polinnen Feste und dachte auf ganz andere Eroberungen als an die von Moskau; während dessen entkam Bagration nicht nur der Gefahr, sondern warf sich offensiv auf den verlassenen, aber stets umsichtigen Davoust, vereinigte sich wieder mit dem russischen Hauptheere, mit dem er die mörderische Schlacht bei Borodino lieferte, und in welcher er fiel. **) Was half es jetzt, daß Hieronymus nach Kassel zurückgeschickt wurde, das Uebel war nicht mehr zu ändern; Tausende von Franzosen und Deutschen fielen dem Mißgriffe zum Opfer, es kostete dem Feldzugsplane seinen schönsten Erfolg und mittelbar Napoleon seinen Thron. Welche andere Weltordnung wäre aus dem russischen Kriege hervorgegangen, hätte Hieronymus seine Pflicht gethan! Die Franzosen wären einen Monat früher und ohne die ungeheuren Verluste von Smolensk und Borodino nach Moskau gekommen; ein Heer gefangener Feinde hätte dem erstaunten Europa ihre Triumphe bezeugt; Alexander wäre zum Frieden gezwungen worden, und mußte dennoch der Rückzug angetreten werden, so wären keine zahlreichen Verfolger dagewesen. Der verjagte König schien nicht untröstlich, die Gräuel des Krieges und die Schauder des Rückzuges gegen die Schwelgereien seines Hofes vertauscht haben zu müssen, und man sagt, daß der Bote, welcher ihm in Kassel die heransprengenden Kosaken unter Tschernitschef anmeldete, ihn in der Maske auf einem Balle traf. Bei Waterloo focht er unter den Vordersten im Angriffe und ward verwundet; das Unglück seines Bruders nach dieser Schlacht theilte er aber nicht ganz. Die edle Königstochter (Schwester des jetzigen Königs von Württemberg), welche früher seinen Thron theilte und welche ihm so viele Schwächen zu vergeben hatte, theilte auch das Geschick des Exulanten unter verhältnißmäßiger Armuth und Zurücksetzung, eine Tugend, deren Verdienst um so mehr zu achten ist, als unter ihren Schwägerinnen das Beispiel einer höhergestellten Persönlichkeit zu entgegengesetztem Schritte verführen konnte.

Zweiunddreißig Jahre sind seit dem Verbannungswort dahingeeilt, 32 Winter haben das Haupt dieses letzten Bruders des Kaisers gebleicht, und er glaubt, Frankreich wird ihm das Verbrechen, Napoleon's Bruder zu seyn, endlich vergeben haben, er glaubt, die Regierung wird ihm gestatten, seine Tage im geliebten Vaterlande zu beschließen. Thörichte Hoffnung, thörichte Liebe! Zweiunddreißig Jahre, das sieht man an dem Wunsche, ist der Prinz aus Frankreich entfernt, er kennt es nicht, und deshalb sehnt er sich dahin zurück! Bei aller Gluth tiefer Vaterlandsliebe würde er bei besserer Kenntniß dieses Vaterlandes jetzt nicht dahin zurückkehren wollen, um noch schnell als Mitschuldiger und als Mitopfer den Vorabend einer sozialen Auflösung anzutreten! Wie in Rußland, mit welchem man so widerlich fraternisirt, eine halbe Million Menschen das Vermögen und den Fleiß von vielen Millionen Menschen verzehren, so ist es auch in Frankreich; mit dem Unterschiede, daß es dort eine stolze, in Jahrhunderten wurzelnde Aristokratie ist, die mit historischen Rechten das Menschengeschlecht knechtet; hier aber ist es eine unadelige und unedle Zunft von Wucherern, die sich gegen den Bauer und Arbeiter verschwören, die, wie Talleyrand von den Worten sagt, sie seyen nur da, die Gedanken zu verbergen, Gesetze votiren, welche den schandbarsten Eigennutz decken, Gesetze, welche, um ihre Urheber zu bereichern, das schönste Land auf Gottes Erdboden zum Sitze des Elends, zum Schlupfwinkel der Gesunkenheit machen. Frankreich in seinen bürgerlichen Zuständen gleicht seiner ersten Landes-Bibliothek zu Paris, die in Ordnung zu bringen seit der Juli-Revolution Kommissionen und Schriftsteller arbeiten, aber als Endresultat angezeigt haben, daß sie an der Möglichkeit einer Anordnung verzweifeln. Jährlich werden in dieser Bibliothek neue Prachtbände zur Schau auf Kosten des Staates angeschafft, aber Hunderttausende von älteren Büchern liegen ohne Verzeichniß und ohne Einband in Unordnung in traulichen Haufen beisammen; Jeder kann entwenden, ohne daß der Verlust vermißt wird; die Beamten können sich des Mißbrauchs erfreuen, ohne daß sie eine Kontrole straft, und eine Katalogisirung ist nicht mehr möglich, und erst eine gewaltsame Maßregel, das Machtgebot eines vielleicht jahrelangen Stillstandes der Thätigkeit des Instituts wird Ordnung in das jetzige Chaos bringen. Ganz so wie die Zustände der Bibliothek, sind die der Verwaltung und Gesetzgebung, mit dem Unterschiede, daß dort nur Trägheit und die vererbte Unordnung von vielen Jahren das Uebel auf geradem Wege unheilbar gemacht haben, während hier sich Verderbtheit des Charakters mit der gewohnten Nachlässigkeit paart, Corruption und Gewissenlosigkeit das Uebel aber bis zu einem solchen Grade von Gefahr gebracht haben, daß nur ein verzweifeltes Heilverfahren noch retten mag. Sollen wir etwa Belege zu unserer Beschuldigung geben? Sie sind überflüssig, jeder Zeitungsleser kann eine Anthologie veranstalten. Das jährlich sich höher thürmende Ungeheuer, Budget genannt, das jährlich wachsende Ungeheuer, Defizit genannt, die Vorgänge in der Marine, die Unterschleife und Schimpflichkeiten in Algier, Prozeß Cubière's, Prozeß Girardin's, vor Allem aber das tägliche Sinken des Ansehens Frankreichs im Auslande und die Zurücksetzungen, die es eben erst wieder von England in Sachen der Junta contra Maria da Gloria zu erleiden hatte, und selbst das Bankgeschäft mit Rußland, dies Alles aus vielen gleichen und ärgeren Uebeln herausgegriffen, beweist die Blöße und den Fall Frankreichs gräßlich genug. Das Bankgeschäft ist weiter nichts als ein Machturtheil des Kaisers Nikolaus, daß die Furcht vor Frankreich a cessé de régner. Als Cäsar den für einen gallischen Krieg im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatz im Bürgerkriege gewaltsam nahm, sagte er dem sich dagegen sträubenden Schatzmeister: „Man brauche jetzt kein Geld mehr gegen die Gallier, die seyen von ihm unterworfen." Auch der Schatz auf der Festung von Petersburg war zu einem Kriege gegen die Gallier gesammelt, aber im Jahre 1847 hat der Kaiser erklärt, daß die Gallier nunmehr unterworfen seyen, ja sie seyen so ruhig, daß man sie zu Zins- und Dienstpflichtigen durch dieses Geld machen könne.

Das Sprüchwort: „Der lebt wie Gott in Frankreich", war uns immer unverständlich; jetzt aber ist noch eher die Charte eine Wahrheit als dieses Sprüchwort, und sollte Gott wirklich in Frankreich wohnen, so ist es gewiß nicht der allwissende und allbarmherzige Vater im Himmel, sondern ein neckischer, schadenfroher Gott aus der Ruine des Olympes. Und dem König Hieronymus rathen wir, sich, wenn ihm das Arnothal nicht mehr gefällt, im schönen Schwaben, in der Nähe seines trefflichen Schwagers, des Königs von Württemberg, niederzulassen.

F. Lt.

---

*) Zu Busançais haben, wie bekannt, vor einigen Monaten die Landleute in einem Tumulte wegen der Theurung einen Beamten mit Heu- und Mistgabeln erstochen.

**) Davoust und Jérome waren überall und nirgends gegen Bagration, d. h. Davoust war überall und Jérome nirgends. Der Marschall war an jedem Ausgang zu finden, wo B. durchschlüpfen wollte; der König ließ alle Ausgänge offen, und so mußte B. nothwendig entkommen. Hieronymus, und noch mehr Napoleon, haben hier an Frankreich und an ihrer Sache gröblich gefrevelt.

Die Koryphäen der französischen Literatur der Gegenwart.

(Schluß.)

Werfen wir einen Blick auf den pekuniären Lohn, welchen die Fürsten der Literatur erhalten, so steht unter ihnen Balzac obenan, der in kommerzieller Beziehung wenig, wenn überhaupt, Nebenbuhler hat. Er wird von seinen Landsleuten als der fruchtbarste unter allen ihren Romandichtern betrachtet, und man hat scherzweise behauptet, daß die Zahl der von ihm entweder unter seinem Namen oder pseudonym veröffentlichten Werke hinreichend seyn möchte, ein stattliches Haus aus bloßen Büchern zu erbauen. Seine Art, zu arbeiten, ist eine sehr mühsame. Er schreibt seine Manuskripte sieben- bis achtmal ab und läßt sie dann in seinem Hause mit größter Sorgfalt durch seinen eigenen Drucker drucken, dann erst sendet er sie in die Presse, so daß Balzac, statt eines Manuskriptes, in der Regel gedruckte Bogen in die Presse giebt. Trifft es sich, daß er einmal etwas in seiner Handschrift schickt, so ist es eine keinesweges leichte Mühe, diese zu entziffern.

Da in Frankreich Revüen und Journale ein anderes Publikum als die Leihbibliotheken haben, so ist dieser Umstand von der literarischen Speculation nicht unbenutzt geblieben. Balzac z. B. verkaufte zu einem hohen Preise der Revue de Paris einen seiner Romane in einzelnen Kapiteln, der sodann einen Monat später in einem abgesonderten Bande erschien, und der zweite Verleger fand, trotz der früheren Publication des Werkes, einen hinreichenden Absatz. Georges Sand und Jules Janin verkaufen in der Regel die erste Auflage eines Werkes für ungefähr 6000 Fr., und es fragt sich, ob sie es jemals bis auf 8000 Fr. gebracht. Wer mit Jules Janin's verschwenderischer Lebensweise

bekannt ist, wer seine Kutsche und seine Pferde gesehen hat, kann sich leicht denken, daß er aus dem Verkauf seiner Romane einen solchen Aufwand nicht bestreiten kann. Vielleicht giebt es keinen zweiten Menschen in ganz Frankreich, der seine Talente auf so vielfache Weise zu benutzen versteht, als er. Abgesehen von dem Feuilleton des Journal des Débats, welches er schreibt, verfaßt er eine Menge von Artikeln, in denen er Alles, was die Oper betrifft, herausstreicht; dabei hat er Antheil an einer großen Zahl von Journalen, Revüen, Beschreibungen von Festlichkeiten u. s. w. Nicht minder liefert seine unermüdliche Feder eine Menge von Vorreden, Anzeigen und Einleitungen für Werke Anderer, und unter allen diesen Sachen prangt sein Name. Man erzählt sich unter der Hand, daß er für die Revision eines neuen Werkes des Marquis v. Custine 1000 Fr. erhalten habe. Angenommen, daß ihm jede Woche so viel einträgt — was durchaus nichts Unwahrscheinliches hat — so läßt sich einigermaßen begreifen, wie er seine Ausgaben durch seine literarische Thätigkeit decken kann.

Man darf indessen nicht glauben, daß die Anzahl französischer Schriftsteller groß sey, deren literarischer Erwerb ihnen gestattet, sich mit Wagen, Pferden und ähnlichen Luxusgegenständen zu versehen. Deren giebt es in der ganzen Hauptstadt höchstens vielleicht acht bis zehn. Unter diese gehört Herr Scribe, dessen Wappen, wie es auf seiner Kutsche zu sehen ist, zwei gekreuzte Federkiele mit dem Motto: inde fortuna zeigt. Einige andere literarische Persönlichkeiten, denen das Glück lächelt, z. B. Georges Sand, Alfred de Vigny, befanden sich schon vor dem Beginn ihrer Autorschaft in guten Vermögens-Umständen und sind deshalb nicht, gleich Anderen, genöthigt, zu gewissen Perioden, um dem Hungertode zu entgehen, mit einem Bande hervorzutreten.

Man hat mir versichert, daß Alexander Dumas' dramatische Werke ihm monatlich die Summe von 1000 Fr. einbrächten. Ein anderes Tausend gewinnt er durch seine Theilnahme an der Presse, für die er wöchentlich zwei oder drei Artikel liefert. Seine Dramen haben indessen nicht mehr den früheren Erfolg, und er hat sich deshalb in neuerer Zeit mehr auf den historischen Roman geworfen. Ob diese nun gut oder schlecht seyn mögen, so haben sie doch einen großen Absatz, und der einzige Zweck des Dichters ist, Geld zu gewinnen. Die beiden französischen Schriftsteller, welchen sich in dieser Hinsicht am wenigsten ein Vorwurf machen läßt, sind Victor Hugo und Alfred de Vigny. Sie halten es noch der Mühe werth, ihre Produkte auszufeilen. Mögen sie sich versichert halten, daß der Beifall der Nachwelt ihnen ihre Anstrengung lohnen wird.

In der That handelt es sich gegenwärtig beim Bücherschreiben fast nur um's Geldmachen. Dies geht so weit, daß in Paris der Schriftsteller sein Werk verkauft, ehe er noch eine Zeile desselben zu Papier gebracht, und daß er sich erst dann hinsetzt, um es zu schreiben, wenn die Presse auf seine Arbeit wartet. Es giebt Leute, welche die Hälfte, den dritten oder gar nur den vierten Theil einer Novelle, einer Komödie, eines Vaudevilles schreiben, ihre Arbeit dann verkaufen und das Fehlende von einem Anderen anfertigen lassen. Die Herzogin v. Abrantes, die Gattin Junot's, ist durch ihre Schicksale allgemein bekannt; weniger bekannt jedoch dürfte seyn, daß ihr ältester Sohn, der Herzog Napoleon v. Abrantes, für das Ambigue comique und für andere kleine Bühnen arbeitet, wenn sie neuer Stücke bedürfen. Es ist ein trauriger Zustand, in welchem die Literatur sich befindet. Nach Poesie ist natürlich nur geringe Nachfrage. Victor Hugo, Lamartine, Auguste Barbier und einige wenige Andere ausgenommen, kann sonst Niemand einen Band Verse zu Gelde machen. Es würden sich keine hundert Abnehmer finden, und obschon im Durchschnitt nicht mehr abgesetzt werden, so muß sie der Verfasser noch dazu meist umsonst weggeben, damit nicht die ganze Auflage auf den Bücherbrettern vermodert. Vielleicht rührt es daher, daß fünf bis sechs der besten französischen Schriftsteller nicht im Stande sind, auch nur vier Zeilen in Versen zu schreiben. Balzac weiß weder, wie ein Vers anfangen, noch wo er enden muß. Jules Janin mußte Auguste Barbier's Gefälligkeit in Anspruch nehmen für ein kurzes Gedicht, welches er in seinen „Ane mort ou la femme guillotinée" einrücken wollte. Georges Sand ließ sich ein paar Stanzen, die sie einem ihrer letzten Werke einzuschalten beabsichtigte, von Henri de Latouche, einem eben so begabten als wenig anerkannten Dichter, schreiben.

Im Allgemeinen möchte ich jedem englischen Leser rathen, die Verdienste französischer Schriftsteller nicht nach den in den französischen Journalen erscheinenden Kritiken zu schätzen. Es giebt sehr geistreiche Schriftsteller, die in den Zeitungen niemals erwähnt werden, während andere, deren Bücher kaum lesbar sind, ohne Ermüden dem Publikum vorgeführt und im ausschweifendsten Tone gepriesen werden. Diese Thatsache ist geeignet, einigermaßen die Vortheile des Handels zu erklären, welchen Herr Le Vigna — ein Name, der außerhalb Frankreichs wenig bekannt seyn dürfte — treibt. Herr Le Vigna ist eine Art von Antiquar und literarischem Leichenbegängniß-Unternehmer (undertaker). Wünscht ein Verleger einen Ballen Bücher, an dessen Verkauf er verzweifelt, loszuwerden, so bringt er ihn zu Herrn Le Vigna, der die ganze Auflage, ohne Rücksicht auf den Namen des Verfassers, zu 50 Centimes pro Band kauft. Er steht in bedeutenden Geschäfts-Verbindungen mit Krämern, Viktualienhändlern, Tabackshändlern und den Leihbibliotheken der kleinen Städte, wie er denn auch die Kolonieen versorgt und dafür eine Ausfuhr-Prämie bezieht. Man kann sich denken, daß dieser Mann der Schrecken aller ehrgeizigen jungen Schriftsteller in Frankreich ist. Wessen Name immer in seinen Katalog kömmt, dessen Actien fallen, kommerziell genommen, 50 und, was die Achtung bei seinen literarischen Kollegen angeht, 75 pCt. Geräth ein Schriftsteller mit seinem Verleger in Zwist, und besitzt der Verleger noch einige Exemplare von dem Werke des Autors, so schleppt er sie, wenn er rachsüchtiger Natur ist, auf Herrn Le Vigna's Repositorien, von denen sie der Schriftsteller oder dessen Freunde, um Schimpf und Schande zu vermeiden, um theuren Preis erlösen müssen. Ja, Herrn Le Vigna fällt es zuweilen ein, den Titel eines Buchs an irgend einem in die Augen fallenden Platze seines Ladens anzuheften, was denn nicht verfehlen kann, die Aufmerksamkeit aller derjenigen auf sich zu ziehen, die bei dergleichen Geschäften interessirt sind.

Kein minderes Mißgeschick für einen Schriftsteller ist es, wenn er an den Quais oder in irgend einer abgelegenen Gasse ein Exemplar eines seiner Werke in dem Laden eines Büchertrödlers findet, zumal dann, wenn das Exemplar ein einem seiner Freunde oder Gönner verehrtes Zueignungs-Exemplar ist. So erinnere ich mich, einmal den ersten Band der „Affaires de Rome" mit folgenden Zeilen auf dem vorgebundenen weißen Blatte: A Monsieur B. de L... Hommage du respect de son obéissant serviteur F. de Lamennais, gekauft zu haben. Dieser Band, zusammt dem Autograph, kostete mir gerade einen Franken! Was man auf diese Weise findet, sind meist Verse. Die arme Poesie ist die Bettlerin des neunzehnten Jahrhunderts.

Mannigfaltiges.

— Palästina und die Juden. Ein aus Deutschland, wo er wegen seines Glaubens keine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu finden vermochte, ausgewanderter Israelit, Herr S. Munk (aus Glogau gebürtig und auf der Berliner Universität gebildet), der seit mehreren Jahren bei der königl. Bibliothek in Paris angestellt ist, hat dort vor kurzem unter Anderem ein geographisch-historisch-archäologisches Werk über Palästina herausgegeben*). Seinem Titel gemäß ist in dem (über 700 Seiten gr. 8. starken) Werke zuerst die Geographie von Palästina, und zwar die ältere sowohl als die neuere, nach den bewährtesten Quellen von dem im J. 333 n. Chr. geschriebenen „Itinerarium a Burdigala Hierosolymam usque" an bis auf die neueste Zeit in vier Kapiteln bearbeitet; demnächst folgt in einem zweiten Buche eine Geschichte der heidnischen Bewohner des Landes bis zu dessen Einnahme durch Josua; das dritte Buch umfaßt die Geschichte der Israeliten in Palästina bis zum babylonischen Exil; im vierten Buche werden die Alterthümer der Hebräer und die Geschichte der hebräischen Civilisation behandelt, wobei über Sitten und Gebräuche, so wie über das, was uns von der Literatur so wie von der Wissenschaft und Kunst der alten Hebräer überliefert ist, ausführliche Mittheilung gemacht wird; das fünfte Buch endlich umfaßt die Geschichte Palästina's und der Juden seit dem babylonischen Exil bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer, woran sich ein Blick auf die Ausbreitung des Christenthums und auf die seitdem in Palästina, besonders durch die Kreuzzüge, und in neuerer Zeit herbeigeführten Ereignisse reiht. Sämmtliche Abschnitte des Werkes sind mit zahlreichen Kupfern begleitet, durch welche sowohl die geographischen als die archäologischen Momente der Darstellung näher erläutert werden. Bei der Beschreibung des heiligen Grabes, so wie aller den Christen ehrwürdigen Orte, ist der Verfasser hauptsächlich der Schilderung Chateaubriand's gefolgt, wie sich denn überhaupt, trotzdem daß sich aus der ganzen Form und Behandlung des Werkes leicht erkennen läßt, daß der Verfasser mosaischer Religion sei, darin überall die höchste Achtung vor abweichenden religiösen Ueberzeugungen und namentlich vor dem Christenthume zu erkennen giebt, das, gleich dem Judenthume, an Jerusalem durch theure und heilige Erinnerungen gefesselt sein. So wenig aber wie der ehrwürdige Chateaubriand, wenn er von dem Oelberg und Gethsemane mit poetischer Weihe spricht, seiner Liebe zum französischen Vaterlande dadurch im geringsten Eintrag thut, eben so wenig denkt der Jude Munk daran, durch seine Beschreibung der Burg Zion und des Orts, wo einst der Tempel Salomonis gestanden und wo jetzt die Moschee Omar's steht, und durch die heiligen Erinnerungen, die seine Glaubensgenossen in Frankreich und Deutschland mit diesen Lokalitäten verbinden, das französische oder das deutsche Nationalgefühl, von dem diese im 19. Jahrhundert beseelt sind, im allergeringsten zu schwächen. Es kann in der That nur auf einer Verwechselung heutiger Anschauungen mit denen von Jahrhunderten der Unduldsamkeit und der Religionsverfolgungen beruhen, wenn angenommen wird, daß die Juden unseres Landes und unserer Zeit nicht ganz und gar von dem Geiste ihrer christlichen Mitbürger — so weit nicht das besondere kirchliche Dogma und die religiöse Ueberlieferung ausdrücklich in Betracht kommen — entweder schon erfüllt sind oder doch durch den Einfluß der Ideen unserer Zeit immer mehr erfüllt werden. Nicht blos Munk lehrt den Juden Achtung vor dem Christenthume, alle ihre anderen Lehrer thun dies auch, aber am eindringlichsten thut es unter ihnen das Bewußtseyn, mit den christlichen Brüdern ein und dasselbe Vaterland, eine und dieselbe Liebe zu dessen Institutionen, so wie eine und dieselbe Pflicht zu seiner Vertheidigung zu haben. J. L.

*) Palestine. Description géographique, historique et archéologique, par S. Munk, Employé au Département des manuscrits de la Bibliothèque Royale. Paris, Didot. 1845.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Sonnabend den 3. Juli 1847.

Australien.

Die Eingebornen Australiens.

Nach einem Vortrage des Herrn Adolf Schayer.

Was auch immer der spezielle Zweck einer Reise seyn möge, Einen Gegenstand giebt es, der für jeden Reisenden von gleich lebhaftem Interesse ist: dieser Gegenstand ist der Mensch. In welcher Gestalt immer er uns begegne, wie tief unter uns stehend in der Entwickelung seiner Fähigkeiten wir ihn auch finden, wir können ihn als ein Wesen unseres Gleichen nicht verleugnen. Mag uns daher ein Reisebeschreiber führen, wohin er will — er wird, sobald es ihm nicht ganz mißglückt, uns den Menschen in irgend einer der hundertfältigen Formen darzustellen, die Natur und Kultur — bald im Wider-, bald im Zusammenspiel — ihm ausdrückten, auf unsere Theilnahme rechnen dürfen. Das Terenzische: „homo sum, nihil humani a me alienum puto" ist von einer ewigen Gültigkeit, und diese Erwägung ist es, die uns für die nachfolgenden Zeilen die Theilnahme der Leser dreister in Anspruch nehmen läßt, als es bei manchem anderen Gegenstande geschehen seyn würde. Es sind dieselben nach einem von Herrn Adolf Schayer (dessen persönliche Kenntniß der Zustände Australiens sich schon durch seine Behandlung der Deportationsfrage die Anerkennung unserer Leser erworben) im English Club in Berlin gehaltenen Vortrage bearbeitet.

Die Eingebornen Australiens, in ihrem Körperbau von allen anderen bekannten Menschen-Arten unterschieden, bilden eine eigene — Papuas genannte — Race. Ihre Farbe, ein nicht ganz so dunkles Schwarz, als das der Neger, dürfte eher braun genannt werden; doch ist dieses Braun gänzlich verschieden von der Kupferfarbe des amerikanischen Indianers. Ihr Haar ist schwarz und schlicht *), der Mund breit, die Lippen sind dick, die Augen liegen tief im Kopfe, die Backenknochen stehen hervor, die Nase ist breit und fast platt. Im Allgemeinen sind sie von mittlerer Größe und haben eine durchgehends eher schmale als breite Brust, wie denn überhaupt ihr Gliederbau nicht so entwickelt ist, als man es bei einem solchen Volke erwarten sollte.

Was die Bekleidung dieser Kinder der Wildniß betrifft, so ist darüber nur sehr wenig zu sagen, da sie — mit Ausnahme der Weiber bei einigen Stämmen — die ein Tuch um die Hüften tragen — völlig nackt gehen. Dennoch sind sie keinesweges gleichgültig gegen ihre äußerliche Erscheinung, und sie bemalen sich nicht nur das Gesicht, sondern auch alle andere Theile ihres Körpers. Das Material, dessen sie sich zu diesem Behufe bedienen, ist eine Art von rothem Thon, der sich fast überall im Lande findet. Als man einigen von ihnen rothen, aus England eingeführten Ocker von einer weit glänzenderen Farbe, als der jenes Thones, zeigte, waren sie ganz entzückt; ja, ich selber habe gesehen, wie sie sich eines Stückes Röthel bemächtigten und sich damit, nachdem sie sich mit Fett wohl eingerieben, über und über beschmierten. Die Gewohnheit, sich den Körper mit Oel oder mit einer anderen fettigen Substanz, deren sie habhaft werden können, einzureiben, ist, wie mich bedünken will, ganz geeignet, sie gegen Erkältungen, und vielleicht auch gegen Ungeziefer, zu schützen.

Ihre Begriffe von Schicklichkeit lernte ich an einem sonderbaren Beispiel kennen. In meiner Nachbarschaft lebte ein aus mehreren Familien bestehender Stamm, der uns hin und wieder einen Besuch abstattete, wo wir ihm denn die Erlaubniß gaben, auf unseren Feldern zu lagern. Da wir die Leutchen außerdem an Essen und Trinken keinen Mangel leiden ließen, so wurden sie uns sehr zugethan, ja sie zogen sogar in Krankheitsfällen unsere Wundärzte zu Rath. Um uns ihre Erkenntlichkeit für unsere Gastfreiheit zu beweisen, pflegten sie uns zu ihren Festlichkeiten einzuladen, die in der Ausführung ihrer nationalen Tänze, so wie in mancherlei Possen, bestehen. Bei einer dieser Gelegenheiten fand sich, als die Feierlichkeit eben beginnen sollte, daß ihnen zu einem gewissen Tanze eine unerläßlich nothwendige Person fehle. Es war dies ein junger Bursche, der deswegen nicht erschienen war, weil er Arznei eingenommen hatte. Da unser Doktor der Meinung war, daß ihm das Tanzen keinen besonderen Schaden thun könne, so wurde nach ihm geschickt, allein der arme Junge ließ zurück sagen, daß er zwar bereit sey, zu kommen, daß er aber, da ihm der Arzt Morgens befohlen, Hosen anzuziehen, sich schäme, vor der Gesellschaft in einem solchen Aufzug zu erscheinen. Da wir uns um den Genuß, den wir uns versprochen hatten, nicht mochten bringen lassen, so blieb nichts Anderes übrig, als daß man ihm gestattete, seine Beinkleider wieder auszuziehen, was er denn auch that. Bald darauf erschien er und machte seine Sache wirklich außerordentlich gut.

Gehen wir zu der Lebensweise des Volkes über, so bietet dieselbe mehrere ganz eigene Züge. Sie halten sich in Stämmen, die aus 20—30 Familien bestehen, zusammen, von denen jeder einen Strich Landes — einen Distrikt — als sein Eigenthum in Anspruch nimmt. Wir konnten jedoch nicht ermitteln, auf welche Weise sie die Gränzen dieser ihrer Gebiete bestimmten. Die Namen der Stämme sind in der Regel von den Bergen und Flüssen ihrer Distrikte hergenommen. Jeder Stamm hat seinen Häuptling, dessen Autorität jedoch eine sehr beschränkte zu seyn scheint.

In Betreff ihrer Lebensbedürfnisse verlassen sie sich gänzlich auf das, was die Natur ohne menschliche Beihülfe erzeugt. Fleisch und Fische sind ihre einzigen Nahrungsmittel, und wenn diese fehlen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich an die paar eßbaren Arten von Wurzeln, die sich bei ihnen finden, zu halten.

Wohnungen kennen sie nicht, wenn sie auch in einzelnen Fällen aus Baumrinde eine Art von Hütte zusammenstümpern, die sie dann mit Buschwerk bedecken. Auch würden bessere, festere Wohnungen für sie ohne allen Werth seyn, da sie, sowohl aus Nothwendigkeit als aus Gewohnheit, in beständiger Bewegung sind und nie länger als eine Nacht auf einem und demselben Flecke bleiben.

Man dürfte fragen, womit ein solches Volk seine Zeit verbringt. Beschäftigung hat es nicht, und die Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, sind gering. Dennoch ist es in ewiger Geschäftigkeit. Zuvörderst müssen sie sich Materialien zur Anfertigung ihrer Waffen verschaffen, die das einzige bewegliche Besitzthum sind, welches sie kennen oder worauf sie wenigstens irgend einen Werth legen. Diese sehr plump gearbeiteten Waffen bestehen in langen, aus dünnen Baumstämmen gefertigten Speeren, deren Spitzen im Feuer gehärtet werden. Sowohl alte als junge Leute sind äußerst geschickt im Werfen dieser Speere, und ich habe mehr als einmal ein Känguruh im vollen Laufe damit treffen sehen. Außer dem Speere bedienen sie sich des Waddys, welches ein kurzer keulenartiger Stock ist, der aus dem harten Holze des Gummi-Baumes gemacht wird. Sie gebrauchen dies Instrument, um damit Vögel oder — bei Kämpfen — einander selbst zu Boden zu schlagen.

Ihre Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd, bei deren Betrieb sie viel Gewandtheit und List verrathen. Das Känguruh in seinen mannigfachen Arten ist das in Australien am häufigsten vorkommende Säugethier. Wenn es läuft, so bedient es sich blos seiner Hinterbeine; so groß aber ist die Muskelkraft dieses Thieres, daß ein großer Kankarao in Einem Satze einen Raum von 15—20 Fuß zurücklegt. Weil das Känguruh außerordentlich scheu ist, so hält es sehr schwer, sich ihm zu nähern, man müßte denn die Zeit abpassen, wo es sein Lager verläßt, um nach Futter auszugehen. Die Eingebornen zeigen eine große Erfahrung und Ausdauer bei der Verfolgung dieses Thieres; sie liegen Stunden lang mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit im Hinterhalt, bereit, den Speer, den sie in ihrer Hand wiegen, auf ihr Opfer zu schleudern, so wie es herankömmt. Das Fleisch des Känguruh ist dem des Hasen nicht unähnlich, doch ist es etwas mager; kocht man es aber mit etwas Schweinefleisch zusammen, so giebt das ein ganz wohlschmeckendes Gericht. Es gab eine Zeit, wo das Känguruhfleisch in der Kolonie das Pfund 18 Pence (15 Sgr.) kostete; seitdem man jedoch das Schaf übergesiedelt hat, ist Schöpsenfleisch die Lieblingsspeise der weißen Einwohner; es kostete das Pfund noch nicht ganz 2 Pence.

Trotzdem werden noch immer große Massen von Känguruhs erlegt, nicht sowohl ihres Fleisches, als ihrer Häute wegen, die vortreffliches Leder geben. Dessenungeachtet läßt sich keine Verminderung in der Zahl dieser Thiere wahrnehmen.

Das Opossum ist ein anderes Thier, dessen Fleisch, obwohl unserem Gaumen im höchsten Grade widerstehend, von den Eingeborenen für einen Leckerbissen gehalten wird. Es hält sich in hohlen Bäumen auf, kömmt niemals bei Tageslichte zum Vorschein und nährt sich von den Blättern des Gummibaumes. Bei einer mondhellen Nacht kann man es zu Hunderten aus seinen Schlupfwinkeln hervorkommen sehen, wo es dann ohne Schwierigkeit zu schießen ist. Die Eingeborenen, welche die nächtliche Jagd nicht lieben, greifen das Thier bei Tageszeit, wenn es schläft, an. Sie benehmen sich dabei folgendermaßen. Einer der Jäger erklettert den Baum, in welchem das Opossum sich aufhält, während sich die übrigen mit ihren Speeren und

*) Dies gilt indessen nur für die Bewohner des australischen Kontinents; die Ureinwohner von Vandiemensland haben, gleich den Negern, welliges, krauses Haar.

Waddy's am Fuß desselben postiren. Sobald das Thier den Angriff merkt, so sucht es den Gipfel des Baumes zu gewinnen. Der Jäger folgt ihm nun, treibt es von Zweig zu Zweig und sucht ihm mit seinem Waddy beizukommen, während die Gesellschaft unten ein gellendes Geschrei erhebt, das ihren Gefährten ermuntern und das Thier einschüchtern soll. Ist der Jäger auf dem Baum nicht von einer sehr flinken Hand, so entschlüpft ihm das Opossum durch einen plötzlichen Sprung vom Baume und sucht sich in das nächste Gebüsch zu retten. Allein die untenstehenden Jäger sind in steter Erwartung dieses Moments, und das arme Thier hat kaum den Boden erreicht, so fallen sie von allen Seiten mit Speeren und Waddy's darüber her und folgen ihm, wenn es momentan entschlüpfen sollte, durch Moor und Sumpf unter gellendem Schreien so lange, bis es seinem Schicksal erliegen muß.

Ihre Art zu kochen ist äußerst einfach; sie brauchen weder eine Küche noch Küchengeschirre. Sie werfen das zuzubereitende Thier, ohne irgend eine Vorbereitung, wie es ist, ins Feuer und wenden es nur, damit es nicht verbrenne, von Zeit zu Zeit um. Ist es ungefähr halb gar, so wird der Bauch mit einer Muschelschale aufgeschlitzt, um auch das Innere der Wirkung des Feuers auszusetzen. Alles dies ist ein Geschäft der Weiber, die Männer halten sich abseits, schwatzen, lachen und liegen in der Sonne, bis es beendigt ist. Bei der Mahlzeit nehmen die Männer ihren Platz zunächst am Feuer, indessen die Weiber im Hintergrunde bleiben. Das Känguruh — oder was sonst für ein Thier den Braten geliefert haben mag — wird bei den Füßen und beim Schweif ergriffen und auseinandergerissen. Die Männer — an die Weiber kömmt die Reihe erst nach ihnen — greifen nun zu und stopfen sich so voll, wie es nur angeht.

Nach einer tüchtigen Mahlzeit — denn sie sind gewaltige Fresser — geht ihnen nichts über einen Tanz; auch sind sie alle mehr oder weniger gute Tänzer. Ihre Tänze werden theils einzeln ausgeführt, theils bestehen sie aus großen Ballets, an welchen die ganze Gesellschaft, die sich zusammengethan, Theil nimmt. Sie besitzen kein Instrument, womit sie ihre Bewegungen begleiten könnten, sondern bedienen sich dazu ihrer Stimme, die zwar nicht besonders angenehm, aber doch hinlänglich laut klingt. Oft sind diese Tänze auch Pantomimen, die sich auf ihre Lieblingsbeschäftigungen und Lieblings-Abenteuer beziehen. Bei solchen Gelegenheiten verwenden sie auch auf ihre Toilette eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit und konsumiren außerordentliche Quantitäten von rothem Thon und Fett.

Unter den verschiedenen Stämmen herrschen immerwährende Fehden. Der Grund zu denselben liegt in der großen Eifersucht, mit welcher sie alle auf die Rechte des Eigenthümers halten, so daß die leiseste Verletzung desselben eine alsbaldige Rache herbeiführt. Nie gestattet ein Stamm einem anderen die Ueberschreitung der Gränzen des eigenen Jagdreviers, und doch kann dies kaum vermieden werden, da die Jagd viel zu hitzig betrieben wird, als daß, wenn das Wild einmal aufgejagt ist, an ein Einstellen der Verfolgung zu denken wäre. Hat nun aber ein Stamm die Gränze seines Distrikts überschritten, so ist der Krieg mit einem anderen da.

Ihre Sinneswerkzeuge sind außerordentlich scharf, sie verfolgen die Spur eines Thieres oder eines Menschen meilenweit und wissen dabei die Punkte anzugeben, wo sie geruht haben. Selbst auf Felsen und steinigem Grund, wo nicht ein Gedanke an Vegetation ist, finden sie den Abdruck eines menschlichen Fußes heraus, während der Weiße schlechterdings gar nichts wahrnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarn.

Ungarische Zustände. *)

(Schluß.)

Graf Apponyi und das böhmisch-österreichische Ministerium hatten bestimmte Prinzipien in Bezug auf Ungarn. Der Weg, sie zur Anwendung zu bringen, bestand darin, sich aller Fragen, von denen man voraussetzen konnte, daß sie durch die Opposition in Anregung gebracht werden würden, von vorn herein zu bemächtigen: die vollständige Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, zwangsweise Ablösung der Frohnden und Natural-Abgaben, Kredit-Anstalten, Abschaffung der adeligen Steuerfreiheit, gleiche Besteuerung, ein Budget, Verantwortlichkeit der Finanz-Verwaltung, Kriminal-Gesetze, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte, Regelung der Komitats-Verfassung auf der Grundlage der Volksvertretung u. s. f. Man mußte das Wesen der österreichischen Staatspolitik nur aus dem Wiener Beobachter kennen, um die Hoffnung zu hegen, daß Oesterreich in Ungarn solchen Dingen freundlich entgegenkommen werde, die es im Auslande bekämpfte, wenn es nicht durch ein dringendes Interesse gedrängt werde. Die Regierung war nicht unthätig; sie warf fast die gesammte Hierarchie büreaukratischen Beamtenwesens über den Haufen, schuf neue Aemter, setzte überall ihre Agenten an die leeren Plätze, vertheilte Titel; sie lächelte, unterstützte, versprach, ermuthigte die kleinen Hoffnungen und nährte die großen Befürchtungen, und ließ endlich durch Mund und Schrift verkünden, daß sie im Felde der Thatkraft sey. Man sah in Apponyi den ungarischen Bonaparte; ein neues Ungarn sollte in schönster Pracht auferstehen, eine kräftige und nationale Regierung sollte es reich und mächtig machen: damit dies jedoch möglich sey, müssen eine gewisse Politik der Einheit die Gesellschaft beherrschen, eine kräftige Zusammenwirkung ermittelt, die Administratoren zu Präfekten werden.

Was aber hatte die Opposition von Apponyi zu erwarten, wodurch hatte er ihr Vertrauen gewonnen, daß sie die ersten Schritte, wodurch sie sich und die freie Komitats-Gemeinde bedroht gesehen, zu Gunsten einer redlichen und verfassungsmäßigen Thatkraft deuten sollte? Apponyi hatte die Opposition immer bekämpft, er war deren erklärter Feind, und diese sah in ihm weder den künftigen Reformator, noch den Träger eines bedeutenden inneren Lebens, dessen Pulse für das Wohl des freien Ungarns schlugen. Im Gegentheil, wenn man die Ansichten Apponyi's über ungarisches Leben und angeregte Reformfragen kannte, so mußte man auf der Hut seyn, beunruhigt werden, die bedrohten Institutionen zu sichern suchen und durch einen öffentlichen Akt, wie es im constitutionellen Leben üblich, erklären, daß man kein Vertrauen zu einer solchen Regierung habe.

Die Mehrzahl der Komitate mißbilligte diesen Schritt und sprach wiederholen ihr Vertrauen zu der neuen Regierung aus. Die Ursache von dieser überraschenden Niederlage der Opposition liegt theils in der ungarischen Leichtgläubigkeit und trägen Tugendhaftigkeit, theils in anderen tiefer liegenden Dingen, in der Aemtersucht, in dem hocharistokratischen und episkopatischen Machteinfluß, in dem Mangel an politischer Ueberzeugung und constitutioneller Einsicht — diese Motive haben obgewaltet, als die Opposition in der Administratorfrage selbst in jenen Komitaten geschlagen wurde, wo der junge Weltgeist am ausgedehntesten herrscht. Eine glückliche Wahl hatte ebenfalls eine nicht geringe Partei in dieser Frage der Opposition entgegengestellt, obwohl die Mehrzahl schon für die Komitate sich ausgesprochen, als die Wahl erfolgte; es war dies die Ernennung des Grafen Széchenyi zum Statthalterrathe und Chef eines neu zu gründenden Büreaus, dem alle Geschäfte im Bereich der öffentlichen Arbeiten zugewiesen wurden. Széchenyi ist einst dem Lande eine große Muthoffenbarung gewesen. Nachdem er alle Phasen der Volksgunst durchgegangen, mit Prinzipien und Systemen Spiel getrieben, mit einem gewissen leidenschaftlichen Cynismus seine eigenen Meinungen bei Anderen bekämpfte, heute seine Freunde, morgen seine Feinde mit einer leberkranken Anschauung der Dinge zurechtwies, Wahres und Falsches, Gediegenes und Oberflächliches geschrieben und gethan, je nachdem er seine eigene Partei, die er groß gezogen, die nur von seinen Doktrinen lebte, in ihren edelsten Persönlichkeiten, mit der bittersten Heftigkeit angegriffen, freute sich dennoch ein großer Theil der Opposition, als Széchenyi zu einer amtlichen Stellung gelangte. Die erste Phase seines politischen Lebens, der nachhaltige, unerschütterliche Ernst seiner unermeßlichen Thatkraft war so fest in den Geistern gewurzelt, daß große Stürme und Apostasieen kommen mußten, um Brüche zu verursachen. Man sagt, Széchenyi habe keine Prinzipien. Man täuscht sich; er besitzt ein großes, nämlich: allen Prinzipien zu mißtrauen, zwischen ihren Spitzen und Ecken durchsegeln, dort etwas fallen lassen, hier etwas nehmen; an Wahrheit zweifeln, vor der Nothwendigkeit geschickt einlenken, Schwierigkeiten umgehen, dies ist seine Wissenschaft, seine Strategie; und mag sein Bestreben noch so viel Geduld und Selbstüberwindung in Anspruch nehmen, seine thätige geistige Spannkraft ermüdet nicht. Er ist ein Feind jeder ausgeprägten Meinung, jeder kühnen Maßregel und jedes entschiedenen Systems. So ist dieser große Mann eine Armee für sich, die, total besiegt, noch einen ehrenvollen Frieden schließen kann; er ist eine bonne fortune für die neue Regierung, denn was die Geister noch auf Thatkraft hoffen läßt, ist nur allein ihm zuzuschreiben; wäre er nicht zur Regierung übergetreten, längst hätte man schon gefragt, wie ein so locker gefügtes Fahrzeug die ersten Stöße der Ereignisse würde bestehen können.

Die Opposition ist besiegt. Allerdings, aber ist sie deshalb vernichtet? Wird sie von nun an nur als Minorität plaidiren und in den Regierungsmajoritäten gleichsam die Komödie eines konsularischen Tribunals spielen? Ist ihre Zeit vielleicht verronnen? Wer nur ein wenig die ungarischen Verhältnisse kennt, wird diese Frage beantworten können. Es ist wahr, die Regierung beherrscht Ungarn, sie hält alle Ausgänge und Zugänge besetzt, sie hat den Schlüssel der staatlichen Entwickelung in Händen, sie gebietet über alle politischen Triebfedern und kann durch alle Mittel Gesinnung und Charakter sich zinspflichtig machen. Die Opposition ist in ihren Absichten gelähmt, unumgänglich an die Zustimmung der Regierung gebunden, sie findet noch heute keine Bresche, wo sie eindringen könnte, denn am Ende zerfließen alle ihre Kräfte vor der materiellen Gewalt. Indessen, ein Regierungssystem, das mit jenen Stützen sich umgiebt und seine Allianceu in der Mißstimmung gegen geistigen und staatlichen Fortschritt sucht, obwohl es in der Natur ungarischer Zustände liegt, daß man sich mit kleinen Fortschritten nicht begnügen kann, da hier verlorene Jahrhunderte gut zu machen sind: ein solches System ist zugleich gefahrvoll, gebrechlich und falsch: es bedarf zur Erhaltung der Beihülfe so vieler Umstände und der fortwährenden Dauer eines unnatürlichen Zustandes, daß der geringste Zufall in- und auswärts, eine unvorhergesehene Thatsache seinen Sturz beschleunigen und andere Systeme nöthig machen muß. Dieser unnatürliche und unsichere Zustand bildet die Stärke der Opposition, sie muß mit jedem Zeitereigniß, möge dessen Schicksal wie immer sich gestalten, nur gewinnen, ein jeder Tag bringt neues Leben, neuen Geist, neue Argumente, während die andere Partei sich selbst durch Handlungen auswärtiger konservativer Regierungen und Staatsmänner verurtheilt sieht und heute für ihre Minimums, ihre Emigrantenpraxis, ihre überschwenglichen Bedenklichkeiten, ihre Gründungen in keinem constitutionellen Parlament eine Autorität findet, die ihr Programm unterschreiben würde. — Andererseits sind Oesterreich und Ungarn durch hundert Fäden aneinandergeknüpft, und der Riß würde große Gewalt erfordern. Auch ist solche Absicht als ausgeprägter Gedanke keiner Partei in Ungarn eigenthümlich, noch sind die Begehrnisse nach gouvernementaler Trennung so scharfer und abgesonderter Natur, daß sie gänzlich einen

*) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1847.

gewissen Centralzusammenhalt in Politik, Kriegswesen und Handel verkennen würden. Was die Opposition in Ungarn wünscht, bedroht nicht die Verbindungs-Kanäle, aber sie wünscht, daß diese Verbindung nicht so verstanden werde, daß die ungarischen Verhältnisse stets nach dem Zuschnitt der österreichischen gemodelt würden. Soll das freie Wesen Ungarns nur eine bloße Theorie sein, die sich nach den Bedürfnissen Oesterreichs, nach dessen Politik in ihrer praktischen Entwickelung richten muß? Man würde die ungarischen Zustände schlecht auffassen, wenn man wähnt, daß die Bewegung der Geister blos wegen des Mehr oder Weniger einzelner Fragen so viele Leidenschaft emporwirft. Hier ist nicht ganz „die Ziffer" jene Ursache der gährenden und sprühenden Stoffe; es handelt sich hier um ein to be or not to be, kurz um alle jene Zwiespälte, die in constitutionellen Ländern die Meinungen trennen —; hier, wo der Rechtszustand der Gesellschaft und ein kräftiges constitutionelles Leben erst geschaffen werden soll, liegt mehr als in anderen Staaten daran, in welchem Geiste die Reform gegründet wird.

Das, sagt der Verfasser des vorliegenden Buches, möge die Regierung bedenken. Sie muß sich losmachen von der Vergangenheit, ohne diese gänzlich zu verwerfen; sie soll sich nicht mit den Gesinnungen des alten Regime verbrüdern, welches als Partei unanwendbar und ungenügend ist, sie muß neuere, allgemeinere Prinzipien vorweisen, die Interessen des Landes schützen, bessern und ausdehnen, dann kann sie auf eine einstimmige und sichere Bereitwilligkeit der Opposition rechnen. Sie wähne nicht, diese durch eine anscheinende Majorität zu ersticken und ohnmächtig zu machen. Die Opposition ist stärker, als man glaubt, man betrachtet sie nur oberflächlich und sieht die Lücken nicht, wo sie schon eingedrungen. Sie regt sich selbst in der Administration; man findet eine Menge Menschen dort, die anders als die Regierung denken, etwas Anderes wollen, ihre Handlungsweise tadeln, und die nur deshalb an sie gekettet bleiben, weil die entgegengesetzte Meinung sie das Amt kosten würde. Auch besteht die gegenwärtige Opposition nicht mehr aus jenem farblosen, zerflossenen Wesen, aus jenem Zwitterding mit halb mittelalterlichen, halb zeitgemäßen Gefühlen, wie die alte Opposition gewesen, die nach jeder zweideutigen Sicherstellung der alten Verfassung den Geist aufgab und mit verschlossenen Augen gegen auswärtige Verhältnisse am Ende froh war, ihr Lieblingskind, die Zunftverfassung, neuerdings zu besitzen. So kleinlich und verkommen jene Opposition gewesen, so volksthümlich und praktisch ist die heutige. Sie beschränkt sich total auf die Wirklichkeit der Zustände und das Mögliche, ihre Ansicht vom Staat ist objektiver, und wenn sie europäische Formen aus der Ferne entlehnt, untersucht sie mit Behutsamkeit und chemischer Analyse den nationalen Boden, inwiefern das Neue in dem historischen Humus so weit gedeihen kann, daß es gute Früchte trägt. Wird sie beim künftigen Reichstage, was noch dahin steht, in der Minorität seyn, so wird sie wenigstens die Majorität im Lande besitzen, wenn sie sie zu suchen versteht. Möge sie nicht vergessen, daß sie ihres Zieles sicher ist, wenn sie sich an ein höheres Gefühl im Herzen des Volks, an ein Gesammtbedürfniß wenigstens eines großen Theils der Nation wendet. Dann wird sie langsam, aber sicher zum Siege kommen.

Frankreich.

Der Mazarin'sche Palast in Paris.

Dreierlei hat Frankreich dem Kardinal Mazarin zu verdanken: die Entstehung, aber auch die Beendigung der Fronde, dieses letzten Feldzuges des Feudal-Adels gegen die Krone, der mit der gänzlichen Niederlage des ersteren schloß — den pyrenäischen Frieden, in dessen Folge Ludwig XIV. späterhin sagen durfte: Es giebt keine Pyrenäen mehr! — und jenen Palast, der unter dem Namen „palais Mazarin" noch heute eine Zierde der Hauptstadt Frankreichs ist.

Richelieu's Nachfolger in der Leitung der Staatsgeschäfte, setzte Mazarin dessen Werk fort, so sehr sein ganzes Wesen auch von dem seines Vorgängers verschieden seyn mochte. Nur die Außenseite war ungleich in der Politik beider Männer, nur der Weg, nicht das Ziel; unter verschiedenen Formen lag derselbe Gedanke. Wenn die Politik Mazarin's in mancher Beziehung zu der Politik Richelieu's ganz in dem nämlichen Verhältniß stand, welches wir zwischen der Politik des Napoleon's des Friedens und der Politik des Napoleon's des Krieges wahrnehmen; wenn es auf der einen Seite die geniale Gewalt war, die sich in elektrischen Schlägen äußerte, auf der anderen Gewandtheit, Schlauheit, List, die unverdrossen die Gänge ihres Fuchsbaues weiter gruben, so darf aus so verschiedenen Wegen noch nicht auf ein verschiedenes Ziel geschlossen werden.

Aus diesen Wegen — wie weit von einander ab, ja wie entgegengesetzt sie zu laufen scheinen — gewiß nicht. Denn wenn auch die Juli-Dynastie schwerlich mit Napoleonischen Weltbezwingungsgedanken umgeht, so braucht man sich doch nur an die Geschichte der spanischen Heiraten zu erinnern, um zu erkennen, daß nicht jedem der Gedanken der Abschied gegeben worden, die einst Ludwig's XIV. und Napoleon's Politik bestimmten. In Richelieu's aber und Mazarin's Politik ist, wie gesagt, das Ziel vollends ein und dasselbe; es ist bei dem Einen wie bei dem Anderen die Einheit, die Macht und Präponderanz Frankreichs durch die absolute königliche Gewalt.

Der Fremdling, der Emporkömmling Mazarin konnte sich nicht wohl der stolzen Formen seines der Aristokratie entsprossenen Vorgängers bedienen, und was Jener erstürmte, mußte er erschleichen. Wenn seiner Politik demnach jene Hoheit fehlte, jener Glanz, welche die Politik Richelieu's so imposant erscheinen ließen, wenn sie im Gegentheil einen Anstrich von Gemeinheit hatte *), so fühlte Mazarin das sehr wohl, und in dem Gefühl dieses Kontrastes zum Theil geschah es, daß er sich mit einem äußeren Glanz und Schimmer umgab, welche Richelieu — wenn nicht gerade verschmähte — doch weniger zur Schau trug, und die auch Mazarin nicht die Dienste leisteten, die er von ihnen erwartete.

Ja, Mazarin rechnete, indem er sich mit einem solchen Glanze umgab, nicht für seine Person allein; er glaubte, der Glanz, der von ihm, dem Prinzipal-Minister, ausgehe, müsse der Krone zu Gute kommen. Daher sein Aufwand, seine Geldverschwendung, seine überzahlreiche Dienerschaft. „Meine ganze Umgebung" — schrieb er im Jahre 1659 aus Bayonne an Ludwig XIV. — „hat vollständig der Macht und Größe Ew. Majestät entsprochen." Kein Wunder, daß der Mann, der also sprach, nach denselben Grundsätzen handelte und sich nicht etwa, wie in unseren Tagen Guizot, mit einer bescheidenen Wohnung in einer abgelegenen Straße begnügte, sondern daß er, als der Repräsentant einer irdischen Gottheit, in einem Tempel hausen wollte.

Noch zu Richelieu's Zeiten war jenes Viertel der Hauptstadt, welches erst in diesen letzten Tagen durch die Börse und die auf sie ausmündenden Straßen seine Vollendung erhalten, mit Gärten, Wiesen und Feldern bedeckt; Richelieu aber war es auch, der ihm durch eben so kolossale als hastig betriebene Bauten ein völlig verwandeltes Aussehen gab. Mazarin, der damals den zweiten Rang in der Verwaltung einnahm, erstand in diesem Stadtviertel das nahe beim Palast Richelieu liegende Hotel des Präsidenten Tuboeuf, erweiterte es und schmückte es später mit einer solchen Verschwendung aus, daß es jedes andere Gebäude in der Hauptstadt, wenn nicht an Schönheit, doch an Pracht hinter sich zurückließ, so lange der beständige Aufenthalt der französischen Könige ein anderer, als Paris, blieb. Graf Laborde, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und berühmt durch mehrere von dieser seiner Gelehrsamkeit zeugende Werke, hat neuerdings in zwei Bänden die Geschichte des merkwürdigen Gebäudes geschrieben, die freilich der Abschweifungen, der Episoden und Exkurse nicht entbehrt — wie denn das bei einem derartigen Thema kaum anders seyn kann — vielleicht aber eben durch diese Einschiebsel einen großen Theil des Interesses, welches sie in Anspruch nehmen darf, gewinnt. Was die Hauptsache selbst, das Gebäude, seine Eigenthümer und Schicksale, betrifft, so ergiebt sich Folgendes:

Die Geschichte des Palastes Mazarin läßt sich in drei Epochen eintheilen. Die erste dieser Epochen beginnt mit der Erbauung desselben, d. i. mit dem Jahre 1633, umfaßt den Zeitraum, in welchem der Kardinal Mazarin ihn bewohnte, und schließt mit dem Jahre 1661, in welchem er starb. In der zweiten Epoche, die vom Jahre 1661 bis zum Jahre 1721 reicht, waren theils Mazarin's Erben, theils der berüchtigte Law Besitzer des Gebäudes, und in der dritten, mit dem Jahre 1724 beginnenden Epoche endlich ward es Staatseigenthum und zur Aufbewahrung der zur Bibliothek des Königs gehörigen Bücher und Manuskripte bestimmt.

Den Bau des Palastes hatte Mansard, der berühmte Architekt, geleitet; zur Ausmalung der Galerieen und Deckengewölbe ließ Mazarin Grimaldi und Romanelli aus Italien kommen, das damals keine bedeutenderen Künstler aufzuweisen hatte; mit den Carracci's waren die schönen Tage der italiänischen Malerei zu Ende gegangen. Sämmtliche Malereien Grimaldi's, die sich im Erdgeschosse befanden, wurden kurz nach dem J. 1754, in einer jener Anwandlungen von Barbarei, denen selbst civilisirte Länder von Zeit zu Zeit ausgesetzt sind, vernichtet. Auch die Tapeten, die Spiegel, das Ameublement lieferte Italien, und Colbert **) bezahlte seufzend die theuren Wunderdinge.

Als nach der Hinrichtung Karl's I. dessen Kunst-Sammlungen zum Nutzen des republikanischen Staatsschatzes verkauft wurden, erstand Mazarin die besten Bildhauer-Arbeiten, die schönsten Gemälde, die reichsten Tapeten, die am meisten authentischen Zeichnungen aus Whitehall und Hamptoncourt, wo der kunstliebende König sie zusammengebracht hatte. Kurz darauf wurde die Bibliothek gegründet, die, anfänglich aus 40,000 Bänden bestehend, Gabriel Naudé, einen der berühmtesten Philologen der Zeit, zu ihrem Vorsteher erhielt. Allen Gelehrten wurde mit großer Liberalität der Zutritt zu derselben gewährt.

In diesem, also reich ausgestatteten Palaste nun entwickelte der Kardinal, umgeben von einer Schaar von Wachen, Dienern und Domestiken, eine Pracht, wie sie am Hofe der Regentin und an dem des minderjährigen Königs kaum zu finden war. Nicht geringer war der Glanz in dem Hotel, welches der Kardinal, als ein Geschenk der Krone, in Vincennes besaß. Vergebens suchte Colbert die Ausgaben einzuschränken, welche die Menge von Dienern und Pferden, die Anpflanzung neuer Gärten, die Unterstützung von Dichtern und Künstlern, endlich das Spiel, veranlaßten. Mazarin wollte von einer solchen Einschränkung nichts wissen; er glaubte seiner Stellung den Aufwand schuldig zu seyn, den er machte. Allein trotz der Menge von Aemtern, denen er vorstand, und der Einkünfte, die er von ihnen bezog, machte sich doch in der Kasse des Kardinals nur zu häufig ein Geldmangel fühlbar, dem er durch das freilich sehr verwerfliche Mittel begegnete, daß er sich die reichsten erledigten Pfründen — er besaß 29 Abteien — zutheilte.

*) Es versteht sich, daß hier nur die innere Politik Mazarin's, wie sie sich namentlich während der Fronde zeigte, gemeint seyn kann. Die auswärtige Politik, die sich auf siegreiche Heere stützte, konnte eine kühnere Sprache reden und durfte ihre Zwecke offener verfolgen.

**) Der nachherige Finanz-Minister, damals Mazarin's Intendant.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Dienstag den 6. Juli 1847.

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis: Nach Michel Chevalier.

Michel Chevalier gehört unbedingt zu den national-ökonomischen Notabilitäten Frankreichs. Er war ehemals ein heißblütiger Anhänger St. Simon's, der selbst noch nach dem Austritte Bazard's, Pierre Leroux's und Rodrigues' mit Enfantin nach Ménilmontant zog und daselbst über die sociale Ordnung wunderbare Visionen hatte. Jetzt ist Herr Michel Chevalier Staatsrath, einer der Redaktoren des Journal des Débats und Professor der Oekonomie am Collége de France. Man sieht, seine Ansichten und Verhältnisse haben sich geändert. Seit er aus Amerika zurückgekehrt ist und das System der Industrie studirt, scheint das St. Simonistische Phantasma bei ihm verschwunden zu seyn, aber er ist noch keinesweges ein durch und durch offizieller Mensch geworden. Seine Sympathieen für die „ärmste und leidende" Klasse brechen noch immer durch die Schale des offiziellen Frankreichs. Er ist vom Socialismus in die National-Oekonomie zurückgegangen.

Einen lesenswerthen, an Material und Gedanken reichen Aufsatz bringt von ihm das vorletzte Heft der Revue des deux Mondes über die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis. Der Gegenstand, den Chevalier hier behandelt, ist so wichtig, daß es wohl keiner speziellen Begründung bedarf, weshalb wir denselben, theils im Auszuge, theils (in seinen wichtigsten Stellen) in wirklicher Uebersetzung, hier mittheilen.

Frankreich giebt in diesem Augenblicke, beginnt Chevalier, ein merkwürdiges Schauspiel. Wir, Regierende und Regierte, sind von dem Ungestüm und der Uebereilung unserer Vorfahren zurückgekommen. Nun folgt ein Passus, worin sich die offizielle Seite Michel Chevalier's zur Genüge erkennen läßt:

„Wir befinden uns in der größten Noth; aber nicht genug, daß die Bevölkerung ruhig bleibt, was schon ein großes Lob verdiente, die Massen fahren nicht nur nicht auf und sind nicht nur nicht in Bewegung, sondern sie verharren auch im tiefsten Schweigen, lassen keine Wünsche vernehmen und keine Bitten. Sie erwarten in einer achtungsvollen Stellung die Resultate, welche die Aufmerksamkeit des Gouvernements und der umsichtige Patriotismus der Redner haben wird, die sich mit besonderem Eifer der Volkssache widmen. Nie haben die Staats-Organe und die Partei-Chefs, welche im Staate seine sehr reelle Macht bilden, ein so schmeichelhaftes Zutrauen in ihre Fähigkeiten, in ihre edlen Gesinnungen und in ihre Liebe zu der zahlreichsten Klasse gefunden."

Nun, ja! Wie man die Sache ansehen will. Herr Michel Chevalier sieht sie, wie der angeführte Passus beweist, mit offiziellen Augen an, und er glaubt dem Gouvernement, den Partei-Chefs, den Rednern in der Kammer Schmeicheleien sagen zu müssen, während er sich mit dem Zustande der arbeitenden Klassen beschäftigen will. Wir wollen den Verfasser hier nicht kritisiren, sondern nur die Untersuchungen seines Aufsatzes referiren. Aber Herr Michel Chevalier ist in der Revue des deux Mondes zuweilen doch allzu sehr in den Ton des Journal des Débats gefallen.

Die jetzige Theurung, fährt er fort, ist keine rasch weichende. Das Korn ist im Lauf des Winters auf eine seit 30 Jahren ganz unerhörte Weise gestiegen, und die Vorsicht befiehlt uns, darauf gefaßt zu seyn, daß die Lebensmittel-Preise sich einige Jahre hindurch über dem gewöhnlichen Preise erhalten werden. Welche Mittel stehen uns hier zu Gebote? In der Verwaltungs-Sphäre zweierlei, welche sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen. Das erste Mittel besteht, nach Chevalier, darin, alle die Maßregeln anzuwenden, welche geeignet sind, den Preis der Nahrungsmittel herabzudrücken; das zweite in dem Angriffe großer öffentlicher Arbeiten.

Die Anwendung dieses Doppelmittels betrachtet Chevalier als unumgänglich. Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß sich mit der Theurung der Lebensmittel der Arbeitsmangel verbindet. Wenn das Leben theuer wird, so muß der Arbeitslohn beinahe ganz und gar durch die Nahrung absorbirt werden; der Arbeiter muß seine ganze andere Consumtion aussetzen. Ist die Consumtion geschwächt, so stockt auch die Production; die Arbeit in den Fabriken jeglicher Art muß also vermindert werden. Deshalb, meint nun Chevalier, ist es die Pflicht eines „väterlichen Gouvernements", außerordentliche Arbeiten, bei denen die unbeschäftigten Arme sich betheiligen können, zu eröffnen.

Chevalier stellt muthmaßliche Berechnungen über die Verringerung der industriellen Thätigkeit und des Arbeitslohnes in Folge des Nothstandes an: Er berechnet für Frankreich, bei der ungeheuren Steigerung der Kornpreise, den Verlust der Manufaktur-Fabrication auf eine Milliarde Francs! „Eine Milliarde weniger in einer Manufaktur-Production, die nur 2½ Milliarden repräsentirt, ist ein furchtbares Unglück. Auf die eine Milliarde in Manufaktur-Produkten kann mit Wahrscheinlichkeit die Hälfte des Arbeitslohns angerechnet werden; der Nothstand entzieht also den arbeitenden Klassen eine Summe von 500 Millionen Francs; sie müßten, um in ihrer gewohnten Weise fortleben zu können, eine Milliarde mehr unter sich theilen. Verkleinere man diese Summen um ein Viertel, um ein Drittel, sogar um die Hälfte, das Elend bleibt ungeheuer groß. Das Unglück kommt über die Völker, und das Elend erzeugt immer weiter das Elend. Der Nahrungsmangel, wenn er anhält, wird eine jener Geißeln, von deren Schlägen sich die Völker nur sehr langsam erholen können; er öffnet einen Schlund, worin die Kapitalien verschwinden." Hier ist es nun nach Chevalier die Pflicht der Regierungen, alle Kräfte anzustrengen, um die Kalamität zu verringern, und er gesteht, die Berathungen der französischen Kammern machten seit einigen Monaten einen wenig erbaulichen Eindruck; sehe man sie debattiren, so müsse man zweifeln, daß ein öffentlicher Nothstand herrsche. Hinterher aber große Schmeicheleien auf das Gouvernement von 1830, dessen Weisheit sich bewähre, welches mehr als einmal den Beweis seiner Sorge für die Interessen der arbeitenden Klassen abgelegt habe u. s. w. Herr Chevalier zählt nun auf, was das „väterliche Gouvernement" durch die provisorisch freie Korn-Einfuhr, durch öffentliche Arbeiten u. s. w. Alles gethan hat.

Wir kommen zu einer weit wichtigeren und allgemeineren Seite des Aufsatzes von Chevalier. Der Plan des neuen französischen Gesetzes über die Lebensmittel, wovon noch unten die Rede seyn wird, kann keine große Hoffnungen wecken. Die gegenwärtige Krisis ist noch keinesweges zu Ende, und unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart muß Jeder seine Meinung sagen. Ich werde nun, fährt Herr Chevalier fort, einige Bemerkungen über die Lebensmittelfrage und die öffentlichen Arbeiten machen. Zuerst haben wir die Nahrungsmittel in ihrer Beziehung zu dem großen Welthandel zu untersuchen, besonders haben wir uns mit dem Roggen zu beschäftigen, welcher unter allen Kornfrüchten am meisten von einem Lande ins andere gebracht wird. Wir müssen einen Blick auf die verschiedenen kornerzeugenden Länder werfen, uns Rechenschaft geben über ihre Productionsfähigkeit und über die Preise, zu welchen sie ihre Vorräthe liefern können. Diese Länder beschränken sich hauptsächlich auf die Distrikte an der Ostsee und am schwarzen Meer, so wie auf die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

„Die Frage, wie viel Korn man aus diesen Gegenden beziehen könne und wie hoch der Preis desselben seyn würde, ist seit 30 Jahren gestellt und genau untersucht worden. Seit der Wiederherstellung des Friedens war die englische Regierung, mehr als jede andere, dafür bemüht, über diesen Gegenstand Licht zu verbreiten, und ließ durch ihre Konsuln und Spezial-Agenten alles Mögliche dafür thun. Besondere Beachtung verdient hier der berühmte Bericht des Hrn. Jacob im J. 1826, welchen alle Dokumente seitdem bestätigt haben. Nachdem er das ganze Ostsee-Bassin, welches besonders geeignet ist, den Londoner Markt und überhaupt die Küsten der Nordsee und des Kanals zu versorgen, untersucht hatte, kehrte Hr. Jacob mit dem Resultate in sein Vaterland zurück, daß die Ueberschüsse, die man von daher beziehen könne, beschränkt seyen, daß der Preis, abgesehen von der Qualität, welche sehr viel zu wünschen übrig lasse, durchaus nicht so niedrig sey, wie von den Vertheidigern des ausgedehnten Schutzsystems behauptet wird. Das polnische Korn wird vorzüglich über Danzig zu See ausgeführt, und es ist das Danziger Getraide anderwärts wegen seiner Güte sehr gesucht. Das Korn wird in diesen weglosen Gegenden an den Ufern der Flüsse aufgesammelt und kommt dann die Weichsel hinunter, wenn die regnichte Jahreszeit dieselbe anfüllt, in großen Kähnen, durch nichts gegen die Einflüsse der Luft, der Feuchtigkeit und der Sonne, wodurch das Keimen befördert wird, geschützt. So gebraucht das Getraide mehrere Monate, um von Warschau nach Danzig zu kommen, wo der Ausschiffungsplatz für Europa ist. Das oben aufliegende Korn keimt mit einer solchen Macht, daß die Barken den Anblick schöner schwimmenden Gärten gewähren. Was von der Production eines armen, in einem zurückgebliebenen Kulturzustande befindlichen Landes, wenn die Bevölkerung ihre Nahrungsmittel abgezogen hat, übrig bleibt, ist nur wenig; was man, bei der Schwierigkeit der Transportmittel, mit Leichtigkeit auf den Danziger Markt bringen könnte, ist noch weniger. Man muß die ausführliche Darstellung Mac Gregor's, welcher einen Berg von Dokumenten unter den Händen gehabt hat, über die Productionskraft der polnischen und russischen Provinzen mit dem vergleichen, was ein lügenhaftes Ge-

rücht darüber verbreitet hat. „Es ist", sagt er, „bei mehreren Gelegenheiten offiziell erklärt und gedruckt und immer wieder gedruckt worden, daß das Gouvernement Tamboff (innere Provinz des russischen Reiches) 39 Mill. Quarters Korn (113 Millionen Hectolitres) hervorbringt." Betrachtet man die Sache aber genauer, so entdeckt man, daß die eigentliche Production kaum den sechsten Theil ausmacht, und daß der bei weitem größte Theil dieser Production aus Hafer, Buchweizen, aus allem Möglichen, nur nicht aus Roggen besteht. In dem gesegneten Jahre 1833 konnte die Provinz nur 1,312,000 Hectolitres Korn aller Art auf die Märkte von Petersburg und Moskau bringen. Auf solche Weise ist die Production der baltischen Distrikte übertrieben worden. Alle die Fantome, mit denen man die Einbildung der englischen Landbebauer erschreckt hat, sind zusammengefallen, als man sie in der Nähe betrachtete. Es hat sich herausgestellt, daß die ganze Roggen-Ausfuhr der baltischen Distrikte, das Bassin der Elbmündung und andere Gegenden der Ostsee mit inbegriffen, nach dem europäischen Westen sich für gewöhnlich nicht über 5,000,000 Hectolitres erheben kann."

„Die fernere Frage ist, zu welchem Preise kann dieses Korn geliefert werden? Jacob, auf die gründlichsten kommerziellen Untersuchungen gestützt, stellt den Preis des Hectolitres auf 20 Francs 70 Centimes. Hierbei müßte man die Kosten noch in Anschlag bringen, welche der Verschlechterung des Getraides durch die Erhitzung während der Reise entsprechen, so wie dann den Vortheil des Kaufmanns, und man kommt auf 23 bis 24 Francs den Hectolitre. Jacob rechnete übrigens, nach dem Warschauer Verkaufspreise, von 12 Francs 7 Centimes für den Hectolitre — einem Preise, der fast immer überschritten wird. Der Mittelpreis in Danzig, von 1830 bis 1843, ist 13 Francs 50 Centimes. Eben so hat er auch die Transportkosten zu niedrig angeschlagen; es ist natürlich, daß durch einen starken Begehr der Preis des Warschauer Marktes und die Forderung der Schiffer sich steigert. Das baltische Korn wird in Havre und Dünkirchen auf 23 bis 24 Francs für den Hectolitre zu stehen kommen. Die englischen Grundbesitzer, welche im Jahre 1815 verlangten, daß ihnen ein Minimum von 38 bis 40 Francs garantirt werde, und welche sich kaum mit den Korngesetzen desselben Jahres begnügen wollten, die man einführte, um ihnen den Preis von 34 Francs 50 Centimes zu sichern, diese Grundbesitzer konnten über den Preis von 23 bis 24 Francs einen Schreck bekommen; aber was könnten unsere französischen Landbauer, die sich mit dem gewöhnlichen Preise von 20 Francs begnügen, dagegen sagen?"

Gestatten wir also eine freie Einfuhr des baltischen Kornes in Frankreich, fährt Chevalier fort, so kann unser Ackerbau dadurch nicht ruinirt werden. Dies ist eine Thatsache, obgleich in Frankreich eine andere Ansicht gilt. Aber auch die Gegner der freien Korn-Einfuhr sprechen wenig von der Ostsee; es ist das schwarze Meer, sagen sie, von wo der schwere Schlag auf uns fallen wird. Wir wollen auch hier den Chevalierschen Untersuchungen folgen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Der Sklavenhandel in der neuesten Zeit.

Wenn man hier und dort des Glaubens ist, daß der Sklavenhandel ein Ende genommen, oder daß er sich wenigstens beträchtlich vermindert habe, so läßt ein solcher Glauben sich wohl begreifen. Es sind bereits 20 Jahre verflossen, seit England — Dank sey es Wilberforce's unermüdlichem Eifer — ein absolutes Verbot alles Sklavenhandels ergehen ließ; 36 Jahre sind dahin gegangen, seit auf dem Wiener Kongreß die Häupter und Repräsentanten der bei demselben betheiligten Staaten einstimmig den Sklavenhandel als eine Infamie brandmarkten und erklärten, wie sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dahin streben würden, ihn zu unterdrücken; es sind endlich 17 Jahre verstrichen, seit Frankreich, welches sich bis dahin unschlüssig zeigte, ernstlich denselben Weg eingeschlagen hat. Die mächtigsten seefahrenden Nationen der Welt — Briten, Franzosen, Nord-Amerikaner — haben ihre Flotten in jene Meeresstriche ausgesendet, in denen der Negerhandel betrieben wird; sie unterhalten daselbst mit einem ungeheuren Kosten-Aufwand ihre Kreuzer, kurz sie scheinen nichts zu vernachlässigen, um den Verbindlichkeiten, welche sie eingegangen, zu genügen. Wie denn sollte man auf den Gedanken kommen, daß der Zweck, den es galt, nicht erreicht worden sey?

Und trotzdem fehlt nur zu viel daran, daß er es sey! Es liegen uns Dokumente vor, die da erweisen, daß der Sklavenhandel im Jahre 1846 so wenig als in den vorhergehenden Jahren nachgelassen hat. Zwar — dieses darf nicht außer Acht gelassen werden — nehmen die Schiffe der drei oben genannten Nationen keinen direkten Antheil mehr an dem Handel mit Sklaven, und höchstens einige französische und amerikanische Kauffahrer lassen sich noch als Zwischenhändler zwischen den Faktoreien an der Küste und den eigentlichen Negerschiffen gebrauchen; es scheint auch nicht, daß in die französisch-westindischen Inseln oder in die Vereinigten Staaten neue Sklaven eingeführt werden, allein die Pflanzer von Cuba und Brasilien empfangen noch immer große Ladungen jener aus menschlichen Wesen bestehenden Waare.

Woran liegt es aber, daß alle Maßregeln, die man bis jetzt zur Unterdrückung dieses schändlichen Handels ergriffen, fruchtlos geblieben sind? — Es giebt der Ursachen mehr als Eine, und wir wollen es versuchen, sie hier in der Kürze zu entwickeln.

Zuvörderst ist nationale Eifersucht daran schuld, daß die verschiedenen Schiffs-Geschwader nicht gemeinsam und nicht mit der nöthigen Uebereinstimmung operiren; auch ist das ihnen zustehende Inspectionsrecht (Durchsuchungsrecht) auf gewisse Zonen beschränkt. Die amerikanische Kreuzer-Flotte darf nur solche Schiffe wegnehmen, welche die Flagge der Vereinigten Staaten führen, und gegenwärtig ist die Flotte — wegen des mexikanischen Krieges — sogar in die Gewässer der neuen Welt zurückberufen worden. Die französischen Kreuzer dürfen nur solche Fahrzeuge, die entweder unter französischer oder unter englischer Flagge segeln, wegnehmen; ein ganzes Geschwader von Negerschiffen unter einer anderen Flagge könnte mitten durch sie hindurchsegeln, ohne daß sie das Recht hätten, auch nur Ein Schiff anzuhalten. Die englische Flotte allein besitzt das Recht, die Schiffe aller anderen Nationen — mit einziger Ausnahme der Nord-Amerikaner — zu durchsuchen, allein auch sie besitzt dieses Recht nur innerhalb gewisser, genau bestimmter Zonen und kann es bei französischen Fahrzeugen nur mit einer Vorsicht, durch die es fast wieder aufgehoben wird, geltend machen.

So wird auf die nationale Empfindlichkeit mehr Gewicht gelegt, als auf die Sache der Menschheit, und wenn schon der Wille vorhanden ist, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, so doch zugleich die Bedingung, daß Niemand sich nur auf das leiseste verletzt fühle. Es ist dies eine Thatsache, die wir einfach berichten, das Urtheil darüber einem Jeden überlassend.

Auch scheint aus des Commodore Jones Berichten an die Londoner Admiralität hervorzugehen, daß das britische Geschwader allein seine Bestimmung ernstlich nimmt. „Die französischen Kreuzer" — heißt es in jenem Berichte — „haben, wie ich glaube, keine einzige und die Amerikaner nur Eine Prise gemacht." Haben Frankreich und die Vereinigten Staaten vielleicht nur, um sich von dem Durchsuchungsrecht zu befreien, ihre Geschwader an die afrikanische Küste gesendet, und glauben sie, Alles sey geschehen, wenn nur die Ehre ihrer Flaggen gesichert ist? Nach den Resultaten ihres Benehmens ist man wohl befugt zu solch einer Frage.

Die englische Kreuzerflotille hat von dem 1. April 1844 bis zu dem 26. August 1845 75 Negerschiffe weggenommen, von denen 38 die brasilianische, 19 die spanische, 3 die portugiesische, 1 die sardinische, ein anderes endlich die Flagge der Republik Liberia führte. Dreizehn Fahrzeuge dagegen segelten ohne alle Flagge, oder weigerten sich, sie aufzuziehen. Diese Prisen thun ohne Zweifel dar, daß es dem englischen Geschwader mit seiner Bestimmung Ernst ist, aber sie zeigen nicht minder, in welchem ausgedehnten Maßstabe der Sklavenhandel noch immer betrieben wird.

Außer der zwischen den verschiedenen Kreuzergeschwadern bestehenden Uneinigkeit und außer der Nachlässigkeit, mit der zwei unter ihnen ihrer Bestimmung nachkommen, muß auch die steigende Nachfrage auf den Märkten von Cuba und Brasilien als eine Ursache des fortdauernden Menschenhandels bezeichnet werden. So lange der General Valdez Gouverneur von Cuba war, hatte derselbe sehr nachgelassen. Allein die Dinge haben seitdem eine sehr veränderte Gestalt angenommen, und die spanische Regierung schließt die Augen gegen alle Verletzungen der Verträge, die sie eingegangen, wenn sie solche Verletzungen nicht gar im Geheimen begünstigt. In Brasilien hat der Menschenverbrauch bedeutend zugenommen, seit in den britischen Häfen der Sklavenzucker wieder zugelassen wird. Damit die Production sich steigere, werden die Sklaven durch übermäßige Anstrengung getödtet; es ist das eine einfache Rechnung über Gewinn und Verlust. Wird der Verlust an dem in Menschen bestehenden Kapital durch die Ergiebigkeit der Aerndte mehr als aufgewogen, so wissen die Pflanzer, was sie zu thun haben. Es folgt das so klar aus der Logik der Sklavenbesitzer, daß man ihnen wenigstens in so weit Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, um anzuerkennen, wie sie nur ganz in dem Geist eines Gesetzes handeln, welches sie zu Eigenthümern menschlicher Wesen gemacht hat.

Der Hauptgrund des Uebels aber, der Grund, auf welchen hin es allen Schranken, die man ihm zieht, spottet, liegt in dem ungeheuren Gewinnst, den der Sklavenhandel abwirft. Rechnen wir nur: ein Neger, der an der afrikanischen Küste durchschnittlich mit 100 Franken bezahlt wird, wird in Brasilien durchschnittlich mit 1200 Fr. verkauft. Die Transport- und Unterhaltungskosten belaufen sich auf 300 Fr. per Kopf. Nun nehme man selbst eine bis auf ein Drittel der ganzen erkauften Sklavenmenge steigende Sterblichkeit an, so bleibt noch ein kleiner Gewinn von 200 pCt. Die Rheder der Negerschiffe können also immer auf drei Schiffe eines verlieren und trotzdem gute Geschäfte machen. Ja, einer dieser Leute ging — vielleicht aus Prahlerei — so weit, zu behaupten, daß er von fünf Schiffen nur eines mit seiner Ladung nach Brasilien zu bringen brauchte, um ohne Verlust davonzukommen. Ein anderer dieser Händler mit Menschenfleisch, Manoel Pinto de Fonseca — sein Name verdient bekannt zu werden — soll sich gerühmt haben, daß er eine Million Thaler in diesem niederträchtigen Handel gewonnen.

Die Erfahrung hat es längst gelehrt, daß jedes absolute Verbot zu einer Chimäre wird, sobald es sich um eine Waare handelt, die einen bedeutenden Gewinn verspricht. So läßt sich in Europa, trotz aller Zollkordons, der Schleichhandel, wenn er wirklich einträglich ist, nicht hemmen und es existiren Handlungshäuser, die sich einzig mit derlei Geschäften befassen. Solche Fälle müssen aber immer eintreten, da wo die Wahrscheinlichkeit des Gewinnstes die Wahrscheinlichkeit des Verlustes übersteigt.

Wenden wir diese Axiome der National-Oekonomie auf den Sklavenhandel an, so ergiebt sich, daß die Sklavenschiffe nicht aufhören werden, sich ihren Weg durch die Kreuzerflotten zu suchen und daß sie in diesem ihrem Bestreben selbst dann nicht nachlassen würden, wenn die kreuzenden Schiffe es mit ihren Obliegenheiten schärfer nähmen, als es bisher geschehen ist. Dies ist um so gewisser, je klarer es ist, welche Schwierigkeiten es hat, einen Zollkordon längs einiger hundert Meilen am Meeresufer zu ziehen. Man kämpft niemals siegreich gegen die Natur der Dinge.

Vielleicht hat die Aufstellung der Kreuzerflotten den Zustand der Schwarzen gar noch verschlimmert. Sie werden jetzt in den möglichst engsten Raum

eingesperrt und bei dringender Gefahr ins Meer geworfen. Die Leiden der Ueberfahrt verlängern sich durch die Umwege, welche die Sklavenschiffe, um den Kreuzern auszuweichen, nehmen müssen, auch wagen die Sklavenschiffe es nicht, sich mit allem dem, was die Ladung erheischt, zu versehen, weil sie gezwungen sind, ihr entsetzliches Gewerbe zu verbergen. Wer aber schildert uns die Leiden der armen Schlachtopfer und wer zählt die Todten, die von Stunde zu Stunde des Oceans stumme Wogen verschlingen! Die Phantasie bebt schaudernd zurück bei dem Versuche, eine solche Schreckensscene ins Auge zu fassen.

Allein was ist zu thun unter diesen Verhältnissen? Wenn die Kreuzergeschwader keine Resultate geben, wenn sie das Uebel zuweilen gar verschlimmern, welches andere Mittel bleibt übrig? Wir kennen nur eines: eine allgemeine Freilassung aller Sklaven auf dem ganzen Erdball. Giebt es keinen Markt mehr für Menschenfleisch, so muß auch der Handel damit aufhören. Denkt irgend Jemand daran, Europäer aufzufangen oder zu kaufen? Nein; denn sie sind nicht zu verkaufen. Allein man darf sich versichert halten, daß, wenn es einen Markt für eine solche Waare gäbe, die Aussicht auf Gewinn böte, wir in Europa so gut, als in Afrika, Menschenräuber haben würden.

Die englische Regierung giebt jährlich 12 Millionen für ihre Kreuzer aus; eben so läßt sich annehmen, daß die Ausgaben der französischen Regierung nicht unbeträchtlich sind. Würde dieses Geld nicht weit zweckmäßiger zur E m a n z i p i r u n g der Sklaven verwendet werden? Es ist dies wenigstens die Ansicht der Londoner Abolitionisten-Societät. Schon lange hat sie auf die Unwirksamkeit der Kreuzer aufmerksam gemacht, ja sie erklärt in ihrem letzten Bericht rund heraus, daß, selbst die Konzentrirung der ganzen englischen Marine in den afrikanischen Meeren nicht hinreichen würde, dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen. Jeder Sklavenmarkt dagegen, welcher geschlossen wird, versetzt dem Sklavenhandel einen empfindlichen Streich.

Ginge Frankreich mit seinem Beispiele voran, Cuba würde bald folgen. Die Kolonisten Cuba's sind in mancher Hinsicht weiter vorgeschritten, als die der französischen Inseln. Sie haben aus eigenem Antriebe angefangen, auf einigen ihrer Plantagen die freie Arbeit zu organisiren. Geschähe dies aber überall in Cuba, würden in Cuba keine Sklaven mehr eingeführt, so würde selbst in Brasilien, diesem Haupt-Negermarkt, das alte Gebäude des Sklavenhandels bis in seinen Grundvesten erzittern.

Australien.

Die Eingebornen Australiens.

(Fortsetzung.)

Intellektuelle Anlagen fehlen dem Australier, so roh und wild er ist, nicht gänzlich. Läßt sich ein herzliches Lachen als ein Kennzeichen eines guten Gemüthes betrachten, dann ist er sicher das gutherzigste Geschöpf auf Erden, so leicht und so anhaltend lacht er. Er macht gern Anderer Geberden, und zwar mit vielem Glücke, nach. In dem Verhalten des Volkes gegen uns ist mir nichts vorgekommen, was darauf deutete, daß ihm unsere Sitten und Handlungsweise imponirten; ich muß daher bezweifeln, daß es sich seiner Inferiorität bewußt ist.

So erkenntlich es gegen eine gute Behandlung ist, so leicht ist es, wenn es sich mit Geringschätzung behandelt sieht, beleidigt; es wird dies von den Weißen, namentlich denen der unteren Klassen, nur zu oft übersehen, und sie behandeln die Eingebornen, als besäßen diese nicht das geringste Gefühl. Bei einem Ausfluge, den ich in Begleitung meiner Schafhirten an die Seeküste machte, trafen wir mit einer Familie von Eingebornen zusammen, die eben an einem Bache ihr Lager aufgeschlagen hatte. Da wir ebenfalls Halt machen mußten, so ritt ich mit meinen Leuten zu ihnen heran. Einer der Letzteren — er war eben erst in der Kolonie angekommen — rief dem Australier zu, er solle ihm etwas Feuer geben, damit er seine Pfeife anzünden könne. Der arme Teufel, der ihn mißverstanden hatte, stand auf und wollte ihm die Hand geben. Die weiße Bestie — denn als eine solche zeigte er sich — anstatt die dargebotene Hand des Wilden zu ergreifen und zu schütteln, spie hinein. Der Wilde taumelte mit dem Ausdruck tiefster Kränkung zurück, rieb seine Hand wiederholt an dem Grase ab, als wolle er seine Schmach abwischen, und gab dann seinen Weibern einen Wink, wieder aufzubrechen. Es gelang mir jedoch mit einigen guten Worten und einem Geschenk, ihn zu begütigen, und als wir schieden, reichte ihm sein Beleidiger die Hand. Er wies sie anfänglich zurück, gab aber nach einigem Zureden nach, und wir trennten uns als gute Freunde.

Daß sich die Eingebornen durch das Eindringen der Weißen aufs tiefste in ihrem Rechte gekränkt glauben, kann nicht bezweifelt werden; auch machen sie gar kein Hehl aus diesem Gefühl. Als Sir George Arthur Gouverneur von Vandiemensland war, pflegte er über die Maßregeln, die er hinsichtlich der Eingebornen zu treffen beabsichtigte, einen der Letzteren zu Rathe zu ziehen. Es war dies ein gescheidter Bursche, Namens Jem. Zu der Zeit, als der Gouverneur mit dem Plane umging, sämmtliche Eingeborne nach einer kleinen Insel — die Marien-Insel genannt — zu transportiren, einem Plane, dem sie aufs äußerste entgegen waren, hatte er mit Jem, der einige Brocken Englisch aufgeschnappt hatte, folgendes Zwiegespräch:

J e m. Wozu braucht Ihr denn schwarze Leute auf der Marien-Insel, Massa Gouverneur?

G o u v. Weil Ihr hier immer mit den Ansiedlern zusammengerathet; dort werdet Ihr unter Euch allein seyn, und Niemand wird Euch beunruhigen.

J e m. Das gefällt mir aber durchaus nicht. Zuerst kommen die weißen Leute in unser Land, bringen eine Menge von Ochsen und Schafen mit, die fressen alles Gras auf, die Känguruhs haben kein Futter mehr und laufen weg. Nun sagt Ihr: auch die schwarzen Leute sollen aus dem Lande. Das gefällt mir ganz und gar nicht. Dies ist unser Land, und wir wollen hier bleiben.

G o u v. Aber wir wollen Euch lehren, das Land zu bauen; Ihr sollt Gärten bekommen, wo Ihr Eure Kartoffeln und Euren Taback ziehen könnt.

Während der Gouverneur ihm weiter die Vortheile eines solchen arbeitsamen Lebens auseinandersetzte, ließ sich zufällig dicht neben ihnen eine Fliege auf einem Tische nieder. Diesen Vorfall benutzte Jem auf der Stelle zu einem Argument für seine Sache. „Seht Ihr das Ding da sitzen, Massa Gouverneur?“ fragte er. — „Freilich, Jem; es ist eine Fliege.“ — „Glaubt Ihr, daß Ihr diese Fliege zum Arbeiten bringen könnt?“ — „Nein, Fliegen können nicht arbeiten.“ — „Und wie sollen die schwarzen Leute auf Euer Geheiß arbeiten? Sie können eben so wenig arbeiten!“ sagte Jem.

Obgleich das Volk, im Grunde genommen, gutartig ist, so ist es doch sehr rachsüchtig, und da, nach seinen Begriffen, alle Weißen zu einem und demselben Stamme gehören, so sucht es sich an dem ersten besten von diesen zu rächen, wenn es sich von einem Weißen beleidigt glaubt. Es ist sehr zu bedauern, daß die ersten Weißen, mit denen es in Berührung kam, Verbrecher der schlimmsten Art waren, von denen es, trotz aller Vorsichts-Maßregeln der Regierung, auf die empörendste Weise behandelt ward. Die Beleidigung jedoch, welche es am schwersten verschmerzen konnte, war der Verkehr der Weißen mit seinen Weibern. Die europäischen Verbrecher lockten die Weiber der Eingebornen in ihre Hütten, und wenn der Mann kam, seine Frau zurückzufordern, wurde auf ihn gefeuert. Mit offener Gewalt konnten die Eingebornen gegen die Weißen nichts ausrichten; sie nahmen daher ihre Zuflucht zur List. Tagelang lagen sie im Hinterhalt, auf einen Weißen, wie sonst auf ein Känguruh, lauernd, um ihn, wenn er in ihre Hände fiel, ohne Erbarmen niederzuschlagen. Diese List und Grausamkeit scheinen allerdings nicht gut mit der Gutmüthigkeit, welche ich den Australiern weiter oben zugeschrieben, in Einklang gebracht werden zu können, allein man muß den Charakter des Wilden nicht beurtheilen, wie den civilisirter Menschen. In den Augen eines Wilden ist Rache nichts als gerechte Vergeltung, und da er durch keine Grundsätze der Moral im Zaume gehalten wird, so verfährt er gegen einen Menschen nicht anders, als gegen ein wildes Thier. Ihm fällt es nicht ein, daß er ein Verbrechen begangen, wenn er sich eines Mordes schuldig gemacht; er prahlt vielmehr auf seine That, als auf eine Heldenthat. Ich ließ einmal einen Trupp Wilder ihre Speere nach einem Schilde, den ich ihnen als Ziel aufgestellt, schleudern, um ihre Geschicklichkeit in der Handhabung jener Waffe auf die Probe zu stellen. Unter ihnen befand sich ein alter Häuptling, der sich ganz besonders hervorthat. Da ich wußte, daß sie sich gern loben lassen, sagte ich ihm, daß er ein tüchtiger Kerl sey. Einer meiner Freunde, der zugegen war, nahm daraus Veranlassung, ihm zu sagen: „Ich wette, daß Ihr schon manchen Weißen getödtet habt!“ Diese Aeußerung schien dem Alten noch weit besser als mein Kompliment zu gefallen; er sah sich mit unverkennbarem Stolze um und sagte: „Eine Menge getödtet, eine Menge getödtet!“

Ich habe mehrere Beispiele dieser Art erlebt, und es bestätigt mich das in meiner Meinung, daß dieses Volk gar keine Begriffe von Recht und Unrecht hat, und daß es nie aus Grundsätzen, sondern immer nur, gleich Kindern, gemäß dem Impulse handelt, welchen der Augenblick ihm giebt. Man kann sich daher niemals auf sie verlassen. Wer ihre Wünsche befriedigt, dem scheinen sie mit Leib und Seele ergeben; kreuzt er jedoch im nächsten Moment eine ihrer Absichten, so kömmt es ihnen gar nicht darauf an, ihm, wenn er es am wenigsten erwartet, ihren Speer in den Rücken zu stoßen.

Ihre Sprache ist, wie sich erwarten läßt, äußerst dürftig und vermag blos diejenigen äußeren Gegenstände zu bezeichnen, mit denen sie täglich zu thun haben. Allein selbst diese Sprache ist keine allen Eingebornen gemeinsame Sprache; fast jeder Stamm hat seinen besonderen Dialekt, und einige dieser Mundarten unterscheiden sich so stark von einander, daß in ihnen eine gegenseitige Verständigung nur mit Schwierigkeiten möglich ist. Seit sie in Berührung mit den Weißen gekommen, haben sie Bekanntschaft mit einer Menge von Gegenständen gemacht, für die ihnen natürlich die Worte fehlten. Allein die meisten dieser Gegenstände überstiegen so sehr ihr Begriffsvermögen, daß sie für dieselben gar keinen Namen zu ersinnen vermögen. Wie z. B. sollen sie eine Dresch- oder Dampfmaschine bezeichnen, von deren Zweck und Gebrauch sie auch nicht die mindeste Idee haben? Für diejenigen Dinge freilich, die ihnen nicht zu hoch waren, stempelten sie neue Worte, aber dies vermehrte nur die unter ihren verschiedenen Idiomen schon früher bestehende Verwirrung; denn jeder Stamm, ja fast jede Familie eignete sich besondere Worte und Ausdrücke, wie sie diese bei ihrem Verkehr mit der weißen Bevölkerung aufgefangen, an. Bei unseren Versuchen, ihre Sprache zu erlernen, ereignete es sich nicht selten, daß wir Worte, als ihrer Sprache angehörig, notirten, die sich endlich als englische auswiesen und die sie nur durch eine Aenderung, einen Zusatz — welche ihnen die Aussprache erleichtern sollten — unkenntlich gemacht hatten. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß ihre eigene Sprache in nicht sehr langer Zeit gänzlich verschwinden wird, und da starke Anzeichen vorhanden sind, daß die schwarze Bevölkerung selbst in einer wachsenden Verminderung begriffen ist, so möchte die Zeit nicht fern seyn, in der wir sehen, wie ein ganzes Volk, ohne eine Spur seines Daseyns zu hinterlassen, untergegangen ist.

Ich habe bis jetzt noch nicht derjenigen ihrer Gewohnheiten gedacht, die

sich auf den Umgang der beiden Geschlechter unter einander beziehen. Der Gegenstand ist von zarter Natur, doch kann er dienen, manche irrige Ansichten zu berichtigen, die gegenwärtig über die Ursache jener Abnahme der eingeborenen Bevölkerung, welche ich so eben erwähnte und die man ganz unrichtigerweise der Colonisation Schuld geben will, in Umlauf sind.

Ihre Lebensweise bedingt natürlich eine unbeschränkte Vertraulichkeit zwischen den beiden Geschlechtern und entzündet so in einem frühzeitigen Alter den sinnlichen Trieb. Diesem zu genügen, hält sie kein Band der Verwandtschaft zurück, so daß Bruder und Schwester, ohne sich irgend ein Bedenken zu machen, einander beiwohnen. In der Regel wählen sie ihre Weiber — denn sie sind nicht auf eine Frau beschränkt — aus irgend einem anderen Stamm, und das Vorspiel zu ihrer Werbung ist — Nothzucht (violence). Das arme Frauenzimmer wird in der Abwesenheit ihrer Beschützer überfallen, durch Schläge betäubt und — gleichgültig, was sie dabei leidet — durch die Wälder entführt. Der Mann ist um nichts weiter besorgt, als seine Beute bei den Seinigen in Sicherheit zu bringen, wo dann ein Auftritt erfolgt, zu ekelerregend, um ihn auch nur anzudeuten. Die so geraubten Weiber nun werden ihren Frauen und dem Stamm einverleibt, dem ihre Ehemänner angehören. Den armen Geschöpfen liegen alle Plackereien des Lebens zur Last, da es der Mann unter seiner Würde hält, sich außer der Jagd mit sonst etwas zu beschäftigen. Demgemäß müssen die Weiber das von den Männern erlegte Wild nach dem Lagerplatze schleppen, sie müssen Brennmaterial sammeln, Feuer anmachen und aufpassen, daß es nicht ausgehe. Außerdem liegt ihnen allein die Sorge für ihre Kinder ob, ein nicht leichtes Pensum, wenn man erwägt, daß sie dieselben auf dem Rücken mit sich schleppen müssen, bis sie stark genug sind, um die Anstrengungen des Umherwanderns durch ein rauhes Land aushalten zu können; sie müssen sie endlich so lange stillen, bis sie zu kauen vermögen, da sie keine Mittel haben, um eine andere Nahrung für ihre Kleinen zu bereiten.

Obgleich die Weiber gute Mütter sind, so herrscht doch die Sitte des Kindermordes. Es ist Thatsache, daß sie ihre neugeborenen Kinder tödten, wenn ein älteres Kind da ist, welches ihrer Unterstützung noch bedarf. Zur Entschuldigung sagen sie — und zwar nicht ohne Grund — daß sie unmöglich mehr als ein Kind zu gleicher Zeit aufziehen können, und daß der Versuch, zwei beim Leben zu erhalten, beiden das Leben kosten müßte. Um das Anwachsen ihrer Familien zu verhindern, suchen sie künstlich Fehlgeburten zu veranlassen, und wenn eine Frau mit einem Kinde an der Brust stirbt, so wird dieses lebendig mit ihr begraben. Einige Europäer, die einer solchen Scene beiwohnten, gaben von derselben folgende Beschreibung: Nachdem der Körper der Mutter ins Grab gelegt war, sahen die Umstehenden mit Entsetzen, wie der Vater selbst das lebende Kind zu ihr legte und dann einen schweren Stein darauf warf, indessen die übrigen anwesenden Eingebornen das Grab ausfüllten. Es ereignete sich das Alles so schnell, daß die europäischen Zuschauer gar nicht zur Besinnung kommen konnten, um einzuschreiten; ja, als sie dem Vater Vorwürfe machten, war dieser so weit von dem Glauben, etwas Unmenschliches gethan zu haben, entfernt, daß er seine That rechtfertigte und meinte, wie, da er kein Weib habe zwingen können, das Kind aufzufüttern, dieses, wenn er es nicht getödtet hätte, nur für einen gräßlicheren Tod würde aufbehalten worden seyn.

Alle diese Gewohnheiten erklären hinlänglich die außerordentlich geringe Menge von Kindern bei allen Stämmen und die dünne Bevölkerung überhaupt, deren ganzer Betrag auf nicht mehr als 50,000 Seelen geschätzt wird, was gewiß auffallen muß, wenn man bedenkt, daß der Kontinent von Australien 140,000 (engl.) Quadratmeilen enthält, also nicht viel weniger, als Europa.

Ob die Ureinwohner der Civilisation fähig sind, ist eine Frage, über die es sehr verschiedene Meinungen giebt. Die Einen wollen behaupten, daß das Volk alles intellektuellen Vermögens so durchaus baar und ledig sey, so versunken in Aberglauben und Vorurtheilen, daß von Civilisirung keine Rede seyn könne. Und in der That, wenn man die geringe Summe von Begriffen moralischer oder religiöser Natur überschlägt, die sich bei ihnen allenfalls vorfinden, so möchte man daran verzweifeln, sie jemals der Segnungen des Christenthums theilhaft werden zu sehen. Herr Gell *) in seinen Bemerkungen über die Sprache der Eingebornen von Neu-Süd-Wales sagt: Nie vielleicht hat der gesellschaftliche Instinkt auf einer so tiefen Stufe bei irgend einem anderen Menschenstamme gestanden. Eine ganze Reihe von Worten, die Verwandtschaftsgrade bezeichnen, beweist allerdings, daß die Societät der Familie besteht, allein diese besteht auch allein. Sie haben keine Häuptlinge, keine Gerichte noch Gesetze, und wir sehen uns in ihrem Wörterbuche vergebens nach Ausdrücken um, die jenen Begriffen entsprechen. Je schwächer, hinterlistiger und undankbarer sie sind, um so schwerer wird es halten, in ihnen die vergessene Idee eines gesellschaftlichen Rechtes wiederzuerwecken. Sollen sie jedoch des Schutzes der Europäer genießen, so müssen sie europäischen Gesetzen unterworfen werden. Vergangenes Jahr wurden zwei Eingeborne gehangen, deren Anverwandte nunmehr von ihrem Stamme Strick-Vater, Sohn und Brüder genannt werden. Es besteht unter ihnen eine eigene Art von Gottesgericht für Fälle, in denen ein Mord von unbekannter Hand geschehen ist. Der Leichnam wird in einem Sarge (Tirvalli, d. i. der Wissende, genannt) umhergetragen. Einer der Anwesenden fragt: Hat Euch Jemand im Schlafe ermordet? Kennt Ihr ihn? Dreht sich der Sarg nicht, so wird eine verneinende, dreht sich aber der Sarg — welche Bewegung als von der durch die über dem Sarge schwebende Seele bewegten Leiche herrührend betrachtet wird — so wird eine bejahende Antwort angenommen. Ist der Mörder zugegen, so bewegt sich der Sarg auf ihn zu, und ein Kampf erfolgt.

*) Direktor der Queens-school in Hobarttown.

Ist es schon schwierig, in einem solchen Volke den Sinn für ein gesellschaftliches Recht zu wecken, so dürfte es noch schwieriger seyn, ihr religiöses Gefühl zu läutern. Sie besitzen zwar Worte für „Mörder", „Dieb", „Verleumder", aber keines für „Gott", Priester", „Gebet", „Gesetz". Unter allem auf der Erde verbreiteten Aberglauben hat der ihrige den am wenigsten religiösen Anstrich. Das Geschrei der Eule, des Vogels des Zwielichts, zaubert ihren Kindern die Seele hinweg, so daß sie krank werden und sterben. Das schwarze Ungethüm mit seinem aufgeschwollenen Bauch liegt allnächtlich im Hinterhalte, um sie zu überfallen und im Schlafe zu tödten. Seine durch die Bäume rauschende Stimme mahnt sie, Acht auf ihre Feuer zu haben, denn nur, wenn dieses ausgegangen, naht es. Der Mörder Nakunna, in der Gestalt eines Mohren, überfällt sie bei Nacht und tödtet sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Personen und Zustände in Rußland. Herr Iwan Golowin, der bekannte russische Edelmann, der in das freiwillige Exil nach Paris und von da, als ihm von Seiten des französischen Ministeriums angezeigt worden war, „daß sein Verlangen, in Frankreich sein politisches „Domizil zu begründen, nicht geeignet sey, dem Könige zur Genehmigung „vorgelegt zu werden", nach London sich begab, hat jetzt gleichzeitig in französischer und in englischer Sprache Rückblicke auf Personen und Zustände Rußlands herausgegeben. *) Er beruft sich, um zu beweisen, daß diese Darstellungen seinem Patriotismus und seiner Liebe zum russischen Volke keinen Eintrag thun können, auf den Vorgang Bernardin's de St. Pierre, welcher gesagt, daß nicht diejenigen, welche ihrem Lande schmeichelten, sondern diejenigen, welche ihm die volle Wahrheit sagten, wahrhafte Patrioten seyen. Gewidmet ist das Buch dem Lord Dudley Stuart, dem bekannten Polenfreunde, den der Verfasser als seinen Meinungsgenossen auf slawischem Gebiete begrüßt. Es enthält in einer zum Theil sehr romanhaften, zum Theil aber, wie es scheint, auf Memoiren und Aktenstücken begründeten Form folgende Skizzen: „Der Polenfreund"; „die französische Sklavin"; „der Spion"; „die Jungfrau von Kursk"; „eine Degradation"; „der Maskenball"; „Herr Swetajew"; „der kaukasische Gefangene"; „der Dorpater Student"; „ein Bauern-Aufstand"; „der Ssaischnik"; „der Kutscher der vornehmen Dame"; „der Räuber aus Rache", und „die Kosaken". — Wir zweifeln nicht, daß sehr bald auch eine deutsche Uebersetzung des Buches erscheinen werde.

— Guttenberg, ein italiänisches Drama. **) Wir möchten gern so viel Lobenswerthes als irgend möglich an diesem Stücke hervorheben, weil es sich einen deutschen Stoff gewählt hat, der unserem Nationalstolze auf die Erfindung des mächtigsten Kulturhebels schmeichelt, und weil wir es immer gern sehen müssen, wenn uns deutsche Zustände der Vergangenheit oder Gegenwart in dem Spiegel einer ausländischen Auffassung vorgeführt werden. Allein bei aller Mühe, die wir uns aus Dankbarkeit dafür geben, um dem vorliegenden Stücke Interesse abzugewinnen, können wir dasselbe doch nur als einen sehr schwachen Anfänger-Versuch im Gebiete des Drama's betrachten; es entbehrt jeder dramatischen Handlung und Verwickelung und steht selbst an Charakterzeichnung bei weitem hinter dem gleichnamigen Stücke unserer Birch-Pfeiffer zurück. Nur zuweilen erhebt es sich, von der Macht der geistigen Bedeutung der Erfindung getragen, aus dem gewöhnlichen hohlen Pathos der meisten jüngeren italiänischen Schriftsteller zu einer gedankenschwereren Beredtsamkeit empor und erweckt dann einige Erwartung für spätere reifere Leistungen des Verfassers. Die einleitende historische Abhandlung enthält für deutsche Leser nichts Bemerkenswerthes, obwohl sie den Italiänern manches nicht allgemein unter ihnen Bekannte über die verschiedenen Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst sagen mag.

*) Types et caractères russes. Par M. Ivan Golovine. 2 Bde. — Paris, Capelle, 1847.

**) Guttenberg, o l'invenzione della Stampa. Dramma storico di Pietro Rotondi. — Mailand, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Donnerstag den 8. Juli 1847.

Nord-Amerika.

Deutsche Auswanderer in Nord-Amerika. *)

Obgleich im Gewande der Fiction und mit einigem romanhaften Beischmuck ausgestattet, der seinen inneren Werth eben nicht erhöht, gehört das Buch, das uns zu diesen Zeilen Anlaß giebt und welches wir mit vielem Interesse gelesen haben, zu dem Besten, was über die Verhältnisse und die Aussichten der deutschen Emigranten in den Vereinigten Staaten geschrieben worden. Der Verfasser, Herr Gerstäcker, der schon durch seine „Regulatoren in Arkansas" eine ungewöhnliche Vertrautheit mit amerikanischen Zuständen beurkundet hat, erzählt hier mit graphischen Zügen die Fata einer deutschen Auswanderer-Kolonie, die, wie es so oft geschieht, in der trügerischen Hoffnung über das Weltmeer schifft, dort ein neues Paradies zu finden, wo man der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens ohne dessen Sorgen und Mühsale geniessen kann. Welche bittere Enttäuschung der armen Fremdlinge harrt, die ohne Kenntniß der Sprache, der Sitten und der Gebräuche des Landes anlangen und das Bürgerrecht in ihrer neuen Heimat nicht selten mit dem Verlust ihrer ganzen Habe erkaufen müssen, ist hier mit so vieler Wahrheit geschildert und so treu nach dem Leben ausgemalt, daß die unbesonnene Auswanderungslust eine heilsame Warnung daraus schöpfen könnte.

Eine kurze Analyse des Werkes möchte nicht ganz überflüssig seyn, um einige Bemerkungen zu erläutern, die wir daran knüpfen wollen. Die Gesellschaft, deren Schicksale ihm zum Thema dienen, schifft sich in Bremen ein, nachdem sie vor ihrer Abreise einen Vorstand gewählt hat, der aus sechs Personen besteht und von welchem ein Mitglied die Führung der gemeinschaftlichen Kasse übernimmt. Sämmtliche Reisende — mit Einschluß der Frauen und Kinder beiläufig 60 Köpfe — unterschreiben die von dem Vorstande entworfenen Gesetze, die, wie es in der Einleitung heißt, dazu dienen sollen, „die Auswanderer fest und freundlich aneinanderzuketten und zu einem schönen Zwecke zu vereinigen"; wie wenig aber der Vorstand zur Erreichung dieses Zweckes beitrug und beitragen konnte, zeigt der Verfolg des Buches vom Anfang bis zu Ende.

Die Seereise in dem überfüllten Zwischendeck ist die erste harte Prüfung, welche die armen Reisenden zu bestehen haben. Es ist schwer, sich die Gräuel zu veranschaulichen, die eine solche Fahrt darbietet; wir haben über diesen Punkt Details gehört, die das von Herrn Gerstäcker Erzählte weit übertrafen und wirklich haarsträubend waren. Wie auf dem Sklavenschiffe werden die Passagiere ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter in den schmalsten Raum hineingezwängt, wo sie die langen Nächte bei verschlossenen Luken ohne Licht und in einer verpesteten Atmosphäre zubringen müssen. Wenn nun das Seeleben sogar für die Kajüten-Passagiere mit manchen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten verknüpft ist, was müssen erst jene Unglücklichen leiden, denen jedes Mittel fehlt, ihren Zustand einigermaßen erträglich zu machen, die ohne Pflege der qualvollen Seekrankheit preisgegeben und auf die gröbste, widrigste Kost beschränkt sind! Glücklicherweise hat sich jetzt der amerikanische Kongreß veranlaßt gesehen, zur Abhülfe dieses Uebels die Zahl der Passagiere genau nach dem Tonnenmaß festzustellen, wodurch wenigstens die schreckliche Ueberfüllung der Schiffe verhütet wird. Den Rhedern in Bremen, Hamburg u. s. w. mag dieses Gesetz allerdings ein Strich durch die Rechnung seyn; für den aber, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, ist es gewiß höchst erfreulich, und wird er nur hoffen, daß es nicht, wie zu oft bei amerikanischen Gesetzen, bald wieder zum todten Buchstaben herabsinken möge.

Kehren wir jedoch zu unsern Auswanderern zurück. In New-York angekommen, werden die Zwischendecks-Passagiere von betrügerischen, deutschen Gastwirthen geprellt, verlieren zum Theil ihre Bagage, die sie fremden Negern anvertraut, und sehnen sich bald aus der grossen, ungastlichen Stadt hinweg. Der Vorstand, der sich indessen in einem französischen Boarding house in der Hudson-Straße ziemlich komfortabel einquartiert hat, beruft daher eine Raths-Versammlung der Einwanderer, um sich über die nächst zu nehmenden Maßregeln zu verständigen und das Weitere zu beschliessen. Hier kommt der Intrigant des Romans zum Vorschein — ein gewisser Doktor Normann, der selbst ein Deutscher, aber eine Reihe von Jahren in Amerika gelebt hat. Dieser bietet ihnen einen 160 Acres grossen Landstrich in Tennessee an, zweihundert deutsche Meilen von New-York in der Nähe des Mississippi gelegen, wovon er ihnen eine glänzende Beschreibung macht und wofür er nur den billigen Preis von 4 Dollars per Acre fordert. Es ist zwar in Amerika genug freies Land (government oder congress land) für 1¼ Doll. der Acre zu haben, aber dieses befindet sich noch völlig im Naturzustande, wogegen das unserer Kolonie angebotene schon zum Theil urbar gemacht, mit bequemen Gebäuden versehen und sorgfältig „eingefenzt" *) seyn soll; hierzu kommt noch die vortheilhafte Lage bei der kleinen Stadt Halchentown, an der Mündung des schiffbaren Flusses Big-Halchen. Das Land mit den Gebäuden wird also vom Vorstande gekauft, und die Gesellschaft macht sich mit Sack und Pack auf den Weg, um sich auf ihrem neuen Besitzthum niederzulassen. Nach manchen Beschwerden und mit Zurücklassung eines Theils ihrer Habseligkeiten gelangt sie endlich an das Ziel ihrer Reise, wo es sich aber herausstellt, daß der vermeintliche schiffbare Fluß ein versandeter Creek ist, die sogenannte Stadt Halchentown aus einem einzigen Blockhause besteht, die Gebäude verfallen und unbewohnbar sind und der einst urbar gemachte Fleck wieder mit jungen Schößlingen und wucherndem Gesträuch bewachsen ist, welches sich noch schwerer ausrotten läßt, als die alten Bäume. — Dergleichen Betrügereien sind in New-York und anderen Städten an der Tages-Ordnung und waren es noch viel mehr zur Zeit der unsinnigen Land-Speculation in den Jahren 1836—1837; Ref. sind Fälle bekannt, wo nicht allein Deutsche, sondern auch Engländer und sogar auch Amerikaner selbst auf ähnliche Art hintergangen wurden. Man legte ihnen nämlich eine Karte oder einen Plan vor, worauf eine neue Stadt mit Straßen, öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Hotels u. s. w. gezeichnet und die vakanten Bauplätze gehörig angegeben waren, die dem Kauflustigen zu hohen Preisen überlassen wurden, wozu sich dieser auch um so bereitwilliger verstand, als man Beispiele hat, daß in den neuangelegten Städten des Westens der Preis solcher Bauplätze (buildings lots) in wenigen Jahren um das Zehnfache steigt. Nachdem nun der Käufer nach der bezeichneten Stadt gekommen, findet er oft, daß die Stelle, auf der sie stehen soll, noch dichter Urwald ist und die Bäume nur so weit gelichtet sind, um die Richtung der Straßen, so wie die künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind. Man erzählt eine Anekdote von einem Franzosen aus Neu-Orleans, dem ein Stück Land auf Long Island, nicht weit von New-York, verkauft wurde, der aber bei seiner Ankunft entdeckte, daß das angebliche Land nur ein Theil des East River oder des zwischen jener Insel und dem Kontinent befindlichen Sundes sey und ganz unter Wasser stehe! — Die Verkäufer gerichtlich zu belangen, wäre unnütze Mühe, da man sich hierdurch nur neue Kosten zuzieht und es überdies auch zu nichts helfen würde, seinen Prozeß zu gewinnen, indem eine fingirte Insolvenz-Erklärung den Schuldigen leicht von aller Verantwortlichkeit erlöst, wenn er es nicht vorziehen sollte, seinen Wohnsitz in einem anderen Staate aufzuschlagen oder sich ganz unsichtbar zu machen.

Mit dieser traurigen Erfahrung werden auch unsere armen Auswanderer nicht verschont, als sie das vorgespiegelte Eldorado erreichen. Das Landen am öden, waldigen, schlammigen Ufer des Mississippi in finsterer Nacht und im fürchterlichsten Unwetter, da der Dampfboot-Capitain nicht bis zum folgenden Morgen anlegen will, so wie die bittere Täuschung, als sie das Land dicht verwachsen und theils aus Sumpf und Moor bestehend, die Gebäude ganz zerbröckelt und jede Spur von Anbau verschwunden finden, während das ungesunde Klima ihnen mit seinen tödlichen Fiebern droht — alles dieses ist mit so kräftigen Pinselstrichen gezeichnet, daß es Jedem, der amerikanische Zustände kennt, das Selbsterlebte wieder auffrischen und in konkretester Form vergegenwärtigen muß. Was die ferneren Schicksale der Kolonisten betrifft, so müssen wir auf das Buch selbst verweisen, dessen Lektüre wir mit gutem Gewissen empfehlen können; Schade, daß der Verfasser seine Katastrophe durch einen jener aus französischen Vaudevilles entlehnten, wunderlichen aber gutmüthigen und steinreichen Alten herbeiführen läßt, der den Liebenden (die in einem Roman natürlich nicht fehlen dürfen) als Deus ex machina zu Hülfe kommt und somit einigermaßen der lebendigen Wahrheit und Thatsächlichkeit Abbruch thut, welche dieses Buch im Ganzen charakterisiren.

Die Geschichte schließt mit der Auflösung der projektirten Kolonie, und ein solches Ende steht, unserer Ueberzeugung nach, allen deutschen Kolonialversuchen in Amerika bevor. Der Plan, der den Unternehmern dabei vorschwebt und dem ein gewiß ehrenwerther, aber übel verstandener Patriotismus zum Grunde liegt: die Aufrechthaltung des vaterländischen Wesens, der vaterländischen Sitten und der vaterländischen Sprache, wird sich nie auf die Dauer

*) Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Brockhaus. 1847.

*) Von fence, to fence (Zaun, einzäunen), woraus die Deutschen in Amerika die neuen Wörter: Fenz und einfenzen gebildet haben.

verwirklichen lassen, und ließe er es sich auch, so wäre seine Verwirklichung nicht wünschenswerth — am wenigsten für die Auswanderer selbst. Eine abgesonderte Kolonie der Deutschen in den Vereinigten Staaten würde ein imperium in imperio bilden, das sich in einer ähnlichen Lage befinden würde, wie die Juden in Preußen bis zum Jahre 1812 — ja, in einer noch weit unvortheilhafteren, da sie durch ihre Sprache von der überwiegenden Majorität des Volkes geschieden wäre und sich ihr gegenüber keinesweges durch größere Gewandtheit auszeichnen möchte. Je schneller sich daher der deutsche Auswanderer mit dem Amerikaner amalgamirt, je entschiedener er alle cisatlantischen Reminiscenzen von sich abstreift, die mit seinen neuen Verhältnissen nicht mehr übereinstimmen, desto besser für ihn, und wo dieses durch äußere Umstände — wie in einigen Theilen von Pennsylvanien — verzögert wird, kann das Resultat für die deutsche Bevölkerung nur ungünstig seyn, da letztere in einem solchen Falle stationair bleibt, während Alles um sie her vorschreitet. Die Tendenz, sich mit den Anglo-Amerikanern zu verschmelzen, hat sich übrigens von jeher bei allen anderen Volksstämmen europäischer Abkunft bemerkbar gemacht; die Holländer in New-York, die Franzosen in Süd-Karolina, die Schweden in Delaware haben längst jede Spur ihrer Nationalität verloren, die zäheren Kreolen in Louisiana und Missouri wehren sich umsonst gegen die Uebergriffe des fremden Elements, und es läßt sich also leicht voraussehen, daß es den durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehaltenen, stets unter sich selbst uneinigen und in Landsmannschaften getrennten Deutschen nicht besser gelingen werde, eine selbständige und abgesonderte National-Existenz zu behaupten.

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

„Wenn es wahr ist, daß das Korn billiger in Odessa, als in Polen ist, so ist das gleichgültig, es ist beinahe eben so gleichgültig, zu wissen, wie viel die Körner und Wurzeln kosten, von denen der Afrikaner sich an den Quellen des Nigers nährt. In den letzteren Jahren, als im westlichen Europa wenig Begehr war, stand in Odessa der gewöhnliche Preis auf 10 bis 11 Francs, an Bord geliefert. Im Magazin zu Marseille kommt der Hectolitre mindestens auf 13 Francs, ohne Geschäftsvortheil; mit dem Geschäftsvortheil, mit den Havarie-Chancen, mit den Verlusten u. s. w. muß man 18 Francs rechnen. Aber das Korn, tousselle genannt, welches die Provence erzeugt, ist von einer weit besseren Qualität. Das Odessaer Korn zu 18 Francs entspricht dem Provence-Korn zu 23 Francs, und den Preisen von 18 oder 20 Francs zu Marseille kommen etwas mehr im Innern die Preise von 20 bis 25 Francs gleich. Wir sprechen nicht von dem jetzigen Augenblick, wo die Preise in Odessa eine doppelte Höhe erreicht haben. Wenn die Provence zu 10—20 Francs schlechtes, zu 23—25 Francs das beste Korn liefert, so käme sie kaum den Norddistrikten gleich; sie wäre also nicht privilegirt und könnte sich nicht der Uebervortheilung schuldig machen. Damit man sich aber keine falsche Vorstellungen macht, möge man andeuten, daß im Odessaer Hafen der Hectolitre Korn am Schiffsbord mehr als 10—11 Francs kostet, sobald nur etwas Begehr da ist. Alsdann käme das Odessaer Korn in Marseille auf mehr als 18 Francs zu stehen. Wo zeigt sich hier nun jene Preiserniedrigung, welche der Landbau glaubt fürchten zu müssen?

„Was nun die Quantität betrifft, welche das schwarze Meer auf den Markt werfen könne, so ist hier eben so, wie bei der Ostsee, übertrieben worden. Odessa kann gewöhnlich 1,600,000 Hectolitres liefern, die Häfen des Asowschen Meeres liefern 600,000 Hectolitres, die Donau-Fürstenthümer ungefähr 800,000 Hectolitres, in ganzer Summe 3 Millionen Hectolitres. Hierzu die 5 Millionen Hectolitres der Ostsee genommen, giebt eine Reserve von 8 Millionen. Es ist indeß nicht unnütz, zu bemerken, daß der niedrige Stand der Landwirthschaft an den Ufern des schwarzen Meeres eine große Verschiedenheit der Jahre bedingt, und daß unter drei Aerndten eine sehr schwach, beinahe nichts ist. Statt der 8 Millionen Hectolitres kommt zwar vom 1. Juli 1846 bis zum 1. Juli 1847 viel mehr, vielleicht das Doppelte von dort nach Europa, es sind aber nicht ihre Durchschnitts-Vorräthe, welche diese Länder dieses Mal an Europa verkaufen, sondern es sind die seit mehreren Jahren aufgehäuften Vorräthe, sie leeren ihre Speicher. Die Preise zu Odessa, zu Taganrog, zu Danzig, zu Riga, in allen Häfen des baltischen und des schwarzen Meeres sind, im Verhältniß zur Höhe der Getraidepreise im westlichen Europa, gestiegen. Von 11 Francs ungefähr ist das Korn in Odessa auf 20 und 23 Francs in die Höhe gegangen u. s. w."

Es ist also, fährt Chevalier fort, eine große Täuschung, in der viele Personen in Frankreich befangen sind, daß die freie Korn-Einfuhr den Ruin unserer Landwirthschaft nothwendig zur Folge haben müsse. Man beklagt unsere Ländereien, welche öde werden würden; man schildert unsere Bauern, als ob sie außer Stande seyn würden, mit den russischen Leibeigenen die Konkurrenz auszuhalten, welche für den elendesten Lohn einen Boden bebauen, der sich in unendlichen Linien vor ihnen hinzieht und auf dem beinahe gar keine Abgaben lasten. Aber Chevalier sucht nachzuweisen, daß man durch eine Verbesserung der Landwirthschaft in Frankreich leicht in den Stand gesetzt werden würde, es mit dem Odessaer Preise aufzunehmen, weil dieser mindestens 10—11 Francs beträgt. Die freie Korn-Einfuhr würde deshalb nur dazu dienen, die Landwirthschaft zu heben und die Preise zu erniedrigen.

Von großem Interesse wird es seyn, zu hören, was Chevalier in der vorliegenden Beziehung über Amerika sagt, als dessen gründlichen Kenner er sich schon früher bewiesen hat. Lassen wir ihn hier mit seinen eigenen Worten reden:

„Es ist eine von der Geschichte bewiesene Thatsache, daß allemal, wenn ein Volk in seinem Wachsthume bis zu einem gewissen Punkte gekommen ist, dann die Theilung der Arbeit in demselben an Ausdehnung gewinnt, mit Hülfe des durch den Landbau gehäuften Kapitals. Man fing an, ausschließlich das Land zu bebauen, und kommt zu Handel und Manufaktur. Die Steigerung des Reichthums bringt eine Verfeinerung der Sitten mit sich, man hat mehr Muße, die Bildung wächst. Die socialen Verhältnisse werden angenehmer, und, indem man sie um so mehr aufsucht, vereinigt man sich in Städten, welche allmälig zu Hauptstädten wachsen. Nach und nach vermindert sich die Zahl der ackerbautreibenden Bevölkerung. Durch die Vervollkommnung der Landwirthschaft und die Anwendung der Maschinen genügt eine kleine Anzahl von Händen, dem Boden eine weit größere Quantität von Früchten abzugewinnen, oder mit denselben Arbeitskräften erreicht man, unter ähnlichen Verhältnissen, wie vorher, eine weit größere Production; die dem Ackerbau entfremdete Population entwickelt sich dann weit rascher, als die mittlere Hervorbringungsfähigkeit des Ackerbaues. Man kommt also langsam zu einer Stellung der Beschäftigungen, nach Analogie derjenigen, welche jetzt in der englischen Gesellschaft hervortritt, wo die Landbebauer nur den vierten Theil der Bevölkerung bilden, während sie in Frankreich jetzt noch die Hälfte sind und in den Vereinigten Staaten vor 40 Jahren mehr als neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten. Zu gleicher Zeit muß das Land, wenn es ein unbegränztes Territorium hat, seine Korn-Ausfuhren vermindern, und auf die Länge wird es zur Korn-Einfuhr genöthigt seyn, wenn es das Korn nicht zu übertriebenen Preisen bezahlen will. So ist die Geschichte Englands gewesen, wo vor weniger als einem Jahrhundert die Korn-Ausfuhren ganz regelmäßig waren, welches dann von 1770—1790 kaum auskam, indem die Einfuhr des einen Jahres die Ausfuhr des anderen ausgleichen mußte, und welches heutzutage der eigentliche Mittelpunkt geworden ist, wohin von allen Seiten der Ueberschuß des Korn-Ertrages fließt. Die Geschichte der Vereinigten Staaten entwickelt sich, als ob sie bis zu einem gewissen Punkte ein analoges Verhältniß hervorbringen würde. Wenn man sich darauf beschränken wollte, die alten Staaten, die 13 ehemaligen Kolonieen, welche die Unabhängigkeit reklamirten, zu untersuchen, so würde man dort vollständig die drei Phasen des Kornhandels wiederfinden, die Ausfuhr, das Gleichgewicht und endlich die Einfuhr, durch welche letztere jetzt die Lage Großbritaniens charakterisirt wird.

„In den Vereinigten Staaten ernährte sich früher jeder Staat durch seine eigene Korn-Erzeugung, er erzeugte fast immer sein eigenes Korn für sich. Die alten Staaten, welche an den atlantischen Ocean gränzen, von Neu-Schottland an bis zu der Spitze Florida's, haben aufgehört, in sich ihre Nahrungsmittel zu erzeugen. Die Staaten von Neu-England, die nördlichsten in diesem schönen Lande, haben sich ganz mit Fabriken bedeckt, eben so New-York, welches man in Folge seiner Handelsmacht und seiner Kapitalien den Hauptstaat nennen kann. Pennsylvanien, durch seine schönen Kohlen- und Eisengruben, so wie durch unzählige Wasserfälle begünstigt, hat sich ebenfalls mit zahlreichen Werkstätten überdeckt. Das benachbarte Maryland ist nicht weniger ein Manufakturland geworden. In den südlichen Provinzen ist man zwar mehr landbauend geblieben, aber man hat aufgehört, es ausschließlich zu seyn, und hat sich namentlich dem Anbau gewisser Handels-Artikel zugewendet. Die Bodenerzeugung richtet sich besonders auf den Taback, die Baumwolle und auch auf den Zucker. In allen diesen Theilen der Union nimmt die städtische Bevölkerung weit mehr zu, als die ländliche. Im Jahre 1790, mehrere Jahre nach der Unabhängigkeits-Erklärung, hatte die ganze Union nicht mehr als drei Städte über 20,000 Einwohner; Philadelphia, welches den ersten Rang einnahm, zählte ganz allein 40,000 Bewohner. Jetzt zählt man dort fünf Städte mit mehr als 100,000 Seelen; New-York, Brooklyn und Jersey-City hinzugerechnet, muß jetzt 500,000 Ew. erreichen. Im Jahre 1790 betrug die ganze Bevölkerung nur etwas mehr als vier Millionen und die der sechs Küstenstädte, verbunden mit den acht Hauptstädten, nicht mehr als 135,000 Seelen, d. i. den dreißigsten Theil. Im Jahre 1840, bei einer Totalbevölkerung von 17 Millionen, zählten dieselben 14 Städte 1 Million 150,000 Seelen, d. i. ungefähr den vierzehnten Theil. Wenn man die Städte zusammennimmt, so findet man, daß in der zehnjährigen Periode von 1830—1840 die städtische Bevölkerung von dem [illegible] auf [illegible] übergeht. Nimmt man die 6 Staaten Neu-Englands allein, so ist das Verhältniß hier [illegible]. In den Küstenstaaten zwischen Neu-England und Potomac, d. h. in New-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien und Maryland, ist das Verhältniß [illegible].

„Diese Steigerung der städtischen Bevölkerung und der Manufaktur-Industrie, welche sich gleichmäßig in den Küstenstaaten entwickelte, hat in den Vereinigten Staaten naturgemäß und ohne Erschütterung jene Veränderung herbeigeführt, gegen welche England sich seit 1815 sträubte und welche Robert Peel endlich durch seine großen Reformen in der Zollgesetzgebung definitiv eingeführt hat. Das Küstenland erhält das Korn aus dem Innern nicht blos zum Handel mit der Fremde, sondern auch für seinen eigenen Verbrauch. Das Mehl, welches zu New-York in Fässern nach dem Auslande expedirt wird, ist nicht das einzige Mehl, welches dahin aus den westlichen Staaten gesendet wird, ein großer Theil dieses Mehles wird in New-York selber verzehrt. So ist es in noch höherem Grade mit dem Mehle, welches den Bewohnern Bostons ihr Brod giebt. Man hat berechnet, daß seit 1840 die sechs nordöstlichen

Staaten, welche man unter dem Kollektiv-Namen Neu-England zusammenfaßt, 2 Millionen Hectolitres Roggen, ihnen aus den westlichen Staaten geliefert, verzehrt haben, während sie selber nur gegen 725,000 Hectolitres ärndteten. Die Gruppe der südlichen Staaten, wo man weniger Korn verzehrt, weil daselbst eine starke Sklavenbevölkerung nur von Mais lebt, zog aus derselben Quelle eine sehr starke Quantität Korn. In Bausch und Bogen haben die Staaten, welche zwischen Neu-England und dem Süden liegen: New-York, Pennsylvanien, Maryland und mit ihnen Virginien, welches sich unter den südlichen Staaten durch eine starke Getraideproduction auszeichnet, die Möglichkeit der Korn-Ausfuhr verloren, und jetzt ist die Gesammtheit dieser Staaten genöthigt, ihren Bedarf aus dem Westen zu holen.

„Im Jahre 1836 betrug die Quantität Weizen und Mehl, welche die westlichen Staaten auf den Erie-Kanal brachten, um damit den Markt von New-York zu erreichen, 22,894,000 Kilogramme. Im Jahr 1843 hatte sich diese Quantität mehr als versechsfacht, sie betrug 142,810,000 Kilogramme. New-York besorgt beinahe die Hälfte der Korn-Ausfuhr in die fremden Länder. So ermöglichen die jungen Staaten des Westens die Korn-Ausfuhr in die fremde und ernähren zum Theil auch die Küstenstaaten. Ein anderer Theil vom Ertrage des Westens geht nach Neu-Orleans, welches dieselbe Rolle wie New-York spielt. Er wird zwischen den anderen Staaten der Conföderation vertheilt und geht theilweise in die Fremde.

„Da in den westlichen Regionen die Kultur sich immer weiter über die Urwälder ausbreitet, und da die neu sich ausbildenden Staaten voller Frische und Kraft sind, so vermehrt sich auch immer die Production des Getraides. Im Jahre 1719 betrug sie 6,200,000 Hectolitres, zehn Jahre später mehr als 8,000,000 Hectolitres. In den folgenden zehnjährigen Perioden stieg sie auf 11, 13, 18 Millionen. 1840 war sie bis auf 29 Millionen gestiegen, und jetzt ist sie auf ungefähr 40 Millionen gestiegen. In den ausgeführten Ueberschüssen zeigt sich nicht ein gleiches Verhältniß. Sie sind kaum im Allgemeinen gewachsen; vergleicht man die Aerndten, so verringern sie sich. Im Jahre 1790 repräsentirten sie 28 pCt., in den folgenden zehn Jahren 13 pCt., zehn Jahre später waren sie bis auf 12 pCt. gefallen. Im J. 1840 stiegen sie wieder auf 14 pCt., weil die Aerndte von 1839 außerordentlich reich gewesen war, aber jetzt sind sie bis auf 7 und 6 pCt. gesunken.

„Wenn man die Getraide-Ausfuhr der Vereinigten Staaten untersuchen will, so muß man wohl bedenken, daß nicht die Totalität dieses großen Landes zur Weizen-Production geeignet ist. Schon vor einem halben Jahrhundert machte Washington diese Bemerkung: in einem Briefe, den er 1791 an Arthur Young schrieb, sagt er, daß im Norden des Staates New-York das Klima dem Weizen nicht mehr günstig sey, und daß ebenfalls über die Mitte Virginiens hinaus der Boden zu dieser Erzeugung sich nicht recht eignet, daß er immer ungeeigneter wird, je weiter man sich aus der gemäßigten Zone entfernt. Man baut den Weizen auch nur sehr wenig über die Gränzen hinaus, welche Washington angegeben hat und welche dem 45—35sten Breitengrade entsprechen. Also nur in einer Ausdehnung von 1100 Kilometres ermuntert die Natur in den Vereinigten Staaten den Menschen, Weizen zu bauen, und das Land hat vom Süden zum Norden eine doppelte Ausdehnung. Man hat berechnet, daß der Theil des Bodens in den Vereinigten Staaten, welcher von der Natur zum Weizenbau befähigt ist, nicht das Viertel der ganzen Bodenfläche beträgt. Dagegen will die Bevölkerung immer mehr und mehr Weizen verzehren. So verdrängt in Neu-England der Weizen ohne Aufhören den Mais, womit ein Theil der Bevölkerung sich bisher begnügte. Wollten die Anglo-Amerikaner, wie die Franzosen in den Städten, für sich eine Ration von ungefähr 3 Hectolitres in Anspruch nehmen, so würde die wirkliche Production ihres Landes nur zur Hälfte genügen. Es würde sich sogar dann ein Defizit zeigen, wenn sie die Ration der Engländer, 2½ Hectolitres, verbrauchten.

„Aber die Vereinigten Staaten haben in den Bedingungen des Landbaus nicht ihresgleichen; es eröffnen sich immer neue fruchtbare Ländereien dem Ersten, der sie in Besitz nehmen will; die eben so unerschrockene als gewandte Bevölkerung vermehrt sich mit einer Schnelligkeit ohne gleichen, und es kommen Schwärme von Auswanderern aus Europa, welche sich im Schweiße ihres Angesichts ein festes Eigenthum erwerben wollen. Wenn es noch auf der Welt ein Land gäbe, von wo man eine bedeutende Korn-Einfuhr erwarten könnte, so wäre es dieses. Was ist hier in Betreff der Baumwolle geleistet worden? Im Jahre 1780 lieferte das Land noch keinen einzigen Ballen Baumwolle, zehn Jahre später nur erst 100,000 Kilogramme. 1800 war man schon auf 8 Millionen Kilogr. gekommen, 1820 auf 42 Millionen und jetzt auf 400 Millionen, die 50—60 Millionen noch gar nicht gerechnet, welche das Land in seinen eigenen Manufakturen verwendet. Nichts Aehnliches ist aber bei dem Getraide geschehen; der disponible Ueberschuß ist beschränkt. Die durchschnittliche Korn-Ausfuhr während der 14 Jahre vom 1. Januar 1831 bis zum 1. Januar 1845 belief sich auf 2,000,000 Hectolitres; aber man muß noch die Einfuhr in Abzug bringen, denn während dieser Periode war Amerika einmal genöthigt, Korn einzuführen, und die behauptete Ueberschwemmung der Welt mit amerikanischem Korn beschränkt sich nun auf das Durchschnittsmaß von 1,800,000 Hectolitres. Das höchste Maß betrug 1840 an 4,070,606 Hectolitres. Die 4 ersten Jahre dieser Periode geben ein Durchschnittsmaß von 2,078,000 Hectolitres, die 4 letzten, wo das eine das andere ausgleicht, nur 2,339,000 Hectolitres. So ist die Steigerung in diesem Zeitraume von 14 Jahren eine durchaus geringe gewesen. Sie würde sich noch weit geringer darstellen, wenn man mit diesen 14 Jahren eine gleiche Zeit von 1790 an in Vergleich stellen wollte. Man würde finden, daß der Durchschnitt der beiden Perioden beinahe auf 370,000 Hectolitres zu stehen käme. Was nun die Preise betrifft, so haben die europäischen Landbebauer von dieser Seite weniger als von jeder anderen zu fürchten. Nach den New-Yorker Preis-Courants kostet der Bushel guten Getraides 1 Dollar und, durchschnittlich von 1830 bis 1844, 1 Dollar 25. Das macht auf den Hectolitre ein Minimum von 15 Francs, durchschnittlich von 18 Fr. 75 Cent. Rechne man dazu für den Hectolitre an Schiffsfracht 3 Francs, Verluste, Kommissions-Gebühren, Ein- und Ausladekosten, und man wird einsehen, daß sehr besondere Umstände dazu gehören, wenn der Hectolitre nordamerikanischen Korns in Havre, Nantes oder Bordeaux zu 20 Francs geliefert werden kann."

Bei diesem Blicke auf die Kornkammern der Welt ist bisher noch keine Rücksicht auf Aegypten und Sicilien genommen worden, einst wegen des Ueberflusses ihrer Aerndten berühmt; aber Chevalier faßt nun auch diese Länder ins Auge. Diese Länder haben in der That aufgehört, regelmäßig beträchtliche Quantitäten an Korn auf den Weltmarkt zu bringen. Das Königreich beider Sicilien könnte eine Million Hectolitres liefern, zur Hälfte von seinem Festlande, zur Hälfte von der Insel Sicilien. Es wird aber nur ein Theil dieses Ueberschusses, wenn er überhaupt zur Ausfuhr kömmt, in unsere Gegenden gebracht; das Meiste davon wird an dem Bassin des Mittelmeeres verzehrt. Aegypten führt nach dem westlichen Europa nur mit Unterbrechungen und zufällig Getraide aus; vorzüglich versorgt es Konstantinopel und die Inseln des Archipels. Es hat sich mit Aegypten Vieles seit den Zeiten der Pharaonen und der Römer geändert. Die Bevölkerung hat sich sehr vermindert, und die Production, in gleichem Verhältnisse zu den Bebauern, ist sehr geschwächt worden. Man hat den Anbau von Handels-Gegenständen dem Korn-Anbau vorgezogen, weil sie eine bessere Einnahme gewähren; in den heißen Gegenden baut man Zuckerrohr und Baumwolle, in den minder heißen Taback, Oliven, Seide, Farbeholz. Mehmed Ali hat den Bau der Baumwolle in einem großartigen Maßstabe in Aegypten betrieben. In Neapel und auf Sicilien macht der Ackerbau keine Fortschritte; er ist sehr belastet und noch jetzt einem politischen, administrativen und fiskalischen Systeme unterworfen, welches ihn ruiniren muß. So bringt denn das Land nur einen Theil desjenigen hervor, was es bei intelligenter und fortgesetzter Arbeit leisten würde. Wenn sich indeß auch Neapel und Sicilien aus ihrer Schwäche und aus ihrem Elende herausreißen würden, so kann man doch voraussehen, daß der Anbau von Handels-Artikeln den Kornbau überwiegen würde. Man würde dort freilich auch mehr Cerealien bauen, aber der Fortschritt würde sich vorzüglich in der großen Production von Oel und Seide, durch den Anbau der Baumwolle und selbst des Zuckerrohrs bewähren. Man weiß, daß das Königreich Neapel schon eine beträchtliche Quantität Baumwolle hervorbringt, und man erinnere sich, daß das Zuckerrohr schon mit Erfolg in Sicilien angebaut wurde. Es wurde daselbst durch die Sarazenen eingeführt, von da kam es nach Andalusien und von da weiter nach den Antillen.

(Fortsetzung folgt.)

Australien.

Die Eingebornen Australiens.

(Schluß.)

Zauberer, wie unter anderen wilden Völkern, scheint es bei ihnen nicht gegeben zu haben. Ihr Hauptheilmittel war der Aderlaß, den sie durch Feuersteine oder Krystall, die sie an den Rändern schärften, bewerkstelligten. Man findet nicht, daß sich unter ihnen der Eine oder der Andere eine größere Geschicklichkeit, Kuren zu verrichten, anmaßte. Leichen wurden in der Regel begraben. Von einer gesetzlichen Autorität wußten sie in ihrem Urzustande nichts. Anstatt daß sie sich einer erblichen oder Wahl-Häuptlingschaft unterwarfen, ließen sie sich von dem jedesmaligen größten Eisenfresser Befehle geben. Sie glaubten — und dies war fast der einzige religiöse Begriff, den sie besaßen — daß ihre Seele nach dem Tode in einen anderen und besseren Zustand übergehe. Wie sich indessen erwarten läßt, waren ihre Vorstellungen von dem Leben jenseits des Grabes durchaus sinnlicher Natur. Der Jagd mit stets ungeschwächter Kraft obliegen, kein Wild verfehlen zu können u. s. w., das waren die Hauptglückseligkeiten ihres Elysiums. Während sich in ihrer Sprache kein Wort fand, den Schöpfer aller Dinge zu bezeichnen, ängstigten sie sich vor einem bösen Geist, der sich eine Lust daraus mache, ihnen zu schaden und sie zu verletzen. Besonders in der Nacht fürchteten sie, diesen Dämon in irgend einer erschrecklichen Gestalt erscheinen zu sehen.

Noch heute giebt es unter ihnen zwei abergläubische Gewohnheiten, von denen aber ebenfalls keine einen religiösen Bezug verräth. Die eine besteht darin, daß sie einen Knochen aus dem Hirnschädel oder den Armen ihrer verstorbenen Anverwandten, den sie in ein Stück Haut einnähen, eingeständlich als einen Talisman gegen Krankheiten und frühzeitigen Tod am Halse tragen; die andere aber in der Scheu, den Namen auszusprechen, unter dem ein verstorbener Freund bekannt war, gleichsam als könne er dadurch beleidigt werden. *)

---

*) Dieser Aberglauben scheint uns jedoch — der Behauptung des Verf., daß demselben nichts Religiöses zum Grunde liege, entgegen — einen sehr nahen Bezug auf Religion zu haben. Denn deutet er nicht direkt auf eine Fortexistenz nach dem Tode? Existirte der Freund nicht mehr, wie könnte er etwas übel deuten? Wo sich aber bei einem Volk der Glauben an eine Fortexistenz nach dem Tode findet, da findet sich auch der Glauben an ein höheres Wesen. Die Australier, wenn das bei ihnen nicht der Fall wäre, würden die einzige Ausnahme machen.

Ich hatte während meines Aufenthalts an der Nordküste von Vandiemensland Gelegenheit, einem Vorfall beizuwohnen, der aufs deutlichste beweist, welche fürchterliche Begriffe sich die Eingebornen von der Macht des bösen Geistes, der sie in der Stille der Nacht heimsucht, machen. Es fehlte uns an einem gehörigen Vorrathshause, um die Artikel, die wir für unser Etablissement gebrauchten, bei Seite zu schaffen, und so mußten einige Waaren — Zucker und Mehl z. B. — draußen unter dem Schutz einiger Gummibäume stehen bleiben. Wir hatten nicht die geringste Besorgniß, bestohlen zu werden, da alle Weißen in der Ansiedlung unsere eigenen Diener waren und wir wußten, daß die Eingebornen, die uns hin und wieder besuchten, nach Sonnenuntergang ihr Lager nicht zu verlassen wagten. Eines Morgens aber entdeckte der Aufseher des Vorrathshauses, daß ein Zuckerfaß erbrochen worden war; jedoch ließ sich keine Spur des Thäters ermitteln.

Entschlossen, den Dieb ausfindig zu machen, fiel er auf einen listigen, aber grausamen Anschlag. Er legte nämlich in das Faß eine große Falle, wie wir sie gebrauchten, um damit inländische Hunde und Tiger zu fangen. Am nächsten Morgen eilte er an Ort und Stelle, um sich von dem Erfolg seiner Maßregel zu überzeugen. Er fand auf dem Boden eine Blutspur, allein wie groß war sein Entsetzen, als er, in das Faß blickend, eine verstümmelte schwarze Hand in der eisernen Falle sah! Es war klar, daß ein Eingeborner sich versucht gefühlt hatte, während der Stille der Nacht von seinem Lagerplatze hinwegzuschleichen und etwas von den süßen Leckerbissen, die wir ihnen zuweilen vorsetzten, zu naschen. Unser Arzt, der die schwarze Reliquie in Spiritus aufbewahrte, war der Meinung, daß der ehemalige Besitzer derselben, an seiner Wunde sterben werde, worin er jedoch irrte. Einige Jahre später, als die Regierung einige Stämme einfangen ließ, um sie nach Thinders Eiland zu übersiedeln, fand sich unter ihnen ein Mann mit nur einer Hand. Auf Befragen gestand er seine That. Er war jedoch weit entfernt, die wahre Ursache seiner Verstümmlung zu ahnen, er glaubte vielmehr, der böse Geist hätte ihn gepackt, und wünschte sich noch Glück dazu, so wohlfeilen Kaufes davongekommen zu seyn.

So oft auch, sowohl von Seiten der Regierung, als von Privatleuten Versuche zur Civilisirung der Eingebornen gemacht worden sind, so sind sie doch sämmtlich ohne Erfolg gewesen. Es findet sich in der früheren Geschichte der Kolonie von Neu-Süd-Wales ein eigener, hierher gehöriger Fall verzeichnet, der einen schlagenden Beweis von der Zähigkeit einmal eingewurzelter Gewohnheiten liefert.

Ein junger, dem Botany-Bay-Stamme angehöriger Mann war sehr vertraut mit den weißen Einwohnern geworden und zeigte die größte Begierde, sich ihre Sitten und Gebräuche anzueignen. Da er wiederholt den Wunsch äußerte, das Vaterland seiner neuen Freunde zu sehen, so schickte man ihn nach England, damit dort seine Erziehung vollendet werde. Bennilong — so hieß er — blieb zwei Jahre in London, kleidete sich wie ein Gentleman, speiste mit Ministern und Lords und wurde der Löwe des Tages. Er wurde nun wieder heimgesendet, in der Erwartung, daß sein bisheriges Leben im Centrum der Civilisation ihn sehr nützlich machen werde. Als er in Sidney ans Land stieg, drängten seine Verwandten sich um ihn her, als aber seine Schwester in einem Zustande völliger Nacktheit erschien, fühlte er sich dergestalt zurückgestoßen, daß er seinen Brüdern eine lange Rede über die Unschicklichkeit ihrer Tracht und über die Sündhaftigkeit ihrer Lebensweise, die sie baldigst ändern möchten, hielt. Er schlug seine Wohnung im Gouvernementshause auf und machte seinem Stamme von Zeit zu Zeit einen Besuch, kehrte jedoch stets gegen Abend zurück. Allmälig ward seine Lebensweise etwas unregelmäßiger, er blieb die Nacht aus und kam zuweilen ohne Rock nach Hause. Endlich nahm er gänzlich seine alten Sitten wieder an, so daß er — was er bis an sein Ende geblieben ist — wieder ganz er selbst — der alte Bennilong — wurde.

Dieser Fall, der keinesweges ein vereinzelter ist, beweist hinlänglich, daß jeder Versuch bei bereits Erwachsenen durchaus fruchtlos seyn muß, um so mehr, da selbst bei Kindern die Gewohnheit an das Leben der Wilden so stark werden kann, daß sie nicht auszurotten ist. Ich habe ein kleines Mädchen von ungefähr neun Jahren gekannt, das im Hause eines meiner Freunde lebte. Obgleich sie daselbst länger als 12 Monate gewesen war, so wollte sie sich doch nie anziehen lassen, ja es wurde ihr übel, wenn sie auf einem Stuhle am Tische sitzen mußte. Während der Nacht schlüpfte sie aus ihrem Bett, zog sich nackt aus und legte sich auf den warmen Fußboden nieder, wo man sie Morgens, zusammengekauert gleich einer Katze, fand.

Man muß deshalb alle Hoffnungen auf die gegenwärtige Generation daran geben, doch zweifle ich nicht an der Möglichkeit, den jungen Nachwuchs für ein civilisirtes Leben zu gewinnen, falls man ihn nämlich frühzeitig genug von dem ansteckenden Einfluß seiner verwilderten Anverwandten entfernt. Es ist nicht wahrscheinlich, ja es wäre eine Blasphemie gegen die Vorsehung, wollte man annehmen, daß sie diesen Wesen die Fähigkeit versagt haben sollte, jemals einen Zustand zu erreichen, wie er für ihr Glück geeignet und der Würde der menschlichen Natur angemessen ist.

Mannigfaltiges.

— **Assyrische Alterthümer.** Das britische Museum, das bereits so viele Kunstschätze des ägyptischen, griechischen und römischen Alterthums besitzt, ist kürzlich durch Vermittelung des großbritanischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, mit neuen überaus werthvollen Denkmälern früherer Jahrtausende, nämlich mit einer Reihe von Friesen und Hoch-Reliefs, die in der Gegend des alten Ninive ausgegraben sind, bereichert worden. Bekannt sind die Arbeiten des französischen Konsuls, Herrn Botta, dem es, ungeachtet des langen hartnäckigen Widerstandes, den die türkischen Behörden seinen Nachforschungen entgegensetzten, gelungen ist, auf dem östlichen Ufer des Tigris, der Stadt Mossul gegenüber, wo einst Ninive gestanden haben soll, die werthvollsten Spuren der alten assyrischen Welt aufzufinden. Von neuerem Datum sind die Nachgrabungen, die Sir Stratford Canning unter dem Engländer Layard 25 engl. Meilen südlich von jenem (Khorsabad genannten) Punkte seit dem Dezember 1845 veranstalten läßt. Dieser von den Engländern zu ihren Nachgrabungen auserwählte Ort ist unter dem Namen „Nimroud" bekannt, und die Friese, die als Resultate dieser Arbeiten in das British Museum gesandt worden, erinnern in der That an Nimrod, an den „Jagd-Gewaltigen des Herrn", wie er in den ersten biblischen Urkunden genannt wird. Ein König ist hier mit seinen Begleitern hauptsächlich auf Löwen- und Stierjagden dargestellt; aber auch Schlachten und Belagerungen, Vorführungen von Gefangenen vor den Sieger, Darbringungen von Geschenken aus unterworfenen Provinzen u. s. w. sind die Gegenstände dieser Reliefbilder, die übrigens, wie die Abbildungen von Persepolis, auffallend an den Aegyptischen Styl erinnern, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier nicht koptische und äthiopische, sondern wohlgeformte kaukasische Gestalten vor uns haben, neben denen sich auch einige Götterbilder mit Adler-, Stier- und Löwenköpfen befinden. Im Ganzen sind es eilf Reliefs, die das British Museum aus Mossul erhalten hat, doch sollen die Schätze, die der „Erdwall (mound) von Nimroud" wahrscheinlich noch birgt, so groß seyn, daß alle Museen Europa's damit angefüllt werden könnten. Ein englischer Reisender giebt in einem im Athenaeum (vom 26. Juni) enthaltenen Berichte die Länge dieses Erdwalles von Norden nach Süden auf 1800 Fuß an, während seine Breite ungefähr halb so viel und die Höhe etwa 80 Fuß beträgt. Der Engländer Rich hat bereits im Jahre 1820 den Erdwall als eine in der ganzen Gegend unter dem Namen Nimrod's bekannte Merkwürdigkeit näher beschrieben, doch erst jetzt ist man nach Botta's Vorgang darauf gekommen, ihn zu untersuchen. Die dabei beschäftigten Arbeitsleute sind nestorianische Christen, die den Weisungen der Engländer gern Folge leisten und bei den Ausgrabungen sehr behutsam zu Werke gehen, ja sie küssen oft die zu Tage kommenden Bilder, weil sie darin biblische Gegenstände zu erblicken glauben; aber es ist zu befürchten, daß über kurz oder lang die wilden Araberstämme der *Nachbarschaft über jene* Schätze herfallen und den Marmor so wie die Backsteine tausendjähriger Paläste als Baumaterial in Mossul benutzen oder verkaufen. Die englische Regierung, welche jetzt das Unternehmen des Herrn Layard fördert und unterstützt, würde gewiß auch nichts dagegen haben, wenn sich noch eine andere europäische Regierung dabei betheiligen wollte. Die zahlreichen Inscriptionen in Keilschrift, die man bisher entdeckt, sollen große Aehnlichkeit mit der persepolitanischen, und zwar nach Grotefend's dritter Ordnung, haben, doch hat Herr Layard bereits mehr als 3000 verschiedenartige Charaktere unter den Inschriften von Nimroud bemerkt, so daß zu vermuthen ist, sie haben zum Theil die Bedeutung von Sylben oder Wörtern. Die einzelnen Backsteine sind wie die von Persepolis unten mit einem Namen bezeichnet, vermuthlich mit dem des Königs, der den Palast gebaut. In Khorsabad soll sich hauptsächlich, nach Major Rawlinson und Professor Lassen, der Name Sardan (Sardanapalus) finden; in Nimroud will Layard jedoch den Namen Athur oder nach Rawlinson Eror lesen, welcher Name etwa 1500 Jahre vor Chr. in dem Verzeichniß assyrischer Könige gefunden wird. Bemerkenswerth ist noch, daß die nach London geschickten Marmor-Friese in dem bei den Nachgrabungen zuerst aufgefundenen Zimmer sich befanden, welches Zimmer 150 F. lang und nur 30 F. breit ist und an dessen westlichem Ende zwei geflügelte Löwen mit Menschenköpfen, die nach Osten schauen, aufgestellt waren. Der Marmor erscheint, wenn die Erde mit hölzernen Klöpfeln abgelöst worden, so frisch, als ob die Arbeit von gestern und nicht schon 3000 Jahr alt wäre. An vielen Stellen sind auch Farben wahrzunehmen, und zwar sind die Haare der Figuren gewöhnlich schwarz und die Sandalen, so wie die zahlreichen Waffen- und anderen Verzierungen, roth gefärbt. Die Zartheit in den Ornamenten wird als außerordentlich künstlerisch bezeichnet, und zwar sind diese meistens miniaturartig, während die Figuren mehr als Menschengröße haben und oft von kolossalem Umfang sind. Unter den einzelnen Gegenständen, die man bisher aufgefunden, befindet sich auch ein Obelisk von schwarzem Marmor, 8 Fuß hoch und mit Skulpturen und Inschriften bedeckt. Ferner hat man Spiegel, Armbänder, Helme, Pfeilspitzen, Dolche von Glas, kleine Zierrathen von Elfenbein, Alabastervasen und Glasflaschen aufgefunden, so wie nahe an einem Eingange sechzehn kleine bronzene Löwen, einer immer etwas größer als der andere, von denen man vermuthet, daß sie als Gewichte gebraucht wurden. — In der letzten Nummer der Londoner Illustrated News werden bereits Abbildungen einiger der nach dem British Museum gekommenen Relief-Darstellungen geliefert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Sonnabend den 10. Juli 1847.

Rußland.

Die beiden Panslawismen.

Die Idee des Panslawismus ist, wenngleich noch jung, doch schon zu tief in die moderne Publizistik eingedrungen, als daß man glauben könnte, sie werde nicht immer einen Theil derselben in Anspruch nehmen. Die deutsche Schriftstellerei, angeregt von den neuesten czechischen Bestrebungen, hat sich zuerst dieses Gegenstandes bemächtigt und ihn verschieden beurtheilt, ist jedoch im Allgemeinen darin übereingekommen, daß die Vereinigung der slawischen Stämme in eine Nationalität ein nothwendiges System unserer Zeit und keinesweges eine bloße Schwärmerei einzelner Politiker sey. Seitdem französische Literaten sich dieser slawischen Frage zugewendet haben, erhielt dieselbe einen neuen Aufschwung; die polnischen Emigranten lieferten ihnen zum Theil das Material, Andere, wie Cyprien Robert, schöpften in der Mitte des slawischen Volks. Der Letztere hat kürzlich eine neue Schrift mit dem Titel: Die beiden Panslawismen (Leipzig, 1847) erscheinen lassen, in welcher dieser Gegenstand mit der dem Herrn Robert eigenthümlichen Gewandtheit behandelt wird. Er bestätigt das Vorhandenseyn zweier Richtungen im Panslawismus und giebt den Unterschied so an, daß ein Theil der Slawen eine Versöhnung, brüderliche Annäherung und endliche Vereinigung aller Slawen in eine moralische Körperschaft wolle, so daß die Einheit nur bestehe in der freien Uebereinkunft; ein anderer Theil, die sogenannten Russen-Slawen, von dem Prinzip absoluter Centralisation ausgehe und, mit Vernichtung aller nationalen Eigenthümlichkeiten und Unterschiede, nichts Anderes träume, als eine große gouvernementale Einheit der ganzen Race. Diese beiden Systeme bilden nach der älteren und von Robert angenommenen Benennung den russischen und den slawischen Panslawismus. Mit Einsicht versucht Herr Robert die Elemente und moralischen Kräfte nachzuweisen, auf welche die Hoffnungen und Wünsche des Panslawismus sich stützen.

„Die Slawen" — sagt er — „bilden den Hauptfond der Bevölkerung in drei großen Reichen: Rußland, Türkei und Oesterreich. Allein in den letzteren beiden Staaten haben sie ein Gegengewicht an fremden Stämmen, die sie beherrschen, aber nicht die Macht haben, sie zu absorbiren, und sie nicht verhindern können, daß sie die Majorität der Einwohner ausmachen. So zählen wir in Europa wohl nicht über 2 Millionen Türken reinen Bluts gegen 8—9 Millionen Slawen. Oesterreich enthält auf 36 Millionen Unterthanen kaum 6 Millionen Deutsche, während es 17 Millionen slawischer Unterthanen umfaßt, woraus nothwendig folgt, daß Oesterreich, ein entschieden slawisches Land, von Deutschland exploitirt (?) ist. In Preußen allein haben die Slawen die Minorität, da man nur 2 Millionen Polen in Posen (nur 1 Million) zählt und einige Hunderttausend Schlesier und Lausitzer sich noch zu der Sprache ihrer Väter bekennen, welche jedoch vom deutschen Geiste mehr und mehr durchdrungen werden.

„Die Hauptstärke, die Garantie der Dauer des Panslawismus besteht darin, daß er bei den slawischen Völkern ein literarisches und intellektuelles Bedürfniß, ein Bedürfniß der Natur geworden ist, bevor er ein politisches Bedürfniß war. Alle slawischen Völker fühlen sich unwiderstehlich zu einander hingezogen. (Dieser Behauptung lassen sich doch sehr viele Zweifel gegenüberstellen. D. R.) Die Sitten aller Slawen sind in ihrer Uebereinstimmung so markirt, daß, während man die dalmatischen Küsten des Adriatischen Meeres durchstreift, man sich plötzlich zu den Kosaken des Don und des Azowschen Meeres hinversetzt fühlt. Warschau und Prag differiren in ihrer Physiognomie nicht mehr, als Paris und Lyon. Die Bulgaren der Türkei und die Bergbewohner Galiziens bieten die frappanteste Aehnlichkeit der Tracht und der Gebräuche dar. Das häusliche Leben, die Gemeinde-Organisation, das ganze Administrations-System gleichen sich von einem Ende der slawischen Welt bis zum anderen.

„Je weiter man ins Alterthum hinaufsteigt, desto mehr findet man diese vollständigen Analogieen. Die alten Reisenden, welche uns die russischen Städte beschrieben haben, zeigen uns diese in demselben Bilde, in welchem wir heute die Städte Serbiens und des Balkan sehen. In Moskau trugen vor 200 Jahren die Frauen, wie in der heutigen Bulgarei, lange mit Gold und Silber besetzte Kleider, das Haar auf die Schultern herabwallend und an ihnen mit goldenen Spangen befestigt. Die nationalen Spiele und Tänze sind im ganzen Slawenthum einander mehr oder weniger gleich. Der kolo (Kreis), ein Ringeltanz der Illyrier, findet sich in Böhmen und Polen wieder, und unter dem Namen khorovode wiederholen die russischen Bauern diesen Tanz in Nowgorod fast eben so, wie man ihn zu Belgrad an der Donau ausführen sieht. Die Gusla, eine Art Guitarre, welche die Slawen allein kennen und mit der die Blinden Illyriens im Lande, ihre langen Rhapsodieen begleitend, einherziehen, ist ganz ähnlich dem Instrument, welches man mitten in Rußland unter dem Namen balalayka findet."

Unter den populären Poesieen der verschiedenen slawischen Nationen giebt es nicht minder frappante Analogieen, als unter ihren Sitten und Künsten. Diese Analogieen zeigen sich in hohem Grade an den Punkten, wo der nationale Geist noch am wenigsten vermischt ist. Da der ursprüngliche Instinkt in diesen Gegenden noch die Basis des socialen Lebens geblieben ist, so hat die Poesie hier noch mit besonderer Treue den slawischen Typus erhalten. Jeder Fremde, der hier die slawische Sprache redet, wird als ein Landsmann angesehen. Mag man die Slowaken in Ungarn, die Bulgaren, die Dalmaten, die Illyrier von Istrien und Kärnthen besuchen, man wird finden, daß diese alten Völkerschaften, bisher noch von lebhaftem Nationalgefühl erfüllt, alle Slawen als zu einem National-Verband gehörig, als eine Familie betrachten. Erst seit einem halben Jahrhundert hat sich ein contraires Gefühl, das besonderer Nationalitäten, gezeigt und sich in den freiesten Theilen Illyriens, besonders Kroatiens und Serbiens, enthüllt. In dem Text eines alten illyrischen Liedes, dessen Inhalt Robert mittheilt, wird der Name illyrisch und slawisch noch immer synonym gebraucht. Es würde schwer seyn, meint er, den innigen Zusammenhang der Stämme besser nachzuweisen, als durch solche Thatsachen. Er geht nun auf die verschiedenen Sprach-Idiome ein, welche alle aus einer ursprünglich gemeinsamen Sprache, der slawischen oder der heiligen Sprache der Kirche des Orients, eine Sprache, welche heute nur noch als eine todte Sprache existirt, so wie die lateinische im Occident, abgeleitet sind. Der slawische, illyrische, böhmische, polnische und russische Dialekt gruppiren sich um dieses ursprüngliche Idiom, das bis auf den heutigen Tag noch seine besonderen Schriftsteller, Schriften und Druckereien hat.

Die slawischen Sprachen haben, wie die Völker, zwei starken Einflüssen unterlegen, dem des griechischen und dem des lateinischen Geistes. Dem griechischen Ritus und folglich der orientalischen Civilisation gehören die illyrische und russische Sprache an. Die polnische und böhmische Literatur dagegen ist vom Latinismus inspirirt, und in ihrer Entwickelung hat die occidentalische Civilisation sich mit den slawischen Ideen vermischt. —

Der vollkommenste, der am meisten gelesene, der einflußreichste der slawischen Dialekte ist ohne Streit der polnische. Man muß die Macht dieser Sprache nicht nach der Breite des Territoriums abmessen, in welchem sie gesprochen wird, denn dieses würde gegen Rußland verschwinden, sondern nach ihrem moralischen Einfluß; und von dieser Seite darf man nicht fürchten, daß das Idiom je einem ihm feindlich entgegenstehenden unterliegen werde. Dies zeigt schon die Verbreitung der Erzeugnisse der neueren polnischen Literatur, welche, im Vergleiche mit der offiziellen Schriftstellerei Rußlands, von großer Frische und Lebendigkeit zeugt.

Nach einem Ueberblick der verschiedenen slawischen Dialekte wendet Cyprien Robert sich zur Betrachtung der Bedeutung des literarischen Panslawismus; er beklagt zuerst den traurigen Antagonismus, welcher zwischen der polnischen und russischen Literatur hervorgetreten sey, und sagt von ihm aus, daß er zwischen diesen beiden Ländern politische und religiöse Scheidewände errichtet habe, welche unübersteiglich seyen. Polen war von Anfang an in der slawischen Welt das Organ des Latinismus und der occidentalischen Civilisation; Rußland im Gegentheil gerirte sich stets als der Schildträger der griechischen Kirche und orientalischer Institutionen. Daraus entspringt der unaufhörliche Krieg zwischen den Nachbarländern. Mehr oder weniger sind auch die übrigen slawischen Stämme durch diese Unterschiede charakterisirt, welche immer ein Haupthinderniß innerer Vereinigungen bildeten. Doch die ganze Geschichte slawischer Völkerschaften zeigt, daß dieser Antagonismus ein anormaler Zustand ist, dem Geist der Nationen entgegen, ein Akt der List und Gewalt, der, wenn er verewigt wird, dazu führt, das slawische Volk zu zersplittern und in der Sklaverei zu fesseln. Darum haben auch alle Slawisten, welche im Stande waren, sich über ihre eigene Nationalität zu erheben, sich mit den Mitteln beschäftigt, welche diese inneren Hindernisse verschwinden machen können; die Einen beschränken sich auf eine rein literarische Propaganda, die Anderen halten die Vereinigung nur für möglich durch eine vorhergehende Befreiung der Nationalitäten, oder auch durch eine endliche Absorption durch das russische Reich; diese Letzteren legen ihrer literarischen Wirksamkeit einen politischen Zweck bei.

image
not
available

Hülfsquellen zu verschaffen suchte, entschloß man sich, die Ochsen mit 3 Francs 30 Centimes, die Kühe mit 1 Francs 10 Centimes, die Kälber mit 27 Cent. zu besteuern. In der Auseinandersetzung der Motive von 1822 sagte der Handelsminister, nicht ohne Widerstreben sey diese neue Auflage von dem Gouvernement vorgeschlagen und von den Kammern angenommen worden. Aber die Verwaltung des Königreichs ließ sich bald von anderen Grundsätzen leiten. Die Kammer der Deputirten war 1822 sehr hitzig für das Prohibitivsystem in jeder Art und Weise. Das Gouvernement, welches diesen Tendenzen nachgab, machte den Vorschlag, die Taxe von 1816 zu verzehnfachen, gewissermaßen als Schutzmaßregel, d. h. den Ochsen sollte eine Taxe von 33 Francs treffen. Die Kammer steigerte noch den Gesetzvorschlag und votirte 55 Francs, das Uebrige nach Verhältniß. Dies ist der Ursprung der Steuer, die noch besteht. Der Preis des Fleisches, eines unentbehrlichen Lebensbedürfnisses, ist auf eine übertriebene Höhe gestiegen; die Folge davon ist, daß das Fleisch entbehrt werden muß. Es wird auf jede Weise vertheuert und seltener gemacht. Die Länder, welche Frankreich begränzen, haben weit bessere Weiden als dieses: Baden, Luxemburg, Belgien, Würtemberg, Rheinpreußen, die Schweiz und Pyrmont würden Frankreich bei einem vernünftigen Systeme der Handelsfreiheit mit Fleisch und Vieh versorgen. Seit 1819 ist die Einfuhr niemals über 18,000 Ochsen hinausgegangen, das Jahr 1821 ausgenommen, wo sie auf 27,137 gestiegen war. Die Einfuhr von Kühen kommt der der Ochsen ziemlich gleich; die Einfuhr von Kälbern belief sich auf 10—13,000. Um sich eine richtige Idee von der Bedeutung dieser Einfuhr zu machen, muß man daran erinnern, daß die Stadt Paris allein im J. 1821 an 73,428 Ochsen, 7727 Kühe und 70,081 Kälber verzehrte. Wir könnten, sagt Chevalier, unseren Nachbarn unsere Weine, unsere Manufakturwaaren, unsere unvergleichlichen Geschmacks-Artikel in Austausch geben, dies würde eine vortreffliche Theilung der Arbeit seyn, und Jeder würde das liefern, wozu das Klima, der Boden, die Geschicklichkeit paßte, Alle würden zufriedengestellt werden. Daraus würden bessere Grundsätze der inneren und äußeren Politik sich herleiten. Wenn wir unser Land dem Vieh unserer Nachbarn verschlossen haben, so haben sie wieder gegen unsere Weine und unsere Fabrik-Artikel Repressivmaßregeln in Anwendung gebracht. Es hat sich entweder in ihnen selbst eine Manufaktur gebildet, oder sie haben sich mit Manufaktur-Ländern associirt, und sie haben auf diese Weise nicht ackerbautreibende Bevölkerungsmassen zu versorgen bekommen, welche weit mehr Vieh gebrauchen, als für Frankreich bestimmt gewesen wäre. Durch unsere Zollgesetze von 1821 und 1822 ist das Wachsthum des Zollvereins befördert worden, dadurch hat er sich bis an unsere Gränzen, die ganze Länge des Rheines hinunter, ausgedehnt. Sie haben das Leben in Straßburg, in Lyon und in den Departements, welche die Alpen begränzen, außerordentlich vertheuert. Und selbst wenn wir jetzt unsere Zollschranken vollständig öffnen und das fremde Vieh ohne Abgabe einlassen wollten, die Schweiz und die Länder am rechten Rheinufer werden uns nicht genug Fleisch liefern oder zu einem billigen Preise überlassen können. Entweder sie haben sich gewöhnt, ihre Vorräthe selbst zu verzehren, oder sie haben Käufer gefunden, die ihnen besser konveniren. Die Population und das Fleischbedürfniß haben sich in einem weit größeren Verhältnisse, als das Schlachtvieh, gesteigert. An mehreren Stellen hat sich der Viehstand verringert, z. B. in den Bergen der Schweiz, in Folge der Urbarmachung und der Zerstückelung des Bodens. Der Preis des Viehes differirt demzufolge in unseren Gränzländern durchaus nicht viel von dem in Frankreich üblichen Preise. Herr Moll berechnete, im Jahre 1842, die Differenz auf ein Fünftel oder Sechstel; seit 1842 ist die Ausgleichung noch weiter gegangen. Die freie Vieheinfuhr würde also den Verkaufspreis auf unseren Märkten nicht umstürzen können, sie würde sogar keinen Einfluß auf die Mehrzahl der 86 Departements ausüben können, aber Elsaß, Lyon und die Provence, welche am meisten leidet, würden dadurch eine Erleichterung erhalten. Für diesen Nahrungs-Artikel hat Frankreich seine Hauptquelle in sehr entlegenen Gegenden, im neuen Welttheil, ungeachtet der Breite des atlantischen Oceans, welchen die Vorräthe durchschneiden müssen, um als Salzfleisch die französischen Märkte zu erreichen. Die Vereinigten Staaten werden davon sehr große Quantitäten liefern können. Es wird einst der Tag kommen, daß die Ordnung und Sicherheit sich an den Ufern des La-Plata befestigt hat, daß sich die europäische Industrie dort ansiedelt und die zahllosen Ochsenheerden, welche die Pampas durchirren, für den europäischen Verzehr zur Benutzung kommen werden. Die Bereitung des Salzfleisches würde dort ein ungeheures Feld auszubeuten finden. Es würde, wie man sagt, möglich seyn, aus den Thier-Myriaden jener Distrikte jedes Jahr mindestens 300,000 Stück wegzunehmen, ohne daß das, jetzt durchaus nutzlose, lebendige Kapital in seiner Wiedererzeugung gehemmt werden würde. Man tödtet schon jetzt in den Thälern des Ohio 300,000 Stück Schweine; das Hornvieh, welches die Pampas erzeugen, muß noch weit bedeutender seyn. Bis jetzt braucht man von den zahllosen Hornviehheerden, welche an den Ufern des La-Plata-Stromes leben, nur noch die Felle und dörrt kaum einen Theil des Fleisches an der Sonne, um es dann, ohne andere Zubereitung, nach den Antillen zu senden, wo es den Sklaven zur Nahrung dient. Wir wollten hier nur die große Quelle, welche die weiten Steppen Süd-Amerika's bieten, in Erinnerung bringen; allerdings brauchen unsere Bevölkerungen einen Zufluß, der mehr unmittelbar und weniger problematisch ist. Untersuchen wir also, wie viel Schlachtvieh, bei einer Aufhebung unserer Zollgesetze, die angränzenden Länder uns etwa liefern könnten, und werfen wir einen Blick auf die Einpöckelungen der nordamerikanischen Freistaaten, welche noch weit mehr bieten werden.

In Betreff der Handelsfreiheit, der Nahrungsmittel im Allgemeinen und der Kornfrüchte im Besonderen, scheinen die modernen Regierungen Europas sich der sehr liberalen Traditionen entschlagen zu haben, welche, sagt Chevalier, unser Ancien régime leiteten, als noch kein großer Staat davon ein Beispiel gegeben hatte. Es gab mehrere kleine Staaten, welche die Grundsätze der Handelsfreiheit annahmen, ohne daß ihre ackerbauende Bevölkerung dadurch beeinträchtigt worden wäre. So genießt Toskana, in Betreff des Getraides, seit lange einer Handelsfreiheit, und man bemerkt nicht, daß die Ländereien dort brach liegen, im Gegentheil, der Boden wird dort besser bebaut, als anderswo, und die nicht geschützten Bauern Toskana's sind dort wohlhabender, als in irgend einem anderen Theile Italiens. Dies mußte für Nationen, die ein größeres Territorium besaßen, ein Antrieb sein, aber man mochte vielleicht die Erfahrung, welche in kleinem Maßstabe gemacht worden war, nicht als ausreichend betrachten. Endlich hat eine große Nation, getrieben durch die Umstände, damit angefangen, die Fahne der Freiheit des Kornhandels aufzupflanzen. Von diesem Augenblicke an hat die Frage ihre Stellung auch in Betreff der übrigen Völker geändert; der Weg konnte schwierig erscheinen, aber er ist geebnet. Indem Robert Peel das Parlament veranlaßte, sich für die freie Korneinfuhr in den Vereinigten Königreichen auszusprechen, hat er dadurch sowohl die eingebildeten als die wirklichen Bedenklichkeiten zerstreut, aber sie werden noch immer von einigen Personen vorgebracht, welche behaupten, daß diese Freiheit bei den anderen Nationen die Interessen des Ackerbaues bloßstellen werde.

Wir wollen hier Herren Chevalier in die spezielle Entwickelung folgen:

„Ich bewundere den Muth, womit Robert Peel einen Gedanken ausgeführt hat, den er als günstig für das Wohl seines Vaterlandes, ja der civilisirten Welt im Allgemeinen betrachtete. Seine unerschütterliche Festigkeit, den Forderungen seiner eigenen Partei gegenüber, ist eine Lehre, welche für die Staatsmänner aller Länder nicht verloren sein darf. Indem er den Grundsatz des Lebens zu den möglichst billigen Preisen in die Praxis der Regierungen einführte, leistete er der Menschheit einen Dienst. Indem er die Schranken stürzte, welche die wilde Leidenschaft des Kriegs zuerst zwischen den Völkern aufgebaut hatte, welche dann von den Interessen unterstützt wurden, welche von der Feindschaft der Völker leben, von dem blinden Egoismus Einiger und von den Vorurtheilen des großen Haufens, hat er der Sache des Friedens gedient, welche die Sache der Freiheit ist. So wird man denn wohl nicht denken, daß ich die Verdienste Robert Peels verkleinern will, wenn ich bemerke, daß er in Betreff der Lebensmittel-Frage nur das gethan hat, was für Großbritanien unvermeidlich geworden war. Er hat das Verdienst, eine Nothwendigkeit eingesehen zu haben, welche die anderen Partei-Chefs nicht begreifen wollten. England war in Betreff seiner Nahrungsmittel bedroht. Seine Bevölkerung, welche sich bei den Fortschritten der Industrie immer mehr steigerte, konnte sich nicht mehr ernähren, wenn die Nahrungsmittel auf das beschränkt bleiben sollten, was die britischen Inseln produzirten. Dadurch mußte man einsehen und die ganz natürliche Folge ziehen, daß England keine andere Wahl hatte, wenn es sich wenigstens keinen periodischen Hungersnöthen aussetzen wollte, als die freie Einfuhr der Nahrungsmittel zu gestatten. Bekanntlich ist England unter allen Ländern Europa's dasjenige Land, wo sich die Bevölkerung am meisten steigert. Von 1831—1841 hat sich, Irland ungerechnet, die Bevölkerung Großbritaniens um 2,300,000 Menschen vermehrt, und dies ist das gewöhnliche Verhältniß. Um nach gewohnter Weise leben zu können, bei 2¼ Hectolitres auf den Kopf, dem geringsten Durchschnittsmaße für einen Engländer, brauchte man 5,175,000 Hectolitres mehr. Da diese Getraide-Quantität reines Korn seyn muß, und da die Fabriken, z. B. zum Kleister, eine Quantität Mehl verbrauchen, deren Steigerung wohl berücksichtigt werden muß, so müßte auf Großbritanien für alle 10 Jahre in der Getraide-Production ein Zuwachs von 6 Millionen Hectolitres gerechnet werden. Wenn England seinen Bedarf durch sich selber befriedigen wollte, so würde es alle 10 Jahre 260,000 Hektaren Land mehr mit Roggen besäen müssen; rechnet man dazu, was sonst für die Ernährung, für die Gerste zur Bierbrauerei, für die Gemüsezucht, für den Viehstand u. s. w. nothwendig ist, so müßte es eine Million Hektaren mehr bebauen. In einem so bevölkerten und bebauten Lande wäre dies aber eine vollkommene Unmöglichkeit. Es ist in Großbritanien kein Land mehr urbar zu machen. Man hat dort schon Getraide auf viel zu schlechten Boden gepflanzt und die Folge davon ist gewesen, wie Ricardo es so deutlich auseinandergesetzt hat, daß der Preis des Korns über die Möglichkeit in die Höhe getrieben wurde. Ohne Zweifel kann in England, wie überall, die Kultur auf einigen Besitzungen noch verbessert werden, es kann selbst die des ganzen Landes noch vervollkommnet werden, denn, so außerordentlich auch die englische Landwirthschaft der aller übrigen Länder überlegen ist, es sind doch noch neue Fortschritte möglich, und die Vervollkommnung der Künste ist ohne Ende, aber es wäre unsinnig, wenn man von der bloßen Verbesserung der nationalen Landwirthschaft in England die Nahrungsmittel für die wachsende Bevölkerung erwarten wollte. England war also gezwungen, sich freiwillig an die Fremde zu wenden. Ein Theil der Grundbesitzer, indem er die Lage richtig würdigte und den Gründen des Ministers wich, hat dazu seine Beistimmung gegeben; der andere Theil leistete Widerstand, aber mit der Macht, welche ihm die öffentliche Meinung, durch Cobden und die Anti-Corn-Law-League vorbereitet, gab, hat Robert Peel denselben besiegen können. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Die Pyrenäen.

Seit Jahrtausenden ist die pyrenäische Halbinsel Schauplatz weltbewegender Ereignisse gewesen. Obwohl durch seine natürliche Lage scheinbar abgegränzt von den übrigen Ländern Europa's, hat Spanien dennoch auf die

Entwickelung der geistigen und politischen Zustände einen wesentlichen Einfluß ausgeübt, und ganze Welttheile haben auf spanischem Boden für ihre Existenz, für ihren Glauben gekämpft. Wenn eine Zeit lang Spanien das erste Volk der Welt genannt werden konnte, so ist freilich der Strahl seines Ruhmes durch die verderbliche Gewalt der Zwietracht gebrochen, der Ruhm der Nation ist in dem Blute ihrer eigenen Söhne erstickt, Spanien von einem weltbeherrschenden Reiche zu einem Staate zweiten Ranges herabgesunken. Doch wird dieser Verfall nicht für immer bleiben! Die gewaltige Lebenskraft des spanischen Volkes wird unzweifelhaft eine neue Entwickelung hervorrufen, sobald der innere Kampf nachgelassen und eine durch die Sympathie der Besseren und durch die Anerkennung der freien Nationen Europa's gehobene Regierung einige Konsistenz gewonnen haben wird.

Wenn aber Spanien hiernach eine welthistorische Bedeutung hat, wenn es auch in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit des Welttheils auf sich gezogen und eine bedrohliche Spannung der beiden stets eifersüchtigen Großmächte hervorgerufen hat, so ist es sehr erfreulich, aus der Feder eines geistreichen und in spanische Zustände tief eingeweihten Schriftstellers eine Charakteristik dieses Landes zu erhalten, das bisher so wenig bekannt ist, weil es selbst nur selten Ziel der Reisenden werden kann und seine Bewohner eben so selten das Festland zu besuchen pflegen. Eugen Baron Baerst, einer der eifrigsten Anhänger des Don Carlos, ist den Politikern bereits seit Jahren durch die Berichte bekannt, welche er aus dem Hauptquartier seines „Königs" der Breslauer Zeitung sandte und welche damals, als die einzigen ausführlichen und getreuen Nachrichten, von fast allen deutschen, französischen und englischen Zeitungen nachgedruckt und übersetzt wurden; bei den Literaten und Pflegern der schönen Literatur ist er längst bekannt und beliebt durch seine pikante „Kavalier-Perspektive". Beide, die Politiker sowohl als die heiterer blickenden Freunde der Belletristik, werden bei der Lektüre des vorliegenden, jüngst erschienenen Werkes desselben Verfassers *) gleichmäßig ihre Rechnung finden. Derselbe hat es weder auf eine gelehrte und erschöpfende Charakteristik des Landes und seiner politischen Parteien, noch auf bloße Reisebilder abgesehen; was er aber in den historischen und politischen Theilen seines Buches gegeben hat, wird den wissenschaftlich gebildeten Forscher gewiß eben so befriedigen, als die mehr schildernden Stellen durch Anmuth und edle Form der Darstellung diejenigen Leser gewinnen werden, denen es um angenehme Unterhaltung zu thun ist. — Drei verschiedene Reisen nach den Pyrenäen sind es, welche dem Verfasser den Stoff seiner Daestellung lieferten; er beginnt dieselbe mit der dritten Reise, die im Sommer 1844 unternommen wurde und deren Schluß ein längerer Aufenthalt auf dem Schlosse Pau war. Der erste Besuch der Pyrenäen währte einen ganzen Sommer, der mit Wanderungen in dem weit ausgedehnten Gebirge nach allen Richtungen hin, je nach Laune und Zufall, hingebracht wurde. Den Kern des Buches endlich bildet der zweite Aufenthalt in Spanien, während dessen der Verfasser sich in der nächsten Umgebung, ja im vertrauten Rathe des Prätendenten der spanischen Krone befand. Baron Baerst protestirt wiederholt gegen die Meinung, als ob sein damaliger Aufenthalt bei Don Carlos eine halboffizielle Mission gewesen sey; doch verdanken wir dieser Meinung den interessantesten Theil des Buches, da jene mysteriöse Rolle ihm mancherlei Einsicht in die Verhältnisse des Landes verschaffte.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Auffassungsweise des Verfassers selbst zu würdigen, theilen wir aus seinem Buche eine Stelle mit und wählen dazu aus räumlichen Rücksichten nicht einen der politischen oder historischen Exkurse, sondern eine Naturschilderung, die der Pyrenäen selbst (Bd. I. S. 227 ff.):

„Die Hauptschönheit der Pyrenäen liegt nicht in der Höhe und Gestalt einzelner Gipfel, sondern vielmehr in dem Umfange und der Form ihrer sekundären Bergketten, die, außer aller Proportion zu dem Hauptgebirgsstocke, größer und prächtiger sind, als die irgend eines anderen mir bekannten Gebirges. Die höchsten Punkte des Pic-du-Midi, des Mont-Perdu und des Vignemale zeigen sich zwar in bedeutender Ferne, einer erhebt sich immer stolzer, höher als der andere über seinen Nachbar, dann flacht sich allmälig Alles gegen die Mitte ab, aber die Menge ungeheurer Massen ist bewundernswürdig, überraschend, einzig in ihrer Art. Unübersteigliche Felsmassen, Gletscher, von denen donnernde Lawinen herabstürzen, kahle Schneefelder, so weit der Blick reicht! Ein heftiger Südwind weht fast beständig um die höchsten Gipfel und wirft in der Richtung nach Norden bald ungeheure Eismassen, bald Granitblöcke in die Thäler; ein wild verworrenes Geschrill rollt ihnen nach und prägt dem ganzen Gebirge einen eigenthümlichen Charakter auf.

„Das hohe Gebirge der Pyrenäen senkt sich in Folge des Südwindes weniger steil nach Norden als nach Süden und bildet deshalb dort leichter zu ersteigende Höhen und kleinere Gletscher als im Süden. — — —

„Der Pic-du-Midi hat seit uralter Zeit für den höchsten Punkt der Pyrenäen gegolten; seine weit nach der Ebene vorgeschobene Lage, seine nicht sehr bedeutenden nächsten Umgebungen haben diesen Irrthum erzeugt. Die eben angegebenen Gründe bewirken, daß jener Berg sich imposanter darstellt, als selbst der Mont-Perdu, trotz dessen ungeheurem cylinderartigen Haupte. Ueber den Mont-Perdu habe ich nichts als Widersprüche gehört. Besteht derselbe aus Granit, womit seine Basis bedeckt ist? oder ruht diese, wie neuere Reisende behaupten, durchaus auf sekundären Bildungen, ja unter Schalthieren der verschiedensten Art? oder sollte dies nur zum kleineren Theile der Fall seyn? Gehört derselbe mit einem Worte der ältesten, der neueren oder der neuesten Formation an? Die weit um seinen Fuß liegenden Felsmassen, sind sie ein Theil seiner Grundfläche? Ist es gewiß, daß er selbst der Gebirgskette angehört, in deren Mitte er steht? War nicht einst zwischen dieser und jenen Felsmassen ein größerer Zwischenraum, als sich auf den ersten Blick darstellt? Das sind Fragen, die ich nicht auflösen kann, welche die Lage des Mont-Perdu nicht zu entscheiden vermag und die bisher Niemand beantwortet hat. Von der Höhe seiner südlichen Spitzen sieht man nichts als seine Gipfel; steigt man herab, so versteckt sich der Berg hinter die ungeheuren wild umherliegenden Felsmassen und scheint zwischen den Felswüsten zu ruhen, die selbst den einen großen Theil des Jahres hier umherziehenden Schäfern unbekannt sind. Der Eine sucht Grund und Gipfel des Berges in Frankreich, der Andere in Spanien, und die kühnsten Jäger sagen, daß ihn nur der Teufel besteigen könne. Seit man die Berge getauft hat, ist niemals einem derselben ein bezeichnenderer Name gegeben worden."

Leider ist es uns nicht möglich, größere Proben der oft sehr poetischen Schilderungen des Verfassers zu geben, die sich in allen Theilen des Buches vielfach finden. Indem wir daher von demselben uns verabschieden, bemerken wir wiederholt, daß sowohl die scharfe Charakteristik von Personen, deren Namen für die neueste Geschichte höchst bedeutungsvoll waren, als der Reichthum an den feinsten Beobachtungen aus dem Gebiete der Natur, wie der Kunst und der Poesie, jedem Leser eine Fülle des Stoffs der Unterhaltung und der Belehrung darzubieten im Stande ist. C. H.

*) Die Pyrenäen. Von Eugen Baron Baerst. Breslau. Druck und Verlag von Graß, Barth u. Comp. 2 Bde. gr. 8.

Mannigfaltiges.

— Politische Reformen in Italien. Während wir in Deutschland mit den hoffnungsreichen Verhandlungen des ersten preußischen Vereinigten Landtages allgemein beschäftigt waren, sind einige gleichzeitige Erscheinungen des Auslandes, die wir mit nicht geringerer Theilnahme begrüßen dürfen, unserer Aufmerksamkeit fast entgangen. Der edle Herzog von Toskana, Leopold II., hat nämlich unterm 6. Mai d. J. eine Verordnung erlassen, durch welche er der Presse seines Landes bedeutende Erleichterungen gewährte. Es kam diese Maßregel in Italien so unerwartet, daß man ihr anfangs dort — wie dies auch eine Zeitlang mit den politischen Reformen des Papstes der Fall war — nicht recht trauen wollte, allein die faktischen Veränderungen, die seit zwei Monaten auf dem Gebiet der Presse in Toskana sichtbar wurden, so wie eine bekannt gewordene Cirkular-Verordnung an die Censoren vom 1. Juni, haben jeden Zweifel über die wohlwollenden Absichten des Großherzogs beseitigt. Gegenwärtig ist es im Großherzogthum Toskana Jedem gestattet, die Handlungen der Regierung öffentlich zu besprechen, Wünsche und Beschwerden durch die Presse an den Tag zu legen, und bis jetzt hat diese Freiheit noch zu keinerlei Restriction wieder Anlaß gegeben. Mehrere neuere Zeitungen und Zeitschriften sind entstanden, und andere wurden zum 1. Juli angekündigt. In Florenz giebt ein sicilischer Literat, Herr La Farina, L'Alba (die Morgenröthe) heraus, während La Patria unter der Redaction der Herren Abbate Lambruschini, Baron Bettino Ricasoli und Advokat Salvagnoli angekündigt ist. In Pisa haben zwei geachtete Professoren der dasigen Universität, die Herren Montanelli und Centofanti, eine Zeitschrift unter dem Titel L'Italia gegründet. Livorno sah eine neue, hauptsächlich den Interessen des italiänischen Handels gewidmete Zeitung „Il Corriere di Notizie italiane", entstehen, und auch Siena wird vom 1. Juli ab seine besondere Zeitung haben. Reform und Nationalität ist der gemeinschaftliche Wahlspruch aller dieser Blätter, denen sich auch ein wissenschaftlich-kritisches Journal, La Fenice, herausgegeben von Vieusseux, als Fortsetzung der vor mehreren Jahren unterbrochenen Antologia di Firenze, anschließen wird.

Mit dieser Reform der Presse Hand in Hand will der Großherzog die Reform der Gesetzgebung gehen lassen, weshalb er durch ein motu-proprio vom 31. Mai zwei Kommissionen zur Entwerfung eines Civil- und eines Kriminal-Gesetzbuches angeordnet hat. Die Kommission zur Entwerfung des Strafgesetzbuches hat ausdrücklich die Aufgabe bekommen, der willkürlichen Schaltung der Polizei ein Ziel zu setzen. Dasselbe motu-proprio enthält das Versprechen der Errichtung eines Staatsrathes, während in einem an den General-Intendanten der Gemeinden gerichtetes Ministerialreskript die Regierung für den bevorstehenden Monat August eine Versammlung der Intendanten (Provveditori) der fünf Kammern (Bezirke) des Großherzogthums, der Gonfalonieri und Podesta's (Bürgermeister) der angeseheneren Städte, so wie mehrerer anderer Notabeln nach der Wahl des Großherzogs ankündigt. Diese Versammlung soll sich mit Vorschlägen zur Reform der Gemeinde-Verfassungen beschäftigen, womit also auch ein Anfang zur Einholung des Rathes von Vertretern des Landes gemacht ist.

Der sehr lebhafte Verkehr auf der Eisenbahn zwischen Pisa und Lucca hat bereits die wichtige Folge gehabt, daß das Großherzogthum Toskana und das Herzogthum Lucca einen Zoll-Verein, nach Art des preußischen, gebildet haben, wobei Ersteres die Bewachung der Gränzen übernimmt, alle inneren Zölle zwischen beiden Staaten wegfallen und die Repartition der eingehenden Steuern nach Maßgabe der Bevölkerung stattfindet. Es ist nicht zu zweifeln, daß diesem Zoll-Vereine bald auch andere italiänische Staaten beitreten werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Dienstag den 13. Juli 1847.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

Skizzen aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden.

. . . . Die Entfernung zwischen Badajoz und Lissabon beträgt ungefähr 120 (engl.) Meilen, die man auf einem sogenannten Carro, von zwei Mauleseln gezogen, zurückzulegen gezwungen ist, wenn man, wie ich, des Reitens unkundig ist. Die Bewohner von Badajoz haben nie das Vergnügen genossen, sich in einem auf guten Springfedern ruhenden Wagen zu wiegen. Auch würde ihnen ein solcher zu nichts nützen, da sie keine Straßen haben. In der That bemerkte ich auf der Fahrt von Badajoz nach Elvas nicht die geringste Spur von menschlicher Arbeit. Selbst über die Flüsse giebt es keine Brücken. Als wir den Guadiana durchfuhren, waren die Maulthiere des hohen Wasserstandes wegen fast zu schwimmen genöthigt. Der Caya dagegen, welcher die Gränze zwischen Spanien und Portugal bildet nnd den man im Anfange des Frühlings nicht ohne Boot passiren kann, war fast ganz ausgetrocknet. Fünf bis sechs schwarze Schweine, die, nach Nahrung suchend, seine steinigen Ufer umwühlten, würdigten uns weder einer Aufmerksamkeit, noch setzten sie unserem Eintritt in Portugal das geringste Hinderniß entgegen. Als Wächter war ihnen ein kleiner sonnverbrannter Junge zugesellt, der in einem so tiefen Schlafe lag, daß wir seine ganze Heerde hätten einfangen, schlachten, einsalzen oder braten und verzehren können, ehe er aufgewacht wäre. Es war das erste menschliche Wesen, dem wir in Portugal begegneten, und galt mir schon im voraus als die leibhaftige Personification des portugiesischen Charakters.

Eine Stunde vor Elvas kamen wir vor einem Pachthofe vorbei, rings mit bebauten Feldern umgeben, die wir ohne Weiteres überschritten, ohne daß uns irgend Jemand davon abzuhalten oder daraus einen Vorwurf zu machen versucht hätte. So wenig eifersüchtig sind die Portugiesen auf ihre Eigenthumsrechte. Jenseits dieses Pachthofes hat die traurige, wüstenartige Gegend, die wir bisher durchschritten hatten, ein Ende, und wir traten jetzt in ein schönes, mit Weinstöcken, Oelbäumen, Orangen und Zuckerrohr bepflanztes Thal ein; denn wir näherten uns Elvas, dessen Thürme wir schon lange aus der Ferne gesehen hatten. Seine eigenthümliche Kathedrale, seine weißen Gebäude und hohen Festungswerke traten immer deutlicher hervor. Zu beiden Seiten des Weges erstreckten sich üppige Kornfelder. Elvas ist eine der stärksten Städte Portugals. Obgleich selbst hoch gelegen, erheben sich doch hinter ihm noch höhere Berggipfel, deren höchste und am nächsten gelegene gleichfalls befestigt sind. Ueber die Nützlichkeit der Befestigung von Elvas sind die Ansichten getheilt. In der That bedürfen sie im Fall des Krieges einer Besatzung von ungefähr 10,000 Mann, eine Menge, die Portugal bei dem jetzigen Zustande seiner Armee nie darauf verwenden kann. Wie sehr daher auch die portugiesischen Zeitungen die Werke von Elvas rühmen und sie mit denen von Badajoz vergleichen mögen, so dienen sie doch beinahe nur zur Verschönerung der Landschaft. Außerdem ist die Gränze nach allen Seiten hin an diesem Punkte so offen, daß eine Angriffs-Armee in keinem Falle gezwungen seyn dürfte, sich mit der Belagerung aufzuhalten. Als die Franzosen Portugal einnahmen, ließen sie nur eine sehr schwache Besatzung in Elvas.

Mein Carrero hatte mich in eine Posada oder Estalagem geführt, die von einem gewissen José Rosada gehalten wurde. Vergleicht man eine portugiesische Herberge mit einer spanischen, so erscheint die letztere als ein wahres Paradies. „Não la nada!" (Es ist Nichts vorhanden!) so lautet die unveränderliche Antwort eines portugiesischen Wirthes, wenn man durch das böse Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt wird, ihn um eine Mahlzeit anzugehen. Não la nada! war denn auch die Antwort José Rosada's, als ich das Unglück hatte, in seine Posada zu gerathen; indessen stellte er doch ein Huhn zu beliebigem Gebrauch. Ich begnügte mich, um Thee und Eier zu bitten, und machte sodann, während dieses frugale Mahl bereitet wurde, in Begleitung zweier Soldaten, dem General-Gouverneur, Baron von Estremoz, einen Besuch. Denn weder der mit der Untersuchung der Pässe beauftragte Beamte, noch der die Wache kommandirende Offizier waren im Stande, meinen Namen zu enträthseln und auszusprechen. Sie hatten daraus den Schluß gezogen, daß ich ein gefährlicher Mensch sey, ein kompromittirter Spanier, der falsche Papiere bei sich führe, ein Feind der Montpensier'schen Heirat. Ich ließ mich ohne großen Widerstand arretiren und zum Gouverneur führen. Der Saal, in den ich eintreten mußte, war mit jungen Offizieren von gebildeten Manieren angefüllt, die augenscheinlich fast sämmtlich aus altadeligen Familien stammten. Als mir mein Paß nach vorhergegangener Prüfung unter höflichen Entschuldigungen zurückgegeben wurde, erwiederte ich in portugiesischer Sprache, daß ich den Vorfall bereits vergessen hätte. Da entstand ein allgemeines Staunen. Alle umringten mich und bedrängten mich mit Fragen.

„Wie, Sie sprechen Portugiesisch, wie haben Sie das gelernt? Wunderbare Sache!" — „„Das darf Sie nicht wundern, meine Herren"", entgegnete ich. „„Ich lerne fremde Sprachen mit außerordentlicher Leichtigkeit.""

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebendig. Ich mußte auf tausend Fragen antworten. Zuletzt trat ein alter Offizier auf mich zu, der bisher noch nichts gesagt hatte, und fragte mich mit großem Interesse nach Neuigkeiten aus Spanien; wie viele Provinzen sich ausgesprochen u. s. f. Die Einen redeten mir von Peel und Palmerston, die Anderen von Coabding; diese wollten meine Meinung über Abdelkader wissen, jene äußerten den Wunsch, meine Ansichten über die Frage des Freihandels zu erfahren. Endlich rief eine Stimme: „Und Ihr Irländer O'Connell?" — „„Er versucht"", erwiederte ich, „„eine Revolution durch Reden hervorzubringen."" — „Ah!" rief jene Stimme zurück, „eine Revolution com palavras! Welcher Scherz!" Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten.

„Señor", fragte mich der Aelteste aus der Gesellschaft, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte, „können Sie mir wohl sagen, ob der Romandichter Bulwer und der Gesandte dieselbe Person ist?" — „„Es sind Brüder"", gab ich zur Antwort. — Diese Erklärung erregte allgemeines Erstaunen. „Wie soll man sie denn von einander unterscheiden?" — „„Der Eine"", sagte ich, „„heißt Bulwer Lytton, der Andere Lytton Bulwer. Das ist der ganze Unterschied."" — Das Erstaunen war auf den höchsten Grad gestiegen. „Cousa singular! Cousas de Inglaterra!" riefen sie mit einfältiger Miene. Aber während sie einander diese Erklärung zu erklären versuchten, nahm ich Abschied und kehrte in meine Posada zurück.

Obgleich alle Einwohner von Elvas mich auf ihre Ehre versichert hatten, daß mein Führer, der berühmte Manoel Alberto, der rechtschaffenste Mann im Königreich sey, so herrschte auf den öffentlichen Straßen doch so wenig Sicherheit, die Revolutionen waren so häufig und die Diebe so zahlreich, daß ich drei Unzen Gold in mein Halstuch versteckte, damit mir, im Falle ich das Unglück haben sollte, angefallen und ausgeplündert zu werden, nicht die Mittel fehlten, nach Lissabon zu gelangen, ohne mich dahin betteln zu müssen. Meine Uhr, meine Kostbarkeiten und Kleidungsstücke hatte ich zu Wasser dahin vorausgeschickt. Außerdem hatte ich, in der Absicht, sie dem ersten Banditen anzubieten, der mich darum ansprechen würde, ein Paar Pistolen, eine tombackene Uhr, eine Börse voll Silber- und Kupfergeld und einen kleinen Vorrath von Zigarren zu mir gesteckt. In dieser Weise auf jeden Vorfall gerüstet, bestieg ich Manoel's Carro und verließ Elvas. Eine Stunde hinter Elvas ist das Land mit Bäumen und Häusern bedeckt und die Gegend reizend; aber was besonders die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht, ist ein prächtiger römischer Aquadukt, der von einem entlegenen Hügel die Stadt mit Wasser versorgt und sich über ein nicht weniger als eine Stunde langes Thal hinwegzieht. Die Zahl seiner Stockwerke ist nach der größeren oder geringeren Erhebung des Bodens, auf dem er ruht, verschieden. Wo das Thal am tiefsten ist, hat er vier Stockwerke von beträchtlicher Höhe. Portugal besitzt die drei schönsten Aquadukte auf der ganzen Erde, mit Ausnahme des zu Segovia in Alt-Kastilien; sie befinden sich zu Evora, zu Elvas und zu Lissabon.

Sollte man es für glaublich halten! Auf der am meisten in die Augen springenden Stelle dieses römischen Meisterwerks hat Donna Maria das königliche Wappen von Portugal eingraben lassen, mit der Inschrift: „Donna Maria II., anno domini 1846." Etwas Aehnliches hatte ich schon zu Merida bemerkt. Im Jahre 1610 ließ Philipp III. an der schönen römischen Brücke von Merida einige Ausbesserungen vornehmen, nach deren Beendigung der Triumphbogen mit dem spanischen Wappen verziert wurde. Als ich diese Brücke überschritt, hatte der Majoral die Unverschämtheit, mich zu versichern, sie sey von den Spaniern erbaut worden, wobei er zur Bestätigung seiner Worte auf die glänzende Inschrift wies.

Man spricht von dem Bau einer Eisenbahn zwischen Lissabon und Badajoz. In der That würden nur wenig Hügel zu durchstechen, wenig Flüsse zu überbrücken und wenig Thäler auszufüllen seyn. Die Nivellirung des Terrains würde fast Nichts kosten. Aber welche Interessen könnte eine Gesell-

schaft, die sich für die Ausführung dieser Linie bilden würde, aus dem Kapital ziehen, das sie in diese Einöden vergraben hätte? Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn die fremden Kapitalisten, welche versucht wären, Actien dieser Lissabon mit der spanischen Gränze verbindenden Bahn zu nehmen, dieselbe Reise gemacht hätten, wie ich, sie sich wohl hüten würden, solcher Versuchung zu unterliegen, und ihr Geld sorglich in ihren Kasten verwahrt halten würden. — Estremoz liegt zwei Stunden von der Senhora Dourada. Es war bereits 10 Uhr, als wir dort ankamen. Obgleich Estremoz mehr als 10,000 Einwohner zählt, besitzt es doch nur ein Gasthaus. Als mich Manoel dorthin geleitete, war der Wirth bereits seit einer Stunde zu Bett und schlief so fest, daß wir fast daran verzweifelten, ihn aufwecken zu können. Endlich hörte er unser Geschrei und kam, uns die Thür zu öffnen. Als ich am anderen Morgen auf dem sehr harten, aber reinlichen Lager erwachte, machte ich mich bald wieder nach eingenommenem Frühstück auf den Weg.

Estremoz war früher befestigt, jetzt ist es eine offene Stadt. Seine weißen Häuser erheben sich auf dem Abhange eines mit einem alten Schloß geschmückten Hügels in amphitheatralischer Form. Den Mittelpunkt der Stadt bildet ein geräumiger Platz, der als Marktplatz dient, aber so groß ist, daß mehrere Tausend Soldaten darauf exerzieren könnten. Die Festungswerke bestanden früher aus zehn Bastionen und drei Halbbastionen, die großentheils abgetragen sind. Das Schloß ist sehr alt; es ist in verschiedenen Zeiträumen befestigt worden, und zwar durch vier Bastionen und zwei Halbbastionen. Nach Süden zu ist es von einem Berge beherrscht, auf dem gleichfalls ein Schloß, Namens San-José, steht, und im Norden, aber in weiterer Entfernung, von einem anderen Berge, der früher mit einer Redoute gekrönt war, welcher man den Namen Santa-Barbara gegeben hatte. Aber alle diese Befestigungen sind mit so großer Unwissenheit und solcher Sorglosigkeit ausgeführt und befinden sich gegenwärtig in einem so zerfallenen Zustande, daß die Stadt außer Stande ist, einer bewaffneten Armee den geringsten Widerstand zu leisten. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, weshalb man dort auch sehr billig leben kann.

Die Provinz Alemtejo ist ungefähr 140 engl. Meilen lang und 80 Meilen breit. Sie bietet dem sie durchziehenden Reisenden den verschiedenartigsten Anblick: bald von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, bald von einer erschreckenden Trockenheit und Dürre; hier ist sie bergig, dort eben und sandig. Unglücklicherweise besitzt sie nur wenig Flüsse und Bäche, und so lange man sich nicht dazu entschließen wird, artesische Brunnen zu bauen, wird sie bleiben, was sie ist, nämlich eine große Wüste. Die Einwohner sind in Städten angehäuft, die von einem Kranz von Pachthöfen umgeben sind. Aber über eine gewisse Gränze hinaus findet man weder Kultur, noch Häuser, noch Menschen, noch selbst betretene Fußpfade. Die vorzüglichsten Produkte sind Korn, Wein, Orangen, Citronen und Kork-Eichen. Man sammelt auch die Rinde und die Früchte der Eiche in großer Menge ein. Sines ist ihr einziger Hafen von einiger Bedeutung; ihre meisten Vorräthe kommen von San-Ube in Estremadura. Sie besitzt auch herrliche Marmor- und andere Steinbrüche. Der weiße Marmor von Estremoz, der grüne von Villa-Viçosa und der rothe und weiße von San-Ube und Arabida haben einen weitverbreiteten und sehr verdienten Ruf. Die Thonerde von Estremoz und Montemór-o-novo wird zu einer sehr geschätzten Art von Geschirr verarbeitet. Sie ist mit einer Menge fester Plätze versehen, deren größter Theil jedoch in schlechtem Zustande sich befindet. Ihre Hauptstadt ist Evora.

Borrow stellt die irrthümliche Behauptung auf, daß man zu Estremoz bereits Spanisch spricht, oder daß die Sprache, deren man sich in dieser Gegend bedient, eine Mischung von Spanisch und Portugiesisch sey. Zu Elvas, 24 engl. Meilen jenseits Estremoz und bis zur Gränze wird schon das reinste Portugiesisch gesprochen. Die beiden Völker haben sich seit ihrer Trennung niemals vermischt, ihre gegenseitige Abgränzung ist so streng, daß sie nicht einmal als Nachbarn in Beziehung zu einander stehen. Und nicht blos bewahren sie ihre Sprache vor jeder dialektischen Unreinheit, sondern halten auch mit der größten Gewissenhaftigkeit an ihren Sitten und selbst Trachten fest. Borrow geht in seiner „Bibel in Spanien" so weit, zu versichern, daß früher oder später ganz Portugal Spanisch reden wird. Bevor diese Umwälzung stattfindet, wird Frankreich das Französische mit dem Englischen vertauscht und England wieder das Angelsächsische angenommen haben.

Der Landstrich zwischen Estremoz und Venda do Duque, ungefähr drei Stunden betragend, gewährt einen mannichfachen Anblick; bald klettert man einen Hügel hinan, bald steigt man in ein Thal hinab. In kurzen Entfernungen taucht auch etwas Grün auf, oder es folgt auch wohl auf weite, mit Haidekraut bedeckte Strecken eine Anpflanzung von Olivenbäumen. Um der Langweile etwas zu entgehen, machte ich mir das Vergnügen, Manoel zu beobachten, denn er bot einen merkwürdigen Typus des portugiesischen Volkscharakters dar. Nichts von dem, was ich ihn fragte, wußte er; dennoch gab er auf alle meine Fragen — gleichviel ob richtige oder unrichtige — Antworten. Man muß es mit der Antwort eines Spaniers oder Portugiesen nicht so genau nehmen. Selten gesteht Einer seine Unwissenheit ein. Sie erzählen ihrem Zuhörer mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die unverschämtesten Lügen, ohne einmal darauf zu achten, daß sie jeden Augenblick dem widersprechen, was sie vorhin selbst behauptet haben. Besonders werden sie niemals eingestehen, daß sie weder lesen noch schreiben können. Wie alle seine Landsleute, zog Manoel es vor, lieber in die Kreuz und in die Quer zu reden, als die Antwort schuldig zu bleiben. Aber er verwickelte sich dermaßen in seinen Aufklärungen, daß es mich wenig Mühe kostete, ihn von seiner Unkenntniß zu überführen. Nicht einmal davon konnte er mir genaue Nachricht geben, ob die Post täglich oder alle vierzehn Tage nach Elvas kommt; ein Mal behauptete er todos os dios, das andere Mal todos os quinze dios. Uebrigens besaß er die leidenschaftliche Gleichgültigkeit eines Türken im höchsten Grade. Wenn er nur für sich und seine Maulthiere zu essen hatte und vielleicht von Zeit zu Zeit für sich ein Glas Wein und einen Kübel Wasser für seine Thiere, so war er ganz zufrieden. Diebe und Revolutionen kommen ihm niemals in den Sinn.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krise.

Nach Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

So ist denn nun die Freiheit des Kornhandels in England eingeführt worden. Die Folge davon ist, daß man auf den britischen Inseln aufhören wird, diejenigen Ländereien zum Getraidebau zu benutzen, welche nicht dazu geeignet sind, und die, da ihre Aerndten sehr verschieden waren, weil sie vielfach ganz auf dem Zufall der Jahre beruhten, eine außerordentliche Preisschwankung verursachten. Großbritanien wird auch ferner eine große Quantität Getraide produziren, indessen es wird auf Einfuhr angewiesen sein, um den Bedürfnissen seiner wachsenden Bevölkerung abzuhelfen. Der Durchschnitt der Roggen-Einfuhr in England betrug, während der letzten 7 Jahre bis zu dem 1. Januar 1845, mehr als 6 Millionen Hectolitres. Von der jetzigen Krisis wollen wir nicht reden, wir wollen annehmen, daß sie beendigt sei. England wird nun nicht mehr 6 Millionen Hectolitres einführen, sondern, allem Anscheine nach, 10, 12 Millionen, sobald es sie auftreiben kann, und immer mehr, je mehr ihm geliefert werden kann. In einem Zeitraume von 10 Jahren dürfte seine Einfuhr auf 20 Millionen Hectolitres gestiegen seyn. Alles, was die Häfen des baltischen und des schwarzen Meeres von dem Ueberflusse ihrer Distrikte werden liefern können, wird von England verschlungen werden. Da nun in diesen Ländern keine schnelle Verbesserung der Landwirthschaft in Aussicht steht, so wird man sagen können, daß es diesen Ländern schwer werden wird, mit der Populationssteigerung und mit dem Bedürfnisse Großbritaniens Schritt zu halten, England wird sich also um so weniger auf sie allein angewiesen erachten. Damit nun die Länder, welche jährlich 12 — 13 Millionen Hectolitres Getraide in den Handel bringen, dazu sogleich noch einige Millionen hinzufügen und sich dann jedes Jahr um 350,000 bis 600,000 Hectolitres steigern, so bedarf es dazu eines erhöhten Preises, welcher auch die Distrikte auf den Getraidemarkt bringt, die entlegener sind, als diejenigen, welche in der Nähe ausführen. Es bedarf eines sehr kräftigen Anstoßes, denn, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, pflegen die Bewohner der Getraideländer sich nicht durch eine große Energie auszuzeichnen; der Grund liegt darin, daß es knechtische, sklavische Bevölkerungen sind.

So ist die Eröffnung des freien englischen Kornmarktes auch für alle anderen Länder eine Garantie gegen das Sinken des Preises auf allen übrigen Märkten, abgesehen von jeder besondern Ursache, welche mehr oder minder eine temporaire Vertheuerung veranlassen könnte. Und wer sähe nicht ein, daß eine solche Ursache da ist und mehrere Jahre hindurch ihre Wirkungen äußern wird? Wer wüßte nicht, welchen unglücklichen Einfluß die Kartoffelkrankheit jetzt auf die Nahrungsquellen der Nationen ausübt? Ein Feld, von gleichem Umfang, mit Kartoffeln bepflanzt, ernährt 2½ Mal so viel Menschen, als ein anderes, welches Korn trägt. Wo man sonst eine Million Menschen ernähren konnte, reichen die Nahrungsmittel nur für 400,000 aus, wenn an die Stelle der Kartoffel das Getraide tritt. Seit einiger Zeit spielt die Kartoffel eine außerordentlich wichtige Rolle in der Ernährung Europa's. In Irland war sie beinahe das einzige Nahrungsmittel für zwei Drittheile der Bevölkerung. So haben denn mehrere Länder Europa's, und Irland mehr als alle übrigen, seit mehreren Jahren Mangel an Nahrungsmitteln. In Irland mag sich das Defizit auf den Unterhalt mehrerer Millionen Menschen belaufen. Zwar ist man berechtigt, anzunehmen, daß in Irland, welches sehr schlecht kultivirt ist und in einigen anderen Ländern des Kontinents, wo die Bodenkultur nicht viel besser ist, die Verbesserung der Landwirthschaft das Defizit wird decken können, aber das ist nicht das Werk eines Jahres, dazu bedarf es eines längeren Zeitraums. In Irland speziell kann der ernste Wille der Bevölkerung nicht ausreichen, es ist nichts weniger nothwendig, als eine radikale Veränderung in den Eigenthumsgesetzen, und die macht sich nicht so leicht. Irland dürfte also für einige Jahre die Nahrungsmittel für 2 bis 3 Millionen Menschen von außen beziehen müssen, wenn nämlich die Vorsehung es nicht mit regelmäßigen Aerndten ohne gleichen segnet, wie wohl ein Jahr sie bringt, wie sie sich aber nicht wiederholen. Da nun Transportkosten und Behandlungsweise sich für alle Getraidearten gleich bleiben, so leitet das Interesse besonders auf die Einfuhr von Roggen, und man darf glauben, daß der Kartoffelmangel in Irland ganz besonders eine Roggen-Einfuhr zur Folge hat, wie in den Kontinental-Ländern Europa's. So wird denn in einer Reihe von Jahren ein außerordentlicher Begehr nach Roggen stattfinden, welcher sich um mehrere Millionen Hectolitres steigern wird. Die Furcht, welche man dem Publikum eingeimpft hat, es werde dieses Lebensmittel bis unter den Preis sinken, entbehrt aller Begründung, es ist dies einer von jenen starken Irrthümern, welche sich durch die Gier des Einen, durch die grobe Unwissenheit des Zweiten und durch die Leichtgläubigkeit des Dritten verbreiten. Gerade der Gegensatz, daß eine bestimmte Preistheuerung in einer gewissen Periode sich erhalten wird, kann allein und leider mit großer Gewißheit angenommen werden.

Für Frankreich, wie für jedes andere Land, erhält nun durch die Annahme des freien Handels mit Nahrungsmitteln von Seiten Englands die Frage einen durchaus anderen Charakter. Diese Maßregel der englischen Regierung wird unsere Nahrungsquellen verringern, denn wir werden viel von unseren Erzeugnissen nach Großbritanien ausführen. Wir sind die nächsten Nachbarn Englands. Alle gewöhnlichen Nahrungsmittel, welche der englische Tarif nicht ausschloß, gingen schon längst in großer Masse aus der Bretagne und der Normandie nach London, z. B. Früchte und namentlich Eier. Der Werth der Eier, welche Frankreich nach England lieferte, war beinahe eben so groß, als der Werth der französischen Weine, welche England verbrauchte, denn von diesen beiden Handels-Artikeln war der eine freigegeben, der andere beschränkt. So würde es auch mit dem Schlachtvieh, so auch mit dem Getraide seyn. Aber ich habe Unrecht, von der Zukunft zu reden, wir sind, was das Schlachtvieh betrifft, vielleicht die ersten Lieferanten für England. Schon vor der englischen Zollreform schickten wir beinahe mehr Ochsen nach England, als wir selber erhielten. So erhielten wir z. B. 1845 an 3046 Ochsen von Außerhalb, und es wurden von uns an 4812 Ochsen nach England gesendet, während unsere ganze Ausfuhr sich nur auf 6512 belief. Seitdem liefern unsere Viehbesitzer in der unteren Normandie ihr Vieh nicht minder gern auf den Markt von Smithfield, als auf den von Poissy. Der Weg nach dem einen Orte ist nicht theurer, als nach dem anderen. Eben so läßt es sich voraussehen, daß ein Theil des Getraides, welches in den Departements am Kanale gewonnen wird, sobald die jetzige Krisis vorüber ist, sich auf ähnliche Weise in Bewegung setzen wird. Wir verlieren dann nicht blos die Nahrungsmittel, welche unsere Grundbesitzer nach England schicken, sondern wir werden auch in Zukunft auf gewisse Hülfsquellen nicht mehr rechnen dürfen, welche wir bisher im Rückhalte hatten. Wir haben aus Belgien Ochsen und noch mehr Kühe bekommen, ein Theil derselben kam aus den holländischen Provinzen, jetzt schicken Holland und Belgien ihr Schlachtvieh auf den englischen Markt, wo höhere Preise gezahlt werden. So hat England im Jahre 1846 vom Auslande empfangen: 17,121 Ochsen, 22,994 Kühe und 2447 Kälber, während es 1844 nur 3710 Ochsen, 1136 Kühe und 35 Kälber aus der Fremde erhielt, eben so ist es mit den Schöpsen und Schweinen. Von Herzen gerne gebe ich zu, daß unsere Landwirthschaft auf der anderen Seite des Kanals einen vortheilhaften Absatz für ihre Erzeugnisse findet, aber es beunruhigt mich, wenn die Nahrungsquellen Frankreichs, schon sehr geschwächt, auf diese Weise noch verringert werden, wenn man nicht zu gleicher Zeit Wege eröffnet, sie zu ersetzen. Möge die Ausfuhr die Freiheit behalten, deren sie genießt, möge sie noch freier werden durch die Aufhebung der Ausgangszölle, aber zum Ersatz muß auch die Einfuhr frei seyn, und es müssen die Eingangszölle fallen. Im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt wird es verlangt, daß Frankreich seinen Fleischverzehr nicht vermindere, sondern vermehre, und dazu ist Eines nothwendig: entweder es muß ein Zoll auf das ausgehende Vieh gelegt werden, oder es muß auch dem fremden Vieh die Thür mit beiden Riegeln geöffnet werden. Von diesen beiden Mitteln, zwischen welchen unbedingt gewählt werden muß, ist das zweite gewiß allein möglich, wie mächtig auch die Protectionisten im Staate seyn mögen.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß die Einführung des freien Handels mit Getraide keinen Nachtheil, sondern nur Vortheile bringen wird. Ich rede hier von der definitiven, permanenten Freiheit, so wie unsere Väter sie in Betreff der Einfuhr kannten. Was den gegenwärtigen Nothstand betrifft, so ist schon ein provisorisches Freihandelssystem als nothwendig anerkannt worden, welches mit dem 31. Juli endigen wird. Es ist durchaus nothwendig, die Aufhebung der Kornzölle ein Jahr lang festzuhalten, bis nach dem Schlusse der nächsten Aerndte. Diesen Beschluß haben die aufgeklärtesten Regierungen West-Europa's gefaßt, besonders die englische und die belgische Regierung. Das englische Gouvernement, welches durch das Gesetz von 1846 die Zölle auf alle Nahrungsmittel aus dem Thierreiche definitiv aufgehoben und sich damit begnügt hat, die Zölle auf Getraide in solcher Weise zu ermäßigen, daß in diesem Punkte die vollständige Freiheit erst mit dem 1. Februar 1849 beginnt, hat zu Anfang dieses Jahres für den Getraidehandel provisorisch eine vollständige Freiheit bis zum September angeordnet und die Absicht, sie um ein Jahr zu verlängern, zu erkennen gegeben. Das belgische Gouvernement hat dasselbe gethan, es hat sogar den Termin der provisorischen Freiheit bis auf den 31. Dezember 1848 ausgedehnt. Bei uns hat man sich geweigert, irgend etwas in den Gesetzen zu ändern, welche die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche reguliren. Augenblicklich stimmt man für eine Verlängerung der Ausnahmefrist für das Getraide, aber man will dafür nicht mehr als drei Monate."

Die Furcht, daß auf den jetzigen theuren Preis eine außerordentliche Herabdrückung desselben folgen könnte, wird von Chevalier sehr speziell widerlegt, indem er mehrere unglückliche Aerndten Frankreichs seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, von 1811—1812 und 1816—1817 sehr genau untersucht. Diese Detail-Untersuchungen, so werthvoll und lehrreich sie auch sind, mögen hier dennoch übergangen werden. Er fährt dann fort:

„Für den genauen Beobachter, — eine reichliche Aerndte vorausgesetzt, an welche man aber noch nicht mit Gewißheit glauben kann, so lange sie noch nicht in den Scheunen ist, — für den sorgfältigen Beobachter kann kein Zweifel darüber obwalten, ob für das nächste Kornjahr, welches Ende Juli beginnt und mit der Aerndte 1848 endigt, ein hoher oder niedriger Preis sich herausstellen wird. Alles spricht dafür, daß der Preis minder hoch seyn wird, als jetzt, aber der jetzige Preis ist auch eine Kalamität, welche keine soziale Ordnung auf die Dauer ertragen könnte. So lange das Korn nicht auf seine gewöhnliche Taxe von 20 Francs zurückfällt, so lange werden die Bürgersleute und die Freunde der allgemeinen Wohlfahrt nicht beruhigt seyn. Wenn das Gouvernement, anstatt große Anstrengungen zu machen, in einer vollständigen Unthätigkeit verharren würde, wir würden uns schnell wieder dem Preise von 30 Francs per Hectolitre nähern, wie in der Zeit zwischen Juli 1817 und Juli 1818, aber Preise von 30—35 Franks und selbst von 25—30 Frcs. sind für die Bevölkerung drückend und für die Industrie schädlich. Sie erzeugen immer und nothwendig kommerzielle Krisen. Ein umsichtiges Gouvernement, ohne daß wir es schon menschenfreundlich nennen, wird, wenn es ähnliche Preise voraussieht, alles Mögliche thun, um auf jede Art und Weise die Einfuhr aller möglichen Nahrungsmittel zu erleichtern. Aber wenn nun, könnte man einwenden, der Hectolitre Korn plötzlich unter den Preis von 20 Francs sinkt? Diese Meinung kann sich auf keine Präcedenzien und keine Wahrscheinlichkeit begründen; aber nehmen wir einmal an, es sey ein so plötzliches Fallen der Getraidepreise möglich. Es ist ja nichts überhaupt und mathematisch unmöglich in dieser Welt, und bei Beobachtung der menschlichen Angelegenheiten haben die Forscher immer nur die Wahrscheinlichkeit für sich. Wären die gesellschaftlichen Zustände absolut nach algebraischen Formeln geregelt, dann würde das Verdienst, weise zu seyn, nichts Anderes werden, als eine Gleichung schließen, und das wäre außerordentlich winzig. Es sey also: es ist nicht unmöglich, daß das Korn im Oktober oder November unter 20 Francs fiele, daß es, zum Beispiel, 18 Francs kosten würde. Aber ist es nicht zehnmal wahrscheinlicher, daß es statt 18 an 30 Francs kosten wird? Und was ist das geringste Uebel, der Preis von 30 oder 18 Francs, wenn man den von 18 Francs überhaupt ein Uebel nennen will? Die beiden Möglichkeiten einfach mit einander verglichen, für welche Chance müßte ein Staatsmann sich wohl am meisten interessiren?"

Chevalier kritisirt nun ferner die Proposition des französischen Ministeriums, auf eine eben so schlagende, als geistvolle Weise. Er sagt, der ministerielle Vorschlag scheine von früheren Thatsachen eine sehr geringe Kenntniß zu zeigen. Man scheine zu glauben, daß die kornbauenden Länder dicht an der Thür Frankreichs lägen, und daß man blos die Hand aufzuhalten brauche, um sogleich zu empfangen, oder daß man die Schiffe zum Transport ohne Weiteres aus der Erde stampfen könne. Man bewilligt eine Frist von 3 Monaten für Unternehmungen, welche für das Hin und Her und für die Landung mindestens diesen ganzen Zeitraum brauchen, wenn man unsere bestgelegenen Häfen und die am wenigsten entfernten Kornländer in Anschlag bringt, wozu aber in den meisten Fällen 4 bis 5 Monate nöthig seyn werden. Es genügen gewöhnlich 3 Monate, um ein Schiff von Havre nach der Ostsee zu senden und zu seiner Rückkehr mit Ladung, aber sie genügen nicht zwischen Bordeaux und Danzig. Ohne Zweifel sind 3 Monate für eine Expedition von Marseille nach Odessa oder von Havre nach New-York und Neu-Orleans zu wenig. Ein Rheder wird sich mindestens unter 5 Monat zu keinem Geschäfte auf New-York einlassen. Chevalier berechnet nun auch, was möglicher Weise durch den ganzen französischen Schiffbestand herbeigeschafft werden könnte. Nach den Listen der Zoll-Verwaltung hat Frankreich nicht mehr als 650 Schiffe, welche zu langen, großen Seereisen geeignet sind, d. h. welche mehr als 300 Tonnengehalt haben, das machte im Ganzen 182,000 Tonnen. Denken wir nun, daß alle diese Schiffe sich ganz ausschließlich der Kornfracht unterziehen, daß man ganz und gar auf den Kolonial-Verkehr, auf die große Fischerei, auf die Beziehungen zum Südmeer und zu Brasilien verzichtet, und bringen wir die Dampfschiffe gar nicht in Abzug, welche eine solche Bestimmung nicht erhalten können. Mögen die 182,000 Tonnen auch noch gleich 200,000 Tonnen wirklicher Ladung gerechnet werden. Den Hectolitre zu 75 Kilogrammen gerechnet, so gäbe uns das eine Quantität von 2,660,000 Hectolitres, welche uns durch eine Reise zugeführt werden könnten. Diese 2,660,000 Hectolitres würden aller Wahrscheinlichkeit nach aber nicht einmal das Defizit der Kartoffeln decken. Um Reserven zu gewinnen und um endlich einen normalen Zustand herbeizuführen, würden mindestens noch zweimal solche Einfuhren von gleicher Quantität gemacht werden müssen. Im Durchschnitt, wenn man Alles erwägt, würde ein Schiff mit Kornladung nur drei Jahresreisen machen können. So würde die ganze französische Marine ein ganzes Jahr hindurch ohne Aufhören damit beschäftigt seyn müssen, uns aus den Kornländern Getraide herbeizuholen, es würde kein Segel davon genommen werden dürfen, und erst dann wäre unseren Bedürfnissen ordentlich entsprochen, vorausgesetzt, daß die Aerndte sich als eine Durchschnitts-Aerndte zeigt. Es müßte also dem Handel ein volles Jahr zur Disposition gestellt werden.

Aus der Kritik, womit Chevalier die ministeriellen Pläne beleuchtet, möge hier nur noch die beherzigungswerthe Schlußstelle einen Platz finden:

„Man hat sich von der Furcht leiten lassen, daß die Preise in der Zeit von 1847—48 ungeheuer sinken könnten. Welch ein wunderbarer Zustand! Während man sich in dem größten Nothstande befindet, verwahrt man sich gegen billige Preise, und während die Massen der Bevölkerung vom Hunger gequält werden, hat man es sich zum Gegenstande der Hauptbesorgniß gemacht, daß sie vielleicht in einigen Monaten und für einige Monate ihren Lebensunterhalt gar zu billig bekommen möchten. Es ist kaum zu glauben, daß, während Frankreich den populairen Prinzipien einen solchen Glanz und eine solche Macht verliehen hat, gerade unser Vaterland der Welt ein solches Beispiel geben würde. Trauriger Widerspruch, den man gern, zur Ehre unserer Zeit, mit einem Schleier bedecken möchte! Mitten in dem Asyle, von wo sie uns betrachten und von wo sie uns ermuthigen, das kühne begonnene Werk fortzusetzen, müssen die unsterblichen Männer von 89 eine Beschimpfung und Erniedrigung erleiden. Aber sie sind nicht die einzigen, welche durch das, was jetzt unter uns vorgeht, tief beleidigt werden, man muß auch den vergangenen Jahrhunderten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Obgleich beseelt vom Geiste des Monopols, so war

das ancien régime doch eben so für das Volk, wie die großen Männer von 1789, und man überrascht es nicht auf dem Versuche, die Lebensmittel zu vertheuern. Dies ist ein neues System der National-Oekonomie, ein neuer Begriff eines patriotischen Gouvernements, es hat in unserer Zeit einen Anfang gefunden und leidenschaftliche Anhänger selbst in dem besten Kerne der Volksfreunde. Mitten in der jetzigen Generation, welche die Erbschaft der Aufklärung angetreten, haben diese düsteren Irrthümer sich breit gemacht und die Herrschaft gewonnen. Von mehr als einem edlen und uneigennützigen Geiste sind sie als Staatsmaximen begrüßt und als Emanation ewiger Weisheit anerkannt worden. So geben wir denn jetzt ein ganz unerhörtes Schauspiel, wie noch kein Nothstand es bisher noch aufzuweisen hatte. Die öffentliche Macht hat keine größere Sorge, als Frankreich vor einem fürchterlichen Unglück zu behüten, welches darin besteht, daß zwischen den Aerndten von 1847 bis 1848 der Preis für Fleisch und Brod zu niedrig werden möchte, nachdem alle Vorräthe durch das arme Volk verschlungen sind, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung durch die Krisis tief in Schulden gestürzt worden ist, und, da das National-Kapital durch den Nothstand geschwächt wurde, nachdem die Arbeits-Gelegenheit seltener geworden ist! Es ist indessen, wie ich hoffe, durch das Vorstehende bewiesen worden, daß wir den billigen Preis der Lebensmittel, welcher in der neufranzösischen Sprache ein Unglück heißt, nicht zu erwarten haben. Wir haben nur die Theurung in Aussicht, welche nach diesem neuen Vocabularium wahrscheinlich ein Glück genannt werden muß. In der Voraussicht dieser Theurung muß das Gouvernement seine Maßregeln treffen." (Schluß folgt.)

Goethe's Werther auf der Pariser Bühne.

In dem Vaudeville-Theater zu Paris giebt man seit dem vorigen Sommer ein Stück, das eine allen Deutschen werthe Dichtung zu seinem Stoffe gewählt hat. In welcher Weise dies geschehen, möge die folgende Charakteristik des Stückes zeigen, die wir einem (uns etwas verspätet zugehenden) Privatbriefe entlehnen:

„— Zwei Vaudevillisten haben es kurzweilig gefunden, Goethe's Werther in ein nichtsnutziges, jämmerliches Drama zu entstellen und nach ihrer Bettelphantasie zuzurichten. Ihr Stück heißt „Charlotte" und besteht aus vier Akten. Der erste, eine Art Vorspiel, soll einen Widerschein des Goetheschen Romans enthalten, einen Widerschein von dem träumenden, in Natur- und Geistesgenüssen unersättlichen, nach immer neuen Idealen des Glückes und des Genusses ringenden Werther. Wir finden den Widerschein allenfalls, wenn das Original unvertilgbare Züge in unserem Gedächtnisse, in unserer Seele gelassen hat; wer Goethe dagegen nie gelesen, dem ist Souvestre's Werther von vorn herein Nichts mehr, als ein überspannter Komödienliebhaber. Er liebt also Charlotte, aber er liebt sie vergeblich; denn sie ist Albert's Braut und ihrem Bräutigam treu ergeben. Neben den Dreien, in ihrer vertrautesten Gesellschaft, befindet sich ein junger Dichter, Namens Goethe, welcher das zarte Verhältniß zu einer literarischen Schöpfung ausspionirt. Schon hat der edle Freund, der tiefe Menschenkenner, das Ende, den Selbstmord, vorausgesehen und das Buch, welches also mit Albert's Tode endet, dem Buchhändler Brand zum Verlage angeboten. Dieser kommt in Albert's Haus selbst, um mit dem Dichter um den Roman zu schachern, auf eine so gemeine Weise, daß Einem die Scham, selbst für den Komödien-Goethe, zur Stirn steigt. Plötzlich besinnt sich der Dichter, daß es doch wohl unzart seyn möchte, das Geheimniß des Freundes, noch ehe es zu Ende gespielt, der Oeffentlichkeit zu überliefern, und behält den Roman, — findet es aber durchaus nicht unzart, ihn Werther selbst zu zeigen. Gerade zu jener Zeit sollte sich aber Charlottens Schicksal entscheiden: der Tag ihrer Verheiratung mit Albert ist herangerückt; Werther sucht eine Unterhaltung, macht ein feuriges Liebesbekenntniß, auch Charlotte gesteht, daß sie ihn allein liebe, aber ihr Albert gegebenes Wort nicht lösen wolle, und sie bereitet sich, gebrochenen Herzens zum Brautaltar zu gehen. Werther's Verzweiflung ist aufs Höchste gestiegen; er selbst findet keinen Ausweg für seine Leidenschaft, — da fällt ihm Goethe's Manuskript in die Hände, und um zu wissen, wie er zu enden habe, sieht er als ein echter Coulissen-Werther nach, welches Ende ihm der Dichter gegeben! Er ist entzückt, von Goethe zu erfahren, daß er sich todtschießen müsse, und läuft auf sein Zimmer, es auszuführen. Aber er schießt ungeschickt und ist nicht völlig getödtet; Albert merkt nun, was hinter der Schwermuth des armen Freundes gesteckt, merkt auch Charlottens Gefühle und verspricht ihr des Geliebten Genesung und Hand, indem er selbst großmüthig verzichtet.

„Fortan haben sich nun die beiden Verfasser zur Aufgabe gestellt, kalten Blutes zu zeigen, was aus Werther und Charlotte geworden wäre, wenn jener, statt zu sterben, sie geheiratet hätte. Nur ist eben ihr Werther bei weitem der Goethesche nicht; dieser konnte nicht anders enden und hätte, um das zu wissen, keinen Psychologen um Rath zu fragen gebraucht, noch auch hätte ihm das Schicksal den dummen Streich gespielt, ihn wider seinen Willen am Leben zu erhalten. Seine ideale Schwärmerei mußte sich an der Wirklichkeit zerreiben und zertrümmern. Souvestre's Held aber ist kein Schwärmer, noch Idealist, sondern ein von Eitelkeit aufgeblasener, in erbärmlichem Egoismus sich spreizender Wicht, ein Modeheld aus der eleganten Gesellschaft, der, um seine Eitelkeit zu befriedigen, Mädchen verführt und sie, wenn er ihrer Reize überdrüssig ist, höhnend sitzen läßt. So sehen wir ihn denn auch nach kaum zwei Jahren im jämmerlichst prosaischen Ehestande, wie er, baar aller Liebe für die ihm treu ergebene Charlotte, ihre Gefühle kalt zurückstößt, ja verspottet. Er verführt ein junges Mädchen, indem er ihm die Ehe verspricht, und schwelgt im Genusse des neuen Glückes. Die Umstände führen die junge Geliebte in Werther's Haus; ihr Vater, ein derber, alter Major, will sie verheiraten: sie nimmt in ihrer Herzensangst, um dem Zwange wo möglich zu entgehen, Charlotte zur Vertrauten, ohne zu ahnen, daß sie die Gattin ihres Verführers ist. Diese Entdeckung trifft Beide wie ein Donnerschlag. Der alte Major, von dem Geheimniß unterrichtet, verlangt Genugthuung für die Schändung seiner Ehre; Albert, der gekommen ist, um sich an Charlottens Glück zu weiden, fordert Genugthuung für den Verrath an ihrer Liebe. Werther ist noch immer frech genug, Charlotte offen zu verletzen und zu schmähen, und das Schicksal scheint sich vorgenommen zu haben, dem Erbärmlichen kein Haar krümmen zu lassen: die Liebe und die Hingebung seiner Opfer rettet ihn. Helene, das junge Mädchen, will sich vergiften, um das Duell mit ihrem Vater unnöthig zu machen, aber Charlotte hat schon Gift genommen, um Werther's Verbindung mit Helene möglich zu machen. Sie stirbt mit dem Wunsche, daß er glücklich sey. Er dankt ihr und wendet sich sofort zu Helene, aber auch diese will ihn nicht mehr!

„Das hat man aus Werther gemacht, aus dem ganz sich hingebenden, begeisterten Werther, der sich im Glücke des Anschauens der Geliebten berauscht, der sie immer und überall sieht, in der Blume des Feldes und im Sterne des Himmels, aus ihm einen erbärmlichen Verführer! und diesem opfert der Himmel die edle Charlotte, das treue, liebend ergebene Weib reinen Herzens und einfachen klaren Sinnes, Charlotte, deren Haltung so ergreifend ist, weil sie ruhig bleibt, wenn die Leidenschaft um sie tobt; sie wird dahingerafft, und Werther, mit Schmach bedeckt, bleibt!" H.

Mannigfaltiges.

— **West-Afrika und der Sklavenhandel.** Herr Daniell, ein englischer Reisender, der lange im südwestlichen Afrika gereist und dort in bisher wenig bekannte Gegenden eingedrungen ist, befindet sich seit kurzem wieder in England. Auf seinen Reisen hat er mit tödtlichen Krankheiten zu kämpfen gehabt, doch hat ihn dies nicht verhindert, sehr reiche Sammlungen und Beobachtungen, besonders in ethnographischer Beziehung, zu veranstalten. Er hat die physiologischen Unterscheidungen der verschiedenen Negerstämme, im Vergleiche mit den uns seit längerer Zeit bekannten Stämmen des nördlicheren Theiles von West-Afrika, sehr genau studirt. Die portugiesischen Besitzungen, besonders die Straf-Kolonieen — ein neues und reiches Feld der Forschung — hatten seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich gezogen. Es scheint, daß der Sklavenhandel in neuerer Zeit, seitdem ihn die europäischen Geschwader auf anderen Theilen der afrikanischen Küsten sehr beschränkt, besonders in Angola und den benachbarten Distrikten sich ausbreitet, hauptsächlich für die Ausfuhr nach Brasilien, wohin von dort in den letzten Monaten mehr Sklaven verschifft worden, als früher im Verlaufe von Jahrzehenden. Selbst in Porto-Goanda, wo ein gemischter britisch-portugiesischer Gerichtshof zur Entscheidung über Sklaven-Prisen seinen Sitz hat, wurde unter den Augen desselben ein Sklavenschiff ausgerüstet und glücklich fortgeschafft. Ein portugiesisches Mitglied dieses Gerichtshofes wurde der Theilnahme an dieser Ausrüstung beschuldigt und überführt und hat daher, auf das Andringen seiner britischen Kollegen, seinen Sitz mit Schimpf und Schande aufgeben müssen.

— **Ein Schellingianer in Rußland.** Die nordische Bühne (Sjèwernaja Ptschelà) enthält folgenden merkwürdigen Nekrolog: „Die russische gelehrte Welt hat einen Mann verloren, der in seinem Vaterlande weder Mitarbeiter noch Nebenbuhler hatte. Am 27. März d. J. starb zu St. Petersburg im 72. Jahre seines Alters der Akademiker und Professor emeritus der Physiologie, wirkl. Staatsrath **Donila Michailowitsch Wellanksji**. Er war aus der Stadt Borsna im Gouvernement Tschernigov gebürtig, erhielt seine erste Erziehung im geistlichen Seminar zu Kijev, studirte dann in der St. Petersburger medizinisch-chirurgischen Akademie und wurde endlich auf Kosten der Regierung ins Ausland geschickt, wo er mehrere deutsche Universitäten besuchte. Hier faßte er eine entschiedene Vorliebe für die metaphysischen Wissenschaften und wohnte den Vorträgen des berühmten Professor Schelling über transscendentale Philosophie mit solchem Erfolge bei, daß sein Lehrer ihm das Zeugniß gab, es habe von mehreren Tausenden seiner Zuhörer nur allein Wellanksji ihn vollständig begriffen (!?). Die philosophischen Schriften dieses Letzteren liefern hiervon den Beweis. Solcher Gelehrten giebt es auch in Deutschland nur wenige: Schelling, Oken, Steffens und — Wellanksji." Es erinnert dieser Panegyrikus an die viel erzählte, aber sehr apokryphische Anekdote, die während der Verhandlungen des preußischen Landtags auch von einem Mitgliede der Herren-Kurie wieder citirt wurde: daß Hegel nämlich gesagt, es habe von allen seinen Zuhörern ihn nur Einer verstanden — und dieser habe ihn falsch verstanden.

Berichtigung. Im vorletzten Blatte Seite 331. Sp. 2. Z. 38 v. u. statt: um die Richtung der Straßen, so wie die künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind; lies: „um die Richtung der Straßen zu bezeichnen, deren Namen, so wie die der künftig zu errichtenden Hauptgebäude, auf Brettern geschrieben an den Bäumen befestigt sind."

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Donnerstag den 15. Juli 1847.

Afrika.

Madagaskar.

Die Insel und ihre Verbindungen mit Europa.

Madagaskar, — die große Insel, deren nördlichere Spitze unter 12° 12′ südlicher Breite liegt, — ist 290 franz. Lieues lang. Das Medium ihrer Breite kann 45—50 Lieues betragen. Der Kanal Mozambique trennt sie von der Ostküste Afrika's. Sie ist 193 Lieues von Mauritius und nur 149 von Bourbon entfernt.

Hohe Berge durchziehen und theilen das Land von Norden nach Süden. Von ihren Gipfeln dehnen sich nach jeder Seite der Insel zahlreiche Bergzweige aus, welche bewunderungswerthe Thäler in Menge bilden. Diese Thäler werden durch Quellen und Flüsse reichlich bewässert.

Das Land ist meistens primitiver Bildung. Spuren erloschener Vulkane sind vorhanden; ihrem unterirdischen Fortbestehen schreibt man die in gewissen Gegenden häufigen Erdbeben zu.

Madagaskar, das wenig Edelsteine besitzt, bietet durch Mineralien — Gold- und Silber-, Kupfer-, Blei-, Zinn- und Eisen-Minen — eine reichliche Entschädigung. In ihren Gießereien gebrauchen die Einheimischen Steinkohlen. Eine Steinkohlen-Grube existirt in der Nähe von der Hauptstadt Tananarivo; eine andere soll unweit Diego-Suarez seyn.

Der Boden ist ergiebig und der verschiedensten Kulturen fähig. Er ist schwarz und kräftig im Norden, sandig im Osten, im Westen hauptsächlich röthlich und mit Eisentheilen vermischt; im Süden findet man einen mit Sand stark gemischten Boden. Ueberall, wo Anlagen geschehen, herrscht Fruchtbarkeit. Da, wo die Bäume selten werden, wächst die Fataka, das Heu der dortigen Gegenden, ein vortreffliches Futter. Unermeßliche Urwälder bedecken meilenweite Strecken. Die Naturreichthümer, die sie verbergen, sind zahllos. Unter den Vegetabilien des Landes sind besonders bemerkbar — außer vielen medizinischen Pflanzen — der Pfeffer-, der Ingwer-, der Nelken-, der Baumwollen-, der Kokus-, der Indigo-, der China-, der Sassafras-, der Maulbeerbaum; das Zuckerrohr; der Taback: der Reis; der Maniok; Schoten aller Arten; alle mögliche kürbisartige Gewächse; Trauben, die den besten Wein geben könnten.

Ueber die Wälder fliegen Papageien, Tauben, Kriech-Enten, Perlhühner, Fasanen zu Tausenden. Die dem Menschen nützlichsten wilden und zahmen Thiere bevölkern Madagaskar. Bisons, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Seidenwürmer u. s. w. sind daselbst einheimisch. Millionen von Bienen, deren gelber und grüner Honig und deren Wachsarten zu den ausgezeichnetsten gehören, hausen in den Bäumen. Man findet auch viel Gummi und Kopalharz. *)

Hinsichtlich der Metalle und ihrer Bearbeitung ist die Industrie der Madagassen weiter vorgerückt, als man vielleicht glauben könnte. Ihre Geschicklichkeit verschafft ihnen die Möglichkeit, viele der Instrumente, deren sie sich zum Ackerbau oder zum Hausbedarf und selbst zur Vertheidigung bedienen, zu verfertigen. Sie geben sich auch mit Gold- und Silber-Arbeiten — mit Ketten, Halsbändern und Ohrringen — ab. Sie verstehen silberne Teller und Bestecke zu gießen und zu verzieren. Die Ketten verdienen besondere Berücksichtigung. Sie sind Meisterstücke von Muster und Haltbarkeit. Auf der Westküste gebrauchte man sie früher an Geldes Statt. Sie waren sehr gesucht.

In Tananarivo werden seidene Tapeten fabrizirt. Das Gewebe ist schön. Es enthält reichhaltige, mannigfaltig und wunderbar verbundene Farben. Solche durchwirkte Stoffe kosten — das ungefähr 2 franz. Ellen lange Stück — öfters 4- bis 500 Franken. Zur Verfertigung derselben holen die Ova's, denen der Seidenbau noch ziemlich fremd ist, ihren größten Seiden-Vorrath von der Westküste Madagaskars, wohin Araber und die Mohren aus dem persischen Meerbusen jährlich einmal, während der Nord-Ost-Wind-Zeit, anlanden. — Auch die Fabrication gewisser kreuzweise gewebter Tapeten ist den Madagassen bekannt. Das Volk kleidet sich mit den Zeugen. Das Stück — gewöhnlich weiß mit rothen Franzen — kostet 20 bis 30 Franken. — Pagnes sind gewisse aus Schilf oder inländischem Grase geflochtene Matten und feinere Gewebe.

Daß der Ackerbau und die Pflege gewisser werthvoller Produkte erst sehr spät in Madagaskar zu Ehren gekommen sind, läßt sich durch die natürliche Ergiebigkeit eines Hauptproductionszweiges erklären. Der Reis erfordert fast gar keine Mühe. Er wächst in solcher Fülle, daß er selten mehr als 1 Fr. 50 Cent. bis 2 Fr. die 80 Pfd. gekostet hat. Von einer Reisnoth ist nie die Rede gewesen.

Die Ova's verstehen das Zuckerrohr zu ziehen und Zucker zu fabriziren. Bis 1838 trieben sie die Sache im Kleinen und mit sehr unvollständigen Mitteln. Zwei ordentliche, großartige Zuckersiedereien wurden seitdem auf der Küste eingerichtet. Mehr als 2000 Menschen sind dort beschäftigt. Ein Franzose, Herr Delastelle, — ehemaliger Commis des unter dem Könige Radama in Mahéla angesiedelten Capitain Arnour, jetzt madagassischer Fürst und Minister der Königin Ranavalu-Mandjaka, — ist der Schöpfer dieser Anstalten, die er in Gemeinschaft mit seiner Herrin betreibt.

Herr Delastelle hat überhaupt, seit 1830, den größten und wohlthätigsten Einfluß auf die kommerziellen und industriellen Angelegenheiten der Insel Madagaskar ausgeübt. Sie verdankt ihm nicht die Zucker-Industrie allein, sondern auch Pflanzungen und glückliche Exploitations-Versuche aller Art. — Nach Gedeihen sehr ausgedehnter Kokusbäume-Anlagen (wozu 10 bis 15 Jahre erforderlich) hat eine bedeutende, jetzt sehr ergiebige Kokus-Oel-Fabrik angelegt werden können. Kaffee-, Nelken-, Baumwollen-, Indigo-, Pfeffer-, Ingwer-, Tabacks-Aerndten werden alljährlich gemacht, und zwar schon in ansehnlichen Quantitäten.

Die bereits ins Leben getretene Tendenz des Herrn Delastelle gewährt, durch ihre Resultate, die vollständigste Widerlegung der Behauptung, die Politik der Madagassen trachte dahin, mit Fremden ja nicht zu verkehren. Die Regierung Ranavalu-Mandjaka's denkt ganz anders. Sie befolgt aber mit Beharrlichkeit eine starke und verständige Richtung. Sie will sich Franzosen und Engländer, — welche Besitz oder Eroberungsrechte ihr gegenüber gern geltend machen möchten, — nur vom Leibe halten. In letzter Zeit (1845) hat die Königin diejenigen Küstenfreihändler, die sich nicht naturalisiren lassen wollten, aus guten Gründen weggeschafft. Die Herren waren nicht, selbst für Madagassen, hinlänglich uneigennützig. Die Eingebornen hatten außerdem unter ihrer Leitung den vaterländischen Handel selbst zu treiben gelernt. Daher der bekannte Befehl, das Land binnen Monat und Tag zu verlassen; daher die verunglückte englisch-französische Expedition gegen Madagaskar, welche zunächst das heutige Elend der Insel Bourbon veranlaßt hat.

Ihren Grundsätzen treu, zeigt sich die Regierung Ranavalu's bereitwillig und human gegen alle Schiffe, welche die feindlichen Flaggen nicht tragen. Ein solches Benehmen gebietet ihr übrigens die Nothwendigkeit. Ihre Produkte los zu werden, andere Produkte, die ihr nicht zu Gebote stehen, zu erhalten, muß sie sich Verbindungen mit der Fremde sichern. Danach trachtet sie auch, wo sie nur kann.

Bis zu Herrn Delastelle's Regiment war die Zählung derjenigen Waaren, welche aus Europa zum Tausche gegen Reis oder Bisons, gegen Tapeten oder Pagnes gebracht werden konnten, keine schwere Aufgabe. Sie beschränkte sich auf blaue Leinwand, sogenannte venetianische Glaswaaren und spanische Piaster. Für 12 Glasperlen erhielt man 80 bis 90 Pfund Reis und für zwei franz. Ellen Leinwand einen Bison. — Das spanische Geld wurde von den Madagassen hochgeschätzt. Heutzutage noch geben sie, nach ihrer Meinung, dafür mehr als für jeden anderen Tauschartikel. Es leistet ihnen in der That vorzügliche Dienste. Sie besitzen keine einheimische Münze oder Scheidemünze. Der ganze oder der in 60 gleiche Stücke getheilte Piaster ersetzt Beides.

Seit Entwickelung einer Landes-Industrie haben sich die Bedürfnisse des Landes merkwürdig vermehrt. Obwohl die dem Volke beliebten Leinwand-, Glaswaaren und Piaster die Grundlage einer nach Madagaskar zu versendenden Ladung immer ausmachen, so lassen sich doch viele Luxus-Artikel vortheilhaft und zuverlässig hinzufügen. Schwere mit Gold und Silber gewirkte Stoffe heller Farbe: vergoldete und versilberte Geräthschaften: auffallende Salon-Möbel; elegante Waffen und — man möchte es kaum glauben — Strasburger Gänseleber-Pasteten und andere gute Konserven finden dort einen rasenden Absatz.

Dieser Fortschritt der Bedürfnisse, folglich der Kultur, läßt sich allein Herrn Delastelle zuschreiben. Er ist es, der die Königin auf früher unbekannte Dinge und Genüsse zu lenken und in steter afrikanischer Gährung zu erhalten verstanden hat. Dem Beispiele mußten die Großen des Reichs, anfangs gezwungener Weise vielleicht, folgen. Bald aber wurde diesen die neue Sitte zur zweiten Natur. Es ging so schnell, daß, im Jahre 1841, Herr Delastelle, auf Ranavalu's Befehl und auf Bitte sämmtlicher Mitglieder des Staatsrathes, eine Reise nach Frankreich und England — viel weniger in politischen Zwecken, als hauptsächlich um auf Antrag und für Rechnung der Liebhaber

*) Dies nach Eugène de Froberville.

image
not
available

Die letzte Revolution z. B. ist ihm unter einem ganz falschen Lichte erschienen. Wenn sie die Wahrheit wüßten, wie ich sie jetzt weiß, so würden die englischen Journale die Königin vertheidigen, statt sie anzugreifen. Sie befinden sich in einem grosen Irrthum, wenn sie glauben, daß die Ursache der Insurrectionen in der parlamentarischen Regierung liegt. Es handelte sich in dem Augenblick, als im vorigen Oktober die Gährung zum Ausbruch kam, gar nicht darum, zu wissen, wer den Sieg davontragen würde, die königliche Prärogative oder die Freiheit. Eine dämagogische Partei wollte die Monarchie zerstören. Die Königin hat mit ihrer Krone zugleich die Verfassung vertheidigt. Sie hat sich nur ein Unrecht vorzuwerfen, nämlich das, nicht offen genug gewesen zu seyn. Es ist den Herrschern nicht gestattet, im Geheimen Verschwörungen anzuzetteln; zu konspiriren, wenn man den höchsten Rang im Staate einnimmt, heißt sich entwürdigen, heißt sich einer verdienten Niederlage aussetzen. Sonst aber war Donna Maria völlig in ihrem Recht, und die Noth möchte sie vielleicht doch entschuldigen, daß sie, um die anarchischen Pläne ihrer Gegner zu vernichten, sich nicht königlicher Wege und Mittel bedient hat. In dieser wichtigen Angelegenheit hat sich England von seinen eigenen Agenten täuschen lassen. Henry Southern, der Geschäftsführer der Königin von Großbritanien am Hofe zu Lissabon, hat diese erzwungene und legitime Revolution nicht verstanden, und Lord Palmerston hat den grosen Fehler begangen, seinen irrthümlichen und verkehrten Mittheilungen vollen Glauben beizumessen.

Die Portugiesen übrigens wissen die Freiheit gar nicht zu schätzen und sind daher auch nicht würdig und fähig, sie zu geniessen. In der Politik handeln sie immer wie Kinder und verlangen, als solche behandelt zu werden. Um sie zu regieren, bedarf es eines Diktators, nur wäre allerdings zu wünschen, daß dieser Diktator weniger roh und mehr ehrenhaft sey, als Costa Cabral. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ist eine Repräsentativ-Verfassung in Portugal geradezu unmöglich, da alle Elemente dazu fehlen. Der Minister schaltet über die Wahlen nach seinem Belieben, und das aus seinen Kreaturen zusammengesetzte Parlament ist stets bereit, alle von ihm vorgeschlagenen Gesetze anzunehmen. Wenn man dreitausend Individuen — meist Ruhmsüchtige und Intriguanten aller Art — abrechnet, so giebt es nicht hundert Wähler, die sich mit der Politik beschäftigen oder sich auch nur die Mühe geben, ein Journal zu lesen, um die Tagesereignisse zu verfolgen. Sey es Faulheit oder Geiz, sie können sich von dieser schmachvollen Unwissenheit nicht frei machen; ein Journal würde ihnen die Woche auf einen Shilling (etwa 9 Sgr.) zu stehen kommen; im Falle sich nun eine Anzahl von zwölf Abonnenten für ein Blatt fände, so würde jeder nur 1 Penny (etwa 9 Pf.) zu bezahlen haben, was fürs Jahr ungefähr 1 Thlr. 10 Sgr. ausmachen würde. Aber sie würden immer noch lieber ihre Börse leeren, als ihre Augen und ihren Geist anstrengen. San-Ube, die vierte Stadt des Königreichs, nur 3 Stunden von Lissabon entfernt und ungefähr 6000 Einwohner zählend, besitzt nicht das kleinste, in ihren eigenen Mauern erscheinende Blatt, und die sechs Zeitungen, welche die Post jede Woche aus der Hauptstadt bringt, werden nur von öffentlichen Beamten oder Kaufleuten gehalten. Während der Woche, in die mein dortiger Aufenthalt fiel, gingen in Lissabon die wichtigsten Ereignisse vor; aber Niemand hatte auch nur einen Schein von Unruhe oder Aufmerksamkeit. Dergleichen Fälle könnte ich zu tausenden citiren.

Und nicht blos die Apathie, sondern auch die Unwissenheit der Portugiesen übersteigen allen Glauben. Um einen Begriff von der letzteren zu geben, wird es hinreichend seyn, zu erwähnen, daß der für den gebildetsten geltende Minister in einer neulich erlassenen Proclamation das Wort pacifique mit zwei ss: passifique schrieb, und Costa Cabral, der ein Alumnus von Coimbra ist, so wenig seine eigene Muttersprache kennt, daß er liquide in illiquide verstümmelt. Mit dergleichen Böcken, die fast täglich die Journale und öffentlichen Erlasse der Minister und anderer Beamten verunstalten, könnte ich leicht einen mäßigen Band füllen. Man schreibt immer thecnologie statt technologie, sillogisme statt syllogisme, rizum teneatis für risum u. s. f., tradiction statt tradition, dissider statt décider, fragrant délit statt flagrant délit u. s. f. In jeder seiner Nummern spricht das Diario, das einzige offizielle Journal, welches gegenwärtig erscheint, stets von der discreptionnairen Macht der Krone. Man begreift leicht, daß Journalisten, die nicht einmal orthographisch richtig zu schreiben verstehen, als Kritiker sehr leicht zu befriedigen sind, woher es denn auch kömmt, daß sie allen neuen Werken, die ihrem Urtheil unterworfen werden, die übertriebensten und abgeschmacktesten Lobeserhebungen spenden.

Wenn die oberen Klassen nicht lesen, so verstehen die niederen nicht zu lesen. Da auf diese Weise das Volk von allen Begebenheiten in der Welt nichts erfährt, so hat sich in ihm eine fabelhafte Leichtgläubigkeit ausgebildet. Ein Priester erzählte mir kürzlich folgende Anekdote: „Mehrere Frauen meines Sprengels", sagte er, „kamen mit verstörten Zügen und Thränen in den Augen zu mir, indem sie auf meine Frage, was ihnen zugestoßen sey, sich bitter darüber beklagten, daß die böse Königin Donna Maria den Befehl gegeben habe, allen portugiesischen Frauen mit Namen Maria ein Auge auszureißen, weil sie selber einäugig sey und nicht wolle, daß eine Frau, die ihren Namen trüge, zwei Augen hätte. Sie waren davon fest überzeugt, da es ihnen der Vater Bento (ein Miguelist) fest versichert hätte. Ich hatte viel Mühe, sie davon abzubringen und ihnen klar zu machen, daß man sie getäuscht habe; in jedem Augenblick glaubten die Maria's meines Kirchspiels von fern Soldaten zu erblicken, die kämen, ihnen ein Auge auszureißen." — Die Erziehung Don Miguel's war so vernachläßigt, daß, als er im J. 1829 die höchste Gewalt an sich riß, er nicht einmal richtig zu schreiben verstand und sein erstes Dekret mit Migel unterzeichnete.

Die Portugiesen sind aber auch eben so eingebildet und eitel, wie unwissend. Alle Frauen, die auf den Titel Dame Anspruch machen, lassen sich Ew. Excellenz nennen. Wenn ein Portugiese an seinen Schneider oder Schuhmacher schreibt, unterläßt er nicht, ihn mit Ew. Gnaden oder illustrissimo senhor anzureden. Wenn sie sich nicht so sehr wie die Spanier auf das Don steifen, so hat das seinen Grund nur darin, weil sie einer weit stärkeren Dosis Weihrauch bedürfen. Uebrigens darf man andererseits nicht verkennen, daß ihre übertriebene Eitelkeit einige gute Eigenschaften mit sich bringt; sie werden dadurch liebenswürdig, brav und mildthätig. Den Beweis, daß ihre Mildthätigkeit nicht bloße Eitelkeit ist, kann man daraus entnehmen, daß sie das Geld sonst über Alles lieben, so daß sie sich häufig lieber der Gefahr eines Aufstandes mit allen Folgen desselben aussehen, als eine neue Steuer bezahlen. Aber wenn sie sich vor Verschwendung in Acht nehmen, so denken sie doch selten daran, ihr Vermögen zu vergrößern, weil sie die Arbeit und jede Anstrengung verabscheuen. Der Handel reduzirt sich fast auf Null, und die Industrie liegt noch in der Wiege; aber die Zahl der empregados publicos ist so groß, daß, wenn sie alle den Entschluß faßten, sich zu beschäftigen, sie an einem Tage die Arbeit eines ganzen Jahres vollbringen könnten. Im Jahre 1761 zählte das Departement der Finanzen allein 22,000 Beamte. Der Marquis von Pombal reduzirte durch ein aus dem Monat Oktober datirtes Edikt diese Zahl auf 32; leider hat keine seiner Reformen ihn überlebt. Die Frage der Verminderung der Beamtenzahl ist schon oft Gegenstand der Besprechung gewesen, aber kein Minister hat bisher den Muth gehabt, diese nützliche Maßregel auszuführen; denn der jetzige Zustand der Dinge sagt der Aristokratie und dem Mittelstande zu sehr zu, als daß sie nicht mit allen Kräften sich dagegen stemmen würden, eine Einrichtung aufheben zu lassen, die ihnen Gelegenheit giebt, Geld zu verdienen, ohne daß sie dabei nöthig hätten, etwas zu thun.

In der Zeit, wo ich in Lissabon war, betrug das jährliche Budget der Ausgaben in Portugal die Summe von 11,600 Contos — 1 Conto gleich 225 Pfd. Sterl. oder 1550 Thlr. berechnet — folgendermaßen vertheilt:

Civilliste.

Die Königin	1 Conto täglich od.	225 Pfd. od.	1,550 Thlr.
	d. i. jährlich	82,125 „ „	565,750 „
Der König	100 Contos jährl. od.	22,500 Pfd. od.	155,000 Thlr.
Der Erbprinz	20 „ „ „	4,500 „ „	31,000 „
Sein jüngerer Bruder	10 „ „ „	2,250 „ „	15,500 „
Die Herzogin von Braganza	40 „ „ „	9,000 „ „	62,000 „
Ihre Tochter, die Prinzessin Amalie	5 „ „ „	1,200 „ „	7,750 „
Die Infantin Isabella Maria	40 „ „ „	9,000 „ „	62,000 „
Die Infantin Anna de Jesus	15 „ „ „	3,375 „ „	23,250 „
Die Pairs-Kammer	13½ „ „ „	3,037 „ „	20,925 „

	Contos.	Pfd. Sterl.	Thlr.
Deputirten-Kammer. Darin einbegriffen die Gehalte der Deputirten (13 Shilling oder etwa 4½ Thlr. täglich während der Sitzung) und Reisekosten	46½	10,462	71,816
Pensionirte Staatsbeamte	708	159,300	1,097,400
Ministerium des Innern	1,043	234,675	1,616,650
welche folgendermaßen vertheilt sind: Staatsrath 14½; Civil-Gouverneure 70; öffentlicher Unterricht 234; wissenschaftliche Anstalten 18; schöne Künste, Musik und Museen 36; Staatsbauten 100; öffentliche Gärten 19; Munizipalität von Lissabon 137; Wohlthätigkeits-Anstalten 101; Munizipalgarde u. s. f. 214 Contos.			
Finanz-Ministerium mit Inbegriff der Zoll-Aemter, der Münze und der Stempel-Behörden	708	159,300	1,097,400
Justiz- und Kultus-Ministerium	383	86,175	593,650
Der Klerus	103	23,175	159,650
Die richterlichen Behörden	190	42,750	308,450
Die Gefängnisse u. s. f.	90	20,250	139,500
Kriegs-Ministerium	2,435	547,875	3,774,250
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten	232	52,200	359,600
Junta für den Staatskredit zur Bezahlung der Interessen der Staatsschuld	3,958	890,550	6,134,900
Marine und Kolonieen	865	194,625	1,340,750

Andere kleinere Ausgaben halte ich für unnöthig, hier aufzuzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Nahrungsmittel der Staaten und die diesjährige Krisis.

Nach Michel Chevalier.

(Schluß.)

Michel Chevalier kömmt nun auf die Anstellung öffentlicher Arbeiten zu reden. In dieser Beziehung habe die Staatsmacht eine zwiefache Gelegenheit, ihre Voraussicht und ihre klare Erkenntniß der Lage zu bewähren. Chevalier

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Sonnabend den 17. Juli 1847.

Ostindien.

Englische Missionen in Bengalen.

Weit geht die Flagge, weit geht der Handel, fast eben so weit als beide gehen die Missionen der Engländer. Wie der britische Handelsmann überall anzutreffen ist, wo es etwas zu handeln giebt, so, wo es etwas zu belehren giebt, der englische Missionair; wie der englische Kaufmann keine Anstrengung scheut, sich einen Markt zu gründen, so trotzt der englische Missionair jeglichem Mühsal, um eine Kirche zu bauen, eine Gemeinde um sich zu versammeln. Beide, der englische Handel sowohl als die englischen Missionen, sind gleich rührig, gleich erpicht auf den Gewinn, dort von Gold, hier von Seelen. Beide, wiewohl auf denselben Wegen zu finden, kommen sich doch nicht in den Weg. Ja, wie sollten sie auch, da Handel und Missionen eigentlich eines und desselben Wesens sind, da auch der Handel eine sociale Mission auszuüben hat, da er der religiösen Mission wenigstens so lange vorarbeitet oder ihr sekundirt, als sich die letztere nicht beigehen läßt — und sie läßt es sich nicht beigehen — ihre Interessen über die seinigen zu stellen?

Nicht minder kömmt das englische Handels- mit dem englischen Missionswesen darin überein, daß beide der britischen Eroberungslust häufig Anlaß gegeben, die gierigen Polypenarme weiter auszustrecken und dort weiter um sich zu greifen, weil man von den Opiumsverkäufern oder eigentlich dem Opium, hier, weil man vom Evangelium oder eigentlich von den Verbreitern des Evangeliums nichts wissen will.

Nur in Einem Punkte hinkt freilich der Vergleich zwischen dem englischen Handels- und Missionswesen. Wenn wir nämlich überall die Klage erschallen hören, daß der englische Handel die ganze Welt mit den Erzeugnissen englischer Industrie überschwemme, daß er sich Staaten und Völker dienstbar mache, so ist dem englischen Missionswesen bis heute ein ähnlicher Vorwurf schlechterdings noch nicht gemacht worden. Noch Niemand hat es beschuldigt, daß es die Welt mit Christlichkeit überschwemme, daß es die Welt dem Christenthum dienstbar mache. Im Gegentheil, mag der Exporthandel, den England mit christlichen Ideen treibt, noch so groß seyn, so übersteigt doch immer das Bedürfniß — wenn auch nicht die Nachfrage — den Absatz, und während christliche Staaten sich gegen das Einschwärzen unchristlicher Elemente nicht sorgfältig genug sichern zu können glauben, können unchristliche Staaten und Völker sogar offen daliegen, ohne daß der englische Missionair deshalb Vortheile errungen hätte, die auch nur entfernt denjenigen entsprächen, die sein Bruder, der englische Kaufmann, unter theilweise weit ungünstigeren Verhältnissen erreichte.

Wir haben im vorigen Jahrgange des Magazins die Bemerkungen eines französischen Arztes über das englische Missionswesen in China mitgetheilt. Es ergab sich aus diesen Bemerkungen, daß, allem Bekehrungseifer der englischen Missionaire zum Trotz, das Christenthum weit entfernt sey, nennenswerthe Fortschritte im himmlischen Reiche zu machen. Freilich waren die Verhältnisse, unter denen bisher die Missionen in China wirkten, außerordentlich mißlich, und sie werden es, trotz der neueren und neuesten kriegerischen Erfolge der Engländer, vielleicht noch lange bleiben. Man dürfte daher geneigt seyn, aus diesen ungünstigen Verhältnissen den schlechten Erfolg zu erklären, welcher bis heute alle Anstrengungen der englischen Missionaire begleitet hat; auch die besten Truppen vermögen nichts auf einem ihnen ungünstigen Terrain.

So allerdings dürfte man denken, wenn man da, wo die Verhältnisse sich günstiger gestalten, bessere Resultate sähe, wenn man z. B. sähe, daß die Missionen in Indien wirklich etwas zur Ausbreitung des Christenthums beitrügen, daß eine merkliche Abnahme in der Zahl der Bekenner des Islams und der Anhänger der Religion des Brahminen stattgefunden, daß Moscheen und Pagoden leer ständen und verfielen, während christliche Kirchen sich erhöben und füllten. Von dem Allen aber hören wir nichts; hier und da eine einzelne Bekehrung, die qualitativ eben so wenig zu bedeuten hat, als quantitativ, das ist Alles, was wir vernehmen. Rari nantes in gurgite vasto. Wenn es also auch in Indien mit dem Missionswesen nicht fort will, wenn die Missionen keine oder nur höchst kümmerliche Resultate erzielen, trotzdem, daß sie sich auf eine Staatsgewalt stützen können, die, weit entfernt, ihnen, wie in China, entgegen zu seyn, gewiß Alles aufbietet, sie zu fördern, so lange andere Interessen durch eine solche Förderung nicht beeinträchtigt werden, wenn mit Einem Worte auch günstigere Verhältnisse keine günstigere Resultate geben, worin haben dann die Nichterfolge der Missionen ihren Grund?

Schon bei der Mittheilung der Bemerkungen des eben erwähnten französischen Arztes haben wir es ausgesprochen, wie nur das Mittelalter es verstanden habe, die Massen zu belehren. So barbarisch das Mittelalter bei seinen Bekehrungen verfuhr, so hatte diese seine Barbarei doch zugleich etwas Großartiges; sie setzte durch, was sie sich vorgesetzt hatte. Das bekehrerische Interesse wog allen anderen vor; alle sonstige Interessen mußten diesem einen, höchsten, sich unterordnen, statt daß in einer glaubensarmen Zeit natürlich das Glaubens-Interesse sich mit einer Menge anderer Interessen, deren keines sich vernachlässigt sehen will, zu berechnen und auseinanderzusetzen hat.

Wäre das Interesse, welches wir einer Unternehmung widmen, nur durch den Erfolg, den diese hat, bedingt, die Bestrebungen der englischen Missionaire dürften nur auf geringe Theilnahme rechnen, und es wäre vergeblich, die Aufmerksamkeit der Welt auf Versuche hinlenken zu wollen, die an den Hindernissen, welche sich ihnen entgegenstellen, scheitern. Glücklicherweise ist der Götzendienst des bloßen Succeßes so weit noch nicht verbreitet, und ein Streben nach einem würdigen Ziel wird — selbst wenn dieses durch Anwendung unrichtiger Mittel verfehlt werden sollte — nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. In dieser Ueberzeugung geschieht es, daß wir an die in der Genfer Bibliothèque Universelle mitgetheilten Auszüge *) aus dem Tagebuch eines in Bengalen wirksamen Missionairs, insofern sich aus denselben auf das Missionswesen im Ganzen Schlüsse ziehen lassen, einige Bemerkungen knüpfen.

Es ist dieser Missionair ein Herr Lacroix, der — aus Neuenburg gebürtig — bereits seit zwanzig Jahren unter Leitung der großen Londoner Missions-Gesellschaft, zu deren ausgezeichnetsten Agenten er gehören soll, für die Ausbreitung des Christenthums thätig ist. Seit dem J. 1843 macht er jährlich in der kalten Jahreszeit — in Indien der schönen — einen Bekehrungs-Abstecher in jene Theile Bengalens, in denen das Christenthum noch nicht gepredigt worden ist. Er verwendet zu diesen seinen Reisen die Summen, die ihm von einer Gesellschaft von Genfer Damen eigens zu einem so frommen Zweck übermacht werden, welcher Gesellschaft er dann Auszüge aus dem Tagebuche zu senden pflegt, das er während seiner Ausflüge in englischer Sprache führt. Einige dieser Auszüge sind es, welche uns die Genfer Bibl. Univ. in französischer Version liefert.

• • •

Gegen zwei Religionen hat in Indien der christliche Missionair seine Operationen zu richten: gegen die muhammedanische und gegen die der Brahminen. In beiden, im Islam wie in der Religion der Brahminen, liegt etwas, was diese Operationen begünstigen kann. Wenn der Missionair bei dem Muhammedaner den Glauben an die Einheit Gottes vorfindet und an diesen Glauben seine Lehre anknüpfen kann, so erleichtert ihm dem Brahmanismus gegenüber die Idee der Menschwerdung Brahma's sein Geschäft. Wie viel schwieriger würde dasselbe seyn, wenn es dergleichen Punkte der Uebereinstimmung nicht gäbe, wenn überall die neue Lehre dem alten Glauben schroff gegenüberstände! Hat aber der Islam den Glauben an die Einheit Gottes mit dem Christenthum gemein, so fehlt jenem dagegen die Idee eines Erlösers; es mangelt seinen Bekennern bei dem Bewußtseyn der Sünde und Schuld die Gewißheit einer göttlichen Vergebung, welche das Christenthum verspricht. Der Missionair hat also etwas zu bieten; er ist im Vortheil. Noch weit überlegener aber, als dem Islam, ist das Christenthum dem absurden Götzendienst, in welchen die Religion der Brahminen ausgeartet ist.

Sind dieses in der Lehre selbst, welche der Missionair zu verkündigen hat, liegende Vortheile, so erwachsen ihm andere durch die Umstände, unter denen er wirkt. Nach und nach ist ganz Indien unter englische Botmäßigkeit gerathen; die einheimischen Fürsten, deren precaire Existenz noch kein Ende genommen, sind nur britische Vasallen. Von den Engländern kömmt dem Hindu Wohl und Wehe. Welches Motiv, sich ihnen anzuschließen, ihren Glauben anzunehmen, für jeden Eingebornen, welcher sein Glück machen will! Der Missionair braucht gar nicht — wie er es denn auch nicht soll — auf solche Vortheile zu denken; er mag seine Lehre ganz im Geist dieser Lehre vortragen — seine Zuhörer werden thun, was er unterläßt, und auf eine Untersuchung, bei der es sich um Wahrheit handelte, wird eine andere

*) Extrait du journal d'une course missionaire faite dans le Bengale par Mr. A. F. Lacroix. Bibl. Univ. de Genève No. 15.

folgen, in welcher die mit dem Bekenntniß der Wahrheit verknüpften Vortheile oder Nachtheile zur Sprache kommen.

Zu diesen dem Missionair günstigen Umständen gesellt sich die Sicherheit, die ihm der weitreichende Arm der britischen Herrschaft gewährt, eine Sicherheit, die jeden Ehrgeiz, der allenfalls auf die Krone des Märtyrers gerichtet wäre, fast unfehlbar täuschen müßte — wenn anders die Unmöglichkeit oder hohe Unwahrscheinlichkeit des Märtyrerthums zu den Verhältnissen zu zählen ist, welche eine Ausbreitung des Christenthums begünstigen.

Das Blut der Märtyrer war es, das bei dem Bau der Kirche zum Kitt diente und ihr den festen Halt gab, der so vielen Stürmen Trotz bieten sollte. Es ist die Frage, ob, wo ein solcher Kitt fehlt, ein dauerhaftes Gebäude zu Stande kömmt, es ist die Frage, ob ein Glaubenswechsel in jenem gewaltigen Maßstabe, wie die Missionen ihn beabsichtigen, möglich ist, ohne die Verübung und Erduldung blutiger Gewaltthätigkeiten.

Doch lassen wir die Frage, ob die Sicherheit, welche die englischen Missionaire umgiebt, diesen Vortheil oder Schaden bringe, auf sich beruhen und sehen wir uns nach den Mitteln um, welche ihr Bekehrungseifer in Bewegung setzt, zu seinem Ziele zu gelangen, so finden wir, daß sie sich auf die mündliche Predigt, auf das Vertheilen von Traktätchen und auf Spenden der Wohlthätigkeit an Arme beschränken. Einige eingeborene Konvertiten, die als Dolmetscher Dienste leisten, spielen gleichsam die Rolle der leichten Truppen bei der Missions-Armee, bereiten das Auftreten der letzteren vor oder decken, wo es noth thut, den Rückzug.

Man muß gestehen, daß diese Mittel den zu bewältigenden Hindernissen gegenüber höchst kümmerlich erscheinen, besonders, wenn man erwägt, daß hier nicht von einer permanenten, örtlich ausharrenden, sich stets wiederholenden Thätigkeit die Rede ist, sondern daß die Missionaire — was ihrer geringen Anzahl halber auch nicht anders seyn kann — es darauf ankommen lassen müssen, welchen Erfolg eine einmalige Predigt, ein einmaliges Almosen, ein auf gutes Glück vertheiltes Traktätlein haben wird. Die Missionaire thun zwar, den Berichten des Herrn Lacroix zufolge, Alles, was sich unter der Ungunst der Verhältnisse thun läßt — ihre Predigt, mehr Unterhaltung in der Catechisation, läßt sich zu den Köpfen, die sie erleuchten will, herab; die Almosen werden nicht ohne Traktätchen, wenn auch die Traktätchen zuweilen ohne Almosen vertheilt; allein ist das Alles in dem weiten, von einer dichten, dem Christenthum widerstrebenden Bevölkerung bewohnten Indien mehr, als ein Tropfen Wassers auf einen heißen Stein?

Solche Hindernisse können durch die günstigen Umstände, die wir angaben, nicht neutralisirt werden. Der geringen — verhältnißmäßig geringen — Anzahl der Missionaire ist eben gedacht worden. Je weniger aber eine gründliche Bekehrung — und auf eine solche muß es doch abgesehen seyn — durch das schnell verhallende Wort einer einzigen Predigt, durch die Vertheilung eines frommen Büchleins, das vielleicht nicht gelesen, durch die Spende eines Almosens, das vielleicht verjubelt wird, in einer Zeit, in welcher keine Wunder mehr geschehen, möglich ist, um so weniger steht auch von den Missionen, ihrer gegenwärtigen Organisation nach, viel zu hoffen. Der Unterricht muß ein dauernder seyn, wenn etwas geleistet, der ausgestreute Same darf nicht dem Zufall überlassen werden, wenn er aufgehen und Früchte tragen soll.

So sehr ferner der Europäer durch seine kriegerische Tüchtigkeit, durch die Wunder seiner Industrie dem Eingebornen imponirt, so bereitwillig der Hindu die höhere Intelligenz des Engländers anerkennt; so ist doch dadurch für die Ausbreitung des Christenthums wenig gewonnen. Eine neue Religion muß vor allen Dingen sittlich imponiren. Das praktische Christenthum aber, überall ein rares Gewächs, ist auch in Indien eine seltene Pflanze. Dasjenige, wodurch eine neue Religion sich zu empfehlen, wodurch sie sich zu legitimiren hat, mangelt, wenn ihre Bekenner nicht besser sind, als die Anhänger der Religion, die verdrängt werden soll. Dieses Verhältniß besteht aber leider, nach Herrn Lacroix' Aussage, zwischen den Engländern in Indien und den Hindu's. „Welchen Einfluß" — ruft er aus — „muß es z. B. auf die Eingebornen haben, wenn sie sehen, zu welchem Zwecke ein Theil des großen Manufakturgebäudes in Fort Gloucester, der in eine gewaltige Rum-Destillation verwandelt worden, benutzt wird? Diese Destillationen, die, gegründet von Europäern, sich gegenwärtig in Hindostan aller Orten finden, verbreiten das Laster der Trunksucht inmitten einer Bevölkerung, der es früher ganz unbekannt war. Die Pagode bei Serampoor hat zwar aufgehört ein Götzentempel zu seyn, aber sie ist eine Branntweinbrennerei geworden, aus der Fluthen flüssigen, Krankheit und Verderben bringenden Feuers strömen."

Aber auch die Sitten, die ganze Lebensweise des Europäers stechen gegen die des Hindu zu sehr ab, als daß aus einem solchen Kontrast dem Bekehrungswerke kein Nachtheil erwachsen sollte. Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Hindu sich auf vegetabilische Nahrung beschränkt, daß er es für Sünde hält, Thiere zu schlachten und zu genießen; es hängt dies mit seinem Glauben an eine Seelenwanderung zusammen, so daß es ihm für etwas Entsetzliches gilt, sich durch den Genuß animalischer Speise zu besudeln. Was hilft es, Gründe gegen ein solches Vorurtheil anzuführen, da ein solches Vorurtheil ja eben hindert, den anzuhören, der es bekämpft, da es ja macht, daß man ihn meidet, noch ehe er spricht.

Endlich haben es die christlichen Missionaire in Indien, allem Anschein nach, keinesweges mit einem bereits wankenden Glauben zu thun. Die Bevölkerung in Masse scheint ihrem alten Glauben noch treu zu seyn, und wenn auch, nach Herrn Lacroix' Versicherungen, die Geldspenden sich vermindert haben, die ehedem Tempeln und Pagoden zuströmten, so geht doch aus dem Ganzen seiner Berichte hervor, daß die Hindu nicht die mindeste Neigung verrathen, ihre alte mit einer neuen Religion zu vertauschen.

Wenn die Brahminen, die, Herrn Lacroix zufolge, die Thorheit und Abscheulichkeit des Götzendienstes recht wohl einsehen, eine Ausnahme machen, so folgt auch daraus für einen baldigen Sieg des Christenthums wenig Tröstliches. Denn es liegt im Interesse der Brahminen, diesen Götzendienst aufrecht zu erhalten; für sie ist die Frage, ob er sich erhalten oder stürzen werde, eine Frage um Seyn und Nichtseyn. Auch thun sie alles Mögliche, um sich den Bestrebungen der Missionaire zu widersetzen. Sie disputiren mit ihnen — freilich unbeholfen genug, wenn ihre Dialektik keine gewandtere ist, als diejenige, die sich in den von Herrn Lacroix mitgetheilten Proben zu erkennen giebt — aber sie disputiren doch. Wenn sie dabei Schlappen, wenn sie Niederlagen erleiden, werden sie nicht eine Schlappe für einen Erfolg, eine Niederlage für einen Triumph auszuschreien wissen? Wenn man nach ihrer sonstigen Verschlagenheit urtheilen soll, ganz gewiß! Den Missionairen bleibt dann nichts übrig, als das Gefühl, worauf Herr Lacroix so viel zu geben scheint, als das Gefühl nämlich, gegen das Heidenthum gezeugt zu haben. Aber bringt ein solches Gefühl die Pagoden zum Wanken, stürzt es die häßlichen Götzenbilder, die Hindostan verunzieren, in den Staub? Wahrhaftig, eben so wenig wie das stolze Gefühl, welches Herrn Wöniger's Brust schwellte, als er gegen die Berliner Akademie gezeugt hatte, dieser etwas schadete. Wenn die Brahminen unwissend sind, wenn sie es nach Herrn Lacroix in einem höheren Grade, als es wahrscheinlich, sind, so fehlt es ihnen wenigstens nicht an Schlauheit und List. Wissen sie doch sogar die antiquarische Wißbegier der Reisenden zu benutzen, die diese in Tempel und Pagoden führt. Diese Neu- oder Wißbegier stempeln sie zu etwas ganz Anderem, und die paar Rupien, die der Reisende als Eintrittgeld spendet, verwandeln sich in etwas ganz Verschiedenes. Sie sind kaum aus den Händen des Fremden, so verbreitet sich das Gerücht, daß er dem Gott oder der Göttin des Tempels geopfert habe.

Ueberschauen wir nochmals die Verhältnisse, unter denen die christlichen Missionen in Indien zu wirken haben, so müssen wir wiederholen, daß wir an große Resultate nicht glauben können. Eine den Missionen günstige Regierung, die sich aber darauf beschränkt, sie zu schützen — die Missionaire selbst, wenn stark im Glauben, doch schwach an Zahl und an Mitteln — ein Zeitalter, das, materiellen Interessen fröhnend, diese letzteren vor allen anderen berücksichtigt — Predigten, Traktätchen, Almosen, alle Drei Ueberzeugungs-Werkzeuge, die a priori als unzulänglich betrachtet werden müssen und sich a posteriori nicht anders bewährt haben — der Glaube, der ausgerottet werden soll, in der Bevölkerung noch wurzelnd — eine mächtige Priesterkaste, deren Existenz an die Existenz dieses Glaubens geknüpft ist — das sind die Bedingungen, unter denen eine Aufgabe gelöst werden soll, die selbst unter weit günstigeren Verhältnissen ihre großen Schwierigkeiten haben würde.

Die Zeit der Bekehrungen in Masse scheint, wie gesagt, vorüber. Je rationaler eine Religion wird, desto weniger geeignet ist sie, bei Völkern, die eine gewisse Stufe der Kultur noch nicht erreicht haben, Eingang zu finden. Auch das religiöse Bewußtseyn muß sich allmälig läutern und nicht zu jähen Sprüngen genöthigt werden. Wenn nun selbst dem Katholizismus die Fähigkeit abzugehen anfängt, sich weiterzuverbreiten — man weiß, wie unbedeutend die Erfolge der Jesuiten in China waren — wie viel mehr muß man dem Protestantismus fruchtlose Bemühungen phrophezeien, zumal er, seinem Prinzip nach, nie mit dem schonungslosen Feuereifer zu Werke gehen kann, den der Katholizismus aus dem seinigen schöpft. Es scheint, daß, wenn früher das Christenthum zur Kultur führte, gegenwärtig die Kultur zum Christenthum führen oder — es überflüssig machen muß. R. v. Groscreutz.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Fortsetzung.)

Das Einnahme-Budget sollte sich, nach dem Bericht, den der Graf Tojal im Februar den Kammern vorlegte, auf die Summe von 11,625 Contos oder 2,615,626 Pfd. Sterl., d. i. 27,018,750 Thlr., erheben. Ich will hier nur die hauptsächlichsten Gegenstände anführen:

Repartitions-Steuer, von Costa Cabral eingerichtet und von Palmella wieder aufgehoben	2,350	Contos
Zoll-Amt von Lissabon	2,213	„
Zoll-Amt von Porto	1,614	„
Verschiedene andere Zoll-Aemter . . . 100 bis	150	„
Tabad, Seife und Pulver	1,521	„
Post	97	„
Salz	84	„
Fleisch	85	„
Fische	61	„
Getränke	78	„
Getraidemarkt	160	„
Königliche Titel-Verleihungen und andere Ehren	82	„
Sizas (Taxe für den Verkauf und die Abtretung von Vieh)	201	„
Stempel	315	„
Uebertragung des Eigenthums und Matriculation	74	„
Seze cazas (Haupt-Accise)	856	„
Abgaben der unterworfenen Inseln	520	„

Hätten die Hoffnungen des Grafen Tojal sich verwirklicht, so würde das Defizit nur 35 Contos oder 7875 Pfd. Sterl., d. i. 54,250 Thlr., betragen haben. Leider aber haben die Einnahmen nie die Höhe erreicht, die sie nach der Berechnung hätten erreichen müssen. Der Grund liegt nicht darin, daß

die Steuern zu hoch sind, denn Portugal ist von allen Ländern Europa's dasjenige, welches die geringsten und wenigsten Steuersätze hat (die Bevölkerung auf 3,500,000 Seelen veranschlagt, zahlt jeder Einwohner im Durchschnitt ungefähr 1 Thlr. direkte Steuern); sondern vielmehr darin, daß die Gemeinde-Verfassung so schlecht und die Revolutionen so häufig sind, daß die Steuerpflichtigen leicht Mittel finden, den Staat zu übervortheilen oder auch gar Nichts zu bezahlen. Niemand macht sich ein Gewissen daraus, die ihm zukommende Steuerlast so viel wie möglich zu erleichtern, und ganze Provinzen stehen nicht an, gegen die Regierung aufzustehen, in der Hoffnung, sich ganz davon zu befreien. Andererseits hat auch die Regierung oft das unverzeihliche Unrecht begangen, dergleichen beklagenswerthe Unordnungen durch ihre Ungerechtigkeiten hervorzurufen und zu rechtfertigen. Durch den Zehnten, eine alte direkte Steuer, welche Costa Cabral vor seinem Sturz durch eine später vom Herzog von Palmella wieder aufgehobene Repartitions-Steuer zu ersetzen versuchte, sollte jeder Portugiese ein Zehntheil seines Einkommens an den Staat übertragen. Hier wäre nun zunächst zu fragen, wie das Einkommen eines Jeden so genau bestimmt zu werden vermag? Die Schwierigkeit ist so groß, daß im Verlauf von vier Jahren nicht weniger als 62,000 Beschwerden deswegen beim Lissaboner Tribunal eingelaufen sind. Sodann erlauben sich die Steuer-Einnehmer Willkürlichkeiten aller Art, indem sie die Mitglieder der herrschenden Partei auf Kosten ihrer Gegner geringer besteuern, eine Ungerechtigkeit, welche selbst ehrliche Leute veranlaßt, nicht nur das Geforderte, sondern auch Schuldige nicht zu bezahlen. Was kümmern sie sich um einen Prozeß! Die Urtheile der Justiz werden nicht vollzogen, da die Armee lange nicht hinreichend ist, um den Befehlen der Regierung den nöthigen Nachdruck zu geben, und überdies meistentheils mit der Unterdrückung von Revolutionen beschäftigt ist. Die Auseinandersetzung der Motive für die Erlassung der königlichen Ordonnanz, betreffend die Errichtung einer neuen Bank, hat den gegenwärtigen Standpunkt der portugiesischen Finanzen hinlänglich dargethan. Die Regierung erkennt sich als Schuldnerin der beiden jetzt zu Einem verbundenen Institute, der Bank von Lissabon und der Compagnie Confiança, und zwar über die beträchtliche Summe von 13,000 Contos de reis oder 2,925,000 Pfd. Sterl., d. i. 20,150,000 Thlr., die nicht im Budget miteinbegriffen ist.

In zehn Jahren hat Portugal neun Revolutionen oder schwere Insurrectionen erlebt, also beinahe in jedem Jahre eine:

1) Die September-Revolution 1836.
2) Der Aufstand zu Belem, um die Charte wiederherzustellen. Oktober 1836.
3) Der Krieg der Marschälle; ein mißlungener Versuch der Herzoge von Terceira und Saldanha zu demselben Zweck. 1837.
4) Die Verkündigung der neuen Constitution. 1838.
5) Die Insurrection von Miguel Augusto. 1840.
6) Die von Costa Cabral geleitete Revolution zu Porto und die Wiederherstellung der Charte zu Lissabon. 1842.
7) Die Insurrection von Torres Novas und die Belagerung von Almeida. 1844.
8) Die Insurrection von Maria da Fonte und die Revolution des Minho; Mai 1846.
9) Die Gefangennehmung des Herzogs von Terceira. Insurrection zu Porto in Folge der von der Königin versuchten Contrerevolution. 9. Oktober 1846.

Seit diesem letzten Datum haben die Revolutionen in Portugal bis in die neueste Zeit, wo die englische Intervention ihnen ein Ende gemacht hat, gar nicht aufgehört.

Es gab eine Zeit, in der die portugiesische Marine die bedeutendste und stärkste in Europa war; jetzt ist sie nicht bedeutender als die spanische. Der Graf Tojal hatte den Plan gefaßt, ihr einen Theil des früheren Glanzes wiederzuverschaffen, und war in der That in einem einzigen Jahre, trotz des schlechten Zustandes der Finanzen, dahin gelangt, vier neue Dampfschiffe zu bauen. Gegenwärtig zählt die portugiesische Marine 41 Schiffe von verschiedener Größe, nämlich: zwei Linienschiffe, sechs Fregatten, acht Korvetten, eine Brigantine, neun Briggs, acht Schooner, einen Kutter, vier große Kreuzer und vier Staatsdampfschiffe.

Ungeachtet der periodisch wiederkehrenden Revolutionen, welche die Quellen der Staats-Einkünfte versiegen machen und durch die Beschränkung der Industrie und des Handels einer großen Anzahl von Armen die Beschäftigung entziehen, hält doch die Polizei in den großen Städten fast immer eine bemerkenswerthe Ordnung aufrecht. Raub und Mord gehören zu den Seltenheiten; in den Straßen von Lissabon und Porto, unaufhörlich von bewaffneten Patrouillen durchzogen, herrscht die größte Ruhe. — Lissabon hat seit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. Im Jahre 1836 waren die Straßen wahre, mit allerlei Unrath angefüllte Kloaken. Seitdem hat man Rinnsteine zu legen begonnen, deren größter Theil mit Granit ausgelegt und reinlich gehalten ist. Auf den sehr schönen Trottoirs vor den Häusern machen die Fremden ihren Spaziergang, und zwar um so lieber, als dort die Portugiesen und besonders die Portugiesinnen ihre gewöhnlichen Besuche annehmen. Jene Diners, Privatbälle, Soireen, Konzerte, Visiten und dergleichen conventionelle Zerstreuungen anderer großen Städte in Europa sind in Lissabon völlig unbekannt. Man kommt kaum anderswo als im Theater und auf den öffentlichen Bällen zusammen; die übrige Zeit des Tages verbringt die elegante Welt auf den Trottoirs und auf den Balkons. Hier ist der Ort, wo die Damen die Kostbarkeiten ihrer Toilette zur Schau tragen und wo ihre Anbeter ihnen mit Bewunderung und zärtlichen Bekenntnissen in Blicken und Worten nahen; hier tauschen die Portugiesen und Portugiesinnen ihr muito obrigados („sehr verbunden") und ihre passa muito bem („leben Sie wohl", eigentlich: „Bringen Sie Ihre Zeit gut zu"), indem sie aus der Ferne schon mit der Hand sich bewillkommnen oder Abschied nehmen. Die Lissaboner Frauen würden übrigens noch weit hübscher und angenehmer seyn, wenn sie eine andere Lebensweise führten. Sie haben so wenig auf ihre Bewegungen Acht, sie halten so wenig auf Reinlichkeit, sowohl in ihrer Kleidung als in ihren Häusern, und wenden so geringe Sorgfalt auf gesunde Nahrung, daß sie meistentheils das Ansehen verwelkter Blumen haben, die aus Mangel an Luft und Sorge dahinsterben. Frische der Gesichtsfarbe und Schlankheit des Körpers gehören zu den seltenen Erscheinungen bei der „schöneren Hälfte" der Bewohner der Hauptstadt. Was die Männer betrifft, so will ich darüber nur sagen, daß sie sehr bärtig sind. Zwar sind auch die Oberlippen der Damen so behaart, daß man sie ohne den Unterschied der Kleidung leicht für männliche ansehen könnte. Mit funfzehn Jahren ist das Gesicht eines jungen Mannes schon vollkommen rauh. Während der Belagerung von Porto schwur Dom Pedro, daß er sich nicht eher rasiren würde, als bis er seinen Thron wiedererlangt hätte; woher es denn geschah, daß, als der Krieg zu Ende war, sein Bart bis auf den Gürtel herabfiel. Die Constitutionellen von Portugal haben seit der Zeit, um das Andenken ihres Befreiers zu ehren, dem Wachsthum ihrer Bärte keine Schranke mehr gesetzt. Diese Manie wurde so allgemein und stieg bis zu einem solchen Grade, daß der Finanz-Minister sich genöthigt sah, seinen Unterbeamten anzubefehlen, daß sie wenigstens ein Mal in der Woche sich den Bart abnehmen ließen; denn ihre Bärte löschten immer mehr als die Hälfte der Ziffern aus, die sie im Begriff zu schreiben wären, indem sie dafür andere, etwas zu phantastische Zeichen an die Stelle setzten.

Der König hat glücklicherweise das Recht, sich den Bart nach Belieben wachsen zu lassen; ein Recht, von dem er einen so ausgedehnten Gebrauch macht, daß er jetzt wirklich das Ansehen eines Mannes hat. Er trägt seine Uniform sehr gut, reitet bewundernswürdig und tanzt besser als irgend Einer seiner Unterthanen. Auch die Königin besitzt zahlreiche Talente: sie ist sehr bewandert in der Musik, spricht geläufig französisch und versteht das Englische und Deutsche. Ihre Gesichtsfarbe ist lilienweiß, mit zartem Roth gefärbt; ihr Lächeln ist sehr angenehm, obwohl der Mund ihres übrigen Gesichts nicht würdig ist. Für Kinder zeigt sie so große Zuneigung, daß man versichert, sie würde für alle ihre Unterthanen eine zärtliche Mutter seyn, wenn ihre Unterthanen ihr nur gestatten wollten, ihnen Beweise ihrer Liebe zu geben; es ist dies eine Sage, die wir als solche wiedererzählen. Ein Faktum aber ist ihre große Fruchtbarkeit. Zur Zeit, da das Ministerium des 1. März sich bildete, verbreitete sich die Nachricht durch Paris, daß Donna Maria alle ihre Minister entlassen habe und in guter Hoffnung sey. „Das nimmt mich nicht Wunder", sagte Herr von Montalivet, „es ist eine hergebrachte Sache, daß alle Mal, wo in Portugal sich eine politische Krisis vorbereitet, Donna Maria da Gloria ihre Niederkunft erwartet; daher geht der politische Horizont von Portugal auch stets mit Ereignissen schwanger."

Der Prinz von Portugal ist zehn Jahr alt, der Herzog von Porto acht; jener ist von der Königin kürzlich zum Obersten eines Grenadier-Regiments, dieser zum Marine-Offizier ernannt worden, wodurch sie den Vortheil haben, ihre Uniformen in den Straßen von Lissabon bewundern zu lassen. Bei Gelegenheit ihrer Ernennung machte das Diario, das einzige Journal, das seit Unterdrückung der Preßfreiheit zu erscheinen die Erlaubniß hat und dessen sämmtliche Artikel vor dem Druck von den Ministern gelesen und approbirt werden, die Bemerkung: „Die Königin bringt drei Mal ihr Blut für dies Land, das ihr schon einen Vater gekostet, zum Opfer". So schreibt man Geschichte in Portugal! Dom Pedro, das weiß Jeder, starb eines natürlichen Todes und hat im entferntesten nicht seinem Vaterlande das Leben zum Opfer gebracht.

Die Parteien, welche gegenwärtig in Portugal einander gegenüberstehen, lassen sich auf folgende drei reduziren:

1) Die Partei der Königin.
2) Die Miguelisten.
3) Die republikanische Partei.

Aber diese drei Hauptparteien zerfallen in Unterabtheilungen bis ins Unendliche fort. Es giebt Setembristas, Setembristas puros, Moderados, Ordeiros, Arsenalistas, Carlistas, Constitutionaes von 1838 u. s. f. Die am wenigsten in sich geschiedene ist die Partei der Miguelisten, da sie sich nur in zwei große Fractionen spaltet. Der Zweck der Miguelisten ist die Wiedereinsetzung Dom Miguel's, die Wiederherstellung der Mönchsorden und die Zurückberufung der Jesuiten. Aber während die Einen die alten Gesetze von Lamego wiederherstellen wollen, die der Krone nur eine begränzte Gewalt zugestehen, beabsichtigen die Anderen, dem Könige eine unumschränkte Macht einzuräumen und dem Adel und dem Klerus alle Privilegien zurückzugeben, deren sie der Marquis von Pombal beraubt hat. Dieselben Differenzen walten in der Partei der Königin ob, indem Einige ihrer Anhänger ihr die volle Oberhoheit anvertrauen wollen, Andere dagegen verlangen, daß sie sich der Constitution unterordne. Die am meisten zertheilte, aber auch zahlreichste und mächtigste, ist die republikanische Partei, denn sie umfaßt alle Portugiesen, die mit Dom Miguel und Donna Maria in Opposition stehen. Wie wenig Einheit aber in dieser Partei herrscht, dafür mag als Beweis gelten, daß, als Sa da Bandeira, Das Antas und der Marquis von Loulé die Miguelisten und Royalisten besiegt hatten, sie nichts Besseres zu thun wußten, als sich am folgenden Tage unter einander zu bekämpfen. Welche Wendung daher auch die Ereignisse in Portugal nehmen mögen, so scheint es doch immer zu langen Bürgerkriegen verdammt zu seyn, bis einmal eine wahrhaft kraftvolle Regierung die Ma-

jorität für sich gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt seyn wird, in dauernder und ernster Weise sich nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft des unglücklichen Landes zu beschäftigen.

Die vorzüglichen Mitglieder des portugiesischen Adels, welche sich an der Spitze der verschiedenen Parteien befinden, sind der Herzog von Terceira, der Herzog von Palmella, der Herzog von Saldanha, der Graf von Villareal, der Marquis von Fronteira, der Graf von Tojal, der Graf Das Antas, der Baron Sa da Bandeira u. s. f.

Der Marschall Herzog von Terceira ist 63—64 Jahr alt; sein Benehmen ist sehr fein und seine Manieren ausgezeichnet. Den fast weißen Schnurrbart trägt er nach Soldatenart. Sein Muth ist anerkannt, aber obwohl ihm der Zufall zu mehreren Siegen verholfen hat, so ist er doch unfähig, als Oberbefehlshaber zu fungiren; denn es fehlt ihm die für einen General nothwendigste Eigenschaft, die Sicherheit und Bestimmtheit des Handelns. Sich zu etwas Bestimmtem zu entschließen, fällt ihm sehr schwer, das Meiste verschiebt er auf den folgenden Tag. Wenn aber der Augenblick der Gefahr gekommen ist, so geht er ihr mit einer Kaltblütigkeit entgegen, die wahrhaft erstaunenswerth ist. Als er durch seine Schuld zu Porto am 7. Oktober 1846 gefangen genommen war und das Volk mit dem wüthenden Geschrei: „Morra Terceira! morra Terceira!" seinen Tod verlangte, indem es zugleich Feuer an das Haus zu legen drohte, in das er eingeschlossen war, zündete er in aller Ruhe seine Cigarre an und trat mit den Worten: „Que' morras, welch' Mordgeschrei; wenn ihr mich tödten wollt, hier bin ich" unter die Thür. Der Gouverneur von Porto führte ihn mit Lebensgefahr auf das drei Meilen von Porto entfernte Schloß Foz. Während des Marsches dahin hörte die wüthende Menge nicht auf, ihn mit Beleidigungen zu überhäufen und mit Steinen zu werfen; Einige versuchten sogar, mit ihren Messern ihm nahe zu kommen. Aber seine Kaltblütigkeit verließ ihn keinen Augenblick.

Der Ex-Premierminister, Herzog von Palmella, ist Italiäner von Geburt, Sohn eines adeligen Piemontesers, der am Hofe von Lissabon eine diplomatische Stellung bekleidete. Während der Abwesenheit desselben nahm der Sohn so lange seine Stelle ein und ging als Geschäftsträger an den päpstlichen Hof. Später diente er während des Krieges auf der Halbinsel in der portugiesischen Armee und vertrat Portugal auf dem Wiener Kongreß. Gegenwärtig zählt er ungefähr 60 Jahr. Er ist klein von Gestalt, hat durchdringende Augen und eine sehr hervorspringende Adlernase.

(Schluß folgt.)

China.

Die Fabel der Engländer in Canton und die Moral davon.

Die neuesten Ereignisse in Canton geben einem französischen Blatte Mittel zu folgenden Betrachtungen: Der „Besuch" der tausend Engländer in Canton müßte für eine größere Fabel als der Zug der Argonauten gehalten werden, ständen ihm nicht so viele Thatsachen und Zeugen der Beglaubigung zur Seite. Tausend britische Soldaten fliegen auf Dampfern dahin (wir dürfen nicht mehr sagen: „segeln") auf einem Strome, der von feindlichen Vesten gesäumt ist, diese Vesten werden im Nu zerstört, die Kanonen in so großer Zahl, daß auf jeden Soldaten eine kömmt, werden vernagelt, und die große, hochmüthige Stadt muß sich von dieser Handvoll Europäern schimpfliche Gesetze vorschreiben lassen, muß vor ihren Augen die Mitbürger durch ausländische Befehle körperlich gezüchtigt sehen und muß in ihren Einwohnern und Landsleuten tief gedemüthigt werden. Und wären die Waffen, die höhnende Behandlung und die kränkenden Worte nur gegen Canton allein gerichtet gewesen! Gegen die höchsten Beamten des Kaisers, gegen diesen mittelbar selbst, gegen das ganze chinesische Reich haben die Engländer einen Schlag geführt, der letzteres seinem Untergang mit schnellen Schritten zudrängt. Noch vor fünf Jahren durften die Engländer dem kaiserlichen Commissair nur mit einer Bittschrift nahen, von Anträgen und Vorschlägen konnte keine Rede seyn; Commissair Lin behandelte sie noch mit dem trotzigsten Hochmuthe, und in der Bekanntmachung des ersten Vertrages sagt der Kaiser, die Fremden hätten seine Gnade angefleht, und er habe ihnen erlaubt, Handel zu treiben, und ihnen noch dazu Geschenke gereicht; wie aber ist es jetzt! Der Commissair Kijing, oder wie der Entwürdigte sonst heißt, ist Verwandter des Kaisers, Oberbefehlshaber einer Provinz, größer und volkreicher als manches Königreich in Europa, und dieser höchste Stellvertreter des Beherrschers von China erwartet keine Bittschrift mehr von Seiten der Barbaren, sondern einen Befehl, eine Vorladung, auf die er sich auch schnell beim englischen Beamten einstellt. Dieser aber führt seine Handlungsweise bei den Chinesen durch eine Proclamation ein, gegen welche die bekannte Proclamation des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1792 eine fußfällige Bitte genannt werden muß; er straft die zum Frieden gezwungenen nicht blos, er höhnt sie und drückt ihnen seine tiefe Verachtung aus, und das thut er Alles nur, weil er weiß, daß man sich nach dem Zustande des Landes und dem Charakter seiner Herrscher und Einwohner Alles erlauben darf; der Engländer droht nicht und höhnt nicht, wenn er nicht der Macht, die Drohung zu erfüllen, sicher ist, und wenn er nicht vollen Grund hat, den Gegner zu verachten. Eine Regierung, die despotisch über Leben und Eigenthum von 300 Millionen Unterthanen verfügt, hat nicht einmal die Kraft, die Hand zur Vertheidigung gegen ein Häuflein Angreifer aufzuheben! England hat eben so in Indien angefangen, ein Stückchen Land sich erzwungen, etwa so groß wie eine Ochsenhaut, aber es hat sich seit Dido stets ein Paragraph in jedem Vertrage gefunden, nach dessen Auslegung von Seiten des Siegers die Ochsenhaut in dünne Fäden zerschnitten werden kann und das zu gewinnende Land nach Linien durchmessen werden darf. Der lächerlich große Kaiser zu Peking herrscht von jetzt an von Fo's und Britannia's Gnaden, und Japan wird bald diesem Schicksal folgen müssen.

Was ist aber die Moral dieser Fabel? Haec fabula docet, daß der politische Stillstand durch Despotie und Aberglauben in unserer Zeit sich nimmer dem Schritte der Weltgeschichte gegenüber halten kann, daß er in einer gewaltsamen Umwälzung von Außen oder von Innen schmählich preisgegeben wird. Zur Zeit des Doktor Faust und Gretchens war noch „weit hinten in der Türkei" das Land, wo sich die Selbstherrschaft asiatischer Tyrannen dem Geiste der Bildung und Humanität widersetzte; jetzt liegt diese Türkei zu den Füßen europäischer Intelligenz und ist durch Dampf zu Wasser und zu Land gar nicht mehr weit hinten, und China, das noch vor zehn Jahren ihre Stelle eingenommen hat, kommt jetzt an die Reihe, seine Sünden gegen Menschenrecht und Wohlfahrt der Völker zu büßen. Das Schauspiel aber, welches uns China weit hinten im Osten darbietet, das bietet uns weit vorn im Westen ein anderes Despotenland dar, es ist das Land Marokko, dessen sogenannter Kaiser nicht nur vor zwei Jahren von einer Handvoll Franzosen gedemüthigt wurde, sondern jetzt, o Schmach und gerechte Strafe! von dem halbbarbarischen Räuberhäuptling Abdelkader gezüchtigt wird. Als die Nachricht von den Ereignissen in Canton bei uns eintraf, war unser erster Gedanke Unwillen gegen die Engländer, welche ihre Ueberlegenheit zu mißbrauchen scheinen, unser zweiter war eine gerechte Schadenfreude über die Demüthigung des chinesischen Despoten, den Hamlet einen „Lumpenkaiser" nennen müßte, eine Demüthigung, die endlich den so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelten Weltgeist rächt. Für China ist keine Rettung mehr vor England, als durch eine große und für seine gewerbreiche Bevölkerung nur wohlthätige Umwälzung in der Herrschaft, der Verfassung und den Sitten. Das „Reich der Mitte" geht eben so einer politischen Auflösung entgegen, wenn es nicht bald die Sitten und Ansichten seiner Besieger in seinen Schoß aufnimmt. Bei besserer Verfassung wird es nicht nur andere Maßregeln ergreifen, als die jetzigen, so kläglichen, sondern wird auch Bundesgenossen aufsuchen, die seinen Sturz noch aufhalten mögen. Rußland kann nach China vielleicht mit besserem Erfolge die Rolle verpflanzen, die es bisher so unglücklich in Ostindien gespielt hat, die geographische Lage ist hier eine andere und günstigere. Vor Allem aber können sich die Chinesen an Nord-Amerika jetzt einen Freund und Beschützer erwerben. Seitdem die Nordamerikaner im Besitze von Kalifornien und also auch im Besitze der schönsten Häfen des großen Oceans sind, stehen sie dem Chinesenreiche sehr nahe, und sie werden schwerlich ruhig zusehen, daß es ein englische Besitzung wie Ostindien wird.

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— Sittliche und unsittliche Bücher in Frankreich. Unter den Ausgabe-Titeln des französischen Budgets befindet sich auch ein ursprünglich von Napoleon gegründeter Pensions-Fonds zur Aufmunterung und Unterstützung der Wissenschaften und der Literatur, der sehr viel Gutes stiften könnte, aber, wie uns jetzt ein von Herrn Sebast. Rheal herausgegebenes Schriftchen erzählt, nichts weniger als zum wahren Besten der Wissenschaft und der mitunter sehr bedürftigen Literatur angewandt wird. Herr Rheal macht daher auf die Nothwendigkeit nicht blos eines festen Reglements für die Vertheilung dieser Fonds, sondern auch der Oeffentlichkeit aller Verwendungen aus denselben aufmerksam.*) Vor Allem, meint er, sey es die ernste und die moralische Literatur, die, weil sie so wenig vom Publikum unterstützt werde, auf die Unterstützung des Staates Anspruch habe. „Man sehe sich dagegen", sagt er, „in den niederen Sphären unserer Literatur ein wenig um, und man wird finden, daß, während die jüngeren Musen, gleich den Sklaven, unerbittlichen Wechselfällen, tausend tödtlichen Schwierigkeiten, den Spekulanten, Theater-Unternehmern und der journalistischen Presse preisgegeben sind, täglich in Paris, und von Paris aus in der Provinz, Hunderte von schändlichen, gesetzlich verbotenen Büchern mit Bildern debütirt werden, die mit dem Vierzigfachen ihres Kostenpreises bezahlt werden. Die Behörde, welche Luchsaugen für unbequeme politische Anspielungen hat, hat die Augen des Maulwurfs für jene Bücher, gleich der Censur, die sonst Jeden schikanirte, nur nicht die Verleumder des guten Namens der Einzelnen oder die in den Bilderläden ausgehängten schmutzigen Skizzen. Jene Bücher, durch funfzig Basare verbreitet, deren bekannter Mittelpunkt das Palais royal ist, werden noch stärker verkauft als die Romanen-Ungeheuer, und, was das Schlimmste ist, ihre Mode hört gar nicht auf. Die Verleger derselben bereichern sich damit viel leichter, als mit den erhabensten Poesieen und den beredtesten Wahrheiten, deren Verfasser nicht einen Heller Honorar bekommen. Die Unsittlichkeit ist der schamlose, heimliche Unterwühler jeder gesellschaftlichen Ordnung, aller politischen Systeme, und zwar selbst Derjenigen, die sich ihrer zu ihrem eigenen Nutzen bedienen!"

---

*) Das Schriftchen des Herrn Rheal heißt: Notice explicite sur l'impérieuse urgence d'une réglementation fixe et de la publicité de l'emploi des fonds votés à l'encouragement des sciences et des lettres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Dienstag den 20. Juli 1847.

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes. *)

Ein denkwürdiger Tag für Frankreich und für ganz Europa war der 9. Thermidor des Jahres II. Nie, glaube ich, hat die neuere Geschichte einen so völligen Umsturz, eine so gänzliche Umwandlung eines bisher verfolgten Systems erlebt. Mit jenem Tage beginnt eine neue Aera, eine jener gewaltsamen Abweichungen von dem bis dahin verfolgten politischen System, welche stets folgenreich bleiben. Die Vorsehung führte sie auf Wegen herbei, die aller Menschenklugheit entgehen, indem sie eben aus den Kreaturen einer schreckenerregenden Gewalt sich das Werkzeug zu deren Fall erkor. Schon schien es, als ob die Tyrannei des Wohlfahrts-Ausschusses sich immer mehr durch ihren Druck befestigte; ja, man fürchtete sogar, daß sie der Normal-Zustand werden oder sich wenigstens noch lange Zeit aufrecht erhalten möchte: und doch erschütterte eine Berathung von wenigen Stunden ihre ganze Grundveste. Will man sich diese Tyrannei unter der angenommenen Bezeichnung des Berges vergegenwärtigen, so bildet der 9. Thermidor ihren Culminationspunkt; von hier an fängt in entgegengesetzter Richtung jene beweinenswerthe Höhe, zu der man aufgestiegen war, sich mit reißendem Sturmschritt zu neigen an. Von allen Zusammenkünften berathender Versammlungen ist gewiß die Sitzung, welche uns hier beschäftigen soll, die bedeutungsvollste, obgleich andere Tage in der Revolution uns ein ähnliches Gemälde voller Interesse aufbewahrt haben. Endlich bleibt uns noch die Bemerkung übrig, daß in dieser denkwürdigen Sitzung, trotzdem die Sieger zum Kampfe gezwungen wurden und beinahe wider ihren Willen triumphirten, sie dennoch bald darauf eingestehen mußten, sie hätten zum Umsturze ihrer eigenen Partei hingearbeitet und durch den Tod ihres Feindes sich selbst den Todesstoß versetzt.

Gäbe es bei den neueren Nationen noch, wie im Alterthume zu Athen und Rom, Theater, wo das ganze Volk der Darstellung eines geschichtlichen Schauspiels beiwohnen könnte, so würden gewiß die verschiedenen Phasen des 9. Thermidor, ohne jede Episode, ohne jede fremde Zuthat, ohne daß man in den gesetzlichen 24 Stunden eine Pause machen dürfte, allein schon hinreichen, das Schauspiel auszufüllen.

Robespierre, der Held des Tages, erscheint Mittags im Konvente, in der vollen Gewißheit, man werde mehrere wichtige Häupter seinen Zwecken opfern. Warum sollte man sie ihm auch verweigern? Es geschähe wenigstens zum ersten Male. Nach einigen Stunden Debattirens (o, welche Debatten!) wird er mit seinen Anhängern schon ins Gefängniß geschleppt. Mit drohender Geberde war er in den Saal getreten, den er unter der Last eines Anklage-Dekrets verläßt. Was war denn geschehen? Außerhalb des Palastes wußte man noch nichts davon.

Die Versammlung, welche ihr Werk schon vollendet wähnte, vertagt ihre Sitzung. Zwei Stunden reichen hin, ihr den so unerwarteten Sieg, den sie eben erst davongetragen, aus den Händen zu spielen und die Lage der Dinge umzuwandeln. Die Nebenbuhlerin der National-Versammlung, der Gemeinderath von Paris, geräth in Aufruhr und ruft die Sectionen unter Waffen. Robespierre, Saint-Just, Couthon, kurz alle Proskribirte werden befreit und im Triumphe nach dem Rathhause geführt. Henriot, der Anführer der militairischen Macht, stellt seine Infanterie und Artillerie gegen den Palast des Konvents gerichtet auf, der Niemanden zu seiner Vertheidigung bereit hat. Das Ungewitter der Revolution, einen Augenblick nur aufgehalten, ist von neuem entfesselt und stürzt sich tobend auf die Arena nieder.

Bei ihrem Eintritt in die Tuilerieen sehen sich die Deputirten von Henriot's Haufen umlagert, welcher seine Geschütze auf sie richten läßt. Die Berathung beginnt mit der Aussicht, bald von Kanonenkugeln durchsaust zu werden. Indeß zögern die Kanoniere. Wie! Sollen sie die National-Versammlung vernichten! Ihre Geschütze gegen die Deputirten Frankreichs richten! Sollen sie die einzige Regierung, die noch bestehen darf, umstürzen!... Sie versagen den Dienst.

Mit großer Geistesgegenwart benutzt die Versammlung dieses Zauderns und erklärt die Proskribirten in die Acht. Der Beschluß wird laut ausgesprochen; er vereint die Männer wieder, welche jetzt mehr als je eines Mittelpunkts zum Standhalten bedürfen. Dennoch trotzt der Gemeinderath diesem Stoße und bleibt unter Waffen. Auch der Konvent bewaffnet sich, ernennt einen Befehlshaber und ergreift die Offensive. Einige Truppen, die man in der Eile zusammengerafft hat, beginnen sogleich den Angriff auf das Rathhaus. Darauf bleibt die Versammlung permanent, des Ausganges harrend.

Um 3 Uhr Morgens hört man den Ausruf: Es lebe der Konvent! Sieg! Es bedurfte keines Gefechtes. Bei der Verkündigung des Dekretes, welches von den Deputirten abgefaßt worden war, haben sich die Haufen des Gemeinderaths zerstreut. Robespierre und seine Anhänger, welche Niemand zu vertheidigen wagt, führt man gefangen herbei.

Einige Monate früher, wie am 2. Juni 1793; später darauf in den stürmischen Tagen des 1. Prairial im Jahre III, am 13. Vendemiaire des Jahres IV, am 18. Fructidor des Jahres V hatte die militairische Gewalt einschreitend entscheiden müssen. Die Sectionen oder vielmehr aufrührerische Haufen waren die thätige Stütze jeder Unternehmung gewesen. Am 9. Thermidor dagegen entschied die Berathung Alles. Nie, an keinem jener Tage hatte man dem Worte eine so bedeutungsvolle Macht verliehen. Ohne Zweifel lief es nicht ohne Stock- und Säbelhiebe, ohne einen ungeheuren Tumult beim Kampfe ab; doch neigten sich die Waffen vor dem richterlichen Ausspruche. Zwei Dekrete wurden an diesem denkwürdigen Tage beschlossen.

Zuerst das Anklage-Dekret, welches ein bloßer Antrag vor dem Tribunal war, damit hier über dasselbe abgeurtheilt würde. Freilich galt in diesem Zeitraume eine Anklage fast schon so viel als eine Verurtheilung, aber zu diesem Endzwecke hatte man noch einiges Formelle zu beobachten. Das zweite Dekret, welches die Versammlung in der Abend-Sitzung, schon ganz ermattet, als letzte Entscheidung gab, nämlich die Achtserklärung, war an und für sich eine Verurtheilung. Das Tribunal hatte nun nichts weiter zu thun, als die Identität der Angeklagten zu bestätigen. Der Tod folgte dem Rechte, und Fouquier-Tinville war daher, als am 10. Thermidor sein Gebieter vor ihm erschien, des traurigen Geschäfts überhoben, ihn weiter zu fragen und das Urtheil über ihn zu fällen. Er bestätigte blos, daß es Robespierre wäre.

Wir wollen nun so rasch wie möglich uns die Lage der Republik am Abend des 9. Thermidor vergegenwärtigen.

Einige Monate vor dieser Epoche hatten zwei Parteien die Regierung bedroht, freilich eine grausenhafte Regierung, aber sie war gesetzlich oder wenigstens nothwendig aus dem damaligen Stande der Dinge hervorgegangen: die Ultra-Jakobiner des Gemeinderaths und die Gemäßigten. Auf der einen Seite: Hébert, Ronsin, Vincent, Momoro, die Apostel des Vernunft-Kultus, welche sich darüber beklagten, daß man die revolutionaire Bewegung nicht genug beschleunige; auf der anderen die Männer, welche Aufruhr und Tod gepredigt hatten, doch jetzt mit Frankreichs bestehender Lage zufriedengestellt waren und endlich wünschten, daß man dem Blutvergießen Einhalt thun und wieder in die gesetzlichen Bahnen einlenken sollte: Danton, Camille Desmoulins, Hérault de Séchelles.

Bei solcher Lage der Dinge, wo den ersten Platz der Kühnste einnahm, nämlich der, welcher sich desselben zu bemächtigen verstanden, begreift man wohl, wie schwer es hielt, seinen Platz auch zu behaupten, und mit welchem eifersüchtigen Auge die zur Macht gelangten Männer jene fessellosen Haufen überwachen mußten, deren Absicht es war, ihnen nachzuklimmen und sie wieder von dieser Höhe herabzustürzen, nämlich jene Jakobiner der zweiten, dritten, zwanzigsten Klasse (Kurie), welche nicht begriffen, warum sie nicht die Macht innehätten, da sie eben so gut wie die Anderen über Verrath, Aristokratie, Guillotine zu schreien verstanden. Auch sehen wir, wie wenig noch in dieser Epoche die Individuen ausdauern. Man muß in solchen Tagen einer Alles überflügelnden Thätigkeit einen anderen Maßstab, als in ruhigen Zeitläuften, an die Zeit legen. Hier sind Wochen gleich Jahren.

Jetzt nimmt der Kampf eine andere Wendung. Zwischen dem alten besiegten Systeme und dem neuen war der Streit schon längst entschieden, und obschon, mehr aus Gewohnheit, die Jakobiner noch gegen die unglücklichen Ueberreste der besiegten Partei wütheten, so richten sie doch von nun an ihre vernichtenden Blicke gegen einander selbst. Bald werden wir sehen, wie sie, Jeder einzeln, das Blutgerüst besteigen.

In jenen blutigen Saturnalien, wo der Abschaum des Volkes obenauf schwimmt, wo kein Zügel mehr die Scheusale fesselt, wo man sich mit schlechten Leidenschaften brüstet, wo man, sey es aus Furcht oder aus Prahlerei,

*) Die „Geschichte der Girondisten" von Lamartine reicht bekanntlich bis zum 9. Thermidor. Es reiht sich hieran die nachstehende interessante Skizze, die wir der Bibliothèque Universelle entlehnen.

sie zur Schau trägt, zeichnen sich unter so vielen Gestalten, die so treffend und bisweilen so verschiedentlich beurtheilt wurden, zwei Männer ersten Ranges aus, welche in der Verfolgung derselben politischen Richtung sich beständig entgegengesetzt dastehen: Robespierre und Danton.

Mit Bedauern müssen wir andere Schauspieler dieses Drama's bei Seite lassen, die in moralischer Hinsicht zu studiren, für uns höchst lehrreich seyn würde; diese Arbeit würde uns gewiß mehr als ein Interesse darbieten, wollten wir jenen Männern von dem Beginn ihrer Laufbahn bis zu ihren höchsten Ehrenstufen folgen, wollten wir den Beweggrund, die Triebfeder erforschen, durch die sie so weit hingerissen wurden, die sie vielleicht von ihrer ersten Bestimmung abirren ließ, von dem Geleise, in dem ihr Charakter zu handeln ursprünglich berufen war; denn unter jenen Männern, welche grausenhafte politische Verbrechen begangen haben, waren auch Männer mit sanftem Naturell, gute Familienväter, die bisweilen edle Gefühle blicken ließen und die oft plötzlich, wenn sie der Henkerkarren zum Tode führte, wie aus einem Traume erwachten! Ach! was Alles hätte uns dieser Henkerkarren beichten können!

Robespierre hatte für die Revolution von ihrem Ausbruche an Partei ergriffen; zum Deputirten von Artois für die Reichsstände erwählt, wurde er hier anfangs, ungeachtet er in seinen Prinzipien bis zum Exzeſſe ging, wenig bemerkt. Auf seine schwerfälligen und deklamatorischen Phrasen wurde in einer Versammlung, welche eine so große Anzahl glänzender und geistreicher Redner hatte, wenig gehört. Erst durch beharrliche Anstrengungen, erst durch eine planmäßige und tiefdurchdachte Berechnung gelang es ihm, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mit der Revolution wuchs sein Ansehen dadurch, daß er immer obenan stand. Indeß erblickt man ihn nicht in den entscheidenden Schlachten an der Spitze der Heere, aber da, wo er seinen Zweck glücklich erreicht hatte, da stürmte er furchtlos vorwärts und beutete den Muth Anderer aus. Doch lehrt uns der 9. Thermidor, daß man auch ein Mann des raschen Handelns seyn muß, um sich am Steuer der Revolution halten zu können.

Danton dagegen brauste plötzlich daher, wie ein Orkan, und mit seinem Zeitgeiste gleichsam herauf beschworen; mit seiner gigantischen und eckigen Gestalt, mit seinem energischen Auftreten, seiner volksthümlichen Beredtsamkeit versteht er den Massen Schwungkraft zu verleihen: man nennt ihn den Mirabeau des Pöbels; er ist dessen Zerrbild, er besitzt dessen Laster und Talente mit den Färbungen, welche jene beiden Epochen charakterisiren. Man kann sagen: die konstituirende Versammlung verhält sich zum Konvent, wie Mirabeau zu Danton.

Wer von beiden Revolutionshelden wird den Triumph davontragen, wenn man ihre schwierige Stellung bedenkt und sie Beide obenan stehen sieht? Ist's der, den man als den Urheber der September-Gräuel betrachtet, der bei dem Gedanken, Blutströme fließen zu lassen, nicht zurückbebte, wenn er es für unbedingt nöthig hielt? Doch wer wagt nach errungenem Vortheil, in einer festen Stellung, wer wagt es wohl auszusprechen, man müsse das Henkerbeil ruhen lassen? Wer will endlich, von den Staatsgeschäften gelangweilt, die Früchte seines Raubes genießen? Wer zieht sich, wenn es augenscheinlich unruhig zu werden beginnt, in den Schoß seiner Familie aufs Land zurück und antwortet auf schon gefaßte Anschläge: Man sollte Danton anzugreifen wagen? Wird dieser die Gewalt in Händen behalten? Nein, das kann nur der ausharrende, unbestechliche, unergründliche Held.

Freilich war das Verbrechen beider extremen Parteien kein großes, etwa einige Spuren von Widersetzlichkeit, einige Hinneigung zur Unabhängigkeit; dennoch kannte man in dieser Epoche in politischer Hinsicht nur den Tod dafür. Die Exaltirten des Gemeinderathes beugten sich ohne Widerstand; sie wurden zum Schaffotte geschleppt, zum Jauchzen des Volkes, welches ihnen ihre Komödien-Farcen, die sie vorher selbst an ihre Schlachtopfer gerichtet hatten, nachahmte. Die Gemäßigten protestirten dagegen, klagten ihre Ankläger an und machten die Richter erbleichen; aber auch sie mußten, wie die Anderen, den Weg des Todes wandeln; im letzten Akte ihres Lebens waren sie groß.

Dann existirte nur noch eine Partei, nur ein Mann; Alles weicht Robespierre: für ihn beginnt eine neue Phase; seinen Zwang und seine Mäßigung, ja seine Mäßigung schüttelt er ab. In seiner Function als Oberhaupt der Regierung hatte man ihn von Nachsicht, Frieden, Eintracht sprechen hören, ihn unter den Parteien bemüht gesehen, das Gleichgewicht zu erhalten, sogar jene Danton's, jene Camille Desmoulins vertheidigen, welche er später zum Opfertode bestimmte. Jetzt bedarf er gegen Niemand mehr der Mäßigung; er ist Herr im Wohlfahrts-Ausschusse, im Konvent, bei den Jakobinern, Anführer der Heeresmacht, die Richter und Geschworenen des Revolutions-Tribunals, alle Beamten der Hauptstadt sind seine Geschöpfe. Bis jetzt hatte Robespierre für eine Partei gearbeitet, nun ist er auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Wer will wohl den Gedanken aussprechen, daß der verführerische Hauch der Allmacht auf der einen und die drückende Atmosphäre auf der anderen Seite den Ehrgeizigen so hinreißen, daß er endlich seine Träume verwirklicht zu sehen glaubt? Wer will Robespierre's Entwürfe für die Zukunft und seine Pläne für Frankreich aussprechen? Niemand hat sie errathen; er hat sie mit ins Grab genommen. Doch vielleicht wachte dieser umsichtige Mensch damals nicht streng genug über sich selbst und ließ sein Geheimniß ahnen; es muß indeß in dem allzu schwachen Widerstande der Anderen gegen dieses geheimnißvolle Wesen etwas sehr Gefährliches gelegen haben, daß es den Schleier, mit dem es sich umhüllt, lüften ließ.

Der Weihetag des höchsten Wesens war zugleich der Höhepunkt in Robespierre's Macht. Mit Ekel hatte er immer den Saturnalien des Vernunft-Kultus zugesehen. Die Oberpriester jener unsittlichen, abgeschmackten Farcen waren nicht mehr. Für die Einführung einer erleuchteteren Natur-Religion entschied sich Frankreichs Herr.

Den 18. Floréal, den 7. Mai 1794, besteigt er die Rednerbühne. In einer sorgfältig ausgearbeiteten Rede, in der man eine große Anzahl auf den Effekt berechneter Phrasen bemerkt, entwickelt er seine Ideen über die Nothwendigkeit religiöser Gefühle und schlägt folgendes Dekret vor:

„Das französische Volk erkennt das Daseyn des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele an. Ein feierliches Fest wird für den 20. Prairial angeordnet."

Kaum ist der Antrag zu Ende, als er mit dem größten Beifall aufgenommen ist. Mit Freudengeschrei und Begeisterung wird das Gesetz selbst von denen angenommen, die es im Grunde ihres Herzens nicht gut heißen. Der Jakobinerklub spricht dem Konvente seinen Dank für das erhabene Dekret aus, das er gefaßt hat; Glückwunsch-Adressen laufen von allen Seiten her an die National-Versammlung ein. Die Worte: „höchstes Wesen und Tugend", gehen von Mund zu Mund. Robespierre wird zum Präsidenten mit Einstimmigkeit ernannt. Ihm wurde die Hauptrolle am Tage des 20. Prairial zu Theil.

Charles Nodier, ein Mann, der gleich bekannt durch sein großes Talent wie durch seinen sanften Charakter war, hat uns ein reizendes Gemälde von diesem Feste hinterlassen. War es die ziemlich allgemein verbreitete Hoffnung auf einen Wechsel des bisherigen Regierungs-Systemes, oder der Einfluß der Jugend, welche die Rückerinnerungen des Dichters verschönerten? — Er spricht mit Begeisterung von dem heiteren Himmel, von der Freude des Volkes, welches, das Todeswerkzeug unthätig erblickend, die Rückkehr zur Mäßigung schon froh begrüßte; er erzählt von allen jenen Familien-Gastmählern, welche unter freiem Himmel auf Befehl der obersten Macht, in grünen, mit Blumen ausgeputzten Lauben eingenommen wurden; er schildert uns ferner jene Barken auf dem Strome, die mit glänzenden Farben gemalt waren, und sogar den imposanten Anblick der Herren Frankreichs. Sollten sich jene, sonst immer aufgereizten Herren endlich haben besänftigen lassen?

An diesem Tage vergaß sich Robespierre in der Trunkenheit seiner Volksthümlichkeit und im Glanze seiner Stellung. Lange ließ der Held des Festes sein Gefolge auf sich warten, wie es den Großen der Erde zukommt. Endlich erschien er in gewähltem Kleide, mit dem Hute voller Blumen, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, mit einem großen Strauß vor der Brust, und außerdem noch, wie die anderen Deputirten, ein Büschel Blumen, Früchte und Aehren in der Hand tragend. In seinem sonst finsteren und häßlichen Gesicht konnte man heute eine Art Zufriedenheit, die ihm sonst früher nicht eigen war, lesen. Ihn suchen alle Blicke, und ihm jauchzt die Menge Beifall zu. Er legt das Feuer an einen Popanz, der den abscheulichen Atheismus vorstellt; indem er Allen vorausschreitet, beabsichtigt er seinen Vorzug vor seinen Kollegen darzuthun und entfernt sich von ihnen weiter, als dies herkömmlich erlaubt war.

In diesen wenigen Schritten voraus lag sein kommendes Verhängniß; man glaubte in ihnen alle seine Gedanken abgespiegelt zu sehen. Der geringste Vorzug regte eifersüchtige Menschen schon genügend auf: Niemanden entging des Konvents-Präsidenten kindischer Stolz; er beleidigte mehrere seiner mißtrauischen Kollegen, welche kein Bedenken trugen, ihren Sarkasmen in beißenden Epigrammen mit zu lauter Stimme, als daß sie des Oberpriesters Ohr mitten in seinem Triumphe nicht hätten treffen sollen, Luft zu machen.

Mehr erbittert über diese Drohungen, als von seinem Triumphe befriedigt, geht Robespierre den anderen Tag in den Wohlfahrts-Ausschuß; aber er findet hier seine Kollegen kalt für Pläne persönlicher Rache. Billaud-Varennes und Collot-d'Herbois, welche mit der Rolle, die man ihnen zuertheilt hat, unzufrieden sind, hegen die Besorgniß, die Ideen vom höchsten Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele möchten ihrer Natur nach geeignet seyn, die Revolution rückgängig zu machen. — Ich, die Revolution rückgängig machen! Höret nur den Gesetzantrag, den ich Euch vorlege!

Dieser Gesetzantrag, der ein Gesetzbuch für das Kriminal- und peinliche Gerichtsverfahren zugleich in wenigen Paragraphen enthielt, wird stets als ein legislatives Ungeheuer aus jenem Zeit-Abschnitt dastehen. Zur Beschleunigung des Gerichtsverfahrens wird das Gericht in 4 Sectionen eingetheilt mit ihren Vice-Präsidenten, Stellvertretern und Geschwornen, welchen die Gewalt zusteht, ihr richterliches Amt, für sich getrennt, auszuüben. Hier werden die Verbrechen mit schrecklicher Strenge definirt. Die einzige Strafe für dieselben ist der Tod. Der Wohlfahrts-Ausschuß und der der allgemeinen Sicherheit, der Konvent in pleno, als öffentlicher Staatsankläger, haben die Befugniß, das Gesetz zu deuten. Außerdem werden alle Bürgschaften, die man bisher den Angeklagten zugestanden hatte, noch genommen: es bedarf keines Zeugenverhörs mehr; endlich verweigert das Gesetz den Verschwörern einen Vertheidiger. Wen konnte man nun nicht vor den Richterstuhl einen Verschwörer nennen? Jeden, der vor demselben erschien.

Man mag uns hier die Frage erlauben: Welchen Zweck hatte denn die unersättliche Raserei noch? Warum ließ man das Todeswerkzeug, mit gähnendem Rachen, noch fortarbeiten? — Man metzelt in einem Kampfe, und wenn der Ausgang unentschieden ist, so setzt man zuweilen das Gemetzel noch den folgenden Tag fort; aber wenn der Sieg schon längst entschieden, wenn keine Oppositionspartei mehr besteht, wozu dann noch Menschen, welche zittern, hinschlachten und immer wieder hinschlachten? War das Angeben, Einsperren und Verurtheilen schon zur Gewohnheit geworden? Oder war es schwierig, der einmal gebrochenen Bahn Einhalt zu thun? Fürchtete man, die vielen in den Gefängnissen zurückgehaltenen Opfer in Freiheit zu setzen? und mußte man sie deshalb tödten, weil man nicht wußte, was man mit ihnen machen sollte?

Oder wollte man auch dieses System noch so lange beibehalten, bis eine ganze Menschenklasse aus dem gesellschaftlichen Verbande verschwunden wäre? Oder endlich, hoffte Robespierre für den dadurch begangenen Fehler, daß er die Aufmerksamkeit allzu sehr auf sich gelenkt hatte, durch immer zahlreichere Opfer Gnade zu finden? — Aber der Konvent machte doch Einwürfe, als ihm das Gesetz, welches ganz Frankreich der Willkür einzelner Individuen preisgab, vorgeschlagen wurde! Die Erwägung des allgemeinen Besten lag den Gegnern nicht gerade am Herzen: sie dachten nur an sich selbst. Durften wohl die Ausschüsse Deputirte zum Revolutions-Tribunal abordnen, ohne die Vollmacht des Konvents? Ueber diesen Punkt allein debattirte man. Es war kein einziges Wort über die allgemeine Tendenz des Gesetzes gesagt worden; man reklamirte deswegen nicht zu Frommen der Menschheit, und wäre den Rednern durch den Gesetzvorschlag das Leben zugesichert worden, so hätte wahrlich Niemand ein Bedenken dagegen erhoben. Aber die sich in Gefahr und in den Händen ihrer Feinde sahen, verlangten eine Gewährleistung. Einige Männer der Bergpartei, die Robespierre's und seiner Partei täglichen Angriffen ausgesetzt waren, konnten mit vollem Rechte darüber erschrocken seyn, daß ausgezeichnete Jakobiner unter dem Henkerbeil gefallen waren. Es mußte doch wenigstens das Formelle in der Anklage gegen einen Deputirten beobachtet werden. Der Hochmuth, mit dem von der Versammlung Danton als Opfer gefordert, die Feigheit, mit der man dies zugestanden, waren nicht gerade geeignet, die in Gefahr Schwebenden zu beruhigen.

Von nun an leben die Aristokraten und die Gemäßigten nicht allein in Schrecken; auch jene Jakobiner, die sonst nur Zittern um sich verbreitet hatten und noch verbreiten, schweben in Gefahr, seitdem man das Gesetz vom Prairial angenommen hatte, ohne daß der erwähnte streitige Punkt in demselben deutlich auseinandergesetzt war. Die herrschende Partei mußte über die Entschlossenheit der Männer, die freiwillig ihren Kopf aufs Spiel setzten, aufgebracht seyn, und ihre Macht ließ sich deswegen in Zweifel ziehen. In den Sitzungen der National-Versammlung herrscht jetzt eine finstere und öde Stimmung. Eine bleierne Schwere lastet auf den Gemüthern und lähmt ihre Berathungen. Mißtrauen bemächtigt sich derer, die mit dem Blitze spielen. Die Ebene, in die sich die gemäßigte Partei geflüchtet, wagt nicht mehr, das Wort zu nehmen, und die wichtigsten Beschlüsse werden von einer geringen Anzahl Abstimmender erpreßt. Die Ergänzung der Ausschüsse, die, bei einer demokratischen Richtung, sehr rasch wechseln mußte, ist nichts weiter, als ein Formenwesen: es werden dieselben Individuen wiedergewählt, ihre Allgewalt bestätigt. Wer hätte dagegen etwas einzuwenden gewagt? Viele Deputirte erscheinen gar nicht mehr in den Sitzungen, und unter jenen Prokonsuln, die Frankreich zittern machten, wagt sich so mancher nicht mehr in den Konvent.

Gesetzlich sollte der Wohlfahrts-Ausschuß aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzt seyn. Das eine von ihnen, Hérault de Séchelles, war guillotinirt worden und sein Platz leer geblieben. Jean Bon-St.-André und Prieur de la Manche waren gewöhnlich auf Missionen außerhalb Paris; Carnot vollauf beschäftigt, für die Armee zu sorgen, Prieur de la Côte d'Or und Robert Lindet mit den Vorrathslieferungen und der Verproviantirung. Jene drei Männer nannte man daher die Verwalter; sie waren von den Uebrigen getrennt. Fortwährend beschäftigt, für ihr Departement zu sorgen, gaben sie in der Zerstreuung ihre Unterschriften zu den politischen Beschlüssen ihrer Kollegen und beeilten sich, nur den zahllosen Forderungen, die eine äußerst beschwerliche Verwaltung an sie machte, nachzukommen. — So blieben also noch Robespierre, Couthon, Saint-Just, Collot-d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère, lauter Blutmenschen, nur in verschiedener Abstufung. Robespierre, Couthon und Saint-Just waren aufs engste mit einander verbunden; man hat sie seit ihrem Sturze die Triumvirn genannt. Der finstere, düstere und reizbare Billaud-Varennes, der rednerische und der thatschnelle Collot-d'Herbois fühlten sich arg verletzt, wenn Robespierre, ohne sie vorher bei wichtigen Verhandlungen zu Rathe zu ziehen, die Initiative ergriff. Sie hatten im allgemeinen Sicherheits-Ausschusse einen großen Anhang; er war der wichtigste nach dem Wohlfahrts-Ausschusse, seine Rechte aber in der Verwaltung waren beschränkter, wodurch er mehr in den Hintergrund trat. Barrère endlich, dessen Charakter nicht ganz klar zu Tage liegt und der mehr eine untergeordnete Stellung einnimmt, war eine Art Schöngeist, der auf der Rednerbühne gern hochtrabende Berichte über die Siege der Republik gab und sich in Lobeserhebungen erging; süßlich, geschmeidig, gefällig, sentimental in Redensarten, immer auf der Seite des Stärkeren. Auf diese drei Männer sahen die Triumvirn mehr geringschätzig herab; sie dünkten sich weit höher; in ihren Augen galt Barrère nur als ein mittelmäßiger Kopf, als Jedweders Diener, Collot-d'Herbois nur als Deklamator, Billaud-Varennes nur als ein falscher, neidischer Charakter. Es läßt sich leicht begreifen, daß Kollegen solchen Schlages, obgleich im Allgemeinen ziemlich nachgiebig, zu Robespierre's Charakter, dessen Anforderungen von Tag zu Tag herrischer wurden, gar nicht paßten; und Barrère selbst, der doch gewiß die Verträglichkeit liebte, konnte sich nicht des Ausrufs enthalten: Dieser Robespierre ist unersättlich! Immerhin verlangt er Tallien, Bourdon de l'Oise, Thuriot, Gressroy, Rovère, Lecointre, Barras, Fréron, Legendre, Monastier, Dubois-Crancé, Fouché, Cambon und den ganzen Dantonistischen Anhang, aber zu Léonard Bourdon, Vadier, Vouland meine Zustimmung zu geben, das ist mir unmöglich.

Aufgebracht über die Hindernisse, die seiner Allmacht in den Weg traten, faßte Robespierre einen Entschluß, dessen Gelingen ihm diesmal fehlschlug; er dachte, wenn er nicht mehr im Wohlfahrts-Ausschusse erschiene und sich seltener in den Konventssitzungen zeigte und seine Gunst dem Jakobinerklub, wo man ihn vergötterte, allein schenkte, so würde er dadurch gewiß seine Kollegen in Verlegenheit bringen, und sie würden, wie er wähnte, nicht lange zögern, ihm das Anerbieten zur Rückkehr zuerst zu machen. Aber er irrte sich sehr; denn als sie sahen, daß er ihnen trotzte, so ließen sie ihn dabei. Daraus ging in der obersten Verwaltung ein kläglicher Zustand, ein gegenseitiges Mißtrauen hervor, was aber öffentlich noch nicht bekannt war. Mit je größerer Besorgniß die Mitglieder des Ausschusses diese Spaltung bemerkten, desto mehr benutzten sie das offen gelassene Terrain zu ihrer Verschanzung, zumal da sie gegen Couthon, der sie überwachte, das vollste Mißtrauen hegten. Uebrigens änderten diese Vorfälle durchaus nichts in der Abscheu erregenden Beschleunigung, mit der das Tribunal beim Richten zu Werke ging. In einer Abendsitzung, bei der Fouquier-Tinville zugegen war, wurden sogar nach dem Geständnisse dieses verschlagenen Menschen, der sich selbst nur mit einem Beile verglich, so abscheuliche Entschlüsse gefaßt, daß ihm, als er nach Hause ging, die Seine blutroth gefärbt vorkam. Ungeachtet dieser übertriebenen Rohheit kann man behaupten, es sey während dieser Epoche mehr ein Stillstand im Revolutionsgange, eine Zeit der Saumseligkeit und des Wankelmuthes eingetreten, worin ein böses Verhängniß lag. Einen so außergewöhnlichen Zustand aufrecht zu erhalten, that es noth, vorwärts zu dringen und durch fortwährende Staatsstreiche und unerwartete Dekrete Staunen zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Schluß.)

Unstreitig gehört zu den ausgezeichnetsten Männern Portugals der Marschall, Herzog von Saldanha, gegenwärtig Generalissimus der Armee der Königin; er zählt wenigstens 62 Jahr, aber seine Bewegungen und seine ganze Haltung sind noch jugendlich kräftig. Sein Backen-, Knebel- und Schnurrbart sticht durch seine schneeweiße Farbe eigenthümlich von der dunkelgebräunten Haut seines Gesichts ab. Er hat einen sehr angenehmen Mund, sehr glänzende und ausdrucksvolle Augen und eine hohe und breite Stirn; seine Manieren sind gefällig und von edlem Anstande. Seinem Lande hat er nicht nur als General, sondern auch als Diplomat bedeutende Dienste geleistet. Als Diplomat täuscht und verräth er fast immer die Partei, der er sich anzuschließen scheint. Seine Bildung ist, besonders in Portugal, von seltener Tiefe und großem Umfange. Während seines Aufenthalts zu Berlin, als Repräsentant Portugals, veröffentlichte er daselbst ein Werk unter dem Titel: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaften zur geoffenbarten Religion." Die englische, französische und deutsche Sprache spricht er mit großer Geläufigkeit. Man versichert übrigens, daß er von dem berühmten Bernaldo del Carpio stammt, dessen Vater ein Graf von Saldaña gewesen sey.

Der Graf von Villareal hat das ganze Gesicht und die ganze Haltung eines Edlen des vorigen Jahrhunderts. Obwohl kein Redner von Talent und Beruf, übt er doch einen so großen Einfluß auf das Parlament, daß nach dem Sturz des Ministeriums Cabral die Königin ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt hatte, eine Ehre, die er jedoch nach einer Ueberlegung von 24 Stunden dem Herzoge von Palmella überließ. Von seinem Vater ist unter dem Pseudonym Morgado Matheus eine ausgezeichnete Ausgabe von Camoëns veröffentlicht worden, die, da er sie auf eigene Kosten drucken ließ, ihn bedeutende Summen gekostet hat. Sein Sohn, Dom Fernando de Botelho, hat in den letzten Unruhen Partei gegen Donna Maria genommen, die ihn deshalb durch ein königliches Dekret des Rechts beraubt hat, seinen Vater zu beerben.

Der Marquis von Fronteira ist erst 46 Jahr alt, von großer stattlicher Figur und ausgezeichneter Haltung des Körpers. Sein — für Portugal — beträchtliches Vermögen von 26,000 Thlr. jährlicher Rente verzehrt er auf sehr angemessene Weise in seinem alten italiänischen Palast von Bemfica. Obgleich er keine Ansprüche darauf macht, eine bedeutende politische Rolle zu spielen, so ist er doch sehr innig mit der Partei verbunden, welche die Charte Dom Pedro's aufrecht erhalten will, und er thut Alles, was in seinen Kräften steht, um diesen Zweck zu erreichen. Gegenwärtig ist er Civil-Gouverneur von Lissabon. Sein Bruder, Dom Carlos de Mascarenhas, kommandirt die Lissaboner Munizipal-Garde, ein schönes Corps von ungefähr 1000 Mann, das ihm sehr ergeben ist.

Der Ex-Finanzminister, Graf von Tojal, verdankt seine Stellung und seinen Rang nur sich selbst; denn sein Vater war Leibarzt des Königs Johann VI., der ihm eine diplomatische Mission nach Paris anvertraute. Der Graf von Tojal, einer der gescheidtesten und verständigsten Männer Portugals, hat ein Alter von ungefähr 55 Jahren. Er ist klein und häßlich, aber seine ausdrucksvolle Physiognomie deutet auf die große Lebendigkeit und Klarheit seines Geistes. Das Englische spricht er mit derselben Fertigkeit, wie das Portugiesische.

Der Graf Das Antas, Anführer der vor kurzem gedämpften Insurrection, hatte eben so wie der Graf von Tojal nur seinen eigenen Verdiensten den Adel und die Würden zu verdanken, die ihm die Königin jetzt, um ihn für seine Empörung gegen ihre Autorität zu strafen, sämmtlich genommen hat. Er zählt 50 Jahre und gehört zu den besten Generalen Portugals, aber sein Charakter ist dermaßen unruhig und thatsüchtig, daß man ihn nur schwer in Ruhe halten kann. Uebrigens hat seine Partei großes Vertrauen zu ihm, da er im Jahre 1842 unter dem Ministerium „Entrudo" Commandeur der

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 87. Berlin, Donnerstag den 22. Juli 1847.

England.

Die Zerlumpten-Schulen in England. *)

Man darf die „Zerlumpten-Schulen" nicht mit den „Armen-Schulen" Englands verwechseln. Letztere, die man überall findet, werden im Allgemeinen von Kindern besucht, welche, einer Familie angehörend, eine Wohnung und Existenzmittel besitzen, die bekannt sind. Es handelt sich bei diesen Kindern einzig darum, ihnen einen kostenfreien Unterricht zu verschaffen, weil ihre Aeltern entweder zu wenig Mittel oder zu wenig guten Willen haben, dafür zu sorgen. In diesem Sinne sind sogar die meisten englischen Schulen Armenschulen; die Wohlthätigkeit des Publikums in der Kirche hat das Land mit einer überflüssigen Anzahl dieser Anstalten versehen. Die Zerlumpten-Schulen aber stehen eine oder ein paar Stufen tiefer.

Man hat — um Lord Ashley's Ausdruck zu gebrauchen — in London und in den übrigen großen Städten Englands die Entdeckung gemacht, daß es in denselben eine fast unbekannte Bevölkerung von kleinen Vagabunden giebt, die, ohne Obdach, ohne Aeltern, ohne eine Spur von Erziehung, ihren Lebens-Unterhalt auf alle mögliche, nur nicht auf eine rechtliche Weise gewinnen. Hin und wieder zwar wurden einige dieser Unglücklichen vor die Gerichtshöfe gestellt, allein sie erregten wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Theilnahme. Man vermuthete gar nicht, daß sie einer ganzen, ihnen gleichartigen Bevölkerung angehörten, einer verborgenen, in den tiefsten Schichten der Gesellschaft hausenden Nation. Hatte man die kleinen Missethäter, in deren Verbrechen man nur Ausnahmen sah, bestraft, so war Alles gut; man sah und dachte nicht weiter.

Aufmerksamere und beharrlichere Beobachter jedoch haben herausgefunden, daß es in London eine große Masse dieser kleinen, keiner Klasse der Gesellschaft angehörigen Wesen giebt, die ohne Obdach umherirren. Diese Entdeckung ist es, welche die Gründung der Zerlumpten-Schulen veranlaßt hat.

Der Pariser gamin, nach seinem ursprünglichen Typus wenigstens, ist ein weit höher stehendes Wesen, als das Kind in Lumpen, von dem hier die Rede ist. Es ist wahr, der gamin vagabundirt gern auf den Straßen, und seine Erziehung, wenn er eine andere erhält, als die, welche die freie Luft gewähren kann, will wenig bedeuten. Er wird leicht zum Lügner, zum Betrüger; er spielt den Kaufleuten hundert Streiche, zeigt sich trotzig in seinen Händeln mit den Polizei-Offizianten und nimmt nur gar zu gern Theil an einer Emeute. Allein der gamin ist doch mit dem Leben in der Familie nicht gänzlich unbekannt; er weiß, wenn er Abends müde von seinen Streifereien und Schelmenstreichen ist, wo er ein Obdach findet. Es kann sogar vorkommen, daß er von Zeit zu Zeit seinen Fuß in eine Schule des wechselseitigen Unterrichts setzt; kurz, wenn es in Paris auch Kinder geben mag, die ganz in die Klasse der Londoner „Zerlumpten" gehören, so muß doch mit diesen der gamin nicht verwechselt werden, der moralisch wie gesellschaftlich höher steht.

Was denn sind es für Kinder, welche man in die neuen Schulen aufnimmt? Es sind erstlich Waisen, deren sich in ihren ersten Lebensjahren der eine oder der andere Verwandte angenommen hat und die sich eines schönen Morgens aus der Thür gewiesen sehen, mit der Anweisung, zu leben, wie es eben gehen will; dann sind es Kinder von transportirten Verbrechern, die genöthigt sind, ihre Nachkommen auf dem Londoner Straßenpflaster zurückzulassen; weiter Kinder, die zwar Verwandte haben, aber dadurch nur um so übler daran sind, da diese Verwandten sie im Raub und Diebstahl unterrichten; endlich sind es Kinder, die, einem illegitimen Verhältnisse entsprossen, sich entweder verstoßen sehen oder von einer Rabenmutter so lange gemißhandelt werden, bis sie lieber gar kein Obdach haben wollen, als ein solches, wo es für sie nur Schläge giebt. Alle diese Kinder, die ein gemeinsames widriges Schicksal gleichsam schon im voraus verbindet, nähern sich einander, bilden regelmäßige Banden mit Anführern, Losungsworten, Unternehmungs-Entwürfen und leisten sich, geleitet von einem Instinkte des Rechts oder einem Gefühle des gegenseitigen Wohlwollens, das ihnen selbst in ihrem Zustande tiefster Erniedrigung nicht verloren gegangen, einander Beistand. Wer Glück hatte, theilt mit dem, der keines hatte, und höchst selten geschieht es, daß selbst bei gerichtlichen Untersuchungen der Eine des Anderen Angeber wird.

Alle Morgen nun kriechen diese Unglücklichen aus den Schlupfwinkeln, die ihnen für die Nacht ein Asyl gewährten, hervor und zerstreuen sich in der Stadt, ohne zu wissen, woher sie ein Stück Brod nehmen sollen, aber auch ohne sich viele Gedanken darüber zu machen, da sie es auf die eine oder die andere Art vor Abend doch bekommen oder entwendet haben. Für sie giebt es kein Gesetz und, außer ihrer Bande, keine Gesellschaft; sie haben vor fremdem Eigenthum weder Achtung noch Schonung, und wenn sie die Polizei fürchten, so geben sie doch nur im äußersten Nothfall und mit Verwünschungen im Herzen ihretwegen ein Unternehmen auf. Allem, was sie umgiebt, fremd, behandeln sie Alles als Feind; sie sind eine Horde von Barbaren oder Wilden mitten in einer civilisirten Bevölkerung. Wenn auch fortwährend eine gewisse Anzahl von ihnen aufgegriffen wird, so entgeht doch der größere Theil der Wachsamkeit der Polizei, und wenn heute zwanzig oder dreißig eingefangen wurden, so erscheinen morgen funfzig mehr.

Das ist das Uebel, welches durch die „Zerlumpten-Schulen" beseitigt werden soll. Menschen von mitleidigem Herzen haben geglaubt, Güte werde mehr als Einschüchterung fruchten; der Lehrer müsse dem Kerkermeister und dem Henker zuvorkommen, und man brauche diesen unglücklichen Wesen nur einigen Unterricht angedeihen, sie nur ein Handwerk erlernen zu lassen, um sie — wenn dazu noch die Möglichkeit vorhanden sey — in ehrliche und nützliche Bürger umzuschaffen.

Es sind ungefähr drei Jahr, seit man begonnen hat, dieses System praktisch anzuwenden; allein es haben sich dabei große Schwierigkeiten herausgestellt, die bei weitem noch nicht vollständig überwunden sind.

Zuvörderst kömmt es darauf an, diese Vagabunden aufzusuchen und in Unterhandlung mit ihnen zu treten, und das ist gerade nicht sehr leicht. Glaubt man sie an einem Orte zu treffen, so sind sie längst an einem anderen. Dann, was freilich Niemanden Wunder nehmen wird, sind sie außerordentlich mißtrauisch. Haben sie doch zum größten Theile nie ein freundliches Wort gehört, nie ein Liebeszeichen empfangen. Auf die Straße geworfen, haben sie sich, gleich wilden Thieren, von allen Seiten verfolgt gesehen. Drohungen, Einsperrungen, Züchtigungen — das sind die Dinge, welche ihnen von anderen Menschen geworden sind. Also sind sie auf ihrer Hut und erblicken in ihrem Wohlthäter einen Feind. Ja, das Unternehmen, sich mit ihnen zu verständigen, kann sogar gefährlich werden. Ehe er sich noch hat erklären können, fallen sie vielleicht über den, der sie aufsucht, her, und diejenigen, welche sich mit dieser peinlichen Mission betrauen lassen, erklären, wie sie lieber mit einem Stamm wilder Indianer am Ontario-See zu thun haben möchten.

Allein angenommen, diese Schwierigkeit sey überstiegen, so tritt eine neue ein. Wie soll man Kinder solches Schlages bereden, sich auf eine Schulbank niederzusetzen? Eine Schule! Bücher! Geistige Arbeit! Was können sie sich dabei denken und welchen Nutzen können sie sich davon versprechen! Alle diese Dinge sind ihnen böhmische Dörfer; sie sehen höchstens, gleich den Wilden oder den Zigeunern, mit denen sie so viel Aehnlichkeit haben, in alle dem eine ganz unnütze Anstrengung und lachen der Menschenfreunde, die sie in eine Schulstube einsperren wollen, während sie ihren Lebensunterhalt in der freien Luft gewinnen müssen.

Allein auch diese Schwierigkeit sey beseitigt und man habe vierzig bis funfzig Kinder in Lumpen zusammen in einer Schulstube; wie werden sie sich aufführen? Augenzeugen geben über diesen Punkt eben so merkwürdige als traurige Erklärungen ab. Es ist mehr denn einmal vorgekommen, daß man dem armen Lehrer seine Rockschöße abgeschnitten, seinen Hut voll Oel gegossen, ja daß er selber, weil die Thür verbarrikadirt war, sich genöthigt gesehen hat, so rasch wie möglich aus dem Fenster zu springen.

Doch ist das noch nicht Alles. Diese verlaufenen Kinder können, während sie in der Schule versammelt sind, nichts zusammenbringen, und da sie nichts besitzen, so müssen sie wenigstens mit einem Theil ihrer Nahrung versorgt werden. Ja, logischerweise kömmt man endlich so weit, daß man ihnen diese vollständig liefern, daß man ihnen Kleidung und Obdach verschaffen muß; denn da sie keine rechtlichen Existenzmittel besitzen, so würden sie sonst die Schule nur verlassen, um sogleich ihre Schelmenstreiche wieder anzufangen;

*) Zerlumpten-Schulen, Ragged-Schools. Wir übersetzen wörtlich, weil — wie sonderbar das Wort „Zerlumpten-Schule" auch klingen möge — wir doch kein anderes wüßten, welches den Sinn des englischen „Ragged-School" nur einigermaßen genau wiedergäbe. Eine Proletarier-Schule z. B. wäre schon etwas Anderes als eine Ragged-School; denn es ist in dem oben stehenden Artikel von Kindern, die sich durchaus selbst überlassen sind, die von einem Familien-Verbande nichts wissen, die Rede — ein Merkmal, was auf die Kinder der Proletarier nur in einzelnen Fällen paßt. Auch ist „Zerlumpten-Schule" ein der Analogie durchaus gemäß gebildetes Wort. Wir sagen: Kleinkinder-, Bürger-, Soldaten-Schule. Ja „Armenschule", wo das erste Wort des Compositums ebenfalls ein zu einem Substantiv erhobenes Adjektiv ist, ist seiner grammatischen Form nach ganz dasselbe, was „Zerlumpten-Schule" ist.

ihn mit einem starken Hefte in der Hand auf die Rednerbühne treten sah, nuthete man schon, daß die Sitzung einem entscheidenden Sturme ent- m ginge.

Niemals hatte der Diktator unbestimmter und geheimnißvoller gesprochen, in dieser für ihn so gewichtigen Stunde; niemals war er ungeschickter; in er Rede spiegelt sich eine finstere und drohende Färbung ab; er spricht ins estimmte von großen, eingerissenen Uebelständen und wünscht durchgreifende mittel. Jeder Zuhörer sagt zu seinem Nachbar: Du bist es, auf den er et, du bist es, den er damit gemeint hat. Wenn er sich blos auf einige eine beschränkt hätte, so würden die, welche nicht auf der Proscriptionsliste anden, durch ein Opfer, wie man es in jener Epoche gern zugab, das Leben Anderen aufgegeben haben, um nur das ihre zu retten; doch bestimmt ist ier genannt und dennoch Keiner von der Anklage ausgenommen. Er ist ufrieden, höchlichst aufgebracht, er verlangt von Jedem für seine Person utz, er beschwert sich über Gefahren, denen er am Festtage des höchsten sens ausgesetzt war; auch beklagt er sich, daß man seinen Namen mit n unglücklichen Ereignissen zusammenstelle. Was liegt denn eigentlich in er Absicht? Welchen Zweck will er damit erreichen?

Zum ersten Male findet Robespierre die Versammlung kalt und stumm. weigsam hörte man den Anfang seiner Rede an, schweigsam das Ende selben. Indeß verlangt nach alter Gewohnheit der Unterthänigkeit einer ier Gegner den Druck der Rede. Der immer eifrige Barrère hält dies für ht; aber Couthon, der gern Begeisterung für dieselbe gewünscht hätte, uthon, der deswegen sehr aufgebracht ist, verlangt noch außerdem die Ver- dung der Rede an die Armen und alle obrigkeitlichen Behörden; er verweist Versammlung in ihre gewöhnliche Unterwürfigkeit zurück; sie stimmt für Druck und die Versendung der Rede an die Munizipalitäten.

Doch die Männer, die sich schon proskribirt glaubten, und welche nun Zeit n den, sich von ihrer ersten Aufregung zu erholen, schämen sich jetzt ihrer h eit. Die Gefahr giebt ihnen den Muth zu sprechen wieder. Cambon, ier, Amar, Billaud-Varennes weisen jede Anklage, die sie zu ihrem Gegen- de macht, mit bittern Worten von sich; der Kampf wird lebhafter; diese rwartete Heftigkeit bringt Robespierre in Bestürzung; er kommt auf das prochene zurück, sucht sich zu rechtfertigen, stottert Entschuldigungen; seine rwirrung ermuthigt die Angreifenden; ihrer ist der Sieg. Das Dekret d zurückgenommen. Man schickt die Rede zur Prüfung an die Ausschüsse. erurtheilt mich", schreit Robespierre wüthend, „aber gebt mich nicht dem hterspruch derer, die ich anklage, preis."

Er geht aus der Versammlung, um sein Herz bei seinen heißgeliebten Ja- inern auszuschütten; diese erwarten ihn, um ihn für seine gescheiterten ine zu entschädigen. In der Wiederholung seiner Rede findet er bei seinen unden Trost: sie überhäufen ihn mit stürmischen Beifallbezeugungen. In hem äußerst wichtigen Momente hätte er lieber handeln sollen, als Loor- ren für seine Beredtsamkeit sammeln. „Brüder", sagte er am Ende seiner de, „nehmt mein Todesvermächtniß hin: Heute habe ich es leider gesehen; Ligue der Bösen ist so stark, daß ich ihr zu entgehen nicht hoffen kann. Falle ohne Reue. Ich hinterlasse Euch mein Andenken, es wird Euch theuer s, und Ihr werdet es vertheidigen." Bei diesen Worten wird ausgerufen, die Zeit der Verzweiflung noch nicht gekommen sey. Henriot, Dumas, ffinhal erklären sich zum Handeln bereit. Der National-Agent Payan lägt vor, man solle sogleich einen Angriff auf die beiden Ausschüsse machen, sie nur wenige Gendarmen zu ihrem Schutze haben. Wäre dieser Rath folgt worden, so hätte er sicherlich den Kampf entschieden; aber Robespierre derseßte sich dem, er baute seine Hoffnung auf Saint-Just, der an eben sem Tage in Paris angekommen war und ihn in der Sitzung des folgenden ges unterstützen sollte. Er hätte wohl begreifen sollen, daß, wenn die tional-Versammlung einmal ihre bisherige Unterwürfigkeit abgestreift und h ein Gewagtes versucht hatte, es unklug gewesen wäre, den Kampf so früh beginnen. Vorwärts! hieß es. Robespierre sollte entweder der Gebieter s Konvents oder sein Opfer werden.

Auf der anderen Seite waren seine Gegner erstaunt, ja selbst erschrocken, ß der Erfolg wider ihren Willen so glücklich abgelaufen war. Welches Ende rd dieses fürchterliche Treffen, das jetzt ausbricht, denn nehmen? Wäre nicht wünschenswerther, man käme ihm, wenn's die Zeit noch gestattete, zu- r? Ist denn jedes gegenseitige Einverständniß durchaus unmöglich? Man ht zu unterhandeln; man lenkt mit begütigenden Worten ein; aber in den müthern herrscht eine zu große Aufregung; der Wurf ist geschehen, heißer d der Kampf. Deputirte, die sich zu den Jakobinern hinbegeben, hier Robes- rre's Einfluß zu schwächen, werden von ihnen verhöhnt, bedroht, geschlagen fortgejagt. Collot-d'Herbois, der über diesen Schimpf wüthend ist, kommt n in den Sicherheits-Ausschuß, als die friedlich Gesinnten der Partei bei nt-Just Versuche machten, ihm das Amt eines Friedens-Unterhändlers zu rtragen. Unfähig, sich länger zu halten, überhäuft ihn Collot mit den em- ndlichsten Vorwürfen und zerreißt so noch das letzte Band, das man festzu- ten suchte. Saint-Just antwortet auf diese Herausforderung nicht, und ohne h im geringsten durch sein Mienenspiel zu verrathen, zieht er sich mit dem orsatz zurück, den kommenden Tag, noch vor der Konventssitzung, den Aus- üssen eine niederschmetternde Rede, die er noch in der Nacht dazu aus- beiten will, vorzutragen; aber dabei verfehlte er gerade seinen Zweck. Das chwert ist nun, wie Jeder sieht, gezogen, es gilt den Kampf auf Tod und ben. Jeder ist in Unruhe, Jeder trifft Verabredungen. Man bemüht sich n den Beitritt der Ebene, jener Gemäßigten, welche Robespierre bisweilen gen die Angriffe des Berges vertheidigte. Sie trauen den ersten Schritten rer Feinde nicht. „Die Jakobiner", sagen sie, „mögen unter sich ihren Kampf allein ausmachen." Endlich erhält man nach mehrfachen abschlägigen Antworten wenigstens das Versprechen, neutral bleiben zu wollen. Welch' schreckliche Nacht!

Am folgenden Tag ist Jeder auf seinem Posten. Der Gemeinderath ist versammelt, Henriot mit geschwungenem Säbel in der Hand, an der Spitze seiner Adjutanten, erschüttert das Steinpflaster von Paris. Die Jakobiner haben sich permanent erklärt. Die Deputirten begeben sich frühzeitig an den Versammlungsort; sie laufen im Saale umher, um sich einander zu ermuthigen und sich zu einem tüchtigen Widerstande gegenseitig anzufeuern. Es ist 11½ Uhr. Tallien, der es unternommen, den Angriff zu beginnen, verlangt von seinen Kollegen auch Beistand. Plötzlich erscheint Saint-Just, der mit ernster und nachdenkender Miene, die als das Vorspiel zu so vielen Proscriptionen gelten konnte, durch den Saal geht und sich zur Rednerbühne hinwendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen! ruft man aus.

Erster Akt.

Alle, die sich vereinigt haben, bilden eine geschlossene Phalanx über dem Berge. Robespierre, dessen Bruder, Lebas und Couthon, die nur ein schwacher Haufe gegen so viele Feinde sind, sitzen ebenfalls beisammen. Nun beginnt ein Schauspiel, wie es vielleicht niemals in einer Versammlung vorkam.

Saint-Just nimmt das Wort und erklärt, daß er keiner Partei, keiner Faction angehöre, und selbst, wenn die Rednerbühne für ihn zum tarpejischen Felsen werden könnte, werde er darum nicht minder seine Meinung äußern über die Ursachen und Beweggründe der ausgebrochenen Uneinigkeiten.

Hier unterbricht ihn Tallien, den fieberische Ungeduld verzehrt, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen: „Ich ergreife das Wort für einen Antrag zur Tagesordnung. Der Redner hat erklärt, daß er keiner Faction angehöre; ich behaupte dasselbe auch von mir, ich gehöre nur mir selbst und der Freiheit an. Darum muß die Wahrheit ans Licht kommen. Kein guter Bürger kann seine Thränen verbergen wegen des bösen Geschicks, das auf dem öffentlichen Wohle lastet. Ueberall erblickt man nichts als Streitigkeiten. Gestern erst hat sich ein Mitglied der Regierung wiederum von ihm losgesagt und hat in seinem besonderen Namen eine Rede gehalten; heute thut ein anderes eben dasselbe. Man wird sich noch angreifen, das Unglück des Vaterlandes vergrößern, es endlich in den Abgrund stürzen. Ich will den Vorhang ganz wegreißen."

Lebhaftes Beifallklatschen begrüßt den ersten Angriff auf Robespierre.

Von diesem Augenblicke an werden weder Saint-Just, dem man so eben das Wort entrissen, noch irgend ein anderer Deputirter seiner Partei zugelassen, ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sprechen. Vergeblich widersetzen sie sich dem mit allem Eifer, mit Verzweiflung; erstickt wird ihr Geschrei von den Drohungen der Versammlung, durch die Taktik des Präsidenten, oder vielmehr durch seine Glocke, welche den unwiderstehlichsten Beweisgrund abgiebt. Man hätte glauben können, daß Robespierre's Gegner seine Stimme, die sie so lange genarrt hatte, zu hören fürchteten, in der Besorgniß, sie möchte wieder ihre alte Gewalt auf ihre Gemüther ausüben. Cambacérès, ebenfalls ein Zeuge dieses Schauspiels, sagte zum Kaiser Napoleon, man hätte hier nur gerichtet, aber nicht verhört. Die Sitzung, in der Robespierre geächtet wurde, hat, möchte man fast annehmen, einige ähnliche Züge mit der, wo man Cäsar im Senate meuchlings ermordete, und vielleicht wurde der Römer noch nicht so grausam behandelt, wie dieser hier. Nachdem einmal die Bahn gebrochen, der Talisman verschwunden, stürzen sich alle auf das Schlachtopfer los. Die Anklagen folgen Schlag auf Schlag, jeder will sein Scherflein dazu beitragen, diese Uebereilung verzögert sogar die Entwickelung des Schauspiels.

Und als der Tyrann — so nannte man ihn damals — der eine so heftige Erbitterung nicht vermuthete, seine wahre Lage jetzt plötzlich vor Augen sieht, ach, wie gern hätte er gewünscht, weit weg von dieser Versammlung zu seyn, in die er sich so thörichter Weise gestürzt hat! Diesen Tag gerade hatte er zur Feier seines Triumphes auserkoren; ja er hatte sich — so will man bemerkt haben — gerade gekleidet, wie am Feste des „höchsten Wesens". Als er jene Scherpe damals trug, war ihm mit so vielem Beifallsgeschrei gehuldigt worden, und heute wird er mit ihr angegriffen, überall zurückgestoßen, heute erblickt er hier nur drohende Gesichter, während er unweit dieser Versammlung triumphirend von seinen Parteigängern wäre davongetragen worden. Indeß müssen wir diesen Kampf an diesem Orte selbst abgemacht sehen, bevor die Sitzung zu Ende geht.

Man weiß, welche Bewegung und Aufregung bei Berathungen zu herrschen pflegt, welchen Eifer man für die Verfechtung eines Gesetzes zeigt, für die eines Prinzipes, dessen Anwendung vielleicht sehr fern liegt. Aber um was handelt es sich denn hier? Um den Fall oder den Triumph einer der herrschenden Parteien, um Leben oder Tod der Berathenden; ist da wohl noch ein Zweifel über die Achtserklärung vorhanden, die vom Sieger sogleich gegen den Besiegten ausgeht?

Der unglückliche Robespierre besteigt die Rednerbühne und wird von ihr wieder heruntergestoßen, während hier Ankläger auf Ankläger auftritt. Immer wieder gebietet man ihm Ruhe, immer wieder übertönt die Glocke des Präsidenten seine Stimme. Murren, Zischen verfolgt ihn; Beifallsklatschen empfängt seine Angeber. Von Angst gepeinigt läuft er durch den Saal, sich überall nach einem Schutze umsehend; vergeblich wendet er sich an den Berg, seine Anbeter sind hier verschwunden; die Kollegen aus den Ausschüssen sind seine Kläger. Endlich stürzt er auf die Bänke der Ebene los: „Reine, tugendhafte Männer", ruft er aus, „Euch flehe ich an um Schutz gegen Räuber." Man dreht sich von ihm weg, man stößt ihn zurück. Darauf fällt er vor Wuth und Erschöpfung nieder. Seine Stimme, die zuletzt müde wird, das

Wort zu fordern, stammelt nur noch heisere, unzusammenhängende Laute; er kann nur noch rasen und schäumen vor Wuth. „Unglücklicher"! ruft man aus, „Danton's Blut erstickt dich."

Und dessenungeachtet flößte er eine so gewaltige Furcht ein, daß Alle beim Angriff vorsichtig zu Werke gehen müssen; erst wird ein weiter Kreis um ihn gebildet, dann geht's ans Unterminiren, allmälig wird der Kreis um ihn immer enger. Noch wagen sie nicht Hand an ihn selbst zu legen, aber sie bereiten sich dazu gleichsam vor, indem sie das Anklage-Dekret gegen seine Anhänger aussprechen; er wird ermüdet, geschwächt. Endlich wird das gewaltige Wort verkündet und der Kampf ist zu Ende.

Ich habe die Absicht nicht, hier alle Erzählungen wiederzugeben, welche die Geschichtsschreiber über diese Sitzung mitgetheilt haben, doch bewog mich meine Neugierde, wenigstens das nachzulesen, was das offizielle Journal, welches mit der Abfassung dieser Artikel beauftragt war, darüber berichtete.

Der Moniteur erschien am folgenden Morgen nach dem denkwürdigen Tage nicht, wie sonst, mit Blumenguirlanden eingefaßt: Da gab's keine Siegeshymnen, keine Betrachtungen über die Tagesereignisse, kein erstes Paris. Mit der einem Journalisten eigenen Klugheit, der in beständiger Furcht schwebt, giebt er so breit wie möglich die auswärtigen Neuigkeiten: Türkei, Polen, Holland, England, darauf unbedeutende Dekrete, kleine Verse, den Theil der Sitzung vom 8. (Thermidor), welcher kein besonderes Interesse darbietet; grade Alles, was die Gemüther nicht beschäftigt. Man weiß, welch' große Aushülfe in schwieriger Lage die Poesie und die fernen Gegenden einem Redacteur gewähren. Endlich eine kleine Andeutung über einen Streit, der sich im Konvente erhoben haben soll, demzufolge Robespierre und einige Deputirte verhaftet wären, aber dessen Verbürgung, abgesehen von der wichtigen Neuigkeit, er nicht mit Bestimmtheit behaupten könnte. Darauf folgt, wie gewöhnlich, die lange Liste der an einem der vorhergehenden Tage zum Tode Verurtheilten und der Schauspielzettel. Erst am 11ten, als man genau wußte, Robespierre und seine Anhänger wären guillotinirt, spricht er sich mit Bestimmtheit hierüber aus. (Fortsetzung folgt.)

Handbuch für preußische Konsular-Agenten, Rheder, Schiffer und Befrachter. *)

Bereits wurde in diesen Blättern die Meinung ausgesprochen, daß in dem Gebiete der Konsular-Literatur ein weites Feld noch offen stehe, und daß jeder Schriftsteller, der die ziemlich dunkel gebliebene Frage der Konsuln zu beleuchten versuche, sich Ansprüche auf dankbare Anerkennung erwerbe, ja große Dienste leisten könne.

Was bei Gelegenheit der Kritik eines ziemlich mittelmäßigen Buches gesagt, läßt sich heute, — da endlich ein wirklich gediegenes Werk, das den Zeitbedürfnissen entspricht, über Konsulate erschienen ist, — in dieser Rezension, durch Angabe der erhaltenen Resultate, genügend nachweisen.

Das Handbuch für preußische Konsular-Agenten füllt, für Preußen und seine Nachbarn, eine Lücke aus, die noch in keinem Staate des Kontinents bis jetzt beseitigt worden war. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß den Ländern, — die sich am meisten mit der Konsular-Organisation offiziell abgeben und deren Zeitungen nicht müde werden, Tadel, Lob und Rathschläge den Regierungen deshalb zu spenden, — es nicht geglückt ist, dasjenige zu besitzen, was uns in Berlin so eben geboten wird: — die gründliche, logisch-methodische Darstellung des vaterländischen Konsular-Systems. Die Franzosen haben zwar längst die Aufgabe für sich zu lösen versucht; jedoch sind entweder bloße Sammlungen der Konsular-Ordonnanzen ohne Kommentare, oder kommentarische Denkschriften, die auf die Ordonnanzen nicht paßten, aus ihren Bemühungen entstanden. Der Mangel an einem beinahe unentbehrlichen Werke hängt indessen in Frankreich theils mit dem Umstande zusammen, daß daselbst stets mit Kühnheit, aber gar zu oft ohne hinlängliches Wissen, die abstraktesten Materien behandelt werden; theils rührt er davon her, daß die eigentliche öffentliche Behandlung der Administrations-Fragen, wenn sie nicht zufällig in den Kammern vorkommen, den sogenannten Literaten, welche mit unvollständigen Dokumenten aufzutreten sich nicht scheuen, fast gänzlich anheimfällt. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris fordert namentlich von seinen Beamten die Enthaltung von schriftstellerischen Arbeiten als Bedingung sine qua non eines weiteren Fortkommens. — Darf man sich nun über die Dürftigkeit und Mittelmäßigkeit der französischen Konsular-Literatur wundern!

Da aus dem vorliegenden Handbuche der Name seines Verfassers nicht hervorgeht, so können wir nicht mit Gewißheit bestimmen, ob derselbe in amtlicher Thätigkeit lebt oder je gelebt hat. Jedenfalls sind ihm weder gesunde Methode, noch Richtigkeit und Tiefe des Blickes in das preußische sowohl als in die außerpreußischen Konsular-Systeme abzusprechen. Eine vorzügliche Kenntniß der Konsular-Gesetzgebung und, wir möchten wagen zu behaupten, eine große Erfahrung des Konsularfaches stehen ihm zur Seite. Die amtlichen Quellen, aus welchen er geschöpft hat, weisen zugleich auf das zuverlässigste nach, daß hier zu Lande die verständige Sitte herrscht, der üb[lichen] französisch-diplomatischen Gewohnheit, — stets nur halbe Mittheilungen [zu] gewähren, — nicht zu huldigen.

*) Berlin, bei Reimer, 1847.

Eine übersichtliche Darstellung der gesetzlichen Bestimmungen und Erla[sse], welche den Konsular-Beamten zur Regelung ihrer Wirksamkeit dienen; ei[ne] vollständige Sammlung derjenigen Handels- und Schifffahrts-Verträge, [die] von Preußen und dem Zollverein abgeschlossen und zur Zeit noch gültig sind; eine Zusammenstellung der wesentlichen, die Abgaben und die schifffahrts-polizeilichen Verhältnisse in den preußischen Ostseehäfen betreffenden Gesetze und Verordnungen, — bilden die drei Hauptabtheilungen des Werkes. Durch Zusammenfassung solcher wichtigen Elemente bezweckt der Verfasser, den preußischen Konsular-Beamten die Möglichkeit darzubieten, den gesteigerten Anforderungen ihrer Amtswirksamkeit völlig Genüge zu leisten. Wie es im Vorworte des Handbuchs sehr richtig bemerkt wird, muß in der That ein Konsul nicht nur mit den Gesetzen, dem Handel, der Schifffahrt des Landes, in welchem er seine Functionen übt, und mit seinem Konsular-Reglement und den sich darauf beziehenden Instructionen vertraut seyn, — er muß auch über die Entstehung und den Zweck des deutschen Zoll- und Handels-Vereins, über die diesseitigen Handels- und Verkehrs-Verhältnisse, nebst den betreffenden Verträgen, Gesetzen und Verordnungen, sich genau unterrichtet haben. Ohne solche Kenntnisse würde er weder genügende Berichte erstatten, noch dem Gewerbtreibenden Preußens, welcher sich an ihn wendet, in allen Fällen Berather und Beistand seyn; noch endlich dem fremden Gewerbtreibenden, der mit preußischen Handelsplätzen in Geschäftsverbindungen steht oder dergleichen einzugehen beabsichtigt, genügende Auskunft über hiesige Zustände geben können.

Diese im Vorworte enthaltenen praktischen Ideen, so wie die anderen daselbst angekündigten Absichten, verbieten uns irgend eine Bemerkung hinsichtlich der Auslassung gewisser Materialien, welche in der dritten Abtheilung, der Raumersparniß wegen, keinen Platz gefunden haben. Da es sich um bloße Verschiedenheit accessorischer Ansichten handelt, würde hier der Tadel ungerecht und, was noch schlimmer, bei den ausgezeichneten Eigenschaften des Handbuchs vielleicht unpassend seyn. Die hohe Auffassung des Gegenstandes, die der Konsularfrage mit so vielem Rechte beigelegte Wichtigkeit, die Sorgfalt und die Gewissenhaftigkeit bei der Bearbeitung des Werks bestimmen uns überhaupt, der Beurtheilung und dem Taktsinn des Verfassers, — von welchem wir viel gelernt haben, — in manchen Punkten mehr als unserem eigenen kritischen Vermögen zu trauen. Dr. O. M.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahnen im Kirchenstaat. Monsignor Grassellini, Gouverneur von Rom, hat über einen Gegenstand, der unter dem Pontificate Gregor's XVI. streng von der Censur verpönt war, nämlich über die im Kirchenstaate zu erbauenden Eisenbahnen, ein eigenes Schriftchen drucken lassen. *) Es ist dasselbe nicht, wie man aus der Angabe auf dem Titel vermuthen könnte, eine bloße Zusammenstellung statistischer Aktenstücke, sondern es enthält zugleich sehr scharfsinnige Bemerkungen über die physische Beschaffenheit und Gestalt des Kirchenstaates, so wie über dessen Bedürfnisse und Hülfsquellen. Es ist eine Art von Plaidoyer zu Gunsten der Eisenbahnen, die nun bald in der Romagna hergestellt werden sollen. Nach Herrn Grassellini sind es fünf Hauptlinien, welche die päpstlichen Staaten durchschneiden sollen: die erste zwischen Ancona und Bologna, die zweite zwischen Ancona und Civita Vecchia, die dritte zwischen Rom und der Gränze des Königreichs Neapel, die vierte zwischen Rom und Porto d'Anzio und die fünfte endlich zwischen Foligno und dem Gebiete von Toskana. Mit diesen Hauptadern, welche die bevölkertsten und reichsten Gegenden des Landes durchziehen, würde dann noch ein System von Nebenlinien in Verbindung gesetzt werden, so daß nach Vollendung des Ganzen kein irgend bedeutender Ort des Kirchenstaates außerhalb des Eisenbahn-Netzes liegen würde.

*) Sulle strade ferrate dello Stato Pontificio. Documenti statistici. — Ancona, [illegible]

Literarischer Anzeiger.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Sonnabend den 24. Juli 1847.

England.

Orientalische Touristen in Europa.

Eine „alle Welt beleckende Kultur" hat nachgerade die europäischen Nationen einander so ähnlich gemacht, sie sind durch die letzten dreihundert Jahre ihrer Geschichte in so stete, so vielfache Verbindungen mit einander gerathen, die Communicationsmittel sind so mannigfaltig zwischen ihnen und werden so häufig benutzt, die kleinen noch bestehenden Verschiedenheiten von Volk zu Volk sind daher wenigstens so wohlbekannt, daß ein heutiger europäischer Reisender, so lange er Europa nicht verläßt, in der Fremde kaum etwas findet, was ihn befremdet, und ihm nichts leichter wird, als die Befolgung der Horazischen Regel: nichts zu bewundern.

Zwar möchte Lichtenberg's Ausspruch, daß man hundertmal gelesene Bücher deshalb immer von neuem wieder lesen müsse, weil, wenn nicht das Objekt, doch das Subjekt sich ändere, um so mehr auf das Reisen und Reisebeschreiben anwendbar scheinen, als bei dem Reisen sich beides ändert: sowohl das Objekt — das bereiste Land, als das Subjekt — der Reisende.

Allein die allmäligen Veränderungen des Objektes, die es in naheliegenden Zeiträumen fast ungeändert erscheinen lassen, erfordern, wenn sie gesehen werden sollen, ein sehr feines Auge, wie es nicht jeder Reisende mitbringt. Was aber das Subjekt angeht, so ist es in der That nur scheinbar ein anderes; es ist der europäische Durchschnittsmensch, der in Tausenden von Exemplaren seine große oder kleine Tour, seine Weltfahrten oder seine Spaziergänge macht, mit denselben Ansichten die Heimat verläßt, mit denselben Eindrücken zu ihr zurückkehrt und uns, wenn er endlich niederschreibt, was er gesehen, wenig Neues mitzutheilen hat.

Vielleicht war es das Gefühl dieses Verhältnisses, was schon Montesquieu — als er die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände des Frankreichs seiner Zeit einer Kritik unterwerfen wollte — bestimmte, diese Kritik einem reisenden Perser in den Mund zu legen. In der That liegt ein großer Theil des Reizes, welchen die „Lettres persanes" noch heute jedem empfänglichen Leser gewähren, darin, daß ein hundertmal gelesenes Buch wirklich einmal in die Hände eines ganz neuen Lesers fällt, und daß dieser Leser uns seine Randglossen nicht vorenthält. Wie wenig sich Montesquieu verrechnet, welche große Wirkung die Kritik des Occidents durch den Orient, des Franzosen durch den Perser, gethan hatte, das beweisen die zahlreichen Nachahmungen, die den persischen Briefen folgten, der Espion turc, des Marquis d'Argens chinesische, jüdische u. s. w. Briefe.

Der Fall, welchen Montesquieu nur annahm, um seiner Satire einen Rahmen zu geben, hat sich aber in neuester Zeit wirklich ereignet: echte Perser, wirkliche Orientalen, haben die Reise-Eindrücke, die ihnen auf ihrer Tour nach Europa geworden, zu Papier gebracht und drucken lassen. Wir mögen uns in dem Spiegel, welchen sie uns vorhalten, beschauen.

Es ist freilich nur England, welches diese Reisenden uns schildern, allein was sie, als Orientalen, dort gesehen haben, ist nicht sowohl England, als Europa im Allgemeinen, in seinem Gegensatz zum Orient. Wie im Orient alle Europäer Franken sind, so sieht auch in England der Orientale nur Europäer; die unterscheidenden Züge, die den Europäer des einen Landes gegen den anderen abstechen, kontrastiren lassen, entgehen ihm. Indessen müssen wir zugeben, daß er nirgend wo anders in Europa dasselbe so gut kennen lernen kann, als eben in England: Alles, was er in Europa zu begreifen und zu bewundern vermag, zeigt ihm England, und zwar im größten Maßstabe. England besitzt vor allen anderen Staaten dasjenige, was auf die Einbildungskraft des Barbaren den mächtigsten Eindruck hervorbringen muß, es breitet vor seinen Augen alle Wunder der Industrie und einen fabelhaften Reichthum aus.

Es sind drei ganz unterschiedene Nüancen der im Orient bestehenden Gesellschaft, welche durch die originellen Touristen, die wir unseren Lesern vorführen wollen, repräsentirt werden. Die ersten unter ihnen, ihrem Range, der Zeit ihrer Reise und dem Interesse ihres Reiseberichtes nach, sind drei persische Prinzen, die Vettern Mohamed Schach's, des gegenwärtigen Beherrschers von Persien. Ihr Vater machte Mohamed den Thron streitig und hatte es, überwunden und gefangen, nur der besonderen Gnade des Siegers zu verdanken, daß er nicht auch geblendet ward, wie das sonst Sitte in der Familie ist, und daß er in seinem Kerker eines natürlichen Todes sterben durfte. Sobald er sich in der Gewalt seines Gegners sah, ließ er seinen Söhnen sagen, sie möchten jeden Gedanken, ihn mit Gewalt zu befreien, aufgeben; es könne das seinen erhabenen Neffen nur reizen und möchte seiner königlichen Großmuth ein Ende machen; sie sollten lieber in London die allmächtige Hülfe der Engländer in Anspruch nehmen. Die Prinzen haben diese Weisung kaum empfangen, so schwingen sie sich zu Pferde, sprengen mit verhängtem Zügel über Berg und Thal dahin und kommen halb todt vor Hunger und Ermattung in Beirut an, wo sie das „Feuerschiff" besteigen, das sie in ungemessene Fernen tragen soll. Der älteste der Prinzen, Riza Kuli, dreißig Jahr alt, ist der eigentliche Staatsmann der Familie; er regierte, während sein Vater auf dem Throne saß, die Provinz Fars. Seine beiden Brüder zeigen ihm bei jedem Anlaß die größte Ergebenheit und Achtung. Der zweite, Najaf Kuli, der Verfasser der Reisebeschreibung *), ist der Sohn einer georgischen Sklavin und der gebildetste unter den Brüdern. Außerordentlich bewandert in der persischen und arabischen Literatur, versteht er es, Verse zu machen, denen es nicht an Bewunderern fehlt, und galt am Hofe seines Vaters für ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit. Sein religiöser, zur Ascese geneigter Charakter ließ ihn zuweilen ganz das Wesen eines Derwisches annehmen, welches ihn jedoch nicht verhinderte, an witziger Unterhaltung Gefallen zu finden und, dem Koran zum Trotz, den Wein zu lieben. Er war ein Freund einsamer Spaziergänge, auf denen er sich seinen dichterischen Träumen überließ; allein dieser sanfte Sohn Georgiens, dieser schwermüthige Lustwandler konnte eben so gut die Leichen seiner Feinde verstümmeln und seinem Vater einen ganzen Sack voll von ihren Fingern zukommen lassen. Timur, der dritte Bruder, ist fünf oder sechs Jahr jünger als der älteste und stammt von derselben Mutter. Er hat ein offenes, vertraueneinflößendes Gesicht. Minder gelehrt, als sein vielwissender Bruder Najaf, ist er dafür ein um so trefflicherer Krieger, Reiter und Jäger. Schon in einem Alter von siebzehn Jahren erlegte er einen Löwen. Dies sind die drei Reisenden, die sich am 22. April 1836 auf dem Dampfschiff „der Afrikaner" in Beirut einschifften.

Zwei Jahre später, am 29. März 1838, verließ das englische Schiff „der Buckinghamshire" den Hafen von Bombay. Unter anderen Reisenden führte es auf seinem Verdeck zwei junge Leute mit sich, von denen der eine der Sohn, der andere der Neffe des Ober-Schiffbaumeisters jener Stadt war. Sie gehörten beide der Sekte der Parsis oder Feueranbeter an, die, von Zoroaster gestiftet, Persien bei der Invasion des Muhammedanismus meiden mußte und in Indien, besonders in Guzarat, eine Zufluchtstätte fand. Die Engländer haben in ganz Hindostan keine treuere Unterthanen, als die Mitglieder dieser Sekte. Seit mehr als einem Jahrhundert vererbte sich in der Familie unserer beiden jungen Leute die Leitung des Marine-Arsenals von Bombay, und sie baute die trefflichsten Segelschiffe jeder Größe. Da muß eines Tages Europens unruhiger Genius den phlegmatischen Kastengeist aus seinen alten Gewohnheiten aufschrecken und die besten Familien-Ueberlieferungen unnütz machen. Die reißenden Fortschritte der Dampfschifffahrt, die sich nicht mehr auf Flußreisen und Cabotage beschränkt, kommen dem Ober-Schiffbaumeister zu Ohren; er hört, daß nächstens Dampfböte ungeheuren Tonnengehalts den Atlantischen Ocean durchfliegen, daß im Kriege Dampfschiffe zur Anwendung kommen werden. Seine Freunde bedeuten ihm, daß eine neue Aera beginne, und daß es unerläßlich sey, die unbekannte Kraft, welche diese neue Aera mit ihren Wirkungen erfüllen werde, zu studiren. Er entschließt sich, seine beiden jungen fleißigen Zöglinge, die ihn aller Wahrscheinlichkeit nach einst ersetzen werden, nach Europa zu senden. Noroji und Meruangi reisen also ab, nicht sowohl um England, als um dessen Schiffswerften in Augenschein zu nehmen. Allein wie sehr sie sich immer den Studien, die ihr Beruf erheischt, hingeben, so können sie sich doch Beobachtungen anderer Art nicht gänzlich entziehen, und sie schreiben diese, wie jene, die mehr in ihr Fach einschlagen, nieder. **)

Der letzte unserer orientalischen Touristen, dessen Heimat Kaschmir, ist ein junger, schöner Mann, der sich von der hohen englischen Gesellschaft einer besonders wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hat. Mohan-Lal — so heißt er — ist Ritter des persischen Löwen- und Sonnen-Ordens, und er kam nicht etwa nach Europa, um eine unmögliche Restauration zu betreiben oder um

*) Sie erschien unter dem Titel: Journal of a residence in England of their royal highnesses Reza Kolee Meerza, Najaf Kolee Meerza, and Taymoor Meerza, of Persia, originally written in Persian, by H. R. H. Najaf Kolee Meerza, and translated by Assaad Y. Kayat.

**) Die Reisebeschreibung der beiden Brüder erschien unter dem Titel: Journal of a Residence of two years and a half in Great Britain, by Jehanger Nowrojee and Hirjeebhoy Merwanjee, of Bombay, naval architects.

Der Präsident. Das Vaterland freut sich über Eure Standhaftigkeit; seine Feinde erklärten, es bedürfte eines Aufstandes wie am 31. Mai. Allzu sicher waren sie schon des Gelingens, doch der Tag ist für sie unheilbringend. Sehet, Bürger, die flüchtigen Heereshaufen eurer Feinde, ꝛc. ꝛc.

Der Präsident vertritt hier ganz die Stelle des Chors, wie in den griechischen Tragödien, welcher nach wichtigen Katastrophen sich Betrachtungen über das Ereignete hingiebt.

Zweiter Akt.

Der zweite Akt des 9. Thermidor geht auf der Straße vor sich. Während der Morgenberathung war ein Amtsbote in den Gemeinderath geeilt, um ihm das Dekret der National-Versammlung zu überbringen, welches die Verhaftung Henriot's befahl und den Maire, so wie den National-Agenten, vor die Schranken forderte; man kann sich leicht denken, wie dieser Befehl aufgenommen wurde. „Sage dem Konvente", hatte der Maire erwiedert, „wir werden uns zu halten wissen; sage auch Robespierre, er solle unbesorgt seyn, denn wir sind hier." Der Gemeinderath war weit entfernt, sich die Gefahr, in der sein Günstling schwebte, im geringsten vorzustellen; aber als der Entschluß der Sitzung bekannt wurde, so ließ er keine Maßregel außer Acht und begann den Aufruhr. Er ruft die Sectionen unter Waffen, welche seiner Stimme zu gehorchen gewohnt sind, ernennt einen Ausschuß zur Aufrechthaltung des Kampfes, ordnet das Sperren der Barrièren an, das Läuten der Sturmglocke, und erläßt einen Aufruf an die tugendhaften Bürger zur Vernichtung des Konvents. Wir haben schon erfahren, was sich in jenen beiden so folgenreichen Stunden zutrug. Eines der beklagenswerthen Tagesereignisse war das Zusammentreffen Henriot's mit dem Henkerkarren, welcher seinen täglichen Tribut zur Richtstätte führte. Auf die Nachricht von Robespierre's Verhaftung, den man für den Grundpfeiler des damaligen Schreckensystems gehalten, hatten sich mitleidige Stimmen erhoben und das aufgeregte Volk hatte den Transport der Schlachtopfer zurückgehalten. Bei diesem Einschreiten geräth Henriot in Wuth; er verlangt augenblicklich die Vollziehung des Opfers. Er läßt es vor seinen Augen vollstrecken. Er ahnte nicht, daß den folgenden Tag um dieselbe Stunde die Reihe auch an ihn kommen sollte, das Schaffot zu besteigen.

(Schluß folgt.)

Sibirien.

Sibirien und seine Zukunft.

Nach Sir George Simpson.*)

Der Name Sir George Simpson's ist dem Publikum während der Debatten über die Oregon-Frage mehr als einmal vorgeführt worden, und wir selbst hatten Gelegenheit, namentlich in unseren Berichten über das Werk des französischen Reisenden Duflot de Mofras, von diesem verdienstvollen Manne zu sprechen, der eine Reihe von Jahren hindurch die weitläuftigen Besitzungen der Hudson's Bai Compagnie in Nord-Amerika verwaltet hat. Man wird sich vielleicht erinnern, daß Duflot an den Ufern des Columbia-Flusses mit ihm zusammentraf, als er eben auf einer Inspectionsreise durch die unter seiner Aufsicht stehenden Länder begriffen war, von wo aus er über Neu-Archangel, Kamtschatka und Sibirien nach Europa zurückzukehren beabsichtigte. Der Franzose äußert sehr charakteristisch sein Erstaunen über die Arglosigkeit der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, die einem so gefährlichen Nebenbuhler erlaubte, sich aus eigener Anschauung von dem Zustande ihrer Kolonieen zu unterrichten; wie es scheint aber, ist das Schreckbild das perfide Albion den Russen weniger gegenwärtig als den Landsleuten des Herrn Duflot, da sie dem gefährlichen Gaste einen eigenen Beamten entgegenschickten, um ihn nach ihren Besitzungen zu geleiten**), wo er mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen und mit allen Mitteln versorgt wurde, die zur Ausführung seines Vorhabens nöthig waren. Der zweite Theil seiner Reisebeschreibung, der sich auf die russischen Niederlassungen an der Nordwestküste von Amerika und auf das asiatische Rußland bezieht, bietet daher auch das meiste Interesse dar, wogegen der erste Theil durch die seitdem stattgefundenen Veränderungen in der relativen politischen und kommerziellen Stellung Großbritaniens und der Vereinigten Staaten an Wichtigkeit verloren hat.

Der Bericht, den Sir George Simpson über Sibirien und über das Schicksal der dortigen Verwiesenen abstattet, ist äußerst günstig und stimmt insofern ganz mit den schon früher von seinem Landsmann Cotterell mitgetheilten Nachrichten überein, wie wir denn auch selbst von einem berühmten Reisenden gehört haben, daß ihm Sibirien und noch mehr Kamtschatka besser gefallen hätten, als irgend ein anderer Theil des russischen Reiches. Nach den düsteren Gemälden, die uns Custine, Golowin und vor Allen der ungenannte Verfasser der „Enthüllungen" — ein wahrer Höllenbreughel in diesem Genre — vorgehalten haben, ist es in der That tröstlich, eine Schilderung, wie die folgende, zu lesen: „Am 20sten erreichten wir Kansk, eine Stadt, die an dem Flusse gleichen Namens liegt und eine Bevölkerung von dreitausend Seelen enthält. An der Fähre wurden wir von dem Bürgermeister (mayor, wahrscheinlich Stadthaupt, golowa), dem Kommissar, dem Hetmann der Kosaken und anderen Beamten empfangen. Dies war der interessanteste Ort, den wir bisher westlich von Irkutsk gesehen hatten; er liegt in einem schönen, von grünen Hügeln umgebenen Thale und besitzt außer einigen Salinen auch eine Wollenmanufaktur. Dessenungeachtet hielten wir uns nur ein paar Stunden hier auf, indem wir nicht gern Zeit verlieren wollten, besonders weil die Wege dadurch besser wurden, daß die Oberfläche des Landes einen wellenartigen Charakter annahm, der uns gestattete, über Berg und Thal mit einer Schnelligkeit von zehn bis zwölf Werst die Stunde zu reiten. Die Dörfer sind äußerst zahlreich, nicht nur längs der Heerstraße, sondern auch an beiden Seiten derselben, so weit das Auge reichen kann, und die Einwohner hatten Alle ein behagliches, gesundes und glückliches Ansehen. In solchen Ortschaften, wo das Posthaus in baufälligem Zustande war, pflegte der Polizeibeamte die beste Wohnung für uns auszusuchen, und da die Eigenthümer sich stets weigerten, irgend eine Forderung an uns zu richten oder eine Vergütung anzunehmen, so sahen wir uns in der Regel gezwungen, die Sache dadurch zu schlichten, daß wir der Frau oder der Tochter unseres Wirthes ein kleines Geschenk aufdrangen. Das Haus, wo wir heute frühstückten, gehörte einem Mann, der unfreiwillig nach Sibirien gekommen war; da er jedoch gefunden hatte, daß es nur ein Mittel gab, seine Lage zu verbessern, so arbeitete er fleißig, führte sich gut auf und besaß nunmehr eine bequem eingerichtete Wohnung mit einer wohl angebauten Meierei, in der eine rüstige Frau nebst zahlreichem Gesinde sich wacker umher tummelte. Der Sohn dieses Mannes war so eben aus Petersburg angelangt, um seinen verbannten Vater zu besuchen, und hatte die Freude, ihn von allen Annehmlichkeiten des Lebens umringt, eine reichliche Aerndte einsammelnd und mit hundertvierzig Personen in seinem Dienste zu finden. In der That ist Sibirien, was sowohl die Besserung der Gefangenen als die Bestrafung des Verbrechens anbetrifft, die beste Corrections-Anstalt in der Welt. Einem jeden Exulanten, dessen Schuld nicht so schwer ist, um die Verdammung zu den Bergwerks-Arbeiten nach sich zu ziehen, wird ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd und zwei Kühe angewiesen; außerdem versorgt man ihn mit Ackerbau-Instrumenten und während des ersten Jahres mit Lebensmitteln. Drei Jahre lang bezahlt er keine Abgaben, und in den folgenden zehn nur die Hälfte des vollen Betrages. Um nicht minder durch Furcht als durch Hoffnung auf ihn zu wirken, giebt man ihm deutlich zu verstehen, daß sein erster Fehltritt ihn von neuem seiner Heimat und seiner Familie entreißen wird, um sein Leben in den Bergwerken zu beschließen. Auf diese Weise schenkt die Regierung allen weniger abgehärteten Verbrechern eine, man kann beinahe sagen väterliche Fürsorge."

Die Betrachtungen, die Sir George Simpson über den sibirischen Pelzhandel, so wie über andere statistische und staatswirthschaftliche Materien, anstellt, sind aller Aufmerksamkeit werth, da man ihm ohne Zweifel eine praktischere Kenntniß dieser Gegenstände zutrauen kann, als der sittlichen Verhältnisse von Ländern, die er „mit einer Schnelligkeit von zehn bis zwölf Werst die Stunde" durcheilte. Die erstaunliche Höhe, wozu die Gold-Production in Sibirien während des letzten Decenniums gelangt ist, hat diesem russischen Botany-Bai eine neue und nie geahnte Bedeutung gegeben und verspricht mit der Zeit eine völlige Revolution in unseren heutigen finanziellen Zuständen herbeizuführen. „In Rußland, wie in Brasilien", schreibt der ausgezeichnete Geologe Sir Roderick Murchison, „entspringt die große Masse der Metalle aus lokalen Abreibungen oder Anschwemmungen, die man gewöhnlich Goldsand nennt, aber eher als Schutt bezeichnen sollte, und die mit wenigen Ausnahmen nur auf der nördlichen oder sibirischen Seite des Uralgebirges vorkommen. Als Pallas in Sibirien reiste, waren sie nur in der Gegend von Katharinenburg bekannt, und erst unter den Regierungen der Kaiser Paul und Alexander entdeckte man, daß die Gold-Anschwemmungen sich über fünf bis sechs Breitengrade (75—90 deutsche Meilen) von Norden nach Süden durch jene Gegend erstrecken. Sie lieferten jährlich bis zum Werth von $3\frac{1}{2}$ Millionen preuß. Thalern, und allen Untersuchungen und Nachforschungen zum Trotz, die man in den nördlichen und südlichen Bezirken des Ural anstellte, stieg die Ausbeute nur selten über diese Summe — sie beginnt vielmehr abzunehmen, da in einigen Landstrichen die Anschwemmungen erschöpft sind. Der Regierung des Kaisers Nikolaus war die wichtige Entdeckung vorbehalten, daß einige Theile der weiten östlichen Regionen Sibiriens in hohem Grade goldhaltig sind, und in diesen entfernten Gegenden hat sich die Ausbeute in kurzer Zeit auf eine so ungewöhnliche Weise vermehrt, daß sie jetzt (1844) schon gegen funfzehn Millionen Thaler beträgt, was die Totalsumme des im russischen Reiche gewonnenen Goldes auf nahe an zwanzig Millionen Thaler bringt. Wenn nun dieser außerordentliche Zuwachs eine Reihe von Jahren hindurch fortdauert, so muß daraus nothwendig eine nicht unbedeutende Reduction im Münzwerth des Goldes entstehen, die einen fühlbaren Einfluß auf unsere socialen Beziehungen haben kann. Er wird auf diese Art die materiellen Interessen aller civilisirten Nationen berühren." — Diese Folgen beginnen sich bereits theilweise herauszustellen: wir sehen das früher so geldarme Rußland sich die beiden reichsten und mächtigsten europäischen Nationen zu Schuldnern machen, und die Kunde von den ungeheuren, in der Citadelle von St. Petersburg aufgestapelten Baarschaften giebt täglich zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß, die ihre Wirkung auf die Börse von London, Paris und selbst von Berlin nicht verfehlen. Hören wir also, was ein so kompetenter Beobachter, als Sir George Simpson, über diesen Punkt zu bemerken hat.

„Alle Vortheile", sagt er, „welche Sibirien dem russischen Reiche in ökonomischer Hinsicht gewährt, wurden durch die Wichtigkeit seiner Bergwerke und Goldwäschereien in den Schatten geworfen. Diese neuen und glänzenden

*) Narrative of a Journey round the World, during the years 1841 and 1842. By Sir George Simpson, Governor in chief of the Hudson's Bay Company's Territories in N. A. London, 1847. 2 Bände.

**) Ueber die Reise desselben enthält das Journal der russischen geogr. Gesellschaft einen Bericht, von dem sich eine Uebersetzung in A. Erman's Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland (Berlin, 1847) befindet.

Hof berief, ohne indessen den größten Theil der alten Beamten ihrer Plätze zu berauben. Man kann sich schwer einen richtigen Begriff von der Menge und Größe der Hindernisse machen, die dem Papste entgegentraten: das Amnestie-Dekret wurde durch eine mächtige Gegenpartei bekämpft; unzählige Intriguen begannen ihr Spiel, um wenigstens die große Ausdehnung desselben zu beschränken, und der Festigkeit des Pontifex allein war es zu danken, daß es in der bekannten Weise promulgirt wurde; in den Provinzen fehlte es nicht an Leuten, die Allarm schlugen; an einigen Orten mußten die Edikte förmlich den Händen der Gouverneure entrissen werden, damit sie zum Anschlag gelangten. Vor wenigen Monaten noch entdeckte der Kardinal Gizzi, daß Befehle aus dem Staats-Sekretariat erlassen wurden, die den seinigen geradezu entgegengesetzt waren. — Man fing eine geheime Korrespondenz zwischen dem Legaten von Ancona und den österreichischen Behörden auf, worin es sich darum handelte, die enthusiastischen Demonstrationen der Einwohner zu Gunsten Pius' IX. zur Erregung eines Tumultes zu benutzen, der sie der römischen Regierung verdächtig machen könnte. — Zu Bologna, Faenza und in anderen Städten reizte man das Volk zu einem Angriff auf die Schweizer an, um seitens des Papstes strenge Maßregeln gegen sie hervorzurufen: kurz, man wandte Alles an, um die Glorie, mit der Pius seine dreifache Krone durch Erlassung des Amnestie-Edikts geschmückt hatte, auszulöschen. — Die Legaten von Bologna, Perugia, Rieti und Ascoli sprachen sich offen gegen die Art aus, in der Pius aufgetreten war; sie mußten abberufen werden. — Da versuchte man es, durch Furcht auf ihn einzuwirken: Geheime Gesellschaften sollten sich, besonders in der Romagna, aus den an der Amnestie Theil habenden Liberalen, die man als Mörder und Aufrührer bezeichnete, gebildet haben. — Ehrenwerthe Prediger verbargen nicht ihre Furcht, „daß Pius IX. ein Feind des Glaubens sey", und forderten die Gläubigen auf, „für seine Bekehrung zu beten". Zu Ancona rief ein überallhin verstreutes Blatt das Volk zur „Vertheidigung der Religion" auf, und zu Pesaro und Urbino fand man folgende erbauliche Anschläge:

„Geliebte Brüder! Mastai, der eingedrungene Papst, bedroht den Glauben. Er gehört zum jungen Italien; also Wachsamkeit, Klugheit und Muth! Und wenn Ihr Herz habt, so wird die Religion triumphiren, denn der Himmel steht uns bei. Pesaro, den 10. September 1846."

Wie Pius IX. auf diese Verschwörung von Albernheit und Treulosigkeit antwortete, ist bekannt: Er ließ die Verbannten der Romagna vor sich erscheinen, besprach mit ihnen ihre Forderungen, berief sie zu öffentlichen Stellen; und als er bald darauf die zu seinen Ehren in Bologna, Faenza und Pesaro veranstalteten Feierlichkeiten erfuhr, sagte er: „Das ist also das Volk, das man mir als unzähmbar geschildert!" — Er führte die Eisenbahnen in seinen Staaten ein, ordnete eine Revision des Strafgesetzbuches an, schaffte die privilegirten Tribunale ab, dekretirte die Redaction der Verwaltungs-Statistik, erlaubte die Gründung neuer Journale und die Veröffentlichung von Abhandlungen über die Reorganisation der Polizei, der Staatsbauten, des Volks-Unterrichts und die Reform des Gerichtswesens; kurz, er gab durch seine Worte und Thaten der Entwickelung des Volksgeistes Raum und Nahrung, ermuthigte ihn, seine rechtmäßigen Forderungen auszusprechen, und verkündete laut, daß er von diesem Wege des Heils keinen Schritt abweichen würde.

Unsere Absicht ist keinesweges, hier eine ausführliche Schilderung der von Pius IX. ausgeführten Reformen zu geben; im Gegentheil wollten wir nur durch das Bisherige darauf hinweisen, welche Stellung er beim Beginn seiner Laufbahn genommen und bis jetzt behauptet hat, in Gegenwart der oft bezeichneten Partei. Täusche man sich indessen nicht über die Macht der letzteren. Eine Partei, die ihre Wurzeln tief in die Vergangenheit geschlagen hat, furchtbar durch ihre Hülfsquellen und stolz auf ihre Siege ist, eine solche Partei bekennt sich nicht so leicht für den besiegten Theil und giebt nicht in einem Tage die Herrschaft von zwanzig Jahren auf. Sie lebt, sie bewegt sich, sie handelt, und nur zu oft zwingt sie die neue Macht, mit ihr zu unterhandeln. Ihr Einfluß offenbart sich fast in jedem Moment. Nur vor kurzem und in demselben Augenblick, als der Papst eine Kommission zur Besserung des Looses der Juden ernannte, bewirkte sie gerade gegen die Juden durch das Organ eines Tribunals ein barbarisches Unterdrückungs-Dekret. — Die Bestimmungen über die Ein- und Ausfuhr des Getraides, Bestimmungen, die durch eine lebendige Sorge um das Volkswohl eingegeben waren, wurden zweimal in zwei Monaten in entgegengesetztem Sinne abgeändert. — Die überall gewünschte Einführung der Bürgergarde ist einigen Städten gewährt, anderen versagt worden, Letzteres ohne erdenkliche Gründe. — Diese und tausend andere Thatsachen sprechen laut genug, daß der Widerstand gegen die Thätigkeit Pius' IX. auch jetzt noch dauernd und tief ist; er äußert sich nicht in einzelnen krampfhaften Bewegungen, wie die ohnmächtigen Anstrengungen einer mit dem Tode ringenden Macht, sondern bewahrt, wie Alles, was kräftig ist, die Ruhe der Ausdauer, und bewirkt gerade dadurch desto größere Hindernisse.

Das römische Volk jedoch täuscht sich nicht über den Zustand der Dinge; und wenn es sich um Pius IX. schaart und sein Jubelruf den Pontifex auf seinem Wege empfängt, so enthält dieses Freudengeschrei nicht nur ein Zeugniß der glühenden Verehrung und des herzlichsten Dankes für den geliebten Vater, sondern auch eine Verhöhnung des Feindes. — Die Intriguen kreuzen sich, und das Volk sagt: Ich bin da. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Anekdote mitzutheilen, die den besten Beweis der innigen Sympathie des römischen Volkes für den Papst giebt: Vor einigen Monaten verbreitete sich in Rom das Gerücht, der Papst sey krank. Sofort sandten die Transteveriner Einige aus ihrer Mitte nach dem päpstlichen Palast ab, um sich von seinem Befinden durch den Augenschein zu überzeugen. Als man ihnen die Antwort giebt, daß der heilige Vater vom Geschäften ermüdet ... sprechen sey, werden ihre Bitten, sie vorzulassen, nur dringender, ... halb mit Gewalt in das Zimmer des Papstes dringen. Sie ... seinen Füßen, indem sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen aufmerksam ... ten. Auf die Frage des Papstes, was der Gegenstand ihrer ... antworten sie nur dadurch, daß sie ihn von neuem betrachten und ... dem sie ihn noch um seinen Segen gefleht, sich entfernen, um ... gern die Nachricht zu bringen, wie sie Pius IX. gefunden haben. ... Mauern von Bologna fand man eines Tages einen Anschlag ... Worten: „Tod den Feinden Pius' IX.! Gott hat ihn uns ... dem, der ihn berühret!"

Wie groß übrigens auch die Macht der Partei des Rückschritts ... so wollen wir uns nicht durch übertriebene Schreckbilder einschüchtern ... Wir verheimlichen uns zwar die schwierige Stellung Pius' IX. ... wir wissen wohl, daß er fast allein steht, allein, nicht der ... dem Willen nach — da ja Italien ihn in den ersten Tagen ... wie einen Befreier begrüßt hat — sondern in der Thätigkeit ... Denn wenig erleuchtete Männer stehen ihm zur Seite; er ... ohnmächtige oder widerspenstige Elemente zu gebieten. Das ... bekämpft ihn, und die constitutionellen Regierungen scheinen ... weges entschlossen, den Einfluß der österreichischen Politik ... Alles das ist wahr. — Zugleich aber sehen wir auch den ... lismus, deren lebendiger Ausdruck er ist, im schnellsten ... der kräftigsten Entwickelung begriffen; wir sehen den König ... und den Großherzog von Toskana ihm hülfreiche Hand bieten; ... die ganze Christenheit seinen Reformen Beifall spenden und ... erkennen, der vom Himmel die erhabene Sendung erhalten hat, ... des Glücks und der Freiheit über das unglückliche Italien ... Und das sind Gründe genug, um uns über die Erfolge der ... jener Partei zu beruhigen.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

IV. Lord Palmerston.*)

In einer vor wenigen Jahren im Unterhause stattgefundenen ... erregte Sir Robert Peel große Heiterkeit durch die Bemerkung, ... Palmerston „ein reiner alter Whig" genannt worden sey. ... fühlte, daß diese Phrase etwas Zweideutiges hatte. Dieselbe konnte ... ironische Anspielung darauf genommen werden, daß der Lord damals ... dem Unterhause mit demjenigen prahlte, was er „Whiggistische Grundsätze" ... nannte, — Grundsätze, an welchen er zu jener Zeit hartnäckig festhielt, ... die er mit dem in Neubekehrten sprüchwörtlichen Eifer vertheidigte. ... Baronet konnte auch, von demselben Geist des Spottes getrieben, ... gewichtige Autorität hinzuweisen beabsichtigt haben, welche der Lord ... inneren Wahrheit, die in den fraglichen Grundsätzen seyn mochte, ... Vertheidigung derselben hinzubrachte; denn da er Gelegenheit gehabt ... die Meinungen einer anderen politischen Partei, deren Mitglied er ... gewesen war, gehörig zu prüfen, so konnte seine Vorliebe für „Whiggistische Grundsätze" als eine Folge wohlbegründeter Ueberzeugung betrachtet ... Es war aber noch ein anderer Sinn möglich, in welchem der ... der jene Phrase eingab, dieselbe auf den Lord anwenden ... mochte.

Die sechzigjährige Jugendlichkeit Lord Palmerston's ist ... stand vieler gutgelaunter Spötterei gewesen. Die Zeitungen ... etwas schale Späße über den Lord enthalten, weil es ihnen ... zunehmen, daß er mehr als die meisten Menschen den Grazien ... Palmerston ist jedoch sowohl wegen seiner Talente als wegen ... rakters zu achtungswerth, als daß solcher harmloser ... könnte, besonders da dieser auf einem Irrthum beruht. ... diesen Punkt hier gar nicht berührt haben, stieße der Lord ... nicht in seinem Aeußeren, wenigstens in Bezug auf seinen ... der gewöhnlichen Naturgesetze um. Obgleich er nämlich von ... an, in der einen oder der anderen Eigenschaft, vor dem Publikum ... rend des größeren Theiles der Zeit im Dienst des Staats gestanden ... ist er doch erst spät als Staatsmann und als Redner bedeutend ... Vielleicht hat eine aus seiner Leibesbeschaffenheit entspringende Ind... Erscheinung bewirkt; doch verbietet die rastlose Thätigkeit, die er ... späteren ministeriellen Laufbahn entwickelt hat, beinahe diese Annahme ... dererseits könnte man vielleicht meinen, jene Erscheinung habe ihren ... darin, daß er nicht gewünscht habe, sich der Beachtung des Publikums ... zudrängen, so lange er noch eine vergleichungsweise untergeordnete S... im Parlament oder in der Verwaltung einnahm. Ein Blick in die ... Hansard's Namen herausgegebenen Parlaments-Verhandlungen (P... mentary Journals) würde indeß zeigen, daß zu keiner Zeit der Lord an ... charakteristischen Neigung, sich vorzudrängen, Mangel litt, obgleich ... Anstrengungen im Parlament viele Jahre lang ihn von der Masse gew... licher Redner kaum unterschieden. Gleich der Aloeblüthe, ist die parla... tarische Frucht seines Geistes, obgleich sehr verzögert, doch wunderbar. ... der That giebt es wenig Menschen, die, nachdem sie ihre Jugend und ...

*) Vgl. Nr. 71 des Magazins.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Dienstag den 27. Juli 1847.

England.

Siebzehnte Versammlung des Englischen Naturforscher-Vereins.

Die jährlichen Versammlungen der „brittischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" reihen sich denjenigen Erscheinungen des Auslandes, welche im Gebiete der Wissenschaft mit besonderem Interesse verfolgt werden, mehr und mehr an. Vermögen wir auch nicht, der Ansicht entgegen zu treten, welche die Erfolge dieser Gesellschaft den umfassenden, ihr zu Gebote stehenden Mitteln jeder Art noch nicht ganz konform hält, so werden wir doch gewiß behaupten dürfen, daß sie zu den bedeutenderen Pflegerinnen der Wissenschaft gehört.

Auf Veranlassung des deutschen Naturforscher-Vereins im J. 1831 gegründet, hielt die Gesellschaft in der letzten Hälfte des Juni dieses Jahres ihre siebzehnte Versammlung, und die englischen Zeitschriften beeilen sich nun, nähere Nachrichten darüber mitzutheilen. Indem wir den streng wissenschaftlichen Journalen das spezielle Eingehen auf die Verhandlungen der Gesellschaft überlassen, wollen wir uns hier damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht des Inhalts der Eröffnungsrede, so weit sie jeden Gebildeten interessiren muß, unseren Lesern vorzuführen.

Aus der Sitzung des General-Comité's vom 23. Juni, welche der allgemeinen Verhandlung voranging, entnehmen wir zuvor, daß die Herausgabe der Stern-Verzeichnisse von Lalande und Lacaille, wozu seitens der brittischen Regierung 1000 Pfd. der Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden waren, vollendet worden ist; daß zu korrespondirenden Mitgliedern, außer anderen Ausländern, auch mehrere Deutsche erwählt worden sind; und daß man, nach sorgfältiger Untersuchung der Räumlichkeit und sonstigen Verhältnisse, zum Versammlungsort des nächsten Jahres Swansea (Haupthandelsplatz in Wales) der Versammlung in Vorschlag gebracht hat.

Die General-Versammlung, welche einige Tage später stattfand, wurde vom Präsidenten des vorigen Jahres, Sir Roderick Murchison, mit einer kurzen Anrede eröffnet. Derselbe hob hierin unter Anderem hervor, daß sich der Verein, obwohl wesentlich brittisch, doch der wärmsten Sympathieen des Auslandes erfreue, und daß der Charakter desselben von Jahr zu Jahr kosmopolitischer werde. Mit gerechtem Stolz konnte hier der Britte sagen: „Wie unsere Häfen die Kaufleute aller Zonen enthalten, so werden unsere Versammlungen mehr und mehr von Forschern aus den umgebenden und entfernten Ländern besucht." So erwähnte er ferner mit großer Genugthuung, daß, wie unter seinem Präsidium die berühmtesten ausländischen Autoritäten der Wissenschaft, unter denen der große Däne Örsted obenan stehe, den Versammlungen des vorigen Jahres beigewohnt hätten, so „dürfe er auch diesmal seinem Nachfolger Glück wünschen zu einem Struve aus Rußland, einem Ehrenberg aus Preußen, einem Nilsson und Lanysberg aus Schweden und Norwegen, einem van der Höven aus Holland und einem Leverrier aus Frankreich — Namen, deren bloße Erwähnung von dem gebührenden Rufe des Vereins unter den ausländischen Genossen hinreichendes Zeugniß ablege." Indem endlich Sir Roderick ein näheres Eingehen auf die Verdienste dieser und anderer fremden Notabilitäten der Wissenschaft seinem Nachfolger in der Leitung der Gesellschaft, Sir Robert Inglis, vorbehalten zu müssen erklärt, verläßt er die Tribüne, nachdem er noch zuvor, der englischen Sitte getreu, ein reiches Maß von Huldigungen und Lobeserhebungen auf den genannten Nachfolger herabgeschüttet hat.

Die hierauf folgende Rede des Sir R. Inglis bietet in der That viel Interessantes dar, würde indeß, vollständig angeführt, durch ihre zum Theil ausführliche Behandlung der wissenschaftlichen Zeitfragen, wenn auch nur in den Hauptmomenten der Entwickelung und in den Resultaten, für viele unserer Leser minder anziehend seyn. Einen erfreulichen Eindruck macht es, die wichtigen Entdeckungen des vergangenen Jahres, welche an Großartigkeit sowohl, wie an praktischer Nützlichkeit, zu den bedeutendsten Erwerbungen der Wissenschaft zu rechnen sind, wie in einem Zauberspiegel an sich vorüberführen zu sehen.

Der lebendige Aufschwung, welchen die Verhältnisse Preußens, besonders in politischer Hinsicht, zu nehmen angefangen haben, hat den Preußen, den Deutschen so anhaltend und innig beschäftigt, daß manche jener wichtigen Entdeckungen entweder kaum bemerkt oder doch nicht in ihrem eigentlichen Werthe erkannt und empfunden worden sind. Wir meinen hier namentlich die auf Grund der Berechnung gemachte Entdeckung des Neptuns durch Leverrier im theoretischen und die Anwendung der Aetherdämpfe auf den Organismus durch Jackson im praktischen Gebiete. Hinsichtlich der ersteren hatte sich bekanntlich ein Streit über die Priorität der Entdeckung (durch Adams oder Leverrier) zwischen England und Frankreich erhoben. Der Präsident der Gesellschaft, der die Ansprüche Beider nicht abmessen zu wollen erklärt, beschränkt sich hierbei in einer feinen Wendung auf die beiden Wünsche, daß Frankreich und England immer nur in solchen Kämpfen der Wissenschaft — bei denen der Sieg mit keinem Schmerz verbunden sey, durch welche das Gemüth des Menschen nur erweitert und erhoben werde, und welche, bei richtiger Leitung, zur Ehre Gottes so wie zur Wohlfahrt der Menschen gereichen müßten — mit einander wetteifern möchten, und daß den Heroen der Astronomie noch ähnliche Triumphe in den bisher unerforschten Gebieten des Raumes verblieben, so daß sie, ungleich dem größeren Sohne eines großen Vaters, nicht darüber zu trauern hätten, daß keine Welten mehr zu erobern seyen. „Es ist eine merkwürdige Thatsache", fügt Herr Inglis hinzu, „daß der Planet Neptun so plötzlich in Berlin mittelst einer von den Sternkarten, welche aus einem Verein von vorzugsweise deutschen Astronomen (oder vielmehr, auf Bessel's Antrag, durch die Berliner Akademie) hervorgegangen sind, gesehen worden ist, indem solche Kaeten an sich selbst einen hinreichenden Beweis des Werthes liefern, welchen Gesellschaften wie die unsrige haben, durch welche die Arbeiten und Kosten, die dem Einzelnen vielleicht zu groß seyn möchten, mittelst der vereinten Ansteengungen vieler verwandten Anhänger der Wissenschaften aufgebracht werden."

Nachdem der Vorsitzende noch, bei Erwähnung der erweiterten Mittel für astronomische Beobachtungen, der Verdienste des anwesenden Lord Rosse, welcher so aufopfernd zur Vollendung des neuen, peachtvollen Teleskops seiner Sternwarte beigetragen. in anerkennendster Weise gedacht hat, erinnert er an den wichtigen Fortschritt, welchen die Mondtheorie im verflossenen Jahre erfahren hat. Ohne hier ins Detail dieser Angelegenheit einzugehen, sey nur bemerkt, daß es der angesteengten Forschung der Astronomen, bei der sich ganz besonders Professor Hansen in Gotha betheiligt hat, endlich geglückt ist, in der störenden Kraft des Planeten Venus den sicheren Grund der Ungleichheit in der Mond-Epoche zu eekennen. „Diese Entdeckung muß auf viele Jahre als der wichtigste Schritt in der physischen Astronomie betrachtet werden."

Die immer größere Sicherheit, welche die Erklärung der Ebbe und Fluth durch die anziehenden Kräfte dee Sonne und besonders des Mondes zu gewinnen anfing, mußte auf den Gedanken leiten, daß, wenn das schwere Wassee diesen Zugkräften zu folgen gezwungen werde, dies um so mehr mit der Luft der Fall seyn müsse, so daß die Wiekung demnach auch am Barometer nachzuweisen sey. Man stellte daher Beobachtungen an, die indessen lange zu keinem Resultat führten. „Es ist nun klar", sagt Herr Inglis, „daß es Ebbe und Fluth eben so in der Luft wie im Meere giebt. Die stündlichen Beobachtungen, welche der Oberst Sabine auf dem meteorologischen und magnetischen Observatorium zu St. Helena angestellt hat, setzen dies außer Zweifel. Zur Zeit, wo der Mond über oder unter unserem Horizont durch den Meridian geht, steht das Barometer daselbst im Durchschnitt 0,004" höher, als wenn der Mond 90° östlich oder westlich davon entfernt ist, und zwar geschieht die Zu- oder Abnahme in völliger Regelmäßigkeit. Wir machen demnach astronomische Beobachtungen mit dem Barometer, d. h. wir schließen aus der von uns wahrgenommenen Stellung des Quecksilbers in einem Barometer auf die Stellung der Himmelskörper, welche, ohne von uns gesehen zu werden, auf das sichtbare Fallen und Steigen jenes einen Einfluß au[illegible]n."

Doch wir fürchten, die Geduld unserer Leser zu sehr zu ermüden, und erwähnen nur noch, daß außer der wichtigen Entdeckung Matteucci's, daß nämlich duech Muskelzusammenziehung im lebenden Körper wirklich ein elektrischer Strom entstehe, ganz besonders die hohe Bedeutung der Aetherdämpfe (ihre stufenmäßige Einwirkung auf den Organismus u. s. w.), die Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie, die interessanten Entdeckungen im Gebiet der Mikroskopie, „deren glänzendstes Resultat in der wirklichen Beobachtung des Ueberganges des Bluts aus den Arterien in die Venen besteht", endlich die Bereicherungen der Botanik, Zoologie u. s. w. die Gegenstände einer mehr oder minder ausführlichen Erörterung bildeten.

Nach Beendigung der interessanten Rede, welche zugleich einen wahrhaft religiösen Charakter an sich trug, wurde von dem Marquis von Northampton ein Dank für Sir R. Inglis in Vorschlag gebracht, welchen Ritter Bunsen unterstützte. Derselbe wurde sogleich durch Acclamation angenommen.

Dr. H. Sebald.

image
not
available

tanzen (im Orient tanzen nur die Frauenzimmer). Nein, ich kann nicht weiter schreiben, und der unglückliche Riza muß sein Herz hier zurücklassen." Endlich der fromme Najaf. Er sagt: „Was soll ich schreiben, was sagen? Nichts, als was heilige Lippen (Mahomet) bereits ausgesprochen haben: die Welt ist der Kerker der Gläubigen und das Paradies der Ungläubigen. In Wahrheit, es fehlt diesem Paradiese nichts, als die Gnade, die der Herr der Welt seinen Getreuen für jene Welt zugesagt hat. Ihr Glück ist Menschenwerk und vergeht, das unsrige ist dauerhaft und ewig. Der Wein seiner Seligkeit ist nicht aus irdischem Stoffe bereitet."

Man halte indessen die persischen Fürstensöhne nicht für jede Art von Musik unempfänglich. „Die Musik" — schreibt Najaf — „läßt den Verbannten das Vaterhaus vergessen." Und diese Worte sind keine jener leeren Phrasen, in denen ein erheucheltes Gefühl sich nur schlecht hinter dem Uebertriebenen des Ausdrucks versteckt. Die Prinzen liebten leidenschaftlich eine ihren Organen und ihrem Geschmack entsprechende Musik, eine Musik, die ihnen die ihres Vaterlandes zurückrief. Sie befanden sich eines Abends auf dem schottischen Ball (Caledonian ball). Abgespannt durch die Hitze und ermüdet durch das Gedränge, in welchem sie sich umherwinden mußten, wollten sie eben aufbrechen, als drei schottische Dudelsäcke einen nationalen Pibroch anstimmten. „Was ist das!" rufen sie erstaunt. „Das ist persische Musik! die Musik unseres Vaterlandes!" Die Musiker fielen in einen schnelleren Takt; nun hielten sich die Prinzen nicht länger, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und mit Kopf, Hand und Fuß folgten sie der Bewegung des Taktes. Glücklicherweise war der Pibroch bald zu Ende, denn ihre lärmende Begeisterung drohte die ganze Gesellschaft in Verwirrung zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Sitzung des Konventes.

(Schluß.)

Dritter Akt.

Um sieben Uhr kommt der Konvent wiederum zusammen. Die meisten Mitglieder kennen ihre wahre Lage gar nicht. Die Neuigkeiten werden erst nach und nach bekannt. Einige Deputirte erzählen ihre Abenteuer: Der eine wurde bedroht, in den Straßen von den allmächtigen Agenten des Gemeinderaths angehalten, der andere wurde aus dem Jakobinerklub verjagt. In dieser Ungewißheit und ungeheuren Aufregung nimmt die Debatte mehr die Gestalt einer Privat-Unterhaltung an. Denn kaum war die Versammlung von den Zügeln befreit und der Fesseln ledig, womit sie Robespierre drückte, so war in ihrem Handeln nicht mehr die große Energie und bewundernswürdige Geistesgegenwart zu verkennen.

Billaud-Varennes. .... „Es hat sich etwas ereignet, das Ihr durchaus wissen müßt. Eine Compagnie Kanoniere, welche durch den Bösewicht Henriot dazu verleitet wurde, hat ihre Kanonen gegen den Konvent richten wollen .... (Bewegung des Unwillens). Die Heeresmacht hat sich dem widersetzt. (Laute Beifallsbezeugungen.)

„Wir müssen tüchtige Maßregeln ergreifen und auf unserem Posten sterben können."

(„Ja, ja!" rufen alle Mitglieder aus, „wir können es." — Die Zuschauer klatschen Beifall.)

„Die vereinigten Ausschüsse werden Euch Maßregeln vorschlagen, die geeignet sind, die Freiheit zu retten; sie sind dringend, denn dieser freche Aufwiegler, dieser arglistige Mitverschworne, welcher seit sechs Monaten die Maske der Tugend brauchte, um die Republikaner zu erwürgen, ist jetzt auf Seiten des Gemeinderaths. Ihr sollt sogleich den Bericht der beiden Ausschüsse darüber vernehmen."

Collot besteigt die Bühne: „Bürger! Jetzt ist der Augenblick da, auf unserem Posten zu sterben; Bösewichter, bewaffnete Menschen haben den allgemeinen Sicherheits-Ausschuß umringt und denselben in Verwahrsam genommen."

(Die Bürger, welche einen Theil des Saales und die Tribünen füllen, rufen alle aus: „Wir wollen dahin!" sie verlassen den Konvent; man klatscht Beifall.)

Goupilleau. Ich zeige dem Konvente an, daß Henriot so eben entflohen, und daß man ihn im Triumphe fortführt.

(Die Versammlung ist von Schrecken bestürzt.)

Elie Lacoste. Mehrere Verschworne sind so eben in Freiheit gesetzt worden. Robespierre, welcher, dem Wunsche des Ausschusses entgegen, nach dem Luxemburg geführt worden war, hatte die Polizei-Administration nicht angenommen, sondern ihn nach dem Gemeinderath führen lassen. Die Munizipal-Offiziere haben ihn umarmt und als Bruder behandelt. Diese Offiziere sind in Aufruhr gegen den Konvents-Beschluß. Ich schlage vor, daß sie in die Acht erklärt werden.

(Der Vorschlag wird unter Beifallsbezeugungen angenommen.)

Ein Mitglied zeigt an, daß Henriot auf dem Platze vor dem National-Palaste sich befinde und hier Befehle austheile.

Die ganze Versammlung. In die Acht, in die Acht! (Angenommen.)

Amar. Ich komme so eben vom Platze drüber her; ich habe hier gesehen, wie Henriot die Bürger verführte und vorzüglich die Kanoniere. Ich habe ausgerufen: Kanoniere, wollt Ihr Euer Vaterland verderben? Sie wandten sich sogleich von mir weg. Als ein Adjutant mich mit seinem Säbel bedrohte, nahmen sie mich in Schutz. Wir müssen das Volk hierüber aufklären, und allen Gefahren können wir trotzen.

Bourdon. Bürger! die National-Garde bedarf eines Anführers, aber dieser Anführer muß Euch ergeben seyn, und deswegen müßt Ihr ihn aus Eurer Mitte nehmen. Die beiden Ausschüsse schlagen Euch dazu Barras vor, welcher den Muth haben wird, den Posten anzunehmen.

Die Versammlung ernennt, unter stürmischem Beifall, Barras zur Leitung der Heeresmacht; auf seinen Wunsch giebt ihm der Konvent sieben Mitglieder zur Seite und bekleidet sie mit der Macht, die Volksrepräsentanten bei den Heeren zuertheilt wurde: es sind Ferrand, Fréron, Rovère, Delmas, Bolletti, Léonard Bourdon und Bourdon de l'Oise.

Danach tritt der unter allen Staats-Verwaltungen ausdauernde Berichterstatter Barrère auf. Selbst der gefahrvolle Augenblick hat ihn zum Opfer seiner schönen Phrasen nicht bewegen können; aber jetzt sind sie gegen Robespierre gerichtet. Er liest im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses einen Bericht vor über die Lage von Paris und über die Rüstungen des Gemeinderathes. Auf seinen Antrag wird ein Aufgebots-Entwurf angenommen und die Achtserklärung aller derjenigen, die in dem Verhafts-Dekret genannt wären und sich demselben entzogen hätten.

Kanoniere, mit ihren Volksrepräsentanten an ihrer Spitze, defiliren mitten durch den Saal; darauf kommen Abgeordnete der Sectionen, welche sich auf Befehl der Versammlung stellen.

Bourdon. Henriot ist nicht der Einzige, der sich dem Verhaftsbefehl entzogen hat; auch Robespierre und alle Anderen haben sich ihm entzogen.

Darauf beschäftigt man sich mit einer Armee nahe bei Paris, welche von einem Anführer befehligt wird, der den Aufrührern ergeben ist; es werden Maßregeln getroffen, um sich des Gehorsams der Soldaten zu versichern.

Eine Deputation von der Section Mutius Scävola bringt einen vom Gemeinderath eingefangenen Aufwiegler vor die Schranken, welcher die bestehenden Behörden aufforderte, jenem den Eid der Treue zu leisten. Sie zeigt auch an, daß die Sturmglocke geläutet wird.

(Zeichen der Aufregung.)

Abgeordnete der Sectionen erscheinen nach einander, um zu schwören, daß sie nur die Autorität des Konvents anerkennen.

Barras tritt in den Saal, um Rechenschaft von den Anordnungen zu geben, die er getroffen hat.

Ferrand. Ich habe so eben alle umliegende Posten inspizirt; überall habe ich nur wahre Republikaner gefunden; alle haben geschworen, für die Vertheidigung des Konvents zu sterben.

(„Ja, ja, wir wollen sterben für ihn!" rufen die Bürger von den Tribünen.)

Fréron. Der verbrecherische Henriot und der Catilina Robespierre hatten ihre Maßregeln so gut verabredet, daß sie den Verräther Lebas dazu ernannt, das Sablons-Lager zu besichtigen. Aber Alles ist vereitelt worden, und niemals zeigte sich der Konvent so groß, als in dem Augenblick, wo er, von Streitkräften entblößt, die er den Verschwörern entgegensetzen könnte, den römischen Senatoren nachahmte, welche den Feind auf der Sella curulis erwarteten ... Doch die Augenblicke sind kostbar; man muß handeln; Barras hat sich so eben in den Wohlfahrts-Ausschuß zurückgezogen, um mit ihm neue Verabredungen zu treffen. Wir Anderen wollen gegen die Aufrührer marschiren. (Beifallklatschen.) Im Namen des Konvents wollen wir diese vielleicht zum Aufruhr verleiteten Menschen auffordern, uns die Verräther auszuliefern; und wenn sie uns den Gehorsam verweigern, wollen wir dieses Gebäude dem Untergange weihen.

(„Ja, ja!" schreit man von allen Seiten.)

Der Präsident. Ich bitte meine Kollegen, augenblicklich aufzubrechen, damit die Häupter der Verschwornen noch vor Sonnenaufgang fallen.

....

Billaud-Varennes. Der Thatkraft der Pariser Bewohner kann ich nur Beifall zollen; doch in dem Augenblicke, wo ich spreche, suchen die Verschwornen die Gemüther zum Angriff auf den Konvent zu bewegen. Man bringt die Gegenrevolution zu Stande: mehrere Kanonen stehen sogar bereit, auf die Versammlung loszugehen. Es ist endlich Zeit, diesem Kampfe zwischen Freiheit und Tyrannei, zwischen dem Konvent und denen, die ihn in den Abgrund stürzen wollen, ein Ziel zu setzen. Ich verlange, daß er den Repräsentanten, welche er ernannt hat zur Ergreifung aller der Maßregeln, die zur Bemächtigung der Verschwornen nöthig sind, den Befehl ertheile, daß die Köpfe Jener noch vor Ablauf einer Stunde fallen .... Man hat keine Zeit zu verlieren, — fährt Billaud fort, — wenn man sich oben auf einem Vulkan befindet; man muß Thatkraft beweisen. Robespierre hat eben erst bekannt gemacht, er werde noch vor 2 Uhr auf den Konvent losgehen; wir müssen ihm zuvorkommen. Schlafen wollen wir, wenn die Verräther vernichtet sind.

Der Präsident fordert die Mitglieder der beiden Ausschüsse auf, sich in einem benachbarten Saale aufzuhalten, die Deputirten, auf ihrem Posten zu bleiben, und die Bürger, zu den Waffen zu eilen.

Alle Bürger, die sich theils im Saale, theils auf den Tribünen befinden, brechen auf; nur die Frauen bleiben.

In solchen entscheidenden Momenten lernt man leicht die Männer, welche sich mit der Ankündigung von Schreckensbotschaften begnügen, von denen unterscheiden, welche sie hinnehmen, um danach ihren Entschluß zu fassen; von solchen Charakteren, welche im Feuer der Revolutionen gestählt wurden, welche ihre Herrschaft und ihre Macht behaupten, wenn ein entscheidender

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Donnerstag den 29. Juli 1847.

Frankreich.

Französische Diplomatik seit dem Frieden von Utrecht.

Der unermüdliche Capefigue hat vor kurzem die lange Reihe seiner Schriften mit einer neuen vermehrt, die als eine Fortsetzung und Vervollständigung der früher von ihm herausgegebenen Biographie des Regenten Philipp von Orleans zu betrachten ist.*) Er theilt darin eine äußerst klare, übersichtliche Schilderung der Resultate des vielbesprochenen Friedens von Utrecht mit, die zunächst während der Regentschaft in der gänzlichen Aufgebung des Systems Ludwig's XIV. bestanden, welches erst durch den berühmten Familienpakt zwischen den französischen und spanischen Bourbons wiederhergestellt wurde.

Das Testament Karl's II., das die spanische Krone auf den Herzog von Anjou übertrug, legte diesem Letzteren dabei bekanntlich die Verpflichtung auf, seinen Ansprüchen auf die Thronfolge in Frankreich zu entsagen, wozu sich auch der junge Prinz im Beiseyn des spanischen Gesandten durch einen feierlichen Akt anheischig machte. Allein Ludwig XIV. hatte nicht umsonst einen Jesuiten zum Beichtvater; während sein Enkel zum Schein die ihm vorgeschriebene Bedingung erfüllte, ließ er insgeheim ein anderes Dokument ausfertigen und mit dem königlichen Petschaft besiegeln, welches für die europäische Geschichte zu wichtig ist, um hier nicht einen Platz zu verdienen. „Wir, Ludwig u. s. w.", heißt es darin, „erklären und befehlen hiermit, daß unser theurer und sehr geliebter Enkel, der König von Spanien, die Rechte seiner Geburt in derselben Art bewahren soll, als ob er sich noch immer in unserem Reiche aufhielte, und da unser theurer und sehr geliebter einziger Sohn, der Dauphin, der wahre und legitime Nachfolger und Erbe unserer Krone und unserer Staaten ist, nach ihm aber unser theurer und sehr geliebter Enkel, der Herzog von Burgund: sollte es sich nun ereignen — was Gott in seiner Gnade abwenden möge! — daß unser vorerwähnter Enkel, der Herzog von Burgund, ohne männliche Nachkommenschaft stürbe, oder daß seine in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kinder vor ihm stürben, oder daß besagte Kinder männlichen Geschlechts keine rechtmäßige Nachkommenschaft hinterließen, so wird in solchem Falle unser Enkel, der König von Spanien, durch das Recht seiner Geburt der wahre und rechtmäßige Erbe und Nachfolger in unserer Krone und unseren Staaten seyn, ungeachtet seiner Abwesenheit oder seines Aufenthalts außer den Gränzen unseres Reichs, indem es unser Wille ist, daß weder der König von Spanien noch seine männliche Nachkommenschaft deswegen minder befähigt seyen, die Erbfolge in unseren Staaten oder in irgend einem anderen Besitzthum, welches ihnen zufallen mag, anzutreten."

Man kann sich leicht denken, daß die Existenz dieses Aktenstückes unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses ruhte, aber dessen ungeachtet schöpften die alliirten Mächte gegen den französischen Hof Verdacht, und beim Friedensschlusse von Utrecht verlangten die britischen Diplomaten nicht nur, daß Philipp V. allen Rechten auf die dereinstige Thronfolge in Frankreich entsagen solle, sondern daß auch die französischen Prinzen, von den Herzogen von Berry und Orleans bis zum Prinzen von Conti, sich jedes Anspruches auf die spanische Krone begeben möchten. Der englische Staatssecretair des Auswärtigen, Lord Bolingbroke, hielt diesen Punkt für so wichtig, daß er auf die Zusammenberufung der Generalstaaten von Frankreich in Blois oder Tours drang, um diese Entsagungen nach altem Brauch gutzuheißen und in ihre Register einzutragen, indem er hinzufügte, das die Könige und Prinzen von Geblüt niemals Rücksicht auf ihre persönlichen Verzichtleistungen genommen hätten, wenn diese nicht von den Ständen des Reichs sanctionirt wurden, wie aus den Verzichtleistungen der Infantinnen von Spanien (Anna, Gemahlin Ludwig's XIII., und Maria Theresia, Gemahlin Ludwig's XIV.) erhelle, die man zu keiner Zeit, von dem Erbfolgekriege des Jahres 1701 an bis zum heutigen Tage, beachtet habe." — Allein der bloße Gedanke, die Vertreter des Volkes einzuberufen, war für den an despotische Macht gewöhnten Ludwig XIV. fürchterlich; sein Minister Torcy lehnte daher diese Zumuthung entschieden ab, indem er den Argwohn Englands auf andere Weise zu beschwichtigen suchte. „Die französischen Generalstaaten", sagt er, „wären keine regelmäßige, zu bestimmten Zeiten einberufene Versammlung, wie das Parlament von England; sie hätten früher solchen Antheil an den bürgerlichen Unruhen in Frankreich genommen, daß der König nie in ihr Zusammentreten willigen werde. Die förmliche Verzichtleistung aber, die in Gegenwart des französischen Parlaments stattgefunden und von ihm in seine Register eingetragen worden, sey völlig hinreichend. Die Parlamente in Frankreich hätten einige Rechte der Generalstaaten geerbt und wären demnach die einzige Behörde im Königreich, die gesetzlich zur Prüfung und Billigung der ihr vorgelegten Verträge autorisirt sey." — Lord Bolingbroke kam selbst nach Paris, um die Entsagungen entgegenzunehmen. Der Herzog von Berry beschwor sie mit vieler Gleichgültigkeit, der Herzog von Orleans dagegen mit sichtbarer Bewegung: es war für ihn ein zwiefaches Opfer, da er nicht nur den Rechten entsagte, die von seinen Neffen auf ihn übergehen konnten, sondern auch denjenigen, die er von seiner Großmutter, Anna von Oesterreich, herleitete. Der deutsche Kaiser und die Republik Holland erkannten diese Verzichtleistungen durch den Traktat von Rastadt für gültig, und es ist augenscheinlich, daß ihr Zweck nur der war, die Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte unmöglich zu machen.

Ludwig XIV. starb ein Jahr nach der Unterzeichnung dieses Traktats; sein Sohn, der Dauphin, und seine beiden Enkel, die Herzoge von Burgund und von Berry, waren ihm schon vorangegangen, und er hatte ein krankes, schwächliches Kind zum Nachfolger, das einem frühen Grabe verfallen schien. Wer sollte nun den Thron besteigen, wenn dieses Kind mit Tode abging: Philipp von Spanien, kraft seines Erbrechts, oder Philipp von Orleans, kraft der Entsagungs-Akte? Die spanischen Juristen und ein kleiner Theil des französischen Parlaments behaupteten, daß der geheime Vorbehalt Ludwig's XIV. die Frage entscheide, in so weit sie die königliche Familie betraf, und daß in keinem Fall ein Fürst seinen natürlichen Rechten entsagen könne. In dieser Meinung vereinigten sich alle Anhänger des alten, von Ludwig XIV. gegründeten Systems, und der Herzog von Orleans sah sich gezwungen, entweder jenes System zu stürzen oder die Regentschaft und mit ihr die nahe Hoffnung auf die französische Krone aufzugeben. Dieses nöthigte ihn, ein vertrautes Bündniß mit England zu schließen, wo damals Georg I. mit bestrittenem Titel herrschte und eine Partei zum Gegner hatte, die in ihren Grundsätzen derjenigen analog war, die sich den Ansprüchen der Familie Orleans auf den Thron von Frankreich widersetzte.

Kardinal Alberoni, der spanische Premier-Minister, hatte einen riesenhaften und tief angelegten Plan entworfen, der dem erfinderischen Genius dieses parmesanischen Abenteurers Ehre macht. Er wollte der spanischen Monarchie ihre alten Besitzungen in Italien und den Niederlanden wiedererobern, seinem Herrn die Regentschaft und eventualiter die Erbfolge in Frankreich sichern und die Familie Stuart auf den Thron von Großbritanien erheben. Der letzte Theil seines Entwurfs war zum Gelingen des übrigen nothwendig, weil er des Beistandes einer englischen Flotte bedurfte, und er wußte mit seltener Geschicklichkeit den erzprotestantischen Karl XII. zu bewegen, eine Landung in Schottland zu Gunsten der katholischen Stuarts gegen das ihm glaubensverwandte Haus Hannover zu unternehmen, während er zugleich Friedens-Unterhandlungen mit Peter dem Großen einleitete, um dem schwedischen König zu seinem neuen Feldzuge freie Hand zu geben. Unterdessen intriguirte er in Paris gegen den Herzog von Orleans, ließ den Prätendenten nach Madrid kommen und sandte eine Escadre an die Küsten von Sicilien. England und Frankreich mußten sich vereinigen, um den offenen und geheimen Anschlägen des ehrgeizigen Italiäners entgegenzutreten; sie fühlten, daß hier nichts weniger beabsichtigt werde, als die Wiederherstellung der Herrschaft Karl's V.

Die Quadrupel-Allianz, die man ihrem Wesen nach eine Coalition von vier großen Mächten gegen ein einziges Individuum nennen kann, bietet ein Labyrinth von Widersprüchen dar, die sich nur schwer enträthseln lassen. Sämmtliche kontrahirende Parteien geriethen dadurch in eine Lage, die ihrer früheren Handlungsweise schnurstracks entgegenlief und deren Folgen nicht leicht damit in Einklang zu bringen waren. Der Zweck des Bündnisses war die Aufrechthaltung der Traktate von Utrecht und Rastadt, d. h. man wollte den König von Spanien verhindern, den französischen Thron zu besteigen oder sich den ehemaligen Besitzungen Karl's V. in Italien zu bemächtigen. Um die seltsamen Anomalieen zu erläutern, die durch eben so seltsame politische Verwickelungen herbeigeführt wurden, ist es nöthig, einen Blick auf den Zustand und die Motive der betheiligten Parteien zu werfen.

In England waren die Whigs im Begriff, sich in einen Krieg einzulassen, um einen Vertrag aufrecht zu erhalten, dessen Abschließung sie ihren Vorgängern, den Tories, zum Verbrechen gemacht hatten. Nichts konnte nämlich die hannoveranische Dynastie retten, als ein Krieg, der den aufgeregten Leidenschaften der Nation zum Abfluß diente. Georg I. ward von seinen Unterthanen weder geliebt noch geachtet; die Sache der vertriebenen Stuart's hatte

*) Diplomatie de la France et de l'Espagne, etc. Par M. Capefigue.

sowohl in Schottland als in England zahlreiche Anhänger, und man fragte sich allgemein, warum die Nation einen Ausländer von abstoßendem Charakter und gemeinen Sitten, der eine Schaar ausgehungerter Günstlinge und ein Serail von häßlichen und habgierigen Maitressen mit sich führte, dem Nachkommen ihrer eingeborenen Monarchen — einem Engländer von Geburt, Sprache und Charakter — vorziehen sollte? Allein die ganze Existenz der Whig-Partei hing von der Erhaltung des deutschen Königshauses ab, und der Minister Stanhope wußte mit vieler Kunst die religiösen Vorurtheile des englischen Volks ins Spiel zu ziehen, um seine moralischen und nationalen Gefühle zu überwinden. Die Jakobiten behaupteten mit Recht, daß der Sohn Jakob's II. in jeder Hinsicht achtungswerther und liebenswürdiger sey, als der Kurfürst von Hannover; aber Stanhope wies auf die Gefahren hin, die der protestantischen Religion unter der Herrschaft des Ersteren drohen würden, und dieser Gedanke gab den Ausschlag.

Die Politik des Kabinets von Versailles hatte eine noch durchgreifendere Veränderung erfahren. Die Restauration der Familie Stuart war der erste und letzte Wunsch nicht nur Ludwig's XIV., sondern auch der ganzen französischen Nation gewesen, die mit Eifer an dem katholischen Glauben hing und noch nicht gelernt hatte, das göttliche Recht der Könige zu bezweifeln. Als daher der Regent die Erbfolge einer ketzerischen Dynastie in England garantirte, um dagegen eine ähnliche Gewährleistung seiner eigenen Ansprüche in Frankreich einzutauschen, erhob sich die allgemeine Stimme mit solcher Entschiedenheit gegen diese politische Apostasie, daß sogar die offiziellen Organe der Regierung sie nicht zu vertheidigen wagten. Welche Inkonsequenzen ein so vollständiger Prinzipienwechsel mit sich führte, wird durch folgenden Umstand klar, der sich während dieser Krisis zutrug. Eine spanische Flotte hatte sich im Hafen Passages versammelt, um eine Armee nach England überzuschiffen, die sich den dortigen Jakobiten anschließen und den Prätendenten auf den Thron setzen sollte; auch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß, wie die Sachen damals standen, eine solche Expedition ihren Zweck erreicht haben würde. Ehe sie jedoch zum Absegeln bereit war, rückte ein französisches Heer in Spanien ein, eroberte Passages und zerstörte die spanischen Transporte: dieses Heer aber befand sich unter dem Kommando des Herzogs von Berwick, der ein natürlicher Sohn Jakob's II. und Bruder desjenigen war, zu dessen Gunsten die Unternehmung veranstaltet wurde, und dem er mithin die einzige Gelegenheit raubte, den Thron seiner Vorfahren zu besteigen.*)

(Schluß folgt.)

Asiatische Türkei.

Ein Karawanenzug von Bagdad nach den Ruinen Babylon's.

(Aus einem englischen Bericht vom 28. Dezember 1846.)

I. Die Wüste und die Kurden.

Am 2. Dezember, drei Tage nach der Feier des Kurban Beiram oder Id, wie es hier heißt, brach ich in Gesellschaft eines Freundes von Bagdad auf in der doppelten Absicht, die Ruinen von Babylon und die Heiligthümer des Ali und Hosein auf dem Gipfel des Hadsch**) — zur Zeit, wo letztere nämlich am meisten mit Pilgern erfüllt sind, zu besuchen.

Die Anwesenheit zweier der mächtigsten Araberstämme — der Schammar, welche den Winkel zwischen Tigris und Euphrat östlich der Straße nach Hillah einnahmen, und der Anniseh, deren Zelte zwischen den Heiligthümern aufgeschlagen waren — machte eine starke Reisegesellschaft nothwendig, weniger wegen des Widerstandes, im Fall wir von einer zahlreichen Schaar angegriffen würden, als in der Absicht, kleineren Räuberbanden, die etwa umherschweifen möchten, Furcht einzujagen. Unsere Begleitung bestand deshalb aus sechzehn Personen. Es waren: ein Kawaß, den uns der britische Resident vom Pascha verschafft hatte; zwei Kawasse der Residentschaft; ein arabischer Dolmetscher; der türkische Stallmeister des Residenten; drei Zelt-Aufsteller, die gleichfalls zur Residentschaft gehörten; zwei Jaridschi's***); unsere zwei Bedienten, und fünf Haiti oder Soldaten von der irregulairen türkischen Kavallerie. Alle, außer den Postknechten und Zelt-Aufstellern, waren mit der gewöhnlichen Menge von Waffen — als Lanzen, Gewehren, Pistolen, Jataghans und Dolchen — versehen. Der Tag war schön, und als sich unser Pilgerzug (der, mit Ausnahme von zwei griechischen Bedienten, aus Muhammedanern bestand) in dem weiten maurischen Hofe der Residentschaft versammelte, bot er mit seiner mannigfachen Tracht ein ziemlich malerisches Schauspiel dar. Um Mittag aufsitzend, zogen wir über die von Menschen wimmelnde Schiffbrücke und durch die Basars an dem mit Arabern erfüllten West-Ufer und waren bald außerhalb der Mauern, mit dem schönen achteckigen Grabe Jobeid's und seiner fichtenen Säule zu unserer Rechten. Eine Dattelpalme und eine Beduinen-Gruppe mit ihren Kameelen befanden sich dahinter. Zur Linken zeichneten perspektivisch hinziehende Palmenhaine, die sich nach Südosten den Blicken entzogen, den Lauf des Tigris. Wir setzten über einen tiefen Kanal und befanden uns in der Wüste.

Der erste Gegenstand, auf welchen wir stießen, nachdem wir eine Stunde lang durch die stille Wüste geritten waren, war eine alte Frau, welche, bitterlich weinend, einen Esel vor sich hertrieb. Zwei Schurken von Arabern hatten ihr, wie sie sagte, so eben ein Reisigbündel geraubt, welches sie sich den ganzen Tag über gesammelt hatte. Der Stallmeister Mahmud Aga oder A'a, wie sie ihn nennen, zog hierauf eine sehr schwere Pistole hervor und schickte sich an, sie sogleich aus seiner Patrontasche zu laden. Um die Kugel festzustoßen, brachte man ihm einen zerbrochenen Ziegel von der Landstraße, welcher, wie die Babylonischen, mit Keilschrift bedeckt war, wobei die Bemerkung auffallend seyn wird, daß die Schriftzüge vollkommener waren, als alle diejenigen, welche ich später in den Ruinen von Babylon fand. Bald nachher überstiegen wir den hohen Doppelwall des Nahar Malcha oder Königlichen Kanals — ein altes, nun völlig zerstörtes Werk, welches die beiden Flüsse verband. In der Ferne schwebte zu unserer Linken der ungeheure Bogen des Palastes der parthischen Könige zu Ktesiphon auf den Wasserkreisen der Fata Morgana. Die Hitze war groß, und wir waren froh, zu Khanesad, dem zweiten Chan an der Straße, zwölf (engl.) Meilen von Bagdad, anzuhalten und uns mit einer Wassermelone und ein paar Datteln zu erfrischen. Unser Nachtlager war sieben Meilen weiter zu Birannus oder dem Brunnen des Halbweges. Auf der graslosen Ebene, welche sich dazwischen ausbreitete, trafen wir große Schaaren des Wüstenrebhuhns, welches sich kaum von der Stelle rührte. Schlanke Kameele, vermuthlich den Shammars gehörig, erhoben sich geisterartig auf der offenen See. Nun sollten wir aber den ersten Schreck bekommen. Mahmud Aga, der von einem alten Kanaldamm aus die Gegend rekognoszirte, verkündete nämlich die Annäherung einer Araberschaar. Sogleich begannen unsere sämmtlichen Krieger ihre Gewehre abzunehmen, für Zündpulver zu sorgen u. s. w. und die griechischen Bedienten ihre plumpen Pistolen zu reinigen und in der Luft zu schwenken. Mahmud, die Kawasse und die Haiti ritten aufs schnellste fort. Unterdessen machte die Gesellschaft, deren Annäherung eine so geräuschvolle Vorbereitung unter unseren Leuten verursacht hatte, auf der Spitze des Kanalrückens, der sie unseren Blicken bisher entzogen, Halt. Ich glaubte genau eine persische Mütze bei denselben unterscheiden zu können, und ward immer gewisser, daß der ganze Trupp aus Persern bestände, da ihnen die Unsrigen, in deren Muth ich gerade nicht das größte Vertrauen setzte, mit solcher Munterkeit entgegen ritten. Schüsse wurden auf beiden Seiten abgefeuert; man courbettirte gegenseitig in freundschaftlicher Weise mit den Rossen und schwang die Lanzen, wodurch wir völlig beruhigt wurden, und bald befand ich mich mitten in einer Wolke von Kurden, welche schreiend im Kreise herum galoppirten, freundschaftlich unsere Haiti verfolgten und, wenn sie dieselben eingeholten hatten, mit ihren Lanzen deren Schultern leicht berührten. Ein vornehmer Perser, derselbe, dessen hohe schwarze wollene Mütze ich erspäht hatte, ritt ruhig mit höflicher Begrüßung heran. — Wir sollten noch viele ähnliche Störungen erleben, die in derselben harmlosen Weise vorübergingen. — Wir schlugen unser Zelt innerhalb der Wälle der Karavanserei von Birannus auf, die wir ganz leer fanden, da alle Pilger bei den Heiligthümern waren.

Es war spät am Nachmittage des folgenden Tages, bevor wir den berühmten Erdwall des Mujelibeh erreichten. Daß derselbe von Menschenhänden erbaut worden, darüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten, indem die Schichten ungebrannter Ziegel am Grunde auf der Westseite völlig sichtbar sind. Wir streiften einige Blätter des Atheleh ab, jenes Baumes, der, als ein seltenes Pflanzen-Exemplar, von den hängenden Gärten der Semiramis übrig geblieben seyn soll. Mir schien er eine ungemeine Aehnlichkeit mit einer großen Tamariske, die am Euphrat ganz gewöhnlich ist, zu haben. Mit Interesse bemerkte ich einige Weiden, die „Weiden an den Strömen Babels", in der Nähe. Ich guckte in die Höhle eines wilden Thiers in jenem ungeheuren Viereck des Kasr und sah etwas, was mir wie der Schweif eines Schakals vorkam. Bald trieben wir ihn hinaus, und Mahmud drückte sein Pistol auf ihn ab, doch ohne Erfolg. In der Höhle fand ich einen Bienenstock.

Wir verweilten so lange unter diesen Ruinen, bis wir von der Nacht überrascht wurden, und waren nur noch einige Meilen von unserem bestimmten Ruheplatz Hillah entfernt. Der Mond ging roth und voll zwischen den Dattelpalmen auf, und der breite Strom, an dessen Ufer entlang wir jetzt hinritten, reflektirte die orangefarbenen Tinten der untergegangenen Sonne. Der Gouverneur von Hillah, von der Annäherung zweier europäischer Reisenden durch den Kawaß des Pascha's, welchen wir des Quartiers wegen vorausgeschickt hatten, unterrichtet, fertigte eine Wache mit Fackeln ab, um uns hinein zu führen. Aus den erleuchteten Dattelwäldern drang das Geheul unzähliger Schakals hervor. An der Schiffbrücke — deren Fahrweg aus Dattelstämmen erbaut war, welche man der Quere nach gelegt und mit Schilf und Erde bedeckt hatte — stiegen wir ab, da sie, wie wir hörten, voll Löcher sey. Eines von den Pferden fiel hinein, rettete sich aber durch Schwimmen an das gegenüberliegende Ufer.

---

*) Ein anderer merkwürdiger Umstand ist der: daß der Herzog von Liria, ältester Sohn des Herzogs von Berwick, in der spanischen Armee diente, welche diesem entgegenstand. Berwick, ein geborener Engländer, hatte früher, zur Zeit des Erbfolgekrieges, das französische Heer in Spanien kommandirt, während die englischen Truppen, über die er mehrere Vortheile davontrug, von einem Franzosen, dem General Ruvigny, Grafen von Galway, befehligt wurden.

**) Hadsch ist der Name für Wallfahrt im Allgemeinen und besonders für die, welche jeder Moslem einmal machen muß.

***) Im Texte: two Jarichees; wahrscheinlich die weiter vorkommenden Postknechte, Reitknechte. Es kommen aber, wie man sieht, 17 Personen heraus.

England.

Orientalische Touristen in Europa.

(Schluß.)

Die Schiffbaumeister aus Bombay betraten das Queen's Theatre mit einer noch weit ungünstigeren Disposition. Das Gefühl für Kunstschönheit, das bei den Prinzen nur einer gewissen Kultur ermangelte, scheint bei ihnen durch den ausschließlichen Anbau einer anderen Fähigkeit vollständig erstickt zu seyn. Eine stete Beschäftigung mit Zahlen und Winkeln und Figuren, die fanatische Verehrung des Nützlichen haben in ihren Köpfen für das Schöne keinen Raum übrig gelassen. Sie beschäftigen sich mit den Logen, mit dem Gas, mit der Toilette der Damen, lassen auch wohl im Vorübergehen ein anerkennendes Wort über die Musik fallen, geben dann alle Maße des Gebäudes nach Höhe und Tiefe, die Zahl der Plätze in Logen und Parterre sammt den respektiven Preisen an; so wie sie aber auf das Schauspiel selber kommen, so thun sie etwas weit Schlimmeres, als es durchaus mit Stillschweigen zu übergehen. Denn sie entblöden sich nicht, zu sagen:

„Es war dies der letzte Tag, an dem die Taglioni, die Favorittänzerin der Franzosen, in England auftrat, und einer unserer englischen Freunde, der uns begleitet hatte, fragte uns zu wiederholtenmalen, wie uns ihr Tanz gefiele; er seines Theils war hingerissen davon. Wir indessen konnten uns nicht sehr dafür interessiren und waren höchst erstaunt, als wir vernahmen, daß sie jedesmal 150 Guineen für ihr Auftreten erhalte. Denkt Euch doch! Man giebt in England täglich 150 Guineen an ein Weib, weil sie, wie eine Gans, eine halbe Stunde auf Einem Beine steht oder es horizontal von sich streckt, wie sie sich drei- bis viermal um sich selber dreht, einen Knix so tief, als wolle sie sich auf die Erde setzen, macht oder von einem Ende der Bühne bis zum anderen schießt — Schnurrpfeifereien, die ihr keine Stunde Arbeit kosten! — Hätten wir nicht sonst hinlängliche Gründe, die Engländer für ein kluges Volk zu halten, wir müßten sehr klein von ihnen denken, da wir sie für die Sprünge einer Marionette so viel Geld wegwerfen sehen."

Es scheint, daß man sich in Bombay eben so wenig aus der Malerei als aus dem Tanze besonders viel macht. Die beiden Vettern klagen selbst darüber; sie wünschen z. B., daß die Damen malen lernen möchten, und glauben, daß sich auf diese Weise Künstlerinnen bilden würden: wenn sie anfingen — meint das Vetternpaar — gleich den englischen Damen, Blumenstücke, Landschaften und andere niedliche Kleinigkeiten zu zeichnen, so müsse die Folge dieselbe seyn, wie in England, wo es bekanntlich so viele große Künstlerinnen gebe. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir von ihnen auch einen Bericht über ihren Besuch der National-Galerie, in welchem sie uns den Plan und die Kosten des Gebäudes, ferner die Nachricht mittheilen, daß es in den zur Ausstellung der Gemälde bestimmten Sälen sehr bequeme Sitzplätze giebt. Was die Gemälde selber angeht, so wird darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet.

Die persischen Prinzen hatten zur Malerei fast dasselbe Verhältniß, wie zur Musik; sie liebten in ihr nur das, was sie selber hervorbrachten — ein Geschmack, der sich bei Künstlern nicht selten findet. Timur zeichnete täglich. Gelang es ihm, Herrn Fraser zu entwischen, so konnte man darauf rechnen, ihn irgendwo mit einem Bleistift in der Hand zu treffen. Man führte die drei Brüder in die Gemälde-Ausstellung, die damals in Somerset-House stattfand, allein die Bilder flößten ihnen nur eine sehr geringe Bewunderung ein. Der Triumph der Kunst war und blieb in ihren Augen die Illusion, mochte diese nun hervorgebracht werden wie sie wollte. Sie fanden auf den Straßen von London eine Ausstellung, die ihnen bei weitem interessanter dünkte, als die in Somerset-House — sie bestand aus den Perrücken- und Haubenstöcken, die ein Friseur vor seiner Bude ausgestellt hatte. Noch größer war das Entzücken, das ihnen ein Wachskabinet einflößte.

Najaf, dem man bei jenem Besuch einen kleinen Possen spielte — man hatte ihn dem wächsernen Wilhelm IV., als sey es der wirkliche, mit allem Ceremoniell vorgestellt — Najaf berichtet noch eine zweite Täuschung, die ihm widerfuhr und die er seine Leser durch die Geschicklichkeit seiner Erzählung gleichsam mit sich theilen läßt.

„Am Montag" — sagt er — „gingen wir aus, um in einem großen Gebäude die englischen Künste zu besehen. Man führte uns zuerst in einen Saal, wo wir einige schöne Gemälde und einige Bildnisse von Königen und alten Helden fanden. Dann stiegen wir auf einer Treppe in ein oberes Zimmer, wo man uns bat, wir möchten uns niederlassen. Wir hatten es kaum gethan, so veränderte das Zimmer seinen Ort und stieg gleich einem schnell fliegenden Adler in die Höhe. Endlich ließ es seine Flügel sinken, machte mitten im Himmel halt, öffnete glücklicherweise seinen Schnabel (die Thür) und wir traten heraus auf eine Terrasse, von der herab wir London, die Themse, ja ganz England bis zum Meere zu unseren Füßen liegen sahen. Ebenso sah man die Gebäude, die Gärten, das Volk in den Straßen. Man vernahm das Geräusch der Wagen und Pferde. Auf der Themse sahen wir unzählige Schiffe, deren einige vor Anker lagen, andere unter Segel gingen, noch andere mit einem Helmbusch von Dampf geschmückt waren. Nachdem ich Alles mit Muße besehen, sagte ich zu Herrn Fraser, daß, wie herrlich der Anblick Londons auch sei, ich doch noch lieber etwas von englischen Künsten sehen möchte, was ja auch der Zweck unseres heutigen Ausganges sei. Herr Fraser aber lächelte und fragte mich, ob es eine erstaunenswerthere Kunst gebe, als die, in deren Mitte wir uns befänden."

Man begreift, daß vom Panorama die Rede ist. Die beiden Parsis, die ebenfalls das Colliseum — wo dasselbe aufgestellt war — besuchten, fühlten nichts von dem Erstaunen, was der persische Prinz uns schildert. Sie geben uns wiederum eine trockene Beschreibung des Gebäudes, sie würdigen das Panorama selbst kaum eines Blickes, lassen sich vielmehr — mit einem brüsquen Uebergange — auf ein unendliches Detail ökonomischer Kleinigkeiten, auf eine Anweisung ein, wohlfeil in den Kramläden Londons einzukaufen. Das ist überhaupt der Charakter ihres Werkes. Wenn es sonst kein Verdienst besäße, könnte es ihren Landsleuten wenigstens als guide de voyageur nützen.

Najaf und sein Bruder zeigten einen weniger beobachtenden Geist, ihre anfangs sehr lebhafte Neugier erkaltete bald; die Ungewißheit über das Schicksal ihrer Familie, der Verlust ihres Vermögens, die Sehnsucht nach der Heimath, der Einfluß des Klima's, die Schwierigkeit, sich zu verständigen — alles dies ließ sie endlich auch an den interessantesten Gegenständen kein Interesse mehr finden. Einen großen Theil des Tages verschliefen sie. Die beiden Aeltesten äußerten zwar von Zeit zu Zeit das Verlangen, einige nützliche Anstalten in Augenschein zu nehmen, allein kaum angekommen, eilten sie wieder fort. „Im Ganzen genommen", sagt Herr Fraser, „waren sie große verzogene Kinder."

Sehen wir uns nun nach Mohan-Lal um, den wir fast aus dem Gesichte verloren haben. Auch er ist erstaunt beim ersten Anblick Londons — dieser Stadt, die bei ihrer ungeheuren Ausdehnung und der Menge ihrer Bewohner als die Vereinigung aller anderen Städte der Welt betrachtet werden kann. Er bewundert die Reinlichkeit, die Erleuchtung der Straßen, den regelmäßigen Tumult, mit dem Gewerbe und Handel betrieben werden; er fragt sich, wo diese Leute die Zeit zum Schlaf hernehmen. Aber er hat keine Muße, uns seine Eindrücke alle zu schildern, er ist in ewiger Eile, um den Einladungen, die ihm von allen Seiten zukommen, zu genügen. Seine Atmosphäre sind die glänzenden Salons der Direktoren der ostindischen Compagnie, und er weiß sich bald an diese Atmosphäre zu gewöhnen. Er stattet sogar dem Prinzen Albert, der ihn zu sich rufen ließ, seinen Besuch ab. Wie kann er uns bei einem solchen Treiben beschreiben, was er sieht, was er empfindet? In einem Dutzend Zeilen fertigt er die St. Pauls-Kirche, Westminster, die Schiffe in der Themse, die Brücken, die neuen Parlamentshäuser, das polytechnische Institut, das Colliseum und die Theater ab.

Es ist erklärlich, daß Mohan-Lal in dieser Art von Rausch, in den ihn das Leben in der großen Welt versetzt, keinen allzugestrengen Blick auf die Gesellschaft wirft, in der er sich bewegt. Trotzdem ist er der Einzige unserer Reisenden, der wenigstens eine Ahnung zu haben scheint von dem entsetzlichen Elend, was unter all dem goldenen Flitter verborgen liegt. Er ist freilich in Irland gewesen. „Es war ein herzzerreißender Anblick", sagt er, „Männer und Weiber, umgeben von ihren zahlreichen Familien, beim schärfsten Froste halbnackt und barfuß daherziehen zu sehen. Die Irländer sind gastfrei; ich bin in allen Hütten wohl aufgenommen worden, und die Pächter schienen ganz glücklich zu seyn, wenn sie mir ein Stück Brod und ein Glas Bier anbieten konnten; im Ganzen aber sah ich die armen Einwohner nur von Kartoffeln leben."

Was die Fehler und lächerlichen Seiten der englischen großen Welt betrifft, so sind sie Mohan-Lal nicht entgangen; besonders weiß er die Schwächen der Weiber herauszuheben, und seinen Bemerkungen über die Art und Weise der Mütter, ihren Töchtern Männer zu verschaffen, fehlt es keineswegs an Salz. Doch will er sich mit der Republik nicht überwerfen und schließt seine dreisten Bemerkungen mit einem Lobe des englischen Frauenzimmers, wie es anerkennender kaum zu verlangen ist.

Die drei jungen Perser stehen in ihrer Begeisterung für die Engländerinnen hinter Mohan-Lal nicht zurück, nur loben sie an ihnen nicht dieselben Eigenschaften, noch loben sie sie in demselben Stil. „Der größte Theil der englischen Frauenzimmer" — sagen sie — „ist zarter und niedlicher als das Blatt der Rose; ein Fingerring könnte ihre Taille einschließen, ihre Gestalt ist voll Anmuth, und ihre Stimme gewinnt das Herz." Während sie in Bath auf die Erlaubniß der Regierung, nach London zu kommen, warteten, wurde ihre Einsamkeit durch mehr als ein dem Gestirn der Nacht ähnliches Gesicht erhellt. In der That hatten die Löwinnen der Bäder, dem excentrischen Wesen, welches sie charakterisirt, getreu, nichts Eiligeres zu thun, als die jungen Fremden in ihrem Hotel aufzusuchen. „Von Freitag, den 11. Februar, bis Montag, den 14ten" — schreibt Najaf — „hatten wir nichts Anderes zu thun, als die schönen Töchter der Christen zu betrachten; die Zahl derer, die wir an Einem Tage sahen, beläuft sich mindestens auf fünftausend."

So reich ihr Wörterbuch an schmeichelnden Hyperbeln ist, so waren trotzdem die persischen Prinzen keine blinden Bewunderer, sie zeigten sich im Gegentheil häufig als schwer zufriedenzustellende Richter. Man darf ihrem Buche nicht ganz trauen, man muß vielmehr auf das Acht haben, was ihnen in vertraulichem Gespräche entfiel. Einer von ihnen begleitete eines Tages Herrn Fraser zur Ausstellung der Gesellschaft für Gartenkultur. Die Ausstellung war glänzend, es war ein Ueberfluß an den prächtigsten Blumen vorhanden. Der Prinz — es war der ascetische Najaf — fing bald an, sich zu langweilen, wie ihm das in der Regel widerfuhr; als er jedoch vernahm, daß Erfrischungen zu haben seyen, nahm er Platz und trank nach und nach drei Gläser Port-Wein. Das war genug, um ihn heiter zu stimmen und seine satirische Laune zu wecken. Der junge Perser, der außerordentlich kurzsichtig ist, sah mit großer Genugthuung, wie mehr als eine Dame in reizender Toilette die Richtung nach seinem Platz hin einschlug, er wartete es geduldig ab, ob die weibliche Neugier sie nicht noch näher, ganz nahe zu ihm führen werde, und er brauchte meistens nicht überlange zu harren. Allein er fand sich, wenn er den Lohn für seine Geduld einärndtete, häufig getäuscht. „Diese Damen" — sagte er — „sind Betrügerinnen; die glänzenden Farben ihrer Kleider lassen uns eine Schönheit erwarten; kommen sie näher, so sind sie alt und häßlich. Welcher Putz, aber Gott erbarm, welche Weiber! Warum kleiden sie sich nicht ihrem Alter gemäß?"

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Sonnabend den 31. Juli 1847.

Rußland.

Die Duschegréika. *)

Ein Nachzügler zu den Petersburger Skizzen von Treumund Welp (Ed. Pelz).

> Die größte Pein fließt aus uns selber her,
> Zufrieden seyn ist lange nicht so schwer,
> So schwer es ist: zufrieden werden wollen!
> Withof.

Rußland, namentlich aber dessen erste Hauptstadt Petersburg, wird noch immer als das Eldorado, als ein nördliches Surinam für Unternehmende und Gewandte angesehen, wohin man natürlich nur kommen dürfe, um binnen kürzester Zeit mit Reichthümern überschüttet zu werden, und es hat sich diese Ansicht namentlich auch ganz besonders im deutschen Handwerkerstande festgesetzt. Jeder nur einigermaßen regsame Gesell strebt fest danach, jenen Glücksplatz zu besuchen, und denkt nicht an die traurige Wahrheit von der armen Menschheit, die zum Individuum sagt: „wo Du nicht bist, da ist Dein Glück!" und leider beinahe ausnahmslos Recht behält; denn es drangen zu seinen Ohren Nachrichten über Männer, die als junge Habenichtse dorthin gingen und die selbst, oder in ihren Nachkommen, dermalen wie die Fürsten leben. In der That, wer vielleicht vom reichen Schneider Rutsch, vom reichen Wagenfabrikanten Jochim und noch ein paar Deutschen sprechen hörte, oder wer gar ihnen selbst auf einer Reise nach dem Auslande begegnete und die Wohlhabenheit bemerkte, welche diese Leute umgiebt, der urtheilt und spricht gern ausschließlich über diese großen Loose in der Petersburger Lebens-Lotterie und vergißt ganz, an die zahllose Menge von traurigen Nieten, die als Regel dort gezogen werden, zu denken. Der muthige Spieler, der muntere Schmetterlingsjäger im Lenzgarten des Lebens denkt natürlich zuletzt an ein dergleichen Fehlschlagen seiner Wünsche und Hoffnungen; er glaubt vielmehr gerade der rechte Mann zu seyn zur Fesselung der launenhaften Dame Fortuna; er ist nur allzu geneigt, jedes Mißlingen auf eine Ungeschicklichkeit zu schieben, die ihm nimmermehr passiren kann, bis man ihn auf die kläglichste Art darin sitzen sieht!

Erkundigen wir uns gelegentlich genauer nach den Umständen angesehener Handwerker in Petersburg, so findet es sich, daß sogar hochgestellte und einsichtsvolle Leute deren Lage glücklich preisen und dieselbe wohl gar beneidenswerth erachten. Man citirt endlich keine geringere Person, als die des Kaisers Nikolaus, der sich gelegentlich an die Stelle eines Petersburger Handwerkers gewünscht haben soll, und auch die Kaiserin sprach sich — wie Manche genau wissen wollen — dahin aus, daß das trauliche Familienleben, wie es dem äußeren Anschein nach von diesem oder jenem Petersburger Handwerker geführt wird, so einladend wäre, um zur Theilnahme daran zu reizen. Mit einer Art Stolz zeigen uns hochstehende Petersburger irgend eine schöne Equipage und fügen die Bemerkung hinzu: „Da sehen Sie einen unserer Handwerker-Fürsten fahren!" Dies reizt uns Alles natürlich doppelt, Näheres über den Gegenstand zu erfahren, so daß nichts übrig bleibt, als speziellere Blicke in das Hauswesen irgend eines dieser Beneidenswerthen zu thun, um zu erkennen: ob das von uns armen Sterblichen seither immer vergeblich gesuchte Glück doch endlich auf einem bestimmten Flecke zu finden, also unbedingt zu erreichen sey? Dem bekannten Junker von Salamanca stand der Asmodeus des genialen Lesage zur Seite bei der unverschämten Häuserabdeckung in Spanien; uns stehen so treffliche Hülfsmittel nicht zu Gebote, daher wähle der gütige Leser mich zum prosaischen Führer auf dem Boden der Untersuchung, auf dem ich mich allerdings selbst bewegt habe, allein einige meiner Rezensenten wissen am besten, wie ungeschickt ich mich seither darin bewiesen, Andere zu geleiten, wie schlecht es mir gelingt, das Treiben der Menschen so aufzufassen und darzustellen oder zu zeigen, wie man es im Allgemeinen gern sieht, nämlich in verschönernder, rosafarbener Beleuchtung. Wenn ich das auch im Stande wäre auf der einen Seite, so würde auf der anderen ein innerer Drang nach Wahrheit mir bei der Ausführung allzeit im Wege seyn. Gehört nun der freundliche Leser zu den Wenigen, deren Beifall ich zu erringen vermochte, die zur Erkenntniß gekommen sind, daß, im Grunde genommen, bei der verschönernden Manier nur etwa eine Illusion zu gewinnen sey, die nirgends recht Stich hält, so will ich gern bestrebt seyn, in der Auswahl unter der kleinen Zahl Petersburger Handwerker-Fürsten so delikat als möglich zu Werke zu gehen, indem ich für unseren Besuch ein Haus wähle, dessen Schattenseiten mindest grell beleuchtet erscheinen, dessen tschornaja liesnitza *) am reinlichsten sich darstellt.

Wenn in Petersburg von Handwerkern ersten Ranges, von sogenannten „Handwerker-Fürsten" die Rede ist, so wird kein Unterrichteter unterlassen, den Namen des Herrn Müller **) anzuführen, dessen große Werkstatt allgemein bekannt und genannt wie gesucht ist, und von dem gesagt wurde, daß er jährlich zur Haushaltung 60,000 Rubel (10,000 Thlr.) brauche; der endlich die allgemeinste Achtung genießt. Sein Vater wanderte als unbemittelter Gesell in Petersburg ein, erwarb sich durch Fleiß und Geschick das Zutrauen eines dasigen Meisters, dessen Werkführer er wurde, und sparte sich bei demselben so viel, daß er endlich ein eigenes Geschäft beginnen konnte. Er hinterließ seinen Kindern letzteres wohl renommirt in einem selbst erbauten, großen, palastartigen Hause auf der Ssadowaja (Gartenstraße) und nebenbei ein ansehnliches baares Vermögen. Sein ältester Sohn ist es, den wir kennen lernen wollen; er setzte das Geschäft des Vaters fort, nachdem ihm eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden war. Daheim zur schlichten, deutschen Bürgersitte und zu tüchtiger Arbeit angehalten, stieg ihm das in der trefflichen Bürgerschule zu St. Petri Erlernte nicht zu Kopfe, sondern diente nur dazu, ihn um so fähiger zu machen, in des Vaters Fußstapfen zu treten. Besuchen wir die Werkstatt des Herrn Müller, oder eigentlich die verschiedenen Ateliers, aus denen das ausgedehnte Etablissement besteht, so finden wir stets über ein paar Hundert Menschen darin beschäftigt, und es leuchtet uns ein, daß hier durchaus nicht mehr von einem Handwerker, sondern von einem recht ansehnlichen Fabrikanten die Rede seyn kann. Fast alle Hülfsgewerke, die in das eigentliche Handwerk des Herrn Müller hineinreichen, haben hier ihre besonderen Werkstellen, so daß fast nur rohes Material in das Haus und dagegen vollständig fertige Waare aus demselben hervor kommt. Diese Einrichtung ist in Petersburg zur Erhaltung eines guten Rufes durchaus unumgänglich nothwendig; denn wer sich hier auf Andere verläßt, die er nicht beständig unter Aufsicht hält, der wird sicherlich bei jeder Gelegenheit hintergangen und betrogen; der wird dadurch selbst wider seinen Willen auch zum Betrüger an Anderen, die von ihm die Waaren, im Vertrauen auf seine Solidität, kauften, und sein Ruf — an dem hier reinweg Alles gelegen — leidet Schaden, seine Waare findet nicht mehr den rechten Abgang, und was langsam aufgebaut oder erworben, verliert sich mit reißender Schnelligkeit. Herr Müller ist also nicht mehr eigentlich ein Meister zu nennen, obschon er unter seiner Leitung meisterhafte Arbeiten herstellen läßt und selbst meisterhaft zu arbeiten versteht; ihm gebührt vielmehr der Name eines Fabrikanten im wirklichsten Sinne des Wortes. Schon lange arbeitet er indessen nicht mehr eigentlich selbst, und er ist mehr als hinlänglich beschäftigt mit den Anordnungen, der Oberaufsicht, der Buchführung und namentlich mit — — Beitreibung der Außenstände! Wir sehen daher die elegante Equipage des Herrn Müller fast jeden Tag in den Vormittagsstunden, wo die Vornehmen hauptsächlich Geschäftsbesuche annehmen, durch die Straßen Petersburgs rollen, und auf ihn zeigt am häufigsten der Petersburger Stadtpatriot mit dem stolzen Ausrufe: „Das ist einer unserer Petsburger Handwerker!"

Nichts fällt weniger schwer, als das Familienleben des Herrn Müller kennen zu lernen; denn er sieht gern Fremde, namentlich Ausländer und be-

*) Bekanntlich nennt man in Rußland „Duschegreika", wörtlich: Seelenwärmer (von duscha, Seele, und grotj, wärmen), ein kurzes, nur bis an die Hüften reichendes Pelzmäntelchen, das die Damen so überaus hübsch kleidet. Die nähere Beschreibung dieses mit Pelzwerk gefütterten und verbrämten Kleidungsstückes kann um so mehr hier wegbleiben, als dieses Kleidungsstück auch bei uns schon vielfach Eingang fand; nur ein russisches Sprichwort, das man oft im täglichen Umgange mit Russen hört, sey angeführt, es lautet: Duscho greika, znak wjeka! (Das Pelzmäntelchen ist ein Zeichen der Zeit.) Damit wird auf eingerissene Verweichlichung und Sittenverderbniß hingedeutet. D. Verf.

*) Indem ich mit der Erläuterung dieses Ausdruckes, der wörtlich „schwarze Treppe" heißt, was so viel wie Hintertreppe bedeutet, auf den 2ten Theil meiner Petersburger Skizzen Seite 99 und 100 verweise, huldige ich nur einem Erbfehler der Schriftsteller, die in der Regel selbst citirungssüchtig befunden werden. E. P.

**) Es bedarf hier kaum der Erwähnung, daß dieser Name nur ein fingirter ist, so wie denn überhaupt die ganze Erzählung nur eine solche genannt werden kann, die nichts als die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Meine Absicht konnte nicht dahin gehen, bestimmte Personen auftreten zu lassen, da es sich nur um Verhältnisse und Zustände, keineswegs um Individuen handelt. Meine Schilderung soll auch aus der Ferne keinen Einzelnen bloßstellen, sondern nur wo möglich ein Bild liefern, das im Allgemeinen und Ungefähren paßt. Diese Rücksichten habe ich auch in den Petersburger Skizzen so viel als möglich walten lassen, und tadelte man dies, so mußte ich an das alte: non omnia possumus omnes denken. Ward mir doch die Genugthuung schon öfter, echte Petersburger sagen zu hören: „Ja, so ist das Leben meist bei uns: Alles ist im Ganzen genommen wahr." E. P.

image
not
available

Kränkende solcher Behandlung tief zu fühlen; Klima und andere Verhältnisse begünstigen ohnedies hypochondrische Stimmungen in Petersburg, denen Herr Müller gleichfalls unterliegt und die ihm natürlich eine solche Behandlung um so unerträglicher erscheinen lassen; allein es fehlt ihm an Weisheit oder Thorheit, an Charakterstärke oder Leichtsinn, an Kraft oder Schwäche, um dergleichen ohne tiefen, verletzenden Eindruck an sich vorüber gehen zu lassen. Nur die Klugheit befiehlt ihm, sich zu beherrschen und den Groll hinunter zu würgen; allein es geschieht unter tiefen Seufzern und mit dem heißen, stillen Wunsche: „Ach, läge doch dies Land weit, weit hinter mir!“ Und je fester die Bande sind, welche ihn hier fesseln, um so zerstörender wirkt der Wunsch auf die Seelenruhe und das Wohlbefinden des Mannes ein.

„Was hält Herrn Müller aber ab, fortzuziehen aus solchen Verhältnissen, die ihn unglücklich machen? Er ist ja wohlhabend genug, um dies jedenfalls durchsetzen zu können!“ So fragt mein geneigter Leser, und ich bin im Stande, darauf zu antworten: Tausend und aber tausend kleine und große Bande oder Widerhäkchen sind es, die einen in so vielverzweigten Geschäftsverhältnissen stehenden Mann an einem solchen Orte fesseln. Einmal glaubt man noch nicht genug zu besitzen; dann findet sich kein Abnehmer zum Ganzen, worin gleichwohl der größte Theil des Vermögens steckt, und während der älteste Sohn aus Mangel an Neigung ein anderes Fach ergriff, ist der, welcher sich mehr zum Geschäft eignet, noch zu jung; man will der Familie gern das schöne und einträgliche Etablissement sichern und erhalten, oder man gedenkt erst noch diese oder jene Unternehmung durchzusetzen, wird jedoch durch dieselbe wider Willen in Neues verwickelt; es soll noch Dies oder Jenes zuvor erreicht werden, und wie die Beweggründe alle heißen mögen, die für uns Menschen gewöhnlich zu Fesseln werden, die uns oft unter Umständen an das Leben auf einem gewissen Platze ketten und über deren Unerträglichkeit wir uns stündlich zu beklagen haben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Diplomatik seit dem Frieden von Utrecht.

(Schluß.)

Von allen Seiten bedroht, richtete Philipp von Spanien ein Sendschreiben an seinen jungen Neffen, Ludwig XV., welches man als eine Appellation, nicht an dieses Kind selbst, sondern an die französische Nation betrachten kann. Es lautete wie folgt: „Mein Herr Bruder und Neffe! Obgleich die Vorsehung mich auf den Thron von Spanien erhoben, habe ich doch keinen Augenblick meine Verpflichtungen gegen mein Geburtsland vergessen. Ludwig XIV., unsterblichen Andenkens, schwebt stets meinem Geiste vor. Ich höre immer die Worte jenes großen Fürsten, als er mich zum Abschied umarmte: daß es keine Pyrenäen mehr gebe, daß zwei Nationen, die so lange um die Oberherrschaft gekämpft hatten, fortan nur ein einziges Volk bilden würden, und daß ein ewiger Friede zwischen ihnen die Ruhe von Europa sichere. Sie sind der einzige Nachkomme meines ältesten Bruders, dessen Tod ich täglich beklage. Gott hat Sie zur Regierung jenes großen Reiches berufen, dessen Wohlfahrt und dessen Ruhm mir bis zum Ende meines Lebens theuer seyn werden; denn ich kann Ew. Majestät versichern, daß ich nie verkennen werde, was ich Ihnen, was ich meinem Vaterlande und was ich dem Andenken meines Großvaters schuldig bin. Die Mittel Ihres Klerus, Ihres Adels und Ihres Volkes sind in Unternehmungen erschöpft worden, die nur meinen Ruin und den Ihrigen bezwecken, und Verträge, die ihrer Wichtigkeit halber nie geschlossen werden sollten, ohne den Willen der Nation — d. h. die Generalstaaten, oder wenigstens das Parlament — zu Rathe zu ziehen, werden in Ihrem Regentschafts-Conseil als ausgemachte Sachen vorgelegt, die nicht weiter erörtert werden dürfen. Es ist unnöthig, die verderblichen Folgen der Quadrupel-Allianz auseinanderzusetzen und von der schreienden Ungerechtigkeit zu reden, die man mir zuzufügen droht. Ich beschränke mich darauf, Ew. Majestät dringend zu ersuchen, die Generalstaaten Ihres Reiches unverzüglich zusammenzurufen, um eine so wichtige Angelegenheit in Erwägung zu ziehen. Ich bitte Sie darum im Namen des Bluts, das uns verbindet, im Namen des großen Königs, von dem wir abstammen, im Namen Ihrer Unterthanen und der meinigen. Wenn es je möglich war, die Stimme des französischen Volks zu hören, so ist jetzt die Zeit. Es ist unerläßlich, seine wahren Gesinnungen zu erfahren und zu wissen, ob es entschlossen sey, mich in demselben Augenblick ohne allen Grund zu bekriegen, wo ich bereit bin, den letzten Tropfen meines Bluts zu vergießen, um seinen Ruhm und Ihr Interesse aufrecht zu halten.“

Dieser Brief ist aus dem Kloster von St. Lorenz (dem Eskurial) vom 3. September 1718 datirt und trägt statt der gewöhnlichen Formel der spanischen Monarchen: Yo el Rey, die Unterschrift: „Ihr Bruder und Oheim Philipp“ — als Zeichen, daß Letzterer nicht als König von Spanien, sondern als französischer Prinz von Geblüt und nächster Anverwandter Ludwig's XV. spreche. Aber trotzdem verfehlte er seine Wirkung, und die Quadrupel-Allianz setzte ihren Willen überall durch. Karl XII. fiel — vielleicht von Mörderhand — bei Friedrichshall, der Admiral Byng schlug das spanische Geschwader bei Messina; die weitaussehenden Pläne Alberoni's wurden aufgegeben und der Kardinal selbst entlassen. Hiermit trat die französische Politik in ein neues Stadium; sie näherte sich wiederum der spanischen und zwar aus leicht erklärlichen Gründen.

Die Aussicht auf eine mögliche Erledigung des französischen Throns war in eine sehr unbestimmte Zukunft getreten, während sich die Dauer der Regentschaft ihrem gesetzlich vorgeschriebenen Termin näherte. Ludwig XV., jetzt elf Jahr alt, war von einem schwächlichen Kinde zu einem gesunden Knaben aufgewachsen, der alle Hoffnung gab, sowohl seinen Oheim als seinen Vetter und Vormund zu überleben, und der es ihnen nicht leicht verzeihen konnte, daß sie einst auf seinen Tod spekulirt hatten. Eine Aussöhnung war daher für Philipp von Orleans nicht minder wünschenswerth als für Philipp von Spanien, und Ersterer opferte ohne Bedenken die entente cordiale mit England auf, um jenen Einfluß in Madrid herzustellen, der seit den Tagen Heinrich's IV. das Lieblingsziel der französischen Staatskunst gewesen ist. Eine Doppelheirat sollte die Bande noch enger schmieden, die schon zwischen den beiden Höfen bestanden: Ludwig XV. ward mit der vierjährigen Infantin Maria Anna Victoria verlobt, die ihre Erziehung in Frankreich erhalten sollte und zu diesem Ende nach Versailles kam, während die Tochter des Regenten, Mademoiselle de Montpensier, den ältesten Sohn des Königs von Spanien heiratete. Die Braut hatte erst ihr dreizehntes, der Bräutigam sein funfzehntes Jahr erreicht, und nach der Abdankung seines Vaters bestieg Letzterer auf kurze Zeit den Thron; aber seine Ehe war kinderlos, die zügellosen Sitten seiner Gemahlin bedeckten ihre Familie und ihn selbst mit Schmach, und sein früher Tod nöthigte den herrschaftsmüden Philipp, die Zügel der Regierung noch einmal zu ergreifen.

Ludwig XV. war nicht gesonnen, die Mannbarkeit der ihm verlobten Prinzessin abzuwarten; im Alter von 16 Jahren heiratete er Maria Leszczynska, die Tochter des ehemaligen Königs von Polen, und schickte seine Cousine ohne Umstände zu ihrem Vater zurück — eine Demüthigung, die den kastilianischen Stolz nicht wenig verletzte und von der Infantin selbst, ihres zarten Alters ungeachtet, aufs tiefste empfunden wurde. Dieses Ereigniß war nahe daran, einen abermaligen Umschwung in der Politik herbeizuführen, der den diplomatischen Wirrsalen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Krone aufgesetzt hätte. Am Kongreß von Cambray trat Philipp V. in freundschaftliche Beziehungen zu seinem alten Nebenbuhler, dem deutschen Kaiser, und die erbauliche Eintracht, die so plötzlich zwischen ihnen herrschte, brachte den ganzen Kongreß in Aufruhr und erfüllte die Einen mit Freude, die Anderen mit Bestürzung. Hierauf hätte sich Philipp beschränken sollen, aber er fand für gut, seine Beschwerden vor ganz Europa in einem verdrießlichen Manifest darzulegen, das überall mit Gelächter aufgenommen wurde.

Der Kardinal Fleury erneuerte das Bündniß zwischen Frankreich und Spanien. Er gewann Philipp V. durch das Versprechen, ihm die ehemaligen spanischen Provinzen in Italien für seine Kinder zweiter Ehe erobern zu helfen, und er bewog England, eine ähnliche Politik zu befolgen. Der britische Premier-Minister Walpole erlangte dagegen eine Gewährleistung des Besitzes von Gibraltar und Minorca, eine Ausdehnung des Asiento-Traktats, der die Engländer ermächtigte, die spanischen Kolonieen mit Negersklaven zu versehen, und die Erlaubniß, alle Jahre ein Handelsfahrzeug nach Portobello zu schicken. Dies waren die Bedingungen des Vertrags von Sevilla, der im Widerspruch mit allen bisherigen Traditionen eine Tripel-Allianz von England, Frankreich und Spanien gegen Oesterreich ins Leben rief, die auch sogleich in Ausführung gebracht wurde, indem britische Schiffe eine spanische Armee nach den Ufern von Italien übersetzten, um dem letzten Kaiser aus dem Hause Habsburg die letzten Trümmer jener unermeßlichen Erbschaft zu entreißen, die einst seinen Ahnen durch die Heirat Philipp's des Schönen mit der Tochter Isabellens der Katholischen zugefallen war.

Eine Partei-Intrigue verwickelte Großbritanien kurz darauf in einen Krieg mit Spanien, der keinen edleren Zweck hatte, als die Beschützung der englischen Kontrabandisten in Süd-Amerika. Frankreich schloß sich nach langem Zögern den Spaniern an — weniger aus Feindseligkeit gegen England, als von dem Wunsche getrieben, an der Spoliation der Tochter Karl's VI. theilzunehmen. Die beiden Hülfsmächte bekriegten sich mit abwechselndem Glück, bis der Friede von 1748 den status quo fast unverändert wieder herstellte. Indessen ließ dieser Krieg bei den französischen Staatsmännern die Ueberzeugung zurück, daß das Haus Bourbon, welches über die Armeen Frankreichs und die Flotten Spaniens und Neapels gebot, vereinigt dem übrigen Europa Gesetze vorschreiben könne, und dieser Gedanke war es, der zu dem Familienpakt Anlaß gab. Hierdurch entstand wiederum der Krieg von 1756, der mit dem Verlust von Kanada und dem gänzlichen Ruin der französischen Kolonialmacht endete.

Die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien im achtzehnten Jahrhundert beweist zur Genüge, daß Familien-Verbindungen nicht immer zu den erwarteten politischen Resultaten führen, und daß die Heiraten fürstlicher Personen keinesweges zur Ueberwindung nationaler Antipathieen hinreichen. Diese Wahrheit, die, wie es scheint, von dem staatsklügsten Herrscher der Jetztzeit übersehen wurde, findet noch heute in den Ereignissen ihre Bestätigung, die sich in der vielbewegten pyrenäischen Halbinsel vor unseren Augen fortentwickeln.

Afrika.

Die Inseln Komoren.

Während der Monate Juni, Juli, August wird die Anlandung am Kap der guten Hoffnung eine schwierige Aufgabe. Schiffe, die westlich oder östlich von Madagaskar durch Sturm oder andere Zufälle gelitten, können nicht, ohne unermeßliche und unvermeidliche Gefahr, diesen Punkt erreichen. Für den Fall gewähren, in der erwähnten Jahreszeit, die Inseln Komoren eine sichere und erwünschte Hülfe. Nebenbei lassen sie sich zu Handelsspeculationen sehr wohl benutzen.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Dienstag den 3. August 1847.

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

Nach den Ergebnissen neuerer deutscher Forschung.

Es geschieht wohl zuweilen, daß der stille Forscher, der sich in die Geschichten und Schriften vorchristlicher Zeiten oder des Mittelalters vertieft, on einem auf der Oberfläche der Gegenwart einherbrausenden Gesellen mitleidig über die Achsel angesehen oder gar ausgescholten wird, daß er Zeit und kräfte über unersprießlichen, abgestorbenen Dingen vergeude, während er sie och dem um ihn drängenden Leben schulde, das allein ein Recht auf ihn abe. Auch mag dieser Vorwurf, zumal wenn er geistreich aufgestutzt erscheint, in unserer nur allzu verständigen Zeit gar Manchem wohl begründet ünken. Wessen Gedanken jedoch nur ein wenig tiefer zu gehen pflegen, dem wird leicht einleuchten, daß dem Beherrschen des Lebens das Begreifen desselben, dem Begreifen wiederum das Erkennenlernen nothwendige Voraussetzung st. Die Gegenwart aber in ihren unendlich mannigfaltigen, scheinbar oft einander widerstreitenden Aeußerungen rein aus sich selbst erkennen und begreifen zu wollen, wird Jemanden um so weniger einfallen, je höher die geistige Stufe ist, auf der er steht. Was geworden ist, wird dem Geiste erst vollkommen klar, wenn er einsieht, wie es geworden ist, wenn er den zurückgelegten Weg prüfend überschaut, dem Faden der unter sich zusammenhängenden und aus einander hervorgehenden Thatsachen folgend nachdenkt. Das bunte Treiben der Gegenwart mit seinem grellen Lichte verwirrt und blendet den Blick, die beruhigte Vergangenheit erlaubt verweilendes Betrachten, und auch in den dunkleren Gegenden derselben lernt das durch Uebung geschärfte Auge bald klarer sehen. So ordnen und sondern sich allmälig die Massen, so tritt der Zusammenhang, des Fortschrittes Stätigkeit hervor, und die Wege entwirren sich, die von den Anfängen zu den Gipfeln, Flächen und Abgründen führen, auf und in denen wir nebst unseren Zeitgenossen verweilen. Dann berichtigt sich von selbst manche Vorstellung von den uns umgebenden Dingen, manche Landschaft, die in bunten Farben strahlte, zeigt sich als trügerische Luftspiegelung der Fata Morgana, manch wüstes Thal als reichbesäeter Fruchtacker.

Freilich kehrt nicht Jeder, der auf das Meer der Vergangenheit hinaussegelte, als Columbus heim, nicht jedes Fahrzeug bringt eitel Gold, Weihrauch und Myrrhen zurück; wartet doch Volkes genug im Hafen, die Ankommenden zu empfangen, den Ballast auszuschütten und die Güter zu sichten und zierlich aufzustapeln. Deshalb verdient schon Dank, wer mit emsiger Ausdauer nur Material förderte und läuterte, größeren, wem Höheres gelang. Schon vor längerer Zeit*) begrüßten wir einen wackeren Segler, der mit reicher Ladung aus wenig befahrener See heimgesteuert war; wir kehren noch einmal zu ihm zurück, um die Ausbeute seiner Reise etwas näher in Augenschein zu nehmen. Wir meinen Herrn Ludwig Clarus mit seiner „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter.**)

Nicht ganz unbekannt war das Land, welches der Herr Verf. durchwandert ist; gelehrte und gründliche Forscher hatten schon viele einzelne Punkte, auch wohl größere Strecken genau untersucht und beschrieben, aber es mangelte an einer Uebersicht des Ganzen. Diese nun bietet Herr Clarus, und zwar durchaus nach eigener Anschauung des gesammten Gebietes. Bescheiden nennt er sein Buch nicht eine Geschichte, sondern eine Darstellung der spanischen Literatur in jener Periode, und diese Bezeichnung müssen wir wohl beachten, um nicht ein ungerechtes Urtheil zu fällen. Die Darstellung darf sich auf klare und verständige Vorführung und auf ästhetische Erwägung des gebotenen Stoffes beschränken; die Geschichte muß, tiefer eingreifend, die Entstehung und Gliederung desselben nachweisen, die Lücken ausfüllen, die Beziehungen nach den verschiedenen Seiten hin entwickeln.

Wir folgen in aller Kürze dem Verlaufe des Buches, indem wir Bedeutenderes hervorheben und uns erlauben, ergänzende oder berichtigende Bemerkungen einzustreuen. Es beginnt mit einer übersichtlichen Geschichte des Landes, an welche eine Belehrung über Bildung und Entwickelung der spanischen Sprache sich knüpft; dann zur Literatur selbst sich wendend, hebt es an mit der epischen Poesie, unter welche die Romanze als älteste und im Volke beharrende, und der prosaische Ritterroman als absterbende Form sich fügen, schreitet dann durch das Mittelglied der didaktischen Form, rückblickend auf den Einfluß der Provenzalen und auf die Scheidung der (höfischen) Kunstdichtung vom Volksgesange weiter zur lyrischen Gestaltung, und schildert das Treiben am Hofe des kunstsinnigen, aber rath- und thatlosen Königs Johann II. von Castilien, erörtert darauf die Anfänge des Drama's und schließt mit einer Uebersicht der prosaischen Erzeugnisse und einer Erwägung der Stellung Isabellens von Castilien zur Literatur.

1. Geschichte des Landes und der Sprache.

Spanien, gegliedert durch Gebirge, Hochebenen und Abdachungen, bietet in seiner Ausdehnung ein mannigfaches Klima, hier für Nord-Afrika's, dort für des mittleren Europa's Produkte geeignet. Schon die Alten priesen es als ein reiches, gesegnetes Land. Seine ältesten bekannten Einwohner nannten sich Iberier und das Land Iberien. Mit ihnen hatten sich schon früh die Celten als eroberndes Volk vermengt; bald siedelten sich an den Küsten auch Griechen an und Phönizier, welche Letzteren von dem Worte Saphan (Kaninchen) dem Lande den Namen Spanijah gegeben haben sollen. Die Römer kamen dahin handeltreibend schon in früheren Jahrhunderten, gebietend und erobernd seit dem ersten punischen Kriege. Wie überall, so führten sie auch hier ihre bürgerlichen und militairischen Einrichtungen ein, gründeten Militair-Kolonieen — Städte mit römischer Bevölkerung — und Schulen. Die Bewohner der Halbinsel fügten sich der Macht und den Einflüssen der Eroberer; nur die Cantabrer retteten Freiheit und Sprache in die nordischen Gebirge. Als das römische Bürgerrecht unter den Kaisern auf alle Provinzen des Reiches ausgedehnt und die Zulassung der Fremden zu Staatsämtern in Rom ausgesprochen worden war, wich auch in Spanien die Nationaltracht der ehrenvolleren römischen Toga, und die Hispanier drängten sich nach den gebildeten und einflußreichen Kreisen der Weltstadt. Als Schriftsteller in römischer Zunge glänzten die Seneca's, Lucan, Martial, Prudentius, Hygin, Quintilian, Columella, Pomponius Mela, Paulus Orosius und Andere; selbst auf den Kaiserthron schwangen sich Trajan, Hadrian, Theodosius. Römische Sprache, freilich mit provinzieller Verwilderung, ward sogar unter dem Landvolke herrschend, und Sieger und Besiegte hatten sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr verschmolzen, daß sie, bis auf die Reste der Basken in den Schluchten der Pyrenäen-Ausläufer, zu den Zeiten des Eindringens der Germanen nur ein Volk, unter dem gemeinschaftlichen Namen Römer, bildeten.

Im Beginn des fünften Jahrhunderts überflutheten deutsche Schwärme den Felsengürtel der Pyrenäen. Gallicien, Asturien, Leon und Theile Portugals behaupteten Sueven, den Süden Vandalen; den Nordosten eroberten Westgothen, deren Herrschaft bis tief nach Frankreich hineinreichte. Ein kräftiges und edles Volk von vorgeschrittener Bildung, hätten die Gothen ein mächtiges und dauerndes Reich gründen und behaupten können, wäre nicht anfangs ihr arianisches Bekenntniß und später die Verwandlung des Erbkönigthums in ein Wahlregiment hemmend dazwischengetreten. Letzteres besonders führte zu Zerwürfnissen der bedeutendsten Familien und zum Verrathe an dem herbeigerufenen Fremdling. So zog schon um das Jahr 550 der von der Minderzahl gewählte Athanagild wider den von der Mehrzahl erkorenen Agila die Griechen Justinian's ins Land, die mit großer Anstrengung erst nach achtzig Jahren wieder gänzlich vertrieben wurden. So zeigten die Anhänger des durch die Umtriebe der hohen Geistlichkeit gestürzten vorletzten Königs Witiza und die Juden den Arabern Weg und Mittel zur Eroberung des lockenden Reiches, das in seiner Zerrüttung nur zu bald dem Halbmonde erlag.

Die Gothen hatten, als sie sich nach Spanien wendeten, bereits eine sehr ausgebildete Sprache, welche nur mäßige Spuren eines Einflusses der früheren Nachbarvölker, der Finnen, Römer und Griechen, zeigt. Auch besaßen sie eine ungeschriebene Lieder- und Spruchdichtung und selbst eine geschriebene prosaische Literatur, bestehend aus der zum Theile noch erhaltenen Bibel-Uebersetzung des Ulfilas und mehreren verlorenen anderen Uebersetzungen und theologischen Abhandlungen. Aus späterer Zeit, wahrscheinlich dem sechsten Jahrhunderte und wohl den Ostgothen angehörig, werden historische und geographische Werke angeführt. Den Besiegten drangen sie weder in Italien noch in Spanien ihre Sprache auf. Im Gegentheil ließ Alarich II. für die Provinzialen Spaniens im Jahre 506 aus römischen Quellen und in lateinischer Sprache ein eigenes Gesetzbuch, das sogenannte Breviarium Alarici, zusammenstellen. Sie selbst bewahrten sich in Spanien an zweihundert Jahre Sit-

*) Magazin 1846, Nr. [illegible].

**) Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph v. Görres. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. 8. XXXII. [illegible], X. [illegible] Seiten.

Kesil, der arabischen Hauptstadt Kafa so nahe, sollten unbelästigt geblieben seyn. So haben sie denn auch eine Tradition, daß Ali vor ihren Thoren erschienen sey und sie aufgefordert habe, entweder den Glauben zu wechseln, oder sich zum Kampfe zu rüsten. Ich habe vergessen, durch welches Wunder sie von der Annahme einer dieser Alternativen, welche beide von einem schwachen und an seiner Religion festhaltenden Völkchen verworfen werden mußten, gerettet worden sind. Irgendwie ging der Sturm vorüber, und Ali wurde durch Empörungen, welche sich durch seine Herrschaft hinzogen, anders wohin gerufen. Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zeigte sich in der Person der Wechabiten ein fast eben so furchtbarer Feind vor dem Thore von Kesil. Der Rabbi, welcher den rauhen Gästen Rede stand und gegenwärtig mein Cicerone war, erschien mit seinen Brüdern am Thore und fragte den Häuptling, was er begehre. „Die reichen Verzierungen am Grabe des Propheten, das Silber, das Gold und die Juwelen", war die Antwort. Darauf entgegnete der Rabbi: „Ich schwöre Euch, daß das Grab ein einfacher Stein ist, mit einfachem Holz bedeckt: und soll mich Gott in Holz und Stein verwandeln, wenn ich lüge." Hier sah der Scheik auf seine Begleiter, welche plötzlich regungslos wurden wie Holz und Stein. Als sie indessen die Kraft wiederbekamen, sich von der Stelle zu bewegen, machten sie sich aus dem Staube. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß der Rabbi und seine Brüder die räuberische Sekte durch ein beträchtliches Geschenk zu diesem Akt von Nachsicht überredeten, obschon er diesen Theil der Unterhandlung nicht erwähnte und ihren Rückzug offenbar einem dazwischentretenden Wunder beimaß. Die Muhammedaner erklären das Grab für das eines ihrer früheren Lehrer, und der reich verzierte Minaret, welcher von der alten Moschee übrig ist, giebt einen Beweis von der Achtung, welche Muselmänner dieser Stätte sonst gewidmet haben. Allein die Treue, womit die Hebräer an diesem Platze hängen, in Verbindung mit dem Nutzen, den vermuthlich die türkische Regierung des Paschaliks von ihrer Duldung zieht, haben es bewirkt, daß die Moschee den Juden überlassen ward, von denen sie in eine Synagoge verwandelt ward, während sie die charakteristischen Merkmale einer türkischen Stätte der Gottesverehrung noch an sich trägt. Es findet sich eine hebräische Inschrift über der Thür der Moschee, und eine andere in großen goldenen Buchstaben über der Thür der Kapelle, welche das Grab enthält. Dieses Monument besteht in einem einfachen viereckigen Block, der etwa acht oder neun Fuß hoch, eben so breit und zweimal so lang ist. Er war, als ich ihn sah, mit einem einfachen Tuche bedeckt, und rund um den oberen Theil waren Fahnen mit mannigfachen Devisen auf kurzen Stäben angebracht. Die Kapelle trug in der Mitte eine Kuppel und war mit Arabesken bemalt. Der Baustyl ist der sarazenische.

Die Zimmer der Madresseh, oder des maurischen Hofes, gewähren den ärmeren jüdischen Familien Wohnungen. Von der darüber befindlichen Terrasse führen Thüren zu den netten Wohnungen der Reichen. Das Schwatzen und Lachen, welches ich den ganzen Abend hörte, schien das verhältnißmäßig glückliche und sorglose Leben der kleinen Gemeinde zu bezeugen. Die Frauen trugen das blaue Hemd und den Mantel der arabischen Weiber und verbargen ihre Gesichter eben so, doch nicht so gänzlich, daß sie mich verhindert hätten, wahrzunehmen, daß sie nach gewöhnlicher Landessitte einen mit einem Türkis besetzten Nasenring trugen. In einem der Gemächer las der ehrwürdige Rabbi vor einer gemischten Zuhörerschaft aus einem Buche, in welchem ich anfangs nichts Geringeres als die Prophezeihungen des Hesekiel selbst vermuthete, welches ich aber in der Folge für einige Lehrstücke erkannte, die zum Gebrauch der türkischen Juden in Wien erschienen sind. Er hatte auch ein hebräisches Exemplar der heiligen Schrift, welches er mir zeigte, und das, wie ich bemerkte, aus einer Londoner Presse hervorgegangen war. Mehrere jüdische Propheten sind in Assyrien und Babylonien begraben, und ihre Gräber sind noch Stätten der Pilgerschaft ihrer Glaubensgenossen. Sonderbar genug schließen sich die Muhammedaner dieser Verehrung an. Ich kann mich in diesem Augenblick nur der Namen Jesaias (?), Jonas, Nahum, Daniel, Esra und Jeremias erinnern. Der Zustand unseres Gemachs, welches alle Versuche, einzuschlafen, vergeblich machte, trieb mich auf die Terrasse, wo ich eine seltsame Art von Trauerlied, das ein Madanweib in einer Hütte unter der Mauer anstimmte, vernahm. Ihre Stimme, welche eine rührende Lieblichkeit hatte, wurde von Seufzern halb erstickt, und sie weinte offenbar heftig. Ich war kaum in der rauhen Sumpfluft eingeschlafen, als ich durch ein Pochen an der Thür der Moschee aufgeweckt wurde. Der alte Rabbi war auf und begann bald die Frühgesänge in der Synagoge anzustimmen, während ein kalter, sich in Tropfen auflösender Nebel das weiße Mondlicht über die fremden Gegenstände ringsumher verbreitete.

Mannigfaltiges.

— Neue englische Werke. Auch dieses Jahr giebt die Touristen-Literatur in England eine reichliche Ausbeute: wir erwähnen unter den kürzlich erschienenen Werken nur der Reise Lord Castlereagh's durch Aegypten, Nubien, Arabien und Syrien nach Damaskus, der Erinnerungen an Malta, Sicilien und Italien, von Williams, und der Thatsachen und Bilder aus Italien (Facts and Figures from Italy), von dem Pseudonymen Don Jeremias Savonarola. Ein gewisser Dr. Coulter giebt seine höchst merkwürdigen, aber mitunter wohl etwas apokryphen Abenteuer in Nord- und Süd-Amerika, Australien und Indien zum Besten, und Herr Dunlop beschreibt seinen dreijährigen Aufenthalt in Central-Amerika. Die Zahl der neuen Romane ist, wie immer, Legion; unter ihnen zeichnen sich aus: Norman's Bridge, von der Verfasserin der Erzählungen zweier alten Männer, und Grantley Manor, von Lady Georgiana Fullerton, einer geistreichen Frau, die schon durch ihre Ellen Middleton einen bedeutenden Ruf erworben; ferner: All Classes (alle Stände), von Mad. Wolfensberger; „Azeth der Aegypter" und „Ranthorpe", beide von ungenannten Verfassern. Endlich ist der auch bei uns berühmte und beliebte Amerikaner Cooper nach einer ziemlich langen Pause mit einer neuen Erzählung: St. Mark's Reef or the Crater, hervorgetreten.

— Vervollkommnung der Lokomotive. Wie groß auch immer das Maß von Schnelligkeit sey, das man bisher durch die Anwendung der Lokomotiven auf den Eisenbahnen erreicht hat, so scheint dasselbe doch noch bedeutend überschritten werden zu können. So findet sich in englischen Blättern z. B. die Anzeige, daß ein Engländer, Namens Crampton, nach einem neuen Prinzip eine Lokomotive konstruirt hat, deren erstaunliche Schnelligkeit und sonstigen Vortheile vor den bisher gebrauchten Lokomotiven ganz kürzlich mehrfachen Proben unterworfen worden sind, die auf der Nordwestbahn Londons stattgefunden haben. Diese Maschine, welche einige Wochen hindurch den Dienst auf dieser Linie mit einer Zeitersparniß von 20—25 Minuten auf 30—60 (engl. Meilen) versehen hat, ist neulich ganz allein, ohne Wagenzug, versucht worden, um die Größe ihrer möglichen Schnelligkeit zu bestimmen. Bei dieser Probe hat sie in einer Stunde den ungeheuren Raum von 75 (englischen, also über 16 deutsche) Meilen auf einer horizontalen Ebene durchmessen. Während dieser mit bisher unerreichter Geschwindigkeit zurückgelegten Fahrt hat die Bewegung der Maschine eine stets gleichmäßige, bewunderswürdige Regelmäßigkeit bewiesen, auch ist nicht das geringste Schwanken wahrgenommen worden. Der Hauptvorzug dieser Lokomotive besteht theils in dem Umstande, daß der Schwerpunkt des Ganzen so niedrig wie möglich gelegt ist, indem sich der Kessel kaum 2 Fuß 9 Zoll über dem Niveau der Schienen befindet, theils darin, daß kein Theil der Maschine über die Räder vorspringt. Aus mehreren Einzelheiten, die wir hier nicht näher beschreiben können, geht hervor, daß die entferntesten Räder nur 13 Fuß von einander abstehen, während derselbe Zwischenraum bei den gewöhnlichen Lokomotiven von gleicher Kraft 16 Fuß beträgt. Als ein anderweitiger Vorzug ist auch zu erwähnen, daß der Lokomotivführer die ganze Maschine überblicken kann und nicht genöthigt ist, sich unter den Kessel herabzubücken, um vorkommenden Unregelmäßigkeiten abzuhelfen. — Die Probefahrten sind daher auch so befriedigend ausgefallen, daß die Gesellschaft der Nordwestbahn sofort den Bau einer Maschine nach diesem Modell befohlen hat, die an Kraft der jetzt im Bau begriffenen kolossalen Maschine für die Great-Western-Bahn gleichkommen soll.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

mit Liebesbriefchen und dergleichen. In der wohlrenommirten weiblichen Pensions-Anstalt, die Alexandra besuchte, würde — wie gewöhnlich — nur auf ein Glänzen hin unterrichtet, oder besser gesagt: eingelernt, jedoch so gut wie gar nicht erzogen. Daheim gab es dann hinlänglich Exerzitien zu machen, und wenn die Mutter sich auf Erziehung verstanden hätte, was — wie in Petersburg gewöhnlich — nicht der Fall war, so würden diese vielfachen Schulübungen doch keine Zeit dazu übrig gelassen haben. Mit funfzehn Jahren bestach Alexandra Jedermann durch Schönheit sowohl, als auch durch ihre Fertigkeit im Pianofortespiel. Die Besucher des Hauses huldigten ihr insgesammt, und wie hätte da an die Durchführung einer strengen, häuslichen Erziehung gedacht werden können? Allerdings bekam das junge Mädchen ihre sogenannte Woche in der Wirthschaft als Ausgeberin; allein auch dies geschah nur, wie es immer in Petersburg geschieht, um glauben zu machen, man halte die Jugend zur Wirthschaftlichkeit an. Weder lernte sie selbst arbeiten dabei, noch war dem Befehlen ein tüchtiges Gehorchen vorangegangen, weshalb das Erstere eher zum Verderb des Charakters, als zur Verbesserung desselben diente; denn das Befehlen ohne vorheriges tüchtiges Gehorchen bekömmt der Menschennatur allzeit schlecht. Die junge Dame nahm ein herrisches, vornehmes Wesen an, das weit über die Lebensweise des Handwerkerstandes hinaus lag. Es fehlte bei ihr das wacker erhaltende und wacker machende Arbeiten, und Alexandra gerieth selbst in den Fehler, dessen Vorhandenseyn bei Anderen eben dazu beitrug, ihr so manche Stunde im Leben zu verbittern. Man sah sie und die Ihrigen nicht für voll und ebenbürtig an, was die Eitle schwer kränkte, und es geschah eben, weil ihr Vater doch eigentlich dem Handwerkerstande noch angehörte; dennoch fehlte es ihr an Vernunft, um selbst den rechten Weg zu wählen. Die Aeltern aber verstanden beide nichts von Erziehung; der Vater hatte sich früher den Studien in der Schule eben so ausschließlich gewidmet, als später seinem Geschäft, und hatte eigentlich fast nur über Tische und an Sonntagen mit den Seinigen zusammengelebt; er war gleichfalls nur unterrichtet, nicht häuslich erzogen worden. Unterricht aber ohne Erziehung pflegt fast immer mit höchst nachtheiligen Folgen für Charakter-Ausbildung zu seyn. Die Mutter hatte aber auch die gewöhnliche Erziehung in Rußland durch den Besuch einer Pensions-Anstalt genossen und schlug sehr natürlich denselben Weg bei ihren Kindern ein, da der Mensch bekanntlich außerordentlich an der Nachahmung hängt. Auch von dieser Seite wurde alles Heil im Wissen, im Verstandeswerk gesucht, nur darauf gesehen, daß die Aufgaben gehörig eingelernt wurden. — Wir fehlen in unserer Zeit hauptsächlich darin, daß wir uns nur Zeit zum Unterrichten und zum Brod-Erwerb nehmen oder Anderen gönnen, wobei das eigentliche „Lebenlernen" im Kreise der Familie, dieses eigentlich goldene Fundament wahren Lebensglückes, ganz außer Acht gelassen wird.

Unter hundert schönen Mädchen glauben immer neunzig: es müsse so eine Art Prinz erscheinen, um sie heimzuführen; der eigene Stand, in dem sie geboren sind, genügt ihnen nicht, und so war es bei der schönen Alexandra eben auch der Fall. Pfui! wie hätte man nur daran denken können, etwa einen tüchtigen Gesellen aus des Vaters Werkstätten zu nehmen! Schon die bloße scherzhafte Erwähnung oder Anspielung würde als höchst unanständig erklärt worden seyn. Man sah den tüchtigen Handwerker, den praktischen Arbeiter eben so tief unter sich, als den höheren Ständen der Gedanke entfernt lag, die schöne Alexandra für ebenbürtig zu erachten. Ach, die Menschen verbittern sich durch ihre Thorheiten gegenseitig das Leben, selbst wenn dies recht eigentlich im Sonnenschein da liegt!

So vergingen ein paar Jährchen wahrhaft im rauschenden Fluge unter verschiedenen Huldigungen, ausgeschmückt mit kleinen Liebschaften der oberflächlichen Art. Ein paarmaliges Begegnen auf der Newski-Perspektive oder am englischen Kai, verbunden mit allerlei Blicken, reichte hin, das Köpfchen auf Wochen völlig zu erfüllen und zu verdrehen; die im Hause verkehrenden, schon etwas näher rückenden Hofmacher empfanden dergleichen bitter; denn sobald nur ein etwas höher im Range Stehender angebissen zu haben schien, wurde der bloße Kaufmann oder Künstler lange genug geringschätzig und launisch behandelt, um die Lust zur ernstlichen Bewerbung zu unterdrücken. Was Wunder daher, wenn keine Heirat in der Zeit zu Stande kommen wollte, wo Mädchen am gesuchtesten sind! Endlich kamen die Nullen mit den Zwanzigern heran, und zugleich stellte sich denn doch einige ernsthafte Sehnsucht ein, unter die Haube zu kommen. Man schloß jetzt ein etwas festeres Bündniß mit einem jungen Kaufmann, der sogar den Vorzug hatte, eine Jugendneigung gewesen zu seyn, und Papa Müller würde sein Jawort dazu gegeben haben; denn er ist nicht der Mann dazu, um viel Freude am Besitze mannbarer Töchter im Hause zu haben; seine gesunde Praxis fühlt sehr wohl die mit den Jahren sich steigernde Kostspieligkeit solcher Artikel an Putz und Garderobe, oder um — Mitgift! Die Sachen gediehen auch wirklich so weit, daß der Anbeter die junge Dame auf gelegentlichen Promenaden öffentlich am Arm führte, und diese Galanterie wird in Petersburg allezeit für das sicherste Zeichen einer bald erfolgenden ehelichen Verbindung angesehen. Ich bin außer Stande, zu sagen, was man von der einen oder anderen Seite zuvor noch abzuwarten oder zu erreichen gedachte; allein so viel ist sicher: die Osterzeit ging vorüber, ohne eine Hochzeit im Müllerschen Hause gebracht zu haben, und Madame Müller bezog im folgenden Sommer — wie gewöhnlich — ein Landhaus am Peterhoffschen Wege, das einem Fürsten X…off gehörte, der Herrn Müller ansehnlich schuldete und von dem daher ein Theil der Besitzung willig eingeräumt wurde, weil der ansehnliche Miethzins zur Verminderung der Schuld diente. Das Hauptgebäude blieb dann immer noch zur eigenen Disposition des Fürsten, wenn es ihm beliebte, einige Tage daselbst zuzubringen. Ein Sohn des Fürsten war Capitain bei der Garde, und ganz Petersburg kannte den jungen hübschen Mann als großen Verehrer des schönen Geschlechts. Auch Alexandra durfte sich rühmen, bereits von ihm bemerkt worden zu seyn; er war einige Male wegen Bestellungen zu Herrn Müller gekommen, hatte diesen nicht daheim angetroffen, weil er zu seinen Besuchen, absichtlich und wohl überlegt, immer eine Zeit wählte, wo zu vermuthen war, daß Herr Müller nicht daheim sey, und es fand sich leicht Gelegenheit, dem schönen Mädchen einige galante Verbindlichkeiten zu sagen, die noch immer als vorzüglichste Lockspeise für verliebte Vogelsteller auf die kleinen Flatterer, genannt Mädchenherzen, erachtet worden sind. Es thut so wohl, sich gelobt und gepriesen zu sehen; es sticht dies so vortheilhaft von der prosaischen Wahrheitssagerei von Aeltern und Geschwistern ab, worin man die wahre Liebe aus Eigenliebe nicht erkennen will, und die letztere ist es eigentlich, welche den schmeichelnden Verführern so leichtes Spiel zu machen pflegt.

Später wurden seitens des jungen Fürsten stets bei Begegnungen, die man eifrig suchte, angelegentlichst gegrüßt; es wurde vor dem Hause des Herrn Müller in der glänzendsten Uniform vorbeigeritten, nicht ohne sich tief gegen ein gewisses Fenster zu verneigen, woran Alexandrine meist zu sitzen pflegte, und was der seichten Galanterieen mehr seyn mochten, bis man etwas müde wurde in Bewerbungen, die nicht ans erwünschte Ziel führen wollten. Nichts konnte dem fürstlichen Herrn Capitain daher erwünschter seyn, als der Einzug der Müllerschen Familie in das Besitzthum seines Vaters; ja, ich habe mancherlei Ursachen, zu vermuthen, daß hinter der ganzen Vermiethungsgeschichte Niemand stak, als eben der auch bürgerliche Schönheit schätzende junge Fürst. Hier auf dem Lande, wo man sich ohnedies freier bewegt, als in der Stadt, und wo nicht tausend Augen und Zungen zu fürchten sind, war nichts natürlicher, als die artige Begrüßung der Müllerschen Familie im väterlichen Hause von Seiten des Herrn Capitains. Madame Müller fand sich so geschmeichelt durch eine ganze auf einander folgende Reihe von Aufmerksamkeiten des jungen Hochvornehmen, wie Bürgerliche dies immer in ihrer verblendeten Thorheit zu seyn pflegen, und entweder erfuhr Herr Müller wenig oder nichts von den häufigen Besuchen des Capitains in seiner Abwesenheit, oder er dachte nicht genug über drohende Folgen nach, kurz, es war der junge Fürst bald beständiger Begleiter der Müllerschen Damen auf ihren Spaziergängen durch den Park. Nur eine Tante warnte in der Zeit vor dem hier und da auftauchenden Gerede, so wie vor dem mädchenjägerischen Rufe des jungen Fürsten, allein Niemand war Willens, sich dergleichen sehr zu Herzen zu nehmen. Und war denn endlich gar eine förmliche Mariage etwas so ganz außer dem Reiche des Möglichen liegendes? Herr Müller hatte Geld, woran es dem Fürsten gebrach, und dieser Punkt konnte Alles ausgleichen, meinte man heimlich bei sich selbst; was aber die Libertinage des jungen Herrn anbetraf, so vertraute man einerseits seiner eigenen Wachsamkeit, während andererseits auf die Macht der Liebe stark gepocht wurde. Es wurde ganz außer Acht gelassen, daß man unter der Regierung des galanten Alexander lebte, der es bekanntlich im Punkte einer Liebes-Intrigue bei seinem Volke nicht so streng nahm, als dies bei seinem brüderlichen Nachfolger im Regimente der Fall ist, und daß also von dieser Seite bei einem schlimmen Ausfalle wenig oder gar nicht auf Unterstützung und Hülfe zu rechnen war.

Der verliebte Instinkt des kaufmännischen Anbeters unserer schönen Alexandra witterte gar bald aus dem angenehmen fürstlichen Umgange die Schlange in seinem Liebesparadiese heraus. Da nun die junge Dame zum Ueberflusse immer kälter gegen den Bürgerlichen neben dem Fürsten wurde, so kam es endlich zu Erörterungen, die einen förmlichen Bruch zur Folge hatten. Daß hiernach der Umgang mit dem jungen Fürsten immer vertrauter wurde, versteht sich von selbst; Alexandra, die gemeint, sie werde den Fürsten am sanften Lenkseile der Liebe führen und bessern, erschien sehr bald als das am Rosenbande vornehmer Galanterie geführte Lamm, und es wird versichert, daß nur ein ganz eigener Zufall den Fall der jugendlich leichtsinnigen, von Liebe verblendeten Alexandra in die Schlingen ihres gewandten und listigen fürstlichen Nachstellers verhinderte. Jedenfalls wurde die Geschichte zum Stadtgespräch im kleinstädtischen Petersburg, und so ist nun das wohlhabende Mädchen, ungeachtet ihrer wirklichen Schönheit und ihres Talents, fast zur abgeblühten Jungfrau geworden, die der ganzen Familie nicht selten das Leben recht sehr verbittert, durch allerlei Mucken und Prätensionen, wie solche schönen Mädchen, wenn sie nicht zur rechten Zeit unter die Haube geschafft werden, eigen zu seyn pflegen. Die Eigenschaften Alexandra's, welche den geselligen Umgang mit ihr so höchst angenehm machen, gleichen in der That auf besondere Art ihrer Duschegréika, die sie aus Verweichlichung trägt und welche ihr allenthalben hinderlich seyn würde, wenn von ihr die Pflichten der deutschen Hausfrau ernstlich erfüllt oder erlernt werden sollten. Sie würde in einer Ehe, statt einer nützlichen Verwalterin, nur ein kostspieliger, Zinsen und Kapitale verzehrender Gegenstand des Luxus seyn. Was im gesellschaftlichen Leben reizt und überaus anspricht, ist sehr oft dem inneren Glücke des Familienlebens in hohem Grade hinderlich und zuwider. So gleicht das Leben unserer Vornehmen nach außen hin dem reizendsten Sommertage voller Sonnenschein und völlig ohne Dornen, die uns aus den Verhältnissen der arbeitenden Armuth grell entgegen stehen; dennoch ist es nichts als die Duschegréika eines Menschenlebens, welche wir dort bei den Reichen und Vornehmen erblicken, hinter der dem genauen Beobachter meistentheils ein moralischer Jammer sichtbar wird, welcher ihn ausrufen läßt: Gott bewahre mich vor dem Reichthum und seinen Folgen!

Ihr lieben Landsleute, die Ihr mit heftigem Verlangen nach der Lage jener Handwerkerfürsten in Rußland hinblickt und deshalb Mißverhältnisse wie Uebelstände im Vaterlande vielleicht doppelt unerträglich findet, lasset die Duschegréika nicht außer Acht! Ihr aber, die Ihr täglich mehr und mehr auf

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Donnerstag den 5. August 1847.

Italien.

Pius IX. im Kampf mit dem Ultramontanismus.

Als bald nach der Thronbesteigung Pius' IX. die ersten sicheren Nachrichten über seine liberale Gesinnung und die politischen Reformen, welche dieselbe bezeichneten, hierher gelangt waren, glaubten wir es an der Zeit, die politische und moralische Entwickelung Italiens und besonders des Kirchenstaates seit der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit in eine allgemeine historische Uebersicht zusammenzufassen, wodurch unsere Leser in den Stand gesetzt würden, die Schwierigkeiten mancherlei Art zu ermessen, die eine wirklich liberale Regierung in ihrer Thätigkeit hindern oder wenigstens beschränken mußten. Unsere Hauptabsicht, die wir auch offen auszusprechen keinen Anstand nahmen, war dabei die, auf das Unrecht aufmerksam zu machen, das man begehen würde, wenn man die erwarteten Reformen nicht mit der gehofften Energie und Schnelligkeit ausgeführt sähe, weil solche Hoffnung nur aus völliger Mißkenntniß der italiänischen Zustände und spezieller der höchst schwierigen Stellung des Papstes einer gewissen, noch immer sehr mächtigen Partei gegenüber entspringen konnte. Daß unsere Befürchtungen großentheils eingetroffen sind, haben die bisherigen Erfahrungen bewiesen, obgleich wir aufrichtig genug seyn wollen, unsererseits zu gestehen, daß wir selbst so viel, d. h. eine so bedeutende und schnelle Entwickelung von Energie und kluger Einsicht nicht erwartet hätten. Indessen bleiben doch noch immer so viel Hindernisse zu überwinden und so tief eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen, daß man sich immer noch nicht einer furchtlosen Hoffnung auf eine baldige Regeneration Italiens überlassen darf.

In ähnlicher Weise, wie wir es damals gethan, hat sich vor kurzem eine Stimme in Frankreich *) über die Stellung des Papstes ausgesprochen. Was die von dem Verfasser des unten erwähnten Artikels gleichfalls für nöthig erachtete historische Uebersicht der politischen Gestaltung des modernen Italiens betrifft, so können wir dieselbe mit Hinweisung auf das von uns Gegebene bis zu der Thronbesteigung Gregor's XVI. füglich übergehen. Bis zu diesem Punkte aber müssen wir deswegen zurückgehen, weil durch die in dieselbe Zeit fallende Juli-Revolution auch die gährenden Elemente Italiens zum Ausbruch kamen, die noch heute nicht wieder beruhigt worden sind. Vorzüglich war es die Romagna, wo die Unruhen den höchsten Grad erreichten. Die Romagna, welche sechzehn Jahre hindurch eine französische Verwaltung gehabt und mit ihr freisinnigere Ideen und Gewohnheiten angenommen hatte, mußte später den Druck des päpstlichen Regiments um so ungeduldiger ertragen. Oefters schon waren schwere Strafen über die freiheitslustigen Bewohner derselben verhängt worden, ja selbst Verurtheilungen in Masse hatten stattgefunden — so ließ z. B. Rivarola einmal 514 Individuen zugleich das Urtheil sprechen —: dennoch hatte dies abgekürzte Verfahren nur die Folge, daß der Haß gegen die Regierung noch glühender und das Verlangen nach Rache immer heftiger wurde. Die Kanonen der Juli-Tage gaben auch das Signal zum Aufstande des 4. Februar, und die Romagna begrüßte die eben gefeierte Thronbesteigung Gregor's XVI. mit wüthendem Kriegesschrei. Gregor XVI. hatte die besten Absichten, aber von nachgiebigem und schwankendem Charakter, überdies um so leichter jedem sich geltend machenden Einflusse zugänglich, als er selbst über die Ursachen der politischen Unzufriedenheit seiner Unterthanen völlig in Unwissenheit sich befand, konnte und wollte er das ihm von seinen Vorgängern überlieferte System nicht ändern. Hatte man doch bisher gelebt, warum sollte man nicht weiter so leben können? Der Insurrection war unmittelbar die Intervention Oesterreichs gefolgt, das durch die Besetzung Modena's, Parma's, Bologna's und der Romagna die ganze Bewegung wie mit einem Schlage erdrückte. Und dennoch waren die Wünsche, die man mit den Waffen in der Hand zum Schweigen gebracht, von der Art, daß selbst die Diplomaten der fünf Hauptmächte ihre Rechtmäßigkeit anerkannten, was sie dadurch zu erkennen gaben, daß sie am 31. Mai dem Kardinal Bernetti ein Memorandum zustellen ließen, in welchem sie folgende administrative und politische Reformen als absolut nothwendig für das Land darstellten: 1) die Zulassung der Laien zu öffentlichen Stellen und die Einführung einer Art hohen Rathes **) in der Hauptstadt, der aus den Abgeordneten der Provinzen bestehen sollte; 2) die Annahme eines Prinzips der Volkswahl zur Bildung von Provinzialständen. Anfangs schien zwar die römische Regierung nicht abgeneigt, diesen Rathschlägen zu folgen, wenigstens gab der Kardinal Bernetti ein derartiges Versprechen, das aber bald — wie man behauptet, auf Veranlassung Oesterreichs, das die Ursachen der Unzufriedenheit in seinem eigenen Interesse nicht so bald gehoben wünschte — vergessen wurde. Ja, es erschienen Edikte, die einen ganz anderen Geist athmeten, da sie die Absetzbarkeit der Richter, die Ausdehnung der Episkopal-Gerichtsbarkeit auf die Laien und andere mittelalterliche Einrichtungen heiligten. Petitionen und zahlreiche Deputationen kamen nach Rom, um die Protestation der Provinzen gegen diese Edikte auszusprechen; man antwortete darauf durch die Absendung eines bedeutenden Truppen-Corps. Wieder brachen zu Forli, Cesena und in der Romagna Unruhen aus, und wieder hatten diese Unruhen zur Folge, daß die Romagna von österreichischen Regimentern überschwemmt wurde.

Seit dieser Zeit wurde die Ruhe in den Provinzen der Romagna bis zum Tode Gregor's XVI. keinen Augenblick wiederhergestellt. Die Unruhen von 1843 und der Aufstand von Rimini waren nur gleichsam einzelne hervortretende Symptome des fortdauernden tiefen Leidens des unglücklichen Landes; und sehr bezeichnend ist es, daß die Forderungen, welche die „Aufrührer" an die Regierung stellten, fast wörtlich mit jenen seitens der fünf Hauptmächte an sie erlassenen Reform-Vorschlägen übereinstimmten, die ja damals die Regierung als zeitgemäß anerkannt hatte. Es waren besonders zwölf Forderungen, deren letzte, die ganze Bewegung am besten charakterisirende, folgendermaßen lautete: Die Regierung möchte jenen Weg des Fortschritts in socialer und politischer Beziehung betreten, der von dem Geiste des Zeitalters verlangt werde und von den übrigen europäischen Staaten bereits vorgezeichnet sey. Nur ein Unrecht hatten die solche Wünsche aussprechenden Männer, nämlich daß sie dieselben mit den Waffen in der Hand laut werden ließen. Die Folge davon aber war eine doppelt traurige; denn nicht nur daß sie die österreichischen Regimenter abermals über die Gränze riefen, sie erlitten auch dadurch einen bedeutenden Verlust in der öffentlichen Meinung, welche, leicht getäuscht, sie mit den letzten Ueberbleibseln der Carbonari verwechselte.

Ein anderes, weit schwerer in die Waagschale fallendes Unrecht aber lud die Regierung auf sich, indem sie, gerechten Forderungen den päpstlichen Fluch entgegenschleudernd, der permanenten Revolution gegenüber das System einer permanenten Unbeweglichkeit befolgte und zum Prinzip erhob. Damals war es, als einer der ausgezeichnetsten Männer Italiens, ein Mann, dessen Wort um so weniger verdächtig seyn kann, als er mit einer tiefen Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes die aufrichtigste Liebe zum Katholizismus verband, der Marquis Gino Capponi, einen Artikel in der Gazetta italiana drucken ließ, worin sich unter Anderem auch die Worte finden: „Die römische Regierung hat sich der Nation völlig entfremdet und kann, durch eigene Schuld geschwächt, aus Mangel an Geld und Kredit, weder ihre eigenen Anhänger unterstützen und die Schweizer bezahlen, noch ein Defizit vermeiden, das von Jahr zu Jahr drohender wird .... Die Regierung ist in ihrem gegenwärtigen Zustande außer Stande, den Staat zu regieren, weil sie sich dahin gebracht hat, jede Reform als solche zu fürchten und jeden Fortschritt zu unterdrücken, wenn sie sich nicht selbst stürzen will." — Dahin also hatte das in den Ministern Gregor's XVI. personifizirte System des Absolutismus den päpstlichen Staat gebracht, als Pius IX. dem Lande geschenkt wurde, dem er mit der Amnestie in der Hand entgegentrat.

Der Kardinal Lambruschini hatte während der langen Dauer seines Ministeriums die vorzüglichsten Staatsstellen mit seinen Kreaturen besetzt, so daß mit geringen Ausnahmen die sämmtlichen Würdenträger der Kirche von seinem Geiste durchdrungen waren und seinen politischen Ansichten dienten. Die Anhänger des Systems, gegen das die ersten Schritte Pius' IX. gerichtet waren, hatten also die Richterstühle, die Sitze im hohen Staatsrath und Verwaltungsstellen inne. Welches Verfahren sollte er in den ersten Tagen seiner Regierung beobachten? Konnte er mit einem Male Alles, was sich seinen Reform-Ideen entgegenstellte, entfernen und reinen Tisch machen, um die Stellen nach seiner Wahl zu besetzen? Aber woher gleich die Männer finden, die zu diesen wichtigen Posten geeignet waren? Die in den Gang der Geschäfte eingeweiht waren, gehörten sämmtlich der alten Schule an. Mußte sich andererseits nicht auch der Papst vor dem Scheine eines Parteihauptes hüten? Zwischen diesen Klippen hat es Pius verstanden, den richtigsten, weil vorsichtigsten Weg einzuschlagen, indem er zwar einige Männer von liberaler Gesinnung an seinen

*) In einem Artikel des Juli-Heftes der Revue Nouvelle, betitelt: Les Etats Romains depuis 1815. Der Verfasser hat sich nicht genannt.

**) Uno stabilimento centrale à Roma, a cui, come a corte suprema, vengano commessi tutti i rami dell' amministrazione civile e militare.

Hof berief, ohne indessen den größten Theil der alten Beamten ihrer Plätze zu berauben. Man kann sich schwer einen richtigen Begriff von der Menge und Größe der Hindernisse machen, die dem Papste entgegentraten: das Amnestie-Dekret wurde durch eine mächtige Gegenpartei bekämpft; unzählige Intriguen begannen ihr Spiel, um wenigstens die große Ausdehnung desselben zu beschränken, und der Festigkeit des Pontifex allein war es zu danken, daß es in der bekannten Weise promulgirt wurde; in den Provinzen fehlte es nicht an Leuten, die Allarm schlugen; an einigen Orten mußten die Edikte förmlich den Händen der Gouverneure entrissen werden, damit sie zum Anschlag gelangten. Vor wenigen Monaten noch entdeckte der Kardinal Gizzi, daß Befehle aus dem Staats-Sekretariat erlassen wurden, die den seinigen geradezu entgegengesetzt waren. — Man fing eine geheime Korrespondenz zwischen dem Legaten von Ancona und den österreichischen Behörden auf, worin es sich darum handelte, die enthusiastischen Demonstrationen der Einwohner zu Gunsten Pius' IX. zur Erregung eines Tumultes zu benutzen, der sie der römischen Regierung verdächtig machen könnte. — Zu Bologna, Faenza und in anderen Städten reizte man das Volk zu einem Angriff auf die Schweizer an, um seitens des Papstes strenge Maßregeln gegen sie hervorzurufen: kurz, man wandte Alles an, um die Glorie, mit der Pius seine dreifache Krone durch Erlassung des Amnestie-Edikts geschmückt hatte, auszulöschen. — Die Legaten von Bologna, Perugia, Rieti und Ascoli sprachen sich offen gegen die Art aus, in der Pius aufgetreten war; sie mußten abberufen werden. — Da versuchte man es, durch Furcht auf ihn einzuwirken: Geheime Gesellschaften sollten sich, besonders in der Romagna, aus den an der Amnestie Theil habenden Liberalen, die man als Mörder und Aufrührer bezeichnete, gebildet haben. — Ehrenwerthe Prediger verbargen nicht ihre Furcht, „daß Pius IX. ein Feind des Glaubens sey", und forderten die Gläubigen auf, „für seine Bekehrung zu beten". Zu Ancona rief ein überallhin verstreutes Blatt das Volk zur „Vertheidigung der Religion" auf, und zu Pesaro und Urbino fand man folgende erbauliche Anschläge:

„Geliebte Brüder! Mastai, der eingedrungene Papst, bedroht den Glauben. Er gehört zum jungen Italien; also Wachsamkeit, Klugheit und Muth! Und wenn Ihr Herz habt, so wird die Religion triumphiren, denn der Himmel steht uns bei. Pesaro, den 10. September 1846."

Wie Pius IX. auf diese Verschwörung von Albernheit und Treulosigkeit antwortete, ist bekannt: Er ließ die Verbannten der Romagna vor sich erscheinen, besprach mit ihnen ihre Forderungen, berief sie zu öffentlichen Stellen; und als er bald darauf die zu seinen Ehren in Bologna, Faenza und Pesaro veranstalteten Feierlichkeiten erfuhr, sagte er: „Das ist also das Volk, das man mir als unzähmbar geschildert!" — Er führte die Eisenbahnen in seinen Staaten ein, ordnete eine Revision des Strafgesetzbuches an, schaffte die privilegirten Tribunale ab, dekretirte die Redaction der Verwaltungs-Statistik, erlaubte die Gründung neuer Journale und die Veröffentlichung von Abhandlungen über die Reorganisation der Polizei, der Staatsbauten, des Volks-Unterrichts und die Reform des Gerichtswesens; kurz, er gab durch seine Worte und Thaten der Entwickelung des Volksgeistes Raum und Nahrung, ermuthigte ihn, seine rechtmäßigen Forderungen auszusprechen, und verkündete laut, daß er von diesem Wege des Heils keinen Schritt abweichen würde.

Unsere Absicht ist keinesweges, hier eine ausführliche Schilderung der von Pius IX. ausgeführten Reformen zu geben; im Gegentheil wollten wir nur durch das Bisherige darauf hinweisen, welche Stellung er beim Beginn seiner Laufbahn genommen und bis jetzt behauptet hat, in Gegenwart der oft bezeichneten Partei. Täusche man sich indessen nicht über die Macht der letzteren. Eine Partei, die ihre Wurzeln tief in die Vergangenheit geschlagen hat, furchtbar durch ihre Hülfsquellen und stolz auf ihre Siege ist, eine solche Partei bekennt sich nicht so leicht für den besiegten Theil und giebt nicht in einem Tage die Herrschaft von zwanzig Jahren auf. Sie lebt, sie bewegt sich, sie handelt, und nur zu oft zwingt sie die neue Macht, mit ihr zu unterhandeln. Ihr Einfluß offenbart sich fast in jedem Moment. Nur vor kurzem und in demselben Augenblick, als der Papst eine Kommission zur Besserung des Looses der Juden ernannte, bewirkte sie gerade gegen die Juden durch das Organ eines Tribunals ein barbarisches Unterdrückungs-Dekret. — Die Bestimmungen über die Ein- und Ausfuhr des Getraides, Bestimmungen, die durch eine lebendige Sorge um das Volkswohl eingegeben waren, wurden zweimal in zwei Monaten in entgegengesetztem Sinne abgeändert. — Die überall gewünschte Einführung der Bürgergarde ist einigen Städten gewährt, anderen versagt worden, Letzteres ohne erdenkliche Gründe. — Diese und tausend andere Thatsachen sprechen laut genug, daß der Widerstand gegen die Thätigkeit Pius' IX. auch jetzt noch dauernd und tief ist; er äußert sich nicht in einzelnen krampfhaften Bewegungen, wie die ohnmächtigen Anstrengungen einer mit dem Tode ringenden Macht, sondern bewahrt, wie Alles, was kräftig ist, die Ruhe der Ausdauer, und bewirkt gerade dadurch desto größere Hindernisse.

Das römische Volk jedoch täuscht sich nicht über den Zustand der Dinge; und wenn es sich um Pius IX. schaart und sein Jubelruf den Pontifex auf seinem Wege empfängt, so enthält dieses Freudengeschrei nicht nur ein Zeugniß der glühenden Verehrung und des herzlichsten Dankes für den geliebten Vater, sondern auch eine Verhöhnung des Feindes. — Die Intriguen kreuzen sich, und das Volk sagt: Ich bin da. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Anekdote mitzutheilen, die den besten Beweis der innigen Sympathie des römischen Volkes für den Papst giebt: Vor einigen Monaten verbreitete sich in Rom das Gerücht, der Papst sey krank. Sofort sandten die Transteveriner Einige aus ihrer Mitte nach dem päpstlichen Palast ab, um sich von seinem Befinden durch den Augenschein zu überzeugen. Als man ihnen die Antwort giebt, daß der heilige Vater vom Geschäften ermüdet … sprechen sey, werden ihre Bitten, sie vorzulassen, nur dringender, … halb mit Gewalt in das Zimmer des Papstes bringen. Sie … seinen Füßen, indem sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen aufmerks… ten. Auf die Frage des Papstes, was der Gegenstand ihrer S… antworten sie nur dadurch, daß sie ihn von neuem betrachten und … dem sie ihn noch um seinen Segen gefleht, sich entfernen, um ihn… gern die Nachricht zu bringen, wie sie Pius IX. gefunden haben. — … Mauern von Bologna fand man eines Tages einen Anschlag … Worten: „Tod den Feinden Pius' IX.! Gott hat ihn uns gegeb… dem, der ihn berühret!"

Wie groß übrigens auch die Macht der Partei des Rückschritts … so wollen wir uns nicht durch übertriebene Schrecknisse einschü… Wir verheimlichen uns zwar die schwierige Stellung Pius' IX. … wir wissen wohl, daß er fast allein steht, allein, nicht der … dem Willen nach — da ja Italien ihn in den ersten Tagen … wie einen Befreier begrüßt hat — sondern in der Thätigkeit … Denn wenig erleuchtete Männer stehen ihm zur Seite; er he… ohnmächtige oder widerspenstige Elemente zu gebieten. Das … bekämpft ihn, und die constitutionellen Regierungen scheinen … weges entschlossen, den Einfluß der österreichischen Politik … Alles das ist wahr. — Zugleich aber sehen wir auch den … lismus, deren lebendiger Ausdruck er ist, im schnellsten … der kräftigsten Entwickelung begriffen; wir sehen den König … und den Großherzog von Toskana ihm hülfreiche Hand bieten; … die ganze Christenheit seinen Reformen Beifall spenden und in ihm … erkennen, der vom Himmel die erhabene Sendung erhalten hat, … des Glücks und der Freiheit über das unglückliche Italien … Und das sind Gründe genug, um uns über die Erfolge der … jener Partei zu beruhigen.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

IV. Lord Palmerston.*)

In einer vor wenigen Jahren im Unterhause stattgefundenen … erregte Sir Robert Peel große Heiterkeit durch die Bemerkung, … Palmerston „ein reiner alter Whig" genannt worden sey. … fühlte, daß diese Phrase etwas Zweideutiges hatte. Dieselbe konnte für … ironische Anspielung darauf genommen werden, daß der Lord damal… dem Unterhause mit demjenigen prahlte, was er „Whiggistische Grun… nannte, — Grundsätze, an welchen er zu jener Zeit hartnäckig festhie… die er mit dem in Neubekehrten sprüchwörtlichen Eifer vertheidigte. … Baronet konnte auch, von demselben Geist des Spottes getrieben, … gewichtige Autorität hinzuweisen beabsichtigt haben, welche der Lord … inneren Wahrheit, die in den fraglichen Grundsätzen seyn mochte, … Vertheidigung derselben hinzubrachte; denn da er Gelegenheit geh… die Meinungen einer anderen politischen Partei, deren Mitglied er … gewesen war, gehörig zu prüfen, so konnte seine Vorliebe für „… Grundsätze" als eine Folge wohlbegründeter Ueberzeugung betrachte… Es war aber noch ein anderer Sinn möglich, in welchem der … der jene Phrase eingab, dieselbe auf den Lord anwenden … mochte.

Die sechzigjährige Jugendlichkeit Lord Palmerston's ist … stand vieler gutgelaunter Spötterei gewesen. Die Zeitungen … etwas schale Späße über den Lord enthalten, weil es ihnen … zunehmen, daß er mehr als die meisten Menschen den Grazien … Palmerston ist jedoch sowohl wegen seiner Talente als wegen … rakters zu achtungswerth, als daß solcher harmloser … könnte, besonders da dieser auf einem Irrthum beruht. … diesen Punkt hier gar nicht berührt haben, stieße der Lord … nicht in seinem Aeußeren, wenigstens in Bezug auf seinen … der gewöhnlichen Naturgesetze um. Obgleich er nämlich von … an, in der einen oder der anderen Eigenschaft, vor dem Publikum … rend des größeren Theiles der Zeit im Dienst des Staats gestanden … ist er doch erst spät als Staatsmann und als Redner bedeutend … Vielleicht hat eine aus seiner Leibesbeschaffenheit entspringende Ind… Erscheinung bewirkt; doch verbietet die rastlose Thätigkeit, die er … späteren ministeriellen Laufbahn entwickelt hat, beinahe diese Annahm… dererseits könnte man vielleicht meinen, jene Erscheinung habe ihren … darin, daß er nicht gewünscht habe, sich der Beachtung des Publikum… zudrängen, so lange er noch eine vergleichungsweise untergeordnete S… im Parlament oder in der Verwaltung einnahm. Ein Blick in die … Hansard's Namen herausgegebenen Parlaments-Verhandlungen (P… mentary Journals) würde indeß zeigen, daß zu keiner Zeit der Lord an … charakteristischen Neigung, sich vorzudrängen, Mangel litt, obgleich … Anstrengungen im Parlament viele Jahre lang ihn von der Masse gew… licher Redner kaum unterschieden. Gleich der Aloeblüthe, ist die parla… tarische Frucht seines Geistes, obgleich sehr verzögert, doch wunderbar. … der That giebt es wenig Menschen, die, nachdem sie ihre Jugend und …

*) Vgl. Nr. 71 des Magazins.

Mannesalter in Apathie oder höchstens in dauernder Mittelmäßigkeit hingebracht haben, — lange nachdem die mittlere Zeit ihres Lebens hinter ihnen liegt und das Feuer des Geistes fast gänzlich in ihnen erloschen zu seyn scheinen möchte, — gerade im Augenblick des Verscheidens, gleich der heiligen Flamme des Feueranbeters, auflodern. In dieser Beziehung, wie in vielen anderen, ist Lord Palmerston fähig, Einen in Verlegenheit zu setzen. Er hat da begonnen, wo die meisten Menschen enden. Von der Göttin des Ruhmes übergangen und vergessen, hält er sie plötzlich in ihrem Fluge auf und zwingt sie, seinen Namen zu verkündigen. Nicht einmal als Staatsmann anerkannt, als Redner unbeachtet, war er im Unterhause beinahe wohl der Letzte, von welchem man erwartet hätte, daß er jemals mit Lord John Russell in der Leitung der Whig-Partei wetteifern werde. Plötzlich aber, ohne sichtbare Ursache, ohne daß entdeckt wurde, er sey in den Besitz des Elixirs des Lebens gekommen, setzte er seine Zeitgenossen in Erstaunen durch Entwickelung einer Kraft des Geistes, welche weder seine Jugend noch die mittlere Zeit seines Lebens offenbart hatten; den Veteranen und den jungen hitzigen Parlaments-Mitgliedern ähnlich, trat er in die Schranken, indem er sich in der Kunst des Debattirens, die er bis dahin mit so langsamer Eile getrieben hatte, als wahren Meister erwies und sich beinahe zu gleicher Höhe selbst mit den am besten Sprechenden erhob, ja zuletzt sogar mit Lord Lyndhurst selber in der Geschicklichkeit und in der Macht wetteiferte, mit welcher er die gewöhnlichen Partei-Waffen zur Belästigung seiner Feinde gebrauchte. Die Frische, die Hitze, sogar die Raschheit der Jugend waren in ihm höchst seltsamer Weise mit dem Ansehen und der Erfahrung eines vorgerückteren Alters vereinigt. Als Lord Palmerston, nachdem er vorsätzlich seine Talente so lange verborgen hatte, zum ersten Mal fast wie ein Redner ersten Ranges auf die leitenden Männer des Unterhauses losdonnerte, kostete es ihnen einige Zeit, ehe sie dies für möglich hielten; allmälig wich aber ihre Ungläubigkeit den Beweisen seiner Fähigkeit und Thätigkeit, und sie gestehen jetzt zu ihrer äußersten Verwunderung den Irrthum ein, in welchem sie sich während so vieler Jahre über ihn befunden haben. Wie gewisse Krankheiten, war Lord Palmerston's rednerisches und staatsmännisches Talent chronisch; es bedurfte der Zeit zu seiner Entwickelung.

Wenn man Alles in Betracht zieht, ist Lord Palmerston unter den whiggistischen Leitern des Unterhauses vielleicht derjenige, welcher am besten debattirt. In den verschiedenen Eigenschaften, die in ihrer Vereinigung einen Mann zum Redner machen, wird er von Vielen seiner Zeitgenossen übertroffen. Lord John Russell zeigt mehr Takt, mehr vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte der Parteien — (nicht mit den gegenwärtigen Parteien; denn in dieser Kenntniß kommt unter den Lebenden Niemand Lord Palmerston gleich, da er seit Menschengedenken ein Mitglied fast jeder Regierung gewesen ist), — größere Kunst im Zuspitzen von Anspielungen auf die politischen Irrthümer seiner Gegner und zugleich mehr Schlauheit in der Benutzung seiner parlamentarischen Stellung. In der Beredsamkeit wird Lord Palmerston, sowohl rücksichtlich der Gedanken wie des Vortrags, von Herrn Sheil und Herrn Macaulay übertroffen. In Bezug auf Richtigkeit und Kraft der Beweisführung kann er den Vergleich mit Herrn Cobden, oder mit dem Grafen Grey (wenn dieser seinen Fähigkeiten ihr Recht widerfahren läßt), oder selbst mit Herrn Charles Buller nicht aushalten. Dennoch würde Niemand auch nur einen Augenblick Bedenken tragen, Lord Palmerston unter diejenigen Mitglieder des Unterhauses zu rechnen, welche am besten zu sprechen wissen, und einzugestehen, daß ihm das Anhören einer der Reden dieses bedeutenden Mannes in ihrer Art eben so viel Vergnügen gewährt habe, als wenn er den glänzendsten rednerischen Anstrengungen Macaulay's, oder den geistaufregendsten Sheil's, oder den geschicktesten und befriedigendsten Lord John Russell's beigewohnt hätte. Diejenige Eigenthümlichkeit Lord Palmerston's, welche ihm die besondere Macht verleiht, durch das Ganze einer Rede zu bezaubern, deren einzelne Theile bei einer kritischen Analyse zu gefallen nicht geeignet scheinen, — diese Eigenthümlichkeit besteht in dem ihn durchgängig erfüllenden herzhaften Geist der Parteigängerschaft, der nicht boshaft, oder ärgerlich, oder gemein, — wie bei den meisten eifrigen Verfechtern eingewurzelter Meinungen, — sondern frei, männlich, offenherzig und unverstellt in dem Grade ist, daß er fast einen scherzhaften Charakter annimmt, als ob die Behandlung der Staats-Angelegenheiten im Parlament nur ein Zeitvertreib, eine Art Erholung von den schwereren Sorgen und Arbeiten der Verwaltung oder des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens wäre, in welchem alle Menschen gleichsam durch eine den Spielgesetzen entsprechende gegenseitige Uebereinkunft verbunden sind, ihre Kräfte aufs äußerste anzustrengen, um einander zu übertreffen oder zu überwältigen und dadurch die Auszeichnung und den Beifall zu erringen, welche der Lohn des Erfolges sind.

Jene eben angegebene Eigenthümlichkeit müssen wir immer vor Augen haben, wenn wir uns eine richtige Meinung über Lord Palmerston bilden wollen. Er faßt politische Fragen im Parlament mit wahrhaft richterlichem Sinne auf, aber auch mit Etwas von jenem Interesse, welches ein Anwalt nicht sowohl für das Schicksal seines Klienten als für den Erfolg seiner eigenen Anstrengungen fühlt. Lord Palmerston scheint die Wichtigkeit „Whiggistischer Grundsätze" in einem geringeren Grade zu fühlen, als den Vortheil eines Triumphes für die Whig-Partei und für ihn selber in seiner Eigenschaft eines Mitgliedes dieser Partei. Hierin unterscheidet er sich von Lord John Russell, welcher den Partei-Gefühlen nur insoweit folgt, als dieselben mit den Grundsätzen übereinstimmen, von welchen er sich leiten lassen zu müssen glaubt. Wenn Lord Palmerston unter den Leitern der Whigs in beiden Häusern einer der bereitwilligsten, leutseligsten und geschicktesten ist, so scheint er auch einer der am wenigsten vom ernsten, innerlichen Eifer erfüllten zu seyn. Seine Politik ist wie eine Kleidung, die er trägt, weil sie ihm am besten zu stehen scheint. So weit es möglich ist, die zuweilen Jahre lang unter einem Haufen fast nothwendiger Täuschungen verborgenen Beweggründe zu ahnen, von denen Staatsmänner geleitet werden, scheint dies die vorherrschende Richtung des politischen Charakters Lord Palmerston's zu seyn. Nur bei Einem Gegenstande geräth er stets entsetzlich in Eifer, — bei der Anpreisung seiner auswärtigen Politik. Wie künstlich auch immer bei anderen Fragen seine Sachwaltung seyn mag, — wie sehr er auch, wenn er entschlossen ist, eine gute Partei-Rede zu halten, sich selber aus der Mattigkeit heraussporнen muß, welche der gewöhnliche Zustand seines Körpers, wenngleich nicht seines Geistes, zu seyn scheint, so bedarf seine Energie doch einer solchen Nachhülfe gar nicht, wenn die Thaten des Viscount Palmerston, zeitweiligen königlichen Staats-Secretairs für die auswärtigen Angelegenheiten Englands, in Erwägung kommen. Davon jedoch nachher mehr.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Die Gothen, welche sich der maurischen Herrschaft nicht fügen wollten, hatten sich in die Gebirge des Nordens zurückgezogen und begannen sogleich, von hier aus rückwirkend, den Kampf gegen die Ungläubigen, denen sie allmälig immer mehr Boden abgewannen, bis endlich nach mehr als siebenhundertjährigem Ringen (1492) die letzte Burg, Granada, fiel. Ein Nachkomme des gothischen Königs Reccesvinth, der in den alten Liedern gefeierte Pelayo, behauptete sich in Asturien, ein ebenfalls demselben Könige verwandter Herzog Peter in Biskaya. Karl der Große war durch den Unterstatthalter von Saragossa gegen einen anderen maurischen Fürsten um Hülfe angerufen worden. Er folgte der Aufforderung, das Werk seines Großvaters und Vaters fortzusetzen, und eroberte das Land bis an den Ebro. Der gewonnene Landstrich ward unter dem Namen der spanischen Mark zum fränkischen Reiche geschlagen, gelangte aber bald unter eigenen Grafen, unter denen die von Barcelona sich besonders hervorthaten, zu großer Unabhängigkeit, bis mit der Thronbesteigung Hugo Capet's (987) die fast nur dem Namen nach vorhandene Vasallenschaft gänzlich aufhörte. Diese Mark ward durch ihre Lage und durch die Gesinnung ihrer Beherrscher ein wichtiger Heerd mittelalterlicher Bildung, wo spanische, fränkische, arabische und jüdische Einflüsse sich begegneten. Mehrere der großen Gedichte des karolingischen und des bretonischen Sagenkreises, obgleich sie in der spanischen Literatur selbst nur spät und theilweise oder auch gar nicht erscheinen, deuten auf Ursprung oder Bereicherungen aus jenen Gegenden. Von jenen drei Landschaften aus entwickelte sich die Gründung neuer christlichen Staaten. Schon im 9. Jahrhundert drang Alfons II., ein Nachfolger Peter's und Pelayo's, bis an den Tajo vor. Zu Anfang des 11ten Jahrhunderts waren die Eroberungen so weit gediehen, daß, nachdem Sancho Mayor sein Reich unter seine Söhne getheilt hatte, schon vier christliche Königreiche auf der Halbinsel sich herausbildeten: Catalonien, Aragonien, Navarra und das von seinen vielen Gränzburgen so benannte Castilien.

Bei dem geistigen und materiellen Uebergewichte der Araber konnte es nicht fehlen, daß auch die unter ihnen lebenden Spanier ganz in den Kreis ihrer Bildung hineingezogen wurden. Dies ging so weit, daß einzelne spanische Ortschaften ihre Muttersprache vollkommen vergaßen, und daß die Bibel zum Gebrauche spanischer Christen ins Arabische übersetzt werden mußte. Neben den erbittertsten Kämpfen bestand zwischen den Muhammedanern und den Christen ein freundlicher, Bildung und Gesittung vermittelnder Verkehr. Die Araber empfanden den Einfluß abendländischen Lebens, der sich namentlich in Ritterthum und Frauen-Verehrung geltend machte. Den Spaniern kamen auswärtige Bildungs-Elemente von zwei Seiten. Der Zusammenhang mit der morgenländischen Welt war ein stetiger und unmittelbarer, durch das Nebeneinanderleben auf derselben Scholle und das Bedürfniß arabischer Kunst-Erzeugnisse herbeigeführter; die Verbindung mit der Errungenschaft des christlichen Europa's vermittelten Ritter und Mönche. Ritter kamen in bedeutender Zahl aus England und besonders aus Frankreich, um an dem Kampfe gegen die Mauren Theil zu nehmen und bei der Untheilbarkeit der französischen Lehne als nachgeborene Söhne sich in neuer Heimat dauernde Wohnsitze zu erwerben.*) Sie unterstützten vornehmlich die castilischen Könige bei ihren Unternehmungen in den galicischen Ländern. So ward z. B. ein burgundischer Graf, Heinrich von Besançon, zu Ausgang des 11. Jahrhunderts Schwiegersohn Königs Alfons VI. von Castilien und Stifter des ersten portugiesischen Königshauses. Unter den Mönchen behaupteten den größten Einfluß die Benediktiner, und namentlich ist die große Bedeutung des Klosters Clugny hervorzuheben, dessen Abt die Aufsicht über viele hundert Klöster von Deutschland bis nach Spanien hinein führte, wodurch ein umfassendes Band reichen und ersprießlichen Verkehres gegeben war.**) In den eroberten Landestheilen gestaltete sich eine Ordnung der Verhältnisse, die, zumal im castilischen Reiche, der Hauptsache nach auf westgothischen Grundlagen beruhte, aber durch Ein-

*) Leo Universalgeschichte II. [illegible] ff.

**) Essai historique sur l'abbaye de Cluny par M. P. Lorain, doyen de la faculté de droit de Dijon. (Dijon, [illegible].) 8.

schreiten, bis er alle Mittel der Ueberredung erschöpft hatte. Ein zweites Mal ließ er den Insurgenten Vorstellungen machen; da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, so versuchte er durch die Stimme der Religion auf sie zu wirken. Der Metropolit Seraphim, ein siebenzigjähriger Greis, erschien das Kreuz in der Hand und von der Geistlichkeit umgeben auf dem Kampfplatz. Doch der Russe, selbst aus der niederen Klasse, obwohl in blinder Anhänglichkeit dem Glauben seiner Väter ergeben, hat nur wenig Achtung gegen die Diener der Religion, die ihm im Allgemeinen keineswegs als Muster dienen können. Die Erscheinung des Oberhirten verfehlte daher ihre Wirkung; als er sprechen wollte, ward die Trommel gerührt — man stieß ihn zurück, verspottete seine grauen Haare und rieth ihm, sich nicht in Sachen einzumischen, die ihn nichts angingen. Eiligst zog sich der Metropolit mit seinen Begleitern zurück.

„Blaß, niedergeschlagen, aber stets furchtlos und überall gegenwärtig, entschloß sich der Kaiser endlich zu entscheidenden Maßregeln, die um so nothwendiger wurden, als sich die Hefe des Volks den Aufrührern anzuschließen begann. Er ließ sie von mehreren Seiten angreifen, während die Kavallerie sich gegen die Fronte des von ihnen gebildeten Quarré's bewegte, welches unterdessen eine Menge Leute aufgenommen hatte, die aus vollem Halse: Es lebe Konstantin! riefen. Das Regiment der Garde zu Pferde und die Chevalier-Garden führten die Charge aus, die jedoch mißlang; vielleicht entsprach der gute Wille der Truppen nicht dem Eifer der Befehlshaber. Die Insurgenten leisteten energischen Widerstand; der Fürst Tschepin-Rostovskji kommandirte zuerst: Feuer! und einige Minuten lang ertönte der Platz von Musketensalven. Kachovskji, der Mörder des unglücklichen Miloradowitsch, tödtete auch den Obersten Stürler, einen braven Schweizer, der das Regiment der Garde-Grenadiere befehligte, und warf dann, wie von Reue befallen, sein Pistol zur Erde. Wilhelm Küchelbecker richtete seine Waffe gegen den Großfürsten Michael und hätte ihn ohne Zweifel erlegt, wenn die Garde-Matrosen, von einer solchen Kühnheit erschreckt, ihm nicht in den Arm gefallen wären. Dann zielte er auf den General Woinov, aber zum Glück versagte das Pistol, welches einige Zeit im Schnee gelegen hatte. Seinerseits suchte Jakubowitsch, den Dolch in der Hand, den Kaiser, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Der Widerstand hatte schon mehrere Stunden gedauert, als man bei Anbruch der Nacht, die in dieser Jahreszeit schon vor 4 Uhr eintritt, Kanonen auffahren ließ. Mehrere Feldstücke wurden längs dem Boulevard der Admiralität aufgeführt und mit Kartätschen geladen, nachdem man noch einen letzten Friedensversuch gemacht hatte, der wie die früheren ohne Erfolg blieb. Man bewegte auf Befehl des Kaisers die brennenden Lunten in der Luft, um die Rebellen einzuschüchtern; endlich feuerte man den ersten Schuß ab, der aber, mit Willen schlecht gerichtet, nur wenig Schaden that. Die Aufrührer spotteten darüber und erneuerten ihr Hurrahgeschrei. Es wird versichert, daß die Artilleristen eine zweifelhafte Stimmung zeigten, und daß der Großfürst Michael einem Soldaten die Lunte aus der Hand riß und die erste Kanone abfeuerte. Dieser Prinz hatte, ungeachtet der Ermüdung einer langen Reise, seinen Bruder nicht einen Augenblick verlassen und gab gleich ihm Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit.

„Zuletzt ward das Feuer ernsthaft und die Kartätschen richteten ein furchtbares Gemetzel an. Indessen wurden nicht mehr als ein Dutzend Schüsse gethan. „Bei der zweiten Salve", sagt der amtliche Bericht, „stob der ganze Haufe aus einander und wurde von den Chevalier-Garden zu Pferde nach Wassili-Ostrov (einer Insel jenseits der Newa), längs dem englischen Quai und durch die Galeerenstraße verfolgt, wo man den Flüchtlingen den Rückzug abschnitt. Mehr als 500 wurden sogleich aufgegriffen, die übrigen zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten in die Häuser und auf das gefrorne Bette der Newa." Mehrere von ihnen drangen in ein unweit des Senatsplatzes gelegenes Haus ein, wurden aber dort umzingelt und gefangen; Andere, vom Kartätschenfeuer erreicht, bedeckten die Straßen mit ihren Körpern; noch Andere fanden eine Zuflucht in den entlegenen Spelunken, welche den Dieben als Schlupfwinkel dienen. Endlich wurden etwa 150 Individuen während der Nacht verhaftet, unter denen sich mehrere von den Rädelsführern befanden; Einige ergaben sich freiwillig. Die Marine-Soldaten und Leib-Grenadiere kehrten truppenweise in ihre Kasernen zurück, indem sie die Gnade des Kaisers anflehten. Uebrigens hat man die Anzahl der Schlachtopfer nie genau erfahren können, da die Leichen in der Eil unter die dicke Eisrinde geworfen wurden, welche die Newa während vier bis fünf Monate im Jahre bedeckt. Die mäßigsten Angaben sprechen von 200 Todten, wozu noch 700—800 Gefangene kamen. Viele Leute aus dem Volke, die blos als Neugierige zugegen waren oder vielleicht auf eine Gelegenheit zum Plündern warteten, fanden in dem Kartätschenhagel ihren Tod.

„Unterdessen harrte die Kaiserin, von den vornehmsten Damen der Stadt umgeben, mit Zittern auf den Ausgang des Kampfes, bei dem die Krone und das Leben ihres Gemahls auf dem Spiele stand. In dem Augenblick, wo er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, das Feuer gegen die Rebellen zu eröffnen, hatte Nikolaus eine Botschaft an die Kaiserin gesandt, um sie davon zu benachrichtigen, da er die Wirkung des Kanonendonners auf ihre Nerven fürchtete. Als das Schießen begann, warf sich Alexandra in Thränen gebadet auf die Kniee und blieb so lange in Gebet versunken, bis man ihr die Kunde brachte, daß der Aufruhr zu Ende sey. Vor sechs Uhr war der Kaiser in ihren Armen; eine einzige Pflicht hatte ihn noch zurückgehalten. — nach Wiederherstellung der Ruhe war er zum erlauchtesten Schlachtopfer dieses verhängnißvollen Tages, dem Grafen Miloradowitsch, geeilt, der nur wenige Augenblicke zu leben hatte. Der Kaiser empfing seine letzten Wünsche und versprach, sie pünktlich zu erfüllen.

„Noch ganz bewegt, erschien er im Palast. Man kann sich die rührende Scene denken, die bei seiner Rückkehr stattfand, und mit welcher Mischung süßer und bitterer Gefühle die Gatten sich wiedersahen. „Welcher Regierungs-Anfang!" riefen Beide aus; sie hatten schon am ersten Tage den Preis kennen gelernt, mit dem man einen Thron erkauft, und vielleicht war noch nicht Alles vorüber! Für das Herz Alexandra's war jedoch die Gegenwart ihres den Kugeln und Dolchen der Aufrührer entrissenen Gatten ein heilender Balsam; die Dankbarkeit gegen den Allmächtigen gab ihr die Ruhe wieder, aber man versichert, daß dieser Tag unauslöschliche Spuren auf den Zügen dieser so jungen und schon so hart geprüften Fürstin zurückließ."

Das Schicksal der Haupttheilnehmer an dieser unglücklichen Verschwörung ist bekannt; die meisten, worunter Trubezkoi, Obolenskij, Tschepin, Alexander Bestujev, Küchelbecker, wurden theils auf Lebenszeit, theils auf eine Reihe von Jahren nach Sibirien verbannt; aber fünf Individuen — Pestel, Murawjev-Apostol, Ryléjev, Kachovskji und Bestujev-Rjumin — mußten ihre Schuld mit dem Leben büßen. Unser Verfasser, der bei der Execution gegenwärtig war, beschreibt sie folgendermaßen: „Seit achtzig Jahren hatte Petersburg keine Hinrichtung gesehen, und in ganz Rußland war seit der Regierung Elisabeths die Todesstrafe nur in seltenen Fällen angewendet worden. Aber am 25. Juli arbeitete man auf dem Festungswalle schon um 2 Uhr Morgens an der Errichlung eines ungeheuren Galgens, der fünf Körper in einer Reihe aufnehmen konnte. In dieser Jahreszeit ist die Nacht unter dem sechzigsten Breitengrade bekanntlich nur eine lange Dämmerung; schon in den ersten Stunden des Morgens erhebt sich die Sonne über den Horizont, und man konnte daher die Gegenstände klar unterscheiden. Ein schwacher Trommelschall und der Klang einiger Trompeten ließen sich sofort in verschiedenen Theilen der Stadt vernehmen, indem jedes Regiment der Garnison eine Compagnie nach dem Schauplatz des Blutgerichts abschickte, welches die aufgehende Sonne beleuchten sollte. Man hatte mit Vorsatz den Augenblick der Hinrichtung zweifelhaft gelassen, und die Stadt war daher in tiefen Schlummer begraben; die Zuschauer kamen nur einzeln herbei, und selbst nach einer Stunde genügte ihre Anzahl kaum, den Militairkordon zu umgeben, der sich zwischen sie und die Theilnehmer in diesem furchtbaren Drama aufstellte. Es herrschte eine tiefe Stille, und das Rollen der Trommel fand nur einen dumpfen Wiederhall, der kaum das Schweigen der Nacht unterbrach.

„Gegen 3 Uhr verkündigte dieselbe Trommel die Ankunft derjenigen Verurtheilten, denen man das Leben geschenkt hatte. Nachdem ihr Urtheilsspruch verlesen worden, mußten sie niederknieen; ihre Epauletts, ihre Orden und ihre Uniform wurden ihnen abgerissen, und der Degen eines jeden ihm über dem Kopf zerbrochen; in grobe, graue Ueberröcke gekleidet, defilirten sie dann an dem Galgen vorbei, während ein neben demselben angezündetes Kohlenbecken ihre Uniformen und die Zeichen ihres früheren Standes verzehrte.

„Kaum waren sie von neuem in die Citadelle eingetreten, als die zum Tode Verdammten auf dem Wall erschienen. In der Entfernung, in der sich das Publikum befand, war es schwer, ihre Züge zu unterscheiden; übrigens waren sie in graue Mäntel gehüllt, deren Kappe ihnen über den Kopf ging. Sie stiegen Einer nach dem Anderen auf die Plattform und auf die Schemel, die vor dem Galgen standen; Pestel, als der erste, befand sich auf der rechten, Kachovskji auf der linken Seite. Der verhängnißvolle Strick schlang sich ihnen um den Hals, und der Scharfrichter hatte sich kaum entfernt, als die Plattform unter ihren Füßen zusammenbrach. An Pestel und Kachovskji fand die Erdrosselung sogleich statt, aber der Tod wich gleichsam vor den Anderen zurück. Ein schreckliches Schauspiel stellte sich den Augen der Zuschauer dar; der schlecht befestigte Strick glitt über die Kappen jener Unglücklichen aus, die furchtbar zerschlagen am Fuße des Schaffots niederfielen. Der Kaiser war damals gerade in Zarskoje-Selo, *) und da Niemand es wagte, die Execution aufzuschieben, so änderte dieser beklagenswerthe Unfall nichts an ihrem Schicksal, und sie mußten zweimal die Schrecken des Todes erdulden. Sobald die Plattform wieder hergestellt war, führte man sie abermals zum Blutgerüste. Ryléjev, der erst von seinem Sturze betäubt war, ging festen Schrittes einher, konnte aber den schmerzhaften Ausruf nicht zurückhalten: „Es soll mir also Nichts gelingen, nicht einmal der Tod!" Man legt ihm auch folgende Worte in den Mund: „Verfluchtes Land, wo man weder zu verschwören, zu richten, noch zu hängen versteht!" aber Andere schreiben sie dem Murawjev-Apostol zu, der gleich Ryléjev die Stufen der Plattform muthig wieder heranstieg. Bestujev-Rjumin, der wahrscheinlich mehr als die Anderen gelitten hatte, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten; er mußte zum Galgen getragen werden. Ein zweites Mal wurde ihnen der Knoten um den Hals befestigt, und diesesmal ohne nachzugeben. Einige Sekunden später verkündete das Rollen der Trommel, daß die menschliche Gerechtigkeit befriedigt sey. Die Uhr hatte noch nicht fünf geschlagen. Schweigend zerstreuten sich die Truppen und die anderen Zeugen dieses furchtbaren Sühnopfers.

„Nach einer Stunde war der Todes-Apparat verschwunden; das Volk, welches sich den ganzen Tag über auf dem Festungswall drängte, nahm keine Spur mehr davon wahr — Alles blieb still und lautlos. Selbst unter Freunden unterhielt man sich nur vorsichtig und mit gedämpfter Stimme von den tragischen Ereignissen dieses Tages."

Unsere Leser werden aus obigen Auszügen entnehmen können, daß die von Herrn Schnitzler gelieferte Histoire intime de la Russie einen nicht geringen

*) Es ist also falsch, daß der Kaiser den Befehl gegeben habe, sie zum [illegible] aufzuhängen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Sonnabend den 7. August 1847.

Spanien.

Das Original zu Schiller's „Handschuh".

(Rosa de Romances.)

Wenn wir noch einmal in diesen Blättern auf einen Gegenstand, den wir bereits besprochen, zurückkommen, so wird dies wohl durch den Namen Schiller's, der damit verbunden ist, hinreichend entschuldigt seyn. — Bekanntlich hat der verdiente F. J. Wolf auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, welche sich unter den öffentlichen Sammlungen Deutschlands durch einen besonderen Reichthum an Schätzen aus der Poesie des spanischen Mittelalters auszeichnet, einen Fund gethan, zu dem wir ihm eben so viel Glück wünschen können, als allen denen, welche sich für die Romanzen-Poesie Spaniens irgendwie interessiren. Es ist ein alter Druck, dessen bis jetzt von keinem, weder einem spanischen noch einem auswärtigen, Forscher oder Bibliographen Erwähnung gethan ist; von dem man also annehmen darf oder muß, daß jenes auf der Wiener Bibliothek befindliche Exemplar vielleicht das einzige vorhandene sey. Das Buch war, ehe es in die kaiserliche Sammlung kam, im Besitz des berühmten Naturforschers und Reisenden Don Feliz de Azara, welcher dasselbe an einen Buchhändler in Rom verkaufte. Bei diesem fand und kaufte es ein nicht ganz unbedeutender junger Schriftsteller, Namens Krone. Aus dessen Händen ging es in die des Direktors der kaiserlichen Archive, des Barons Reinhart, über, welcher es der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vermacht hat. Das Buch ist ein starker Duodezband, mit den im späteren Mittelalter gebräuchlichen Lettern gedruckt und mit Inhalts-Verzeichniß und Seitenzahlen versehen. Den Inhalt bilden Dichtungen verschiedener Art, weltliche und geistliche Lieder, Romanzen u. s. w., die von dem berühmten Valencianischen Buchhändler und Dichter Juan Timoneda theils gesammelt, theils selbst verfaßt, bis jetzt aber sämmtlichen, selbst den kundigsten und zuverlässigsten Bibliographen völlig unbekannt gewesen sind. Jene Dichtungen sind in acht Theile getheilt, von denen jeder mit einer besonderen „Epistel an den Leser" und einer eigenen Ueberschrift versehen ist, z. B. Rosa de Amores, Rosa española, Rosa gentil u. s. w. Sie sind sämmtlich im Jahre 1573 erschienen.

Raum und Tendenz dieses Blattes verbieten mir, über den Inhalt des Buches weitläufiger zu reden. Deshalb nur noch wenige Worte über die in den „Rosen" des Timoneda befindlichen Romanzen insbesondere; denn die übrigen in der Sammlung enthaltenen Poesieen verdienen weder ihres Inhaltes wegen, noch in Beziehung auf die Geschichte der Kunst eine weitere Beachtung und Besprechung.

Schon aus den vom Herausgeber den einzelnen Abtheilungen beigefügten „Episteln" sieht man, daß jene Romanzen zum Theil „Kinder seines Ingeniums", theils aber solche sind, welche, im Munde des Volkes lebend, von ihm nur gesammelt und geordnet und einer großen Anzahl nach auch in anderen Sammlungen aus jener Zeit anzutreffen sind. Die von dem „guten Timoneda" selbst verfaßten Romanzen bekunden, daß derselbe als Dichter eben nicht gerade ein Stern erster Größe gewesen, und stehen in keiner Hinsicht über denen des Lorenzo de Sepúlveda, des Alonso de Fuentes und anderer ähnlicher Romanzen-Fabrikanten des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem die Wuth, Romanzen zu verfertigen, in Spanien wahrhaft epidemisch war. Die Romanzen, wie er selbst naiv und bescheiden sagt, „in seiner armen Hütte entstanden", sind eigentlich mehr gereimte Chroniken, und sein Hauptverdienst dabei besteht im Allgemeinen nur in der Wahl der von ihm behandelten Gegenstände. Dagegen finden sich unter den von Timoneda gesammelten Romanzen, welche er selbst „alte und gute" nennt, viele, welche sowohl ihres Alters und ihrer Volksthümlichkeit, als ihres inneren Werthes und ihrer Schönheit wegen wohl werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. So die vom Könige Bamba; vom Könige Don Sancho, wie er seinen Bruder Don Alonso ins Gefängniß warf; von Garcia de Padilla; von Don Manuel de Leon; von der Moriana; vom Maestre de Calatrava u. s. w.

Von diesen Romanzen hat F. J. Wolf diejenigen, welche in anderen Sammlungen gar nicht oder doch nicht in derselben Form enthalten sind, so wie von Timoneda's eigenen Romanzen die, welche durch ihren Gegenstand ein besonderes Interesse darbieten oder wegen ihrer Form der Aufbewahrung werth sind, unter dem Titel „Rosa de Romances" herausgegeben und sich durch den Takt und die Geschicklichkeit bei der Auswahl einen Anspruch auf unseren Dank erworben. Das Buch kann zugleich als Supplement oder als dritter Band zu dem von G. B. Depping früher herausgegebenen „Romancero castellano" betrachtet werden.

Der Zweck dieser Zeilen war, diejenigen, welche für die spanische Romanzen-Literatur sich besonders interessiren, auf die erwähnte Arbeit aufmerksam zu machen. Für den weiteren Kreis der deutschen Leser dieses Blattes aber wird es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, daß unter den Liebes- und Ritter-Romanzen in Timoneda's „Rosen" sich auch die, so weit man bis jetzt weiß, älteste und, wie man wohl mit Grund voraussetzen kann, ursprüngliche Form jener Erzählung findet, welche Schiller in seinem „Handschuh" zunächst nach einem französischen Vorbilde bearbeitet hat. Unser Original weicht freilich von der Schillerschen Ballade einigermaßen ab; es ist viel frischer, kräftiger und naiver. Der Held der Geschichte, Don Manuel de Leon, der Meister von Calatrava, derselbe, dessen Muth und Kühnheit in einer großen Anzahl von Liedern besungen wird, ist nicht wie Schiller's „Ritter Delorges" in heißer Liebe zu seiner Dame entbrannt, sondern er unternimmt das Wagstück nur, um der von jener geschmäheten oder doch in Frage gestellten Ritterehre Genüge zu thun. Und wie er den vier Bestien getrotzt hat, so trotzt er mit noch kühnerem Muthe der Dame, indem er ihr nicht blos „den Handschuh ins Gesicht wirft", sondern kurz entschlossen ihr eine Ohrfeige giebt. Dennoch löst Alles sich in Harmonie und Wohlgefallen auf; er verläßt sie nämlich nicht „zur selbigen Stunde", sondern wird, nachdem er sich so kräftig legitimirt, der Gatte der von seinem entschlossenen Muthe entzückten Dame.

Ich habe diese Romanze, welche schon wegen der im Munde des Volkes lebenden Ballade des deutschen Dichters auf einiges Interesse Anspruch machen darf, in möglichst wortgetreuer Uebersetzung wiederzugeben versucht, und empfehle dieselbe zugleich als Probe aus einer in kurzem erscheinenden größeren Sammlung spanischer Romanzen in deutscher Bearbeitung dem nachsichtigen Urtheile des Lesers.

Romanze von Don Manuel von Leon.

Was der Graf Don Manuel,
Der von Leon trägt den Namen,
Einstmals hat vollbracht bei Hofe,
Nie vergessen wird's die Sage. —
Donna Anna von Mendoza,
Reich und schön und edlen Stammes,
Wandelte, sich zu vergnügen,
Eines schönen Nachmittages
Zum Palast des Königs hin.
Ihr zur Seite andre Damen,
Ritter ihnen zur Begleitung,
Die um ihre Minne warben,
Und auf hohem Belvedere
Schickten sie sich an, zu rasten.
Oben auf dem Löwenzwinger
Stand gelehnet Donna Anna,
All' die andern um sie her,
Die vier Löwen zu betrachten,
Die im Zwinger eingeschlossen,
Schrecklich an Gestalt und Antlitz.
Fiel's der Dame ein, zu prüfen,
Wer der tapferste von allen;
Und sie ließ, wie in Gedanken,
Einen Handschuh niederfallen;
Thut, als ob sie sehr bedaure,
Daß er sey hinabgefallen;
Und mit lieblich süßer Stimme
Spricht sie zu den Herren allen:
„Welcher ist so hochgemuthet
Von den Rittern, daß er wage,
Mir zu holen aus der Löwen
Mitte den so theuren Handschuh?
Dieser sey — das will ich schwören —
Sey der Ritter meiner Wahl,
Mir vor allen der Geliebte,
Mir vor allen der Gemahl." —
Das vernimmt Don Manuel,
Und, ein Ritter sonder Tadel,
Fühlt er dieser Rede Schimpf
Für den ganzen Ritteradel.
Reißt das Schwert aus der Umgürtung,
Schlägt um seinen Arm den Mantel,
Steigt hinab ins Löwengitter
Festen Schrittes, sonder Wanken.
Staunend schaun ihn an die Löwen,
Keiner sich zu regen waget;
Und hinaus zur selben Pforte
Geht er frei und unverzaget.
Kehrt zurück, die Trepp' hinauf,
In der Linken hoch den Handschuh,
Und er giebt mit ihm zugleich
Einen Streich ihr auf die Wange.
Da er also wohl bewähret
Seine Rittertugend, sprach er:
„Nehmt, und hütet Euch in Zukunft,
Um ein lumpig Ding von Handschuh
Je zu spielen mit der Ehre
Eines wackern Edelmannes!
Wem jedoch nicht recht erschiene,
Was so eben ich vollbrachte,
Und noch gutem Ritterbrauche,
Diesen ford're ich jetzt zum Kampfe!" —
Aber ruh'gen Angesichtes
Hat entgegnet ihm die Dame:
„Nimmer möcht' ich das erleben!
Schon genug bin ich gemahnet,
Daß Ihr seyd, Don Manuel,
Weit der tapferste von Allen;
Und, wenn Ihr mich nicht verschmäht,
Wähl' ich Euch zu meinem Gatten.
Einen Mann will ich voll Kraft,
Der das Schlechte wagt zu strafen.
An mir ist das alte Sprüchwort
In Erfüllung jetzt gegangen,
Dieses: Wer dich wahrhaft liebet,
Wird die Züchtigung nicht sparen!" —
Da so ehrenvolles Ende
Nahm des Backenstreiches Schmach;
Da er sah, wie mild und zärtlich
Und wie liebevoll sie sprach,
Gab Don Manuel mit Freuden
Endlich ihren Bitten nach;
Und sie schlossen ihrer Hände
Bund noch an demselben Tag.

C. D.

Augenblick, als er es besteigen und sich entfernen wollte, bemerkte er mit Erstaunen, daß um den Hals des edlen Thiers ein breiter Riemen geschlungen sey, den er bis zu dem Zelte des Männertödters verfolgen konnte. Ishtakka zog schon sein Messer, um diese Fessel zu durchschneiden; aber da die hierdurch bewirkte Erschütterung den Männertödter, an dessen Arm wahrscheinlich das andere Ende befestigt war, möglicherweise erwecken konnte, so mußte er einen anderen Weg einschlagen, um sein heißersehntes Ziel zu erreichen. Er kroch auf das Zelt seines Feindes zu und erblickte ihn beim Scheine eines halberloschenen Feuers in tiefem Schlafe liegen. Da erfüllte ihn nur ein Gefühl, das der Rache für so viele gemordete Brüder, deren Kopfhäute das Innere des Zeltes schmückten. „Lieber hätte ich gewünscht, o großer Krieger“, sprach er zu sich, „Dich zu Pferde in der Steppe zu treffen und mit Dir den Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen; aber ich kann nicht den Mörder der Breitstirnen verschonen, wenn ihn der große Geist wehrlos in meine Hand giebt.“ Er kniete nieder, und den rechten Arm hoch erhebend, senkte er sein breites Messer tief in das Herz des schlafenden Greises, während er mit der Linken die Gurgel desselben zusammenpreßte, um sein letztes Röcheln zu unterdrücken. Darauf schnitt er ihm die Kopfhaut ab, befreite das weiße Roß von seiner Fessel, warf sich auf seinen Rücken und jagte, sobald er die Gränze des Lagers erreicht hatte, in voller Eile der Ebene zu.

Es waren seit der Sendung Ishtakka's viele Tage verflossen, und die Truppe der Jäger war nebst ihrem Anführer nach einer glücklichen Jagd bereits dem übrigen Stamme in das neue Lager gefolgt, als der junge Indianer auf dem weißen Rosse der Steppe, das Haupt mit einer Adlerfeder geschmückt, zurückkehrte. Alle Augen wandten sich nach ihm, alle Breitstirnen ahnten, daß er eine große That gethan, aber Niemand wagte an ihn eine Frage zu richten, bevor ihn der Fürst des Krieges gesprochen. Ishtakka stieg zuerst bei seiner Pflegemutter ab, denn er war Waise, und verschlang stillschweigend die ihm vorgesetzte Mahlzeit. Als seine Mutter darauf ihm die Nachricht brachte, daß die Alten des Stammes unter dem Baume des Krieges versammelt seyen, stand er auf, um der Versammlung beizuwohnen. Incillo brannte die Pfeife an und gab sie nach einigen Zügen seinem Nachbar, der dasselbe that, bis sie in den Händen Ishtakka's sich befand. Darauf sprach Incillo:

„Krieger und Brüder, Ishtakka hat den Schwarzfüßen das weiße Roß der Steppe geraubt.“

„„Und hat den Männertödter getödtet““, fügte Ishtakka, die Kopfhaut des gefürchteten Kriegers zeigend, hinzu.

Er erzählte darauf seine Abenteuer, und die Freude der Breitstirnen war so groß, daß sie, um den Baum des Krieges geschaart, den Siegestanz begannen, an dem zuletzt auch die Weiber und Kinder mit Theil nahmen. Ishtakka bot Incillo das weiße Roß der Steppe an, aber der Fürst des Krieges antwortete, es gehöre dem, der es zu erbeuten verstanden.

Die Kirschblüthe war glücklich und stolz, als sie den jungen Krieger das Roß der indianischen Legenden besteigen sah. Auch kam Nichts der Leichtigkeit und Geschicklichkeit gleich, womit der junge Indianer das schöne Thier lenkte. — Nicht lange Zeit währte es, daß Ishtakka der ersten Adlerfeder zwei neue hinzufügte, und der Kriegesfürst ließ, um ihn zu ehren, die fettesten Hunde des Stammes zum Mahle zubereiten. Während des Gastmahls, zu dem alle Krieger geladen waren, empfing der junge Held nach der Sitte des Stammes einen Beinamen, der in der indianischen Sprache nicht weniger als vierzig Silben zählte und folgenden buchstäblichen Sinn enthielt: „Der das weiße Roß der Steppe erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen“. Der Fürst des Friedens fühlte sich geehrt, einem Krieger mit solchem Namen seine Tochter zum Weibe zu geben, und die Mutter der Kirschblüthe entschuldigte sich, daß sie das Geschenk der Antilope zurückgewiesen. Bald wurde die Hochzeit durch ein zweites noch größeres Gastmahl gefeiert und gab, wie alle solche Festlichkeiten, den alten Kriegern die Gelegenheit, ihre früheren Abenteuer und Heldenthaten zu erzählen.

„Krieger und Brüder“, sagte Einer von ihnen, „ich bin alt und mein Haupt ist weiß. Einem alten Baume bin ich zu vergleichen, den der Blitz des großen Geistes getroffen. Aber ehemals war ich jung und kräftig. Die Sprößlinge, welche unter meinem Schatten gewachsen, können zeigen, was ich damals gewesen. Aber nicht von mir will ich reden, sondern von dem, der das weiße Roß erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Der Greis, der jetzt zu Euch redet, zeichnete sich einstmals unter den jungen Männern aus. Er jagte den Büffel in der Steppe und legte den Schwarzfüßen Schlingen. Niemals kehrte er aus dem Kriege zurück ohne die Kopfhaut eines Feindes; auch die Weiber und Kinder der Schwarzfüße verschonte er nicht; denn jene gebähren und diese werden Feinde. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Eines Tages hatte ich doch Mitleid mit einem Säugling. Der Herr des Lebens, der große Manitou, gab mir den Gedanken ein, ihn zu schonen. Wir hatten das große Dorf der Schwarzfüße überrumpelt, während die Krieger dieses Stammes, der zahlreicher ist als die Heerden der Büffel, abwesend waren. Ein Weib, mit ungewöhnlicher Stärke und großem Muthe begabt, wagte allein, uns Widerstand zu leisten. Mit einem Beile bewaffnet, streckte sie zwei Breitstirnen todt nieder. Als ich dies sah, warf ich sie zu Boden und nahm ihr das Kind, dessen Wiege sie wie eine Löwin vertheidigte. Schon hob ich das Messer, um ihm den Todesstoß zu versetzen, da ließ ein Vogel des großen Geistes seinen melodischen Gesang erschallen: „Schone den Knaben“, sang er, „der Herr des Lebens liebt ihn; er wird wachsen und groß werden zum Ruhme der Breitstirnen.“ Ich habe dem Vogel gehorcht, und das Kind, auf mein Pferd hebend, habe ich zu meinem Bruder, dem „Spitzen Pfeil“, gebracht, um ihn für den kurz zuvor erlittenen Verlust eines Sohnes zu entschädigen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Nur noch wenig Worte sind's, die ich zu sagen habe. Der zu Euch spricht, erzählte dem „Spitzen Pfeil“, was der gute Vogel gesungen, damit er das Kind erzöge, wie das seinige. Der „Spitze Pfeil“ ist todt, sein Geist ist in das glückliche Land der Jagd gegangen; aber sein Weib lebt bei uns, und der große Geist hat Mitleid mit ihr gehabt. Denn das Kind ist ein großer Jäger und ein tapferer Krieger geworden. Die Schwarzfüße haben die Wucht seines Beiles gefühlt, und sein Kriegsgeschrei hat ihr Lager in Schrecken gesetzt: er hat getödtet den Männertödter.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Botschaften der amerikanischen Präsidenten. Unter dem etwas anmaßenden Titel: The Statesman's Manual ist in New-York eine Sammlung der Reden und Botschaften der amerikanischen Präsidenten von 1789 — 1846 erschienen, die der North American Review zu folgenden sarkastischen Betrachtungen Anlaß giebt: „Bei dem Anblick dieser zwei schwerfälligen Bände muß ein Amerikaner mit Neid an die Kürze der Reden denken, welche Ludwig Philipp und die Königin Victoria den legislativen Versammlungen ihrer resp. Länder zu halten pflegen. Die königlichen Mittheilungen sind allerdings nichtssagend genug, da sie nach Talleyrand's Maxime die Sprache hauptsächlich dazu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen; aber es reichen auch wenige Minuten hin, um den Leser zu überzeugen, daß eine solche Rede wirklich nichts sagen will, während er bei einer Botschaft des Präsidenten stundenlang durch endlose Spalten voll seichten und wortreichen Raisonnements sich durcharbeiten muß, um zu demselben Schlusse zu gelangen. Es will uns nicht einleuchten, daß, weil Jemand zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden, er auch das Recht haben sollte, das Publikum mit seinem langweiligen Geschwätz zu belästigen. Es ist eine sehr undankbare Erwiederung des ihm von seinen Mitbürgern bewiesenen Vorzugs. Das Uebel scheint sich noch dazu von Jahr zu Jahr zu verschlimmern, indem die Weitschweifigkeit dieser fürchterlichen Dokumente seit Gründung der Republik stets im Zunehmen begriffen ist. Die Botschaften, die von Washington in den acht Jahren seiner Verwaltung erlassen wurden, nehmen kaum funfzig Seiten des vor uns liegenden Werkes ein; die von Jefferson etwa siebzig; die Schwatzhaftigkeit des Herrn Munroe erstreckt sich bereits über hundertfunfzig Seiten, und die des Generals Jackson über zweihundertsechzig. Den Schluß macht Präsident Tyler, und wenn man ihn hätte enden lassen, wie er anfing, so würden wohl hundertzwanzig Seiten für ihn nicht hingereicht haben. Glücklicherweise verlor das mißhandelte Volk die Geduld, und es machte seiner Verwaltung schon nach vier Jahren ein Ende, nachdem er in dieser kurzen Frist mehr zusammengeschrieben hatte, als die drei ersten Präsidenten in zwanzig Jahren. Wir möchten dem Kongresse rathen, in seiner nächsten Session eine förmliche Erklärung abzugeben, daß die Redseligkeit der Präsidenten gewachsen ist, daß sie noch immer im Wachsen sey, und daß man ihr steuern müsse.“

— Klinger. Bekanntlich brachte Klinger den größten Theil seines Lebens in Rußland zu, wo er mehrere hohe Aemter bekleidete und als General, Ritter der russischen Orden u. s. w. gestorben ist. Eine Zeit lang war er auch Direktor des Petersburger Kadettenhauses, und Bulgarin, der hier unter seiner Aufsicht erzogen wurde, theilt in seinen Memoiren (Wospominania J. Bulgarina) einige Notizen über ihn mit, die unsere Kenntniß seines oft in fast räthselhaftem Lichte erscheinenden Charakters vervollständigen helfen. „Da ich“, heißt es darin unter Anderem, „in der letzten Zeit mit Klinger befreundet war und sogar sein Wohlwollen erlangte, so hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß er Rußland keinesweges liebte und, wie es mir schien, nur wenig kannte. Nach seinen eigenen Worten lebte er körperlich in Rußland, geistig aber in Deutschland. Als zwei deutsche Schriftsteller, Seume und Musäus (?), nach Rußland kamen, um ihr Glück zu suchen, widerrieth er ihnen, sich hier niederzulassen, sobald er erfuhr, daß sie sich noch immer mit der Literatur beschäftigen wollten. „Hier muß man nur einen guten Magen haben“, sagte Klinger, „bleibt mit einem guten Kopfe lieber in Deutschland.“ — Wenn er von den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die Russen immer von ihnen ab; so hörte ich ihn einmal sagen: „Die Menschen und die Russen“ u. s. w. Er hielt die Letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Race, und obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. Zu der Zeit, als er Kurator der Universität Dorpat und Mitglied der Ober-Schul-Direction beim Unterrichts-Ministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten würden, um seinen Feinden die Gelegenheit zu nehmen, ihm dadurch zu schaden.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

zen (cantigas) zu Ehren der Jungfrau Maria, welche nach Bellermann's*) Urtheil weit gelungener sind als die castilischen Poesieen. Ueberhaupt mochte die provençalische Kunstform in Castilien noch lange nicht Eingang finden, obgleich Alfons Troubadours von Ruf unterstützte und an seinem Hofe aufnahm; wenn die Castilianer sich in Nachahmungen derselben versuchen wollten, bedienten sie sich allgemein des schon seit längerer Zeit für jene Weisen ausgebildeten Dialektes ihrer galicischen Nachbarn.

Alfonso's Nachfolger suchten ebenfalls durch Aufmunterung und eigene Schriftstellerei der Literatur förderlich zu werden, doch hatte ihre Bemühung geringen Erfolg, da sie nicht kräftig genug waren, die Zügel der Regierung mit fester Hand zu führen und Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Nur wenige Männer dieser Periode verdienen ausgezeichnet zu werden, unter ihnen der Infant Juan Manuel, ein Sohn des Infanten Manuel, Neffe Alfons des Weisen und Ferdinand's des Heiligen, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Während der vielfachen Händel zwischen den Gliedern der königlichen Familie, die er zum Theil selbst anfachte, hatte er hinreichende Gelegenheit, seine vortrefflichen Anlagen zum Staatsmann und Feldherrn auszubilden. Einen reichen Schatz der unter diesen Verhältnissen gesammelten Erfahrungen legte er in seinem Hauptwerke, dem „Grafen Lucanor", nieder, das durch Eichendorff's Uebersetzung **) in Deutschland allgemein zugänglich geworden ist. Das Buch führt uns einen Fürsten, den Grafen Lucanor vor, welcher in allerlei schwierige Lagen verwickelt wird und dann bei seinem Rathe Patronius Auskunft sucht, der ihm jedesmal mit einer passenden Geschichte antwortet. Diese Geschichten sind größtentheils arabischen Ursprungs, auch der Stil selbst soll an arabische Muster erinnern. Ungeachtet der epischen Form des Werkes, tritt schon sehr deutlich die didaktische Richtung heraus, welche durch Alfons angebahnt worden war.

Mit reicherem poetischen Geiste ausgestattet erscheint Juan Manuel's Zeitgenosse, der Erzpriester Juan Ruiz von Hita, bei dem sich das didaktische Element hinter Ironie, Humor, religiöser Mystik, wahrhaft poetischer Auffassung und arglos spielender Phantasie geschickt zu verbergen weiß. Vertraut mit Inhalt und Form der geistlichen wie der weltlichen Volkspoesie, bewandert in den Erzeugnissen der Kunstdichtung, belesen in der römischen Literatur, gehoben durch eigene vortreffliche Anlage, ist er einer der bedeutendsten Dichter des Mittelalters.

Die übrigen Schriftsteller verwandter Richtung müssen wir der uns gebotenen Kürze wegen übergehen und wenden uns deshalb sogleich zu dem neuen Umschwunge, welchen die castilische Literatur durch äußeren Anstoß in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erfuhr.

An den glänzenden Fürsten- und Edelhöfen der Provence hatte sich, noch ehe irgend eine andere romanische Literatur zur Geltung gelangte, die vorzugsweis lyrische Kunstpoesie der Troubadours entwickelt. Bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, als die Grafen von Barcelona ihre Herrschaft bis nach Süd-Frankreich hinein ausdehnten, fand sie Aufnahme und Verbreitung in Aragonien. Mit dem Verfall des Ritterthums begannen auch die ritterlichen Sänger zu verstummen oder wanderten hinüber nach den spanischen Höfen, wo sich das Ritterwesen länger erhielt und ihnen größere Anerkennung versprach. Ihr Erbe in der Provence fiel den aufblühenden Städten anheim, wie ähnlicherweise in Deutschland ehrsame Bürger das von den höfischen Sängern verlassene Gebiet in Besitz nahmen. Auch in den Städten der Provence ward nun das Dichten ein zunftmäßiges Geschäft, sein oberstes Gesetz strenge Beobachtung der für die Formen aufgefundenen Regeln. Toulouse vor allen suchte sich den Ruhm der einst in seinen Mauern wahrhaft blühenden Dichtkunst zu erhalten; ein zufälliger Umstand begünstigte seine Bemühung. Einige Nachzügler der Troubadours versammelten sich wöchentlich im Garten der Augustinerinnen und lasen einander ihre Poesieen vor. Dem Hange der Zeit nachgebend, beschlossen sie bald, sich künftig in einer Akademie zu vereinigen. Der Stifter waren sieben, ihre Kunst nannten sie die fröhliche Wissenschaft (gai sabe). Der Magistrat nahm sich der Gesellschaft als Beschützer an und schrieb von Zeit zu Zeit ein feierliches Wettsingen um den Preis eines goldenen Veilchens aus. Schon das erste dieser „Blumenspiele" (1324) fand gewaltigen Zulauf; vom Jahre 1355 ab ward die Zahl der Preise vermehrt: ein goldenes Veilchen der schönsten Kanzone, eine silberne Jasminblüthe dem besten Sirventes oder Hirtengedichte, eine Akazienblüthe der gelungensten Ballade. Auch am aragonischen Königshofe gewann die toulouser Akademie und der Wettkampf Beifall und Nachahmung. Durch das Aussterben des Königsstammes aus dem Hause der Grafen von Barcelona (1410) auf kurze Zeit unterbrochen, ward das Institut auf Betrieb des einflußreichen Marques von Villena unter König Ferdinand mit großem Glanze wiederhergestellt. Die Gunst des Hofes zeigte sich der Dichtkunst doch noch förderlicher als die städtische Vormundschaft in der Provence; Ausias March und Jaime Roig, zwei Valencianer, erwarben sich einen bedeutenden Namen; doch starb bald nach ihnen die limosinische Dichtkunst in Spanien ab und trieb nur noch spärlichen Nachwuchs. Ein anderer Versuch Villena's, dieselbe Einrichtung auch am Hofe Johann's II. von Castilien einzuführen, scheiterte.

(Schluß folgt.)

---

*) Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin, 1840. 4. S. 16. Daselbst auch zwei Proben nebst Uebersetzung.

**) Eichendorff, der Graf Lucanor des Don Juan Manuel. Nach dem Alt-Spanischen. N. A. Berlin, 1842.

England.

Die politische Beredsamkeit in England.

IV. Lord Palmerston.

(Schluß.)

In einer sehr guten Rede, in welcher Lord Palmerston nach der Weise des Lord Lyndhurst am Schluß des parlamentarischen Feldzuges des Jahres 1842 eine kurze Uebersicht über den Verlauf der in jenem Jahre stattgefundenen Parlaments-Sitzungen gab, sagte er von Lord Stanley: Niemand vermöge besser als dieser Lord aus dem Stegreif zu debattiren; Personen aber, die aus dem Stegreif debattiren, seyen geneigt, Alles zu sagen, was ihnen augenblicklich in den Kopf komme, ohne sich bei der Erwägung aufzuhalten, ob es in der That völlig begründet sey. — Hätte Lord Palmerston sich darauf eingelassen, sein eigenes Portrait statt des Bildes des Lord Stanley zu malen, er würde nicht mit größerem Glück einen an ihm selber bemerkbaren Hauptzug zu treffen vermocht haben. Vornehmlich gerade aus diesem Grunde ist Lord Palmerston seiner Partei beim Debattiren so nützlich. Ein vollkommener Staatsmann würde vorsichtiger seyn. Er würde vor der Wahrheit mehr Ehrfurcht und vor politischem Charakter mehr Achtung haben. Auf Grundsätze sein Vertrauen setzend, würde er sich mehr davor hüten, mit den Thatsachen zu spielen, auf welche jene sich stützen. Lord Palmerston ist aber ein Meister im Debattiren, nicht immer ein Staatsmann; ein Gladiator ersten Ranges auf dem großen politischen Kampfplatz, und zwar gewöhnlich ein glücklicher; aber, nach Art der Gladiatoren, fragt er wenig danach, ob die Sache, für welche er ficht, die Sache der Wahrheit ist; denn er ist nur darüber in Sorge, wie er seine eigene Geschicklichkeit zeigen und seinen Nebenbuhler überwältigen wird. Der Gewandtheit, mit welcher er seine Gegner bekämpft, — die verwundbaren Stellen derselben mit dem Gift seines Sarkasmus berührt, oder eine Finte von Beweis alle Wirkungen eines wahren Gnadenstoßes hervorbringen läßt, — dieser Geschicklichkeit kommt nur die ihr entsprechende Wachsamkeit und Behendigkeit gleich, mit welcher er sich vor den Angriffen eines Gegners schützt, indem er entweder die Stöße desselben abwehrt oder ausweicht, um nicht getroffen zu werden. In diesen Eigenschaften steht ihm Sir James Graham zunächst. Außer allen diesen Vorzügen besitzt Lord Palmerston aber auch ein wunderbares Vermögen, sich zu einer scheinbaren Begeisterung für liberale Grundsätze heraufzuarbeiten, und er thut dies mit solchem Erfolge, daß in der That eine sehr aufmerksame Beobachtung und große Erfahrung erforderlich ist, um im Stande zu seyn, den Unterschied zwischen seiner geschickten Nachahmung und der Wirklichkeit zu entdecken. Fast unübertroffen ist er in der Kunst, mit welcher er eine Streitfrage mit einem Schein von Aufrichtigkeit und Billigkeit behandelt, während er dieselbe und seine Bewunderer doch eben nur so weit führt, wie es dem Parteizweck bei der Debatte dienlich ist. Selten läßt er sich so weit gehen, daß er auch nur den geübtesten Debattirern eine Blöße gäbe. Sie können ihn wegen seiner übermäßigen Eitelkeit auf seine amtlichen Verdienste und wegen seiner Unzugänglichkeit für Tadel rücksichtlich dieses Punktes verspotten; sie werden aber kaum vermögen, eine schwache Stelle in der besonderen Beweisführung herauszufinden, welche er gerade jetzt zu geben für angemessen hält. Von der anderen Seite besitzt er selber ein großes Talent, Andere zu verspotten; und wenn er die Argumente eines Gegners entweder unwiderleglich findet oder als nur mit Hülfe eines Grundsatzes widerlegbar ansieht, der gegen ihn selber gekehrt werden könnte; so zeigt er eine große Meisterschaft in der Kunst, jene sich durch einen Seitenhieb vom Halse zu schaffen. Denn er kennt die Natur des Hauses der Gemeinen und besonders seiner eigenen Partei sehr wohl. Er weiß genau, was einen Beifallruf gewinnen wird, und was vermieden werden muß, als geeignet, Lachen zu erregen in einer Versammlung, wo Hochachtung vor Dem, was erhaben ist in Gefühlen und Gedanken, keinesweges sehr häufig sich findet. Auch ist er ein unschätzbarer Gehülfe bei Leitung einer Partei, die, — wie bei der aus Whigs und Radikalen zusammengesetzten Partei der Fall war, — wegen Mangel an einem gemeinsamen Vereinigungsbande und bei ihrer Zerspaltung durch entgegengesetzte Meinungen und Interessen, nur durch die bedeutungslosen und doch begeisternden Allgemeinheiten des Liberalismus in guter Laune gehalten werden konnte. Diese Art quasiphilosophischer Sprache, welche dem rohen, ungebildeten Geiste Derer gefällt, die sich selber dazu erwählt haben, über öffentliche Angelegenheiten und über das Verfahren gebildeter und erfahrener Staatsmänner zu entscheiden, — diese Kunstsprache unbestimmter Demokratie weiß Lord Palmerston meisterhaft zu gebrauchen. Er hat das Talent, solchen eitlen Hohlköpfen Fallen zu legen. Unbestimmte, nebelhafte Allgemeinheiten werden unter dem magischen Einfluß seines Geistes hochtönende und begeisternde Grundsätze. Diese Dunstmasse zu etwas Dichterem werden zu lassen, — dem aufgelösten Whiggismus zu gestatten, sich zum Chartismus oder sogar zu dem verachteteren Radikalismus zu konsolidiren, — das würde sehr unschicklich und unangenehm für Einen seyn, der, wie Lord Palmerston, in seinen wahren, selbst eingestandenen Gedanken und besonders in seinen Vorurtheilen sich durch und durch als Aristokrat zeigt und geneigt ist, alle Emporkömmlinge im Staatsleben mit der rechten, herzlichen Geringschätzung, mit dem erblichen Hochmuth eines „reinen alten Whig" zu behandeln.

Aus dem Gesagten folgt zum Theil, daß Lord Palmerston ein guter politischer Taktiker ist. Er wittert scharf und schnell eine Veränderung des

züglich aber durch das besondere Talent oder die eigenthümlichen Ansichten des die auswärtigen Angelegenheiten leitenden Ministers einer fortwährenden Veränderung unterworfen war. Bis zum Ende der Regierung Heinrich's VIII. von England war das Ministerium des Aeußern in diesem Staate einem einzigen Manne anvertraut gewesen. War es Eifersucht auf den großen Einfluß solcher Stellung, war es ein wirkliches Bedenken in Rücksicht auf die große Wichtigkeit und die schweren Verpflichtungen, die mit derselben verknüpft sind: genug, dieser Fürst hielt es für angemessen, die Geschäfte, und folglich auch die Bedeutung jenes Postens, unter zwei an Rang und Macht durchaus gleiche Staats-Secretaire zu vertheilen. Es entstanden nun zwei Abtheilungen, für den Norden und für den Süden, denen später im Jahre 1768 unter der Regierung Georg's II. eine dritte hinzugefügt wurde, die sich speziell mit den Angelegenheiten der Kolonieen beschäftigen sollte. Zu den Zeiten Heinrich's VIII. kamen die beiden Secretaire im Staatsrath zusammen, wo sie nach Beendigung ihrer Arbeiten in einem der an den Sitzungssaal stoßenden Nebenzimmer neben dem Könige ihre Stellung einnahmen und durch die Darlegung ihrer Ansichten und Vorschläge die Debatte einleiteten. Unter Elisabeth wurde diese Weise der Verhandlungen modifizirt, indem die Königin, welche selten den Sitzungen beiwohnte, den Befehl erließ, daß die beiden Staats-Secretaire unter dem Titel Privat-Secretaire im geheimen Rathe selbst Platz nehmen sollten, was seit dieser Zeit sich erhalten hat. Für die laufenden Geschäfte der äußeren Angelegenheiten sollten sie dagegen jeder seine besondere Abtheilung haben und die ihn betreffenden Mittheilungen direkt empfangen, um darüber dann zu berichten. So blieben die Dinge, bis der Haupt-Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Allem beauftragt wurde, was sich auf sämmtliche Unterhandlungen mit fremden Monarchen bezog, eine Einrichtung, die nicht älter als ein Jahrhundert ist.

In Frankreich datirt sich die Bildung eines auswärtigen Ministeriums von der Zeit her, wo die Gesandtschaften dauernd wurden, d. h. seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Aber auch hier wurde diese Abtheilung zuerst nicht den Händen eines Einzelnen anvertraut. Zu wiederholten Malen wurde die Organisation dieses Ministeriums geändert, bis es endlich zu Ende der Regierung Heinrich's III. der Leitung eines einzigen Staatsmannes übergeben ward. Villeroi war der Erste, welcher diesen hohen Posten bekleidete.

Nach dem, was oben über die Schwierigkeit und Wichtigkeit dieses Amtes gesagt ist, kann man leicht begreifen, daß nur wenige Souveraine sehr glücklich in der Besitzung desselben gewesen sind. Denn hierin eine gute Wahl zu treffen, würde in der That nicht nur bei dem Monarchen ein Urtheil voraussetzen, dessen Besitz ihn in Bezug auf geistige Fähigkeiten selbst weit über seine Geschäftsträger stellen mußte, sondern auch einen Hof, der von dem unseligen Einflusse der Günstlinge und Maitressen verschont und demgemäß den Intriguen fremd geblieben wäre; mit anderen Worten: einen Zustand, der den fast unvermeidlichen Bedingungen einer monarchischen Regierung widersprechen würde. Für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert England den besten Beweis in der geringen Anzahl guter Staatsmänner, denen seit Cromwell bis auf die heutige Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten obgelegen hat.

Der Lord-Protektor verdient eine ganz besondere Betrachtung. Man wird nicht leicht einen Monarchen und Minister finden, dem das Volk so viele und so wesentliche und zugleich mit so geringen Opfern erkaufte Vortheile verdankt, als diesem merkwürdigen Manne. Er kannte die geheime Politik aller Höfe, er wußte die Schwächen der Fürsten und aller Staatsmänner, mit denen er zu thun hatte, auswendig. Er durchschaute ihre verborgensten Absichten und machte ihre geheimnißvollsten Verhandlungen scheitern. Seine Agenten hatten die Ohren an allen Thüren, das Auge in allen Portefeuilles und befanden sich stets und unter allen Umständen auf ihrem Posten. Freilich waren sie auch ausdrücklich in Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit und Geschicklichkeit gewählt; denn sie hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders mit den Intriguen, welche die Agenten des vertriebenen Königs an den europäischen Höfen anspannen. Die Letzteren wurden jedoch immer besiegt. Einen großen Einfluß übte Cromwell unter Anderem auf den Kardinal Mazarin aus. Diese durch alle Geschichtschreiber bestätigte Thatsache beweist, wie großes Uebergewicht moralische Stärke und Festigkeit in Entschlüssen, wahrhafte Talente und ein weiter Gesichtskreis den feineren Hülfsmitteln eines Geistes gegenüber haben, der nur in Auswegen und Ränken erfindungsreich, in der Verstellungskunst und Heuchelei gewandt ist. Der stets geschmeidige und zuvorkommende Kardinal fühlte die Hand Cromwell's, dem die Natur die königliche Autorität des Genie's gegeben hatte, schwer auf seinen Schultern lasten.

Bolingbroke hatte einen gebildeteren und glänzenderen Geist als Cromwell, aber auch ein kälteres Gemüth; er besaß weder Grundsätze, noch Ehrenhaftigkeit, noch Sittlichkeit. — Die Talente und der Geschmack Addison's können keinem Zweifel unterworfen seyn, aber die großen Eigenschaften eines Staatsmannes im edleren Sinne gingen ihm durchaus ab, so daß das bisher von ihm verwaltete Amt weit besser besetzt war, als 29 Jahre später (1746) Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield, das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums erhielt.

Chesterfield gehört zu denjenigen Diplomaten, welche das Unglück gehabt haben, ganz falsch aufgefaßt und noch unrichtiger interpretirt zu werden. Auch Lord John Russell ist in dem übrigens geistreichen Gemälde, das er von ihm in der Einleitung zur Korrespondenz Bedford's entworfen hat, sehr ungerecht gewesen, unter Anderem in der Anklage, er (Chesterfield) habe den französischen Adel auf die Guillotine und ins Exil gebracht. Ohne gerade „Briefe an seinen Sohn" als die besten Lehren aufzustellen, die ein ... seinen Kindern geben kann, und ohne die darin enthaltene tiefe Unsittlich... Geringsten entschuldigen zu wollen, müssen wir doch darauf hinweisen, ... Lord Chesterfield unstreitig die Kunst der Verwaltung im höchsten Grade ..., daß er einer der unterrichtetsten und gewandtesten Staatsmänner war und sich auf die Geschicklichkeit der Unterhandlung in einer Weise verstand, wie ... sonders in England selten gefunden wird. Seine Sendung nach dem Haag ... einen glänzenden und glücklichen Erfolg. Im Jahre 1744 hatte er schon solche Bedeutung erlangt, daß er für die Uebernahme der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten schon Bedingungen stellen konnte. Sein taktvolles, ... kretes Benehmen wurde überall gehörig gewürdigt, und in der That ... er sich eben so trefflich darauf, die Gesinnungen und Absichten Anderer zu durchschauen, als die seinigen zu verhüllen. Er schrieb und sprach das Französische mit derselben Leichtigkeit und Eleganz, als wäre er in Paris geboren. ... Deutsche und Italiänische war ihm gleichfalls geläufig; aber nicht ... hiermit, sehen wir ihn nach dreißig Jahren mit einem durch glückliche ... belohnten Eifer das Studium des Spanischen betreiben. Seit seiner ... Jugend hatte er sich mit der Lektüre der klassischen Schriftsteller des ... beschäftigt; kurz, er besaß eine literarische Ausbildung, die besonders ... damaligen Zeiten zu den Seltenheiten gehörte. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er sich nur wenig darauf einbildete und sich durch diese Stu... eine Stunde, welche er seinen Geschäften zu widmen hatte, entziehen ließ. Im Jahre 1746 übernahm er die Leitung des auswärtigen Ministeriums, ... Stellung, die er jedoch schon nach zwei Jahren, in welchen er mit unermüdlichem Eifer für die Wiederherstellung des europäischen Friedens gearbeitet hatte, wieder aufgab, als er jenes Ziel beinahe erreicht sah. Seine im Hause der Lords gehaltenen Reden wurden vor allen anderen gehört und bewundert. Horace Walpole — dessen Zeugniß nicht ohne Werth ist, weil er außer seinem Vater auch Pitt, Pulteney, Wyndham und Carteret auf der Tribüne gehört hatte — erklärte im Jahre 1743, daß die schönste Anrede, deren er sich erinnern könne, von Lord Chesterfield gehalten worden sey.

Dreißig Jahre nachdem Chesterfield die Geschäfte verlassen hatte, kam ein einfacher Major der Miliz, den seine Studien und sein Verdienst zur Ausfüllung jener Lücke wohl befähigten, unter dem Patronat Lord Eliot's in das Haus der Gemeinen, als Repräsentant der Stadt Liskeard. Aber obschon das Ministerium, als es sich um eine diplomatische Antwort auf das Manifest des Königs von Preußen handelte, zu Gibbon, dem Doktor Lee und Lord Mansfield seine Zuflucht nehmen mußte, wurde der berühmte Geschichtschreiber des „Verfalls des Römischen Reichs" niemals Attaché, noch Legations-Secretair, noch Geschäftsträger, noch Gesandter, noch bevollmächtigter Minister, noch Staats-Secretair im Ministerium des Auswärtigen. Die einzigen Funktionen, denen man ihn für gewachsen erachtete, waren solche, wie sie dem ersten ... mit der ministeriellen Livree bekleideten und mit keinem anderen als einem ... gewöhnlichen Talente begabten Mann anvertraut werden konnten: Gibbon wurde zum Mitglied des Handels- und Kolonial-Amts (Lord of Trade and Plantations) ernannt. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen.

(Schluß.)

Die Adoption eines Kindes aus dem Schoße eines feindlichen Stammes ist unter den Indianern nichts Ungewöhnliches, und so sehr sich die feindlichen Stämme hassen und bis auf den Tod bekämpfen, so kommt es doch zuweilen durch Zufall oder durch Eingebung des großen Geistes, daß sie kleine Kinder schonen und als ursprüngliche Stammgenossen erziehen. So auf den neuen Stamm gepfropft und von dem Safte desselben sich nährend, verlieren diese jeden Zusammenhang mit ihren Blutsverwandten und nehmen vollständig an dem Hasse und der Liebe ihrer Pfleger Theil. Ishtakka kannte jetzt seinen Ursprung, aber er haßte deswegen die Schwarzfüße nicht weniger als vorher.

Mehrere Monate waren seitdem verflossen, als sich eines Morgens plötzlich ein allgemeiner Schrecken durch das Lager der Breitstirnen verbreitete: das weiße Roß der Steppe war verschwunden! Die Wahrsager, darüber befragt, standen nicht an, zu antworten, daß dies wunderbare Thier ohne Zweifel ein Geist sey, der jede beliebige Form annehmen könne, und daß es vielleicht jetzt als Klapperschlange in der Nähe des Lagers sich aufhalte oder als Adler über den Zelten schwebe. Aber diese Erklärung wollte Ishtakka nicht genügen; vielmehr kam er auf die in der That weit einfachere Vermuthung, daß die Schwarzfüße ihm Gleiches mit Gleichem vergolten und das Pferd geraubt hätten. Diese Beleidigung schien ihm so tief und demüthigend, daß er es einen Augenblick bedauerte, von den Ahnen verschont geblieben zu seyn. Sein Glück, seine Stärke war mit dem weißen Rosse dahin; er glaubte es wenigstens, und Simson konnte nicht in größerer Verzweiflung gewesen seyn, als er beim Erwachen sein Haar unter der Scheere der Delila gefallen sah. Vergebens bot die Kirschblüthe Alles auf, um ihn zu trösten; er bewahrte ein tiefes Schweigen, ging gesenkten Hauptes einher und berührte kaum die Nahrung, die seine junge Frau ihm bereitete.

Entschlossen, das weiße Roß wiederzuerlangen oder bei dem Versuch unterzugehen, schwärzte er sich das Gesicht und zog sich in die Einsamkeit

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Dienstag den 10. August 1847.

China.

Fortune's Wanderungen in China.

I. Ueber China im Allgemeinen.

Wenn die Reihe der großen Entdecker mit Cook geschlossen scheint, wenn unsere Kugel, von Pol zu Pol und von Ost nach West durchschifft, durchreist, durchforscht, keine unbekannten Welttheile und Länderstriche von Belang mehr bietet, die aufzufinden wären, so fehlt uns zu einer vollständigen allseitigen Kenntniß der Erde nach jedem ihrer Bestandtheile doch immer noch so viel, so manches längst entdeckte, längst bekannte, auf unseren Karten verzeichnete Land ist, was sein Inneres anbetrifft, noch so sehr terra incognita für uns, daß die forschende Thätigkeit sich über einen Mangel an Beschäftigung und Stoff, an dem sie ihre Kräfte üben kann, sicherlich nicht beklagen darf. Wenn die Entdeckungen der einen Art — die äußeren — aufgehört haben, so fangen die der anderen — die inneren — vielleicht jetzt erst an, ihre größte Bedeutung zu gewinnen.

Unter den Ländern, deren Inneres uns bisher so gut als unbekannt geblieben ist, nimmt China, das Reich der Mitte oder das himmlische Reich, wohl den ersten Rang ein. Je unbekannter aber China uns — trotz der jesuitischen Missionen, denen einen Augenblick der Erfolg zu lächeln schien — blieb, desto mehr wurde über China und seine Zustände zusammengefabelt. Noch Leibnitz nannte Frankreich das China des Abendlandes *), mit welcher Bezeichnung er Frankreich ein Kompliment zu machen gedachte; wogegen eine etwas spätere Zeit Deutschland, besonders aber Oesterreich, jedoch ohne damit eine Verherrlichung Deutschlands oder Oesterreichs zu beabsichtigen, das europäische China nannte. Später noch, als Leibnitz, streute Voltaire den Chinesen seinen Weihrauch. Voltaire hatte vor dem chinesischen Literatenthum in Masse **) einen Respekt, wie er ihn, dem außer dem Jahrhundert seines Ludwig kaum Etwas imponirte, selten anwandelte. Allein mit Voltaire und seinem Einfluß ist es in Frankreich aus, also auch mit der Ehrfurcht, die, auf Voltaire's und der Encyklopädisten Autorität, Voltaire's und der Encyklopädisten Nachbeter und Nachtreter chinesischer Weisheit zollten. Kurz, das himmlische Reich hat die Achtung, in der es zu Leibnitz' und Voltaire's Zeiten stand, vollkommen eingebüßt, und dies um so mehr, je weniger das, was auf authentische Weise von den Verhältnissen China's in Erfahrung gebracht wurde, günstige Vorurtheile in Betreff dessen, worüber noch keine Erfahrungen vorlagen, erwecken konnte. Der Zusammenstoß der Briten mit den Chinesen endlich hätte auch dem blödesten Auge die Misère des chinesischen Staatswesens klar machen können; nur ist diese Erkenntniß noch keine Kenntniß China's.

Der Friede von Nanking, die Folge jenes Zusammenstoßens, hat der Abgeschlossenheit, in der sich bis auf ihn China zu erhalten gewußt, wenigstens insoweit ein Ende gemacht, als er einige Provinzen des himmlischen Reiches den Nachforschungen der Europäer geöffnet hat. Es ist aber in dergleichen Angelegenheiten nie bei einem ersten Schritte, der eigentlich auch der einzige ist, der Mühe kostet, geblieben, und schon die neuen Verwickelungen, in welche die Engländer mit China gerathen sind, haben, wie es scheint, zu einer Erweiterung des Kreises geführt, in dem die europäische Neu- und Wißbegier sich bewegen darf.

Wenn wir es zu erwarten haben, welche Früchte uns neue Zugeständnisse chinesischer Seits für die Folge etwa tragen werden, so haben wir den Stipulationen des Vertrages von Nanking bereits ein Reisewerk zu danken, das ohne dieselben in der Gestalt, in welcher es uns vorliegt, schwerlich hätte erscheinen können.

Es ist betitelt: Three years wanderings in China und von Herrn Robert Fortune, Kollektor der Londoner Gesellschaft für Gartenkultur, verfaßt. Herr Fortune erhielt von dieser Gesellschaft den Auftrag, die durch den Frieden von Nanking geöffneten chinesischen Provinzen in botanischer Hinsicht zu durchforschen, und er reiste zu diesem Zweck im Jahre 1843 ab. Seine Reise dauerte drei Jahre, und er besuchte wiederholt alle Punkte, zu denen den Europäern der Zugang gestattet war, so wie auch einige andere, wohin sie noch nicht kommen dürfen. Er mußte seine Reiseroute dergestalt einrichten, daß er an jedem Orte den Veränderungen beiwohnen konnte, welche die Jahreszeiten im Reich der Vegetation hervorbringen, woraus denn für ihn die Nothwendigkeit entsprang, in einer beständigen Bewegung zu bleiben, so daß er mit Recht seinem Buch den Titel „dreijährige Wanderschaft" geben durfte.

Es sind jedoch nicht die Spezialitäten seiner Wissenschaft, welchen Herr Fortune sein Buch — aus dem wir im Folgenden einige Auszüge geben — gewidmet hat; die eigentlichen Trophäen seiner Reise, die lebenden Zeugnisse seines Unternehmens sind die Pflanzen mannigfaltiger Art, die er aus China in den Garten der Societät in Chiswick übergesiedelt hat und von denen einige sich bereits in England, ja auf dem Kontinent, weiter verbreitet haben. Er erzählt in seinem Buche nur seine persönlichen Abenteuer; er giebt nur die Eindrücke wieder, die ein noch so wenig bekanntes Land und ein eben so wenig bekannter gesellschaftlicher Zustand auf ihn machten.

China — sagt Herr Fortune — galt lange Zeit für eine Art von Feenland. Es liegt so entfernt, daß die Gelegenheit, es zu sehen, nur wenigen Reisenden ward, und selbst diese wenigen kamen über Macao und Canton kaum hinaus. Wenn Lord Macartney's und Lord Amherst's Gesandtschaften bis zur Hauptstadt des Reiches vordrangen, so wurden sie doch zu genau bewacht, als daß sie viele Beobachtungen hätten anstellen können. Was man also von China wußte, schrieb sich größtentheils von den Chinesen selber her und war, wenn nicht gänzlich erlogen, doch in hohem Grade übertrieben, da vom ersten Mandarin bis zum letzten Bettler das ganze Volk von der ausschweifendsten National-Eitelkeit besessen ist. Als ein Beispiel dieser National-Eitelkeit mag die affektirte Gleichgültigkeit dienen, mit welcher die Chinesen die ersten in Macao und Canton ankommenden europäischen Dampfschiffe betrachteten; dergleichen Schiffe — meinten sie — haben wir im Innern des Reiches die Menge.

Die Bücher daher, die man bisher in Europa über China veröffentlicht hat, zeichnen sich nicht eben durch ihre Wahrhaftigkeit aus, und nur der eben angeführte National-Charakterzug erklärt Alles, was man über den vortrefflichen Zustand des Ackerbaues in China, die Industrie seiner Bewohner, die Weisheit seiner Regierung und seiner Gesetze gefabelt hat. Der Nebel, welcher so lange das himmlische Reich unseren Augen verhüllte, beginnt gegenwärtig sich zu zerstreuen, und wir erkennen, daß China ein Land ist, wie alle andere Länder. Freilich hatten die Chinesen den Zustand der Halbcivilisation, in dem sie sich befinden, schon sehr frühzeitig erreicht, allein dies eben, sammt allen ihren Erfindungen, von denen sie keine weiter auszubilden wußten, spricht gegen sie und zeigt, daß sie keinesweges das intelligente Volk sind, für das sie so lange Zeit galten; denn ein solches Volk würde nicht, gleich ihnen, stehen geblieben seyn.

Wenn man von den Chinesen sagt, daß ihr Ackerbau, ihre Industrie ausgezeichnet seyen, so ist das nur insofern richtig, als sie mit den übrigen Ländern Asiens verglichen werden. Wie weit immer die Chinesen aber in Ackerbau und Industrie den anderen asiatischen Nationen überlegen seyn mögen, so können sie sich doch in beiden mit den Völkern des Westens schlechterdings nicht messen.

Die chinesische Regierung, die man nicht weniger gelobt hat, ist eine so schwache, daß bei einem weniger gefügigen Charakter der Bevölkerung das ganze Reich längst in Trümmer zerfallen wäre. Wer in China gereist ist, weiß, daß überall, wo die Einwohner unternehmenderen, kühneren Geistes sind, jeder Versuch, eine den Leidenschaften oder dem Interesse derselben widersprechende Maßregel durchzuführen, die klägliche Ohnmacht der Regierung offenbart. In welcher Schwäche zeigt diese z. B. sich nicht, sobald es den Leuten von der Küste von Fo-Kien, einem tapferen, streitlustigen Stamm, gefällt, ihr nicht zu gehorchen? Was thut sie gegen eine solche Widerspänstigkeit? Nichts, gar nichts. Ja selbst weiter gegen Norden, wo die Mandarinen mehr Gewalt haben und die Männer von Fo-Kien entfernt von ihrer Heimat sind, z. B. in Schanghai, liefern sich die Tschintschu-Männer — so nennt man sie — auf offener Straße bei hellem Tage oft vollständige Gefechte mit Feuergewehr, ohne daß die Mandarinen sammt allen ihren Soldaten nur daran denken, einzuschreiten. Eine Regierung, die nur einigermaßen ihren Namen verdiente, würde gewiß dergleichen Exzesse nicht dulden; aber die Art und Weise, wie die Mandarinen sie nachher zuweilen zu bestrafen suchen, ist zu charakteristisch, als daß ihrer nicht mit einigen Worten gedacht werden sollte. Man läßt die Parteien sich so lange unter einander raufen, als ihr Feuer vorhält und sie noch Blut zu verlieren haben; erst, wenn der eine Theil besiegt und der Kampfplatz mit Todten und Verwundeten bedeckt ist, erscheint ein ganzes Heer von Soldaten

*) E. Guhrauer, Leibnitz, II, p. 96.

**) Les lettrés chinois, die chinesische Gelehrtenkaste, wird an unzähligen Stellen der Voltaireschen Schriften — namentlich im Dictionnaire philosophique — gefeiert. Der reine Deismus, welchen Voltaire ihr zuschreibt, ist es, der ihr vorzüglich sein Lob erwirbt.

chinesischen Kaufmannsbuden, deren einige sich mit denen in Canton an Schönheit messen dürfen, sieht man in Victoria einen Basar, auf dem sich in Ueberfluß alle Erzeugnisse des Landes, Früchte, Gemüse, Federvieh, Fleischerwaaren und alle Artikel finden, die dem Europäer oder dem Chinesen nothwendig sind.

Die übrigen chinesischen Städte oder vielmehr Dörfer der Insel liegen auf der südlichen Seite; sie hießen anfangs Klein-Hong-Kong und Tschuktschu und haben diese Namen jetzt gegen die Namen Stanley und Aberdeen umgetauscht. Beide sind eigentlich nur Fischerdörfer, doch hat die Regierung in dem letzteren Ort Kasernen aufführen lassen, in welchen sie eine ziemlich beträchtliche Garnison unterhält.

Die Insel Hong-Kong erstreckt sich bei einer Breite, die nirgendwo 6 Meilen übersteigt, von Osten nach Westen in einer Länge von ungefähr 8 Meilen; ihre sehr unregelmäßige Gestalt macht, daß ihre Ufer sehr reich sind an Vorgebirgen und Buchten. Vom Gipfel ihrer Berge laufen eine Menge von Schluchten gegen das Gestade, wo sie sich erweitern, hinab. In diesen Schluchten liegen gewaltige Granitmassen umher, die durch das Wasser, welches zur Regenzeit von den Berggipfeln strömt und Alles mit sich fortreißt, vollkommen abgewaschen und von jedem Ueberzuge von Pflanzen entblößt sind. Im Mai 1845, d. h. in derjenigen Periode des Jahres, wo der Südwest-Passatwind seine Ankunft durch Stürme ankündigt, entlud sich ein fürchterliches Donner- und Regenwetter über der Stadt Victoria und veranlaßte große Verheerungen; Häuser vom solidesten Granit waren in einem Augenblick verschwunden; Straßen, auf die man große Kosten verwendet, wurden eben so rasch vernichtet; die Kanäle borsten durch den Druck des Wassers, Brücken und andere öffentliche Bauten wurden zerstört, ohne auch nur eine Spur ihres Daseyns zu hinterlassen.

Es giebt auf der Insel nur sehr wenig ebenes Land, wie der Ackerbau es bedarf. Daraus folgt, daß das englische Etablissement in Betreff seiner Verproviantirung von dem benachbarten Festlande abhängt. Die Lage der Engländer würde mithin eine sehr schwierige werden, wenn es der chinesischen Regierung einmal einfiele, die Zufuhren einstellen zu lassen. Es ist beinahe schon so weit gekommen. Kurze Zeit nachdem der gegenwärtige Gouverneur, Sir John Davis, die Zügel der Verwaltung ergriffen, erließ er, mit Bewilligung des legislativen Rathes, eine Verordnung, der gemäß sämmtliche Einwohner der Insel, Engländer sowohl als Chinesen, sich auf der Polizei einregistriren lassen sollten. Die Chinesen, stets mißtrauisch gegen die Fremden, bildeten sich ein, daß in dieser Verordnung eine Falle für sie läge, daß sie eine List sey, ausgesonnen, um ihnen irgend einen Druck aufzulegen, und sie fingen daher an, sich gegen das Dekret zu erheben. Die bedeutendsten Personen des Ortes riefen eine Volks-Versammlung zusammen, in welcher außer anderen Beschlüssen auch der gefaßt ward, die Zufuhren einzustellen. Dies führten sie einige Tage durch; die Kuli's, die Lastträger und Handwerker weigerten sich, zu arbeiten, die Schiffe brachten keine Lebensmittel mehr, kurz, die Chinesen hungerten den gesetzgebenden Rath aus, der sich endlich entschließen mußte, die erlassene Verordnung in einem ihnen günstigen Sinn zu modifiziren.

Das Klima von Hong-Kong ist weit entfernt ein angenehmes zu seyn, vielleicht ist es bis jetzt sowohl für Chinesen als für Engländer höchst mörderisch gewesen, was indessen wohl an der seit der Ankunft der Engländer in einem so großen Maßstab vorgenommenen Urbarmachung wüster Landstrecken, so wie in der zur Erbauung der neuen Stadt nothwendigen Umwühlung des Terrains, gelegen haben mag. *) In den Monaten Juli und August erreicht das Thermometer ein Maximum von 94° Fahrenheit (34,44 Centigr. **) und fällt nicht unter 80° Fahrenheit ***) (26,66 Centigr.). Die Verschiedenheit zwischen der Wärme am Tage und der in der Nacht beträgt in der Regel nicht über 10,00° Centigr. Im Winter fällt das Thermometer, wiewohl nur selten, unter Null, und selbst mitten in dieser Jahreszeit thut man wohl, nicht ohne Sonnenschirm auszugehen, wenn der Himmel wolkenfrei ist, da sich diejenigen, die diese Vorsichtsmaßregel verabsäumen, Krankheits-Anfällen aussetzen, die zuweilen gefährlich werden. Die Luft ist im Winter so trocken, daß das Athemholen sehr beschwerlich wird, und andererseits, wenn der Wind geht, so ist dieser ein so scharfer, schneidender Nordwind, daß man genöthigt ist, Feuer in den Häusern anzumachen; ja selbst dann ist es schwierig, sich gegen die Kälte zu sichern.

Die chinesische Bevölkerung in Victoria besteht aus Kaufleuten, Krämern, Domestiken, Schiffern, Tagelöhnern, Kuli's, die ein sehr malerisches Ensemble bilden. Unglücklicherweise findet sich nichts, was den reicheren chinesischen Kaufmann veranlassen könnte, in die neue Kolonie zu ziehen, und so lange dies sich nicht ändert, wird sie nur den Abschaum des Landes aufzunehmen haben. In der That wimmelt sie von Dieben und Seeräubern, die eine zahlreiche und wohlorganisirte Polizei nicht immer im Zügel zu erhalten vermag. In den ersten Zeiten ging keine Nacht vorbei, in der nicht irgend ein Haus mit bewaffneter Hand angefallen wurde, ja die kühnen Räuber respektirten nicht einmal die Wohnung des Gouverneurs. Sie wurde einmal rein ausgeplündert; ein andermal nahm man den vor ihr aufgestellten Schildwachen die Waffen weg. Diese Banden, die oft an hundert Mann stark waren, verschwanden, wie sie kamen, d. h. auf eine so wunderbare Weise, daß sich nie sagen ließ, woher sie gekommen, noch wohin sie gegangen waren.

*) In der That hat sich im letzten Jahre, in dem es der Arbeiten nicht mehr so viele, als in den früheren, gab, die Sterblichkeit vermindert, ja sie war in Hong-Kong geringer als in Macao.

) 27,52° Reaumur. *) 21,32° Reaumur.

Mannigfaltiges.

— Die Verbindung zwischen dem Atlantischen und St[illegible] Meere. In einer neulichen Sitzung der britischen Institution of Ci[illegible] gineers, in welcher der berühmte Rennie präsidirte, ward ein intere[illegible] Bericht über die Pläne vorgelesen, die man seit drei Jahrhunderten ent[illegible] hat, um das Atlantische und das Stille Meer durch einen schiffbaren [illegible] zu verbinden. Schon Cortez hatte die Idee, den Isthmus von Teh[illegible] zu durchstechen, indem er die Gewässer des Flusses Coatzocoales, der [illegible] Golf von Mejiko fließt, mit denen des Chicapa vereinigen wollte, [illegible] durch die Bai von Tehuantepec in das Stille Meer ergießt. Diese [illegible] wurde vor nicht langer Zeit durch Don José de Garay wieder aufg[illegible] der mit Hülfe des Ingenieurs Moro das zwischen beiden Meeren [illegible] Land besichtigte und die Entdeckung machte, daß die Ausläufer der [illegible] kette dort auf einer Strecke von 35 (engl.) Meilen in eine Hochebene, [illegible] Tarifa genannt, übergehen, wo die erwähnten beiden Flüsse ihren [illegible] haben und wo sich leicht eine Vereinigung zu Stande bringen [illegible] Haupteinwürfe gegen diesen Plan sind, erstens, die Länge der Flü[illegible] welche etwa 200 Meilen beträgt, und zweitens die Erhöhung des La[illegible] der Mesa de Tarifa zu, die 200 Mètres oder 656 Fuß über dem Oc[illegible] Die Vermessung ward unter den Auspizien des Präsidenten Santana [illegible] führt, der den Unternehmern viele wichtige Privilegien zu gewähren ver[illegible] Man untersuchte hierauf die Landenge von Nicaragua und den Lauf des [illegible] San Juan bis zum See dieses Namens, der nur etwas über 15 [illegible] von dem Stillen Meere entfernt ist und 130 Fuß über der Oberfläche de[illegible] liegt; aber der Bergrücken, der den See von dem Ocean trennt, die Be[illegible] lichkeit in der Navigation des San Juan, der abwechselnd von Regengü[illegible] anschwillt und durch die Hitze einer tropischen Sonne austrocknet, die vulka[illegible] sche Natur des Landes und das ungesunde Klima machen es sehr unwa[illegible] scheinlich, daß diese Lokalität je zu einem solchen Unternehmen gewählt werde. Der Isthmus von Panama bietet weniger Hindernisse dar, als irgend ein anderer Punkt. Die ganze Entfernung von Meer zu Meer beläuft sich nur auf 39 Meilen, und diese Strecke wird in ihrer ganzen Breite von dem gro[illegible] Flusse Chagres und seinen Nebenflüssen durchströmt, die mit den in das St[illegible] Meer ausmündenden Flüssen gleichsam verwebt sind. Die Bergkette [illegible] sich hier in weite Savannen und Waldungen, mit einigen isolirten [illegible] von geringer Bedeutung, selten über 300 Fuß hoch. Das Land [illegible] Jahr 1828 auf den Wunsch des Generals Bolivar durch einen [illegible] Offizier, Namens Lloyd, vermessen, der den Unterschied im Niveau [illegible] Oceane auf 3,52 Fuß bestimmte; um so viel ist nämlich das Stille M[illegible] als das Atlantische. Eine Untersuchung des Flusses Chagres wurde [illegible] fehl der britischen Admiralität unternommen, wobei der Befehlsh[illegible] Expedition, Capitain Foster, das Leben verlor. Noch kürzlich sandte di[illegible] zösische Regierung Herrn Napoleon Garella nebst mehreren Mitglie[illegible] Genie-Corps aus, um diese Gegenden zu erforschen und über die Au[illegible] keit des projektirten Kanalbaus zu berichten. Die Beobachtungen [illegible] haben die von Herrn Lloyd mitgetheilten vollkommen bestätigt und [illegible] weis geliefert, daß es keine natürliche Hindernisse giebt, die nicht [illegible] mechanischen Hülfsmitteln unserer Zeit ohne viele Schwierigkeit oder [illegible] den Kosten-Aufwand besiegt werden könnten — die wirklichen Hinderni[illegible] nur politischer Natur und erfordern eher die Dazwischenkunft der Staats-männer, als die der Ingenieure.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wahrheit, daß es nur mit ihnen anzubinden wage, und daß sie sich auch nicht vor ihm sonderlich fürchten. So neuestens die Schweiz, wo Frankreich die unglücklichste Zeit gewählt hat, sich ein Ansehen zu geben, wo es die unglücklichste Gelegenheit ergriffen hat, seinen Ruf als antirevolutionair bei den kontinentalen Großmächten zu rehabilitiren, und wo es an den unrechtesten Mann mit diesen Versuchen gerathen ist.

Spanien.

Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter.

(Schluß.)

Johann II. (1406—1454) war streng rechtgläubig und im Sinne seiner Zeit gelehrt erzogen worden. Gelehrte, Dichter, Priester und Mönche bildeten seinen Umgang, gelehrter und poetischer Müßiggang, Jagd, Vogelbeize und Hoffeste seine Beschäftigung; die Regierung überließ er seinem übrigens einsichtsvollen Günstlinge, dem ehemaligen Pagen Alvarez de Luna. Gegen Letzteren erhoben sich die Schwäger des Königs und die castilianischen Großen, später auch der Kronprinz Heinrich. Vielfache Intriguen und Fehden wurden angesponnen, unter denen das Land bitter litt. Der König verbannte nothgedrungen den Liebling, rief ihn dann mit großen Ehrenbezeugungen zurück, ließ ihn endlich feigherzig fallen und seine Enthauptung durch Henkershand geschehen. (1453.)

Unter solchen Verhältnissen konnte eine mit urkräftigem Behagen schaffende Dichtkunst nicht gedeihen. Wenngleich die höchsten Ehren, Würden, Stellen und Einkünfte den Dichter lohnten, wenngleich das Dichten am Hofe zur Leidenschaft, ja zur ansteckenden Krankheit ward, wenngleich über hundert Poeten aus diesem Kreise namhaft gemacht werden: ihre Bemühungen konnten wenig mehr austragen als eine durch emsige Feile erhöhte Glätte der Sprache und des Verses. Was Besseres in ihren Erzeugnissen durchschimmert, beweist eben nur die Unverwüstlichkeit des poetischen Kernes der spanischen Natur, der selbst in den engen Banden des höfischen Treibens seinen Lebenskeim bewahrte. Vortrefflich charakterisirt Ferdinand Wolf diese höfische Lyrik: „In Beziehung auf die Form", sagt er, „bemerken wir ein sichtbares Streben nach Eleganz im Ausdrucke, einen weit künstlicheren Perioden- und Strophenbau, das Festhalten und Ausspinnen eines Gedankens, bis alle seine Wendungen erschöpft sind, ein gesuchtes Spielen mit Begriffen und Worten, ein beinahe schulgerechtes Argumentiren in poetischen Syllogismen mit einer epigrammatisch-sententiösen Pointe; in Beziehung auf den Inhalt sind die in ein System gebrachte und in Förmlichkeiten festgebannte Liebe und eine dogmatisirende Andacht, verbunden mit einer grübelnden Spitzfindigkeit und einem reizbaren Geiste der Kontroverse, fast die ausschließenden Gegenstände derselben. Zwar läßt sich auch den Erzeugnissen dieser kunstmäßigen Lyrik Eigenthümlichkeit und Nationalität nicht absprechen; aber diese Umgestaltung der Kunstpoesie im Verhältniß zur vorhergehenden Epoche war doch zu auffallend, als daß sie ohne eine äußere Einwirkung so hätte vor sich gehen können."

Nur von wenigen jener Dichter haben sich Nachrichten über ihre Lebensumstände erhalten, von den meisten ist nichts weiter bekannt, als der Name. Als Sterne erster Größe glänzten am Hofe die Marqueses Don Enrique de Villena, Don Iñigo de Santillana, Juan de Mena und Jorge Manrique, bei denen wir wenigstens einen Augenblick verweilen müssen.

Villena trug besonders viel bei zur Entwickelung des eigenthümlichen Charakters dieser Periode. Er war gelehrt und besaß eine große Bibliothek; in theologischen Dingen gelangte er zu freien Ansichten. Beides brachte ihn in den Geruch der Ketzerei und Zauberei. Nach seinem Tode saß ein unwissender Pfaff über die hinterlassenen Bücher zu Gericht und ließ über hundert davon verbrennen. Außer lyrischen Gedichten, die sich durch nichts vor denen der Zeitgenossen auszeichnen, verfaßte Villena ein verloren gegangenes Drama, eine ebenfalls verlorene Uebersetzung des Dante, eine andere von Virgil's Aeneide und eine Anweisung zur Troubadour-Poesie.

Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana, zeichnete sich aus als Feldherr und Staatsmann; fortwährend von öffentlichen und Privat-Angelegenheiten in Anspruch genommen, wußte er gleichwohl Zeit für die Pflege der Gelehrsamkeit und Dichtkunst zu erübrigen. Er sammelte eine bedeutende Bibliothek, aus welcher sich noch dem Brande seines Palastes entgangene wichtige Denkmäler der älteren spanischen Geschichte und Literatur erhalten haben. Von seinen zahlreichen poetischen Erzeugnissen sind viele auf uns gekommen; am wichtigsten für die Literarhistoriker ist ein berühmter Brief an den Connetable von Portugal, in welchem der Marques sich über poetische Kunst und Dichter seiner und der früheren Zeit ausläßt. Herr Clarus theilt ihn in vollständiger Uebersetzung mit. Beachtung verdient ferner eine von Santillana angelegte reiche Sammlung castilianischer Sprüchwörter, deren viele ein sehr hohes Alter verrathen.

Als Dichter am bedeutendsten unter den Genannten erscheint Juan de Mena. Sein Hauptwerk, das Labyrinth, enthält viel schöne Gedanken und Wendungen, obgleich es durch reichliches Moralisiren und Allegorisiren frostig geworden ist, ein Fehler, der sich großentheils von der Bekanntschaft mit Dante herschreibt und allen Dichtern jener Periode anhaftet. Besser gelungen sind seine Lieder.

Jorge Manrique, der bedeutendste Verskünstler einer ganzen dichtenden Familie, verfaßte ein berühmtes Klaggedicht auf den Tod seines Vaters und eine Anzahl von Liebesliedern, in denen die Leidenschaft mit möglichster metaphysischer Spitzfindigkeit zerfasert wird.

Die Erzeugnisse der übrigen Dichter sind unter sich und von denen der genannten Stimmführer so wenig unterschieden, lassen den Charakter der einzelnen Personen so wenig hervortreten, daß es unmöglich ist, eine innere Geschichte der lyrischen Poesie von Johann II. bis auf Karl V. zu schreiben. Deshalb können wir uns hier eines weiteren Eingehens auf dieselben füglich überheben.

Die Gedichte jenes höfischen Kreises und seiner Nachahmer zerfallen in geistliche Poesieen, Lehrgedichte, Liebes- und Scherzlieder. Schon früh veranstaltete man Sammlungen derselben, unter dem Namen cancioneros, welche nicht wenig dazu beitrugen, daß die Handschriften der sämmtlichen Werke einzelner Dichter selten wurden und verloren gingen, da man sich an der bequemen, in den cancioneros zusammengestellten Auswahl des Gelungensten genügen ließ. Die älteste bekannte Sammlung veranstaltete bereits unter Johann's II. Regierung Juan Alfonso de Baena, der selbst Dichter war und seine eigenen Verse mit aufnahm. Eine Ausgabe derselben ist versprochen. *) Das älteste gedruckte cancionero, die Grundlage der späteren, besorgte Hernando de Castillo im Jahre 1510. In jeder Hinsicht vorzüglich, eine strenge und sorgsame Auswahl des wahrhaft Besten, ist Böhl de Faber's zu Hamburg 1821—25 in drei Oktavbänden erschienene Floresta de Rimas Antiguas Castellanas.

Um unseren Lesern nach der trockenen Auseinandersetzung nun auch eine lebendige Anschauung von dem Charakter dieser Lyrik zu geben, lassen wir einige der zierlichen metrischen Uebersetzungen des Herrn Clarus folgen, mit denen er leider allzu sparsam gewesen ist; denn obgleich wir das Gewicht seiner Entschuldigungsgründe aus eigener Erfahrung wohl kennen, meinen wir dennoch, daß eine auch nur mäßig gelungene metrische Uebersetzung dem besten prosaischen Auszuge bei weitem vorzuziehen sey.

Don Alonzo de Cartagena (geb. 1396, gest. 1456), Bischof von Burgos, aus jüdischer Familie stammend, ausgezeichnet durch strenge Sitte und Gelehrsamkeit, auch in Staatsgeschäften erfahren:

So Körper wie Seele, so Sterben wie Leben
Erliegen, unmächtig des Feuers Gewalten,
Wohin sie, die fassenden, raffenden, streben,
Da tödten sie, ohne je selbst zu erkalten.
Was thu' ich, da Alles mir Feindschaft verkündet?
Da Gutes und Böses nur Leiden mir schafft?
Mich glühet das Feuer, das wild mich entzündet,
Des Gewalt mich bewältigt, mich hält und mich bindet,
Mich bindet und löset mit siegender Kraft.

Wo soll sich mir Trauer, wo Freude mir zeigen?
Seit rings mich so große Gefahren betroffen,
Muß ich weinen, muß lachen, muß reden, muß schweigen,
Kein Heil ist zu finden, zu suchen, zu hoffen.
Nicht such' ich's zu suchen, noch mag ich's ersiegen,
Bedräut und bedrängt von so grimmigen Plagen,
Nicht will ich besiegt seyn, noch will ich besiegen;
Nicht will ich beschweren, noch will ich vergnügen;
Nichts weiß ich zu thun und nichts weiß ich zu sagen.

Was thu' ich voll Trauer bei solcher Beschwerde,
Wen sendet Ihr, daß er mir helfe in Plagen,
Wohin auf der Erde, daß ruhig ich werde?
Was fühl' ich, was thu' ich, was neben' ich zu tragen?
Gebt Mittel zum Heile; ich kann's nicht erreichen,
Mein Uebel zu heben, mein Leid zu bezwingen,
Ich zeig's, ich versteck' es, muß dulden, muß schweigen,
Drum wird mir, drum muß mir das Leben zerspringen.

Der portugiesische Infant Juan Manuel, am Hofe Königs Johann II. von Portugal, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, nicht zu verwechseln mit dem oben genannten Infanten Juan Manuel, dem Verfasser des Conde Lucanor:

Meine Seel' erliegt im Bangen,
Muß in Bälde untergehen,
Wenn sich so entgegenstehen
Schamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Liebe heißt mich, daß ich sage,
Scham dagegen macht mich feige,
Liebe treibt mich, daß ich jage,
Scham will, daß ich leid' und schweige,
So daß, kann ich nicht gelangen
Noch zu einigem Entschluß,
Mich Wehrlosen tödten muß
Schamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

4. Drama. — Prosa. — Isabellens Stellung zur Literatur.

Den Abschnitt über die Anfänge des Theaters dürfen wir um so mehr übergehen, als er nach der umfassenderen Arbeit des Herrn von Schack **) nichts Neues von Belang darbietet. Nur einige kleine von Herrn Clarus übersetzte Gedichte Gil Vicente's (geb. 1480, † 1557) wollen wir beiläufig einschieben, die einen frischeren und gesunderen Duft aushauchen, als die Zimmerblumen der Hofpoeten.

---

*) Zwar giebt Herr Gräße in seiner Literärgeschichte II, 2, 965 die Ausgabe als erschienen an unter dem Titel: Le cancionero de Juan de Baena ou Collection d'anciens Troubadours espagnols inédits publ. pour la prem. fois p. Fr. Michel. Paris, 1842, IV Vol. 8., doch ist es uns hier in Berlin eben so wenig gelungen, als Herrn Clarus, derselben ansichtig zu werden, und auf unsere Erkundigungen ward uns nur die Nachricht, daß Herr Fr. Michel seit längerer Zeit eine Ausgabe rüste.

**) Vgl. Magazin 1846, Nr. 67 ff.

Umgebung herausragen, keinen imposanten Anblick gewährt. Selbst die dünne Spitze des Doms ist zu fein und steht zu isolirt da, um ein fesselnder Punkt für das Auge zu werden. Unmittelbar vor der Stadt will es Einem gar nicht zu Sinne, als ob dieser glänzende dünne Schaft, der fast wie ein Mastbaum am blauen Hintergrunde des Himmels sich abzeichnet, die hohe Spitze des weltberühmten, in allen Sprachen Europa's besungenen Marmorplatten-Domes seyn soll." Als aber nun das ganze majestätische Meisterwerk der Baukunst, an dem so viele Jahrhunderte gekünstelt haben, in seiner Ganzheit nahe vor ihm stand, begriff er die Bewunderung, zu dem alle Beschauer hingerissen werden, vollkommen. „Der Straßburger Münster, die Dome von Köln, Rheims, Antwerpen, die Kirchen in Nürnberg mögen als Meisterwerke reinsten gothisch-germanischen Baustyls in der Kunstgeschichte von größerer Bedeutung seyn, als der Dom von Mailand; an Majestät und wirksamer äußerer Pracht können sie ihn doch nicht übertreffen. Ein Blick freilich sagt uns schon, daß an diesem Riesenbau Jahrhunderte lang Meisterhände Marmorblock auf Marmorblock fügten und unwürdige Pfuscher mit verdorbenem Geschmack die edlen Blüthen der Kunst durch stümperhafte Anhängsel wieder verunstalteten. Diesen Eindruck macht wenigstens die Façade, in der alle möglichen Baustyle mosaikartig durcheinandergewirrt sind. Glücklicherweise verschwinden diese mangelhaften Einzelheiten vor der Großartigkeit des imposanten und in seiner Art einzigen Gebäudes. Freudiges Staunen erfaßt den Beschauer, und indem der schwindelnde Blick von Bogen zu Bogen, von Thurm zu Thurm, von Statue zu Statue schweift und hinaufsteigt bis zur vergoldeten Madonna auf dem höchsten Gipfel des Hauptthurms, sind Bewunderung und künstlerische Andacht die einzig vorherrschenden Gefühle eines für das Erhabene empfänglichen Menschen. Schon bei Tage, wenn der duftige, dunkelblaue Himmel Italiens über dem blendend weißen Marmorbau sich wölbt, ist der Anblick desselben entzückend, doch ungleich erhabener erscheint er im milden Lichte des Vollmonds. Dann glaubt man das wunderbare Werk stillschaffender Geister vor sich aufsteigen und den bleichen Geist einer Kirche, wie nur die ausschweifendste Phantasie ihn sich ersinnen kann, vollendet vor sich zu sehen." In der That, wenn man bedenkt, daß sowohl das Dach wie alle übrigen zahllosen Vorsprünge des Domes von Marmorstatuen wimmeln, die zum Theil von kolossaler Größe sind — ihre Gesammtzahl soll 4500 betragen — und die Zahl der Spitzen und gothischen Zacken noch bei weitem größer ist, da mit ihnen alle Theile der Außenseite wie besäet sind: so kann man den Eindruck, wie ihn der Verfasser schildert, wohl begreifen.

Wir übergehen, was er uns von den italiänischen Sitten, den Theatern und der Geistlichkeit in der Lombardei erzählt, indem wir das Recht des Referenten üben, über schon bekanntere oder unwesentlichere Dinge schnell hinwegzueilen. Von Genua dagegen, wo wir uns lieber etwas länger aufgehalten hätten, sind wir wider Willen gezwungen, zu schweigen, weil der Reisende, durch schlechtes Wetter verhindert, zu wenig in Augenschein nehmen konnte, um uns darüber interessante Mittheilungen zu machen. Nach kurzer Ueberfahrt landete er in Livorno, einer Stadt, die von Jahr zu Jahr auf Kosten Genua's an Bedeutung gewinnt. Beide Städte bilden übrigens in jeder Beziehung einen schroffen Gegensatz. „Von Genua's ehemaliger Größe", sagt unser Verfasser in einer kurzen Parallele der beiden Städte, „sind, wie von Venedigs Macht, nur noch die stolzen Paläste und Kunstschätze übrig, nicht mehr die Mittel, wodurch dieselben erworben wurden. Das junge, industriellere, speculationskühnere und für den Handel mit der Levante jedenfalls auch vortheilhafter gelegene Livorno, welches außer einer in Erz gegossenen Statue Ferdinand's I. weder Sehenswürdigkeiten noch altitalische Paläste aufzuweisen hat, da es vielmehr ein dem Charakter echt italiänischer Städte fremdes, modernes Aussehen hat, untergräbt den schon seit längerer Zeit gesunkenen Handel Genua's, so daß der letztere, wenn auch neben dem Livorno's fortbestehen, doch schwerlich wieder so sich heben wird, um mit der glücklicheren Schwester wetteifern zu können. Livorno steht jedenfalls noch eine große Zukunft bevor, so daß es unter glücklichen Zeitschwingungen und bei gänzlicher Handels- und Gewissensfreiheit, welche letztere sehr zu beachten ist, in vielleicht nicht gar langer Zeit das Hamburg des Mittelmeeres werden kann. In seinen geräumigen, tiefen und durch einen prachtvollen Molo gegen den Andrang der Wogen geschützten sicheren Freihafen laufen jährlich 5—6000 Schiffe aller Nationen ein. Handel und Wandel in der Stadt sind völlig frei; es bedarf kein Mensch dazu einer Konzession wie bei uns, und um den Glauben der Handeltreibenden kümmert man sich eben so wenig, weshalb es hier gute katholische Christen, protestantische Ketzer, Griechen, Juden, Armenier, Türken und Heiden (?) giebt, die Einer den Anderen im Gebet und Gottesdienst nicht im geringsten stören, Alle aber von einander durch Tausch und Handel zu gewinnen suchen. Jedes Bekenntniß hat, wie dies auch in Triest der Fall ist, seine Kirche; selbst eine türkische Moschee giebt es in Livorno. Seit kurzem ist Livorno mit Pisa durch eine Eisenbahn verbunden, die sich bereits bis Pontedera im Arnothal erstreckt. Sie führt durch die Maremmen, jene wasserreichen sumpfigen Niederungen, die das Klima Livorno's besonders für den Fremden ungesund machen." (Schluß folgt.)

England.

Charakter der Diplomatie und diplomatische Charaktere.

(Schluß.)

Die Namen Heinrich Fox und William Pitt haben einen historischen Klang. Ersterer war zweimal, 1755 und 1762, Minister des Auswärtigen; dieser verwaltete denselben Posten im Jahre 1756. Der Graf von Shelburne, Minister im Jahre 1766, besaß eine noch größere Ausbildung als Fox und der Graf von Chatham. Indeß hat der Ruf zuweilen seine Launen; die unterrichteten und in der politischen Geschichte bewanderten Leute kennen allein das Geheimniß dieses mißkannten Verdienstes. Sollen wir noch von Weymouth, Rochford, Suffolk, Stormont, Hillsborough sprechen? Zu welchem [illegible] Sie scheinen sich nur mit den Geschäften befaßt zu haben, um zu beweisen, zu welchem Grade die Mittelmäßigkeit, selbst wenn sie die höchste Stellung im Staate behauptet, unbekannt bleibt.

Der zweite Pitt blieb immer, obwohl 20 Jahr Premier-Minister, in Betreff der auswärtigen Politik ziemlich ununterrichtet. Ganz im Gegensatz zur englischen Gewohnheit, hatte er seine Bildung nicht durch Reisen zu vervollkommnen gesucht; deshalb konzentrirte sich seine ganze geistige Thätigkeit und alle Energie seines kraftvollen Charakters in der Lösung inländischer oder rein kommerzieller Fragen, besonders im Anfange seiner Laufbahn; auch ließen ihm die unaufhörlichen Kämpfe innerhalb der parlamentarischen Arena mit seinen zahlreichen erbitterten Feinden kaum Zeit, einen Blick über diese Schranken hinauszuwerfen. Später allerdings, als er Krieg führte mit der französischen Revolution und besonders mit dem großen Feldherrn, der aus ihr hervorging, wandte er seine Aufmerksamkeit gänzlich von seinen früheren Bestrebungen ab und dem Schauplatz dieses neuen Kampfes zu, wo er auch jetzt, wie früher nach der anderen Seite hin, eine nicht gewöhnliche Energie offenbarte. Aber seine [illegible] ten, obwohl mit seiner gewohnten Beredtsamkeit dargelegt und durch überzeugende und mächtige Gründe unterstützt, stammten nichtsdestoweniger aus einem eigensinnigen, unvorsichtigen und leidenschaftlichen Geiste, der ihn hinderte, ein großer Diplomat zu werden. In dieser Beziehung war ihm Charles Fox, sein Rival, bedeutend überlegen. Dieser hatte viel gelesen, weite und lange Reisen gemacht und stets eine gewisse Neigung für die auswärtige Politik gezeigt. Auch Lord Grenville und sein Bruder Thomas kannten dieselbe, so wie die europäischen Staatsmänner der damaligen Zeit, die bestehenden Verträge u. s. f., sehr gründlich, ohne indeß das Genie Fox' zu besitzen.

Der verstorbene Graf Grey, welcher damals den Titel Lord Howick führte, ersetzte Fox in seiner Stellung als Staats-Secretair der äußeren Angelegenheiten. Es ist nicht allgemein bekannt, daß, mit Ausnahme von Lord Holland, Lord Malmesbury und Lord Harrowby, kein Staatsmann der modernen Zeit tiefer in die Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht war, als Lord Howick. Nachdem er als Herr Charles Grey zwei bis [illegible] Jahre den Kontinent bereist hatte, verflossen noch zwanzig Jahre, ehe er die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernahm, und dennoch hatte er von seinen Reisen eine so seltene Bekanntschaft mit den fremden Höfen und der diplomatischen Sprache bewahrt, daß er hierin von keinem englischen Diplomaten übertroffen worden ist.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium erhielten nach einander Canning und Lord Wellesley das Portefeuille des Auswärtigen. [illegible] men sie ihrem Vorgänger in der Kenntniß der europäischen Verhältnisse [illegible] gleich, doch kann man namentlich dem ersteren von ihnen das Prädikat eines gewandten Redners, gebildeten Schriftstellers und gründlichen Literators nicht absprechen. Lord Dudley und Ward, Freund und Günstling Canning's und später sein Verwandter durch Heirat, verdankte ihm auch die Stellung, die jener vorher inne gehabt hatte. Er war in gewisser Beziehung ein [illegible] Staatsmann, und wenn ihm die sittliche Energie und Würde mangelte, so besaß er dafür in desto ausgezeichneterem Maße Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse, Klarheit und Lebendigkeit der Rede und eine epigrammatische Schärfe, in der ihn kein englischer Minister bisher übertroffen hat.

Lord Palmerston, der gegenwärtig die Stellung eines Staats-Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten bekleidet, gelangte zum ersten Male zu diesem wichtigen Posten im Jahre 1830. Seine vollendete Erfahrung, sein Talent in der öffentlichen Diskussion, seine Strenge in der Aufrechthaltung der seitens des von ihm repräsentirten Landes eingegangenen Verträge sind über allen Zweifel erhaben. Als Leiter einer Unterhandlung rühmt man seine Kaltblütigkeit, seine Gegenwart des Geistes, seine Gewandtheit und erkennt an, daß er jene beiden vom Lord Chesterfield so oft empfohlenen Eigenschaften in sich vereinige: das suaviter in modo und — noch in höherem Grade als jenes — das fortiter in re.

Was seinen Nebenbuhler, Lord Aberdeen, betrifft, der zweimal, im J. 1834 und 1841, mit Sir Robert Peel Minister war, so muß man seine ausgedehnten Kenntnisse, seinen loyalen Charakter und seine patriotische Gesinnung gebührend anerkennen. Aber stets kalt, gemessen und gesammelt, läßt er einerseits eine gewisse Verachtung gegen seine Gegner durchblicken, andererseits besitzt er die Langsamkeit, die pedantische Feierlichkeit und — fast möchte man sagen — die leere Wichtigthuerei und philiströse Kleinigkeitskrämerei, [illegible] Geist zweiter Klasse bezeichnen. An den inneren Angelegenheiten [illegible] hat er stets nur geringen Antheil genommen, was erklärt, daß er nicht nur seinen Landsleuten wenig bekannt, sondern auch von denen, die ihn kennen, wenig geliebt wird.

Was unser Verfasser, dem wir bisher aus guten Gründen nicht widersprochen haben, hier über Lord Aberdeen sagt, möchte doch nur cum grano salis anzunehmen seyn. Offenbar gehört derselbe zur Whigpartei, was schon aus seiner großen Abneigung gegen Sir Robert Peel hervorgeht, den er an einer anderen Stelle mit dem hinterlistigen Helden Sheridan's, Joseph Surface, vergleicht; eine Abneigung, die mehr oder weniger auf sein Urtheil über Lord Aberdeen Einfluß haben muß. Zum Schlusse unseres Auszuges wollen wir noch einige nicht unwichtige Bemerkungen unseres Verfassers über die verschiedene Art der diplomatischen Ausbildung in den verschiedenen Staaten Europa's mittheilen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Donnerstag den 12. August 1847.

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militair-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.

Das von Herrn Schnitzler herausgegebene Werk, auf welches wir bereits in Nr. 84 des Magazins die Aufmerksamkeit unserer Leser gezogen haben, zerfällt in zwei völlig getrennte Abtheilungen, von denen die erste eine Darstellung der inneren Geschichte Rußlands seit der Thronbesteigung Nikolaus I. enthält, der ein Ueberblick der Regierung Alexander's und ein detaillirter Bericht über die während der Jahre 1815—25 entstandenen geheimen Gesellschaften vorangeht, die zweite aber aus historisch-kritischen Bemerkungen über einzelne, für die Beurtheilung der russischen Zustände wichtige Punkte, aus biographischen und genealogischen Notizen u. s. w. besteht. Es ist die erste Abtheilung, mit der wir uns hier vorzüglich beschäftigen werden.

Das Werk beginnt, wie schon gesagt, mit einer übersichtlich gehaltenen Darstellung der Regierung Alexander's. „Als zu Anfang unseres Jahrhunderts", heißt es darin, „der unglückliche Paul nach einer kurzen und launenhaften Herrschaft seinem ältesten Sohn Platz machte (24. März 1801), wurde dieser von seinen eigenen wie von fremden Völkern mit einstimmigem Jubel begrüßt. Im Auslande weihte ihm der greise Klopstock eine begeisterte Ode; im Inland hoffte man ihn die Reformen vollenden zu sehen, die von Peter dem Großen und Katharinen begonnen worden, aber sich bisher nur auf die materiellen Interessen und vorzugsweise auf die Befestigung der kaiserlichen Gewalt beschränkt hatten. Es war jetzt Zeit, an die moralische Regeneration des Landes zu denken, um die Spuren zu verwischen, die eine jahrhundertlange Knechtschaft dem National-Charakter aufgedrückt hatte, und die Mißbräuche auszurotten, welche den Gang der Staatsmaschine lähmten und sich wie ein nagender Krebs durch alle Zweige der Verwaltung schlichen.

„Die ersten Maßregeln Alexander's entsprachen den allgemeinen Erwartungen. Er setzte dem von seinem Vorgänger eingeführten vexatorischen und argwöhnischen System ein Ziel, ließ die furchtbare geheime Kanzlei schließen, mäßigte die Strenge der Censur und erleichterte die Einfuhr ausländischer Bücher. Neben den Universitäten und Gymnasien stiftete er auch Volksschulen, während seine Mutter, die Kaiserin Maria Feodorowna, unter seinen Auspizien wohlthätige Institute gründete, die ihren Namen unsterblich machen. Er erklärte feierlich, daß es mit seinen Grundsätzen unverträglich sey, Geschenke von Bauern zu machen, wie man es in Rußland bisher gewohnt war, und verbot, sie künftig zum Verkauf anzukündigen; eine noch wichtigere Anordnung war die Erlaubniß, die er den Edelleuten gab, ihren Leibeigenen nicht nur die persönliche Freiheit, sondern auch Ländereien zu verkaufen, die ihnen nachher als erbliches Eigenthum zugehören sollten. Auf diese Art legte Alexander den Grund zu einer eigenen Klasse freier, nicht an die Scholle gebundener Ackerbauer (die übrigens schon früher in den, freilich nicht sehr zahlreichen, Odnodworzy oder Einhöflern vorhanden war). Auch die Rechtspflege blieb nicht unberücksichtigt; der Senat, der seit Peter I. die Functionen der obersten Justiz-Behörde ausübte, wurde in sieben Departements getheilt, um den langsamen Gang der Prozesse zu beschleunigen, und die von Katharina II. ernannte Gesetz-Kommission trat von neuem zusammen, um an dem Entwurf eines Reichs-Kodex zu arbeiten. Um sich endlich von der Zuverlässigkeit seiner Untergebenen und von ihrer Treue in der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen, so wie um die Bedürfnisse der verschiedenen Provinzen kennen zu lernen und sich durch eigene Anschauung über ihren Zustand aufzuklären, unternahm Alexander öftere Reisen durch einen großen Theil seines Reichs, auf denen er Personen aus allen Klassen vorließ und ihre Bitten und Klagen mit Güte anhörte.

„Diese Thätigkeit ward zuerst durch die auswärtigen Kriege Alexander's gehemmt, die mit einigen Unterbrechungen zehn volle Jahre dauerten. Der Friede von Paris war der Gipfelpunkt seines Ruhms, der sich von dort an immer mehr verdunkelte. Statt die Wunden zu heilen, an denen sein Reich kränkelte und die an die übertünchten Gräber der Schrift erinnern, heftete er seine Aufmerksamkeit unverrückt auf das westliche Europa, auf die Befestigung der von ihm errichteten heiligen Allianz und die Unterdrückung jedes nationalen Aufschwungs, der eine revolutionaire Tendenz zu verrathen schien. Unter diesem Einflusse ward Alexander seinen früheren liberalen Ideen abtrünnig; auf immerwährenden Courierreisen von einem Ende Europa's bis zum anderen begriffen und von einer unruhigen Beweglichkeit erfaßt, hatte er keine Zeit mehr, sich um das Wohl seines Reichs zu bekümmern. Kaum vom Aachener Kongreß zurückgekehrt (1818), eilte er nach Warschau, wo einige unruhige Scenen stattgefunden hatten; von dort nöthigten ihn die Ereignisse in Neapel und Piemont, sich an den Kongreß von Troppau und ein paar Monat später nach Laibach zu begeben, wo er so eben das neue Prinzip der bewaffneten Intervention sanctionirt hatte, als die Nachricht von dem Aufstande der Griechen eintraf, die nach langen Leiden das Joch ihrer Tyrannen abwarfen, entschlossen, die heilige Sache des Glaubens und der Unabhängigkeit mit ihrem Blute zu besiegeln. Umsonst nahmen sie die Menschlichkeit ihres mächtigen Nachbars und Glaubensgenossen, ihres ältesten Verbündeten, ihres Mitschuldigen vielleicht, in Anspruch; umsonst verlangte ganz Europa wenigstens diese Anwendung des Interventions-Prinzips; das Hülfsgeschrei der orientalischen Kirche ward in Petersburg nicht vernommen; der Anblick eines ermordeten Patriarchen, eines niedergemetzelten Volks brachte dort keinen Eindruck hervor — man war selbst gegen die Beschimpfungen unempfindlich, die dem russischen Gesandten in Konstantinopel, einem Jugendfreund Alexander's, zugefügt wurden, und als der Baron von Stroganow die Geduld verlor und seine Pässe nahm, empfing man ihn kalt und bemühte sich nicht, ihm Genugthuung zu verschaffen. „Ich habe", sagte Alexander zu Chateaubriand, „in den peloponnesischen Unruhen das revolutionaire Stigma zu bemerken geglaubt; von dem Augenblick an enthielt ich mich aller Einmischung." Aus demselben Grunde aber enthielt er sich ihrer nicht, als es sich darum handelte, den unumschränkten Thron Ferdinand's VII. wiederherzustellen; Alexander war die Seele der Verhandlungen zu Verona und nöthigte das mit ihm eng verbündete Frankreich fast mit den Waffen in der Hand, dem Widerstande Englands zum Trotze die von ihm beantragten gewaltsamen Maßregeln auszuführen.

„So unerfreulich war der Ausgang einer Regierung, die unter so glänzenden Hoffnungen begonnen hatte, die aber, größer nach Außen als nach Innen, sich in der Erreichung fremder Interessen erschöpfte. Die Einbildungskraft Alexander's schuf sich Phantome, die er nicht aufhörte zu bekämpfen und worüber er die Wirklichkeit und die Bedürfnisse seines Reichs aus den Augen verlor. Von den besten Absichten beseelt, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und des Charakters ausgestattet, starb dieser Fürst mit dem Bewußtseyn, daß man seiner Herrschaft müde sey — daß er umsonst gelebt habe, und dieses Bewußtseyn beschleunigte sein Ende."

Die Kapitel über das Interregnum nach dem Tode Alexander's und über die Militair-Aufstände, die in Folge desselben ausbrachen, hat der Verfasser mit besonderer Umständlichkeit bearbeitet, und da er hier als Augenzeuge spricht, so kann er in Bezug auf diese so verschieden dargestellten Ereignisse als Autorität gelten. Die Empörung der Garden in St. Petersburg am 14/26. Dezember 1825 bildet namentlich eine Episode in der neueren Geschichte, die an dramatischem Interesse kaum von einer anderen Revolutions-Scene dieser Art übertroffen wird, weshalb wir auch den von Herrn Schnitzler darüber mitgetheilten Bericht seinem Hauptinhalte nach wiedergeben wollen:

„Der Kaiser Nikolaus datirt seine Regierung vom 1. Dezember 1825, dem Todestage seines Bruders Alexander, in der That aber begann sie erst am 24sten, wo das Manifest unterzeichnet ward, das seine Thronbesteigung verkündete. In diesem Aktenstücke sprach der junge Monarch den festen Entschluß aus, die Grundsätze seines Vorgängers in Allem zu befolgen, was das Wohl der ihm von Gott anvertrauten Völker beträfe — ein Vorsatz, der sich wohl mehr auf die erste Periode der Regierung Alexander's als auf die zweite bezog, die weder den Erwartungen Europa's noch denen seiner eigenen Nation entsprach. Der energische Charakter, den Nikolaus seitdem entwickelt hat, befähigt ihn eher, die Mission eines russischen Autokraten zu erfüllen und gegen jene eingewurzelten Mißbräuche anzukämpfen, die, von einer demoralisirten und in Routine versunkenen Beamten-Hierarchie unterstützt, alle Reformen zunichte machen und den Staat an den Rand des Abgrundes bringen.

„Der Tag des 24. Dezember, an welchem der kundige Speranskji unter den Augen des Kaisers und, wie man sagt, von dem berühmten Historiker Karamsin unterstützt, das erwähnte Manifest in den Räumen des Winterpalastes ausarbeitete, wohin sich Nikolaus mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem bescheidenen Anitschkov'schen Palais übergesiedelt hatte, verging in Konferenzen und Anordnungen, welche die kritische Lage der Dinge erforderlich machte. Man war von Taganrog aus von der Existenz einer Verschwörung unterrichtet worden, deren Kunde die letzten Augenblicke Alexander's verbittert hatte, und man erwartete mit Sehnsucht Berichte aus Kijew, wo der General-Adjutant Tschernytschew den schwierigen Auftrag verrichten

Frankreich.

Frankreich und der Sklavenhandel.

Wir haben vor kurzem unseren Lesern einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand des Sklavenhandels mitgetheilt, aus denen sich ergab, wie wenig noch immer an eine Unterdrückung oder auch nur an eine bedeutende Verminderung desselben zu denken sey. Daß es namentlich nicht in Frankreichs Gewalt liege, bessere Resultate, als die bisherigen, herbeizuführen, erhellt aus folgenden Angaben, die wir einem französischen Journal — dem Semeur — entnehmen und mit welchen wir jene früheren Bemerkungen vervollständigen.

Der Marquis von La Rochefoucauld-Liancourt hat — sagt die genannte Zeitschrift — bei Diskussion des Marine-Budgets in der Deputirten-Kammer auf die Nutzlosigkeit der Kreuzer aufmerksam gemacht, die Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit großen Kosten unterhält. In der Mehrzahl der Fälle müssen die von den französischen Seeleuten weggenommenen Negerschiffe freigegeben und auf Staatskosten entschädigt werden. Vor dem Jahre 1846 hat Frankreich nicht ein einziges Negerschiff weggenommen, im Jahre 1846 hat es zwölf weggenommen, allein kein einziges von diesen hat verurtheilt werden können. Bei weitem erfolgreicher, wiewohl ebenfalls ungenügend, war Englands repressives Verfahren; England hat bis zum Jahre 1846 73 Schiffe weggenommen, von denen der größere Theil verurtheilt und konfiszirt ward.

Hier der Schlüssel zu diesen so verschiedenen Ergebnissen. England hat mit Brasilien, Portugal und Spanien Verträge geschlossen, die ihm das Durchsuchungsrecht (droit de visite) gestatten; Frankreich hat mit keiner dieser drei Mächte einen derartigen Vertrag: es hat nur mit Sardinien, Dänemark, Schweden und Neapel, d. h. gerade mit denjenigen Mächten, unter deren Flagge der Sklavenhandel nicht betrieben wird, Conventionen abgeschlossen. In Betreff anderer Mächte beschränkt Frankreichs Recht sich darauf, daß es verifiziren darf, ob ein Schiff Anspruch auf die Flagge hat, welche es führt. Diese Verification ist das Geschäft der Kreuzer; aber sie mögen während desselben noch so deutlich erkennen, daß ein Schiff zum Sklavenhandel bestimmt ist, sie dürfen es nicht als ein Negerschiff wegnehmen, sobald es sich — wie fast immer der Fall — als ein portugiesisches, spanisches oder brasilianisches ausweist; wollen sie es wegnehmen, so müssen sie es als Piratenschiff wegnehmen. In diesem Fall kömmt die Sache vor den Staatsrath, der niemals über Beschuldigungen wegen Sklavenhandels erkannt hat, wohl aber Erkenntnisse bei Beschuldigungen wegen Piraterie erläßt. Damit aber auf das Vorhandenseyn von Piraterie erkannt werde, kömmt es gesetzlich auf Zweierlei an: erstlich müssen die Schiffspapiere nicht in Ordnung, zweitens muß das Schiff ein bewaffnetes seyn. Bei den zwölf 1846 weggenommenen Fahrzeugen fand sich nun wohl das erste, aber nicht das zweite Merkmal; sie waren nicht bewaffnet gewesen, und der Staatsrath konnte daher die Wegnahme derselben als gesetzlich nicht anerkennen.

Wenn diese Erklärungen den Staatsrath rechtfertigen, so beweisen sie zugleich die gänzliche Nutzlosigkeit der französischen Kreuzer. Da der Sklavenhandel allein auf den Schiffen solcher Mächte getrieben wird, die Frankreich das Durchsuchungsrecht nicht zugestanden haben, so kann letzteres ihre Negerschiffe nur als Piraten-Schiffe anhalten und wegnehmen. Die Sklavenschiffe aber, sobald sie nur unbewaffnet sind, entgehen jener sie gefährdenden Qualification und brauchen eine Verurtheilung in Frankreich nicht zu fürchten, und man darf annehmen, daß in Zukunft überhaupt kein Sklavenschiff mehr bewaffnet seyn wird. Es ergiebt sich daraus, daß Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels schlechterdings Nichts thun kann; daß es nicht in seiner Macht liegt, der Sache der Menschheit Dienste zu leisten. Die Erklärungen der Regierung besagen nichts Anderes; alles Geld, welches die Kreuzerflotte an der afrikanischen Flotte kostet, wird für Nichts ausgegeben.

Mit Unwillen vernahm die Kammer aus Herrn v. Gasparin's Munde, daß die Regierung, die dem Sklavenhandel an der afrikanischen Küste keinen Einhalt zu thun vermag, eben so wenig einem anderen Sklavenhandel, der von den französischen Kolonieen aus betrieben wird, zu steuern gewußt hat. Es werden gegen alle Gesetze Sklaven von Guadeloupe nach Cuba gesendet und dort verkauft. Wollen die Kolonisten sich etwa ihrer Sklaven entledigen, weil sie die Abschaffung der Sklaverei voraussehen? Es würde dies wenigstens darthun, daß selbst in ihren Augen die Emancipation unvermeidlich und nahe bevorstehend ist.

Die Regierung hat angekündigt, daß sie bei den spanischen Autoritäten die Wiederauslieferung der nach Portorico eingeführten Sklaven reklamirt habe, und daß die Letzteren bei ihrer Rückkehr für frei erklärt werden sollten. Hoffen wir wenigstens, daß der für diese Schwarzen gezahlte Preis nicht den Menschenverkäufern in Guadeloupe zu Gute kommen und daß nicht der königliche Schatz die spanischen Käufer entschädigen werde. R. v. G.

Mannigfaltiges.

— Muhammedanische Ceremonien. Ein Reisender, der Konstantinopel besuchte, wurde in der Vorstadt Pera in einen kreisförmigen Saal geführt und erblickte dort 26 Derwische, die eben im Gebete begriffen waren und in tiefer Andacht auf den Knieen lagen; sie warfen sich oft auf den Boden und berührten die Erde mit der Stirn. Auf orientalische Weise gekleidet, den Kopf in eine lange graue Mütze vermummt, stellten sie sich innerhalb des Saales auf, umgeben von andächtigen Türken, die ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigten. Plötzlich fing ein Derwisch, der eine Bühne bestiegen hatte, zu singen und wiederholte 99 Mal das Wort Allah; alle Mönche verbeugten sich, warfen sich auf die Erde, fuhren mit den Händen an die Brust, an den Kopf, an den Bart und an die Ohren auf eine ziemlich lächerliche Art. Auf diesen Vorkehrungen erscholl eine wilde Musik. Der Anführer der Derwische, mit einem schönen Mantel von violettem Tuche angethan, wandte sich gegen die Versammlung, betete mit hohler Stimme während einiger Minuten und begann in dem Saale umherzugehen; alle Derwische folgten ihm nach, indessen sie sich unter stetem Herumwirbeln gegenseitig begrüßten. Nachdem sie dreimal um den Saal gegangen waren, stellte sich der Anführer auf seinen Teppich; alle Derwische warfen ihre Mäntel ab und zeigten sich nun in langen weißen Röcken. Dann kam der erste des Trupps, küßte dem Vorsteher die Hand und fing sogleich an, sich im Gehen herumzuwirbeln. Zuletzt waren seine Arme über die Brust gekreuzt; er streckte sich dann aus, und 20 andere ahmten seinen Gang wie seine Geberde nach. Sie bildeten drei Kreise; unter fortwährendem Herumwirbeln und Zurückgehen behielten sie immer ihre gegenseitige Stellung. Ein Novize von ungefähr 10 Jahren war bei diesem ermüdenden Schauspiel; seine Wangen färbten sich purpurroth. Bei jedem Zwischenspiel wurden die Gesichter der Gaukler bleich und gelb, doch fingen sie immer wieder mit neuer Ergebung an. Jeden Dienstag und Freitag wiederholt sich dieses Schauspiel. — In Skutari fingen die sogenannten heulenden Derwische damit an, daß sie den Ring ihres Anführers küßten; sie stellten sich in einen Halbkreis vor ihn auf Schaffellen von verschiedenen Farben und traten hernach in den Hintergrund des Saales. Der Scheik oder Vorsteher stand nun auf, betete einige Augenblicke, und alsbald fingen seine Untergebenen an mit lauter Stimme zu beten, während sie tausenderlei lächerliche Grimassen machten. Bald beugten sie sich von der Rechten zur Linken, bald verneigten sie sich tief; ihr Körper war beständig in Bewegung. Das Singen und Schreien ist betäubend für die Anwesenden. Der Schweiß floß reichlich über die blassen Todtengesichter. Ein Knabe von 14 Jahren, der sich besonders heftig geberdete, stürzte mit Zuckungen zur Erde; es sollte dies vom Geiste Gottes bewirkt seyn. Ein Mann von riesenhafter Stärke stürzte eben so. Die Derwische beeiferten sich um sie her, rieben ihnen einigemal die Beine, die Hände, das Gesicht, faßten sie mit kräftiger Hand und stellten sie wieder auf die Füße. Nun standen diese zwei Menschen im Saale aufrecht mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich wie Bildsäulen, sicher in der Ueberzeugung, daß sie bei den Umstehenden einen außerordentlichen Eindruck machten. — Der Sultan besucht oft das Kloster der Derwische zu Pera und bleibt dort stundenlang.

— Unbefruchteter Pflanzensamen keimt. In einer der General-Versammlungen der British Association hat man wieder die Meinung einer gewissen Partei der Physiologen in Anregung gebracht, die die Behauptung aufgestellt haben, daß die wesentlichsten Elemente zur Bildung des Keims schon vor der Befruchtung durch den Pollen existirten, und daß die Thätigkeit des letzteren sich auf eine bloße Anregung beschränke, wodurch die Entwickelung des Keims hervorgerufen werde. Man hat für die Richtigkeit dieser Ansicht gewisse Thatsachen angeführt, welche als merkwürdige Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz der Befruchtung angesehen werden können. Die Pflanzengattung, welche in dieser Beziehung die merkwürdigste Erscheinung darbietet, ist ein neuholländischer Strauch, Coelebogyne ilicifolia von S. Smith, den man seit mehreren Jahren im botanischen Garten zu Kew kultivirt. Obgleich nämlich dieses Gewächs nur weibliche Blüthen zeigt, so hat es doch stets Samen geliefert, die, nachdem sie die gehörige Reife erlangt hatten, sich als vollkommen befruchtet erwiesen und fortpflanzten. Die Pflanzen, welche aus ihnen entstanden, glichen der Mutterpflanze in jeder Rücksicht vollkommen. Man behauptet ausdrücklich, daß die aufmerksamste Untersuchung nicht die geringste Spur von einer männlichen Blüthe, noch auch irgend eine Andeutung von Staubfäden hat entdecken können. Was aber das Merkwürdigste bei der Sache ist, man hat neuerlich in Neuholland ein Exemplar dieser Gattung entdeckt, das nur männliche Blüthen zeigte. Hiermit hat man ein anderes Faktum in Verbindung gesetzt, welches im Jahr 1845 vom Professor Gasparini in Neapel bekannt gemacht wurde und das sich auf einen von diesem erzogenen Feigenbaum bezieht. Auch diesem fehlte jede männliche Blüthe, ohne daß dadurch die Fruchtbarkeit der Samen, welche einen vollständigen Embryo enthielten, verhindert worden wäre, obgleich eine eigentliche Befruchtung hier deswegen nicht stattfinden konnte, weil Gasparini die betreffenden Blüthen frühzeitig hermetisch verschlossen hatte, damit nicht vielleicht ein Insekt den männlichen Samen hineintrüge, so daß kein Zweifel über die wirkliche Selbstbefruchtung der Pflanze ohne männlichen Samen übrig bleiben kann.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

militairische Operationen seiner bedürfen; denn eben so gut, wie es sich mit General Clausewitz behaupten läßt, der Krieg sey nichts Anderes, als die Diplomatie mit anderen Mitteln, läßt es sich auch behaupten, daß die Diplomatie nichts sey, als der Krieg mit anderen Mitteln. Es wird dies wenigstens so lange der Fall seyn, als in den bisherigen internationalen Verhältnissen keine bedeutende Aenderung eingetreten ist, so lange, als nicht etwa des Abbé St. Pierre Wunsch erfüllt und ein Amphiktyonen-Gericht ins Leben getreten ist, dessen Entscheidungen die Staaten sich friedlich unterwerfen; denn selbst dann — da ein Gericht Parteien involvirt und diese Feindseligkeit — von einer Beseitigung alles Geheimnisses die Rede seyn kann.

Da also der Gang diplomatischer Verhandlungen nothwendig ein geheimer ist, da diplomatische Aktenstücke meist erst dann ans Licht treten, wenn die Fragen, die sie behandeln, entschieden sind, wie will selbst das politisch gereifteste Volk über Fragen der auswärtigen Politik berathen und beschließen, während ihm alle zur Bildung eines Urtheils nothwendigen Elemente fehlen? Seine Reife zeigt sich eben darin, daß es dergleichen Fragen gar nicht behandelt, daß es nur nachträglich seine Entscheidungen über die Art und Weise der Lösung giebt, Entscheidungen, die dann den Staatsmännern, welchen die auswärtigen Geschäfte obliegen, bei künftigen Fällen zur Richtschnur dienen mögen.

Wollte eine Nation anders handeln, wollte sie schwebende Fragen der äußeren Politik vor ihr Forum ziehen, sie würde nur nach Aufwallungen, nach Sympathieen und Antipathieen urtheilen. Die Ligue — und der Semeur mit ihr — sehen darin, daß dieses geschehe, einen Vortheil; Schade nur, daß, wenn sie Recht haben sollten, die Geschichte Unrecht haben müßte.

Können wir dem Semeur in Betreff des Nutzens nicht beistimmen, welchen er von der neuen Association erwartet, so haben wir gegen einige seiner anderen Bemerkungen, die wir hier folgen lassen, weniger einzuwenden.

Die Ligue proklamirt in ihrem Programm das Prinzip der Nichtintervention, und zwar als eine keine Ausnahme verstattende Regel. Ist das — fragt der Semeur — in allen Fällen gerecht, moralisch, menschlich? Man nehme an, daß zwei Factionen mitten in der civilisirten Welt Jahre hindurch einen Bürgerkrieg voll Blut und Gräuel mit einander führen — soll einer solchen Menschenschlächterei kein Ziel gesetzt werden? Dies ist eine Frage, die wir keinesweges für entschieden halten, und wir neigen uns zu dem Glauben, daß, je mehr sich die Menschheit als ein Ganzes, als eine Einheit erkennen lernt, um so mehr ein höchstes Tribunal möglich seyn wird, das die Länder vor Verwüstung, die Völker vor Metzeleien sichert. Wir müssen es bekennen, daß sich ein solcher Zustand so bald noch nicht verwirklichen läßt, und daß das Prinzip der Nichtintervention im Allgemeinen respektirt werden muß, weil es gegenwärtig an Gegenseitigkeit mangelt und der Starke den Schwachen unterdrückt; wir sagen nur, daß wir jenes Prinzip nicht als ein absolutes gelten lassen können.

Es muß weiter bemerkt werden, daß Unruhen in dem einen Lande die Ruhe in einem anderen auf das bedenklichste stören können. Soll man unter solchen Umständen abwarten, daß der Brand des fremden Hauses unser eigenes ergreift? Es möchte wohl keine politische Partei so weit gehen, eine solche Konsequenz sich gefallen zu lassen.

Die Ligue hält es ferner mit den Nationalitäten; sie will die Nationalitäten geachtet wissen. Auch diese Forderung können wir nicht unbeschränkt gelten lassen. Wenn sich gegen den abstrakten Grundsatz nichts einwenden läßt, wie sieht es mit der Anwendung aus? Was ist eine Nationalität? Welches sind ihre charakteristischen Kennzeichen? In welchen Gränzen ist sie eingeschlossen? Hat Belgien z. B. eine Nationalität? Angenommen, das Prinzip der Nationalität hätte in allen Zeiten gegolten, es gäbe kein Frankreich. Es hat Jahrhunderte bedurft, die mannhaften Völkerschaften mit bestimmter Nationalität zur heutigen französischen Nation zusammenzuschmelzen, allein es ist endlich gelungen, und ist das einheitliche Frankreich nicht mehr werth, als es so viel auf einander eifersüchtige, einander feindselige Volksstämme seyn würden?

Es ist das noch nicht Alles. Soll man dort, wo das Werk der Verschmelzung noch nicht vollendet ist, den Nationalitäten ihre Rechte wiedergeben? Man verlangt, Rußland soll auf Polen verzichten. Schön; wir sind ganz derselben Meinung. Allein wenn der Zar die Engländer nun aufforderte, ihm mit gutem Beispiel voranzugehen und damit den Anfang zu machen, daß sie sich Irlands entäußerten, welches sie nach so vielen Jahrhunderten sich noch immer nicht assimilirt hätten, was würden die Engländer sagen? Was würden sie sagen, wenn man sie aufforderte, Ostindien und so viel andere Besitzungen aufzugeben, die sie auf allen Punkten der Erdkugel sich zugeeignet haben? Man sieht, daß die Frage verwickelter ist, als sie auf den ersten Anblick scheint. R. v. G.

Asiatische Türkei.

Ein Karawanenzug von Bagdad nach den Ruinen Babylon's.

(Aus einem englischen Bericht vom 28. Dezember 1846.*)

II. Das Grab des Propheten Hesekiel.

Am 6. Dezember ritten wir zum Grabe des Hesekiel oder Kefil, am linken Ufer des Hindia, der einige Tagereisen unterhalb Semava in den Euphrat mündet. Man sagte uns, daß dieser Fluß oder Kanal, dessen wachsende Wasserfülle mehr einem sumpfigen See gleicht, seinen Namen von einem indischen Fürsten bekommen habe, auf dessen Kosten er gegraben worden war, um die Moräste westlich vom Euphrat auszutrocknen. In der Folge ist seine Wassermenge sehr gestiegen.

Auf unserem Wege von Hillah sahen wir viele Fellah's mit Stieren pflügen, andere ihr Korn säen. Im Frühjahr ist die ganze Gegend vom Euphrat überschwemmt; ziehen sich seine Wasser zurück, so säen die Einwohner Melonen. Weizen und Gerste sind Anfang März sichelreif, ehe noch die periodischen Ueberschwemmungen, eine Folge des Schneeschmelzens in Armenien, eintreten. Zufällige Ueberschwemmungen, durch starke Regengüsse veranlaßt, finden bisweilen während des Winters statt. Die Höhen werden durch kleine Kanäle, die mit Wasserhebemaschinen am Flusse in Verbindung stehen, bewässert. Diese Maschinen, von einfachster Construction, sind, wie ich glaube, in Indien vorherrschend in Gebrauch, und man zieht sie dort den Pumpen vor, weil diese, sobald sie beschädigt werden, sich schwieriger ausbessern lassen. Aus demselben Grunde braucht man sie auch hier nicht, wozu indeß noch theils die drückende, willkürliche und unregelmäßige Besteuerung kommt, welche häufig die Ansiedler eines ganzen Bezirks von ihren Besitzungen treibt und daher jede Auslage hemmt, theils die systematische Hinderung jeglicher Verbesserung seitens der Regierung. Wären diese Hindernisse nicht, so würde mein Freund Hektor in Bagdad im Laufe weniger Monate Pumpen genug aus England beziehen, um diese Wildniß in einen Garten zu verwandeln. In der That scheint es für die produktive Kraft dieser Gegend keine Gränze zu geben. Bei einer etwas ordentlichen Regierung und sobald die unsinnige Ausfuhrsteuer von zwölf Prozent abgeschafft wäre, dürften wohl die Ufer des Euphrat und Tigris auf dem englischen Kornmarkt die Donau ausstechen. — Allein wir wollen zu unserer Pilgerfahrt zurückkehren.

Kefil ist ein kleiner, von vierundzwanzig jüdischen Familien, darunter sieben wohlhabende, bewohnter Platz. Ein reichlich verzierter, verfallener Minaret aus der Kalifenzeit, hinter der fichtenen Säule, welche sich über dem Grabe des Propheten Hesekiel (Jecheskel) erhebt, ragt über die Mauern empor. Ringsherum breiten sich, in unzähligen Gruppen, Schilfhütten der Madans oder Araber der Sümpfe aus — einer ganz besonderen Race, welche das Gepräge eines Urvolkes trägt. Vierzehn Klans dieses auffallenden Stammes wurden mir namentlich als diejenigen erwähnt, welche die Marschen auf beiden Seiten des Euphrat, bis Akerkuf unweit Bagdad hinauf, heimsuchen. Ihre Zahl wurde zu 50,000 angegeben. Die Hütten dieser Leute sind die einfachst ersonnenen und am leichtesten erbauten Wohnungen, welche ich je gesehen habe. Sie binden etwas Schilf in ein Bündel und geben ihm die Gestalt eines Bogens, dessen Enden sie auf dem Boden befestigen. Ueber drei dieser Bogen breiten sie Schilfmatten aus, die auf beiden Seiten bis zur Erde reichen. Die Enden, an deren einem eine Thür gelassen ist, sind mit platten Schilfbündeln eingehegt, deren Samenbüschel, gleich Federn hoch in der Luft schwebend, diesem primitiven Baustyl eine Art ornamentaler Vollendung geben. In den Matten erkannte ich die nämliche Falte, welche den Ziegeln und dem Kitt in den Ruinen von Babylon aufgedrückt ist. Alles Schilfgehege der Gärten an diesen Stellen und der Reisfelder in den Marschen, worin sich viel Eleganz und Scharfsinn zu erkennen giebt, ist von jenen zartfingerigen Madans verfertigt, welche wundervolle Künstler in allen Gattungen von Flechtwerk zu seyn scheinen. Die Kinder waren nackt, und die erwachsenen Madans schienen die leichte Bedeckung, welche sie trugen, blos aus Nachgiebigkeit gegen die Civilisation, mit welcher sie in Berührung kamen, anzulegen. Die einzige Kleidung, welche ich bei den Männern sah, bestand in einem einfachen viereckigen Stück Zeug, von ihnen selbst aus Wolle gewebt, welches sie auf der einen Schulter befestigen, während sie die andere nackt lassen und das Zeug um den Leib mit Schilfgürtel befestigen. Die Madans sind weit dunkler von Farbe, als die gewöhnlichen Beduinen. Sie sind leicht gebaut und ungemein flink und thätig, vornehmlich in der Führung ihrer Kanots, welche sie mit erstaunlicher Behendigkeit schieben und fortrudern. Ihre Lieblingswaffe scheint eine Art Dreizack zu seyn, deren sie sich gleichfalls bei der Fortbewegung ihrer Boote bedienen. Während die Cholera unter der kleinen jüdischen Gemeinde zu Kefil beträchtliche Verheerungen anrichtete, berührte sie dieses Volk, deren Hütten an die nämliche Mauer gelehnt sind, gar nicht.

Die kleine Gemeinde der Juden zu Kefil bildet eine Art Kloster, dessen Einkünfte durch mildthätige Gaben ihrer Landsleute aufgebracht werden; allein die Hauptwohlthaten erhalten sie von den begüterten Juden Bagdads, deren Freigebigkeit nicht blos die ärmeren Familien unterstützt, sondern auch für die Fonds zur Instandhaltung des Heiligthums sorgt und dem Schatze des Propheten werthvolle Opfergaben spendet. Diese Familien behaupten, ihre Vorfahren hätten hier seit dem Tode Hesekiel's in ununterbrochener Folge gewohnt, und als Cyrus ihre Nation aus der babylonischen Gefangenschaft befreit und ihrem Vaterlande zurückgegeben habe, sey ein Rest aus eigener freier Wahl zurückgeblieben, um für das Heiligthum Sorge zu tragen, welches seitdem einen jährlichen Versammlungsort für jüdische Pilger aus allen Gegenden gebildet habe. Der Jahrestag des Heiligen fällt fast in die Zeit des Osterfestes, und viele tausend Israeliten versammeln sich dann auf dieser verehrten Stelle.

Wie sich Muhammed's anfangs den Juden günstige Stimmung, welche sich durch seine Erwählung Jerusalems zu einer Kibla (Gebetsstätte) kundgab, in Feindseligkeit verwandelte, ist wohl bekannt. Seine Nachfolger verfuhren kaum schonungsvoller gegen diesen verfolgten Stamm; und die Erklärung des Chalifen Omar, als er die Juden aus Chaibar, sechs Tagereisen nordöstlich von Medina, nach Syrien verbannte, daß nämlich nur die wahre Religion in Arabien herrschen solle, macht es höchst unwahrscheinlich, daß die Juden von

*) Vgl. Nr. 90 des Magazins.

Kesil, der arabischen Hauptstadt Kafu so nahe, sollten unbelästigt geblieben seyn. So haben sie denn auch eine Tradition, daß Ali vor ihren Thoren erschienen sey und sie aufgefordert habe, entweder den Glauben zu wechseln, oder sich zum Kampfe zu rüsten. Ich habe vergessen, durch welches Wunder sie von der Annahme einer dieser Alternativen, welche beide von einem schwachen und an seiner Religion festhaltenden Völkchen verworfen werden mußten, gerettet worden sind. Irgendwie ging der Sturm vorüber, und Ali wurde durch Empörungen, welche sich durch seine Herrschaft hinzogen, anders wohin gerufen. Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts zeigte sich in der Person der Wechabiten ein fast eben so furchtbarer Feind vor dem Thore von Kesil. Der Rabbi, welcher den rauhen Gästen Rede stand und gegenwärtig mein Cicerone war, erschien mit seinen Brüdern am Thore und fragte den Häuptling, was er begehre. „Die reichen Verzierungen am Grabe des Propheten, das Silber, das Gold und die Juwelen", war die Antwort. Darauf entgegnete der Rabbi: „Ich schwöre Euch, daß das Grab ein einfacher Stein ist, mit einfachem Holz bedeckt: und soll mich Gott in Holz und Stein verwandeln, wenn ich lüge." Hier sah der Scheik auf seine Begleiter, welche plötzlich regungslos wurden wie Holz und Stein. Als sie indessen die Kraft wiederbekamen, sich von der Stelle zu bewegen, machten sie sich aus dem Staube. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß der Rabbi und seine Brüder die räuberische Sekte durch ein beträchtliches Geschenk zu diesem Akt von Nachsicht überredeten, obschon er diesen Theil der Unterhandlung nicht erwähnte und ihren Rückzug offenbar einem dazwischentretenden Wunder beimaß. Die Muhammedaner erklären das Grab für das eines ihrer früheren Lehrer, und der reich verzierte Minaret, welcher von der alten Moschee übrig ist, giebt einen Beweis von der Achtung, welche Muselmänner dieser Stätte sonst gewidmet haben. Allein die Treue, womit die Hebräer an diesem Platze hängen, in Verbindung mit dem Nutzen, den vermuthlich die türkische Regierung des Paschaliks von ihrer Duldung zieht, haben es bewirkt, daß die Moschee den Juden überlassen ward, von denen sie in eine Synagoge verwandelt ward, während sie die charakteristischen Merkmale einer türkischen Stätte der Gottesverehrung noch an sich trägt. Es findet sich eine hebräische Inschrift über der Thür der Moschee, und eine andere in großen goldenen Buchstaben über der Thür der Kapelle, welche das Grab enthält. Dieses Monument besteht in einem einfachen viereckigen Block, der etwa acht oder neun Fuß hoch, eben so breit und zweimal so lang ist. Er war, als ich ihn sah, mit einem einfachen Tuche bedeckt, und rund um den oberen Theil waren Fahnen mit mannigfachen Devisen auf kurzen Stäben angebracht. Die Kapelle trug in der Mitte eine Kuppel und war mit Arabesken bemalt. Der Baustyl ist der sarazenische.

Die Zimmer der Madresseh, oder des maurischen Hofes, gewähren den ärmeren jüdischen Familien Wohnungen. Von der darüber befindlichen Terrasse führen Thüren zu den netten Wohnungen der Reichen. Das Schwatzen und Lachen, welches ich den ganzen Abend hörte, schien das verhältnißmäßig glückliche und sorglose Leben der kleinen Gemeinde zu bezeugen. Die Frauen trugen das blaue Hemd und den Mantel der arabischen Weiber und verbargen ihre Gesichter eben so, doch nicht so gänzlich, daß sie mich verhindert hätten, wahrzunehmen, daß sie nach gewöhnlicher Landessitte einen mit einem Türkis besetzten Nasenring trugen. In einem der Gemächer las der ehrwürdige Rabbi vor einer gemischten Zuhörerschaft aus einem Buche, in welchem ich anfangs nichts Geringeres als die Prophezeihungen des Hesekiel selbst vermuthete, welches ich aber in der Folge für einige Lehrstücke erkannte, die zum Gebrauch der türkischen Juden in Wien erschienen sind. Er hatte auch ein hebräisches Exemplar der heiligen Schrift, welches er mir zeigte, und das, wie ich bemerkte, aus einer Londoner Presse hervorgegangen war. Mehrere jüdische Propheten sind in Assyrien und Babylonien begraben, und ihre Gräber sind noch Stätten der Pilgerschaft ihrer Glaubensgenossen. Sonderbar genug schließen sich die Muhammedaner dieser Verehrung an. Ich kann mich in diesem Augenblick nur der Namen Jesaias (?), Jonas, Nahum, Daniel, Esra und Jeremias erinnern. Der Zustand unseres Gemachs, welches alle Versuche, einzuschlafen, vergeblich machte, trieb mich auf die Terrasse, wo ich eine seltsame Art von Trauerlied, das ein Madanweib in einer Hütte unter der Mauer anstimmte, vernahm. Ihre Stimme, welche eine rührende Lieblichkeit hatte, wurde von Seufzern halb erstickt, und sie weinte offenbar heftig. Ich war kaum in der rauhen Sumpfluft eingeschlafen, als ich durch ein Pochen an der Thür der Moschee aufgeweckt wurde. Der alte Rabbi war auf und begann bald die Frühgesänge in der Synagoge anzustimmen, während ein kalter, sich in Tropfen auflösender Nebel das weiße Mondlicht über die fremden Gegenstände ringsumher verbreitete.

Mannigfaltiges.

— **Neue englische Werke.** Auch dieses Jahr giebt die Touristen-Literatur in England eine reichliche Ausbeute: wir erwähnen unter den kürzlich erschienenen Werken nur der Reise Lord **Castlereagh's** durch Aegypten, Nubien, Arabien und Syrien nach Damaskus, der Erinnerungen an Malta, Sicilien und Italien, von **Williams**, und der Thatsachen und Bilder aus Italien (Facts and Figures from Italy), von dem Pseudonymen Don Jeremias Savonarola. Ein gewisser Dr. **Coulter** giebt seine höchst merkwürdigen, aber mitunter wohl etwas apokryphen Abenteuer in Nord- und Süd-Amerika, Australien und Indien zum Besten, und Herr **Dunlop** beschreibt seinen dreijährigen Aufenthalt in Central-Amerika. Die Zahl der neuen Romane ist, wie immer, Legion; unter ihnen zeichnen sich aus: Newman's Bridge, von der Verfasserin der Erzählungen zweier alten Männer und Gramley Manor, von Lady **Georgiana Fullerton**, einer geistreichen Frau, die schon durch ihre Ellen Middleton einen bedeutenden Ruf erworben; ferner: All Classes (alle Stände), von Mad. **Wolfensberger**; „Azeth der Aegypter" und „Ranthorpe", beide von ungenannten Verfassern. Endlich ist der auch bei uns berühmte und beliebte Amerikaner **Cooper** nach einer ziemlich langen Pause mit einer neuen Erzählung: St. Mark's Reef or the Crater, hervorgetreten.

— **Vervollkommnung der Lokomotive.** Wie groß auch immer das Maß von Schnelligkeit sey, das man bisher durch die Anwendung der Lokomotiven auf den Eisenbahnen erreicht hat, so scheint dasselbe doch um bedeutend überschritten werden zu können. So findet sich in englischen Blättern z. B. die Anzeige, daß ein Engländer, Namens Crampton, nach einem neuen Prinzip eine Lokomotive konstruirt hat, deren erstaunliche Schnelligkeit und sonstigen Vortheile vor den bisher gebrauchten Lokomotiven ganz kürzlich mehrfachen Proben unterworfen worden sind, die auf der Nordwestbahn Londons stattgefunden haben. Diese Maschine, welche einige Wochen hindurch den Dienst auf dieser Linie mit einer Zeitersparniß von 20—25 Minuten auf 30—60 (engl. Meilen) versehen hat, ist neulich ganz allein, ohne Wagen, versucht worden, um die Größe ihrer möglichen Schnelligkeit zu bestimmen. Bei dieser Probe hat sie in einer Stunde den ungeheuren Raum von 75 (englischen, also über 16 deutsche) Meilen auf einer horizontalen Ebene durchmessen. Während dieser mit bisher unerreichter Geschwindigkeit zurückgelegten Fahrt hat die Bewegung der Maschine eine stets gleichmäßige, bewundernswürdige Regelmäßigkeit bewiesen, auch ist nicht das geringste Schwanken wahrgenommen worden. Der Hauptvorzug dieser Lokomotive besteht theils in dem Umstande, daß der Schwerpunkt des Ganzen so niedrig wie möglich gelegt ist, indem sich der Kessel kaum 2 Fuß 9 Zoll über dem Niveau der Schienen befindet, theils darin, daß kein Theil der Maschine über die Räder vorspringt. Aus mehreren Einzelheiten, die wir hier nicht näher beschreiben können, geht hervor, daß die entferntesten Räder nur 13 Fuß von einander abstehen, während derselbe Zwischenraum bei den gewöhnlichen Lokomotiven von gleicher Kraft 16 Fuß beträgt. Als ein anderweitiger Vorzug ist auch zu erwähnen, daß der Lokomotivführer die ganze Maschine überblicken kann und nicht genöthigt ist, sich unter den Kessel herabzubücken, um vorkommenden Unregelmäßigkeiten abzuhelfen. — Die Probefahrten sind daher auch so befriedigend ausgefallen, daß die Gesellschaft der Nordwestbahn sofort den Bau einer Maschine nach diesem Modell befohlen hat, die an Kraft der jetzt im Bau begriffenen kolossalen Maschine für die Great-Western-Bahn gleichkommen soll.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann**. Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn**.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Sonnabend den 14. August 1847.

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen. *)

In einer der wildesten Schluchten des Felsen-Gebirges, am Rande eines Teiches, der durch einen von Felsblöcken gehemmten Bach gebildet wird, welcher nach Ueberwindung aller Hindernisse sich schäumend in die große Ebene hinabstürzt, hatte der Stamm der „Breitstirnen" sein Lager aufgeschlagen. Ein schmaler Fußsteig, der zwischen den Felsen hindurchführte, gestattete kaum einem einzelnen Reiter den Zugang; verfolgte man ihn aber weiter bis zum Teiche, an dessen Ufer er sich gabelförmig theilte, so bemerkte man, daß er sich zu einer kleinen, rings von spitzen Felsen eingeschlossenen Ebene ausbreitete, deren Mittelpunkt der Teich bildete. Hier standen kreisförmig geordnet die büffelledernen Zelte der Breitstirnen. Der Ort, den sie zu ihrem Lagerplatz gewählt hatten, bewies die geringe Sicherheit ihres Lebens. Ihre rauhmähnigen Pferde fanden kaum etwas Gras, um ihren Hunger zu stillen; die Kinder kletterten die Felsen entlang, um eine Spitze zu erreichen, von wo aus man das weite Grasmeer übersehen konnte, das sich von dem östlichen Abhange der Berge bis zu den Gränzen und den Vorposten der Civilisation erstreckt. Die Frauen liehen dem geringsten Schrei eines Raubvogels ein aufmerksames Ohr, und der über die Schlucht fliegende Schatten seiner Flügel war ein Gegenstand ihrer Unruhe. Selbst die Hunde des Stammes reckten den Hals nnd spitzten die Ohren, indem sie mit dem furchtsamen und behutsamen Schritt eines Wolfes die Schlucht nach allen Seiten hin durchspürten.

Seit einer Reihe von Jahren waren die „Breitstirnen" im Kriege begriffen mit dem sehr mächtigen und wilden Stamme der „Schwarzfüße". Nur List, in der Flucht wie im Angriff, konnte sie vor völliger Ausrottung bewahren. Sublette, der weiße Kaufmann, hat lange bei den „Rothhäuten" gelebt und die Gastfreundschaft der „Breitstirnen" genossen; er hat sie auf der Büffeljagd begleitet und kennt sie gut. Er ist der Ansicht, daß dieser Indianerstamm an sittlicher Bildung die anderen Stämme weit übertreffe. Vielleicht verdanken sie ihre Tugenden mehr ihrer numerischen Schwäche, als irgend einem besonderen Vorzuge. Mann gegen Mann gehalten, fürchtet eine Breitstirn keinen Schwarzfuß. Sie sind die besten Reiter der Prairie, und Nichts ist der Geschicklichkeit zu vergleichen, womit sie sich ohne Sattel und Zügel beritten machen. Um ein in einer Falle oder mit der Schlinge gefangenes wildes Pferd zu bändigen, springen sie ihm schnell auf den Rücken, ohne mit anderen Hülfsmitteln zu ihrem Wagstück ausgerüstet zu seyn, als mit einer kleinen Fahne und einer Art von Maultrommel. Sobald das feurige Thier die ungewohnte Last fühlt, strengt es alle seine Kräfte an, um sie abzuschütteln und sich von den seine Seiten umklammernden nervigen Schenkeln zu befreien. Aber alle Versuche, die das wüthende Thier anstellt, sind vergebens; da schießt es plötzlich wie der Wind nach den Steppen zu fort, wo es seine alten Genossen in der Unabhängigkeit wiederzufinden hofft. Der Indianer hält ihm nun von Zeit zu Zeit, um seine Energie zu dämpfen, die Fahne vor die Augen und schlägt ihm seine tönende Maultrommel bald an das rechte, bald an das linke Ohr, je nach der Richtung, die er seinem Lauf zu geben beabsichtigt. Denn durch den Schall erschreckt, prallt das Pferd bald nach der einen, bald nach der anderen Seite von der geraden Linie und wird auf diese Weise zu allen Wendungen gezwungen, die sein Reiter von ihm verlangt, bis es endlich, erschöpft, keuchend und mit Schaum bedeckt, auf dem Punkte Halt macht, von dem es seine Flucht begonnen hatte.

Die Breitstirnen sind sehr gastfrei, obwohl sie keine anderen Schätze haben, als ihre Pferde und ihre Waffen. Die Jagd ist das einzige Geschäft, welches sie zu ihrem Lebensunterhalt betreiben; auch diesmal war es eine Jagd, und zwar eine Büffeljagd, zu der ihre vornehmsten Krieger Bogen und Pfeile in Stand setzten. Der Rest des Stammes war dann in Abwesenheit seiner Beschützer gezwungen, tiefer in die Berge vorzudringen, um Schutz gegen einen Ueberfall der Schwarzfüße zu finden. Bei einem durch die Civilisation mehr verweichlichten Volke würde eine mit so großen Gefahren verknüpfte Trennung heftige Wehklagen hervorgerufen haben, wenigstens von Seiten der Frauen. Aber die Indianerinnen sind ruhiger und muthvoller, oder auch gelassener. Und dann, was sollten sie anfangen ohne Büffelhaut nnd Büffelfleisch?

Ein hübsches, jugendlich frisches Mädchen, mit Namen Bachitucky, ein Wort, dessen wörtliche Uebersetzung „Kirschblüthe" lautet, hatte eben am Teiche ihren Schlauch gefüllt und war auf dem Rückwege zum Zelte ihres Vaters, eines Häuptlings, den man den Fürsten des Friedens nannte, als ein junger Mann des Stammes ihr, obwohl mit einer gewissen Zurückhaltung in der Miene, den Weg vertrat.

„Was hält Ishtakka auf meinem Wege?" fragte das Mädchen; „was kann er der Kirschblüthe zu sagen haben?"

„„Ich habe"", erwiederte Ishtakka, „„die Kirschblüthe zum Weibe verlangt, und sie ist mir versagt worden. Seit drei Tagen bin ich, auf die Gefahr hin, einem Schwarzfuß zu begegnen, allein jagen gegangen in der großen Ebene; ich habe eine Antilope getödtet und sie während der Nacht vor das Zelt des erhabenen Fürsten des Friedens gebracht. Vor Tagesanbruch habe ich in der Nähe gelauscht, um zu sehen, ob mein Geschenk angenommen werden würde. Die Gattin des Friedensfürsten, die Mutter der Kirschblüthe, ist bald nach Sonnenaufgang aus dem Zelte getreten, aber sie hat die Augen von der Antilope abgewendet, und ich habe verstanden, daß Ishtakka vergebens hoffen würde.""

„Der Fürst des Friedens", sagte das junge Mädchen, „hat Ishtakka niemals unter den muthigen Jägern des Büffels gesehen. Niemals hat er ihn seine Abenteuer nnd Gefahren schildern hören unter dem Baume des Krieges."

„„Ich verstehe"", gab Ishtakka mit bitterem Lächeln zur Antwort; „„Bachitucky ist schön unter allen Jungfrauen des Stammes, und ihre Mutter ist klug: nur einem großen Krieger will sie ihre Tochter geben.""

„Ishtakka hat die Wahrheit geredet", erwiederte die Kirschblüthe. „Meine Mutter ist klug, und eine kluge Mutter giebt ihre Tochter nur einem Krieger, der geschickt genug ist, sie zu ernähren, und tapfer genug, sie zu vertheidigen."

„„Ich bin eben so geschickt auf der Jagd, wie die anderen Breitstirnen"", rief der Indianer mit leidenschaftlichem Tone. „„Es ist nicht ein Reiter im Stamme, der es besser verstände, ein wildes Pferd zu bändigen und Bogen und Pfeile zu handhaben, außer Incillo, dem Fürsten des Krieges, der alle Menschen darin übertrifft. Und ist es mein Fehler, wenn ich noch keine Büffelhaut oder die Kopfhaut eines Schwarzfußes als Beute mitgebracht? Bin ich daran schuld, daß man mich für zu jung hält, mit den Jägern und Kriegern auszuziehen?""

„Wenn Ishtakka noch zu jung ist, um auf die Jagd oder in den Krieg zu ziehen, so ist er auch noch zu jung, eine Frau zu nehmen."

„„Ich verstehe"", erwiederte Ishtakka. „„Ich werde meine Bitte beim Fürsten des Krieges erneuern; ich werde einem Schwarzfuß die Kopfhaut nehmen und einen Büffel tödten, dessen Haut aber vor das Zelt des Friedensfürsten legen. Vielleicht wird er mir dann die Kirschblüthe geben.""

„Das heißt verständig geredet", sagte Bachitucky. „Wenn Du ein schönes Pferd bestiegen, das Haupt mit den Federn des Adlers geschmückt, die Brust bemalt und um Deinen Hals einen Reif von Bärenklauen gereiht hast, dann wird die Kirschblüthe glücklich nnd stolz seyn und wird sagen, daß der große Geist Ishtakka ein großes Herz gegeben hat."

„„Und wenn nun Ishtakka zu den tapferen Kriegern gehört, wird dann Bachitucky auf seine Worte hören?""

„Die Kirschblüthe hat keine Ohren, um den Liebesworten der jungen Krieger zu lauschen", entgegnete das Indianermädchen mit einer Mischung von Stolz und Zärtlichkeit, indem sie ihre langen Augenwimpern über die großen schwarzen Augen niedersenkte. Doch plötzlich erhob sie sie wieder, ergriff das Messer, welches Ishtakka an seinem Gürtel trug, und schnitt eine Locke von seinem Haar, welche sie um ihren Arm schlang und mit einem Knoten darum befestigte. „Die Kirschblüthe", fügte sie darauf erklärungsweise mit bewegter Stimme hinzu, „kann Ishtakka nicht versprechen, seine Frau zu werden; ihr Vater, der Fürst des Friedens, allein kann sie dem geben, der ihm gefällt. Aber Bachitucky wird nur bei Ishtakka glücklich seyn."

Nach diesen Worten entfernte sich die junge Indianerin, indem sie ihren Weg nach dem Zelte ihres Vaters fortsetzte. Ishtakka dagegen begab sich zu Incillo, dem Fürsten des Krieges und dem mächtigsten der beiden Anführer des Stammes; denn der Fürst des Friedens war seines vorgerückten Alters wegen nur noch fähig, im Rath des Stammes den Vorsitz zu führen, eine

*) Die hauptsächlichsten Umstände dieses Drama's aus dem Indianerleben wurden von einer darin handelnd auftretenden Person, dem Anführer der „Breitstirnen", Incillo, einem amerikanischen Kaufmann, Namens Sublette, mitgetheilt, von dem sie der Verf. der obigen Erzählung erfuhr.

fangen, der seit 1819 General-Gouverneur von St. Petersburg war, aber in dieser Stellung nicht dieselben Talente bewies, die ihn als Feldherrn auszeichneten. Der Oberst Alexis Orlov war zuerst an der Spitze einiger Eskadrons der Garde zu Pferde herbeigeeilt und erwartete weitere Befehle auf demselben Platze, wo sich jetzt die dem Kaiser Alexander gewidmete Riesenkolonne erhebt. Die kleine Truppe verlor sich ganz auf dem ungeheuren Raum, der damals noch von Schnee bedeckt war, und der sich vom Winterpalaste bis zum Senat und bis zum Exerzierhause des gedachten Regiments ausdehnt, indem der sogenannte Admiralitätsplatz den Mittelpunkt bildet; aber die Eile, mit der Orlov seine Reiter an Ort und Stelle brachte, war ein Dienst von hoher Wichtigkeit, den sein Herr ihm nie vergessen hat.

„Ein Blick auf die Statue Peter des Großen zeigte dem Kaiser den Volkshaufen, der sich um die Meuterer drängte, und er hörte mit eigenen Ohren das Geschrei: Es lebe Kaiser Konstantin! Er begriff, daß es Zeit sey, zu handeln. Das in der Geschichte der Palast-Revolutionen berühmte Regiment Preobrajenskl, dessen Ursprung wie der des Seménovschen von Peter dem Großen datirt, erhielt die Ordre, ohne Verzug sein erstes Bataillon abzusenden, was mit unerhörter Schnelligkeit bewerkstelligt wurde; auch das dritte Bataillon ward herbeigezogen, und um einem Angriffe der Rebellen auf den Winterpalast zuvorzukommen, wo sich die beiden Kaiserinnen und die anderen in Petersburg anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie befanden, marschirte Nikolaus in Person den Aufrührern entgegen, deren Anzahl jetzt auf 2—3000 Mann gestiegen war. Er begegnete einer Abtheilung, die im Begriffe war, sich dem Feinde anzuschließen, und indem er auf sie zuging, begrüßte er sie mit der herzlichen Anrede, die nach einem alten russischen Gebrauch von dem Monarchen oder dem Chef eines Truppen-Corps an die Soldaten gerichtet wird: Guten Tag, Kinder! (Sdraatwuite, rebjata!) — Die Antwort war: „Es lebe Konstantin!“ Ohne seine Fassung zu verlieren, zeigte der Kaiser mit dem Finger nach dem entgegengesetzten Ende des Platzes: „Ihr habt Euren Weg verfehlt!“ rief er, „Euer Posten ist dort, bei den Verräthern!“ Eine andere Abtheilung, an die er denselben Gruß richtete, schwieg bestürzt, ohne einen Laut von sich zu geben. Mit bewunderungswürdiger Gegenwart des Geistes machte der Kaiser sich ihr Schwanken zu Nutzen: „Rechts um! Marsch!“ kommandirte er mit seiner starken, klangvollen Stimme, und die Leute gehorchten maschinenmäßig, als ob sie mit keiner anderen Absicht ausgerückt wären.

„Die Leib-Grenadiere, deren Kaserne in der großen Million gelegen ist, waren unterdessen vereidigt worden, da ihr Oberst, Bulatov, der bei der Verschwörung betheiligt war, sich nicht gezeigt hatte; umsonst suchte es der Lieutenant Kojewnikov zu verhindern, indem er die Soldaten an ihre Pflichten gegen den Cesarewitsch Konstantin erinnerte. Aber die alten Krieger fingen bald an, Gewissensbisse zu empfinden, und in dieser Stimmung gelang es dem Lieutenant Suthoff, sie fortzureißen. „Meine Freunde!“ sagte er, „wir haben Unrecht gethan; die übrigen Regimenter haben den Eid verweigert und vereinigen sich auf dem Senatsplatze. Laßt uns zu ihnen, die Waffen in der Hand!“ Der brave Oberst Stürler bemüht sich vergebens, sie zurückzuhalten; der Lieutenant Panov stürzt sich mit dem Ruf: „Es lebe Konstantin!“ in die Mitte des Regiments, und die Revolte ist entschieden. Sie ziehen nach dem Senatsplatze. Unterweges kömmt Panov auf den Gedanken, einen Handstreich gegen die Citadelle zu versuchen, die auf einer Insel der Newa liegt und den Insurgenten einen trefflichen Stützpunkt gewährt hätte. In der Citadelle war der Reichsschatz aufbewahrt; außerdem hätte man dort Waffen und Munition gefunden, an denen es den Aufrührern mangelte. Panov hoffte um so eher sich dieser Festung zu bemächtigen, als die ganze Besatzung aus zwei Compagnieen seines eigenen Regiments bestand; aber der Kommandant, General Sukin, war auf seiner Hut — er ließ seine Mannschaft unter Gewehr treten, das Thor wurde verschlossen, eine Ueberraschung war nicht mehr möglich. Panov überschritt noch einmal die von Eis bedeckte Newa, erreichte wieder die große Million und kam vor dem Winterpalaste an, den er jetzt zu überrumpeln versuchte. Er näherte sich wirklich dem Schloßhofe, aber der Anblick der Sappeure zeigte ihm, daß hier nichts zu hoffen sey, und er wandte sich daher nach dem Haupt-Corps der Insurgenten, deren wiederholtes Geschrei: Hurrah, Konstantin! die Seinigen in ihren Gesinnungen bestärkte. So eben hatte sich ihnen fast das ganze Bataillon der Marine-Soldaten angeschlossen, von dem Lieutenant Arbusov und dem Capitain-Lieutenant Nikolaus Bestujev geführt; unter dem Einfluß dieser Offiziere und des Lieutenants Kachovskji hatten sie sich entschieden geweigert, den Eid zu leisten. Ihr Chef, der General Schipov, ließ ihre Anführer arretiren, aber die Soldaten befreiten sie auf der Stelle wieder, und als sich in der Ferne Musketenschüsse hören ließen, stürzten sie alle aus der Kaserne nach dem Senats-Platze zu, wo das Gefecht schon begonnen hatte.

„Der meuterischen Abtheilung des Regiments Moskau war es indessen nicht geglückt, das Senats-Gebäude einzunehmen; die Festigkeit des Lieutenants Nassakin, der hier kommandirte, hatte sie daran verhindert. Mit einer Handvoll finnländischer Jäger besetzte dieser Offizier das Thor und schlug alle Angriffe zurück; zwei Stunden lang blieb er hier von den Aufrührern umzingelt, die aber bereits den Muth zu verlieren anfingen, da sich ihre Häupter nicht sehen ließen. Jakubowitsch allein war auf seinem Posten; der Fürst Obolenskji, der sich ebenfalls eingefunden, hatte kein besonderes Kommando, und der Oberst Bulatov befand sich zwar auf dem Platze, aber unter dem Zuschauerhaufen verborgen. Batenkov hatte den Eid geleistet; noch kleinmüthiger benahm sich der Fürst Trubezkoi, der, von quälender Angst getrieben, in dem Hotel seines Schwagers, des österreichischen Gesandten, Schutz suchte; der entschlossene Ryléjev war mit seinem Freunde Bestujev auf dem Senats-Platze angelangt, da er aber Trubezkoi nicht fand, eilte er, ihn aufzusuchen, verlor so viele Zeit und erschien nicht wieder. Uebrigens hätte die Gegenwart der Anführer nur einen zweideutigen Schimmer des Ruhms auf diese beklagenswerthe Metzelei geworfen, ohne den Gang der Ereignisse aufzuhalten.

„Der Kaiser war von Truppen umringt, deren Generale für ihre Treue bürgten. Man bat ihn vergebens, sich zurückzuziehen und zu gestatten, daß man dem Aufruhr ein Ende mache. In diesem verhängnißvollen Augenblick wollte er sich der Krone würdig zeigen, nicht nur durch seine Unerschrockenheit, die keinen Augenblick wankte, sondern auch durch eine Langmuth, die seinem Charakter noch größere Ehre macht. Der General-Gouverneur von St. Petersburg sollte noch einmal versuchen, die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Miloradowitsch ritt allein auf sie zu, der Anhänglichkeit vertrauend, die ihm die Soldaten stets bewiesen hatten. Kaum fing er jedoch an, sein Erstaunen auszudrücken, daß so treue Krieger sich offen den Befehlen ihres rechtmäßigen Herrschers widersetzten, als das Geschrei: Es lebe Konstantin! seine Stimme erstickte. Obolenskji richtete einen Bajonettstich gegen ihn, der nur sein Pferd scheuen machte; aber in demselben Augenblick setzte Kachovskji ihm das Pistol fast auf die Brust, feuerte und verwundete ihn tödtlich. Die Hand eines Landsmanns erlegte den Tapferen, den die feindlichen Kugeln in sechsundfunfzig Schlachten verschont hatten. „Konnte ich glauben“, seufzte er, als man ihn von dieser Blutscene wegtrug, „daß ich den Tod von den Unseigen empfangen würde!“

„Bisher hatten weder die Offiziere noch die zum Civilstande gehörigen Verschworenen es gewagt, das Wort Constitution hören zu lassen, das weder für die bärtige Menge noch für die glatt rasirten Soldaten einen Sinn hatte. Jetzt glaubte man, der Augenblick sey gekommen. Mit dem Geschrei: Hurrah Konstantin! mischte sich der Ruf: Es lebe die Constitution! Dieses Wort, welches im Russischen eine weibliche Endung hat (Konstituzia), brachte mehr Erstaunen als Aufregung hervor; wie man versichert, hielt das Volk es für einen Weibernamen und glaubte, daß die Gemahlin des Cesarewitsch damit gemeint sey! Das Wort Republik wäre eben so wenig verstanden worden, und der weit vernünftigere Ruf: Es lebe die Gesetzlichkeit! Nieder mit der Willkür! der allen aufgeklärten und patriotischen Russen aus dem Herzen käme, hätte auf dem Senatsplatz dasselbe Schicksal gehabt. Ein solches Losungswort braucht zwar nicht immer von denjenigen verstanden zu werden, auf die es seine Gewalt ausübt; oft hat sogar der Zauberspruch um so größere Macht, je unbestimmter die Idee ist, die er darbietet — aber wenigstens muß er eine Saite in der Einbildungskraft berühren, die für seinen Einfluß empfänglich ist. Die Töne, die einen fühllosen Granitblock treffen, machen auf ihn keinen Eindruck; sie hallen von ihm zurück, ohne ihn aus seiner starren Unbeweglichkeit zu erwecken.

„Der Schuß, der den tapferen Miloradowitsch — den russischen Murat, wie ihn Segur nennt — erlegt hatte, schlug wie eine Todtenglocke auf das Ohr des Kaisers und des zahlreichen Gefolges, welches ihn umgab. „Sind Sie Ihrer Truppen auch sicher?“ Diese Frage, die man einen General an einen Kavallerie-Obersten richten hörte, zeigt, welche Befürchtungen man über den Geist der Regimenter hegte. Glücklicherweise bemerkten sie die geringe Anzahl der Aufrührer; sie hielten Stand und thaten ihre Pflicht. Selbst das Gros des Regiments Moskau, welches das erste Signal zum Aufstand gegeben hatte, kam auf dem Admiralitätsplatze an, um zur Herstellung der Ordnung beizutragen; der Großfürst Michael, der so eben von einer Reise nach Warschau zurückkehrte, war sogleich nach der Kaserne dieser Truppen geeilt, die unter seinem speziellen Kommando standen, überwand durch eine energische Rede ihre Zweifel, nahm ihnen den Eid der Treue ab und führte sie jetzt in eigener Person dem Kaiser zu. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Pferdefleisch als Menschennahrung.

Unter dieser Ueberschrift enthält das in Christiania erscheinende „Morgenbladet“ vom 27. Juli d. J. einen Artikel, welcher dazu dienen soll, das unter den norwegischen Landleuten herrschende Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches auszurotten, um so der nothleidenden Menge eine eben so gesunde wie billige Fleischspeise zugänglich zu machen. Der Kampf gegen ein Vorurtheil, wo er auch geführt werden mag, bietet dem Unbefangenen jederzeit ein interessantes Schauspiel dar. Das Interesse wächst aber natürlich mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, dem es gilt, und so hoffen wir auch unseren Lesern keine Langeweile zu verursachen, wenn wir sie in einer so wichtigen Angelegenheit auf einen Kampfplatz in der Fremde einladen, wo der Fehdehandschuh so eben hingeworfen wurde.

Wir thun wohl am besten, den fremden Artikel hier ganz wiederzugeben. Er lautet:

„Da es für die jetzige Zeit von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit ist, daß nichts, was den Menschen als gesundes und kräftiges Nahrungsmittel dienen kann, der nothleidenden Bevölkerung entzogen werde, hat man wieder daran zu arbeiten begonnen, das noch leider zu allgemein verbreitete Vorurtheil gegen die Anwendung des Pferdefleisches als menschliche Nahrung zu vernichten oder zu schwächen. Eine Schrift des berühmten Lehrers an der Königl. Thierarznei-Schule in Kopenhagen, Dr. med. G. C. With, ist in diesem Jahre unter folgendem Titel erschienen: „Om Hestekjöds Afbenyttelse til Föde for Mennesker ved Levnetsmidlernes nærværende höie Priis“

(d. h. von der Benutzung des Pferdefleisches zur Nahrung für den Menschen bei dem jetzigen hohen Preise der Lebensmittel) und hat zum Zweck, Dänemarks Bevölkerung, bei welcher doch das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches bei weitem nicht so herrschend ist, wie bei uns, Gelegenheit zu geben, von diesem gesunden und kräftigen Nahrungsmittel fernerhin Gebrauch zu machen. In der Vorrede macht der Professor darauf aufmerksam, daß man erst in sehr langer Zeit, und vielleicht nur ausnahmsweise, auf so billige Lebensmittel rechnen dürfe, wie sie vor einigen Jahren gewesen sind. Es muß deshalb für den ärmeren Theil der Bevölkerung wichtig werden, das kostbare Rindfleisch durch billiges Pferdefleisch zu ersetzen, das man in der Regel für ein Drittel der Summe, die jenes kostet, kaufen kann. Nur bei einem so billigen Preise des Pferdefleisches kann bei uns die Rede davon seyn, das Schlachten der Pferde zur Speise für den Menschen anzurathen; denn ist die Summe, die von ihnen durch den Verkauf zur Arbeit herausgebracht wird, größer als die, welche man durch Verkauf ihres Fleisches zu geringem Preise einnehmen kann, so werden sie nur ausnahmsweise geschlachtet werden, und es wäre dann nicht einmal wünschenswerth, daß es in größerer Ausdehnung geschehe.

Nicht im Interesse des Unbemittelten allein — sagt der Verfasser in der Vorrede zu seiner kleinen Schrift — muntere ich dazu auf, Gelegenheit zu geben, Pferde zu schlachten und ihr Fleisch zu genießen; es geschieht auch im Interesse der Menschlichkeit, weil es, bei Ausbreitung des Genusses von Pferdefleisch, oftmals dem minder Vermögenden möglich wird, ohne einen bedeutenden Verlust solche Pferde abzuschaffen, die entweder unter Schmerzen die Arbeit verrichten oder sich aus anderen Gründen nicht mehr dazu eignen, und sich an deren Stelle andere zu kaufen. Das Schlachten von Pferden, welche an körperlichen Fehlern oder übeln Gewohnheiten leiden, die dem Menschen leicht gefährlich werden können, würde auch dazu beitragen, unsere eigene Sicherheit zu wahren.

Die Angelegenheit des Pferdeschlachtens wird auch im Interesse der Landes-Pferdezucht besprochen, auf welche oft der Umstand einen großen Einfluß ausübt, daß Manche, die nicht Gelegenheit haben, sich einigen, wenngleich unzureichenden Ersatz für die vielen aus der Zucht mittelmäßiger Individuen erwachsenen Kosten zu verschaffen, sich nicht entschließen können, dieselben bei Zeiten zu entfernen, sondern sie noch eine Zeit lang behalten und ohne den geringsten Nutzen zum Theil das Futter verzehren lassen, welches, für die Zuchtthiere besserer Qualität verwendet, die Entwickelung dieser letzteren bedeutend gefördert haben würde.

Der Verfasser erzählt, daß in den letzten zwei Monaten in Kopenhagen weit über 20,000 Pfund Pferdefleisch verzehrt worden sind.

Unter den Gründen, welche von den eifrigen Gegnern des Pferdefleisch-Genusses angeführt werden, wird erwähnt, daß es für den Menschen keine gesunde Nahrung abgebe, und daß das meiste Pferdefleisch, welches genossen werde, von kranken Pferden herrühre. Daß aber der erstgenannte Grund ganz unrichtig ist, bestätigt nicht allein die altnordische Geschichte, sondern auch der Gesundheits-Zustand der meisten tatarischen Volksstämme. Damit die andere Behauptung keinen Glauben finde, sind die Pferde-Schlächtereien in Dänemark unter öffentliche Kontrole gestellt, wonach die Thiere vor dem Schlachten von geprüften Thierärzten untersucht werden.

Es versteht sich von selbst, daß Pferdefleisch, so gut wie Rindfleisch, fett oder mager seyn kann; aber wenn es auch mager ist, so ist es doch darum nicht ungesund und verdient wohl von denen benutzt zu werden, welche nicht Mittel haben, sich das fettere und theurere anzuschaffen. Es ist sogar, sagt Dr. With, meine volle Ueberzeugung, daß der häufige Genuß einer kräftigen Suppe, von einem mageren Stück Pferdefleisch bereitet, eben so wie dieses selbst, dazu wird beitragen können, bei Leuten, die von sogenannter dürrer Kost und Kartoffeln leben, manchen Krankheiten und namentlich den Skropheln vorzubeugen.

Der Berichterstatter ist der Meinung gewesen, daß es unter jetzigen Umständen sehr nützlich seyn würde, das Publikum auf die in Rede stehende wohlfeile Schrift aufmerksam zu machen und sie den Vorstehern von Schul-Bibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen, um ein in staatsökonomischer und sanitätischer Hinsicht schädliches Vorurtheil anszurotten." —

Wir haben nur noch den Wunsch hinzuzufügen, daß auch in jenem nordischen, uns stammverwandten Lande die trüben Nebel eines dem materiellen Volkswohl so hinderlichen Vorurtheils, als das gegen den Genuß des Pferdefleisches ist, recht bald verschwinden mögen.

Dr. H. Sebald.

Mannigfaltiges.

— Gefärbte Gläser zur Bedeckung der Treibhäuser von Kew. Ein bedeutender Theil der in Treibhäusern gezogenen Pflanzen erleidet oft durch zu große Sonnenhitze eine Abnahme an Kräften oder wird „verbrannt" — wie die Gärtner sich ausdrücken. Um dem schädlichen Einfluß einer zu großen Intensität der Sonnenstrahlen entgegen zu arbeiten, hat man seit längerer Zeit schon das Mittel angewandt, die Glasscheiben, womit die Treibhäuser bedeckt sind, entweder mit dünner Leinwand zu belegen oder mit einem flüssigen Kreidemergel zu bestreichen, um den größten Theil der Sonnenstrahlen theils zu reflektiren, theils zu absorbiren. Neuerdings hat man nun für die Palmbaumkultur in dem Garten zu Kew Treibhäuser gebaut, deren Dimensionen in einem solchen Maßstabe genommen sind, daß die Anwendung jener Mittel entweder zwecklos oder unmöglich wäre, denn sie haben eine Länge von mehr als 330 Fuß, eine Breite von 92 Fuß und eine Höhe von 57 Fuß. Man mußte also darauf bedacht seyn, ein anderes Mittel ausfindig zu machen, um jenem Uebel abzuhelfen. So wurde denn auch die Frage aufgeworfen, ob man den gewünschten Erfolg nicht durch gefärbte Gläser erreichen könnte; was nicht unmöglich schien. Es wurde daher ein Sachverständiger Namens Hunt, der sich schon lange mit dem Studium des von den verschiedenen Strahlen des Sonnenspektrums auf die Vegetabilien ausgeübten Einflusses beschäftigt hatte, beauftragt, diesen Gegenstand einer speziellen Untersuchung zu unterwerfen. Man stellte nun eine Reihe von Experimenten an, in denen man die aus den Palmblättern gezogenen farbigen Säfte der Einwirkung des Sonnenspektrums blosstellte, wodurch man das sichere Resultat gewann, daß die Strahlen, welche jene Säfte entfärbten, demjenigen Gebiete des Spektrums angehörten, worin sich die Wärmeerzeugung mit der größten Energie entwickelte, nämlich ein wenig außerhalb der Gränze, innerhalb deren der rothe Strahl noch sichtbar ist. Man untersuchte nun eine Menge auf die verschiedenste Weise zubereiteter Glasstücke, und gewann so die Ueberzeugung, daß die grüngefärbten Gläser die erforderlichen Dienste leisteten. Da nun einige von ihnen fast sämmtliche Wärmestrahlen auffingen, also des Guten zu viel thaten, und sich übrigens auch durch ihre sehr dunkle Färbung dem Durchgange einer großen Menge von Lichtstrahlen widersetzten, so kam man endlich durch fortgesetzte Versuche dahin, genau den Grad der Durchsichtigkeit zu bestimmen, der beide Erfordernisse, nämlich eine Milderung, d. h. theilweise Absorbirung der Wärmestrahlen und den Durchgang einer hinreichenden Menge von Lichtstrahlen, bewirken würde. Man bestimmte die chemischen Veränderungen, welche die durch solche Gläser hindurchgehenden Strahlen hervorbringen, auf Chlorsilber und Papier, das mit dem aus den Palmblättern gezogenen Saft gefärbt worden war. Zu diesem Zwecke spannte man ein solches Papier auf einen Rahmen und setzte es dann dem Einfluß des Spektrums aus, während es auf der anderen Seite mit Schwefeläther befeuchtet wurde. Durch die Verdünstung des Aethers konnte man sehr gut die Stellen bemerken, worauf sich die Einwirkung der Wärme am stärksten offenbarte; denn diese schnell trocknenden Stellen nahmen die Gestalt von regelmäßigen und scharf fest bestimmten Kreisen an, lange Zeit bevor die übrigen Theile die geringste Spur von Austrocknung zeigten. Hierdurch war man nun in den Stand gesetzt, ziemlich genau zu bestimmen, welchen Grad von Fähigkeit jedes Glas besäße, die Wirkung des Lichts, der Wärme und der chemischen Thätigkeit zu hemmen. Die Farbe des für den angegebenen Zweck am passendsten befundenen Glases war ein mattes Grüngelb, das man durch Kupferoxyd gewonnen hatte. Seine Durchsichtigkeit ist sehr bedeutend, was am besten daraus zu ersehen ist, daß, wenn man es zwischen das Auge und das Sonnenspektrum hält, man nur eine geringe Schwächung des Gelb und eine geringe Modification in den von den rothen Strahlen getroffenen Theilen wahrnimmt. Man hat sich auch für dieses Glas entschieden, da es, bei allem Widerstande gegen die schädlichen Strahlen, doch diejenigen ungehindert durchläßt, ohne welche ein kräftiger Pflanzenwuchs unmöglich ist. Es wurde bei der Verfertigung desselben die Anwendung von Braunsteinkalk vermieden, weil man seit langer Zeit bemerkt hat, daß die Gläser, welche dieses Oxyd enthalten, durch brennende Sonnenstrahlen allmälig eine violette Färbung annehmen, die in allen ihren Schattirungen gerade eine dem erzielten Resultat entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Melloni, in seinen „Untersuchungen über die strahlende Wärme", bemerkt, daß ein grünes Glas von einer gewissen Nüancirung, welches in Italien fabrizirt wird, fast alle Wärmestrahlen verschluckte. Es ist dies also ähnlich demjenigen, welches man für die großen Treibhäuser in Kew angewandt hat. Seine Farbe weicht nicht sehr von der des alten Kronglases (eines Fensterglases) ab; und viele Gärtner versichern, daß ihre Pflanzen unter solchen Gläsern ein weit kräftigeres Wachsthum zeigen, als unter dem gewöhnlich jetzt gebrauchten weißen Fensterglase.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Dienstag den 17. August 1847.

Böhmen.

Szafarzyk und Palatzky.

Vor einiger Zeit haben wir in diesen Blättern der Schrift eines polnischen Gelehrten, Chojecki's, gedacht, in der das slawische Böhmen nach allen Richtungen einer zeitgemäßen Untersuchung unterworfen wird. Es ist jetzt der zweite Theil dieser Schrift erschienen.*) Er beschäftigt sich mit den Resultaten der böhmischen Geschichtsforschung und deren Hauptträgern, Jungmann, Szafarzyk und Palatzky. Ihre Werke liegen der deutschen Gelehrtenwelt vor, und die Kritik hat ihnen bereits eine ehrenvolle Stelle in der wissenschaftlichen Republik gesichert. Ohne also auf die schriftstellerischen Arbeiten selbst hier einzugehen, begnügen wir uns, Einiges aus den Notizen herauszuheben, welche Chojecki uns über das Leben der beiden Historiker europäischen Rufes, Szafarzyk und Palatzky, gegeben hat.

Szafarzyk ist im J. 1795 im oberen Ungarn, wo sein Vater protestantischer Pastor war, geboren und war ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, so daß er an die Beschäftigung mit slawischer Literatur nie gedacht hätte, wenn nicht ein besonderer Umstand, welchen er dem Verf. selbst mitgetheilt, seinem Leben diese Wendung gegeben hätte. Als er noch Schüler war, fand er bei Gelegenheit einer Ferienreise in der Wohnung eines wohlhabenden Landmannes einige Lieferungen der Zeitschrift „Hlasatel". Die trockenen und einförmigen Artikel von Nejedly und die nicht viel frischeren von Puchmeyer fesselten ihn nicht, dagegen zog ihn eine Abhandlung Jungmann's „über die czechische Sprache" an, worin dieser Prager Philolog seine prophetische Begeisterung für das Czechenthum ausströmen ließ. Jungmann hatte des jungen Studirenden Interesse für immer gewonnen; dieser suchte jetzt mit Eifer Alles zusammen, was aus dessen Feder geflossen war. Die Uebersetzung vom „verlorenen Paradies", welche Szafarzyk die Schönheiten der czechischen Sprache bis zum Enthusiasmus bewundern ließ, führte ihn auf den Weg, welchen er nachher nicht wieder verlassen hat. Im J. 1815 begab er sich zwar theologischer Studien wegen nach Jena, kehrte aber bald zurück, gab die Theologie auf, wurde eine Zeit lang in Ungarn Privatlehrer und erhielt dann eine Stelle an einem für die Serben in Sadno neu eingerichteten Gymnasium, unfern der türkischen Gränze, wo er jedoch nicht lange blieb, da ihn die Sehnsucht nach einem weiteren Wirkungskreise faßte. Er gab seine Stellung als Lehrer auf und nahm, ohne alle Rücksicht auf seine äußere Subsistenz, seinen Wohnsitz im Centrum der böhmischen Literatur, in Prag. Dies war im J. 1833. Er hatte lange mit großen Hindernissen zu kämpfen; eine zahlreiche Familie vermehrte seine Sorgen, doch verlor er sein Ziel nicht aus den Augen, sein Fleiß im Studium slawischer Alterthümer erlitt keine Unterbrechung. Aus dieser Lage sollte ihn endlich ein Ruf herausreißen, der aus Preußen an ihn erging: das in Berlin für die slawische Literatur neu errichtete Katheder zu besteigen. Das Anerbieten, welches der König von Preußen dem böhmischen Gelehrten machte, war glänzend, überstieg seine Hoffnungen; dennoch konnte sich Szafarzyk nicht entschließen, Prag zu verlassen. Indeß hatte bei dieser Gelegenheit Oesterreich von Preußen erfahren, welchen verdienstvollen Gelehrten es besitze, und es beeilte sich, ihm zwei Stellungen, die eines Kustoden in der Universitäts-Bibliothek und eines Censors czechischer Schriften, zu bieten, welche allerdings die wissenschaftliche Thätigkeit Szafarzyk's sehr einschränken. Der König von Preußen gab ihm bald nachher ein anderes Zeichen seiner Anerkennung durch Verleihung des Verdienst-Ordens für Kunst und Wissenschaft, in dessen Besitz außer Szafarzyk und dem russischen Dichter Jukowskji sich kein anderer Slawe befindet. Eine seltene Bescheidenheit zeichnet den großen Mann aus; das Verdienst seiner Forschungen schlägt er nur gering an; er scheint die rechten Früchte seines ausdauernden Fleißes noch zu erwarten. Die allgemeine Verehrung aller Czechen ist ihm gewiß ein wohlthuender Lohn.

Die Geschichte der slawischen Stämme und die slawische Sprachforschung bilden das Gebiet, auf welchem er sich ausschließlich bewegt. Er bedarf, um sicher darauf zu gehen, eines großen Apparats von Wissenschaft. Die orientalischen Sprachen und das Sanskrit hat er sich zu eigen machen müssen. In seinen Jugendjahren trat er auch als Dichter auf, übersetzte einige Komödien von Aristophanes und Schiller's Maria Stuart; seine späteren Arbeiten haben ihn jedoch für immer von der Beschäftigung mit der Dichtkunst abgezogen, gewiß zu seinem Vortheil, da, wie wir sehen, seinen Genossen die Poesie im Ganzen schlechtere Dienste geleistet hat. Seine bisher erschienenen Hauptwerke sind:

Ueber die Abkunft der Slawen.

Serbische Lesekörner; ein philologisches Werk, in dem er die serbische Sprache und einige in ihr vorhandene Dokumente kritisch behandelt.

Sein letztes Werk, hauptsächlich für Deutschland berechnet, ist eine Geschichte aller slawischen Literaturen. Binnen kurzem wird Szafarzyk diese Schrift in czechischer Sprache erscheinen lassen. In diesem Augenblick ist er mit der Mythologie der Slawen beschäftigt.

Franz Palatzky, der Sohn eines Dorfschullehrers in Mähren, ist etwa 49 Jahr alt. In Ungarn erhielt er seinen ersten Unterricht, den er auf der Universität in Wien weiter genoß. Auch er hatte, wie die meisten bedeutenden Männer, lange mit Mißgeschicken zu kämpfen, bis er endlich beim Grafen Sternberg ein Unterkommen fand. Hier wurden seine Fähigkeiten bemerkt; die Stände des Königreichs ernannten ihn zum Historiographen und erhielten nach langen Bemühungen für ihn die Bestätigung seitens der Regierung. Palatzky hat, obgleich er der böhmischen Sprache vollkommen mächtig ist, bisher die meisten seiner Schriften Deutsch verfaßt, einmal, weil der Adel, welcher die Geschichte seiner Ahnen lesen will, nicht Böhmisch versteht, und dann, weil die Censur für deutsche Schriften minder scharf ist, als für böhmische. Es war also, wie der Verf. meint, nicht Eitelkeit, welche Palatzky seine Muttersprache hintenansetzen ließ. Heute, wo die böhmische Sprache so ausgebreitet ist, daß auch der Adel sich angelegentlich mit ihr beschäftigt, ist Palatzky im Stande, von ihr Gebrauch zu machen, und die folgenden Theile seiner Geschichte werden daher in böhmischer Sprache erscheinen, wonächst er den Ständen eine deutsche Uebersetzung selbst anfertigen wird. Der Anfang seiner Geschichte, wie er sie nun in sehr umfassendem Maßstabe begonnen hat, ist von ihm bereits in einer Sitzung der wissenschaftlichen Gesellschaft in Prag, im März 1845, vorgetragen worden. Im Vergleich zu diesem ist das frühere Werk Palatzky's gewissermaßen nur eine Vorhalle, durch welche er in das väterliche Haus eingetreten ist. Seiner Stellung nach, die Palatzky in beständigen Verkehr mit dem Adel setzt, genießt er dessen Achtung und Vertrauen in hohem Grade, indem er Beides zum Vortheil des Landes benutzt. Viele heilsame Einrichtungen sind die Folge seiner Bemühungen und seines Antriebs. So haben in letzter Zeit sich einige für die Wissenschaft interessirte Magnaten bereit finden lassen, einen Fonds für junge Historiker zu bilden, aus dem vorläufig zwei Kandidaten unterstützt werden.

Die wichtigsten Schriften von Palatzky sind:

Eine kritische Abhandlung über alle böhmische Chronisten.

Synchronistischer Ueberblick der böhmischen Würden und Aemter von den ältesten Zeiten an. Diese Schrift ist in böhmischer Sprache verfaßt.

Böhmisches Archiv oder Sammlung von Dokumenten zur Aufhellung der böhmischen Geschichte. Dieses Archiv erscheint ununterbrochen.

Obgleich die Geistlichkeit sich der Veröffentlichung dieser Schriftstücke, welche zum Theil die Zeit des Hussitenthums berühren, mitunter widersetzt, hat Palatzky dennoch eine ganze Sammlung der Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben. Während er die Zeitschrift: „das czechische Museum", redigirte, brachte er in dieser häufig wichtige historische Abhandlungen. Sein Hauptwerk aber ist die Geschichte des böhmischen Volks (4 Bände) bis zum Ende der Regierung Wazlaw's IV. (1419) oder zum Anfange der Hussiten-Kriege.

Im Verlaufe der Schrift Chojecki's wird eine kurze Geschichte der Stadt Prag gegeben, nebst einer Darstellung ihres gegenwärtigen socialen und literarischen Zustandes. Daran schließen sich eine interessante Charakteristik der böhmischen Geistlichkeit und endlich noch einige Betrachtungen über die Mittel zur Verbreitung des Czechenthums. Wir behalten uns über diese Gegenstände einige Mittheilungen vor.

Polono-Germanus.

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militair-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.

(Schluß.)

„Nikolaus zögerte noch immer, den Befehl zum Angriff zu geben; er wollte das Blut seiner Unterthanen schonen und nicht eher zum Aeußersten

*) Berlin, Schneider & Comp.

schreiten, bis er alle Mittel der Ueberredung erschöpft hatte. Ein zweites Mal ließ er den Insurgenten Vorstellungen machen; da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, so versuchte er durch die Stimme der Religion auf sie zu wirken. Der Metropolit Seraphim, ein siebenzigjähriger Greis, erschien das Kreuz in der Hand und von der Geistlichkeit umgeben auf dem Kampfplatz. Doch der Russe, selbst aus der niederen Klasse, obwohl in blinder Anhänglichkeit dem Glauben seiner Väter ergeben, hat nur wenig Achtung gegen die Diener der Religion, die ihm im Allgemeinen keineswegs als Muster dienen können. Die Erscheinung des Oberhirten verfehlte daher ihre Wirkung: als er sprechen wollte, ward die Trommel gerührt — man stieß ihn zurück, verspottete seine grauen Haare und rieth ihm, sich nicht in Sachen einzumischen, die ihn nichts angingen. Eiligst zog sich der Metropolit mit seinen Begleitern zurück.

„Blaß, niedergeschlagen, aber stets furchtlos und überall gegenwärtig, entschloß sich der Kaiser endlich zu entscheidenden Maßregeln, die um so nothwendiger wurden, als sich die Hefe des Volks den Aufrührern anzuschließen begann. Er ließ sie von mehreren Seiten angreifen, während die Kavallerie sich gegen die Fronte des von ihnen gebildeten Quarré's bewegte, welches unterdessen eine Menge Leute aufgenommen hatte, die aus vollem Halse: Es lebe Konstantin! riefen. Das Regiment der Garde zu Pferde und die Chevalier-Garden führten die Charge aus, die jedoch mißlang; vielleicht entsprach der gute Wille der Truppen nicht dem Eifer der Befehlshaber. Die Insurgenten leisteten energischen Widerstand; der Fürst Tschepin-Rostovskji kommandirte zuerst: Feuer! und einige Minuten lang ertönte der Platz von Musketensalven. Kachovskji, der Mörder des unglücklichen Miloradowitsch, tödtete auch den Obersten Stürler, einen braven Schweizer, der das Regiment der Garde-Grenadiere befehligte, und warf dann, wie von Reue befallen, sein Pistol zur Erde. Wilhelm Küchelbecker richtete seine Waffe gegen den Großfürsten Michael und hätte ihn ohne Zweifel erlegt, wenn die Garde-Matrosen, von einer solchen Kühnheit erschreckt, ihm nicht in den Arm gefallen wären. Dann zielte er auf den General Woinov, aber zum Glück versagte das Pistol, welches einige Zeit im Schnee gelegen hatte. Seinerseits suchte Jakubowitsch, den Dolch in der Hand, den Kaiser, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Der Widerstand hatte schon mehrere Stunden gedauert, als man bei Anbruch der Nacht, die in dieser Jahreszeit schon vor 4 Uhr eintritt, Kanonen auffahren ließ. Mehrere Feldstücke wurden längs dem Boulevard der Admiralität aufgeführt und mit Kartätschen geladen, nachdem man noch einen letzten Friedensversuch gemacht hatte, der wie die früheren ohne Erfolg blieb. Man bewegte auf Befehl des Kaisers die brennenden Lunten in der Luft, um die Rebellen einzuschüchtern; endlich feuerte man den ersten Schuß ab, der aber, mit Willen schlecht gerichtet, nur wenig Schaden that. Die Aufrührer spotteten darüber und erneuerten ihr Hurrahgeschrei. Es wird versichert, daß die Artilleristen eine zweifelhafte Stimmung zeigten, und daß der Großfürst Michael einem Soldaten die Lunte aus der Hand riß und die erste Kanone abfeuerte. Dieser Prinz hatte, ungeachtet der Ermüdung einer langen Reise, seinen Bruder nicht einen Augenblick verlassen und gab gleich ihm Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit.

„Zuletzt ward das Feuer ernsthaft und die Kartätschen richteten ein furchtbares Gemetzel an. Indessen wurden nicht mehr als ein Dutzend Schüsse gethan. „Bei der zweiten Salve", sagt der amtliche Bericht, „stob der ganze Haufe aus einander und wurde von den Chevalier-Garden zu Pferde nach Wassili-Ostrov (einer Insel jenseits der Newa), längs dem englischen Quai und durch die Galeerenstraße verfolgt, wo man den Flüchtlingen den Rückzug abschnitt. Mehr als 500 wurden sogleich aufgegriffen, die übrigen zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten in die Häuser und auf das gefrorne Bette der Newa." Mehrere von ihnen drangen in ein unweit des Senatsplatzes gelegenes Haus ein, wurden aber dort umzingelt und gefangen; Andere, vom Kartätschenfeuer erreicht, bedeckten die Straßen mit ihren Körpern; noch Andere fanden eine Zuflucht in den entlegenen Spelunken, welche den Dieben als Schlupfwinkel dienen. Endlich wurden etwa 150 Individuen während der Nacht verhaftet, unter denen sich mehrere von den Rädelsführern befanden; Einige ergaben sich freiwillig. Die Marine-Soldaten und Leib-Grenadiere kehrten truppenweise in ihre Kasernen zurück, indem sie die Gnade des Kaisers anflehten. Uebrigens hat man die Anzahl der Schlachtopfer nie genau erfahren können, da die Leichen in der Eil unter die dicke Eisrinde geworfen wurden, welche die Newa während vier bis fünf Monate im Jahre bedeckt. Die mäßigsten Angaben sprechen von 200 Todten, wozu noch 700—800 Gefangene kamen. Viele Leute aus dem Volke, die blos als Neugierige zugegen waren oder vielleicht auf eine Gelegenheit zum Plündern warteten, fanden in dem Kartätschenhagel ihren Tod.

„Unterdessen harrte die Kaiserin, von den vornehmsten Damen der Stadt umgeben, mit Zittern auf den Ausgang des Kampfes, bei dem die Krone und das Leben ihres Gemahls auf dem Spiele stand. In dem Augenblick, wo er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, das Feuer gegen die Rebellen zu eröffnen, hatte Nikolaus eine Botschaft an die Kaiserin gesandt, um sie davon zu benachrichtigen, da er die Wirkung des Kanonendonners auf ihre Nerven fürchtete. Als das Schießen begann, warf sich Alexandra in Thränen gebadet auf die Kniee und blieb so lange in Gebet versunken, bis man ihr die Kunde brachte, daß der Aufruhr zu Ende sey. Vor sechs Uhr war der Kaiser in ihren Armen; eine einzige Pflicht hatte ihn noch zurückgehalten — nach Wiederherstellung der Ruhe war er zum erlauchtesten Schlachtopfer dieses verhängnißvollen Tages, dem Grafen Miloradowitsch, geeilt, der nur wenige Augenblicke zu leben hatte. Der Kaiser empfing seine letzten Wünsche und versprach, sie pünktlich zu erfüllen.

„Noch ganz bewegt, erschien er im Palast. Man kann sich die rührende Scene denken, die bei seiner Rückkehr stattfand, und mit welcher Mischung süßer und bitterer Gefühle die Gatten sich wiedersahen. „Welcher Regierungs-Anfang!" riefen Beide aus; sie hatten schon am ersten Tage den Preis kennen gelernt, mit dem man einen Thron erkauft, und vielleicht war noch nicht Alles vorüber! Für das Herz Alexandra's war jedoch die Gegenwart ihres den Kugeln und Dolchen der Aufrührer entrissenen Gatten ein heilender Balsam; die Dankbarkeit gegen den Allmächtigen gab ihr die Ruhe wieder, aber man versichert, daß dieser Tag unauslöschliche Spuren auf den Zügen dieser so jungen und schon so hart geprüften Fürstin zurückließ."

Das Schicksal der Hauptheilnehmer an dieser unglücklichen Verschwörung ist bekannt; die meisten, worunter Trubezkoi, Obolenskii, Tschepin, Alexander Bestujev, Küchelbecker, wurden theils auf Lebenszeit, theils auf eine Reihe von Jahren nach Sibirien verbannt; aber fünf Individuen — Pestel, Murawjev-Apostol, Ryléjev, Kachovskji und Bestujev-Rjumin — mußten ihre Schuld mit dem Leben büßen. Unser Verfasser, der bei der Execution gegenwärtig war, beschreibt sie folgendermaßen: „Seit achtzig Jahren hatte Petersburg keine Hinrichtung gesehen, und in ganz Rußland war seit der Regierung Elisabeth's die Todesstrafe nur in seltenen Fällen angewendet worden. Aber am 25. Juli arbeitete man auf dem Festungswalle schon um 2 Uhr Morgens an der Errichtung eines ungeheuren Galgens, der fünf Körper in einer Reihe aufnehmen konnte. In dieser Jahreszeit ist die Nacht unter dem sechzigsten Breitengrade bekanntlich nur eine lange Dämmerung; schon in den ersten Stunden des Morgens erhebt sich die Sonne über den Horizont, und man konnte daher alle Gegenstände klar unterscheiden. Ein schwacher Trommelschall und der Klang einiger Trompeten ließen sich sofort in verschiedenen Theilen der Stadt vernehmen, indem jedes Regiment der Garnison eine Compagnie nach dem Schauplatz des Blutgerichts abschickte, welches die aufgehende Sonne beleuchten sollte. Man hatte mit Vorsatz den Augenblick der Hinrichtung zweifelhaft gelassen, und die Stadt war daher in tiefen Schlummer begraben; die Zuschauer kamen nur einzeln herbei, und selbst nach einer Stunde genügte ihre Anzahl kaum, den Militairkordon zu umgeben, der sich zwischen sie und die Theilnehmer in diesem furchtbaren Drama aufstellte. Es herrschte eine tiefe Stille, und das Rollen der Trommel fand nur einen dumpfen Wiederhall, der kaum das Schweigen der Nacht unterbrach.

„Gegen 3 Uhr verkündigte dieselbe Trommel die Ankunft derjenigen Verurtheilten, denen man das Leben geschenkt hatte. Nachdem ihr Urtheilsspruch verlesen worden, mußten sie niederknieen; ihre Epauletts, ihre Orden und ihre Uniform wurden ihnen abgerissen, und der Degen eines jeden ihm über dem Kopf zerbrochen; in grobe, graue Ueberröcke gekleidet, defilirten sie dann an dem Galgen vorbei, während ein neben demselben angezündetes Kohlenbecken ihre Uniformen und die Zeichen ihres früheren Ranges verzehrte.

„Kaum waren sie von neuem in die Citadelle eingetreten, als die zum Tode Verdammten auf dem Wall erschienen. In der Entfernung, in der sich das Publikum befand, war es schwer, ihre Züge zu unterscheiden; übrigens waren sie in graue Mäntel gehüllt, deren Kappe ihnen über den Kopf ging. Sie stiegen Einer nach dem Anderen auf die Plattform und auf die Schemel, die vor dem Galgen standen; Pestel, als der erste, befand sich auf der rechten, Kachovskji auf der linken Seite. Der verhängnißvolle Strick schlang sich ihnen um den Hals, und der Scharfrichter hatte sich kaum entfernt, als die Plattform unter ihren Füßen zusammenbrach. An Pestel und Kachovskji fand die Erdrosselung sogleich statt, aber der Tod wich gleichsam vor den Anderen zurück. Ein schreckliches Schauspiel stellte sich den Augen der Zuschauer dar; der schlecht befestigte Strick glitt über die Kappen jener Unglücklichen aus, die furchtbar zerschlagen am Fuße des Schaffots niederfielen. Der Kaiser war damals gerade in Zarskoje-Selo,*) und da Niemand es wagte, die Execution aufzuschieben, so änderte dieser beklagenswerthe Unfall nichts an ihrem Schicksal, und sie mußten zweimal die Schrecken des Todes erdulden. Sobald die Plattform wieder hergestellt war, führte man sie abermals zum Blutgerüste. Ryléjev, der erst von seinem Sturze betäubt war, ging festen Schrittes einher, konnte aber den schmerzhaften Ausruf nicht zurückhalten: „Es soll mir also Nichts gelingen, nicht einmal der Tod!" Man legt ihm auch folgende Worte in den Mund: „Verfluchtes Land, wo man weder zu verschwören, zu richten, noch zu hängen versteht!" aber Andere schreiben sie dem Murawjev-Apostol zu, der gleich Ryléjev die Stufen der Plattform muthig wieder heranstieg. Bestujev-Rjumin, der wahrscheinlich mehr als die Anderen gelitten hatte, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten; er mußte zum Galgen getragen werden. Ein zweites Mal wurde ihnen der Knoten um den Hals befestigt, und diesesmal ohne nachzugeben. Einige Sekunden später verkündete das Rollen der Trommel, daß die menschliche Gerechtigkeit befriedigt sey. Die Uhr hatte noch nicht fünf geschlagen. Schweigend zerstreuten sich die Truppen und die anderen Zeugen dieses furchtbaren Sühnopfers.

„Nach einer Stunde war der Todes-Apparat verschwunden; das Volk, welches sich den ganzen Tag über auf dem Festungswall drängte, nahm keine Spur mehr davon wahr — Alles blieb still und lautlos. Selbst unter Freunden unterhielt man sich nur vorsichtig und mit gedämpfter Stimme von den tragischen Ereignissen dieses Tages."

Unsere Leser werden aus obigen Auszügen entnehmen können, daß die von Herrn Schnitzler gelieferte Histoire intime de la Russie einen nicht geringen

*) Es ist also falsch, daß der Kaiser den Befehl gegeben habe, sie zum zweitenmal aufzuhängen.

Reichthum an interessanten Details darbietet; was die eben so merkwürdigen Nachrichten über die geheimen Gesellschaften in Rußland, über den Zustand des dortigen Verwaltungswesens, die vom Kaiser Nikolaus versuchten Reformen u. s. w. betrifft, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches vermuthlich bald in einer deutschen Uebersetzung erscheinen wird, wie es bereits in einer englischen angekündigt worden. Auch in der zweiten Abtheilung desselben, den „Etudes, Notes, et Eclaircissemens", findet sich manches Lesenswerthe, wie die Notizen über das Privatleben, den Hof und die Umgebungen der Kaiser Alexander und Nikolaus, die russischen Bibel-Gesellschaften, die beabsichtigte Emancipation der Leibeigenen u. dergl. m., doch sind auch einige Irrthümer, Mißverständnisse und Verwechselungen in den Personen mit untergelaufen, wovon wir nur als Beispiel anführen, daß der bekannte General Jermolow im Jahre 1833 und der Sieger von Kulm, Graf Ostermann-Tolstoi, schon im J. 1816 gestorben seyn sollen, während sich Beide noch am Leben befinden. Von größerer Bedeutung ist eine Angabe in Bezug auf die Karamsinsche Geschichte des russischen Reichs, die nach Herrn Schnitzler von dem jetzigen Minister Bludow bis zur Thronbesteigung der Familie Romanow fortgesetzt worden und „somit einen würdigen Schluß erhalten hat." Dieses ist aber so wenig der Fall, daß das Werk mitten in der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1611 abbricht, indem Bludow nur das von dem Historiographen hinterlassene Manuskript herausgab, ohne selbst das Geringste hinzuzufügen. Wenn man bedenkt, wie oft Herr Schnitzler im Laufe seiner Arbeit die Karamsinsche Geschichte citirt, so muß es gewiß befremden, daß er diesen Umstand übersehen haben sollte. Beinahe möchte man daraus schließen, daß die deutsche Gründlichkeit, die ihm als Elsasser eigen ist, sich durch die Verpflanzung nach Paris mit einer kleinen Portion französischer Flüchtigkeit vermischt habe.

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen.

(Fortsetzung.)

In derselben Nacht verließ Ishtakka das Jagdlager und eilt auf die Berge zu, indem er sein Pferd zur größten Eile antrieb, bis er etwa eine Stunde von dem Orte entfernt war, wo seiner Berechnung nach der Stamm lagern mußte. Hier mäßigte er den Schritt seines Pferdes, um mit der größten Aufmerksamkeit alle Gegenstände zu betrachten und auf den geringsten Ton zu lauschen, den ihm der Wellenschlag der Luft aus der Nähe oder Ferne zutrug. Nichts gleicht der Feinheit, womit die Organe eines Indianers begabt sind, besonders das Gesicht, das Gehör und der Geruch. Rings um ihn herrschte die tiefe Stille der Nacht, die nur zuweilen durch das Gemurmel eines Feldbaches unterbrochen wurde. Da bemerkte er plötzlich beim klaren Schein des Mondes auf dem feuchten Rasen die frischen Spuren von Pferden. Waren Schwarzfüße in der Nähe, so drohte dem Stamme eine große Gefahr, und auch er selbst konnte leicht in jedem Augenblick in einen Hinterhalt fallen. Er verließ deshalb sein Pferd am Eingange der Schlucht und stieg zu Fuß auf eine der Felswände, von denen sie eingeschlossen wurde. Von dem Lager war keine Spur mehr zu sehen, und schon wollte er seinen Weg fortsetzen, als er plötzlich am Fuße desselben Felsens, auf dem er stand, fünf Krieger aus den Schwarzfüßen neben ihren dampfenden Pferden auf dem Rasen hingestreckt erblickte. Ein Felsblock, der unter seinen Füßen etwas wankte, löste sich, als er sich mit allen Kräften dagegen stemmte, endlich ganz ab und rollte mit ungeheurem Gekrach auf die in der Schlucht befindliche Gruppe herab, tödtete jedoch, da er im Fallen etwas vom Wege abgewichen war, nur ein Pferd. Als die Schwarzfüße das von den Bergen wiederhallende Krachen und zugleich nach verschiedenen Seiten hin und in verschiedenem Tone wiederholt ausgestoßene Kriegsgeschrei Ishtakka's vernahmen, glaubten sie selber in einen Hinterhalt gefallen zu seyn, ein Gedanke, der ihnen einen solchen Schreck einjagte, daß sie in größter Eil die Ebene wieder zu erreichen trachteten.

Ishtakka dankte dem großen Geiste für den Erfolg seiner Kriegslist und bedauerte nur, nicht wenigstens einen Schwarzfuß getödtet zu haben, um sich mit seiner Kopfhaut zu schmücken. Darauf verfolgte er seinen Weg weiter und gelangte endlich gegen Mitternacht zu dem neuen Lagerplatz. Obwohl durch den hellen Mondschein gehindert, drang er doch bis in die Mitte des Lagers vor. Zwei oder drei Hunde beschnupperten ihn, ließen ihn jedoch, da sie ihn bald für einen Breitstirn erkannt hatten, ohne zu bellen, gewähren. Ishtakka schlich bis zum Zelte des Friedensfürsten, wo er sich an der hinteren vom Mondlicht nicht getroffenen Zeltwand auf den Boden legte, um zu horchen, ob drinnen Alles ruhig sey. Es rührte sich Nichts. Mit vorsichtiger Hand hob er die Decke etwas auf und kroch auf dem Bauche allmälig hinein, indem er nach jeder Bewegung wieder eine Zeitlang unbeweglich liegen blieb. Der Greis, seine Frau und seine Tochter, die Kirschblüthe, schliefen dem Anschein nach fest, die Füße gegen die glimmenden Kohlen eines im Verlöschen begriffenen Feuers gerichtet. Als Ishtakka bei seiner Geliebten vorbeikroch, wurde seine Wange von einer ihrer Sandalen berührt, die zu ihren Füßen lagen. Er beschloß, sie zum Andenken mitzunehmen, und steckte sie in seinen Gürtel. Mit eben derselben Vorsicht bemächtigte er sich der Pfeife und des Messers, welche über dem Lager des Friedensfürsten hingen, und kroch darauf auf demselben Wege aus dem Zelte. Bald befand er sich außerhalb des Lagers, bestieg sein Pferd und jagte zum Fürsten des Krieges zurück.

„Mein Sohn hat seinen Auftrag wohl ausgeführt", sagte dieser. „Ich werde das Messer und die Pfeife dem Friedensfürsten zurücksenden und ihm mehr Wachsamkeit für die Zukunft empfehlen. Wenn er es bedauert, daß er es daran hat fehlen lassen, so wird er sich trösten, wenn er hört, daß einer von unseren jungen Männern so viel Geschicklichkeit angewandt und den Stamm vor einem Angriff der Schwarzfüße bewahrt hat."

„„Das ist noch nicht Alles"", erwiederte Ishtakka lächelnd; „„ich habe auch der Kirschblüthe diese Sandale geraubt, um meinem Vater Incillo zu beweisen, daß er mir eine leichte Arbeit aufgetragen hat, und daß ich mehr kann.""

„Mein Sohn hat Recht, wenn er seinen Auftrag einen leichten nennt; aber wer Leichtes gut vollführt, dem kann man auch Schwereres anvertrauen. Morgen werde ich Dir sagen, was ich von Dir erwarte; stärke Deine Kräfte durch Nahrung und Schlaf. Die Probe, der Du Dich noch unterwerfen wirst, ist schwer. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, einem Greise die Pfeife und einem Mädchen die Sandalen zu rauben."

Ishtakka fühlte sich durch die letzten Worte etwas gedemüthigt und entfernte sich schweigend.

Am anderen Morgen bereitete sich die ganze Truppe zu einer großen Jagd vor; unermeßliche Heerden von Büffeln weideten in der Nähe. Da diese Thiere einen nicht minder feinen Geruch als die Indianer, ihre Feinde, haben, so war Incillo darauf bedacht, den Angriff gegen sie von der dem Winde entgegengesetzten Seite her zu unternehmen. Ishtakka freute sich schon im voraus auf die schöne Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Leitung des Pferdes und in der Handhabung des Bogens zu zeigen, indem er hoffte, daß Incillo ihn an einen recht gefährlichen Posten stellen würde. Schon hatte der Kriegsfürst dem größten Theile der Jäger ihre Stellen angewiesen und stand im Begriff, ihnen zu folgen, als er plötzlich, der Jagd den Rücken kehrend, sich zu Ishtakka, dessen Pferd an der Seite des seinigen dahinschritt, mit folgenden Worten wandte:

„Du wirst ein anderes Mal den Büffel jagen, mein Sohn. Daß Du Dich darin auszeichnen würdest, bezweifle ich nicht, denn Du bist ein guter Reiter. Dieses Mal aber will ich nicht Deine Kraft und Geschicklichkeit, sondern Deine Geduld und Schlauheit auf die Probe setzen. Zehn Tagemärsche von hier aus, in der Richtung nach Südost, befindet sich das große Dorf unserer Todfeinde, der Schwarzfüße. Ihr furchtbarer Anführer hat an dem Baume des Krieges so viel Kopfhäute der Breitstirnen aufgehängt, daß er davon den Namen Männertödter erhalten hat. Dies, so wie der Besitz des weißen Rosses der Steppe, haben ihn berühmt gemacht unter allen Indianerstämmen. Dies Roß hat unsichtbare Flügel, mit denen es über den Rasen und über den Sand dahin eilt, ohne die geringste Spur darin zurückzulassen; es altert nicht: der Friedensfürst und die Alten unseres Stammes erinnern sich, es in ihrer Kindheit an der Spitze der wilden Heerden gesehen zu haben, die es leitete, wie ein Anführer seine Krieger leitet. Unsere Wahrsager behaupten, daß es ein Geist, ein Manitou, sey. Seine Gestalt ist unvergleichlich; es schnaubt Feuer aus seinen Nüstern und erhellt die Nacht durch die blendende Weiße seines Felles, mit welcher der Schnee, der die Spitzen der Berge bedeckt, nicht wetteifern kann. Der Männertödter hat, sagt man, dies wunderbare Thier in einer Schlinge gefangen und verstanden, es zu bändigen." *)

„„Ishtakka"", erwiederte der junge Indianer, „„erinnert sich, vom Männertödter gehört zu haben, und er weiß, wie viel Thränen schon die Weiber der Breitstirnen seinetwegen geweint haben.""

„Ishtakka", unterbrach ihn Incillo, „wird in das Lager der Schwarzfüße gehen und das weiße Roß der Steppe den Händen des Männertödters entreißen."

Ohne weiter ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, wandte Incillo sein Pferd und sprengte im vollen Galopp dem Schauplatze der Jagd zu.

Die zweite Probe, der Ishtakka diesmal unterworfen wurde, ließ ihn große Gefahren und Anstrengungen voraussehen, die indeß, weit entfernt seinen Muth zu lähmen, ihm vielmehr einen neuen Schwung verliehen. Auf den Schutz des großen Manitou bauend und an die Kirschblüthe, den Lohn für seine Mühseligkeiten, denkend, setzte er sein Pferd in Galopp, ohne, sey es für sich selbst, sey es für sein Thier, den geringsten Vorrath an Nahrungsmitteln mitzunehmen. Die Indianer wagen sich oft auf diese Weise in die Steppe, indem sie sich von ausgegrabenen Wurzeln, von wilden Früchten oder von dem Wilde nähren, das sie unterweges erlegen. Nach manchem Tage der Anstrengung und mancher Nacht der Erschöpfung und des Hungers langte er endlich in der Nähe des feindlichen Lagers an und suchte sich sogleich einen vorläufigen Versteck am Fuße des Gebirges für sich und sein Pferd aus. Er konnte von hier aus sehen, wie die Schwarzfüße von einer Jagd nach Hause zurückkehrten. Der Männertödter, auf dem weißen Roß der Steppe sitzend, war ein schöner und kräftiger Greis mit ernster Stirn; eine Menge von Adlerfedern zierte sein Haupt, und wer sie gezählt hätte, würde auch die Zahl der Feinde gekannt haben, denen der wilde Krieger die Kopfhaut geraubt. Um in die wohlbewachte Umfriedigung des Lagers zu gelangen, schloß sich Ishtakka an einen Haufen Weiber an, mit Reisern beladen und gekleidet wie sie, indem er sich an einem ziemlich unbemerkten Ort auf einen Baumstamm niedersetzte.

Bei Einbruch der Nacht näherte er sich den Zelten. Beim Glanze der Sterne sah er das weiße und seidenartige Fell des Steppenrosses ihm entgegenleuchten. Er trat auf es zu. Geduldig und zahm, ließ es sich seine Liebkosungen, wie von befreundeter und bekannter Hand, gefallen. In dem

*) Die sagenhafte Ueberlieferung vom weißen Roß der Steppe findet sich noch bei allen indianischen Stämmen.

Augenblick, als er es besteigen und sich entfernen wollte, bemerkte er mit Erstaunen, daß um den Hals des edlen Thiers ein breiter Riemen geschlungen sey, den er bis zu dem Zelte des Männertödters verfolgen konnte. Ishtakka zog schon sein Messer, um diese Fessel zu durchschneiden; aber da die hierdurch bewirkte Erschütterung den Männertödter, an dessen Arm wahrscheinlich das andere Ende befestigt war, möglicherweise erwecken konnte, so mußte er einen anderen Weg einschlagen, um sein heißersehntes Ziel zu erreichen. Er kroch auf das Zelt seines Feindes zu und erblickte ihn beim Scheine eines halberloschenen Feuers in tiefem Schlafe liegen. Da erfüllte ihn nur ein Gefühl, das der Rache für so viele gemordete Brüder, deren Kopfhäute das Innere des Zeltes schmückten. „Lieber hätte ich gewünscht, o großer Krieger", sprach er zu sich, „Dich zu Pferde in der Steppe zu treffen und mit Dir den Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen; aber ich kann nicht den Mörder der Breitstirnen verschonen, wenn ihn der große Geist wehrlos in meine Hand giebt." Er kniete nieder, und den rechten Arm hoch erhebend, senkte er sein breites Messer tief in das Herz des schlafenden Greises, während er mit der Linken die Gurgel desselben zusammenpreßte, um sein letztes Röcheln zu unterdrücken. Darauf schnitt er ihm die Kopfhaut ab, befreite das weiße Roß von seiner Fessel, warf sich auf seinen Rücken und jagte, sobald er die Gränze des Lagers erreicht hatte, in voller Eile der Ebene zu.

Es waren seit der Sendung Ishtakka's viele Tage verflossen, und die Truppe der Jäger war nebst ihrem Anführer nach einer glücklichen Jagd bereits dem übrigen Stamme in das neue Lager gefolgt, als der junge Indianer auf dem weißen Rosse der Steppe, das Haupt mit einer Adlerfeder geschmückt, zurückkehrte. Alle Augen wandten sich nach ihm, alle Breitstirnen ahnten, daß er eine große That gethan, aber Niemand wagte an ihn eine Frage zu richten, bevor ihn der Fürst des Krieges gesprochen. Ishtakka stieg zuerst bei seiner Pflegemutter ab, denn er war Waise, und verschlang stillschweigend die ihm vorgesetzte Mahlzeit. Als seine Mutter darauf ihm die Nachricht brachte, daß die Alten des Stammes unter dem Baume des Krieges versammelt seyen, stand er auf, um der Versammlung beizuwohnen. Incillo brannte die Pfeife an und gab sie nach einigen Zügen seinem Nachbar, der dasselbe that, bis sie in den Händen Ishtakka's sich befand. Darauf sprach Incillo:

„Krieger und Brüder, Ishtakka hat den Schwarzfüßen das weiße Roß der Steppe geraubt."

„„Und hat den Männertödter getödtet"", fügte Ishtakka, die Kopfhaut des gefürchteten Kriegers zeigend, hinzu.

Er erzählte darauf seine Abenteuer, und die Freude der Breitstirnen war so groß, daß sie, um den Baum des Krieges geschaart, den Siegestanz begannen, an dem zuletzt auch die Weiber und Kinder mit Theil nahmen. Ishtakka bot Incillo das weiße Roß der Steppe an, aber der Fürst des Krieges antwortete, es gehöre dem, der es zu erbeuten verstanden.

Die Kirschblüthe war glücklich und stolz, als sie den jungen Krieger das Roß der indianischen Legenden besteigen sah. Auch kam Nichts der Leichtigkeit und Geschicklichkeit gleich, womit der junge Indianer das schöne Thier lenkte. — Nicht lange Zeit währte es, daß Ishtakka der ersten Adlerfeder zwei neue hinzufügte, und der Kriegesfürst ließ, um ihn zu ehren, die fettesten Hunde des Stammes zum Mahle zubereiten. Während des Gastmahls, zu dem alle Krieger geladen waren, empfing der junge Held nach der Sitte des Stammes einen Beinamen, der in der indianischen Sprache nicht weniger als vierzig Silben zählte und folgenden buchstäblichen Sinn enthielt: „Der das weiße Roß der Steppe erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen". Der Fürst des Friedens fühlte sich geehrt, einem Krieger mit solchem Namen seine Tochter zum Weibe zu geben, und die Mutter der Kirschblüthe entschuldigte sich, daß sie das Geschenk der Antilope zurückgewiesen. Bald wurde die Hochzeit durch ein zweites noch größeres Gastmahl gefeiert und gab, wie alle solche Festlichkeiten, den alten Kriegern die Gelegenheit, ihre früheren Abenteuer und Heldenthaten zu erzählen.

„Krieger und Brüder", sagte Einer von ihnen, „ich bin alt und mein Haupt ist weiß. Einem alten Baume bin ich zu vergleichen, den der Blitz des großen Geistes getroffen. Aber ehemals war ich jung und kräftig. Die Sprößlinge, welche unter meinem Schatten gewachsen, können zeigen, was ich damals gewesen. Aber nicht von mir will ich reden, sondern von dem, der das weiße Roß erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut genommen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Der Greis, der jetzt zu Euch redet, zeichnete sich einstmals unter den jungen Männern aus. Er jagte den Büffel in der Steppe und legte den Schwarzfüßen Schlingen. Niemals kehrte er aus dem Kriege zurück ohne die Kopfhaut eines Feindes: auch die Weiber und Kinder der Schwarzfüße verschonte er nicht; denn jene gebähren und diese werden Feinde. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Eines Tages hatte ich doch Mitleid mit einem Säugling. Der Herr des Lebens, der große Manitou, gab mir den Gedanken ein, ihn zu schonen. Wir hatten das große Dorf der Schwarzfüße überrumpelt, während die Krieger dieses Stammes, der zahlreicher ist als die Heerden der Büffel, abwesend waren. Ein Weib, mit ungewöhnlicher Stärke und großem Muthe begabt, wagte allein, uns Widerstand zu leisten. Mit einem Beile bewaffnet, streckte sie zwei Breitstirnen todt nieder. Als ich dies sah, warf ich sie zu Boden und nahm ihr das Kind, dessen Wiege sie wie eine Löwin vertheidigte. Schon hob ich das Messer, um ihm den Todesstoß zu versetzen, als ein Vogel des großen Geistes seinen melodischen Gesang erschallen ließ: „Schone den Knaben", sang er, „der Herr des Lebens liebt ihn; er wird wachsen und groß werden zum Ruhme der Breitstirnen." Ich habe dem Vogel gehorcht, und das Kind, auf mein Pferd hebend, habe ich zu meinem Bruder, dem „Spitzen Pfeil", gebracht, um ihn für den kurz zuvor erlittenen Verlust eines Sohnes zu entschädigen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.

„Nur noch wenig Worte sind's, die ich zu sagen habe. Der zu Euch spricht, erzählte dem „Spitzen Pfeil", was der gute Vogel gesungen, damit er das Kind erzöge, wie das seinige. Der „Spitze Pfeil" ist todt, sein Geist ist in das glückliche Land der Jagd gegangen; aber sein Weib lebt bei uns, und der große Geist hat Mitleid mit ihr gehabt. Denn das Kind ist ein großer Jäger und ein tapferer Krieger geworden. Die Schwarzfüße haben die Wucht seines Beiles gefühlt, und sein Kriegsgeschrei hat ihr Lager in Schrecken gesetzt: er hat getödtet den Männertödter."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Botschaften der amerikanischen Präsidenten. Unter dem etwas anmaßenden Titel: The Statesman's Manual ist in New-York eine Sammlung der Reden und Botschaften der amerikanischen Präsidenten von 1789 — 1846 erschienen, die der North American Review zu folgenden sarkastischen Betrachtungen Anlaß giebt: „Bei dem Anblick dieser zwei schwerfälligen Bände muß ein Amerikaner mit Neid an die Kürze der Reden denken, welche Ludwig Philipp und die Königin Victoria den legislativen Versammlungen ihrer resp. Länder zu halten pflegen. Die königlichen Mittheilungen sind allerdings nichtssagend genug, da sie nach Talleyrand's Maxime die Sprache hauptsächlich dazu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen; aber es reichen auch wenige Minuten hin, um den Leser zu überzeugen, daß eine solche Rede wirklich nichts sagen will, während er bei einer Botschaft des Präsidenten stundenlang durch endlose Spalten voll seichten und wortreichen Raisonnements sich durcharbeiten muß, um zu demselben Schlusse zu gelangen. Es will uns nicht einleuchten, daß, weil Jemand zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden, er auch das Recht haben sollte, das Publikum mit seinem langweiligen Geschwätz zu belästigen. Es ist eine sehr undankbare Erwiederung des ihm von seinen Mitbürgern bewiesenen Vorzugs. Das Uebel scheint sich noch dazu von Jahr zu Jahr zu verschlimmern, indem die Weitschweifigkeit dieser fürchterlichen Dokumente seit Gründung der Republik stets im Zunehmen begriffen ist. Die Botschaften, die von Washington in den acht Jahren seiner Verwaltung erlassen wurden, nehmen kaum funfzig Seiten des vor uns liegenden Werkes ein; die von Jefferson etwa siebzig; die Schwatzhaftigkeit des Herrn Munroe erstreckt sich bereits über hundertfunfzig Seiten, und die des Generals Jackson über zweihundertsechzig. Den Schluß macht Präsident Tyler, und wenn man ihn hätte enden lassen, wie er anfing, so würden wohl hundertzwanzig Seiten für ihn nicht hingereicht haben. Glücklicherweise verlor das mißhandelte Volk die Geduld, und es machte seiner Verwaltung schon nach vier Jahren ein Ende, nachdem er in dieser kurzen Frist mehr zusammengeschrieben hatte, als die drei ersten Präsidenten in zwanzig Jahren. Wir möchten dem Kongresse rathen, in seiner nächsten Session eine förmliche Erklärung abzugeben, daß die Redseligkeit der Präsidenten gewachsen ist, daß sie noch immer im Wachsen sey, und daß man ihr steuern müsse."

— Klinger. Bekanntlich brachte Klinger den größten Theil seines Lebens in Rußland zu, wo er mehrere hohe Aemter bekleidete und als General, Ritter der russischen Orden u. s. w. gestorben ist. Eine Zeit lang war er auch Direktor des Petersburger Kadettenhauses, und Bulgarin, der hier unter seiner Aufsicht erzogen wurde, theilt in seinen Memoiren (Wospominania J. Bulgarina) einige Notizen über ihn mit, die unsere Kenntniß seines oft in fast räthselhaftem Lichte erscheinenden Charakters vervollständigen helfen. „Da ich", heißt es darin unter Anderem, „in der letzten Zeit mit Klinger befreundet war und sogar sein Wohlwollen erlangte, so hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß er Rußland keineswegs liebte und, wie es mir schien, nur wenig kannte. Nach seinen eigenen Worten lebte er körperlich in Rußland, geistig aber in Deutschland. Als zwei deutsche Schriftsteller, Seume und Musäus (?), nach Rußland kamen, um ihr Glück zu suchen, widerrieth er ihnen, sich hier niederzulassen, sobald er erfuhr, daß sie sich noch immer mit der Literatur beschäftigen wollten. „Hier muß man nur einen guten Magen haben", sagte Klinger, „bleibt mit einem guten Kopfe lieber in Deutschland." — Wenn er von den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die Russen immer von ihnen ab; so hörte ich ihn einmal sagen: „Die Menschen und die Russen" u. s. w. Er hielt die Letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Race, und obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. In der Zeit, als er Kurator der Universität Dorpat und Mitglied der Ober-Schul-Direction beim Unterrichts-Ministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten würden, um seinen Feinden die Gelegenheit zu nehmen, ihm dadurch zu schaden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Donnerstag den 19. August 1847.

England.

Charakter der Diplomatie und diplomatische Charaktere.

Der Charakter der Diplomatie läßt sich wenigstens eben so schwer definiren, als das, was man unter einem diplomatischen Charakter zu verstehen pflegt. Ist die Diplomatie eine Wissenschaft? Ist sie eine Kunst? Ist sie eine amtliche Würde? Man wäre versucht, auf jede dieser drei Fragen mit Ja zu antworten, wenn sie sich nicht so sehr zu widersprechen schienen. Also was ist die Diplomatie? — Wie oft hört man dies Wort, ohne den Muth zu haben zu einer Frage, was es bedeute. Und hätte man den Muth, so würde man vielleicht noch öfter die Erfahrung machen, daß die, in deren Munde es sich findet, durch solche Frage in Verlegenheit gesetzt würden. Nun giebt es zwar viele und treffliche Werke über diesen Gegenstand; da ihnen aber meistens nur daran gelegen ist, die äußeren Bedingungen oder die Geschichte der Diplomatie, wie sie in den verschiedenen Staaten zu verschiedenen Systemen sich ausgebildet hat, darzustellen, so finden sich gewöhnlich diejenigen, denen es mehr um den inneren, tieferen Charakter — so zu sagen: um den Begriff des Worts zu thun ist, doch nicht davon befriedigt. Denn wer weiß am Ende nicht, daß die Diplomatie es mit dem politischen Wechselverkehr zwischen den einzelnen Staaten zu thun hat und also, als Wissenschaft oder — wenn man will — als Kunst betrachtet, der Inbegriff von dem ist, was sich auf diesen Verkehr mittel- oder unmittelbar bezieht, vorzüglich auf eine spezielle und vielseitige Kenntniß der bestehenden Verträge zwischen den Staaten, ihrer ökonomischen, kommerziellen und industriellen, politischen und socialen Zustände, ihrer Hülfsmittel, Sympathieen und Antipathieen: kurz von allem dem, was auf ihr gegenseitiges Verhältniß Bezug haben kann. Bezeichnet man noch als den idealen Zweck der Diplomatie — ein Ideal, das aber selten erstrebt, noch seltener erreicht wird —, daß sie für das gute Vernehmen zwischen den Staaten, für die Ruhe der Völker zu sorgen und daher in der friedlichen Form der Besprechung Alles aus dem Wege zu räumen hat, was sich dieser Harmonie entgegenzustellen droht, oder aber, wenn dieselbe gestört ist, sie in derselben Art wiederherzustellen bemüht seyn muß: so würde ihr äußerer Charakter im Allgemeinen ziemlich vollständig definirt seyn. Aber „der innere Charakter" — so äußert irgendwo ein berühmter Mann, der sich als Staatsmann eben so wie als Sprachforscher ausgezeichnet hat — „der innere Charakter beruht noch in etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem, als sich mit der äußerlichen Struktur erreichen läßt." Diese Worte, welche eigentlich auf das tiefere Wesen der Sprache sich beziehen, lassen sich jedoch auch auf die Diplomatie anwenden. Ueberhaupt läßt sich der eigentliche, wahre und vollständige Begriff einer Sache selten in einfache Definitionen einschließen, wodurch derselbe nur erläutert, nicht aber bestimmt wird. Definitionen sind eigentlich nur für den verständlich, der schon die Grundbedingungen des Begriffs selbst in sich hat. Mit Begierde lasen wir daher einen in dies Gebiet schlagenden Artikel der British Quarterly Review, dessen Verfasser, wie es scheint, es sich zur Aufgabe gemacht hat, dies tiefere Wesen der Diplomatie zu ergründen und ihren „inneren Charakter" zu bestimmen. Wir glauben, für die daraus gewonnene Belehrung unseren Dank am besten dadurch abtragen zu können, daß wir — wenn auch nicht den ganzen Artikel — so doch seine hauptsächlichsten Gedanken und Entwickelungspunkte in Deutschland bekannter machen, besonders auch darum, weil der Verf. seine genaue Bekanntschaft mit den Heroen der deutschen Diplomatie zu interessanten und für Deutschland nicht unschmeichelhaften Vergleichungen mit seinen Landsleuten benutzt. Der letztere Grund hat uns — aufrichtig gesagt — vorzugsweise bestimmt, weil wir durch die Mittheilung jener interessanten Punkte unseren Lesern ein Vergnügen zu machen glaubten.

Schon aus dem, was wir vorhin über das äußere Wesen und den Zweck der Diplomatie sagten, kann man entnehmen, wie große Bedeutung sie heutzutage für die Ruhe und das Glück der Völker erlangt hat, wie umfassend aber auch die Bedingungen seyn müssen, deren Erfüllung bei einem wahrhaften Diplomaten vorauszusetzen ist. Denn abgesehen von den verschiedenartigsten und gründlichsten Kenntnissen in Rücksicht auf die Geschichte der Staaten und die gegenwärtigen Beziehungen derselben unter einander, so sind auch die kostbarsten Natur-Anlagen und vor Allem eine ehrenwerthe Gesinnung erforderlich, um den Diplomaten im edlen Sinne zu bilden. Denn wie oft treten nicht Momente ein, wo das Schicksal einer ganzen oder gar mehrerer Nationen von einer glücklichen Idee abhängig ist, die dem Gehirn eines Staatsmanns entspringen kann, oder von der Macht der Ueberzeugung, welche er auf einen seiner Kollegen mehr oder weniger auszuüben im Stande ist. Hören wir daher mit Andacht zu, was der Reviewer sagt.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in denen er sich gleichfalls über den Zweck der Diplomatie ausspricht und unter Anderem bemerkt, daß ihr Augenmerk stets darauf gerichtet seyn müsse, „die verschiedenen Völker zu dem gemeinsam sie umschließenden Bande einer menschlichen Verbrüderung zu führen", bezeichnet er als die Basis derselben das Völkerrecht und fährt dann fort:

In der That, man muß gestehen, die diplomatische Wissenschaft ist eben so sehr verwickelt und mühsam zu erreichen, als man sie anziehend und interessant finden kann. Ein geschickter Diplomat muß außer einer Unzahl von Kenntnissen aller Art die größte Mäßigung, den feinsten Takt, die unerschütterlichste Kaltblütigkeit und eine unwiderstehliche Ueberredungsgabe besitzen. Die Kenntniß der Menschen ist ihm noch nothwendiger, als die Kenntniß der Bücher, und seine Aufgabe in einem Salon eben so schwierig wie im Kabinet. Was man bei großen Feldherren als den „richtigen Blick" zu rühmen pflegt, ist für diese Art von Taktik unentbehrlich, wo die Propositionen und Weigerungen, das berechnete Zaudern und das trügerische Entgegenkommen, die nichtssagenden Protokolle und die vielsagenden Artikel, deren tiefe Bedeutung und eigentlicher Zweck sich aber hinter scheinbar unschuldigen und unbedeutenden Worten verbiegt, an Stelle der Märsche und Gegenmärsche, Scheinangriffe und Scheinrückzüge, Hinterhalte und Ueberfälle treten. Die Schwierigkeit wird auch dadurch erhöht, daß jede Politik ihre besonderen Formen und Bedingungen hat. Der Repräsentant einer absoluten Monarchie hat ein ganz anderes Benehmen zu beobachten, als der einer Republik; der Gesandte eines constitutionellen Staates eine andere Verantwortlichkeit zu tragen, als der direkte Agent eines Selbstherrschers. Auf der einen Seite ungewisses Zwielicht, auf der anderen heller Sonnenschein; hier ein bestimmt ausgesprochener Wille, der den Unterhandlungen als Basis dient, dort eine ungefähre Anweisung, ein an die verschiedensten Bedingungen geknüpfter, von Zufälligkeiten abhängig gemachter Auftrag. Der Diplomat muß es daher verstehen, geschmeidige Nachgiebigkeit zur rechten Zeit mit, wenn der Augenblick es gebietet, unbeugsamer Festigkeit zu vereinigen; er muß redlich genug seyn, um Vertrauen einzuflößen, und hinlänglich geschickt, um daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen; er sey stets von Allem, was ihm zu wissen wichtig ist, unterrichtet und beobachte bei anscheinender Unbefangenheit mit immer wachsamen Blicken Alles, was ihn umgiebt; er sey bescheiden im Siege und ruhig bei Widerwärtigkeiten.

Zweierlei Wissenschaften also sind's, die in der Diplomatie sich vereinigen, oder vielmehr eine Wissenschaft, die sich lernen läßt, und eine Kunst, für die man mit mehr oder weniger Begabung geboren seyn muß. Die Theorie stellt nur einige große Prinzipien, gleichsam wie Leuchtthürme, auf, die man selbst im größten Sturme nicht aus den Blicken verlieren darf; aber die hiernach ungefähr einzuschlagende Richtung bleibt doch immer ein unvollkommenes und selbst — rücksichtlich der auf diesem geraden Wege liegenden Klippen und Untiefen, die nur durch ein geschicktes Ablenken vermieden werden können — gefährliches Hülfsmittel, wenn dem Lootsen auf dem politischen Meere die Erfahrung, der Erfindungsgeist und die natürliche Schlauheit mangeln.

Die Fortschritte, welche die Diplomatie seit etwas mehr als hundert Jahren gemacht hat, kann man besonders dann schätzen, wenn man sich in jene Zeiten zurückversetzt, wo eine Gesandtschaft nur ein einzelner Akt und eine begränzte, auf bestimmte Gegenstände und auf eine bestimmte Zeit beschränkte Sendung war; wie z. B. die drei Besuche, welche der Graf von Carlisle bei dem Zaren von Moskau, dem Könige von Schweden und dem von Dänemark in den Jahren 1663 und 1664 auf Befehl Karl's II. machte. Aber seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahmen diese Art von Vermittelung zwischen Monarch und Monarch immer mehr einen dauernden Charakter an. Es war hierzu nichts weiter nöthig, als der Entschluß einer Regierung, in dieser oder jener fremden Residenz einen Gesandten zu halten: die anderen, denen ein solcher Schritt verdächtig scheinen mußte, konnten dann schon nicht umhin, diesem Beispiele zu folgen. Von diesem Augenblicke an aber mußte die Diplomatie ihr ganzes Wesen und ihre ganze Bedeutung ändern. Die nur dann und wann von einzelnen heftigen Stößen unterbrochene träge Ruhe des Mittelalters machte jetzt einem dauernden Kriege Platz, dessen Physiognomie durch die fast jeden Tag eintretenden Wechselfälle und durch die ins Spiel gebrachten Interessen, durch die verschiedene Stellung und den individuellen Charakter jedes Monarchen, vor-

züglich aber durch das besondere Talent oder die eigenthümlichen Ansichten des die auswärtigen Angelegenheiten leitenden Ministers einer fortwährenden Veränderung unterworfen war. Bis zum Ende der Regierung Heinrich's VIII. von England war das Ministerium des Aeußern in diesem Staate einem einzigen Manne anvertraut gewesen. War es Eifersucht auf den großen Einfluß solcher Stellung, war es ein wirkliches Bedenken in Rücksicht auf die große Wichtigkeit und die schweren Verpflichtungen, die mit derselben verknüpft sind: genug, dieser Fürst hielt es für angemessen, die Geschäfte, und folglich auch die Bedeutung jenes Postens, unter zwei an Rang und Macht durchaus gleiche Staats-Secretaire zu vertheilen. Es entstanden nun zwei Abtheilungen, für den Norden und für den Süden, denen später im Jahre 1768 unter der Regierung Georg's II. eine dritte hinzugefügt wurde, die sich speziell mit den Angelegenheiten der Kolonieen beschäftigen sollte. Zu den Zeiten Heinrich's VIII. kamen die beiden Secretaire im Staatsrath zusammen, wo sie nach Beendigung ihrer Arbeiten in einem der an den Sitzungssaal stoßenden Nebenzimmer neben dem Könige ihre Stellung einnahmen und durch die Darlegung ihrer Ansichten und Vorschläge die Debatte einleiteten. Unter Elisabeth wurde diese Weise der Verhandlungen modifizirt, indem die Königin, welche selten den Sitzungen beiwohnte, den Befehl erließ, daß die beiden Staats-Secretaire unter dem Titel Privat-Secretaire im geheimen Rathe selbst Platz nehmen sollten, was seit dieser Zeit sich erhalten hat. Für die laufenden Geschäfte der äußeren Angelegenheiten sollten sie dagegen jeder seine besondere Abtheilung haben und die ihn betreffenden Mittheilungen direkt empfangen, um darüber dann zu berichten. So blieben die Dinge, bis der Haupt-Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Allem beauftragt wurde, was sich auf sämmtliche Unterhandlungen mit fremden Monarchen bezog, eine Einrichtung, die nicht älter als ein Jahrhundert ist.

In Frankreich datirt sich die Bildung eines auswärtigen Ministeriums von der Zeit her, wo die Gesandtschaften dauernd wurden, d. h. seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Aber auch hier wurde diese Abtheilung zuerst nicht den Händen eines Einzelnen anvertraut. Zu wiederholten Malen wurde die Organisation dieses Ministeriums geändert, bis es endlich zu Ende der Regierung Heinrich's III. der Leitung eines einzigen Staatsmannes übergeben ward. Villeroi war der Erste, welcher diesen hohen Posten bekleidete.

Nach dem, was oben über die Schwierigkeit und Wichtigkeit dieses Amtes gesagt ist, kann man leicht begreifen, daß nur wenige Souveraine sehr glücklich in der Besitzung desselben gewesen sind. Denn hierin eine gute Wahl zu treffen, würde in der That nicht nur bei dem Monarchen ein Urtheil voraussetzen, dessen Besitz ihn in Bezug auf geistige Fähigkeiten selbst weit über seine Geschäftsträger stellen mußte, sondern auch einen Hof, der von dem unseligen Einflusse der Günstlinge und Maitressen verschont und demgemäß den Intriguen fremd geblieben wäre; mit anderen Worten: einen Zustand, der den fast unvermeidlichen Bedingungen einer monarchischen Regierung widersprechen würde. Für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert England den besten Beweis in der geringen Anzahl guter Staatsmänner, denen seit Cromwell bis auf die heutige Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten obgelegen hat.

Der Lord-Protektor verdient eine ganz besondere Betrachtung. Man wird nicht leicht einen Monarchen und Minister finden, dem das Volk so viele und so wesentliche und zugleich mit so geringen Opfern erkaufte Vortheile verdankt, als diesem merkwürdigen Manne. Er kannte die geheime Politik aller Höfe, er wußte die Schwächen der Fürsten und aller Staatsmänner, mit denen er zu thun hatte, auswendig. Er durchschaute ihre verborgensten Absichten und machte ihre geheimnißvollsten Verhandlungen scheitern. Seine Agenten hatten die Ohren an allen Thüren, das Auge in allen Portefeuilles und befanden sich stets und unter allen Umständen auf ihrem Posten. Freilich waren sie auch ausdrücklich in Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit und Geschicklichkeit gewählt; denn sie hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders mit den Intriguen, welche die Agenten des vertriebenen Königs an den europäischen Höfen anspannen. Die Letzteren wurden jedoch immer besiegt. Einen großen Einfluß übte Cromwell unter Anderem auf den Kardinal Mazarin aus. Diese durch alle Geschichtschreiber bestätigte Thatsache beweist, wie großes Uebergewicht moralische Stärke und Festigkeit in Entschlüssen, wahrhafte Talente und ein weiter Gesichtskreis den feineren Hülfsmitteln eines Geistes gegenüber haben, der nur in Auswegen und Ränken erfindungsreich, in der Verstellungskunst und Heuchelei gewandt ist. Der stets geschmeidige und zuvorkommende Kardinal fühlte die Hand Cromwell's, dem die Natur die königliche Autorität des Genie's gegeben hatte, schwer auf seinen Schultern lasten.

Bolingbroke hatte einen gebildeteren und glänzenderen Geist als Cromwell, aber auch ein kälteres Gemüth; er besaß weder Grundsätze, noch Ehrenhaftigkeit, noch Sittlichkeit. — Die Talente und der Geschmack Addison's können keinem Zweifel unterworfen seyn, aber die großen Eigenschaften eines Staatsmannes im edleren Sinne gingen ihm durchaus ab, so daß das bisher von ihm verwaltete Amt weit besser besetzt war, als 29 Jahre später (1746) Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield, das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums erhielt.

Chesterfield gehört zu denjenigen Diplomaten, welche das Unglück gehabt haben, ganz falsch aufgefaßt und noch unrichtiger interpretirt zu werden. Auch Lord John Russell ist in dem übrigens geistreichen Gemälde, das er von ihm in der Einleitung zur Korrespondenz Bedford's entworfen hat, sehr ungerecht gewesen, unter Anderem in der Anklage, er (Chesterfield) habe den französischen Adel auf die Guillotine und ins Exil gebracht. Ohne gera[...] „Briefe an seinen Sohn" als die besten Lehren aufzustellen, die ein [...] seinen Kindern geben kann, und ohne die darin enthaltene tiefe Unsittlich[...] Geringsten entschuldigen zu wollen, müssen wir doch darauf hinweisen, [...] Lord Chesterfield unstreitig die Kunst der Verwaltung im höchsten Grade [...] daß er einer der unterrichtetsten und gewandtesten Staatsmänner war [...] sich auf die Geschicklichkeit der Unterhandlung in einer Weise verstand, wie [...] sonders in England selten gefunden wird. Seine Sendung nach dem Haag [...] einen glänzenden und glücklichen Erfolg. Im Jahre 1744 hatte er schon [...] solche Bedeutung erlangt, daß er für die Uebernahme der Leitung der auswärti[...]gen Angelegenheiten schon Bedingungen stellen konnte. Sein taktvolles, [...]kretes Benehmen wurde überall gehörig gewürdigt, und in der That [...] er sich eben so trefflich darauf, die Gesinnungen und Absichten Anderer zu [...]schauen, als die seinigen zu verhüllen. Er schrieb und sprach das Franz[...] mit derselben Leichtigkeit und Eleganz, als wäre er in Paris geboren, [...] Deutsche und Italiänische war ihm gleichfalls geläufig; aber nicht [...] hiermit, sehen wir ihn nach dreißig Jahren mit einem durch glückliche [...] belohnten Eifer das Studium des Spanischen betreiben. Seit seiner [...] Jugend hatte er sich mit der Lektüre der klassischen Schriftsteller des [...] beschäftigt; kurz, er besaß eine literarische Ausbildung, die besonders [...] damaligen Zeiten zu den Seltenheiten gehörte. Um so mehr ist es zu [...]dern, daß er sich nur wenig darauf einbildete und sich durch diese Stu[...] eine Stunde, welche er seinen Geschäften zu widmen hatte, entziehen [...]. Im Jahre 1746 übernahm er die Leitung des auswärtigen Ministeriums, [...] Stellung, die er jedoch schon nach zwei Jahren, in welchen er mit unerm[...]lichem Eifer für die Wiederherstellung des europäischen Friedens gearbeitet hatte, wieder aufgab, als er jenes Ziel beinahe erreicht sah. Seine im Hause der Lords gehaltenen Reden wurden vor allen anderen gehört und bewundert. Horace Walpole — dessen Zeugniß nicht ohne Werth ist, weil er außer seinem Vater auch Pitt, Pulteney, Wyndham und Carteret auf der Tribüne gehört hatte — erklärte im Jahre 1743, daß die schönste Anrede, deren er sich er[...]innern könne, von Lord Chesterfield gehalten worden sey.

Dreißig Jahre nachdem Chesterfield die Geschäfte verlassen hatte, kam ein einfacher Major der Miliz, den seine Studien und sein Verdienst zur Ausfüllung jener Lücke wohl befähigten, unter dem Patronat Lord Eliot's in das Haus der Gemeinen, als Repräsentant der Stadt Liskeard. Aber obschon [...] Ministerium, als es sich um eine diplomatische Antwort auf das Manifest des Königs von Preußen handelte, zu Gibbon, dem Doktor Lee und Lord [...]field seine Zuflucht nehmen mußte, wurde der berühmte Geschichtschreiber des „Verfalls des Römischen Reichs" niemals Attaché, noch Legations-Secretair, noch Geschäftsträger, noch Gesandter, noch bevollmächtigter Minister, [...] Staats-Secretair im Ministerium des Auswärtigen. Die einzigen Funktionen, denen man ihn für gewachsen erachtete, waren solche, wie sie dem ersten [...] mit der ministeriellen Livree bekleideten und mit keinem anderen als einem gewöhnlichen Talente begabten Mann anvertraut werden konnten: [...] wurde zum Mitglied des Handels- und Kolonial-Amts (Lord of Trade and Plantations) ernannt.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Das weiße Roß der Prairieen.

(Schluß.)

Die Adoption eines Kindes aus dem Schoße eines feindlichen Stammes ist unter den Indianern nichts Ungewöhnliches, und so sehr sich die feindlichen Stämme hassen und bis auf den Tod bekämpfen, so kommt es doch [...] durch Zufall oder durch Eingebung des großen Geistes, daß sie kein Kinder schonen und als ursprüngliche Stammgenossen erziehen. So auf dem neuen Stamm gepfropft und von dem Safte desselben sich nährend, verlieren diese jeden Zusammenhang mit ihren Blutsverwandten und nehmen vollständig an dem Hasse und der Liebe ihrer Pfleger Theil. Ishtakka kannte jetzt seinen Ursprung, aber er haßte deswegen die Schwarzfüße nicht weniger als vorher.

Mehrere Monate waren seitdem verflossen, als sich eines Morgens plötzlich ein allgemeiner Schrecken durch das Lager der Breitstirnen verbreitete: das weiße Roß der Steppe war verschwunden! Die Wahrsager, darüber befragt, standen nicht an, zu antworten, daß dies wunderbare Thier ohne Zweifel ein Geist sey, der jede beliebige Form annehmen könne, und daß es vielleicht jetzt als Klapperschlange in der Nähe des Lagers sich aufhalte oder als Adler über den Zelten schwebe. Aber diese Erklärung wollte Ishtakka nicht genügen; vielmehr kam er auf die in der That weit einfachere Vermuthung, daß die Schwarzfüße ihm Gleiches mit Gleichem vergolten und das Pferd geraubt hätten. Diese Beleidigung schien ihm so tief und demüthigend, daß er es einen Augenblick bedauerte, von den Andern verschont geblieben zu seyn. Sein Glück, seine Stärke war mit dem weißen Rosse dahin; er glaubte es wenigstens, und Simson konnte nicht in größerer Verzweiflung gewesen seyn, als er beim Erwachen sein Haar unter der Scheere der Delila gefallen sah. Vergebens bot die Kirschblüthe Alles auf, um ihn zu trösten; er bewahrte ein tiefes Schweigen, ging gesenkten Hauptes einher und berührte kaum die Nahrung, die seine junge Frau ihm bereitete.

Entschlossen, das weiße Roß wiederzuerlangen oder bei dem Versuche unterzugehen, schwärzte er sich das Gesicht und zog sich in die Einsamkeit

urück, wo er sich auf alle Weise kasteite, um den großen Geist für sich ünstig zu stimmen. Als er dieses Ziel erreicht glaubte, kehrte er in sein Zelt urück und tödtete einen fetten Hund, um seine Freunde zu bewirthen. Ein lusrufer durchlief das Lager, indem er die Namen der Eingeladenen verkün- ete und einem Jeden anempfahl, Schüssel und Löffel mitzubringen. Ishtakka rschien vor ihnen, das Gesicht mit lebhaftem Roth bemalt, den Leib mit Bärenfett eingerieben und angethan mit dem Schmucke des Kriegers. Mit ichelnder Miene entließ er nach dem Mahle seine Gäste, ohne daß Jemand on ihnen wußte, welchen Plan er gefaßt. Noch denselben Abend verließ er as Dorf, in das er nicht wieder zurückkehren sollte.

Eine große Anzahl von indianischen Jägern und Kriegern kommen jähr- ch in den Steppen des nördlichen Amerika's vor Hunger und Erschöpfung m. Zuweilen verlieren sie ihre Jagdwerkzeuge; manchmal ereignet es sich uch wohl, daß sie auf kein Wild treffen. Ishtakka hatte, um nicht in die Hände der in den Steppen umherschweifenden Schwarzfüße zu fallen, einen ängeren und schwierigeren Weg eingeschlagen. So kam es, daß er sich ver- rte und gezwungen war, eine kleine Sandwüste zu durchschneiden, wo weder er noch sein Pferd die geringste Nahrung fanden. Beide fielen vor Er- höpfung am Ende jedes Tages fast todt zu Boden. Zwei Geier, in deren eiseren Stimmen er die auf seinen Untergang erpichten bösen Geister zu er- ennen glaubte, folgten ihm, indem sie die doppelte Beute schon in der Er- wartung verschlangen. Des Abends, wenn sie sich in seiner Nähe nieder- ießen, konnte er ihre gierigen Augen glänzen sehen; zuweilen kamen sie ihm o nahe, daß sein Körper von den Spitzen ihrer mächtigen Flügel berührt wurde. Bald war er gezwungen, ihnen sein sterbendes Thier zu überlassen und den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Von Hunger verzehrt und von Durst aufs entsetzlichste gepeinigt, kam er endlich bei dem Lager der Schwarzfüße an, fand es aber völlig verlassen. Ein einziger Hund, zum Gerippe zusammengeschrumpft und auf einem Rasen- hügel liegend, auf dem eine hohe Stange, oben mit einem Büschel Adler- federn geziert, stand, bewachte das Grab eines Kriegers. Bei der Annähe- rung Ishtakka's erhob er sich mühsam und ließ ein dumpfes Geheul hören, als ahnte er die Nähe eines Feindes. Der junge Indianer hoffte, einige durch den Stamm zurückgelassene Nahrungsmittel zu finden, oder wenigstens eine Quelle, um seine brennenden Lippen zu erfrischen; aber die Schwarzfüße hatten vor ihrem Abgange alle Nahrungsmittel vergraben, und eine Quelle war in der Gegend nicht zu sehen. Da sah er ein, daß es sein Schicksal wolle, in dieser Einöde umzukommen, und er bat nur den großen Geist, ihn einen schnellen Tod sterben zu lassen und dann in das glückliche Land der Jagd aufzunehmen. Auch flehte er ihn an, die auf seine Rückkehr harrende Kirsch- blüthe zu trösten. Dann legte er sich in das Gesträuch, um seinen Leichnam den Geiern zu verbergen, die, nachdem sie sein Pferd verschlungen, wieder auf seiner Verfolgung begriffen waren.

Die Sonne war bereits untergegangen, selbst die höchsten Spitzen des Gebirges hüllten sich in das Dunkel der sich niedersenkenden Nacht, da glaubte Ishtakka, dessen Ohr die Erde berührte, in weiter Ferne den Huf eines Pferdes den Boden schlagen zu hören. Er täuschte sich nicht. Das Geräusch kam näher, und bald sah er einen Haufen Schwarzfüße an dem Grabhügel halten. Unter den Kriegern befand sich ein Weib, dessen Wehklagen die Echo's der Einöde erweckten, als ein in dem Laube eines Baumes verborgener Vogel plötzlich seine melodische Stimme erschallen ließ. Der Geist des Kriegers hatte nach indianischer Vorstellung die Gestalt eines Vogels ange- nommen, um seine alten Waffengefährten und seine Witwe zu trösten durch die Nachricht, daß er jetzt glücklich sey in dem Lande der Jagd des großen Geistes.

Der Vogel schwieg, die Schwarzfüße bestiegen ihre Pferde und ver- schwanden; die Witwe saß auf dem Grabhügel und weinte bitterlich, aber still vor sich hin. Ishtakka schleppte sich zu ihr, um sie zu trösten und in der Hoffnung, einige Hülfe von ihr zu erlangen, denn er fühlte seine Lebenskraft schwinden. Unbeweglich und stumm wartete er indeß darauf, daß sie ihn anreden würde.

„Was beobachtest Du mich?" sprach die alte Indianerin; „ist es so auf- fallend, daß eine Witwe bei dem Grabhügel eines Kriegers weint?"

„„Ich bin ein armer Wanderer, der vor Hunger und Durst stirbt"", erwiederte Ishtakka. „„Die Sonne und der Mond sind auf- und unter- gegangen mehrere Male, seitdem ich keine Nahrung zu mir genommen. Der Durst quält mich, und Du kannst mir vielleicht die Quelle zeigen, wo die Weiber der Schwarzfüße schöpften, als noch das Lager hier stand."

„Die Quelle ist entfernt und versteckt; ich habe nicht die Kraft, Dich dahin zu führen. Warum hast Du Dich nicht an die Krieger gewandt, die mich hierher geführt, unter diesen Hügel, wo ich sterben wollte, und wo sie versprochen haben, meine Gebeine neben die Gebeine des Männertödters zu legen, wenn der Wind sie gebleicht hat?"

„„Welchen Namen sprachst Du da aus?"" fragte Ishtakka.

„Bist Du denn eine Breitstirn, daß Dich dieser Name zittern macht?"

„„Ja, ich bin eine Breitstirn"", erwiederte der junge Indianer mit dem unbezwinglichen Stolz seiner Nation. „„Niemals hat mich der Name eines Schwarzfußes geschreckt, und ich habe mehr als eine Kopfhaut von Euren Kriegern an dem Baume des Krieges aufgehängt .... aber heute fühle ich, daß ich sterben werde, und ich will, daß meine Gebeine in Frieden ruhen an der Seite meiner Feinde.""

„Elender Hund von einer Breitstirn", rief das Indianerweib, „Du willst Deine Gebeine vermischen mit denen des Männertödters! Hast Du denn nicht Furcht, daß der Geist des großen Führers aus seinem Grabe steigt, Dich zu zerschmettern?"

„„Wie würde ich nach seinem Tode den fürchten, den ich nicht fürchtete, als er noch lebte? Der Männertödter ist ja durch die Hand einer Breitstirn gefallen.""

„Man kennt seinen Mörder nicht", erwiederte die Indianerin zornig. „Diebe sind in unser Lager eingedrungen; sie haben das weiße Roß der Steppe gestohlen und den großen Anführer während des Schlafs ermordet. Wahrlich, eine That, der Breitstirnen würdig, die seinen Anblick am hellen Tage nicht hätten ertragen können! Die Elenden, schon ein Kind haben sie mir geraubt, den einzigen Sprößling des Männertödters. Jetzt hätte er sein Rächer werden können. Warum haben sie es nicht lieber gemordet, wie seinen Vater? Habe ich doch zwei von ihnen mit dem Beile erschlagen. Aber das weiße Roß haben wir ihnen wenigstens wieder genommen und geopfert zur Ehre des großen Anführers. Dieser Hügel bedeckt die Gebeine des weißen Rosses und seines Reiters; bald werden die meinigen auch dort liegen, und wir werden uns wiederfinden alle in dem glücklichen Lande der Jagd des großen Geistes."

Ishtakka blieb vor Staunen und Schreck lange Zeit unbeweglich liegen. Seine Mutter war vor ihm, und seinen Vater hatte er ermordet. Endlich sprach er mit mühsamer Stimme, denn der Tod legte sich schon wie ein Schleier auf alle seine Organe:

„„Ich kenne diese Geschichte; Dein Kind lebt, zu seinem Unglück ist es geschont worden, denn mit der Milch einer Breitstirn hat es den Haß gegen die Schwarzfüße eingesogen. Zum Mann geworden und nach Auszeichnung begierig, hat es das weiße Roß der Steppe geraubt und den großen An- führer, den Du beweinst, getödtet. Der Herr des Lebens hat es dem Rathe der bösen Geister anheimgegeben; sie sind es, die sein Messer in das Herz seines Vaters gesenkt haben.""

„Du lügst!" schrie die alte Indianerin. „Es ist unmöglich! Hund von einer Breitstirn, warum willst Du die letzten Augenblicke eines armen Weibes vergiften? Wer hat Dir das gesagt? Wer führt Dich in diese Einöde? Bist Du selbst nicht vielleicht ein böser Geist?"

„„Ich bin ein Krieger aus dem Stamm der Breitstirnen, aber geboren unter den Schwarzfüßen; Du mußt in mir den Typus meines Stammes er- kennen und das Zeichen, das ich seit meiner Geburt trage.""

„Mein Sohn!" schrie die alte Indianerin, das Gesicht mit den Händen verhüllend.

„„Ehe Du mich Deinen Sohn nennst, erinnere Dich, daß die Breit- stirnen mich genannt haben: „Der das weiße Roß der Steppe erbeutet und dem Männertödter die Kopfhaut geraubt"."".

Es waren die letzten Worte Ishtakka's. Das Bewußtseyn seines entsetz- lichen Schicksals versetzte ihm den Todesstoß; er hauchte seine Seele in einem letzten Gebete zu dem großen Geist aus.

Die alte Indianerin betrachtete den Leichnam ihres Sohnes mit einer Mischung von Schauder, Zorn und Zärtlichkeit. Die mütterliche Liebe trug zuletzt den Sieg davon. „Ist es seine Schuld?" sagte sie. „Aufgewachsen in der Höhle der Schlangen, hat er das Gift eingesogen, das den großen Anführer getödtet. Ich werde mit meinem Sohn in das Land des großen Geistes gehen und werde seinen Vater um Verzeihung für ihn bitten."

China.

Fortune's Wanderungen in China.

II. Hong-Kong.*)

Am 6. Juli 1843 — fährt Herr Fortune fort — erblickte ich nach einer viermonatlichen Ueberfahrt zuerst die chinesische Küste, und obwohl ich schon viel gehört hatte von den kahlen, nackten Hügeln des Landes, so muß ich doch gestehen, daß ich auf einen Anblick so trostloser Unfruchtbarkeit nicht gefaßt war, wie er sich mir darbot. Besäet mit Granitblöcken und bedeckt mit einer rothen Thonerde, auf welcher sich kaum hier und dort einige Gruppen ver- krüppelter, nur zum Verbrennen tauglicher Bäume zeigen, scheinen diese Hügel das Schauspiel einer traurigen Verheerung gewesen zu seyn. Das also war das „Land der Blumen", das Land der Kamäleas und der Rosen, von dem man in England so viel schwatzt! Welcher Kontrast zwischen der Landschaft vor mir und den Bergen Java's, die ich vor einigen Tagen durchstrichen hatte! Endlich jedoch erreichten wir die herrliche Bai von Hong-Kong und gingen bei der neuen Stadt Victoria vor Anker. Der Hafen von Hong-Kong ist einer der schönsten, die ich jemals gesehen; bei einer Länge von 8—10 Mei- len und einer sehr unregelmäßigen, von 2 zu 6 Meilen steigenden Breite, bietet er überall einen sicheren Ankergrund dar. Gegen Süden schützen ihn die Berge von Hong-Kong, wie gegen Norden die des Festlandes, so daß er, ge- deckt von allen Seiten, auch bei der schlechtesten Witterung den Schiffen voll- kommene Sicherheit gewährt.

Die Stadt Victoria, im Norden der Insel gelegen, streckt sich am Rande dieses prächtigen Hafens hin und bedeckt mit ihren Häusern die letzten Abhänge der Berge, die sich in ihrem Rücken senkrecht erheben. Noch im Jahre 1843 bot sie einen eigenen Anblick dar; es war die Stadt des Idomeneus, deren Bau begann; als ich aber im Dezember 1845 China verließ, hatte sie bereits gewaltige Fortschritte gemacht, neue Straßen und Häuser waren, wie auf das Geheiß eines Zauberers, entstanden, mehrere öffentliche Gebäude vollendet, kurz, eine neue chinesische Stadt war dem Erdboden entstiegen. Außer den

*) Vgl. Nr. 95 des Magazins.

chinesischen Kaufmannsbuden, deren einige sich mit denen in Canton an Schönheit messen dürfen, sieht man in Victoria einen Basar, auf dem sich in Ueberfluß alle Erzeugnisse des Landes, Früchte, Gemüse, Federvieh, Fleischerwaaren und alle Artikel finden, die dem Europäer oder dem Chinesen nothwendig sind.

Die übrigen chinesischen Städte oder vielmehr Dörfer der Insel liegen auf der südlichen Seite; sie hießen anfangs Klein-Hong-Kong und Tschuktschu und haben diese Namen jetzt gegen die Namen Stanley und Aberdeen umgetauscht. Beide sind eigentlich nur Fischerdörfer, doch hat die Regierung in dem letzteren Ort Kasernen aufführen lassen, in welchen sie eine ziemlich beträchtliche Garnison unterhält.

Die Insel Hong-Kong erstreckt sich bei einer Breite, die nirgendwo 6 Meilen übersteigt, von Osten nach Westen in einer Länge von ungefähr 8 Meilen; ihre sehr unregelmäßige Gestalt macht, daß ihre Ufer sehr reich sind an Vorgebirgen und Buchten. Vom Gipfel ihrer Berge laufen eine Menge von Schluchten gegen das Gestade, wo sie sich erweitern, hinab. In diesen Schluchten liegen gewaltige Granitmassen umher, die durch das Wasser, welches zur Regenzeit von den Berggipfeln strömt und Alles mit sich fortreißt, vollkommen abgewaschen und von jedem Ueberzuge von Pflanzen entblößt sind. Im Mai 1845, d. h. in derjenigen Periode des Jahres, wo der Südwest-Passatwind seine Ankunft durch Stürme ankündigt, entlud sich ein fürchterliches Donner- und Regenwetter über der Stadt Victoria und veranlaßte große Verheerungen; Häuser vom solidesten Granit waren in einem Augenblick verschwunden; Straßen, auf die man große Kosten verwendet, wurden eben so rasch vernichtet; die Kanäle borsten durch den Druck des Wassers, Brücken und andere öffentliche Bauten wurden zerstört, ohne auch nur eine Spur ihres Daseyns zu hinterlassen.

Es giebt auf der Insel nur sehr wenig ebenes Land, wie der Ackerbau es bedarf. Daraus folgt, daß das englische Etablissement in Betreff seiner Verproviantirung von dem benachbarten Festlande abhängt. Die Lage der Engländer würde mithin eine sehr schwierige werden, wenn es der chinesischen Regierung einmal einfiele, die Zufuhren einstellen zu lassen. Es ist beinahe schon so weit gekommen. Kurze Zeit nachdem der gegenwärtige Gouverneur, Sir John Davis, die Zügel der Verwaltung ergriffen, erließ er, mit Bewilligung des legislativen Rathes, eine Verordnung, der gemäß sämmtliche Einwohner der Insel, Engländer sowohl als Chinesen, sich auf der Polizei einregistriren lassen sollten. Die Chinesen, stets mißtrauisch gegen die Fremden, bildeten sich ein, daß in dieser Verordnung eine Falle für sie läge, daß sie eine List sey, ausgesonnen, um ihnen irgend einen Druck aufzulegen, und sie fingen daher an, sich gegen das Dekret zu erheben. Die bedeutendsten Personen des Ortes riefen eine Volks-Versammlung zusammen, in welcher außer anderen Beschlüssen auch der gefaßt ward, die Zufuhren einzustellen. Dies führten sie einige Tage durch; die Kuli's, die Lastträger und Handwerker weigerten sich, zu arbeiten, die Schiffe brachten keine Lebensmittel mehr, kurz, die Chinesen hungerten den gesetzgebenden Rath aus, der sich endlich entschließen mußte, die erlassene Verordnung in einem ihnen günstigen Sinn zu modifiziren.

Das Klima von Hong-Kong ist weit entfernt ein angenehmes zu seyn, vielleicht ist es bis jetzt sowohl für Chinesen als für Engländer höchst mörderisch gewesen, was indessen wohl an der seit der Ankunft der Engländer in einem so großen Maßstab vorgenommenen Urbarmachung wüster Landstrecken, so wie in der zur Erbauung der neuen Stadt nothwendigen Umwühlung des Terrains, gelegen haben mag. *) In den Monaten Juli und August erreicht das Thermometer ein Maximum von 94° Fahrenheit (34,44 Centigr. **) und fällt nicht unter 80° Fahrenheit ***) (26,66 Centigr.). Die Verschiedenheit zwischen der Wärme am Tage und der in der Nacht beträgt in der Regel nicht über 10,60° Centigr. Im Winter fällt das Thermometer, wiewohl nur selten, unter Null, und selbst mitten in dieser Jahreszeit thut man wohl, nicht ohne Sonnenschirm auszugehen, wenn der Himmel wolkenfrei ist, da sich diejenigen, die diese Vorsichtsmaßregel verabsäumen, Krankheits-Anfällen aussetzen, die zuweilen gefährlich werden. Die Luft ist im Winter so trocken, daß das Athemholen sehr beschwerlich wird, und andererseits, wenn der Wind geht, so ist dieser ein so scharfer, schneidender Nordwind, daß man genöthigt ist, Feuer in den Häusern anzumachen; ja selbst dann ist es schwierig, sich gegen die Kälte zu sichern.

Die chinesische Bevölkerung in Victoria besteht aus Kaufleuten, Krämern, Domestiken, Schiffern, Tagelöhnern, Kuli's, die ein sehr malerisches Ensemble bilden. Unglücklicherweise findet sich nichts, was den reicheren chinesischen Kaufmann veranlassen könnte, in die neue Kolonie zu ziehen, und so lange dies sich nicht ändert, wird sie nur den Abschaum des Landes aufzunehmen haben. In der Thal wimmelt sie von Dieben und Seeräubern, die eine zahlreiche und wohlorganisirte Polizei nicht immer im Zügel zu erhalten vermag. In den ersten Zeiten ging keine Nacht vorbei, in der nicht irgend ein Haus mit bewaffneter Hand angefallen wurde, ja die kühnen Räuber respektirten nicht einmal die Wohnung des Gouverneurs. Sie wurde einmal rein ausgeplündert; ein andermal nahm man den vor ihr aufgestellten Schildwachen die Waffen weg. Diese Banden, die oft an hundert Mann stark waren, verschwanden, wie sie kamen, d. h. auf eine so wunderbare Weise, daß sich nie sagen ließ, woher sie gekommen, noch wohin sie gegangen waren.

*) In der That hat sich im letzten Jahre, in dem es der Arbeiten nicht mehr so viele, als in den früheren, gab, die Sterblichkeit vermindert, ja sie war in Hong-Kong geringer als in Macao.

) 27,55° Reaumur. *) 21,33° Reaumur.

Mannigfaltiges.

— Die Verbindung zwischen dem Atlantischen und Sü[illegible] Meere. In einer neulichen Sitzung der britischen Institution of Ci[illegible]gineers, in welcher der berühmte Rennie präsidirte, ward ein intere[illegible] Bericht über die Pläne vorgelesen, die man seit drei Jahrhunderten [illegible] hat, um das Atlantische und das Stille Meer durch einen schiffbaren [illegible] zu verbinden. Schon Cortez hatte die Idee, den Isthmus von Tehu[illegible] zu durchstechen, indem er die Gewässer des Flusses Coatzocoales, der [illegible] Golf von Mejiko fließt, mit denen des Chicapa vereinigen wollte, [illegible] durch die Bai von Tehuantepec in das Stille Meer ergießt. Diese [illegible] wurde vor nicht langer Zeit durch Don José de Garay wieder aufge[illegible] der mit Hülfe des Ingenieurs Moro das zwischen beiden Meeren [illegible] Land besichtigte und die Entdeckung machte, daß die Ausläufer der [illegible]kette dort auf einer Strecke von 35 (engl.) Meilen in eine Hochebene, [illegible] Tarifa genannt, übergehen, wo die erwähnten beiden Flüsse ihren [illegible] haben und wo sich leicht eine Vereinigung zu Stande bringen [illegible] Haupteinwürfe gegen diesen Plan sind, erstens, die Länge der Flüsse, welche etwa 200 Meilen beträgt, und zweitens die Erhöhung des Lan[illegible] der Mesa de Tarifa zu, die 200 Mètres oder 656 Fuß über dem Oce[illegible] Die Vermessung ward unter den Auspizien des Präsidenten Santana [illegible]führt, der den Unternehmern viele wichtige Privilegien zu gewähren [illegible] Man untersuchte hierauf die Landenge von Nicaragua und den Lauf des [illegible] San Juan bis zum See dieses Namens, der nur etwas über 15 [illegible] von dem Stillen Meere entfernt ist und 130 Fuß über der Oberfläche [illegible] liegt; aber der Bergrücken, der den See von dem Ocean trennt, die Beschwer[illegible]lichkeit in der Navigation des San Juan, der abwechselnd von Regengü[illegible] anschwillt und durch die Hitze einer tropischen Sonne austrocknet, die vulkani[illegible]sche Natur des Landes und das ungesunde Klima machen es sehr unwahr[illegible]scheinlich, daß diese Lokalität je zu einem solchen Unternehmen gewählt werde. Der Isthmus von Panama bietet weniger Hindernisse dar, als irgend ein anderer Punkt. Die ganze Entfernung von Meer zu Meer beläuft sich [illegible] auf 39 Meilen, und diese Strecke wird in ihrer ganzen Breite von dem gro[illegible] Flusse Chagres und seinen Nebenflüssen durchströmt, die mit den in das Stil[illegible] Meer ausmündenden Flüssen gleichsam verwebt sind. Die Bergkette [illegible] sich hier in weite Savannen und Waldungen, mit einigen isolirten [illegible] von geringer Bedeutung, selten über 300 Fuß hoch. Das Land [illegible] Jahr 1828 auf den Wunsch des Generals Bolivar durch einen [illegible] Offizier, Namens Lloyd, vermessen, der den Unterschied im Niveau [illegible] Oceane auf 3,52 Fuß bestimmte; um so viel ist nämlich das Stille Meer [illegible] als das Atlantische. Eine Untersuchung des Flusses Chagres wurde [illegible]fehl der britischen Admiralität unternommen, wobei der Befehlshaber [illegible] Expedition, Capitain Foster, das Leben verlor. Noch kürzlich sandte die [illegible]zösische Regierung Herrn Napoleon Garella nebst mehreren Mitgliedern [illegible] Genie-Corps aus, um diese Gegenden zu erforschen und über die Aus[illegible]keit des projektirten Kanalbaus zu berichten. Die Beobachtungen [illegible] haben die von Herrn Lloyd mitgetheilten vollkommen bestätigt und [illegible]weis geliefert, daß es keine natürliche Hindernisse giebt, die nicht [illegible] mechanischen Hülfsmitteln unserer Zeit ohne viele Schwierigkeit oder [illegible] den Kosten-Aufwand besiegt werden könnten — die wirklichen Hindernisse [illegible] nur politischer Natur und erfordern eher die Dazwischenkunft der Staats[illegible]männer, als die der Ingenieure.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Sonnabend den 21. August 1847.

Italien.

Italiänische Nächte. *)

Diesen etwas absonderlichen Titel finden wir auf der ersten Seite eines Buches, das nicht mehr und nicht weniger enthält, als die Beschreibung einer Reise nach und durch Italien. Warum nun aber gerade „italiänische Nächte"? Hat der Verfasser vielleicht den ganzen Tag geschlafen und seine Wanderungen nur bei Nacht fortgesetzt? — Nichts weniger als das. — Oder will er uns etwa nicht sowohl seine täglichen als nächtlichen Abenteuer erzählen? — Ganz und gar nicht. — Nun denn? — In dem Vorworte belehrt er uns selbst über den Grund. „Nichts sey" — meint er — „schwieriger für den Autor, als ein fertiges Buch glücklich aus der Taufe zu heben. Das Publikum habe Neigungen und Abneigungen in Bezug auf Namen, weshalb dem Schriftsteller Alles daran gelegen seyn müsse, in dieser Beziehung sein Wohlwollen zu erhalten." Nach diesen Einleitungsworten erfahren wir denn, daß er die „folgenden Skizzen deshalb Italiänische Nächte genannt, weil er damit die Wißbegier (nicht auch die Neugier?) desjenigen Publikums zu reizen glaubte, das niemals die würzige Luft südlicher Nächte einathmete" u. s. f. Da wir im ersten Augenblick, von der hierin herrschenden Absichtlichkeit und dem durch diese hervorgebrachten Schein unangenehm berührt, mit einem unwillkürlichen Mißtrauen an die Lektüre der „italiänischen Nächte" gingen, so war es natürlich, daß wir uns doppelt freuten, daß sich dies Mißtrauen später als völlig ungegründet erwies. Der leichte und meist heitere Ton, womit der Verf. uns seine Reise-Skizzen vorführt und erklärt, die jugendliche Frische und Lebendigkeit seiner Naturanschauung, vor Allem aber die Kunst, seinen Leser zu belehren, ohne daß dieser es merkt — diese und andere Vorzüge erheben das Werk weit über die Reisebeschreibungen gewöhnlicher Art und lassen auch die kleinen Mängel, mit denen es behaftet ist, z. B. die mit unterlaufenden schwachen Witze, fast ganz vergessen. Werfen wir daher einen etwas genauen Blick auf seinen Inhalt.

Der Verf. nimmt von Leipzig, dem Ausgangspunkte seiner Reise, seinen Weg über Bayern, Tyrol, den Brenner, durch das Etschthal, wendet sich sodann über Mailand nach Genua, um nach Livorno und von hier nach Civita-Vecchia überzusetzen. Von Civita-Vecchia bis Rom ist dann nur noch eine kleine Tagereise.

Was in dem Buche über das eigenthümliche Wesen, die Tracht und Lebensart der Stadt- und Landbewohner Bayerns bemerkt wird, ist nicht uninteressant. Es hält sich sehr verständig hier weniger bei den oft beschriebenen Kunst- und sonstigen Schätzen auf, um sich desto mehr mit dem „vollen frischen Leben" selbst zu beschäftigen. In Nürnberg ist dem Verf. besonders der Umstand aufgefallen, daß, „wenn man am Markttage auf die von Landleuten, von Ein- und Verkäuferinnen wimmelnden Straßen kommt, man nicht unter Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu leben, sondern in die Zeiten Albrecht Dürer's zurückversetzt zu seyn glaubt. Da baumelt und klirrt noch die lederne Gürteltasche an der Seite, die Baarschaft und Schlüssel birgt, und das altdeutsch geschnittene Gesichtchen mit den blauen Madonnen-Augen und dem kirschrothen Lippenpaar trägt um Stirn und Kinn noch dasselbe reine Leinentuch, das wir an den Frauen auf Gemälden Wohlgemuth's, Dürer's und Anderer als charakteristischen Schmuck aller Frauen bemerken. Auf dem künstlich genestelten Haar aber wackelt der bütchenartige Aufsatz von schwarzem Zeug mit in den Nacken herabfallenden Bändern und zeigt das gold- und silberbrokatene Krönchen heute noch wie vor vierhundert und mehr Jahren. Bei Alten und Armen sind Stirn- und Kinntuch meist bunt, das niedliche Krönchen fällt fort und macht einer Pelzmütze oder einem breitkrämpigen Hute Platz, aber der Charakter der Tracht ist im Allgemeinen festgehalten." Es möge weit schönere und anmuthvollere Trachten geben, meint unser Reisender, aber naivere und bürgerlich solidere könne er sich nicht denken. Mit Bedauern erfahren wir auch, daß das Haus des wackeren Hans Sachs gegenwärtig in eine Garküche und Bierschenke umgewandelt ist, die den Namen seines ehemaligen Besitzers als verlockendes Aushängeschild trägt. Das Haus Albrecht Dürer's hat man dagegen zu würdigerem Zwecke verwendet, indem der Kunstverein darin seine Schätze aufstapelt. Regensburg, wohin sich der Verf. von Nürnberg aus begab, fesselte ihn vorzugsweise durch die in der Nähe gelegene berühmte Walhalla. „In der Nähe" — d. h. wenn man an dem Fuße des „eichenumrauschten Berges" steht, auf dem die Walhalla thront — „macht der imposante Bau mit seinem kolossalen cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und langsam bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf Strom und Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten am Horizont aufsteigenden Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Winter-Monate angebracht sind. Um den Leser nicht durch genaue Angabe der Länge, Breite und Höhe u. s. f. des Gebäudes zu ermüden" — sagt der Verfasser — führe er nur an, „daß der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen National-Tempels dorischer Ordnung ist und auf den schmalen Seiten aus je acht, auf den langen aus je siebzehn kannelirten Säulen besteht. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, in glückliches Anschauen verloren, aus vollem Herzen mit ein in das Lob des Gründers. Ueberrascht von der äußeren Schönheit und Majestät dieses wunderbaren Baues, tritt man mit gespannter Erwartung in das Heiligthum seines Innern und wird von Hoheit, Glanz und kunstsinniger Harmonie dieser prachtvollen Halle in der That vollkommen geblendet. Der Fußboden ist aus bunten Marmorn mosaikartig zusammengesetzt. Die Decke, die genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternenverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig verziert. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem Marmor bekleidet sind. In diesen Feldern stehen die Büsten. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walkyren als Ruhmesgenien ausgeführt. Die oberen Wandfelder enthalten auf weißen Marmortafeln die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit, von denen man keine Bildnisse vorfand. Auch zwischen diesen Feldern finden sich weibliche Statuen, aber in kolossaler Größe und altgermanischer Kleidung, die als gigantische Karyatiden das obere Gebälk tragen." Den Eindruck, den diese Riesen-Jungfrauen auf ihn hervorbrachten, schildert der Verfasser als seltsam. „Ihr Teint ist nämlich gelb, fast mulattenartig, die lang herabwallenden Haare von bräunlichem Blond; ihre Oberkleider sind hellblau, ihre Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf. — Den ganzen Saal umzieht ein Fries, der in meisterhaften Skulpturen die Urgeschichte Deutschlands von Professor Wagner in Rom darstellt. Die Rundbilder an beiden Giebeln des Tempels, von denen das südliche die Siegesfeier Germaniens in funfzehn Figuren versinnbildlicht, die symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen, das nördliche die Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde darstellt, sind von Schwanthaler." Der Verf. versichert, daß „das Unerwartete, Große, Erhabene und wahrhaft Schöne des künstlerisch vollendeten Baues auf ihn den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck hervorgebracht."

Auf München, das „deutsche Athen", wie man es so oft rühmen hört, ist unser Reisender nicht allzu gut zu sprechen. Besonders hat ihm der Ton, welcher in den mittleren und höheren Kreisen der Gesellschaft dort herrscht, sehr mißfallen. Er findet deshalb nur „vier Dinge, die wesentlich zur Charakteristik Münchens dienen. Das Erste ist die ideale Seite dieser modernen und halb und halb künstlich antik gemachten Stadt, die Kunst; das Zweite, jene ideale Seite weit überflügelnd und das eigentliche perpetuum mobile im Münchener Volksleben, bleibt und wird seyn, so lange Alt-Bayern existirt, das Bier; das Dritte sind die Ringelhäubchen, und endlich das Vierte —" der Verfasser macht einen Gedankenstrich und meint, „dies mag unbenamset bleiben." Fliehen wir daher mit ihm, da er ohnehin uns von allen „vier Dingen" nur Brocken liefert, aus dem „deutschen Athen" und seiner bedrückenden Atmosphäre über die kühlen, frischen und freien Berge der Tyroler Alpen in das schöne Land der Myrthen- und Olivenwälder.

Ueber den Ortles herab, bei dem Comersee vorbei, dem er einen als sehr belohnend geschilderten Nachtbesuch machte, nahm unser Reisender seinen Weg nach Mailand, das jedoch, wie er meint, wegen seiner flachen Lage und des Mangels an hohen Thürmen, die über die nächste ziemlich baumreiche

*) Italiänische Nächte. Reise-Skizzen und Studien von Ernst Willkomm. 2 Bände. Leipzig. Fried. Fleischer, 1847.

Umgebung herausragen, keinen imposanten Anblick gewährt. Selbst die dünne Spitze des Doms ist zu fein und steht zu isolirt da, um ein fesselnder Punkt für das Auge zu werden. Unmittelbar vor der Stadt will es Einem gar nicht zu Sinne, als ob dieser glänzende dünne Schaft, der fast wie ein Mastbaum am blauen Hintergrunde des Himmels sich abzeichnet, die hohe Spitze des weltberühmten, in allen Sprachen Europa's besungenen Marmorplatten-Domes seyn soll." Als aber nun das ganze majestätische Meisterwerk der Baukunst, an dem so viele Jahrhunderte gekünstelt haben, in seiner Ganzheit nahe vor ihm stand, begriff er die Bewunderung, zu dem alle Beschauer hingerissen werden, vollkommen. „Der Straßburger Münster, die Dome von Köln, Rheims, Antwerpen, die Kirchen in Nürnberg mögen als Meisterwerke reinsten gothisch-germanischen Baustyls in der Kunstgeschichte von größerer Bedeutung seyn, als der Dom von Mailand; an Majestät und wirksamer äußerer Pracht können sie ihn doch nicht übertreffen. Ein Blick freilich sagt uns schon, daß an diesem Riesenbau Jahrhunderte lang Meisterhände Marmorblock auf Marmorblock fügten und unwürdige Pfuscher mit verdorbenem Geschmack die edlen Blüthen der Kunst durch stümperhafte Anhängsel wieder verunstalteten. Diesen Eindruck macht wenigstens die Façade, in der alle mögliche Baustyle mosaikartig durcheinandergewirrt sind. Glücklicherweise verschwinden diese mangelhaften Einzelheiten vor der Großartigkeit des imposanten und in seiner Art einzigen Gebäudes. Freudiges Staunen erfaßt den Beschauer, und indem der schwindelnde Blick von Bogen zu Bogen, von Thurm zu Thurm, von Statue zu Statue schweift und hinaufsteigt bis zur vergoldeten Madonna auf dem höchsten Gipfel des Hauptthurms, sind Bewunderung und künstlerische Andacht die einzig vorherrschenden Gefühle eines für das Erhabene empfänglichen Menschen. Schon bei Tage, wenn der duftige, dunkelblaue Himmel Italiens über dem blendend weißen Marmorbau sich wölbt, ist der Anblick desselben entzückend, doch ungleich erhabener erscheint er im milden Lichte des Vollmonds. Dann glaubt man das wunderbare Werk stillschaffender Geister vor sich aufsteigen und den bleichen Geist einer Kirche, wie nur die ausschweifendste Phantasie ihn sich ersinnen kann, vollendet vor sich zu sehen." In der That, wenn man bedenkt, daß sowohl das Dach wie alle übrigen zahllosen Vorsprünge des Domes von Marmorstatuen wimmeln, die zum Theil von kolossaler Größe sind — ihre Gesammtzahl soll 4500 betragen — und die Zahl der Spitzen und gothischen Zacken noch bei weitem größer ist, da mit ihnen alle Theile der Außenseite wie besäet sind: so kann man den Eindruck, wie ihn der Verfasser schildert, wohl begreifen.

Wir übergehen, was er uns von den italiänischen Sitten, den Theatern und der Geistlichkeit in der Lombardei erzählt, indem wir das Recht des Referenten üben, über schon bekanntere oder unwesentlichere Dinge schnell hinwegzueilen. Von Genua dagegen, wo wir uns lieber etwas länger aufgehalten hätten, sind wir wider Willen gezwungen, zu schweigen, weil der Reisende, durch schlechtes Wetter verhindert, zu wenig in Augenschein nehmen konnte, um uns darüber interessante Mittheilungen zu machen. Nach kurzer Ueberfahrt landete er in Livorno, einer Stadt, die von Jahr zu Jahr auf Kosten Genua's an Bedeutung gewinnt. Beide Städte bilden übrigens in jeder Beziehung einen schroffen Gegensatz. „Von Genua's ehemaliger Größe", sagt unser Verfasser in einer kurzen Parallele der beiden Städte, „sind, wie von Venedigs Macht, nur noch die stolzen Paläste und Kunstschätze übrig, nicht mehr die Mittel, wodurch dieselben erworben wurden. Das junge, industriellere, speculationskühnere und für den Handel mit der Levante jedenfalls auch vortheilhafter gelegene Livorno, welches außer einer in Erz gegossenen Statue Ferdinand's I. weder Sehenswürdigkeiten noch altitalische Paläste aufzuweisen hat, da es vielmehr ein dem Charakter echt italiänischer Städte fremdes, modernes Aussehen hat, untergräbt den schon seit längerer Zeit gesunkenen Handel Genua's, so daß der letztere, wenn auch neben dem Livorno's fortbestehen, doch schwerlich wieder so sich heben wird, um mit der glücklicheren Schwester wetteifern zu können. Livorno steht jedenfalls noch eine große Zukunft bevor, so daß es unter glücklichen Zeitschwingungen und bei gänzlicher Handels- und Gewissensfreiheit, welche letztere sehr zu beachten ist, in vielleicht nicht gar langer Zeit das Hamburg des Mittelmeeres werden kann. In seinen geräumigen, tiefen und durch einen prachtvollen Molo gegen den Andrang der Wogen geschützten sicheren Freihafen laufen jährlich 5—6000 Schiffe aller Nationen ein. Handel und Wandel in der Stadt sind völlig frei; es bedarf kein Mensch dazu einer Konzession wie bei uns, und um den Glauben der Handeltreibenden kümmert man sich eben so wenig, weshalb es hier gute katholische Christen, protestantische Ketzer, Griechen, Juden, Armenier, Türken und Heiden (?) giebt, die Einer den Anderen im Gebet und Gottesdienst nicht im geringsten stören, Alle aber von einander durch Tausch und Handel zu gewinnen suchen. Jedes Bekenntniß hat, wie dies auch in Triest der Fall ist, seine Kirche; selbst eine türkische Mosche giebt es in Livorno. Seit kurzem ist Livorno mit Pisa durch eine Eisenbahn verbunden, die sich bereits bis Pontedera im Arnothal erstreckt. Sie führt durch die Maremmen, jene wasserreichen sumpfigen Niederungen, die das Klima Livorno's besonders für den Fremden ungesund machen." (Schluß folgt.)

England.

Charakter der Diplomatie und diplomatische Charaktere.

(Schluß.)

Die Namen Heinrich Fox und William Pitt haben einen historischen Klang. Ersterer war zweimal, 1755 und 1762, Minister des Auswärtigen; dieser verwaltete denselben Posten im Jahre 1756. Der Graf von Shelburne, Minister im Jahre 1766, besaß eine noch größere Ausbildung als Fox und der Graf von Chatham. Indeß hat der Ruf zuweilen seine Launen; die unterrichteten und in der politischen Geschichte bewanderten Leute kennen allein das Geheimniß dieses mißkannten Verdienstes. Sollen wir noch von Weymouth, Rochford, Suffolk, Stormont, Hillsborough sprechen? Zu welchem Zweck? Sie scheinen sich nur mit den Geschäften befaßt zu haben, um zu beweisen, zu welchem Grade die Mittelmäßigkeit, selbst wenn sie die höchste Stellung im Staate behauptet, unbekannt bleibt.

Der zweite Pitt blieb immer, obwohl 20 Jahr Premier-Minister, in Betreff der auswärtigen Politik ziemlich ununterrichtet. Ganz im Gegensatz zur englischen Gewohnheit, hatte er seine Bildung nicht durch Reisen zu vervollkommnen gesucht; deshalb konzentrirte sich seine ganze geistige Thätigkeit und alle Energie seines kraftvollen Charakters in der Lösung inländischer oder rein kommerzieller Fragen, besonders im Anfange seiner Laufbahn; auch ließen ihm die unaufhörlichen Kämpfe innerhalb der parlamentarischen Arena mit seinen zahlreichen erbitterten Feinden kaum Zeit, einen Blick über diese Schranken hinaus zu werfen. Später allerdings, als er Krieg führte mit der französischen Revolution und besonders mit dem großen Feldherrn, der aus ihr hervorging, wandte er seine Aufmerksamkeit gänzlich von seinen früheren Bestrebungen ab und dem Schauplatz dieses neuen Kampfes zu, wo er auch jetzt, wie früher nach einer anderen Seite hin, eine nicht gewöhnliche Energie offenbarte. Aber seine Ansichten, obwohl mit seiner gewohnten Beredtsamkeit dargelegt und durch überzeugende und mächtige Gründe unterstützt, stammten nichtsdestoweniger aus einem eigensinnigen, unvorsichtigen und leidenschaftlichen Geiste, der ihn verhinderte, ein großer Diplomat zu werden. In dieser Beziehung war ihm Charles Fox, sein Rival, bedeutend überlegen. Dieser hatte viel gelesen, weite und lange Reisen gemacht und stets eine gewisse Neigung für die auswärtige Politik gezeigt. Auch Lord Grenville und sein Bruder Thomas kannten dieselbe, so wie die europäischen Staatsmänner der damaligen Zeit, die bestehenden Verträge u. s. f., sehr gründlich, ohne indeß das Genie Pitt's zu besitzen.

Der verstorbene Graf Grey, welcher damals den Titel Lord Howick führte, ersetzte Fox in seiner Stellung als Staats-Secretair der äußeren Angelegenheiten. Es ist nicht allgemein bekannt, daß, mit Ausnahme von Lord Holland, Lord Malmesbury und Lord Harrowby, kein Staatsmann der modernen Zeit tiefer in die Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht war, als Lord Howick. Nachdem er als Herr Charles Grey zwei bis drei Jahre den Kontinent bereist hatte, verflossen noch zwanzig Jahre, ehe er die Leitung des auswärtigen Ministeriums übernahm, und dennoch hatte er von seinen Reisen eine so seltene Bekanntschaft mit den fremden Höfen und der diplomatischen Sprache bewahrt, daß er hierin von keinem englischen Diplomaten übertroffen worden ist.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium erhielten nach einander Canning und Lord Wellesley das Portefeuille des Auswärtigen. Zwar kamen sie ihrem Vorgänger in der Kenntniß der europäischen Verhältnisse nicht gleich, doch kann man namentlich dem ersteren von ihnen das Prädikat eines gewandten Redners, gebildeten Schriftstellers und gründlichen Literators nicht absprechen. Lord Dudley und Ward, Freund und Günstling Canning's und später sein Verwandter durch Heirat, verdankte ihm auch die Stellung, die jener vorher inne gehabt hatte. Er war in gewisser Beziehung ein vollkommener Staatsmann, und wenn ihm die sittliche Energie und Würde mangelte, so besaß er dafür in desto ausgezeichneterem Maße Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse, Klarheit und Lebendigkeit der Rede und eine epigrammatische Schärfe, in der ihn kein englischer Minister bisher übertroffen hat.

Lord Palmerston, der gegenwärtig die Stellung eines Staats-Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten bekleidet, gelangte zum ersten Male zu diesem wichtigen Posten im Jahre 1830. Seine vollendete Erfahrung, sein Talent in der öffentlichen Diskussion, seine Strenge in der Aufrechterhaltung der seitens des von ihm repräsentirten Landes eingegangenen Verträge sind über allen Zweifel erhaben. Als Leiter einer Unterhandlung rühmt man seine Kaltblütigkeit, seine Gegenwart des Geistes, seine Gewandtheit und erkennt an, daß er jene beiden vom Lord Chesterfield so oft empfohlenen Eigenschaften in sich vereinige: das suaviter in modo und — noch in höherem Grade als jenes — das fortiter in re.

Was seinen Nebenbuhler, Lord Aberdeen, betrifft, der zweimal, im J. 1834 und 1841, mit Sir Robert Peel Minister war, so muß man seine ausgedehnten Kenntnisse, seinen loyalen Charakter und seine patriotische Gesinnung gebührend anerkennen. Aber stets kalt, gemessen und gesammelt, läßt er einerseits eine gewisse Verachtung gegen seine Gegner durchblicken, andererseits besitzt er die Langsamkeit, die pedantische Feierlichkeit und — fast möchte man sagen — die leere Wichtigthuerei und philiströse Kleinigkeitskrämerei, die einen Geist zweiter Klasse bezeichnen. An den inneren Angelegenheiten des Landes hat er stets nur geringen Antheil genommen, was erklärt, daß er nicht nur seinen Landsleuten wenig gekannt, sondern auch von denen, die ihn kennen, wenig geliebt wird.

Was unser Verfasser, dem wir bisher aus guten Gründen nicht widersprochen haben, hier über Lord Aberdeen sagt, möchte doch nur cum grano salis anzunehmen seyn. Offenbar gehört derselbe zur Whigpartei, was ihm aus seiner großen Abneigung gegen Sir Robert Peel hervorgeht, den er an einer anderen Stelle mit dem hinterlistigen Helden Sheridan's, Joseph Surface, vergleicht; eine Abneigung, die mehr oder weniger auf sein Urtheil über Lord Aberdeen Einfluß haben muß. Zum Schlusse unseres Auszuges wollen wir noch einige nicht unwichtige Bemerkungen unseres Verfassers über die verschiedene Art der diplomatischen Ausbildung in den verschiedenen Staaten Europa's mittheilen.

In Frankreich, Preußen und fast in allen anderen Königreichen des Festlandes können die unbekanntesten und aus dem niedrigsten Stande entsprungenen Männer mit Hülfe ihres Talents bis zu den höchsten Stellungen der diplomatischen Laufbahn sich erheben. Aber die englische Constitution, und besonders die englischen Sitten, werfen „die kalten Schatten der Aristokratie" zwischen das Verdienst und dessen Anerkennung. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, kann Niemand die diplomatische Laufbahn betreten, der nicht schon durch die Geburt alle Vortheile des Ranges und des Reichthums mit auf die Welt gebracht hat. Wenn ein junger Mann ohne Gönner und aus niederem Stande um eine Stelle bei den stirnrunzelnden Büreaukraten von Downing-Street nachsuchte, und wüßte er eben so viel Sprachen wie der Kardinal Mezzoante und wäre er so gründlich mit dem Völkerrecht bekannt, wie Grotius, Wolf oder Bynkershoek, so würde er bald zur Einsicht kommen, daß man bei allen möglichen Talenten und Kenntnissen noch ganz etwas Anderes bedarf, um in diese exklusiven Schichten der Beamten-Aristokratie aufgenommen zu werden. Es bedarf keines Beweises, wie lächerlich solche Ausschließlichkeit ist. Die Diplomatie ist eine Wissenschaft wie die Jurisprudenz, die Medizin u. s. f. Wer hat es sich nun wohl je einfallen lassen, daß der Sohn z. B. eines Königs oder Grafen nothwendig bessere Fähigkeiten zu einem Advokaten oder Arzt mit auf die Welt brächte, als irgend ein Anderer? Liegt nicht darin — besonders für das kaufmännische England, wo die wesentlichsten Interessen des Landes in den Büreau's der Staatskanzlei verhandelt werden — eine große Widersinnigkeit, daß zu den Secretairen und Attaché's eine Menge minderjähriger Patriziersöhne genommen werden, die kaum das Gymnasium verlassen haben, und die kein anderes Interesse an solchen Posten haben, als die Freude, dadurch die Gelegenheit zu erlangen, auf Kosten der Nation sich ein wenig in der Welt umzusehen? Betrachten wir die Ausbildung solcher jungen Leute etwas genauer.

Wenn sie Oxford oder Cambridge verlassen haben, wo sie keine andere Unterweisung erhalten haben, als alle übrigen jungen gebildeten Engländer, werden sie als Legations-Secretaire zu den englischen Gesandten, sey es in Paris, Wien, Petersburg, Konstantinopel, Berlin, Madrid u. s. f. — ohne die Wahl ihres künftigen Aufenthaltsorts nach ihren Kenntnissen oder sonstigen Berufs-Eigenschaften zu bestimmen — abgesandt. Neunundneunzig unter Hundert von diesen jungen gentlemen wissen kein Wort von der Geschichte und den Einrichtungen des Landes, wohin sie gehen. Sie kennen weder seine Produkte, noch den Zustand seines Handels, noch seine finanziellen Verhältnisse, noch die ersten Anfangsgründe seiner Sprache. Vor zwanzig Jahren etwa war dieser Zustand ein normaler. Seitdem hat man einige Mal darauf aufmerksam gemacht, ohne indeß auf ein Mittel zu seiner Abhülfe bedacht zu seyn. Woher sollen sie auch das Französische, Deutsche, Italiänische lernen? Noch heutzutage stehen, trotz der anerkennungswerthen Bemühungen des Doktor Hawtrey am College zu Eton, die englischen Unterrichts-Anstalten, selbst die Universitäten, in dieser Beziehung weit hinter denen der anderen Nationen zurück. Man kann sich also darüber nicht wundern, wenn der Gesandte, wie mir vor 15 Jahren ein solcher von sich versicherte, in schwierigen und wichtigen Fällen oder bei Angelegenheiten, in denen Zeitverlust mit Nachtheilen verbunden ist, seine Frau bitten muß, die Kopirung der Depeschen zu übernehmen.

Auf den Universitäten des Festlandes existiren größtentheils Lehrstühle, die ausdrücklich für das Staatsrecht und die diplomatischen Wissenschaften bestimmt sind. Im vorigen Jahrhundert war Leyden durch seine Professoren für diese beiden Objekte so berühmt, daß Chesterfield sich dorthin begab, um sich für seinen Gesandtschaftsposten gehörig vorzubereiten. Nach Leyden zeichnete sich Göttingen in diesen Fächern aus, und noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, als **Martens** *), der einen dauernden Ruf zurückgelassen hat, dort seine Vorlesungen über die ars diplomatica vor einer großen Zuschauermenge hielt. Uebrigens wird jede diplomatische Ausbildung als unvollendet betrachtet, die nicht auf dem Studium nicht nur des Völkerrechts, sondern auch des Römischen und Kanonischen Rechts gegründet ist. Dies findet seine Anwendung vorzugsweise in Deutschland und Holland. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts existirte in Straßburg ein Professor der diplomatischen Wissenschaft, welche die Eigenthümlichkeit hat, daß es scheint, als ob sie weder von bestimmten Prinzipien zu deduziren noch in einer konsequenten Methode vorzutragen sey. Es war dies der gelehrte **Koch**, der Verfasser der „Europäischen Revolutionen" und der „Geschichte der Friedenstraktate". Aus seiner Schule sind fast sämmtliche berühmte Diplomaten der modernen Zeit hervorgegangen. Fürst **Metternich**, Premier-Minister von Oesterreich; **Montgelas**, Premier-Minister von Bayern; der Graf Johann Philipp **von Cobentzel**, österreichischer Gesandter auf dem Kongreß zu Teschen und in Paris 1805; Christ. Fried. **Pfeffel**, der von Seiten Frankreichs behufs der Regulirung der Rheingränze ernannte Commissair; der Graf Otto **Stackelberg**, russischer Bevollmächtigter in Drotningholm; **Stroganov**, russischer General und Gesandter; **Tolstoi**, Bevollmächtigter des Kaiser Alexander auf dem Kongreß zu Erfurt; **Rasumowsky**, nach einander Gesandter in Schweden, Oesterreich und Bevollmächtigter zu Chatillon und Wien; der Graf v. **Narbonne**, Kriegsminister Ludwig's XVI.; der Fürst de la **Tremouille**; der Herzog von **Lévis**; Herr von **Tracy**; Herr de la **Salle**; Herr von **Brézé**; Herr von **Custine** u. A. m. Wir brauchen, nachdem wir die Namen seiner Schüler genannt, nicht noch darauf hinzuweisen, welchen Vortheil sie von den Vorlesungen ihres Lehrers gezogen haben. In der That hat dieser ausgezeichnete Mann kaum einen Schüler gehabt, der in der Folge nicht eine glänzende diplomatische Carrière gemacht hat, von Metternich herab bis zu seinem bescheidenen Mitarbeiter, dem preußischen Gesandtschaftsrath zu Paris, Schöll *).

Hierbei ist es nun gewiß als ein merkwürdiger Umstand, keinesweges aber als ein bedeutungsloser Zufall zu betrachten, daß sich unter allen Schülern Koch's wohl Franzosen, Deutsche, Russen, Schweden, Dänen u. s. f., aber kein einziger Engländer findet. Es scheint nämlich in England bei den Aristokraten Prinzip zu seyn, daß sie bei Uebernahme eines Amtes niemals darauf bedacht sind, sich dazu die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen. Das mag in jeder anderen Stellung eher angewandt seyn, als im diplomatischen Fache. Denn hier kann man nur durch eine lange Vorschule sich die nothwendigen Kenntnisse verschaffen, die hauptsächlich durch das Studium der Geschichte und Politik der Völker, der verschiedenen Verträge, ihrer Bedingungen und möglichen Konsequenzen u. s. w. erreicht werden. Ein junger, englischer Diplomat kommt z. B. mit 22—23 Jahren, voll Lebenslust, Gesundheit und gutem Willen, aber ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, nach Wien oder Berlin. Wird er nun, reich, von Adel und in der großen Welt gern gesehen, wie er es ist, sich in seine vier Wände mit den Institutiones juris naturae et gentium von Wolff, den Quaestiones juris publici von Bynkershoek, dem Codex diplomaticus von Leibnitz, dem **deutschen Reichs-Archiv** oder dem **Staatsrechts-Lexikon** von Lunig und Hempel u. s. f. einschließen? Schwerlich; denn dazu gehörte vor allen Dingen die Fähigkeit, den Text dieser Werke zu verstehen — eine Fähigkeit, die ihm völlig abgeht.

Nur unsere **) unglaubliche Unkenntniß dieser und anderer Autoritäten ist Schuld an unserer im Durchschnitt großen diplomatischen Schwäche. Jeder Gesandte oder Gesandtschafts-Secretair der Höfe des Kontinents weiß, wenn es sich um die Lösung einer zweifelhaften Territorialfrage oder um die Bestimmung von Schifffahrtsrechten handelt, vor allen Dingen, von welchen Prinzipien des Völkerrechtes aus dieselbe behandelt werden muß. Er kennt nicht nur die Uebereinkünfte und Traktate, die Cessionen und Acquisitionen, mögen sie sich auf das Recht der Eroberung oder auf ein Erbschaftsrecht gründen, welche das gesammte Rechtsmaterial jedes kaiserlichen oder königlichen Hauses ausmachen. Außerdem weiß er die genealogische Geschichte jedes derselben auswendig. Nun denn — man mag mir als Anwendung dieser Thatsachen auf die englischen Diplomaten die bescheidene Frage gestatten — giebt es in England wohl einen Herzog oder Marquis, der am Hofe zu Berlin oder Wien im Stande wäre, sich in eine Stegreif-Diskussion über die einfache Tagesfrage z. B. der spanischen Doppelheirat einzulassen? Giebt es Einen unter ihnen, der mit einem deutschen, holländischen oder dänischen Diplomaten eine Erörterung des Utrechter Vertrages vorzunehmen befähigt wäre, wenn er sich nicht für eine solche Gelegenheit in der Eile vorbereitet? Obschon alle englischen Zeitungen mehrere Monate hindurch ihr Urtheil über jene berühmten Friedens-Abschlüsse abgegeben haben, so hat doch nicht eine einzige sich darauf eingelassen, den Text derselben abzudrucken, und vielleicht giebt es unter ihren Redacteuren ebenfalls keinen, der nur einmal in seinem Leben sich die Mühe gegeben, ihn in seiner ganzen Ausdehnung durchzulesen. Setze man nun z. B. den Fall, daß, anstatt des Utrechter Vertrages, die Streitfrage über das Erbrecht in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und über die prätendirten Ansprüche des Königs von Dänemark, des Herzogs von Augustenburg und des Hauses Romanoff, dieses letzten Sprößlings eines der Abkömmlinge, welche im Jahre 1694 dem Herzoge Albert von Gottorp folgten, aufs Tapet käme, da würden unsere am besten vorbereiteten Lords mit ihren genealogischen und diplomatischen Kenntnissen sehr in Verlegenheit gerathen.

Auch Amerika versteht sich weit besser auf diesen Zweig der Wissenschaften, als England, weil dort eben so wenig wie in den Staaten des europäischen Festlandes auf die Abkunft und den Reichthum, sondern nur auf das Talent und den Fleiß der jungen Diplomaten gesehen wird. Gewöhnlich werden deshalb die diplomatischen Stellen mit Advokaten, Publizisten, Professoren, überhaupt mit unterrichteten und einsichtsvollen Männern besetzt. Namen wie Franklin, Jefferson, Adams, Pinckney, Rufus King, Pickering, Randolph, Morris, Everett, Wheaton, Maclean, Clay, Gallatin, Washington Irving, Hughes, Waddy Thompson und Willis, fast sämmtlich ausgezeichnete Rechtsgelehrte oder Männer der Wissenschaft im engeren Sinne, beweisen das zur Genüge. Deshalb können wir dreist darauf eine Wette eingehen, daß man uns einen Fall nachweise, bei welchem **Bruder Jonathan** hinters Licht geführet worden sey.

Wir schließen hier unseren Auszug mit der Bemerkung, daß unser Verfasser am Schlusse seines Artikels noch das Versprechen giebt, in einer anderen Arbeit auf die Fehler des englischen Konsulatswesens aufmerksam zu machen und auch hier in eine Vergleichung Englands mit den Kontinental-Staaten einzugehen.

---

*) Martens ist der Verfasser des Manuel diplomatique, in der zweiten Auflage unter dem Titel: Guide diplomatique.

*) Wir bemerken hierbei, daß Schöll sich um die Herausgabe der Kochschen Schriften sehr verdient gemacht, indem er nicht blos Koch's: Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire Romain en Occident jusqu'à nos jours (die neueste Aufl. zu Paris in 4 Bden.) bis auf die Restauration der Bourbons (in 2 Bden.) fortführte, sondern auch dessen Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie, so wie dessen Tableau des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours vervollständigte und herausgab. Die Werke sind sämmtlich französisch geschrieben, weil diese Sprache damals noch mehr als jetzt Hofsprache, also auch diplomatische Sprache war.

**) Der Leser erinnere sich, daß der Verf. ein Engländer ist.

Frankreich.

Frankreich und der Sklavenhandel.

Wir haben vor kurzem unseren Lesern einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand des Sklavenhandels mitgetheilt, aus denen sich ergab, wie wenig noch immer an eine Unterdrückung oder auch nur an eine bedeutende Verminderung desselben zu denken sey. Daß es namentlich nicht in Frankreichs Gewalt liege, bessere Resultate, als die bisherigen, herbeizuführen, erhellt aus folgenden Angaben, die wir einem französischen Journal — dem Semeur — entnehmen und mit welchen wir jene früheren Bemerkungen vervollständigen.

Der Marquis von La Rochefoucauld-Liancourt hat — sagt die genannte Zeitschrift — bei Diskussion des Marine-Budgets in der Deputirten-Kammer auf die Nutzlosigkeit der Kreuzer aufmerksam gemacht, die Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit großen Kosten unterhält. In der Mehrzahl der Fälle müssen die von den französischen Seeleuten weggenommenen Negerschiffe freigegeben und auf Staatskosten entschädigt werden. Vor dem Jahre 1846 hat Frankreich nicht ein einziges Negerschiff weggenommen, im Jahre 1846 hat es zwölf weggenommen, allein kein einziges von diesen hat verurtheilt werden können. Bei weitem erfolgreicher, wiewohl ebenfalls ungenügend, war Englands repressives Verfahren; England hat bis zum Jahre 1846 73 Schiffe weggenommen, von denen der größere Theil verurtheilt und konfiszirt ward.

Hier der Schlüssel zu diesen so verschiedenen Ergebnissen. England hat mit Brasilien, Portugal und Spanien Verträge geschlossen, die ihm das Durchsuchungsrecht (droit de visite) gestatten; Frankreich hat mit keiner dieser drei Mächte einen derartigen Vertrag: es hat nur mit Sardinien, Dänemark, Schweden und Neapel, d. h. gerade mit denjenigen Mächten, unter deren Flagge der Sklavenhandel nicht betrieben wird, Conventionen abgeschlossen. In Betreff anderer Mächte beschränkt Frankreichs Recht sich darauf, daß es verifiziren darf, ob ein Schiff Anspruch auf die Flagge hat, welche es führt. Diese Verification ist das Geschäft der Kreuzer; aber sie mögen während desselben noch so deutlich erkennen, daß ein Schiff zum Sklavenhandel bestimmt ist, sie dürfen es nicht als ein Negerschiff wegnehmen, sobald es sich — wie fast immer der Fall — als ein portugiesisches, spanisches oder brasilianisches ausweist; wollen sie es wegnehmen, so müssen sie es als Piratenschiff wegnehmen. In diesem Fall kömmt die Sache vor den Staatsrath, der niemals über Beschuldigungen wegen Sklavenhandels erkannt hat, wohl aber Erkenntnisse bei Beschuldigungen wegen Piraterie erläßt. Damit aber auf das Vorhandenseyn von Piraterie erkannt werde, kömmt es gesetzlich auf Zweierlei an: erstlich müssen die Schiffspapiere nicht in Ordnung, zweitens muß das Schiff ein bewaffnetes seyn. Bei den zwölf 1846 weggenommenen Fahrzeugen fand sich nun wohl das erste, aber nicht das zweite Merkmal; sie waren nicht bewaffnet gewesen, und der Staatsrath konnte daher die Wegnahme derselben als gesetzlich nicht anerkennen.

Wenn diese Erklärungen den Staatsrath rechtfertigen, so beweisen sie zugleich die gänzliche Nutzlosigkeit der französischen Kreuzer. Da der Sklavenhandel allein auf den Schiffen solcher Mächte getrieben wird, die Frankreich das Durchsuchungsrecht nicht zugestanden haben, so kann letzteres ihre Negerschiffe nur als Piraten-Schiffe anhalten und wegnehmen. Die Sklavenschiffe aber, sobald sie nur unbewaffnet sind, entgehen jener sie gefährdenden Qualification und brauchen eine Verurtheilung in Frankreich nicht zu fürchten, und man darf annehmen, daß in Zukunft überhaupt kein Sklavenschiff mehr bewaffnet seyn wird. Es ergiebt sich daraus, daß Frankreich zur Unterdrückung des Sklavenhandels schlechterdings Nichts thun kann; daß es nicht in seiner Macht liegt, der Sache der Menschheit Dienste zu leisten. Die Erklärungen der Regierung besagen nichts Anderes; alles Geld, welches die Kreuzerflotte an der afrikanischen Flotte kostet, wird für Nichts ausgegeben.

Mit Unwillen vernahm die Kammer aus Herrn v. Gasparin's Munde, daß die Regierung, die dem Sklavenhandel an der afrikanischen Küste keinen Einhalt zu thun vermag, eben so wenig einem anderen Sklavenhandel, der von den französischen Kolonieen aus betrieben wird, zu steuern gewußt hat. Es werden gegen alle Gesetze Sklaven von Guadeloupe nach Cuba gesendet und dort verkauft. Wollen die Kolonisten sich etwa ihrer Sklaven entledigen, weil sie die Abschaffung der Sklaverei voraussehen? Es würde dies wenigstens darthun, daß selbst in ihren Augen die Emancipation unvermeidlich und nahe bevorstehend ist.

Die Regierung hat angekündigt, daß sie bei den spanischen Autoritäten die Wiederauslieferung der nach Portorico eingeführten Sklaven reklamirt habe, und daß die Letzteren bei ihrer Rückkehr für frei erklärt werden sollten. Hoffen wir wenigstens, daß der für diese Schwarzen gezahlte Preis nicht den Menschenverkäufern in Guadeloupe zu Gute kommen und daß nicht der königliche Schatz die spanischen Käufer entschädigen werde. R. v. G.

Mannigfaltiges.

— Muhammedanische Ceremonien. Ein Reisender, der Konstantinopel besuchte, wurde in der Vorstadt Pera in einen kreisförmigen Saal geführt und erblickte dort 26 Derwische, die eben im Gebete begriffen waren und in tiefer Andacht auf den Knieen lagen; sie warfen sich oft auf den Boden und berührten die Erde mit der Stirn. Auf orientalische Weise gekleidet, den Kopf in eine lange graue Mütze vermummt, stellten sie sich innerhalb des Saales auf, umgeben von andächtigen Türken, die ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigten. Plötzlich fing ein Derwisch, der eine Bühne bestiegen hatte, zu singen und wiederholte 99 Mal das Wort Allah; alle Mönche verbeugten sich, warfen sich auf die Erde, fuhren mit den Händen an die Brust, an den Kopf, an den Bart und an die Ohren auf eine ziemlich lächerliche Art. Auf diesen Vorkehrungen erscholl eine wilde Musik. Der Anführer der Derwische, mit einem schönen Mantel von violettem Tuche angethan, wandte sich gegen die Versammlung, betete mit hohler Stimme während einiger Minuten und begann im dem Saale umherzugehen; alle Derwische folgten ihm nach, indessen sie sich unter stetem Herumwirbeln gegenseitig begrüßten. Nachdem sie dreimal um den Saal gegangen waren, stellte sich der Anführer auf seinen Teppich; alle Derwische warfen ihre Mäntel ab und zeigten sich nun in langen weißen Röcken. Dann kam der erste des Trupps, küßte dem Vorsteher die Hand und fing sogleich an, sich im Gehen herumzuwirbeln. Zuletzt waren seine Arme über die Brust gekreuzt; er streckte sich dann aus, und 20 andere ahmten seinen Gang wie seine Geberde nach. Sie bildeten drei Kreise; unter fortwährendem Herumwirbeln und Irrigehen behielten sie immer ihre gegenseitige Stellung. Ein Novize von ungefähr 10 Jahren war bei diesem ermüdenden Schauspiel; seine Wangen färbten sich purpurroth. Bei jedem Zwischenspiel wurden die Gesichter der Greise bleich und gelb, doch fingen sie immer wieder mit neuer Ergebung an. Jeden Dienstag und Freitag wiederholt sich dieses Schauspiel. — In Skutari fingen die sogenannten heulenden Derwische damit an, daß sie den Ring des Anführers küßten; sie stellten sich in einen Halbkreis vor ihn auf Schaffellen von verschiedenen Farben und traten hernach in den Hintergrund des Saales. Der Scheik oder Vorsteher stand nun auf, betete einige Augenblicke, und alsbald fingen seine Untergebenen an mit lauter Stimme zu beten, während sie tausenderlei lächerliche Grimassen machten. Bald beugten sie sich von der Rechten zur Linken, bald verneigten sie sich tief; ihr Körper war beständig in Bewegung. Das Singen und Schreien ist betäubend für die Anwesenden. Der Schweiß floß reichlich über die blassen Todtengesichter. Ein Knabe von 14 Jahren, der sich besonders heftig geberdete, stürzte mit Zuckungen zur Erde; es sollte dies vom Geiste Gottes bewirkt seyn. Ein Mann von riesenhafter Stärke stürzte eben so. Die Derwische beeiferten sich um sie her, rieben ihnen einigemal die Beine, die Hände, das Gesicht, faßten sie mit kräftiger Hand und stellten sie wieder auf die Füße. Nun standen diese zwei Menschen im Saale aufrecht mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich wie Bildsäulen, sicher in der Ueberzeugung, daß sie bei den Umstehenden einen außerordentlichen Eindruck machten. — Der Sultan besucht oft das Kloster der Derwische zu Pera und bleibt dort stundenlang.

— Unbefruchteter Pflanzensamen keimt. In einer der General-Versammlungen der British Association hat man wieder die Meinung einer gewissen Partei der Physiologen in Anregung gebracht, die die Behauptung aufgestellt haben, daß die wesentlichsten Elemente zur Bildung des Embryo schon vor der Befruchtung durch den Pollen existirten, und daß die Thätigkeit des letzteren sich auf eine bloße Anregung beschränke, wodurch die Entwickelung des Keims hervorgerufen werde. Man hat für die Richtigkeit dieser Ansicht gewisse Thatsachen angeführt, welche als merkwürdige Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz der Befruchtung angesehen werden können. Die Pflanzengattung, welche in dieser Beziehung die merkwürdigste Erscheinung darbietet, ist ein neuholländischer Strauch, Coelebogyne ilicifolia von S. Smith, den man seit mehreren Jahren im botanischen Garten zu Kew kultivirt. Obgleich nämlich dieses Gewächs nur weibliche Blüthen zeigt, so hat es doch stets Samen geliefert, die, nachdem sie die gehörige Reife erlangt hatten, sich als vollkommen befruchtet erwiesen und fortpflanzten. Die Pflanzen, welche aus ihnen entstanden, glichen der Mutterpflanze in jeder Rücksicht vollkommen. Man behauptet ausdrücklich, daß die aufmerksamste Untersuchung nicht die geringste Spur von einer männlichen Blüthe, noch auch irgend eine Andeutung von Staubfäden hat entdecken können. Was aber das Merkwürdigste bei der Sache ist, man hat neuerlich in Neuholland ein Exemplar dieser Gattung entdeckt, das nur männliche Blüthen zeigte. Hiermit hat man ein anderes Faktum in Verbindung gesetzt, welches im Jahr 1845 vom Professor Gasparini in Neapel bekannt gemacht wurde und das sich auf einen von diesem erzogenen Feigenbaum bezieht. Auch diesem fehlte jede männliche Blüthe, ohne daß dadurch die Fruchtbarkeit der Samen, welche einen vollständigen Embryo enthielten, verhindert worden wäre, obgleich eine eigentliche Befruchtung hier deswegen nicht stattfinden konnte, weil Gasparini die betreffenden Blüthen frühzeitig hermetisch verschlossen hatte, damit nicht vielleicht ein Insekt den männlichen Samen hineintrüge, so daß kein Zweifel über die wirkliche Selbstbefruchtung der Pflanze ohne männlichen Samen übrig bleiben kann.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Dienstag den 24. August 1847.

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847. *)

Bekanntlich ist die San-Saba das Fabel-Land von Texas. Die Spanier hatten hier um 1710 eine Niederlassung gegründet, welche durch ein Fort geschützt wurde, das im Jahre 1780 durch Comanches, die sich zu diesem Zweck in größerer Masse vereinigt und sich immer als Herren des Landes betrachtet hatten, ausgehungert und größtentheils zerstört wurde. Der Schreck, den die Vernichtung dieses Forts über ganz Texas und Mejiko verbreitete, ließ eine geraume Reihe von Jahren diese Thäler und Berge von Weißen unbetreten, und die von da an immer mehr zunehmende Kühnheit seiner Bewohner, die in blutigen Raubzügen die Geißel von Texas und Mejiko wurden, brachte nur einzelne militairisch organisirte Truppen als Rächer hierher. So kam es, daß die San-Saba mit einem dichterischen Nimbus umgeben wurde und Jedermann die reichen Gold- und Silberschätze ihrer Berge und die Fruchtbarkeit und paradiesische Schönheit ihrer Thäler pries, ohne sie jemals gesehen zu haben. Dieser Landstrich zwischen dem Colorado, dem Llano und der San-Saba war ursprünglich vom texanischen Gouvernement als Grant (Land-Konzession) dem Konsul Fisher verliehen und von diesem durch Kauf auf den Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas übergegangen. Für die Besitznahme dieses Landes war dem General-Commissair des Vereins in Texas, Freiherrn von Meusebach, vom Gouvernement militairische Hülfe zugesagt. Dieses Versprechen konnte jedoch wegen Ausbruches des mejikanischen Krieges nicht gehalten werden; ja der Gouverneur von Texas rieth in einem Schreiben vom vorigen Herbst dringend von dem weiteren Vorschreiten der deutschen Ansiedler ab, weil eine feindliche Begegnung mit den von den Mejikanern zu neuen Einfällen angestachelten Comanche-Indianern unvermeidlich sey. Es handelte sich aber für den Verein um die Einhaltung eines vertragsmäßigen Termins für Besitznahme und Vermessung des Landes, welcher im Herbst dieses Jahres ablief. Herr von Meusebach beschloß daher dennoch, den eigenen Kräften der Kolonie vertrauend, unverzüglich vorzurücken. Einer seiner Unterbeamten in Friedrichsburg hatte bereits im Dezember v. J. voreilig mit 20 Begleitern einen Zug bis zum Llano unternommen, war aber dann, ohne die Ueberschreitung dieses Flusses zu wagen, zurückgewichen und hatte die fabelhaftesten Gerüchte von 40—60,000 zwischen Llano und San-Saba lagernden Comanches zurückgebracht, wodurch die ganze Linie der Ansiedelungen in Furcht und Schrecken versetzt worden war. Nach Ansicht des Herrn von Meusebach, welcher von der Uebertriebenheit jener Gerüchte fest überzeugt war, erforderte es nun die Politik des Vereins, augenblicklich zu zeigen, daß es durchaus keine Gefahr habe, wirklich bis in die Mitte des Grants mit einer kleinen Schaar vorzudringen. Er fand daher ein doppeltes Motiv zur Beschleunigung der Expedition, an der Theil zu nehmen wir das Glück hatten.

Am 22. Januar 1847 waren die nöthigen Vorkehrungen beendet, und unser Zug, bestehend aus einer zu diesem Zwecke errichteten Reiter-Compagnie, mehreren Freiwilligen, fünf Mejikanern und den amerikanischen Vermessern, vierzig und einige Mann stark, wohl bewaffnet und beritten, setzte sich von Friedrichsburg aus in Bewegung. Einer der Mejikaner, Lorenzo de Rozas mit Namen, der von den Comanches als Kind geraubt, später aber wieder ausgelöst worden, und der mit den Sitten und der Sprache dieser Indianer vollkommen vertraut war, sollte uns als Trailer und Dolmetscher dienen.

Herr von Meusebach, den noch einige dringende Geschäfte zurückhielten, versprach, uns bald nachzufolgen, was auch im 2ten Camp von Friedrichsburg aus geschah. Dieses Lager war für uns eines der unglücklichsten der ganzen Reise, indem wir hier, auf der Büffeljagd begriffen, einen der tüchtigsten Gefährten durch das Zerspringen seiner Büchse verloren, der schwer verwundet zurückkehren mußte. Außerdem entstand beim Feueranmachen durch Unvorsichtigkeit ein Prairiebrand, gegen den wir 36 Stunden lang erfolglos ankämpften und der unseren Pferden auf viele Meilen weit das Futter raubte und unseren Proviant und unsere Bagage in große Gefahr brachte.

Am anderen Tage hatten wir einen steilen Bergrücken zu übersteigen, der den Transport der drei mitgenommenen Wagen nicht wenig erschwerte; doch kamen wir am 26sten Abends in das schöne Thal des oberen Pidernales, wo wir die Beschwerden der bestandenen Reise bald vergaßen. Von hier bis zum Llano durchzogen wir eine reizende Gegend, die uns zugleich eine große Menge alles möglichen Wildes bot. Mit dem Llano, einem der bedeutendsten Flüsse des Westens von Texas, erreichten wir die Gränze des Comanche-Landes und bei weitem die schönste Gegend, die wir bisher gesehen hatten. Das krystallklare Wasser des Llano durchströmt ein fruchtbares Thal, von malerischen Bergen eingeschlossen, nimmt jedoch nur theilweis die ganze Breite des Flußbettes ein, da der Llano die Eigenthümlichkeit der texanischen Flüsse theilt, welche häufig im oberen Lauf stärker als im mittleren sind. Steile Felswände verengen oft das Bett des Llano und bilden Katarakten und große und kleine Bassins von bedeutender Tiefe, die, im Verein mit dem von riesigen Baumstämmen und üppigen Schlingpflanzen bedeckten Flußbett, eine der reizendsten Scenerieen bilden. In diesem Flußbett fanden wir schon grünes Gras, und da unseren Pferden eine kleine Erholung nöthig war, so beschlossen wir, einige Tage zu rasten, welche Muße die Surveyors zur Vermessung des schönen Thales benutzten.

Am 31sten hatten wir die Freude, auf der Jagd auf einen Shawnie-Indianer zu stoßen, der in das Lager geführt und hier regalirt wurde. In gebrochenem Englisch erzählte er uns, daß er mit 6—8 Leuten seines Stammes sich hier der Jagd halber aufhalte. Herr von Meusebach ergriff diese Gelegenheit, drei dieser Leute für unsere Expedition zu engagiren, um uns als Jäger zu dienen, da für Weiße in jenen Gegenden die Jagd ziemlich erfolglos ist und nur in großer Anzahl unternommen werden kann. Diese Shawnies gehören zu den halbcivilisirten, in Arkansas in großen Ortschaften angesiedelten und Ackerbau treibenden Indianern. Wegen der Jagd machen sie dann Züge in entfernte Gegenden.

Mit dem Ueberschreiten des Llano waren wir, wie gesagt, in das Gebiet der Comanches eingerückt. Obwohl wir wußten, daß diese hier in zahlreichen Stämmen leben, sahen wir in den ersten Tagen nach dem Uebergange keinen Indianer. Daß wir beobachtet waren, unterlag keinem Zweifel, denn unsere Shawnies versicherten uns, wir würden fortwährend von Comanches begleitet, die sie zwar nicht gesehen, aber gespürt hätten. Es war nun also eine verdoppelte Aufmerksamkeit nöthig, und wir mußten in beständiger Bereitschaft zum Gefecht vorrücken. Dies war aber in der That keine Kleinigkeit; man stelle sich nur einen Weg vor, den noch kein Mensch vielleicht betreten, der uns bald über Berge, mit Kalksteingeröll bedeckt, bald über tief eingeschnittene Schluchten und bald durch dicht verwachsene Wälder führte. Oft mußten wir uns erst mit der Axt für unsere Wagen den Weg bahnen, oft für sie längs steilen Abhängen mit der Schaufel einen Einschnitt machen. So kam es, daß wir, trotz der kleinen Tagemärsche, immer sehr ermüdet das Camp erreichten, das mit vieler Ueberlegung gewählt werden mußte. Denn erstens bedurften wir Holz und Wasser und Futter für die Pferde; sodann mußte der Lagerplatz vertheidigungsfähig und möglichst abgeschlossen und gegen die hier immer häufiger werdenden Northers geschützt seyn. War nach diesen Bedingungen der Platz gewählt, so wurde er halbkreisförmig durch sechs bis acht Feuer und Zelte eingefaßt. Wir waren nämlich der größeren Ordnung halber in so viele Massen eingetheilt, deren jede für sich verproviantirt war und für sich kochte. Die offene Seite des Lagers wurde durch zweckmäßiges Auffahren der Wagen geschlossen. In diesem Kreise wurden des Nachts die Pferde so nahe an einander gebunden, als dies in Berücksichtigung des Futterplatzes geschehen konnte. Von zwei zu zwei Stunden hatten immer vier von uns die Wache. Leider waren aber schon beim Beginn der Reise alle mitgenommenen Uhren unbrauchbar geworden, so daß die Ablösung nach Gutdünken geschah, und so wurde es in der Regel um zwei Stunden zu spät Tag, d. h. die letzte Wache mußte vier statt zwei Stunden stehen. So angreifend nach tagelangem Reiten die Wachen auch oft waren, so war es doch interessant, unsere Gesellschaft zu beobachten, wie sich dies Gemisch von allen Nationen in den verschiedensten Kostümen beim Schein der kolossalen Feuer gegen den dunklen Hintergrund abhob. In der Mitte hatten wir mit Baron Meusebach unser Feuer, der durch heitere Laune und Scherz nach der Abendmahlzeit uns oft noch bis spät in die Nacht an sich fesselte. In unserer Nachbarschaft lagen in der Regel die Mejikaner, die, wie alle

*) Wir theilen diesen Bericht aus den Papieren zweier so eben nach Deutschland zurückgekehrten Offiziere, welche an der Expedition Theil nahmen, als einen interessanten Beitrag zur Geschichte der jungen deutschen Niederlassungen in Texas mit. Ein besonderes Interesse erregt der Umstand, daß hier gewiß zum erstenmal der deutsche Volksstamm als ein selbständiger und für sich berechtigter bei einem Friedens-Abschluß mit den Indianerstämmen anerkannt worden ist. Auch im Innern ist dieser Kolonie eine gleiche Selbständigkeit des deutschen Elementes durch Kongreß-Beschluß vom vorigen Jahre gesichert, wonach die deutsche Sprache für den Bereich jener Niederlassungen zur Magistrats- und Gerichtssprache erhoben und die Uebersetzung der texanischen Gesetze in die deutsche Sprache angeordnet worden ist.

ihre Landsleute, dem Hazardspiel (Monte) sehr ergeben waren. Mit ihrem lebhaften Wesen kontrastirte die indianische Ruhe unserer Shawnies, die wortkarg um das Feuer gelagert waren und aus ihrem Tomahak Schumak schmauchten. Dies ist das getrocknete Blatt eines in Texas sehr häufigen Strauchs. Nur um Mitternacht ließen sie bisweilen ihre melancholischen Gesänge ertönen. Eine vierte Masse bildeten die Amerikaner, denen sich unsere Vereins-Soldaten anschlossen. Es war dies eine bunte Zusammenstellung von Menschen aus allen Ständen und Ländern.

Die erste Tagereise jenseits des Llano führte uns über eine starke Granit-Ader, die wohl edle Metalle enthalten mag; auch fanden wir wirklich, daß der Creek, an dem wir Abends unser Lager aufschlugen, Goldsand führe. Nächsten Tages passirten wir eine reiche Quarz-Region, wo wir faustdicke Bergkrystalle fanden.

Als wir am 5. Februar eben unseren Camp abbrechen wollten, sahen wir eine weiße Fahne auf uns zu kommen. Es waren dies sieben oder acht Comanches, denen wir unseren Señor Lorenzo entgegensandten. Der Anführer dieser Indianer, der sich Ke-de-mus-ki nannte, erkundigte sich sehr feierlich nach unserem Capitano. Als ihm Herr von Meusebach entgegentritt, erklärten sie sich für eine Deputation ihres Stammes. Sie hätten uns beobachtet, seit wir den Llano überschritten, und geglaubt, wir seyen in der Absicht gekommen, um mit ihnen zu fechten. Deshalb habe ihr Stamm alle Weiber und Kinder weiter ins Land gesandt, und wir seyen von ihren Kriegern bisher begleitet worden. Die weiter zurück liegenden Stämme seyen schon von unserer Ankunft benachrichtigt. Sie verlangten nun zu wissen, ob wir in friedlicher Absicht ihr Land beträten, oder ob wir gekommen seyen, mit ihnen zu fechten, was ihnen ganz recht sey. — Hierauf wurde ihnen erwiedert: Nur friedliche und sogar freundschaftliche Gesinnungen hätten uns hierher geführt. Wir seyen das Volk, das weit von der anderen Seite des Meeres herkomme und auch zu den Amerikanern gehöre. Wir hätten zwei Städte, wo wir ihnen die Gastfreundschaft, welche wir jetzt von ihnen erwarteten, später zu erwiedern gedächten. Jetzt seyen wir hier, sie als Nachbarn zu besuchen und die Sitten und Merkwürdigkeiten ihres Landes kennen zu lernen. Um ihnen einen Beweis unserer Freundschaft zu geben, hätten wir Geschenke für ihre Häuptlinge mit. Von ihrer Seite verlangten wir aber, daß sie uns eben so aufrichtig entgegenkämen, keinen Verrath an uns übten und unsere Pferde ungestohlen ließen. Sie sähen wohl, wir wären gut bewaffnet und würden uns im Nothfall zu rächen wissen. — Ke-de-mus-ki erwiederte, er finde viel Geschmack an uns; wir schienen ihm nicht so zurückhaltend, wie die Amerikaner, und er halte Herrn von Meusebach für einen so großen Häuptling wie die Sonne. Er lade uns ein, in das Dorf ihres Stammes zu kommen, das einige Tagereisen entfernt sey. Auch werde er sogleich alle Häuptlinge der Comanches von unseren Absichten benachrichtigen und sie zu einer großen Versammlung zusammenberufen, um dann mit uns einen feierlichen Frieden zu schließen.

Nachdem diese Unterhandlungen, die mit großer Feierlichkeit und Würde gepflogen waren, geendet, stiegen unsere Gäste vom Pferde und zeigten einen wackeren Appetit. Später begleiteten sie uns in das nächste Campo, worauf sie mit dem Versprechen Abschied nahmen, uns morgen entgegen zu kommen und uns in ihr Dorf zu führen. Dies geschah auch in einer weit größeren Zahl, als uns für unsere Vorräthe lieb war, denn ohne alle Umstände erklärten sie sich stets bei den Mahlzeiten als unsere Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Italiänische Nächte.

(Von Ernst Willkomm.)

(Schluß.)

In Pisa, wohin unser Reisender einen Ausflug machte, fesselte ihn vorzugsweise der berühmte Dom mit dem Baptisterium und dem Campo Santo. Den Eindruck dieser grandiosen, im reinsten mittelalterlich italiänischem Styl aufgeführten Gebäude schildert er als gewaltig und sehr erhebend. „Aeußeres und Inneres", berichtet er, „sind gleich schön, gleich erhaben. Das Innere des Doms besteht aus fünf Schiffen, gebildet von vierundsiebzig Säulen, die bis auf wenige für antik ausgegeben werden. Dieser ungeheure, gleichsam versteinerte Wald dunkler Säulen, deren Schäfte sich am Gewölbe wie in einer ungeheuren, niederschwebenden Wolke verlieren, stimmt unwillkürlich zur Andacht. Die vier Eingänge des Baptisteriums sind mit trefflichen Skulpturen verziert, die, obwohl aus dem 12ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammend, doch an Kunstwerth antiken Meisterwerken dieser Gattung wenig nachstehen. Im lichten Innern ruhen Peristil und oberes Stockwerk auf zwölf kolossalen korinthischen Säulen von Granit, und auf diesem gewaltigen Unterbau wölbt sich die schöne, von Pilastern getragene Riesenkuppel. Zur Seite des Doms und des Baptisteriums nach Norden öffnen sich die Arkaden des berühmten Campo Santo, dessen innerer unbedeckter Raum dieses Kirchhofs jetzt ziemlich wild aussieht, indem hier Rosen, Myrthen, Buchsbaum und eine Masse Unkraut lustig durch einander wachsen. Die vier rund um diesen offenen Raum laufenden Seitengänge sind bedeckt und die Wände durchgängig mit den gelungensten Freskogemälden aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert geschmückt und aufs zweckmäßigste durch die weiten Oeffnungen erleuchtet, die eine Reihe der schönsten Säulen bilden, welche nach dem inneren Raume die ...achung schützen." Ueber den bekannten „schiefen Thurm" von Pisa spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß die Behauptung, er sey mit Abs... gebaut, eine reine Erfindung sey, da er von deutschen Architekten aufmerksam gemacht worden sey, daß die bequem aufsteigende Wendel... Innern des Thurmes bis zum dritten Stockwerk sich regelmäßig auf der ... gen Seite neigt und erst in den letzten drei oder vier Stockwerken diese ... gung sich vermindert, bis sie sich im letzten vollkommen ausgleicht und ... Gleichgewicht wieder herstellt. Er schließt hieraus mit allerdings großer ... scheinlichkeit, daß das Sinken des Grundes sich während des Bauens bei ... bemerkbar gemacht haben müsse, so daß der Baumeister die Construction ... oberen Stockwerke nach genauer Berechnung der Tragfähigkeit des ... nachsinkenden Bodens eingerichtet habe, um dem Einsturz der über ... geschichteten Marmor-Quadern entgegenzuarbeiten.

Nach vierundzwanzigstündiger sehr stürmischer Meeresfahrt, die der ... fasser sehr ausführlich, aber in fesselnder Novellenform schildert, gelangte ... nach Civita-Vecchia, welches von Rom nur durch die Campagna ... trennt wird.

Wir sind hier in der That in Verlegenheit, eine Auswahl unter ... von Schilderungen und Beschreibungen zu treffen, mit denen uns der ... über die „ewige Stadt" und ihre Schätze beschenkt und die ... zweite Hälfte des ersten Theils und ein gut Stück des zweiten seiner ... schen Nächte" ausfüllen. Andererseits ist Rom schon so oft in ... Einzelheiten beschrieben worden, daß, wenn wir hier nur Unbekanntes ... neue Bemerkungen über Bekanntes anführen wollten, wir von dem ... deren und Großartigen ganz absehen und uns nur auf Spezialitäten ... ken müßten, die so außer dem Zusammenhange mit dem Ganzen wenig ... esse finden würden. Indessen können wir es uns nicht versagen, ... eine Bemerkung unseres Reisenden mitzutheilen, weil in ihr die ... Kluft zwischen unserem nordischen und dem italiänischen Lebensverkehr ... meisten in die Augen springt. Es ist dies das Theaterleben der Römer.

„So viel ich bisher beobachten konnte", äußert sich der Verfasser darüber, „sucht der Italiäner überall in den Theatern nur Unterhaltung und betrachtet sie als Versammlungsorte, wo man sich ausspricht über Tagesneuigkeiten, ... man Geschäfte abschließt und Intriguen anspinnt. Die Kunst ist nur ... da, um all diesen heterogenen Dingen eine angenehme Folie zu geben. Das Publikum hat gar nichts dawider, eine und dieselbe Oper zwanzigmal ... einander zu sehen, selbst dann, wenn sie nicht sonderlich werthvoll ist. ... hat der Italiäner, was Opernmusik anlangt, einen von dem unsrigen ... abweichenden Geschmack. Ihm ist eine gefällige, leicht faßliche Melodie ... für ein Duett, in dem ein guter Sopran und ein wackerer Tenor eine ... schaftliche Zank- oder Wuthscene mit südlich auflodernder Heftigkeit ... giebt er Vieles in Kauf, was wir durchaus nicht vermissen würden; ... etwa die Fabel des Stücks und deren geschickte Bearbeitung betrifft, ... ihm vollkommen gleichgültig, ob die Oper von Anfang bis zu Ende ... enthält oder nicht. Ich habe Opern gehört, von deren Handlung ich ... des Textbuches, keine Rechenschaft geben konnte, ja die just da aufhörte ... nach meinem Dafürhalten die Geschichte erst losgehen sollte. Daran ... aber kein Italiäner. Er schwatzt und unterhält sich ununterbrochen, ... Leuten auf der Bühne die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er sieht ... nicht einmal hin, sondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Vernimmt ... die ersten Takte einer Arie, die ihm zusagt, so geht ein lautes ... das Haus; Alles setzt sich und zeigt der Bühne ein ernstes Gesicht, ... Schweigen sinkt plötzlich auf die versammelte, eben noch laut plaudernde ... Kein Athemzug wird gehört, kein Lispeln stört diese auffallende Andacht. ... dem Schluß der Arie bricht der tobendste Beifallssturm los; Pochen, ... und Bravorufen will nicht endigen; die Sänger und Sängerinnen müssen ... vier-, fünfmal ihr Kompliment machen und, hat sich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch einmal singen. Dieselbe feierliche Ruhe und ... hafte Aufmerksamkeit herrscht auch jetzt wieder bis zur letzten ... läßt sich eine summende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, und sogleich summt und brummt das ganze Haus den letzten Passus, ... Hände bewegend, mit, und am Schlusse tobt sich das Entzücken ... aus, wie beim ersten Male. Dies ist italiänische Sitte, und dieser Sitte ... es viele Komponisten zu verdanken, daß sie Glück machen mit ihren ... haften, lose zusammengewürfelten Arbeiten. Diese Sitte und dieser ... gehen durch ganz Italien und erreichen nur in Rom, noch mehr in ... ihren Höhepunkt."

Von Rom begab sich der Verfasser nach einem mehrwöchentlichen ... halt daselbst auf den Weg nach Neapel. Aus seinen Beschreibungen ... Scenen aus dem neapolitanischen Volksleben, die sich eben so sehr ... Lebendigkeit und Frische der Auffassung als durch die immer auf das ... teristische und Frappante der inneren Eigenthümlichkeit des National... zielende Kunst einer anschaulichen und fesselnden Darstellung ... können wir hier des beschränkten Raumes wegen keine Proben ... mehr aber als diese Schilderungen des Volkslebens innerhalb der ... Neapels haben uns die oft wahrhaft poetischen Skizzen zugesagt, ... Rahmen der Verfasser die wunderbaren Naturscenen und den Eindruck, ... auf ihn gemacht haben, einfaßt. Vor Allem ist es unter diesen die ... Grotte von Capri, deren feenhafter Anblick ihn in eine wahrhaft ... rambische Begeisterung versetzte, so daß wir ihre Beschreibung oder ... die Hauptmomente derselben zum Schluß noch mittheilen wollen.

„Auch diese wunderbarste aller Höhlen" — beginnt unser Reisender ... Schilderung — „mag den Alten bekannt gewesen seyn, da ein tiefer Gang ... ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt, der wahrscheinlich mit den ... in Verbindung stand. Die Grotte ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich

nd der Besuch derselben nur dann lohnend, wenn die Luft klar ist und voller, warmer Sonnenschein auf dem strahlenden Spiegel des Meeres liegt. Als wir in zwei kleinen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, zwei Passagiere und zwei Schiffer, fassen konnte, die große Marine der Insel verließen und unter den kräftigen Ruderschlägen der gewandten Marinari der geheimnißvollen Grotte zusteuerten, säuselte zwar kein Windhauch über die spiegelnde Fläche, und doch konnte ich eines bänglichen Gefühles nicht ganz Herr werden, als ich das klatschende Aufspritzen der langen, tiefen, dunkelblauen Wogen an der ungeheuren senkrechten Felswand betrachtete, deren kahle Stirn sich im luftigen Aether badete. Denn obgleich die offene See nicht die geringste Bewegung zeigte, hoben sich doch die Wogen in langen schweren Schlägen ellenhoch am Felsen der Insel, die tiefen Höhlungen nicht selten mit silbernem Gischt donnernd übersprudelnd. Dann und wann schoß in der Tiefe der krystallenen Fluthen, die hier, nach ihrer schwarzblauen Farbe zu schließen, unergründlich sind, ein Haifisch an uns vorüber, deren es in Capri's Nähe viele giebt, weshalb Meerbäder nur mit Vorsicht zu nehmen sind. Eigenthümlich war der Anblick des Inselfelsens. Es zeigte sich nämlich bei jeder Senkung der Fluth rund um die steile Wand, so weit das Auge sie überblicken konnte, ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, der, wie ich mich bei größerer Annäherung überzeugte, aus der Menge von Korallen entsteht, mit denen die bodenlose Tiefe der Wasserfläche rings um die Insel bedeckt ist. — Nach etwa viertelstündiger Fahrt zeigte sich eine kleine halbrunde Oeffnung im Felsen, die von sprühendem Wellenschaum häufig ganz überdeckt ward und mir von den Schiffern als der Eingang zur Grotte bezeichnet wurde. Wir mußten uns flach niederlegen, um bei der Einfahrt an den Felsen nicht gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wellenschlage, der sie jeden Augenblick ganz mit Schaum anfüllt, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus. Die Schiffer, am Vordertheile des Kahnes stehend, halten sich am Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Felsen, wobei sie sich zugleich auf die Kniee werfen und niederbücken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung und schaukelt es ruhig in die sehr umfangreiche, hohe und tiefe Grotte.

Hier nun verdrängt augenblicklich das höchste Entzücken jegliche Bangigkeit, denn ein Anblick überrascht uns, der unbeschreiblich, ja unglaublich ist. Magisches Dunkel, anfangs von mattblauem Dunst durchglänzt, der mit jeder Sekunde heller, durchsichtiger, strahlender, glühender wird, erfüllt die Höhle ganz und übergießt Felsen, Meer und jeglichen Gegenstand mit phosphoreszirendem, weichem Glanze. Man glaubt in tiefblauem Feuer zu schwimmen, die sanften, glänzenden Flammen zu athmen, den feuersprühenden Aether zu fühlen. Wie aus blauen Schmetterlingsflügeln gebildet, wölbt sich über unseren Häuptern die phantastische Stalaktitengrotte. Eine Bewegung des Ruders im stillen Blau des Meeres erzeugt ein weißes Feuer, das in diamantenen Funken weithin durch die leuchtenden Wellen sprüht. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten anschwillt und ein Zaubergesang der Nereiden zu seyn scheint. Plätschernd, klingend, murrend und wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die blauverschleierte Fluth; dann spritzen Funken auf aus dem Wasser oder blaubrennende Kreise werden sichtbar, als höben sich aus dem Schoße des Meeres mystische Augen empor, um die Fremdlinge mit ihren wunderbaren Blicken zu bezaubern. Das melodische Rauschen des Meeres klingt dazwischen wie verhallende Töne einer gewaltigen, dröhnenden Aeolsharfe. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzerfüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen und leuchtenden Töne des Lichts verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar und phantastisch, wie eine mystische Welt voll tiefsinniger Harmonie von Farbe, Licht, Melodie und Schatten. Der Eindruck ist so überwältigend, daß man sich keine Rechenschaft geben kann über die Entstehung dieses eigenthümlichen Lichtreflexes. Dringt man tief ein in die Grotte, so erscheint die Oeffnung der Höhle ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers; verhüllt eine spritzende Woge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender als matter. Der Körper eines Menschen, der sich in die Fluth stürzt, nimmt ebenfalls dieselbe blaue Farbe an. Blauer schwärmerischer Duft hüllt Belebtes und Lebloses ein, und je länger man in der Grotte weilt, desto durchsichtiger und strahlender wird die Fluth. Die blaue Grotte Capri's ist das schönste Märchen der Schöpfung."

Wir verlassen hier unseren Reisenden, indem wir unsere Leser, die uns und ihm bis hierher gefolgt sind, dringend einladen, die ganze Reise mit dem Verfasser noch einmal zu machen, mit ihm den Vesuv zu besteigen, Herkulanum und Pompeji zu besuchen und die Abruzzen zu durchwandern. Nach den mitgetheilten Proben werden sie schon erkannt haben, daß das Lob, welches wir oben dem Verfasser zollten, wohl verdient ist, und daß sein Werk werth ist, von Anfang an bis zu Ende gelesen zu werden. Wir können ihnen einen eben so reichen als heiteren Genuß daraus versprechen.

China.

Fortune's Wanderungen in China. *)

III. Namo. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

Eine Insel, wie die beschriebene, vermochte unseren Reisenden um so weniger lange zu fesseln, als sie auch für seine Wissenschaft nur geringe Ausbeute darbot. Er zögerte daher nicht, sie zu verlassen, und eilte, den letzten Hauch des Süd-Passatwindes benutzend, gen Norden. Er stieg in Namo, einer kleinen, auf dem halben Wege zwischen Hong-Kong und Amoy liegenden Insel, die auch als einer der Stationsplätze bekannt ist, von wo der Opium-Schleichhandel im größten Maßstabe betrieben wird, zuerst ans Land. „Ich war damals — erzählt er — noch ganz erfüllt von den Vorstellungen, die man sich in England von der Unverletzlichkeit des himmlischen Reiches macht. Ich glaubte also, daß, wenn ich auch mein Auge im Lande der Blumen auf diesem oder jenem Punkte weiden dürfe, es doch den Füßen eines Barbaren nicht gestattet sey, einen so heiligen Boden zu profaniren. Groß war daher mein Erstaunen und meine Genugthuung, als ich wahrnahm, wie die Capitaine unseres Klippers in voller Sicherheit das Eiland nach allen Richtungen durchstrichen, ja daß sie selbst Wege angelegt und ein kleines Haus erbaut hatten, wo sie allabendlich zusammenkamen. Nicht minder hatten sie Ställe für ihre kleinen chinesischen Pferde, auf denen sie ihre Ausflüge in das Innere der Insel machten, errichtet; kurz, sie schienen völlig die Herren des Ortes zu seyn und hatten sich über ihr Verhältniß zu den Eingebornen durchaus nicht zu beschweren. Einige Hundert Chinesen, die sich daselbst niedergelassen, haben nebst Wohnungen, die sie für sich selber erbaut, einen Basar zur Verproviantirung der Schiffe eingerichtet, wobei es einem Europäer sonderbar vorkömmt, daß, wenn beim Umsetzen der Passatwinde, die Schiffe ihren Ankerplatz ändern, auch Einwohner, Häuser und Basar den Ort ändern und sich — immer den Schiffen gegenüber — am Ufer niederlassen. Einige Monate vor meiner Ankunft hatten die chinesischen Behörden bei Sir Henry Pottinger, damaligem Gouverneur von Hong-Kong, Beschwerde über die Usurpationen der Europäer in Namo geführt. Sie behaupteten mit einem Anschein von Recht, daß die Fremden, ganz dem geschlossenen Vertrage zuwider, Namo zu einem zweiten Hong-Kong machten. Sir Henry erkannte das Unrecht seiner Landsleute, warf aber den chinesischen Behörden vor, daß sie die Verletzung des Vertrages nicht früher gerügt hätten; er verlangte endlich sechs Monat Zeit für die Engländer, damit sie Alles wegschaffen könnten, was man ihnen auf die Insel zu bringen gestattet hatte. Darein willigten die Chinesen.

Nun aber kömmt erst das eigentlich Interessante bei diesem Vorfall, dasjenige, woraus sich der Charakter der chinesischen Geschäftsmänner entnehmen läßt. Als ich im Oktober 1843 nach Namo zurückkehrte, erkundigte ich mich nach dem weiteren Verlauf der ganzen Angelegenheit und erfuhr, daß zuvörderst einige Höflichkeitsbeweise und einige Flaschen Kirschbranntwein den braven Admiral *) dergestalt geschmeidigt hätten, daß, als man auf das eigentliche Geschäft gekommen sey, er von den englischen Capitainen nur einige Zugeständnisse begehrt habe, damit seiner Regulirung kein Eintrag geschehe. So hatte er von ihnen begehrt, sie möchten ihr Haus niederreißen lassen, ihnen aber zugleich versprochen, daß ihre Ställe unversehrt und ihre Ausflüge in die Insel, wie früher, ungestört bleiben sollten. Er gab sogar zu verstehen, daß er sich später dem Bau eines neuen Hauses nicht widersetzen werde. Diese Bedingungen waren zu vernünftig, um nicht angenommen zu werden, und so wurde dann ein schwülstiger Rapport nach Peking expedirt, der da verkündigte, daß die Barbaren von der Insel vertrieben und ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht worden seyen. So betreibt man in China die Geschäfte, und so berichtet man darüber.

Wenn man Namo verläßt und an der Küste entlang gegen Norden steuert, sieht man nur nackte Felsen; von Zeit zu Zeit bemerkt man auch kleine Sandhügel, welche, wenn die Witterung stürmisch ist, der Wind zu Staubwolken aufwirbelt und sie mit sich führt. Es ist ein trauriger Anblick. Amoy, eine Stadt dritten Ranges, hat 7—8 Meilen im Umfange und ist sehr bevölkert. Zugleich ist sie eine der schmutzigsten Städte, die ich in China und sonst gesehen habe, schmutziger sogar als Sang-Kai, was viel sagen will. Die Einwohner sind arm; man sieht eine Menge von Blinden, Krüppeln, Bettlern und Leuten, die an ekelhaften Hautkrankheiten leiden. Dennoch liefert Amoy dem chinesischen Reich die besten Seeleute. Seitdem es den Fremden geöffnet ist, haben mehrere in Hong-Kong etablirte Handelshäuser hier Kommanditen errichtet, doch wurden bis jetzt wenig bedeutende Geschäfte gemacht, wenn man die in Opium ausnimmt, von welchem täglich ungefähr für 1000 Pfd. verkauft wird.

Ich benutzte meinen Aufenthalt zu Ausflügen ins Innere des Landes, wobei ich zugleich meinen botanischen Forschungen nachging. Zuweilen traf ich bei diesen meinen Ausflügen auf kleine Städte und Dörfer, die ich fast immer durchzog, ohne daß mir die Einwohner etwas zu Leide gethan hätten. Sie zeigten sich zwar neugierig und schienen zuweilen mißtrauisch, in der Regel aber benahmen sie sich höflich und verbindlich. Eines Tages durchstrich ich eine Reihe von Hügeln, wohin, glaube ich, noch nie ein Europäer den Fuß gesetzt hatte. Es war ein schöner Tag; die Leute aber auf dem Felde machten mir kein so gutes Gesicht, als ich es gewohnt war, ohne daß ich jedoch die Ursache errathen konnte. Endlich sammelten sie sich um mich, mir jene, Allen, die in China reisten, so wohlbekannten Worte zuschreiend: Wyloe fokei, Wyloe sampon fokei! Geht, Freund, geht in Euer Schiff. Die Erfahrung hatte mich aber gelehrt, daß man von diesem Geschrei gar keine Notiz nehmen und den Leuten dreist entgegentreten muß. Das schien anfangs auch zum Ziel zu führen, und nach einem kurzen Gespräch waren wir die besten Freunde. Die Kinder suchten mir Pflanzen, und die Greise boten mir höflich ihre Pfeifen an; als ich aber den nach ihrem Dorfe führenden Weg einschlug, so ergriff sie die Unruhe von neuem, und sie schrieen abermals: Wyloe sampon fokei. Ich kehrte mich nicht daran; nun deuteten sie auf den Himmel, der sehr voller

*) Vgl. Nr. 95 u. 99 des Magazins.

*) Dieser Admiral scheint an der Spitze der chinesischen Behörden gestanden zu haben.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Donnerstag den 26. August 1847.

Frankreich.

Sieben ungedruckte Briefe von Voltaire.*)

Das in Brüssel erscheinende periodische Werk: Le Bibliophile Belge enthält im 3ten Bande sieben Briefe Voltaire's, die bisher in keiner Ausgabe seiner Werke gedruckt sind. Der sie hier mittheilt, ist Gustave Brunet (von Bordeaux), und er führt sie durch folgende Zuschrift an den Herausgeber des Bibliophile Belge ein:

„Mein Herr! Zu verschiedenen Malen hat das Bulletin du Bibliophile Belge unedirte Briefe berühmter Personen aufgenommen; erlauben Sie mir aber auch, Ihre Bereitwilligkeit für einige Briefe Voltaire's in Anspruch zu nehmen. Im strengeren Sinne des Wortes dürfen diese Briefe nicht als unedirt betrachtet werden, aber sie sind dennoch so unbekannt, als hätten sie niemals das Licht der Welt erblickt; sie haben nämlich keine andere Publizität, als die eines Bordeauxer Journals vor 30 oder 35 Jahren.**) Dies ist ein Grab, wo Niemand sie suchen wird, und Herr Beuchot, der gewandte und unermüdliche Herausgeber der Werke des Patriarchen von Ferney, hat sie auch nicht gekannt. Ohne ein lebhaftes Interesse zu haben, sind sie doch von der Art, daß ich gern glaube, Ihre Leser werden sie mit einiger Aufmerksamkeit lesen.

I. An Herrn P....., der ihm einige französische Uebersetzungen aus englischen Gedichten zugesendet.

Ich habe, mein Herr, mit eben so viel Vergnügen als Dankbarkeit Ihre Versuche von Uebersetzungen aus englischen Dichtern empfangen. Die ehemalige Härte der englischen Sprache schien der Poesie wenig günstig, aber sie hat sich allmälig in Stärke und Kraft verwandelt. Der jetzige Reichthum der Sprache und die verschiedenen Wortstellungen, deren sie sich fähig gemacht hat, setzen sie in den Stand, Alles auszudrücken. Uebrigens haben sich die kräftigen Redeweisen dieser Sprache noch bedeutend durch die Regierungsform des Landes vermehrt, die den Engländern erlaubt, öffentlich zu sprechen, und durch die Freiheit der Gewissen, die alle Sekten mit der Sprache der heiligen Schrift vertraut macht. Wirklich nähert sich die englische Poesie oft jener morgenländischen Erhabenheit, welche anderen Völkern übernatürlich erscheint. Zur Zeit Cromwell's waren alle Reden im Parlamente voll von Ausdrücken, die man den Schriften des Alten Testaments entlehnt hatte.***) Die französische Sprache, welche ohne dieses Hülfsmittel geblieben ist, hat deshalb nicht den Reichthum, den sie haben könnte. Ueberdies haben wir eine Menge sehr energischer Ausdrücke der älteren Sprache aufgegeben, wodurch unsere Poesie ein wenig geschwächt wurde. Gerade solchen alten Worten unserer Sprache haben die Engländer das Bürgerrecht in der ihrigen gegeben, so wie sie nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes unsere auswandernden Landsleute bei sich eingebürgert. Sie haben auf diese Weise und auf unsere Kosten ihre Sprache und ihre Bevölkerung vermehrt. †)

Aber je weniger Hülfsquellen die französische Sprache bietet, desto dankbarer bin ich für die Nachahmung verschiedener englischer Poesieen. Sie scheinen treu und in guten Versen wiedergegeben zu seyn. Sie werden doch wahrscheinlich nicht bei diesem ersten Versuche stehen bleiben, und das Publikum wird Ihnen, so wie ich, neue Verpflichtungen schuldig seyn. ††)

Ich habe die Ehre zc.

Ferney, 15. April 1762.

II. An den Herausgeber des Courrier d'Avignon.

Ich erfahre, mein Herr, daß Sie in Ihrem Courrier vom vorigen Monat folgende Stelle aufgenommen haben:

„Herr v. Voltaire, der sich auf seinem Schlosse Délices nicht sicher glaubt, hat sich nach Lausanne begeben und hat den König von Preußen schriftlich um eine Zufluchtsstätte in Wesel ersucht zc."

Diejenigen, welche Ihnen diese Nachricht mittheilten, haben Sie in allen Punkten getäuscht: Ich wohne nicht in den Délices; die Délices sind kein Schloß; ich bin sehr krank seit langer Zeit auf meinem Gute zu Ferney *); ich bin nicht in Lausanne gewesen; ich habe nicht an den König von Preußen geschrieben, und ich bedarf keiner Zufluchtsstätte. Ich bitte Sie, der Wahrheit gerecht zu werden und ein Gerücht zu zerstreuen, dem alle Begründung fehlt. Was die Bücher betrifft, die Sie mir fälschlich und nach lügenhaften Pariser Berichten zuschreiben, so haben Sie zu viel Billigkeit, um mir künftig verdächtige Werke unterzuschieben, die mich bei einer weniger gerechten Regierung als die unsrige Gefahren aussetzen könnten. Wenn ich solche Neuigkeiten schriebe, so würde ich wenigstens darauf sehen, ob sie wahr seyen. Sie haben das Talent, zu interessiren; üben Sie künftig in meiner Beziehung die Kunst, zu schweigen.

Ferney, den 8. September 1756.**)

III. An einen Herrn zu Avignon, der ihm über die eiserne Maske geschrieben hatte.

Die Krankheiten, von denen ich seit langer Zeit geplagt bin, verbunden mit einem großen Flusse über den Augen, haben mir nicht früher erlaubt, Ihnen, mein Herr, für die Anekdoten zu danken, die Sie mir über das außerordentliche Abenteuer des Mannes mit der eisernen Maske mitzutheilen die Güte hatten. Die Wahrheit dieses Ereignisses ist jetzt unbestritten, aber die Verschiedenheit der Konjekturen besteht noch immer. Es ist das Loos der Menschen, Muthmaßungen (im Text systèmes) über alle Dinge anzustellen, die ihren Wahrnehmungen entzogen sind. Was mich betrifft, so habe ich mich nur an die Thatsache gehalten, und dennoch habe ich dabei viele Mühe gehabt.

Ich habe die Ehre zc.

11. November 1763.

IV. An den Verfasser eines Gedichtes über die Viehseuche (Épizootie).

Pariser Neuigkeitskrämer, die, wie Jedermann weiß, stets die Wahrheit sagen, haben das Gerücht von meinem Tode in Umlauf gesetzt, und sie haben sich nicht ganz getäuscht, denn ich war sehr krank. Letzteres ist der Grund, weshalb ich nicht früher auf Ihren sinnreichen Brief geantwortet habe. Ich danke Ihnen für diesen Brief und das beigelegte Gedicht. Ich habe in beiden Geist und Gefühl gefunden und sehe, Sie sind von den Uebeln der Thiere, die fast eben so groß sind, wie die der Menschen, gerührt. Fahren Sie fort, mein Herr, die schönen Künste und die Literatur zu pflegen; die guten und gefühlvollen Schriftsteller, welchen Neid und Kabale fremd sind, erscheinen mir als die Elite dieser Welt. Ich schmeichle mir, daß Sie von dieser Gattung sind, und wünsche Ihnen Glück dazu.

Ich habe die Ehre zc.

Ferney, den 17. März 1776.

V. An den Secretair einer Akademie in der Provinz.

Die verleumderischen Beschuldigungen, womit mich die angeblichen Literaten, die eben so Männer der Wissenschaft, wie Quacksalber Aerzte sind, überhäufen wollen, die Bücher, die sie nach schmutzigen und entstellten Handschriften unter meinem Namen drucken lassen, haben mich gezwungen, an die französische Akademie zu schreiben. Ich richte an die gelehrten Gesellschaften der Provinz eine Abschrift dieses Briefes, in welchem ich das Publikum gegen

---

*) Vergl. Magazin Nr. 58 und 61.

**) Seltsam, daß ein Brunet so ungenaue Angaben macht. Wie heißt das Journal? und sollte nicht zu ermitteln seyn, ob 30 oder 35 Jahre? Bei solcher Angabe wird allerdings Keiner auf diesem Grabe sie suchen. Es ist Brunet's Schuld, wenn wir dieses Grab mit folgender Konjektural-Kritik beunruhigen: Aus dem ersten Briefe, wo die Freiheit der öffentlichen Reden als Mittel zur Hebung der Sprache empfohlen wird, läßt sich schließen, daß die Briefe vor dreißig Jahren, also 1816—1817, erschienen sind und nicht vor fünfunddreißig, also um 1812, wo die Napoleonische Censur sich wahrscheinlich so was verbeten hätte.

***) Nicht blos im Parlamente, auch außerhalb desselben bedienten sich die Puritaner überall biblischer Redensarten, wie man es am ergötzlichsten in Walter Scott's Woodstock nachgeahmt findet.

†) Die Sprach-Ausdrücke sind allerdings nicht ganz so auf Frankreichs Kosten wie die Emigranten auf England übergegangen, da es den Franzosen unbenommen blieb, die emigrirten Redensarten gleichzeitig zu Hause festzuhalten. Dagegen würde V. jetzt noch viele andere Dinge von Frankreich nach England auf Kosten des ersteren übergesiedelt sehen: Kolonieen, Schiffe, Geld, Industrie und Einfluß.

††) Der erfahrene Leser wird leicht einsehen, daß V. hier eben so höflich wie nichtssagend geantwortet, und daß er die ihm vorgelegten Uebersetzungen gar nicht gelesen hat. Seit V. haben es bis zum August 1847 viele große Männer so gemacht, wenn ihnen ein Geringerer seine Arbeit zur Beurtheilung, resp. Empfehlung, vorlegte; man las die Arbeit nicht, schaffte sich aber den ängstlich Harrenden durch eine Alles und Nichts enthaltende Antwort vom Halse.

*) Man sehe unsere Anmerk. zu Brief V.

**) Wenn in der Ordnung der Briefe keine chronologische Rücksicht genommen ist, so gehört der Fehler Herrn Brunet an, der, wie schon oben bemerkt, hier etwas nachlässig zu Werke gegangen. Vielleicht meinte er, der Brief von 1762 mache einen besseren Eindruck, und stellte ihn deshalb zuerst, aber dieser Grund läßt sich bei allen folgenden Briefen nicht anwenden.

image
not
available

größere als Thür. In der Mitte dieser Zelte wird von hartem Holze ein Kohlenfeuer unterhalten, um welches ringsumher Büffelhäute gebreitet sind. Das Ganze giebt einen äußerst gemüthlichen Aufenthalt, wo man selbst gegen den schärfsten Norther meist mehr Schutz als in den texanischen Blockhäusern findet.

Am Mittag des 9. Februar waeen wir erstaunt, mehrere europäisch gekleidete Reiter, die uns freundlich grüßten, in unser Lager kommen zu sehen; es war dies der Indianer-Agent des texanischen Gouvernements, Major Neighbour, und der Delawaren-Häuptling Jim-Shaw, die als Abgesandte des Gouverneurs von Texas erschienen, um Herrn von Meusebach vor dem weiteren Vorrücken zu warnen. Die Comanches, von unserem projektirten Zuge benachrichtigt, hatten sich nämlich mit der Bitte an die Regierung nach Austin gewendet, uns den Uebergang über den Llano und somit den Eintritt in ihr Land zu wehren, widrigenfalls wie feindlich behandelt werden würden. Da Major Neighbour Herrn v. Meusebach in Friedrichsburg nicht mehr getroffen, war er unserer Spue bis hierher gefolgt. Mit dem Charakter und den Sitten der Comanches genau bekannt, schilderte er uns unsere Lage nicht wenig gefährlich und forderte im Namen des Gouvernements dringend zum Rückzuge auf. Herr von Meusebach, überzeugt, daß auch hier wieder — vielleicht aus einer kleinlichen Eifersucht dee Amerikaner gegen die Deutschen — die Gefahren bertrieben würden, und nicht gesonnen, die nahen Früchte des einmal unternommenen Wagstückes sich wieder entreißen zu lassen, erklärte nach kurzem Kriegsrath seinen festen Entschluß, nicht zurückweichen und bis zum San-Saba-Fort, dem Ziel seines Zuges, vordringen zu wollen; er ersuchte zugleich die Abgesandten, ihn zu begleiten und bei dea bevorstehenden Unterhandlungen ihn zu unterstützen.

Diese Unterstützung wurde denn endlich auch zugesagt, und in ihrer Begleitung brachen wir am anderen Tage das Lager ab, nachdem wir zuvoe noch den gegenwärtigen Häuptlingen dee Comanches unsere Absicht, nach dem alten spanischen Fort ziehen zu wollen, mitgetheilt und ihnen versprochen hatten, auf dem Rückwege zu der verabredeten Zusammenkunft in ihr großes Dorf zu kommen.

Wir waren alle sehr froh, daß wieder aufgebeochen wurde, denn die indianische Gesellschaft war uns nachgerade ziemlich widerwärtig geworden. Stets mußten wir unsere Zelte vor den alten Indianerinnen, die auf Stehlen ausgingen, bewachen; keine Mahlzeit konnte ruhig eingenommen werden, und dazu zeigten sich die Indianer in vieler Beziehung höchst unsauber. So war es ganz gewöhnlich, daß, wenn wie zusammen saßen, ein Comanche den Kopf in den Schoß des anderen legte, um sich das Ungeziefer absuchen zu lassen, was dann sogleich verspeist wuede. — Wir machten jetzt nur kleine Tagemärsche und kamen am 12. Februae in ein weites Thal, an der San-Saba, wo wir Ruhetag hielten. Hier trafen uns zwei Abgesandte des größten Comanche-Häuptlings Santana, der sich für seine Person nach unserer Absicht erkundigen ließ. Es wurde hier auch überlegt, daß unser nur noch geringer Vorrath an Proviant, die immee schlechter werdenden Wege, die den Transport der Wagen nicht mehr zuließen, und unsere geoße Entfernung von der letzten Niedeelassung eine bedeutende Verminderung unseres Zuges wünschenswerth und nothwendig machten, zumal da im Falle eines ernstlichen Angriffes seitens der Indianer ihrer großen Uebermacht gegenüber eine Schaae von 40 Mann nicht viel größere Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand haben konnte, als eine geringere Macht. Dies bewog Herrn v. Meusebach, nur mit einigen Begleitern, worunter auch der Majoe Neighbour und Jim-Shaw waren, die Reise fortzusetzen und die drei Wagen mit den Vereinssoldaten und die amerikanischen Vermesser zurückzusenden, um die Aufnahme des Landes fortzusetzen. Wie zogen mit den zwei Mexikanern und den drei Shawnie's, in Allem 14 Mann stark, am 13. Februar weiter. Zum Theil führte uns unser Weg über eine steile Hochebene; zum Theil hielten wir uns im Thal der San-Saba. Unser Leben wae jetzt in mancher Beziehung angenehmer geworden, denn da die Korn-Vorräthe, womit wie unsere Pferde bei Kräften erhalten hatten, zu Ende gingen, so mußten wir diese des Nachts frei umherlaufen lassen, um sich das nöthige Futter zu suchen; somit fielen dann schon die Wachen als unnöthig aus; wir waren auch so glücklich, daß uns kein Pferd gestohlen wurde. Am 17. Februae stießen wir auf ein, wenigstens in Texas seltenes Thier, über dessen eigenthümliches Leben die wunderbarsten Sagen in Umlauf sind. Dies ist der sogenannte Prairie-Hund, zum Geschlecht der Murmelthiere gehörig.

Am 18ten erreichten wir endlich das Ziel unseeer Reise, das alte spanische Fort. Es liegt unmittelbar an der San-Saba in einem wunderschönen, etwa 1 engl. Meile breiten Thal, das hin und wieder mit Mosquitbäumen bewachsen ist und von einem mächtigen Höhenzug begränzt wied. Zwar zerstört, stehen seine Mauern fast noch alle und erheben sich theilweis bis zu einee Höhe von 20 Fuß, so daß man seine ursprüngliche Gestalt vollkommen erkennen kann. Das Ganze bildet ein Rechteck, 140 Schritt lang und 130 Schritt beeit, von doppelten Mauern, zwischen denen zellenartig kleine Räume, wahrscheinlich die Wohnungen der Besatzung, abgetheilt sind. An der nordwestlichen Ecke stand das Hauptgebäude mit selbständiger Vertheidigung und doppeltem Stockwerk, in dessen Mitte wir die Kirche vermutheten. Der große geeäumige Hof diente uns zur Lagerstätte. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet hatten, durchstöberten wir die alten Räume, die mitten in dieser Wüste, so weit von den letzten Spuren der Kultue entfernt, eine romantische Sprache redeten. Wir fanden hier die Namen derjenigen, welche bis hierher gedrungen waren, in Stein eingegraben. Es waren die der mexikanischen Generale Caß und Padilla nebst ihren Begleitern. Um noch Geräthschaften oder Dokumente der früheren Bewohnee zu finden, hielten wir eine mühevolle, aber vergebliche Nachgrabung. Wahrscheinlich diente dies Fort, wie auch die Sage geht, zum Schutz von Gold- und Silberminen, die jedoch, nach der Formation der umliegenden Berge zu schließen, sich nur in großer Entfernung davon haben befinden können. Es dürfte hier eine Hauptstation gewesen seyn, mit der vielleicht eine Mission und landwirthschaftliche Niederlassung verbunden war. Auch zeugen die Spuren des Christenthums, die man noch hin und wieder unter den Comanches findet, für die Erfolge des spanischen Bekehrungseifers. Wir blieben hier noch einige Tage liegen, während Herr v. Meusebach mit einigen Begleitern den San-Saba-Strom noch mehreremal aufwärtszog, hier wie auf dem ganzen Zuge im Verein mit dem Geologen Dr. Römer (aus Berlin), mit dem gleiche wissenschaftliche Bestrebungen ihn zusammengeführt, reiche Schätze an seltenen Mineralien und Petrefakten einsammelnd.

(Schluß folgt.)

China.

Fortune's Wanderungen in China.

III. Namo. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

(Schluß.)

Mit Eintritt des Winters begann die Witterung sehr rauh zu werden, und im Dezember und Januar waren Teiche und Kanäle mit dickem Eise belegt. Es war interessant, sich während dieser Zeit besonders die Kleiderbuden zu betrachten, in denen alle Arten von Pelzen, worunter einige vom höchsten Preise, zu sehen waren. Der ärmste Chinese trägt im Winter wenigstens sein warmes Oberkleid oder seine wattirte oder mit Schaffell gefütterte Weste, und er begreift nicht, wie die Europäer es in den dünnen Stoffen, die sie in der Regel tragen, aushalten. Die Art und Weise der Chinesen, sich gegen die Kälte zu schützen, weicht gänzlich von der unsrigen ab. Sie machen nur höchst selten in ihren Häusern Feuer an, aber sie ziehen, je intensiver der Frost wird, um so mehr Kleider an, dergestalt, daß die Verdünstung ihrer eigenen natürlichen Wärme nicht schneller als deren Erzeugung vor sich gehen kann. So wie die Sonne von ihrem Aufgang an höher steigt und ihre Strahlen wärmer werden, legen sie nach und nach einen Theil ihrer Kleider ab, den sie eben so nach und nach wieder anlegen, wie der Abend kühler wird. Mit dem Frühjahr verschwinden allmälig die gefütterten und wattirten Kleider, und es werden nur noch leichte Stoffe, wie Baumwolle, Seide, leichter Krêpe oder jener chinesische Battist getragen, der aus den Fasern einer Nesselart fabrizirt wird.

Niemals habe ich in England so viel von der Kälte gelitten, als ich diesen Winter in China von ihr ausstand, obgleich das Thermometer nicht besonders tief fiel. Es lag das wohl mit an dem Hause, in welchem ich wohnte und in welches der Wind duech eine Menge von Ritzen eindrang, während die Fensterscheiben nur aus einem überall durchlöcherten Papier bestanden.

Zu meinem Vergnügen und auch um mich durch Bewegung zu erwärmen, machte ich zuweilen einen Gang in die große Straße. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler, selbst die ärmsten können der Versuchung nicht widerstehen, und ich fand selbst während der Nacht immer eine Menge von Buden mit Orangen, Konfitüren oder gekochtem Reis offen, deren Besitzer die Menge durch Würfel, Karten und Roulettes an sich locken, so daß mancher arme Teufel die paar Kupferstücke, die ee am Tage erarbeitete, aufs Spiel setzte.

Außer denen der Kleiderhändler giebt es in Ningpo noch andere Buden, welche der Aufmerksamkeit des Reisenden würdig sind. Dergleichen sind z. B. die der Seidenhändler und die großen Magazine, die wie die bedeutenden Handelshäuser unserer großen europäischen Städte ihee Waaren nicht ausstellen und wenig Gewicht darauf legen, ob sie den Vorübergehenden anlocken. In diesen finden sich sehr beträchtliche Assortiments jener prächtigen Stickereien, die von Allen, welche sie gesehen, bewundert werden. Je mehr die Nachfrage danach in England und Amerika steigt, um so mehe bemühen sich die Chinesen, sie in geoßen Quantitäten für den Beebrauch der Fremden anzufertigen. In dee That habe ich Schürzen, Shawls, Schäepen gesehen, die man sich nicht peächtiger gearbeitet denken kann.

Wenn es in anderen chinesischen Städten eben so viel Buden von Waaren aller Art giebt, so habe ich doch nue in Ningpo die Erzeugnisse einer Art von Kunst-Tischlerei wahrgenommen, wie sie in dee von den Fremden sogenannten Furniture-Street gearbeitet und verkauft werden. Da giebt es Bettstellen, Sessel, Tische, Toiletten, Pulte, ja ganze Alkoven, die, im schönsten chinesischen Stil aufs prächtigste mit geschnitztem Holz oder Elfenbein ausgelegt, Alles, was das Land an lebendigen und unlebendigen Gegenständen hervorbringt, darstellen. Man kann diese Möbel ohne Bewunderung nicht ansehen; was aber eigen ist, das ist, daß diese Industrie Ningpo eigenthümlich scheint, und daß sie sonst nirgendwo, nicht einmal in Schanghai, sich findet.

Es existiren ferner in Ningpo einige bedeutende Banquiers, die mit den anderen Städten des Nordens in Geschäfts-Verbindungen stehen. Ohne Zweifel ist Ningpo eine reiche Stadt; viele Kaufleute, die sich von den Geschäften zurückgezogen, lassen sich innerhalb seiner Ringmauern oder in seinen Vorstädten nieder. Unglücklicherweise ist das Alles nicht hinlänglich, für den fremden Handel die Hoffnung des Gedeihens zu begründen; wie reich und blühend Ningpo auch seyn mag, die fremden Kaufleute ziehen Schanghai vor, das in der That, was den Absatz eueopäischer Waaren, den Handel mit Thee, Seide und anderen Haupt-Erzeugnissen des Landes betrifft, bedeutender ist.

Mein Bestreben, sobald ich in Ningpo angekommen war, ging natürlich vor allen Dingen dahin, mir Eingang in die Gärten der Mandarinen zu verschaffen, welche mir von einigen Offizieren, die während des Krieges einen Winter in Ningpo zugebracht, außerordentlich gerühmt worden waren. Einige

Schwierigkeiten, die sich mir anfangs entgegenstellten, waren bald überwunden, und es gelang mir sogar, mir einige seltene Pflanzen zu verschaffen, die unter die Zierden meiner Sammlungen gehören. Unter sämmtlichen Gärten wird einer, der in der Stadt selber liegt und von allen Fremden besucht wird, besonders bewundert. Er gehört einem Greise, der sich mit einem ansehnlichen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hat und den Rest seiner Tage der Gärtnerei widmet. Sein Haus und sein Garten sind wirklich einzig in ihrer Art; doch ist eine Beschreibung derselben schwierig, man muß sie gesehen haben, um sich einen Begriff von ihnen zu machen. Die Construction künstlicher Felsmassen ist in China eine wahre Kunst geworden, und sie wird hauptsächlich zur Ausschmückung der Gärten gebraucht. Der gute Alte nun hat die verschiedenen Theile seiner Wohnung durch Grotten verbunden, die den Besucher von Gemach zu Gemach bis in den hinter dem Hause liegenden Garten führen. Die kleinen Höfe, durch welche man geht, sind nun von solchen künstlichen Felsen eingeschlossen, die theils in ihren Höhlungen Zwergbäume tragen, theils mit Schlingpflanzen bedeckt sind, welche sich in die kleinen, am Fuße der Felsen angebrachten Wasserbecken hinabsenken. Nachdem man durch ein wahres Labyrinth von Zimmern, Korridoren, Höfen und Grotten gekommen, gelangt man zuletzt in den Garten, der, mit seinen Zwergbäumen, seinen Blumenvasen, seinen herrlichen Bosquets und seiner Umgebung von Balkonen, die in glänzenden Farben prangen, sich plötzlich dem Auge darbietet. Man darf nicht vergessen, daß die Verhältnisse alles dessen sehr klein sind; dennoch hat man durch die Windungen der Baumgänge Aussichten in den Grotten durch offene, in den Mauern angebrachte Arkaden, durch Baum- und Blumengruppen, welche die Einhegungen verdecken, zu erlangen gewußt, so daß das Ganze weit größer erscheint, als es ist.

Die Chinesen sind die unermüdlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer von der Welt; aber unter allen Arten des Fischfanges, die bei ihnen üblich sind, ist wohl keine merkwürdiger als diejenige, für welche sie eine der größeren Arten des Seeraben aufziehen. Dieser Seerabe ist sicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn oft auf Seen und Kanälen getroffen, und hätte ich nicht selbst seine außerordentliche Geschicklichkeit gesehen, nie hätte ich geglaubt, was über ihn geschrieben worden ist. Zum erstenmal beobachtete ich ihn auf einem Kanal, einige Meilen von Ningpo. Ich ließ sofort die Segel meines Schiffes einziehen, um eine bessere Uebersicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Kähne, und in jedem befand sich ein Mann mit einem Dutzend Vögel, die auf dem Dahlbord saßen und eben erst auf dem zum Fischfang bestimmten Ort angelangt waren. Sobald die Losung zur Jagd gegeben war, stürzten sich die Thiere — so wohl dressirt waren sie — sofort ins Wasser. Ihr Auge, von einem schönen Meergrün und so leuchtend wie der Blitz, ersieht den Fisch schon in beträchtlicher Tiefe, und so wie er ihn erschaut, taucht der Vogel unter. Seine Beute, sobald sie sich einmal in seinem elastischen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entschlüpfen. Der Vogel erscheint nun wiederum über dem Wasser, und der Chinese ruft ihn zu sich zurück. Folgsam wie ein Hund, kehrt er zu seinem Herrn zurück, läßt sich in das Boot aufnehmen und giebt seinen Fang von sich, um sogleich seine Arbeit wieder anzufangen. Was noch erstaunender ist, ist dies, daß, wenn einer von ihnen einen für seine Kräfte zu dicken und zu schweren Fisch trifft, einer seiner Gefährten ihm zu Hülfe eilt und mit ihm die gemeinsame Beute ins Schiff bringt. Zeigt sich einer dieser sonderbaren Fischer lässig, schwimmt er zu seinem Vergnügen und ohne auf die Arbeit zu achten umher, so braucht sein Herr nur mit dem langen Bambusstecken, den er bei sich führt, in der Nähe des Vogels und ohne diesen zu treffen ins Wasser zu schlagen und ihm seine Trägheit mit einem zornigen Laute vorzuwerfen. Alsbald, gleich einem zerstreuten Schulknaben, den sein Lehrer zur Aufmerksamkeit ermahnt, kehrt der Seerabe zu seiner Pflicht zurück. Damit er die Fische, die er fängt, nicht verschlucke, wird ihm immer ein Ring um den Hals gelegt.

Unser Reisender, der gern einige dieser merkwürdigen Thiere nach England zurückgebracht hätte, hatte sich wirklich vier derselben zu verschaffen gewußt. Allein alle vier waren schon bei seiner Rückkehr nach Hong-Kong erkrankt, und zwei starben gleich darauf. Da er daran verzweifelte, die anderen am Leben zu erhalten, so sah er sich zu seinem großen Leidwesen genöthigt, sie zu tödten, um sie wenigstens ausgestopft zurückbringen zu können.

Mannigfaltiges.

— Ein Freihandels-Kongreß. Oeffentlichen Blättern zufolge, wird im September d. J. in Brüssel ein Kongreß von National-Oekonomen stattfinden, zu welchem sich auch von Berlin mehrere namhafte Personen begeben wollen und bei dem unter Anderen Herr von Lamartine aus Paris erwartet wird. Auf diesem Kongresse soll auch die Freihandelsfrage zur Sprache kommen, und da, wie es scheint, die Nationen Europa's dort alle vertreten seyn werden, so dürfen wir daselbst keine einseitige Besprechung dieser Frage erwarten, wie sie z. B. Herr Cobden auf allen Diners veranlaßte, die ihm zu Ehren in und außer Deutschland veranstaltet wurden, sondern eine wahrhaft gründliche und das Interesse aller dabei betheiligten Völker auf gleiche Weise berücksichtigende Erörterung. In Brüssel wird man sich zunächst wahrscheinlich darüber verständigen wollen: was eigentlich freier Handel sey? ob darunter blos die Zulassung englischer Erzeugnisse auf den Kontinent, englischer Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen kontinental-Häfen und dagegen Ausschließung oder doch sehr hohe Besteuerung kontinentaler Erzeugnisse in Großbritanien und Nichtzulassung kontinentaler Schiffe mit transatlantischen Erzeugnissen in allen britischen Häfen verstanden werde, oder — eine uneingeschränkte Reciprocität? Und eben so wie über den „freien Handel" wird man sich wahrscheinlich in Brüssel auch noch über einige andere Lieblingsausdrücke unserer gelehrten Theoretiker verständigen: z. B. über die „wohlfeilste Erzeugung" und über das „Vertheuerungssystem". Welche Nation, wird man sich nämlich fragen, kann unter ganz gleichen Arbeitsverhältnissen und Material-Herstellungskosten wohlfeiler erzeugen: diejenige, die außer dem eigenen, z. B. dem englischen Markt, auch noch einen großen fremden, z. B. den deutschen Markt hat, um ihre Waaren abzusetzen, oder diejenige, welcher außer dem eigenen, z. B. dem deutschen Markt, alle Märkte der benachbarten großen Völker verschlossen sind? Und diejenige Nation, welcher die Möglichkeit eines größeren Absatzes gegeben ist, nicht schon darum allein wohlfeiler produziren, und huldigt alsdann eine Nation dem „Vertheuerungssystem", wenn sie erklärt, daß sie ihren Markt den fremden Nationen nicht eher öffne, als bis diese auch die ihrigen geöffnet haben? Wir wollen dieses gewiß schon an sich verständliche Argument durch ein Beispiel erläutern, das uns der Berücksichtigung werth scheint, obgleich es, so viel uns bekannt, weder bei den Cobdenschen Diners, noch bei den bisherigen Vorträgen des Berliner Freihandels-Vereins zur Sprache gekommen: Ein Fabrikat, das sowohl in Deutschland, als in Frankreich und in England, mit gleicher Vollkommenheit geliefert werden kann, ohne daß ein Land gegen das andere dabei durch natürliche Hülfsquellen bevorzugt ist, sind unter Anderem Pianofortes. Flügel und Pianino's werden sowohl in Berlin und Köln, als in Paris und London, mit entschiedener Meisterschaft hergestellt. In London und in Paris können jedoch die Fabriken weit großartiger angelegt, auf einen weit größeren Absatz berechnet werden, als in Berlin und in Köln — aus dem ganz einfachen Grunde, weil Erardsche, Pleyelsche und englische Flügel und Pianino's nicht blos in Hamburg ganz frei, sondern auch in Berlin und Köln gegen einen mäßigen Zoll eingeführt werden können, so daß sich in Deutschland sehr viele Niederlagen französischer Pianoforte's befinden, während Kisting, Perau und wie die achtbaren Verfertiger solcher Instrumente im Zoll-Verein sonst heißen mögen, nicht ein einziges derselben nach Frankreich schicken können, wo der hohe Eingangszoll (etwa 400 Fr.) einem Verbote ganz gleich kömmt. Wäre es nun nicht von den Herren Erard und Pleyel ganz weise und schulgerecht, wenn sie auf ihre Kosten einen Freihandels-Apostel nach Berlin reisen ließen, um hier darüber Reden zu halten, wie sehr man im Zoll-Verein dadurch, daß man die ausländischen Erzeugnisse mit einem Eingangszoll belege, dem Vertheuerungssystem huldige? Wir sind überzeugt, daß der Mann, der diese Rede hielte, eben so gelehrte als beifällige Erwiederungen von Herrn Professor [illegible] und Herrn Dr. F. erhalten würde. In Brüssel aber wird es hoffentlich anders seyn; dort wird man nicht blos den Avers, sondern auch den Revers der Medaille zeigen, denn in Belgien ist man lange nicht so theoretisch, aber dagegen viel praktischer als bei uns in Deutschland.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Sonnabend den 28. August 1847.

England.

Militair-Kolonieen der Engländer in Neu-Seeland.

Man hat neuerdings behaupten wollen — und man hat sich dabei auf Autoritäten von großem Gewichte berufen — daß im Allgemeinen Kolonieen niemals das, was sie kosten, einbringen, und daß namentlich England, selbst in Hinsicht seiner Macht, nur gewinnen könne, wenn es sich, mit Ausnahme Ostindiens, seiner Dependenzen so bald als möglich entledige. Wir können dieser Ansicht nicht beitreten. Wir glauben im Gegentheil, daß gut gelegene und wohl verwaltete Kolonieen für das Mutterland Quellen moralischer und materieller Kraft sind. Ihr erster Vortheil ist, daß sich nach ihnen die anwachsende Bevölkerung ableiten läßt, die, wenn ihr solche Abzugs-Kanäle fehlen, nur in dem Mangel an Lebensmitteln, in Krankheiten und steigender Sterblichkeit die Gränzen ihres Zunehmens findet. Zweitens werden durch Kolonieen die Sprache, die Gebräuche und Gesittung des Mutterlandes in fremden Ländern heimisch. Endlich eröffnen sie dem inländischen Handel — und er ist der vortheilhafteste Handel — neue Felder der Thätigkeit; denn wohlverwaltete Kolonieen betrachten sich als integrirende Theile der Race, von welcher sie herstammen, und werden von der Metropole als solche betrachtet. Wohlgelegene und wohlverwaltete Kolonieen geben dem alten Stamm, dem sie entsprossen, neue Kraft und flößen ihm frische Lebenssäfte ein, wie wir das an den Kolonieen des Alterthums gewahren.

Nicht also, ob England seine Kolonieen beizubehalten habe, ist die Frage; die Frage ist, auf welche Weise es sie am besten behaupten könne. Das englische Heer ist außerordentlich schwach für ein Reich, in welchem die Sonne nicht untergeht. Bei Kolonieen, deren mehrere das Mutterland an Flächenraum bedeutend übertreffen, die auf der ganzen Erde zerstreut umherliegen und die überall von eifersüchtigen, wenn nicht feindseligen Mächten berührt werden, ist die englische Armee nicht halb so stark, als das Heer, welches Frankreich nur innerhalb seiner alten Provinzen unterhält. Fügt man zu diesem die in Algerien stehenden Truppen, so ergiebt sich, daß Englands Landmacht kaum ein Drittel der französischen ausmacht. Ueberdies gestalten sich in England die Natur und die Bedürfnisse des Dienstes so, daß ein Soldat, er müßte denn der Garde angehören, selten, wenn er sich auch für sein ganzes Leben verpflichtet hat, fünf Jahre im Innern des Landes zubringt, wobei unter der Benennung „Dienst im Innern" noch die ganze Zeit einbegriffen werden muß, die er in Irland, wo seine Obliegenheiten so anstrengend sind, zubringt. In der Regel wird er, nachdem er ein halbes Jahr gedient, nach Gibraltar, Malta oder einer der jonischen Inseln geschickt, wo er drei Jahre bleibt. Hierauf wird er nach Ostindien transportirt und schmachtet dort drei Jahre unter der Sonne der Tropen, um sich dann nach Kanada verwiesen zu sehen. Allein das Mittelmeer, Ostindien, Kanada machen nur die erste Tour aus, die er zu durchlaufen hat. Eine zweite, noch schrecklichere, die fast einer Deportation gleich gelten kann, führt ihn nach dem Kap der guten Hoffnung, nach St. Helena, Mauritius oder Ceylon. Von dort wird er bei gelegener Zeit nach Indien oder China geschleppt, und über die Inseln des Stillen Meeres kehrt er — wenn er zurückkehrt — zurück. Fügen wir hinzu, daß die Regimenter, welche diese letzte Tour machen, erst nach — durchschnittlich — 25 Jahren Europa wiedersehen, so begreift man, warum so selten Soldaten mit der Fahne, der sie folgten, in die Heimat zurückkommen. Es ist ferner von den 40,000—50,000 Mann, die selbst in Friedenszeiten zur Bewachung der Kolonieen erforderlich sind, ein Sechstheil beständig auf dem Wasser. Die nächste der englischen Militair-Stationen ist zehn gute Schiffsreisetage von Portsmouth entfernt; fünf Monate sind nöthig, um die entferntesten zu erreichen. Will man die Truppentheile in ihren Standquartieren nicht zu bloßen Garnison-Bataillonen herabschmelzen lassen, so müssen beständig andere Corps, bestimmt, jene abzulösen, auf dem Meere seyn. Allein diese letzteren gehen für den Dienst verloren, und dem Heere, das kaum in seiner vollen Stärke genügend wäre, wächst so eine neue Last zu. Auf diese Weise geschieht es, daß die ausländischen Besatzungen weit schwächer sind, als sie von Rechts wegen seyn sollten, und daß das Mutterland, wenn nicht ohne Vertheidigung — diese übernimmt die Flotte — doch außer Stande ist, immer so kräftig aufzutreten, als es unter anderen Verhältnissen wohl geschehen könnte.

In militairischer Hinsicht sind also, wie gegenwärtig die Sachen stehen, die Kolonieen allerdings Ursachen der Schwächung. Sie erschöpfen das Kriegs-Budget, und da dennoch das Heer nothwendig außer allem Verhältniß steht zu dem Raume, den es besetzen und vertheidigen soll, so führt dieses zu einer Zersplitterung und Verzettelung der Truppen auf einzelnen Punkten, während zur Unterstützung keine mobile Kraft übrig bleibt.

Wir erinnerten oben an die Kolonieen der Alten und an die Kraft, welche die Mutterländer durch sie gewannen. Allein wie waren die Kolonieen der Alten organisirt? Jede römische Kolonie war ein kleines Rom. Das Wort „Jonien" war gleichbedeutend mit dem Worte „Griechenland", so identisch waren Sprache, Gesetze und Institutionen beider Länder. Weit anders verhält es sich mit den Kolonieen Englands. Das ungeheure Kolonialreich Britaniens hat sich ohne Theilnahme des Mutterlandes und seiner Regierung gebildet. Wenn jene Abenteurer, die unter König Jakob's Regierung das erste Fort an dem Flusse errichteten, dem sie den Namen ihres Souverains gaben, ein förmliches Patent mit sich führten, wenn sie in Abhängigkeit von der Krone blieben, wenn diese ihnen nur unter der Bedingung ihre Autorität übertrug, daß ein Theil der gewonnenen edlen Metalle, die damals der eigentliche Zweck bei Erforschung unbekannter Länder waren, von ihnen der Krone überlassen werden sollte, so war dieser Vertrag auch Alles, was in Hinsicht ihrer geschah. Niemand kümmerte sich um ihr weiteres Thun; sie durften sich Gesetze, wie es ihnen beliebte, geben, Richter anstellen, welche sie wollten; es stand ihnen frei, sich einen Kultus zu wählen und dessen Diener zu ernennen. Jene Abenteurer waren also eigentlich gar keine Kolonisten; sie waren keine Kolonisten, insofern ihnen das Hauptmerkmal fehlte, welches den eigentlichen Kolonisten bezeichnet, dieses nämlich, daß er die Institutionen seines Geburtslandes mit sich in sein neues Vaterland nimmt und sie dort Wurzel schlagen läßt.

So verhält es sich mit der Auswanderung nach Westen, und sie hat bis auf diese Stunde ihren ursprünglichen Charakter beibehalten. Wir sehen überall nur Auswanderer, keine Kolonisten. Aber je schwächer die Banden sind, die jenen an sein Mutterland knüpfen, um so begreiflicher ist es, wenn er sie bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bietet, zerreißt. Wenn Kanada und Neu-Braunschweig noch in ihrer Treue gegen England verharren, so darf ein solches Resultat doch nicht etwa der Sorgfalt zugeschrieben werden, mit der das Mutterland oder dessen Regierung bei der Kolonisirung jener Länder zu Werke gegangen wäre, obschon sich die englische Regierung im Ganzen gegen jenen Theil Amerika's, welcher ihr treu geblieben, weiser benommen hat, als gegen den abgefallenen. Zwar ließ sie beide groß werden ohne die Institutionen, die England zu dem machten, was es ist; sie ließ sie beide ohne Adel, Kirche, Munizipalitäten und Parlament; sie ließ hier wie dort die Gesetze, die in der That die englischen waren, von unwissenden Richtern handhaben und verdrehen. Aber im Ganzen wurden dennoch die nördlichen Provinzen besser behandelt, und als sich die südlichen vom Mutterlande losgerissen, wurde der Versuch gemacht, in jenen das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Kanada erkannte diese Wohlthaten durch eine Treue, die sich in kritischen Zeiten bewährt hat. Allein, was ist Kanada heute? Was wird es in funfzig Jahren seyn? Kitzliche Fragen, bei denen wir nicht verweilen mögen.

Betrachten wir die übrigen Kolonieen Englands, so können wir die Antillen — um bei diesen den Anfang zu machen — kaum als Kolonieen betrachten. Die Mehrzahl dieser Inseln ist durch das Recht der Eroberung von Spanien, Frankreich und Holland an England übergegangen. Wurden in einigen von ihnen die englischen Gesetze — und zwar sehr modifizirt — eingeführt, so behielten andere ihre alten Gesetze; die Sklaverei aber blieb in allen bestehen. Dazu nehme man, daß nie ein Europäer sich, so lange er nur von sich abhing, für immer in Westindien niederließ; daß man dort stets nur sein Glück machen und in die Heimat bereichert zurückkehren wollte. Auch in Westindien konnte daher nicht von Kolonisten, es konnte nur von Pflanzern die Rede seyn. Die Bevölkerung war eine Bevölkerung von Sklaven, diszipliniri durch die Peitsche ihrer Herren und in Gehorsam erhalten durch zahlreiche, zu diesem Zweck unterhaltene Truppen. Wenn sich einige Familien in Westindien bereichert haben, so ist es doch für Großbritanien so wenig ein Element der Stärke, daß die westindischen Inseln vielmehr, wenn sie nicht preisgegeben werden sollen, in jedem Kriege eine englische Flotte und ein englisches Heer paralysiren, die sich von ihnen nicht entfernen dürfen, wie schwierig immer auf anderen Punkten die Verhältnisse sich gestalten mögen. Wenn sich auf den westindischen Inseln einige Institutionen geltend gemacht haben, in denen sich endlich eine Analogie zu denen des Mutterlandes erkennen läßt, so ist diese Aehnlichkeit doch so flüchtig, daß im Ganzen eher die Republik der Vereinigten Staaten, als die englische Monarchie selbst, zu jenen Institutionen das

Muster hergegeben zu haben scheint. Sehen wir uns weiter um, so hat man im Oregon-Gebiet, auf der Insel Vancouver, wie in Australien, sich Squatters ansiedeln lassen, statt Kolonieen zu gründen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft nebst iheen Beamten, wozu noch einige, man weiß nicht woher, dorthin verschlagene Fischerfamilien gerechnet werden müssen, machen allein die Bevölkerung der beiden ersteren Besitzungen aus. Australien wurde durch Verbrecher und durch den Abschaum englischer Stadt- und Landbewohner bevölkert. In einem einzigen Falle haben einige unternehmende Individuen gethan, was zu thun die Regierung unterließ. Sie bildeten eine Association, in welcher sich, neben den Vertretern der verschiedenen Zweige der Industrie, Richter, Magistratspersonen, ein Bischof mit seinem Klerus befanden; sie segelten in bester Ordnung ab, um Besitz von Neu-Seeland zu nehmen. Allein selbst diese Unternehmung ist gescheitert, weil ihr jener sociale Kitt, über den nur eine weise Regierung veefügt, mangelte. Doch wir wollen den wirklichen Zustand der Dinge in den übrigen britischen Besitzungen keiner weiteren Kritik unterwerfen; wir werden unsere Ansicht am besten auszusprechen vermögen, wenn wir auf unseren eigentlichen Gegenstand kommen — auf den Colonisationsplan, welchen Lord Grey auszuführen beabsichtigt.

Die Menge, wenn sie überhaupt je daran denkt, was zu einer Colonisation gehört, sieht doch nur die Oberfläche der Dinge. Hier das Seinige verkaufen, über das Meer segeln und in einem Schlaraffenlande ankommen — das sind die chimärischen Hoffnungen, die leichtsinnige Menschen verlocken, das Anrecht, das sie auf die Unterstützung ihrer Pfarre haben, aufzugeben, indessen die Steuerpflichtigen sich der Erleichterung freuen, die ihnen die Entfernung zahlreicher dürftiger Familien gewähren muß. Weitersehende Leute, die da erkannten, daß selbst die kleinste Ansiedlung einer gewissen Form der Regierung bedürfe, haben Theorieen der verschiedensten Art geschmiedet und Luftschlösser im abweichendsten Styl gebaut. Während die Einen sich auf die einfachsten Maßregeln, Verbrechen zu verhüten oder zu bestrafen, beschränken, ist diesen ein mit einer unbeschränkten Machtvollkommenheit bekleideter Gouverneur genügend. Andere, die mehr Ehrfurcht haben vor menschlicher Freiheit, träumen nur von Maires, Aldermännern und durch das Volk erwählten Magistratspersonen. Eine weitere Kategorie von Utopisten denkt endlich daran, das Räderwerk der britischen Verfassung theilweise oder gar vollständig auf Neu-Seeland zu übertragen. All diese Leute haben Unrecht und kommen, wie weit sie sonst in ihren Irrthümern auseinandergehen mögen, in dem einen Hauptpunkt überein, daß sie die conditio sine qua non jeder Gesellschaft außer Acht lassen: nämlich die Fähigkeit, sich gegen innere Störungen und Angriffe von Außen sicher zu stellen.

Lord Grey scheint uns der Erste zu seyn, der die Frage in ihrem wahren Lichte betrachtet hat, und wir hoffen, daß er sie durch Anwendung einer Idee, deeen Verdienst ihm angehört, zur Lösung bringen werde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Institutionen der kultivirtesten Völker unserer Zeit ihre Wurzel im Lehenswesen haben; die des freiesten Volkes in Europa sind noch heute von seinem Geiste durchdrungen. Zwar besteht das militaieische Leben mit den aus ihm hervorgegangenen Mißbräuchen nicht mehr, allein weder jenes noch diese sind auf Einmal abgekommen; sie wurden erst abgeschafft, nach Einführung anderer, aus ihnen auf natürliche Weise sich ergebender, aber mit einer vorgerückteren Civilisation in besserem Einklange stehender Einrichtungen. Trotz aller seiner Mängel entsprach übrigens das Feudalsystem, durch eine Reihe von Jahrhundeeten, auf eine bewunderenswürdige Weise den Bedürfnissen der Gesellschaft. In einer Epoche, in welcher kein Souverain Geld genug besaß, sich Soldaten zu verschaffen, stellte es ihm, im Falle einer Invasion, ein Heer, und wenn auch der hohe Adel seine Macht häufig mißbrauchte, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß er in der Regel zue Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beitrug. Wie dem aber auch seyn möge, nur diesem politischen System ist es zu verdanken, daß die Gesellschaft, ohne in sich zu zerfallen, die lange Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens durchschreiten konnte.

Freilich läßt sich nirgendwo der Buchstabe des Feudalsystems wieder lebendig machen, und es wäre auch nichts weniger als zu wünschen; dennoch halten wir es für den großen Fehler der englischen National-Politik, daß sie nicht theilweise den **Geist** jenes Systems in sich aufnahm. Fast aller Orten hat die Krone ihre Rechte durch abgesonderte Gesellschaften usurpiren lassen, oder sie hat — wenn sie sie nicht mit dem Auswurf der Gefängnisse bevölkerte — ihre Ländereien verkauft. Wie hoch man nun aber auch die republikanische Form stellen möge, so ist sie doch für die Bedürfnisse und schwachen Seiten der neueren Staaten wenig geeignet, und sie führt — außer in durchaus neuen Staaten — die größten Inkonvenienzen mit sich. Der Geist der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten sollte England, wie uns däucht, nicht eben ermuntern, Australien die Wege des Republikanismus gehen zu lassen. Allein bis jetzt thut man nichts Anderes. Dort, wie überall, hat man die Auswanderer, die man herbeigerufen, sich festsetzen lassen, ohne ihnen die mindeste öffentliche Verpflichtung aufzulegen. Sie haben ihre Ländereien gekauft, sie hängen von Niemanden, auch nicht von der Krone ab; sie haben nicht den geringsten Dienst, keinen Akt der Huldigung für das ihnen eingeräumte Recht des Besitzes zu leisten. Der Gouverneur Grey zwar vertritt die Königin, in ihrem Namen bekriegt er die Häuptlinge der Eingebornen, die sich feindselig erweisen, in ihrem Namen unterschreibt er Todesurtheile oder begnadigt verurtheilte Verbrecher. Allein, was den Geist der Gesellschaft überhaupt angeht, so hindert so wenig auf den Inseln des stillen Oceans, wie in Ceylon und auf dem Kap, irgend etwas die Eingewanderten, zu vergessen, daß sie englische Unterthanen sind. Jede englische Kolonie bildet für sich eine Republik, deren junge Bürger unvermeidlich in der Vorliebe zu republikanischen Institutionen erzogen werden.

Eine andere unvermeidliche Folge dieses Zustandes, dieses Mangels an Uebereinstimmung, wie er der Jugend republikanischer **Staaten** eigen, ist, daß nicht eine einzige englische Kolonie, selbst Kanada **nicht**, im Stande ist, die Angriffe eines äußeren Feindes abzuweisen. Nicht einmal zur bloßen Unterstützung der regelmäßigen Truppen würde z. B. die **kanadische** Miliz, der es an aller Uebung fehlt, besonders nützlich seyn. Andere **Kolonieen** besitzen nicht einmal eine Miliz, oder sie ist so schlecht organisirt, daß sie **nicht** der Rede werth ist. Was geschieht daher, sobald die Kaffern eine **Demonstration** machen oder ein neuseeländischer Häuptling seinen Stamm versammelt? Die Kolonisten schreien nach Hülfe, die ihnen das Mutterland auf der Stelle senden soll. Das ist ein sehr übler Zustand sowohl für die Kolonisten, **als** für das Mutterland: für die Kolonisten, insofern er sie, besonders in den **neuen** Ansiedlungen, der Vernichtung durch wilde Horden aussetzt, ehe Hülfe **herbei** kommen kann; für das Mutterland, insofern es sich durch Versendung **eines** Theiles seiner Streitkräfte schwächt und sich genöthigt sieht, eine **stärkere** Armee, als seine eigenen Bedürfnisse sie erheischen, zu halten. (**Schluß** folgt.)

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas im Januar 1847.

(Schluß.)

Am 20sten traten wir unseren Rückmarsch an. Unterweges schoß einer unserer Shawnie's einen texanischen Panther. Den 24sten kamen wir wieder zu dem Camp, wo wir uns von unseren Gefährten getrennt hatten. Bis hierher hatten wir meistens hinreichend zu leben gehabt, jetzt aber mußten wir schon auf bald bevorstehenden Mangel vorbereitet seyn. An diesem Tage hatten wir noch eine ausgezeichnete Jagd gehabt, und um *einigermaßen* gegen die Gefräßigkeit der Comanches, denen wir uns wieder *näherten*, und gegen unsere eigene Noth geschützt zu seyn, wurde hier auf *indianische* Art aus Holzstäben ein Apparat errichtet und das Wildfleisch im Rauch getrocknet, was uns auch noch einen zweiten Tag beschäftigte. Den 26sten ging es weiter, und am 27sten überschritten wir, um die Krümmungen der San-Saba abzuschneiden, eine Hochebene. So weit das Auge reichte, war Alles mit Quarz- und Kalksteingeröll bedeckt. Nach einem langen Marsche waren unsere Thiere und wir selbst sehr erschöpft, und doch war weder Wasser noch Gras zu entdecken. Endlich erreichten wir wieder die San-Saba und überschritten sie. Dieser Uebergang war äußerst beschwerlich, und ihn zu bewerkstelligen, waren an Strapazen gewöhnte Thiere, wie die unsrigen, nöthig. Der Fluß hat hier nämlich gar kein Thal, sondern seine Ufer erheben sich unmittelbar als steile Felswände in einer Höhe von 50—60 Fuß. Diese stiegen wir vermittelst einer Art natürlich gebildeter Felstreppe hinab und herauf, indeß waren die Stufen manchmal so weit von einander entfernt, daß unsere Pferde von einer zur anderen springen mußten. Nachdem wir einige Meilen auf der anderen Seite gemacht hatten, erreichten wir ein schönes Thal mit einem Creek, wo wir blieben. Hier, wie überhaupt in diesen Thälern, war die Vegetation schon ziemlich vorgerückt; unsere Pferde ergötzten sich an dem grünen Gras, und wir fanden schon hin und wieder Blumen und blühende Gesträuche. Bald nachdem wir nächsten Tages ziemlich hungrig ausgeritten waren, stießen wir zu unserer Freude auf einen Honigbaum. Der Honig war vortrefflich und in so großer Menge vorhanden, daß wir, nachdem unsere ganze Gesellschaft ihren Appetit gestillt hatte, doch noch einen großen Eimer voll mitnehmen konnten. Nachmittags durchzogen wir liebliche Thäler und sahen an den vielen frisch betretenen Pfaden, daß wir uns in der Nähe einer großen Indianer-Niederlassung befanden. Bald trafen wir auch mehrere Comanches, die uns sagten, daß das große Dorf hier in der Nähe sey. In kurzer Zeit erreichten wir dasselbe, das ganz in derselben Art wie die früheren, in denen wir gewesen, nur bedeutend größer war. Der hier wohnende Stamm wurde von einem berühmten Häuptling Mo-pe-chu-se-pe (d. h. alte Eule) befehligt. Außerdem lag Santana mit einem Theil seines Stammes in der Nähe, wie sich denn überhaupt die bedeutendsten Comanche-Häuptlinge zu dieser Zusammenkunft mit uns hier eingefunden und mit ihnen sich allmälig eine Macht von 12—1400 Kriegern entfaltet hatte. Wir wurden freundlichst aufgenommen und uns die größte Sicherheit verheißen. Nur wurde uns mitgetheilt: sie, die Comanches, hätten wenig zu essen, für ihre mejikanischen Sklaven wäre aber fast Nichts vorhanden, um deren Hunger zu stillen; wenn diese daher könnten, würden sie unsere bestgenährten Pferde stehlen und schlachten. Es blieb daher denen von uns, welchen etwas an ihren Thieren lag, nichts übrig, als sich zu diesen zu legen. Es passirte indeß nichts. Gegen Abend versammelten sich die Häuptlinge um unser Feuer. Als es schon dunkel war, hörten wir eine sonderbare Musik, wobei ein paukenartiger Ton, der den Takt angab, eine besondere Rolle spielte. Auf unsere Frage sagte man uns, es sey dies ein großes Fest, einer Anzahl Krieger zu Ehren, die morgen einen Zug nach Mejiko unternähmen. Die Gränzdistrikte dieses unglücklichen Landes bilden den gewöhnlichen Schauplatz für die kriegerischen Unternehmungen der Comanches, wobei die furchtbarsten Gräuel verübt werden. Da diese Züge sehr einträglich sind, so werden sie oft wiederholt, wobei Pferde und Maulesel weggetrieben, die Männer getödtet, die Weiber geschändet und die Kinder in die Sklaverei geführt werden.

Die Feigheit der Mejikaner, von denen die Comanches mit der größten Verachtung sprechen, läßt die gewagtesten Unternehmungen dieser Art gelingen. Mehrere dieser geraubten Kinder wurden uns für geringen Preis geboten. Am nächsten Morgen sahen wir den 20 Mann starken Kriegszug ab

unseren Zelten vorüberziehen. Es war ein schöner Anblick, und die Schilder und Lanzen nebst dem eigenthümlichen Kopfputz erinnerten an die Zeiten des Ritterthums. Gegen Mittag versammelten sich die Häuptlinge 15—20 an der Zahl zu dem großen Council; es wurden zu diesem Zwecke in einem Kreise Büffelhäute ausgebreitet, in dessen Mitte ein Kohlenfeuer zum Anstecken der Friedenspfeife gemacht wurde. Die Verhandlungen begannen mit der (nächstens mitzutheilenden) Rede des Herrn v. Meusebach, welche Jim-Shaw verdolmetschte.

Die Häuptlinge hörten diese Rede ruhig an und versprachen, morgen zu antworten, da sie erst mit ihren versammelten Kriegern Rücksprache nehmen müßten.

Am 2. März kam man wieder in derselben Art wie Tags vorher zusammen. Die Häuptlinge der Comanches hielten jetzt ihre Erwiederungs-Reden, worin sie sich mit den Vorschlägen des Herrn v. Meusebach, welcher in einer kurzen Rede sie nochmals aussprach, einverstanden erklärten.

Nachdem diese Verhandlungen geendigt, wurden zum Beweis, daß ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen sey, heftige Umarmungen gewechselt. Wie auch gestern, so erhielten die heutigen Unterhandlungen erst die eigentliche Weihe durch eine große Mahlzeit, die wir den Indianern vorsetzten. In der auf diesen Tag folgenden Nacht wurden wir durch einen entsetzlichen Lärm geweckt. Es war dies eine zarte Aufmerksamkeit unserer Wirthe und sollte eine große Serenade vorstellen, war aber in der That nur eine furchtbare Katzenmusik. Am 3. März traten wir unseren Rückweg nach Friedrichsburg an. Wir hatten bei diesem letzten Zusammenseyn mit den Comanches den Rest unserer Vorräthe geopfert und litten sehr großen Mangel. Kaum waren wir eine Tagereise entfernt, so zog uns schon wieder ein Trupp Comanches unter Santana mit ihren Familien nach, die uns ganz ungenirt erklärten, sie würden uns nach Friedrichsburg begleiten. Wir hatten durch ihre Gesellschaft wenigstens den Vortheil, daß mehrere wilde Pferde geschossen wurden, deren Fleisch uns in unserer Noth sehr willkommen war. Den 5ten erreichten wir den Llano und den 6ten lagerten wir am Sandy-Creek in der Nähe der berühmten verzauberten Felsen. Diese, aus Granitblöcken bestehend, scheinen besonders ihren Namen von den wunderbar über einander gestürzten Gestalten zu haben, die bald das Ansehen ungeheurer Riesen und wilder Bestien haben, bald an die alten Ritterburgen des Rheins erinnern. Der Sandy-Creek fließt im schönsten Granitbett, sein krystallklares Wasser stürzt von einem Absatz zum anderen, viele Becken bildend, zu denen natürliche Stufen hinunterführen und zum Baden einladen. In diesem schönen Wasser fanden wir Forellen. Nächsten Tages waren wir froh, nach einem anstrengenden Ritte von 35 Meilen Friedrichsburg zu erreichen, das uns um so freundlicher erschien, da es gerade Sonntag war und uns seine Bewohner mit den bunten Trachten aller verschiedenen Gaue Deutschlands begrüßten. Auch diese waren nicht wenig erfreut, als sie uns, die längst verloren geglaubten, an der Spitze und im friedlichen Verkehr mit dem Comanche-Trupp einrücken sahen. Sie waren zweimal in der Zwischenzeit durch das Einrücken von Comanches erschreckt und für unser Schicksal besorgt gemacht worden. Zuerst erschien der Häuptling Mope-chu-se-pe mit 60 Kriegern, um über die Absicht unseres Zuges, den er unbemerkt über den Llano begleitet hatte, Kundschaft einzuziehen. (Hierauf bezieht sich eine Stelle seiner Rede, wo er das Mißtrauen, welches er früher gehegt, andeutet.) Durch einen Zufall entstand in dem Hause, in dem der Häuptling einquartirt war, über Nacht Lärm. Verrath besorgend, floh er mit Frau und Kindern auf nackten Pferden mit Zurücklassung seiner Waffen und Bekleidung; die Friedens-Medaille und einen alten Friedens-Vertrag von Washington fand man zerrissen auf dem Boden seines Schlafzimmers, seine Krieger hatten gleichfalls Friedrichsburg in aller Stille verlassen. Am anderen Tage erst gelang es, durch einen nachgesendeten Dolmetscher den Häuptling über das Mißverständniß aufklären zu lassen und so von unserer Expedition, der er im Rücken war, Gefahr abzuwenden.

Ein anderesmal erschien ein Trupp von 200 Comanches in Friedrichsburg, der einen Brief des Herrn v. Meusebach vorzeigte, wonach ihnen gute Bewirthung zugesichert war. Sie verlangten aber auch überdies noch Geschenke und als der Kolonial-Direktor Dr. Schubert, um friedlich mit ihnen aus einander zu kommen, solche im Werth von etwa 100 Dollars herbeibringen ließ, stießen sie diese, als zu geringfügig, mit Verachtung von sich und sprengten auf ihren Pferden davon, auf den Dr. Schubert drei Pfeile abschießend, von denen jedoch glücklicher Weise keiner traf.

Alle diese Zwischenfälle und das lange Ausbleiben der Nachrichten von uns hatten die Friedrichsburger über das Schicksal unserer Expedition nicht wenig in Besorgniß erhalten. Mit um so größerem Jubel wurden wir jetzt empfangen, als wir wohlbehalten zurückkehrend zugleich die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden brachten, der nun unseren deutschen Landsleuten die ausgedehntesten Ansiedlungen in jenen herrlichen und fruchtbaren Thälern des San-Saba-Gebiets sichern wird.

Deutsche Thatkraft und deutsche Entschlossenheit hat hier in den glücklichen Resultaten dieses Zuges einmal die volle Anerkennung bei den Amerikanern finden müssen; daß Letztere dabei aber dennoch nicht ganz frei von kleinen Zügen der Eifersucht sind, beweist am besten, daß jetzt die Deutschen sogar gegen den Vorwurf der Tollkühnheit in der texanischen Presse sich vertheidigen müssen, wie der nachstehende Schluß eines Artikels im Houston-Telegraph zeigt:

„Von der Tollkühnheit der „Deutschen" (Dutschmen) ist viel die Rede „gewesen; weil sie auf den eigentlichen Sitz der Comanches losgegangen seyen, „was sie, bei Kenntniß der Gefahr, nicht gethan haben würden u. s. w. Dies ist „aber ein Mißverständniß; jeder von unserer Reisegesellschaft kannte die Gefahr „und war für den Fall der Noth auf einen Kampf vorbereitet. Hr. v. Meusebach „hatte bei dieser Expedition den Zweck, von dem abgetretenen Lande so viel als „möglich in Augenschein zu nehmen, mit den Indianern, wenn es anginge, den „Kauf in Frieden abzuschließen, sie in ihren Lagerstätten zu besuchen und einen „Vertrag mit ihnen zu machen. Inwiefern es ihm geglückt ist, haben Sie aus „der vorstehenden Schilderung entnommen. Man hat es unvorsichtig genannt „und eine mangelhafte Kenntniß des indianischen Charakters darin gefunden, „daß die Deutschen bei dem Zusammentreffen mit den Comanches ihre Gewehre „abfeuerten, allein es war die beste Politik, welche man befolgen konnte. Mehrere hundert Krieger waren vor uns und eine Anzahl hinter uns; alle „gut bewaffnet, viele mit Gewehren, einige mit Lanzen versehen, und alle „hatten Bogen und Pfeile. War es ihre Absicht, uns zu tödten, so würde es „zum Handgefecht gekommen seyn, wobei uns unsere Büchsen unnütz gewesen „wären und nur unsere Pistolen und Messer (bowie-knives) zu unserer Vertheidigung gedient hätten. Warum sollten wir also nicht Vertrauen beweisen?

„Diese von den Deutschen unternommene Expedition ist meines Wissens „die einzige, wobei mit den Comanches in ihren eigenen Zeltdörfern ein Vertrag zu Stande kam und Feindseligkeiten von einer Reisegesellschaft von 50 „Personen, welche später (nachdem die Wagen zurückgeschickt worden) bis „auf zwölf zusammenschmolz, weder beabsichtigt wurden noch derselben zustießen."

Frankreich.

Das englische Heu und die französische Corruption.

Seit mehreren Monaten sind die allmächtigen Aushelfer in der Noth des Mangels an Neuigkeiten, sind Froschregen und Seeschlange, ja selbst Kornwucher und Don Francisco — Serrano — Isabella vom Thron der Zeitungsspalten gestiegen (Letztere will sogar vom wirklichen Throne steigen) und haben der französischen Corruption Platz gemacht. Die französischen Blätter aller Farben, die unabhängigen angriffsweise und die abhängigen in schüchterner Vertheidigungweise, schreiben über Corruption, und die deutschen Blätter, im Bewußtseyn heimischer Engelreinheit, schreiben, bald sich salbungsvoll bekreuzend, bald schadenfroh spottend, ebenfalls über Corruption. Unser Magazin hat nicht gewartet bis zu dem Zeitpunkte, wo auch die kurzsichtigsten Beobachter den wahren Zustand der Dinge wahrnahmen; lange vor der Veröffentlichung und Verhandlung des Teste-Cubière'schen Falles haben wir das Thema der Corruption in Frankreich als ein unerschöpfliches dargestellt und es in mannigfacher Gestalt nach Thatsachen und Folgen beschrieben. Unsere Hauptabsicht dabei war, die Gemeinheit nach Kräften zu brandmarken und Deutschland, das leider noch jetzt oft genug seine Sitten- wie seine Toiletten-Muster aus Paris einführt, von dem Rande des Abgrundes zu entfernen, welchem die französische Sittlichkeit täglich unaufhaltsamer zueilt. Bei den vielen bekannt gewordenen Thatsachen der betrügerischen Habsucht war es gestattet, mißtrauisch auch in Geschäften und Unternehmungen, die sich zu anderen Zeiten und in anderen Ländern auf redlichem Wege erklären ließen, Diebstahl und Unterschleif zu wittern; nimmer aber hätten wir geglaubt, daß sich nach und nach alle unsere vielen Vermuthungen so traurig bestätigen würden. Eine solche Vermuthung und ihre nur zu vollständige Bestätigung wollen wir hier zum Beweise des Gesagten anführen, so wie zum Beweise, daß man bei den französischen Zuständen immer das Richtige trifft, wenn man das Schlechteste voraussetzt. *)

In der ersten Nummer dieses Jahres haben wir unter der Ueberschrift: „Zweites Haymarket in London" des Lesers Aufmerksamkeit auf die Nachricht englischer Blätter gelenkt, nach welcher mehrere Schiffe große Ladungen Heu von London nach der französischen Niederlassung in Algier führten, eine Aus- und Einfuhr, die so seltsam scheint, wie die etwaige Einfuhr von Steinkohlen aus Berlin nach Newcastle oder die Einfuhr von schweizer Uhren nach Genf aus Petersburg. Bei dem bekannten Charakter der französischen Verwaltungs-Beamten, und besonders im Heere, war man zur Annahme irgend eines umfassenden Unterschleifs berechtigt, und diese Annahme legten wir damals auch dem fingirten Blatte Corsaire-Diable in den Mund. Jetzt ist es durch den Courrier français an den Tag gekommen, daß jener Heukauf in London nichts Anderes war, als ein neuer industrieritterlicher Streich, den Staat um zwei Millionen Francs zu betrügen. Solche Betrügereien in Algier sind entweder in Paris gekannt und geduldet, vielleicht gar begünstigt, oder sie sind nicht gekannt, weil Anarchie, Unordnung und Nachlässigkeit in der Verwaltung herrscht; wehe Frankreich, wenn das Eine, wehe Frankreich, wenn das Andere der Fall ist!

In der heiligen Schrift wird die Idee „vom Erhabensten bis zum Niedrigsten" durch das Bild „von der Ceder des Libanon bis zum Grase an der Mauer" bezeichnet; in Frankreich ist das jetzige Stadium der Sittenverderbniß bei Höchsten und Niedrigsten ebenfalls durch den stolzen Baum des Waldes und das Gras der Fläche zu bezeichnen; mit anderen Worten, von der Ausbeutung der Forsten der Civilliste bis auf das getrocknete Gras für die Pferde in Algier nichts als schmutzige Umtriebe der Kipper und Wipper,

*) Wir unterbrechen die Bemerkungen unserer Mitarbeiter nur sehr ungern, aber hier müssen wir denn doch eine Verwahrung unsererseits hinzufügen. Die Corruption in Frankreich ist allerdings zu augenfällig, um daran noch irgendwie zu zweifeln; aber nicht das gesammte Volk, nicht das auch an so vielen Beispielen großartiger Aufopferung und Hingebung reiche Land möchten wir darum verurtheilen, weil kürzlich auf der Pariser Weltbühne einige, Abscheu, Widerwillen und Ekel einflößende Dramen gespielt worden. Die Bemerkungen unseres geehrten Mitarbeiters, so treffend sie im Ganzen auch sind, werden daher jedenfalls cum grano salis aufzunehmen seyn. D. R.

nichts als gemeiner Sinn für sittenlosen Erwerb, nichts als schamloses Beutemachen in der Tasche des steuerpflichtigen und des hungernden Volkes. Daß bei solcher Habsucht und Käuflichkeit in den höheren und Mittelklassen die Moral in jenen kleinen Raum gedrängt wird, wo dem Menschen nichts mehr heilig ist, daß Frankreich im Innern dadurch an die Schwelle einer totalen Umwälzung des gesellschaftlichen Lebens getrieben wird, dies Alles ist nur zu wahrscheinlich. Aber auch nach Außen wirkt dieser Zustand so verderblich auf das Ansehen Frankreichs, daß, wenn auch scheinbar der Weltfriede dadurch dem kriegslustigen Volke gegenüber erhalten wird, doch die Rückwirkung des vernichteten französischen Einflusses gerade wieder das Volk früher oder später in Gährung bringt und den Weltfrieden bedroht. Nach dem Geiste der jetzigen Regierung läßt sich Frankreich seinen auswärtigen Zorn und seine auswärtige Liebe auf eine oder die andere Weise abkaufen. Einem On dit zufolge, ist der Reïs-Efendi Guizot durch und durch unbestechlich, was wir der seltenen Ausnahme wegen, wenn auch mit einigem Bedenken, glauben wollen. Aber darf ein so unbestechlicher Herr so viele Menschen zu Freunden und Vertheidigern haben, auf denen jetzt das Anathema der Strafgerechtigkeit lastet! Der feile Teste, die feilen Deputirten, welche gegen 450,000 Fr. Konzessionen zu Eisenbahnen verkaufen, die sauberen d'Ecquevilley und Beauvallon, welche unter dem Namen eines Duells einen Rivalen meuchlings auf die Seite schaffen, und sehr viele Andere dieses Gelichters sind die Lohnfreunde des Ministeriums, die für dasselbe die Zunge auf der Tribüne, die Feder in der Presse und die ehrlose Waffe in betrügerischen Zweikämpfen führen; sollte es solchen Leuten schwer werden, sich für das Verbrechen des Landesverraths und der Verhöhnung aller anderen Sittlichkeit fähig zu machen?

Es ist ein wahres Unglück für Ludwig Philipp, daß der Ruf von seinem Hange zum Gelde und zur Machtvergrößerung seiner Familie so weit verbreitet ist und so viele Veranlassung zu Mißbrauch und Nachahmung giebt. Der Hof, die Verwaltung des Innern und die Staatsweisheit in auswärtigen Angelegenheiten sind vom Gifthauch des Eigennutzes getrübt und gefälscht. Und wenn gar die eben verübte Schandthat an der Person der Herzogin von Choiseul-Praslin ihren Gemahl selbst zum Urheber hat, wie die Anklage sagt, dann sagen wir offen, daß das System der Corruption mittelbar Theil an der Entmenschtwerdung der Vornehmen und Großen hat. Wenn es wahr ist, daß der Herzog, einer der ersten Herren aus der Umgebung der königlichen Familie, sein Weib, die Mutter seiner neun Kinder, mit dem verworfensten Vorbedacht in dunkler Kammer ermordet, dann muß Frankreich, ja die civilisirte Welt Trauer anlegen, da das Beispiel einer solchen Entmenschtheit das menschliche Herz in Trauer versetzt. Man denke sich eine Frau voll Liebenswürdigkeit und Tugenden, Mutter von neun Kindern, die nach der Hauptstadt kömmt, um am nächsten Tage Zeugin einer Schulfeierlichkeit zu seyn, an der ihre Lieblinge betheiligt sind; sie legt sich nieder, und ihr Herz pocht von der süßen Hoffnung, daß in einigen Stunden ihre jungen Söhne mit dem Preise des Fleißes geschmückt seyn werden; sie fängt eben an, von diesen mütterlichen Triumphen zu träumen, da schleicht ihr Ehegemahl, der Vater ihrer Söhne, herbei und schneidet ihr den Lebensfaden durch!! Wir können uns die Schuld des Herzogs kaum denken, und Solon, der auf Vatermord keine Strafe in seinem Codex gesetzt hat, weil er ihn nicht für möglich hielt, würde gewiß auch diesen Fall für unmöglich gehalten haben; allein die fluchbeladene Leidenschaft vieler jetzigen Franzosen, sich auf unredliche Weise zu bereichern, hat nach und nach jedes menschliche Gefühl aus ihrem Busen getrieben, die Stimme der Selbstsucht und des überreizten Lebensgenusses übertäubt jede Regung der Zärtlichkeit, und so wird es möglich, daß ein Herzog mit der Nüchternheit eines Kannibalen das Weib, die Gattin, die Mutter im Schlafe ermordet. 611.

Mannigfaltiges.

— Das Haus Choiseul. Der Name Choiseul, der jetzt einen so traurigen Klang erhalten hat, gehört seit Jahrhunderten zu den berühmtesten Namen Frankreichs. Die Choiseuls stammen von den alten Grafen der Champagne ab, in welcher Provinz es auch noch ein Landstädtchen Choiseul (oder Choiseuil) giebt. Drei Zweige dieses Hauses haben sich bald durch Tapferkeit und bald durch staatsmännische Eigenschaften oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet: es waren dies die Choiseul-Stainville (d'Amboise), die Choiseul-Praslin und die Choiseul-Gouffier, von denen indessen jetzt nur noch die Praslin's, welche eben so wie die Stainville's zu verschiedenen Zeiten den mit der Pairie verbundenen Herzogtitel erhielten, existiren. Der historisch bekannteste Choiseul war jener Minister Ludwig's XV., der zwar als Gegner Friedrich's des Großen und als Freund der Pompadour die für Frankreich so unrühmlichen Ereignisse des siebenjährigen Krieges herbeiführen half, jedoch nachmals die französische Armee neu organisirte, Korsika eroberte, den Familien-Vertrag der Bourbonischen Höfe abschloß und eine neue französische Flotte (64 Linienschiffe und 50 Fregatten) schuf. Er war ein Choiseul-Stainville und wurde von Ludwig XV. zum Herzog und Pair erhoben. Sein Kollege im Ministerium war sein Vetter, der nachmals ebenfalls zum Herzog und Pair erhobene Graf von Choiseul-Praslin, Urgroßvater des jetzigen vor dem Pairshof angeklagten Herzogs. Beide Choiseuls waren allmächtig, bis sie im Dezember 1770 durch die von der Dubarry angezettelte Verbindung des Herzogs von Aiguillon, des Abbé Terray und des Kanzlers Maupeou gestürzt wurden. Unter ihren Nachfolgern hat sich nur der Neffe und Erbe des Herzogs von Choiseul-Stainville, Claude Antoine Gabriel, General-Lieutenant, und hauptsächlich durch seine Hingebung an die Sache Ludwig's XVI. zeichnet. Nach der vom Könige 1791 versuchten Flucht, bei der er wesen war, wurde er verhaftet, jedoch später freigesprochen. Als wurde er durch einen Schiffbruch an die französische Küste geworfen, vier Jahre im Gefängniß blieb, bis ihn der erste Konsul frei ließ. Ereignisse, die Flucht des Königs und der Schiffbruch der Ausgewanderten hat er in zweien nicht uninteressanten Schriften geschildert. — Die Praslins (eigentlich du Plessis-Praslin) zählten bereits zu den Zeiten rich's IV. und Ludwig's XIII. berühmte Feldherren in ihrer Familie. Graf von Choiseul du Plessis-Praslin, führte 1648 das französische mando in Ober-Italien, schlug die Spanier bei Trancheron und Mazarin's Verwaltung zum Herzog und Pair erhoben. — Endlich noch des Grafen Laurent von Choiseul-Gouffier zu erwähnen, der „Malerische Reise in Griechenland" einen verdienten Ruf in der gelehrten erworben und nachmals Untersuchungen über Homer und über den des thracischen Bosporus herausgab. Er war 1784 französischer bei der Pforte, was er auch während der Revolution blieb. im Jahre 1793 sein Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen in die Hände der republikanischen Armee fiel, erließ der einen Verhaftsbefehl gegen ihn, so daß er sich von Konstantinopel Rußland flüchtete, wo ihm die Kaiserin Katharina eine Pension demiker bewilligte. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich Wissenschaften widmete und im Jahre 1817 starb. — Der Vater des wärtigen Herzogs von Choiseul-Praslin war unter Napoleon Mitglied Senats und Oberst der Pariser National-Garde. Als solcher zeigte er so Anhänglichkeit an den Kaiser, daß er während der Hundert Tage von leon zum Pair erhoben und darauf von den Bourbons verbannt wurde. jetzt auf so traurige Weise ums Leben gekommene Herzogin, eine Tochter Marschalls, Grafen Sebastiani, wurde im J. 1807 in Konstantinopel, wo Vater damals französischer Gesandter war, geboren, aber in Frankreich das sorgfältigste erzogen. Namentlich wurde ihre Erziehung von einer Toch Moses Mendelssohn's, der geistvollen Henriette Mendelssohn, geleitet, die Paris, im Sebastianischen Hause, bis zu ihrem Tode als Freundin der milie lebte.

— Die Côte des Allemands. Herr Charles Gayarré, Staatssecretair von Louisiana, hat vor kurzem die beiden ersten Bände eines herausgegeben *), welches die Geschichte dieser Provinz von der Expedition Spaniers Hernando de Soto im Jahre 1541 und von der ersten einer französischen Kolonie an den Ufern des Mississippi (1699) bis 1770 enthält und welches in einem dritten Bande, der nächstens wird, bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden soll. Wir finden Anderem folgende interessante Notiz über eine deutsche Niederlassung, aus den zwanziger Jahren des vorigen Säkulums datirt und einem in der Nähe von Neu-Orleans seinen Namen gegeben hat. Der heber des Mississippi-Projekts, John Law, war in seiner Glanzperiode thümer eines vier Quadratstunden großen Bezirks an der Mündung kansas-Flusses geworden, und da es an französischen Kolonisten fehlte, er eine Anzahl von Deutschen an, welche damals, wie jetzt, bereit Glück jenseits des Weltmeers zu suchen, und die sich, 200 Köpfe stark, siedelten. Als die Mississippi-Compagnie Bankerott machte und die errichteten Niederlassungen sich ohne Unterstützung vom Mutterlande, Subsistenzmitteln entblößt und den Angriffen der Indianer ausgesetzt verließen die deutschen Kolonisten in Masse die Gegend am Arkansas und gaben sich nach Neu-Orleans, wo sie Gelegenheit zu finden hofften, sich nach Frankreich einzuschiffen und ihre Heimat wieder zu erreichen. Die französischen Behörden, die sie nicht gern ziehen ließen, erboten sich, ihnen einen Landstrich an beiden Seiten des Flusses, etwa 20 (engl.) Meilen von der Stadt Neu-Orleans, einzuräumen; die Auswanderer nahmen dieses Anerbieten an und begannen „mit charakteristischer Geduld und Arbeitsamkeit" den ihnen überwiesenen Boden zu kultiviren. Der Ritter von Arensburg, ein schwedischer Offizier, ward zum Kommandanten des neuen Postens ernannt, der den Namen der deutschen Küste, Côte des Allemands, erhielt und dessen fleißige Bewohner lange Zeit hindurch den Markt von Neu-Orleans mit Gemüse und Obst versorgten.

*) Histoire de la Louisiane, par Charles Gayarré. Nouvelle-Orléans, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Dienstag den 31. August 1847.

Der Sundzoll in Beziehung auf Königsberg.

(Meist nach Archivs-Quellen.)

Die Sundzollfrage ist in den neuesten Zeiten nicht blos so vielfältig der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, sondern zugleich auch eine so wichtige politische Tagesfrage geworden, daß es wohl nicht ohne Interesse seyn möchte, einen Blick auf die Verhandlungen zu werfen, welche den Handel Königsbergs in Beziehung auf den Sundzoll im Verlauf des 16ten und 17ten und bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts zum Gegenstand hatten, zumal da man mitunter klagen hört, daß die Materialien, welche über die Geschichte des Sundzolls bis jetzt zu Tage liegen, im Ganzen noch sehr dürftig und dabei überdies auch sehr lückenhaft sind.

Der Hansabund beherrschte schon seit der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts den nordöstlichen Handel Europa's mit einer solchen fast monopolistischen und durch eine bedeutende Seemacht unterstützten Ueberlegenheit, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich von allen bei diesem Handel betheiligten Nationen, namentlich auch besonders von Seiten Dänemarks, eben so zahlreiche als gewinnbringende Konzessionen und Privilegien zu erringen. Schon damals nahm er, auf den Meeren fast allein gebietend, auch die freie Fahrt durch die dänischen Meerengen, den Sund und die Belte, wo Dänemark den Handel und die Schifffahrt durch Zölle sehr belästigte, als ein Recht in Anspruch. Es kam darüber zu vielfältigen Zwistigkeiten, aus denen aber die Hansa fast immer mit neuen Gewinnen hervorging, bis sich ihre Städte endlich bei der Durchfahrt durch den Sund und die Belte eine Zollfreiheit und Zollbegünstigung erworben hatten, wie sie kein anderes Volk genoß. Sie erfreuten sich ihrer auch noch, als ihr Handel und ihre Seeherrschaft im 16ten Jahrhundert allmälig zu verfallen anfingen; jedoch wurden sie ihnen, in Folge einzelner Wendungen der Parteikämpfe, häufig nicht blos bestritten, sondern bisweilen auch entzogen.

Um den von Seiten der Hansestädte darüber häufig erhobenen Klagen abzuhelfen und zugleich sich ihre Gunst zu erwerben, bestätigte der König Friedrich I. von Dänemark im Jahre 1524, bald nach seiner Thronbesteigung, den Städten Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg und Danzig, die ihm zu Ehren Sendboten zu seiner Krönungsfeier nach Kopenhagen gesandt hatten, alle ihre bisherigen Privilegien und erklärte, daß diese Bestätigung auch allen anderen Hansestädten, die man ihm namhaft machen werde, zu Theil werden solle, wobei er hinzufügte: „Wäre es Sache, daß von unseren Vorfahren, Königen zu Dänemark, oder uns irgend Privilegia oder Briefe anderen oder auch des Reiches Einsassen gegeben, oder irgend Statute gemacht wären oder künftig gegeben und gemacht werden möchten, den vorgeschriebenen Städten und ihren Privilegien zu Verfang, daß die, vermittelst dieser unserer Confirmation, nun als dann und dann als nun getödtet, vernichtet und kraftlos seyn sollen, also daß sie den genannten Städten in ihren Privilegien gar keine Hinderung thun sollen.“ Um ferner auch den so oft geführten Beschwerden der Hansestädte über neue, ungewöhnliche Auflagen und andere Belästigungen im Handel für die Zukunft zu begegnen, bestimmte der König: „Der Zoll solle über das ganze Reich nach Vermöge der Städte-Privilegien und alter Gewohnheit gehalten werden. Zu Helsingör sollen die Wendischen Städte, wo ihrer eine zu des anderen Schiff schifft, auf gebührliche Certification frei seyn; aber in unfreien Schiffen sollen ihre Güter gleich anderen von Schiffern nach Gewohnheit gefreiet werden. Wo aber in derselbigen Stadt Schiffen Güter aus anderen Städten sind, sollen sie zu dem Ende, daß dem Reiche keine Zölle unterschlagen werden, in der Certification wie gebräuchlich ausgedrückt werden.“ Auch die Bestimmung fügte der König hinzu: „Wir wollen auch verfügen, daß die ungewöhnlichen Zölle allenthalben in den Belten u. s. w. sollen abgethan und solches den Vögten auf allen Lägern verkündigt werden, den Kaufmann und Fischer über alte Gewohnheiten und Freiheiten nicht zu beschweren.“ Binnen zwei Jahren sollten Lübeck nebst den Wendischen Städten und Danzig die anderen Hansestädte, die dieser Privilegien nicht theilhaftig seyn sollten, dem Könige namhaft machen.

Ungeachtet dieser königlichen Bestimmungen aber ging doch die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter immer wiederkehrenden Fehden und Zwistigkeiten zwischen Dänemark und den Hansestädten über den Sundzoll hin. Da schloß endlich König Friedrich II., zur Sicherstellung seines wankenden Thrones, im J. 1560 den ersten, größeren, sämmtliche Hansestädte insgemein betreffenden Vertrag zu Odensee, worin er den Hanseaten zwar einzelne Privilegien beschränkte oder auch entzog, im Wesentlichen aber ihre früher errungenen, althergebrachten Freiheiten bestätigte.*) Jedoch galten hiernach andere Vorschriften und Bestimmungen für die sogenannten sechs Wendischen Städte (Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg), andere für die sogenannten Osterschen, zu denen Königsberg, Danzig, Elbing, Riga, Reval, Stettin, Greifswalde und einige andere gezählt wurden. Während die Wendischen Städte außer dem alten Schreib- und Tonnengeld keinen Zoll weiter entrichten durften, wurde den Osterschen noch außerdem ein Rosenobel (etwa 6½ Thlr. Preuß.) abgefordert, wenn sie mit eigenen Schiffen und Gütern nach dem Sund kamen, zwei Rosenobel, wenn sie anderer Städte Güter geladen hatten; auch mußten sie Kupfer und Wein besonders verzollen.

Abgesehen von einzelnen anderen, für die erwähnten Städte verschiedenen Bedingungen mußten alle Hansischen Schiffe, wenn sie den Sund passiren wollten, Certifikate über Schiff und Ladung beibringen.

Neben diesen Zöllen aber kamen auch nach dem Vertrage, zumal in Kriegszeiten, Belästigungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der dänischen Krone in Menge vor. Zu ihrer Entschuldigung diente dann gewöhnlich der Vorwand eines uralten Regals, nach welchem es der Krone Dänemark zustehe, in unruhigen Fehdezeiten, wo Schifffahrt und Gewerbe gestört würden, von allen durch den Sund gehenden Schiffen Kriegsmunition, Volk, ja die Schiffe selbst in Beschlag zu nehmen und zur Herstellung des Friedens zu verwenden. Auf einen weiteren Nachweis dieses Regals ließ sich die Krone nicht ein; sie behauptete schlechthin dessen Besitz und machte ihn nicht selten geltend. Auch den Königsbergern wurde im J. 1562 ein Schiff, „der fliegende Greif“ genannt, im Sund angehalten und gegen eine höchst geringe Entschädigung zur Kriegsführung gezwungen.

Je mehr aber die Seemacht der Hanse allmälig sank, der Bund immer mehr äußerlich nur noch locker zusammengehalten wurde und sein Gewicht und Ansehen immer weniger berücksichtigt werden durften, um so mehr erlaubte sich auch die dänische Krone neue Zollerhebungen und drückende Belästigungen der Handeltreibenden. So legte Friedrich II. schon im Jahre 1563, als er den Krieg mit Schweden begann, sämmtlichen Hanseschiffen einen neuen Lastzoll auf, einen Stückzoll, der außer dem bisher üblichen Schreib- und Tonnengeld und außer dem Rosenobel, den die Osterschen Städte zahlen mußten, mit Strenge eingetrieben wurde. Zur Rechtfertigung dieser offenbaren Verletzung des Odenseer Rezesses wurde ein Vorwand leicht gefunden. Der König berief sich wieder auf sein uraltes Regal, auf die Kosten, die ihm der Krieg, den er unfreiwillig gegen Schweden führen müsse, verursache; und um diesen seinen Forderungen durch eine Art von Konsequenz eine scheinbare Rechtsgültigkeit zu geben, befreite er die Lübecker, als mit ihm verbündet, von der neuen Zoll-Abgabe.**) Daß er sich aber seines Regals durch die Odenseer Festsetzungen freiwillig begeben, daß er die Eröffnung des Krieges mindestens mit derselben Unbedachtsamkeit wie seine Gegner verursacht habe, wurde nicht berücksichtigt. Ueberdies wäre das Regal auch nur für den Fall anwendbar gewesen, daß der Krieg allgemeine Störungen in Schifffahrt und Handel herbeigeführt hätte. Der Schwedenkrieg hatte jedoch rein politische Beweggründe, für welche die Hansestädte durch erzwungene Beiträge zu den Kriegskosten keinesweges einzustehen hatten. Die Wahrheit solcher Einwürfe und Beschwerden über die Belastung mußte Friedrich zwar stillschweigend zugestehen; um jedoch auch den äußersten Schein seiner Ansprüche wenigstens einigermaßen zu retten, suchte er andere Ausflüchte, indem er mit der Behauptung auftrat, der Odenseer Vertrag sey nicht mit dem ganzen Hansabund, sondern nur mit den einzelnen Hansestädten, jeder für sich, abgeschlossen; es durften also auch nur die namentlich darin genannten Städte, die erwähnten sechs Wendischen, gewisse Rechte daraus ableiten. Und doch hatten Lübeck und die anderen mit der Geschäftsführung beauftragten Städte den Vertrag im Namen der gesammten Hansa „aus Befehligung der gemeinen Hansastädte“ abgeschlossen und ratifizirt, auch war ja der Osterschen Städte ausdrücklich darin erwähnt worden. Da indeß der König auf seiner Behauptung bestehen zu müssen glaubte, so kam es jetzt nur darauf an, daß die im Vertrage nicht namentlich genannten Städte spezielle Versprechungen und Konzessionen nachweisen konnten. Mit einem solchen Nachweis konnte z. B. Stettin durch ein Reskript des Königs vom 12. Mai 1568 auftreten.***) Was in dieser Hinsicht Königsberg geltend machen konnte, wollen wir etwas naher auseinandersetzen.

*) Vgl. J. Scherer: Der Sundzoll, seine Geschichte, sein jetziger Bestand und seine staatsrechtlich-politische Lösung. Berlin, 1845. S. 12 ff.

**) Sertorius, Geschichte des Hanseat. Bundes. Th. III. S. 3.

***) Scherer, S. 16.

Im vierten Jahre des Schwedenkrieges (1567) hatte König Friedrich den Mißbrauch seines Regals schon so weit getrieben, daß er für die einzelnen Raiionen und Städte förmliche Tarife festgestellt, nach welchen sie ihre Waaren beim Durchgang durch den Sund verzollen mußten. So wurde von den Königsberger Handelsschiffen von jedem Hundert Stück Wagenschoß und Klappholz *), so wie von jeder Last Getraide ein Thaler gefordert. Dieses Geld mußten die Schiffer baar entrichten; etwaige Widerreden und Berufung auf alte Freiheiten wurden natürlich von den Zollbeamten zu Helsingör nicht weiter beachtet und im Fall der Weigerung der Zahlung den Schiffen die Durchfahrt durch den Sund mit Gewalt gewehrt. Diese schwere Zollanslage mußten aber die Königsberger Kaufleute und Schiffsrheder um so drückender finden, da die Danziger auf ihr Ansuchen davon befreit worden waren, indem auf sie nur die alten mäßigen Zollbestimmungen angewendet wurden, zumal da zu befürchten war, daß man bald noch weiter gehen und von den Königsberger Schiffen bei ihrer Rückkehr durch den Sund auch von ihrem Salz oder anderen Ladungen eine ähnliche Abgabe fordern werde. Da die Besorgniß sehr nahe lag, daß unter solchen Umständen die Schifffahrt und der Handel Königsbergs, Danzig gegenüber, völlig niedergedrückt werden müßten, so ergingen von Seiten der drei Städte Königsbergs bald die dringendsten Klagen über die neue Handelsbelästigung an den Magistrat; sie forderten, auf geeignetem Wege die Abschaffung des Lastgeldes und der damit verknüpften Beschwerden zu bewirken, wiesen auf die Unbilligkeit solcher Gewaltmaßregeln und auf den für sie daraus hervorgehenden Schaden hin, zumal da sie die Verordnungen der dänischen Krone in Betreff der Zollerhebung nie übertreten, auch sonst dieselbe durch nichts beleidigt hätten; sie baten daher den Magistrat, dem Herzog über ihre Beschwerden gründlichen Bericht zu erstatten und ihn dringend zur thätigen Mitwirkung um Abhülfe zu bitten. Es geschah. Der Herzog erließ alsbald ein Schreiben an den König von Dänemark, worin er ihn um die Reduction der Zollsätze auf den alten Gebrauch ersuchte. Zufälliger Weise aber hatte er in dem Schreiben seinen Namen nicht unterzeichnet, was bei dem hohen Alter, in dem er stand, nicht eben auffallen kann. König Friedrich jedoch benutzte diesen Umstand und behauptete, auf solche unbeglaubigte Befürwortung in der Sache nichts ändern zu können; man müsse, wenn etwas geschehen solle, neue Intercessionen beibringen. Solche wurden hierauf auch vorbereitet; ehe sie indeß an den König gelangen konnten, starb der alte Herzog im März des Jahres 1568. Auf den Landtagen, welche sein Nachfolger Herzog Albrecht Friedrich zu Rastenburg und Tapiau abhalten ließ, wurden die Klagen der Königsberger erneuert, die Nutzlosigkeit aller bisher geführten Beschwerden nachgewiesen und von den anwesenden Regimentsräthen auch das Versprechen gegeben, man werde Alles anwenden, um eine möglichst baldige Abhülfe zu bewirken. Da die Zeit heranrückte, wo die Königsberger Schiffe wieder aussegeln und den Sund passiren sollten, so erließen die Magistrate der drei Städte ein neues erinnerndes Bittschreiben an die Regimentsräthe. Es hatte die Folge, daß sich diese jetzt direkt an den dänischen König wandten, nicht ohne in ihrem Schreiben die Berufung auf die Zollfreiheit der Danziger und die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Dänemark und Preußen ganz besonders hervorzuheben. Es erfolgte keine Antwort; in den Zollsätzen ward für Königsberg nichts geändert, wohl aber erlangten inzwischen die Holländer durch einen mit Friedrich II. geschlossenen Vertrag völlige Befreiung vom Lastgelde, wie sie die Danziger genossen. Neue Klagen auf einem Landtag, neue Beschwerden nicht nur der Kaufleute und Schiffer, sondern aller Stände, die in ihrem Interesse von der drückenden Neuerung mit berührt wurden, einen Beschluß über die Absendung eines Bevollmächtigten an den König, Alles erheischte die Noth in schneller Folge. Man erinnerte in dem Schreiben, welches man dem Gesandten Hans Kammermeister (einem Sohne des berühmten Joachim Camerarius) mitgab, an die unberücksichtigten Klagen und an ältere Zusagen des Königs; man bat um eine bestimmte, wo möglich willfährige Antwort, „damit die Einwohner dieses Fürstenthums ihres und ihrer Voraltern bei dem Reiche Dänemark bewiesenen Dienstes und ihrer nachbarlichen Treue genießen und, wie sie vor anderen bei demselben in Zeit der Noth treulich gehalten, also auch nun vor anderen eine Prärogative in dem Fall haben und mit denen von Danzig oder den Holländern gleich geachtet, also ihre Schiffe um den alten Zoll durchgestattet werden möchten."

Eine Antwort auf die immer heftigeren Ansuchen mußte jetzt gegeben werden. Da aber der König bei dem damals noch fortdauernden Krieg mit Schweden einen offenen Zwist mit dem Herzog von Preußen auf jeden Fall zu vermeiden wünschte, die schweren Kriegskosten jedoch einen Erlaß der Zollsätze der dänischen Krone jetzt zumal doppelt fühlbar hätten machen müssen, so fiel die Antwort ausweichend und auf künftige Zeit vertröstend aus. Der König nämlich übergab dem herzoglichen Gesandten am 11. Juni 1569 einen im Original noch vorhandenen, mit seiner eigenhändigen Unterschrift und königlichem Siegel versehenen Bescheid **), der für den Augenblick zwar wenig befriedigte, dennoch aber in seinem Inhalt von großer Wichtigkeit war. Vor Allem erinnert er an sein uraltes, oben erwähntes „Regal, Freiheit und Gerechtigkeit, daß man bei solcher erregten gemeinen Unruhe, da die Navigation und Gewerbe von anderen zu turbiren und zu hindern unterfangen, von den Durchschiffenden gegen die Gebühr Schiff, Volk, Kriegsmunition und andere Nothdurft in ihrer Majestät Gebrauch ziehen und annehmen möge." Dieses Regal hätten die Schiffer und Kaufleute, darunter auch die in des Herzogs Landen, weil sie die zu entnehmenden Waaren und anderen Bedürfnisse oft nicht ohne die große Gefahr hätten entbehren können, dadurch abgelassen, daß sie sich erboten, dafür lieber ein Bestimmtes zu leisten. Der König habe das Erbieten auch angenommen „und gedachte seine und seines Reichs Regal-Gerechtigkeit (doch derselben in anderen Fällen und Gelegenheit unbewegt) ein- und zu Ruhe gestellt"; er habe demnach das, was ein jeder der durch den Sund Schiffenden zu leisten habe, auf einen bestimmten, von jenen zu erhebenden „geringen" Zoll festgesetzt, ein Einkommen, welches er gerade am wenigsten entbehren könne, weil der König von Schweden, troz aller Friedenserbietungen, seine Feindseligkeiten noch immer fortsetze. Solches Lastgeld sey also keine dauernde Beschwerung, „sondern nur für eine kurze Zeit und zu Ersetzung des heilsamen, lieben Friedens gemeint", auch werde es nicht blos zum Schutz des dänischen Reichs sondern auch zur Sicherung und Aufrechthaltung der allgemeinen Schifffahrt und des Handels erhoben und verwendet. Da nun überdies der Lastzoll auch nicht so gar hoch belaufen werde, so möge sich der Herzog in Erwägung ihrer sonstigen freundschaftlichen Verhältnisse demselben nur fügen und etwa bei anderen Potentaten und benachbarten Städten Beschwerden oder und ähnliche Forderungen veranlassen. Gedulde sich der Herzog bis zur Herstellung des Friedens, so verspreche der König, „nicht allein den Lastzoll gegen den Gebrauch oberwähnter seiner Regal-Gerechtigkeit, den er sich dabei billig vorbehalten, gegen die drei Städte Königsberg und die anderen Unterthanen des Herzogs freundlich ein- und abzustellen, sondern auch dieselben, sammt ihren Schiffern und Gewerbsleuten, ihre befugten Freiheiten und Privilegien in seinen Reichen und Strömen zu ihrem Besten genießen zu lassen, und sie neben vor anderen in gnädigstem, gutem Befehl zu haben und zu erhalten." Im Uebrigen hoffte er, obwohl er das an ihn gerichtete Gesuch aus erwähnten Ursachen vor der Hand nicht habe genehmigen können, der Herzog werde ihren freundlichen und nachbarlichen Beziehungen nichts ändern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wagenschoß hieß das zum Schiffbau dienende Holz; Klapholz war gespaltenes Eichenholz, wie es zu Faßdauben gebraucht wird.

**) Scherer, S. 183, erwähnt dieses Bescheides ebenfalls.

England.

Militair-Kolonieen der Engländer in Neu-Seeland.

(Schluß.)

Dies ist das Uebel; welche Ursache hat es erzeugt, und wie kann ihm geholfen werden? Das Uebel ist, unserer Meinung nach, durch den Mangel jedes lehnsherrlichen Elements in den Kolonial-Institutionen entstanden. Man durfte keine Konzessionen machen, ohne zugleich Verbindlichkeiten aufzulegen; man durfte die Squatters nicht ungestört um sich greifen lassen. Anstatt jene regellosen Maßnahmen gut zu heißen, die so viele auf unserer Erde zerstreut umherliegende Punkte an England knüpften, hätte die Krone, in jedem speziellen Fall, das eingenommene Land an die Auswanderer unter der Bedingung verleihen sollen, daß sie sich für sich und ihre Erben anheischig machten, stets Kriegswaffen in ihren Wohnungen vorräthig zu haben und für jedes Lehen, nach dessen Größe, die verhältnißmäßige Mannschaft ausgerüstet zur Waffen-Uebung zu schicken. Eine solche Lehns-Miliz wäre nicht allein gegen den auswärtigen Feind, sondern auch zur Aufrechthaltung der Ruhe im Innern zu brauchen gewesen. Wäre Amerika nach einem solchen Prinzip kolonisirt worden, so würde die Bevölkerung seiner weiten Länderstriche mehr Züge der Aehnlichkeit in Sprache, Sitten und Institutionen mit den Engländern aufzuweisen haben. Man hat dies vernachlässigt, und die Geschichte lehrt uns, welche Folgen dieser Fehler nach sich gezogen. England kann diesen Fehler wenigstens für die Zukunft vermeiden, wenn es auf dem Wege fortfährt, welchen Lord Grey eingeschlagen und welcher, unserer Ansicht nach, der richtige ist.

Dieses führt uns auf die neue Stadt, welche man in Neu-Seeland zu gründen beabsichtigt, und auf die Maßregeln, durch welche man ihr Einwohner zu verschaffen gedenkt. Lord Grey's Plan besteht darin, in Neu-Seeland eine Militair-Kolonie zu gründen — eine Kolonie von exerzirten, disziplinirten, in regimentirten und durch englische Offiziere kommandirten Leuten. Wenn dieser Plan auch seine mangelhaften Seiten haben mag, so ist er doch als ein erster Schritt zum Besseren dankbar anzuerkennen.

Das Lehns-System läßt sich nicht wiederherstellen, allein es läßt sich das abborgen, was es Gutes hat und was also zu allen Zeiten anwendbar ist. Wenn sich — selbst in Australien — keine Ritter und Barone mehr schaffen lassen, so lassen sich vielleicht die Veteranen unserer Cadres unter Bedingungen, wie die Verhältnisse sie erheischen, dorthin, wie nach Indien, Kanada, der Insel Vancouver und dem Oregon-Gebiet, verpflanzen. Die Kolonisten würden je nach dem Rang, welchen sie bekleiden, größere oder kleinere Landportionen erhalten, und eine jede dieser Portionen würde ihrem Besitzer die Verpflichtung auflegen, für die Miliz einen oder mehrere Leute zu stellen, für deren Brauchbarkeit und Wohlverhalten die Besitzer verantwortlich wären. Die mit der Verwaltung dieser Kolonieen beauftragten Offiziere würden zugleich mit einer bürgerlichen und richterlichen Autorität zu bekleiden seyn, damit sie in Friedenszeiten Streitigkeiten bis zu gewissen Gränzen entscheiden und für die Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung sorgen können. Schwierigere Fälle und Kriminalsachen würden den königlichen Richtern vorbehalten bleiben, die inskünftige, wie im Mutterlande, ihre Rundreisen zu machen hätten. Alle Sachen, die vor das Forum einer correctionellen Polizei gehören, würden der Aburtheilung einer aus Kolonisten gebildeten Jury, die

welcher der kommandirende Offizier die Functionen des Richters ausübte, zugewiesen werden. Fügt man noch hinzu, daß, wie billig, jede einzelne Niederlassung ihren Seelsorger, ihren Schullehrer und ihren Arzt besitzen müßte, so hätte man alle Grundlagen zu einem Zustande der Dinge, der nicht verfehlen könnte, den besten Erwartungen zu entsprechen.

Und einen solchen Zustand herbeizuführen, dahin scheinen alle Anstrengungen des gegenwärtigen Kolonial-Ministers zu gehen. Man hat den ausgedienten Soldaten wissen lassen, daß diejenigen von ihnen, die Lust hätten, sich mit ihren Weibern und Familien nach Australien zu begeben, dort fertige Wohnungen mit einem Antheil zur Hälfte urbaren und zur Hälfte nicht urbaren Landes finden würden; man hat ihnen für das ganze Jahr Arbeit mit einem Tagelohn von 1 Shilling 6 Pence garantirt, wobei es ihnen noch freigestellt bleibt, sich in andere vortheilhaftere Verbindungen an Ort und Stelle einzulassen, da die Regierung sie nur für den Rest ihres Lebens vor Noth sichern und ihnen Mittel verschaffen will, ihre Kinder, wenn sie erwachsen sind, zu versorgen. Dagegen haben sich diejenigen, die auf diese Bedingungen nach Australien gehen, als fortwährend zur Reserve-Armee *) gehörig, zu betrachten; sie müssen die nöthigen Montirungsstücke mit sich nehmen und an den Exerzier-Uebungen und Besichtigungen regelmäßig theilnehmen; für diejenigen Tage, an denen sie sich unter den Waffen befinden, erhalten sie den gewöhnlichen Sold. Ueber je hundert Mann soll ein Offizier und über je eine Niederlassung ein Stabs-Offizier das Kommando führen; für Aerzte, Schullehrer und Geistliche ist, um die Maßregel zu vervollständigen, nicht minder gesorgt. Die Anzahl der Individuen, die aller dieser Vortheile theilhaftig werden sollte, war für den Anfang auf 300 Köpfe festgestellt, die überdem Zeugnisse des Wohlverhaltens, eine kräftige Constitution und nicht über 50 Jahre haben sollten. Die Absichten der Regierung waren kaum bekannt, als sich Bewerber in Masse fanden, wenigstens unter den gemeinen Veteranen. Der Zudrang von Offizieren war weniger stark, doch meldeten sich ihrer genug, um den Cadre auszufüllen, und die Expedition ist gegenwärtig bereit, unter Segel zu gehen.

Diese Maßregel scheint uns von großem Vortheil für die Kolonie zu seyn. Die neuen Kolonisten sind zwar nicht mehr in der Blüthe ihrer Kraft, und wir wissen nicht, ob sie für die Industrie ihres neuen Vaterlandes von Nutzen seyn können, allein sie bringen ein Prinzip der Ordnung mit und werden für die Vertheidigung der Kolonie gegen die Eingebornen ohne Zweifel auf das ersprießlichste wirken. Da übrigens diese Veteranen nach Verlauf von sieben Jahren vollständige Eigenthümer der ihnen eingeräumten Häuser und Ländereien werden, so läßt sich hoffen, daß ihre Stelle durch ihre Söhne eingenommen werden wird, junge, kräftige Burschen, die der Staat nicht zu bezahlen braucht, während sie unter Waffen sind, und die es durch ihre Väter wissen werden, daß sie der Regierung ihren jährlichen Dienst schuldig sind. Es ist dies noch nicht Alles: das neue Rekrutirungsgesetz scheint mit der Kolonialpolitik in einem Zusammenhange zu stehen, an den weder die Gegner noch die Vertheidiger jenes Gesetzes gedacht haben.

Lord Grey hat Australien durch einen lebendigen Wall kriegstüchtiger Veteranen gesichert, deren Mehrzahl über den Meridian des Lebens hinaus ist. Seine nächste Sorge, wenn er über 10 Jahre noch am Ruder ist, muß dahin gehen, in allen Kolonieen aus denjenigen Soldaten, die sich beim Ablauf ihrer Dienstzeit daselbst befinden, einige Tausend in Compagnieen und Bataillonen, die dann aus jungen, kräftigen, intelligenten Soldaten bestehen werden, zu organisiren. Nehmen endlich die Regiments-Commandeure an einer so nationalen Maßregel den Antheil, welchen sie verdient, und gewöhnen sie ihre Soldaten, die Stellung eines Kolonisten als die beste Belohnung für treu geleistete Dienste anzusehen, so werden alle diejenigen, welche hinfort Sold erhalten, schon im Besitze eines kleinen Kapitals seyn, welches sie sich während ihres aktiven Dienstes, vermöge der Regiments-Sparkassen, gesammelt haben. Es wird dann nur für den ersten Anfang nöthig seyn, daß ihnen die Regierung für Arbeit und Tagelohn garantirt. Man kann sie zur Urbarmachung wüster Landstrecken ermuntern und diese Arbeiten eine Zeitlang mit dem Gelde des Schatzes bezahlen, doch wird es, wenn man mit dem Urbarmachen einmal zu Ende ist, genügen, den verschiedenen Ländereien so viel zuzulegen, um den Besitzern die nöthigen Existenzmittel zu sichern und sie in den Stand zu setzen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Auf diese Weise wird die Organisation der englischen Kolonieen in Zukunft eine solche seyn, daß sie nicht allein gegen innere Unruhen, sondern auch gegen Angriffe von Außen sicher gestellt sind. Vor Allem aber — auf diesen Punkt müssen wir noch aufmerksam machen — ist es nothwendig, in der Wahl, nicht nur der Soldaten, sondern auch der Offiziere, die äußerste Vorsicht anzuwenden. (F. M.)

*) Diese besteht schon in England. Unter den 70,000 — 80,000 Pensionirten des Heeres befinden sich, nach Ergebnissen einer vor kurzem angestellten Untersuchung, nicht weniger als 20,000, die in Festungen noch Dienste leisten konnten. Ein Parlaments-Beschluß beauftragte das Kriegs-Ministerium mit der Organisation dieser noch dienstfähigen Klasse. Daraus entstand die Reserve-Armee, aus der man gegenwärtig die Kolonisten für Neu-Seeland ziehen will.

Texas.

Die deutschen Ansiedler und die Comanches.

Als Nachtrag zu unserem Artikel über die Expedition der deutschen Ansiedler in Texas theilen wir nachstehend die darin erwähnte Rede des General-Commissairs, Freiherrn von Meusebach, mit, die derselbe an die Häuptlinge der Comanches in dem Council am 1. März 1847 in Mo-pei-chu-se-pe's Lager an der San-Saba gehalten:

„Meine Brüder!

„Ich komme einen weiten Weg, Euch zu sehen und die Friedenspfeife mit Euch zu rauchen. Ich hoffe, Ihr werdet den Worten lauschen, welche ich Euch zu sagen habe. Denn es sind Worte der Wahrheit und aufrichtig gemeint, wie wir Deutsche gewohnt sind. Das Volk meiner Väter, welches ein kriegerisches Volk ist, tapfer und, wie Ihr gesehen habt, gut bewaffnet, sandte mich aus, und ich kam mit einem Theil meines Volkes weit her von der anderen Seite des großen Wassers; wir verbanden uns mit den Amerikanern; sie sind unsere Brüder, — und wir Alle leben jetzt hier unter demselben großen Vater, dem Präsidenten.

Ihr habt kürzlich einen Frieden gemacht mit den Häuptlingen desselben großen Vaters; damit Ihr nun mein Volk, meine Landsleute, Eure jetzigen Nachbarn kennen lernt und lebet mit ihnen als Brüder, wünsche ich mit Euch zu verhandeln und Friedensvertrag noch besonders zu machen. — Viele meiner Landsleute leben an dem Wasser, welches Ihr nennt Guadeloupe *), und wieder Viele an einem anderen Flusse, nahe bei dem Gewässer, das wir und die Mexikaner Perdinales **) nennen. Dort wohnen sie dicht gedrängt in Zelten, Hütten und Häusern. Ich beabsichtige nun, mit einem Theile meines Stammes zu den Gewässern des Llano zu kommen und dort unsere Wohnsitze für immer zu nehmen. Auch die Weiber und Kinder wollen wir mitbringen und Korn pflanzen, und mein Volk weiß Korn und die Thiere mit Hörnern, wie die Büffel, trefflich zu ziehen. Das Volk meiner Väter ist arbeitsam und fleißig und weiß aus der Erde Vieles zu gewinnen, was Ihr gern esset, und es wird so vollauf immer zu essen haben für sich und die Brüder. — Aber Wenige, wenn sie den Boden bearbeiten, haben Zeit oder lieben es, den flüchtigen Hirsch zu verfolgen oder den Büffel zu tödten. Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir lieben den Frieden; und wenn Ihr willig seyd, den weißen Friedenspfad mit unserem Volk zu wandeln, so wird es die Herzen unserer Weiber und Kinder vergnügt machen, und wir wünschen dann, daß Ihr den rothen Kriegspfad verlasset und kommet auf den Pfad, der weiß ist, und sehet unser Volk und unsere Städte, Dörfer und Wigwams. Wenn wir Freunde sind, werden wir immer die Mahlzeit mit einander theilen, wenn Ihr hungrig zu uns kommt. — Wenn Ihr mit uns den Friedenspfad wandelt, werdet Ihr immer Korn, weißes Mehl, süßen Zucker und das braune Wasser ***), auch Fleisch von allerlei Sorten bekommen, und Ihr könnt Eure Felle, Pferde und Esel, so wie andere Dinge, dagegen vertauschen, und Eure Weiber und Kinder, wenn sie hungrig sind, wissen dann, wo sie erhalten, was ihrem Herzen Freude macht.

Ich mache nun diesen Vorschlag:

1) Meine Landsleute haben die Erlaubniß, zu gehen, zu reisen, wo es ihnen beliebt, und darf ihnen kein Leid gethan werden, sondern Ihr gewährt ihnen überall Schutz. Dagegen kann Euer Volk kommen zu unseren Wigwams und Städten ohne Furcht und kann gehen, wohin es ihm gefällt, und soll beschützt seyn, so lange es auf dem weißen Pfade wird wandeln.

2) Ihr, die Häuptlinge, und Euer Volk werdet uns beistehen und anzeigen, wenn schlechtes Volk und rothe Gesichter vom anderen Stamme Pferde stehlen und andere Uebelthaten beabsichtigen, und wir thun ein Gleiches, wenn Ihr angegriffen seyd.

3) Ich will senden Männer mit dem Dinge, was, wie die rothen Gesichter sagen, das Land stiehlt †), und will vermessen diese ganze Gegend und die San-Saba, so wie die ganze Gegend weiter hinauf an dem Concho und anderen Gewässern, so daß wir kennen lernen die Gränzen, wohin wir gehen können und den Boden bearbeiten. Und wenn Ihr nach Ueberlegung mit Eurem Volk gewillt seyd, den Abschluß dieses Vertrages zu machen, so will ich Euch und den Kriegern und Weibern Geschenke geben in Menge, wie Ihr sie wünscht, oder sie abmessen nach weißen Metallstücken, die wir Dollars nennen, und geben so viel, als 1000 und einige werth sind.

Aber ich mache den Vertrag nicht, um Euch aus dem Lande Eurer Väter zu treiben; — mein Volk wird seine Wohnsitze unter Euch aufschlagen, wo es den Boden passend findet, um Korn und andere Dinge zu pflanzen, und wir werden bei einander wohnen und leben wie ein Volk von Brüdern. Denn was wir nehmen von dem Lande, ist wenig, und Vieles bleibt Euch dann übrig zu Eurem beständigen Wohnsitze. Ihr bauet kein Korn und ziehet keine zahmen eßbaren Thiere, sondern Ihr lebt von der Jagd und setzt heute hier und morgen anderwärts Eure Zelte, gemacht aus den Häuten der Büffel. — Wenn der Büffel nach Norden und der flüchtige Hirsch in den Wald zieht, wenn Ihr kein Wild mit dem Bogen erlegt, wenn das Gras verdorrt oder vom Feuer verzehrt ist, wenn Eure Pferde vom Fleische gefallen und der Nordwind Euch in den Zelten gebannt hält, dann kommt zu meinem Volke und tauscht Euch zu leben ein, was es erzielt hat. Manche von Euch müssen jetzt Tage lang hungern, — dann habt Ihr immer vollauf zu essen, denn unser Volk wird auf geringem Raume mehr bauen, als es braucht zu den Mahlzeiten.

Ich kann von hier aus den Punkt noch nicht bestimmt angeben, wo ich die Wigwams und Häuser mit einem Theile meines Stammes zunächst aufzu-

*) In Neu-Braunfels, jetzt von 3500 Einwohnern bevölkert.

**) In Friedrichsburg, jetzt mit über 1000 Deutschen bevölkert.

***) Kaffee, tohnahpa.

†) Der Kompaß.

schlagen gedenke, aber es wird zuerst irgend wo nahe oder an dem Wasser seyn, welches Ihr Llano nennt.

Ich wünsche, Ihr möget darüber nachdenken, was ich sage.

Wenn unser Volk länger mit Eurem zusammen gelebt hat und wir kennen einander, so mag es geschehen, daß Einige sich verheiraten wollen. Bald werden die jungen Krieger unseres Stammes Eure Sprache erlernen. Wenn sie dann geneigt sind und kommen überein, sich zu heiraten, so weiß ich kein Hinderniß, und unsere Völker werden desto stärkere Freunde seyn.

Wenn wir mit dem Vertrage übereinkommen, so werde ich die Geschenke holen und bereit seyn, mit Euch zu reden und den Vertrag feierlichst zu unterzeichnen, spätestens, wenn zweimal nach diesem die Scheibe des Mondes sich füllte. Ich hoffe, Ihr wollt mit uns übereinkommen, und ich rufe die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, zum Zeugen, daß ich nicht mit gespaltener Zunge gesprochen! — Ich habe meinen Brüdern nichts mehr zu sagen. Ich höre, was meine Brüder mir antworten."

Im Council am 2. März ertheilte darauf der Häuptling Mo-pet-chu-se-pé (alte Eule) folgende Antwort:

„Mein Freund und Vater ist einen weiten Weg gekommen, mich zu sehen — ich habe sein Wort gehört, und ich glaube und vertraue dem, was er gestern im Rathe den Häuptlingen sagte. Die Herzen meines Volkes sind erfreut, da sie den Worten meines Vaters gestern gelauscht haben.

Ich sah einen schwarzen Rand unter dem Nagel meines Fingers zuvor, aber heute sehe ich, daß er weiß ist. Mein Herz freut sich, das Volk zu sehen, das so weit her kam über das große Wasser, freut sich, daß dies Volk kommt, uns zu besuchen.

Ich habe gesprochen zu meinem Volke — ich habe berathen mit den Kriegern und alten Männern. Wir werden den Kriegsstand verlassen und den weißen Pfad des Friedens wandeln mit Eurem Volke, wie mein Vater gestern vorschlug, und ich werde Alles thun, was ich kann, daß wir für immer auf diesem Pfade bleiben, wenn wir einmal abgeschlossen.

Aber ich sehe etwas, was meinem Herzen nicht lieb ist, wenn Ihr die Wigwams jetzt auflegt an dem Wasser, das Ihr den Llano benennt. Mein Volk hier, — wir haben nichts dagegen, aber ich sehe nicht alle meine Krieger — viele sind dem Büffel gefolgt, und viele gingen auf dem rothen Pfade dorthin, wohin die Sonne sich zur Erde neigt.*) Ich habe zu ihnen zu reden im Rathe, — dann werde ich feste Antwort geben. Ich weiß, daß das Volk, welches sich Texaner nennt, eine Gränze ziehen will zwischen uns und den bleichen Gesichtern, und ich will zuvor reden mit allen übrigen weiter entfernten Stämmen der Comanches, denn ich will nicht etwas versprechen und dann mein Wort brechen. Eines weiß ich, — das Volk an der anderen Seite des rothen Flusses (Red river) habe Unrecht gethan.**) Wenn die Comanches zusammenkommen, sobald das Gras wiederum aufsprießt, hoffe ich, alle diese Schwierigkeiten besiegt zu haben. Meine Absicht ist, unter allen Umständen an dieser Seite des Wassers, welches die Amerikaner Brazos nennen, im Friedenspfade zu wandeln. Unsere Männer auf dieser Seite am rothen Flusse verließen uns auch nicht, als wir den Kriegspfad mit den Texanern betraten. Doch haben wir nichts damit zu thun, wenn sie auf der anderen Seite Unrecht thun oder erleiden. — Ich habe nichts mehr zu sagen."

Hierauf erwiederte der Commissair, Frhr. v. Meusebach:

„Mein Bruder hat gesprochen — ich habe seine Rede gehört und erwogen. Die Herzen unserer Weiber und Kinder werden erfreut seyn, sie werden lauschen den Worten des Friedens, welche mein Bruder gesagt hat. Mein Bruder hat nichts dagegen mit seinem Volke, wenn wir zunächst an dem Wasser des Llano die Zelte und Häuser errichten, und die Länder weiter hinauf, wo sie tauglich sind, abstecken. Wir werden uns mit unsern Weibern und Kindern dort sofort niederlassen an dem ersten Wasser. Mein Bruder will den weißen Pfad wandeln in Frieden mit unserem Volke. Er wird sprechen mit den übrigen Kriegern seines Stammes, und sie werden die Worte ihres Häuptlings hören.

Mein Bruder spricht von einer Gränze zwischen den rothen und bleichen Gesichtern — ich verachte nicht die rothen Brüder, weil sie dunkler gefärbt sind, und stelle nicht die weißen höher, weil sie heller sich ansehen.

Wenn unser großer Vater und Präsident eine Gränze ziehen will, so mag er sie ziehen. Wir werden die Gränze nicht sehen, weil wir Brüder sind und neben einander wie Brüder wohnen wollen. Mein Volk hat nichts mit den rothen Gesichtern auf der anderen Seite des Brazos zu thun. Wir gehen nicht nach Aufgang der Sonne, sondern wir gehen nach Westen. Unsere Krieger sind kriegslustig und kriegsgewohnt, unsere Waffen nicht eingerostet; wir begehren keinen Frieden mit anderen Stämmen als mit Euch, meine Brüder! — mit den tapferen Comanches im Westen. Wenn Ihr daher uns unterstützt, wie wir Euch unterstützen, mit uns den weißen Pfad beständig offen erhaltet, ist es genug!

Ich habe geredet."

Schluß-Antwort des Häuptlings Mo-pet-chu-se-pé:

„Mein Herz ist froh, zu hören, was mein Bruder mir sagte. Ich werde kommen mit einem Volke nach dem Platze, welchen Du nennst „Friedrichsburg", sobald zweimal die Scheibe des Mondes sich gefüllt hat. Wenn Du bereit bist, uns zu empfangen, sende den Boten, den wir kennen und den wir glauben konnen, daß er von Dir gesandt ist, und wir werden kommen und den Friedensvertrag abschließen, wie Du gewünscht hast.

Ich habe gesprochen."

*) Nach Meißke.

**) Bezieht sich auf den Verrath, der früher von den Texanern in San Antonio gegen versammelte Indianer-Häuptlinge verübt worden ist, die man erst zu einem Friedensschluß eingeladen hatte und dann meuchelmörderisch niedermetzeln ließ.

Mannigfaltiges.

— Zahl und Abnahme der Geistlichen in Europa. Herr Moreau de Jonnès theilt in der kürzlich erschienenen zweiten Abtheilung der Elémens de Statistique folgende Notizen über die Zahl und die Abnahme der Geistlichen in Europa mit: „Merkwürdige Veränderungen haben sich im Schoße dieser mächtigen Corporation zugetragen, die vor der französischen Revolution den dritten Theil oder gar die Hälfte alles Grundeigenthums besaß und mit dem Adel die lehnsherrlichen Rechte theilte. Im J. 1757 zählte der Abbé Saint-Pierre in Frankreich 40,000 Pfarrer, 60,000 andere Priester, 100,000 Mönche und 100,000 Nonnen; zusammen 300,000 Personen geistlichen Standes, oder 1 auf 67 Einwohner. Im J. 1829 zählte die Geistlichkeit 10... Mitglieder, oder 1 auf 280 Einwohner. Sehr viele und mannigfache Ursachen haben seit dem 16ten Jahrhundert dazu beigetragen, die Zahl der zur Geistlichkeit gehörenden Personen nach und nach außerordentlich zu vermindern. Vergleicht man die Zahlen mit einander, so ergiebt sich, daß im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung die Geistlichkeit sich vermindert hat:

in Rom, in 65 Jahren, um drei Fünftel;
„ Portugal, in 31 Jahren, um fünf Sechstel;
„ Bayern, in 28 Jahren, um zweiundzwanzig Dreiundzwanzigstel;
„ Sicilien, in 51 Jahren, um mehr als die Hälfte;
„ Frankreich, in 67 Jahren, um mehr als vier Fünftel;
„ der Schweiz, in 37 Jahren, um ein Drittel;
„ England, in 133 Jahren, um beinahe zwei Drittel;
„ Rußland, in 33 Jahren, um weit mehr als ein Drittel;
„ Dänemark, in 20 Jahren, um die Hälfte und darüber;
„ Schweden, in 60 Jahren, um ein Drittel.

Der größte Theil dieser Abnahme hat die katholische Geistlichkeit getroffen: in funfzig Jahren hat sie sich in sechs europäischen Staaten um 855,000 Priester, Mönche und Nonnen vermindert."

— Die assyrischen Alterthümer in Nimroud. Mit Bezug auf die in Nr. 81 des Magazins geschilderten Bildwerke aus Nimroud in Assyrien, von denen (wie wir dort erwähnten) eine Anzahl im British Museum aufgestellt ist, macht der englische Bildhauer, Herr Westmacott, im Athenaeum bemerklich, daß sie mit Unrecht „marbles" — Marmorwerke — genannt würden, indem das Material kein Kohlen-, sondern ein Gyps-Kalkstein sey. In einem vom Journal de Constantinople mitgetheilten Schreiben des Hrn. Layard (der die englischen Ausgrabungen leitet), aus Mossul vom ... d. J., berichtet derselbe, daß er bis in das Innere von acht Kammern gedrungen und dort unter Anderem vier Paar geflügelte Stiere von gigantischer Form gefunden habe. Unter den neu entdeckten Basreliefs befinde sich auch das einer großen, von den Wassern eines Stromes umgebenen und von Palmbäumen beschatteten Stadt, welche das alte Babylon zu seyn scheine. Auf einem anderen Bilde sieht man das Meer, von vielen Schiffen bedeckt, auf einem dritten Berge mit Weinreben, oder mit Fichten und Kiefern u. s. w. Der neu zu Tage gekommene Central-Palast scheine von ungeheurem Umfang zu seyn und würde, um völlig durchforscht zu werden, große Geld- und Arbeitskräfte erheischen. Völlig verschieden seyen übrigens diese Bildwerke in Styl sowohl als Ausführung von denen in Khorsabad (wo bekanntlich die Franzosen unter Botta die Ausgrabungen leiten). Major Rawlinson, der immer mehr Fortschritte im Lesen der dortigen Keilschrift macht, will bereits festgestellt haben, daß der in Nimroud zuerst entdeckte Palast von Ninus erbaut sey, und daß der aufgefundene Obelisk eine Inschrift enthalte, wodurch die Thaten eines der Söhne des Ninus, welcher den Central-Palast erbaut, verewigt würden und zugleich angegeben werde, daß man dreißig Jahre lang an den Verschönerungen dieses Palastes gearbeitet habe. Mit den durch die heilige Schrift festgestellten Jahreszahlen, namentlich in Bezug auf die Sündfluth, sollen diese Entdeckungen einigermaßen in Widerspruch seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 105. Berlin, Donnerstag den 2. September 1847.

Rußland.

Fürst Karl Lieven.

Eine uns aus Dorpat zugegangene und vom Professor der Theologie an der dortigen Universität, Dr. Friedrich Busch, verfaßte Denkschrift *) schildert das Leben und Wirken eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren hindurch mit Ehren an der Spitze jener Hochschule stand, die als Haupt-Trägerin der deutschen Nationalität in Rußland die Aufgabe hat, als Vermittlerin zwischen dem slavischen und germanischen Element zu dienen und zugleich die geistige Verbindung der losgerissenen Glieder des ehemaligen deutschen Reichs mit dem Mutterlande aufrecht zu halten.

Der Fürst Karl Lieven war aus einem altadligen Geschlecht entsprossen, das seinen Ursprung von dem zum Christenthum bekehrten Livenkönige Caupo ableitet und schon seit dem dreizehnten Jahrhundert in der Geschichte von Liefland und Esthland genannt wird. Seine Mutter, Charlotte Margarethe, Tochter des General-Lieutenants von Graugreben und Gemahlin Otto Heinrich's von Lieven, der im J. 1781 als General-Major der Artillerie zu Kijew starb, ward 1783 durch Katharina II. nach St. Petersburg berufen, um die Erziehung ihrer Enkelinnen, der Töchter des damaligen Großfürsten Paul, zu übernehmen, wozu in der Folge noch die beiden jüngeren Großfürsten Nikolaus und Michael kamen. In dieser Stellung wußte Frau v. Lieven sich das Wohlwollen nicht nur der kaiserlichen Aeltern, sondern auch ihrer Zöglinge in einem so hohen Grade zu erwerben, daß selbst die, welche später zum Thron gelangten, nicht aufhörten, ihr bis zum Tode die innigste Liebe und Verehrung zu weihen, wie es besonders der jetztregierende Kaiser dadurch bewies, daß er sie am Tage seiner Krönung in den russischen Fürstenstand erhob — eine Auszeichnung, welche ihre ganze männliche Descendenz mit ihr theilte. Sie starb zu St. Petersburg am 24. Februar (7. März) 1828, im 85sten Jahr ihres Alters, nachdem sie, wie der Minister Uwarow in seiner „Hommage à Mme. la Princesse de Lieven" versichert, während eines fünfundvierzigjährigen Hoflebens sich weder einen Feind gemacht, noch einen Freund verloren hatte — ein seltener Lobspruch, der in der drückenden Atmosphäre der conventionellen Formenwelt gewiß nur von Wenigen verdient wird!

Von den drei Söhnen, welche diese ausgezeichnete Frau hinterließ, war der zweite, Christoph, viele Jahre lang Botschafter in London, wo er unter Anderem den Traktat vom 6. Juli 1827 abschloß, der die Schlacht von Navarin herbeiführte und die Unabhängigkeit Griechenlands sicherte; der dritte, Johann, kommandirte in den Feldzügen von 1813—14 eine russische Division bei der Armee des Fürsten Blücher und focht an der Katzbach und bei Leipzig. Karl, der älteste, ward am 1. (12.) Februar 1767 geboren und trat nach damaligem Gebrauch schon in seinem vierten Jahre als Korporal bei einem Füsilier-Regiment in Militairdienst, machte seine ersten Feldzüge in der Türkei unter Potemkin und in Polen unter Suwarow und erhielt für seine beim Sturm von Praga gezeigte Tapferkeit das Georgenkreuz. Kaiser Paul ernannte ihn schnell nach einander zum General-Major, General-Lieutenant und Militair-Gouverneur von Archangel, aber schon im Dezember 1801, wenige Monate nach der Thronbesteigung Alexander's, nahm er, angeblich wegen leidender Gesundheit, den Abschied, um im Schoße seiner Familie ganz dem häuslichen Glücke zu leben, welches er durch seine Verheiratung mit einer Baronesse v. Osten-Sacken, dem einzigen Kinde eines würdigen kurländischen Edelmannes und ehemaligen preußischen Kavallerie-Offiziers, gegründet hatte.

Der Krieg von 1812 scheuchte den Grafen Lieven aus seiner Ruhe auf. Kurland, wo er mit seiner Familie auf dem ihm von seiner Gemahlin zugebrachten Gute Senten wohnte, war zuerst von den Franzosen bedroht, und er eilte, sich nach Petersburg zu flüchten, ohne zu ahnen, daß ihm dort nach eilfjähriger Zurückgezogenheit eine glänzende Laufbahn bevorstehe. Seine religiösen Ansichten, die sich während dieser Zeit mit Entschiedenheit entwickelt hatten, veranlaßten ihn, einen thätigen Antheil an der im Dezember 1812 errichteten russischen Bibel-Gesellschaft zu nehmen, zu deren Direktor er in ihrer ersten General-Versammlung erwählt wurde, und ein noch größerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm, als ihn Alexander zum Präsidenten des evangelischen Reichs-General-Konsistoriums und an der Stelle des berühmten Klinger zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks ausersah.

*) Der Fürst Karl Lieven und die kaiserliche Universität Dorpat unter seiner Oberleitung. Dorpat und Leipzig, 1846. 178 S. 4.

Das Jahr 1817, wo ihm die Pflege und Vertretung der damals noch so jungen, erst 1802 gestifteten Universität Dorpat anvertraut wurde, ist die wichtigste Epoche in seinem Leben. Von dem Rektor dieser Anstalt, dem trefflichen Ewers *), unterstützt, widmete er zwölf Jahre lang alle seine Kräfte ihrer Wohlfahrt, und durch die einflußreiche Stellung, die er bei Hofe einnahm, konnte er Manches zu ihren Gunsten bewirken, das einem Anderen nicht gelungen wäre. Schon im ersten Jahre seines Kuratoriums ward die bei Gründung der Universität ihr ausgesetzte Summe von 120,000 Rub. B. A. jährlich auf 337,710 R. — also beinahe auf das Dreifache — erhöht, und überhaupt flossen von 1818—1830 der Hochschule und den ihr untergeordneten Lehr-Anstalten, neben dem regelmäßig bestimmten Etat, mehr als 1,600,000 Rubel B. A. an außerordentlichen Unterstützungsgeldern zu, die theils zur Errichtung oder Vergrößerung der mineralogischen, zoologischen und chemischen Sammlungen, des botanischen Gartens, der klinischen und anatomischen Institute, der Universitäts-Bibliothek, des Observatoriums u. s. w., theils zu wissenschaftlichen Expeditionen der Professoren nach dem Kaukasus, dem Ural und dem Altai, so wie zu Bildungsreisen der talentvolleren Studirenden ins Ausland, verwendet wurden. Eines der schönsten Geschenke, mit denen er (1824) die Universität erfreute, war der große Frauenhofersche Refraktor, ein zu jener Zeit als einzig in seiner Art dastehendes Kunstwerk, welches zwar nicht weniger als 26,709 Rubel kostete, aber dafür auch den fleißigen Astronomen Struve in den Stand setzte, schon 1827, nach erst zweijähriger Arbeit, einen Katalog von 3112 Doppelsternen zu liefern, unter denen nur 340 bereits von Sir William Herschel verzeichnet waren. Bei so günstigen Verhältnissen konnte sich auch die Zahl der Studirenden, die bei Antritt des Lievenschen Kuratoriums 142 betrug, innerhalb zwölf Jahre bis auf 647 vermehren, nachdem man das Lehrpersonal durch vier neuerrichtete ordentliche Professuren vervollständigt hatte. Weniger vortheilhaft wirkten die, an Frömmelei streifenden, religiösen Tendenzen des Fürsten Lieven auf das ihm untergebene Institut; obwohl ohne Zweifel aus aufrichtiger Ueberzeugung entspringend, waren sie doch keinesweges dazu geeignet, die Sache des Fortschritts und der Aufklärung zu fördern. Aus begreiflichen Gründen schweigt sein Biograph über die nachtheiligen Folgen dieser pietistischen Richtung, die sich indessen in dem angehängten Briefwechsel mit Ewers und einem ungenannten „Dorpatischen Theologen" — wahrscheinlich dem Verfasser selbst — hinlänglich kundgiebt.

Im April 1828 erhielt der Fürst das durch das Ausscheiden des Admirals Schischkow erledigte Portefeuille des Ministeriums der Volks-Aufklärung oder des öffentlichen Unterrichts, welches er bis zum 18. (30.) März 1833 führte, wo er es seinem bisherigen Kollegen, dem Grafen Uwarow, übertrug und sich auf seine Güter zurückzog, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Nur von Zeit zu Zeit besuchte er noch die Hauptstadt, wo er bis zu seinem Tode das hohe Amt eines Reichsraths bekleidete. Seine letzten Jahre widmete er ganz dem Gebet und dem Studium der heiligen Schrift, und Beten war auch die Hauptbeschäftigung des Greises während der langen und schmerzhaften Krankheit, die seinem Hintritt voranging. Dieser erfolgte im Kreise seiner Kinder zu Balgallen in Kurland, am 31. Dezember 1844 nach altem Styl (12. Januar 1845 n. St.), im fast vollendeten 78sten Jahre seines Lebens.

Frankreich.

Großes Universal-Lexikon der Geschichte der Franzosen. **)

(30 Bände à 30 Bogen.)

Durch seine während der letzten Dezennien ausgeführten oder erst unternommenen, seine Geschichte betreffenden Arbeiten steht Frankreich keinem der wissenschaftlich gebildeten Völker nach und geht vielen mit seinem Beispiele voran. Mit Unterstützung der Behörden, oder durch eigenen Trieb, hat sich der forschende historische Geist nach allen Richtungen des Nationalwirkens be-

*) Johann Philipp Gustav Ewers, geb. 1781 zu Amelunxen an der Weser, kam 1803 nach Livland und führte sich durch seine Schrift: Ueber den Ursprung des russischen Staats, so ehrenvoll in die dortige Gelehrtenwelt ein, daß er zum Professor der Geschichte an der Universität Dorpat ernannt ward und zwölf Mal (1818—1830) die Rektorwürde bekleidete. Er starb, erst 49 Jahr alt, am 8. (20.) November 1830, ohne sein Hauptwerk, die „russische Geschichte", vollendet zu haben.

**) Dictionnaire général de l'Histoire de France, par une réunion d'hommes d'Etat et d'hommes de lettres. 30 tomes, chacun de 30 Feuilles à double colonne, grand in 8., livrés par volume de 25 Feuilles. Prix de volume: papier fin, 7 Fr., vélin superfin, 8 Fr. Le recueil sera complètement achevé en six années. Bureaux du Dict. gén. à Paris, rue Neuve St. Augustin, 7.

wegt; er hat die Geheimnisse älterer und neuerer Zeit enthüllt, das so lange erloschene Volksleben wieder angefacht und den Schleier der diplomatischen Geheimnisse gelüftet. Die Geschichte einzelner Stämme hat sich an die Central-Geschichte angereiht. Sitten, Gesetzgebung, kirchliche Institutionen, Literatur und Kunst sind eben so wohl in ihrer Entwickelung beleuchtet worden als Kriege und Friedens-Verhandlungen. Nicht nur haben einzelne Männer den Urquellen nachgeforscht, andere den Zusammenhang oder bestimmte Theile der französischen Geschichte mit Kunstsinn dargestellt, sondern von der Regierung aus wird mit großem Aufwand geistiger Kräfte und Geldmittel die Herausgabe bedeutender Sammlungen veranstaltet oder fortgesetzt.

Wer sich unter diesen Schätzen umsieht, behufs einer literarischen Arbeit oder eigener Belehrung, wünscht sich oft noch ein Hülfsmittel zu den anderen, um diese leichter zu benutzen, nämlich ein Real-Lexikon oder eine Encyklopädie der Geschichte Frankreichs. Diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist die von uns hier angekündigte Unternehmung bestimmt. Eine bedeutende Anzahl Männer, die im Staate, in der Armee, in der Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung behaupten, haben sich zur Ausführung des Vorhabens vereinigt und einzelne Elemente der Geschichte zu behandeln übernommen; so z. B. Herr Paulin Paris, Bibliothekar an der königlichen Bibliothek in Paris, die Geschichte der französischen Sprache; Herr Abbé Darboy, die Kirche und die Kirchen-Versammlungen; Herr Buchez, Verfasser der geschätzten Histoire parlamentaire de la Révolution française, die französische Nationalität und die Kreuzzüge; Herr Amedee Thierry, Verfasser der Histoire des Gaulois, die General-Staaten; Herr Champollion-Figeac, die Paläographie und die Diplomatik; Herr Viennet, Mitglied der Pairs-Kammer, die wichtigen Traktate und die Schlachten; Herr Philarète Chasles die Literatur und das Zeitungswesen u. s. w.

Ein Redactions-Comité von zwanzig Mitgliedern, unter denen mehrere der obengenannten, leitet das Ganze. Um diesem das Gepräge der Einheit aufzudrücken, so wie das Fortschreiten des Unternehmens zu befördern, steht an der Spitze ein Hauptredacteur. Dieses wichtige Amt ist Herrn E. d'Ault-Dumesnil anvertraut, einem Manne, der in den Waffen und auf dem Felde der Literatur erprobt, auf vielen Reisen mit Erfahrungen und Beobachtungen bereichert, das Studium der alten mit dem neueren Sprachen und Völker verbindend, durch Edelmuth des Charakters wie durch Erhabenheit der Ansichten ausgezeichnet, das große Werk durch seine Festigkeit, seine Thätigkeit und die elegante Gewandheit seiner Feder befördern wird.

Zur Deckung der Kosten und Sicherung des Fortganges hat sich eine Gesellschafts-Handlung gebildet, deren Statuten den Theilnehmern, so wie den betheiligten Schriftstellern und dem lesenden Publikum Sicherheit gewähren. Wünschen wir den wißbegierigen Lesern Glück, den Unternehmern Muth, Beharrlichkeit und Theilnahme.

Der Sundzoll in Beziehung auf Königsberg.

(Meist nach Archivs-Quellen.)

(Fortsetzung.)

Den achtjährigen Krieg zwischen Dänemark und Schweden beendigte der Friedensschluß zu Stettin im J. 1570. Die vom Könige in seinem Bescheid gestellte Bedingung war mithin erfüllt; sein daran geknüpftes Versprechen aber erfüllte er nicht. Die einträgliche Abgabe ward nicht nur beibehalten, sondern nun auch von Lübeck gefordert, welches bis dahin Zollfreiheit genossen hatte. Der König nämlich hatte während seiner Kriegsbedrängnisse auch viele andere Hansestädte auf die Beendigung des Kriegs vertröstet; alle aber täuschte er, denn er kannte sehr wohl die zunehmende Schwäche des Hanseatischen Bundes und seine Unfähigkeit, das, was ihm an Rechten entzogen wurde, mit offener Gewalt wieder zu erringen.*) Aber auch die anderen Nationen behandelte er nicht besser. Gegen die Schweden, denen er im Stettiner Vertrag ausdrücklich völlige Zollfreiheit zugesichert hatte, erlaubte er sich die empörendsten Ungerechtigkeiten; durch allerlei geschickte Machinationen wußte er ihr Privilegium zu einer glänzenden Täuschung zu machen. In Bezug auf die Holländer erfahren wir, daß einigen ihrer Schiffe, die mit Salz beladen nach Preußen hatten segeln wollen, ein noch stärkeres Lastgeld, als das in Kriegszeit bestimmte, abgefordert worden war. Sie konnten daher, ohne bedeutenden Verlust zu erleiden, den Sund nicht passiren und sahen sich zur Rückkehr genöthigt. Weil nun dadurch, da man auf die Zufuhr der Holländer gerechnet hatte, in Preußen bald ein großer Mangel an Salz eintrat, so ersuchte der Herzog den König in höchst demüthigen Ausdrücken, er möge den Holländern, die jährlich Salz nach Preußen brachten und von da Getraide mitzunehmen pflegten, die Fahrt durch den Sund durch so schwere Auflagen fernerhin nicht unmöglich machen, und um dem jetzigen Mangel dieses wichtigen Lebensbedürfnisses bald abzuhelfen, möge er einigen beauftragten Königsberger Bürgern den Einkauf im Sund und die zollfreie Verschiffung des Salzes nicht verwehren. Der König mag dies erlaubt haben; allein selbst solche Waaren, die der Herzog für seine eigene Person und für seinen Hofstaat aus anderen Ländern kommen ließ, wurden nur dann durch den Sund zollfrei durchgelassen, wenn für sie ein Beglaubigungsschein vom Herzog selbst vorgezeigt werden konnte. Bei allem dem fielen Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten in Menge vor; es fehlt nicht an Beispielen, daß der dänische Befehlshaber im Sund Schiffe geradezu kaperte.

*) Ihrer Klagen erwähnt Sartorius a. a. O. S. 112 ff.

Der Herzog wagte es eine Zeitlang schon gar nicht mehr, die Zo[illegible] für Königsberg als ein unbedingtes Recht in Anspruch zu nehmen; [illegible] sich in seinem Schreiben an den König nur auf die früheren Klagen [illegible] schwerden, und fügte dann wohl die Bitte hinzu: der König möge [illegible] in der Zukunft die herzoglichen Unterthanen nicht über die bisherig[illegible] des Lastgeldes weiter beschweren. Man ertrug nun schon den Mißbr[illegible] dänischen Krone, der nach dem früheren Versprechen des Königs eine [illegible] Ungerechtigkeit war, als ein Uebel, dessen man sich nicht entschlagen [illegible] Natürlich aber mußten solche stillschweigende Zugeständnisse der Dän[illegible] Könige Muth zu noch stärkeren Bedrückungen geben. Der Herzog [illegible] zwar späterhin noch einmal den Versuch, Friedrich an sein gegebene[illegible] sprechen, durch welches den Königsberger Handeltreibenden nach Be[illegible] des Schwedenkriegs Zollfreiheit zugesichert worden, zu erinnern und [illegible] füllung dieser königlichen Zusage zu bitten. Der König aber schützte [illegible] theils seyen ihm die im Kriege aufgewandten Kosten bei weitem [illegible] ersetzt, theils bedürfe er jährlich auch jetzt noch einer bedeutenden [illegible] zur Abwendung der Seeräubergefahren, wozu beizusteuern im Inter[illegible] Handeltreibenden liege. Damit hatte er nun freilich die Abschaffun[illegible] geldes beliebig sehr ins Weite hinausgeschoben, und konnte sein Vor[illegible] nicht für hinreichend gelten, so hatte er doch immer die Gewalt [illegible] Seite. Fernere Klagen und Einwendungen wurden daher von ihm [illegible] nicht weiter beachtet.

Nicht besser ging es den übrigen Hansestädten. Ihre Deputationen [illegible] so einflußreich selbst in den Verhältnissen Dänemarks, konnten jetzt [illegible] beim Könige, noch bei seinem Finanz-Minister, Peter Oxe, mehr zur An[illegible] gelangen; ihre bei Kaiser und Reich eingerrichten Klagen und Vorstell[illegible] halfen eben so wenig. Gewaltsam hielt Friedrich seine Anmaßungen a[illegible] ohne auch nur den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu suchen. Bei sei[illegible] Tode (1588) hinterließ er Dänemark allerdings in einem für die damalig[illegible] Verhältnisse ziemlich blühenden Zustande; er hatte die Errichtung einer [illegible] macht vorbereitet, aber dabei den Handel der Hansa durch schlaue Politik [illegible] untergraben gewußt, indem er eine Stadt der anderen durch Zollbegünstigun[illegible] gen vorzuziehen schien, wodurch es ihm gelang, unter den Städten selbst Ne[illegible] und Zwietracht anzuregen und ihr Handels-Monopol in den östlichen Meer[illegible] durch eine Zertheilung ihrer Kräfte in immer engere Schranken zu bringen.

Nach Friedrich's Tod und während der Vormundschaft über den jun[illegible] König Christian IV. dauerten die alten Ungerechtigkeiten ungestört fort. [illegible] der Lastzoll, diese Quelle unaufhörlicher Beschwerden, zwar immer noch [illegible] dert, jedoch auf eine geordnete und mit weniger Willkürlichkeiten [illegible] Weise erhoben wurde, so scheint man sich allmälig gefügt zu haben, [illegible] Geltendmachung aller Rechte und Privilegien für günstige Zeiten aufz[illegible] Im J. 1596 trat Christian die Regierung selbst an. In der ersten [illegible] ner Regentschaft bereitete er durch Bildung einer Seemacht und Be[illegible] des dänischen Handels die Erhebung seines Reiches zu einer Han[illegible] erster Größe vor. Klagen in Betreff des Sundzolls scheinen wenige [illegible] vorgekommen zu seyn.*) Auch nahmen jetzt die religiösen Interessen [illegible] bald ausbrechende deutsche Glaubenskrieg die politischen Kräfte zu sehr [illegible] spruch, als daß man Maßregeln in Betreff des Sundzolls mit Nachdruck [illegible] ergreifen können. Doch hatte der Krieg einen bedeutenden Einfluß auf [illegible] Stellung der Mächte in Bezug auf die Verzollung ihrer Schiffe und [illegible] zu Helsingör. Je mehr Christian seiner Marine vertrauen durfte, desto [illegible] stellte er die Tarife. Die Gesandten, die deshalb mit Vorstellungen an [illegible] Hof abgefertigt wurden, zumal die der Hanseaten, entließ er häufig mit [illegible] müthigenden Antworten. Während seines Krieges mit Schweden (1611—1[illegible] verbot er allen Hansestädten den Handel mit diesem Reiche völlig, und jede Unternehmung, die seinen Plänen entgegenlief, ahndete er an ihnen durch Erschwerung ihres Handels. Als eine Corporation erkannte er die Hansa [illegible] gar nicht mehr an. Jede gültige Freiheit und Erleichterung einer [illegible] in Bezug auf den ihm zu entrichtenden Zoll mußte von ihm erbeten und durch ähnliche Konzessionen für seine Unterthanen erkauft werden. In den letzten Jahren seiner Regierung nahmen diese Bedrückungen und Ungerechtigkeiten auf eine empörende Weise noch zu: die alten Zoll-Auflagen wurden nicht nur erhöht, sondern nach Willkür auch ganz neue auferlegt.**) Diese [illegible] Bedrückungen aber und die geschickte Leitung des immer mehr erblühenden [illegible] nischen Aktivhandels wirkten natürlich bedeutend auf die im J. 1630 [illegible] erfolgte Auflösung des Hansebundes hin. Der größte Theil des Handels [illegible] der Nord- und Ostsee ging nun auf die Niederlande über.

Das Herzogthum Preußen scheint im Vergleich mit den anderen Han[illegible] städten noch auf eine ziemlich mäßige Weise behandelt worden zu seyn. [illegible] war seit alter Zeit hergebrachte Gewohnheit, solche Waaren und Kau[illegible] die für die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes spedirt wurden, zollfrei [illegible] Lande passiren zu lassen. Friedrich II. hatte sie auch stets beobachtet, [illegible] die Schiffe nur die gehörigen Certifikate über die Ladung mit sich [illegible] Dennoch machte Christian IV. im Frühjahr 1634 den Versuch, eine [illegible] dung, die sich der Kurfürst Georg Wilhelm aus Köln kommen ließ, nach [illegible] gewöhnlichen Zollsätze besteuern zu lassen. Auf die deshalb ergangene Beschwerde des Kurfürsten befahl er zwar, den erhobenen Zoll zurückzu[illegible] doch sah sich dieser genöthigt, bei jeder späteren Weinsendung, um solchen [illegible]

*) Wir haben aus dem Jahre 1598 einen Reseß über eine zu Kopenhagen [illegible] Verhandlung der dänischen Reichsräthe mit den Gesandten der Hansestädte, wegen [illegible] mirung der Hansischen Privilegien in Dänemark, und namentlich auch des Odenseer [illegible] zesses, woraus man sieht, mit welchen Deuteleien über diesen Vertrag man dänisch[illegible] Seits umging, um einer Confirmation des Gesammt-Inhalts wo möglich auszuweichen.

**) Scheere, S. 18, erwähnt derselben mehrere.

annehmlichkeiten vorzubeugen, ein beglaubigtes Schreiben der Sendung selbst vorangehen zu lassen.

Als nun aber im J. 1644 die Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß näher trat, wurden auch die alten Klagen über die Belästigungen des Handels im Sund und damit auch zugleich die alten Forderungen von Freiheiten wieder vernehmbar. Man versprach sich jetzt um so mehr einen günstigen Erfolg, da ein kräftigerer Geist sie leitete; denn wie der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die verwickeltsten Verhältnisse zur Belebung des preussischen Handels und zur Kräftigung und Förderung seiner gewerblichen Interessen geschickt und mit umsichtiger Klugheit zu benutzen verstand, so erkannte er auch die Wichtigkeit dieser Handels-Angelegenheiten in allen ihren Beziehungen und widmete ihnen eine außerordentliche Sorgfalt. Da sich die Bitten der Königsberger wegen Reduction des Zollsatzes und wegen Gleichstellung mit den anderen Völkern und Städten, namentlich den Danzigern, immer wieder erneuerten, so beauftragte er die Regierung zu Königsberg, ihm in Bezug auf die Stellung der Danziger Kaufleute im Sund einen genaueren Bericht abzustatten. Die Danziger besaßen, wie die Königsberger, alte Versprechungen und Zusicherungen der Privilegien, eine der ältesten in einer glaubhaften, besiegelten Urkunde aus dem Jahre 1535 vom König Christian III., wonach sie „freien Paß durch den Sund und sonst auf Schonen den Heringsfang nach Vermögen ihrer Privilegien auf Handlung, Kaufmannschaft und Verkehr sehlich (d. h. friedlich) und sicher haben sollten.“ Der König hatte den Danzigern diese Begünstigung deshalb als ein besonderes Zeichen seiner Gnade und Geneigtheit ertheilt, weil die Gesandten Danzigs bei den während der Belagerung Kopenhagens zwischen seinen Abgeordneten und denen der Hansestädte (besonders Lübecks) stattfindenden Friedens-Verhandlungen sich dem Interesse des Königs geneigt bewiesen. Dieser hatte, wie damals die Danziger Gesandten berichteten, ausdrücklich erklärt: „er wolle uns, dieweil wir uns aller Gebühr gehalten, deß überall mit allen sonderlichen Gnaden gedenken, daß wir deß einen guten Gefallen tragen sollen.“ Es waren dies Alles aber nur glatte Worte; von Allem, was versprochen war, kam vorerst nichts zur Ausführung, denn wir finden, daß schon zwei Jahre darauf die Danziger darüber Klage erhoben, daß man ihnen die freie und privilegirte Fahrt durch den Sund verwehre, daß Schiffe und Güter Danziger Kaufleute unter allerlei Vorwänden mit Beschlag belegt worden seyen u. s. w. Da man nun Nachricht hatte, daß Hamburg, Bremen und einige andere Hansestädte auf ihre Gesuche freie Fahrt durch den Sund zugestanden erhalten hatten, so machten auch die Danziger auf eine gleiche Begünstigung Anspruch und forderten, „daß alles das, was einem anderen, vielleicht minder Verdienten gestattet worden, auch uns und dieser Stadt nicht verweigert oder verschlossen werde.“ Sie wandten sich zunächst an den Herzog von Preußen, dessen Einfluß beim dänischen Könige sie kannten, mit der Bitte, er möge ihre Klagen und Gesuche durch seine Gesandten, die sich damals eben in Dänemark befanden, beim Könige vortragen und befürworten lassen. Der Rath von Danzig schrieb dabei dem Herzog: Er sehe sich nothwendig veranlaßt, so bald als möglich selbst auch an den König einen Botschafter abzufertigen, um ihn „solcher unserer gemeinen Privilegien, auch derwegen geschehener tröstlicher und ganz gnädiger Zusage inständiges Fleißes zu erinnern und um Abhülfe der Beschwerdepunkte zu bitten. Man hoffe, der König werde sich der Billigkeit gemäß verhalten.“ Ob diese Hoffnung erfüllt wurde und die eingelegte Bitte einen Erfolg gehabt, wissen wir nicht, eben so wenig hat sich ermitteln lassen, wie es mit der Zollfreiheit der Danziger im Jahre 1644 stand. (Schluß folgt.)

England.

Tod im Leben. *)

Der Vorfall, den ich hier erzähle, ist von so ungewöhnlicher und seltsamer Natur, daß ich damit anfangen muß, die Wahrheit desselben auf das bestimmteste zu versichern. Die Personen, die dabei betheiligt waren, sind noch am Leben, und ich habe es daher aus nahe liegenden Gründen für rathsam gehalten, einige Umstände zu verschweigen; aber die Begebenheit selbst hat sich genau so ereignet, wie sie hier mitgetheilt wird.

In einer freundschaftlichen Gesellschaft, bei der ich gegenwärtig war, kam im Laufe des Gesprächs auch der Magnetismus aufs Tapet. „Dieses Thema“, begann der Capitain H., „ruft mir einen Vorfall ins Gedächtniß zurück, den ich selbst erlebt habe und der so grausenerregend war, daß ich mich noch immer nicht ohne Schrecken daran erinnern kann. Im magnetischen Zustande, wie in dem durch Einathmung der Aetherdämpfe hervorgebrachten, wird das Gefühl des Schmerzes völlig betäubt: bei mir trat jedoch einst das Gegentheil ein. Die Bewegungskraft allein wurde paralysirt; die Gefühlsnerven blieben unberührt, aber alle Muskelthätigkeit hörte vollkommen auf.

„Ich befand mich damals gerade bei meinem Regiment. Der Anfall geschah so plötzlich, daß ich wie ein Schlafender auf dem Sofa zurücksank. Ich versuchte, nach Hülfe zu rufen, aber es war mir unmöglich. Ich konnte mich nicht rühren — ich konnte meinen Arm nicht bewegen und nicht einmal die Augen öffnen. Ich vernahm deutlich alle Töne um mich her — ich hörte jeden Fußtritt auf der Treppe, aber allem Anschein nach war ich völlig leblos.

„Wie lange ich in diesem Zustande lag, weiß ich nicht anzugeben. Die Augenblicke wurden mir zu Stunden. Jeder Fußtritt, den ich hörte, ward als Omen baldiger Erlösung begrüßt; aber nicht eine Seele kam in mein Zimmer — die Fußtritte gingen alle mit grausamer Gleichgültigkeit an meiner Thür vorbei. Endlich, nach so vielen getäuschten Hoffnungen, vernahm ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Stimme meines Vetters Karl und eines anderen Offiziers; ich hörte sie an der Klinke greifen und lärmend ins Zimmer hineinstürzen.

„Sie glaubten zuerst, daß ich schliefe oder mich schlafend stelle, und schüttelten mich derb — natürlich ohne mich aufwecken zu können. Sie zogen mich bei den Haaren — ich blieb unbeweglich. Sie stachen mich mit Nadeln; ich hätte zucken mögen, war jedoch in lebloser Erstarrung festgebannt. Endlich fingen sie an zu argwöhnen, daß mir etwas zugestoßen sey. Aber ich war ja noch warm! Nach wiederholten fruchtlosen Bemühungen, mich ins Leben zurückzurufen, schickten sie zuletzt zum Regiments-Chirurgen. Er kam, untersuchte mich, und ich hörte ihn zu meinem Schrecken ausrufen: „Ich fürchte, daß er nicht mehr ist!“

„So würde ich also lebendig begraben werden! Man wird begreifen, was ich bei einem solchen Gedanken empfand — welche Anstrengungen ich machte, um ihnen zu sagen, daß ich nicht todt sey, daß ich Alles höre, was vorgehe; aber alle meine Anstrengungen waren vergeblich, da ich keine Muskel rühren konnte. Jedes erdenkliche Mittel wurde angewendet — ich blieb regungslos. Ein zweiter Wundarzt ward gerufen, der der Meinung war, daß es doch vielleicht nur ein paralytischer Anfall sey. Ich schöpfte wieder Hoffnung!

„Es ist unmöglich, die geistigen und physischen Qualen zu beschreiben, die ich erdulden mußte. Die Aerzte hielten es für nöthig, meine Nerven zu reizen, um ihre Thätigkeit wieder herzustellen; aber ihre Reizbarkeit war schon übergroß, und der Schmerz, den ich bei ihren Versuchen litt, war furchtbar. Und ihre Consultationen! Der Eine schlug ein Senfbad vor; der Andere fand, daß dieses bei weitem nicht stark genug sey; und ich konnte ihnen auch nicht durch die leiseste Bewegung zu verstehen geben, daß ihre Mittel schon zu gewaltsam seyen, und daß sie mit einem eingebildeten Uebel kämpften. Es war nicht das Gefühl, sondern die Muskelkraft, die der Stimulation bedurfte, was sie aber nicht wissen konnten.

„Zwei ganze Tage — es schienen mir Jahre zu seyn — blieb ich in diesem leblosen, aber bewußten Zustande. Ich verzweifelte daran, mich je aus demselben erlöst zu sehen. Außer Stande, meine Aerzte ihres Irrthums zu überführen und meine eigentliche Krankheit zu offenbaren, war ich von der Furcht geängstigt, von ihnen aufgegeben und lebendig begraben zu werden. Eine noch grauenhaftere Idee verfolgte mich. „Ist dies vielleicht der Tod?“ begann ich mich selbst zu fragen. „Lebe ich denn wirklich? Ist es möglich, daß die Todten hören und fühlen?“

„Solcher Art waren die Gedanken, die mich quälten. Die schlaflosen Stunden rollten langsam vorüber, ohne mir Ruhe zu bringen; die schrecklichsten Bilder stellten sich meiner Einbildungskraft vor, wenn mein Körper nicht durch die Versuche gemartert wurde, mich ins Leben zurückzurufen.

„Plötzlich öffnete ich die Augen. Mein Erstaunen und meine Freude waren so groß, daß ich es zuerst für einen Traum hielt und eine Zeit lang regungslos blieb, um nicht daraus zu erwachen. Dann bewegte ich die Hand — dann den Kopf — ich öffnete die Lippen — ich sprach! Die Verwunderung Aller, mit Ausnahme des Arztes, der meine Wiederherstellung als ein ganz natürliches, von ihm vorhergesehenes Ereigniß behandelte, war gränzenlos; und sogar der Herr Doktor geruhten etwas Ueberraschung zu zeigen, als ich ihn an einige Aeußerungen erinnerte, die er gegen seinen Kollegen über meinen Zustand gethan hatte.

„Ich genas. Mein Krankheitsfall erregte bei den Mitgliedern der medizinischen Fakultät außerordentliches Interesse, weil er ihnen eine neue Erscheinung war. Wie gewöhnlich aber, hatten sie eine Erklärung dafür bereit; er rühre davon her, behaupteten sie, daß die Nerven der Bewegung paralysirt worden, während die des Gefühls unangetastet geblieben seyen. Aber dieses war ja keine Erklärung des Faktums; es war nichts als eine technische Definition desselben. So ist es jedoch mit den Menschen; sie glauben eine Sache erklärt zu haben, sobald sie ihr einen Namen gegeben, ohne daß sie daran denken, ihr eigentliches Wesen zu ergründen.“

Der Erzähler schloß mit einer Anekdote, die uns lachen machte; dann aber trat eine ernste Pause ein, die einige Minuten dauerte. Endlich unterbrach ich das allgemeine Schweigen: „Ohne Zweifel sind viele Personen, die lebendig begraben wurden, in ähnlicher Weise affizirt worden, wie unser Freund, der Capitain. Die Gefühle dieser Unglücklichen, die ihres kommenden Schicksals bewußt sind, müssen entsetzlich seyn. Man denke sich auch, mit welchen Empfindungen ein Mensch, der sich in diesem Zustande befindet, die wahren Gesinnungen von Leuten erfährt, die ihn bei seinen Lebzeiten mit heuchlerischer Zärtlichkeit behandelten! Wie muß er seine Unfähigkeit verwünschen, sich aus dem Sarge zu erheben und sie durch seine Erscheinung niederzuschmettern!“

„Solche Fälle scheinen mir nicht recht glaublich“, bemerkte mein Nachbar. „Man hat allerdings Beispiele, daß Personen lebendig begraben wurden, aber von den Berichten, die darüber gegeben werden, sind nur wenige authentisch.“

„Sie müssen bedenken“, erwiederte ich, „daß von allen denen, welche dieses Schicksal trifft, Keiner zurückkehrt, um uns darüber Bericht abzustatten.“

„Doch! Es sind Einige zurückgekehrt. In dem Osservatore Fiorentino findet sich eine Geschichte von einer Dame, welche begraben wurde und in dem Todtengewölbe aufwachte. Leigh Hunt hat diese Erzählung dramatisch behandelt.“ **)

*) Nach Fraser's Magazine.

**) In seiner Legend of Florence.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Sonnabend den 4. September 1847.

Frankreich.

Die Schlachten bei Etoges und Vauchamp im Februar 1814.

(Nach dem Englischen des Oberst-Lieutenants Mitchell.)

Der Abschnitt des Winterfeldzuges im Jahre 1814, von Anfang Februar bis zum 25. dieses Monats, also der Zeitraum von drei bis vier Wochen, gehört nach dem Urtheile des Generals v. Müffling in seinem berühmten Buche über die Feldzüge des schlesischen Heeres zu den denkwürdigsten Abschnitten der früheren oder späteren Kriegsgeschichte. Wir besitzen nun in dem genannten Buche und in dem trefflichen Werke des General v. Grolmann zwei Beschreibungen jener wichtigen Wochen, wie sie nur ein Augenzeuge, ein Mitthätiger, ein Charakter und ein Talent zu liefern vermochte, und begegnen in den gleichzeitigen Denkschriften von Steffens, von Rahden und Henckel von Donnersmark einer Anzahl starker Züge und frischer Auffassungen, von welchen das ganze Gemälde jener schlimmen Tage noch mehr Licht erhält. Was in ihnen an Ausdauer, Selbstvergessenheit und Tapferkeit von den preußischen und russischen Bataillonen, deren jedes seinen Xenophon verdient hätte, geleistet worden ist, hatte schon in Joh. Sporschil's großer Chronik, und besonders in der sehr empfehlungswerthen Geschichte Napoleon's, von dem württembergischen Hauptmann von Rath, das gebührende Lob gefunden, und wir berichten jetzt mit besonderer Genugthuung über die Darstellung eines Engländers, dessen Landsleute sonst eben nicht in dem Ruf stehen, daß sie fremdes, ausländisches Verdienst willig anerkennen. Aber dieser Brite übertrifft bei weitem die undeutsche Napoleons-Verehrung, welche mit Heinrich Heine unter uns begonnen hatte, als er seine deutschen Landsleute aufforderte, „nach St. Helena zu wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz zu stärken durch die große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilandes, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O'Meara und Antommarchi." *) Aus diesen Lügenbüchern nun, wie sie Niebuhr und Schlosser **) nennen, haben C. T. Heyne und G. Schlegel ein Leben Napoleon's „für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge" zusammengehämmert, Ed. Brinkmeier hat ein Napoleons-Album in Deutschland begonnen, deutsche Gymnasiallehrer haben Napoleon's Leben von A. Dumas und Anderen für Schulen bearbeitet, und erst in unseren Tagen hat die Lorck'sche Buchhandlung in Leipzig ein Leben Napoleon's von Laurent übersetzen und als einen Theil einer deutschen historischen Haus-Bibliothek herausgeben lassen. Von der Sündfluth von Gedichten, die einen Mann, der aller Romantik so fern war, wie Napoleon, im Lichte der Poesie und Romantik darstellen sollen, schweigen wir jetzt und bedauern nur, daß neben den vielen schlechten und seichten Liedern auch Gaudy und Freiligrath ihr deutsches Vaterland haben so weit vergessen können, daß sie zu Lobrednern seines Zwingherrn und Unterdrückers geworden sind. So ganz ist also Arndt's treuer Wächterruf von seinen lieben Deutschen überhört worden! Statt der Kaiserbücher und Kaiserchroniken sollte ein Buch über die Heimsuchung Deutschlands durch die Franzosen und ihren Kaiser geschrieben seyn, gleichwie der nordamerikanische Kongreß einst von Franklin verlangte, er solle ein Buch für die Kinder schreiben, um ihnen die Grausamkeiten der Engländer in Nordamerika anschaulich zu machen.

Weit wahrhaftiger und selbstständiger tritt nun der Engländer auf, dessen Namen wir oben genannt haben. John Mitchell, Oberst-Lieutenant in Diensten Ihrer Großbritanischen Majestät, als Schriftsteller und Verfasser eines Lebens Wallensteins und eines Werkes über Taktik und Strategie unter den Militair-Schriftstellern seines Vaterlandes rühmlichst bekannt, hat in der Absicht, die falschen Vorstellungen über Napoleon zu zerstören und das Tyrannische, Dämonische seiner Weltherrschaft recht klar darzustellen, im J. 1845 eine Geschichte seines Unterganges herausgegeben ***). Dieses Buch hat so vielen Beifall gefunden, daß die zweite Ausgabe, welche vor uns liegt, schon im Jahre 1846 erschien. Wir wollen uns aber jetzt nicht bei den Resultaten oder Betrachtungen aufhalten, welche für die heutige Ansicht über Napoleon in England aus dieser schnell erfolgten zweiten Ausgabe abgeleitet werden könnten: nur das Eine sey hier bemerkt, daß, ganz abgesehen von der größeren Anzahl begüterter Bücherkäufer in England, in Deutschland bei der dermaligen Stimmung für Napoleon (wir können dies nicht ohne vaterländisches Bedauern niederschreiben) ein solcher Absatz eines durchaus antinapoleonischen Buches schier unmöglich gewesen seyn würde. Das oben erwähnte Rath'sche Buch ist einfach, klar, wahrheitsliebend und nicht so durchaus gegnerisch als das Buch des Engländers; aber es wird noch sehr lange dauern, ehe dasselbe seine wünschenswerthe Popularität und also eine zweite Auflage erleben kann.

An Mitchell's Buche ist vorzüglich die treue, sorgfältige Benutzung deutscher Militairschriftsteller zu loben, die wir in dieser Ausdehnung noch in keiner englischen Schrift wiedergefunden. Er ist auch dadurch gegen fremdes Verdienst gerecht geworden, nur nicht gegen die Hülfe, welche die Preußen den Engländern in der Schlacht bei Belle-Alliance gebracht haben. Denn da der verletzte Stolz des Herzogs von Wellington sich darin gefällt, allen Antheil des preußischen Heeres zu verschweigen und bei seinem jährlich am 18. Juni wiederkehrendem Festessen nicht mit Einem Worte der treuesten Bundesgenossen und der Hülfe in der größten Noth zu gedenken *), so scheint es jetzt unter den englischen Stabs-Offizieren eine angenommene Sache zu seyn, von der preußischen Tapferkeit nur in den allgemeinsten Ausdrücken und ohne jene Wärme des Ausdrucks, die sich sonst bei solchen Gelegenheiten findet, und durch die auch Mitchell's Buch sich auszeichnet, zu sprechen.

Gegen die Darstellung der Ereignisse im preußischen Heere während des Februars 1814 läßt sich ein ähnlicher Vorwurf daraus nicht erheben. Mitchell ist hier überall edel in Anerkennung und Bewunderung der preußischen Tapferkeit und Ausdauer, selbst bei Niederlagen. Er hat dabei gute Quellen benutzt, und, wie wir Grund haben zu vermuthen, auch den begeisterten Bericht, den Hudson Lowe, der als brittischer Abgeordneter sich im Blücherschen Hauptquartiere befand, über die Schlachten bei Champaubert, Vauchamp und Etoges an seine Regierung erstattete und der in die englischen Zeitungen alsdann überging. „Der gefährliche Tag", schreibt Steffens **), „die Zucht der Truppen in den drohendsten Verhältnissen, der Muth, die Entschlossenheit, die alle gezeigt hatten, erschienen dem kühnen Engländer so großartig, daß er noch lange von dieser Erinnerung ergriffen war; die Zunge war ihm ganz gelöst, er war gewaltsam bewegt und ergoß sich in Lobsprüchen." Durch dies Zeugniß hat Steffens den so oft und fast immer mit Unrecht geschmähten Hudson Lowe sehr geehrt. Es werden jetzt überhaupt mehr und mehr Zeugnisse für ihn laut — eines der bedeutendsten ist das des englischen Militairarztes Henry in seinen Events of a military life (London, 1843. Vol. II. p. 1—97.) — denen auch die Mitchellsche Darstellung beizuzählen ist, so daß man noch wird bekennen müssen, es sey derjenige Mann, welcher wie Schiller's Amias Paulet in der Maria Stuart von sich hätte sagen können:

> Fluchvolles Amt, das mir geworden,
> Den ewig Unheilbrütenden zu hüten,

eigentlich der gemißhandelte gewesen, nicht aber der Kaiser Napoleon. Denn mit voller Wahrheit hat Mitchell ***) geurtheilt, daß es eines Kaisers ganz unwürdig gewesen sey, wretched libels in Umlauf zu setzen — against an officer honestly discharging a painful duty with every degree of courtesy consistant with the safe custody of the prisoner. —

Man weiß, daß nach der Einnahme von Chalons am 4. Februar 1814 die verschiedenen Abtheilungen des schlesischen Heeres sich getrennt hatten, um gleichzeitig nach Paris vorzugehen, daß aber bald große Verwirrung in ihren Be-

*) Reisebilder, II. 209, vgl. S. 96, 97, 207.

**) Niebuhr, Geschichte der französischen Revolution, II. 241. Schlosser, Geschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts, Th. V. S. 135, 270. Eine wichtige Stelle hierüber steht in Scott's Leben Napoleon's, XXX. 120 der deutschen Uebersetzung.

***) The Fall of Napoleon: an historical memoir. In three Volumes. London, (1845) 1846.

*) „Am schlechtesten benimmt sich Wellington", schrieb Gneisenau an Arndt aus Paris am 17. August 1815 in Bezug auf die Friedens-Verhandlungen, „er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hülfe am 16. Junius in Bereitschaft zu seyn, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zu Hülfe gekommen sind: die wir ihn vor Paris geführt haben; denn ohne uns wäre er nicht so schnell hingekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben; denn wir haben den Feind aufgelöst, und kein Britte hat seit der Schlacht vom 18. ein Gefecht bestanden." (Arndt's Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben nebst Urkunden. Th. II., S. 247.) Und der dies geschrieben hat, war kein bramabarsirender Kriegsmann, es war Gneisenau! Wie undankbar und höchst ungerecht sich der edle Herzog im Februar 1836 im Parlament über das preußische Heer äußerte, ist aus Müffling's und Grolman's mannhaften Erwiederungen (Milit. Wochenblatt 1836. Nr. 21. 23.) hinlänglich bekannt: jetzt verdient v. Rahden's Erzählung von jener parlamentarischen Verhandlung (Wanderungen eines alten Soldaten I. 388 ff.) und sein patriotisches Benehmen noch nachgelesen zu werden.

**) Was ich erlebte, VIII. 21.

***) III. p. 228. Ueber meine Vertheidigung Hudson Lowe's in der Minerva vom J. 1844 hat Wachsmuth (Geschichte von Frankreich. IV. 557.) geurtheilt, daß der Aufsatz Alles gut vereinige, was zu Hudson Lowe's Schutz gesagt werden kann. Jetzt ließe sich noch manche Erweiterung anbringen.

Nun verschafften aber einige äußere Umstände, wie das Erscheinen einer olländischen Flotte vor Kopenhagen und die Ungunst der Waffen im Kriege wischen Dänemark mit Schweden, den Holländern und Schweden bedeutende Bewilligungen und Vorrechte, die ihnen in dem im Jahre 1645 zu Brömsebro bgeschlossenen Frieden bestätigt wurden. Es kam dabei jedoch noch eine andere Streitfrage zur Sprache, die zugleich auch einiges Licht auf die den Preußen ugestandene Resolution wirft. Die Schweden nämlich hatten bereits seit meh- reren Jahren das Herzogthum Pommern militairisch besetzt und gaben nicht ndeutlich die Absicht zu erkennen, bei dem nahen Ende des dreißigjährigen Krieges sich den festen Besitz zu sichern.*) In dieser Voraussetzung unterhan- elte man schon zu Brömsebro über die Berechtigungen, welche den pommer- hen Städten, als der schwedischen Krone unterworfen, zustehen würden. Der önig Christian bestand darauf, sie der den Schweden zugestandenen Vortheile icht mit genießen zu lassen, bestätigte ihnen aber ihre alten im Odenseer Ver- rag ihnen zuerkannten Privilegien als ihr eigenthümliches Recht. Dadurch estand er also die noch immer obwaltende volle Gültigkeit des Odenseer Re- esses selbst ein. Wie dieser aber die preußischen Städte, die doch ebenfalls zu en sogenannten Osterschen gehörten, gestellt und was er ihnen zugestanden atte, haben wir oben gesehen. Haben wir nun auch keine nähere Nachricht ber die in den erwähnten Verhandlungen den Königsbergern ertheilte Ent- heidung, so dürfen wir doch aus der Analogie der pommerschen Städte und us den nicht ferner vorgekommenen Beschwerungen der preußischen Regierung ohl den Schluß ziehen, daß der den Königsbergern im Jahre 1644 zugekom- ene Bescheid kein ganz ungünstiger gewesen seyn könne. Wahrscheinlich urde eine Ermäßigung der Abgaben festgesetzt, denn eine Bestätigung der Odenseer Konzessionen spricht auch die Aeußerung Christians aus: er erhebe n „dänischen Kanal" (denn so nannte er den Sund), den Zoll mit demselben echt, wie er auch zu Pillau und Danzig von den dänischen Schiffen gefor- ert werde.

Wie aber die rechtliche Sachlage sich damals auch gestaltet haben mag, — enn ganz sichere Berichte darüber stehen uns zur Zeit nicht zur Hand — je- enfalls erscheinen die preußischen Städte schon zu Ende des 17ten Jahrhun- erts demselben Sundzoll unterworfen, wie er von den im Odenseer Vertrage icht betheiligten Nationen erhoben wurde.**) Noch unter der Regierung des roßen Kurfürsten wiederholten sich die bittersten Klagen über die fortwährende Beibehaltung des alten Mißbrauchs. Allein dieser hatte schon so tiefe Wur- eln geschlagen, daß seine Ausrottung immer schwieriger wurde. Sonach blieb enn wiederum nichts weiter übrig, als sich zu fügen und wenigstens außer- rdentlichen Ungerechtigkeiten vorzubeugen oder auch entgegenzutreten, zumal a nach Christian's IV. Tod (1648) sein Nachfolger Friedrich III., trotz dem wiederhergestellten Frieden, in Bezug auf den Sundzoll denselben Grundsätzen rgeben blieb. Wie schwer aber die nachtheiligen Folgen davon in Königsberg icht nur den ganzen handeltreibenden Stand, sondern durch die Vertheuerung ller durch den Sund kommenden Waaren auch den gemeinen Mann drückten, rsehen wir aus dem traurigen Berichte, den der Magistrat im April des Jah- es 1684 an den Kurfürsten abstattete. Zweimal seit einigen Jahren hatte ener bei letzterem die Bitte wiederholt, er möge beim Könige von Dänemark ür Königsberg die Abschaffung des Lastzolls und eine Bestimmung der Zoll- ätze zu bewirken suchen, wie solche vom Anfang an vor dem Kriege Däne- marks mit der Krone Schweden bestanden hätten. Der Magistrat setzte nun em Kurfürsten nochmals aus einander, welches Verfahren die dänische Krone n der Erhebung des so schwer drückenden Lastzolls befolgt habe, hob dabei ber besonders hervor, daß, wenn früher der König von Dänemark die Auflage es Lastzolls damit habe rechtfertigen wollen, daß er dadurch seine Kriegskosten im schwedischen Kriege und die zur Abwendung der Seeräuber-Gefahren nöthi- gen Unkosten decken müsse, so werde dies jetzt nach Verlauf einer so langen Zeit gewiß wohl hinreichend geschehen seyn. Da dieser Grund also beim Kö- nige nicht mehr stattfinden könne, so möge der Kurfürst, darum bitte man ihn in Betracht des traurigen Zustandes in Königsberg flehentlich, beim Könige vermitteln, daß Königsbergische Schiffe im Sund von dem Lastgelde befreit und bei dem alten Zollsatze gelassen würden.

Seitdem wurden die Zolltarife im Sund mehrmals verändert und mit fast allen europäischen Handelsvölkern Verträge geschlossen. Die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung aber ward eine Zeitlang durch andere wichtige Er- eignisse und Verhältnisse viel zu sehr in Anspruch genommen und von der Sund-Angelegenheit um so mehr abgezogen, da man sie, weil nur einige Städte des Landes betheiligt waren, meist nur als eine untergeordnete be- trachtete. Erst Friedrich Wilhelm I. legte der Sache eine höhere Wichtigkeit bei und erwartete zu ihrer Förderung nicht erst die Wiederholung der alten klagenden Vorstellungen. Schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt, im J. 1715, schloß er mit der dänischen Krone einen ziemlich vortheilhaften Vertrag auch in Beziehung auf den Sundzoll ab***), fand sich jedoch schon zu Ende des folgenden Jahres veranlaßt, ein eigenes Schreiben an den König von Dänemark zu richten, worin er unter anderen Beschwerden auch eine Mo- difizirung des Sundzolls verlangte, „welches Alles Ich mit dem höchsten Recht von der Welt zu prätendiren habe." Der König gab in Einigem nach. In- deß traute Friedrich Wilhelm solchen Versprechungen so wenig, daß er es nöthig fand, zur Aufrechthaltung der erreichten Befugnisse zu Helfingör beständig einen besonderen Bevollmächtigten anzustellen. Von Zeit zu Zeit forderte er dann auch die Magistrate und Kommerz-Kollegien zu Berichten auf, wie es jetzt im Sund mit ihren Schiffen und Waaren gehalten werde, ob sie sich über irgend welche Mißbräuche zu beschweren hätten, ob der im J. 1715 abgeschlossene Vertrag auch genau nach seinem Wortlaute beobachtet werde, ob andere Nationen mehr wünschenswerthe Privilegien besäßen als sie u. s. w. In zwei solchen erstatteten Be- richten des Königsberger Kommerz-Kollegiums und Magistrats finden wir die Sachlage für das Jahr 1723 mit einiger Genauigkeit darge- stellt. Wenn nämlich ein preußisches Schiff, heißt es in den Berichten, den Sund passiren wolle und die gehörigen Zeugnisse darüber aufweisen und be- eidigen könne, daß es wirklich in Preußen erbaut sey, und daß die darin ent- haltenen Güter Königsberger Bürgern ohne Antheil irgend eines Fremden zugehörten, so werde es ganz zollfrei durchgelassen; es werde dann also der sonst gewöhnliche Rosenobel nicht gezahlt. Könne man aber diese Certifikate nicht beibringen, so werde vom Schiff nach Maßgabe seiner Größe das s. g. Rosenobelgeld erhoben. Diese Abgabe und die damit verbundenen Verdrieß- lichkeiten hätten die Königsberger Negotianten mit denen Hamburgs, Lübecks, Bremens gemein, während die Holländer, Engländer, Franzosen, Spanier, Russen, Schweden und andere Nationen davon befreit wären. In Beziehung auf das Quantum des für die Schiffsgüter erhobenen Zolles seyen sie übrigens den anderen Nationen gleich gestellt. Den Gegenstand der größten Belästi- gungen aber bilde die Durchsuchung der Schiffe und die Untersuchung der Ladungen, wodurch ein um so längerer Aufenthalt im Sund nothwendig ge- macht werde, je größer oft die Anzahl der zu visitirenden Schiffe sey. Die Holländer allein hätten sich durch einen getroffenen Vergleich von diesen Be- lästigungen zu befreien gewußt und somit ein Vorrecht erhalten, dessen sie auch jetzt noch genössen. Auch andere Nationen würden häufig mit der Durch- suchung wenigstens verschont. Der Magistrat von Königsberg sprach daher in seinem Bericht an die Regierung die Bitte aus, dahin zu wirken, daß Königsberg hierin den Holländern gleichgestellt werde. Dieser Wunsch indeß ist nie in Erfül- lung gegangen. In einem etwas späteren Bericht, den der Magistrat zu Königs- berg im J. 1731 auf die wiederholte Anfrage des Königs, ob seitdem Ver- änderung im Sundzollwesen vorgefallen seyen? abstattete, heißt es: Sach- kundige Negotianten der Stadt hätten über die Sachlage im Sund sich jetzt so erklärt, daß „wenn ein in Preußen gezimmertes Schiff, welches einem preußi- schen Unterthan und Königsberger Bürger angehört, im Sund ankomme, so müsse es ein beeidigtes Certifikat darüber beibringen, daß Schiff und Ladung einem preußischen Unterthan und Bürger wirklich zugehöre und kein Fremder daran Antheil habe; dann dürfe auch nur der gewöhnliche Zoll, wie er von anderen Nationen gezahlt werde, entrichtet werden. Wenn aber solche Certifi- kate nicht aufgewiesen werden könnten, so müßten außer dem gewöhnlichen Zoll noch ein Rosenobel für das Schiff und ein Rosenobel für die Ladung er- legt werden."

Wie sich die Sundzoll-Verhältnisse seitdem durch neue Verträge gestaltet haben, zu welcher staatsrechtlichen Wichtigkeit sich die Sundfrage erhoben, ist nicht mehr der Gegenstand dieser Abhandlung. Es kam nur darauf an, spe- zielle Versprechungen und Zugeständnisse der dänischen Krone für Königsberg nachzuweisen und zu zeigen, auf welche Maßnahmen Dänemark trotz denselben in Zeiten der Verwirrung seine angemaßten Rechte gebaut und dann den Mißbrauch mit eiserner Hartnäckigkeit aufrecht erhalten hat. Preußen aber, sagt ein neuerer Schriftsteller über diesen Gegenstand*), braucht sich für den größeren Theil seiner Ostseeküste weder auf die Prinzipfrage, noch auf die Legitimität des Sundzolls einzulassen: es hat das Recht aus feierlichen Ver- trägen für sich, und was eine Hauptsache, es hat auch die Kraft und Macht um das Recht durchzusetzen, wenn es will.

*) Scherer, S. 19 ff.
**) Scherer, S. 184.
***) Scherer, S. 163.

Rußland.

Die russischen Finanzen.**)

In Allem, was die materiellen Interessen betrifft, schreitet Rußland mit außerordentlicher Schnelligkeit vorwärts. Namentlich macht sich dieses in den finanziellen Hülfsquellen des Landes bemerkbar, wie ein Vergleich zwischen ihrem gegenwärtigen und ihrem früheren Zustande am besten zeigen wird.

Alexis Michailowitsch, der Vater Peter's des Großen, hatte nach Strah- lenberg nicht mehr als 5 Millionen Rubel oder 25 Millionen Franken (über 6 Mill. Thaler) Einkünfte. Dessenungeachtet war sein Hof einer der glän- zendsten in Europa; er unterhielt eine zahlreiche Armee und hinterließ bei seinem Tode einen wohlgefüllten Schatz. Gegen Ende der Regierung Peter's des Großen hatte sich jener Betrag beinahe verdoppelt; Ustrjalov schreibt, daß er im J. 1725 auf 10,186,000 Rubel oder ungefähr 60 Millionen Franken nach damaligem Münzfuß gestiegen war. Die Kopfsteuer trug 4,290,000 Rubel ein, die Zölle über 1,200,000, die Branntwein-Taxe 980,000 und die Salz- steuer 662,000 Rubel.

Im Jahre 1770, unter Katharina II., berechnete man die Staats- Revenüen auf etwas über 100 Millionen Franken; einige Jahre später aber, noch unter derselben Regierung, auf 170 Millionen.

Der Akademiker Storch versichert in seinem „Rußland unter Alexander I." — wie er sagt, nach authentischen Datis — daß die Einkünfte um das Jahr 1804 sich auf die Summe von 109 Mill. Rubel, d. h. etwa 300 Mill.

*) Scherer, S. 188.
**) Nach Schnitzler.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Dienstag den 7. September 1847.

Spanien.

Die Karlistenbanden in der Sierra Morena.

Die folgenden Skizzen sind dem Tagebuche des Sohnes eines angesehenen ınd hochgestellten spanischen Beamten entnommen, das seinen Aufenthalt unter en Parteigängern, in deren Gefangenschaft er gerathen war, schildert. Die Mittheilung derselben, hoffen wir, wird um so interessanter seyn, als gerade in er neusten Zeit die Karlistenbanden trotz aller Anstrengungen der Regierung ine Macht erlangt haben, wodurch noch manche ernste Konflikte in Spanien hereigeführt werden können. Wir nehmen uns indeß die Freiheit, nicht nur aus er fortlaufenden Erzählung *) „Don José Maria Fernandez", wie chon oben angedeutet, — einzelne Skizzen herauszuheben, — sondern auch essen lyrische Person in die epische, d. h. die erste in die dritte zu verwandeln. Don José Fernandez ist übrigens ein angenommener Name, zu dem er bei einer Gefangennehmung Zuflucht nahm, um sich nicht als Anhänger der Regierung zu verrathen.

. . . . . Am 22. October verließ Don José Madrid, um sich zunächst ach Alicante zu begeben, unter dem Schutze eines Geleitsbriefs des General larvaez und überdies mit einer Menge Empfehlungsschreiben des Generals an lle Kommandanten der Festungen, die von der Straße nach Valencia berührt verden, versehen. Uebrigens war die Gegend nach den Berichten des Generals dergestalt ruhig, daß man in keiner Weise zur Ergreifung von Vorsichtsnaßregeln Veranlassung hatte. Dasselbe erfuhr unser Reisender Abends von em obersten Richter und Kommandanten der Nationalgarde in Ocana, wohin er ohne das geringste Hinderniß gelangt war. Auch wurde die Post eskortirt, so daß jede Furcht vor einer möglichen Gefahr verschwinden mußte. Als die Reisenden am andern Morgen bei Sonnenaufgang, ungefähr 2 Meilen enseits Ocana, die Post von Valencia nach Madrid trafen, erkundigte man ch wie gewöhnlich danach, was es Neues gäbe und wechselte die Eskorte. Die neue Truppe, etwa aus 26 Mann Soldaten bestehend, begleitete die Reienden auch von ihrem nächsten Nachtquartier ab weiter. Die Leute waren emüdet und wünschten zurückzukehren. Nur mit Mühe wurden sie durch den ommandirenden Offizier bewogen, bis zur muta de Cuerbo mitzugehen. Wenige Stunden, nachdem sie Quintanar verlassen — es war 4 Uhr Morgens — hielt plötzlich der Postwagen an, wodurch die armen Passagiere, die ihre Nachtruhe fortzusetzen begonnen hatten, wieder aufgeweckt wurden. Der Offiier nahte sich dem Schlage und rief:

„Herr Marquis! Herr Marquis!"

Don José, fürchtend sein Incognito möchte verrathen werden, steckte chnell den Kopf zum Wagen heraus, um dem unzeitigen Schreier nicht Anaß zu geben, seine Exclamationen fortzusetzen und ihm Vorsicht anzuempfehlen.

„Es ist eben ein Expresser angelangt" — erklärte Jener seine Unterbrechung der Fahrt — „mit der Nachricht, daß man einige zwanzig Reiter ort unten über das ungeackerte Feld hat jagen sehen."

Bei dieser Nachricht fuhren plötzlich ein halb Dutzend Köpfe von Reisenden us den verschiedenen Oeffnungen des Postwagens heraus, und Alles fragte:

„Was giebts?" — „Was ist vorgefallen?" —

„Ich bin der Meinung" — erwiderte Don José dem Officier — „daß ir sofort umkehren. Aber fragen Sie doch auch die übrige Gesellschaft um e ihrige."

„O, mein Herr, es hat Nichts auf sich. Wir wollen immer vorwärts gein. Halten Sie etwa meine Truppe nicht für hinreichend gegen jene Schelme? ebrigens verbietet mir meine Pflicht, den Rückweg einzuschlagen."

Das Resultat dieser Konferenz, welche der Offizier damit begonnen hatte, Don José um seine Meinung zu fragen, bestand darin, daß er seiner eigenen lgte. Don José legte sich daher in seine Ecke zurück, um den unnöthigerveise unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Als ihm dieser Versuch eben wider rwarten gut gelungen war, wurde er auf's Neue durch das Anhalten des ostwagens erweckt. Aber diesmal schien der Grund etwas triftiger zu sein, ls das erste Mal. Denn er vernahm ein verwirrtes Geräusch von durch einnder rufenden Stimmen, und alle möglichen Arten von Flüchen und Ausufungen. Sein Erstaunen war nicht gering, als er beim Schein des anrechenden Tages die drei Wagen, auf denen die Eskorte fuhr, von einigen Reitern umgeben sah; da er jedoch immer noch nicht den eigentlichen Zusammenhang verstand, warf er seine Augen umher, um den Ort, wo sich die Reisenden befanden, zu rekognosziren. An der rechten Seite der Straße stand ein Wirthshaus, dessen Name venta de Toboso in ihm die Hoffnung aufsteigen ließ, daß er bald eine streitschlichtende Dulcinea aus der Thür treten sehen werde. Statt ihrer aber erschienen nur bewaffnete Reiter, welche in Menge auf den Wagen losstürzten und der eskortirenden Truppe zuriefen, sie sollten sich ergeben, man würde ihnen kein Haar krümmen.

Aber ein Soldat gab Feuer. Die Reiter erwiederten es, und der Tumult wuchs um das Hundertfache. Dazwischen schrieen die Reisenden den Soldaten zu, sich zu ergeben und keinen Widerstand zu leisten, und die Frauen fielen theils in Ohnmacht, theils vermehrten sie durch ihr Geschrei die allgemeine Verwirrung. Endlich gab der Offizier seinen Leuten Befehl, sich zu ergeben. Sie gehorchten und lieferten die Gewehre aus, die sämmtlich an einem Ecksteine oder an den Rädern des Wagens von den Parteigängern zerschmettert wurden. Die Reisenden saßen indeß auch alle in dem Postwagen, dem bisher Niemand aus dem Reiterhaufen genaht war. Nachdem aber die Uebergabe stattgefunden, rief Einer der Anführer: „Man gebe Acht auf die Beute!" — Darunter verstand er die Reisenden und ihr Gepäck. Sofort wurden auch die Wagen umzingelt. Die Parteigänger befahlen den Reisenden auszusteigen und begannen die Maulthiere von dem Postwagen abzuspannen. Die entwaffnete Eskorte mußte auf Befehl des Anführers der Karlisten eine Linie bilden.

„Muchachos" (Kinder), sagte Einer der Sieger in väterlich ermahnendem Tone, „wenn Jemand von Euch sich rührt, so werden wir in die Nothwendigkeit versetzt seyn, ihm sofort cuadro tiros *) beizubringen."

Die Reisenden wandten sich an einen Parteigänger, der ihnen am wenigsten furchtbar erschien, mit der Hoffnung, ihn zu erweichen. Aber die Antwort war unveränderlich. Dennoch zeigte sich der Angeredete insofern in der That milder, als er statt des barschen: „Mit dem Gelde heraus, ihr Hunde!" oder anderer dergleichen zarter Floskeln, mit denen die Uebrigen ihre Rede schmückten, in witziger Weise den Beraubten Trost zusprach: „Beruhigt Euch doch, Kinder, wir wollen ja nicht Euer Böses, sondern Euer Bestes." **)

Ueberall herrschte die größte Unordnung. Die Parteigänger waren zwei und zwanzig an der Zahl und alle gut beritten. Um ihr Beraubungsgeschäft mehr mit Muße betreiben zu können, sandten die Anführer Wachtposten nach verschiedenen Seiten aus, eine Vorsicht, die vollkommen überflüssig war. Don José wandte sich an den Hauptanführer, dessen Physiognomie nicht allzu abschreckend erschien, und knüpfte eine Unterredung mit ihm an von jener Art, die man im Norden der Pyrenäen eine Gasconade nennt.

„Alles, was mir gehört" — begann er mit ernstem Tone — „steht zu Ihren Diensten. Dürfte ich dafür die Bitte wagen, daß Sie mich vor der Mißhandlung seitens Ihrer Untergebenen schützen?"

Es war ein Mann von etwa 28—30 Jahren, schmächtig und von mittlerer Körpergröße. Seine gebräunte Gesichtsfarbe und kastanienbraunes Haar gaben ihm einen männlichen Ausdruck, der im Vereine mit dem militairischen Anstande, wodurch er sich von seinen Gefährten auszeichnete, etwas Imponirendes hatte. Seine Antwort war der Frage ganz angemessen.

„„Ihre Zuvorkommenheit rührt mich tief, Señor. Aus Furcht, Sie zu beleidigen, wenn ich Ihr mit so großer Zartheit gemachtes Anerbieten zurückweisen wollte, nehme ich es mit der Versicherung an, daß Ihnen bei uns nichts Unangenehmes widerfahren wird.""

Indessen war das Gepäck auf die Erde geworfen worden, worauf die Untersuchung im Innern des Postwagens vor sich ging. Der Sergeant Navarro, Don José's neuer Beschützer, wandte sich mit den Worten an die Reisenden: „Lassen Sie Ihre Päſſe sehen! Nicht als wenn ich mich auf ihre Richtigkeit verließe; nur neulich hatten wir mit einem Individuum zu thun, das sich für einen Blechschmied ausgab und nichts Geringeres war, als ein Deputirter, wie ich später in Erfahrung gebracht." — Don José, der Navarro nicht mehr verließ, übergab ihm sogleich seinen Paß. Er bat sich die ganze Brieftasche aus, die er genau untersuchte. Glücklicherweise hatte der Marquis die Empfehlungsschreiben des Generals Narvaez zur rechten Zeit zu vernichten gewußt. Indem er den Paß auseinanderschlug, sagte der Sergeant:

„Sie sind Marquis!"

---

*) Sie ist in der Form eines Briefes an die Redaction der Révue Indépendante richtet, aus der wir sie entnommen haben.

*) Vier Schüsse.

**) Ce n'est pas votre mal que nous voulons, c'est votre bien. Ein Wortspiel, das durch obigen Uebersetzungsversuch nur theilweise angedeutet werden konnte, weil bien zwar auch im Deutschen (Gut) den Doppelsinn hat, daß es Vermögen bedeutet, aber sich in diesem Sinne von dem Eigenschaftswort durch die Flexion unterscheidet: Gutes und Gut. Daher wählten wir lieber den obigen Ausweg, der freilich eine Art Abweg ist.

Halle: „Ich hätte mir auch wohl gewünscht, daß eine Kugel mich heute getroffen hätte", spricht diese Seelenstimmung vollkommen aus, aber eben so zeugt es auch von dem frischen, ungebrochenen Muthe, als er an Gneisenau die Worte richtete: „Da es heute mit mir nicht zu Ende gegangen, so ist mir noch ein langes Leben beschieden: es wird nun schon wieder gehen, und wir wollen Alles wieder gut machen." *)

Mittlerweile ging der Marsch, wenngleich in vollkommener Ordnung, doch bedächtig und allzu langsam vor sich. Kapzewitsch auf dem linken Flügel machte seine geschlossenen Bewegungen schachbrettartig wie auf dem Uebungsplatze, auf dem rechten Flügel wandte Kleist, der zu der Seite die große französische Reiterschaar, welche auf 6000 Mann geschätzt wurde, und ihre Absicht deutlich vor sich sah, durch Ueberflügelung die Preußen von dem Dorfe Etoges abzuschneiden, größere Eile an, um den Wald von Etoges zu gewinnen, der ihnen Schutz gegen die feindlichen Angriffe verhieß.

Es war fast Abend geworden, und unter steten Verlusten waren die eng zusammengedrängten Kolonnen ungefähr bis eine halbe Stunde vor Etoges gekommen, als die ganze Masse der feindlichen Reiterei sich plötzlich von allen Seiten mit großem Ungestüm auf das Fußvolk warf. Jetzt schien der Untergang unvermeidlich, eingeschlossen vom Feinde und in dunkler Nacht auf ganz unbekanntem Terrain sich bewegend, ein kleines Häuflein gegen gewaltige Uebermacht, und der alte Vater Blücher mit Kleist, Gneisenau, Müffling und anderen seiner Besten in augenscheinlichster Gefahr, gefangen zu werden, das war eine schreckliche Lage. Schon hörte man die Aeußerung: „wir müssen uns auflösen; Jeder rette sich, so gut er kann!" Andere sprachen von Ergebung an die Feinde. Aber eine so feige Gesinnung war nicht die der Helden des Tages. Je größer die Noth, je kräftiger war der Entschluß. Man hörte Müffling laut rufen: „Wir müssen alle beisammen bleiben."

Augenblicklich wurde die Anordnung getroffen, daß Tirailleurzüge in die nahen Weinberge geworfen wurden und die Bataillone, fest zusammengeschlossen, sich um den Feldmarschall auf der Chaussee sammeln sollten, um sich in den Wald von Etoges durchzuschlagen. In großen bald näheren, bald weiteren Kreisen, fährt Mitchell fort, umschwärmte die französische Reiterei das kleine und immer schwächer werdende Fußvolk der Russen und Preußen, während von allen Seiten Artilleriesalven auf sie abgefeuert wurden. Weithin erscholl der Jubelruf vive l'empereur, unter welchem die zahllosen Schwadronen ihre schwerfälligen (clumsy) Massen gegen die feindlichen Kolonnen heranwälzten, aber noch lauter knatterte das Musketenfeuer, und leuchtende Blitze erhellten in rascher, ununterbrochener Folge die Dunkelheit des trüben Februartages. Da fielen viele Reiter, andere wagten sich wegen des unaufhörlichen Geschützfeuers nicht weiter vor und sammelten ihre zersprengten Haufen bei dem Fußvolke, welches mit muthiger Ausdauer und von seinen Officieren mit kräftiger Besonnenheit geführt der heftigen Angriffe sich standhaft wehrte und immer vorrückte, so wie nur der Feind ihm den Weg frei ließ. Dieser aber begnügte sich damit, seine Geschütze gegen sie auf das lebhafteste in Bewegung zu setzen und seine Kugeln über die weite Ebene in die Zwischenräume der zurückgehenden Kolonnen zu entsenden, da seine eigne Reiterei nicht in sie einzudringen wagte und trotz ihrer großen Ueberzahl sich nicht stark genug glaubte, die erschöpften, vielfach erschütterten Schaaren zu Paaren treiben zu können. Diese sahen sehnsüchtig nach dem schutzbringenden Walde, denn wie unverdrossen sich auch die Bataillone wehrten, so ward es doch bei der stärker werdenden Dunkelheit immer schwerer, sich zusammenzuhalten, die Reiter namentlich kamen immer mehr von einander, und nur das stete Geschützfeuer gewährte einige Blicke in die allerdings trostlose Lage und zeigte den Weg. Sonst wußte man oft nicht, was vor oder hinter den Einzelnen vorging, Feinde und Freunde waren oft nahe bei einander, und noch um sechs Uhr Abends rettete nur die Entschlossenheit des Prinzen August von Preußen, des tapfersten Soldaten des Heeres, den alten Feldmarschall vor Tod oder Gefangenschaft. **)

Mit Freude berichtet Mitchell hierauf, daß die anderen Kolonnen des Fußvolkes endlich, unbesiegt und noch in guter Ordnung, aber freilich um ein Drittheil schwächer (von 15,000 Mann waren an 6000 geblieben, verwundet oder gefangen), jenen dichten Wald (the tangled wood) erreichten, der sie vor weiterer Verfolgung schützte. Sieben Geschütze, die unfahrbar geworden, waren in den Händen der Franzosen geblieben, aber sie hatten nicht einen einzigen Mann, mit dem Schwerte in der Hand, gefangen genommen!

Ganz zuletzt aber, sagt Mitchell, drohte ein Mangel an Vollziehung ertheilter Befehle den Verbündeten nachtheilig zu werden. Der Wald von Etoges hatte nämlich sollen von dem General Udom, der mit dem Reste von Olsufieff's Truppen in Etoges zurückgelassen war, besetzt seyn. Da aber eine Abtheilung französischer Infanterie auf einem Seitenwege früher in Etoges eingedrungen war, als die sich zurückziehenden Truppen den Ort hatten erreichen können, so fürchtete der russische Feldherr eine Wiederholung des Gefechtes bei Champaubert, verließ seine Stellung ohne Schwertschlag und setzte so die Sicherheit des ganzen Heeres durch einen Irrthum auf das Spiel, der dem des General Olsufieff gerade entgegengesetzt war. Denn dieser hatte gefochten, wo er sich hätte zurückziehen sollen. Jedes Blatt der Kriegsgeschichte zeigt, wie viel im Kriege von der Persönlichkeit der einzelnen Feldherren und höheren Offiziere abhängt, und trotz dieser Ueberzeugung, die auf das klarste durch Beispiele von uns dargelegt ist, sehen wir, daß in England noch bis auf den heutigen Tag die Offizierstellen für baares Geld verkauft werden! Im gegenwärtigen Falle brachte General Udom's Unfolgsamkeit dem Heere keinen ernstlichen Nachtheil; denn die Regimenter, welche einem ganzen Heere widerstanden hatten, eroberten auch den Wald und das Dorf Etoges, jedoch nicht ohne einige tapfere Leute einzubüßen, die nur in Folge der schlechten Führung eines Vorgesetzten hier ihren Tod gefunden hatten.

Wir haben hierbei zweierlei zu bemerken. Einmal wird von Varnhagen v. Ense *) bezeugt, daß Udom nicht plötzlich, sondern nach einem, ihm früher von seinem Oberfeldherrn Kapzewitsch zugegangenen Befehle eine andere Richtung eingeschlagen habe. Was aber das Gefecht im Dorfe Etoges anbetrifft, so litten hier die Verbündeten einen weit größeren Verlust, als Mitchell angiebt. Denn, als diese vor dem Dorfe ankamen, war die feindliche Reiterei schon Stundenlang im Besitze desselben, hatte alle Geländer an den Brunnen weggenommen und die einzige Brücke, welche über den breiten und schlammigen Bach führte, abgesägt und unsicher gemacht, so daß, als die Verbündeten sie betraten, dieselbe zusammenbrach. Dadurch trat in der Dunkelheit große Verwirrung und großer Schreck ein, Russen und Preußen stürzten in den Bach, versanken in den Schlamm oder fielen in die Hände der hinter den Bäumen und Häusern verborgenen Franzosen. **) Grausenhafteres konnte den tapferen Truppen am Abend dieses schweren Tages kaum begegnen.

Zum Schluß fügt Mitchell noch folgende kriegswissenschaftliche Betrachtungen hinzu: Kein Gefecht der neueren Zeit hat auf eine so schlagende Weise die großen Schwächen unserer neueren Taktik gezeigt, als die Schlachten bei Etoges und Vauchamp. Dreißigtausend Mann tapferer und braver Soldaten greifen funfzehntausend Mann Fußvolk in offener Ebene an und sind gänzlich unfähig, die Letzteren zu vernichten! Alles, was erreicht wurde, ward nur durch ein stetes Geschützfeuer erreicht. Die französische Reiterei, ganz unbekannt mit der wahren Kraft und Wirkung eines Reitergefechtes, wagte kaum den Angriff auf das regelmäßig und enggeschlossen einherziehende Fußvolk, während das mit Gewehr und Bajonnet bewaffnete französische Fußvolk diese Waffen nur als die Waffen für ein Gefecht aus der Ferne ansah und auch nicht einen einzigen Versuch machte, mit den sich langsam zurückziehenden Feinden handgemein zu werden. Das war ein deutlicher Beweis, daß das jetzige Fußvolk nichts kann als feuern und nie Mann gegen Mann im Einzelkampfe zu gebrauchen ist. ***) Die Schlacht bei Vauchamp giebt aber noch einen anderen Beleg zu einer in diesem Geschichtswerke öfters gemachten Bemerkung, daß nämlich Napoleon nicht verstanden habe, Fußvolk und Reiterei mit gleicher Zweckmäßigkeit ihrer Anwendung in das Gefecht zu bringen. Das Fußvolk der Verbündeten allein und von allen Mitteln der Deckung auf der weiten Ebene entblößt, bot überall offene Seiten zum Angriffe. Napoleon brauchte durch seine Reiterei und sein Fußvolk zusammen, die reichlich durch die Artillerie unterstützt waren, nur eine der sich zurückziehenden Kolonnen angreifen zu lassen, und die eifrigsten Vertheidiger des Schuß- und Bajonnetsystems werden nicht behaupten können, daß ein Fußvolk solchen vereinten Angriffen gegenüber wirksamen Widerstand zu leisten im Stande ist.

Diese Angriffe waren also unterblieben, Napoleon aber bewies sich nicht allein unfähig, einen schwächeren Feind, der in seine Hand gegeben war, ganz zu vernichten, sondern auch den Sieg zu verfolgen, den er auf so wunderbare Weise gewonnen hatte. Denn er vergaß gänzlich, daß Blücher es war, der dem langsamen Kriegszuge der Verbündeten das größere Leben und den raschern Antrieb ertheilt hatte, und versäumte die schönste Gelegenheit, ihm heute eine entscheidende Niederlage beizubringen; er unterließ, seine Thätigkeit gegen die schlesische Armee zu verdoppeln, die in den verschiedenen Gefechten dieses Monats an 15000 Mann und 24 Geschütze verloren hatte, und gestattete dem rastlos kühnen Feldmarschall, sich auf Chalons unverfolgt zurückzuziehen, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit seinen zertrennten Heerestheilen bewerkstelligen und die Ankunft neuer Verstärkungen erwarten konnte.

So weit nun unser englischer Erzähler. Was er über die Vortheile des Kolben- und Bajonnet- oder Schießgefechtes sagt, haben wir bereits oben zu erläutern gesucht und lassen die Sache jetzt auf sich beruhen, eben so wollen wir nicht den Ursachen nachspüren, welche Napoleon zu der allerdings auffallenden Schonung des schlesischen Heeres in den folgenden Tagen bewogen haben, da es doch sonst sehr seine Sache war, écraser l'ennemi oder la canaille, wie er die feindlichen Soldaten von 1813 und 1814 wohl zu nennen pflegte. †) Was aber das allgemeine Urtheil Mitchell's über Napoleon als Feldherr in seinen andern Kriegen und namentlich in dem Feldzuge von 1814 anbetrifft, so hat er hier dem Kaiser nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen.

*) Ebds. S. 218 und Grolman II. 177. Von hier an sind in dem nächsten Absatze die Berichterstattungen von Rahden's und Steffens in die Darstellung Mitchell's, dem diese Einzelnheiten nicht bekannt seyn konnten, mit verflochten worden. Rahden hat (S. 243—248) ein sehr anschauliches Bild dieser Gefechte in der Kampfesweise seines, des zweiten schlesischen Regimentes, und in der vortrefflichen Ausführung des Grafen von Reichenbach, der dasselbe befehligte, gegeben.

**) Grolman a. a. O. II. 178.

*) a. a. O. S. 319.

**) Ausführlicher hierüber v. Rahden, der seine Rettung nur der treuen Anhänglichkeit des Unteroffiziers Schmidt verdankte. a. a. O. S. 250 f.

***) Wenn Herr Mitchell hier nur die Franzosen meint, so mag er Recht haben, daß aber das preußische Fußvolk im Handgemenge gar gut seinen Mann stand und die Kolbe zu gebrauchen wußte, hat es unter anderen in den Schlachten bei Großbeeren und bei Hagelsberg bewiesen. Man kennt die Antwort, welche ein wackeres Pommersches Bataillon in der ersteren Schlacht dem Kronprinzen von Schweden gab, als er sie durch seinen Adjutanten auffordern ließ, das Bajonnet statt der Kolbe zu gebrauchen: „so flutscht et beter" (es schafft mehr). Worauf dann der Kronprinz, als er den Ausdruck endlich verstand, sein Pferd wandte und rief: eh bien, laissez les faucher. Man s. F. E. Kretzschmer's „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben" Th. I. S. 47 und Friccius Geschichte des Königsberger Landwehr-Bataillons I. 267 f. 298 f.

†) In Las Cases Memorial von St Helena II. 179. La canaille ist überhaupt ein Ausdruck für verhaßte oder verachtungswürdige Feinde; in der letzteren Beziehung heißen die Neapolitaner so in O'Meara's Tagebuch I. 203. in der ersteren nannte Anna von Oesterreich so die Parlamentsräthe (St. Aulaire's Geschichte der Fronde I. 129 Uebs.) und Wallenstein (Ungedruckter Brief in Försters Sammlung I. 309, [illegible]) bezeichnete mit dem Namen la canaglia die Stralsunder und die Schweden.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Donnerstag den 9. September 1847.

Schweiz.

Martins' Theorie über die skandinavischen Findlings-Blöcke.

In der Geschichte der Erdoberfläche giebt es Wanderungen der Gesteine, ie es Völkerwanderungen giebt in der Geschichte der Erdbewohner. Man :ht in vielen Gegenden des nördlichen Europa Felsblöcke, die in ihren Be- undtheilen von dem Boden, auf dem sie sich finden, völlig abweichen. Die Masse, aus der sie gebildet sind, ist entweder Granit, oder Porphyr, oder eine ıdere plutonische Steinart, während das Erdreich, aus dem sie hervorzukom- en scheinen, meistens jüngerer Bildung ist. Man hat sie deshalb erratische ıer Findlings-Blöcke genannt und durch weitere Forschungen gefunden, ıß sie zum großen Theile ursprünglich den skandinavischen Alpen angehören ıd durch irgend ein großes geologisches Ereigniß auf ihren neuen Standort :rschlagen worden sind. — Brächen wir hier ab, so würde sich mancher un- rer Leser seine Theorie machen über die Losreißung jener Steinmassen von rem mütterlichen Boden und ihre Verpflanzung in ein fremdes Land jenseits :r See, denn die Phantasie findet einen Reiz darin, die großen Thaten der :atur nachzudichten und den chaotischen Kampf der Erdgeister auszumalen, :ren Waffen Gebirge und Meere sind.

Natürlich haben sich auch die Geologen bei den erwähnten Thatsachen icht beruhigt. Sie waren sogar mit solchem Ernste thätig, die Versetzung :r erratischen Blöcke zu erklären, daß sie sich darüber bitter entzweiten und ı die zwei großen Parteien der Diluvianisten und Glacialisten zerfielen, ıs denen später noch eine dritte hervorging.

Wir hatten in diesen Blättern *) schon einmal Gelegenheit, von diesem Streite zu reden, und möchten heute über eine neue Ansicht der Sache berichten, :e wir in dem letzten Hefte der Bibl. universelle de Genève finden. Indeß, m verständlich zu seyn, werden wir wohl unseres früheren Referates mit nigen Worten gedenken müssen.

Die Diluvianisten behaupten, ein plötzlicher gewaltsamer Durchbruch ıgesammelter Fluthen habe die Blöcke mit sich fortgerissen und in große Ent- rnungen geschleudert. Dagegen sprechen Form und Stellung der Blöcke, so ie die Verhältnisse des sie umgebenden Erdreichs, die nur auf eine langsame, ı Absätzen geschehene Fortbewegung der Felsen schließen lassen.

Die Glacialisten, auf die Erscheinung gestützt, daß die Schweizer- letscher sich abwechselnd vor und rückwärts bewegen und dabei eigenthümliche Streifungen, Aushöhlungen u. s. w. an dem von ihnen berührten Gestein ewirken, glauben, daß früher einmal die skandinavischen Gletscher bis dahin orgedrungen seyen, wo jetzt erratische Blöcke von der Formation der skandi- avischen Alpen gefunden werden, und allmälig wieder ihre jetzigen Gränzen ugenommen hätten. Bei diesem Rückzuge, oder — wie auch erlaubt ist, an- ınehmen — bei ihrer allmäligen Schmelzung, ließen sie die Blöcke zurück, :e entweder von überhängenden Bergen, oder, durch vulkanische Eruptionen ı die Höhe geschleudert, auf sie gefallen waren. Was dieser Ansicht Gewicht :ebt, ist, daß sich an der Oberfläche und in der Umgebung der erratischen :elsen die obenerwähnten Gletscher-Wirkungen nachweisen lassen.

Eine dritte Klasse von Geologen ruft die schwimmenden Eisberge der Po- rmeere zu Hülfe, die zuweilen bedeutende Felsmassen in weite Ferne tragen, ıd versichert, es haben sich von den gegenwärtigen Gletschern im Norden :r skandinavischen Halbinsel unter Mitwirkung von Wasserströmungen große ismassen losgerissen und die auf ihnen ruhenden erratischen Blöcke mit sich ırt nach Süden geschleppt. Die an der Oberfläche und in der Umgebung der- lben gefundenen Gletscher-Wirkungen nehmen sie für ihre Eisberge in An- ruch und stehen somit, da sie den Diluvianisten das Wasser entlehnen, zwi- ıen beiden Hauptansichten mitten inne.

Was wir in der Bibl. universelle de Genève finden, ist ebenfalls eine :erbindung der diluvianistischen und glacialistischen Meinungen; nur haben abei die letzteren noch mehr das Uebergewicht.

Der Verfasser, Karl Martins, sucht zu zeigen, daß die Gletscher früher ine bei weitem größere Ausdehnung hatten, als jetzt, daß in jener Zeit die :andinavische Halbinsel einmal tiefer in's Meer hinabgetaucht und dann wie- :er aus demselben emporgestiegen sey, und daß sich in Folge dessen von jenen roßen Gletschern Eismassen losgerissen und die von ihnen getragenen Blöcke ei ihrem Verschwinden zurückgelassen hätten.

Nimmt man an, sagt der Verfasser, daß die schwimmenden, mit den Blöcken eladenen Eismassen von den gegenwärtigen Gletschern Norwegens und Schwedens stammten, so hat man nothwendiger Weise implicite behauptet, daß Skandinavien einmal fast bis zum Niveau dieser Gletscher unter Wasser gestanden habe. Nun aber liegt schon der Fuß der Nygaars-Gletscher, die noch am tiefsten hinabsteigen, 340 Mètres über der Meeresfläche, und aus der Muschelschicht, die sich längs der norwegischen Küste hinzieht, geht hervor, daß das Meer daselbst nie höher gestanden habe, als 240 Mètres über seinem jetzigen Niveau! — Und hätte man selbst diesen Beweis nicht, wie erklärt man die Entstehung der Streifungen an der norwegischen Küste, die als Gletscher-Wirkungen anerkannt sind, jetzt schon bis unter die Meeresfläche reichen und bei der Senkung der skandinavischen Halbinsel bis zum Niveau ihrer niedrigsten Gletscher wenigstens 600 Mètres unter die Meeresfläche zu liegen kämen?

Trennten sich die schwimmenden Eismassen von den gegenwärtigen Gletschern, so müssen ferner die Findlings-Blöcke mit den Bergen verwandt seyn, von denen diese Gletscher noch heute beherrscht werden. Die angestellten Vergleichungen haben dies widerlegt und gezeigt, daß sie Gegenden angehören, in denen es zur Zeit gar keine Gletscher giebt.

Also die gegenwärtigen Gletscher können es nicht gewesen seyn, von denen die Eismassen sich losgemacht haben. Dieselben erstreckten sich vielmehr über die heutige skandinavische Küste hinaus und reichten selbst bis Dänemark, wie die schön polirten Felsen in der Gegend von Faroe beweisen. Im Anfange dieser Gletscherperiode mußte das Land höher aus dem Meere ragen als jetzt, denn die Streifungen der Küstenfelsen finden sich auch noch unter der jetzigen Meeresfläche; dann muß es sich bedeutend gesenkt haben, denn die Muschelschicht, die sich vom Nordkap bis nach dem Süden Norwegens hinzieht, liegt 240 Mètres über dem Niveau des Meeres. Während dieser Ueberschwemmung setzten die vorrückenden Gletscher die Geröllmassen, die sie vor sich herschoben, hier und da im Lande ab; dieselben bestehen aus gestreiften, glattflächigen Kieseln und Ufer- und Seemuscheln. Es sind dies die nachmaligen Oesarn oder Moränen, die gewöhnlich den erratischen Blöcken zum Fußgestelle dienen. Ihre unterseeische Entstehung, wenn sie nicht schon durch die Muscheln dargethan wäre, wird unzweifelhaft durch Ueberreste von sehr alten Schiffen, die man in ihrer Masse gefunden hat. Bei dem Wiederauftauchen des Landes und dem Abfluß von Fluthen zogen sich auch die Gletscher zurück, die mit Felsblöcken beladenen Eismassen lösten sich von ihnen, zerschellten hier und da an den Oesarn und ließen, selbst verschwindend, ihre Last auf denselben liegen.

So wie manche jetzt gletscherlose Gegend Skandinaviens Spuren dagewesener Gletscher und gleichzeitiger Veränderungen im Wasserstande verräth, so lassen sich eben solche in Nordamerika nachweisen, wo sie bei Boston von dem Geologen Desor, im Staate Maine von Lyell aufgefunden worden sind.

Was die Findlings-Blöcke der Schweiz betrifft, so läßt sich nach Martins' Meinung die Mitwirkung des Wassers bei ihrer Versetzung nicht unbedingt behaupten. Die hier sich darbietenden erratischen Erscheinungen finden ihre hinlängliche Erklärung in den Annahmen der Glacialisten, in der bloßen Vor- und Rückwärtsbewegung der Gletscher.

England.

Statistische Berechnungen der Lebensdauer regierender Fürsten.

Dr. William A. Guy, praktischer Arzt und Secretair der Londoner statistischen Gesellschaft, hat über die mittlere Lebensdauer regierender Fürsten interessante Untersuchungen angestellt. Das Alter, welches alle diejenigen Personen, die unter irgend einem Titel in den verschiedenen Epochen der Weltgeschichte die souveraine Gewalt ausübten, im Augenblick ihres Todes erreicht hatten, lieferte ihm das bekannte Werk „L'art de vérifier les dates", das er für diejenigen Zeiträume, auf welche es sich nicht erstreckt, vervollständigte.

Während Herr Guy seine Untersuchungen auf diejenigen Souveraine, die während der christlichen Aera geherrscht haben, beschränkte, ließ er zugleich aus seinen Auszügen alle diejenigen weg, die Zufall oder Gewalt, die Krieg, Gift oder Dolch aus dem Wege räumten. Die große Mehrzahl der in seinen auf diese Weise beschränkten Tabellen figurirenden Fürsten sind erbliche Souveraine; doch finden darunter sich auch solche Herrscher, die durch Wahl oder eine geglückte Empörung auf den Thron gelangten. Unter den dreizehn römischen Kaisern z. B., die eines natürlichen Todes starben, war ein einziger der Sohn, ein anderer der Bruder seines Vorgängers; vier wurden erwählt, sechs adoptirt; einer endlich war ein Usurpator. Da diese Letzteren im Durchschnitt ein höheres Alter erreichten, als irgend eine Gruppe erblicher

*) S. Mag. Jahrg. 1846. Nr. 31.

image
not
available

Don José setzte sein Pferd in Galopp, um dies Ende nicht mehr mit anzusehen. Ein abermaliger Knall wurde gehört, und noch einer. Bald darauf erschien Ramirez mit den Beinkleidern des Gemordeten. Zehn Minuten später hörte Don José wiederum feuern, aber diesmal waren es mehrere zwanzig Schüsse. Sie galten den Soldaten der Eskorte, welche sämmtlich füsilirt wurden. Heiter scherzend kehrten die Karlisten nach Vollendung ihres Geschäfts zurück, indem sie sich über die Einzelheiten desselben unterhielten.

„O Señor" — stattete Ramirez seinen Bericht an den rothköpfigen Cabecilla ab — „was für heuchlerische Canaillen sind diese Soldaten. Können Sie sich einen solchen Grad von Verderbtheit denken?"

„„Nun?"" fragte der Cabecilla, sein Gesicht zu einer Grimasse verziehend, die wahrscheinlich ein wohlgeneigtes Lächeln bezeichnen sollte.

„Ich sah einen Soldaten über und über mit Blut besudelt und so steif, daß er mir übernatürlich todt vorkam. Aber Sie wissen, Señor, ich bin ein alter Fuchs. Gut. Ich untersuche ihn also, und por las siete plagas! (Bei den sieben Wunden!) nicht eine Schramme hatte der Bengel. Er schien sich nur in dem Blute seines Nebenmannes umhergewühlt zu haben, um uns durch sein fürchterliches Aussehen zu täuschen. Sie werden mir zugestehen, Señor, daß dieser Mißbrauch unseres Vertrauens meinen höchsten Unwillen erregte. Indessen war ich meiner Sache noch nicht gewiß. Vielleicht — sagte ich zu mir — ist der arme Mann in Ohnmacht gefallen. Nimm dich in Acht, eine ungerechte Anklage ohne hinlänglichen Beweis zu erheben. Das war anständig gedacht, meine ich; und mit großer Vorsicht schritt ich zur That. Um mich nämlich von der wahren Sachlage zu überzeugen, drückte ich ihm einige Zoll meines Bajonnets in die Weichen. Caramba! Da konnte er gut schreien Viva Carlos V.! der scheintodte Heuchler. — Hund, Räuber, infamer Lügner rief ich ihm zu —; ich werde Dich lehren, ehrliche Menschen zu hintergehen und auf gotteslästerliche Weise den Tod zu karikiren. Während ich ihm so die Abscheulichkeit seines Verfahrens vorhielt, sorgte ich zu gleicher Zeit dafür, daß er in kurzer Zeit seine früher blos angenommene Rolle vollkommen naturgetreu spielte. Dabei machte ich noch eine Reflexion, Señor, die ich Ihnen zur Prüfung vorlegen möchte. Sagen Sie, wäre ich nicht ein vorzüglicher Schulmeister geworden, da ich in so hohem Grade die Geschicklichkeit besitze, durch meine Ermahnungen und Strafen das Resultat hervorzubringen, daß der Schuldige nie in seinen früheren Fehler zurückfällt!"

Als die Truppe spät Abends am Abhange des Gebirges ihr Nachtquartier erreicht hatte, das in einem elenden, einsam gelegenen Wirthshause bestand, war das erste Geschäft der Karlisten, eine Theilung der Beute vorzunehmen. Nachdem die großen Stücke, wie einige Dutzend Ellen blaues Tuch und eine Menge feiner Leinwand ellenweise zerschnitten und vertheilt war, erging die Aufforderung an jeden Einzelnen, sich seiner speziellen Beutegegenstände zu entledigen und sie auf einen bestimmten Platz zusammenzulegen. Navarro und ein anderer Anführer, Zaragoza, übernahmen das Geschäft, den ganzen Haufen in gleiche Theile zu zerlegen. Dann wurden eben so viel Loose gemacht, als Theilnehmer waren. Don José sah mit Bedauern seine feinen Ueberröcke und gestickten Westen, die er kurz zuvor direkt aus Paris erhalten hatte, an zerlumpte Banditen als Eigenthum übergehen. Sein eleganter Schlafrock von karmoisinrothem Kaschemir fiel dem rothköpfigen Cabecilla zu, der ihn sofort unter allgemeinem Jubel und interessanten Bemerkungen über die Harmonie zwischen der Farbe seines Haares und seines neuen Gewandes, das sie sämmtlich für einen Frauenanzug hielten, anzog. Indeß ging die Verlosung fort. Da fanden sich denn auch einige Gegenstände, welche früher zu dem Reise-Necessaire Don José's gehört hatten, und deren Gebrauch sich Niemand erklären konnte. Ein Karlist, Namens Sanchez, betrachtete schon seit geraumer Zeit ein Instrument, von eigenthümlicher und, wie es schien, räthselhafter Form, das er einer der Kinderfrauen abgenommen, welche sich unter der Reisegesellschaft im Postwagen befunden hatten. Sanchez begab sich zu einem Camarata, den er in ähnlichen Studien eines Gegenstandes vertieft sah, um sich mit ihm gemeinschaftlich zu berathen.

„Da mag der Teufel wissen, was die Dinger bedeuten sollen" — rief endlich der Letztere ungeduldig aus.

„„Am sichersten gehen wir, wenn wir den Rojo fragen"" — antwortete Sanchez — „Es un sabiondo (es ist ein Gelehrter); er kann lesen."

Gesagt, gethan. Der Cabecilla nahte, noch immer in seinem karmoisinrothen Schlafrock, der dem würdevollen Wesen, das er in einer so wichtigen Angelegenheit anzunehmen für nöthig hielt, eine höhere Weihe zu geben schien. Er nahm beide fragliche Gegenstände in die Hand und unterwarf sie einer tiefen und sehr genauen Untersuchung. Endlich schien er mit sich über ihren Zweck ins Reine gekommen zu seyn. Denn er wandte sich an die illegitimen Eigenthümer der räthselhaften Instrumente, indem er zu dem Einen sagte:

„Bewahre diesen Gegenstand wie ein Kleinod; er wird Dein Glück begründen. Es ist ein Clave maestra (Hauptschlüssel), zu allen Thüren und Koffern passend. Wenn das Schloß tief ist, dann hält man das Instrument seiner ganzen Länge nach offen; im entgegengesetzten Falle verkürzt man den Schaft vor dem Gebrauch." — Darauf wandte er sich zu Sanchez: „Was Dich betrifft," — sagte er zu ihm mit einer Feierlichkeit, die ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlte — „Du bist glücklich zu preisen vor Allen. Du kannst von nun an Deinem Ehrgeiz vollen Aufschwung gewähren und selbst auf die Stellung eines Befehlshabers Dein Streben richten. Denn Du besitzest jetzt schon, was nur den Befehlshabern zukommt: dies Instrument ist ein vervollkommnetes Fernrohr."

Unter allgemeinem Erstaunen der Zuhörer, die ihren Neid über das Glück der beiden Glücklichen nicht verhehlten, gab er die beiden Gegenstände zurück. Das für einen Hauptschlüssel erklärte Instrument war ein vereinzelter Stiefelzieher; das andere wollen wir Anstand halber dadurch bezeichnen, daß wir auf die große Rolle hinweisen, welche es in einigen Molièreschen Komödien spielt. Die ganze Vertheilungsscene in allen ihren grotesken Einzelheiten zu beschreiben, dazu gehört die Feder des Verfassers von Gil Blas.

Am folgenden Morgen setzte sich der Zug von neuem in der Richtung nach dem Kamm des Gebirges in Bewegung, aber es waren so viele Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Anführer es für nöthig erachteten, sich so fern wie möglich von dem gebahnten Wege zu halten, daß sie um fünf Uhr Abends nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke zurückgelegt hatten. Am Ufer eines kleinen See's wurde Halt gemacht. Der rothköpfige Cabecilla nahm in Begleitung von 14 Mann Abschied von seinen Gefährten, nachdem er ein langes Gespräch unter vier Augen mit Navarro geführt hatte. Als sich die übrige Mannschaft wieder in Marsch setzte, wurde das tiefste Schweigen beobachtet, denn Navarro hatte mit einem fürchterlichen Fluche geschworen, daß er denjenigen, der nur zu pfeifen wagen würde, an den nächsten Baum hängen ließe. Um Mitternacht endlich gelangte die Truppe an die große Landstraße, welche die Sierra durchschneidet. Sie wurde in fast lautloser Stille überschritten, und von neuem wurden die nächtlichen Wanderer von dem dichten Gebirgswald aufgenommen, durch den sie kaum ihre Pferde hindurchbringen konnten. Endlich wurde das Dickicht so undurchdringlich, daß man zum Anhalten gezwungen war. Der Boden war mit Strauchwerk und hohem Grase bedeckt, so daß man sich kaum aufrecht erhalten konnte.

„Tragt die Reiser zusammen und macht ein tüchtiges Feuer" — befahl Navarro.

Es wurde sogleich Hand ans Werk gelegt. Bald war ein gewaltiger Scheiterhaufen errichtet, der auch sofort angezündet wurde. Die Nacht war so eisig kalt, daß der arme Marquis nebst seinem Diener Cabrado, die beide an diese Gebirgstemperatur nicht gewöhnt waren, ohne das wärmende Feuer sicherlich erstarrt wären. Die nächste Sorge betraf das Nachtlager, dessen Construction der nasse, mit Kiesel und trockenem Holz besäete Boden so wie der völlige Mangel jeder hinreichenden Bedeckung einen erfindungsreichen Kopf verlangte. Indeß gelang es Don José, durch Forträumen der Kiesel und Auflockern des Bodens vermittelst eines spitzen Stockes sich ein für die Umstände vorzüglich weiches Lager zu bereiten, und er glaubte völlig das Glück eines Sybariten zu fühlen, als er sich mit einem ihm zum beliebigen Gebrauch überlassenen Schafsfell, das nur wenig kürzer war als die Hälfte seines Körpers, bedecken konnte. Nach vierstündigem Schlaf erscholl um sechs Uhr Morgens das Zeichen zum Aufbruch nach El Barranco de las Canas dem zum Sammelplatz der verschiedenen Trupps bestimmten Ziel des Marsches.

„Bevor wir diesen Ort verlassen" — sagte Sanchez zu Don José — „will ich doch die Stutzbüchse mitnehmen, die ich hier vor mehreren Tagen versteckt habe."

„„Wie? In dieser undurchdringlichen Wildniß?"" — rief Don José aus, erstaunt über das Ortsgedächtniß dieses Menschen, — „„die werden Sie nimmermehr wiederfinden.""

Sanchez erwiederte Nichts, sondern sondirte mit einem langen Stabe das trockene Blätterwerk am Boden. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er die Waffe aufgestöbert, die er nun mit triumphirender Miene Don José zeigte.

„Instinto, instinto!" wiederholte er mehrmals mit großer Genugthuung, indem er sein kostbares Gewehr von der Nässigkeit reinigte.

Bald hatten Alle ihre Thiere bestiegen und in Gang gebracht. Don José konnte sich einiger traurigen Reflexionen über den Ausgang dieser abenteuerlichen Wanderung nicht enthalten. Navarro bemerkte seine gedankenvolle Miene:

„Sie scheinen Sorgen zu haben, Don José" — sagte er.

„„In der That wünschte ich bald von der Ungewißheit über mein ferneres Schicksal befreit zu seyn. Schon drei Tage bin ich und mein Diener in Ihrer Gewalt, und noch immer kennen wir das Loos nicht, das unser wartet."

„Beruhigen Sie sich" — sagte Navarro mit großer Höflichkeit. „Daß wir Sie bisher nicht getödtet, selbst nicht einmal gemißhandelt haben, wozu wir doch das Recht und die Macht hätten, wie Sie zugeben werden, geschah aus dem Grunde, daß ich die Vermuthung gehegt habe, daß Sie das Bedürfniß fühlten, uns ein Geschenk zu machen, das der Größe der Wohlthat und Ihrer Dankbarkeit angemessen wäre. Andererseits aber fürchte ich — wenn ich von meinen Empfindungen auf die Ihrigen schließe — daß Sie sich durch Ihre natürliche Großmuth verleiten lassen, zu wenig Rücksicht auf Ihre pekuniären Verhältnisse zu nehmen, weshalb ich entschlossen bin, der Möglichkeit einer an Verschwendung gränzenden Freigebigkeit durch die Erklärung eine Gränze zu ziehen, daß wir unter keiner Bedingung mehr als die mäßige Summe von 200,000 lumpigen Realen von Ihnen annehmen werden."

Don José war in der That über den geringen Betrag dieser, wie sich der Cabecilla auszudrücken beliebte, „mäßigen" Summe eben so erstaunt als durch die herzgewinnende Freundlichkeit desselben gerührt. Denn was verhinderte im Grunde, seine jetzigen Wirthe als Gastgeschenk eine dreimal größere Summe zu verlangen? Diese Reflexion trug viel zu seiner Beruhigung bei, und er würde sich ohne Weiteres mit den Voraussetzungen Navarro's völlig einverstanden erklärt haben, wäre ihm nicht zufälligerweise eingefallen, daß er die Rolle des Marquis mit der des Don José Maria Fernandez vertauscht und demgemäß sein Betragen und sein Vermögen einzurichten habe. Er machte deshalb alle möglichen Arten von Bemerkungen, die sämmtlich die Tendenz hatten, zu beweisen, daß seine Familie außer Stande sey, ein solches Lösegeld zu erschwingen.

„Schonen Sie Ihre Lunge, Don José" — erwiederte Navarro kaltblütig.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Sonnabend den 11. September 1847.

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. *)

Die Ursachen des Krieges, welchen die Vereinigten Staaten gegen Mexiko führen, sind im Allgemeinen bekannt. Wenn wir daher auf die Thatsachen zurückgehen, welche dem Bruch zwischen den beiden Ländern vorausgegangen sind und die Entscheidung durch die Waffen herbeigeführt haben, so geschieht es, um darzuthun, daß die wegen der Gränzen von Texas entstandenen Differenzen in keiner Weise die Amerikaner berechtigten, außer dem streitigen Gebiet, Mexiko's reichste Provinzen wegzunehmen. Aus dem rechtlichen Gesichtspunkte läßt sich der Angriff, in der Form wenigstens, welche er angenommen, nicht vertheidigen. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist es, zu zeigen, wie die europäische Diplomatie in einer Krisis, die so gewaltige Folgen nach sich ziehen kann, bei weitem nicht alle die Thätigkeit entwickelt, noch allen den Scharfblick gezeigt hat, die sich von ihr erwarten ließen. Es sind bekanntlich schon zwanzig Jahre, seit Nord-Amerika die inneren Gährungen, die Mexiko's heutige Schwäche veranlaßten, schürte und nährte; es genügt, an die erste Unabhängigkeits-Erklärung von Texas zu erinnern, unter deren 90 Unterzeichnern sich, nach Channing's, eines nordamerikanischen Publicisten, Zugeständniß, 88 befanden, die Bürger der Vereinigten Staaten waren. Nicht minder bekannt sind die weiteren Phasen der Geschichte der texanischen Unabhängigkeit; sie bekunden sämmtlich den in Europa herrschenden Mangel an Voraussicht. Europa glaubte durch Anerkennung der neuen Republik den edelmüthigen Aufschwung eines sich zur Freiheit erhebenden Volkes zu begünstigen; es glaubte, im Interesse der schwarzen Race zu handeln, da man allgemein überzeugt war, Texas werde den Sklavenhandel abschaffen. In der That aber hatte die englische und französische Diplomatie nur die Vergrößerung Nord-Amerika's befördert und der Sklaverei einen Staat mehr geöffnet.

Als späterhin der Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten zum casus belli zwischen Mexiko und der Union wurde, suchte man den Konflikt zu verhindern; man unterhandelte, allein schon war der Augenblick, in dem die europäische Diplomatie wirksam einschreiten konnte, vorüber. Auf den Rath dieser Diplomatie geschah es, daß Anson Jones, der Präsident von Texas, um der Differenz einen friedlichen Ausgang zu geben, der mexikanischen Regierung die Präliminarien eines gütlichen Einverständnisses vorlegen ließ, dessen Hauptbedingung für Mexiko die Anerkennung von Texas, für Texas das Versprechen gewesen wäre, sich nie den Vereinigten Staaten anzuschließen. Die mexikanische Regierung erklärte, daß sie die Vorschläge des Präsidenten Anson Jones annehme, zugleich aber, daß sie die ganze Unterhandlung für null und nichtig ansehen werde, im Fall der Volkskonvent des neuen Staats in den Anschluß willige. Und dies gerade, trotz aller Gegenanstrengungen des texanischen Präsidenten, geschah. Einstimmig erklärte der Kongreß von Texas die Incorporation des Landes in die nordamerikanische Union, und der Volks-Konvent bestätigte den Beschluß des Kongresses. Nord-Amerika hatte sich so um einen neuen Staat vergrößert, während Mexiko nur protestiren konnte gegen eine vollendete Thatsache.

In demselben Augenblick, in welchem die Union ihr Ziel erreichte, schien eine wohlthätige Krisis Mexiko einige Ruhe zu geben. Der General Paredes, ein aufgeklärter Mann, wurde zum Präsidenten ernannt. Er benahm sich als der erklärte Beschützer einer Partei, die nur durch Einführung der Monarchie dem Lande Ruhe und Ordnung zurückgeben zu können glaubte. Allein eben Paredes Intentionen bewirkten, daß die Union, die entschiedene Feindin monarchischer Institutionen, ihre Angriffsentwürfe um so eifriger betrieb. Sie hatte von nun an einen Vorwand für ihre Projekte und konnte ihnen den Anstrich der Uneigennützigkeit geben. Da Mexiko sich darein gefügt hatte, das, was es nicht zu hindern vermochte, zu dulden, so blieb, um die texanische Frage zu Ende zu bringen, nichts weiter übrig, als die neuen Gränzen zwischen beiden Ländern zu bestimmen. Es war bei der Bestimmung dieser Gränzen ein Punkt streitig geblieben. Und diese Differenz benutzte die Union, den Krieg herbei zu führen. Jener streitige Punkt bestand in der Frage, wem von beiden Staaten das Territorium zwischen dem Rio-Nueces und dem Rio-Bravo del Norte zugehören solle. Die Regierung in Washington zerhieb den Knoten; sie ertheilte einem kleinen, aus 2000 Texikanern und Amerikanern bestehenden Heer Befehl, daß es sich in Bereitschaft halten solle, das streitige Gebiet zu besetzen, sobald der Anschluß von Texas ausgesprochen sein würde. Zu gleicher Zeit stellte sich ein mexikanisches Truppencorps im Staate Tamaulipas, welcher durch die Invasion bedroht wurde, auf. Die Frage, den Händen der Diplomaten entschlüpfend, mußte durch das Schwert entschieden werden.

*) Nach der Revue des deux Mondes.

I.

Im Anfang des Monats März 1846 stand das amerikanische Heer bei dem Corpus Christi, am linken Ufer des Rio de las Nueces und dicht an dem streitigen Gebiet, nur auf den Moment wartend, wo der Anschluß von Texas offiziell bekannt seyn würde, um in den Staat Tamaulipas einzufallen. Die Mexikaner lagerten bei Mata-Moros, einer Stadt, deren geographische Lage den Vereinigten Staaten ihren Besitz besonders wünschenswerth machen mußte. Die amerikanische Occupationsarmee war 2000 Mann Infanterie und ungefähr 400 Kavalleristen und reitende Artilleristen stark, welche letzteren achtzehn sechs- und achtpfündige Geschütze bedienten. Dazu kamen 600 settlers, die 300 Wagen mit sich führten. Alle diese Truppentheile standen unter General Taylors Befehlen. Angeführt von Bürgern der Union, waren sie nichts als ein zusammengelaufener Haufen französischer, englischer, deutscher und polnischer Abenteurer, mit denen der amerikanische settler, dieser wahrhafte Bändiger der Natur, mit seinem Beil auf der Schulter und seinem Karabiner in der Faust, einen starken Kontrast bildete.

In dem kritischen Augenblick, in dem die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, bot General Taylor's Lager einen nicht besonderes Vertrauen erweckenden Anblick dar. Die unter seinem Befehl vereinigten Abenteurer thaten ihren Dienst mit sichtlichem Widerwillen. Zu den Klagen, welche der Soldat gegen seine Führer zu haben glaubte, gesellten sich bald, veranlaßt durch den jähen Wechsel in der Temperatur, mannigfaltige Krankheiten. Das leinene Zelt gewährte gegen die Ungunst der Jahreszeit nur einen schwachen Schutz. Kaum fand der Soldat in jenen unfruchtbaren Ebenen hinreichendes Holz zur Bereitung seiner Nahrungsmittel vor, noch weniger war es in solcher Menge aufzutreiben, daß er daran seine erstarrten Glieder wärmen konnte. Kaum zwei Drittel der Truppen befanden sich bei ihren Cadres, und selbst die Offiziere hatten von der Strenge des Klimas zu leiden. Allein ein noch furchtbareres Strafgericht hatte das amerikanische Heer heimgesucht; eine schmutzige Horde elender Spekulanten war ihm bis nach Corpus Christi gefolgt und war fortwährend bereit, die Nachzügler der Arrière-Garde oder die Soldaten, welche sich vom Lager verirrten, zu plündern. Eine Anzahl von Branntweinschenken hatte sich von allen Seiten etablirt. Alle Diebe und Mörder, alle Verbannten der Union schienen sich in einem zweiten Lager neben dem ersteren niedergelassen zu haben. Keine Nacht ging vorüber, die nicht durch rohe Orgien, durch blutige Schlägereien, in denen jene Vagabunden ihr Geschick zeigten, mit Dolch und Pistole umzugehen, gestört worden wäre. Ließ der amerikanische Soldat — was zuweilen geschah — sich in ihre Schlupfwinkel locken, so wurde er durch ein schlaferregendes Getränk erst betäubt, dann ausgeplündert, zuweilen gar ermordet. Alles schien sich gegen das Heer des General Taylor verschworen zu haben.

Man war im mexikanischen Lager nicht unbekannt mit diesen Verhältnissen, allein man war nicht besser vorbereitet auf den Kampfanfall des kräftigen Kentuckiers mit seiner doppelläufigen gezogenen Büchse (rifle) und des gigantischen Jägers aus Virginien, der selbst im heißestem Handgemenge den Gegner, welchen es auf's Korn genommen, nicht fehlt; man sah im mexikanischen Lager nur Schwächlinge, wie sie eine Aushebung mit Gewalt hatte zusammenbringen können. Die Anzahl dieser aus Indianern, Weißen und Mestizen bestehenden Soldaten war klein, mager, schlecht bekleidet; dennoch konnten sie, ohne Schuhe und Nahrung, ungeheure Märsche machen, sie schleppten Tage lang, ohne eine Klage hören zu lassen, ihre verstümmelten Glieder weiter fort. Großprahler und Raisonneur, schlägt sich der mexikanische Soldat mit der blanken Waffe unerschrocken, aber er dreht den Kopf weg, wenn er sein Gewehr abdrückt, das er immer bereit ist zu verkaufen. Zwischen den beiderseitigen Reitern findet derselbe Kontrast statt. Man lasse den Ranchero von seinem Pferde absitzen, und statt eines durch den Vortheil, den er aus seiner Reiterkunst zu ziehen weiß, furchtbaren Kavalleristen, hat man einen durchaus unbrauchbaren Infanteristen. Steigt dagegen der amerikanische Reiter von dem kolossalen Thier, das er mit Mühe erklettert hat, herab, so wird er, sobald sein Fuß nur die Erde berührt, ein vortrefflicher Soldat. Was aber beiden Heeren gemeinsam war, das war die unverhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren. Es waren auf Seite der Amerikaner eben so viel Majore, als sich im mexikanischen Lager Obersten befanden. Den meisten dieser Offiziere fehlte es jedoch gänz-

image
not
available

lagetöne gehört haben. „Verda"! ruft der Posten — „Carlos V." — ant-
vortete eine Stimme. Man fängt an zu suchen und findet den von Kugeln
urchlöcherten Schelm, der sich während der Nacht bis dorthin geschleppt hatte.
Eine lange Blutspur zeigte den Weg, den er eingeschlagen.

„Der Unglückliche!" — sagte der Offizier. „Hat man versucht, ihm das
Leben zu retten?"

„„Warum nicht gar"" — erwiederte Ramirez. „„Im Gegentheile, man
veranstaltete eine Wiederaufführung der gestrigen Scene.""

„Welche Grausamkeit!"

„„Hören Sie doch zu Ende!"" — rief der erste Erzähler lachend.
„Diesmal verfehlte man den Verwundeten drei Mal. Sie hätten ihn sollen
schreien hören: Um Gott und die heilige Jungfrau! Tödtet mich nicht! Gott
will nicht meinen Tod, Ihr seht es ja selber! — Aber man strafte ihn Lügen.
Eine vierte Salve streckte ihn lautlos zu Boden.""

„Aber wir waren so darauf gefaßt, daß er sich noch einmal erheben würde",
— fügte ein Dritter hinzu — „daß wir unsere Trabucos wieder zu laden be-
gannen, um für den Fall bereit zu seyn.

Navarro hörte diese Erzählungen mit großer Gemüthsruhe, die er nur
aus langer Gewöhnung an dergleichen Scenen erlangt haben konnte, mit an.
Salvador bekreuzigte sich, indem er einen verstohlenen Blick zu Don José hin-
überwarf, der die bündige Reflexion machte, daß jetzt nur noch Zwei zu morden
übrig wären.

„Das ist ja eine abscheuliche Barbarei!" — rief der Offizier mit tiefer
Entrüstung aus. „Kann man sich noch mit dieser Kaltblütigkeit des Mordes
wehrloser Menschen rühmen! Wenn das so fortwährt, wird Spanien in kur-
zer Zeit entvölkert seyn. Ich, der ich hier zu Euch rede, setze meinen Stolz
darein, einen Christino zu bekämpfen, Mann gegen Mann; aber dergleichen
Abschlachtungen, wie Ihr sie hier in der Sierra begeht, hat man bisher nur
unter den Kannibalen gefunden."

Diese kühne Sprache erregte das Erstaunen Don José's, der nur bedauerte,
daß ein Mann von solchem Edelsinn und so muthvollem Benehmen mit
den Banditen unter einen und denselben Namen begriffen wurde. Dieser machte
den anderen Karlisten gegenüber gar kein Hehl daraus, daß er sich ihrer Ge-
meinschaft schäme. Uebrigens ist bekannt, daß Basilio, als er sich in la Mancha
befand, die Banden des Palillos mit äußerster Strenge verfolgte, weil er behaup-
tete, sie beständen aus weiter Nichts, als aus gemeinen Räubern und Mördern.
Daher war auch Basilio kein besonderer Gegenstand der Zuneigung Navarro's
und seiner Spießgesellen.

Acht Tage nach dem oben erzählten Besuche des Offiziers brachte endlich
ein Bauer die Nachricht, daß Cabrado wieder in Ciudad-Real angelangt sey.
Navarro machte sich sofort auf den Weg dahin und kehrte mit einem Briefe
des Kommandanten von Ciudad-Real, zurück, der von der Königin
mit der Auslösung Don José's speziell beauftragt war. Das Schreiben des
Kommandanten, welches Navarro der ganzen Bande mittheilte, lautete folgen-
dermaßen: „Alles ist bereit; und es bleibt Nichts weiter, als die Art und Weise
der Zahlung zu bestimmen. Da es in Betracht der geringen Anzahl Soldaten,
über die wir zu disponiren haben, zu gefährlich für uns wäre, das Geld nach
Malagon zu transportiren, so machen wir Euch folgenden Vorschlag. Wir
wollen mit dem Lösegeld uns nach dem Puente de la Rolaya, ungefähr eine
Stunde von Ciudad-Real gelegen, begeben. Dort wollen wir uns treffen.
Sobald wir uns gegenseitig erkannt haben, wird Cabrado nur in Begleitung
eines Offiziers Euch entgegengehen. Ihr dagegen werdet mit Don José Eu-
rerseits uns entgegenkommen, worauf die Auslösung ohne weitere Formalitäten
stattfinden wird. Wenn dies Auskunftsmittel Euch gefällt, so habt die Güte,
Tag und Stunde des Zusammentreffens zu bestimmen." — Navarro antwor-
tete darauf: „Ich nehme die Bedingungen, welche Sie uns gestellt haben, für
mich und meine Kameraden an. Wir werden am 3. Dezember Mittags 12
Uhr an der Brücke der Rolaya seyn. Sollten wider Erwarten die das Lösegeld
eskortirenden Truppen uns irgend einen Streich zu spielen im Sinne haben,
so würde dies unfehlbar das Signal zum Tode Don José's seyn. Cabrado
kann in Begleitung eines Offiziers und selbst eines Soldaten kommen." —
Don José benutzte ein Postskriptum, in dem er seinen treuen Diener bat, ihm
ein Paar Schuhe mitzubringen, da er nur noch einige Lederfetzen an den Füßen
hängen hatte.

Am folgenden Morgen setzte sich die ganze Truppe nach der Rolayabrücke
in Bewegung, wohin man vor dem dritten Tage nicht zu gelangen hoffte.
Nach einem Ritte von sechs Stunden wurde auf dem Kamme Halt gemacht,
um die Pferde zu füttern und zu tränken. Ueberall lagen rohe Felsstücke auf
dem kahlen, nur von mageren Flechten und Haidekräutern überzogenen Boden
übereinandergethürmt. Die Aussicht war vorzüglich schön. Die wilden Fels-
partieen der Sierra's, deren Contoure sich scharf am lichtblauen Himmel ab-
zeichneten, senkten sich allmälig bis zur Ebene herab, welche sich in unermeß-
licher Entfernung bis zum Horizont erstreckte. Don José, der seit so vielen
Tagen nur Berge gesehen hatte, die sich wie Mauern emporthürmend den
Blick in die engsten Gränzen einzwängten, in denen man nur mit Mühe ath-
mete, fühlte seine Brust sich ausdehnen und zog mit einem unnennbaren Ge-
fühl von Freiheit und Leichtigkeit die frische weite Luft ein. Er war be-
wegt vor Freude, als er nach einer so langen Trennung von menschlicher
Behausung und gesitteter Gesellschaft sich die Namen der Dörfer und Städte
nennen ließ, die aus der Ebene zu seinen Füßen wie leuchtende Punkte zu ihm
heraufschimmerten. Er sah Fuente del Fresno, Picon, die Kapelle des Cristo,
und am fernen Horizont erhoben sich die Thürme von Ciudad-Real. Ferner
zeigte man ihm die Lage des Puente de la Rolaya, das Ziel seiner abenteuer-
lichen Fahrt, wo seiner die Erlösung wartete.

Bei Anbruch der Nacht sah er in großer Entfernung einen Trupp Männer
zu Pferde in das Gebirge ziehen.

„Das sind" — erklärte ihm Ramirez — „Parteigänger unter dem Be-
fehl Zacarias, des Sohnes von Palillos, die sich immer um diese Zeit ins Ge-
birge zurückziehen. Wir können nunmehr aufbrechen, da wir ihre Begegnung
nicht mehr zu befürchten haben."

„„Haben Sie denn Ursache, sie zu vermeiden?"" — fragte der Marquis.

„Gewiß. Wenn Zacarias Sie gesehen hätte, so würde er sich Ihrer be-
mächtigt und das Lösegeld für sich genommen haben."

Nach diesen Worten bestieg der Karlist sein Pferd. Die Uebrigen folgten,
und bald lag der Kamm des Gebirges hinter ihnen. — Am Abend des zwei-
ten Tages waren sie von Ciudad-Real nicht weiter als eine gute Stunde ent-
fernt. Hier schlugen die Karlisten in einem gegen unvorhergesehenen Ueberfall
ziemlich geschützten Orte ihr Lager auf. Nachdem sich die Gesellschaft von den
Strapazen der letzten Tage durch eine ungewöhnlich lange Nachtruhe gestärkt
hatte, begannen sie am anderen Vormittage sich zu dem verabredeten Rendez-
vous zu rüsten. Die Einen beschlugen ihre Pferde, Andere besserten ihre Klei-
der und Schuhe aus, und Navarro ließ sich von einem vorübergehenden Dorf-
barbier rasiren, um mit Anstand auftreten zu können. Darauf wurden die
Pferde wieder bestiegen. Auf einer Anhöhe, von der man Ciudad-Real deut-
lich sehen konnte, wurde Don José unter der Bewachung mehrerer Parteigän-
ger zurückgelassen, während Navarro, von den Uebrigen begleitet, sich auf den
Weg nach der Rolayabrücke machte. Es war die Verabredung getroffen wor-
den, daß die Ankunft der Truppe, welche das Lösegeld eskortirte, durch einen
Schuß verkündet würde, der zugleich das Zeichen zum Aufbruch für Don José's
Truppe nebst seinen Begleitern sein sollte. Mittag war es bereits geworden
und noch immer hatte der ersehnte Schuß nicht ertönt. Don José saß, die
Augen auf die Straße nach Ciudad-Real gerichtet. Noch immer ließ sich Nichts
erblicken, was einer Eskorte ähnlich sah. Die Karlisten fingen an, ungeduldig
zu werden. Auch Navarro schien mit den Seinigen an der Rolayabrücke, die
man deutlich von oben wahrnehmen konnte, in einem heftigen Wortwechsel —
wie Don José aus ihren Gesticulationen schloß — darüber begriffen zu seyn,
was zu thun sey. Plötzlich ergriff ihn Einer am Arme, während er mit der
rechten Hand auf die Straße nach Ciudad-Real hinwies. Aller, auch der auf
der Felsplatte Befindlichen Blicke folgten dieser Richtung. In der That sah
man die Bajonnete der heranziehenden Soldaten im Glanze der Mittagssonne
leuchten; ein Anblick, der die Karlisten zur ausgelassensten Freude stimmte.

„Das Geld, das Geld" — riefen sie ein Mal über das andere, während
Don José seine bisherigen Lebenserfahrungen durch die neue Reflexion be-
reicherte, daß zwei Goldstücke den Augen eine weit stärkere Sehkraft verleihen
als die besten Linsen und Objektivgläser.

„Sehen Sie, Don José" — sagte Einer der Karlisten, indem er ihm
herzlich die Hand drückte — „sehen Sie jenen weißen Punkt, der sich dort auf
der Straße langsam hierher bewegt? Das ist der toldo (weiße Leinwand) des
Wagens, welcher los reatillos (das Geldchen) enthält."

Allmälig bedeckte sich die Straße mit Soldaten, und die Bajonnete leuch-
teten wie Diamanten. Die Freude der Karlisten ging nach und nach in eine
Art zweifelhaftes Erstaunen über, was sich in der Verlängerung ihrer Gesich-
ter kund gab.

„Was soll das bedeuten?" — fragten sie einander. „Verdammt sollen
die Hunde seyn, wenn sie etwas gegen uns im Schilde führen."

„„Sollten Sie diese Menge Soldaten nicht als eine Ehrenbezeugung und
einen Beweis der Achtung des Kommandanten gegen Sie, Señores, ansehen
dürfen?"" — fragte der Marquis, um seine beunruhigten und erbitterten Gön-
ner zu besänftigen. Diese Hypothese schien ihnen aber durchaus nicht wahr-
scheinlich, wodurch sie nur einen Beweis ihrer großen Bescheidenheit ablegten.
Im Gegentheil wuchs ihre schlechte Laune in demselben Grade, als die Anzahl
der ihnen zu Ehren aufgepflanzten Bajonnette zunahm. Indessen war die na-
hende Truppe nur noch bis auf einen Büchsenschuß von der Brücke entfernt.
Hier machte sie Halt, der Verabredung gemäß. Eine Ordonnanz trat einzeln
aus der vorderen Reihe heraus und ging Navarro, welcher auf der anderen
Seite der Brücke sich befand, entgegen. Als sie zusammentrafen, erklärte Na-
varro, daß die Karlisten, da sie nur in geringer Anzahl gegenwärtig wären,
die Menge der Soldaten für überflüssig und gefährlich erachteten, weshalb sie
zu ihrer Sicherheit die Forderung stellen müßten, die Auslösung des Gefan-
genen diesseits der Brücke zu bewerkstelligen. Der Soldat kehrte mit dieser
Erklärung zum Kommandanten der Truppe zurück, welcher seinerseits verlangte,
Don José zuvor zu sehen, ehe er sich auf irgend etwas Weiteres einließe, jedoch
hinzufügte, daß er an den einmal eingegangenen Bedingungen nichts zu verän-
dern gesonnen sey. Obschon Navarro durch diese Antwort keineswegs befrie-
digt war, gab er dennoch das Signal unserer Annäherung. Aber kaum wa-
ren die Karlisten, in deren Mitte sich Don José befand, mit diesem von der
Felsplatte herab gestiegen und auf dem Wege nach der Brücke, als Navarro
im gestreckten Galopp angesprengt kam und ihnen schon aus der Ferne zurief,
Halt zu machen.

„Cabrado ist ein Elender" — schrie der Cabecilla die Zähne knirschend, als
er herangekommen war. Er will nicht mit dem Gelde über die Brücke kommen,
unter dem Vorwande, daß Sie bereits todt seyen, Don José. Aber unterdessen
kommt die Truppe immer näher. Hören Sie, Caballero, Sie werden sogleich
zwei Zeilen schreiben, um diesen Galgenvögeln den Beweis zu geben, daß Sie
leben und gesund sind. Zögern sie dann noch, voto á Dios! so werden wir
auch nicht länger zögern!" — Don José gehorchte. Navarro kehrte sogleich
mit dem Billet zurück; und bald darauf zog sich auch die Eskorte bis auf ihren
Haltepunkt zurück. Die Auszahlung des Geldes begann in Gegenwart Navar-

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Dienstag den 14. September 1847.

Italien.

Programm der italiänischen National-Meinung.
Vom Marchese d'Azeglio.

Der Marchese Massimo d'Azeglio, dessen so wie des Grafen Balbo Schriften über die Hoffnungen und Aussichten Italiens im Sinne der gemäßigten Partei wir im „Magazin" bereits mehrfach erwähnt haben, hat so eben eine neue sehr wichtige politische Schrift herausgegeben, die wir in diesen Blättern nicht unbesprochen lassen dürfen. Es führt diese, aus Rom im Juli 1847 datirte und uns von dort zugegangene, in Florenz gedruckte Schrift des in Piemont begüterten und dort sehr angesehenen Marchese den Titel: „Vorschlag zu einem Programme für die italiänische National-Meinung",*) und allem Anscheine nach, kann sie auch als das Programm der sich dieser Nationalmeinung anschließenden Regierungen des Kirchenstaats, Toskana's und Sardinien's gelten.

Wir wollen hier kurz über den Inhalt dieser Schrift referiren, welche nach einigen „einleitenden Gedanken" folgende Ueberschriften enthält. 1) „Die Meinungen, die wir aussprechen, beziehen sich lediglich auf die gegenwärtigen Zustände Italiens." 2) „Der gegenwärtige Zustand der italiänischen Staaten, sowohl einzeln als in ihrer Gesammtheit, den auswärtigen Mächten gegenüber betrachtet, ist mit der Würde und den Interessen der Nation in Widerspruch." 3) „Wir sind der Ansicht, daß die erste Bedingung, um die italiänischen Interessen zu fördern, eine innige Vereinigung der Fürsten sey, zu dem Zwecke, sich gegenseitig die unabhängige Ausübung ihrer Souverainetät zu verbürgen." 4) „Die Einigung der italiänischen Fürsten, befestigt durch allseitige Bestrebungen zu nützlichen Reformen, wird ihnen die Liebe der Völker gewinnen und auf unerschütterlichen Grundlagen ihre Autorität befestigen können." 5) „Damit eine innige Vereinigung der italiänischen Fürsten wirksam seyn und alle ihre guten Früchte tragen könne, ist es im Interesse der Völker, jedes Motiv zu beseitigen, durch welches sie in den Augen der Fürsten Verdacht erregen, und sich ihnen loyal anzuschließen, um mit ihnen zusammen zum Vortheile der Nation zu wirken." 6) „Damit eine aufrichtige und vertrauensvolle Vereinigung zwischen Fürsten und Fürsten, wie zwischen Fürsten und Völkern, zu Stande komme, muß der italiänische Theil Italiens**) baldigst volle Freiheit des Handelns haben und seine Politik, so wie die Handlungen seiner Regierungen, in der seinen Interessen nützlichsten Weise einrichten; auch muß Italien, so viel es seine gegenwärtigen Zustände nur irgend zulassen, seines Rechtes auf Nationalität uneingeschränkt genießen." 7) „Um eine Vereinigung der Fürsten und Völker und diejenigen Vortheile zu erlangen, die daraus hervorgehen, halten wir nur offene und loyale Mittel für nützlich, übereinstimmend mit dem Grundsatze, Kraft in der Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, gestützt auf die Zustimmung der öffentlichen Meinung und auf das richtige Gefühl der Menschen." 8) „Damit die loyalen, vernunftgemäßen und rechtschaffenen Mittel immer mehr Einfluß auf die Menschen gewinnen und ihre wohlthätigen Folgen haben, ist es nothwendig, das sittliche Gefühl zu kräftigen." 9) „Die Zustimmung der öffentlichen Meinung, wenn das sittliche Gefühl in ihr vorherrschend, glauben wir erlangen zu können, wenn wir politische Grundsätze an den Tag legen, die auf Gerechtigkeit, auf die Realität unserer gegenwärtigen Zustände und auf die daraus hervorgehende Nothwendigkeit ihrer Anwendung gegründet sind."

Man wird bereits aus diesen Ueberschriften die ruhige, gemäßigte und ihres Zweckes sich bewußte Ansicht des Verfassers erkennen; um jedoch auch einen tiefern Blick in seinen Gedankengang thun zu lassen, wollen wir hier die einleitenden Worte der Schrift mittheilen, auf deren weiteren Inhalt zurückzukommen wir uns vorbehalten:

„Das Studium jener moralischen Aufregung, die seit langer Zeit innerhalb der christlichen Civilisation sich bemerklich macht, die in der französischen Revolution sich in einer um so mächtigeren Weise kundgab, als sie von der Erfahrung noch nicht geleitet und geläutert war, und die unter neuen Formen und mit neuer Entwickelung bis auf unsere Zeit sich fortgesetzt, ist für die gegenwärtigen Verhältnisse fruchtbar an großen Lehren und nutzreichen Anwendungen. Ihre uns bereits zu fern liegenden ursächlichen Momente übergehend, wird es genügend seyn, wenn wir hier einen Blick auf die Epoche seit jener Revolution bis auf unsere Zeit werfen.

„Dieser Zeitraum von ungefähr sechzig Jahren zerfällt in zwei Stadien, welche durchaus verschiedene Charaktere und Formen darbieten.

„Das erste Stadium, um das Jahr 1793 beginnend und bis zum Jahre 1815 dauernd, zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Gewalt unterstützten Recht: hier war es also die materielle Gewalt, welcher gehuldigt wurde.

„Das zweite Stadium dagegen zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Vernunft unterstützten Recht: hier ist es also die moralische Gewalt, welcher gehuldigt wird.

„In Italien, mit welchem wir uns hier nur zu beschäftigen denken, erscheinen die Uebergänge der öffentlichen Meinung von der Huldigung der materiellen zu der der moralischen Gewalt deutlich ausgedrückt in den Begebenheiten der letzten 32 Jahre, in der beständigen Abnahme der Anwendung gewaltsamer und in der fortdauernden Zunahme der Anwendung rationeller Mittel.

„Die seit 1815 bis jetzt gemachten Versuche, die politische Freiheit oder die nationale Unabhängigkeit zu fördern, haben, je näher sie den Epochen der Republik und Napoleons waren, einen um so größeren Hang gezeigt, der materiellen Gewalt zu vertrauen; je weiter entfernt sie dagegen von jenen Epochen sind, um so mehr haben sie diesem Hange entsagt, und um so stärker wurde ihr Vertrauen zu der Macht des Sittlichen.

„Die Revolutionen in Neapel und Turin von 1820–21 waren die bedeutenderen, die heftigeren, die am meisten durch verborgene Mittel und geheime Gesellschaften vorbereiteten, welche letzteren ebenfalls eine Folge des Vertrauens in die materielle Gewalt sind, der die Schwachen lediglich durch List und Heimlichkeit entgegentreten zu können glauben, vermittelst deren sie ihrerseits in den Besitz jener Gewalt zu kommen hofften.

„Die Bewegungen im Jahre 1831, von viel geringerem Umfang, blieben auch auf einen kürzeren Zeitraum beschränkt, weil das Vertrauen zu gewaltsamen Mitteln sich vermindert hatte. Die Urheber jenes Aufstandes ergingen sich in Publicationen und Manifesten, wodurch sie eben zeigten, daß sie der moralischen Macht ein viel größeres Gewicht beilegten, als es 1820 geschehen war, und daß sie es damals schon herausfühlten, wie in Zukunft alle wirkliche und nachhaltige Gewalt in jener Macht sich konzentriren würde.

„Dieses Gefühl, das sich in den folgenden zwölf Jahren noch mehr entwickelte, machte, daß der Aufstand in Bologna, 1843, noch bedeutungsloser war und der von Rimini, 1845, ganz spurlos vorüberging.

„Die geheimen Gesellschaften und die Tendenz, im Stillen und Verborgenen zu wirken, welche, wie wir bereits gesagt, Folge und Ausdruck des Kultus der materiellen Gewalt sind, sind mit diesem selbst nach und nach verschwunden.

„Eine nothwendige Folge des neuen Vertrauens in die moralische Macht mußte seyn, daß man von der einen Seite geeignete Mittel suchte, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, von welcher jene Macht zum großen Theil ausgeht; von der anderen Seite jedoch allen gewaltsamen oder geheimen und darum auf die öffentliche Meinung unwirksamen Maßregeln, die nur der materiellen Gewalt den Weg bahnen, entsagte.

„Dies war genau der Gang der Dinge.

„Viele Italiäner sehen ein, daß, um von der öffentlichen Meinung die größtmögliche Stütze zu erlangen, die Annahme von Grundsätzen nothwendig sey, welche so wenige Interessen, als nur irgend möglich, verletzen, d. h. also gemäßigte Grundsätze, und daß man zugleich diesen Grundsätzen alle mögliche Oeffentlichkeit verleihen müsse.

„Dieser als richtig erkannte Weg wurde zuerst von den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei eingeschlagen; nach und nach wurde er alsdann, wenn auch nicht eingeschlagen, doch gebilligt von jenen Männern selbst, die durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch Standesrücksichten, durch ein Gefühl des Widerstrebens gegen die liberalen Ideen — einer Folge der revolutionairen Exzesse — sich politischen Neuerungen immer abgeneigt gezeigt hatten. Ein großer Theil der Geistlichkeit, sehr viele Regierungsbeamte näherten sich den mit Mäßigung ausgedrückten und einer größeren Zahl von Interessen annehmlich gemachten liberalen Meinungen. Einige italiänische Fürsten gaben zu erkennen, daß sie ihnen nicht entgegen seyen. Die Erhebung Pius des Neunten und das weise, edelmüthige Programm seiner künftigen Verwaltung, das in dem Amnestie-Dekrete enthalten war, bekehrte dann zur gemäßigten Fortschritts-Ansicht auch noch jene ansehnliche Fraction, welche jede Idee so-

*) Proposta d'un programma per l'opinione nazionale italiana: Di Massimo Azeglio. Firenze, Felice Lemonnier, 1847.

**) Der Ausdruck „italiänischer Theil Italiens" wird in der vorliegenden Schrift immer im Gegensatze zum „österreichischen Theile Italiens" gebraucht.

image
not
available

em erneuten Widerstande benutzt werden konnten. Aber weit entfernt, an ergleichen zu denken, entschied ein im mejikanischen Lager versammelter Kriegsath, daß Matamoros nicht haltbar und mit dem Feinde über einen Waffenillstand in Unterhandlung zu treten sey. Taylor wies den Vorschlag zurück. Das hatte man vorausgesehen. Arista hatte sich nur das Ansehen geben won, als habe er vor Antritt seines Rückzuges zuvor alles Mögliche versucht. m 17. Mai mit Einbruch der Nacht begann die retrograde Bewegung; um Uhr ward Matamoros geräumt, und am 18ten früh schon zählte das ausgeickte Truppencorps 1000 Köpfe weniger, so sehr nahm die Desertion überand. Die Strapazen der Soldaten, die bei der Fahne ausharrten, lassen sich icht beschreiben. Der unglückselige Rückzug artete endlich in eine vollständige lucht aus. Zwölf Tage nach der Räumung von Matamoros kam das Corps Linares und Monterey an: es zählte noch 2628 Mann. Es war dies am 9. Mai; am 4. Juni fordete Arista seinen Abschied, zugleich begehrte er, vor n Kriegsgericht gestellt zu werden.

Die Amerikaner rückten in Matamoros, kurz darauf in Reinosa und Caaego ein; schon waren sie in drei Staaten — in Tamaulipas, Coahuila und Nuevo-Leon eingedrungen, schon bezeichneten sie dieselben als epublik des Rio-Grande. Treu ihrem temporisirenden System, suchten die enerale der Union die Bevölkerungen der eroberten Landstriche zu täuschen nd sich nicht als Eroberer, sondern als Befreier darzustellen. Die Propaanda folgte der Invasion auf dem Fuße, und ein in spanischer sowohl als nglischer Sprache erscheinendes Journal mußte den Beweis führen, daß, von em Eindringen der Amerikaner in Mejiko an, für die eroberten Länder eine era wunderbarer Glückseligkeit unter derselben Regierungsform beginnen erde, welcher die Vereinigten Staaten ihre Macht und Größe verdankten. nzwischen drangen die wilden Indianerstämme aufs neue aus ihren Einden hervor, partielle Invasionen in den Staat Cohahuila sogar und in hihuahua versuchend. Das Zusammentreffen dieser ihrer Züge mit den ewegungen des amerikanischen Heeres läßt uns mit Recht daran zweifeln, b die Retter Mejiko's es wirklich so ehrlich meinen, als sie vorgeben. uch hatte die amerikanische Propaganda noch keine besondere Resultate geonnen, als in Mejiko eine Revolution ausbrach, die der Union, deren Trupen sie die Anarchie zur Bundesgenossin gab, wirksamere Dienste leisten wird.

Paredes' monarchische Tendenzen waren allgemein bekannt. Der aufgelärte Theil der Nation billigte diese Tendenzen, und nur der General Alvarey, nangreifbar in seinen Wüsteneien des Südens, stand als Vorkämpfer der emokratischen Sache da. Gräuelthaten, wie sie selbst in Mejiko unerhört sind, waren im Namen dieser Sache in der Gegend von Acapulco von einigen Horen von Banditen begangen worden, und in den ersten Tagen des Juli erklärte ich im Staate Jalisco, wo es nicht besser herging, als in Acapulco, ein actioser Haufen gegen Paredes. Den Klerus nicht minder als die Anhänger er Monarchie hassend, bemächtigten sich die Insurgenten gewaltsam der Kirchen nd Klöster, in die sie Besatzung legten.

Die Reserve-Armee, die unter Parede's Befehl den Amerikanern entgegenhen sollte, war nicht im Stande, diese schmählichen Unordnungen zu unterrücken. Auch mußte, wenn die Anarchie im Innern gebändigt werden sollte, uvörderst der äußere Feind zurückgetrieben werden. Paredes verließ also Mejiko mit seiner Division, um sich an die Spitze der in San-Luis, Linares, Saltello und Monterey versammelten Truppen zu stellen. Allein nur seine Gegenwart in Mejiko hatte bisher die demokratische Partei im Zügel gehalten; ie zögerte nicht, seine Abwesenheit zu benutzen. Paredes selbst, verlassen von einen Soldaten, mußte ins Exil wandern. Am 4. August erklärte sich der General Don Mariano Salas, der Befehlshaber der in Mejiko zurückgebliebenen Truppen, gegen Paredes und forderte in offizieller Weise die Regierung uf: 1) einen neuen Kongreß nach dem Wahlreglement von 1824 (der ersten mejikanischen Constitution) wählen und die monarchische Regierungsform als n Mejiko niemals einführbar erklären zu lassen, 2) alle guten Bürger, die Verbannten mit einbegriffen, zur Vertheidung des Vaterlandes aufzufordern nd dem wohlverdienten General Santana das Ober-Kommando über das egen die amerikanische Invasionsarmee bestimmte Heer zu übertragen. Solas, nzufrieden mit der ausweichenden Antwort, die er erhielt, erklärte nun, daß nnerhalb zweier Stunden die Frage gelöst seyn müsse, und da in der von ihm estgesetzten Frist keine Antwort erfolgte, wollte er eben zum Angriff schreiten, ls zwei Parlamentairs erschienen, die auf die Erneauung einer Kommission ur Verhandlung über die streitigen Punkte antrugen. Die Unterhandlung ollte um 5 Uhr beginnen; nur die Commissaire der Insurgenten stellten sich ur Zeit ein. Als sie eine Stunde gewartet, erhielten sie seitens der Regierung eine neue Mittheilung, der gemäß um 7 Uhr ein Kriegsrath versammelt werden sollte, um Solas wegen seiner Forderungen zu bescheiden. Solas ber verlor die Geduld und umringte den Palast der Regierung, die sich ein eues Versprechen entreißen ließ, nämlich daß ihre Commissaire sich um 9 Uhr n der Platerosstraße einfinden sollten. Diese, durch den Vicepräsidenten Bravo ernannt, stellten sich diesmal eine Stunde früher ein, und eine lange is in den nächsten Morgen hinein dauernde Diskussion erfolgte. Man kam ndlich überein, daß die Regierung ihre Functionen niederlegen und Solas bis u Ankunft Santana's mit der höchsten Autorität bekleidet werden sollte. Die Revolution war beendet; Paredes' Verwaltung hatte sieben Monate gedauert.

III.

Santana langte am 13. September, am Vorabend der zur Feier der mejikanischen Unabhängigkeit eingesetzten Festlichkeiten, an. Mit vielem Takt hatte er diesen Tag zu seinem Einzuge in die Hauptstadt gewählt; er erinnerte dadurch an die „glorreiche" Revolution und an die Dienste, die er derselben geleistet. Auch wurde nie ein Monarch mit größerem Pomp empfangen, als er, und gleich einem Triumphator sah er sich in einer Stadt, die achtzehn Monate vorher sogar seine Bildsäule verschwinden ließ, aufgenommen. Als er im Empfangssaale des Regierungspalastes angelangt war, erhob sich Solas, der bisher mit der höchsten Autorität bekleidet war, vom Präsidentenstuhle, ging ihm entgegen und bot ihm den Platz, welchen er verlassen, an; allein Santana weigerte sich, ihn einzunehmen, er sagte, daß in keiner Weise dieser Sessel ihm gebühre und ließ sich auf einen anderen nieder, um so den Unterschied bemerklicher zu machen, der zwischen dem Feldherrn, der zugleich das Haupt der Nation sey, und zwischen dem bloßen General der mejikanischen Truppen bestehe. Er antwortete darauf mit jenem Fluß der Rede, welcher ihn charakterisirt, auf die Anreden des Generals Solas und der kirchlichen und richterlichen Körperschaften, begab sich sodann in die Kathedrale, wo neue Ehrenbezeugungen ihn erwarteten und zog sich darauf in seinen Palast von Tacubaya zurück.

Der Moment der ersten Begeisterung war kaum vorüber, so schien der General der mejikanischen Heere, nur mit seiner Gesundheit und den Entwürfen seines Ehrgeizes beschäftigt, in die vollkommenste Unthätigkeit zu versinken. Es läßt sich jedoch begreifen, daß diese Unthätigkeit nicht von Dauer seyn konnte. Die Last der Geschäfte wurde dem General Solas zu schwer. Zwar hatte die Regierung in Washington nochmals Friedensvorschläge gemacht, allein Mejiko hatte sich geweigert, vor dem — auf den 6. Dezember 1846 bestimmten — Zusammentritt des Kongresses Unterhandlungen anzuknüpfen. Während dieser Zeit hatte die Invasion zwar langsame, dennoch aber furchtbare Fortschritte gemacht. Der General Ampudia, der Arista im Kommando des Heeres an der Gränze ersetzt hatte, schrieb, daß die Amerikaner, nachdem sie Camargo mit einer Besatzung versehen, 6000 Mann stark gegen Monterey vorrückten. In Neu-Mejiko waren 2000 Mann eingefallen, und der Gouverneur Armijo hatte sich genöthigt gesehen, nach Paso del Norte zurückzugehen. Der Hafen von San-Blas war blokirt, Kalifornien angegriffen. Ein Dekret des General Solas rief alle Mejikaner von 16—50 Jahren zu den Waffen und bestimmte das Kontingent der verschiedenen Staaten auf 30,000 Mann. In Mejiko selbst bildete sich aus dem Auswurf der Bevölkerung eine National-Miliz, ebenfalls kraft eines Dekrets, welches auf diese Weise die Hauptstadt einem furchtbareren Feinde, als es der äußere war, preisgab. Es fehlten nur noch die nöthigen Geldmittel, um den Feldzug zu eröffnen. Die patriotischen Anerbietungen, welche die Bürger der verschiedenen Staaten gemacht hatten, waren zu sehr aus bloßer Großthuerei geschehen, als daß sie von besonderer Wirksamkeit gewesen seyn sollten. Aller Augen wendeten sich daher nach dem Schlosse von Tacubaya, wo Santana, immer noch krank, anscheinend in Unthätigkeit verharrte, als man erfuhr, daß er auf seine Güter so viel Geld aufgenommen, als nöthig war, um die noch in Mejiko stehende Reserve-Brigade ausrücken zu lassen. Diese Brigade konnte also ihren Marsch antreten. Das Regierungs-Journal, in einer Aufwallung des Enthusiasmus, verglich das edle Benehmen des Gouverneurs mit der Lauheit der anderen reichen Bürger und rieth ihnen, Santana's Beispiel nachzuahmen, wenn sie nicht erleben wollten, daß das souveraine Volk, mit Recht erbittert über solchen Egoismus, sich ihrer Schätze bemächtigte, um sie den das Vaterland vertheidigenden Soldaten zukommen zu lassen. Es war das ein Wink, der sich nicht gut vernachlässigen ließ. Der Klerus willigte ein, auf seine Besitzungen eine Hypothek von zwei Millionen Piastern eintragen zu lassen, die Großhändler und reichen Eigenthümer boten ein Darlehn von 500,000 Piastern und machten sich anheischig, in einer Frist von 14 Tagen, dann monatlich, eine gleiche Summe aufzubringen.

Am 28. September endlich rückte Santana, nachdem er eine feierliche Messe in der Kirche der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der besonderen Schutzheiligen Mejiko's, gehört, an der Spitze von zwei Infanterie-Corps und acht Geschützen nach San-Louis Potosi aus, wo er die Maske der Bescheidenheit abwarf, die ihm bisher nöthig geschienen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Michaelsche Bibliothek.

Als wir vor vier Jahren in diesen Blättern unser Bedauern darüber ausdrückten, daß die Oppenheimersche Bibliothek für Deutschland verloren gegangen, hätten wir nicht geglaubt, daß eine Voraussetzung, die wir bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, so bald Lügen gestraft werden würde. Wir sagten nämlich, daß, obwohl die Verhältnisse der hiesigen königlichen Bibliothek im Jahre 1829 mit daran schuld gewesen, daß die Schätze der Oppenheimerschen Bibliothek nach Oxford statt nach Berlin gekommen, doch bei wieder eintretender Gelegenheit andere Maßregeln vorwalten würden. Unsere Vermuthung steht beschämt da, denn abermals war an demselben Orte, in Hamburg, eine kostbare, an seltenen Druckwerken noch reichere Sammlung, und abermals ging sie denselben Weg über den Ocean, mit dem Unterschiede, daß die Oppenheimersche 1829 nach Oxford und die Michaelsche 1847 nach London geht! Wir müssen mit einigen Worten bei dem Inhalte der letzteren verweilen und bei den Schritten, die gethan wurden, um sie für die hiesige königliche Bibliothek zu erwerben. Sie ist ja jetzt ausländisches Gut und enthält Werke, deren Verfasser noch vor kurzem in jedem Lande, selbst wo sie geboren waren und wirkten, für Fremdlinge galten, und sie bildet demnach einen wohlberechtigten Gegenstand für das Magazin.

Heimann Joseph Michael in Hamburg, von dem der gelehrte Bibliograph

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Donnerstag den 16. September 1847.

Frankreich.

as Triumvirat der französischen Revolutions-Geschichtsschreiber uis Blanc, Michelet und Lamartine vor dem Forum der französischen Kritik.

Die Leser werden sich unseres Urtheils über die beiden Ersteren der obenwähnten Historiographen noch entsinnen.*) Was den Letzten betrifft, so aben wir wenigstens Proben seines Werkes mitgetheilt. Es dürfte daher unmehr von Interesse seyn, zu erfahren, was die französische Kritik zu jenen Berken sagt. Was uns selbst betrifft, so können wir nicht leugnen, daß wir nge schon auf ein gediegenes Urtheil seitens derselben gewartet haben. Denn e kleinen hier und da auftauchenden Ausfälle gegen die von uns besprochenen Berke, besonders aber gegen die Geschichte der Girondisten, zeigten sich zu utlich als vom Parteigeist oder Privat-Interesse eingegeben, als daß e einer besonderen Aufmerksamkeit werth gewesen wären. Selbst ein rößerer und von geschickter Hand geschriebener Artikel der legitimistischen Mode" erschien uns weit mehr als eine Charakteristik der Tendenz dieses ournals, das alles Heil für Frankreich nur von dem Messias in Frohsorf erwartet, denn als eine Charakteristik der zu beurtheilenden Werke. In rem ersten Julihefte hat sich nun auch die Revue Indépendante ausgeprochen, und zwar in einem ausführlichen Artikel, der alle drei berühmten Berke in eine vergleichende Betrachtung zusammenfaßt. Was Her Pascal upral — der Referent der erwähnten Revue — über Michelet und Blanc gt, stimmt in manchen Punkten so sehr mit unserem eigenen Urtheil über sie sammen, daß wir uns nicht die Genugthuung versagen können, die Hauptunkte seines Urtheils in gedrängter Kürze zusammenzufassen, wobei wir in etreff der aus jenen Werken zitirten Stellen auf die in unserer Kritik enthaltenen Auszüge verweisen können.

1. Louis Blanc.

Der französische Kritiker bespricht zuerst Louis Blanc's Geschichte der anzösischen Revolution. „Louis Blanc" — so beginnt er seine Kritik — ist in dem bisher veröffentlichten Bande, in dem er nur bis an die Schwelle r Revolution gekommen ist, nicht eigentlich als Historiker, sondern als Philosoph aufgetreten. Der Verfasser wollte, ehe er auf die Betrachtung der hatsachen einging, den Ursprung dieser socialen Bewegung auf bestimmte rinzipien zurückführen. Diese Methode hat ihre Gefahren, deren hauptsächchste darin besteht, daß man den Ursprung entweder zu weit zurück verlegt, oder n zu nahe der Gegenwart sucht, wodurch in beiden Fällen die Frucht der ganzen ntersuchung verloren geht. Der Verf. steigt nun bis zu dem Kostnitzer Konl und Johann Huß hinauf. Aber ist dies der wahre Ausgangspunkt der evolutionsgeschichte? Wo liegt der Grund und die Nothwendigkeit, daß an nicht noch weiter zurückgehen kann? Louis Blanc sieht in dem böhmischen postel den ersten Repräsentanten des Prinzips der Verbrüderung, das auf m Panier der Revolution stand. Wahrlich, die Helden der Revolution ürden sehr erstaunt seyn, wenn sie jetzt die Erfahrung machen sollten, daß nur Erben von Johann Huß gewesen seyen. Ohne Zweifel ist es leicht, r die gegenwärtigen Zustände Aehnlichkeiten in früheren Perioden zu finden. ber dann irrt man sich gerade über das, was den speziellen Charakter und e unterschiedliche Natur derselben ausmacht, indem man auf eine neuere hirische Verbindung (filiation) schließt, wo nur eine Analogie stattfindet. Die lge davon ist, daß selbst die uns nahe berührenden Thatsachen ihre eigenthümhe Physiognomie verlieren, um eine fremde Maske vorzunehmen.

„Der Verfasser, welcher sich durch seine Theorie" — siehe unsere Kritik a. O. — „für ermächtigt hielt, bis zum 15. Jahrhundert und seinen Begungen herabzusteigen, hat so ebenfalls die Revolution an ein Prinzip geüpft, das nicht das ihrige war. Wie alle Schismatiker innerhalb der christhen Kirche haben sich auch die Hussiten auf die Autorität der Bibel gestützt, ährend die Revolution, ohne mit dem Prinzip des Christenthums in Widerruch zu gerathen, jede geschriebene Autorität, alle Traditionen und positiven esetze verwarf, und sich nur auf die Vernunft und die in dieser begründete dee des Rechts stützte." Der Referent geht nun auf die in unserer Kritik enfalls besprochenen Grundsätze der Blancschen Theorie ein, nämlich auf den nterschied und die historische Entwickelung der drei Prinzipien der Autorit, des Individualismus und der Verbrüderung, welche nach Blanc „sich in die Welt getheilt haben" sollen, worüber er sich folgendermaßen äußert: „Man konnte diesen drei Prinzipien mancherlei entgegenhalten. Kann man zum Beispiel behaupten, daß der Individualismus den anderen beiden, der Autorität und der Verbrüderung, entgegengesetzt sey? Muß der Individualismus in einem Staate, dessen Besitz die Verbrüderung ist, unterdrückt werden? Und was ist überhaupt die Verbrüderung mehr als ein leerer Schall, sobald man ihren Begriff und ihr Wesen nicht bestimmt? Die oft sehr philosophische Sprache der Revolution hatte die drei Worte vereinigt: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Und in der That setzen sie für die Gestaltung, nach der der moderne Geist in seinen socialen Bestrebungen ringt, einander als nothwendig voraus. Die Verbrüderung allein entspricht in keiner Weise dem ganzen Begriff des Gesetzes und der Idee dieser socialen Gestaltung. Es ist zu bedauern, daß Louis Blanc, dessen Sprache gewöhnlich so bestimmt und klar und dessen Verstand so scharf ist, in diesen wichtigen Prämissen nicht genauer zu Werke gegangen ist, besonders weil er sie als drei feste Formen betrachtet, in die er alle verschiedensten und verwickeltsten Thatsachen der modernen Geschichte hinein zwängt. — [Vielleicht würde eine Vergleichung mit den Bettstellen des Prokrustes nicht unpassend seyn. Der einzige Unterschied würde etwa darin bestehen, daß der Letztere sich blos zwei eiserner Bettstellen bediente, um die Glieder der Fremdlinge durch Abschneiden oder Ausreißen zu verkürzen oder zu verlängern, während Louis Blanc über drei logische Bettstellen zu disponiren hat, auf denen er die geschichtlichen Thatsachen derselben Prozedur unterwirft. —] „Man kann sagen, daß dieses Verfahren sowohl den Personen wie den Dingen eine gewisse Gewalt anthut." — [Prokrustes begnügte sich doch wenigstens mit den Ersteren.] „Der Geschichtsschreiber, der Alles in die selbstkonstruirten Reformen hineinzwängen will, kehrt sich oft nicht an die Hindernisse, denen er begegnet." — — [In der That, die Aehnlichkeit mit dem altgriechischen Räuberhauptmann wird immer schlagender. Sollte unser französischer Kritiker vielleicht auch in dem Gedanken an diese Analogie mit uns sympathisirt und sich nur geschämt haben, ihn so ohne Weiteres auszusprechen? —] Nachdem der Referent noch einige Belege für seine Behauptungen angeführt, z. B. die Zusammenstellung von Heinrich IV. und Richelieu als Apostel des Individualismus, faßt er diese ganze Manier in die sehr bezeichnenden Schlußworte zusammen: „Andere Thatsachen sind in ganz ähnlicher Weise mit mathematischer Strenge nach dem Muster der Ideen zugeschnitzt, die das ganze Werk beherrschen" (... sont pliés d'une manière analogue à la rigueur mathématique des idées qui dominent l'ouvrage), und giebt zuletzt noch dem Leser den wohlgemeinten Rath, vor der Lektüre desselben die glänzende, aber verfehlte (erronée) Einleitung in das revolutionaire Drama auf ihre „wahren Verhältnisse" zurückzuführen. — Was sagt jetzt Herr Blardot zu diesem französischen Urtheil?

2. Michelet.

„Das Buch Michelet's beginnt, wie das von Louis Blanc, mit einer, aber in ganz verschiedenem Sinne verfaßten Einleitung" — sagt unser Kritiker, indem er sofort auf die Prinzipien, in denen Michelet die objektiven Motive der Revolution sieht, die aber bei ihm einen rein negativen Charakter haben, nämlich das Christenthum und die königliche Macht, übergeht und die daraus gezogenen Folgerungen zu widerlegen sucht. „Es ist nicht richtig" — schließt er diese Widerlegung — „zu sagen, daß die Idee der Revolution der Idee des Christenthums entgegengesetzt war: eine solche Behauptung beruht auf dem doppelten Mißverständniß der Revolution wie des Christenthums. Wir gehören gleichwohl keinesweges zu Denjenigen, die da behaupten, das Christenthum oder gar der Katholizismus habe die Revolution gemacht. Man kennt ja die Ansicht Roms hierüber, und diese Ansicht genügt. Die Revolution war die Frucht der modernen Entwickelung rein menschlicher Vernunft, einer Entwickelung, die aber dem Christenthum ihren Ursprung verdankt. Dies ist die Wahrheit." — Allerdings, dies ist die Wahrheit, aber etwas allgemein ausgedrückt. Ist es wirklich das Christenthum, d. h. die damals in Frankreich bestehende Form des Christenthums, der Katholizismus, gewesen, woraus sich die Idee der Revolution entwickelt hat? Oder ist dieselbe nicht vielmehr rein protestantischer Natur? Wir möchten das Letztere behaupten, und das hat auch Louis Blanc bewogen, bis zu Huß hinauf zu gehen. Aber unser Kritiker ist Katholik. Können wir von ihm verlangen, daß er dem Protestantismus diese Macht zuschreibt, da er als Katholik in ihm unmöglich das Streben erkennen konnte, die reine Idee des Christenthums wiederherzustellen? Und liegt darin, daß er nicht den Katholizismus, sondern das „Christenthum" nennt, nicht Beweises genug, daß er diese reine Idee des Christenthums meint, deren Verwirklichung

*) In No. 24, 27 und 38 des Magazins.

kanischen General zu sprechen. Man führte ihn vor einen Mann mit grauem Haar und runzeligem Gesicht, der auf einem Schimmel mehr hing als saß. Es war Taylor. Aufgefordert, seinen Auftrag auszurichten, antwortete der me-ikanische Offizier dem General der Union in Ausdrücken einer studirten Höflich-keit, daß Se. Excellenz der General Santana ihn an den amerikanischen Feldherrn absende, um sich bei diesem zu erkundigen, was er zu thun gedenke? „Ich er-warte“, antwortete Taylor, ohne seine Haltung zu ändern, „daß er (Santana) ich ergiebt.“ So waren, was ihre Bravaden anbetrifft, die beiden Generale quitt mit einander, und sie bereiteten sich zu einem neuen Kampfe vor. Dennoch verstrich der 22ste unter unbedeutenden Plänkeleien und einer mehr lärmenden, ls mörderischen Kanonade.

Am 23. Febr. bot die Ebene von Angostura, diese von Schluchten zerrissene Wildniß, einen noch traurigeren Anblick wie gewöhnlich dar. Dichte Wolken ogen sich um die Gipfel der Berge zusammen und entluden sich bald in strömenden Regengüssen. Alsbald verließen die Mexikaner ihre Reihen, um sich uf das sumpfige Wasser, welches sich in den Falten des Terrains sammelte, u stürzen. Des Feindes vergessend, dachten sie nur daran, ihren bren-enden Durst zu löschen. Um 10 Uhr begann der Kampf von neuem nd diesmal mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Der Regen fiel noch nmer in Strömen und machte das ungleiche Terrain für Menschen und Pferde noch gefährlicher. Ein Theil des amerikanischen Heeres, seine Stellung erlassend, rückte den Mexikanern entgegen, deren an sich schlechte Munition urch die Witterung fast unbrauchbar geworden war. Ihrerseits ging die mexikanische Infanterie zum Angriff mit dem Bajonnet vor und warf die Brigade Indiana, die schon während des Marsches gewankt hatte. Auf einem anderen Punkte machte Santana's Kavallerie einen Angriff auf die Riflemen vom Mississippi unter dem beiden Nationen gewöhnlichen Kriegsgeschrei. Sie wurde mit wilden Hurrahs empfangen, die Riflemen des ersten Gliedes knie-en nieder, eine Salve folgte ihren Hurrahs, und eben so viel mexikanische Rei-er, als der Riflemen sich im Gliede befanden, stürzten zu Boden. Es kam nun zum Handgemenge, und bald war die Ebene mit Leichen bedeckt.

Taylor leitete von demselben Punkte aus, wo er am verflossenen Tage den mexikanischen Parlamentair empfangen, das Gefecht. Er bemerkte, daß Ge-neral Woll, den er mit dem Detail der Bewegungen beauftragt, in dem Augenblick, in dem die mexikanische Kavallerie mit den Riflemen im Kampfe verwickelt war, mit dem Gros der Armee vorging, daß dieses aber zu schwan-en und wieder zurückzugehen begann. Eben gab Taylor frischen Truppen den Befehl, dieselben zu unterstützen, als ihm eine Kugel durch den Rock fuhr. Durch ein eigenes Zusammentreffen wurde in demselben Momente Santana das Pferd unter dem Leibe getödtet; doch nahm er eben so wenig, als Taylor, irgend einen Schaden. Die von Taylor abgesandten frischen Truppen war-fen die ermatteten, seit 40 Stunden von Hunger und Durst gequälten Me-xikaner, deren Niederlage durch die Bewegung entschieden war; Santana trat den Rückzug an, eine beträchtliche Anzahl von Todten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Es regnete immer heftiger, es war noch nicht 3 Uhr, und doch schien es, als wolle die Nacht einbrechen. Die Amerikaner verfolgten den Feind nicht.

Für beide Heere war der Tag mörderisch gewesen. Die Amerikaner hatten 2000 Mann, die Mexikaner doppelt so viel eingebüßt. Erwägt man, daß San-tana ein Reservecorps unter General Vasquez nicht an sich ziehen konnte, daß er den Kampf unter den ungünstigsten Umständen führen mußte, so sieht man ein, daß sich aus dem ungünstigen Erfolge auf die militairische Untüchtigkeit der Mexikaner keineswegs schließen läßt. Beide Heere lagerten in der Nähe des Wahlplatzes. Bei der Zählung der Todten machte man die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Mexikaner durch Kugeln, die Mehrzahl der Amerikaner durch Lanzen und Bajonetstöße gefallen waren. Uebrigens ereignete sich aber-mals, was sich nach fast allen bedeutenderen Ereignissen dieses sonderbaren Krieges ereignete: keine Partei wollte geschlagen seyn; in Mexiko wurde ein Tedeum gesungen, in New-York das Bülletin des Sieges von Buena-Vista publizirt.

Ein am 25. unter Santana's Zelt gehaltener Kriegsrath entschied, daß die Armee auf Agua-nueva zurückgehen sollte, wo man einiges braniges Was-ser zu finden hoffen dürfte. Santana selbst begab sich nach San-Luis-Potosi, wo er am 8. März unter Glockengeläute von den Acclamationen einer enthu-siastischen Menge empfangen ward. Während er indeß seinen Einzug in San-Luis-Potosi hielt, hatte ein neuer Aufstand gegen die demokratische Regierung, die sich in dem Vice-Präsidenten Gomez Farias personifizirte, in Mexiko statt-gefunden. Ein Theil der Truppen hatte sich für, der andere gegen ihn erklärt; kein Theil siegte, denn keiner wagte einen ernstlichen Angriff. Neun und zwan-zig Tage dauerte dieser Zustand der Unruhe und Unsicherheit, der täglichen Metzeleien. Nur Santana's Anwesenheit vermochte es, die Ordnung wieder herzustellen. Da der Aufstand nur dem Vicepräsidenten Gomez Farias gegol-ten, so stellte sich mit Santana's Uebernahme der Präsidentschaft die Ruhe allmälig wieder her, doch leider mehr anscheinend als in der That, denn der Aufstand gegen Farias hatte abermals die Proletarier den bemittelten Klassen gegenübergestellt, und das Gefallen des mexikanischen Pöbels an Raub und Mord war von neuem geweckt worden.

VI.

Waren schon die Niederlage von Buena-vista und das Wiedererwachen des Bürgerkrieges zwei schreckliche Schläge für die Republik, so führte ein neuer Unfall sie noch einen Schritt näher zu ihrem Untergang. Die Stadt Vera-Cruz nebst dem Fort von St. Juan d'Ulloa hatten den Generalen Scott und Worth, die im Anfange des März mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios gelandet waren, ihre Thore eröffnet. Die Beschie-ßung zu Lande, wie zur See, hatte am 19. März begonnen, am 27sten wurden die Grundlagen einer Uebereinkunft unterzeichnet, am 29sten ergaben sich die Stadt wie das Fort, und 4000 Mann, welche die beiden Besatzungen bildeten, streckten in Gegenwart der feindlichen Truppen das Gewehr. Mit einem Jubelgeschrei begrüßte die amerikanische Flotte und Armee die gesternte Flagge, als sie, die mexikanische Trikolore ersetzend, vor den eroberten Wällen herab-wehte; das Recht des Stärkeren hatte seine Weihe erhalten.

Mit der Einnahme von Vera-Cruz trat der Krieg in eine neue Periode. Zwar konnte schon vorher der Ausgang desselben nicht zweifelhaft sein, indessen genügten die Besatzung der reichsten Provinzen Mexiko's und einige glänzende Siege nicht, die Operationen mußten auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, der Kreis, in dem die mexikanische Regierung sich eingeschlossen sah, mußte so viel als möglich verengert werden. Nichts war geschehen, so lange ihr ein Weg, auf dem sie entschlüpfen, ein Platz, in dem sie sich wehren konnte, blieb. Man mußte auf Mexiko losgehen und den Schrecken des Krieges in die Hauptstadt der Republik tragen, wenn man den Häuptern derselben die Bedingungen ent-winden wollte, die den Streit endigen konnten. Während man in den schon eingenommenen Provinzen Taylor's System, nach welchem die militairischen Operationen mit der Colonisation Hand in Hand gingen, weiter verfolgte, mußte in dem zwischen Vera-Cruz und Mexiko liegenden Theile des Landes eine neue Taktik zur Anwendung kommen. Hier durfte man nicht daran den-ken, Ansiedelungs-Unternehmungen vorzubereiten; es galt, einen kurzen, ent-scheidenden Feldzug zu machen, um so schnell wie möglich nach Mexiko zu gelangen. Es war der General Scott, der diese Rolle zu übernehmen hatte. Der Feldzug, welchen er eröffnet hat, ist noch nicht beendigt, doch läßt sich der Ausgang desselben bereits voraussehen.

Am 16. April, 18 Tage nach der Einnahme von Vera-Cruz, brach die amerikanische Armee, die bis dahin hier stehen geblieben war und deren Ge-sundheits-Zustand bereits zu leiden begann, gegen Mexiko auf. Von Vera-Cruz aus erhebt sich allmälig das Terrain, und eine marschirende Armee trifft auf mehr als ein Defilée, im Stande, sie aufzuhalten. Eines der gefährlichsten, das von Puente-nacional, war, wie die Amerikaner wußten, vom Feinde ge-räumt worden; die Mexikaner hatten alle ihre Kräfte auf einem noch gefähr-licheren Punkte, am Cerro-grande, konzentrirt, wo sie noch einmal das Glück des Krieges versuchen wollten. Es ist unmöglich, das Defilée von Cerro grande zu umgehen; die amerikanische Armee, die auf Mexiko anrückte, mußte diese furchtbare Schlucht passiren, und hier beschloß Santana sie zu erwarten.

(Schluß folgt.)

Polen.

Die Jungfrau von Orleans, ein Bruchstück aus der Geschichte Frankreichs.

Von Karl Libelt.*)

Diese neueste Arbeit des bekannten polnischen Kritikers ist eine Frucht ein-förmiger Gefängnißstunden.**) Wer eine Ahnung hat von den Gefühlen, welche im Angesicht der jüngsten politischen Ereignisse das Herz der nationalen Polen erfüllen, wird es erklärlich finden, daß eben jetzt der Sinn sich dem historischen Wunder zuwendet, das eine gefallene Welt aus der Ohnmacht rettete. Wenn Libelt, bevor er dieses Wunder selbst betrachtet, die Zustände zerlegt, in denen Frankreich vor dem Auftreten der rettenden Jungfrau schwebte, so zieht er, ohne es deutlich auszusprechen, eine Parallele zwischen dem damaligen Frankreich und dem heutigen Polen. Er scheint zeigen zu wollen, daß es Zeiten giebt, welche das Wunder nothwendig machen, Zeiten, in denen plötzlich, wie von obenher und unmittelbar, die Vorsehung in den Gang der Ereignisse eingreifen muß, um gewaltsame Katastrophen herbeizu-führen. Für diesen Gedanken bereitet er geschickt vor durch den Nachweis, wie Gott immer und überall in der Geschichte wirkt; im Heidenthum stets un-mittelbar, als eine Macht, welche das Menschengeschlecht blindlings leitete und selbständig alle die großen Thatsachen ausführte, welche aus dem Alter-thum zu uns herüberleuchten; das Christenthum entthronte diesen autokrati-schen, alle menschliche Freiheit absorbirenden Gott und befreite das Indivi-duum zum eigenen Denken und Handeln. Das Mittelalter mit seiner Wunder-welt unterwarf zwar wieder die individuelle Freiheit dem festen, durch die Kirche allein erkannten und repräsentirten göttlichen Willen, der noch ein äußerlicher Befehl blieb, aber die nachmittelalterliche Zeit führte alle Freiheit wieder auf den Menschen zurück. Gott offenbarte sich nur durch den Menschen und konnte sich nur durch ihn offenbaren. Es geht hieraus hervor, daß dieser aus Hegelscher Geschichtsanschauung gebildete Gedankenzusammenhang das Wunder nur als etwas Subjektives darstellt.

An dieser Auffassung ärgert sich ein Referent im Przegląd Poznański und tadelt Libelt, daß er den Standpunkt der katholischen Kirche mit dem der deutschen Ideologen verwechselt habe. Die Jungfrau von Orleans könne nur im echten katholischen Glauben begriffen und dargestellt werden, der Philosoph könne von der Erscheinung nur das Skelett, ein abstraktes Phantom, statt kon-kreter Wirklichkeit geben. Die Poesie und der Glaube mögen ihr Recht be-halten, der kalte Verstand allein soll sich dem Kunstwerk nicht nahen; mit

*) Posen, Zupański, 1847.

**) Einer in Berliner Zeitungen enthaltenen Notiz zufolge, hat Herr Libelt diese Schrift in der Zeit der gegen ihn schwebenden Untersuchung, als Theilnehmer an der Polen-Verschwörung, abgefaßt, und ist dieselbe mit Erlaubniß der preußischen Untersuchungs-behörde dem Druck übergeben worden.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Sonnabend den 18. September 1847.

Frankreich.

Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

Ein Denkmal, ein wahrhaftes Ehrendenkmal, das sie sich selbst gesetzt, sind die Briefe und Tagebücher, welche Fanny Sebastiani, Herzogin v. Praslin, hinterlassen. Zunächst für die Mitglieder der Pairskammer, die über den Herzog von Praslin zu Gericht sitzen sollten, war eine Sammlung dieser Briefe und zerstreuten Blätter, die sich in den Schreibpulten des Herzogs und der Herzogin in Paris, so wie auf ihren Schlössern in Melun und Praslin, fanden, als Manuskript gedruckt worden. Aus dieser Sammlung ist Mehreres in die französischen Zeitungen übergegangen, das, so wie alles Uebrige, was aus der Feder der Herzogin geflossen und über ihr unglückseliges häusliches Verhältniß Auskunft giebt, in größeren Kreisen bekannt zu werden verdient, weil dadurch der edeln, vielgeprüften Seele eine öffentliche Genugthuung wird, während das strenge Wort, das der Herzog Pasquier, als Präsident des Pairshofes, über die Verruchtheit der Gesinnung wie der Handlungsweise des Mörders ausgesprochen, seine vollständigste Rechtfertigung in diesen Aeußerungen der Gemordeten findet.

Die Briefe, die übrigens auch durch Gedanken und Styl so ausgezeichnet sind, daß sie, abgesehen von dem tragischen Interesse, welches sie gewähren, als werthvolle Erzeugnisse eines gebildeten Geistes aufbewahrt zu werden verdienten, beginnen, so weit sie uns vorliegen, mit einem Schreiben ohne Datum, das noch an den Marquis v. Praslin adressirt war, also aus einer Zeit stammt, wo dieser den Titel seines Vaters, welcher am 28. Juni 1841 starb, noch nicht geerbt hatte. Dieses Schreiben ist noch voll der innigsten Zärtlichkeit, und dem kalt und unempfindlich gewordenen Gemahl gegenüber klagt sich die allzugewissenhafte Gattin selber an, indem sie ihren kleinen Aufwallungen und ihrer Hinneigung zur Eifersucht die Schuld beimißt, daß er sich von ihr entfernt habe. Sie beschwört ihn, zu ihr zurückzukehren und ihr gemeinsames häusliches Glück nicht zu zerstören. „Wir sind noch sehr jung, Theobald," beginnt sie, „wir wollen uns daher nicht Beide zur Isolirung verurtheilen." „Was!" ruft sie aus, „wir lieben uns, wir sind Beide reinen Sinnes, und wir sollten dem Geiste wie dem Herzen nach getrennt von einander leben! O, laß doch Dein Herz nicht durch ein wenig Eigenliebe zum Schweigen bringen; ich schwöre Dir zu, daß ich nur nach Deiner Zärtlichkeit, Deinem Vertrauen strebe; ich will die liebende, aber passive Hälfte Deines Lebens seyn." . . . . „Du suchst Zerstreuungen," fährt sie fort, „aber bist Du in der That glücklich? O nein, mein Freund, man ist es nicht mit einem Herzen wie das Deinige und einem Leben, wie wir es führen . . . . . Mein Vielgeliebter, wessen klagst Du mich an, wenn es nicht meine Argwöhnungen und meine Aufwallungen sind? Hat aber nicht jedesmal der kleinste Beweis Deiner Zärtlichkeit hingereicht, die einen wie die anderen zu unterdrücken? O, gieb Deiner Aufgeregtheit, Deiner Empfindlichkeit nicht nach, sey nicht unerbittlich. Mein Herz bricht sonst, Theobald! Mitleid, ja Mitleid mit der, die Dich liebt! . . . . . Mein Freund, mein Vielgeliebter, o wenn Du wüßtest, mit welcher Lust ich heute Abend Deinem Vater zuhörte, als er Dir Lobsprüche ertheilte, als er sein Erstaunen über das aussprach, was Du Alles kannst, wenn Du nur willst. Ja, ich war glücklich und stolz, aber ich — ich war nicht erstaunt darüber, denn ich weiß es ja seit langer Zeit, wie groß Dein Werth ist. Deine Frau ist zu stolz auf Deine Erfolge, zu glücklich darüber, als daß sie nicht verdienen sollte, auch Deinen Kummer und Deine Sorge zu theilen . . . . Hast Du mich jemals, zu irgend einer Zeit, einem Vergnügen den Vorzug geben sehen, wenn ich das Glück haben konnte, Dir nahe zu seyn? Und gleichwohl bist Du im Grunde vielleicht eifersüchtiger als ich. Gott weiß, wie weit Dein Argwohn in dieser Beziehung geht, denn ich kann mir sonst nicht denken, welchem Motive ich Deinen geheimen Kummer zuschreiben soll . . . . . Das Leben ist so kurz, mein Vielgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneins, getrennt sind. Bald werde ich es nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die stets zurückgewiesen werden, wie meine Liebkosungen; in Deinem Charakter liegt es ja nicht, den ersten Schritt zu thun, und so wird unser jetziges Verhältniß zur Gewohnheit werden. Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um noch einen Versuch zu machen, und so wird das Leben hingehen: Du wirst nicht glücklich seyn, und Deine Frau wird vor Gram sterben. O, kehre zurück, zurück zu ihr!"

Dieser erste Brief scheint uns um mehrere Jahre älter, als die in der Sammlung folgenden, welche mit dem Jahre 1840 beginnen; dafür spricht nicht allein die Bemerkung: „wir sind noch sehr jung" *) sondern auch die darin herrschende Liebesgluth, die noch nicht durch die traurigen Erfahrungen der nächsten Jahre abgekühlt war. Der zweite, vom 21. März 1840, ist schon voller Resignation, und wenn auch hin und wieder noch Hoffnungsstrahlen durchblicken, thut sich doch der Zweifel, das Glück der Häuslichkeit jemals wieder hergestellt zu sehen, schon in tiefen Schmerzenslauten kund. „So lange ich," schreibt sie ihrem Gatten, „noch die Hoffnung einer Wiederannäherung, einer Aussöhnung hegte — und ich hatte deren noch vor kurzem sehr viele — schwebte ich beständig zwischen Freude und Furcht, was mich zuweilen zu launenhaften und bitteren Aeußerungen trieb, jetzt aber, wo das Opfer vollendet ist, können Sie ruhig seyn. Unseren Kindern, den Leuten, der Familie und der Welt gegenüber soll Nichts Sie verklagen, daß Sie mein Glück vernichtet haben . . . . Wir sind getrennt, und obwohl es bereits drei Jahre her sind, daß wir so leben, als ob wir es wären, so blieb doch die Hoffnung; der gestrige Tag hat auch diese getödtet."

Es folgen nun eine Reihe von Blättern aus einem kleinen, eingebundenen und mit einem Schlosse versehenen Buche, auf dessen erster Seite die Worte standen: „An meinen Gatten, den Herzog v. Praslin. (Für ihn allein.)" Zweimal, schreibt sie, habe sie die bereits mit ihrem Kummer bedeckt gewesenen Blätter ausgerissen und verbrannt, weil doch immer wieder ein Augenblick der Hoffnung zurückkehrte und sie dann keinen Zeugen ihrer Verlassenheit und ihres Schmerzes mehr haben wollte. Aber nun habe ihr der Gatte auch die Kinder weggenommen: dies könne sie sich nicht durch seine Gleichgültigkeit, ja nicht einmal durch seinen Haß, sondern nur durch seine Verachtung erklären, und dieser wolle sie durch Niederschreiben ihrer Gedanken entgegentreten. „Meine Kinder!", ruft sie, „kannst Du glauben, daß ich sie verderben werde? Du weißt ja, daß mein Herz und mein Leben rein sind, und Du weißt ja, daß es wenige Mütter giebt, die, welche Schuld auch auf ihnen lasten möge, eines solchen Verbrechens fähig wären!" Sie ruft ihm die Erinnerung an den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Vaters zurück, bei welcher Gelegenheit er einen Augenblick zur Besinnung zurückgekehrt zu seyn scheint, indem er es aussprach, ein neues Leben beginnen zu wollen, aber die Freude war von kurzer Dauer: bald fiel er in den alten Stumpfsinn wieder zurück, in welchem er die große Seele dieser Frau entweder nicht zu würdigen vermochte oder auch aus Furcht, vor ihr „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" zu erscheinen, nicht würdigen wollte. Die arme Frau täuschte sich immer von neuem, denn sie täuschte sich gern, mit der Hoffnung, daß er sie im Herzen doch noch liebe und sein Gefühl nur zu unterdrücken suche. Erst als er anfing, seine sinnlichen Zerstreuungen nicht mehr blos außer dem Hause zu suchen, sondern auch mit der Gouvernante der eigenen Kinder in ein unsittliches Verhältniß zu treten, da gingen ihr die Augen völlig auf, und sie erkannte den geist- und herzlosen, nur von der Sinnenlust noch in Bewegung gehaltenen Menschen in ihm. „Wie er doch verändert ist!" heißt es in einem ihrer Tagebuchblätter. „Immer ist er traurig, mürrisch, unzufrieden mit aller Welt, mißtrauisch gegen Jedermann und über die geringfügigsten Dinge ärgerlich. Man sieht, hier rächt sich das Gewissen. Ich, die ihn so sehr geliebt, ich vermag ihn kaum noch zu erkennen; es kömmt mir oft vor, als wäre es nicht mehr derselbe Mensch. Das ist die Frucht des Mangels an religiösen Grundsätzen und sittlichen Ideen, das die Frucht des Müßigganges und der Trägheit. Er war zu etwas Besserem bestimmt: denn der Keim des Guten lag in ihm; aber wenn es in unserer Jugend versäumt wird, in uns einen weiten und tiefen Blick für die Dinge, den Enthusiasmus für das Große, auszubilden, dann vegetiren wir im Leben fort, bis die aller Spannkraft entbehrenden Geisteskräfte erloschen und die Materie allein an ihre Stelle getreten ist."

Zum erstenmale erwähnt sie der Dlle. Deluzy in einem vom 24. Januar 1842 datirten Blatte. „Du hast mir meine Kinder entrissen", schreibt sie, „um sie einer leichtfertigen Person anzuvertrauen, die Du kaum kanntest; Du hast ihr die Erfüllung aller meiner Pflichten, alle meine Freuden, alle meine Autorität überlassen. Sie hat das Recht, über mein theuerstes Besitzthum, über meine Kinder, zu verfügen; sie ist meines Gatten Gefährtin, die das Recht sich erworben, zu jeder Stunde, unter allen Umständen in dasjenige Zimmer einzutreten, in welches ich, Deine Frau, die Mutter Deiner Kinder, nicht mehr das Recht habe, zu kommen, selbst wenn Du krank bist." — Unterm 23. April 1842 schreibt sie, Dlle. Deluzy habe die edle Dreistigkeit gehabt, ihr zu sagen: „Ich bedaure, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich ist, als Vermittlerin zwischen Ihnen und Herrn v. Pras-

*) Die Herzogin war im Jahre 1807, er im Jahre 1805 geboren.

image
not
available

u erzählen? Zwar hat uns der Rednerstuhl den Dichter eben so beredt gezeigt, wie unsere großen Redner; aber haben nicht aus dieser Beredtsamkeit elbst jene Schwankungen des Gedankens, jene Wellenbewegungen des Worts ervorgeklungen, welche die dichterische Anschauung und Darstellung charakteriren? So fragten die Freunde des Dichters mit geheimer Besorgniß, und die ifersüchtigen und Neidischen wiederholten sie mit der verrätherischen Hoffnung uf baldigen Triumph. Eine andere, noch bedenklichere Frage bewegte das ublikum: Was wird die politische Ansicht des Geschichtsschreibers seyn? ür welche Partei wird er sich bei der Schilderung jener großen, die Geburt er Revolutionen verkündenden Debatten erklären? Wird er mit der Versammlung für den Tod Ludwig's XVI. stimmen? Wird er sich zur Bergpartei der aber zu der der Girondisten schlagen? Für die letztere Annahme schien hon der Titel seines Werkes zu sprechen. Auch lag der Gedanke nahe, daß er urch eine gewisse von der Liebe für die Kunst und die Poesie erzeugte Sympathie zu den Girondisten hingezogen fühlte. Ja, es war kein Zweifel mehr: as Publikum durfte einen Panegyriker der Gironde erwarten.

„Alle diese Zweifel und Vermuthungen verschwanden bei dem Erscheinen es Buchs. Die Schnelligkeit, mit der es veröffentlicht wurde, mußte in venig Tagen jede Ungewißheit vernichten. Das Werk Lamartine's gleicht so venig irgend einem anderen dieser Gattung, daß diejenigen sehr in Verlegeneit gerathen dürften, deren Tendenz auf eine bestimmte Klassifizirung aller Dinge geht. Man kann nicht sagen, daß es Geschichte im strengen Sinne des Wortes enthalte; die Geschichte hat gewöhnlich einen anderen Zuschnitt, einen anderen Ton. Noch weniger kann man es eine Chronik nennen; dazu fehlt ihm die Einfachheit des Stils. Auch zu den Memoiren kann es nicht gezählt werden, da es sich, obwohl in vieler Rücksicht ähnlich, in anderer wieder beträchtlich entfernt, besonders in der zu wenig familiären Form, die jenen eigenthümlich ist. Endlich fürchten wir den Verfasser in seinem Werke zu beleidigen, wollten wir es, wenn auch nur in entferntester Beziehung, mit jenen modernen Schreibereien vergleichen, die unter dem Namen des „historischen Romans" ein usurpirtes Monopol auf die Plünderung der Annalen unserer und anderer Nationen ausüben. — Diese orginale und neue Physiognomie der Geschichte der Girondisten verlangt eine ganz besondere Betrachtung und vor Allem die Rücksicht, daß man sie nicht nach hergebrachten Schemen beurtheilt."

Der Kritiker geht nun näher auf die Eigenthümlichkeit der uns von jeher als Vorbilder aufgestellten Geschichtschreiber des Alterthums, insbesondere des Thucydides, Tacitus, Livius und Sallust, ein, indem er trotz aller Anerkennung ihrer großen Eigenschaften an die moderne Geschichtschreibung die Forderung stellt, daß sie „das Alterthum, das uns so treffliche Vorbilder gegeben, nicht zum Kerker des modernen Geistes" werden lasse. Dieser Gedanke reicht für uns vollkommen hin, um zu wissen, auf welchen Standpunkt sich der Referent dem Lamartineschen Werke gegenüber gestellt wissen will. „Der Mensch der Gegenwart" — fährt er darauf fort — „ist bei weitem nicht so einfach, sondern viel beweglicher und vielgestalteter in seinem Leben, als der antike. Während Letzterer auf dem Forum und der Agora sein Gesammtleben so zu sagen konzentrirte, gehört die eine und vielleicht größere Seite unseres modernen Lebens dem häuslichen Heerde und der Familie an, so daß man kaum die Hälfte seiner Entwickelung in der Arena des öffentlichen Lebens erscheinen sieht. Will man nun die Ursachen seiner Bewegungen begreifen, so ist man mehr als einmal gezwungen, ihm in die Kulissen zu folgen, hinter denen er seinen Heerd errichtet hat und die ihn dem Blicke halb verbergen. Dies ist auch das Recht und die Pflicht des Geschichtsschreibers, dem die Wahrheit als das letzte und erste Kriterium seiner Darstellung gelten muß. Daß Herr von Lamartine dieses Recht in Anspruch genommen, deshalb können wir ihn also nicht tadeln: diese Einzelheiten und Spezialitäten gehören nicht minder der Geschichte an, als die großen Thatsachen, und oft sind es jene allein, aus denen diese erklärt werden können, denn sie zeigen uns nicht selten die geheimen Federn, durch die das Spiel und die Thätigkeit der äußeren Handlungen bewirkt und geregelt werden. Leider aber haben nicht alle von Herrn von Lamartine mitgetheilten Details diese tiefere Bedeutung. Zuweilen gehören sie nur der äußeren und materiellen Scenerie an, die in einem Geschichtswerke nicht so sehr in den Vordergrund treten darf. Dergleichen hätte der berühmte Verfasser Herrn Balzac und dessen Nebenbuhlern überlassen sollen. Einen wie großen Mißgriff er hierin begangen, zeigen am besten die Debatten, die sich hierüber erhoben. Mehr als Ein Schriftsteller hat ihm z. B. bewiesen, daß das Haus Rolands keinen Taubenschlag besessen, wie Herr von Lamartine behauptet hat. In der That ein würdiger Gegenstand der Diskussion!

„So viel über die allgemeine Methode des Werks. Was den Inhalt, d. h. die Darstellung und Auffassung der Thatsachen, betrifft, so hat der Verfasser statt aller Analyse derselben, die seiner dichterischen Begeisterung widerstrebt, es vorgezogen, die Begebenheiten und Charaktere zu gruppiren und dadurch eine Reihe von Gemälden zu schaffen, wodurch zwar die Aufmerksamkeit des Lesers auf's Höchste gefesselt, zugleich aber zerstückelt und isolirt wird. Denn der Faden der Geschichte, das sich in den einzelnen Thatsachen und Personen nur abspiegelnde, kontinuirliche Leben der Zeit verbirgt sich hier hinter den einzelnen Scenen, die den Blick anziehen, aber auch eben so sehr — nämlich von der Idee des Ganzen — abziehen. Um diesem Mangel etwas abzuhelfen, ist der Verf. in einen anderen Fehler verfallen: damit nämlich in dieser unterbrochenen Erzählung die Einheit nicht ganz verloren ginge, ist er mehrmals gezwungen gewesen, zu Wiederholungen seine Zuflucht zu nehmen, wodurch uns zwar die Reihe seiner Gedanken, zugleich aber der Mangel an organischem Zusammenhalt seiner Schilderungen deutlich wird. Ein anderer Nachtheil, der mit dieser Behandlung der Geschichte in naher Verbindung steht, besteht darin, daß die Dinge und ihre Beziehungen auf einander darin nicht immer ihre wahren und natürlichen Größenverhältnisse bewahrt haben, indem bald Scenen, die für die Gesammtentwickelung weniger wichtig, aber für die Schilderung geeigneter waren, eine verhältnißmäßig zu große, bald anderen, die an poetischen Elementen ärmer, in historischer Rücksicht wesentlicher waren, eine zu kleine Ausdehnung gegeben worden ist. Wir führen als Belege für das Erstere nur die verschiedenen Metzeleien an, bei deren Schilderung der Verfasser die Phantasie eines Dante seine Farben hat mischen lassen."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mejiko.

(Schluß.)

Santana hatte von neuem Mejiko verlassen, wo seine Gegenwart, wie die Kunde der Ereignisse von Vera-Cruz, die Ruhe wieder hergestellt. Er hatte alle Streitkräfte der Republik um sich versammelt und schien entschlossen, zu siegen oder auf den Höhen von Cerro-grande zu sterben. Die Dispositionen, die er that, die Vertheidigungsfähigkeit dieser neuen Thermopylen noch zu steigern, machen seiner Einsicht Ehre. Der Cerro-grande und die beiden Berge, zwischen denen er sich erhebt, wurden durch Redouten mit Geschütz vertheidigt; auf den Höhen, welche den drei Cerros gegenüberliegen, nahm Santana sein Hauptqartier, das, durch seine Steilheit an sich schon uneinnehmbar, noch durch eine Verpallisadirung von Baumstämmen geschützt ward, so daß hinter dieser Deckung die mejikanische Infanterie ein mörderisches Feuer auf den Angreifenden unterhalten konnte. Endlich war die Straße selbst durch einen breiten, von fünf Geschützen und 2000 Mann vertheidigten Graben durchschnitten: 12,000 Mann in der vortheilhaftesten Stellung erwarteten so eine fast gleiche Anzahl Amerikaner. Zu seinem Unter-Befehlshaber hatte Santana eben den Ampudia ernannt, welcher die Capitulation von Monterey unterzeichnet hatte.

Am 17. April Nachmittags erschien die amerikanische Vorhut unter General Twiggs am Eingange des Defilees. Die Arrieregarde unter General Scott eilte, sich ihr anzuschließen. Eine Rekognoszirung überzeugte die amerikanischen Generale von der Unmöglichkeit, die Cerros zu umgehen, die mejikanischen Stellungen mußten weggenommen werden, allein mit welcher sollte man den Anfang machen? Das Lager links der Straße angreifen, hieß sich einem unvermeidlichen Untergang aussetzen; wandte man sich zur Rechten, so gerieth man in das Feuer des Cerro-grande. Der General Scott schlug einen Mittelweg ein, er befahl seinen Truppen, sich links zu halten, das mejikanische Lager nicht anzugreifen und sich dem Feuer des Cerro zu entziehen. Dieses Manöver wurde jedoch den Mejikanern durch einen Ueberläufer verrathen und daher vereitelt. Der General Scott sah die Nothwendigkeit, einen der Cerros zu besetzen, ein, um die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern, und sendete die Division Twiggs gegen diejenige der mit dem Cerro-grande zusammenhängenden Höhen, die ihm am schwächsten vertheidigt schien. In der That gelang es, die Stellung, trotz des Kreuzfeuers von den beiden benachbarten Höhen, wegzunehmen, und hiermit war die Arbeit des Tages gethan. Beide Heere brachten die Nacht in gleicher Unthätigkeit zu.

Am anderen Tage, den 18ten, erhielt General Twiggs Befehl, die am gestrigen Tage gewonnene Stellung zu verlassen und den Cerro-grande selbst anzugreifen; die Aufgabe, den letzten der drei Cerros zur Rechten der Straße wegzunehmen, fiel dem General Worth zu, während General Shields sich des dieselbe durchschneidenden Grabens bemächtigen sollte. Der General Pellow endlich, mit einer Brigade, erhielt den Auftrag, den Feind von den übrigen Höhen, die er besetzt hielt, zu vertreiben. Der Entwurf zur Schlacht umfaßte mithin vier verschiedene gleichzeitig auszuführende Operationen.

Ohne Zweifel war Twiggs Auftrag der schwierigste. Ein kräftiger Widerstand empfing seine Truppen, die mejikanischen Kanoniere ließen sich auf den Stücken, die sie nicht Zeit gehabt hatten, loszubrennen, niedersäbeln. Man schlug sich, wie beim Entern, mit Messern und Degen. Der mejikanische General Valdez und viele der Seinigen fielen; der Rest entwich und zog sich nach der Straße zurück. Die Amerikaner, Meister der feindlichen Batterieen, kehrten die Geschütze gegen die Flüchtlinge, und bald waren die Abhänge des Berges mit Todten besäet.

Die anderen drei Operationen gelangen nicht alle eben so. General Worth zwar bemächtigte sich der Redoute, die auf der dem Cerro-grande benachbarten Höhe lag, ohne Blutvergießen, aber den General Shields, der die Graben-Batterie nehmen sollte, empfing ein mörderisches Feuer und er fiel an der Spitze seiner Division. Nur die Wegnahme des Cerro-grande bestimmte endlich die Mejikaner, auf diesem Punkte die Waffen niederzulegen. Der Verlust der Amerikaner würde sonst weit beträchtlicher gewesen seyn. Dem General Pellow endlich mit seiner Brigade erging es noch trauriger, als Shields Truppen. Eine mejikanische Batterie, die glücklich demaskirt ward, streckte ihm fast ein ganzes Regiment nieder, so daß er sich zurückziehen mußte, und nur der Erfolg der drei anderen Operationen überhob ihn der Gefahr eines erneuerten Versuchs. Die Mejikaner, sich überall besiegt sehend, streckten vor ihm, wie vor Shields, Worth und Twiggs, das Gewehr. Die Schlacht war zu Ende, ein vollständiger Sieg öffnete den Amerikanern den Weg nach Mejiko.

30,000 Gefangene, unter ihnen die besten Offiziere der mejikanischen Armee, 20 Geschütze und 22,000 Piaster, die sich unter dem Gepäck Santana's fanden,

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Dienstag den 21. September 1847.

Italien.

Italiänische Musik und römische Theater.

Nach A. v. Gretsch.

Zu den Vorurtheilen mancherlei Art, die der Reisende nach seiner Ankunft in Italien ablegen muß, gehört auch die süße Hoffnung, mit seinem ersten Schritt auf klassischen Boden die schönste Musik, den herrlichsten Gesang in der Welt zu hören. Es wiederholt sich dort das alte Lied von dem Schuhmacher ohne Schuhe und dem Schneider ohne Rock. Bekanntlich findet man in Straßburg nur ausnahmsweise gute Gänseleber-Pasteten; in den Brüsseler Bücherläden giebt es kein einziges in Brüssel erschienenes Werk, und in der Champagne ist fast kein Champagner zu haben, der dort eben so theuer ist, als bei uns. Dasselbe wiederholt sich in Italien mit der Musik; dieses Land schickt so viele Sänger und Sängerinnen in die Fremde, daß es höchstens zwei bis drei nennenswerthe Künstler für die Haupttheater in Mailand und Neapel übrig behält. Inzwischen muß in einem so musikalischen Lande, das sich unter seinem reinen Himmel nur an Gesang ergötzt, jedes Städtchen seine Theater und seine Oper besitzen; aber in welchem Zustande sind auch die meisten von ihnen? Oft hört man den ganzen Abend lang nichts Erträgliches, während das Klatschen und die Hervorrufungen kein Ende nehmen. Woher kömmt dies? Soll man daraus den neuen, etwas paradoxen Schluß ziehen, daß die Italiäner die Musik und den Gesang nicht zu beurtheilen verstehen? Keinesweges! Man findet nirgends eine so angestrengte Aufmerksamkeit, nicht nur bei gutem, sondern auch bei mittelmäßigem Gesang, und namentlich deshalb, weil das Publikum mehrentheils aus Kennern besteht, die sich ernstlich mit der Kunst beschäftigen und die vielleicht selbst die Partieen besser singen würden, als die auf den Bühnen agirenden Künstler sie ausführen. So unterscheidet daher das italiänische Publikum auch in dem minder Gelungenen das einzelne Gute, und da es die aufgeführten Opern fast immer auswendig weiß, so sind ihm alle schwierigen Passagen bekannt, die dem Talent zum Prüfstein dienen. Das Publikum in den vornehmsten Städten Italiens ist stolz darauf, das erste Urtheil über angehende Sänger und Sängerinnen auszusprechen, muß aber dieses Vorrecht theuer bezahlen. Hat es einmal entschieden, daß dieser oder jener Künstler nicht übel sey, so kann es darauf rechnen, ihn das künftige Jahr nicht wieder zu sehen; mit einer solchen Empfehlung erscheint der junge Sänger kühn auf den Brettern der italiänischen Oper in Paris, wo er sich jenes je ne sais quoi aneignet, das nur in der französischen Metropolis zu erlangen ist, und dann, mit dem doppelten Vorzuge des guten Geschmacks und einer ausgezeichneten Manier ausgestattet, die Anträge aller europäischen Hauptstädte entgegennimmt. Man wird vielleicht glauben, daß die Italiäner den baldigen Verlust eines Künstlers bedauern, den sie eben erst zu genießen angefangen? Durchaus nicht; und wenn der Sänger, der nach seinem bescheidenen Auftreten in Italien sich jenseits der Alpen einen Ruf erworben, in sein Geburtsland zurückkehrt und wieder auf derselben Bühne erscheint, wo sein Glück sich begründete, so wird ihm schwerlich die Aufnahme zu Theil, die er verdient hätte. Hierin gerade besteht auch wohl die Rache seiner Landsleute. Um ihrem Nationalstolz zu genügen, behaupten sie gewöhnlich, daß, von seiner klassischen Heimat entfernt, der Künstler das Eigenthümliche des italiänischen Gesangs verliere, und rechtfertigen dadurch ihre Kälte gegen dasselbe Individuum, dessen erste Schritte auf der theatralischen Laufbahn sie mit so enthusiastischem Beifall begrüßten. Dieser Beifall, dieses Geschrei, dieses Händeklatschen, das ohne große Auswahl verschwendet wird, ist übrigens nichts als eine Gewohnheit, aber eine Gewohnheit, die nie über die Gränzen der Vernunft hinausgeht: italiänische Zuhörer, obwohl sie die Sänger etwas zu freigebig mit dieser wohlfeilen Belohnung überschütten, erlauben sich doch nie, eine noch unbeendigte musikalische Phrase durch Applaus zu unterbrechen oder den Künstler in der Mitte einer schwierigen, von ihm sorgfältig einstudirten Passage zu stören. Was den Einwurf betrifft, daß dieses öftere Hervorrufen, diese wahnsinnigen Beifallsbezeugungen der praktischen Illusion schaden, so wäre er nur in dem Fall begründet, wenn noch auf dramatischen Effekt gesehen würde. Letzterer wird aber in Italien ganz vernachlässigt: die Impressarien begnügen sich nicht damit, die Stücke durch Einschiebungen und Auslassungen zu entstellen, sondern geben oft zwischen dem ersten und zweiten Akt einer Oper ein langes Ballet, während dessen sich die Sänger ausruhen können. Kann da von Aufrechthaltung des Interesses, von einem fortschreitenden Gange der Handlung und dergleichen die Rede seyn? Es ist vielmehr leicht erklärlich, daß sich italiänische Komponisten so wenig um das Libretto oder den Text ihrer Opern bekümmern. *) Bei einem solchen Zustande der Schaubühnen wundert man sich nur, warum die Italiäner eigentlich sich die Mühe nehmen, alle Augenblick die Decorationen zu verändern und die Sänger als Ritter oder Spanier zu kostümiren? Allerdings ist selbst der glänzendste Flitterrock weniger kostspielig, als ein anständiger Frack.

Man muß jedoch hierbei den Unterschied nicht vergessen, der zwischen dem Theater in Italien und in anderen Ländern stattfindet. Bei uns ist das Theater ein Luxus, den sich nur die vermögenderen Klassen erlauben können; bei den Italiänern ist es ein Lebensbedürfniß, und für sie ist ein Abend ohne Theater, ohne Oper dasselbe, was dem Russen aus dem Mittelstande ein Abend ohne Thee seyn würde. Das Theater ist ihnen ein Mittel, den Abend in einer zahlreichen, ihnen bekannten Gesellschaft zu verbringen, Musik zu hören, Tänze zu sehen, sich durch Beifallklatschen eine Motion zu machen, mit Freunden und Nachbarn zu plaudern, und Alles um eine solche Kleinigkeit, wofür man bei uns nicht einmal das Stimmen der Instrumente vor Anfang des Schauspiels mit anhören könnte. In Rom selbst beträgt der höchste, ungewöhnlich aufgeschlagene Preis für die besten Plätze nicht mehr als 25 Silbergroschen, und dieses Maximum, dem auch die übrigen Ansätze entsprachen, ward nur während der Gastrollen Carlotta Grisi's erhoben, die ein sehr bedeutendes Honorar erhielt; der regelmäßige Preis hingegen ist in den Opernhäusern für die ersten Plätze zwölf, für die anderen acht Silbergroschen. Im lyrischen Theater, welches mir viel besser gefällt, als die nur mittelmäßig aufgeführten Opern, kostet der Eintritt nicht mehr als fünf Sgr. Die Logen sind im Vergleich mit den übrigen Plätzen theurer, kommen aber den Abonnenten auch sehr billig zu stehen, da man Letzteren einen starken Rabatt bewilligt. Dem italiänischen Publikum, selbst dem vom höchsten Range, ist diese Wohlfeilheit ganz nach seinem Geschmack; es abonnirt sich gern für den ganzen Karneval oder für die Saison.

Der Theatergenuß beginnt hier, wenigstens für mich, schon mit dem Augenblick, wo man an der Kasse sein Billet nimmt. Die Preise der Sitze im Parterre und in der Galerie sind auf dem Theaterzettel bemerkt, aber die Logen werden als Handels-Artikel angesehen, die einer Coursveränderung unterworfen sind, und man fordert für sie je nach der Anziehungskraft des vorgestellten Stücks und der Physiognomie des Käufers. Darum heißt auch die Kasse in den italiänischen Theatern der Billet-Laden (botteghina). Die Geschäfte werden in ihr auf eine halb häusliche, halb kaufmännische Art betrieben, die mich anfangs sehr in Erstaunen setzte. Hinter einem Verschlage sitzen zwei Kassirer gewöhnlich in Schlafmützen, einer bequemen Kopfbedeckung, die sie vor Niemanden, sogar vor dem gebietenden Impressario nicht, abnehmen. Mitten im Stübchen erblickt man auf einem Tabouret das unentbehrliche Kohlenbecken, an dem sich einige Freunde der Kassirer, Stammgäste des Theaters oder dergleichen zweifelhafte Personen wärmen. Die Wände sind mit den lithographirten Bildnissen der Künstler und Künstlerinnen des Theaters verziert, und in einem mit rothem, goldverbrämtem Papier umgebenen Rahmen hängt der Theaterzettel des Tages. — Geben Sie mir eine Loge ersten Ranges, sagen wir, indem wir uns zu einem der Kassirer wenden. — „Sehr gern; vier Scudi (sechs Thaler.)" — Aber warum so theuer? — „Signor, heute wird eine Lieblingsoper aufgeführt, und fast alle Logen sind schon besetzt. Uebrigens, was wollen Sie geben?" — Zwei Scudi. — „Unmöglich; für diesen Preis bekommen Sie keine Loge vierten Ranges. Legen Sie noch etwas zu, Eccellenza!" — Nun gut, ich gebe noch drei Paul. — „Noch vier Paul, Eccellenza, und die Loge ist Ihre", erwiederte der Kassirer mit bittender Stimme. Natürlich werden wir um einen Paul (vier Sgr.) nicht streiten, und der Preis, für den wir die Loge erhalten, wird auf das Billet angemerkt, welches man uns zugleich mit dem Logenschlüssel einhändigt. Des Abends öffnen wir unsere Loge selbst, lassen den Schlüssel in der Thür, und während der Vorstellung nehmen die Theaterdiener ihn heraus, ohne nach den Billets zu fragen.

Die Haupttheater in Rom sind in den Händen des Banquier-Fürsten Torlonia, der sie den Impressarien in Pacht giebt, welche die künstlerische Leitung besorgen. Die niedrigen Preise werden durch die Konkurrenz der übrigen Theater bewirkt, die dem Fürsten nicht gehören; man spricht aber

---

*) Die so oft hervorgehobene Schwäche der italiänischen libretti wird zum Theil durch die Weichheit und Lieblichkeit der Sprache verdeckt, die gleichsam von selbst zum Singen auffordert und auch den flachsten Alltäglichkeiten einen Reiz verleiht; aber man muß gestehen, daß die deutschen Opernbücher meistens an ähnlichen Gebrechen kränkeln wie ihre ultramontanen Brüder, ohne daß man hier dieselben Entschuldigungsgründe vorbringen kann. D. U.

image
not
available

Erstland.

Untersuchungen über die nährenden Eigenschaften des Brodtes.
Nach Johnstone.

Wenn sich in den gegenwärtigen Zeitläuften etwas zu Gunsten der wenigst [...]schätzten Theile des Getraides, welches die Basis unseres ganzen Alimenta[...]ons-Systems ausmacht, sagen läßt, so muß das ohne Zweifel durch die ge[...]ide obwaltenden Verhältnisse ein Interesse gewinnen, welches sich während [...]r Dauer der jetzigen Generation so leicht nicht wieder einstellen möchte. Wie [...]auben daher, etwas Nützliches und Zeitgemäßes zu unternehmen, wenn wir [...]urch eine einfache und faßliche Argumentation zu erweisen suchen, daß, der [...]lgemeinen Meinung entgegen, das ungeläuterte, den ganzen Ertrag des Korns [...]thaltende Mehl eine substantiellere, gesundere Nahrung gewährt, als das [...]urch Beutelung gereinigte.

Die festen Theile des menschlichen Körpers bestehen aus Fett, Muskeln [...]d Knochen. Da diese drei Substanzen, wie sie in dem lebendigen Körper [...]rhanden sind, einer beständigen Abnutzung, einem immerwährenden Abgang [...]terliegen, so müssen sie durch die Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, [...]rsatz erhalten. Eben so wie in der Mühle das in den Trichter geschüttete [...]etraide, unter der Form von weißem Mehl, von schwarzem und Kleienmehl [...] verschiedene Säcke fällt, eben so theilt und verwandelt eine geheime unwill[...]rliche Verarbeitung die in unseren Körper aufgenommenen Nahrungsmittel [...]rgestalt, daß sich die fettigen Stoffe an dem einen, die muskulösen an dem [...]nderen, die knochigen an dem dritten Orte ablagern und ansammeln.

Doch ist das nicht Alles. Die flüssigen Theile des Körpers enthalten unter [...]ner liquiden Form dieselben Bestandtheile, und diese Bestandtheile werden eben [...] an die Orte, wo sie erforderlich sind, hingeführt. Sie enthalten gleicher[...]eise eine gewisse Quantität salzigen Stoffes, der in diesen Substanzen auf [...]eselbe Art aufgelöst ist, wie sich etwa das gewöhnliche Salz in Bouillon auf[...]st. Auch dieser salzige Stoff ist ein Erzeugniß der Nahrungsmittel.

Hieraus folgt, daß diejenigen Speisen die nahrhaftesten seyn müssen, die [...]m Körper die bedeutendste Masse der genannten Ingredienzien oder diese In[...]edienzien wenigstens in solchen Verhältnissen liefern, wie sie dem wirklichen [...]edürfnisse des Individuums, welches die Nahrungsmittel genießt, am ange[...]essensten sind.

Von diesem Prinzip ausgehend, wollen wir nunmehr die relativen Vor[...]eile des Schwarzbrodtes und des Weißbrodtes — des ungebeutelten und des [...]inen Mehles — zu würdigen suchen.

Das Weizenmehl besteht aus zwei Theilen, aus einem inneren, den Kör[...]rn, und aus den sie bedeckenden Hülsen. Das innere Korn giebt das reine [...]ehl, die Hülse, ohne die Körner, giebt die Kleie. Der Müller kann aber die [...]ülsen von den Körnern nicht so vollständig scheiden, daß nicht ein Theil der [...]ülsen mit den Körnern gemahlen werden und mit ihnen gemischt bleiben. [...]st die Beutelung bewerkstelligt nun mehr oder weniger vollständige Schei[...]ng, und das Resultat dieser Operation bildet, je nachdem die Kleien in [...]ehr oder minder schwachem Verhältniß zurück geblieben, für das Auge ver[...]iedene Nüancen, die dann verschiedene Benennungen erhalten. Das ungeläu[...]rte Mehl, aus dem das Schwarzbrod gebacken wird, besteht aus der Tota[...]ät des zusammengemahlenen Kornes; es ist ungebeutelt und ganz so, wie [...]s der Mühle hervorgekommen, so daß es mithin sämmtliche Kleien enthält.

Man kann daher sagen, daß das weiße Mehl erster Qualität keine Kleien [...]thält, während in dem ungeläuterten Mehl alle Bestandtheile des Kornes [...]thalten sind.

Auf welche Weise nun sind die beiden — das Korn bildenden — Bestand[...]eile ihrerseits zusammengesetzt? Wie viel von den verschiedenen, im thieri[...]hen Körper sich findenden Elementen enthält ein jeder von ihnen? Und [...]ie viel von einem jeden dieser Elemente ist in dem ganzen Korn enthalten?

1. Fett.

Tausend Pfund ganzes Korn enthalten 28, 1000 Pfund weißes Mehl 20, [...]00 Pfund Kleien 80 Pfund Fett. Die Kleie enthält mithin weit mehr Fett[...]ff, als die inneren Theile des Kornes und das ungeläuterte Mehl, d. i. das [...]sammen gemahlene Korn ist fast um die Hälfte reicher an Fett, als das ge[...]inigte Mehl.

2. Muskelstoff.

Ich habe das gegenseitige Verhältniß, in welchem dieses Ingredienz sich [...] der Kleie und in dem reinen Mehl findet, noch nicht an einer und derselben [...]ornprobe bestimmen können, aber zahlreiche Analysen, die ich angestellt, er[...]uben mir, dieses Verhältniß bei dem reinen und ungeläuterten Mehl ver[...]iedener Getraidearten festzustellen, und ich habe beständig gefunden, daß, bei [...]eichem Gewicht das ungeläuterte Mehl eine größere Quantität der in Rede [...]henden Ingredienz enthält, als das reine Mehl. Hier sind für Weizen und [...]ais die Resultate, die ich erhalten habe. 1000 Pfund ungeläutertes und [...]eißes Mehl enthalten respektive die folgenden Quantitäten von Muskelstoff:

	Ungebeuteltes Mehl.	Reines Mehl.
Weizen	136 Pfd.	130 Pfd.
Mais	140 „	110 „

Das ungeläuterte Mehl enthält also um ein Fünftel mehr Muskelstoff, als [...]as reine, sein Nutzen also in Beziehung auf die Erhaltung der Muskelkraft [...] um ein Fünftel höher anzuschlagen, als der Nutzen des reinen Mehls.

3. Knochen- und Salzstoff.

Tausend Pfund Kleien, ungebeuteltes und reines Mehl enthalten respektive [...]e folgenden Quantitäten dieser — wenn man sich so ausdrücken darf — mi[...]eralischen Prinzipien des thierischen Körpers:

Kleie	700 Pfd.
Ungebeuteltes Mehl	170 „
Reines Mehl	60 „

dergestalt, daß — was diesen wichtigen, allen lebenden Thieren, besonders aber den im Wachsthum begriffenen, so wie den Milch gebenden Müttern, nothwendigen Bestandtheil unserer Nahrung betrifft — das ungeläuterte Mehl um das Dreifache nahrhafter ist, als das reine Mehl.

Es ist also eine feststehende Thatsache, daß, bei gleichem Gewicht, das ungeläuterte Mehl eine beträchtlichere Quantität aller drei zu unserer Nahrung wesentlichen Elemente enthält. Diejenigen daher, die durch die Nahrungsmittel, welche sie genießen, nur ihre Kräfte und Gesundheit erhalten wollen, müssen ihm den Vorzug geben. Kinder anlangend, die im schnellen Wachsthum begriffen sind, wird ihnen das Brodt, je schwärzer es ist, um so mehr den hinreichenden Stoff zur Entwickelung ihrer Muskeln und ihrer Knochen gewähren, und aus einem analogen Grunde ist eine solche Nahrung zugleich diejenige, die am besten für eine Mutter paßt, welche ihr Kind stillt.

Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man die respektiven Werthe, welche diese beiden Arten von Nahrungsmitteln in Bezug auf die drei körperlichen Substanzen haben, neben einander stellt. Tausend Pfund einer jeden der beiden Mehlarten enthalten die drei verschiedenen Prinzipien in folgenden Verhältnissen:

	Ungebeuteltes Mehl.	Reines Mehl.
Muskelstoff	136 Pfd.	130 Pfd.
Knochenstoff	170 „	60 „
Fettstoff	28 „	20 „
	334 Pfd.	110 Pfd.

Woraus folgt, daß, wenn man Alles, was in Betreff der Nahrhaftigkeit in Anschlag kömmt, zusammenfaßt, das ungebeutelte vor dem reinen Mehl einen Vortheil von 50 pCt. gewährt — einen Vortheil, der namentlich für Kinder, schwangere Frauen und Leute, die angestrengt arbeiten, gewiß nicht außer Acht zu lassen ist.

Wenn nun im Korne die zu unserer Nahrung nothwendigen Elemente durch die Natur so einig verbunden sind, wie unweise ist es gehandelt, diese Einrichtung der Natur zu vernichten! Um dem Auge und dem Gaumen zu schmeicheln, bringen wir durch die Beutelung ein Nahrungsmittel zu Wege, das nur in einem untergeordneten Grade nährende Kräfte besitzt, und wir müssen uns für das, was wir uns auf diese Weise muthwillig entziehen, bei animalischer Nahrung einen Ersatz suchen.

Das ungebeutelte Mehl ist aber nicht allein nahrhafter, es ist auch gesunder. Diese letztere Eigenschaft ist es, weshalb es in der Regel von den Aerzten empfohlen wird. Die Beobachtung der Verdauungsgesetze führt zu der Erkenntniß, daß das einfache Mischungsverhältniß der Nahrungselemente, wie es sich im natürlichen Korne findet, für uns das Zuträglichste ist. Denn wenn dieses Verhältniß ein solches ist, daß es zugleich dem Menschen von sitzender Beschäftigung zusagt und denjenigen, der im Freien körperliche Arbeit thut, bei Kräften erhält, so ist das sicherlich kein bloßer Zufall.

Man dürfte uns den Einwand machen, daß die vorstehenden Betrachtungen durchaus theoretischer Natur seyen. Ehe man zugiebt, daß die chemische Analyse über die Nahrhaftigkeit der Lebensmittel und ihre Zuträglichkeit für die Gesundheit zu entscheiden habe, wird man positiv-praktische Resultate haben wollen. Ein solches Verlangen ist ganz natürlich, denn die Folgerungen aus einer Theorie erheben sich erst dann, wenn sie wiederholten, genauen Erfahrungen unterlegen haben, zu Muthmaßungen, für welche die Wahrscheinlichkeit spricht. Allein im gegenwärtigen Falle sind die Erfahrungen vorhanden; die Theorie bestätigt und erklärt nur die erhaltenen Resultate, sie entwickelt nur die praktischen Nutzanwendungen, die aus diesen Resultaten zu ziehen sind.

So war es aus Magendie's und Anderer Erfahrungen bekannt, daß Thiere, die, wenn sie nur mit reinem Mehl gefüttert wurden, nach ein paar Wochen starben, bei Schwarzbrod eine lange Zeit lebten. Wir haben den Grund dieser Erscheinung angegeben. Das ungebeutelte Mehl enthält in großer Quantität die drei Stoffe, die zur Erhaltung oder zur successiven Erneuerung der verschiedenen Bestandtheile des Körpers erforderlich sind. Ein Mensch kann eine geraume Zeit von Nichts als Schwarzbrod und Wasser leben, aber man darf ihm, will man seine Existenz nicht verkürzen, nur das allergröbste Brod reichen; eine unverständige Barmherzigkeit würde ihn vielleicht mit schönem Weisbrod versehen und ihn so langsam tödten.

Der Schweinezüchter, der Kleie vom Müller kauft, ist erstaunt ob der Wirkungen, die ein anscheinend holziger und unnützer Stoff bei der Mästung seines Viehs hervorbringt, allein sein Staunen nimmt ein Ende, wenn die Ergebnisse des Laboratoriums ihn belehren, was dieses Nahrungsmittel enthält und wenn ihn die Wissenschaft über die Bedingungen aufklärt, an welche das Wachsthum des Thieres geknüpft ist.

Die genaue Kenntniß der Bedürfnisse unseres Körpers in den verschiedenen Phasen seiner Existenz, so wie der Zusammensetzung der verschiedenen Nahrungsstoffe, über die wir verfügen können, muß unser Wohlbefinden und eine nothwendige Oekonomie zum Resultate haben. In der That ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Beobachtung des letzteren zur Lebensfrage geworden, und jeder von uns muß sich ihrer so sehr, als es seine Mittel und Kenntnisse gestatten, befleißigen.

Vielleicht glaubt man, daß es von keinen sehr wichtigen Folgen seyn würde, wenn in der gewöhnlichen Haushaltung das ungebeutelte an die Stelle des gebeutelten Mehls träte. Indessen würde doch darin eine große Ersparniß liegen. Diese Ersparniß ergiebt sich aus zwei Gründen.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Donnerstag den 23. September 1847.

Schweden.

Ansgarius, ein historisch-religiöses Epos des Nordens.*)

Unsere Zeit ist keine Sängerzeit. Ueberall rauschen Maschinen oder klir-en Waffen oder schallt ein Wechselgespräch anklagender und vertheidigender Stimmen. Das ist's, was jetzt den Geist der Menschen beschäftigt. Will in Lied sich auf länger als Minuten Bahn brechen, so muß es von der Feder-raft irgend einer großen, zweckdienlichen Gelegenheit oder von dem Athem es Zornes oder von der Spannung der Wißbegierde getragen werden.

Das ist schlimm, aber freilich nöthig — schlimm nämlich, daß es nöthig t. Wenn wir aber ganz und gar Ja dazu sagen, so sind wir allerdings icht recht gestimmt, dem Buche entgegen zu gehen, auf welches wir hier die einer Sprache Kundigen aufmerksam zu machen wünschen; denn es ruft uns n eine zwar damals laute, aber für uns stille, dämmernde Vorzeit; es führt ms durch ein Leben voll Entsagung und innerer Fülle, voll Einfalt und Glanz; s enthält sich aller lüsternen oder lästernden Fingerzeige, aller hochweisen, benherigen und obenhinigen Beziehungen auf die (wie so eben) wortspielende, vortkriegende Gegenwart — oder, um den Scherz bei Seite zu lassen, es ist in sanftes, freies, unbefangenes, lyrisches Epos. Doch mich dünkt, wir haben vohl im allgemeinen Getümmel der Geister noch hier und da eine friedliche Stunde, olchen friedlichen Tönen zuzuhören, die uns nicht in Parteien spalten — vielleicht um so mehr friedliche Stunden, je mehr wir eben zuhören. Wenigstens zesteht der Berichterstatter, dem vorliegenden Gedichte viele dergleichen zu erdanken. Es entstammt einem Volke, welches von vielen Rissen und Krämpfen, nter denen unser armes, reiches Deutschland zuckt, noch verschont geblieben ind doch auch wieder durch nahe Verwandtschaft in Geschlecht und Kirche m Stande ist, uns näher zu begreifen und zu fühlen, als unsere verschiedenen Nachbarn im Westen. Der Verfasser, Fahlcrantz, Professor in Upsala und durch dichterische und ästhetische Arbeiten seinen Landsleuten wohlbekannt, ist durch seine historische Bildung befähigt, den von ihm gewählten Gegenstand richtig aufzufassen; und da an demselben — dem Apostel des Nordens! — sein Vaterland vorzüglich betheiligt ist, so muß er mit besonderer Liebe von jenem liebeglühenden Manne singen. Aber auch abgesehen von der eigenen Schönheit des Gedichtes an sich, hat es für uns durch seinen Inhalt selbst manches Anziehende. Ansgarius ist ein Deutscher aus der Zeit der deutschen Entwickelung; nicht blos des skandinavischen, sondern auch des westdeutschen Nordens Apostel; nicht blos das Gepräge des mittelalterlichen, sondern insbesondere des deutschen Christenthumes tragend. Mit Theilnahme folgen wir ihm daher von Aachen nach Alt- und Neu-Corvey, nach Mainz, nach Schleswig, dann von Schweden zurück nach Hamburg und Bremen, wo er begraben ward.

Der Inhalt des Buches ist größtentheils geschichtlich treu der Lebensbeschreibung des Ansgarius durch seinen Schüler und Nachfolger Rimbert entlehnt, zum Theil auch der Geschichte des Adam von Bremen. Wo der Dichter einzelne Züge erfand, sind sie, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich, wahrhaft dem Ansgarius angehörend.

Der erste Gesang schildert in Hexametern die zukunftdeutende Kindheit Ansgar's am Hofe Karl's des Großen; der zweite, in fünfzeiligen Trochäen mit übergreifenden End- und Anfangsreimen, das stolz aufwachsende, aber durch eine himmlische Erscheinung seiner Mutter und der heiligen Jungfrau gedemüthigte Talent des Knaben, der dritte erzählt in Jamben die Weihe des jugendlichen Mönchs, seine schwärmerisch glühenden Missionspläne an der Hand kaiserlicher Absichten, und das erschütternde Niederschlagen der zu eigenmächtig lodernden Flammen durch den Donnerschlag: „Kaiser Karl ist todt!"

Um eine Anschauung von der Behandlung des Gegenstandes zu geben, lassen wir hier einen vollständigeren Auszug aus dem vierten Gesange folgen.

Noch waltet Nacht im Krankensaal des Klosters,
Wiewohl herein durch jener Thüre Scheiben
(Die zum Altan sich den Erstand'nen öffnet,
Den Fluß zu schau'n und Himmelsluft zu athmen)
Der Morgen zweifelnd blickt, der tief verhüllte
In Wolkenfinsterniß, die hier und da
Ein Blitzstrahl jäh zerreißt, die Nacht verdoppelnd.
Auf Donnerschlägen fliegt des Sturmes Heulen.
Ein Schirm verbirgt dem matten Schein der Lampe
Das niedre Lager, drauf Ansgarius ruhet,
Umhüllt vom dunkeln Benediktusmantel.
Zu Füßen wachen stumm ein Mönch, ein Knabe;
Der Eine ist Radbertus, und der Jüng're,
Gekleidet in Novizentracht, des Kranken
Geliebter Schulgefährt', mit Namen Fulbert,
Gleichaltrig, doch noch nicht geweiht im Kloster.

Man hört die Frühmette des Pfingstsonntages. Ansgarius schläft. Die beiden Pfleger flüstern über die Wechsel, welche die vier Monate seit Ludwig des Frommen Regierungsantritt (Karl starb den 28. Januar 814) auch über das Kloster brachten; wie Adalhard in Ungnade fiel, der jüngere Adalhard sein Nachfolger wurde, der tapfere Graf Wala, Karl Martells Enkel, als armer Mönch sich aufnehmen ließ u. dgl. m. „Doch", fährt Fulbert fort,

„Doch welch ein Schlaf ist das! Die Hand erkaltet!"
Erschrocken flüstert so er zu Radbertus;
„Weh, nicht den Puls mehr fühl' ich, nicht den Herzschlag,
Ich höre keinen Athem — o, mein Vater,
Reich' her die Lampe!" — — Nicht bedurft' es ihrer,
Denn weilend überzog der Blitz ein Antlitz,
Des Farb' und Ausdruck trug des Todes Stempel.
In sprachlos bitter'm Weh sinkt Fulbert nieder;
Nur [illegible] flehet sein Gebet.
(Doch bald ward offenbar, daß ihm Erhörung
Unwiderruflich droben war gewährt!)
Radbertus, dessen Herz die Todeszeichen
Für einen Augenblick zermalmend treffen,
Erhebet bald sich doch in Kraft des Glaubens:
„Ich sah wohl andere Zeichen heil'ger Bürgschaft,
Die sich'rer ist, als dieser Todesschein.
Das Reis, das selber du, o Herr, mit Gnaden
Und Wundern hier gepflanzet und gepfleget,
Nicht wirst Du in der Blüthezeit es brechen,
Bevor dein Segen ihm zu Früchten reifte!"
Doch nicht gewaffnet, aller Furcht zu trotzen,
Hinaus er tritt auf den Altan im Sturm;
Und gegen seine Brustwehr hingelehnt
Ergießt er in's Gebet die Zuversicht,
Wie Jacob ringend mit dem Herrn und nicht
Ihn lassend, ehe er gesegnet ward.
Und sieh, es war, als hätte der Gebetssieg
Begeben der Natur auch, oder diese
Befehl, das Wohlgefallen zu verkünden,
Das droben sich dem brünst'gen Opfer neigte.
Denn in dem Maaße, wie des Betens Friede
Die Ungeduld und Zweifelns Brandung stillte,
Verstummten draußen auch der Windsbraut Stimmen.
Ein Blick voll Liebe, aus dem ew'gen Auge
Der Gnade strahlend, schwebt herab mit Lächeln
Im jungen Liebesblicke der Natur.
Da Ostens Vorhang riß und sich die Sonne
Vervielfacht schaute in Samara's Wellen,
Die schimmernd fern im blauen Ost verschwanden,
Der Haine und der Felder Blumenwelten
Zur Sonne schlugen ihre Augen auf,
Von Himmelstropfen glänzend übersprengt,
Erweckt vom Klanggeschwirr der Vogelschaar.
Und hoch in der Kastanie, deren Krone
Den Beter des Altanes rings umwölbte,
Vieltausend Bienen stimmten an den Hymnus,
Der bald durchklungen ward und überschwellt
Von Thurmes Glocken und Gesang; denn mächtig
Und hundertstimmig strömt es aus den Fenstern
Der Kirche, die sich ob dem Wipfel öffnen,
Das tiefe Veni, Sancte Spiritus —
So tief, als mäße es die ganze Kluft,
Die zwischen Welt, des Geistes Gottes leer,
Und Seines mächt'gen Wesens Reich sich dehnet;
So bittend, daß die Seele seinen Bahnen
Durch Welten folgen muß zum Vaterherzen;
Und so voll Zuversicht, als schmelzte schon
Erhörung dem Gesang die Antwort ein.
Des Festgefühles heil'ge Ueberfluthung,
In Lied und Luft und Licht und Farben strahlend,
Umschließt den Flehenden mit jenem Frieden,
In welchem das Gebet nun selbst verlöscht
Und kein Bedingen mehr dem Himmel stellt;
Die Hoffnung stirbt — denn Alles ist Besitz! —
Der Furcht, dem Kummer bleichen ihre Farben;
Der Tod, das Leid in jeglicher Gestalt,
Kurz Alles — nur nicht Sünde! — strahlt harmonisch

*) Ansgarius, bilder ur Nord-apostelns lif, i fjorton sånger (Ansgarius. Bilder aus dem Leben des Apostels des Nordens; in vierzehn Gesängen.) Von C. E. Fahlcrantz. Upsala, 1846.

quale und zu einigen fragmentarischen, mosaikartigen Vorstellungen nehmen, um dem Publikum nur Etwas vorsetzen zu können. Von dem Personal dieses Theaters zeichnet sich nur der Buffo, de Leva, aus, der in der Rolle des Polichinell unübertrefflich ist. Am Schlusse der Opern wurden Trauerspiele gegeben, die statt des Ballets dienen. Ich entschloß mich einst, die fünf Akte einer berühmten Tragödie des Abbate Ringhieri: „Die Sündfluth", auszuhalten, um die Decorationen des letzten Aufzugs zu sehen, wäre aber gewiß dabei eingeschlafen, wenn die Schauspieler mich durch ihre Unbeholfenheit nicht zum Lachen gebracht hätten. Das Publikum, das sich hier durchaus nicht genirt, lachte, zischte, heulte und belustigte sich an den Ungereimtheiten des von dem Abbate zusammengestoppelten Machwerks. Die Decoration der Sündfluth war kein Ersatz für die langweilige Tragödie; am besten wurde der Regen durch Silberfäden dargestellt.

In demselben Theater versammelte sich einst, vor mehr als dreißig Jahren, das römische Publikum, um eine neue komische Oper zu hören. Eine seltsame Verkettung der Umstände stellte sich dem jungen Komponisten dieser Oper in den Weg. Erstens hatte er einen vigogne-wollenen Frack von sonderbarer Farbe angezogen, und als er im Orchester erschien, um seinen Platz am Fortepiano einzunehmen, erregte er allgemeines Gelächter. Der Sänger Garcia — der berühmte Garcia — führte zu Anfang der Oper, mit der Guitarre in der Hand, eine Serenade unter den Fenstern seiner Geliebten aus; aber beim ersten Akkord rissen alle Saiten der Guitarre. Im Parterre ertönte von neuem Gelächter, jetzt schon mit mißvergnügtem Zischen untermischt. Nun kömmt Zamboni (ein ausgezeichneter Buffo, der seine theatralische Laufbahn 1829 in St. Petersburg beschloß) im Kostüm des Figaro auf die Bühne gesprungen — denn, um es mit einemmal herauszusagen, die neue Oper war der Barbier von Sevilla, der Komponist im lächerlichen Frack Rossini, und Garcia spielte den Grafen Almaviva. Zamboni beginnt das jetzt so wohl bekannte Largo al factotum! als die Saiten auch seiner Guitarre plötzlich bis auf die letzte springen. Don Basilio stolpert bei seinem ersten Schritt auf der Bühne und schlägt mit der Nase auf den Fußboden; das Blut fließt in Strömen über seine weiße Halskrause, und der Schauspieler geräth auf den unglücklichen Einfall, es mit seinem schwarzen Mantel abzuwischen. Bei diesem Anblick hielten die Zuschauer es nicht länger aus; das Pfeifen, Toben, Schreien übertönte das Orchester und die Sänger — Rossini springt von seinem Sitze auf und läuft spornstreichs nach Hause. Den folgenden Abend hatte dieselbe Oper einen ungewöhnlichen Erfolg. Indessen wagte Rossini sich weder im Theater, noch im Theater-Kaffeehause zu zeigen, schloß sich in seine Kammer ein und setzte keinen Fuß aus der Thür. Um Mitternacht hört er auf der Straße ein furchtbares Geschrei; der Lärm kömmt immer näher, und zuletzt erschallt deutlich der Ruf: Rossini! Rossini! — „So ist es," denkt der unglückliche Maestro bei sich selbst; „meine Oper ist heute noch ärger ausgezischt worden als gestern, und diese Bösewichter kommen gewiß mit keiner guten Absicht zu mir — am Ende schlagen sie mich todt". — Es wird versichert, daß Rossini, in seiner Furcht vor der Justiz des strengen Publikums, sich unter das Bett verkroch, als das Geschrei sich schon auf der Treppe hören ließ. Man klopft an die Thür, will sie aufbrechen und ruft aus vollem Halse nach dem Komponisten; er antwortet nicht. Endlich fällt es einem der Schreier ein, daß ihr nächtlicher Besuch den Maestro erschreckt haben möge; er kniet nieder und ruft ihm freundlich durch das Schlüsselloch zu: „Steh' auf, mein Lieber! Deine Oper hat Furore gemacht, und wir kommen, Dich im Triumph abzuholen." Noch nicht ganz beruhigt, stellt sich Rossini, als ob er eben erst aufgewacht sey, und öffnet vorsichtig die Thür. Man ergreift ihn, trägt ihn weder todt noch lebendig ins Theater, und hier überzeugt er sich erst, daß sein Barbier wirklich gefallen habe. Die Straße wird mit Fackeln erleuchtet und Rossini nach der nächsten Osterie geführt, wo man schnell ein Abendessen zubereitete. Der Jubel dauerte bis zum Morgen — oder er hat sich vielmehr bis zum heutigen Tage überall wiederholt, wo das Meisterwerk des Schwans von Pesaro zur Aufführung gelangt ist.

Die anderen Haupttheater Roms, Valli und Aliberti, bieten nur wenig Bemerkenswerthes dar. Im ersteren spielte der vielgelobte Tragiker Molina, einer der von Pius IX. Amnestirten, und nachher der Amerikaner Risley mit seinen Kindern; das Teatro Aliberti ist das größte, aber auch das älteste und baufälligste Schauspielhaus in Rom und wird nur im Karneval zu den Morgen-Vorstellungen benutzt. Meiner Ansicht nach ist das für Dramen und Lustspiele bestimmte Teatro Metastasio das anziehendste in ganz Rom. Vaudevilles giebt es in Italien nicht; ihre Stelle nehmen die Lustspiele ein, und bei der Uebersetzung französischer Vaudevilles werden die Couplets ausgelassen oder in Prosa wiedergegeben. Der Saal dieses Theaters ist nicht groß, so daß man jedes Wort hören kann. Die Preise sind, wie schon erwähnt, erstaunlich gering, aber die Schauspieler stehen, dem Talente nach, viel höher als die Sänger des Apollone und der Argentina. Carolina Santoni ist in pathetischen Rollen äußerst brav und gehört mit den Actricen Ristori und Rabotti zu den ersten dramatischen Künstlern Italiens. Von jüngeren Schauspielern nennt Rom mit Stolz den hier geborenen Malvezzi, der sich aber jetzt in Neapel befindet. Dagegen rühmt sich das Teatro Metastasio eines Komikers, Amilcaro Belotti, dessen bloßes Erscheinen auf der Bühne das Publikum schon zur Heiterkeit stimmt. Belotti ist an sich nicht häßlich, aber er ist krummbeinig, hinkt sogar ein wenig und spricht immer höchst ernsthaft mit einer gewissen kreischenden Stimme. Da er täglich in zwei oder drei Stücken spielt, so scheint er allerdings etwas monoton; aber er beherrscht sein Publikum, ist seiner Sache gewiß, und für fünf Silbergroschen kann man sich drei Stunden lang an seinen Späßen ergötzen.

Ich müßte nun auch von den Puppentheatern, dem Teatro Fiasco, Cassandro u. s. w. sprechen, aber ein solcher Bericht würde meinen schon ziemlich ausführlichen Artikel noch mehr verlängern, und die Leser werden es mir gewiß verzeihen, wenn ich hier abbreche. (C. H.)

Algerien.

Waldungen und andere Reichthümer Algeriens.

Als Algier von Frankreich in Besitz genommen wurde, betrachteten alle aufgeklärten Männer diese Eroberung für das wichtigste Ereigniß unseres Jahrhunderts, und Alle freuten sich darüber, daß dieses Land klassisch-antiken Andenkens, diese Wiege welthistorischer Thaten, von neuem der Civilisation und ihren Forschungen zugänglich gemacht worden war. Die großen Opfer an Soldaten und Geld, die die Eroberung und Erhaltung der Provinz dem französischen Staate kostete, wurden leicht verschmerzt bei dem Hinblick auf den kräftigen, großen Gewinn, welchen man aus diesem Siege für die Menschheit und besonders für das civilisirte Europa zu erringen hoffte. Dieser Blick auf die Zukunft schien durch den entgegengesetzten auf die ferne Vergangenheit gerechtfertigt zu werden, welche durch das Organ der Geschichte oder durch noch nicht vertilgte Spuren ehemaliger Größe von einer Bevölkerung des nördlichen Afrika's erzählt, die zu den civilisirtesten und in Wissenschaft hervorragendsten Nationen gehörte. Europa, sagt man, ist in seinem Recht, wenn es diesen Theil des afrikanischen Kontinents sich weiter unterwirft, der ihm so lange als moralisches und intellektuelles Eigenthum zugehört hat und der nur durch eine fremde Gewalt von ihm losgerissen und in die Barbarei zurückgeworfen werden konnte. Doch obschon damals die alte Kultur unterdrückt und verdrängt worden, so war sie doch nie ganz unterdrückt. Die Aufgabe Frankreichs ist jetzt, sie völlig wieder herzustellen und fortzubilden.

Wenn Algerien unter den oberen Schichten seines Bodens vielfache und denkwürdige Ueberreste altrömischer und karthaginensischer Denkmäler verbirgt, so besitzt es auch in seinen Thälern und Bergen nicht minder kostbare natürliche Reichthümer, und während jene von den Forschern in Wissenschaft und Kunst ausgebeutet werden, so nehmen diese das Interesse der um das materielle Wohl der Menschheit besorgten Männer in Anspruch — diese Reichthümer bestehen vorzugsweise in den verschiedenen Metallen, Steinen, Wäldern und dem kulturfähigen Boden: alles Dinge, die für die physische Entwickelung einer Nation unumgänglich nothwendig sind, weil sie wesentliche Bedingungen ihrer äußeren Stärke, ihrer Größe und Kraft, kurz ihres Lebens sind. Was nun Algerien betrifft, das von manchen Seiten als ein unfruchtbares Land, als eine sandige Wüste geschildert worden ist, die in weiter Ausdehnung dem ermüdeten Auge des Reisenden keinen erfrischenden Anhaltepunkt gewährt, so besitzt es doch, wie gezeigt werden wird, alle Elemente für das gute Gedeihen und die kräftige Entwickelung seiner Bewohner. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf seine Wälder und Minen zu werfen.

Die drei Provinzen, welche das Gouvernement Algerien bilden, umfassen mächtige Waldungen, deren Erzeugnisse, wenn sie einer regelmäßigen Ausbeutung unterworfen werden, der Colonisation unschätzbare Dienste leisten können. Es hängt nur von der Verwaltung ab, diese Reichthümer nicht nur für die Kolonisten, sondern auch für den Mutterstaat zu einer bedeutenden Hülfsquelle zu machen.

Das Schiffbau- und Zimmerholz, welches dort gewonnen werden kann, wird nicht nur seiner Güte, sondern auch seiner Seltenheit wegen stets ein gesuchter Artikel seyn, denn täglich wird der Mangel in Europa fühlbarer, und besonders Frankreich und England werfen ihre Augen überall umher, ob sie nicht Gegenden entdecken, die ihnen das nöthige Material dazu liefern können. Algerien besitzt davon große Quantitäten, was schon daraus hervorgeht, daß es seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage die an der Nordküste Afrika's wohnenden seefahrenden Völkerschaften damit hinlänglich versorgt hat. Wenn Frankreich die Waldungen Algeriens mit weiser Schonung behandelt, so wird es auf lange Zeit einen Vortheil daraus ziehen, der sich jetzt noch gar nicht seiner Größe nach berechnen läßt. Eine Lehre kann es wenigstens in dieser Beziehung in seinen eigenen Gränzen gewonnen haben, wenn anders die Ueberzeugung, die von so vielen sachkundigen Männern getheilt wird, sich rechtfertigt, daß die zahlreichen Ueberschwemmungen einerseits und das stets merklicher werdende Versiechen der schiffbaren Flüsse andererseits der zu starken Entholzung der französischen Waldungen zuzuschreiben sind; eine Folge, die in Algerien unter der heißen Tropensonne noch weit fühlbarer und nachtheiliger werden dürfte.

Die Ausdehnung der Waldungen, in den drei algerischen Provinzen wird annäherungsweise auf 838,319 Hektaren *) geschätzt, von denen 340,749 auf die Provinz Algier, 258,370 auf die Provinz Konstantine und 239,400 auf die Provinz Oran kommen. Alle diese bewaldeten Flächen sind durch die Forstwirthschaft noch bei weitem nicht hinlänglich durchforscht, nur 368,319 Hektaren sind überhaupt erst einer regelmäßigen Bewirthschaftung unterworfen. Je weiter die Forstbeamten ihre Untersuchungen ausdehnen, und in jenen wildverwachsenen und von reißenden Thieren bewohnten Wäldern vordringen werden, wird sich auch genauer die Zahl und Größe der bewaldeten Flächen bestimmen lassen, welche einer unverzüglichen Ausbeutung fähig sind. — Die

*) Wir behalten die Angabe der Flächen in Hektaren bei, wie sie die Revue indépendante, aus der wir gegenwärtigen Artikel entnehmen, giebt, da die Morgen gar zu verschieden sind und das Ruthenmaß für so große Flächen zu klein ist. Durchschnittlich beträgt ein Morgen etwa ½ Hektaren, in Preußen nur ¼, genau 180 Quadratruthen oder 0,255 Hektaren, in Oesterreich dagegen (Joch) mehr als ½ Hektare. Für Preußen würde die obige Zahl also lauten circa 3,400,000 Morgen.

image
not
available

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (– Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für ·s ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 115. Berlin, Sonnabend den 25. September 1847.

Böhmen.

Das Unterrichts-System in Böhmen. *)

I.

Soll ein unterworfenes Volk nicht nur physisch, sondern auch moralisch be-rrscht werden, so ist es erforderlich, alle Aufmerksamkeit auf das heran-achsende Geschlecht zu wenden. Die Alten haben bereits ihrer Pflicht enügt und leben in den Erinnerungen der Vergangenheit, die Jugend aber ird sich auch einst zur That anschicken, und es ist wichtig, die Hebel in Be-egung zu setzen, welche ihre Gemüthsrichtung nach dem gewünschten Ziele iten. Wir wollen sehen, wie Oesterreich, von diesem Gedanken ausgehend, in Erziehungs-System bei allen Klassen der böhmischen Gesellschaft durchführt, d mit den Volksschulen beginnen.

Jeder Landmann ist nach obrigkeitlicher Bestimmung verbunden, seine Kin-r vom 6ten bis zum 12ten Lebensjahre in die Schule zu schicken. Die Nicht-obachtung dieser Anordnung wird an den schulpflichtigen Kindern geahndet. om 12ten bis zum 15ten Jahre nimmt die weibliche, wie die männliche Ju-nd an den sogenannten Repetirstunden (opakujici hodiny) Theil, welche an onn- und Festtagen des Nachmittags unter der Leitung des Pfarrers und hrers stattfinden. Es werden in diesen Stunden die Elementar-Unterrichts-egenstände wiederholt. Wer später in den Ehestand treten will, muß den achweis führen, daß er diesen Uebungen beigewohnt habe, oder sich einem uen Kursus unterwerfen. Die Handwerksmeister dürfen, bevor sie sich nicht on der Absolvirung dieses Kursus bei denen, welche ein Gewerbe lernen wollen, berzeugt haben, dieselben nicht aufnehmen.

Die Schulanstalten, welche sich mit dem Elementar-Unterrichte befassen, rfallen in drei Klassen: 1) Filial-, 2) Parochial- und 3) Normalschulen. ilialschulen bestehen auf den Dörfern, welche mit keinem Geistlichen versehen nd. Ist die Bauernschaft zur Unterhaltung einer eigenen Schule zu schwach, nimmt ihre Jugend an dem Unterricht des nächsten Dorfes Theil, wo eine Schule besteht. Der Geistliche leitet den Religions-Unterricht, der Schullehrer n der Kalligraphie, im Rechnen, auch in der Kirchenmusik. Die Parochial-chulen unterscheiden sich von den Ersteren nur durch ihren größeren Umfang nd dadurch, daß das Unterrichtswesen unter spezieller Aufsicht des Ortsgeist-ichen steht. Der Eigenthümer des Dorfes ist der Patron der Schule, welcher n Bezug auf den Lehrer mit dem Wahlrecht versehen ist.

Jeder Lehrer, der eine Anstellung erlangt, muß nachgewiesen haben, daß r den Kursus der Normalschulen und einen ein- oder zweijährigen pädagogi-schen Kursus beendigt hat. Mit einem Zeugniß hierüber versehen, kann er en Unterricht nur in den Filial- und Parochialschulen übernehmen. Die Un-terrichtssprache ist in den von Slawen bewohnten Provinzen die czechische, in en deutschen Theilen die deutsche ausschließlich.

Mehrere Parochieen vereinigt bilden ein Dekanat. Der Dekan ist der Vorgesetzte der Pfarrer, und hat die Aufsicht über die Schulen seines Deka-nats, welche er jährlich revidirt, den Examen beiwohnend, um über den sittli-chen und materiellen Zustand der Schulen dem Konsistorium Bericht zu erstat-ten. Auf diese Weise ist der Dekan zugleich Administrativ-Beamter, und bei ihm haben die Lehrer ihre Klagen gegen den Patron oder die Gemeindeglieder anzubringen, soweit jene das Schulwesen betreffen. Mit dem Kreisamt ge-meinschaftlich erledigt der Dekan Angelegenheiten dieser Art.

Zweimal im Jahre versammelt der Dekan die Lehrer zu einer Konferenz, um mit ihnen über zweckmäßige Verbesserungen des Schulwesens zu berathen, und den jüngeren von ihnen Themata zur Ausarbeitung zu geben. Ohne Be-stätigung des Dekans kann kein Patron einen Lehrer anstellen.

Mehrere Dekane vereinigt, bilden eine Diöcese, die vom bischöflichen Kon-sistorium verwaltet wird. Dieses ist in Ansehung des Volksschulwesens die höchste Instanz. Jedes ist mit einem Kanonikus, der den Titel Scholastikus führt, versehen; er ist Referent in allen Schul-Angelegenheiten und führt die Aufsicht über die Dekane. In wichtigen Administrationsfällen wendet das Konsistorium sich an das Gouvernement.

Die Dorfschullehrer beziehen durchweg einen sehr geringen Gehalt, oft müssen sie mit 25 Thaler eine Familie erhalten. Bei größeren Schulen, wo dem Lehrer ein Stück Ackerland zur Benutzung überwiesen ist, beläuft sein Einkommen sich allerdings höher, aber nicht über 500 Gulden C. M. (350 Thaler). Die Uebernahme von Organisten- und Sakristandiensten vermag die-sen Betrag allenfalls noch um etwas zu erhöhen.

Daß dieses Unterrichts-System nicht nur von dem geistlichen Einflusse, unter welchem es steht, leidet, sondern auch dadurch, daß bei den kärglichen Aussichten auf äußere Versorgung die Begabteren sich nicht für den Lehrerstand bestimmen, liegt auf der Hand. In Anerkennung dieser Mißstände haben einige von den böhmischen Magnaten schon wiederholt den Versuch gemacht, in Prag ein Seminar zur Ausbildung brauchbarer Jugendlehrer zu begründen; in der letzten Zeit thaten dies namentlich die Rohan; ihre Bemühungen sind jedoch an der Unwillfährigkeit der Regierung gescheitert. Diese hat zwar an-geordnet, daß die Lehrerstellen besser fundirt, und ein Parochiallehrer minde-stens 200 Gulden, ein Filial- oder Hülfslehrer 75 Gulden C. M. jährlich er-halten soll, jedoch diese Anordnungen sind nur auf dem Papiere geblieben und haben in der Stellung der Lehrer nichts geändert. Bei dem höchst geringen Einkommen werden an die Elementarlehrer noch übermäßige Ansprüche gestellt: er muß nicht nur in seinen gewöhnlichen Schulunterrichts-Gegenständen, son-dern auch in der Musik, und zwar sowohl auf der Orgel, als auf einem Saiten-Instrument so weit ausgebildet seyn, um sich aus seiner Schuljugend eine Chorkapelle zu bilden, die bei öffentlichen Messen den musikalischen Theil des Kultus vertritt.

Ein Vorzug der böhmischen Schulen ist der, daß sie fast durchweg mit geeigneten Bibliotheken versehen sind, die zur Benutzung der Schüler gestellt, sich unter der Aufsicht des Pfarres befinden. Einzelne solcher Bibliotheken, meist aus freiwilligen Gaben des Landvolks, selten der Gutsbesitzer, angeschafft, zählen mehrere hundert Bände. Bei der großen Liebe des czechischen Volks zur Lektüre sind diese Büchersammlungen ein wesentliches Aufklärungsmittel.

Die sogenannten Haupt- oder Normalschulen sind von Joseph II. zu dem offen ausgesprochenen Zweck, die Nation zu germanisiren, eingerichtet worden. Es giebt von ihnen 44 in Böhmen und 21 in Mähren. Ihr Besuch ist die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in ein Gymnasium. Sie unter-scheiden sich von den Parochialschulen nur dadurch, daß sie mehrere Klassen haben; der Unterricht ist derselbe, wie dort, das Czechische hier aber fast völlig verdrängt. Die Lehrer an Normalschulen sind verpflichtet, einen Kursus in Prag oder Brünn durchzumachen.

Außer den vorgenannten hat Böhmen noch mehrere Realschulen, deren Haupt in Prag ist und gegen tausend Schüler zählt. Die Prager Realschule ist mit einem technologischen Institut verbunden, und ihr Unterrichtsplan ent-spricht unzweifelhaft am Meisten dem allgemeinen Bedürfniß. Die böhmischen Stände suchen in Ansehung der Nützlichkeit dieser Institute, durch welche na-mentlich die unbemittelte Jugend für das praktische Leben ausgebildet wird, dieselben mit Eifer zu erweitern, und den Piaristen die Verwaltung zu entzie-hen. Die gegenwärtigen Realschulen, vom Prager Bischof Chlumczanski in Reichenberg und Rakonitz gegründet und mit Piaristen besetzt, sind in so elen-dem Zustande, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen. Deshalb übergab vor drei Jahren die Regierung, welche die Indolenz der Piaristen erkannte, die Realschule in Reichenberg den Prager Prämonstratensern, doch ist es zweifelhaft, ob durch diese Veränderung ein Gewinn erreicht ist. Man kann sich kaum denken, daß Priester, die sich während ihrer Studienzeit blos mit der lateinischen Sprache und etwas österreichischer Philosophie beschäftigt haben, nun mit einemmal tüchtige Realschullehrer werden sollen. Gewöhnlich beschrän-ken sie sich darauf, ihren Schülern Bücher, welche die vorgeschriebenen Gegen-stände behandeln, vorzulesen, Bücher, deren Inhalt ihnen eben so fremd ist, wie jenen. Indessen die Unterhaltung solcher Schulen unter der Aufsicht und Leitung von Priestern ist die verhältnißmäßig billigste, und dies ist der Haupt-grund dieser Einrichtung. Die Stände wollen in die Realschulen mindestens die czechische Sprache einführen, welche bis jetzt darin noch ausgeschlossen ist. Doch sind ihre Bemühungen gleich wie die, mehrere Gymnasien in Realschulen umzuwandeln, noch erfolglos geblieben. Betrachtet man diese Gymnasien, so hat man in ihnen die bequemsten Orte, in denen der Obscurantismus sich vollkommen heimisch fühlt. Der Ausländer kann den Darstellungen der Czechen über das bei ihnen herrschende Erziehungssystem kaum Glauben schenken, selbst wenn sie, abgesehen von ihren nationalen Inter-essen, mit vollkommener Wahrheitsliebe den Zustand des Bildungswesens schildern; so tief liegt dasselbe darnieder. Die Gymnasien zerfallen in 6 Klassen, vier sogenannte gramatikalische und zwei humanitarische. In den vier unteren haben die Schüler noch einen positiven Gewinn an Sprache und wissenschaftlichen Kenntnissen, in den beiden oberen Klassen verfließt der Unterricht in poetischen, stylistischen und rhetorischen Uebungen. Böhmen zählt 20 Gymnasien und zwar 3 in Prag, 17 in den bedeutenderen Städten des Landes. Acht stehen unter weltlicher Aufsicht, 12 unter der

*) Nach der Schrift: Czechja i Czechowie. Berlin, Schneider und Comp., 1847.

image
not
available

eichert und die besten Nachweise über die Orte gegeben zu haben, welche die Gründung von neuen Mittelpunkten der Bevölkerung am geeigsten sind.

Die drei Provinzen Algeriens sind in gleicher Weise mit Metall versehen. e Berge, die sich vom Mittelpunkte Orans bis zu dem von Constantine ercken, alle Küsten, alle Meerbusen, alle jene großen Buchten, welche sich vom fen von Nemours bis zu dem von Calle hinziehen und den Schiffen treffe Zufluchtsörter gewähren, sind theils metallhaltig, theils bergen sie Marr, Granit und Bausteine.

In der Provinz Algier hat man weite Eisenminen entdeckt, deren Pro'te sehr reich und von erster Qualität sind. Sie sind fast über das ganze id vertheilt, denn sie finden sich auf der Straße von Algier nach Delirahim und ganz in der Nähe bei Dura, während man andere bei der Gegsschlucht von Chiffa angetroffen hat. Die ganze Bergkette zwischen dem ad-Harach und dem Wad-Bouronce hat Ueberfluß an Glanzstein, braunem senstein und Spatheisen. Auch auf den beiden Ufern des Wad-Tikel und in den Umgebungen des Tenes finden sich zahlreiche Gänge von hlensaurem Spatheisen, und auf dem Gebiete der Monzaïa nicht weniger trächtliche Kupferadern. Die meisten dieser Erzgänge sind schon früher, aber r an der Oberfläche, ausgebeutet worden, wovon die großen Massen von chlacken, die man an verschiedenen Punkten vorfindet, den Beweis liefern. n größere Tiefe ist man jedoch meist gar nicht gegangen, und es ist mehr als ahrscheinlich, daß, wenn man mit Ernst Hand ans Werk legt, um dort ordungsmäßige Bergwerke einzurichten, bedeutende Massen von Mineralien zum orschein kommen dürften. Diese Gegend gehört zu den reichsten der Provinz lgier und zu denjenigen, deren Ausbeutung die geringsten Schwierigkeiten zu siegen haben wird. Auch in der Mine von Monzaïa findet sich Kupfer. Im ad-Merdja existirt ein schöner Kupferkiesgang, und bei Suma in der Umgend von Milianah und Tenes ist man auf Kupferkiesgänge von solcher tärke gestoßen, daß sie Gegenstände von Anträgen um Gewährung einer onzession behufs ihrer Ausbeutung geworden sind. In der nächsten Umgebung s Cap Carine sind nicht unbedeutende Bleierzgruben entdeckt worden, und man bereits in Thätigkeit, sie auszubeuten. Die Kette der Budschareah, welche h von Bir-Semmam bis zum Cap Carine erstreckt und die Seiten des Barensenis-Gebirges enthalten reiche Lager von Bleiglanz, deren Ausbeutung roßen Ertrag verspricht. Schon in früheren Zeiten waren diese Lager von n Arabern aber in sehr unvollkommener Weise benutzt worden. Der Dahra sitzt gleichfalls Bleiglanzlager, deren Proben sehr günstige Resultate geliefert aben. Auch hat man in der Umgegend von Algier an mehreren Stellen raunsteinlager, die, nach den Versuchen zu urtheilen, gleichfalls sehr befriegende Ausbeute gewähren werden.

Die Provinz Konstantine besitzt Eisengänge von bedeutendem Umfange nd Reichthum, besonders an der Mündung des Tassof, bei Philippeville, n Dschebel-Tilsela, am Cap-de-fer, auf der Halbinsel Tukuch und an mehreren nderen Orten. Das bemerkenswertheste und beträchtlichste Lager von Algeien, das seiner Ausdehnung und seiner Reichhaltigkeit nach mit den berühmesten Eisenbergwerken Mitteleuropa's verglichen werden kann, ist das von Ani-Morkha, an der äußersten Spitze des Fetzara-Sees im Dschebel-Beluth gelegen. Es ist bereits eine Konzession darauf ertheilt worden. Die Ufer des Wad-el-Anel, im Norden und Osten des Fetzara-Sees sind ebenfalls sehr reich an halbverkalktem Eisen. Die Reihe der Eisenlager an den Küstenstrichen der Provinz beschließen endlich die sehr schönen, jetzt bereits verpachteten Lager des Bu-Hamza und der Belélita. — In dem Gehölz von Edugh bei dem Ras-Tukuch, etwa ½ Meile vom Meere entfernt, an dem Orte genannt Aïn-Berber einen ziemlich guten Auslaufer von grünem und blauem, kohlensaures Salz enthaltenden Kupfer und Kupferkies entdeckt. Die Bleigruben von Kef-um-Thebul im Südwesten der Calle sind ziemlich reich an Silber. Bei Setif wird die Spitze des Bu-Shaleb seit undenklichen Zeiten durch die Kabylen der Stadt Annan zur Fabrication von Kugeln ausgebeutet, wozu die Araber aus weiter Ferne sich dorthin begeben.

In der Provinz Oran hat die mineralogische Wissenschaft noch wenig Entdeckungen gemacht. Alles läßt jedoch auf das Vorhandensein von metallischen Substanzen schließen, die weder in der Quantität noch in der Qualität denen, welche sich im Osten Algeriens vorfinden, nachstehen dürften. Das Eisen scheint an mehreren Orten in Ueberfluß vorhanden, besonders auf dem Wege nach Mers-el-Kebir und dessen nächsten Umgebungen, eben so wie in der Umgegend von Arzew, des Cap Ferral, zwischen Arzew und Kristel. Man hat auf der Seite nach Medeah zu, in dem Stamm der Beni-Melah (Söhne des Salzes), in den Bergen des Ubd-Kebbal, große Steinsalzlager entdeckt; selbst die Brunnen sind davon angefüllt. Solche Lager finden sich auch auf der Straße von Biscra bis zu den Gränzen der Wüste. Außerdem besitzt die Provinz Oran die sehr schönen Salzbergwerke von Arzew und andere.

Die Braunkohle, der Salpeter und der Gyps finden sich an verschiedenen Orten Algeriens in beträchtlicher Quantität vor und warten nur auf die Bedürfnisse der Bewohner, um sofort ausgebeutet zu werden. Kalksteine zum Brennen tauglich, sind fast überall vorhanden, aber die wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit zur Bereitung von Wassermörtel gesuchtesten trifft man in den Umgebungen von Blidah, Tenes, Oran, Mers-el-Kebir und Arzew an. — Man kennt die wichtige Stelle, welche das Porzellan in der Construction unterseeischer Werke spielt. Die Küsten Algeriens enthalten bedeutende Massen dieses kostbaren Bindemittels, deren Qualität, ohne der des italiänischen, besonders neapolitanischen Porzellans gleich zu kommen, doch für die bisher unternommenen Arbeiten, bei denen es zur Anwendung kam, sich vollkommen brauchbar erwiesen hat. Auch hat man in Ermangelung eines ausgezeichneten natürlichen Porzellans den Versuch gemacht, durch Versetzung mit verschiedenen Thonstoffen ein künstliches zu bereiten, das schon treffliche Dienste geleistet hat. — Auch die Thonerden zur Bereitung von Geschirr mancherlei Art sind keineswegs selten in Algerien. Besonders an den Ufern des Rumel findet man treffliche Sorten. Ferner findet sich in den tiefgelegenen Gegenden längst den Flußufern und in den angeschwemmten Landestheilen vortreffliche Ziegelerde in reichlicher Menge. Der von den Römern mit dem Zusatz des „Numidischen" bezeichnete Marmor, welcher als Luxusartikel zu den kostbarsten Denkmälern verwandt wurde, wurde aus der Provinz Algier gezogen. Allein bis jetzt hat man noch die alten Brüche nicht entdecken können. Einige verlegen sie in die Gegend von Setif, Andere auf die Straße von Guelma nach Tebessa. Der Dschebel-Tilsela enthält drei sehr schöne Marmorbänke von weißem grobkörnigem Marmor. Diese Entdeckung, in der Nähe der Philippeviller Rhede, ist für diese Stadt von großem Werthe, besonders als Kalkstein, womit die Gegend sonst wenig versehen ist. Auch das Cap Harde besitzt schöne Marmorbrüche, deren Steine trotz ihrer Grobkörnigkeit doch Blöcke von großem Umfange liefern, die sich theils durch ihre blendende Weiße, theils durch ihr schönes Geäder auszeichnen. Aus diesem Marmor ist im Jahre 1845 das Piedestal angefertigt worden, auf dem die dem Andenken des Herzogs von Orleans gewidmete Statüe auf dem Gouvernementsplatze zu Algier errichtet worden ist. Man glaubt, daß diese Brüche schon von den Römern für die Construction ihrer afrikanischen Denkmäler ausgebeutet wurden. Auch haben die Römer Säulen und andere architektonische Gegenstände aus den Granitbrüchen von Collo gearbeitet, die jedoch nicht über Budschia hinaus transportirt worden zu sein scheinen, da man sie nur bis hierher antrifft. Die Granitsäulen, welche man zu Scherschel ausgegraben hat, rühren aus den Brüchen her, die sich etwa 4—5 Stunden westlich von dieser Stadt befinden.

Nach einer interessanten Notiz, die wir den Beobachtungen Fournel's, des Ober-Ingenieurs der algerischen Minen, verdanken, würde die Umgegend von Bona in einer sehr frühen, wiewohl nicht vorchristlichen Zeit bedeutende Eisenbergwerke besessen haben. In der That scheinen die physikalische Beschaffenheit der Gegend und ihre zoologischen Verhältnisse eine solche Vermuthung zu bestätigen, wenn man die zahlreichen Haufen von Eisenschlacken in Anschlag bringt, die man an verschiedenen Punkten daselbst antrifft. Fournel hat bereits 11 solcher Punkte bezeichnet, an denen sich solche Massen von Schlacken vorfinden, so daß kein Zweifel über eine frühere Existenz von Gruben in der Nähe der reichen Minerallager von Bu-Hamza, Belelita und den nördlich vom Fetzara-See gelegenen Bergen bleibt. Ja, es scheint, daß die Stadt Bona selbst, oder wenigstens ihre Baustelle, ein Hüttenwerk gewesen sey, denn noch jetzt sind ihre Straßen und Gärten mit Schlacken angefüllt. Aber wann diese Ausbeutungen stattgefunden und bis zu welchem Zeitpunkte diese Hütten bestanden haben, das hat Fournel nicht zu bestimmen vermocht. Wenn man indessen bedenkt, daß alle diese Schlackenhaufen mit Ueberbleibseln römischer Bauwerke umgeben und vermischt sind, so scheint die Gründung derselben allerdings einer sehr entlegenen Zeit anzugehören, wiewohl es auffallen kann, daß kein Geschichtsschreiber davon Erwähnung thut, selbst Plinius nicht. Aus dem letzteren Umstande kann man daher wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie zur Zeit dieses gelehrten Naturforschers, der Numidien so genau kannte und gewiß die dortigen Berg- und Hüttenwerke nicht unerwähnt gelassen hätte, noch nicht vorhanden waren. Er sagt ausdrücklich: „Numidien bringt nichts Merkwürdiges hervor, als Marmor und wilde Thiere." Daß Plinius aber die Reichhaltigkeit Numidiens an metallischen Stoffen nicht gekannt habe, ist gleichfalls unwahrscheinlich, da die Karthaginenser, das kaufmännischste und industriöseste Volk an den Ufern des Mittelländischen Meeres, sie sehr wohl kannten und benutzten. Es konnte ihm nicht unbekannt seyn, woher die Karthager ihr Blei, Eisen, Kupfer und ihren Marmor holten, den sie zur Errichtung ihrer zahlreichen und prächtigen Bauten brauchten, wovon man durch ganz Numidien noch heute mannigfache Spuren verstreut findet. Charles Jourdain, Baumeister der Saint-Louiskapelle auf der karthagischen Akropolis, hat Nachsuchungen in dem Grunde der alten Burg angestellt, um sich über die Grundlage zu belehren, und hat unbestreitbare Belege dazu gefunden, daß die Karthager dieselben Marmorarten und Metalle anwandten, welche man heute in den reichen Lagern der Umgegend von Bona und in der Provinz Konstantine findet. „Bona" — sagt ein arabischer Geschichtsschreiber, Ibn Hamal, im Jahre 360 der Hedschra (971 n. Ch.), „besitzt mehrere Eisenminen und Felder, wo man Flachs baut." — „Die Stadt Bona" — sagt ferner Edrisi aus dem 12. Jahrhundert — „ist durch den Dschebel-Badowy (Edugh) beherrscht, einem Gebirge, dessen Gipfel sehr hoch sind, und wo man Minen von gutem Eisen findet." Diese Stellen arabischer Schriftsteller beweisen, daß die Gruben zu ihrer Zeit noch bebaut wurden; zugleich aber beweisen die Ruinen der Bauwerke, welche daselbst behufs der Ausbeutung errichtet waren, daß man damals nur die einige Jahrhunderte früher, durch römische Bergleute angefangene Arbeiten fortsetzte. Wahrscheinlich wurden dieselben zu jener Zeit eingestellt, welche die alten Städte und die alte Bevölkerung dieses Landes durch den Einfall der eroberungssüchtigen und verwüstungslustigen Orientalen untergehen sah.

Diese vielleicht zu allgemeine Uebersicht über die vegetabilischen und mineralischen Hülfsquellen Algeriens wird doch hinreichend seyn, um zu zeigen, wie großen Werth Frankreich auf diese Eroberung zu legen hat, und daß die Opfer, welche es bisher für ihre Erhaltung und Erweiterung gebracht hat, in Vergleich mit den Vortheilen, die es in der Zukunft daraus ziehen wird, wenig zu bedauern sind. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mineralien, die Waldungen, die Flüsse und zahlreichen Häfen, an welchen Algerien so reich ist, sind Elemente

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Dienstag den 28. September 1847.

Polen.

Napoleon und die Polen.

Das Verhältniß, in welchem der Kaiser der Franzosen zu den Polen stand, ist eigentlich noch nirgends recht aufgehellt. Man weiß zwar, daß er ihren Patriotismus zu seinen Zwecken gebrauchte, daß er sich seine Versprechungen von ihnen auf allen Schlachtfeldern theuer bezahlen ließ und daß er endlich den Verrath, den er an ihnen beging, schwer gebüßt, indem mit einem von ihm wiederhergestellten Polen die russische Katastrophe gewiß nicht so schrecklich für ihn ausgefallen wäre, als ohne dasselbe. Aber wie die Polen, die so tapfer für ihn fochten, wie ein Poniatowski, ein Dombrowski, ein Chlopicki, ein Sulkowski u. A. sich trotzdem stets von Neuem und so lange von ihm konnten berücken lassen, ferner in welchem persönlichen Verhältniß er zu den ausgezeichneteren Polen gestanden — davon hat uns die Geschichte wenig aufbewahrt. Zur Zeit des Unglücks, das über Preußen im Jahre 1806 hereinbrach, schienen die Polen der Erfüllung ihrer Wünsche auf Wiederherstellung ihrer Nationalität am Nächsten zu stehen, aber das Herzogthum Warschau, das der Frieden von Tilsit schuf, durch welchen zugleich das Gouvernement Bialystock und die Stadt Augustowo an Rußland abgetreten wurden, war diesen Wünschen nichts weniger als entsprechend. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, riefen sie im Juli 1807, als sie die im vorigen Jahre an die Polen erlassenen französischen Proclamationen wieder lasen und damit die neue Karte ihres Vaterlandes verglichen. In einer dieser Proclamationen, die aus Paris vom 1. November 1806 datirt war, hatte man sogar Kosziuszko's ehrwürdigen Namen mißbraucht; sie war unter seinem Namen erschienen, ohne daß er, wie aus seiner nachmals erlassenen Protestation hervorgeht, das Geringste davon gewußt. Zwei andere in Polen populaire Männer, General Dombrowski, der Schöpfer der großen polnischen Legion, die von 1797 bis 1803 an allen Siegen der Franzosen in Italien einen bedeutenden Antheil hatte, und der Senator Wojewode Joseph Wybicki (l. Wybitzki), der in den letzten Tagen der polnischen Republik die Civilverwaltung derselben geleitet, nahmen jedoch wirklich Theil an der im J. 1806 von Frankreich ausgegangenen Wiedererweckung des polnischen Patriotismus.

Napoleon selbst hatte namentlich während seines Aufenthaltes in Berlin diese Versuche auf alle mögliche Weise begünstigt. Nicht minder war er auch noch in Posen, von wo eines seiner bekannten schwunghaften Bülletins datirt ist, bemüht, durch Reden und Handlungen zu bestätigen, was seine Proclamationen an Hoffnungen erregt hatten. Aber schon in Warschau, wo er am 18. December 1806 seinen Einzug gehalten, schien eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen, und diese wurde immer stärker, je mehr er sich dem Abschlusse des Friedens näherte. Aus dieser Zeit stammt eine uns überlieferte, merkwürdige Aeußerung Napoleon's in Bezug auf die Polen. Er sagte nämlich zum General Rapp: „Ich liebe die Polen, ihr Feuer gefällt mir; ich möchte gern aus ihnen ein unabhängiges Volk machen, aber das ist äußerst schwierig. Es haben zu viele Leute Antheil an dem Kuchen: Oesterreich, Rußland und Preußen. Und wenn die Lunte einmal angezündet ist *) — wer kann wissen, wo der Brand dann aufhört? Meine erste Pflicht gehört Frankreich, das ich Polen nicht zum Opfer bringen darf. Nein, das würde zu weit führen! Uebrigens muß man die Sache dem Beherrscher aller Dinge, der Zeit anheimstellen; sie wird lehren, was wir thun sollen." **)

Das Motiv, daß außer Preußen auch noch Rußland und Oesterreich Antheil an dem polnischen Kuchen hatten, war sicher das den Ausschlag gebende bei Napoleon. Ihm war es vor, bei und nach dem Frieden von Tilsit weit mehr um die Gunst und Freundschaft des Kaisers Alexander, als um die der Polen zu thun. Nach dem Kriege von 1809 wurde zwar noch ein Stück von Galizien mit dem Herzogthum Warschau vereinigt, aber die bald darauf eingetretene Verschwägerung Napoleon's mit dem österreichischen Kaiserhause machte allen weiteren Hoffnungen der Polen, von dieser Seite ihr Land noch mehr vergrößert zu sehen, ebenfalls ein Ende. Oesterreich selbst hielt es bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland gar nicht für unmöglich, daß das alte polnische Reich wieder hergestellt werde, und ließ sich daher auch in dem mit Frankreich abgeschlossenen Traktat vom 14. März 1812 die Zusage ertheilen, „daß der Kaiser der Franzosen, wenn es ereignenden Falls dem Kaiser von Oesterreich genehm seyn sollte, einen Theil Galiziens zu dem Zwecke seiner Wiedervereinigung mit dem Königreiche Polen gegen die illyrischen Provinzen zu vertauschen, sich schon von dem gegenwärtigen Augenblicke an verpflichte, in diesen Tausch zu willigen." Napoleon dachte aber gar nicht an eine solche Transaction zum Besten Polens, denn als im Juli 1812 in Warschau von einer „Wiederherstellung des Reiches" die Rede war, erklärte er den polnischen Abgeordneten geradezu, daß er keinerlei Bestrebungen dulden werde, die dem österreichischen Kaiser den ruhigen Besitz seiner polnischen Provinzen stören könnten.

Ueber jenen oben erwähnten Versuch Napoleon's, im J. 1806 die Polen für seine Sache zu gewinnen, so wie über die demnächst zu Stande gekommene Constitution des Herzogthums Warschau ist eine sehr schätzbare, in Deutschland noch wenig bekannte Aufzeichnung einer der damals mitwirkenden Hauptpersonen uns überliefert worden. Herr von Wybicki nämlich, der von Napoleon mit der Einrichtung der Justiz- und Civilverwaltung, sowie mit Entwerfung der Staatsverfassung des neuen Polens beauftragt war, hat darüber in polnischer Sprache Denkwürdigkeiten hinterlassen, deren Erhaltung und Publication wir, wie die so mancher anderen literarischen Reliquie seines Vaterlandes, dem verstorbenen Grafen Eduard Raczynski verdanken. Das, was wir nachstehend aus den Memoiren Wybicki's folgen lassen, theilen wir nach einer Uebersetzung in den „Provinzialblättern für das Großherzogthum Posen" mit, die wegen der Sorgfalt, mit welcher sie redigirt werden, auch außerhalb ihrer Provinz bekannter zu seyn verdienen, als sie sind. Wybicki schreibt über seine obengedachte Mission:

„Als Napoleon nach Berlin vordrang, befand ich mich mit meinen Söhnen in Dresden. Aus der Bewegung des französischen Heeres schloß ich, daß Napoleon seine Kräfte in Polen konzentriren, die Polen bewaffnen und Magazine anlegen werde. An die Schlußfolgen der Revolutionirung von ganz Polen reihete sich der Gedanke, daß man auch mich als wahren Patrioten zur revolutionairen Thätigkeit auffordern würde. Diese Gedanken erregten in mir das Gefühl großer Unruhe. Der Fall der französischen Revolution mit ihren Schrecken, der schmähliche Untergang unseres Aufstandes, meine eigenen vieljährigen Leiden, das Geschick meiner Frau und meiner Kinder standen vor meiner Seele, und das Wort: „Revolution" machte einen furchtbaren Eindruck auf mich. In dieser Seelenunruhe und, ich möchte sagen, Verzweiflung, beschloß ich, Dresden zu verlassen und irgendwo an Schlesiens Gränzen das Ende der Katastrophe zu erwarten. Meine Söhne ließ ich in Pension in Dresden, und so reiste ich ab. Einige Meilen von Dresden sprengt ein Offizier mit französischer Kokarde meinem Wagen nach, hält den Kutscher an und fragt, ob ich Wybicki sey? Auf mein Bejahen übergiebt er mir ein Schreiben des General Dombrowski mit dem Befehle des Kaisers, sogleich ohne Zeitverlust nach Berlin zu kommen. Bestürzt und versunken in ein Labyrinth von tausend verschiedenen Gedanken fuhr ich mit dem Ueberbringer dieses Briefes, Kobylinski, dem Adjutanten Dombrowski's, nach Dresden zurück. Er erweckte mich aus meiner Lethargie mit den Worten: „Der Kaiser will Polen, unser Vaterland, wiederherstellen." Nun vermehrte sich meine Unruhe erst recht, indem ich zu zweifeln begann, ob der Kaiser in mir die Gaben und Kenntnisse finden werde, welche er erwartete, und wie ich überhaupt vor diesem Helden stehen und sprechen würde.

„In Berlin fuhr ich sogleich beim General Dombrowski, der über meine späte Ankunft unruhig war, vor, und beschwor ihn, mir zu sagen, wie Napoleon darauf gekommen sey, mich zu sich zu berufen. „Der Kaiser", antwortete er mir, „dem Siege vertrauend, hatte schon beim Beginn des Krieges daran gedacht, polnische Emigranten von Ansehen und bewährtem Patriotismus bei seinem Eindringen in Polen an seiner Seite zu haben. Ich bin aus dem italiänischen Dienste durch Kuriere zum Kaiser nach Deutschland berufen worden. Da er in Paris zum Civildienst keinen geeigneten Polen fand, hat man dich ihm empfohlen, und seine erste Frage an mich war, ob ich dich kenne und welches Ansehen du in Polen habest?„ — Die Nacht vor der verhängnißvollen Audienz konnte ich nicht schlafen. Der General wurde zuerst zum Kaiser berufen, dann kam der Moment, in dem der Kammerherr rief: „Herr Wybicki, der Pole, zu Sr. Majestät dem Kaiser." Man öffnete die Thür, der Kaiser stand am Kamine, ich fing an zu sprechen, er unterbrach mich und fragte: ob ich Wybicki sey? der, dessen Güter konfiszirt wären? Als ich hierauf geantwortet, fragte er wieder, welchen Werth meine Güter hätten? Durch diese Güte erdreistet, erwiederte ich, daß dieser Gegenstand zu unwichtig wäre, um den Kaiser mit demselben zu beschäftigen, daß ich vielmehr seine Befehle erwarte, in was ich nützlich seyn könne? Berthier und Dombrowski, welche gegenwärtig waren, sahen bei diesen Worten verwundert auf mich. Der Kaiser aber verließ den Kamin, begann auf- und abzugehen und befahl mir, neben ihm zu

*) Das sollte wohl so viel heißen als: „Wenn ich die Polen einmal selbstständig mache"

**) P. M. Laurent, Histoire de l'Empereur Napoléon, Chap. XXV.

nicht geringe Bewegung hervorgerufen. Zwar zeigten sich bis jetzt noch keine Productionen, welche den Prozeß in seinem Kern ergriffen und in seiner Totalität einer Beurtheilung unterwarfen, um so mehr hatte die Fähigkeit der Tagesschriftsteller und Zeitungs-Korrespondenten sich auf die täglichen Erscheinungen geworfen, und größtentheils waren dieselben in ihrer bruchstückartigen und aphoristischen Form vor das Publikum getreten, oft nicht einmal von einem Urtheil oder einer Reflexion des Schreibenden begleitet. Freilich war es bisher nicht leicht, mit Urtheilen aufzutreten, denen nicht später der Vorwurf der Gehaltlosigkeit gemacht werden könnte, und noch ist es schwer, ein bestimmtes Votum abzugeben, das selbstredend erst nach dem Abschluß der Sache mit voller Sicherheit erwartet werden darf. Es erscheint deshalb gerechtfertigt, daß die, welche die Angelegenheit mit ihrer Feder verfolgen, zuerst für vollständige Sammlung des Materials Sorge tragen. So sind denn auch gleichzeitig zwei Unternehmen im Gange, welche dem polnischen, wie dem deutschen Publikum die Akten des Polenprozesses in ihrem ganzen Umfange vorzulegen zum Zweck haben.

Die polnische Ausgabe der Prozeß-Verhandlungen, welche bei dem Buchhändler M. Simion in Berlin erscheint, liegt uns in ihrem ersten Hefte vor. Wir erhalten darin noch einmal doppelt die Namen der Angeklagten und eine wortgetreue Uebersetzung des vom Staatsanwalt ausgearbeiteten Anklageakts. Jenen Kursus der doppelten Namenreihe wissen wir uns freilich nicht anders, als aus der Buchstabentreue des oder der Uebersetzer zu erklären; für nöthig halten wir denselben aber deshalb nicht, weil ohnehin jene Namen in Polen sehr wohl bekannt sind. Daß nur die amtliche Anklageschrift mit möglichster Sorgfalt und Treue wieder gegeben werde, erscheint zweckmäßig, doch wenn wie wir hören, alle Fragen, Antworten, Reden und Bemerkungen, welche die Zeitungshalle, aus der die Uebersetzung angefertigt wird, bringt, noch einmal in ihrer oft unüberwindlichen Breite, in ihren steten Wiederholungen aufgetischt werden sollen, so möchte doch wohl die Geduld selbst des theilnehmendsten Lesers erschöpft werden; auch würden die Herausgeber nicht erreichen, was sie versprochen haben, nämlich sich mit den gerichtlichen Verhandlungen selbst in Gleichzeitigkeit zu setzen.

Offenbar aber müssen folgende Erfordernisse in den beiden Gesammtausgaben erfüllt werden:

Es muß aus ihnen mit Klarheit das von den Angeklagten behauptete Vertheidigungssystem hervorgehen. Dasselbe liegt schon in den Erklärungen Mieroslawski's und in seiner bewunderten Rede. Hieraus stellt sich der Gedanke als der leitende dar, daß der Einzelne sich preisgiebt, so weit er überhaupt kompromittirt ist, den Beweis der Schuld der Komplicen aber von der Anklage erwartet, und deshalb keine Zugeständnisse macht, welche ihm nahe stehende Personen belasten.

Sodann müssen die Vertheidigungsmomente rein juristischer Art, welche in den Reden der Advokaten zerstreut liegen, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt und in einen solchen inneren Zusammenhang gebracht werden, daß die Schwerpunkte der Rede leicht erkennbar werden und ihre Intentionen in das Auge fallen. Es ist unmöglich, ohne Schwächung des Interesse für die Wirksamkeit der Advokatie, sich durch die vielen Reden, welche von ihr ausgegangen sind, hindurch zu arbeiten. Einige, welche gar kein Material zur Vertheidigung bringen (und es giebt deren mehrere), sind ganz zu übergehen, sie zerschneiden nur den Zusammenhang der nothwendig einheitlichen juristischen Deduction. Als genereller Wink wäre zu beachten, daß namentlich die ersten Reden an Sicherheit und juristischer Schärfe Mangel leiden; bestimmter und als Zeugnisse tieferen Eindringens in die Natur der Verbrechen, wie in den Geist des Gesetzes, erscheinen die späteren.

Wenn nun so gewünscht wird, daß der Vertheidigung ihr Recht werde, so muß auch als drittes Postulat ausgesprochen werden, daß die Deductionen des Staatsanwalts mit der feinen juristischen Distinktionsgabe wiedergegeben werden, welche sie dringend erheischen. Sie müssen in intime Wechselbeziehung zu den Ausführungen der Advokaten gestellt werden, damit diesen nicht jedes Fundament fehle und man am Ende nicht wisse, wogegen sie deduciren.

Wird diesen, sich allerdings von selbst gebieterisch geltend machenden Anforderungen entsprochen, so kann die Publication der Gesammt-Verhandlungen von großem Nutzen seyn, ja, das polnische Publikum, welches dem Gange des Prozesses aufmerksam folgt und wohl in mancher Beziehung irre geworden seyn mag, wird durch solches Hülfsmittel seine Männer richtig beurtheilen lernen und manche wichtige Ausbeute an Gedanken und Combinationen gewinnen, welche aus den Verhandlungen hervorgehen.

In Bezug auf die Sprache der polnischen Gesammtausgabe ist noch zu erwähnen, daß sie nicht durchgängig die Korrektheit zeigt, welche der geschickte Herausgeber erwarten ließ. Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Soult und Wellington. Die beiden ältesten, und unter den noch lebenden die berühmtesten Feldherren aus dem Revolutionskriege, Soult und Wellington wurden als Gegner sehr oft in jenem Kriege neben einander genannt; jetzt nach 33jährigem Frieden schreibt Fama den Namen dieser Helden wieder auf dieselbe Tafel, aber die Dinge, welche sie von ihnen erzählt, weichen sehr von einander ab. Der greise Herzog von Dalmatien begiebt sich zur Ruhe auf sein Lorbeer-Lager, der greise Herzog von Wellington nimmt noch einmal den einen Fuß, mit welchem er schon im Grabe gestanden, um ein neues Beilager zu besteigen. Es erzählten nämlich vor ... Monaten die englischen Blätter, und es wird dies nach mehrfachen ... sprüchen jetzt durch den Observer bestätigt, daß die reiche Tochter ... Francis Burdett, Miß Burdett-Coutts, Herz, Hand und ein Vermögen ... die Zunge nicht ohne Zittern aussprechen kann, dem Herzoge reicht, ... der Mann, welcher in Portugal, Spanien und Frankreich einst so viele ... zerstörte, hinführo an der Seite derjenigen durchs Leben wallt, die ... Kirchen aufgebaut.*) Beide Feldherren, Soult und Wellington, ... in Kriegskunst und Kriegsglück, gleichen sich doch sehr stark in der ... den Glücksgütern dieser Welt. Soult und Wellington standen ... mal als Oberbefehlshaber gegenüber, und immer hat Soult sich ... und große Verantwortlichkeit zugezogen. Im Jahre 1809 lag er in ... und ließ sich sorglos von Wellington überraschen, obgleich der breite ... zwischen Beiden lag. In Folge dieser Ueberraschung mußte Soult ... vernichtenden Rückzug antreten, wie er im russischen Feldzuge von ... schmachvoller und verderblicher war; er verlor alles Kriegsgeräth, ... Wagen, Kassen, und fast alle Soldaten. Im Jahre 1814 befehligte er ... die ganze französische Armee an den Pyrenäen gegen Wellington ... seine unglücklichen Manövers durch seine Niederlage in der Schlacht bei Tou... louse endigte. Diese Schlacht, welche elf Tage nach dem Einzuge der ... bündeten in Paris geliefert wurde, gab zu vielen Beschuldigungen ... und der kompetente Lamarque in seinen Memoiren wirft Soult ... Verrath vor. Im Jahre 1815 war Soult Major-General der ... und somit Chef des Generalstabs; er leitete demnach die ... der Schlacht von Waterloo, deren Ausgang seinen Anordnungen zugeschrieben wird. Soult's Feinde, deren er sehr viele in Frankreich hat, geben ... ein unübertrefflicher Verwalter und Ordner im Heerwesen sey, daß er ... große Talente als General besitze, besonders unter der Leitung eines ... Feldherrn, wie in der Schlacht bei Zürich unter Massena und in der ... bei Austerlitz unter Napoleon, aber als selbständiger Oberbefehlshaber ... ganzen Armee gegen einen bedeutenden Feind habe er niemals das ... seine Fahnen zu fesseln gewußt. Frankreich hat ihm aus den letzten drei ... jahren des Kaiserreichs wenig zu verdanken. Von seiner Empfindlichkeit ... den Reiz edler Metalle und anderer Kostbarkeiten sollen zahlreiche ... seyn, namentlich klagen die Spanier, daß er während seiner Feldzüge in ihrem Lande einen zwar nicht verdorbenen aber doch sehr verderblichen ... zeigte. Er habe, gleich Bonaparte, sich oft bei Verträgen ... der Malerei ausbedungen, doch mit dem Unterschiede, daß Bonaparte die ... mit den betreffenden Landesherrschern öffentlich und zum Vortheil der ... Gallerieen Frankreichs abgeschlossen habe, während Soult dies nur mit einzelnen Kirchenhäuptern oder Magistraten that, und zwar in geheimen Artikeln und zu Gunsten einer Privat-Gallerie. — Als Staatsmann war Soult ... selbständig; die Seele der Kabinette, deren Mitglied er war, oder denen er präsidirte, war stets ein Périer, Thiers oder Guizot, oder der König ... und hierin gleicht er ganz seinem großen Gegner in England. Ob er ein großer Stratege ist, mögen Männer vom Fache entscheiden. Nach der Schlacht bei Austerlitz sagte der Kaiser, er sey der größte Manövrist in Europa; ... glauben aber, Napoleon hat dieses Urtheil, welches ohnedies nicht ... terschrieben worden wäre, später stark modifizirt. Jedenfalls war Soult persönlich sehr tapfer; er ist unter Anderem bei Genua lebensgefährlich ... worden, und hat sich seine hohe Stellung als Marschall durch ... Dienste vom gemeinen Soldaten an selbst erkämpft.

*) Miß Burdett, die schon von ihrem Vater ein großes Vermögen geerbt, ... der Witwe ihres Großvaters, des Banquiers Coutts, (allas Herzogin von St. ...) zur Erbin eingesetzt und dadurch die reichste Dame Englands. Sie hat große Summen zum Bau von Kirchen und zur Gründung von Bisthümern hergegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

es Andere will er dies nicht, und sein ganzes Bestreben geht dahin, aus m Grund und Boden, der nicht sein Eigenthum, sondern ihm nur zur lebens- glichen Ausbeute übergeben ist, den möglichsten Vortheil zu ziehen, um sich d seine Verwandtschaft zu bereichern. In welchem Zustande er den Boden nem unbekannten Nachfolger überläßt, ist ihm völlig gleichgültig. So macht Einer nach dem Anderen, die Fortschritte der Kultur liegen auf der Hand.

Die Landgeistlichkeit ernährt sich meistens von dem mit ihrer Pfarre ver- ndenen Acker, den Gaben der Parochianen und den Stolgebühren. Man rt von häufigen Beispielen des Wohlthuns und der Liberalität, welche diese rftigen Landgeistlichen an ihren Gemeindegliedern ausüben, dagegen selten agen des Volks über Erpressungen seitens derselben, wie wir sie in Preußen leben. Ein Theil der Geistlichkeit wird aus dem Schatze honorirt, dem so- nannten Religionsfonds, welchen Joseph II. aus dem Vermögen aufgehobener löster gebildet hat. — Die Pröbste erhalten in der Regel 400 Gulden C. M. hrlich, ihre Stellvertreter 300, die Vikarien 200. Es ist unzweifelhaft, daß e Geistlichen, wenn ihre Revenüen überall auf baares Geld gesetzt würden, r ihr Amt weit heilsamer wirken können, als neben der Beschäftigung mit m Landbau, die sie oft genug zu Spekulanten und groben Materialisten er- edrigt.

Außer der bereits angeführten zahlreichen Weltgeistlichkeit hat Böhmen och einen erdrückenden Ueberfluß an Ordensgeistlichen. Nach den neuesten Ver- ichnissen hat allein die Prager Diöcese, die Novizen eingerechnet, 750 Mönche, e anderen Diöcesen je 175, 163 und 131, das ganze Land also 1219 Mönche. ie Einkünfte einzelner Klöster sind beträchtlich, so besitzen z. B. die Kreuz- äger (crucigeri cum rubra stella) bedeutende Landgüter so wie die Prä- onstratenser. Am zahlreichsten sind die Kapuziner und Franziskaner; diese erden vom Staate seit Joseph II. besoldet und dürfen keine Quästoren aus- nden. Die Piaristen, welche sich mit dem Schul-Unterricht befassen, erhalten ach einen festen Sold, und zwar jährlich 200 Gulden.

Nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens hatte Joseph, von den Hoff- ungen einer gänzlichen Reorganisation getragen, auch den Wunsch, die kirch- chen Aemter einer Reform zu unterwerfen. Die Schule bedurfte nach zwei- undertjähriger Wirksamkeit der Jesuiten allerdings einer gründlichen Auf- ülfe. Der Hauptzweck des Kaisers war aber, statt der Jesuiten dem Staat wieder ein übermäßiges Ansehen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten zu erschaffen. Die junge priesterliche Generation wurde in den der Regierung ntsprechenden Grundsätzen erzogen. Zu diesem Behufe wurden in Böhmen nd Mähren sogenannte General-Seminarien gegründet. In diesen Anstalten rwachte allerdings ein neuer lebendiger Geist, der den Einfluß des Jesuitis- mus beseitigte, aber von slawischer Seite angesehen, war auch dies kein Ge- winn, denn dieser neue Geist war ein deutscher. Der deutsche Klerus hatte ie Aufgabe, die böhmische Nation zu germanisiren und dem nationalen Fort- chritt Einhalt zu thun, wo er zu erwachen schien. Wie aber die Geistlichkeit chon keine Freundin Joseph's II. war, der ihre Güter einzog, so war sie auch eine Feindin der slawischen Nationalität und statt diese zu bekämpfen, ver- einigte sie sich mit den slawischen Ueberresten aus Opposition gegen die Re- formen des Kaisers. Von dieser Zeit datirt das Wiederaufleben der czechischen Nationalität. Zu ihrer Unterdrückung waren freilich die Jesuiten mehr ge- eignete Werkzeuge.

Nach Josephs Tode wurden die General-Seminarien aufgehoben, und zum Ersatz dafür den Bischöfen gestattet, in ihren Diöcesen theologische Schu- len und Seminarien einzurichten. Die Bischöfe erhielten das Recht unbe- schränkter Wahl der Lehrer für diese Anstalten, jedoch hinsichts der Universität behielt die Regierung sich das Recht der Stellenvergebung vor. In Rücksicht des mittelmäßigen Zustandes der Seminarien hat sie schon seit einigen Jahren Versuche gemacht, den Einfluß der Bischöfe auf dieselben zu beschränken, sie hat aber auf friedlichem Wege nicht dahin gelangen können, und die Reorga- nisationspläne ruhen bei den übrigen.

Einst, als ein Bolzano den Lehrstuhl bekleidete, war gelegene Zeit zu Reformen, damals verschmähte die Regierung dieselben, und Bolzano wie seine Schüler betraten eher die Schwelle der Festung Spielberg, als die einer besseren helleren Zeit für die Kirche. Endlich sind jene unwillkommenen Geister verstummt, welche nicht nur die Kirche reorganisiren, sondern auch die slawische Nationalität beleben wollten, und es ist ein anderer Geist eingekehrt, der eben so wenig dem Germanismus als der Staatskirche Schaden thun wird. Der Verfasser der vorgenannten Schrift macht mehrere Jesuiten namhaft, welche in Prag einflußreiche Stellungen an sich gerissen haben. Sie streuen ungehindert ihren Samen aus, und finden, wie wenig auch das Volk im Ganzen dafür empfänglich ist, doch immer einen Boden, von welchem her sie ihr Verfinsterungs-System ausbreiten können. Jede freiere Regung, auch wenn sie nicht unmittelbar die Kirche berührt, wird gedämpft, der Geist des Protestantismus, der doch einst schon eine sehr beträchtliche Zahl von Anhän- gern hatte, mit Nachdruck niedergehalten. Merkwürdig ist, daß ihm auch heute noch, trotz aller Nachstellungen von der ultramantanen Partei, die hellsten Köpfe und die berühmtesten Männer Böhmens angehören. Szafarzyk, Pa- lacky und Kolar sind Protestanten.

Es existiren in Böhmen 14 lutherische Gemeinden, mit ihrem Superintenden- ten Prokop Kistufek an der Spitze und 40 reformirte mit dem Superintendenten Kubosch. Von den lutherischen gehören 9, von den reformirten 39 dem slawi- schen Idiom an. Die stärkste Gemeinde zählt 3000 Seelen, alle Protestanten in Böhmen zusammengenommen, mögen sich auf die Zahl 40,000 belaufen. In Ansehung ihrer inneren Verfassung haben alle diese Gemeinden das Recht, ihre Geistlichen selbständig zu wählen; sie müssen für dieselben jedoch die Be- stätigung des Wiener Konsistoriums einholen. Den Superintendenten ernennt der Kaiser aus drei ihm durch das Konsistorium vorgeschlagenen Kandidaten. Auch werden die Superintendenten vom Kaiser, die Pfarrer von den Gemein- den erhalten. Die Besoldungen sind bei weitem reichlicher als die der niede- ren katholischen Geistlichen. Die Prager, czechische und deutsche protestan- tische Gemeinde besteht gegenwärtig aus mehr als 1500 Köpfen.

Polono-Germanus.

England.

Vorschlag einer Penny-Post über den Ocean.

Herr Elihu Burrit, der jetzt in England weilende nordamerikanische Kosmopolit, dessen Geschichte als Grobschmied, als welcher er sich den Ruf eines großen Gelehrten erworben, unsere Leser bereits kennen, hat in mehreren Artikeln eines Londoner Journals die Idee angeregt und entwickelt, das durch Rowland Hill's patriotische Bemühungen in England eingeführte Penny-Porto auf die Korrespondenz zwischen der alten und neuen Welt aus- zudehnen. Er sucht durch Berechnungen zu zeigen, daß trotz der Niedrigkeit der Taxe die Transportkosten reichlich gedeckt würden. Denn vierzig- bis funfzigtausend Briefe mehr, meint er, seyen keine Last für die Paketböte und ein jedes von denen, die den regelmäßigen Dienst zwischen Europa und Amerika versehen, könne sie mitnehmen ohne merkliche Vermehrung seiner Ausgaben. Was aber die vorausgesetzte Vergrößerung der Korrespondenz betrifft, so setzt sie Burrit außer allem Zweifel. Die Handels-Verbindungen zwischen beiden Welten sind in erstaunlicher Zunahme begriffen, denn in dem Maße, als durch Erleichterung und Beschleunigung der Communication die Entfernungen sich zusammenziehen, vervielfältigen sich die gegenseitigen Bezüge. New-York ist jetzt näher an Liverpool, als vor hundert Jahren London an Dublin oder Edinburg war. Was man aber, sagt Burrit, für die Städte eines und dessel- ben Landes thue, das müsse man vernünftiger Weise auch für zwei Länder thun, die durch den Ocean getrennt wären, denn schon sey der Ocean nichts mehr, als ein Fluß, über den man mit Leichtigkeit übersetze.

Hierzu kommt, daß die Auswanderung ungeheure Fortschritte macht. Vom Jahre 1835 bis 1845 sind aus England allein 745,300 Individuen ausgewan- dert und im vorigen Jahre ist ihre Zahl 125,778 gewesen. Es unterliegt kei- nem Zweifel, daß diese Menge noch wachsen wird. Es muß also in kurzer Zeit Millionen von Auswanderern geben, die mit ihren Verwandten und Freunden im Mutterlande werden in Verbindung bleiben wollen. Jetzt ist dies fast eine Unmöglichkeit für sie. Die Briefe müssen einen Shilling Porto zah- len und, da die meisten Auswanderer arm sind, so können sie, einmal aus ihrem Vaterlande entfernt, keinen regelmäßigen Briefwechsel mit ihren dort zurück- gelassenen Angehörigen unterhalten. Natürlich leiden die Familienbande dar- unter; man vergißt einander und die Verwandtschaften auf beiden Küsten des atlantischen Meeres hören auf. Und doch wären sie so nöthig zwischen zwei konkurrirenden Ländern, denn, geriethen einmal die englische und amerikanische Regierung in Streit, so wären sie es gerade, durch die man hoffen könnte, eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen und den Frieden zu erhalten.

Es ist also die Aussicht vorhanden, daß sich nach Einrichtung einer Ocean- Penny-Postage der Briefwechsel zwischen Europa und Amerika in großem Maßstabe vermehren werde. England, meint Burrit, sey mehr als irgend ein anderes Land dazu berufen, diese Reform ins Werk zu setzen. Schon jetzt passiren die Hälfte der Briefe, die nach Amerika gehen, London. Beide Völ- ker seyen eins durch Verwandtschaft, Sprache und Sitten. Sie machen mit einander mehr Geschäfte, als mit allen anderen Völkern zusammengenommen. Die Schifffahrtsmittel der Engländer sowohl, als der Amerikaner sind unge- heuer. Und wie rasch vermehrt sich die englische Race! In den Vereinigten Staaten verdoppelt sich die Bevölkerung in 25, in Großbritanien in 44 Jah- ren, während in Italien 135, in Frankreich 138, in Portugal 238 Jahre dazu gehören. „Möge also" — ruft Herr Burrit aus — „England seine Aufgabe verstehen! Wenn nicht ein verderbliches physisches Ereigniß eintritt, so zählen die Völker englischer Zunge binnen 145 Jahren achthundert Millionen Seelen auf beiden Seiten des atlantischen Meeres. Will also England einmal der Mittelpunkt dieser großen Menschenmenge seyn, so errichte es jetzt die Penny- Post über den Ocean. Die Hälfte aller Briefe, die man auf der Erde schreibt, wird von englischen Schiffen befördert werden und die Völker jeden Namens, jedes Klimas und jeder Farbe werden dem menschenfreundlichen Geiste Eng- lands huldigen!"

Der Burritsche Vorschlag ist vielleicht voreilig; aber er ist der wahren Staatskunst so würdig und eine so nothwendige Folge der bereits gemachten Fortschritte, daß er früher oder später ausgeführt werden muß. Wenn in einem Lande schon eine gleichförmige Brieftaxe besteht, gleichgültig, ob die Entfernung eine, oder hundert Meilen beträgt, wenn ferner die Gränzen als unnatürliche Hindernisse des brieflichen Verkehrs anerkannt sind, wenn sich, in Betreff der Transportkosten, die Herabsetzung des Porto's durch die größere Zahl von Briefen ausgleicht, warum sollte es nicht dazu kommen, daß jene gleichförmige Brieftaxe auch zwischen zwei Ländern eingeführt werde, die durch den Ocean getrennt sind?

Wir begrüßen mit Freude diese Aussicht, die, wenn sie sich erfüllt, bei der fortschreitenden Entwickelung einer regelmäßigen und raschen Communcation zwischen den entferntesten Gegenden der Erde, zu einem gleich niedrigen Porto- Satze für alle Länder führen muß. Erinnern wir uns zugleich dankbar der Verhandlungen, die in jüngster Zeit auf Anregung Preußens unter den deut- schen Bundesstaaten, zu Gunsten einer gleichmäßigen Herabsetzung des Brief- porto's in ganz Deutschland, eröffnet worden, die auf einem bevorstehenden, wie es heißt, in Dresden stattfindenden Postkongresse mindestens wohl zu einer

Hoffnung; 12) Sir George Rooke, der die Fahne Englands auf den Felsen von Gibraltar pflanzt; 13) die Uebergabe von Malta.

Dieses wären also die Gegenstände, die man zur Illustration der Nationalgeschichte bestimmt hat und die allerdings dem künstlerischen Genius ein weites Feld eröffnen; über ihre Ausführung sagt die Kommission unter Anderem Nachstehendes: „Obgleich wir noch nicht darauf vorbereitet sind, ein allgemeines Gutachten in Hinsicht der technischen Methode abzugeben, die hierbei zu befolgen ist, so sind wir doch der Meinung, daß die Malereien der drei Korridore und der Erfrischungszimmer in Oel, die der St. Stephanshalle, der königlichen Galerie und des Ankleidezimmers der Königin in Fresko ausgeführt werden sollten. Die Abbildung der vier Schutzheiligen würden durch ihre Lage und Größe aufs vortheilhafteste zu Mosaikarbeiten passen — nach Art der vier Evangelisten in den Trägern der Kuppel von St. Peter — und somit Anlaß geben, einer in anderen Zeiten und Ländern so hoch geschätzten Kunst auch in England das Bürgerrecht zu ertheilen."

Frankreich.

Militair-Kolonieen der Oesterreicher und Russen.

(Schluß.)

Die russischen Kolonieen.

Die Militair-Kolonieen Rußlands liegen, von Norden nach Süden hin, unterhalb des Meridians von Petersburg in den Gouvernements Nowgorod, Witepsk, Mohilew, Charkow, Kiew, Podolien und Cherson und berühren demnach Polen, Oesterreich und die Türkei. Es ist notorisch, daß diese Punkte in reiflicher Erwägung der Gefahren gewählt worden sind, die Rußland von der Westseite Europa's drohen. Das Reich ist von ungeheurem Umfange, die im Osten ausgehobenen Rekruten langen nur langsam an der West- und Südgränze, wo es in der Regel gelten wird, an. Rußland konnte hier unvorbereitet überfallen werden; dieser Gefahr sollte vorgebeugt werden, in der Voraussicht einer solchen Eventualität suchte die Regierung die Mittel zu sammeln, mit welchen sie ihr begegnen könnte.

Bei diesen neuen Gründungen hat man den alten Kolonieen am Kaukasus ihre frühere Bestimmung — die Bewachung der Gränzen — und ihre spezielle Verwaltung gelassen. Sie bestehen aus kriegerischen Volksstämmen, für die ein bloßes militairisches Reglement genügt. Die eigentlichen Kolonieen erheischten eine andere Methode. Man hat sich bei ihnen zu einer Combination zweier durchaus verschiedener Elemente genöthigt gesehen, man hat eine Bevölkerung auf die andere gepfropft. Soldaten, die man den regelmäßigen Truppen entnahm, wurden in Bauernfamilien verpflanzt. Die Kronbauern, deren Schicksal ohne Zweifel das erträglichste ist, wurden ihrer Abgaben an den Staat entledigt und mußten statt dessen für alle Ewigkeit in ihren Dörfern eine gewisse Anzahl von Regimentern aufnehmen.

Die Prinzipien, auf welchen der Feudalbesitz beruht, sind in dem, was sie Wohlthätiges haben, geachtet worden. Jeder Kolonist ist Eigenthümer und zwar erblicher Eigenthümer. Der Grund und Boden ist in gleiche — jedoch wiederum theilbare — Theile getheilt, und Jedermann darf so viel Land bebauen, als er bebauen kann (la capacité d'exploiter est pour chacun la mesure de son droit). Hat ein Bauer nicht so viel Vieh und Geräthschaften, als zur Bewirthschaftung eines Gutes erforderlich, so vereint er sich mit einem oder mehreren anderen, und diese Leute, die sich so zur Bewirthschaftung eines ganzen Gutes zusammengethan, gelten einzeln für einen halben oder einen viertel Bauer. Sie tragen die öffentlichen Lasten gemeinschaftlich. Verfügt dagegen ein Bauer über mehr Mittel als zur Bewirthschaftung eines Gutes gehören, so kann er, ohne daß sich seine Verbindlichkeiten deshalb steigern, ein zweites in Anspruch nehmen. Ein solches Bauerngut hat in der Regel einen Flächenraum von 60 Desiätinen bei den Infanterie- und von 90 bei den Kavallerie-Regimentern, wozu noch die Benutzung der Wiesen und Weiden, die der Gemeinde zugehören, gerechnet werden muß.

Man darf hier den Soldaten mit dem Kolonisten nicht verwechseln; sie sind zwei durchaus verschiedene Personen; der Soldat befindet sich im aktiven Dienst, und verwendet, was ihm von Zeit übrig bleibt, zur Arbeit auf dem Grundstück, wohin er gelegt worden ist; der Kolonist hingegen unterhält den Soldaten, der nur seinen Sold und seine Ausrüstung vom Schatze empfängt. Die Kolonisten haben keine Abgaben zu tragen, allein sie sind zu bedeutenden sonstigen Leistungen verpflichtet. So müssen sie z. B. bei der Bearbeitung der Ländereien, welche die Krone sich in jeder Kolonie vorbehalten, und die an Flächeninhalt dem ganzen kolonisirten Gebiet gleichkommen, Handdienste thun, eine Verpflichtung, die allein wöchentlich auf zwei Tage Arbeit geschätzt werden kann.

Man muß es anerkennen, daß die russische Regierung bei Gründung der Militair-Kolonieen zum großen Theile die Kosten der ersten Einrichtung hergeschossen, daß sie ihren Bauern die zur eigenen Subsistenz und dem Unterhalt des Soldaten nothwendigsten Gegenstände geliefert, und daß sie für einen regelmäßigen Bau der Dörfer u. s. w. gesorgt hat. Dennoch ist die Grundlage des ganzen Instituts, wie sie bis jetzt ist, fehlerhaft. Denn ist die Stellung des Kolonisten mit seiner Familie dem Soldaten gegenüber nicht eine sehr schwierige? Und wie muß dem Soldaten zu Muthe seyn, der, von den Seinigen getrennt, unter wildfremden Menschen hausen muß? Daß er, wenn er nicht im Dienste beschäftigt ist, bei der Feld-Arbeit handreichen muß, ist nur eine Veranlassung zu Streitigkeiten. Wenn er gar auswärts heiratet, so schleppt er einen neuen Gast, und zwar nicht den bequemsten, ins Haus, und in der Familie bildet sich eine neue Familie, von denen die eine die andere erdrückt, bis sich im Laufe der Zeit beide Bevölkerungen [illegible] haben und — wie in Oesterreich — jeder Unterschied zwischen Kolo[nisten und] Soldaten verschwunden ist. Allein bis dahin müssen erst mehrere Gen[erationen] wegsterben.

Selbst angenommen jedoch, diese Vermischung sey vor sich gegan[gen], verschwinden deshalb die Fehler der Institution deshalb noch nicht. D[er durch] die Gesetzgebung aufgelegte moralische Zwang bleibt, und die Freiheit [fehlt]. Der Kolonist, einer harten militairischen Jurisdiction und einer [bis ins Kleinste] gehenden Beaufsichtigung unterworfen, hat fast keinen freien [Willen] mehr; er kann sich nicht einmal seinen Beruf nach seinem Geschmack [wählen], Niemand kann seinen Wohnort ändern, Niemand nicht einmal seinen [illegible] ohne eine spezielle Autorisation verkaufen.

Diese Unbeweglichkeit in den Ländereien sowohl als in den Men[schen ist] nicht das Einzige, was das Gedeihen der Kolonieen hindert. Nicht [alle Re]gimenter haben gleich fruchtbare Länderstrecken erhalten, einigen [sind Sümpfe] zu Theil geworden, die sie erst haben austrocknen müssen und die [illegible] wenig ergiebig sind. Bei allen endlich sind die Productionsmittel [be]schränkt, als der Austausch der Erzeugnisse des Mangels an Commun[ication] wegen beschwerlich ist.

Gern hätte die Central-Gewalt eine so traurige Lage verbessert; [die] beiden Kaiser, die seit 1816 geherrscht, haben zu diesem Zweck alle [möglichen] Opfer gebracht. Vielleicht sind die für die Kolonie bestimmten [Gelder nicht] so verwendet worden, wie es geschehen sollte; es läßt sich das [bei den be]kannten Mängeln der russischen Militair-Verwaltung wohl anneh[men. In]dessen haben einige Kolonieen auf dem Wege des materiellen Fort[schritts] die anderen hinter sich zurückgelassen, es sind die im Gouvernement [Nov]gorod, in der Nähe von St. Petersburg liegenden, die sich der un[mittel]gesetzten Kontrole des Kaisers nicht entziehen können. Je weiter man nach Süden kömmt, um so verschiedener wird mit jedem Schritte das [Schau]spiel, welches man erblickt.

So sind denn, im Ganzen genommen, die russischen Militair-Kolo[nieen] weit entfernt von jenem Zustande, zu dem man sie erheben möchte, und [da sie] noch neu sind, so ist nichts erklärlicher. Allein man vergesse nicht, daß [sie] in ihrer Entwickelung begriffen sind. Schon jetzt, versichert man, können [sie] eine bewaffnete Truppenmasse von 200,000 Mann stellen, die mit [Leichtigkeit] auf der polnischen, österreichischen oder türkischen Gränze konzentrirt werden können. Nun denkt aber Rußland keinesweges, sich mit den bestehenden Kolonieen zu begnügen; man legt ihm den Plan unter, daß es die Kolonisation zum System erheben und sein ganzes Heer mit sämmtlichen Kronbauern in Kolonieen, die sich vom baltischen Meer bis zum Kaukasus ausdehnen würden, vereinigen will. So gestellt, nimmt die Frage ein gefährliches Ansehen [an]; denn die russische Armee ist zahlreich, und die Bevölkerung auf den Kron[do]mainen beläuft sich auf ungefähr 20 Millionen Seelen. Es würde das [die] beweglichen Kräfte des Reiches um das Hunderttausendfache vervielfältigen.

Es ist wahr, der russische Adel ist den Militair-Kolonieen und ihrer [Er]weiterung entgegen, und er hat dem Kaiser den Mißbrauch, den ein ehrgei[zi]ger General von ihnen machen könnte, vorgestellt. Allein diese Klagen [sind] ohne Erfolg geblieben. Seit Peter dem Großen hat der russische Adel [seine] Freiheiten vergessen, und er weiß nur zu gehorchen. Ja, wenn er auf die [Tra]ditionen der Vorzeit zurückkommen wollte, so würde die Krone eben in [den] Bauern eine furchtbare Stütze finden.

Wenn jedoch in den Privilegien des Adels Bresche gelegt ist, so ist [doch] auch die Autorität des absoluten Regiments in den Militair-Kolonieen [keines]weges unangefochten geblieben. Mehr als einmal schon sind ungestüme Stimmungen zum Ausbruch gekommen. Im Jahre 1831 mußte der Kaiser selbst unter den Meuterern erscheinen, um die Ordnung wieder herzustellen. Wenn diese Manifestationen keinen politischen Charakter haben, so zeigt sich doch in ihnen eine Kühnheit, die nicht außer Acht gelassen werden darf. Mit neuen Ideen werden sich auch neue Bedürfnisse einstellen, und viele werden, gestützt auf Tausende von Bajonetten, nicht verlegen darum seyn, wie sie das, was sie begehren, auszusprechen haben. Darin liegt die augenscheinliche Gefahr. Wie die Sachen indeß liegen, so scheint dieses keinesweges eine unübersteigliche Gefahr zu seyn, und jedenfalls werden Jahre vergehen, ehe sie eintritt. Wenn auch ein Bauernkrieg in Rußland entstände, es würde dem Absolutismus nichts schaden; Rußland ist für politische Freiheit noch nicht reif. Ja, wenn der Absolutismus sich auf seinen Vortheil versteht, so wird er den Bauern der Kolonieen Zugeständnisse machen, die vielleicht in dem Augenblick, in dem man sie am drohendsten wähnt, der Gefahr vorbeugen.

Wie immer ihre fernere Entwickelung seyn möge, gewiß ist es, daß die Militair-Kolonieen Oesterreichs und Rußlands in der ferneren Geschichte dieser Staaten eine Rolle spielen werden. Numerisch betragen sie ungefähr das Drittel ihrer militairischen Kräfte, und sie befinden sich ganz in der Lage, eine große moralische Kraft zu gewinnen, von der Gebrauch zu machen, sie nicht unterlassen werden. Indessen haben beide Reiche von ihnen weder dieselben Vortheile noch dieselben Nachtheile zu erwarten; denn während Oesterreich von der Zukunft zu fürchten hat, darf Rußland von ihr hoffen. Oesterreich, während in seinem Innern eine Decentralisation seiner verschiedenen Volksstämme vor sich geht, wird zugleich von Rußland bedroht; das Höchste, was es vermag, ist, sich so, wie es ist, zu behaupten. Eine Auflösung des ottomanischen Reiches könnte ihm vielleicht Bosnien bringen, allein dazu bedürfte es der Zustimmung Rußlands. Würde dies aber die Frage der slawischen Nationalitäten beseitigen, und würde Rußland geneigt seyn, eine solche Frage einschlafen zu lassen? Welche Partei jedoch würden bei einem Zusammenstoß beider Staaten die Militair-Kolonieen ergreifen?

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Donnerstag den 30. September 1847.

Asien.

Die Franzosen in Cochinchina.

Die letzten wichtigen Nachrichten aus Indien betrafen eine Ueberrumpelung der Chinesen durch die Engländer und eine andere der Bewohner von Cochinchina durch die Franzosen. Während der Gouverneur von Hong-Kong, Sir John Davis, mit einem englischen Regimente den Schekiang hinauffuhr, mehrere Forts zerstörte, 827 Stück Geschütz vernagelte und dem Statthalter von Canton, Ky-ing, die Bedingungen eines neuen Friedenstraktates diktirte, lieferten zwei französische Kriegsschiffe der cochinchinesischen Flotte eine Schlacht und bedeckten die friedlichen Gewässer der Bai von Turan mit Leichen und Trümmern.

Die beiden Züge hatten, so sehr es scheinen mag, als wären die zwei mächtigsten Staaten des Occidents übereingekommen, zu Gunsten der europäischen Civilisation an einem Tage auf die orientalische Politik einen Schlag zu führen, sehr verschiedene Veranlassungen. Die Engländer waren der ewigen Zögerungen und Umschweife müde, mit denen die Chinesen die Bestimmungen des Vertrages von Nan-king zu umgehen suchten und entschlossen sich, nach tausend fruchtlosen diplomatischen Einigungsversuchen, zu einer feindlichen Demonstration. Sir John Davis hatte Vollmacht von seiner Regierung, vertheidigte die wichtigsten Interessen Großbritaniens, die des Handels, und trat für die Aufrechthaltung eines Vertrages. Der französische Flottencapitain dagegen schlug sich für eine Sache, zu deren Gunsten ein Volk wohl seine Sympathieen äußern darf, aber nie die Waffen gebrauchen soll. Er intervenirte für vertriebene Missionäre und eben so ohne Recht, als, wie es scheint, ohne Bevollmächtigung.

Die Franzosen sind nicht gleichgültig gegen den Ruhm ihrer Flagge und nehmen gewöhnlich regen Antheil an den Berichten über die Expeditionen ihrer fernen Kriegsschiffe; aber der Handstreich des Capitain Lapierre wurde entweder unbeachtet gelassen oder getadelt. Um sich eine Meinung über den Vorfall zu bilden, erlaube man uns die bisherigen Beziehungen zwischen Frankreich und Cochinchina in Kürze auseinanderzusetzen und einige Worte über die geographischen und statistischen Verhältnisse des letzteren Landes voranzuschicken.

Cochinchina liegt zwischen dem neunten und zwanzigsten Grade nördlicher Breite. Ursprünglich war dies Reich eines von den weniger mächtigen des östlichen Asiens. Ein großer Theil der Provinzen, aus denen es zur Zeit besteht, stand entweder unter chinesischer Herrschaft, oder litt unter den Einfällen kriegerischer Nachbarstämme, während das Herz des Landes von Bürgerkriegen zerrissen wurde. Nach langen und blutigen Kämpfen gelang es dem Beherrscher von Cochinchina die Staaten Tonkin, Schampa und Camboja unter sein Scepter zu vereinigen. Der Name Anam (friedlicher Süden), den Tonkin hatte, als es noch chinesische Provinz war, wurde dem ganzen Lande gegeben und ist ihm bis heut geblieben, während der Name Cochinchina der portugiesischen Ursprungs ist, nur noch eine Provinz bezeichnet.

Das Königreich Anam gränzt im Norden an China, in Westen an Siam, im Süden und Osten an's Meer, hat eine lange Küsten-Ausbreitung und viele Häfen. Die Provinz Cochinchina liegt zwischen dem Meere und einer hohen Bergkette und bildet eine langgestreckte, fruchtbare Ebene, deren Breite zwischen fünf und zehn Meilen schwankt. Große Waldungen mit kostbaren Hölzern bedecken das Gebirge; die Produkte gleichen den chinesischen, werden aber in den Händen einer unwissenden und bedrückten Bevölkerung schlecht ausgebeutet.

Die Völker Ostasiens gehören alle zu demselben Stamme. China theilte seine Sitten und Gebräuche allen Ländern mit, von denen es umgeben wird und die zweifelsohne vor Zeiten unter seiner unmittelbaren Herrschaft standen. Neben der Aehnlichkeit der Sitten beweist noch die der Hautfarbe und Gesichtsbildung zwischen beiden Völkern die Verwandtschaft der Bewohner von Anam mit den Chinesen. Die Anzahl der Anamesen läßt sich bei ihrer Absperrung gegen fremde Nationen schwer bestimmen. Nur so viel kann man sagen, daß das Land verhältnißmäßig bei Weitem weniger bevölkert ist, als China, und daß es in Anam nicht, wie im himmlischen Reiche Dörfer giebt, die von Hunderttausenden bewohnt werden. Turan, das durch seine Lage noch zu den wichtigsten Punkten gehört, zählt kaum einige Tausend Seelen.

Die Landbewohner in Cochinchina leben in großem Elend. Ihre armseligen Hütten, ihre groben zerrissenen Kleider, ihr kränkliches Aussehen stechen gar sehr ab von dem Reichthum ihres Landes und der Ueppigkeit der sie umgebenden Natur. Sie erinnern mit keinem Zuge an die Thätigkeit und Gesundheit des armen chinesischen Bauern oder an die heitere Sorglosigkeit des Bewohners der Philippinen. Dieser Zustand ist lediglich dem übermäßigen Druck zuzuschreiben, den auf das arme Volk die ganze Beamten-Hierarchie vom letzten Mandarinen bis hinauf zum Kaiser ausübt.

Der Kaiser von Anam hat natürlich despotische Gewalt. Die herrschende Dynastie bemächtigte sich ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts des Thrones und ist insofern noch dem Kaiser von China zinspflichtig, als jeder neue anamesische Fürst bei seinem Regierungsantritt Geschenke nach Peking schickt. Im Uebrigen hat die chinesische Regierung auf die von Anam nicht den geringsten Einfluß. Der Kaiser besitzt das Monopol aller Erwerbsquellen in seinem Lande; Handel, Ackerbau und Industrie gehören ihm und werden für seine Rechnung betrieben. Der vorige Souverain Ming-Mang ließ nach europäischen Mustern Schiffe bauen, die er alljährlich nach Singapore, Batavia und China schickte, um für seine Landesprodukte europäische Waaren einzuhandeln, die er dann zu ungeheuren Preisen an seine Unterthanen verkaufte. Aus solchem Verfahren läßt sich einmal die Armuth der Anamesen erklären, dann die ängstliche Sorgfalt, mit der man die Landung der Europäer verhütete, in denen man natürlich Konkurrenten fürchten mußte.

Von allen Nationen des Occidents trat die französische zuerst in Beziehung zu Cochinchina. Hier, wie in China und Japan bildeten die Missionäre den Vortrab der europäischen Civilisation. Im Jahre 1770 begannen dieselben, nachdem ein großer Theil der Bevölkerung zum Christenthum bekehrt war, auf die Staatsgeschäfte einen Einfluß zu üben. Ein französischer Priester, der Bischof von Adran, gelangte durch seine Tugenden und seine Geschicklichkeit bei dem Kaiser Gya-long zu demselben Ansehen, das die Jesuiten in China bei Kang-hi genossen. In Folge einer Revolte wurde Gya-long entthront und floh zum Könige von Siam. Da bot sich der Bischof von Adran an, mit seinem (des Kaisers) ältesten Sohn nach Europa zu reisen und den Schutz des Königs von Frankreich für ihn zu erbitten. Zu gleicher Zeit erklärten sich die Engländer, Spanier und Portugiesen bereit, den vertriebenen Kaiser wieder auf den Thron zu setzen; derselbe aber lehnte diese Anerbietungen ab und wollte nur durch französische Hülfe gerettet werden. Ludwig XVI. nahm auch den Bischof von Adran und den Sohn Gya-long's sehr gnädig auf, willigte in ihre Bitte und schloß mit ihnen im Jahre 1789 einen Vertrag in Versailles des Inhalts, daß Geld und Schiffe nach Cochinchina geschickt werden sollen, um dem verjagten Fürsten wieder zu seinem Lande zu verhelfen; dagegen erhalte Frankreich die Bai von Turan mit dem anliegenden Gebiete und einige Inseln, während den französischen Kaufleuten, die sich im Lande niederlassen wollen, große Vorrechte gewährt werden. Der Bischof von Adran kehrte nach Cochinchina zurück; aber die Revolution von 89 löste den Vertrag in Nichts auf. Die Republik hatte keine Muße, sich um so ferne Gegenden zu kümmern, und Cochinchina wurde vergessen.

Gya-long bestieg seinen Thron wieder, und einige französische Offiziere, die der Bischof aus Europa mitgebracht hatte, errichteten ihm einige Festungen, brachten Mannszucht unter seine Soldaten und Ordnung in seine Landesverwaltung. Die katholische Religion war die herrschende, der Bischof von Adran war erster Minister, und drei Franzosen, Vanier, Dayot und Chaigneau, hatten die ersten Mandarinenstellen inne. Jetzt hätte Frankreich großen Gewinn aus dem Lande ziehen können, aber zur selben Zeit wurden die Franzosen von den Engländern aus Indien verdrängt, und, wie bereits erwähnt, kam noch die Revolution hinzu, um die Vernachlässigung des gewonnenen Terrains von Seiten Frankreichs vollständig zu machen.

Im Jahre 1817 starb der Bischof von Adran, 1819 der Kaiser Gya-long. In den zwanzig vorangegangenen Jahren hatte Cochinchina große Fortschritte gemacht; der Anfang europäischer Bildung hatte seine Hülfsquellen entwickelt, eine Armee und Marine geschaffen, die ihm ein Uebergewicht über die Nachbarländer gaben und seine Bewohner mit neuen Ideen bekannt gemacht, deren Spuren sich, nach dreißig Jahren des rohesten Despotismus noch nicht völlig verloren haben. Ming-Mang, ein natürlicher Sohn und Nachfolger Gya-long's unterdrückte die ersten Regungen der Civilisation in Cochinchina. Er begann seine Regierung mit blutiger Verfolgung der Christen und der Franzosen. Die Missionaire flüchteten oder verbargen sich im Innern des Landes, und Cochinchina fiel in seine ursprüngliche Barbarei zurück.

Als der Friede von 1814 in Europa die Ruhe hergestellt hatte und Engländer und Franzosen den Faden ihrer alten Politik wieder aufnahmen, in Europa im besten Einverständnisse lebend und in fernen Welttheilen einander drängend und überlistend, versuchten englische und französische Schiffe in Cochinchina zu landen, jedoch ohne Erfolg. Als indeß Ming-Mang Behufs der

image
not
available

r vor Glückstadt lagen, durften wir auf das Hinterdeck gehen, später jedoch ar dieses nur für den Capitain und für einige Damen, mit denen er seinen Herz trieb. Man kroch daher auf das Vorderdeck, wurde dort aber alle igenblicke von den Matrosen gestoßen und war dem Schmutz sehr ausgesetzt. m 20sten an gab es kein Brodt mehr, sondern für die Person täglich drei hiffszwiebacks, hart wie die Steine.

Der Wind wurde jetzt heftiger und war uns sehr günstig; das Schiff g an, sich tüchtig zu heben, und bäumte sich wie ein Roß. Es zeigten sich lerlei Fische, darunter Delphine und auch ein Wallfisch, der seinen Wasser- ahl prächtig in die Luft sprühte. Nach und nach aber wurde der Wind wieder wächer, und die Fahrt ging sehr langsam vorwärts. Dann hatten wir en Sturm zu bestehen, der aber bald und ohne Unfall vorüberging. Wäh- d unserer Fahrt kamen Geburten und Todesfälle vor. Ein neugebornes Kind, s nach wenigen Tagen wieder starb, wurde in Leinewand gewickelt und zum nster hinaus ins Wasser geworfen; ein anderes, dreijähriges legte man in ten Kasten mit Steinen und senkte diesen ins Meer. Trauriger war ein ande- : Fall: ein Zimmermann aus Gotha, der mit seiner Frau auswanderte, starb ötzlich am Schlage, die Armen waren erst seit acht Monaten verheiratet und : Frau guter Hoffnung. Der Todte wurde aufs Verdeck gebracht, vom Ober- gelnäher in Leinewand eingenäht, an seinen Füßen mit mehreren Steinen d zwei Eimern Sand beschwert, dann auf ein Brett gelegt, mit der engli- en Flagge bedeckt und an die Seitenöffnung, zu der man heraussteigt, ge- hen. Unser Sänger, der Missionair, erschien, es wurde ein Vers gesungen, nn las er etwas vor, und nun wurde der Leichnam von zwei Steuerleuten, m Obersegelnäher und dem Zimmermann senkrecht, mit den Füßen zuerst, s Wasser gelassen. Er war im Augenblick verschwunden, man sang noch ei Verse und Alles war vergessen, das Volk lachte und zankte wieder, die atrosen riefen einander zu und nur die arme Frau saß trostlos da und dachte es traurigen Schicksals, welches sie nun einsam mit der Aussicht, bald utter zu werden, in ein fremdes Land führte, aus dem sie, so verlassen, wahr- einlich wieder in ihre Heimat wird zurückkehren müssen.

Unter abwechselndem Wetter verging fast noch der ganze Monat Juli, ehe r unser Ziel erreichten. Das Leben hatte einen verzweifelt eintönigen und gweiligen Verlauf, nur zuweilen von einem Streit, auch wohl von einer :ügerlei unterbrochen, wie eines Tages, als es sich fand, daß der Koch und ne Helfer einen Theil des uns zukommenden Proviants, Fleisch und Pflau- n, in ihre Kasten beiseitgebracht hatten. Da keine Justiz am Bord war, maßten sich die Passagiere selbst die Rechtspflege an, die Delinquenten wur- n tüchtig durchgeprügelt. Unsere Vorräthe waren um die Mitte des Monats on erschöpft, wir hatten keinen Rum und keinen Wein mehr, und der Durst irde quälend, wir mußten uns daher entschließen, das faulige Wasser zu inken, und ein fieberhafter Zustand konnte nicht ausbleiben. Eines Morgens nd der Capitain, bei der täglichen Revision, die Treppen schmutzig, er ließ sogleich heraufziehen und befahl, die Passagiere sollten sie waschen und ab- aben; dazu wollte nun Keiner sich verstehen, und so hatten wir den ganzen ag keine Treppen, wer herauf wollte, mußte durch die Oeffnungen klettern; dlich fand sich ein alter Mann bereit, die Arbeit zu thun, nachdem der Capi- in ein paar Schnäpse dafür versprochen hatte, und nun war Alles wieder t. Zum Verzweifeln waren aber die Gerüche, die sich bei wärmerer Temperatur rbreiteten. Am 14. Juli hatten wir einen so dichten Nebel, daß zwei Later- n am Bugspriet angehängt werden mußten, und ein Steuermann vorn Wache elt. Wir befanden uns im Bereich des Lorenzo, wo die Fahrt nicht ohne efahr ist. Am 17ten begegneten wir einem Schiff, mit welchem telegraphirt urde; es war der „George Philadelphia“, der von Boston nach England ing. Bald darauf kam noch ein anderes amerikanisches Schiff ganz in unsere ähe, so daß der Capitain es anrufen und mit ihm sprechen konnte; es rachte 95 irische Auswanderer von Liverpool nach New-York. Später wie- erholte sich der Nebel, und wir wären einmal mit einem Schiff bei einem aar zusammengestoßen.

Große Aufregung entstand eines Morgens früh unter allen Passagieren urch einen Zufall, der einem Doktor und dem Missionär begegnet war, die usammen in Einer Kammer schliefen. Als sie des Abends hinunterkamen, ollen sie durch Räuchern den üblen Geruch unterdrücken, und der Doktor oll Feuer anmachen, eine Sache, die vom Capitain eben so streng verboten ar, wie das Tabackrauchen auf dem Verdeck. Im Dunkeln versieht er sich, nd die ganzen Reibhölzer fangen an zubrennen, fallen auf das Lager, und uch dieses entzündet sich. Zum Glück war Wasser bei der Hand, so daß nan schnell löschen konnte. Wie aber die Geschichte am anderen Morgen en übrigen Passagieren zu Ohren kam, gingen diese ohne Umstände in die ammer, schimpften und schlugen die beiden Herren, und diese stürzten nun ie ein Paar Furien aus der Kammer heraus aufs Verdeck. Dann begab ch der Hause zum Capitain und klagte. Der Capitain war sehr aufgebracht, gte die Beiden ins Zwischendeck auf den schlechtesten Platz und befahl, daß e bis zu unserer Ankunft in New-York nur Wasser und Brodt erhalten soll- en. Dieser strenge Befehl wurde aber in zwei Tagen vom Capitain wider- ufen: nur blieben sie auf dem gemeinsamen Lager.

Es war am 23. Juli, als wir über die gefährlichen Georgs-Sandbänke uhren, wo das Wasser nur 75 Ellen tief ist. Nebel, oft sehr starker, wechselte mit Sonnenschein, auch hatten wir zwei Gewitter; der Wind war sehr un- gleich. Am folgenden Tage hatte unsere Butter ein Ende, daher viel Geschrei nd Klagen beim Capitain, der aber nichts von Allem wissen wollte. Als am 25sten Abends der Nebel verschwand, sahen wir ein kleines amerikanisches Küstenboot mit Schwarzen bemannt; auch kamen Enten an uns heran; dies gab Hoffnung, bald Land zu sehen, und Alles gerieth in freudiger Aufregung. Am 27sten um 5 Uhr Mittags langte denn auch der ersehnte Lootse an, ein langer, trockener, brauner Amerikaner in schäbigem schwarzen Hute. Alle rie- fen: „Nun Gott sey Dank!“ Um 8 Uhr sahen wir zuerst Land, blaue Berge mit Wald bedeckt. Der Abend, bei Vollmond, war herrlich. Wir er- blickten nun Long-Island und Staten-Island mit den schönen Leuchtthürmen. Um 9 Uhr wurde, der Ebbe wegen, geankert. Alle waren in der Seele ver- gnügt, und die Beschwerden der Reise schienen fast vergessen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Wandgemälde aus Pompeji und Herkulanum.

Herausgegeben vom K. Hofmaler, Hofrath Ternite.

III. Heft der neuen Folge. (Berlin, 1847.)

Das längst erwartete dritte Heft der neuen Folge dieses schönen, von allen Kennern und Freunden des Alterthums werthgehaltenen Werkes ist end- lich erschienen, nachdem, wie wir vernehmen, der nothwendig gewordene Uebergang des Unternehmens in einen anderen Verlag, worüber nächstens eine Bekanntmachung erfolgen soll, die Herausgabe dieser vielfach interessanten Lieferung längere Zeit verzögert hat. Dem Herausgeber, Herrn Ternite, selbst ist dabei Nichts zur Last zu legen, da er es an keinerlei Opfer hat fehlen lassen, um das Erscheinen derselben zu beschleunigen.

Das vorliegende Heft ist der Königin Victoria von Großbritanien gewid- met und verdient auch durch seinen Inhalt in der That, von der schönen Hand der königlichen Frau zuerst entfaltet und von ihr ausgezeichnet zu werden. Wahr- scheinlich ist der Herausgeber zunächst durch die herrlichen Victoriabilder, die in diesem Hefte enthalten sind, auf den Gedanken gekommen, es auch mit dem Namen der jungen Albions-Königin zu schmücken, gegen die sogar die Archäo- logie und die klassische Philologie galant zu seyn wissen. Prof. Welcker in Bonn nämlich, dessen Erklärungen in deutscher, französischer und englischer Sprache diese Wandgemälde begleiten, beginnt seine Erläuterung des schönen Bildes Victoria im Siegeswagen mit folgenden Worten: „Zu den schönsten Erscheinungen gehört, wie in der Wirklichkeit und in den Erfahrungen des Lebens, so in den Werken der alten Kunst, Victoria“. Wer hätte wohl von den alten Griechen und Römern solche Galanterie erwartet?

Im Ganzen sind es wieder acht Tafeln (XVII—XXIV), worunter ein far- biges Bild, mit welchen diese Lieferung ausgestattet ist. Das farbige Bild stellt den Knaben in medaillonförmiger Einfassung vor, von dem sich das in Pompeji aus der Wand geschnittene Original im Antiquarium des Berliner Museums befindet, so daß wir Gelegenheit haben, das Eine mit dem Anderen zu vergleichen und die außerordentliche Treue zu bewundern, mit welcher der moderne Farbendruck das antike Wandgemälde wiedergegeben hat. In der That verdient der Lithograph, Herr Claus, der diese farbigen, von Herrn J. Storch mit der größten technischen Fertigkeit gedruckten Bilder ge- zeichnet hat, die vollste Anerkennung, wie ihm denn auch in dieser Beziehung von Sr. Majestät dem Könige die goldene Medaille für Kunst und Wissen- schaft verliehen worden ist. — Es bildet übrigens dieser „Knabe“, als Zimmer- verzierung, einen sehr passenden „Pendant“ zu dem ebenfalls von Herrn Ter- nite herausgegebenen „schreibenden Mädchen“, das bereits in so vielen kunst- sinnig geschmückten Wohnungen gesehen wird.

Unter den übrigen Tafeln, wobei wir vor Allem wieder des geschickten Steinzeichners, Herrn Unte, mit Anerkennung erwähnen, heben wir zunächst — wie es sich denn auch von selbst beim ersten Blick hervorhebt — das herrliche Bild „Juno und Iris“ hervor. Es gehört diese Gruppe zu einem der schön- sten Gemälde Pompejis, das sich in dem im J. 1824 entdeckten „Hause des Dichters“ oder „Homerischen Hause“ befindet und bereits vielfach gezeichnet worden, unter Anderem in Raoul Rochette's „Peintures de Pompéji“, wo jedoch die Köpfe, in einem zu kleinen Maaßstab geliefert, keinerlei Vergleich mit der von Herrn Ternite in der Originalgröße genau und sorfältig angefertigten Zeichnung zulassen. Es ist der Besuch, den Juno, nach dem vierzehnten Ge- sang der Ilias, dem Jupiter auf dem Ida abstattet, welchen der Maler des Alterthums hier dargestellt. Wir haben zwar auf unserem Blatte eben nur die beiden Köpfe und die Umrisse der Junonischen Gestalt, aber in den Zügen die- ser Köpfe ist das Göttliche und das Menschliche, das Geistige und das Sinn- liche, auf so echt künstlerische und großartige Weise verschmolzen, daß sie uns alles Uebrige, wie es der Dichter schildert, gleichzeitig vor die Seele bringen und wir nur ungern unser Auge von der „Hoheit blickenden Here“ wieder ab- wenden.

„Jupiter im Wolkenrevier“ ist das nächste, unsere Aufmerksamkeit fesselnde Bild dieser Sammlung. Wir finden es auf zwei verschiedenen Tafeln, das einemal in vollständigen aber verkleinerten Umrissen, das anderemal dagegen in der Größe des Originals, zwar nur die beiden Köpfe des Zeus und des Eros zeigend, aber diese mit religiöser Treue wiedergegeben, ganz in ähnlicher Weise, wie die früheren Hefte bereits einzelne Wandgemälde auf zwei ver- schiedenen Tafeln enthielten. Schade, daß nicht auch das obengedachte Bild der Juno und Iris in seinem vervollständigten Duplikate geliefert werden konnte. Den Vater der Götter sehen wir auf jener Tafel, auf seinem Wol- kenlager gebettet, in der Rechten den Blitz und in der Linken das Scepter haltend. Ueber Jupiters Haupt wölbt sich der Regenbogen, während zu seinen Füßen der Adler ruht, des Winkes seines Herrn gewärtig. Jupiter ist augen- scheinlich unentschlossen, ob er des Blitzes oder des Scepters sich bedienen, ob Krieg oder Frieden herrschen soll. Da neigt sich Amor, schalkhaften Blickes, über die rechte Schulter des Olympiers, hält mit seinem Arm den des Jupiter,

der Kanonikus Feuillet, rin sehr verdienter Geistlicher, wurden aufgefordert, bei der Prinzessin zu erscheinen. Ludwig XIV. trat an das Bett heran, um seiner Schwägerin das letzte Lebewohl zu sagen. „Ach, Sirr!" sagte die Prinzessin, „Sir verlieren die treuste Dienerin, die Sie jemals gehabt haben und haben werden." — „Muth!" rntgegnete der König, „Sie sind nicht in so groser Gefahr, als Sie glauben, aber ich bin erstaunt über den Muth, womit Sir die Schmerzen ertragen." — „O Sire", versetzte sie, „weil ich den Tod nicht so sehr fürchte, als den Verlust Ihrer Gnade." — Feuillet verwaltetr die kirchlichen Sakramente, während Bossuet die Prinzessin mit jener salbungsvollen Beredsamkeit anredete, durch die er sich auszeichnete. Als er sprach, wurden Marie Louise und ihrr kleine Schwester herbeigeführt, um den mütterlichen Segen zu empfangen, und dann wieder in ihre Betten grbracht. Am 30sten, halb zwei Uhr Morgens, war die schöne Henriette Marie nicht mehr. Der Ritter Lorraine hatte, wie man erzählte, ein sehr wirksames Gift aus Italien geschickt, welches der Marquis d'Effiat in der Herzogin Lieblingsglas einrieb wobei er jedoch von einem Pagen bemerkt wurdr. Der König, welcher vermuthete, daß Perron, drr Haushofmeister der Hingeschiedenen, in das Geheimniß eingeweiht sey, ließ denselben festnehmen und in sein geheimes Kabinet bringen. Ueber diese Zusammenkunft giebt St. Simon, der seine Nachricht von Perron selbst aus zweiter Hand erhalten zu haben behauptet, folgenden Bericht.

Der König sagte mit strengem Ton und ernster Haltung: „Guter Freund, hören Sie auf mich! Wrnn Sie Alles gestehen und mir genau die Wahrheit sagen, will ich Ihnen verzrihen, und die Sache soll nie erwähnt werden; versuchen Sie aber die geringste Verstellung oder Verdrehung, so sind Sie des Todes, ehe Sie das Zimmrr verlassen. Nun antworten Sie mir: Ist Madame vergiftet worden?" — „Ja, Sire!" rrwirderte er. — „Von wem wurde sie vergiftet, und wie wurdr die That vollbracht?" fragte der König. Jener entgegnete, daß der Ritter Lorraine das Gift von Rom an den Grafen de Beuvron und Marquis d'Effiat gesandt und der Letztere in der schon beschriebenen Art davon Gebrauch gemacht habr. Darauf fragte der König, indem er die Versicherungen von Verzeihung so wie die Todesdrohungen verdoppelte: „War mein Bruder in dem Geheimniß?" — „Nein, Sire!" versetztr Perron, „Keiner von den Dreien würde so thöricht gewrsen seyn, ihm zu trauen; er ist unfähig, ein Gehrimniß zu bewahren; er hätte uns alle vernichtet." — Der König äußerte ein lautes „Ha!" wie Jemand aufathmet, der plötzlich von einem großen Druck befreit ist. „Dies", sagte er, „ist Alles, was ich zu wissen wünsche." Er befahl darauf, Perron aus dem Palaste zu führen und in Freiheit zu setzen.

Charlotte Elisabeth, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, bestätigt diese Erzählung im Wesentlichen. Sir will die Nachricht von dem Pagen haben, welcher den Marquis d'Effiat bemerkt hatte. Letzterer war später in ihren Diensten, wie auch Maurel und Perron, von deren Mitschuld sie selbst völlig überzeugt zu seyn behauptet.

Als in der Folge dem Ritter Lorraine die Rückkehr aus dem Exil gestattet wurde, schrieb der englische Gesandte Montague an Lord Arlington einen Brief, worin er in den stärksten Ausdrücken gegen den dem Königr Karl II. durch die Begnadigung des Vergifters seiner Schwester angrthanen Schimpf protestirte. (Schluß folgt.)

China.

Gützlaff's Geschichte von China.*)

Der seit vielen Jahren als Missionär und auch den Lesern diesrs Blattrs durch seine früheren Berichte, die wir im Original mittheilten, rühmlichst bekannte Verfasser tritt jetzt, so viel uns bekannt ist, zum ersten Male unter seinem Namen als Verfasser eines größeren Werkes auf, das in seinen äußeren und innerrn Verhältnissen gleich bedeutend erschrint.**) Er erzählt uns die Geschichte des ganzen chinesischen Reiches auf 912 Seiten. Schon früher bot Gützlaff den Forschern chinesischer Alterthümer, wir heutiger Zustände, die reichr Ausbeute langer und ernster Studien unter den Namen Gaihan, Philosinensis, Chinesenfreund dar, und jede seiner mühsamen Arbeiten wurde von ihnen ihres treuen Fleißes wegen, mit dem sie geschrieben war, auf das freundlichste begrüßt. Diese neuste Arbeit trägt in ihrer Sprache Spuren langer Entwöhnung des Verfassers von seiner Mutiersprache, sir ist steif und holpricht, nicht srlten inkorrekt, doch giebt uns dies die Sicherhrit, daß kein Mißverständniß sich durch eine Ueberarbeitung des gelrhrten Hrrausgebers hat einschleichen können, und Alles, was wir vorfinden, dürfen wir als des Verfassers eigenste Ansicht und Auffassung betrachten.

Der ungeheure Kreis, welchen der Geist der Weltgeschichtr in China, gleichsam spielend, vorgebildet hat, — denn wie Kinder sehen wir die Chinesen fast alle unsere großen Erfindungen als Spielzeug in den Händen halten, ohne daß sie wissen, was sie damit beginnen sollen, noch welche Kräfte intelligenter Bildung in ihnen schlummern, liegt in diesrm Buche vor uns ausgebreitet. Den Anfangspunkt dieses geheimnißvollen Reiches sucht der Verfasser bis hinauf durch den ersten Mythenkreis zu verfolgen und giebt interrssante Winke über sein hohes Alter. China's Zeitrechnung überragt die ägyptische bei weitem, doch glaubt der Verfasser überall Spuren einer nahen Verwandtschaft beider Völker anzutreffen; und es läßt sich auch wohl nicht in Abrede [illegible], daß, wie verschieden auch die Formen sein mochten, in denen z. B. in [illegible] sich der ägyptische und chinesische Volksgeist aussprach, so doch die Liebe [illegible] und besonders zur Baukunst, beiden etwas eben so Gemeinsames war, [illegible] Ackerbau, der bei beiden in den ältesten Zeiten mit dem Gottesdienst [illegible] menfiel, und die Schiffahrt, mindestens in ihren Binnrngewässern.

Die erste Periode umschließt das mythische Zeitalter und das Z[illegible] baldhistorischer Personen bis Konfuzius. In dieser Morgendämmerung [illegible] scheint die wundervolle Gestalt Tao's, ganz durchleuchtet von einer [illegible] Christenthum wieder anzutreffenden moralischen Ausbildung. Seine [illegible] besonders für Herrscher, wenn man in ihr großes Fachwerk die kompl[illegible] durch die modernen Verhältnisse reicher gewordenen Beziehungen einzu[illegible] würden noch heute den edelsten Leitern des Volkes zum Muster dienen [illegible] wie seine hohen Tugenden auch für unsere Zeit noch ein Schmuck [illegible] nes seyn würden. Der große Schatz, welchen China an Vorschriften [illegible] ziger Milde gegen Feinde, uneigennütziger Gastfreundschaft und [illegible] Familienpietät besitzt, ist fast allein entlehnt aus drm Rrichthum dieser [illegible] Individualität; und wäre dem chinesischen Volke die Energie des [illegible] das Herausbilden der That aus der bloßen Vorschrift für sie, [illegible] ins Kleinste gehenden Verhaltungsregeln verliehen gewesen, [illegible] Volk der Vollendung in ihm zu begrüßen. Der strts rückkehrende [illegible] aber zwischen dem Leben und der Lebensregel, zwischen Theorie und [illegible], die orientalische Grausamkeit gegen den Feind bei einer dem [illegible] analog ausgebildeten Sittenlehre, wie die schlaue Verschmitztheit bei [illegible] der Wahrheit, während letzterr als das heiligste Kleinod der Seele [illegible] ewiger Talisman verkündigt wird, ist unter diesen Umständen [illegible] Grund, aus dem wir China rbrn so oft vergöttert als schwer verun[illegible] den. So viel aber stellt sich uns auch durch diese Gützlaffsche Arbeit [illegible] heraus, daß ein Volk, in welchem so erhabene Lehren einmal aufge[illegible] worden sind, wie fern es auch von ihrer Vrrwirklichung noch seyn [illegible] doch als sein eigenstes Lebenselement in sich bewahren muß.

Die zweite Periodr umschließt drei Dynastieen, die dritte acht, [illegible] neun. In der fünften beginnt rin allen früheren ganz fremder, sehr [illegible] Wechsel der Dynastieen. Bei Gelegenheit der Darstellung der zweiten [illegible] behandelt der Verfasser das Leben des Konfuzius, so wie sein Streben, [illegible] sich in Besitz alles Wissens zu setzen und dann dasselbe wieder seinem Volk anzueignen, mit großer Ausführlichkeit. Obgleich in China aller [illegible] nur innerhalb der Dynastieen zu leben schrint, so verschmähte Konfuzius dennoch den Thron und leistete damit auch auf eine Dynastie und [illegible] auf eine derartige Verewigung Verzicht; wofür ihn sein Volk durch [illegible] Art von Adel, den seine Nachkommen noch jetzt als den einzigen des [illegible] um den Kaiser bilden, gleichsam bei der Nachwelt entschädigte.

Mit der fünften Periode beginnen die Tataren-Einfälle, bei deren [illegible] stellung der Verfasser China und den chinesischen Charakter mit minderer [illegible] liebe als bisher behandelt, ja, vergleichen wir ihn mit älteren Darstellern, welchr der chinesischen Humanität in dirsen Feldzügen viel Lob spenden [illegible] sich gleichwohl vom Schein drr Parteilichkeit frei zu halten wissen, [illegible] scheint uns Gützlaff hier vielmehr parteilisch gegen das chinesische Volk. [illegible] die Tatarenkriege folgten die Kämpfe mit den Mongolen, welche so lange [illegible] Gegenstand der Brunruhigung des Reiches waren. Zuletzt giebt uns [illegible] rine ausführliche Beschreibung des Krieges mit England aus dem Jahre [illegible] Ihn vrranlaßte der Handel mit Opium, das zu jrner Zeit mit unbesiegter Lridenschaft von drn Chinesen genossen wurde, und dessen Genuß [illegible] schwer zu beschränken, als rs dem Lord Elliot unmöglich war, durch die [illegible] stesten Versuchr auf diplomatischem Wege den Friedrn zu vermitteln. Die [illegible] stände dieses kurzen, aber blutigen Krieges sind bekannt.

Zerstreut in die verschiedenen Prrioden, oft in sehr großen Zwischenräumen lirgen dir Erfindungen der Chinesen. So fällt z. B. die Erfindung der Buchdruckerkunst in das 953ste Jahr unsrrer Zeitrechnung, [illegible] in das zweitr Jahrhundert derselben die Erfindung von einer Art von Papiergeld, das zwar wie die antike Münze aus Leder bestand, aber schon wegen Metallmangels an die Stelle des baaren Geldes trat. Auf diesen Münzen [illegible], wenn auch die ganzr Unform ihrer Gestalten — von der sie auch heute noch nicht lassen, da ihr wolkenloser Himmel ihnen so wenig Schatten zeigt — [illegible] doch auch schon die ganze Pracht ihrer reichen und intensiven Farben, [illegible] sie bieten alle eine in ihrer Art glänzendr Malerei und die feinste [illegible] dar. Was ihre Webereien und sonstigen Kunsterzrugnisse in Porzellan, Elfenbein, Perlmutter anlangt, so ist das Abendland jetzt schon seit lange [illegible] wohl damit bekannt, um ihrer hirr noch ausführlicher zu gedenken. [illegible] Mittheilens werthrr dürften dagegrn dir letzten Seiten des Buches [illegible], welche wir als rin Resumé drs Ganzen hier wortgetreu folgen lassen.

„Die falschen Ideen rücksichtlich dieses Landrs, welche im Auslande verbreitet sind, kann man entweder der Unwissenheit von dem eigentlichen [illegible] der Dinge zuschreiben, oder dem Wunsche, zu verschönern, was eigentlich [illegible] theoretisch wahr ist. Wenn man den Gebildeten erzählt, was Vorzügliches und Herrliches über das Reich geschrieben, welche sonnenglänzende Tugenden mit beinahe gänzlicher Ausnahme von Lastern, das Volk und der Staat besitzt, so können sie nicht genug über die Leichtgläubigkeit und den Mangel an Menschrnkenntniß von Seite der Fremden lachen.

„Die Chinesen sind ein großes Volk, das sich seiner Macht noch [illegible] bewußt ist. Sie haben sehr viele nationale Tugenden und vielleicht [illegible] zahlreichere Laster. Wenn man ihre Ausdauer, Betriebsamkeit, kindliche [illegible] Zufriedenheit und Freundlichkeit betrachtet, so sind sie gewiß des Lobes werth, wenn man ihr Lügen, Trügen, ihre Schalkhaftigkeit, Dieberei, den gänzlichen

*) Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking, herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1847.

**) In holländischer Sprache ist bereits vor etwa zehn Jahren ein Werkchen über China unter seinem Namen veröffentlicht worden.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Sonnabend den 2. Oktober 1847.

England.

Die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich. *)

Seitdem der Dampf als Bewegungskraft auf den Eisenbahnen in Anwendung gekommen ist, hat sich die Aufmerksamkeit sowohl der Männer der Wissenschaft als der praktischen Thätigkeit oft auf die ungeheure Consumtion des Brennmaterials gerichtet, die für die Bedienung der Schienenwege erforderlich ist. Die Erfindung eines neuen Lokomotors, der keine oder doch eine weniger kostspielige Feuerung verlangte, war bisher ein Problem, dessen Lösung von Tage zu Tage wünschenswerther wird, weil das Brennmaterial von anderweitig so großem Nutzen ist, und überdies von immer größerer Seltenheit werden muß. Nachdem diese Frage einmal angeregt war, begreift man die Geschäftigkeit derjenigen, welche die Anwendung der atmosphärischen Luft als Zugkraft für ein zweckmäßiges und bei weitem vortheilhafteres Ersatzmittel des Dampfes verkündeten. Aus dem Gesichtspunkt der Oekonomie und Industrie würde man zweifelsohne in den meisten Fällen sich dieser wohlfeilen Kraft mit großem Vortheil bedienen können, besonders wenn man bei ihrer Anwendung die Steinkohle entbehren könnte, deren stets im Zunehmen begriffene Consumtion bald in einem umgekehrten Verhältniß mit dem Ertrage der Bergwerke stehen wird. Da übrigens Jeder weiß, daß die Anwendung des Wasserdampfes auf der Ausdehnbarkeit dieses Fluidums beruht, so kann man auch leicht einsehen, daß die atmosphärische Luft, da sie dieselbe Eigenschaft besitzt, in derselben Weise verwandt werden kann; die Schwierigkeit liegt nur in den Mitteln, diese Kraft in eine dem Zweck entsprechende Wirksamkeit zu versetzen.

Unter den glühendsten Anhängern der Aërodynamie gebührt Andraud die erste Stelle. Mit großem Enthusiasmus hat er die Allmacht des neuen Motors zu verherrlichen gesucht, und versichert, daß kein anderes Mittel in Bezug auf Brieftransport, Schifffahrt, Bodenkultur, Städtevertheidigung im Kriege u. s. f. solche Dienste zu leisten im Stande sey, wie die komprimirte Luft. Ja, was noch mehr ist, nach dem Grundsatz dulce cum utili sucht er mit der Wirksamkeit der komprimirten Luft auch die Akustik zu verbinden, indem er versichert, daß unseren Nachkommen die große Ueberraschung vorbehalten sey, während ihrer Fahrt auf den von ihm konstruirten Eisenbahnen durch Monsterkonzerte unterhalten zu werden, von denen er eine anziehende Vorstellung zu geben glaubt, dadurch, daß er sie mit dem „sublimen“ Rollen des Donners vergleicht. Der geistreiche Erfinder gedenkt seinen Universalmotor auch in der Luftschifffahrt zu verwirklichen. Daß er nach solchen Hoffnungen die Dampfkraft und deren Anwendung als Lokomotiv nur für etwas durchaus Vorübergehendes hält, kann man leicht ermessen.

Uebrigens ist diese Idee, einer Lokomotive mit komprimirter Luft, (zu unterscheiden von der Anwendung der verdünnten Luft in einem Treibcylinder, der eine Lokomotive im gewöhnlichen Sinne ganz überflüssig macht) schon früher, im Jahre 1815, von einem Baiern ausgesprochen und seitdem in verschiedenen Ländern wiederholt worden. So hatte z. B. vor etwa 10 Jahren ein Uhrmacher in Versailles, Namens Roussel, einen kleinen Wagen aufgestellt, den er nach demselben Prinzip auf einem runden Tische, in dessen Mittelpunkt er an einen Faden befestigt war, in Bewegung setzte. Ganz kürzlich hat Herr Geheimer Oberbaurath Crelle, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, dies Mittel zur Anwendung auf die Eisenbahnen empfohlen. In dem Werke, welches er 1846 zur Entwickelung seines Vorschlages, „sich der Elastizität der atmosphärischen Luft als bewegender Kraft auf Eisenbahnen zu bedienen“, geschrieben, spricht er sich darüber unter Anderem folgendermaßen aus: **)

„Wenn man nicht die Dampflokomotiven ganz von den Eisenbahnen verbannt, oder auch darauf besteht, die atmosphärischen Eisenbahnen (im eigentlichen Sinne) in Aufnahme zu bringen, so setzt man sich der Gefahr aus, Millionen zu verschleudern, die man später, wenn vielleicht ein Tag die wahrhaften und richtigen Mittel zur Vervollkommnung des Lokomotivs zur Geltung gebracht hat, schmerzlich bedauern wird.“

Solche Worte im Munde eines Mannes, der zugleich ein gelehrter Mathematiker und ein geschickter Baumeister ist, verdienen wohl einer ernsten Berücksichtigung. Ehe man ihnen aber volles Vertrauen schenkt, muß man erwarten, bis die praktische Ausführung die vortheilhaften Resultate, welche die Theorie verspricht, bestätigt hat. Uebrigens würde ein Versuch, das System des Herrn Crelle zu prüfen, nicht sehr kostbar seyn, da jede Eisenbahn hierzu dienlich wäre und selbst die jetzt gebräuchlichen Dampflokomotiven beibehalten werden könnten, nur daß statt des Dampfkessels ein Reservoir für die komprimirte Luft angebracht würde. Dies so wie die Fortschaffung des Schornsteins wären in der Idee des Erfinders die einzigen Veränderungen, welche mit der Dampflokomotive vorzunehmen wären, um sie in eine aërodynamische Lokomotive zu verwandeln.

Drei andere Systeme, ebenfalls gegründet auf dem Prinzip der komprimirten Luft, aber von Herrn Crelle als seiner aërodynamischen Lokomotive angeordnete Arten betrachtet, finden sich in der Schrift des Berliner Akademikers genau beschrieben. In dem ersten derselben ist die Lokomotive beibehalten, aber statt die zur Fahrt nothwendige Luft mit sich zu führen, strömt ihr dieselbe fortwährend durch einen entsprechenden Mechanismus aus einem in der Mitte der Bahn zwischen den Schienen fortlaufenden Treibrohr zu. Weniger leicht kann man sich eine Vorstellung von der wunderlichen Construction des neuerdings von einem preußischen Ingenieur in Vorschlag gebrachten Lokomotors machen; es mag daher eine Vergleichung gestattet seyn. Wenn man auf dem Boden ein Ankertau der Länge nach ausstreckt und es an dem einem Ende befestigt, so würde ein Rad, dessen äußerer Rand halbvertieft wäre — vorausgesetzt, daß es durch eine Vorrichtung in horizontaler Lage erhalten würde — auf diesem Tau sich in Bewegung setzen, sobald man das nicht befestigte Ende desselben in die Höhe höbe. Denkt man sich an Stelle dieses Taues nun etwa einen Schlauch in der Mitte der Bahn zwischen den Schienen in der angegebenen Weise befestigt und den ersten Wagen vorn zwischen den beiden Haupträdern mit einem solchen Rade versehen, das auf jenem Schlauch aufliegt, so würde, wenn der hinter diesem Rade befindliche Theil des Schlauches durch eine am Ende desselben befindliche Luftdruckpumpe mit Luft gefüllt würde, das Rad und somit der ganze Zug fortgehoben werden. —

Die erste Idee einer atmosphärischen Lokomotion scheint von Papin († 1710) herzurühren, diesem geistvollen Manne, dem von Vielen auch die Erfindung der Dampfmaschine und die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt zugeschrieben wird. Er begründete seine Idee auf das einfache Prinzip, daß, wenn man auf einer der Seiten eines in einer Röhre gehenden Stempels die Luft verdünnt, durch den auf die andere Seite dadurch hervorgebrachten Luftdruck der Stempel in Bewegung gesetzt werden müsse. Medhurst, ein neuerer Ingenieur, machte zuerst den Vorschlag, die Idee der atmosphärischen Lokomotion für den Brief- und Waaren-Transport auszubeuten. Vallance wollte das von Medhurst aufgestellte System im Jahre 1844 auch auf den Personen-Transport ausdehnen nnd stellte sogar auf der Brightoner Bahn einige Versuche mit einem Holzcylinder an, dessen innerer Durchmesser 6 Fuß maß. Medhurst erklärte sich jedoch bald gegen diese neue Art von Tunnel, und kurze Zeit darauf fiel man darauf, den Treibcylinder von geringem inneren Durchmesser zwischen den Schienen auf der Bahn fortlaufen zu lassen. Ein Längeneinschnitt wurde in der nach oben gekehrten Seite des Cylinders angebracht, um eine Verbindung des in dem Cylinder sich bewegenden Treibkolbens mit dem Train selbst möglich zu machen. Zugleich durfte dieser Schlitz in den Treibcylinder stets nur da offen seyn, wo sich momentan der Schaft des Kolbens befand, damit der Cylinder vor dem Einströmen der atmosphärischen Luft gesichert war. Hierzu verwandte man nun anfangs einen hydraulischen Apparat. Aber dieses Wasserventilsystem hatte den augenfälligen Nachtheil, daß es nur auf völlig horizontalen Bahnen in Anwendung kommen konnte. Trotz dieser Unvollkommenheit gebührt doch Medhurst der ganze Ruhm der Erfindung des atmosphärischen Eisenbahnsystems, besonders da er in durchaus klarer und vollständiger Weise die Bedingungen auseinandersetzte, an die die Einführung desselben geknüpft war.

Seitdem beschäftigte man sich eifrig mit Untersuchungen über die Möglichkeit eines Ventils, das mit jenen Nachtheilen nicht verknüpft war. Zahlreiche Versuche wurden angestellt, unter denen wir die aus Hanfgeflecht konstruirten Ventile erwähnen, welche im Jahre 1834 der amerikanische Ingenieur Pincus in Vorschlag brachte. Alle aber erwiesen sich als unzulänglich, bis endlich die Herren Clegg und Gebrüder Samuda auf der von ihnen, bei Wormwood-

*) Nach einem in der Revue des deux Mondes enthaltenen Artikel.

**) Wir theilen diese Worte nach ihrer französischen Uebersetzung mit, ohne sie mit dem deutschen Originale verglichen zu haben.

Der Herausgeber dieser interessanten Reliquie der altenglischen Literatur, Sir Frederick Madden, macht darauf aufmerksam, daß die oben angeführte Stelle sich nicht in dem Orginalgedicht von Wace findet, wo statt dessen nur:

> Kriur non nom; de sa bunté
> Ad grant parole puis esté —

gesagt wird, und bemerkt dazu, daß Layamon's Elfen den Feen der Romane ähnlicher sind, als denen der Volkssagen, die von jenen wesentlich abweichen. Inwiefern die weitere Behauptung Madden's gegründet sey — daß nämlich die Franzosen ihre Kenntniß der Feen aus der nordischen Mythologie entlehnten, welche die Gegenwart gewisser Nornen bei der Geburt von Kindern voraussetzt — vermögen wir nicht zu bestimmen.

Es erhellt aus den Thatsachen, die wir erwähnt haben und die sich leicht bis ins Endlose vervielfältigen ließen, daß die Vermengung der Namen zu einer Verwechslung der Attribute geführt hat, oder daß sich diese vielmehr gegenseitig erzeugten, und der bekannte Umstand, daß verschiedene mythologische Systeme nicht selten Wesen von völlig entgegengesetztem Charakter mit ähnlichen Kräften und Eigenschaften ausstatten, hat gleichermaßen zu der Verwirrung beigetragen, die jetzt in unserer Feeulehre herrscht.

Wir haben uns in diese Untersuchungen über die Verschmelzung der abergläubischen Begriffe verschiedener Nationen und Zeiten eingelassen, weil sie in allen Zweigen der populairen Mythologie sichtbar ist, obwohl nirgends so augenscheinlich, als in dem, was sich auf die Feen- und Elfenwelt bezieht, und weil man bei den häufigen Anspielungen Shakespeare's auf diese letztere nicht vergessen muß, daß die phantastischen Gebilde, die er in seinen unsterblichen Dichtungen verherrlicht hat, nicht unmittelbar aus den Ueberlieferungen entsprossen sind, die unter den Ureinwohnern Britaniens oder unter den Schaaren des Hengist und Horsa gangbar waren, sondern einen zusammengesetzteren, vielseitigen Charakter an sich tragen. Die Volksmärchen und Legenden Englands lassen sich nicht nur bis zur normännischen Eroberung, nicht nur bis zu den Zeiten der sächsischen Heptarchie, nicht nur bis zu den Tagen zurück verfolgen, wo

> Rom's Adler, Jovis' Vogel, seinen Flug
> Aus Süden nahm nach unserm fernen West —

sondern noch weiter hinauf, bis zur Anfangs-Periode der britischen Geschichte.

Als Schluß unserer Bemerkungen mögen die Worte eines der gründlichsten Gelehrten der Gegenwart dienen, die sich zwar zunächst auf seine Forschungen über die Etymologie der angelsächsischen Gränzmarken beziehen, aber eben so passend auf die verschiedenen Phasen der englischen Volks-Mythologie angewandt werden können. „Es ist nicht zu bezweifeln", sagt Herr Kemble, „daß die Ortsnamen und diejenigen Benennungen, die zur Bezeichnung lokaler Gegenstände gebraucht werden, eine gewisse eingeborne Lebenskraft besitzen, die selbst die wildeste Eroberungswuth nicht ganz zerstören kann. Ein Volksstamm wird selten so völlig ausgerottet, um nicht einen wesentlichen, wenngleich untergeordneten Bestandtheil des neuen, auf seinen Trümmern errichteten Staates zu bilden; und wo der Ackersmann fortfährt, sich dem Landbau zu widmen, wird der Antritt eines neuen Eigenthümers keinesweges die Namen in Vergessenheit bringen, welche zur Bezeichnung des Landes selbst und der zu seinem Anbau nöthigen Werkzeuge dienen. Man findet im Gegentheil, daß die Eroberer dergleichen Benennungen gewöhnlich von den Besiegten annehmen, und demzufolge herrschen auch nach Verlauf von zwölf Jahrhunderten und unzähligen bürgerlichen Umwälzungen die Wörter dieser Klasse noch immer in unserer Volkssprache und zum Theil sogar in unserer Literatur vor. Viele Ausdrücke, die wir umsonst in den angelsächsischen Lexicis suchen, werden in denen der Kymri gefunden, aus deren Mundart sie in die Sprache der Sieger übergingen. Solche Wörter sind nicht angelsächsisch, sondern wallisisch, Wylisc oder Welsh, und haben oft sowohl in der Bedeutung als der Aussprache nur geringe Modificationen erlitten."

Mannigfaltiges.

— Vandalismus gegen historische Bauwerke in Frankreich. Die Revue Indépendante hält den verschiedenen französischen Ministerien die Sünden vor, die sie an alten historischen Denkmälern begangen. In St. Denis hatte der Blitz die Thurmspitze der Kathedrale getroffen. Man restaurirte sie so, daß unter dem neuen Aufsatz der Thurm zu wanken anfing und nach einem Kostenaufwande von sieben Mill. Fr. Spitze, Thurm und Vorderfront der Kirche eingerissen werden mußten. Als man aber zum Wiederaufbau einen neuen Architekten zu wählen gezwungen war, entschädigte man den alten dadurch, daß man ihn zum Mitgliede des Ausschusses für Civilbauten ernannte. Zugleich wollte das Ministerium die Gräber der Könige in der Kathedrale von St. Denis wiederherstellen — und es erlaubte, daß man sich dazu irgend welcher Statuen und Basreliefs bediente, die sich zufällig in den Antiquarien vorfanden. — Unter Verantwortlichkeit des Kultusministers sind die Dome in Rouen und Coutances eben so schlecht restaurirt worden, als der in St. Denis unter Aufsicht des Ministers der öffentlichen Bauten. Desgleichen ist die Kirche der Abtei in Brantôme während des Wiederaufbaues von neuem eingestürzt, ein Unglück, das sich an der schönsten Kirche der Provence, der zu St. Maximin, wiederholt hat und auch in Laon, Noyon und Tournus in Aussicht steht. In Paris hat man die Abtragung des Bernhardiner-Kollegiums, des Hotels de la Trémouille und des alten Cölestiner-Klosters, wo sich das Grab Karl's V. befindet, gestattet. Um eine Straße gerade zu [...] riß man vor etwa zwei Monaten das durch Frau von Sévigné be[...] Hotel Carnavalet nieder. In Orleans drohte der Maire, seine Ent[lassung] zu nehmen, wenn man nicht das Hotel-Dieu, ein kostbares Denkmal [mittel]alterlicher Baukunst, niederrisse, weil es den Zugang zu einer mittela[lterlichen] Kathedrale beengte. Man behielt den Maire und opferte das Ho[tel]. Der Unterrichtsminister ließ die Bibliothek St. Geneviève und das [Collège] Montaigu abtragen, wo Erasmus und Calvin studirt haben. — Auf Bef[ehl des] Ministers des Ackerbaues ist in Lyon, damit die Thierarzneischule ver[größert] werden konnte, eine Kirche gefallen, die man ihrer Merkwürdigk[eit wegen] selbst zu einer Zeit nicht antastete, wo man die Güter der religiösen [Kongre]gationen versteigerte. — Der Kriegsminister aber, meint die Rev[ue, hat] gewüthet in dem päpstlichen Palaste zu Avignon, dem Schlosse zu [...] seine schönen sechs Thürme genommen, die beiden Abteien in Sai[...] menschlich verstümmelt und die Dominikanerkirche in Toulouse, die [...] werthvolle Fresken aus dem vierzehnten Jahrhundert hat und in der Tho[mas] von Aquino begraben liegt, theils in einen Stall, theils in ein [...] verwandelt.

— Französische Berichterstatter über Deutschland. Herr [...] Thomas, der im Auftrage des Journal des Débats bei der Eröffnung [des vereinigten preußi]schen Landtages von 1847 nach Berlin gekommen war und von hier [wäh]rend der Dauer desselben die zahlreichen Aufsätze über die Ständeve[rsammlung] zum Theil in Form von Korrespondenzen und zum Theil in Form von [Lei]tartikeln (Premiers Paris), schrieb, bei deren Abfassung ihm wahr[scheinlich] einige Landtagsmitglieder selbst, und zwar sowohl der ersten als der [zweiten] Kurie, zur Seite gestanden, giebt nunmehr in der Revue des deux [Mondes] einen zusammenhängenden Bericht über die neueste politische Geschichte [unseres] Landes. Wer jene Artikel im Journal des Débats gelesen, wird auch [...], in welchem dieser Bericht redigirt ist, leicht errathen können. Den [...] glaubt er einen solchen Bericht, der übrigens in den folgenden Heften [der Re]vue noch fortgesetzt werden soll, schuldig zu seyn, weil man in Frankreich zu leicht geneigt sey, die Zustände und Ereignisse des Auslandes nach den [Mu]stern der Heimat zu beurtheilen und jeden Fortschritt, der dort gemacht [wird], für einen Sieg der französischen Revolution zu halten. „Hüten wir uns da[vor] wohl", fügt er hinzu, „vor dieser gallischen Aufschneiderei (fatuité gallicane), denn drüben ist man im Stande, dem Fortschritt die Thore zu verschließen, wenn ihm diesseits ein französischer Ursprung vindizirt wird." — Es fragt sich aber, ob nicht gleichwohl die Darstellung des Herrn Thomas einiges Mißtrauen in Deutschland erregen werde, da er selbst zu sehr Franzose ist, um nicht in seinem Urtheil über Personen und Zustände des Auslandes von vorgefaßten Meinungen auszugehen und oft in die scheinbar unparteilichste Form den [par]teilichsten Inhalt einzukleiden. Wir wenigstens möchten die von ihm aus[ge]sprochenen Urtheile nicht überall als richtig unterschreiben.

— Musikalisches aus England. Als Nachtrag zu dem in [der] letzten Nummer des Magazins enthaltenen Bericht über das Musikfest in Glo[u]cester ist zu berichten, daß auch noch am vierten Tage (24. Sept) ein Ora[to]rium, und zwar Händel's „Messias", aufgeführt wurde. Demnach sind [bei] diesem Musikfeste hinter einander in derselben Kirche das „Dettingen-Tedeum", der „Eliah", der „Messias" und Bruchstücke aus acht anderen, größtenteils deutschen Oratorien zur Aufführung gebracht worden. — Die drei Konzerte, [die] Dlle. Jenny Lind am 22., 23., und 25. September in Norwich gab, sind [von] ungefähr 6000 Personen besucht worden und haben nicht weniger als 3500 Pfd. (24,000 Thaler) eingetragen, wovon die Konzertgeberin jedoch nur ungefähr die Hälfte erhalten hat. Sie wurde dabei von Herrn [...], so wie von Herrn und Madame F. Lablache, unterstützt. Der Komponist, Herr Balfe, leitete die Konzerte. So oft Dlle. Lind in der Stadt ausfuhr, wurde sie von der Menge begleitet und laut begrüßt. Ihre beiden Konzerte in Bristol und Bath haben ihr 600 Pfd. (4000 Thlr.) eingebracht. Von Dublin aus wurden ihr 1000 Pfd. angeboten, wenn sie dort zwei Konzerte geben wolle, was sie jedoch abgelehnt hat.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

r auch keinen Beigeschmack. Eben so bekommen auch die Passagiere der a Kajüte das Essen und Trinken. Der Capitain hatte außerdem noch das Porterbier und verschiedene Sorten Wein mit; davon bekommen aber die agiere nichts verabreicht.

Was das Gepäck betrifft, so ist es am besten, wenn der Reisende es nicht isten, sondern in Koffern hat oder in Kasten mit eisernen Bändern und oß, denn beim Untersuchen der Sache durch den Zollbeamten ist es eine liche Arbeit, die Kisten aufzuschlagen. Gehen die Deckel nicht entzwei, so rn sich die Nägel krumm und man kann die Kisten nicht ordentlich wieder achen. Der mit Eisen beschlagene Koffer dagegen wird auf- und zugeffen und die Sache ist abgemacht. Auf die Größe kömmt es gar nicht an, Gepäck liegt im untersten Raum wie Kraut und Rüben durcheinander.

Für Texas sind uns von vielen Seiten die besten Hoffnungen gemacht den. Mit Ausdauer und Muth wird es schon gehen. Ein Pharmazeut ı dort, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, wohl seine Rechnung en, wenn nicht als Landwirth, so als Doktor und Apotheker, denn diese en Berufszweige sind hier fast immer verbunden. Die Medikamente haben altig hohe Preise. Einer unserer Reisegefährten mußte in New-York für Stück Blutegel 2 Dollars bezahlen, also etwas mehr als 11 Silbergroschen einen. In den hiesigen Apotheken, die zugleich Kramläden sind, ist Alles aben; sie sind in dem Zustande wie die unsrigen vor funfzig Jahren. Auch Kräutern und Fellen, scheint es, lassen sich gute Geschäfte machen.

Nun zurück zu New-York. Ob es einen schöneren Hafen auf der lt giebt, ich weiß es nicht! So freundlich, so sicher und so mächtig belebt! lche Unzahl von Dampfschiffen und wie großartig und schön gebaut! Jeden genblick fliegt eines vorüber. Die Stadt New-York allein soll deren an send haben. Und nun die Segelschiffe von allen Größen und Formen, von allen Nationen der Welt! Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft auf mehr als 400,000, darunter 90,000 Deutsche. Die Männer gehen r ganz besonders fein gekleidet, entweder im Frack von Tuch oder Zeug, r in leichten Röcken: ihre Wäsche ist weiß wie frischgefallener Schnee. Die amen dagegen machen keinen bedeutenden Staat; man findet unter ihnen ch wenig hübsche Gesichter. Schwarze giebt es in allen Schattirungen bis m Gelben, meist häßliche Gestalten. Die Häuser sind schön, aber im Allgeinen doch nicht so schön, groß und regelmäßig wie in Berlin, und mitten ter Ziegelhäusern, die alle nicht angeworfen werden, sondern so bleiben wie Berliner Bauschaule, steht mitunter ein altes Haus von Brettern. Fast jedem Hause giebt es unzählige Läden und Comtoirs. Die Gas-Beleuchng ist auch mangelhaft und nicht so hell als in Berlin. Den Tag über ist n ungeheures Leben und Treiben auf den Straßen, in der Nacht dagegen lles ganz ruhig, auch kann man nach 10 Uhr leicht, nicht nur um Geld und eider, sondern auch ums Leben kommen, wenn man auf den Straßen herumandelt, obgleich es an Wächtern nicht fehlt. Das Klima ist hier einem sehr hnellen Wechsel unterworfen, bald warm zum Umkommen und in einer Stunde wieder kalt, daß man anfängt zu frieren. In das Wasser und Bier wird doch, da es meist lau ist, immer Eis gethan, und man sieht beständig Eisagen auf den Straßen fahren. Eine Freude hat man an den schönen Pferen, die man selbst vor jedem Karren, vor jeder Droschke, vor jedem Omnibus ieht. Von letztern giebt es auf dem Broadway gegen vierhundert, alle mit goldenen und bunten Buchstaben beschrieben. Auch herrliche Cabriolets sieht man hier, so leicht gebaut, daß man glaubt, sie müßten gleich zusammenbrechen, und gefahren wird, als ob die Thiere gar nichts kosteten. Hunde bemerkt man wenig; seit sechs Wochen schon dürfen keine ohne Maulkorb umherlaufen, sonst werden sie todtgeschlagen.

In unserem Hôtel, welches übrigens kein besonders gutes ist, zahlen wir täglich 5 Schilling (1 Thlr. 20 Sgr.) für Wohnung und Kost. Täglich kommen und gehen 20 bis 40 Gäste, die in ein bis zwei Tagen wieder abziehen. Das Essen ist ganz amerikanisch oder englisch. Zum Frühstück erhalten wir Kaffee, Fleisch mit Kartoffeln und Käse. Der Wirth, der nicht die feinsten Manieren hat, trinkt gern eins, hält dabei aber eifrige Predigten gegen den Trunk. Es ist übrigens hier für den Fremden ein schmähliches Leben, ein Jeder sucht ihn zu übervortheilen, und die armen deutschen Auswanderer sind oft sehr schlimm daran. Gestern waren wir auf zwei Schiffen, die nach Galveston gehen. Das eine nimmt nur Passagiere der ersten Kajüte, der Preis 50 Dollars, das war nichts. Auf dem zweiten, der Brigg „Lamar", haben wir als Zwischendeck-Passagiere akkordirt und zahlen ohne Essen 15 Dollars die Person. Wir sollen uns Lebensmittel auf 20 bis 25 Tage anschaffen. Der einzige Unterschied von der Kajüte ist, daß wir zu Dreien in einer Kammer schlafen, aber auf einem Verdeck, das uns wie ein wahrer Palast erscheint gegen unseren Aufenthaltsort auf dem „William Money". Morgen müssen wir unsere Sachen an Bord schaffen, denn am 5. August will die Brigg in See stechen. Heute wird nun eingekauft. Die Lebensmittel sind hier ziemlich theuer, Obst sieht man wenig, und es ist schlecht; ein Apfel oder eine Birne kostet 1 Cent, eben so viel eine Pfirsich; dagegen eine Ananas nur 8 Sgr. nach unserem Gelde; auch der Wein ist nicht theuer.

Unsere Passagiere vom „William Money" haben sich nun alle zerstreut; nur zwei Juden aus Berlin wohnen noch mit uns zusammen, ein Kleiderhändler und ein Lithograph, dessen Schwager. Ersterer bot uns an, wir möchten diesen mit nach Texas nehmen: bis Galveston wollte er Alles für ihn bezahlen, und dann sollten wir für ihn sorgen. Der Vorschlag schien uns aber doch nicht annehmbar. Wie blindlings die Leute übrigens nach Amerika gehen, ist kaum zu glauben; viele unserer Reisegefährten sind hier mit 8 — 20 Thalern angekommen, einige haben sogar z. B. kaum 3 Thaler gehabt. Drei sind gestern als amerikanische Dragoner eingekleidet worden und werden binnen kurzem nach Mexiko gehen; sie haben 12 Dollars Handgeld bekommen und erhalten dann, wenn der Krieg zu Ende ist, oder in einem Jahr, 100 Dollars oder 160 Acker Land. Zwei von ihnen sind Preußen. Der Eine war Kürassier, der Andere Husar. Wir hätten hier Leute genug zum Mitnehmen nach Texas bekommen können; wir sollten für sie das Reisegeld zahlen, und sie wollten dafür ein bis zwei Jahre ohne Lohn bei uns arbeiten. Indeß haben wir uns auf alle diese Anerbietungen nicht einlassen mögen. Es sind in dieser Beziehung schon sehr bittere Erfahrungen gemacht worden, und man wird hier von seinen eigenen Landsleuten oft am schlimmsten betrogen.

Gestern ist das erste und einzige preußische Kriegsschiff, die „Amazone", glücklich in New-York angekommen; es geht von hier nach Galveston. Im Hafen liegt auch ein Schiff, das in China gebaut und mit 20 chinesischen Matrosen bemannt ist, häßlichen Kerls mit langen Zöpfen und einem Fächer in der Hand. Dieser wunderliche Kasten wird für ¼ Dollar gezeigt, ein Amerikaner hat ihn aus Speculation bauen lassen und will, nachdem er hier seinen guten Schnitt gemacht, damit nach Europa gehen.

Frankreich.

Jahresbericht der Kriminal-Justiz in Frankreich.

Da jetzt so viel über den sittlichen Zustand Frankreichs gesprochen wird, ergreifen wir gern eine sich uns darbietende Gelegenheit, unsere Leser mit dem neuesten statistischen Jahresberichte der französischen Kriminal-Justiz bekannt zu machen. Derselbe betrifft, obgleich er ganz vor Kurzem erschienen ist, erst das Jahr 1845 und wir drücken beiläufig unsere Verwunderung darüber aus, daß in dem Lande der Centralisation par excellence zwanzig Monate zur Anfertigung der Tabellen nöthig waren.

Gegen das vorangegangene Jahr hatten sich 1845 die Angriffe auf fremdes Eigenthum um ein Zehntel vermindert, während die auf Personen häufiger waren. — Von 100 Angeklagten gehörten 61 den Land-, 39 den Stadtgemeinden an. Da nun drei Viertheile der Gesammt-Bevölkerung auf dem Lande wohnen, so folgt daraus eine merklich größere Sittlichkeit auf Seiten der Dörfer. Demungeachtet muß man bei einem solchen Schlusse vorsichtig seyn, denn man darf bezweifeln, daß die Sicherheitspolizei auf dem Lande so gut behandelt werde, als in den Städten. Zudem thun die Listen dar, daß die größten Verbrechen, als Aeltern- und Kindermorde, Brandstiftungen, Todschläge und Vergiftungen, vorzugsweise unter den Bauern vorgekommen sind.

Die Zahl der Angeklagten, die weder lesen noch schreiben können, vermindert sich in Frankreich von Jahr zu Jahr. Es gab deren 1836 auf 100 Individuen 59, 1845 nur 51. Dies ist die natürliche Folge der Vermehrung der Elementarschulen. Hierbei frägt es sich aber, ob die Verallgemeinerung des Unterrichts auch die Gesammtzahl der Verbrecher vermindert, und es scheint, als habe man sich in dieser Beziehung zu große Hoffnungen gemacht. Die Kunst, zu lesen, ist nicht mehr, als ein Mittel. Man kann sich desselben gut und schlecht bedienen und mit seiner Hülfe eben so wohl böser, als besser werden. Bedenkt man nun die große Anzahl schlechter Zeitschriften und abscheulicher Bücher, die in Frankreich im Umlauf sind, so kann man die Verbreitung des Leseunterrichts, so wenig man sich ihr auch widersetzen möchte, nicht ohne Besorgniß mit ansehen.

Zwei Arten von Verbrechen sind seit zwanzig Jahren in einem traurigen Fortschritte begriffen, Nothzucht und Fälschungen. Verbrecher der ersteren Art, von denen 1826 an erwachsenen Frauenzimmern 166, an Kindern 139 begangen wurden, beliefen sich 1845 auf respektive 227 und 406! Die Fälschungen und betrügerischen Bankrotte haben in demselben Zeitraume um ein Drittheil, die Falschmünzereien beinahe um ein Viertheil zugenommen. Eben so vermehren sich Gaunerstreiche, Mißbrauch des Vertrauens und einfache Bankrotte. Zwei Dinge mögen diese Erscheinung erklären. Zuvörderst die Zunahme industrieller Unternehmungen und des Handelsverkehrs. Je mehr Leute sich bei Börsen-Speculationen, bei Einrichtung von Fabriken und Eisenbahnen u. dgl. betheiligen, desto verbreiteter ist die Gelegenheit zu Betrügereien, desto mehr Personen werden in einen und denselben Prozeß verwickelt und desto größer muß, selbst bei unverändertem Stande des allgemeinen Sittlichkeits-Gefühls, die Anzahl der Angeklagten seyn. Die zweite Ursache ist die Steigerung der Sucht, Geld zu erwerben, der sich nicht nur eine weit größere Anzahl von Menschen hingiebt, sondern die auch mit viel mehr Leidenschaft befriedigt wird, als früher. Das französische Volk, dessen Hauptinteresse noch vor Kurzem der Krieg und die Politik waren, ist auf dem Wege, eine Nation von Agioteurs und Krämern zu werden. Was gewinnt es dabei? Ein Wenig mehr äußeres Wohlleben und viele Laster.

Was die ernsteste Aufmerksamkeit in dem Jahresberichte verdient, ist das Verzeichniß der rückfälligen Verbrecher. Dieselben sind nicht minder im Zunehmen. Von 1826 — 30 gab es auf 100 Angeklagte sechzehn Rückfällige, von 1831 — 35 neunzehn, von 1836 — 40 zwei und zwanzig, 1841 vier und zwanzig und seit 1842 fünf und zwanzig. Dabei muß man noch annehmen, daß ein großer Theil der Rückfälligen bei der zweiten Untersuchung ihren wahren Namen und die frühere Strafe zu verheimlichen weiß und erst in den Gefängnissen als schon bestraft erkannt wird. Diese Thatsache beweist, daß die bis jetzt in den französischen Gefängnissen eingeführten Veränderungen keinen Erfolg gehabt haben, und daß es hohe Zeit für die Kammern ist, die gründliche Erörterung und Verbesserung des Strafsystems nicht länger aufzuschieben.

„„Nationen aufrecht zu erhalten? Ich bin der Meinung, daß die Grundsätze, „„welche Tamworth mit Birmingham verbinden und die Ihnen so weise „„erscheinen, daß Sie darüber spotten würden, wenn man sie aufgäbe, end-„„lich auch überall, ungeachtet des Egoismus der Monopolisten, den Sieg da-„„vontragen werden. Ich glaube, daß das Ausland seine Beschränkungen „„aufgeben wird, und daß, ungeachtet des Einflusses der Eisenminenbesitzer „„in der einen und der Baumwollen-Fabrikanten in der anderen Kammer, „„die Aufklärung überall eindringe, und so auch die große Menge begreifen „„wird, daß der Schutzzoll in Wirklichkeit blos eine auf die Industrie gelegte „„Steuer sey. Meine Herren, ich werde versuchen, diese Grundsätze zur An-„„wendung zu bringen und alle Einschränkungen, die der Handel noch erfährt, „„zu beseitigen, welches auch die Hindernisse seyn mögen, auf die ich dabei „„stoße. Ja, ich fordere Sie auf, die Erzeugnisse anderer Länder auch selbst „„dann zu kaufen, wenn diese die Thorheit begehen sollten, die unsrigen zu-„„rückzuweisen. Wenn sie uns erst einmal ihre Erzeugnisse schicken, dann „„werden sie sich auch ein Aequivalent dafür fordern, und dieses Aequivalent „„wird eine Frucht Ihrer Industrie und Ihrer Arbeit seyn.""

„Also (fährt Herr Lechevalier fort), weil Frankreich den Oelbaum und den Weinstock erzeugt, soll es nicht auch kurze und baumwollene Waaren fabriziren können! Ja, nicht einmal den Pflug und die anderen Werkzeuge, mit denen es das Feld baut, auf welchem der Oelbaum und der Weinstock wachsen, mit denen es die Früchte des einen und des anderen preßt, dürfte es hiernach fabriziren; es dürfte seinem Boden, der so reich daran ist, weder die Kohle noch das Eisen und andere Materialien zum Bau seiner Straßen und Schiffe abgewinnen; es müßte sich, indem es aufhörte, Baumwolle zu spinnen und zu weben, des hauptsächlichsten Hebels seines Verkehrs mit Amerika berauben!

„Nein, auch wenn England alle unsere Südfrüchte kaufte, wäre es unrecht, unsere Bevölkerung vorzugsweise darauf abzurichten, daß sie diese Produkte für englische Rechnung anbaue und präparire, darüber aber die Ausbeutung der anderen Reichthümer unseres Bodens vernachlässige. Unsere Bevölkerung würde dadurch nur eine unzureichende und nichts weniger als auskömmliche Beschäftigung erlangen; sie würde keine Fortschritte in Künsten und Gewerben machen, diesem so mannigfaltigen Gebiete, das unter jedem Himmelsstriche Früchte trägt, die allen Menschen unentbehrlich und ein nothwendiges Element der Civilisation sind. Und, was nicht zu übersehen ist, um uns seine kurzen Waaren, seine Kattune und alles Uebrige, was es fabrizirt, zu verkaufen, hat England nicht einmal nöthig, uns unsere Bodenerzeugnisse abzunehmen. Man kann sehr wohl in Havre, in Paris, in Bordeaux Messer und Scheeren aus Sheffield verkaufen und Tratten auf Lissabon und Madrid an Zahlung nehmen, um dafür Weine von Portugal und Spanien, Tratten auf Odessa, um dafür Getraide, Tratten auf Aegypten, Smyrna, Athen und Konstantinopel, um dafür Oelsaamen, fabrizirtes Oel, trockene Früchte &c. zu kaufen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es so kommen würde, denn alle Südfrüchte sind dort wohlfeiler als bei uns, und England, welches Besitzungen unter allen Breitengraden hat, produzirt sogar schon unter seinem eigenen Banner Alles, was es nur irgend bedarf, und kann auf seinem eigenen Boden mit allen übrigen Völkern konkurriren. Sollten die Freihandelsmänner, wie gewöhnlich, uns fragen, womit Frankreich denn bezahlen könnte, wenn es seine Produkte nicht verkaufte, so antworten wir: Mit seinen Ersparnissen, mit seinen zurückgelegten Kapitalien, dadurch, daß es seinen Grundbesitz verschuldete oder verkaufte, wie es die Konsumenten immer thun, wenn sie mehr Bedürfnisse als Mittel haben.

„Der Schöpfer, der unserem Vaterlande den Oelbaum und den Weinstock verliehen, hat ihm auch Eisen- und Kohlen-Minen, Hanf und Leinen, die verschiedenartigsten Elemente der Production, Häfen an zwei Meeren und große schiffbare Ströme zu Theil werden lassen. Vor Allem hat er ihm eine bereits 36 Millionen zählende und unaufhörlich wachsende Bevölkerung verliehen. Diese Bevölkerung bedarf der Beschäftigung für ihre Hände, der Entwickelung ihrer industriellen Kräfte und eines hohen Lohnes für ihre Arbeit. Daher muß sie die Arbeit auf allen ihren Abstufungen selbst verrichten, die Fabrikarbeit eben so wohl wie den Landbau.

„Es würde lächerlich seyn, wenn Tamworth und Birmingham nicht nach einem und demselben industriellen Prinzip regiert würden, aber Tamworth und Birmingham gehören derselben nationalen Einheit an, benutzen dieselben Kapitalien, dieselben primitiven Stoffe und haben einerlei Verkaufs- und Einkaufspreise für die hauptsächlichsten Verzehrungs-Gegenstände. Tamworth und Birmingham haben eine und dieselbe politische Ehre zu vertheidigen, dasselbe Budget zu bezahlen, dasselbe Gesetzgebungs- und Verwaltungs-System, dieselbe Art von Arbeitern. Ganz anders stellen sich jedoch diese verschiedenen Beziehungen zwischen Birmingham und St. Etienne.

„Fern sey von uns der Gedanke, dem Sir Robert Peel und den englischen oder französischen Aposteln des freien Handels irgend eine machiavellistische Berechnung, irgend eine hinterlistige Absicht bei der Verkündung ihrer Lehren beizumessen. Dergleichen Anschuldigungen sind abgeschmackte Gemeinplätze. England, das sein eigenes Bestes im Auge hat, hat sehr wohl daran gethan, seinen Tarif herabzusetzen, und wird noch besser daran thun, wenn es ihn ganz und gar fallen läßt: es ist dies das einzige Mittel, das ihm bleibt, die Häfen anderer Völker zu erzwingen.

„Was jedoch die Staatsökonomen betrifft, die, verlockt von der Einfachheit einer vorgeblichen, alle Dinge sich selbst überlassenden Wissenschaft, aus dem freien Konflikt aller Werkstätten und aller Nationalitäten die Theilung der Arbeit und ein richtiges gegenseitiges Verhältniß der Industrieen hervorgehen zu sehen hoffen, so irren sie sich als Theoretiker, und es ist nicht das erste Mal, [illegible] dies erleben.

„Wir wollen eben so wenig dem Sir Robert Peel die übertrieb[illegible] tension beimessen, daß England ausschließlich ein fabrizirendes Volk [illegible] anderen Völker ausschließlich ackerbautreibende werden. Der Ackerba[illegible] lands, vervollkommneter, als der irgend eines anderen Landes, und [illegible] derselben Stufe der Ueberlegenheit gebracht, wie seine Fabriken, wär[illegible] schon das vollständigste Dementi einer solchen wunderlichen Theorie [illegible] geben vielmehr zu, daß Sir Robert Peel durch die von uns angeführte[illegible] einanderstellung nur ein schlagendes Bild liefern wollte, um den Gedan[illegible] lebhaften Handelsverkehrs zwischen Frankreich und England recht an[illegible] zu machen. Dieser Gedanke ist seiner würdig, und wir begrüßen ihn [illegible] zem Herzen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß zu seiner Verwirklichung [illegible] seres Mittel, als eine kunterbunte Umgestaltung unseres Tarifs, [illegible] werde.

„Wir bestreiten keinesweges, daß alle Eingangszölle veratorisch [illegible] sind und dem Handel viele Verzögerungen bereiten, daß sie eine [illegible] von Vergehungen und Nichtswürdigkeiten: den Schleichhandel [illegible] geberei, zur Folge haben und begünstigen, daß sie in direktem Wi[illegible] der Entwickelung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt sind. [illegible] wir dagegen außer Zweifel stellen, ist, daß die Freihandelsmänner [illegible] friedigendes Mittel angegeben, wie die Zölle zu entbehren seyen. [illegible] die Fragen, die zwischen ihnen und den Schutzzöllnern schweben, [illegible] immer blos theoretischer und eben so gut auf die eine als auf die [illegible] zu entscheidender Natur."

— An diese Betrachtung knüpft Herr Lechevalier einen Auszug [illegible] zu Anfang dieses Jahres von der Association pour la protection [illegible] national herausgegebenen Aktenstücke, um nachzuweisen, wie sehr sich [illegible] aus welchem Jahre der gegenwärtige französische Zolltarif stammt, [illegible] die Production des Landes vermehrt habe und andererseits die prim[illegible] wohl als die verarbeiteten Stoffe wohlfeiler geworden seyen. Wir [illegible] in dieser Beziehung auf das Journal Français de Berlin vom 2. Ok[illegible] in welchem der Aufsatz von Herrn Lechevalier vollständig abgedruckt ist.

Spanien.

Die erste spanische Heirat des Hauses Orleans.

(Schluß.)

Maria Theresia, die gekränkte Gemahlin *Ludwig's XIV.*, wollte jetzt [illegible] Stelle der Mutter bei der jungen Marie Louise vertreten. Man flüsterte [illegible] daß sie vermuthlich die Gattin des Dauphins werden solle und daß durch [illegible] Ehe die reiche Dotation von Mademoiselle, der letzten Erbin des früher[illegible] Hauses Orleans, wieder mit der Krone vereinigt würde. Ehrgeiz allein [illegible] sie für die vorgeschlagene Verbindung gewonnen haben. Der Dauphin [illegible] schüchtern, mürrisch und träge, dabei in solcher Furcht vor seinem Vat[illegible] zogen, daß er nie eine eigene Meinung oder Empfindung zu hegen [illegible] Leidenschaftslos, aber boshaft, peinigte er gern diejenigen, welche er zu [illegible] schien — während er oft gegen solche Personen, die er nicht mehr haßte, ein[illegible] nenhafte Gunst an den Tag legte. Sophie Gay und einige andere Schrift[illegible] haben den vergeblichen Versuch gemacht, ihn zum Helden eines sentimentalen [illegible] mans zu machen; alle Nachrichten aus damaliger Zeit stimmen [illegible] überein, daß er das Heiratsprojekt mit seiner schönen Cousine [illegible] Zeichen der Theilnahme aufgenommen und es eben so ohne alles [illegible] aufgegeben habe. Was die Veränderung in Ludwig's Beschlüssen [illegible] führt, ist nicht vollständig bekannt. Gewiß ist nur, daß er [illegible] weger Frieden ängstlich darauf bedacht war, die alten Bande [illegible] allianz zwischen Frankreich und Spanien fester zu knüpfen. Sein [illegible] licher Argwohn gegen seinen Bruder mochte ihn abgeneigt [illegible] eine Tochter von Orleans in ein so nahes Verhältniß zur Nachfolge [illegible] gen, und vermuthlich fürchtete er den starken Einfluß, welchen [illegible] von so hohem Verstande wie Marie Louise auf seinen trägen Sohn [illegible] würde. Wenn aber einmal Ludwig XIV. einen Entschluß gefaßt [illegible] konnte ihn nichts mehr davon abbringen. Der Herzog von Orleans, [illegible] Bruders Hartnäckigkeit bedenkend, gab nach; die Herzogin Charlotte [illegible] von Orleans beklagte nur, daß sie von einer Stieftochter, zu welcher [illegible] neigung gefaßt, getrennt werden solle; der Dauphin zeigte, [illegible] wähnt, so wenig Theilnahme bei dem ihm zugemutheten Brautwechsel, [illegible] etwa beim Wechsel eines Rockes, und so war auch der leidenschaftliche [illegible] stand Marie Louisens schwach und ohne Halt. Ja, er brach gänzlich [illegible] als Bossuet ihre Unterwerfung unter den königlichen Willen im Namen [illegible] gemordeten Mutter verlangte. Nur ein einziger Sarkasmus entschlüpfte [illegible] dieser Angelegenheit ihren Lippen. Als nämlich Ludwig XIV., nachdem er die Größe Spaniens und den Reichthum seines Monarchen, ihres künftigen Gatten, geschildert hatte, die Worte hinzufügte: „Ich könnte nicht besser gegen meine Tochter gehandelt haben", erwiederte sie: „Ach, Sire, Sie hätten [illegible] gegen ihre Nichte handeln können!"

Frau v. Sevigné erzählt, daß, nachdem die Vermählungsceremonie [illegible] Stellvertretung vollzogen worden war, Marie Louise von dem Verlangen, als Königin von Spanien zu erscheinen, so weit entfernt war, daß sie [illegible] Ludwig XIV. und Jeden, der auf ihn Einfluß hatte, flehentlich bat, ihre Abreise nach dem neuen Königreich aufzuschieben. Nur wegen der Wirkungen, [illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. ränumerations-Preis 22½ Silbergr. ½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für as ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Dienstag den 5. Oktober 1847.

Schweden.

Dem Andenken Geijers und Franzéns.

Schweden hat seine drei bedeutsamsten Dichter jetzt verloren. Tegnér, r voranging, sind in den letzten Monaten auch Geijer und Franzén gefolgt. nes haben diese Blätter nach seinem Tode schon gedacht; die beiden Anderen rdienen wohl ebenfalls einen Nachruf in denselben. Wenn wir aber ihr ld uns noch einmal zurückführen wollen, so kann dies nicht charakteristischer d sprechender geschehen, als indem wir von dem Einen mittheilen, wie er ber seinen Eintritt ins Leben und das erste Entstehen seines Berufes zum schichtsschreiber erzählt, und von dem Anderen die Grabschrift, die er sich ichsam selbst gesetzt hat.

Der Erstere, Geijer, ist in Deutschland weit bekannter, als Franzén. ine Geschichte des schwedischen Volks ist deutsch übersetzt, eben so seine sten Gedichte: Mannheim, der letzte Kämpe, der letzte Skald, der Odalbonde, r Viking u. s. w. Er war ein vielseitiger Literat, Historiker, Philosoph, sthetiker, Dichter, Tonsetzer und noch in seinen letzten Jahren ein politisches aupt der liberalen Seite. Wie alle diese verschiedenen Anlagen frühzeitig i ihm gekeimt sind und gehegt wurden, davon hat er selbst eine Schilderung geben, über die ich keinen besseren Ausdruck weiß, als daß einem wohl bei rem Lesen ums Herz werden muß. Sie ist entnommen aus einer kleinen nicht rtgesetzten Schrift, und sie möge überschrieben seyn:

Geijers Kindheits-Erinnerungen.

„Ich danke Gott für die besten Aeltern. Das Andenken an den glücklichen ck auf Erden, den ihre pflegende Hand geheiligt hat, liegt wie Sonnenschein meiner Seele. Das ist die Freistätte in meinem tiefsten Innern, wo ich Quelle der Jugend noch immer rauschen zu hören glaube. Was alles s Frühlingsgrün Saftiges hat, der Waldesschatten Erquickendes, die frische elle Labendes, — der Duft von Fichtenreis und Blumen — Landluft, Mor-nluft — alles das lebt noch in dieser Erinnerung und ist in ihr gegenwärtig, d Stadtleben, Stubenleben, Bücher unendlich, der ganze Staub der gelehr-n Heerstraße hat sie nicht auslöschen können. Sie quillt wieder aus dem ande hervor, wie die Quelle in der Wüste. Ich trage sie mit mir umher d bin ein Jugendthor mit erbleichendem Haar.

Meine Heimat, Wermland, hat das Glückliche und Eigenthümliche, zum roßen Theil noch immer ein neues Land zu seyn. Man sollte nicht glauben, ß es so lange her ist, seit Alof der Holzschneider dort zuerst die Axt an e Waldeswurzel setzte. Das Land gehört zur Nordlandsnatur. Aus Ge-äffern und Gebirgen sieht man seinen Grundriß bestehen; langgestreckte asserbecken in den Thälern, von denen kleinere Seitenarme sich tief in den ergen verlieren, dazwischen Waldung, in den Wäldern hin- und hergestreute inere Seen, Dörfer, Gebirgsweiden, einsame Fischerhäuser, Holzfällungen, ohlenmeiler und grüne Stege, welche die Winterwege der Bauern bezeichnen. n größten Theil des Landes hat erst das Eisen die Lichtung gebrochen. Die ammer klappern an den größeren und kleineren Wasserzügen. Da, wo ich boren bin, waren an einem kleinen Bach, der aus einem Waldsee in die lara-Elf fällt, drei Eisenwerke im Lauf einer Viertelmeile. Da giebt es n frisches Leben im Winter. Eisenhämmer und nordischer Winter gehören zu nander. Das ist ihre schöne Jahreszeit. Mitten im heißen Sommer sind die öhne des Vulkans, wenn sie vor ihrem Heerde sitzen, ein trübseliger An-ick. Allein im Winter bieten sie und ihre Umgebung ein munteres Schau-iel der härtesten Arbeit dar. Diese Flammen aus tiefem Schnee heraus, s Wasser, das aus Pfeilern und Gewölben von Eis hervorstürzt, die hweren, weitschallenden Hammerschläge, welche in einer zur Ruhe gefrorenen atur zeigen, daß der Mensch in ihr wach ist, und daß Sehnenkraft und chweiß sich in der Kälte und dem Schneetreiben rühren; Kohlen- und Eisen-hürfer in langen Reihen, mit Reif in den Bärten; wiehernde Pferde mit ampfwolken aus den Nasenlöchern; das Getümmel von Leuten und Arbeit, - das giebt ein Bild fürs Auge, ein Bild des Lebens! Wie manchen Tag ab' ich es geschaut, — mit Eines unter den Elstern, den Sperlingen und indern! — Wie manchen Abend habe ich die aus der Esse aufsteigenden euergarben betrachtet und die irrenden Funken verfolgt, bis sie im dunkeln aume erloschen!

Gleichwohl bin ich in einem Winkel der Welt geboren. Es ist mit einer rt Heimatsstolz, daß ich noch immer mich gern erinnere, wie kaum eine halbe Viertelmeile von meiner Aeltern Wohnung der Weg geschlossen war. Es war für den, der blos im Wagen fahren will, das Ende der angebauten Menschheit.

Es ist sonderbar, nur den Eindruck eines vollkommenen Glückes aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit sich zu tragen, wo die Welt in ihren Grundvesten erschütterte, daß sie noch davon bebt. Man wußte davon nichts an dem genannten Ende der Welt, oder man betrachtete das Schauspiel, wie ich die Feuergarben in der Schmiede-Esse. Krieg und Umwälzung in gehöriger Entfernung lassen sich genießen, wie ein Dessert zum Mittagsmahl. Merkwürdig, was man dann aushalten kann. Man fühlt auch bei dem Erschrecklichsten blos einen Ansatz von Heldenmuth. Wir ängstigten uns nicht. Die schönen Reden in der französischen National-Versammlung, so viel davon bis in unseren Wald wiederhallte, machten uns ein unendliches Vergnügen! An die Blutscenen glaubten wir nicht sehr, wie sollten sie mit in die neue Ordnung gehören, und ich erinnere mich noch, wie einer unserer ehrbaren Nachbarn von Robespierre (er war noch nicht Diktator) sprach, als von einem verfolgten Manne der Tugend, den man nicht in Frieden lasse. — Da kam über uns, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, Gustav des Dritten Ermordung. — Es steht vor mir, als wäre es gestern, — wie die furchtbare Neuigkeit uns bei Tische antraf — wie sich der erste Schrecken in Thränen Luft machte — wie wir uns weinend um unseres vortrefflichen Vaters Knie drängten, und wie er seine Augen und seine Hände zum Himmel erhob. Noch immer höre ich das tägliche Sterbeläuten.

Dennoch blieb das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts für Schweden ein glückliches. Verschiedene äußere Anzeichen, daß die Zeit nicht zum friedlichen Genusse bestimmt war, würden freilich auch hier sich aufführen lassen. Damals sah sie Niemand oder suchte sie zu vergessen. Es sind unter den politischen Wetterverkündern nur wenige solche alte Lootsen, welche an Merkmalen, die der Menge entfallen, die nahenden Stürme voraussagen können. Im Allgemeinen verspürt man vor dem Ausbruch der gesellschaftlichen Erdbeben eine besondere Lustigkeit unter den Menschen. Bei der Menge ist dies gedankenloser Leichtsinn, der Uebermuth des Friedens und der guten Tage. Manche scheinen sich auch ihre Furcht gleichsam fort zu singen. Eine genußreichere und fröhlichere Zeit, als die, welche der französischen Revolution voranging, hat es kaum je gegeben. Schweden genoß seiner Neutralität in dem großen Kampfe. Die Wunden des russischen Krieges wurden geheilt. An Geld war Ueberfluß — freilich Papiergeld — allein Ackerbau, Handel und Nahrung blühten. Das Eisen hatte vortrefflichen Absatz. Wermland, welches durch dieses sein vornehmstes Erzeugniß in seinen Vermögensumständen den Wechselfällen des Handels unterworfen ist, hatte seit den sechziger Jahren keine jener finanziellen Niederlagen erfahren, die seitdem diese Provinz heimsuchen und seinen Grund und Boden in andere Hände bringen. — Mein Vater hatte aus einer solchen Niederlage das Haus seiner Väter wieder emporgerichtet. Man hatte jetzt zwar keinen Ueberfluß, aber Wohlstand, und ein solcher herrschte im Allgemeinen im Lande. Es gab keinen gastfreieren Ort, als meine Kindesheimat. Zu Weihnachten fuhr eine zahlreiche Jugend, zuweilen auf bloßen Kohlenschlitten, in den Höfen der Nachbarschaft herum. Bei Tanz und Musik bin ich aufgewachsen. Wollte man auch sagen, daß es oft nur in wollenen Strümpfen herging. Denn ich besinne mich recht wohl, daß ich mich in solchen in der Tanzstunde zeigte, — sie waren von meiner Mutter Hand gestrickt, — dazu ein Beinkleid von schwarzem Satin, für mich hergestellt, nachdem es einem anderen Geschlecht gehört hatte, und ein grünes Jäckchen von Bauertuch mit stählernen Knöpfen. Indeß wurde ich kein schlechter Tänzer, und etwas besser ausgerüstet, machte ich einige Jahre nachher Aufsehen mit meinem Tanz am Faschingsmarkt. Auch fehlte es nicht an Uebung. Sobald junge Leute zusammen waren, stellte sie mein Vater zum Tanz; in der Herbstzeit fast an jedem Abend seine Kinder unter sich, mit dem Hauslehrer als Vortänzer; und seine eigene, große, ehrfurchtsvolle Gestalt, zuweilen an der Freude der Jugend selbst theilnehmend, steht meiner Seele noch vor Augen. — Es waren dies keine geistlosen Vergnügungen. Ich habe die Welt gesehen, und ich denke jetzt mit Bewunderung an die echt menschliche Bildung zurück, die in diesem ländlichen Kreise lebte.

Unsere älteren guten Schriftsteller wurden dort außerordentlich in Ehren gehalten. Kein Fleck war noch auf den Glanz ihres Ansehens gekommen. Ich habe schon als Kind Gyllenborg's vortreffliche Fabeln, Atis und Camilla von Creutz, Oxenstjerna's Aerndten und seine Stunden des Tages, Kellgren's und Leopold's beste Gedichte mehr als einmal vorlesen, genießen und bewundern hören. Ein alter Freund des Hauses, der uns oft besuchte, war gewöhnlich Vorleser dabei. Eben diesen habe ich die Erzählungen von Marmon-

Form, die sie eher zu einer Feindin als zu einer Mutter und Verbündeten derselben machte. Denn obschon auch England seinen Glauben und seinen religiösen Enthusiasmus besaß, so ist doch der Protestantismus, den man als das selfgovernement und den Liberalismus im Glauben bezeichnen kann, weniger eine National-Religion als ein Kultus, der für Jeden das Recht enthält, sich eine persönliche Religion zu schaffen. Ueberdies ist er ein Feind jeglichen Bilderdienstes und eben so abstrakt, wie ikonoklastisch. Was konnte die Kunst für Vortheil von einer Religion ziehen, die, weit entfernt, ihre übersinnlichen Anschauungen in die Form einer auch zu den Sinnen sprechenden Bildersymbolik zu bringen, jede solche Darstellung als Abgötterei betrachtete. Endlich war auch die Moral des englischen Protestantismus so logisch-kalt, rigorös-verständig und ascetisch-düster, daß sie die kleinen Schwächen, welche das Hauptelement aller darstellenden Kunst ausmachen, dem religiösen Gewissen zum Opfer brachte und Alles, was im entferntesten ein Gefühl von Lust erwecken und dadurch die Menschen von dem gesetzlichen Wege ablenken konnte, mit unerbittlicher Strenge verdammte.

„Das sind wahrlich Gründe genug, um den Mangel an künstlerischer Entwickelung in England zu erklären. Und dennoch hat diese Entwickelung stattgefunden. Möglich, daß die Kunst nicht Einfluß auf die Sitten gehabt hat und der Künstler außer Verbindung mit der Menge geblieben ist; aber seine Existenz, ja die Existenz einer Schule sogar ist gegenwärtig nicht mehr zu bestreiten. Fragt man, wie die Kunst ohne volksthümliche Einheit und religiöse Gemeinschaft sich hat bilden können, so ist die Antwort darauf: Aus dem Innern des Individuums selbst. Auf sich selbst angewiesen, hat der Künstler sich auch nur durch Reproduction seiner eigenen Welt bilden können. Er hat die Palette ergriffen, weniger um sich Anderen mitzutheilen, als um mit sich selbst zu reden. Uebrigens ist zu bemerken, daß dieser Individualismus — vielleicht mit Ausnahme Deutschlands — sich aller Völker bemächtigt hat. Auch Frankreich steht auf diesem Standpunkt; nachdem es zuerst eine katholische Kunst gehabt hatte, erzeugte es eine nationale Kunst, um endlich die Kunst nur ihrer selbst wegen auszubilden. Der einzige Unterschied zwischen der französischen und engschen Kunst der Gegenwart besteht darin, daß jene die drei Stufen hintereinander durchlaufen hat, während die Schule der persönlichen Inspiration sich aus keiner vorhergehenden Phase entwickelt, sondern ihre Quelle in sich selbst hat. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab es in London nur erst Portraitmaler, und Meister Thomas Hudson, der berühmteste unter ihnen, war genöthigt, einen holländischen Künstler mit der Beendigung seiner Bilder zu beschäftigen. Er selbst verstand, ähnlich gewissen Sudlern kleiner Städte, nur Köpfe zu malen; die Kleider und sonstiges Beiwerk lagen außer seiner Macht. Aber nach Hudson kam Reynolds, sein Schüler, der vermittelst der eigenen Reflexion entwickeln sollte, was bei vielen Anderen die Analyse völlig vernichtet hätte. Er studirte die großen Meister und drang in ihre Geheimnisse ein, ohne die Fähigkeit einzubüßen, sich für die eine oder andere Weise zu bestimmen. So wurde die Malerei in England improvisirt.

„Im Jahre 1768 gründete Georg III. die königliche Akademie; und die Schule der schönen Künste wurde unter die Direction der Akademiker gestellt und durch die berühmten Vorträge ihres Präsidenten, Sir Joshua Reynolds, eingeweiht. Noch heutigen Tages ist der Geist des Meisters in seinen Schülern und Nachfolgern nicht ganz verschwunden, und fast alle englischen Künstler befinden sich noch auf dem Wege, den er damals zuerst betrat. Die Akademie besteht gegenwärtig aus 39 Titular- und 24 wirklichen Mitgliedern. Wie die französische, ist sie nach dem engherzigen mittelalterlichen Prinzip eingerichtet, da sie eine Aristokratie bildet, die sich aus ihrer eigenen Mitte durch Wahl rekrutirt. Jedes Jahr eröffnet sie eine Ausstellung, an der die Werke ihrer Mitglieder vorzugsweise theilnehmen, während die anderer Künstler nur dann zugelassen werden, wenn sie von einer Prüfungs-Kommission dessen würdig erachtet worden sind. Aber in England hat diese Einrichtung weniger Unbequemlichkeit, weil dort das Privilegium, auf das sie sich gründet, die allgemeine Basis der gesellschaftlichen Ordnung ist. Auch treibt der Gedanke, daß man das Recht hat, sich selbst zu regieren, und Nichts von Anderen zu erwarten hat, die Interessen zu dem natürlichen Mittel, sich selbst zu schützen. Um nicht der Willkür der Prüfungs-Kommission anheimgegeben zu seyn, haben die an der Akademie nicht betheiligten Künstler vier freie Gesellschaften gegründet, die gleichfalls jährliche Ausstellungen veranstalten. Auf diese Weise ist das Urtheil des Publikums die letzte Instanz, an die man von dem Urtheil jener Künstler-Jury appelliren kann, weshalb sich denn letztere vor nichts mehr fürchtet, als ein grundloses Urtheil zu fällen. Uebrigens beseelt die Akademie im Allgemeinen ein guter Geist: die neuen Talente werden nicht nur zur Ausstellung, sondern häufig auch in die Reihen der Akademiker selbst aufgenommen; woher es denn kommt, daß die bedeutendsten und gefeiertsten Werke jeder Ausstellung fast immer den Namen eines Akademikers tragen. Auf diese Weise hat also die englische Akademie den klügsten Weg eingeschlagen, indem sie sich der Bewegung nicht nur nicht widersetzt, sondern sich an ihre Spitze gestellt hat.

„Die diesjährige Ausstellung enthielt 667 Gemälde, 406 Zeichnungen, Aquarell- und Miniaturbilder, 241 getuschte Architekturstücke und 137 Skulpturen: im Ganzen also 1451 Kunstwerke. — Der erste Eindruck, welchen die für die Gemälde bestimmten Säle auf den Beschauer machen, ist ein wohlthuender, denn man wird nicht, wie bei den französischen Ausstellungen, durch die Absichtlichkeit verletzt, die in der Gruppirung der Gemälde herrscht, um — sey es in gutem oder bösem Sinne — einen recht grellen Kontrast hervorzubringen. Außerdem springt auch bei nur oberflächlicher Ansicht ein Umstand in die Augen, daß nämlich alle englischen Künstler, wie verschieden sie sonst an Talent und Ausbildung seyn mögen, doch ein Hauptziel verfolgen: die Farbengebung; eine Gleichförmigkeit, die keinesweges zufällig, sondern wesentlich im Charakter der Schule begründet ist. Wir müssen, um dies tiefer zu erörtern, einen kurzen Blick auf die letzten Entwicklungsphasen der französischen Malerei werfen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Rußlands innere Zustände. Herr Baron Aug. v. Harthausen, eines der westfälischen Mitglieder des preußischen Landtages von 1847, der bereits vor einigen Jahren unter der Chiffre A. v. H. (die damals von Einigen einem berühmten Gelehrten, dem dieselben Namens-Buchstaben angehören, beigemessen wurde) in mehreren deutschen Zeitungen Aufsätze über den Bauernstand in Rußland veröffentlichte, welche manches Neue und zwar Resultate eigener Beobachtungen enthielten, hat jetzt die vollständigen Aufzeichnungen seiner im J. 1843 größtentheils zu landwirthschaftlichen Zwecken unternommenen Reise durch das große nordische Kaiserreich herausgegeben. Seine Schrift ist in zwei Bänden unter dem Titel: „Studien über innere Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands" (Hannover, 1847) erschienen. Das Buch gehört wohl zu dem Vollständigsten, was bisher über die so wenig bekannten inneren Verhältnisse des Landes vom Weißen bis zum Schwarzen Meere in irgend einer Sprache veröffentlicht worden, und berührt nur nebenbei auch die bekannteren Zustände der Hauptstädte St. Petersburg, Moskau, Odessa u. s. w. Wir hoffen Gelegenheit zu finden, auf diese Schrift näher eingehen zu können, und theilen vorläufig nur einige charakteristische Bemerkungen aus der Einleitung mit:

„In neueren Zeiten hat Rußland ungeheuere Fortschritte im modernen Fabrikwesen gemacht. Ein großer Theil des Adels ist Fabrik-Unternehmer geworden. Moskau, der Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit, ist aus einer Adels- eine Fabrikstadt geworden. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Folgen hiervon überall als günstig zu preisen sind. Zum Theil in Folge hiervon ist der Taglohn in Rußland unermeßlich gestiegen. Im Vergleich und mit Berücksichtigung aller Umstände steht er in keinem Lande so hoch wie dort. Die Rohprodukte des Landbaues stehen im Innern Rußlands, entfernt von den europäischen Kornmärkten und der nothwendigen Communicationsmittel entbehrend, sehr niedrig im Preise. Da nun der Tagelohn so hoch, überhaupt alle Arbeit unendlich theuer ist, so ist es klar, daß das am wenigsten lohnende Gewerbe der Landbau ist. Die Bodenrente ist auch wirklich, wenn mit gemietheten Leuten der Ackerbau betrieben werden sollte, völlig illusorisch. Die Folge ist, daß der Landbau in allen Zweigen ohne Energie und Fleiß betrieben wird und zurückgeht, statt Fortschritte zu machen. Er würde noch mehr zurückschreiten, wenn in vielen Gegenden die Leibeigenschaft mit ihren Frohnden ihn nicht aufrecht erhielte. Die Fabrikthätigkeit ist daher eines der mächtigsten Hemmnisse gegen die Auflösung der Leibeigenschaft, die außerdem auch in Rußland allmälig eine Nothwendigkeit zu werden beginnt. — Seit uralters existirt in vielen Theilen Rußlands eine Gewerbthätigkeit, die, auf die russische Gemeinde-Verfassung begründet, eine Art von nationalen Fabriken-Associationen bildet. Diese stellen in der That dar, was die Saint-Simonistischen Theorieen, als zur socialen Reform Europa's gehörig, ausgegrübelt und als Muster aufgestellt haben. Das Gouvernement hat aus Vorliebe für das moderne Fabrikwesen diese nationalen Fabriken-Associationen *) bis jetzt viel zu wenig beachtet."

. . .

. . . . . „Wenn ich die staatliche Einheit und Untheilbarkeit Rußlands als eine Naturnothwendigkeit behaupten muß, so muß ich von der anderen Seite aber auch behaupten, daß es keine erobernde Macht seyn kann und darf. Es hat erobert und mußte erobern, so lange es sich um den Gewinn einer inneren Einheit und Unabhängigkeit und einer äußeren soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Meeresküsten des Baltischen und Schwarzen Meeres niemals ein kompakter, in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden. Aber jede fernere Eroberung ist ihm schon gegenwärtig mehr eine Last als ein Vortheil und Zuwachs der Macht geworden. Wenn es sich mit der Würde des Staates vertrüge, so thäte es besser, alle lästigen Eroberungen wieder aufzugeben! Jedes Dorf aber, das es gegenwärtig noch erobern möchte, würde eine nicht zu berechnende Vermehrung der Last und eine Schwächung der inneren Macht seyn. — Rußland hat mit der Eroberung seines Innern noch länger als ein Jahrhundert zu thun. Was helfen ihm eine Million unzuverlässiger Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren zehn Millionen zuverlässiger und homogener Unterthanen gewinnen kann!"

*) Im Originale steht zweimal „Associations-Fabriken", doch glauben wir dies als einen Druckfehler, da das Wort in dieser Verbindung einen ganz anderen Sinn giebt, betrachten zu müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

e sich mit diesem Wunsche Mallet's einverstanden und legte den gesetzgeen Kammern einen Entwurf vor, in dem sie die Summe von 1,800,000 iken zum Bau einer atmosphärischen Eisenbahn verlangte. Das Gesetz durch, und eine Kabinetsordre vertraute der Eisenbahn-Gesellschaft der ir Paris-St.-Germain die Ausführung dieses Unternehmens an. Die ur:glische Linie, welche wegen der hohen Lage St. Germains nur bis zur Gewe Pecq geführt worden war, wurde jetzt bis zum Weichbilde der Stadt jesetzt. Die Stadt, welche in direkter Weise bei diesem Unternehmen interwar, fügte der obigen Summe noch 200,000 Fr. hinzu. Aber diese bei- Summen zusammen bildeten nur den dritten Theil der Kosten, deren man em Bau der Bahn und den Versuchen darauf bedurfte.

Die beträchtliche Terrainerhebung, welche von Pecq bis zu der Spitze des els, worauf St. Germain liegt, sich findet, hätte eine wirkliche Verlänge; des alten Schienenweges sehr schwierig gemacht, weshalb es vorzuziehen n, diese Bahn ganz zu verlassen und die neue Bahn 4500 Fuß von der weichstrecke von Pecq zu verlegen. Das atmosphärische System wird zwi: Nanterre bis St. Germain, d. h. auf einer Strecke von etwa 1½ deutscher len, in Anwendung kommen. Nur durch die seitens der Eisenguß- und miedewerkstätten in die regelmäßige Lieferung der Röhren zur Construction Treibcylinder gebrachte Verzögerung fand sich bisher die Gesellschaft verhin-, die neue Bahn ihrer ganzen Ausdehnung nach dem öffentlichen Verkehr überlassen, da ihre sonstigen Arbeiten sämmtlich vollendet sind. Gleichwohl ie Gesellschaft entschlossen, noch eine andere Theilstrecke, nämlich die zwi:n St. Germain und der Brücke von Montesson im Vesineter Walde gele-e, zu eröffnen; ein Entschluß, der sehr verständig ist, da die Strecke von 0 Fuß, auf der die Röhren bereits gelegt sind, völlig geeignet ist, dem sach-digen Publikum das neue System unter allen den Gesichtspunkten zu zeigen, che für die Beurtheilung desselben eben so interessant als wichtig sind. Von nterre bis zur Montessoner Brücke ist die Lage der Schienen fast horizontal, aß also auf diesem Theil durch die Anwendung des Systems keine andere ahrungen zu erwarten sind, als sie schon in England gemacht wurden. An-s verhält es sich mit der Strecke von der erwähnten Brücke bis St. Germain, welcher theils die wachsende Böschung, die allmälig so stark wird, daß sie ch eine gewöhnliche Lokomotive gar nicht mehr zu überwinden ist, theils die wendung eines Treibcylinders von sehr großen Dimensionen zwei Thatsan abgeben, die bisher noch nicht erprobt worden sind. Außerdem finden sich f dieser Strecke sehr merkwürdige und wichtige Werke, nämlich eine Brücke er die Seine, deren sechs Bögen an dem Orte, wo die Insel Corbière den aß in zwei Arme theilt, jeder eine Weite von 96 Fuß haben; ferner ein schö-c Viadukt, auf einem Terrain ausgeführt, dessen Grund wegen seiner sumpfin Beschaffenheit dem Bau unermeßliche Hindernisse in den Weg legte; endh ein 915 Fuß unter der Terrasse von St. Germain fortgehender Tunnel, ssen Durchstechung gleichfalls mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Nach diesen Bauten kommt ein Durchhau in dem Walde und ein kleiner nnel von 283 Fuß, welche beide einen Kreisbogen bilden, dessen Radius ht 1200 Fuß beträgt, sodann der Ladeplatz, in dessen Nähe sich das Gebäude findet, worin die pneumatischen Maschinen enthalten sind. Was den Längendurchschnitt der Bahn betrifft, so beginnt die fortwährend wachsende Erheng derselben kurz vor der Brücke, erreicht auf der Mitte der letzteren 020 : 1, am Ende des Viadukts 0,035 : 1, ein Verhältniß, das auf einer trecke von 3000 Fuß unverändert bleibt, bis zum Anfang der Ausweichungshienen, wo sie nur noch eine Kleinigkeit zunimmt, um bei den Ausgangssälen es Eisenbahnhofes mit der Bahn selbst zu endigen.

Nachdem wir so das Prinzip auseinandergesetzt und einen gewissermaßen istorischen Abriß der vermittelst der Luftverdünnung bewirkten Lokomotive geeben, so bleibt uns, da dies System jetzt in Frankreich der öffentlichen Beutzung anheimgegeben ist, nur noch die Aufgabe, einige genauere Bemerkunen über die Einrichtung und die Erfordernisse dieses neuen Transportmittels u machen, wobei wir die Construction des St. Germainschen Schienenweges um Muster nehmen.

Da die Längenventile von den in Irland zur Anwendung gekommenen icht verschieden sind, so ist in dieser Beziehung zu dem, was wir oben über ie Erfindung Clegg's und der Gebrüder Samuda gesagt, nichts hinzuzufügen; eshalb wir sogleich zur Beschreibung des Treibcylinders übergehen können. Die Dimensionen desselben sind nach der Stärke der Böschung berechnet, welche nan im Durchschnitt auf 0,025 : 1 veranschlagt hat. Man mußte auch, unter er Voraussetzung einer durchschnittlichen Schnelligkeit von 7—8 Meilen in er Stunde bei einem Zuge im Gewicht von 35 Tonnen, auf den Grad der Luftverdünnung, der hier auf ein Drittheil der Dichtigkeit der gewöhnlichen atmophärischen Luft festgestellt würde, so wie auf die Reibung, Rücksicht nehmen, velche durch den Treibkolben und die Ventilklappen hervorgebracht werden; hierüber existiren bereits direkte Angaben.

Die atmosphärische Eisenbahn von Nanterre bis St. Germain, die theilweise bereits dem allgemeinen Verkehr überlassen ist, soll, wie schon erwähnt, auf der alten Bahn bis zu einer geringen Entfernung von Pecq fortgehen, von hier beginnt eine Zweigbahn, die den merkwürdigsten Theil der Bahn bildet. Auf der ganzen Strecke dieser Nebenbahn, in einer Länge von 10,200 Fuß, hat der Treibcylinder einen inneren Quer-Durchmesser von 1 Ruthe 10 Fuß 7 Zoll: wogegen auf der 15,600 Fuß langen Strecke zwischen dem Anfang dieser Nebenbahn und Nanterre der Treibcylinder gleich dem zu Dalkey nur 1 Ruthe 1 Fuß 8 Zoll im Innern mißt. Dieser Cylinder besteht aus 850 größeren, 245 Pfund auf je drei Fuß wiegenden und 1800 kleineren Theilen, die nur 100 Pfund auf drei Fuß Länge schwer sind. Beide Arten kosten durchschnittlich auf jede 50 Pfund circa 7 Thlr. 20 Sgr. Sie haben alle dieselbe Form, ausgenommen die an den Enden befindlichen, welche trichterförmig sich erweitern, um die Einsetzung des Treibkolbens zu erleichtern. Sie können entweder „offen" gegossen werden, d. h. so, daß die für die Ventile bestimmten Längeneinschnitte gleich beim Guß durch eine entsprechende Construction der Form hervorgebracht werden, so daß sie nachher nur geglättet und regulirt zu werden brauchen, oder aber in ununterbrochener voller Rundung, in welchem Falle dann die Längeneinschnitte erst nach dem Guß durch eine Schneidemaschine bewirkt werden. Sie werden an den Enden in einander gefügt, die Fugen verkittet und sie selbst durch starke Klammern an einander befestigt, auch im Innern reichlich ausgeschmiert. Große Sorgfalt wird besonders bei ihrer Legung angewandt.

Der Treibcylinder ist an beiden Enden durch zwei Ventile verschlossen, die den Namen Eingangs- und Ausgangsventil haben und sich durch das Zusammenwirken des atmosphärischen Luftdrucks und eines scharfsinnig konstruirten Mechanismus in einer Weise, wodurch das Eindringen der äußeren Luft verhindert wird, auszeichnen. Da zu St. Germain der Treibcylinder nur immer in einer Richtung durchlaufen wird, nämlich in der der Aufsteigung, so sind diese einfachen Ventile hinreichend; aber für den gewöhnlichsten Fall muß jedes Ende des Cylinders mit einem doppelten Ventil versehen sein, nämlich mit einem Ausgangs- und mit einem Eingangsventil, oder, wie in England, mit einem Doppelventil, d. h. mit einem Ventil, das diese beiden Fuctionen zu verrichten im Stande ist. Der Treibkolben, übrigens ein völlig sekundäres Organ, besteht wesentlich aus drei an demselben Schafte befindlichen Stücken: dem eigentlichen Kolben, einem aus Holz oder Metall gearbeiteten nach beiden Enden hin kegelförmig auslaufenden Cylinder; dem an dem hinteren Ende des Kolbens befindlichen und sich über den Längeneinschnitt des Treibcylinders hinaus erhebenden Schaft, durch den die Verbindung mit dem ersten Wagon des Zuges hergestellt wird; endlich aus dem hinter diesem Schaft innerhalb des Cylinders an den Treibkolben befestigten Schwanz aus Holz, der nur zur Bewahrung des Gleichgewichts dient. Dieser ganze Ziehungsapparat ist übrigens mit dem Leitwagon *) nicht unmittelbar verbunden, sondern wird durch einen kleinen, von dem bezeichneten Wagon gänzlich verschiedenen, aber an ihm während der Fahrt durch Ketten befestigten Karren getragen. Diese Einrichtung erleichtert auf der Bahn von St. Germain unter Anderem den Uebergang von dem kleineren zum größeren Treibcylinder, oder umgekehrt. Vielleicht wird man auch einen Versuch mit dem sogenannten Expansionskolben anstellen, dessen wesentlichster Nutzen darin besteht, daß er nach Belieben — in der Weise eines Regenschirms — erweitert oder verengert werden kann, so daß ein- und derselbe Kolben für Cylinder von der verschiedensten Dimension passend gemacht zu werden vermag; eine bis jetzt noch schwebende Frage.

Man kann jetzt leicht begreifen, auf welche Weise die Fahrt von der Montessoner Brücke bis St. Germain vermittelst der atmosphärischen Eisenbahn bewerkstelligt wird. Der Leitwagon, an den Treibkolben befestigt, erwartet den durch eine Lokomotive von Paris nach dem Vesineter Walde geschafften Zug; das Eintrittsventil ist hinter dem Kolben geschlossen, so daß die äußere Luft demselben keinen Druck, d. h. keine Bewegung, mittheilen kann. Sobald der Zug an der Montessoner Station angelangt ist, hält er an, und die Lokomotive begiebt sich vermittelst zweier Kreuzbahnen und einer Seitenbahn hinter den Zug, um diesen bis zu dem Leitwagon zu schieben, an den er sodann befestigt wird. Alsbald wird durch den elektrischen Telegraphen das Signal gegeben, um die Luftpumpen zu St. Germain in Arbeit zu setzen. Jetzt wird das Eintrittsventil geöffnet, der Zug setzt sich in Bewegung und langt nach einer Fahrt von 3½ Minuten in St. Germain an. Für die Rückfahrt bedient man sich nur der natürlichen Schwere des Zuges, indem man denselben vermittelst eines auf einer Winde aufgerollten und durch eine Luftpumpe angezogenen Taues bis zu dem horizontalen Ruheplatz des Bahnhofs bringt, von wo er auf einer Nebenbahn zurück bis zum Rande der Senkung geführt und sodann sich selbst überlassen wird. Hier ist dann kein anderes Manöver vonnöthen als ein öfteres Bremsen, um die zu große Geschwindigkeit der Fahrt zu mäßigen. Im Augenblicke der Ankunft an der Station von Vesinet wird der Leitwagon vom Zuge losgekettet und Letzterer an die schon wartende Lokomotive befestigt, die ihn sofort nach Paris bringt.

Die Art und Weise, in der man von St. Germain nach dem Vesinet abwärts fährt und die auch in Dalkey angewandt wird, verdient insofern eine besondere Aufmerksamkeit, als sie einen der Hauptvorzüge des atmosphärischen Systems enthält. In der That ist mit einer solchen Fahrt gar keine Ausgabe verbunden, und was die große Gefahr im Fall einer Beschädigung des Bremis-Apparats betrifft, so dürfte es nicht schwer seyn, die Möglichkeit eines solchen Ereignisses durch die Abwechselung von Steigungen und Horizontalebenen, welche auf der Bahn anzubringen wären, zu heben. Eine Vorrichtung der Art würde allerdings nur auf solchen Bahnen anzubringen seyn, die ausschließlich für atmosphärische Lokomotiven bestimmt sind, da durch solche Abwechselung von schrägen und horizontalen Ebenen die Neigung der ersteren noch stärker werden müßte, so daß sie von Dampflokomotiven gar nicht zu überwinden wäre. Ein zweiter hiermit verbundener Vortheil, den das atmosphärische System gewährt, besteht in der Ersparung eines großen Theils der Kosten für Planirung des Bodens, d. h. für Ausfüllung von Vertiefungen und Abtragung niedriger Erhöhungen, ferner für Viadukte und Tunnel u. s. f. Indessen hat man sich über die Bestimmung des Maximums der Senkung oder

*) Im Französischen wagon conducteur. Es ist dies der erste Wagen, auf dem die zu verschiedenen Manövern, besonders zum Bremsen, dienenden Hebel und ein Barometer befindlich sind, das durch die vermittelst des Treibkolbens mit dem Innern des Cylinders hergestellte Verbindung jeden Augenblick den Grad der Luftverdünnung anzuzeigen im Stande ist.

Agentien der Arbeit, das Eisen und die Steinkohle, die auch eine immer wichtiger werdende Rolle beim Waaren-Transport spielen, zu sehr niedrigen Preisen zu besitzen; außerdem ist das Kapital gewöhnlich in ihrem Lande weniger theuer, als in anderen Staaten Europa's. Die englische Industrie bedarf aller dieser sich vereinigenden Umstände, um gewisse Nachtheile, wie z. B. einen im Allgemeinen höheren Arbeitslohn, auszugleichen. Um wohlfeil verkaufen zu können, gehört eine billige Anschaffung der Kapitalien nothwendig in die Berechnung der englischen Fabrikanten. Zu den Ursachen, die in der Zeit von 1793 bis 1815 eine so starke Preis-Erhöhung der Manufaktur-Erzeugnisse bewirkten, gehörte hauptsächlich der ungeheure Preis des Kapitals, einem Kriege gegenüber, der in den Staatsanleihen den größeren Theil aller Ersparnisse der Einzelnen verschlang. Die Herabsetzung des Zinsfußes, welche bald nach dem Frieden eintrat, trug dagegen sehr viel zur Preis-Erniedrigung aller Waaren bei. Während der letzten Krisis hat sich der Werth des Kapitales in wahrhaft erschreckenden Verhältnissen gesteigert. Stieg der Bank-Diskonto auf das Doppelte, so ist der Zins bei gewöhnlichen Anleihen mindestens auf das Vierfache gestiegen. Im J. 1846, als die Bank Wechsel zu 3 und $3\frac{1}{2}$ pCt. diskontirte, konnte man Anleihen gegen Depositen zu $2\frac{1}{2}$ und 3 pCt. haben. Damals hatten die Kapitalisten Mühe, ihre Gelder zinstragend unterzubringen. Seit acht bis neun Monaten dagegen sind Darlehen unter Garantie gegen 6, 8, 10 und selbst 12 bis 15 pCt. Zinsen abgeschlossen worden. Begreift man nun wohl die Unruhe, welche sich der Industrie bemächtigt hat, die mit einemmale genöthigt ist, das Kapital, mit dem sie sich ernährt, vier- bis fünfmal so theuer als früher zu bezahlen? Und selbst zu diesem übertriebenen Zinsfuß erhält sie nicht einmal die Mittel, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man wird den Schaden, der hierdurch dem britischen Gewerbfleiße zugefügt wird, leichter ermessen können, wenn man erfährt, daß das in den Fabriken der drei Königreiche steckende Kapital auf 250 Millionen Pfd. Sterl. (1700 Millionen Thaler) geschätzt und daß mindestens der vierte Theil dieser Summe durch Kredit aufgebracht wird.

Daß eine so außerordentliche Geldnoth die Thätigkeit der Fabriken theilweise hemmen und dem Handel die größten Schwierigkeiten verursachen mußte, ist leicht abzusehen. Bedeutende Aufträge konnten selbst von den ersten Fabrikhäusern Großbritaniens nicht ausgeführt werden. Wichtige Handels-Operationen, von denen einige sogar den Ankauf der unentbehrlichsten Lebensmittel betrafen, mußten wegen der gestörten Geldcirculation unterbleiben. Mit Ausnahme von Verzehrungs-Gegenständen haben alle Landesprodukte eine Preisverminderung von 10—20 pCt. erfahren. Gold, welches bekanntlich das einzige kostbare Metall ist, das in England einen gesetzlichen Geldwerth hat *), war so gesucht, daß die Bank vergeblich sich bemühte, $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl. in Silberbarren, die sie liegen hatte, gegen Gold umzutauschen. Sie selbst kaufte natürlich kein Silber mehr, auch nicht zum niedrigsten Preise. Der Staatsschatz blieb ebenfalls nicht geschützt gegen die allgemeine Geldnoth, so daß die Regierung den Zins der Schatzkammerscheine verdoppeln mußte, wodurch die jährlichen Ausgaben des Schatzes um 400,000 Pfd. (2,700,000 Thlr.) erhöht wurden. Diese Maßregel war jedoch dringend nöthig, weil sonst nach dem im versammelten Unterhause abgelegten Geständnisse des Kanzlers der Schatzkammer, Sir Charles Wood, Niemand die Schatzkammerscheine nehmen wollte. Als man die Anleihe zur Abhülfe der Bedürfnisse Irlands abschloß, war man froh, 3pCtige Consols zum Course von 88 anbringen zu können, während sie ein Jahr vorher pari bezahlt worden waren.

Gegen Ende des April und im Anfange des Mai ist die Krisis am empfindlichsten gewesen. Beunruhigt durch den Abfluß ihrer Baarbestände, weigerte sich die Bank, die Wechsel der ersten Häuser zu diskontiren. Dies erregte natürlich die allermeiste Verwirrung. Ja, wenn solche Weigerungen sich wiederholt hätten, so wissen wir nicht, ob sie in ihrer Wirkung auf den Geldmarkt nicht einer Suspendirung der Bankzahlungen gleichgekommen wären. Glücklicherweise faßte man, als die neue Aerndte eine günstigere Gestalt bekam, wieder ein wenig Vertrauen; die Geschäfte machten sich etwas leichter. Wenn seit dem Ende Juli's neue Verlegenheiten, und zwar mit einer gewissen vermehrten Heftigkeit, eingetreten, so darf man doch den Geldmangel, wie er sich jetzt zeigt und der die natürliche Folge früherer Ereignisse ist, nicht mit der furchtbaren Noth verwechseln, die im Monat April geherrscht. Die Bankerotte, die in letzter Zeit besonders den Getraide- und Kolonialwaaren-Handel betroffen und den Fall mehrerer Bankhäuser nach sich zogen, lassen vielmehr auf das Ende und nicht auf die Fortdauer der Krisis schließen. Das Weichen der Preise auf ihren normalen Stand mußte natürlich den Ruin der Spekulanten herbeiführen, die, auf die Behauptung der hohen Preise rechnend, Aufträge auf große Zusendungen ertheilt hatten. In dem Augenblicke, als die Konjunktur, die bis zur neuen Aerndte geherrscht, nachzulassen anfing, war es für den englischen Handelsstand eine absolute Nothwendigkeit geworden, seine Vorschüsse oder eingegangenen Verpflichtungen zu liquidiren. Hieraus entstanden die letzten Bewegungen des Geldmarktes, hieraus die Unfälle der Einzelnen, die aber unvermeidlich waren, um das Gleichgewicht im Handel wieder herzustellen. Zu erwähnen ist aber auch noch, wenigstens zur Charakteristik des Landes, als eine Ursache des vermehrten Geldmangels im August: die durch die letzten allgemeinen Wahlen veranlaßten Ausgaben. Sämmtliche Kandidaten, die glücklichen sowohl als die unglücklichen, hatten von ihren Banquiers bedeutende Summen erheben oder diese auf andere Weise realisiren müssen, um an dem kostspieligen Wahlkampfe theilnehmen zu können. Dies war allerdings nur ein vorübergehendes Moment, und seine Einwirkungen sind bereits längst wieder ausgeglichen.

Seit dem Ende Juli's konnte der englische Handel mit größerem Vertrauen in die Zukunft blicken. Man hatte die Gewißheit, daß man keiner großen Getraide-Zuschüsse vom Auslande bedürfen würde. Durfte man auch nicht auf eine baldige Rückkehr der alten Leichtigkeit des Geldmarktes hoffen, so war doch mindestens vorherzusehen, daß die Bank genöthigt seyn würde, die übertriebenen Bedingungen ihres Diskontirungsgeschäftes zu ermäßigen, wie sie dies auch zu Anfang des September, allerdings mit sehr ängstlicher Vorsicht, gethan. Was die Gemüther von da ab sichtbar beschäftigte, das war nicht eine vorübergehende Drangsal (pressure), sondern die starke Erschütterung, die der Kredit in den ersten Monaten d. J. erlitten, in einem Augenblicke, wo der Zustand des Handels ein gesunder und der Reservefonds in der Bank sehr ansehnlich war. Wie war es möglich, daß die Landes-Industrie mitten in einer so blühenden Lage sich mit einemmale am Rande des Abgrundes befinden konnte? Aengstlich forschte man nach den wahren Ursachen einer so unerwarteten Noth. Wir haben diese Ursachen zum Theil oben bezeichnet, indem wir den verschiedenen Momenten der Krisis folgten. Wir müssen sie jedoch noch näher und vollständiger angeben, um schließlich zu derjenigen Ursache zu gelangen, von welcher sie insgesammt beherrscht werden.

(Schluß folgt.)

*) England und Portugal, das reichste und vielleicht das ärmste Land in Europa, sind die beiden einzigen Staaten dieses Welttheils, die das Silber als gesetzliche Landesvaluta — soweit es nicht als Scheidemünze gebraucht wird — nicht gelten lassen.

Die Ausbildung der Malerkunst in England.

(Schluß.)

Als David im Jahre 1793 sein Manifest gegen die alte Maler-Akademie schleuderte, war er gewissermaßen der Robespierre einer zweiten Revolution, der die Monarchie im Reiche der Kunst mit den berühmten Worten vom Throne stürzte: „Es wird von jetzt ab weder einen akademischen Stil, noch eine akademische Manier geben; an ihre Stelle wird allein die Idee des Wahren und Natürlichen treten." Aber David hatte zerstört ohne wieder aufzubauen, er hatte einen permanenten Aufruhr proklamirt. Bis zum Ende der Revolution hielt die Einigkeit der demokratischen Begeisterung auch die Einheit in der Malerei aufrecht; aber schon unter dem Kaiserreich begann, trotz der gemeinschaftlichen Idee des Ruhmes, die Trennung sichtbar zu werden, wenn nicht im Geiste der Künstler, so doch in der Art der Ausführung ihrer Werke. Unter der Restauration spaltete der Liberalismus die Schule immer mehr in Parteien, und seit 1830 haben sich diese Parteien selber wieder in einzelne Systeme zerschlagen. Die Folge davon ist, daß es keinen Unterricht mehr giebt. Einige bekannte Meister eröffnen für die Jugend einen großen Saal, in den sie einen nackten Menschen stellen lassen, und um dieses Modell schaaren sich um 40—50 angehende Künstler, denen der Eigenthümer der Anstalt nur die Lehre giebt: Ahmt nach, was Ihr seht. Sich selbst überlassen und durch keine Richtung geleitet, geben sich die jungen Leute die größte Mühe, so schnell wie möglich zum Zweck zu kommen. Wohin diese Methode führen wird, wird man erst in 30 Jahren recht beurtheilen können.

In England gehen die Dinge einen ganz anderen Weg. Hier giebt es noch einen Unterricht, bei dem das alte System der Lehrzeit in voller Kraft erhalten wird. Wenn ein Laie in die Kaste der Maler eintreten will, so begiebt er sich unter den Schutz eines Meisters, der gewöhnlich nur einen oder zwei Eleven nimmt, um ihnen die Geheimnisse der Kunst mitzutheilen, die er selbst von seinen Vorgängern ererbt hat. So wird die Ausbildung des Künstlers zu einer ununterbrochenen Ueberlieferung. Daß diese die der alten Koloristen ist, darüber darf man sich nicht wundern. In den südlichen Gegenden, wo ein ewig blauer Himmel einen immer gleichen Glanz verbreitet, ist es die Form, die Linie, welche am meisten wechselt, und die daher auch am meisten bemerkbar ist. Aber in einem Lande mit so veränderlicher Witterung und so gedämpftem Lichte wie England sind es besonders die Nüancen von Schatten und Licht, die am meisten in die Augen springen. Kürzlich sprach ein Kritiker seine Verwunderung darüber aus, daß so kalte Naturen, wie die Engländer, doch so viel Vorliebe für lebhaftes Kolorit besitzen, während gerade umgekehrt die französische Lebendigkeit eine größere Neigung zu dunkelen und eintönigen Farben zeige. Es liegt in solchem Erstaunen eine Verkennung dessen, was als günstiges Element des Künstlerberufs zu betrachten ist. Gerade weil die Engländer nach außen hin Kälte zeigen, muß sich die Empfindung in ihrem innern Leben Luft machen. Bei ihnen hält daher die Einbildungskraft den Pinsel, die Einbildungskraft liebt es aber, in ihren Schöpfungen einer dem äußeren taghellen Daseyn entgegengesetzten Richtung zu folgen. Deshalb lieben die Engländer gerade das Phantastische, und zwar hauptsächlich das Phantastische im Kolorit. Daher lernt der Lehrling in England von seinem Meister — denn dies Verhältniß ist durchaus festgehalten — zuerst, mit sehr flüssigen Farben anzulegen und dann erst mit Saft- und Lasurfarben zu malen, so daß eine Untermalung eigentlich gar nicht stattfindet. Man begreift ohne Mühe, wie diese Behandlung der Farben selbst auf die ganze Richtung des Künstlers einwirken muß. Die Anwendung der Lasuren verleitet ihn — durch die große Leichtigkeit, welche sie gewähren, die Uebergänge bis ins Unendliche zu nüanciren — sich vorzugsweise mit der prismatischen Seite der Natur zu beschäftigen; andererseits verhindert ihn die Auflegung der Saftfarben, seine Aufmerksamkeit auf die Form der sekundären Reliefs, so wie auf die Detail-Konturen, welche bei den Zeichnern zur fixen Idee geworden sind, zu richten. Kein Freund des Modells, kann der englische Künstler das Schöne nicht in die Konturen setzen, die er daher auch wenig studirt. Seine ganze Tendenz ist das Kolorit.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Donnerstag den 7. Oktober 1847.

Frankreich.

Militair-Kolonieen der Oesterreicher und Russen.

Je theurer den Franzosen ihre Eroberungen an der Nordküste Afrika's bis-er zu stehen gekommen sind, um so weniger geneigt können sie seyn, das, was e mit so vielem Blut und Gold erworben, wiederum aufzugeben. Das in lgerien angelegte Kapital ist zu bedeutend, als daß sie es preisgeben, als aß sie auf die Zinsen, die sie davon erwarten, Verzicht leisten sollten, und alle Bemühungen des Herrn Desjobert und der übrigen Gegner der Occupation lgeriens überhaupt — wenn deren existiren sollten — oder auch nur einer, ewisse Gränzen überschreitenden Occupation derselben, werden so vergeblich leiben, wie sie es bisher gewesen sind. Die französische Regierung scheint sich ielmehr ernstlich mit der Colonisation des Landes, die allein dessen Besitz für ie Folge garantiren kann, zu beschäftigen. Je stärker nun aber die Truppen-asse ist, die Frankreich in Algerien unterhält, je unmöglicher es scheint, sie u verstärken und je wünschenswerther es von Tage zu Tage wird, sie zu ver-mindern, um so klarer ergiebt es sich, welche Art von Colonisation die zweck-mäßigere oder vielmehr die einzig zweckgemäße sey. In der That kann es sich aum um andere, als um Militair-Kolonieen handeln und auf diese scheint man enn auch zu sinnen.

Schon Napoleon als erster Konsul hatte sich für die Erwerbungen der Re-ublik in Italien und Deutschland mit einem Plane zu Militair-Kolonieen ge-ragen, dessen Grundzüge wir in Herrn Thiers' Werke über die Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs finden,*) allein diese Kolonieen sind, wie be-kannt, nur Entwurf geblieben. Wollen die Franzosen daher, ehe sie in Algerien Hand ans Werk legen, Erfahrungen zu Rathe ziehen — was ihnen, die im Kolonisiren bisher wenig Glück oder wenig Geschick gehabt, nicht schaden kann — so bleibt ihnen nichts übrig, als solche Erfahrungen auswärts — in Oester-reich und Rußland — zu suchen, und dazu scheinen sie sich denn auch lobens-würdiger Weise bequemen zu wollen.

Die Revue des deux Mondes wenigstens brachte vor kurzem einen Artikel über die Militair-Kolonieen Oesterreichs und Rußlands, der, wie es ausdrück-lich ausgesprochen wird, mit Beziehung auf die in Algerien vorzunehmende Colonisation geschrieben ist. „Wir glauben“ — sagt der Verfasser — „daß die Geschichte und der gegenwärtige Zustand dieser Einrichtungen uns für die Fragen, die sich bei der Colonisation Algeriens ergeben, mit wichtigen Doku-menten versehen können.“

Es ist dieses Zweck des Artikels in der Revue des deux Mondes, wodurch wir bestimmt werden, denselben, obwohl er hauptsächlich aus deutschen Quellen geschöpft ist, unseren Lesern wenigstens auszugsweise mitzutheilen. Es sind weniger die Data, von denen der Verfasser ausgeht, um welche es uns zu thun ist, als die Betrachtungen und Folgerungen, die er daran knüpft. Jene hätten wir näher bei der Hand und wir würden einen Umweg machen, wenn wir sie auswärts suchen wollten, käme es uns nicht weniger auf den Gegen-stand der Betrachtung an, als auf die Betrachtung des Gegenstandes von einem gewissen Standpunkte aus.

Nachdem der Verfasser einige Worte über die nicht militairischen Ansiede-lungen in den beiden Kaiserreichen vorausgeschickt, fährt er auf die Militair-Kolonieen, seinen eigentlichen Stoff, kommend, fort:

Es haben bei diesen umfangreichen Gründungen, von denen Oesterreich in der Vergangenheit so großen Nutzen gezogen und von denen Rußland für die Zukunft so viel erwartet, ganz verschiedene Absichten obgewaltet. Oesterreich kolonisirte seine Gränzen, um sie fähig zu machen, für sich selbst den unaufhör-lichen Angriffen der Türken zu widerstehen; Rußland kolonisirte, weil es sein militairisches System verstärken wollte, ohne seine Ausgaben zu vermehren. Wenn auch Peter der Große den Gedanken gefaßt hatte, sein Reich im Süden und Osten gegen Tataren und Türken durch militairische Institutionen sicher zu stellen, ja wenn er die Kosaken des Kuban wirklich für den Dienst an der Gränze organisirte und Katharina II. mit den zaporogischen Kosaken ein Gleiches that, so sind doch die eigentlichen Kolonieen, die erst seit 30 Jahren und zwar im Norden und Westen des Reiches bestehen, aus diesen Anfän-gen nicht hervorgegangen. Diese sind vielmehr eine Schöpfung des Kaisers Alexander, der schon seit 1810 mit dem Plan umging, das Reich mit Mili-tair-Kolonien auszustatten. Allein erst im Jahre 1814, erst nachdem er die österreichischen Militair-Kolonieen in Augenschein genommen, ermaß er die ganze Bedeutung dieser Einrichtungen. Alexanders Schöpfung hat, wie sich das begreifen läßt, kaum angefangen, ihre ersten Früchte zu tragen.

Was die österreichischen Militair-Kolonieen angeht, so besitzen sie eine Ge-schichte und man kann sie nach dem, was sie in den Kriegen gegen Frankreich geleistet, beurtheilen. Ihre gegenwärtige Verfassung rührt vom Jahre 1807 her, obgleich sie bereits seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts eine regel-mäßige Verwaltung und Existenz hatten; ja selbst vor dieser Epoche, und ehe sie eine fast einförmige Gesetzgebung unter offizieller Weihe erhielten, hatte sich durch die Natur der Dinge selbst, durch die ihre Entstehung veranlaßt worden war, eben so eine gewisse Ordnung und Regel bei ihnen festgesetzt.

Im Mittelalter versahen die Szekler, ein an der äußersten Ostgränze Siebenbürgens angesiedelter Volksstamm von magyarischer Race, die beson-dere Function von Gränzwächtern. Die bewaffneten Einfälle, denen Ungarn sich um so mehr ausgesetzt sah, je mehr die Türken sich in Europa ausbreiteten, nöthigten andere Stämme, sich zu demselben Zwecke auf dieselbe Weise zu organisiren. In der Regel gewährte ihnen die Krone für die Dienste, welche sie dem Lande leisteten, Privilegien und Tribute. Als nun das Haus Oester-reich, nachdem es zum Besitze Ungarns gekommen, eine Colonisation in großem Maßstabe unternahm, so konnte es über alle zu einer solchen nothwendige Materialien verfügen; es brauchte sie nur zusammen zu verbinden. In ihrer historischen Entwickelung betrachtet, erschienen mithin die Kolonieen Oesterreichs mehr als ein Werk der Nothwendigkeit, als der freien Ueberlegung. Es ist nicht minder zu bemerken, daß die ursprüngliche Bestimmung dieser Institu-tionen durch die Folge der Ereignisse, welche die Punkte änderten, von denen Gefahren zu besorgen waren, ebenfalls verändert wurde. Die Furchtbarkeit der Türken, gegen welche die Kolonieen errichtet wurden, hat aufgehört und selbst Räubereien kamen nur ausnahmsweise vor: die Militair-Kolonieen haben mithin für den österreichischen Staat keine andere Bedeutung mehr, als daß sie ein Mittel sind, das Heer auf eine wohlfeile Weise zu rekrutiren. Sie endigen gerade damit, womit die russischen Kolonieen anfangen, und haben deshalb diesen zum Muster dienen können.

Indessen hat sich Rußland keinesweges auf eine bloße Nachahmung be-schränkt, was auch nicht möglich gewesen wäre, da Rußland über keine von Hause aus militairische Bevölkerung zu verfügen hat. Ja, selbst im Falle der Möglichkeit, würde Rußland dennoch von einer direkten Nachahmung seines Musters abgestanden seyn, da es sonst seinen Kolonisten Freiheiten hätte einräumen müssen, die, wie beschränkt immer, doch nie verträglich mit den Prinzipien sind, auf welchen das soziale Gebäude in Rußland ruht. Dieser Umstand erzeugt zwischen den beiderseitigen Institutionen eine große Verschie-denheit, eine Verschiedenheit, die in den Einzelheiten der Gesetzgebung und Verwaltung natürlich zu weiteren Unterschieden Anlaß geben mußte.

Oesterreichische Kolonieen.

Die österreichische Militairgränze dehnt sich vom Adriatischen Meere bis zu den Fürstenthümern Moldau und Wallachei aus und ist in sechs Kolo-nieen eingetheilt: in die von Carlstadt, in die des Bans von Croatien, in die von Warasdin, in die von Sirmien, in die des Banats von Temeswar und in die siebenbürgische. Die Lage dieser Kolonieen folgt nicht regelmäßig dem Lauf der österreichischen Gränze, die von Warasdin z. B. ist mehr als einen Tagemarsch von derselben entfernt und die siebenbürgische ist auf verschiedenen, in noch größerer Entfernung von dem Militair-Kordon liegen-den Punkten zerstreut. Die Kolonieen bildeten sich ursprünglich auf den am meisten bedrohten Landestheilen und da ein vielfaches Interesse sie an den Boden, den sie einnehmen, knüpft, so sind sie nicht gefolgt, als die Gränze weiter gegen Süden rückte. Ihrer geographischen Lage nach gehören sämmt-liche Kolonieen zu den verbündeten Königreichen Ungarn und Croatien und dem Fürstenthume Siebenbürgen, doch nehmen sie, unter eine Centralgewalt gestellt, keinen Theil an der constitutionellen Verfassung jener Freiländer. Wie jene aber haben sie eine sehr verschiedene Bevölkerung; es giebt illyrische (croatische), deutsche, rumanische (walachische) und Szekler-Regimenter. Jedoch sind die illyrische und rumanische Race die vorherrschenden.

Sämmtliche Kolonieen sind im Geist des Lehnwesens organisirt; doch ist nur die Unterthänigkeit, nicht die Leibeigenschaft, die Basis der socialen Verhältnisse. Der Staat ist der eigentliche Grundbesitzer; vom Staate empfängt der Kolonist sein Land, dem Staat ist er verpflichtet und die haupt-sächlichste seiner Leistungen besteht im Kriegsdienst. In der siebenbürgischen Kolonie, deren Regimenter aus Szeklern oder Rumaniern bestehen, sind die Merkmale des Lehnwesens noch sehr kenntlich. Bei den Walachen giebt es

*) Diese Kolonieen sollten in Italien bei Alessandria, in Deutschland bei Mainz an-gelegt werden. S. Hist. du consul. et de l'empire. T. IV. liv. 16, p. 181.

fichter in unmittelbare Berührung mit den von Glanz strahlenden Feldern zu bringen, ohne daß dieselben weniger kräftig hervortreten. Offenbar hat der Künstler mit vieler Aufmerksamkeit das Daguerreotyp studirt und von ihm gelernt, die Farben in einer Weise zu behandeln, die den Koloristen unglaublich scheinen muß. So eigenthümlich ist dieser Lichteffekt, daß man, trotz der klarsten Zeichnung und den schärfsten Konturen doch das Licht sich auf den Gesichtern, wie auf dem Laub der Bäume, bewegen zu sehen glaubt.

Nachdem wir so weit geschildert, was wir gesehen, noch ein Wort über das, was wir nicht angetroffen haben. Im Ganzen genommen, besitzt die englische Schule wenig Energie und rein plastische Originalität. Die englischen Künstler sind weit weniger ehrgeizig als die französischen, aber sie besitzen bedeutend mehr Melancholie. Sollte nicht Eins die Folge vom Anderen seyn?

Italien.

Zur Geschichte der Waldenser.*)

Die Waldenser in den Thälern Piemonts führen den Ursprung ihrer Sekte in die ersten Zeiten des Christenthums zurück und behaupten, die Lehren des Evangeliums stets in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahrt zu haben. Es ist in der That wahrscheinlich, daß diese Sekte schon im Anfange des neunten Jahrhunderts bestand, zu welcher Zeit Claudius, der Bischof von Turin, zu dessen Sprengel sie zweifelsohne gehörte, sich gegen die Einführung der Heiligenbilder in die Kirchen erhob. Man kann überhaupt annehmen, daß sie sich derjenigen Religionspartei anschloß, welche die Neuerungen tadelte und von sich wies, durch die man der unwissenden und abergläubischen Menge den Gottesdienst zugänglich machen wollte. Diese Partei, die anfangs sehr zahlreich war, schmolz immer mehr zusammen, und man kann nicht mit Sicherheit sagen, wie es kam, daß gerade die Waldenser dem allgemeinen Zug der Geister widerstanden. Vielleicht entzog sie ihr zwischen Bergen versteckter Wohnsitz der Aufmerksamkeit und gestattete ihnen, ohne Schwierigkeit mit der römischen Kirche zu brechen. Vielleicht hatte man bei den großen Ereignissen, die das Papstthum und ganz Europa vom neunten bis elften Jahrhundert beschäftigten, keine Muße, sich um das kleine Häuflein von Ketzern zu kümmern. Wie dem auch sey, aus dem zwölften Jahrhundert beweisen Dokumente das Daseyn der Waldensischen Kirche. Es sind dies Manuskripte, von denen eines eine romanische Uebersetzung des neuen Testamentes, ein zweites, aus dem Jahre 1100, den Waldensischen Katechismus, ein drittes von 1120, der „Antichrist“ genannt, eine Widerlegung der römischen Glaubensartikel und Praktiken enthält. So viel also steht fest, daß um diese Zeit die Waldenser von Rom getrennt waren, und man kann annehmen, daß ihr Sektirer-Eifer sie dazu trieb, ihre Lehren zu verbreiten, denn bald sehen wir unter ihrem Namen alle Ketzer begriffen, gegen die in Frankreich und anderswo Verfolgungen verhängt werden.

Ungefähr zweihundert Jahre vor Luther's Reformation war es, als man anfing, die Waldenser zu beunruhigen, und von dieser Zeit an bis fast auf unsere Tage bietet ihre Geschichte nur eine Reihe unerhörter Leiden, die mit wahrem Heldenmuth ertragen werden. Dies kleine Häuflein einfacher, armer Leute, deren ganzes Verbrechen ein unerschütterliches Verharren bei ihrem Glauben war, blieb Jahrhunderte hindurch das Ziel der rohesten Ungerechtigkeiten und schmachvollsten Ränke. Man thut sie in den Bann, man nimmt ihre Güter, führt ihre Kinder fort, jagt sie von Ort zu Ort, wie das Wild des Waldes, und doch bringt man sie nicht zur Abschwörung ihres Glaubensbekenntnisses. Endlich wirft man sie sämmtlich aus dem Piemont heraus; sie gehen nach den schweizer Kantonen, wo die Fortschritte der Reformation ihnen eine ruhige Freistatt und gastfreie Freunde versprechen.

Aber das Brodt der Verbannung ist immer bitter, und die Verpflegung mehrerer Hunderte für kleine Staaten, wie die der Eidgenossenschaft, auf die Länge eine schwere Last. Daher drängt man die Waldenser, die Schweiz zu verlassen und sich nach Deutschland zu wenden. Da bemächtigt sich ihrer die Verzweiflung, und sie fassen den tollen Plan, in ihre Thäler zurückzukehren. Schon haben sie sich am Genfer See vereinigt, als Bern, von ihrem Unternehmen benachrichtigt, die Armen überrascht und sie zwingt, den Weg nach der Heimat zu verlassen und in die ferne Fremde zu wandern.

Doch ihren Vorsatz, mit den Waffen in der Hand ihre alten Wohnsitze wieder zu erobern, gaben sie darum nicht auf. Derselbe reift im Kopfe des Predigers Arnaud, eines Mannes, dessen Andenken bei den Waldensern in großer Achtung steht. In der Stille wägt er die Schwierigkeiten und die Mittel zur Ausführung ab, beräth sich mit Wilhelm von Oranien, und als er endlich den Zeitpunkt günstig glaubt, giebt er das Zeichen zum Aufbruch und stellt sich an die Spitze des Unternehmens. — Diesmal gelingt es den Waldensern, die Wachsamkeit der Berner zu täuschen. Sie setzen über den See in der Anzahl von neun Hunderten, dringen unter der Führung des tapferen Arnaud durch die Gebirge vor, wo aller Art Hindernisse ihrer warten, doch will es das Glück, daß sie keinem Feinde begegnen. Nach unglaublichen Anstrengungen erreichen die Waldenser ihre geliebten Thäler. Man sichert sie ihnen durch einen ehrenvollen Frieden, den sie sich verdienen, indem sie ihr kleines Heer dem Souverain, der eben einen feindlichen Einfall in sein Land zurückzuschlagen hatte, zur Verfügung stellen.

Ihre unerschütterliche Treue, die immer ein Hauptzug ihres C[...] war, schützte sie aber nicht vor der Wiederkehr der Verfolgungen. N[...] dieselben, da sich die protestantischen Mächte Europa's, und insbe[...] König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ins Mittel legten, nich[...] früheren Barbarei getrieben werden. Man versuchte zwar, gewisse [...] erneuern, die den Waldensern die freie Religionsübung untersagten [...] Grundbesitz und ihre Vermehrung beschränkten; aber in Folge der fr[...] gewordenen Ansichten des gegenwärtigen Königs sind diese Maßreg[...] streng ausgeführt worden, und die Waldenser dürfen für die geistige [...] rielle Entwickelung ihrer Thäler einer besseren Zukunft entgegensehen.

In dem Buche, aus dem diese Data entnommen sind, findet [...] Auszüge, theils Abdrücke der religiösen Schriften der Waldenser. [...] gleiche übrigens: Dieterici, die Waldenser und ihre Verhältnisse [...] denburgisch-preußischen Staate, Berlin 1831.

*) Nach einem in Lausanne kürzlich erschienenen Werke von Monastier: Histoire de l'église Vaudoise depuis son origine et des Vaudois du Piémont jusqu'à nos jours.

Mannigfaltiges.

— Neue Einrichtung auf englischen Eisenbahnen. [...] englischen Eisenbahn — der Great Western — hat man ein neues [...] mittel ersonnen, um Unglücksfällen vorzubeugen. Da diese nämlich [...] dadurch entstehen, daß der Lokomotivführer nicht rasch genug davon [...] wird, wenn ein Wagen im Zuge aus den Schienen gekommen oder [...] etwas an dem letzteren gestört ist, so giebt man jetzt auf der gedachten [...] jedem Zuge einen besondern Begleiter mit, der nichts weiter zu thun [...] vom Tender aus den ganzen Zug, bald rechts und bald links, nach [...] wohl als nach unten, im Auge zu behalten, so daß er jede Unregelmä[...] sofort dem in geringer Entfernung von ihm befindlichen Lokomotivfü[...] zeigen kann. Die Einrichtung scheint sehr nachahmungswerth, beson[...] englischen Eisenbahnen, wo nur wenige Wagenbeamten die Züge begl[...] wo auch an den Seiten der Bahn die Wärter nicht aufgestellt sind, [...] an allen deutschen Linien findet. Aber ihrem Zwecke dürfte die neue [...] tung doch nur theilweise entsprechen, da weder des Nachts noch bei den [...] land so häufigen Nebeln vom Tender aus der ganze Zug übersehen [...] kann. Besser wäre es, jedem Wagen einen eigenen Begleiter mitzugeben und diesen durch einen Glockenzug in den Stand zu setzen, den Lokomotivführer sofort von einer eingetretenen Unregelmäßigkeit zu benachrichtigen.

— Jenny Lind's Album. Unter diesem Titel haben die Musikalienhändler Jullien u. Comp. in London ein überaus elegantes, musikalisches „Keepsake“ herausgegeben. Das Titelblatt ist auf durchsichtigem blauen Grunde gedruckt, der mit goldenen Sternen bedeckt ist. Ein kritisch-biographischer Artikel über Jenny Lind eröffnet das Buch, worauf sieben schwedische Lieder von Ahlström und Lundblad folgen, die von der Sängerin in Konzerten vorgetragen worden, und zwar sind die Noten von den Original-Texten und diese wieder sämmtlich von englischen Uebersetzungen begleitet. Den schwedischen Liedern schließen sich Jenny Lind's drei Arien aus der „Tochter des Regiments“ und das berühmte in London von ihr mit außerordentlichem Beifall gesungene „Quando lasciai la Normandia“ aus Meyerbeer's „Robert der Teufel“ an. Demnächst folgen [...] Fantasieen für das Pianoforte, nach schwedischen Volksliedern, König's „Jenny Lind-Walzer“, Jullien's „Schwedischer Nachtigallen-Walzer“ und dessen Fi[glia] del Reggimento-Polka. Jedes schwedische Lied ist mit Illustrationen [...] Ganze mit dem auf blauem Grund in goldener Fassung gezeichneten und [...] rirten Portrait der Sängerin geschmückt. — Man sieht, die Engländer geben [...] nahe den Wienern und Berlinern an musikalischem Enthusiasmus nicht mehr [...]

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

großer Uebelstand, daß man zu St. Germain, weil hier die Temperatur Kessel auf derselben Höhe erhalten werden muß, das Feuer während drei rtelstunden niederbrennen läßt, worauf es durch einen vermittelst des iebwerks einer der kleineren Hülfsmaschinen in Bewegung gesetzten Ventior wiederangefacht wird. Dieses Verfahren wird besonders durch die Form Dampfkessel und Feuerungsräume erleichtert, indem die Schürlöcher nach n zu mit einer Schornsteinröhre versehen sind. Dennoch ist der Aufwand an ennmaterial sehr bedeutend, denn er beträgt auf einer Linie von 26130 Fuß, von etwa 1¼ deutscher Meile 4 Tonnen Steinkohlen, eine Quantität, die noch tiger geschätzt werden kann, wenn man bedenkt, daß der vereinigte Dienst der omotiven auf den Eisenbahnen von Versailles und St. Germain, deren ge 4¾ deutsche Meilen beträgt, nur 30 Tonnen Coaks erfordert. Aus m diesen ergiebt sich demnach, daß das atmosphärische System eine sehr endige Circulation verlangt, wodurch die Unterbrechungen der feststehen Maschinen seltener würden, und daß es selbst unter dieser Bedingung nur dem Dampflokomotivsystem vorzuziehen ist, wo die Unebenheit des Bodens r letzteren entweder zu große Schwierigkeiten in den Weg legen oder durch rtschaffung derselben zu große Kosten verursachen würde. Zugleich aber ist leuchtend, daß die Vereinigung dieser beiden Umstände fast zu den Unmögkeiten gehört.

Zu den großen Vorzügen des atmosphärischen Systems rechnet man mit echt auch die Abwesenheit der Lokomotiven, ein Umstand, der besonders in etreff der Sicherheit von großer Wichtigkeit ist, da die meisten und oft sehr denkliche Unfälle nur durch die Lokomotiven bewirkt werden. Beeilen wir s indessen hinzuzufügen, daß diese Gefahren täglich an Wahrscheinlichkeit nehmen und daß auf einer sorgfältig gebauten Bahn, bei einem wohlgeleiten Betriebe und zuverlässigen Beamten diese Unwahrscheinlichkeit nahe an nmöglichkeit gränzt. Durch das gänzliche Fortfallen der Lokomotive würde e Höhe der Brückenbögen erniedrigt und das in der Kunstsprache sogenannte todte Gewicht" verringert werden, da die Maschinen und der Tender allein weilen ein Drittheil, ja selbst die Hälfte des Gewichts des ganzen Zuges usmachen; woraus dann wieder folgt, daß auch die Schienen, da sie nur och das Gewicht der Personen- und Waarenwagons zu tragen hätten, an Stärke verlieren könnten. Dieser letztere Vortheil scheint jedoch auf der St. Germainbahn für nicht entschieden genug betrachtet worden zu seyn, da ier die Schienen das gewöhnliche Gewicht von 20 Pfd. auf den laufenden Fuß haben. Auf einer atmosphärischen Eisenbahn ist der Zusammenstoß zweier Züge unmöglich, weil sie nicht zu gleicher Zeit durch denselben Treibcylinder n Bewegung gesetzt werden können. Indeß kann eine solche Begegnung auf Kreuzschienen sich ereignen, ein Fall, der jedoch noch nicht vorgekommen und emgemäß auch noch keiner Prüfung unterworfen ist. Man hat behauptet, aß die Art und Weise, in welcher die Verbindung des Treibkolbens mit dem Leitwagen hergestellt wird, ein Herausgehen desselben aus den Schienen unmöglich mache. Da jedoch bei einem Versuch der Treibkolben durch ein im Wege liegendes Hinderniß in tausend Stücke zersplittert wurde, so dürfte die Richtigkeit jener Behauptung noch in Frage stehen. Einleuchtend ist jedoch, aß diese Verbindung, welche vermittels des Treibkolbens zwischen den Schienen und dem Zuge bewirkt wird, eine beträchtliche Verringerung des Radius gestattet, wenn die Bahn eine Kurve zu beschreiben hat, besonders wenn man — wie es auf der Eisenbahn zwischen Kingston und Dalkey geschehen ist — die äußeren Schienen der Kurvenbahn mit Gegenschienen versieht.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ungeheueren Kosten gerichtet ist, welche eine fühlbare Verzögerung in dem Bau der französischen Eisenbahnen zu bewirken scheinen, ist die Frage nach den ökonomischen Vortheilen, die das atmosphärische System vorzüglicherweise darbietet, nicht zu übergehen. Es sind in dieser Beziehung die entgegengesetzten Ansichten kund geworden. Der Ingenieur hat behauptet, daß, wenn man die durch Lokomotiven bedienten Schienenwege mit denen durch pneumatische Maschinen in Betrieb gesetzten unter gleichen Verhältnissen betrachtet, die Einrichtungskosten der ersteren 140,000 Thlr. auf die Meile mehr betragen würden und daß diese Ersparniß bei dem Personenverkehr wenigstens sich auf ⅗ stellen würde. Gegentheils lesen wir in der Denkschrift Crelle's: „Wenn der Schienenweg von Berlin nach Potsdam (die erste preußische Eisenbahn, bei der Crelle den Bau geleitet hat) statt für die Dampflokomotive nach dem atmosphärischen System eingerichtet worden wäre, so würden die Baukosten 106,000 Thlr., die jährlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten aber 40,000 Thaler auf die Meile höher zu stehen kommen." Wir haben keineswegs die kindische Absicht, zwei anerkannt ausgezeichnete Männer miteinander in Widerspruch zu setzen, sondern wollen nur darauf hinweisen, wie bei solcher Art von Berechnung Hypothesen unzuverlässig und analoge Schlüsse unsicher sind. Die beiden Systeme erfordern ganz verschiedene Bedingung in Rücksicht auf Terrain und Material, und es würde eben so wenig Vortheil bringen, die schon vorhandenen mit Dampflokomotiven befahrenen Bahnen nach dem atmosphärischen System umzuändern, als umgekehrt die atmosphärischen Eisenbahnen mit Forträumung aller für die letzteren gar nicht existirenden Hindernisse für die Dampflokomotive herzurichten. Betrachten wir die St. Germainer Bahn, so ergiebt sich die eben aufgestellte Behauptung daraus als richtig, daß für die Strecke, auf welcher der Treibcylinder nur 1 Ruthe 1 Fuß 8 Zoll im Durchmesser beträgt, das Doppelte der Summe, welche die Anwendung des Dampflokomotiv-Systems verursacht hatte, und die, auf der der Durchmesser des Treibcylinders 1 Ruthe 10 Fuß 7 Zoll beträgt, das Vierfache derselben verausgabt worden ist, vorausgesetzt, daß das Terrain in dem zweiten Falle unverändert bleiben könnte. Diese Voraussetzung ist aber unstatthaft und eben deshalb stellt sich die Berechung ganz anders dar. Die Kosten der ganzen Bahn sind gegenwärtig auf 1,534,400 Thaler veranschlagt, also um 1,000,000 höher als die vom Staat und der Stadt St. Germain bewilligten Summen betragen. Als Resultat aller dieser Bemerkungen können wir indeß immerhin die Behauptung aufstellen, in der wir ohnehin mit dem größten Theile der Sachverständigen übereinstimmen, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge die allgemeine Anwendung des atmosphärischen Systms in finanzieller Beziehung keineswegs vortheilhaft ist.

Schweden.

Dem Andenken Geijers und Franzens.

(Schluß.)

Franzén.

Franzén machte sich schon im vorigen Jahrhundert einen Namen durch Lieder voller Gefühl für häusliches Glück, Familienleben und kindliche Liebe, in ungekünstelter Herzlichkeit und sanfter unschuldiger Schalkhaftigkeit, mit einer Klarheit und Anschaulichkeit, die eines Goethe würdig ist. Seine Lyrik hat für manche andere schwedische Dichter den Ton angegeben und wird auch gewöhnlich, wo sie sich bei solchen vorfindet, mit dem Namen Franzénscher Lyrik bezeichnet. Außer diesen hübschen kleinen Idyllen hat er auch einige große Gesänge gedichtet, von denen die Begegnung von Alvastra der vollendetste ist. Seine schönsten Lieder jedoch, die nie aufhören werden, von den Lippen des schwedischen Volkes zu ertönen, sind die, welche sich in dem neuen schwedischen Gesangbuch finden, das 1819 in ganz Schweden eingeführt wurde. Sein Freund Wallin hatte die Redaction und mit diesem gemeinschaftlich hat Franzén einige vierzig Lieder für dasselbe gedichtet, von denen man nicht weiß, welchem von beiden Freunden der größere Antheil daran gebührt *), neunzehn andere stammen von ihm allein ohne Aenderungen her und Wieselgren sagt mit Recht in einer von ihm veranstalteten Ausgabe dieses Gesangbuches, daß Franzén unter den neueren Dichtern der eigentlich verloren gegangenen Kunst, Worte für die Empfindungen des christlichen Glaubens zu setzen, wieder am nächsten gekommen sey. In jedem davon spiegelt sich das Wesen des Dichters deutlich ab, und um uns dasselbe nach seinem Tode noch einmal zu vergegenwärtigen, wählen wir eines darunter aus, welches auch durch seinen Inhalt sich zu einem Nachruf auf sein Grab eignet. Ueberdies besteht in Schweden die Sitte, Verse aus dem Gesangbuche als Grabschriften anzuwenden, fast allgemein noch weit ausgedehnter als bei uns, und ich irre vielleicht nicht, daß man gerade aus dem hier folgenden Liede, dessen Schönheit in der Ursprache ich freilich nur sehr unvollkommen wiedergeben kann, einige Strophen benutzen dürfte, um sie auf Franzéns Grabstein einzugraben.

„Wo ist der Freund, den überall ich wähne,
Nach dem beim Tagesgrauen ich mich sehne,
Und, flieht der Tag, nach dem ich immer bange
Und heiß verlange?

Ich sehe ihn, wo Kräfte nur sich regen;
Wo Blumen duften, Aehren sich bewegen,
Muß seine Lied' ihn, wenn die Lüfte spielen,
Im Athem fühlen.

Ich hör' ihn in des Sommerwindes Sausen,
Im Waldgesang und in des Baches Brausen,
Und süßer noch in meinem Herzen klingen
Und Trost mir bringen.

Doch dringt zu ihm durch einen Nebelschleier
Mein Auge nicht, nur des Gebetes Feier,
Ach, könnt' ich in des hellen Himmels Blauen
Sein Antlitz schauen!

Muß so viel Schönes rings in allen Zweigen
Der Schöpfung und des Lebens sich mir zeigen,
Wie schön muß dann vor allen seyn die Quelle,
Die ewig helle!

Du Quell, dem Licht und Seligkeit entsprießen,
Wann wird mir deine reine Woge fließen?
Wer führet mich zu deiner frischen Welle?
Des Grabes Schwelle.

Getrost, mein Geist, so hoffe mit Vertrauen!
Dir winkt der Freund, du wirst ihn einmal schauen;
An's Herz ihm sinkend findest du Erbarmen
In seinen Armen.

Zum Strand, um den sich Fluthen nicht mehr heben,
Wirst gleich der Arche Taube hin du schweben,
Wirst an des Vaters Busen selig eilen
Und ewig weilen."

B. v. Riemberg.

Polen.

Der Polenprozeß.

Das eben so traurige, als bedeutende Drama der öffentlichen Verhandlung des Polenprozesses hat, wie vorauszusehen war, auch in der Literatur eine

*) Obige Angaben verdankt der Einsender der Güte des Herrn Probst Wieselgren bei Lund. Derselbe hat sie bei der Witwe des Bischofs Wallin aus dessen selbst gebrauchtem Exemplar des Gesangbuches entlehnt, wo sich die Namen der Dichter von Wallins eigener Hand eingeschrieben fanden. Denn alle im Druck erschienenen Ausgaben enthalten bisher nur wenige in den früheren Gesangbüchern hier und da einmal und theilweise falsch angeführte Namen älterer Liederdichter.

nicht geringe Bewegung hervorgerufen. Zwar zeigten sich bis jetzt noch keine Productionen, welche den Prozeß in seinem Kern ergriffen und in seiner Totalität einer Beurtheilung unterwarfen, um so mehr hatte die Fähigkeit der Tagesschriftsteller und Zeitungs-Korrespondenten sich auf die täglichen Erscheinungen geworfen, und größtentheils waren dieselben in ihrer bruchstückartigen und aphoristischen Form vor das Publikum getreten, oft nicht einmal von einem Urtheil oder einer Reflexion des Schreibenden begleitet. Freilich war es bisher nicht leicht, mit Urtheilen aufzutreten, denen nicht später der Vorwurf der Gehaltlosigkeit gemacht werden könnte, und noch ist es schwer, ein bestimmtes Votum abzugeben, das selbstredend erst nach dem Abschluß der Sache mit voller Sicherheit erwartet werden darf. Es erscheint deshalb gerechtfertigt, daß die, welche die Angelegenheit mit ihrer Feder verfolgen, zuerst für vollständige Sammlung des Materials Sorge tragen. So sind denn auch gleichzeitig zwei Unternehmen im Gange, welche dem polnischen, wie dem deutschen Publikum die Akten des Polenprozesses in ihrem ganzen Umfange vorzulegen zum Zweck haben.

Die polnische Ausgabe der Prozeß-Verhandlungen, welche bei dem Buchhändler M. Simion in Berlin erscheint, liegt uns in ihrem ersten Hefte vor. Wir erhalten darin noch einmal doppelt die Namen der Angeklagten und eine wortgetreue Uebersetzung des vom Staatsanwalt ausgearbeiteten Anklageakts. Jenen Kursus der doppelten Namenreihe wissen wir uns freilich nicht anders, als aus der Buchstabentreue des oder der Uebersetzer zu erklären; für nöthig halten wir denselben aber deshalb nicht, weil ohnehin jene Namen in Polen sehr wohl bekannt sind. Daß nur die amtliche Anklageschrift mit möglichster Sorgfalt und Treue wieder gegeben werde, erscheint zweckmäßig, doch wenn wie wir hören, alle Fragen, Antworten, Reden und Bemerkungen, welche die Zeitungshalle, aus der die Uebersetzung angefertigt wird, bringt, noch einmal in ihrer oft unüberwindlichen Breite, in ihren steten Wiederholungen aufgetischt werden sollen, so möchte doch wohl die Geduld selbst des theilnehmendsten Lesers erschöpft werden; auch würden die Herausgeber nicht erreichen, was sie versprochen haben, nämlich sich mit den gerichtlichen Verhandlungen selbst in Gleichzeitigkeit zu setzen.

Offenbar aber müssen folgende Erfordernisse in den beiden Gesammtausgaben erfüllt werden:

Es muß aus ihnen mit Klarheit das von den Angeklagten behauptete Vertheidigungssystem hervorgehen. Dasselbe liegt schon in den Erklärungen Mieroslawski's und in seiner bewunderten Rede. Hieraus stellt sich der Gedanke als der leitende dar, daß der Einzelne sich preisgiebt, so weit er überhaupt kompromittirt ist, den Beweis der Schuld der Komplicen aber von der Anklage erwartet, und deshalb keine Zugeständnisse macht, welche ihm nahe stehende Personen belasten.

Sodann müssen die Vertheidigungsmomente rein juristischer Art, welche in den Reden der Advokaten zerstreut liegen, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt und in einen solchen inneren Zusammenhang gebracht werden, daß die Schwerpunkte der Rede leicht erkennbar werden und ihre Intentionen in das Auge fallen. Es ist unmöglich, ohne Schwächung des Interesse für die Wirksamkeit der Advokatie, sich durch die vielen Reden, welche von ihr ausgegangen sind, hindurch zu arbeiten. Einige, welche gar kein Material zur Vertheidigung bringen (und es giebt deren mehrere), sind ganz zu übergehen, sie zerschneiden nur den Zusammenhang der nothwendig einheitlichen juristischen Deduction. Als genereller Wink wäre zu beachten, daß namentlich die ersten Reden an Sicherheit und juristischer Schärfe Mangel leiden: bestimmter und als Zeugnisse tieferen Eindringens in die Natur der Verbrechen, wie in den Geist des Gesetzes, erscheinen die späteren.

Wenn nun so gewünscht wird, daß der Vertheidigung ihr Recht werde, so muß auch als drittes Postulat ausgesprochen werden, daß die Deductionen des Staatsanwalts mit der feinen juristischen Distinktionsgabe wiedergegeben werden, welche sie dringend erheischen. Sie müssen in intime Wechselbeziehung zu den Ausführungen der Advokaten gestellt werden, damit diesen nicht jedes Fundament fehle und man am Ende nicht wisse, wogegen sie deduciren.

Wird diesen, sich allerdings von selbst gebieterisch geltend machenden Anforderungen entsprochen, so kann die Publication der Gesammt-Verhandlungen von großem Nutzen seyn, ja, das polnische Publikum, welches dem Gange des Prozesses aufmerksam folgt und wohl in mancher Beziehung irre geworden seyn mag, wird durch solches Hülfsmittel seine Männer richtig beurtheilen lernen und manche wichtige Ausbeute an Gedanken und Combinationen gewinnen, welche aus den Verhandlungen hervorgehen.

In Bezug auf die Sprache der polnischen Gesammtausgabe ist noch zu erwähnen, daß sie nicht durchgängig die Korrektheit zeigt, welche der geschickte Herausgeber erwarten ließ. Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Soult und Wellington. Die beiden ältesten, und unter den noch lebenden die berühmtesten Feldherren aus dem Revolutionskriege, Soult und Wellington wurden als Gegner sehr oft in jenem Kriege neben einander genannt; jetzt nach 33jährigem Frieden schreibt Fama den Namen dieser Helden wieder auf dieselbe Tafel, aber die Dinge, welche sie von ihnen erzählt, weichen sehr von einander ab. Der greise Herzog von Dalmatien begiebt sich zur Ruhe auf sein Lorbeer-Lager, der greise Herzog von Wellington nimmt noch einmal den einen Fuß, mit welchem er schon im Grabe gestanden, um ein neues Beilager zu besteigen. Es erzählten nämlich vor ... Monaten die englischen Blätter, und es wird dies nach mehrfachen ... sprüchen jetzt durch den Observer bestätigt, daß die reiche Tochter ... Francis Burdett, Miß Burdett-Coutts, Herz, Hand und ein Vermögen, ... die Zunge nicht ohne Zittern aussprechen kann, dem Herzoge reicht, ... der Mann, welcher in Portugal, Spanien und Frankreich einst so viele ... zerstörte, hinführo an der Seite derjenigen durchs Leben wallt, die ... Kirchen aufgebaut.*) Beide Feldherren, Soult und Wellington, ... in Kriegskunst und Kriegsglück, gleichen sich doch sehr stark in der ... den Glücksgütern dieser Welt. Soult und Wellington standen ... mal als Oberbefehlshaber gegenüber, und immer hat Soult sich ... und große Verantwortlichkeit zugezogen. Im Jahre 1809 lag er in ... und ließ sich sorglos von Wellington überraschen, obgleich der ... zwischen Beiden lag. In Folge dieser Ueberraschung mußte Soult ... vernichtenden Rückzug antreten, wie er im russischen Feldzuge von ... schmachvoller und verderblicher war; er verlor alles Kriegsgeräth, ... Wagen, Kassen, und fast alle Soldaten. Im Jahre 1814 befehligte er ... die ganze französische Armee an den Pyrenäen gegen Wellington ... seine unglücklichen Manövers durch seine Niederlage in der Schlacht bei Toulouse endigte. Diese Schlacht, welche elf Tage nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris geliefert wurde, gab zu vielen Beschuldigungen ..., und der kompetente Lamarque in seinen Memoiren wirft Soult ... Verrath vor. Im Jahre 1815 war Soult Major-General der ... und somit Chef des Generalstabs; er leitete demnach die ... der Schlacht von Waterloo, deren Ausgang seinen Anordnungen zugeschrieben wird. Soult's Feinde, deren er sehr viele in Frankreich hat, geben ... ein unübertrefflicher Verwalter und Ordner im Heerwesen sey, daß er ... große Talente als General besitze, besonders unter der Leitung eines ... Feldherrn, wie in der Schlacht bei Zürich unter Massena und in der ... bei Austerlitz unter Napoleon, aber als selbständiger Oberbefehlshaber ... ganzen Armee gegen einen bedeutenden Feind habe er niemals das ... seine Fahnen zu fesseln gewußt. Frankreich hat ihm aus den letzten ... jahren des Kaiserreichs wenig zu verdanken. Von seiner Empfindlichkeit für den Reiz edler Metalle und anderer Kostbarkeiten sollen zahlreiche ... seyn, namentlich klagen die Spanier, daß er während seiner Feldzüge in ihrem Lande einen zwar nicht verdorbenen aber doch sehr verderblichen Kunstgeschmack zeigte. Er habe, gleich Bonaparte, sich oft bei Verträgen Meisterwerke der Malerei ausbedungen, doch mit dem Unterschiede, daß Bonaparte die Verträge mit den betreffenden Landesherrschern öffentlich und zum Vortheil der Staats-Gallerieen Frankreichs abgeschlossen habe, während Soult dies nur mit einzelnen Kirchenhäuptern oder Magistraten that, und zwar in geheimen Artikeln und zu Gunsten einer Privat-Gallerie. — Als Staatsmann war Soult ... selbständig; die Seele der Kabinette, deren Mitglied er war, oder denen er präsidirte, war stets ein Périer, Thiers oder Guizot, oder der König ..., und hierin gleicht er ganz seinem großen Gegner in England. Ob er ... großer Stratege ist, mögen Männer vom Fache entscheiden. Nach der Schlacht bei Austerlitz sagte der Kaiser, er sey der größte Manövrist in Europa; ... glauben aber, Napoleon hat dieses Urtheil, welches ohnedies nicht allseitig unterschrieben worden wäre, später stark modifizirt. Jedenfalls war Soult persönlich sehr tapfer; er ist unter Anderem bei Genua lebensgefährlich verwundet worden, und hat sich seine hohe Stellung als Marschall durch ausgezeichnete Dienste vom gemeinen Soldaten an selbst erkämpft.

*) Miß Burdett, die schon von ihrem Vater ein großes Vermögen geerbt, wurde ... der Witwe ihres Großvaters, des Banquiers Coutts, (alias Herzogin von St. ...) zur Erbin eingesetzt und dadurch die reichste Dame Englands. Sie hat große Summen zum Bau von Kirchen und zur Gründung von Bisthümern hergegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Sonnabend den 9. Oktober 1847.

England.

Die neuen Parlamentsgebäude in London.

Die königliche Kommission der schönen Künste in England hat so eben einen Bericht herausgegeben, der die innere Einrichtung der neuerbauten Parlamentshäuser bespricht und in welchem die zur Ausschmückung derselben bestimmten Kunstwerke aufgezählt und beschrieben werden. Die Vorschläge der Kommission haben die Billigung des Gouvernements erhalten und sind zum Theil schon in der Ausführung begriffen. Man ist dabei von der Idee ausgegangen, die Hallen der beiden gesetzgebenden Körperschaften mit Schilderungen der prägnantesten Momente aus der Nationalgeschichte zu versehen, um so ein würdiges Denkmal der Größe und des Ruhmes herzustellen, deren Gründung England nicht minder den in diesen Räumen erfochtenen moralischen Siegen, als den blutigen Triumphen seiner Land- und Seeheere zu verdanken hat. Ein kurzer Auszug dieses Berichts wird auch für den deutschen Leser nicht ohne Interesse seyn, und bleibt nur zu wünschen übrig, daß die Realisirung des Entwurfs nicht von demselben Unstern begleitet werde, der sich in den künstlerischen Monumenten des Landes so oft bemerkbar macht.

Am Eingange des Gebäudes (St. Stephen's Porch) werden sich die Statuen Marlborough's und Nelson's erheben, des größten Feldherrn und des tapfersten Admirals, welche die Jahrbücher Britaniens kennen; neben ihnen zwei allegorische Gemälde, die den Krieg und den Frieden darstellen. Der Saal des Unterhauses (St. Stephen's Hall) wird die Bildsäulen der Männer enthalten, die sich durch ihre Beredtsamkeit und ihre parlamentarischen Talente ausgezeichnet haben und von denen die Figuren Hampden's, Falkland's und Clarendon's bereits ihrer Vollendung nahe sind; die Wände aber sollen mit Fresken geschmückt werden, welche die Hauptepochen der constitutionellen, bürgerlichen und religiösen Geschichte des Reichs versinnlichen, nämlich: 1) Eine Sitzung des Wittenagemot; 2) das Feudalsystem, durch die Wilhelm dem Eroberer von den Baronen geleistete Huldigung dargestellt; 3) der Ursprung des Unterhauses — der erste Writ (Wahlbrief) an die City von London übersandt; 4) die Beendigung der Feudalkriege — Stanley und Oxford reichen Heinrich dem VII. über der Leiche Richard's die Krone; 5) ein Geschwornen-Gericht; 6) die Unterzeichnung der Magna Charta; 7) die Abschaffung der Leibeigenschaft — ein Herr giebt auf dem Todtenbett seinen Knechten, Villains, die Freiheit; 8) die Privilegien des Unterhauses von Sir Thomas More gegen den Kardinal Wolsey behauptet; 9) die Bekehrung der Angelsachsen durch St. Augustin; 10) die Reformation — Elisabeth empfängt die Bibel in Cheapside.

Der Centralhalle sind in etwas mittelalterlich-katholischer Weise die Statuen der Schutzheiligen von England, Schottland, Irland und Wales — St. Georg, St. Andreas, St. Patricius und St. David — zugetheilt worden, die wohl besser weggefallen wären, da mit Ausnahme des irischen St. Patrick diese guten Leute sich heutzutage nur weniger Verehrer zu erfreuen haben; dagegen will man die Korridore des Oberhauses und des Unterhauses mit Gemälden ausstatten, welche den großen Kampf schildern, der mit der Zusammenberufung des langen Parlaments anfing und mit der Revolution von 1688 endigte. Es sind folgende: 1) Karl I. pflanzt seine Standarte in Nottingham auf; 2) Vertheidigung von Basing-House durch den Marquis von Winchester und die Royalisten gegen die Armee des Parlaments; 3) die Vertreibung der Mitglieder eines Kollegiums zu Oxford, wegen ihrer Weigerung, den Covenant (die Bundesakte der Puritaner) zu unterzeichnen; 4) das Begräbniß Karl's I.; 5) der Sprecher Lenthal behauptet die Vorrechte des Unterhauses gegen Karl I., als dieser fünf Mitglieder desselben verhaften will; 6) der Abmarsch der Freiwilligen aus London, um die Belagerung von Gloucester aufzuheben; 7) die Einschiffung einer puritanischen Familie nach Neu-England; 8) der Abschied Lord Russell's von seiner Gemahlin; 9) die Flucht Karl's II. nach der Schlacht von Worcester; 10) die Hinrichtung des Montrose — der Scharfrichter bindet ihm das von Wishart verfaßte Buch, in welchem seine Thaten beschrieben werden, um den Hals; 11) Monk erklärt sich für ein freies Parlament (ein Akt, der sich übrigens nicht gut darstellen läßt); 12) die Landung Karl's II.; 13) Alice Lisle verbirgt die Flüchtlinge aus der Armee des Herzogs von Monmouth nach der Schlacht von Sedgemoor; 14) der Schlaf des geächteten Argyle; 15) die Freisprechung der sieben Bischöfe; 16) die Lords und Gemeinen überreichen die Krone an Wilhelm und Maria. Die acht ersten werden sich im Korridor der Lords, die acht letzten in dem des Unterhauses befinden. Der mittlere Korridor wird sechs Darstellungen aus den entgegengesetztesten Perioden der britischen Geschichte enthalten, und zwar: 1) Die Landung der phönicischen Kaufleute in Cornwallis; 2) Cook's Ankunft in O'Taheiti; 3) ein druidisches Opfer; 4) das Opfer einer Suttih in Ostindien durch die englischen Behörden verhindert; 5) die Ausstellung angelsächsischer Gefangenen am Marktplatze zu Rom, und 6) die Emancipation der Negersklaven — merkwürdige Kontraste, wie sie kaum die Annalen eines anderen Volkes darbieten.

Das Vorgemach des Oberhauses ist für Scenen aus den Werken der Dichter Chaucer, Spenser, Shakespeare, Milton, Dryden und Pope bestimmt, das Ankleidezimmer der Lords aber für eine Reihefolge von Scenen aus der heiligen Schrift, welche die Idee der Gerechtigkeit auf Erden und ihrer Entwickelung in dem Gesetze und der Rechtspflege erläutern. Diese sind: 1) Moses, der den Israeliten die Gesetztafeln übergiebt; 2) der Sündenfall; 3) der Mensch zur Arbeit verdammt; 4) das Urtheil Salomonis; 5) der Besuch der Königin von Saba; 6) der Bau des Tempels; 7) das Urtheil des Daniel; 8) Daniel in der Löwengrube; 9) das Gesicht Daniel's.

Das königliche Vorzimmer wird mit Schnitzwerk, Portraits und Tapeten verziert werden. — Letztere eine genaue Kopie der berühmten Armada-Hangings, welche mehr als zwei Jahrhunderte lang dem ehemaligen Oberhause zum Schmuck dienten und den Sieg des Admirals Lord Howard von Effingham über die „unüberwindliche" Flotte veranschaulichten. Das Ankleidezimmer der Königin ist der Sage vom altbritischen König Arthur vorbehalten, die dem Pinsel des Herrn Dyce zum Thema dienen soll — hoffentlich mit mehr Glück, als die Versuche Blackmore's und anderer Poeten, jenen mythischen Helden in Rittergedichten zu verherrlichen, sich erfreut haben. Die achtzehn Fächer der königlichen Galerie werden mit Gemälden angefüllt, die sich auf die Kriegsgeschichte des Landes beziehen: 1) Bundicea feuert ihr Heer zum Kampfe gegen die Römer an; 2) Alfred im Dänenlager; 3) der irische König Brian Boroimhe (spr. Boruh) besiegt die Dänen an der Brücke von Clontarff; 4) Edith findet die Leiche Harold's — eine Scene, die vielen unserer Leser noch aus dem großen Bilde von Horace Vernet in der letzten Berliner Kunst-Ausstellung erinnerlich seyn wird; 5) Richard Löwenherz erblickt zum erstenmal Jerusalem; 6) Eleonore rettet ihrem Gatten, Eduard I., das Leben, indem sie das Gift aus seiner Wunde saugt; 7) Robert Bruce auf seiner Flucht vor den Engländern; 8) Die Königin Philippa bittet Eduard III. um Gnade für die Bürger der Stadt Calais; 9) der schwarze Prinz zieht an der Seite seines Gefangenen, Königs Johann von Frankreich, in London ein; 10) die Vermählung Heinrichs V. mit Katharinen von Frankreich zu Troyes; 11) Elisabeth im Lager von Tilbury; 12) der Admiral Blake in Tunis; 13) Marlborough in der Schlacht von Blenheim; 14) der Tod Wolfe's bei Quebek; 15) der Tod Abercrombie's bei Alexandrien; 16) Lord Cornwallis empfängt die Söhne Tippu-Sahib's als Geiseln; 17) der Tod Nelson's; 18) die Zusammenkunft Wellington's und Blüchers bei Belle-Alliance. — Selbst die Wachtstube und das zu ihr führende Foyer sollen nicht leer ausgehen: erstere erhält den jungen Talbot, der seinen Vater in der Schlacht vertheidigt (s. Shakespeare's Heinrich VI.), und Isabella Douglas, welche die Thür mit ihrem Arm versperrt, um die auf Jakob I. von Schottland eindringenden Mörder abzuhalten, letzteres die Ermordung St. Edmund's des Märtyrers durch die Dänen. — Die sogenannte normännische Pforte (Norman Porch) endlich erhält den Kanut, der seinen Höflingen ihre Schmeichelei verweist, und die Königin Elisabeth an der Seeküste nach der Niederlage der spanischen Armada.

In den Erfrischungszimmern der Lords und der Gemeinen sollen Ansichten der bemerkenswerthesten Städte und Gegenden in dem vereinigten Königreiche, in Indien und den anderen Kolonieen, nebst ländlichen, auf den Ackerbau, die Jagd u. s. w. bezüglichen Scenen angebracht werden, und in der Painted Chamber — dem Konferenzsaale zwischen den beiden legislativen Körpern — dreizehn Gemälde, welche die Eroberung, Unterwerfung oder Kolonisirung der hauptsächlichsten, dem britischen Reiche einverleibten Länder und Plätze darstellen. Hierzu sind folgende Momente ausersehen: 1) Die Vermählung Strongbow's, des englischen Feldherrn in Irland, mit Eva, Tochter Königs Dermot von Leinster; 2) Eduard I., der den Wallisern seinen neugeborenen Sohn zum Fürsten giebt; 3) Jakob VI. von Schottland, die Nachricht von dem Tode der Königin Elisabeth und von seiner Berufung zum Throne von England erhaltend; 4) Lord Clive in der Schlacht von Plassy (Ostindien); 5) Penn's Vertrag mit den Indianern Nord-Amerika's; 6) die Colonisation von Australien; 7) der Traktat von Nanking mit den Chinesen; 8) und 9) die Entdeckungsreisen nach dem Nord- und Südpol; 10) und 11) die Einnahme von Mauritius (Isle de France) und dem Kap der guten

Hoffnung; 12) Sir George Rooke, der die Fahne Englands auf den Felsen von Gibraltar pflanzt; 13) die Uebergabe von Malta.

Dieses wären also die Gegenstände, die man zur Illustration der Nationalgeschichte bestimmt hat und die allerdings dem künstlerischer Genius ein weites Feld eröffnen; über ihre Ausführung sagt die Kommission unter Anderem Nachstehendes: „Obgleich wir noch nicht darauf vorbereitet sind, ein allgemeines Gutachten in Hinsicht der technischen Methode abzugeben, die hierbei zu befolgen ist, so sind wir doch der Meinung, daß die Malereien der drei Korridore und der Erfrischungszimmer in Oel, die der St. Stephanshalle, der königlichen Galerie und des Ankleidezimmers der Königin in Fresko ausgeführt werden sollten. Die Abbildung der vier Schutzheiligen würden durch ihre Lage und Größe aufs vortheilhafteste zu Mosaikarbeiten passen — nach Art der vier Evangelisten in den Trägern der Kuppel von St. Peter — und somit Anlaß geben, einer in anderen Zeiten und Ländern so hoch geschätzten Kunst auch in England das Bürgerrecht zu ertheilen."

Frankreich.

Militair-Kolonieen der Oesterreicher und Russen.

(Schluß.)

Die russischen Kolonieen.

Die Militair-Kolonieen Rußlands liegen, von Norden nach Süden hin, unterhalb des Meridians von Petersburg in den Gouvernements Nowgorod, Witepsk, Mohilew, Charkow, Kiew, Podolien und Cherson und berühren demnach Polen, Oesterreich und die Türkei. Es ist notorisch, daß diese Punkte in reiflicher Erwägung der Gefahren gewählt worden sind, die Rußland von der Westseite Europa's drohen. Das Reich ist von ungeheurem Umfange, die im Osten ausgehobenen Rekruten langen nur langsam an der West- und Südgränze, wo es in der Regel gelten wird, an. Rußland konnte hier unvorbereitet überfallen werden; dieser Gefahr sollte vorgebeugt werden, in der Voraussicht einer solchen Eventualität suchte die Regierung die Mittel zu sammeln, mit welchen sie ihr begegnen könnte.

Bei diesen neuen Gründungen hat man den alten Kolonieen am Kaukasus ihre frühere Bestimmung — die Bewachung der Gränzen — und ihre spezielle Verwaltung gelassen. Sie bestehen aus kriegerischen Volksstämmen, für die ein bloßes militairisches Reglement genügt. Die eigentlichen Kolonieen erheischten eine andere Methode. Man hat sich bei ihnen zu einer Combination zweier durchaus verschiedener Elemente genöthigt gesehen, man hat eine Bevölkerung auf die andere gepfropft. Soldaten, die man den regelmäßigen Truppen entnahm, wurden in Bauernfamilien verpflanzt. Die Kronbauern, deren Schicksal ohne Zweifel das erträglichste ist, wurden ihrer Abgaben an den Staat entledigt und mußten statt dessen für alle Ewigkeit in ihren Dörfern eine gewisse Anzahl von Regimentern aufnehmen.

Die Prinzipien, auf welchen der Feudalbesitz beruht, sind in dem, was sie Wohlthätiges haben, geachtet worden. Jeder Kolonist ist Eigenthümer und zwar erblicher Eigenthümer. Der Grund und Boden ist in gleiche — jedoch wiederum theilbare — Theile getheilt, und Jedermann darf so viel Land bebauen, als er bebauen kann (la capacité d'exploiter est pour chacun la mesure de son droit). Hat ein Bauer nicht so viel Vieh und Geräthschaften, als zur Bewirthschaftung eines Gutes erforderlich, so vereint er sich mit einem oder mehreren anderen, und diese Leute, die sich so zur Bewirthschaftung eines ganzen Gutes zusammengethan, gelten einzeln für einen halben oder einen viertel Bauer. Sie tragen die öffentlichen Lasten gemeinschaftlich. Verfügt dagegen ein Bauer über mehr Mittel als zur Bewirthschaftung eines Gutes gehören, so kann er, ohne daß sich seine Verbindlichkeiten deshalb steigern, ein zweites in Anspruch nehmen. Ein solches Bauerngut hat in der Regel einen Flächenraum von 60 Deßiätinen bei den Infanterie- und von 90 bei den Kavallerie-Regimentern, wozu noch die Benutzung der Wiesen und Weiden, die der Gemeinde zugehören, gerechnet werden muß.

Man darf hier den Soldaten mit dem Kolonisten nicht verwechseln; sie sind zwei durchaus verschiedene Personen; der Soldat befindet sich im aktiven Dienst, und verwendet, was ihm von Zeit übrig bleibt, zur Arbeit auf dem Grundstück, wohin er gelegt worden ist; der Kolonist hingegen unterhält den Soldaten, der nur seinen Sold und seine Ausrüstung vom Schatze empfängt. Die Kolonisten haben keine Abgaben zu tragen, allein sie sind zu bedeutenden sonstigen Leistungen verpflichtet. So müssen sie z. B. bei der Bearbeitung der Ländereien, welche die Krone sich in jeder Kolonie vorbehalten, und die an Flächeninhalt dem ganzen kolonisirten Gebiet gleichkommen, Handdienste thun, eine Verpflichtung, die allein wöchentlich auf zwei Tage Arbeit geschätzt werden kann.

Man muß es anerkennen, daß die russische Regierung bei Gründung der Militair-Kolonieen zum großen Theile die Kosten der ersten Einrichtung hergeschossen, daß sie ihren Bauern die zur eigenen Subsistenz und dem Unterhalt des Soldaten nothwendigsten Gegenstände geliefert, und daß sie für einen regelmäßigen Bau der Dörfer u. s. w. gesorgt hat. Dennoch ist die Grundlage des ganzen Instituts, wie sie bis jetzt ist, fehlerhaft. Denn ist die Stellung des Kolonisten mit seiner Familie dem Soldaten gegenüber nicht eine sehr schwierige? Und wie muß dem Soldaten zu Muthe seyn, der, von den Seinigen getrennt, unter wildfremden Menschen hausen muß? Daß er, wenn er nicht im Dienste beschäftigt ist, bei der Feld-Arbeit handreichen muß, ist nur eine Veranlassung zu Streitigkeiten. Wenn er gar auswärts heiratet, so schleppt er einen neuen Gast, und zwar nicht den bequemsten, ins Haus, und in der Familie bildet sich eine neue Familie, von denen die eine die andere erdrückt, bis sich im Laufe der Zeit beide Bevölkerungen ... haben und — wie in Oesterreich — jeder Unterschied zwischen Kolon... Soldaten verschwunden ist. Allein bis dahin müssen erst mehrere Gene... wegsterben.

Selbst angenommen jedoch, diese Vermischung sey vor sich gegang..., verschwinden deshalb die Fehler der Institution deshalb noch nicht. D... die Gesetzgebung auferlegte moralische Zwang bleibt, und die Freiheit ... Der Kolonist, einer harten militairischen Jurisdiction und einer ... lichste gehenden Beaufsichtigung unterworfen, hat fast keinen freie... mehr; er kann sich nicht einmal seinen Beruf nach seinem Geschmack ... Niemand kann seinen Wohnort ändern, Niemand nicht einmal seinen ... ohne eine spezielle Autorisation verkaufen.

Diese Unbeweglichkeit in den Ländereien sowohl als in den ... nicht das Einzige, was das Gedeihen der Kolonieen hindert. Nicht ... gimenter haben gleich fruchtbare Länderstrecken erhalten, einigen ... zu Theil geworden, die sie erst haben austrocknen müssen und die ... wenig ergiebig sind. Bei allen endlich sind die Productionsmittel ... schränkt, als der Austausch der Erzeugnisse des Mangels an Commun... wegen beschwerlich ist.

Gern hätte die Central-Gewalt eine so traurige Lage verbessert ... beiden Kaiser, die seit 1816 geherrscht, haben zu diesem Zweck ... Opfer gebracht. Vielleicht sind die für die Kolonie bestimmten ... so verwendet worden, wie es geschehen sollte; es läßt sich das ... kannten Mängeln der russischen Militair-Verwaltung wohl annehmen. ... dessen haben einige Kolonieen auf dem Wege des materiellen ... die anderen hinter sich zurückgelassen, es sind die im Gouvernement ... gorod, in der Nähe von St. Petersburg liegenden, die sich der ... gesetzten Kontrole des Kaisers nicht entziehen können. Je weiter ... nach Süden kömmt, um so verschiedener wird mit jedem Schritte das ... spiel, welches man erblickt.

So sind denn, im Ganzen genommen, die russischen Militair-Kolonieen ... weit entfernt von jenem Zustande, zu dem man sie erheben möchte, und ... noch neu sind, so ist nichts erklärlicher. Allein man vergesse nicht, ... in ihrer Entwickelung begriffen sind. Schon jetzt, versichert man, können ... eine bewaffnete Truppenmasse von 200,000 Mann stellen, die mit ... auf der polnischen, österreichischen oder türkischen Gränze konzentrirt werden können. Nun denkt aber Rußland keinesweges, sich mit den bestehenden Kolonieen zu begnügen; man legt ihm den Plan unter, daß es die ... zum System erheben und sein ganzes Heer mit sämmtlichen Kronbauern in Kolonieen, die sich vom baltischen Meer bis zum *Kaukasus* ausdehnen würden, vereinigen will. So gestellt, nimmt die Frage ein *gefährliches Aussehen* ... denn die russische Armee ist zahlreich, und die Bevölkerung auf den Kron... mainen beläuft sich auf ungefähr 20 Millionen Seelen. Es würde das ... beweglichen Kräfte des Reiches um das Hunderttausendfache vervielfältigen.

Es ist wahr, der russische Adel ist den Militair-Kolonieen und ihrer ... weiterung entgegen, und er hat dem Kaiser den Mißbrauch, den ein ... ger General von ihnen machen könnte, vorgestellt. Allein diese Klagen ... ohne Erfolg geblieben. Seit Peter dem Großen hat der russische Adel ... Freiheiten vergessen, und er weiß nur zu gehorchen. Ja, wenn er auf die ... ditionen der Vorzeit zurückkommen wollte, so würde die Krone eben in ... Bauern eine furchtbare Stütze finden.

Wenn jedoch in den Privilegien des Adels Bresche gelegt ist, so ... auch die Autorität des absoluten Regiments in den Militair-Kolonieen ... weges unangefochten geblieben. Mehr als einmal schon sind ... Stimmungen zum Ausbruch gekommen. Im Jahre 1831 mußte der Kaiser selbst unter den Meuterern erscheinen, um die Ordnung wieder herzustellen. Wenn diese Manifestationen keinen politischen Charakter hatten, so zeigt sich doch in ihnen eine Kühnheit, die nicht außer Acht gelassen werden darf. Mit neuen Ideen werden sich auch neue Bedürfnisse einstellen, und ... werden, gestützt auf Tausende von Bajonetten, nicht verlegen darum seyn, wie ... was sie begehren, auszusprechen haben. Darin liegt die augenscheinliche Gefahr. Wie die Sachen indeß liegen, so scheint dieses keinesweges eine unübersteigliche Gefahr zu seyn, und jedenfalls werden Jahre vergehen, ehe sie eintritt. Wenn auch ein Bauernkrieg in Rußland entstände, es würde dem Absolutismus nichts schaden; Rußland ist für politische Freiheit ... nicht reif. Ja, wenn der Absolutismus sich auf seinen Vortheil versteht, ... wird er den Bauern der Kolonieen Zugeständnisse machen, die vielleicht ... dem Augenblick, in dem man sie am drohendsten wähnt, der Gefahr vorbeugen.

Wie immer ihre fernere Entwickelung seyn möge, gewiß ist es, daß die Militair-Kolonieen Oesterreichs und Rußlands in der ferneren Geschichte dieser Staaten eine Rolle spielen werden. Numerisch betragen sie ... das Drittel ihrer militairischen Kräfte, und sie befinden sich ganz in der Lage, eine große moralische Kraft zu gewinnen, von der Gebrauch zu machen, sie nicht unterlassen werden. Indessen haben beide Reiche von ihnen ... selben Vortheile noch dieselben Nachtheile zu erwarten; denn während Oesterreich von der Zukunft zu fürchten hat, darf Rußland von ihr hoffen. Oesterreich, während in seinem Innern eine Decentralisation seiner verschiedenen Volksstämme vor sich geht, wird zugleich von Rußland bedroht; das ... was es vermag, ist, sich so, wie es ist, zu behaupten. Eine Auflösung des ottomanischen Reiches könnte ihm vielleicht Bosnien bringen, allein dazu ... dürfte es der Zustimmung Rußlands. Würde dies aber die Frage der ... schen Nationalitäten beseitigen, und würde Rußland geneigt seyn, eine solche Frage einschlafen zu lassen? Welche Partei jedoch würden bei einem Zusammenstoß beider Staaten die Militair-Kolonieen ergreifen?

Was die russischen Kolonieen angeht, so werden sie, ehe sie der Autokratie ihrlich werden, ihr gehöriges und wirksames Werkzeug in jedem auswärtigen ege seyn. Frankreichs Stellung, Algerien gegenüber, ist also, wie man aus m diesem entnehmen kann, eine ganz andere, als diejenige, in der Oester-h und Rußland kolonisirt haben. Die einzige Aehnlichkeit, die besteht, t in der Vertheidigung der Gränzen, wie sie Oesterreich gegen die Türken Rußland auf der Linie des Kaukasus beabsichtigte, allein diese Aehnlichkeit l doch bei näherem Zusehen wenig bedeuten. Frankreich hat über keine krie-ische Stämme zu verfügen, es hat nicht, wie Rußland, Millionen von beigenen und ein gleichfalls aus Leibeigenen bestehendes Heer. Algerien muß dministrativer und socialer Hinsicht konstituirt werden; wenn dann die Armee Aufgabe gelöst hat, und wenn die Kolonisten sich in die Nothwendigkeit setzt sehen, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, so wird es vielleicht Zeit n, an die Organisation einer Miliz zu denken, der für gewisse Dienste ge-se Vortheile eingeräumt werden, allein diese Miliz wird von den Militair-lonisten Oesterreichs und Rußlands so sehr unterschieden seyn, als die Ver-ung Frankreichs von der jener Länder.

Italien.

A. L. Mazzini's Buch über Italien.*)

Bei dem lebendigen Aufschwunge, den Italien in der letzten Zeit genommen t und der die Aufmerksamkeit Europa's um so mehr in Anspruch nimmt, je iger man an seine Wahrheit gezweifelt, ist die Menge der über die Richtung d den Umfang der Entwickelung dieses Landes handelnden, theils in Italien bst, theils im Auslande erscheinenden Schriften nicht auffallend. Erst kürzlich in diesen Blättern (Nr. 110.) des vom Marchese d'Azeglio verfaßten Pro-ammes der italiänischen National-Ansichten Erwähnung geschehen, so wie r auch schon öfters sich die Gelegenheit dargeboten hat, über die gegenwär-en Zustände Italiens, besonders über die Stellung des Papstes im Verhält-s einerseits zur progressiven, andererseits zur retrograden Partei Betrachtun-n anzustellen.**) Indessen haben wir bei allen diesen Gelegenheiten nicht un-lassen, darauf hinzudeuten, daß man im Urtheil über die möglichen Konse-enzen, die sich aus der gegenwärtigen inneren Selbstgestaltungsstufe Italiens if seine Weiterbildung selbst für die nächste Zukunft ergeben könnten, sehr vor-htig zu Werke gehen müsse, weil bei einer solchen Entwickelung viele ganz iberechenbare Elemente mitwirken und den Lauf derselben modifiziren können, ren Nichtberücksichtigung dem vorschnellen Urtheiler einen argen Strich durch e Rechnung machen dürften. Ja, vielleicht ist in dieser Rücksicht Niemand ehr für eine Täuschung empfänglich als gerade die Italiäner selbst. Das esthalten an einer vorzugsweise in die Augen springenden Seite einer Idee egt zwar mehr oder minder im Charakter der Südländer überhaupt, deren bhaftes Temperament und leicht erregbare Phantasie nicht die Kraft der Selbstüberwindung besitzt, das augenblickliche Interesse der ruhigen parteilosen Berücksichtigung aller Nebenmomente zum Opfer zu bringen. Bei den Italiä-ern in specie hat es aber noch einen anderen Grund.

Herr A. L. Mazzini, der, wie wir hier gleich voranschicken wollen, nicht nit Giuseppe Mazzini, dem bekannten, jetzt in London lebenden Haupte der Carbonari und dem Stifter der Giovine Italia, zu verwechseln ist, spricht ich darüber in seinem Buche: „Ueber Italien in seiner Beziehung zur Frei-eit und modernen Civilisation" folgendermaßen aus: „Je mehr wir die An-maßung haben, uns zu Herren unserer Zeit aufzuwerfen, desto mehr zeigen wir ins als Sklaven derselben. Denn ein Mensch oder mehrere können sich täu-chen; aber die allgemeine Idee einer Zeit, die Gesammtrichtung eines Jahr-hunderts, einer Periode kann nicht irren, denn sie ist stets der getreue lebendige Ausdruck einer bestimmten großen und für die Entwickelung der ganzen Mensch-heit nothwendigen Wahrheit. Aber diese Tendenz, mit Verkennung des leben-digen Gedankens, in dem das Bewegungsprinzip einer Zeit beruht, entweder gegen diese Idee anzukämpfen oder sie zu einer unnatürlich-forcirten Kraft-äußerung zu treiben, findet sich nirgends häufiger und in mehr excentrischer Form ausgeprägt, als in Italien." In der That stehen sich die allgemeinen politischen Extreme der modernen Zeit nirgends schroffer gegenüber als hier; und eine Vermittelung derselben ist deswegen so schwer und daher auch für die nächste Zukunft noch so wenig zu hoffen, weil die Form, in der sie auftreten, eigentlich dieselbe ist; nämlich eine Art von harter Einseitigkeit, die nahe an Fanatismus streift.

Es ist inzwischen nicht zu verkennen, daß, wenn eine solche Versöhnung im Großen und Ganzen noch lange nicht zu erwarten stehen dürfte, doch der höher gebildete Theil der Italiäner über das Wesen dieser Gegensätzlichkeit, so wie über die Bedingungen, sie zu heben, keinesweges im Unklaren ist. Einen Be-weis liefert das vorliegende Werk über Italien, das der Form nach philosophi-scher Natur ist, wenn wir diesen Ausdruck im französischen Sinne nehmen, d. h. es ist ein auf mehr oder minder tiefe und allgemein gültige Prinzipien gegrün-detes Raisonnement über die gegenwärtige soziale und politische Stellung Ita-liens, wie sie sich aus den Kämpfen der letzten Jahrhunderte entwickelt hat. In der Vorrede läßt sich der Verfasser über seinen Standpunkt aus und sagt unter Anderem, daß er „sich in diesem Werke in durchaus keinem Verhältnisse zu seinem Vaterlande, weder als Parteimann noch als Reformator, betrachte, sondern nur den allgemeinen Zweck verfolge, mit Hülfe der absoluten Grund-sätze des Gedankens, der Logik, der Wissenschaft die Lösung eines Problems zu versuchen, das er durch das bloße Studium der geschichtlichen Thatsachen zu ergründen vergeblich sich bemüht habe." Noch mehr wird der Standpunkt des Verfassers durch den Schluß der Vorrede charakterisirt: „Die Freiheit und die Civilisation unseres Jahrhunderts, die Bedürfnisse und Interessen der Gegen-wart und im Besonderen das Prinzip der Wiedergeburt des italiänischen Gei-stes und Lebens können nicht mehr in einer bloßen Kunst- oder Religionsidee eingeschlossen, noch in der Gewalt einer Autorität oder einer anderen nur tra-ditionellen Macht bleiben: nein, die Zukunft Italiens und Europa's gehört von jetzt an dem freien Gedanken, der absoluten Wissenschaft an, die allein bestimmt und im Stande ist, die Wahrheit auf der Erde lebendig, wirksam, sozial und allgemein zu machen und dadurch die Völker zur Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung zu führen."

Vielleicht wird der Leser auf denselben Gedanken geführt, den wir bei Le-sung dieser Stelle hatten, nämlich, daß der Name Mazzini nur ein angenom-mener und der Verfasser ein Franzose aus der Louis Blancschen Schule sey; eine Vermuthung, in der wir durch mancherlei andere Umstände noch bestärkt worden sind.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste in fünf Kapiteln sich im Allgemeinen theils über die Constitutionen, Prinzipien und Elemente der modernen Civilisation verbreitet, theils die Beziehungen zwischen den poli-tischen Revolutionen mit den intellektuellen und sittlichen Umgestaltungen der Völker überhaupt und Italiens im Besonderen betrachtet, theils die Verhält-nisse zwischen den rationalen und kirchlichen Elementen der Entwickelung Ita-liens untersucht. In letzterer Rücksicht geht der Verfasser zum Mittelalter und zur Reformation zurück, indem er am Schlusse dieses Theils die „wahren Ur-sachen des Verfalls" einerseits des Papstthums, andererseits der italiänischen Nationalität zu entwickeln sucht. Der zweite Theil, dessen erste vier Kapitel noch im ersten Bande sich befinden, geht dann, nach einer im ersten Kapitel ge-gebenen allgemeinen Betrachtung über Italien und Europa im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, auf den Charakter des italiänischen Liberalismus ge-nauer ein, indem die verschiedenen Parteien desselben, die historische oder refor-mistische Partei, die constitutionelle und die demokratische Partei von einander geschieden und geschildert werden und endlich — am Schlusse des ersten Ban-des — die Stellung Oesterreichs zu Italien charakterisirt wird.

Der zweite und wichtigere Band, welcher auch die drei letzten Kapitel des ersten Theils umfaßt, beschäftigt sich speziell mit der Gegenwart Italiens, d.h. mit den neusten durch den Liberalismus des Papstes und des Königs von Sar-dinien hervorgerufenen Bewegungen. Wir können es uns nicht versagen, eine Bemerkung des Verfassers über die Bedeutung des Papstes für die Gegenwart und Zukunft Italiens mitzutheilen, die er gegen das Ende des fünften Kapitels macht: „Ich betrachte", sagt er, „den neuen Pontifex als einen der bedeutend-sten Männer der Gegenwart. Pius IX. besitzt einen festen und hohen Geist, eine bewundernswürdige Milde, vereint mit großer Schärfe des Verstandes; vor Allem aber zeichnet er sich durch die Klarheit seines politischen Bewußt-seyns in Rücksicht auf die Bedingungen und Schwierigkeiten des Fortschritts aus. Er steht als Mann der Vergangenheit, als Priester und Papst eben so hoch, denn als Mann der Gegenwart, als Patriot, als Vorkämpfer des freien Italiens und einstiger Unabhängigkeit des christlichen Europa's. Dennoch und trotz der unbestrittenen Größe seines Charakters und Geistes ist er meiner Ueberzeugung nach für Italien eine Autorität, eine Macht, die nur als Ueber-gangsform Bedeutung und Wirksamkeit haben kann." — Das ist in der That aus dem Munde eines Italiäners ein merkwürdiges, inhaltschweres Wort!

Das letzte Kapitel enthält eine Zusammenfassung der in den früheren einzeln entwickelten Elemente der Freiheit und modernen Civilisation Europa's, welche nach des Verfassers Ansicht einen Schluß auf die nahe Auflösung der gegen-wärtigen politischen Gestalt dieses Erdtheils machen läßt. Endlich folgen zum Schluß noch einige Reflexionen über die Zukunft Italiens.

Mannigfaltiges.

— Alex. von Humboldt über den zweiten Theil des Kosmos. Der Ueberblick, den der Verfasser des Kosmos in einem durch die „Allgemeine Zeitung", veröffentlichten Anzeige von dem zweiten (nächstens erscheinenden) Bande seines weltumfassenden Werkes giebt, gewährt ein so anziehendes Resumé und führt uns auf so leichte und angenehme Weise in die Werk-stätte seiner Wissenschaft ein, daß ein Abdruck dieser Anzeige wohl nicht blos auf die politischen Zeitungen beschränkt seyn sollte. Wir rechnen auf den Dank unserer Leser, indem wir auch in unserem Blatte diese gewiß von Jedem gern aufbewahrten Worte wiedergeben:

„Das verspätete Erscheinen des zweiten Theils des Kosmos, dessen Druck jetzt beendet ist, darf nicht der Verlagshandlung, welche jedes Mittel der Beschleunigung freundlichst dargeboten hat, sondern allein der individuellen Lage des Verfassers und seinem regen Wunsche zugeschrieben werden, einem in-haltschweren Unternehmen den Rest aller seiner Kräfte zu widmen. In dem ersten Bande des Werkes sind die Hauptresultate der Beobachtung, wie sie der reinen Objektivität wissenschaftlicher Naturbeschreibung angehören, eng an ein-ander gereihet, in der Form eines Naturgemäldes aufgestellt worden. Es um-faßt dasselbe das Weltganze, von den fernsten Nebelflecken bis zu den kleinsten Organismen der irdischen Schöpfung. Der zweite Band des Kosmos betrach-tet den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes auf das Ge-fühl und durch die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Wir treten aus dem Kreis der Objekte in den Kreis der Empfindungen. Es eröffnet sich uns eine innere Welt. Wir durchforschen sie, nicht um in diesem Buche von der

*) De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne, par M. André-Louis Mazzini. Tom. I—II. Leipzig, Brockhaus et Avenarius, 1847.

**) Vergl. Nr. 76 und 93 von d. J., und im Jahrgang 1846, Nr. 147.

die Goldvorräthe repräsentirt. Erst seit 1844 ist die Bank befugt, auch Silberbarren, aber nur zum fünften Theil, unter ihre Kassenbestände aufzunehmen, sofern sie für den Notenbetrag validiren. Durch diese Bestimmung wird natürlich Niemanden das Recht beeinträchtigt, für seine Banknoten Goldzahlung zu fordern. Die Depots, welche in gewöhnlicher Zeit die Reserve der Bank bilden, kann man durchschnittlich auf 10 Mill. Pfd. schätzen, doch eignen sich nicht alle diese Depots auf gleiche Weise dazu, Werthe von Banknoten zu repräsentiren. Wenn man bei der Bank Fonds deponirt, so bleiben diese ganz außerhalb der Berechnung bei der Noten-Emission. Die einzigen Depots, die darauf einen Einfluß üben, sind Metallwerth-Einlagen, die der Bank gegen Schein zur freien Verfügung gestellt werden. Wenn alle diejenigen, welche Geld auf der Bank haben, dasselbe zurückforderten, so würde dieselbe ihre Noten-Circulation auf 14 Millionen beschränken müssen. Nimmt die aus solchen Einlagen gebildete Reserve ab, so zieht die Bank ihre Noten in gleichem Verhältnisse ein. Diese präcisen Regeln sind es, welche dem Systeme die Benennung self acting system (selbstthätiges System) verschafft haben. Im laufenden Jahre hat die Bank dadurch eben, daß sie die Diskontirungen des Handelsstandes erschwerte, das Gleichgewicht zwischen ihren Noten und den Depots erhalten, und in diesem Sinne hat die Bill von 1844 ihren Zweck erreicht. Die Durchschnittssumme der umlaufenden Noten ist zwar nicht sehr erheblich dadurch verkleinert worden, ja, manchmal hat sie sogar die gewöhnliche Ziffer noch um etwas überschritten; doch ist dadurch der Handelsklemme nicht die mindeste Erleichterung geworden, denn die eingetretenen außerordentlichen Bedürfnisse hätten auch eine außerordentliche Vermehrung der Circulationsmittel erheischt.

Ungeachtet der strengen Vorschriften des gegenwärtigen Statutes kann man doch nicht sagen, daß die sofortige Baarzahlung für die durch Banknoten dargestellte Handelsschuld unter allen denkbaren Umständen gesichert sey: so z. B., wenn in Folge der Zurücknahme aller Depots die Bank von England blos noch Staatspapiere, ohne einen einzigen Thaler baaren Geldes, besäße; aber außerdem, daß diese Staatspapiere doch immer noch eine Garantie darböten, so lange nicht die Regierung bankerott wäre, wird auch ein solcher Fall mit Recht für beinahe unmöglich gehalten. Ein einzigesmal, im J. 1757, ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß alle Depots von der Bank zurückgefordert wurden; es geschah dies, weil in Folge der Hungersnoth dieses Jahres große Geldsummen nach dem Auslande geschickt wurden und auch der Krieg sehr viel Geld verschlang. Abgesehen aber von solchen unwahrscheinlichen Voraussetzungen, gewährt die gesetzmäßige Beschränkung der Ausgabe von Noten hinreichende Sicherheit für deren ununterbrochene Realisirbarkeit. Es bildet dies die Grundlage des im J. 1844 festgestellten Statuts. Deshalb verfallen auch diejenigen, welche jetzt der Meinung sind, daß man jene Beschränkung aufheben müsse, während sie doch dem Banknotenbesitzer das Recht, sich für sein Papier baares Geld zu fordern, ungeschmälert erhalten wollen, in eine große Inkonsequenz. Eine der Entscheidung der Direktoren anheimgestellte fakultative Beschränkung würde eben so wenig ihrem Zweck entsprechen. Ohne die Einsichten und die Loyalität des Direktoren-Hofes (Court of Directors) im Geringsten bezweifeln zu wollen, belehren uns doch unwiderlegliche Erfahrungen, daß eine solche fakultative Beschränkung keine hinreichende Garantie darbiete. Immer ist die Schranke des Gesetzes, dem Prinzipe nach, vorzuziehen, wenn man nur zugleich die Mittel besitzt, die etwas zu strammen Zügel, sobald die Nothwendigkeit es fordert, nachgiebiger zu machen.

Der Hauptfehler an dem gegenwärtigen System ist seine beständige Gleichförmigkeit: es unterwirft die ungleichartigsten Fälle einer und derselben Behandlung. Wenn in diesem Jahre, bei dem vollkommen gesunden Zustande des Handels, bei dem Kredit der Bank und dem Betrag ihrer Reserve, die Strenge der Bill von 1844 für den Augenblick hätte gemäßigt werden können, so würde man den größten Theil der eingetretenen Stockungen vermieden haben. Gab es nicht für die Aufrechthaltung der Integrität aller Verpflichtungen der Bank eine moralische Gewißheit, die eben so viel werth ist, als die mathematische, aus den Kassenbeständen sich ergebende? Hat man nicht jenes strenge und unnütze Gleichmaß zwischen den Baarfonds und den Banknoten viel zu theuer erkauft? Bei einem minder unbeugsamen System hätte die Zurücknahme von sieben Millionen auf sechzehn weder Verlegenheiten noch Unruhe erweckt.

Daß die Verfassung der Bank von England ihrem Wesen nach sehr weise sey, davon sind wir fest überzeugt: aber wir glauben darum doch, daß es nur vortheilhaft seyn würde, wenn ihr Prinzip in der Anwendung etwas elastischer wäre. Ja, unter dieser Bedingung allein wird es möglich seyn, den Krisen zuvorzukommen und sie zu beschwichtigen. Um die Lücke auszufüllen, würde es hinreichend seyn, wenn der Direktoren-Hof von der Regierung unter der feierlichen Form eines im Conseil erlassenen Befehles (order in council) ermächtigt werden könnte, sobald die Lage des Kredites und des Handels eine solche Maßregel rechtfertigte, die gesetzmäßige Schranke der gewöhnlichen Emissionen zu überschreiten. Eine ähnliche Bestimmung existirt sogar schon in der Bill von 1844, indem nämlich, wie wir bereits oben bemerkten, die Bank auf Staatspapiere über den Werth von 14 Millionen keine Noten ohne vorgängige Autorisation der Regierung ausgeben darf. In dem Statute von 1844 hat der Staat zwar für die nächsten zehn Jahre auf das Recht der Revision verzichtet; aber die Zustimmung der Bank selbst, wie des Parlaments, würde einer solchen Modification, wie die eben erwähnte, gewiß nicht fehlen."

Schweiz.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer [illegible]

Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

(Schluß.)

Sind die Thiere fähig, die Malerei zu verstehen? Eine K[illegible] ihrem Spiegelbilde, als wäre dies eine andere Katze; aber [illegible] Täuschung die Bewegung zu Hülfe. Würde sie sich auch in einem Bilde erkennen? Wir zweifeln sehr, trotz der bekannten Beisp[illegible] dafür beibringen könnte. In einem einfachen Umrisse wird sie [illegible] wiederfinden; ja, lege man denselben dem Verständigsten ihrer [illegible] Kater Murr, vor, er wird sich nicht daraus vernehmen, während [illegible] Bauer, das unaufmerksamste Kind, der roheste Wilde keinen [illegible] Zweifel seyn werden.

Aber, obwohl der Umriß etwas Abstraktes, ein reines [illegible] einkunft ist, so genügt er doch zum Ausdruck der erhabensten [illegible] der Kunst. Gebet Michel Angelo eine Kohle und ein Stück [illegible] einigen wenigen Steichen wied er in eurer Seele die Idee des [illegible] Erhabenen lebhafter erregen, als manche Sammlung mühsam [illegible] Gemälde. Er selbst wird keine größere Wirkung hervorbringen [illegible] seinen Umriß sorgfältig auf der Leinwand ausführt. Der Vermi[illegible] seinem Gedanken und der Menge war das einfachste graphische [illegible] einige Linien haben euch in die Welt übermenschlicher Wesen einge[illegible] denen des Malers Geist bevölkert wird.

In dieser Weise weiß unser Autor abstrakte Materien zugänglich [illegible] Fragen klar zu machen. Begegnet es ihm aber einmal, sich so [illegible] steigen, daß ihm, wie er selbst sagt, fast der Kopf schwindelt — [illegible] er euch zurück auf einen lachenden Abhang und zeigt euch [illegible] Landschaft, die vor euch liegt, die Belege zu jenen Theorieen, [illegible] folgung er sich eben verirrt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit [illegible] folgende Schilderung von seiner Wohnung:

„Mein Häuschen liegt vor dem Dorfe an der großen Straße. [illegible] öffnet sich in den Obstgarten, welchen Wiesen umgeben. Diese [illegible] ihr sie an, fliehen vor euren Blicken geschwind einen jähen Abhang [illegible] denn sie müssen eilen, die schäumenden Wellen der Mantua zu säume[illegible] drüben auf der anderen Seite des Flusses erhebt sich langsam eine [illegible] höhe, auf welcher Dörfer, Aecker und Wälder sich zu den lieblichen [illegible] schaften gruppiren. Den Horizont umgürten die Gipfel der Hochalpen [illegible] einer Kette von Eis-Domen, und am Abend, wenn die Sonne lange [illegible] Flur verlassen, hält diese Kette noch den flammenden Purpur ihres [illegible] scheins gefangen und zeigt ihn triumphirend dem staunenden Dunkel, [illegible] uns umgiebt.

„Mein Häuschen ist von meinem Großvater, einem Bauern dieses Dor[illegible] erbaut worden; seine Kinder vergrößerten, wir verschönerten es, und [illegible] zeigt es neben einander die Spuren seines bäuerischen Ursprungs und [illegible] städtischen Gewohnheiten. Mir gefällt diese ungezwungene Vermischung [illegible] Hausrath und Zimmern verschiedenen Alters und Geschmacks; sie bel[illegible] Zunahme der Familie oder des Wohlstandes und verlöscht dabei [illegible] vaters Andenken nicht. Denn freilich habe ich den Altan gebaut, [illegible] Flügel an das Häuschen gesetzt und die Fensterläden grün angestrichen, [illegible] dort steht noch sein Backofen, darin er sein gutes Brodt buk, hier seine [illegible] uhr und hier sein Eichenschrank, und noch hat mir kein Bild so viel [illegible] bereitet, als ich empfinde, wenn ich sein Urenkelchen, meine kleine [illegible] umgeben von ihren Spielsachen, auf demselben Lehnstuhl sitzen sehe, [illegible] herab er über unser erstes Geplauder gelächelt hat.

„Rings um mein Häuschen seht ihr wohl Laub und Blüthen [illegible] ter ist kein Rebengewinde, kein schätzbares Gesträuch, kein zarter [illegible] in dieser Höhe, wo schon die Nußbäume selten werden, muß man [illegible] wilden Bäumen zufrieden seyn, die, tragen sie auch nur gemeine [illegible] nigstens der Winterkälte widerstehen und, schon Blüthen in ihrem [illegible] gend, dem säumigen Frühlingsfroste trotzen. Einige Aepfelbäume [illegible] ligem Gezweige, ein paar Kirschbäume mit glatter Rinde, eine Zahl [illegible] bäume, die die letzten Zweigchen ihrer kurzen Aeste in dichte Büschel [illegible] drängen, sind die einzigen Bewohner meines Obstgartens und geben [illegible] in den schönsten Monaten nur einen bäuerischen Schmuck, wie ihn [illegible] lande die Gartenhecken zeigen, wenn sie die rothen und weißen Blüthen [illegible] stecken. Dafür aber gedeihen zwei Schritte davon Buchen, Eichen [illegible] und treten zusammen zu majestätischen Wäldern, indeß von allen Seiten [illegible] Rücken der Hügel, am Raine der Wege, selbst bis hinan an die [illegible] Hütten zahllose Pflanzen ohne Herren umherblühen und hier ein [illegible] euch ein Bein stellt, dort wiegende Stengel sich vor euch neigen, [illegible] sonnenes Blatt sich vor euren schreitenden Fuß legt. Das ist, [illegible] liebenswürdige Gesellschaft und, wohin ich mich wende, kömmt sie [illegible] terhält mich und neckt mich mit ihren lieben Unarten.

„Es stehen auch Birnbäume in meinem Garten — wie konnt' ich [illegible] vorhin vergessen? — und wenn einer unter ihnen, erschöpft von seinen [illegible] und hart geprüft von den Stürmen, die ihn heimsuchen kamen, [illegible] zur ewigen Ruhe hinüberzugehen, dann kömmt ein Mann, der ihn [illegible] seine Aeste zerbricht und ihn in Stücke haut. Mit dem schönsten [illegible] speise ich dann meinen Feuerheerd, wenn ich von einem Abendgange [illegible] luftigen Anhöhen oder durch die feuchten Felder zurückkomme und meine [illegible] starrenden Glieder behaglich erwärmen oder mein Schuhwerk trocknen will. [illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Dienstag den 12. Oktober 1847.

Spanien.

Die erste spanische Heirat des Hauses Orleans.

Das britische Athenaeum enthält einen längeren Artikel, in welchem es, aus ılaß zweier kürzlich in Frankreich erschienenen Schriften, die eine von Mame Sophie Gay zur Geschichte der Königin Marie Louise von Spanien, ıd die andere von Frau v. Aulnay, „Denkwürdigkeiten über den spanischen ɔf" betitelt, das unglückliche Leben und den frühzeitigen Tod der ersten mit ıem spanischen Infanten vermählten Prinzessin aus dem Hause Orleans be:icht. Es war dies Marie Louise, Gemahlin des Königs Karl II. von Spa:n, deren Geschichte eben das Buch der Madame Gay behandelt, welches von n englischen Referenten jedoch als ein bloßer historischer Roman bezeichnet rd, wogegen er selbst aus anderen, direkteren Quellen eine summarische bersicht des Gegenstandes giebt.

Philipp von Frankreich, der Gründer des jetzigen Hauses Orleans, war r zweite Sohn Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich. Allgemein kennt an die romantische Geschichte, daß sich der König, nachdem er durch die Ränke 'azarin's lange von seiner Gemahlin getrennt gewesen, durch eine renige Gebte, welche er in ihrem Kloster besucht hatte, zu einer Aussöhnung mit seiner emahlin, Anna von Oesterreich, bereden ließ. Die Früchte dieser Aussöhnung aren zwei Prinzen, von welchen der ältere, unter dem Namen Ludwig XIV., r Schrecken Europa's wurde, während der jüngere, Philipp, Herzog v. Orans, verdientermaßen dessen Verachtung ärndtete. Die Kindheit der Prinzen, elche frühzeitig ihres Vaters beraubt wurden, fiel in die stürmischen und sinnsen Kriege der Fronde, und da man in jenen Kriegen mehr Gebrauch von chmähschriften und Pasquillen, als von ehrlichen Waffen, machte, so ist es cht zu verwundern, daß die auffallende Unähnlichkeit der Knaben das Thema ındalöser Anfeindungen Anna's von Oesterreich wurde. In einer späteren eriode, als der Widerruf des Edikts von Nantes einige der fähigsten und äftigsten Männer Frankreichs ins Exil verwies, lebten diese Skandale wieder f, und manches in Leyden oder im Haag — damals Hauptwerkstätten der eßfreiheit in Europa — veröffentlichte Spottlied nannte Ludwig XIV. den ohn des Kardinals Mazarin und erklärte die interessante Scene mit dem kehrten Fräulein für einen listigen Kunstgriff des verschmitzten Italiäners, n die Folgen seiner eigenen Schuld zu verbergen. Spätere Schriftsteller nahen keinen Anstoß, zu behaupten, daß sich auf diesen Verdacht die lang genährn, wenngleich versteckten Eifersuchtsgründe stützten, welche die Zweige des auses Bourbon spalteten. Ja, es fehlt nicht an Solchen, die es für einen äten Triumph der Legitimität erklären, daß Ludwig Philipp auf den Thron arl's X. gelangte.

Es war die wohl überlegte Politik Mazarin's und Anna's von Oesterreich, n jüngeren Bruder dem älteren aufzuopfern. „Es ist reiflich zu erwägen", gte der Kardinal zum Lehrer der Prinzen, „ob man aus des Königs Bruder ıen tüchtigen Mann machen soll. — Denn, wenn er klüger als der König :rd, so dürfte er ihm niemals den für die Ruhe des Staates nöthigen Gehorm erweisen." Die Königin unterstützte diese Politik, indem sie Philipp abhtlich in weibischen Manieren erzog. Sie ließ ihn oft als Mädchen ankleiden ıd in diesem Anzuge ihren Hofdamen vorstellen; auch hielt sie ihn von jenen ännlichen Uebungen zurück, welche eben so sehr einen kräftigen Charakter zeugen, als die körperliche Ausbildung fördern. So begannen die Leiden larie Louisens schon vor ihrer Geburt; sie fingen mit der Kindheit ihres Vates an.

Im Jahre 1661 heiratete Philipp, welcher eben majorenn geworden war, enriette von England, Tochter Karl's I. und mütterlicherseits Enkelin Heinh's IV. von Frankreich. Henriette hatte ihre Kindheit und Jugend in der erbannung zugebracht. Ihre Mutter, die Tochter eines ermordeten und die litwe eines hingerichteten Königs, war oft in solcher Geldverlegenheit, daß : sich genöthigt sah, bei kaltem Wetter im Bett zu bleiben, weil ihr die Mitl fehlten, sich Holz zu kaufen. Aber mitten unter diesen Entbehrungen wuchs : zu einer der schönsten Frauen ihrer Zeit heran, und als sie nach der Restaution ihres Bruders Karl's II. bei Hofe erschien, galt sie allgemein in jener ,änzenden Versammlung, welche den Souverain umgab, für die bezauberndste ırch Schönheit und Benehmen. Ludwig XIV., welcher sie, so lange sie Kind ar, mit großer Roheit behandelt hatte, legte später, als sie seine Schwägerin urde, eine außerordentliche Empfänglichkeit für ihre Reize an den Tag. Die önigin von Frankreich, Maria Theresia (von Spanien), und der Herzog von)rleans ließen ihre Eifersucht darüber deutlicher merken, als die Klugheit gebot, und nur mit Mühe überredete Anna von Oesterreich Beide, daß ihr Argwohn ungegründet sey.

Die Ehe Philipp's und Henriettens war unglücklich. Philipp's absichtlich schlecht geleitete Erziehung hatte bewirkt, daß er unwürdigen Günstlingen sein Vertrauen schenkte; Henriette, obwohl tugendhaft, neigte zur Koketterie und suchte auf die Berathungen des Königs Einfluß zu gewinnen. Sie war Mutter zweier Töchter. Marie Louise, die ältere, war ihr Liebling und versprach als Kind, so reizend wie ihre Mutter zu werden. Henriette war eifersüchtig auf den Ritter Lorraine, einen nichtswürdigen Günstling ihres Gemahls, und wirkte vom König einen Verbannungsbefehl gegen ihn aus. Philipp äußerte beim Empfang dieser Nachricht jene ganze Raserei eines leidenschaftlichen Liebhabers, der seine Geliebte verloren. In eine Fluth von Thränen ausbrechend, eilte er zum König und flehte ihn auf seinen Knieen an, seinen unwürdigen Genossen zurückzurufen. Wüthend über die kurze Verweigerung, zog er sich auf seinen Landsitz zurück, kehrte indeß, da er nicht Geisteskraft genug besaß, die Einsamkeit zu ertragen, an den Hof zurück, wo er eine Reihe unheimlicher Intriguen anfing, um die Zurückberufung des Ritters Lorraine zu bewirken.

Henriette, die so eben eine zweite Tochter geboren hatte, widerstrebte den Wünschen ihres Gemahls, und der Einfluß, welchen sie durch einen wichtigen, dem Könige geleisteten Dienst auf diesen erhielt, brachte die Freunde des verbannten Günstlings zur Verzweiflung. Ludwig XIV. war nämlich darauf bedacht, sich die englische Allianz im bevorstehenden Kriege mit Holland zu sichern, und die Herzogin von Orleans übernahm es gern, nach England zu reisen und ihren Bruder zur Theilnahme an jenem unpolitischen Kriege zu bereden. Als ihren vorzüglichsten diplomatischen Beistand nahm sie das schöne Fräulein von Ceroualle mit, welche Ludwig XIV. als seine „allmächtige Verführerin" schildert.

Karl II. gab dem vereinigten Einflusse seiner Schwester, eines Geschenks von Frankreich und einer neuen Geliebten bald nach.

Fräulein von Ceroualle blieb in England, wo sie zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde, während Ludwig XIV. den glücklichen Erfolg, womit sie Karl II. bestimmte, die Interessen des von ihm regierten Landes dem französischen Ehrgeiz aufzuopfern, mit der Herrschaft Aubigny belohnte.

Während ihres Aufenthalts in England soll Henriette den Herzog von Buckingham zu sehr begünstigt haben, dessen excentrische Aeußerungen von Liebespein keinen geringen Skandal am Hofe von Frankreich hervorgerufen und den Stoff für Pasquille und Karikaturen lieferten. Man erzählt auch, sie habe gegen die Galanterieen ihres Neffen, des jungen Herzogs von Monmouth, eine unstatthafte Nachsicht bewiesen. Indeß erregten diese Skandale wenig Aufmerksamkeit. Zwar sind mehr als hinreichende Beweise von Henriettens Leichtsinn und Koketterie vorhanden, aber eben so besitzen wir auch sehr annehmbare Zeugnisse dafür, daß sie von tieferer Schuld frei war. Charlotte Elisabeth von der Pfalz, die zweite Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, hat eben so großmüthig als vollständig den Charakter Henriettens gerechtfertigt.

Nach ihrer Rückkehr von England wohnte Henriette vorzugsweise in St. Cloud, wo sie ihre Tochter Marie Louise mehr zu ihrer Gesellschafterin zu machen anfing, als es in königlichen Zirkeln der Fall zu seyn pflegt. Die Prinzessin vergalt ihre Sorgfalt durch eine Liebe, welche fast an Abgötterei gränzte, und diese gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Tochter war fast das einzige Beispiel tugendhafter Anhänglichkeit an dem damaligen Hofe.

Am 29. Juni 1670, einem Sonntage, ließ Henriette, nachdem sie die Messe angehört, ihre Tochter einem Portraitmaler sitzen. Es war ein warmer Tag, und als sie sich selbst auf die Kissen eines Sofas zurückgelehnt hatte, schlief sie ein. Bei ihrem Erwachen empfand sie eine fieberhafte Hitze; ein Glas Cichorienwasser wurde ihr in einem für ihren Gebrauch bestimmten Gefäß gebracht; sie trank es mit Gier, aber ehe sie es gänzlich geleert hatte, schrie sie, daß ihr der Magen wie Feuer brenne und sie vergiftet sey. Ihre Martern und Konvulsionen waren fürchterlich. Aerztliche Hülfe wurde aufgeboten und mannigfache Mittel angewandt — allein vergebens. Nach 11 Uhr Abends kam der König von Versailles, und erst jetzt wagten die Aerzte den Zustand Henriettens für hoffnungslos zu erklären. Fünf Stunden zuvor hatten die drei berühmtesten Aerzte des Hofes behauptet, daß die Krankheit nichts weiter als ein heftiger Kolikanfall und keine Ursache zur Besorgniß vorhanden sey; dem Könige aber zeigten sie an, daß die Auflösung angefangen habe und schnelle Fortschritte mache. Der englische Gesandte kam bald nachher, und ihm erklärte die Herzogin, daß sie vergiftet sey, indem sie ihm zugleich anempfahl, ihrem Bruder, wenn er ihm ihr letztes Lebewohl bringen werde, das Geschehene mitzutheilen. Bossuet, so wie

der Kanonikus Feuillet, ein sehr verdienter Geistlicher, wurden aufgefordert, bei der Prinzessin zu erscheinen. Ludwig XIV. trat an das Bett heran, um seiner Schwägerin das letzte Lebewohl zu sagen. „Ach, Sire!“ sagte die Prinzessin, „Sie verlieren die treuste Dienerin, die Sie jemals gehabt haben und haben werden.“ — „Muth!“ entgegnete der König, „Sie sind nicht in so großer Gefahr, als Sie glauben, aber ich bin erstaunt über den Muth, womit Sie die Schmerzen ertragen.“ — „O Sire“, versetzte sie, „weil ich den Tod nicht so sehr fürchte, als den Verlust Ihrer Gnade.“ — Feuillet verwaltete die kirchlichen Sakramente, während Bossuet die Prinzessin mit jener salbungsvollen Beredsamkeit anredete, durch die er sich auszeichnete. Als er sprach, wurden Marie Louise und ihre kleine Schwester herbeigeführt, um den mütterlichen Segen zu empfangen, und dann wieder in ihre Betten gebracht. Am 30sten, halb zwei Uhr Morgens, war die schöne Henriette Marie nicht mehr. Der Ritter Lorraine hatte, wie man erzählte, ein sehr wirksames Gift aus Italien geschickt, welches der Marquis d'Effiat in der Herzogin Lieblingsglas einrieb wobei er jedoch von einem Pagen bemerkt wurde. Der König, welcher vermuthete, daß Perron, der Haushofmeister der Hingeschiedenen, in das Geheimniß eingeweiht sey, ließ denselben festnehmen und in sein geheimes Kabinet bringen. Ueber diese Zusammenkunft giebt St. Simon, der seine Nachricht von Perron selbst aus zweiter Hand erhalten zu haben behauptet, folgenden Bericht.

Der König sagte mit strengem Ton und ernster Haltung: „Guter Freund, hören Sie auf mich! Wenn Sie Alles gestehen und mir genau die Wahrheit sagen, will ich Ihnen verzeihen, und die Sache soll nie erwähnt werden; versuchen Sie aber die geringste Verstellung oder Verdrehung, so sind Sie des Todes, ehe Sie das Zimmer verlassen. Nun antworten Sie mir: Ist Madame vergiftet worden?“ — „Ja, Sire!“ erwiderte er. — „Von wem wurde sie vergiftet, und wie wurde die That vollbracht?“ fragte der König. Jener entgegnete, daß der Ritter Lorraine das Gift von Rom an den Grafen de Beuvron und Marquis d'Effiat gesandt und der Letztere in der schon beschriebenen Art davon Gebrauch gemacht habe. Darauf fragte der König, indem er die Versicherungen von Verzeihung so wie die Todesdrohungen verdoppelte: „War mein Bruder in dem Geheimniß?“ — „Nein, Sire!“ versetzte Perron, „Keiner von den Dreien würde so thöricht gewesen seyn, ihm zu trauen; er ist unfähig, ein Geheimniß zu bewahren; er hätte uns alle vernichtet.“ — Der König äußerte ein lautes „Ha!“ wie Jemand aufathmet, der plötzlich von einem großen Druck befreit ist. „Dies“, sagte er, „ist Alles, was ich zu wissen wünsche.“ Er befahl darauf, Perron aus dem Palaste zu führen und in Freiheit zu setzen.

Charlotte Elisabeth, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, bestätigt diese Erzählung im Wesentlichen. Sie will die Nachricht von dem Pagen haben, welcher den Marquis d'Effiat bemerkt hatte. Letzterer war später in ihren Diensten, wie auch Maurel und Perron, von deren Mitschuld sie selbst völlig überzeugt zu seyn behauptet.

Als in der Folge dem Ritter Lorraine die Rückkehr aus dem Exil gestattet wurde, schrieb der englische Gesandte Montague an Lord Arlington einen Brief, worin er in den stärksten Ausdrücken gegen den dem Könige Karl II. durch die Begnadigung des Vergifters seiner Schwester angethanen Schimpf protestirte. (Schluß folgt.)

China.

Gützlaff's Geschichte von China.*)

Der seit vielen Jahren als Missionär und auch den Lesern dieses Blattes durch seine früheren Berichte, die wir im Original mittheilten, rühmlichst bekannte Verfasser tritt jetzt, so viel uns bekannt ist, zum ersten Male unter seinem Namen als Verfasser eines größeren Werkes auf, das in seinen äußeren und inneren Verhältnissen gleich bedeutend erscheint.**) Er erzählt uns die Geschichte des ganzen chinesischen Reiches auf 912 Seiten. Schon früher bot Gützlaff den Forschern chinesischer Alterthümer, wie heutiger Zustände, die reiche Ausbeute langer und ernster Studien unter den Namen Gaihan, Philosinensis, Chinesenfreund dar, und jede seiner mühsamen Arbeiten wurde von ihnen ihres treuen Fleißes wegen, mit dem sie geschrieben war, auf das freundlichste begrüßt. Diese neuste Arbeit trägt in ihrer Sprache Spuren langer Entwöhnung des Verfassers von seiner Muttersprache, sie ist steif und holpricht, nicht selten inkorrekt, doch giebt uns dies die Sicherheit, daß kein Mißverständniß sich durch eine Ueberarbeitung des gelehrten Herausgebers hat einschleichen können, und Alles, was wir vorfinden, dürfen wir als des Verfassers eigenste Ansicht und Auffassung betrachten.

Der ungeheure Kreis, welchen der Geist der Weltgeschichte in China, gleichsam spielend, vorgebildet hat, — denn wie Kinder sehen wir die Chinesen fast alle unsere großen Erfindungen als Spielzeug in den Händen halten, ohne daß sie wissen, was sie damit beginnen sollen, noch welche Kräfte intelligenter Bildung in ihnen schlummern, liegt in diesem Buche vor uns ausgebreitet. Den Anfangspunkt dieses geheimnißvollen Reiches sucht der Verfasser bis hinauf durch den ersten Mythenkreis zu verfolgen und giebt interessante Winke über sein hohes Alter. China's Zeitrechnung überragt die ägyptische bei weitem, doch glaubt der Verfasser überall Spuren einer nahen Verwandtschaft beider Völker anzutreffen; und es läßt sich auch wohl nicht in Abrede [stellen], daß, wie verschieden auch die Formen sein mochten, in denen z. B. in der ... sich der ägyptische und chinesische Volksgeist aussprach, so doch die Liebe ... und besonders zur Baukunst, beiden etwas eben so Gemeinsames war, ... Ackerbau, der bei beiden in den ältesten Zeiten mit dem Gottesdienst [zusam]menfiel, und die Schifffahrt, mindestens in ihren Binnengewässern.

Die erste Periode umschließt das mythische Zeitalter und das Z[eitalter] halbhistorischer Personen bis Konfuzius. In dieser Morgendämmerung scheint die wundervolle Gestalt Tao's, ganz durchleuchtet von einer ... Christenthum wieder anzutreffenden moralischen Ausbildung. Seine ... besonders für Herrscher, wenn man in ihr großes Fachwerk die kom[plizirten] durch die modernen Verhältnisse reicher gewordenen Beziehungen einzu[fügen vermöchte], würden noch heute den edelsten Leitern des Volkes zum Muster dienen, ... wie seine hohen Tugenden auch für unsere Zeit noch ein Schmuck ... nes seyn würden. Der große Schatz, welchen China an Vorschriften ... ziger Milde gegen Feinde, uneigennütziger Gastfreundschaft und ... Familienpietät besitzt, ist fast allein entlehnt aus dem Reichthum dieser ... Individualität; und wäre dem chinesischen Volke die Energie des ... das Herausbilden der That aus der bloßen Vorschrift für sie, ... ins Kleinste gehenden Verhaltungsregeln verliehen gewesen, ... Volk der Vollendung in ihm zu begrüßen. Der stets rückkehrende ... aber zwischen dem Leben und der Lebensregel, zwischen Theorie und ... die orientalische Grausamkeit gegen den Feind bei einer dem ... analog ausgebildeten Sittenlehre, wie die schlaue Verschmitztheit bei ... der Wahrheit, während letztere als das heiligste Kleinod der Seele ... ewiger Talisman verkündigt wird, ist unter diesen Umständen ... Grund, aus dem wir China eben so oft vergöttert als schwer verun[glimpft] ... den. So viel aber stellt sich uns auch durch diese Gützlaffsche Arbeit ... heraus, daß ein Volk, in welchem so erhabene Lehren einmal ausge[sprochen] worden sind, wie fern es auch von ihrer Verwirklichung noch seyn ... doch als sein eigenstes Lebenselement in sich bewahren muß.

Die zweite Periode umschließt drei Dynastieen, die dritte acht, ... neun. In der fünften beginnt ein allen früheren ganz fremder, sehr ... Wechsel der Dynastieen. Bei Gelegenheit der Darstellung der zweiten ... behandelt der Verfasser das Leben des Konfuzius, so wie sein Streben, ... sich in Besitz alles Wissens zu setzen und dann dasselbe wieder seinem Volk anzueignen, mit großer Ausführlichkeit. Obgleich in China aller Nachruhm nur innerhalb der Dynastieen zu leben scheint, so verschmähte Konfuzius dennoch den Thron und leistete damit auch auf eine Dynastie und ... auf eine derartige Verewigung Verzicht; wofür ihn sein Volk durch ... Art von Adel, den seine Nachkommen noch jetzt als den einzigen des ... um den Kaiser bilden, gleichsam bei der Nachwelt entschädigte.

Mit der fünften Periode beginnen die Tataren-Einfälle, bei deren Dar[stellung] der Verfasser China und den chinesischen Charakter mit minderer ... liebe als bisher behandelt, ja, vergleichen wir ihn mit älteren Darstellern, welche der chinesischen Humanität in diesen Feldzügen viel Lob spenden ... sich gleichwohl vom Schein der Parteilichkeit frei zu halten wissen, ... scheint uns Gützlaff hier vielmehr parteiisch gegen das chinesische Volk. ... die Tatarenkriege folgten die Kämpfe mit den Mongolen, welche so lange ... Gegenstand der Beunruhigung des Reiches waren. Zuletzt giebt uns ... eine ausführliche Beschreibung des Krieges mit England aus dem Jahre ... Ihn veranlaßte der Handel mit Opium, das zu jener Zeit mit unbeschränkter Leidenschaft von den Chinesen genossen wurde, und dessen Genuß ... schwer zu beschränken, als es dem Lord Elliot unmöglich war, durch die ... festen Versuche auf diplomatischem Wege den Frieden zu vermitteln. Die Um[stände] dieses kurzen, aber blutigen Krieges sind bekannt.

Zerstreut in die verschiedenen Perioden, oft in sehr großen Zwischenräumen liegen die Erfindungen der Chinesen. So fällt z. B. die Erfindung der Buchdruckerkunst in das 953ste Jahr unserer Zeitrechnung, ... in das zweite Jahrhundert derselben die Erfindung von einer Art von Papiergeld, das zwar wie die antike Münze aus Leder bestand, aber schon wegen Metallmangels an die Stelle des baaren Geldes trat. Auf diesen Münzen ... wenn auch die ganze Unform ihrer Gestalten — von der sie auch heute ... nicht lassen, da ihr wolkenloser Himmel ihnen so wenig Schatten zeigt — ... doch auch schon die ganze Pracht ihrer reichen und intensiven Farben, ... sie bieten alle eine in ihrer Art glänzende Malerei und die feinste ... dar. Was ihre Webereien und sonstigen Kunsterzeugnisse in Porzellan, Elfenbein, Perlmutter anlangt, so ist das Abendland jetzt schon seit lange ... wohl damit bekannt, um ihrer hier noch ausführlicher zu gedenken. Des Mittheilens werther dürften dagegen die letzten Seiten des Buches ... welche wir als ein Resumé des Ganzen hier wortgetreu folgen lassen.

„Die falschen Ideen rücksichtlich dieses Landes, welche im Auslande verbreitet sind, kann man entweder der Unwissenheit von dem eigentlichen ... der Dinge zuschreiben, oder dem Wunsche, zu verschönern, was eigentlich nur theoretisch wahr ist. Wenn man den Gebildeten erzählt, was Vorzügliches und Herrliches über das Reich geschrieben, welche sonnenglänzende ... mit beinahe gänzlicher Ausnahme von Lastern, das Volk und der Staat besitzt, so können sie nicht genug über die Leichtgläubigkeit und den Mangel an Menschenkenntniß von Seite der Fremden lachen.

„Die Chinesen sind ein großes Volk, das sich seiner Macht ... bewußt ist. Sie haben sehr viele nationale Tugenden und vielleicht ... zahlreichere Laster. Wenn man ihre Ausdauer, Betriebsamkeit, kindliche ... Zufriedenheit und Freundlichkeit betrachtet, so sind sie gewiß des Lobes werth, wenn man ihr Lügen, Trügen, ihre Schalkhaftigkeit, Dieberei, den gänzlichen

*) Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking, herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart und Tübingen, Cottaischer Verlag, 1847.

**) In holländischer Sprache ist bereits vor etwa zehn Jahren ein Werkchen über China unter seinem Namen veröffentlicht worden.

Mangel an Gefühl und ihr ränkevolles Betragen wieder bedenkt, so schaudert man vor den unerhörten Lastern und der Hartherzigkeit des Volkes. Nur einen Theil, entweder die Schatten- oder Lichtseite, zu geben, ist falsch und kann nie ein richtiges Bild von dem wahren Charakter darstellen.

„Die Chinesen werden von ihrer Jugend auf an Ordnung in allen Sachen, mit der Ausnahme der häuslichen, und an Schmutz gewöhnt. Sie sind das Volk der Erde, welches vielfachen Gesetzen theoretisch am meisten huldigt und schwer zur Wildheit gebracht werden kann; allein wenn einmal verwildert, so sind sie wilder als die rohesten Barbaren. In Bildung stehen sie keinem Volke Asiens nach; sie kennen keinen sklavischen Bauernstand, der den Acker wie der Ochse pflügt; die Wissenschaften, wie wir sie verstehen, kennen sie aber nicht, und den Mangel ersetzen sie, wiewohl dürftig, durch gesunden Menschenverstand und Gewohnheit. Ihrer Schlauheit kann nichts entgehen, dagegen fehlt es ihnen an Bestimmtheit, Gediegenheit, edlen und höheren Ansichten gänzlich. Das Stehenbleiben des menschlichen Verstandes, welches die Folge der Einzwängung, Selbstgenügsamkeit und Mangel an Verkehr mit gebildeten Fremden ist, bezieht sich auf jeden geistigen Gegenstand, dessen Begriff nicht oberflächlich ist. — Die niedere Stufe, auf der sie hinsichtlich der Religion stehen, hat hierin ihren Grund. Denn während sie der Götzen lachen, erzeigen sie ihnen dennoch Ehre, und obgleich fast überzeugt, daß sie dem Götzendienste längst entwachsen, erfassen sie dennoch nicht das reine Evangelium mit demselben Eifer, als ihre Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit es heischt.

„Wegen ihrer früheren Bildung wirkten sie auch auf die benachbarten Nationen wohlthätig ein. Den meisten Dank sind ihnen die Bewohner von Korea und Japan in dieser Hinsicht schuldig, die ihre ganze Civilisation von China bekamen. So auch die Annamesen, die Bewohner von Lieukieu, die Mantschuren, Mongolen — die letzteren jedoch nur theilweise — und späterhin auch die Tibetaner einigermaßen. Wie weit sich aber ihr Einfluß ausgedehnt haben würde, wenn sie nicht durch sehr strenge Gesetze in ihrer Heimat zurückgehalten worden wären, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit bestimmen. Jetzt schon, wo die Auswanderungen von der Regierung mit argwöhnischen Augen betrachtet werden, haben sie einen großen Theil des indischen Archipelagus bevölkert und belebt. Sie haben sich auf der Halbinsel Malakka eingefunden, in Siam und Kambodine sich niedergelassen und nach verschiedenen anderen Richtungen ihren Einfluß fühlbar gemacht. Wenn nun die Armen, die sonst vor Hunger sterben müssen, aus dem Lande gesandt würden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Wohnsitze, in kurzer Zeit nach dem kaspischen Meere reichend, die Gränzen Indiens vom südlichen Tibet überschreiten und das Innere Asiens von diesen sehr betriebsamen Klassen bebaut werden würde, wie dies schon in der südlichen Mongolei und Mantschurei, ungeachtet der schärfsten Verbote, der Fall ist. Erlaubte man nur ihnen nach unserer Weise die Schifffahrt zu erlernen und, anstatt vor Hunger zu vergehen, die westlichen Küsten Amerika's zu bebauen, so würde ihre Zahl sich dort sehr schnell vermehren und ihr Geschlecht, wider alles Erwarten, mit der äußersten Schnelle sich ausbreiten. Es ist nun einmal eine Race, welche Kinder und Kindeskinder zeugt, sich unter allen Schwierigkeiten vervielfältigt und allen Hindernissen trotzt.

„Der Tag, wo China mächtig seyn, ja mit größerer Kraft als je ein anderes Land auf den Zustand der ganzen Erde hinwirken wird, ist noch nicht gekommen; allein sobald dieser anbricht, Freiheit des Geistes dem Volke durch das Christenthum ertheilt wird und alle politischen Beschränkungen wegfallen, wird die Welt erstaunen über eine Nation, welche man bisher für todt hielt, und der vom civilisirten Westen kaum ein Platz in der Geschichte der Menschheit eingeräumt ward, während man über die Tugenden des unbekannten Reiches fabelte.

„Aber es ist zu bewundern, wie ein Reich wie China seinen Rang in Asien nie behauptete: wie Japan ihm kühn widerstand, wie Annam seine Truppen zurückschlug und wie unbedeutende Stämme von Tataren, jeder verhältnißmäßig so klein und schwach, wie die Mantschuren sich des Landes bemächtigen konnten. Selbst der letzte Krieg mit einem Volke des Westens zeigt China's kriegerische Schwäche. Obgleich die Kraft der Regierung völlig in der Hauptstadt konzentrirt ist, das höchste Gouvernement früher etwa vierzig Millionen Unzen Silber jährliche Einkünfte bezog und eine Zeitlang 1,700,000 Soldaten, die meisten aber nur als Polizeidiener, unterhielt und dabei eine Flotte von etwa 500 Junken hatte, konnte es dennoch nach Außen weniger Stärke als der Pascha von Aegypten bei einer gleichen Gelegenheit an den Tag legen.

„Das Bewußtseyn der Möglichkeit einer Kraftäußerung macht Kaiser und Hof sehr stolz, und das Mißlingen eines solchen Unternehmens sehr unzufrieden und kleinmüthig; zur Verbesserung fehlen jedoch selbst die Ideen."

Mit der Begeisterung, welche allein dem Missionair das Ausharren in seinem schweren Berufe verleiht, schließt der unermüdliche Freund der Chinesen sein Werk. Hier verklären sich seine Hoffnungen zu Prophezeihungen, die er an den endlichen vollständigen Sieg des Christenthums knüpft. Mit stiller Demuth, wie wir sie an dem bescheidenen Manne kennen, sieht er sich, wie das ganze Missionswesen, nur als ein Werkzeug in der Hand des Höchsten an, das aber jenes erträumte Ziel nothwendig herbeiführen helfen muß.

Der am Schlusse stark durchbrechende Hauch einseitiger Anschauung aus dem engen Gesichtskreise des Missionairs weht, bei aller Trefflichkeit, durch das ganze Buch und stört eben so sehr seinen fortlaufenden Zusammenhang, als das häufige Beziehen auf gegenwärtige Zustände des Abendlandes, welche sich doch immer nur in sehr äußerlichen und zufälligen Aehnlichkeiten zu chinesischen Entwickelungsmomenten verhalten können. J. J.

England.

Shakespeare's Elfenwelt. *)

Der oberflächlichste Leser von Shakespeare's Werken muß die Vorliebe bemerkt haben, die der Dichter der volksthümlichen Mythologie seiner Zeit widmet, deren luftige Gestalten aus dem Reiche der Feen- und Geisterwelt er in einigen seiner zartesten Schöpfungen verewigt hat. Es wäre eine interessante, obwohl keine leichte Aufgabe, die verschiedenartigen Elemente anzugeben, aus welchen diese Mythologie entstanden ist. Man kann allerdings zwei Hauptquellen — das Celtische und das Germanische — unterscheiden, aber im Laufe der Jahrhunderte haben sich beide so eng verschmolzen, während ihr Charakter durch den Einfluß des Christenthums auf eine so eigenthümliche Art modifizirt wurde, daß die Linie nicht mehr zu erkennen ist, die sie einst von einander trennte.

„Der Himmel behüte mich vor dieser welschen Fee", sagt Falstaff, „daß sie mich nicht in ein Stück Käse verwandle." Dieser sehr unästhetischen Anspielung zum Trotze, ist es bei aller unserer mangelhaften Kenntniß der altbritischen oder wallisischen Mythologie erwiesen, daß Shakespeare's Elfen, gleich manchen englischen Volkssagen, in denen diese neckischen Wesen eine Rolle spielen, zum Theil von celtischer Abkunft sind. „Die Feen in Europa", — bemerkt Schreiber, — „gehören ursprünglich den Celten, von denen sie zuerst zu den Deutschen übergingen." Diese Feen hatten aber damals noch nichts mit den Elfen und Zwergen gemein, die später mit denselben verwechselt wurden. Der gelehrte Keightley, der in seiner Fairy Mythology den Ursprung des Wortes beleuchtet, ist der Meinung, daß erst nach dem Erscheinen von Spenser's Faerie Queene aller Unterschied zwischen Feen und Elfen aufhörte, und daß man den Namen und die Attribute jener auf die kleinen Wesen übertrug, die nach dem populairen Aberglauben:

Bei Mondlicht die grün-sauren Ringe flechten,
Woran das Lamm nicht nage.

Die auf solche Art von den Dichtern bewirkte Metamorphose setzte sich auch im Volks-Bewußtseyn fest — ein schlagender Beweis von der Macht, welche die Poesie auch auf die untersten Schichten einer Nation ausübt. An dieser Verwandlung hatte Shakespeare den Hauptantheil, obwohl es nicht zu leugnen ist, daß man schon weit früher, namentlich zu Chaucer's Zeiten, angefangen habe, die celtische Fee mit der germanischen Elfe zu verschmelzen; nachdem aber Shakespeare diese beiden Gestalten in so enge Verbindung gebracht hatte, war es nicht mehr zu erwarten, daß der Wanderer, der

Ihr nächtlich Treiben in des Waldes Dunkel
Sieht oder glaubt zu sehen,

den Unterschied zwischen den Feen, die eigentlich von den alten Druidinnen stammen, und den Elfen, die ihre Genealogie von den Zwergen des Nordens ableiten, beachten sollte.

Schon der Name Fairy, Fee, verräth einen celtischen Ursprung und ist mit der romanischen Fada, der italiänischen Fata und der spanischen Hada verwandt. In den Bemerkungen, welche Grimm über die Analogie zwischen Parca und Fatum anstellt, spricht er von der Personifizirung dieses letzteren Wortes in der romanischen (Romance) Sprache, nachdem die Parzen aus der Einbildungskraft des Volkes verschwunden waren, läßt es aber zweifelhaft, ob diese Personifizirung durch die Erinnerung an die Göttinnen der celtischen Mythologie oder an die germanischen Nornen bewirkt wurde. Die Feen betreffend, giebt es in der englischen, provenzalischen und spanischen Volkspoesie eine Menge Ueberlieferungen, die mit den altdeutschen Sagen übereinstimmen. In der merkwürdigen Sammlung neapolitanischer Erzählungen von Giambattista Basile: Il Pentamerone, ist oft von certe Fate die Rede; eine Novelle heißt sogar „Le tre Fate", und eine andere, „Le sette Cotenelle", ist beinahe identisch mit Grimm's „drei Spanierinnen" und anderen verwandten Sagen des Nordens. Auch Cervantes erwähnt in seinem Don Quijote der siete Castillos de las siete Fadas (s. Grimm's deutsche Mythologie). Die Feen, denen Brun de la Montagne an der Quelle im „Wald von Brocheliande" vorgestellt wird, waren gleichfalls drei an der Zahl — wie wir aus den von Le Roux de Lincy herausgegebenen Fragmenten dieses Romans erfahren — und ähneln sowohl in ihrer Erscheinung und ihren Eigenschaften, als in den Geschenken, die sie dem Kinde darbringen, den Parzen der klassischen und den Nornen der skandinavischen Götterlehre. In Layamon's angelsächsischer Version der Chronik vom Brut oder Brutus erscheinen sie hingegen unter dem Namen von Elfen; es wird darin nämlich erzählt, daß bei der Geburt des Königs Arthur:

Sone swa he com an eorthe	Sobald er kam auf Erden,
Alven hine ivengen.	Elfen ihn empfingen.
Heo begolen that child	Sie kräftigten das Kind
Mid galdere swithe stronge.	Mit stäckster Zauberkunst.
Heo zeven him mihte	Sie gaben ihm die Macht
To beon best alre cnihten.	Zu seyn der beste aller Ritter.
Heo zeven him an other thing,	Sie gaben ihm noch ein ander Ding,
That he scolde beon riche king.	Daß er ein reicher König sey.
Heo zeven him that thridde,	Sie gaben ihm ein drittes,
That he scolde longe libben.	Daß er sollt' lange leben.
Heo zeven that kin-bern	Sie gaben jenem Königskind
Custen swithe gode.	Die besten Tugenden.
That he was mete-causi	Daß er der edelste war
Of alle quikemonnen,	Aller lebenden Menschen,
This the Alven him zef.	Dies gaben ihm die Elfen.

*) Nach dem Athenaeum.

Der Herausgeber dieser interessanten Reliquie der altenglischen Literatur, Sir Frederick Madden, macht darauf aufmerksam, daß die oben angeführte Stelle sich nicht in dem Orginalgedicht von Wace findet, wo statt dessen nur:

Krtur son nom; de sa bunté
Ad grant parole puis esté —

gesagt wird, und bemerkt dazu, daß Layamon's Elfen den Feen der Romane ähnlicher sind, als denen der Volkssagen, die von jenen wesentlich abweichen. Inwiefern die weitere Behauptung Madden's gegründet sey — daß nämlich die Franzosen ihre Kenntniß der Feen aus der nordischen Mythologie entlehnten, welche die Gegenwart gewisser Nornen bei der Geburt von Kindern voraussetzt — vermögen wir nicht zu bestimmen.

Es erhellt aus den Thatsachen, die wir erwähnt haben und die sich leicht bis ins Endlose vervielfältigen ließen, daß die Vermengung der Namen zu einer Verwechslung der Attribute geführt hat, oder daß sich diese vielmehr gegenseitig erzeugten, und der bekannte Umstand, daß verschiedene mythologische Systeme nicht selten Wesen von völlig entgegengesetztem Charakter mit ähnlichen Kräften und Eigenschaften ausstatten, hat gleichermaßen zu der Verwirrung beigetragen, die jetzt in unserer Feeulehre herrscht.

Wir haben uns in diese Untersuchungen über die Verschmelzung der abergläubischen Begriffe verschiedener Nationen und Zeiten eingelassen, weil sie in allen Zweigen der populairen Mythologie sichtbar ist, obwohl nirgends so augenscheinlich, als in dem, was sich auf die Feen- und Elfenwelt bezieht, und weil man bei den häufigen Anspielungen Shakespeare's auf diese letztere nicht vergessen muß, daß die phantastischen Gebilde, die er in seinen unsterblichen Dichtungen verherrlicht hat, nicht unmittelbar aus den Ueberlieferungen entsprossen sind, die unter den Ureinwohnern Britaniens oder unter den Schaaren des Hengist und Horsa gangbar waren, sondern einen zusammengesetzteren, vielseitigen Charakter an sich tragen. Die Volksmärchen und Legenden Englands lassen sich nicht nur bis zur normännischen Eroberung, nicht nur bis zu den Zeiten der sächsischen Heptarchie, nicht nur bis zu den Tagen zurück verfolgen, wo

Rom's Adler, Jovis' Vogel, seinen Flug
Aus Süden nahm nach unserm fernen West —

sondern noch weiter hinauf, bis zur Anfangs-Periode der britischen Geschichte.

Als Schluß unserer Bemerkungen mögen die Worte eines der gründlichsten Gelehrten der Gegenwart dienen, die sich zwar zunächst auf seine Forschungen über die Etymologie der angelsächsischen Gränzmarken beziehen, aber eben so passend auf die verschiedenen Phasen der englischen Volks-Mythologie angewandt werden können. „Es ist nicht zu bezweifeln", sagt Herr Kemble, „daß die Ortsnamen und diejenigen Benennungen, die zur Bezeichnung lokaler Gegenstände gebraucht werden, eine gewisse eingeborne Lebenskraft besitzen, die selbst die wildeste Eroberungswuth nicht ganz zerstören kann. Ein Volksstamm wird selten so völlig ausgerottet, um nicht einen wesentlichen, wenngleich untergeordneten Bestandtheil des neuen, auf seinen Trümmern errichteten Staates zu bilden; und wo der Ackersmann fortfährt, sich dem Landbau zu widmen, wird der Antritt eines neuen Eigenthümers keinesweges die Namen in Vergessenheit bringen, welche zur Bezeichnung des Landes selbst und der zu seinem Anbau nöthigen Werkzeuge dienen. Man findet im Gegentheil, daß die Eroberer dergleichen Benennungen gewöhnlich von den Besiegten annehmen, und demzufolge herrschen auch nach Verlauf von zwölf Jahrhunderten und unzähligen bürgerlichen Umwälzungen die Wörter dieser Klasse noch immer in unserer Volkssprache und zum Theil sogar in unserer Literatur vor. Viele Ausdrücke, die wir umsonst in den angelsächsischen Lexicis suchen, werden in denen der Kymri gefunden, aus deren Mundart sie in die Sprache der Sieger übergingen. Solche Wörter sind nicht angelsächsisch, sondern wallisisch, Wylisc oder Welsh, und haben oft sowohl in der Bedeutung als der Aussprache nur geringe Modificationen erlitten."

Mannigfaltiges.

— Vandalismus gegen historische Bauwerke in Frankreich. Die Revue Indépendante hält den verschiedenen französischen Ministerien die Sünden vor, die sie an alten historischen Denkmälern begangen. In St. Denis hatte der Blitz die Thurmspitze der Kathedrale getroffen. Man restaurirte sie so, daß unter dem neuen Aufsatz der Thurm zu wanken anfing und nach einem Kostenaufwande von sieben Mill. Fr. Spitze, Thurm und Vorderfront der Kirche eingerissen werden mußten. Als man aber zum Wiederaufbau einen neuen Architekten zu wählen gezwungen war, entschädigte man den alten dadurch, daß man ihn zum Mitgliede des Ausschusses für Civilbauten ernannte. Zugleich wollte das Ministerium die Gräber der Könige in der Kathedrale von St. Denis wiederherstellen — und es erlaubte, daß man sich dazu irgend welcher Statuen und Basreliefs bediente, die sich zufällig in den Antiquarien vorfanden. — Unter Verantwortlichkeit des Kultusministers sind die Dome in Rouen und Coutances eben so schlecht restaurirt worden, als der in St. Denis unter Aufsicht des Ministers der öffentlichen Bauten. Desgleichen ist die Kirche der Abtei in Brantôme während des Wiederaufbaues von neuem eingestürzt, ein Unglück, das sich an der schönsten Kirche der Provence, der zu St. Maximin, wiederholt hat und auch in Laon, Noyon und Tournus in Aussicht steht. In Paris hat man die Abtragung des Bernhardiner-Kollegiums, des Hotels de la Trémouille und des alten Cölestiner-Klosters, wo sich das Grab Karl's V. befindet, gestattet. Um eine Straße gerade zu [...] riß man vor etwa zwei Monaten das durch Frau von Sévigné be[...] Hotel Carnavalet nieder. In Orleans drohte der Maire, seine En[...] zu nehmen, wenn man nicht das Hotel-Dieu, ein kostbares Denkmal [...] alterlicher Baukunst, niederrisse, weil es den Zugang zu einer mittela[...] Kathedrale beengte. Man behielt den Maire und opferte das Ho[...] Der Unterrichtsminister ließ die Bibliothek St. Geneviève und das [...] Montaigu abtragen, wo Erasmus und Calvin studirt haben. — Auf Be[...] Ministers des Ackerbaues ist in Lyon, damit die Thierarzneischule ver[...] werden konnte, eine Kirche gefallen, die man ihrer Merkwürdigk[...] selbst zu einer Zeit nicht antastete, wo man die Güter der religiösen [...] gationen versteigerte. — Der Kriegsminister aber, meint die Rev[...] gewüthet in dem päpstlichen Palaste zu Avignon, dem Schlosse zu [...] seine schönen sechs Thürme genommen, die beiden Abteien in Sa[...] menschlich verstümmelt und die Dominikanerkirche in Toulouse, die [...] werthvolle Fresken aus dem vierzehnten Jahrhundert hat und in der [...] von Aquino begraben liegt, theils in einen Stall, theils in ein [...] verwandelt.

— Französische Berichterstatter über Deutschland. Herr [...] Thomas, der im Auftrage des Journal des Débats bei der Eröffnung [...] schen Landtages von 1847 nach Berlin gekommen war und von hier [...] rend der Dauer desselben die zahlreichen Aufsätze über die Ständever[...] zum Theil in Form von Korrespondenzen und zum Theil in Form [...] den Artikeln (Premiers Paris), schrieb, bei deren Abfassung ihm wahr[...] einige Landtagsmitglieder selbst, und zwar sowohl der ersten als der [...] Kurie, zur Seite gestanden, giebt nunmehr in der Revue des deux [...] einen zusammenhängenden Bericht über die neueste politische Geschichte [...] Landes. Wer jene Artikel im Journal des Débats gelesen, wird auch [...] in welchem dieser Bericht redigirt ist, leicht errathen können. Den [...] glaubt er einen solchen Bericht, der übrigens in den folgenden Heften [...] vue noch fortgesetzt werden soll, schuldig zu seyn, weil man in Frankr[...] zu leicht geneigt sey, die Zustände und Ereignisse des Auslandes nach den [...] stern der Heimat zu beurtheilen und jeden Fortschritt, der dort gemacht [...] für einen Sieg der französischen Revolution zu halten. „Hüten wir uns [...] wohl", fügt er hinzu, „vor dieser gallischen Aufschneiderei (fatuité gallo[...]: denn drüben ist man im Stande, dem Fortschritt die Thore zu verschließen, wenn ihm diesseits ein französischer Ursprung vindizirt wird." — Es fragt sich aber, ob nicht gleichwohl die Darstellung des Herrn Thomas einiges Mißtrauen in Deutschland erregen werde, da er selbst zu sehr Franzose ist, um nicht in seinem Urtheil über Personen und Zustände des Auslandes von vorgefaßten Meinungen auszugehen und oft in die scheinbar unparteilichste Form den [...] teilichsten Inhalt einzukleiden. Wir wenigstens möchten die von ihm aus[...] sprochenen Urtheile nicht überall als richtig unterschreiben.

— Musikalisches aus England. Als Nachtrag zu dem in [...] letzten Nummer des Magazins enthaltenen Bericht über das Musikfest in Glo[...] cester ist zu berichten, daß auch noch am vierten Tage (24. Sept) ein Ora[...] rium, und zwar Händel's „Messias", aufgeführt wurde. Demnach sind [...] diesem Musikfeste hinter einander in derselben Kirche das „Dettingen-Tedeum", der „Eliah", der „Messias" und Bruchstücke aus acht anderen, größtent[heils] deutschen Oratorien zur Aufführung gebracht worden. — Die drei Konzerte [...] Dlle. Jenny Lind am 22., 23., und 25. September in Norwich gab, sind [...] ungefähr 6000 Personen besucht worden und haben nicht weniger als 3500 Pfd. (24,000 Thaler) eingetragen, wovon die Konzertgeberin jedoch [...] ungefähr die Hälfte erhalten hat. Sie wurde dabei von Herrn [...] wie von Herrn und Madame F. Lablache, unterstützt. Der Kompon[ist] [...] Balfe, leitete die Konzerte. So oft Dlle. Lind in der Stadt ausfuhr, wurde sie von der Menge begleitet und laut begrüßt. Ihre beiden Konzerte in Bristol und Bath haben ihr 600 Pfd. (4000 Thlr.) eingebracht. Von Dublin aus wurden ihr 1000 Pfd. angeboten, wenn sie dort zwei Konzerte geben wolle, was sie jedoch abgelehnt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Böchentlich erscheinen drei Nummern. rämumerations-Preis 22½ Silbrgr. . Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für 1s ganze Jahr, ohne Erhöhung. in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Donnerstag den 14 Oktober 1847.

Frankreich.

...gland und Frankreich in ihrem Verhältnisse zum freien Handel.

Der Freihandels-Kongreß in Brüssel ist vorübergegangen, ohne eben in ...ug auf die Frage, um die es sich dabei gehandelt, irgend ein neues Resul... zu liefern. Daß der freie Handel den arbeitenden Klassen vortheilhaft sey, ...de zwar mit ansehnlicher Majorität von den Versammelten behauptet, nicht ...r ohne lebhaften Widerspruch gerade von Seiten derjenigen, welche einer... die arbeitenden Klassen und ihre Bedürfnisse näher kennen und anderer... dem praktischen Leben angehören und nicht blos der Theorie huldigen. ...ß von einem „Freihandels-Kongreß" kein Votum für den Schutzzoll aus...en werde, ließ sich erwarten; aber wir haben auch nicht vernommen, daß ...Brüssel der Theorie des Herrn Cobden, die durch seine Freunde und nament... durch den Vorsitzenden der britischen Anti-Korngesetz-Liga vertreten war, ...enige unbedingte Huldigung zu Theil geworden wäre, die sie an einigen ...ten Deutschlands, z. B. in Hamburg, erfuhr. Man war vielmehr auch dort ...erer Ansicht, daß, wie segenreich auch ein unter allen Völkern hergestellter ...er Verkehr seyn würde, doch diejenige Nation, die einseitig voranginge, die ... Erzeugnisse des Auslandes frei zuließe, ohne sich für ihre eigenen Produkte ...selben freien Zulaß im Auslande gesichert zu haben, sehr bald verarmen ...sse. Man führt zwar hiergegen immer die Schweiz an, aber abgesehen da...n, daß auch die Schweiz ihre Eingangszölle, und zwar oft sehr lästige, von ...em Kanton gegen den anderen, zuweilen sogar auf die nothwendigsten Lebens...dürfnisse gelegte Abgaben hat, erwägt man auch nicht, daß die Schweiz ...rall von Bergen umgeben ist, über welche ein von keiner Douane des Aus...ndes zu kontrolirender Schleichhandel mit schweizer Waaren stattfindet, und ... endlich ein Land, welches beständig von Fremden besucht und durchzogen ...d, schon darin allein ein bedeutendes Mittel besitzt, sich für seine Produkte ...ahlt zu machen.

Wir haben in diesen Blättern bereits vielfach Gelegenheit gehabt, über ...ihandel, Schutzzölle und Prohibitivsysteme zu sprechen. Wir sind weit ent...nt davon, Lobredner der letzteren zu seyn, und haben es auch oft bewiesen, ...em wir die Nachtheile, die Rußland, Frankreich und Oesterreich durch Be...zung von Prohibitivsystemen nicht blos ihren Nachbarn, sondern auch ihrem ...enen wohlverstandenen Interesse zufügen, anschaulich zu machen suchten. ...ir bekennen uns vielmehr zu dem Systeme des deutschen Zollvereins, der, ... die Interessen des Handels, des Landbaues und der Gewerbe Hand in Hand ...hen, wie in den verschiedenen deutschen Staaten, alle Zollschranken aufhebt, ...r auch gegen das Ausland seine Gränzen nicht versperrt, sondern nur solche ...lle anwendet, die zwar der heimischen Industrie einen billigen Schutz gewäh..., aber auch andererseits nicht hindern, daß das bessere Erzeugniß des Aus...des mit dem schlechteren des Inlandes konkurrire. Es versteht sich von selbst, ... ein auf diesem Systeme beruhender Zolltarif von Zeit zu Zeit einer Revi... unterworfen werden muß, wenn er nicht durch die in Handel und Gewerben ...tretenden großen Veränderungen mit seinem ursprünglichen Gedanken in Wi...spruch gerathen soll. Darum wird auch bei einer gründlichen Revision des Preußen seit dem J. 1818 eingeführten Tarifs eben so, wie die **Erhöhung** ...ncher Zollsätze, auch die **Herabsetzung** vieler anderen eintreten müssen, ...er von einer solchen Maßregel bis zur Befolgung der von den Freihandels...innern aufgestellten Theorie wäre der Uebergang eben so gefährlich, wie etwa ... von einem wohlgeordneten Staatshanshalt zu dem in Portugal oder in ...panien eingeführten.

Wenn die Hamburger in den Ausspruch des Herrn Cobden einstimmen, daß ...jenige, der nicht jetzt schon für völlig freien Handel sey, das Gegentheil von ...n besitze, was man Einsicht nennt, so wundern wir uns freilich nicht darüber, ...nn wenn ganz Deutschland in der Lage Hamburgs sich befände, d. h. wenn ... wie Diogenes von Kopf bis Fuß Stirn wäre, dann würde es auch wie ...amburg und wie der Philosoph von Sinope keinerlei Schutzes bedürfen. Aber ...n großes Land hat natürlich noch andere Bedürfnisse und noch ganz andere ...nteressen zu berücksichtigen, als eine gutgelegene Hafenstadt; wenn diese auch, ...eil sie sich frühzeitig von aller solidarischen Verbindlichkeit gegen das geogra...isch und politisch mit ihr verbundene Hinterland losgesagt und ihr besonde...s Interesse sehr geschickt wahrzunehmen wußte, in ihrer Naivetät sich sagen ...ßt und sogar selbst behauptet, daß sie den freien Handel **erfunden** habe. ...Darum war denn keiner von den 700 Hamburgern, die sich dies von dem ...errn Cobden wiederholt sagen ließen, so frei, diesem zu erwiedern, daß ihrem ...andel noch sehr viel dazu fehle, ein **freier** Handel zu heißen, denn um dies zu seyn, müßte er weder in Großbritanien noch in dessen Kolonieen auf die vielen Differentialzölle und Schifffahrtsverbote stoßen, die England auch nach dem Durchgehen der Peelschen Bill von 1846 nicht aufgeben wollte.

Aber, wie gesagt, die Hamburger haben Recht. Wenn vor Zeiten London und Liverpool von England, oder Marseille und Bordeaux von Frankreich eben so unabhängig gemacht worden wären, wie Hamburg und Bremen von Deutschland, dann würden auch London und Liverpool, Marseille und Bordeaux gewiß eben so früh den freien Handel erfunden und proklamirt haben, als Hamburg und Bremen. Wie aber die Sachen jetzt stehen, muß Herr Cobden sich nach den deutschen Hansestädten begeben, um seine Theorie nach Verdienst gefeiert zu sehen, während die Kaufleute von London und Liverpool, nachdem es dem Lande gelungen, die verderblichen Korngesetze zu beseitigen und einen Zolltarif herzustellen, der noch lange nicht so freisinnig in seiner Grundlage wie der des deutschen Zollvereins ist, vorläufig mit diesen Resultaten sich begnügen wollen; Marseille und Bordeaux dagegen haben noch völlig taube Ohren für die Predigten des Herrn Cobden und seines französischen Verehrers, Herrn Frédéric Bastiat.

Ein Vertreter der Handels- und Gewerbe-Interessen Frankreichs, Herr **Jules Lechevalier** — derselbe, der in Berlin Vorlesungen über die Socialwissenschaft gehalten — tritt in französischen Blättern gegen die auch in Frankreich sich verbreitende Theorie des Hrn. Cobden auf. Er wirft bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Verschiedenheit der Handels- und der gewerblichen Interessen Frankreichs und Englands, und dabei sagt er so manches Neue und Schlagende, daß wir, obwohl wir die zu dem bisherigen Prohibitivsysteme der Franzosen sich neigenden Ansichten des Hrn. Lechevalier eben so wenig theilen, als die Theorie seiner Gegner, doch hier Einiges aus seinem Aufsatze mitzutheilen für recht halten:

„Wir wollen", sagt er „von dem großen Staatsmanne selbst, der in England eine der vollständigsten Reformen durchgesetzt, die jemals in der National-Oekonomie bewirkt worden, — wir wollen von ihm lernen: 1) unter welchen Bedingungen eine große Nation ihre gewerbliche Verfassung und die Ueberlieferungen ihres Staatshanshalts mit Vortheil modifizirt, und 2) welche wahrscheinliche Folgen England mit Hinsicht auf andere Völker und auf Frankreich insbesondere von der Anwendung der sogenannten Freihandels-Grundsätze erwartet:

„Als Sir Robert Peel dem englichen Parlamente seine Bill von 1846 vorlegte, sagte er: „„Erwägen Sie sehr wohl die Vorzüge, die uns von Gott „„und von der Natur zu Theil geworden: unsere geographische Lage an den „„Gränzen des westlichen Europa's, die dazu dient, den europäischen Norden „„und das Festland von Amerika mit einander zu verbinden, und die noch „„viel besser geworden durch die Erfindung der Dampfschifffahrt, welche „„London in eine zehntägige Entfernung von St. Petersburg und von New-„„York gebracht; betrachten Sie die mineralischen Reichthümer unseres Bo-„„dens, seine unermeßlichen Kohlen- und Eisenerz-Lager, welche gleichsam „„die Nerven und Muskeln unseres Fabriken-Systemes sind, erwägen Sie „„außerdem die Vortheile, die uns ein zehnmal größeres Kapital, als irgend „„eine andere Nation in der Welt besitzt, eine längere Erfahrung, verbunden „„mit einer dem Nationalcharakter angeborenen Energie, verschafft, welche „„letztere auch noch durch die Freisinnigkeit unserer Staatseinrichtungen er-„„höht wird — erwägen Sie dies Alles und sagen Sie, ob England wohl „„irgendwie die Konkurrenz des Auslandes zu fürchten habe?""

„In dieser beredten, energischen Darstellung ist allerdings ein vollständiges Bild der gewerblichen und Handels-Ueberlegenheit Englands mit wenigen Zügen gegeben. Aber geht daraus nicht auch hervor, daß die fremde Konkurrenz keinesweges etwas sehr Vortheilhaftes für die nationalen Industrieen sey, da man sich, ihr gegenüber, eben nur dadurch beschwichtigt, daß man Nichts von ihr zu fürchten habe? Jetzt wollen wir damit einmal das Bild vergleichen, das derselbe Staatsmann von dem Ideale der Industrie entwirft, die dem nachbarlichen Frankreich vorbehalten ist. In seiner Rede an die Wähler von Tamworth sagte Sir Robert Peel:

„„Es hat Gott gefallen, Frankreich ein günstigeres Klima als unserem „„Lande zu verleihen. Frankreich erzeugt den Oelbaum und den Weinstock; „„wir produziren Manufaktur- und kurze Waaren. Ist es nun nicht abge-„„schmackt, den Verkehr zwischen beiden Nationen zu hemmen? Könnten wir „„nicht die Erzeugnisse des südlichen Frankreichs und die Franzosen dagegen „„die Erzeugnisse von Sheffield und Birmingham kaufen? Wäre es nicht den „„Absichten des Schöpfers angemessener, unsere Produkte gegen einander „„auszutauschen, was ein Motiv mehr seyn würde, den Frieden unter den

„„Nationen aufrecht zu erhalten? Ich bin der Meinung, daß die Grundsätze, welche Tamworth mit Birmingham verbinden und die Ihnen so weise erscheinen, daß Sie darüber spotten würden, wenn man sie aufgäbe, endlich auch überall, ungeachtet des Egoismus der Monopolisten, den Sieg davontragen werden. Ich glaube, daß das Ausland seine Beschränkungen aufgeben wird, und daß, ungeachtet des Einflusses der Eisenminenbesitzer in der einen und der Baumwollen-Fabrikanten in der anderen Kammer, die Aufklärung überall eindringe, und so auch die große Menge begreifen wird, daß der Schutzzoll in Wirklichkeit blos eine auf die Indüstrie gelegte Steuer sey. Meine Herren, ich werde versuchen, diese Grundsätze zur Anwendung zu bringen und alle Einschränkungen, die der Handel noch erfährt, zu beseitigen, welches auch die Hindernisse seyn mögen, auf die ich dabei stoße. Ja, ich fordere Sie auf, die Erzeugnisse anderer Länder auch selbst dann zu kaufen, wenn diese die Thorheit begehen sollten, die unsrigen zurückzuweisen. Wenn sie uns erst einmal ihre Erzeugnisse schicken, dann werden sie sich auch ein Aequivalent dafür fordern, und dieses Aequivalent wird eine Frucht Ihrer Industrie und Ihrer Arbeit seyn.""

„Also (fährt Herr Lechevalier fort), weil Frankreich den Oelbaum und den Weinstock erzeugt, soll es nicht auch kurze und baumwollene Waaren fabriziren können! Ja, nicht einmal den Pflug und die anderen Werkzeuge, mit denen es das Feld baut, auf welchem der Oelbaum und der Weinstock wachsen, mit denen es die Früchte des einen und des anderen preßt, dürfte es hiernach fabriziren; es dürfte seinem Boden, der so reich daran ist, weder die Kohle noch das Eisen und andere Materialien zum Bau seiner Straßen und Schiffe abgewinnen; es müßte sich, indem es aufhörte, Baumwolle zu spinnen und zu weben, des hauptsächlichsten Hebels seines Verkehrs mit Amerika berauben!

„Nein, auch wenn England alle unsere Südfrüchte kaufte, wäre es unrecht, unsere Bevölkerung vorzugsweise darauf abzurichten, daß sie diese Produkte für englische Rechnung anbaue und präparire, darüber aber die Ausbeutung der anderen Reichthümer unseres Bodens vernachlässige. Unsere Bevölkerung würde dadurch nur eine unzureichende und nichts weniger als auskömmliche Beschäftigung erlangen; sie würde keine Fortschritte in Künsten und Gewerben machen, diesem so mannigfaltigen Gebiete, das unter jedem Himmelsstriche Früchte trägt, die allen Menschen unentbehrlich und ein nothwendiges Element der Civilisation sind. Und, was nicht zu übersehen ist, um uns seine kurzen Waaren, seine Kattune und alles Uebrige, was es fabrizirt, zu verkaufen, hat England nicht einmal nöthig, uns unsere Bodenerzeugnisse abzunehmen. Man kann sehr wohl in Havre, in Paris, in Bordeaux Messer und Scheeren aus Sheffield verkaufen und Tratten auf Lissabon und Madrid an Zahlung nehmen, um dafür Weine von Portugal und Spanien, Tratten auf Odessa, um dafür Getraide, Tratten auf Aegypten, Smyrna, Athen und Konstantinopel, um dafür Oelsaamen, fabrizirtes Oel, trockene Früchte ꝛc. zu kaufen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es so kommen würde, denn alle Südfrüchte sind dort wohlfeiler als bei uns, und England, welches Besitzungen unter allen Breitengraden hat, produzirt sogar schon unter seinem eigenen Banner Alles, was es nur irgend bedarf, und kann auf seinem eigenen Boden mit allen übrigen Völkern konkurriren. Sollten die Freihandelsmänner, wie gewöhnlich, uns fragen, womit Frankreich denn bezahlen könnte, wenn es seine Produkte nicht verkaufte, so antworten wir: Mit seinen Ersparnissen, mit seinen zurückgelegten Kapitalien, dadurch, daß es seinen Grundbesitz verschuldete oder verkaufte, wie es die Konsumenten immer thun, wenn sie mehr Bedürfnisse als Mittel haben.

„Der Schöpfer, der unserem Vaterlande den Oelbaum und den Weinstock verliehen, hat ihm auch Eisen- und Kohlen-Minen, Hanf und Leinen, die verschiedenartigsten Elemente der Production, Häfen an zwei Meeren und große schiffbare Ströme zu Theil werden lassen. Vor Allem hat er ihm eine bereits 36 Millionen zählende und unaufhörlich wachsende Bevölkerung verliehen. Diese Bevölkerung bedarf der Beschäftigung für ihre Hände, der Entwickelung ihrer industriellen Kräfte und eines hohen Lohnes für ihre Arbeit. Daher muß sie die Arbeit auf allen ihren Abstufungen selbst verrichten, die Fabrikarbeit eben so wohl wie den Landbau.

„Es würde lächerlich seyn, wenn Tamworth und Birmingham nicht nach einem und demselben industriellen Prinzip regiert würden, aber Tamworth und Birmingham gehören derselben nationalen Einheit an, benutzen dieselben Kapitalien, dieselben primitiven Stoffe und haben einerlei Verkaufs- und Einkaufspreise für die hauptsächlichsten Verzehrungs-Gegenstände. Tamworth und Birmingham haben eine und dieselbe politische Ehre zu vertheidigen, dasselbe Budget zu bezahlen, dasselbe Gesetzgebungs- und Verwaltungs-System, dieselbe Art von Arbeitern. Ganz anders stellen sich jedoch diese verschiedenen Beziehungen zwischen Birmingham und St. Etienne.

„Fern sey von uns der Gedanke, dem Sir Robert Peel und den englischen oder französischen Aposteln des freien Handels irgend eine machiavellistische Berechnung, irgend eine hinterlistige Absicht bei der Verkündung ihrer Lehren beizumessen. Dergleichen Anschuldigungen sind abgeschmackte Gemeinplätze. England, das sein eigenes Bestes im Auge hat, hat sehr wohl daran gethan, seinen Tarif herabzusetzen, und wird noch besser daran thun, wenn es ihn ganz und gar fallen läßt: es ist dies das einzige Mittel, das ihm bleibt, die Häfen anderer Völker zu erzwingen.

„Was jedoch die Staatsökonomen betrifft, die, verlockt von der Einfachheit einer vorgeblichen, alle Dinge sich selbst überlassenden Wissenschaft, aus dem freien Konflikt aller Werkstätten und aller Nationalitäten die Theilung der Arbeit und ein richtiges gegenseitiges Verhältniß der Industrieen hervorgehen zu sehen hoffen, so irren sie sich als Theoretiker, und es ist nicht das erste Mal, dies erleben.

„Wir wollen eben so wenig dem Sir Robert Peel die übertriebe[ne Prä]tension beimessen, daß England ausschließlich ein fabrizirendes Vol[k, die] anderen Völker ausschließlich ackerbautreibende werden. Der Ackerba[u Eng]lands, vervollkommneter, als der irgend eines anderen Landes, und [auf] derselben Stufe der Ueberlegenheit gebracht, wie seine Fabriken, wär[e] schon das vollständigste Dementi einer solchen wunderlichen Theorie. [Wir] geben vielmehr zu, daß Sir Robert Peel durch die von uns angeführte [Neben]einanderstellung nur ein schlagendes Bild liefern wollte, um den Gedan[ken] lebhaften Handelsverkehrs zwischen Frankreich und England recht an[schaulich] zu machen. Dieser Gedanke ist seiner würdig, und wir begrüßen ihn [von gan]zem Herzen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß zu seiner Verwirklichung [ein an]deres Mittel, als eine kunterbunte Umgestaltung unseres Tarifs, [ausgefun]den werde.

„Wir bestreiten keinesweges, daß alle Eingangszölle vexatorisch sind und dem Handel viele Verzögerungen bereiten, daß sie eine [Menge] von Vergehungen und Nichtswürdigkeiten: den Schleichhandel [...] geberei, zur Folge haben und begünstigen, daß sie in direktem Wi[derspruch mit] der Entwickelung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt sind. [Was] wir dagegen außer Zweifel stellen, ist, daß die Freihandelsmänner [noch kein be]friedigendes Mittel angegeben, wie die Zölle zu entbehren seyen. [...] die Fragen, die zwischen ihnen und den Schutzzöllnern schweben, [...] immer blos theoretischer und eben so gut auf die eine als auf die [andere] zu entscheidender Natur."

— An diese Betrachtung knüpft Herr Lechevalier einen Auszug [aus einem] zu Anfang dieses Jahres von der Association pour la protection [du travail] national herausgegebenen Aktenstücke, um nachzuweisen, wie sehr sich [seit dem Jahre], aus welchem Jahre der gegenwärtige französische Zolltarif stammt, [einerseits] die Production des Landes vermehrt habe und andererseits die primi[tiven so]wohl als die verarbeiteten Stoffe wohlfeiler geworden seyen. Wir [verweisen] in dieser Beziehung auf das Journal Français de Berlin vom 2. Okt., in welchem der Aufsatz von Herrn Lechevalier vollständig abgedruckt ist.

Spanien.

Die erste spanische Heirat des Hauses Orleans.

(Schluß.)

Maria Theresia, die gekränkte Gemahlin Ludwig's *XIV.*, wollte jetzt [die] Stelle der Mutter bei der jungen Marie Louise vertreten. Man flüsterte [ihr zu], daß sie vermuthlich die Gattin des Dauphins werden solle und daß durch [diese] Ehe die reiche Dotation von Mademoiselle, der letzten Erbin des frühe[ren] Hauses Orleans, wieder mit der Krone vereinigt würde. Ehrgeiz allein [konnte] sie für die vorgeschlagene Verbindung gewonnen haben. Der Dauphin [war] schüchtern, mürrisch und träge, dabei in solcher Furcht vor seinem Va[ter er]zogen, daß er nie eine eigene Meinung oder Empfindung zu hegen [wagte]. Leidenschaftslos, aber boshaft, peinigte er gern diejenigen, welche er zu [lieben] schien — während er oft gegen solche Personen, die er nicht mehr haßte, eine [...]nenhafte Gunst an den Tag legte. Sophie Gay und einige andere Schrift[steller] haben den vergeblichen Versuch gemacht, ihn zum Helden eines sentimentalen [Ro]mans zu machen; alle Nachrichten aus damaliger Zeit stimmen vielmehr darin überein, daß er das Heiratsprojekt mit seiner schönen Cousine ohne irgend ein Zeichen der Theilnahme aufgenommen und es eben so ohne alles [...] aufgegeben habe. Was die Veränderung in Ludwig's Beschlüssen herbeiführte, ist nicht vollständig bekannt. Gewiß ist nur, daß er [nach dem Nim]weger Frieden ängstlich darauf bedacht war, die alten Bande der Familienallianz zwischen Frankreich und Spanien fester zu knüpfen. Sein [argwöhn]ischer Argwohn gegen seinen Bruder mochte ihn abgeneigt gemacht haben, eine Tochter von Orleans in ein so nahes Verhältniß zur Nachfolge zu brin[gen], und vermuthlich fürchtete er den starken Einfluß, welchen eine Prinzessin von so hohem Verstande wie Marie Louise auf seinen trägen Sohn erlangen würde. Wenn aber einmal Ludwig XIV. einen Entschluß gefaßt hatte, so konnte ihn nichts mehr davon abbringen. Der Herzog von Orleans, [seines] Bruders Hartnäckigkeit bedenkend, gab nach; die Herzogin Charlotte [Elisabeth] von Orleans beklagte nur, daß sie von einer Stieftochter, zu welcher sie [Zu]neigung gefaßt, getrennt werden solle; der Dauphin zeigte, wie bereits er[wähnt], so wenig Theilnahme bei dem ihm zugemutheten Brautwechsel, wie etwa beim Wechsel eines Rockes, und so war auch der leidenschaftliche [Wider]stand Marie Louisens schwach und ohne Halt. Ja, er brach gänzlich zusammen, als Bossuet ihre Unterwerfung unter den königlichen Willen im Namen ihrer gemordeten Mutter verlangte. Nur ein einziger Sarkasmus entschlüpfte in dieser Angelegenheit ihren Lippen. Als nämlich Ludwig XIV., nachdem er die Größe Spaniens und den Reichthum seines Monarchen, ihres künftigen Gatten, geschildert hatte, die Worte hinzufügte: „Ich könnte nicht besser gegen meine Tochter gehandelt haben", erwiederte sie: „Ach, Sire, Sie hätten [...] gegen ihre Nichte handeln können!"

Frau v. Sevigné erzählt, daß, nachdem die Vermählungsceremonie durch Stellvertretung vollzogen worden war, Marie Louise von dem Verlangen, als Königin von Spanien zu erscheinen, so weit entfernt war, daß sie vielmehr Ludwig XIV. und Jeden, der auf ihn Einfluß hatte, flehentlich bat, ihre Reise nach dem neuen Königreich aufzuschieben. Nur wegen der Wirkungen, [...]

dieses Widerstreben auf den reizbaren Sinn des spanischen Volks hervorbringen könnte, hegte sie Besorgnisse. Die emphatische Sprache der heiligen Schrift nachahmend, sagte ihr Beichtvater: „Ihr Kopf ist zu Wasser geworden, und ihre Augen Thränenquellen, daß sie Tag und Nacht weinen möchte.“

Die Nachricht, welche sie von Spanien empfing, war nicht geeignet, sie zu trösten. Während Karl II. die ausschweifendste Liebe zu seiner Braut an den Tag legte, erklärte er zugleich, daß ihr nicht gestattet werden dürfe, französische Begleiter und Diener nach Spanien zu bringen. Das Benehmen ihres Vaters vermehrte ihre Leiden. Er hatte nämlich zu seinem Stellvertreter in Madrid den Marquis d'Effiat, den Haupttheilnehmer bei der Vergiftung von Henriette Marie, gewählt, und so sollte demnach die junge Königin die Zeichen der Liebe ihres unbekannten Gatten aus den Händen des Mörders ihrer Mutter empfangen. Unter solchen Umständen schöpfte sie wenig Trost aus den Ehrenbezeugungen, die ihr während ihrer Reise nach der Gränze gezollt wurden. Sie überschritt die Bidassoa, und als sie Vittoria erreichte, erfuhr sie, daß ihr Karl II., zu ungeduldig, ihre Ankunft in Madrid abzuwarten, in Begleitung des Erzbischofs von Burgos, welcher die Trauung wiederholen sollte, entgegengereist sey. Die Vermählung wurde mit großer Einfachheit gefeiert, was den ceremoniösen Spaniern keinen geringen Verdruß verursachte, und ihr Aerger wurde noch dadurch vermehrt, daß der König seiner Gemahlin gestattete, ihren Einzug in Madrid auf einem englischen Pferde, statt auf einem spanischen Maulesel, zu halten. Die spanischen Vorurtheile wurden indeß durch die Entlassung des französischen Gefolges wieder versöhnt. Nur mit Mühe bekam die Königin die Erlaubniß, ihre Amme, zwei Kammermädchen, eben so viele Lakaien und einen Stallmeister für ihre englischen Pferde mitzubringen.

Die Spanier meinten, sagt Frau von Aulnay, es könne die Königin in die Etikette, an die sie für ihre übrige Lebenszeit gebunden sey, nicht früh genug eingeweiht werden. Selbst in der geringsten Kleinigkeit wollten sie keine Milderung eintreten lassen, und seit dieser Zeit war sie einer wahrhaften Sklaverei unterworfen, welche durch das ernste Temperament ihrer Oberhofmeisterin, der Herzogin von Terra Nova, nur noch um Vieles drückender wurde, doch ihre natürliche Milde so wie ihr gesunder Verstand ließen sie manches Ermüdende und Abstoßende mit Anstand ertragen. Die Oberhofmeisterin hatte nicht unterlassen, dem Könige zu sagen, daß seine Gemahlin eben so zurückgezogen wie die anderen Damen in Madrid leben müsse; daß sie jung, lebhaft, munter und an die freien französischen Sitten zu sehr gewöhnt sey; daß, was in dem einen Lande für unschuldig gelte und geduldet werde, in einem anderen strafbar und verboten seyn könnte. Zugleich versprach sie, die größte Wachsamkeit zu beobachten, um Ungehörigkeiten jeder Art zu verhindern. Karl rühmte den Eifer der Oberhofmeisterin und verhieß ihr sein uneingeschränktes Vertrauen.

Ein seltsames Ereigniß wird den lästigen Charakter der spanischen Etikette ins Licht setzen. Es galt als wesentlich zur Wohlfahrt des Königreichs, daß die Königin am Tage ihres öffentlichen Einzuges in Madrid mit fliegenden Haaren erschien. Als nun bei ihrer Toilette ein paar widerspenstige Locken ihre bestimmte Stelle nicht einnahmen, kam die Oberhofmeisterin herbei und wollte sie, indem sie in die Hände spuckte, schlüpfrig machen. Die Königin, die sich dieser ekelhaften Art, das Haar zu ordnen, so eilig wie möglich zu entziehen suchte, warf einen Kandelaber um, welcher einen Spiegel zerbrach. Hierüber brachen die spanischen Damen in ein wahrhaft entsetzliches Geheul aus; denn in Spanien, wie in Irland, gilt das Zerbrechen eines Spiegels für ein sicheres Zeichen eines frühen und plötzlichen Todes. Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Königin vom Pferde geworfen und wäre dabei ums Leben gekommen, hätten nicht zwei Cavaliere ihren Fuß vom Steigbügel befreit. Groß war ihr Erstaunen, als sie hörte, daß ihre Befreier die Todesstrafe auf sich geladen hätten, und daß sie allen ihren Einfluß aufbieten mußte, um Verzeihung für sie auszuwirken.

Es wurde bald bemerkt, daß der König düster und melancholisch geworden war. Obwohl verliebter in seine Gemahlin als jemals, zeigte er die albernste Eifersucht gegen Alles, was sie an Frankreich erinnern konnte. Er ließ ihren Schooßhund ertränken und lobte die Herzogin von Terra-Nova, daß sie zwei Lieblingspapageien der Königin, die das Verbrechen begangen hatten, ein paar französische Worte hervorzubringen, getödtet hatte. Eine andere seiner Launen war die, daß er sie an die nationalen Roheiten der Spanier gewöhnen wollte und sie, trotz ihrer unverhohlenen Abneigung, nöthigte, bei den Stiergefechten zugegen zu seyn, welche niemals in Madrid so zahlreich und blutig waren, als unter Karl's Regierung.

Von seiner Besorgniß wegen Nachkommenschaft gepeinigt, fragte Karl II. alle gelehrten Institute um Rath, und nachdem er ihre verschiedenen Rathschläge erwogen, nahm er den Rath der Geistlichkeit an, daß er sich durch das Verbrennen hartnäckiger Ketzer bei einem Autodafé die Gnade des Himmels verschaffen solle. Der 30. Juni 1680 wurde zu dieser ruchlosen Metzelei festgesetzt. Von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends saßen der König, die Königin und der hohe spanische Adel fastend in einem Amphitheater, während mehr als 150 Unglückliche scheinbar vor ein gerichtliches Verhör gestellt und zu verschiedenen Graden der Bestrafung verurtheilt wurden. Zwei und zwanzig sollten lebendig verbrannt werden. Ihre Scheiterhaufen wurden unter Beifallsgeschrei, Gewehrsalven und Trompetenschall, wodurch ihr Geschrei erstickt wurde, angezündet, und die königliche Gesellschaft kehrte zum Palast zurück.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die inquisitorische Verordnung die gewünschte Wirkung nicht hervorbrachte. Im Gegentheil verschlimmerte sich des Königs Gesundheit so sehr, daß man für sein Leben zu fürchten anfing, und der Wiener Hof wurde durch Karl's bestimmt ausgesprochene Absicht, seine königliche Gemahlin als Nachfolgerin anzuerkennen, in Bestürzung versetzt. Dies würde den spanischen Thron den Bourbons eröffnet und dem österreichischen Hause jede Aussicht benommen haben, das Reich Karl's V. zu erben — eine Hoffnung, die es doch seit dem Tode jenes Kaisers ununterbrochen genährt hatte. Es gab nur zwei Mittel, eine solche Katastrophe zu verhindern — die Geburt eines Erben Karl's oder der Tod Marie Louisens. Der Graf von Mansfeld wurde von Wien als Gesandter mit direkten Aufträgen nach Madrid geschickt, entweder das Eine oder das Andere sicher herbeizuführen,*) und er erkaufte die Mitwirkung der Gräfin von Soissons, welche einige Zeit zuvor, weil sie mit Liebestränken und Giften Handel trieb, aus Frankreich verbannt worden war. Am 9. Februar 1689 fand in Madrid eine feierliche Prozession nach der Kirche Unserer Frauen von Atocha statt, und am Abend war Ball bei Hofe. Die Königin erschien zum letzten Mal öffentlich — und niemals sah sie liebenswürdiger und gesunder aus. Ehe der nächste Morgen graute, verbreitete sich das Gerücht durch ganz Madrid, sie läge in Todeskämpfen. Die Untersuchung ergab, daß sie nichts als ein Glas Milch, welches nach Honig schmeckte und ihr von einem ihrer Lakaien besorgt worden war, genossen hatte; mehr wurde nicht bekannt, obwohl man Vieles vermuthete. Zwar erlitt Marie Louise so große Qualen, daß ihre Nägel sich von den Fingern lösten; allein sie ertrug den Todeskampf mit großer Seelenstärke und erklärte, daß sie wünschte, der Tod möge den Jammer enden, den sie während einer fast zehnjährigen Ehe erduldet hätte. Während der Verwirrung entwich die Gräfin von Soissons, und da sie vorher für Vorspann gesorgt hatte, war sie bereits außer Gefahr, bevor noch der König die Befehle zu ihrer Verhaftung gegeben hatte.

England.

Die Ausbildung der Malerkunst in England.

Man hat bis jetzt wenig oder gar nichts von einer englischen Malerschule gehört. Liest man aber die selbst von französischer Seite über die diesjährige Kunstausstellung zu London gefällten Urtheile, so scheint, wie sich eine Kritik in der Revue Indépendante ausdrückt, wirklich die Zeit gekommen zu seyn, daß ein längeres Schweigen über die englische Kunst ein Unrecht seyn würde. Da die erwähnte Kritik, als deren Verfasser sich J. Milsand unterzeichnet, ausdrücklich erklärt, daß es nicht ihre Absicht sey, über den Werth der in der Londoner Akademie ausgestellten Werke blos ein positives oder negatives Urtheil zu fällen, sondern daß sie vielmehr ihr Augenmerk vorzugsweise auf die aus der Totalität dieser Werke hervorleuchtende Tendenz der englischen Kunst überhaupt richten werde: so glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen die Hauptmomente dieser in vieler Hinsicht bedeutenden kritischen Abhandlung in gedrängter und übersichtlicher Weise vorlegen. Zu bedauern ist nur das Eine, daß der französische Kritiker bei der Vergleichung der englischen Kunst und ihrer Eigenthümlichkeit mit der anderer Nationen eine große Unkenntniß über das Wesen der deutschen Kunst und des deutschen Charakters überhaupt verräth, während er nicht nur mit der französischen — denn das versteht sich von selbst — sondern auch mit der italiänischen und niederländischen ziemlich vertraut ist.

„Die Fähigkeit, Werke der Kunst ihrem Werthe nach zu schätzen, hat man den Engländern nie abgesprochen, wohl aber zuweilen das Talent, solche Werke selber zu schaffen. Als Grund hierfür hat man angeführt, daß sie zu geschickte Kritiker seyen, um schöpferischen Geist zu besitzen; daß der Protestantismus ihren Verstand zu abstrakt, die Industrie ihre Empfindung zu kühl und berechnend und das Klima ihr Temperament zu lymphatisch gemacht habe; weshalb denn auch Winckelmann behauptete, daß das Gefühl für plastische Schönheit zu seiner Entwickelung der Sonne bedürfe. Daß in diesen Worten manche Wahrheit enthalten sey, wollen wir nicht leugnen; andererseits müssen wir aber auch die Zeitumstände in Anschlag bringen, die für die Ausbildung der englischen Kunst keinesweges günstig waren. Verweilen wir hierbei einen Augenblick.

„Im Mittelalter entbehrte England noch durchaus jedes moralischen Mittelpunkts, um den sich die National-Interessen gruppiren konnten. Es hatten sich zwar einzelne Gesellschaften gebildet, aber nicht um die allgemeinen Interessen der Nation, sondern nur um ihre eignen besonderen zu wahren und zu fördern — eine Organisation oder besser eine Desorganisation der Gesellschaft, welche sich um so leichter von Jahrhundert zu Jahrhundert vererben konnte, als sie mit der Neigung des Volks zur Isolirung zusammenhing. Vergeblich hatte das Königthum den Versuch gemacht, diese vielen kleinen Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen. Es besaß zu wenig nationale Autorität, zu wenig Volksthümlichkeit, um jemals zu einem Punkt zu kommen, auf dem das l'état c'est moi in seinem Munde eine Möglichkeit gewesen wäre. Der Kasten-, Sekten- und Zunftgeist stellte dieser Centralisation unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die Aristokratie konnte auf ihre Thaten stolz seyn, die ostindische Compagnie über ihre Siege triumphiren, die Associationen ihren Dogmen und Traditionen eine religiöse Verehrung weihen: bei alle dem fehlte ein allgemeines Band, das diese sich zersplitternden Momente in einen nationalen Zusammenhang brachte; es gab weder eine National-Geschichte, noch einen National-Instinkt, noch einen National-Fehler, kurz Nichts, was der Nation einen bestimmten Charakter hätte verleihen können. Wie wenig solcher Zustand ein günstiger Boden für die Kunst seyn mußte, ist leicht zu erkennen. Selbst die Religion, diese Hauptquelle ihrer Entwickelung, hatte in England eine

*) Daß dies eine ganz unerwiesene Hypothese ist, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken.

Form, die sie eher zu einer Feindin als zu einer Mutter und Verbündeten derselben machte. Denn obschon auch England seinen Glauben und seinen religiösen Enthusiasmus besaß, so ist doch der Protestantismus, den man als das self-governement und den Liberalismus im Glauben bezeichnen kann, weniger eine National-Religion als ein Kultus, der für Jeden das Recht enthält, sich eine persönliche Religion zu schaffen. Ueberdies ist er ein Feind jeglichen Bilderdienstes und eben so abstrakt, wie ikonoklastisch. Was konnte die Kunst für Vortheil von einer Religion ziehen, die, weit entfernt, ihre übersinnlichen Anschauungen in die Form einer auch zu den Sinnen sprechenden Bildersymbolik zu bringen, jede solche Darstellung als Abgötterei betrachtete. Endlich war auch die Moral des englischen Protestantismus so logisch-kalt, rigorös-verständig und ascetisch-düster, daß sie die kleinen Schwächen, welche das Hauptelement aller darstellenden Kunst ausmachen, dem religiösen Gewissen zum Opfer brachte und Alles, was im entferntesten ein Gefühl von Lust erwecken und dadurch die Menschen von dem gesetzlichen Wege ablenken konnte, mit unerbittlicher Strenge verdammte.

„Das sind wahrlich Gründe genug, um den Mangel an künstlerischer Entwicklung in England zu erklären. Und dennoch hat diese Entwickelung stattgefunden. Möglich, daß die Kunst nicht Einfluß auf die Sitten gehabt hat und der Künstler außer Verbindung mit der Menge geblieben ist; aber seine Existenz, ja die Existenz einer Schule sogar ist gegenwärtig nicht mehr zu bestreiten. Fragt man, wie die Kunst ohne volksthümliche Einheit und religiöse Gemeinschaft sich hat bilden können, so ist die Antwort darauf: Aus dem Innern des Individuums selbst. Auf sich selbst angewiesen, hat der Künstler sich auch nur durch Reproduction seiner eigenen Welt bilden können. Er hat die Palette ergriffen, weniger um sich Anderen mitzutheilen, als um mit sich selbst zu reden. Uebrigens ist zu bemerken, daß dieser Individualismus — vielleicht mit Ausnahme Deutschlands — sich aller Völker bemächtigt hat. Auch Frankreich steht auf diesem Standpunkt; nachdem es zuerst eine katholische Kunst gehabt hatte, erzeugte es eine nationale Kunst, um endlich die Kunst nur ihrer selbst wegen auszubilden. Der einzige Unterschied zwischen der französischen und engschen Kunst der Gegenwart besteht darin, daß jene die drei Stufen hintereinander durchlaufen hat, während die Schule der persönlichen Inspiration sich aus keiner vorhergehenden Phase entwickelt, sondern ihre Quelle in sich selbst hat. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab es in London nur erst Portraitmaler, und Meister Thomas Hudson, der berühmteste unter ihnen, war genöthigt, einen holländischen Künstler mit der Beendigung seiner Bilder zu beschäftigen. Er selbst verstand, ähnlich gewissen Sudlern kleiner Städte, nur Köpfe zu malen; die Kleider und sonstiges Beiwerk lagen außer seiner Macht. Aber nach Hudson kam Reynolds, sein Schüler, der vermittelst der eigenen Reflexion entwickeln sollte, was bei vielen Anderen die Analyse völlig vernichtet hätte. Er studirte die großen Meister und drang in ihre Geheimnisse ein, ohne die Fähigkeit einzubüßen, sich für die eine oder andere Weise zu bestimmen. So wurde die Malerei in England improvisirt.

„Im Jahre 1768 gründete Georg III. die königliche Akademie; und die Schule der schönen Künste wurde unter die Direction der Akademiker gestellt und durch die berühmten Vorträge ihres Präsidenten, Sir Joshua Reynolds, eingeweiht. Noch heutigen Tages ist der Geist des Meisters in seinen Schülern und Nachfolgern nicht ganz verschwunden, und fast alle englischen Künstler befinden sich noch auf dem Wege, den er damals zuerst betrat. Die Akademie besteht gegenwärtig aus 39 Titular- und 24 wirklichen Mitgliedern. Wie die französische, ist sie nach dem engherzigen mittelalterlichen Prinzip eingerichtet, da sie eine Aristokratie bildet, die sich aus ihrer eigenen Mitte durch Wahl rekrutirt. Jedes Jahr eröffnet sie eine Ausstellung, an der die Werke ihrer Mitglieder vorzugsweise theilnehmen, während die anderer Künstler nur dann zugelassen werden, wenn sie von einer Prüfungs-Kommission dessen würdig erachtet worden sind. Aber in England hat diese Einrichtung weniger Unbequemlichkeit, weil dort das Privilegium, auf das sie sich gründet, die allgemeine Basis der gesellschaftlichen Ordnung ist. Auch treibt der Gedanke, daß man das Recht hat, sich selbst zu regieren, und Nichts von Anderen zu erwarten hat, die Interessen zu dem natürlichen Mittel, sich selbst zu schützen. Um nicht der Willkür der Prüfungs-Kommission anheimgegeben zu seyn, haben die an der Akademie nicht betheiligten Künstler vier freie Gesellschaften gegründet, die gleichfalls jährliche Ausstellungen veranstalten. Auf diese Weise ist das Urtheil des Publikums die letzte Instanz, an die man von dem Urtheil jener Künstler-Jury appelliren kann, weshalb sich denn letztere vor nichts mehr fürchtet, als ein grundloses Urtheil zu fällen. Uebrigens beseelt die Akademie im Allgemeinen ein guter Geist: die neuen Talente werden nicht nur zur Ausstellung, sondern häufig auch in die Reihen der Akademiker selbst aufgenommen; woher es denn kommt, daß die bedeutendsten und gefeiertsten Werke jeder Ausstellung fast immer den Namen eines Akademikers tragen. Auf diese Weise hat also die englische Akademie den klügsten Weg eingeschlagen, indem sie sich der Bewegung nicht nur nicht widersetzt, sondern sich an ihre Spitze gestellt hat.

„Die diesjährige Ausstellung enthielt 667 Gemälde, 406 Zeichnungen, Aquarell- und Miniaturbilder, 241 getuschte Architekturstücke und 137 Skulpturen: im Ganzen also 1451 Kunstwerke. — Der erste Eindruck, welchen die für die Gemälde bestimmten Säle auf den Beschauer machen, ist ein wohlthuender, denn man wird nicht, wie bei den französischen Ausstellungen, durch die Absichtlichkeit verletzt, die in der Gruppirung der Gemälde herrscht, um — sey es in gutem oder bösem Sinne — einen recht grellen Kontrast hervorzubringen. Außerdem springt auch bei nur oberflächlicher Ansicht ein Umstand in die Augen, daß nämlich alle englischen Künstler, wie verschieden sie sonst an Talent und Ausbildung seyn mögen, doch ein Hauptziel verfolgen: die Farbengebung; eine Gleichförmigkeit, die keinesweges zufällig, sondern wesentlich im Charakter der Schule begründet ist. Wir müssen, um dies tiefer zu erörtern, einen kurzen Blick auf die letzten Entwicklungsphasen der französischen Malerei werfen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Rußlands innere Zustände. Herr Baron Aug. v. Harthausen, eines der westfälischen Mitglieder des preußischen Landtages von 1847, der bereits vor einigen Jahren unter der Chiffre A. v. H. (die damals von Einigen einem berühmten Gelehrten, dem dieselben Namens-Buchstaben angehören, beigemessen wurde) in mehreren deutschen Zeitungen Aufsätze über den Bauernstand in Rußland veröffentlichte, welche manches Neue und zwar Resultate eigener Beobachtungen enthielten, hat jetzt die vollständigen Aufzeichnungen seiner im J. 1843 größtentheils zu landwirthschaftlichen Zwecken unternommenen Reise durch das große nordische Kaiserreich herausgegeben. Seine Schrift ist in zwei Bänden unter dem Titel: „Studien über innere Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands" (Hannover, 1847) erschienen. Das Buch gehört wohl zu dem Vollständigsten, was bisher über die so wenig bekannten inneren Verhältnisse des Landes vom Weißen bis zum Schwarzen Meere in irgend einer Sprache veröffentlicht worden, und berührt nur nebenbei auch die bekannteren Zustände der Hauptstädte St. Petersburg, Moskau, Odessa u. s. w. Wir hoffen Gelegenheit zu finden, auf diese Schrift näher eingehen zu können, und theilen vorläufig nur einige charakteristische Bemerkungen aus der Einleitung mit:

„In neueren Zeiten hat Rußland ungeheuere Fortschritte im modernen Fabrikwesen gemacht. Ein großer Theil des Adels ist Fabrik-Unternehmer geworden. Moskau, der Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit, ist aus einer Adelseine Fabrikstadt geworden. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Folgen hiervon überall als günstig zu preisen sind. Zum Theil in Folge hiervon ist der Taglohn in Rußland unermeßlich gestiegen. Im Vergleich und mit Berücksichtigung aller Umstände steht er in keinem Lande so hoch wie dort. Die Rohprodukte des Landbaues stehen im Innern Rußlands, entfernt von den europäischen Kornmärkten und der nothwendigen Communicationsmittel entbehrend, sehr niedrig im Preise. Da nun der Tagelohn so hoch, überhaupt alle Arbeit unendlich theuer ist, so ist es klar, daß das am wenigsten lohnende Gewerbe der Landbau ist. Die Bodenrente ist auch wirklich, wenn mit gemietheten Leuten der Ackerbau betrieben werden sollte, völlig illusorisch. Die Folge ist, daß der Landbau in allen Zweigen ohne Energie und Fleiß betrieben wird und zurückgeht, statt Fortschritte zu machen. Er würde noch mehr zurückschreiten, wenn in vielen Gegenden die Leibeigenschaft mit ihren Frohnden ihn nicht aufrecht erhielte. Die Fabrikthätigkeit ist daher eines der mächtigsten Hemmnisse gegen die Auflösung der Leibeigenschaft, die außerdem auch in Rußland allmälig eine Nothwendigkeit zu werden beginnt. — Seit uralters existirt in vielen Theilen Rußlands eine Gewerbthätigkeit, die, auf die russische Gemeinde-Verfassung begründet, eine Art von nationalen Fabriken-Associationen bildet. Diese stellen in der That dar, was die Saint-Simonistischen Theorieen, als zur socialen Reform Europa's gehörig, ausgegrübelt und als Muster aufgestellt haben. Das Gouvernement hat aus Vorliebe für das moderne Fabrikwesen diese nationalen Fabriken-Associationen *) bis jetzt viel zu wenig beachtet."

. . .

. . . . . „Wenn ich die staatliche Einheit und Untheilbarkeit Rußlands als eine Naturnothwendigkeit behaupten muß, so muß ich von der anderen Seite aber auch behaupten, daß es keine erobernde Macht seyn kann und darf. Es hat erobert und mußte erobern, so lange es sich um den Gewinn einer inneren Einheit und Unabhängigkeit und einer äußeren soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Meeresküsten des Baltischen und Schwarzen Meeres niemals ein kompakter, in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden. Aber jede fernere Eroberung ist ihm schon gegenwärtig mehr eine Last als ein Vortheil und Zuwachs der Macht geworden. Wenn es sich mit der Würde des Staates vertrüge, so thäte es besser, alle lästigen Eroberungen wieder aufzugeben! Jedes Dorf aber, das es gegenwärtig noch erobern möchte, würde eine nicht zu berechnende Vermehrung der Last und eine Schwächung der inneren Macht seyn. — Rußland hat mit der Eroberung seines Innern noch länger als ein Jahrhundert zu thun. Was helfen ihm eine Million unzuverlässiger Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren zehn Millionen zuverlässiger und homogener Unterthanen gewinnen kann!"

*) Im Originale steht zweimal „Associations-Fabriken", doch glauben wir dies als einen Druckfehler, da das Wort in dieser Verbindung einen ganz anderen Sinn giebt, betrachten zu müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Sonnabend den 16. Oktober 1847.

England.

Die englische Geld- und Handelskrisis von 1847. *)

Die diesjährige Geld- und Handelskrisis hat in vielen Beziehungen einen anz anderen Charakter als frühere Krisen dieser Art, und außer den dabei n Betracht kommenden Momenten, die allen solchen Konjunkturen gemeinsam ind, bieten sich diesmal auch noch einige besondere, der gegenwärtigen Krisis igenthümliche Momente der Erörterung dar. Im J. 1847 nämlich zeigt ich uns in England der auffallende Kontrast, einerseits einen sehr soliden und esten Kredit in der Handelswelt und andererseits eine so gestörte Geldcircuation wahrzunehmen, wie sie früher, auch bei einem außerordentlich gesunkenen llgemeinen Kredit, niemals vorgekommen war. Der Geldmangel hat sich einesweges so ganz plötzlich gezeigt, wie im J. 1825, wo der an der Börse entstandene „panische Schrecken" mit einemmale die Kassen der Bank leerte. Ja, um genau zu seyn, müssen wir sogar hinzufügen, daß es diesmal gar keinen panischen Schrecken gegeben hat, sondern nur eine Stockung des Geldumlaufes, eine allmälige Stockung, die auch, mindestens seit den letzten Monaten des J. 1846, vorhergesehen worden war.

Im Monat August v. J. hatte die Bank, deren Schränke voll von Gold waren **), ihren Diskonto mit dem allgemeinen Zinsfuß mehr in Uebereinstimmung bringen wollen und diesen daher von 3½ auf 3 pCt. herabgesetzt. Da die Direktoren in diesem Punkte außerordentlich vorsichtig sind, so konnte man die Erniedrigung um ein halbes pCt. als ein günstiges Zeugniß für die gewerblichen und Handels-Zustände des Landes ansehen. Kaum aber war jener Beschluß gefaßt, als sich in dem Stande der auswärtigen Wechselkurse sehr ungünstige Symptome zeigten. Wir befinden uns hiermit bei dem Beginn der Krisis, deren erste Anzeichen unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, als fast alle Geldmangel-Epochen auf ähnliche Weise zuerst auftreten. Der Stand der Wechselkurse ist eine beinahe immer untrügliche Anzeige vom Stande des Geldmarktes. Große und plötzliche Veränderungen des ersteren deuten gewöhnlich darauf hin, daß die Bilanz der Ein- und Ausfuhren gestört, daß man zu außerordentlichen Zahlungen in baarem Gelde genöthigt sey, und daß das Geld, gleich einer anderen Waare, in das Ausland gehe, weil es dort einen vortheilhafteren Markt findet.

Die ersten Veränderungen der Wechselkurse wurden in London als vorübergehend und nicht sehr bedeutungsvoll angesehen. Eine größere Bedeutung erhielt die Sache jedoch, als man nicht mehr zweifeln durfte, daß die Aerndte sehr mittelmäßig gewesen, und daß die Kartoffeln in Irland und in einigen anderen Ländern Europa's gänzlich mißrathen seyen. Es stand nunmehr fest, daß man der Getraide-Zufuhren bedürfe und sie mit baarem Gelde werde bezahlen müssen. Gegen Ende des Jahres fing letzteres in der That an, sehr stark nach dem Auslande zu gehen, und der Stand der Wechselkurse auf die hauptsächlichsten Getraideländer, auf Nord-Amerika und Rußland, war entschieden ungünstig für England. Bald sah man auch die Ziffer der Metallwerthe in beiden Departements der Londoner Bank mehr und mehr abnehmen. Von August bis Dezember 1846 hatten diese Werthe zwischen 14 und 16 Millionen Pfd. Sterl. betragen, also von der gewöhnlichen Durchschnitts-Ziffer, welche 15 Millionen (100 Millionen Thaler) zu seyn scheint, sich nicht entfernt. Vom Dezember 1846 bis zum April 1847 fielen die Bestände auf 10 Millionen und erlitten dann in den folgenden Monaten noch weitere Verminderungen. In Frankreich war die Abnahme der Baarschaften in der Bank noch etwas früher eingetreten: schon im J. 1846 hatten dieselben ungefähr ein Drittel weniger betragen als im J. 1845 durchschnittlich und im ersten Quartal von 1847 erlitt der Baarbestand abermals eine bedeutende Verminderung, von der er sich erst im folgenden Vierteljahre wieder etwas erholte. ***)

Diese ernsten Symptome veranlaßten in England und in Frankreich analoge Maßregeln: beide Banken in London und in Paris erhöhten an demselben Tage, am 14. Januar, ihren Diskonto, aber nach verschiedenen Proportionen. Während die französische Bank den ihrigen von 4 auf 5 pCt. steigerte, begnügte sich die Bank von England, den ihrigen vorläufig nur auf 3½ pCt. zu erhöhen, auf welchem Stande er sich auch im August 1846 befunden hatte. Kaum waren aber acht Tage verflossen, als sie sich auch schon veranlaßt fand, ihn auf 4 pCt. festzusetzen. Drei Monate später, als die Direktoren ihre Barren-Vorräthe immer mehr schwinden sahen, erhöhten sie ihren Zinsfuß ebenfalls auf 5 pCt. Außerdem wurde aber dem Handel noch eine andere Beschränkung auferlegt: bis dahin hatte man Tratten bis zu 95 Tagen Verfallzeit diskontirt; jetzt erklärte man, ohne jedoch einen bestimmten Verfalltermin festzusetzen, daß man nur kürzere Wechsel annehmen werde. Den Zinsfuß von 5 pCt. schien man nicht überschreiten zu wollen; man hatte sogar von Zeit zu Zeit die Hoffnung ausgesprochen, bald wieder eine Erniedrigung eintreten zu sehen, als gegen Ende Juli's eine neue Steigerung als unumgänglich angekündigt wurde. In der That wurde am 5. August d. J. der Diskonto auf 5½ pCt. erhöht. Die Lage der Bank war indessen jetzt weniger genirt, als im April, und der Depositen-Fonds (deposit reserve) viel reichlicher versehen.

Welchen Zweck solche Diskonto-Erhöhungen der Bank von England haben, ist bekannt. Treu den Vorschriften ihres Statuts, sucht die Bank durch dieses Mittel das richtige Verhältniß zwischen ihren in Umlauf befindlichen Noten und ihrer Gold-Reserve zu erhalten; indem sie ihre Banknoten der Circulation entzieht, will sie damit die Ausfuhr des baaren Geldes verhindern. Diesem Kalkül liegt das Prinzip der Staatshaushaltslehre zum Grunde, daß das Metallgeld in demselben Verhältnisse, als die Banknoten verbreitet sind, aus der Circulation verschwindet. Ohne mit der Schule Adam Smith's und Ricardo's vollständig zuzugeben, daß das Handelsmedium, welches man Banknoten nennt, immer an die Stelle des baaren Geldes tritt, können wir doch andererseits nicht bestreiten, daß große Emissionen von Papiergeld dahin führen, daß die Massen der Metallwerthe abnehmen, die bei den meisten Geschäften durch ersteres ersetzt werden. Demnach kann allerdings, sobald sich die Wechselkurse ungünstig stellen, sobald das baare Geld in das Ausland geht, eine Verminderung der Banknoten dazu beitragen, die zum täglichen Verkehr nöthigen Summen Metallgeldes im Lande zurückzuhalten.

Diese Grundsätze, welche die Theorie natürlich in ihrer strengen Konsequenz festhält, finden sich jedoch in der Praxis durch eine Menge nicht vorherzusehender Umstände wesentlich modifizirt. Manchmal scheint es, als hätten sich diese Umstände geradezu vereinigt, um der Wissenschaft einen Strich durch die Rechnung zu machen. Nun steht es zwar dem Theoretiker völlig frei, von seiner Idee nicht ein Jota aufzugeben; eine Regierung kann jedoch nicht umhin, gewissen Umständen sich zu fügen. Haben wohl in der diesjährigen Krisis die Erhöhung des Diskontos und die Verminderung der Circulation hindern können, daß man die außerordentlichen Getraide-Beziehungen aus Odessa und Neu-Orleans mit baarem Gelde bezahlte? Hat man nicht die von der Bank getroffene Maßregel in ihrem Einflusse, wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch bedeutend verringert gesehen? Daraus, daß Großbritanien vom Auslande einen größeren Zuschuß von Cerealien verlangte, folgte ja durchaus nicht, daß die in Anspruch genommenen Länder darum auch einer größeren Masse von Baumwollenwaaren aus Manchester oder von kurzen Waaren aus Sheffield bedurften. „Wenn wir", hat man sehr richtig bemerkt, „zwei Säcke Getraide statt eines bedürfen, so werden die Ausländer darum doch nicht zwei Hemden und zwei Röcke statt eines tragen, zwei Paar Messer und Gabeln statt eines gebrauchen." Die Theorie kam hier mit einer Nothwendigkeit des Lebens geradezu in Widerspruch. Hätte man auch sämmtliche Banknoten der Circulation entzogen, so würde man darum doch dem Auslande dieselbe Summe in baarem Gelde haben zahlen müssen. Die gegenwärtige Krisis hätte deshalb wohl erheischt, daß man in der Anwendung der strengen Grundsätze der National-Oekonomie etwas gemäßigter verfahre. Allein hier bietet sich uns eine präjudizielle Frage dar: Gestattete die Bill von 1844 der Bank von England, zu handeln, wie es ihr recht schien? Die Bill, durch welche 1844 ihr Statut verändert wurde, zeichnete ihr im voraus den Gang vor, den sie bei den ersten beunruhigenden Symptomen zu beobachten hatte. Der Diskonto wurde demnach erhöht, und diese Maßregel, die den Direktoren vom Gesetze selbst vorgeschrieben war, wirkte demnächst auf alle sekundären Ursachen der Krisis zurück, welche sie bedeutend erschwerte.

Die Vertheuerung des Kapitals ist die unmittelbare Folge der auf einander folgenden Erhöhungen des Bank-Diskontos gewesen. In jedem Lande aber werden der Industrie und dem Handel bedeutende Wunden geschlagen, wenn der Preis der Kapitalien erhöht wird. Diese Wunden können für eine Industrie, die auf den Fuß der englischen gehoben ist und die nur durch Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse deren Absluß nach außen sich erhalten kann, tödlich werden. Die englischen Fabrikanten haben den Vortheil, zwei wesentliche

---

*) Nach der Revue des deux Mondes.

**) Die Bank besaß damals 16,290,000 Pfund (ungefähr 108 Millionen Thaler) in Gold.

***) Die Bank von Frankreich besaß durchschnittlich im Jahr 1845: 236 Millionen, im J. 1846: 171 Mill. Fr. und im ersten Quartal 1847 gar nur 66 Mill. Fr. (17,600,000 Thlr.), die sich im zweiten Quartal auf 77 Mill. Fr. erhöhten.

Agentien der Arbeit, das Eisen und die Steinkohle, die auch eine immer wichtiger werdende Rolle beim Waaren-Transport spielen, zu sehr niedrigen Preisen zu besitzen; außerdem ist das Kapital gewöhnlich in ihrem Lande weniger theuer, als in anderen Staaten Europa's. Die englische Industrie bedarf aller dieser sich vereinigenden Umstände, um gewisse Nachtheile, wie z. B. einen im Allgemeinen höheren Arbeitslohn, auszugleichen. Um wohlfeil verkaufen zu können, gehört eine billige Anschaffung der Kapitalien nothwendig in die Berechnung der englischen Fabrikanten. Zu den Ursachen, die in der Zeit von 1793 bis 1815 eine so starke Preis-Erhöhung der Manufaktur-Erzeugnisse bewirkten, gehörte hauptsächlich der ungeheure Preis des Kapitals, einem Kriege gegenüber, der in den Staatsanleihen den größeren Theil aller Ersparnisse der Einzelnen verschlang. Die Herabsetzung des Zinsfußes, welche bald nach dem Frieden eintrat, trug dagegen sehr viel zur Preis-Erniedrigung aller Waaren bei. Während der letzten Krisis hat sich der Werth des Kapitales in wahrhaft erschreckenden Verhältnissen gesteigert. Stieg der Bank-Diskonto auf das Doppelte, so ist der Zins bei gewöhnlichen Anleihen mindestens auf das Vierfache gestiegen. Im J. 1846, als die Bank Wechsel zu 3 und 3½ pCt. diskontirte, konnte man Anleihen gegen Depositen zu 2½ und 3 pCt. haben. Damals hatten die Kapitalisten Mühe, ihre Gelder zinstragend unterzubringen. Seit acht bis neun Monaten dagegen sind Darlehen unter Garantie gegen 6, 8, 10 und selbst 12 bis 15 pCt. Zinsen abgeschlossen worden. Begreift man nun wohl die Unruhe, welche sich der Industrie bemächtigt hat, die mit einemmale genöthigt ist, das Kapital, mit dem sie sich ernährt, vier- bis fünfmal so theuer als früher zu bezahlen? Und selbst zu diesem übertriebenen Zinsfuß erhält sie nicht einmal die Mittel, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man wird den Schaden, der hierdurch dem britischen Gewerbfleiße zugefügt wird, leichter ermessen können, wenn man erfährt, daß das in den Fabriken der drei Königreiche steckende Kapital auf 250 Millionen Pfd. Sterl. (1700 Millionen Thaler) geschätzt und daß mindestens der vierte Theil dieser Summe durch Kredit aufgebracht wird.

Daß eine so außerordentliche Geldnoth die Thätigkeit der Fabriken theilweise hemmen und dem Handel die größten Schwierigkeiten verursachen mußte, ist leicht abzusehen. Bedeutende Aufträge konnten selbst von den ersten Fabrikhäusern Großbritaniens nicht ausgeführt werden. Wichtige Handels-Operationen, von denen einige sogar den Ankauf der unentbehrlichsten Lebensmittel betrafen, mußten wegen der gestörten Geldcirculation unterbleiben. Mit Ausnahme von Verzehrungs-Gegenständen haben alle Landesprodukte eine Preisverminderung von 10—20 pCt. erfahren. Gold, welches bekanntlich das einzige kostbare Metall ist, das in England einen gesetzlichen Geldwerth hat *), war so gesucht, daß die Bank vergeblich sich bemühte, 1½ Mill. Pfd. Sterl. in Silberbarren, die sie liegen hatte, gegen Gold umzutauschen. Sie selbst kaufte natürlich kein Silber mehr, auch nicht zum niedrigsten Preise. Der Staatsschatz blieb ebenfalls nicht geschützt gegen die allgemeine Geldnoth, so daß die Regierung den Zins der Schatzkammerscheine verdoppeln mußte, wodurch die jährlichen Ausgaben des Schatzes um 400,000 Pfd. (2,700,000 Thlr.) erhöht wurden. Diese Maßregel war jedoch dringend nöthig, weil sonst nach dem im versammelten Unterhause abgelegten Geständnisse des Kanzlers der Schatzkammer, Sir Charles Wood, Niemand die Schatzkammerscheine nehmen wollte. Als man die Anleihe zur Abhülfe der Bedürfnisse Irlands abschloß, war man froh, 3pCtige Consols zum Course von 88 anbringen zu können, während sie ein Jahr vorher pari bezahlt worden waren.

Gegen Ende des April und im Anfange des Mai ist die Krisis am empfindlichsten gewesen. Beunruhigt durch den Abfluß ihrer Baarbestände, weigerte sich die Bank, die Wechsel der ersten Häuser zu diskontiren. Dies erregte natürlich die allermeiste Verwirrung. Ja, wenn solche Weigerungen sich wiederholt hätten, so wissen wir nicht, ob sie in ihrer Wirkung auf den Geldmarkt nicht einer Suspendirung der Bankzahlungen gleichgekommen wären. Glücklicherweise faßte man, als die neue Aerndte eine günstigere Gestalt bekam, wieder ein wenig Vertrauen; die Geschäfte machten sich etwas leichter. Wenn seit dem Ende Juli's neue Verlegenheiten, und zwar mit einer gewissen vermehrten Heftigkeit, eingetreten, so darf man doch den Geldmangel, wie er sich jetzt zeigt und der die natürliche Folge früherer Ereignisse ist, nicht mit der furchtbaren Noth verwechseln, die im Monat April geherrscht. Die Bankerotte, die in letzter Zeit besonders den Getraide- und Kolonialwaaren-Handel betroffen und den Fall mehrerer Bankhäuser nach sich zogen, lassen vielmehr auf das Ende und nicht auf die Fortdauer der Krisis schließen. Das Weichen der Preise auf ihren normalen Stand mußte natürlich den Ruin der Spekulanten herbeiführen, die, auf die Behauptung der hohen Preise rechnend, Aufträge auf große Zusendungen ertheilt hatten. In dem Augenblicke, als die Konjunktur, die bis zur neuen Aerndte geherrscht, nachzulassen anfing, war es für den englischen Handelsstand eine absolute Nothwendigkeit geworden, seine Vorschüsse oder eingegangenen Verpflichtungen zu liquidiren. Hieraus entstanden die letzten Bewegungen des Geldmarktes, hieraus die Unfälle der Einzelnen, die aber unvermeidlich waren, um das Gleichgewicht im Handel wieder herzustellen. Zu erwähnen ist aber auch noch, wenigstens zur Charakteristik des Landes, als eine Ursache des vermehrten Geldmangels im August: die durch die letzten allgemeinen Wahlen veranlaßten Ausgaben. Sämmtliche Kandidaten, die glücklichen sowohl als die unglücklichen, hatten von ihren Banquiers bedeutende Summen erheben oder diese auf andere Weise realisiren müssen, um an dem kostspieligen Wahlkampfe theilnehmen zu können.

*) England und Portugal, das reichste und vielleicht das ärmste Land in Europa, sind die beiden [einzigen] Staaten dieses Welttheils, die das Silber als gesetzliche Landesvaluta — soweit es nicht als Scheidemünze gebraucht wird — nicht gelten lassen.

Dies war allerdings nur ein vorübergehendes Moment, und seine Einwirkungen sind bereits längst wieder ausgeglichen.

Seit dem Ende Juli's konnte der englische Handel mit größerem Vertrauen in die Zukunft blicken. Man hatte die Gewißheit, daß man keiner großen Getraide-Zuschüsse vom Auslande bedürfen würde. Durfte man auch nicht auf eine baldige Rückkehr der alten Leichtigkeit des Geldmarktes hoffen, so war doch mindestens vorherzusehen, daß die Bank genöthigt seyn würde, die übertriebenen Bedingungen ihres Diskontirungsgeschäftes zu ermäßigen, wie sie dies auch zu Anfang des September, allerdings mit sehr ängstlicher Vorsicht, gethan. Was die Gemüther von da ab sichtbar beschäftigte, das war nicht eine vorübergehende Drangsal (pressure), sondern die starke Erschütterung, die der Kredit in den ersten Monaten d. J. erlitten, in einem Augenblicke, wo der Zustand des Handels ein gesunder und der Reservefonds in der Bank sehr ansehnlich war. Wie war es möglich, daß die Landes-Industrie mitten in einer so blühenden Lage sich mit einemmale am Rande des Abgrundes befinden konnte? Aengstlich forschte man nach den wahren Ursachen einer so unerwarteten Noth. Wir haben diese Ursachen zum Theil oben bezeichnet, indem wir den verschiedenen Momenten der Krisis folgten. Wir müssen sie jedoch noch näher und vollständiger angeben, um schließlich zu derjenigen Ursache zu gelangen, von welcher sie insgesammt beherrscht werden.

(Schluß folgt.)

Die Ausbildung der Malerkunst in England.

(Schluß.)

Als David im Jahre 1793 sein Manifest gegen die alte Maler-Akademie schleuderte, war er gewissermaßen der Robespierre einer zweiten Revolution, der die Monarchie im Reiche der Kunst mit den berühmten Worten vom Throne stürzte: „Es wird von jetzt ab weder einen akademischen Stil, noch eine akademische Manier geben; an ihre Stelle wird allein die Idee des Wahren und Natürlichen treten.“ Aber David hatte zerstört ohne wieder aufzubauen, er hatte einen permanenten Aufruhr proklamirt. Bis zum Ende der Revolution hielt die Einigkeit der demokratischen Begeisterung auch die Einheit in der Malerei aufrecht; aber schon unter dem Kaiserreich begann, trotz der gemeinschaftlichen Idee des Ruhmes, die Trennung sichtbar zu werden, wenn nicht im Geiste der Künstler, so doch in der Art der Ausführung ihrer Werke. Unter der Restauration spaltete der Liberalismus die Schule immer mehr in Parteien, und seit 1830 haben sich diese Parteien selber wieder in einzelne Systeme zerschlagen. Die Folge davon ist, daß es keinen Unterricht mehr giebt. Einige bekannte Meister eröffnen für die Jugend einen großen Saal, in den sie einen nackten Menschen stellen lassen, und um dieses Modell schaaren sich um 40—50 angehende Künstler, denen der Eigenthümer der Anstalt nur die Lehre giebt: Ahmt nach, was Ihr seht. Sich selbst überlassen und durch keine Richtung geleitet, geben sich die jungen Leute die größte Mühe, so schnell wie möglich zum Zweck zu kommen. Wohin diese Methode führen wird, wird man erst in 50 Jahren recht beurtheilen können.

In England gehen die Dinge einen ganz anderen Weg. Hier giebt es noch einen Unterricht, bei dem das alte System der Lehrzeit in voller Kraft erhalten wird. Wenn ein Laie in die Kaste der Maler eintreten will, so begiebt er sich unter den Schutz eines Meisters, der gewöhnlich nur einen oder zwei Eleven nimmt, um ihnen die Geheimnisse der Kunst mitzutheilen, die er selbst von seinen Vorgängern ererbt hat. So wird die Ausbildung des Künstlers zu einer ununterbrochenen Ueberlieferung. Daß diese die der alten Koloristen ist, darüber darf man sich nicht wundern. In den südlichen Gegenden, wo ein ewig blauer Himmel einen immer gleichen Glanz verbreitet, ist es die Form, die Linie, welche am meisten wechselt, und die daher auch am meisten bemerkbar ist. Aber in einem Lande mit so veränderlicher Witterung und so gedämpftem Lichte wie England sind es besonders die Nüancen von Schatten und Licht, die am meisten in die Augen springen. Kürzlich sprach ein Kritiker seine Verwunderung darüber aus, daß so kalte Naturen, wie die Engländer, doch so viel Vorliebe für lebhaftes Kolorit besitzen, während gerade umgekehrt die französische Lebendigkeit eine größere Neigung zu dunkelen und eintönigen Farben zeige. Es liegt in solchem Erstaunen eine Verkennung dessen, was als günstiges Element des Künstlerberufs zu betrachten ist. Gerade weil die Engländer nach außen hin Kälte zeigen, muß sich die Empfindung in ihrem innern Leben Luft machen. Bei ihnen hält daher die Einbildungskraft den Pinsel, die Einbildungskraft liebt es aber, in ihren Schöpfungen einer dem äußeren taghellen Daseyn entgegengesetzten Richtung zu folgen. Deshalb lieben die Engländer gerade das Phantastische, und zwar hauptsächlich das Phantastische im Kolorit. Daher lernt der Lehrling in England von seinem Meister — denn dies Verhältniß ist durchaus festgehalten — zuerst, mit sehr flüssigen Farben anzulegen und dann erst mit Saft- und Lasurfarben zu malen, so daß eine Untermalung eigentlich gar nicht stattfindet. Man begreift ohne Mühe, wie diese Behandlung der Farben selbst auf die ganze Richtung des Künstlers einwirken muß. Die Anwendung der Lasuren verleitet ihn — durch die große Leichtigkeit, welche sie gewähren, die Uebergänge bis ins Unendliche zu nüanciren — sich vorzugsweise mit der prismatischen Seite der Natur zu beschäftigen; andererseits verhindert ihn die Auflegung der Saftfarben, seine Aufmerksamkeit auf die Form der sekundären Reliefs, so wie auf die Detail-Konturen, welche bei den Zeichnern zur fixen Idee geworden sind, zu richten. Kein Freund des Modells, kann der englische Künstler das Schöne nicht in die Konturen setzen, die er daher auch wenig studirt. Seine ganze Tendenz ist das Kolorit.

Außer dem Akademiker Leslie, der ein kleiner Delaroche ist, und Lawrence, der ein hübsches Portrait im Stil der römischen Schule gemalt hat, können die Schismatiker, welche sich auf der Ausstellung bemerkbar machten, kaum als Engländer betrachtet werden. Einer von ihnen, Herbert, ist ein Katholik, der sich vom Overbeckschen Mystizismus hat verführen lassen; der andere ist ein Irländer, ein Celte, also ein Kind des revolutionärsten Volks der Erde. Abgesehen von diesen Ausnahmen, gehören die Aussteller sämmtlich zu den drei Sekten der Koloristen-Malerei. Einige von ihnen haben als Ideal das eintönige Helldunkel Rembrandt's oder die vieltönige harmonische Einheit Titian's; der größte Theil von ihnen richtet sein Augenmerk wie Rubens vorzüglich auf den Reichthum und Glanz der Details, auf die Spiegelung und die verschiedene Brechung des Tons, welche die Farbe der Gegenstände bei verschiedener Beleuchtung erzeugt. Diese, von den Besseren mehr oder weniger glücklich erreichten Eigenschaften bezeichnen die Klippe, die diese Schule zu vermeiden hat: das Flitterwerk, die gezwungenen Effekte, den Mangel an Wahrscheinlichkeit, Solidität, Ruhe und Einfachheit. Ferner haben die englischen Künstler eine üble Angewohnheit in der Behandlung der Farben, die alle ihre Versuche in der Farbengebung scheitern macht. Statt nämlich das Fleisch eben so wie das Uebrige zu untermalen und zu lasiren, malen sie in die noch frischen Saftfarben hinein, wodurch Bilder entstehen, deren matter und bleifarbener Vordergrund auf dem strahlenden und durchsichtigen Hintergrunde zwar der milchartigen und glanzlosen Fleischfarbe der Nordländer entspricht, aber keineswegs im Stande ist, einen künstlerisch schönen Anblick zu gewähren. Indessen zeigte die diesjährige Ausstellung auch in dieser Rücksicht einen Fortschritt. Auch die Zeichnung ist weit weniger inkorrekt, die Form nicht mehr so mager und das Kolorit weniger phantastisch. Man erkennt, daß die Engländer mehr das Modell und die alten Meister studiren.

In der Erfindung, wie in der Ausführung, zeigt die englische Schule durchaus keine Vorliebe für schlagende Effekte. Die Engländer machen den Franzosen den Vorwurf, daß sie zu wenig Idealität besäßen, und zwar in doppeltem Sinn, nämlich, daß sie sich einerseits zu materiell und sinnlich, andererseits zu reell und vulgär zeigten. Umgekehrt wird ihnen selbst vorgeworfen, daß sie zu kleinlich, zu abstrakt und zu mager seyen. Diese Vorwürfe enthalten, wenn auch in übertriebener Form, viel Wahres, weil sie in der Verschiedenheit des Volkscharakters beider Nationen begründet sind. Auf französischen Gemälden erscheint der Muskelbau stärker und schwerer, das Haupt kräftiger, die Schultern weniger abgerundet: es liegt Etwas vom Altrömischen darin. Die englische Körperbildung erinnert dagegen mehr an die griechische Eleganz: die Züge sind gewöhnlich hager und entbehren der Fülle, der Größe und des lebendigen Ausdrucks; kurz während dort zuweilen das Zarte und Anmuthsvolle dem Charakteristischen, wird hier das Charaktervolle der aristokratischen Freiheit geopfert. Dem englischen Maler fehlt, wie dem englischen Dichter, das Element des Leidenschaftlichen; er hat nicht jene demokratischen Fieber, durch die der französische Künstler mit Allem, was menschlich ist, sympathisirt: das Fleisch, das Leiden, die Bewegung, der Witz, die Sinnlichkeit ziehen ihn nicht an. Zwar erhebt er sich dafür zuweilen zu einer höheren Idealität, aber wenigstens nur auf Kosten der Naturwahrheit. Statt die Wirklichkeit zu idealisiren, versucht er es, die Idealität zu verwirklichen. Das liegt, wie gesagt, im englischen Temperament. Der englische Künstler überläßt sich weit lieber der inneren als der äußeren Anschauung und stellt die Natur nicht nach den durch die Betrachtung derselben empfangenen Hindernissen, sondern nach den idealen Träumen, in die er sich über sie gewiegt hat, dar. So wie ihre Poesie weit mehr subjektiver als objektiver Art ist, so ist es auch ihre Malerei. In dieser Beziehung sind sie den alten Griechen gerade entgegengesetzt. Die antike Schönheitsidee wurde durch das Leben der Oeffentlichkeit und den südlichen Sinnlichkeitskultus erzeugt; das nach Innen gekehrte Phantasieleben und der nordische Spiritualismus können nur die Schwermuth und das Gefühl der Unendlichkeit hervorbringen. Wo sollte auch der englische Künstler die Anschauungen hernehmen, durch die er sich einen wahrhaft großen Stil bilden könnte? Um ihn her liegt allerdings ein reiches, anmuthiges und blühendes Land, aber das Erhabene und die innere Schönheit wohnen nicht auf beschorenen Rasenflächen und regelmäßig beschnittenen Hecken. Ueberall begegnet er der Abstraction: auf den Gesichtern, wie in den Gedanken und Empfindungen. Daher ist es zu erklären, daß außer drei ernsthaften Versuchen im historischen und religiösen Genre die Künstler der diesjährigen Ausstellung nur sich sämmtlich auf einsamen und blumenbestreuten Fußpfaden ergehen. Dyce hat die Skizze zu einem Freskogemälde eingesandt, welches er für die Königin in Osbornhouse ausführen soll, eine tüchtige und edle Composition, die den römischen Stil geschickt mit dem Spiritualismus der Münchener Schule zu verbinden verstanden hat; Etty, der Veteran der Akademiker, hat drei Episoden aus der Geschichte der Jungfrau von Orleans dargestellt, aber obschon er täglich einige Stunden nach dem Modell malt, so zeichnet er sich doch nicht durch korrekte Zeichnung und schöne Gestalten aus; Maclise endlich hat einen Auszug aus der Arche mit seinem gewöhnlichen Pinsel gemalt, d. h. mit kreidigen und harten Tönen. Wenn auch das Ganze einen wundervollen Eindruck macht, die Gewandung gefällig ist und selbst in dem Gesicht Noah's ein edler Zug herrscht, so sind doch die Formen im Allgemeinen zu unschön, die Köpfe zu irländisch und die Modellirung zu ausdruckslos.

Wenn die historischen Gemälde als Ausnahmen zu betrachten sind, so bilden die Genrebilder die Regel, und zwar entsprechen sie sämmtlich den drei Hauptelementen des englischen Charakters: der Leidenschaft für den Protestantismus, für den häuslichen Heerd und für die Jagd. In ersterer Rücksicht haben sich, außer Rankley und Drummond, besonders die Schotten, als geborene Puritaner, ausgezeichnet, und unter diesen hat das beste Bild Harvey geliefert. Obgleich lichtvoll, hat selbst die Landschaft einen puritanischen Anstrich, so daß der Künstler hierin die künstlerische Seite dieses nordischen Glaubens, der mehr die Form einer fixen Idee als einer extatischen Begeisterung, aber zugleich die ganze Größe der Unbeweglichkeit und Ruhe hat, bewunderungswürdig dargestellt hat. Die sanfteren Inspirationen des häuslichen Heerdes finden wir auf den Gemälden Elmore's in sehr gewählter Form mit einer großen Reinheit des Gefühls und einem zugleich sparsamen und anmuthigen Kolorit wiedergegeben. Die Sportbilder bilden ein ganz besonderes Studienfach und gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Man brauchte sonst Nichts davon zu wissen, daß der Sport das Lieblingsvergnügen und Monopol der englischen hohen Barone sey, ein Blick auf diese Gemälde würde es deutlich verrathen. Die Glorie der Aristokratie umspielt selbst die Rehe, Füchse und Hunde. Die beiden Hirsche Ansdell's kämpfen mit einander wie ein Paar Ritter; der Künstler scheint sie mit einer Empfindung dargestellt zu haben, der eines Edelmanns ähnlich, den ein überspannter Hang nach Ausbildung in irgend eine kleine Stadt getrieben hat, wo er die Natur liebt wie ein Ziegenhirt, der die Dichter studirt. Als bedeutender Thiermaler ist auch Edwin Landseer bekannt. Niemand als er versteht es besser, den Todeskampf eines gejagten Hirsches darzustellen; aber Landseer hat Gesichter malen wollen, und obschon es ihm gelungen ist, gute Jägergestalten mit vieler Wahrheit in Allem, was Bewegung, Farbe und Ausdruck betrifft, darzustellen, so fühlt man doch, daß der freiere Kunstsinn ihm abgeht.

Wenn man die Bilder der ersten beiden Arten betrachtet, die, welche religiöse Gegenstände, und die, welche häusliche Scenen darstellen, und man in Gedanken die Frage stellt, wie die Kunst anderer Nationen diese Stoffe behandelt hätte, so kann man leicht den großen Unterschied ermessen, der zwischen der englischen und anderen Schulen herrscht. Was hier sich in der Form der Leidenschaft offenbaren würde, erscheint in England als Ausdruck einer tiefen sittlichen Empfindung oder als moralische Reflexion. Denn im Norden theilt sich die Existenz in die auf und in die über der Erde. Wenn daher der Körper eines Angelsachsen zuweilen eine prosaische Bewegung und sein Gesicht einen trägen Ausdruck zeigt, so ist der Grund davon, daß seine Seele gewöhnt ist, ihre Hülle zu verlassen. Was in solchem Zustande die Seele sieht, wenn sie ihren Blick nicht mehr durch die körperlichen Augen richtet, scheint uns die englische Malerei mit besonderem Wohlgefallen zu erzählen; und in der That muß man ihr in den Darstellungen solcher Erzählungen aus einer anderen Welt den unbestreitbarsten Vorrang anerkennen. Zwar hat in diesem Jahre die Phantasiewelt weniger Anhänger unter den Künstlern gezeigt, wie sonst; doch haben die Feen Shakespeare's und die Peri's von Moore, die Allegorieen Spencer's und die Legenden des Königs Arthur den Pinsel von einigen zwanzig Künstlern in Bewegung gesetzt, unter denen Scott, Faist, Ralh und Huskisson als die bemerkenswerthesten zu nennen sind. Auch Turner dürfen wir nicht vergessen, dem die Natur stets in dem glänzendsten und wichtigsten Schmucke erscheint. Was stellt sein Gemälde vor? Der Katalog antwortet uns: „das Innere eines Schmelzofens"; eben so gut könnte man es für die Darstellung des Höllenschlundes oder eines Sonnenunterganges halten. Was es aber wirklich erkennen ließ, war eine sehr talentvolle Uebertreibung der beiden Tendenzen der englischen Malerei: Maßlosigkeit in der Phantasie und Verschwendung in der Farbengebung.

Die Portraits, welche in den letzten drei Jahren fast $\frac{1}{3}$ der ganzen Summe aller eingeschickten Gemälde ausmachten, bilden in diesem Jahre ungefähr $\frac{1}{4}$ der ausgestellten Bilder; ein Fortschritt, der darin sichtbar ist, daß die meisten unter ihnen wahrhafte Compositionen sind, die trotz des großen Reichthums an Farbe doch einen harmonischen und wohlthuenden Anblick gewähren. Wenn Wood, Grant, Pickersgill, Swinton und Webster ihren Gemälden die Leichtigkeit und charakteristische Idealität zu geben gewußt hätten, die Watson-Gordon und Knight den ihrigen gegeben haben, so würde die Ausstellung wenigstens zwanzig wirklich vollendete Partraits in in der Manier der Koloristen enthalten haben.

Unter den Landschaftsmalern sind die bekanntesten: Stanfield, Harding, Roberts, und J. F. Hardy. Ihre Manier gilt als Gesetz. In der Darstellung des Baumschlages, des Wassers und des klaren Horizonts folgen die Engländer denselben Sympathieen, wie in den anderen Studien. Man darf von ihnen keinen epischen Stil verlangen. Aber sie besitzen Freiheit und Geschmack und wissen die Luft trefflich zu malen; auch gehen sie nicht von der Voraussetzung aus, daß die Landschaftsmalerei den Zweck habe, das Portrait eines Baums oder eines Steins zu liefern, sondern daß sie das wiederzugeben habe, was den eigentlichen Reiz der Natur bildet: das Unbestimmte, den Frieden, die Unendlichkeit.

Wenn wir so lange angestanden haben, von Mulready zu sprechen, so geschah es darum, damit unsere Leser ihn, da er über dem Niveau der gewöhnlichen Künstler steht, auch als eine ganz besondere Erscheinung betrachten möchten. Er malt nur kleine Bilder, aber mit großem Talent. In seinen „Mäherinnen" (eigentlich: Heumacherinnen), herrscht eine große Korrektheit der Zeichnung, Eleganz und ein hinreißender Ausdruck von Schwermuth, der keineswegs der Individualität entbehrt. Es ist wahr, daß die Composition der Einheit ermangelt, auch hat der Künstler gar nicht die Absicht gehabt, den Eindruck eines harmonischen Ganzen hervorzubringen, aber der Lichtglanz, welcher das Bild überströmt, ist von wahrhaft bewunderungswürdiger Kraft und Wahrheit. Denn ohne sich an das gewöhnliche Herkommen zu binden, allen, auch den verschiedensten Tönen doch einen allgemeinen Grundcharakter zu geben, der sie in ein bestimmtes harmonisches Verhältniß zu einander setzt, hat er es gewagt, auf das strahlende Grün seines Grundtons ein festes Blau und Roth aufzusetzen und sogar die beleuchtende Seite seiner Ge-

fichter in unmittelbare Berührung mit den von Glanz strahlenden Feldern zu bringen, ohne daß dieselben weniger kräftig hervortreten. Offenbar hat der Künstler mit vieler Aufmerksamkeit das Daguerreotyp studirt und von ihm gelernt, die Farben in einer Weise zu behandeln, die den Koloristen unglaublich scheinen muß. So eigenthümlich ist dieser Lichteffekt, daß man, trotz der klarsten Zeichnung und den schärfsten Konturen doch das Licht sich auf den Gesichtern, wie auf dem Laub der Bäume, bewegen zu sehen glaubt.

Nachdem wir so weit geschildert, was wir gesehen, noch ein Wort über das, was wir nicht angetroffen haben. Im Ganzen genommen, besitzt die englische Schule wenig Energie und rein plastische Originalität. Die englischen Künstler sind weit weniger ehrgeizig als die französischen, aber sie besitzen bedeutend mehr Melancholie. Sollte nicht Eins die Folge vom Anderen seyn?

Italien.

Zur Geschichte der Waldenser.*)

Die Waldenser in den Thälern Piemonts führen den Ursprung ihrer Sekte in die ersten Zeiten des Christenthums zurück und behaupten, die Lehren des Evangeliums stets in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahrt zu haben. Es ist in der That wahrscheinlich, daß diese Sekte schon im Anfange des neunten Jahrhunderts bestand, zu welcher Zeit Claudius, der Bischof von Turin, zu dessen Sprengel sie zweifelsohne gehörte, sich gegen die Einführung der Heiligenbilder in die Kirchen erhob. Man kann überhaupt annehmen, daß sie sich derjenigen Religionspartei anschloß, welche die Neuerungen tadelte und von sich wies, durch die man der unwissenden und abergläubischen Menge den Gottesdienst zugänglich machen wollte. Diese Partei, die anfangs sehr zahlreich war, schmolz immer mehr zusammen, und man kann nicht mit Sicherheit sagen, wie es kam, daß gerade die Waldenser dem allgemeinen Zug der Geister widerstanden. Vielleicht entzog sie ihr zwischen Bergen versteckter Wohnsitz der Aufmerksamkeit und gestattete ihnen, ohne Schwierigkeit mit der römischen Kirche zu brechen. Vielleicht hatte man bei den großen Ereignissen, die das Papstthum und ganz Europa vom neunten bis elften Jahrhundert beschäftigten, keine Muße, sich um das kleine Häuflein von Ketzern zu kümmern. Wie dem auch sey, aus dem zwölften Jahrhundert beweisen Dokumente das Daseyn der Waldensischen Kirche. Es sind dies Manuskripte, von denen eines eine romanische Uebersetzung des neuen Testamentes, ein zweites, aus dem Jahre 1100, den Waldensischen Katechismus, ein drittes von 1120, der „Antichrist“ genannt, eine Widerlegung der römischen Glaubensartikel und Praktiken enthält. So viel also steht fest, daß um diese Zeit die Waldenser von Rom getrennt waren, und man kann annehmen, daß ihr Sektirer-Eifer sie dazu trieb, ihre Lehren zu verbreiten, denn bald sehen wir unter ihrem Namen alle Ketzer begriffen, gegen die in Frankreich und anderswo Verfolgungen verhängt werden.

Ungefähr zweihundert Jahre vor Luther's Reformation war es, als man anfing, die Waldenser zu beunruhigen, und von dieser Zeit an bis fast auf unsere Tage bietet ihre Geschichte nur eine Reihe unerhörter Leiden, die mit wahrem Heldenmuth ertragen werden. Dies kleine Häuflein einfacher, armer Leute, deren ganzes Verbrechen ein unerschütterliches Verharren bei ihrem Glauben war, blieb Jahrhunderte hindurch das Ziel der rohesten Ungerechtigkeiten und schmachvollsten Ränke. Man thut sie in den Bann, man nimmt ihre Güter, führt ihre Kinder fort, jagt sie von Ort zu Ort, wie das Wild des Waldes, und doch bringt man sie nicht zur Abschwörung ihres Glaubensbekenntnisses. Endlich wirft man sie sämmtlich aus dem Piemont heraus; sie gehen nach den schweizer Kantonen, wo die Fortschritte der Reformation ihnen eine ruhige Freistatt und gastfreie Freunde versprechen.

Aber das Brodt der Verbannung ist immer bitter, und die Verpflegung mehrerer Hunderte für kleine Staaten, wie die der Eidgenossenschaft, auf die Länge eine schwere Last. Daher drängt man die Waldenser, die Schweiz zu verlassen und sich nach Deutschland zu wenden. Da bemächtigt sich ihrer die Verzweiflung, und sie fassen den tollen Plan, in ihre Thäler zurückzukehren. Schon haben sie sich am Genfer See vereinigt, als Bern, von ihrem Unternehmen benachrichtigt, die Armen überrascht und sie zwingt, den Weg nach der Heimat zu verlassen und in die ferne Fremde zu wandern.

Doch ihren Vorsatz, mit den Waffen in der Hand ihre alten Wohnsitze wieder zu erobern, gaben sie darum nicht auf. Derselbe reift im Kopfe des Predigers Arnaud, eines Mannes, dessen Andenken bei den Waldensern in großer Achtung steht. In der Stille wägt er die Schwierigkeiten und die Mittel zur Ausführung ab, beräth sich mit Wilhelm von Oranien, und als er endlich den Zeitpunkt günstig glaubt, giebt er das Zeichen zum Aufbruch und stellt sich an die Spitze des Unternehmens. — Diesmal gelingt es den Waldensern, die Wachsamkeit der Berner zu täuschen. Sie setzen über den See in der Anzahl von neun Hunderten, dringen unter der Führung des tapferen Arnaud durch die Gebirge vor, wo aller Art Hindernisse ihrer warten, doch will es das Glück, daß sie keinem Feinde begegnen. Nach unglaublichen Anstrengungen erreichen die Waldenser ihre geliebten Thäler. Man sichert sie ihnen durch einen ehrenvollen Frieden, den sie sich verdienen, indem sie ihr kleines Heer dem Souverain, der eben einen feindlichen Einfall in sein Land zurückzuschlagen hatte, zur Verfügung stellen.

Ihre unerschütterliche Treue, die immer ein Hauptzug ihres C[...] war, schützte sie aber nicht vor der Wiederkehr der Verfolgungen. N[...] dieselben, da sich die protestantischen Mächte Europa's, und insbe[...] König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ins Mittel legten, nich[...] früheren Barbarei getrieben werden. Man versuchte zwar, gewisse [...] erneuern, die den Waldensern die freie Religionsübung untersagten [...] Grundbesitz und ihre Vermehrung beschränkten; aber in Folge der [...] gewordenen Ansichten des gegenwärtigen Königs sind diese Maßreg[...] streng ausgeführt worden, und die Waldenser dürfen für die geistige [...] rielle Entwickelung ihrer Thäler einer besseren Zukunft entgegensehen.

In dem Buche, aus dem diese Data entnommen sind, findet m[...] Auszüge, theils Abdrücke der religiösen Schriften der Waldenser. [...] gleiche übrigens: Dieterici, die Waldenser und ihre Verhältnisse zu[...] denburgisch-preußischen Staate, Berlin 1831.

*) Nach einem in Lausanne kürzlich erschienenen Werke von Monastier: Histoire de l'église Vaudoise depuis son origine et des Vaudois du Piémont jusqu'à nos jours.

Mannigfaltiges.

— **Neue Einrichtung auf englischen Eisenbahnen.** [...] englischen Eisenbahn — der Great Western — hat man ein neues [...] mittel ersonnen, um Unglücksfällen vorzubeugen. Da diese nämlich [...] dadurch entstehen, daß der Lokomotivführer nicht rasch genug davon [...] wird, wenn ein Wagen im Zuge aus den Schienen gekommen oder [...] etwas an dem letzteren gestört ist, so giebt man jetzt auf der gedachten [...] jedem Zuge einen besondern Begleiter mit, der nichts weiter zu thun [...] vom Tender aus den ganzen Zug, bald rechts und bald links, nach [...] wohl als nach unten, im Auge zu behalten, so daß er jede Unregel[...] sofort dem in geringer Entfernung von ihm befindlichen Lokomotivfü[...] zeigen kann. Die Einrichtung scheint sehr nachahmungswerth, beson[...] englischen Eisenbahnen, wo nur wenige Wagenbeamten die Züge begl[...] wo auch an den Seiten der Bahn die Wärter nicht aufgestellt sind, [...] an allen deutschen Linien findet. Aber ihrem Zwecke dürfte die neue [...] tung doch nur theilweise entsprechen, da weder des Nachts noch bei den [...] land so häufigen Nebeln vom Tender aus der ganze Zug übersehen [...] kann. Besser wäre es, jedem Wagen einen eigenen Begleiter mitzugeben und diesen durch einen Glockenzug in den Stand zu setzen, den Lokomotivführer sofort von einer eingetretenen Unregelmäßigkeit zu benachrichtigen.

— **Jenny Lind's Album.** Unter diesem Titel haben die Musikalienhändler Jullien u. Comp. in London ein überaus elegantes, musikalisches „Keepsake“ herausgegeben. Das Titelblatt ist auf durchsichtigem blauen Grunde gedruckt, der mit goldenen Sternen bedeckt ist. Ein kritisch-biographischer Art[...] über Jenny Lind eröffnet das Buch, worauf sieben schwedische Lieder von Ahlström und Lundblad folgen, die von der Sängerin in Konzerten vorgetragen worden, und zwar sind die Noten von den Original-Texten und diese wieder sämmtlich von englischen Uebersetzungen begleitet. Den schwedischen Liedern schließen [...] Jenny Lind's drei Arien aus der „Tochter des Regiments“ und das berühm[...] in London von ihr mit außerordentlichem Beifall gesungene „Quando lascia [...] Normandia“ aus Meyerbeer's „Robert der Teufel“ an. Demnächst folgen [...] Fantasieen für das Pianoforte, nach schwedischen Volksliedern, König's „Jenny Lind-Walzer“, Jullien's „Schwedischer Nachtigallen-Walzer“ und dessen Fi[...] del Reggimento-Polka. Jedes schwedische Lied ist mit Illustrationen [...] Ganze mit dem auf blauem Grund in goldener Fassung gezeichneten [...] rirten Portrait der Sängerin geschmückt. — Man sieht, die Engländer [...] nahe den Wienern und Berlinern an musikalischem Enthusiasmus nicht [...]

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Dienstag den 19. Oktober 1847.

Schweiz.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer Malers.
Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

Der liebenswürdige Verfasser der „Genfer Novellen", der „Reisen im Zickzack" und anderer Schiften gemüthlich-launigen Inhalts, Rudolph Töpffer, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, war Vorsteher einer Erziehungsanstalt. Er hatte sich anfänglich der Malerei gewidmet, zu der er einen inneren Beruf fühlte, mußte ihr aber, weil seine Augen zu schwach waren, entsagen, wenigstens in so weit, daß er sie nicht zur Hauptaufgabe seines Lebens machen konnte. Ernste Bilder, die er gemalt hätte, kennt man zwar hier zu Lande nicht, indessen sind seine komischen Federzeichnungen, seine „Abenteuer der Herren Crepin, Jabot, Vieux-Bois und Cryptogame" wohl in den Händen Manches unserer Leser gewesen. Seinen vornehmsten Ruhm aber machen seine Schriften, die voll anmuthiger Originalität und naiver Laune sind. Dieselben sind jetzt um ein neues Werk vermehrt worden, das unvollendet geblieben und im Nachlaß des Verfassers gefunden worden ist. Man hat es in Paris unter dem Titel: Réflexions et menus-propos d'un peintre genevois, ou Essai sur le beau dans les arts herausgegeben.

Dieses Buch war die Lieblingsarbeit Töpffer's. Er schrieb daran, wann ihm eben die Laune dazu ankam, wann er eine Mußestunde angenehm verbringen wollte, und so wie er sich für die Beendigung keinen bestimmten Zeitpunkt festgesetzt hatte, so war auch der Inhalt nach keiner systematischen Anordnung abgefaßt, denn trotz des zweiten Titels, den der Pariser Herausgeber hinzuzufügen für gut befunden hat, ist das Buch keine Abhandlung, die nothwendig einen Anfang und ein Ende haben müßte. Der Verfasser erläutert freilich darin seine Ansichten von der Kunst, aber er versagt es sich deshalb nicht, noch von hundert anderen Dingen zu reden, die ihm auf seinem Wege begegnen. Im ersten Abschnitt hatte er sich vorgenommen, von der chinesischen Tusche, ihrer Anwendung und ihren Vortheilen zu sprechen, aber der Abschnitt geht zu Ende — und der Leser hat nichts von der chinesischen Tusche erfahren. Doch um solche Lappalie wollen wir uns mit dem Autor nicht überwerfen — und, übrigens, ist es die Aufgabe eines Schriftstellers von Phantasie, daß er der Sklave seiner Titel sey? und welches natürliche Recht hat die erste Zeile, die tausend folgenden an ihren Willen zu ketten?

Das Buch beginnt mit einer Betrachtung über den sechsten Sinn, „denn, außer den angenommenen fünfen", meint Töpffer, „giebt es noch einen Weg, durch den die Dinge der Außenwelt in unseren Geist gelangen. Wo dieser sechste Sinn sitze, ob im Gehirn, ob anderswo, ist schwer zu sagen. Die Thiere haben ihn nicht, viele Menschen auch nicht; denn die Menschen zerfallen in dieser Hinsicht in drei Klassen: in die Pflanzen-Menschen, die Thier-Menschen und die Geistes-Menschen. Manche, außerdem ganz brave Leute, sehen die Natur, wie der Baum den Himmel, wie der Hammel die Wiese sieht, andere haben schon ein Rudiment von geistigen Fühlfäden, sie haben eine andere Empfindung, wenn sie Blau, eine andere, wenn sie Grün sehen, aber des Unterschiedes beider Farbentöne und ihrer Beziehungen zu einander werden sie sich nicht bewußt. Dies Letztere ist die Gabe eines dritten Theiles der Menschen, und hierher gehören die Leute, die mit Wahrheit vom Schönen reden, die auf der Himmelsdecke und auf dem Wiesengrunde einen Gedanken gescheieben finden, den unbegabte Augen niemals werden lesen lernen, die den Beruf, die bosse der Kunst, den sechsten Sinn, besitzen.

„Habt ihr den sechsten Sinn nicht, dann greift zu irgend einem ehrenhaften Handwerk, irgend einem einträglichen Geschäfte; aber ich bitte euch, steckt euren Daumen nie in das Loch einer Palette, bedient euch des Papiers nur, um Quittungen zu schreiben, und haltet eure Finger fern vom Elfenbein der Klaviere, denn ihr seid, ihr waret und werdet nichts seyn, als Philister, wenn ihr Deutsche seid, oder bourgeois, seid ihr Franzosen. Die Künste haben die wunderbare Eigenthümlichkeit, daß der klarste Verstand, die größte Gelehrsamkeit, der beharrlichste Fleiß nichts über sie vermögen ohne den sechsten Sinn. Das will nicht heißen, daß die begabten Leute nicht studiren sollen, sondern daß das Studium bei den Unbegabten vollkommen fruchtlos ist. Die Kunst unterscheidet sich darin von der Wissenschaft, daß sie bei jedem Künstler von vorn anfängt. Ein Dichter, ein Maler, ein Bildhauer nimmt sein Geheimniß mit ins Grab und hinterläßt keine Rezepte. Unbedeutende Aeußerlichkeiten sind Alles, was man einem Künstler ablernen kann. Ein Chemiker, ein Astronom, ein Mathematiker nimmt die Wissenschaft da auf, wo berühmte Vorgänger sie gelassen haben, und übergiebt sie bereichert seinen Nachfolgern. Aber jenes Gefühl des Schönen, das sich zu seinem Ausdrucke der Formen und conventionellen Zeichen bedient, ist keiner quantitativen Vervollkommnung fähig, und jene innere Welt, nach welcher der Künstler die äußere gestaltet, ist ihm von Niemanden überliefert worden und muß mit ihm geboren werden.

Doch wir sind weit fortgerathen von der chinesischen Tusche, und ein Wenig muß man schon von ihr reden. Die echte chinesische Tusche zeichnet sich aus durch ihren glatten und glänzenden Bruch, durch ihr feines Gekörn, ihre große Härte und unendliche Theilbarkeit. Keine andere Tinte ist ihr vorzuziehen. Die Sepia z. B. giebt zwar ein lebhafteres Schwarz, aber so zart, so leicht, so nüancirt läßt sich mit ihr nicht zeichnen, als mit unserer Tusche. Und wenn ihr nun dazu einen Pinsel wählt, so nehmt mir ja keinen schlanken, sonst macht ihr ein Mädchen-Gekritzel ohne Kraft und Saft; nehmt einen Pinsel mit einer feinen Spitze zwar, aber dessen Leib ein wenig ausgebaucht ist, damit er den färbenden Tropfen zwischen seinen Lenden bewahre und auch mit einem Striche genüge. Was das Papier betrifft, so ist das eine ernste Sache, so ernst, daß ihr bei seiner Wahl allen Nationalgeist bei Seite setzen müßt. Ihr seyd Schweizer, Deutsche, Spanier oder Franzosen — englisches und zwar Whatmansches Papier müßt ihr haben."

Hier macht Töpffer eine sentimentale Abschweifung über den Grad der Zuneigung, den diese Zeichnengeräthe ihm einflößen. Der Stab von chinesischer Tusche mit seinen goldnen Verzierungen, mit seinen räthselhaften Zeichen, der so treu ist in seinen Diensten, so willig sich im Tuschnapfe drehen läßt, so zart duftet, wenn er zwischen den Fingern erwärmt wird, ist ihm ein lieber und achtunggebietender Freund. Er ist ein redlicher Geselle, den man immer so wiederfindet, wie man ihn verlassen, ernst, ruhig, ohne eigene Launen und den euren gefügig; als hättet ihr ihn gestern bei Seite gelegt, giebt er auch noch nach Jahren alle Schattirungen, die ihr von ihm wünscht, vom zartesten Perlgrau bis zum stärksten Schwarz. Und einst wird euch dieser Stab noch ein Altersstab seyn, denn alle eure Versuche, alle eure Mondscheinlandschaften und Fingalshöhlen machen ihn höchstens um einige Linien kürzer. Er dauert so lange und länger, als ihr.

Mit dem Pinsel läßt sich schon nicht so sicher umgehen; er hat seine Mucken und Launen: Heut ist er gut, morgen schlecht, einmal läßt er auf der schönsten Stelle der Zeichnung den Tropfen fallen, den man ihm anvertraut hat, ein andermal spritzt er oder verliert eines seiner Haare mitten in einem gefühlvollen Striche, oder er sperrt verrätherisch-boshaft seine Spitzen auseinander, und ihr könnt sie nicht wieder zusammenbringen, ihr mögt sie zwischen die Lippen pressen oder am Rande des Glases drehen. Und dann hat man mehrere Pinsel. Der Pinsel ist ein Günstling und kein Freund, man wählt ihn und verläßt ihn wieder.

Was das Papier angeht, so dient es nur einmal; damit ist Alles gesagt. Hier ist keine Intimität, keine gegenseitige Gewöhnung möglich. Es ist passiv und hilft euch in Nichts bei eurer Arbeit; es zuckt nicht unter einer geschickten, es empört sich nicht unter einer unwissenden Hand, es duldet Alles, wie das Sprüchwort sagt. Diese feige Unterwürfigkeit bezeichnet es hinlänglich. Das Papier spricht also mit keiner Sylbe zum Herzen — man kann es nicht liebgewinnen.

Eine große Rolle in Töpffer's Buche spielt ein Esel, an den er die belehrendsten und erhabensten Bemerkungen über die Malerei knüpft. Es ist dies ein schweizer Esel von ländlicher Treuherzigkeit, ein Stoiker seinen Grundsätzen nach, aber ein Epikuräer in der Praxis, wenn ihm die Gelegenheit ein Kohlblatt oder eine Distel zuführt. Er ist dienstbeflissen, aber nicht knechtisch, und weiß wohl zu zeigen, daß er seinen eigenen Verstand und Willen hat, sobald ihr mit ihm über einen Bergstrom setzt. Sein Fell spielt ein wenig ins Röthliche und hat einen interessanten weißen Streifen längs des Bauches, seine Ohren neigen sich mit einem Ausdruck schlaffer Schwermuth gegen die Erde, sein Auge starrt träumend ins Feld. — Vor dieses ehrliche Langohr stellt sich Töpffer und entwirft sein Bild mit einem paar Linien. Aber schon die ersten Anfänge der Kunst — denkt er bei sich — sind eine Lüge, denn in der Natur giebt es keine Linien, die Konturen verschwimmen in einander, der Umriß ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden, und doch, wie soll man ohne dies nützliche Auskunftsmittel die Stelle begränzen, die ein Gegenstand im Raume einnimmt? Mit einem paar Strichen ist die Silhouette unseres Esels entworfen, und obgleich Augen und Nasenlöcher noch nicht gezeichnet sind, wird doch jedes dreijährige Kind den Esel herauserkennen. Jetzt noch einige Striche, um Rippen und Muskeln anzudeuten, dann noch einige stärkere und schwächere mit Dinte, um Schatten und Licht zu vertheilen, und ihr habt einen

Esel, der nicht nur die allgemeinen Kennzeichen seines Geschlechtes, sondern auch die seiner eigenen Persönlichkeit, ja, selbst seiner im Augenblicke des Zeichnens vorherrschenden Stimmung trägt. Er wird sich nachdenklich, lustig oder mürrisch zeigen. Und nun nehmt fünfundzwanzig geschickte Maler und gebt ihnen unser Langohr zum Modell, so werdet ihr fünfundzwanzig völlig von einander verschiedene Langohre bekommen. Der Eine wird den Esel grau, der Andere röthlich malen, Dieser ihm eine ernste, Jener eine unbefangene Miene geben. Jeder wird besonders die Seite im Charakter des Thieres hervorgehoben haben, die der Art seines Talentes entspricht. Nun aber laßt fünfundzwanzig verschiedene Esel von einem Maler zeichnen, und alle werden einander gleichen. So wahr ist es, daß die Maler jedes äußere Modell nach einem anderen umformen, das sie im eigenen Geiste haben.

(Schluß folgt.)

England.

Die englische Geld- und Handelskrisis von 1847.

(Schluß.)

Es giebt Gesichtspunkte, über welche alle Welt einverstanden ist. Wer wird z. B. nicht zugeben, daß die Mißärndte von 1846 ein sehr bedeutender Anlaß zu den Stockungen im Verkehr gewesen? Die Preise der Nahrungsmittel waren fast auf das Doppelte gestiegen; Weizen, der sonst 50 Shilling galt, wurde im Durchschnitt mit 80 Shill. pro Quarter bezahlt. Berechnet man die jährliche Consumtion auf 16 Millionen Quarter und nimmt man nur eine Erhöhung von 25 Shill. pro Quarter an, so hat das Vereinigte Königreich eine Mehrausgabe von 20 Millionen Pfd. (135 Millionen Thaler) auf einen einzigen Artikel gehabt, wozu doch noch viele andere theuer gewordene Getraidearten und Nahrungsmittel zu rechnen.

Zu diesem Deficit der Aerndte kamen nun noch verschiedene andere Umstände, welche die Lage des Landes um so kritischer machten. Während es nämlich diesseits des Oceans an Getraide fehlte, mangelte es in Amerika an Baumwolle, und dieser Artikel, von welchem die englische Industrie so bedeutende Quantitäten verbraucht, erfuhr einen bedeutenden Aufschlag. England war hierdurch gezwungen, den Vereinigten Staaten eine um so größere Summe baar zu bezahlen, wodurch natürlich der Wechselkurs noch ungünstiger für Ersteres wurde. Die Fabrikanten sahen alle ihre Berechnungen durch das Aufschlagen der Productionskosten zu Schanden gemacht; viele Manufakturen feierten daher, andere schränkten ihre Operationen ein. Wer nur irgend weiß, wie umfangreich die englische Baumwollen-Fabrication ist, wie viele Hände diese Industrie beschäftigt, der wird auch das furchtbare Elend ermessen können, das die Einschränkung der Arbeit über die Fabriken-Distrikte verbreitete. Mehr oder weniger mußte natürlich die Stockung auch auf alle andere Geschäftszweige zurückwirken und dem inneren Kredit manchen Schlag versetzen.

Auf einer anderen Seite haben die zügellosen Speculationen auf Eisenbahnen nicht minder stark dazu beigetragen, die gegenwärtige Krisis herbeizuführen. Auch in Frankreich und Deutschland ist man in diesen Speculationen etwas zu weit gegangen, aber doch in keinem Vergleiche mit den Engländern. In der Parlaments-Session von 1845 allein suchte man die Genehmigung zum Bau von Eisenbahnen im Werthe von 340 Millionen Pfd. Sterl. (2295 Millionen Thaler) nach. Fügt man hierzu noch die Projekte von Eisenbahnen, deren Entwürfe noch nicht vollendet vorlagen, auf welche aber bereits die Summen gezeichnet waren und Promessen mit Prämie verkauft wurden, so gelangt man zu einem Kapital von 500 Millionen Pfd. (3000—3500 Millionen Thaler). Promessen und Quittungsbogen zu diesem fabelhaften Gesammtwerthe wanderten unter fieberischer Aufgeregtheit von Hand zu Hand. Von einem Ende des Landes bis zum anderen sah man ein Volk von Mäklern und Commissionairen erstehen. Es gab keine kleine Stadt, die nicht Hunderte solcher Vermittler zählte. An keinem öffentlichen Orte durfte der tägliche Actien-Kurszettel fehlen, der von allen Augen begierig verschlungen wurde. Das Beispiel der Stadt Leeds, das wir unter tausend ähnlichen herausgreifen, mag uns einen Begriff davon geben, wie es in allen übrigen Städten zuging: In Leeds hatte man noch im J. 1844 nicht mehr als zwölf Mäkler gezählt; um die Mitte des folgenden Jahres gab es deren nicht weniger als dreihundert dort. Diese vermittelten täglich 1500—2000 Umsätze zum Gesammtbetrage von mehr als einer halben Million Pfd. Welche enorme Summen mußten hiernach die täglichen Umsätze des ganzen Königreichs betragen! Diese gigantischen Erzeugnisse der Speculation haben freilich nicht durch direkte Einwirkung auf die Bank von England die Noth vermehrt, denn mit den auswärtigen Wechselkursen hatten sie durchaus nichts zu schaffen *); ja, durch Anbietung einer starken Prämie hätte man leicht auch Kapitalien von auswärts zu diesem Behuf erhalten können. Aber die Eisenbahnen, die alle Ersparnisse der Privatleute, alle disponibeln Gelder absorbirten, entzogen diese der Industrie und paralysirten dadurch den gewöhnlichen Handels-Verkehr. Und diese Konkurrenz der Eisenbahnen mit der Industrie dauert noch immer fort. Selbst in dem bedrohlichsten Moment der Krise haben sich die Kapitalisten, obwohl (oder vielleicht weil) ihre Actien seit Anfang des Jahres ungeheuer gewichen, von den Eisenbahnen nicht lossagen mögen. Da inzwischen der Zins, den die Gesellschaften für neue Anleihen zahlen müssen, mit jedem Tage steigt, die Dividenden also nothwendig sich vermindern müssen, so wird auch wohl das Publikum sein Gefallen an den Eisenbahnen verlieren und die Kapitalien werden dann wieder mehr dem Handel zufließen. Die Gesellschaften selbst scheinen in diesem Augenblicke das Bedürfniß zu empfinden, sich selbst einen Zügel anzulegen und die Einzahlungs-Forderungen zu suspendiren.

Man würde sich übrigens sehr täuschen, wenn man meinte, daß die großen, kürzlich eingetretenen bedeutenden Reformen in der Handelspolitik Englands gar keinen Einfluß auf die Noth des Jahres 1847 geübt hätten. Wir stimmen keinesweges in die Jeremiaden der Ultra-Protectionisten ein, die in jenen Maßregeln die einzige Quelle des Uebels sehen; im Gegentheil halten wir die Veränderungen im Zollsystem Englands für einen großen Akt umsichtiger Handelspolitik, der den Engländern sicher auch reiche Früchte tragen wird, aber jedes Ding will seine Zeit haben, und bevor sich Handel und Industrie nicht in die neue Ordnung eingelebt, wird ihnen diese eher Nachtheil als Nutzen bringen. Ja, die so plötzlich eingeführte Veränderung hat das Gebäude selbst, welches sie zu befestigen den Zweck hat, im ersten Augenblicke ebenfalls erschüttert.

So zahlreiche und mannigfaltige Ursachen sind es, die, gegen Ende des vorigen Jahres zusammentreffend, die Elemente einer Krisis bildeten und unvermeidliche Verlegenheiten herbeiführen mußten. Hierzu kamen nun noch die Maßregeln, welche die Bank, ihrem Statute gemäß, für nothwendig hielt, und so konnte die Katastrophe, die wir erlebt haben, nicht ausbleiben. Wenn man dem Gange der Ereignisse folgt, so kann man die Wirkung der von der Bank getroffenen Maßregeln gewissermaßen mit Händen greifen. Hätte dieses große Institut, statt in jenem Sinne zu verfahren — wodurch Allem, was einen unglückseligen Einfluß auf den Handel üben konnte, freier Spielraum gelassen wurde — im entgegengesetzten Sinne gehandelt, d. h. hätte es dem Kaufmannsstande größere Erleichterungen bewilligt, statt ihm die Vortheile zu entziehen, die er bis dahin genossen; wäre die Bank nicht durch ihr Statut zu einer absoluten Selbstisolirung verurtheilt, so würde die Handelsklemme ganz gewiß viel kürzer und bei weitem nicht so empfindlich gewesen seyn. Ja, vielleicht hätte die ganze Klemme nicht den Namen Krisis erhalten, welche letztere immer sehr ernste, verwickelte und langdauernde Verlegenheiten voraussetzen läßt.

Nachdem wir die verschiedenen Ursachen der letzten Erschütterung durchgegangen, sind wir nunmehr zu dem eigentlichen und wahren Grunde gelangt. Unter allen Fragen, welche die Geldnoth von 1847 hervorgerufen, ist die in Betreff der Verfassung der Bank unzweifelhaft die wichtigste. Bereits ist dieser ernste Gegenstand bei dem letzten Parlamente zur Sprache gebracht worden, bereits ist die Bill von 1844 der Gegenstand sehr lebhafter Angriffe von Seiten der Herren d'Israeli, Masterman und Newdegate gewesen. Sind diese Angriffe auch durch Sir Robert Peel's große Autorität in Finanzsachen beseitigt worden, so werden sie doch nun im neuen Parlament vielleicht wieder aufgenommen werden. Ja, Sir Robert selbst, wie sehr er auch an den Grundlagen des Bank-Systemes festhielt, hat doch — und seine Erklärungen im Unterhause, im Monat Mai 1847, bezeugen es — keinesweges dem Gedanken einer theilweisen Modifizirung desselben sich widersetzt. Das Stillschweigen, welches er in seinem Manifeste an die Wähler, worin er die Thaten seiner Verwaltung wohlgefällig aufzählt, über diesen Gegenstand beobachtet — deutet es nicht bei ihm auf Zweifel an der Vollkommenheit des gegenwärtigen Mechanismus hin? Lord John Russell hat, wie man vernimmt, mit seinen Kollegen, sowie mit hochgestellten Finanzmännern, mehrere Konferenzen über die Regulirung des Geldumlaufs gehalten. Es wäre inzwischen voreilig, jetzt schon von einem Reformplane zu sprechen. Genug, daß die Frage angeregt ist, von der periodischen Presse nachhaltig besprochen wird und zu zahlreichen Druckschriften Anlaß giebt, die sich die Bill von 1844 zum Schlachtfeld erwählen. Die Polemik bleibt natürlich nicht innerhalb des engen Kreises der Schriftsteller, die sich speciell mit Staats-Oekonomie beschäftigen, sondern regt Alles an, was ein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes nimmt. In einem zweiten Artikel wollen wir einen Blick auf die Schriften werfen, welche die Bank- und die Geldumlaufsfrage in England bisher hervorgerufen hat.



Atmosphärische Eisenbahnen und Luftwagen.

Mit Bezug auf den in Nr. 118—120 des Magazins enthaltenen, nach der Revue des deux Mondes bearbeiteten Aufsatz über die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich, sind wir von Herrn Geheimen-Oberbaurath Crelle, auf dessen Schrift „Ueber die verschiedenen Arten, die Spannkraft der atmosphärischen Luft als bewegende Kraft auf Eisenbahnen zu benutzen" (Berlin 1846, bei Reimer) an einigen Stellen des vorgedachten Aufsatzes Bezug genommen wird, ersucht worden, als Nachtrag zu dem, was wir gegeben, aus der genannten Schrift einige Paragraphen mitzutheilen, welche zunächst einen bestimmten und, so weit es die Kürze gestattet, deutlichen Begriff von dem Gegenstande selbst, von welchem die Rede ist, und dann eine Uebersicht der Ergebnisse der Untersuchungen des Verfs. liefern, deren Begründung den Inhalt seiner Schrift ausmacht. Es scheint dies, nach der Ansicht des Herrn Crelle um so nothwendiger, als die Hindeutungen der Revue des deux Mondes einen zu unbestimmten und unvollständigen, zum Theil sogar nicht genauen Begriff von dem Inhalt und dem Zwecke seiner Schrift gaben, wäh-

*) Doch wohl auch etwas; denn nicht blos auf die Eisenbahnen in Großbritanien, sondern auch auf die in Frankreich, Belgien (so weit sie in Privathänden sind) und Holland haben englische Kapitalisten spekulirt. Ja, wenn ihren Anerbietungen im J. 1845 nachgegeben worden wäre, so würden sie jetzt auch die Eisenbahn von Berlin nach Königsberg bauen. D. R.

es wegen der grossen Wichtigkeit des Gegenstandes wohl zu wünschen ist, le Vorstellungen von demselben überall berichtigt werden.*) Da wir diesen sch des Herrn Verfassers nicht nur für angemessen, sondern auch ganz im esse unserer Leser erachten, so lassen wir die uns von demselben bezeich- Stellen hier wörtlich folgen. Näheres findet der Leser, dem es nicht um die Resultate, sondern auch um den Gang der Untersuchung zu thun n der Schrift selbst.

rschiedene Arten, die Spannkraft der Luft auf Eisenbahnen zu benutzen.

„Die verschiedenen Arten, wie die Spannkraft der Luft zur Fortreibung Lasten auf Eisenbahnen sich dürfte benutzen lassen, wenigstens diejenigen, e theils schon wirklich ausgeführt, theils vorgeschlagen und mehr oder ger dringend empfohlen wurden, sind etwa folgende:

„I. Man kann längs der Eisenbahn, mitten zwischen die Schienen, eine re legen, in welcher sich ein Kolben bewegt, vor welchem man die Luft r oder weniger auspumpt, so daß der Druck der atmosphärischen Luft ter dem Kolben das Uebergewicht bekommt und den Kolben und mit ihm vordersten Wagen des Zuges, der mit dem Kolben durch eine senkrechte nge verbunden ist, und dann weiter die an den vordersten Wagen ange- gten übrigen Wagen, also den ganzen Wagenzug forttreibt. Damit die nge von dem Kolben nach dem vordersten Wagen gelangen könne, muß Röhre längsaus einen Schlitz haben, den eine längsauslaufende Klappe r dem Kolben luftdicht verschlossen hält und welche erst die Stange selbst, r der Wagenzug, so wie er fortrückt, öffnet. Die luftdichte Klappe aber, sie allein, ist die sehr große technische Schwierigkeit. Einen Wagen, der t mit Gütern oder Personen beladen werden könnte, wie Dampfwagen Tender auf Dampfwagenbahnen, giebt es hier nicht; denn auch der vor- ste Wagen, der durch die Stange mit dem Kolben zusammenhängt, kann h beladen werden. Es braucht bloß der Führer, mit Dem was ihm nöthig darauf Platz zu finden. — Diese Art der Vorrichtung ist die Dubliner enannte atmosphärische Eisenbahn.

„II. Während Alles ganz wie vorhin ist, kann man die Luft, statt sie r dem Kolben zu verdünnen, hinter dem Kolben zusammenpressen. viel ich weiß, ist diese Art noch nicht näher vorgeschlagen worden; allein Veränderung liegt so nahe, daß sie kaum etwas Neues zu nennen ist. ist dazu nichts weiter nöthig, als eine andere Einrichtung der Klappe auf m Schlitz für die Verbindungsstange des Kolbens in der Triebröhre mit m vordersten Wagen. Statt daß diese Klappe bei Nr. I. von außen nach nen luftdicht schließen muß, muß sie es hier von innen nach außen; was h auch, wie sich zeigen wird, ganz gut ausführen lassen dürfte.

„III. Man kann, statt eine feste eiserne Röhre mit einem Schlitz zwischen ie Schienen zu legen und einen Kolben darin sich fortbewegen zu lassen, eine öhre ohne Kolben zwischen die Schienen legen, die, so wie die Luft hin- ngepumpt wird, hinter einem Rade am vordersten Wagen sich aufbläht, elches Rad mitten zwischen den Schienen auf der Decke der Röhre hinrollt nd so den vordersten Wagen und mit ihm die übrigen Wagen forttreibt. Dieses wäre die Ausführung eines Vorschlages, welchen kürzlich ein Unge- annter in Nr. 17 des „Journal des chemins de fer" von 1844 gemacht at und dessen Grund-Idee schon vor mehreren Jahren unter anderen ein reußischer Ingenieur hatte, der sie zum Heben des Wassers benutzen wollte.

„IV. Man kann, wie in Nr. I. und II., zwischen die Schienen eine feste eiserne Röhre legen, in dieser Röhre die Luft zusammenpressen, darauf aus der Röhre, als einem festliegenden Luftbehälter, den vordersten Wagen, der ganz wie ein Dampfwagen eingerichtet ist, mit zwei Cylindern, Kolben, Kurbeln u. s. w., oder ohne Dampfkessel und Esse, auf irgend eine Weise die nach Bedürfniß nöthige Luft schöpfen und diese nun ganz so auf die Kolben in den Cylindern des Luftwagens wirken lassen, wie den Dampf in Dampfwagen. Diese Einrichtung ist die des Herrn Pecqueur. Sie ist bis jetzt erst im Modell versucht worden, wird aber dem Vernehmen nach im Großen geprüft werden.

„V. Man kann die Luft in Behälter zusammenpressen, diese Behälter auf den vordersten Wagen setzen, der wiederum ganz so eingerichtet ist, wie der Luftwagen in Nr. IV., und nun wieder diese zusammengepreßte Luft aus den mitfahrenden Behältern auf die Kolben in den Cylindern ganz eben so wirken lassen, wie den Dampf in Dampfwagen. Diese Einrichtung ist diejenige, welche meines Wissens zuerst Herr v. Baader in München vorgeschlagen hat. Der Herr Oberbergrath Henschel in Cassel hat sie im Jahr 1833 von neuem angeregt. Ich habe davon im Jahr 1838 in der der hiesigen Königl. Akademie vorgelesenen Abhandlung „Ueber die Ausführbarkeit von Eisenbahnen in bergigen Gegenden" gesprochen, und im August 1844 hat Herr Andraud zu Paris auf einer der Eisenbahnen nach Versailles Versuche mit einem von ihm im Großen ausgeführten Luftwagen angestellt; vorläufig ohne angehängte Lastwagen, weil es ihm noch an dem Mittel gefehlt hat, die Luft hinreichend zusammenzupressen.

„Uebersicht der Vergleichung der fünf Systeme untereinander und mit dem Dampfwagensystem.

„In der vorstehenden Auseinandersetzung wird man bemerkt haben, daß sich fast in allen Punkten ein Vorzug des Systems Nr. V. vor den vier anderen Systemen, so wie auch vor den Dampfwagenbahnen ergiebt, und daß es allen diesen fast in keinem Punkte nachsteht. Um dies deutlicher vor Augen zu stellen, wollen wir kurz und übersichtlich hersetzen, wie es sich dem Obigen zufolge mit dem System Nr. V. gegen die anderen vier Systeme und gegen das Dampfwagensystem verhält.

„Erstlich die Anlage-, Erhaltungs- und Benutzungskosten einer Eisenbahn nach dem System Nr. V. werden in den gewöhnlichen Fällen, zu welchen die z. B. genommene Bahn zwischen Berlin und Potsdam gehört, also auf längere Linien und für die allgemeine Anwendung der Eisenbahnen, mit Luftwagen zweiter Art um ein nicht Unbedeutendes geringer seyn als die einer Dampfwagenbahn, und mit Luftwagen erster Art freilich um etwas, wiewohl nicht verhältnißmäßig viel höher; indessen wird man auch schwerlich der Luftwagen erster Art sich bedienen.

„Alle vier anderen Systeme, also auch die sogenannte atmosphärische Bahn, kosten sehr bedeutend viel mehr zu bauen, zu erhalten und zu benutzen, als eine Dampfwagenbahn, zum Theil zwei-, drei- und viermal mehr so viel mehr in den Anlagekosten, als der ganze Unterbau.

„In ungewöhnlichen Fällen, wo Dampfwagen gar nicht mehr ausreichen, nämlich wo sehr hohe und steile Abhänge zu ersteigen sind, kann das Verhältniß der Kosten von No. I., II., III., IV. möglicherweise für diese günstiger seyn, aber schwerlich wird, wegen der kostbaren Triebröhre, jemals irgend eins der vier ersten Systeme weniger Anlagekosten erfordern, als Nr. V.

„Zweitens. Den sehr großen Vorzug vor den Dampfwagenbahnen, daß das Feuer von der Bahn entfernt wird und daß auch Wasser-, Wind- und Thierkraft, wo die Oertlichkeit es zuläßt, wenigstens hülfsweise, neben der Dampfkraft benutzbar ist, hat Nr. V. mit Nr. I., II., III. und IV. vollkommen gemein, und ist also darin den übrigen Systemen gleich.

„Drittens. Zum Ersteigen sehr hoher und steiler Abhänge, wo Dampfwagen nicht mehr wohl ausreichen, sondern jetzt stehende Maschinen nöthig sind, ist das atmosphärische System Nr. I. nur in beschränktem Maße geeignet. Schon auf einen Abhang von 1 auf 40 lassen sich nur etwa 975 Ctr. Last auf einmal hinausbringen, und ein Wagenzug von 1500 Ctr. schwer läßt sich nur noch auf einen Abhang von 1 auf 63 hinaustreiben.

„Das System Nr. IV. ist hier gar nicht passend.

„Die Systeme Nr. II., III. sind hier sehr wohl passend, besonders Nr. II.; nur werden sie hier auch sehr kostbar seyn.

„Das System Nr. V. ist mit Hülfe des Mittels (§. 38) auch hier anwendbar, und zwar wahrscheinlich mit geringeren Kosten als jedes andere.

„Die Mittel zum Hemmen beim Bergabfahren sind bei allen fünf Systemen dieselben; jedoch hat Nr. V., insofern es darauf ankommt, die Geschwindigkeit blos zu mäßigen, vor den vier anderen auch hier einigen Vorzug.

„Viertens. In Fällen, wo die Bahn abwechselnd ziemlich stark steigt und fällt, haben Nr. IV. und V., und besonders Nr. V., in Absicht der Ersparung an Kraft und in Rücksicht der Gefahr zu großer Geschwindigkeiten vor Nr. I., II. und III., so wie auch vor den Dampfwagenbahnen, einen sehr wesentlichen Vorzug, der so bedeutend ist, daß allein wegen des Grundmangels auch der atmosphärischen Bahnen in diesem Punkt, dieselben vielleicht sogar nur ausschließlich für Fälle, wo, wie bei Dublin, die Straße fortwährend steigt, rathsam seyn dürften.

„Fünftens. Rücksichtlich der Möglichkeit der Hervorbringung großer Geschwindigkeiten hat kein System vor dem anderen einen Vorzug.

„Sechstens. Rücksichtlich der Sicherheit der Fahrt haben Nr. I., II. und IV. vor den übrigen und vor den Dampfwagenbahnen den Vorzug, daß die Triebstange den vorderen Wagen hindert aus den Schienen zu kommen. Aber sie schützt auch nur diesen einen Wagen, höchstens noch einigermaßen den weiter folgenden. Der Vorzug ist also nicht groß. Dagegen sind sie, so wie Nr. III., gegen Nr. V. im Nachtheil, wenn eine Achse oder ein Rad bricht. Bei den Uebergängen des Triebkolbens aus einem Röhrenstück in das andere sind Nr. I., II. und IV., besonders Nr. I., II., gegen Nr. III., und noch mehr gegen Nr. V. sehr im Nachtheil. Der Vorzug vor Nr. I., II. und IV., daß das Zusammenstoßen zweier Wagenzüge hier unmöglich ist, ist nur mehr scheinbar; und durch dieselben Mittel, die für Nr. I., II. und IV. an sich nothwendig sind, läßt sich das Zusammenstoßen auch bei allen anderen Systemen vermeiden. Die atmosphärische Eisenbahn hat in diesem Punkt keinen Vorzug vor den anderen Systemen, und Nr. V. steht keinem nach. Der vordere Wagen Nr. I. II. und III. ist zwar weniger komplizirt als von Nr. IV. und V., dafür hat aber Nr. V. die nicht weniger komplizirte Luftklappe und den Triebkolben der Triebröhre gar nicht und ist also auch hier nicht im Nachtheil. Endlich hat Nr. V. mit dem Dampfwagensystem den Vorzug gemein, daß, wenn etwas während der Fahrt schadhaft wird und der Wagenzug deshalb stehen bleibt, nicht, wie bei den anderen Systemen, Pferde abgeschickt werden müssen, um ihn weiter zu schaffen.

„Siebentes. In Rücksicht der möglichen Ersparung an den Anlagekosten gegen die der Dampfwagenbahnen hat Nr. V. den Vortheil, daß der Unterbau schwächer und wohlfeiler seyn kann, beinahe ganz mit Nr. I., II., III., IV. gemein; doch verzehren bei diesen vier Systemen die Kosten der Triebröhre jene Ersparung vielfach. Daß die Brücken in der Bahn, oder über die Bahn, mit dem Unterbau zugleich schwächer und wohlfeiler sein können, als in Dampfwagenbahnen, kommt allen fünf Systemen gleichmäßig zu. Aber das zweite Schienenpaar läßt sich für Nr. I., II., III. und IV. eben so wenig und noch weniger ersparen, als für Nr. V. und für Dampfwagenbahnen. In Rücksicht der Ersparung, die daraus entsteht, daß man bei allen fünf Systemen beliebig stärkere Gefälle gestatten darf, als für Dampfwagen, ist Nr. V. in sehr großem und entschiedenem Vortheil vor allen anderen. Endlich, in Rücksicht der Ersparung an den Kosten, die unter Umständen durch kleinere Halbmesser der Krümmen erzielt werden können, sind Nr. I., II. und IV.

*) Auch die Querdurchmesser der Treibcylinder von St. Germain und Dalkey waren unrichtig angegeben; sie betragen resp. 63 und 38 Centimetres.

nur in so geringem und zweifelhaftem Vortheil, daß derselbe nicht in Betracht kommt, und Nr. V. kann durch dieselben Mittel, welcher zu dem Zweck die Dampfwagenbahnen und die anderen Systeme bedürfen, ebenfalls dieses Vortheils theilhaftig gemacht werden.

„Resultat.

„Die Summe hiervon ist, daß das System Nr. V., mit Luftwagen ohne Triebröhre, nur in sehr wenigen und unbedeutenden Punkten den anderen vier Systemen nachsteht, und den Dampfwagenbahnen fast in keinem, daß dasselbe dagegen in vielen Punkten so große und entschiedene Vorzüge vor allen anderen, auch vor den Dampfwagenbahnen besitzt, daß meines Erachtens kein Bedenken seyn kann, dasselbe für das beste von allen zu erklären, von welchen bis jetzt die Rede seyn darf, und für dasjenige, durch welches, wenn man in äußerst schwierigen Fällen, nämlich in hohen Bergen, etwa noch Nr. II. zu Hülfe nehmen will, die Eisenbahnen erst allgemein und überall ausführbar und nutzbar zu machen seyn dürften; daß aber gegentheils dieses Ziel von den atmosphärischen Eisenbahnen durchaus nicht zu erwarten sey.

„Ich weiß zwar sehr wohl, daß alle die Berechnungen, auf welche sich in einigen und selbst in den meisten Punkten dieses Endresultat stützt, so sicher auch die Prinzipieen sind von welchen sie ausgehen, in der Praxis noch gar manche Modificationen werden erleiden müssen. Allein da wir einestheils überall, wie man bemerkt haben wird, keinesweges etwa zum Vortheil von Nr. V. gerechnet haben, sondern eher zum Nachtheil dieses Systems, und anderentheils die Differenzen, welche sich ergaben, so sehr groß und bedeutend sind, daß schwerlich ein Minus statt eines Plus wird gesetzt werden müssen: so ist wohl sehr zu zweifeln, daß jemals auch die Praxis ein entgegengesetztes Endresultat ergeben werde.

„Wir folgern hieraus, daß es durchaus nicht rathsam sey, die so schätzbaren, eifrigen und kostbaren Bemühungen, die man jetzt so löblicherweise in der neuesten Zeit auf die Vervollkommnung des Eisenbahnwesens wendet, etwa ausschließlich auf das atmosphärische System zu richten, sondern daß es viel besser gethan seyn wird, wenn man sie auch dem System Nr. V. mit Luftwagen ohne Triebröhre zuwendet. Die Probekosten werden hier außerdem viel geringer seyn; denn es ist keine besondere Eisenbahn dazu zu bauen nöthig, wie eigentlich bei dem atmosphärischen System, sondern jede vorhandene Bahn ist zu den Proben geschickt. Es kommt einzig und allein darauf an, Luftwagen zu bauen, wozu sogar vorhandene Dampfwagen benutzt werden können, und dann diejenigen Vervollkommnungen dieser Luftwagen zu ermitteln, welche die zweite Art derselben gegen die erste gewähren dürfte. Gelingt der Versuch, woran zu zweifeln kaum ein Grund vorhanden seyn möchte, so sind unabsehbare Vortheile gewonnen. Und Alles wird nur gewinnen, Niemand verlieren, selbst die Dampfwagenfabriken nicht; denn diese werden dann Luftwagen, Luftpumpen und stehende Dampfmaschinen statt der Dampfwagen zu bauen haben; auch nicht die Brennstoffhändler; denn der Brennstoff wird doch immer meistens zu den stehenden Maschinen verlangt werden. Der Gewinn für die Eisenbahnen selbst, und also für das Gemeine-Beste, würde aber, wie gesagt, unabsehbar seyn, sowohl in Ersparung der Anlagekosten in den schwierigen Fällen, als durch Entfernung des Feuers von der Bahn, und weil dann erst die Eisenbahnen allgemein ohne unerschwingliche Kosten ausführbar seyn würden. Verfährt man anders, beharrt man bei den Dampfwagenbahnen, oder in dem Hülfsmittel bei den atmosphärischen Bahnen, so wird man Millionen weggeben, welche man, wenn dann endlich einmal vielleicht doch das Rechte und Bessere sich Platz machen sollte, bitter bereuen wird.

„Dieses Endresultat möglichst anschaulich zu machen und nach besten Kräften zu begründen, ist der Zweck der hier vorliegenden Arbeit des Verfassers, die in der That nicht wenig mühsam und beschwerlich war und ihm langes Nachdenken und viele Vorarbeiten gekostet hat. Für sich hat er nur den einen Wunsch, zu erfahren, daß man sie nicht unbeachtet gelassen habe.

„Berlin, im Januar 1845."

Mannigfaltiges.

— Pneumatisches Verfahren beim Einrammen von Pfählen. Unter dieser Ueberschrift enthält das Londoner Athenaeum einen Bericht über eine kürzlich gemachte wichtige Erfindung. Das Verfahren, auf welches Dr. Potts vor einiger Zeit ein Patent erhalten, wie es sich denn auch der Protection der Lords der Admiralität und der Trinity-Kommission zu erfreuen hat, ist in allen den Fällen, wo es sich um Anlagen unter dem Wasser handelt, von solcher Wichtigkeit, daß jeder wissenschaftlich Gebildete begierig seyn wird, etwas Näheres über das Prinzip und die Methode der Erfindung zu erfahren. Es ist dies einfach die Anwendung der Luftpumpe beim Einsenken von eisernen Röhren (tubular iron piles). Eine eiserne Röhre wird auf die Stelle gebracht, durch welche sie einsinken soll. Schafft man alsdann mittelst der Luftpumpe einen luftleeren Raum, so dringen kleine Steine, Sand, Schlamm, Wasser u. dergl. vom Grunde aus in die Röhre und in dem Maße, als jene eindringen, senkt sich diese durch ihr eigenes Gewicht in die durch das Emporsteigen der eingedrungenen Gegenstände entstandene Vertiefung. Demnächst werden die kleinen Steine, der Sand u. s. w. durch den Pumpapparat aus der Röhre geschafft. Man erzeugt nun von neuem einen leeren Raum, und die Röhre sinkt immer weiter. Sind nun eine Reihe dieser Röhren gesenkt, welche sich, je nach den Umständen, mit Kalk, Holz oder anderen Massen anfüllen und mittelst Bolzen und Schrauben, durch eine ähnliche sinnige Vorrichtung, verbinden lassen: so ist die Anlage einer Brücke oder die Grundlegung eines Leuchtthurms, Molo's u. s. w. wirklich zu Stande gebracht. Man hat das Verfahren auf den Goodwin-Sandbänken angewandt und einen wunderbaren Erfolg davon gehabt. Die Schnelligkeit, mit der die Röhren eingesunken sind, setzte wahrhaft in Erstaunen. Durch die Luftpumpe und eine eiserne Röhre läßt sich in einer Stunde mehr erreichen, als durch die gewöhnliche Methode, hölzerne Pfähle mittelst des sogenannten Rammens in die Erde zu treiben, innerhalb eines Tages oder selbst einer Woche. Die Erfindung läßt sich eben so auf Eisenbahnen und Brücken, und überhaupt allenthalben, wo hölzerne Pfähle erfordert werden, in Anwendung bringen.

— Der bevorstehende schwedische Reichstag. Das „Journal des Débats" enthält einen aus Stockholm datirten Brief vom 2. Okt. d. J., welchem wir folgende Stelle entlehnen: „Der Reichstag nähert sich jetzt mit raschen Schritten; in anderthalb Monaten steht seine Eröffnung bevor; die politischen Astrologen beschäftigen sich damit, ihm sein Horoskop zu stellen, seine Physiognomie zu zeichnen, doch Gott allein kann wissen, welche der verschiedenen Konjunkturen sich bewähren wird. Vielleicht ist nie zuvor ein schwedischer Reichstag mehr im voraus bearbeitet worden, und doch ist es meinem Vermuthen nach niemals schwieriger gewesen, als im gegenwärtigen Augenblick, vorher zu sagen, was dabei herauskommen wird. Die Muthigsten fangen an, die Hoffnung sinken zu lassen, und die Truppen gerathen in Unordnung. Die Wahlen sind überhaupt so ausgefallen, daß man nicht recht weiß, ob die Sache der Liberalen dabei gewonnen oder verloren hat; indeß ist so viel gewiß, daß der Bürgerstand einen Verlust erlitten hat, welcher durch den Ausgang, den die Wahlangelegenheit in dem „nördlichen Brugsdistrict" genommen, kaum zu ersetzen ist. Thore Petré, welcher auf dem letzten Reichstage diesen Distrikt vertreten hat, hat dieses Mal — wie man vermuthet, aus Mißtrauen gegen das Schicksal des Reichstages — seine Stelle einem Rechtsanwalt, Herrn Östberg, überlassen. Man kennt die große Rolle, welche Petré im Bürgerstande gespielt, so wie den ungeheuren Einfluß, welchen er durch sein parlamentarisches Talent, seine unbestrittene Energie und seine Bildung ausgeübt hat. Eben so ist es bekannt, wie er blos durch seine moralische Kraft das Zusammenhalten unter den verschiedenen Fractionen bewirkt und die bunten Nüancen im Lager der Liberalen dazu genöthigt hat, sich in jeder Hauptfrage einem Gedanken, einem Prinzip unterzuordnen. Diese moralische Kraft des Verbandes ist nun nicht mehr da, eben so mangelt das bedeutende Talent, welches in der Durchführung einer Debatte und Aufhellung jedes verwickelten Gegenstandes der Bürgerstand früher aufzuweisen hatte."

— Deutsche Maler im Auslande. Die „illustrirten Zeitungen" von London und Paris beschäftigen sich jetzt viel mit deutschen Künstlern. Die neueste „Illustrated News" bringt eine treffliche, nicht leicht von einem deutschen Xylographen zu erreichende Nachbildung von Jakob Becker's Mädchen mit dem Blumenstrauß und Lamm, von welchem in Berlin (C. G. Lüderitz) ein ausgezeichneter Steindruck erschienen. Die News begleitet das Bild mit einem Gedichte, das eben so sinnig, als des Künstlers Gedanke, und aus welchem wir die drei folgenden Strophen entlehnt sind:

The touch of Youth pervadeth all;
First minutes of life's hours!
Youth, in the early blooming spring,
Young Girl! young Lamb! young Flow'rs!

The Lamb is fair — the flowers are bright
And beautiful to see;
But, oh! the little Child is still
The glory of the three!

May her young heart from Life's full cup
Quaff sweets without the sours,
And still be peaceful as the Lamb
And cheerful as the flow'rs!

Die Pariser „Illustration" bringt dagegen eine Nachbildung von Bendemann's Fresken: „Die Schnitter" im königl. Schlosse zu Dresden, begleitet von einer Lebensbeschreibung und dem Bilde des Künstlers. — Ein münchener Mitarbeiter der News, der ihr „fliegende Blätter" (flying sheets) aus München — jedoch nicht die gedruckten, deren hausbackene Witze in England unverständlich seyn würden, sondern eigene, auf einem englischen Strauch gewachsene — zuschickt, giebt ihr eine ausführliche Beschreibung von Kaulbach's Atelier und besonders von dessen großem Gemälde, „die Zerstörung von Jerusalem." Auch ein Bild von Lola Montez befindet sich dort, das der Künstler in höherem Auftrage gemalt. Der Engländer erzählt, daß Kaulbach nur sehr widerwillig an dieses Werk gegangen und zuerst eine Skizze geliefert habe, die wie eine Karikatur ausgesehen. Als der hohe Besteller dieses Bild angeschaut, sey er allerdings etwas erzürnt gewesen, aber in Rücksicht auf den Künstler, den er auf jede Weise zu schonen suche, habe er lachend einen Pinsel ergriffen und das Bild überstrichen, mit der Bemerkung, daß er für den Ruhm des Künstlers Sorge tragen müsse. Natürlich war dies für den Letzteren eine nicht zu umgehende Aufforderung, noch einmal das Portrait zu malen. Aber auch die zweite Arbeit soll nichts weniger als ein Meisterstück geworden seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Donnerstag den 21. Oktober 1847.

England.

Die Bank von England in der gegenwärtigen Handelskrisis.

(Als Fortsetzung des in Nr. 124 und 125 enthaltenen Artikels.)

Unter den zahlreichen Schriften, die gegen das Statut der Bank von England und gegen das von derselben bei der diesjährigen Geldnoth eingehaltene Verfahren erschienen, hat besonders eine von Lord Ashburton (Alex. Baring) die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. „The financial and commercial Crisis considered" heißt diese Schrift, in welcher sich der Verf. entschieden gegen die der Bank durch das Gesetz von 1844 auferlegten Beschränkungen von Noten-Emissionen ausspricht. Erzogen in der praktischen Schule der alten Handels-Traditionen seiner Familie, behandelt Lord Ashburton die Theorie der Finanzwissenschaft mit einer Geringschätzung, wie man sie von einem ehemaligen Mitgliede der Peelschen Verwaltung kaum hätte erwarten sollen.

In einer anderen Schrift: „The Crisis and the Currency", von Herrn John Kinnear, wird der Vorschlag gemacht, in England das System der schottischen Actien-Banken einzuführen. Der Verf. erblickt in dem gleichzeitigen Vorhandenseyn mehrerer solcher Institute eine größere Sicherheit für den Kredit, während die Bill von 1844 gerade in der Einheit des Bankwesens diese Sicherheit erblickt. Herrn Kinnear's vergleichende Darstellung der beiden verschiedenen Systeme ist nicht uninteressant, doch hat er vergessen, dabei mit in Erwägung zu ziehen, wie viel die Solidität der schottischen Banken der Stütze zu verdanken hat, die ihnen durch den englischen Kredit und mittelbar durch die Bank von England zu Theil wird.

Ein dritter Gegner des Bankverfahrens, Herr Alison, stellt in seiner Schrift „Free trade and a fettered Currency" die von Sir Rob. Peel zur Geltung gebrachten Freihandels-Grundsätze als unverträglich mit den Fesseln dar, die durch dessen Bill von 1844 der Bank und dem Geldumlaufs-System angelegt worden seyen. Es scheint aber diese Darstellung eben nur eine neue mißverständliche Auffassung des Begriffes der Freiheit zu seyn; die größte Freiheit vermag sich sehr wohl mit Einschränkungen zu vertragen, welche das Gemeinwohl sich auferlegt; es wird sich daher immer nur darum handeln, wie weit das Gemeinwohl eine Einschränkung der Banknoten-Emission oder des Gold-Umlaufes erfordert. Die Extreme sind sicher auch in diesen Dingen nachtheilig.

Was die mehrgedachte Bill von 1844 betrifft, so sagt darüber Herr A. Audiganne, der Verf. des in Nr. 124 und 125 des Magazins nach der Revue des deux Mondes mitgetheilten Artikels über die englische Geld- und Handelskrisis:

„Die Reform von 1844 war nicht etwa ein in den Büreaus des Schatzamtes improvisirtes Werk; ein im Jahre vorher von Sir Rob. Peel niedergesetztes Comité hatte vielmehr alle Materialien gesammelt, die zur Belehrung über den Gegenstand dienen konnten und die demnächst beim Ablauf des zehnjährigen Bank-Privilegiums von 1834 benutzt wurden. Der in England eingeführte Gebrauch, die Bearbeitung administrativer oder staatsökonomischer Fragen besonderen Comités zu überlassen, die nicht aus Mitgliedern der Regierung oder aus Beamten bestehen, trägt dort gewöhnlich die segenreichsten Früchte. Die gründlichen Untersuchungen des Bank-Comité's (committee on banking) hatten dem Sir Rob. Peel eine Menge von Anhaltpunkten geliefert, die er für seine Ideen zu benutzen wußte. Sein Bank-Reformplan war in der That eben so gründlich durchdacht und kühn, wie nur irgend eine Finanzmaßregel, die in der letzten Zeit seiner Verwaltung von ihm ausging. Es handelte sich gewissermaßen um eine vollständige Revolution im Papiergeldsysteme des Landes. Die Bill betraf außer dem großen Etablissement in London, mit seinen ausgedehnten Gerechtsamen und seiner Function als Regierungsbank, alle Häuser, welche Noten, au porteur nach Sicht zahlbar, ausstellten: also sowohl die Provinzialbanken (country banks) als die Actienbanken (joint-stock banks) und die Privatbanquiers (private bankers). Die Errichtung neuer Noten-Banken wurde sofort untersagt; in Betreff der bereits bestehenden achtete man zwar, unter gewissen Garantieen, die Rechte, die einmal erworben waren, behielt sich jedoch vor, auch diese abzulösen und das Recht, Papiergeld zu creïren, künftig in der Hand einer einzigen Bank zu centralisiren.

Die Verfassung der Bank von England, so weit sie die Regulirung ihres Banknoten-Umlaufes betrifft, ist nach den Ideen Adam Smith's und Ricardo's eingerichtet, welche Herr Loyd in einigen lesenswerthen Schriften als maßgebend bei dem Mechanismus dieses kolossalen Institutes empfohlen hatte. Diese Prinzipien, die allerdings den Fehler haben, daß sie allen Operationen, ohne Unterscheidung der Zeitumstände, dieselbe unabänderliche Norm vorschreiben, gehen von dem Axiom aus, daß der Geld- und Banknoten-Umlauf einen direkten Einfluß auf die Marktpreise übe, und daß man durch die geringere oder größere Emission von Papiergeld auf die Zurückhaltung oder den Abfluß des baaren Geldes wirke. Die Bill von 1844, die das Bankwesen, welches so lange der bloßen Routine überlassen gewesen war, jenen Prinzipien unterwarf, ist, ungeachtet ihrer Unvollkommenheiten, als der Anfang einer neuen Aera in der Geschichte der Banken zu betrachten. Demnach brach diese Bill auch mit den bisherigen Ansichten in Bezug auf die Mittel, das Gleichgewicht zwischen dem Papier- und dem Metallgelde zu erhalten und die Schwankungen in den Verhältnissen dieser beiden Elemente des industriellen und Handelsverkehrs zu beherrschen. Man gab nämlich nicht zu, daß die Rücksicht auf die beständige Realisirbarkeit der Banknoten schon allein hinreichend sey, die Bank von einer zu starken Noten-Emission zurückzuhalten. Deshalb machte man die Summe der auszugebenden Noten von der Summe des in den Kassen der Bank befindlichen Goldes abhängig, so daß über einen gewissen Betrag hinaus, der durch Staatspapiere gedeckt ist, jede Banknote ihre Deckung immer in baarem Gelde bei der Bank haben muß. Diese Bestimmung gewährte allerdings eine Garantie gegen die Wiederkehr früherer Unbesonnenheiten, wo man sich manchmal eine Erleichterung für den heutigen Tag durch Bereitung furchtbarer Verlegenheiten für den morgenden erkaufte; aber sie führte andererseits auch durch ihre Allgemeinheit große Unzuträglichkeiten herbei. Zunächst hatte man sich dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, die Circulation zu vermehren, selbst wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß es erheischte und die Umstände es gestatteten. Mit Banknoten, die immer der Summe des in den Kassen befindlichen baaren Geldes entsprächen, hätte man eigentlich keine Papier-Circulation mehr, sondern es würde dies eine Metallgeld-Circulation seyn, nur unter einer bequemeren Form. Endlich aber verurtheilte man sich im voraus und für alle Fälle, wo es wahrscheinlich ist, daß das sich vermindernde baare Geld aus dem Lande geht, zur Einziehung der Noten, d. h. zur Isolirung des Geldmarktes. Dies also ist die nachtheilige Seite der Bill von 1844.*)

Die Noten-Ausgabe gegen Niederlegung von Staatspapieren ist gewissermaßen auf 14 Mill. Pfd. (94½ Mill. Thlr.) beschränkt, wovon 11 Millionen der Betrag des Bank-Kapitales ist, welches sich in den Händen der Regierung befindet und durch Consols repräsentirt wird, und drei Millionen in Schatzkammerscheinen bestehen. Wenn die Bank von England Staatspapiere über diese Summe hinaus besitzt, so darf sie die entsprechende Summe von Banknoten nur in gewissen vorhergesehenen Fällen und nicht ohne königliche Genehmigung ausgeben. Die Creirung von zwei Millionen Pfund „Bank-Post-Bills", die die Bank ebenfalls ausgiebt, um den Postdienst zu erleichtern, gehört nicht hierher. Diese Summe von zwei Millionen ist gewiß nicht übertrieben groß in einem Lande, wo die von der Post beförderten Gelder während des letzten Dienstjahres allein 6 Mill. Pfd. (40 Mill. Thlr.) betragen haben.

Im Durchschnitt belaufen sich die von der englischen Bank ausgegebenen Noten gewöhnlich auf ungefähr 20 Mill. Pfd. (135 Mill. Thlr.) ohne die obgedachten 2 Mill. Bank-Post-Bills.**) Es werden daher 6 Mill. durch

---

*) Um die Prinzipien der Bill von 1844 auf die Bank von England vollständig in Anwendung zu bringen, hat man dieses Institut in zwei Departements eingetheilt. Das eine, dem die Diskontirung obliegt (banking department) und das dem Handel gegenüber als einfaches Banquierhaus auftritt, blieb zugleich mit den Functionen der Staatsbank bekleidet und erhält für die von ihm besorgte Zinsenzahlung der Staatsschuld eine jährliche Provision von 248,000 Pfd. (1,674,000 Thlr.), wovon jedoch 180,000 Pfd. abgehen, die an den Staat als Abgaben zu entrichten sind. Das andere Departement (issue department) beschäftigt sich einzig und allein mit der Ausgabe der Banknoten. Dieses Departement hat sich niemals, weder um die vorhandenen Mittel des banking department, noch um die Bedürfnisse des Handels oder der Industrie zu bekümmern; es macht lediglich einen Ueberschlag von dem baaren Gelde, das sich in der Bank befindet, und berechnet seine Emissionen danach mit einer ganz mechanischen Regelmäßigkeit.

**) Das gesetzliche Maximum der Papier-Circulation anderer englischer Etablissements, die zur Ausgabe von Noten bis jetzt noch berechtigt sind, beläuft sich auf 8,648,000 Pfd., so daß in Allem 28—30 Mill. Pfd. (190—200 Mill. Thlr.) Papiergeld in England cirkuliren können. Im Monat August d. J. belief sich diese Circulation in England nur auf 26 und im ganzen Vereinigten Königreich auf 34 Mill. Pfd. Sterl. Die in Großbritanien und Irland cirkulirenden Valuten in Handelswechseln ꝛc. werden dagegen auf 100 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. — Die Bank von Frankreich hatte im zweiten Quartal d. J. 231 Mill. Frcs. (61½ Mill. Thlr.) und die preußische Bank im Monat September d. J. 16,633,300 Thlr. Banknoten im Umlauf.

die Goldvorräthe repräsentirt. Erst seit 1844 ist die Bank befugt, auch Silberbarren, aber nur zum fünften Theil, unter ihre Kassenbestände aufzunehmen, sofern sie für den Notenbetrag validiren. Durch diese Bestimmung wird natürlich Niemanden das Recht beeinträchtigt, für seine Banknoten Goldzahlung zu fordern. Die Depots, welche in gewöhnlicher Zeit die Reserve der Bank bilden, kann man durchschnittlich auf 10 Mill. Pfd. schätzen, doch eignen sich nicht alle diese Depots auf gleiche Weise dazu, Werthe von Banknoten zu repräsentiren. Wenn man bei der Bank Fonds deponirt, so bleiben diese ganz außerhalb der Berechnung bei der Noten-Emission. Die einzigen Depots, die darauf einen Einfluß üben, sind Metallwerth-Einlagen, die der Bank gegen Schein zur freien Verfügung gestellt werden. Wenn alle diejenigen, welche Geld auf der Bank haben, dasselbe zurückforderten, so würde dieselbe ihre Noten-Circulation auf 14 Millionen beschränken müssen. Nimmt die aus solchen Einlagen gebildete Reserve ab, so zieht die Bank ihre Noten in gleichem Verhältnisse ein. Diese präcisen Regeln sind es, welche dem Systeme die Benennung self acting system (selbstthätiges System) verschafft haben. Im laufenden Jahre hat die Bank dadurch eben, daß sie die Diskontirungen des Handelsstandes erschwerte, das Gleichgewicht zwischen ihren Noten und den Depots erhalten, und in diesem Sinne hat die Bill von 1844 ihren Zweck erreicht. Die Durchschnittssumme der umlaufenden Noten ist zwar nicht sehr erheblich dadurch verkleinert worden, ja, manchmal hat sie sogar die gewöhnliche Ziffer noch um etwas überschritten; doch ist dadurch der Handelsklemme nicht die mindeste Erleichterung geworden, denn die eingetretenen außerordentlichen Bedürfnisse hätten auch eine außerordentliche Vermehrung der Circulationsmittel erheischt.

Ungeachtet der strengen Vorschriften des gegenwärtigen Statutes kann man doch nicht sagen, daß die sofortige Baarzahlung für die durch Banknoten dargestellte Handelsschuld unter allen denkbaren Umständen gesichert sey: so z. B., wenn in Folge der Zurücknahme aller Depots die Bank von England blos noch Staatspapiere, ohne einen einzigen Thaler baaren Geldes, besäße; aber außerdem, daß diese Staatspapiere doch immer noch eine Garantie darböten, so lange nicht die Regierung bankerott wäre, wird auch ein solcher Fall mit Recht für beinahe unmöglich gehalten. Ein einzigesmal, im J. 1757, ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß alle Depots von der Bank zurückgefordert wurden; es geschah dies, weil in Folge der Hungersnoth dieses Jahres große Geldsummen nach dem Auslande geschickt wurden und auch der Krieg sehr viel Geld verschlang. Abgesehen aber von solchen unwahrscheinlichen Voraussetzungen, gewährt die gesetzmäßige Beschränkung der Ausgabe von Noten hinreichende Sicherheit für deren ununterbrochene Realisirbarkeit. Es bildet dies die Grundlage des im J. 1844 festgestellten Statuts. Deshalb verfallen auch diejenigen, welche jetzt der Meinung sind, daß man jene Beschränkung aufheben müsse, während sie doch dem Banknotenbesitzer das Recht, sich für sein Papier baares Geld zu fordern, ungeschmälert erhalten wollen, in eine große Inkonsequenz. Eine der Entscheidung der Direktoren anheimgestellte fakultative Beschränkung würde eben so wenig ihrem Zweck entsprechen. Ohne die Einsichten und die Loyalität des Direktoren-Hofes (Court of Directors) im Geringsten bezweifeln zu wollen, belehren uns doch unwiderlegliche Erfahrungen, daß eine solche fakultative Beschränkung keine hinreichende Garantie darbiete. Immer ist die Schranke des Gesetzes, dem Prinzipe nach, vorzuziehen, wenn man nur zugleich die Mittel besitzt, die etwas zu strammen Zügel, sobald die Nothwendigkeit es fordert, nachgiebiger zu machen.

Der Hauptfehler an dem gegenwärtigen System ist seine beständige Gleichförmigkeit: es unterwirft die ungleichartigsten Fälle einer und derselben Behandlung. Wenn in diesem Jahre, bei dem vollkommen gesunden Zustande des Handels, bei dem Kredit der Bank und dem Betrag ihrer Reserve, die Strenge der Bill von 1844 für den Augenblick hätte gemäßigt werden können, so würde man den größten Theil der eingetretenen Stockungen vermieden haben. Gab es nicht für die Aufrechthaltung der Integrität aller Verpflichtungen der Bank eine moralische Gewißheit, die eben so viel werth ist, als die mathematische, aus den Kassenbeständen sich ergebende? Hat man nicht jenes strenge und unnütze Gleichmaß zwischen den Baarfonds und den Banknoten viel zu theuer erkauft? Bei einem minder unbeugsamen System hätte die Zurücknahme von sieben Millionen auf sechzehn weder Verlegenheiten noch Unruhe erweckt.

Daß die Verfassung der Bank von England ihrem Wesen nach sehr weise sey, davon sind wir fest überzeugt: aber wir glauben darum doch, daß es nur vortheilhaft seyn würde, wenn ihr Prinzip in der Anwendung etwas elastischer wäre. Ja, unter dieser Bedingung allein wird es möglich seyn, den Krisen zuvorzukommen und sie zu beschwichtigen. Um die Lücke auszufüllen, würde es hinreichend seyn, wenn der Direktoren-Hof von der Regierung unter der feierlichen Form eines im Conseil erlassenen Befehles (order in council) ermächtigt werden könnte, sobald die Lage des Kredites und des Handels eine solche Maßregel rechtfertigte, die gesetzmäßige Schranke der gewöhnlichen Emissionen zu überschreiten. Eine ähnliche Bestimmung existirt sogar schon in der Bill von 1844, indem nämlich, wie wir bereits oben bemerkten, die Bank auf Staaspapiere über den Werth von 14 Millionen keine Noten ohne vorgängige Autorisation der Regierung ausgeben darf. In dem Statute von 1844 hat der Staat zwar für die nächsten zehn Jahre auf das Recht der Revision verzichtet; aber die Zustimmung der Bank selbst, wie des Parlaments, würde einer solchen Modification, wie die eben erwähnte, gewiß nicht fehlen."

Schweiz.

Betrachtungen und Randglossen eines Genfer M…

Nachgelassenes Werk von R. Töpffer.

(Schluß.)

Sind die Thiere fähig, die Malerei zu verstehen? Eine K… ihrem Spiegelbilde, als wäre dies eine andere Katze; aber … Täuschung die Bewegung zu Hülfe. Würde sie sich auch in einem Bilde erkennen? Wir zweifeln sehr, trotz der bekannten Beisp… dafür beibringen könnte. In einem einfachen Umrisse wird sie … wiederfinden; ja, lege man denselben dem Verständigsten ihrer … Kater Murr, vor, er wird sich nicht daraus vernehmen, während … Bauer, das unaufmerksamste Kind, der roheste Wilde keinen … Zweifel seyn werden.

Aber, obwohl der Umriß etwas Abstraktes, ein reines … einkunft ist, so genügt er doch zum Ausdruck der erhabensten … der Kunst. Gebet Michel Angelo eine Kohle und ein Stück … einigen wenigen Streichen wird er in eurer Seele die Idee des … Erhabenen lebhafter erregen, als manche Sammlung mühsam … Gemälde. Er selbst wird keine größere Wirkung hervorbringen … seinen Umriß sorgfältig auf der Leinwand ausführt. Der Vermittler … seinem Gedanken und der Menge war das einfachste graphische … einige Linien haben euch in die Welt übermenschlicher Wesen einge… denen des Malers Geist bevölkert wird.

In dieser Weise weiß unser Autor abstrakte Materien zugänglich … Fragen klar zu machen. Begegnet es ihm aber einmal, sich so … steigen, daß ihm, wie er selbst sagt, fast der Kopf schwindelt — … er euch zurück auf einen lachenden Abhang und zeigt euch … Landschaft, die vor euch liegt, die Belege zu jenen Theorieen, auf … folgung er sich eben verirrt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit … folgende Schilderung von seiner Wohnung:

„Mein Häuschen liegt vor dem Dorfe an der großen Straße. … öffnet sich in den Obstgarten, welchen Wiesen umgeben. Diese … ihr sie an, fliehen vor euren Blicken geschwind einen jähen Abhang … denn sie müssen eilen, die schäumenden Wellen der Mantua zu … drüben auf der anderen Seite des Flusses erhebt sich langsam eine … Höhe, auf welcher Dörfer, Aecker und Wälder sich zu den lieblichsten … schaften gruppiren. Den Horizont umgürten die Gipfel der Hochalpen … einer Kette von Eis-Domen, und am Abend, wenn die Sonne lange … Flur verlassen, hält diese Kette noch den flammenden Purpur ihres … scheins gefangen und zeigt ihn triumphirend dem staunenden Dunkel, … uns umgiebt.

„Mein Häuschen ist von meinem Großvater, einem Bauern dieses Dorfes … erbaut worden; seine Kinder vergrößerten, wir verschönerten es, und … zeigt es neben einander die Spuren seines bäuerischen Ursprungs und … städtischen Gewohnheiten. Mir gefällt diese ungezwungene Vermischung … Hausrath und Zimmern verschiedenen Alters und Geschmacks; sie bekundet … Zunahme der Familie oder des Wohlstandes und verlöscht dabei des … vaters Andenken nicht. Denn freilich habe ich den Altan gebaut, … Flügel an das Häuschen gesetzt und die Fensterläden grün angestrichen … dort steht noch sein Backofen, darin er sein gutes Brodt buk, hier seine … uhr und hier sein Eichenschrank, und noch hat mir kein Bild so … bereitet, als ich empfinde, wenn ich sein Urenkelchen, meine kleine … umgeben von ihren Spielsachen, auf demselben Lehnstuhl sitzen sehe, … herab er über unser erstes Geplauder gelächelt hat.

„Rings um mein Häuschen seht ihr wohl Laub und Blüthen … ter ist kein Rebengewinde, kein schätzbares Gesträuch, kein zarter … in dieser Höhe, wo schon die Nußbäume selten werden, muß man … wilden Bäumen zufrieden seyn, die, tragen sie auch nur gemeine … nigstens der Winterkälte widerstehen und, schon Blüthen in ihrem … gend, dem säumigen Frühlingsfroste trotzen. Einige Aepfelbäume … ligem Gezweige, ein paar Kirschbäume mit glatter Rinde, eine Zahl … bäume, die die letzten Zweigchen ihrer kurzen Aeste in dichte Büschel … drängen, sind die einzigen Bewohner meines Obstgartens und geben … in den schönsten Monaten nur einen bäuerischen Schmuck, wie ihn … lande die Gartenhecken zeigen, wenn sie die rothen und weißen Blüthen … stecken. Dafür aber gedeihen zwei Schritte davon Buchen, Eichen … und treten zusammen zu majestätischen Wäldern, indeß von allen Seiten … Rücken der Hügel, am Raine der Wege, selbst bis hinan an die … Hütten zahllose Pflanzen ohne Herren umherblühen und hier ein … euch ein Bein stellt, dort wiegende Stengel sich vor euch neigen, … sonnenes Blatt sich vor euren schreitenden Fuß legt. Das ist, … liebenswürdige Gesellschaft und, wohin ich mich wende, kömmt sie … terhält mich und neckt mich mit ihren lieben Unarten.

„Es stehen auch Birnbäume in meinem Garten — wie konnt' ich … vorhin vergessen? — und wenn einer unter ihnen, erschöpft von seinen … und hart geprüft von den Stürmen, die ihn heimsuchen kamen, … zur ewigen Ruhe hinüberzugehen, dann kömmt ein Mann, der ihn … seine Aeste zerbricht und ihn in Stücke haut. Mit dem schönsten … speise ich dann meinen Feuerheerd, wenn ich von einem Abendgange … luftigen Anhöhen oder durch die feuchten Felder zurückkomme und meine … steifen Glieder behaglich erwärmen oder mein Schuhwerk trocknen will. …

er brennt, der Birnbaum! wie rasch und sicher die Flämmchen hervorspringen! wie sorgsam die Kohle ihre Gluth bewahrt! Und erquickt und befriedigt danke ich der wohlthätigen Hand Gottes, an die mein Brennholz aus der Stadt, das lange nicht so melodisch knistert und so malerisch Flämmchen wirft, mich selten erinnert.

„Unterdeß bringt man mir meine Lampe, denn jetzt ist die Stunde, wo ich meinen Dichter lese. Ich lese ihn, aber zerstreut, wenn mir seine Verse nicht der Stimmung entsprechen, in die mich die Eindrücke des Tages versetzt haben. Doch das thun sie selten, und weil ich mir das Gleichgewicht der Seele nicht stören mag, lege ich die Gedichte bei Seite und hole mir ein altes Buch aus der Hausbibliothek, in dem Geschichten von ehemals in verjährter Sprache verzeichnet sind, oder ich öffne den schon erschienenen Kalender und lasse mir erzählen von dem, was das alte Jahr erlitten und was das neue zu fürchten oder zu hoffen hat.“

Es sollte uns freuen, wenn wir dem Leser einen ungefähren Begriff gegeben haben von der anmuthigen Art und Weise Töpffer's, zu belehren und zu unterhalten, dann wird er mit uns bedauern, daß ein solcher Mann der Literatur entrissen worden ist, und uns dankbar seyn, wenn wir ihn vielleicht dadurch verleitet haben, sich das besprochene Werk zu leihen oder zu kaufen.

Frankreich.

Die biblische Weltschöpfung und die Geologie. — Die Gestirne und die Weltgeschichte.

In der Verlegenheit, die Schöpfungsgeschichte der Bibel nicht mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang bringen zu können, hat man seine Zuflucht dazu genommen, dieselbe eine poetische Allegorie, einen Hymnus auf den Weltschöpfer zu nennen. Neuerdings aber ist Herr de Serre, Professor der Geologie in Montpellier, mit zwei sehr interessanten und sehr lehrreichen Büchern *) aufgetreten, von denen das eine bereits einmal in diesen Blättern erwähnt worden und in denen er zeigt, wie die Erzählung der heiligen Schrift gerade neben den neuesten Forschungen der größten Meister in der Physik und Geologie ihre Geltung behalte. Er thut dabei weder der Bibel, noch den wissenschaftlichen Thatsachen Gewalt an. Um einen Begriff von der Weise zu geben, wie er die Aehnlichkeit zwischen der inspirirten Schöpfungsgeschichte Mosis und der mühsam errungenen Wahrheit der gelehrten Forschung darthut, wollen wir von seiner Arbeit eine kleine Probe geben.

Vor allen Dingen verlangt der Verfasser — und er zeigt sein philologisches und naturhistorisches Recht auf diese Forderung — daß man sich unter dem biblischen Tag nicht etwa einen Zeitraum von zwölf oder vierundzwanzig Stunden denke, sondern eine lange Zeitperiode, die sich mehrmals vor Erschaffung des Menschen wiederholt habe. — Man weiß, daß die Bibel Licht und Sonne an verschiedenen Tagen erschaffen läßt, und zwar heißt es bereits am ersten Tage: „Es werde Licht! und es ward Licht“; während erst am vierten Tage erzählt wird, daß Gott die Sonne und den Mond geschaffen. Neuere Untersuchungen haben in der That bewiesen, daß jedes Theilchen der Materie, so wie seine eigene Wärme und Elektrizität, auch seinen Grad Licht besitze. Dies Licht ist von den Sonnenstrahlen unabhängig, denn die Körper in der Tiefe der Erde haben es eben so gut, als die an der Oberfläche. Man denke nur an die vulkanischen Heerde und die Ströme von Licht, die sie entsenden. Dies Licht gehört dem ursprünglichen Wärme- und Lichtgehalt der Erde an, der in den ersten Zeiten nach der Schöpfung für die Erde genügte, der allmälig durch Ausstrahlung in den Himmelsraum geringer wurde und der daher endlich anderweitig ersetzt werden mußte. In diesem Sinn legte Gott die Licht-Atmosphäre um die Sonne.

Man hat behauptet, die Schöpfung sey mit einem Schlage entstanden. Hier einer von de Serre's Gegengründen: „Die Milchstraße, jener weißliche Streifen am Himmel, der durch eine unzählige Menge von Sternen gebildet wird, liegt der Erde 115mal näher als die größten sogenannten Nebelsterne. Die Geschwindigkeit des Lichtes zu 40,000 Meilen in der Sekunde angenommen, braucht dasselbe 1000 Jahre, um von der Milchstraße, also über 100,000, um von den Nebelsternen zur Erde zu gelangen. Wären also die Sterne mit der Erde in derselben Zeit, also etwa vor 7000 Jahren, geschaffen, so hätte das Licht der Nebelsterne die Erde noch nicht erreicht und dieselben könnten also noch gar nicht gesehen werden. Es müßte ferner fast alle Nacht ein neuer Stern, dessen Licht die Reise nach der Erde vollendet, erscheinen; ja Adam und seine nächsten Nachkommen hätten außer der Sonne, dem Monde und den Planeten noch keinen Stern am Himmel gesehen.“

Diese Schlußfolgerung des Herrn de Serre erinnert uns an die ebenfalls an die Theorie von der Fortpflanzung des Sternlichtes geknüpften „Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit“, welche ein geistvoller Dilettant in Breslau im vorigen Jahre unter dem Titel: „Die Gestirne und die Weltgeschichte“ veröffentlicht hat und von welchen so eben ein zweites Heft als Fortsetzung erschienen ist. **) In dem ersten Hefte hatte sich der Verf. damit begnügt, nachzuweisen: wie die Abspiegelung der irdischen Begebenheiten, obwohl auf den Flügeln des Lichtstrahls in den Weltraum weiter getragen, doch eben nur mit der Geschwindigkeit des ersteren sich fortpflanzen kann, so daß, was vor Jahrtausenden hier unten geschah, heute erst auf einem entfernten Fixsterne sichtbar sich zeigt, und dasjenige, was heute auf Erden geschieht, binnen Jahrtausenden erst auf verschiedenen, entlegenen Fixsternen nach einander sichtbar wird, sofern man, was Form und Farbe hat, auch bei der größten Lichtschwäche und bei der kleinsten Dimension, noch sichtbar nennen muß. „Diese Betrachtungen“, sagt er, „gelten nicht blos von unserer Erde allein, sondern der Bewohner eines jeden anderen Sterns blickt in die Vergangenheit der anderen Gestirne, und die Geschichte nicht nur unseres Weltkörpers, sondern aller Welten ist als eine größte und wahrhaftigste Welt- und Weltengeschichte im Raume gegenwärtig ausgebreitet.“ In dem vorliegenden zweiten Hefte geht der Verf. nun in den Folgerungen, die sich hieran knüpfen, so weit, uns darzuthun, daß die Begriffe von Raum und Zeit völlig in einander aufgehen und eben nur für die menschliche Auffassungsweise vorhanden sind. Er weist uns in seiner eigenthümlichen, empirisch-rationellen Deduction nicht blos nach, daß es — was bekanntlich das höchste Resultat aller Philosophie ist — nur Eine Wahrheit giebt, sondern auch daß die räumlich und zeitlich verschiedenen Theile des Weltalls und der Weltengeschichte ebenfalls als in einem einzigen untheilbaren Punkt zusammenfallend sich denken lassen. Wir sind dem Verf. allerdings durch seine Deductionen mit einigem Kopfschütteln gefolgt, und auch als wir das Büchelchen zu Ende gelesen hatten, haben wir uns dieses Zeichens ungelöster Bedenken nicht enthalten können, aber als scharfsinnig müssen wir sie gleichwohl anerkennen, so daß wir auch Andere mit gutem Gewissen auffordern dürfen, sich die kleine Schrift „zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge“ anzuschaffen. Wir zweifeln auch nicht, daß dieses zweite Heft, eben so wie das erste, besonders in England mit Interesse gelesen werden wird, wo man „die Gestirne und die Weltgeschichte“ übersetzt hat, ohne die deutsche Quelle zu nennen. Der Verf. hat sich darum veranlaßt gefunden, auf dem Titelblatte des zweiten Heftes anzukündigen, daß er sich das Recht vorbehalten, selbst eine englische Uebersetzung zu liefern, und zu diesem Zwecke auch das nach dem Verlagsgesetz vom 13. Mai 1846 verlangte Exemplar in London deponirt habe.

*) De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. — De la création de la terre et des corps célestes.

**) Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. von F. H. II. Heft. Zum Besten der Nothleidenden im schlesischen Riesengebirge. Breslau, Aderholz, 1847.

Natürliche Wiederherstellung der Kanäle des Körpers nach ihrer Unterbindung.

Um den Vorgang der Verdauung genau beobachten zu können, hat man in neuerer Zeit an Thieren häufig den Versuch gemacht, durch eine künstliche Oeffnung Nahrungsmittel direkt in den Magen zu bringen. Bei einem solchen Versuche unterband ein Straßburger Professor, Sedillot, die Speiseröhre, um den Speichel, den Mund- und Rachenschleim von aller Theilnahme an der Verdauung auszuschließen. Als er aber drei Monate nach dieser Operation den Hund, an dem dieselbe ausgeführt worden war, sezirte, fand er zu seinem großen Erstaunen die Einschnürung der Speiseröhre verschwunden und die Durchgängigkeit des Kanals für Speisen und Getränke vollkommen wiederhergestellt. Gleichwohl war der Faden kunstgerecht und am rechten Orte umschlungen worden, denn mehrere Tage nach der Unterbindung hatte der Hund vergeblich zu fressen und zu trinken versucht und jeden verschluckten Bissen alsbald wieder von sich gegeben.

Eine genaue Prüfung der Speiseröhre ließ die Spuren einer linienförmigen, der Quere nach verlaufenden Verengerung erkennen. An dieser Stelle machte die faltige innerste (Schleim-) Haut einen Absatz und wurde von einem glatten, weißlichen Ringsstreifen, der etwa eine Linie breit war, unterbrochen. Die Oeffnung erlaubte, den kleinen Finger durchzustecken, war also einer vollständigen Erhaltung des Kanals gleichzuachten.

Um sich der gemachten Erfahrung zu vergewissern, wiederholte Herr Sedillot seinen Versuch mehreremal und folgte den einzelnen Perioden desselben mit Sorgfalt. Die Ligatur wurde stark angezogen, und nicht lange nachher schwitzte außen an der Unterbindungsstelle organisirbare Materie in solcher Menge aus, daß der Faden davon vollständig bedeckt wurde. Am folgenden Tage war äußerlich jede Spur der Einschnürung verwischt; schnitt man aber die Speiseröhre der Länge nach auf, so zeigten sich die Schleimhaut und fast in ihrer ganzen Dicke auch die über derselben liegende Muskelschicht noch unversehrt, während der Faden zwischen dieser Schicht und dem ausgeschwitzten Stoffe zu sehen war. Einige Tage später hatte der Faden auch jene Gewebe, die er aber noch umgab, durchschnitten, kam in die Speiseröhre zu liegen, gelangte in den Magen und ward endlich ausgeleert. Die Speiseröhre war allmälig in ihrer ganzen Dicke getrennt worden und hatte sich mit Hülfe der ausgeschwitzten Materie, ohne jemals eine völlige Unterbrechung ihres Verlaufes zu erleiden, gänzlich wiederherstellen können.

Herr Sedillot erzählt in dem Referate über sein Experiment, daß vor einigen Jahren ein englischer Arzt, der einem Kranken eine Darmschlinge unterband, einen ähnlichen Erfolg beobachtet hätte. Er selbst habe darauf in einem gleichen Falle diese Operation versucht, sie sey aber mißglückt und der Patient gestorben.

In der That glückte es dem Engländer Travers, daß einige Tage nach der Unterbindung einer Darmschlinge die Operationsstelle wieder wegsam wurde. Der Physiolog Brodie machte damals den Versuch am Gallengange bei jungen Katzen und überzeugte sich, daß derselbe immer nur kurze Zeit verschlossen blieb. Wie glücklich aber auch der Erfolg solcher Operationen bei Thieren seyn mag: sie an Menschen auszuführen, ist mehr als kühn, da die schlimmen Zufälle, die sie bei den Letzteren herbeiführen, unvergleichlich ernster sind, als bei den Thieren.

Mannigfaltiges.

— Hardenberg und Stein. Das in Halle vom Pastor v. Tippelskirch zu Giebichenstein herausgegebene, weit verbreitete „Volksblatt für Stadt und Land“ enthält von einem seiner thätigsten Mitarbeiter, der sich vorzugsweise „der Kritikus“ nennt, in Nr. 76 einen Artikel mit der Ueberschrift „Eine liberale Unwissenheit.“ Es ist nun nicht unsere Absicht, denselben in seinen Einzelnheiten und Ausfällen gegen die Herren v. Beckerath und v. Auerswald zu beleuchten, dagegen wollen wir uns hier an die falsche Nebeneinanderstellung Stein's und Hardenberg's halten, zumal da der Letztere jetzt gemeiniglich gar nicht in seiner Würdigkeit erkannt wird und wir es selbst bei einem Zweckessen im Februar erlebt haben, daß wohl Stein und Wilh. v. Humboldt gepriesen, Hardenberg's große Verdienste aber nicht mit einem Worte erwähnt wurden. Der Kritikus des Volksblattes hat durch seine offenbare Zurücksetzung Hardenberg's eine geschichtliche Sünde begangen, die nicht ungerügt bleiben darf. Es ist nämlich grundfalsch, wenn derselbe sagt: „Hardenberg sey für die verderblichen Grundlagen des Pariser Friedensschlusses von 1814 und 1815 gewesen.“ Es mag nun immerhin seyn, daß der Kritikus aus eigener Kunde von jenen Friedensschlüssen nichts weiß, dann mußte er aber gute Bücher nachschlagen und die sicheren Quellen aufsuchen, ehe er eine so leichtsinnige Behauptung niederschrieb. Aus solchen Schriften würde unser Kritikus entnommen haben, daß der Staatskanzler Hardenberg nicht im Stande gewesen ist, im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 diejenige Wiedervergeltung von Frankreich zu erlangen, welche die Völker forderten, die gegen Frankreich standen, und den Franzosen diejenige Buße aufzuerlegen, welche sie verdient hatten. Er würde ferner aus den Berichten unterrichteter Zeitgenossen ersehen haben, daß der Freiherr von Stein mit Hardenberg vor dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens in allen Hauptsachen einverstanden ist, sofern sie Preußen und Deutschland betrafen, ja er hätte, wollte er gerecht seyn, es anerkennen müssen, daß, wenn Stein, im Besitze des höchsten Ansehens und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Gesinnung überall eine Art Macht, seine Absichten doch nicht durchsetzen konnte, dies für den Staatskanzler Hardenberg noch weit schwieriger war. Ja, man darf sich, wie damals auch in Deutschland geschehen ist, nicht so sehr über die Nachgiebigkeit von Oesterreich und Preußen ärgern, die den Frieden mitabschlossen, als man über England und Rußland erbittert seyn muß, denn diese beiden Mächte hatten den Frieden eigentlich gemacht, und zwar lag die Absicht zu Grunde, Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen. Endlich darf auch in Bezug auf Hardenberg's Stellung zu seinem Könige nicht übersehen werden, daß dieser Monarch den Frieden lebhaft wünschte und daß er die innere Beruhigung Frankreichs, welche die übergroße Milde der Sieger vermittelst einer Reihe vortheilhafterer Bedingungen herbeizuführen gedachte, durch kein Hinderniß hemmen wollte. Und doch war gerade Friedrich Wilhelm III. der am meisten gekränkte Fürst.

Das Alles konnte der Kritikus bereits aus gedruckten Büchern lernen. Erhalten wir einst eine diplomatische Geschichte des ersten Pariser Friedens, wie sie der Freiherr v. Gagern und der Jenaische Professor Schaumann über den zweiten Frieden geliefert haben, so wird sich nur zu deutlich ergeben, wie eifrig bemüht Hardenberg gewesen ist, seinem Vaterlande den Abschluß eines schmachvollen Friedens zu ersparen. Wenn ihn aber Gervinus in der Schrift über die preußische Verfassung und das Gesetz vom 3. Februar (Manheim 1847) auf S. 21 einer „Schwäche seines schlanken Charakters in den wichtigsten äußeren Angelegenheiten im Jahre 1814“ angeklagt hat, so klingt ein solches Wort zwar bedeutend, weil es Gervinus ausgesprochen hat, gehört aber eigentlich nur zu den preußenfeindlichen Urtheilen, von denen jene Schrift erfüllt ist.

Was nun den zweiten Pariser Frieden anbetrifft, so erscheint uns der dem Fürsten Hardenberg gemachte Vorwurf hier noch weit ungerechter. Kannte denn unser Kritikus nicht die von Hardenberg selbst verfaßten Eingaben und Denkschriften vom 4. August, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterten und aufstellten und bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Festungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar forderten? Wußte er denn nicht, daß in jener Denkschrift angedeutet war, daß man deutscherseits noch viel weiter gehen könnte, wenn man Alles zurücknehmen wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Arglist und durch Waffengewalt von Deutschland abgerissen hatten? Ist denn unserem Kritikus unbekannt geblieben, daß Hardenberg, nebst dem ihm immer eng verbundenen Humboldt im Ministerrathe der Verbündeten, in welchem der Freiherr v. Stein gar keinen Sitz hatte, fortwährend für jene Richtung aufgetreten war und auch das Recht behauptete, beträchtliche Zahlungen von Frankreich begehren zu können? Und endlich sollte der Kritikus nicht wissen, daß Stein, so lange er zum Mithandeln berufen war, nach unverwerflichen Zeugnissen, stets fest an Hardenberg gehalten und vergeblich seine ganze beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst aufgeboten habe? Oder sollen wir ihn auf das Zeugniß des für Hardenberg nicht parteiisch eingenommenen Freiherrn v. Gagern in dem genannten Buche (II. 226., 353., 363.) verweisen, daß Hardenberg, Humboldt, Stein, Blücher, Gneisenau, Knesebeck, Boyen alle wie einer gedacht hätten?

Es wäre ganz überflüssig, hierüber noch viele Worte zu schreiben, nachdem Varnhagen von Ense in diesem Jahre im siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten den diplomatischen Gang der Friedensverhandlungen aus seinen Tagebüchern und Erinnerungen gründlich erörtert hat. Wie ein [illegible] der Ausgang das ganze Werk beschließen mußte, wird unser Kritikus selben klar ersehen. Zur Ehre Hardenberg's aber setzen wir [illegible] aus seinem Briefe an den Regierungsrath Butte in Köln vom [illegible] her, der ihm seine Schrift über die nothwendigen Abtretungen überreicht hatte: „Wenn der Friede nicht nach den von mir [illegible] stimmungen, die mit Ihren Sätzen übereinstimmen, abgeschlossen [illegible] Preußen *) hierbei ohne Schuld. Es stand allein und konnte [illegible] Mitteln und an Menschen, die Sache nicht gegen ganz Europa [illegible] Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten [illegible] Ruhe seiner Völker, sey sie auch wenig dauernd, die bessere Ueberzeugung [illegible] opfern.“ Der Brief findet sich mit manchen, nicht uninteressanten [illegible] heiten in Dorow's Denkschriften und Briefen Th. 5, S. 192 [illegible] Gagern Th. 1, S. 227. „Es sey nicht Preußens Schuld, wenn [illegible] nicht Gerechtigkeit übt“, schreibt Gneisenau aus Paris am 23. [illegible] seinen Freund Arndt ganz in demselben Sinne.

Daß der eben erwähnte Hofrath Dorow als Lobredner [illegible] von dem Herrn Kritikus genannt wird, während Stein von Arndt [illegible] und gepriesen worden ist, hat in dieser Zusammenstellung auch [illegible] Bedeutung für die Auffassungsart des Kritikus. Dorow ist todt [illegible] über jetzt kein Wort, aber die Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter [illegible] vielen Begünstigten Undank erfahren hat, bleibt, so lange Zeit nach [illegible] Tode, immer schätzenswerth. Was aber den wackeren Arndt [illegible] scheint dem Herrn Kritikus dessen edle und freie Art im Urtheile [illegible] berg wiederum unbekannt geblieben zu seyn. Noch in diesem Jahre [illegible] dem „Nothgedrungenen Berichte aus seinem Leben“ (I. 23.) die [illegible] geschrieben: „Ihm schlug bei manchen Mängeln doch ein wirklich [illegible] Herz in der Brust, das Menschliches ertragen und empfinden konnte [illegible] nicht blos adelig, er war edel geboren.“ Manche [illegible] könnten wir dem Kritikus aus Arndt's Erinnerungen aus dem [illegible] aus seinem Lebensabrisse Gneisenau's und aus dem Anhange [illegible] im Jahre 1831 herausgegebenen Schrift über Belgien anführen. [illegible] Herr Kritikus mit einer gewissen Befriedigung ein Wort aus [illegible] des Freiherrn von Stein anführt, in welchem Hardenberg „ein alter [illegible] genannt wird, so erlauben wir uns, ihn auf die Worte Arndt's in [illegible] angeführten Buche (Schriften an die Deutschen Th. 3, S. 237 f.) [illegible] zu machen. Hier mißbilligt Arndt zuvörderst den Abdruck der [illegible] Briefe durch den Freiherrn v. Gagern und fühlt sich berufen, [illegible] Worte in Hinsicht seiner harten und verletzenden Aeußerungen über den [illegible] von Hardenberg zu sagen. Er verhehlt hier nicht, daß beide Männer [illegible] Sitte, Art und Charakter unähnlich gewesen sind, und daß es an natürlichen Gegenstößen nicht fehlen konnte: er sagt auch freimüthig heraus (aber keineswegs so bitter, als unser Kritikus), was dem Staatskanzler in seiner Stellung als erster Minister gefehlt habe, aber er giebt auch zu bedenken, daß Stein beim Briefschreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit forteilte, daß seine Briefe stets das Gepräge des Augenblicks getragen haben, und daß seine Aeußerungen in Briefen eben als Aussprudelungen und Aufwallungen des Augenblicks [illegible] gleichsam nur wie ein fortgesetztes Gespräch betrachtet werden müssen.

Wer sich nur erinnert, welch' eine Reihe von Unannehmlichkeiten [illegible] Verfolgungen dem Freiherrn v. Stein der im August 1808 an den [illegible] von Wittgenstein in Eile und Eifer geschriebene Brief verursacht [illegible] die ausführliche Erzählung in Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten Th. II., S. 277 f.), der wird die Wahrheit der Arndtischen Aussagen [illegible] Der Herr Kritikus möge sich aber dadurch zur Vorsicht in [illegible] Briefstellen angesehener Männer ermahnen lassen und für seine geschichtlichen Annahmen bessere Quellen wählen, als das in Mit[illegible] erschienene [illegible] Freiherrn v. Stein oder ähnliche Parteischriften.

L. G. Z.

— Shakespeare auf englischen Theatern. [illegible] Jahren wurde über die Theilnahmlosigkeit des englischen Theaterpublikums für seinen unsterblichen Dichter geklagt, dessen Geist damals — [illegible] trefflichste Shakespeare-Darsteller, Ludwig Devrient, noch lebte — [illegible] über die Berliner als über die Londoner Bühne schritt. In neuerer Zeit hat sich dies indessen bedeutend geändert. Nur höchst selten sehen wir jetzt in Berlin einmal ein Werk des großen britischen Dichters. Dagegen wurden in London, bei der Eröffnung der diesjährigen Wintersaison, am Montag den [illegible] October, in nicht weniger als drei Theatern zugleich Shakespeare'sche Stücke gegeben: Im Princeß-Theater wurde nämlich „Macbeth“ (mit Macready in der Titelrolle), im Marylebone-Theater „Ein Wintermärchen“ und in Sadler's Wells „Cymbeline“ aufgeführt, und zwar überall bei vollem Hause. [illegible] seltsame musikalische Ausstattung der Shakespeare'schen Dramen [illegible] hatten wir selbst einmal Gelegenheit, bei der Aufführung des „Kaufmann von Venedig“ im Princeß-Theater wahrzunehmen. Die eingestreuten [illegible] den nämlich mit beliebten Melodieen von Rossini, Donizetti und andern bekannten Komponisten vorgetragen und haben sich in dieser Gestalt [illegible] Beifalls zu erfreuen. Es ist zu verwundern, daß man nicht auch in dieser Beziehung für eine würdigere Ausstattung des Dichters zu sorgen strebt.

*) und also auch seine Minister.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Sonnabend den 23. Oktober 1847.

Norwegen.

Aelteste Ueberreste der norwegischen Literatur.

(Nach der „Norsk Tidsskrift".)

Vor nicht langer Zeit enthielt das norwegische Blatt „den Constitutionelle" einen Bericht über einen merkwürdigen Fund von altnorwegischen, im Reichsarchiv entdeckten Pergamentblättern. Da dieser Fund in der That als ein großer Gewinn für die Wissenschaft betrachtet werden darf, so war es natürlich, daß die im Beginn dieses Jahres unter Redaction des Prof. Lange in Christiania erschienene „Norwegische Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur" (und es geschah gleich in ihrem ersten Heft) eine nähere Nachricht darüber mittheilte. Herr Prof. Munch, als gründlicher Kenner der altnorwegischen Literatur wohl bekannt, erstattet selbst diesen Bericht, indem er ein Verzeichniß und eine Beschreibung der aufgefundenen literarischen Schätze giebt und die Folgerungen andeutet, welche sich in Rücksicht des Literaturzustandes in Norwegens Blüthenperiode unter König Haakon Haakonsson und seinen nächsten Nachfolgern machen lassen.

Schon vor etwa vier Jahren, sagt Prof. Munch, sandte der damalige Vorsteher des Reichsarchivs, Herr Wergeland, an die Universität einige Pergamentblätter, vornehmlich von norwegischen Gesetzen, die er im Archiv gefunden hatte, ohne sich jedoch näher darüber zu äußern, wie sie aufgefunden worden, oder wiefern Aussicht vorhanden sey, noch mehrere dieser Art zu finden. Da nun auch fürs erste keine mehr entdeckt wurden und eine geraume Zeit darüber verging, dachte man nicht weiter daran, indem man annahm, daß künftig nur der Zufall, nicht aber eine zu diesem Zwecke speziell vorgenommene Untersuchung, ähnliche Ueberreste der alten Zeit ans Licht ziehen könnte.

Unterdessen folgte Herrn Wergeland in der Aufsicht über das Reichsarchiv der Herausgeber jener Zeitschrift, Herr Lange. Nach kurzer Zeit fand derselbe mehrere Fragmente und lernte zugleich, wie man es machen müsse, um die Entdeckungen fortzusetzen. Indem er nämlich eine Partie zweihundertjähriger Vogteirechnungen, Steuerregister u. dgl. ordnete, bemerkte er, daß jedes Heft, welches gewöhnlich aus mehreren Foliobogen bestand, am Rücken mit mehr oder minder breiten Pergamentstücken versehen war, damit der Heftfaden nicht in unmittelbare Berührung mit dem Papiere käme und so dasselbe abnutze. Diese Pergamentstreifen mußten alsbald die Aufmerksamkeit auf sich lenken, da die meisten mit Schrift aus dem Mittelalter beschrieben waren und sich auf vielen sogar stattliche, mit Vergoldung und allerhand Farben ausgeschmückte Initialen fanden. Bei genauerem Nachsehen wurde bald die Entdeckung gemacht, daß mehrere derselben Bruchstücke von vorzugsweise altnorwegischen Gesetz-Codices seyen. Nun wurde die Untersuchung planmäßig fortgesetzt. Herr C. Unger nahm eifrig Theil daran und verbrachte mehrere Vormittage zwischen den bestaubten Repositorien, bis man Alles ans Licht gezogen hatte, was auf diesem Wege fürs erste aufzufinden war.

Unter dem auf diese Weise Vorgefundenen besteht zwar das Meiste aus Bruchstücken von lateinischen Büchern ascetischen Inhalts, und ist demnach von keinem besonderen Interesse, außer insofern jene Bücher im Allgemeinen hübsch geschrieben sind und ein sehr hohes Alter verrathen; doch ist, wie man sogleich sehen wird, auch die Aerndte an norwegischen Bücher-Fragmenten recht erheblich. Die Rechnungen, an deren Außenseite sich letztere befanden, schreiben sich aus den Jahren 1580—1640 her. Gewöhnlich sind zwei Pergamentstücke, ¼ Quartbogen groß, jedem Heft oben und unten angesetzt, wobei zwar die größeren Blätter auf eine barbarische Weise zerschnitten wurden, jedes Paar Blattstücke jedoch im Allgemeinen zusammen paßt. Oft finden sich deren so viele, daß sie, zusammengelegt, ganze Bogen ausmachen, denn es giebt Reihen von Rechnungen, die alljährlich von einer und derselben Person eingesandt wurden, bei welchen sich bestimmt nachweisen läßt, daß nur die Blätter eines Codex allmälig das nöthige Einbandsmaterial lieferten; ja, oft hat ein einziger Codex sogar mehreren Steuereinnehmern zu solchem Zwecke gedient. Bisweilen ist man auch nicht so sparsam mit dem Pergament umgegangen, sondern hat ganze Blätter, ja Foliobogen genommen und sie wie ordentliche Einbände gebraucht, zum Theil mit inwendig aufgeklebtem Papier, welches sich jedoch abwaschen läßt und auch ohne Nachtheil für die Schrift abgewaschen wurde.

Diese Bücherfragmente, welche für Norwegen vom größten Interesse sind, rühren von Gesetzcodices, Sagen und aus Schriften verschiedenen Inhalts her. Von den wichtigsten dieser Sprachdenkmäler werden vom Berichterstatter Proben mitgetheilt. Wir übergehen die Gesetzbücher, die nur noch von nationaler Bedeutung sind, und heben hier lediglich von den anderen Fragmenten Einzelnes hervor.

Unter den Sagen erwähnt Herr Munch, außer vielen anderen, die Fragmente von der Sage Olaf's des Heiligen, von der sogenannten Fagrskinna, von der in den Fabelkreis Karl's des Großen gehörigen Sage von Flos und Blankflos und von der Karlamagnusar Sage.

Ueber die Bruchstücke von der Sage Olaf's des Heiligen bemerkt Herr Munch Folgendes: Hinsichtlich der Orthographie müssen dieselben unbestreitbar unter die besten gerechnet werden, welche man bisher von paläographischen Ueberresten kennt. Die Orthographie entspricht genau den Forderungen der Grammatik; sogar die Accente sind mit größter Regelmäßigkeit hinzugefügt. Dabei ist die Schrift hübsch, sogar elegant; sowohl Sprachformen als Construction sind äußerst antik, so daß man gewiß nicht sehr irrt, wenn man den Codex in die Mitte oder an das Ende des 12ten Jahrhunderts setzt. Die Bearbeitung selbst unterscheidet sich von denjenigen, welche man bisher kennt, sie müßte denn mit dem noch nicht genug untersuchten Codex von der Sage Olaf's des Heiligen in der Bibliothek zu Upsala übereinstimmen. An einigen Stellen schließt sie sich am engsten an die Fagrskinna an, so daß mehrere Lücken sogar danach ausgefüllt werden könnten; an anderen Stellen stimmt sie mit der Königssage nach Heimskringla überein, aber in noch anderen Stellen weicht sie gänzlich von den übrigen ab, vornehmlich in der Erzählung von Asbjörn Selsbane.

Von der sogenannten Fagrskinna heißt es: Diese Bearbeitung der Königssagen ist für uns Norweger besonders interessant, weil man aus gewissen Ausdrücken darin schließen darf, daß sie in Norwegen verfaßt wurde und, nach Müller's Ansicht, vielleicht die älteste noch vorhandene norwegische Königs-Chronik ist. Torfäus hat sie vermuthlich deshalb Fagrskinna (d. i. die Reizende) genannt, weil der Codex, welchen er kannte und benutzte, hübsch geschrieben war; derselbe war noch zu seiner Zeit in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen vorhanden, später aber nicht mehr u. s. w.

Ueber das Fragment eines Codex der Sage von Flos und Blankflos bemerkt Herr Munch: Handschrift und Orthographie sind norwegisch, sogar, wie es scheint, aus späterer Zeit, vielleicht aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts, doch ist die Sprache durchaus rein und weit besser als in den Urkunden aus derselben Zeit; auch die Orthographie ist mit Konsequenz durchgeführt. Nyerup sagt in seiner Schrift „über die Unterhaltungs-Lektüre im Mittelalter" (S. 114), daß der norwegische Text dieser Sage jetzt verloren sey, obschon er kurz zuvor davon geredet hat, daß sich eine isländische Handschrift davon in der Arnamagnäischen Sammlung finde; dieselbe kann doch aber nur hinsichtlich der Orthographie von der norwegischen abgewichen seyn. Das wird sich jedenfalls jetzt zeigen, da wir hier ein gutes Bruchstück von dem norwegischen Texte haben. Offenbar ist es unmittelbar nach der französischen Bearbeitung übersetzt, was sich nicht blos aus der Uebereinstimmung in dem Erzählungston, sondern auch aus den französischen Namen Floires und Daires ergiebt.

Von der Karlamagnusar Saga finden sich Stücke aus drei verschiedenen Codices, von welchen Proben mitgetheilt werden. Der Referent setzt dieselben ins 13te und 14te Jahrhundert.

Von den Bruchstücken aus den Schriften verschiedenen Inhalts seyen hier die von zwei verschiedenen Codices des Königsspiegels, vermuthlich aus dem 13ten Jahrhundert, welche mit ausgezeichnet fester und deutlicher Hand geschrieben sind, ferner einige Blätter eines merkwürdigen, lateinisch geschriebenen Oktav-Codex erwähnt, welcher unter Anderem den Heiratstraktat zwischen der Prinzessin Margarethe von Schottland und König Erik Magnusson in Norwegen, datirt Roxburg den 25. Juli 1281, und ein sehr interessantes Itinerarium enthielt. Verfasser des letztgenannten Codex ist vermuthlich der Franziskaner-Mönch Mauritius, der an anderen Orten als Gesandter Königs Magnus Haakonsson am schottischen Hofe angeführt wird.

Wir wenden uns nun zu den Betrachtungen, zu welchen der werthvolle Fund dem gelehrten Berichterstatter Veranlassung giebt.

So sind, sagt er, in wenigen Tagen Stücke von mehr als 50 Codices, meistens in der altnorwegischen Sprache verfaßt, von ungewöhnlich hohem Alter, viele sogar Prachtstücke in ihrer Art, aufgefunden worden. Hätte man alle diese Codices vollständig besessen, so würden sie eine herrliche, besonders für die Geschichte der Sprache wichtige Sammlung gebildet haben. Ist nun auch, wie natürlich, keine Hoffnung mehr vorhanden, alles Fehlende noch auffinden zu können, so sind doch die Bücherreste selbst in ihrer jetzigen verstümmelten Gestalt interessant und bedeutungsvoll genug für die Geschichte der

Sprache, — derjenigen Fragmente von verlorenen alten Schriften, welche jetzt zum erstenmal aus Licht gekommen sind, gar nicht zu gedenken. Aber das Interessanteste an dem Funde ist doch der Schluß, welcher sich hinsichtlich des Zustandes der vaterländischen Literatur unter König Haakon Haakonson und seinen Nachfolgern bis zur Union daraus ziehen läßt.

Was nun fürs erste die **Gesetzesbücher** betrifft, so machen jene 17, ja vielleicht 20 Codices der neueren Landesgesetze, wenn man sie zu den vielen, in den verschiedenen Bibliotheken noch vorhandenen hinzurechnet, eine so große Menge (über 60) aus, daß man selbst dann einen Ueberschuß erhält, wenn man sich ein Exemplar für jeden Richter und Vogt (Sysselmand) denkt. Wie viel mehr Exemplare mögen aber wohl außerdem vorhanden gewesen seyn, welche im Laufe der Zeit vernichtet wurden? Wir werden demnach zu dem Schlusse geführt, daß das Rechtsstudium, selbst in den späteren Jahrhunderten, in Norwegen eben so begünstigt wurde, wie uns die Sagen von Island berichten, und daß sich sogar Privatpersonen Exemplare des Landrechts anschafften.

Allein vom größten Interesse sind die **Sagen**. Die erwähnten Sagen-Codices fanden sich, nach dem, was wir jetzt erfahren haben, noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an allen Enden des Landes; sie wurden von den gedachten Beamten als werthlose Alltagsdinge angesehen — ein Beweis, daß sie nicht als merkwürdige Neuigkeiten in später Zeit ins Land gebracht, sondern vielmehr viele Generationen hindurch von einem zum anderen gewandert sind. Rechnet man zu der bedeutenden Anzahl, deren Ueberreste wir hier erwähnt haben, die vielen noch vorhandenen, so ergiebt sich, daß die Anzahl derselben in Norwegen größer als in Island gewesen ist, und man gelangt zu dem Resultat, daß auch diese Litteratur allgemein in Norwegen verbreitet war und eine zahlreiche Menge von Abschriften vorhanden gewesen seyn muß. Zwar gehören viele dieser Sagen zu den Heiligen-Geschichten oder Ritter-Romanen, jedoch haben sie hinsichtlich der Sprache großen Werth; außerdem giebt es auch eine Menge Königssagen. Daß sich die Norweger in jener Zeit, wo sie selbst wohl schon Geschichte hatten, nicht so sehr für die älteren isländischen Sagen interessirten, von welchen ohnehin vielleicht nur die wenigsten aufgeschrieben waren, darüber darf man sich nicht wundern. Man sieht indeß, daß die Sturlungasaga in Norwegen gelesen worden ist, und dies war ganz natürlich, da sie unter allen isländischen Sagen das nächste Interesse für die Norweger des 13. und 14. Jahrhunderts haben mußte. Unsere Vorväter stellen sich uns also zu jener Zeit als eine **sehr lesende Nation** dar, deren Literatur nicht nur in Hinsicht auf die Menge der Schriften, sondern auch in Bezug auf die cirkulirende Masse von Büchern bedeutend war. Das Verdienst um Norwegens Geschichte, oder die Aufbewahrung seiner Sagen, das man gewöhnlich den Isländern beimißt, kann daher wohl in jenen Jahrhunderten nicht so bedeutend gewesen seyn und darf ihnen eher im 17. und 18. Jahrhundert zugeschrieben werden, wo die alte Sprache in Norwegen verdrängt und die alten Bücher, wie wir hier gesehen, schmählich verrufen waren. Im 13. und 14. Jahrhundert sorgten aber die Norweger selbst, wie es scheint, für Erhaltung und Vervielfältigung ihrer historischen Werke. Zwar sind viele alte Bücher, ja vielleicht der größte Theil, von isländischen Händen geschrieben, aber das beweist nichts weiter, als daß man Isländer zu Abschreibern gebraucht hat. Viele Bücher haben auch norwegische Rechtschreibung, und der Umstand, daß die meisten Begebenheiten, welche in der norwegischen Fagrskinna vorkommen, schon hier in derselben Form dargestellt sind, worin sie fast Wort für Wort in den übrigen Königssagen eingeführt worden, liefert den überzeugendsten Beweis, daß sie von den Norwegern selbst, nicht den späteren Schreibern, eigentlich komponirt und in bestimmte Form gebracht worden sind. Es ist hiermit keinesweges unsere Absicht, den Isländern den Ruhm streitig zu machen, daß sie sich vorzugsweise mit dem Geschichtsstudium und dem Sagenschreiben beschäftigt haben, indeß glauben wir, daß die Norweger hinsichtlich der speziellen norwegischen Literatur diesen Ruhm mit ihnen theilten; daß namentlich die norwegischen Königssagen zunächst für norwegische Leser niedergeschrieben und kopirt wurden; daß wir die Menge von Abschriften vornehmlich dem Interesse des norwegischen Publikums für diese Literatur beizumessen haben; ja, daß vielleicht selbst die meisten Abschriften ausdrücklich von Norwegern bestellt oder aus Speculation für den Verkauf in Norwegen niedergeschrieben wurden. Wie könnten sonst die meisten derselben seit ihrem Entstehen in Norwegen gewesen seyn? Und daß sie wenigstens nicht lange Island angehört haben, davon giebt selbst die helle Farbe des Pergaments einen hinreichenden Beweis. Im entgegengesetzten Falle wäre diese nämlich ganz gewiß, schon nach wenigen Decennien, der bei den stark gelesenen isländischen Handschriften gewöhnlichen braunen Farbe, welche man als eine Folge des Rauches und der beständigen Lebensweise zu betrachten hat, gewichen. Wäre es demnach nicht möglich, daß das günstige Vorurtheil, welches man gewiß in Norwegen hinsichtlich der Gewandtheit der Isländer im Bücherschreiben hegte, verbunden mit deren größerer Armuth und Geldnoth, das Abschreiben von Sagen zu einem Erwerbszweig für dieselben machte und den Gebrauch herbeiführte, Sagen-Abschriften bei ihnen zu bestellen? Mehrere Sagen-Codices sind wirklich, wie es scheint, für den Verkauf oder fabrikmäßig geschrieben worden. Hierher können wir sogar den Codex Frisianus rechnen, der, wenngleich alt und in sprachlicher Hinsicht tadellos, doch in Betreff der darin vorkommenden Namen, besonders der norwegischen Ortsnamen, von Fehlern wimmelt. Von dieser Seite betrachtet, steht er weit unter dem fast ein Jahrhundert später auf Island und für Isländer geschriebenen Flatöbuch, dessen Abschreiber sich augenscheinlich vorgenommen haben, etwas besonders Zuverlässiges und Genaues, was sie selbst oder ihre Oberen befohlen, zu liefern.

(Schluß folgt.)

England.

Königliche Abstammungen in England.

(Nach dem Spectator.)

Ein Paar unermüdliche Kompilatoren haben **England** seit einiger einer solchen Menge genealogischer Werke **überschwemmt, daß,** wenn die öffentliche Meinung des Landes zu beurtheilen, **man glauben** stammungshochmuth und Stolz auf aristokratische **Verbindungen** hätte land nie in einem solchen Grade geherrscht, wie **jetzr.** Allein das jener Bücher läßt sich vielleicht auch aus einer **Wißbegierde** erklären, so gut in Betreff unwichtiger Dinge befriedigt seyn **will,** als sie tigen Gegenständen manifestirt. Sonderbar genug **ist es,** daß auch mokratischen Frankreich der Geschmack an der **Heraldik wieder** erwacht manches Prachtwerk über Genealogie und **Wappenkunde ins Leben**

Besaß man bereits Werke über die Geschichte **der englischen,** und irischen Pairieen nach verschiedenem Plan und in **verschiedenem** hat sich nun ein Schriftstellerpaar — die Herren **Burke** — gefunden auch die Gentry von Großbritanien einer gleichen **Auszeichnung** erachtet hat. Sie haben demgemäß vier starke **Bände drucken** lassen reits zwei Auflagen erlebten und die über mehrere **hundert** Familien geben. *) Es ist dieses Werk, da der Gegenstand, **welchen es** behandelt noch nicht bearbeitet worden, unter allen Compilationen der Herren weitem die nützlichste; denn obwohl die Angaben **des Werkes** selten läge erhärtet und Autoritäten nicht sehr häufig citirt **werden,** so ist ches von dem Beigebrachten muthmaßlich wahr, **während** freilich besonders was die früheren Theile der Stammbäume **angeht,** falsch ist. Das Buch enthält fast nur solche **Angabrn über** die nen Familien, wie sie deren jetzt lebende Repräsentanten **zur** Veröffentlichung geeignet hielten — Angaben, in Betreff derer sie wünschten, die Welt als die wahre Geschichte ihrer Ahnen gläubig hinnehmen.

„Die Königlichen Familien von England, Schottland und Wales Irland wird vielleicht bis zu dem Zeitpunkt, wo die Aufhebung der Geschichte seiner Könige ein neues Interesse giebt, verspart — sind irgend eine andere unter den Schriften der Herren Burke, auf die Befriedigung persönlicher Eitelkeit berechnet. **Königliches Blut in seinen Adern haben,** das klingt freilich prächtig für den, der in die genealogische Wissenschaft nicht eingeweiht ist, und ohne Zweifel muß es der Eigenliebe schmeicheln eine solche Thatsache gedruckt und auch dem beschränktesten Fassungsvermögen durch einen langen Stammbaum, an dessen Wurzel der *Name eines Königs* und an dessen Wipfeln der eigene nebst denen der *kleinen allerliebsten Sprößlinge* steht, begreiflich gemacht wird. Aber ach, die Illusion löst sich nur zu bald auf! Auszeichnungen, die Vielen zu Theil werden, hören auf, Auszeichnungen zu seyn; es ergiebt sich nur zu klar, daß, weit entfernt, daß die Abstammung von irgend einem Könige Jemanden eine besondere Glorie verleihe, er sich nahe eben so gut damit etwas wissen könnte, des allgemeinen Menschen Adam Enkel zu seyn. Von Wilhelm dem Eroberer bis auf unsere Zeit man ungefähr 25 Generationen. Nun hat — sagt Blackstone — jeder Menschen zwei Ahnen im nächsten Grade, die sich beim nächstfernern verdoppeln, weil jeder von unseren Aeltern wieder zwei unmittelbare ger hat, so daß die Zahl der Ahnen im zwanzigsten Grade 1,048,576 Wenn aber ein jegliches Paar von diesen Voraltern in der gleichen eine gleiche Anzahl von Nachkommen haben kann, muß man wohl der genden Betrachtung Long's***) beistimmen:

„Das Unglück, sagt rin Sprüchwort, giebt uns **befremdliche** aber das Sprüchwort wußte oder bedachte wohl nicht, welch' eine gemischte Gesellschaft es ist, die in England Anspruch hat auf das königliche die hier zum erstenmale, damit sie sich an einem gemeinsamen rausche, zusammengebracht ist. Da finden sich Herzoge und Fleischer — herzoge und Schuster — Kaiser und Sattlerlehrlinge, ja, es giebt einige hochgeborne Bettler mit Ansprüchen auf die Ehren des königlichen Wappenschildes von England. So verhält es sich mit dieser merkwürdigen Gesellschaft; ja, was noch mehr ist, wir finden sogar ein Individuum, an einem Schlagbaume erhebt, der unter denselben alten feudalen steht, die der Baronie, deren Miterbe er ist, den Namen gaben."

Was es oft mit einer königlichen Abstammung in England für eine Bewandtniß habe — sagt Long weitrr — das ist Jedem, der sich Genealogie beschäftigt hat, bekannt. Kann der Genealoge den Klienten, er einen Gefallen erweisen will, nur einigermaßen an einen Stammbaum anknüpfen, so kann er ihn — wenn er die Sache nur nicht nimmt, eben so leicht mit einer jener drei großen Ehrenquellen — Eduard III., Eduard I. oder Heinrich III. in Verbindung bringen. milien von gutem oder nur theilweise gutem Herkommen ist es harrlichen Untersuchung stets gelungen, unter den Kindern Eduard's III. Eduard's I. eines zu finden, von dem ein Ehemann oder eine Ehefrau solchen Familie abstammt.

Mehrere der englischen Könige hinterließen eine zahlreiche Nachkommen

---

*) A Genealogical and Heraldic Dictionary of the Landed Gentry of Great Britain and Ireland. By J. Burke and J. Bernard Burke. London, 1847.

**) The royal Families of England, Scotland and Wales. By J. Burke.

***) In seinem Werk: „Genealogical List of the several Persons entitled to quarter the Arms of the royal House of England. By C. K. Long, Esq." (Verzeichniß der Personen, die berechtigt sind, das Wappen des königlich englischen Hauses zu führen.)

schaft, und wiewohl kein Plantagenet, kein Tudor, kein von Jakob I. abstammender Stuart männlichen Geschlechts mehr am Leben ist, so haben sie doch in allen Klassen der Gesellschaft, vom Herzoge bis zum Bettler, unzählige Sprößlinge hinterlassen, die alle ihren Stammbaum auf einen oder auf mehrere der englischen Monarchen mit nicht minderer legaler und mit vielleicht grösserer wirklicher Gewißheit zurückführen können, als ein Theil der Menschheit den seinigen bis zu einem väterlichen Urgroßvater zurückzuleiten vermag. Kein britischer Unterthan stammt von einem späteren Könige ab, als Heinrich VII., dessen Abkömmlinge natürlich weniger zahlreich sind, als die Eduard's III., welche ihrerseits wieder nicht so zahlreich sind, als die Abkömmlinge Eduard's I.; alle Abkömmlinge Heinrich's VII. aber stammen zugleich von den vorhergehenden Monarchen ab. Wir wollen diese so allgemeine Verbreitung des königlichen Bluts einigermaßen zu erläutern suchen.

Gesetzt, Herrn Snook's — sein Name mag inskünftige einen von Herrn Burke's Stammbäumen zieren — Mutter sey Miß Polly Smith, die Tochter von Herrn Smith und Miß Puttipan, deren Vater eine Miß Jones geheiratet habe, deren Mutter (einer Miß Jenkins) Mutter Mutter die Tochter eines Mannes gewesen wäre, der die Tochter der Enkeltochter eines Howard, eines Neville, eines Courtenay, dessen Vorfahr die Enkel- oder Urenkeltochter eines der Eduarde oder Heinriche heiratete, geehelicht hätte, so hätten wir auf einmal eine königliche Abstammung, und wiewohl der Abstand von dem königlichen Urquell sehr entfernt und der fernere Lauf des letzteren noch so gewunden und durch manche unedle Zuströmung getrübt seyn mag, so würde er doch immer rein genug bleiben, um, wenn alle anderen Descendenten jenes Monarchen mit Tode abgegangen wären, ein Recht auf die Krone zu verleihen; auch sind die meisten alten Pairieen stets auf diese Weise fortvererbt worden.

Königliche sowohl, wie adelige Stammbäume haben sich oft nur durch gemeine, aber kräftige Pfropfreiser erhalten. Nur wiederholten Inokulirungen ist es zu danken, daß der Stammbaum der gegenwärtigen königlichen Familie seine Früchte tragen konnte. So noch in unseren Tagen hat man ein Reis von einem fremden Stamm auf ihn gepfropft. Auf das Geschlecht der Normannen wurde das der Plantagenets gepfropft, auf das der Plantagenets das der Mortimer, auf das der Mortimer das der Tudor, auf das der Tudor das der Stuart, auf das der Stuart das der Braunschweig und auf das der Braunschweig das der Koburg. Der menschliche Stolz kann keine empfindlichere Lection bekommen, als die, welche in der zur Uebertragung der höchsten Ehrentitel nothwendigen Verdünnung des Blutes und in dem Schicksal liegt, welches auf gleiche Weise die Nachkommen von Kaisern, Königen und adeligen Herren erwartet. Ein Abkömmling des Herzogs Thomas von Gloucester, jüngsten Sohnes Eduard's III. und mithin befugt, das königliche Wappen zu führen — eine Auszeichnung, auf welche die gegenwärtige königliche Familie vermöge ihrer Abstammung keinen Anspruch machen könnte — war Küster an der St. Georgs-Kapelle auf Hannover-Square, und sein Recht ist unbezweifelt auf seine Söhne übergegangen, von denen der eine Lehrling bei einem Tapezier, der andere ein Sattler und der dritte ein Schuster ist. Der Nachkomme eines Sohnes Robert's II. von Schottland, einstiger gesetzlicher Erbe dreier alter Grafschaften, starb als ein Bettler auf der Straße, und nur das Mitleid seiner Nachbarn verschaffte ihm ein Grab. Die Miterben von einigen alten Baronieen hat man in Arbeitshäusern sehen können, und der eine der beiden einzigen Nachkommen Norbert's, Fitz Walter, jenes Marschalls des Heeres Gottes und der Kirche, des Führers der konföderirten Barone, die König Johann die magna Charta abnöthigten, war Bedienter und wanderte auf Kosten der Pfarre, in welcher er geboren war, aus!

Eine summarische Uebersicht der Abkömmlinge der Könige von England ist vor mehreren Jahren veröffentlicht worden: die Thatsachen, welche sie enthält, sind außerordentlich merkwürdig. Mit Uebergehung der — nunmehr sämmtlich verstorbenen — Nachkommen Jakob's II. und mit Auslassung der durch die Thronfolge-Akte ausgeschlossenen und durch den Herzog von Modena, die Herzogin von Lucca und die Kaiserin von Oesterreich repräsentirten Nachkommen Karl's I., zeigt jenes Werk, wer zur Zeit seines Erscheinens an der Reihe nachzufolgen war, falls die Abkömmlinge sämmtlicher Monarchen von Georg III. bis rückwärts zu Wilhelm dem Eroberer ausgestorben seyn sollten.

Da es keine Nachkommen von Jakob I. gab, so stand der Herzog von Buckingham und Chandos als einziger Repräsentant der ganzen Nachkommenschaft Heinrich's VII. da, und zwar als Repräsentant von dessen zweiter Tochter, deren Nachkommen Heinrich VIII. zur Thronfolge bestimmte. Der Verfasser giebt dann weiter an, bei wem das Nachfolgerecht stehen würde, wenn die Nachkommenschaft des damaligen Herzogs von Chandos ausgestorben wäre.

Die jetzt lebenden Repräsentanten der verschiedenen Zweige der alten königlichen Geschlechter finden sich in dem oben angeführten Werke von Long, einer sehr sorgfältigen und genauen Arbeit. Herr Long belehrt uns in demselben, daß der älteste jetzt lebende Erbe Elisabeth's von York, der ältesten Tochter Heinrich's VII., der Herzog von Modena ist, welcher zugleich der älteste Lionel's, Herzogs von Clarence, und Edmund's, Herzogs von York's, Söhnen Eduard's III., und Edmund's, Grafen von Kent, jüngeren Sohnes Eduard's I., ist; ferner, daß der nächste Erbe Maria's, der jüngsten Tochter Heinrich's VII., der Herzog von Buckingham und Chandos — der Georgs, Herzogs von Clarence, zweiten Sohnes Eduard's IV., der Marquis v. Hastings — der John's v. Gaunt und Edmund's v. Lancaster, Sohns Heinrich's III., die Königin von Spanien — der des Herzogs Thomas von Gloucester, jüngsten Sohnes Eduard's III., Lord Stafford — und der Thomas' v. Brotherthon, eines Sohnes Eduard's I., Lord Stourton ist. Nur von diesen Fürsten und Fürstinnen wurde das Recht, das königliche Wappen — ausgenommen die Fälle, wo die Zeichen der Bastardschaft dabei sind — zu führen, abgeleitet. Dessenungeachtet scheint dem gelehrten Verfasser ein Umstand in dem System der englischen Heraldik, der uns höchst anomal vorkömmt, kein Bedenken zu erregen. Es hat wohl Jedermann von den „seize quartiers" gehört, diesem schwersten und genügendsten Beweise für die Reinheit des Blutes, wie Herr Long sagt; zugleich hört man von einem Herrn Tompson und einem Herrn Humfreys, in deren Wappenschildern vielleicht auch das königliche Wappen von England ein Feld einnimmt. Das Recht auf die vielbeneideten „seize quartiers" beruht einzig darauf, daß die sechzehn nächsten Ahnen Jemandes berechtigt waren, ein Wappen zu führen, d. i. darauf, daß sie — im eigentlichen Sinne des Wortes — adelig waren. Jedes Feld in einem Wappen zeigt daher einen Vorfahren des Eigners eines solchen Wappens an, einen Vorfahren, den er durch die Heirat seines Vaters, seines väterlichen Großvaters und seines väterlichen Urgroßvaters gewann. Die „seize quartiers" beziehen sich demnach einzig auf Abkunft; nach dem englischen System aber erfordern sie zweierlei, nämlich legale Repräsentation und Abkunft, d. i. der Ahn, dessen Wappen von seinen Nachkommen geführt werden darf, muß schlechterdings keine männliche Leibeserben hinterlassen haben. Dies Prinzip ist hinlänglich deutlich und stimmt mit dem Erbrecht überein, allein in der Praxis wird beständig von demselben abgewichen, so daß in manchen Fällen daraus, daß Jemand ein Wappen führt, gar nicht darauf geschlossen werden darf, daß er der eigentliche Repräsentant der Familie sey, wie denn alle jüngeren Söhne mit dem Repräsentanten der Familie dasselbe Wappen führen und es ihren Nachkommen vermachen. In solchen Fällen nun — und hieraus ergiebt sich zugleich die Ursache, weshalb so viele Personen das königliche Wappen führen — ist das englische System im Widerspruch mit seinen Grundprinzipien, weil die Wappen der königlichen und anderer edler Familien von Personen geführt werden, die nicht die legalen Repräsentanten desjenigen Vorfahren sind, dem das Wappen zugehörte. Dem englischen Systeme, wenn es strikt angewandt würde, zufolge dürfte Niemand das Wappen eines Vorfahren führen, dessen Erbe oder wenigstens Miterbe er nicht wäre. Die Herren Burke bezeichnen den Herzog von Northumberland als einen der Mitrepräsentanten Heinrich's VII., weil er das Wappen dieses Monarchen führt; allein der Herzog ist das nicht, und sein Recht auf das königliche Wappen schreibt sich allein aus der erwähnten anomalen Praxis her, die es den jüngeren Söhnen gestattet, Wappen zu führen und zu vererben.

Noch einen größeren Schnitzer haben unsere Kompilatoren in ihrem Bestreben, dem Verfasser des „Pelham" (Bulwer) eine königliche Abkunft zu verschaffen, begangen, denn was für einen Glauben verdient ihr Stammbaum, wenn sie sich in Betreff einer so wohlbekannten Person, als die Gräfin v. Barr, so gröblich irren konnten? Eduard's I. älteste Tochter, die Prinzessin Eleonore, die im J. 1268 geboren ward, wurde durch Procuration mit Alphons, König von Aragonien vermählt; da er aber vor Vollziehung der Ehe starb, wurde sie, ungefähr im April 1294, die Gemahlin Heinrich's, Grafen v. Barr, und starb 1298, vier Jahr vor ihrem Gemahl. Die Herren Burke nehmen bei ihrem Stammbaume keine Rücksicht auf diese Heirat mit dem Grafen von Barr, sondern sie nennen sie die Witwe des Königs v. Aragonien und sagen, daß sie Llewelyn ap Owen — den sie wahrscheinlich niemals sah — heiratete, und geben ihr von ihm einen Sohn, Thomas ap Llewelyn, von welchem sie „Sir Edward George Earle Lytton Bulwer Lytton of Knebworth, Bart." ableiten. Kann aber Sir Edward keinen besseren Beweis für seine Abkunft aus königlichem Geschlecht liefern, als die Heirat der schönen Gräfin, so wird er auf eine solche Auszeichnung schon verzichten müssen.

Rußland.

Die russische Geistlichkeit sonst und jetzt.

Es hieß: den liebe, der dir Liebe giebet,
Und hasse die, so dir zu schaden suchen!
Ich aber sag' euch: Eure Feinde liebet,
Thut wohl den Hassern, segnet, die euch fluchen!

Sallet's Laien-Evangelium.

Bei den Vorstudien zu einer Geschichte Peter's des Großen, die ich zu schreiben unternommen,*) stieß mir unter Anderem auch der Auszug aus dem Testamente des vorletzten russischen Patriarchen Joakim (gestorben am 17. März 1690) auf, worin es hieß: „Ferner werden die Herren Zaren nicht erlauben, daß irgend ein rechtgläubiger Christ in ihrem Reiche mit den Ketzern und fremden Glaubensgenossen, als den Lateinern, Lutheranern, Calvinern und den gottesvergessenen Tataren, die der Herr verwirft und die Kirche Gottes verflucht, Umgang und Freundschaft halte; vielmehr werden sie solche Feinde Gottes und Verächter der Kirche durch einen zarischen Befehl aus dem Lande vertreiben. Durch uns aber soll fremden Religionsverwandten nicht erlaubt werden, in diesem rechtgläubigen Reiche ihre Religion zu verkündigen, oder mit Jemand zum Vortheil ihrer Religion zu sprechen, noch ihre fremden ketzerischen Gebräuche zur Verführung der Christen einzuführen, welches ihnen bei schwerer Strafe zu verbieten wäre. Ferner soll es ihnen auf keine Weise freistehen, ketzerische, verführerische Versammlungshäuser zu erbauen; vielmehr ist es billig und nothwendig, diejenigen, die jetzt nahe oder mitten unter christ-

*) Diese wird den sechsten Band der „historischen Hausbibliothek" bilden, welche im Verlage von Carl B. Lorck zu Leipzig erscheint.

lichen Häusern stehen, als Versammlungsörter der Teufel, niederzureißen. Denn die bösgläubigen Tatarn und die von der heiligen Kirche abgefallenen Ketzer sind alle verflucht rc. Ferner bitte ich Ihre Durchlauchtigsten Majestäten, die rechtgläubigen Zaren, und beschwöre sie bei unserem Gott und Heilande, daß sie es auf keine Weise erlauben wollen, verfluchte Ketzer und fremde Religionsverwandte in ihren Regimentern über die Truppen, oder sonst im Reich, zu Befehlshabern oder Anführern zu bestellen, sondern vielmehr strenge Befehle zu ertheilen, daß solche Feinde der Christen in ihren Diensten nicht gelitten werden. Denn solche Ketzer haben mit uns Christen nicht einerlei Glaubenssinn, sie sind mit uns in den Traditionen der Väter nicht einig und der rechtgläubigen Kirche, unserer Mutter, fremd. Und was können solche verfluchten Ketzer unserem rechtgläubigen Heere für Nutzen schaffen? Nichts, als Gottes Zorn werden sie über uns bringen." u. s. w.

Dermalen regiert nun der Kaiser die russische Kirche durch die 1720 eingesetzte immerwährende Synode, bestehend aus acht Mitgliedern und vier Adjunkten, und alle Ereignisse, die an unseren Augen vorübergingen, weisen darauf hin, daß hinter seinem politischen Benehmen und Verfahren nur die Absicht verborgen liegt: Alles in eine, und zwar die griechische, Glaubensform zu bringen. Andersgläubige werden allerdings tolerirt, indessen schon der Umstand, daß sogar die Kerker benutzt werden, um Bekehrungen zur griechisch-russischen Kirche dadurch herbeizuführen, daß man eingesperrte Verbrecher zum Uebertritt zu bewegen weiß, und umgekehrt Uebertritte aus der National-Kirche in eine andere fast unthunlich gemacht werden, reicht zur Charakteristik dieser Toleranz vollkommen hin. Obwohl der Form nach jedem Uebergriffe der russischen Geistlichkeit in Regierungsangelegenheiten vorgebeugt zu sein scheint, so daß sogar Diakonen, welche ihren Stand aufgeben, erst sechs und die Priester erst zehn Jahre darauf zum Staatsdienste gelassen werden, so hat es doch mehr als den bloßen Anschein, daß bei Eroberungsunternehmungen der Geistlichkeit sogar weit über die Absicht und den Willen des Kaisers hinausgegangen werde, der doch wahrlich als eifrig genug für Ausbreitung und geistliche oder kirchliche Uniformirung erscheint.

Wie es scheint, reichen selbst die in neuster Zeit sich kundgebenden Sektenspaltungen in der griechisch-russischen Kirche nicht hin, das Vage solcher Bestrebungen, wie die angedeuteten, einleuchtend zu machen, und bis zur Einsicht, daß man mit jedem Glauben, in religiöser Hinsicht, ein guter Staatsbürger seyn kann, ist mithin in Rußland noch ein weiter Weg. Auch die russische Geistlichkeit unserer Tage bekundet, daß der Geist des Stifters der christlichen Religion nicht auf sie übergegangen ist, und nur die Mittel zum Ziele haben sich in Etwas gemildert. An die Stelle der Verbannung u. s. w., welche einst der Patriarch Joakim so liebreich beantragte und wobei er sicher namentlich den gottlosen Lefort, Peter's des Großen Leiter und Günstling, ganz besonders im Auge gehabt haben mag, treten jetzt Machinationen anderer Art, die indessen unter dem Volke, aus allerlei Ursachen, augenblicklich ganz gute Dienste leisten.

Ich bekenne mich vollkommen zu der Ansicht, daß, könnte es jemals gelingen, eine kirchliche Einheit unter allen Bewohnern des russischen Reichs zu bewerkstelligen, die darauf verwendete Mühe kaum durch die damit herbeigeführten Resultate belohnt werden dürfte; denn wer seinen kirchlichen Glauben so leicht fahren läßt, auf den ist auch in keiner anderen Beziehung sehr mit Sicherheit zu rechnen. Was man also möglicherweise durch die bezeichneten Anstrengungen bezwecken könnte, Stärke durch Einheit, würde kaum erfolgen, und wozu dann aller Aufwand von Kräften nach solchem Ziele hin?

Nebenbei hat die Sache auch ihre sehr bedenkliche Seite. Alle sogenannte Bekehrungs- oder Uebertritts-Bestrebungen erwecken gewöhnlich Kräfte, die bis dahin auf der anderen Seite nur geschlummert haben und deren Wirkungen seither meist allen Berechnungen gespottet. Demnach halte ich ein solches Beginnen in jedem Staate obendrein für höchst unpolitisch, indem die National-Wohlfahrt keinesfalls damit gefördert, wohl aber sehr leicht stark gefährdet werden kann.

Der Philosoph auf dem Throne, Friedrich der Große, hatte sicher die allein richtige Maxime, wenn er erklärt: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden!" Warum läßt man sich dies nicht auch in Rußland endlich für immer gesagt seyn?

Eduard Pelz.

Mannigfaltiges.

— Wilhelm v. Humboldt. Zur Charakteristik Wilhelm v. Humboldt's und zum Verständnisse seiner Wissenschaft sind gleichzeitig zwei Bücher erschienen, von denen das eine die schöne menschliche Seite und das andere den tiefen und nicht von Jedem leicht begriffenen Forschergeist des großen Todten uns näher bringt. „Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin" *) heißt das eine, „die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's" **) das andere Buch. Ersteres ist von der langjährigen Freundin des Verstorbenen herausgegeben, an welche diese Briefe gerichtet waren, einer ehrwürdigen Matrone, die als achtzehnjähriges Mädchen das Glück hatte, mit dem damals nicht viel älteren Wilhelm v. Humboldt im Bade von Pyrmont zusammenzutreffen, wo sie mit ihren Aeltern sich befand.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.

**) Berlin, T. Trautweinsche Buch- und Musikalienhandlung (J. Guttentag), 1847.

Drei unvergeßliche Tage brachten die beiden jungen Leute dort mit zu, und als Humboldt von der Familie seiner Freundin wieder schied, schrieb er ihr folgende Worte ins Stammbuch:

„Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und be-
„Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfinden-
„mit der man es theilen kann!

„Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so
„so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich
„gewisse Hoffnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß.

„Pyrmont, 20. Juli 1788. Wilhelm von Humboldt."

Die „ungewisse Hoffnung des Wiedersehens" sollte sich niemals, erst nach einer sehr langen Zeit, in der die Gefühle, mit welchen der diese Worte niedergeschrieben, eine andere Färbung bekommen hatten, verwirklichen. Im Frühjahre 1789 wurde die Freundin Humboldt's vermählt. Bald darauf trat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine Veränderung in den äußeren Schicksalen der Frau ein. Sie verlor den Gatten und ihr Vermögen, das sie im J. 1806, nach dem Einzuge der Franzosen in Braunschweig, ihrem damaligen Wohnort, zum Theil in baaren Stücken, um den Bedrängnissen des Landes abzuhelfen, hergegeben hatte. Die Wiedererlangung desselben konnte ihrer eigenen Noth ein Ende machen; da wandte sie sich, nachdem sie länger als sechsundzwanzig Jahre außer aller Verbindung mit dem Jugendfreunde gewesen, an den auf dem Kongresse in Wien weilenden Staatsminister v. Humboldt, um seine Verwendung bei den allgemeinen Liquidationen ihn bittend und ihn zugleich, unter Einsendung des Stammbuchblattes von 1788, an ihr erstes Zusammentreffen erinnernd. Humboldt antwortete ihr auf diesen Brief vom 18. Oktober 1814 noch an demselben Tage, als er ihn in Wien, mitten unter den Geschäften des Kongresses empfing. Nicht blos war ihm die Jugendfreundin noch in lebhafter Erinnerung, sondern er wußte auch noch, woran sie selbst nicht hatte erinnern können, daß er ihr in der Allee von Pyrmont das Versprechen gegeben, sie einst zu besuchen — ein Versprechen, dessen Nichterfüllung er sich lange vorwarf. Ihre Mittheilungen über ihre Lebensschicksale erwiederte er durch einen Rückblick auf die seinigen. „Ich bin", schreibt er ihr, „wie man Ihnen gesagt hat, verheiratet. Ich heiratete drei Jahre nachdem ich Sie sah und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete nur aus inniger Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen." — Sein treues Andenken an die Jugendfreundin bethätigte er zugleich auf die edelste Weise. „Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns", schreibt er ihr in seinem zweiten Briefe. „Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständnisse zu seyn, daß Ihr Bild von damals sich mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich wie das Leben warm und beglückend." — Somit war der Grund zu einer, einundzwanzig Jahre umfassenden, bis zum Tode Wilh. v. Humboldt's dauernden Korrespondenz gemacht, die aber erst vom Jahre 1822 an regelmäßig und nachhaltig zu werden begann. Niemand wird diesen Briefwechsel kennen lernen und aus der Hand legen, ohne sich Glück dazu zu wünschen, die Bekanntschaft zweier so tieffühlenden edeln Seelen gemacht zu haben. Leider ist auch die würdige Matrone, und zwar kurz nachdem sie die letzte Hand an die Herausgabe dieser Briefe des Freundes gelegt, hinübergeschlummert. Ihr Name wird uns durch dieselben nicht kundgemacht, aber ihren Geist haben wir genugsam daraus erkannt, um ihm eine würdige Stelle in der Erinnerung anzuweisen.

Das Buch, welches uns in die imposanten Hallen der Sprachforschung Wilh. v. Humboldt's eingeführt, hat Herrn Dr. Max Schasler zum Verfasser und ist eine höchst dankenswerthe Studie und Kritik nach der berühmten Abhandlung: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts." Es bildet diese umfassende Abhandlung bekanntlich die Einleitung zu Wilh. v. Humboldts großem, nach dem Tode des Verfassers in drei starken Quartbänden erschienenen Werke „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java". Aber so wenig wie dieses Werk selbst, ist auch die ihr vorangehende Abhandlung bisher in das Leben eingedrungen. Es ist bis jetzt noch ein Buch mit sieben Siegeln, von welchem in der That auch sein Herausgeber, Alexander v. Humboldt, gesagt, daß es in einzelnen Theilen von der eigenen Hand des Verf. noch manche Umwandlung erfahren haben würde, wenn ihn der Tod nicht abgerufen hätte. Besonders der Einleitung, welche den Einfluß der Sprache auf die geistige Entwickelung der Menschheit darstellt, „waren manche Zusätze vorbehalten, die in belebenden Gesprächen angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden." Diese Erläuterungen und Zusätze zu liefern, ist nun eine Aufgabe der Gelehrten, die in des großen Sprachforschers Werk tiefer eingedrungen sind und daraus mit der eigenen Belehrung auch die Mittel zu einer größeren Popularisirung desselben geschöpft haben. Wenn dies, wie wir glauben, dem Buche des Herrn Schasler gelungen ist, das in seiner äußeren wie in seiner inneren Form als Interpretation des Humboldtschen Textes sich darstellt, so wird es, eben so wie den Verehrern des heimgegangenen Meisters, allen Jüngern der Sprachwissenschaft überhaupt eine willkommene Gabe seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Dienstag den 26. Oktober 1847.

England.

George Hudson, der Eisenbahn-König.

Einer der merkwürdigsten Charakterzüge unseres Zeitalters ist die Schnelligkeit und Gewißheit, mit der sich praktische Männer — gewandte Geschäftsleute und glückliche Spekulanten — zu der socialen Stellung und dem politischen Einfluß erheben, die in früheren Jahrhunderten den Mitgliedern der militairischen und administrativen Hierarchie vorbehalten waren. Die Helden unserer Tage sind nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Börsensälen, nicht in den Kabinetten der Staatsmänner, sondern in den Versammlungen der Eisenbahn-Actionaire zu suchen, und das Fallen und Steigen der Papiere ist das Barometer, an dem wir den Gang der Weltgeschichte erkennen. Das güldene Kalb ist noch einmal das Idol geworden, vor dem sich alles Volk niederwirft, und ein Günstling des Mammon nimmt jetzt die Verehrung in Empfang, die man sonst den Fürstengünstlingen zu zollen pflegte.

George Hudson, Parlaments-Mitglied für Sunderland und Diktator des Eisenbahnwesens, gehört zu den hervorragendsten und einflußreichsten public characters im britischen Reiche. Obgleich erst seit zwei Jahren im Parlament, behauptet er doch schon einen Platz neben Lord George Bentinck, Lord John Manners, Herrn Disraeli u. A. auf den Vorderbänken der Opposition, die gewöhnlich von den Parteiführern eingenommen werden. Er wird auch in der That als eines der Häupter jener Konservativen betrachtet, die sich nach dem Uebergang Sir Robert Peel's zur Freihandels-Partei von diesem trennten, und alle Fractionen des Unterhauses scheinen es willig anzuerkennen, daß ihm eine so hohe Stellung von Rechts wegen zukomme. Außer den äußeren Zeichen der Achtung genießt er aber auch solcher Ehren, die einen solideren Werth haben und mehr nach seinem Geschmack sind; er hat eine Macht in Händen, die unter anderen Umständen unerklärlich seyn würde und in den Annalen des Parlaments ohne Beispiel ist. Wenn er nur in Eisenbahn-Angelegenheiten oder damit verbundenen industriellen Fragen als Autorität betrachtet würde, so ließe sich dieses durch seine glänzenden Erfolge rechtfertigen, da ihn seine ganze Laufbahn als einen Mann bezeichnet, der Alles, was er an Energie und Geisteskraft besitzt, jenem Fache zugewendet hat, welches er mit fast instinktmäßigem Scharfsinn zu beurtheilen weiß; allein die parlamentarische Thätigkeit des Herrn Hudson ist weit entfernt, sich auf ihre angemessene Sphäre zu beschränken — sie geht auch auf Gegenstände über, die ganz außer seinem Bereiche liegen, was aber durchaus nicht verhindert, daß die ältesten Mitglieder des Hauses und die leitenden Staatsmänner des Tages seine Reden mit bewunderungswürdiger Geduld anhören, während man jeden Anderen, der in ähnlicher Weise aufträte, durch schallendes Gelächter oder mißbilligendes Husten unterbrechen würde. Es zeigt sich hieraus deutlich, daß der Erfolg sich nirgends einer größeren Verehrung zu erfreuen hat, als im britischen Unterhause.

Vielleicht wird es unseren Lesern nicht uninteressant seyn, etwas Näheres über den Lebenslauf dieses neuen Krösus zu erfahren. Siebenundvierzig Jahre sind verflossen, seitdem George Hudson im Dörfchen Howsham bei York das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein kleiner Pächter, der auch ein öffentliches Amt, nämlich das eines Head Constable (Schulzen) des Ortes, verwaltete, aber nur wenig Vermögen besaß. Hudson's Bestimmung schien ihn (wie Cobden) an den Pflug zu fesseln; als er jedoch sein sechstes Jahr erreicht hatte, gab der Tod seines Vaters seinem Schicksal eine andere Wendung. Nachdem er die gewöhnliche, ziemlich mangelhafte Erziehung erhalten, die seinen Standesgenossen in Yorkshire zu Theil wird, gaben ihn seine Verwandten, vierzehn Jahr alt, zu einem Schnittwaarenhändler in die Lehre, und durch Fleiß, Tüchtigkeit und gute Aufführung erwarb er sich bald das ganze Vertrauen seines Prinzipals. Schon damals zeichnete er sich durch die brüske, herrische Manier aus, die den Eisenbahn-Diktator noch immer charakterisirt und selbst in Yorkshire, dem Vaterlande der Originale, auffiel; ja, er bediente seine Kunden mit derselben unbeholfenen Höflichkeit, die er jetzt im Umgang mit Pairs und Staatsministern an den Tag legt. In seiner Jugend war er auch sehr religiös und gehörte zur Sekte der Methodisten; heutzutage ist er dagegen ein Mitglied der herrschenden Kirche.

Nach Ablauf seiner Lehrzeit war Hudson bereits entschlossen, seiner Heimat den Rücken zu kehren und sein Glück in London zu versuchen, als seine Vorgesetzten, denen er sich unentbehrlich gemacht hatte, ihm einen Antheil an ihrem Geschäft anboten und ihn hierdurch bestimmten, in York zu bleiben. Es ist dieses ein Beweis, daß unser Held seine jetzige Stellung nicht dem Glück allein zu verdanken hat, da die ersten Stufen auf der schwankenden Leiter der Fortuna bekanntlich die schwersten zu ersteigen sind; indessen kam ihm der Zufall bald zu Hülfe, um das zu vollenden, was seine lobenswerthen Anstrengungen begonnen hatten. Der Chef des Hauses, bei welchem er interessirt war, zog sich von dem Geschäfte zurück, und dieses wurde von nun an unter der Firma Nicholson und Hudson fortgeführt, so daß Letzterer, obwohl erst siebenundzwanzig Jahr alt, bereits zu den angesehensten Kaufleuten des Ortes gehörte und für einen Mann von nicht unbedeutendem Vermögen galt. Um diese Zeit starb ein gewisser Matthew Bottrill, ein entfernter Verwandter Hudson's, und hinterließ ihm ganz unverhofft ein Kapital von 30,000 Pfd. Sterl. (200,000 Thlr. Preuß.). Auf diese Art war er jetzt theils durch seine eigene Betriebsamkeit, theils durch die Laune eines Mannes, der ihm zu Liebe seine nächsten Verwandten unversorgt ließ, mit den Mitteln versehen, fortan ein behagliches Leben zu führen und sich aller Glücksgüter dieser Welt zu erfreuen. Aber eine solche Aussicht, die Manchem so beneidenswerth erscheinen würde, hatte für den an rastlose Thätigkeit Gewöhnten keinen Reiz; dieselben Eigenschaften, die ihn in wenigen Jahren von dem Stande eines armen, verwaisten Bauerknaben zu einem ehrenvollen Rang unter seinen Mitbürgern erhoben hatten, sollten ihn zu noch weiteren Erfolgen anspornen.

Wenn schon die ersten Phasen seiner Laufbahn die Spuren von jener Energie und jenem Geschäftssinn darbieten, die ihn später in den Stand setzten, die kolossalsten Unternehmungen im Eisenbahnwesen durchzuführen, so dienen die nachfolgenden Ereignisse einigermaßen zur Erklärung der politischen Rolle, die er gegenwärtig im Unterhause spielt, und namentlich des leidenschaftlichen Ultra-Toryismus, der sich in ihm so bemerkbar macht. In provinziellen Parteikämpfen gelingt es oft einem zudringlichen, geschäftigen, dreisten, redseligen Individuum, sich den Einfluß zu verschaffen, der befähigteren Männern versagt wird: Herr Hudson liefert hiervon ein glänzendes Beispiel. Als reicher Bürger und Eigenthümer zur Theilnahme an dem politischen Leben der Stadt York berechtigt, dauerte es nicht lange, bis seine außerordentliche Thätigkeit und seltene Charakterstärke ihm eine Stelle unter den lokalen Parteihäuptern erwarben. Es fehlte den Konservativen damals gerade an einem furchtlosen, entschlossenen Manne, um die in der Reformbill erlittene Scharte auszuwetzen und die drohenden Fortschritte der Liberalen aufzuhalten; drei Jahre nach seiner glücklichen Erbschaft war Hudson, ohne daß man recht wußte, warum und wie, an die Spitze ihrer Partei getreten. Er erlangte aber bald so gültige Ansprüche auf ihre Erkenntlichkeit, daß es Niemanden einfiel, ihm das Scepter streitig zu machen; wie Napoleon, befestigte er seine Herrschaft durch Siege — die Dankbarkeit seiner Freunde hielt mit seinen Erfolgen Schritt, und im November 1837 ward er zum Lord-Mayor von York erwählt, welches Amt er später noch ein zweites und drittes Mal bekleidete.*) Derselbe Ehrgeiz, der ihn nach dem Vorrang in einer Provinzialstadt streben ließ, begleitete ihn späterhin nach der höheren Sphäre des Unterhauses, wo er der auserwählte Rathgeber der Protectionistenführer wurde.

Kehren wir jedoch zu seiner Wirksamkeit als praktischer Geschäftsmann zurück. Im Jahr 1833 gründete er die Yorker Bank-Compagnie, eine Actien-Gesellschaft, die nicht, wie so viele andere Institute dieser Art, ihre Theilnehmer zu Grunde richtete, sondern die vielmehr unter der trefflichen Leitung Hudson's alle Finanzkrisen des Landes überstand und noch immer gut rentirt. Diese erste glückliche Speculation führte zu neuen ausgedehnteren und gewagteren Unternehmungen, von denen sein jetziger enormer Reichthum das Resultat ist. Zunächst verdankte ihm die York and North-Midland-Eisenbahn ihre Entstehung, indem er seine ganze Energie darauf wandte, sie in Gang zu bringen; er betheiligte sich stark bei den Actien und ward zum Vorsitzer der Direction ernannt. Hier, wie überall, erwarb er sich binnen kurzem den unbeschränktesten Einfluß; er that, was er wollte, und was er that, hatte immer Erfolg. Obgleich die Actien im Anfang mit furchtbarer Schnelligkeit fielen, verlor er den Muth nicht; er kaufte sie den von panischem Schrecken ergriffenen Inhabern ab, und zum Lohn seiner Unerschrockenheit und seines Fernblicks stiegen sie später bis zu einem nie geahnten Werth. Wie man sagt, handelte er in diesem Falle gegen die Ueberzeugung fast aller Actionaire und selbst der Direktoren; aber Entschlossenheit und Ausdauer erringen ja stets den Sieg über Schwäche und Verzagtheit.

---

*) Außer London ist York die einzige Stadt in England, deren Mayor (Bürgermeister) während seiner einjährigen Amtszeit den Titel Lord führt, verbunden mit dem Prädikat: Right Honourable, welches sonst nur den Pairs und den Mitgliedern des Geh. Raths ertheilt wird.

Seine kühne und mit glücklichem Erfolg gekrönte Leitung dieses Unternehmens war die Veranlassung, daß er bald an die Spitze mehrerer anderer Eisenbahn-Projekte trat, wo er das System der Verbindungslinien und des gemeinsamen Betriebs durchsetzte, welches den Actionairen wenigstens großen Nutzen bringt, wenn auch das allgemeine Interesse darunter leiden mag. Wie in glorreicheren Kämpfen vermehrte das Glück den Nimbus, der ihn umgab; die erste gewonnene Schlacht macht auch die folgenden Siege leicht. So geschah es auch mit unserem Hudson. Die Eisenbahn-Gesellschaften bewarben sich um die Ehre, ihn ihren Präsidenten zu nennen, und das Publikum schenkte seinen Maßregeln unbedingtes Vertrauen. Ein Wink, daß Hudson sich anschicke, die und die Linie zu übernehmen, reichte schon hin, deren Actien in die Höhe zu treiben, und der Beitritt des „Eisenbahn-Königs", wie man ihn jetzt zu betiteln anfing, ward als der sichere Vorbote des Glückes begrüßt. Die Einschaltung seines Namens in das Verzeichniß der Direktoren war ein Signal, das den Werth der von ihm begünstigten Linien um mehrere Millionen erhöhte, und es ist daher begreiflich, daß auch sein Gewinn bis ins Ungeheure stieg. In jedem Zeitalter giebt es einen Industriezweig, dem sich die Speculation mit besonderer Vorliebe zuwendet; Staatspapiere, Bergwerke, Armee-Lieferungen haben nach einander eine kleine Anzahl von Individuen bereichert, noch viel mehr aber an den Bettelstab gebracht; heutigen Tages ist der Eisenbahn-Schwindel vorherrschend, und von denen, welche die allgemeine Manie benutzt haben, ist Hudson der glücklichste gewesen. Er häufte nicht allein selbst ein kolossales Vermögen an, sondern streute auch Reichthümer um sich her, wie ein Baum seine Blüthen fallen läßt. Man erzählt seltsame Anekdoten von dem gebieterischen Tone seiner Unterhandlungen mit hülfesuchenden Compagnieen und von dem beispiellosen Selbstvertrauen, welches sich in seinen Forderungen kundgiebt. Von Allem, was durch sein bon plaisir geschaffen wird, sichert er sich stets den Antheil des Löwen, und die Brocken, die von der königlichen Tafel fallen, wirft er großmüthig seinen Freunden zu. Manchen Actienschatz, dessen künftigen Werth nur er voraussah, hat er unter seine Anhänger ausgetheilt, mit der einzigen Bedingung, in der nächsten General-Versammlung für ihn zu stimmen. Wehe aber Allen, die sich ihm widersetzen oder selbständig handeln wollen — er läßt sie unerbittlich im Stich! Wer hingegen seinen Willen thut und ihn nach Gutdünken schalten läßt, wird nicht nur mit seiner allerhöchsten Gnade, sondern auch mit soliden Vortheilen belohnt. Es ist unglaublich, welche Macht in seinen Händen liegt, und von wie vielen Seiten her seine Vermittelung oder sein Schutz in Anspruch genommen wird. Wenn man ihn besucht — und sich ihm ohne genügenden Grund zu nähern wäre gefährlicher, als den Käfig eines hungrigen Löwen zu betreten — findet man ihn in Papiermassen vergraben, von Schreibern umringt und Eisenbahn-Direktoren, Parlaments-Mitgliedern und Ingenieuren Audienz ertheilend. Jede Minute ist ihm kostbar — man darf ihn mit keiner langen Vorrede behelligen, sondern muß gleich zur Sache kommen; er hört dann nicht sehr höflich oder geduldig zu, giebt seine Antwort in kurzen, abgestoßenen Worten und kehrt dem Bittsteller den Rücken, um sich mit einem Anderen zu beschäftigen. Bei seiner Erfahrung und seinem schnellen Ueberblick der Geschäfte ist alles Detail überflüssig; er unterbricht den eifrigsten Redner, die eindringlichste Darstellung mit einem „Ja!" „Nein!" oder „Das geht nicht!" und wer von seinen königlichen Lippen einen solchen Bescheid erhält, thut wohl, sich so bald als möglich aus dem Staube zu machen. (Schluß folgt.)

Norwegen.

Aelteste Ueberreste der norwegischen Literatur.

(Schluß.)

Beachten wir nun auch den Umstand, daß die Königssagen gleichsam der Adelsbrief der mächtigen aristokratischen Geschlechter waren, sofern die meisten Geschlechter hierin die Großthaten ihrer Vorväter erwähnt fanden, so haben wir hier einen Hauptgrund für die Annahme, daß die Abschriften zur Blüthezeit der Geschlechter vervielfältigt, in der Folge aber, als dieselben entweder nicht mehr existirten oder doch kein Ansehen mehr genossen, gering geachtet wurden. Bei der Kostspieligkeit der Bücher können wir uns als Besitzer derselben nur die Reicheren und Mächtigeren denken. Diese haben vermuthlich auf ihren Edelsitzen Büchersammlungen, besonders aus Gesetzen und Sagen bestehend, angelegt. Geht man von der Voraussetzung aus, daß auch in jenen Zeiten der Hof in den höheren Zirkeln den Ton angab, so muß man nothwendig annehmen, daß die Lektüre von Sagen und Romanen einen wichtigen Bestandtheil der gesellschaftlichen Unterhaltung ausmachte. König Haakon Haakonsson ließ bekanntlich mehrere Romane übersetzen. In seiner letzten Krankheit mußten ihm zuerst lateinische Bücher vorgelesen werden, bis es ihm zu schwer fiel, den Sinn zu verstehen; dann ließ er sich Legenden und endlich die Königssagen von Halfdan Svarte an vorlesen. Sturla Thordsson erwarb sich durch Märchenerzählen die Gunst des Königs Magnus und seiner Gemahlin und trat später als eine Art königlicher Historiograph auf, indem er auf Magnus' Aufforderung die Geschichte seines Vaters verfaßte oder redigirte. Der Hof der Königin Eufemia, der Gemahlin Haakon's V., muß, wie es scheint, im eigentlichen Sinne des Worts, ein lesender genannt werden können. Sie ließ viele Romane oder Märchen übersetzen, ja diese Romane scheinen selbst erst auf diese Weise, noch ehe sie in Schweden und Dänemark bekannt wurden, in die norwegische Literatur eingeführt worden zu seyn; denn ins Schwedische wurden sie, wie ausdrücklich bemerkt wird, nach den von Eufemia besorgten Uebersetzungen übertragen, und die dänischen scheinen wiederum nach den schwedischen verfaßt zu seyn. Sollte man an-nehmen dürfen, daß Männer wie Bjarne Erlingsson, Erling Va[...] und Andere, die entweder selbst oder deren Söhne und Töchter be[...] gestellt waren, auch zu Hause im Familienkreise in den nämlichen [...]gungen, wie es bei Hofe der Fall war, ihre Erholung fanden? Un[...] auch die Roman-Literatur die eigentliche Mode-Literatur, so konnte [...] möglich, zumal in einer Zeit, welche den behandelten Ereignissen so [...] die Sagen, in welchen auf jeder Seite die Vorfahren rühmlich [...] wurden, gleichgültig bei Seite gelegt werden! Und die Gesetzbü[cher waren] den Großen zu wichtig, als daß sie sich nicht zuverlässige Abschriften [der]selben hätten anschaffen sollen. So giebt es noch einen Gesetz-[codex, der] aller Wahrscheinlichkeit nach Erling Vidkundsson gehörte; man [...] außer dem Landes- und Stadtgesetz auch Gränzbestimmungen gegen [...] und Rußland, eine Streitschrift gegen die Anmaßungen der Geistlich[keit]. Sollte man nun nicht glauben, daß Erling, der Repräsentant des [...]mes, auch außerdem die Königssagen besaß, welche man die Gesch[ichte seines] eigenen Geschlechts nennen könnte, so genau greift das Arnmödlinge[...] in Norwegens Geschichte ein. — Diese Bücher enthielten dabei [...] das lebendige Wort: es waren keine dürren lateinischen, den [...] allein zugänglichen Chroniken, sondern vielmehr kernige, leichtfaßliche [...] eigenen Landessprache verfaßte Erzählungen, welche man hier dem [...] nicht nachsetzte, sondern in hohen Ehren hielt und zu einer klassische[n Voll]kommenheit ausbildete, welche im Königsspiegel — der auch verm[uthlich von] einem Mitglied des Gislestammes verfaßt worden ist — ihren [...] erreichte.

In Hinsicht auf die Geschichte der Sprache geben die vorge[...] Ueberreste der ältesten Gesetze wichtige Aufschlüsse. Die ältesten D[...] waren nämlich für jeden Gerichtssprengel ganz verschieden, und jeder [...] in seinem eigenen. Etwas anderes war es mit den neueren Land[...] deren Eintheilung nach den vier Gerichtssprengeln nur nominell [...] ein Codex für den einen Gerichtssprengel sehr wohl als ein Gesetz[buch für] den anderen gebraucht werden kann, sofern man nur an den [...] Stellen den Namen des Things (Gerichtshofes) verändert. Auch [...] Vergleichung der Codices unter einander, daß eine solche Abschre[...] sehr oft zur Anwendung kam. Von einer Verschiedenheit in Sprache [...] Dialekt kann deshalb bei den einzelnen Codices im Allgemeinen nicht [...] seyn. Hingegen durfte man, auf Grund der eben erwähnten scharfen [Son]derung der vier Gerichtssprengel in legislativer Hinsicht, eine solche [Verschie]denheit weit eher bei den Abschriften von den älteren Gesetzen erwarten. [...] dem letzten Fund sind wir nun so glücklich, Stücke von Gesetz-Codices oder [...] Gesetz-Codices der drei verschiedenen Gerichtssprengel (des Gulathing, Fr[osta]thing und Eidsivathing), alle zu einer Zeit niedergeschrieben, als die Sprache [...] ganz rein, ja zum Theil noch uralt, nämlich aus der ersten Hälfte oder [...] Mitte des 13ten Jahrhunderts, gesprochen wurde, zu besitzen. Mit [...] können wir sie also als Sprachproben der verschiedenen Gegenden betrach[ten] und die Behauptung aufstellen, daß, wenn in der Schriftsprache damals D[ia]lektverschiedenheiten existirten, sie sich gewiß hier kundgeben müßten. Es [...] sich aber keine, sondern die drei Gesetzbücher haben dieselbe Sprache, [...] Theil dieselbe Orthographie. Auf Island war schon damals die Schrift[...] etwas abweichend. Jene drei Gesetzbücher oder richtiger Fragmente [...] (denn nur das Gulathingsgesetz besitzen wir ganz) geben somit [...] Zeugniß von der Einheit der Sprache.

Herr Munch schließt seinen Bericht nicht, ohne seinen tiefen Schmerz [über] eine Barbarei zu äußern, welche die trefflichsten Codices der Vernichtung preisgeben konnte, indem er zugleich seine Verwunderung an den Tag legt, daß sie zu einer Zeit möglich war, wo bereits das königliche [...] vom 11. August 1622, hinsichtlich der Aufsuchung und Aufbewahrung von Alterthümern, an die dänischen und norwegischen Bischöfe erlassen war. In der Ueberzeugung, daß eine ähnliche Unsitte auch in Dänemark [...] werde, richtet er endlich an die Archivare aller drei nordischen Reiche die dringendste Bitte, genaue Untersuchungen anzustellen, in der gewissen Hoffnung, daß noch Manches auf ähnlichem Wege an den Tag kommen werde.

Texas.

Der Mainzer Verein und seine Resultate in Texas.

Herr L. Constant, bisher Bürger in Berlin und jetzt Bauer in Texas, ein Mann, welchen man wohl den „vielgewanderten" nennen dürfte und der schon hier in Berlin zur Zeit der Vereine „für das Wohl der arbeitenden Klassen" seinen Eifer für allgemeine, insbesondere für sociale Fragen [...] bekundete, ist jetzt für einige Zeit aus seiner neuen Heimat zu uns zurückgekehrt, um auch seine Familie über die See zu bringen.

Wir haben somit jetzt einen Mann in unserer Mitte, dessen [...] Gesinnung, dessen vielseitige Lebenserfahrung, dessen eigene Anschauung ihn besonders geeignet machen, über das Dunkel, welches über die Auswanderungs-Verhältnisse in Texas noch zum großen Theile verbreitet ist, Aufklärung zu ertheilen. Herr Constant, dazu vielfach aufgefordert, wird dieses nicht unterlassen; er beschäftigt sich, wie wir hören, mit der Ausarbeitung eines größeren Werkes über Texas und seine Zustände.

Vorläufig hat Herr Constant unter dem Titel: „Texas. Das [...] deutscher Auswanderer in Texas unter dem Schutze des Mainzer Vereins" eine kleine Broschüre herausgegeben, welche aufs neue die allgemeine Aufmerksamkeit dem vielbesprochenen Mainzer Vereine zuwenden muß.

Herr Constant hat keine besondere Ursache, dem Vereine Uebles nachzu-
n; er sagt in seinem Vorworte: „Ich bin weder getäuschter Schützling
Vereins, noch Mann der Partei; aber ich liebe meine Mitmenschen und
Texas liebgewonnen." Herr Constant macht dem Vereine keine allge-
ien Vorwürfe, er begründet die schwere Anklage, welche er gegen den
inzen Verein erhebt, in allen ihren Theilen. Er sagt sogar von dem
eine: „Eine edle Absicht lag auch diesem Unternehmen zum Grunde, und
oll von mir nicht verkannt werden; immer aber bleibt es bedauerlich, daß
sich in den Mitteln zum Zwecke täuschte und damit viele Menschen un-
klich machte."

Es sollen hier nur von den Vorwürfen, welche Herr Constant dem
inzen Vereine macht und die er leidenschaftslos begründet, die wesentlich-
hervorgehoben werden.

Constant bezeichnet die Hügelregion, zwischen dem Brasos- und dem
orado-Fluß, für welche sich ursprünglich der Graf Bos-Waldeck entschied,
vortrefflich; hier war reichlich Wasser, gesundes Klima, guter Boden und
Verkehr mit den Haupthandelsplätzen des Staates leicht. Der Vorschlag
Herrn Grafen sey aber abgewiesen worden, meist, weil ein gewisser
urgeois d'Orvanne, Besitzer eines größeren Landstrichs im Westen von
ras — nachdem er mit Verkaufs-Anträgen bei dem Grafen Waldeck abge-
esen worden — sich geradesweges nach Deutschland gemacht und seinen
ligen Anträgen an Ort und Stelle Geltung verschafft hatte. Der Herr
af Bos-Waldeck gab in Folge davon seine Betheiligung bei der Sache auf;
e richtig er gesehen, geht daraus hervor, daß seit 14 Jahren das Land
ischen dem Brasos und Colorado um mehr als hundert Prozent
stiegen und die Erhöhung der Preise, meint Constant, werde fort-
uern, da sich die meisten deutschen Emigranten dort unter den Deutschen
ederlassen.

Nun kaufte der Verein von Bourgeois d'Orvanne (dem Besitzer eines
0 □ Meilen großen Stück Landes zwischen dem 29—30. Gr. nördl. Breite
id 99—101 Gr. westl. Länge nach Greenwich) das Gebiet, um darauf die
utsche Kolonie in Texas zu begründen, und schickte 1844 den Prinzen
Solms-Braunfels mit Gefolge nach Texas. Constant sucht nun nachzuweisen,
ie oberflächlich diese Kommission es mit allen für eine Kolonisirung äußerst
ichtigen Nachforschungen genommen habe. Der Verein schien nicht einmal
on den Besitzbedingungen Bourgeois d'Orvannes zu wissen; diesem war das
Stück Land von der Regierung nur unter der Bedingung überlassen worden,
arauf bis Mitte 1844 eine gewisse Anzahl von Familien angesiedelt zu haben,
ei Nichterfüllung des Vertrags sollte das Land der Regierung zurückfallen.
Auf eine Verlängerung der Verfallzeit des sogenannten Impressarios konnte
er Verein nicht hoffen.

Der Bericht des General-Commissairs, führt Constant aus, bezieht sich nur auf Nebendinge und läßt die Hauptfragen ganz unberührt. Man behauptete, „daß Alles zum Empfange der Ansiedler in Texas vorbereitet sey", und ließ mit großer Hast Auswanderungs-Listen eröffnen, welche sich so schnell füllten, daß schon Ende September und Anfangs Oktober 1844 von Bremen aus 700 Köpfe in 200 Familien nach Texas abgingen.

Constant theilt das unendlich reich an Versprechen und Hoffnungen gehaltene Programm des Vereins mit. Es sprechen sich darin sichtbarlich, meint er, Fürsorglichkeit und eine philanthropische Tendenz aus, aber „Uebereilung, Unvorsichtigkeit in Wahl der Mittel zum Zweck und allzu großes Vertrauen des Vereins haben später zusammengewirkt, daß das Programm in den Hauptsachen gegen den Verein spricht." Hierauf sucht er nachzuweisen: 1) daß Auswanderer leichtfertig nach Texas geschafft wurden; 2) daß die Emigranten am Landungsplatze zu Texas keine Transportmittel vorfanden, Monate lang dort liegen blieben und als Folge davon jämmerlich starben; 3) daß der Verein seine texanischen Ländereien niemals durch erfahrene Männer bereisen ließ, daß er vielmehr Emigranten mit Versprechungen von Landschenkungen nach Texas sandte, ohne daselbst Ländereien zu besitzen, und daß als Folge solcher Täuschungen die Demoralisation unter den Kolonisten ausbrach. Ferner sucht Constant darzuthun: 1) daß auch jetzt noch die versprochenen Ländereien den Kolonisten nicht gegeben werden können und, wenn es geschehen seyn wird, der Boden die Menschen nicht nähren kann; die Lage des Kolonialgebietes auch der Art ist, daß die etwaigen Produkte des kostspieligen Transportes wegen nicht ausgeführt werden können; 2) daß die Kolonial-Kasse in Texas die rechtmäßigen Forderungen der Kolonisten nicht befriedigen kann; 3) daß das Werben für die Kolonie nur scheinbar eingestellt ist.

Diese Punkte begründet nun Constant in seiner Broschüre ganz speziell und auf eine durchaus unbefangene Weise. Er zeigt, daß, als der General-Commissair des Vereins in Texas anlangte, Bourgeois d'Orvanne's „Grant" bereits wieder der Regierung verfallen war, und daß Versuche zur Prolongation der Verträge zu nichts führten. Der Verein hätte dem Publikum darüber Aufklärungen geben müssen, statt dessen sammelte man auf gut Glück Menschen, sandte sie nach Texas und kaufte unbesichtigt ein Stück Land, inmitten einer von Indianern bewohnten Gegend. Der Verein wurde Besitzer von Land, welches den Comanches-Indianern erst entrissen werden mußte — er wurde bei diesem Kaufe von zwei amerikanisirten Germanen, Fischer und Müller, hinters Licht geführt, — er wußte von dem Werth oder Unwerth seines Landes gar nichts, und schickte er 1844, 45 und 46 mehr als 8000 Seelen nach Texas. „Der Verein hat sich der leichtfertigen Uebersiedelung schuldig gemacht, hat Tausende von Menschen allen Zufälligkeiten preisgegeben ꝛc. ꝛc." Weil man nun auch nicht daran wollte, die Comanches-Indianer zu bekriegen, so ging der Commissair, Prinz Solms, also 1844 nicht auf das Vereinsgebiet, sondern kaufte 100 Meilen südlich davon 1500 Acres Land für 800 Dollars, und die Ansiedler empfingen nun statt 320 Acres 10 Acres und einen Stadtplatz.

Constant schildert uns die große Demoralisation, welche dadurch unter den Auswanderern entstehen mußte, daß der Verein große Versprechungen gemacht hatte, welche er nun nicht halten konnte. Man findet in der Kolonie „Säufer, Faullenzer, bettelnde Kinder und liederliche Dirnen". Am Guadeloupe baute man eine Stadt, aber man baute keine Felder. Dies war unnatürlich, und deshalb sah auch Neu-Braunfels jämmerlich aus. „Behüte der Himmel jeden Deutschen, unterm Schutz des Vereins nach Texas zu schiffen, um 10 Acres Land in Natura zu bekommen, wenn er gleichzeitig eine Schenkung in einem Fabellande zu liegen hat." Die Auswanderer bebauen ihr weniges Land nicht, weil sie denken, in der nächsten Zukunft mehr, neues und anderes zu bekommen. Ueber die beiden Städte Braunfels und Friedrichsburg heißt es: „Das sind Undinge, und Undinge haben keinen Fortbestand. Sie sind Undinge, weil sie von den Handelsstädten so weit entfernt liegen, daß bei schlechtem Wetter Monate hingehen, ehe sie von dort mit Fuhrwerk erreicht werden können. Schiffbare Flüsse haben beide Flecken nicht, und dieses ist ein Unglück. Belege mögen dafür den besten Ausweis geben." Diese folgen in Zahlen. Durch die hohe Landfracht wird, wie Constant berechnet, jede Konkurrenz in Baumwolle, Korn, Taback ꝛc. vernichtet. Man sagt, daß der Colorado das Vereinsgebiet berühre. Hören wir auch hierüber Constant: „Dieser Fluß berührt das Gebiet im äußersten Norden, er hat oberhalb Austin Wasserfälle von 80, 30 und 7 Fuß Höhe. Sieben Meilen von der Mündung wird er 17 Meilen durch dichtzusammengeschobene Baumstämme, auf denen schon wieder Bäume wachsen, gesperrt. Dann hat er Versandungen; und um ihn bis Austin schiffbar zu machen, würde mindestens ½ Million Thaler erforderlich seyn. Ueber solche Summen aber wird Texas erst in 10—20 Jahren zu verfügen haben."

Auch für den Beweis der ferneren Punkte führt Constant in seiner Broschüre Specialien an, wie sie Deutschland bisher noch unbekannt geblieben sind. Namentlich schildert Constant den Geldmangel des Vereins. Sein Zweck ist a) Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen, b) Eröffnung neuer Absatzwege für die deutsche Industrie, c) Entwickelung des deutschen Seehandels. Dies ist großartig und für unsere Zeit würdig gedacht, aber die Versprechungen sollten nicht „leeres Geschwätz" seyn. „Dazu gehörten aber nicht 200,000 Gulden, nicht eine halbe Million ratenweise in 10—20,000 Gulden dem Direktor ängstlich behändigt, sondern dazu gehörten mindestens 30,000,000 Gulden und dann volles Vertrauen zu Herrn v. Meusebach." ꝛc. ꝛc.

Constant schließt seine Broschüre mit folgenden Worten: „Die öffentliche Meinung klagt in Texas, klagt in Deutschland den Verein wüthend an, mir ist der Verein Nichts, die Menschheit Alles. Ich bin nicht gekommen mit Anklagen, sondern nachdem ich an Ort und Stelle Alles überschaut, lege ich nur die wichtigsten Thatsachen vor den Verein und Deutschland hin. Bestreiten läßt sich daran nichts; es bleibt euch Männern des Vereins nur Eines — es bleibt euch zu handeln. Handelt ihr nicht, so wird die Hand Gottes euch treffen und die der Menschen euch zur Rechenschaft ziehen. Ihr habt die Deutschen in Texas demoralisirt und damit die deutsche Nation der Verachtung des texanischen Volkes heimgestellt, und umgekehrt habt ihr Texas, eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Welt, in Deutschland in Verruf gebracht."

Und:

„Wer zu antworten, wer zu widerlegen sich befugt hält, der komme, aber bald; denn da ich in Texas ohne Schutz fand, was ich suchte — gesicherte Zukunft für meine Kinder, — gehe ich auch im nächsten Jahre mit diesen dahin ab, um wieder zur Axt, zum Pflug zu greifen. Dort in der stillen Einsamkeit, unbekümmert um das Getreibe der Welt, werde ich mich so glücklich fühlen, wie ich als Mensch hoffen darf, es zu seyn."

Spanien.

Die Schlachten bei und gegen Salamanca.

Im Jahre 1812 haben die Engländer den Franzosen eine fürchterliche Niederlage bei Salamanca beigebracht; im Jahre 1847 haben die Franzosen diesen Namen dagegen wieder durch einen Sieg über die Engländer für ihren Nationalruhm zu Ehren gebracht. Freilich hinkt der Vergleich zwischen den beiden Salamanca-Siegen so stark, daß er sich schwerlich lange auf den Beinen halten wird, und keinesfalls läßt er sich mit den beiden Schlachten von Abukir vergleichen, wo zuerst die Franzosen von Nelson besiegt wurden und wo sie wenige Monate später wieder über die Verbündeten Nelson's siegten. Der Sieg der Franzosen im Jahre 1847 war überhaupt nicht bei, sondern gegen Salamanca, doch allerdings über die Engländer. Die Zeitungsleser werden es wissen, daß der unter dem Einflusse englischer Grundsätze stehende Minister Salamanca durch die französische Partei vor wenigen Tagen gestürzt wurde, und zwar mußte er einem Manne den Platz räumen, dessen Fähigkeit und politischer Charakter von dem zweideutigsten Rufe umgeben sind. Narvaez, so heißt der jetzt allgewaltige Wesir, ist von Paris nach Madrid geschickt worden, um das Ministerium Salamanca zu stürzen; die junge Königin und ihr Vicekönig Serrano*) nahmen anfangs sein

*) Wenn irgend ein Stellvertreter eines Königs den Namen Vicekönig verdient, so ist es Serrano. Ueberaus naiv ist übrigens die in französischen Zeitungen enthaltene Meldung, die Königin Isabella habe jetzt wieder ihrem Gemahl, dem Könige, verstattet, zu ihr nach dem Palast zu kommen.

Ansinnen mit Verachtung auf, denn sie waren für die Politik Espartero's, d. h. Englands, d. h. des Liberalismus, gewonnen, und es schien, daß die Amnestie, der Rückruf Espartero's und viele freisinnige Maßregeln eine schönere Zeit für Spanien herbeiführen würden. Einsichtsvolle Männer aber sagten gleich, daß Salamanca am Vorabend seines Sturzes sich befinde, und zwar schon deshalb, weil einen solchen Sturz Niemand in Spanien erwartete und alle Vorgänge vielmehr zu Salamanca's Gunsten waren! In spanischer Handlungsweise, besonders am Hofe und in der Regierung, herrscht nämlich die Erfahrung vor, daß stets das Gegentheil dessen erfolgt, was nach Berechnung einer gesunden Logik erfolgen müßte. So ist denn, gewiß aber nur auf einige Zeit, die Säbelherrschaft eines unter französischer Corruption und Christinischer Sittenlosigkeit großgewordenen Mannes wieder am Throne Isabella's und die Wohlfahrt und die Beruhigung des von Natur so glücklichen, von Menschenhand so unglücklich gemachten Landes wieder suspendirt. Wer noch an der Unlauterkeit der neuesten Umtriebe zweifeln will, der mag sich eines Besseren durch den Umstand belehren lassen, daß Christine heimlich aus Paris nach Madrid entwichen, heimlich, wie von und zu einer bösen That!

Aber man irrt, wenn man glaubt, es seyen hier bloße Palastränke und Gunst der Personen wirksam; nein, es sind tiefe politische und besonders handelspolitische Grundsätze die Hebel, und das ist es, warum dieses Ränkespiel auch in Deutschland, das leider so wenig Einfluß in der schönen und großen Halbinsel hat, mit Theilnahme beobachtet werden muß. Es ist unter Anderem auch dort die Frage: ob Schutzzoll oder Freihandel herrschen sollen; die Progressisten sind für einen Handels-Anschluß an England, d. h. für Freihandel, die Moderados aber sind Schutzzöllner nach französischen Regierungs-Maßregeln. Deshalb ist der Sturz Espartero's von Barcelona, der Wollenweberstadt, ausgegangen, und deshalb ist auch bei der Nachricht vom Sturze Salamanca's diese Fabrikstadt erleuchtet worden. Welches der beiden Systeme für Spanien das bessere ist, mögen kundige National-Oekonomen entscheiden (für Barcelona ist gewiß der Schutzzoll vortheilhafter); für den Frieden des Landes und seine Wohlfahrt ist unzweifelhaft das progressistische System das bessere. Ueberhaupt ist man geneigt, hoffnungsvoll auf den Schauplatz hinzublicken, auf welchem das große, freisinnige und im Ganzen edle England sich mitwirkend bewegt, dagegen mißtrauisch auf jeden Ort, wo das jetzige Frankreich seine zweideutigen Rollen spielt. Espartero mit allen seinen Fehlern steht rein von Habsucht und Corruption, rein in socialer Sittlichkeit da; die Freunde Christinens mögen versuchen zu beschwören, daß diese sich hierin mit dem Exregenten messen kann. L.

Mannigfaltiges.

— **Hoffmeister's Briefe aus Indien.** Der neueste Band der Westminster and Foreign Quarterly Review enthält einen ausführlichen Artikel über die kürzlich (Braunschweig, 1847) im Druck erschienenen Briefe des in der Begleitung des Prinzen Waldemar von Preußen in der Schlacht von Ferosipuhr gefallenen Dr. W. Hoffmeister, dessen Schicksal auch in England die wärmste Theilnahme erregt hat. Der Prinz hatte bekanntlich seine Reisen durch einen großen Theil von Indien bereits beendigt, als er sich dem Kriegsheere der Briten gegen die Sikhs anschloß, und so hatte auch Dr. Hoffmeister das reichste Material zur Bearbeitung einer naturwissenschaftlichen Beschreibung jener von europäischen Gelehrten noch so wenig besuchten Gegenden schon gesammelt, als der Tod den trefflichen Mann in der Blüthe des Lebens von der Erde raubte. Ein großer Theil der jetzt gedruckten Briefe wurde bald nach ihrer Ankunft in der geographischen Gesellschaft in Berlin vorgelesen und hatte die größten Erwartungen von der auf solche Beobachtungen gegründeten Ausarbeitung erregt, zu der der Verf. leider nicht gekommen ist. Und so müssen wir uns denn mit diesen Reise-Erinnerungen begnügen, die glücklicherweise von einem ganz anderen Standpunkte aufgefaßt sind, als die gewöhnlichen Darstellungen moderner Touristen, und die insbesondere, was die Schilderungen von Ceylon, der Ebenen von Bengalen, Nepaul's, der Stadt Catamandu in dem Thale gleiches Namens, wo die Reisenden von dem Radschah (Könige) von Nepaul mit wahrhaft orientalischem Pomp empfangen wurden, ferner Lucknow's, Delhi's und des Himalayah-Gebirges bis über die Gränzen von Thibet betrifft, ihres gleichen noch in keiner anderen deutschen Reisebeschreibung aufzuweisen haben. Unseren Lesern dürfte wohl von Interesse seyn, zu erfahren, wie man in England über den Hingeschiedenen urtheilt, weshalb wir nachstehend die Einleitungsworte der Kritik in der obgedachten Review folgen lassen:

„Das traurige Ereigniß, welches der vielversprechenden Laufbahn des Verfassers der vorliegenden Briefe ein so vorzeitiges Ende gemacht, lebt noch frisch in der Erinnerung des britischen Publikums. Gegen das Ende einer langen Reise im Orient befand sich Prinz Waldemar von Preußen zur Zeit der Invasion der Sikhs in der Nähe des Sutledsch, und als tapferer Soldat schloß er sich freiwillig unseren Truppen an, mit denen er alle Gefahren und alle Mühseligkeiten eines raschen und blutigen Feldzuges theilte. In der Schlacht von Ferosipuhr war der Feind stark verschanzt in einem dichten Gebüsch (jungle), von wo die Sikhs ein furchtbares Artillerie- und Gewehr-Feuer auf unsere Truppen richteten, deren Vordringen dadurch verhindert wurde. Der Augenblick war ein kritischer: die Linie fing an zu wanken, als ihre Standhaftigkeit durch das tapfere Beispiel des General-Gouverneurs wieder hergestellt wurde. Im Ang[...] Feindes vorrückend, ritt Lord Hardinge an der Fronte [...] Linie entlang, wo er die Leute durch seine Worte animir[...] Enthusiasmus durch den Anblick seiner unerschrockenen Halt[ung] [...] Prinz Waldemar, der sich dem Stabe des Lord Hardinge angesch[lossen] [...] begleitete ihn mit seinem ganzen Gefolge. Dr. Hoffmeister, der [...] des Prinzen ritt, welchen er in so dringender Gefahr nicht verlasse[n] [...] von einem Schuß in der Schläfe getroffen und fiel todt vom Pfer[de] [...] starb in seinem 26sten Jahre ein liebenswürdiger, hochgebildeter Ma[nn] [...] chen die Natur, die Erziehung und günstige Verhältnisse Alles geth[an] [...] schienen, um ihm einen ehrenvollen und ausgezeichneten Platz unter [...] der Wissenschaft zu sichern. — Das vorliegende Buch besteht [...] Briefen an Freunde in der Heimat, die der Verstorbene in eiliger [...] wie sie sich ihm eben auf seiner langen und mühseligen Reise [...] schrieben hat. Natürlich können sie darum auch nur einen sehr [...] nen Begriff von dem Werke geben, das von ihm zu erwarten ge[...] wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, uns die reife Frucht sein[er] [...] tungen und Studien darzubieten. Aber auch so, wie sie sind, nehm[...] Briefe dankbar auf. Wenn Hogarth seine großen Werke nie voll[...] wie willkommen würden uns dann Facsimiles von den Skizzen [...] gewöhnlich auf dem Nagel seines Daumens zu entwerfen pflegte. [...] besaß die seltene Gabe einer ungemein raschen Auffassung und [...] so empfängliches als energisches Gemüth. Dem Studium aller [...] nungen war er auf das lebhafteste zugethan, und von seiner früh[...] an hatte er eine Sehnsucht gehabt, entfernte Welttheile zu besuch[en] [...] Eigenthümliche, was sie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft [...] selbst kennen zu lernen und zu erforschen. Die ersten Eindrück[e] [...] schaffenen Gemüthes auf einer solchen Reise, und zwar in dem [...] Papier gebracht, da sie noch frisch und lebendig in der Erinnerung [...] darum auch nicht ohne großes Interesse seyn, wie fragmentarisch [...] der Moment gewesen, in welchem sie niedergeschrieben wurden. D[...] auch jeder Leser dieses nachgelassene Werk, falls er nicht mit Erwart[ungen] [...] geht, welche sich unter den obwaltenden Umständen nicht rechtfert[igen] [...] mit sehr großer Befriedigung aus der Hand legen."

— **Die Abtretung von Lucca.** Das Herzogthum Lucca, [...] sein bisheriger Fürst, der Infant Karl Ludwig von Spanien, dem [...] zoge von Toskana abgetreten, war demselben im J. 1824 von seiner [...] der Infantin Marie Louise, zugefallen, welche Letztere, eine Tochter Karl [...] von Spanien, die Gemahlin ihres Vetters, des Erbprinzen von Par[ma] gewesen war. Letzterer war von der französischen Republik, gegen Abtret[ung] seines väterlichen Erbes von Parma, Piacenza und Guastalla, zum Köni[g] von Etrurien ernannt, welches Königreich bald von seiner Frau allein reg[iert] wurde, jedoch im Ganzen nur zwei Jahre dauerte, da es 1803 von Napol[eon] ohne Weiteres eingezogen ward. Nach dem Frieden von 1815 wurde [...] malige Königin von Etrurien, da das ihr gebührende Parma mittlerw[eile] [...] die Kaiserin Marie Louise verliehen worden war, durch das Gebiet [...] entschädigt, das kaum halb so groß ist, wie das Großherzogthum [...] burg-Strelitz, aber beinahe noch einmal so viel Einwohner hat, als [...] nämlich 170,000. Bei dieser Ueberlassung von Lucca wurde jedoch [...] festgesetzt, daß es nach dem Tode der Kaiserin Marie Louise, wo [...] Piacenza und Guastalla wieder an die Infantin gleiches Namens [...] Sohn zurückfallen würde, an Toskana und zu einem kleinen The[ile] [...] 2 □ Meilen) an Modena abgetreten werden solle. Die jetzige [...] Seiten des Infanten Karl Ludwig ist also ein Ereigniß, das [...] Jahren jedenfalls eingetreten seyn würde, auch wenn zwischen [...] und seinen Unterthanen, welche seine Regierung immer nur [...] torische ansehen mußten und schon deshalb kein rechtes Vertrauen [...] konnten, keinerlei Differenz vorgefallen wäre. Der Herzog kann [...] diese Abtretung seine Anwartschaft auf Parma nicht verloren haben, [...] ihm wahrscheinlich vom Großherzoge von Toskana, statt der Summe, [...] bisher schon traktatenmäßig bis zum Heimfalle Parma's von Toskana [...] Oesterreich bezog, eine noch viel größere Appanage bewilligt worden [...]

— **Französische Königsgräber.** Wir haben kürzlich (Nr. 12[...]) [...] Geschmacklosigkeit erwähnt, mit der man die Gräber der französischen [...] im Dome von St. Denis restaurirt, indem man dazu die ersten besten [...] und Basreliefs verwendet, die sich zufällig in den Antiquarien vorfanden. [...] genwärtig wird nun berichtet, daß die französische Regierung — wahrscheinlich [...] um jenen Mißgriff wieder gut zu machen — einen ausgezeichneten [...] Herrn Henri Gérente, nach Oxford gesandt habe, um von den Zeichnungen [...] französischen Königsgräber, die sich in der Goughschen Sammlung [...] leiana befinden und die zur Zeit Ludwig's XIV. für den gelehrten [...] haber Gagnières veranstaltet wurden, genaue Kopieen zu nehmen. [...] Theil jener Grabmäler von Königen, Königinnen, Prinzen und [...] ist bekanntlich während der französischen Revolution zerstört worden. [...] künstlerische Darstellungen derselben, als die in Oxford befindlichen, [...] aber nicht, und so ist nur zu bedauern, daß man nicht schon früher auf den Gedanken gekommen, sich die Zeichnungen der ursprünglichen Monumente zu verschaffen, da man dann gewiß nicht so geschmacklose Restaurationen [...] tet hätte, wie man jetzt in St. Denis und anderwärts erblickt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Donnerstag den 28. Oktober 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

I.

Alexandrien. — Sitten und Handel der Stadt. — See- und Landmacht des Pascha. — Alterthümer.

.... Der Hafen von Alexandrien, wiewohl er den Schiffen, die einmal darin sind, vollkommene Sicherheit gewährt, hat eine gefährliche Ein- und Ausfahrt. Er wird nämlich nach dem Meere zu durch eine mit der Küste parallel laufende Reihe von Klippen begränzt, zwischen denen kein Schiff ohne einen arabischen Lootsen durchzusegeln wagt. Sachverständige meinen, dieses Hinderniß ließe sich leicht unschädlich machen; aber der Pascha hat nie Vorschläge annehmen wollen, die ihm zu diesem Zwecke gemacht wurden. — Als wir in den alten Hafen einliefen, sahen wir die hundert Segel der ägyptischen Flotte vor uns, hinter denen sich im Halbkreise die Stadt Alexandrien ausbreitet. Ein kleines Fahrzeug brachte uns ans Land und überlieferte uns einem Troffe schreiender Eseltreiber. Wir wählten unsere Esel und galloppirten durch lebhafte Straßen ins Franken-Viertel. Vor dem Hôtel d'Orient, auf dem großen Platze dieses Viertels, machten wir Halt.

Alexandrien ist, seinem Aussehen und seinen Sitten nach, nur der Vorposten des Orients. Die Straßen, die der Pascha hat anlegen lassen, sind breit und für Wagen fahrbar; das Quartier der Franken ist der schönste Theil der Stadt. Europäische Waarenlager sind ziemlich häufig, und ein Fremder kann, ohne hundert arabische Worte zu verstehen, ganz gut fortkommen. In den Hotels ersten Ranges spricht das Dienstpersonal englisch und französisch.

Von Alexandrien bis Pelusium ziehen sich längs der Küste Lagunen hin, die durch einen flachen Streifen Landes vom Meere getrennt sind. Auf diesem Streifen liegt da, wo er gegen eine Meile tief ist, die Stadt Alexandrien. Ihr Hafen, der einzige an der ganzen ägyptischen Küste, wird durch ein Vorgebirge gebildet, das in zwei Spitzen ausläuft. Diese Spitzen treten aus einander und biegen sich, jede auf ihrer Seite, nach dem Lande zurück, so daß zwei Buchten entstehen. Die bessere von ihnen heißt der alte Hafen und liegt im Südwesten des Vorgebirges; die andere, weniger sichere, liegt nordöstlich. Trotzdem man die letztere den neuen Hafen nennt, scheint sie doch zu den Zeiten der Ptolemäer der Kriegshafen gewesen zu seyn. Unter der türkischen Herrschaft wurde dagegen der neue Hafen den Handelsschiffen zugewiesen und der alte ausschließlich der Marine übergeben. Unter dem jetzigen Pascha hat diese Trennung aufgehört, und der frühere Handelshafen ist gänzlich verlassen worden.

In ihrer Glanzperiode hatte die Stadt Alexandrien einen Umkreis von zehn Meilen. Im Jahre 640 kam sie in die Hände der Araber, und seit dieser Zeit ist sie allmälig gesunken. Der Handel ging zu Grunde in Folge der Beschränkungen, die ihm die Sultane auflegten, und der Räubereien, die sie an den fremden Schiffen begingen. Mehmed Ali hat der Stadt ein neues Leben gegeben; sie ist gegenwärtig um das Dreifache größer, als zur Zeit der französischen Invasion. In den Umgebungen, in denen früher Antiquitäten-Sucher nicht selten von Hyänen und Schakalen belästigt wurden, sieht man heute schattige Gärten und prächtige Landhäuser. Die jetzige Bevölkerung mag 60,000 Seelen betragen.

In den letzten zehn Jahren sind 1235 Handelsschiffe mit 153,148 Tonnen Last in den Hafen eingelaufen und haben einen Umsatz von 122 Mill. Francs herbeigeführt. Das Monopol-System, das der Pascha eingeführt hat, macht, daß die Vortheile, die eine so große Menge von Geschäften mit sich bringt, nur einigen Wenigen zu Gute kommen. Die Kaufleute, deren Verdienst nun durch den Pascha beschränkt ist, rächen sich an ihm, wenn sie für seine Rechnung in Europa Einkäufe machen. Man erzählt sich, das Haus Zizigna habe hierin eine besondere Force; es sey sogar einmal vorgekommen, daß der Pascha ihm für einen englischen Wagen habe 30,000 Fr. zahlen müssen. Der Chef dieses verdienstvollen Hauses sagte einmal in Gegenwart Ibrahim's: „Was werde ich anfangen, wenn ich keine Geschäfte mehr zu machen habe?" — „Legen Sie sich einen Wagenhandel an", sagte der Prinz; „darin scheinen Sie Glück zu haben." — An dem Aeußeren der Einwohner sieht man, wie wenig Wohlstand durch den Handel verbreitet wird. Nirgends sah ich solche Magerkeit, als hier, zumal bei jungen Leuten, herrscht. Sehr häufig bemerkt man auch an den Beinen der Männer, dicht über dem Knöchel, die ringförmigen Spuren getragener Ketten, mit denen man hier sehr freigebig ist.

Der Hauptplatz des Franken-Viertels ist ein großes Rechteck, dessen Grund und Boden der Pascha seinem Sohne Ibrahim geschenkt hat. Dieser ließ daselbst Gasthöfe, prächtige Wohnhäuser und die Konsular-Gebäude aufführen, auf denen die Flaggen aller europäischen Mächte flattern. Auch eine protestantische Kirche steht auf dem Platze, und man sagt, Ibrahim habe sie zwar bauen lassen, aber die Maurer und Zimmerleute nicht bezahlt. Die Konsuln besitzen fast alle entweder innerhalb der Stadtmauer oder ganz in der Nähe prachtvolle Gärten und Landhäuser. Unter diesem Theile der christlichen Bevölkerung, wie unter den reichen Kaufleuten, ist das Leben elegant und nicht ohne Annehmlichkeit. Diese vornehme Welt besitzt zahlreiche Equipagen, denen auf der Straße stets ein Araber mit einer Peitsche voranläuft, um die Menge aus dem Wege zu treiben. Ein solcher Läufer, der auch noch das Amt hat, den Schlag zu öffnen und zu schließen, zeigt niemals eine Spur von Ermüdung, und am Fleische seiner nackten Beine sieht man, wie gut ihm die Leibesübung bekommt.

Man führte mich in den Palast, der vor etwa funfzehn Jahren auf dem Feigen-Kap (Ras el Tinn) erbaut worden ist. Er liegt sehr schön zwischen Hafen, Stadt und Meer. Eine besonders prächtige Aussicht hat man von der Säulenhalle aus, die den Eingang bildet. Der Harem, den zur Zeit die Frauen Saïd-Pascha's innehaben, ist vom Palaste getrennt und im Mittelpunkte der Gärten gelegen. Die Fenster dieses Harems sind aber so angebracht, daß die Bewohnerinnen die schöne Aussicht aufs Meer und den Hafen entbehren müssen. Der Palast ist mit großer Pracht eingerichtet, halb in türkischem, halb in europäischem Geschmack. Der König der Franzosen hat ihn durch Sendung von Tischen, Uhren, Porzellan- und Glasarbeiten vielfach bereichert. Mit besonderem Glanz sind das Billard- und das Bade-Zimmer ausgestattet, welches letztere ganz mit Marmor ausgelegt ist.

Bei unserer Rundschau kamen wir aus dem Palaste in das Zeughaus der Marine, das eine Schöpfung Cerisy-Bey's ist. Seit Mehmed Ali nicht mehr auf Eroberungen denken kann, hat das Arsenal seine Bedeutung verloren; auch die Kriegsschiffe liegen unthätig und ohne Pflege im Hafen, und Salutschüsse, zu denen sie sich so oft als möglich Gelegenheit suchen, sind das einzige Lebenszeichen, das sie von sich geben. Mit der Armee steht es fast eben so. Seitdem er Syrien, Hedschas und Kandien verloren hat, vermindert der Pascha den Bestand seines Heeres bedeutend, zur großen Freude der armen Aegypter, die durch das bisherige grausame Aushebungs-System viel zu leiden hatten. Die Uniform der Soldaten besteht in einem Feß, einer Jacke, einem kurzen, breiten Beinkleid und einer Art Kamaschen. Diese Kleidung sieht den in Europa üblichen Morgen-Anzügen zu ähnlich, als daß ich mich erwehren konnte, beim Anblick der Soldaten immer an Leute zu denken, die Medizin eingenommen haben und so gekleidet sind, daß sie sowohl im Bette bleiben, als rasch aufspringen können, um die ihren Umständen angemessenen Geschäfte zu verrichten. Uebrigens haben die ägyptischen Soldaten meist regelmäßige, kriegerische Gesichter und kräftige Gestalten. Sie werden jetzt hauptsächlich zum Kanal- und Festungsbau verwendet. Wenn sie nicht für den Pascha arbeiten, so stricken sie. Meist sind es arme Familienväter, denen ihre Frauen folgen, um ihre Ration Linsen und Brod mit ihnen zu theilen; denn ohne diese Hülfe würden die unglücklichen Weiber Hungers sterben. Der Dienst dauert so lange, als der Soldat Kräfte hat, ihn auszuhalten; wenn dann diese armen, gemißhandelten Sklaven vor Alter und Erschöpfung aus dem Heere scheiden, so hat ihnen der Pascha das Leben verhunzt und abgenutzt, und es bleibt ihnen nichts übrig, als zu sterben.

Wenn der Pascha der Seemacht entsagt hat, so scheint er dafür Alexandrien zu einem wichtigen Kriegsplatze machen zu wollen. Die neue Mauer, die er errichten läßt, ist ein Wiederaufbau derjenigen, die zur Zeit der Araber Alexandrien umgab und von Kleber im Anfange des ägyptischen Feldzuges mit Sturm genommen wurde. Nur wird sie nach den Grundsätzen der heutigen Festungsbaukunst aufgeführt. Eben so erbaute man auf künstlichen Hügeln, zu denen die Trümmer des alten Alexandriens benutzt werden, detaschirte Forts, die mit schwerem und zahlreichem Geschütz bewaffnet sind.

Die Alterthümer Alexandriens beschränken sich auf wenige und stammen häufig aus anderen Gegenden. Denn um diese Stadt zu verschönern, beraubten schon ihre ersten Erbauer die alten Städte des inneren Aegyptens manches merkwürdigen Denkmals. Hierzu kommt, daß Alexandrien bei den häufigen Zerstörungen, die es erlitten hat, und bei seiner Entfernung von

Sandstein- und Granitlagern mit denselben Materialien mehrmals wieder aufgebaut wurde, also wenige Monumente mehr an ihrem wahren Platz gefunden werden. Die Hauptstücke unter den Alterthümern tragen Namen, die ihnen gar nicht zukommen. So wurde, was jetzt Säule des Pompejus heißt, von dem Präfor Publius zu Ehren des Diokletian errichtet, nachdem derselbe ein großes Blutbad unter den Alexandrinern hatte anrichten lassen. Diese Säule steht auf einem Platze, der früher, wie arabische Schriftsteller sagen, von einem prächtigen Palaste, nach Sylvester de Sacy aber von dem berühmten Tempel des Serapis und einer der Bibliotheken Alexandriens eingenommen wurde. Unter Leitung des fanatischen Theophilus hatten die Christen angefangen, diesen prächtigen Bau zu zerstören. — Der Obelisk, der unter dem Namen der Nadel der Kleopatra bekannt ist, stammt aus Heliopolis und ist nicht auf Anlaß der Kleopatra, sondern eines römischen Kaisers nach Alexandrien gebracht worden. Hierbei erwähne ich beiläufig, daß aus einer Stelle in einem arabischen Schriftsteller hervorgeht, daß die meisten Obelisken mit einem Hut aus Bronze oder mit einer Statue gedeckt waren. — Die sogenannten Bäder der Kleopatra sind nichts Anderes als Grabgewölbe, in die das Meer eingedrungen ist, nachdem es den Felsen durchhöhlt hat, der sie schützte.

Von dem österreichischen Konsul, Herrn Laurin, erzählt man, er habe in seinem Landhause, das nahe am Hafen Rosette liegt, eine Inschrift gefunden, aus der er schließen muß, daß sein Haus auf der Stelle der großen, in Bruchium gelegenen, Alexandrinischen Bibliothek stehe. Herr Laurin ist nicht der einzige Archäologe in Alexandrien; er hat viele Studiengenossen unter den englischen Kaufleuten, von denen manche, so oft sich die Nachricht von einem neuen Funde in Ober-Aegypten verbreitet, die Reise dahin unternehmen.

II.

Der Kanal Mahmudjeh. — Das offizielle Personal eines Schiffes. — Das Nilwasser. — Arabische Musik und arabischer Tanz. — Murad-Bei. — Die Produkte des Nilufers.

Am 24. Dezember in aller Frühe hatten wir uns an Bord des „Schahin" (Falken) begeben, der uns den Nil hinaufführen sollte. Von unserer Seite war Alles bereit, aber die Mannschaft war noch nicht vollzählig. Man schickte deshalb einige Matrosen nach der Stadt, um die Zögernden herbei zu holen. Da sie die Rechten nicht fanden, griffen sie auf der Straße ein paar magere junge Bursche auf, die den Bestand der Mannschaft auf Sechzehn bringen sollten, welche Anzahl uns versprochen worden war. Einige Matrosen-Frauen kamen ans Ufer, um zu sehen, ob ihre Männer auch wirklich mitführen, andere, um ihnen ein neues, das heißt ein blaues Hemde zu bringen. Gegen halb elf endlich entfaltete unser „Falke" seine Flügel und trug uns unter dem Schutze eines günstigen Windes gen Osten.

Vier Meilen von der Abfahrtsstelle ist eine von den inneren Zollbarrieren des Landes. Auch hat der Gouverneur von Alexandrien, Moharem-Bey, ein ehemaliger Schwiegersohn des Pascha, daselbst seinen Landsitz.

Der Kanal, den wir hinauffahren, ist noch wichtiger für Alexandrien, als das Wischnei-Wolotschokische Kanalsystem für Petersburg; denn außer daß er, wie die Newa, die Ader des Handels ist, versieht er die Alexandriner auch allein mit süßem Wasser. Er wurde 1821 gegraben oder vielmehr gekratzt von einem Haufen Bauern und Frauen, die auf Befehl des Pascha's zusammenkamen, aber kein Arbeitsgeräth und nur Körbe hatten um den Schutt wegzuschaffen. Aus Hunger und Ermüdung, sagt man, sollen damals 20,000 dieser Individuen gestorben seyn. Mehmed-Ali nannte dies unförmliche Bauwerk, das in achtzehn Monaten fertig war, nach dem Sultan: Mahmudjeh. Anfangs konnten nur Schiffe darauf fahren, wenn der Nil seinen höchsten Stand erreicht hatte. Man hat daher zu verschiedenen Malen Richtung und Neigung des Kanalbettes verändern müssen.

Der Kanal Mahmudjeh liegt zwischen den zwei Seen Madjeh nördlich und Mareotis südlich. Man erinnert sich, daß die Engländer im Kriege von 1801 das Wasser des mittelländischen Meeres in diesen letzteren leiteten. Jetzt sind beide auf dem Wege einzutrocknen und gewähren einen öden Anblick. Den Mareotis besuchen jetzt die Franken aus Alexandrien der Sumpfjagd wegen; ehemals baute man rings um den See Weinreben, die ihren Beitrag zu den schwelgerischen Mahlen der Kleopatra lieferten.

Da Alexandrien ohne eine Verbindung mit dem Nil unbewohnbar ist, so kann man sich denken, daß der Mahmudjeh nicht der erste zu diesem Zwecke gegrabene Kanal seyn wird. Unter den Ptolemäern war es der von Canopus. Nach zehn und einer halben Stunde waren wir mit Hülfe eines guten Westwindes am anderen Ende des unseren, an der Schleuse von Atfeh, angekommen. Es war Nacht, und man wollte uns bis zum Morgen warten lassen, ehe man die Schleuse öffnete. Da indeß unser Schiff dem Zeughaus-Direktor Mehmed-Bey in Alexandrien gehörte, so wurde es einigen Matrosen leicht, mit Hülfe einer Anzahl Stockschläge, den Schleusenwächtern begreiflich zu machen, daß man uns augenblicklich müsse passiren lassen.

Die Mannschaft unseres „Falken" besteht aus vierzehn Marinesoldaten, die freie Kost und für die ganze Fahrt von Alexandrien bis Kahira zwölf Fr. funfzig Cent. (3 Thlr. 10 Sgr) erhalten. Die Kost besteht in Brod, Obst, Eiern und Käse. Was das Geld anlangt, so wollen Verleumder behaupten, daß, kämen die Bursche, die man in den Straßen Alexandriens aufgegriffen und als Matrosen auf unser Schiff gebracht hatte, zum Bey wegen der Bezahlung, die Bastonade ihnen sicherer sey, als das Geld. Außer den Vierzehn haben wir noch zwei Matrosen des Pascha, Hassan und Ali, die im Solde des Bey's sind und mit Strick und Stock die Polizei auf dem Schiffe handhaben. Die Tracht der Matrosen besteht in einer wollenen Mütze und einem blauen Hemde von grober Leinwand. Wenn sie ins Wasser springen, was der Schiffsdienst auf dem Nil oft nöthig macht, so konzentrirt sich ihr Anzug um den Hals, in Form einer Kravatte. Es ist nämlich nicht selten erf[...] die Matrosen, wo die Strömung stark ist, das schwere Schiff stromaufwärts ziehen oder es flott machen müssen, wenn es auf [...]bank fest sitzt. Will man von einem Ufer aufs andere, um besser[...] haben, so rudern sie manchmal von sieben Uhr des Morgens bis [...]nacht. Bei allen diesen Arbeiten singen sie, daß dem Zuhörer der [...] das Lob Allahs und Muhammeds, und ihre Ruderschläge begleiten [...] unermüdlich wiederholten Worten „Allah — Muhammad", so daß ihre Litanei strengt sie mehr an, als ihre Arbeit.

Unser Reïs oder Schiffspatron heißt Muhammed und ist einer [...]tigsten und bärtigsten Greisen, die ich gesehen habe. Ein rothgefleck[...] unterscheidet ihn von der übrigen Mannschaft; Geld zu einem [...] einem Paar Schuhen scheint er aber noch nicht in den dreißig Jahren zu haben, die er Mehmed-Bey, dem Eigner unseres Schiffes, [...] schwatzt fortwährend und strapazirt seine Lungen mehr, als Arme [...] Wenn die Matrosen im Schweiße ihres Angesichts dem Schiffe über [...]tische Stelle hinweggeholfen haben, dankt er, der müßig dabei ge[...] dem Propheten für seine gnädige Dazwischenkunst, bläst das Feuer [...] an und kocht sich eine Tasse Kaffee, die er vor den Augen der Mann[schaft mit] der Miene von Molière's Sganarelle trinkt, wenn derselbe sagt: [...] das war eine Krankheit, die mir viel Mühe gemacht hat!"

Unser wahrer Capitain ist der Dolmetscher. Er stammt aus [...]chischen Insel und hat daher für Alles, was ins Seewesen schlägt, [...] Geschick. Er hat außerdem mancherlei kleine Talente, die ihn [...] machen. Er kocht meisterhaft, schießt gut, versteht die feine Wäsche [...] frisirt uns und spricht türkisch, arabisch und französisch. Wenn er [...] trägt er die Tracht der Bewohner von Kahira, und dann läßt er [...] nennen. (Schluß folgt.)

England.

George Hudson, der Eisenbahn-König.

(Schluß.)

Von der originellen Bündigkeit seiner Ausdrucksweise möge [...] Geschichtchen als Beispiel dienen. Während er seine Functionen als [...] Mayor von York ausübte, hielt die britische Association zur Beförderung [der] Wissenschaften ihre jährliche Zusammenkunft in dieser Stadt, und der Mayor war übereingekommen, am Schlusse der Verhandlungen die berühmten Gelehrten und ihre Gäste zu einem großen Zweckessen einzuladen. Zum Unglück [...] aber die „Beförderung der Wissenschaften" durch einige unwissenschaftliche Zwischenfälle gestört, die wir damals auch in diesen Blättern erwähnt hab[en] und deren sich unsere Leser vielleicht noch erinnern werden. Seit mehren Jahren ist das alte odium theologicum in den frommen Herzen des orthodoxen englischen Klerus durch eine neue Art von Haß verdrängt worden, den [...] das odium geologicum nennen kann, und namentlich hat der ehrwürdig[e] Dechant von York, Dr. Cockburn, unsterbliche Lorbeern in dem Kampfe [gegen] jene allzu kühnen Forscher geärndtet, die aus ihren vorsündfluthlichen [...]resten und profanen Untersuchungen eine gefährliche Waffe gegen die [...] der mosaischen Urkunde schmieden. Und nun waren einige von diesen [...]bigen gekommen, um ihre verderblichen Theorieen unter den Mauern [...] eigenen Kathedrale zu predigen! Mit Mühe unterdrückte der [...] seinen Zorn, bis die Rede des Professors Sedgwick wie ein Funke in [eine] vollgepfropfte Pulvertonne fiel und eine furchtbare Explosion [...] Als daher der Tag herankam, an welchem der Magistrat von York die [...] Gelehrten und die Honoratioren seiner eigenen Stadt zu einem [...]lichen Mahle versammeln wollte, entstand eine ernste Schwierigkeit über die einzuladenden Personen, indem die Feindseligkeiten bis zu einem [...] gediehen waren, daß es unmöglich schien, den Vertheidiger des [...] gesellige Verbindung mit den Anhängern des Megatheriums zu bringen. Welche Seite sollte man nun ergreifen? Unzählige Vorschläge wurden gemacht, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen; wer konnte aber [...] einen so unversöhnlichen Streit zu schlichten? Da zerhieb der Lord-Mayor mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit den gordischen Knoten: „Meine Herren!" sagte er zu der Deputation, die sich in dieser Angelegenheit an ihn wandte, „ich habe die Sache mit dem Magistrat überlegt, und — wir haben uns für Moses und den Dechanten entschieden." . . . . .

Es ergiebt sich aus Obigem, daß die bruske Manier, die ihn schon am Ladentisch des Schnittwaarenhändlers in York charakterisirte, sich in dem Eisenbahn-Potentaten zu einem befehlshaberischen und herrischen Wesen [...] hat, das in der That auch denen, die aus seinen Bemühungen den [...] Vortheil ziehen, eher Furcht und Abneigung als Liebe einflößt; — [...] wird man ihm jedoch zugestehen müssen, daß keine gewöhnliche [...] und Tüchtigkeit und ein mächtiger Organismus dazu gehörte, um sich [...] streit mit den intelligentesten Männern eines von jeher durch seinen [...] Geist und seinen Sinn für industrielle Unternehmungen berühmten Landes zu einer so beispiellosen Höhe der Macht und des Einflusses emporzuschwingen. Der Pächtersohn von Howsham ist jetzt Parlaments-Mitglied, [...] Millionair, eine Magistratsperson in Yorkshire und Durham und der Besitzer weitläuftiger Güter in verschiedenen Theilen Englands.

George Hudson vereinigt und übertreibt in seiner Person die [...] und die Fehler der Klasse, die heutzutage eine so wichtige Stelle in unserem Socialleben einnimmt. Ohne Bildung und von den geistigen und [...]

Vorzügen entblößt, die dem Genie seinen mächtigsten Reiz verleihen, besitzt der thätige, geschickte und unternehmende Geschäftsmann in seiner Art ein Talent, das sich fast dem Genie nähert. Wer sich nur immer vor seinen Mitbewerbern auszeichnet — sey es auch in der hausbackenen Prosa des Bank- und Eisenbahnwesens — hat, so weit sein Verdienst sich erstreckt, ein gültiges Recht auf die Anerkennung des Publikums. Diese Anerkennung ist dem Gegenstande unserer Schilderung allerdings in vollem Maße zu Theil geworden, und seine unbezwingbare Willenskraft, seine unerschütterliche Ausdauer, der entschlossene Muth, mit dem er alle Hindernisse zu überwinden weiß und der durch seinen Grundsatz, alle Konkurrenten als Feinde anzusehen und als solche zu behandeln, unterstützt wird, seine praktischen Kenntnisse und sein berechnender Geist haben ihm eine Herrschaft über Eisenbahn-Direktoren und Actionaire in ganz England verschafft, der eben so unumschränkt ist, wie das Regiment, welches Napoleon über die unterworfenen Völker Europa's ausübte. Selbst die stolze Aristokratie des Landes muß sich vor dem Emporkömmling beugen, der, weit entfernt, seinen Ursprung zu verleugnen, ihn vielmehr zur Schau trägt und eine Genugthuung darin zu finden scheint, die Anbeter des Mammon mit Rohheit und Arroganz zu behandeln. Ueberhaupt strebt er eher danach, seine Gegner einzuschüchtern, als sie zu überzeugen, und er würde daher einen schweren Stand haben, wenn ihn sein bisheriges Glück verlassen sollte.

Die parlamentarische Laufbahn Hudson's ist zwar eben so erfolgreich gewesen, als seine industrielle Wirksamkeit, bietet aber keinesweges dieselben Bürgschaften eines dauernden und auf festen Grundlagen ruhenden Einflusses dar. Im August 1845 zum Mitgliede für Sunderland gewählt, sagte er anfangs dem Ministerium Sir Robert Peel's eine bedingte Unterstützung zu; als jedoch die Modification der Korngesetze beschlossen ward, verwandelte er sich in den entschiedensten Gegner des ehrenwerthen Baronets. Ein solches Verfahren brachte ihn in direkte Verbindungen mit der Protectionisten-Partei, und sobald Lord George Bentinck an die Spitze der Opposition trat, sah man Herrn Hudson ihm zur Seite Platz nehmen. Die Ereignisse dieser Session hatten alle hergebrachte Ideen so vollständig über den Haufen geworfen, daß man sich bald auch an dieses Phänomen gewöhnte, und Hudson behielt als Staatsmann den Sitz und die Stellung, die man ihm zuerst als dem großen Eisenbahn-Potentaten des Tages eingeräumt hatte. Ueber alle Gegenstände, die sich auf die Leitung der Schienenwege beziehen und die er als Meister behandelt, ist seine Meinung in der That entscheidend, und diese Autorität wird er ohne Zweifel noch lange behaupten; in Fragen politischer und allgemeiner Natur dürfte aber sein Einfluß sich bedeutend schwächen, sobald die Parteien im neuen Parlament zu einiger Konsistenz gelangt seyn werden. Es giebt so viele Mitglieder, die weit besser geeignet sind, die ersten Rollen zu spielen, daß man dem Eisenbahn-König nur rathen kann, ihnen gutwillig das Feld zu überlassen.

Herr Hudson wird nie als Redner glänzen können; er macht auch auf diesen Charakter keinen Anspruch. Die Natur hat ihm die hierzu erforderlichen Eigenschaften versagt. Er ist kaum von mittler Größe, aber erstaunlich korpulent; ungeschickt und linkisch in seiner Figur und seinen Geberden, ist er dabei stark, rüstig und muskulös. Sein Gang verräth Anstrengung, indem er seine massiven Arme kräftig hin und her schwingt, um der schwerfälligen Bewegung seiner Füße zu Hülfe zu kommen; dessenungeachtet schreitet er doch rascher einher, als viele andere Leute. Es scheint, daß dieselbe Willenskraft, die in seinem Geiste vorherrscht, auch seinen Körper regiert, denn je mehr seine Beleibtheit zunimmt, desto größer wird auch seine Thätigkeit. Sein Kopf ist eine Maschine, die allen Respekt einflößt — so rund und von so drohendem Ansehen, als ein Zweiundvierzigpfünder. In seiner Körperbildung ist der Hals vergessen worden; das Haupt sitzt ihm unmittelbar auf den Schultern. Das Gesicht ist mit einer Batterie zu vergleichen, so scharf und durchdringend ist das Auge und so fest und entschieden der Ausdruck des Mundes. Von Schönheit ist in der ganzen Physiognomie keine Spur, aber sie trägt den Stempel der Kraft. Wenn man die Blitze sieht, die aus diesen funkelnden Augen hervorschießen, so wundert man sich nicht, daß es dem Eisenbahn-König so oft gelang, seinen Mit-Direktoren zu imponiren und widerspänstige Actionaire mit einer einzigen Salve aus dem Felde zu schlagen. Er spricht stoßweise, mit einer rauhen, polternden Stimme, die er gleichsam aus tiefstem Schlunde heraufpumpt, und seine Worte sind nicht immer in der besten grammatischen Ordnung aneinandergereiht; obgleich er aber mit Schwierigkeit zu sprechen scheint und mitunter lächerliche Schnitzer begeht, so gelingt es ihm doch überall, sich vollkommen verständlich zu machen. Kurz, er ist ein Mann, der, wenn er es über sich bringt, der Politik zu entsagen und seine Theilnahme auf das Fach zu beschränken, welches ihm vorzugsweise geläufig ist und worin er durch langjährige praktische Erfahrung ein Uebergewicht über alle bloße Theoretiker besitzt, sich auch im Parlament ein hohes und verdientes Ansehen sichern kann.

Rußland.

Die Rechtsverhältnisse der Ausländer in Rußland, von Fedor Witte. Dorpat, 1847. *)

Mit Vergnügen macht der Rechtsgelehrte die Bemerkung, daß die wissenschaftliche Thätigkeit sich in neuester Zeit wieder mehr einer Disziplin zugewendet hat, welche Jahrzehende lang vernachlässigt schien, nämlich dem Völkerrechte. Es ist nicht zu verkennen, daß die Wissenschaft des internationalen Rechts, wenngleich sie noch immer ihre zahlreichen Gegner hat, gegenwärtig ein neues Leben empfängt; besonders giebt dafür die deutsche Literatur durch eine Reihe von Publicationen ein rühmliches Zeugniß. Der bisherige Mangel wissenschaftlicher Bearbeitung wird deutlich empfunden, und die Schriftsteller erscheinen in ihren Wünschen für Abhülfe desselben einig. Es ist vorzüglich die historische Seite des Völkerrechts, welche noch große Anstrengungen erfordert, ehe sie diesem Rechte selbst dazu verhilft, seinen Anspruch auf die häufig angezweifelte Positivität zu rechtfertigen. Das vorhandene Material ist an sich dürftig, zerstreut und betrifft nur einzelne Epochen. Durch die Bearbeitung der Rechtsgeschichte, und zwar nicht der mit einem bestimmten Zeitraume oder einer bestimmten Volksentwickelung sich abschließenden, sondern einer universalen Rechtsgeschichte, so wie der verstorbene Gans sie für das Privatrecht anstrebte, wird die Völkerrechtswissenschaft Halt bekommen und ihre Gegner beschwichtigen. Das Nächste ist — und darin stimmt auch der Professor Häischner in einem Aufsatze über das Wesen des Völkerrechts uns bei — die Herstellung einer Geschichte desselben; sie ist sein wesentlicher Theil.

Mit Dank erkennen wir also die Bereicherung an, welche unser rechtshistorisches Material durch die vorliegende Schrift aus einem Lande her erhalten hat, dessen innere Verhältnisse von den anderen europäischen noch immer entweder wirklich verschieden sind oder doch den Schein der Verschiedenheit an sich tragen. Das Fremdenrecht, als die erste Entwickelungsstufe internationaler Rechtsverhältnisse, ist als deren Grundlage immer von doppeltem Interesse, bei der Anomalie, unter der es in verschiedenen Staaten zur Anwendung kömmt, aber auch eine monographische Darstellung, welche nur die Verhältnisse der Fremden in einem bestimmten Lande umfaßt, durchaus angemessen. Zusammenstellungen der Fremdenrechte aller, wenigstens europäischer Länder, verbunden mit einer Uebersicht ihrer historischen Entwickelung, würden für das internationale Privatrecht von großer Wichtigkeit seyn.

Durch die vorliegende Schrift werden wir darin bestärkt, daß, was auch sonst von den Slawen im Allgemeinen ausgesagt worden ist, der russische National-Charakter dem Fremden nicht ausschließend entgegentritt. Seit frühester Zeit waren die Fremden in Rußland gelitten, gern aufgenommen, ja mit Privilegien beschenkt, welche den Einheimischen nicht zustanden. Seine Quellen findet der Verfasser, wie natürlich, in den alten Rechtssammlungen (prawda ruska, welche der vorchristlichen Zeit angehört, die vollständigere von 1113) und in den zwischen Rußland und anderen Staaten geschlossenen Verträgen. Er zeigt besonders an kriminalrechtlichen Bestimmungen, wie vortheilhaft die Stellung der Fremden gegenüber der der Einheimischen in Bezug auf den Zeugenbeweis, wie auch auf die Strafbarkeit, gewesen sey. Gleiche Vortheile genossen die Fremden in Polen, woraus sich auch die Ueberfüllung dieses Landes mit Deutschen, Juden und Armeniern erklärt. Beide Länder waren förmliche Asyle. „Während der Herrschaft der Tataren" — sagt der Verf. — „verminderte sich die Verbindung Rußlands mit dem Auslande. Die Gränznachbarn, namentlich der Schwert-Orden, die Litthauer und Schweden, drängten die Russen von der Ostsee, die krimischen Tataren vom schwarzen Meere zurück und hemmten auf alle Weise den Verkehr mit dem Auslande. Deshalb schweigen die Quellen bis zum Schlusse des 15ten Jahrhunderts über die Rechte und Verbindlichkeiten der Fremden in Rußland." Diese Lage änderte sich mit der Befreiung von den Tataren. Schon im J. 1472 zieht die griechische Prinzessin Sophie mit großem Gefolge aus Italien nach Rußland und theilt als Gemahlin Johann's III. Wassiljewitsch mit diesem den großfürstlichen Thron. Nun sammeln sich um denselben Gesandte, Künstler, Gelehrte, Aerzte, Krieger. Auch zu Sendungen ins Ausland bedient man sich der Fremden, um Handelsverträge und Freundschaftsbündnisse zu schließen. Bis zum 17. Jahrhundert mehrten sich ununterbrochen die Rechte der Fremden, die vorzüglich zur Verwendung für den Kriegsdienst aufgenommen wurden. Die fremden Soldaten genossen unter Anderem das privilegium flebile größerer Trinkfreiheit! Die Aemter waren zum großen Theil mit Ausländern besetzt.

Vom 17. Jahrhundert ab wurden durch das Gesetzbuch des Zaren Alexei Michailowitsch die Rechte der Fremden allmälig wieder vermindert; es tritt größere Rücksichtnahme auf die Unterthanenschaft ein. Die Kaiserin Anna verbot sogar, ohne kaiserliche Genehmigung Fremde im Militair mit dem Range eines Oberlieutenants zu bekleiden. Die Kaiserin Elisabeth untersagte den nicht zur russischen Kaufmannschaft verzeichneten Ausländern den Kleinhandel und verordnete, daß die zur rechtgläubigen Kirche übergetretenen, mit leibeigenen Mädchen verheiratheten und im Dienste eines Gutsbesitzers stehenden Ausländer zugleich mit den aus dieser Ehe entsprossenen Kinder bei ihrem derzeitigen Herrn in Leibeigenschaft bleiben sollten. Der Uebertritt zur griechischen Kirche wird von nun an für die Niederlassung überhaupt eine wichtige Frage.

Katharina II. wollte, daß die Rechtsstreitigkeiten der Ausländer unbedingt nach russischem Recht entschieden werden sollten; bisher bestanden, wie in Polen, Spezialrechte. Der Unterthanen-Eid wurde für den längeren Aufenthalt ein nothwendiges Requisit. Im Uebrigen traf diese Kaiserin umfassende Maßregeln, um namentlich Ackerbau und Gewerbe treibende Ausländer ins Land zu ziehen und weite Landstrecken mit ihnen zu bevölkern. „Bald nach ihrem Regierungs-Antritt ward in einem Manifeste vom 4. Dezember 1762 allen Ausländern, mit alleiniger Ausnahme der Hebräer, die Erlaubniß ertheilt, nach Rußland zu kommen, um sich hier unter kräftigster

*) Berlin, Schneider u. Comp.

Beihülfe der russischen Regierung anzusiedeln, und 1763 ward ein besonderes Kollegium errichtet unter dem Namen einer Vormundschafts-Kanzlei der Ausländer, unter deren Schutz diese standen."

Alexander ordnete die Handelsverhältnisse der Ausländer noch genauer durch das Manifest vom 1. Januar 1807, gestattete ihnen aber nur nach dem Eintritt in die Unterthanschaft den in eine Handelsgilde. Ingleichen sollten Ausländer, welche den Unterthaneneid geleistet hatten, nur auf Vorstellung des Kameralhofes an den Senat und nach erfolgter Genehmigung dieses letzteren in Zünfte aufgenommen werden.

Nikolaus I. endlich untersagte den Ausländern den Eintritt in den Civildienst, außer im öffentlichen Unterricht und Medizinalwesen. Den ausländischen Juden wurde sowohl die Uebersiedelung nach Rußland, als ein längerer Aufenthalt daselbst, ganz untersagt. Zuletzt hat Nikolaus den Ausländern unter gewissen Bedingungen die Erwerbung des persönlichen oder erblichen Ehrenbürgerrechts zugänglich gemacht. Das von ihm im Jahre 1832 ausgegangene Reichsgesetzbuch ist jetzt für den Fremdenverkehr verbindend. Fremde Juden, Derwische und Jesuiten sind absolut ausgeschlossen vom Lande. „Von Ausländern geistlichen Standes wird vor der Ertheilung der Reisepässe nach Rußland durch die resp. russischen Gesandtschaften oder Konsuln eine schriftliche Erklärung darüber eingefordert, daß sie weder zum Jesuitenorden gehören, noch gehört haben, was ausdrücklich nicht nur in den Unterlegungen hierüber an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch in den Pässen vermerkt werden muß. Aus dem russischen Reiche hinausgewiesene Jesuiten sollen, selbst wenn sie Zeugnisse über ihren Austritt aus dem Orden beibringen, nicht mehr Pässe zur Reise nach Rußland erhalten dürfen. Die russische Gesandtschaft bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ist aufs strengste verpflichtet, darüber zu wachen, daß die zu evangelischen Predigern in die südlichen Kolonieen Rußlands berufenen Individuen nicht politischer Umtriebe verdächtig seyen. Die aus der Türkei nach Rußland kommenden Geistlichen griechischer Konfession hat die Gränzobrigkeit zu befragen, in welcher Absicht sie nach Rußland kommen und nach welchem Gouvernement sie zu gehen gedenken. Ihre Erklärung wird dem dirigirenden Synod mitgetheilt, welcher, wenn der sich übersiedelnde Geistliche Archierei ist, die allerhöchste Genehmigung zu dessen Aufenthalt im Reiche einholt. Dasselbe ist zu beobachten, wenn der Geistliche Archimandrit ist und in einer der beiden Residenzen sich niederzulassen beabsichtigt.

Geistlichen der armenisch-gregorianischen Kirche, welche aus Persien oder aus der Türkei zum Einsammeln milder Gaben nach Rußland kommen, ist der Uebertritt über die Reichsgränzen untersagt, es sey denn, daß die kaiserliche Genehmigung erfolgt wäre.

Was die Juden anlangt, so gehören zu den Gebieten, welche sie zu ihrem unbeschränkten Aufenthalte in Städten, Flecken und Dörfern wählen dürfen, die Gouvernements Grodno, Wilna, Kowno, Wolhynien, Minsk, Jekaterinoslaw und die Provinz Bessarabien. Ferner ist es den Juden erlaubt, ihren beständigen Wohnsitz zu haben: 1) im Kijewschen Gouvernement, mit Ausnahme der Gouvernementsstadt Kijew und der Militair-Kolonieen; 2) im podolischen Gouvernement, mit Ausnahme der Militair-Kolonieen; 3) im Chersonschen Gouvernement bis auf die Stadt Nikolajew; 4) im taurischen Gouvernement, ausgenommen die Stadt Sewastopol; 5) im mohilewschen und witepskischen Gouvernement, mit Ausnahme der Dörfer; 6) in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa bis auf die Kron- und Kosakendörfer; 7) im kurländischen Gouvernement ist der beständige Aufenthalt nur denjenigen Juden gestattet, welche vor dem Erlaß der Verordnung vom 13. April 1835 mit ihren Familien zu diesem Gouvernement waren verzeichnet worden. 8) Unter gleicher Beschränkung ist den Hebräern der Aufenthalt im liefländischen Gouvernement, im Flecken Schlock, gestattet. In Riga dürfen nur die Juden, welche einen beständigen Aufenthalt daselbst schon vor dem Ukas vom 17. Dezember 1841 nachzuweisen im Stande sind, ihren Wohnsitz haben. Zufolge des vom Kaiser bestätigten Beschlusses des Minister-Comités vom 20. April 1843 ist in den an Oesterreich und Preußen gränzenden Gouvernements der funfzig Werst breite Landstrich längs der Reichsgränze dem beständigen Aufenthalte der Juden entzogen. In Betreff neu gegründeter Städte und Flecken erstreckt sich diese Verordnung sogar auf den hundert Werst breiten Landstrich längs der österreichischen und preußischen Gränze."

Zu weiteren Mittheilungen ist hier nicht der Ort; wir können sie uns um so eher ersparen, als hier im Jahre 1841 eine deutsche Sammlung der Gesetze, welche den Aufenthalt der Ausländer in Rußland betreffen, wenn wir nicht irren, auf Veranlassung der russischen Gesandtschaft, erschienen ist. Das Hauptinteresse konnte für uns nur die historische Einleitung haben, welche der Verf. der heute gültigen Gesetzgebung vorausgeschickt hat.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Fanny Lewald's Italien. Fräulein Fanny Lewald oder, wie sie sich bis jetzt nannte, die Verfasserin der „Clementine" und „Jenny", hat ein „Italiänisches Bilderbuch" in zwei Bänden geschrieben. *) Es ist ein Bilderbuch ohne Bilder, wie das bekannte Andersensche; aber wir [...] Titel nicht gewählt haben, wenn auch der Vorgang des lieb[...] dänischen Dichters die Leser vielleicht schon an eine Bedeutung [...] gewöhnte, die es durchaus nicht hat. Die Verfasserin der „C[...] und „Jenny" hat ein schönes Talent, Dingen, die schon [...] erzählt worden, ein neues Interesse zu verleihen und sie anmuthig [...] Man wird dies auch in ihrem „Italiänischen Bilderbuche" bestä[...] das wir durchblättert, ohne etwas zu finden, was uns nich[t] schon in anderer Zusammenstellung gehörte Melodie bekannt ge[...] ohne daß wir darum aber auch anstanden, uns seiner in dieser [...] recht zu erfreuen. Gewidmet ist das Buch Ludwig Crel[inger in] Königsberg, dem Vertheidiger der Polen in ihrem Berliner Pr[ozesse] [...] auch diese Widmung erinnert an die ähnliche Weise einer ande[ren ...] ten Schriftstellerin. Crelinger hatte ihr empfohlen, „möglichst [...] Kirchen und Bildern und möglichst viel von Land und Mensche[n zu er]zählen, und dem ist sie „möglichst", aber doch nicht „gan[z" nachge]kommen. Die Kirchen nehmen sowohl in Florenz als in Rom [...] Theil der Darstellung ein, und was die Bilder betrifft, so führt [...] fasserin sämmtliche Napoleoniden nicht in Person, sondern in ihren [...] vor. Allerdings möchten wir aber auch weder jene Kirchen noch [...] in dem Buche entbehren, da die einen wie die anderen sehr an[...] schildert sind. Unsere Leser, noch mehr aber unsere Leserinnen, werde[n ge]wiß dankbar dafür seyn, daß wir sie auf das Buch aufmerksam gema[cht]. Sie werden der Verfasserin mit Vergnügen über Mailand, Genua [...] nach Rom und von da über Neapel nach Capri, Ischia und Palerm[o ...] von wo sie uns dann zur See über Livorno nach Bologna und nach [...] die Eisenbahn um einen Theil seiner poetischen Romantik kommen [...] führt, an dessen Schwelle ein Gondoliere ihr und uns ein A Rivede[rci ...]

— Konsularisches. Als Verfasser und Herausgeber des [...] Magazin (Nr. 87) angezeigten „Handbuchs für preußische Konsul[n ...] Rheder, Schiffer und Befrachter" (Berlin, Reimer) wird uns jetzt [...] Geheime Ober-Finanzrath, Herr Oesterreich, genannt. Allerdings [...] gleich vermuthet, daß das mit außerordentlicher Gediegenheit zusammen[gestellte] Handbuch einen gründlichen Sachkenner zum Verfasser haben müsse.

— Omnibusse in London. Der allgemeine Fahrpreis der Omnibusse [in] London, deren Zahl auf 1500 angegeben wird, war bis vor einem Jahr [...] (5 Sgr.), wofür man von den entlegensten Endpunkten der Riesenst[adt ...] in das Centrum der City, nämlich bis zur Bank und Börse, fahren [...]. Oft betrug eine solche Tour über zwei deutsche Meilen, und wenn ma[n be]denkt, daß das Geld in England einen anderen Werth hat, als bei uns, [...] 6 Pence im Verhältniß zu den Brod- und anderen Lebensmittelpreisen [...] etwa wie 3 Sgr. anzuschlagen sind, so wird man jenen Fahrpreis au[ßer]ordentlich niedrig finden. Gleichwohl ist derselbe seit dem vorigen Jahre [...] Theil sehr bedeutend noch herabgesetzt worden. Ein Theil der Omni[busse] nämlich, die von der am rechten Ufer der Themse liegenden (Surrey-) Se[ite] der Stadt nach der City fahren, kündigte an, daß er mit Berücksichtigung [...] die zahlreiche, minder wohlhabende Klasse, die auf dieser Seite wohnt, [...] Fahrpreise auf 3 Pence (2½ Sgr.) reduzire. Alles strömte nun diesen [wohl]feileren Wagen zu, und um nicht in ihrem Geschäfte zurückzukommen, [...] sich auch die übrigen von jenem Stadttheile aus fahrenden Omnibusse [genö]thigt, ihre Fahrpreise auf die Hälfte herabzusetzen. Für die Omnibusse [der] anderen Stadttheile ist eine solche Nöthigung noch nicht eingetreten, [...] sie schwerlich ausbleiben wird und die Wagen zum Theil auch jetzt schon, [...] weit sie nämlich ihren Lauf parallel mit der Themse nehmen, mit einem be[...]deutenden Konkurrenten zu kämpfen haben, nämlich mit der Dampfschiff[fahrt], die von fünf zu fünf Minuten von jedem Pier (Landungsplatz) [...] bis zum nächsten wie bis zum entferntesten Pier für einen Penny (10 Pf.) [...] befördert. Die Konkurrenz der zahlreichen Cabs (Droschken) thut ihnen da[...]gegen fast gar keinen Abbruch, denn diese lassen sich tarifmäßig [...] Entfernungen (pro engl. Meilen einen Shill., also für die deutsche Meile [...] 1½ Thlr.) bezahlen, gleichviel, ob eine Person oder mehrere einsteigen, [...] da in London nicht leicht ein Weg durch die Stadt weniger als eine englische Meile beträgt, überdies die zahlreichen Fremden auch keinen Maßstab für [...] Entfernungen haben *), so ziehen es natürlich diejenigen, die nicht gern [...] Geld verfahren möchten, immer vor, sich der Omnibusse zu bedienen. Es [ist] dies ein ganz anderes Verhältniß als in Berlin, wo die Droschken einen [...] niedrigen Tarif haben, daß zwei Personen, die zusammen fahren [...] es immer vorziehen, sich dieser Wagen statt der Omnibusse zu bedienen. [...] doch fahren in London die letzteren jetzt eben so billig als in Berlin, [...] viel billiger, denn nachdem auch die bisherigen 6 Pence-Wagen auf der [Sur]rey-Seite ihren Preis auf 3 Pence herabgesetzt, hat ganz kürzlich ein Theil der älteren 3 Pence-Wagen sich entschlossen, für zwei Pence (1⅔ Sgr.) zu [...]. Es läßt sich erwarten, daß sie bei dem viel größeren Zulauf, [...] durch bekommen, auch bei diesem sehr niedrigen Preise ihre Rechnung finden werden.

---

*) Berlin, Alex. Duncker, 1847.

*) In der neueren Zeit sind auch Cabs in den Gang gekommen, die [...] Wegmesser in Bewegung setzen, dessen Zifferblatt und Zeiger am Wagen innerhalb [ange]bracht ist und dessen Mechanismus mit einem der beiden Hinterräder zusammenhäng[t].

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Sonnabend den 30. Oktober 1847.

England.

Das Armengesetz in Irland und die englische Parlaments-Session von 1847.

Die soziale Lage Irlands ist für England das, was der spanische Krieg ür Napoleon war. Sie raubt ihm alle Freiheit der Bewegung und hält es vie mit einer Kette umfangen, die ihm von Zeit zu Zeit die schmerzhaftesten Zuckungen verursacht. Das bleiche Phantom Irlands stört das mächtige Britanien unaufhörlich in seiner Ruhe; die innere Wohlfahrt, der äußere Glanz des letzteren dient nur dazu, das unaussprechliche Elend, das auf der Schwesterinsel herrscht, in einem noch grelleren Lichte erscheinen zu lassen.

Die Hungersnoth dieses Jahres ist eine gräßliche Lehre gewesen. Die Engländer haben eingesehen, daß sie auf eine Weise oder die andere das Schicksal Irlands regeln müssen. Gewiß, wenn sie, ohne an ihrer eigenen Lebenskraft zu rütteln, das Band hätten lösen können, welches Irland an ihre Seite schmiedet — wenn sie dieses unglückliche Volk den Wellen des Oceans hätten preisgeben können — so würden sie dadurch nur gewonnen haben; aber mit oder gegen ihren Willen sind beide Nationen nun einmal eng verbunden, und die eine kann und wird die andere nicht Hungers sterben lassen. Man hat also für den Unterhalt von drei bis vier Millionen Armen zu sorgen. Voriges Jahr ging eine Bill unter dem Namen der Labour-Rate Act durch das Parlament, welche die Regierung ermächtigte, die Hülfsbedürftigen zu öffentlichen Arbeiten an den Straßen, Kanälen u. s. w. zu verwenden, so daß zu Anfang dieses Jahres mehr als 500,000 Menschen auf solche Weise beschäftigt waren, die einen Sold von ungefähr einer Million Pf. St. (gegen 7 Mill. Thlr.) monatlich bezogen. Indessen war diese Hülfe nur ein Palliativmittel; man konnte mit unendlichen Aufopferungen einigen Millionen Unglücklichen das Leben retten; aber änderte man dadurch ihre Lage? Die Existenz eines ganzen Volks, die Sicherheit eines großen Reichs bleiben der Laune eines unbeständigen Klima's überlassen, abhängig von Regen oder Sonnenschein. Das Schwert des Damokles schwebte beständig über Englands Haupt; jeden Morgen konnte es bei seinem Erwachen ein ganzes Volk nach Brod schreien hören, jeden Morgen seine Küsten von halbwilden Horden überschwemmt sehen, die das Fieber, die Pest und das ganze schauderhafte Gefolge des Hungers mit sich führten.

Um ein solches über alle gewöhnliche Regeln hinausgehendes Problem zu lösen, war nichts Geringeres nothwendig, als eine vollständige Revolution in den Grundlagen des irischen Grundsystems. Diese Revolution ist entschieden, ist begonnen worden; das britische Parlament hat sie in der jüngstvergangenen Session beschlossen — sie heißt das **Armengesetz**. Die stürmischen Debatten dieser Session sind der Grabgesang einer Klasse, welche große Fehler begangen hat, aber dafür jetzt hart bestraft wird, indem man sie zwingt, für den Unterhalt der von ihr geschaffenen Proletarier-Legion zu sorgen; wir meinen die irischen Gutsbesitzer. Jahrhunderte lang haben sie das Volk im Elend, im Laster, in der Unwissenheit verkommen und in den Zustand der Barbarei zurücksinken lassen. Diese Masse von sozialen Gebrechen vermehrte sich von einer Generation zur anderen, bis ihre Schwere nicht länger zu ertragen war. England selbst hat unter der Last geschwankt: es hat sie abgeschüttelt und auf die Schultern Irlands zurückgeworfen, welches Gefahr läuft, von ihr erdrückt zu werden. Es ist vorauszusehen, daß binnen drei oder vier Jahren die Hälfte des Bodens in Irland seine Eigenthümer gewechselt haben wird.

Die Folgen des Armengesetzes waren übrigens schon früher bekannt; man wußte, daß es einen großen Theil der irischen Landlords zu Grunde richten müsse. Ihren Ruin vor Augen sehend, erhoben sich Letztere in ihrer ganzen Stärke; es bildete sich eine Liga, in der man alle Parteien vereinigt fand — Tories und Liberale, Katholiken und Protestanten geben sich hier die Hand, und in Westmeath, Downshire und Castlereagh erschienen an der Seite eines O'Connell Grattan und O'Brien. Aber alle diese Anstrengungen mußten einer höheren Gewalt weichen; die irische Conföderation konnte dem britischen Parlament nicht widerstehen, das seinerseits dem **Drucke von außen**, der öffentlichen Stimme, nachgab, die ihr Organ in der Presse hatte.

Schon die Thronrede der Königin bezeichnete die sozialen Uebel Irlands als den Hauptgegenstand, womit sich das Parlament in der bevorstehenden Session zu beschäftigen habe, und die Diskussion der Adresse im Unterhause gab den Leitern der drei einflußreichsten politischen Parteien, Lord John Russell, Sir Robert Peel und Lord George Bentinck, Gelegenheit, sich dahin auszusprechen, daß sie die irländische Frage als neutralen Boden ansähen, dem der politische Antagonismus fremd bleiben müsse. Diese erste Verhandlung war dadurch bemerkenswerth, daß die Haupt-Mitglieder der Kammer dabei sogleich die Stellung einnahmen, die sie bis ans Ende der Session behaupteten. Lord George Bentinck, als Vertreter der Tories oder Protectionisten, neigte sich augenscheinlich auf die Seite der Gutsbesitzer. Lord John Russell, der als Premier-Minister die größte Verantwortlichkeit zu tragen hatte, rechtfertigte die Regierung im voraus wegen der Ohnmacht, in der sie sich den unüberwindlichen Hindernissen gegenüber befand, die ihr von der Natur selbst bereitet wurden. „Wenn man", sagte er, „den Zustand bedenkt, in dem das irische Volk bisher gelebt hat — wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Bevölkerung dreißig Wochen im Jahr außer Stande ist, sich Nahrung zu verschaffen, und daß diese Leute gewohnt sind, sich den Tag über mit einem einzigen Mahle von Kartoffeln zu behelfen, so wird man nicht glauben, daß die Regierung oder das Parlament durch irgend eine Maßregel die härtesten Leiden oder selbst in gewissen Fällen eine Hungersnoth verhindern könne. Den Irländern fehlen die Hülfsquellen, welche die Engländer besitzen; diese können sich in schlechten Zeiten einschränken, aber wie wollen sich die Irländer einen Theil der Nahrung entziehen, die selbst in den besten Zeiten zu ihrem Unterhalt nicht hinreicht? Ich gestehe daher, daß ich kein Mittel sehe, der gegenwärtigen Krisis vollständig die Spitze zu bieten." — Dieses Geständniß von Seiten des Ministers zeigte deutlich genug die Schwierigkeit seiner Stellung: ohne Zweifel hätte er gern die mit so schwerer Verantwortlichkeit gepaarte Macht einer geschickteren oder kühneren Hand überlassen, aber eine solche war nicht zu finden. Sir Robert Peel fuhr fort, seine Beobachterrolle zu spielen, indem er uneigennützige Mitwirkung zum allgemeinen Besten versprach und sich heimlich freuen mochte, eines so lästig gewordenen Postens entledigt zu seyn.

Mitten in diesem Waffenstillstande, der zwischen den eigentlichen politischen Parteien eingetreten war, begann im Unterhause der Kampf der irischen Gutsbesitzer mit den englischen Radikalen. Die Irländer machten den ersten Angriff. Herr Smith O'Brien zählte alles Unglück, alle Leiden seines Landes her und warf sie der britischen Nation ins Gesicht. „Das ist Euer Werk!" rief er, indem er zugleich erklärte, daß er die Regierung für den Tod jedes Irländers verantwortlich mache, welcher der Hungersnoth erläge. Diese irische Aufwallung war eine ungeheure Unvorsichtigkeit in dem Augenblicke, wo die Engländer schon die Summen berechneten, die ihnen das Elend ihrer Nachbarn gekostet hatte. Herr Roebuck beantwortete sie mit einer der niederschmetternden Tiraden, die er in der Folge so oft erneuerte. „Ich weiß recht gut", sagte er, „welche Bettler aus Irland zu uns herüberkommen werden. Ich spreche das Wort aus; ich werde meine Meinung sagen, ohne mich an das Geschrei zu kehren. Das englische Volk ist nicht verpflichtet, das irländische zu ernähren. Es ist vielmehr unsere Pflicht, Irland zu zwingen, seine eigenen Armen zu ernähren. Ich fordere für Irland nichts als Gleichheit; ich verlange blos, daß dem Armengesetze nach den Worten: „in England und Schottland", auch noch die: „in Irland", hinzugefügt werden. Das ist Alles. Ich fordere nur gleiche Gesetze, aber ich werde nie in Maßregeln willigen, die den Zweck haben, das arbeitsame, fleißige, friedfertige und ordnungsliebende Volk von England zu Gunsten der Anarchie zu besteuern, die in dem sogenannten Schwesterreiche vorherrscht. Wenn die Regierung dem Geschrei der irischen Gutsbesitzer nachgiebt, so wird sie für die Folgen einstehen müssen: alle Armen Englands werden das Recht haben, ihr zu sagen: Ihr gebt den Irländern Nahrung — ernährt auch uns."

Während der erbitterten Streitigkeiten, wozu diese Rede Anlaß gab, war die große Frage: wer die Armenpflege in Irland übernehmen solle? nur im Sinne der beiden Extreme besprochen worden; die Einen wollten sie den Landlords, die Anderen der Regierung aufbürden. Das Ministerium mußte das Schiedsrichter-Amt übernehmen und, wie es alle Regierungen thun, einen Mittelweg einschlagen. Wirklich unternahm dies Lord John Russell in den Maßregeln, die er am 25. Januar dem Unterhause vorlegte und womit er den doppelten Zweck zu erreichen suchte, den irischen Gutsbesitzern die Kalamität zu erleichtern, die sie in Gemeinschaft mit dem übrigen Lande betroffen hatte, und sie zugleich den englischen Landeigenthümern in der Zahlung der Armensteuer gleichzustellen.

Der Plan des Ministeriums bestand aus zwei Theilen: aus Verfügungen temporairer und bleibender Natur. Man mußte vor Allem den Bedürfnissen des Augenblicks abhelfen, den täglichen Verheerungen der Hungersnoth ein Ziel setzen — mit einem Wort, dem Volke zu essen geben. Drei oder vier

Millionen Menschen, die buchstäblich Hungers starben, hatten keine Zeit, auf Arbeit zu warten; man mußte ihnen Brod geben. Die Regierung schlug daher vor, in jedem Wahlbezirk Irlands Hülfs-Comiteen zu bilden, um Privat-Subscriptionen und die vom Staatsschatze bewilligten Unterstützungsgelder in Empfang zu nehmen; diese Fonds sollten zur Errichtung von Suppen-Anstalten verwandt werden, welche allen Hülfsbedürftigen Rationen auszutheilen hätten, ohne dagegen von ihnen Arbeit zu verlangen. Um andererseits die Lage der Gutsbesitzer zu erleichtern, sollte ihnen die Hälfte der bisher von der Regierung vorgestreckten Summen erlassen werden, da man ohnedies recht gut wußte, daß ihnen die Bezahlung derselben unmöglich sey. Es war nichts weiter als die Legalisirung eines unvermeidlich gewordenen Bankerotts, und die Irländer nahmen daher diese scheinbare Gunst mit nur mäßigem Danke auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

(Schluß des zweiten Briefes.)

Am 30. Dezember, an einem herrlichen Nachmittage, zeigten sich uns das erste Mal die Pyramiden von Ghiseh, und heiliges Staunen erfaßte uns beim Anblick dieser ewigen Steinmassen, die, unbekümmert um Aegyptens wechselvolle Schicksale und kaum berührt von Zeit und Elementen, mit der Beharrlichkeit natürlicher Felsen in die Oede der Sahara starren. — Später kamen wir an den neuen Dämmen und Schleusen vorbei, die der Pascha an der Spitze des Delta errichten läßt. Tausende von Arbeitern sind hier beisammen, um dies ungeheure Werk auszuführen, dessen Leitung dem Ingenieur Mugel übertragen ist.

In der Nacht zum 31. Dezember legten wir in Kahira an, wo wir uns mit neuen Nahrungsmitteln und kräftigen Ruderern versahen. Am Neujahrstage sahen wir am Horizonte die Pyramiden von Abukir und Memphis, von Sakkara und Dachur. Am Morgen eines der folgenden Tage streiften wir den berühmten Dschebel-Teir (Berg des Vogels), auf dessen dreihundert Fuß hohem Gipfel ein muhamedanisches Kloster steht. Nun sahen wir einen Mann die fast senkrechten Felsen herabsteigen, sich in einer Höhle entkleiden und schwimmend an unser Schiff kommen, um — ein Almosen zu erbitten. Dann schwamm er noch, trotz der ungeheuren Breite des Flusses und der Gewalt der Strömung, an zwei andere Schiffe heran, die uns folgten, und kehrte, den Ertrag seiner Sammlung im Munde haltend, nach seinem Kloster zurück. — Ohne Aufenthalt ging es jetzt vorbei an den Palmenwäldern von Rhoda (dem Garten der Gläubigen), an den Begräbnissen der Beni-Hassan und an den Ruinen des alten Antinoe, bei Siut, dem jetzigen Hauptorte Oberägyptens. Die Stadt Antinoe war vom Kaiser Hadrian zum Andenken an seinen schönen Günstling Antinous gegründet, der im Nil ertrank, als er ihm das Leben rettete.

Der Nil ist ein majestätischer Fluß von mehr als zweitausend Fuß Breite. Sein Wasser ist das angenehmste, das sich finden läßt. Die Einwohner trinken es, wie sie es schöpfen; für uns wird es erst in Krüge von porösem Thon gethan, die man der Sonne aussetzt. Hierdurch schlagen sich erst die Unreinigkeiten zu Boden, dann wird das Wasser, indem das durchschwitzende auf der Oberfläche des Thones verdampft, kühler, als es im Flusse ist. Es hat einen so lieblichen Geschmack, daß es uns wirklich den Wein ersetzt und wir uns schwer an anderes werden gewöhnen können. Nachdem ich es nun kenne, kommt mir, was vom Sultan gesagt wird, gar nicht unwahrscheinlich vor, daß er sich nämlich solches Wasser nach Konstantinopel bringen lasse.

Obgleich wir einen ewig heiteren Himmel über unseren Häuptern haben, so ist doch der Tag erst gegen vier Uhr eigentlich schön. Um diese Stunde glättet sich die Wasserfläche; mit sanftem Rauschen theilt das Schiff die Wellen, mit leisem Plätschern treffen sie wieder zusammen, schweigend ruhen die Matrosen, als hätten sie Ehrfurcht vor den letzten Athemzügen des verhauchenden Windes. — Hassan und Ali, die Marinesoldaten des Pascha, breiten einen Teppich aus und knieen darauf nieder, nachdem sie sich Hände und Gesicht gewaschen. Sie wenden sich gen Mekka und beginnen ihre Gebete, während die Sonne untergeht. Nachdem sie sich so und so viel Mal niedergeworfen, stehen sie auf. Aber Hassan und Ali sind schon Leute von einiger Wichtigkeit; die anderen Matrosen, die nichts sind, beten nicht. Oder, dachte ich mir, überlassen sie diese Pflicht in stillschweigender Uebereinkunft dem alten Reis, der, da er sonst nichts für die Mannschaft thut, wenigstens das Beten übernehmen könnte? Dann aber muß der Reis seine „Fatah", fern von uns Ungläubigen, in der Nacht hersagen, denn in unserer Gegenwart hat er nur den Mund geöffnet, um zu schwatzen und zu essen.

Die Sonne ist untergegangen und das Mahl der Matrosen verzehrt. Jetzt sucht ein magerer, tauber Matrose unserer Mannschaft seine Doppelflöte hervor, ein Instrument aus zwei ungleich langen, parallel mit einander verbundenen Schilfstücken. Ein anderer kommt mit dem Tamburin, einem irdenen Gefäß, das mit Pergament überspannt ist. Während jener bläst, dieser bald mit der ganzen Hand, bald mit den Fingern den Takt schlägt, kauern die Anderen um sie herum, begleiten die Musik mit rhythmischem Händeklatschen und singen Refrains im Chor. Der häßlichste und mißgestaltetste Matrose tritt dann vor und tanzt langsam im Kreise umher. Bald gesellt sich ein Kamerad in Weibertracht zu ihm, der unter seinem Schleier mit Reizen lockt, die er nicht hat. Und nun beginnt ein Roman im Zwiegespräch, ein Wachtstuben-Roman, wobei die Damen unserer Gesellschaft sich freuen, daß sie nichts verstehen.

Eine von den Letzteren fand diese in ihren Mitteln rohe Musik derjenigen außerordentlich ähnlich, die man bei den Kosaken findet. Die arabische Musik hat auch unter älteren Schriftstellern Lobredner gehabt, und Conde erzählt von einem gewissen Ali Zeriab, ... solcher Virtuose auf der Doppelflöte gewesen, daß die Chalifen ... und Cordova sich um seinetwillen erzürnt hätten.

Der Tanz der Araber besteht aus einer Reihe von unanständigen ... Wenn, wie man sagt, der Fandango eine etwas veränderte ... derselben ist, dann haben sich die Spanier daran nicht das beste Stück ... rischen Erbschaft aufbewahrt. — Die Matrosen haben ein Lied, ... Verse hat, als es Städte am Nilufer giebt. Jeder Vers enthält ... oder ein Lob auf die Einwohner dieser Städte, und unsere Leute ... nie, die betreffenden Orte mit den bezüglichen Worten anzusingen. „... Töchter von Benisuef" — heißt es z. B. in dem Liede — „sehnen sich ... Dienste zu nehmen, und die jungen Bursche wissen die Schleuder ... brauchen." — „Warum trifft man die Töchter Esneh's stets am ... Wasser zu schöpfen kommen sie nicht; sie kommen, um die Fremden zu sehen."

Die Nilschifffahrt ist zwischen Alexandrien und Kahira sehr lebhaft ... oben wird sie stiller. Die größten Fahrzeuge, denen wir begegneten, ... diejenigen, auf denen der Pascha die Getraide-Aerndten, deren Verkauf ... seinem Monopol gemacht hat, nach dem Meere schaffen läßt. ... Transportschiffe sind in schlechtem Zustande, schmutzig und mit ... werthlosen Waaren überladen. Der Rand dieser Barken ist durch ... Lehm um etwa neun Zoll erhöht, um den Packraum zu vergrößern. ... bewaffnete Schaluppe, mit achtzehn Ruderern und gut erhalten, ... zwischen Farschut und Ghina; man sagte mir, es sey dies ein ... schiff, das die Polizei auf dem Flusse übe.

Eine interessantere Begegnung hatten wir an fünf Flößen, ... Krügen zusammengesetzt waren, von denen wir vorhin bei Gelegenheit des ... Nilwassers sprachen. Es sind dies Rechtecke von verschiedener Länge, ... Netzen von Stricken bestehen, in deren Maschen die Krüge passen. ... die letzteren, die in zwei Reihen auf einander geschichtet sind, mit der Öffnung nach oben, damit sie auf dem Wasser schwimmen und das Floß über der ... fläche erhalten. Das Ganze wird noch mit Palmenblättern bedeckt ... sammengehalten, so daß die Flößknechte darauf wohnen können. Man ... zirt die Krüge in Ballas, einem Dorfe am linken Nilufer, gegenüber ... Koptos, und nennt sie deshalb Ballasi.

Die Gebirgskette, die sich längs der Nilufer hinzieht, ist von Kahira bis Ballas (18—20 Meilen) nicht besonders hoch, einförmig und öde. Von ... ab jedoch ist sie von wilden Thälern durchschnitten und von unzähligen Katakomben durchbohrt. Diese Katakomben sind die alten Todtenstädte von ...töopolis und Passalon. Sie haben majestätische Eingänge und sind voll ... Mumiengrüften. In einem der Dörfer, die an dieser Stelle stehen, ... sich das verehrte Grab des Scheik el-Haridy, des Wächters einer ... Schlange; denn die muhammedanischen Aegypter scheinen von ihren ... die Ehrfurcht vor der Schlange geerbt zu haben, die dieselben an allen ... Bauten anbrachten, als Bild ihres großen Gottes Kneph, des Agathodämon.

Die Gräber muselmännischer Heiligen sind am Nilufer ziemlich zahlreich. Manche scheinen auch noch in Ansehen zu stehen, denn wir sahen auf ihnen Gaben von Brod und anderen Nahrungsmitteln ausgebreitet. Unsere Matrosen waren so frech, dieselben ins Wasser zu schleudern, als wir ... Nicht weniger skeptisch zeigten sich einige Bauern dieser Gegend, ... forderten, die Tauben zu schießen, die sich in großen Haufen auf ... Gräbern niedergelassen hatten.

Ich finde in meinem Tagebuche den Umriß einer Kapelle mit ... Kuppeln und einem Minaret. Es ist dies ein Andenken, das ich aus ... vom Suaghyeh am linken Nilufer mitgenommen habe. Dies ... Palmen beschattete Gebäude ist das Grab des berühmten Mameluken-Chefs Murad-Bey, der 1801, als er eben seinen heldenmüthigen Kampf gegen die Franzosen ausgefochten, an der Pest verstarb. Seine Freunde ... Schwerter über seinem Grabe, sich unwürdig haltend, sie nach ihm zu tragen. Er war, wie man weiß, noch kurz vor seinem Tode der Bundesgenosse der Franzosen geworden, und sein Tod ist nicht ohne Einfluß auf ihre endliche Vertreibung aus Aegypten und mithin auf die Civilisation gewesen, die sie ... eingeführt hätten. In seiner Jugend schon hatte Murad mitgewirkt, ... Aegypten eine Schein-Civilisation fern zu halten, wie das Land sie ... kommt. Als nämlich der bekannte Ali, Bey der Mameluken, sein ... gründete, nahm er viele Europäer bei sich auf, um sie zur Heranbildung ... Unterthanen zu verwenden. Der Krieg, den Katharina II. 1770 mit den Türken hatte, veranlaßte ihn, besonders die Russen für sich zu gewinnen. Er bat sie inständigst um ihren Schutz und ihren Unterricht; aber Alexis Orlof, der stolze und thörichte Admiral der russischen Flotte im Archipelagus, verlangte von dem Bey eine vollständige Unterwerfung unter das Scepter Katharina's. Ali ging diese Bedingung nicht ein, aber wer weiß, wohin ihn seine ...liebe noch geführt hätte, wenn nicht ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen wäre, in welchem der junge Murad, dem man die schönste Frau des Bey ver...sprochen hatte, denselben tödtete.

Die Stadt Dschirdscheh, die zweite in Unter-Aegypten, liegt malerisch zwischen Bergen am Flusse. Von fern gesehen, macht sie den Eindruck einer mittelalterlichen Stadt mit Thürmchen und Zinnen. In der Nähe erkennt man, daß ...

äuser aus an der Sonne getrocknetem Schlamm gebaut sind, deren hübsche orm ein besseres Material verdient hätte. Auf dem Basar kauften wir Brod, emüse, Zuckerrohr und Eier ein. Der letztere Artikel kostete vor einigen ahren das Dutzend einen Pfennig; jetzt hat der Zufluß der Europäer den reis verdreifacht. Bei dieser Gelegenheit will ich der berühmten Oefen erähnen, die zu Ausbrüte- und Erziehungshäusern der jungen ägyptischen ühner dienen. Diese Oefen bestehen aus zwei Reihen von Zellen, die durch en Korridor getrennt sind und nur abwechselnd geheizt werden. Man unterlt daselbst eine Temperatur von ungefähr 38° C. Die Eier liegen auf Mestern, und ein Drittel geht meistens zu Grunde. Die Hühnchen kriechen gehnlich nach 20—21 Tagen aus, also nach der natürlichen Brütezeit. Man hält sie noch etwa zwei Tage in einer warmen Stube, dann verkaufen sie e Unternehmer, ein Hühnchen gegen zwei Eier. Die Differenz zu Gunsten der erkäufer trägt die Kosten und bildet den Profit. In jedem Ofen wird nur ei Monate gebrütet, und er nimmt in dieser Zeit 150,000 Eier auf. Aus nem amtlichen Bericht geht hervor, daß es 1831 in Aegypten 164 solcher efen gab, die 26,200,000 Eier aufnahmen, von denen 17,400,000 ausgemmen sind.

An den Eiern und dem Geflügel in Aegypten fällt uns ihre Kleinheit auf, id daß die Hennen so wenig Neigung zum Brüten zeigen. Was den letzten unkt betrifft, so schwebt die Frage, ob das künstliche Brüten, um deswillen an den Hennen die Eier wegnimmt, in ihnen den mütterlichen Instinkt erstickt it, oder ob umgekehrt der ursprüngliche Mangel dieses Instinktes Ursache der en beschriebenen Industrie gewesen ist.

Seit einigen Tagen sehen wir den berühmten Dum der Thebais, die einge Art Palmbaum, deren Stamm sich in Aeste spaltet. Er ist glänzend grün; ine Früchte haben mit den Datteln keine Aehnlichkeit. Die Schale ist schwer öffnen und besteht aus braunen, fest verschlungenen Holzfasern. Darin liegt n blaßrother harter Kern, den man zu Rosenkränzen benutzt.

Bei weitem interessanter war uns der Anblick der ersten Krokodile, die im rabischen Timsah heißen und von den alten Aegyptern Kamphäs genannt urden. Sie zeigten sich uns eines Sonntags in ziemlich beträchtlicher Menge, lieben aber so in der Ferne, daß man mir hätte vorreden können, es seien almenstämme. Man versichert, daß sie merklich abnehmen, da sie sich theils or den Dampfschiffen zurückziehen, theils durch die thätige Jagd, die man auf e macht, ihrer viele getödtet werden. Die Uferdörfer dieser Gegend sieht man ewöhnlich mit getrockneten Krokodilen ausgeschmückt. Das Nilpferd ist ebenlls bereits bis nach Nubien zurückgedrängt. Die Araber benennen es, seiner estalt angemessener, Flußochsen.

Wir begegnen häufig Fischern, die uns ihre Beute zu sehr billigen Preisen nbieten. Die Nil-Fische verdienen die Geringschätzung, in der sie stehen, und e müssen schon in uralten Zeiten sehr schlecht geschmeckt haben, denn die Priecer verboten ihrer Kaste, welche zu essen. Die Priester freilich brachten daals gegen die stummen Fische die Verleumdung auf, sie hätten den vierzehnm Theil von Osiris' Körper verzehrt und seyen darum frommen Leuten ein räuel. Aber vor einer wissenschaftlichen Kritik halten solche Redensarten icht Stich, denn es liegt auf der Hand, daß das Götterfleisch die Fische hätte eredeln müssen.

Von Geflügel wimmelt es auf unserem Wege. Raben und Sperber, Myaden von wilden Enten und Gänsen und Pelikanen bedecken das Ufer und ie Inseln des Flusses und geben unseren Flinten gewonnenes Spiel. Wenn sie ich erheben, so fliegen sie in zwei konvergirenden Linien. — Als Herkules, in essen Fußstapfen wir auf unserer Reise treten, auf seiner Wanderung durch ibyen vom Typhon angefallen und für todt zu Boden geworfen worden war, am er wieder ins Leben, als der Geruch einer Wachtel seine Nase streifte.

Der Halbgott hatte eine solche Vorliebe für Wachteln, daß ihm die Phötzier welche opferten. Leider sind wir in Libyen zu einer Jahreszeit, in der s keine Wachteln giebt. Man briet uns dafür neulich einen Ibis, in dem die lten Aegypter das Symbol der Weisheit verehrten. Ich erklärte aber ein für llemal, daß ich dümmere, weniger symbolische und fettere Vögel wünsche. Denn ich kenne sie jetzt, diese lüsternen alt-ägyptischen Gesetzgeber, die so lange ür weise und ernst gegolten haben! Das Nilpferd, dessen Fleisch ranzig chmeckt, nannten sie das Urbild der Bosheit. Der zähe Sperber ist für sie ein Vogel von der ersten Heiligkeit; sein Name heißt im Aegyptischen baieth, was Seele bedeutet, und ist das Zeichen für alles Göttliche und Verehrungswürdige. Die Götter des Lichtes, Phreh, Aruris, Phtha, Thoth, setzen sich gern die Köpfe der Sperber auf, aber keiner mag ihr Fleisch. Wer einen Sperber oder Ibis tödtete, hatte Todesstrafe zu gewärtigen.

Jüngst hat unter den Rindern eine verderbliche Seuche gewüthet; Mehmed Ali, ochsenfreundlicher als der König Kambyses, erließ darum einen strengen Befehl, die übrig gebliebenen zu schonen, als wären es eben so viele Apis. Wir werden uns daher bis zu unserer Ankunft in Nubien ohne Bouillon behelfen müssen. Der Ibis und Ichneumon werden mit jedem Jahre seltener in Aegypten; sie verlassen ein Land, wo sie nicht mehr in Ehren stehen und wo man den letzteren zum Rattenfang benutzt; ihn, der in den glorreichen Tagen Herodot's Sieger war im Kampfe mit Krokodilen. Man belästigt das Krokodil nicht minder, diesen alten Gott der Stadt Ombos, und um das Mißbehagen der Thier-Gottheiten zu vollenden, necken unsere frechen Matrosen allabendlich das Wesen, dem die Stadt Bubastis Tempel gebaut hatte, unsere Katze, deren klägliche Laute, wenn sie durch die Abendluft zittern, mir die schwermüthige Sage hinterbringen von den Wechselfällen thierischer Größe.

In Belianeh legten wir am Abend an und mußten uns vom Gouverneur, dem Gafir, durch die Stadt führen lassen. Mit Wichtigkeit schritt er vor uns und unseren Matrosen her, die sich mit Stöcken, Fackeln und Papierlaternen bewaffnet hatten, und kündigte durch eine Flintensalve den Bewohnern die Ehre unseres Besuches an. Das Ende und der Lohn unserer Wanderung war der Einlaß in die schmutzige und schlecht bewirthschaftete Zucker-Raffinerie Selim-Pascha's. Ibrahim dagegen besitzt eine in Farschut, die ganz nach europäischer Weise eingerichtet ist und wo man sogar den Zucker durch Thierkohle reinigt, was den Muhamedanern bisher ein Gräuel war.

Das ägyptische Zuckerrohr, das auf einer Strecke von über siebzig Meilen längs des Nils gebaut wird, ist reich an Zucker und krystallisirt leicht. Das gewöhnlichste ist das weiße, doch giebt es auch violettes. Man baute es bereits zu den Zeiten Abulfeda's. (B. U.)

Ostindien.

Die Gutta Percha.

Es finden sich in der Natur Substanzen, die dazu bestimmt scheinen, in der Anfertigung von Utensilien und Bekleidungsgegenständen große Veränderungen zu bewirken. Zu diesen Substanzen gehört neben dem seit einigen Jahrzehenden so viel verbreiteten Kautschuk die Gutta percha, deren Einführung in Europa von noch ganz neuem Datum ist und die im Herbste des Jahres 1843 zum ersten Male von der Londoner Society of Arts einer Untersuchung unterworfen wurde. Dr. Montgommerie erzählt die Geschichte der Entdeckung derselben auf folgende Weise: „Während meiner Anwesenheit in Singapore im Jahre 1842 bemerkte ich in den Händen eines malayischen Holzhackers einen Parang (eine Art) mit einem Stiel, der aus einem mir völlig unbekannten Stoffe gefertigt war. Ich befragte den Mann über den Stoff, und er antwortete mir, es sey Gutta percha, eine Substanz, die man nur in siedendes Wasser zu tauchen und von der Hitze durchdringen zu lassen brauche, um ihr eine beliebige Form zu geben. Sie werde dann so weich und geschmeidig wie Thon und nehme, wenn sie erkalte, ihre frühere Härte und Sprödigkeit wieder an. Ich nahm die Art sofort an mich und bat den Holzhacker, daß er mir noch andere Proben der Gutta percha verschaffen möchte. Einige Versuche, welche ich anstellte, thaten mir dar, daß, wenn diese Substanz in gehöriger Menge vorhanden sey, sich aus ihr großer Nutzen ziehen lassen müsse." Die Entdeckung wurde dem Gesundheits-Büreau in Kalkutta, darauf der Londoner Societät mitgetheilt und erregte die größte Aufmerksamkeit. Bedeutende Bestellungen wurden gemacht, und es begründete sich ein neuer Handelszweig. Der Baum, der die Gutta percha liefert, gehört nach Sir W. J. Hooker's Angabe zur Ordnung der Sapotaceen und kömmt auf verschiedenen Punkten der Insel Singapore, so wie in den dichten Wäldern, welche die äußersten Enden der malayischen Halbinsel bedecken, sehr häufig vor. Dr. Montgommerie ersuchte den berühmten und unternehmenden Herrn Brook, in Sarawak und auf der Westküste von Borneo Nachforschungen über das Vorhandenseyn dieses Baumes anzustellen; er erhielt von ihm die folgenden Nachweisungen: „Der fragliche Baum heißt bei den Eingeborenen von Sarawak, denen die Eigenschaften seines Saftes unbekannt sind, niato. Er erreicht eine ansehnliche Höhe und einen Umfang, dessen Durchmesser bis auf sechs Fuß mißt. Er ist in Sarawak und vermuthlich in ganz Borneo sehr häufig zu finden." Er soll einer der größten Bäume in den Wäldern, worin er vorkömmt, seyn. Sein Holz eignet sich wegen seiner Weichheit und Porosität nicht zum Bauen; allein seine Frucht liefert ein dickes Oel, das die Eingeborenen als ein Nahrungsmittel gebrauchen. Die Methode, die Gutta percha zu gewinnen, ist folgende: man fällt einen prächtigen, funfzig-, zuweilen hundertjährigen Baum und befreit ihn von seiner Rinde, wo dann der verborgene Saft aus der beschädigten Oberfläche hervorquillt und, der Luft ausgesetzt, gerinnt. Ein solcher Baum giebt durchschnittlich 20—30 Pfund Gutta percha. Dieses verkehrte und verheerende Verfahren, das in einem so großen Maßstabe angewendet wird, daß die jährliche Ausfuhr sich auf mehrere hundert Tonnen beläuft, muß, wenn nicht schleunige Gegenmaßregeln ergriffen werden, dahin führen, daß die Gutta percha aufhört, ein regelmäßiger Handelsartikel zu seyn, und daß man sie nur als eine Seltenheit im Kabinet eines Liebhabers oder im Atelier eines Fabrikanten antreffen wird. Nach allem Anschein, würden einige Einschnitte in den Bäumen genügen, um einen permanenten und ansehnlichen Gewinn zu erhalten, wie dies beim Kautschuk der Fall ist.

Die Gutta percha wird auf zweierlei Art versandt, entweder in dünnen Platten oder Streifen oder aber in Rollen, indem nämlich die Streifen, wenn sie noch weich genug sind, um an einander anzukleben, zusammengelegt und gerollt werden. Wenn die Substanz dünn ist, so sind die Streifen durchsichtig und bis auf einen gewissen Grad elastisch; ihre Farbe wechselt von einem weißlichen Gelb bis zum Rosenroth ab. In Rollen findet man die Gutta percha selten von Sägespänen, Stücken von Baumblättern u. s. w. frei, und man muß sie erst reinigen, ehe man sie — wenigstens zu gewissen feineren Zwecken — gebrauchen kann. Dieser Reinigungsprozeß geht dadurch vor sich, daß man die Gutta percha in heißes Wasser taucht, wo sich dann einige der fremdartigen Stoffe auflösen, andere ausgestoßen werden, so daß man in einigen Augenblikken eine weiche, geschmeidige, weißgraue Masse erhält. Ist das Volumen der Substanz, die man zu reinigen hat, groß, so theilt man sie in mehrere Stücke, die man einzeln in heißes Wasser, das man dann etwas länger wirken lassen muß, eintaucht. Die Gutta percha besitzt, wenn sie auf diese Weise präparirt worden, merkwürdige Eigenschaften. Bei einer Temperatur von 50° (Fahrenheit) ist sie so hart wie Holz, doch kann man sie mit dem Nagel ritzen. Ihre Zähigkeit ist groß, und sie ist nur in dünnen Platten biegsam. In Masse sieht sie wie Horn aus und fühlt sich auch eben so an. Ihr innerer Bau ist etwas fa-

ferig, und der Widerstand, den sie leistet, wenn man sie reibt, macht sie sehr geeignet, zu Werkzeugen, die man dauernd gebraucht, als Heft zu dienen. Steigt die Wärme, so wird sie geschmeidiger, ja lange vorher, ehe die Temperatur den Siedepunkt erreicht, ist bereits die früher so harte, zähe, widerstrebende Masse weich wie Wachs. Sie läßt sich dann mit einem Messer zerlegen und wieder zusammenfügen, wo dann die Theile so fest zusammenhaften, als wären sie nie von einander getrennt worden. Welche Form man übrigens der Gutta percha in einem solchen Zustande der Weichheit geben mag, so behält sie dieselbe bei, wenn sie erkaltet. Eine Kugel von einem Zoll im Durchmesser, die in Zeit von zehn Minuten in siedendem Wasser vollständig erweicht worden war, nahm in Zeit von einer halben Stunde ihre frühere Härte wieder an. Man kann die Substanz sehr oft nach einander abwechselnd sich erhitzen und wieder erkalten lassen, ohne daß sie etwas von ihren Eigenschaften einbüßt. Vermöge ihres Mangels an Elastizität bildet die Gutta percha einen scharfen Kontrast zu dem Kautschuk; dafür ist ihre Zähigkeit um so bewundernswürdiger. Eine dünne, nur ⅛ Zoll dicke Scheibe trug ein Gewicht von 48 Pfund und zerbrach erst unter einer Last von 52 Pfund. Die Gutta percha setzt einer ausdehnenden Kraft einen starken Widerstand entgegen, allein sie zieht sich, einmal ausgedehnt, nicht wieder zusammen. In ihrem natürlichen harten Zustande läßt sie sich nur mit Schwierigkeit zerschneiden oder zersägen. Wenn man sie anzündet, so brennt sie, wie der Kautschuk, sehr hell und verbreitet einen ähnlichen Geruch; auch ist sie, gleich letzterer Substanz, nicht leicht in Aether aufzulösen und auch nicht in anderen Materien, durch welche diese aufgelöst wird; dafür schmilzt sie um so eher in Terpentinöl.

Es bleibt uns noch übrig, Einiges über den verschiedenen Gebrauch der Gutta percha zu sagen. Die Auflösung derselben wird bei der Fabrication wasserdichter Zeuge angewendet. In ihrem festen Zustande wird sie von den Malayen besonders zur Anfertigung der Stiele von allerhand Werkzeugen benutzt, zu welchem Zweck sie dieselbe für brauchbarer halten, als Holz und Horn, und sie dem letzteren, selbst wenn es in Ueberfluß vorhanden ist, vorziehen. Die Gutta percha verspricht, in einer großen Anzahl von Fällen einen Ersatz des Leders abgeben zu können; sie besitzt nicht allein mehrere Eigenschaften des letzteren, sondern hat auch in mancher Beziehung große Vorzüge vor ihm. In England sind bereits sechs Patente auf verschiedene Anwendungen, die man von ihr machen kann, ertheilt worden. Man gebraucht sie als Ingrediens bei Mörtel und Kitt, bei Bändern, Papier u. s. w., man wendet sie als Stellvertreter des Kautschuks beim Bücherbinden, und um Stiefel und Schuhe und andere Gegenstände des Anzugs wasserdicht zu machen, an, ferner zur Verfertigung von Röhren, Flaschen u. s. w. Das wichtigste Patent aber hat sich Herr Hancock zu verschaffen gewußt, der überhaupt sehr interessante Versuche mit der Gutta percha angestellt hat. Er erhält nämlich dadurch, daß er sie mit dem Kautschuk und mit einem anderen — jintawan genannten — Stoffe verbindet, eine elastische, wasserdichte und im Wasser unauflösbare Materie, die, je nachdem die Gutta percha einen größeren und geringeren Theil der Composition bildet, jeden Grad von Elastizität und Härte annimmt. Eben so läßt sich durch diese Mischung ein ganz eigener, poröser und schwammiger Stoff erzeugen, den man gebrauchen kann, um Sessel, Matratzen u. s. w. damit zu stopfen. Nicht weniger werden Uhrfedern, Agraffen, Gürtel, Kniebänder daraus gemacht. Bei gehöriger Modification des Prozesses erhält die Gutta percha eine solche Härte, daß man sie statt Elfenbeins verwenden kann. In diesem Zustande läßt sie sich auf tausenderlei Art gebrauchen; man macht z. B. aus ihr sehr schöne Rahmen, Stöcke von wunderbarer Festigkeit, Thürklopfer, Messerstiele, Säbelgriffe, Knöpfe, Kämme, Flöten u. s. f. Man hat den Vorschlag gemacht, sie auch bei Anfertigung der zum Unterricht der Blinden bestimmten Karten und Alphabete en relief anzuwenden. Ferner dürfte sie, wie man ebenfalls angerathen, zur Ausfüllung der Lücken in schadhaften Zähnen geeignet seyn; Gefahr wenigstens kann nicht dabei seyn. Die Gutta percha liefert auch vortreffliche Stempel, wie sie bei Anfertigung von Münzen und Medaillen erforderlich sind; sie hat dabei vor anderen Stoffen den großen Vorzug, daß sie nicht zerspringt. Vermischt man sie mit einer gewissen Quantität Schwefelsäure, oder thut man etwas Talg oder Wachs hinzu, so wird sie sehr auflöslich und giebt einen vortrefflichen wasserdichten Lack. Herr Hancock glaubt, daß diese Auflösung sich zur Farbenmischung bei gedruckten Zeugen werde gebrauchen lassen. Dies würde seiner Ansicht nach eine Anwendung der Entdeckung seyn, die sich vor allen anderen die größte Verbreitung versprechen dürfte, da durch einen solchen Prozeß die einem Zeug eingedruckten Farben eine eben so große Dauerhaftigkeit, als das erstere sie besitzt, erlangen würden. Doch kann wohl nur der Verlauf der Zeit die ganze Wichtigkeit bestimmen, welche die Gutta percha für die Industrie besitzt. (Edinburgh Journal.)

Mannigfaltiges.

— Henriette Herz. Es verdient wohl als ein Beweis seltener Ausdauer in der Liebe zu den klassischen Mustern der Poesie, so wie in dem Studium fremder Sprachen, in welchem wir Deutsche überhaupt vor allen anderen Nationen uns auszeichnen, angeführt zu werden, daß die vor einigen Tagen in Berlin verstorbene und mit Recht als eine seltene Erscheinung bezeichnete, ehrwürdige Matrone, Frau Hofräthin Henriette Herz, noch in ihrem achtzigsten Lebensjahre die „göttliche Komödie" des Dan[te in der Ur]sprache wieder zu lesen anfing und mit Hülfe des Herrn Profe[ssors ...], der dem großen Dichter bereits sehr viele Freunde in unserer St[adt erworben,] das selbst in seinem Vaterlande nur von Wenigen ganz ge[kannt wird, zu] ihrem vollen Verständnisse aneignete. Der italiänischen Sprach[e und Litera]tur war die Verstorbene überhaupt seit ihrem letzten längeren [Aufenthalte in] Rom, wo sie gleichzeitig mit dem ihr befreundeten Wilhelm [von Humboldt,] so wie mit den deutschen Künstlern Overbeck, Cornelius, Schad[ow u. A.] gelebt hatte, am unveränderlichsten treu geblieben. Wir besitze[n ein] Portrait, das während ihres ersten Aufenthaltes in Italien ge[malt wurde] und welches sie in dem Charakter eines römischen Landmädchens [darstellt. An] diesem Bilde ist nicht blos das Kostüm, sondern auch der ganze [Ausdruck des] Gesichts ein echt italiänischer, wozu auch noch die wahrhaft [imposante Ge]stalt der liebenswürdigen Frau kam, die selbst in ihren letzten [Lebensjahren,] auch durch Alter und Krankheit etwas gebeugt, noch impo[nirte. Und] Italien betrachtete sie gewissermaßen als ihre zweite Heimat, und [zu den Lieb]lingsgegenständen des Unterrichtes, den sie früher so bereitwil[lig und aufop]fernd namentlich solchen jungen Mädchen ertheilte, die sich zu [Erzieherinnen] ausbildeten, gehörte das Italiänische, dem sie, wie wir aus [dem an]geführten Umstand ersehen, bis zu ihrem Lebensende treu geblieb[en ist.]

— Die Folgen der Speculationswuth. Die gegenw[ärtige Handels]krisis in England deckt von neuem, wie dies seit dem Frieden [schon] einigemal geschehen, den wunden Fleck der englischen Indus[trie, nämlich] das Uebertreiben der Handels-Speculationen, das sogenannte [over-trading,] auf. Ein aus kaufmännischer Feder geflossener Bericht aus [Liverpool vom] 23. Oktober sagt über die Zustände der abgelaufenen Woche: „Di[e Verlegen]heiten des Geldmarktes haben eher zu- als abgenommen. Jede[r Tag bringt] neue Beweise, wie weit die Speculations-Uebertreibung auf [...] Basis, Beistand zu finden, falls er nöthig seyn sollte, um sich ge[...] Bilanzen solcher Handlungshäuser, die jetzt nur noch der Nachsich[t ...] bigee ihee Fortdauer verdanken, liefern dem Auslande recht traurig[e Beweise] von der Sorglosigkeit, welcher sich der einst so solide englische Kau[fmann in] neuerer Zeit überlassen hat. Während der vergangenen Woche hab[en gleich]zeitig die sogenannte „Königl. Bank von Liverpool" und die „[Liverpool] Banking-Company" ihre Zahlungen eingestellt. Die erstere hatte [auf eine] unverantwortliche Weise Vorschüsse gemacht, um Speculationen zu [unter]stützen, die mit den Grundsätzen eines soliden Handels geradezu in [Wider]spruch sind, und so ist das Geld der Actionaire vergeudet worden, [während] jährlich sehr große Dividenden ausbezahlt wurden. Das ursprüngliche [Ka]pital dieser Bank war 600,000 Pfd. (4 Millionen Thaler) und wurde nachm[als] durch Ausgabe von 2000 neuen Actien à 100 Pfd. vergrößert, von welch[en] letzteren bis jetzt jedoch nur 30 Pfd. pro Actie eingezahlt waren. Ein solches Ver[]mögen, zu welchem auch noch 110,000 Pfd. (730,000 Thlr.) eingelegte Geld[er] kamen, würde, wenn es umsichtig verwaltet worden wäre, nicht allein de[m] Handel einen nützlichen Beistand geleistet, sondern auch den Actionairen e[ine] hübsche Dividende abgeworfen haben. Durch beispiellos ausgedehnte Dar[lehen,] jedoch, und zwar gegen Unterpfänder, deren Werth übertrieben hoch angeschla[]gen wurde, ist dieses ansehnliche Kapital zu einem großen Theile ge[]schwunden. Die Angelegenheit der „Liverpool Banking-Company" ist [minder] bedeutend in ihren Folgen, da ihr Geschäft eingeschränkter und [...] auch weniger unsolid war, obwohl auch die Geschäftsleitung dieser Bank [nicht] frei von Tadel ist. Zwei andere Bank-Gesellschaften in Liverpool sind [...] in schwieriger Lage, und im Norden Englands sieht man ebenfalls der Sus[]pension einer bedeutenden Bank entgegen. Aber ungeachtet dieser [...] Schwierigkeit des Geldmarktes, ist die große Mehrheit aller soliden Kaufleute sehr zufrieden mit der ablehnenden Antwort, welche die Regierung [der] Deputation aus Liverpool, die um direkte Abhülfe bat, ertheilt hat. [...] Uebertreibung (over-trading), unterstützt durch die leichtsinnigen [...] der Bank-Gesellschaften, ist, wie allgemein zugegeben wird, die nächste [...] der gegenwärtigen Kalamität, wozu auch noch das Eisenbahnwesen [...]. Wenn man dem, was gegenwärtig insolvent ist, aufhelfen wollte, so [würde] man dadurch das Uebel nicht bessern, sondern nur hinhalten, so daß es [näch]stens um so heftiger wieder hervorbrechen würde. Es ist dies nämlich [die] Ansicht der Direktoren der Bank von England, welche, auf eine von der Re[]gierung gestellte Anfrage, sich nicht dafür erklärten, den Geld- oder [Papier]umlauf auf künstliche Weise zu vermehren, und vielmehr der Meinung sind, daß man die Sache ihrem eigenen Verlauf überlassen müsse, nicht aber Häu[]sern, die durch und durch faul sind, den täuschenden Schein der Stabilität ver[]leihen dürfe."

— Vorlesungen über Shakespeare. Herr G. B. Wil[...], dessen früher hier gehaltene englische Vorlesungen mehrfach in diesen Bl[ättern] erwähnt wurden, wird hier im bevorstehenden Winter abermals, [und zwar] zunächst über das Leben und die Werke Shakespeare's, Vorlesungen [in eng]lischer Sprache halten, an denen sowohl Damen als Herren Theil [nehmen] können. Es wird dieser erste Cyklus an den Abenden der sieben Donnerst[age] vom 4. November bis zum 16. Dezember in der Wohnung des Herrn [...]son, Dorotheenstraße Nr. 46, stattfinden, und sind die Eintrittskarten [...] bei den Buchhändlern Herren Asher, Behr und Duncker für drei Thaler [zu] haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Dienstag den 2. November 1847.

Frankreich.

Geschichten aus der Kaiserzeit.*)

1. Der Tambour Bilboquet.

Im Jahre 1812 gab es im neunten Linienregimente der französischen Arnee einen kleinen Tambour von etwa zehn Jahren, so eine Art „Sohn des Regiments", der eigentlich Frelut hieß, bei den Soldaten aber den Namen Bil-oquet**) hatte. In der That war sein Körper so dürr und der Kopf, der uf diesem dünnen Gestelle saß, so dick, daß der kleine Mann dem Dinge recht hnlich sah, dessen Namen man ihm anhing.

Besagter Bilboquet war sonst eben nicht besonders merkwürdig. Der Tambour-Major hatte ihm manches liebe Mal mit seinem großen Rohrstock en Takt auf dem Rücken schlagen müssen, ehe er ihm die Harmonie des drrom nd domm beibrachte; mehr ließ sich von Bilboquet's Erfolgen in der militaischen Laufbahn nicht sagen. Und außer dem Dienste tragen die geringsten Querpfeifer ihre Troddelmütze koketter, als er, und die wiegende Haltung seier Oberen blieb für ihn ein ewig unerreichbares Ideal; ja, als er es einmal — es war an einem Zahltage — den Stutzern des Regiments nachthun wollte nd seinen Säbel vorn zwischen den Beinen hängen ließ, verwickelte er sich eim Laufen darin, fiel zu Boden und zerschlug sich seine Nase zum großen Jubel der Kameraden auf jämmerliche Weise. Ueberhaupt machte diese Nase en Tambouren des neunten Regiments nicht wenig Vergnügen. Spielten sie „schwarzer Peter", so verlor Bilboquet regelmäßig und, war es böser Wille er Anderen, oder hatte er wirklich eine Kartoffelnase, wie sein Nebenmann inks behauptete, der jeden Morgen beim Aufmarschiren zu ihm sagte: „Bring' Deine Nase in Ordnung, damit ich in der Linie bleibe", oder lag der Sache in anderer Umstand zu Grunde — kurz, die Schwärze, die man ihm auf die Nase strich, biß so erschrecklich, daß ihm jedesmal die Thränen in die Augen amen. Oder spielten sie „warme Hand", wobei Einer einen Schlag auf die Hand erhielt und rathen mußte, von wem er kam, so schlugen sie unseren aren Rataplan nicht mit ihren Grenadierhänden, was, scheint mir, schon anändig wehe gethan hätte, sondern mit den Degenkoppeln, oder mit ihren Schuhen, die mit Nägeln beschlagen waren. Dann sprang Bilboquet auf, ankte mit Jedem, und er rieth doch niemals den Rechten. Waren sie der Grausamkeiten endlich müde, und fing sie's an zu langweilen, daß der kleine Dickkopf weinte und schrie, so schimpften sie ihn ähnlich wie „Heulhans" oder „Flennsuse" und jagten ihn weg. Wenn es nun des anderen Morgens wieer ans Exerziren ging, dann waren des Kleinen Hände noch wund vom Abend vorher, die drrom und domm wollten nicht mehr gelingen, und des Tambour-Majors Stock mußte wieder zu Hülfe kommen, den Takt herzustellen. Man wird uns beistimmen, daß Bilboquet wohl Ursache hatte, dem Kriegsuhm gram zu werden; auch wurde er täglich in sich gekehrter und hielt sich on seinen Kameraden fern.

Eines Tages — es war am 27. Juli — erhielt der General, zu dessen Brigade Bilboquet's Regiment gehörte, den Befehl vom Kaiser, eine Position u nehmen, die jenseits eines sehr breiten Grabens lag. Dieser Graben war urch eine Batterie von sechs Kanonen geschützt, die ganze Reihen von Solaten niederriß. Vor Allem also mußte man sich der Batterie bemächtigen. Ein Adjutant des Generals sprengte in Bilboquet's Nähe und brachte den hier ationirten zwei Voltigeur-Compagnieen den Befehl, gegen die Batterie zu marschiren. Der Auftrag war kitzlich, denn im besten Falle konnte man wetn, daß drei Viertel der Angreifenden ins Gras beißen mußten. Auch waren ie Voltigeurs, so unerschrocken sie sich sonst gezeigt hatten, nicht eben sehr asch bei der Hand. Sie sahen einander an, schüttelten die Köpfe, zuckten mit en Achseln, ja einige Alte wagten ganz leise, auf die Kanonen deutend, einige Worte, etwa wie: „Denkt er denn, der General, daß die Jungens da gekochte Kartoffeln speien?" oder: „Hat er Lust, uns als Haché den Kosaken vorzuetzen, daß er uns Zweihundert gegen die Redoute schickt?" — „Soldaten", schrie der Adjutant, „der Kaiser hat's befohlen!" und ritt im Galopp davon. Konnte das gleich sagen, der Gelbschnabel", meinte darauf ein alter Sergeant und setzte sein Bajonnett aufs Gewehr. „Kommt, Kinder, müßt den kleinen Korporal nicht warten lassen, wenn er sagt: geht, laßt euch todt schlagen. Hat's nicht gern, wenn man da seine eigenen Gedanken hat."

Dessenungeachtet blieb die Compagnie noch unschlüssig, und schon zweimal hatte der Capitain dem Tambour-Major den Befehl gegeben, sich mit vier Tambouren voranzustellen und zum Angriff zu trommeln. Der aber blieb auf seinen großen Stock gestützt stehen und rührte sich wenig. Indessen saß Bilboquet reitend auf seiner Trommel, und, zu seinem Chef aufsehend, pfiff er einen Marsch und schlug den Sturmschritt mit den Fingern. Endlich ward der Befehl ein drittes Mal gegeben. Der Tambour-Major überlegte noch immer, als plötzlich Bilboquet aufspringt, die Trommel an die Seite hakt, die Schlägel faßt, dem Tambour-Major unter der Nase weggeht und, ihn mit stolzen Blicken messend, zu ihm sagt: „Nun, so komm doch, banger Rohrstock!"

Der Kommandostab des Verhöhnten erhob sich über Bilboquet's Rücken; aber schon stand unser Trommler vor den beiden Compagnieen und schlug den Generalmarsch wie ein Wüthender. Dem Signale widerstanden die Voltigeure so wenig, als ein Wiener einem Straußschen Walzer, und rannten hinter Bilboquet her auf die drohende Batterie los. Mit einem Schlage entladen sich alle sechs Kanonen, und mancher Tapfere fällt zu Boden, noch ehe er müde war. Rauch und Staub verdunkeln den Schauplatz, und durch das Gewirre rollt das Dröhnen der Geschütze; — aber auf Augenblicke kommen Licht und Stille wieder. Da erscheint Bilboquet zwanzig Schritt vor der Compagnie, immer marschirend und immer wirbelnd mit einer Hast und Kraft, als hätte er die Feinde unter seinen Schlägeln. Der Rausch, in den ihn die Gefahr setzt, steckt die Soldaten an, sie folgen — aber eine zweite Entladung der Batterie wirft sich über sie, und von den Zweihunderten, die ausgezogen waren, sind nur noch Funfzig übrig. Da faßt den Bilboquet eine heilige Rachewuth, in seine Arme fährt der ungestüme Genius der Schlachten, und wie zwanzig Trommeln wirbelt die seine. Noch einen Anlauf nehmen die Voltigeure und, Bilboquet voran, dringen sie in die Batterie.

Währenddeß stand der Kaiser auf einem Hügel und sah unverwandt nach dem heldenmüthigen Häuflein. Als die Soldaten die Redoute erstürmt hatten, senkte er sein Fernrohr und sagte vor sich hin: „Tapfere Bursche das!" Und hinter ihm klatschten zehntausend Mann von der Garde, die sich auch auf solche Dinge verstanden, in die Hände und riefen: „Bravo, die Voltigeure!" — Napoleon beorderte einen Adjutanten nach der Batterie und fragte ihn, als er zurückkam: „Wie viel sind hineingekommen?" „Einundzwanzig, Sire," antwortete der Adjutant. „Einundzwanzig Kreuze der Ehrenlegion zu morgen!" befahl der Kaiser, sich zu einem Generale wendend.

In der That stellte sich am anderen Morgen das ganze neunte Regiment im Kreise auf und nahm die Ueberreste der beiden Voltigeur-Compagnieen in die Mitte. Man rief nach einander die Namen der einundzwanzig Tapferen auf und gab einem Jeden den Orden der Ehrenlegion.

Die Ceremonie war zu Ende, und alle Welt wollte sich zurückziehen, als plötzlich Jemand aus der Menge mit dem Ausdruck des Erstaunens sagte: „Und ich .... ich soll also nichts haben?" Der General, der die Kreuze vertheilte, sah sich um, und vor ihm stand unser Freund Bilboquet mit rothen Wangen und feuchten Augen. „Du!" sagte er, „was verlangst Du?"

„Aber, mein General, ich war dabei", antwortete Bilboquet fast zornig; „ich habe den Generalmarsch geschlagen, und ich war zuerst in der Batterie."

„Hat man Dich vergessen, mein Sohn?" sagte der General. „Uebrigens", fügte er hinzu, „bist Du noch gar zu jung; Du sollst das Kreuz bekommen, wenn Du einen Bart hast. Indessen tröste Dich damit."

Bei diesen Worten reichte der General dem armen Bilboquet ein Goldstück. Er sah es an, ohne es zu nehmen. Rings unter den Soldaten herrschte tiefe Stille, in allen Gesichtern zeigte sich Theilnahme für den kleinen Tambour, dem dicke Thränen über die Wangen rollten. Vielleicht wollte man eben eine Fürbitte zu seinen Gunsten thun, als er rasch den Kopf hob, wie wenn er einen großen Entschluß gefaßt hätte, und zum General sagte: „Gut, geben Sie's mir, ich werde warten bis zum nächsten Mal." Und gleichgültig that er das Goldstück in seine Tasche.

Von diesem Tage ab machte man sich über den kleinen Bilboquet weniger lustig; er war aber darum nicht mittheilender; im Gegentheil schien er sich mit irgend einem famosen Plan zu tragen, und, statt für sein Geld, die Kameraden, wie sie's erwarteten, zu traktiren, bewahrte er es sorgfältig auf.

Einige Zeit später — die Geschichte ereignete sich im russischen Feldzuge — hielten die Franzosen ihren Einzug in Smolensk. Bilboquet war mitgekommen und ging noch an demselben Tage in der Stadt umher, als wollte er

*) Aus dem Almanach Impérial für das Jahr 1848 von Emile Marco de Saint-Hilaire, einem Literaten, der die Kaiserzeit zu seinem Fachstudium gemacht hat. Dieser Kalender erlebt bereits seinen dritten Jahrgang und ist, wie der Verleger in der Vorrede sagt, im vorigen Jahre zu 40,000 Exemplaren verkauft worden. Die Zahl mag nicht übertrieben seyn, denn die Franzosen lieben die Zeit der großen Armee, wie die Griechen die er Heroen.

**) So heißt im Becherspiel der langgestielte Becher, mit dem die Kugel gefangen wird.

sie kennen lernen. Besonders aufmerksam betrachtete er die Gesichter der Bewohner, etwa wie sich ein Käufer Waaren besieht. Er schien nur theilweise befriedigt, denn was er eigentlich suchte, waren schöne Bärte. Nun haben freilich die russischen Bauern, von denen damals sich viele in Smolensk befanden, recht lange und volle, aber leider waren sie auffallend roth. Unser Tambour ging weiter und kam auf seiner Wanderung endlich ins Judenviertel. Hier war er entzückt: die Bärte hatten dieselbe Länge und Fülle und waren dabei glänzend schwarz, wie Ebenholz. Er geht vor dieser und jener Bude vorbei, endlich tritt er in eine, in der er einen Kaufmann mit dem schönsten Barte sieht, der ihm je vorgekommen. Der Jude kommt unserem Freunde entgegen und fragt ihn demüthig: „Was wünschen Sie, mein kleiner Herr?" „Deinen Bart wünsche ich", antwortete Bilboquet höflich. — „Meinen Bart!" erwiederte der Kaufmann betroffen, „Sie belieben zu scherzen." „Ich sage Dir, Besiegter, daß ich Deinen Bart haben will", wiederholte Bilboquet und faßte an den Degen. „Glaube indeß nicht, daß ich ihn stehlen werde; hier, nimm einen Napoleonsd'or und gieb mir den Rest heraus.

Der arme Kaufmann wagte noch einige Einwendungen, aber der Tambour war eigensinnig, wie ein blindes Pferd; der Streit wurde heftig und zog noch andere Soldaten herbei. Diesen behagte Bilboquet's Einfall ganz ausgezeichnet, und ein Gascogner, der Haarkräusler des Regiments, nahm ein Rasirmesser aus der Tasche und barbierte den armen Juden auf der Stelle ohne Seife und Wasser. Als er ihn weidlich gekratzt und geschunden hatte, überreichte er unserem Bilboquet feierlich den Ertrag seiner Schur.

Bilboquet ging damit zum Regimente, ließ den Bart vom Schneider auf einen Streifen Eselshaut von einer geplatzten Trommel nähen, und, ohne Jemanden die Absicht zu verrathen, die er damit hatte, steckte er ihn in sein Tornister. Einige Tage ward im Regimente von der Sache gesprochen, dann kamen wichtigere Dinge, und als man in Moskau einrückte, dachte Niemand mehr an die ganze Geschichte.

Moskau war in Brand aufgegangen, das französische Heer zersplitterte sich, und nur wenige Regimenter blieben beisammen. Zu diesen letzteren gehörte das Regiment Bilboquet's. Eines Tages hatte man einen kleinen Fluß überschritten und wollte, um die verfolgenden Russen aufzuhalten, die Brücke, die über diesen Fluß führte, in die Luft sprengen. Zwei Pulverfässer waren unpassend angebracht worden und hatten, als sie explodirten, eine unvollständige Wirkung. Ein Pfeiler blieb stehen, mit dessen Hülfe die Brücke bald wiederhergestellt werden konnte. Der General befahl einigen Sapeurs, den Pfeiler umzuhauen; eben aber, als sie zu dem Zwecke einen Kahn besteigen wollen, kommen am jenseitigen Ufer die Feinde an und beginnen ein so fürchterliches Feuer, daß der Plan aufgegeben werden muß. In diesem Augenblicke sieht man einen Soldaten, eine Axt auf der Schulter, in den Fluß springen. Er taucht unter, erscheint wieder, und an seinem großen Barte merkt man, daß es ein Sapeur ist, der sich dem allgemeinen Besten opfert. Trotz eines Hagels von Kugeln gelangt er an den Pfeiler. Er findet ihn schon zu drei Vierteln gebrochen und wirft ihn mit einigen Axthieben um. Was von der Brücke noch übrig war, stürzt mit Krachen ins Wasser; aber auch der tapfere Sapeur verschwindet. Plötzlich taucht er unter den Holztrümmern auf und wendet sich nach dem Ufer. Man eilt herbei, ruft dem kühnen Schwimmer zu, streckt ihm Stangen entgegen, der General selbst naht sich dem Ufer, und — groß ist sein Erstaunen, als er den kleinen, jungen, verhöhnten Bilboquet mit einem ungeheuren schwarzen Barte aus dem Wasser steigen sieht. „Was heißt das", ruft er, „und was bedeutet diese Maskerade?" — „Das bin ich, Bilboquet, zu dem Sie sagten, daß man ihm das Kreuz geben werde, wenn er einen Bart haben wird. Der, den ich da habe, ist, mein' ich, famos; es ist nichts daran gespart, und Ihre zwanzig Franken sind dabei ganz darauf gegangen."

Der General, staunend über so viel Muth und Schlauheit, nimmt Bilboquet bei der Hand, als wenn er ein Mann wäre, und giebt ihm den Orden, den er selbst an seiner Brust trägt.

Seit dieser Zeit grüßten die Alten des Regiments Bilboquet freundschaftlich, und der Stock des Tambour-Majors berührte seinen Rücken nie mehr.

Friedrich Hebbel und die französische Kritik.

Es ist den meisten französischen Revüen, welche Urtheile über deutsche Literatur, sey es über ganze Zweige oder über einzelne Erscheinungen derselben, mitgetheilt, der Vorwurf gemacht worden, daß sie das Material dazu der Feder deutscher Schriftsteller verdankten, ja, daß sie sich zuweilen sogar damit begnügten, Aufsätze solcher Gattung, die ihnen aus Deutschland zukämen, ins Französische zu übersetzen. Ein solches Verfahren hat zwar — wenn wir von anderen Rücksichten ganz absehen — immer noch das Gute, daß Frankreich überhaupt erfährt, daß es eine deutsche Literatur giebt, wenn es auch bei den Bemerkungen über dieselbe manche Schiefheiten und selbst grobe Mißverständnisse genug mit in den Kauf nehmen muß. Andererseits aber bringt es für uns Deutsche den Nachtheil mit sich, daß wir auf diese Weise gar nicht erfahren, wie die Franzosen selbst vom Standpunkt ihrer eigenthümlichen Anschauungsweise und innerhalb der Gränzen ihrer Nationalität deutsche Sinnesart und deutsches Geistesleben auffassen. Indessen giebt es doch manche Aufsätze in jenen Zeitschriften, die eben durch die Art ihrer Auffassung ihren echt französischen Ursprung deutlich bekunden. Unstreitig giebt es bei jedem Dinge gewisse Merkmale, die keinen Zweifel über die wahre Natur desselben übrig lassen. Am allersichersten läßt sich aber wohl dieser Satz auf die Eigenthümlichkeit einer durch Nationalität bedingten ... und Urtheilsweise anwenden. Wenn man dies Kriterium als maß... gebend gelten läßt, so wird man die Namen derjenigen französ... ten und Literaten, welche sich die für uns erfreuliche und theilnehm... hafte Aufgabe gesetzt haben, ihre Landsleute mit den Erzeugnissen ... deutschen Literatur bekannt zu machen, in zwei wesentlich verschiedene Klassen bringen müssen. Denn wenn wir Männern ... Girardin, Henri Blaze, St. René Taillandier und von den Aelt... schwerlich eine wirklich gründliche Kenntniß der deutschen Sprache ... bedeutendsten neueren deutschen Schriftsteller, absprechen können, ... Andere, von denen wir hier nur ihrer großen Namens-... Cousin, Philarète Chasles und Quinet nennen, keine besonderen ... studien gemacht haben, was sie jedoch nicht verhindert, mit groß... und in eleganter Form ihr Urtheil über die Werke, die sie meist ... Beurtheilung Anderer kennen, abzugeben.

Es ist schon früher einmal in unseren Blättern *) über diesen ... bei Erwähnung des Frensdorffschen Werkes: De l'Allemagne ... sprochen worden. Gegenwärtig werden wir zu diesen Bemerkungen ... durch eine Kritik der Revue Indépendante, die sich die Maria Mag... von Hebbel und die Karlsschüler von Laube zur Besprechung ... hat, und die nach dem eben aufgestellten Kriterium einer echt ... Feder entflossen zu seyn scheint. Ehe wir eine Probe als Beleg ... Ansicht mittheilen, wollen wir noch ein Wort zum Lobe der Revue ... dante sagen: Besagte Zeitschrift hat nämlich seit kurzem die sehr ... und in dieser Rücksicht zu empfehlende Einrichtung getroffen, jedes ... monatlich zweimal erscheinenden Hefte mit einer kritischen Uebersicht ... bedeutendsten dramatischen und theatralischen Erscheinungen Europa's, ... des zweite mit einer ähnlichen Uebersicht über die bedeutendsten ... und wissenschaftlichen Erscheinungen in Europa auszustatten. Die ... den Titel Annales du Monde dramatique führt, bespricht hin... die französische, spanische, englische, deutsche, russische Bühne ... der Form historisch-kritischer Entwickelung, welche durch Ausschl... kleinlichen Spezialitäten den Zweck erstrebt, dem gebildeten Leser ... liche Ansicht über den Standpunkt und die dramatischen Mittel der ... bühnen Europa's zu gewähren. — Wir können diese, wenn sie durch ... hörige Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit unterstützt wird, ganz ... und zweckmäßige Einrichtung nicht dringend genug der Aufmerksamkeit ... deutschen Monatschriften, insbesondere den Rötscherschen „Jahrbüchern ... dramatische Kunst und Literatur" empfehlen. In dergleichen Dingen ... doch die Franzosen einen ganz eigenthümlichen Takt.

Um nun aber endlich auf den mehrfach erwähnten Artikel zu kommen, lautet die Hauptstelle desselben über Hebbel, die für uns allein wichtig ... folgendermaßen:

„Als bedeutendste Begebenheit in der dramatischen Literatur dieses Jah... kann man die Anerkennung eines Mannes betrachten, welche seit sieben Jah... mit einer Art von Leidenschaftlichkeit verlangt und versagt wurde. ... chen von Fr. Hebbel, dessen erstes Trauerspiel, Judith, zum ersten ... im Jahre 1840 auf der königl. Bühne in Berlin zur Aufführung kam ... der Judith hat Hebbel die Genoveva geschrieben, welche indeß ... geführt worden ist, obschon sie unserer Ansicht nach eben so gut ... man will, eben so wenig bühnengerecht ist, wie die Judith." — ... beiden Stücke Hebbel's, sagt der französische Kritiker, will er sein ... zurückhalten, weil er zur Begründung desselben gezwungen wäre, ... nier, mit der der Dichter die beiden Legenden wiedergegeben hat, ... Motive einzugehen, welche ihn bestimmt haben, zur Schilderung ... dichtungen Farben zu wählen, die der Erwartung ... durchaus nicht entsprächen. — Dazu aber sey der Rahmen ... Uebersicht zu eng.

„Es mag also hinreichen" — fährt er dann fort —, „zu sagen, ... vorzugsweise das große Verdienst und zugleich das große ... manden als nur sich selbst ähnlich zu seyn. — Daher kommt es, ... alle originelle Menschen bis jetzt, sey es im guten wie im bösen Sinne, ... einer sehr großen Parteilichkeit beurtheilt worden ist, und daß, ... bedeutenden Erfolgs der Maria Magdalena, die einander entgegen... Urtheile noch lange Zeit zur gegenseitigen Ausgleichung brauchen werden." — Dies bedarf einer Berichtigung. Die Gegensätzlichkeit und Parteilichkeit ... der Beurtheilung Hebbel's ist bei weitem nicht so scharf, wie die französische Kritik es darstellen möchte, und am wenigsten mangelt es hier an ... teilung. Wir erinnern in letzter Beziehung nur an die Kritik der Maria Magdalena von Vischer (wenn wir nicht irren in dem Maiheft der ... schen Jahrbücher befindlich), die, wenn auch unserer Ansicht nach ... schöpfend, doch trotz aller sehr gerechten Anerkennung des Hebbelschen ... tungstalents sich doch gegen die mannigfachen Gebrechen des erwähnten ... keinesweges als blind erwies. — Doch hören wir weiter: „Die ... keit des Urtheils entspringt auch daraus, daß Hebbel nicht schlechthin Dichter ist, sondern überdies Kritiker. Wir wollen seine Theorieen nicht ... stellen, und bekennen selbst in aller Demuth, daß unsere französischen ... wenig geschickt dazu seyn möchten, die Nebel zu durchdringen, mit denen ... seine Gedanken so dicht zu umhüllen für gut befunden, oder aber, die er ... wenig selber zu durchdringen verstanden hat, daß von den ... Wahrheiten, welche er verkündet, nur sehr vereinzelte und matte Strahlen bis zu uns gelangt sind." — In der That, Hebbel schreibt eine Prosa, die ...

*) In Nr. 30 des Magazins.

dieselbe labyrinthische Verwickelung und originelle Verzerrung zeigt, wie das sie enthält, nämlich die philosophische Anschauungsweise des Ver- … Man lese nur die Vorrede zu Maria Magdalena und, wenn man noch nicht genug hat, seinen Aufsatz „über den dramatischen Stil" im Hefte der Röttscherschen Jahrbücher. Wir sind jedoch weit entfernt, daraus Hebbel kein Geschick zur klaren Entwicklung philosophischer Gedanken einen Schluß auf sein dramatisches Talent zu machen, oder wenigstens in umgekehrtem Sinne: — gerade, weil er so große dramatische Gestaltkraft besitzt, muß seine Reflexion darüber desto schwächer seyn. Nirgends sich die Praxis und die Theorie mehr gegenüber als in der Sphäre der jen Vermögen. Zu dieser Anerkennung seines dramatischen Berufs müssen was den Inhalt und die Richtung seiner poetischen Lebensanschauung be-, die Beschränkung hinzufügen, daß die objektive Unklarheit der Idee und das man auch immer von welthistorischer Bedeutung seiner Dramen ben mag — der Mangel an universaler Tiefe, d. h. an Zusammenhang dem Gesammtorganismus des Menschenthums, von dem seine Dramen er nur einzelne Fetzen darstellen, seinen Grund gewiß nicht darin haben, daß Hebbel — wie ihm vorgeworfen ist — seine Reflexion zu wenig, ern daß er sie zu viel entwickelt hat, daß er ihr in der Formirung der eine Stellung einräumt, in der sie, durch Aufhebung der Unmittelbarkeit er dichterischen Anschauung, nur nachtheilig, nämlich theils zersetzend, theils irrend, wirken kann.

Unser Kritiker fährt fort: „Wir sagen hier Nichts über die sociale Be-ung seines Drama's. Indem wir ganz einfach die Handlung des Stücks dem Gesichtspunkte des Parterre's (das gewiß in Deutschland wie in nkreich von einem Drama, und trüge es auch den Namen „Maria Magda-", Nichts verlangt, als eine Handlung, die, indem sie ihm eine Seite des schlichen Lebens zeigt, sein Herz bewegt) erzählen, überlassen wir es dem r, über die Fakta seine Bemerkungen zu machen." — Das heißt nun rdings nicht kritisch verfahren, als Kriterium für die Auffassung eines ama's und noch dazu eines solchen Drama's von so tiefer sozialer Be-tung, die Anschauungsweise des „Parterrepublikums", zu Deutsch der alerie, aufzustellen. „Das Stück soll eine Seite des menschlichen Le-ns zeigen" — und „dadurch das Herz rühren" —! Hatten wir nicht echt, oben zu behaupten, diese Kritik bekunde sich als echt französisch? Ist s eben Mitgetheilte nicht ein schlagender Beweis? Ja, die Thränenfistel d das Zwerchfell müssen allein über den Werth eines Stücks entscheiden. ns wundert nichts, als daß man diese Prinzipien noch in kein einfaches System bringen versucht hat, z. B. in folgendes: Wird die Thränenfistel durch ein Stück, das sich Tragödie nennt, in Bewegung gesetzt, so ist es gut; dasselbe rädikat kommt dem Lustspiel zu, das eine ähnliche Einwirkung auf das werchfell zeigt. Wann ist nun aber ein Stück schlecht? Nichts einfacher als as. Man braucht die Ordnung nur umzukehren. Wirkt ein Stück auf das tgegengesetzte Organ von dem, worauf es spekulirt, so ist es miserabel; irkt es endlich auf keines von beiden, so ist es mittelmäßig. Wir erlauben ns, diese unfehlbaren Kriterien den geehrten dramatischen Kunstkritikern zur eneigten Beachtung zu empfehlen. Vereinfachung des Mechanismus ist ja as Bestreben aller Geschäfte der heutigen Zeit. Mag der eben gethane Vorschlag als ein Beitrag dazu betrachtet werden, diesem schönen Ziele auch im Felde der geistigen Industrie nahe zu kommen.

Unser Kritiker erzählt nun den Inhalt des Stücks ausführlich und schließt dann mit folgender Reflexion:

„Was uns am meisten in die Augen gefallen, ist die unnachsichtliche Strenge, womit die Strafe dem Unrecht durch das ganze Stück hindurch auf dem Fuße folgt." Man wird schwerlich errathen, welches Unrecht und welche Strafe hiermit gemeint ist, ehe man nicht das Folgende liest: „Meister Anton besitzt das Gefühl für Ehre und Pflicht in einem Grade, der ihn zur Ungerechtigkeit, ja, zur tyrannischen Härte treibt. Das ganze Drama ist eine Kette von Folgen der einen öffentlichen Beschimpfung, welche er sich gegen den Rang und den Stand eines Beamten hat zu Schulden kommen lassen — —." Wie? Was? Hic Rhodus?! zu deutsch: Hier liegt der Hund begraben? — Nicht möglich! — Das ist unstreitig eine Auffassung, der man wenigstens die Originalität nicht absprechen kann. Doch, wir wollen weiter sehen: „— — eben so wie alle andere Charaktere durch den des Meisters Anton bestimmt sind, dieser alten Mauer" (! „Fels" wäre wohl poetischer gewesen), an der sie sich alle die Köpfe einrennen. So bringt er seine Frau dazu, schwach gegen die Kinder zu seyn. (Wie so?) Da er die Hausordnung in zu enge und feste Gränzen einzwängt, treibt er selbst seinen Sohn zur Widersetzlichkeit und Unordnung; und da er endlich geschworen hat, daß er im Falle der Entehrung seiner Tochter sich den Hals abschneiden würde, treibt er diese dazu" — sich verführen zu lassen? Dies würde wenigstens aus der Analogie der obigen Schlüsse folgen — aber nein, der gesunde Menschenverstand geht unserem Kritiker doch noch über die Logik — „sich selbst das Leben zu nehmen. Kurz, seine übermäßige Strenge übertreibt alle Fehler, die wir Alle, ohne Verbrecher zu werden, begehen können." Hier hätte nun ein wenig mehr Logik nicht geschadet. Es soll ja nicht bewiesen werden, daß der alte Tischler alle Fehler in schwärzerem Lichte sieht, sondern daß er sie durch seine Strenge selber hervorruft. „Alle jene Fehler fallen deshalb auf ihn und die Seinigen mit dem ganzen Gewicht und allen Folgen wirklicher Verbrechen." Was können aber die Seinigen dafür? kann man fragen. Ist der Meister Anton an allem Unglück allein Schuld, so muß er auch allein die Strafe tragen, oder das Drama wird eine Schlächterbank, auf der das blinde Fatum seine Opfer mordet. „Einem unerbittlichen Menschen gebührt ein unerbittliches Schicksal: Dies scheint uns, immer aus dem Gesichtspunkte des Parterre's" (eigene Worte des Kritikers) „der Gedanke des Drama's, den man als die praktische Anwendung des alten Grundsatzes, welchen wir stets im Gedächtniß haben sollten, bezeichnen kann: Der Mensch ist seines Geschickes Schmied!" — Nun wahrhaftig, wenn die Revue Indépendante für diese geistreiche Auffassung der Maria Magdalena vom Verfasser der letzteren nicht ein besonderes Dankschreiben erhält, dann existirt gar keine Dankbarkeit mehr in der Welt. Wie tief muß Hebbel nicht von diesem richtigen Verständniß seines Werkes im Auslande gerührt werden, da er in den deutschen Gauen selbst noch so wenig richtig gewürdigt ist. Wir aber sagen nichts weiter als: Timeo Danaos et dona ferentes, wovon die wortgetreue deutsche Uebersetzung lautet: Gott schütze mich vor meinen Freunden, gegen meine Feinde werde ich mich schon selber wahren!

England.

Das Armengesetz in Irland und die englische Parlaments-Session von 1847.

(Fortsetzung.)

Das Armen-Unterstützungsgesetz (Destitute Relief-Bill), d. h. die Akte, welche die Errichtung von Hülfs-Comité's anordnete und an der Spitze des ministeriellen Plans stand, fand in beiden Häusern nur geringen Widerstand und erhielt schon am 26. Februar die königliche Sanction; die heftigsten Debatten fanden über die Maßregeln statt, die für die Dauer berechnet waren. Diese umfaßten erstens die Vorschüsse, die man den Grundbesitzern zur Verbesserung ihrer Landwirthschaft gewähren wollte, zweitens den Ankauf wüster Ländereien in Irland für Rechnung des Gouvernements, und drittens, als Krone des ganzen Werkes, die gesetzliche Versorgung der Hülfsbedürftigen durch die Landeigenthümer, oder mit anderen Worten die Ausdehnung des Armengesetzes auf Irland. Der zweite von diesen Anträgen wurde vom Ministerium selbst, auf Anrathen Sir Robert Peel's, zurückgezogen, da die öffentliche Meinung in England die Einmischung der Regierung in die industriellen Angelegenheiten des Landes entschieden mißbilligt; der erste ging nicht ohne starke Opposition durch; was aber die ganze Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nahm, was innerhalb und außerhalb des Parlaments alle politische und nationale Leidenschaften aufregte, war das Armengesetz. Die Minister fühlten, daß sie einen gewagten Schritt gethan hatten; sie schwankten und beeilten sich nicht, ihre Bill durch das Unterhaus zu bringen. Aber Roebuck und die englischen Radikalen ließen ihnen keinen Augenblick Ruhe. Die wichtigste Klausel des Gesetzes war die, welche auch die arbeitsfähigen Armen (able-bodied paupers) in die Zahl derjenigen einschloß, die an den Unterstützungen theilnehmen sollten. Eine solche Klausel, behaupteten die Landeigenthümer, müsse ihren Ruin herbeiführen; die Unterhaltung nicht nur der Kranken und Schwachen, sondern aller Individuen, denen es an Arbeit fehlen möchte, sey eine Aufgabe, die über ihre Kräfte gehe, und die Armensteuer würde auf diese Art ihre ganze Einnahme verschlingen, wenn nicht gar übersteigen. „Das ist möglich", antwortete man ihnen; „indessen kann man diese drei oder vier Millionen Menschen nicht verhungern lassen. Irgend Jemand muß für sie Sorge tragen; wenn Ihr es nicht thut, müssen wir es, und Irland wird noch einmal auf England zurückfallen. Ein Jeder helfe sich selber!"

Auf diesem Boden bewegte sich der ganze Streit, der von beiden Seiten mit beispielloser Erbitterung geführt wurde. Ein Minister, der Marquis von Lansdowne, der die Bill dem Oberhause vorlegen sollte, erklärte sich zwar bereit, jene verhängnißvolle Klausel fallen zu lassen; aber diese Erklärung, die, in dem zum großen Theil aus irischen Landlords bestehenden Oberhause Beifall fand, durfte im Unterhause nicht gewagt werden, wo Roebuck, der unversöhnlichste Feind der Gutsherren, sogar darauf antrug, daß die bisher auf England und Schottland beschränkte Einkommensteuer in Zukunft auch von Irland erhoben werde. „In England", sagt er, „tragen alle Klassen, der Handwerker, der Kaufmann, der Grundbesitzer, ohne Murren zu den öffentlichen Lasten bei; in Irland aber bezahlt Niemand Steuern, weder für sein Haus, noch für seine Fenster, noch für seine Pferde, noch für sein Gesinde —; kurz, für nichts. In England hält der Gentleman, der Kaufmann, der Arbeiter es für seine Pflicht, die Armen zu unterstützen; die Gentlemen, die Kaufleute, die Arbeiter von Irland betrachten dies als unter ihrer Würde. Der Spruch: das Eigenthum hat seine Pflichten wie seine Rechte, findet in allen Herzen Englands und Schottlands einen Wiederhall; nur in Irland bleibt er wirkungslos. Alles, was ich verlange, ist, daß in Irland, wie in England, der Reiche besteuert werde. Ich verlange, daß Jeder, der ein Einkommen von mehr als 150 Pfd. Sterl. besitzt, gleich uns seine Taxe entrichte. Mit Gottes Hülfe werden wir sehen, aus welchem Stoff diese Herren gemacht sind. Wenn sie uns mit der Repeal drohen, so wollen wir sie ihnen geben. Was ist aus dieser Repeal geworden, seitdem eine wirkliche Kalamität das Land betroffen? Hat man jemals ein ähnliches Schauspiel gesehen? Als die Zeiten noch gut waren, erklärten diese Leute sich alle für die Repeal, für die Celten gegen die Sachsen. Es hat dem Allmächtigen gefallen, sie mit einer Hungersnoth heimzusuchen: sogleich sind diese Schreier zum Schweigen gebracht, diese frechen Schwätzer geistig und körperlich vernichtet und zu Boden gedrückt. Sie haben Nichts vorzuschlagen, aber Alles zu fordern; an allen Gliedern sind sie gelähmt, mit Ausnahme ihrer Zunge, und diese Zunge schreit unaufhörlich: Gebt! Gebt! Gebt! Der Verhöhner des Sachsen und Vertheidiger des Celten hat sich in seinen Winkel verkrochen, von wo aus man eine klägliche Stimme um Hülfe flehen hört, während in England eine muthige Nation die auf ihr lastenden

Uebel mit Festigkeit erträgt und sich der allgemeinen Achtung würdig zeigt. — Man sagt", fuhr er fort, „daß die irischen Gutsbesitzer vielen Einfluß im Kabinet haben, indem mehrere von ihnen zu dessen Mitgliedern gehören. Ist es nöthig, sie namhaft zu machen? Ich könnte den Marquis von Lansdowne und den Marquis von Clanricarde, Beide Kabinetsminister, anführen, ohne Lord Monteagle zu rechnen, der es nicht ist, aber es gern wäre und nur an der Thür harrt. Ich könnte einen edlen Lord (Palmerston) anführen, der Europa in seinen Grundpfosten erschüttert. Ich könnte auch den Herzog von Devonshire und einen anderen edlen Lord nennen, der, obwohl nicht zum Kabinet gehörig, einer der Magnaten des Landes ist, den Grafen Fitzwilliam; aber es giebt einen noch Mächtigeren als den Grafen Fitzwilliam — das Volk von England. Diese großen Lords und großen irischen Grundherern haben dem Volke von England gegenüber ein Ministerium zu ihrem eigenen, ausschließlichen Vortheil gebildet. Was die übrigen Mitglieder des Kabinets betrifft, so habe ich für sie alle Achtung, aber in dieser Frage stellen sie weiter nichts vor als — Nullen. Ich habe den ersten Lord des Schatzes (Lord John Russell) immer für einen beherzten Mann gehalten; es ist die Eigenschaft, die ich am meisten an ihm liebe; ich kann ihm jedoch versichern, daß, wenn er kein Armengesetz mit seinen anderen Bills vorlegt, England sie in Masse verwerfen wird."

Der Antrag des Herrn Roebuck fand keine Unterstützung und konnte sie auch nicht finden; man konnte nicht ernstlich daran denken, die Einkommensteuer von Leuten zu erheben, die schon ohnedies zu Grunde gerichtet waren. Er hatte nur eine seiner anti-irischen Reden anbringen und die öffentliche Meinung aufregen wollen, was ihm auch vollkommen gelang. Seine leidenschaftlichen Diatriben, von den täglichen Ausfällen der Times begleitet, ließen dem Ministerium keinen Ausweg. Es mußte nachgeben. Lord John Russell erklärte bestimmt, daß die den arbeitsfähigen Armen zu ertheilende Hülfe in die Bill eingeschaltet werden solle, und versicherte als Antwort auf die Vorwürfe Roebuck's, daß die großen Landeigenthümer, die einen Theil des Kabinets bildeten, die Ersten gewesen seyen, jene Klausel vorzuschlagen. Von ihren Freunden im Stich gelassen, machten die Irländer einen letzten Versuch, die Regierung umzustimmen. Vierundsechzig Pairs und dreiundvierzig Mitglieder des Unterhauses unterzeichneten einen Protest gegen die Bill, den sie dem Premier-Minister überreichten. „Was haben Sie an deren Stelle vorzuschlagen?" entgegnete Lord John Russell. Ein tiefes Schweigen war die Antwort auf diese grausame Frage; ihr Urtheil war gesprochen. Sie fühlten dies und gaben ihren Widerstand im Unterhause auf, wo die gefürchtete Klausel am 19. März unter namenlosem Tumult mit 242 Stimmen gegen 36 durchging.

Das Gesetz mußte nunmehr vor das Forum der Oberhauses gebracht werden, und die unglücklichen Gutsbesitzer schöpften wieder Hoffnung. Nachdem die Partie im Unterhause verloren gegangen, hatten sie die Leitung ihrer Sache den Händen Lord Monteagle's und Lord Stanley's anvertraut, welche selbst dabei stark interessirt waren. Lord Monteagle, bekannter unter dem Namen Spring-Rice, hatte im Ministerium Melbourne den Posten eines Schatzkanzlers bekleidet, war zum Pair erhoben worden und besaß ansehnliche Güter in Irland. Fein, schlau und gewandt, hätten die Irländer keinen besseren Advokaten finden können, um die Opposition gegen das Armengesetz zu leiten. Noch ehe die Bill im Oberhaus eingeführt ward, begann er den Angriff vermittelst eines jener Schein-Anträge, die man in England braucht, um eine Diskussion hervorzurufen, und schon damals war es klar, daß die Maßregel bei den Pairs nur wenig Anklang finde. Lord Lansdowne, der sie vorlegte, gestand, daß die Hauptklausel ein gewagtes und gefährliches Experiment in sich schließe. Lord Brougham erklärte sie für „den beunruhigendsten Vorschlag, den er je im Parlament vernommen habe"; aber die drohenden Folgen dieses Gesetzes wurden von Keinem mit so beredten Worten geschildert, von Keinem mit so düsteren Farben ausgemalt, als von dem Erzbischof von Dublin.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Die Judenfrage in Toskana.** Die gegenwärtige Bewegung in Italien, die zwar nicht mit so raschen Schritten vorwärts drängt, wie in früheren Perioden, aber um so sicherer zu den nothwendigen politischen Reformen der Halbinsel führt, hat auch bereits in mehreren Staaten die Judenfrage zur Anregung gebracht. Bekannt ist, daß der Papst den Juden in Rom das Ghetto geöffnet und denen in Ancona verstattet hat, in die Guardia Civica einzutreten. Weiter ist man jedoch bereits in Toskana gegangen, wo das Volk bei mehreren Gelegenheiten unter den in der Form von Vivats ausgesprochenen Wünschen auch das „Evviva l'emancipazione degli Ebrei!" vernehmen ließ. Bittschriften um Emancipation der Juden cirkuliren jetzt im Großherzogthum und in dem neu erworbenen lucchesischen Theil desselben, und bei Gelegenheit der Israeliten, die allerdings in Livorno und anderen Städten des Landes ziemlich zahlreich sind, haben einige Männer des Fortschritts auch an die bis jetzt im Großherzogthume nicht sehr zahlreichen akatholischen Christen und an das große, unveräußerliche Recht allgemeiner Gewissensfreiheit gedacht, dessen Verleihung man in Italien zuerst von dem aufgeklärten Großherzog Leopold II. erwartet.

Die Patria, eine in Florenz seit einigen Monaten erscheinende Zeitung, publizirt unter Anderem mehrere, die bürgerlichen Verhältni[sse] ... bensgenossen besprechende Sendschreiben eines Israeliten, Na[...] der die sittlichen Zustände der Juden in Italien als eine na[...] der Behandlung darstellt, die sie hier seit Jahrtausenden erfu[...] denjenigen, „welche die Lehre des Evangeliums und die Liebe [...] predigen, die es als eine heilige Pflicht des Katholizismus [...] Sklaverei abzuschaffen, und die gleichwohl die Gesetze gegen d[ie] Hebräer aufrecht erhalten", ihre Widersprüche mit sich selbst [...] sucht. Der Redacteur der Patria, Herr Abbate Lambru[schini ...] diesen Briefen einige Worte voran, die um so merkwürdiger [...] von einem Priester, und zwar von einem italiänischen Priester [...] „Toskana", sagt er unter Anderem, „kann sich rühmen, huma[...] dere Gesetze hinsichtlich der Juden zu besitzen, als viele an[...] Gleichwohl bleibt noch viel zu thun übrig, um die Israeliten [...] doren auf den Fuß der Gleichheit mit den übrigen Bürgern zu [...] übelverstandener, religiöser Skrupel darf uns nicht hindern, [...] Pflicht zu erfüllen. Ueberdies wird derjenige, der nicht von Irr[thum] verblendet ist, leicht einsehen, daß die Religion selbst, weit [...] uns dieser Pflicht abwendig zu machen, sie uns vielmehr auferlegt [...] uns auferlegt als eine Schuld der Gerechtigkeit und Menschenlie[be ...] Beweis der Ehrfurcht selbst, die wir Gott schuldig sind, welcher [...] vorbehalten hat, die Gewissen zu richten, und welcher gesagt hat [...] nicht, und Ihr werdet nicht gerichtet werden!'"

— **Kupferbergwerke in Süd-Australien.** Die [...] deckten Kupferlager nehmen nach einer speciellen Vermessung [...] ein und liegen etwa 96 engl. Meilen von Adelaide entfernt. Die [...] geschah in Folge der Auffindung großer Kupfermassen an den [...] Distrikts. Die Besitzer desselben haben sich die volle Ausdehnung [...] haltigen Gebiets, insofern die Adern sich der Länge nach dur[ch ...] hinziehen, gesichert. Der große Reichthum und Umfang dieses [...] erweist sich zum Theil durch das Faktum, daß während des [...] 7200 Tonnen gewonnen wurden; einige Partieen, und zwar die [...] ladenen, sind bereits in Swansea, die Tonne von 10 Pfd. 16 Sh. [...] 3 Sh., verkauft worden. Da es indeß meist zu Tage stehendes Erz [...] man überdieß während des ersten Jahres keine Hülfsmittel zu seiner [...] und Klassifizirung besaß, so ist der Durchschnittsertrag immerhin [...] günstiger zu nennen. Die letzten Nachrichten aus Swansea melden, [...] Burra-Erz wegen seiner leichten Schmelzbarkeit stark gesucht wird. Na[ch ...] Versuchen, welche hier hinsichtlich des Erzes gemacht worden sind, ha[t ...] die Qualität desselben sehr verschieden gezeigt. Rothkupfererz, Kupfergl[anz], Kupferlasur und Malachit, dies sind die verschiedenen Erzarten, welche [...] bisher gewonnen. Auch einige Proben von gediegenem Kupfer haben sich [...]lich gefunden. Da die Arbeiten in der südlichen Hälfte nicht so weit ausge[...]dehnt sind, als in der nördlichen, so ist die Ausbeute dort auch noch nicht [be]trächtlich gewesen. Alle erfahrene Bergleute, welche diesen Distrikt bes[ucht] haben, folgern aus den sehr zahlreichen Anzeichen an der Oberfläche und [...] vielen nach Ost und West streichenden, mit der Hauptader sich verbinden[den] Zweigen — von denen einige 1—2 Fuß breit sind und ein Kupfer ent[halten], welches, gut gereinigt, ein sehr preiswürdiger Artikel seyn würde — d[aß die]selbe der reichste ist, welcher bisher entdeckt worden, und daß er der [...] oder Monstermine an Werth gleichkommen werde.

(South Australian Register.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Donnerstag den 4. November 1847.

Frankreich.

Vierzig Jahre aus Molière's Leben.

Die Pariser Skandale der jüngsten Vergangenheit haben die Mystères de Paris beglaubigt, sogar überboten, jedenfalls durch die Tagesakten gerechtfertigt. Skandale anderer Art riefen die Trafiquans Littéraires vor die Tribunale, und bei näherer Besichtigung ergab sich die Gaunerei ihrer gepriesensten Paladine. An Anathemen hatte die Kritik es auch zuvor nicht fehlen lassen. Schon 1844 schwang A. Pommier (in der Revue des deux Mondes vom 1. Dez.) die satirische Geißel über das ganze unsaubere System. Frankreich hat zwiefache Gelegenheit, sich zu ernüchtern. Sein moralisches Bewußtseyn hat sprechen müssen, und es hat gesprochen, sein ästhetisches aus dem Rausch und Taumel, worin es befangen schien, erwachen müssen. Vielleicht aber ist dieser Rausch nie so gefährlich und allgemein gewesen, als wir uns vorstellen, als das unkrautartige Aufschießen und Gedeihen von Frankreichs moderner Literatur uns glauben macht. Wenigstens ist nicht erwiesen, daß in dem belletristischen Gestrüpp der Gegenwart der solide, auf so breiter Bildungsbasis ruhende Geschmack der Franzosen Aussicht und Rückweg zum Rechten verloren hätte, der Nationalstolz aus Freude an Gaumenkitzel der Vorliebe für die unbescholtenen Muster der Vergangenheit zu entsagen vermöchte. Auch steht dies schwerlich je zu erwarten. Was als Nationalgut eingezeichnet ist, das hält die Meinung, die Liebe und die Eitelkeit der Nation treu ausdauernd fest, es ist ihr unveräußerlich geworden. Wenden wir dies auf den einen Molière an, so ist dieser so sehr Volksliebling geblieben, wie keiner mehr und wie es Beranger nur immer wünschen könnte nach Ablauf von zwei Jahrhunderten. Daß — nach Maßgabe seines Werths — das Théâtre français ihn nur sparsam aufs Repertoire bringt, beweist nichts dagegen. Molière befriedigt nicht mehr die Schaulust, die neue Gerichte und schärfere Würzen begehrt; aber er ist so eingebürgert, daß jede Familie ihn zu ihren nächsten Bekannten und Hausfreunden zählt.

Dies gilt jedoch nur von Molière dem Dichter und von der Zeit, worin er zum public character erwuchs. Von seinen früheren Lebensumständen ist desto weniger bekannt, oder vielmehr, was als ausgemacht gegolten hat, ist unsicher, halb wahr oder fabelhaft. Molière hat nicht eine Zeile über sein Persönliches hinterlassen; es ist sogar alles Suchen nach Autographen erfolglos geblieben. Zweiunddreißig Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1705, erschien die erste Biographie, erwachsen aus entlegenen Erinnerungen und unverbürgten Sagen, die Lücken ausgefüllt mit Erfindungen eigener Fabrik. Ihr Verfasser war Grimarest, ein Mann, heißt es, ohne Namen, Kredit, Geschmack, Stil, Wahrheitsliebe. Man begreift nicht, wie Voltaire so unkritisch und sorglos seyn konnte, die Fabeleien dieses Buchs recht geflissentlich zu wiederholen und fortzupflanzen, nachdem von einem vertrauten Freunde Molière's, von Boileau, der das Erscheinen der Biographie erlebte und dieselbe in seinen alten Tagen las, folgendes Urtheil darüber gefällt worden war: „Aufrichtig gesprochen, ist Molière's Biographie nicht der Rede werth. Sie ist von einem Manne gemacht, der nichts von Molière's Leben wußte, und er irrt sich in Allem, weiß selbst nicht die Thatsachen, die alle Welt weiß." Dennoch ist auf so zweideutige Autorität hin das Meiste in die biographischen Nachrichten über Molière aufgenommen und geglaubt worden. — Ist es aber verdienstlich, den Bildungsgang großer Männer durch Zusammenstellung der über ihr Leben vorhandenen Notizen schrittweise zu entwickeln und, wo Dunkel darüber schwebt, dieses Dunkel zu lichten, so hat sich ein Verdienst dieser Art A. Bazin durch seine „Commencemens de la vie de Molière" (in der Revue des deux Mondes vom 1. Juli d. J.) erworben. Dieses um so mehr, als er einfach die Thatsachen, Zeitverhältnisse und mitwirkenden Personen sprechen läßt, ohne durch betrachtende Fingerzeige oder Konjekturen dem Urtheile des Lesers vorzugreifen und nachzuhelfen. Aus Bazin's Mittheilungen entnehmen wir im Folgenden das Erheblichste, mit Uebergehung alles dessen, was bereits in unseren Encyklopädieen steht.

Die erste vollständige Ausgabe von Molière's Werken erschien 1682, neun Jahre nach seinem Tode. Statt der Vorrede, doch unter dem Titel „Vorrede", enthält sie einen anziehenden Abriß seines Lebens, verfaßt, ohne daß sich die Verfasser nennen, von Lagrange und Vinot, wovon dieser ein Freund, jener ein Kunstgenosse des Dichters war. Diese biographische Vorrede, sagt Bazin, sey die einzig sichere und wahrscheinlich alleinige Quelle über Molière's frühere Lebensverhältnisse. Ihr zufolge war er in Paris am 15. Jan. 1622*) geboren, in der rue St. Honoré, wo sein Vater Jean Poquelin, seit dem 27. April 1621 mit Marie Cressé verheiratet, wohnte. Seine Mutter verlor er am 11. Mai 1632; der Vater lebte bis 1669 und war noch 1663 in Diensten des Königs, als valet de chambre tapissier du roi. Nichts von „Trödler" (fripier), wie Grimarest und Voltaire nachgeschrieben wird. Jene Hofbedienung ehrte und nährte ihren Mann. Die acht Tapezierer Sr. Majestät, von denen Jean Poquelin einer war, gehörten zu den officiers domestiques et commensaux de la maison du roi, und Molière's Vater befand sich in sehr günstigen Vermögensumständen. Die Stelle ließ sich auch vom Vater auf den Sohn übertragen, wofür ein noch vorhandenes Dokument von 1637 spricht, nach welchem Jean Poquelin die seinige seinem damals erst funfzehnjährigen Sohn zu vererben willens war. Daß Molière seine Schule (ses humanités) im Jesuitenstift von Clermont machte, hat seine Richtigkeit. Nachdem er hier absolvirt, studirte er die Rechte, berichtet Bazin weiter, auf die biographische Notiz gestützt. Dies geschah innerhalb der Jahre 1642—45. In das zuerst genannte Jahr (nicht 1641) fällt die Reise des Hofs nach Narbonne, und die während seiner Abwesenheit erfolgte Hinrichtung von Cinqmars und dem jüngeren de Thou (François). An sich schon ist es unwahrscheinlich, daß Molière an dieser Reise Antheil genommen hat, wozu ihm Jean Poquelin seine vices übertragen haben soll. Am wenigsten geschah Letzteres, wie Grimarest und Voltaire meinen, wegen hohen Alters und Gebrechlichkeit: denn der Vater zählte damals erst 46 Jahre und war ja noch, wie oben bemerkt, 1663 auf seinem Platze. Nicht früher auch als 1645 gesellte sich Molière zu einer Schauspielertruppe (l'Illustre théâtre), die jedoch schon nach einjährigem Bestehen, nachdem sie nicht mehr als ein einziges Stück, den Artaxerce von Magnon, zur Aufführung gebracht hatte, Paris verließ und von da sieben Jahre lang ohne sichere Spuren die Provinzen durchstreifte. Es waren mehrere „enfans de famille", die sich zu dieser Gesellschaft vereinigten, darunter zwei Brüder Bejart und ihre Schwester Madeleine, deren Vater procureur au Châtelet war. Madeleine ärndtete während ihres Spiels in Paris großen Beifall. Bazin läßt uns ungewiß, ob Armande Gresinde Bejart, mit welcher sich Molière am 20. Febr. 1662, damals schon über 40 Jahre alt, verheiratete, Schwester oder Verwandte jener Madeleine war. Unbekannt ist auch geblieben, auf welche Rechnung der Theatername Molière kommt, den er seit 1645 führte.

Mit dem Etourdi trat Molière bekanntlich in Lyon als Bühnendichter auf. Ob das Stück 1653 zum ersten Mal gegeben wurde, ist weniger gewiß, als daß es erst 1663 im Druck erschien. Sein zweites Lustspiel, le dépit amoureux, kam während des Winters von 16 5/6 in Beziers, wo damals die Stände von Languedoc versammelt waren, zur ersten Aufführung. Hatte sich Molière's Gesellschaft bald nachher auf Antrieb und Einladung mehrerer Freunde wieder mehr in die Nähe von Paris gezogen, so verdankte er mehr als wahrscheinlich der Empfehlung seines Gönners (wenn auch die vorgebliche „Schulfreundschaft" Beider so ziemlich auf einen Anachronismus hinausläuft), des Prinzen von Conti, Bruders des großen Condé, die Erlaubniß, vor dem König aufzutreten. Damals nämlich war der Prinz noch kein „Kopfhänger", wie im Jahre 1662, wo er, nach Racine's Bericht, alle Schauspieler von sich wies und aus seiner Nähe jagte. Am 24. Oktober 1658 trat er vor den Majestäten und dem ganzen Hof im Nicomède von Pierre Corneille auf. Als kurzweiligen Anhang zu diesem Stücke hatte Molière eine einaktige Posse, le docteur amoureux, gedichtet, die ihm viel Lachen und Beifall einbrachte. Den Tag darauf schien zwar Alles vergessen, denn der Hof hatte einen Wallfisch aus dem Baskenland und einen Riesen von Rouen zu sehen; Ludwig's XIV. Bruder aber, der junge und lebenslustige Philipp von Orleans, übernahm das Protektorat der Truppe, die ihn so sehr entzückt hatte, und wirkte ihr den Titel „troupe de Monsieur, frère unique du roi" aus. Sie spielte fortan in einem Saale des Palastes Petit-Bourbon, alternirend mit der italiänischen Gesellschaft des Torelli. Zu Nebenbuhlern und Konkurrenten hatte sie die königliche Truppe im Hotel de Bourgogne, bei welcher Floridor spielte, und die troupe du marais mit Jodelet, der jedoch zu Molière übertrat und diesen Wechsel also ankündigte:

> Jodelet a changé de troupe
> Et s'en va jouer tout de bon
> Désormais au Petit-Bourbon.

Während der Abwesenheit des Hofes, die ein ganzes Jahr dauerte, und unmittelbar nach dessen Abreise trat Molière nun auch vor dem großen Pariser

*) Die neueste Auflage der Brockhausischen Real-Encyklopädie giebt den 15. Januar 1620 an. Näher der Wahrheit kommt die 8te Auflage, die mit dem Unterschied eines einzigen Tages den 16. Januar 1622 setzt.

Publikum auf, doch ohne Neueres zu bringen als seinen Etourdi und Dépit. Erst wenige Wochen nach Abschluß des pyrenäischen Friedens, der Ludwig XIV. eine Spanierin zur Gemahlin gab, und zwar am 18. November 1659, kamen die Précieuses ridicules zum ersten Mal auf die Bühne. Grimarest sagt, dieses Stück sey mit aus der Provinz gekommen; Lagrange und Vinot dagegen: „Molière le fit en 1659". Loret, der Tagesblättler von damals, der in hübschen Verschen die Stadt- und Hofkuriosa ins Publikum brachte, sagt von den Précieuses:

> Tant la pièce semble friande
> A plusieurs tant sages que fous!
> Pour moi, j'y portai trente sous,
> Mais, oyant leurs fines paroles,
> J'en ris pour plus de dix pistoles.

Uebrigens war Molière in Gefahr, das Stück wider seinen Willen gedruckt zu sehen oder einen Prozeß zu bekommen. Er zog das Erstere vor und begleitete sogar die im Januar 1660 fertige Ausgabe mit einer launigen Vorrede, jedoch ohne sich zu nennen. Am 28. Mai 1660 kam Sganarelle, ou le Cocu imaginaire, einaktig und in Versen, an die Reihe. Ein Zeitgenosse meldet, 40mal nach einander sey dieses Stück gespielt worden, dreimal wöchentlich. Von jetzt an aber erfolgte eine längere Pause. Des Königs Hochzeit und die Vorbereitungen zu seinem festlichen Empfange lenkten die Theilnahme der Pariser vom Theater ab. Ueberdies wurde der Saal im Petit-Bourbon beim Bau des neuen Louvre demolirt, und die Truppe mußte anderswo untergebracht werden. Der König räumte den Schützlingen seines Bruders einen Saal im Palais royal ein, das Richelieu Ludwig dem XIII. geschenkt hatte. Doch war auch dieser erst einzurichten, und es dauerte bis zum 20. Januar 1661, ehe Vorstellungen darin gegeben werden konnten. Unglücklicherweise mißglückte Don Garcie de Navarre, womit Molière zur Einweihung hervortrat, so sehr, daß der Dichter ihn Augenblicks zurückzog und nur wenige Verse davon beibehielt. Mit der Ecole des maris dagegen, die am 24. Juni desselben Jahres zur ersten Darstellung kam, trat für Molière eine Periode der Ehren und des Glanzes ein, die seinen Rang unter Frankreichs Dichtern für alle Zeit feststellte. Durch die meisten der in den zwölf nächsten Jahren bis zu seinem Tode (17. Fbr. 1673) entstandenen und zur Darstellung gekommenen Dramen hat er sich ein Denkmal, wie im Herzen seiner Nation, so auch in der Geschichte der Literatur errichtet, um so dauernder, weil ihm die Geschichte seines Lebens auch das Zeugniß eines guten Menschen ausstellt. Während jener zwölfjährigen Ruhmesperiode liegt nun aber Molière's Leben so hell beleuchtet vor uns, steht so mit allen Erfolgen jener Zeit in Literatur und Kunst im Zusammenhang, daß kein Dunkel mehr zu lichten übrig bleibt, außer welches durch die Analyse seiner Werke zu entfernen, was weniger des Biographen als des Kritikers Aufgabe ist. E. K.

Geschichten aus der Kaiserzeit.

II. Ghiraldina.

In der Heldenschaar, die Napoleon umringte, gab es keinen reineren und beliebteren Namen, als den Eugen's von Beauharnais, und die Bewunderung und Liebe, die er einflößte, waren nicht etwa nur der Abglanz von den Eigenschaften seiner Mutter, die man mit so vielem Rechte den guten Genius des Kaisers genannt hat; er verdankte sie seinen eigenen hohen Tugenden. Franzosen und Italiäner wetteiferten mit einander in Ergebenheit und Begeisterung, und noch heute knüpft sich an seinen Namen in Paris wie in Mailand das liebevollste Andenken.

Napoleon selbst liebte ihn herzlich und setzte das vollste Vertrauen in seinen Muth und seine Ehrenhaftigkeit. Als ihn Eitelkeit oder Uebermuth — er nannte es Staatsrücksichten — auf den Gedanken brachten, sich von Josephinen zu trennen, so war es Eugen, dem er es übertrug, seine Mutter auf den harten Schlag vorzubereiten, der ihr drohte. Später, als das Opfer vollzogen und der König von Rom zwischen Napoleon und Eugen getreten war, verleugnete sich des Prinzen Uneigennützigkeit eben so wenig. Sie war ihm so natürlich, sie ging ihm so von Herzen, daß ihm selbst in seinen vertrautesten Gesprächen keine Klage entschlüpfte über die große Unbill, die seinen gerechten Hoffnungen war angethan worden. Doch zur Zeit, als die junge und schöne Ghiraldina in Eugen's Herzen herrschte, hätte Keiner aus seinen Zügen die trübe Zukunft lesen können, die seiner wartete.

Etwa ein Jahr war verflossen, seit ihn Napoleon zum Vicekönig von Italien gemacht hatte. Mailand bot damals den Anblick einer lebhaften Residenzstadt dar und durfte sich glücklich schätzen, von einem so trefflichen Fürsten beherrscht zu werden. Eugen war etwa 25 Jahr alt, und, ihn mit Leidenschaft zu lieben, hatte Ghiraldina nur ihrer italiänischen Natur nachgeben dürfen. In ihren Augen stand der Mann Eugen bei weitem höher, als der General, der Vicekönig, der Adoptivsohn des mächtigsten Kaisers, und mit gutem Vertrauen durfte sie sich fragen: „Warum sollte ich nicht seine Gattin werden dürfen?"

Armes Kind! Sie hatte vergessen, daß das Herz der Fürsten, wenn es auch sonst ist, wie das anderer Menschen, doch nicht ihre Hand vergiebt. Napoleon hatte bereits für Eugen gewählt; er aber beeilte sich eben nicht, zu gehorchen, denn er theilte die Illusionen Ghiraldina's.

Außer den amtlichen Verbindungen, die zwischen Mailand und Paris bestanden, gab es noch einen geheimen Briefwechsel, der von der berüchtigten kaiserlichen Polizei unterhalten wurde, die Könige und Völker in die Maschen ihres großen Netzes verstrickte. Der Kaiser wußte bald, worin [illegible] Eugen's seinen Grund hatte. Was war zu thun? Sollte man [illegible] band mit Gewalt zerreißen? Ein solches Verfahren hatte seine [illegible] Napoleon nahm seine Zuflucht zu einer Komödienlist und wartete [illegible] Entwickelung ab.

Ein Bataillons-Chef, dessen Corps in Korsika in Garnison [illegible] den geheimen Auftrag, nach Mailand zu gehen. Er war einer [illegible] Männer der Armee, von hoher Geburt und geistig nicht wenig [illegible] er lange in Italien gelebt hatte, so kannte er italiänische Sprache [illegible] vollkommen. Als er in Mailand ankam, gab er sich für ein Opfer [illegible] lichen Willkür aus. Eugen, der mit dem Kaiser ebenfalls nicht [illegible] zufrieden war, empfing den Offizier mit Auszeichnung, versprach [illegible] seinen Gunsten zu verwenden, und nahm ihn indeß in seinen Gen[illegible] — So wollte es der schöne Oberst. Als der Wolf in der Sch[illegible] wurde Alles aufgeboten, die schöne Ghiraldina zu gewinnen. Anfangs [illegible] sie sich einen Spaß aus des Offiziers Bewerbungen, doch nach [illegible] wöhnte sie sich daran. Der Oberst verdoppelte seine Mühen und [illegible] keiten; er bewies ihr, wie sie früh oder spät den Befehlen des Kaisers [illegible] aufgeopfert werden; er zeigte ihr von fern den Reiz einer Ehe, die [illegible] heit des Ranges gegründet ist, und kam endlich dahin, ihr Herz [illegible] Sie willigte am Ende in eine Entführung, die mit der größten Heimlich[illegible] heit vorbereitet wurde.

Eines Morgens meldete man dem Vicekönig, daß Signora [illegible] mit dem Obersten entflohen sey und die Flüchtlinge sich nach Neapel [illegible] haben. Anfangs wollte der Prinz an den zweifachen Treubruch nicht [illegible] aber leider zeigte sich die ganze Wahrheit allzubald. Jetzt, nur [illegible] und Entrüstung hörend, macht er sich selbst auf, die Flüchtigen [illegible] Auf jeder Station bestätigen ihm die Nachforschungen in seinem [illegible] immer wird ihm gesagt, eine Post-Chaise mit einer jungen [illegible] einem französischen Offizier sey eben passirt. „Das sind sie!" [illegible] und gab den Postillionen Geld, „daß Kies und Funken stoben."

So immer hinter dieser Post-Chaise hereilend, ohne sie erreichen [illegible] kommt Eugen nach Neapel. Endlich beim Umbiegen in eine Straße [illegible] er sie; sein Herz verrieth sie eher, als sein Auge. Eben war der [illegible] den Hof eines Hotels hineingefahren. Der Prinz springt aus dem [illegible] stürzt nach, reißt den Schlag auf und — sieht weder Ghiraldina [illegible] Obersten.

Die junge Dame — denn eine solche saß wirklich im Wagen — [illegible] sich den Reisenden, der ihr so ohne Umstände ins Gesicht sieht, und fragt [illegible] „Sind Sie nicht der Vicekönig von Italien?" Bevor er aber noch antworten [illegible] übergiebt sie ihm ein Billet, das Eugen maschinenmäßig entsiegelt. Er [illegible] folgende Zeilen mit der Unterschrift des Obersten:

„Ich rechne auf die Verzeihung Ew. Hoheit; ich habe in Ihrem Intere[illegible] gehandelt, indem ich Sie über die Treue einer Frau aufklärte, die Ihrer [illegible] würdig ist. Ich habe den Adoptivsohn des Kaisers der erhabenen Prinz[illegible] erworben, die ihm bestimmt ist."

Diese Enttäuschung und die Ermüdung von der Reise brachten den Prinzen [illegible] wieder zum Gefühl seiner Würde zurück. Nach einigen Stunden [illegible] kehrte er nach Mailand um, und zwei Monate später war er der [illegible] Gatte der Prinzessin Amalie von Bayern.

Indessen waren der Oberst und seine Eroberte in der Nähe von [illegible] versteckt, um den ersten Verfolgungen zu entgehen; eine Kammerfrau Ghi[illegible] raldina's hatte die Rolle der Dame in der Post-Chaise gespielt. [illegible] Liebenden in ihrem Versteck erfahren, daß der Prinz ihnen verziehen, begaben [illegible] sich nach Florenz, in der Absicht, sich hier gesetzmäßig zu verheirathen. [illegible] Tage vor dem Termine der Ceremonie befanden sie sich auf einem Masken[illegible] balle. Mitten im Feste verließ der Oberst den Saal und kam nicht [illegible] wieder. Er war zur Armee abgereist und hatte, um jeder [illegible] beugen und seine Braut bis ans Ende des Balles in einem [illegible] erhalten, einen Freund zurückgelassen, der dieselbe Maske trug. [illegible]

Ghiraldina, allein mit ihren Gewissensbissen und getäuschten Hoffnungen, zog sich nach Livorno zurück und gründete dort eine Putzhandlung. [illegible] den Vicekönig die schlimme Zeit kam und er Schritt vor Schritt [illegible] Lande gedrängt wurde, erhielt er von einer Person, die ihren Namen [illegible] schwieg, eine bedeutende Summe zur Verwendung für sein Heer. [illegible] von Ghiraldina, die ihm so die Geschenke zurückerstattete, die sie in glücklichen Tagen von ihm erhalten hatte.

Am Morgen nach einem siegreichen Gefechte besichtigte Eugen das Schlacht[illegible] feld. Es befand sich unter den tödlich Verwundeten ein junger Jäger, der [illegible] mit großem Muthe geschlagen hatte. Als der Prinz näher trat, machte [illegible] Jäger eine letzte Kraftanstrengung, sich ihm zuzuwenden. Eugen [illegible] beugt sich zu ihm hinüber und ruft mit dem Ausdruck schmerzlichen [illegible] „Ghiraldina!" Thränen rollten aus seinem männlichen Auge, und [illegible] ihre zarte Hand nach ihm ausstreckend, sagte: „Dank, Eugen, [illegible] Dir beweint, zu sterben, so viel hatte ich nicht verdient!"

England.

Das Armengesetz in Irland und die englische Parlaments-Session von 1847.

(Schluß.)

Der Erzbischof ist vielleicht der freisinnigste Prälat der anglikanischen Kirche und gilt bei der Geistlichkeit für einen Philosophen, d. h. für einen

ptiker. Jedenfalls ist er einer der ausgezeichnetsten Männer seines Landes, sich noch mehr durch seine Schriften als durch seine Reden bekannt gemacht und dessen Ansichten nothwendigerweise keine geringe Autorität haben sen. Nirgends ist nun ein für das irische Volk so vernichtendes und für land, den Herrn dieses Volkes, so entmuthigendes Urtheil ausgesprochen den, als das, welches der Erzbischof von Dublin im Oberhause über elbe fällte. Man hatte z. B. in England behauptet, daß die irischen Guts-:en, genöthigt, die Armen selbst unbeschäftigt zu ernähren, sie lieber nützlich nachen suchen und ihnen Arbeit geben würden. Der Erzbischof erwiederte rauf, daß kein Armer mehr arbeiten werde, sobald er sich vor dem Hunger-e gesichert sehe; es sey eine Chimäre, darauf zu rechnen, daß er Arbeit den werde. „Ich spreche", bemerkte der Erzbischof, „aus eigener Erfah-g, da ich den Charakter des irländischen Proletariers mit Aufmerksamkeit ürt habe. Ich finde immer, daß, sobald er seine Existenz von seinen eigenen mühungen abhängig weiß, er bereitwillig um den kleinsten Lohn arbeitet. r Irländer ist an schwere Arbeit gewöhnt und begnügt sich dabei mit dem ingsten Maße von dem, was zum Leben nothwendig ist. Gebt ihm dies, d er wird gar nicht arbeiten: seine arbeitsamen Gewohnheiten werden tan zerstört seyn. Der englische Arbeiter ist an eine bessere Lebensweise vöhnt; außer den Bedürfnissen des Lebens, besitzt er etwas von dessen An-mlichkeiten. Er hat eine anständige Wohnung, er ist wohl gekleidet, er gt für seine Frau und seine Kinder, seine cottage ist bisweilen sogar mit igen Zierrathen versehen. Diesem Manne zur Zeit eines öffentlichen Un-lcks das zum Leben unbedingt Nothwendige geben, würde keine Gefahr ingen, weil er sich stets beeilen würde, zu seinem früheren Zustande zurück-kehren; dem irischen Arbeiter hingegen würde eine solche Lage der Dinge s Luxus erscheinen."

Der Erzbischof von Dublin sagte also vorher, daß sich der Pauperismus rch die in Rede stehende Maßregel nur vermehren werde. Die Leute zur rbeit zwingen, wäre ein unnützer und bedenklicher Versuch. Die Armen-ufseher würden Keinem eine Unterstützung verweigern dürfen, der darauf ntrüge, auf die Gefahr hin, der Volks-Justiz überliefert zu werden. Wenn ich einer von den Aufsehern wäre", sagte der Redner, „so würde ich iein Leben nicht einen halben Tag für sicher halten." Außerdem würden elbst diejenigen, die sich zur Arbeit willig zeigten, von ihren Kameraden mit Gewalt daran verhindert werden. Die Suppen-Austheilungen, die vor iniger Zeit begonnen hatten, bestätigten bereits diese traurigen Weissagungen. Mit ihren geringen Rationen zufrieden, lagen die Arbeiter müßig auf den Straßen umher; die Fischer verließen ihre Kähne und ihre Netze und streckten sich wie die Lazzaroni am Ufer hin — wenn man ihnen Lebensmittel gab, um sich zu ihren Reisen zu verproviantiren, so verzehrten sie die Vorräthe zu Hause und warfen sich dann von neuem der öffentlichen Mildthätigkeit in die Arme. Indem der Redner solche Beispiele citirte, sprach er endlich das viel-leicht gerechte, aber furchtbar harte und grausame Wort aus: „Man kann diesen Menschen nicht einmal ein Stück Brod anvertrauen!"

Der Schluß dieses Vortrags ist merkwürdig; seine Kraft und Beredtsam-keit sichern ihm eine ehrenvolle Stelle in der Zeitgeschichte. Die wahrschein-lichen Resultate des Armengesetzes sind darin mit Meisterhand gezeichnet. „Ihr werdet", sagte der Erzbischof, „in Irland bald nicht mehr zwei Millionen Armer, wie jetzt, sondern drei, vier Millionen haben. An vielen Orten sind die Felder, die Pachtungen schon verlassen und den Wüsten Arabiens ähnlich. Ich spreche hier nicht im Interesse der irischen Gutsbesitzer, um ihre Länder vor der Confiscation zu bewahren, denn konfiszirt werden sie auf jeden Fall; ich spreche vielmehr für das unglückliche Volk, welches sich bald in noch größe-rem Elend als je befinden wird, nachdem die Einkünfte des Landes verschlungen und die Aecker in Sandflächen verwandelt worden sind. Legt man neue Steuern auf, so wird sich der Ruin wie eine Feuersbrunst fortpflanzen. Von der ersten Auflage wird man nur die Hälfte erheben können; ordnet man eine zweite an, so wird von dieser nur der vierte Theil eingehen, und von der dritten gar nichts. Das ist der Gang, den Euer Armengesetz nehmen wird. Wenn die Steuern nichts mehr eintragen, so wird man sich an die Nachbar-Distrikte oder an den Staatsschatz wenden; auch der Nachbar-Distrikt wird dann zahlungsunfähig, und wie im Handel der Bankerott eines Hauses den Fall vieler anderen nach sich zieht, so wird ein insolventer Bezirk viele anderen in seinen Untergang verwickeln. Das Uebel wird sich über ganz Irland aus-breiten, bis das vereinigte Königreich sich gezwungen sieht, selbst die Steuer zu bezahlen, und somit gerade das eintreten wird, was man jetzt vermeiden will. Ich wünschte von ganzem Herzen, daß es möglich wäre, dieses Gesetz in Irland einzuführen, ohne die Lage des Volkes zu verschlimmern, wenn auch die Hälfte der Gutsbesitzer darüber zu Grunde ginge; aber es ist un-möglich. Es ist eine physische Unmöglichkeit, daß der Boden Irlands zum Unterhalt der Armen hinreiche. Die Summe des Nothstandes, die das neue Gesetz dem Eigenthum aufbürdet, ist mehr, als alle Einkünfte des Landes tragen können, und böte man das Land umsonst an, unter der einzigen Be-dingung, die Taxe zu entrichten, so würde Niemand es annehmen. Das Gou-vernement würde besser thun, mit einem Schlage alle Grundstücke in Irland zu konfisziren und den Besitzern dagegen Pensionen zu verabreichen, um sich den Rest ihres Lebens davon zu ernähren, da ihr Eigenthum allen Werth für sie verlieren würde. Das zu lösende Problem ist folgendes: eine gewisse An-zahl Müßiggänger auf einem gewissen Flächenraum zu ernähren, welcher Raum eine Wüste ist: Das Experiment, welches Ihr anstellen wollt, ist eines der blindesten, das man sich denken kann; denn selbst, wenn es mißlingt, könnt Ihr es doch nicht mehr aufgeben. Haltet daher inne, ehe Ihr den facilis descensus beginnt, von dem es keine Rückkehr giebt; denn sobald Ihr einmal erklärt, daß in Irland jeder arbeitsfähige Mann, der keine Beschäftigung hat und sich für mittellos ausgiebt, ein Recht auf gesetzlichen Beistand habe, so werdet Ihr die Zahl der Hülfesuchenden verdoppelt sehen. Einmal auf diesem Wege ist kein Stillstand möglich, ehe das ganze Einkommen des Landes verschlungen ist, und dann werdet Ihr Aufstände, Bauernkriege, Empörungen in Masse haben, bis die Verwaltung sich, wenn sie es noch kann, zur Rücknahme dieses verhängnißvollen Gesetzes gezwungen sieht, nachdem sie doppelt so viel Elend und zehnmal so viel Kosten verursacht haben wird, als man heute mit Hülfe desselben vermeiden will."

So beängstigende Warnungen waren geeignet, auch die kühnsten Gesetz-geber stutzig zu machen. Der außerordentliche Eindruck, den sie hervorbrachten, ward von der Gutsherren-Partei nicht unbenutzt gelassen, und Lord Monteagle setzte im Oberhause ein Amendement durch, welches die Dauer der verrufenen Klausel auf den Zeitraum bis zum 1. August 1848 beschränkte.

Die Pairs hatten gewiß von dem Sturme keine Ahnung, den sie im Pu-blikum erregen würden. Verständige Männer, wie Lord John Russell und der ehemalige Minister des Innern, Sir James Graham, sahen ein, daß der Widerstand unmöglich sey. Die parlamentarischen Formen erlaubten ihnen nicht, sich im Unterhause über die im Hause der Lords schwebenden Ver-handlungen zu äußern, aber sie ließen es an bedeutungsvollen Anspielungen über das nicht fehlen, was, nach dem gebräuchlichen Ausdruck, „an einem anderen Orte" vorging, und die radikale Presse überbot sich zugleich in wü-thenden Denunciationen gegen die Gutsherren-Partei. In England selbst war der Mangel zu einer bedeutenden Höhe gestiegen; die Fabriken standen still, und Tausende von arbeitslosen Werkleuten mußten von ihren Ersparnissen leben, während ihre irländischen Nachbarn von Staatswegen beköstigt und versorgt wurden. Es verletzte überdies den Stolz der britischen Nation aufs tiefste, die Augen und das Mitleid der ganzen Welt auf das unglückliche Schwesterland gerichtet zu sehen und täglich von milden Beiträgen zu hören, die aus den entferntesten Gegenden Europa's und Amerika's eingingen, während sie selbst, trotz der Millionen über Millionen, die sie über diesen undankbaren Boden ausgoß, für eine hartherzige, tyrannische Herrin galt. Es kam so weit, daß man einen förmlichen Kreuzzug gegen das Oberhaus und gegen das Eigenthum zu predigen begann, und mit der Aussicht auf eine neue Parla-mentswahl entflammten sich die Leidenschaften des Volks auf eine bedrohliche Weise. Alle Anstrengungen des Gouvernements richteten sich folglich dahin, das verlorene Terrain wieder zu erobern. Eine von den zahlreichen Förmlich-keiten, denen ein weiser Gebrauch das Votiren der englischen Parlaments-Akte unterwirft, bot Gelegenheit dar, den Zusatz-Artikel Lord Monteagle's noch einmal zu bekämpfen; das Ministerium sammelte alle seine Kräfte und ließ den ersten Beschluß umstoßen. Dieser Widerruf des Oberhauses machte dem langen Kampf ein Ende, der die ganze Session ausgefüllt hatte, und die Armensteuer war in Irland von nun an Gesetz.

Wie gesagt, es ist eine Revolution, die zwar auf legalem Wege statt-findet, aber darum nicht weniger vollständig seyn wird. Schon haben sich die furchtbaren Prophezeiungen des Erzbischofs Whateley zum Theil verwirk-licht. Mit der gewissen Aussicht auf gesetzliche Unterstützung hat sich die Zahl der Armen in unerhörtem Maße vergrößert, so daß vor einigen Wochen die Rationen Suppe täglich an drei Millionen Individuen ausgetheilt wurden. Der Irländer ist nicht wie der Engländer; er gleicht eher dem Italiäner, der von einem Bajocco den Tag lebt. Er kennt den Wohlstand nicht, und da er ihn nie gekannt hat, so ist er auch gegen dessen Mangel unempfindlich. Jene elende Suppe genügt ihm; er wird keinen Fuß vor den anderen setzen, um seine Lage zu verbessern. Die Armen haben daher nur zugenommen, und ihre Zahl vermehrt sich auch durch solche, die früher nach England ausgewan-dert wären, aber jetzt zu Hause bleiben, da sie dort ihre Suppe finden. Der Barbaren-Einfall, der ganz England in Schrecken setzte, hat sich verzogen; die Fluth ist zu ihrer Quelle zurückgekehrt.

Bisher hat England zahlen müssen; seit einigen Wochen ist die Reihe an Irland gekommen. Am 12ten September haben die vom Staate bewillig-ten Unterstützungen aufgehört und die Verpflichtungen der irischen Gutsbesitzer angefangen. Es liegt jetzt an den Reichen, für den Unterhalt der Armen zu sorgen. Allein in diesem unglücklichen Lande sind die, welche man die Reichen nennt, kaum in einer besseren Lage als die Armen: sie haben Schulden, aber keine Renten. Ihr Land ist den Geldleihern verpfändet, und die Armensteuer beträgt mehr als ihr ganzes Einkommen. Im Norden und Osten, wo es mehr Industrie, mehr Wohlstand giebt, können die Grund-Eigenthümer dem Verderben entgehen; doch im Süden und Westen, dieser Heimat des Elends, ist es um sie geschehen.

In diesem Augenblick ist der Kampf zwischen den Eigenthümern und dem Gesetz bereits eingetreten. Der Landlord leugnet seine Schuld nicht; er sagt nur ganz einfach: „Ich kann sie nicht bezahlen." — Dieser passive Wider-stand zeigt sich überall. Was wird die Regierung thun? Wo nichts ist, sagt das Sprüchwort, hat der Kaiser sein Recht verloren. Will man das Gesetz in seiner ganzen Strenge ausführen, so werden die Ländereien der Zahlungs-Unfähigen in Beschlag genommen und in öffentlicher Auction versteigert; aber wenn die Regierung auch wirklich zu diesem äußersten Mittel greift, welche endlose Verwickelungen wird sie sich dadurch nicht zuziehen? Schlecht bebaute Grundstücke, von einem Einwohnerschwarm bevölkert, der sie als seine Beute betrachtet und sich nur mit Gewalt davon losreißen läßt, werden nicht so leicht Käufer finden. Die Gefahr wird das Kapital entfernt halten. Wenn also der Staat das Land konfiszirt, so wird er fast durchgängig genöthigt seyn, es für sich zu behalten, es zu kultiviren und zu verwerthen. Vielleicht wäre dieses am Ende das einzige Mittel, etwas für Irland zu thun, aber der

Versuch, auf solche Weise das agrarische Gesetz einzuführen, wäre für eine moderne, eine constitutionelle und noch mehr für eine aristokratische Regierung gefährlich. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— **Kotzebue, Gutzkow und das Urbild des Tartüffe, in Frankreich beurtheilt.** Karl Gutzkow's dramatische Werke sind der Gegenstand der neuesten, in der Revue des deux Mondes (vom 15. Oktober) abgedruckten Abhandlung des Herrn St. René Taillandier über die deutsche Literatur. Wir kennen Herrn Taillandier bereits als einen strengen, kenntnißreichen Kritiker, aber bei seiner vielen Beschäftigung mit deutschen Schriftstellern scheint er einen sonst auch wohl von ihm getadelten Fehler derselben, daß sie nämlich vor lauter Gründlichkeit nicht zu der Sache selbst kommen, sich angeeignet zu haben. Um über Gutzkow zu sprechen, beginnt er mit Lessing's Dramaturgie und geht dann in einer langen Digression zu Kotzebue über, an dem er natürlich kein gutes Haar läßt, wie dies bekanntlich auch alle deutsche Literarhistoriker thun. Ja, Kotzebue ist ein recht schlagender Beweis, wie groß der Vortheil sey, wenn man die Lacher auf seiner Seite hat. So lange er durch seine von Witz übersprudelnden und an drastischen Situationen reichen Lustspiele Tausenden von Zuschauern und Lesern das Zwerchfell erschütterte, vermochten selbst Kritiker, wie die Schlegel, und seine Parodieen, wie die Tieck's und Mahlmann's, nichts gegen ihn, und man verzieh ihm über seinen Witz sogar seine larmoyanten, poesielosen Trauerspiele. Kaum waren aber durch sein tragisches Ende, statt der Lacher, die Bemitleider auf seiner Seite, so war es auch aus mit seiner Popularität, und jetzt weiß Niemand mehr etwas davon, daß Kotzebue einst eine ganze Generation in einer Weise erheitert hat, wie es heutzutage weder die Scribe's noch ihre deutschen Rivalen vermögen. — Herr Taillandier ermahnt seine Landsleute, die „Fürsten" und „Marschälle" der heutigen französischen Literatur, sich an Kotzebue ein Beispiel zu nehmen und sich durch den Beifall der Gegenwart nicht verblenden zu lassen.

Unter Gutzkow's Dramen, so weit sie (bei J. J. Weber in Leipzig) im Buchhandel erschienen, wobei also „Uriel Acosta" noch nicht ist, erkennt Herr Taillandier nur „Zopf und Schwert" als entschieden und „Patkul" als in einzelnen Scenen gelungen an, während er die übrigen blos als Versuche will gelten lassen, die nicht minder von den Verirrungen als von dem Talente des Dichters Zeugniß geben. „Der Verf. des „Richard Savage", des „Werner", der „Schule der Reichen" — sagt er — ist ein Mann von unbestreitbarem Talent, der Dramen schreibt, um seine Einbildungskraft zu üben, der aber eben so gut, ohne seinem Rufe zu schaden, unter einer anderen Form die Träume seines Geistes produziren könnte. Der Dichter des „Patkul" dagegen und insbesondere von „Zopf und Schwert" ist zu wahren dramatischen Erfolgen berufen; er hat ein neues Lustspiel geschaffen, und wenn er seinen Erfindungen noch mehr Spielraum giebt und seinen Gedanken eine größere Präcision verleiht, so wird er sich seine eigenthümliche Stellung errungen haben." — Keines von Gutzkow's Dramen wird jedoch von dem französischen Kritiker so sehr getadelt, als das „Urbild des Tartüffe". Dies ist aber auch allerdings ein sehr schwaches Produkt, und Herr Taillandier thut dem deutschen Publikum wie der deutschen Kritik Unrecht, wenn er sagt, daß das eine wie die andere ganz unbegreiflicherweise in das Lob dieses Drama's eingestimmt habe. Wir können ihm versichern, daß wir unmittelbar nach der ersten Aufführung des „Urbilds" in Berlin in einem größeren Kreise ein ganz übereinstimmendes Urtheil hörten über diese völlig verfehlte Darstellung des Zeitalters Ludwig's XIV., über diese Verzerrung Molière's und insbesondere des ehrwürdigen wohlbekannten Charakters, den Gutzkow seltsamerweise zum Urbild des Tartüffe stempelte — ein Urtheil, das an Schärfe dem des Herrn Taillandier gewiß nichts nachgab, wenn dieser auch, weil er in Gutzkow's Lustspiel allen den Franzosen heiligen Traditionen ihrer Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts Hohn gesprochen sieht, ganz besonderen Anlaß hat, darüber unwillig zu seyn. „Welches Bild Ludwig's XIV.!" ruft er aus, „in dem wir viel eher irgend einen kleinen deutschen Fürsten, der sich von einer Schauspielerin anführen läßt, als den stolzen, majestätischen Monarchen erkennen ... Ich frage Herrn Gutzkow nicht, wo sind, statt seiner Dubois, Lefèvres, Lionnes, die natürlichen Vertheidiger Mollère's, wo sind Boileau, Condé, Herr v. Montausier, Frau v. Sevigné, wo sind alle diese edeln und liebenswürdigen Geister, alle diese erlauchten Mäcene, die dem Ruhme Molière's nicht gefehlt haben? Wenn ich sehe, was der deutsche Schriftsteller aus dem Präsidenten Lamoignon und aus dem armen Chapelle gemacht, so hege ich kein Bedauern darüber, daß jene ausgezeichneten Personen in seinem Drama fehlen. Von den kleineren Sünden seines Lustspiels, von der Rolle Armande Bejart's und ihrer sogenannten Schwester Madeleine u. s. w., will ich erst gar nicht sprechen, denn alles dies ist Nichts neben dem, was wir von den Hauptpersonen erfahren. Aber an Herrn Gutzkow richten wir die Bitte: daß er einmal die deutsche Polizei, die deutschen Censoren, die deutschen Minister — wenn das die leidigen Präoccupationen sind, denen man seine unglaublichen Mißgriffe in diesem Stücke beimessen muß — ganz vergessen möge; daß er sich durch seine lebendige Phantasie nach Frankreich im 17. Jahrhundert möge versetzen lassen; daß er sich mit den Geheimnissen und näheren Details dieser glänzenden Geschichte vertraut machen möge; daß er bei Frau von Sevigné die reizende Erzählung nachlese von der Scene bei Lamoignon, wo Boileau eines Tages die Lobrede auf Pascal [illegible] eines Jesuiten-Paters mit einem so rührenden und begeisterten [illegible] mus vorlas; daß er endlich vor seiner Einbildungskraft jene [illegible] Gesellschaft, die er so seltsam travestirte, wieder aufleben [illegible] dann auch den Molière noch einmal, so bin ich überzeugt, [illegible] Mann von scharfblickendem und feinem Verstande, sich gewiß [illegible] ein Stück wie das „Urbild des Tartüffe" geschrieben zu haben."

— **Goethe in Nord-Amerika.** Von Goethe's Leben und Wahrheit", ist kürzlich die erste vollständige Uebersetzung [illegible] erschienen, und zwar in New-York.*) Vier Amerikaner haben [illegible] Arbeit vereinigt, die Herren Parke Godwins, J. H. Hopkins, Dana und John S. Dwigt, von denen Jeder eine Abtheilung [illegible] der Erstgenannte zugleich das Ganze herausgegeben. Alle [illegible] waren von der Bedeutung ihrer Aufgabe vollkommen erfüllt, [illegible] Vorrede des Herausgebers das Bekenntniß ablegen, daß es ihnen [illegible] gewesen, „jene Grazie und Leichtigkeit des Stils zu erreichen, [illegible] teristisches Merkmal des berühmten Verfassers sind. Goethe — [illegible] fort — ist unter allen deutschen Schriftstellern am schwersten [illegible], weil er ein so vollendeter Meister der Form ist, die eben nur [illegible] gleich dem seinigen, mit derselben Vollendung in eine andere [illegible] übertragen vermag." — An einer anderen Stelle dieser amerikanischen [illegible] rede heißt es: „Goethe wird ziemlich allgemein jetzt als der [illegible] Dichter und Literator des neunzehnten Jahrhunderts angesehen [illegible] verdient gewiß ein Buch, in welchem er den Verlauf seiner [illegible] Entwickelung und die Art und Weise schildert, wie er seine [illegible] Ereignisse betrachtete, überall gekannt zu werden, und wäre es [illegible] das unvollkommene Medium einer Uebersetzung, wenn man [illegible] nicht selbst versteht. Das letztere ist ein Meisterstück der Da[illegible] führt uns eine Reihefolge von lieblichen und überraschenden Bildern [illegible] läßt uns in der Bildungsgeschichte des größten deutschen Geistes [illegible] ganzen Entwickelungsgang der deutschen Literatur wahrnehmen."

— **Henriette Paalzow.** Der geistreiche Verfasser des [illegible] Baba", des „Zohrab" und der „Ayesha", Herr James Morier, hat [illegible] man „St. Roche" von Henriette Paalzow geb. Wach ins Englische [illegible] und durch seinen in England populären Namen die Einführung dieses [illegible] der in seinem Vaterlande bereits bekannten deutschen Schriftstellerin [illegible] mehr erleichtert. Leider ist jedoch fast an demselben Tage, an welchem [illegible] Uebersetzung ihres „St. Roche" in London ausgegeben worden, die gesch[illegible] Verfasserin dieses Buches, so wie der Romane „Godwie Castle", „Thomas Thyrnau" und „Jakob van der Nees", mit Tode abgegangen. Henriette Paalzow starb in Berlin am 30. Oktober, etwa funfzig Jahr alt. Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" hat vor ungefähr einem Jahre mit ihrem Bildniß einen von ihr selbst mit zarter Zurückhaltung geschriebenen Abriß ihres [illegible] geliefert.

— **Ein Weltspiegel aus dem 14. Jahrhundert.** Im Jahre [illegible] fand der Sprachforscher Felix Chavannes im Keller des Gemeinde-Archivs [illegible] La Sarra (Kanton Waadt) ein Manuskript, das mit so dicken [illegible] deckt war, daß man zwei Monate zu thun hatte, um es lesbar zu [illegible]. Jetzt, nachdem es der Finder durchstudirt und mit, dem Inhalt nach, [illegible] Handschriften verglichen, hat er es mit Anmerkungen herausgegeben.**) Das Manuskript heißt Mireour du monde (Spiegel der Welt) und ist eine [illegible] reiche, gelehrte und fromme Abhandlung über praktische Moral aus dem 14. Jahrhundert von einem oder mehreren unbekannten Verfassern. Aus derselben Zeit stammen noch andere, meist in der Pariser Bibliothek [illegible] Handschriften von ebenfalls ascetischem Inhalt: zwei Images du monde, ein Etat du monde und eine Somme le Roy, von denen die letztere [illegible] Kapitel enthält, die mit Kapiteln im Mireour gleichlauten.

Vielleicht ist es den Lesern interessant, eine Probe von dem alten Französischen des Manuskriptes zu sehen. Wir wählen den Anfang eines Abschnittes, dessen Titel „die sieben Todsünden" bereits die Sympathien [illegible] Freunde französischer Literatur besitzt:

„Qui ne donne que aime, ne prent que desire? Joie, léesce [illegible] et bonne vie voudroit chascun avoir, et le desire. Et nul ne veut la mauvaise vie laissier. Nul n'est si fol qui ne donast volentiers mauvaise [illegible] pour bone; et toutes autres choses donrrait-on volentiers, le [illegible] pour le bon, et un mauvais cuer pour un bon, et une mauvaise [illegible] pour une bonne. Et pour coi ne donez-vous une mauvaise ame pour une bonne? Fol, dit le sage; que t'a meffait ton ame? Pour [illegible] hes (*hais*) tu si cruelment? Qu'est-il en ton hostel que tu ne [illegible] avoir bon, se n'est une femme, ne enfans, ne cote, ne chemise [illegible] ne chauces, ne chauçons? Et pour coi ne veus tu ainsi avoir bon [illegible] et bone vie? Tu ne prises nient (*pas*) plus ton ame que un [illegible], [illegible] regart de tes euvres."

---

*) Poetry and truth from my life. From the German of Goethe. By Parke Godwins. 2 vols. New-York and London, Wiley and Putnam, 1847. [illegible]

**) Le Mireour du monde, manuscrit du XIVme siècle, découvert etc. par F. [illegible] Chavannes. Lausanne.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Sonnabend den 6. November 1847.

England.

Mistreß Richardson's Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Louise von Preußen. *)

Vor einiger Zeit (Nr. 86) ist im „Magazin" bereits eine kurze Notiz über das Erscheinen einer englischen Lebensbeschreibung der Königin Louise von Preußen gegeben worden. Es verdient diese Arbeit jedoch, die besonders für jeden Preußen ein lebhaftes Interesse hat, in dieser Zeitschrift auch noch näher erwähnt zu werden, weshalb wir hier einen Auszug daraus folgen lassen. Die Verfasserin, Mrs. Charles Richardson, befindet sich gegenwärtig in Berlin, wo vielleicht in kurzem auch eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werkes erscheint. Gewiß wird die nachstehende Einleitung desselben, die als eine Probe von der Darstellungsweise der Verfasserin dienen mag, in manchen unserer Leser den Wunsch erregen, das Uebrige ebenfalls kennen zu lernen. **)

„Wenn wir uns die wichtige Stellung Preußens zu Ende des vorigen Jahrhunderts und seine glänzenden Aussichten in die Zukunft zurückrufen und dann die gänzliche Vernichtung derselben zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bedenken, so erhalten wir einen schlagenden Beweis von der Unbeständigkeit irdischer Größe. Die Erscheinung der Königin Louise in dieser Epoche kann mit einer lieblichen Vision verglichen werden, die während des vernichtenden Sturmes die Gestalt eines Engels annimmt, dessen Aufgabe es war, zu versöhnen und zu trösten, der jedoch — zu sanft, um den wilden Elementen einer im Kampfe begriffenen Welt siegend entgegenzutreten, in seine himmlische Heimat zurückkehrte, sobald er seine Sendung erfüllt hatte.

„Das Ende des Lebens der Königin wurde verdüstert durch die trübe Gestaltung der politischen Verhältnisse Europa's; desto glücklicher und heiterer war die Zeit ihrer Kindheit und Jugend.

„Sie wurde am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III. von England), Kommandant war, indem er sich in hannoverschen Diensten befand.

„Ihre Mutter, Friederike Karoline Louise, Tochter eines Prinzen von Hessen-Darmstadt, gab ihr, gemeinschaftlich mit Fräulein v. Wolzogen, die erste Erziehung; und, umgeben von liebevollen Geschwistern, eilten ihr die ersten Jahre einer glücklichen Kindheit schnell vorüber, unbelästigt durch den Zwang der Etikette, welche dem reinen Aufschwung des Geistes oft hemmend entgegen tritt und die Fürstentöchter mit Schranken umstellt, denen sie sich in der Regel von frühester Kindheit an fügen müssen.

„Das richtigste Erziehungssystem wurde von ihrer sorgfältigen und liebevollen Mutter befolgt, die des Kindes vortreffliche Anlagen und sein reich begabtes Gemüth einem Ziele zuführte, welches über alles Irdische und Vergängliche hinausreicht; und so ward der Grund zu jenen hohen weiblichen Tugenden gelegt, die sie zu den Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts erhoben hätten, wäre sie auch nicht für einen Thron bestimmt gewesen.

„Aber nur die Grundzüge der Erziehung ihrer Tochter sollte jene bewunderungswürdige Fürstin vollenden; denn schon am 22. Mai 1782 ward sie aus dieser Welt abgerufen. Unersetzlich war der Verlust für ihren trauernden Gemahl und sechs Kinder, von denen das älteste kaum zwölf, das jüngste wenig mehr als ein Jahr zählte.

„Mit dem Verluste seiner Gemahlin hatte der Herzog zugleich den eines neugeborenen Töchterchens zu beklagen, das wenige Tage nach seiner Geburt (den 19. Mai) starb.

„Von den zehn Kindern, die aus jener Ehe hervorgegangen, war die nachmalige Königin Louise das sechste; und beim Tode ihrer Mutter befand sie sich in ihrem siebenten Jahre.

„Dieser tiefe Kummer, der bitterste, welcher ein Kind treffen kann, war ihre erste Prüfung; — er zeigte ihr den Unbestand alles irdischen Glücks. Sie empfand ihn um so lebhafter, als ihre geistige Entwickelung ihren Jahren vorausgeeilt war.

„So lange sie lebte, bewahrte sie ihrer Mutter die lebhafteste Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, und zahllose Thränen flossen ihrem Andenken.

„Um seinem Schmerze Linderung zu schaffen, verließ der Herzog die Stadt Hannover und nahm seinen Aufenthalt in dem benachbarten Herrnhausen, wo die Prinzessin Louise unter der Leitung von Fräulein v. Wolzogen mit ihm wohnte.

„Bald nach dem Tode ihrer Mutter machte sie mit dieser vortrefflichen Gouvernante einen Besuch bei ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin Marie Louise Albertine, einer durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens gleich ausgezeichneten Fürstin, und kehrte dann zu ihrem Vater und mit ihm nach Hannover zurück.

„Am 28. September 1784 schloß der Herzog eine neue Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christine Marie.

„Die kleine Louise begleitete ihn zur Feier der Vermählung nach Darmstadt, wo sie den Winter über blieb, nach welcher Zeit sie mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter wieder nach Hannover zurückkehrte.

„Jedoch nur kurze Zeit genoß sie der liebevollen Pflege dieser zweiten geliebten Mutter, denn der Tod verlangte ein neues Opfer aus dieser erlauchten Familie, und Louise verlor ihre Stiefmutter am 12. Dezember 1785, nachdem diese am 30. November von einem todten Prinzen entbunden worden.

„Dieser Verlust wurde von der Prinzessin tief betrauert. Sie empfand ihre verwaiste Stellung jetzt um so lebhafter, da ihre ältere Schwester Charlotte sich im Monat September desselben Jahres mit dem regierenden Herzog von Hildburghausen vermählt hatte.

„Dieses neue Unglück veranlaßte den abermals in den Witwenstand versetzten Herzog, die hannoverschen Dienste aufzugeben und mit seiner Familie nach Darmstadt zu gehen, wo der Erziehung seiner Kinder jegliche Sorgfalt gewidmet und die fernere Entwickelung des Geistes und Gemüthes der Prinzessin Louise von ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin, übernommen wurde, die ihre Erziehung mit Sorgfalt und Liebe überwachte und jene Talente ausbildete, mit denen die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte und welche sie später zur Zierde ihres Geschlechts erhoben.

„Die Sorgfalt und Zärtlichkeit dieser trefflichen Fürstin, vereint mit der richtigen Auffassung und Leitung des lebhaften Naturells der jungen Prinzessin, erzielten die glücklichsten Resultate.

„Da die Gouvernante aus der französischen Schweiz (Mademoiselle Agice) das lebhafte Kind mit zu großer Strenge behandelte, so ließ die Landgräfin eine andere kommen, deren Erziehungsmethode mehr mit ihren Ansichten übereinstimmte; denn mit ihrem richtigen Blick hatte sie für den vorliegenden Fall ein System weiser Nachsicht als das allein richtige erkannt.

„Die neue Gouvernante entwickelte nicht nur den Sinn der Prinzessin für alles Gute, Wahre und Schöne, sondern sie lehrte sie auch den höchsten Genuß in Handlungen der Wohlthätigkeit, im Besuche von Kranken und in der Unterstützung von Nothleidenden finden.

„Sie führte die junge Fürstin in die Hütten der Armuth und des Elends, ja selbst an das Schmerzenslager der Kranken; und nie verließ sie diese Wohnungen des Jammers, ohne durch ihre Freigebigkeit die Leiden gemindert, die Seufzer beschwichtigt und die Thränen getrocknet zu haben.

„Nachdem in dieser Weise einige Jahre verflossen waren und das neue Erziehungssystem sich durch die Entwickelung ihrer schönen Herzenseigenschaften vollständig bewährt hatte, begleitete sie ihre Großmutter nach Straßburg auf einem Besuche bei ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, der ersten Gemahlin des Königs Maximilian Joseph von Bayern, da-

---

*) Memoirs of the Private life and Opinions of Louisa, Queen of Prussia, Consort of Frederick William III., by Mrs. Charles Richardson. London, 1847.

**) Bereits im Todesjahre der verewigten Königin erschien in Berlin (bei Friedrich Braunes) eine Biographie derselben unter dem Titel: „Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen. Ein Denkmal." Nach den in dieser Schrift enthaltenen Angaben hat Mrs. Richardson augenscheinlich die Jugendgeschichte der hohen Frau bearbeitet, welche den Gegenstand der hier mitgetheilten Einleitung bildet. Daß die Verfasserin so viel als möglich aus deutschen Quellen geschöpft, versteht sich von selbst. Sie ist dabei jedoch mit Umsicht und Geschmack zu Werke gegangen und nicht so kritiklos, wie die im J. 1827 zu Mohrungen und Braunsberg (im Bücher-Magazin für Preußen) erschienene Compilation unter dem Titel: „Das Leben der Königin von Preußen, Luise &c. Ein Denkmal für Alle, zunächst für jedes Preußenherz, in Trauer und Freude." Ein gutgeschriebenes Leben der Königin Louise würde in der That ein wahrhaftes deutsches Volksbuch, ein Buch der Lehre und der Erhebung werden können. Diesem Ziele am nächsten ist die treffliche, leider nicht sehr verbreitete Schrift gekommen, welche Frau v. Berg während des Befreiungskrieges, zu Anfang des Jahres 1814, zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Landwehrmänner und freiwilliger Jäger herausgegeben. „Die Königin Luise. Der preußischen Nation gewidmet", heißt diese Schrift (gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, ohne Angabe einer Verlagshandlung), die, obgleich anonym erschienen, auf jeder Seite den Beweis liefert, daß es ein zartfühlendes und tiefblickendes weibliches Gemüth sey, welches hier das Bild der als Tochter, Gattin und Mutter nicht minder, wie als Fürstin und Märtyrerin auf dem Throne, verehrungswürdigen Königin Louise gezeichnet hat. Eine neue Auflage dieser Schrift würde gewiß auch jetzt noch ein großes Publikum finden. D. R.

maligen Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Straßburg machten sie eine für die Prinzessin eben so unterrichtende, als interessante Reise an den romantischen Ufern des Rheines entlang und durch die reichen, gewerbthätigen Provinzen der Niederlande.

„Diese Reise trug ungemein viel dazu bei, den lebhaften Sinn der jungen Prinzessin anzuregen, indem sich ihrer Wißbegierde stets neue Gegenstände darboten. Sie verschaffte ihr Mittel, sich über Dinge zu unterrichten, die ihrer hohen Sphäre sonst fern lagen und ihr einen Blick in das Gebiet des Nützlichen gönnten; sie lernte die Vortheile eines industriellen und angestrengten Fleißes bei der arbeitenden Klasse kennen, während die Freude an den Schönheiten einer so romantischen Natur den Reichthum ihres Herzens noch mächtiger entfaltete.

„Im Mai des Jahres 1789 hatte sie das Vergnügen, der Vermählung ihrer zweiten Schwester, der Prinzessin Therese, mit dem Fürsten Alexander von Thurn und Taxis beizuwohnen. Diese Heirat hatte zwei Besuche in Frankfurt a. M. zur Folge, wo sie der Krönung des Kaisers Leopold II., am 11. September 1790, so wie auch später der des Kaisers Franz II., am 14. Juni 1792, beiwohnte. Diese häufigen Reisen, durch welche sie mit so merkwürdigen Begebenheiten in Berührung kam, trugen die schönsten Früchte. Ihr Sinn gewann Stärke und Festigkeit, und ihr Urtheil übte sich an den Vorkommenheiten so wichtiger Ereignisse. Sie lernte die Charaktere unterscheiden und erwarb sich die noch schönere Fähigkeit — welche sie in einer späteren Zeit ihres Lebens so merkwürdig auszeichnete —, sich die Liebe und Neigung Anderer zu gewinnen und Alles zu beglücken, was den Vorzug ihrer Nähe genoß.

„Wegen der unruhigen Zeitverhältnisse hielt sich die Prinzessin Louise jetzt einige Zeit bei ihrer ältesten Schwester Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, auf und blieb in Hildburghausen bis zum März des Jahres 1793. Wie wenig ahnte die junge Prinzessin, daß der Sturm, der jetzt über Frankreich wüthete, späterhin den Thron in seinen Grundvesten erschüttern würde, dessen Schmuck, Stolz und Freude sie einst seyn sollte.

„Der Ausbruch der französischen Revolution, welche sich wie ein verheerendes Feuer verbreitete und ganz Europa entzündete, bedrohte auch die Verhältnisse der fremden Mächte. Für Deutschland war, seiner geographischen Lage wegen, am meisten von jenem gesetzlosen Geist zu fürchten, der alle Regierungen in ihren Lebensprinzipien angriff.

„Es vereinigten sich daher die Fürsten Deutschlands zu einem ernsten Widerstande, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., stellte sich an die Spitze seiner Armee und führte die Truppen ins Feld. Seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Ludwig, begleiteten ihn, um die Gefahren des Feldzuges zu theilen.

„Frankfurt a. M. war einige Wochen lang von den Franzosen behauptet worden; die Preußen verjagten sie daraus am 2. Dezember 1792, und Friedrich Wilhelm wählte diese Stadt zu seinem Hauptquartier.

„Während dieses Aufenthalts zog die Leutseligkeit und Herablassung des Königs Menschen aus allen Klassen der Gesellschaft aus den benachbarten Städten herbei, und hier war es auch, wo ein Zufall den Kronprinzen mit seiner künftigen Gemahlin zusammenführte. Die Prinzessin Louise sollte, von ihrer jüngeren Schwester, der Prinzessin Friederike, begleitet, von Darmstadt nach ihrer Heimat zurückkehren, auf dem Wege durch Frankfurt dem Könige vorgestellt werden und noch an demselben Abend, nach dem Theater, von dort abreisen; allein der König lud die beiden jungen Prinzessinnen zur Abendtafel ein, was sie nicht abzuschlagen vermochten. Ein Blick des Kronprinzen auf die junge Fürstin reichte hin, ihn für sie zu entzünden; denn in der geheimen Tiefe des menschlichen Herzens wohnt ein sympathetisches Gefühl, das zwei Wesen zu einander zieht, ehe sie noch ein Wort mit einander gewechselt. Dies empfand das königliche Paar; mit dem ersten Blick verstanden sich ihre Herzen. Sie empfanden — wie sie später oft erzählten — jene himmlische Uebereinstimmung gleichgeschaffener Seelen, ehe sie noch eine Silbe mit einander gewechselt hatten, und diese harmonische Uebereinstimmung bildete später die Grundlage ihres häuslichen Glücks. Sehr bald erklärte man sich, und ein Herzensbund ward geschlossen, an welchem Staatsrücksichten keinen Theil hatten.

„Am 24. April 1793 wurde zu Darmstadt die Verlobung gefeiert, bei welcher Gelegenheit sich auch der Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike versprach. Es verlobten sich also die beiden Prinzen von Preußen an demselben Tage mit den beiden wegen ihrer Schönheit so berühmten Prinzessinnen von Mecklenburg, von denen die jüngere sich, selbst noch in einer späteren Epoche ihres Lebens — als Herzogin von Cumberland —, durch zarte Farben und persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete.

„König Friedrich Wilhelm II. wohnte der Ceremonie der Doppel-Verlobung bei, und außer vielen anderen königlichen und hohen Gästen waren auch die beiden älteren Schwestern der Prinzessinnen, die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis, zugegen.

„Wie sehnlich die Prinzen auch wünschten, sich mit ihren schönen Bräuten ehelich zu verbinden, so waren sie doch genöthigt, das Ende des Feldzuges und die Rückkehr des Königs nach Berlin abzuwarten. Ihre Stellung in der Armee gewährte ihnen indessen hinreichende Beschäftigung. Der Kronprinz theilte alle Gefahren der Truppen. Mainz wurde am 22. Juli 1793 durch Capitulation von den Franzosen geräumt, und nach dem Siege bei Pirmasens, am 14. September desselben Jahres, kehrte der König endlich in seine Staaten zurück.

„Vier Wochen später folgten ihm der Kronprinz und Prinz Ludwig, und nun sahen sie mit Ungeduld der Ankunft ihrer verlobten Bräute entgegen. Am 13. Dezember begannen die Prinzessinnen ihre Reise von Darmstadt. Sie nahmen ihren Weg über Würzburg, Hildburghausen, [illegible] und Treuenbriezen nach Potsdam, wo sie am 21sten eintrafen. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen daselbst begaben sie sich nach Berlin.

„Kaum graute der Morgen in der Hauptstadt, als man auch in den Straßen die freudigste Bewegung wahrnahm. Die ganze Einwohnerschaft schickte sich an, der Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen: Jeder wollte die schöne Braut des geliebten Kronprinzen zu sehen und willkommen [illegible]

„Es würde unmöglich seyn, die Vorbereitungen zu schildern, [illegible] Bürger Berlins zum Einzuge der künftigen Landesmutter [illegible] außerdem würde eine solche Schilderung unsere Leser ermüden: [illegible] nur erwähnt, daß der festliche Zug um die Mittagsstunde [illegible] Stadt erreichte und mit dem lautesten Jubel begrüßt wurde.

„Ein kleines Ereigniß dürfen wir jedoch dabei nicht unerwähnt [illegible] es uns einen Blick in das gefühlvolle Herz der königlichen Braut [illegible]

„In der großen Straße „unter den Linden“ war in der [illegible] Ehrenpforte errichtet, unter welcher der Zug anhielt, um einer [illegible] von Bürgern der Hauptstadt Gelegenheit zu geben, die Prinzessinnen [illegible] men zu heißen. Die Ehrenpforte war mit passenden Emblemen [illegible] es ertönten Pauken und Trompeten, alle Dächer und Fenster und [illegible] weite Raum waren mit Zuschauern dicht besetzt, alle Blicke auf [illegible] Braut gerichtet, die sich von einer Schaar junger Mädchen in [illegible] dern, mit grünen Zweigen in der Hand, umringt fand. Eines [illegible] zur Prinzessin heran, überreichte ihr einen Myrthenkranz und [illegible] einfaches Gedicht mit so großer Innigkeit, daß die Gefeierte [illegible] wurde. Dem Drange ihres Herzens folgend, umarmte sie die [illegible] der größten Zärtlichkeit und küßte ihr Mund, Augen und Stirn.

„Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, stand wie versteinert. [illegible] ihre königliche Herrin vielleicht zurückgehalten, aber die Umarmung [illegible] Werk einer Sekunde, das für sie Unerhörte war geschehen.

„„Mein Gott!“ rief die in der strengen Etikette Erzogene: „[illegible] Ew. Hoheit gethan! — Das ist gegen alle Hofsitte und noch [illegible] gewesen.““

Die edle junge Fürstin blickte jedoch ganz unbefangen um sich [illegible] „Was? — Also darf ich das nicht wieder thun?“

„Am 24. Dezember war die feierliche Vermählung des Kronprinzen [illegible] der Prinzessin Louise.“

Frankreich.

Geschichten aus der *Kaiserzeit.*

III. Der Postmeister.

Von allen Menschen, die ihre Verehrung für Napoleon bis zur Abgötterei trieben, war unstreitig der Postmeister von Rouvray in Burgund einer der merkwürdigsten. Seine Liebe zum Kaiser, kann man sagen, grenzte an Wahnsinn. Dieser Mann hätte Vermögen, Frau, Kinder, sein Leben [illegible] für den geringsten Wunsch Desjenigen geopfert, den er als den Herrn der Welt betrachtete. Man hat ihn lachen, weinen, seufzen, schaudern [illegible] bekreuzen sehen, wenn er vom Kaiser sprach.

Napoleon mochte es gern, daß man ihn mit den Leuten bekannt [illegible] denen sein Ruhm eine so lebhafte Leidenschaft einflößte. Auch war er [illegible] Postmeister Bizouard sehr zugethan und gestattete ihm zu jeder Zeit den Zutritt in die Tuilerieen. Bizouard versäumte dafür nie, wenn er in Paris war, bei dem Kaiser einzusprechen, und that dies mit so wenig [illegible] als er machte, wenn er zum General-Postdirektor ging, seine [illegible] abzulegen.

Eines Tages — er war eben vom Wagen gestiegen — kam er in den Reisekleidern an das Thor der Tuilerieen und fragte bald diese, bald jene Wache, ob der Kaiser im Schlosse sey, etwa wie wir fragen: Ist der Herr der und der zu Hause?

Die Einen lachten ihm ins Gesicht, die Anderen ließen ihn laufen. [illegible] das setzte Bizouard in solche Wuth, daß der wachthabende Offizier genöthigt war, ihn in die Wache bringen zu lassen.

„Ha, meine Herren“, sagte er, „Sie wagen es, Bizouard zu [illegible] Sie mißachten den Postmeister von Rouvray! Sie sollen sehen, [illegible] gleich! — Man gebe mir ein Schreibzeug“, schrie er; „ich will an den Kaiser schreiben, ja an den Kaiser. Das wundert Sie, Herr Offizier… [illegible] wohl; aber warten Sie nur, es wird alsbald Neuigkeiten geben!“… [illegible] Bizouard schrieb Folgendes:

> „Sire! Ich sitze hier auf der Pritsche, nicht mehr und nicht [illegible] als ein Ruhestörer, ich, der Postmeister von Rouvray, Ihr [illegible] und der treueste Ihrer Unterthanen, was Ihnen übrigens hinlänglich bekannt ist. Ich denke nicht daran, noch länger hier zu schwitzen [illegible] mich freuen, wenn ich Ew. Majestät recht bald zu sehen bekäme. [illegible] Sie sich, Sire, wenn ich bitten darf, und holen Sie mich hier [illegible]
>
> Der Postmeister von Rouvray
>
> Bizouard.“

Der Kaiser las die sonderbare Epistel nicht ohne zu lächeln und machte das Unrecht, das man an Bizouard's überschwänglicher Treue begangen, wieder gut, indem er ihn durch einen seiner Adjutanten befreien ließ.

Man kann sich denken, wie groß bei solchen Gesinnungen Bizouard's Verzweiflung war, als ihn die Ereignisse von 1814 [illegible] Gegenstandes [illegible]

nbetung beraubten, und wie groß sein Jubel, als am 17. März 1815 auf iner Rückkehr von Elba der Kaiser plötzlich vor dem Posthause von Rouvray nkam. Bizouard's Ausbrüche des Erstaunens und der Freude zu malen, s er Napoleon wiedersah, ist unsere Feder außer Stande. Wie mußte ihm as Herz hüpfen, als der Kaiser zu ihm sagte: „Geschwind, Bizouard, mein ter treuer Freund, Pferde! man wartet in Paris auf mich."

Er verlor den Kopf dabei, der würdige Postmeister. Trotzdem hatte er n Nu die Amtstracht angelegt und erschien mit strahlender Stirn und er- ühtem Gesicht vor dem Kaiser, der sich rüstete, wieder in den Wagen zu igen. Eine Idee, man sah es, beschäftigte Bizouard stark; denn gegen ne Gewohnheit war er ernst und fluchte nicht. In der That war in sei- m verplexen Geiste ein seltsamer und komischer Gedanke aufgestiegen. — er Augenblick der Abreise war gekommen, die Pferde geberdeten sich unge- ldig, und Bizouard's beide Söhne saßen auf ihrem Posten, des Vaters ztes Kommando erwartend, der immer noch zögert und nachdenklich auf nd ab geht. Man will ihn eben darüber fragen, als er plötzlich seine alte nbefangenheit wieder annimmt und lachend ausruft: „Ma foi, desto schlim- er; wenn er sich ärgert, dann ärgern wir uns Zwei." Und zum Kaiser wendet, sagt er: „Was man dumm ist, Sire, wenn man geistreich seyn ill! Sehen Sie, zehn Minuten lang käue ich's wieder und wieder, wie h's anstelle, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und, aufs Wort der Bizouards, h hab's noch nicht herausgebracht."

„Was wollt Ihr mir denn sagen?" fragte Napoleon. — „O, Sire", ntwortete der Postmeister, „es ist zu eigenthümlich." — „Thut nichts, ich ill es wissen, sprecht!" — „Sie wollen es wissen, Sire; nun denn, hier t es: Heute wird es das sechste Mal seyn, Sire, daß ich Sie fahre; ich abe Sie nie um etwas gebeten, weil ich kein Intrigant und kein Bittsteller in, und weil ich Sie liebe um Ihrer selbst willen, nicht mehr. Indeß heute abe ich Sie um eine große Gunst, um eine ungeheure Gnade zu ersuchen. Sie werden sich über mich lustig machen, vielleicht sich ärgern; aber Sie aben's gewollt. Ich wäre der glücklichste der Sterblichen, wenn Sie mir rlaubten ...."

„Nun?"

„Sie zu küssen, Sire!" — „Nichts weiter, mein lieber Bizouard?" — Nichts weiter." — „Nun denn", sagte der Kaiser, „wenn Ihr wollt!" und ffnete seine Arme. — Bizouard ließ sich das nicht zweimal sagen und be- utzte reichlich die erhaltene Erlaubniß. Dann schwang er sich aufs Sattel- ferd, stolzer als ein Dichter, der eine Lorbeerkrone erhalten, glücklicher als in Geizhals, der einen Schatz gefunden, und gab das Zeichen zur Abfahrt. In weniger als einer Stunde hielt des Kaisers Wagen auf der folgenden Station. Nie gewiß hatten Bizouard's Pferde ihren Herrn so gut verstanden, nd nie war Napoleon solche Strecke in so kurzer Zeit gefahren. Der Post- neister aber muß vom Kaiser scheiden, und er sagt sein Lebewohl unter Thränen der Dankbarkeit und Liebe. Doch als er umkehrt und der Rausch iner jähen Freude verflogen ist, fühlt er sein Herz beklommen, und er kann icht aus voller Brust in die Vive l'Empereur einstimmen, die aller Seiten us der Menge hervorbrachen. Er mochte das traurige Ende des Drama's er „hundert Tage" vorahnen, mit dem des Kaisers Glück und das seine zu- ammenstürzte.

Etwa vier Monate nach der Schlacht von Waterloo wurde der Post- neister von Rouvray, der Theilnahme an einer Bonapartistischen Verschwö- ung verdächtig, abgesetzt, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt und in Riom vor den Assisen des Puy-de-Dome gerichtet. So viele Schläge zer- ütteten seine Gesundheit und sein Vermögen; seine Frau starb, und die Juli- Revolution fand ihn als Bauern auf dem Gute eines Fremden. Man suchte ie Ungerechtigkeit der Restauration wieder gut zu machen und gab Bizouard eine Anstellung als Postmeister wieder.

IV. General Bisson, ein Freund guter Bissen.

Die tapferen Generale Napoleon's waren theilweise auch aus anderen Gründen, als wegen ihrer Leistungen im Felde, berühmt. So galten Junot und Fournier für die Geschicktesten im Pistolenschießen, so war der General Lavalette ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und man sagt, er habe stets auf seinen Gepäckwagen ein Piano mit in den Krieg genommen. Außerdem hatte er die Eigenheit, nur Wasser zu trinken, und hierin war er das Wider- spiel seines Kollegen Bisson, der für den unerschrockensten Trinker der ganzen Armee galt.

Als diesen der Kaiser einmal in Berlin traf, fragte er ihn: „Nun, Bisson, trinkst Du noch gut?" — „So, so, Sire", war die Antwort, „ich gehe nicht mehr über die zwanzigste Flasche." Dies war in der That bei Bisson ein großer Schritt zur Solidität, denn er hatte oft die dreißigste geleert, doch im- mer ohne sich zu berauschen. Sein Appetit indeß hielt gleichen Schritt mit seinem Durste.

Einen Tag vor dem Abmarsch zum russischen Feldzuge erhielt Bisson den Befehl, sich augenblicklich nach St. Cloud zum Kaiser zu begeben. Ein Kam- merdiener führt ihn in einen kleinen Salon, der vor des Kaisers Zimmer liegt. Hier wartet Bisson sehr lange; er war um vier Uhr gekommen; es schlug sieben, und Napoleon hatte ihn noch nicht rufen lassen. In seiner lan- gen Weile sieht sich der General im Zimmer um und bemerkt bald, daß ein Diener halbstündlich ein warmes Huhn einem Pagen überbringt, der es auf ein Tischchen in der Ecke des Salons setzt und immer das vorige kalt gewor- dene forträgt. Bisson kann seinem Hunger nicht lange widerstehen, denn er war unvorsichtigerweise, ohne seine Mahlzeit gehalten zu haben, von Paris abgereist; in einem Nu verschlingt er das saftige Huhn. Der Page ist höchlich erstaunt, kein Huhn zu finden, verlangt sogleich ein anderes; doch dieses, so wie ein drittes, verschwinden auf dieselbe räthselhafte Weise. Die Sache macht Lärm unter der Dienerschaft; man examinirt alle Personen, durch deren Hände die Hühner den Weg von der Küche zu dem Salon gemacht haben, und der Page bleibt endlich bei dem Gedanken, daß der Teufel sich des unglücklichen Geflügels bemächtigt habe.

Endlich läßt der Kaiser Bisson rufen und verabschiedet ihn bereits nach fünf Minuten wieder. Der General, durch die drei Hühner mehr gereizt als gesättigt, stürzt zu einem Restaurateur an der Pforte des Parkes von St. Cloud wie auf eine feindliche Redoute.

Am Abend erzählt man dem Kaiser die Spukgeschichte mit den drei Hüh- nern; „ich wette", sagte er lachend, „hier ist Bisson's Appetit im Spiele. Der Mann ist ein Goliath auf dem Schlachtfelde, aber in Friedenszeiten ein wah- rer Gargantua, der täglich für seine kleinen Freuden einen ganzen Ochsen brauchen könnte."

Uebrigens war die ungeheure Eß- und Trinklust bei dem General ein so unabweisbares Bedürfniß geworden, daß ihm der Kaiser, der seine militairi- schen Eigenschaften hochschätzte, aus seiner Privatkasse sechstausend Franken als jährliche Zulage zu den Tafelkosten bewilligte.

Asien.

Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.

„Om ma ni pat-me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und be- deutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose". Indeß haben die Thibe- taner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassen- deren, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundertund- zwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dergl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm ge- schlungen, in Form eines Armbandes.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Thibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Pa- pier, Seide, Häuten oder anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja, man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum" bedeckt.

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieses Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege sind mit Steinen einge- faßt, auf denen man Spuren dieser halberloschenen Inschrift findet; die Felsen sind damit bedeckt und bieten sie in gigantischen Zügen dem Auge des Reisen- den dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen bestehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten diese symbolischen Worte. Häufig sieht man solche Monu- mente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tausende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit diesem Gebete, herabhängen. Bis- weilen findet man auch, statt der Baumzweige, Hirschköpfe mit ihren langen, ästigen Geweihen, Köpfe von Ochsen oder ungeheuren Steinböcken mit ihren sichelförmig zurückgebogenen oder spiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieser Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, ist immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und diese enthält nichts als jenes Gebet.

Man schreibt es auf getrocknete Menschenschädel, auf Ueberreste von menschlichen Skeletten, die man an der Seite der Landstraßen aufhäuft.

Es findet sich namentlich rings um die Peripherie des Tcha-kor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhisten für Alles, was umlaufende Be- wegung, beständigen Aus- und Rückgang darstellt, scheint der Grund zur Er- findung des Gebetrades gewesen zu seyn. Es veranschaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde seiner kreisförmigen Bewegung das Gesetz der Wanderung aller Wesen — diesen ersten und tiefwurzelndsten Grundsatz ihres Glaubens — gerade so, wie sie dieses Gesetz sich denken.

Es giebt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich sich drehen läßt; es giebt größere, die auf einer Achse ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelst einer Kurbel zu drehen sind. Man sieht sie am Rande der Ströme aufgestellt, wo sie mittelst ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuser angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere stehen auf dem Feuerheerde und erhal- ten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat sein Gebetrad, welches im Vorhof steht, und kein Gast unterläßt bei seinem Eintritt, es in eine starke Rotation zu setzen, in der Hoffnung, daß es ihm sowohl als dem von ihm be- suchten Hause Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum"; das Kind lernt diese sechs einsylbigen Wörter herstammeln, eben so sind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt sie auf sei-

nem Wege, der Schäfer singt sie bei seinen Heerden, Mädchen und Frauen führen sie immer im Munde; in den Städten und an den Versammlungsorten der Lamapriester erschallen ihre Echos mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr sind sie der Schreckensruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat bei dem eben getödteten Feinde stehen, um siegestrunken durch diese Worte seinen Triumph zu feiern.

Die umherschweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bokte-oola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen, die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte.

Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-Berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meere bis zu den Gränzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformeln und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien bildet.

Die buddhistische Religion mit ihren gigantischen Gestaltungen ist über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall ist dieses Gebet das Vehikel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen. (Nouv. Ann. des Voy.)

Mannigfaltiges.

— **Die Rechte der Nachkommen französischer Refugiés im heutigen Frankreich.** Durch ein zur Zeit der ersten französischen Revolution erlassenes Gesetz (vom 15. Dezember 1790) wurde bekanntlich allen Nachkommen solcher Franzosen, die einmal wegen religiöser Ursachen ausgewandert waren, das Recht verliehen, nicht blos nach Frankreich zurückzukehren, sondern hier auch, sobald sie den vorgeschriebenen Eid geleistet, alle Gerechtsame der Landes-Eingeborenen zu genießen, wodurch ihnen sowohl die kleinen, als die großen Naturalisations-Patente, die oft nur mit vielen Kosten und erst nach langem Aufenthalt im Lande zu erlangen sind, erspart werden. Von diesem Gesetze haben damals viele (wenn auch im Verhältniß zur Gesammtzahl nicht zahlreich zu nennende) Nachkommen französischer Refugiés in England, Holland und Deutschland, worunter einige berühmte Namen, Gebrauch gemacht, und bis zum Jahre 1842 hat ihnen auch das heutige Frankreich fortdauernd die Benutzung desselben verstattet. Im gedachten Jahre jedoch erklärte der Justizminister, Herr Martin (du Nord), in einem Umlaufsschreiben, daß das Gesetz vom 15. Dezember 1790 nur auf diejenigen Nachkommen von Refugiés anwendbar sey, die zur Zeit seines Erlasses schon geboren waren. Demgemäß hat auch der Präfekturrath des Seine-Departements mehreren Pariser Bürgern, die zwar erst in neuerer Zeit sich in Frankreich niedergelassen, aber vermöge ihrer Abstammung von dem Rechte als Wähler Gebrauch machen wollten, die Eintragung in die Wählerlisten verweigert, obgleich dies bis zum Jahre 1842 in allen ähnlichen Fällen unweigerlich geschehen war. Die betreffenden Bürger wandten sich darauf an den Königlichen Gerichtshof, und dieser hat nunmehr durch Urtel vom 29. September d. J., in Widerspruch mit jenem Umlaufschreiben des Ministers, das überdies niemals in gesetzlicher Form publizirt worden, die Eintragung der Beschwerdeführer in die Wählerlisten anbefohlen und das Gesetz vom 15. Dezember 1790 in seiner vollständigen Kraft wiederhergestellt.

— **Das Buch des Sudan.** Diese von dem gelehrten Reisegefährten des Herrn Professor Koch in Kaukasien und in den transkaukasischen Ländern, Herrn Dr. G. Rosen, der jetzt als Dolmetscher der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel fungirt, herausgegebene Reisebeschreibung des Scheich Zaïn el Abidin in Nigritien*) verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Der Scheich Zaïn ist ein Aegypter, der vor etwa 25 oder 30 Jahren zum Theil aus Wißbegierde, namentlich um vielleicht alchymistische Geheimmittel aufzufinden, und zum Theil um die Lehren des Islams unter den Negern mehr auszubreiten, eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, wo er, sowohl durch seine muhammedanische Rechtgläubigkeit, als durch seine im Vergleiche zu Europäern dunkele Hautfarbe begünstigt, keine jener Gefahren zu theilen hatte, denen bisher noch die meisten kühnen Reisenden unseres Welttheils, die in jene Gegenden eindrangen, unterlegen sind. Seine ursprünglich arabisch abgefaßte und dann ins Türkische übersetzte Erzählung klingt fast so abenteuerlich wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht", trägt aber doch auch alle Kennzeichen der Beglaubigung an sich. Nach den Ansichten des Verfassers giebt es unter den Negern ganz gebildete Völkerschaften, doch der Maßstab dessen, was er Bildung nennt, ist einestheils der größere oder kleinere Fetzen, mit dem ihre Blöße bedeckt ist, und anderentheils das Mehr oder Weniger, was sie vom Koran wissen. Als der verhältnißmäßig civilisirteste Negerstaat in Sudan **wird Webaï** bey[...] König eine außerordentliche Wißbegierde und **große Theilnahme** [...] zeugte, was ihm von Zaïn über die Kultur **anderer Länder** er[...] Der König wird als ein eben so tapferer als **gerechter Herrscher** [...] der in der Weise des Königs Salomon selber zu **Gericht** saß und [...] Urtheile sprach. Er zog zwar auch in den Krieg, **um Sklaven** zu [...] diese dann zu verkaufen, aber er behandelte die **Gefangenen** m[...] wärts, wo man sie wie Viehheerden in großen **Waldgehegen** zusam[...] fütterte. In Webaï, wo er gegen den Unterricht, **den er** erthei[...] schenken überhäuft wurde, hielt sich der Reisende am **längsten** auf: [...] nach dem Tode des Königs das Land verlassen, da **ihm der** Thron [...] gewogen war. In der Nachbarschaft von Webaï **entdeckte** Zaïn Ru[...] ten Stadt. Sarkophage, Säulen und Münzen, die **er dort** auffan[...] das frühere Daseyn eines in der Civilisation **ziemlich weit** vorgerück[...] schließen. Auf eine nähere historische Untersuchung **läßt sich** jedoch [...] ter nicht ein: er begnügt sich mit der Bemerkung, **daß Allah** es wei[...] sen werde, als er, ob dieses Volk vor oder nach **der Sündfluth** [...] Nur so viel erfahren wir, daß in den **Sarkophagen** keine Spur [...] nams gewesen, daß die Säulen kunstreich **gearbeitet seyen**, und die [...] zen, sämmtlich das Bild der Sonne als Gepräge **habend**, in jener [...] gen gefunden worden.

Die Arbeit des Herrn Rosen, nach der **türkischen Uebersetzung** [...] liest sich, obgleich es oft sehr schwierig ist, **aus den blumenreichen** [...] lischen Sprachen in eine occidentalische zu **übersetzen, so fließend** [...] ginal und gewährt eben so viele Unterhaltung, **wie nur irgend** ein [...] Wir werden nächstens auf dieses Buch zurückkommen.

*) Leipzig, T. Ch. W. Vogel. 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Dienstag den 9. November 1847.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

La France s'ennuie, sagte vor kurzem der geniale Verfasser der Geschichte der irondisten. Die Zeit aber wo Frankreich sich am wenigsten langweilte, war un-reitig die, wo es unter der Herrschaft des Terrorismus stand. Damals fehlte nicht an beständiger Emotion, an Schrecken und Mitleid, an grausigen und habenen Scenen, an Verwickelungen und Entwickelungen, an inneren und ißeren Kämpfen, an Todesgefahr und Todesverachtung, an gräßlichen Mord-enen und hoher heroischer Tugend. Es war eine Zeit, wie sie sich ein Dichter ar wünschen kann, und wenn der Menschenfreund vor ihren Gräueln die ugen abwendet, so ist doch in ihren Resultaten Vieles, was er als wohlthätig erkennen muß. Das Geschlecht, das unter dem Mordbeil der terroristischen äupter lebte, ist todt; diejenigen, die unter diesen Mordbeilen fielen, haben r Nachwelt manches Gut damit erkauft. Die Schrecken jener Epoche stehen ie eine Sage der Vorzeit, wie eine Dichtung der Mystères de Paris vor serem Geiste — was Wunder, wenn sie jetzt nachsichtigere Beurtheilung fin-n als bei den unmittelbaren Zeitgenossen?

Wir tadeln dies nicht und sind mit dem trefflichen und liebenswürdigen erfasser der Meinung, die er am Ende seines Buches so ausdrückt: „Eine ation soll ihre Todten beweinen und sich über kein einziges Haupt trösten, as ungerechter- und schändlicherweise geopfert worden: aber sie soll auch ihr lut nicht bedauern, wenn es strömte, um ewige Wahrheiten zu Tage zu för-rn. Diesen Preis hat Gott auf das Keimen und Aufgehen seiner großen bsichten auf das Menschengeschlecht gesetzt. Die Ideen gehen aus dem Blute r Menschen hervor. Die Offenbarungen steigen aus den Blutgerüsten auf. lle Religionen verdanken ihre Göttlichkeit ihren Märtyrern."

Aber die große Aufgabe des Geschichtsschreibers solcher Zeiten ist, die Idee, elche den Kampf hervorrief, nicht mit dem Kampfe selbst zu verwechseln; die ahrheit, welche, um über das Alt- und Morschgewordene zu siegen, der Hülfe es Fanatismus oft nicht entbehren kann, nicht mit diesem Fanatismus selbst zu-mmenfassen zu lassen, und nicht zu vergessen, daß die ehrlichen Fanatiker zwar e achtungswerthesten, aber auch die gefährlichsten sind, weil sie allein keine Ge-issensbisse, keine Scheu vor den erschrecklichsten Mitteln, keine Schranke und fast in Ziel in denselben kennen. Auch das darf nicht aus den Augen gelassen erden, daß maaßlose Theorieen noch gefährlicher sind, als maaßlose Thaten, eil diese dem Augenblick angehören, jene in jedem Augenblick Anwendung nden. Was der Freiheit gefährlichster Feind ist, sagt Montesquieu mit tiefer Wahrheit, das ist der Geist der schrankenlosen Freiheit. Noch eine andere, bei eitem die wichtigste, aber am wenigsten poetische Wahrheit ist, daß, wenn ein berzeugter Fanatiker an sich schon einer der gefährlichsten Menschen ist, er es ann am meisten wird, wenn er, ohne außerordentliche Talente zu esitzen, in außerordentlichen Zeiten an der Spitze des Staates steht. Was auch in neuerer Zeit versucht worden, um Robespierre Genie anzudich-en, es fehlte ihm an persönlichem Muthe, an der Kühnheit, die in entscheiden-en Momenten zwischen die Krisis und ihre Entscheidung zu treten weiß, an em Adlerblicke, der in einem überlegenen Geist den Moment herausfindet, wo eränderte Verhältnisse eine ganz veränderte Politik erfordern, mit welcher es gilt, plötzlich, muthig und kräftig hervorzutreten und die erstaunte Menge hin-zureißen. Der Terrorismus hatte eigentlich nur Einen Mann, der mehrere die-er Talente in seiner Person vereinigte: Danton. Unglücklicherweise hielt ge-rade dieser Mann seine Hände eben so wenig rein von Gold, als von Blut. Weil nun heutzutage der Unwille über Corruption an der Tagesordnung ist, hat unser geistreicher Verfasser, wie uns scheint, zu oft vergessen, daß großar-tige, wenn auch verderbte Menschen, doch immer noch bornirten Fanatikern vorzuziehen sind, die ihren Götzen mit der größten Seelenruhe menschliche He-katomben schlachten und nicht eher aufzuhören wissen, bis zum Götzen nur der Priester und die Wenigen übriggeblieben sind, welche er als seine Adepten an-erkennt. Danton war ein Mensch, der mit gemeinen Gelüsten und Handlun-gen doch einen großen Sinn, eine warme, bis zur höchsten Exaltation gestei-gerte Liebe zu seinem Vaterlande und einen scharfen, tiefen, vor keinem, auch dem schrecklichsten Mittel nicht zurückschaudernden Geist verband. Sein eben so gräßliches als erhabenes Wort: möge unser Andenken verflucht werden, wenn nur das Vaterland gerettet wird, war ihm, trotz seiner persönlichen Laster, darum nicht minder hoher, heiliger Ernst. Ihm war der Terrorismus, was er seiner Natur nach allein sein konnte: eine Haubitze, in Feindes Lager geschleudert, ein unmenschliches und barbarisches, aber wirksames und patriotisches Mittel, sich gegen ganz Europa und halb Frankreich selbst zu wehren, von seinem Vaterlande durch, wenn auch gräßliche, doch vorübergehende Leiden das doch immer weit schrecklichere und entsetzlichere Uebel abzuhalten, zerstückelt und aufgelöst zu werden, so wie nach innen zu den Boden zu ebnen und für die Saat der Freiheit empfänglich zu machen. Er sah ganz klar ein, daß die Freiheit, in unserem alten Europa zumal, Maaß und Schranke halten müsse, aber da man zum Riesenkampfe die Masse brauchte, war ihm Demagogie, wie Grausamkeit, ein, wenn auch nicht erlaubtes, doch unvermeidliches Mittel, das Vaterland zu retten. Sobald der Sieg gesichert, die feindlichen Heere von Frankreichs Boden vertrieben und für die Selbständigkeit seines Vaterlandes nichts mehr zu fürchten war, suchte er einzulenken und die schöne Idee eines Comité der Milde (comité de clémence) durch seinen Freund Camille Desmoulins zwischen die Wuth der Parteien zu werfen. Er fühlte Gewissensbisse, eben weil er nicht aus Fanatismus, sondern aus patriotischer, wenn auch barbarischer Ansicht sich zu den Mordgesellen herabgelassen hatte. Er kannte die Liebe zu seiner Gattin, zu seinen Freunden, zu seinen Feinden selbst, weil er nie dem Hasse, sondern immer nur dem geopfert hatte, was er für politische Nothwendigkeit hielt, und was es — wie der Geschichtsforscher seufzend, aber der Wahrheit gemäß, hinzufügen muß — zum Theil auch wirklich war. Leider vereinigte sich in ihm, wie in Mirabeau, mit dem Blicke des Staatsmannes und dem Gefühle des Patrioten ein ganz gemeiner Cynismus, der ihn, um seiner niedrigen Sinnenlust fröhnen zu können, zu einem bestechlichen Menschen machte. Er hatte Geld vom Hofe genommen und diesen darum nicht minder verderben helfen.*) Den nachmaligen Unterschlagungen und Betrügereien in Belgien blieb er, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht fremd, und es war eine gerechte Vergeltung der Nemesis, daß er, der Blut- und Goldbefleckte, in dem Blute unterging, welches er stillen wollte. Aber ihm, ihm bei weitem am meisten von allen den Blutmenschen, zu denen er sich schaudernd selbst gestellt hatte, bleibt darum nicht minder das große Verdienst, sein Vaterland von der feindlichen Invasion gerettet zu haben und es, nachdem dieses große Werk vollendet war, von der Barbarei seiner immer fortwüthenden und fortmordenden Kollegen haben retten zu wollen. Er war ein Mensch und ein Staatsmann: ein verderbter, aber großer Mensch, ein grausamer, aber patriotischer Staatsmann.**) Robespierre aber war weder ein Mensch, noch ein Staatsmann: er war der dumpfe, finstere, herzlose Vertreter einer verkehrten, ihm selbst nie ganz klar gewordenen Idee. Er war der Großinquisitor der auf den Trümmern der Freiheit sich feststellenden, faktischen Gleichheit, welche nicht sowohl, wie gut und recht, die rechtliche, als die angeborene Ungleichheit der Menschheit bekämpft. Nicht ohne Talent, aber ohne alles Genie, nicht ohne Ueberzeugung, aber mit der Ueberzeugung einer beschränkten Natur, die nur nach einer Seite hinsieht, damit anfängt, sich über die Resultate ihrer Handlungen selbst zu täuschen, und den Menschen am Ende zum betrogenen Betrüger macht; nicht ohne Begeisterung, aber ohne menschliches Gefühl; rein von dem Schmutze des Geldes,***) aber so tief in Blut versunken, daß selbst die höchste und heiligste Idee, die er in seiner Brust trägt, die von dem einigen und einzigen Gotte, sich nur durch neue Blutströme Platz zu machen weiß. Nicht nur aus politischem Fanatismus, sondern oft aus Furchtsamkeit grausam, nicht nur in seinen Zwecken, sondern auch in den Mitteln zu diesen Zwecken einseitig, fehlte ihm in großer Zeit nicht nur die edle, sondern auch die große Seele. Etwas der Art giebt freilich Herr von Lamartine selbst zu, wenn er bei Gelegenheit des Prozesses der Madame Roland, welcher Robespierre zum Theil sein Glück zu verdanken hatte, sagt (Tom. VII., Liv. 51, Chap. II.): „Ein groß-

*) Funk (1793, Bassermann) hat darthun wollen, daß er im Grunde für den Hof gewirkt habe, aber wir müßten uns sehr irren, wenn ihm der Beweis gelungen wäre.

**) Schlosser (Gesch. des 18. Jahrhunderts B. IV., S. 290 der 2ten Aufl.) führt interessante Thatsachen an, welche dieses, übrigens von den bedeutendsten französischen Geschichtsschreibern getheilte Urtheil vollkommen rechtfertigen.

***) Der Ausdruck: son extrême indigence, den Herr v. Lamartine gebraucht, scheint indeß doch übertrieben zu seyn. In seinem Portefeuille befanden sich, nach dem, wie es scheint, ganz unparteiischen, mindestens ganz objektiv gehaltenen Bericht des Gendarmen (nachmaligen Generals) Meda, über 10,000 Franken in guten Wechseln, als dieser ihn am 10. Thermidor tödtlich verwundete. (Méda, Précis historique etc. S. 183. Note). Er fügt sehr naiv hinzu: Tout cela fut remis à la Convention par Léonard Bourdon et je n'en ai jamais entendu parler depuis. Eben dieser Schrift sind unter Nr. 1 und 2 Anlagen beigefügt, welche ziemlich überzeugend darthun, daß dieser Meda, nicht Robespierre selbst es war, der die Pistole abdrückte, welche Letzteren tödtlich verwundete. Unser Verfasser nimmt die letztere Annahme an; ob aus historischen Gründen oder um Robespierre's vermeintlich stoisches Prinzip mit dieser That zu belegen, wissen wir nicht

müthiger Mann hätte sich durch diese Erinnerung erweichen lassen. Aber Robespierre war nur ein stoischer Mann. Unbeugsamkeit hielt er für Stärke, Hartnäckigkeit für Willenskraft. Das System hatte die Natur in ihm getödtet. Indem er die Menschheit in sich vernichtete, hielt er sich für mehr als einen Menschen. Je mehr er von der Gewalt litt, die er sich selbst anthat, für desto gerechter hielt er sich. Er war bis zu dem äußersten Sophisma, bis zu der Uebertreibung der Tugend gekommen, wo der Mensch seine eigenen besseren Gefühle verachtet." Aber stoisch möchten wir die Gemüthsstimmung Robespierre's keineswegs nennen. Die Stoa verwarf freilich das Mitleid und die Freundschaft, aber die Leidenschaft des Fanatikers ist noch weit unverträglicher mit ihrem System, das ein übermenschliches, kein unmenschliches ist. An einer anderen Stelle, wo von dem Terrorismus die Rede ist, sagt unser Verfasser (Ebendas. Chap. XVI.): „Die Wuth der Ideen ist unversöhnlicher, als die Wuth der Menschen; denn die Menschen haben ein Herz, und die Ideen haben keines. Systeme sind rohe Kräfte, die nicht einmal bedauern, was sie zerschmettern. Wie Kanonenkugeln auf dem Schlachtfelde treffen sie ohne Wahl, ohne Gerechtigkeit, und stürzen das Ziel um, das man ihnen angewiesen hat." Das ist freilich sehr wahr, wenn die Idee durch die Masse fast bewußtlos vertreten wird. Aber die Führer und Lenker, welche sich davon durchdrungen haben und in welchen sie zu Fleisch geworden ist, sind eben Automaten, wenn sie in ihnen nicht auch eine Seele erhält und ein Herz. Die Menge mag, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, der Kanonenkugel gleichen, die das Ziel umstürzt, das man ihr angewiesen hat; ihre Häupter sind Wichte, wenn sie nicht mindestens dem Kanonier gleichen, der seine Kugel nicht blindlings rechts und links sausen läßt, sondern wohl weiß, was und wohin er treffen will. Aber der große und edle Geist des Herrn von Lamartine, der selbst so mild und menschlich ist, kann sich der sonderbaren Eigenheit nicht erwehren, gerade nur die extremsten Geister mit einer gewissen Nachsicht und Vorliebe zu beurtheilen. Seine große und herrliche Phantasie verfällt dabei unvermerkt aus der Wahrheit in die Dichtung und weiß historischen Begebenheiten und Aeußerungen durch kleine, fast unmerkliche Aenderungen eine ganz andere Färbung zu geben, die dann wieder auf sein Urtheil einwirkt. Man erlaube uns, einige, gerade zu dieser Untersuchung gehörige Beispiele anzuführen. Bekanntlich hatte Danton, ehe der Bruch zwischen ihm und Robespierre unwiderruflich geworden, eine Unterredung mit Letzterem, in deren Folge sein Sturz entschieden ward. Er hatte sich in derselben über die Härte und Schonungslosigkeit beklagt, mit welcher der Terrorismus gehandhabt wurde. Freilich, hatte er gesagt, muß man die Royalisten niederhalten, aber man soll nur da zustoßen, wo das Heil der Republik es heischt, und nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden lassen. Robespierre hatte die Stirn, hierauf mit Bitterkeit zu entgegnen: wer sagt da, daß man einen Unschuldigen hinrichten ließ? Danton wandte sich darauf unwillig gegen einen Freund, der Zeuge der Unterredung war, und rief: was sagst du dazu? Nicht Ein Unschuldiger soll umgekommen seyn! So ward die Versöhnung unmöglich, und Danton mußte mit seinem Kopfe büßen. So wird diese Unterredung von den französischen Geschichtsschreibern, unter anderen auch von Mignet (Th. 2, Kap. 8) mitgetheilt. Herr v. Lamartine aber (Th. VIII., B. 55) läßt Danton sagen: Ihr lasset eben so viel Unschuldige als Schuldige hinrichten, und Robespierre antwortete: ist ein einziger Mensch ohne Urtheilsspruch umgekommen? Hat man Ein Haupt getroffen, welches das Gesetz nicht zuvor geächtet hätte? So wird Danton's Aeußerung von einer menschlichen zu einer leidenschaftlichen, und Robespierre's Antwort von einer schamlosen zu einer ablehnenden.

Als Danton mit seinen Freunden auf Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses eingekerkert worden war und Legendre im Konvente in einer Vertheidigungsrede den letzten verzweifelten Versuch zu ihrer Rettung wagte, da sagt unser Verfasser selbst: (Th. VIII. Ebendas.) „Robespierre wäre bei dem ersten Akte seiner Tyrannei verloren gewesen, wenn er nicht in dem Augenblick in die Sitzung getreten wäre, wo Legendre sprach. Die Betroffenheit der Versammlung, welche sich bei den Worten Legendre's in Unwillen verwandelte, war im Begriffe, Danton als lebendigen Zeugen der Anmaßung des Wohlfahrts-Ausschusses vor ihre Schranken zu rufen. Dantons Seele, im Kerker und durch den Zorn ekräftigt, konnte eine jener Explosionen hervorrufen, welche der Tyrannei ein Ende machen. Robespierre fühlte diese Gefahr mit dem Instinkte des Moments, welcher aus der Gewohnheit der Volksversammlungen und dem festen Willen zu siegen hervorgeht. Er stürzte sich auf die Tribüne und sprach" u. s. w. Unmittelbar aber, nachdem er die Rede angeführt, scheint er diese seine eigenen Worte wieder vergessen zu haben und macht dem Nebenbuhler Danton's ein Verdienst aus dem, was er eben selbst als eine jener Nothwendigkeiten anerkannt hatte, welche über Seyn und Nichtseyn entscheiden. „Hätte Robespierre" — sagt er — „wirklich die Heuchelei affektirt, deren man ihn anklagte, so konnte er sich aus dem Spiele lassen, schweigen und einem ungenannten (?) Comité die Verantwortlichkeit, das Gehässige und die Gefahr der That überlassen. Er schob sich allein vor, um das Comité zu decken (eben hatte er gesagt, daß Robespierre ohne diese Rede selbst verloren gewesen wäre), und persönlich (corps à corps) mit dem mächtigen Rufe Danton's zu kämpfen." Man sieht, es ist unserem Verfasser darum zu thun, Robespierre in der That, welche er selbst als einen Akt der Tyrannei bezeichnet, etwas dem Heroismus Aehnliches anzudichten, und ihn da poetisch zu heben, wo er ihn moralisch fallen lassen muß. Die Wahrheit aber, welcher der Geschichtsschreiber dient, ist eine strenge ernste Göttin, welche keine Verschönerung duldet, der sie nicht beistimmen kann.*) (Forts. f.)

Benjamin Delessert, Kaufmann, Gelehrter und Phil[...]

Benjamin Delessert, am 14. Februar 1773 in Lyon geboren, [...] einer protestantischen Familie der französischen Schweiz und fo[...] bahn seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, der zuerst [...] dann in Paris etablirt war. Jean Jaques Rousseau, der Freun[...] teen, hatte dem Knaben früh schon Liebe zu den Wissenschaften [...] dere zur Botanik eingeflößt. Aber auch Benjamin Franklin, der [...] Vater eng befreundet war und während seines Aufenthaltes in Pa[...] dessen Hause lebte, hatte auf den Jüngling großen Einfluß geübt [...] diesem sein Leben lang als Muster der Humanität vor. Nachdem [...] Universität Edinburg studirt hatte, trat er nach dem Ausbruche [...] schen Revolution in die Militairschule von Meulan ein, wo er sich [...] mathematischen und anderen Kenntnisse so auszeichnete, daß er nach [...] seiner Studien von seinen Kameraden zum Hauptmann der Artiller[...] wurde, als welcher er an den Belagerungen von Ypern und Ma[...] nahm und zum Kommandanten der Citadelle von Antwerpen ern[...] Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Leitung des väterli[...] lungshauses, das er zu einer außerordentlichen Blüthe emporhob. [...] der der ersten großen Runkelrüben-Zuckerfabrik, erhielt er von [...] Orden der Ehrenlegion und den Barons-Titel. Er war zugleich [...] der Bank, Chef einer Legion der Pariser Nationalgarde, Maire [...] Bezirkes der Hauptstadt und trat 1812 in die Central-Direction [...] täler von Paris ein, wo er zum Besten der Armen die ersten Sp[...] lungs-Anstalten gründete. Als Schatzmeister der neugegründeten [...] pischen Gesellschaft", welche den Handwerkern Gelegenheit zu [...] Hülfsleistung gab, stiftete er mit einigen seiner Freunde auch die S[...] couragement, welche alle Entdeckungen in Künsten und Gewerben [...] Demnächst übernahm er die Leitung der Sparkassen in Paris, welch[...] Leben traten und eine Lieblings-Aufgabe seiner philanthropischen B[...] blieben; seine jährlichen Berichte darüber sind vom höchsten Interesse.

Delessert beschäftigte sich seit seiner Jugend vorzugsweise gern mit [...] nik, und dabei kam ihm ein ausgezeichnetes Gedächtniß zu Statten. [...] eine Pflanze einmal gesehen hatte, behielt er sie beinahe für immer in [...] innerung. Einige Botaniker von Fach kamen im Jahre 1845 zu ihm [...] fragten ihn wegen einer ziemlich seltenen, am Vorgebirge der guten Hoffn[...] wachsenden Pflanze, von der Gattung Codon. Er sagte: „Sieht sie nicht [...] und so aus? — eine Abbildung derselben befindet sich in dem Journal [...] Botanists Repository vom Jahr 1805 oder 1806." Es traf richtig zu, [...] doch war seit vierzig Jahren von der Pflanze nirgend die Rede gewesen. — In einer Zeit, da er sich wenig in seinem Herbarium aufhalten konnte, [...] 1830, pflegte der Aufseher desselben, Guillemin, zu sagen: „Herr Deless[...] kennt den Platz der Bücher und die Ordnung des Herbariums besser als i[...] obgleich er blos zwei Stunden wöchentlich darin zubringt und ich die ga[...] Woche."

Delessert öffnete sein Museum und seine Bibliothek sehr bereitwillig [...] Jedermann; seit 1816 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an; [...] mit de Candolle zusammen, von 1820 bis 1846, ein großes botanisches [...] heraus: Icones selectae plantarum. Andere wissenschaftliche Werke [...] seine Kosten veröffentlichen. Er vertrat in der Deputirtenkammer das D[...] partement der Maine und Loire, und neben den Fragen des Staatsh[...] waren es die des Gemeinwohls und der Menschenliebe, die seine Th[...] hier bezeichnen. Im Jahre 1828 setzte er durch, daß die Lotterie a[...] wurde; so trat er auch gegen die Spielhäuser auf, gegen den Mi[...] den Findelhäusern u. s. w. — Von 1842 an lebte er zurückgezogen [...] 1. März 1847 ist er mit Tode abgegangen.

Wie er einst einen Preis ausgesetzt hatte, welchem Jules David [...] treffliche Lehrbuch moralischen Inhalts: „Vice et vertu" gewidmet hatte, so [...] einer von Delessert's Verehrern, Matthieu Bonafous aus Turin, [...] jetzt einen Preis von 600 Frcs. für die beste Lobrede auf Benjamin Delessert [...] zu bestimmen. Sein Wirken soll in dem Eloge möglichst treu geschildert [...] und die Akademie von Lyon wird den Preis ertheilen.

---

*) Diese schöne, echt poetische, aber nicht historische Richtung hat unseren Verfasser bei anderen Veranlassungen noch weit mehr über die Gränze der Geschichte [illegible]. Ein auffallendes Beispiel mag hier einen Platz finden. (Band V. (Buch [illegible]) erzählt er, wie Ludwig XVI. bei seinem Prozesse vor dem Nationalkonvent [illegible] Target zu seinen Vertheidigern gewählt und Ersterer diese [illegible], aber [illegible] angenommen habe. „Target aber" — fährt er fort — „ein Mann von [illegible] Worten, aber furchtsamer Seele, erschrak vor der Gefahr, den [illegible] dem letzten Gedanken eines Sterbenden auf sich zu laden. Er schrieb dem [illegible] grausamen und feigen Brief, worin er diese Aufgabe, welche, wie er sagt, seine [illegible] ihn nicht erwarten ließen, mit sichtbarer Angst ablehnte. Weit entfernt, [illegible] retten, bezeichnete ihn diese Feigheit der [illegible] herrschaft. Seinerseits bestieg er das Schaffot, [illegible] beweint." Wie [illegible] zeigt sich hier die [illegible]! Wie [illegible] geschonene Gesinnung! Nur die Thatsachen stimmen [illegible] nicht dazu. Target, weit entfernt, das Schaffot zu besteigen, war unter der Schreckensregierung Secretair eines revolutionairen Comités, wurde [illegible] Mitglied des [illegible] sationshofes und starb 1807 (am 7. September) unter dem Kaiserreich in Ehren und Würden (Michaud, Biogr. universelle. Artikel Target). [illegible] Target zwar die Feigheit, die Mission abzulehnen und jenen Brief an den Konvent [illegible] républicain Target" zu unterzeichnen; aber, weit entfernt, zu bedauern, [illegible] erlaubten ihm nicht, die Vertheidigung Ludwig's XVI. zu übernehmen, [illegible] zweiten Briefe an den Konvent sehr [illegible] zur Vertheidigung des [illegible] (Hist. du Procès de Louis XVI. par Jauffret T. [illegible] [illegible] abgedruckt). Target's Sohn hat seitdem in öffentlichen Blättern [illegible] revolutionaire Thätigkeit seines Vaters unerwähnt gelassen.

Afrika.

Die Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon, ehemals Mascarenhas, liegt unter 20° 51′ 43″ südlicher Breite und 53° 10′ östlicher Länge.*) Sie ist acht Meilen lang und sechs deutsche Meilen breit. Ihr Umkreis beträgt 22—23 Meilen. Sie zählt 108,000 Einwohner, wovon 43,000 Weiße oder Freie und 65,000 Schwarze, d. h. Sklaven, sind.

Wie die meisten Inseln des Indischen Meeres, ist dieses Land vulkanischen Ursprungs. Seine Gestalt, die Bildung der Berge, die ungeheuren Spalten, welche sich hier und da vorfinden, die Lava-Schichten, die man in großer Tiefe entdeckt, die Anzahl der erloschenen Kratere scheinen wenigstens, — so wie der Vulkan, der gegenwärtig noch beständig brennt, — diese Meinung zu rechtfertigen.

Gewöhnlich — und zwar zu unbestimmten Zeiten — fließt nur der Vulkan, der 1824 zum letzten Male auswarf. Dagegen wechselt er oft seine Krater. Der Durchgangspunkt, wo sich diese bilden, kann 6000 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn. Ihre Lava-Ausströmungen verfolgen stets eine schiefe Richtung und brauchen einige Tage, ehe sie das Meer erreichen. Vom Berge bis zum Strande nehmen sie seit Jahrhunderten einen breiten Raum ein, eine traurige Oede, „Pays-brûlé" genannt. Bei Nacht gewährt die Feuersfluth, die langsam von der Höhe nach dem Thale herabfließt, ein herrliches Schauspiel.

Die Form der Insel ist, von Nord-Westen nach Süd-Osten, elliptisch. Eine ansehnliche Gebirgskette theilt das Land, von Norden nach Süden, in zwei an Formation, Klima und Production verschiedene, ungleiche Theile. Der westliche Theil Bourbons wird übrigens durch diese Berge gegen die Winde geschützt, die fast stets aus dem Ost-Süd-Ost wehen, demnach dem östlichen Theil außerordentlich nachtheilig sind.

Unter den Hauptgebirgsspitzen ragen empor: 1) der Piton des Neiges — 9450 Fuß, 2) der Grand-Bénard — 8910, 3) die Salazes — 7200 und 4) der Cimandef — 6850 Fuß über die Meeresfläche.

Es giebt keine eigentliche Ebenen. Aber der Abstand der Berge hat die Bildung gewisser kleiner und großer Thäler gestattet, welche durch die allmälige Ausholzung der damals die Küste schmückenden Wälder nun recht zu erkennen sind. Solche Thäler sind merkwürdig ergiebig. Unrichtig ist überhaupt die Behauptung, der Boden Bourbons sey unfruchtbar. Das Pays-brûlé, einige Sand- und Steinwüsten an der Küste, ausgenommen, findet man überall einen aus Alluvionen, Steinen, vulkanischen Aschen gebildeten, mit vortrefflichem humus mehr oder weniger bedeckten Boden. Seit 1836 nimmt der Kolonial-Ackerbau den dritten Theil der Oberfläche der Insel ein. Es bleiben jedoch die reichen Gegenden des Innern noch ohne Kultur.

Durch bedeutende unregelmäßige, unverständige Ausholzungen hat das Klima einen verderblichen Einfluß erfahren. Bourbon, — das vor 50 Jahren als der gesundeste Ort der Kolonial-Welt, als ein Insular-Paradies gerühmt wurde, — heftigen atmosphärischen Veränderungen nun ausgesetzt, enthält grausame, früher ihm unbekannte Krankheiten. Aus dergleichen Witterungswechsel entstehen die Angine coenneuse, der Flux de sang, die Fièvre tiphoïde de Bourbon, die einen jeden Europäer nach vier- oder fünfjährigem Aufenthalt fast unvermeidlich befallen. Alle drei Krankheiten werden im Verlaufe von einigen Tagen tödlich und lassen mehr Sterbefälle als Genesungen hinter sich. Eine zweimalige Genesung ist eine Seltenheit.

Die Lage der Hauptstadt der Insel, — der Stadt St. Denis, — auf einer mehr oder weniger nach Norden geneigten Fläche, bietet, in der Beobachtung der meteorologischen Erscheinungen, Unterschiede dar, welche lediglich von der durch den Beobachter angenommenen Stellung abhängen. So kann z. B. das Barometer in der Stadt in einem und demselben Augenblicke, je nach der Höhe des Experimentations-Ortes, um 3 bis 4 Millimeter abweichen.

Nachstehende Ergebnisse, — die ich größtentheils einem ehemaligen Mitarbeiter der Feuille hebdomadaire de l'ile Bourbon, dem jüngst verstorbenen H. Gilbert des Molières, verdanke, — sind meistens aus einer 35 Meter über der Meeresfläche erhabenen und ungefähr 1070 Meter von der Küste entfernten Station erlangt worden.

Thermometer. Neunjährige Beobachtungen in der Stadt gaben summarisch folgende Resultate:

Maximum medium der Temperatur des Jahres 28° 13 Cent. = 22° 30 Réaum.
Minimum Medium . . . . 21° 90 . = 17° 50 .
Medium oder mittlere Temperatur . . . . . . 25° 01 . = 20° 00 .

Im Februar 1820 und im Dezember 1823 stieg das Thermometer bis 33 Centigrad (26° 40 Réaumur), Maximum der in der Stadt bis jetzt wahrgenommenen Wärme. — 1842 fiel das Thermometer daselbst bis 15° 15 Centigrad (12° 12 Réaumur), Minimum der beobachteten Temperatur.

Achtjährige Beobachtungen in dem Thale des St. Denis-Flusses, in einer 12 Meter 80 Centimeter über der Meeresfläche erhabenen und 860 Meter von der Küste entfernten Station, liefern die Ergebnisse:

Maximum medium . . . 28° 38 Cent. = 22° 70 Réaum.
Minimum medium . . . 21° 06 . = 16° 85 .
Mittlere Temperatur . . 24° 72 . = 19° 78 .

Aus dem Vergleiche zwischen den mittleren Temperaturen dieser zwei Stationen bewährt sich ein interessantes Faktum, daß nämlich, obwohl das Maximum medium der Temperatur höher ist im Thale als in der Stadt, das Thal-Minimum doch viel niedriger ist als das Stadt-Minimum, so daß die mittlere Thal-Temperatur am Ende doch 029 niedriger ist.

Am 26. Februar 1826 stieg das Thal-Thermometer bis 34° 30 Centigrad (27° 44 R.) Maximum der dort beobachteten Temperatur. Am 15. August 1834 hatte das Instrument daselbst sein äußerstes Minimum angegeben, d. h. 15° 5 Centigrad (12° 4 Réaumur).

Den Naturgesetzen für alle tropischen Länder zufolge, fällt in Bourbon die Temperatur verhältnißmäßig, je mehr man nach den Höhen steigt. Wenn es also in St. Denis 15 Centigrad giebt, so giebt es auf dem Piton des Neiges nur 5. Letzterer Berg verdient übrigens seinen Namen. Das ganze Jahr hindurch beinahe wird von dessen Gipfel, zum Eisbedarfe der Liebhaber, Schnee geholt. Merkwürdig genug ist es, daß man das Eis nicht als Abkühlungsmittel, sondern vielmehr als Luxus-Genuß dort betrachtet.

Barometer. Bei 25 Grad Wärme ist, in der Stadt-Station, die Höhe des Barometers = $28^{z.}\ 2^{l.}\ 2''$. Das Quecksilber wandelt im Laufe des Jahres, über und unter diesem Punkte, in einem Verhältnisse, das sich nicht immer gleich bleibt. Es wechselt zwischen 7 und 10 Millimeter, und ergiebt für die ganze Wallung eine mittlere Quantität von 22 Millimeter, welche die mittlere Bahn der Abweichungen der Instrumente in der Kolonie darstellt.

Während der stürmischen Jahre wird die jährliche Wallung viel bedeutender. — Am 1. September 1836 stieg das Barometer bei einer Temperatur von 21° 0 Centigrad bis $28^{z.}\ 3^{l.}\ 8''$. — In demselben Jahre, während des Orkans vom 7. Mai, fiel das Quecksilber bei einer Temperatur von 26° 0 Centig. bis $27^{z.}\ 0^{l.}\ 1''$. — Die Wallung dieses Jahres war also, im Ganzen, — wenn man die Temperatur-Differenz beider Beobachtungs-Augenblicke berücksichtigt, = 40 Millim. 66.

Außer der hier angeführten jährlichen Wallung giebt es noch eine andere, eine tägliche. — Täglich zweimal begiebt sich das Quecksilber über seine mittlere Höhe. Gegen 9 Uhr Morgens findet das Maximum diurnum, zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags das Minimum diurnum statt. Das Maximum nocturnum tritt zwischen 9 und 10 Uhr Abends und das Minimum nocturnum von 3—5 Uhr Morgens ein.

Wird der zu Bourbon als Medium erhaltene und zur Höhe der Meeresfläche reduzirte Barometerstand mit dem in Europa unter dem 50ten Breitengrade beobachteten Stande verglichen und die Verschiedenheit der Temperaturen in Betracht genommen, — so ergiebt sich, daß das Barometer in Bourbon um 1 Millim. 38 höher ist als in Europa. Es wäre, unter Anderem, nicht unmöglich, daß die Ostwinde, welche in den tropischen Gegenden das Barometer fortwährend zum Steigen bringen, einen großen Einfluß auf die beständige Höhe des angeführten Mediums ausübten.

Regen. — Quantum des gefallenen Wassers. Die Zahl der Regentage beträgt in St. Denis, Jahr aus Jahr ein, 128. Jedoch sind hier nicht die Nebel- und Wolkentage, die dem Hydrometer kein Wasser gegeben haben, mit einbegriffen.

Nicht gewöhnlich ist der Thau. Der Wasserabfall desselben ist noch nie für ein Instrument, das den hundertsten Theil eines Millimeters wahrzunehmen erlaubt, fühlbar geworden.

Die mittlere Quantität des jährlich in der oberen Stadt gefallenen Wassers beträgt $48^{z.}\ 10^{l.}\ 24''$. Im Thale stieg diese Quantität bis $62^{z.}\ 3^{l.}\ 6''$. Es fällt mithin in das Thal ein Viertel mehr Wasser als in die obere Stadt. Die Menge der wasserartigen Dünste, welche der Wind nach der Gegend des Thals Bourbons treibt und anhäuft, kann zur Erklärung des hier angegebenen Unterschiedes beitragen.

Winde. Schwierigkeiten, die Winde nach ihrer Richtung genau zu beurtheilen, veranlassen, sie nur nach der Hauptrichtung, mit Rücksicht auf Nord und Süd, zu bezeichnen.

Die jährliche mittlere Zahl der Ostwind-Tage beträgt . .	309
Die der Westwind-Tage	56
	365

Länge der Tage. Zu den längsten Tagen gehören die der Dezember-Sonnenwende. Die Sonne geht um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden dann auf und um 6 Uhr 38 Minuten 12 Sekunden unter. Der längste Tag dauert also 13 Stunden 16 Minuten 24 Sekunden. — Bei der Juni-Sonnenwende geschieht der Aufgang um 6 Uhr 38 Minuten 12 Sekunden und der Untergang um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden. Der kürzeste Tag hat demnach 10 Stunden 43 Minuten 36 Sekunden. Die Dämmerung dort zu Lande ist fast nicht wahrnehmbar. Tag und Nacht kommen so zu sagen plötzlich.

Jahreszeiten. Obwohl die alten klassischen Saisons in Bourbon unbekannt sind, so ist doch in agronomischer Hinsicht eine Theilung des Jahres in vier Theile möglich, welche, wenn sie auch keine absolut scharfe Sonderungszüge darbietet, nichtsdestoweniger bemerkbare und für den Ackerbau wichtige Kennzeichen enthalten dürfte.

1ste Jahreszeit: Mai, Juni, Juli. Kältere Temperatur als in dem vorigen und dem nächstfolgenden Trimester. Regen von Zeit zu Zeit. Dieser Regen ist der Kultur höchst vortheilhaft.

2te Jahreszeit: August, September, Oktober. Erhöhung der mittleren Temperatur von Ende September an. Wind. Absolut trockenes Wetter. Regen schadet jetzt dem Ackerbau.

3te Jahreszeit: November, Dezember, Januar. Wärme und Trockenheit. — Kündigen sich Regenwolken frühzeitig an und hört der Süd-Ost-Seewind bei Zeiten auf mit Gewalt zu blasen, so kann man auf ein für die Kolonial-Production ergiebiges Jahr rechnen. Ist das Wetter warm, windig, trocken, — so trifft das Gegentheil ein.

*) Dies ist wenigstens die genaue Lage ihrer Hauptstadt.

4te Jahreszeit: Februar, März, April. Regengüsse im Uebermaße. — Stürme. — Ist die dritte Jahreszeit nicht vortheilhaft gewesen, so können die Pflanzen den nachtheiligen Einwirkungen dieser Periode nicht Trotz bieten.

Nach gewöhnlichem Maßstabe und Anschauung werden aber von den Landesbewohnern nur zwei Jahreszeiten angenommen: die **Winterzeit** und die **Regenzeit**.

Während der Winterzeit, vom 1. Mai bis zum 31. Oktober, kömmt der sehr kräftige Wind gewöhnlich von Süd-Ost oder Süd-Süd-Ost. Er beharrt als Seewind öfters hartnäckig während der ganzen Nacht. Das Barometer, das fast immer im Steigen sich befindet, erreicht das Maximum seiner Höhe. Das Thermometer fällt im Laufe des August zu seinem niedrigsten Stande. An der Küste bewegt sich beständig ein unruhiges Meer, welches zuweilen die Verbindungen der Schiffer mit dem Lande unterbricht, ohne jedoch im mindesten mit den Gefahren der Regenzeit zu drohen.

Die Regenzeit, die vom 1. November bis zum 30. April dauert, ist die heißeste. Außerdem ist sie unheilbringend. Die See, die zu der Zeit gewöhnlich schön und ruhig in der Gegend der Küste aussieht, trügt. Während dieser sechs Monate giebt es die gefährlichsten Meeresstrudel und Wasserfluthen. Die allgemeinen Winde (vents généraux) treiben die Regenwolken vorzugsweise auf den östlichen Theil der Insel. Es sind diese Winde, die sich, mit dem Regen verbunden, öfters zu Orkanen gestalten. Nichts Schrecklicheres als dergleichen Katastrophen. Das Meer wächst in einem unglaublichen Verhältniß; Uferswellen, gewöhnlich 3 bis 4 Fuß hoch, erreichen 60 bis 100 Fuß, nebst einer unberechenbaren Kraft; die Luft wird schwer, lästig: sie füllt sich mit Dünsten; der Himmel nimmt matte, metallische Farben an, — Erhöhung der Temperatur bis zu ihrem intensiven Maximum. Abfall des Barometers bis zu seinem niedrigsten Stande. Vermehrung der Regenmasse in einem Verhältnisse, das, mit dem im übrigen Laufe des Jahres gefallenen Wasser verglichen, $\frac{9}{10}$ gegen $\frac{1}{10}$ ergiebt. Alle kleine Quellen aus den Bergen werden zu Riesenflüssen; sämmtliche niedrig gelegene Ortschaften sind mit Blitzesschnelle unter Wasser. Der Wind lärmt Hunderten von Geschützen gleich; seine Gewalt ist so zügellos, daß Menschen, Thiere, Bäume, ganze Häuser bald niedergeworfen, bald auf ungeheuren Strecken fortgeschleppt werden. — Im Jahre 1829 trieben Meer und Wind ein 300 Lasten starkes Schiff ans Land, stellten es auf den Gipfel des ziemlich hohen Douanengebäudes in Mauritius und ließen es dort zurück. Ein 50 Fuß breiter und 250 Schritte langer steinerner Hafendamm wurde vom nämlichen Sturme in Bourbon umgebogen.

Daß die Orkane dem Ackerbau entsetzlich schaden, ist leicht einzusehen. Seitdem die Zuckerkultur, welche den Boden gegen die Nachtheile des Gußregens prächtig schützt, zugenommen hat, werden solche Nachtheile indessen geringer. Auch braucht nicht das Zuckerrohr, wie der Kaffee-, der Nelken-, der Kakaobaum, mehrere Jahre, um sich nach einem Orkane zu erholen.

Dennoch sind die tropischen Wind- und Regenstürme den Ackerleuten weniger verhängnißvoll als den Seemännern. Bourbon besitzt keinen wirklichen Hafen. Die unsicheren Rheden und die felsenartigen Küsten der Insel bieten bei schlechtem Wetter den Schiffern kein Obdach. Sobald während der Windzeit gefährliche Stürme drohen (die wenigstens stundenweise sich vorhersehen lassen), — giebt es, um Hab', Gut und Leben zu erhalten, ein einziges Mittel: es besteht darin, die Flucht zu ergreifen und die hohe See zu gewinnen; dennoch gehen stets viele Schiffe unter. In den Jahren 1843 und 1844 verschwanden 11 große Fahrzeuge.

Aus obigen Angaben erhellt wohl, daß Bourbon keinen liebenswürdigen Aufenthalt darbietet. Indessen ist dieses Land den Antillen noch weit vorzuziehen. In Bourbon kennt man weder Erdbeben, noch gelbes Fieber, noch giftige Schlangen. Dr. **Oelsner-Monmerqué.**

Asien.

Tamerlan's Andenken in der Mongolei.

Im Jahre 1845 kamen Reisende in der Mongolei jenseit des Salzsees nach einem fruchtbaren Thale, wo mongolische Karavanen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nachdem ein patriarchalisches Mahl gehalten worden, langte ein Kind eine Geige mit 3 Saiten von einem Ziegenbockshorn herab und gab sie einem ehrwürdigen Greise. Nun wurde der Sänger, Toolholos genannt, nachdem er eine Schale Milch-Wein getrunken hatte, aufgefordert, den beliebten Gesang von Tamerlan vorzutragen. Alles wurde still, und der Toolholos sang im kräftigen und kriegerischen Tone folgende Strophen:

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten hauste, da waren die „Mongolen ein gefürchtetes und kriegerisches Volk. Unter ihren Schritten wankte der Erdball, und vor ihrem Blick erstarrten die zehntausend „Völker, die unter der Sonne wohnen, im furchtbaren Schrecken.

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele wieder auf„leben? Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!

„In unseren weiten Auen leben wir still und ruhig wie Lämmer, und „doch lodert unser Herz noch ganz in Flammen auf. Immerdar ver„folgt uns das Andenken an Timur's ruhmvolle Zeiten. Wo ist das „Haupt, das uns anführen und aus uns Krieger machen wird?

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„Der junge Mongole hat Kraft genug im Arme, um [illegible] „Hengst zu zähmen: von fern erkennt er auf dem Grase die [illegible]„renden Kameels. Ach! er kann nicht mehr den Bogen [illegible] „spannen, sein Auge nicht mehr des Feindes List entdecken.

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„Auf dem heiligen Berge sahen wir die rothe Binde des [illegible] „und die Hoffnung ist in unserem Lager aufgeblüht. Sage [illegible] „(Priester), wann das Gebet von deinen Lippen fließt, läßt [illegible] „(Gott) in die Zukunft schauen?

„O göttlicher Timur, wann u. s. w.

„Zu des göttlichen Timur's Füßen haben wir das wohlrie[illegible] „verbrannt; das Haupt zur Erde geneigt, haben wir ihm [illegible] „Thee und die Milch unserer Herden dargebracht. Wir [illegible] „flehen die Mongolen, o Timur! und du, Lama, flehe du [illegible] „Pfeile und Lanzen herab.

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele [illegible]„leben? Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!"

Als der tatarische Minnesänger dies gesungen hatte, stand er [illegible] beugte sich tief und hängte sein Instrument an die Wand des Zel[illegible] Sänger wandern von Zelt zu Zelt, um die Helden und die Gesch[illegible] Vaterlandes zu besingen; in Thibet sind sie ganz besonders geschä[illegible]

Mannigfaltiges.

— **Der Orientalist Beréfin.** Herr Beréfin, Professor [illegible] tatarischen Sprache an der Universität Kasan, ist vor einiger Ze[illegible] auf Kosten der Regierung unternommenen mehrjährigen Reise [illegible] rückgekehrt, die in wissenschaftlicher Hinsicht eine reiche Ausbeute [illegible] soll. Von Astrachan ausgehend, welches er im Jahre 1842 ver[illegible] streifte er ganz Persien von Norden nach Süden, wandte sich dann [illegible] und begab sich über Bagdad, Mossul, Aleppo, Beirut nach Jeru[illegible] Damaskus. Zu Anfang des Jahres 1844 traf er in Alexandrien [illegible] verbrachte dann eilf Monate in Konstantinopel, wo er sich eifrigst [illegible] dium der orientalischen Sprachen widmete, bis er endlich über Odessa [illegible] Krim nach der Heimat zurückkehrte. Der gelehrte Reisende hat eine [illegible] alter Inschriften kopirt, die zum Theil noch unbekannt waren, namentlich [illegible] Persepolis und Aleppo, und einige Orte besucht, die bis dahin wenige [illegible] päer betreten hatten, als die Stadt Kerbeleh in der Wüste um Bagdad, [illegible] Scheich-Gadi, den Wallfahrtsort der furchtbaren Sekte der Jesiden, [illegible] Hamisch in Tebris u. a. m. Durch seine Sprachkenntnisse wurde es Herrn Beréfin möglich gemacht, sich besonders mit den religiösen Verhältnissen [illegible] Länder zu beschäftigen, und namentlich hat er mit den Guebern oder Feuer[illegible] anbetern eine interessante Bekanntschaft angeknüpft. Wie die Petersburger Zeitung, aus der wir diese Notiz geschöpft haben, berichtet, wird der [illegible] Band seiner Reisebeschreibung mit nächstem im Druck erscheinen: einige [illegible]ben daraus sind uns bereits im Moskwitjanin und im Journal des [illegible] Unterrichts-Ministeriums (J. M. Narodnago Prosweschtschenija) zu [illegible] gekommen.

— **Vorlesungen über Shakespeare.** Am 3ten d. M. [illegible] G. B. Wilkinson in seiner Wohnung (Dorotheenstraße Nr. 46) [illegible] digten englischen Vorlesungen über Shakespeare's Leben und Werk [illegible] gewählten Kreise von Damen und Herren begonnen. Mit Recht [illegible] W., wie er in der Einleitung gethan, den Namen Shakespeare's [illegible] gisches Band bezeichnen, welches Engländer und Deutsche [illegible] beiden Nationen, die durch Sprachen und Gefühle ohnedies verwandt [illegible] eine einzige große Familie verwandle. So vernachlässigt auch [illegible] und das Studium Shakespeare's in seinem eigenen Vaterlande bald nach seinem Tode und in dem folgenden Jahrhundert waren, so verbreitet [illegible] wie das andere jetzt, und wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten die Shakespeare-Verehrer zu überwinden hatten, um sich durch den Staub der Archive und den Wust der Bibliotheken wieder bis zu ihm hinaufzuarbeiten, so erscheinen die Resultate, zu welchem man seit einigen Jahren in dem Studium Shakespeare's und seiner Zeit gelangt ist, um so bewundernswerther. Diese Resultate hauptsächlich sind es, die uns Herr Wilkinson vorlegen [illegible] was um so verdienstlicher ist, als sie in Deutschland nur noch wenig oder nur bruchstücksweise (wie z. B. durch unser eigenes Journal, das darüber [illegible] und wieder berichtet) bekannt sind. Wir erinnern nur an J. Payne Collier's so wie an Knight's neuere Forschungen in Bezug auf Shakespeare [illegible] Zeitgenossen, so wie an die fortdauernd erscheinenden Publicationen der Shakespeare-Society, um Jedem sogleich zum Bewußtseyn zu bringen, [illegible] das, was Eschenburg und Franz Horn, noch das, was Tieck und [illegible] Ulrici in Deutschland über Shakespeare publizirt haben, vollständig [illegible] schöpfend seyn kann. Deshalb können wir auch hiesige Freunde der Shakespeare-Literatur, die des Englischen mächtig genug sind, um dem Vortrage folgen zu können, nicht genug ermuntern, an diesen Vorlesungen Theil zu nehmen. In der ersten Stunde hat Herr Wilkinson zunächst eine kurze Uebersicht der Geschichte des englischen Theaters bis auf die Zeit Shakespeare's gegeben, in der zweiten wird er jedoch, wie sich voraussehen läßt, zu seinem eigentlichen Thema gelangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Donnerstag den 11. November 1847.

Schweden.

Drei Gedichte Tegnér's.

(Züge zu seinem Charakterbilde.)

Die Nachricht von dem Tode Tegnér's und von der bald zu erwartenden Gesammtausgabe seiner Werke hat die Aufmerksamkeit wieder diesem schon lange in Krankheit verstummten, großen schwedischen Dichter zugewendet. Den Vielen, die sich an seiner „Frithiofssage", seinen „Nachtmahlskindern" und seinem „Axel" erfreut haben, dürfte nicht uninteressant seyn, folgende drei Gedichte von ihm in möglichst wortgetreuer Uebersetzung zu lesen. Diese ist nach einer in Stockholm in mehreren Auflagen erschienenen „Sammlung seiner kleineren Gedichte" veranstaltet. Es werden diese drei Gedichte vielleicht ein Beitrag seyn zu der Gemüthsgeschichte des bewunderten, unglücklichen Mannes.

Das Feuer.

Finster lag die Tiefe in Versteinung,
Unerforschlich, gleich Allvaters Meinung,
Formlos, ohne Leib und Geistes baar:
Keine Seel' empfing in ihren Spiegel
Wesensbilder, weil der Schöpfung Siegel
Unerbrochen war.

Ewigkeit in ihren Schlangenringen
Lag und brütete mit schwarzen Schwingen
Ueber der zukünft'gen Wesen Spur;
Schlaff des Raumes Zelt lag, unentfaltet,
Keine Stunde war der Zeit veraltet,
Still stand ihre Uhr.

Sieh', da blitzt es! Wie die Nacht sich lichtet:
Leben ist erwacht, und auf sich richtet,
Das im Grabe lag, vom Tod umeis't.
Dinge sondern sich aus Einheitsfluthen,
Himmels Wölbung steigt, und los in Gluthen
Sich die Sonne reißt.

Osten mit Gewalt sich rückt von Westen,
Nordenabwärts will der Süd sich festen.
Aus den Knospen Himmelsrosen blüh'n.
Meer und Land umspannen Tage prächtig,
Keusch erröthend schlägt das Aug' auf nächtig
Nun des Mondes Glüh'n.

Aus erwärmtem Staube schießt die Pflanze,
Hügel steh'n umrauscht von laub'gem Kranze,
Und zu Füßen welkt die Blume still.
Thiere spielen. — Einzig, sonder Gleichen,
Tritt der Mensch auf, deß Gebot umreichen
Erd' und Himmel will.

O, der einigen Natur Pulsiren!
Wuchs in Pflanzen! Leben in den Thieren!
Götterflamme, wer entbrannte dich?
Er, zu dem kein Geist sich mag erschwingen,
Spiegeln wollt' er einst sich in den Dingen —
Zündend sah er sich!

Keine Harfe klingt von deiner Ehre,
Uns're Zeit belächelt Zenda's Lehre,
Vesta's längst erloschenen Altar.
Nur aus Eines Tempels mächt'gen Hallen
Die verlass'nen Opferlohen wallen:
Sonne bringt sie dar.

Ueberall, gleich Himmelsathmen schwebend,
Wehst du, nahrungslos im Staube lebend,
Welten zehrend, hungrig fort und fort.
Forschend deinem Wesen nachzujagen
Ist umsonst, du spottest aller Fragen;
Wärmend schweigt dein Wort.

Sag' uns, bist du nicht dieselbe Eine
In des Geistes, in der Sonne Scheine,
In des Dichters Lied, in Lenzes Pracht?
Sey ein Held, sey ein Vulkan der Dräuer:
Bricht da nicht hervor derselben Feuer
Brüderliche Macht?

Schaut der Mond auf jene Burg in Trümmern
Nächtlich: sieh, es beugt ein tief' Bekümmern
Still sich auf des Freundes Leichenstein!
Siehst du Freija's Stern den Abend deuten:
O, da leuchten dir von Nordlands Bräuten
Blicke, friedlich rein!

Himmelsflamme, wenn mein müdes Leben
Zu den blauen Landen will entschweben,
Die vielleicht schon einst sein Heimatsort:
Nimm dann auf den Gast nach Irrsals Mühen,
Mach' ihn, wie Asbest, in deinem Glühen,
Schöner, reiner dort.

Die Polarreise.

Räthsels Ueberdruß zu fliehen
Will der Forscher polwärts ziehen,
Will nicht rasten, bis er stehe
Auf des Erdballs Stirnenhöhe
Und von aller Wesen Grab
Messe Erd' und Himmel ab.

Bald hat Nordmeer ihn geschwungen.
Auf dem Eisberg ihre Jungen
Sonnt die Seekuh. Bären waschen
Brummend weiß sich. Adler haschen.
Inselschwer der Wallfisch fährt
Durch die See, die zornig gährt.

Keins der Schrecken hemmt die Reise.
Hoch im Nord an festem Eise
Wirft er Anker. „Hier, so lange
Als die Sonne rund im Gange,
Wartet meiner. Bis zum Pol
Sind noch hundert Meilen wohl."

Er, den Kompaß in den Händen,
Sieht den Strand zurück sich wenden.
Ueber ew'gen Schnee er gleitet,
Silberblankes Eis sich breitet;
Um des Himmels weit Geleis
Tanzt die Sonne Kreis auf Kreis.

Hier krystallne Leichensteine
Decken der Natur Gebeine;
Nie ist Leben hier entsprossen,
Seit die Schöpfung Licht ergossen.
Ohne Wachsen, unbewegt
Hier der Tod sein Schweigen hegt.

Ihn nur ferner treibt's vom Süde!
Ist er Wanderns, Wachens müde,
Haut sein Bett er sich ins helle
Eis und schläft, gehüllt in Felle,
Thiergestaltet; jede Rast
Nähert ihrem Ziel die Hast.

Endlich, endlich es sich zeiget!
Siegend auf den Pol er steiget,
Auf die Achse! Wie es brauset
Aus der Tiefe! Schwingend sauset
Um sich her des Erdballs Wucht,
Klirrend in des Wirbels Flucht.

Nun verlegen, nun voll Grauen,
Rückwärts will den Weg er schauen —
Weh, welch Zauber muß ihn festen?
Wo ist Osten, wo ist Westen?
Wo ist Süd und Norden nur?
Nirgend Zeichen, nirgend Spur!

Und des Abgrunds Donner brüllet:
„Thor, von Wissensdunst erfüllet!
Hat denn Richtung, gleich den andern,
Auch der Punkt, d'rum Welten wandern?
Jedem Gast er Fesseln schlägt;
Nur der Tod die Schlüssel trägt."

Stündlich wird der Schatten länger,
Stündlich ihre Zirkel enger,
An den Rand die Sonne rücket,
Bis den letzten Strahl sie zücket.
Stolzes Ich, in Eis erstarrt,
Dort des Richtertages harrt.

Schwermuth.

Ich stand auf meiner Lebenshöhe Säumen;
Die Wasser konnt' ich dort geschieden seh'n
Und zwiefach abwärts ihre Wellen schäumen —
O, droben war es hell, war schön zu steh'n!
Zur Sonne blickt' ich, dann zu blauen Räumen,
Wo der gesunk'nen sanft're Kinder geh'n;
    Zur Erde blickt' ich — sie war jung in Klarheit,
    Und Gott war gut, und bei den Menschen Wahrheit.

Da stieg der Schwermuth Alp, schwarz auf mit Grollen,
Ins Herz unheimlich fest biß er sich mir:
Und siehe, Sonn' und Sterne plötzlich rollen
Verfinstert, öd' und wüst wird's dort und hier,
In trüben Herbst ist aller Glanz verschollen,
Vergelbt der Hain, geknickt der Blumen Zier.
    Das Leben stirbt im eisigen Gemüthe
    Der Muth wird welk, ab fällt der Freuden Blüthe.

Was will, o Wirklichkeit, mir deine todte
Und stumme Masse? Ach, sie drückt mich, rauh!
Wie bist erbleicht du, Hoffnung, rosenrothe!
Wie du ergraut, Erinn'rungshimmelblau! — —
Und selbst mein Lied — zum Ueberdruß ein Bote,
Daß ich die eitle Seiltanzmühe schau'!
    Wer mag mit deinen Gaukelbildern sprechen,
    Nur abgeschäumt von lauter Oberflächen!

Doch dich, Geschlecht der Menschen, muß ich preisen,
Dich, Gottes Bild, so scharf man's treffen kann? —
Zwei Lügen nur hast du mir aufzuweisen,
Die eine heißet Weib, die and're Mann.
Von Treu' und Glauben giebt es alte Weisen —
Am besten stimmt man sie im Truge an.
    Du Himmelskind! Dein einz'ger Wahrheitsspiegel
    Ist auf die Stirn gebrannt dein Kainssiegel.

Ein lesbar Zeichen! Gott selbst hat's gegeben!
Wie hatt' ich auf die Ueberschrift nicht Acht?
Ein Leichenduft durchzieht der Menschen Leben,
Vergiftet Lenzes Luft und Sommers Pracht.
Der Duft mag aus dem Grabe wohl sich heben?
Man mauert's zu, stellt Marmor d'rauf zur Wacht —
    Ach, nur Verwesung ist der Hauch des Lebens
    Allüberall, ihr sperret ihn vergebens!

Sprich, Hüter, wird die Nacht zum Morgen leiten?
Lebt noch die Sonne, die mir gestern schien? —
Der halbverzehrte Mond fährt fort, zu gleiten,
Verweinten Aug's die Sterne weiter zieh'n;
Mein Puls schlägt rasch, wie einst in jungen Zeiten,
Doch schlägt er nicht zu Ende meine Müh'n.
    Wie lang, wie endlos zählt er mir die Schmerzen;
    Weh meinem blutenden, zernagten Herzen!

Mein Herz? — Es glüht keins auf des Busens Herde!
Nur Urne ist's, des Lebens Asche d'rin!
Erbarme dich, du grüne Mutter Erde,
Und nimm die Todtenurne endlich hin —
Denn hier verwittert sie — ob still nicht werde
Im Staub der Staubesschmerz, deß Speis' ich bin!
    Das Findelkind der Zeit, der Schul' entronnen,
    Vielleicht den Vater sieht's — jenseit der Sonnen.

H.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Auf noch grellere Weise ist die Geschichte in einem anderen Zuge verletzt, welcher der Hinrichtung Robespierre's voranging. Bei dieser Gelegenheit wird Barrère ein Wort in den Mund gelegt, das den Diktator gleichsam verleumden soll. Wie es aber in Wahrheit gesprochen worden, beweist es nur, daß die Blutmenschen, wie die Drachensaat des Kadmus, vom Schicksale oder vielmehr von der rächenden Gottheit dahin gebracht war, sich gegenseitig selbst zerfleischen zu müssen. „Sie" (die Mitglieder des Heilausschusses) — sagt nämlich unser Verfasser — (Th. VIII. B. 38. Cap. 18.) — „affektirten, die Hinrichtungen des revolutionairen Tribunals auf ihn (Robespierre) allein zu schieben und ihn in ihren vertraulichen Mittheilungen als den unersättlichen Vertilger ihrer Kollegen darzustellen. Er mag — sagte Barrère — die Köpfe Tallien's, Bourdon's, Legendre's verlangen; darüber kann man sprechen. Aber die Köpfe aller Konventsglieder, welche ihn beunruhigen — solchem Blutverlangen kann man nicht genügen!"

„Solchem Blutverlangen kann man nicht genügen!" Das wäre im Munde des Anakreons der Guillotine freilich eine Heuchelei, eine Insinuation gegen Robespierre gewesen, der allerdings das zweideutige Lob verdient, weniger Opfer geschlachtet zu haben, als Barrère's damalige Verbündete, Billaud Varennes, Collot d' Herbois, und vielleicht als dieser Barrère selbst, der zwar von Herzen nicht blutdürstig war, aber aus Feigheit bei allen Mordscenen der späteren terroristischen Zeit in den vorderen Reihen stand. Doch die ganze Aeußerung ist eben hinzu gedichtet und der gute Barrère ganz mit Unrecht beschuldigt, sich so bitter gegen Blutvergießen ausgesprochen und Robespierre bei dieser Gelegenheit der Unmenschlichkeit bezüchtigt zu haben. Gehen wir der Quelle nach, so stellt sich die Sache ganz anders dar: Barrère richtete nämlich die Worte, welche hier in einer verbesserten Auflage wiedergegeben werden, an den Geschworenen Vilate, der sie (Causes secrètes S. 201) selbst erzählt. Weit entfernt, sich auf den Standpunkt des Mitleids der Menschlichkeit, der Milde zu stellen, hatte er wenige Tage vorher sein Lieblingswort wiederholt: Nur die Todten kommen nicht wieder (il n'y a que les morts qui ne reviennent pas), und an demselben Tage (21. Messidor) den Wüthrich Joseph Lebon im Konvent vertheidigt. Aber Robespierre hatte bei den Jakobinern ihn und das Comité heftig angegriffen. Darauf sagte B. zu Vilate: „Ich bin der Menschen überdrüssig (je suis saoûl des hommes)." „Warum mag er dich wohl angegriffen haben?" fragte dieser. „Dieser Robespierre ist unersättlich", antwortete Barrère. „Weil man nicht Alles thut was er will, muß er gleich die Brücke zwischen uns aufziehen (il faut qu'il rompe la glace avec nous)! Spräche er von Thuriot, Guffroi, Rovère, Lecointre, Panis, Cambon, von dem Monestier, der meine ganze Familie geplagt hat, von dem ganzen Dantonschen Schweife (de toute la séquelle Dantoniste) — wir könnten uns verständigen. Wollte er noch Tallien, Bourdon de l'Oise, Legendre, Freron dazu (die nachmaligen Thermidoristen) — in Gottes Namen (à la bonne heure)! Aber Duval, Audoin, Léonard Bourdon, Vadier, Vouland — darein können wir nicht willigen"! Diese Letzteren waren nämlich Mitglieder des allgemeinen Sicherheitsausschusses, der im Verein mit dem Heilausschusse faktisch das Direktorium der Republik bildete und die Ehre hatte, in außerordentlichen Fällen mit zu der Obermetzel- und Schlächterbehörde zugezogen zu werden. Die Proskribirten sahen ein, daß, wenn sie Männer aus ihrer Mitte zu den Proskriptoren stellen ließen, ihre Köpfe gewaltig wackeln und demnächst dem Diktator auch zu Füßen gelegt werden würden. Das konnten sie freilich nicht wollen, und daher ihre ganz natürliche Weigerung.*) So wenig aber in dieser Aeußerung Barrère's „affektirt" wird, die in dieser Zeit so häufigen Hinrichtungen auf Robespierre zu schieben, eben so wenig bezweckt sie eine Aufreizung oder gar Verleumdung gegen ihn. Sie ist nichts, als der Ausdruck seiner eigenen Angst vor dem Ausgange des unvermeidlich gewordenen Kampfes mit dem Uebermächtigen und stellt die Lage der Dinge treu, aber freilich in einem ganz anderen Lichte dar, als sie in der verschönernden Darstellung unseres geistreichen Verfassers erscheint. Wenn aber so Robespierre's Kollegen nicht über die Zahl, sondern über die Wahl der Köpfe stutzig geworden waren, so hatten sie wohl auch weniger gegen seine Verkündung der Gottheit (am 20. Prairial) als gegen die Vorzeichen seiner unumschränkten Diktatur einzuwenden, welche dieselbe begleiteten. Wir müssen offen gestehen, daß wir unsererseits das Entzücken zu theilen nicht vermögen, in welches unser Verfasser über die allerdings schönen Worte und würdige Anerkennung der großen ewigen Wahrheiten geräth, welche Robespierre bei dieser Gelegenheit aussprach. Die Lehre von Gott in Begleitung geschärfter Blutgesetze, das Wort von der Allgüte ohne eine des Allgütigen würdige That sieht, unserer Meinung nach, einer Gotteslästerung ähnlicher, als einer Gottverehrung. Wir zweifeln darum doch nicht, daß es Robespiere in der That ernst war, der von den Hebertisten gepredigten Gottlosigkeit ein Ende zu machen, und daß er selbst ein Ideal in seinem Herzen trug, das besser war, als seine Thaten. Aber wir sind auch überzeugt, daß dieses, in dieser vorgerückten Epoche seiner Wirksamkeit, schon durch viele unedle Beimischung sehr getrübt war und er in der Verkündung der Alleinherrschaft Gottes seine eigene Alleinherrschaft vorzubereiten dachte. Das mindestens ist gewiß, daß es seinen Kollegen auf Prinzipien gar wenig ankam und, was sie stutzig machte, eben diese autokratischen Voranstalten waren. Er affektirte, sich während des Zuges in bedeutender Entfernung von seinen Kollegen zu halten, ließ lange auf sich warten, setzte sich allein auf die Höhe des für das Fest vorbereiteten Berges, kurz, gab alle die Zeichen, welche auch den römischen Senat so sehr gegen Cäsar verstimmten. Dies Alles erzählt auch unser Verfasser treulich und mit der ihm eigenen unvergleichlichen Schönheit der Darstellung. Aber — er läßt dabei wieder die entscheidenden Worte aus, welche die schöne Rede Robespierre's in eine entsetzliche verwandeln und der erhebenden Feier den Werth rauben, die Worte nämlich, von welchen schon ein französischer Geschichtschreiber sagte: Ces mots ont fait manquer à l'inepte rhéteur le trône de France, die Worte, welche das Fest der Gottheit als einen zu keiner weiteren Konsequenz führenden Ferientag in der täglichen Mordbeschäftigung darstellen. Diese Worte lauten: „Volk, überlassen wir uns heute dem Entzücken reiner Freude. Morgen wollen wir die Laster und die Tyrannen weiter bekämpfen." Aus der Mordpoesie in die Mordprosa übersetzt heißt dies nämlich: morgen soll die Guillotine wieder Dutzende von Köpfen abmähen! Was vermögen neben diesem Worte des Gräuels, das schon zwei Tage später (22. Prairial) zur entsetzlichen That, zu verschärften Blutgesetzen ward, was vermögen dagegen die schönen Phrasen, welche unseren Dichter so sehr entzücken?

Um Fest und Priester recht identisch zu machen, führt unser Verfasser die Apostrophen der wüthenden Reste der Hebertistischen Faction, des Abschaums der Menschheit, an den Wiederhersteller der Gottverehrung treulich an. Der Ausruf eines Deputirten aber (wahrscheinlich Lecointre's von Versailles): „Robespierre, ich liebe Dein Fest, aber Dich verabscheue ich (Robespierre, j'aime ta fête, mais toi je te déteste)", kann bei ihm keinen Raum finden, weil er durch die Richtigkeit des darin enthaltenen Urtheils gar zu sehr enttäuschen würde.

Robespierre's Kollegen im Wohlfahrtsausschusse freilich nahmen die der neu anerkannten Gottheit bestimmten Menschenopfer (wenn sie nur sicher waren, nicht selbst dazu zu gehören) gewiß wohlgefälliger auf, als diese Anerkennung selbst. Wenn es ihnen aber bedenklich erschien, daß der neue Pontifex schon einen Altar gefunden hatte, wo man ihm opferte, so können wir ihnen

*) Aus diesem Gesichtspunkte wird die Sache auch von Thibaudeau (I., 82) Thiers' (II., 85 der Brüsseler Ausgabe), Mignet (C. IX.) und fast allen bedeutenden französischen Geschichtschreibern angesehen.

darin nicht Unrecht geben.*) Mag das alte Weib, das Catherine Theot**) hieß und sich die Mutter Gottes nennen ließ, noch so sehr Thörin gewesen seyn, mag der alte Don Gerle, wenn auch Mitglied der konstituirenden Versammlung, ihr an Thorheit nicht nachgestanden seyn: daß die reiche, schöne, aristokratische Frau von Amaranthe sich dem neu erstandenen Orden anschloß und eifrig Proselyten für ihn warb, daß Robespierre sich mit ihr in Verbindung setzte, und daß er, der so leicht Verrath witterte, wenn man ihm übermäßig huldigte — daß er dieser Komödie die Hand bot, diese Apostel seiner providentiellen Bestimmung, so lange er konnte, in Schutz nahm und, als er es nicht mehr konnte, mit seinen Kollegen brach — das giebt doch in der That Manches zu denken! Man sage nicht: wie konnte er in dem revolutionairen ungläubigen Frankreich von solchen Possen einen Erfolg erwarten? Die Geschichte der römischen Kaiserzeit, wie die früheren und späteren Epochen (der französischen Revolution mit inbegriffen), lehrt hinlänglich, daß gerade das glaubensleere Herz dem unsinnigsten Aberglauben am leichtesten zugänglich ist oder die Maske desselben annimmt. Wenn Cagliostro und St. Germain so viele Adepten in den höheren Kreisen fanden, wenn der Unfug der Rosenkreuzerei und anderer mystischen Wahnlehren so lange verbreitet war und zum Theil noch ist, wenn vornehme und gelehrte Herren dem heiligen Rocke in Schaaren zueilten, warum hätte die ohnehin fanatisirte Masse der Jakobiner nicht auch diesem Fanatismus theils Gläubige, theils Heuchler liefern können? Wahrlich, Vielen war kaum besser zu Muthe, als sie ihrer Göttin der Vernunft abschworen, um Gott wieder anzuerkennen, und sie schämten sich dieses vermeintlichen Fanatismus kaum minder, als sie sich des wirklichen Fanatismus geschämt hätten, dessen Priesterin die Theot war. Auch das Vae victis ist nicht zu vergessen, und es mag wohl in diesen Zusammenkünften Manches vernünftiger und entsprechender gelautet haben, als es uns jetzt erscheint, wo die siegende Partei ein Interesse dabei hatte, in der Theot Robespierre lächerlich zu machen, die besiegte aber die Sache gern als einen Narrenschwank darstellte, wozu der Diktator nur gelächelt habe. Daß Robespierre die Apostel dieser Lehre dazu brauchen wollte, wozu später Napoleon den Papst, klingt lächerlich, mag aber ganz wahr seyn. Freilich war Napoleons Mittel großartig und welthistorisch, Robespierre's wäre nur abenteuerlich und unvernünftig gewesen. Wohl! Dann verhalten sich diese Mittel gerade zu einander, wie sich Robespierre zu Napoleon verhält.

Wie dem auch sei, daß das Zusammentreffen dieser Alfanzereien und jener Blutgesetze mit seiner Verkündigung des Gottesglaubens geeignet war, nicht nur seinen Kollegen, sondern auch der Nachwelt manchen Verdacht einzuflößen, ist schwerlich zu leugnen. Sehen wir aber die an sich so hohen Preis verdienende Wiedereinführung der Verehrung Gottes von Aberwitz begleitet, von Mordgesetzen gefolgt, so ist es uns — wir gestehen es — kaum begreiflich, wie unser trefflicher Verfasser sie und ihren Urheber mit folgenden Worten enthusiastischer Begeisterung preisen kann (Th. VIII, S. 58, Kap. 6.): „Solche Worte waren vielleicht nie in einer berathenden Versammlung ertönt. Es war die Politik (schlimm genug!) zur Höhe des religiösen Typus der Philosophien erhoben, der Heldenmuth in der Beredtsamkeit, das Apostolat im Tode! Den Himmel mit der Erde durch dieses Band eines vernunftgemäßen Glaubens und Gottesdienstes zu verbinden, das war für ihn (Robespierre) die Erfüllung der Revolution. Von dem Tage an, wo Vernunft und Freiheit sich im Gewissen an Gott knüpften, hielt er sie für unsterblich, wie die Gottheit selbst, und mochte wohl nach diesem Tage streben." ***) (Fortsetzung folgt.)

China.

Menschen und Sitten in China.

Wir haben unseren Lesern vor nicht langer Zeit (Nr. 95, 99 u. 101 des Magazins) eine Reihe von Auszügen aus Fortune's „Wanderungen in China" vorgelegt. Die hier folgenden Skizzen — demselben Werke entnommen und jene früheren Auszüge vervollständigend — enthalten abermals der neuen und interessanten Beobachtungen so manche, daß unsere Leser gewiß gern darauf zurückkommen. — Es war in Schanghai, wo wir unseren Reisenden seinen Bericht abbrechen ließen; ebendaselbst mag er nunmehr seine Erzählung wiederum anknüpfen.

*) Wir müssen bekennen, daß die französischen Geschichtschreiber, welche freilich kompetenter, als wir, in der Beurtheilung dieser Frage sind, wie Thiers, Mignet, selbst Lantin Desodoard — der sonst sogar ungerecht gegen Robespierre ist und seinen Fanatismus fast immer für Bosheit hält — so wie viele Andere, auf diese Farce eben so wenig Werth legen, als unser Lamartine. Aber Manches wird zur Farce, wenn es mißlingt, was bedeutend geworden wäre, hätte der Erfolg es gekrönt, und manche Farce spielt eine Rolle in der Geschichte.

**) In Vadier's Bericht an den National-Konvent wird sie aus Malice Katharine Theos genannt, um an das griechische Wort zu erinnern und ihre Gott-Usurpation lächerlich zu machen. Aber der Poesie dieses Namens lächelt unserem phantasiereichen Geschichtschreiber, und er nennt sie in allem Ernst so. Vilate (Mystères de la mère de Dieu dévoilées S. 283) schreibt diese absichtliche Namensverstümmelung Barrère zu, welcher den unter Vadier's Namen abgegebenen Bericht über die Theot eigentlich verfaßt habe. Auch er, einer der Geschworenen des revolutionairen Tribunals, sagt (S. 306): L'ambitieux Robespierre connaissait la faiblesse du vulgaire. Voulant mettre à profit les erreurs de la terre .... il imagina de soigner, de conserver comme pierre d'attente les extravagances de la mère de Dieu en même tems qu'il méditait sa religion nouvelle à l'Etre suprême afin .... d'acquérir une prépondérance souveraine.

***) Es ist so selten, daß der Deutsche spottet, wo der Franzose hohen und heiligen Ernst sieht, daß uns unwillkürlich als Gegenstück zu diesen begeisterten Worten das Epigramm eines damaligen deutschen Journalisten einfällt:

Darfst, lieber Gott, nun wieder seyn,
So will's der Schach der Franken!
Mußt durch ein schneeweiß Engelein
Dich hübsch bei ihm bedanken!

1. Schanghai.

Schanghai ist der nördlichste der fünf Häfen, die dem fremden Handel geöffnet sind, und liegt ungefähr hundert (engl.) Meilen nordwestlich der Insel Schusan. Die Stadt erhebt sich auf dem linken oder nördlichen Ufer eines schönen Flusses, etwa zwölf Meilen von der Stelle, wo dieser sich in den Yang-Tzé-kiang ergießt. Als ich gegen Ende des J. 1843 Schanghai zum erstenmale besuchte, war der britische Konsul — Capitain Balfour — eben erst angekommen und für die Aufnahme von Fremden noch nicht die geringste Einrichtung getroffen. Ich konnte gleich einigen anderen Reisenden nur in einem großen öffentlichen Gebäude ein Unterkommen finden, wo wir sehr schlecht aufgehoben waren. Ließen wir uns auf den Straßen sehen, so wurden wir von Haufen Volks, die sich nicht immer auf die höflichste Weise benahmen, verfolgt. In der That war der Name: Kwei-tsé (Teufelskind), mit dem man uns beehrt hatte, nicht geeignet, uns das allgemeine Wohlwollen zu erwerben, und er hatte namentlich die Kinder mit solchem Schrecken erfüllt, daß sie uns nur mit einem abergläubischen Entsetzen betrachteten. Der Konsul führte endlich Klage bei dem Gouverneur von Schanghai, und so groß ist im Grunde die Gelehrigkeit dieses Volkes, daß einige Verweise des Mandarinen hinreichten, uns vor allen weiteren Unannehmlichkeiten sicher zu stellen.

Die Straßen von Schanghai sind meist eng und wimmeln den ganzen Tag über von einer geschäftigen Bevölkerung. Die Waaren, welche besonders die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind, außer den Seidenwaaren und Stickereien, der rohen und gesponnenen Seide, dem Porzellan, den vollständig fertigen, mit allen Arten von Pelzwerk besetzten Anzügen, auch jene langen Pfeifen mit ihren elegant ausgeschnitzten Röhren, Tapeten, Bronzen und alle die Antiquitäten, die in den Augen der Chinesen einen so absonderlichen Werth besitzen. Natürlicherweise beschäftigt sich der Handel hauptsächlich mit dem Vertrieb von Lebensmitteln, und es hat oft seine Schwierigkeit, sich in den Straßen einen Weg durch die mächtigen Vorräthe von Fischen, Fleisch, Früchten und Gemüse, wie sie an den Vorderseiten der Buden aufgehäuft sind, zu bahnen. Der Restaurationen, der Theehäuser, der Pastetenbäckerbuden giebt es unzählige, große und kleine, ansehnliche und unansehnliche. Mit einigen Stücken Kupfermünze — es gehen ihrer 1000 bis 1200 auf den Dollar — speist ein Chinese bei Reis, Fisch, Gemüse und Thee ganz comfortable zu Mittag.

Die Gegend um Schanghai ist fruchtbar, doch bringt sie wenig ihr eigenthümliche Gewächse hervor. Allein Schanghai ist reich an solchen Pflanzen, die aus anderen Theilen des Reiches dorthin gebracht worden sind. Unglücklicherweise fand ich hier nicht, wie in Ningpo, Gärten, die von reichen Leuten unterhalten wurden; in dieser Beziehung giebt es keinen größeren Unterschied, als den zwischen diesen beiden Städten. Es blieb mir also, wenn ich meine Sammlungen vermehren wollte, nichts Anderes übrig, als zu den zahlreichen Baumschulen, die durch die Speculation ausgebeutet werden, meine Zuflucht zu nehmen. Es wollte mir indessen nicht sogleich gelingen, Zutritt zu diesen Anstalten zu erhalten, da die Chinesen aus Gründen, die ich noch immer nicht recht begreifen kann, mir schlechterdings über die außerhalb der Stadt gelegenen Etablissements dieser Art keine Auskunft geben wollten.

„Wenn Ihr Blumen haben wollt", — sagten sie mir, — „so könnt Ihr in den Buden in der Stadt genug finden; warum wollt Ihr sie nicht dort kaufen? Kaufen die Leute von Schanghai doch dort ein!" — „Aber das, was ich wünsche, ist in den Buden nicht zu haben." — „Nun, so sagt uns nur, was Ihr begehrt, und wir werden es Euch verschaffen." — „Wie kann ich das, da ich das chinesische Wort nicht weiß, und müßtet Ihr nicht, wenn ich es Euch auch sagte, ebenfalls in die Gärten, wo es zu haben ist, schicken?" — „Freilich wohl." — „Es giebt also solche Blumengärten?" — „Es giebt ihrer wohl, aber sie liegen sehr entfernt."

Ich kannte die Chinesen bereits hinreichend, um zu wissen, daß sie mir die Wahrheit nicht sagen würden, wenn sie nicht ein Interesse hätten, sie zu sagen. Ueberdies braucht man nur die in der Stadt zum Verkauf ausgestellten Pflanzen anzusehen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht weither kommen konnten. Inzwischen blieben alle meine Versuche erfolglos, bis mich ein glücklicher Zufall über die Zähigkeit der Chinesen triumphiren ließ. Ich wollte eben eines Abends, nachdem ich den Tag wiederum unter erfolglosen Bemühungen zugebracht, mit meinem Bedienten durch das nördliche Thor in die Stadt zurückkehren, als ich einen mir unbekannten Vogel bemerkte und ihn durch einen Schuß aus meiner Flinte erlegte. Alsbald sah ich mich von einem Haufen Kinder umringt, die aus der Nachbarschaft herbeigelaufen kamen und mein Gewehr bewunderten. Nachdem ich ein paar Minuten mit ihnen geschwatzt, fragte ich, ob mich Einer zum nächsten Blumengarten, wo ich einige Blumen einkaufen wollte, bringen könnte? — „Lei-lu, lei-lu!" (komm her, komm her!) schallte es aus einem halben Dutzend Kehlen, und ich bemerkte zu meinem großen Erstaunen, daß ich mich dicht an der Thür eines schönen Gartens befand, dessen Eigenthümer eine Blumenbude in der Stadt besaß und mit dem ich eben das oben mitgetheilte Gespräch gehabt hatte. Es war schon zu spät, um irgend etwas in Augenschein nehmen zu können, ich begnügte mich deshalb, mir den Ort zu merken, mit dem Vorsatze, den nächsten Tag wiederzukommen; allein auch an diesem scheiterte ich mit meinem Plane. Man hatte ein Kind als Posten ausgestellt, das, sobald es mich bemerkte, auf und davon rannte und Lärm machte. Noch ehe ich bis zur Thür gelangte, war sie schon abgeschlossen und verbarrikadirt, und weder Versprechungen noch Bitten waren im Stande, sie zu öffnen. Den nächsten und den darauf folgenden Tag ging es eben so, wiewohl ich beide Mal einen verschiedenen Weg eingeschlagen hatte, um so die Aufmerksamkeit der ausgestellten Schildwache zu hintergehen. Ich mußte also zu anderen Mitteln greifen. Ich erzählte dem britischen Kon-

sul, Herrn Balfour, mein Mißgeschick und ersuchte ihn, er möchte mich durch einen der chinesischen, dem Konsulat beigegebenen Beamten begleiten lassen, damit dieser den Leuten erklären könne, daß ich nur einige Blumen kaufen wolle und sicher Nichts gegen ihren Willen nehmen werde. Als ich am anderen Tage mit dem chinesischen Beamten bei dem Garten ankam, stand die kleine Schildwache wieder auf ihrem Posten, und wir hörten, als sie ihr Zeichen gegeben, wie man auf die hergebrachte Art die Thür schloß und verbarrikadirte. Wir klopften an, aber erhielten keine Antwort; das Haus schien verlassen zu seyn. Der Beamte, der wußte, daß die ganze Familie hinter der Thür steckte, begann nun den guten Leuten eine Rede zu halten, in der er sich über ihre lächerliche Furcht lustig machte. Nach einigen Minuten hörten wir — Dank seiner Beredtsamkeit — ein Geräusch in dem Buschwerk des Gartens, und bald darauf hatte die Familie so viel Muth gefaßt, daß sie anfing, ihren Feind durch die Thürspalten zu rekognosziren. Wir mußten jedoch noch einige Zeit parlamentiren, ehe die Riegel weggeschoben und wir in das Heiligthum eingelassen wurden. Das Eis war nun gebrochen. Mit Hülfe meines Begleiters erlangte ich bald Eintritt in mehrere Gärten, und, wiewohl es Winter war, hatte ich bald eine Anzahl von Pflanzen zusammen, die sich zur Blüthezeit als nicht nur bisher unbekannten Arten zugehörig, sondern auch als sehr schöne Blumen erwiesen.*)

Mannigfaltiges.

— Russischer Guano. Im nördlichen Eismeer, beim sogenannten czechischen Meerbusen (Tscheschskaja guba) liegt die Insel Kalgujev, die zum Gouvernement Archangel gehört. Auf keinem der Eilande des nördlichen Oceans oder des Weißen Meeres findet man so viele wilde Gänse, Schwäne und Enten, als auf Kalgujev, wo sie des Sommers in Schaaren vom Südwesten her erscheinen und sich bis Ende Septembers aufhalten. Die russischen Prompschleniks besuchen diese Küste schon seit uralten Zeiten, um den Vogelfang zu betreiben und Eiderdaunen einzusammeln; aber Niemand war bisher auf den Gedanken gekommen, daß die zahllosen Schwärme von Zugvögeln, die während der Sommerzeit auf Kalgujev hausen, ungeheure Lager von jenem kostbaren Dünger gebildet hätten, welchen die Engländer sich aus der Südsee holen und mit schwerem Gelde aufwiegen. Erst vor kurzem lenkten die Russen ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und das Handlungshaus Gribanov, Fontaines und Lührs in Archangel wirkte von der Regierung die Erlaubniß aus, den Guano auf allen innerhalb der Gränzen des Reichs gelegenen Inseln des Weißen Meers und des nördlichen Oceans einzusammeln und zollfrei auszuführen. Nach Gewährung dieses Privilegiums hat das genannte Haus ein Fahrzeug unter dem Kommando eines erfahrenen Schiffers nach Kalgujev, als dem Hauptsammelplatz der gefiederten Wanderer, abgefertigt, um dort seine Operationen zu beginnen — mit welchem Erfolg, ist noch unbekannt. Wenn indeß das Unternehmen zu einem günstigen Resultate führt, so kann der Dünger bald ein wichtiger Handels-Artikel werden, und da es leicht seyn wird, ihn auf den Flüssen Dwina, Onega und Mesen nach allen Theilen der Statthalterschaft Archangel zu transportiren, so hofft man, daß seine Anwendung zur Beförderung des Ackerbaues in diesem von der Natur vernachlässigten Lande nicht wenig beitragen werde.

— Zur Statistik des Bürgerkrieges in der Schweiz. Nachstehende Eintheilung der 22 schweizer Kantone giebt zugleich eine Uebersicht von dem geschichtlichen Anwachsen der Eidgenossenschaft. Es zerfallen die einzelnen Kantone in: A. die Vororte: 1) Zürich (seit 1351), 2) Bern (seit 1353), 3) Luzern (seit 1332); B. die Urkantone: 4) Uri, 5) Schwyz, 6) Unterwalden (sämmtlich seit 1308; Unterwalden seit 1114 und 1150 getheilt in die Halbkantone: Ob dem Wald und Nid dem Wald); C. die späteren ältesten Kantone: 7) Glarus (seit 1352), 8) Zug (seit 1362); D. die alten Kantone: 9) Freiburg (seit 1481), 10) Solothurn (seit 1481), 11) Basel (seit 1501, aber seit 1833 getheilt in die Halbkantone: Basel-Stadt und Basel-Land); 12) Schaffhausen (seit 1501), 13) Appenzell (seit 1513, und zwar seit 1597 getheilt in die Halbkantone: Außer- und Inner-Rhoden); E. die neuen Kantone: 14) St. Gallen, 15) Graubündten, 16) Aargau, 17) Thurgau, 18) Tessin, 19) Waadt (alle sechs in Folge der französischen Revolution, seit 1798 und 1803); F. die neuesten Kantone: 20) Wallis, 21) Neuenburg und 22) Genf (alle drei seit Wiederherstellung des Friedens im J. 1815). Die hier gegebene Nummernfolge bildet auch die Reihefolge, in welcher die 22 Kantone auf der Tagsatzung abstimmen.

Der gegenwärtig in der Schweiz ausgebrochene Bürgerkrieg sieht die 22 Kantone in drei Lager getheilt, von denen a) der Sonderbund (7 Stimmen) einen Vororts-Kanton, die drei Urkantone, die beiden späteren ältesten Kantone und den frühesten der alten Kantone zu seinen Mitgliedern zählt; b) die eidgenössische (liberale) Mehrheit (12½ Stimmen) besteht aus zwei Vororts-Kantonen, zwei vollständigen und zwei halben alten Kantonen, den sechs neuen und zwei von den neuesten Kantonen; c) als neutrale Kantone endlich (1½ Stimmen) wollen sich zwei Halbkantone, die zu den alten gehören, und ein neuester Kanton betrachtet wissen. Der Kartograph Herr Dr. Kutscheit giebt in der „Zeitungshalle" folgende Uebersicht von den Bevölkerungs- und Konfessions-Verhältnissen dieser drei Lager.**)

Kantone.	Einwohner.	Davon: Protestanten.	Davon: Katholiken.	Mobile Truppen.
Sonderbund.				
Luzern	124521	53	124468	377
Uri	13519	—	13519	40
Schwyz	40650	—	40650	124
Unterwalden	22571	—	22571	67
Zug	15322	—	15322	456
Freiburg	91440	8690	82750	2677
Wallis	75800	—	75800	2241
Zusammen	383823	8743	375080	11387
Eidgenössische (liberale) Mehrheit.				
Zürich	325240	323740	1500	6736
Bern	408000	367000	41000	12081
Glarus	29650	25750	3900	871
Solothurn	63696	2500	61196	1875
Basel-Landschaft	42495	41495	1000	1198
Schaffhausen	37532	31928	3604	939
Appenzell (Außer-Rhoden)	41080	41080	—	1218
St. Gallen	158647	62304	96343	4665
Graubündten (!)	115059	57188	37871	2477
Aargau	171255	113755	67500	5429
Thurgau	83124	65624	18500	2479
Tessin	113923	—	113923	3322
Waadt	183582	180582	3000	5389
Genf	58666	41666	17000	1400
Zusammen	1832049	1359612	472437	50104
Neutrale Kantone.				
Basel-Stadt	24321	22321	2000	573
Appenzell (Inner-Rhoden)	9796	—	9796	293
Neuenburg	66280	63780	2500	1662
Zusammen	100397	86101	14296	[illegible]

Das Bundesheer der Eidgenossenschaft ist zuletzt durch das Militair-Reglement von 1841 geordnet worden. An der Spitze des Bundesheeres befindet sich ein unmittelbar unter der Tagsatzung stehender Kriegsrath, aus den Präsidenten des Vororts und acht gewählten Mitgliedern bestehend, der 1840 neu organisirt wurde, und ein Generalstab von 178 Offiziere aller Grade, aus sämmtlichen Kantonen. Außerdem bestehen 700 Mann Genietruppen (500 Sapeurs in fünf Compagnieen und 200 Pontonniers), 5571 Mann Artillerie (3600 Mann in vier Compagnieen, welche vier zwölfpfündige Kanonen-Batterieen, 25 Compagnieen, welche 25 fünfpfündige Kanonen- und zwölfpfündige Haubitzen-Batterieen bedienen, 730 Mann zur Bedienung der Positions- und Reserve-Artillerie, so wie der Gebirgs-Batterieen, 625 Mann für fünf Park-Compagnieen, 796 Mann Train für die Sapeur-Wagen, die Gebirgs-Batterieen, die Liniencaissons und die Reserve-Parks); 1505 Mann Kavallerie (23½ Compagnieen reitende Jäger); 51,864 Mann Linien-Infanterie; 4200 Mann Scharfschützen, in 42 Compagnieen organisirt. Zusammen zählt das Bundesheer 64,019 Mann mit 3426 Trainpferden. Die Infanterie ist in 67 Bataillonen zu sechs Compagnieen, sieben zu fünf Compagnieen und vier uneingetheilte Compagnieen (von Basellandschaft, die sich jetzt mit dem Kontingente von Baselstadt zu Bataillonen formiren) gebildet. Die Compagnieen sind von sehr verschiedener Stärke: in Unterwalden nid dem Wald z. B. sind sie 88 Mann, in Appenzell-Innerrhoden dagegen 137 Mann stark. Die Bataillone von sechs Compagnieen haben zwei Jäger-Compagnieen, die von fünf aber nur eine. Die Bundes-Armee (wobei die Landwehr nicht einbegriffen, die auf 200,000 Mann angeschlagen ist) wird nach Prozenten der Bevölkerung gestellt, im Verhältnisse von 3 zu 100, weshalb Unterwalden nid dem Wald nur 300, Bern dagegen über 12,000 M. stellt. Alle zwei Jahre findet in der Regel ein eidgenössisches Uebungslager statt, an dem 4—6000 Mann theilnehmen, doch werden auch die übrigen Kantontruppen jährlich von einem eidgenössischen Oberst inspizirt. Im Frieden ist der Obersten-Rang der höchste im schweizer Bundesheere, und nur für den Krieg werden Generale (wie jetzt die Herren Dufour und Salis-Soglio) ernannt. Die Artillerie wird jährlich in Thun (Kanton Bern) im Schießen geübt. An dem letztgedachten Orte ist auch eine allgemeine Kriegsschule für die Eidgenossenschaft organisirt. Einige Städte haben etwas Befestigung, doch gilt nur Aarburg (Kanton Aargau) als Bundesfestung. Genf hat 12 Bastionen; in den meisten übrigen Städten sind, wie in Solothurn, in neuerer Zeit alle Ummauerungen und Umwallungen abgebrochen worden. Jeder Kanton hat sein Zeughaus, in welchem außer den Waffen für das Kontingent noch einmal so viel Waffen aufbewahrt werden, um im Fall der Noth die Landwehr bewaffnen zu können.

*) Der Leser wird sich erinnern, daß unser Autor Botaniker und der eigentliche Zweck seiner Reise die Erweiterung seiner Wissenschaft ist.

**) Die Schreib- und Druckfehler in den einzelnen Positionen der Katholiken und Protestanten in den 12½ Kantonen haben wir nicht überall zu berichtigen und mit den Additionen in genaue Uebereinstimmung zu bringen vermocht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Sonnabend den 13. November 1847.

Italien.

Die italiänische Presse über kirchliche Fragen.

Es war zu erwarten, daß die von Pius IX. und Leopold II. von ihren bisherigen Fesseln befreite italiänische Presse nicht blos über politische, sondern bald auch über religiöse Fragen ihr Votum abgeben werde. Sie thut dies allerdings, und zwar in einer freisinnigen, sowohl von französisch-liberaler, als von deutsch-protestantischer ganz verschiedenen Weise. Die Bildung ist in Italien zu alt, die Denkart eine zu nationale, als daß man dort in so wichtigen Dingen nichts weiter, als der Nachtreter der benachbarten Nationen seyn sollte. In Rom war es zuerst der Contemporaneo, der sich offen über die sogenannte „katholische Partei" in Belgien und in der Schweiz aussprach, was sehr bald den Zorn des ultramontanen Pariser Univers erregte und demnächst auch eine Zurechtweisung von Seiten des Diario di Roma zur Folge hatte. In Toskana geht man indessen viel weiter, wenn auch, wie gesagt, in seiner eigenthümlichen, manchen unserer „Lichtfreunde" gewiß immer noch bornirt erscheinenden Weise. In der Florentiner Patria, die (wie wir bereits in Nr. 131 des Magazins erwähnten) von einem Priester, dem Abbate Lambruschini, redigirt wird, spricht sich dieser über das Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke (in dem Blatte vom 26. Okt. d. J.) folgendermaßen aus:

„Die Zeit ist sehr ernst. Die Fragen, um die es sich heutzutage handelt, sind nicht mehr blos bürgerlicher oder politischer Art, sondern es hängt von ihrer Entscheidung auch das soziale und religiöse Schicksal der Völker, die Zukunft der Katholicität, das künftige Geschick der Geistlichkeit ab.

„Die Geistlichkeit macht sich keine Illusionen. Sie ist angegriffen worden und hat Widerstand geleistet, weil der Krieg gegen sie zugleich ein Krieg gegen die Religion war; die Religion aber kann und wird niemals niedergekämpft werden. Nachmals ist die Geistlichkeit der Gegenstand einer Art Devotion geworden; aber doch nicht in ihrer eigenen Sache hat sie darum den Sieg davongetragen, denn die Huldigung der Herzen, die es müde waren, nichts zu glauben und nichts zu lieben, galt nicht der Geistlichkeit, sondern der Religion. Indessen ist die Zeit gekommen, wo man die Geistlichkeit weder verfolgen, noch ihr schmeicheln, sondern über sie das Urtheil fällen wird.

„Heutzutage kann dies um so eher geschehen, weil endlich die Leidenschaften, die von den Mißbräuchen in Staat und Kirche aufgeregt waren, beschwichtigt sind und die zu ihrem Rechte gelangte Vernunft zwischen den Personen und den Dingen, zwischen den Grundsätzen und ihrer Anwendung, zwischen der Religion und der Geistlichkeit einen Unterschied macht.

„Niemand ist der Geistlichkeit Feind; Alle im Gegentheil möchten, daß sie sie verehren und lieben könnten, und darum wünschte man auch, daß sie begriffe, welches ihre Pflichten seyen und ihre Mission, und daß sie dieselben mit Eifer, ohne Bedenken und ohne Mental-Reservation erfüllte. Man möchte, daß die Geistlichen in Bezug auf weltliche Interessen Bürger seyen, wie alle Anderen, weder mehr noch weniger, und daß sie, als Diener der göttlichen Religion Jesu, Muster der Weisheit, der Menschenliebe, der Aufrichtigkeit und der edelmüthigen Selbstverleugnung, Prediger des Wortes der Wahrheit und des Friedens seyen, welches weder niederdrückt noch spaltet, sondern die Seele erhebt und sie frei macht und heiligt. Die Völker wollen heutzutage diejenige Religion von der Geistlichkeit lernen und mit ihr ausüben, die an äußerlichen Werken, wie sie von heuchlerischen, überspannten, furchtsamen oder geknechteten Seelen verrichtet werden, kein Genüge hat, sondern die, um gute Werke hervorzurufen, die Herzen gut macht und in den moralisch guten Herzen Familien- und Bürgertugenden, die Tugend derer, welche befehlen, und die Tugend derer, welche gehorchen, entwickelt; diejenige Religion, welche die öffentlichen Freiheiten gutheißt, regelt und sanctionirt, weil sie die innere Freiheit des Menschen und sein Selbstbewußtseyn stärkt und befestigt; diejenige Religion, die, während sie die Augen des Geistes auf die Güter einer besseren Welt richtet, doch die Augen des Körpers nicht blind macht für die Güter, die Gott über die Erde verbreitet hat, um dem Menschen während seines mühseligen und schmerzensreichen Pilgerlebens Trost zu bringen; diejenige Religion, die mit ihrem Gedanken und mit ihrer innigen Liebe Alles umfaßt, „„was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch und was lieblich"" (Philipper IV., 8).

„Das ist die Religion, deren die Welt heutzutage bedarf und durch welche die Geistlichkeit, wenn sie ihre Beförderin und hauptsächlichstes Werkzeug ist, eine Macht erlangen wird, die sie niemals gehabt, eine Macht, die sie nie wird verlieren können, eine wohlthätige Macht, welche die ganze Welt sich unterwirft und die die Welt segnen wird, weil sie dadurch, daß sie die Völker zu wahren Christen macht, ihnen dazu verhilft, wahrhaft frei und glücklich zu seyn, selbst im gegenwärtigen Leben. Dies ist die schöne Zukunft, die sich der katholischen Geistlichkeit darbietet.

„Aber wenn die Geistlichkeit ihre Pflichten und ihr wahres Interesse schlecht auffaßte und, statt die Menschen zu Dienern Gottes zu machen in dem Gehorsam, welcher frei macht, thörichterweise an die Herrschaft über die Königreiche und die Gewissen dächte, um die Völker zu Sklaven der Könige und die Könige nebst den Völkern zu Sklaven der Priester zu machen — o, dann würde die Geistlichkeit sich außerordentlich täuschen! Diese Herrschaft, die den Staaten, der Religion und selbst der Geistlichkeit so sehr geschadet, diese antichristliche Herrschaft ist nicht mehr möglich. Die Freiheit wird den Sieg davontragen, ungeachtet der Anstrengungen derjenigen, welche es wagen, sie als eine Feindin der Religion zu bezeichnen; die Religion Jesu wird mit ihr zugleich einen Triumph feiern: die evangelische Macht der Geistlichkeit wird mit den Triumphen der Religion und der Freiheit zunehmen. Aber die weltliche Macht der Geistlichkeit — jene Macht, die einer aufgeregten Einbildungskraft, erhitzten Leidenschaften, Lehren, die eben so falsch, als herabwürdigend und einschüchternd sind, Intriguen, welche Zwietracht säen und den Bürgerkrieg entzünden, kleinlichen und abergläubischen Gebräuchen eines mitleidslosen Kultus ihren Ursprung verdankt — sie ist dahin! Sie ist untergegangen an dem Tage, an welchem Pius IX. die Macht der mit der Freiheit verbundenen Menschenliebe begründete. Darum wenden Ihm sich alle Herzen zu, darum wird in allen Herzen mit der Liebe zu freien Institutionen die Liebe zur Religion geweckt; ja, die Freiheit ist siegreich, weil sie friedfertig und gottesfürchtig ist. Keine Tyrannei war je ganz besiegt worden, weil man die Tyranneien durch Unglauben angegriffen hatte. Jetzt aber stürzen sie alle zusammen, denn der Glauben ist es, der sie bekämpft. Die Standarte der Freiheit im neunzehnten Jahrhundert ist das Kreuz!"

Während solche Worte, vom Schwunge der italiänischen Sprache noch bedeutend gehoben, auf die feurigen Südländer ihren nachhaltigen Eindruck nicht verfehlen, würde wahrscheinlich ein alle historischen Zustände wegraisonnirender Artikel à la National oder auch eine gegen die Personen gerichtete Diatribe à la Times, wenn auch die Gemüther momentan aufregen, doch nur zu Recriminationen führen, die für die politische Bildung der Italiäner keine weiteren Folgen hätten. Darum darf man auch wohl die jetzige Bewegung in Italien, eben weil sie ihren eigenen nationalen Weg einschlägt, als eine nicht blos vorübergehende betrachten. Selbst Sardinien hat sich ihr bereits angeschlossen, und auch Neapel wird nicht mehr lange zurückbleiben können.

China.

Menschen und Sitten in China.

II. Der große Tempel Tien-tung.

Unser Reisender hatte bereits während seiner ersten Ausflüge so viel kostbare Pflanzen zusammengebracht, daß er es für nöthig hielt, bei ihrer Verpackung in dem Schiffe, das sie nach Europa bringen sollte, zugegen zu seyn. Er begab sich daher gegen Ende des Winters nach Hong-kong zurück. Von dort aus besuchte er Kanton, und zwar aus bloßer Neugier, da die Umgegend in botanischer Hinsicht schon hinlänglich durchforscht ist. Er verweilte indessen daselbst nur so lange, um einem chinesischen Neujahrsfeste beizuwohnen, sich bestehlen zu lassen und sich in einer der Vorstädte eine Tracht Schläge zu holen. Ende März reiste er wieder nach dem Norden ab, um dort die Natur aus ihrem Winterschlaf erwachen zu sehen, und in den ersten Tagen des Mai finden wir ihn in Ningpo, dessen Umgegend er durchstreift.

„Eines Tages" — lassen wir ihn weiter erzählen — „begab ich mich mit Herrn Thom, dem englischen Konsul und einigen anderen Personen nach den Theepflanzungen, die ganz in der Nähe*) liegen. Man hatte uns gesagt, daß wir innerhalb dieser Pflanzungen in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen einen großen, sehr berühmten und Tien-tung genannten Tempel finden würden, wo wir auf so lange Zeit, als es uns belieben möchte, unsere Wohnung aufschlagen könnten. Wir beschlossen, ihm unseren Besuch zu machen, und legten die ersten 12—13 Meilen zu Schiffe zurück. Dann nahm der Kanal, auf dem wir gefahren waren, ein Ende, und wir mußten uns entschließen, den Rest der Reise zu Fuß zu machen oder uns in Sänften tragen zu lassen. Die Sänfte, deren man sich in China zum Reisen im Gebirge bedient, ist eine Erfindung von der größten Einfachheit. Sie besteht aus zwei Stangen von Bambus, die auf den Schultern der Träger ruhen, aus einem an diesen bei-

*) Von Ningpo.

den Bambusstangen als Sitz hängenden Brettchen und endlich aus zwei anderen Brettern, wovon das eine als Rücklehne und das andere als Fußschemel dient.

„Es war fast Nacht, als wir an dem Tempel anlangten, und da es beinahe den ganzen Tag, wie in Strömen, geregnet hatte, so waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Die Priester schienen sehr überrascht, uns bei ihnen absteigen zu sehen, empfingen uns aber doch mit der größten Gastfreundlichkeit, so daß wir uns in kurzem vollkommen heimisch bei ihnen fühlten. Sie brachten uns Feuer, damit wir unsere Kleider trocknen könnten, ließen uns ein Mittagessen bereiten und stellten großmüthig ihre besten Zimmer zu unserer Verfügung. Für Viele unter ihnen, die niemals einen Europäer gesehen, waren wir unstreitig Gegenstände höchster Neugierde, und sie konnten von ihrem Erstaunen über unseren Anzug, unsere Gestalten, unsere Art zu essen gar nicht zurückkommen.

„Als wir am anderen Morgen erwachten, eröffnete sich uns eine Aussicht, wie ich sie in China nie schöner gehabt. Der Tempel erhebt sich am Eingange eines fruchtbaren, von Bergen rings eingeschlossenen Thals. Eine prächtige lange Fichten-Allee führt anfangs in gerader Richtung, dann — wenn sie sich dem Gebäude nähert — in anmuthigen Windungen bei zwei künstlich angelegten Seen vorbei bis zur großen Treppe am Haupteingange. Hinter dem Tempel und zu beiden Seiten desselben erheben sich die Berge in unregelmäßigen Terrassen zu einer Höhe, die von 1000 bis auf 2000 Fuß über dem Meeresspiegel steigt. Es sind dies nicht jene kahlen, nackten Berge des Südens, sondern sie sind bis zu ihren Gipfeln mit einem dichten herrlichen Grün bedeckt und in den Schluchten zwischen ihnen wächst der schönste Bambus, während finstere Fichten vom prächtigsten Wuchs sich auf ihren Abhängen erheben.

„Kaum hatten wir gefrühstückt, als uns einer der oberen Priester sehr dringend zum Mittagessen bei sich einlud. Er führte uns darauf im Kloster umher, dessen Geschichte er uns folgendermaßen erzählte: Vor einigen hundert Jahren kam ein frommer Greis in diese Berge, um hier blos der Erfüllung seiner religiösen Pflichten zu leben. Er war so vertieft in seine Andachts-Uebungen, daß er die Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse gänzlich darüber vergaß. Allein die Vorsehung wollte einen so heiligen Mann nicht verschmachten lassen. Ein göttliches Wunder bewerkstelligte, daß ihm täglich das, was er zu seiner Nahrung bedurfte, von einigen Kindern gebracht ward. Mit der Zeit verbreitete sich der Ruf des frommen Mannes in der ganzen Nachbarschaft, und zahlreiche Schüler ließen sich nieder bei ihm. Es erhoben sich nach und nach einige kleine Tempel, bis mit der Zeit das Ganze der Gebäude zu Stande kam, die gegenwärtig unter dem Namen Tien-tung oder des Tempels der himmlischen Kinder bekannt sind. Endlich starb der Greis; allein seine Schüler blieben zurück an der Stätte, die sie mit ihm bewohnt hatten. Der Ruf des Tempels dehnte sich weit und breit aus, und von den entferntesten Theilen des Reiches erschienen fromme Seelen — unter ihnen ein Kaiser von China — um ihre Weihgeschenke auf seinen Altären niederzulegen. Neue Tempel erstanden nun größer als die alten, und sie ihrerseits wurden wieder ersetzt durch die umfangreichen Gebäude, die den Haupttheil des Baues, welchen man gegenwärtig sieht, bilden.

„Alle diese Tempel sind überfüllt mit Götzenbildern, von denen einige dreißig oder vierzig Fuß Höhe haben, so daß sie eine große Wirkung hervorbringen, wenn man sie längs der Wände der hohen weiten Räume erblickt. Was die Priester betrifft, so wohnen sie in kleinen Zellen, die reihenweise in den Höfen, welche die verschiedenen Tempel von einander trennen, liegen. Jeder von ihnen besitzt in seiner Zelle seinen kleinen, besonderen Altar, auf dem kleine Götzenbilder stehen, vor denen er seine Privatandacht verrichtet.

„Nachdem wir die verschiedenen Tempel und den Glockenthurm mit seiner schönen großen Glocke von Bronze in Augenschein genommen, führte uns unser Wirth in sein Haus, wo die Mittagstafel unserer harrte. Die buddhistischen Priester genießen bekanntlich durchaus keine animalischen Speisen; die Speisen bestanden daher ausschließlich aus Gemüsen, die auf chinesische Art, d. h. in einer Menge von Schüsselchen servirt waren, auf welchen die Gerichte, zerschnitten in kleine viereckige Stückchen, die man mit ein paar Stäbchen zum Munde führt, aufgeschichtet lagen. Man muß der buddhistischen Kochkunst Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie versteht es sehr wohl, ihre Gerichte zu variiren und sie schmackhaft zu machen, ja, manchen derselben weiß sie in Ansehen und Geschmack eine solche Aehnlichkeit mit dem Fleisch zu geben, daß wir uns täuschen ließen und Rindfleisch und Hühner zu essen glaubten. Dem war jedoch nicht so, und unser vortrefflicher Wirth, an diesem Tage wenigstens den Vorschriften seines Glaubens getreu, hatte nichts auf seinen Tisch gebracht, was nicht dem Reiche der Vegetabilien angehörte. Einige Priester nahmen Theil an dem Feste, und einige andere, den unteren Graden der Hierarchie angehörig, schauten von außerhalb zu. Wahrscheinlich waren sie alle sehr erstaunt über die Ungeschicklichkeit, mit welcher wir unsere Stäbchen beim Essen handhabten, ja, trotz all ihrer Höflichkeit, konnten sie sich kaum des Lachens enthalten, wenn sie sahen, wie wir trotz aller unserer Bemühungen, es nicht vermochten, eines der kleinen viereckigen Stückchen habhaft zu werden, oder es, wenn wir im Begriff waren, damit bei seinem Ziele anzulangen, wieder auf die Schüssel fallen ließen.

„Unser Wirth erzählte uns während des Essens, daß an hundert Priester zum Kloster gehörten, von denen jedoch ein Theil mit Missionen im Interesse des Ordens beauftragt sey. Seine Subsistenzmittel bezieht der letztere aus dem Ertrage ziemlich beträchtlicher, in der Nachbarschaft belegener Ländereien, aus dem Verkaufe des Bambus, der ganz besonders in der Umgegend gedeiht, [un]d endlich aus dem Brennholz, das die Waldungen des Klosters liefern. [Auc]h einige Grundstücke, auf denen Thee und Reis gezogen wird, gehören dem Kloster und werden von den Mönchen selber bebaut. Außer den Summen jedoch, welche der Verkauf dieser Produkte gewährt, sind auch die Einkünfte nicht unbeträchtlich, die durch die Gaben der den Tempel besuchenden Gläubigen, so wie durch regelmäßige, zu bestimmten Epochen des Jahres vor sich gehende Almosen-Einsammlungen, dem Kloster erwachsen. Die Mönche sind gute, einfache Leute, aber unwissend und abergläubisch über alle Begriffe.

Nachdem wir die Theepflanzungen und die Oefen, in welchen er zubereitet wird, in Augenschein genommen, kehrten meine Begleiter nach Ningpo heim und ich blieb allein zurück, ganz meinen Untersuchungen über die Naturgeschichte dieses Theiles des Landes hingegeben. Der Tag verging in der Regel über meine Streifereien in der Gegend, und am Abend kehrte ich mit den Vögeln und den Pflanzen, die ich zusammengebracht, zurück in das Kloster. Die Freunde meiner Wirthe strömten von allen Ecken und Enden der Nachbarschaft zusammen, um sich den Fremden zu beschauen, und zwar wählten sie dazu die Zeit, welche man zur Besichtigung wilder Thiere zu wählen pflegt, die Zeit nämlich, wenn ich meine Mahlzeit hielt. Mein Essen wurde mir auf einem runden Tisch in einer großen Stube servirt, und, obgleich es das Erzeugniß einer ganz eigenthümlichen, fremdartigen Kochkunst war, so gab mir doch die stete Bewegung in der Bergluft einen solchen Appetit, daß es mir vortrefflich mundete. Auch wußte ich mich der Stäbchen bald beinahe eben so gut, wie die Chinesen, zu bedienen. Die Priester mit ihren Freunden saßen währenddessen an der Wand, rauchten ihre Pfeife und tranken ihre Tasse Thee.

„Trotz aller Höflichkeit meiner Wirthe habe ich mich doch nie so einsam gefühlt, als an dem ersten Abend nach der Abreise meiner Begleiter. Ganz versunken in diesem Gefühl des Verlassenseyns, sah ich, wie einer der Chinesen nach dem anderen in seine Zelle sich zurückzog, ohne daß ich Notiz davon nahm, und ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben möchte, wenn nicht mein einziger, aus Höflichkeit zurückgebliebener Gesellschafter ein paarmal so laut gegähnt hätte, daß es mir endlich einfallen mußte, die Zeit zum Schlafengehen sey da. Mein Schlafzimmer lag im ersten Stock, und ich mußte, um dahin zu gelangen, durch einen kleinen, der Königin des Himmels (Tien-ho) geweihten und mit einer Menge kleiner Götzenbilder ausgeschmückten Tempel. Der Weihrauch dampfte auf den Altären, eine einsame Lampe verbreitete ein schwaches röthliches Licht, und ein feierliches Schweigen herrschte. Aus dem Zimmer unter und der Zelle neben mir drang zu mir der schwache Laut menschlicher Stimmen; es waren die Mönche, die ihre Gebete hersagten in der ihnen eigenthümlichen Weise. Darauf schlugen die vibrirenden Töne des Gong an mein Ohr und in langen Pausen erschallten die Schläge der großen Glocke vom Glockenthurm herunter, zum Beweise, daß die Bonzen in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wachten. Solche Scenen machen, wenn man sie fern von der Heimat in einem unbekannten, fremden, unerforschten Lande erlebt, einen Eindruck auf den Geist, der ewig lebendig bleibt, und niemals werde ich das unbeschreibliche Gemisch von Empfindungen aller Art, die mich während der ersten Nacht meines Aufenthaltes bei den Bonzen des Tempels Tien-tung bewegten, vergessen. Ich habe seitdem noch oft an demselben Orte geweilt, bin durch denselben Tempel gegangen, habe in demselben Bette geschlafen und dieselben feierlichen Töne in den stillen Stunden der Nacht gehört, und doch sind es nur die ersten Eindrücke von dem Allen, die sich unterscheidbar in meinem Gedächtniß erhalten haben.

„Es giebt in China eine große Anzahl buddhistischer Tempel. Den, der unter dem Namen Ah-yn-wang bekannt ist, besuchte ich gleichfalls. Auch er scheint, wie der von Tien-tung, wohl dotirt zu seyn, wie denn beide reiche Ländereien in der Nachbarschaft der zu ihnen gehörigen Klöster besitzen und eine große Menge kleinerer, von ihnen abhängiger Tempel aufzuweisen haben. Alle diese Tempel nun, große und kleine, erfreuen sich der schönsten *pittoresken* Lagen, und die Waldungen, von denen sie umgeben sind, scheinen *in einem sehr* wohl erhaltenen Zustande zu seyn. Pu-to oder die Klosterinsel gehört zu der Schusangruppe, an deren äußerster östlicher Spitze sie liegt, und sie kann für diesen Theil China's als die Hauptstadt des Buddhismus gelten. Man zählt daselbst 60—70 größere und kleinere Tempel, selbst auf dem Gipfel des höchsten unter ihren Bergen — 15—1800 Fuß über dem Meeresspiegel — sah ich einen solchen, und zwar von ziemlich bedeutenden Dimensionen. Eine große Steintreppe führt vom Meeresufer bis zu seinem Eingang, und auf der Mitte des Berges ungefähr ist ein kleiner Ruheplatz für die Gläubigen angelegt, die hier Athem schöpfen und sich an einem vorüberlaufenden Bach erquicken können. Ich war, als ich diesen Ort besuchte, sehr erstaunt, einen buddhistischen Tempel so wohl erhalten zu finden, denn die meisten dieser Gebäude zerfallen nachgerade in Trümmer. Nur diejenigen machen eine Ausnahme, deren Priestern es gelingt, ihren Ruf aufrecht zu erhalten, allein der bei weitem größere Theil befindet sich im traurigsten Zustande.

„Wenn man als Christ die Priester und Anhänger der buddhistischen Religion nur mit einem Blick des tiefsten Mitleidens betrachten kann, so darf man doch auch diejenigen ihrer Eigenschaften, wodurch sie sich empfehlen, nicht außer Augen lassen, und zu diesen Eigenschaften gehört auch, daß sie es, wenn ich mich nicht sehr irre, mit ihrem Glauben aufrichtig meinen. In diesem Punkte, glaube ich, hat man ihnen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wirft ihnen z. B. Gützlaff den geringen Ernst vor, mit dem sie ihre Andachtsübungen betreiben. Ich will ihm in dem, was er von seinen persönlichen Beobachtungen erzählt, nicht widersprechen; allein ich glaube doch nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in mehreren buddhistischen Tempeln behaupten zu dürfen, daß das, was Gützlaff aufgefallen, nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme ist. Ich meinerseits bin oft betroffen worden von der Feierlichkeit, welche die buddhistischen Priester ihrem Gottesdienst zu geben wissen, und wenn etwas vorkam, was nach Kunstfertigkeit aussah, so fiel es nicht den Priestern, sondern nur dem untergeordneten Personale zur Last."

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wie gern würden wir die Begeisterung unseres edlen Verfassers theilen, wenn wir nicht Dichtung mit Wahrheit zu sehen glaubten! Nicht als wäre kein Sonnenstrahl in Robespierre's dunkle Brust gefallen, nicht als wäre seine Begeisterung durchaus erheuchelt gewesen, nicht als hätte er mitten unter den Würgscenen oder Urtheilen, die er eben so oft veranlaßte, als duldete, nicht ein Ideal von Freiheit und Tugend festgehalten. Aber so wenig unter Blutströmen äußere Reinheit festgehalten werden kann, eben so wenig, ja noch weit weniger kann innere Reinheit, Reinheit der Seele, unter beständigen Mordscenen ungetrübt bleiben. Wie das wilde Thier, wenn es auch gezähmt ist oder scheint, beim Anblicke des Blutes wieder Mordlust in sich fühlt, so das wilde Thier, das der Mensch neben dem Engel in seiner Brust trägt. Schwärmerei wird Wuth, Wuth Verbrechen, Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer. Je mehr der Fanatiker sich verstockt, je gleichgültiger er gegen die Mittel wird, die zu seinen höchsten Zwecken führen oder führen sollen, desto verwandter wird er mit dem Betrüger, dem Mörder, dem Bösewicht. Robespierre war am Anfang seiner Laufbahn gewiß ein redlicher und durchaus achtungswerther Charakter. Dieser Mann wird es weit bringen — hatte Mirabeau von ihm gesagt — er glaubt Alles, was er sagt. In jener großen Vereinigung heroischer Talente und großartiger Gesinnung, welche man die konstituirende Versammlung nennt, im Anfange wenig bemerkt und als Redner wenig geachtet, wußte er sich durch Konsequenz in revolutionairen Grundsätzen, wie im Mißtrauen, durch eine Uneigennützigkeit, die nicht frei von Ostentation war und am Schlusse ihrer Thätigkeit die Versammlung selbst in unglücklicher Stunde zu einer Ostentation von Uneigennützigkeit bewog, welche sehr viel zu den späteren Zerrüttungen und Uebelständen beitrug *), so wie durch einen gewissen Puritanismus auszuzeichnen, der ihn jedoch nicht verhinderte, höhnisch auszurufen: was ist das, eine Republik?

Zwei Dinge hielten ihn unter größeren Männern: er zweifelte nie, weder an seiner Lehre, noch an seiner Person. Desto mehr zweifelte er an anderen, selbst an den besten und patriotischsten Männern. Mißtrauen und Furcht sind zwei Grundzüge seines Charakters, die schon allein den werdenden Tyrannen bezeichnen. Daß er einen politischen Glauben hatte, ein Ziel, das er lange und in gewisser Beziehung immer verfolgte, daß ihm ein unklares, aber vielleicht eben darum mit desto blinderem Vertrauen umfaßtes Ideal von Volksglück und Volksfreiheit vor der Seele schwebte — das schützt ihn, wie seinen St. Just, vor dem unbedingten Verdammungsurtheil der Geschichte und hält Beide in weiter Ferne von den Mordgesellen, mit welchen sie doch innig verbunden waren und eben darum lange verwechselt wurden. Aber eben darum ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dieses dunkle, nebelhafte, von beständigen Blutströmen gar nicht zu trennende Ideal, welches, wie die Fata Morgana, herrliche gesegnete Landstriche vorgaukelt, wo nichts ist, als die blaue Luft und die Meerestiefe, dieses chimärische Luftbild nicht zu verwechseln mit der großen, hehren, begleitenden Gestalt der wahren Freiheit, wie sie den besseren alten Zeiten, am meisten aber der französischen Revolutionszeit selbst, vorgeschwebt. In dem Maße, als Robespierre und St. Just besser waren, als ihr Ruf, in eben dem, ja, in noch höherem Maße war, unserer innigsten Ueberzeugung nach, ihr System, das Herr Louis Blanc unbedingt, unser edler und trefflicher, von uns innigst verehrter Verfasser zwar bedingt, aber mit hoher dithyrambischer Begeisterung preist und feiert, unglücksschwangerer und verderblicher, als es jetzt namentlich so Vielen erscheint, welche die Mißstände der Gegenwart verstimmen. Wir haben uns hierüber in einem Aufsatze, der demnächst in einem deutschen Blatte erscheinen wird, ausführlicher ausgesprochen, und können dieses Feld daher für jetzt nur im Vorbeigehen berühren.

Kehren wir aber zu der persönlichen Beurtheilung Robespierre's zurück, so dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn er auch an sein Ziel glaubte, er doch ganz gewiß an die Verleumdungen, womit er und sein St. Just so viele edle Männer und Patrioten überschütteten, so wie an die Ehrenrettung, die er Bösewichtern und Schurken verschaffte, zu denen er sich aus politischer Nothwendigkeit, wie er denken mochte, so oft herabließ **), durchaus nicht glaubte. Sein gränzenloses Mißtrauen ließ ihn vielleicht Männer, wie Bailly und Lafayette, ja, selbst echte Republikaner, wie die meisten der Girondisten, als Verschwörer und Feinde der Revolution betrachten (Mem. de Garat, citirt von Thiers, Note 53, S. 533 der Brüsseler Ausg.). Aber daß die Roland keine Verrätherin, daß Camille Desmoulins kein Contrerevolutionair, daß Herault Sechelles kein Abtrünniger sey, das und vieles Andere erkannte er gewiß selbst und log also mit vollem Bewußtseyn. Man darf die Anklage seines St. Just und das Gewebe von Lügen und falschen Zusammenstellungen, das sich darin findet, nur lesen, um die schamlose Perfidie darin zu erkennen, welche selbst seine warmen Vertheidiger, die Verfasser der Histoire parlementaire, zu dem Bekenntnisse zwingt: er habe selbst eine Fatalität (!) beklagt, welche ein genaues Unterscheiden (zwischen den Schuldigen und Unschuldigen) nicht erlaubte. Als ein Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er die 73 Konvents-Deputirten, welche die Protestation gegen die an den Girondisten begangene Gewaltthat unterzeichnet hatten, durch seinen Schutz vom Tode rettete. Aber wie viel Antheil an dieser guten That die Politik hatte, welche, der alten Verbündeten ungewiß, deren neue in dem feindlichen Lager sucht, ist schwer auszumitteln. Ein noch größeres, viele Schuld aufwiegendes Verdienst würde darin liegen, daß er allein mit Ernst und Wärme den Frieden erhalten wissen wollte und sich anhaltend und kräftig gegen den Krieg aussprach, der eben den Terrorismus fast nothwendigerweise auf die Spitze trieb. Leider aber zeigte er immer so wenig persönlichen Muth und so weit getriebenes Mißtrauen in jedes Menschen Absichten, daß auch dieses Verdienst dadurch geschmälert wird. Es mag wohl seyn, daß eben der engherzige Sinn, vermöge dessen er so vielen Justiz- und anderen Mord für nöthig hielt, ihn den großen und offenen Krieg fürchten ließ. Er war bei keiner der revolutionairen Bewegungen selbstthätig aufgetreten, hatte sich, wie eine Krisis mit den Waffen durchzufechten war, immer versteckt gehalten und war nie an einem Posten zu sehen, wo Gefahr drohte. Wenn er auch den Muth der Tribune haben mochte, von kriegerischem oder auch nur persönlichem Muthe hatte ihm die Natur jede Ader versagt. Wie mag es ihm also Herr v. Lamartine so sehr zum Verdienste anrechnen, daß er in den Tagen des Thermidor seine Anhänger abhielt, an der Spitze bewaffneter Haufen gegen den National-Konvent zu marschiren? „Er wollte", sagt unser Geschichtschreiber, „sterben oder mindestens dem Scheine nach rein von jeder Mitschuld an dem Aufstande triumphiren" (Th. VIII., B. 61, K. 4). Doch hatte er kurz vorher selbst gesagt, und Herr v. Lamartine führt es ohne alle Bemerkung an (ebds. B. 58, K. 5): „Wenn Frankreich einige Monate lang durch eine irregeleitete oder verderbte Legislatur beherrscht würde, so wäre die Freiheit verloren"; doch hatte er den bewaffneten Haufen, welche in der Nacht vom 1. bis 2. Juni den National-Konvent umzingelten und die Verhaftung, das ist die Hinrichtung, der Girondisten mit unverhohlener Gewaltthätigkeit erzwangen, laut Beifall gezollt und sogar Barrère angedonnert, der es damals noch wagte, menschlich zu seyn (Hist. parlem. 24, 45. Wachsmuth, II., 137). Doch hatte er schon früher (26. Mai 1793) in Gemeinschaft mit Marat die Jakobiner zur Insurrection gegen den National-Konvent aufgefordert, wo es galt, für Hebert und gegen die Gironde zu wirken.*) Warum schien ihm nun gegen Billaut, Collot, Barrère und ihre Genossen Unrecht, was er gegen Vergniaud, Condorcet, Isnard und ihre Freunde selbst veranlaßt hatte? Woher kam ihm zu Gunsten seiner Mordgesellen dieser tugendhafte Gewissenszweifel, den er gegen die edelsten Republikaner nicht empfunden hatte? Mehr als einer glücklichen Insurrection bedurfte es aber gewiß in den Tagen des Thermidor eben so wenig, als in denen des Mai und Juni (1793), um den Sieg zu entscheiden. Es wäre ganz unnöthig gewesen, den Konvent aufzulösen. Mit der Einschüchterung durch Waffengewalt würde man die Feigen, die Unentschlossenen, die Halben, die zahlreichen geheimen Anhänger, die schon lange zu passivem Gehorsam eingeschüchterten Deputirten der Mitte **) gewiß eben so leicht dahin gebracht haben, die Gegner Robespierre's zu proskribiren oder diese Proscription unthätig geschehen zu lassen, als man sie zu seiner Proscription bewog. Allenfalls hätte man ein Paar von den Eindringlingen mitstimmen lassen und so der Majorität ein wenig nachhelfen können. Das alles war ja schon mehrmals, mit Robespierre's Genehmigung oder doch ohne seine Mißbilligung, geschehen. Aber unser Autor giebt ihm Gewissensskrupel, sich selbst frei zu machen, nachdem der Konvent ihn zum Gefängniß verurtheilt hatte. Nun er that es ja doch ein paar Stunden später, und seit wann hängt die Moralität einer That von der Uhr ab? Aber freilich, da gab er — sagt unser Verfasser weiter — nur einer patriotischen Gewaltthätigkeit (à une patriotique violence) Coffinhal's nach. Richtig, da liegt die Auflösung des Räthsels! Er hatte sich nie selbst an die Spitze einer bewaffneten Macht gestellt, nie, wie Danton, Bewegungen der Masse geleitet, nie, wie es die Franzosen sehr bezeichnend ausdrücken, mit seiner Person bezahlt (payé de sa personne). Nicht Ueberfluß an patriotischer Moral, Mangel an persönlichem Muth hielt ihn davon ab. Im Gegensatze zu Schiller's Tell, war sein Wahlspruch:

> Doch, glaubt es mir, laßt mich von Eurer Theil!
> Ich mag nur lange prüfen oder wählen.
> Braucht meinen Kopf Ihr zu nachher'gem Rath,
> Dann ruft den Mar, es soll an mir nicht fehlen.

---

*) Auf seinen Vorschlag hatte nämlich die konstituirende Versammlung beschlossen, ihre Mitglieder zur nächsten Legislatur für nicht wählbar zu erklären. Die verblendeten und verstockten Royalisten, welche noch in der Versammlung waren, stimmten in diesen politischen Selbstmord mit Freuden ein, und so war den extremen Menschen und Partheien der Weg frei.

**) Ein merkwürdiger Beleg hierüber bei Meillan (Mémoires 4): „Il faisait un jour l'éloge d'un nommé Desfieux, homme noté par son improbité et qu'il a sacrifié dans la suite. Mais votre Desfieux, lui dis je, est connu pour un coquin. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un banqueroutier frauduleux. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un voleur. — C'est un bon patriote. Ganz so machte er es lange mit Hebert und seinen Schandgenossen, so wie er den fast wahnsinnigen Bluthund Carrier in Schutz zu nehmen nicht erröthete.

*) J'invite le peuple — hatte er bei den Jakobinern am 26. Mai 1793 gesagt — à se mettre dans la convention nationale en insurrection contre les députés corrompus. Diese députés corrompus waren die Girondisten! Und gegen grundverderbte Menschen, wie Barrère und viele andere, soll er Skrupel gefühlt haben, ähnliche Mittel anzuwenden.

**) Wie wahr dieß sey, und wie es einzig darauf ankam, welche Partei die andere an Kühnheit überträfe, um ihr bei den ganz passiv gewordenen Deputirten der Mitte und dem ganzen Konvent den Sieg zu sichern, davon mag die Stimme eines der besten und aufrichtigsten jener Deputirten, der die Scene als Augenzeuge und Mitwirkender oder vielmehr Mitwartender beschreibt, Zeugniß geben. „Depuis quelque tems" — sagt Thibaudeau I. 82 — „Robespierre menaçait Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Tallien etc. ses complices. La convention était aussi indifférente à leurs dangers qu'elle l'avait été à la mort de Danton, et il est probable qu'ils eussent succombé si Robespierre eût proposé leur proscription. Mais le sentiment de leurs propres périls leur donna l'audace de le prévenir et comme je l'ai déjà dit, la victoire était toujours du côté de l'attaque. Tallien se lança le premier, les autres le suivèrent, et la convention se souleva tout entière. Ce fut une commotion électrique etc. O quelles douces émotions, quelles sensations délicieuses éprouvèrent alors nos âmes si long-tems oppressées." Man sieht hieraus, wie passiv die ehrlichen Leute waren, und wie eingeschüchtert und bereit, sich der Gewalt zu fügen.

Noch ein Umstand kam hinzu: seine Einseitigkeit. Er hatte erlebt, daß Marat von dem revolutionairen Tribunal freigesprochen worden war. Auch für ihn war das Volk, nämlich die untersten Schichten desselben, und die Herrschaft seines Namens war ganz anders, als die jenes wahnsinnigen Bösewichts, gegründet. Er dachte, es würde wieder so kommen.*) Ganz eben so machte er es zum zweiten Male, als er im Gemeinderathe hin- und herschwankte und eine Proclamation an das Volk zu unterzeichnen nicht etwa verweigerte (er that es endlich doch, wie Herr v. Lamartine selbst eingestehen muß), aber verzögerte. Das Einzige mag zur Erklärung und zur Vertheidigung dieses Betragens gelten: er hatte, wie früher Danton, wie später Napoleon selbst, wie lange vorher Cäsar im römischen Senate, das Gefühl, daß seine Herrschaft in der öffentlichen Meinung einen schweeen, nicht wieder herzustellenden Stoß erlitten, und daß es in der That sein Vaterland sey, welches den Stab über ihn gebrochen habe. Er beugte sich vor dem Fatum, der Nemesis, vielleicht in seiner in ihrem innersten Grunde religiösen Anschauung vor der Gottheit, die seinen Sturz herbeigeführt hatte. Aber immerhin hat gerade dieses Ende Etwas, das eines überzeugten, exaltirten, für das, was ihm als hohes Ziel der Menschheit erscheint, bis zum höchsten Fanatismus begeisterten Parteihauptes durchaus unwürdig ist. Wer Hunderttausende einer Idee opferte, der muß mit seiner Person dafür kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Nachdem man alle göttliche Gesetze und menschliche Gefühle mit Füßen getreten, um einer höheren Mission willen, die man in sich zu verspüren glaubt, ist es kläglich und albern, auf den Triumph eben dieser Mission im letzten Kampfe, um eines angeblichen Gewissenszweifels willen, freiwillig zu verzichten. Wer Millionen dem Tode überantwortet, der muß dem Tode männlich ins Auge zu blicken wissen und ihn nicht mit feiger Resignation an sich kommen lassen.

Nichts Abgeschmackt'res find' ich auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt,

sagt Mephisto mit vollem Rechte. Gerade, wenn der Teufel, wie in der schönen Mythe des Hiob, sich unter die Söhne Gottes reiht, als Ankläger erscheint im Dienste des Herrn und sich als ein schreckliches, aber gerechtes Werkzeug in der Hand des Allmächtigen fühlt, gerade dann darf er am wenigsten veezweifeln. Sokrates mochte lieber den Giftbecher trinken, als, den Gesetzen seines Vaterlandes entgegen, aus dem Kerker fliehen. Er hat damit seine reine, hohe und heilige Mission besiegelt und steht vor der Geschichte als ein Märtyrer für Menschheit und Gottheit. Hätte Muhamed bei ähnlicher Veranlassung eben so gehandelt — er wäre aus der Reihe der Helden in die der polizeimäßigen Spießbürger, aus der Reihe der großen Männer in die der kleinen Geister hinabgesunken. Ziemt es sich — sagt Oranien zu seinem Egmont — uns für Tausende zu opfern, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu erhalten. Aber das ist's eben, was, nach unserer Ansicht, die ganze Frage beherrscht, und was Herr von Lamartine nicht anerkennen will. Robespierre hatte keinen Zoll von einem großen Manne, von einem genialen, großartigen Führer in sich, wie ihn die Zeit erheischte. Wir haben es schon einmal ausgesprochen (Frankf. Ober-Post-Amts-Zeit. Nr. 147) und können nicht umhin, es hier zu wiederholen, weil es uns den Schlüssel zu vielen Räthseln der französischen Revolution zu enthalten scheint: „Zwischen Mirabeau und Napoleon, denen leider bei den Eigenschaften des großen Mannes die des großen Bürgers nicht immer innewohnten, fehlte den Männern, die an der Spitze des durch die Revolution aufgeregten Frankreichs standen, das Genie. Gar Vieles erscheint als verhärtete Bosheit hier, als unabweisbare Nothwendigkeit dort, was im Grunde nichts war, als Mangel an Geistesgröße und Stärke, an freier Einsicht, die sich über Systemsucht erhebt, an eigenthümlicher Kraft, welche die eigene Partei zur rechten Zeit zügeln will und kann." Robespierre war gewiß lange nicht so schlecht, wie ihn die meisten der Männer darstellen, welche die Geschichte jener Zeit schrieben, als die Wunden noch bluteten, die er geschlagen, als die Opfer noch zuckten, die er getödtet hatte. Aber er war eben so wenig so hohen Sinnes, so begeisterter Hingebung, so catonischer Selbstentäußerung voll, wie ihn neuere, namentlich französische Schriftsteller, auffassen, welche zum Theil die Kritik unserer in der Geschichte seiner Zeit schreiben. Er hatte aus seinem heiligen Buche, dem Contrat social des edlen Bürgers von Genf, von welchem Benjamin Constant so schön und wahr sagte: er hatte das Gefühl mehe als die Theorie der Freiheit, Vieles heraus- und noch mehr hineingelesen. Die Mischung, die sich hieraus in seinem Geiste bildete, erschien ihm als die höchste politische Weisheit, und er hielt sich selbst für ihren reinsten und berufensten Apostel. Da erschien ihm denn ganz einfach und lobenswerth, die ganze damals lebende Generation dem zu opfern, was alle Geschlechter der Nachwelt beglücken würde, und mit einem Schreckenssysteme, das nur zu wirklich war, einem idealen und großentheils chimärischen Tugendgebilde nachzustreben, das ihm selbst nicht klar wurde. Durch diese letztere Behauptung treten wir nun freilich wieder in Gegensatz zu unserem hochverehrten Verfasser; aber der Beweis für unsere Behauptung ist in der That nur zu leicht. Den Kommunismus wollte der Konvent, wie Robespierre, durchaus nicht. Zu einer Zeit, wo dieses Letzteren Einfluß schon vorherrschend war (am 18. März 1793), setzte Jener, auf Barère's Antrag, nichts Geringeres als die Todesstrafe darauf, wenn man Gemeinschaft der Güter nur vorschlagen würde. (Moniteur Nr. 79, citirt von Wachsmuth, Band II. S. 268 und 170 Note.) Wenn es also wahr wäre — was unser Verfasser (Band V., B. 39, Cap. 21) behauptet und wir in einem besonderen demnächst erscheinenden Aufsatze widerlegt zu haben glauben — daß „die philosophische und christliche Gemeinschaft aller Güter der Erde das Ideal einer Staatsverfassung wäre" — Robespierre's Ziel war es keineswegs. Wenn ihn also Herr Louis Blanc von diesem Gesichtspunkte aus lobt, so steht die Geschichte entgegen. Freilich nennt Herr v. Lamartine (Th. V. B. 39, Kap. 15,): „ein schöner Instinkt habe Robespierre und seine Anhänger bewogen, in ihren Projekten der Organisation der Gesellschaft bei dem stehen zu bleiben, was unmittelbar zur Erfüllung kommen könne. Sie hätten (deshalb?) Familie und Eigenthum geachtet. Den Baukünstlern des Alterthums gleich, welche, indem sie den Göttern einen Tempel bauten, ein Stück Mauer oder einige Pfeiler des alten Gebäudes stehen gelassen, habe Robespierre die Traditionen der alten Gesellschaft in der neuen beibehalten. Er sey so weit gegangen, als die Reform habe gehen können, und habe nichts weggelassen, als Utopien." Aber wenn unser Verfasser selbst von den Theorieen, welche die Robespierre'sche déclaration des droits ausspricht, (die mit der Erklärung der constituirenden Versammlung nicht verwechselt werden darf) mit großer Wahrheit sagt: sie haben die dem Menschen natürlichen Triebe (les instincts naturels de l'homme) mit den Rechten verwechselt, welche die Gesellschaft dem Menschen im bürgerlichem Zustande verbürgt — stellt er da Jene nicht selbst als eine gefährliche Utopie dar?

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies deutet Herr v. Lamartine selbst an. „Il croyait à son acquittement par le tribunal révolutionnaire", sagt er, aber nur hingeworfen, ohne die Konsequenzen daraus zu ziehen und immer das durch jene Weigerung oder vielmehr jenes Schwanken, an den Tag gelegte Rechtsgefühl preisend. So meint er auch, die Thermidorianer selbst hätten die Gefängnißwärter veranlaßt oder doch mit veranlaßt, Robespierre und seine Genossen nicht annehmen zu wollen, um einen Vorwand zu haben, sie ohne Gerichtsspruch aus der Welt zu schaffen. Wir können dem nicht widersprechen, doch finden wir es bei keinem unpartheiischen Gewährsmann auch nur erwähnt. Das Spiel wäre zu gefährlich gewesen, und es ist ganz natürlich, daß Subalterne, welche vor so fürchterlichen Gewalthabern zitterten, deren Macht im Volke noch keineswegs gebrochen war, es gefährlicher fanden, sie anzunehmen, als Schwierigkeiten zu machen.

Mannigfaltiges.

— Wallis und Glarus. Durch ein Versehen ist in der vorigen Nummer des Magazins bei Erwähnung des Sonderbundes nicht gesagt worden, daß auch einer der neuesten Kantone (von 1815) zu ihm gehöre, wie übrigens ein Blick auf die zugleich mitgetheilte Tabelle sofort ergiebt, wogegen allerdings einer der beiden späteren ältesten Kantone (von 1352) der eidgenössischen Mehrheit sich angeschlossen hat. Jener neueste Kanton — Wallis — gehörte freilich schon seit 1313 als „zugewandter Ort", zu den Verbündeten der Eidgenossenschaft, hat jedoch bis zur französischen Revolution und selbst zu Anfang der Napoleonischen Zeit als selbständige Republik bestanden, bis es 1810 als Departement Simplon mit Frankreich vereinigt und nach dem letzten Frieden mit der Eidgenossenschaft als zwanzigster Kanton verbunden wurde. Wallis ist einer der dünnbevölkertsten schweizer Kantone, indem es bei einem Flächenraum von 100 Quadratmeilen kaum 100,000 Einwohner zählt, von denen 34,000 Deutsche in Oberwallis bis Siders, 56,000 Franzosen von da bis zum Genfer See und 10,000 Italiäner an der Südgränze wohnen. Im Einfischthale soll sich sogar eine geringe Anzahl angeblicher Ueberreste von Hunnen unter ihnen befinden. Rauh, wie ihr Gebirgsland, das die höchsten Spitzen der penninischen und der Berner Alpen aufzuweisen hat, sind auch die Bewohner, die alle drei Sprachen, denen sie angehören, auf eine furchtbare Weise radbrechen. Die Deutschen zeichnen sich jedoch durch Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Einfachheit aus, während die französischen Unterwalliser unreinlich, träge und unzuverlässig sind. Dagegen geben die Ersteren mehr den Jesuiten, die Letzteren mehe den liberalen Lehren Gehör, während die Italiäner augenscheinlich unter Einflüssen des benachbarten Sardiniens stehen. Der katholischen Kirche gehören alle drei Nationalitäten an, doch sind sie dabei abergläubisch und schlecht unterrichtet. Sie besitzen im Ganzen nur ein Gymnasium und ein geistliches Seminar. — Der zur eidgenössischen Mehrheit gehörende, seit 1352 mit der Eidgenossenschaft verbundene Kanton Glarus zählt unter seinen 30,000 Einwohnern allerdings nur etwa 4000 Katholiken, gehört jedoch vermöge der Beschäftigung und des Charakters seiner Bevölkerung, die sich sämmtlich von Viehzucht, Obstbau, Einsammeln von Alpenkräutern als Arzneipflanzen, Gemsjagd rc. nährt, so wie vermöge seiner alten demokratischen Verfassung, mehr der politischen Kategorie des Sonderbundes und der mit ihm gränzenden Kantone Uri und Schwyz an. Nur die Hauptstadt hat eine Fabriken-Bevölkerung und neigt sich daher auch den Einflüssen Berns zu. Bis zum J. 1836 hatten die Katholiken ihre besondere „Landesgemeinde", die so viel galt, als die der Protestanten, was jedoch durch die in jenem Jahre eingeführte neue Verfassung, wodurch Glarus eine einzige Landesgemeinde bekam, abgeändert wurde.

— Die Seeräuberei im ostindischen Archipelagus. Kürzlich wurde dem auch in diesen Blättern schon mehrfach genannten Herrn Brooke, Radschah (Fürst) von Sarawak bei Borneo, der sich jetzt in England befindet, der Ehrenbürgerbrief der City von London in einer goldenen Kapsel feierlich übergeben. Es wurde bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß ein Brooke, ein Vorfahr des Gefeierten, zur Zeit Karl's II. Lord-Mayor von London gewesen sey. In seiner Erwiederung an den versammelten Gemeinderath sprach Herr Brooke die Hoffnung aus, daß durch seine Bemühungen binnen kurzem alle Seeräuberei in dem bisher durch dieselbe so berüchtigt gewesenen ostindischen Archipelagus aufgehört haben werde, und daß man bald mit jedem unbewaffneten Boote ungefährdet von einem Ende der indischen Gewässer bis zum anderen werde fahren können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Dienstag den 16. November 1847.

Schweiz.

Die Stadt und der Kanton Luzern.

(Nach Dr. Wilh. Hamm.)

Wenn jemals ein Buch zu gelegener Zeit erschienen, so ist es wohl das so eben bei J. J. Weber in Leipzig angekündigte Werk: „Die Schweiz, topographisch, ethnographisch, politisch, von Wilhelm Hamm."*) Der Verfasser, der über denselben Gegenstand in den Jahren 1846 und 1847 eine Reihe von Vorlesungen im „Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften" in Darmstadt gehalten, hat diese seiner Ausarbeitung zum Grund gelegt, was derselben den Charakter einer bloßen Touristen-Darstellung nimmt und ihr dagegen eine populair-wissenschaftliche Farbe giebt. Gleichwohl beruht das Ganze auf Autopsie und ist die Frucht mehrfacher Wanderungen durch alle Theile der Schweiz, deren Menschen, Sitten und Gebräuche er vollständiger kennen zu lernen suchte, als es sonst Reisenden, die sich an den einzelnen Orten nur kurze Zeit aufzuhalten pflegen, möglich ist, und so kann sein Buch auch denjenigen nützlich seyn, die es bei einem Ausfluge nach dem romantischsten aller Gebirgsländer als Reiseführer gebrauchen wollen.

Wenn wir an der Darstellung etwas aussetzen sollten, so wäre es ihre konfessionelle Partei-Färbung. Wir müssen allerdings von einem Beurtheiler der heutigen Schweiz eine bestimmte Ansicht über die politischen Wirren dieses Landes erwarten, und möge er sich nun dem Sonderbunde, den Radikalen oder den Neutralen zuneigen, so werden wir seine Ansichten, wenn sie ehrlich sind und auf gewissenhafter Ueberzeugung beruhen, zu achten wissen. Eine solche Beurtheilung kann und muß sich jedoch von aller Vermischung der religiösen mit den politischen Momenten, sowohl in subjektiver als in objektiver Hinsicht, ganz fernhalten. Man wird uns zwar einwenden, daß sich dies in der Schweiz nicht überall thun lasse, aber in diesem „nicht überall" liegt eben schon eine Verurtheilung, wenn wir, wie der Verfasser des vorliegenden Buches ohne Unterschied überall da, wo in der Schweiz der Katholicismus vorherrscht, Finsterniß, Verdummung und Armuth als seine nothwendigen Begleiter darstellen und nicht die politischen, sondern die kirchlichen Ueberzeugungen der Menschen das Kriterium unserer Beurtheilung ihres Staaten-Organismus sind. Ein Blick auf die Karte und die Geschichte von Europa sollte doch Jedem die Ueberzeugung gewähren, daß weder mit der einen, noch mit der anderen Kirche die politische Bildung nothwendig verbunden sey, und daß hüben wie drüben Freiheit und Unfreiheit sich finden. Auch sieht unser Jahrhundert, von dieser Ueberzeugung durchdrungen, den Frieden auf konfessionellem Boden als abgeschlossen an. Wir sehen jetzt sogar das alt-protestantische England die Prämunire-Akte zerreißen und dem päpstlichen Stuhle die diplomatische Hand reichen, während der Papst politische Institutionen einführt, wie die aus Abgeordneten der verschiedenen Provinzen zusammengesetzte berathende Staats-Konsulta, angeordnet unterm 22. April 1847, die Art der Erleichterung und Kontrolirung der Censur, und sogar die Uniformen der bewaffneten Macht, was augenscheinlich Alles nach dem Muster des protestantischen Preußen gebildet ist. Auch wir sollten daher den biblischen Wahlspruch, den ein italiänischer Priester, der Abbate Lambruschini in Florenz, seinem politischen Blatte gegeben: „Richten wir nicht, auf daß wir nicht gerichtet werden", überall bei Beurtheilung religiöser Verhältnisse uns vor Augen halten und selbst durch die Jesuiten in der Urschweiz uns nicht verleiten lassen, den kirchlichen Glauben dieses Hirtenvolkes gering zu schätzen.

Abgesehen hiervon, werden wir jedoch unserem Verfasser mit großem Interesse in seiner Darstellung folgen, und wir wählen, als Beleg hierzu, was er uns von dem politischen Mittelpunkte des Sonderbundes, von dem Kanton und der Stadt Luzern erzählt:

„Die Stadt Luzern, welche von einem alten, noch stehenden, römischen Leuchtthurm den Namen erhalten haben soll, liegt so ziemlich im Mittelpunkt der ganzen Schweiz, an der äußersten Spitze des nordwestlichen Busens des Vierwaldstätter Sees, welcher hier der Luzerner genannt wird. Der Ausfluß desselben, die tiefe, grüne Reuß, der dritte Fluß der Schweiz, der Größe nach, theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Drei Brücken führen darüber, die Stadttheile verbindend. Dieselben sind von Holz und bedeckt, so daß sie bei Regenwetter angenehme Spaziergänge bilden. Interessant sind die Malereien, womit jede dieser Brücken verziert ist; noch interessanter die erläuternden Reime, welche jenen beigefügt sind, und welche einen seltsamen Begriff von der mittelalterlichen Poesie der Schweizer geben. Der See bietet nächst der Stadt eine äußerst liebliche Ansicht; statt von wildromantischen Felsen ist er von sanften Obsthügeln umhegt, zwischen welchen freundliche Landhäuser sich verstecken: aus weiter Ferne blickt das Hochgebirge herüber, in der Nähe streben in die Wolken empor die dunklen Massen des Pilatus und Rigi. Die Stadt hat wenige Sehenswürdigkeiten. Zu nennen ist etwa das Zeughaus, worin, trotz der Decimation durch die Franzosen, noch viele kostbare Antiquitäten aufbewahrt werden, welche größtentheils aus den österreichischen und burgundischen Kriegen stammen. Bemerkenswerth sind darunter das Panzerhemd des bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold, die Standarten seiner Ritterschaft, das zerfetzte Banner des Schultheißen Gundoldingen, endlich die eisernen Stachelhalsbänder, welche jener Herzog für die Rathsherren der Eidgenossen hatte anfertigen lassen.

„Mehr als die im Innern prachtvollen, aber überladenen Kirchen interessirt uns das alte, nun wieder frisch eingeweihte Jesuiten-Kollegium; ferner der „Kesselthurm", das Gefängniß Robert Steiger's, und die Franziskanerkirche, welche über 300 unglücklichen Freischärlern als Gefängniß dienen mußte. Diese Gebäude rufen uns drückende Erinnerungen in die Seele; die ganze Stadt scheint ein so düsteres, kaltes Gewand angezogen zu haben, die Menschen gehen nicht, sie schleichen an uns vorüber, wir begegnen lauernden Blicken, wenn wir vor jenen Monumenten verweilen. Wir eilen vor die Thore und wandeln zu dem Denkmale, welches den am 10. August 1792 bei Vertheidigung der Tuilerieen gefallenen Schweizern errichtet worden ist. Es ist dies ein sterbender Löwe, von einer Lanze, welche abgebrochen aus seiner Brust hervorragt, zum Tode verwundet, gebettet auf Waffentrümmer. Er ist in kolossalen Verhältnissen, nach Thorwaldsen's Modell, vom Bildhauer Lukas Ahorn aus Konstanz, mitten in einer senkrechten Sandsteinwand, meisterhaft ausgehauen. Die Inschrift heißt: Helvetiorum fidei ac virtuti — „Der schweizerischen Treue und Tapferkeit." Die Namen aller Gefallenen sind unterhalb des Bildes eingegraben. Ein alter Invalide, welcher noch an jenem Tage mitgefochten, ist Hüter des Denkmals und wiederholt jedem Beschauenden die eingelernte Lection.

„Wenden wir uns von der Stadt nördlich, so betreten wir zuerst das sogenannte Lädeli, eine Art Vorstadt von Luzern. Hier lagerte die eine Kolonne des Freischaarenzugs. Da die Vorstadt etwas erhöht liegt und von da aus ganz Luzern mit Kanonen bestrichen werden kann, so wäre dessen Eroberung unzweifelhaft gewesen, wenn jenen Freischaaren nicht das gefehlt hätte, was im Kriege den Ausschlag giebt, soll dieser nicht blos vom Zufall abhängen. Aber es fehlte ihnen an einem allgemein eigenen Prinzip, ihnen fehlte die Ueberzeugung ihrer Sache. Nur Wenige hatten sich selbst so enthusiasmirt, daß sie wirklich an die Heiligkeit und Gerechtigkeit ihres Unternehmens glaubten. Die meisten der Theilnemer an dem letzten Freischaarenzug waren gedungen; sie schrieen: „Nieder mit den Jesuiten!" ohne zu wissen, was sie sagten, was sie wollten, wer denn diese gefährlichen Jesuiten seyen. Andere wieder schlossen sich dem Abenteuer an eben aus Hang zu Abenteuern: sie glaubten wie Cäsar, nur kommen zu dürfen, um zu siegen, und betrachteten den Feldzug als eine Freudenfahrt, welche neben dem Vergnügen auch Ruhm bringen würde. Dazu kam das Unabhängigkeitsgefühl dieser bewaffneten Männer, welches sich dem Zwang des Kommando's nicht unterwerfen wollte, die Unfähigkeit, Schwachheit und Uneinigkeit der Anführer, welche eben blos um anzuführen ihr Amt übernommen hatten, ohne demselben im geringsten gewachsen zu seyn, denen Taktik und Kriegskunde böhmische Dörfer waren. Mancherlei bekannte, unglückliche Umstände trafen zu den erwähnten; unbegreifliches Zögern fand statt. Die überraschten Luzerner erholten sich vom ersten Schrecken; in der Nacht rückten die verbündeten Milizen von Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden der Stadt zu Hülfe, und ehe noch die Freischärler recht im Klaren über ihre Lage waren, sahen sie sich schon geworfen, zerstreut, in zügellose Flucht geschlagen. Die Ueberreste der Kolonnen wandten sich westlich nach den Dörfern Littau und Malters; bei beiden kam es nochmals zum Kampf, aber die versprengten Rotten unterlagen den geordneten Angriffen und dem überall erstehenden Landsturm. — Nicht ganz so schlimm erging es der zweiten Kolonne der Freischaaren. Sie war von Norden her in den Kanton eingebrochen, hatte denselben ohne Widerstand durchzogen und gelangte bis zur Emmenbrücke, eine Stunde von Luzern, da, wo die Emme sich in die Reuß ergießt. Hier ward sie von einer Batterie empfangen, deren Kartätschen sie ohne Weiteres

*) Erster Theil, die Urkantone, die westliche (französische) Schweiz und den Kanton Bern umfassend, mit dem Bildnisse des Bundespräsidenten Ulrich Ochsenbein. Der zweite Theil wird die Leser nach Graubündten, Tessin, Glarus, Zürich, Aargau, Solothurn und Basel führen und mit einem Ueberblick der Gesammtverhältnisse der Schweiz schließen.

in die Flucht trieben. Viele wurden getödtet, eine unverhältnißmäßige Anzahl ward gefangen genommen. Dies war der Ausgang eines Unternehmens, welches wohl halb und halb von moralischem, aber von rechtlichem Standpunkt aus durchaus nicht gebilligt werden kann. Denn selbst im Falle des Sieges der Freischaaren würde in der politischen Lage der Schweiz ein Dilemma entstanden seyn, welches nur auf die verderblichste Weise durch Gewalt hätte gelöst werden können, entweder durch Trennung des Bundes der Eidgenossenschaft, oder durch Bürgerkrieg und Intervention fremder Mächte.

„Daß der Luzerner Landsturm mit unerhörter Grausamkeit gegen die unglücklichen Flüchtlinge verfahren, ist nicht in Abrede zu stellen, eben so wenig aber, daß das Betragen der Freischärler zu vielen Gewaltthaten herausgefordert hat. Denn mit dem ersten Schritt auf Luzernischem Boden betrachteten sie sich schon als Sieger, als Besitzer, und zeigten keineswegs die Mäßigung, welche man von ihnen, die sich edelmüthige Helfer der Verfolgten nannten, hätte erwarten sollen. Viele der vorgefallenen Grausamkeiten müssen auch allerdings dem verderblichen Einfluß der Luzerner Priesterschaft zugeschrieben werden, welche dem Landvolk die Freischärler als Atheisten, Jakobiner darstellten, die gekommen seyen, ihm das Theuerste, seine Religion, seinen Glauben, zu rauben. So ward der Einfall zu einem kurzen politischen Religionskriege, denn auf beiden Seiten war man religiös und politisch fanatisirt. Was hier die Geistlichen, das bewirkten dort die Zeitungen der radikalen Partei. Diese Blätter, redigirt von den Chorführern des Ultra-Liberalismus, verschmähten namentlich in den Kantonen Bern und Aargau kein Mittel, das nur halbwissende Volk gegen die Regierung in Luzern aufzureizen und zu stacheln. Selbst durch Erdichtungen der gröbsten Art vermehrten sie die Erbitterung, und ein großer Theil des entstandenen Unrechts fällt auf sie zurück, als die Haupturheber. Sogar nach dem Geschehenen suchte der radikale Fanatismus fortwährend zur Rache, zur Vergeltung zu reizen, und mancher Unschuldige mußte in fremdem Kanton büßen, was ganz Andere verbrochen hatten.

„Noch jetzt dauert die gegenseitige Erbitterung fort. In Luzern darf man von dem Freischaarenzuge kaum sprechen; Fremde werden daselbst stets mit forschendem Mißtrauen angeblickt; das Tragen von grauen Reisehüten, mit welchen die Mehrzahl der Freischärler uniform bekleidet war, setzt sogar Mißhandlungen aus. Handel und Wandel stockt zwischen Luzern, Aargau und Bern, zu großem Nachtheil der letzteren Kantone, welche viele Erzeugnisse durch Luzerner Spedition nach Italien absetzten. Und statt dem Besten des Ganzen nachzugeben, setzt jetzt die Regierung von Luzern ihren Stolz in den Trotz, mit welchem sie alle Vorschläge gütlicher Uebereinkunft verwirft. Jeder neue Freischaarenzug, sey er auch noch so trefflich organisirt, würde fehlschlagen, weil die Urkantone durch ihren Sieg ein Gefühl der Stärke und Ueberlegenheit erhalten haben, welches sie wirklich stark und überlegen macht.

„Ganz anderen Eindruck, als die verlassenen Schlachtfelder, macht auf uns das von Sempach, welches wenige Stunden nordwestlich von Luzern, bei der Stadt und dem See gleichen Namens sich ausbreitet. Der Sempacher See, 1380 Fuß über der Meeresfläche, auf zwei Seiten von parallelen Höhenrücken umgeben, ist ein nicht großer, stiller Wasserspiegel, dessen Schönheit besonders durch die vielen Dörfer an seinem Ufer hervorgehoben wird. Das Schlachtfeld von Sempach befindet sich in der Ebene an seiner südöstlichen Spitze; eine kleine Kapelle ist zum Andenken des Sieges darauf errichtet. Von dem Wahlplatz, einer grünen Matte, hat man eine entzückende Aussicht nach Süden und Osten. Hier war es eigentlich, wo die schweizerische Eidgenossenschaft in der That ihre volle Freiheit errang, indem sie den mächtigen Widersacher besiegte. Hier fiel Herzog Leopold und die Blüthe des österreichischen Adels durch den aufopfernden Heldenmuth des Arnold v. Winkelried. Man hat in neuerer Zeit versucht, die Erzählung seiner That, eben so wie die Tell's, zu einer bloßen Sage zu stempeln. Gewiß kann dies nur von Solchen geschehen seyn, welche niemals die Wahrheit an Ort und Stelle der Begebenheit selbst aufsuchten. Die alten Denkmale, die redenden Ueberbleibsel jener Ereignisse, mehr aber noch, als dies Alles, die im Volksmunde lebende, ins Volksbewußtseyn übergegangene Tradition sind untrügliche Zeichen der Echtheit. Bei Sempach war es auch, wo der sterbende Schultheiß von Luzern, Gundoldingen, in fester Hand das heilige Banner seiner Stadt haltend, noch seinen letzten Athem dem Gemeinwohl opferte, indem er seinen Mitbürgern empfahl, keinen Schultheißen länger als auf ein Jahr zu wählen. Der Vorschlag des Sterbenden ward Gesetz; aber die Luzerner wissen dem Buchstaben Genüge zu thun und dennoch ihren Willen durchzusetzen. Man wählt den Schultheiß ganz richtig nur für ein Jahr; aber nach Ablauf desselben wiederum, und so bleibt Siegwart Müller Schultheiß von Luzern.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Besonders in Einem Punkte täuscht sich der Verfasser, unserer Ueberzeugung nach. Es ist gerade der Punkt, welcher diese Frage beherrscht. Er meint nämlich, die in jener Erklärung ausgesprochenen Grundsätze wären, wenn auch unwissenschaftlich, doch heilig und wahr, und vergißt, daß das Maßlose nie heilig und wahr, höchstens ehrlich gemeinter, aber darum nicht minder verderblicher Fanatismus ist. So kann es kein Maximumgesetz ohne Schreckenssystem geben. Eine Erklärung, wie die vielbelobte im §. 5. der Robespierreschen droits, daß Widerstand gegen jede Unterdrückung auch des Einzelnen (der also zum Richter in der eigenen Sache wird) gesetzliches Recht sey, in den Grundgesetzen vornhin gestellt, ist eine Sanction der Anarchie, welche zu unterdrücken dann wieder eine Tyrannei, wie des Heilsausschusses, nöthig wird. In einer Constitution die Natur als die Gesetzgeberin der Welt erklären (§. 37), heißt den Naturstand, statt den der sittlich-bürgerlichen Gesellschaft gründen. Jede Regierung (denn was kann man nicht Alles unter dem vieldeutigen Worte verstehen: les tyrans quels qu'ils soient) im voraus als Tyrannei bezeichnen und als eine „gegen den Herrn der Erde, welcher ist das Menschengeschlecht, revoltirte Sklaven" darstellen, (§. 37) heißt ewigen Bürgerkrieg organisiren. In die Constitution schreiben: Wer eine Nation unterdrückt, ist aller Völker Feind (§. 35.), ist nichts Anderes, als unaufhörlich zur Einmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten, d. i. zu ewigen Kriegen mit dem Auslande auffordern. Und das nennt unser Autor (Th. V., S. 264) so heilige Dogmen, daß man sie einem Sokrates zuschreiben möchte! Man muß sich wahrlich stark selbst verblenden, um nicht zwischen den Zeilen die ganze Wuth der Schreckensmänner zu lesen, die auf ewig zum Systeme der Welt erhoben werden soll!

Was wollte also Robespierre eigentlich? Er wollte, sagte er, eine Demokratie, deren Grundlage in ruhiger Zeit die Tugend, in revolutionärer die Tugend und der Schrecken sind. Das klingt sehr schön, aber wie soll diese Tugend erkannt, zur Herrschaft gebracht und, wenn die Mehrzahl mit oder ohne Bewußtseyn dessen, was sie thut, ihr entgegenwirkt oder stimmt, in der Herrschaft erhalten werden? Diese unendlich schwere Frage zu lösen, hat bekanntlich die spätere Zeit das Repräsentativ-System, in der Monarchie wie in der Demokratie, erdacht; von der Voraussetzung ausgehend, der gesunde Menschenverstand des Volkes werde die Männer zu unterscheiden wissen, die es gut mit ihm meinen, und diese seine Gewählten würden über die Gesetzesfragen selbst, welche sie in Gemeinschaft mit der Regierung ohne weitere direkte Dazwischenkunft des Volkes zu lösen berufen sind, mit Einsicht und Redlichkeit entscheiden oder zur nächsten Legislatur von ihren Wählern beseitigt und durch bessere Männer ersetzt werden.

Das Alterthum kannte freilich die Repräsentativ-Verfassung nicht, aber wenn man bedenkt, daß erst zu den Zeiten des Unterganges der römischen Republik die anderen italiänischen Völkerschaften das in Rom erhalten, was wir politische Bürgerrechte nennen, so ist kein großer freier Staat aus dem Alterthum anzuführen, und die eigentlichen Volksversammlungen von politischer Wichtigkeit sind nur in Rom (mit seinem aristokratischen Senate und der aristokratischen Abstimmung nach Centurien, die so lange anhält), in Athen und einigen anderen griechischen Städten zu finden, wo noch dazu überall Sklaven durch ihre Arbeiten den freien Männern größere Muße ließen, unausgesetzt politisch thätig zu seyn, als dies in unseren Verhältnissen möglich ist. Das ist so wahr, daß Jean Jacques Rousseau in eben dem Kapitel, wo er sich gegen Repräsentation erklärt (Contrat social, Ch. XV.), geradezu ausspricht: die Freiheit (ohne Repräsentativ-Verfassung, wie er sie will) könne vielleicht nur in Begleitung der Sklaverei erhalten werden, da überall die Extreme sich berührten.

Dem sey nun, wie ihm wolle, Robespierre's Antwort auf unsere Frage war sehr einfach, weil sehr einfältig. „Ich habe" — sagte er — (Sitz. des Jakobiner-Klubs vom 25. Februar 1793) „mitten unter Verfolgungen und lange ohne Stütze behauptet, daß das Volk niemals Unrecht hat.*) Ich habe es gewagt, diese Wahrheit zu einer Zeit zu verkünden, wo sie noch nicht anerkannt war. Der Lauf der Revolution hat sie entwickelt." (??) So wird freilich die Aufgabe sehr leicht. Die Staatsverfassung fällt etwa wie die Statuten einer Actien-Gesellschaft aus. Jedes Jahr wird Regierung und Vertretung neu ernannt, zugleich das Recht gegeben, sie in der Zwischenzeit zu wechseln, und die Constitution ist *fertig*. Weil aber Regierung und Vertretung hiermit nicht fertig werden können, so — läßt man sie eben auf dem Papiere, wie das mit der Constitution vom Jahre 1, und zwar auf Robespierre's Betrieb, kaum sechs Wochen nach ihrer Vollendung (11. August 1793) auch wirklich geschah. Weil nun die vollendete Anarchie keine Regierung seyn kann, wird diese fast nothgedrungen zur blutigen Diktatur, deren hauptsächliches Regierungsmittel das Henkerbeil ist. Und von einer solchen Gesetzgebung kann ein edler Mann, wie unser Verfasser, sagen, daß sie den Geist der Philosophie und der Menschenfreundschaft athmete! Solches Lob mag den meisten Gesetzen der konstituirenden Versammlung mit Recht gespendet werden. In dieser mag Frankreich seine Ehre, der Geist der Zeit würdige Vertretung finden. Der Konvent hat einige wohlthätige Schöpfungen mit Energie gegründet und befestigt. Doch er war höchstens des Volkes entsetzliche, aber erfolgreiche Wehr, eine verzweifelte und fürchterliche Explosion, die durch ein System der Zerstörung zur Befreiung führte. Robespierre stellte das System dieser Wuth oder vielmehr die Wuth dieses Systems treulich und redlich dar. Er war der Attila der Demokratie. Aber wenn wir auch in der Geißel Gottes Gott anbeten: die Geißel selbst anzubeten, kann uns Niemand zumuthen!

Noch mehr! Herr v. Lamartine gesteht selbst zu, daß der Fanatiker der Volksherrschaft endlich, weil er mußte, damit umging, die Demokratie in seiner

---

*) Wie Rousseau, als dessen Adept doch Robespierre gelten wollte, hierüber dachte, hat er in seinem Contrat social häufig, am deutlichsten am Ende des vierten Kapitels ausgesprochen: „S'il y avait un peuple de Dieux" — sagt er daselbst — „il se gouvernerait démocratiquement. Un gouvernement si parfait ne convient pas à des hommes. Seine Ansicht über dirigirende Klubs, wie der von Robespierre dirigirte Jakobiner-Klub, enthält das dritte Kapitel: „quand une de ces associations est si grande qu'elle l'emporte sur toutes les autres. . . . Il n'y a plus de volonté général, et l'avis qui l'emporte n'est qu'un avis particulier."

Person so zu centralisiren, daß dieses Centrum einem Monarchen sehr ähnlich gesehen hätte. St. Just stellt es in dem vorliegenden Werke (31. Buch, 11. Kap.) eindringlich genug dar, wie nothwendig es geworden war, „die Einheit der Regierung in einem Menschen zu personifiziren." So muß ein Extrem in das andere umschlagen und der Konvent die Alleinherrschaft zurückführen. Glücklich noch, daß sich ein großer und genialer Krieger fand, dessen Schwert zwischen der Volksherrschaft und der Rückkehr der älteren Bourbonen nach Frankreich steht. Wären diese 1799 statt 1814 zurückgekehrt — der Himmel weiß, was aus den Freiheiten geworden wäre, für welche das Volk sein Blut, die Männer der Constituante und der Gironde ihr Leben, die Besseren aus der Bergpartei ihre Gewissensruhe und ihren Nachruhm hingaben! „Wollt Ihr, daß ich Euch den Jakobinern preisgebe?" Das war das Wort, womit der Cäsar unserer Zeit viele redliche und patriotische Männer auf seine Seite brachte und jede Opposition gegen seine schrankenlose Macht niederschlug. Daß er nun wieder, wie den großartigsten Gebrauch, so den unverzeihlichsten Mißbrauch der Gewalt auf die höchste Spitze trieb und den Absolutismus selbst in der genialsten Ausübung noch unpopulärer machte, als die Schreckensmänner das System der schrankenlosen Freiheit — das allein rettete die vernünftige Freiheit in der Gesetzgebung des Landes, welches die Wiege der Revolution gewesen war. Ohne diesen gewissermaßen zufälligen Umstand war sie noch weit länger in den Winterschlaf gelullt und ihre Wiedergeburt auf unbestimmte Zeit verschoben. Das mag wohl als Beweis gelten, daß der National-Konvent zwar für *Frankreichs Selbständigkeit*, auch zur *Förderung der Gleichheit der Menschen in dem Bewußtseyn des Volks* (welches Napoleon auch zu achten wußte) *viel gethan*, den *großen Ideen der Freiheit aber durchaus geschadet*, ihre Herrschaft in der Nation sehr erschüttert und *dem Despotismus den Weg gebahnt habe.*

Denn — vergessen wir es nicht — Nationalität, zum Uebermaße getrieben, kann zur Inhumanität, zur Unvernunft, zur Ungerechtigkeit werden, aber sie bleibt doch immer noch Nationalität. Der Versuch, *faktische Gleichheit* einzuführen, mag naturwidrig und darum unsinnig seyn — er befördert doch das Gefühl der *Rechtsgleichheit* unter den Menschen. Aber Freiheit, zum Uebermaße, zum Wahnsinn getrieben, *hört auf, Freiheit zu seyn* und schlägt durch Anarchie in Unfreiheit, in den Despotismus um, — einer Partei zuerst, eines Einzelnen zuletzt. Darum hütet sich auch unser Verfasser wohl, Robespierre als den Mann der Freiheit zu preisen, er nennt ihn den Mann der Demokratie. Traurig, wenn man dieses seyn kann ohne jenes! Doch hören wir die Charakteristik Robespierre's, wie sie dem schönen und phantasiereichen Geiste unseres Lamartine vorschwebt, und vergleichen wir sie mit dem Bilde, welches uns die Geschichte von diesem Manne hinterließ.

„Ein Ziel ist in seinem Leben", sagt Herr v. Lamartine, (Th. VIII., B. 51, Kap. 16), „und dieses Ziel ist groß: die Herrschaft der Vernunft durch die des Volkes (par la démocratie)." Der Vernunft, der ruhigsten, besonnensten, allem Fanatismus ihrem innersten Wesen nach ganz entgegengesetzten Göttin? Nimmermehr! „Der Tugend", sagte Robespierre selbst. Den Staat aber zum Gewaltherrn der Tugend statt zum Richter der Gesetzmäßigkeit machen, die Tugend von Obrigkeitswegen handhaben, statt einflößen zu wollen, das führt eben zur Tugend-Inquisition, wie die Idee von der Herrschaft des christlichen Staates zur Glaubens-Inquisition führt. „Es ist ein Beweggrund dabei, und dieser Beweggrund ist göttlich. Es ist der Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen." Nach Wahrheit? Vielleicht. Es giebt eine subjektive wie eine objektive Wahrheit. Aber nach Gerechtigkeit? Nach der Rache allenfalls, welche, weil sie sich nicht als eine persönliche, sondern als die Rache des Menschengeschlechts an denen darstellt, welche er für dessen Dränger hielt, minder teuflisch erscheinen mag. Die Gerechtigkeit aber ist, wie die Vernunft, eine Gottheit, welche das Opfer Unschuldiger nicht kennt und auf deren Altären nie ein Fanatiker geopfert hat. „Es ist eine Handlung dabei, und diese Handlung ist verdienstlich. Es ist der Kampf auf Tod und Leben gegen das Laster, die Lüge, den Despotismus." Gegen das Laster — allerdings. Aber er bekämpfte es wie ein Groß-Inquisitor die Gottlosigkeit — mit dem Henkerbeil. Nicht das Laster aber, nur das Verbrechen darf das Gesetz mit Blut sühnen, und wer hienieden den Profoß Gottes machen will, über den bricht die Menschheit mit Recht den Stab. Gegen die Lüge aber kämpfte er nur mit der Lüge. So fern ist der Betrogene nicht vom Betrüger, daß der Fanatismus die Lüge unbedingt bekämpfen sollte. Wenn er mancher Lüge entgegentrat, so feiert hingegen in seinen und seines St. Just Berichten und Anklagen die Lüge einen schrecklichen Triumph. Dem Despotismus in einer gegebenen Form mag er den Krieg erklärt haben. Aber wie könnte ihn Herr v. Lamartine einen werdenden Cromwell nennen, hätte er nicht einen anderen Despotismus erstrebt? „Es ist eine Hingebung, und diese Hingebung ist beständig, unbedingt, wie eine Selbstopferung des Alterthums. Es ist das Opfer seiner selbst, seiner Tugend, seiner Ruhe, seines Glücks, *seines Ehrgeizes*, seines Lebens, seines Andenkens selbst — seinem Werke." Viel Wahres unstreitig! Wer einer Idee zu Hunderttausenden seiner Mitmenschen, auch sich selbst opfert, soll, wie sehr er auch gewüthet haben mag, nicht zu denen gestellt werden, welche um ihres Egoismus willen mordeten und die Welt verheerten.

(Schluß folgt.)

China.

Menschen und Sitten in China.

III. Su-tschen, die Stadt der Moden.

Wenn auch Ningpo und der Archipel von Schusan dem Herbarium unseres Reisenden nicht unbedeutende Kontingente geliefert hatten, so dachte er es doch ganz besonders in Schanghai zu bereichern. Er hatte die Stadt im vergangenen Winter besucht und war nicht unzufrieden mit seinen Erfolgen gewesen; er kam fast am Ende des Frühlings zurück, um zu sehen, wie man die von ihm zurückgelassenen Aufträge und Bestellungen ausgeführt habe. Er hatte das Vergnügen, eine große Menge neuer, noch gänzlich unbekannter Pflanzen vorzufinden. Die interessanteste Episode jedoch aus diesem seinem zweiten Aufenthalt in Schanghai ist der Ausflug unseres Reisenden nach Su-tscheu in das Innere des Landes und über die Gränzen hinaus, welche die Verträge der europäischen Neugier gezogen haben. Hier ist die Erzählung seines Abenteuers, wie er sie selber giebt:

„Niemanden, der in China gereist ist oder der sich mit der Geschichte des himmlischen Reiches bekannt gemacht hat, ist die berühmte Stadt Su-tscheu-fu nicht wenigstens dem Namen nach bekannt. Will man in Hong-kong, in Canton, in irgend einer Stadt des Südens eine Waare als vorzüglich empfehlen, so sagt man, sie komme von Su-tscheu; Su-tscheu besitzt Alles, was das Herz sich wünschen kann, schöne Gemälde und Statuen, herrliche Seidenzeuge und hübsche Frauenzimmer, Su-tscheu ist dem Chinesen das irdische Paradies, dem sich Nichts vergleichen läßt. Und als ob es an so vielen Gründen, mich zu einer Reise nach Su-tscheu zu bestimmen, noch nicht genug gewesen wäre, hatte ich überdies in Schanghai gehört, daß es dort eine Menge herrlicher Gärten und ausgezeichneter Baumschulen, in denen man sich Gewächse aller möglichen Art verschaffen könne, gebe. Wie einer solchen Versuchung widerstehen? Das Schwierige bei der Sache war nur, uns einen Schiffer zu verschaffen, der es wagte, die Reise mit mir zu unternehmen, denn Alle hatten zu gewaltige Angst vor den Mandarinen, die eben die strengsten Verbote erneut hatten. Ich machte den Anfang damit, daß ich ein Schiff miethete und mich auf den Weg begab, ohne den Schiffern zu sagen, wohin eigentlich ich wollte, noch wie lange ich von Schanghai abwesend bleiben würde. Ich sagte ihnen nichts, als daß ich vorhätte, das Land zu durchstreifen, um neue Pflanzen zu suchen, und daß sie sich mit Reis auf mehrere Tage versehen sollten. Mein chinesischer Bedienter, der mich überall begleitete und auch diese Tour mit mir machte, vertraute ihnen überdies, daß sie schlechterdings keine Gefahr mit mir liefen, da ich unfähig sey, sie muthwillig in irgend eine Verlegenheit zu stürzen. Das gab ihnen Muth, und wir waren bei günstigem Winde und mit der Fluth bald weit von Schanghai. Da ich sehr wohl wußte, in welcher Richtung Su-tschen lag, so bestimmte ich selber, vermittelst eines Taschen-Kompasses, den einzuschlagenden Weg; erst 20—30 Meilen von Schanghai rückte ich mit meinem Plane hervor, und man ergab sich zuletzt in meinen Willen.

„Es versteht sich von selbst, daß ich in chinesische Tracht gekleidet war. Ich hatte mir den Kopf rasiren lassen und trug einen Zopf, wie ihn nur ein chinesischer Dandy tragen kann, so daß ich einen ganz leidlichen Chinesen abgab. Ueberdies wird im Norden des Reiches der Europäer weniger leicht als solcher erkannt, als im Süden, da sich dort die Gesichtsbildung der Einwohner der unseigen mehr nähert oder vielmehr weniger von derselben abweicht.

„In China sind Flüsse und Kanäle, was bei uns die Landstraßen, und der Kahn muß den Wagen ersetzen; auch findet man südlich vom gelben Flusse weder Straßen noch Fuhrwerk. Wir passirten auf unserem Wege mehrere große, mit Wällen versehene Städte; unter den Mauern von Ka-ding, einer von ihnen, hielten wir an, um zu übernachten. Ich breitete meine Matratze in meiner kleinen Kajüte aus und legte mich frühzeitig nieder, um beim Aufgang der Sonne mit der Fluth meine Fahrt fortsetzen zu können. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Mitten in der Nacht wurde ich durch einen scharfen Luftzug geweckt, welcher durch eines der Schiffsfenster strich. Gleichwohl war ich mir bewußt, dasselbe, ehe ich schlafen ging, geschlossen zu haben. Ich sprang auf und merkte trotz der Dunkelheit, daß wir mit der Ebbe den Strom hinuntertrieben. Ich weckte meinen Bedienten und die Schiffer, die einstimmig erklärten, daß irgend ein Dieb seinen Besuch abgestattet haben müsse. Daran hatte ich nicht gedacht, als wir aber Licht gemacht hatten, fand sich, daß meine sämmtlichen Kleider, englische sowohl wie chinesische, verschwunden waren. Unser Gast hatte überdies, nachdem er die Kajüte ausgeräumt, das Ankertau durchschnitten und uns so den Kanal hinabgesendet, welchen wir eine geraume Zeit hinuntergetrieben waren, ehe wir erwachten. Glücklicherweise waren mir noch einige Dollars geblieben, die in einer Börse steckten, welche unter meinem Kopfkissen lag.

„Es war nichts Anderes zu thun, als sich vor der Hand wieder schlafen zu legen. Als die Sonne aufgegangen war, schickte ich meinen Bedienten mit einigen Dollars nach Ka-ding, wo er mir andere Kleider kaufen mußte, und dann setzten wir unsere Reise weiter fort.

„Ka-ding ist eine große befestigte Stadt, deren Wälle sich jedoch in ziemlich zerrüttetem Zustande befinden. Wenn man aus der Stadt herauskömmt, läuft der sehr schmale Kanal noch einige Meilen gegen Norden fort. Plötzlich jedoch kamen wir nach einem sehr großen, schönen, einem See oder Strome gleichenden und in fast gerader Richtung von West nach Ost laufenden Kanal, der ohne Zweifel mit dem Jang-tse-kiang, irgendwo zwischen Wu-sung und Nankin, in Verbindung steht. Die Gegend nahm nunmehr einen imposanten Charakter an; der breite Kanal trägt mit seinem ruhigen Wasser Hunderte von chinesischen Fahrzeugen, und von Zeit zu Zeit erhebt sich eine Pagode mit ihrem

Thurm über die Wälder, und die buddhistischen Tempel, die hier herum sehr zahlreich sind. Die ganze Landschaft, so weit das Auge reicht, ist ein unermeßliches Reisfeld, das von Tausenden von Bauern mit glücklichen, zufriedenen Gesichtern bebaut wird. Nachdem er eine ziemliche Strecke westwärts gelaufen, theilt sich der Kanal. Der Arm desselben, in den wir einliefen, führt zu einer anderen Stadt, die Ta-tsong-tzeu heißt. Sie ist, wie Ka-ding und Schanghai, mit Mauern umgeben und ohne Zweifel größer, als letztere, obwohl sie weniger bevölkert seyn mag.

„Als wir in die Nähe von Su-tschen kamen, bemerkten wir am Horizonte eine Kette von Hügeln, die sich, wie ich später wahrnahm, im Westen der Stadt in einer Entfernung von einigen Meilen hinzieht. Wie bei Ka-ding, ist die ganze Gegend ein einziges Reisfeld. Eine große Menge von Weibern waren damit beschäftigt, die hydraulischen Räder zu drehen: es waren ihrer immer drei bis vier bei einem Rade in Thätigkeit. Diese Frauenzimmer zeichnen sich durch ihre großen Füße aus, d. i. durch Füße, die ihr freies Wachsthum gehabt haben; sie würden sonst nicht im Stande seyn, ihre schwere Arbeit zu verrichten. Trotzdem haben selbst die meisten der Weiber, die sich mit dem Landbau abgeben müssen, kleine Füße, und unter den paar Tausenden, die ich auf dem Felde beschäftigt sah, fand ich nur eine sehr kleine Zahl, deren Füße unverstümmelt waren.

„Einige Meilen ostwärts von Su-tschen bekömmt man einen großen, schönen See zu Gesicht, der an funfzehn Meilen im Durchmesser hat und beständig von den Schiffen, die aus Sung-kiang-fu und aus den in derselben Gegend liegenden Städten kommen, durchschnitten wird. Der Kanal, der sehr breit geworden war, wurde hinter dem See wieder schmaler; wir mußten durch eine große Anzahl von Brücken hindurch, die Dörfer und selbst die kleinen Städte wurden häufiger, kurz Alles verkündigte uns die Nähe einer bedeutenden Stadt. Es war am 23. Juni, an einem herrlichen Sommerabend, als ich Su-tschen erreichte. Wir legten uns mitten unter mehreren hundert anderen Fahrzeugen unter seinen Mauern vor Anker und gingen dann zur Ruhe, nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen gegen einen etwaigen abermaligen nächtlichen Besuch getroffen.

„Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich am anderen Tage wach. Nachdem ich mich mit großer Sorgfalt von meinem chinesischen Begleiter anziehen lassen, schickte ich ihn in die Stadt, um die Gärten und Baumschulen zu rekognosziren, und machte mich mit ihm auf den Weg, als er mit seinen Erkundigungen zurückgekehrt war.

„Ich muß gestehen, das Herz klopfte mir, als ich das Schiff verließ und an das Abenteuer dachte, das ich bestehen wollte. Ich konnte wohl auf dem Lande für einen Chinesen gelten, allein ich wußte nur zu gut, daß die Bewohner einer großen Stadt schwieriger zu täuschen sind, als Bauern. Auf der Brücke über den die Stadtmauer umgebenden Kanal sah ich eine Menge Menschen, die, auf das Geländer gestützt, den Schiffen zusahen, welche nach allen Richtungen gingen und kamen. Ich blieb, gleich ihnen, stehen, und ich weidete nicht ohne ein gewisses Gefühl des Triumphes meine Blicke an der frohen Menge: war ich doch in der Hauptstadt chinesischer Mode, in jener berühmten Stadt, in welche, meines Wissens, noch kein Brite den Fuß gesetzt hatte. Meine Gegenwart schien gar nicht bemerkt zu werden, woraus ich, zu meiner großen Genugthuung, schloß, daß ich für keinen Fremden müsse gehalten werden.

„Im Allgemeinen gleicht Su-tschen allen anderen Städten des Nordens, allein man braucht sich nur etwas umzusehen, um zu bemerken, daß es das Centrum des Luxus und der Moden ist, und daß es keines jener Symptome des Verfalls an sich trägt, die dem Fremden in Ningpo und anderwärts auffallen. Ein schöner Kanal, so breit ungefähr, als die Themse bei Richmond, läuft mit den Mauern der Stadt parallel, und zahllose alte Barken, die für ein Volk, das so sehr, wie die Chinesen, auf dem Wasser zu wohnen liebt, herrliche Wohnungen abgeben müssen, liegen auf demselben vor Anker. In einer Menge von Armen, die hier schmal und schmutzig, dort breit wie Seen sind, durchfließt derselbe Kanal die Stadt als ein unschätzbarer Bundesgenosse für die Thätigkeit des Handels. Eine Flotte von unzähligen Dschonken und Schiffen jeder Größe schwimmt auf ihm umher, und die ganze Stadt gewährt einen Anblick des Lebens und Gedeihens, wie man ihn in China, außer etwa in Canton und Schanghai, nicht wieder findet. Die Wälle sind hoch und wohl erhalten. Der Theil der Stadt, durch den ich hinein kam, ist nichts weniger, als schön, die Gassen sind eng und schmutzig, und die Bewohner scheinen nur den unteren Klassen anzugehören, im Westen aber sind Gassen und Häuser bei weitem schöner, die Buden groß, und Alles verräth, daß man sich im aristokratischen Viertel befindet.

„Die Zahl der Gärten von Su-tschen war durch meine chinesischen Freunde in Schanghai sehr übertrieben worden; doch giebt es allerdings Gärten von bedeutender Ausdehnung, und es glückte mir, mir einige neue Pflanzen zu verschaffen. Was die Damen von Su-tschen anbetrifft, so stehen sie im Rufe, die schönsten im ganzen Reiche zu seyn, und wenn ich nach einigen Gesichtern urtheilen darf, die ich gesehen, so machen sie ihrem Ruf keine Schande. Ihre Toilette ist zugleich geschmackvoll und reich. Nur die Verstümmelung der Füße konnte mir nicht behagen, und die Sitte, sich weiß und roth zu schminken. Doch was mir ein Mangel schien, scheint den Chinesen nur eine Schönheit mehr.

„Nachdem ich einige Tage in Su-tschen zugebracht und die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen, kehrte ich nach Schanghai zurück, wo ich in meiner chinesischen Tracht ans Land stieg. Niemand erkannte mich in derselben, und selbst in der Straße, in der ich wohnte, und von meinem Freunde Mackenzie ward ich für einen Eingebornen gehalten."

Mannigfaltiges.

— Ein Engländer in München. Der reisende Korrespondent der vielverbreiteten „Illustrated London News" bringt die Bewohner der bayrischen Hauptstadt in sehr starken Mißkredit bei den Engländern. Er behauptet, daß ein vielhundertjähriges Biertrinken die Münchener so schwerfällig gemacht, daß ihnen alle geistige Energie und alle Thatkraft abgehe. „Das Volk hier zu Lande", schreibt er, „kennt den Werth der Zeit durchaus nicht. Die [...] Schnelligkeit und Eil existiren zwar auch in ihrer Umgangssprache, aber [...] vermuthe, daß ihnen diese Worte aus dem nördlichen Deutschland zugegangen, und daß sie sie mechanisch gebrauchen, ohne ihre eigentliche Bedeutung zu [...]nen. Wenn man von einem Bayern Etwas verlangt und ihm sagt, daß man es sofort haben müsse, dann bringt er es morgen Nachmittag. Giebt man ihm auf, einen Brief nach der Post zu tragen, so durchsuche man ja nach [...] Tagen seine Taschen, wo er sich sehr wahrscheinlich noch findet. Fragt man in München nach dem oder jenem Orte, so beginnt der Gefragte damit, uns mit allen Straßen in Stadt und Vorstädten bekannt zu machen, wobei er jedesmal bemerkt, daß dies nicht die rechte Straße sey, bis er endlich diejenige Auskunft giebt, die uns ganz sicher irreführt" u. s. w. — Man würde diese Mißlaune des Engländers, der früher so entzückt von seinem Münchener Aufenthalt war, nicht begreifen, wenn man nicht hinterdrein erführe, daß es seine Absicht gewesen sey, dem Londoner illustrirten Blatte einige Proben der Kunst aus München zuzuschicken, aber so viele Skizzen er auch seit langer Zeit schon bestellt, nicht eine einzige, sagt er, sey ihm bisher abgeliefert worden. Auch habe er die Ueberzeugung, daß, wenn selbst die deutsche Polizei ihn bei seiner Mahnung unterstützen wollte, er kaum ein Jahr früher, als er sie jetzt erwarte, zu den bestellten Skizzen kommen werde. In seinem Unmuthe vergißt der Engländer jedoch auch nicht, wieder eine Anekdote von Lola Montes mitzutheilen, deren er in jedem seiner Briefe gedenkt. Die Theaterbesucher in München unterhalten sich jetzt, wie er erzählt, von einem großen Fächerkriege, der seit einiger Zeit zwischen zwei Damen im ersten Logenrange ausgebrochen. Die Loge der neuen Gräfin von Landsfeldt befindet sich nämlich dicht neben der der Gräfin von Paffenheim, einer Tochter des Fürsten von Oettingen-Wallerstein. So oft nun die Letztere in ihrer Loge erschien, bemerkte man sie mit einem großen dunkelgrünen Fächer, der nichts weniger als graziös war, eine förmliche Scheidewand zwischen den Köpfen der beiden Gräfinnen bildete. Alle Lorgnetten des Parterres und der übrigen Logen waren gewöhnlich auf diesen dunkelgrünen Fächer gerichtet, aber vergebens bemühte man sich, auch einen Blick der reizenden Gräfin von Paffenheim zu erhaschen, die eine der schönsten Frauen in München seyn soll. Man war an diesen kleinen Krieg schon so gewöhnt, daß, als eines Abends der wohlbekannte Fächer nicht zu sehen war, während doch beide Damen in ihren Logen sich befanden, dieser plötzliche Friede eben so großes Aufsehen machte, als der Ausbruch des Krieges [...]. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über dasjenige, was diese Wendung der Dinge herbeigeführt, bis man sich endlich dabei beruhigte, daß wahrscheinlich der Fürst von Wallerstein seine Tochter bewogen, von ihrer Waffe keinen Gebrauch mehr zu machen. Und so haben denn die Münchener den Vortheil, die schönen Gräfin wieder ins Gesicht schauen zu können.

— Die schweizer Urkantone. Zschokke schildert den Charakter der Hirten- und Ackerbaubevölkerung dieser Kantone in folgenden Worten: „Man muß, um Urner, Schwyzer und Unterwaldner in ihrer unverfälschten Eigenthümlichkeit zu sehen, sie nicht nach den Erscheinungen längs der Landstraße nehmen. Dort, in den selten besuchten Seitenthälern, oder in den stillen Ortschaften und zerstreuten Hütten der Höhen, findet man das Volk, wenn auch noch in der Unwissenheit und Abergläubigkeit des Alterthums, doch in jener patriarchalischen Ruhe und Einfalt, die wir in den Schilderungen manches vorweltlichen Volks oder in den Bildern der Dichter lieben gelernt haben. Es lebt dort, gleich frei von Sittenvergiftung durch bettlerisches Elend, wie durch wollüstige Künste des Ueberflusses; genügsam, den anerzogenen Uebungen der Väter treu; herzig, fröhlichen Muthes, gastfreundlich, ohne Falsch und Arg. Von der Natur seines unwirthlichen Landes zu Verachtung von Gefahren und körperlichen Anstrengungen eingeübt, fühlt es daneben süßen Genuß, wenn es seinen Hang zur Trägheit befriedigen kann. Unerschrocken, ohne Todesfurcht, tritt es in den Kampf gegen jede Uebermacht für sein Recht und für sein Vaterland; doch ist dieses Vaterland nur innerhalb der engen heimathlichen Gränze seines eigenen Ländchens vorhanden. Mit noch größerer Begeisterung aber geht es in Kampf und Tod für seinen alleinseligmachenden Glauben und seine Kirche, sobald man ihm sagt, es gelte deren Rettung: denn dann gilt es die Hoffnungen eines Jeden auf sein Schicksal in der Ewigkeit, ob Fegefeuer und Hölle, oder ob Himmel? Im erlernten Glauben an Gott, die heilige Jungfrau und die übrigen Heiligen, so wie an die Wunderkraft kirchlicher Uebungen, lebt es und stirbt es getrost. Seine innere Religion aber, die kaum von ihm dafür gehalten wird, ist die, welche Gott in den Geist der gesammten Menschheit gelegt hat und durch unverdorbenes Rechtsgefühl und Warnungen des Gewissens zu den Tugenden leitet, welche Christus als Kern seiner göttlichen Lehre empfahl. Doch, wenn Fehltritte begangen worden, die kein Mensch ungestraft begehen lassen darf: die Kirche kann ihm Vergebung der Sünden gewähren."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Donnerstag den 18. November 1847.

Polen.

Trentowski's System, dargestellt und beurtheilt von J. J. Kraszewski. *)

Den Namen Trentowski's kennen die Leser des Magazins bereits aus früheren Berichten über einen Theil der philosophischen Arbeiten, mit welchen dieser regsame Gelehrte seine Nation in kurzer Zeit bereichert hat. Am nächsten wurde damals auf das von ihm aufgestellte System nationaler Erziehung eingegangen, das bei allen Mängeln sich inzwischen bei seinen Landsleuten noch immer weitere Bahn gebrochen hat und schon deshalb nicht ohne großen Einfluß geblieben ist, da es den ersten Versuch bildet, die Resultate der deutschen Philosophie auch bei unseren Nachbarn ins praktische Leben einzuführen. Zu einem neuen System hatte es Trentowski, so sehr auch sein Streben dahin ging, so sehr er, wie auch Andere seiner Landsleute, namentlich Libelt (in seiner Schrift: filozofia i krytyka, Posen 1845), das Bedürfniß, über den Standpunkt der Hegelschen Philosophie hinauszugehen, fühlte, damals doch noch nicht gebracht, und was er für neu und eigenthümlich ansah und ausgab, war nichts als ein unruhiges Umherschweifen zwischen den in Deutschland herrschenden und kämpfenden Systemen. In seiner Logik oder, wie er sie etwas weitschichtiger nennt: Myślini czyli Całokszałt Loiki Narodowéj (Denklehre oder Inbegriff der nationalen (!) Logik) ist Trentowski nun einen Schritt weiter vorgedrungen, und man kann nun wenigstens genau den Weg bezeichnen, den seine Speculation festhalten zu wollen scheint. Er selbst besitzt im Uebrigen Bereitwilligkeit genug, sein System zu kommentiren und seine Richtung vorweg anzugeben, so daß man ihn nicht lange auf falscher Fährte zu suchen hat; nur schwächt er das Verdienst dieser Offenheit allzu sehr durch das Pathos der übergroßen Verheißungen, welche darin auf eine von ihm erfundene Philosophie, und als ob diese die absolute und letzte seyn werde, zugleich immer liegen. Wir haben schon früher Veranlassung genommen, diesen Ton der polnischen Philosophen zu rügen, und ihnen nahe gelegt, daß es leichter ist, eine neue Philosophie zu versprechen, als zu erzeugen. Denn wir haben ja die Erfahrung hier ganz in der Nähe gemacht. Der oben genannte Kritiker Kraszewski muß hierin ganz gleich mit uns denken, wenn er Trentowski gleich im Eingange das Wort von Rosenkranz: „Es kann niemals ein letztes System der Philosophie geben" — vorhält.

Kraszewski, dem wir hier zum ersten male auf diesem Felde begegnen, verdient als der Mann, der gegenwärtig, was ohne Uebertreibung gesagt werden kann, die ganze polnische Literatur beherrscht, wohl, daß wir hier auch von seiner früheren schriftstellerischen Wirksamkeit ein paar Worte sagen. Schon seit mehreren Jahren bildet er das Centrum der literärischen Welt Litthauens. Seine Feder ist unaufhörlich thätig, und seine vielgelesenen Produkte würden dem Publikum unzweifelhaft von noch nachhaltigerem Nutzen seyn, wenn er mit weniger Hast und etwas mehr Gewissenhaftigkeit arbeitete. Es ist ihm leicht, in wenigen Wochen einen voluminösen Roman ins Volk zu schleudern. Lange schien er bei der Belletristik stehen bleiben zu wollen; seine kritischen Versuche in der „Warschauer Bibliothek" zeugten, wenn auch von Talent, doch nicht von besonderer Vorliebe für die mühsamere Schriftstellerei. Und gerade an einer tüchtigen Kritik fehlte es in Polen zu jeder Zeit; abgesehen von Grabowski, hatte sich keine kritische Autorität aufgeschwungen. Auch er gehörte Litthauen an, so daß man also genöthigt ist, die ersten Anfänge polnischer Kritik dorthin zu verlegen, wo der ehemalige Wirkungskreis der Lelewel, Mickiewicz und Onacewicz war. Es hätten die hier angelegten Keime sehr fruchtbar werden können, wenn inzwischen nicht eine Zeit gekommen wäre, in der das litthanische Schriftstellerthum seinen nationalen Charakter zu verlieren schien und von der übrigen gelehrten Welt mit Mißtrauen beobachtet wurde. Auch Kraszewski wurde von dem Vorwurfe des Aristokratismus und der Indolenz in Sachen der Nationalität getroffen, und das Vertrauen gegen ihn begann allgemein zu wanken. Man kann nun wohl einräumen, daß der Argwohn in Polen ein böses und leicht reizbares Gespenst seyn muß, wenn Kraszewski's Verhalten schon einen hinreichenden Stoff zu Verdächtigungen gab. Freilich ist in einem unterdrückten Volke der Argwohn immer eine sehr gedeihliche Pflanze. Kraszewski erkannte den Mißmuth, welchen sein vermeintlicher Anschluß an die unpatriotische Partei der Rzewuski und Genossen erregt hatte, und er suchte seinen Ruf durch eine öffentliche und offene Erklärung zu Gunsten der Nationalen wieder herzustellen. Dies scheint ihm durchaus gelungen zu seyn, denn es haben seither unseres Wissens sich laute Zweifel gegen seinen Charakter mindestens nicht vernehmen lassen. Nicht wenig mag das Verdienst, welches er durch seine neuesten Publicationen, zu welchen wir seine „Geschichte Litthauens", über die wir uns hier Näheres zu berichten vorbehalten müssen, rechnen, um die nationalen Interessen sich erworben, beigetragen haben, die letzten Zweifel zu ersticken.

Wir sehen Kraszewski nun als Kritiker vor uns, der über seinen philosophischen Landsmann mit Strenge zu Gericht sitzt. Sein Urtheil ist ohne Bestechung und ohne Rückhalt, auch ohne Kraszewski's Versicherung erkennt man ihm das Bestreben an, sich fest an der objektiven Wahrheit zu halten. Wollten wir ausführlich seyn, so müßten wir mit dem Kritiker den Weg durch die ganze Trentowskische Logik machen und das doppelte Amt übernehmen, die eine wie die andere Ansicht zu erörtern. Das würde hier aber zu weit führen, und wir beschränken uns darauf, im Allgemeinen die Standpunkte des Freiburger Philosophen, so weit wir sonst darüber noch nichts gesagt haben, und des Kritikers mit den eigenen Worten derselben zu bezeichnen. Von früherher wissen wir schon, daß Trentowski die Intention hat, die Gegensätze des Begriffs zur Einheit zu erheben und sich sowohl vom absoluten Idealismus wie vom Materialismus frei zu halten. Die höhere Einheit wird ihm dargestellt in dem Ich, das in Gott und im Menschen Materie und Geist verbindet, aber weder ausschließlich Materie, noch ausschließlich Geist ist, sondern beides zugleich, indem es die Einheit nicht nur darstellt, sondern auch dieselbe schafft und im Menschen das Zeichen seiner Göttlichkeit ist. Der *relative Unterschied* und die *absolute Einheit* sollen die Eigenthümlichkeit der Methode Trentowski's bilden, obgleich sie, wie Kraszewski richtig bemerkt, im Grunde nichts Anderes sind, als die umstellte Synthese Hegel's, die Negation der Negation, welche zum Erfassen der Thesis und Antithesis zurückkehrt. Er räumt relative Unterschiede ein, sieht jedoch absolut Alles in der Einheit; so nimmt er die einseitigen Ansichten der Materialisten und Idealisten in sich auf und sucht sie zu vermitteln. Die empirischen und metaphysischen Elemente als stückweise, einseitige Wahrheiten erfassend, sucht er aus ihrer Vermittelung die ganze Wahrheit. Das ist der allgemeine, mit logischer Bündigkeit sich entwickelnde Gedanke dieses Systems. Auf ihn — fährt Kraszewski fort — gründet sich diese neue Philosophie, welche sehr heftig gegen den Vorwurf des Synkretismus, Eklektizismus und der Mittelmäßigkeit auftritt und durchaus auf eine organische Totalität besteht. Trentowski betrachtet sein System nicht blos als ein ihm individuell eigenthümliches, sondern, was er hier das erste Mal offen ausspricht, als das System des slawischen Geistes. In der Vorrede zu seiner Logik heißt es daher: „Der Franzose sieht die Wahrheit in der Empirie, der Deutsche in der Speculation, der Eine wie der Andere steht auf ausschließendem, einseitigem Standpunkte; *wir* enthüllen eine unbekannte, neue Welt."

Von dieser vermeintlich neuen Entdeckung ausgehend, daß die Extreme nur Bruchstücke der Wahrheit sind und die ganze Wahrheit in der Synthese der Gegensätze liegt, sucht nun Trentowski fortwährend die Gegensätze aufzuheben und auf dieser Operation sein System zu erbauen Das alte a priori und a posteriori verwandelt sich bei ihm in ein a totali. Die neue Welt, welche die ideale mit der realen verbinden soll, heißt die *wirkliche*. Es ist dies nicht mehr die Philosophie des Seyns, sondern des Daseyns, auf das letztere stützt sie sich durchaus. Ein *numenales Seyn* zulassend, schreitet sie sogleich darüber weg zum *phänomenalen* Seyn und sucht sich im Phönomen einzunisten. Selbst über die Zeitlichkeit hinaus scheint sie hinter dem Phänomen zu jagen, und indem Trentowski dem Hegelschen System das Verharren in der Endlichkeit vorwirft, sieht er nicht ein, wie sehr er selbst in den Gränzen einer engen Endlichkeit gefangen ist.

Die empirische *Allheit* und die spekulative *Einheit* verbinden in seinem Systeme sich zur Totalität, welche jedoch die *Einzelnheit* bildet. *Totalität* und *Einzelnheit* werden der Ausdruck des Systems. Von diesem Standpunkte ausgehend, unterscheidet im Hinblick auf die *Totalität der Wirklichkeit* Trentowski vom *Schöpfer* — die *Schöpfung*. Hier trennt er sich gewissermaßen von denen, die er an vielen Stellen für seine Meister erklärt, vom Vater des Pantheismus, Spinoza, und vom Gesetzgeber desselben, Hegel; er verkündigt einen abgesonderten Gott hinter der existirenden Welt, jedoch nicht so, daß er mit ihr überhaupt in keiner Verbindung mehr stände. Im Gegentheil, das Verhältniß Gottes zur Welt giebt Trentowski an als das Verhältniß des Autors zu seinem Werke. „Die allmächtige Totalität umgab sich als Sonne der Sonnen mit der unendlichen Strahlenglorie,

*) Leipzig, 1847.

d. h. sie schuf die Totalität der Wirklichkeit und zuletzt eine ihr ähnliche, aber verschlossene Totalität, die auf der Erde Mensch heißt."

Gott, Schöpfung und Mensch formiren also diese unendliche dreifaltige Totalität, deren Theile sie sind. Nur am Anfange und am Ende stehen die sich erkennenden Individuen, in der Mitte zwischen ihnen liegt die Natur, das Partielle. — Des Menschen Merkmal ist sein göttlicher Hauch, das Ich: „ein Ich giebt es weder in der Natur, noch im Geist, es ist nur in Gott und im Menschen". Realität und Idealität liegen schon in Gott und bilden in ihm die transscendentale Idealität. „Hinter dem Wesen Gottes verschwinden sie wechselweise und erscheinen wieder."

„Das menschliche Ich ist weder Leib noch Seele, sondern ein von beiden ganz verschiedenes Wesen, und doch ist es wieder Leib und Seele, in transscendentaler Bedeutung gefaßt." In diesem Ich „Jaźń" sucht nun Trentowski Merkmale für sein System. Wie das menschliche Ich sich von Körper und Seele unterscheidet, oder von der zu einander gehörigen äußeren und inneren Welt, so unterscheidet Gott sich von Natur und Geist oder von dem Universum, das sein Werk ist, doch auch hier hebt sich, wie sich nachher zeigt, der relative Unterschied in die absolute Einheit auf. Obwohl Trentowski Gott und Mensch als zwei äußerste Totalitäten unterscheidet, gesteht er dem Menschen doch mehr Göttlichkeit zu, als außer Hegel und einem Theile seiner Schüler irgend ein anderer Philosoph. Der Mensch ist für ihn auch der Gott in potentia, er wird Gott-Mensch in actu, muß in sich sein Ziel, Gott gleich zu werden, entwickeln. Krasżewski bemerkt, daß diese Ansicht sich in nuce schon bei Johannes Scotus Erigena, dem berühmten Mystiker Meister Eckart und bei anderen scholastischen und mystischen Schriftstellern finde.

Trentowski spricht nicht aus, wie weit dieses Ziel seiner Ueberzeugung nach erreicht werden könne; auch erfahren wir von den Hülfsmitteln dazu nichts, mit Ausschluß der Erkenntniß durch Verstand und Vernunft.

In dem ganzen Systeme herrscht die seit Kant bei Fichte, Schelling und Hegel gebräuchliche Dreitheiligkeit der Methode vor.

Wie wir das Universum zerfallen sehen in Gott, Natur und Mensch, wie wir die Eintheilung in Realität, Idealität und Wirklichkeit bemerken u. s. w., so werden auch die menschlichen Vermögen auf eine Dreiheit reduzirt. Der Standpunkt des Ich ist nach Trentowski der slawische, wobei er sich auf die von Bochwic angenommene Offenbarungstheorie stützt. Wenn er in diesem Ich alle Antinomieen lösen will. So hat das auch Hegel schon gewollt, und doch sieht man, wie aus seinem System die Antinomieen schon wieder herausbrechen. Auch die Trentowskische Genesis, wie er mitunter die Synthese nennt, zeigt sich ohnmächtig. Was er als die Totalität aufweisen will, kann augenblicklich in ein Nichts umschlagen. Ueberall giebt das System der Totalität nur einen Schatten von dieser, an dem man freilich auch den Sonnenaufgang erkennt.

Die von Trentowski aufgestellte Theodicee unterscheidet sich von allen bisher bekannten. Freilich ist, wie er selbst sagt, „sein Gott weder der scholastische hinter der Welt (dies schien er doch vorher zuzugestehen), noch Spinoza's allgemeine Substanz, die in sich Materie und Geist verbindet, noch Schelling's Absolutes, noch Hegel's „Idee", doch ist er alles dies zum Theil. Krasżewski fragt hier, wo Trentowski den scholastischen Gott, hinter oder außer der Welt, gefunden habe; er verweist ihn auf Scotus, um sich vom Gegentheil zu überführen. Trentowski dagegen sieht Gott selbst wirklich außerhalb der Welt, in dieser nur das Wort, und im Menschen seinen Hauch. Er freut sich hierbei, daß weder Leibniz, noch Jacobi eine christlichere Philosophie gegeben haben, als er. Und doch behandelt er das Christenthum im Verlauf seiner Schrift als Nebensache, die ihn gar nicht binde, als eine Religion des Aberglaubens, deren man zur Philosophie nicht bedürfe. Nichtsdestoweniger erklärt er die scholastische Philosophie, die er, wie Krasżewski meint, nur aus Tennemann und Ritter kenne, für nicht so christlich, wie die seinige. Von Hegel behauptet Trentowski mit Recht, daß er keinen individuellen Gott gekannt; seine Logik nennt er deshalb eine aprioristische Ontologie, ohne selbst einen anderen Namen als den der spekulativen Ontologie für die eigene zu verdienen.

Indem er den Untergang des Hegelschen Systems verkündigt, nimmt er es als den Grund der Sanction zum Supranaturalismus an. Krasżewski bestreitet die Möglichkeit, daß aus einem Systeme Strauß, Feuerbach, Bauer und der Supranaturalismus hervorgehe; doch hat er vorher selbst angedeutet, daß es die Nothwendigkeit eines kräftigen Systems sey, sich in seine Gegensätze aufzulösen.

Trentowski will nun der Philosophie von ihrem Falle aufhelfen; er rühmt deshalb sein Verdienst und seinen Standpunkt. Er zeigt, wie der Glaube an die Unsterblichkeit wanke, die der ewige Gattungsgeist vertreten solle. Durch sein System soll der Begriff der individuellen Fortdauer nach dem Tode hergestellt werden, ein dreifacher Lebenszustand in potentia, in actu, in sempiterno. Das Ich soll sich vergöttlichen und unsterblich werden. Trentowski eifert gegen Feuerbach, daß er die Gottheit vermenschliche, doch kommt er auf dasselbe Resultat hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß er statt des Monotheismus einen Ditheismus aufstellt, in dem er einen außerweltlichen und einen innerweltlichen Gott erhält.

Die Moral Trentowski's stützt sich auf den Grundsatz: lebe deiner und der in dir wohnenden Gottheit würdig. Hier greift er also zu Kant's kategorischem Imperativ. Er giebt nicht an, wie das Göttliche im Menschen erkannt und von dem Ungöttlichen unterschieden werden kann. Bei alle dem kann Trentowski sich der emphatischen Ausbrüche seiner Eitelkeit, welche Krasżewski ihm mit Recht verargt, nicht enthalten. Uebrigens leidet auch diese Arbeit, wie seine früheren, an großer Ueberschwenglichkeit und massenhaften Bildern, welche das Verständniß nicht weniger erschweren, die neue, völlig willkürliche Phraseologie, welcher Trentowski sich bedient. Krasżewski lehnt mit Bezug hierauf den Vorwurf, welchen Trentowski den Polen macht, als ob sie aller Neuheit, und namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete, abgeneigt wären, damit ab, daß man sich nicht gegen eine neue Philosophie, aber gegen ihre geschraubte und unverständliche Sprache stämme.

Polono-Germanus.

Frankreich.

Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Ge[...]

(Schluß.)

Aber nicht seinen Ehrgeiz, seinem Ehrgeize opferte Robespierre mindestens in der letzten Hälfte seiner Laufbahn. Fast keine seiner Reden dieser Zeit ist ohne beständige, in ermüdendem Einerlei auf ihn selbst zurückkommende Tiraden. Man darf nur sehen, wie er seinen Kollegen selbst die Dolche mißgönnt, unter welchen sie fallen oder zu fallen bedroht sind, um die Selbstentäußerung, welche ihm hier angedichtet wird, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Sein Mißtrauen ist stark mit Neid versetzt gegen die großen Redner der konstituirenden Versammlung zuerst, der Gironde sodann, Danton's zuletzt. Sein Selbstgefühl ist oft so kindisch, daß er sich nicht entblödet, die, welche ihn bei ganz gleichgültigen Veranlassungen unterbrechen, als seine Unterdrücker, als Volksfeinde zu bezeichnen (26. Mai 1793 im Jakobinerklub). Seine Uneigennützigkeit besteht darin, daß er nicht nach Geld strebt; sich selbst aber vergißt er nie, selbst bei den kleinsten Veranlassungen nicht, wo ein Mann von großartigem Sinne sich schämen würde, seine Person in den Vordergrund zu drängen. Ich beschuldige dich — sagte Louvet mit fast allgemeiner Zustimmung —, dich den einzigen tugendhaften Mann in der Republik genannt zu haben, geduldet zu haben, daß dich Andere in deiner Gegenwart so nannten." Man vergleiche die Uneigennützigkeit eines Washington und anderer großen Republikaner! Ist das die Uneigennützigkeit, welche wir an den großen Alten bewundern? „Endlich" — fährt unser Verfasser fort — „gebraucht er ein Mittel, und dies Mittel ist abwechselnd rechtmäßig und abscheulich. Es ist die Popularität. Er schmeichelt dem Volke in seinen unedelsten Partieen. Er übertreibt den Argwohn. Er regt den Neid auf. Er vergiftet die Rache." Das Alles thut er aber, weil er selbst ein kleiner Geist ist, der alle diese Fehler kleiner Seelen in seiner eigenen Brust beherbergt. Den Argwohn übertreibt er nicht nur in seiner Rede, sondern auch in seinen Gedanken. Den Neid, den er erregt, trägt er im Herzen. Die Rache vergiftet er weniger, *als er sie giftig fühlt*. Man darf nur die Memoiren von Garat lesen, der ihm nichts weniger als feind ist, um das ganz klar einzusehen. „Er will das Böse nicht und nimmt es an." Er will das Böse nicht? Als Zweck vielleicht. Als Mittel scheut er es nie und nimmer. „Er überläßt (cède) dem, was er für eine Nothwendigkeit der Lage hält, das Haupt des Königs, der Königin ihrer unglücklichen Schwester." Also das Alles hätte er nur zugegeben, überlassen? Die Thatsachen mögen sprechen: Nicht zufrieden, bei dem Prozesse des Königs mit den übrigen Terroristen zu erklären, die Form der Prozedur sey schon ein Verbrechen gegen die Revolution, einem Tyrannen schlage man ohne Weiteres den Kopf ab (Jouffret, Procès de Louis XVI., I., 249), sagte er, er allein, als der edle Malesherbes mit Thränen in den Augen für den durch die Mehrheit weniger Stimmen zum Tode verdammten König Berufung an das Volk oder doch Aufschub um wenige Tage verlangt hatte, folgende entsetzliche Worte: „Ich (Maximilian Robespierre) verzeihe ihnen (den Vertheidigern) die Gefühle der Zuneigung, welche sie an denjenigen fesseln, dessen Sache sie vertreten" (Jouffret, T. VIII., p. 289), was — wie Jeder weiß, der die Sprache der Zeit kennt — ein antizipirtes Todesurtheil für den edlen Advokaten war, weil er sich unterstanden hatte, über seinen unglücklichen König und Freund zu weinen. Am 10. April 1793 verlangte er in versteckten Ausdrücken,*) daß die Girondisten, und offen, daß die Königin — wie er schon oft beantragt habe, vor das Revolutions-Tribunal gestellt würden (Schlosser V. S. 529). Er fiel damals mit beiden Anträgen durch, gab aber den Kopf der unglücklichen Königin nicht blos hin, sondern war einer der Ersten, die ihn verlangten. Nur in Beziehung auf die edle, fleckenlose Elisabeth ist das Wort richtig. Die Schriftsteller der Zeit beschuldigen ihn, er habe sie (nach der Analogie Richard's III.) zur Gemahlin des künftigen Kaisers Maximilian auserkoren. Das mag seyn oder nicht seyn. Die angeführten Thatsachen beweisen mindestens, daß er das Blut der unglücklichen Königsfamilie keinesweges nur hingab und das Haupt Maria Antoinette's verlangte, ehe die zur Raserei aufgestachelte Mordlust des Pöbels es gefährlich machte, ihr dieses Opfer zu verweigern. „Er überläßt einer vermeintlichen Nothwendigkeit das Haupt Vergniaud's, der Furcht, der Herrschsucht (à la domination) das Haupt Danton's." Vergniaud's? Freilich mit der Insurrection gegen die Gironde hatte er nichts zu thun, wie er denn bei keinem offnen Kampfe selbst war. Aber wie der tödtliche Pfeil, den er Andern abzuschießen überließ, von ihm bereitet worden war, haben wir eben gezeigt. Und vorher und nachher war er thätig, die Girondisten zu verderben. Danton, Danton fast allein von allen Jakobinern war es, der ihnen zwar politisch heftig entgegentrat und vielleicht die Insurrection gegen sie veranlaßt hatte, der

*) Die Worte sind: „Quant aux députés Guadet, Gensonné, Vergniaud et autres, ce serait un sacrilége que d'accuser d'aussi honnêtes gens et sentant mon impuissance à leur égard je m'en remets à la sagesse de l'assemblée." (Thiers, I. 307.)

hre Häupter, selbst mit Gefahr seines Lebens, retten wollte. Er war es, der en großmüthigen Gedanken auffaßte, sich als Geisel nach Bordeaux zu begeben, um mit seinem Kopfe dafür zu haften, daß ihnen kein Leid widerfahre Thiers, I., 338). Robespierre vereitelte den Vorsatz und steht auch ier wieder auf der dunkeln Seite, während Danton's menschliches, ja, großes Herz mitten durch sein blutbeflecktes Leben durchleuchtet. Hat aber Robespierre, wie unser Verfasser selbst sagt, Jenen aus Herrschsucht geopfert, wie steht es mit der Uneigennützigkeit, welche er dem Diktator eben nachähmte?

Ach, schwerlich besser, als mit dem Rausch oder Schwindel der Menschlichkeit (le vertige de l'humanité), womit ihn Herr v. Lamartine begabt. Und mindestens ist es sehr zweifelhaft, ob er denn in der That „in seinem ersten Kampfe gegen die Schreckensherrschaft gefallen und die Seele der Republik mit seinem letzten Seufzer erloschen sey." Wir lassen dahingestellt, wie sich dieses Urtheil zu dem unmittelbar darauf folgenden verhalte: „in ihm habe sich ein neuer Cromwell vorbereitet." Wir sagen nur, daß keine, durchaus keine Thatsache den Beweis oder auch die gegründete Vermuthung gebe, daß er wirklich, wohlverstanden unmittelbar nach den Tagen des Thermidor, die Schreckensregierung habe enden wollen. Als ein wünschenswerthes, aber entferntes Ziel schwebte das wohl seiner Seele vor; der Beweis thut dar, daß er für die nächste Zukunft gerade das Gegentheil beabsichtigte. Kurz vor seinem Sturze (13. und 14. Messidor) deklamirte er im Jakobinerklub gegen das „abscheuliche System, das die Aristokraten der National-Justiz entziehe, während es die Patrioten verderbe", und donnerte dabei gewaltig gegen die damals wahrlich nicht übermächtige „Faction der Nachsichtigen" (Wachsmuth, II., 320). Am Tage seines Sturzes (9. Thermidor) erzwang sein Anhänger Henriot noch die Hinrichtung von fünfundvierzig Schlachtopfern des revolutionairen Gerichts, welche das Volk befreien wollte. Am Tage vor seinem Sturze sprach er zwar sehr beweglich zu Gunsten der unterdrückten Unschuld; aber diese unterdrückte Unschuld ist — Er selbst.*) Hingegen klagt er in eben dieser Rede nicht nur die ihm entgegengesetzten Blutmenschen, sondern auch Carnot, den Erretter Frankreichs, Cambon, den redlichen Verwalter der Finanzen, und der Himmel weiß, wie Viele noch an, von denen er nach seiner Weise sagt: „er wage es nicht, sie in diesem Augenblick und an diesem Orte zu nennen." Die letzteren Worte deuten hierbei an, daß er dies in dem Jakobinerklub thun werde, der „reiner" sey, als der National-Konvent ihm damals erschien. Sind nun das Vorzeichen des Endes seiner Schreckensregierung? Nein, der Augenblick, wo er diese Blutherrschaft zu Frankreichs Glück und seinem Ruhme endigen konnte, war der Tag der Verkündung des höchsten Wesens. Er that es nicht aus Furcht oder Berechnung, gleichviel — und so ist er gerichtet! Der Gott, den er verkündete, war der Gott der Güte nicht, war der Gott der Rache, und furchtbar hat die Rache ihn, ihren schrecklichen Priester, ereilt! Wir mögen die Lichtseiten seines Charakters unter den dunkeln Hüllen seiner Thaten hervorsuchen. Aber Gott verhüte, daß die Männer der freisinnigen Richtung sein blutbeflecktes Bild in dem Tempel der Menschheit aufstellen! Sein Leben sey uns ein warnendes Beispiel, wohin der Fanatismus beschränkte, wenn auch ursprünglich redliche Geister führen kann. Seine Geschichte lehre uns, was in unserer, in ihrer Tiefe, nicht minder heftig bewegten, wenn auch auf ihrer Oberfläche mit trügerischer Asche bedeckten Zeit Pflicht aller Männer der wahrhaft liberalen Richtung ist. Mit der höchsten Hingebung sollen sie die großen, ewigen, heiligen Lehren der Freiheit zugleich mit den nicht minder heiligen Lehren der Ordnung und Gesetzlichkeit vertheidigen. Robespierre sey uns ein neuer Beweis der großen Wahrheit, welche sein von ihm unverstandenes Vorbild, der edle Bürger von Genf, ausgesprochen, daß verkehrte Systeme noch schlimmer sind, als schlechte Handlungen. So werden wir zwar allerdings den Menschen Robespierre milder beurtheilen können, als seine Thaten, aber weit entfernt bleiben, einen Götzen aus ihm zu machen, der, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, fast Anbetung verdiene. Wir werden uns mit einem Worte vor den Klippen hüten, denen die kontemplative Betrachtung der Geschichte aussetzt, welche die Begebenheiten zu viel konstruirt, zu wenig in sich aufnimmt!

Doch nicht dem edlen, geistreichen und liebenswürdigen Verfasser der Geschichte der Girondisten gilt diese letztere Bemerkung. Sein Fehler ist der beneidenswerthe, zu großen Ueberflusses an verschiedenen, oft entgegengesetzten Gaben. Scharfer Denker, sinnreicher Beobachter, fleißiger Forscher und großer Dichter, kann er diese hohen Eigenschaften seiner Seele nicht immer verhindern, Invasionen in ihre verschiedenen Gebiete zu machen. Man kann kälter beobachten, objektiver urtheilen, strenger auf dem geschichtlichen Boden bleiben, aber unmöglich edler auffassen, geistreicher denken, menschenfreundlicher empfinden, das Gute und Edle, wo es sich auch findet, mit edlerer Wärme umfassen, mit größerem Freimuthe anerkennen! Dr. J. Weil.

Schweiz.

Die Stadt und der Kanton Luzern.

(Nach Dr. Wilh. Hamm.)

(Schluß.)

„Der Kanton Luzern, dem Range nach der dritte, der Bevölkerung nach der sechste Kanton der Eidgenossenschaft, zählt auf 28 Quadratmeilen 125,000 Einwohner, welche sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen kleinen reformirten Gemeinde, der katholischen Religion zugethan sind. — Gegen Norden gränzt der Kanton an Aargau und Zug, östlich an Zug und Schwyz, südlich an Unterwalden und Bern, westlich an Bern. Zum größeren Theil bildet die Oberfläche des Bodens ein flaches Hügelland, welches gegen Norden hin ganz in die Ebene fällt. Mächtige Gebirgszüge fehlen; der höchste Berggipfel des Landes ist der 6570 Fuß hohe „Pilatus", der auf der Gränze von Unterwalden, dem er zur Hälfte gehört, sich erhebt. Auch ein Theil des „Rigi" ist Luzernisch. Westlich erstrecken sich die von dem „hohen Napf" radial auslaufenden Emmenthaler Höhen ziemlich weit in das Land; durchaus gebirgig ist der ganze südliche und südwestliche Kanton. Dieser besteht aus einem großen, breiten Thal, dem Entlibuch, welches von der Stadt Luzern aus in ziemlich gerader Linie sich nach Südwesten erstreckt. Es ist durchströmt von der kleinen Emme, einem wilden Gebirgswasser, das in seinem Gerölle Gold mitführt. Sie ergießt sich bei der Emmenbrücke in die Reuß. Letzterer Fluß durchfließt nur auf sehr kurze Strecke den Kanton. Reich ist Luzern an kleineren Landseen; es zählt deren außer den Theilen des Vierwaldstätter und Hallwyler Sees, welche ihm gehören, noch sechs, von welchen der Sempacher und Baldecker die bedeutendsten. Der ganze Kanton liegt auf der großen Hochebene der nördlichen Schweiz, deren Abdachung von Südost nach Nordwest als dem tiefsten Punkt, dessen Gränze der Aarstrom bildet, durch den regelmäßigen Parallelismus aller Flüsse im Norden der großen Wasserscheide deutlich angezeigt wird. Außer der Entlibucher Gebirgsgegend ist der übrige Kanton durch Lage und Boden zum Anbau von Getraide trefflich geeignet. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbzweige. Der Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Getraide nach Uri und Unterwalden, und auf die von Vieh- und Molkereiprodukten über den Gotthart nach Italien.

„Das Volk von Luzern unterscheidet sich sehr von dem des benachbarten und verbündeten Schwyz. Während hier finsterer Ernst, kalte Abgeschlossenheit den frischen Lebensmuth unterdrückt, sind die Luzerner ein lustiges, gutmüthiges Völkchen, welchem im Ganzen allerdings eine gewisse Beschränktheit nicht abzusprechen ist. Diese Verschiedenheit mag ihren Hauptgrund in der eigenthümlichen Beschaffenheit beider Länder haben. Denn während der Schwyzer mit saurer Mühe dem undankbaren Boden seines Landes dessen Erzeugnisse abringt und Korn und Wein von Fremden kaufen muß, hat der Luzerner mit weit minderer Anstrengung und reichlich diese Gaben aus erster Hand. Der Wohlstand ist daher in Luzern größer, das Eigenthum bedeutender, und der moralische Haltpunkt des Besitzes übt hier seinen stets gewaltigen Einfluß aus. Leider haben die Ereignisse der letzteren Zeit sehr ungünstig auf den Volkscharakter eingewirkt. Die Masse, welche, unwissend und bethört, nur das zu beurtheilen vermag, was ihre gröbsten Sinne erfassen, ist dadurch, daß sie sich von einem beträchtlichen Theile der Schweiz verachtet, beschimpft, angegriffen glaubte, mißtrauisch, verschlossener geworden. Der Sieg über die Freischaaren und seine Folgen blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung; er gab dem Volk das Gefühl der Stärke, Bitterkeit gegen die reformirten Kantone, und pflanzte in dasselbe ein stolzes Selbstbewußtseyn, welches über kurz oder lang die lockeren Bande der Eidgenossenschaft bedenklich gefährden dürfte. Schlimmer aber, als alles dies, wirkte auf die große Menge die kluge Benutzung der Umstände durch die Geistlichkeit. Diese, sehr zahlreich und von jeher von bedeutendem Einfluß, verfehlte nicht, sich, ihren Gebeten und übernatürlichen Wundern den Triumph über die Freischaaren zuzuschreiben. Das Volk, in seiner Schwäche zum Fanatismus schon geneigt, betäubt von dem Geschehenen, ängstlich das Kommende erwartend, warf sich den Priestern ganz in die Arme, und das, was deren Herrschaft stürzen sollte, trug dazu bei, dieselbe unendlich zu befestigen. Es würde schwer halten, das, was jene gepflanzt, wieder aus dem Herzen der Menge zu reißen. Der weiche, biegsame Charakter des Luzerner Volks, welcher sich von hervorragenden Persönlichkeiten sehr leicht leiten ließ, wie die Menge von Factionen beweisen, die seit seinem Bestehen den Frieden des Freistaates so oft erschütterten, erklärt hinreichend, wie groß die Macht der egoistischen Geistlichkeit nun seyn muß. Er erklärt das Ansehen, in welchem einzelne Männer stehen, den Heiligenschein, welcher sich um ihr Haupt gezogen. Unter den Letzteren war besonders der ermordete Leu von Ebersol zu nennen. Als reicher Grundbesitzer, Patrizier und streng rechtlicher Mann schon höchst geachtet, ward er Rathsmitglied und, als solcher, Verfechter der konservativen, rein katholischen Richtungen. Sein Festhalten an seinen Grundsätzen, eine Eigenschaft, welche nicht an allen Vertretern des Luzerner Volks gerühmt werden kann, seine exemplarische, wahrhaft ascetische, aber übel verstandene und fanatische Frömmigkeit machten ihm nicht nur die ganze Priesterschaft, sondern auch seine meisten Mitbürger so gewogen, daß sie ihn in Allem am Ende als Beispiel und Richtschnur annahmen. Er hatte eine solche Gewalt über die niederen Volksklassen, daß sein Ansehen selbst das der Regierung überwog. Man hat ihn einen starren, eigensinnig rohen, unbeugsamen Mann geheißen, er war es nicht. Er hatte nur die ersten Eindrücke seiner Jugendbildung fest und gläubig in sich aufgenommen, er war durch den beständigen Verkehr mit berechnenden Priestern zu einem Mysticismus gelangt, welcher außer sich kein Glück, kein Daseyn mehr ahnte. Man denke sich das Gefühl, welches sich im Volke bei seiner unklugen, frevelhaften Ermordung erhob! Es war nicht der Schrei der Rache, aber es war der dumpfe Ingrimm eines bis in das Innerste verletzten Herzens. Viele, welche, so lange er lebte, seinem fanatischen Rigorismus nicht huldigten, wurden durch seinen Tod bekehrt. Er ward selig gepriesen, sein Grab ward eine Wallfahrtsstätte.

„Dieser Mann, zu welchem Pendants genug in Luzern zu finden sind, giebt einen Begriff von der Art und Weise, wie in diesem Kanton die Geistlichkeit der Seelen der Gemeinden sich zu bemächtigen verstand. Von jeher wußte sie

*) „Si je vous dis quelque chose des persécutions dont je suis l'objet, vous ne m'en ferez point un crime. Les cris de l'innocence opprimée ne sont point étrangers à votre coeur." (Levasseur, Mém. V., 130, citirt von Wachsmuth, II., 312, Note.)

dieselben für ihre Pläne vorzubereiten und ging darin Hand in Hand mit der Aristokratie, welche in Luzern fast mehr noch als anderswo ihre mittelalterlichen Rechte zu wahren gewußt hat. Beide, verbunden, waren es, welche im Jahr 1814 durch Gewalt die Mediations-Akte vernichteten und, den alten Stand der Dinge wieder herbeiführend, die Hierarchie und das Patriziat an die Spitze der Staats-Angelegenheiten stellten. Aber der Kanton zählte unter seinen Bürgern damals eine beträchtlich grosse freisinnige Partei. Diese wußte sich, besonders von dem Jahre 1830 an, Geltung im Volke zu verschaffen, selbst der Einfluß der Priester mußte schweigen vor den schreienden Mißbräuchen der Reactionsmänner, und es gelang ihr, 1831 mit Hülfe allgemeiner Volksversammlungen eine neue, liberale Constitution einzuführen. Leider war aber schon bei der Revision derselben wieder der finstere Geist der Reaction thätig, und Luzern ist das geworden, was es ist: ein Staat, in welchem Willkür und Fanatismus sich die Hände reichen, um die Unterthanen nicht vorwärts, sondern zurück zu führen in die Zeiten der geistigen Sklaverei. Die meisten freisinnigen Männer des Kantons sind jetzt daraus vertrieben, ihre Zahl war nicht groß. Nur wenige, die sich stets auf der Bahn des Rechtes und des Gesetzes hielten, wie Cas. Pfyffer, wagten es, zu bleiben. Aber auch diesen suchte man, wie uns die Zeitungsnachrichten meldeten, das Vaterland zu entfremden. Andere, nicht so stark und standhaft wie jene, sind Heuchler geworden und reden anders, wie sie denken, um Leben und Gut zu schützen.

„Das Unterrichtswesen des Kantons, seit 1845 gänzlich den Händen der nach langen Kämpfen berufenen Jesuiten anvertraut, ist, was die Elementar- oder Primärschulen betrifft, nicht gerade schlecht zu nennen und hat viel vor dem in Schwyz voraus. Die Schullehrer sind besser besoldet, das Volk ist empfänglicher. Aeußerst wenig geschieht dagegen für gewerbliche und für höhere wissenschaftliche Bildung. Das Gymnasium in Luzern ist höchst erbärmlich und dazu vorzugsweise nur solchen Schülern zugänglich, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen. Das will jetzt in Luzern so viel sagen, als welche in den Jesuitenorden zu treten gesonnen sind. Eine Folge dieser Mißstände ist der große Mangel an wahrhaft gebildeten Männern im Kanton, welcher besonders bei Besetzung von Beamtenstellen höchst nachtheilig fühlbar wird. Es ist fast, als suche die früher im Geheimen, jetzt öffentlich den Staat leitende Partei diesen Umstand mit Fleiß beizubehalten, damit sie desto leichteres Spiel habe. Sie weiß es sehr gut, wie sehr der vollkommen gebildete Mann selbst denen zu imponiren vermag, welche sein Wissen durchaus nicht zu würdigen verstehen. Um daher den Stamm nicht aussterben zu lassen, und namentlich um den gebildeten Liberalen in gehöriger Weise Schach bieten zu können, läßt es sich jene Partei eifrig angelegen seyn, fähige Köpfe, welche sie für ihre Zwecke gewonnen hat, ins Ausland zu senden, um dort zu studiren. Auf diese Weise ist Bernhard Maier (genannt Blutbäni) der blutige Anstifter der Walliser Gräuel, zu dem einträglichen Posten eines Staatsschreibers von Luzern gelangt. — Merkwürdig ist die Strenge in Hinsicht der Sitten, welche im Kanton Luzern mit exemplarischer Vorsicht überwacht werden. So findet man in den meisten Wirthshäusern schwarze Tafeln, auf welchen die Namen übel berüchtigter oder entehrter Personen zu Jedermanns Warnung aufgezeichnet sind. Wehe dem, dessen Namen da steht, und der es dennoch wagen wollte, eine Wirthsstube zu betreten! Leider hat die siegende Partei auch jetzt die Namen höchst braver und moralischer, aber anders denkender Männer, ihrer Gegner, an diese schwarzen Tafeln angeschlagen; leider läuft in neuester Zeit jeder ehrenwerthe Mann Gefahr, seinen Namen dort zu erblicken, wenn er einmal Freitags ohne Dispens und vor Zeugen Fleisch gegessen hat. — Die von der Religion vorgeschriebenen Uebungen werden wohl nirgends gewissenhafter erfüllt, wie in Luzern. Selbst in Schwyz werden die Fasten nicht so streng gefeiert, wie hier. Das hindert jedoch keineswegs, daß die Luzerner den Karneval mit einer fast italiänischen Lustigkeit und Ausgelassenheit begehen. Nicht Tage, Wochen lang vorher beginnen die Vergnügungen, denen man sich, wenigstens früher war es so, mit Harmlosigkeit und Ungezwungenheit hingiebt. Bemerkenswerth ist die Titelsucht der Luzerner, überhaupt ihr Hang nach äußerlichen Auszeichnungen. Es giebt mehr Obersten im Kanton Luzern, als sonst in der ganzen Schweiz. Auch sagt man ihnen nach, daß besonders sie sich von jeher darin vorgedrängt hätten, wo es galt, in Gesandtschaften u.s.w. Gnadenbezeigungen zu erhaschen. . . . .

„Die Verfassung des Kantons Luzern ist eine andere, wie diejenige der drei übrigen Urkantone; sie ist eine repräsentativ-demokratische. Aber diese Form hat sie erst seit der Umwälzung im Jahre 1831 angenommen. Luzern ist einer der drei Vororte, d. h. derjenigen Kantone, in deren Hauptstadt sich abwechselnd die jeweilige Tagsatzung versammelt, und deren Staatsrath Präsidium und Geschäftsführung der letzteren übernimmt; die beiden anderen sind Zürich und Bern. Die oberste richterliche Behörde des Kantons ist der Appellationshof, der aus 13 Mitgliedern besteht. Der Kleine Rath, die vollziehende, besteht aus 15, der Große, die gesetzgebende Behörde, aus 100 Mitgliedern, welche unmittelbar oder durch Ausschüsse von dem Volk gewählt werden. Im Wesentlichen war die Verfassung derjenigen zur Zeit der helvetischen Republik durchaus ähnlich, ja, ist sogar noch liberaler gewesen. Aber seit einigen Jahren ist das ganz anders geworden, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Preßfreiheit, die freie Rede sind nach und nach ganz unmerklich mit einem Cordon umzogen worden, der, immer enger und enger, jene endlich ganz vernichten wird.

„Das Finanzwesen des Kantons ist ursprünglich dürftig, seine Einkünfte sind gering, die Kassen waren beständig leer. Seit den Freischaarenzügen und der Flucht der Liberalen hat sich auch dies einigermaßen geändert. Die Auslösungssummen für die Gefangenen, die gemachte Beute waren schon an und sich beträchtlich. Dazu kamen und kommen noch die beständigen Confiscationen. Es ist ein wirkliches System in dem Kanton geworden, durch Einziehung von Gütern und Strafgeldern das Aerarium zu füllen. Diejenigen Flüchtlinge, welche sich der Aufforderung der Gerichte nicht stellen, laufen unfehlbar Gefahr, wenn nicht Alles, doch wenigstens einen großen Theil ihres Vermögens zu büßen; stellen sie sich hingegen, so haben sie die Aussicht, nach langer Haft im mindesten Falle eine bedeutende Geldstrafe erlegen zu müssen. Von solcherlei Speculationen, von anderen Subsidien, z. B. sardinischen Hülfsgeldern, gar nicht zu reden, sollen sich wirklich in letzterer Zeit die Vermögensverhältnisse des Staates sehr verbessert haben.

„Luzern ist der Sitz des päpstlichen Nuntius, und zwar schon seit der Reformation. Dem Kardinal Borromeo und dem „goldenen Bunde“ verdankt die Schweiz die Nuntiatur. Daß die seitherigen immerwährenden Zwistigkeiten und Religionskämpfe größtentheils auf Rechnung dieser Macht kommen, ist nicht zu bezweifeln. Natürlich ist die Geistlichkeit des Kantons wohl versehen. Außer der großen Anzahl von Weltgeistlichen sind in Luzern 3 Kapuzinerklöster, 1 Cisterzienserkloster, 1 Franziskanerkloster, 2 Chorherrenstifte, das Jesuitenkollegium und 3 Nonnenklöster. Sogar noch Eremiten, sogenannte Waldbrüder, welche in kleinen Hütten, gewöhnlich in der Nähe einer kleinen Kapelle im Waldgebirg, wohnen und sich von den reichlichen Gaben der Landleute ohne Mühe mästen, finden sich genug. Jährlich kommen dieselben, wie die Klosterbewohner, einmal nach Luzern, um den bekannten Musegger Umgang mitzumachen, eine Prozession, welche fast die ganze Bevölkerung des Kantons nach der Hauptstadt bringt.“

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzungen. Auch der zweite, in Deutschland kaum angekündigte Band von Humboldt's „Kosmos“ wird binnen kurzem in französischem Gewande erscheinen. Zwei Gelehrte, Herr H. Faye und Herr Guigniaut, haben sich bei dieser verdienstlichen Arbeit betheiligt, deren Aufsicht Herr Arago übernommen hat. Die beste Bürgschaft für Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Uebersetzung liegt aber darin, daß der ruhmgekrönte deutsche Verfasser selbst eine Vorrede in französischer Sprache für die Ausgabe geschrieben und sein Werk eigenhändig den tüchtigen Uebersetzern anvertraut hat. — Eine andere interessante *französische Uebersetzung* wird ebenfalls jetzt vorbereitet von dem werthvollsten Werke über Kunstgeschichte von Karl Schnaase, königl. Ober-Prokurator in Düsseldorf. Ein junger französischer Gelehrter begleitet denselben gegenwärtig auf einer Reise zu wissenschaftlichen Zwecken und bearbeitet unter seiner Leitung die Ergebnisse derselben für die französische Ausgabe von Schnaase's Werk, das in Frankreich wie in Deutschland gewiß einzig in seiner Art seyn wird, da es im Studium der Kunst nicht bloß ein gründliches Fachwissen voraussetzt, sondern auch eine großartige Übersicht der Entwickelungsgeschichte des Geistes daraus abstrahirt und einen wirklichen Schlüssel zum Verständniß der ewigen Gesetze dieses Gebietes bietet. Franzosen werden es nicht glauben, daß die kunstgeweihte Feder des trefflichen Verfassers außer diesem inneren Beruf auch noch gezwungen ist, einem Andern von sehr heterogener Art zu dienen, daß ein rheinischer Gerichtshof die Zeit und Thätigkeit eines Mannes absorbirt, die so fruchtbringend für das weite Feld der Kunst wirken könnten.

— Elise von Hohenhausen. Die Schriftstellerin dieses Namens hat unverkennbar ihr Streben dahin gerichtet, nach dem edlen Maße englischer Frauen, das Samenkorn des Guten auf dem Felde der Literatur anbauen zu helfen und dem Ernst der Reflexion mehr Geltung zu gewinnen, als es sonst weibliche Federn vermögen. Wie Miß Sherwood, hat Frau v. Hohenhausen bis jetzt in novellistischen Versuchen diese Tendenz ausgesprochen; ihr neuestes Werk: „Rousseau, Göthe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkt“ (Kassel, bei Hotop), betritt eine höhere Bahn und hat ein Anrecht, in den Besprechungskreis dieser Blätter gezogen zu werden, weil die Literatur des Auslandes und ihr Einfluß auf die unsrige durch ihre beiden verwandten Dichternaturen, Rousseau und Byron, zu den Hauptgrundlagen des Buches gehören. Der Nimbus, welcher diese glänzenden Namen umgiebt, hat manches Auge über die eigentliche Bedeutung derselben verblendet; eine einfache Darstellung der Wahrheit, eine Ergründung der Seelenzustände und Abwägung der Zeitumstände, wie das obige Werk es sich zur Aufgabe gemacht, wird gewiß dazu beitragen, vorgefaßte Meinungen zu berichtigen und neue Ansichten hervorzurufen. Rousseau, der Sohn des Elends und der Armuth, Byron, der Zögling des Wohllebens und der Vornehmheit, krankten alle beide an denselben sittlichen Irrthümern und wurden von dem Drang ihrer höheren Natur dennoch dazu getrieben, in ihren Schriften die Geißel über ihre Zeitgenossen zu schwingen. Zwischen diesen subjektiv erregten Geistern die spiegelreiche Objektivität Göthe's zu stellen, muß als eine bedeutungsreiche Combination bezeichnet werden, wenn wir uns auch sonst jedes entscheidenden Urtheils über die Verfasserin und ihre Richtung vorläufig enthalten.

...

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Sonnabend den 20. November 1847.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

Die kürzlich im Magazin (Nr. 133) erwähnten Reisen eines afrikanischen Arabers in Nigritien, deren Uebertragung auf occidentalischen Boden wir dem Dr. Georg Rosen in Konstantinopel verdanken,*) ist in der That ein sehr interessantes Kuriosum, und zwar schon deshalb, weil seit der Zeit Idrisi's und Abulfeda's die geographische Länderbeschreibung kaum irgend eine Bereicherung von muselmännischer Seite erhalten hat. Auch unser in Tunis geborener Araber hat zwar seine Reise nach dem Mohrenlande nicht eigentlich zu geographischen Zwecken unternommen, da es, wie er selbst sagt, eben nichts weiter als die Lust, Gold zu machen, war, was ihn bewog, seinen früheren Aufenthaltsort, Kahiro, wo er bereits sein ganzes Vermögen in alchymistischen Versuchen verschwendet hatte, zu verlassen und das Land der Neger aufzusuchen. Aber nachdem er sich überzeugt, daß, was das Goldmachen betrifft, „die Neger in gleichem Falle mit uns sind, da sie sich ebenfalls nur an Worten vergnügen, die sie in Büchern finden oder aus dem Munde Dritter erfahren", so legte er sich in den fernen unbekannten Ländern auf andere Studien, suchte die wilden wie die civilisirten Völkerschaften auf und forschte sogar nach Alterthümern und deren Ursprung.

Es ist hier nicht am Orte, zu untersuchen, ob unser Scheich überall die Wahrheit und nichts als die Wahrheit in seinem Buche gesagt, obwohl diese Frage auf Veranlassung Karl Ritter's bereits auf dem diesjährigen italiänischen Gelehrten-Kongresse in Venedig besprochen worden. Genug, daß der berühmte deutsche Geograph selbst, wie er auch in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin erklärte, sich mehr auf diejenige Seite hinneigt, die nicht blos für die Echtheit des arabischen Manuskriptes, sondern auch für die Wahrheit der Darstellung ist. Für letztere spricht auch der Inhalt selbst, der einestheils mit dem, was europäische Reisende, wie Burckhard, Clapperton u. A., die in die Nähe der von unserem Scheich zuerst beschriebenen Gegenden kamen, darüber berichten, nicht in Widerspruch ist und anderentheils so naiver Art, so wenig prahlerisch erscheint, daß man wohl annehmen muß, ein Reisebeschreiber, der nicht der Wahrheit treu bleiben wollte, würde ganz andere Dinge von sich erzählt haben, als dieser, der aus seinem Mangel an Muth, seinen thörichten alchymistischen Versuchen, seiner Geldgier und seiner Liebe zu den Negerinnen, bei aller Verachtung der Neger, gar kein Geheimniß macht.

Der Scheich Zaïn el Abidin, hatte sich um die Zeit, als das Reich Kurdofan (Kordofan) von einem Heere Mehmed Ali's erobert und die Hauptstadt dieses Negerstaates, Oberda oder Ibeit, zerstört wurde, also im J. 1820, von Kahiro aus durch Nubien und Sennaar zunächst nach Kurdfan und Darfur begeben, weil man ihm gesagt, daß er dort den Stein der Weisen, das Mittel, Gold zu machen, finden werde. In Kurdfan traf er mit einem anderen Scheich, Namens Ibrahim, zusammen, der ihm seine Erfahrungen mittheilte, die hauptsächlich darin bestanden, daß es keinen anderen Weg gebe, von den Negern etwas zu erlangen, als ihre Imams, Mollahs und Kadhis, die Alle nach der Weisheit des Korans sehr begierig seyen, darin zu unterrichten. Besonders in Darfur war dies den beiden Scheichs geglückt, die durch die schwarzen muhammedanischen Priester, welchen sie in der Moschee Unterricht ertheilten, bei dem Fürsten eingeführt wurden, welcher sie mit Ehren und Geschenken überhäufte. Was aber die Einwohner dieses jetzt ebenfalls von Mehmed Ali abhängigen Negerreiches betrifft, bis zu welchem übrigens auch der österreichische Reisende, Herr Rußegger, gedrungen war, so werden diese von unserem Touristen folgendermaßen geschildert:

„Die Bewohner von Darfur erscheinen, wenn ihnen auch etwas Menschlichkeit inwohnt, in ihrem Aeußeren ganz wie das Vieh. Sie gehen nackend, nur daß sie die Schamgegend durch ein um die Weichen befestigtes Haargeflecht verdecken. Die aber, welche in den benachbarten Gebirgen leben, sind meistens vom Kopfe bis zu den Füßen ganz unbekleidet und machen überhaupt den Eindruck eines religiöser Satzungen und sozialer Erfordernisse sich völlig unbewußten Thierhaufens. Einige reiche Stadtbewohner siedeln diese Schwarzen zum Behufe der Fortpflanzung auf ihren Landgütern an, um jedes Jahr von ihren Kindern die, welche sich dazu eignen, zu verkaufen, wie man Schafe und Rinder verkauft. Es giebt darunter Leute, welche 600 Sklaven und Mägde besitzen; zu diesen kommen in jedem Jahre die Sklavenhändler, um ihnen die für den Verkauf ausgelesenen Individuen beiderlei Geschlechts abzunehmen."

Während seines Aufenthaltes in Darfur machte unser Reisender auch die Bekanntschaft der „Jakokos", der Zaubergeister, die aus den Gräbern ermordeter Neger erstehen, so wie der „Ifrits" (Dämonen) oder „Ruhanije" (geistiger Wesen), die des Nachts auf den Straßen, an den Thüren der Häuser einen furchtbaren Lärm machen, ohne daß man ihre Spur aufzufinden vermag, ungefähr wie der berüchtigte alte Spuk in Tegel, den uns Herr Louis Schneider kürzlich in seinen „Berlinischen Nachrichten" wiedererzählt hat. Der Scheich Zaïn trägt uns diese Begegnisse zwar sehr ernsthaft vor, doch nicht ohne uns zu verstehen zu geben, daß er von der Wahrheit solcher Visionen keinesweges überzeugt sey. Gleichwohl sind gerade diese Erzählungen aus seinem Buche schon vor mehreren Jahren in eine von dem Engländer Lane herausgegebene Schrift über die Zauberkünste in Aegypten übergegangen — ein Beweis, daß damals die Reisebeschreibung des Scheich Zaïn el Abidin in Aegypten bekannt und als Autorität angesehen war.

Nachdem unser Reisender eine Zeit lang in Darfur zugebracht hatte, starb der König, und dessen Bruder folgte ihm auf dem Throne. Bei dieser Gelegenheit werden uns die Feierlichkeiten der neuen Huldigung und Krönung beschrieben, welche letztere darin besteht, daß der Wesir des verstorbenen Monarchen sich unter Trommelschlag dem auf dem Throne sitzenden Fürsten nähert, indem er den Boden küßt und sich dreimal Staub auf den Kopf streut. Der König fragt den Wesir: „Was willst du?" — „Dein Knecht", antwortet dieser, „bringt Dir etwas, das ihm von Deinem Vorgänger anvertraut worden; mit Deiner gnädigen Erlaubniß werde ich es überreichen." — Dies wiederholte er dreimal, worauf der König ihm mit gebieterischer Stimme zurief: „Bring her und geh an dein Geschäft!" Der Wesir trat nun heran, bestrich die unverhüllten Theile des königlichen Leibes mit einer Gummi-Auflösung, streute Goldstaub darüber und steckte einen Straußfederbusch auf den Turban des Königs.

Der neue Herrscher forderte von dem Fremden die ihm vom verstorbenen Könige geschenkten Sklaven und Sklavinnen zurück, da sie, als ohne Vorwissen des Erben weggegeben, diesem wieder zufielen und er es sich vorbehalten müsse, ihm eigene Belohnungen zu verehren. Der Scheich wollte die Richtigkeit dieser agnatischen Deduction nicht zugeben und verweigerte die Rückgabe. Nun wurde ihm aber Alles gewaltsam abgenommen; das Volk verließ den vom Fürsten verlassenen Fremden ebenfalls, und ihm blieb keine andere Wahl, als wieder das Weite zu suchen. Scheich Ibrahim, der sich klüger verhalten hatte, gab ihm den guten Rath, noch weiter nach Westen, nach El Wedaï zu gehen, wo, dem Rufe nach, ein weiser, die Gelehrten liebender Fürst regiere, der ihn gewiß gut aufnehmen würde. Wedaï sey zwar eine Monat-Reise weit von Darfur entfernt, und es gehen keine Karavanen direkt dorthin, sondern man müsse sich den von einem Dorfe zum anderen ziehenden Reisenden anschließen, doch seyen die Bewohner dieser Dörfer Muhammedaner, und von ihnen könne sich der gelehrte Scheich wohl die beste Aufnahme versprechen. Nur die Gebirgsbewohner seyen „des Gewandes der Civilisation und des Islams baar", lebten in vollständiger Wildheit und verschmäheten sogar Menschenfleisch nicht, doch fügten sie Reisenden kein Leid zu.

Unser Reisender, dem, wie er sagt, keine andere Wahl blieb, folgte dem Rathe und brach nach El Wedaï auf, und hier eben macht er uns mit Gegenden bekannt, die noch kein europäischer Reisender beschrieben, obwohl gerade während des Aufenthalts unseres Scheich in diesen Gegenden ein Franzose, welcher das Land erforschte, Karten aufnahm und die Landschaften zeichnete, ebenfalls dorthin gekommen seyn soll. Die meisten Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmungen geworden: so Mungo Park, der unter demselben Breitengrade, nur etwas mehr westlich, nachdem er Timbuktu erreicht und den Niger beschifft hatte, auf diesem Flusse umkam; eben so Denham, Clapperton und Laing, und in der neuesten Zeit einer der Brüder Lander, obwohl diese glücklicher in der Beschiffung des Quorra, des Joliba und anderer Arme des Niger waren. So weit östlich, als Wedaï (zwischen dem 40 und 45° O. L. und dem 15—20° N. Br.), war jedoch keiner auch der gedachten Reisenden gekommen; es sind daher die Schilderungen unseres Scheich vom höchsten Interesse, besonders auch darum, weil sie uns bestätigen, welche mächtige Fortschritte der Islam bis in das Innere von Afrika gemacht hat.

*) Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zaïn el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von Dr. Georg Rosen, Dolmetscher der Königl. Preuß. Gesandtschaft bei der hohen Pforte 2c. — Leipzig, 1847.

Dort hat der Muhammedanismus, wie es scheint, sein unbestrittenes Feld, während er in Europa nur noch durch die Gnade der christlichen Mächte sich erhält und in Asien seine weitere Ausbreitung nicht blos durch die Waffen der Engländer und Russen, so wie durch die neu erstarkende orientalische Kirche gehemmt, sondern ihm auch im Norden und Osten durch den Buddhismus und den Brahmanismus ein Ziel gesetzt ist. Unter den Negern Afrika's dagegen vermag das Christenthum, wie auch aus den letzten Berichten des an der Küste von Mozambique zu wissenschaftlichen Zwecken sich aufhaltenden deutschen Gelehrten, Dr. Peters, hervorgeht, keinen festen Fuß zu fassen, während man auf den Oasen der Sahara, wie der Libyschen Wüste, überall, wo nur ein Kameel an einer verborgenen Quelle weilt, auch das „Enillah ela Allah we-Muhammed Resul ulla!" (Keinen Gott giebt es außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet!) hören kann. Begriffe der Islam diese seine Mission vollständig, so könnte er dem Menschengeschlechte durch Heranbildung der Neger zur Civilisation eine außerordentliche Wohlthat erweisen; ja, er allein würde auch allem Sklavenhandel leicht ein Ende machen, wenn er den Negern lehrte, daß es ein gottloses Werk sey, Menschen dem Schooße ihrer Familien zu entreißen und sie in das Elend und in die Sklaverei zu verkaufen, wie er denn auch in der That unter den Schwarzen bereits dahin zu wirken gewußt hat, daß sie ihre Menschenjagden nicht mehr gegen muhammedanische, sondern nur gegen heidnische Stämme unternehmen.

Nach vielerlei Abenteuern, die uns der Reisende weitläufig erzählt, kam derselbe, ohne ein Leid erfahren zu haben, ganz so, wie es ihm vorher verkündet worden war, in Wedaï an, dessen Hauptstadt „umgeben ist von lachenden Gärten und smaragdgrünen Bäumen, drinnen fließen Wasser, mit Moscheen, deren Minarets weit in die Ferne erglänzen, und mit großen Bethäusern geschmückt .... Ich hatte mir die Bewohner von Wedaï wie die Eingeborenen der anderen Länder des Sudan als ohne Civilisation und gesellige Bildung gedacht, doch fand ich sie ganz anders. Die meisten haben ein schönes, gefälliges Aeußeres und einen freundlichen Charakter; zudem verhüllen sie ihren Körper mit langen Hemden." Der Kadhi der Stadt kam sogleich, begrüßte den Fremden und lud ihn zu sich in sein Haus, wo er mit den Söhnen sogleich eine gelehrte Unterhaltung anknüpfte. „Während der Mahlzeit (so erzählt er) legten sie mir einige Fragen über die Jurisprudenz und die Grundpflichten vor, auf die ich nach bestem Wissen Antwort gab. Der Kadhi genehmigte und lobte Alles, was ich sagte, und bat mich, seine Söhne von meiner Weisheit und Gelehrsamkeit Nutzen ziehen lassen und dieselben in den ihnen unbekannten Wissenschaften der Logik und der Dogmatik unterweisen zu wollen." Der Kadhi besaß auch eine nicht unbedeutende Büchersammlung, unter der sich ein in der Schrift von Kahiro geschriebener Buchari Scherif (Buchari's Sammlung von Legenden des Muhammed) und die Alfija des Ibn Malek (Tausend Verse auf die arabische Grammatik) vorfanden. Vom Kadhi eingeführt, fand der Reisende auch bei dem König Muhammed Halim eine sehr gastliche Aufnahme. Dieser war von seiner Leibwache umgeben: Soldaten, mit Wurfspießen und Säbeln bewaffnet, so wie mit einer Art Fustanella und einem hohen Fes bekleidet; er saß eben auf dem Richterstuhle, um Urtheile zu sprechen, und bat sich auch sogleich die Meinung des Fremden über das aus, was der Koran in den vorliegenden Fällen bestimme. Der König überhäufte ihn mit Geschenken, ließ ihm ein eigenes Haus bauen, gab ihm das schönste Mädchen zur Bedienung und Sklaven, so viel er wollte, Alles unter der Bedingung, daß er in Wedaï bleiben und hier unterrichten solle. Dies that er redlich, und zwar auch in solchen Dingen, die er nicht verstand, wie z. B. in der Baukunst und im Gebrauche der Schießgewehre, die der König auf Zaïn's Veranlassung aus Tarablus (Tripolis) sich kommen ließ, wohin er, ebenfalls auf des Scheichs Rath, eine Sklaven-Karavane zum erstenmale direkt absandte, deren Erlös nach Verlauf von etwa zwölf Monaten in Wedaï wieder eintraf. Zaïn hatte sich bei dieser Karavane ebenfalls betheiligt und war auf diese Weise zu einem reichen Manne geworden. In einer großen Sklavenjagd, die der König gegen einige heidnische Stämme unternahm, war Zaïn zwar ebenfalls eingeladen worden, doch entschuldigte er sich damit, daß das Kriegführen nicht seine Sache sey, daß er die Krieger jedoch durch eifriges Beten in der Moschee auf das kräftigste unterstützen werde. Nach beendigtem Kriege ließ er sich dann für diese kräftige Unterstützung seinen Antheil an der Beute bewilligen.

Eine der interessantesten Episoden seines mehrjährigen Aufenthalts in Wedaï ist seine Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt, bei deren Erwähnung wir nicht umhin können, an das uralte Meroë zu denken, dessen Spuren sich auch heutzutage noch im Sennaar finden, und von wo gleichzeitig nach Aegypten nordwärts und nach dem Sudan südwärts die früheste menschliche Gesittung und Kunst sich verbreitet haben mag. Ueber diese Entdeckung, so wie über die Ausgrabungen, die er dort anstellen ließ, giebt uns der Scheich einen sehr vollständigen Bericht, den wir, so wie seine eigenthümlichen Betrachtungen über den Ursprung dieser Ruinen, hier folgen lassen; vorläufig nur bemerkend, daß Zaïn nach dem Tode des ihm gewogenen Königs Muhammed Halim eine der Karavanen nach Fezzan und Tripolis benutzte, um auf diesem Wege mit seinen Reichthümern nach Tunis zurückzukehren, wo er seine Reise zu Nutz und Frommen Anderer niedergeschrieben, die daraus lernen sollen, daß es nicht gut sey, seinen Unterhalt auf eine außergewöhnliche Art verdienen zu wollen, indem man dadurch nur seine Ruhe störe und sich mancherlei Mühsal bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Deutschen in Rußland.

Unter diesem Titel hat Dr. Hermann Wimmer eine Schrift erscheinen lassen, die er „patriotische Zeitskizze" nennt, während ich nach dem aufmerksamsten Durchlesen finde, daß diese Benennung nicht passend erwählt scheint; wenn auch in jüngster Zeit dem Patriotismus von kosmopolitischer Seite vielfach der Krieg erklärt wurde, so sind wir dennoch, meines Erachtens, nicht so weit, um eine patriotisch genannte Betrachtung in das [illegible]sirende Gewand kleiden zu dürfen, ohne stark gegen das Dekorum zu stoßen. Damit will ich indessen keinesweges dem Dr. H. Wimmer seine Darstellungsweise verkümmert haben; ein jeder Vogel pfeift seine Weise, und es steht dem Beurtheiler eben nur seine individuelle Ansicht zu. Mir ist es wohl bekannt, wie sehr das Leben mit der Gesellschaft in Rußland zur [illegible]schen, satirischen und persiflirenden Besprechungsweise hinleitet; ja, ich weiß, daß es am Ende sogar kaum eine Wahl zwischen dieser Manier und [illegible] Aerger und Galle schwarz zu werden giebt; aber bemerkt mußte die [illegible] ausschweifende Art der Skizzirung von vornherein schon werden, da sie so lang und breit in dieser Schrift hervortritt, welche nach einer kurzen Einleitung, die uns mit dem moskovitischen Standpunkte des Verfassers bekannt macht, zwei Hauptabtheilungen, „Geschäftsleben" und „Gesellschaftsleben" genannt, enthält, deren jede wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt.

Im Eingange zur ersten Hauptabtheilung sagt Herr Wimmer: „Industrieritter sind wohl fast alle Deutsche in Rußland", und sucht diesen Satz [illegible] auszuführen, ohne zu bedenken, daß man dasselbe von unserer ganzen [illegible]genossenschaft aussagen könnte. Eben so leichtfertig wird an diesem [illegible] behauptet: „Die Zeit der großen Staatsmänner deutschen Geblüts ist mit den Ministern Cancrin und Benkendorf zu Grabe gegangen"; denn der kurzsichtige Gränzsperrer, dem eine höhere Auffassung des Staats- und Nationallebens so fern lag, als dem Krämer der weitaussehende Welthandel, ist [illegible] kaum von Einsichtigeren als Staatsmann groß genannt worden, so wenig wie der liebenswürdige Träger des furchtbaren Damoklesschwertes der russischen Herrschaft, Graf Benkendorf, dem die Erde leicht seyn möge, da er stets viel geliebt! Und wenn diese Beiden mit dem angegebenen Prädikat „groß" betheiligt werden sollen, dann lebte im Grafen Nesselrode noch immer ein großer Dorn in dem Auge des alles Deutschthum verwerfenden Russen. Herr Wimmer aber meint es auch nicht so bös und versteht unter dem Großen nur das Hochstehende, und was den Grafen Nesselrode anlangt, so stieß er sich vielmehr daran, daß derselbe nicht so groß *von Person ist, als es der langgestreckte* Graf Cancrin war. Wenn der Verf. anführt, daß in Rußland zu gewissen niedrigen Aemtern, bei denen mit der Verschmitztheit zugleich Zuverlässigkeit ein nothwendiges Erforderniß ist —, von Seiten der Unterregierungen besonders Deutsche geeignet erfunden worden seyen, so würde ich eher geneigt seyn zu behaupten, daß namentlich die letztere Eigenschaft der Deutschen diese im Gouvernement jederzeit beliebt gemacht und, was die erstere anbelangt, [illegible] immer die Russen den Sieg im Allgemeinen davongetragen haben.

An vielen Stellen erscheint das Gesagte als bloßes Gerede ohne [illegible]lichen Gehalt; so heißt es gleich im Eingange: „aber sie (die Prüfung der Deutschen, die sich zum Dienst in Rußland melden) ist durchaus mündlich, und wer am wenigsten weiß, besteht am besten. Doch möge sich Niemand dadurch verleiten lassen, im Vertrauen auf seine Diensttreue und Ignoranz in Moskau oder Petersburg sein Glück zu suchen." Damit ist doch eigentlich so viel wie gar nichts gesagt, und ich bekenne, den Verfasser hierin gar nicht zu verstehen, obschon mir die Zustände an dem letztgenannten Orte ziemlich genau bekannt wurden.

Wenn vom Verf. gesagt wird: „in dem versteckten Kampfe der Beamten- oder Rang- und Geburts-Aristokratie liegt die Weisheit des russischen Staatswesens", so gestehe ich, daß mir dieser Ausdruck für eine bekannte Thatsache nicht eben sehr glücklich gewählt zu seyn scheint; ich würde für Weisheit weit eher Verschmitztheit zu setzen geneigt seyn. So hat Wimmer, der überhaupt bessere Notizen über die Russen bringt, als über die eigentlichen Gegenstände seines Buches, auch sehr gut die innere Nothwendigkeit des Gewaltregiments in Rußland angedeutet, wenn von ihm gesagt wird: „Wo kein General das Oberkommando führt, da bilden die Russen keine geschlossene Masse!" Bah, wir Deutschen sind leider ebenfalls beinahe durchgehends bis zu diesem Punkte gekommen.

In der ersten Abtheilung der Wimmerschen Schrift finden wir folgende Hauptthemata abgehandelt: Das Geschäftsleben der Bäcker, Apotheker, Schneider, Kaufleute, Buchhändler und Lehrer; wovon die Verhältnisse der Letzteren in vier Zweigen, als: Privatlehrer, Hauslehrer, Gymnasial- und Universitätslehrer, am ausführlichsten behandelt sind. In Bezug auf den Buchhandel urtheilt Herr Wimmee so obenhin, wie bei den anderen Gegenständen seines Themas; es ist bei ihm nirgends ein genaueres und tieferes Eingehen ersichtlich, vielmehr tritt meist nur oberflächliche Beschauung an den Tag, die humorisirend und witzelnd ausgedrückt ist. Dies zu beweisen, bietet fast jede Seite der Schrift Gelegenheit dar, und ich beschränke mich auf die Anführung eines Beispieles, das gleich im Anfange sich darbietet, weil dasselbe ganz geeignet erscheint, die Anschauungsweise des Verfassers zu charakterisiren. Er sagt: „Großhändler sind die deutschen Buchhändler so wenig, wie die russischen selbst. Die wenigen Bücher, die von Deutschen abgefaßt werden, erscheinen entweder auf Kosten der Universität oder im Selbstverlage, so wie es auch mit den russischen der Fall ist." Hieraus wird ersichtlich, daß Herr Wimmer nur den buchhändlerischen Verleger als Großhändler nimmt und den Sortimenter

glich als Detaillisten gelten lassen will. Das ist nun a priori ganz falsch, n der Verleger detaillirt so gut wie der Sortimenter, und Alles kömmt bei Klassifizirung mehr auf den Umfang des Geschäftsbetriebes an, um den ß- oder Kleinhändler zu bezeichnen. Es kann mithin so gut verlegende inhändler, als detaillirende Verleger geben, und es verräth mithin diese eichnung des Verfassers Mangel an gründlicher Sachkenntniß. Allein st, wenn davon abstrahirt werden soll, daß dieser oder jener deutschen Buchdlung in Moskwa, das Herr Wimmer nur im Auge behielt, wohl der Name ßhandlung gebühre, so ist namentlich das Urtheil über die Russen ganz h. Der Buchhändler Leginoff in Moskwa besaß eine Druckerei, Buchdlung, Leihbibliothek, Lithographie- und Gravir-Anstalt; es standen eine nge Schriftsteller u. s. w. — man sagte mir über 1000 Personen, — völlig einem Solde, um Bücher, Karikaturen, Lieder u. s. w. nach seiner Ansung zu verfertigen, während über 500 Personen in seinen Diensten zum rtriebe der Productionen standen. Er kaufte ferner ganze Auflagen von chern an sich, um sie wieder zu verschließen, und wenn seine Richtung immer- auch nur eine sehr materielle oder niedrige in der Literatur war oder blieb, stehen doch bei uns in Deutschland, im Verhältniß und streng genomn, gar Manche mit ihm auf gleicher Stufe des Geschäftsbetriebes, denen : das Prädikat Großhändler weder versagen, noch eigentlich von Rechts gen versagen dürfen: und somit erscheint des Verf. Urtheil als völlig oberchlich und unbegründet. Ferner wird angeführt: die russische Regierung ze sich jetzt durchaus frei von Preßbefürchtung und vollt Veruen auf ihre fremdländischen Schutzverwandten! Eine solche Behauptung ßt, gelindest gesagt, die größte Leichtfertigkeit durchblicken. Dieselbe Anauungs- und Darstellungsweise zeigt sich bei Herrn Wimmer überall, so daß ich cht wohl einsehe, wie uns mit solcher Literatur, trotz alles witzelnden Vortra-s, gedient seyn könne. Um nicht zu der Vermuthung Anlaß zu geben, als sey n mir eben nur eine schwache Seite des Verfassers herausgehoben worden, folge hier ein Satz über einen Gegenstand, den Herr Wimmer bei einiger Sorgsamkeit am Ende doch anders und besser, jedenfalls lehrreicher, für uns ätte fassen können. Es heißt in Bezug auf Hauslehrer: „Jetzt giebt es unter en ausländischen Lehrern fast gar keine Barbiere, Kammerdiener und Ladenjunen mehr. Und wenn es der Fall seyn sollte, so sind sie nur im Innern Rußlands, icht in den Hauptstädten, zu finden, und überdies ist das Unglück nicht so groß, enn alle sind bei irgend einer Landesuniversität versichert. Und die Prüfung ird eben nicht leicht gemacht. Ich mußte trotzdem, daß ich — oder vielleicht ben deswegen, einige Sätze in griechischer und lateinischer Sprache schreiben, inige Stellen aus Thucydides und Horaz übersetzen, über die Partikel ἄν prechen, eine algebraische Gleichung lösen, die mir in der Eile mißlang, von Professor Wachsmuth erzählen u. s. w. Und mir gegenüber saßen ein Franose und eine Französin (die Gouvernanten werden ebenfalls geprüft) in tranriger Gemeinschaft. Bei Letzterer floß es, bei Ersterem stockte es gewaltig; bald war das Pärchen getrennt, und der Franzose trippelte traurigen Schrittes davon." — Welche Saloppperie des Stiles neben dem rein individuellen, leichten Hui, hui! Fast scheint es, als hätte man eines jener Individuen vor sich, die durch eine gewaltige Idee von ihrer Geistreichheit angeschwellt sind, gleich einem aufgeblasenen Hirsch, und die daher nur Luft von sich geben können. — Dies ist aber offenbar bei Herrn Wimmer nicht der Fall, denn er zeigt sich sehr häufig in seinem Buche gefüllt mit Citaten aus allen Literaturzweigen; ja, man kommt sogar auf die Vermuthung, als sey es nur darauf abgesehen gewesen, diesen Reichthum blicken zu lassen.

Die zweite Haupt-Abtheilung der Wimmerschen Schrift breitet sich über gute und schlechte Gesellschaft und über Frauen, Karten und Musik insbesondere aus, und trotz eines ungeheuren Aufwandes von Citaten läßt sich nicht sagen, daß der Leser ein anschauliches Bild des Lebens, selbst nur der Deutschen in Moskwa, geschweige denn in Rußland, wie der Titel dies verspricht, empfinge; ja, es hätte ein Fischer, der bekanntlich seine Reisen in alle Welt für Arnold's Verlag, ruhig kompilirend auf seiner Stube, in Deutschland schrieb, mit so viel Worten kaum weniger zum eigentlichen Zweck Gehörendes sagen können. Dahingegen findet sich hin und wieder manch geistreiches Wort über die Russen, von dem wir nicht wissen können, ob es Original oder wiedergegebenes Gehörtes sey. So z. B. heißt es: „Der gemeine Russe liebt sein Diesseits, findet es aber zugleich so erbärmlich, daß er alle Augenblicke ein Kreuz schlägt, oder bei einem Glase Schnaps mit dem Jenseits liebäugelt, um das Diesseits verachten zu lernen. Es ist gutmüthiger Humor, wenn die Bauern nicht frei seyn wollen, und völlige Witzlosigkeit, wenn die Herren es glauben." Dagegen läuft in den Berichten über das Leben der Deutschen in Rußland oft ganz Falsches unter. So sagt er: „Das Rangwesen hemmt nur die gesellschaftlichen Freuden der russischen Beamten; auf die Deutschen hat es keinen großen Einfluß üben können, da verhältnißmäßig nur Wenige von ihnen Beamte sind und deshalb mit dem Maße, mit dem sie gemessen werden, sich gern zufrieden stellen. Trotz der Staatsräthe, Hofräthe, Professoren, Doktoren u. s. w., die unter ihnen herumlaufen, hört man fast nie ein „Herr Staatsrath" u. s. w.; trotz der vielen Edelleute, die sich unter ihnen verkriechen mögen, ist ein „Herr von Holz" oder ein „Herr von Stein" ein Unding, dem man gar nicht zu begegnen braucht." — Ich behaupte aus dreijähriger, eigener Erfahrung, daß dies **nicht** die durchschnittliche Wahrheit sey, und zwar keinesweges nur in Bezug auf die Petersburger; vielmehr lernte ich genug Deutsche aus Moskwa und dem Innern Rußlands kennen, die sich sehr gern titulirt hörten und demgemäß auch nicht unterließen, ihrerseits wieder zu tituliren, als echte Deutsche; ja, ich erinnere mich noch mit Wonne, daß ich in **sehr angesehenen** deutschen Häusern Petersburgs, wo ich als Hausfreund eingeführt war und wo also mein Stand **sehr wohl** gekannt war, Herr **von** Pelz genannt worden bin, weil mein Erscheinen in so hochvornehmen Kreisen damit gewissermaßen gerechtfertigt wurde, indem Angehörige des Hauses mich edelmannisirten. Man muß wissen, wie viel Deutsche aus den russischen Ostseeprovinzen in Rußland als Beamte leben; man muß dabei nicht außer Acht lassen, wie sehr diese Deutschrussen am Adelszopfe von Geburtswegen hangen; man darf alsdann noch dem Rest eingewanderter Deutschen, die als Beamte in Rußland leben, nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man zugesteht, daß sie selbst in zweiter Generation noch nicht ganz aus der Art geschlagen sind; so leuchtet die Unhaltbarkeit der Wimmerschen Behauptung völlig ein. Wie sollte auch in einem Lande, wo der Rang fast allein gilt, die abnorme Erscheinung möglich seyn, von der Herr Wimmer spricht? Vermuthlich urtheilte er nur aus der Anschauung **eines** ihm vorschwebenden Kreises, der zu den besseren Ausnahmen gehörte; allein selbst da würde ein scharfer Beobachter mindestens Nüancirungen bemerkt haben. Wie wenig Herr Wimmer zum unparteiischen oder unbefangenen Beobachter taugt, ergiebt sich auch schlagend aus einer Stelle seiner Schrift, wo gesagt ist: „Es wird weniger (in Rußland) geküßt und nicht so viel handgedrückt als bei uns; aber wenn die Hand gegeben wird, fühlt man auch nie eine leblose Butterbemme, welche man kaum zu berühren wagt, und keine herabgelassenen Fingerspitzen, deren man mit seinen Vorderfingern kaum habhaft werden kann. Die einfachen Grußformeln (es ist bemerkenswerth, daß man nach studentenweise fast stets „guten Morgen" sagt) sind üblicher, als die geknickten Butterblumen unserer Gesellschaftssprache." Hier sieht man deutlich, daß der Verf. nie über einen gewissen Kreis hinauskam, also nur **höchst einseitige** Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, mit denen er nicht so allgemein und suffisant auftreten durfte; denn mit seinem „guten Morgen" könnte er sich gelegentlich sogar höchst lächerlich gemacht sehen, wenn eine etwas bissige Kritik über ihn geriethe. Wir Deutschen haben den Fehler: selten mit unserer Buchmacherei geschickt aufzutreten; entweder machen wir, wie Kohl, mit Hülfe einiger mündlichen Erkundigungen ex decem undecim in einer Manier, die für andere Abschreiber gerecht ist, oder es passirt uns Wimmersches Unglück, in gesuchter Darstellungsweise, mit großen Ansprüchen auftretend, Unerquickliches und Unersprießliches zu liefern.

Lehnt Herr Wimmer auch in einem Vorworte die Absicht: belehren zu wollen, von sich ab, so liegt dieselbe doch in der Sache selbst, sonst hätte das reine Romangewand gewählt werden müssen. Meines Erachtens ist das Wimmersche Buch ein in jeder Hinsicht verfehltes Produkt. Ed. Pelz.

England.

Geschichte der Bank von England.

Die Geschichte einer Staatsbank ist heutzutage fast eben so wichtig als die Geschichte des Staates selbst, namentlich aber in einem Lande wie Großbritanien, dessen Merkantil-System die Grundlage seiner politischen Existenz bildet. In diesem Augenblick sehen wir das Parlament in der alleinigen Absicht zusammenrufen, die Bankgesetze in Erwägung zu ziehen und die durch gebieterische Umstände erzwungene Verletzung derselben zu legalisiren, während die künftige Wohlfahrt der Nation, der Flor ihres Handels, die Prosperität ihrer Industrie, von den Maßregeln abzuhängen scheint, die man jetzt ergreifen wird, um die Wirksamkeit dieses Instituts zu regeln. Es war daher eine höchst zeitgemäße Idee, die „Geschichte der Bank von England" *), erscheinen zu lassen; nur Schade, daß die Ausführung dieser Idee den Erwartungen des Publikums nicht ganz entsprochen hat. Der Verfasser, ein gewisser Herr **Francis**, der zwar einen in der englischen Literatur nicht unbekannten Namen führt **), aber, wie wir glauben, hier zum erstenmal selbst als Schriftsteller auftritt, giebt sich nur wenig mit staatswirthschaftlichen oder finanziellen Untersuchungen ab; er berührt kaum mit einem Worte die ernsten Fragen, welche jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit des Landes in Anspruch nehmen, sondern begnügt sich damit, die historischen Ereignisse in einem etwas flüchtigen Stile zu erzählen und seinen Vortrag durch Anekdoten zu würzen, die, ohne viel Neues darzubieten, eine ganz angenehme Lektüre gewähren. Wie es scheint, steht er mit der von ihm geschilderten Anstalt in näherer Verbindung und kennt ihre innere Organisation aus dem Grunde; er ist ihr gleichsam persönlich zugethan und nimmt ihre Leiden und Freuden so zu Herzen, als wären sie die seinigen. Was sie ihrem Gründer, William Patterson, verdankte, welche Dienste sie dem Staate leistete und wie reichlich sie dafür entschädigt wurde, wie sie den Fall des Mississippi-Projekts in Frankreich und der Südsee-Compagnie in England überlebte, wie sie durch die Wechselfälle der französischen Revolution genöthigt ward, ihre Baarzahlungen einzustellen, ohne dadurch ihren Kredit einzubüßen — alle diese Phasen in der Geschichte des Bank-Instituts werden von ihm beleuchtet, wobei er sich zugleich bemüht, es nach Kräften gegen die ihm gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Indessen muß man unserem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die drakonischen Gesetze mißbilligt, die zum Schutze der Bank gegen Fälschungen erlassen wurden und denen fast ein Jahrhundert lang so viele Menschenleben als bejammernswerthe Opfer fielen.

Die von ihm erzählten Anekdoten haben zum Theil schon ihren Weg in deutsche Blätter gefunden; wir wollen einige mittheilen, die uns noch nicht zu

*) History of the Bank of England, its Times, and Traditions. By John Francis. London, 1847. 2 Bde.

**) Sir Philip Francis wird von mehreren stimmfähigen Kritikern für den wahren Verfasser der „Junius-Briefe" gehalten.

Augen gekommen sind. Das unglückliche Schicksal eines der ersten Bank-Direktoren wird den Lesern aus Smollett's englischer Geschichte erinnerlich seyn; Herr Francis giebt darüber folgende Details: „Herr Michael Godfrey, dem die Bank nebst Patterson den glücklichen Erfolg ihrer Einrichtung zu verdanken hatte, kam im Jahre 1695 auf eine seltsame Weise ums Leben. Die englisch-holländische Armee unter dem Kommando Wilhelm's III. hatte sich im vorjährigen Feldzuge vor der Heeresmacht Ludwig's XIV. zurückziehen müssen; die von dem neuen Institute angeschafften Fonds setzten sie in den Stand, ihre Operationen von neuem zu beginnen. Da aber die Uebersendung der Baarschaften mit manchen Schwierigkeiten und einiger Gefahr verknüpft war, so verließ Herr Godfrey seine friedliche Geschäftsstube, um sich nach dem Lager von Namur zu begeben, welche Festung damals von dem englischen Monarchen belagert wurde. Der Bank-Vorsteher, der dem König schmeicheln wollte oder seine Mission schleunig zu beendigen wünschte und vielleicht glauben mochte, daß er in der Nähe des Monarchen am sichersten aufgehoben sey, wagte sich in die Laufgräben. „Herr Godfrey", sagte Wilhelm, „da Sie an dem Kriegshandwerk keinen Theil haben, so scheint es mir, daß Sie Unrecht thun, sich den Gefahren desselben auszusetzen." — „Meine Gefahr ist nicht größer, als die Eurer Majestät", erwiederte der höfische Bank-Direktor; „wäre ich daher zu rechtfertigen, wenn ich mich ihr entzöge?" — „Allerdings!" versetzte Wilhelm, „doch bin ich in der Ausführung meiner Pflicht begriffen und kann also eher erwarten, verschont zu bleiben." In demselben Augenblick bekräftigte eine Kanonenkugel seine Worte, indem sie Herrn Godfrey und mehrere neben dem König stehende Offiziere tödtete. Man kann sich beinahe das sarkastische Lächeln denken, welches die grämlichen Züge überflog, als er den Banquier für seinen Versuch, in den Laufgräben von Namur den Hofmann zu spielen, mit dem Leben büßen sah. Der Tradition zufolge, wurde die Leiche Godfrey's, die man im Kirchhof von St. Christopher-le-Stocks beerdigt hatte, in späterer Zeit wieder ausgegraben, um für die Erweiterung des großartigen Instituts Platz zu machen, welches er einst begründen half und in dessen Dienst er, so zu sagen, seinen Tod fand."

Die erste Fälschung von Banknoten fiel im Jahre 1758 vor; der Thäter war ein junger Mann von zwanzig Jahren, Namens Vaughan, und da er die Leichtigkeit einer solchen Nachahmung dargethan hatte, so wiederholten sich dergleichen Versuche von nun an immer häufiger. Höchst merkwürdig ist ein Betrug, der im Jahre 1780 mittelst falscher Banknoten verübt wurde. „Ein geachteter Kaufmann in London empfing um diese Zeit einen Brief, der mit dem Hamburger Postzeichen versehen war, und in welchem er die Handschrift seines dortigen Korrespondenten erkannte. Er entnahm daraus, daß ein Individuum, dessen Signalement mitgetheilt wurde, eine dem Briefsteller gehörige Summe von 3000 Pfd. Sterl. veruntreut habe. Dieser Letztere hatte, wie er meldete, in Erfahrung gebracht, daß der Betrüger, dessen Kleidung und Person er beschrieb, sich gelegentlich auf der Londoner Börse in dem sogenannten holländischen oder deutschen Gang (Dutch Walk) sehen lasse. Die Absicht des Schreibers ging nun dahin, seinen Korrespondenten zu veranlassen, den Schuldigen bei sich zu Tische einzuladen und ihn durch alle Mittel, die in seiner Gewalt ständen, zur Erstattung des Geldes zu bewegen; wenn ihm dieses gelänge und der Delinquent aufrichtige Reue zeige, so möge er ihn mit einer freundschaftlichen Warnung und einem Geschenk von 300 Pfd. Sterl. entlassen, da er ein naher Verwandter des Briefstellers sey. Der Hamburger Kaufmann war einer der nützlichsten Geschäftsfreunde des Londoners, und dieser beeilte sich mithin, seinen Wunsch zu erfüllen; er hielt ein scharfes Auge auf den holländischen Gang, und es gelang ihm bald, den Flüchtling zu treffen und seine Bekanntschaft zu machen. Seine Einladung zum Diner ward bereitwillig angenommen, und nachdem der Wirth seiner Familie einen Wink gegeben, sich nach Tische zu entfernen, bezüchtigte er seinen Gast des von ihm verübten Betruges. Schrecken und Bestürzung malten sich in den Zügen des jungen Mannes, der ihn anflehte, seine Schmach nur nicht zu veröffentlichen. Der Kaufmann willigte darein, unter der Bedingung, daß ihm die 3000 Pfd. eingehändigt würden. Der Gast erwiederte mit einem tiefen Seufzer, daß ihm dieses unmöglich sey, da er einen Theil der Summe schon ausgegeben habe; den Rest wolle er aber sogleich abliefern. Er überreichte die Banknoten seinem Wirthe, der ihm die Strafbarkeit seiner Handlung vorhielt und seine Sittenpredigt damit schloß, daß er ihn von dem großmüthigen Verfahren des Beraubten in Kenntniß setzte und ihm eine Anweisung auf 300 Pfd. Sterl. einhändigte. Am folgenden Morgen ging der Kaufmann zu seinem Banquier, um das in Empfang genommene Geld bei ihm zu deponiren, erfuhr aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Banknoten — falsch seyen. Er erkundigte sich eiligst nach seiner Anweisung, sie war aber schon vor seiner Ankunft, gleich nach Eröffnung der Bank, einkassirt worden. Jetzt schickte er einen Expressen an seinen Korrespondenten in Hamburg, von dem er zur Antwort erhielt, daß der Brief untergeschoben sey, und daß er von keiner Veruntreuung wisse. Das Ganze war von einer Bande Industrieritter abgekartet, die sich zum Theil auf dem Kontinent, zum Theil in England befanden."

So erzählt unser Verfasser die Geschichte, die uns aber in ihren Details manches Apokryphe zu enthalten scheint. Denn wenn der Kaufmann seinem Gaste die 300 Pfd. Sterl. aus den ihm überlieferten Banknoten zurückgegeben hätte, so wären die Gauner um die Früchte ihres fein angelegten Planes betrogen worden. War es aber nicht viel einfacher, dieses zu thun, als dem Anderen statt dessen eine Anweisung (cheque) auf seinen Banquier zu geben und so eine doppelte Ein- und Auszahlung zu verursachen, da er die Noten am folgenden Tage doch (wie es in England gebräuchlich) bei dem Ba[illegible] niederlegen wollte? Und mußten die Gauner dieses nicht voraussehen [illegible] darauf einrichten, nicht aber auf einen so unwahrscheinlichen Fall rechnen?

Ueberhaupt hat Herr Francis, wie schon gesagt, sein Thema in oberflächlicher Weise behandelt und sich eher bestrebt, seine Leser zu unterhalten, als sie zu belehren. Dieses verhindert ihn jedoch nicht, sein Buch, „eine Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Bank von [illegible] und den ersten Versuch einer Geschichte des großartigsten Geld-[illegible] welches je existirt hat," — dem Sir Robert Peel zu widmen, den er [illegible] größten Staatsmann (wohl eher Finanzmann) des Tages hält.

Mannigfaltiges.

— Felix Mendelssohn. Im Auslande hat das vorzeitige [illegible] des genialen deutschen Tonsetzers natürlich nicht mindere Theilnahme [illegible] als in seinem Vaterlande, aber nirgends — wenn wir Norddeutschland [illegible] nehmen — ist der Schmerz über diesen Verlust so groß, die Theilnahme [illegible] allgemein, als in England. Alle englischen Zeitungen, groß und klein, [illegible] alle literarischen Blätter bringen Artikel, in denen der Dahingeschiedene [illegible] ein werther Landsmann, wie ein Freund, der im Auslande gestorben, betrauert wird. Die Illustrated London News lieferte bereits acht Tage nach seinem Tode sein Bildniß mit einem Nekrolog, worin es heißt: „Mendelssohn hat das Schicksal Mozart's und Bellini's getheilt: er starb, bevor des Lebens [illegible] blüthe abgefallen war, in der Fülle seines Ruhmes .... In unserem [illegible] war Mendelssohn ein bevorzugter Liebling, und die Neigung war eine gegenseitige. Er hat sehr oft unter uns geweilt, und zwar schon von der Zeit [illegible] reichbegabten Kindheit ab. Der triumphartige Empfang, den man ihm im letzten Frühjahre in London zu Theil werden ließ, ruft jetzt nur schmerzliche Gefühle in unserer Erinnerung zurück. Am 5. Oktober hatte Mendelssohn einen Schlaganfall erlitten, und obwohl seine Natur, wie dies bei jüngeren Leuten gewöhnlich der Fall ist, kräftigen Widerstand leistete, übermannte [illegible] das Uebel doch nach wiederholter Rückkehr, und so starb er am 4ten d. M. [illegible] seinem 39sten Jahre, viel zu früh ein Leben beschließend, das von jeder Tugend geschmückt und durch Talente ausgezeichnet war, die ihn unter die größten Männer seiner Zeit stellen."

— Ein Feldlager in Schlesien. In Ermangelung der Meyerbeerschen Oper dieses Namens, die bereits im vorigen Jahre in London zur Aufführung kommen sollte, aber bis jetzt nicht dazu kam, hat man dort in [illegible] bekannten Cirkus von Astley ein großes Spektakelstück unter diesem Titel (The Camp of Silesia) in Scene gesetzt. Herr Stocqueler ist der Verfasser [illegible] Stückes, das seit etwa 14 Tagen ungeheuren Zulauf und Beifall findet, [illegible] in welchem das Publikum sich besonders an den preußischen Uniformen [illegible] der Zeit Friedrich's des Großen, so wie an einem prachtvollen Marketenderinnen-Tanze, ergötzt. So viel es anging, ist natürlich die Musik von Meyerbeer bei diesem Arrangement benutzt worden, durch welches aber [illegible] selbst, falls sie noch in London zur Aufführung kommen sollte, [illegible] trag geschehen seyn dürfte.

— Die siamesischen Zwillinge. Die berühmten, zusammengewachsenen Zwillinge Chang und Eng, die vor etwa funfzehn Jahren [illegible] Europa so großes Aufsehen machten und die sich mit ihren Ersparnissen [illegible] Vereinigten Staaten von Nord-Amerika niedergelassen, haben sich [illegible] verheirathet, und zwar mit zwei Schwestern, den Töchtern sehr achtbarer Aeltern aus einer Baptisten-Gemeinde bei New-York. Sie haben [illegible] Kinder und scheinen mit ihren Familien sehr glücklich zu leben. Man sieht die Zwillinge oft in Begleitung ihrer Frauen in der Kirche, doch gehen sie zuweilen auch auf die Jagd und sind dabei treffliche Landwirthe. [illegible] in New-York zu Ehren haben sie dessen Familiennamen Banker angenommen. — Was einmal aus dem Ueberlebenden wird, wenn einer von ihnen stirbt, ist freilich noch ein unentschiedenes Problem, doch hoffen sie, [illegible] gleichzeitig zusammen den letzten Lebensathem auszuhauchen, wie sie bis jetzt alle körperlichen wie geistigen Leiden und Freuden mit einander getheilt haben.

— Sicherheits-Signale auf Eisenbahnen. Wir haben [illegible] kürzlich erwähnt (Nr. 124), daß man auf englischen Eisenbahnen [illegible] den Lokomotivführer in die rascheste Communication mit allen Theilen [illegible] Zuges zu setzen, damit er diesen zur rechten Zeit anzuhalten vermag. [illegible] neuer Versuch, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist kürzlich auf der [illegible] Chichester Zweigbahn gemacht worden, und zwar durch Anwendung eines [illegible] weglichen elektro-galvanischen Apparats. Die Wagen nämlich [illegible] eine Kette mit einander verbunden, durch welche der galvanische Draht läuft, der mit einer Batterie in Verbindung steht, durch die eine Lärmglocke [illegible] der Lokomotive in Bewegung gesetzt wird. Jeder Wagenbeamte [illegible] Stand gesetzt, ein Zeichen zu geben, das die Glocke, und zwar in, je nach [illegible] Bedürfniß, verschiedenartigen Schwingungen, in Bewegung setzt, [illegible] durch einen künstlichen Mechanismus dafür gesorgt ist, daß nicht [illegible] bloße Bewegung des Zuges irgendwie auf die Glocke einwirkt. Der Versuch ist so gelungen, daß an seine vollständige Anwendung auf allen englischen Eisenbahnen ernstlich gedacht wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Dienstag den 23. November 1847.

Syrien.

Reisen nach dem heiligen Lande.

Ein Geistlicher der schottischen Kirche, Dr. Wilson, der vor einiger Zeit nach Palästina ging, um die Wiege des Christenthums aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die Lokalitäten der in der heiligen Schrift berührten Ereignisse zu besuchen und seine Betrachtungen darüber mit den Angaben früherer Reisenden zu vergleichen, hat jetzt unter dem am Fuße bemerkten Titel ein Werk herausgegeben, welches die Resultate der von ihm angestellten gelehrten Forschungen enthält und nebenbei die ihm auf seiner Wallfahrt zugestoßenen Abenteuer schildert.*) Durch einen langjährigen Aufenthalt in Indien schon mit den Sprachen, der Literatur und den Sitten des Orients vertraut, hat er nach der Versicherung englischer Journale einen seltenen Fleiß in der Untersuchung jeder Quelle und jedes Umstandes bewiesen, die zur Aufklärung bestrittener Punkte dienen oder unsere Kenntniß der biblischen Topographie vervollständigen konnten. In dieser Beziehung wird seine Arbeit dem auch in Deutschland rühmlich bekannten Buche des amerikanischen Professors Robinson unmittelbar an die Seite gestellt.

Der Stand und der spezielle Zweck des schottischen Reisenden machen es begreiflich, daß er in seiner Beschreibung des heiligen Landes von einem exklusiv-religiösen Gesichtspunkte ausgeht, und es wäre des Kontrastes halber eine nicht uninteressante Aufgabe, die Eindrücke, die der Anblick jener geweihten Stätten auf sein gläubig-frommes Gemüth hervorbringt, und die erbaulichen Betrachtungen, wozu sie ihn veranlassen, mit den Schilderungen zu vergleichen, welche die glänzende, von ironischem Witze überfließende Feder eines berühmten „Verstorbenen" neulich im zweiten Bande seiner Rückkehr von denselben Scenen entwarf.**) „Das Reich der Schwärmerei und des Mysticismus", welches dem Letzteren, wie er selbst bemerkt, „so ziemlich verschlossen ist", ist dem Nachkommen der Covenanter natürlich weit geöffnet, und während Jener sich vorzugsweise mit der Gegenwart und ihren Erscheinungen beschäftigt, haben für diesen nur die Erinnerungen der Vergangenheit einen Reiz. Nicht daß er sein Thema in der romantisch-pittoresken Weise eines Chateaubriand oder Lamartine behandelt; er geht vielmehr ganz mathematisch zu Werke — mißt die Tiefe des Jakob's-Brunnen und die Höhe des Berges Zion, stellt botanische Untersuchungen über die Dornenkrone an und geologische über die Formation des Sinai — aber Alles, was er unternimmt, geschieht in der alleinigen Absicht, die Glaubwürdigkeit der biblischen Ueberlieferungen von neuem zu bestätigen und faktisch darzuthun. Nur gegen katholische Mirakel zeigt der würdige Mann einen hartnäckigen Skepticismus.

Anziehender für den weltlich gesinnten Leser ist die Reisebeschreibung des Lord Castlereagh,***) dessen Namen zwar in der Politik keinen guten Klang hat, der sich aber als Tourist von einer ganz vortheilhaften Seite zeigt. Er erzählt schlicht und einfach, was er selbst gesehen und erfahren, und wenn er nicht viel Neues mitzutheilen weiß, so liegt die Schuld hauptsächlich daran, weil man Syrien, Palästina, die Wüste, das Rothe Meer — kurz, den ganzen Schauplatz seiner Wanderungen, in neuerer Zeit so oft besucht und beschrieben hat, daß diese Gegenden jetzt bekannter sind, als manche europäische Provinz. Wie der „Verstorbene" und die meisten anderen Reisenden, beklagt Lord Castlereagh den Sturz der zwar strengen, aber geregelten Herrschaft Mehmed Ali's über Syrien und Palästina. Der Sultan hat keine Gewalt über die Miethlinge, die in seinem Solde stehen; da er jedoch für ihre Excesse verantwortlich ist und dadurch nicht selten mit europäischen Mächten in Kollision geräth, so kann ein neuer syrischer Krieg alle Tage wieder ausbrechen. „Beirut ist von 6000 Albanesen besetzt, die noch Verstärkungen erwarten; unbändig und ohne Mannszucht, brennen sie vor Begierde, sich auf das Land zu werfen, wohin man sie gebracht hat, und Ausschweifungen zu begehen, welche Niemand verhindern könnte. Der Sultan hat diese verzweifelte Schaar hierher geschickt, um die Bergbewohner des Libanon in Schach zu halten und seine Macht in Syrien zu befestigen, was aber nicht ohne furchtbares Blutvergießen stattfinden wird, da die Einwohner bewaffnet sind und eher zum Schwerte greifen, als sich gutwillig unterwerfen werden. Hat man die Albanesen einmal losgelassen, so bleibt nichts hinter ihnen zurück, als Tod und Verwüstung. Selbst den Türken wird es schwer, sie im Zügel zu halten, wie ein neuliches Beispiel zeigte, als ein albanesischer Soldat einen Franzosen beschimpft hatte, ohne daß Letzterem eine Genugthuung ward. Vergebens wandte sich der Konsul an Mustapha-Pascha; endlich zog er seine Flagge ein, ließ vier Kriegsschiffe, die vor Beirut lagen, sich den Festungsmauern gegenüber aufstellen, und erklärte, daß die Stadt in Trümmern geschossen werden solle, wenn man den Schuldigen nicht ausliefere. Die Lunten waren angezündet, und Alles stand bereit, als Mustapha-Pascha noch im letzten Augenblick nachgab. Aber es gelang ihm nur mit Schwierigkeit, den Albanesen bestrafen zu lassen, da er die Kameraden desselben aufzubringen fürchtete, und nichts als die Gewißheit, daß die Drohungen des Konsuls in Erfüllung gehen würden, konnte ihn zu diesem Schritte bewegen. Seitdem haben die Franken weniger über Beleidigungen zu klagen gehabt."

In Jerusalem boten sich dem Reisenden ähnliche Gründe dar, um die Richtigkeit der Politik in Zweifel zu ziehen, welche diese Länder den Türken zurückgab und das unter den Auspizien des ägyptischen Machthabers eingeführte Regierungssystem mit Gewalt umstieß. „Die Umgegend von Jerusalem", schreibt er, „ist unter der neuen Herrschaft keinesweges sicher. Dank der englischen Politik, ist das Volk hier sowohl als in Syrien bewaffnet, und da diese Leute in dem Sultan einen eben so harten, wenn nicht gar härteren Gebieter finden, als in Ibrahim-Pascha, so stehen sie jeden Augenblick bereit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und werden im Fall eines Ausbruchs nicht so leicht zu bezwingen seyn, als in ihrem früheren wehrlosen Zustande. Der Sultan, der das erste Jahr weniger Steuern auszuschreiben vorgab, als Mehmed Ali, hat das Volk jetzt aufgefordert, nach demselben Maßstabe zu bezahlen, wie unter dem Pascha, und nimmt auch sogar die Rückstände in Anspruch, die er seinen Unterthanen vorher erlassen hatte. Diese müssen nunmehr die früheren Abgaben auf zwei Jahre entrichten und haben also nur einen Despotismus mit dem anderen vertauscht, wobei sie noch den Nachtheil leiden, daß unter dem Pascha wenigstens ein Schatten von Ordnung und guter Verwaltung vorhanden war, wogegen heutzutage Jeder für sich selbst sorgen und, so gut er es kann, sich seiner Haut wehren muß." — Nicht besser sieht es in Damaskus aus: „Als diese Stadt noch in den Händen Mehmed Ali's war, genossen die Europäer nicht nur einer vollkommenen Duldung, sondern auch seines Schutzes, und die Eingeborenen waren genöthigt, die verachteten Giaurs zu respektiren. Jetzt schwingt der Fanatismus hier von neuem seine Brandfackel, und da die Pforte schwach genug ist, diese Reaction zu gestatten, wenn nicht gar zu ermuthigen, so bemühen sich die Ulemas oder Sekten- und Stammhäupter in Damaskus, das Volk auf alle mögliche Weise in seinem Haß und seiner Verachtung gegen uns zu bestärken. Nach Allem, was namentlich England für die Türken in Syrien gethan hat, möchte dieses sonderbar scheinen; aber Letztere behaupten, und nicht ganz ohne Grund, daß England für die Arbeit, die ihm der Padischah auftrug, gebührend bezahlt worden sey, daß die Orden und Brillanten, welche den Offizieren geschenkt, und die hohen Preise, die für die gelieferten Flinten und Kriegsvorräthe bezahlt wurden, die geleisteten Dienste völlig aufwiegen — kurz, daß die britischen Truppen nur Miethlinge wären, bereit, der Pforte gegen guten Lohn zu dienen. Man kann sich kaum vorstellen, welche grobe und barbarische Unwissenheit unter dem hiesigen Volke herrscht. Es glaubt z. B. in vollem Ernst, daß der König von England der Vasall und Sklave des Sultans sey und von diesem eingesetzt werde!"

Wir bemerken noch, daß Lord Castlereagh mit der Herausgabe seines Buches einen wohlthätigen Zweck verbindet, indem der Ertrag desselben zum Besten seiner nothleidenden Landsleute — der edle Lord ist bekanntlich ein Irländer — bestimmt ist.

China.

Menschen und Sitten in China.

IV. Ein Kampf mit chinesischen Seeräubern.

Der Raum gestattet uns nicht, unseren Reisenden auf allen seinen Ausflügen zu begleiten. Der letzte bedeutende Punkt, welchem er einen Besuch abstattete, war die Stadt Fu-tschen-fu in Fo-kien, eine derjenigen, welche die chinesische Regierung den Fremden geöffnet hat. Er ging von Schanghai —

*) The Lands of the Bible visited and described. By the Rev. Dr. Wilson. Edinburgh, 1847. 2 Vol.

**) Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Zweiter Theil. Syrien. Berlin, Alex. Duncker, 1847.

***) A Journey to Damascus etc. By Viscount Castlereagh. London, 1847. 2 Vol.

wohin er jedoch noch ein letztes Mal zurückkehren sollte — dorthin, verweilte einige Zeit daselbst und rüstete sich darauf zur Abreise nach Schusan. Unglücklicherweise fand er kein europäisches Schiff, das ihn aufgenommen hätte, wie denn Fu-tscheu-fu überhaupt wenig von europäischen Schiffen besucht wird, und er mußte sich entschliessen, mit einer chinesischen Dschonke abzugehen, auf der er folgendes Abenteuer — das freilich etwas sehr chinesisch klingt — erlebt haben will:

„Als ich" — berichtet er — „Fu-tscheu-fu besuchte, schien der Hafen dieser Stadt von dem europäischen Handel gänzlich verlassen zu seyn. Das Einlaufen in den Fluß, sagte man mir, sey ausserordentlich schwierig und gefahrvoll, und wenige Schiffe hätten bisher das Wagestück unternommen. Da ich nun nach Schanghai zurückwollte, so blieb mir nichts übrig, als auf einer der chinesischen Dschonken, die nach Ningpo und Tschapu gingen, einen Platz zu nehmen. Ich kannte den mißtrauischen Sinn der Chinesen und das geringe Wohlwollen, das sie gegen die Fremden hegen, zu wohl, als daß ich grosse Hoffnung gehegt hätte, gastlich aufgenommen zu werden; allein ich war entschlossen, mich ohne viele Ceremonie am Bord der ersten Dschonke, die mir aufstieße, zu installiren und mich nicht daran zu kehren, wenn der Capitain nicht einwilligen sollte. Ich war daher höchst angenehm überrascht, als mein Bedienter, den ich auf Erkundigung, wann die Flotte abgehe, ausgeschickt, in Begleitung eines Capitains und einiger Matrosen zurückkehrte, die nicht allein nichts dagegen hatten, daß ich mich mit ihnen einschiffte, sondern mich sogar darum ersuchten.

„Die Ladung der Dschonken von Ningpo und Tschapu besteht fast gänzlich aus Holz. Mehrere hunderte von diesen Schiffen nehmen in Fu-tscheu-fu, besonders im Sommer, ihr Holz ein und gehen dann mit dem eintretenden Passatwinde zurück. Die Mandarinen sehen stets mit vieler Besorgniß eine so zahlreiche Vereinigung von Schiffen und verbieten ihnen, in der Furcht, sie einmal gegen sich selber gekehrt zu sehen, Waffen, selbst zur Vertheidigung, zu führen. Das Resultat dieses Verbotes ist, daß die armen Leute nicht selten eine Beute der Piraten werden, die an dieser Küste nur zu zahlreich und furchtbar sind.

„Der Capitain der Dschonke kam, als er seine Ladung eingenommen, zu mir und forderte mich auf, an die Abreise zu denken. Während ich meine Sachen einpackte, bemerkte ich, daß er meine Waffen mit grosser Aufmerksamkeit betrachtete.

„„Ich hoffe, Euer Gewehr ist gut"", sagte er endlich, „„und daß Ihr einen hinlänglichen Vorrath von Pulver und Blei habt?"" — „Wozu das?" — „„Weil Ihr ohne Zweifel Gelegenheit finden werdet, Gebrauch davon zu machen, denn wir müssen gefaßt darauf seyn, daß uns die Dschon-dus an greifen, von denen es an der Küste wimmelt."" — „Was versteht Ihr unter Dschon-dus?" — „„Seeräuber, Piraten, die uns viel Unruhe machen."" — „Unsinn! Sie werden uns nicht angreifen oder es bereuen, wenn sie's thun." Ich wußte damals nicht, was es mit der Seeräuberei an diesen Küsten für eine Bewandtniß hat und schrieb die Redensarten des Capitains mit Unrecht seiner Feigheit zu.

„Sobald ich an Bord war, wurden die Anker gelichtet, und wir fuhren bis zur Mündung des Flusses hinab, wo wir eine ziemlich zahlreiche Flotte — sie bestand aus ungefähr 170, sämmtlich mit Holz beladenen Dschonken — bereit fanden, gen Norden weiter zu segeln. Noch an demselben Abend hatten die Capitaine derselben am Bord unserer Dschonke eine Berathung, in Folge deren sie die Mandarinen ersuchten, man möchte sie durch einige Kriegs-Dschonken geleiten und gegen die Piraten beschützen lassen. Die Unterhandlungen dauerten ein paar Tage, die Forderungen jedoch, welche die Mandarinen stellten, waren so exorbitant, daß die Capitaine denselben nicht genügen zu können glaubten. Man mußte sich entschliessen, allein abzufahren.

„So waren an vierzehn Tage unnütz vergangen. Trotzdem beklagte ich mich nicht, so lange ich gesund blieb, als ich aber von einem jener Fieber, die an der chinesischen Küste so häufig vorkommen, ergriffen ward und mehrere Tage hindurch die heftigsten Anfälle hatte, da glaubte ich, als ich wieder zur Besinnung kam, daß es mit meinen Reisen ein Ende habe, und daß das Ziel derselben ein einsames Grab am Ufer des Min seyn werde.

„Es hatte sich inzwischen günstiges Wetter eingestellt, und eines Tages kam der Capitain in meine Kajüte, um mir zu sagen, daß er weiter segeln werde. Er fragte mich nochmals, ob meine Flinte und meine Pistolen in brauchbarem Zustande seyen, und ob ich mich mit Pulver und Blei versehen habe. Noch immer in der Meinung, daß er die Gefahren der Reise übertreibe, antwortete ich ihm lachend: Seyd ohne Furcht, es ist Alles im besten Stande, und ich verspreche Euch, daß ich für mich allein alle Piraten, die uns angreifen werden, in die Flucht jagen werde. — Ich glaubte damals zu scherzen.

„Der chinesische Seemann überläßt sich niemals dem Meer, ohne vorher seinen Göttern, damit sie ihm eine glückliche Reise gewähren, sein Opfer zu bringen. Es wurde also an jenem Tage die grosse Kajüte der Dschonke zu dieser Feierlichkeit eingerichtet; die Tische wurden mit Schweinefleisch, Früchten und Gemüse bedeckt; der Weihrauch dampfte, unzählige Wachskerzen brannten, kurz, es war eine rührende, ergreifende Scene.

„Mit Anbruch des anderen Tages lichtete die ganze Flotte die Anker. Wir segelten anfangs zusammen, um dem Feinde zu imponiren, allein bald fing Jeder an, auf seine eigene Hand zu manövriren, die Dschonken zerstreuten sich in Gruppen von dreien oder vieren, und alle suchten so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Nachmittags gegen vier Uhr — wir hatten bereits 50 bis 60 engl. Meilen zurückgelegt — stürzten der Capitain und der Steuermann in meine Kajüte und kündigten mir an, daß die Dschon-dus in grosser Anzahl erschienen seyen. Ich lachte sie anfangs aus und antwortete ihnen, daß sie Nichts als Dschon-dus im Kopfe hätten, und daß sie in jeder Dschonke ein [illegible] tenschiff sähen; allein sie blieben so hartnäckig bei ihrer Behauptung und dabei so erschrocken aus, daß ich mich entschloß, selber nachzusehen, [illegible] der Sache sey. Ich stieg also, so krank ich war, aus meinem Bett, [illegible] meine Waffen und erneute das Zündkraut auf meiner Flinte und auf [illegible] Pistolen. Mit Hülfe eines Taschen-Fernrohrs entdeckte ich, daß die Dschonk[illegible] auf uns zukamen, auf ihrem Verdeck voller Menschen waren; es war [illegible] was sie waren, nicht länger zu zweifeln. Der Steuermann, ein guter, [illegible] sichtiger Alter, wandte sich nun zu mir und meinte, daß aller Widerst[illegible] nütz sey; wenn es mir vielleicht gelingen könne, eine, ja, zwei Dschonken [illegible] zutreiben, so doch sicher nicht fünf. Ich war durchaus nicht in der Laun[illegible] guten Rath geben zu lassen, und hieß ihn, ohne Weiteres sich auf sein[illegible] sten begeben. Ich wußte nur zu gut, daß es, wenn wir eine Beute der [illegible] ten würden, für mich keine Möglichkeit der Rettung gab, und daß sie [illegible] alle Umstände ins Meer werfen würden, da ich für sie nichts als eine [illegible] wesen wäre. Dennoch nährte ich nur geringe Hoffnung eines glücklichen [illegible] ganges, und ich wünschte im Herzen, lieber überall anderswo zu seyn, [illegible] der Dschonke, auf der ich mich befand.

„Diese bot einen in der That merkwürdigen Anblick dar. Der [illegible] der Steuermann und ein oder zwei Passagiere waren damit beschäftigt, [illegible] Geld und das Werthvollste unter den Kostbarkeiten, die sie besaßen, [illegible] dem Ballast des Schiffes zu verstecken. Eben so verbargen die Matrosen [illegible] Toien (Geldstücke von Leder), kurz, es herrschte überall Unordnung und [illegible] wirrung. Nachdem die Schätze in Sicherheit gebracht waren, dachte [illegible] einige Vertheidigungs-Anstalten, und es wurden aus dem Schiffs[illegible] Anzahl Körbe mit Steinen, welche als Verstecke dienen sollten, auf das [illegible] deck geholt. So ist es mit den Waffen der Chinesen bestellt, die [illegible] einen Feind dienen können, der selber keine besseren führt, nicht aber [illegible] Küste von Fo-kien und gegen die Piraten, die Geschütz haben. Ganze [illegible] von Steinen würden unter solchen Umständen nur einen sehr schwachen [illegible] gewährt haben.

„Einige Matrosen waren bei mir auf dem Verdeck geblieben, der [illegible] gab diesen, der Andere jenen Rath, die meisten schlugen vor, wir sollten [illegible] Mündung des Min wieder zu gewinnen suchen. Der beste Segler der [illegible] war mittlerweile bis auf eine Entfernung von ungefähr 150 Toisen [illegible] herangekommen und sendete uns eine Lage. Es war das genug, um auf [illegible] serem Verdeck einen panischen Schrecken hervorzubringen; die ganze Schiffs- mannschaft stürzte in den inneren Raum, die beiden Leute am Steuerruder ausgenommen. In der Besorgniß, daß diese es machen würden, wie die andern — was uns den Piraten ohne Weiteres in die Hände geliefert hätte, rief ich ihnen zu: „Wenn Ihr Euch von der Stelle rühret, so seyd Ihr Kinder des Todes; ich bin Euch mit meinem Gewehr näher, als der Feind mit seinen Kanonen." Die armen Teufel schienen sehr wenig erbaut über diesen An[illegible] blieben jedoch, da sie einsahen, daß ich ihnen gefährlicher war, als der Feind, auf ihrem Posten.

„Die Kugeln des Feindes waren in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung ins Wasser eingeschlagen, und ich konnte daraus auf die Tragweite [illegible] Geschützes schliessen. Da er ein bedeutend besserer Segler als unser Schiff war, so schlug die zweite Lage bedeutend näher bei uns ein. Ich beantwortete sie jedoch nicht, entschlossen, nicht eher Feuer zu geben, bis ich meines [illegible] sicher seyn könnte. Die dritte Lage, die sich nicht lange erwarten [illegible] über unsere Köpfe hinweg und verwundete glücklicherweise Niemanden.

„Die Piraten schienen ihres Sieges sicher zu seyn: sie näherten sich [illegible] schreiend und heulend, und luden zugleich wieder ihre Stücke. Der [illegible] Augenblick war nunmehr da; mein Campagne-Plan mußte sich durch den Erfolg bewähren, und war der Feind nicht ganz so feig, als ich glaubte, [illegible] es sey, so war es geschehen um uns. Er war uns auf ungefähr [illegible] nahe gekommen, sein Geschütz aufs neue geladen, und seine nächste Lage mußte Alles hinwegnehmen, was sich auf dem Verdeck befand. — „Jetzt [illegible]" — rief ich meinen beiden Leuten zu — „laßt mich nicht aus den Augen, und wenn Ihr seht, daß ich mich auf das Deck niederwerfe, so macht es eben so, [illegible] Kugeln werden es Euch lehren. Der Pirat war dicht hinter uns, das [illegible] seines Schiffes in einer Höhe mit dem Hintertheil des unsrigen, [illegible] sein sämmtliches Geschütz auf den Flanken hatte, so mußte er erst wenden, [illegible] er uns Feuer geben konnte. Ich faßte daher die Bewegungen seines Steuermanns scharf ins Auge, und als ich ihn sein Manöver beginnen sah, rief ich meinen Leuten zu, sich niederzuwerfen, und gab ihnen klar das Beispiel [illegible] Dies war kaum geschehen, so erfolgte die Lage, die Kugeln streiften über unseren Köpfen dahin, nahmen überall Holzsplitter mit, trafen aber Niemanden. Nun sind sie nahe genug, Mandarin, riefen mir meine Gefährten zu, [illegible] keiner zweiten Lage aussetzen möchten. Sie hatten Recht, ich erhob mich [illegible] feuerte auf den Piraten, in dem Augenblick, wo er nur noch zehn Schritte [illegible] fernt von uns war, mein doppelläufiges, mit Kugeln und Schrot geladenes Gewehr ab.

„Ein plötzlich zwischen ihnen niederfallender Donnerkeil hätte [illegible] Wirkung hervorbringen können. Ohne Zweifel waren mehrere verwundet und wahrscheinlich einige getödtet worden. Was aber auch immer das [illegible] meines Schusses gewesen seyn mochte, so war die ganze, aus 40 bis 50 [illegible] bestehende Schiffsmannschaft, die noch einen Moment vorher auf dem Verdeck gewesen, wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Sogar das Steuerruder war verlassen. So gelang es uns um so mehr, einen beträchtlichen Zwischenraum zwischen uns und sie zu bringen, als wir alle Segel aufgesetzt [illegible]

„Bald darauf indessen machte ein anderer Pirat Jagd auf uns. [illegible] öffnete sein Feuer auf dieselbe Weise, wie der frühere. Dabei bemerkte ich [illegible]

meiner nicht geringen Unruhe, daß dieser, der sich von seinem Schrecken erholt hatte, die Verfolgung, wiewohl er sich in einer ehrerbietigen Entfernung hielt, von neuem begann, und daß drei andere, die zwar noch weit vom Kampfplatze waren, sich mit möglichster Eil zu nähern suchten. Inzwischen war der zweite dicht an uns herangekommen und sendete uns Lage auf Lage, glücklicherweise ohne uns Schaden zu thun. Als er endlich nur noch zwanzig Schritt von uns war, verfuhr ich mit ihm, wie mit seinem Vorgänger. Dieses Mal sah ich, wie der Steuermann zu Boden stürzte, und ohne Zweifel wurden noch mehrere andere verwundet; doch hatte ich nicht Zeit, es zu bemerken, denn in einem Nu war das feindliche Verdeck mit Planken und Schildern bedeckt, hinter denen die Piraten sich versteckten, indeß ihr Schiff, das der Lenkung entbehrte, weit von uns weg durch die Strömung getrieben wurde.

„Während ich auf dieser Seite beschäftigt war, machten mich meine Leute auf eine andere Dschonke aufmerksam, die uns schon ganz nahe und mir bisher durch das große Segel verborgen worden war. Glücklicherweise fand es sich, daß es eine Dschonke aus Ningpo war; sie war, gleich der unsrigen, mit Holz beladen und kurz vorher von den Piraten genommen worden; allein wir hatten, weil sie unbewaffnet war, nichts von ihr zu befürchten; die Gefangenen, die ich deutlich erkennen konnte, schienen sehr unglücklich und in großer Furcht zu seyn. Was die anderen Piraten, die Jagd auf uns gemacht, betrifft, so wagten sie, nachdem sie gesehen, was vorgegangen, sich nicht in unsere Nähe und entfernten sich endlich auf eine bedeutende Strecke.

„Meine tapferen Gefährten konnten nun aus ihrem Versteck hervorkriechen, was sie denn auch, ohne sich erst nöthigen zu lassen, thaten, ihrerseits schreiend und heulend, und die Piraten zur Wiederaufnahme des Kampfes herausfordernd. Glücklicherweise hatten diese dazu keine Lust. Die Sonne ging endlich in all' ihrer Pracht hinter den Bergen von Fo-kien unter, und mit der Nacht warfen wir Anker an einem jener Punkte der Küste, die für sicher gelten, weil an denselben die Mandarinen stark genug sind, um die Angriffe der Räuber abzuweisen."

Der Verfasser hatte auf seiner Reise einen zweiten Angriff zu bestehen, den er mit gleichem Glück und fast auf die gleiche Weise, wie die früheren, abschlug. Er kam endlich ohne weiteren Unfall, doch krank, in Schusan an, von wo er nach Schanghai, um seine dort zurückgelassenen Naturaliensammlungen abzuholen, ging. Am 10. Oktober 1845 reiste er nach Hong-kong ab, um sich dort nach England einzuschiffen, und am 6. Mai 1846, nach einer langen, aber glücklichen Fahrt, lief das Schiff, mit dem er zurückkehrte, in die Themse ein.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

(Fortsetzung.)

Die obengedachten Ruinen hatte der Scheich bereits auf seiner Reise von Darfur nach Wedaï, noch vor seiner Ankunft in dieser Stadt, bemerkt. Er erzählt nämlich: ......„Nach Sonnenaufgang machten wir uns wieder auf den Weg, der uns durch das Gebirge führte. Man sah nirgends eine Spur von menschlichen Wohnungen; doch waren diese Höhen mit allerlei Bäumen geschmückt und hatten eine leichte, angenehme Temperatur, so daß sie anderen afrikanischen Gebirgen nicht nachstanden. Nachdem wir bis zur Sonnen-Neige marschirt, stiegen wir in ein Thal mit fließendem Wasser hinab, in dem ich Vögel bemerkte, die ich in meinem Vaterlande nie gesehen. Als ich in diesem Thale umherging, entdeckte ich aus der Erde hervorragende Grundmauern, wie die der Bauten in meiner Heimat aus behauenen Steinen errichtet, aber von der Zeit benagt und von Bergströmen überschüttet. Aus einer genaueren Untersuchung der Stelle ergab sich mir ein Zusammenhang dieser Baureste unter sich, welcher mich schließen ließ, daß ich mich hier in den Ruinen einer zerstörten Stadt befinde. Ich bat meine Gefährten um Auskunft, indessen versicherten mir diese, von der früheren Geschichte der Gegend nie etwas gehört zu haben und demnach vollkommen unbekannt damit zu seyn.

„Diese ausgedehnten Baureste erstrecken sich der Länge nach durch das Thal und erheben sich zur Rechten den Abhang hinauf. Ich ging in denselben umher und fand die Straßen noch ganz kenntlich, so daß mir in meiner schon ausgesprochenen Ansicht, das dies die Reste einer zerstörten Stadt seyen, gar kein Zweifel bleiben konnte.

„Der Zufall führte mich auf einen den ägyptischen Gräbern ähnlichen, mit einem Deckel verschlossenen Sarkophag aus Marmor, der mich zu sehr interessirte, als daß ich nicht zu meinen Gefährten geeilt wäre und dieselben gebeten hätte, mit mir zu kommen und mir beim Oeffnen behülflich zu seyn. Aus Scham, und weil sie meine Bitte nicht abschlagen wollten, willigten sie endlich ein, und so machten wir uns daran, den Stein zu zerbrechen und auf diese Weise das Denkmal zu öffnen. Da uns aber geeignete Werkzeuge zum Zerschlagen fehlten, so mußten wir zu großen Steinblöcken unsere Zuflucht nehmen, welche wir, uns gegenseitig Hülfe leistend, von einer hohen Stelle so lange auf den Deckel hinunterwarfen, bis ein Theil desselben zerbrochen war. Wir fanden in diesem Sarkophage von Resten eines Leichnams keine Spur, wohl aber eine rothe erdige Masse, welche wir abkratzten, worauf eine mit mehreren Inschriften gravirte kupferne Tafel zum Vorschein kam. Ich war nicht im Stande, diese Tafel herauszuheben; außer ihr fanden wir zwei spannenlange Goldbarren. Gern hätte ich diese Ruinen genauer nach allen Seiten untersucht, aber alle meine Bitten an meine Gefährten, sich hier eine Weile aufzuhalten, blieben fruchtlos; wir brachen auf, und mit dem größten Bedauern verließ ich die Stelle, ohne meine Forschungen angestellt zu haben."

Kaum war der Reisende inzwischen in Wedaï heimisch und der Gunst des Königs sicher geworden, als er sich der Ruinen wieder erinnerte. Der Unterricht der lernbegierigen Neger hatte bereits sechs Monate gedauert. „Indessen", fährt Zain el Abidin fort, „wollte mir noch immer die Stadt, von der ich so merkwürdige Ruinen gesehen, nicht aus den Sinnen, und als ich einmal, wie dies häufig geschah, mit dem Kadhi zum Könige gegangen war, so nahm ich die Gelegenheit wahr, Letzterem zu sagen: „O König der Zeit *), auf seiner Herreise nach Wedaï hat dein Knecht die Reste einer gewaltigen Stadt gesehen, über welche viele Jahrhunderte hingegangen zu seyn scheinen." Ich erzählte ihm dann von dem geöffneten Sarkophage, von den Kupferplatten und Goldbarren, die wir darin gefunden, und fügte hinzu: „Wenn du befiehlst, daß einige Leute mich dorthin begleiten, so werde ich wunderbare Sachen an das Tageslicht fördern." Der König hörte und genehmigte meine Rede und fragte den Kadhi: „Kennst du auch jene Stelle?" — „Freilich," erwiederte derselbe, „die Ruinen habe ich gesehen, ohne indessen über ihren Ursprung das Mindeste zu wissen. Da, wie wir so eben hören, man dort so vieles Merkwürdige findet, so läßt sich, wenn du das Unternehmen unterstützest, mancher Nutzen daraus erwarten; nur eine Bedingung möchte ich machen, daß nämlich durch die Reise der Unterricht nicht in Stocken gerathen darf." Als ich hienach versprach, die Schüler mitzunehmen und den ganzen Schatz meines Eifers ihrem Studium zu widmen, so wandte sich der König zum Wesir und befahl ihm, zwanzig Sklaven und eine Anzahl Zelte zu der Expedition zu geben. „Gleich morgen sollst du ausziehen," sagte er dann zu mir, worauf ich ihm antwortete: „Ich höre und gehorche." Nach diesen Worten nahm ich von dem Könige Abschied und ging nach dem Hause des Kadhi; dieser trug den Schülern auf, für Reisebedürfnisse und Bücher zu sorgen, worauf wir uns zur Nachtruhe begaben.

„Mit Tages-Anbruch erschienen die Männer, denen der Wesir den Auftrag gegeben hatte, mich zu begleiten, zwei Kameele führend, welche mit Nahrungsmitteln und sonstigem Reisebedarf und mit — denen der Beduinen ähnlichen — Zelten aus einem Haargewebe beladen waren; ich sagte demnach dem Kadhi Lebewohl und begab mich mit seinen Söhnen, welche sich mir zur Seite hielten, mit den übrigen Schülern und mit den Leuten des Wesirs nach dem vorerwähnten Thale. Sobald wir daselbst angelangt, schlugen wir die Zelte der Ruhe und des Weilens auf und verwandten dann den Rest dieses Tages und die folgende Nacht auf unsere Erholung und auf Unterricht. Als es Morgen geworden war, machte ich mit den Söhnen des Kadhi und mit sechs Personen von der Eskorte, die mir der Wesir gegeben, einen Gang nach den Ruinen der Stadt, woselbst wir Gräber aufzusuchen und die auf einem Umkreis von zwei Milien zerstreuten Reste nach allen vier Seiten zu durchforschen anfingen. Wir fanden Mauern aus großen, auf einander gelegten Steinen und Gebäude aus Ziegeln und Backsteinen; aber die Zeit, die darüber hingegangen, hatte nur Weniges verschont. Da ich nun fürchtete, daß bei meiner Rückkehr zum Könige meine Behauptung sich als nichtig ausweisen würde, und, um dies zu vermeiden, keinen anderen Rath wußte, als die Gräber zu öffnen, mit denen ich, wie erzählt, schon einen Versuch gemacht; so suchte ich eine Stelle aus, welche ich aufzugraben befahl. Meine Schüler gruben wie Genien und arbeiteten auf das angestrengteste von Morgens früh bis zum Sonnen-Untergange; doch fanden sich nur Reste von Mauern und Steine. Während der Nacht ruhten wir aus, um nach Sonnen-Aufgang die Arbeit von neuem zu beginnen. Ich ließ meine Schüler bei dieser Beschäftigung und durchschweifte selbst mit dem ältesten Sohne des Kadhi, Abderrahman, bis gegen Mittag die Stadt, in der Hoffnung, noch ein solches Grab zu entdecken, wie das, welches ich früher gefunden. Endlich erblickte ich an einer Stelle einen ähnlichen Sarkophag; aber die Bergströme hatten denselben fast ganz mit Erde überschüttet, so daß nur ein Winkel sichtbar war. Ich schickte nun, um unsere Arbeiter herbeizuholen, den Abderrahman ab, welcher sich an den Ort begab, wo dieselben gruben, aber alsbald lachend zu mir zurückkehrte und mir erzählte, daß sie eine fünf Ellen lange steinerne Säule gefunden. Sogleich ging ich mit ihm und sah, es war eine mit Kunst und Geschicklichkeit gearbeitete Säule, wie man sie in Moscheen und großen Palästen anwendet. Da nun ein solches Kunstwerk für Leute, die nie in Aegypten und anderen dergleichen Ländern gereist sind und nie seines gleichen gesehen, etwas ganz Wunderbares ist, so erklärte ich die Säule für einen würdigen Gegenstand, um dem Sultan angeboten und in seinem Palaste aufgestellt zu werden, und befahl demnach, sie herauszuheben und rund herum weiter zu graben. Mit einigen Arbeitern aber kehrte ich nach der Stelle zurück, wo ich die Spur des Sarkophags gefunden, und ließ sie den Schutt, welcher denselben bedeckte, abnehmen. Als er zu Tage gefördert war, sah ich in ihm ein vollkommenes Gegenstück zu dem früher gefundenen Sarkophage. Er lag auf der Seite, und so war es leicht, den Deckel abzuheben und ihn zu öffnen. Wir fanden darin ein in jeder Hinsicht vollkommenes, mit außerordentlicher Kunst gearbeitetes, steinernes Götterbild in menschlicher Gestalt; daneben eine Kupfertafel, wie die früher gefundene, und vier Goldstücke von der Dicke zweier Gerstenkörner, welche sämmtlich vier Finger breit und in der Mitte mit einem Gepräge, das die Sonne vorstellte, versehen waren. Meine Begleiter wollten sofort alle diese Bildwerke zerstören, doch ließ ich dies nicht zu, indem ich ihnen sagte, daß der König sie erst sehen müsse. Wir fuhren darauf mit unserer Ausgrabung eifrig fort und brachten, nachdem wir eine Mannеslänge weiter gekommen, einen anderen, ganz mit Erde überschütteten Sarkophag zum Vorscheine, den wir mit angestrengter Arbeit

*) König der Zeit, eine sehr gewöhnliche Schmeichelei der Orientalen in Bezug auf einen Monarchen, dem man gleichsam damit zu verstehen giebt, daß man neben ihm keinen anderen Herrscher anerkennt.

öffneten. Auch hier fanden wir eine Bildsäule und Goldstücke, wie in dem ersten, und schlossen nunmehr, daß dies der Begräbnißplatz der alten Stadt, daß die Bildnisse Anbetungs-Gegenstände ihrer Bewohner gewesen, und daß man die Goldstücke, entweder um sie am Auferstehungstage auszugeben, oder um sie der Gottheit zu opfern, hineingelegt habe. Bis zum Abend gruben wir ohne Unterlaß und ruhten dann die Nacht hindurch aus.

„Mit Tages-Anbruch gingen wir wieder an die Arbeit; während indessen die den Fundort der Säule weiter ausbeutende Abtheilung ein aus Bausteinen zusammengefügtes Portal, mit darüber angebrachter Darstellung der Sonne, und daneben noch zwei Säulen an das Licht zogen, blieb unsere Bemühung bis zur Nachmittags-Gebetzeit hin unbelohnt. Schon nahte die Zeit heran, wo wir uns zurückzuziehen pflegten, als wir auf einen Bleideckel stießen, von einer Schwere, daß vier bis fünf Personen nicht im Stande waren, denselben in Bewegung zu setzen. Dieser Umstand benahm mir die Lust, nach unserem Rastplatze zu gehen, und versammelte ich vielmehr die ganze Schaar, um durch sie die Aufhebung des Deckels zu bewerkstelligen. Als dieser um ein Weniges von seiner Stelle gewichen war, erschien unter ihm ein großer, mit ungemeiner Kunst gearbeiteter Stein, in dessen Mitte sich eine Oeffnung befand. Darunter bemerkten wir einen weiten und tiefen Brunnen*), als dessen Mund wir den durchlöcherten Stein erkannten; doch enthielt derselbe kein Wasser, wie wir aus dem Schall kleiner Steine, die wir verwundert hinabwarfen, schlossen. Wir hatten keine Stricke bei uns, mit denen wir uns hätten hinablassen können, und wenn wir sie auch gehabt hätten, so würde uns doch die Furcht, bei dem Versuche das Leben zu verlieren, vom Hinabsteigen abgehalten haben, da die Gestalt und Lage zeigte, daß hier mit einer besonderen Kunst gearbeitet worden sey. — Am Abend kehrten wir nach unserem Lager zurück, und schon hatte ich mein Haupt auf den Boden gelegt, um zu ruhen, als einer der Schüler zu mir kam und mich an die Erfüllung meines in Beziehung auf den Unterricht geleisteten Versprechens erinnerte. „So Gott will, werde ich euch morgen früh lesen lassen," erwiederte ich ihm, worauf sich Alle nach ihren Schlafplätzen zerstreuten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Graf Bresson und sein Tod.** Das tragische und nach Ansicht vieler Moralphilosophen verbrecherische Ende des französischen Gesandten am neapolitanischen Hofe mußte in Berlin, wo der unglückliche Graf seine höhere diplomatische Weihe erhielt und wo er so lange wirkte, fast so großes Aufsehen wie in Paris machen. Daß der Tod von eigener Hand gegeben wurde, scheint so unwiderleglich, daß das Journal des Débats von der ersten Mittheilung der Nachricht an keine andere Version versuchte, so sehr dieses sonst so geschmeidige Blatt wohl fähig ist, nachtheiligen Wahrheiten trügerische Farben zu leihen, resp. sie ganz wegzubeweisen. Da aber ein freiwilliger Tod, wie jeder andere, seine Ursachen haben muß, so giebt das genannte Blatt eine Fieberkrankheit als Ursache an, während der Constitutionnel, als Gegner des jetzt herrschenden Ministeriums, zu verstehen giebt, daß Bresson die Bedingung seines Lebens-Ueberdrusses in der Undankbarkeit und Mißhandlung von Seiten Guizot's fand. Mag nun der Constitutionnel das schreckliche Ereigniß nach gewohnter Weise mit Uebertreibung zu einem Ausfalle gegen das verhaßte Ministerium benutzen, so ist doch nicht zu leugnen, daß auf der diplomatischen Laufbahn Bresson's in der jüngsten Zeit einige Umstände lasten, die nicht anders als durch die Ungnade der Regierung oder des Königs erklärt werden können. Bresson vertrat als Gesandter Frankreich bei der Großmacht Preußen zehn Jahre lang, und führte da viel Großes und für den Weltfrieden Heilsames aus; die Versöhnung der Julirevolution mit der Legitimität ist fast allein durch seine Vermittelung herbeigeführt worden, und er krönte sein Werk durch die gleichfalls von ihm vermittelte Verbindung zwischen dem Herzoge von Orleans und der Prinzessin Helene von Mecklenburg, eine Verbindung, welche von Manchen für eine Mesallianz zwischen der Herrschaft von Gottes Gnaden und dem Thronerben des Barrikaden-Königs angesehen wurde. Diese Heiratsstiftung war ein großer Triumph für den geschickten Staatsmann und ein Zeugniß für das Herz des französischen Königs; denn nicht Brautschätze und Länderbesitz sollten für die Dynastie Orleans gewonnen werden, sondern eine junge Fürstin von den höchsten persönlichen und moralischen Vorzügen und das Bewußtseyn der wahrscheinlichen Sicherstellung des Weltfriedens, welcher gefährdet war, so lange man den neuen Thron Ludwig Philipp's geringschätzig ansah. Wie gerecht und edel diese Verbindung seyn mußte, beweist der eine Umstand, der alle andere Beweise überflüssig macht, daß Friedrich Wilhelm III. derselben seinen Beifall, ja, seine Aufmunterung schenkte, wodurch sie auch allein zu Stande kam.

Leider hat Graf Bresson sich nicht mit dem großen Verdienste dieser Heirat begnügt und vielmehr seinen Namen noch an eine andere Vermählung eines Sohnes seines Königs geknüpft, und zwar an eine solche, die durch Zweck und Folgen ganz der ersten entgegengesetzt ist. Vom Hoflager einer europäischen Großmacht ging Bresson an den Hof einer Macht zweiten Ranges, um dort sich an die Spitze von Christinischen Ränken zu stellen, deren Schlußstein nichts Anderes war, als eine unnatürliche Verbindung, Zweck Ländergier und deren Folgen die Gefährdung des Weltfriedens. Welcher Unterschied zwischen der Vermählung des Herzogs von Orleans [illegible] den spanischen Heiraten! Ein unnatürlicher Tod zerstörte das Glück [illegible] steren und ein unnatürlicher Tod folgt dem Unheil der zweiten. Der [illegible] und die Ehre, welche dort dem Vermittler zu Theil wurden, verwandelte[illegible] hier in Tadel und Angriff. Hatte sich Bresson schon eine gewisse Degra[illegible] bei seiner Versetzung von Berlin nach Madrid gefallen lassen müssen, [illegible] er sich noch mit dem Gedanken trösten, daß man seine Geschicklichkeit [illegible] entbehrlich hielt, auf die Gefahr, ihn in seiner Stellung eine St[illegible] zu bringen; aber man vergaß seine Leistungen bis zu dem Grade, [illegible] ihn endlich an einen Hof dritten Ranges versetzte;*) Guizot schien, [illegible] zu seinem Mohren, zu sagen: „Wenn das (Geschäft) bestellt ist, will [illegible] nicht länger in Madrid (Genua) halten." Bresson mußte, nachdem [illegible] Held gewesen war, auf der Schaubühne der Diplomatie eine Rolle [illegible] men, die sonst nur von den untergeordneten Schauspielern ausgefüllt [illegible] dies Alles brach ihm das Herz. Vermögen hatte er nicht, um unabhäng[illegible] gewohnter Weise zu leben, denn er scheint von der französischen Co[illegible] frei zu seyn; um aber als Privatmann in bescheidenen Verhältnissen [illegible] fehlte ihm Entsagungskraft, und er griff daher zur ultima ratio der [illegible] seiten. Daß ihn die französische Regierung mit Undank behandelte, [illegible] klar; warum sie es gethan, sieht der Uneingeweihte nicht klar; seinen [illegible] hat sie nicht zu verantworten, sondern der Unglückliche selbst, [illegible] Kraft genug hatte, den Undank zu ertragen, und nicht Muth und [illegible] Gelegenheit abzuwarten, ihn zu vergelten.

— **Deutsche Novellen in Frankreich.** Herr X. Marmier, [illegible] ermüdlich reist und schreibt, hat außer seinem zweibändigen Werke [illegible] Rhein zum Nil", kürzlich auch eine Sammlung deutscher Novellen hera[illegible] geben; sie sind gut übersetzt, aber ziemlich planlos gewählt, und werden [illegible] dazu beitragen, den Franzosen eine Uebersicht dieses Literaturzweiges [illegible] währen. Nichtsdestoweniger hebt die französische Kritik es als besonders [illegible] hervor, daß Marmier's Auswahl die augenblickliche Gestaltung jenes [illegible] turzweiges erkennen lasse, und hat wahrscheinlich keine Ahnung davon, [illegible] Produkte von Chamisso, Zschokke, Karoline Pichler und Hauff um einige [illegible] zehende älter sind, als die von Sternberg, Auerbach und Gerstäcker, [illegible] halb nicht zusammengestellt werden dürfen, wenn es sich um den gegenwärti[illegible] gen Zustand (l'état actuel) unserer Literatur handelt. Von den drei letzteren sind einige ihrer neuesten Taschenbuch-Novellen ausgewählt, namentlich [illegible] der Urania; der „Tollpatsch" von Auerbach befindet sich auch dabei, ist [illegible] wohl unverständlich und ungenießbar für den französischen Geschmack.

— **Unterstützung der Christen am Libanon.** Seit dem 2. [illegible] bruar 1847 hat sich in Paris ein Verein gebildet, um das Elend der Christ[illegible] gemeinden des Libanon zu lindern; es haben sich zu diesem Zwecke die [illegible] nehmsten Damen vereinigt und die Verwaltungsämter des Vereins unter [illegible] getheilt. Präsidentin ist die Herzogin von Narbonne-Felet, Vice-Präsiden[illegible] nen giebt es sieben, General-Secretairin ist die Gräfin Malherbe; [illegible] Kasse aber haben sich einige Männer betheiligt. Unter dem seltsamen [illegible] Räthinnen wird eine große Anzahl vornehmer Namen aufgeführt [illegible] davon ist jedoch nur die Gräfin Montalembert, Gemahlin des Sch[illegible] dieses Namens und eine Madame Guinard, als Dichterin in letzter Zeit [illegible] genannt.

— **Polizeiliches.** Der in Breslau erscheinende polizeiliche Anzei[illegible] erweist uns zuweilen die Ehre, unsere Artikel abzudrucken, wie dies [illegible] der in Nr. 131 des Magazins erzählten Geschichte aus der [illegible] „[illegible] Tambour Bilboquet" der Fall ist. Es kann uns allerdings [illegible] seyn, wenn unsere Mittheilungen den Lesern so gefallen, daß sie [illegible] darauf aufmerksam machen, aber dazu gehört nothwendig, daß wir [illegible] als Quelle genannt werden, was leider der Breslauer polizeiliche Anzeiger [illegible] thun vergessen hat. Nun sind wir zwar an diese Unterlassungssünde [illegible] Seiten solcher Blätter, wie z. B. die „Wiener Theaterzeitung", der „[illegible]" u. s. w., schon gewöhnt, — von einem durch Beamte der Polizei herausgege[illegible] benen Anzeiger dürfen wir jedoch erwarten, daß er einem solchen [illegible] nicht blos keinen Vorschub leisten, sondern ihm auch ernstlich entgegen [illegible] werde.

— **Berichtigung.** (Aus der Provinz Preußen eingesandt.) Das Ma[illegible] gazin enthält in Nr. 133 einen interessanten Auszug aus Mrs. [illegible] „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Louise von Preußen", [illegible] unter Anderem erzählt wird: „Jedoch nur kurze Zeit genoß sie der [illegible] Pflege dieser zweiten geliebten Mutter, denn Louise verlor ihre [illegible] am 12. Dezember 1785, nachdem diese am 30. November von einem [illegible] Prinzen entbunden worden." Dieser Prinz kam jedoch keinesweges [illegible] Welt, sondern es war dies der nachmalige, am 21. September 18[illegible] verstor[illegible] bene General der Infanterie, Herzog Karl von Mecklenburg.

*) Bekanntlich finden sich auch in den ägyptischen Nekropolen häufig Brunnen.

*) Das Journal des Débats behauptet zwar, Bresson sey auf seinen eigenen [illegible] nach Neapel versetzt worden, doch weiß man wohl, was von gewissen Wünschen [illegible] die man ausspricht, nachdem keine andere Wahl geblieben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Donnerstag den 25. November 1847.

Portugal.

Soult's Rückzug aus Porto im Jahre 1809.

Der Marschall Soult, seit wenigen Wochen Ober-Marschall Frankreichs (Maréchal général), ist hinsichtlich seiner Waffenthaten in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs bei uns verhältnißmäßig viel weniger bekannt, als mancher andere französische Feldhauptmann. Der Grund ist, weil er während der Jahre von 1808 bis zum Sturze Napoleon's fast gar nicht anderswo als auf der pyrenäischen Halbinsel und im südlichen Frankreich operirte und im deutschen Befreiungskampfe nur zu Anfang eine unbedeutende Theilnahme hatte. Seine Thaten in Spanien und Portugal sind glorreich, wenn auch fast immer ohne große Ergebnisse, aber sie sind von französischen Schriftstellern gewöhnlich unrichtig dargestellt, so daß die Wahrheit kaum anders zu ermitteln ist, als durch eine fortlaufende Vergleichung der englischen Berichte, besonders der nichtamtlichen aus der Feder von unparteiischen Augenzeugen. In Soult's Kriegsführung aus jener Zeit aber ist kein Kampf merkwürdiger und auf den Ausgang des Krieges einflußreicher, als sein Rückzug aus Portugal, gejagt von Sir Arthur Wellesley, der damals unter diesem Namen zuerst als Ober-Befehlshaber der englischen Truppen auf der Halbinsel erschien, an Soult sein Meisterstück arbeitete und ihn erst als Herzog von Wellington nach der Schlacht von Toulouse wieder verließ. Unsere Leser, sowohl die unbewaffneten wie die bewaffneten, werden uns gern folgen, wenn wir ihnen aus einer neueren englischen Quelle eine Uebersicht dieses Rückzuges bieten, besonders da dieser Rückzug den Ruf Wellington's gründete, Soult aber keinesweges darauf seine Ansprüche auf die große Auszeichnung gründet, die ihm von Seiten seines Königs zum Verdrusse und auf Kosten anderer hohen Offiziere geworden ist.

Sir Arthur's Ankunft zu Lissabon am 22. April 1809 wurde durch schmeichelhafte Ausdrücke der Gesinnung des portugiesischen Volkes gefeiert; man begrüßte ihn als den früheren Befreier*) und bewies die Dankbarkeit durch Erleuchtung der Stadt, während seines Aufenthaltes daselbst. Am 25sten richtete Sir J. Craddock (der bisherige Ober-Befehlshaber) eine Abschiedsrede an die Armee, und zwei Tage später übernahm Sir Arthur den Oberbefehl. Eine erste Maßregel änderte den Generalstab, indem der Brigade-General Stewart an die Spitze der General-Adjutanten und der Oberst Murray vom dritten Garderegiment an die Spitze des Departements der Hauptquartier-Meister gestellt wurde. Am selben Tage fuhr Se. Excellenz in feierlichem Gepränge in königlichem Wagen, begleitet von einer Schwadron des 16. Dragonerregimentes, um der Regentschaft vorgestellt zu werden, nach dem Palaste der Inquisition am Rocio und empfing dort die Würde eines Ober-Marschalls.

Der damalige Stand der Angelegenheiten auf der Halbinsel war weder zufriedenstellend noch ermuthigend. Bonaparte zwar hatte sich aus Spanien entfernt, aber seine Legionen, welche durch Madrid gezogen und dort Zeugen der abermaligen Thronbesteigung Joseph's waren, hatten nach und nach alle spanischen Armeen über den Haufen geworfen. Die Avantgarde der Armee des Herzogs von Infantado unter Venegas wurde im Januar bei Ucles geschlagen, und das Heer von Cartojal erlitt eine Niederlage bei Ciudad Real. Cuesta, der mit der Hauptarmee sich über den Tajo zurückgezogen und eine Stellung bei Almarez genommen hatte, ließ sich auf seiner Flanke durch die Brücke von Arzobispo umgehen, mußte in Folge dessen über die Guadiana zurückweichen und wurde durch das schlechte Benehmen seiner Kavallerie bei Medellin an den Ufern des Flusses am 28. März auf's Haupt geschlagen. Sein Fußvolk war so vollständig — nicht in der Gnade, denn es wurde keine solche gegeben — sondern in der Gewalt der feindlichen Reiterei, daß diese ganz erschöpft wurde vom Abschlachten ihrer so leicht auseinandergesprengten Opfer, und man erzählte, daß mancher französische Reiter seinen Arm mehrere Tage lang in der Schlinge trug von der Anstrengung im Gebrauche des Säbels (!). Der Rest fand Zuflucht in der Sierra Morena, wo man versuchte, die Infanterie zu ergänzen, während die feige Reiterei, geschändet durch ihre Aufführung im Treffen und durch die Bekanntmachungen des Generals nachher, kaum einen Mann vermißte. Während die britische Armee wenig Beistand von diesen aufgelösten Heeren erwarten konnte, blieb der französische General Victor mit 22,000 Mann in einer Stellung zurück, von wo aus er den schwächsten Theil Portugals und, vermittelst der Brücke von Alcantara, beide Ufer des Tajo bedrohte.

*) Er hatte nämlich im vorhergehenden Jahre gemeinschaftlich mit anderen englischen Generalen die Franzosen unter Junot zu einer Capitulation gezwungen, vermöge welcher sie auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht wurden.

Aber unterdessen wurde die Lage Soult's in Porto mit jedem Tage bedenklicher. Vigo hatte sich den von einigen englischen Schiffen unterstützten Spaniern ergeben; Silveira hatte Chaves mit 1300 Franken (Franzosen) wiedererobert und drang über Amarante nach Penafiel vor; der französische General Lapisse war zwar bis in die Nähe von Ciudad Rodrigo vorgerückt, aber hier auf Sir Robert Wilson und die Spanier stoßend, machte er keinen Versuch, sich mit Soult in Verbindung zu setzen oder sich mit ihm zu vereinigen, sondern ging nach einigem Scharmützeln vorbei, um sich Victor am Tajo anzuschließen. So waren Soult's Verbindungen ganz zerstört, und seine Kräfte waren in ihren Versuchen, diese herzustellen, zerstreut, denn nicht weniger als 6000 bis 7000 Mann wurden nach dem Tamegathale und anderswohin gesendet. Soult hatte freilich in Porto nicht über die Hälfte der Truppenzahl, aus welcher Victor's Heer bestand,*) aber die Engländer waren zu schwach für beide zusammen, und es war nöthig, kräftig auf einen Punkt hinzuwirken; da nun die Soultsche Abtheilung die schwächere war, da sie auf portugiesischem Boden sich befand und ihr Rückzug in Gefahr, so zog sie die unmittelbare Aufmerksamkeit des britischen Feldherrn auf sich. Damit es Victor nicht leicht werde, auf dem südlichen Tajoufer vorzudringen, verlor Sir Arthur keine Zeit in Lissabon, und nach einem Aufenthalte von nur 6 Tagen begab er sich am 28sten zur Armee, von der schon ein Theil in Coimbra angekommen war. Alle Städte an der Landstraße waren bei seinem Durchzuge erleuchtet, und in Coimbra, wohin er am 2. Mai kam, wurden die Freudenbezeugungen noch dadurch vermehrt, daß die Damen ihn von den Balkons aus mit Rosen und Zuckerwerk überschütteten.

Am 7. Mai**) rückten die vereinigten Engländer und Portugiesen etwa 25,000 Mann stark gegen Porto vor. Sie zogen in zwei Heersäulen über Adiga an dem Vouga und über die Bucht von Aveiro nach Ovar, und das Hauptquartier verließ am 9ten Coimbra, um in derselben Richtung zu folgen. Die französische Vorhut unter General Franceschi war noch am Vouga, und man traf Anstalten, sie am 10ten zu überfallen. Wenn der Erfolg dieses Versuches hätte als Vorzeichen für unsere künftigen Unternehmungen gelten sollen, so wäre es ein unglückliches gewesen, denn das Wiehern der portugiesischen Pferde und die Dummheit der Wegweiser hatten den Feind vorbereitet, und das Ganze mißlang vollständig. Der Rückzug der Franzosen und die Eroberung zweier Vierpfünder war Alles, auf das wir bei diesem Scharmützel stolz seyn konnten. Der Ort, wo sie gelagert, war eben so gut gewählt wegen der Schönheit als wegen der Stärke der Lage, und wir sahen hier zum ersten Male, welche Sorgfalt die Franzosen beobachteten, ihr Lager auszuschmücken. Im Mittelpunkte der Vorderseite hatten sie einen hübschen Obelisk aus Holz errichtet.

Unser erstes Weiterrücken auf der Vorderseite am Morgen des 12ten zeigte uns die Schrecknisse eines Invasionskrieges. Jenseit Gryon hingen neun Leichname portugiesischer Bauern an Bäumen auf der Landstraße, geschwärzt von der Sonne. Das gemeine Volk betrachtete den Feind als außer dem Gesetze und suchte jedes offene und geheime Mittel auf, ihn zu vernichten; dies aber lenkte auf die Einwohner jenes Recht der Vergeltung, hervorgehend aus den militairischen Ansichten eines geordneten Heeres, welches behauptet, es habe nur Widerstand von Soldaten zu erwarten, nicht aber von der nichtuniformirten ungeordneten Bevölkerung, welche man für Aufrührer und Räuber hält. Die Erbitterung der Franzosen war nicht ohne Grund, denn die an ihren Nachzüglern und Kranken verübten Grausamkeiten waren schrecklich: man ließ sie eines langsamen martervollen Todes sterben oder verstümmelte sie scheußlich. Ein Haarkräusler, der während der Nacht aus Porto entkam, brachte die Nachricht, daß der Feind um 1 Uhr die Schiffbrücke über den Douro zerstört habe, und, was noch schlimmer lautete, daß alle Boote ans jenseitige Ufer in Sicherheit gebracht wurden. Der Barbier wurde vom Obersten Waters zu Sir Arthur gebracht, und der Oberst wurde angewiesen, sich an den Strom zu begeben und unter jeder Bedingung Boote herbeizuschaffen. Bei unserem Vorrücken auf der Heerstraße wurde uns die Zerstörung der Brücke bestätigt, und es erhoben sich Zweifel von allen Seiten, wegen des Ueberganges über den Douro im Angesichte des Feindes. Bei unserer Ankunft zu Villa Nova fanden wir die von Ovar kommende Brigade des Generals Hill, die mit der mittleren Heersäule die Straße stopfte. Sir Arthur drang durch diese Truppen und faßte Posten zur Rechten der Stadt, im Garten des Klosters von Serra. Von diesem hohen Punkte aus konnte man die ganze Stadt (Porto) wie ein

*) Dann hätte er ja nur 11,000 Mann gehabt! Das ist aber kaum glaublich, denn er brachte, nach seiner Vereinigung mit Loison, von dem schrecklichen Rückzuge noch 19,000 M. über die Gränze.

**) Wir lassen hier einen englischen Stabsoffizier sprechen.

Panorama vor sich liegen sehen, und nichts von dem, was darin vorging, blieb dem Blicke des britischen Generals verborgen. Die französischen Schildwachen und kleine Truppen-Abtheilungen wurden in allen Stadttheilen sichtbar, aber es zeigte sich kein Geräusch, selbst keine deutliche Neugierde; daß keine Gruppen von Neugierigen und Beobachtern gesehen wurden, lag daran, daß, wie man nachher erfuhr, die Franzosen in ihren Lagerstellen bleiben mußten, damit sie bereit zum Hervorbrechen seyen; den Portugiesen dagegen ward verboten, außerhalb ihrer Häuser zu erscheinen. Einzelne Wachen standen an den Quais, aber keine außerhalb oder oberhalb der Stadt, eine Reihe von Packwagen, die sich jenseit der Stadt über die fernen Hügel zurückzog, war das einzige Zeichen, daß man unsere drohende Nähe fühlte.

Der Uebergang über einen Strom im Angesichte des Feindes ist, wie Jedermann zugiebt, die schwierigste Waffenthat, und als es sich zeigte, daß die Boote auf dem jenseitigen (feindlichen) Ufer vorsichtig zurückgehalten werden, da schien das Hinderniß unübersteiglich. Am Morgen mußte General Murray aufbrechen, um fünf (engl.) Meilen aufwärts bei Aventas einen Uebergang zu versuchen, allein da er nur vier Bataillone und zwei Schwadronen hatte, so mußte er nach glücklichem Uebergange einer gewissen Niederlage preisgegeben seyn, wenn wir ihm in der Nähe der Stadt keinen Beistand leisteten, es war daher unser Streben um so eifriger, uns auf dem jenseitigen Ufer festzusetzen. Mittlerweile zog der Oberst Waters (der seitdem wegen seiner Einsicht und Thätigkeit so bekannt gewordene Offizier) an dem linken Flußufer aufwärts, Gelegenheit und Mittel zum Uebergang suchend, und zwei (engl.) Meilen oberhalb der Stadt fand er im Sumpfe einen kleinen Kahn. Er sah auf dem jenseitigen Ufer einige größere Kähne liegen, allein die aufgeforderten Bauern weigerten sich, hinüber zu gehen und sie zu holen. Aber der Oberst (der portugiesisch wie ein Eingeborener sprach) erfuhr, daß der Prior von Amarante in der Nähe sey, und er hoffte mit dessen Hülfe zum Ziele zu gelangen. Dieser patriotische Priester vereinigte sein Zureden mit dem des Obersten und bewog die Bauern, diesen hinüber zu begleiten und vier Boote herüber zu bringen. *). Unsere Besorgnisse und Zweifel waren gerade aufs Höchste gestiegen, als diese angenehme Nachricht zur allgemeinen Freude eintraf. Drei Compagnieen der Buffs, **) begleitet von General Paget, wurden sogleich übergesetzt. Der Uebergangspunkt war eine halbe englische Meile oberhalb der Stadt und der Landungspunkt jenseits am Fuße eines steilen Felsens, auf welchem ein Zickzackpfad zu einem noch unvollendeten Gebäude von Ziegelsteinen am Rande führte. Dieses zur neuen Residenz des Bischofs bestimmte Gebäude am Prado hatte eine Mauer mit großem eisernen Thore nach der Straße von Vallongo. Es war eine starke Stellung, und die drei Compagnieen warfen sich, sobald sie den Gipfel erreicht hatten, hinein, da es zugleich die Landung deckte und die Truppen selbst sich gut darin vertheidigen konnten. Unsere Artillerie wurde auf dem hohen Ufer der anderen Seite aufgepflanzt, und sie beherrschte so vollständig den Prado und die Straße nach Vallongo. Soult hatte sein Hauptquartier an der dem Meere nahen Stadtseite, und da er alle Boote, wie er glaubte, auf das rechte Ufer hatte bringen lassen, so hielt er sich für ganz sicher. Er dachte, wenn wir den Uebergang versuchen, so wird es nur in Verbindung mit unserer vor dem Hafen liegenden Seemacht seyn, und er richtete deshalb seine ganze Aufmerksamkeit nach jener Seite. Die erste Nachricht von unserem Uebergange hielt er für lächerlich, und er glaubte erst dann an die Thatsache, als sie durch unser Feuern bestätigt wurde. Die Kähne waren schon mehr als einmal hin und her gegangen, ehe Jemand in der Stadt es bemerkte. Foy war der erste, der unseren Uebergang bemerkte, und er befahl sogleich dem zunächst stehenden Bataillon, den Generalmarsch zu schlagen. ***) Wir hörten die Trommeln lärmen, als beinahe das ganze Regiment der Buffs den Uebergang vollbracht hatte, und wir sahen bald Zeichen von Geschäftigkeit und Verwirrung in der Stadt, und wie sich die französischen Regimenter auf ihren Paradeplätzen sammelten. Es war ein angstvoller Augenblick! Eben kam der letzte Rest der Buffs an, als man ein feindliches Bataillon auf der Landstraße gegen sie heranziehen sah. Dies war das von Foy herbeigeführte 17te, welches lebhaft vom 70ten unterstützt wurde. Das erstere machte einen Angriff auf die Buffs, die aber aushielten und ein schreckliches Feuer gaben; während unsere Geschütze von dem linken Ufer eine große Zahl Feinde tödteten oder verwundeten. Unterdessen hatte man mehr Boote erhalten und mehr Truppen hinüber gebracht. Das 48. und 66. Regiment und ein portugiesisches Bataillon landeten und vertheidigten nicht nur sich selbst, sondern trieben auch den Feind von den Mauern zwischen der Stadt und dem des Bischofs. Sir Arthur und sein Stab sahen diesen kleinen Erfolg, riefen unseren Soldaten freudig zu, als diese den Feind von Posten zu jagten. Dieser jedoch kam jetzt in großer Zahl durch die Stadt und unsere Truppen, sich auf das Innere des Gebäudes zu beschränken. Er durch die Straße gegen das Eisenthor und zog vorbei, während un... und Kugeln durch die Bäume und zwischen den Häusern in die Straße. Die Franzosen brachten eine Kanone durchs Thor, um das Gebäude zu schießen, aber das gelang ihnen übel, da unsere unterdeß immer zu... Truppen, obgleich der General Paget verwundet war, angriffen und Kanone nahmen. Andere ihrer Kanonen waren ohne Nachdruck oder bedient. General Murray hatte inzwischen seine Stellung im Norden des gut benutzt, und wir entdeckten bald, wie er mit voller Entwickelung Reihen gegen die Straße von Vallongo rückte und so die Verbindung mit Loison bedrohte. Er war jedoch nicht stark genug, 10,000 ... Männer in ihrem Rückzuge zu unterbrechen; die Franzosen dachten an nichts Anderes, als an Rückzug, der gegen Amarante gerichtet war. ... dem die Ufer von ihnen verlassen waren, sprangen die Portugiesen in die ..., welche schnell die Garden und die Brigade des Generals Stewart (unter ... Beifalljauchzen des Volkes und dem Schwingen der Taschentücher der ... von den Fenstern) hinüber brachten. Diese schritten mit größter Eile ... die Stadt. Die Buffs drangen ihrerseits hinein, wo sie eine Batterie ... ter Artillerie abschnitten, die eingeklemmt zwischen diesem Regiment und dem 29sten, das Feuer von beiden bekommen hatte. Den fortwährend ... Feind holten zwei Schwadronen unter Brigade-General Stewart, welche mit General Murray über den Strom gegangen waren, ein, griffen den Nachtrab an und nahmen ihm 200 Gefangene ab. Major Harvey, der ... Dragoner befehligte, verlor einen Arm. (Schluß folgt.)

*) Also nur eine kleine Stunde von Porto entfernt ging dies vor, und der französische Leichtsinn ließ es geschehen! So sind die Franzosen aber immer, und eine große Reihe ihrer Unfälle im Kriege rührt von solcher Nachlässigkeit her. Bei Porto war es General Mermet, der hier die Wache hatte oder vielmehr haben sollte. Man sehe das treffliche Werk von Belmas: Journaux des sièges .... dans la Péninsule. I., S. 71 ff. Soult war damals nicht blos in Bedrängniß durch den Feind, sondern auch durch den Geist im eigenen Heere. Die geheime Gesellschaft der Philadelphen, deren Streben war, Napoleon zu stürzen und die Republik einzuführen, hatte viele Mitglieder unter den Offizieren der Armee von Porto, und man entdeckte in jenen Tagen gerade eine Verschwörung derselben, die zwar durch kräftige Schritte unterdrückt wurde, aber Soult hinderte, dem Feinde entgegen zu gehen. Belmas läßt übrigens den Barbier ein Boot mitbringen, welches dem englischen Obersten zur Ueberfahrt diente.

**) Buffs heißt das dritte Infanterie-Regiment von seinen gelben Kragen und Aufschlagen.

***) Nach Belmas ging Foy nur zufällig in jener Gegend spazieren, und er war es, der sogleich den Fehler des pflichtvergessenen Mermet gut zu machen suchte. Foy's Namen kann überall genannt werden, wo die Franzosen sich durch Kraft, Rechtlichkeit und Geschick ausgezeichnet, wo kriegerische und wo bürgerliche Tugenden ausgeübt wurden. Es sind wenige Franzosen aus der Revolution, an deren Wandel sich so großartige Erinnerungen knüpfen, wie an den dieses Generals, der von Napoleon zum Marschall bestimmt war. Statt der Marschall-Ehre waren ihm später andere Symbole des Ruhmes beschieden, die Bürgerkronen für seine Gesinnungen und Reden auf der Tribüne. Er gehörte bekanntlich zu den besten Rednern Frankreichs.

Nigritien.

Morgenländische Berichte aus Mohrenland.

(Schluß.)

„Tages darauf hielt ich nach dem Morgengebete zunächst die ... und ließ dann das Werk von neuem beginnen, indem ich die ganze Gesellschaft in zwei Abtheilungen sonderte, die ich bei der Fortsetzung der angefangenen Arbeiten beließ. Ich selbst durchforschte mit Abderrahman weiter die Ruinen, sie nach allen Richtungen durchkreuzend, und traf abermals auf einen Sarkophag, den die Bergströme an mehreren Stellen bloßgelegt hatten. Sogleich schickte ich meinen Begleiter ab, um die mit der Nachgrabung des Brunnens beschäftigten Arbeiter herbeizuholen. Nachdem diese angekommen, zogen wir das Denkmal hervor und fanden eine steinerne Bildsäule darin. In der Erwartung, daß wir hier noch weitere Entdeckungen machen würden, setzten wir nun auf dieser Stelle unsere Nachgrabungen mit Eifer fort und kamen ... an ein mit Steinen bekleidetes Gemäuer, das einem Hause nicht unähnlich war. Wir machten uns daran, Steine aus demselben loszubrechen; ... aber von allen Seiten verschlossen war, so fanden wir keine Stelle, wo wir ... hätten öffnen können. Während ich nun darüber nachdachte, wie man ... in das Innere eindringen könnte, so bemerkte ich ein in dem östlichen ... angebrachtes Portal, neben dem ich sogleich aufgraben ließ; doch gelang ... bis zum Abend mit Fleiß fortgesetzten Bemühung an diesem Tage die Oeffnung noch nicht. — Die andere Abtheilung hatte unterdessen noch drei Säulen gefunden und dieselben mit dem früher erwähnten Portale an einer Seite ... gelegt, so daß man den Ort, wo sie gegraben, entweder für den königlichen Palast oder für den Tempel halten mußte. Ueber diese Säulen, welche ich dem Könige zu verehren dachte, freute ich mich sehr.

„Am folgenden Morgen machten wir uns nach der Section ... an die Arbeit und fanden Mittel, durch das erwähnte Portal im östlichen ... einzudringen. Wir stießen im Innern zunächst nur auf Sand; doch befanden sich in diesem Sande eine große Menge steinerner Figuren, was mir die Ueberzeugung gab, daß dieß eine allgemeine Grabstätte gewesen, wie solche sich auch in Aegypten finden. Wir durchsichteten demnach den Sand mit dem ... Genauigkeit und fanden viele Goldstücke, theils in Barren, theils rund, ... lich, wie die in den Sarkophagen angetroffenen, mit einer Darstellung der Sonne geprägt, und mit denen die hier beerdigten Menschen sich versehen, um, wie ich schon oben die Meinung ausgesprochen, sie nach der anderen Welt hinüber zu tragen und der Gottheit als Gabe darzubringen. — Kurz, in dieser Weise setzten wir funfzehn Tage lang unsere Ausgrabungen fort, ohne außer den erwähnten Alterthümern sonst Etwas an das Licht zu bringen und ... uns, nachdem diese Gegenstände, nämlich viele mit einem die Sonne darstellenden Gepräge versehene, theils runde, theils in Barren geformte Goldstücke, eine Anzahl Säulen und endlich zwei Portale, in unseren Besitz gebracht, am sechszehnten Tage zur Reise an, um nach der Residenz zurückzukehren. „Jetzt kommt es darauf an, diese Sachen dem Könige zu bringen", sagte ich bei dieser Gelegenheit meinen Gefährten, welche mir indessen erwiederten, daß das Ganze auf einmal mitzunehmen ihnen nicht möglich, und sie nur zwei Säulen fortzuschaffen im Stande seyen. Ich billigte ihre Ansicht, und so ... eine Menge Hölzer zur Unterlage, über welchen sie die beiden Säulen langsam und vorsichtig, um sie nicht zu zerbrechen, fortzogen, so daß der Weg zur Stadt uns drei Tage kostete.

„Nachdem wir daselbst angekommen, präsentirte ich mich dem Könige, welcher erfreut und lächelnd vor mir aufstand und mir die Hand reichte. ...

übergab ihm darauf die Goldstücke und was ich sonst mitgebracht, sagte ihm, die oben besprochenen Säulen und Portale seyen ein der Majestät des Königs würdiges Geschenk, und fügte hinzu, daß ich nur zwei Säulen hätte mitbringen können, dieselben aber außerhalb der Stadt gelassen habe, indem sie nur durch eine mechanische Vorrichtung hereingebracht werden könnten. Der König wollte darauf nicht warten, sondern beschloß sogleich, sich an Ort und Stelle zu begeben, um die Säulen zu sehen, und befahl zu dem Behufe dem Wesir, sein Pferd satteln zu lassen. Dieser schickte eiligst einen der Umstehenden fort, worauf nach kurzer Zeit ein, dem Anscheine nach aus ferner Gegend, vielleicht aus dem Magrib, dem Könige zugekommenes, mit goldverziertem arabischen Sattel versehenes, kastanienbraunes Pferd mit zwei weißen Füßen herbeigeführt wurde. Als dies in das Thor trat, fingen die Trommler an, ihre Musik ertönen zu lassen; der König saß auf, und so begaben wir uns, der Wesir und ich neben den Steigbügeln des Königs laufend, um uns die Dienerschaft desselben und hinter uns die Trommler in steter Arbeit, nach dem besagten Orte. Daselbst angekommen, stieg der König vom Pferde, betrachtete genau die künstliche Arbeit der Säulen und rief endlich aus: „Sicher sind dies Werke, welche die Genien für Salomo*), den Sohn Davids (Friede über Beide!) ausgeführt!" — Damit nun die von mir gebrachten Gegenstände möglichst in Ehren gehalten würden, hütete ich mich wohl zu sagen, daß es in Aegypten und anderen Ländern hundertmal künstlichere Alterthümer gäbe, sondern gab ihm vollkommen recht. Er fragte mich sodann, wie man die Säulen bei einem Baue benutzen könnte, worauf ich ihm antwortete: „So Gott will, wird dir durch mich Größe und Herrlichkeit verliehen; den Divanplatz denke ich in ein Gebäude zu verwandeln, welches von den übrigen Baulichkeiten abgesondert dastehen soll."

„Nach kurzem Verweilen kehrten wir in derselben Weise zurück, wie wir gekommen waren. Bevor ich den König verließ, sagte er mir: „So schwierig der Transport auch seyn mag, so müssen wir doch nothwendig auch die übrigen Säulen aus den Ruinen herholen lassen." — „Das läßt sich machen, wenn du befiehlst", entgegnete ich ihm, „um aber dieselben in die Stadt hineinzuschaffen, ist es nöthig, einige Häuser umzureißen, die dann gleich nachher wieder aufgebaut werden." — Er lobte meinen Rath und sagte: „Das zum Wiederaufbau der niedergerissenen Häuser nothwendige Geld werde ich geben: doch mußt du selbst mitgehen, damit die Leute, welche den Transport besorgen, keine Gelegenheit zur Ausführung etwaniger böser Absichten haben." „Ich höre und gehorche", antwortete ich ihm; als ich darauf im Begriffe stand, Abschied zu nehmen, gab er mir die Goldstücke, die ich ihm gebracht hatte, zurück, und befahl, die Figuren, da er sie gesehen, zu zerschlagen, worauf ich mich nach meiner Wohnung verfügte.

„Am folgenden Morgen erschienen bei mir dreißig Männer von meinen früheren Arbeitern und forderten mich auf, gleich mit ihnen zu kommen, indem sie bestimmt seyen, mit mir die übrigen Säulen herzuholen. Ich antwortete ihnen, daß, um nicht große Beschwerden auszustehen, ihrer hundert Mann seyn müßten, welche sich bei der Arbeit ablösen könnten, und daß außerdem noch mehrere nothwendige Utensilien herbeizuschaffen wären, so daß es mir zweckmäßiger schiene, die Expedition auf den folgenden Tag zu verschieben. Doch erwiederten sie mir, sie wagten nicht, ihres Königs Befehlen entgegen zu handeln. Unterdessen war der Kadhi zu uns getreten, welcher uns sogleich versprach, er wolle seine Stirn in den Staub der Füße des Königs legen, um uns zu einem eintägigen Aufschube die Erlaubniß zu erwirken, und sich demgemäß zum Palaste begab. Nicht lange, so kam er zurück und brachte uns die Nachricht, der König habe seinen sämmtlichen Unterthanen befohlen, zu dieser Angelegenheit mitzuwirken, und von der Abreise sey erst für den nächsten Tag die Rede. Meine Arbeiter verließen mich demnach mit dem Versprechen, sich den folgenden Morgen früh wieder einzufinden. „Nun sind uns Stricke nöthig, um die Säulen damit zu ziehen", sagte ich darauf dem Kadhi, welcher sogleich den Schülern Auftrag gab, für Stricke aus Palmenbast zu sorgen. Bis zum Abend war ein ganzer Haufen davon bereit.

„Als am folgenden Morgen die Beamten herbeikamen, und das Volk sich versammelte, so entstand ein solches Gedränge, daß ich dem Kadhi sagte: „Diese Leute sind nicht alle nöthig." Derselbe antwortete mir indessen: „Den Befehlen des Königs darf nicht entgegengehandelt werden, und außerdem können sie dir auch nützlich seyn, um die Arbeit zu beschleunigen." Dann stand er auf und sagte mir mit den Worten: „Geh mit Glück und in Frieden!" Lebewohl.

„Während nun meine Begleiter die Stricke nahmen, bestieg ich ein Kameel, das ich zuvor mit meinen Reisebedürfnissen beladen; alsdann brachen wir auf und gelangten bald zu unserem Ziele. Nach unserer Ankunft hieben wir sofort Hölzer zur Unterlage der Säulen und Portale, an welche wir die Seile befestigten. Dann begaben wir uns bei eintretender Nacht zur Ruhe. — Mit Tages-Anbruch begannen wir, jene Gegenstände, so wie auch einen steinernen Sarkophag, an den wir ebenfalls Stricke gebunden, fortzuziehen. Die arbeitende Menge bestand aus mehr als viertausend Personen, welche mir in Befehl und Verbot, ganz wie einem Herrscher, untergeben waren. So traten wir den Rückweg an; indessen war der Sarkophag zu schwer, als daß die, welche denselben zogen, hätten mit den übrigen gleichen Schritt halten können. Wie schon angedeutet, wurde der Transport über einer Unterlage von runden Hölzern bewerkstelligt, von denen man die abgerollten beständig vorlegte; der Sarkophag konnte auf diese Weise nicht früher, als den siebenten Tag, und mit

*) Die orientalischen Legenden machen Salomo nicht nur zum alleinigen Beherrscher der Menschen seiner Zeit, sondern auch der Thiere und namentlich der Vögel, der Winde und der guten und bösen Geister, durch welche er den Wundertempel zu Jerusalem erbauen ließ.

schwerer Arbeit nach der Stadt geschafft werden. Ich selbst langte in zwei Tagen an und ließ die mit mir eintreffenden Portale und Säulen neben den früher hergebrachten niederlegen. — Dann begab ich mich mit den Beamten zum Könige, der sogleich erfreut sein Pferd verlangte, um die neuen Acquisitionen in Augenschein zu nehmen und in gewohnter Weise zur Stadt hinaus ritt. Nachdem er die Portale lange erstaunt betrachtete, rief er aus: „Ohne Zweifel ist dies Genien-Arbeit! aber", fragte er mich, „wo wirst du sie aufstellen?" — Als ich ihm hierauf antwortete, daß ich sie nach der Sitte meines Vaterlandes in seinem Reichspalaste anbringen würde, so befahl er mir, sie gleich den folgenden Tag in die Stadt hineinzuschaffen, und versprach alle Häuser, deren Abbruch bei dieser Gelegenheit würde nöthig befunden werden, aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Ich sagte ihm sein Verlangen zu und begab mich nach meiner Wohnung.

„Indessen war mein Geist viel mit dem Ursprunge der alten Stadt, mit ihrem Erbauer und mit der Frage beschäftigt, welchem unter den Völkern der Vorzeit sie als Wohnsitz gedient habe, und bin ich endlich zu der Ansicht gelangt, daß sie wohl vor der Sündfluth geblüht haben mag. Niemand von den Bewohnern des Sudan wußte um die Stadt, auch habe ich nie in einem Geschichtswerke gelesen, daß in Wedaï oder sonst irgendwo in diesen unkultivirten Ländern irgend ein berühmter König geherrscht habe, und so viel auch die Bewohner von Wedaï sich von denen des Darfur und des übrigen Sudan durch ihre Civilisation auszeichnen, so sind sie doch bei weitem nicht fähig, solche Bauten aufzuführen. Ich blieb demnach bei jener Ansicht über den Ursprung der Stadt stehen und dachte, Gott weiß es besser. Doch bewahrte ich die mehrerwähnten Kupfertafeln, um nach meiner Rückkehr in die Heimat vielleicht Jemanden aufzufinden, der die darauf befindlichen Inschriften lesen und mir mittheilen könnte, zu welcher Zeit und von welchem Volke sie angefertigt seyen. — Eine gewaltige Beklommenheit ergriff mich bei diesen Resten der Vorzeit; ich stellte Betrachtungen darüber an, wie der Schöpfer der Welt die Geschicke der Nationen wendet, wie Er unumschränkte Könige unter den Menschenkindern, Urheber so großartiger Bau-Denkmale, spurlos verschwinden läßt, und wie doch das Geschöpf auf der Welt so nichtig ist! Allerdings gelten die Pyramiden Aegyptens bei Kennern für das Sehenswertheste, was nur existirt; doch hat sich das Auge schon zu sehr an sie gewöhnt, und Beschreibungen von ihnen sind in allen Ländern und Himmelsstrichen zu sehr verbreitet, als daß ihr Anblick solche Gedanken in mir hätte rege machen können, wie mir die hier besprochenen Denkmale erweckten, die ich fern von meinem Vaterlande in den unkultivirten Gegenden, durch die der Führer des Geschickes die Zügel meiner Wanderschaft geleitet, entdeckte. Die Bewohner des Sudan haben keine so begabte Natur, als daß sie solche Bauten ausführen könnten, und ist es demnach immer denkbar, daß aus Aegypten, oder einem anderen, durch Civilisation und Kultur ausgezeichneten Lande, bei einer großen Umwälzung der staatlichen Verhältnisse, ein Stamm sich hierher verpflanzt, die Bauwerke, deren Reste noch dastehen, aufgeführt und dann in diesen Gegenden eine Weile gesessen habe, bis der Einband der Blätter ihres Zusammenseyns eben so zerrissen wurde, als die Gründer der Pyramiden zerstoben sind! Alle diese Gedanken bestärkten mich in der Meinung, daß die Blüthe der Stadt noch vor die Sündfluth falle — nachher ward sie zerstört, und zwar meiner Ansicht nach nicht durch die Sündfluth, sondern vielmehr durch die wilden Negerhorden, welche sich auf jenen civilisirten Stamm warfen, denselben unterjochten und so jene Kultur ausrotteten. Allah weiß es, was das Richtige ist!"

Frankreich.

Ein fürstlicher Salon in Berlin und Alexander v. Humboldt.*)

Wie das Quecksilber arbeitet, bis es seinen Höhepunkt erreicht, so gähren und schwellen jetzt die Ideen in Europa. Preußen nimmt den größten Antheil an dieser Bewegung der Intelligenz; Berlin, der Centralpunkt Deutschlands, ist für den Fremden, der es vor einigen Jahren durchstreifte, jetzt ein Gegenstand der Forschung und Ueberraschung. Welche Veränderungen in geistiger und materieller Hinsicht bieten sich dar! Nicht nur in den Sphären, wo der Fortschritt sowohl Bedürfniß als Zweck ist, sondern auch in denen, wo das Unveränderliche eine Nothwendigkeit, eine Lebensfrage ist!

Nirgends in Berlin ist diese geistige Thätigkeit so fühlbar, als in den Kreisen der Prinzessin von Preußen, diesem strahlenden Gestirne, um welches sich alle Größen der Denkerstadt, aller Geist, alle Wissenschaft und Philosophie bewegen. Die Prinzessin gehört dem Vaterlande Göthe's an und ist in den Ideen der deutschen Philosophie großgezogen; so weit eine Frau dies vermag, schließt sie sich der großen Bewegung, der mächtigen Thätigkeit des Geistes an, die wie eine steigende Fluth in Deutschland vorwärts dringt und alles mit sich fortreißt. Im Salon der Prinzessin drängen sich die Gelehrten, die Professoren, die Reisenden, die Dichter, die Philosophen, Staatsmänner und Fürsten; alle Namen und alle Fähigkeiten finden hier ihren Platz. Da befinden sich der Fürst Pückler-Muskau, so bekannt durch

*) Nach einem in der Pariser Zeitschrift Le Valeur als „inédit" bezeichneten (Achille Gallas de Culture unterschriebenen) Aufsatz. Es versteht sich von selbst, daß wir dieses französische Geplauder nicht vertreten; so wie es sich giebt, macht es vielleicht den Eindruck einer ungeschminkten Aeußerung der allseitig in Frankreich erwachenden Theilnahme für deutsche Literatur und Bildung, freilich bedingt von französischer National-Eitelkeit und oberflächlicher Auffassung. Der Verf. ist wahrscheinlich einer von den vielen französischen Schriftstellern, die sich im vorigen Frühjahre in Berlin befanden, und die Unterschrift eine pseudonyme.

seine Excentricitäten, seine Reisen und seine Bücher; der Russe Plato Tschitrascheff mit dem Apollokopf, der aus Liebhaberei die schreckliche Expedition von Chiwa mitgemacht; Rauch, der berühmte Bildhauer; Krüger, der Schlachtenmaler; Encke, dessen Bescheidenheit seinem großen Wissen gleichkömmt; Galle, dem Leverrier theilweise seinen jungen Ruhm verdankt; hört nur mit welcher Ehrfurcht er von der Mathematik redet, die ihrer Berechnung so sicher ist, und mit welcher Verachtung er die engherzige Rivalität der Völker im Heiligthum der Wissenschaft tadelt, — die Wissenschaft hat nur ein Vaterland: die Welt, nur ein Streben: die Wahrheit.

In einer Fensterecke lehnt eine feingebaute Gestalt, ein Greis mit edeln Zügen, um den Hals eine weiße Kravatte, die an die Zeit des Direktoriums erinnert; er hat eine große Anzahl Zuhörer um sich versammelt: an der Beweglichkeit des Blickes, der Lebhaftigkeit des Mienenspiels, der Klarheit der Rede, der Reichhaltigkeit und Tiefe der Bemerkungen erkennt man den Meister. Dieser Greis, den siebenundsiebzig Jahre keinen Abbruch an seiner geistigen Kraft thun konnten, ist Preußens Ruhm und zugleich die bedeutendste Persönlichkeit in Europa, seit Cuvier todt und Chateaubriand verstummt ist. Der ruhmgekrönte Verfasser des Kosmos ist in Berlin, was Göthe in Weimar war, eine Art lebendes Meisterwerk, eine Maschinerie mit der ausgesuchtesten Verfeinerung und Mannigfaltigkeit, woran kein Rädchen fehlt. Er war ein Liebling des verstorbenen Königs von Preußen und ist ein Freund des jetzt regierenden Monarchen; am Throne ist er ein Vertreter aller geistigen Interessen. Die Thiersammlungen im zoologischen Garten des Thiergartens und auf der Pfaueninsel, die botanischen Gärten von Berlin, das Observatorium ꝛc. sind direkt oder indirekt Schöpfungen seiner Thatkraft, die glühend wie die Jugend und unermüdlich wie die uneigennützige Liebe zur Wissenschaft ist. Und betrachtet man Humboldt nur unter dem einzigen Gesichtspunkt als Weltmann, welche ungewöhnliche und fesselnde Erscheinung ist er als solcher! Wie weiß er sich der Unterhaltung zu bemeistern, wie weiß er sie zu beherrschen und lichte Funken daraus hervorzulocken; auf dem unfruchtbarsten Boden weiß er eine Oase und am beschränktesten Horizont unbekannte Fernsichten zu entdecken. Man kann sich keinen Begriff von den Gefahren einer öffentlichen Disputation mit Humboldt machen; wenn man nicht mit ausgezeichneter Schnelligkeit und Sicherheit, mit strenger Logik begabt ist, so wird man jedesmal das Opfer dieses feinen Geistes werden, der sich ein grausames Vergnügen daraus macht, seine unendliche Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Dabei verfährt Herr v. Humboldt auf die anmuthigste Weise, er zieht artig den Hut vor seinem Gegner und ermuthigt ihn durch scheinbare Nachgiebigkeit, verstrickt ihn nach und nach, faßt ihn dann plötzlich, beugt ihn und hat ihn niedergeworfen, ehe dieser noch um Gnade bitten konnte. Nachher reicht er ihm ironisch freundlich die Hand zum Aufstehen und hilft die geschlagenen Wunden verbinden, Alles mit dem feinsten Anstand und leisesten Spott.

Eines der interessantesten Schauspiele war es, als Herr v. Humboldt in Paris war, ihn mit einem anderen Manne sich messen zu sehen, der ebenfalls sehr viel gesunden Verstand, unberechenbare Feinheit und einen unerschöpflichen Humor besitzt, der eben so viel Geist hat als irgend Jemand, der Alles kennt, Mißgeschick und irdische Größe, der im Wechsel des Glücks gelernt hat seine Mitmenschen zu lenken, der in der Politik, der Moral, der Philosophie und den Fachwissenschaften bewandert ist, und der im Privatleben so einfach geblieben, als er im öffentlichen vielseitig ist — mit Einem Wort: Ludwig Philipp....

Herr v. Humboldt ist ein Deutscher mit französischem Typus; es ist schwer zu entscheiden, von welcher dieser beiden Naturen er am direktesten abstammt. Uebrigens sind es nicht nur seine geistigen Richtungen, die ihn mit Frankreich verknüpfen, auch seine Mutter war eine Französin; sie gehörte zu den Kolonieen, welche, durch die Zurücknahme des Edikts von Nantes vom vaterländischen Boden vertrieben, sich in Deutschland ansiedelten, wo sie noch jetzt den Typus, die Ueberlieferungen, das Ansehen und die Sprache ihrer Vorfahren zu erhalten streben.

Mannigfaltiges.

— Felix Mendelssohn. Das Beste, was englische Blätter über das Leben und die Werke Felix Mendelssohn's gebracht, befindet sich im Athenaeum vom 13. November. Auch in deutschen Blättern war bisher noch nichts enthalten, was eine so gründliche Kenntniß aller Arbeiten Mendelssohn's verrieth und so tief in seine und seiner Compositionen Charakteristik einging, als dieser Artikel im Athenaeum, der augenscheinlich aus der Feder eines persönlichen Freundes des Dahingeschiedenen geflossen — eines Freundes, der ihn sogar auf seiner letzten Reise nach der Schweiz begleitet hatte, wo er mit einigen Verwandten den Meister in einem Dorfkirchlein auf einer Alpenspitze nahe am Brienzer See eine Fantasie auf der Orgel vortragen hörte — einen erhabenen Schwanengesang, denn seitdem soll Felix Mendelssohn, durch den Tod seiner Schwester tief erschüttert, das hehre Instrument, das er unendlich liebte, dessen Klänge aber alle seine Nerven aufregten, nicht wieder berührt haben. Wir theilen aus dem englischen Nachruf hier Einiges mit, was sich auf des Dahingeschiedenen Verhältniß zu seinem Vaterlande bezieht und aus der Feder eines Engländers um so bedeutungsvoller ist: „Es war ein Lieblingstraum des Komponisten, sich für immer in irgend einer Bucht an den Ufern des Rheins niederzulassen, „„in Deutschland, aber nahe England““, und seine letzten Compositionen (der erste Akt der Oper „Loreley" von Geibel) werden nun mit um so größerer Theilnahme gehört werden, weil sie die we[…] Bedeutung eines Lebewohls an den Strom und das Land haben, […] sehr geliebt. — Ja, es darf niemals vergessen werden, daß er durch […] und mit vollster Innigkeit ein Deutscher war; er betrachtete sein […] und dessen Zukunft mit einer Theilnahme, die sich nicht erheucheln […] nicht verbergen läßt; und auch seine Kunst war Deutschland als ein […] des Friedens, der Bruderliebe und des Fortschritts gewidmet. In […] Zeit hörten wir ihn über seine künftigen Pläne sprechen; mit außeror[dentlicher] Wärme ließ er sich über die deutschen Liedertafeln aus, die im [Va]terlande jetzt, wo das politische Leben zum Durchbruch kömmt, die […]mischten Singakademieen, in welchen beide Geschlechter zusammenw[irken …] und mehr zu verdrängen scheinen. Es war ihm gerathen worden, […] Liedertafeln zu schreiben, und zwar weil die in diesen Versamml[ungen] herrschende Musik zu trivial und volksmäßig sey; „„„aber““" ent[gegnete er] groß- und freisinniger: „„„wir wollen sie so gut machen, als wir […] So entschieden markirt indessen seine Nationalität auch war, ist sie […] weniger als engherzig oder krankhaft gewesen. Wir haben niemals […] länder gekannt, der aufrichtiger in seiner Liebe zu England, klarer […] sepus in seiner Würdigung dieses Landes war. Er goutirte unsere […] er liebte unsere Poesie, er interessirte sich für unsere Politik, und […] und bezaubernd er sich Allem hingab, was unsere Gesellschaft Tre[fliches und] Aufrichtiges darbietet, das ist nur zu lebhaft in der Erinnerung sei[ner …] den Freunde."

— Herrmann's französische Blumenlese. Herr Profes[sor …] Herrmann, dessen Chrestomathieen der französischen Sprache und […] zuerst im Vereine mit dem verstorbenen Büchner herausgegeben — w[ir …] sen Blättern bereits vor Jahren als überaus praktisch bezeichnen konn[ten], jetzt unter dem Titel „Fleurs de la poésie française du dix-neuvième [siècle"*)] eine Blumenlese des Besten herausgegeben, was die französische Poe[sie seit] dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts geliefert. Mit diesem B[uche in] der Hand, wird sich Jeder leicht in dem großen Blumengarten der franzö[sischen] Dichtung neuerer Zeit orientiren und, da die verschiedenen Gattungen [der] Poesie streng von einander geschieden, auch mit den einzelnen Dichtern […] bekannt machen können. Zugleich aber gewinnen wir dadurch eine Uebersi[cht], wie reich das heutige Frankreich nicht blos, wie man immer glaubt, an dra[]matischen und erzählenden Schriftstellern, sondern auch an lyrischen, epischen, didaktischen und elegischen Dichtern ist. Wir brauchen […] die Namen Chateaubriand, Beranger, Lamartine, Delavigne, Victor Hug[o], Soumet, Viennet, A. de Vigny, Barbier, Emile Deschamps, de Musset, […]lévy, Barthélemy, Méry, Briseux, Desbordes-Valmore, Anaïs Ségal[as], Amable Tastu, Louise Colet ꝛc. zu nennen, um dies Jedem sogleich zum [Be]wußtseyn zu bringen, und doch haben wir hier kaum den zehnten Theil [der] Namen genannt, die zu dieser Blumenlese beigetragen. Herr Herrmann [hat] dem Ganzen eine für deutsche Leser recht nützliche Einleitung über die fran[zö]sische Versification vorangeschickt, in welcher er zunächst darlegt, warum [die] französische Poesie nicht auch, wie die deutsche, den Rhythmus der Alten [bei] sich eingeführt und weshalb es in derselben keine reimlosen Verse giebt, […] er zu Erörterungen über den Reim und den Versbau, so wie zur […] der verschiedenen Dichtungsarten übergeht. — In der Sammlung [finden wir] nachstehendes Gedicht von Chateaubriand gefunden, das vielleicht auch […] Lesern noch wenig bekannt ist:

Charlottenbourg, ou le tombeau de la Reine de Prusse

Par Chateaubriand. **)

Voyageur. Sous les hauts pins qui protègent ces sources,
Gardien, dis-moi quel est ce monument nouveau!
Gardien. Un jour il deviendra le terme de tes courses:
O voyageur! c'est un tombeau.
Voy. Qui repose en ces lieux?
Gard. Un objet plein de charmes.
Voy. Qu'on aima!
Gard. Qui fût adoré.
Voy. Ouvre-moi.
Gard. Si tu crains les larmes,
N'entre pas.
Voy. J'ai souvent pleuré.
(Entrant.) De la Grèce ou de l'Italie
On a ravi ce marbre à la pompe des morts.
Quel tombeau l'a cédé pour enchanter ces bords!
Est-ce Antigone ou Cornélie!
Gard. La beauté dont l'image excite tes transports
Parmi nos bois passa sa vie.
Voy. Qui pour elle à ces murs, de marbre revêtus,
A suspendu ces couronnes fanées?
Gard. Les beaux enfants dont ses vertus
Ici-bas furent couronnées.
Voy. On vient!
Gard. C'est un époux; il porte ici ses pas
Pour nourrir en secret un souvenir funeste.
Voy. Il a donc tout perdu?
Gard. Non: un trône lui reste.
Voy. Un trône ne console pas!

*) Extraites des meilleurs poètes etc. — Berlin, R. Decker, 1847.

**) Der Dichter war zur Zeit der Restauration (1820), ehe er als Botschafter nach Lon[]don und zum Kongreß nach Verona ging, französischer Gesandter in Berlin, und damals scheint dieses Gedicht entstanden zu seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. ·ränumerations-Preis 22½ Silbergr. ½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für as ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Sonnabend den 27. November 1847.

Kaukasien.

Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

(Erzählt von einem „russischen Offiziere" in der Revue Indépendante.)

Der Kampf Rußlands gegen die unter dem Namen der Tscherkessen oder ckassier bekannten Bergvölker des Kaukasus ist vielleicht weniger ein An- ·ffs- als ein Vertheidigungskrieg, um die Gränzen des russischen Reichs vor ı Einfällen jener zahlreichen Horden zu bewahren, welche im dreizehnten d vierzehnten Jahrhundert sich den Nationen des nördlichen Europa's so chtbar gemacht haben. Seit ungefähr einem halben Jahrhundert bildet das hte Ufer des Flusses Kuban die Nordwestgränze der kaukasischen Stämme gen Rußland. Von den Ufern dieses Flusses erstrecken sich am Fuße der niede- ı Gebirgsabhänge weite Prairieen und Wälder, die gleichsam als neutrale ndestheile betrachtet werden. Längs der russischen Gränze hat die Regierung festigte Dörfer anlegen lassen, welche von Kosaken bewohnt und etwa fünf s sechs Stunden von einander getrennt sind. Kleine, ebenfalls befestigte Po- n liegen zwischen diesen Dörfern, und zwischen diesen Posten stellt man wäh- d des Tages starke Soldatenpiquets auf, die sich beim Einbruch der Nacht die Forts zurückziehen.

Die zur Vertheidigung dieses Theils der Gränze bestimmte Armee wird f 128,000 Mann geschätzt. Die gegen einen wenig zahlreichen Feind in ıwendung gebrachten Vorsichtsmaßregeln beweisen hinlänglich, für wie wich- ; die russische Regierung die Beschützung ihres Gebiets gegen dessen furcht- re und verheerende Angriffe hält — Vorsichtsmaßregeln, wodurch die Berg- ·lker keinesweges verhindert werden, oft über den Kuban zu gehen, Heerden rtzutreiben und Gefangene zu machen, wobei sie mit einer Kühnheit und chnelligkeit zu Werke gehen, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß.

Fast immer führen die Tscherkessen ihre Einfälle während der Nacht aus, enn die Soldaten sich in die Kastelle zurückgezogen haben und der Ruhe legen, weil dann eine Verfolgung nicht leicht zu befürchten ist. Aber die osaken haben ein fast nie täuschendes Merkmal, um die Annäherung der einde und ihr Vordringen bis in die benachbarten Wälder zu erkennen. iese nämlich, so wie die großen Gebüsche in der Umgegend, werden von einer lenge Wölfe bewohnt, deren schreckliches Geheul sich die ganze Nacht hin- ırch hören läßt. Sobald nun diese Thiere ihr Geheul einstellen und eine öhliche tiefe Stille auf die wilden Töne folgt, kann man sicher seyn, daß die ergvölker in die Ebene herabgestiegen sind und die Wälder und Prairieen ırchstreifen. Sie pflegen den Fluß zu Pferde zu überschreiten und dringen ınn tiefer in das russische Gebiet ein, um die im Schlafe liegende Bevölke- ıng zu überraschen. Die russischen Soldaten betrachten den Versuch, den bergang Jener zu verhindern, sie auf dem anderen Ufer anzugreifen und nen den Rückzug in die Berge abzuschneiden, als eine Unmöglichkeit. Denn an kann ihren Spuren nur mit großer Schwierigkeit folgen, und ihre Kunst ıd Schlauheit, sie zu verwischen, erinnern an die, welche die Nord- nerikaner lange Zeit in ihren Kämpfen mit den Engländern angewandt ıben. So lange sie am Ufer marschiren, ist es leicht, ihre Schritte im ande zu erkennen; wenn sie aber die Prairieen oder Sümpfe durchwandern, rwischen sie ihre Spuren bis zur Unkenntlichkeit, da die niedergetretenen räser sich nach kurzer Zeit wieder aufrichten.

Die Russen stellen zuweilen Schlauheit der Schlauheit gegenüber. So gen sie zum Beispiel an den Orten, wo die Bergvölker ihrer Vermuthung ıch am häufigsten übersetzen, kleine Steine auf die Gräser, durch deren Ge- icht die Halme der letzteren herabgebogen werden; wenn dessenungeach- t sich die Halme aufgerichtet haben, so war das ein sicheres Zeichen, daß ie Bergvölker ihren Weg über diese Stelle genommen hatten. In diesem alle setzen sich die Russen sogleich zu Pferde, um ihnen den Rückzug in die erge abzuschneiden, und tragen auch gewöhnlich den Sieg über sie davon, eil die Letzteren durch ihre Beute und die Ermüdung ihrer Pferde sehr am ampfe behindert werden. Dergleichen Zusammentreffen haben gewöhnlich urchtbare Kämpfe zur Folge. Während der eine Theil der Truppe sich in das efecht stürzt, beeilt sich der andere, die gemachte Beute in Sicherheit zu ringen, und daher gelingt es höchst selten, ihnen die Frucht ihrer Räubereien ieder abzujagen. Und diese Einfälle sind so häufig, daß die Russen sich zu- eilen gezwungen sehen, eine Expedition ins Innere der Berge zu unter- ehmen, um die Völkerschaften für ihre Eingriffe in das Eigenthumsrecht hrer Nachbarn zu bestrafen und die Ehre der russischen Soldaten zu rächen.

Bei Gelegenheit eines dieser nächtlichen Einfälle auf das russische Gebiet, wo die Bergvölker zahlreiche Heerden geraubt hatten, beschloß der General Saß, Kommandant einer Abtheilung jener kleinen Forts, die wir oben erwähnt haben, einen Streifzug gegen den Stamm der Abasseschessen, der zu den gefürchtetsten und mächtigsten des Gebirges gehörte. Das von diesem Stamme bewohnte Land, die Fußsteige und Bergabhänge, welche zu den Dörfern führten, waren dem General wenig bekannt; aber hier, wie überall, trifft man Menschen, die sich geneigt finden, ihr Vaterland für Geld zu verrathen. Mehrere Tscherkessen boten sich ihm als Führer an.

Der General ließ einen dieser Männer kommen, zeigte ihm eine mit Geld gefüllte Börse und versprach, sie ihm zu geben, wenn er die übernommene Verpflichtung gewissenhaft erfüllen würde. Darauf gab er ihm eine starke silberne Taschenuhr mit dem Auftrage, allein nach dem Haupt-Lagerplatze der Abasseschessen sich zu begeben, und zwar ganz in der Weise, als habe er ein Truppencorps hinter sich, also überall, wo die Truppen der Ueberschreitung von Flüssen oder anderer Hindernisse wegen aufgehalten werden würden, ebenfalls die für die Ueberwindung derselben nöthige Zeit anzuhalten, dann aber, sobald er das Ziel seiner Reise erreicht hätte, sofort zurückzukehren, nachdem er sich genau gemerkt hätte, wie oft in der Zeit seines Hinganges der Zeiger der Uhr sich um den Mittelpunkt des Zifferblattes herumgedreht hätte. Denn der General wollte wissen, wie viel Zeit ein kleines Heer bis zur Erreichung des Dorfes brauchte, wenn es sich einige Zeit vor Sonnen-Untergang auf den Marsch begebe.

Wir waren damals in der Mitte des Oktobers 1844, einer Jahreszeit, wo dichte Nebel sich auf den Bergen lagerten und uns ihren Anblick oft ganz raubten. Aber der General glaubte gerade von diesen Nebeln Vortheil zu ziehen, um leichter in die Berge einzudringen und seine Gegenwart am Tage besser zu verbergen.

Bei der Rückkehr des Führers fand der General, daß die Entfernung bis zu dem Hauptdorfe der Abesseschessen zu groß sey, als daß sie in einer einzigen Nacht zurückgelegt werden könne. Dennoch befahl er noch an demselben Abend den Truppen, sich bereit zu halten, denn er hatte einen nächtlichen Eilmarsch beschlossen, um bis Anbruch des Tages eine bedeckte Schlucht zu erreichen, die der Führer als ein vorzügliches Bivouak geschildert hatte. Dort wollte er den Tag über in tiefer Stille bis zum Abend verweilen. In dieser Stellung ist keinem Soldaten gestattet, Feuer zu machen, oder zu rauchen, oder zu singen, oder auch nur ein Wort zu sprechen; denn das geringste Geräusch würde unfehlbar die Aufmerksamkeit der Bergbewohner auf sich ziehen und das ganze Heer in die größte Gefahr bringen. Deshalb wird jedes in der Armee gebrauchte Pferd, sofern es die Gewohnheit zu wiehern hat, sofort von den Kosaken getödtet, als unbrauchbar zum Gränzdienst.

Ich bat den General Saß um die Gunst, an der Expedition Theil zu nehmen. Er gewährte meine Bitte, indem er mich seinem Stabe als Adjutant attachirte. Unmittelbar nach Sonnen-Untergang wurde der Befehl gegeben, sich in Bewegung zu setzen. Wir marschirten in der größten Schnelligkeit und mit dem möglichst geringen Geräusch gegen die Berge. Einige Tscherkessen, die mit uns befreundet und verbunden waren, bildeten unsere Avantgarde. Dann folgte der General Saß, auf einem Schimmel reitend und gefolgt von einem Kosaken, der seine Pfeife, seinen Säbel und sein Jagdgewehr trug. Er hatte die Gewohnheit, ohne Waffen zu reiten. Nach ihm kamen die Offiziere des Stabes, dann ein halbes Regiment Kosaken von 1200 Mann und ein Bataillon von 1000 Mann mit einer Gebirgs-Batterie von 4 Kanonen nebst ihrem Train. Die Schnelligkeit, mit der unser Vortrab in die Berge eindrang, und die geringe Breite der Fußsteige und Hohlwege gaben unseren Kolonnen eine Länge, welche mit ihrer Stärke in keinem Verhältniß stand. Der General schien sich indeß darum nicht zu kümmern. Unter solchen Umständen macht er sich so wenig Sorge über die Terrainschwierigkeiten und natürlichen Hindernisse, daß er, wie er mir selbst versicherte, seinen Weg mit der Avantgarde ganz allein bis zu Ende verfolgt hätte. Nachdem wir diese erste Nacht und den folgenden Tag am Fuße der ersten Gebirgskette, ohne entdeckt zu werden, zugebracht hatten, setzten wir uns bei sinkender Nacht wieder in Marsch, bis wir nach einigen Stunden an dem Fuß eines ungeheuren, schroff aufsteigenden Felsens anlangten, an dessen Basis man mit großer Mühe einen dermaßen engen Fußpfad ausgehauen hatte, daß wir nur einzeln hinter einander ihn betreten konnten. Kaum hatten wir einige Schritte auf diesem gefahrvollen Wege gethan, als wir einen neuen Felsen von nicht minderer Größe, als den ersten, erblickten, dessen Gipfel sich über uns fortstreckte und an dessen Basis sich ebenfalls ein Fußweg befand, der fast noch schmaler war, als jener erste. Die

Kanonen mußten abgenommen und die einzelnen Theile der Laffette den Artilleristen aufgeladen werden. Die Stücke selbst wurden in einer Hängematte an Stricken befestigt und von zwölf Menschen, welche hinter einander gehen mußten, getragen.

Man kann sich keine Vorstellung von allen den Vorsichtsmaßregeln machen, die beobachtet werden mußten, weil das geringste Geräusch, vom Echo bis in die entferntesten Thäler fortgetragen, unsere Gegenwart an diesem gefahrvollen Ort verrathen und der geringste Fehltritt eines der Träger die übrigen mit ihrer Last in unabsehbare Abgründe geschleudert hätte. Wären wir entdeckt worden, so wäre ein Rückzug unmöglich gewesen; wir wären sämmtlich durch die vom Feinde herabgerollten Felsstücke und die Kugeln seiner Büchsen gefallen bis auf den letzten Mann. In diesem Augenblicke fühlte Jeder die ganze Ausdehnung der Gefahr und das tiefste Schweigen herrschte daher rings um uns. Unsere Pferde selbst schienen ihren Hufschlag weniger hörbar zu machen, als ahnten sie die Gefahr, in der wir uns befanden. Indessen wurde unser Marsch durch keinen Unfall unterbrochen, und bald hatten alle Truppen und das ganze Gepäck diesen unheilvollen Pfad hinter sich.

Es war noch tiefe Nacht, als wir in einer so geringen Entfernung bei einem Dorfe vorbeikamen, daß wir das Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde hören konnten. Glücklicherweise hatten die Bewohner desselben keine Ahnung von unserer Nähe. Indessen hielt der General es der Klugheit gemäß, zwei von unseren cirkassischen Freunden als Beobachtungsposten zurückzulassen. Plötzlich erhob einer der Führer die Hand. Dies Signal lief schnell wie ein Blitz durch die ganze Linie und wurde so gut verstanden, daß das ganze Heer plötzlich wie durch einen Zauberschlag gebannt unbeweglich stand. Einen Augenblick später stiegen die Reiter von ihren Pferden. Niemand, der nicht Zeuge dieser sonderbaren Scene gewesen ist, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Genauigkeit machen, womit jede Bewegung ausgeführt wurde. Rings um uns lag die Natur in ein tiefes Schweigen versenkt. Der reine Himmel, von unzähligen Sternen besäet, die ruhige, ein wenig frische Luft, von den Blumen duftender Prairieen, welche im Grunde der Thäler lagen, geschwängert, erweckte in mir Empfindungen von einer Erhabenheit und Tiefe, deren Erinnerung mich nie verlassen wird. Der General näherte sich mir: Während er mich mit der einen Hand zum Niedersitzen auf der Erde einlud, wies er mit der anderen nach Osten, wo eine unbestimmte Helligkeit die Nähe des Morgens verkündete. Der leichtgeröthete Punkt am östlichen Horizont kontrastirte in eigenthümlicher Weise mit der tiefen Dunkelheit, in der die Seiten der Schlucht begraben waren, wo wir uns so unerwartet aufgehalten sahen. Ich bemerkte in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten, in der mir vom General angedeuteten Richtung, zwei Abesscheffen, deren Umrisse sich scharf wie zwei gigantische Felstrümmer auf der erhellten Stelle des Horizontes abzeichneten, und die sich von Zeit zu Zeit gegen den Abgrund niederbeugten, als wollten sie sich von dem Grunde des Geräusches unterrichten, das die Luft zu ihnen emporgetragen. Deutlich hörte man die an einen Dritten, der ein wenig zurückstand, gerichteten Worte dieser beiden Männer. Man muß lange Zeit an dem Kriege in den Gebirgen Theil genommen haben, um in einer solchen Entfernung und in so dunkler Nacht etwas der Art zu bemerken. Die Augen der Kosaken und Tscherkessen aber sind gewohnt, die Dunkelheit zu durchdringen und Gegenstände der kleinsten Art in weitester Entfernung und zu jeder Tageszeit wahrzunehmen. So bin ich auch überzeugt, daß meine ganze Umgebung in dem Augenblicke, wo der Befehl stillzustehen gegeben wurde, die Ursache davon erkannt hatte. Nach dem Gespräche der beiden Abesscheffen war es augenscheinlich, daß sie das Geräusch gehört hatten und nur über den Grund desselben zweifelhaft waren. Der Eine versicherte, es sey der Vortrab eines russischen Truppencorps, während der Andere der Meinung war, es rühre von wilden Thieren her, die das Gebüsch des Abgrundes durchbrochen hätten.

Hätten die beiden Männer die Wahrheit gekannt, so würden sie unverzüglich ein großes Feuer auf dem Hügel angezündet haben. Andere Feuer auf den weiter gelegenen Hügeln würden gefolgt und in kurzer Zeit würde der ganze Bezirk in Aufruhr gewesen seyn. Nach den Berechnungen des Generals konnte das Infanterie-Bataillon, welches die Arrieregarde bildete, noch nicht an jenem gefährlichen Fußpfad angelangt seyn. Es war somit augenscheinlich, daß der Erfolg des Unternehmens und selbst die Sicherheit des ganzen Heeres von dem Verschwinden jener beiden feindlichen Vedetten abhing. Auf ein gegebenes Zeichen nahten sich zwei junge Männer dem General. Er sagte ihnen einige Worte ins Ohr, und alsbald legten sich die beiden Leute — es waren Zwillinge, die der General sehr liebte — auf die Erde und begannen langsam den mit dichtem Gebüsch bedeckten Abhang hinauf zu kriechen, welcher zu dem von den Vedetten besetzten Hügel führte. In ängstlicher Stille warteten wir den Verlauf des Dramas ab, dem wir sogleich als Zuschauer beiwohnen sollten, und das unsere Theilnahme um so mehr in Anspruch nahm, als es sich um nichts weniger handelte, als um unsere Existenz und um unsere Ehre. Unsere Augen wandten sich gegen Morgen und ruhten mit Bangigkeit auf den beiden Schildwachen, die, da sie kein Geräusch mehr hörten, sich auf den Boden niedergelassen hatten. Bald darauf erhob sich die eine und schien aufmerksam nach dem Abhange hinunter zu lauschen. Ein schwarzer Körper war ihr genaht, und wir hörten plötzlich einen verwirrten Ton, der wie ein erstickter Schrei klang, worauf sie zu Boden sank. In demselben Augenblick sahen wir die andere Schildwache, welche sitzen geblieben war, während einiger Sekunden mit einem anderen Manne kämpfen und beide den Abhang hinabrollen. Gleich darauf erschienen auf der Spitze des Hügels zwei Männer, welche Zeichen gaben, und einige Minuten später waren die beiden Brüder bei dem General und gaben ihm die Versicherung, daß jede Gefahr beseitigt sey.

„Vorwärts!“ rief der General mit tiefer, aber hinlänglich lauter [illegible] um von der ganzen Abtheilung gehört zu werden; und wir setzten [illegible] verdoppeltem Eifer wieder in Marsch, um die verlorene Zeit einzuholen [illegible] dessen wurde es am östlichen Himmel heller. Wir erreichten in kurzer [illegible] Hochplateau, an dessen Fuße das Ziel unseres Marsches war, das Dorf [illegible] welches der Angriff gerichtet werden sollte.

(Schluß folgt.)

Portugal.

Soult's Rückzug aus Porto im Jahre 1809.

(Schluß.)

Der Feind sammelte seine zerstreuten Truppen in einiger Entfernung [illegible] setzte aber den Rückzug bei Nacht gegen Amarante fort. Unser [illegible] betrug nicht mehr als 120 Mann, während der Feind, außer Todten [illegible] wundeten, 500 Gefangene in unseren Händen, 1000 Kranke in Hospitälern [illegible] mehrere Geschütze zurückließ. Die Stadt war Abends erleuchtet, [illegible] Arthur, ohne sich Ruhe zu gönnen, erließ denselben Abend noch eine [illegible] gung an die Armee. Die Operationen der drei vorhergehenden Tage [illegible] sehr glücklich, und die Raschheit, mit welcher der Feind von [illegible] Stellung getrieben wurde, findet selten eine Aehnlichkeit. Die Armee [illegible] in 4 Tagen 80 (engl.) Meilen, und zwar drei Tage im Angesichte des [illegible]

Sir Arthur hat einen der ausgezeichnetsten französischen Marschälle [illegible] seinem Standquartier überrascht und unter dessen Augen die [illegible] Operation ausgeführt, die es im Kriege giebt, nämlich den Uebergang [illegible] einen reißenden und tiefen Strom im Angesichte des Feindes. Nichts kann [illegible] von der Schmach dieses Tages retten, und Alles, was geschrieben [illegible] geschrieben wird zu seiner Entschuldigung, kann nur seinen Mangel an [illegible] sicht und seine verderbliche Sicherheit bemänteln. Die Schnelligkeit der [illegible] wegungen Sir Arthur's war wundervoll; innerhalb 26 Tage seit seiner [illegible] fahrt von Portsmouth war Porto erobert und der Feind in vollem Rückzug. Der Hauptmann Fitzroy, Adjutant des Ober-Befehlshabers, wurde mit dem Berichte der Erfolge nach England mit einem auf der Höhe des [illegible] zenden Schiffe geschickt, dessen Besatzung von der See aus den [illegible] vom 11ten und 12ten gesehen hatte.*)

Soult hat wegen seines Benehmens in Porto viele Vorwürfe, ja, [illegible] dächtigungen erfahren. Man sagt sogar, er habe sich zum Könige von Portugal machen wollen und habe einige Tage *als solcher gehandelt.* Gewiß [illegible] daß er Frankreich unmittelbaren Schaden zugefügt durch Aufopferung [illegible] Menschen und des Heergeräthes einer ganzen Armee, und daß er mittelbar dadurch zum Verluste der Halbinsel und zum Sturze des Kaiserreichs beigetragen. Die Zeitungen berichten, daß man auf dem Schlosse Soultberg [illegible] gen Tagen bei der Aussicht auf den baldigen Tod des Marschalls viele [illegible] verbrannt habe, die in der Hand eines Dritten gefährlicher Natur [illegible] ten; vielleicht sind manche nicht blos aus den hundert Tagen, sondern [illegible] dem portugiesischen Feldzuge dabei, welche zur Ehre des Marschalls [illegible] der Welt für immer verschlossen bleiben müssen. Ein Pausanias [illegible] seyn, ein Philopömen ist er nicht! Ist indessen seine Vertreibung [illegible] eine Schande für ihn, so macht doch der darauf folgende Rückzug seiner [illegible] gie und seinen Talenten große Ehre, so verlustvoll dieser Rückzug [illegible] Wir wollen ihn unseren Lesern nach einem oben angeführten englischen [illegible] mann geben:

Der Rückzug des Feindes war auf Amarante gerichtet, [illegible] der französische General Loison zehn Tage vorher diese Stadt dem Portugiesen [illegible] weggenommen und so ein kleines Loch zum Entkommen geöffnet hatte. [illegible] Marschall Beresford war bei Pedro de Regoa über den Douro gegangen, hatte sich mit Silveira vereinigt, trieb am 11ten Loison aus Amarante [illegible] schnitt auf diese Weise dem Feinde die Straße und die Hoffnung zum Entschlüpfen ab. Loison ging auf der guten Fahrstraße, die nach Chaves führt, [illegible] Guimaraens zurück und meldete an Soult nach Porto seine Bewegung. [illegible] Soult erfuhr diese unangenehme Neuigkeit in der Nacht des 12ten bei seiner Ankunft in Peñafiel, und sich von so vielen Seiten bedrängt sehend, [illegible]

---

*) Graf Westmorland (gegenwärtiger Gesandter Großbritanniens in Berlin) [illegible] Werkchen: „Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington [illegible] tugal und Spanien“ (Deutsch vom Gr. v. d. Goltz. Berlin, 1842) beschreibt [illegible] tägigen glänzenden Feldzug mit nur wenig Worten und thut dabei dem [illegible] ein doppeltes Unrecht. Erstens schildert er dessen Lage in Porto zu günstig, [illegible] Triumph des Sieges dadurch noch mehr zu verherrlichen, zweitens läßt er [illegible] dem Grunde für den besten Offizier der französischen Armee gelten. Die [illegible] war aber, wie wir eben gesehen haben, keineswegs eine günstige, seine [illegible] ren schwächer, als die englisch-portugiesischen, er war von Insurgenten und [illegible] ringt und hatte eine Verschwörung im eigenen Heere; wohl aber ist [illegible] in Porto strafbar. Daß er einer der besten Offiziere im französischen [illegible] ten alle Militairs zugeben, daß er der beste war, dürften sehr viele bestreiten. [illegible] Feldherr war Davoust, obwohl er von Napoleon selbst nicht immer nach [illegible] wurde. Seine Thaten bei Auerstädt und in den Tagen vor der Schlacht [illegible] bei derselben sind von keinem Feldherrn Frankreichs übertroffen. Er hätte [illegible] nicht so überfallen lassen.

**) Belmas sagt (I., 78), Loison habe Soult keine Nachricht von seiner [illegible] aus Amarante gegeben. Seine Worte lauten: „Loison . . . . avait abandonné [illegible] de Amarante sans en rien faire savoir au maréchal Soult . . . . On peut juger [illegible] l'embarras du maréchal Soult en apprenant ce terrible événement, qui [illegible] sa seule route de retraite. Mais conservant toute son énergie dans ce [illegible] tique, il fait aussitôt détruire l'artillerie, les voitures et tous les bagages. [illegible] la vallée de la Sousa par un sentier étroit et presque impraticable aux chevaux

Straße für Wagen, entschloß er sich schnell, alles schwere Heergeräth zu zerstören und über die Sierra de Santa Catharina zu ziehen, um sich mit Loison in Guimaraens zu vereinigen. Hauptmann Mellisch, welcher am 13ten Morgens nach Peñafiel beordert war, bestätigte die schon in Porto bekannt gewordene Nachricht, daß die Franzosen alle Wagen und Geschütze zerstört haben. Man hatte die Kanonen Mündung gegen Mündung gestellt und so von einer in die andere geschossen mit einem Lauffeuer durch die Masse der Pack- und Pulverwagen.

Mangel an Mundvorrath und die Ungewißheit über die Richtung des Feindes hinderte das Vorrücken der ganzen Armee am 13ten; aber die Deutschen (im englischen Dienste) wurden mit einigen Sechspfündern auf Verfolgung vorgeschoben. Sobald man gewiß war, daß Soult den Gedanken eines Rückzugs über Amarante aufgegeben, wurde dem Marschall Beresford der Befehl zugeschickt, seinen Marsch auf Chaves zu richten; er kam daselbst am 16ten an und sandte Silveira in der Richtung des feindlichen Nachtrabes bei Ruivaens. Am 14ten begab sich die Armee, die Hälfte des Weges zurücklegend, nach Braga. Soult sammelte seine Truppen am 15ten zu Guimaraens (die Besatzung von Braga hatte bei unserem Vorrücken die Stadt geräumt), da er aber uns zu Villanova fand und er wußte, daß ihm für Geschütze keine Straße mehr offen war, so zerstörte er die Kanonen, Wagen und Kriegskasse des Loisonschen Corps und hielt sich in Verzweiflung an die Ziegenpfade über die Berge, wobei er auf die Theilnahme, Belehrung und Hülfe des Bischofs von Braga rechnete. War seine Armee während des 13ten in großer Verwirrung, so trat in den folgenden Tagen eine vollständige Auflösung ein. Die Pfade waren so eng, daß nur je ein Mann gehen konnte. Die Reiter mußten ihre Pferde führen, und während sie so die Marschsäule verlängern mußten, goß der Regen in Strömen auf sie herab. Die Bauern, glücklich, eine Gelegenheit zur Rache zu haben für die Gräuel, die der vorrückende Feind ausgeübt hatte, verfolgten sie wie Geier und ermangelten nicht, über jeden herzufallen, der vor Ermüdung nicht weiter konnte. Die Steine, welche das Landvolk von den Gipfeln auf sie herabrollte, stürzten ganze Reihen in den Abgrund, während einzelne Schüsse die Soldaten in der Linie tödteten. Ihr Leiden fand blos bei den Briten Mitgefühl, die nicht selbst gelitten unter den schuldvollen Handlungen, welche man den Franzosen jetzt vergalt. Ihre Auflösung war so vollständig, daß Sir Arthur es für unnöthig hielt, ihnen mit der ganzen Armee bis jenseits Braga zu folgen, welche Stadt er am 16ten erreichte. Auch mußte man in Betracht ziehen, daß Victor den Süden Portugals bedrohte, und deshalb begnügte sich der britische Feldherr, dem Feinde mit einiger Reiterei, den Garden und der Brigade des Generals Cameron nachzusetzen, während die Deutschen selbst mit Dreipfündern über die Sierra de Santa Catharina folgten und an demselben Tage Guimaraens erreichten. Die Franzosen erreichten in der Nacht auf den 15ten Salamonde, wo ihre Lage höchst bedenklich wurde. Eine der Brücken über den Cavado war abgebrochen und besetzt, während eine andere, Ponte Nova genannt, nichts mehr als ein einzelner Balken war. Aber sie überfielen und tödteten die Portugiesen, welche letztere besetzt hielten, und dies rettete die Armee.*) Während der Nacht auf den 16ten stellten sie einige Ordnung unter den Truppen und die Brücke wieder her, die am anderen Morgen gangbar war und ihnen den Weg nach Montalegre frei machte, nachdem sie einen Nachtrab in Salamonde zurückließen. Unsere Reiterei entdeckte den Feind um halb Eins, aber unsere Garden konnten erst spät auf dem Platze seyn. Die Stellung des Feindes war hinter einer tiefen und weiten Schlucht, nur durch die Landstraße zugänglich, die rechte Seite lehnte sich an den Fluß, die linke an einen Rand zerklüfteter Berge. Unsere leichten Truppen wurden beordert, den Punkt zu umgehen, um halb 7 Uhr waren sie weit genug in des Feindes Flanke, und nun drang die Kolonne aus der Abtheilung des Generals Murray auf der Landstraße vor, um von der Fronte anzugreifen. Der Feind, der anfangs glaubte, er habe nur Reiterei vor sich, und seine Pikets für den Abend aufgestellt hatte, zog sich nun augenblicklich zurück. Da es aber schon fast finster war, so konnte man wenig Vortheil aus der Verwirrung des fliehenden Feindes ziehen, blos daß die Kanonen in seine Reihen feuerten und die leichten Fußtruppen ihn als Plänkler drängten, und es wurden nur wenige Gefangene, worunter ein Offizier, gemacht.

Am folgenden Morgen waren die Unfälle des bei Nacht fliehenden Feindes grauenhaft sichtbar durch die Trümmer, welche am Cavado auf und an der Brücke lagen. Diese war nur theilweise hergestellt, Fußvolk und Reiterei konnten nur, letztere die Pferde führend, einer nach dem anderen übersetzen; der Uebergang wäre unter allen anderen Umständen gewagt gewesen, jetzt war er es unter unserer Verfolgung, unter Kanonendonner und nächtlicher Finsterniß im höchsten Grade. Der reißende Cavado stellte daher ein außerordentliches Schauspiel dar, Menschen, Pferde, Saumthiere und Gepäck waren hinein gestürzt und hemmten buchstäblich den Lauf des Wassers. Hier mußte der Feind unter Tod und Verderben die letzte Beute hergeben, die er sich durch Plünderung in Porto und anderen Städten nördlich vom Douro zu verschaffen gewußt. Alle Arten werthvoller Güter lagen auf der Straße zerstreut, über 300 Pferde im Wasser, und beladene Maulthiere fielen in die Hände der Gardetruppen. Diese fingerthätigen Leute trieben jetzt ein eigenthümliches Fischerhandwerk, sie fischten Leichname und Kisten aus dem Wasser, welche mit Börsen voll Gold und Silber und mit anderen Sachen von Werth versehen waren, und mitten in Auftritten von Tod und Verderben erhoben sich Ausrufungen der ausgelassensten Freude.

Soult erreichte den Paß von Ruivaens vor Silveira. Ohne diesen Vorsprung wäre er sicher in Gefangenschaft gerathen; aber hier erfuhr er die Einnahme von Chaves durch Marschall Beresford, und er wendete die Spitze seiner Kolonnen nach Montalegre. Die Engländer waren durch Ermüdung außerordentlich herabgekommen, ebenso durch Mangel an Lebensmitteln und durch schlechtes Wetter, und sie legten am 17ten nur eine Meile zurück. Aber eine Schwadron Reiter und ein Bataillon Deutscher*) wurden zur Brücke von Miserele und Villa da Ponte vorgeschoben. Am 18ten setzten die Garden, die Deutschen und die Brigade Cameron dem Feinde nach, dessen Spur man durch die Trümmer aller Art, todte und sterbende Menschen (die von Anstrengungen und Elend zu Skeletten geworden waren) und verstümmelte Maulthiere, fand, und besonders durch eine unermeßliche Menge von Patronen, die der erschöpfte Soldat von sich geworfen, da ihm selbst die Last der Kugeln zu schwer ward.

Bei Montalegre, das Soult um zwei Stunden vor Silveira erreichte, ging er über die spanisch-portugiesische Gränze, und der englische Feldherr verfolgte ihn nicht weiter, da er sich begnügte, Portugal von den Franzosen gesäubert zu haben, und da auch Marschall Victor von Süden her dieses Land bedrohte und man ihm entgegenrücken mußte. Was Soult betrifft, so hat er auf diesem Rückzuge, welcher im Kleinen dem Rückzuge aus Rußland gleicht, große Kraft, Ausdauer und Besonnenheit gezeigt, aber es macht einem Feldherrn immer mehr Ehre, einem Uebel vorgebeugt, es abgewendet zu haben, als es über sich ergehen zu lassen und sich nachher mit Noth und halb daraus zu retten. Ueberhaupt hätte Soult, bei seinen großen Talenten und bei den ungeheuren Mitteln, über die er verfügte, die Halbinsel leicht für Napoleon retten können, wenn er ein eben so uneigennütziger Verwalter als erfahrener Feldherr gewesen wäre. Die Zuneigung der Spanier und Portugiesen hätten sich die Franzosen als Katholiken viel leichter erwerben können, als die protestantischen, für Ketzer geltenden Engländer; aber die französischen Oberbefehlshaber machten sich noch persönlich durch ihr Raubsystem verhaßt, außerdem daß sie als Eroberer in jedem Spanier einen Feind finden mußten. Die Eifersucht der Marschälle gegen einander, und ihre Uneinigkeit in Augenblicken, wo enges Zusammenwirken dringend nothwendig war, machten es Wellington nicht schwer, die sonst berühmtesten Feldherren um ihren Kriegsruhm zu bringen. Massena, Marmont, Ney, Soult, Jourdan, Victor &c., alle verloren in Spanien von den vielen Lorbeeren, die sie anderwärts gewonnen hatten. Nur Marschall Suchet kämpfte bis auf den letzten Augenblick unabhängig, glücklich und ruhmvoll. Paris war schon von den Verbündeten erobert und Napoleon gestürzt, aber Suchet stand noch unbesiegt in Südfrankreich mit seinem Häuflein Truppen, die er aus Spanien gebracht.

Frankreich.

Ein französisches Urtheil über die preußische Seehandlung.

Zu den vielen Huldigungen, die der Chef des Seehandlungs-Institutes und der preußischen Bank, Herr Minister Rother, bei Gelegenheit seines funfzigjährigen Dienstjubelfestes erhielt, ist auch eine des Auslandes gekommen. Herr Henri Richelot, dessen Schrift über den preußischen Zollverein in diesen Blättern zur Zeit erwähnt wurde, und der im Juni d. J., als der Vereinigte Landtag so viele schriftstellerische Notabilitäten hierher gezogen hatte, von Paris nach Berlin gekommen war, wo er hauptsächlich Alles, was mit dem Staatshaushalt zusammenhängt, studirte, veröffentlicht jetzt in dem Journale L'Opinion, unter der Ueberschrift „Berlin et la Monarchie prussienne en 1847", seine Berichte über mehrere hiesige Institute, namentlich die „Seehandlung", das „Handelsamt", die Sparkassen &c.

Dem Handelsamt und insbesondere seinem Präsidenten, Herrn v. Rönne, läßt er, mit dem Bedauern, daß die Wirksamkeit dieses Institutes bisher noch nicht vollständig ins Leben treten konnte, die lebhafteste Anerkennung zu Theil werden. Am ausführlichsten bespricht er jedoch die Seehandlung, welche er als ein „großes öffentliches Finanz- und Gewerbe-Etablissement" bezeichnet, „dessen Aufgabe darin besteht, die Arbeit in allen Richtungen zu unterstützen und zu leiten, indem es seine Mittel nach den Umständen auf verschiedenartige Weise anwendet."

Da es nur von Nutzen seyn kann, zu wissen, was das in solchen Dingen wohl als unparteiisch zu betrachtende Ausland über eine in Preußen allein sich findende Einrichtung der Art sagt, wie das „ministère maison de commerce" ist, so lassen wir hier aus den Bemerkungen des Herrn Richelot Einiges folgen: „Die Seehandlung", sagt er, „hat zwar vor nicht langer Zeit sehr viele Angriffe erfahren, aber ihre Gegner haben ihr dadurch nur Gelegenheit gegeben, ihre großen Verdienste um den Staat offener darzulegen, als man sie bisher kannte. Man hat ihr monopolistische Tendenzen und Eingriffe in die Privat-Industrie vorgeworfen, so daß angeblich durch die Fabrikthätigkeit der Seehandlung aller Unternehmungsgeist der Privaten gelähmt werde. Allein abgesehen davon, daß die Seehandlung sogar gewisse Privilegien aufgegeben, welche sie früher besaß (wie z. B. die Einfuhr des ausländischen Salzes, den Handel mit Wachs in den Ländern der Weichsel, die Stempelfreiheit &c.), ist sie auch weit entfernt, mit den Privaten irgendwie in Konkurrenz treten zu wollen. Sie denkt vielmehr nur daran, diese in ihren

*) Es war, nach französischen Berichten, der Major Dulong, welcher mit Sappeuren in tiefer Nacht und unter einem furchtbaren Wetter auf zwei Kähnen über den Fluß setzte und die Portugiesen überfiel.

*) Immer die Deutschen voran! So war es beim ganzen Kriege auf der Halbinsel, da ließ sie Wellington stets in die gefährlichsten Stellungen rücken, und so that er auch bei Waterloo, wo er Blücher voranziehen ließ und er gemächlich nachrückte bis Paris. Und dennoch war er später im Parlamente so undankbar gegen die Deutschen!

Anstrengungen zu unterstützen oder da einzutreten, wo sie mit ihren Kräften nicht ausreichen. Sie steht der Privat-Industrie durch Vorschüsse bei, oder geht ihr mit ihrem Beispiele voran. Sie bestrebt sich, die niederliegenden Geschäftszweige neu zu beleben oder solche, die der National-Industrie noch fehlen, hervorzurufen. Eine solche Einmischung des Staates in die Gewerbe, die allerdings den Ideen der neueren Socialisten über die Aufgabe der Staatsgewalt entspricht und dem übrigen Regierungssystem in Preußen analog ist, würde freilich in einem Lande von vorherrschender industrieller Macht, wie England, überflüssig seyn; in dem ausgedehnten Gebiete des preußischen Staates ist sie jedoch eben so nothwendig als nützlich.... Die Seehandlung unternimmt nur dasjenige selbst, was Privatleute aufgeben. Ich weiß nicht, wie groß die Summe ist, die sie verschiedenen Etablissements vorgeschossen, aber sicher ist sie bedeutend größer, als die Summe, die sie in den ihr allein gehörenden Fabriken und Werkstätten angelegt. Sie würde sich gewiß viel lieber auf die Rolle eines bloßen Kapitalien-Darleihers beschränken, aber wenn sich Niemand findet, irgend eine dem Lande nützliche Arbeit zu unternehmen, dann ist sie der Ansicht, daß es besser sey, sich dieser selbst zu unterziehen, als sie ganz unausgeführt zu lassen. Mehrere der ihr jetzt gehörenden Etablissements waren Privat-Einrichtungen, die in den Händen ihrer früheren Besitzer zu Grunde gingen und die sie nur an sich gekauft, weil kein anderer Erwerber sich fand. Sie ist bereit, sie sämmtlich der Privat-Industrie zurückzugeben, wenn diese sie übernehmen will. Die Gesinnung, von welcher sie beseelt ist, wird man aus den Klauseln ihrer Verträge mit Privattheilnehmern beurtheilen können, worin es heißt, daß diese zu allen Zeiten das Recht haben sollen, von ihr zu verlangen, daß sie ausscheide und daß bei der Liquidation die bisher von ihr bezogenen Gewinn-Antheile ihr als Kapital berechnet werden sollen. Demnach genügt es ihr, dem Unternehmen Impuls und Leben eingeflößt zu haben, und von dem Augenblicke an, wo ihre Mitwirkung nicht mehr nöthig, ist sie auch bereit, sich ohne Profit zurückzuziehen. Sicher ist darin weder der Geist der Gewinnsucht, noch der des Monopols wahrzunehmen.

„Die von der Seehandlung seit 25 Jahren erlangten Resultate sind wahrhaft staunenswerth. Nur zu oft erweckt eine auf öffentliche Kosten eingerichtete Industrie die Idee der Geldverschleuderung und der sorglosen Verwaltung; hier haben wir jedoch das seltene Schauspiel einer durch Staatsbeamte vorsichtig, ehrlich und glücklich geleiteten, ansehnlichen Masse von Geschäften. Als ich im vergangenen Jahre durch Lüttich kam, wurde mir auch dort von einem wohlunterrichteten Manne versichert, daß die bestorganisirten und den meisten Nutzen abwerfenden Werkstätten diejenigen dort seyen, die von der „General-Societät von Belgien" ressortirten, indem hier die Mitwirkung vieler Einsichtigen und die gegenseitige Kontrole verschiedener Beamten einen vortheilhaften Ersatz für die so gerühmten Hülfsmittel der Privatthätigkeit gewährten. Möge sich die Theorie also hüten, die gewerblichen Unternehmungen des Staates und der großen Gesellschaften absolut und überall zu verdammen.

„Die Erfolge der Seehandlung gereichen der preußischen Verwaltung im Allgemeinen zur Ehre; hauptsächlich gebührt das Verdienst jedoch dem Minister, der seit länger als einem Vierteljahrhundert mit der Leitung dieses Departements beauftragt ist. Als im Juni v. J. der Landtag versammelt war und die Stimmen sich gegen die einzelnen Minister erhoben, da gehörte der ehrwürdige Rother zu der kleinen Zahl derjenigen, denen die öffentliche Meinung huldigte. Niemand bestreitet diesem alten Staatsdiener, der das Kind seiner Werke ist, eine außerordentliche Geschäftsbefähigung. Die Seehandlung ist im wahren Sinne des Wortes seine Schöpfung; sie würde ohne ihn nicht das seyn, was sie ist, und nach ihm wird sie auch nur von den Traditionen leben, die er ihr hinterläßt."

Mannigfaltiges.

— **Karoline v. Woltmann.** Nur unter den Familien-Nachrichten haben die Berliner Zeitungen des hier am 18ten d. M. erfolgten Ablebens dieser Frau gedacht, und doch gehörte sie einst zu Deutschlands anmuthigsten und vielgenanntesten Schriftstellerinnen. Als die Tochter eines ausgezeichneten Berliner Arztes (des Geheimeraths Stosch), ward sie bereits in ihrem siebzehnten Lebensjahre (1799) mit einem damals schon literarischen Ruf habenden, seit Jahren aber — obwohl er das älteste jetzt lebende Mitglied des „gelehrten Berlin" ist — fast gänzlich verschollenen Schriftsteller, dem Kriegsrath Karl Müchler, vermählt, doch ist diese Ehe, in der sie übrigens zuerst als Schriftstellerin, unter Anderem mit dem Roman „Euphrosyne" aufgetreten war, nach einigen Jahren aufgelöst worden. Sie verheiratete sich zu Anfang des Jahres 1806 zum zweitenmale mit dem zu jener Zeit als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, so wie als Geschäftsträger der Städte Hamburg, Bremen und Nürnberg, in Berlin lebenden Historiker, Karl Ludwig v. Woltmann, der aber durch die noch in demselben Jahre eingetretenen politischen Ereignisse seine diplomatische Stellung einbüßte und sich nun im Verein mit seiner liebenswürdigen Gattin auf das angewiesen sah, was ihnen seine und ihre Feder eintrug. Er schrieb damals als Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller, welchen Letzteren er einst als Professor des historischen Lehrstuhls in Jena abgelöst hatte, seine treffliche „Geschichte des westfälischen Friedens", so wie Erzählungen und Gedichte, welche mit ähnlichen Erzeugnissen seiner Gattin gemeinschaftlich in „Karl und Karoline v. Woltmann's Schriften" (Berlin, 1806—7) abgedruckt sind. Dem in Folge geistiger Aufregung, [illegible] Zeiten Druck und mancherlei Zurücksetzungen herbeigeführt hatten, [illegible] Gatten war indessen fortan ihre ganze Sorgfalt gewidmet, und als [illegible] Sommer 1813 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Prag [illegible] wußte sie auch dort um ihn einen Kreis literarischer und hochgebildeter [illegible] ner und Frauen zu versammeln, dessen Mittelpunkt das Woltmannsche [illegible] während mehrerer Jahre blieb. Dort entstanden seine „Geschichte Böhmens" und ihre „Volkssagen der Böhmen" (Prag, 1815), welche letztere [illegible] ihre beste Arbeit angesehen werden und in der That auch einen weit [illegible] Leserkreis als das gleichzeitig erschienene historische Werk ihres Gatten [illegible] warben. Als Woltmann 1817 in Prag starb, setzte sie ihm ein Denkmal [illegible] Pietät, indem sie seine sämmtlichen Werke herausgab,*) wie sie dem [illegible] Materialien zu seiner Lebensbeschreibung sammelte, mit deren Ausarbeitung sie noch in ihren letzten Lebenstagen beschäftigt war. Minder erfolgreich [illegible] als ihre früheren Arbeiten, war das, was sie nach dem Tode ihres [illegible] schrieb: „Maria und Walpurgis", „Neue Volkssagen", „Auserwählte [illegible] lungen"**) so wie ihre Schilderungen einer Reise nach Italien, die [illegible] in Zeitschriften und dann in besonderem Abdruck erschienen. Eine [illegible] Feder würde uns von dem vielbewegten Leben der geschätzten Frau, [illegible] terhaltung, auch nachdem sie aufgehört hatte, literarisch thätig zu [illegible] so belehrend als geistvoll, besonders über die Phasen der deutschen [illegible] und Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts, blieb, gewiß eine [illegible] ziehende Skizze liefern können. In dieser Zeitschrift, die einst einige [illegible] ihren italiänischen Reisebildern aufgenommen und deren Gebiet sie durch [illegible] trefflichen „Volkssagen der Böhmen" berührt hatte, sollte für jetzt wenigstens der Pflicht genügt werden, ihre irdische Hülle nicht ohne einen literarischen Nachruf von uns scheiden zu lassen.

— **Das neue englische Parlament.** Das neue, eben zusammengetretene englische Parlament hat, wie es scheint, eine ganz andere Physiognomie, [illegible] das Unterhaus bisher gehabt, das selbst durch die Reform-Akte nicht [illegible] in seiner Zusammensetzung verändert worden war. Es sind nämlich durch [illegible] letzten Wahlen bei weitem weniger Landeigenthümer und eine geringere Anzahl Flotten- und Landheer-Offiziere in das Parlament gekommen, so daß also die sogenannte Gentry der englischen Aristokratie nicht so vertreten ist, wie [illegible] Auch die Advokaten und die Juristen überhaupt, die früher sehr zahlreich im Unterhause waren, haben diesmal ihre Wiedererwählung in vielen Fällen vereitelt gesehen, und zwar, wie man sagt, deshalb, weil sich Viele durch ihre schamlosen Kostenberechnungen bei ihren Verwendungen für die parlamentarische Bewilligung von Eisenbahnen während der letzten sechs Jahre etwas anrüchig gemacht. In größeren Verhältnissen sind dagegen Handel und Gewerbe, so wie der Journalismus, im neuen Parlament vertreten. Es befinden sich in demselben mehr Banquiers und Kaufleute, mehr Eisenbahn-Direktoren und Zeitungs-Herausgeber, als in irgend einem früheren Unterhause. Das praktische Element ist überhaupt vorherrschend; das physische und materielle Interesse hat das Wissen und die bloße Theorie in den Hintergrund gedrängt. Ob der Tausch ein günstiger für das Land sey, wird sich vielleicht bald zeigen, denn eine der ersten Fragen wird nothwendig die Beruhigung [illegible] unglücklichen Irland seyn, an welchem nun schon so viele Theoretiker [illegible] zig Jahren ihr Heil vergebens versucht haben. Mögen nun die Praktiker zeigen, daß sie das Ding besser verstehen!

— **Neue Schrift von Enfantin.** Der bekannte Vater Enfantin, der, nachdem es ihm auch in Aegypten nicht gelungen war, das St. Simonistische System einzuführen und das freie Weib aufzufinden, sich nach einer kleinen Stadt in Frankreich zurückzog, wo er (zwischen Paris und Lyon) eine [illegible] terstelle übernahm, hat jetzt einen Briefwechsel über philosophische und religiöse Gegenstände drucken lassen, der jedoch nicht durch den Buchhandel zu beziehen ist, sondern von ihm an seine Freunde verschenkt wird.***) Der Briefwechsel umfaßt: 1) vier Briefe an Herrn Guizot, an Edgar Quinet, an den [illegible] von B. und an den Professor Michelet, sämmtlich aus den Jahren 1844 und 1845; 2) acht Briefe an einen Katholiken, vom 6. März bis zum 4. Juli 1843 geschrieben. Nicht eine Doktrin, wie früher, will der Herausgeber durch diese Schrift entwickeln, sondern nur den religiösen Wahlspruch: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst", seiner ganzen Bedeutung nach darlegen. Allerdings ist damit auch der St. Simonistische Zweck verbunden, die Gesellschaft neu zu organisiren, eine neue Zukunft aufzubauen durch, wie es der Verf. ausdrückt, „die Associirung der Ordnung mit der Freiheit." „Den Menschen", sagt er, „erziehen wollen im Angesichte des Kampfes zwischen der Pflicht und dem Interesse, hieße die todte Vergangenheit wieder ins Leben rufen; ihn erziehen für die Association jener beiden Lebensprinzipien, heißt dagegen einen Neugeborenen zeugen." Ungefähr läßt sich wohl [illegible] fühlen, was der Verf. mit diesen mystischen Worten meint, aber etwas Näheres wissen wir darüber nicht mitzutheilen, da uns das Buch nicht selbst, sondern nur ein Referat darüber in der Revue Indépendante vorliegt.

---

*) 12 Bände, Prag, 1818—21.

**) Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1822.

***) Correspondance philosophique et religieuse. 1843—1845. 1 vol. de 2[illegible] pages. Paris, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 143. Berlin, Dienstag den 30. November 1847.

Frankreich.

Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

Aus einem Romane von Balzac.

Die Zeitungen, die europäischen Kundschafter, die sich einander jede Begebenheit nacherzählen und sie im kleinsten Winkel der Erde verbreiten, haben in neuester Zeit schwere Anklagen gegen den sittlichen Zustand von Frankreich ans Tageslicht gebracht. Noch ehe diese Thatsachen sich herausstellten, hatten französische Romane ein grausiges Spiegelbild ihrer Zeit geliefert, dessen Wahrheit erst jetzt recht einleuchtend geworden, seit man eingestehen muß, daß der Mord einer tugendhaften Gattin, wie er in Wirklichkeit vorgekommen, den Schriftsteller gleichsam rechtfertigt, der einem Vater Waffen in die Hand giebt, um seinen verbecherischen Sohn zu strafen, wie Eugen Sue bekanntlich in einen „Memoiren eines Kammerdieners“ gethan. Freilich sollte die Kunst sich nicht herabwürdigen, die Verirrungen der Natur zu schildern; die Unnatur ist kein Gegenstand der Kunst. Die Werke von Eugen Sue können deshalb auf ihren Stempel keinen Anspruch machen, aber wohl auf eine gerechtere Beurtheilung, als ihnen in letzter Zeit zu Theil geworden. Als Sitten- und Charakterschilderungen behalten sie immer ihren Werth. Sue lehrt allerdings das Laster kennen, aber nicht lieben, man kann ihm wenigstens in seinem letzten Romane nicht vorwerfen, daß er es reizend schildert, sondern immer abscheuerregend, selbst da, wo die französische Frivolität sich unleugbar geltend macht: in der heimlichen Leidenschaft des Dieners für seine Gebieterin. Daß aber dennoch Gefahr in dieser Lektüre liegt, wer wollte es leugnen! je schärfer das Messer, je weniger eignet es sich zum Spielwerk der Unmündigen; selbst die abschreckendste Schilderung der Sünde vermag in ein unerfahrenes, aber zum Bösen reifes Gemüth Zündstoff und in den Sinn der Unschuld Schatten zu werfen. Eben so gefährlich kann auch der falsche Nimbus wirken, den der Autor einigen seiner Bösewichte ertheilt; in früherer Zeit wäre nur ein unschädlicher und komischer Rinaldo-Rinaldini-Enthusiasmus in den ungebildeten Klassen dadurch vielleicht hervorgerufen, jetzt aber sind verkehrte Begriffe ein gefährliches Ferment zu den Gährungen, welche in den unteren Schichten der Gesellschaft immer mehr bemerkbar werden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Eugen Sue, bei seinen grundfalschen Ansichten von Christenthum und Sittengesetz, durch die allgemeine Lesewuth zum Volksschriftsteller gemacht wird, und daß die Kritik unserer Tage so vornehm ist, jeden Liebling der Menge von ihrem Forum auszuschließen oder vielmehr kurzweg zu verdammen, anstatt ihn wo möglich zu belehren und zu bessern, oder wenigstens das Urtheil über ihn zu berichtigen. Ein Darstellungtalent, wie es Eugen Sue besitzt, wird sich immer siegreich in der Unterhaltungs-Literatur zu behaupten wissen und hat ein Recht auf die Beachtung der Kritik. Diese apologetische Abschweifung soll direkt zu dem Gegenstande dieses Aufsatzes zurückführen, nämlich zu Balzac, dem eigentlichen Begründer des neufranzösischen Sittenromans, den Sue nur weiter und erfolgreicher ausgesponnen und wodurch er seinen Vorgänger in den Hintergrund gedrängt hat.

Balzac gab in seinem „Père Goriot“ den ersten schauerlichen Grundton an zu diesen traurigen Variationen menschlichen Elends und Verderbens, die nur zu grell und wahr klingen. Die Romane von Balzac haben mehr künstlerischen Werth, als die von Sue, er zeichnet seine Charaktere mit mehr Fleiß und Studium, er läßt sich kein Haschen nach Effekt, keine Uebertreibung zu Schulden kommen und besitzt die Würze echten Humors, die am sichersten vor Schalheit, so wie vor Ueberschwänglichkeit bewahrt. Nichtsdestoweniger sind Balzac's Romane bei uns fast in Vergessenheit gerathen. Der Zweck dieses Aufsatzes: seine Verdienste anzuerkennen und ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte deshalb wohl gerechtfertigt erscheinen, besonders da eines der neuesten Erzeugnisse des Autors der deutschen Gemüthlichkeit ein so reichhaltiges Lob spendet und sie gleichsam als Versöhnung neben die französische Ueberkultur stellt.

Das Werkchen heißt „Vetter Pons, oder die armen Verwandten“ und ist eine erschreckende Beweisführung, wie Habsucht und Bestechlichkeit, die Krebsschäden der französischen Zustände, schon tief in das Geäder des Familienlebens gedrungen sind, wie überall Genußsucht und Eitelkeitszwecke die Triebfedern jeder Handlung sind und namentlich die erstere in den unteren Volksklassen überhand nimmt. Balzac reiht seine Beobachtungen an den Faden einer Erzählung, die Wort für Wort aus dem Leben gegriffen zu seyn scheint und die durch die feinste Pinselführung sich zu einem echten Genrebilde des Pariser Lebens in den dunkleren Regionen gestaltet. Die beiden Hauptfiguren sind mit unverkennbarer Vorliebe bis in die kleinste Herzensfalte ausgeführt, der Vetter Pons, ein alter Franzose von Ehemals, und sein deutscher Freund Schmucke, mit dem Stereotypausdruck der in Frankreich so gedachten deutschen Eigenthümlichkeit, deren Konterfei im vorliegenden Falle mit wahrhaft herzgewinnender Wärme gezeichnet ist und uns keinesweges Unehre macht, wenn auch das Gemüth auf Kosten des Verstandes hervorgehoben wird. Schmucke ist nämlich eine heilige Einfalt, ein argloses Spielzeug aller Betrüger und Heuchler, seine Gutmüthigkeit und die Innigkeit seiner Empfindung wird gewiß das Auge mancher Leserin mit Thränen füllen. Er ist alt und häßlich, so häßlich, daß er und der einzige Gegenstand seiner Zuneigung, der alte Pons, auf der Straße den Beinamen „die Nußknacker“ bekommen haben. Seiner Profession nach ist er ein Musikus, der bescheiden sein Leben durch Klavierstunden fristet, aber Abends führt er, sich selbst unbewußt, die Schönheit und die Poesie, in Gestalt einer Beethovenschen Sonate, über die Tasten in seine düstere Stube und beglückt dadurch und durch seine rührende Liebe seinen alten Pons. Dieser ist auch Musikus, er hat es aber bis zu einer Dirigentenstelle im Orchester eines Theater-Unternehmers gebracht und besitzt überhaupt mehr Geldmittel als sein Freund, den er zu sich ins Haus genommen, um ihm die Wohnungsmiethe zu ersparen. Der alte Pons ist indessen nicht minder originell; die Grundzüge des französischen Charakters von Ehemals: Feinheit des Geistes, Lebensklugheit, Freundlichkeit, Geselligkeitstrieb und eine Dosis Vergnügungssucht, sind treffend angedeutet; bei dem guten alten Pons beschränkt sich die letztere jedoch auf die Leidenschaft für ein ausgesuchtes Mittagessen. Ein solches zu erobern, wendet er alle erlaubten Mittel an und sucht sich zu diesem Zwecke besonders bei seinen Verwandten einzuschmeicheln, die sich eine Stellung in der Welt erworben haben und ein gastfreies Haus machen. Freilich ist der Verwandtschaftsgrad sehr entfernt mit allen diesen Familien, und sie sehen sämmtlich den armen alten Vetter mit scheelem Auge an, sie haben es sogar vor ihren Dienstboten kein Hehl, wie sie sich seiner untergeordneten Stellung schämen und seine Armseligkeit verachten; der Vetter Pons muß die setten Bissen ihres Mahles mit dem Wermuthkelch der Demüthigung genießen. Dennoch vermag er denselben nicht zu entsagen, seine feine Zunge siegt immer wieder über sein feines Gefühl; er kann sich nicht entschließen, anderweitig sein Gaumengelüste zu befriedigen, weil dies zu kostbar seyn und das karge Budget überschreiten würde, welches er sich gestellt.

Er ist übrigens keinesweges so arm, wie seine Verwandten glauben, aber er braucht sein Geld zu anderen Zwecken, für die sie kein Verständniß haben, er ist ein Sammler. Seit langer Zeit verwandte er alle seine Mittel und seine Mußestunden auf die Jagd von Kunstsachen, unermüdlich kämpfte er um die Wette mit trödlerischen Spürhunden und war überglücklich, wenn er sie von der Fährte abgeleitet oder sie in Lug und Trug überlistet hatte. Der Sammelgeist hatte nach und nach ein vollständiges Museum in seiner bescheidenen Behausung geschaffen, das werthvoller ist, als manches mit zehnfachen Kosten begründete, weil Pons alt ist und schon mit Kennerblicken Kunstwerke aus der Dunkelheit hervorzog, als sich noch Niemand sonst in Paris mit denselben beschäftigte; Liebhaberei und Gewinnsucht haben jetzt diesen Zweig zu einem der lukrativsten gemacht. Der Vetter Pons besitzt also in seinem Kunstkabinet einen Schatz, vor dessen baarem Werthe seine vornehmen Verwandten Achtung haben würden, den er aber wie seinen Augapfel hütet und liebt. Seinetwegen ißt er fremdes Gnadenbrod, seinetwegen trägt er noch seine Kleider von ehemals, einen Spenser über den Frack, was seine Aehnlichkeit mit einem Nußknacker nur noch vermehrt.

Pons ist aber ein rechtlicher Charakter, er will seine Verbindlichkeit für die Mahlzeiten bei seinen Verwandten auf eine gute Art vergelten; er hört von seiner vornehmen Cousine, einer Präsidentin, daß sie sich einen der beliebten Rococofächer wünscht, und er ruht nicht eher, bis es ihm gelingt, von einem noch unerfahrenen Trödler ein Meisterstück Watteau's einzutauschen. Ganz stolz und fröhlich eilt er zur Eßstunde in das Haus der Präsidentin, die mit ihrer Tochter unangenehm von der Meldung des unwillkommenen Gastes überrascht wird und die Zofe laut ausschilt, weil sie versäumte zu sagen, die Herrschaft sey nicht zu Haus. Pons legt unterdessen im Vorzimmer seinen übergezogenen Spenser ab und tritt mit mehr Sicherheit als gewöhnlich ein, indem er mit altfranzösischer Galanterie seine Gabe darbringt. Die Mienen der Empfängerin hellen sich auch wirklich auf; in der Freude darüber geht dem armen Pons das Herz auf, und er erzählt seinen Triumph über den Trödler, dem er mit so vieler Schlauheit für eine Kleinigkeit den köstlichen Fächer abgeschwatzt hat. Die vornehme Cousine fühlt jedoch gar keine Sympathie mit dem Kunstkenner

und glaubt, was nicht viel kostet, sey auch nicht viel werth. Pons geräth darüber außer sich und bemüht sich, ihr etwas mehr Kunstgeschichte beizubringen, um Watteau würdigen zu können. Als sie durch seinen Eifer endlich wieder überzeugt ist, daß sie für das werthvolle Geschenk Dank schuldet, kränkt sie den armen Geber mit dem unzarten Versprechen, das Diner solle um so trefflicher seyn, anstatt ihm ein dankbares Wort zu sagen. Indessen verschluckt er diese Pille noch mit Selbstverleugnung; als er aber bemerkt, daß Mutter und Tochter sich zuwinken, daß Letztere hinausgeht und mit der Zofe eine grobe Intrigue verabredet, wonach eine fingirte Einladung an beide Damen bestellt wird, und die Präsidentin noch obenein die Unzartheit hat, ihn zu bitten, er möge es sich doch ja allein schmecken lassen, die Dienstboten würden sonst das gute Essen verzehren, da fühlt er sich doch zu tief verletzt, er stürzt fort, nimmt sich nicht Zeit, seinen Spenser wieder anzuziehen, und kommt mit wankenden Füßen zu Hause an, wo sein treuer Schmucke eben genügsam sein Mittagessen verzehrt, ein Ragout von ausgekochtem Rindfleisch mit Zwiebeln, das ihm Jahr aus Jahr ein trefflich mundet und fast nichts kostet, denn die Portiersfrau besorgt, als eines ihrer Nebengeschäfte, seinen Tisch und holt zu diesem Behufe vom nächsten Speisehause die billigsten Ueberreste.

Der gute Schmucke ist außer sich vor Freude, als sein in der Welt mißhandelter Freund ihm ankündigt, er werde fortan immer mit ihm zu Hause essen und den Genüssen des Gaumens entsagen; Schmucke begeht den ersten Tag, wo dieser Vorsatz ausgeführt wird, wie ein Fest, er versieht sich mit der Portiersfrau, die ihrerseits auch froh ist, ihre „beiden Herren" zu beköstigen, und mit Eifer Schmucke's Befehle, ein Göttermahl herbeizuschaffen, ausführt. Aber der genügsame Deutsche hat keine Ahnung von der Verwöhnung täglichen Wohllebens; was ihm köstlich erschien, lockte nur ein schwaches Beifallszeichen der Rücksicht bei seinem Freunde Pons hervor, und als nun gar der gewöhnliche Zuschnitt der Mahlzeit wieder eingeführt werden mußte, da ließ Pons den Kopf hängen, wie eine Pflanze, der es an Sonnenschein fehlt. Es war nicht blos die Entbehrung der Tafelfreuden, sondern auch das monotone Leben ohne Geselligkeitsreiz und besonders die schlechte Behandlung seiner Verwandten, was ihm am Herzen nagte.

(Schluß folgt.)

Kaukasien.

Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

(Erzählt von einem „russischen Offiziere" in der Revue Indépendante.)

(Schluß.)

Die Dörfer der Bergbewohner im Kaukasus gleichen kleinen Festungen. Sie bestehen aus einer Menge Häuser, die ohne regelmäßige Ordnung aber ohne große Zwischenräume neben einander stehen und mit einer ziemlich hohen Mauer von Backsteinen oder einer dichten lebendigen Hecke umgeben sind, worin sich eine oder zwei Oeffnungen befinden, die während der Nacht verschlossen sind. Von der Höhe des Plateaus sahen wir mehrere Feuer im Dorfe brennen, ein sicheres Zeichen, daß der Feind unsere Ankunft gar nicht vermuthete, sondern in voller Sicherheit sich glaubte. Hundert Kosaken empfingen Befehl, sich ohne Geräusch und mit der größten Vorsicht an dem Abhange des Plateaus gegen das Dorf hinzuziehen und sich an dem einen der beiden Eingänge in dasselbe aufzustellen; hundert andere wurden auf ähnliche Weise nach dem zweiten Eingange beordert. Nachdem sämmtliche Befehle ertheilt waren, setzte sich der General ruhig auf einen Stein und ließ sich von einem Kosaken seine Pfeife anzünden.

Ich fragte ihn, warum wir nicht unverzüglich angriffen, so lange das Dorf noch im Schlaf begraben lag. Er antwortete ruhig: die Hunde werden schon von selber das Zeichen geben. Ich verstand anfangs nicht, was er damit sagen wollte; aber als bei den ersten Strahlen der Sonne die Stimme der Muezzins, welche das muhammedanische Volk zum Morgengebete rufen, erscholl, begriff ich seine unverständliche Antwort. Denn bei dem ersten Laut der Muezzins stürzten die Soldaten zum Angriff, welcher mit einer Musketensalve begann. Darauf stürzten sich die Kosaken auf die Pallisaden, erbrachen die Thore und drangen in das Innere des Dorfes ein. Die Tscherkessen waren schnell auf den Füßen, und es begann eine jener Metzeleien, welche bei dieser Art Kriegsführung eben so häufig als unvermeidlich sind. Die Feinde vertheidigten sich wie die Löwen. Jedes Haus war eine kleine Festung, an deren Fuß eine große Zahl von Kosaken todt oder verwundet niederstürzte. Man sah Weiber, Kinder, Greise mit der ganzen Energie, welche die Liebe zum häuslichen Heerde und das Vaterlandsgefühl verleiht, sich den Angreifern entgegenwerfen. Während der eine Theil unserer Soldaten kämpfte, lief der andere in die Ställe, um die Pferde, Ochsen und Schafe herauszutreiben. Sobald die Beute für hinreichend gehalten wurde, ließ der General zum Rückzuge blasen.

Während des Kampfes waren mehrere Einwohner in die nächsten Dörfer geeilt, um Hülfe gegen den Feind zu suchen. Und kaum hatten wir angefangen uns zurückzuziehen, als wir einige Reiter, später sogar zahlreiche Abtheilungen der Tscherkessen auf unseren Seiten erblickten, die sämmtlich nach einer Richtung und in größter Eile nach den schneebedeckten Gipfeln des Gebirgsabhanges hinjagten, ohne uns anzugreifen. Ich fragte daher, erstaunt über dies Manöver, was sie beabsichtigten? Ich würde es früh genug selbst sehen, antwortete er. Als wir an dem gefährlichen Fußpfad wieder angelangt waren, den wir im Scherz unsere Thermopylen nannten — denn es hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, um uns bis auf den letzten Mann zu vernichten, fanden wir ihn durch unsere Infanterie besetzt, welche unseren Rückzug auf einer Straße von ungefähr vier Werste bis zum Eingang des Waldes deckte, in dem sich eine lichte Stelle von etwa vierhundert [illegible] Durchmesser befand. Dieser für die Errichtung eines Lagers sehr [illegible] Ort war zum Sammelplatz für sämmtliche Truppen bestimmt. Die [illegible] Reiter, welche ich in so großer Eile hatte fortjagen sehen, richteten ihren [illegible] gerade auf diese enge Passage, aber unsere Infanterie hatte sie so [illegible] rückgeworfen, daß sie alle Hoffnung aufgeben mußten, uns anzuhalten.

Wir hatten einige Gefangene gemacht. Während der unglücklichen [illegible] wirrung, die auf die Ueberrumpelung des Dorfes gefolgt war, waren [illegible] einander auf die Karren geworfen worden, in denen das Gepäck und [illegible] transportirt wurde. Als wir eben den Sammelplatz erreicht hatten, [illegible] General, der während des Kampfes von eben so großer Kälte und [illegible] samkeit war, als er nach dem Siege sich theilnehmend und gutherzig [illegible] den Befehl, daß die Gefangenen von den Karren herabgenommen [illegible] größtmöglicher Schonung behandelt würden. Es waren Frauen, Kinder, Greise, sämmtlich im Schlummer überrascht, und daher fast unbekleidet. [illegible] Kinder wurden ihren Müttern zurückgegeben. Man vertheilte Pelze, [illegible] und bereitete für die Frauen, welche einer höheren Klasse anzugehören [illegible] Betten. Unter der Zahl der Gefangenen befand sich auch eine Prinzessin, [illegible] richtiger gesagt, die Tochter eines der mächtigsten Anführer aus dem [illegible] der Abessescheffen, welche sich in jener Nacht zufällig im Dorfe befunden [illegible]. Dieses junge Mädchen, das von außerordentlicher Schönheit war, [illegible] Heldin einer interessanten Episode, die wir sogleich mittheilen werden.

Während unsere Soldaten mit der Bereitung ihrer Mahlzeit [illegible] waren, fragte ich den General, was aus den zahlreichen Reitern [illegible], die wir vorhin auf dem Kamme der Gebirge erblickt hatten. [illegible] meine Frage zu antworten, richtete er eine andere an mich: „[illegible] Tscherkessen, meinen Sie wohl, sind jetzt in diesem Walde rings um [illegible] sammelt?" Zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß der ganze [illegible] sich erhoben habe und mehr als zehntausend Menschen, bereit zum Angriff [illegible] uns, den Wald umgäben. Ich konnte mich nicht enthalten, einen [illegible] Blick um mich zu werfen, als ich in einer Entfernung von ungefähr [illegible] Schritt vom Saum des Waldes ein lange Linie unserer Scharfschützen [illegible] blickte, die sich theils auf den Boden gestreckt hatten, theils hinter Baumstämmen oder in einem kleinen Gebüsch versteckt waren, ihre Gewehre im Anschlage haltend und zu gleicher Zeit eine vollständige Unbeweglichkeit [illegible] achtend.

Einen Augenblick später wüthete eine fürchterliche Gewehrsalve; es waren die Tscherkessen, welche uns angriffen. „Willkommen!" — rief der General, in- dem er höflich den Hut zog. Eine zweite Salve schickte uns einen Hagel von Kugeln zu, die rings um uns einschlugen. Wir rührten uns nicht. Die Tscherkessen hatten die Absicht, uns einzuschüchtern. Stutzig gemacht durch unser Schweigen und ermuthigt durch unsere Beweglosigkeit, näherten sie sich unserem Lagerplatze und wagten sich in das niedere Gebüsch, worin die Scharfschützen lagen. Jeder derselben konnte jetzt seinen Mann aufs Korn nehmen, und so kam es, daß, als das Signal gegeben wurde, eine beträchtliche [illegible] von Tscherkessen todt oder schwer verwundet niederstürzte; während der [illegible] in voller Eile zurückzog, luden unsere Soldaten von neuem. Aber die Tscherkessen ließen sich nicht zurückschrecken. Sie drangen mehrere Male [illegible] mußten eben so oft mit großem Verlust sich zurückziehen. Auch wir [illegible] empfindlich gelitten, aber alle Anstrengungen des Feindes konnten [illegible] dazu vermögen, unser Lager eher aufzuheben, als bis wir unser [illegible] det hatten.

In einer kleinen Lichtung des Waldes erblickten wir [illegible] bis zweihundert tscherkessische Reiter, welche einen neuen Angriff [illegible] schienen. Funfzig Kosaken wurden gegen sie abgesandt. Hinter ihnen ließ der General die vier Kanonen, welche mit Kartätschen geladen waren, [illegible]. Sobald die Tscherkessen die Kosaken gegen sich anrücken sahen, [illegible] furchtbares Geheul aus, indem sie ihre Säbel schwingend sich zum Angriff rüsteten, als plötzlich die Kosaken ihre Reihen öffneten und einem [illegible] Kartätschenfeuer Bahn ließen. Menschen und Pferde, Todte und Verwundete, die einen über die anderen stürzend, bildeten eine verwirrte Masse, welche wie eine unübersteigbare Barriere dem Eifer der Kosaken Einhalt that. Nachdem sich der panische Schrecken, der die Tscherkessen ergriffen, etwas gelegt hatte, warfen sie sich auf ihre Todten und Verwundeten, um sie mit sich fortzuführen. Auch wir hatten Todte und Verwundete genug, die wir mitzunehmen [illegible] gen waren, weil es in diesem Lande, wie in manchen anderen Ländern Asiens und Afrika's für eine Schande gilt, die Todten in der Gewalt des Feindes zu lassen. Die Todten wurden auf die Pferde gebunden. Um die Verwundeten fortzubringen, wurden aus Baumzweigen schnell rohe Bahren gebildet, [illegible] vier Enden an die vier Steigbügel von je zwei Pferden dergestalt befestigt wurden, daß das erste Pferd voraufging und das zweite hinter der Bahre [illegible]. Eine Abtheilung Kosaken erhielt den Befehl, je einen Mann jeder Bahre zur Bewachung beizugeben, während die übrigen den ganzen Zug umgeben und beschützen sollten. Eine andere Abtheilung der Kosaken, welche dem [illegible] vor das Geleit gab, bildete die Arrieregarde des Hauptcorps, dessen Seiten von den am besten Berittenen gedeckt wurden. Der General befand sich mit dem Kern seiner Truppen in dem Hintertreffen.

So marschirten wir, von Rinderheerden, Gepäckwagen, Todten, Verwundeten, Gefangenen behindert, langsam und auf unbekannten Fußpfaden, [illegible] weilen durch ganz unwegsame Gegenden vorwärts. Während des Rückzuges hatte jenes junge Mädchen ein Pferd bestiegen, welches sie unter den [illegible] ten als das ihrige erkannt hatte. Sie wurde von einem der uns ergebenen Tscherkessen bewacht, dem der General ausdrücklich die unausgesetzte Aufmerk-

farikeff auf die Gefangene empfohlen hatte. Sie war mit einem langen Schleier bekleidet, der vom Haupt bis auf die Füße niederfiel, ohne indeß ihre Gesichtszüge, die einen eigenthümlichen Ausdruck von Schwermuth und Sanftheit zeigten, und besonders ihre Augen ganz zu verhüllen, die sie stets auf die Berge gerichtet hielt. Als diese nach und nach aus unseren Blicken verschwanden, je weiter wir uns von ihnen entfernten, sah man auf ihrem engelhaften Gesicht eine tiefe Verzweiflung sich widerspiegeln. Kaum warf sie einen Blick auf ihre Umgebung. Schweigsam und nachdenklich, würdigte sie die wohlwollenden Aeußerungen, die man an sie richtete, kaum einer Antwort. Indessen wurde sie, je näher wir dem Ziel unseres Marsches kamen, ruhiger und heiterer. Einige Offiziere, die sich gleich mir für das Schicksal der schönen Bergbewohnerin interessirten und sich über die glückliche Veränderung freuten, theilten ihre Bemerkung dem General mit. Aber der General war in der Politik ein vollendeter Skeptiker und muthmaßte daher sogleich, daß das junge Mädchen böse Absichten habe, weshalb er dem sie eskortirenden Tscherkessen verschärfte Befehle ertheilte, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Nachdem wir mehrere Abgründe und Bergströme überstiegen und mehrere Nächte hindurch auf der Erde ohne weitere Bedeckung, als die uns unsere Decken gewähren konnten, zugebracht hatten, gelangten wir endlich an das Ufer der Chodsa, deren brausende und reißende Gewässer, in ihrem Laufe durch ungeheure Felsblöcke aufgehalten, sich schäumend und sprudelnd in ein wunderschönes Thal hinabstürzten. Der Strom konnte nicht ohne große Schwierigkeiten überschritten werden. Man fand eine passende Stelle, auf welcher der Uebergang versucht wurde. Die Kavallerie und Infanterie gelangten ohne Gefahr hinüber, als aber die Reihe an die Artillerie kam, stürzte eine Kanone nebst der Laffete in den Strudel und konnte nur nach einer Arbeit von mehreren Stunden wieder herausgebracht werden. Die Gefangenen und das ganze Gepäck wurden höher hinauf an einer anderen Stelle übergesetzt.

Der General war bei der tiefer gelegenen Uebergangsstelle geblieben und war bei der Aufwindung der Kanone thätig, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten und ein weißer Körper, gefolgt von einem schwarzen, in den schäumenden Wogen des Bergstromes mit der Schnelligkeit des Blitzes vor unseren Augen vorübergerissen wurde. Es war die junge Tscherkessin und ihr Wächter. In der Mitte des Flusses angelangt, hatte sich das schöne Kind von seinem Pferde geworfen. Sogleich war ihr der treue Begleiter gefolgt, um sie zu retten. Zwanzigmal war er auf dem Punkte, von den Wogen verschlungen oder gegen die Felswände geschleudert zu werden, bevor er sie erreicht hatte, und als er sie endlich mit starker Hand gefaßt hatte und im Begriff war, sie ans Ufer zu ziehen, stieß sie ihn zurück und entschlüpfte ihm aufs neue. Einmal, von einer Art erhabener Wuth gegen ihren Verfolger erfaßt, umschlang sie seinen Körper und versuchte es, ihn mit sich auf den Grund zu ziehen. Wir waren Zeugen dieses furchtbaren Kampfes. Der Tscherkesse, ein junger kräftiger Mann von athletischer Körperbildung, wäre fast das Opfer seiner Treue geworden, da er lieber untergehen, als seine ihm anvertraute Beute fahren lassen wollte. Das junge Mädchen, eine schlanke und zartgebaute Gestalt, aber von einer seltenen moralischen Energie und einem unbeugsamen Willen, wollte ihrerseits lieber sterben, als in der Gefangenschaft leben. Aller Blicke waren auf die beiden Kämpfenden gerichtet; Alle hielten ihren Athem an; kein Wort, kein Schrei, keine Bewegung verrieth die innere, aufs höchste gesteigerte Theilnahme. Der Tscherkesse konnte sich nur mit der größten Anstrengung von der gewaltsamen Umschlingung des jungen Mädchens losmachen. In einem dieser verzweifelten Augenblicke ließ er sich seine Beute wieder entschlüpfen. Sie fiel und verschwand unter den Wellen, um jedoch gleich darauf wieder an die Oberfläche zu kommen. Jetzt faßte sie der Tscherkesse bei ihren langen Haaren und schleppte die von Ermüdung Erschöpfte an das Ufer des Flusses. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gedauert.

Aehnlich den schönen Marmorstatuen, welche uns von den antiken Meistern erhalten sind, um die modernen Künstler in Verzweiflung zu setzen, stand die junge Tscherkessin zitternd, aber nicht besiegt, auf dem steinigen Flußufer. Ihr Schleier hatte sich während des Kampfes gelöst und war durch den Fluß fortgerissen worden; so wurde ihr schöner Körper nur von einem weißen und durch die Nässe sich fest um alle Formen legenden Hemde bedeckt. Ihr schwarzes Haar fiel über ihre Brust und Hüften in langen Wellen herab; ihre schönen, schwärmerischen Augen waren fortwährend auf den Fluß gerichtet und schienen mit einer Art von sehnsüchtiger Verzweiflung in den rauschenden Abgrund zu starren.

Der General Saß näherte sich der jungen Tscherkessin und betrachtete sie einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich gegen einen der uns verbündeten Tscherkessen und fragte: „Wieviel russische Gefangene würde der Feind gegen das junge Mädchen eintauschen?“ — „„Sechs““ — antwortete der Tscherkesse. „So nehmt sie“ — sagte der General — „und bringt mir morgen sechs russische Gefangene.“ Der Tscherkessen-Anführer nahm die rechte Hand des Generals in die seinige, führte sie an die Stirn und küßte sie darauf als Zeichen des Gehorsams und der Dankbarkeit. Indem die junge, stolze Bergbewohnerin vor dem General vorbeiging, maß sie ihn mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und hüllte sich in einen neuen Schleier ein. Darauf verschwand sie aus unseren erstaunten Blicken.

Am anderen Morgen erschienen die sechs russischen Gefangenen, welche zur Auswechselung bestimmt waren, im Lager. Unsere Expedition gegen den Stamm der Abessechessen wurde nicht ohne große Verluste beendet. Wir wurden fortwährend durch die unermüdlichen Bergbewohner beunruhigt, so daß wir in stetem Kampfe begriffen marschiren mußten. Erst als wir den Ausgang der Berge erreicht hatten und in das offene Feld gelangten, hörte ihre Verfolgung auf, bis wir endlich in unsere Kantone und Festungen nach einer Abwesenheit von zehn bis zwölf Tagen zurückkehrten.

Norwegen.

Heinrich Wergeland's Denkmal.

(Nach dem Aftonblad.)

Es ist bekannt, daß Heinrich Wergeland, der geistvolle norwegische Dichter und Schriftsteller, es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, den Bekennern des jüdischen Glaubens, welche die norwegische Verfassung vom Lande ausschließt, die Aufnahme und gleiche bürgerliche Rechte zu erkämpfen. Ein Theil der in Stockholm befindlichen jüdischen Gemeinde, und namentlich die jüngeren Glieder derselben, machte daher nach des Dichters Tode (1845) den Vorschlag, dem um das Schicksal ihrer Glaubensgenossen so hochverdienten Manne auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten. Die Gemeinden in Gothenburg, Norrköping und Kopenhagen betheiligten sich bei dem ehrenvollen Unternehmen, und es wurde nach Chiewitz's Zeichnung und Salmson's Modellen ein gußeisernes Denkmal in Form eines gothischen Tempels angefertigt. Die Vorderseite des bereits vollendeten Kunstwerkes trägt die Inschrift: „Henrik Wergeland — geb. 1808, gest. 1845 — der unermüdliche Kämpfer für Freiheit und Recht“; auf der Rückseite liest man: „Die dankbaren Juden außerhalb Norwegens Gränzen errichteten ihm dieses Denkmal 1847.“ Im Innern des Tempels ist die wohlgetroffene Büste des Dichters aufgestellt.

Da die norwegischen Gesetze den Errichtern des Denkmals den Eintritt in Norwegen verweigern, so ereignete sich der eigenthümliche Fall, daß die feierliche Einweihung desselben nicht am Orte der Bestimmung erfolgte, sondern daß man, vor Abgang desselben in Stockholm selbst neben der Fabrik, in welcher es gegossen worden, dem Andenken des hingeschiedenen Sängers und Menschenfreundes ein Fest feierte.

Dieses Fest erhielt durch die dabei stattgefundenen Reden, welche die wichtige Tagesfrage der Emancipation der Juden nicht unberührt lassen konnten, einen so allgemeinen Charakter, daß eine nähere Schilderung desselben auch außerhalb der Gränzen Skandinaviens wohl auf Theilnehmer rechnen darf.

Nach Enthüllung des Denkmals trat zuerst ein Mitglied der jüdischen Gemeinde, Herr Lippmansson, auf, der in einer effektvollen Rede die Verdienste des Verstorbenen um die Anregung der Judenfrage, die auf seine Wirksamkeit sich stützenden Hoffnungen und die Trauer über seinen Tod schilderte, woran er endlich Wünsche für einen glücklichen Erfolg seines Strebens anknüpfte. Er sagte unter Anderem: „Es gehört, Gott Lob, nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen, daß Christen — in der wahren Bedeutung des Wortes — mit Edelmuth in die Schranken treten, um den Juden die ihnen verweigerten Rechte zu erkämpfen. Namen, wie die eines Krug, Oetvös, Streckfuß, Steinacker und endlich Wergeland, glänzen als leuchtende Sterne am Himmel der Gewissensfreiheit, und auch unser Vaterland birgt solche ehrenhafte Streiter in seinem Schooß. Bei ihrem Auftreten erfüllt sich der Israeliten Herz mit hoffnungsvoller Erwartung; doch es fragt sich: Sind auch die Waffen dieser Kämpfer von der Kraft der Alles durchdringenden Wahrheit hinlänglich scharf, um sich einen Weg zu bahnen zu den Herzen, um welche der Haß, die Zwietracht und das Vorurtheil einen so starken Panzer schmieden konnten? Werden endlich die Menschen zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rechte des Menschen einen edleren und älteren Ursprung haben, als die des Bürgers? Wird es die Welt endlich beherzigen, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, und daß Verschiedenheit der Religion dieses edle, von Gott stammende Zeichen an seiner Stirn nicht in ein Kainszeichen verwandeln darf? Wie lange wird noch die Religion, welche das Scepter der Liebe führt und sich eine Tochter der jüdischen nennt, diejenigen Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, welche die ehrwürdige Mutter nicht verlassen wollen, stiefmütterlich behandeln? ..... Verdient schon jedes ernste, eifrige Streben für unsere Sache unsere innige Dankbarkeit: so war wohl die fast unerhörte Ausdauer, welche Wergeland bis zum letzten Augenblick seines Lebens an den Tag legte, ganz vorzüglich geeignet, uns mit der höchsten Bewunderung zu erfüllen. — Schon auf das Krankenlager geworfen, flocht er mit zitternder Hand die unverwelklichen Kränze, welche er „der Jude“ und die „Jüdin“ *) nannte. Sterbenden Blicks zeigte er mit erstarrendem Finger auf den Fleck, der noch von früher Zeit her auf dem spiegelblanken Schilde der norwegischen Constitution haftet, und mit dem letzten Sandkorn des Stundenglases seines Lebens suchte er denselben abzuwischen, doch — der Sand lief zu Ende — über der Asche ruht das Monument — Wergeland ist nicht mehr!

Hierauf hielt der Probst Afzelius eine Rede, worin er daran erinnerte, wie sich die Weltereignisse oft aus einem kleinen, Vielen unbemerkten Anfange entwickeln, sofern in dem zarten Keime die Lebenskraft ruht, welche allein über Zeit und Vorurtheile siegt, nämlich Wahrheit und Menschenliebe. So erschiene ihm das Fest, welches so Viele um das treffliche Denkmal versammelte. Er schilderte die früheren Verfolgungen der Juden, Wergeland's Wirksamkeit für ihre Sache in Norwegen u. s. w.

Alsdann trat der norwegische Staatsminister Due auf und hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Rede, welche etwa folgendermaßen lautete: „Als ein Landsmann Heinrich Wergeland's, als derjenige, welcher sein ausgezeichnetes Dichtertalent hochschätzte und zugleich mit lebhaftem Interesse seinen Bestrebungen für Menschenwohl, Aufklärung, Freiheit und alle wichtigen Fragen seines Vaterlandes folgte, kann ich nicht ohne Rührung dieses Denkmal betrachten, welches bald sein Grab zieren soll.

„Es ziemt mir nicht, den zu früh Dahingeschiedenen hier dadurch zu ehren

*) Zwei seiner berühmtesten Dichtungen, welche in Norwegen sehr populair geworden.

daß ich mich über seinen Werth als Mensch und Dichter verbreite; auch wird dieses nicht, wenigstens in dieser Versammlung, gefordert werden, denn eben hier ist die Bedeutung des jetzt enthüllten Denkmals so wahr als schön geschildert worden und Wergeland's Namen ward eine eben so begründete als ehrenvolle Huldigung. Indem ich dafür meinen wärmsten Dank ausdrücke, bitte ich nur um die Erlaubniß, einige Worte an diejenigen richten zu dürfen, welchen dieses Denkmal sein Entstehen verdankt, an diejenigen, welche auf eine für den heimgegangenen Landsmann so ehrende Weise seine letzte Ruhestätte schmücken.

„Edel und uneigennützig war die Bewegung, welche Heinrich Wergeland dazu antrieb, mit der ganzen Fülle seines treuen Herzens die Emancipation der Juden in Norwegen zu umfassen und, wie für eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens, thätig zu seyn für die Aufhebung einer dem wahren Christenthum und den allgemeinen Menschenrechten widerstreitenden Bestimmung in unserem Grundgesetz — einem Grundgesetz, welches in allen anderen Beziehungen den Geist der Freiheit und Gleichheit, die Humanität und Liberalität so innig athmet.

„Edel und uneigennützig, wie dieser Beweggrund, ist auch der Beweis von Erkenntlichkeit, wovon dieses Denkmal so deutlich Zeugniß giebt. — Heinrich Wergeland legte einen Keim, welchem der Himmel seinen Segen nicht vorenthalten wird. Schon konnte er mit liebreicher Hand die zarte Pflanze, welche trotz des unfruchtbaren Erdreichs freudig aufwuchs, pflegen; schon stützte er selbst, und mit ihm viele Rechtschaffene, den schwankenden Stengel, aber — der Herr über Leben und Tod setzte ihm mitten in der Arbeit ein Ziel, es wurde ihm nicht vergönnt, die Frucht reifen, den Rostfleck auf unserer Verfassung blankem Schilde abgewaschen zu sehen. Nicht das erreichte Ziel, nicht das vollendete Werk wird also hier belohnt; es ist der hohe, sittliche Gedanke, das rastlose Wirken, der gute, feste, kraftvolle Wille für eine große, edle Sache, die anerkannt und geehrt wird. — Wenn die Juden ihrem warmen Lobredner in Norwegen, dem ihnen persönlich unbekannten Heinrich Wergeland dieses Denkmal errichten, so hat eine solche That ein Anrecht auf doppelte Anerkennung. Ich spreche dies von ganzem Herzen aus und benutze mit Freuden diese Gelegenheit, um sowohl in meinem eigenen Namen, als in demjenigen der meisten meiner aufgeklärten, vorurtheilsfreien Landsleute unsere Erkenntlichkeit für diese Art und Weise, womit sein Gedächtniß geehrt wird, zu bezeugen.

„Ich verbinde hiermit den persönlichen aufrichtigen Wunsch, es möge die Zeit nicht mehr fern seyn, wo sich der Jude, nicht gehemmt durch ein intolerantes Gesetz, als norwegischer Bürger, frei in meinem freien, glücklichen Vaterlande bewegen kann.

„Auf norwegischem Boden — auf der Stelle, wo dieses Monument sich erhebt, wird es nicht länger den Juden verbannen, damit er neben dem Kranz, den der Normanne seinem Lieblingssänger flicht, seinen eigenen legen dürfe für den Menschenfreund, den Judenfreund, Heinrich Wergeland."

Mannigfaltiges.

— Schwarze und Weiße. Unsere Leser werden sich noch der leider eben so wahren, als ergreifenden Schilderungen erinnern, die unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, in diesen Blättern von der mit dem Sklavenhandel verbundenen Noth, List und Grausamkeit der Verschiffung afrikanischer Neger nach den Kolonieen gegeben hat.*) Von mehreren Seiten ward nach Veröffentlichung dieser mit großem Beobachtungs- und Darstellungstalent abgefaßten Skizzen dem Verfasser der Wunsch zu erkennen gegeben, einerseits von ihm zu erfahren, was aus dem Sklavenschiffe, dem räthselhaften, mulattischen Superkargo, dem nichtswürdigen französischen Capitain, dem alten ehrlichen Thomson und den beiden heroischen Negerkindern, Jupiter und Venus, geworden, und andererseits die graphische Darstellung des Negerlebens in Zanzibar und des Sklavenlebens auf dem „Satan" durch eine Schilderung des Koloniallebens vervollständigt zu sehen. Diesem Wunsche ist der Verfasser nachgekommen, indem er so eben in der jungen, thätigen Verlagshandlung von Franz Schlodtmann in Bremen eine Sammlung seiner Skizzen aus Bourbon unter dem Titel „Schwarze und Weiße" herausgegeben.**) Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch sehr bald eine große Verbreitung finden und seinem Verfasser auch noch in anderen Leserkreisen, als dem unserer Zeitschrift, den wohlverdienten Ruf eines anziehenden Erzählers verschaffen werde.

Der neu hinzugekommene Theil des Buches, welcher „Kolonialleben" betitelt ist, führt den Leser auf ein dem deutschen Publikum größtentheils noch ganz unbekanntes Gebiet: in die französische Kolonie der Insel Bourbon, die, wenn sie auch mancherlei Gemeinsames mit englisch-westindischen Kolonieen hat, doch viele unverkennbar eigenthümliche Züge darbietet, welche auf ihre Verwandtschaft mit dem Mutterlande und dessen Corruptionen nur allzu sehr hinweisen. Solche Kreolen und Kreolinnen, das wird man zugeben, können weder aus englischem, noch aus holländischem, noch aus sonst einem nord-europäischen Blute entsprossen seyn, das sich auf der anderen Hemisphäre in dort gezeugten Kolonieen fortsetzt; sie tragen vielmehr die Kennzeichen ihrer südlich-romanischen Abkunft an der Stirn, gleich den jetzt von einem Häuflein [illegible] in die schimpflichste Flucht geschlagenen Mejikanern. Die Kreolen haben [illegible] ler ihrer europäischen Vorfahren, ohne deren Tugenden zu besitzen, die, [illegible] in tropischen Klimaten, eben so wie ihr physischer Knochenbau, ersichtlich degeneriren. Erst jetzt beginnt Frankreich endlich, und zwar der bevorstehenden Sklaven-Emancipation wegen, ernstlich daran zu denken, daß der [illegible] Unterricht sich mehr in seinen Kolonieen verbreite und daß die Geistlichkeit derselben aus würdigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Männern bestehe. [illegible] vor wenigen Jahren", sagt Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, „schickte [illegible] ausschließlich nach den Kolonieen diejenigen Priester, die von den [illegible] aus den vaterländischen Diöcesen als Taugenichtse entlassen waren. [illegible] waren es leidenschaftliche Menschen, die deshalb Strafe erleiden mußten, [illegible] sie sich Ausschweifungen hingegeben hatten. Bei solchen Lehrern der [illegible] durfte schwerlich gegen die Immoralität Schutz vorhanden seyn .... [illegible] wahre Religion und ihre Wohlthaten werden also erst jetzt in die französischen tropischen Niederlassungen eingeführt."

Mit der allgemeinen Charakterschilderung der französischen Kreolen [illegible] des Koloniallebens überhaupt geht in diesem Theile des Buches die [illegible] Geschichte des Barons von Gaitar — welcher niemand anders ist, als [illegible] bekannte mulattische Superkargo — seiner Frau Gemahlin, des Jupiter [illegible] Venus, so wie der übrigen aus dem Schiffbruche des „Satan" geretteten Personen Hand in Hand. „Durch die stets beigefügte, öfters auf Thatsachen beruhende Analysis der Charaktere in ihrer psychologischen Entwickelung [illegible] Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit ein Leichtes." Allerdings klingt [illegible] in diesen Erzählungen unglaublich, aber mit Recht bemerkt der Verfasser, [illegible] oft dem Unglaublichen nichts näher liege, als das buchstäblich Wahre.

Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, der, eben so wie sein Name, [illegible] scher und französischer Abstammung zugleich ist, hat Gelegenheit gehabt, [illegible] Kolonialleben der Franzosen recht gründlich kennen zu lernen, da er [illegible] Jahre lang Herausgeber des Moniteurs der Insel Bourbon war. [illegible] setzung seines gegenwärtigen Werkes, welchem als gelehrter Anhang [illegible] graphische Abhandlungen über die Inseln Bourbon und Madagaskar [illegible] ben sind, hat uns der Verfasser aus einem anderen Theile seiner [illegible] Beobachtungen eine Sammlung „Pariser Corruptions-Skizzen" [illegible] denen wir, da sie gewiß nicht minder naturwahre Schilderungen wie die Kolonialskizzen enthalten werden, mit gespannter Erwartung entgegensehen.

— Der italiänische Zollverein. Bereits vor mehreren Jahren (1841) wurde von den französischen National-Oekonomen de la [illegible] und Bères, welche über den deutschen Zollverein und dessen wohlthätige [illegible] wirkungen auf die Nationalgesinnung und die Nationalwohlfahrt Deutschlands geschrieben hatten, darauf hingewiesen, *daß ein ähnlicher Zollverein in Italien* auch dort ähnliche wohlthätige Folgen haben würde. Von dem richtigen [illegible] danken einer Aufhebung aller Zollgränzen zwischen solchen Staaten ausgehend, welche durch viele gleichartige oder sich ausgleichende Interessen auf einander angewiesen sind und sich daher gegenseitig in ihrem Wohlstande nur [illegible] können, predigten die genannten französischen Publizisten nicht, wie Herr Cobden, oder sein Landsmann, Herr John Prince Smith, den sogenannten freien Handel, der nur den Engländern und einigen Hansestädten [illegible] denem Nutzen seyn würde, sondern einen wirklich freien Handel, [illegible] durch Associrung der europäischen Länder zu verschiedenen großen Zollvereinen auf naturgemäße Weise zu erreichen wäre. Unter diesen Systemen [illegible] sie, außer dem deutschen, welches ganz Deutschland in Vereinigung [illegible] Holland und dessen Kriegsflotte bilden würde, und dem obgedachten italiänischen, auch die folgenden: einen französischen durch die Zollvereinigung von Frankreich mit Belgien, der Schweiz und Savoyen; einen pyrenäischen durch die Zollvereinigung von Spanien und Portugal; einen [illegible] eisch-transdanubischen durch die Zollvereinigung von Ungarn, Slavonien, Serbien, den Fürstenthümern Moldau und Wallachei bis zu den Donaumündungen (Deutsch-Oesterreich würde dem deutschen und das lombardisch-venetianische Königreich dem italiänischen Zollverein angehören); einen skandinavischen u. s. w. Daß die Ausführung dieser Idee, so viele [illegible] und politische Gränzscheiden ihr auch im Wege stehen, doch näher liege, [illegible] die des Herrn Cobden, beweist der kürzlich (am 3. November) zwischen dem Kirchenstaat, Sardinien und Toskana abgeschlossene Zollvereins-Vertrag, [illegible] beizutreten auch der König von Neapel und der Herzog von Modena eingeladen worden, und beweist die in Deutschland, trotz der neuen [illegible] saaten, welche die Herren Freihandelsmänner ausstreuen, immer stärker [illegible] dende Ueberzeugung, daß nur durch Einigkeit, und zwar auch der materiellen Interessen der verschiedenen deutschen Staaten, die gewünschte nationale Selbstständigkeit zu erlangen sey. Unter den Italiänern hat jenes [illegible] der „Principi riformatori", wie jetzt der Papst, der König Carlo Alberto [illegible] der Großherzog Leopoldo II. genannt werden, die allgemeinste und [illegible] Begeisterung im Innern des Landes, wie in den Seehäfen erregt, die [illegible] teresse von dem des ersteren nicht trennen wollen. Allerdings würden [illegible] und Genua vielleicht eben so gute Geschäfte, wie Hamburg und Bremen machen, wenn sie ihre eigene, von den Bedürfnissen des übrigen Italien [illegible] absondernde Handelspolitik befolgten; bei dem einmüthigen Nationalgefühle jedoch, welches jetzt das ganze Land durchströmt, würden es Herr Cobden oder Herr John Prince Smith vergebens versuchen, dort auch einen sogenannten Freihandelsverein im englischen Interesse zu begründen.

*) Nr. 29 bis 43 des Magazins von d. J.

**) 1 Band, 201 S. in 8. mit dem Motto: Per me si va tra la perduta gente.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 144. Berlin, Donnerstag den 2 Dezember 1847.

Italien.

Ruth's Geschichte der italiänischen Poesie.

(Zweiter Band.) *)

Von diesem für die Entwickelung italiänischer Poesie und italiänischen ationalsinnes, als dessen klarste Offenbarung der Verfasser voll geschichtlich ırchgebildeten Sinnes die Literatur des Volkes faßt, gleich bedeutsamen Jerke ist so eben der zweite Band erschienen. Vom ersten Bande, der die eime italiänischer Poesie vor uns entwickelt, bis aus ihnen die Götter des rodromus, der krafterzeugte, aber unnationale, gelehrte Dante und der leich gelehrte, formenselige Petrark, hervorgehen, ist in diesen Blättern zur eit eine Anzeige gegeben worden. **) Von dem zweiten, uns in den Tempel echter Nationalität, in Charakter und Poesie des italiänischen Volks einführenden und deshalb wichtigeren Theil, so wie von dessen subjektiv erfreulichem, wenngleich obgektiv meist trostlosem Inhalt, wollen wir hier die Grundzüge einfachst darzulegen versuchen.

In der meist als Stillstand in Politik und Poesie betrachteten, vom Verf. ls Bildungsschule der Nationalität, aus den geltenden Elementen früherer ahrhunderte heraus, dargestellten Zeit von 1370—1470 sehen wir aus dem Leidstreit der Städte ein Volk von Unterthanen einerseits hervorgehen, das ller Nationalliebe beraubt ist, und andererseits sich eine handelsmächtige Aristokratie auf den Trümmern des feiner staatlichen Macht beraubten Italiens lühen, die als gelehrt gebildete Kaste und im Besitz der höchsten Staats- und Kirchenstellen, für Kunst und Wissenschaft begeistert strebt, ohne darum einen anderen Einfluß auf die Poesie zu üben, als den literarischen Ruhm zur Nationalsache zu machen. Diese gelehrte aristokratische Partei sehen wir auch in der ganzen italiänischen Poesie sich vom Volke trennen, das durch die, die Religiosität untergrabenden Laster der Kirche entsittlicht und dadurch zur ungebundensten, sinnlichsten Frivolität geführt ist und das, unfähig, das Heilige zu fassen, entweder excentrisch wird oder sich zur schmähsüchtigsten Satyre wendet, vor der nichts Wahres und Ernstes außer der Sinnlichkeit besteht. Wie in diesem Zeitraum jene aristokratische, grammatisch-gelehrte, vom Alterthum getragene und in dessen Form gefesselte Dichterpartei sich, da der neue Gehalt jener unausweichbaren, in der Nachahmung erstorbenen Form des Alterthums nicht homogen war, in meist lateinischem, leeren Wortschwall verliert, bis sie in Nachfolge des Boccaccio zu freier, selbst in sich lebendiger, schöpferischer Vereinigung beider Seiten, durch den Vernichter der tödtlich lastenden Herrschaft des Aristoteles, Lorenzo de' Medici, hier in Anerkenntniß der schönen Wahrheit im Alterthum als des allein Nachahmungswürdigen, dort im Gegengewicht gegen die verfliehende Schwärmerei der Troubadours zur Natur und zum echten Geschmack zurückgeführt wird: so sehen wir auf der anderen Seite das sich überlassene und wenngleich in ängstlichster, starrer Nachahmung des formenschönen Petrark's nicht minder in der Form befangene, doch die moderne Empfindungsweise geltend machende Volk, wie die Sprache selber, so in roher Kraft sich seinen poetischen Charakter bilden. Das ohne Petrark's feinen Witz und formelle Harmonie aus seinem Nachlaß aufgenommene Sonett wird zur meist frostigen, gedankenleeren Form alles Denkens und Fühlens: der unglaublichste Enthusiasmus des Volks für diese Form korrespondirt mit der zahllosen Menge von Sonettdichtern, neben denen die wenigen Dichter freierer, echt poetischer Volkslieder sich nur wenig Geltung zu schaffen vermögen. Neben dieser formellen Excentricität, in der der wahre Gehalt erstarb, bildet sich die im italiänischen Charakter tiefbegründete, durch die Laster der Kirche, wie durch den Neid der Staaten, durch den politischen, wie geistigen Druck des Volks ins Leben gerufene Satyre, die wir, durch Pulci selbständig gemacht und bald durch Burchiello, der ihr einen unauslöschlichen Charakter auf lange Zeit ausdrückte, zur hämischen, burlesken Personalsatyre gesunken, in solcher allgemeinen Herrschaft finden, daß nur, was den Hauch solcher ironisirenden Satyre aufzunehmen fähig war, volksthümlich zu werden vermochte. Darum wird die gleichfalls als Form für jede Denkweise aus dem Nachlaß der großen früheren Dichter aufgenommene, an sich schwankhafte, satyrische Novellenform völlig italiänisirt, echt national und allgemein herrschend. Sie zeigt sich in der uns vom Verf. vorgeführten Bildungsgeschichte dieser Form als aus der Fremde, aus den Fabliaux der Troubadours hervorgegangen, die den aus Bidpai's Hitopadesa, den „von mehreren Verfassern zusammengeschriebenen" gestis Romanorum, der Geschichte der sieben weisen Meister, der disciplina clericalis u. dgl. m. entnommenen Stoff ohne den orientalisch-didaktischen Zug und ohne den naiven Wunderglauben der Frühzeit vielmehr in ironisirender, üppig ausmalender, erotisch-galanter Weise behandelten Stoff nach Italien hinübertrugen, wo in frischer Volksthümlichkeit der Italiäner ihn zum buntesten Gemisch durch einander arbeitete, in dem alle Elemente des Mittelalters in einander gäheten. Wir sehen die italiänische Novelle zuerst (Cento novelle) noch gläubig dem fremden Stoff sich anschließen, dann bald lebendig, schwunghaft, voll tiefer Menschenkenntniß (Boccaccio), bald anakreontisch-scherzhaft, anmuthig, satyrisch (Sacchetti), bald zügellos-üppig und entsittlicht behandelt werden, wie in San Giovanni's Pecorone; wir verfolgen sie zu stets zügelloserer Unsittlichkeit und Gemeinheit und sehen sie erst im Masurcio wieder steigen, aber beißend-satyrisch, im Cinthio scheußlichst-grausig, im Grazzini lustig-burlesk werden und sie weiter und weiter als Nachahmung der Nachahmung kraftlos verfallen, wie denn nach Straparola alle späteren Novellisten diesen nachahmen oder nur abschreiben.

In diesen Gegensatz der gelehrt trocknen zur bald faden, bald ausschweifend sittenlosen Volks-Poesie tritt der überall geistig gleich hohe, nach allen Seiten gleich mächtig anregende, dem Jahrhundert seinen Namen gebende, vom Verfasser des breitesten trefflich geschilderte Lorenzo de' Medici erhebend und versöhnend hinein. Wie er durch seine warm- und tiefgefühlten Liebessonette die gefeilte Formenstarrheit der Petrarchisten belebt, durch seine einfachen, höchst poetischen, im hohen Sinne echt volksthümlichen Lieder, wie durch sein Simposio, das die höhere Satyre einführte, die Volkspoesie aus dem Schlamme der Gemeinheit zu freierer Schönheit erhebt, andererseits durch die Stiftung der Platonischen Akademie die aristotelische Hemmkette brechend und auf die Natur und Wahrheit im Alterthum als das Nachahmungswerthe, im Gegensatz zur Form, hinweisend, die gelehrte Partei, aus ihrer Isolirung heraus, dem Volke näher führt, so sehen wir ihn selbst in Bezug auf die noch unausgebildetere dramatische Kunst einen ähnlichen Prozeß vollführen, indem er antike Götter in die aus den Mysterien hervorgegangenen burlesken Farcen, zu höherer Veredelung dieser, einführte. Aus den in kirchliche Prozessionen anfangs verflochtenen, biblischen Mimen sehen wir in der vom Verfasser gegebenen Bildungsgeschichte des Theaters, nachdem den allegorischen Personen der Mimen Dialoge gegeben waren, sich die Mysterien entwickeln, die mit der Entwickelung des italienischen Nationalsinnes zu eben jenen lustigen Farcen werden, die den Teufel als Possenreißer zeigen, wiewohl in ihnen der das Heiligste mit dem Possenhaftesten vermischende Inhalt weniger, als die pomphafteste äußere Ausstattung, Hauptsache war. Daneben gehen aus den Mysterien die allegorischen Moralitäten hervor, in denen doch schon eine Art von Plan steckt, aus denen weiter dann das sechsaktige Drama sich leicht herausbildet, das, von der gelehrten Partei der Alten streng nachgeahmt, formell kalt wird, während das Volk aus den burlesken Farcen seine Volkskomödie herausbildet. Wir sehen den neidischen Eifer der italiänischen Städte, ihr Theater möglichst glänzend und pomphaft herauszustatten, wir sehen in Ferrara das lateinische Drama mit Enthusiasmus gepflegt, in Rom die Posse als ein höchstes Interesse herrschen, in Mantua das erste stehende Theater zugleich mit dem ersten italiänisch geschriebenen Drama (Poliziano's Orfeo) entstehen, aber wir fühlen es dem italiänischen Charakter ab, daß hier das Drama nie über die Vollendung der Form hinauszukommen, sich nie zu dem tiefen Ernste, dem Pathos der Tragödie zu erheben vermag, vielmehr stets leichtfertig, lyrisch und ohne die tragische Modellation des Charakters bleiben muß.

Nach der folgenden Charakteristik der vielbethätigten Dichter, die Lorenzo's Geist in seinem näheren Kreise anregte, der Brüder Pulci, Poliziano, Benivieni, bei denen die Gelehrsamkeit manche echt dichterische Wärme unter der hemmenden Form erstarren und ersticken ließ, führt der Verfasser uns im dritten wichtigsten Abschnitt zur Blüthenzeit italiänischer Nationalpoesie im 16ten Jahrhundert, da der leider einseitige Volksgeist aus mächtigsten Keimen nur einseitige Resultate zu ziehen vermochte.

Aus der gänzlichen politischen und sittlichen Vernichtung Italiens, da einerseits das Nationalgefühl als Grund einer in sich nothwendigen Poesie fehlte, andererseits, bei alleiniger Geltung der Sinnlichkeit, der kritische Zeitgeist in Allem nur eine in einem Alles bespöttelnden Geiste, in Religions- und Gefühlsverachtung sich offenbarende Nichtigkeit sah, sehen wir eine äußerlich aufgenommene, darum des wahren Gehaltes entbehrende, von außen entlehnende, andererseits den Ernst jeder Lebenswahrheit mit spöttischer Ironie über-

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847.
**) Vgl. Nr. 44 des Magazins von 1844.

hauchende Poesie hervorgehen, die überdies noch durch die nur äußerliche Kritik der rein formell bildenden und da noch in lächerliche Spielereien versinkenden vielen Dichterakademieen gehemmt wird. So sehen wir denn auch das in dieser Zeit nach und aus der Kritik sich unzweideutig entwickelnde Epos, da es, auf der in Ritterthum und Liebe sich realisirenden, ahnungsvollen Sphäre basirend, im unritterlichen, unreligiösen und unsittlichen Italien nicht erwachsen konnte, den Stoff aus der Fremde entlehnen, dagegen durch die alles Wahre und Hohe ironisirende Behandlung — der sich selbst die aus früherem kindlichen Glauben entsprungene, aus der Fremde gleichfalls aufgenommene und streng nachgeahmte Form der frommen Ein- und Ausgänge nicht entziehen kann — echt national werden. Nur Bojardo lebt sich noch ganz in den mittelalterlichen Gehalt des von den Troubadours überlieferten, aus den Karlssagen, aus Fabliaux, aus orientalischem und mythologischem zusammengearbeiteten, epischen Stoff, mit kindlichem Glauben und eigenem ritterlichen Gemüthe hinein, aber bleibt deshalb gerade ganz unnational. Im Anfang freilich sehen wir noch ein innigeres Anschließen des italiänischen Epos (la Spagna) an den in den Reali di Francia vereinigten fremden Stoff, aber Pulci befreit es von der Nachahmung des Französischen, indem er ihm, neben der bunten, phantastischen Verwirrung des Stoffes, jenen bei ihm freilich nur erst noch den spekulativen Theil des Gedichts treffenden, Alles ironisirenden Spott aufprägt, als ein Vorbild für alle Folgenden. Freilich sehen wir diese durch Pulci's trefflich charakterisirten, echt originalen „Morgante“, wie durch Cieco's einheitslosen „Membriano“, gegebene Manier von dem gelehrten Bojardo verlassen, der, hineingelebt ins Ritterthum, in dessen Geiste aus eigener Kraft schafft, der aber andererseits auch durch die bunte, phantastische Verwirrung seines Gedichts, in der Alles vom historischen Boden losgerissen und ins Reich der Phantasie versetzt, Alles zufällig erscheint, den bleibenden Charakter des italiänischen Epos, als einer phantastisch verknüpften Reihe von Novellen, ausbilden half. Alle diese nationalen Elemente der Behandlung, die phantastische Verwirrung und den ironischen Hauch über Allem, sehen wir endlich bei Bojardo's empfindungsarmem, in Stoff und Behandlung unoriginalem Fortsetzer Ariosto, dessen verliebter, arbeitscheuer, üppiger und niedriger Charakter, der mit des Dichters Werken nur den materiellen Lohn erstreben wollte, der auch sein vielbesprochenes Verhältniß zum Ippolito von Este von einer neuen Seite fassen läßt, vom Verfasser anschaulichst vorgeführt wird, zu der für immer national bleibenden Form des Epos verarbeitet werden. Wenn wir aber die bunte Verwirrung, die fast widerliche Schmeichelei gegen die Fürsten, die bei ihm den plastisch handelnden Theil des Gedichts treffende Ironie, welche die Vergangenheit als ein des Spottes werthes Ueberwundenes zeigt und allen tieferen Gehalt völlig zerstört, endlich den Stoff, als aus Bojardo und in Details aufs gröbste aus dem Alterthum entlehnt, in seinem Gedicht als völlig unoriginal beanspruchen müssen, so bleibt, als ihm allein gehörig, nur die Anmuth in der Ausmalung der Details und in der Sprache.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

(Schluß.)

Schmucke, der mit heimlicher Angst diesen Gemüthszustand beobachtete, freut sich kindisch, als er von ein paar reichgewordenen Deutschen als Landsmann zu einem Hochzeitsfest eingeladen wird, weil er hofft, seinem Freunde dadurch eine Zerstreuung zu verschaffen. Pons läßt sich auch bereden, mitzugehen; es entwickelt sich aus der ersten Einladung eine Reihefolge von Diners und Festen, die dazu beitragen, seine herabgestimmten Nerven wieder zu beleben. Mittlerweile kommt auch sein Vetter, der Präsident, um ihn wegen der erlittenen Beleidigung um Verzeihung zu bitten; Frau und Tochter hatten die Ursache vom Wegbleiben des armen Vetters nicht verheimlichen können, der Präsident war sehr erzürnt über diese kleinliche Grausamkeit der Frauen gewesen; Familiensinn und Gerechtigkeitsgefühl führten ihn zu Pons. Dieser ist so hoch erfreut und überrascht durch den seltenen Besuch, daß er alle Kränkung vergiebt und vergißt; sein gutes Herz treibt ihn sogar dazu, seinen Beleidigerinnen mit Wohlthaten zu vergelten und für die unbegehrte Tochter der Präsidentin eine vortheilhafte Heirat mit einem der reichen jungen Deutschen in Vorschlag zu bringen!

Ein wesentliches Moment des Sittenromans wird durch diese Ehestands-Episode vertreten; die herzlose französische Berechnung, die Unzartheit der Verhandlung sind mit scheinbar unbewußter Ironie herausgehoben. Die Gutmüthigkeit des Vetter Pons ist das einzige erquickliche Element bei dieser Darstellung; er verspricht der muthmaßlichen Braut, die ihn stets gequält und verachtet hat, sie zur Erbin seiner Kunstschätze einzusetzen. Dem Freier scheint dies eine bedeutende Lockspeise zu seyn; ihm wird, als Deutschen, viel Kennerschaft zugeschrieben, und er bewirkt dadurch, daß der gute Pons von seinen eigennützigen Verwandten mit Schmeicheleien und Freundschaftsbezeugungen überhäuft wird, da seinem Einfluß allein die gute Partie der Tochter zu verdanken ist. Aber nur kurze Zeit dauert dies Glück, der Freier zieht sich plötzlich zurück, lediglich aus Caprice; er erfährt nämlich, daß die Braut die einzige Tochter ist, und behauptet, eine solche zu heiraten, sey gegen seine Grundsätze, weil sie immer als verzogenes Kind von ihren Aeltern behandelt und verdorben werde. Die Ueberraschung und Empörung der Familie kennt keine Gränzen, und da der seltsame Freier sich aus dem Staube macht, so wirft sich die Rache auf den Vetter Pons, die unschuldige Veranlassung des Vorfalls. Man beschuldigt ihn, er habe hinterlistig den angeblichen Freier ins Haus geführt, um die Familie lächerlich zu machen und sich für die frühere Schmach zu rächen. Pons ist so bestürzt, daß er kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorbringen kann, er fühlt sich tiefer als jemals gekränkt, er wird fast aus dem Hause gewiesen und flüchtet sich wieder zu seinem treuen Schmucke, wo ihn alsbald ein abzehrendes Fieber befällt.

Der Freund pflegt ihn, sucht ihn zu zerstreuen, führt ihn spazieren, die gegenseitige Liebe der beiden Alten zeigt sich so rührend, daß sie Niemand mehr Nußknacker zu nennen wagt. Pons wird immer kränker und muß das Bett hüten; die Portiersfrau hat bis dahin den beiden Greisen als gefällige, aber gutmüthige Haushälterin gedient, jetzt erwacht am Krankenbette der böse Dämon ihrer Natur, die Habsucht. Seit langen Jahren ist es ihr Wunsch, reich und im Testament eines ihrer „Herren“ bedacht zu werden, wie es vielen ihrer Standesgenossen geschehen ist. Sie entwickelt ihr ganzes Talent von Schmeichelei und Intrigue, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ihr Selbstlob ist unerschöpflich, und kein Mittel ist ihr zu schlecht, um sich die Gunst der beiden alten Männer zu gewinnen. Ja, obwohl im bärtigen Alter, scheut sie sich nicht, sogar mit dem handgreiflichsten Kokettiren gegen sie zu Felde zu ziehen. Komisch und rührend ist es, wie dergleichen abgefeimte Kunstgriffe von dem arglosen Deutschen mißverstanden und immer zum Besten gedeutet werden, während der erfahrnere Pons nicht ganz unempfindlich bleibt, weil durch seine Häßlichkeit jede weibliche Zuvorkommerheit für ihn ein seltenes Gut gewesen ist. Indessen bleibt auch Pons festgeharnischt gegen diese Anfechtungen, aber die Tyrannei des Weibes vermag er doch nicht abzuwerfen, sie quält ihn absichtlich in seiner Krankheit und zwingt ihn, sie trotzdem laut als seine Wohlthäterin anzuerkennen, worin ihn die arglose Leichtgläubigkeit Schmucke's bestärkt.

Währenddeß werden die beiden Greise von dem Gewebe des ränkevollen Weibes immer enger umsponnen, sie besticht den Arzt, der jedoch noch einen Schatten von Gewissen hat und sich nicht von seiner ärztlichen Pflicht abwendig machen läßt: indessen er ist arm, seine Praxis erstreckt sich fast nur auf Dachwohnungen und Portierstuben, er lechzt schon lange nach Protection, um einen sicherstellenden Posten und reiche Patienten zu erobern, und weist deshalb die Mittheilungen, Versprechungen und Anschläge der Portiersfrau nicht ganz ab, sondern schickt sie seinem Freunde zu, einem Winkel-Advokaten, dessen Rathschläge sie theuer bezahlen muß, und der ihr hinterlistig genug dient. Er und der Arzt verabreden einen Plan, wonach sie die vornehmen Verwandten des kranken Pons von dessen baldigem Absterben, dem Werth seiner Kunstschätze und von seiner Erbitterung benachrichtigen wollen, um gegen hoch stipulirte Belohnungen denselben zur Erlangung der Erbschaft zu verhelfen, auf die sie nach der Mißhandlung des armen Vetters durchaus nicht mehr rechnen konnten, die, wenn es gelingt, ein etwaiges Testament zu vernichten, ihnen aber nicht entgehen kann, als einzigen Verwandten. Um sich zu vergewissern, ob der Winkel-Advokat seine Forderungen und die Verheißungen einer guten Erbschaft nicht zu hoch gespannt hat, wird nun ein anderer bewährter Sammler heimlich in die Zimmer des Kranken geführt, um seine Besitzthümer zu taxiren. Es ist dies ein reicher Jude, der längst ein Nebenbuhler des armen Pons in der Jagd auf Kunstwerke war und einen bedeutenden Handel in diesem Fach, den die Franzosen unübersetzbar: bric-à-brac nennen,*) geführt hat; durch den Verkehr mit Meisterwerken der Kunst hat sich in ihm eine wahre Leidenschaft für dieselben entzündet, er wird vom Autor ein Don Juan der Gemälde genannt, und es ist eine sehr gelungene Scene, als er die Schätze des kunstsinnigen Pons betrachtet, die dieser vor ihm wie einen Harem gehütet, während er ihm schon oft manchen ersehnten Besitz streitig gemacht hatte. Er schwelgt im Entzücken und bietet den Räubern des armen Pons die größten Summen für dessen Nachlaß, der außer den Gemälden, meisterhaft und kräftig von Balzac vor den Augen des Lesers ausgemalten Kabinetstücken verschiedener Schulen, auch noch aus einem kleinen Museum von Elfenbein-Schnitzereien, Dosen, Uhren und Rococospielereien besteht.

Die habsüchtige Portiersfrau hat indessen gemerkt, daß der von ihr gedungene Winkel-Advokat sie hintergeht und den Kranken, welchen sie für ihre eigene Rechnung todtärgern wollte, zur Beute der einflußreichen Verwandten machen will; sie rettet deshalb, was sie kann, aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen und überredet den geängstigten, geschäftsunkundigen Schmucke, einige der kostbarsten Bilder seines Freundes an den jüdischen Kunst-Enthusiasten zu verkaufen, um mit dem Erlös ihre Auslagen für Pflege und Unterhalt der Greise zu erstatten. Sie gewinnt natürlich dabei ein Bedeutendes und rächt sich durch diesen Betrug auch noch an dem treulosen Winkel-Advokaten. Der kranke Pons hört in seinem Bildersaal unheimliches Geräusch, die Sorge um seine Lieblinge treibt ihn aus dem Bett und ruft ihn zum Bewußtseyn zurück, er reißt die Thür auf, die Verräther entfliehen, aber auf den ersten Blick entdeckt er den Verlust seiner besten Kabinetsstücke und stürzt ohnmächtig nieder. Als er erwacht, sitzt Schmucke weinend neben seinem Bett; und die Portiersfrau ergießt sich in heuchlerischem Mitleid und in Vorwürfen über sein Mißtrauen. Der Kranke läßt sich aber diesmal nicht bethören; auf seine strenge Frage nach den verschwundenen Gemälden erfährt er, wie man den ehrlichen Schmucke mißbraucht hat, und gelangt durch die Wuthausbrüche der ertappten Betrügerin auch zur Kenntniß des Komplotts seiner Verwandten mit dem Winkel-Advokaten, wobei es ihn am tiefsten schmerzt, daß man seinem gefürchteten Nebenbuhler im bric-à-brac seine Heiligthümer hat preisgeben können.

Der Zustand des Kranken verschlimmert sich bedeutend nach dieser Er-

*) In Berlin hat man dafür die eben so eigenthümlichen Benennungen „Brimborium“ und „Brimboriumsläden“ erfunden.

schütterung, aber seine Energie entwickelt sich trotz der Schwäche; mit fieberhafter Ungeduld dringt er darauf, ein Testament zu machen, um seinem Schmucke seine Nachlassenschaft zuzusichern. Um Letzteren von der Schlechtigkeit seiner Umgebung zu überzeugen, spricht er in Gegenwart der Portiersfrau von seinem Testament und dem Ort, wo er es aufbewahren werde; nachdem es mit den gehörigen Formalitäten aufgesetzt ist, benachrichtigt dieselbe den Winkel-Advokaten gegen Versprechen eines Beute-Antheils von obigem Umstand; beide Verräther schleichen in der Nacht an das offene Schreibpult des Kranken, und der Advokat entwendet das Testament, wie Pons seinem Freunde vorausgesagt hatte. Letzterer sieht nun endlich ein, in welchen Händen sie sich befinden, und willigt in jede Vorsichtsmaßregel; Pons sendet ihn nach einem bewährten Rechtsgelehrten, macht abermals ein Testament und läßt es gerichtlich niederlegen, damit es unumstößlich ist. Darauf bittet er seinen treuen Schmucke, ihm den letzten Schlummer mit seinen deutschen Melodieen zu versüßen; schluchzend gehorcht dieser und setzt sich ans Klavier, das er durch die Begeisterung seines Schmerzes zu einer heiligen Orgel des Trostes in Todesnähe verwandelt. Gegen Morgen verlangt Pons die Sterbesakramente und stirbt in den Armen seines Freundes.

Kaum ist der letzte Athemzug verhaucht, so stürmt die ganze Profanation der Formalitäten in das Sterbezimmer; in Paris ist nach Balzac's Zeugniß der Tod kostbarer und förmlicher, als irgendwo. Das menschliche Gewürm, welches sich davon nährt und einen Industriezweig daraus gemacht hat, drängt sich mit gesteigerter Habsucht um ein Sterbebett, an dem keine Verwandte wachen, wo man lachende Erben vermuthet. Der weinende Schmucke ist Universalerbe, seine Trauer gilt für erheuchelt; unbarmherzig wird er in den ganzen Pomp eines feierlichen Begräbnisses gestoßen. An der Kirchhofthür bestürmen ihn die Geschäftsführer der Magazine für Denkmäler, die Kutscher der Leichenwagen fordern ihren Lohn, den er entrichten muß, weil kein anderes Gefolge sich eingestellt hat, als er und ein armer Theatergehülfe, dem der Verstorbene einst Gutes gethan hat, und der allein eine Thräne mit dem verlassenen Schmucke weint, wodurch er sich das Herz des Tiefbetrübten zuwendet.

Bei der Nachhausekunft findet dieser Alles versiegelt, die Verwandten des armen Pons sind von seinem Tode benachrichtigt und wollen einen Prozeß auf Erbschleicherei gegen Schmucke anhängig machen. Der Winkel-Advokat ist zum Mandatar ernannt; in der Freude auf die Erreichung aller seiner hochfliegenden Pläne übt er die Rechte seiner Klienten bis zur größten Grausamkeit gegen Schmucke aus; er läßt sogar die eigene Stube desselben versiegeln, der Alles über sich ergehen läßt, weil er mit seinem Freunde auch allen Lebensmuth verloren hat; nur sein „Piano", wie er das Klavier in schlechter deutscher Aussprache nennt, fordert er, dann wird dem Universalerben die Thür gewiesen.

Er geht zu dem Theatergehülfen und bittet ihn, ihm ein Bodenkämmerchen zu vermiethen, er hat eine kleine Pension von einigen früheren Schülerinnen, womit er bei seiner Genügsamkeit auszukommen denkt, und versichert, daß er doch bald sterben werde, die Erbschaft hat er fast ganz vergessen. Doch thut es ihm leid, kein Geld zu haben, als er in das Hauswesen seines Wirthes, des Theatergehülfen, blickt; 4 Kinder und ein blasses Weib hätte er gern unterstützt. Unbeschreiblich rührend ist es, wie er unter den Kleinen ein blondes Mägdlein sieht, dessen sanfte Schönheit ihm gleichsam den Genius von Deutschland zu personifiziren scheint; er spielt mit dessen blonden Locken unter heißen Thränen, das Heimweh erwacht, seit er durch den Tod des einzigen Freundes, in der Fremde verwaist ist. Das liebebedürftige deutsche Herz schmiegt sich an die kleine Blondine, in der die Erinnerung an das Vaterland ihm lebendig wird. Die Mutter behandelt das Kind mit Härte, und Schmucke wird der Beschützer desselben. Es herrscht Unfrieden in der Familie, ihr fehlt das heiligste Band, der kirchliche Segen, es ist eine wilde Ehe, wie das sittenlose Paris so viele hervorbringt, das schmerzt den ehrlichen Deutschen tief, er möchte seinem Lieblinge so gern eine bessere Stätte bereiten.

Mittlerweile wird er zu den Verwandten seines verstorbenen Freundes gerufen, der kluge Winkel-Advokat findet es rathsamer, mit dieser Einfalt zu unterhandeln, als das unumstößliche Testament anzugreifen. Man will den Deutschen mit einer gewissen Summe abfinden; aus Furcht, er möchte seine Forderung zu hoch spannen, sucht man ihn erst einzuschüchtern, beschuldigt ihn der Erbschleicherei und quält ihn bis aufs Blut. Der arme alte Mann begreift die habsüchtige Bosheit nicht, er versichert weinend, daß er seinen Freund nicht des Geldes wegen geliebt, daß er gar nichts davon haben und nur bald sterben wolle; er unterschreibt, was man verlangt, und ist noch dankbar erstaunt, als man ihm zur Entschädigung doch ein paar tausend Franken einhändigt. Todesmatt geht er nach Haus, giebt das Geld dem Theatergehülfen und sagt: il faut chouser la mère de cette anche, dann läßt er die blonde Kleine an sein Bett kommen und bittet in naiver Aussprache: mettez lui des vleirs tans ses plonds cheveux, c'est le chénie de l'allemagne (steckt ihr Blumen in die blonden Haare, es ist der Genius Deutschlands); dann spricht er noch den Wunsch aus, neben seinem Freunde begraben zu werden, und stirbt ohne Todeskampf, sanft und selig, wie eine jener Seelen, denen Jean Paul deutsches Leben eingehaucht.

Daß Balzac die deutsche Gemüthlichkeit, deren Repräsentanten immer seltener werden, in so intuitiver Weise gefeiert hat, ist ein Zeugniß seines Talents für Charaktergemälde, wie die Franzosen kein zweites besitzen.

F. v. H.

Holland.

Karl Eckert im Haag.

Unser junger Landsmann hat im Haag, wohin er einer an ihn von Sr. Maj. dem Könige der Niederlande, während seiner Anwesenheit in Weimar im vergangenen Sommer, persönlich gerichteten Einladung gefolgt ist, um dort seine Oper „Wilhelm von Oranien" zur Aufführung zu bringen, eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden. Das Journal de la Haye vom 17. Nov. giebt eine, Jules Mellier unterzeichnete biographische Notiz über ihn, welche, da ein großer Theil der darin mitgetheilten Details auch in Deutschland nur wenig bekannt ist, von unseren Lesern ebenfalls mit Interesse aufgenommen werden dürfte:

„Beide Aeltern Karl Eckert's waren polnischer Herkunft, der Vater in Thorn, die Mutter in Posen geboren. Der Vater machte im französisch-polnischen Heere mehrere Feldzüge unter Poniatowski mit, trat aber nach der Schlacht von Leipzig in preußische Dienste. Er stand nach beendigtem Kriege als Wachtmeister bei einem Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam, wo Karl 1820 geboren wurde. Bald nach der Geburt des Knaben wurde der Vater nach Berlin versetzt, hier aber, wegen Verwickelung in einen Subordinations-Prozeß, aus dem Regimente entfernt und als Ober-Gränzcontroleur nach einem entfernten Ort in Oberschlesien geschickt. Diese Versetzung war unheilvoll für ihn: er blieb in einem Gefecht mit den Schmugglern. Die Mutter, welche der Tod des Mannes ohne Hülfe und Zuflucht ließ, sah sich gezwungen, nach Polen heimzukehren und während des harten Winters ihr verwaistes Kind in aller Hülflosigkeit zurückzulassen, und zwar bei den Kameraden des Vaters, so daß Karl die drei ersten Jahre seines Lebens in einer Kaserne zubrachte.

„Noch war er nicht drei Jahr alt, als eine mildthätige Dame, die Frau des als Schriftsteller und Dichter bekannten Dr. F. Förster, den edelmüthigen Gedanken faßte, sich des armen, verlassenen Kindes anzunehmen. Diese Dame, eben so sehr durch ihr musikalisches Talent, als durch ihren wohlwollenden Charakter ausgezeichnet, ergriff die heilige und große Aufgabe, welche Gott ihr anvertraute, mit aller Liebe; sie pflegte das verwaiste Kind mit der liebevollsten Sorgfalt und widmete ihm eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit. Frau Förster, welche mit vollkommenem Rechte für eine der ersten Dilettantinnen von Berlin galt, hatte schon öfter bemerkt, daß der kleine Karl, wenn sie auf dem Piano spielte oder sang, mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte. Wie groß war nicht ihre Ueberraschung, als eines Tages der Knabe an den Flügel trat und mit beiden Händen eine Melodie spielte, welche sie am Abend vorher gesungen hatte, und, was das Merkwürdigste war, zum ersten Male in seinem Leben berührte der Knabe ein Klavier. Das Kind begriff durchaus nicht das Erstaunen seiner Zuhörer; es fand vielmehr das, was es that, so natürlich, daß es ein anderes anwesendes Kind seines Alters zwingen wollte, ebenfalls auf dem Flügel zu spielen.

„Man kann sich die Freude seiner edelmüthigen Wohlthäterin vorstellen, als sie in ihrem Pflegekinde eine so wunderbare Anlage für eine Kunst entdeckte, welche sie selbst mit Leidenschaft pflegte. Von diesem Tage an ließ es Frau Förster sich mit der gewissenhaftesten Ausdauer angelegen seyn, das seltene Talent ihres Lieblings weiter auszubilden, und ihre Bemühungen wurden von dem glänzendsten Erfolge belohnt. In seinem fünften Jahre spielte der kleine Karl die schwersten Fugen und Präludien von Seb. Bach, phantasirte auf dem Flügel und komponirte kleinere Stücke für Gesang und Klavier; man kannte ihn in Berlin nur unter dem Namen: „das Wunderkind." Ueber den wahrhaften Künstlerberuf des Knaben, welcher sich unter so günstigen Zeichen ankündigte, konnte jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Da Berlin kein Konservatorium der Musik besitzt, sorgten die Pflegeältern dafür, daß Karl Aufnahme in die musikalische Klasse der Akademie der Künste erhielt, welche damals unter der Direction Zelter's, des genauen Freundes von Goethe, stand, welcher sich, so wie andere Lehrer: die Professoren Rungenhagen, Klein, Bach, des Knaben mit vieler Liebe annahm, so daß er mehrmals bei der öffentlichen Prüfung den Preis davontrug.

„Zu dieser Zeit übte eine berühmte Sängerin, deren Name von Berlin aus einen europäischen Ruf gewonnen, einen entscheidenden Einfluß auf die musikalische Richtung Karl's aus: Henriette Sontag, welche sich lebhaft für sein Talent interessirte. Der kleine Komponist war so glücklich, sie accompagniren zu dürfen, wenn sie ihre Rollen einstudirte, und durch ihren seelenvollen Gesang und ihren kunstgebildeten Vortrag machte er die erste Bekanntschaft mit den Schöpfungen Mozart's, Cimarosa's, Auber's und Rossini's. Zu gleicher Zeit machte er die strenge Schule bei Zelter durch, so daß er bereits in seinem elften Jahre, nachdem er schon mehrere kleinere Gesangs-Compositionen zur Aufführung gebracht hatte, mit einem größeren Werke: dem Oratorium „Ruth", vor dem ausgewählten Publikum der Singakademie auftrat, welche dasselbe mit Enthusiasmus aufnahm und ihn durch die lebhaftesten Zeichen des Beifalls ermunterte. Welch' eine wunderliche Erscheinung! Seht ihr wohl diesen elfjährigen, blondgelockten Knaben, mit blassem Gesicht, das immer mehr sich belebt, mit einem Blick von Begeisterung, wie er ganz versenkt in sein Werk ist, so daß für ihn keine Zuhörerschaft vorhanden ist; um und neben sich einen Chor von dreihundert Sängern und ein Orchester von zweihundert Meistern auf ihren Instrumenten, die alle von dem Stab, den der kleine Zauberer in seiner schöngeformten Hand führt, regiert werden? Gewiß, dies war ein schöner Tag für das Kind, ein großer und ehrenvoller Triumph: den Beifall der gestrengen Zuhörerschaft Berlins, dieses Roms des modernen Deutschlands, zu gewinnen. Dies war sein erster Lorbeer, sein erster Erfolg, sein Ei

tritt in die Laufbahn als Künstler; dieser Kranz aber hatte um so höheren Glanz, als er die Stirn eines elfjährigen Knaben schmückte, und dieser Erfolg war seinem dankbaren Herzen um so theurer, als er jene Huldigungen zu den Füßen seiner würdigen Pflegeältern niederlegen konnte, sein erster Schritt war um so bedeutungsvoller, als er ihn sogleich in die Reihe der Komponisten seiner Zeit stellte.

„Spontini, dessen Name allein hinreicht, um eine der größten Berühmtheiten (des gloires) unseres Jahrhunderts zu bezeichnen, war damals General-Direktor der großen Oper zu Berlin. Der Komponist der „Vestalin" und des „Fernand Cortez" konnte einem Ereigniß nicht fremd bleiben, welches in den Annalen der Musik Epoche machte. Er ließ sich den jungen Eckert vorstellen, er sah seine Arbeiten durch, er wohnte den Aufführungen seiner Compositionen bei und war davon entzückt. Von diesem Tage an war er sein erklärter Beschützer. Welch' eine edle und ruhmwürdige Gönnerschaft! Heilige und rührende Verbrüderung des Genius, welcher den höchsten Gipfel des Ruhmes erreicht hat, mit dem aufkeimenden Talente, dessen erster Schrei harmonische Akkorde, dessen erste Versuche schon ausgezeichnete Werke waren. Spontini that noch mehr, er forderte den Knaben auf, sich im dramatischen Fache zu versuchen, denn er erkannte in ihm schon damals jenen Reichthum der Erfindung, jene Energie der Leidenschaft, jenen warmen und poetischen Ausdruck, welche den dramatischen Schöpfungen Unsterblichkeit verleihen.

„Durch eine so wichtige Stimme aufgemuntert, ging Karl in aller Stille ans Werk und komponirte in kurzer Zeit zwei komische Opern: „Käthchen von Nürnberg" und „der Laborant", welche beide im königlichen Opernhause zur Aufführung kamen. Damals war er 16 Jahre alt. Man begreift wohl, daß diese beiden in so jugendlichem Alter komponirten Opern, trotz ihres Verdienstes und trotz des succès d'estime, welches sie sich erwarben, dennoch von der Unerfahrenheit des Komponisten auf dem schwierigsten aller Felder, dem dramatischen, zeugten. Man muß sie daher nur als Versuche ansehen, allein selbst als solche waren sie für den jungen Künstler sehr vortheilhaft, indem sie ihn mit der Scene, mit dem Ensemble des Orchesters, mit den Sängern und der Bühne, so wie mit dem gefahrvollen Wege eines Komponisten für die Oper, bekannt machten.

„Eines Tages war ganz Berlin in Aufregung: Paganini war angekommen, schon vor seiner Ankunft waren alle Billette zu seinen ersten Konzerte genommen; durch gute Bekanntschaften in dem Orchester hatte Karl sich Eintritt verschafft. Man wird es mir erlassen, die enthusiastische Bewunderung und die Ekstase, in welche unser junger Künstler bei dem Spiele Paganini's gerieth, zu schildern: einen solchen Zauber des Tones hatte er noch nie vernommen, er brachte die Nacht schlaflos zu, er war nicht mehr zu bewegen, den Flügel zu berühren, er hatte sich eine Violine zu verschaffen gewußt und erklärte kurz und entschieden: „Von heut an ist dies mein Instrument." Paganini selbst, dessen Bekanntschaft er machte, bestärkte ihn in seinem Vorsatze, und Karl's musikalischer Instinkt war so ausgezeichnet, daß er ohne allen Unterricht sogleich mehrere Thema's, welche er von Paganini in dessen Konzerten gehört, nachspielte. Jetzt erhielt er Unterricht auf diesem schwierigsten aller Instrumente bei dem Konzertmeister Ries, einem Schüler Spohr's; später gab Hauman ihm einige Lectionen. Nach wenigen Jahren trat Eckert zur Ueberraschung derer, die ihn nur als Konzertspieler auf dem Flügel kannten, als Virtuos auf der Violine auf und behauptet jetzt unter den ersten Violinspielern einen unbestrittenen Rang, freilich nicht durch Künste der Bravour und Tours de force, wohl aber durch Fülle des Tons und seelenvollen Vortrag.

„Von Berlin wendete sich Karl nach Leipzig, wo er zwei Jahre unter einem der größten Meister, dessen sich das moderne Deutschland rühmen darf, und dessen frühen Tod wir eben jetzt beklagen, unter Mendelsohn-Bartholdy, Instrumental-Musik studirte. Mendelssohn war zehn Jahre älter als Eckert und diesem im strengen Satz des klassischen Kirchenstyles, so wie im Quartett- und Symphonie-Satz, weit überlegen, dagegen erkannte er Karl's Ueberlegenheit in der Erfindung der Melodie, zumal für den Gesang, an, weshalb er ihn mit der jenem ausgezeichneten Künstler eigenthümlichen Bescheidenheit nicht als einen Schüler, sondern als seinen ihm am nächsten stehenden Freund bei sich aufnahm. Karl arbeitete während seines zweijährigen Aufenthaltes bei Mendelssohn ein großes Oratorium, Judith, welches unter seiner Direction zuerst in Berlin, dann in München und in einigen anderen Singevereinen, überall mit größtem Beifall, zur Aufführung kam.

„Alle diese glänzenden Leistungen (débuts) mußten die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines Hofes, welcher den Künstlern die freigebigste Unterstützung gewährt, auf den jungen Komponisten lenken. Eckert ging als königlicher Pensionair zuerst nach Paris, dann nach Italien, um hier in dem allgemeinen Aether der Kunst die Weihe zu empfangen. Er verweilte zwei Jahre in Rom, erwarb sich hier den Titel eines Professors der Musik und die Ehrenmedaille der Congregation der heiligen Cäcilia. Mehrere seiner Compositionen kamen hier zur Aufführung, und sein ausgezeichnetes Talent als Virtuos auf dem Piano und der Violine fand in Rom, Neapel, Venedig, Florenz und Mailand die vollständigste Anerkennung. Er brachte von seiner dreijährigen Kunstreise eine große Oper: Wilhelm von Oranien in drei Akten mit, deren erste Aufführung auf Befehl des Königs zur Feier des Namenstages der Königin am 19. Nov. 1846 in dem königl. Opernhause in Berlin unter seiner eigenen Direction stattfand. Der Erfolg war so glänzend, wie ihn seit Jahren kein Werk eines deutschen Komponisten — denn Meyerbeer gehört Frankreich oder vielmehr der Welt an — erfahren hatte. Das ganze Publikum, sonst so sesshaft und ruhig, gerieth in die größte Aufregung, der Beifall nahm kein Ende, der junge Komponist wurde mehrmals gerufen, Blumen und Kränze ihm zugeworfen, für ihn der theuerste aus einer der ersten Logen von den schönen Händen einer Dame, auf die sich alle Blicke richteten, es war die Gräfin Rossi, geb. Sontag, Gemahlin des Königl. sardinischen Gesandten am Hofe zu Berlin; eine wunderbare, aber schöne Fügung des Schicksals. Die Oper wurde seitdem öfter und immer mit steigendem Beifall wiederholt; die Beurtheilungen der stimmführenden Kunstrichter vereinigten sich in Anerkennung der rühmlichen Arbeit. „So hat Eckert" — sagt der strenge, aber gerechte Rellstab — „durch dieses der größten dramatischen Gattung angehörige Werk, einen wichtigen Schritt in seiner Lebens- und Künstlerbahn und mit ehrenvoller Entschiedung gethan. Seine Musik steht ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Kunstbildung; sie erfüllt alle Anforderungen, die man an die Beherrschung der äußeren und inneren Mittel machen darf, und ist, was namentlich in dieser Zeit excentrischer Richtungen hochzuschätzen, einfach in sich, sie bekundet einen durchweg reinen Geschmack und feinen gebildeten Künstlersinn. — Mögen schöpferische Kraft und beharrlicher Fleiß, erwärmt durch den Sonnenblick des Glückes, ihn zu seinem und der Kunst Ruhm immer vorwärts auf der rühmlichen Laufbahn führen."

Mannigfaltiges.

— Englische Uebersetzungen. Die schriftstellerische Thätigkeit zweier Damen, die den werthvollen Arbeiten unserer Literatur in England Geltung und Verbreitung vermitteln durch den Fleiß und die Auswahl ihrer Uebertragungen, verdient Anerkennung und Ermunterung. Meta Taylor, eine geborene Norddeutsche und Verwandte vom Meta Klopstock, mit einem Engländer, John Edward Taylor, verheiratet, dessen Namen literarisch schon öfter genannt worden ist, hat eine äußerst gelungene und vortrefflich ausgestattete Uebersetzung von Auerbach's „Dorfgeschichten" geliefert. Nur einer deutschen Feder konnte es gelingen, die Gemüthstiefe und Naturpoesie Auerbach's in eine andere Sprache zu übertragen ohne deren Reiz zu zerstören. Ein Ausländer, der unserer Sprache auch noch so mächtig wäre, würde doch nicht im Stande seyn, die naiven Naturlaute der süddeutschen Mundart zu verstehen und in einem anderen Idiom wiederzugeben. Die Uebersetzerin sagt in ihrer bescheidenen Vorrede auch ausdrücklich, daß ihr Letzteres ohne die Mithülfe ihres sprachkundigen Gatten schwerlich gelungen seyn würde. Das Buch ist im englischen Gewande eben so gemüthlich und fesselnd geblieben wie im deutschen und liest sich so leicht und fließend, wie eine Original-Arbeit. Die Illustrationen von John Absolon sind technisch vortrefflich, aber das Kostüm der Schwarzwäldler ist zu sehr Ergebniß englischer Phantasie. — Nicht mindere Anerkennung verdienen die Leistungen von Karoline de Crespigny, einer Engländerin, die seit längerer Zeit ihren Wohnsitz in Heidelberg aufgeschlagen und die Literatur Deutschlands zum Gegenstand ihres Studiums gemacht hat; die Resultate desselben veröffentlicht sie in englischen Zeitschriften, denen sie eine begehrte und geehrte Mitarbeiterin aus diesem Grunde ist. In früherer Zeit hat sie selbständige größere Arbeiten geliefert, z. B. eine Uebersetzung der bezauberten Rose u. a., welche auch in diesen Blättern bereits besprochen worden sind. Für den Augenblick ist sie mit einer biographischen Skizze und kritischen Auswahl über das Leben und Dichten der Freiin A. v. Droste-Hülshoff beschäftigt, deren poesiereiche Schöpfungen gewiß auch in England Anklang finden werden, weil die Reinheit und Kraft dieser originellen Muse viel Verwandtschaft mit den größten englischen Geistern zeigt.*)

F. L. H.

— Kartoffelbau. Eine kleine, von James Cuthill, Gärtner in Camberwell bei London, geschriebene Abhandlung über „die Kultur der Frühkartoffeln im freien Lande, ohne künstliche Wärme" ist von Herrn Dr. J. F. Klotzsch ins Deutsche übersetzt und mit Bemerkungen über diejenigen Modificationen, die von den klimatischen Verhältnissen Norddeutschlands bedingt werden, herausgegeben worden.**) Bei der durch die Kartoffelkrankheit herbeigeführten und die vorjährige Getraide-Mißärndte noch bedeutend vermehrten Theuerung jenes unentbehrlichsten aller Volks-Nahrungsmittel, besonders im Frühjahre, wird eine allgemeinere Kenntniß des Cuthillschen Verfahrens, durch welches die Aerndte der Frühkartoffeln um drei Wochen zeitiger herbeigeführt wird, gewiß nur von Nutzen und deutschen Landwirthen sehr willkommen seyn.

---

*) Auch eine dritte englische Uebersetzerin wäre hier noch namhaft zu machen: Lady Duff-Gordon, eine Tochter der bekannten Mrs. Austin, die im Vereine mit ihrem Gemahl, Sir Alexander Duff-Gordon, jetzt Ranke's „Neun Bücher preußischer Geschichte" übersetzt. — Außer der obengenannten Mrs. Meta Taylor hat übrigens auch noch die bekannte Mrs. Mary Howitt einzelne von Berthold Auerbach's Erzählungen übertragen, unter anderen die „Frau Professorin", die jetzt von Madame Birch-Pfeiffer zu einem Bühnenstück verarbeitet worden. Die Illustrated London News hat zu dieser von ihr aufgenommenen Erzählung schmucke Illustrationen geliefert.

**) Berlin, Decker, 1848.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 145. Berlin, Sonnabend den 4. Dezember 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

III.*)

Luxor. — Hermonthis. — Das Dura-Korn. — Esneh. — Ein arabisches Ballet.

Ich habe so eben einen flüchtigen Blick auf den interessantesten Punkt geworfen, zu dem mich meine Reise führen kann, auf die Ruinen von Theben.

Die ältesten Baudenkmäler in denselben stammen von dem König Amunoph III. her, der gegen das Jahr 1430 vor Christo den Thron bestieg. Sie stehen eine kurze Strecke vom Flusse entfernt, der bereits den Damm, der zu ihnen führt, großentheils unterhöhlt hat. Es ist schwer zu unterscheiden, was an diesen Ruinen dem ehemaligen Palaste angehört und was eine religiöse Bestimmung gehabt hat. In einem von den inneren Sälen ist die Geburt des Gründers in Basreliefs dargestellt; seine Mutter sieht man von schützenden und helfenden Gottheiten umgeben. Der Name Amunoph's, den die Griechen Amenophis aussprechen, und der „Wächter von (der Stadt) Amua", d. h. Theben, bedeutet, findet sich in eine Menge Säulen eingegraben. Der Palast wird nämlich von unzähligen Säulen getragen, von denen die vierzig, die in dem Haupthofe zwei Hallen bilden, an fünf Fuß im Durchmesser haben.

Vor dem Palaste steht noch ein anderer, kleinerer, der von dem Urenkel Amunoph's III., dem berühmten Sesostris (Ramesses II.), gebaut ist. Im Eingange desselben liegen unter Schutt vergraben drei kolossale Bildsäulen dieses Königs, von denen man nur ein Stück zu sehen bekommt. Ein Ohr dieser Statue ist 21 Zoll lang, die Schulterbreite beträgt 10 Fuß 11 Zoll, der Oberarm hat eine Länge von 6 Fuß 6 Zoll. Hier ist auch die Stelle der zwei Obelisken aus rothem Granit, von denen der eine nach Paris transportirt worden ist und dort auf dem Konkordienplatze steht.

Zwischen den Ruinen befinden sich die Hütten des Dorfes Luxor. Sie sind voll von Ungeziefer, und wir mußten an hundert Hütten passiren. Desgleichen hatten wir durch Hareme in kleinem Maßstabe, durch eine Moschee, in welcher Schule gehalten wurde, durch ein Labyrinth von Gängen und Gewölben hindurchzukriechen. Aber jeder Schritt mußte bezahlt werden, denn die hundert Familien, deren Häuslichkeit wir störten, an deren Hausrath, oder vielmehr Hausunrath, wir jeden Augenblick anstießen, umkreisten uns mit widerlichem Lärmen, wie ein Schwarm Raben, und unterbrachen unsere archäologische Andacht mit ihrem nie endenden, kreischenden: Bakschisch ja khawadschi! (Ein Almosen, mein Herr!)

Ich hätte mir, um mich des Volkes zu entledigen, den Bruce können zum Muster nehmen, der, als er auf seiner Reise nach Abyssinien von den Großältern meiner Bettler in Luxor angefallen wurde, einen Mörser abfeuern ließ und sie ernsthaft versicherte, er werde die nächste Ladung auf sie selbst richten und mindestens funfzig von ihnen zu Boden strecken. Ich wählte das mildere Mittel und donnerte mit Worten. Bakschisch mafisch! (Kein Almosen) schrie ich, und Barra, Barra! (fort von hier!). Doch das sind Schmeicheleien für Leute, die durch Bastonnaden und den Kurbatsch verwöhnt sind. Nur auf ein paar Minuten verschafften wir uns Ruhe; dann begann das lärmende Betteln aufs neue, und weil wir uns zu keiner türkischen Procedur entschließen mochten, mußten wir das Märtyrerthum für unsere europäische Weichherzigkeit tragen. Almosen, die wir gaben, machten nur, daß der Hände, die sich bittend gegen uns ausstreckten, noch mehr wurden. Die Menschen fingen an, unerträglich zu werden, wie ein Schwarm Insekten, und, uns vor ihnen zu retten, wagten wir es, in ein tiefes Kellergewölbe hinabzusteigen. Aber bei den ersten Schritten schon stießen wir auf drei nackte Blinde, zu deren Füßen zwei triefäugige Knaben und ein wie die Blinden gekleidetes Frauenzimmer kauerten. Jetzt war es hohe Zeit, daß sich die Vorsehung in unsere Wanderung mischte und es verhütete, daß länger noch ein roher, unersättlicher Pöbel unseren Geist von der Erhabenheit der ägyptischen Alterthümer ablenkte.

Und in der That erschien die Vorsehung in Gestalt eines ehrwürdigen Greises, der mit einigen wenigen Worten die Menge von uns verscheuchte und sich uns als Führer in dem Palaste Amunoph's anbot. Er war ein Italiäner, in der „ewigen Stadt" geboren, und brachte sein Leben damit hin, die Alterthümer einer anderen Stadt zu sammeln, die nicht minder ewig ist. Er führte uns in sein Museum, zeigte seine kleinen Schätze, machte uns bekannt mit dem Papyrus, mit griechischen und koptischen Manuskripten und schenkte uns eine Handvoll von den kleinen blauen Statuetten, die in den ägyptischen Gräbern gefunden werden. Dafür kauften wir von ihm irgend einen werthvolleren Gegenstand, mit dem wir bei unserer Rückkehr nach Europa groß thun konnten.

Als wir wieder unser Fahrzeug bestiegen hatten, blieben wir noch einige Zeit vor Anker und, aufs Verdeck hingestreckt, genossen wir die Aussicht auf den Palast von Luxor, den die Abendsonne beleuchtete, und auf die ungeheure Ebene, in der die Stadt Theben sich einstmals ausgebreitet hatte. Fern am Horizonte zog sich eine Reihe von Hügeln hin, und diese Hügel waren die Ueberreste von den Mauern der hundertthorigen Diospolis, von denen unser Blick immer nur einen Theil umfassen konnte. Aus der Mitte der Ebene erhoben sich die beiden Kolosse des Memnon, die Wächter Thebens, deren ruhiges, strenges Auge den Wanderer meilenweit begleitet, und noch höher als sie, blickten aus den Trümmern der Ringmauer die Triumphbogen der Könige Horus, Ramesses IV., Nektanebo und Ptolemäus Euergetes zu uns herüber. Diese Berge von Trümmern aber, hinter denen die Wüste beginnt, werden von einsamen, wilden Thälern durchschnitten, in denen die Thebaner vierzig Königsgeschlechter beigesetzt haben.

Am Tage nach unserer Abfahrt von Theben fehlte es unserem „Falken" an Wind, und da man ihn deshalb mit Tauen den Nil hinaufziehen mußte, stieg ich aus, um die Ruinen von Hermonthis aufzusuchen. Ich wußte, daß ich in der Nähe des Dorfes Erment war, das den Namen des alten Ermont (griechisch: Hermonthis) geerbt hatte. Diese Gegend ist es vorzüglich, in der das Dura-Korn angebaut wird, das die Botaniker, nach dem nubischen Sorgho, Holcus Sorghum nennen. Es wird während der Ueberschwemmung gesäet und wächst im Wasser. In zehn Wochen erreicht es eine Höhe von acht bis zehn Fuß und trägt eine einzige Aehre von der Gestalt und Größe einer Faust. Man ärndtet es gegen Ende des Dezember. Die schönsten Aehren fand ich fast ein halbes Pfund schwer, und sie enthielten, wie ich in einem Anfall von Geduld zählte, 2926 Körner, die an Dicke zwischen den Erbsen und Linsen standen. Statt sie zu dreschen, läßt man sie von einem Viergespann von Ochsen treten, die im Kreise auf einer mit den Aehren belegten Tenne umhergetrieben werden. Die Körner geben ein weißes Mehl. Die Halme sind das einzige Brennmaterial der Gegend; sie sind sechs bis zwölf Linien dick und enthalten ein Mark, das sie für Esel, Kühe und Kameele zu einer gesuchten Speise macht. Selbst Menschen essen dieses Mark; auch braucht man es, wenn es festgeschlagen und getrocknet ist, als Feuerschwamm, und ich habe gefunden, daß es in der letzteren Anwendung besser seinen Zweck erfüllt, denn als Nahrungsmittel. Die Aegypter theilen den Boden, auf dem sie dies Getraide pflanzen, in kleine Rechtecke von sechs Fuß Breite und zwölf Fuß Länge, und umgeben dieselben mit Erdwällen, um das Wasser auf den Feldern zurückzuhalten. Man gräbt nun in jede dieser Abtheilungen vierzig Löcher und legt in jedes Loch fünf Körner. Die großen Aehren, die nun hervorwachsen, werden, außer den gewöhnlichen, noch von Wurzeln ernährt und gehalten, die aus den Gliederungen des Halmes nach der Erde gehen.

Hermonthis war der Hauptort eines Nomos oder Kreises, der an den von Theben gränzte. Obgleich es sehr groß gewesen, sind doch nur die Ruinen von zwei Tempeln die einzigen Spuren, die es zurückgelassen hat. Das Material, aus dem diese Tempel, die aus der römischen Kaiserzeit stammen, gebaut sind, muß ursprünglich einem sehr alten Gebäude angehört haben, denn es finden sich auf manchen Steinen hieroglyphische Inschriften; doch sind diese Steine ohne Rücksicht auf die Schrift, die bald umgekehrt, bald seitwärts gelegt ist, an einander gekittet.

Am Hafen des Dorfes hatte ich Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Gewandtheit die dortigen Frauen Wasser schöpfen und nach Hause tragen. Einen für die Kräfte eines Frauenzimmers überaus hohen und weiten Krug tauchen sie in den Nil und setzen sich ihn gefüllt auf den Kopf, der nur von einem kleinen Blätterkranze geschützt ist. So gehen sie geschwind und leicht ihrem Dorfe zu und tragen zuweilen noch ein Kind auf ihrer linken Schulter. Ihr Wuchs ist hoch, ihre Tracht vortheilhaft, und selbst des Schleiers bedienen sie sich selten ihren Landsleuten gegenüber; wenn ihnen aber ein Christ naht, so schieben sie die blaue Leinwand-Mantille, die ihnen vom Kopfe über die Schultern herabhängt, vor das Gesicht.

In Esneh verweilten wir anderthalb Tage. Unsere Leute waren die ganze Zeit damit beschäftigt, Mehl zu mahlen und Brod zu backen. Das Dura-Mehl, das dem Weizen beigemischt wird, giebt dem Brodte einen ausgezeichneten Geschmack und macht, daß es sich vierzehn Tage lang frisch erhält.

*) Vgl. Nr. 129 und 140 des Magazins.

Esneh, das die Araber Isnah nennen und das bei den Kopten Sneh heißt, ist das alte Latopolis der Griechen. In dem Werke der Commission d'Egypte von 1799 finden sich sehr schöne Zeichnungen von dem dortigen Tempel. Er war damals zu zwei Drittheilen seiner Höhe noch unter Schutt vergraben. Seitdem ist er auf Befehl des Paschas ausgeräumt worden. Das Aeußere wird von Schutt und einer großen Menge von Häusern versteckt. Vor funfzig Jahren hielt man diesen Tempel noch für eines der ältesten Bauwerke Aegyptens; Champollion aber hat gezeigt, daß er von Kleopatra begonnen und von römischen Kaisern vollendet worden ist.

Esneh hat eine Art von Berühmtheit als Verbannungsort einer gewissen Anzahl jener Tänzerinnen, die man Gasyeh nennt. Der Pascha nämlich, der sehr tugendhaft geworden, seit er alt ist, schickt diese sogenannten Mädchen von Kahiro nach Esneh, nimmt ihnen aber vorher, wahrscheinlich ebenfalls als Rächer der verhöhnten Unschuld, von ihrem Vermögen Alles, was sie nicht vor seinen Spähern verborgen halten. Kommen diese Damen nun mit ihren vagabunden Penaten, ihrem Schatze von Erfahrung und ihren Ersparnissen an Geld nach Esneh, so bilden sie in Konkurrenz mit den eingeborenen Schönheiten der Stadt, mit denen, die, wie das Lied sagt, „am Nilufer die Fremden erwarten", eine Kolonie mehr oder weniger vergessener Tagesheldinnen, die, wenn die Praxis stockt, sich der Theorie zuwenden und tüchtige Schülerinnen auferziehen. Esneh ist durch sie ein Kapua geworden, wo von jeder Landung eines Schiffes 3—120 Fr. zurückbleiben, die nur theilweise zum Ankauf von Lebensmitteln verwendet werden. Manche Reisende bleiben sogar an fünf Tage dort, um die Sitten zu studiren, wie sie sagen.

Als ich dort war, hatten sich die Passagiere der fünf Schiffe, die auf der Rhede lagen, vereinigt, von den Galyeh's ein Ballet ausführen zu lassen und die Damen der Reisegesellschaft miteinzuladen. Die Unternehmer hatten zu diesem Behufe ein Comité ernannt, das aus dem Capitain K. und dem Reverend M. zusammengesetzt war. Während ich auf dem jenseitigen Nilufer die Ruinen von Antilatopolis durchsuchte, brachten diese Herren den Tag mit den Vorbereitungen zu der Aufführung hin. Sie entwarfen ein Programm, machten die Bekanntschaft der Primadonna und des Balletcorps und versicherten sich durch Proben der Leistungen einer jeden Tänzerin. Auf unseres Dolmetschers Zureden versuchten sie endlich auch, die beiden Tanzschulen, die einander das Recht streitig machten, den Fremden die Ehren der Stadt zu erweisen, für diesen Abend zu verschmelzen und auszusöhnen. Indeß war ihre Mühe in diesem Punkte vergeblich.

Der Anfang der Vorstellung war auf 8 Uhr festgesetzt. Die drei Europäerinnen, die ihr beiwohnen sollten, vermehrten den Pomp der Festlichkeit nicht wenig, indem ein Theil unserer Mannschaft sie mit hohen Papier-Laternen durch die ganze Stadt führte, an deren Ende das Haus lag, in dem man sich versammelte.

Der Tanzsaal war mit Teppichen behangen, hatte aber keine andere Möbel, als ein Paar Kissen, und war für die zahlreiche Gesellschaft sehr klein. Als die Damen untergebracht waren, trat eine von den Demoiselles des Hauses an mich heran, versetzte mir einen Schlag auf die Schulter und zeigte mir meinen Platz an. Jeder kauerte nun nach türkischer Weise nieder, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, und Einige von uns versahen das Amt von Kandelabern, indem sie Lichter oder Laternen in der Hand hielten.

Die Unterhaltung begann mit einem höflichen Austausch von Begrüßungen, mit Lachen und Neckereien, in Ermangelung von Worten. Die Herren nahmen ihre Pfeifen zur Hand, die Damen ahmten dies gütig nach. Die Herrin des Hauses war eine in Kahiro berühmte Schönheit. Sie hieß Sophie, denn sie stammte aus einer koptischen Familie. Sie war mit dem Enkel Mehmed Ali's, Abbas-Pascha, in aller Form verheiratet gewesen. Diese glänzende Sklaverei hörte auf, als Abbas am Finger eines jungen, schönen Bey's einen Brillantring bemerkte, den er seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte. Die türkische Art, sich in solchem Falle zu benehmen, ist von einer erhabenen Einfachheit. Man nimmt einen Sack, verwahrt die Frau darin und läßt sie sanft in den Nil oder Bosporus hinab. „Die Sitten werden" — wie Lord Byron sagt — „dadurch besser und die Fische nicht schlechter" (The morals are better, and the fish no worse). Diesmal wurde der beleidigte Gatte den altehrwürdigen Gebräuchen untreu und schickte Sophie mit ihrer Habe nach Esneh. Sie muß bewundernswürdig schön gewesen seyn, und meine Nachbarin, Madame de F., meinte, daß sie sich die Kleopatra nie mehr werde unter einer anderen Gestalt, als dieser, denken können. In ihre langen, herabhängenden Zöpfe waren einige hundert Goldstücke eingeflochten, ohne den anderen Goldschmuck zu erwähnen, den sie auf dem Kopfe, am Hals und an den Armen trug.

Einige Verschiedenheiten im Reichthum der Stoffe abgerechnet, waren alle Tänzerinnen gleich gekleidet. Ein Netz hing mit den Zöpfen über den Rücken herab, eine kleine Weste, die vorn stark ausgeschnitten war, ließ die Arme bis zur Achsel frei, die selbst wiederum durch einen feinen Ueberzug von Gaze mehr gezeigt, als versteckt wurden. Die breiten, seidenen Pantalons reichten nicht bis zur Weste, und es entstand auf diese Weise eine Lücke in der Bekleidung, welche die Tänzerinnen auf vier Zoll zu erhalten wußten. Ein Shawl, der die Stelle eines Gurtes vertreten sollte, war weit unter der Taille angebracht. Die Füße steckten, ohne weitere Bedeckung, in kleinen Saffian-Schuhen. Augenlider und Wimpern hatte man sich mit Antimon geschwärzt, was den Gesichtern einen gleichförmigen und lüsternen Ausdruck gab. An den Skulpturen der Ruinen zeigt sich, wie alt die letztere Sitte in Aegypten ist.

Vor dem Tanze wurde den Künstlerinnen Dattel-Branntwein gereicht, und ich sah eine von ihnen im Verlauf des Abends sechs große Gläser davon trinken. Diese Libationen hatten überdies, schien es, den Zweck, den näselnden Gesang der Tänzerinnen und die rohe, betäubende Musik einiger Violinen und ... durine im Gange zu halten.

Der junge Geistliche, dessen ich vorhin erwähnte, hatte, da er ... läufig Arabisch sprach, die Güte, das Amt eines Ceremonienmeisters zu nehmen, und ich bewunderte die Liebenswürdigkeit und Selbstverleugnung, mit der er seiner kritischen Stellung genügte. Das Ballet begann ... Art Quadrille, wobei sich die Tänzerinnen mit kleinen Castagnetten ... Bronze begleiteten. Der Tanz, an der Gränze des Anstandes ..., mußte endlich über dieselbe hinaus rücken und wurde, wenn ich mi... Ausdrücken diesseits stehen bleiben will, ein Fandango, der das M... schritt. Der junge Ceremonienmeister beugte sich manches liebe ... röthend zu dieser oder jener Künstlerin, sie an die Bedingungen des ... mes leise erinnernd, und wirklich gelang es ihm, daß, als Sophie ... jüngsten ihrer Genossinnen den Hauptcoup ausführte, an den Tänzer... nichts auffiel, als die bewundernswürdige Anmuth ihrer Stellungen ... Geschicklichkeit, mit der ihre kleinen Hände die bronzenen Castagnetten ... habten. — Gegen zehn Uhr indeß, als das Kostüm der Araberinnen ... einfacher und ihre Stellungen immer verwickelter wurden, nahm ich, ... verabredet war, unsere Damen mit mir aus dem Saale und führte ... Schiffe zurück. (B. L.

Italien.

Ruth's Geschichte der italiänischen Poesie.

(Schluß.)

Sehen wir unter den folgenden, den Ariost nachahmenden Dichtern ... an die Stelle früherer Demokratieen getretenen, erzwungen glänzenden ... ordnung, bei den vielen Mäcenaten, die nur bewirken, daß die Poesie ... Schmeichelei an die Fürsten verkauft und unter Aegide der hohlen, gelehrten Dichter-Akademieen zur Hofpoesie ward, bei der Hof-Etikette, die alle ... allen Gehalt unter rhetorisch-platter Form verschwinden ließ, den epischen ... immer phantastischer zu moderner Galanterie verflüchtigt werden, während andererseits das aus Ueberarbeitungen der alten entstandene, anfangs lateinische, gelehrte, heroische Epos, obgleich es später zu modernen Stoffen griff (Trissino's Italia liberata), sich doch nie von der trivial-formellen Nachahmung der Alten loszumachen vermochte, so tritt, dem ersten Blick um so überraschender, der selbst am glänzendsten Hofe Italiens lebende Tasso uns entgegen, dessen Charakteristik, aus der wir nur des Verf. Verneinung eines innigeren Verhältnisses zwischen ihm und der Eleonore v. Este hervorheben, uns, als gemischt aus romantischer Schwärmerei und gelehrtem Ernst, sein Gedicht um Vieles besser verstehen läßt, während die ausgeführte Geschichte der Entstehung, Bildung, Aufnahme und Beurtheilung seines Gedichts uns tiefe Blicke in die ... ihre Schwäche stolze Zeit thun läßt. — Wir sehen Tasso allein auf dem Wege der Kritik und Theorie, die er zuvor in seinen drei Discorsi über die Poesie darlegte, zu Stoff und Behandlung seines Gedichts kommen, in der er die romantische Mannigfaltigkeit episodisch unter die antike Einheit einordnet. ... durch diese Einigung schließt er die Entwickelung des italiänischen Epos ..., wie denn auch sein zumeist genaueres, dem Tyrius (de bello sacro) ... Stoff, in dessen Bearbeitung er zugleich durch sein Anlehnen an das ... Gegebene, zumal im Lokal, im Gegensatz zu allen übrigen Epikern ... auftritt, alle früheren Sagen in sich auflöst. Wie er einerseits in seinem ... dicht die Blüthen des Alterthums ohne selbstschöpferische Verarbeitung ... tiefster Gelehrsamkeit sammelte, so sehen wir auch ihn, wie keinen, ... durch das in ihm vorherrschende lyrische Element, das sich in der ... hervortretenden Persönlichkeit, in dem Alles überwehenden, melancholischen Hauche, in der religiösen Schwärmerei und in der Sentimentalität ... in seinem Epos offenbart, aufs tiefste in die Behandlung der Romantik ... gehen. Aber in ihm schon hat die Lyrik den epischen Stoff überwunden, dessen weitere Ausbildung überdies bei der durch die gegen die Reformation ... rufene Reaction der Kirche, die, zum Mittelalter zurückführend, die ... Entwickelung völlig abschnitt, eintretenden Lähmung der Poesie unmöglich war. Die mittelalterliche Allegorie ergebt sich nun des breitesten in dem aus der Kirche erwachsenden, lateinischen geistlichen Epos, das zuletzt so weit von allem Menschlichen, d. h. echt Epischem, sich entfernte, daß es in den Himmel versetzt ward, wo Symbole und Idealgestalten mit einander kämpften, von wo aus endlich dem Marino nur wieder der Weg ins Alterthum offen blieb.

Daneben sehen wir die gelehrte Tragödie unter der Formenherrschaft des Aristoteles, als formell triviale Nachahmung der Alten, sie übersetzend oder in strengster äußerer Nachahmung modernisirend, ohne jeden echt nationalen Gehalt fortschleichen und sich nur im Lyrischen zu einem gewissen Schwunge entfalten, wie in Trissino's Sophonisbe, die zugleich die Versi sciolti einführte, woneben sich das Romantische in der Tragödie als Uebertreibung, als phantastische Unnatürlichkeit, als widerliche Gräuelscenen, voll Mord, ... und wollüstigster Blutschande geltend macht (Rucellai's Orest; Cinthio's Orbecche), so daß nur wenig echt tragisch Dichterisches verstreut erscheint, wie des Aretiner's Orazio und Tasso's Torrismondo, worin nur leider! die Unterwerfung unter die Aristotelische Norm die tief poetischen Keime in der Entwickelung erstickte.

Zu vollerer Blüthe aber entfaltet sich die Komödie, die sich einerseits aus den im Volke nie untergegangenen, niedrig frivolen, dennoch anfangs in den Mysterien gespielten, dann von der Kirche gelösten und solchergestalt national gewordenen Pantomimen als Comedia dell'arte entwickelte, in der den Spielern

ır das Skelett gegeben wurde, die Ausführung ihnen selbst aber überlassen ieb, die, voll Spott und Satyre, zumal einzelne Stände gewisser Städte ißelte und diese als Typen des Lächerlichen zu stehenden Rollen umschuf; righella, Pantalone u. a. m. Wie sie zuerst einen Plan in die Komödie achte, so sehen wir durch treffliche Schauspielertruppen (die Gelosi, Confi, nti) die Ausführung immer vervollkommneter, wie denn auch Ruzzante die eibende Manier gründete, nach welcher die Masken in ihren eigenen Dialekn sprachen, bis auch diese Form der Poesie allmälig in Unzüchtigkeit und Plattit versinkt. Andererseits bildet sich aus dem Studium der Alten, denen sie nau folgte und sie höchstens in der Zügellosigkeit übertraf, zumal unter dem chuß der vielen Akademieen, „zur Ausbildung der Komödie nach Anleitung r Alten", deren jede ein Theater hatte, die gelehrte Komödie (erudita) in lgemeinster Verbreitung. Hier mußte wenigstens in die streng nachgeahmte te Form eine der Zeit angepaßte Erfindung eine frischere Lebendigkeit hineinagen. Befruchtet von der durch den allseitigen Druck und die Akkommodiıng an die engen Formen in Italien erzeugten Sinnlichkeit und Satyre, rd sie ins Volk übertragen, wo sie, selbst in Verbindung mit der Kunstmödie, blüht, bis die Satyre verboten ward und die Sinnlichkeit zur Sennentalität versinkt. Jenen gemein-sinnlichen, satyrischen Charakter (Bibbie's Calandria, die zugleich die italiänische Komödie in Frankreich einführte) zielt die Komödie, bis Ariost, der in früheren Komödien die Alten nachahmte assaria), oder gemein-schmutzig ward (Lena), in Negromonte eine Charak-Komödie gab, die der in der Wirklichkeit haftende, in bitterer Menschenvertung satyrische, in Energie, Grazie und Reinheit der Sprache, wie in echMenschendarstellung unübertreffliche Machiavelli im „Zaubertrank" durch ıtfaltung der innersten Seelenzustände und Aufstellung wahrer, allgemeiner ıaraktere in schärfster Satyre vollendet. Als sein Gegensatz tritt uns dann r Zeit, da das Heiligste und Schmutzigste gleich galt, zur Zeit höchsten polichen und kirchlichen Drucks, der sinnliche, niedrig und roh denkende, daneben die Eindrücke der Zeit höchst empfängliche, ganz in ihr wurzelnde, beißend ıprische, in Gemeinheit, wie in Habgier versunkene, von seiner Zeit vergötte Peter der Aretiner, als das treuste Abbild seiner Zeit in Charakter und esie und der talentvollste Dichter, entgegen. Nach seinen lustigen, wennich planlosen, doch mit tiefster Kenntniß des Lächerlichen in der menschlichen ıtur geschriebenen Komödien, die die Volkskomödie in das Gebiet der gerten zogen und in dieser Form ein unendliches Labyrinth von Satyre entlten, sehen wir die Komödie wieder theils zu größerem Schmutz, beißenderer ıtyre, ohne doch des Aretiners Vis comica bewahren zu können, theils zur chahmung der Alten versinken (Cecchi), bis sie, durch Lazzi vorbereitet, unden Händen der Gelehrten gänzlich zur rhetorisch-platten, trivialen Umbeitung der Alten verfiel. Dieser Form gegenüber, als das andere Extrem, en wir die aus Spanien geholte, excentrisch-romantische Tragikomödie geld gemacht, für die Ricci durch „die drei Tyrannen" das Muster der späte: ward, ohne dadurch die Poesie im mindesten zu heben. Ueberhaupt ist die tionale Kraft nach dem Siege der Kirche (1630) gebrochen, und die Schwäche gt sich immer mächtiger, indem sie das Wesen der Poesie allein in der rmvollendung sucht, wie denn auch die herrschende Liebe für das formenöne, inhaltslose Hirtendrama ihre klarste Offenbarung wird, das gleichfalls Spanien aus den kirchlichen Weihnachtseclogen durch Encina zur Kunstform schaffen, vom Italiäner, bei seinem aus Weichlichkeit entstehenden Hang zum legorischen und Musikalischen, bei seiner Vorliebe für das Idyllische weiter bildet wurde, dem aber unter der bis zum allegorischen Unsinn verkünstelten rm das echte Wesen verloren ging. Als ein von Witz und Verstand zummengearbeitetes Werk der Künstelei wird das Hirtendrama zu fader hmeichelei verwendet, und wenn auch Tasso im Aminta, neben der verkünlten Form, noch mit der tiefen und wahren, echt idyllischen Empfindung an nnazzaro's wunderbar zarte, höchst einfache und wahre Arcadia erinnert, so rden doch die nächsten Nachfolger schon aufs höchste fade und ziehen alle früren Formen des Drama's, wie das Romantische, zugleich mit dem Antilythologischen, ins Hirtendrama hinein, bis endlich Guarini im Pastor fido les zu vereinen sucht und dadurch höchst verwickelt und monströs wird.

Ein Zeichen derselben Schwäche, sehen wir die dem zum Romantischen d zum Prunk neigenden Italiäner so adäquate, aus den in dem Tanz und sang der Mysterien begründeten, immer pomphafter ausgebildeten, endallein dargestellten musikalischen Intermezzos hervorgegangene, von rdi, nach Cavalieri's Vorgang, aus dem Hirtendrama heraus weiter ausbildete, durch Vecchio zur komischen umgeschaffene Oper allgemein im 17ten ıhrhundert herrschen und alle dramatische Formen in sich auflösen, wie auch s Epos in dieser Zeit der Schwäche in die herrschende Lyrik ausging, die klarsten die Kraftlosigkeit dieser gefühlsleeren, verständigen Poesie zeigt. ıs der Fremde entlehnt, wird die Lyrik formell gebildet, elegant, rhetorischıstilos, hoffähig; das Sonett wird gesetzliche Form für allen lyrischen Inlt; und wie der Zeit und dem Nationalgeist entsprechend diese leere Poesie ar, zeigt der Umstand, daß als der Hersteller des echten Geschmacks der schraubte, gelehrte Bembo genannt wird, dem jeder Gelehrte eigene Sontte nachdrechselte, in welcher geschraubten Form das wenige Gefühl, das in r ungeheuren Fluth von Lyrikern noch zu finden war, gleichfalls verloren ging.

Jener durchgreifende Unterschied der gelehrten Dichter- zur Volkspartei igt sich endlich noch in der Satyre, die einerseits als gelehrte Nachahmung r Alten unter der todten Form den inneren Nerv verlor, andererseits burlesk, ivol, obscön, wenngleich stets in elegantester Form, als die nicht nationale atyre erscheint. Weder der possenhafte Berni, der Gründer der bernesca oesia, in der der Witz spielend an den geringfügigsten Dingen geübt wird, och die die Sprachen vermengende, zur Verspottung der gelehrten Poesie benutzte makkaronische und fidenzianische Poesie vermochten, die in den tiefsten Schmutz immer mehr versinkende Satyre auf irgend welcher Höhe zu erhalten. Und wenn nun auch die meist lateinische, gelehrte, didaktische und beschreibende Poesie in der Hemmkette der zum Wesen gewordenen Form zu Grunde geht, so sehen wir endlich, in ewiger Nachahmung abgematiet, die Poesie im 17ten Jahrhundert stagniren und erst wieder in den neuen, gegenwärtig noch nicht zum Beschluß gediehenen Richtungen des 18ten Jahrhunderts neue Triebe zeigen.

Dies diene zur Uebersicht des Hauptinhalts des dankenswerthen Werkes, in dem der Verfasser das traurige Bild eines mit den höchsten Anlagen begabten, aber vor der Blüthe geknickten Volkslebens entfaltet hat. Er hat dadurch viel zum klareren Verständniß des National-Charakters einer Nation beigetragen, auf die in neuster Zeit wieder mehr, denn seit lange, das Auge eines jeden Gebildeten sich richtet! R.

Rußland.

Zur Geschichte der Medizin in Rußland.

Dr. Maximilian Heine in Petersburg, ein Bruder des Dichters H. Heine, hat unter dem Titel: „Fragmente aus der Geschichte der Medizin in Rußland" eine kleine Schrift herausgegeben, die manche interessante Notiz enthält. Wir theilen unseren Lesern einige Fragmente dieser Fragmente mit.

Es existiren in Rußland sogenannte „handschriftliche Heilbücher", die über die russische Volksmedizin früherer Zeit Auskunft geben. Unser Verf. kennt mehrere solcher Mannskripte, die sich in Moskau befinden. In einem derselben, erzählt er, werde naiver Weise gesagt, man solle zu den Volksmitteln erst dann greifen, wenn die Aerzte nicht mehr helfen könnten, ein Verfahren, das in der neueren Zeit wohl in der Politik, aber kaum mehr in der Medizin vorgekommen.

Was die Diät des Volkes betrifft, so sind zunächst die Dampfbäder zu erwähnen, eine russische Erfindung, sowohl der Geschichte, als den Manipulationen nach, die dabei üblich sind. Sie waren bereits vor länger als tausend Jahren bei den Russen in Gebrauch, bekommen ihnen noch heute sehr gut und sollen Ursache gewesen seyn, daß in Rußland die Pockenseuche verhältnißmäßig geringe Verheerungen angerichtet hat. In früheren Zeiten wurden die Badehäuser auf Staatskosten erhalten und vom Volke unentgeltlich benutzt.

Das älteste berauschende Nationalgetränk der Russen ist der Kwaß; der Geschichtsschreiber Nestor erzählt, daß bei den Hoffesten Wladimir's des Großen (980—1014) kein Mangel an diesem Getränke gewesen sey. — Warm genossen wurde der Sbitin, dem im 17ten Jahrhundert der Thee folgte. Er dauerte indeß lange, ehe sich letzterer, besonders unter den höheren Ständen, Eingang verschaffte. Von Weinen galten in früher Zeit nur griechische und höchstens spanische für fashionable, und, um die Klassicität zu vollenden, aß man dazu die Vögel des Apollo: gebratene Schwäne.

Die Reihe der fremden Aerzte, deren so viele in Rußland ihr Glück gemacht haben, begann mit Engländern in der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Zwar wurde der erste von ihnen, Dr. Bomelius, auf Befehl Iwan's des Grausamen (dessen sich unsere Leser, wenn nicht aus der Geschichte, so doch aus Custine's Werke, erinnern werden) hingerichtet; dies hinderte jedoch nicht, daß nach ihm hundert Jahre lang fast nur englische Aerzte die vornehmsten medizinischen Würden des Reiches inne hatten. Den Engländern folgten die Holländer, den Holländern die Deutschen. Doch war es bis zum 18ten Jahrhundert ein Erforderniß sowohl für russische als ausländische Aerzte, daß ihre Diplome aus Leyden oder Padua stammten, wenn sie nicht etwa von den Zaaren selbst ertheilt wurden. So kreirte z. B. Alexei Michailowitsch 1672 den Chirurgen Gaden aus Kiew zum Doctor medicinae, denselben, der einmal, weil er eines der gelindesten Abführmittel verordnet hatte, in ewiges Gefängniß hätte abgeführt werden sollen. Er war nämlich zu einem in Moskau gefangen gehaltenen angesehenen Polen gerufen worden und empfahl demselben, Cremor tartari zu gebrauchen. Dem wachthabenden Offizier schien dies verdächtig, und er denunzirte den Arzt, als des geheimen Einverständnisses mit den Krimschen Tataren schuldig. — Seit der Regierung Katharina's II. waren es, um wieder oben anzuknüpfen, besonders die deutschen Universitäten, auf denen die russischen Mediziner die letzte Hand an ihre wissenschaftliche Bildung legen ließen.

Die ersten Hebammen in Rußland waren größtentheils Holländerinnen oder hatten wenigstens ihr Fach in Holland gelernt. Daher ist es noch heute bei dem gemeinen Volke in Petersburg Sitte, eine erfahrene Hebamme eine kluge Holländerin zu nennen. — Die Einführung der Hebammenschulen in Rußland ist das Verdienst der Kaiserin Elisabeth.

Das erste eigentliche Hospital war das von Peter dem Großen 1706 in Moskau gegründete Militair-Krankenhaus, mit dem der Zaar zugleich eine medizinisch-chirurgische Schule (nebst anatomischem Theater) verband. Er wurde hierin von seinem ausgezeichneten Leibarzte Nikolaus Bidloo unterstützt, der aus einer holländischen Familie stammte, welcher Rußland mehrere seiner vorzüglichsten Aerzte verdankt. Peter errichtete ferner das Land- und Seehospital in Petersburg und legte dabei ebenfalls eine medizinisch-chirurgische Schule an. Er vermehrte desgleichen die bereits bestehenden Findelhäuser um mehrere, die er in verschiedenen Städten des Reiches gründete. Die Kaiserin Elisabeth hat viel für die Vervollkommnung aller dieser Anstalten gethan. Sie errichtete auch im Jahre 1755 in Moskau die erste russische Universität, der unter Alexander die von Dorpat, Kasan, Charkow und Petersburg, unter Nikolaus die von Kiew folgte.

Peter der Große ertheilte die erste Konzession zur Gründung einer Apotheke in Petersburg. Wir erwähnen beiläufig, daß die zaarischen Leibärzte die für den Kaiser bestimmten Arzeneien selbst zubereiteten und sie immer erst in seiner Gegenwart kosten mußten, ehe sie eingenommen wurden.

Was die medizinischen Hülfswissenschaften betrifft, so gab es schon vor Peter einen botanischen Garten in Moskau. Einen zweiten gründete er selbst in Petersburg. Der erste Nationalrusse, der in der Naturkunde Bedeutendes leistete, war der Botaniker und Arzt Krascheninikow (1740). — Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg wurde durch Katharina I. 1726 ins Leben gerufen. Unter ihre ersten Mitglieder gehörten die Anatomen Duvernoi und Weitbrecht aus Würtemberg, der Physiologe Bernoulli, der Chemiker Bürger und der in Tübingen 1755 verstorbene Professor Gmelin, der auf Befehl der Kaiserin Anna 1733 eine naturwissenschaftliche Reise nach Sibirien unternahm.

Von Volkskrankheiten hat die Pest seit dem Jahre 1090 in jedem Jahrhundert Rußland mehrmals heimgesucht. Die schrecklichste Epidemie war die von 1771 in Moskau unter der Regierung Katharina's II.*) Sie raffte dort 52,000 Menschen hin und löste für die Zeit ihres Wüthens alle Bande des Gehorsams und der Menschlichkeit. Die Ober-Behörden flüchteten sich aufs Land aus Furcht vor der Ansteckung und überließen die Stadt den entfesselten Leidenschaften der rohen Volksmasse. Die Aerzte und Priester, weil sie nicht helfen konnten, wurden beschuldigt, das Unglück herbeigeführt zu haben, und aufs grausamste mißhandelt. Der Metropolitan von Moskau, Ambrosius, ward sogar in einer Emeute erstochen. — Die letzte Epidemie hat 1843 in Transkaukasien grassirt. Die russische Regierung ist eine entschiedene Anhängerin von der Kontagiosität der Pest und hat die strengsten Sperrmaßregeln eingeführt. Schon Peter I., als die Pest 1710 in Reval herrschte, ließ einen Jeden erschießen, der sich durch den zur Abwehr aufgestellten Militairkordon durchschleichen wollte; 1718 wüthete die Seuche in Kiew, und Peter befahl in einem dieselbe betreffenden Ukase, daß die Häuser, in welchen Personen an der Pest verstorben waren, verbrannt und daß auf den großen Landstraßen überall Galgen errichtet werden sollen, um die, welche gegen die Sicherheitsmaßregeln sich vergingen, ohne alle vorherige Schreiberei aufhängen zu können. Quarantaine-Gesetze von derselben Strenge sind noch heute in Kraft.

Die Blattern erschienen das erste Mal 1630 in Rußland und wurden ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierung, seitdem Peter II. in Folge derselben gestorben war.

Die amerikanische Krankheit der Spanier, das Mal de Naples der Franzosen, kurz, diejenige Krankheit, die in jedem Lande nach einem feindlichen genannt wurde, hieß in Rußland die „polnische" und zeigte sich daselbst zuerst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts.

Was die Verwaltung der Medizinal-Angelegenheiten betrifft, so war sie unter Peter dem Großen nach besseren Grundsätzen eingerichtet, als jetzt. Er gründete ein eigenes Medizinal-Ministerium, an dessen Spitze ein Arzt stand, der den Titel Archiater führte, die Ober-Aufsicht über alle ärztlichen Personen und Anstalten des Reiches ausübte und unmittelbar vom Kaiser abhing. Unter Katharina II. bestand zwar die Archiater-Würde noch fort, wurde aber einem Laien, dem Baron Tscherkasky, übertragen. Jetzt hat für die angestellten Aerzte alle Central-Verwaltung aufgehört. Die verschiedenen Ministerien haben ihre eigenen Medizinal-Personen, die theils durch ein Medizinal-Departement, theils durch einen Oberarzt, theils direkt von dem bezüglichen Ministerium, als einziger Behörde, administrirt werden.

Unter den Archiateren Rußlands, deren Leben Dr. Heine beschreibt, erwähnen wir Hermann Lestocq's aus Celle, der von einem einfachen Chirurgen zum allmächtigen Minister emporstieg. Er war es vornehmlich, der der Kaiserin Elisabeth zum Throne verhalf. Seine Feinde verleumdeten ihn jedoch bei der Zaarin; er wurde gefangen und verbannt und erst nach fünfjährigem Elend von Peter III. in seine Würden wieder eingesetzt. Ein anderer Archiater von größerer medizinischer und geringerer politischer Bedeutung war der Neffe und Adoptivsohn des berühmten Leydener Professors Boerhave, Hermann Kaau-Boerhave, der 1748 von der Kaiserin Elisabeth zur höchsten medizinischen Würde des Landes berufen wurde.

Man wird aus diesen Proben sehen, wie reichhaltig an medizinischen Miscellen die ganze Schrift ist, die der Verfasser dem Könige der Niederlande gewidmet hat und die er hoffentlich bald Gelegenheit finden wird, zu einer vollständigen Geschichte der Medizin in Rußland auszuarbeiten.

Mannigfaltiges.

— Der Aussätzige von Aosta. Von dem Grafen Xavier de Maistre, dessen „Voyage autour de ma chambre" durch ihren Stil, so wie durch ihre heitere Laune und ihren philosophischen Geist, so viele Freunde sich erwarb, daß man ihren Verfasser den französischen Yorik (Sterne) nannte, giebt es auch eine kleine, nicht minder berühmte Schrift unter dem Titel „Le Lépreux de la cité d'Aoste", von welcher uns eine vortreffliche deutsche Uebersetzung vorliegt, die — obwohl bereits in zweiter Auflage — im deutschen Buchhandel doch jetzt zum erstenmale erscheint.**) Der „Aussätzige von Aosta" ist eine Schrift von echt menschlicher und tief religiöser Tendenz, [illegible] weges sind damit auch, wie mit den Schriften des Grafen Joseph de [illegible] des Bruders von Xavier, besondere katholisch-ascetische Zwecke verb[illegible] ist ein Büchlein für Leidende, ein Bild, in welchem uns ein von der [illegible] lichen Gesellschaft ausgestoßener, an unheilbarem Aussatz erkrankt[illegible] licher gezeigt wird, der in unseren Herzen das tiefste Gefühl des M[illegible] regt, zugleich aber auch die Ueberzeugung von der Erhabenheit der [illegible] trauenden Seele über alle Macht des Elends, der physischen und [illegible] geistigen Schmerzen in uns befestigt. Der Aussätzige lebt in einem [illegible] merthurm außerhalb der Mauern von Aosta, wohin man ihn vor ein[illegible] von Jahren verbannt hatte, und in dessen Garten ein fremder O[illegible] wahrscheinlich der Verfasser selbst, der frühere sardinischer Soldat ge[illegible] zufällig eintritt, was dann zu der hier mitgetheilten Unterhaltung [illegible] Beiden führt. Früher hatte die Schwester des Aussätzigen, gleich ihr[illegible] ererbten Krankheit leidend, seine Einsamkeit getheilt, aber sie ist [illegible] lange todt, und ein häßliches, aber treues Hündchen, an das er sich [illegible] hatte, erregte bei den Einwohnern der Stadt, nach welcher es sich [illegible] verirrte, die Besorgniß, daß es den Keim der furchtbaren Krank[illegible] Herrn dort verbreiten könne. Man führte Klage beim Kommandan[illegible] dieser gab Befehl, den Hund in der nahen Dora zu ersäufen; das [illegible] wurde dem Unglücklichen entrissen und vom Pöbel mit Steinwürfen [illegible] Der Kampf, den der Arme mit sich selbst bestanden, der, als man [illegible] letzte befreundete Wesen geraubt, sich aus Verzweiflung das Leben [illegible] wollte, wird uns in ergreifender Weise geschildert. Er geht jedoch [illegible] aus dem Kampfe hervor, wie Hiob, an den die Geschichte des Unglück[illegible] haupt erinnert. Und als der fremde Offizier, der sich dem Aussätzigen [illegible] mend genähert, ihn auffordert, in Verbindung mit ihm durch Briefe [illegible] sagt dieser nach einigem Besinnen: „Warum sollte ich mich zu täuschen [illegible] Ich muß keine andere Gesellschaft haben, als mich selbst, keinen Freund [illegible] In ihm werden wir uns wiedersehen. Lebt wohl, edler Fremdling, seyd [illegible] Lebt wohl auf immer!" — Der Reisende trat hinaus. Der Aussätzige [illegible] die Pforte und schob den Riegel vor. — Den Lesern aber werden wie [illegible] fizier die Worte des Unglücklichen sich einprägen: „Wenn Kummer [illegible] muth Euch nahet, denkt an den Einsiedler von Aosta, und Ihr werdet ihn [illegible] umsonst besucht haben."

— Junius Briefe. Es ist im höchsten Grade bezeichnend [illegible] daß wir Deutschen vor etwa einem Jahre erst, durch Arnold Ruge, eine [illegible] deutsche Bearbeitung der berühmten Briefe des großen Engländers, der [illegible] den Pseudonamen Junius gab, empfingen, und noch bezeichnender [illegible] nannt werden, daß schon jetzt eine zweite Auflage nothwendig wurde. [illegible] dings war die Uebertragung oder, besser gesagt, deutsche Bearbeitung [illegible] leichtes Unternehmen, allein immerhin würden sich bei uns sicher Talente [illegible] für gefunden haben, wenn größeres Interesse vorhanden gewesen wäre. [illegible] unser Publikum jetzt eine solche Arbeit durch raschen Ankauf würdigte, [illegible] gewiß den schlagendsten Beweis für den politischen Fortschritt in Deutsch[illegible] Man nimmt offenbar nun einen lebhafteren Antheil an dem Kampfe für [illegible] liche Verfassung, der sich anerkannt nirgends vortrefflicher verfolgen [illegible] durch die Lektüre der Juniusschen Meisterbriefe.

Gewiß konnte es aber auch nur einer tüchtigen Feder gelingen, [illegible] zweites Original in deutscher Sprache herzustellen. Der Uebersetzer [illegible] zu viel in seinem kraftvoll und schön geschriebenen Vorworte an die [illegible] Leser mit den Worten: „Die englischen Politiker haben Junius [illegible] Verstand für die Freiheit, an Tiefe der Bildung und an Schönheit der [illegible] schen Form übertroffen, und niemand die englischen Politiker. [illegible] Namen Canning und Peel nenne, so ist kein weiterer Beweis nöthig. [illegible] sind keine Namen mehr, sie sind Begriffe, bei denen jeder die [illegible] weltbewegenden Ideen dieser Köpfe fühlt und die unsterblich[illegible] eines großen Staatsmannes bewundert. Dennoch war Junius [illegible] Deutschland nur in den Händen weniger Bevorzugter, die englisch [illegible] die gewohnte Chaussee der englischen Poeten zufällig einmal verließen."

— Darstellung böhmischer Volkszustände. Die [illegible] welche unter F. Gustav Kühne's Redaction einen neuen Aufschwung [illegible] men, brachte in ihren Nummern 44 und 45 eine Novelle, „Ein böhmischer Bauer" überschrieben, von Isidor Heller, als Vorläufer eines größeren [illegible] vellen-Cyklus, „Die Gesellschaft der Märtyrer" betitelt, worin [illegible] Schilderungen böhmischer ländlicher Zustände enthalten sind. Abgesehen [illegible] der romantischen Einkleidung, empfängt der nach ethnographischer Belehrung suchende Leser die treffendsten Bemerkungen über die Lage des böhmischen [illegible] volks in erwähnter Erzählung, und es ist nur zu loben, daß der Verfasser [illegible] dieser ansprechenden Weise bestrebt war, das Interesse der gebildeten [illegible] die große Mehrzahl eines Nachbarvolkes rege zu machen, von der [illegible] dings z. B. Rank schon so Manches erzählte, ohne daß gesagt werden [illegible] man hätte sich damit zufriedengestellt erklären dürfen.

*) Man sehe darüber: Hecker's klassischen 3ten Theil der Gesch. d. Med.

**) Der Aussätzige von Aosta. Pred. Sal. VII., 4. 9. 15. Berlin, Nicolai, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 146. Berlin, Dienstag den 7. Dezember 1847.

Holland.

Populaire Naturbetrachtungen, von J. van der Hoeven.*)

Die Luft.**)

Der Mensch hat, gleich allen lebenden Wesen auf Erden, den Pflanzen und Thieren, ein fortwährendes Bedürfniß äußerlicher Reiz- und Nahrungsmittel, ohne deren Einfluß das Leben bald erlöschen würde. Aber unter allen den äußerlichen Einflüssen oder erregenden und wiederherstellenden Mitteln zum Lebensunterhalt giebt es eines, dessen gezwungene oder freiwillige Entbehrung oft nur wenig Augenblicke zu währen braucht, um den Tod zu verursachen. Beständig nehmen wir diesen Stoff in uns auf, von dem die Erhaltung unseres Lebens so abhängig ist, daß der Athem und die Lebenskraft in vielen Sprachen durch ein und dasselbe oder durch ein fast gleiches Wort ausgedrückt werden. Wie eine unsichtbare Freundin, umgiebt uns dieser Stoff und begleitet uns überall auf unserer Lebensreise, und die Dankbarkeit fordert, daß sie für uns keine unbekannte Freundin bleibe. Sie errathen, daß ich von der Luft spreche, mit welcher ich Sie in einigen flüchtigen Darstellungen zu beschäftigen gedenke. Ich will es versuchen, eine populäre Naturanschauung von der Luft zu geben. Ich wähle diesen Gegenstand vor selteneren und ausgesuchteren. Denn um z. B. ein Naturgemälde der Vulkane zu entwerfen, die es mir nie vergönnt war mit eigenen Augen zu sehen, oder über die Umwälzungen unseres Planeten mit Ihnen zu sprechen, wobei ich Kenntnisse voraussetzen müßte, die in einem gemischten Kreise von Zuhörern doch wohl nicht allgemein verbreitet seyn werden, um über diese und ähnliche Gegenstände zu sprechen, dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich spreche hier vor einer Gesellschaft, deren Sinnspruch ist: „Zum Nutzen des Allgemeinen" (Tot Nut van't Allgemeen), und, indem ich vor dieser Gesellschaft spreche, ist mein Gegenstand, obwohl die Luft, sicher doch nicht aus der Luft gegriffen.***)

Wir nennen die Luft einen Stoff. Hier muß ich sogleich bemerken, daß wir sie nicht sehen, und somit einer allgemein verbreiteten Ansicht widersprechen, als ob stoffliche Sachen immer sichtbar wären. Sie sind dies eben so wenig, als das Sichtbare immer stofflich ist. Ein Bild im Spiegel oder im klaren Fluß ist sichtbar, aber es ist kein Stoff; es sind zurückgeworfene Lichtstrahlen, welche dies Bild verursachen, und will man auch das Licht selbst einen Stoff nennen, so ist doch das Licht als sichtbar und als sichtbar machende Ursache allein für das Auge da. Gäb' es keine Augen und Sehnerven, die Erzitterungen des feinen Lichtstoffes würden gleichwohl bestehen, aber nicht als Licht; als solches bestehen sie allein für das Auge, welches durch sein eigenthümliches Wesen die bestimmte Empfindung in uns erweckt, die wir Sehen nennen.

Zu den allgemeinsten Eigenschaften des Stoffes gehört die Ausfüllung eines bestimmten Raumes und der dadurch erzeugte Widerstand gegen andere Stoffe oder Körper, welche diesen Raum einnehmen wollen. Diesen Widerstand bemerken wir bei der Luft. Obwohl nun durch die große Beweglichkeit und Verschiebbarkeit der kleinen Theilchen, aus welchen die Luft besteht, dieser Widerstand in den meisten Fällen für uns unbemerkbar wird, so brauchen wir doch die Luft nur in einen bestimmten Raum einzuschließen, um uns davon zu überzeugen. Eine mit Luft wohlgefüllte Blase setzt der Hand, welche sie zusammenzudrücken versucht, Widerstand entgegen, und um wie viel der von ihr eingenommene Raum auch noch verkleinert werden kann, so widersetzt sie sich doch einer gänzlichen Zusammenpressung mit um so stärkerem Widerstand, je mehr sie bereits gedrückt ist. Ohne diesen Widerstand der Luft würden die Vögel nicht fliegen können, was man ein Schwimmen in der Luft nennen könnte, eben so wie das Schwimmen der Fische ein Fliegen im Wasser ist.

Eine andere allgemeine Eigenschaft des Stoffes, die wir weniger aus vorhergehenden Schlüssen als aus der Wahrnehmung ableiten, ist seine Schwere. Unsere Erdkugel zieht alle Körper in ihrer Nähe an, so wie alle Körper ebenfalls die Erde anziehen. Aller Stoff hat Anziehungskraft. Aber da die Masse, d. h. die Menge der Stofftheilchen unserer Erdkugel, die Masse aller Körper auf der Erde weit übertrifft, so überwindet auch die Anziehungskraft der Erde alle Anziehung, die andere irdische Körper auf sie ausüben, und zwingt dieselben, sich ihr zu nähern. Dadurch wird die Schwere verursacht. Ein Körper drückt auf einen anderen, der denselben unterstützt, durch die Schwere. Daß nun auch die Luft schwer ist, kann auf verschiedene Weise dargethan werden. Man hat zu diesem Zwecke sich der Luftpumpe bedient, eines Werkzeuges, vermittelst dessen man die Luft in einem begränzten Raume sehr verdünnen, jedoch nicht ganz wegnehmen kann. Wenn man eine große Glaskugel, mit Luft gefüllt, wiegt und dann die Luft in der Kugel durch jenes Werkzeug verdünnt oder, wie man sagt, auspumpt, so bemerkt man bei einer zweiten Wägung, daß die Kugel leichter geworden ist. Doch Sie verlangen andere Beweise, da nicht Jeder diese Versuche wiederholen kann. Ich muß hier von einem der nützlichsten naturwissenschaftlichen Instrumente sprechen, das in vielen Häusern zu finden ist, und das Sie Alle kennen. Ich meine das Barometer. Die Alten erklärten die Wirkungen der Saugpumpen und Heber aus einer Furcht oder einem Abscheu vor dem Leeren, so daß das Wasser, sonst nicht geneigt, in die Höhe zu steigen, lieber emporsteige, als einen leeren Raum über sich lasse. Der Zufall lehrte, daß das Wasser nur bis zur Höhe von 32 Fuß zu bringen sey, und man glaubte, daß der Abscheu der Natur vor dem leeren Raume seine Gränzen habe. Erst im siebzehnten Jahrhundert zeigte Torricelli, daß Quecksilber in einer gläsernen Röhre, welche an dem einen Ende verschlossen, nachdem man sie mit dem unteren, offenen Ende in eine Quecksilberschale gestellt hätte, nicht höher steige, als ungefähr 28 oder 29 Zoll, so daß man sagen muß, daß in mit Quecksilber gefüllten Röhren der Abscheu vor dem Leeren nur bis zu 28 Zoll oder etwas darüber gehe; es sey denn, daß man lieber mit Torricelli den Druck der Luft für die Ursache beider Erscheinungen halten will, so daß das Gewicht der Luftsäule, welche auf die Oberfläche der Quecksilberschale drückt, gleich ist dem Gewichte der Quecksilbersäule von 28 Zoll. Da nun das Quecksilber eine ungefähr dreizehnmal größere spezifische Schwere hat, als das Wasser, so muß die Wassersäule, die sich mit der Luft in Gleichgewicht stellt, auch ungefähr dreizehnmal höher seyn, als die Quecksilbersäule in dem Barometer. Dies also ist die Torricellische Röhre, von der wir sprachen, und die Benennung Barometer deutet ein Instrument an, durch welches man die Schwere bestimmt, einen Messer der Luftschwere. Noch ermangelte Torricelli's Ansicht einer vollkommenen Bestätigung, bis endlich Pascal im Jahre 1647 durch den Versuch erwies, daß bei Verkürzung der drückenden Säule der atmosphärischen Luft auch die Quecksilbersäule niederfalle. Diesen Versuch machte Pascal auf einem Kirchthurm zu Paris, doch um ein entscheidenderes Ergebniß zu erlangen, schrieb er an Perrier, der in der Auvergne, in der Nähe des hohen Berges „Puy-de-Dome", wohnte: „Wenn die Höhe des Quecksilbers auf der Spitze des Berges geringer seyn sollte, als am Fuße, wie ich", schrieb er, „aus vielen Gründen vermuthe, dann folgt daraus, daß das Gewicht und der Druck der Luft die einzigen Ursachen der Erscheinung seyn müssen, und keinesweges der sogenannte Abscheu vor dem Leeren, da es doch augenscheinlich ist, daß am Fuße des Berges mehr Luft das Gleichgewicht zu halten ist, als auf der Spitze, und da wir doch unmöglich sagen können, daß die Luft am Fuße des Berges einen größeren Abscheu vor dem Leeren haben sollte, als auf seinem Gipfel." Perrier bestieg mit Torricelli's Röhre den Puy-de-Dome und sah auf dessen Gipfel das Quecksilber ungefähr 3 Zoll tiefer stehen, als am Fuße des Berges.

Es giebt jedoch einen anderen Beweis für die Schwere der Luft, welchen ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Eben so, wie im Wasser die Körper von ihrem Gewichte verlieren, so muß auch ein Körper in der atmosphärischen Luft etwas von seinem wahren Gewichte verlieren. Ist ein Körper von derselben spezifischen Schwere, wie das Wasser, das ist, wiegt ein gleiches oder eben so großes Volumen des Körpers und des Wassers gleich viel, dann bleibt er überall im Wasser im Gleichgewicht hängen; ist die spezifische Schwere des eingetauchten Körpers geringer, als die des Wassers, dann steigt er in die Höhe und treibt auf der Oberfläche. Aus der Schwere der Luft erklärt es sich auch, warum manche Körper in der Luft umhertreiben oder emporsteigen, während es keinen anderen Grund giebt, warum sie verhindert werden, sich der anziehenden Erde zu nähern. Aristoteles meinte, daß es nicht nur schwere, sondern auch leichte Körper gäbe. Doch daß der Rauch in der Luft in die Höhe steigt, beweist nicht sowohl, daß der Rauch leicht, als daß die Luft schwer und schwerer, als der Rauch, ist. Der Rauch steigt

*) Professor der Naturwissenschaften zu Leyden.

**) Nach einer gedruckten Sammlung dieser in holländischer Sprache gehaltenen Vorträge übersetzt von K. F. Baader. Wir hoffen, daß das populaire Gewand dieser Darstellungen, obwohl sie nur Bekanntes und zum Theil sogar aus deutschen Quellen Entlehntes enthalten, ihnen auch bei unseren Lesern eine freundliche Aufnahme verschaffen werde. Als eine belehrende Unterhaltung wird diese Abhandlung auch dazu geeignet seyn, in größeren geselligen Kreisen vorgelesen zu werden.

***) Diese Abhandlung wurde im Dezember 1842 in der Leydenschen Abtheilung der erwähnten Gesellschaft und mit einigen Veränderungen im Januar 1843 in der Gesellschaft Diligentia im Haag vorgelesen.

aus derselben Ursache in der Luft empor, aus welcher ein Stück Holz auf dem Wasser schwimmt.

Auf dem Wasser zu treiben oder zu fahren, sey es nun blos vermittelst ausgehöhlter Baumstämme, so, wie man sagt, wie die ersten Erfinder der Seefahrt gethan, oder mit Hülfe von Flößen, wie, nach Plinius, der König Erythros auf dem rothen Meere, ist eine sehr alte Erfindung, und wir treffen wohl kein Volk auf Erden an, wie niedrig die Stufe seiner Bildung auch sey, welches nicht im Besitze von Kanoes oder Piroguen ist, sofern es nur in der Nähe der See oder großer, nicht durchwadbarer Ströme wohnt, und sobald das Bedürfniß, dieser große Wecker menschlicher Thätigkeit, seine Stimme hören läßt. Aber in der Luft zu treiben und zu fahren, wenn man dieses Wort von einer nicht wohl zu leitenden Bewegung gebrauchen darf, ist hingegen eine sehr neue Erfindung. Der Mensch hatte die Luft den Vögeln überlassen. Die erstaunliche Höhe, zu welcher der Adler und der Geier, zu welcher vor Allem der Kondor sich in der Luft erhebt, erweckt allerdings Bewunderung, aber nicht leicht den Wunsch, es ihm nachzuthun. Auch ist das Fliegen mit den Hülfsmitteln, welche die Natur dem Vogel gegeben, für den Menschen nicht möglich. Künstliche Flügel würden sehr unsicher seyn und wohl kein besseres Loos erwarten lassen, als welches dem Ikarus zu Theil wurde. Nachdem man durch Wasserstoffgas, das viel leichter ist als die atmosphärische Luft, Seifenblasen hatte aufsteigen lassen, verfertigte man im Jahre 1783 zu Paris einen Ballon von Taffet, mit Firniß überstrichen, der 12 Fuß im Durchmesser groß war und 23 Pfd. wog; dieser Ballon wurde mit dem genannten Gase angefüllt, stieg unter dem Zujauchzen einer Schaar von 40,000 Menschen in zwei Minuten über 2900 Fuß hoch, verschwand in den Wolken und fiel fünf Meilen von Paris, in Folge eines Risses, nieder. Solche mit Wasserstoffgas gefüllte Ballons nannte man Charlièren, nach Charles, einem Naturforscher, der über die Verfertigung dieses Ballons die Aufsicht führte. Die Gebrüder Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonais, hatten schon einige Monate früher in demselben Jahre Ballons, vermittelst darunter brennenden Papiers und Strohs, aufsteigen lassen. Diese durch erwärmte Luft aufsteigenden Ballons nannte man „Montgolfièren" und glaubte, daß sie durch ein eigenthümliches Gas emporstiegen, welches einige Schriftsteller das Montgolfiersche Gas nannten. Es ist indessen allein die erwärmte und verdünnte und also weniger schwer gewordene Luft, welche diese Ballons aufsteigen macht. Mit solch' einer „Montgolfière" wurde im Oktober 1783 von Pilatre de Rozier der erste Versuch einer Luftreise unternommen, doch ließ er den Ballon noch durch Stricke festhalten. Früher hatte man nur Thiere, unter Anderen zu Versailles einen Widder, eine Ente und einen Hahn zusammen in einem Verschlage eingesperrt, mit einem Luftballon in die Höhe steigen lassen. — Durch diese ersten Versuche kühner gemacht, unternahm der gedachte Pilatre de Rozier mit dem Marquis D'Arlandes im November desselben Jahres eine Luftreise, ohne daß der Ballon festgehalten wurde. Sie blieben 25 Minuten in der Luft, trieben über die Seine und kamen unbeschädigt in einer Entfernung von 2500 Ruthen vom Aufsteigungsplatze wieder auf den Boden. Blanchard, der früher an einer Maschine zum Fliegen, einem Luftschiffe, ohne Erfolg zwölf Jahre lang gearbeitet hatte, verwechselte nun seine fruchtlosen Bemühungen mit der neuen Erfindung, stieg in Paris und Rouen zu wiederholten Malen mit Ballons auf, reiste nach England, wiederholte dort seine Versuche und wagte es endlich, mit dem Amerikaner Jeffries, am 7. Januar 1785, den Kanal von Dover nach Calais zu überfliegen. Das Gas entwich plötzlich aus dem Ballon, so daß sie bald ihre 30 Pfd. Ballast, dann Alles, was sie mitgenommen hatten, und selbst einen Theil ihrer Kleider, über Bord werfen mußten. Nahe an der Küste stieg indessen der Ballon wieder, und die Luftfahrer kamen wohlbehalten im Wald von Guiennes an. Blanchard erhielt für diese Luftreise von Ludwig XVI. 12,000 und ein Jahrgeld von 1200 Franken. Später zog dieser Luftreisende durch verschiedene Länder Europa's, um mit seinen Versuchen das Publikum zu ergötzen und Geld zu erwerben. Pilatre de Rozier und Romain, die ebenfalls den Uebergang über den Kanal wagen wollten, wurden durch ein Umschlagen des Windes, nachdem sie schon eine Zeitlang über dem Meere geschwebt hatten, wieder ans Land zurückgetrieben und fielen, wie man glaubt, von einer Höhe von 1200 Fuß, bei Boulogne nieder, ganz zerfetzt und kaum einer menschlichen Gestalt mehr ähnlich. Sie hatten einen mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon mit einer „Montgolfière" verbunden und wahrscheinlich durch das, was ihnen Sicherheit geben sollte, ihren Tod verursacht. Das Gleichgewicht zwischen beiden mußte schwer zu erhalten seyn, das Feuer der „Montgolfière" brauchte nur den anderen Ballon zu erreichen, oder dieser brauchte nur zu bersten, und beide mußten herabfallen; wie es aber auch gekommen seyn mag, genug, die Maschine war verbrannt. Dieses Unglück gab Anlaß zur Erfindung der „Fallschirme", wodurch Blanchard die Gefahren der Luftreisen verminderte.

Von anderen Luftreisen zu sprechen, würde unnöthig seyn und uns zu weit abführen. Aber wozu dienen die Luftballons? Man sagt, daß diese Frage an Franklin gerichtet wurde, der sich damals in Paris befand, und daß der berühmte Mann hierauf mit der Frage antwortete: „Wozu dient das neugeborene Kind?"

Man muß jedoch in der That bekennen, daß das Kind bei der ersten Entwickelung mehr versprochen hat und nun ziemlich unfähig und zurückzubleiben scheint. Es ist wahr, daß die französische Armee durch Offiziere in einem Luftballon das österreichische Lager bei Fleurus im Jahre 1794 auskundschaften ließ, aber die Erwartung, daß man fortan ein Corps Aëronauten bei jeder Armee finden würde, als eine neue Art von Ingenieurs, ist nicht bestätigt worden. Diese Luftreisen sind ferner auch mit wissenschaftlicher Absicht unternommen worden, von welchen die der berühmten französischen Naturforscher Biot und Gay-Lussac am 24. August 1804 und die von dem Letzt[eren] allein unternommene am 15. September desselben Jahres besonder[e Erwäh]nung verdienen. Beide wurden mit großer Sicherheit vollführt [und ga]ben über viele Gegenstände wichtige Aufklärungen. Bei der zuletzt g[enannten] Reise stieg Gay-Lussac bis zu der erstaunlichen Höhe von mehr als 21,[000 Fuß,] höher also, als der Gipfel des Chimborasso, in eine Region, worin [noch] noch keine menschliche Brust geathmet hatte.

Ein wesentliches Hinderniß im Gebrauche der aërostatischen [Maschinen] liegt in den bis jetzt dazu benutzten Stoffen, Taffet z. B., welcher, wenn er feucht ist, die atmosphärische Luft durchläßt; ja, es läßt sich [kein we]sentlicher Nutzen von jenen Fahrzeugen erwarten, wenn man nicht ein[en Stoff] ausfindig macht, der das Wasserstoffgas fortdauernd vor Entweich[en schützt] und zugleich dem veränderlichen Drucke der Luft Widerstand leisten [kann. Ein] bekannter Naturforscher hat dazu Metall vorgeschlagen und behaup[tet, daß] man selbst Platina, das schwerste aller Metalle, anwenden könne, [wenn] der Ballon von einer bedeutenden Größe wäre.*) Denn je größer [der Um]fang des Ballons ist, desto schwerer kann der Stoff seyn, den man [anwendet,] wie Jeder, der einige Einsicht in diese Sachen hat, ohne Mühe begreif[en wird.] Kommt Ihnen ein metallener Luftballon gar zu abenteuerlich vor, [so ist] nur daran zu erinnern, daß man jetzt nicht allein von treibendem [Holz, son]dern sogar von dem schweren Eisen schnell fahrende Schiffe verferti[gt, und] gar auch schon eine eiserne Trekschuite (Postzugschiff) regelmäßig [zwischen] zwei süd-holländischen Städten fährt.

Wir kehren wieder zu unserer Luft zurück. Wie weit breitet [sie sich aus,] auf welchem Abstand von der Oberfläche unserer Erdkugel hört sie auf? [...] Wäre die Luft eine Flüssigkeit, die überall dieselbe Dichte oder eigen[thümliche] Schwere hätte, dann könnte man die Höhe leicht berechnen. Hier, nahe [an der] Oberfläche der Erde, verhält sich ihre Schwere zu der von reinem, [destillirtem] Wasser ungefähr wie 1 zu 770, d. h. ein Volumen Wasser wiegt 77[0 mal] mehr, als ein gleiches Volumen atmosphärischer Luft. Nun kennt man [die] Höhe der Wassersäule, welche dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält; [wel]cher Höhe wiederum eine 770 mal höhere Luftsäule entsprechen würde, [so daß] sich für die Luft eine Höhe von ungefähr 25,000 Fuß ergiebt, wonach [sie sich] nur wenige Tausend Fuß über die Gipfel der höchsten Berge erheben [würde.] Aber daß die höheren Luftschichten dünner seyen und so auf größeren Höhe[n] eine Luftschicht, die eben so viel wiegt, als eine niederere, viel höher hinauf[] reichen müsse, folgt aus der Elasticität der Luft. In diesem Sinne würde also die Luft unendlich seyn, d. h. sie würde wohl fortwährend feiner und dünner werden, aber dennoch nicht aufhören zu seyn. Daß dies jedoch nicht so ist, daß die Luft auf einer gewissen Höhe ihre Eigenschaft als Luft verliert, erhellt aus Beobachtungen und kann auch schon von vorn herein durch Schlußfolgerung bewiesen werden. Unsere Erde befindet sich in einer kreisförmigen Umdrehung um ihre Achse und theilt diese Bewegung dem Dunstkreise, d. h. ihrer Atmosphäre, mit. Je weiter die Lufttheilchen von dem Mittelpunkte entfernt sind, desto mehr nimmt die den Mittelpunkt fliehende Kraft zu, welche sie durch die Umwälzung erhalten. Es kommt also ein Punkt, auf welchem diese Kraft gleich wird der Schwerkraft und die Wirkung derselben aufhebt, und über [den hinaus] kann wenigstens die Luft sich nicht ausdehnen. Die auf diese Weise berechnete Höhe der Luft ist wohl viel bedeutender, als die wahre Höhe der Luft aus an[]deren Gründen; aber diese Berechnung beweist doch, daß die Luft sich nur begränzt im Raume ausdehnt. Mein Plan erlaubt nicht, weiter hierauf einzugehen. Wir begnügen uns mit der Schlußsumme, daß die Atmosphäre, der Dunstkreis der Erde, ihre Eigenschaften verliert auf einem Abstand von 10 geographischen Meilen, das ist auf $\frac{1}{86}$ des Halbmessers der Erdkugel.

(Schluß folgt.)

Italien.

Eine Unterredung des Grafen Confalonieri und des Lord Castlereagh im Jahre 1814.

Unmittelbar nach der Abdankung Napoleon's im J. 1814 begab sich eine italiänische Deputation, an deren Spitze der Graf Confalonieri stand, nach Paris, um an die verbündeten Mächte die Bitte zu richten, daß dem Königreich Italien, welches jetzt von Frankreich getrennt wurde, seine Selbständigkeit und Nationalität gesichert werde. Die Abgeordneten wandten sich zunächst an den Kaiser Franz und an den Fürsten von Metternich, von denen sie jedoch sofort beschieden wurden, daß die Fortdauer eines „Königreichs Italien", wie es unter Napoleon bestanden und wie es auch noch im J. 1814 durch die in Mailand niedergesetzte Regentschaft, an deren Spitze der Präsident [Graf] Verri stand, repräsentirt wurde, nicht in den Absichten der verbündeten Mächte liege. Ja, auf die amtlichen Noten, welche die italiänische Deputation an die Minister der Verbündeten richtete, wurde sie gänzlich ohne Antwort gelassen. Sie wandte sich demnächst persönlich an die Grafen Nesselrode und Pozzo di Borgo, so wie an den preußischen Minister, Frhrn. Wilh. v. Humboldt, die ihnen aber ebenfalls keine Hoffnungen machten, ihr Gesuch erfüllt zu sehen, worauf sie, auf einige früher von den Befehlshabern der britischen Truppenmacht in Sicilien ertheilte Versprechungen und erlassene Proclamationen sich stützend, den letzten Schritt zu thun und den englischen Minister,

*) Muncke, dessen Artikel: Aërostat in der neuen Ausgabe von Gehler's physikalischem Wörterbuch I., 1825, S. 290—255, von dem Verfasser bei dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht benutzt ist.

count Castlereagh und Graf Aberdeen, ernstliche Vorstellungen zu machen bloffen.

Den Inhalt dieser Unterredung des an der Spitze der Deputation stehen- Grafen Confalonieri mit dem Lord Castlereagh hat der Erstere vollständig dem Berichte wiedergegeben, den er an den Präsidenten, Grafen Verri, in iland gerichtet, welcher Bericht zum erstenmale in einer ursprünglich eng-) abgefaßten Schrift von Giuseppe Mazzini dem Druck übergeben worden*). se Unterredung hat auch jetzt noch ein großes historisches Interesse, wes- wir sie nachstehend folgen lassen:

Graf Confalonieri: Mylord, die Deputation des Königreichs Italien den hohen alliirten Mächten, der ich als Mitglied anzugehören die Ehre e, erhielt von der provisorischen Regierung dieses Landes Depeschen, die sie Kenntniß setzen, daß die Generale Wilson, Mac-Farlane und Lord Ed. tinck unserer Nation die erfreulichsten Hoffnungen des hohen Schutzes lands für die Wiederherstellung des Königreichs Italien gegeben und hier- erklärt hätten, Italien wäre im Namen der vereinigten Großmächte mili- tisch besetzt. Gleichzeitig vernahmen wir jedoch, daß Oesterreich daselbst umschränkt herrsche und sich schon alle Civil- und Militairgewalt ange- net habe. Es ist fast zu befürchten, daß unser Land schon definitiv an sterreich abgetreten sey. Dessenungeachtet halte ich es hier für meine Pflicht, Namen der Deputation und im Namen meines Vaterlands zu fragen, ob bis auf welchen Grad wir auf den hohen Schutz, den uns England hoffen en, ferner noch rechnen dürfen?

Lord Castlereagh: Ich bin der Meinung, die erste Pflicht eines loyalen d aufgeklärten Kabinets bestehe darin, weder Personen noch Nationen zu schen, und ich würde Sie täuschen, wenn ich Ihnen in dieser Angelegenheit glands Schutz zusicherte. Unsere Generale führen oft eine Sprache, die m Kabinette ganz fremd ist; sie können dafür halten, daß die Ehre unserer ation gewisse Schutzverheißungen erheische; ich aber behaupte, daß England r das wohlverstandene Interesse aller Nationen im Auge haben müsse.

Graf Confalonieri: Das wohlverstandene Interesse der italiänischen ation verlangt einen König. Unsere Wünsche wären erfüllt, selbst wenn dieser önig ein Oesterreicher seyn sollte. Wir wollen nichts Anderes, als ein von deren Staaten unabhängiges Land und die Zusicherung der repräsentativen erfassung.

Lord Castlereagh: Constitutionen entstehen überall in Europa. Spanien, rankreich, Holland, Polen, Norwegen, sie alle verlangen eine Verfassung; ich eiß nicht, ob es zu ihrem Wohle ist, und es würde mir leid thun, wenn diese lationen aus eigener Wahl .... sich zu spät überzeugten, daß sie im rrthum befangen waren.

Graf Confalonieri: Aber England zeigt uns doch das lebendige Beispiel von dem Nutzen einer weisen Verfassung.

Lord Castlereagh: Daraus, daß wir glücklich genug waren, ein so chweres Werk zu gründen und zu erhalten, folgt gar nicht, daß alle Völker zu allen Zeitverhältnissen dazu bestimmt seyen, unter einem ähnlichen System zu leben. Wir handeln nicht wie Bonaparte, der sein Gesetz allen, selbst den ungebildetsten Nationen, auflegen wollte. Die jüngste Erfahrung in Sicilien hat uns überzeugt, wie leicht ein solches Prinzip zu Mißgriffen führen könne. Auf jenem Boden kann unsere Constitution nie Wurzel fassen, und sie muß dort jetzt abgeändert werden. Und dann ist Oesterreich gerade eine Regierung, gegen welche die Unterthanen weniger Mißtrauen und Wünsche nach Vorsichtsmaßregeln hegen dürfen. Die ganze Geschichte des österreichischen Regentenhauses bis in die neueste Zeit zeigt keinen einzigen Fall von Mißbrauch der Gewalt — vielleicht war die Gewalt dort oft zu schwach. Ich will einmal ganz offen mit Ihnen sprechen. Ich würde Ihnen alle Unterstützung und allen Einfluß, der mir zu Gebote steht, zukommen lassen, wenn Italien ein eisernes Joch, wie das Frankreichs, von dem wir es eben befreiten, zu befürchten hätte. Würden Sie mich vor Jahren um Hülfe gegen Frankreich angesprochen haben, gewiß hätte ich mit Englands voller Kraft dieses Bestreben unterstützt. Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen. Als bei den Unterhandlungen in Parga (?) dem Exkaiser der Vorschlag gemacht wurde, das Königreich Italien zu Gunsten eines Gliedes seiner Familie aufzugeben, trug ich auf eine Constitution als nothwendige Bedingung an, dem Mißbrauche der Regierungsgewalt vorzubeugen. Aber die väterliche Regierung Oesterreichs wird sich, wiederhole ich Ihnen, solche Mißbräuche nie zu Schulden kommen lassen. Ich spreche hierbei ganz ohne Hehl, und ich glaube, daß Ihre Interessen genügend gesichert sind; Sie dürfen daher auf einer Constitution nicht bestehen, die da, wo sie nicht nothwendig, immer gefährlicher wirkt.

Graf Confalonieri: Ich will auch ohne Hehl sprechen, denn ich möchte nicht, daß unser Land, das eben das eiserne Joch der Knechtschaft abschüttelte, durch den neuen, jetzt zu organisirenden Zustand der Dinge so tief sänke, daß es das relative Glück der französischen Herrschaft zurückwünschen müßte.

Lord Castlereagh: Wie könnte Italien dazu kommen?

Graf Confalonieri: Obgleich sich unser Land der Vortheile und Wohlthaten eines politischen und nationalen Lebens noch nie recht erfreute, haben doch die letzten zwanzig Jahre den Wunsch überall danach rege gemacht. Die Hoffnung, der bloße Name Nation spornten es zu Opfern aller Art an, und diese Opfer, dieser Gebrauch, oder, wenn Sie lieber wollen, dieser Mißbrauch unserer Mittel und Kräfte brachten uns zu einem früher nie erreichten Grade von Energie und Lebenskraft. In Rußland fielen 70,000 bewaffnete Italiäner für eine Sache, die ihnen ganz fremd war, und selbst Frankreichs Feinde ließen ihrer Kriegszucht und Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Alle Verwaltungszweige stehen in einer früher nie gekannten Blüthe; der Volksunterricht begann; die Manufakturen mehrten und verbesserten sich; die materiellen Interessen hoben sich; die Zahl der öffentlichen Gebäude und Vergnügungsplätze wuchs mit der Zahl der Schulhäuser; so sehr reagirte unsere Energie und der Schatten von Nationalität, den man uns gelassen, gegen die nur zu oft despotischen Maßregeln der Regierung. Ich möchte Sie, Mylord, von einer Wahrheit überzeugen, die mir unwiderleglich scheint. Italien ist nicht mehr dasselbe Land, das es vor zwanzig Jahren war, und kann auf diesen Punkt nur dadurch wieder zurückgeführt werden, daß man es zwingt, Gewohnheiten und Gefühle aufzugeben, die ins Volk übergegangen sind. Unsere energische, intelligente Nation hat in den zwanzig Jahren viele politische Erfahrungen gemacht, einen innigeren Trieb zum Vaterlande gewonnen und versteht sich jetzt besser auf das Kriegführen. Aber so wie wir nicht mehr dieselben Leute sind, die vor zwanzig Jahren die väterliche Regierung in schläfriger Trägheit ertrugen, so, fürchte ich, wird auch die österreichische Regierung nicht mehr das seyn, was sie vor zwanzig Jahren gewesen. So z. B. müssen Sie, Mylord, gewiß zugestehen, daß die Pest des Papiergeldes einen Staat, der selbst an so vielen Wunden blutet, sehr fürchten läßt, dem österreichischen Reiche einverleibt zu werden. Es kann Ihrem Scharfsinn auch nicht entgangen seyn, daß jedem Lande natürliche Gränzen durch Sprach- und Sitten-Verschiedenheit zugetheilt sind und darum verschiedene Nationen auch verschiedene Gesetze erheischen. Wir haben es ja eben erfahren, wie schwierig es in Italien einer Fremdherrschaft werden muß, in einem durch Charakter und Sprache von ihr ganz verschiedenen Volke sich, außer Knechten und käuflichen Parteigängern, noch ergebene Freunde zu erwerben. Endlich beweist uns die Geschichte der letzten Jahre, wie schlecht uns Oesterreich gegen einen bewaffneten Einbruch des Auslandes zu schützen im Stande ist. Dies, Mylord, sind die wirklichen Gründe, aus welchen die Nation, die ich hier vertrete, ihre Einverleibung als Provinz ohne unabhängiges politisches Daseyn — sey es mit Oesterreich oder mit irgend einer anderen Macht — als das größte Unglück ansehen würde. Diese Wünsche und diese Ideen sind nicht die Erzeugnisse eines aufgeregten Kopfes, sondern das gereifte Gefühl des gesunden Theils der Nation, das Resultat einer langen Erfahrung.

Der englische Minister schien die Wahrheit und Wichtigkeit dieser Sprache einzusehen, fragte mich um verschiedene Einzelnheiten und schloß dann dennoch mit folgenden Worten:

„Ihr Land glücklich zu sehen, interessirt England in hohem Grade. Oesterreich — davon bin ich überzeugt — wird diesen Erfolg herbeiführen. Seine Absichten sind sicher gut, und ich will Alles thun, was ich kann, um es in diesen guten Absichten zu bestärken. Ich wiederhole es, ich will Sie nicht irre führen; gegen Oesterreich will und kann ich nichts thun: aber mit Oesterreich möchte ich Sie gern so gut als möglich stellen und rathe Ihnen deshalb um Ihrer selbst willen, Ihre Bestrebungen nach dieser Seite hin zu richten."

Dieses, Herr Präsident, war der Inhalt einer Unterredung, die drei Viertelstunden dauerte. Meine Unterredung mit Lord Aberdeen war um Vieles kürzer, seine Antworten jedoch gleichlautend. Die Offenheit, mit der diese einflußreichen Unterhändler sprachen, läßt mir keinen Zweifel mehr über unser Loos und bezeichnet mir den Weg, den wir von jetzt an einzuschlagen haben ....

(unterzeichnet) Graf Federigo Confalonieri.

*) Diese Schrift heißt: „Italien, Oesterreich und der Papst" und hat die Form eines Sendschreibens an den ehmaligen Minister Sir James Graham, dem dadurch, wie es in der Dedication heißt, die Mühe erspart werden soll, der künftig durch die Post an den Verfasser einlaufenden Briefe seiner britischen Freunde öffnen zu lassen.

Frankreich.

Gedanken über die Frauen von einer Frau.*)

In der Jagd auf Ideen gleicht der Verstand der meisten Frauen den jungen oder schlecht dressirten Hunden, welche das Wild aufscheuchen, ohne es festzuhalten.

Wenn man in einen jener Tempel tritt, wo die gerade Linie mit dem Bogen in vollendetster Harmonie, die Festigkeit mit der Anmuth verbunden, so hat man das vollkommenste Bild des männlichen Gedankens und der weiblichen Anschauung, vereinigt und in einander verschlungen zu demselben einen Leben, dessen Athem die Liebe ist.

Geistesüberlegenheit bei einer Frau ist eine noch zu seltene Erscheinung, als daß sie nicht das Mißtrauen des großen Haufens erwecken sollte. Sie ist deshalb eine Macht, die sich stets im Vertheidigungszustande erhalten muß, um ihre Autorität zu bewahren, aber dadurch auch die Kräfte, welche sie zum Nutzen der Familie und der Gesellschaft anwenden konnte, nach außen hin zur Abwehr der Feinde zu verbrauchen gezwungen ist.

Wenn man die drei berühmten Frauen, welche die Blicke des modernen Frankreichs auf sich gezogen haben, mit einander vergleicht, so bemerkt man durch alle Unterschiede und Eigenthümlichkeiten hindurch, welche, wie ich glaube, den sehr verschiedenen Umgebungen, in denen sie gelebt haben, zugeschrieben werden müssen, in ihrem Genius einen und denselben, vielleicht der weiblichen Natur selbst entsprungenen Fehler. In ernster Zurückgezogenheit mit dem Geiste des Alterthums genährt, hat sich bei Madame Roland vorzüglich die Stärke des Gemüths und die Festigkeit des Charakters entwickelt; mitten in der Gesellschaft und von ihrer Bewegung ergriffen, bildete sich bei Frau

*) Von der unter dem Namen Dan. Stern schreibenden Gräfin von Agoult, die diese Gedanken in der Revue Indépendante veröffentlicht.

v. Stael besonders die Lebhaftigkeit und Kritik aus; durch die Natur begeistert, erzeugte der Enthusiasmus bei George Sand eine wahrhafte Beredsamkeit. Aber alle drei sind über die richtige Gränze hinaus geschritten und in deklamatorische Uebertreibung gerathen.

Denken ist für eine große Menge Frauen mehr ein glückliches Ereigniß, als ein dauernder Zustand. Sie machen in das Reich der Ideen eher glänzende und plötzliche Einfälle, als regelmäßige Eroberungszüge, die auf Gründung von Kolonieen berechnet wären. Ihr eigenes Herz ist das verrätherische Kapua, das sie verführt und zurückhält, oft zwei Schritt von Rom.

Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, hat man gesagt. Dies ist wahr, besonders bei den Frauen. Durch die Leidenschaft kommen sie zum Verständniß der Ideen und zu einer oft wahrhaft beredten Reproduction derselben. Aber wie die Leidenschaft beweglich, voller Inkonsequenzen und durch und durch unlogisch ist, so springen auch die Ideen bei vielen Frauen in schroffer, unvermittelter Weise hervor und erscheinen, da sie weder mit Maß sich entwickeln, noch mit Ruhe ans Licht treten, gewissermaßen als ein strahlendes Wetterleuchten einer tiefbewegten Seele.

Ein großer Theil der Frauen springen ohne Uebergang von der Heuchelei zum Cynismus über. Wie wenige bleiben bei der Aufrichtigkeit stehen!

Ich habe von einigen Frauen die Behauptung aufstellen hören, daß die Leidenschaft nie stärker und glühender sey, als wenn sie sich auf einen verächtlichen Gegenstand richte. Der Gegensatz zwischen den beiden einander am meisten widersprechenden Gefühlen, der Liebe und der Verachtung, übe — versicherten sie — eine Art unheimlicher Bezauberung aus und versetze die Seele in Entzückungen, die einzuflößen ein achtungswerther Mann außer Stande sey.

Die Männer unserer Tage haben gemeiniglich so kleine Seelen, daß, wenn sie zufällig eine jener heroischen Leidenschaften einflößen, deren das weibliche Herz fähig ist und deren Geheimniß es zu bewahren weiß, sie, statt sich dadurch zur eigenen Erhebung anreizen zu lassen, vielmehr dadurch in peinliche Verlegenheit gesetzt werden. Sie verstehen es dann gewöhnlich, jenes erhabene Gefühl in den Staub zu ziehen, um ihm die Kraft zu nehmen, die ihnen unbequem und lästig ist.

Die Liebe — und ich meine hier die edelste Art derselben — geht oft durch zu wenig Stolz bei der Frau und zu wenig Zartgefühl beim Manne zu Grunde. Jene geht über das schöne Maß der Hingebung hinaus und erregt dadurch zuletzt Langeweile, dieser überschreitet die sittliche Gränze der Forderungen und empört. Eine richtigere Selbstschätzung bei der Frau und ein weniger rohes Gefühl seiner Ueberlegenheit beim Manne würde die Harmonie aufrecht erhalten und die Dauer eines Gefühls verlängern, das keinesweges so beweglicher und ephemerer Natur ist, als man es bei uns zu glauben vorgiebt.

Ich will, daß eine große Seele sich der Liebe weihe, aber als Herrin derselben, nicht als deren Sklavin. Die Frauen dehnen meist ihre Hingebung bis zum völligen Vergessen ihrer selbst aus, und wenn sie dann sich beklagen, vergessen zu werden, so vergessen sie nur auch, daß sie das Beispiel dazu gegeben haben.

Die Scythen blendeten ihre Sklaven, damit sie keine Zerstreuung beim Butterfaß hätten. So blenden auch Einige die Nachtigall, damit sie besser singe. Ist man nicht versucht zu glauben, daß ein ähnlicher Gedanke bei der Erziehung obgewaltet, die man den Frauen giebt? Man scheint zu fürchten, daß, wenn ihre Intelligenz nicht blind ist, sie weniger gute Wirthschafterinnen und weniger angenehme Schwätzerinnen seyen.*)

Mannigfaltiges.

— Das Ceremoniell bei Eröffnung des Parlaments durch eine Kommission. Das neue britische Parlament ist diesmal bekanntlich nicht durch die Königin selbst, sondern durch eine königl. Kommission eröffnet worden, was immer geschieht, wenn der Souverain, wie es amtlich bezeichnet wird, „aus verschiedenen wichtigen Gründen" (for divers weighty reasons) verhindert ist, in Person zu erscheinen. Das mit der Parlaments-Eröffnung durch eine Kommission verbundene Ceremoniell ist sehr alt und wenn auch nicht so imposant, als eine königl. Sitzung, wo das regierende Haupt auf dem Throne von allen Großwürdenträgern umgeben ist, doch jedenfalls noch viel gravitätischer, als diese. Die Kommission besteht gewöhnlich aus fünf Mitgliedern, an deren Spitze der Lord-Kanzler oder, bei Verhinderung desselben, wie es diesmal der Fall war, der Lord-Präsident des Conseils sich befindet. Die anderen Mitglieder der Kommission werden unter denjenigen Pairs gewählt, die das eben am Ruder befindliche Ministerium zu unterstützen pflegen. In der königl. Vollmacht darüber wird jedes Mitglied als „Unser getreuer und lieber Vetter und Rath" bezeichnet. Zur festgesetzten Stunde erscheinen die fünf Mitglieder der Kommission im Oberhause in ihren vollständigen Pairs-Roben und mit dreieckigen Hüten. Sie nehmen ihre Sitze zwischen dem Throne und dem „Wollsack" des Lord-Kanzlers ein, und zwar bedecken sie sich, indem sie sich nied[illegible] Secretair (Clerc) liest demnächst an der Tafel des Hauses die kön[illegible] vor, und so wie sein Name genannt wird, entblößt der betreffen[illegible] Haupt und verneigt sich. Der Präses der Kommission, der in de[illegible] selben sitzt, trägt sodann dem Herold mit dem schwarzen Stabe (U[illegible] black rod) auf, dem Unterhause anzuzeigen, daß die königl. Ko[illegible] hier befinde, und dasselbe hierher zu entbieten. Die Pairs verha[illegible] Stille, bis durch ein plötzliches Geräusch der Eintritt des Sprec[illegible] ihm folgenden Mitglieder des Unterhauses sich kundgiebt. Der S[illegible] dessen Seite der Mann mit dem schwarzen Stabe sich befindet, mac[illegible] treten den Lord-Commissairen drei Verbeugungen, die sie dadurch [illegible] daß sie sich erheben und den Hut lüften. Sobald sich die Unterhaus[illegible] an der Barre aufgestellt und die Stille zurückgekehrt ist, verliest der [illegible] Thronrede sitzend. Nachdem er geendigt hat, erheben sich sämmtlic[illegible] der der Kommission, ziehen den Hut ab und machen Verbeugungen [illegible] während der Sprecher und sein Gefolge das Haus verlassen. Di[illegible] Pairs erheben sich darauf von ihren Plätzen, machen sehr tiefe Ve[illegible]gen einander, setzen ihre Hüte auf und gehen nach Hause.

— Oper und Primadonnen in Paris. Die große Oper [illegible] leidet noch immer großen Mangel an ersten Sängerinnen. Man [illegible] einer Engländerin, Miß Birch, versuchen wollen und diese auch [illegible]girt. Nachdem sie jedoch in der Probe einmal gesungen und hier [illegible]lant behandelt worden war, reiste sie an dem Tage, an welchem ihr [illegible]treten stattfinden sollte, unvermuthet über Boulogne nach London [illegible]zende Anträge hatte man der Signora Grisi und Madame Bisch[illegible] gemacht; beide Damen ziehen jedoch vor, im Auslande zu bleiben. Di[illegible]toren der großen Oper, die Herren Duponchel und Rocqueplan, hab[illegible] Meyerbeer gewandt, um durch seinen Einfluß Dlle. Jenny Lind zu [illegible] daß sie nach Paris komme; der Meister erwiederte jedoch, daß die [illegible] Nachtigall ihren eigenen Willen habe, gegen welchen sein Einfluß [illegible] möge. Die Direktoren haben ihr, wie ihre Freundin, Madame Bisch[illegible] in der Spenerschen Zeitung erzählt, nicht weniger als 275,000 Fr. (73,000 [illegible]) für die Saison geboten, was sie jedoch zurückgewiesen, „nicht, weil es [illegible] glänzend genug war, sondern weil sie entschlossen ist, mit der Saison [illegible]son in London ihre theatralische Laufbahn zu beschließen." Die Herren Du[illegible]ponchel und Rocqueplan wandten sich darauf an Signora Alboni, deren mächtige Altstimme sowohl in Frankreich, als in England (wie früher in Berlin) Alles zur Bewunderung hingerissen, und diese wollte auch am 2. Dez. in der Rolle des „Arsace" auftreten, aber als ob sich die Sängerinnen aller [illegible] gegen die französische große Oper verschworen hätten — kurze Zeit vor [illegible] traf ein Brief ein, worin sie anzeigt, daß sie älteren Versprechungen [illegible] nicht umhin könne, der italiänischen Oper in Paris ihre Kräfte zu [illegible]men. — Ein Korrespondent englischer Blätter schreibt aus Paris, daß [illegible] Oper in London jetzt ungleich besser sey, als in der französischen Haupt[illegible] und zwar werde das nicht blos durch die Académie Royale de Musique [illegible] die Opéra-Comique, sondern auch durch das von Herrn Adolph Adam [illegible] Benennung Opéra National neu errichtete Theater bewiesen. Zwei [illegible] Theater gegebene neue Opern, die eine: „Les premiers pas, ou les [illegible]nies", ein Mischmasch mit Musik von Auber, Halevy, Carafa und Adam, die andere: „Gastibelza, ou le fou de Tolède", mit Musik von [illegible] seyen so mittelmäßig ausgefallen, daß ihretwegen kein neues Theater [illegible]richtet zu werden brauchen. Die Ausführung sey jedoch, wo möglich, [illegible] schlechter gewesen, als die Musik. Als die einzige, Beachtung [illegible] Erscheinung der großen Oper in Paris wird eine junge Tänzerin [illegible] Dlle. Brussi, bezeichnet, die aus der Schule Fanny Elsler's seyn soll.

— Chloroform statt des Schwefeläthers. Das Chloroform, welches Herr Prof. Simpson in Edinburg seit einigen Wochen mit dem [illegible] Erfolg statt des Schwefeläthers anwendet, um chirurgische Operationen [illegible]los zu machen, ist eine aus Chlorkalk und rektifizirtem Spiritus [illegible] chemische Substanz, die den Vortheil gewährt, daß sie nicht einen [illegible] unangenehmen Geruch hat, wie der Schwefeläther, daß sie, nachdem [illegible]kung vorüber, kein Kopfweh und keine sonstige unangenehme Empfindung [illegible] Körper zurückläßt, und daß sie in kürzerer Zeit, als der Schwefeläther, [illegible]tischen Moment herbeiführt. Wenige Tropfen, auf einem Schwamm [illegible] dem Mund gehalten, reichen hin, um sofortige Unempfindlichkeit zu bewirken. Das Chloroform muß jedoch, wenn es diese Wirkungen und nicht [illegible]nehme Folgen haben soll, durchaus rein seyn, und zwar ist es ein [illegible]zeichen seiner Reinheit, wenn sich die Substanz im Wasser nicht auflöst; [illegible] geringste Auflösung desselben im Wasser läßt bereits auf seine Untauglichkeit [illegible] chirurgischen Zwecken schließen. Die Herren DD. Ferguson, Liston, [illegible] und noch mehrere andere Professoren der Edinburger Universität [illegible] vom Prof. Simpson empfohlene Mittel ebenfalls geprüft und seine [illegible] vor dem Schwefeläther bestätigt. Auch geht uns in demselben Augenblick, [illegible] wir dies in englischen Journalen finden, die Nachricht zu, daß der [illegible] Geheimerath Dr. Jüngken in Berlin gleichfalls vor einigen Tagen [illegible]gene Versuche mit dem von Edinburg aus empfohlenen Chloroform [illegible] habe.

*) Eine zweite Zusammenstellung folgt nächstens.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 147. Berlin, Donnerstag den 9. Dezember 1847.

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

IV.

Die Tempel der Insel Philä. — Die Bergwerke Aegyptens.

Die Insel Philä, von den Arabern El Heif, in den Hieroglyphen Pailak genannt, ist kaum eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit und liegt in geringer Entfernung nördlich vom Wendekreis. Die Religion der Aegypter hat aus ihr ein verehrtes Heiligthum gemacht. Als der Gott Osiris von seinem Bruder Typhon getödtet und sein Leib in vierzehn Stücke zerschnitten worden war, sammelte Isis, unter Wehklagen und geführt von ihrem Adoptivsohn, dem Gott-Hund Anubis (Sirius), dreizehn dieser Stücke, bildete das vierzehnte, das die Fische aufgefressen hatten, aus Sykomorenholz nach und begrub sie nach Einigen auf der Insel Philä, nach Anderen auf der benachbarten Insel Suem. Die letztere ist größer und enthält sehr alte Heiligthümer, die zu Ehren des Kneph und der Hathor von Amunoph II. erbaut und von Ptolemäus Philometor wiederhergestellt wurden. Nur den Priestern war der Besuch der Insel gestattet. Philä, das dem Dienste des Osiris und der Isis geweiht war, bedeckte sich mit Tempeln, Obelisken und Bildsäulen, und das dortige Priester-Kollegium bestand unter der macedonischen und römischen Herrschaft so gut, als unter den Pharaonen. Man ehrte Osiris durch ein tägliches Opfer von 360 Schalen Milch. Auf dieser Insel wurde auch einmal eine Partie gespielt, bei der es sich um mehr handelte, als um einige Tausende von Goldstücken. Der Gott Hermes nämlich spielte Würfel mit dem Monde und gewann von ihm den siebzigsten Theil eines jeden Tages; diese einzelnen Theile that er zusammen und machte daraus die fünf Ergänzungstage des Jahres, das bis dahin nur 360 hatte.*)

Dieser heilige Boden ist jetzt unbewohnt und mit Trümmern bedeckt, die sich täglich durch den allmäligen Einsturz noch stehender Heiligthümer vermehren. Hier stand der Obelisk mit der griechischen und Hieroglyphen-Inschrift, an dem Champollion's Erklärung der letzteren ihre Bestätigung fand. Jetzt ist dieser Obelisk in England.

An der Ostküste der Insel befindet sich noch ein Tempel, der ziemlich gut erhalten ist. Er hat zwar nicht die ungeheure Ausdehnung derer von Esneh und Luxor; aber dennoch wird man die Höfe, die prächtigen Säulenhallen, die bläulich gemalten Säle nicht ohne geistige Erhebung durchwandern. Ich gestehe für mein Theil, daß es mir ein sehr feierlicher Augenblick gewesen ist, wo ich, hinaufgeklettert auf die Plattform des Tempels, Aegypten und Nubien vor mir liegen sah und den 4000 Fuß breiten Nil, und die Wasserfälle und die Reihen von Felsblöcken und Granitinseln, durch die der Fluß sich hindurchdrängt, oder über die er hinwegschäumt. Nichts befängt die Einbildungskraft mehr, als ein Heiligthum, das auf einer Insel liegt, und diese Macht der Oertlichkeit scheinen die Priester aller Zeiten und aller Religionen gefühlt zu haben. Ich erinnere nur an die Inseln Samothrace, Delos, Anglesea, Jona, Sein, Tabenne u. s. w.

Philä ist umgeben von rissigen Küsten, nubischen Dörfern und Palmenhainen. Eine der benachbarten Höhen, die aus Felsstücken besteht, welche zu einer Pyramide aufgeschichtet sind, trägt den Namen Fersch el Faraun (Bett des Pharao). In dem großen Tempel fanden wir zwei Inschriften aus der Zeit, als die Franzosen Aegypten inne hatten. Die eine bezeichnete die geographische Länge und Breite der Insel mit den Namen der vornehmsten Mitglieder, welche die astronomischen und geodätischen Arbeiten übernommen hatten. Die andere giebt eine historische Uebersicht des Zuges von der Landung bei Kanopus 1798 bis zur Ankunft Desaix's bei den Wasserfällen 1799 am 13. Ventose des Jahres VII. Ein Engländer hat dummerweise einen großen Theil dieser Inschrift zerkratzt.

Nach Philä sahen wir das Dorf Dschelab, dessen sämmtliche Einwohnerschaft uns förmlich belagerte, weil wir uns von ihr nach den Wasserfällen sollten führen lassen. Kein Mittel, nicht Geld, nicht Beleidigungen, nicht Schläge, selbst nicht die Drohung, zu schießen, konnte uns von dem Haufen befreien, der so lange bettelte, als er uns sah. Als wir nun mit dieser Eskorte an den Wasserfällen ankamen, warfen die Männer und Knaben das Wenige, was sie von Kleidern auf dem Leibe hatten, ab und stürzten in den Fluß, wie die Tritone in der brausenden Fluth sich tummelnd. Dann, als sie heraus waren, hingen sie ihre Kleider über den linken Arm und streckten den rechten der Mad. de F. entgegen, um eine Belohnung zu erhalten.

Als wir wieder zu Schiffe waren, ging die Reise nach Elephantine (El Schag). Diese Insel hatten die Aegypter früh zu einer Gränzfestung gemacht. Neben ihrer guten strategischen Lage hat sie die reizendsten Naturschönheiten, die ihr auch den Beinamen Dschesiret el Saher (blühende Insel) erworben haben. Auf unserem Wege durch Elephantine begleitete uns eine junge Eingeborne, die ihren ganzen Anzug für 75 Centimes (Pfennige) an meine Reisegenossen verkaufte. Er bestand in einem Gurt, der die Taille umgab, und einem Maschenwerk, in das Muschel-Stückchen eingeknüpft waren, und das von dem Gurte herabhing. Eine Nadel, die durch das Haar gesteckt war, diente von Zeit zu Zeit zum Jagdgewehr gegen die unbequemen Bewohner dieser Gegend. Die Insulaner gehören zum Stamme der Barabra-Nubier.

In Bezug auf Elephantine muß noch erwähnt werden, daß der König Amasis die Insel eines großen Schmuckes beraubte, um Sais damit zu zieren. Es war dies ein Tempel, der aus einem Stück blaßrothen Granits gearbeitet war und 30 Fuß Länge, 20 F. Breite und 12 F. Höhe hatte. Drei Jahre lang sollen 2000 Schiffer mit dem Transport dieses Kunstwerkes bis Sais zu thun gehabt haben. Es ist in der neueren Zeit nirgends eine Spur davon gefunden worden. Einen halb so großen Tempel aus blaßrothem Granit, der den Namen des Amasis trug, fand Burton im Delta, einen anderen aus einem grünen Steine Abdollatif in Memphis.

Die berühmten Granitbrüche, welche die alten Aegypter ausbeuteten, liegen ungefähr eine halbe Stunde östlich von der Stadt Eh Suan. In derselben Gegend ungefähr sah ich ein Lager von Quarz, der völlig die Weiße von Alabaster hatte. Goldminen hat es früher im Südosten von Eh Suan gegeben; arabische Inschriften bezeugen, daß sie im Jahre 951 und 989 nach Christo ausgebeutet wurden. Makrisi, der ebenfalls von ihnen spricht, läßt in derselben Gegend auch Magnetstein, Blei und Amethyst gefunden werden. Unter dem 26. Grad nördl. Br. zwischen Koptos und Kosseïr wurde vor Zeiten viel goldhaltiger Quarz gewonnen. Eine sehr große Menge von Inschriften bezeugt daselbst das Alter dieser Minen, deren Bearbeitung nach diesen Quellen bis Osortasen I. (2100 vor Chr.) heraufsteigt. Andere Inschriften besagen, daß die Minen noch unter den Ptolemäern und der römischen Herrschaft im Gange waren. Dasselbe gilt von den Smaragdgruben des Berges Sabara.

(Schluß des vierten Briefes folgt.)

*) Dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde in Memphis statt des Mondjahres das Sonnenjahr von 365¼ Tagen eingeführt, welches im letzten Jahrhundert v. Chr. in den julianischen Kalender überging.

Holland.

Populaire Naturbetrachtungen, von J. van der Hoeven.

Die Luft.

(Schluß.)

Bis hierher betrachteten wir nur einige allgemeine Eigenschaften der Luft, jetzt müssen wir ihre Zusammensetzung betrachten. Bei den Alten war sie eines der vier Elemente oder Grundstoffe. Die Neueren nennen Elemente oder Grundstoffe solche Stoffe, die nicht in andere geschieden oder aus anderen zusammengesetzt werden können. Als solch' einen Grundstoff nun kann man die Luft nicht betrachten. Sie ist zusammengesetzt. Wie man dieses gefunden hat, und welches die Eigenschaften ihrer Bestandtheile sind, wollen wir jetzt kurz darstellen.

Die Veränderungen, welche die Körper bei der Verbrennung erleiden, die sogenannte Verkalkung oder Calcination der Metalle, schrieb der scharfsinnige Stahl, ein deutscher Chemiker, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts lebte, dem Entweichen eines Elementes aus diesen Stoffen zu, dem er den Namen „Phlogiston" gab. Die Stoffe, welche verbrannt, die Metalle, welche verkalkt sind, haben einige Eigenschaften verloren; was schien natürlicher, als daß sie auch ein Element oder einen Bestandtheil verloren hätten? Priestley bemerkte, daß die Luft, worin diese Verbrennungen oder Verkalkungen stattgefunden hatten, verändert war; daß sie zur Verbrennung und zum Athemholen untauglich geworden war, und nannte sie „phlogistisirte Luft": Luft, geschwängert mit dem Stoffe, welcher, nach Stahl, bei der Verbrennung und Verkalkung aus den Körpern entweicht. Schon hatte Cavendish verschiedene Luftarten kennen gelehrt, d. h. elastische Flüssigkeiten, der Luft ähnlich, aber von der gewöhnlichen Luft durch eigenthümliche Schwere und andere Eigenschaften verschieden; jetzt nennt man dieselben: Gase. Die Ver-

brennung von Holzkohle erzeugt diejenige Luft, welche man damals feste Luft nannte, und welche in der neueren Chemie den Namen kohlensaures Gas führt. Eine andere Luft war ebenfalls schon bekannt: die entzündbare Luft, das Wasserstoffgas, von der wir bereits erwähnt haben, welche Anwendung Charles davon beim Füllen des Luftballons machte. Alles war also vorbereitet für einen neuen Zweig der Chemie, für eine Wissenschaft, der man, weil sie sich hauptsächlich mit den Luftarten oder den Gasen beschäftigte und dort den Schlüssel für viele Geheimnisse fand, auch wohl den Namen der pneumatischen Chemie gegeben hat.

Nachdem Priestley im Jahre 1774 auch die Luftart gefunden hatte, welche den athembaren Stoff enthält, welcher die Flamme der verbrennenden Körper unterhält, und die er aus calcinirtem Quecksilber, durch die Hitze der Sonnenstrahlen mit einem Brennspiegel, gewonnen hatte, war eigentlich die Zusammensetzung der Luft entdeckt. Er nannte diese Luft „dephlogistisirte Luft"; aus dieser und aus der phlogistisirten, die nach der Verbrennung entsteht oder besser nach der Verbrennung übrigbleibt, aus diesen zweien ist die atmosphärische Luft zusammengesetzt. Ich sage: nach der Verbrennung übrigbleibt. Niemand hat jemals das Phlogiston gesehen, und Priestley war nicht im Stande gewesen, es als Luft darzustellen. Noch mehr, Priestley hatte schon bemerkt, daß die phlogistisirte Luft, das ist die Luft, welche nach der Verbrennung entsteht, einen geringeren Raum einnimmt; das Phlogiston müßte also die Luft, zu der es hinzuträte, vermindern, und wie dies geschähe, wußte Priestley nicht, es sey denn, daß die verminderte Luft spezifisch schwerer geworden wäre, was er jedoch nicht wahrnehmen konnte. Wie nahe war er an der Wahrheit!

Die neuere Chemie, die pneumatische, die antiphlogistische, die Chemie von Lavoisier entstand. Diese lehrt uns, daß die sogenannte phlogistisirte Luft nicht geschwängert ist mit einem unbekannten, nie gesehenen und vollkommen hypothetischen Stoffe, einem Stoffe, der leichter machen würde, wo er hinzuträte. Die Luft im Gegentheil, worin ein Metall verglüht, oder worin etwas verbrannt ist, hat einen Bestandtheil verloren, und gerade derjenige, welchen sie verloren hat, ist von dem verbrannten Körper verbraucht und hat sich mit demselben verbunden. Dieser Bestandtheil ist die sogenannte dephlogistisirte Luft, welche man jetzt Sauerstoffgas nennt; und derjenige, welcher übrigbleibt, die phlogistisirte Luft, wird, als untauglich zum Athmen, jetzt Stickstoffgas genannt.

Der große Lavoisier beschrieb 1774 die Calcinirung von Zinn in geschlossenen Gefäßen; er fand, daß das Zinn, nachdem es calcinirt war, an Gewicht zugenommen hatte, und diese Vermehrung des Gewichtes entsprach vollkommen der Verminderung an Gewicht, welche die Luft in den Retorten erlitten hatte, worin Lavoisier diese Calcinirung hatte stattfinden lassen. Er erklärte diesen Prozeß so, daß er eine Zersetzung der Luft sey, dadurch verursacht, daß das Zinn den athembaren Theil derselben absorbirte und den für das Athmen untauglichen darin zurückließ.

Das Einfachste ist hier auch das Wahre! Von diesem Zeitpunkte an machte die Chemie Riesenschritte und setzte die ganze Welt in Erstaunen durch die Umwälzungen, welche sie in den Naturwissenschaften hervorbrachte, und welche nur die Unkunde verkennen und die größte Unwissenheit verachten kann.

Die Eigenschaften jener zwei Haupttheile der atmosphärischen Luft können wir nur in einigen Zügen darstellen. Der eine Bestandtheil der Luft, das Stickstoffgas, hat fast nur negative Eigenschaften: es unterhält die Flamme und das Athmen nicht; es macht den brennbaren Stoff der Salpetersäure aus und eine seiner wichtigsten Verbindungen ist die mit dem Wasserstoffgas, womit es Ammoniakgas bildet. — Der andere Bestandtheil, das Sauerstoffgas, ist eine Gasart, in welcher die Verbrennung mit ungemeiner Lebendigkeit und Helle der Flamme geschieht. Während die Thiere in anderen Gasarten sterben, leben sie in einem verschlossenen, mit dieser Luft gefüllten Raume länger, als in einem gleichen, der mit gewöhnlicher atmosphärischer Luft gefüllt ist. Man wähnte, in dieser Luft ein Mittel gefunden zu haben, um das Leben zu erwecken und vielleicht zu verlängern, oder wenigstens ein sicheres Mittel gegen die meisten Brustkrankheiten. Diese Hoffnung wurde nicht verwirklicht. Aber das Sauerstoffgas ist nichtsdestoweniger eine der glänzendsten Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Durch dasselbe geschieht die Verbrennung, die Calcinirung der Metalle; es ist der Bestandtheil der meisten Säuren; es ist einer der zwei Bestandtheile des Wassers. Cavendish nämlich wies im Jahre 1784 nach, daß Wasser aus der Verbrennung von Wasserstoffgas in Sauerstoffgas vermittelst des elektrischen Funkens entstehe, und daß das Gewicht des Wassers, welches man erhalte, gleich sey dem Gewichte der zwei zur Verbrennung verwendeten Gase. So war die Zusammensetzung des Wassers gefunden, bevor man es hatte zerlegen können. Man kam jedoch bald dahin, während der große Laplace sogleich bemerkte, daß, wenn diese Gase zusammen Wasser bildeten, so müßten sie auch aus dem Wasser dargestellt werden können. Das Sauerstoffgas spielt ferner die wichtigste Rolle beim Athmen der Thiere. Die Pflanzen wachsen und entwickeln sich nur, während sie fortdauernd Sauerstoffgas aufnehmen, verbinden und ausscheiden. „Mit einem Wort, es giebt kaum eine Erscheinung in der Natur und Chemie, in der thierischen und vegetabilischen Welt, welche ohne den Sauerstoff vollkommen erklärt werden kann."*)

Diese Bestandtheile (Stickstoff und Sauerstoff) sind die Hauptstoffe, aus welchen unsere atmosphärische Luft zusammengesetzt ist, und wozu noch eine kleine Menge Kohlensäure kommt, nebst Wasserdampf in verschiedener Menge. Das Verhältniß hingegen der zwei Hauptbestandtheile, der Sauerstoffluft und der Stickstoffluft, ist beständig. Man hat Luft zerlegt aus den höchsten Gegenden und aus Thälern, unter dem Aequator und an den Polen, und das selbe Verhältniß gefunden. Nach dem Umfange des Volumens enthalten 100 Theile atmosphärische Luft 79 Theile Stickstoffgas und 21 Theile Sauerstoffgas.

Wodurch wird diese Mischung beständig so erhalten? Priestley glaubte die Ursache in den Pflanzen zu finden. Wachsende, grüne Pflanzen geben über Tag und besonders beim Sonnenschein Sauerstoff aus und zersetzen kohlensaure Gas. Ich brauche nicht zu sagen, wie schön diese Combination seyn würde. Die Thiere entnehmen durch das Athmen dem Dunstkreise Sauerstoffgas und athmen kohlensaure Luft aus; die Pflanzen dagegen zersetzen kohlensaure Gas und geben an dessen Stelle reines Sauerstoffgas. Jedoch hat diese Erklärung, so einfach sie auch scheinen mag, ihre Schwierigkeiten, und da der erste Chemiker unseres Jahrhunderts sie verwirft, so dürfen wir sie nicht ohne Behutsamkeit aufnehmen. Wir durchschauen in vielen Fällen die Mittel nicht, wodurch das Gleichgewicht in der Natur erhalten wird, aber die Instandhaltung des Ganzen, die Beständigkeit in allem Wechsel, das Nothwendige bei aller scheinbaren Zufälligkeit der Erscheinungen, muß uns mit ehrerbietiger Bewunderung für den Urheber des Weltalls erfüllen.

Wenn jedoch das Sauerstoffgas allein zum Athmen und zur Verbrennung dient und das Stickstoffgas nur eine Beimengung ist von größtentheils negativen Eigenschaften, würde dann eine atmosphärische Luft, die nichts als Sauerstoffgas enthielte, nicht vollkommener seyn, als eine, die zum größten Theile aus einem zum Athmen untauglichen Bestandtheil besteht?**) Eine Atmosphäre, die allein aus Sauerstoffgas bestände, würde eine ganz andere Einrichtung der Natur voraussetzen, denn in diesem Falle würden die Thiere, bei ihrer jetzigen Organisation, schnell durch übermäßige Reizung sterben, und das ganze Feuer würde einen Brand verursachen, bei welchem gar kein Löschen möglich wäre, und der ganze Länder verwüsten würde.

Ja, es ist die größte Weisheit und Güte, die Alles geordnet hat, und je tiefer wir in die Untersuchung der Natur eingehen, desto heller umstrahlt uns das Licht, in welchem sich die Weisheit und Güte offenbaren.

Das Athmen der Thiere, des Menschen sowohl als des kleinsten Insektes, besteht in einer fortwährenden Veränderung gewisser Gasarten. Die Sauerstoffluft wird aus der Atmosphäre aufgenommen und verbindet sich mit dem Blute, und kohlensaure Luft mit Wasserdampf wird ausgeathmet. Das Blut, welches durch den Umlauf seine nährenden und anregenden Eigenschaften verloren hat und dunkelfarbig geworden, wird nun wieder hochroth und aufs neue erregt, verbessert und mit neuem Leben wie beseelt.

So kommen wir zurück zu dem, was wir im Anfange dieser Vorlesung bemerkten. Ohne Luft, die unsichtbare, *leichte Umhüllung unseres Planeten*, ist kein organisches Leben auf Erden möglich. Das Bedürfniß des Athmens ist jedoch nicht bei allen Thieren gleich groß. Warmblütige Thiere, vorzüglich Vögel, sterben unter der Luftpumpe schon binnen einer Minute; kriechende Thiere, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten, können länger leben, ohne zu athmen. Auch die Menge der Kohlensäure, welche durch das Athmen erzeugt wird, ist nicht bei allen gleich groß. Nach einer mittleren Berechnung athmet ein ausgewachsener Mensch in 24 Stunden 27,000 Kubikzoll kohlensaures Gas aus. Hieraus kann man ungefähr berechnen, wie bald ein enger Raum, wozu die äußere Luft keinen oder keinen hinreichend freien Zugang hat, zum Athmen verdorben werden muß. In einem Saal, in welchem viele Menschen vereinigt sind, fühlt man eine drückende Beklommenheit beim Athmen, während auch die brennenden Lichter mehr und mehr einen trüben, matten Glanz verbreiten. Das kohlensaure Gas wird für den Menschen, wenn es in zu großer Menge in der Atmosphäre angehäuft ist, tödlich; daher die Ungesundheit von dergleichen Vereinigungen, wo kein freier Luftstrom dieses Gas vertreibt. Eben so ist auch die Luft tödlich, die aus einigen Grotten und unterirdischen Höhlen ausströmt, und die größtentheils aus kohlensaurem Gas besteht.

Bis hierher betrachteten wir die Luft allein in ihren Eigenschaften und ihrer Zusammensetzung, ohne auf ihre Bewegungen Rücksicht zu nehmen. Jede Ursache, die das Gleichgewicht der Luft stört, muß Strömungen in der Atmosphäre erzeugen; zu diesen Ursachen gehört die ungleiche Erwärmung, und unter den Erscheinungen, die auf das Entstehen der veränderlichen Winde Einfluß haben, gehört sicherlich auch besonders die plötzlich aus dem Dunstzustande in Regentropfen übergehende, in der Luft vorhandene Feuchtigkeit. Aber eine Betrachtung des Windes würde uns zu weit ableiten und den Stoff zu einer besonderen Vorlesung liefern. Eine allgemeine Ursache darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Die Luft unter dem Aequator und zwischen den Wendekreisen ist stets sehr warm, während sie dagegen an den Polen unter dem Gefrierpunkte bleibt. Die dichtere und schwerere Luft an den Polen muß also eine Neigung haben, um längs der Oberfläche oder in der Nähe von den Polen nach der Linie zu strömen, während ein entgegengesetzter Luftstrom in höheren Strichen von der leichten und warmen Luft zu den Polen stattfindet. Oeffnet man die Thür eines erwärmten Zimmers, dann dringt die kalte, äußere Luft längs des Bodens nach jener; daher kommt es, daß der Zug am meisten an den Füßen gefühlt wird, während ein Strom nach außen am oberen Theile der Thür die warme Luft hinaustreibt. Die Flamme einer Kerze beweist dies, welche, an der offenen Thüre gehalten, am Boden nach innen schlägt, oben an der Thür aber nach außen. Wäre unsere Erde

*) Cuvier, Eloge de Priestley.

**) Bei einer näheren physiologisch-chemischen Betrachtung der wichtigsten Bestandtheile der organischen Körper, vorzüglich der Thierwelt, scheint jedoch der Stickstoff nicht so nicht untauglich zum Athmen, sondern ein höchst wesentlicher Stoff in der Lebensthätigkeit selbst zu seyn. Dieses näher auszuführen, gehört jedoch nicht hierher.
Anmerk. des Uebersetzers.

u Ruhe, dann würde diese Ursache also auf der nördlichen Halbkugel einen eständigen Nordwind, auf der südlichen Halbkugel einen anhaltenden Südvind zur Folge haben. Aber da die Erde sich um ihre Achse von Westen nach Osten dreht und die von den Polen kommenden Luftströme weniger Schnelligkeit haben, als die Oberfläche der Erde unter dem Aequator, so müssen diese uftströme zurückbleiben und so einen scheinbaren Strom oder Wind in einer ntgegengesetzten Richtung, nämlich von Osten nach Westen, verursachen. Dieses ist der Ursprung von dem beständigen Ostwinde, dem Passatwinde, der uf dem Atlantischen Meere vom 28° nördl. Br. bis zum 28° südl. Br. sich rstreckt. Auf dem festen Lande ist seine Richtung einer größeren Veränderung nd Abwechselung durch örtliche Verhältnisse unterworfen, und er ist nahe am equator schwächer, weil dort der Luftstrom schon mehr und meist an der Schnelligkeit der Umwälzung unserer Erdkugel theilnimmt. Daß ferner in enselben Strichen in höheren Gegenden unserer Atmosphäre ein entgegengesetzter Strom stattfindet, wie aus der gegebenen Erklärung folgen muß, hat e thatsächliche Wahrnehmung bestätigt. Leopold v. Buch nahm die entgegengesetzte Richtung von zwei über einander befindlichen Luftschichten auf dem ik von Teneriffa wahr.

Der Nutzen der Winde fällt von selbst in die Augen. Sie mäßigen die große Hitze und Kälte, vertheilen die Wolken, vernichten schädliche Ausünstungen und reinigen den Dunstkreis. Wie der Mensch, der alle Elemente inen Zwecken dienstbar zu machen weiß, die Kraft des Windes an die Stelle n vielerlei Handarbeit setzt und vorzüglich von ihr Gebrauch macht, um die roßen Meere zu befahren, ist zu bekannt, als daß ich Sie daran zu erinnern auchte.

So haben wir also die Luft als Körper, als zusammengesetzten Körper und s bewegten Körper betrachtet. Auf eine Bewegung der Luft muß ich Sie doch noch aufmerksam machen; ihre Erwähnung möge mein flüchtiges Gemälde schließen. Ich meine die Mittheilung des Schalles. Wenn man einen Schall vernimmt und zu gleicher Zeit die Ursache wahrnimmt, wodurch er rvorgebracht wird, so sieht man, daß bei einiger Entfernung die Ursache on aufgehört hat, bevor der Schall unser Ohr trifft. Ein Kanonenschuß ird gesehen, bevor man ihn hört, und wenn verschiedene Menschen auf verhiedenen und bedeutenden Entfernungen in einer Reihe geschaart stehen, so rt der erste den Schall vor dem zweiten, der zweite vor dem dritten und fort, so daß der erste und zweite den Schall schon nicht mehr hören würden, enn eine entferntere Person, die vierte oder fünfte z. B., ihn noch nicht rten. Ein einfacher Versuch kann uns lehren, daß der Schall von der ft mitgetheilt wird. Eine Glocke giebt in einem durch die Luftpumpe enterten Raume keinen Schall mehr, oder, besser, die Erzitterungen der Glocke erden nicht zu unserem Gehörwerkzeuge gebracht; je nachdem man alsdann ehr und mehr Luft in die Glocke dringen läßt, wird der Schall stärker, und blich, wenn die Luft die Glocke ganz wieder füllt, nimmt der Schall wieder ine gewöhnliche und vorige Stärke an. So verliert das Geläute an Stärke dem Maße, als es sich in den Dunstkreis erhebt: es vermindert sich sowohl, eil der Abstand vermehrt, als auch, weil die höhere Luft stets dünner und inner wird. „Die stärksten Töne", sagt der französische Naturforscher ouillet, „die auf unserer Erde wiederhallen, können nicht außerhalb der ränzen der Atmosphäre dringen; sie werden schwächer, je mehr sie sich denben nähern, und ersticken, ohne sie überschreiten zu können. Umgekehrt kann in Schall von den Himmelskörpern zu unserer Erde gelangen. Die heftigsten cplosionen könnten auf dem Monde stattfinden, ohne daß wir den geringsten achhall davon verspürten." Gay-Lussac fand auch, daß die Kraft seiner timme sehr vermindert war in der dünnen Luft der erstaunlichen Höhe, zu elcher er sich bei seiner kühnen Luftreise, die wir früher erwähnten, erben hatte.

Der Schall der menschlichen Stimme wird durch Erzitterungen zweier iner, elastischer und gespannter Bänder verursacht, die an dem Eingange der hmungswerkzeuge ihren Sitz haben. Die bei der Ausathmung fortgestoßene ft setzt diese Bänder in Bewegung; diese zitternde Bewegung wird der Luft itgetheilt; durch die Luft erreicht sie das menschliche Ohr. Wie wichtig wird durch unsere Betrachtung der Luft, welch' ein hohes menschliches Interesse hält sie dadurch! Ist es nicht so, meine Herren! gerade so, wie die Luft ısere Erdkugel umgiebt und umfaßt, eben so umfaßt ihr eigenthümliches esen fast die ganze Natur- und Menschenwelt! Unser thierisches Leben kann cht bestehen ohne den fortwährenden Reiz des Athmens, und das Leben der enschheit, die Erziehung des Menschengeschlechtes durch Sprache und Wort, nur durch die Luft möglich. — Und brauche ich hierbei an die hohen Geisse zu erinnern, die eine edle Kunst uns verschafft, welche durch eine passende sammenfügung und Entgegensetzung von Lauten und Tönen, durch Maß gegelt, eine Dichtkunst für das Ohr zu erschaffen weiß, deren erhabene Sprache s Innerste des Menschen trifft und rührt und mit den Strömen ihrer länge bald die ganze Seele in Bewegung setzt, bald wieder die ebene Ruhe rstellt in dem erschütterten menschlichen Gemüthe! Doch unter allen den önen, vermittelst welcher Instrumente auch hervorgebracht, giebt es keinen ineren, helleren, reicheren, keinen, welcher mit größerer Gewalt unsere Seele schüttern oder mit lieblicherer Kraft erweichen kann, als den, welchen die enschliche Brust hervorbringt. Wie weit hinter den vollen Tönen des assisten und den Silbertönen einer Altstimme bleibt doch jedes musikalische nstrument zurück! Und wenn der menschliche Gesang sich nun erhebt zu großen enschlichen Gefühlen, wenn er Liebe für das heilige Vaterland athmet, wenn Menschenwürde und Menschenbestimmung zum Gegenstande hat, oder ottverherrlichung und Anbetung: wer ist dann so kalt und gefühllos, daß nicht im Herzen mitsingt und, ist ihm die Himmelsgabe versagt, auf den Flügeln des Gesanges seine Seele sich erheben fühlt, wenn auch die Stimme in seinem Busen stockt?

Wie jeder Athemzug ein Geschenk der göttlichen Liebe ist, so muß auch jedes Wort eine Anerkennung dieser Liebe seyn, und eine Naturbetrachtung erreicht ihr höchstes Ziel nicht, wenn sie sich nicht in Verherrlichung des Schöpfers auflöst.

England.

Perth, die ehemalige Hauptstadt Schottlands.*)

„Die schöne Stadt Perth" oder, wie sie früher gewöhnlicher genannt wurde, St. Johnstown, nahm im Mittelalter eine bei weitem wichtigere Stellung ein, als in den letzten vier Jahrhunderten. Wenn sie sich auch des hohen Alters nicht rühmen kann, welches fast jedem Hauptorte Schottlands zukommt — denn der bloße Umstand, daß sie eine römische Niederlassung gewesen ist, hat wenig zu schaffen mit ihrem Alter als Stadt, in Betracht, daß mehr als tausend Jahre dazwischen vergingen, ehe sie ihren ersten Freibrief als städtische Corporation erhielt — so darf sie sich doch, da ihre bürgerlichen Privilegien aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts datiren, schon unter die älteren Städte Schottlands zählen. Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1482, in welchem Jakob III. den Sitz der Regierung nach Edinburg verlegte, war Perth die Hauptstadt Schottlands. Wegen ihrer Nähe an den Hochlanden war sie stark befestigt, und ihre Bürger waren in einem beständigen Wechsel von Fehde und Waffenstillstand mit ihren barbarischen Nachbarn.

Wo die ersten schottischen Parlamente zusammenkamen, darüber fehlen die Berichte. Im Jahre 1115 hielt Alexander I. einen Konvent zu Scone, dessen Abtei er umgestaltete, und da sein Urenkel Malcolm IV. im Jahre 1160 eine große National-Versammlung in das benachbarte Perth berief, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der von David I. sieben Jahre zuvor ertheilte Freibrief die erste Stufe zur Erhebung von Perth zum Range einer schottischen Hauptstadt gebildet habe. Im Jahre 1210 erhielt Perth seine „königliche Burg", und von diesem Zeitpunkt bis 1482 scheint es der ausschließliche Sitz der Regierung und der Versammlungsort des Parlaments gewesen zu seyn.

„Die schöne Stadt" scheint sich eines blühenden Zustandes erfreut zu haben bis zur Regierung Jakob's I.*), desjenigen schottischen Monarchen, dessen lange Gefangenschaft in England und romantische Anhänglichkeit an „die Lady Sane" so wohl bekannt sind. Mißvergnügt über die Rohheit seiner Edlen und entschlossen, Raub und Unordnung, welche allgemein herrschten, zu unterdrücken, soll er bei seiner Rückkehr ausgerufen haben: „Mit Gottes Hülfe, und sollte ich auch selbst das Leben eines Hundes führen müssen, will ich es dahin bringen, daß der Schlüssel das Haus sichere und der Stall die Kuh." Seine Bemühungen waren jedoch umsonst; dreizehn Jahre später wurde er selbst durch den Grafen von Athol ermordet. Von da an wurde Perth nur gelegentlich von den Herrschern besucht und endlich Edinburg zur Hauptstadt erhoben. Dennoch war Perth im Jahre 1601 der Ort einer General-Versammlung unter Jakob VI. (dem Ersten von England), auf welcher Beschlüsse „in Betreff einer neuen Prägung von Gold und Silber" durchgingen; auch war Perth der Schauplatz der Gowrie-Verschwörung.

Das „Buch von Perth" giebt eine Darstellung der verschiedenen mittelalterlichen religiösen Institute in Perth mit zahlreichen Listen ihrer Ausstattungen, begleitet von Auszügen aus den Registern der Kirchspielsitzungen, sowohl der presbyterianischen, als der bischöflichen. Das vergleichungsweise jüngste Datum der verschiedenen Dotationen, deren keine über das dreizehnte Jahrhundert hinausgeht, liefert noch einen neuen Beweis, daß der Ursprung der „schönen Stadt" um den Anfang des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden müsse. Die Geschenke und Dotationen selbst geben nur einen geringen Begriff von dem Reichthume der Stadt und selbst der alten schottischen Könige. „Ein Fladen Wachs" jährlich, oder auch „zehn Chalder (36 Scheffel) Malz, fünf Chalder Weizen, sieben Pfund sechzehn Shillinge und ein Fladen Wachs" erscheinen als karge Spenden aus den Händen von Königen, obgleich einer der Nachfolger das willkommene Geschenk eines Orhofts Wein hinzufügte. Die Geschenke der Adligen und der Bürger bestehen gleichfalls hauptsächlich in bestimmten Maßen Weizen und Gerste, kleinen Stücken Land und baaren Leistungen, welche von zwei bis auf zwanzig bis dreißig Shilling jährlich steigen. Ein Punkt bezeichnet in besonderem Grade sowohl die Armuth als die Sitteneinfalt der Bewohner von Perth, nämlich, daß wir kein einziges Beispiel von Geschenken von Edelsteinen, Gewändern oder silbernen Altargefäßen finden, während uns dergleichen fast auf jeder Seite der englischen Klosterbücher entgegentreten und so viele interessante Erläuterungen des geselligen Zustandes und der Fortschritte des Handels gewähren.

Im Jahre 1559 wurden diese religiösen Anstalten plötzlich über den Haufen geworfen und die Gebäude selbst verwüstet, nicht auf Befehl des Königs oder der Edlen, sondern durch die Bürger von Perth selbst, „befallen", wie Herr Lawson sagt, „von einem fast beispiellosen Wahnwitz, in Folge einer von John Knox in der Johanniskirche gehaltenen Predigt." Ohne nun hier irgend ein Urtheil über John Knox oder seine Thaten aussprechen zu wollen, dürfen wir doch mit Recht zweifeln, ob die Mönche von Perth die untadeligen Leute gewesen seyen, wofür sie unser Verfasser zu halten geneigt ist, wenn wir sehen,

*) Nach: The Book of Perth. By J. P. Lawson. Edinburgh, 1847.

*) Nicht mit dem Sohne der Maria Stuart zu verwechseln, der als König von England ebenfalls Jakob I. hieß

daß Menschen, unter denen sie lebten und mit denen sie in täglichem Verkehr standen, sich so einmüthig zu ihrer Austreibung verbanden. Wahrlich, wie viel wir auch auf Rechnung der übertriebenen Behauptungen der Prediger und der aufgeregten Empfindungen des Volkes bringen mögen, so lehrt doch jedenfalls die wohlbekannte und unbestrittene Geschichte der Reformation in Schottland, daß die gesammte Klerisei sich selbst dem Volke verhaßt gemacht habe; und daß dieser Haß ganz ohne Grund gewesen seyn sollte, ist unglaublich. Zum Beweise, daß „das Volk unter der päpstlichen Hierarche viel schlichter und tugendhafter gewesen sey als unter den abstrakten Untersuchungen und Streitigkeiten in den General-Versammlungen," beschenkt uns Herr Lawson mit „Auszügen aus den Akten der Kirchspiel-Sitzungen." Aber auch, wenn die sämmtlichen Akten statt bloßer Auszüge vorlägen, könnten sie doch kein Licht auf diesen Gegenstand werfen, so lange ihnen keine Urkunden ähnlicher Art von der anderen Partei gegenüber gestellt werden können. Diese sind aber nicht zu erlangen, und deshalb vermögen wir uns blos Vermuthungen über diesen Punkt zu bilden.

Die Auszüge beginnen mit dem Jahre 1577, gehen bis zum Jahre 1634 fort und enthalten allerdings nur wenig Nachrichten von „den guten Werken" der Bewohner von Perth. Wenn wir uns jedoch erinnern, daß, wie der Verfasser in diesem Falle richtig bemerkt, „die Kirchspiel-Sitzungen wahre geistliche Polizeigerichte bildeten", so dürfen wir auch nicht vergessen, daß nicht allein die anständigen Kirchgänger in den Akten derselben zu ihrer Schande figuriren, sondern auch die niederen und untersten Klassen und selbst die privilegirten Bettler, dieser Fluch Schottlands durch so viele Generationen.

Mannigfaltiges.

— Hamburgs Handel und ein deutsches Schifffahrtsgesetz. Bei dem großen Interesse, welches für ganz Deutschland die Beziehungen des Hamburgischen Handels zu dem des Auslandes haben, und bei den vielerlei mißliebigen, zum Theil begründeten und zum Theil schiefen Urtheilen, die über das Verhältniß der mächtigen Hansestadt zu dem hinter ihr liegenden Deutschland gefällt werden, wird ein Aufsatz über Hamburgische Verhältnisse, den der neueste Band von Dr. Karl Weil's „constitutionellen Jahrbüchern" (1847, III.) enthält, gewiß sehr viele Leser und Beachtung finden. In der Einleitung dieses Aufsatzes spricht sich der Verf. etwas bitter aus über die mit Recht getadelte Sucht, Hamburgs merkantilische Thätigkeit vor den Augen der übrigen Deutschen zu verunglimpfen und zu verdächtigen; doch in mehreren Abschnitten des Aufsatzes selbst, besonders in dem, welcher „der Kaufmann" überschrieben ist, wird über das materialistische, jeder höheren politischen Idee fern bleibende Nützlichkeitstreiben und Eigensuchtsfröhnen der Hamburger mehr und Schlagenderes beigebracht, als bisher noch irgendwo geschehen. Uns hat in dieser Abhandlung besonders interessirt, was der Verf. Spezielles über die merkantilischen Beziehungen der Handelsstadt zum Auslande, namentlich zu Holland und dessen Kolonieen, zu Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal, zu den am Mittelländischen Meere gelegenen Staaten, zum nordöstlichen Europa, zu Rußland, England, Ostindien und China, zu den Vereinigten Staaten, zu dem übrigen Amerika und zu Westindien ziemlich vollständig mittheilt, während der Abschnitt „zur Geschichte des Hamburgischen Handels" mit etwas zu großer Flüchtigkeit behandelt ist. Aus jenen Mittheilungen geht ganz unzweifelhaft hervor, daß, wie umfassend auch die Vermittler-, ja, wir möchten sagen, die Makler-Stellung Hamburgs im Welthandel ist, diese Stellung sich doch zu der von London und Liverpool, oder selbst zu der von Amsterdam, Marseille und Bordeaux, eben nur wie die eines Maklers zu der eines urbanen Eigen- und Großhändlers verhält. Welche vornehme Behandlung sich der akkommodirende Vermittler bei den anmaßlichen Eigenhändlern, die mitunter nicht halb so viel im Vermögen haben als er, gefallen lassen muß, das mag man aus der Uebersicht der vielen Schifffahrts-Zurücksetzungen und Differentialzölle ersehen, die den Hamburgischen Handel fast in allen obengenannten Ländern und selbst in den jetzt so armseligen Häfen der pyrenäischen Halbinsel treffen. Nur durch Befolgung einer wahrhaft nationalen, von ganz Deutschland unterstützten Handelspolitik werden die Hansestädte jemals von dieser für sie sowohl als für alle übrigen Deutschen demüthigenden Rolle befreit werden. Hören wir, was der Verf. des ungemein lesenswerthen und belehrenden Aufsatzes über diesen Gegenstand sagt:

„Die Machtlosigkeit, Wehrlosigkeit, Würdelosigkeit Deutschlands gegenüber anderen verhältnißmäßig unbedeutenden europäischen Staaten leitet von selbst, unter Inspiration des erwachenden deutschen Selbstgefühls, des anschwellenden National-Bewußtseyns, auf die Nothwendigkeit einer deutschen Schifffahrts-Gesetzgebung, welche obendrein ohne Verschmelzung der Zolltarife, ohne Uniformirung Deutschlands in Bezug auf das System der Waarenzölle und ohne Vereinbarung über die fiskalischen und industriellen Grundsätze der Tarifirung sehr wohl denkbar ist. Um diesen Zweck zu erreichen, muß das ganze Deutschland zu einem einzigen, untrennbaren Schifffahrtsgebiet erklärt werden, die deutsche Flagge, welcher ausschließlich das Recht der deutschen Küstenschifffahrt vorzubehalten wäre, müßte die Schiffe aller Einzelstaaten umfassen, und alle Schiffe derjenigen Länder, in welchen die deutsche Flagge nicht der einheimischen gleichgestellt ist, müßten beim Einfahren in einem deutschen Hafen einem verhältnißmäßig erhöhten Tonnengelde unterliegen. Um diese Maßregel, welche viele uns treffende Handelsnachtheile ausgleichen würde, auszuführen, bedarf es keiner Kriegsflotte, sondern nur der festen, einmüthigen Gesinnung, deren politischer und moralischer Segen vielleicht noch höher anzuschlagen sein möchte als der materielle. Der Schutz des nationalen Handels fordert unabweislich die Errichtung deutscher Konsulate in allen fremden Ländern, und wunderbar dürfte der Einfluß seyn, den ein solcher Schritt, zumal er der erste wäre, zur Hebung unserer von jedem deutschen Staate bislang willkürlich mißhandelten Nationalität üben würde. Fragt man nun nach einzelnen, zur Beförderung der deutschen Interessen zu ergreifenden Maßregeln, so erscheint als die erste derselben die Begünstigung der direkten Einfuhr vor der indirekten mittelst eines Aufschlagszolles auf die letztere. Dadurch würde nicht allein die deutsche Flagge zu längeren Seefahrten ermuntert, sondern auch durch die mehr und mehr zu einem wahren Tarif- gesteigerte Beziehung zu transatlantischen Märkten der gewinnreichen Absatz deutscher Erzeugnisse dort vermittelt werden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die deutsche Rhederei, welche sich ohne Schutz im beständigen Fortschritt gegen fremde Rivalen bewegte, wohl den Schutz verdient, daß die direkte Zufuhr der Kolonial-Waaren, also die Zufuhr derselben aus europäischen Häfen, den fremden Schiffen durch eine Zoll-Erhöhung erschwert würde. Dies würde auch ohne weitläufige Kontrol-Maßregeln sehr einfach dadurch zu erreichen seyn, daß die Bestimmung einträte: die zu benennenden weniger kostbaren Artikel werden bei indirekter Einfuhr in alle deutschen Häfen von einem gemäßigen Gewichtszoll außer dem im betreffenden Tarif verzeichneten Zolle betroffen. Dadurch wäre z.B. der Ungunst entgegengewirkt, daß ein deutsches Schiff keinen Zucker zum Konsum aus Havanna nach England bringen darf. Jener Zoll-Aufschlag wäre aber auf die Einfuhr zum Konsum in Deutschland zu beschränken, während er die Lagerung zum Zweck der Wiederausfuhr, d. h. den Zwischenhandel, nicht treffen dürfte. Eine geeignete gegenseitige Kontrolle würde den verschiedenen deutschen Staaten die im Interesse eines jeden erforderliche Gewißheit gewähren, daß aus den Entrepots die Waaren entweder ins Ausland geführt oder, an den inneren Verkehr überlassen, mit dem Zoll-Aufschlage belegt wären. Der Ertrag des letzteren wäre wohl am passendsten zur Herstellung der oben angedeuteten deutschen Konsulate zu verwenden. So wohl nach dem Artikel 19 der Bundesakte, wie in der Analogie der Militär-Kommission des deutschen Bundes, wäre dieser in den Stand zu setzen, für die deutsche Schifffahrtspolitik und die internationalen Handelsbeziehungen eine ungewohnte Thätigkeit zu entwickeln, vor welcher die dreißig vergangenen Jahre der Unthätigkeit billig erröthen müßten. Wird dies geschehen und namentlich Oesterreich in Hinblick auf den ostwärts gehenden Zug des Handels sein bedeutungsvolles Gewicht in die Wagschale der Zeit legen, so wird im Fall eines Krieges die deutsche, wahrscheinlich neutrale Flagge völkerrechtlich vertreten und auch den Maßregeln zur Beseitigung des Sklavenhandels neue frische Kraft verliehen werden können. Auch für Hamburg ist die Mitwirkung zu diesem Zwecke auf dem angedeuteten Wege von den wichtigsten und einzig zu rechtfertigenden Folgen. Nicht allein daß eine Separat-Einigung mit dem Zollverein, nach dem Beispiel anderer kleiner Staaten, ein zweifelhaftes, wenn nicht geradezu abschreckendes Resultat liefern würde (?), so wird auch der Bundestag, auf seiner sicheren völkerrechtlichen Grundlage fortschreitend, die Meinung Hamburgs eben so sehr beachten müssen, wie die Preußens, der nicht einzelnen, sondern den sämmtlichen Staaten Deutschlands für den Gebrauch seiner Souverainetätsrechte verantwortlich ist; denn Hamburg darf den Zollvereinsstaaten etwas gewähren, was es anderen deutschen Staaten verweigert. Hamburg hat eben so sehr Pflichten gegen das ganze deutsche Vaterland, wie es als integrirender Theil desselben die Anerkennung seiner aus der gemeinsamen Nationalität abgeleiteten Rechte von demselben erwartet. Man bedenke, daß hostis eigentlich der Fremde bedeutet, und spreche es deutlich als unabänderliche Richtschnur seines Benehmens aus: „Hosti frontem, amico pectus."

— Die Anästhesation durch das Chloroform. Französischen Berichten zufolge, gebührt dem Akademiker Herrn Flourens in Paris, über dessen Vivisectionen von Thieren nach der Einathmung von Schwefeläther zu seiner Zeit berichtet wurde, das Verdienst, zuerst auf das Chloroform aufmerksam gemacht zu haben, doch hatte er es bisher allerdings nur an Thieren versucht, während Herr Prof. Simpson in Edinburg, der unabhängig von Jenem, auf die Anwendung der gedachten Substanz kam, auch sogleich mit Hülfe derselben chirurgische Operationen vornahm. Das Chloroform ist 1831 von Soubeiran entdeckt, 1832 von Liebig beschrieben und 1835 von Dumas analysirt worden, welcher Letztere ihm auch den Namen „Chloroform" gab, und zwar ist die Sylbe form von formica, „Ameise", abgeleitet, weil die neue chemische Substanz, außer den Elementen des Chlors, auch die der Ameisensäure enthält. Nach Simpson's Vorgang sind bereits, eben so wie von den DD. Jüngken und H. W. Berend in Berlin, auch in allen Pariser Hospitälern sehr gelungene Operationen mit Hülfe des Chloroforms bewirkt worden, dessen Vorzüge vor dem Aether, wenn es in reinster Beschaffenheit ist, von den französischen Aerzten ebenfalls anerkannt wird. Da die Bezeichnungen „ätherisiren" und „Aetherisation" für das neue Verfahren nicht mehr passen, so hat man dafür die Benennungen „anästhesiren" und „Anästhesation" substituirt: von dem griechischen Worte αἴσθησις „Empfindung", „Gefühl", wovon unsere „Aesthetik" abgeleitet ist; anaisthetos heißt auf griechisch „unempfindlich", „fühllos", folglich ist „anästhesiren" so viel als unempfindlich oder fühllos machen. Beide Arten der Anästhesation jedoch, sowohl die durch Schwefeläther, als durch Chloroform, müssen von erfahrenen Aerzten beaufsichtigt werden, wenn sie nicht von nachtheiligen Folgen begleitet seyn sollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 148. Berlin, Sonnabend den 11. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Ueber gerichtliche Reformen im Staate New-York.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hängen bekanntlich, trotz ihrer litischen Absonderung vom britischen Mutterlande, noch immer durch die ande der Sprache, der Sitten und der Religion mit ihm zusammen; selbst re bürgerlichen Institutionen sind im Wesentlichsten nach englischem Vorbilde modelt, und die Uebereinstimmung der legislativen Formen geht oft bis in s geringste Detail. Das ganze System des amerikanischen Kriminal- und vilrechts ist auf dem englischen gegründet; die Gerichtshöfe jedes einzelnen taates der Union sind eine genaue Kopie der in England bestehenden Trinale, bei ihrem Verfahren sind dieselben Regeln gültig, die dem Advokaten Westminster-Hall zur Richtschnur dienen, und die Urtelssprüche, die sowohl r als nach der Unabhängigkeits-Erklärung der amerikanischen Republick von n britischen Juristen gefällt wurden, werden von ihren transatlantischen ollegen stets als maßgebende Präcedentien (Precedents) angeführt. Dagen betrachtet man auch in England die von rechtskundigen Amerikanern, ie Story, Marshall u. A., verfaßten Werke als achtungswerthe Autoritäten, ıd es würde einem Mitgliede des Bostoner oder New-Yorker Barreau nicht hwerer fallen, eine Sache nach englischer Rechtspraxis vor der Court of ueen's Bench oder dem Kanzleihof zu vertheidigen, als es englischen und ländischen Anwalten geworden ist, ihre Plaidoyers in den Richtersälen der euen Welt zu halten.

Mit dem Trefflichen und Lobenswerthen des britischen Rechtssystems, dem ir jetzt eben in Deutschland mit schüchternen Schritten nachzuahmen beinnen, haben sich indessen auch die minder erfreulichen Zweige desselben nach merika verpflanzt. Der ganze Ballast von alterthümlichen Gebräuchen, die nverständliche, oft sinnlose Phraseologie, deren Zweideutigkeit und Dunkelheit en Kniffen des Rabulisten Thür und Thor öffnet, die sogenannten legal ctions — kuriose Formeln, welche die Wahrheit zur Lüge machen und den Kläer zur Erlangung seines guten Rechts Dinge behaupten lassen, deren Grundsigkeit ihm selbst, dem Richter, den Geschworenen, kurz, dem ganzen Publikum ekannt ist — alle diese Uebelstände finden sich jenseits des Oceans wieder. Bie man sich nun in England, namentlich während der zwei letzten Decennien, emüht hat, das Rechtsgebäude von dem veralteten Wust barbarischer Jahrunderte zu reinigen und eine einfachere und zweckmäßigere Prozedur einzuühren, so hat es auch in den Vereinigten Staaten an ähnlichen Bestrebungen icht gefehlt, und in dieser Hinsicht ist ein im New-York Herald vom . Oktober d. J. mitgetheilter Bericht erwähnenswerth, der von einer zur Unteruchung der bestehenden Rechtspraxis niedergesetzten Kommission an die legisative Versammlung des Staates New-York erstattet wurde.

Die Aufgabe, die der Kommission vorlag, erforderte, wie sie ganz richtig rinnert, die äußerste Umsicht und Besonnenheit, um sie ans erwünschte Ziel u führen. „Abgesehen von dem Umstande", bemerkt sie weiter, „daß wir bei er Einführung neuer, noch unerprobter juristischer Regeln und Grundsätze ie ehrlich gemeinten Vorurtheile aller solcher Männer zu bekämpfen haben, eren Amtsthätigkeit mit dem bisherigen Verfahren aufs engste verknüpft und gleichsam zusammengewachsen ist, müssen wir das Axiom nicht vergessen, daß Neuerung und Reform keinesweges in allen Fällen synonym sind, und daß die Vorschriften der Staatsklugheit uns verbieten, das Bekannte und Gewohnte umzustürzen, ohne aufs innigste von der Möglichkeit überzeugt zu seyn, ein besseres System an dessen Stelle zu errichten. Da wir in einer so wichtigen Angelegenheit unserem eigenen Urtheil nicht unbedingtes Zutrauen schenkten, so haben wir den seit unserer Ernennung verflossenen Zeitraum nicht allein zu wiederholten Berathschlagungen und Erörterungen und zum Austausch unserer gegenseitigen Ansichten verwendet, sondern auch jede in unserem Bereich stehende Quelle benutzt, die uns die Erfahrung anderer Staaten und die Gedanken der ausgezeichnetsten Männer darboten, welche ihr Augenmerk auf die Verbesserung des Rechtswesens gerichtet haben."

Die Prinzipien, von denen die Kommissarien*) im Verlauf ihrer Arbeit geleitet wurden, und die Gründe, die sie bewogen, von einer bloßen Revision der Gerichtspraxis abzugehen, werden ungefähr folgendermaßen entwickelt:

„Die erste Thatsache, die uns entgegentrat, war der langwierige, durch technische Formen erschwerte Gang und die Kostspieligkeit des Rechtsverfahrens, welche Klagen veranlaßt haben, die sich nicht auf individuelle Fälle beschränken, sondern gegen das ganze System der Rechtspflege gerichtet sind. Ungeachtet die legislative Versammlung und die Tribunale selbst ein Mittel nach dem anderen versucht hatten, diesen allgemein anerkannten Uebelständen abzuhelfen, dauerten sie noch immer fort und vermehrten sich sogar in dem Grade, daß die Urheber des Grundgesetzes,*) der öffentlichen Meinung nachgebend, die Legislatur durch einen Artikel der Staatsverfassung auffordern mußten, sowohl die Gesetze selbst, als die Methode, nach der sie verwaltet werden, auf eine einfachere Basis zurückzuführen. Unter diesen Umständen schien es uns, daß es die Pflicht der Kommission sey, nach reiflicher Untersuchung des jetzt bestehenden mangelhaften Rechtsganges kein bloßes Palliativmittel, sondern eine Reform vorzuschlagen, die, wenn man sie auch als radikal verunglimpfen sollte, das Verdienst besitzen würde, weder oberflächlich noch unzulänglich zu seyn. Wir glaubten nämlich aus Gründen, die wir später auseinandersetzen werden, daß der beabsichtigte Zweck nur durch die Einführung eines neuen Gerichtsverfahrens zu erreichen sey, wodurch alle überflüssigen Details der jetzigen Rechtspraxis abgeschafft, zugleich aber diejenigen Züge beibehalten würden, die sich aus Erfahrung als nützlich und der prompten, kräftigen und billigen Justizverwaltung förderlich erwiesen haben. In dem Maße, als wir mit unseren Untersuchungen und Arbeiten vorschritten, wurden wir in diesem Glauben bestärkt. Das Verfahren, wodurch das Recht in Ausführung gebracht wird, unterscheidet sich darin von dem Rechtscoder, daß letzteres eine Sammlung von Vorschriften ist, die auf den unwandelbaren Satzungen der Gerechtigkeit beruhen — die ihren Ursprung von den Verpflichtungen ableiten, welche die göttliche Weisheit den Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen auferlegt hat, und die, ihres höheren Ursprungs unbeschadet, sich je nach den Bedürfnissen und Forderungen der Gesellschaft ausdehnen oder beschränken lassen — während ersteres seinem ganzen Wesen zufolge nur aus willkürlichen Vorschriften besteht, die der menschliche Scharfsinn ausgedacht hat, um das Gesetz in Ausführung zu bringen und seine Vollziehung zu erleichtern. Neuerungen in dem einen vorzunehmen, mag ein kühnes und gewagtes Experiment seyn; in dem anderen bietet aber auch ein erfolgloser Reformversuch keine gar zu drohende Gefahren dar, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß es unrathsam wäre, einen solchen Versuch ohne wahrscheinliche Aussicht auf ein glückliches Resultat anzustellen.

„Die Plötzlichkeit und Allgemeinheit einer vorgeschlagenen Reform ist unserer Ansicht nach kein gültiges Argument gegen die Zweckmäßigkeit derselben, wenn sie zugleich mit Vorsicht und Besonnenheit unternommen wird, und namentlich wenn sie nur auf verjährte und conventionelle Einrichtungen Bezug hat. Ohne Zweifel ist die Einführung eines neuen, noch unerprobten Systems mit Schwierigkeiten verbunden, deren Ueberwindung die größte Umsicht und Gewissenhaftigkeit erheischt; aber dieses beweist keinesweges, daß eine solche Maßregel unausführbar sey. Es kann vielleicht aus dem Resultat unserer Arbeiten hervorgehen, daß die vom Staate erwählten Bevollmächtigten der ihnen übertragenen mühsamen und wichtigen Aufgabe nicht gewachsen waren; aber es hieße der Intelligenz unseres Zeitalters Hohn sprechen, wenn man die Behauptung aufstellen wollte, daß die bloße Maschinerie, die zur Vollstreckung der Gesetze dient, das Formenwesen, das man zur regelmäßigen Leitung gerichtlicher Kontroversen erdacht hat, die einzige Ausnahme in dem auf jedem anderen Felde der Künste und Wissenschaften bewährten Fortschritt des menschlichen Geistes bilde.

„Wir erkennen vollkommen das Gewicht der von vielen höchst achtungswerthen Personen ausgesprochenen Meinung, demzufolge das erwünschte Ziel am besten dadurch zu erreichen wäre, daß man dem gegenwärtigen System diejenigen Verbesserungen aneigne, deren Nothwendigkeit aus der Erfahrung erwiesen ist, es aber in jedem anderen Punkte unangetastet lasse. Eine solche Voraussetzung scheint uns jedoch hinlänglich durch das Fehlschlagen aller Versuche widerlegt, die zu diesem Behuf angestellt worden, und zwar nicht nur in unserem Staate, sondern in allen anderen Staaten der Union, wo das in Frage stehende System vorherrscht, und in England selbst, von dem wir es entlehnt haben. Man hat sich von den frühesten Zeiten an bemüht, die Strenge desselben theilweise zu mildern und es dem großen Zwecke anzupassen, für den es bestimmt ist; dessenungeachtet wird jedes Mitglied des Juristenstandes aus eigener Erfahrung unsere Behauptung bestätigen müssen, daß der Erfolg nur der gewesen ist, dasjenige, was in seinem Ursprung als Mittel dienen sollte,

*) D. h. zwei von den dreien, aus welchen die Kommission bestand. Die Ansichten des dritten Mitgliedes stimmten mit denen seiner Kollegen nicht überein, aber da Letztere die Majorität bildeten, so blieb sein Einspruch, nach den in den Vereinigten Staaten allgemein gültigen Regeln, ohne Wirkung.

*) Der neuen Constitution des Staates New-York.

das Recht geltend zu machen und dem Unrecht zu steuern, in eine arglistige und sophistische Wissenschaft zu verwandeln, die sich in technischer Spitzfindigkeit gefällt und eher dazu beiträgt, ihre wohlthätige Bestimmung zu vereiteln, als sie zu befördern. Wir sind in der That überzeugt, daß selbst unter den Rechtsgelehrten, die sich am meisten für die Fortdauer des gegenwärtigen Verfahrens interessiren, nur wenige zu finden sind, die nicht mit uns darüber einverstanden wären, daß die Zweideutigkeiten und Widersprüche in den verschiedenen Statuten, Reglements und gerichtlichen Erkenntnissen, die im Laufe der Zeit sowohl in England, als in Amerika erlassen wurden, oft die schreiendste Ungerechtigkeit in der Entscheidung von Rechtsstreiten herbeiführen. Die Gelehrsamkeit, mit der unsere Bücher angefüllt sind, besteht großentheils aus Erörterungen über Fragen, die auf die vorliegende Materie nicht den mindesten oder wenigstens nur sehr entfernten Bezug haben, und Tausende von „aktenmäßig dargestellten" Rechtsfällen werden dem Juristen als Autoritäten übergeben, die er mit Hülfe von Elementarwerken und Kompendien studiren muß, um auch nur die oberflächlichste, geschweige denn eine erschöpfende Kenntniß der Regeln zu erhalten, die in der rein formellen Leitung einer Sache zu befolgen sind. Die legislative Gewalt hat sich zu wiederholten Malen bestrebt, dem Uebel abzuhelfen, und Hunderte von Statuten sind erlassen worden, um einzelne Theile des Systems zu modifiziren, zu verbessern oder abzuschaffen. Diese haben ihrerseits zu neuen Erörterungen und neuen Auslegungen geführt, die nicht immer in Einklang mit dem Geiste der Gesetzgebung waren und, was noch schlimmer ist, gar oft mit einander in direktem Widerspruch standen.

„Wir sind überzeugt, daß Niemand, der mit diesem Gegenstande einigermaßen vertraut ist, das Gesagte bestreiten wird, und doch giebt es Viele, die eine durchgängige Revision und Kondensirung dieses Zweiges der Rechtsgelehrsamkeit und die Zurückführung seiner Prinzipien auf eine Reihe von einfachen, deutlichen, allgemein verständlichen und in ihrer Form leicht zugänglichen Regeln für ein zu gewagtes Unternehmen halten, um den Versuch zu rechtfertigen und ein System des „besonnenen Fortschritts" oder allmäliger Verbesserungen als das einzig heilsame und praktische betrachten. Wir sind zu einem entgegengesetzten Schlusse gekommen. Mit aller Achtung vor denjenigen, deren Ansichten von den unsrigen abweichen, scheint uns die Idee, daß eine Vereinfachung des bestehenden Systems sich durch Hinzufügung unzusammenhängender Emendationen oder Aenderungen bewirken ließe, weder mit der Logik noch mit der Erfahrung verträglich zu seyn. Die Erfahrung beweist nur zu klar, daß eine solche Maßregel allein dazu gereichen würde, die Verwirrung zu erhöhen, über die wir uns jetzt mit so vielem Grunde beklagen. Die Emendationen würden nothwendig zu richterlichen Entscheidungen führen, deren Erörterung wieder alle früheren über diesen Punkt existirenden Verfügungen aufs Tapet bringen und einen Vergleich der älteren Gesetze mit den neuerdings erlassenen hervorrufen würde, der, wenn wir von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen können, nicht selten einen Widerspruch zwischen dem gefällten Urtel und den betreffenden Statuten zu Tage fördern dürfte.

„Es ist in diesen Bemerkungen keinesweges unsere Absicht, einen Tadel gegen Männer auszusprechen, welche hohe richterliche Functionen bekleidet haben oder sie noch bekleiden; aber wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß es manchen Richtern gefallen hat, alle von Seiten der Legislatur vorgenommenen Aenderungen in den hergebrachten gerichtlichen Formen als unweise und unzulässig zu betrachten und sich daher für befugt zu halten, den zur Ergänzung oder, wie sie es nennen, zur Schmälerung des gemeinen Rechtes getroffenen Bestimmungen die allerengste Auslegung zu geben und die geringst mögliche Wirksamkeit einzuräumen. Ein solches Verfahren ist das Resultat langjähriger Anhänglichkeit an Institutionen, deren Hauptwerth in ihrem Alterthum besteht und deren Formen durch die mit ihnen verknüpften Erinnerungen geheiligt erscheinen. Es ist eine Tendenz, die zwar im Charakter des Menschen begründet ist, deren Schädlichkeit aber bereits von dem berühmten Sir Matthew Hale *) erkannt wurde. „„„Durch lange Gewohnheit""", sagt dieser ausgezeichnete Rechtskenner, „„„fassen Männer, vorzüglich bejahrte und solche, die im Studium und in der Praxis der Rechtsgelehrsamkeit aufgewachsen sind, eine Art abergläubischer Verehrung für diese Wissenschaft, die alle Vernunft und Billigkeit übersteigt. Sie hängen fest und hartnäckig an Formen, Prozeduren und Gebräuchen, die vielleicht früher vernünftig und zweckmäßig waren, aber durch den Wechsel der Zeiten nicht allein unnütz und mangelhaft, sondern lästig, unausführbar und für Recht und Gerechtigkeit nachtheilig geworden sind, ohne zu bedenken, daß die Förmlichkeiten und Vorschriften der Gesetze nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Förderung des Gemeinwohles eingeführt wurden, und daß, sobald sie nutzlos, ungehörig, überflüssig oder gar schädlich werden, es Zeit ist, sie fallen zu lassen."""

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Briefe eines Reisenden vom Nil.

IV. (Schluß.)

Aegyptische Herrschaft in Aethiopien. — Unbequemlichkeiten der Reise. — Edhu. — El Kab.

Die oben angegebenen Punkte liegen im Westen des Nilthals und die Spuren der altägyptischen Könige ziehen sich von da bis zum Berge Sinai hin, in dessen Umgebung sich die hieroglyphischen Namen und ... Könige Cheops und Schefren finden, welche die beiden ersten Pyram... und ums Jahr 2500 vor Chr. gelebt haben.

In keiner Richtung aber scheinen die altägyptischen Könige ... ausgebreitet zu haben, als nach Nubien zu, dem Lande der Aethiop... den hieroglyphischen Inschriften unabänderlich bezeichnet sind als ... derbte Volk von Kusch. Die Inschriften und die Tempel ägypti... und Göttinnen bezeugen, daß die Aegypter lange in Aethiopien ... haben. Wenn die Eroberungen Ramesses' des Zweiten (Sesostris), ... v. Chr. regierte, am weitesten reichten, so sind sie auch durch die ... Denkmäler bezeichnet. Die Tempel von Abu-Sembal (Ibsambul) ... Beweis dafür. Sie wurden von Sesostris und seiner Frau ... Ehren der Göttin Hathor und der Götter Phra und Phtha gegrün... kolossale Bildsäulen, von denen einige fünfunddreißig Fuß hoch sind, ... einen Theil der Verzierungen dieser Tempel. Indeß begreife ich ... die Eroberung eines so elenden Landes, als dieser Theil Nubiens ... Beute an Schätzen und Menschen hat liefern können, als zum ... Monsterwerke gehörten, deren noch dazu von demselben Könige ... nen Orten ausgeführt wurden.

Nächst den altägyptischen Königen sind es Kambyses, die ... endlich die Römer, die in Nubien Spuren zurückgelassen haben. ... Letzteren betrifft, so ist es bekannt, daß der Feldherr Patronius ... Waffen bis nach Napata trug, der Hauptstadt der Königin ... Aethiopien.

Weiter stromaufwärts auf dem Nil vorzudringen, wurde für ... beschwerlicher, denn von den Wasserfällen bei der Insel Philä steigt ... bett ziemlich jäh in die Höhe bis zu anderen Wasserfällen, die ... reisen südlicher liegen. Indeß zuweilen war uns der Wind günstig ... es Aufenthalt, so machten wir archäologische Ausflüge. Die ... quarische Merkwürdigkeit, die wir sahen, war der Tempel von ... Gebäude aus den Zeiten Amunoph's III. (1430 v. Chr.), das zwei ... Jahrhunderten getrotzt hatte, als Menschenhände ihre Zerstörungs... kühlten. Jetzt ist noch ein Pfeiler und ein Steinhaufen übrig, an ... zerbrochene Skulpturen findet und der allmälig dem Flusse zusinkt.

Oben auf dem Hügel von Ombos haben die Ptolemäer Philome... kon, Epiphanes und Euergetes II. dem Sohne der Isis und des Osiris, ... Gotte Hor oder Arueris, der mit einem Sperberkopf dargestellt ... Griechen dem Apoll gleichgeachtet wird, einen anderen Tempel ... Vorderfront ungeheure Säulen halten. Indessen ist es schwer, ... Höhe zu bestimmen, da sie bis auf zwölf Fuß in Sand vergraben ... Ihre Kapitäler sind von der gefälligen Form, die an vielen Gebäuden ... griechischen Zeit gefunden wird und die man Lotosblume nennt. Der Tem... selbst ist noch mehr verschüttet. Der Hügel, *auf dem er steht, ist von* ... dicken Mauer aus ungebrannten Ziegeln umgeben, in deren Umkreis alle Sa... arten der Wüste ein Stelldichein verabredet zu haben scheinen. Gegenüber ... dem linken Nilufer lag ehemals ein Flecken, Namens Anti-Ombos, der ... falls vom Sande überschüttet ist, und zwar von dem der libyschen Wüste.

Einen der Morgen unserer Reise widmeten wir dem Besuch der ... Steinbrüche von Silsilis, das die Araber Dschebel oder Hadschar ... (das Gebirge oder die Felsen der Kette) nennen. Sie bilden zwei ... von Sandstein, die den Nil zwischen sich nehmen und gewaltig einengen ... hier haben die Aegypter viele Jahrhunderte hindurch ihr Baumaterial ... men. Es war Sitte, dort Inschriften einzugraben, und zumal ... Regierungsjahr des Königs, unter dem ein Theil der Steinlager ... worden war. Man findet solcher Inschriften aus der Zeit Osortasen's I., ... 2100 Jahre vor der Geburt Christi gelebt hat. Wem eine solche ... noch nicht alt genug ist, der, meine ich, muß sehr schwer zu befriedigen ... Zuweilen arbeitete man am Steinbruche selber eine Art Vorderfront ... deren einer ich Namen und Person des Osirei, des Vaters von Sesostris ... gegraben fand, wie er dem Gotte Amun, dem Schöpfer der Welt ... Gotte des Krieges, Opfer bringt. Das Zeichen für den Nilgott, ... Agathodämon oder guten Genius, umgab das Relief. Dasselbe besteht ... Kugel, von deren Seiten dickleibige Schlangen auslaufen, die auf der ... wieder zur Kugel zurückkehren; diese Amphibien nämlich bedeuten ... Gesundheit.

Wir haben mehrere Grabgewölbe gesehen. Einige unter ihnen ... nichts als Tempel, an deren Wänden gewöhnlich, umgeben von hieroglyphen ... Triaden von Gottheiten, auf Bänken sitzend, dargestellt sind. In einem ... Gewölbe fand ich ein Relief, das den Sieg des Königs Horus oder Thoth... mes IV. (1618 vor Chr.), des Urgroßvaters von Sesostris, über die ... pier, seinen Triumphzug und die Opfer darstellt, die er dafür den Göttern ... bringt. Wenn man die widerlichen Siegeszeichen sieht, welche die ägyptischen ... Soldaten zu den Füßen ihrer Könige aufhäufen, wenn man die langen ... von Gefangenen betrachtet, deren Arme auf grausame Weise an den ... gen über den Rücken zusammengebunden sind, und die den Göttern ... werden, wenn ferner die Könige immer in kolossaler Gestalt, wie ... Gargantua's erscheinen, einen Haufen besiegter Feinde bei den Haaren ... fen und vor den Bildern der Götter mit dem Schwerte nach ihnen ... so ist man sehr versucht, zu glauben, daß bei den Aegyptern die Sitte ... einen Theil der Kriegsgefangenen auf den Altären zu opfern. Herodot ... sie zwar von diesem Vorwurf freisprechen, aber man muß bedenken, daß er ... Aegypten erst zu einer Zeit besuchte, wo die Perser schon in diesem Punkte ... Sitten konnten geändert haben, und daß hundert Jahre vor ihm Amasis ... Menschenopfer in Heliopolis aufgehoben hatte.

*) Sir Matthew Hale war gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Oberrichter der Kings Bench und erwarb sich als Rechtsgelehrter einen großen Namen. Seine Werke und Entscheidungen gelten noch immer als Autorität.

Auf den Basreliefs von Naga in Aethiopien wird eine zahlreiche Gruppe von bärtigen, dem Typhon ähnlichen Gestalten von einem Heroen oder Pharao geopfert, wobei ihm ein Löwe hilft. Der Gott Horus mit dem Sperberkopfe läßt dies blutige Schauspiel unter seinen Augen geschehen, das sich auf den Denkmälern sehr häufig wiederholt. Die meisten der in den Königsgräbern dargestellten Opfer sind schwarze Männer, vielleicht also äthiopische Gefangene, zuweilen zwar können solche Scenen nichts weiter als Sinnbilder bedeuten; aber bezeugt der sinnbildliche Gebrauch derselben nicht eben erst recht, daß sie früher in der That existirt haben?

Unsere Mannschaft hat ungeheuer zu arbeiten, das Schiff vorwärts zu bringen. Von sechs ein halb Uhr des Morgens bis zur selben Stunde am Abend führen diese armen Leute das Ruder, und wenn in der Nacht, was bei der Schlafsucht unseres Steuermannes unvermeidlich ist, das Schiff sich auf einer Sandbank festfährt, so springen sie, unbekümmert um die Krokodile, bis zum Gürtel ins Wasser, machen das Fahrzeug flott, indem sie mit den Schultern dagegen stoßen, dann steigen sie ein und rudern, um sich, bevor sie wieder einschlafen, von neuem zu erwärmen. Schon hat der Capitain zu ihrem Benefiz ein Schaf schlachten lassen, Mad. de F. bezeugte ihre Dankbarkeit in Form von Pilau und zuweilen durch einen allgemeinen Backschisch (Almosen). Man gab ihnen übrigens eine besondere Ration Morgenkaffee, um ihre Augen offen zu erhalten.

Mein Bett wird mit jeder Nacht ungemüthlicher. Ich habe nämlich unter meine Matratze Mehreres von dem gelegt, was ich auf der Reise sammelte, als Lanzen, Zuckerrohr, Bambus, Dura-Stengel u. s. w. Alles dies macht eine mißtönende, knarrende Unterlage. Hauptsächlich aber sind es Schaaren von weißen, braunen und rothen Insekten, die uns die Nacht verleiden. Während ihre Bundesgenossen, die Ratten, mein Arsenal besetzen und mit Geräusch die schönsten Dura-Aehren verzehren, die ich zur Probe mitgenommen habe, dringen Legionen jener kleinen Känguruh's auf mich ein, unzählbar wie das Heer des Xerxes, unvertilgbar wie die Unsterblichen des Darius. Fänd' ich Ariosto's Feder, mit der er die Armee des Agramant beschrieben, dann würde ich's wagen, die Mannigfaltigkeit der Farbe, der Bildung und des Stammes zu schildern, die in den Reihen unserer Feinde herrscht. Es ist ein Glück für uns, daß sie, als echte Barbaren, ihre häuslichen Gewohnheiten auch im Felde behalten, denn oft benutzen wir, ihrer Herr zu werden, die schwachen Augenblicke, da ihre Herkulesse zu den Füßen der Omphalen spinnen. Der einst Troja ins Verderben stürzte, derselbe schadenfrohe Amor vernichtet sie mit seiner Hinterlist.

In den ersten Zeiten unserer Reise war es, um uns die Ruhe in der Nacht zu sichern, nur nöthig, daß wir am Morgen und Abend eine Rundschau in unseren Betten anstellten. Seit wir aber in einer Gegend sind, wo unsere Feinde am Granit der Paläste des Horus und Sesostris ihre Zähne wetzen, müssen Wachsamkeit und Tapferkeit verdoppelt werden. Wie es in den römischen Feldlagern vier Vigilien gab, so müssen auch wir mindestens viermal in einer Nacht die Runde machen, um nur eben so oft ein wenig Ruhe zu genießen. Niemals aber ziehen wir aus, ohne Siegeszeichen heimzubringen, ohne daß zwanzig, dreißig Feinde in ihrem Blute schwimmen, und kommt endlich die Sonne, unserem letzten Triumphe zu scheinen, dann legen wir die Waffen nieder und sagen, wie es im Lustspiel heißt: „Sonnabend ist Alles zu Ende, nun fängt es Montag wieder an."

Unser Weg führte uns bei der Stadt Edfu vorbei, die einen großen und berühmten Tempel des Aruëris besitzt, des Gottes, in dem die Griechen ihren Apollo wiederfinden wollten. Deshalb hieß die Stadt bei ihnen auch Apollonopolis. Im Südosten des genannten Tempels steht ein kleinerer des Typhon. Solche Typhonien, wie die Typhon-Tempel hießen, findet man sehr häufig neben denen der großen Götter, denn die Aegypter gehörten unter die Leute, die Gott und den Teufel zugleich anbeten und an zwei Tischen in derselben Stunde schwelgen möchten. Der kleine Tempel liegt, wie der große, tief in Schutt vergraben, eine Erscheinung, die bei den ägyptischen Denkmälern allgemein ist und sich schwer erklären läßt, da der Schutt immer höher liegt, als die Ueberschwemmung steigt.

Im Verlauf unserer Fahrt kamen wir an einer wilden Bergschlucht vorüber, deren Boden zum großen Theile aus kohlensaurem Natron besteht und von tiefen Rinnen durchfurcht wird, die von der Gewalt des Regens herrühren, obgleich derselbe dort zu Lande so selten ist. Die Felsen zerbröckeln sich in Folge ihres Natrongehaltes und nehmen unter dem Einfluß der Luft und des Wassers die sonderbarsten Formen an. Ein Tempel der Sonne (Ra), von Sesostris erbaut, ein anderer aus der Zeit Ramesses' VII. (1170 v. Chr.), der theilweise in einen Berg gehauen ist, waren die Merkwürdigkeiten, die uns am folgenden Tage auffielen. Der Fuß des genannten Berges ist zu Katakomben ausgehöhlt, die aus mehreren Stockwerken bestehen und Gräber und Kapellen mit Skulpturen und Hieroglyphen enthalten. Ehe wir uns hineinwagten, hatten wir die Vorsicht, einen Flintenschuß voranzuschicken. Indessen zeigte sich keine Spur von etwas Verdächtigen. Wir fürchteten nämlich, Schakalen zu begegnen; einige Fledermäuse waren aber die einzigen Thiere, die uns beunruhigten.

Die Stadt El Kab war der südlichste Punkt unserer Reise. Von da kehrten wir wieder nach Esneh zurück. El Kab heißt bei den Aegyptern Soven-Kah und bei den Griechen Eileithyas, weil Soven die ägyptische Göttin der Entbindungen war. (B. U.)

Polen.

Der Polenprozeß.

Man kann sagen, daß die neuesten polnischen Bewegungen durch die Presse angeregt, getragen, bekämpft, vertheidigt und verurtheilt worden sind. Dies, in Verbindung mit den freisinnigen öffentlichen Verhandlungen eines hohen Gerichtshofes unserer Hauptstadt, hat seinen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung von Prinzipfragen zu äußern nicht verfehlen können, ein Umstand, in welchem die Bedeutung des vorjährigen polnischen Unternehmens, wenn es in gesetzlichem Sinne als ein solches bezeichnet werden kann, zu suchen ist. Daß in der That jenes Unternehmen ohne die vorangegangenen und gleichzeitigen literarischen Productionen, welche darauf Bezug nehmen, nicht verstanden werden könne, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß die Anklage, selbst in wesentlichen Punkten, namentlich um den Zusammenhang der Bestrebungen zu erweisen, sich auf Druckschriften gestützt hat.

Es liegen uns augenblicklich zwei Broschüren vor, welche der polnischen Angelegenheit gelten. Die erste ist die schon längst durch die Zeitungen angekündigte Schrift, welche mit etwas mysteriöser Aufschrift unter dem Titel: „Débat entre la révolution et la contrerévolution en Pologne" (Leipzig, Keil) erschienen ist. Sie scheint die Bestimmung zu haben, Licht über die Tendenzen des demokratischen Polens zu geben, das in sich noch seinen Kampf gegen die Aristokratie, welche in einem Theile des Adels repräsentirt ist, zu überstehen hat. Mieroslawski (von dem die Schrift doch offenbar ausgeht) knüpft an die sehr bekannt gewordene Schrift: „Lettre d'un Gentilhomme Polonais sur les Massacres de Galicie, addressée au prince de Metternich" u. s. w. an, indem er ihren Verfasser (der wohl durch einen durch das ganze Buch gehenden Druckfehler als Graf D. angeführt wird, während es Graf W. heißen sollte) als Repräsentanten derjenigen Partei in Polen betrachtet, welche durch ihre der auf demokratische Prinzipien zu bauenden Zukunft entgegengesetzten Bestrebungen den Sturz der Revolutionen herbeiführe. Er will, daß die Demokratie dieses Element ausstoße, daß sie ausschließlich mit dem Volke gehe. Dem Volke will er Grundeigenthum verschaffen, um das nationale Bewußtseyn in ihm zu befestigen, Polen muß durch Agrargesetze regenerirt werden, wie einst das alte Rom. Wir können auf diesen Theil der Schrift und auch auf den folgenden, welcher gleichfalls der polnischen Aristokratie gilt, nicht näher eingehen. Letzterer hat hauptsächlich zu beweisen, daß Edelmann und Aristokrat in Polen nicht identische Begriffe sind, was auch von uns in diesen Blättern gegen Herrn v. Florencourt schon nachgewiesen wurde.

Uns wird hier hauptsächlich der dritte Theil interessiren, der, positiverer Natur als die vorangehenden, keine Polemik gegen den „Gentilhomme" ist, er ist der Frage des Panslawismus gewidmet. Der Kampf gegen den Panslawismus, der in dem russischen Reiche sich Gestalt zu geben beginnt, sagt M., ist eigentlich ein Kampf des Fortschritts- gegen das Legitimitätsprinzip. Jenes Prinzip werde am wenigsten in Frankreich gewahrt, dem es die Juli-Revolution zurückgegeben, Deutschland sey in sich getheilt; denn gesetzt, daß Preußen sich in feindliche Position zu Rußland setze, so werde Oesterreich sich mit diesem befreunden, um vielleicht wieder ein heiliges römisches Reich herzustellen. England sey mit seinen Handels-Interessen beschäftigt und werde der Ausbreitung der russischen Macht gegen Deutschland hin nicht in den Weg treten, wenn es dagegen seine Aufmerksamkeit von der Türkei und von Asien ablenke. Die pyrenäische Halbinsel sey nur eine Succursale Frankreichs. Wenn nun auch dieses die europäischen Gesammt-Interessen seinen eigenen Vortheilen opferte, so stände das getheilte Deutschland schutzlos gegen Rußland, dessen Natur und Bestimmung, so wie es sey, darin bestehe, erobernd zu seyn.

Nun weist M. nach, wie wenig Rußland früher, selbst noch vor der polnischen Revolution von 1832, darauf Gewicht gelegt, ein slawischer Staat zu seyn. Erst in dem letzten Decennium sey ihm der Gedanke gekommen, daß es als Gesammtstaat imposant werden könne. Es habe nun, ohne durch seine nationellen Elemente Beruf oder Fähigkeit dazu zu haben, denn diese beständen aus Mongolen, Byzantinern, Finnländern ꝛc., die Vertretung des slawischen Idioms auf sich übertragen und versuche die zu dem slawischen Stamme gehörigen Individuen in seiner absoluten Autokratie zu absorbiren.

Polen allein habe das Recht, die slawische Nationalität zu repräsentiren, einmal als ein Reich, das schon vor tausend Jahren sie vertreten habe, und dann als das an Umfang bedeutendste. Literarisch sey die Frage vollständig gelöst, jetzt habe die Politik zu entscheiden. Deutschland namentlich müsse die Ueberzeugung gewinnen, daß es keinen fähigeren Bundesgenossen habe, der russischen Macht sich entgegenzustemmen, als Polen, und Preußen, als der Staat, welcher im Besitze der deutschen Hegemonie sey, dürfe sich von den demokratischen und constitutionellen Ideen nicht trennen, von welchen auch die wahren polnischen Patrioten getragen würden.

Da, wie wir hören, M.'s Schrift in deutscher Uebersetzung erscheinen wird, so ersparen wir uns ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt; es wird sich dann Jeder, dem die etwas ungewöhnliche Redeweise des Originals Schwierigkeiten macht, auf leichterem Wege mit den Gedanken vertraut machen können, welche die polnische Frage an die Spitze der Politik stellen zu wollen scheint. Denn für M. giebt es seit der französischen Revolution kein größeres Ereigniß, als den Kampf des Westens mit dem Osten, des Fortschritts mit der russischen Reaction.

Wir wenden uns nun zu der zweiten der erwähnten Schriften. Sie hat den Titel: „Der Hochverrath, mit Bezugnahme auf den Polenprozeß" (Berlin, Schneider). Wir haben es hier mit keiner gelehrten Abhandlung zu thun, es ist augenscheinlich, daß sie nur einem praktischen Zwecke dient. Ihr erster

Theil ist deshalb weniger gelungen, da er nach dem Schein der Wissenschaftlichkeit gestrebt, ohne ihren Forderungen gerecht zu werden. Der Verf. zeigt an der römischen Gesetzgebung die allmälige Entwickelung des modernen Begriffs vom Staatsverbrechen. Er macht den Uebergang zur deutschen Gesetzgebung mit Geschick und verfolgt sie bis in die neuste Zeit. Zu mißbilligen möchte hier in Bezug auf die Form der Behandlung nur seyn, daß die Citate ohne ersichtlichen Zweck gehäuft sind. Dagegen hat der Verf. die Frage über die Strafbarkeit der Fremden, welche innerhalb des preußischen Territorii politische Verbrechen begehen, an den preußischen Landesgesetzen und aus dem natürlichen Recht, wie es der Standpunkt der Vertheidigung erheischt, den der Verf. bestimmt eingenommen, mit Klarheit und Schärfe als unzuläßig erwiesen. Bestimmter hätte er freilich noch darauf sich stützen können, daß §. 91 des Strafrechts, welcher den Hochverrath als „das Unternehmen eines Unterthanen" bezeichnet, hiermit eben die Unterthanenschaft in striktem Sinne auffaßt, wie auch Temme's Ansicht ist. Die Rückbeziehung auf die Einleitung, nach der jeder im Lande Verweilende dem preußischen Strafgesetz unterworfen ist, erscheint unzuläßig, da in §. 91 das Wort Unterthan in keinem anderen Sinne und zu keinem anderen Zweck wiederkehren kann, als um eine Ausnahme festzustellen. Kein anderes Strafgesetz erfordert zur Strafbarkeit noch ausdrücklich die Unterthanenschaft. Daß kein Hochverrath vorliege, ist übrigens ein Punkt, in welchem bis auf die Staats-Anwaltschaft Alle übereinstimmen; der Richter hat Landesverrath angenommen und mithin das Gesetz angewendet, welches der §. 100 des Strafrechts enthält. „Ein Unternehmen, wodurch der Staat gegen fremde Mächte in äußere Gefahr und Unsicherheit gesetzt wird, heißt Landesverrätherei." Dies ist ein Punkt, den unser Verf. für so entschieden halten mußte, daß er darauf gar nicht eingegangen; denn die Staats-Anwaltschaft selbst hatte erklärt, sie könne dem Verbrechen kein Kriterium des Landesverraths nachweisen. Nichtsdestoweniger hat, wie die Publication des Erkenntnisses ergeben, der Gerichtshof auf Landesverrath mit seinen Schattirungen erkannt.

Wie wir hören, sind Einige der Verurtheilten noch unentschieden, ob sie appelliren oder um Gnade bitten werden, Andere sind für die Appellation. Die zweite Instanz wird eine neue Rechtsfrage erörtern und bietet also ein wesentliches Interesse dar. Die Verhandlung wird dem Vermuthen nach einen Gang nehmen, der in unserer Broschüre noch gar nicht vorgesehen ist; denn es handelt sich fortan um die Frage: Landesverrath oder nicht. Es wird übrigens bemerkt, daß die besprochene Abhandlung aus der Feder eines der Vertheidiger geflossen und keineswegs, wie der subtile Rezensent der Voss. Zeitung gewittert haben will, ein Erzeugniß der Speculationssucht ist.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Ein englisches Plagiat. Ungeachtet der Verwahrung, die der Verf. der in Nr. 126 des Magazins angezeigten kleinen Schrift „Die Gestirne und die Weltgeschichte" dagegen eingelegt, daß die zweite Abtheilung derselben eben so wie die erste in englischem Gewand ohne seine Mitwirkung erscheine, und ohne daß dabei die deutsche Quelle im mindesten angedeutet werde, ist dies doch geschehen, und zwar mit einer Schamlosigkeit, wie wir sie bisher in England — dem Lande der Rechtlichkeit par excellence — nicht für möglich gehalten hätten. Aus einer im Athenaeum vom 27. Nov. enthaltenen Anzeige von Part. II. der bei Baillère in London herausgekommenen Schrift: „The Stars and the Earth" ersehen wir, daß der englische Herausgeber auch fernerhin für gut befunden, zu verschweigen, daß seine Schrift eine bloße Uebersetzung sey. Von dem deutschen Verfasser werden zwar dadurch die starken Ausstellungen, die der Kritiker im Athenaeum gegen die Gedanken der Schrift zu machen hat, auf seinen englischen Plagiator abgelenkt, doch würde sich der Erstere gewiß, eben so wie jeder andere Autor, lieber den Tadel der Kritik, als seine gänzliche Hintansetzung gefallen lassen. Die kleine Schrift scheint übrigens, wie aus der Rezension im Athenaeum zu schließen, in England ein sehr großes Publikum gefunden zu haben, und damit mag sich Herr F. J., der deutsche Verfasser, einigermaßen trösten. Daß seine Berufung auf den preußisch-englischen Vertrag vom 13. Mai 1846 ihn in England gegen eine dort ohne seine Mitwirkung veranstaltete Uebersetzung seiner Schrift nicht schützen würde, haben wir uns im voraus gedacht.

— Die vlaemische Sprache in Belgien. Die in Brüssel erscheinende Broederhand bemerkt: „Die Polen, deren Prozeß jetzt vor dem Kammergericht in Berlin verhandelt wird, haben theilweise verlangt, daß die Verhandlungen mit ihnen in polnischer Sprache geführt werden, was ihnen auch der Gerichtshof, unter Zuziehung von Dolmetschern, sofort bewilligt hat. Wären es Vlamingen und ständen sie vor einem sogenannten vaterländischen Gerichtshofe, so würde man sie auslachen, wenn sie einen solchen Antrag stellen wollten. So verfährt man hierzulande, und so verfährt man in Deutschland! Was demnach von den hohlen Declamationen zu halten, die eine Brüsseler Monatschrift vor einiger Zeit gegen die sprachunterdrückenden Deutschen in die Welt sandte, das mögen unsere Leser jetzt selbst beurtheilen."

— Ein vlaemischer Archivar. Dasselbe Brüsseler Journal erzählt Folgendes: „Vor einigen Tagen besuchten JJ. MM. der König und die Königin nebst den beiden jungen Prinzen die Gewerbe-Ausstellung in [illegible] Herr Gachard begleitete die Letzteren und gab ihnen Erklärungen über [illegible] schiedene Gegenstände der Ausstellung. Er wollte ihnen auch das Innere [illegible] künstlichen eisernen Geldspindes zeigen und wandte sich, da dasselbe ver[illegible] war, an den nahestehenden Kunstschlosser mit den Worten: „Donnez [illegible] clef!" Doch der Meister blieb stumm und ernst stehen und antwortete [illegible] „Mais, Monsieur, la clef, donnez-donc la clef, la clef!" rief der Archivar [illegible] Königreichs Belgien. „Ik versta u niet, Mynheer!" erwiederte der [illegible] Vlaming. — „Mais, mon Dieu! je vous dis, la clef, Monsieur, la clef [illegible] moire!" — „Ik versta geen fransch, Mynheer!" — Und da der [illegible] var der größtentheils aus vlaemischen Aktenstücken bestehenden Archive [illegible] kein Vlaemisch versteht, so mußte er, zur höchsten Verzweiflung gebracht, [illegible] K. Hoheiten weiter führen, ohne den Schlüssel von dem ehrlichen vlaemischen Schlosser bekommen zu können. Die beiden Prinzen lächelten; sie [illegible] vlaemisch, und ein Wort von ihnen würde dem Herrn Archivar sofort [illegible] haben, was er wünschte. Wir danken ihnen von Herzen für die gute [illegible] sie schweigend ihrem Führer gegeben haben."

— Neue Materialien zur Papierfabrication. Die Schwierigkeit, sich eine hinlängliche Menge Lumpen von leinenen oder hanfenen [illegible] zu verschaffen, hat die Papierfabrikanten genöthigt, baumwollene [illegible] unter dieselben zu mischen. Hierzu kommt, daß selbst die Leinwand [illegible] langen Gebrauch und das öftere Auslaugen und Waschen mit chemischen Agentien häufig die chemische Festigkeit verloren hat, wenn sie in die [illegible] fabrik gebracht wird. Diese Uebelstände machen es erklärlich, daß man [illegible] 17. und 18. Jahrhundert besseres Papier verfertigte, als in unserer Zeit. [illegible] dem Mangel an gutem Material abzuhelfen, hat Herr Prechtl in Wien [illegible] schlagen, nach Art der Chinesen, die den Faserstoff der jungen Sprößlinge [illegible] Bambusrohrs benutzen, aus Linden- und Fichtenrinde Papier zu machen [illegible] bei seinen Versuchen recht günstige Resultate gewonnen. In Frankreich [illegible] kürzlich ein Herr Roque darauf aufmerksam, daß man die Lumpen [illegible] Fasern der Bananenstauden und Agave-Blätter ersetzen sollte. Beide [illegible] könnte man leicht in Algerien heimisch machen und die Früchte der ersteren [illegible] Nutzen in Frankreich einführen.

„Die Bananenstaude" — heißt es in dem Vorschlage des Herrn Roque [illegible] „und die Blätter der Agave sind sehr reich an Fasern, enthalten aber [illegible] eine bedeutende Menge fleischigen oder harten Zellstoffes. Diesen von den Fasern zu trennen, ist die Aufgabe." Indeß enthält sich Herr Roque, um diese Trennung zu Wege zu bringen, so viel als möglich, chemischer Reagentien, welche die Kosten sehr vermehren und der Festigkeit des gewonnenen Produkts schaden. Er läßt die Pflanzen durch eine Maschine zerquetschen [illegible] darauf das Fasergewebe, dem noch viel Zellstoff anhängt, der Gährung [illegible] Hierdurch wird der letztere vollends abgelöst. Die zurückgebliebenen Fasern wäscht man und laugt sie aus, worauf sie zu Papier verarbeitet werden können.

Die Ersparnisse dieser Fabrication bestehen, neben der Fülle an Material, darin, daß man das Sortiren entbehren kann und — zumal bei dem Bananen-Papier — um die Hälfte weniger Leim braucht, als bisher der Fall war.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 149. Berlin, Dienstag den 14. Dezember 1847.

Texas.

Aus den Tagebüchern eines Deutschen in Texas.*)

Ruthersville (in Fayette County), 1. Oktober 1847.

Seit vier Wochen befinde ich mich nun in dem langersehnten Texas und ı so gesund, als es nur immer ein alter, eingewohnter Texaner seyn kann. ch habe ich, nachdem ich in dieser Zeit mich schon im Lande so ziemlich um-ehen, die besten Hoffnungen für die Zukunft. Wer nur die Hände nicht in den hooß legen will, kömmt hier wohl fort. Sind einmal die ersten Schwierig-ten der Ansiedelung überwunden, arbeitet man dann einige Jahre selbst und t man so viel erübrigt, oder bereits das erforderliche Kapital mitgebracht, ı sich mit einem Neger und zwei Negerinnen zu versehen, so ist man, scheint , geborgen. Krankheit und Unglücksfälle sind überall die Begleiter des enschen; in einem fremden, noch wenig angebauten Lande und in ungewohn-n Klima freilich mehr als in der Heimat; aber Vorsicht bei der Auswahl s Ortes der Niederlassung und behutsame Lebensweise können auch diese lden Uebel bedeutend mildern und ihnen möglichst vorbeugen. Zu vermeiden d für den Europäer vor Allem die Küstengegenden und die sumpfigen Nie-eungen mit ihren schlimmen Dünsten. In den hochgelegenen und trockenen ndstrichen im Innern scheint die Luft sehr gesund und der Boden für den ıbau trefflich geeignet.

Am 4. September langten wir, nach einer Fahrt von vier Wochen, mit der rigg „Lamar" von New-York wohlbehalten in Galveston an. Das Passagier-ld für einen Platz in der Steerage, einer Kajüte auf dem Schiff zu drei Perso-n, hatte 15 Dollars gekostet; es versteht sich, daß wir uns dabei selbst beköst-n mußten. Im Uebrigen hatten wir es eben so gut, geräumig und freundlich, ie in der ersten Kajüte. Die ganze Fahrt mit dem Unterhalt kostete uns bei-n Brüdern auf diese Weise aber nur 30 Dollars, während wir in der ersten ajüte an Passagier- und Kostgeld 100 Dollars hätten zahlen müssen. Unsere üche und Wirthschaft hatten wir freilich auch allein zu besorgen, indeß gin-n uns Capitain und Mannschaft öfters hülfreich zur Hand. Die Brigg war n nettes Schiff, segelte gut und hatte freundliche Leute. Der Capitain, ein ch junger und sehr umgänglicher, gefälliger Mann, ging mit echt amerika-scher Nachlässigkeit auf dem Schiff in zerrissenen Schuhen und Beinkleidern nher, kaute furchtbar Tabak und spielte ziemlich schlecht Whist. Die beiden teuermänner waren Schweden von Geburt, beide zwar etwas roh, aber gut-üthig; die Matrosen, sechs an der Zahl, bestanden aus zwei Engländern, nem Dänen, einem Illyrier und einem Irländer; lauter ehrliche Bursche, e sich fast unter einander selbst nicht verstanden, ein solches Kauderwelsch war re Sprache, welche für englisch galt, aber ein Gemisch der verschiedensten diome bildete, da die Leute auf französischen, englischen, spanischen, italiäni-hen, deutschen, amerikanischen, schwedischen, dänischen, russischen und türki-hen Schiffen gedient hatten. Passagiere waren nur fünf an Bord, unter nen zwei jüdische Handwerker aus dem Großherzogthum Posen, der Eine, n Schneider, der schon mehrere Jahre in New-York gelebt hatte und sich un in Galveston etabliren wollte; der Andere, ein Mützenmacher, sein Ge-lhrte, der einige Jahre in London und New-York gewesen war. In einem ritten Passagier, einem Commis aus New-York, lernten wir den Typus nes Yankee kennen, die eine Hose in, die andere über dem Stiefel, beide was luftig, hier und da das Hemd hervorguckend, der Rock auch nicht in hr honnettem Zustande: derselbe Jüngling aber, der auf dem Schiff in lchem Kostüm umherwandelte, erschien in Galveston, wie umgeschaffen, im insten Anzug eines amerikanischen Dandy.

Wir waren am 7. August von New-York in See gegangen. Das Wetter ar anfänglich trüb und wechselte mit Regen und Nebel. Am 12ten wurde es hön, bei 27 Grad Hitze und schlechtem Wind, bis sich am 14ten ein heftiger turm erhob, der uns einen Tag lang tüchtig auf- und abschleuderte, so daß ie Spitzen der Segelstangen ins Wasser tauchten und die in die Kajüten strö-menden Wellen uns Alles durchnäßten; aber er brachte uns dafür auch am fol-enden Tage sehr günstigen Wind und wieder gutes Wetter, und so blieb es is zu unserer Ankunft vor Galveston. Die Hitze aber steigerte sich noch und nachte uns arge Beschwerden. Dabei quälte uns eine tödtliche Langeweile, enn die monotone Fahrt wurde durch nichts unterbrochen, was unsere Phan-tasie auf einige Zeit hätte beschäftigen können. Eine Schaar fliegender Fische von der Größe eines Herings bis auf Zoll-Länge herab, — ein kleiner Hai, den der Capitain harpunirte, und den wir, nachdem wir ihn gehörig betrachtet, wieder ins Meer warfen, — ein paar Böte mit Negern von den Bahama-Inseln, die an unser Schiff heranruderten, und von denen wir recht wohlschmeckende Fische, hübsche Muscheln und kostbare Waschschwämme, welche man uns in Europa das Stück gern mit einem Gulden bezahlen würde, für Schiffbrodt eintauschten, — das war Alles, was uns auf der langen Fahrt an Abwechselung vorkam. Einigen Spaß machte uns unser ganz schwarzer Steward, besonders wenn er sich anzog. Er war, trotz seiner kolossalen Hände und Füße, unter seines Gleichen eine Schönheit und in diesem Bewußtseyn nicht wenig eitel. Damit ihm seine Wolle auf dem Kopf länger wachsen sollte, flocht er sie in kleine Zöpfe, die wie Rattenschwänzchen abstanden. Alle Augenblicke besah er sich im Spiegel und zupfte sich an den sieben Haaren seines Bartes, auf den er, als auf eine große Seltenheit bei einem Neger, sich gewaltig viel einbildete. Zur Unterhaltung wurde täglich Whist gespielt und zuweilen nach Seevögeln oder Fischen geschossen. Wir übten uns gelegentlich auch im Tabak-Kauen, um in Texas daran gewöhnt zu seyn, da man hier bei dem Reiten durch die meilenlangen Prairieen, wenn das Gras dürr ist, der Feuersgefahr wegen nicht rauchen kann und das Kauen des Tabaks auch den oft unerträglichen Durst stillt. Am 16. August fuhren wir in einer Entfernung von 30 Meilen an Charleston vorüber, und am 23sten bekamen wir die zu den Bahama's gehörenden Abako-Inseln zu Gesicht, in deren Nähe sehr gefährliche Sandbänke sind. Das Meerwasser war hier von einer so herrlichen lichtgrünen Farbe, wie ich es noch nie gesehen hatte, und so durchsichtig, daß man bis auf den Grund schauen konnte, der glänzend weiß heraufschimmerte. Einige Tage darauf fanden sich niedliche grüne Kolibri's auf unserem Schiff ein, ein Zeichen, daß wir uns den Tropenländern näherten. Nachdem wir am 27sten an Havanna, das uns 25 Meilen seitwärts blieb, vorbeigesegelt waren, erblickten wir endlich am 3. September die Küste von Texas, mußten aber des ungünstigen Windes halber noch einen Tag im Angesicht von Galveston vor Anker liegen. Die Einfahrt in diesen Hafen ist sehr gefährlich, da das Meer hier, selbst bei der Fluth, stellenweise nur 12 bis 13 Fuß Tiefe hat. Unser Schiff aber ging 11½ Fuß im Wasser. Erst am 4ten Mittags wagte es der Lootse, uns in den Hafen zu bringen. Zweimal aber waren wir auf dem Punkt, sitzen zu bleiben; das Schiff stieß unten auf, wir konnten wohl eine Minute lang nicht von der Stelle, bekamen Ruck auf Ruck, und Alles machte lange Gesichter. Nur dem scharfen Winde hatten wir es zu verdanken, daß unser Fahrzeug sich wieder hob und glücklich weiter ging. Es war 4 Uhr, als wir in Galveston anlangten, und zwar dicht an der Stadt, während die Bremer und Hamburger Schiffe, die in der Regel tiefer gehen, sich in einiger Ferne von der Stadt vor Anker legen müssen.

Galveston, eine kleine Insel, mit niedrigen weißen Holzhäusern besäet, macht einen ganz freundlichen Eindruck. Die Stadt zählt etwa 6000 Einwohner, wovon fast die Hälfte schwarze Sklaven sind, denen es in ihrer Sklaverei sehr wohl zu gehen scheint, denn man sieht des Sonntags hier Negerinnen in den feinsten Kleidern und männliche Negersklaven in seidenem Frack umherspazieren. Ist ein solcher Sklave nur im geringsten unwohl, so schafft ihm sein Herr eiligst ärztliche Hülfe und Pflege, denn es handelt sich für ihn um einen Verlust von 600 bis 1000 Dollars. Behandelt der Herr den Sklaven übel, so hat er zu fürchten, daß dieser ihm davonläuft. Die weißen Einwohner sind fast lauter Deutsche. Die Häuser stehen an ungepflasterten Straßen in langen Reihen in Zwischenräumen von 20 zu 20 Schritt aus einander. Alle haben einen Vorbau und zur Seite Gärten mit den schönsten Blumen. Sie sind nur einstöckig, von außen weiß lakirt, von innen höchst behaglich, dabei aber sehr einfach ausgestattet. Allenthalben sieht man Frauen auf Schaukelstühlen neugierig die Fremden mustern.

Unser Absteigequartier war im „Wilhelm Tell", von wo wir nach dem Abendbrodt ins Washington-Hotel gingen, um dort nähere Nachrichten über die uns vorausgegangenen Freunde einzuholen, von denen wir schon bei einem Galvestoner Handelshause einen Brief vorgefunden hatten, der uns meldete, daß sie über Houston die Reise nach La Grange (am Colorado) gemacht, wo es billiger und angenehmer zu leben sey, als in Galveston. Wir ahnten bei Lesung dieses voll guten Muthes geschriebenen Briefes nicht, daß uns im nächsten Augenblick eine niederschlagende Trauerbotschaft über den uns zum Nacheilen auffordernden Freund bevorstehe. Die Beiden waren landeinwärts gegangen und hatten sich in La Grange getrennt. Der, von dessen Hand jener Brief herrührte, war dort geblieben und hatte daselbst oder in Industry eine

*) Desselben, über dessen Zwischendeck-Reise von Hamburg nach New-York sich eine Mittheilung in Nr. 116—118 des Magazins befindet.

Apotheke einrichten oder kaufen wollen. In La Grange hatte er sich einige Tage aufgehalten und sich theils mit Sammeln von Pflanzen und Insekten, theils mit Jagd beschäftigt. Eines Tages war er mit einem Deutschen aus dem Orte nach dem Colorado baden gegangen, hatte dann gejagt und einen ihm unbekannten Vogel geschossen. Dieser fällt auf der anderen Seite des Flusses herunter, unser Freund schwimmt hinüber, holt ihn glücklich, aber als er wieder umkehren will, hört der am diesseitigen Ufer Zurückgebliebene ihn plötzlich mitten im Schwimmen einen Schrei ausstoßen, sieht ihn die Hände in die Höhe heben und dann vor seinen Augen verschwinden. Der Begleiter kann nicht schwimmen, läuft daher, was er kann, nach der Stadt, es werden sofort Böte geholt, allein erst am nächsten Tage wird der Unglückliche gefunden — nicht weit von der Stelle, wo er versunken war, an einem Baumstamm angeklammert: nach der Aussage der Aerzte hatte ein Krampf ihm den Tod gegeben. Das war eine schreckliche Kunde so gleich nach unserer Landung! Wie vom Schlage getroffen stand ich da, es schien mir nicht möglich. Er, mit dem wir gemeinsam alle unsere Pläne gemacht, auf dessen Hülfe ich bei unserer Ansiedelung so sehr gerechnet, er, ein junger, kräftiger Mann voll Muth und Hoffnung, so jählings vom Tode ereilt, nur darum aus der Heimat in einen fernen Welttheil gegangen, um hier durch einen unglücklichen Zufall ein frühes Grab zu finden! Mein Zustand war fürchterlich, und ich mußte all' meine Kräfte sammeln, um nicht die Fassung zu verlieren. Das sind Augenblicke, wo der Mensch wie vernichtet in sich zusammensinkt und den unergründlichen Rathschlüssen der Vorsehung gegenüber seine Gedanken sich unauflöslich verwirren. Der einzige Trost, den er dann findet, ist ein seufzendes: Wohl ihm, er hat überstanden, der Dahingeschiedene! Wir aber irren weiter in der Finsterniß, die uns umgiebt. — — —

Früh um 5 Uhr des anderen Tages gingen wir an den Strand, uns zu baden. Der Morgen war herrlich, das Bad erquickend, und neuer Lebensmuth kam uns an nach dem erschütternden Schmerz des vorigen Abends. Der Wellenschlag ist hier schöner und stärker als bei Helgoland, der Boden ganz fest und das Wasser weithin so seicht, daß man kein Unglück haben kann. Ich weiß mich keines erfrischenderen Genusses zu erinnern. Nur führt leider der Weg nach dem Ufer eine Viertelstunde durch den tiefsten Sand. Hier sah ich auch die ersten Strandkrebse, abscheuliche Thiere, wie große Spinnen, die nach allen Richtungen laufen. Es war Sonntag und Alles sehr still und ruhig, was meiner Stimmung vollkommen zusagte. Ich konnte noch den ganzen Tag der Niedergeschlagenheit, die sich meiner bemächtigt hatte, nicht Herr werden; dazu kam eine peinigende Hitze und die Nachwehen von den Stichen der Moskitos, die ich in der Nacht erhalten hatte. Während der wenigen Tage, welche ich in Galveston verlebte, machte ich mehrere Bekanntschaften von Landsleuten und ging auch zum erstenmal auf amerikanische Jagd aus, die mir indeß, da es schon dunkelte, nur zwei Fischreiher eintrug. Am 9. September schifften wir uns auf einem Dampfboot nach Houston ein, um von da nach Rutherssville (5 Meilen von La Grange) zu gehen, wo der Ueberlebende der beiden Freunde, die vor uns von Hamburg direkt nach Galveston gesegelt waren, einstweilen seinen Aufenthalt genommen hatte, bis er ein passendes Stück Land zum Ankauf gefunden haben würde.

Unter der zahlreichen Reisegesellschaft des Dampfbootes, mit dem wir am 9ten Vormittags 10 Uhr nach Houston abfuhren, befanden sich auch der Konsul und der Finanzier des Mainzer Vereins und der Sohn des vor zwei Jahren von den Indianern ermordeten Hauptmanns von Wrede. Die Fahrt den Buffalo-Bayou hinauf war ganz angenehm, nur ist man häufig der Unannehmlichkeit ausgesetzt, sitzen zu bleiben, da das Wasser oft kaum 4 Fuß tief ist; wie es eben der Fall war, so daß unser Dampfer, obgleich er nur viertehalb Fuß tief ging, doch fortwährend auf dem Grunde anstieß. Wir kamen durch schöne Gegenden, die aber so ungesund als schön sind und häufig überschwemmt werden. Das Fieber richtet in solcher Zeit furchtbare Verheerungen unter den Bewohnern an. Gegen das Ende unserer Fahrt wurde der Fluß so schmal, daß uns die Aeste der Uferbäume ins Gesicht schlugen. Ueberhaupt ist diese Reise immer mit Gefahr verbunden. Das Passagiergeld bis Houston, welchen Ort wir um 10 Uhr Abends erreichten, machte 3 Dollars für die Person, mit Einschluß des Mittag- und Abendessens, welches sehr fein war.

In Houston kauften wir für 18 Dollars einen mexikanischen Maulesel mit Sattel, der sich als ein gutes, tüchtiges Thier bewährte, und für 37 Dollars eine braune mexikanische Stute, dazu einen Sattel, einen sogenannten Indianer-Bock, für 6 Dollars, um unsere Reise weiter nach dem Innern reitend fortzusetzen. Wir aßen in Houston schon auf texanische Manier, nämlich früh verschiedenerlei Fleisch, wozu Thee oder Kaffee getrunken wird, Mittags wieder vier oder sechs Arten Fleisch mit Compot, etwas Gemüse, Thee und Kaffee, Abends eben so. Eine Suppe giebt es hier niemals. Ueber der Tafel war eine Maschinerie angebracht, um die Fliegen zu verjagen und Kühlung zu machen. Die Bedienung wurde von sehr eleganten Negern geleistet. Hatte man sich zu Tisch gesetzt, so bekam man seinen Kaffee aufgetragen, dann zählte der Neger die Fleischspeisen her und brachte, was man begehrte und so viel man wollte. Thee und Kaffee bilden den durchgehenden Bestandtheil jeder Mahlzeit und sind auch bei dem gewöhnlichsten Farmer stets von ausgezeichneter Qualität.

Die Stadt Houston liegt, östlich vom Brazos, mitten im Walde und ist kleiner als Galveston, hat aber einen lebhaften Handel, da die meiste Baumwolle aus dem inneren Lande mit Ochsengespann dahin gebracht wird; seine Lage ist jedoch höchst ungesund, und es sind hier wenig Deutsche; die Amerikaner haben die Oberhand.

Die Reise ins Land wurde am 10. September Nachmittags 4 Uhr angetreten. In Texas werden die Reisen alle zu Pferde oder auf Maul[illegible] gemacht, da es der schlechten Wege halber mit Kutschen nicht zu [illegible]. Man reitet gewöhnlich Einer hinter dem Anderen, nach Art der In[illegible]. Unser Aufzug war höchst possierlich; wäre diese Kavalkade durch [illegible] Thore von Berlin eingezogen, sie würde den ganzen Janhagel der [illegible] Bewegung gebracht haben. Den Zug eröffnete einer der Beamten [illegible] zer Vereins, auf einem tüchtigen Schimmel mit einem Mexikaner-[illegible] hölzernem, drei Zoll breiten Indianer-Steigbügel, auf dem [illegible] mächtigen weißen Filz, unter dem Tuchrock ein rothes Hemd, gewöh[illegible] den Rock ausgezogen, in Hemdsärmeln, im Sattel zwei Pistolen, [illegible] bekleidung rothe Juchtenstiefeln mit großen Anschnallsporen. Hinter [illegible] ein Reisegefährte aus Danzig, der sich in Neu-Braunfels ankaufen [illegible] er ritt einen Fuchs mit mexikanischem Sattel, über dem Knopf [illegible] Vogelflinte, hinter sich an einem Strick ein zweites Pferd ziehend; [illegible] Figur von gelblicher Gesichtsfarbe, mit buschigem schwarzen Bart [illegible] haar, einen großen weißen Filz auf dem Kopf, auf der Nase eine [illegible] Brille, gekleidet in blaue, mit einem schwarzen seidenen Tuch um den [illegible] festigte Pantalons und blaue Tuchjacke, darunter ein rothes Hemd. [illegible] meine selbsteigene Person, einen mexikanischen Braunen reitend, auf einem [illegible] fachen ungepolsterten Indianer-Sattel, bestehend in einem weißen Scha[illegible] rothem Gurt befestigt: in seinen Berliner Stiefeln und ledernen Beinkl[illegible] an den Seiten mit Maschen und weißen Perlmutterknöpfen: im Sommer[illegible] auf der einen Seite die Jagdtasche, auf der anderen die Büchse: [illegible] einen Hirschfänger, auf dem Kopf einen Filz und darüber noch einen [illegible] hut. Zuletzt der Bruder des Vorbenannten, auf dem kleinen Maulthier, [illegible] Füße kaum eine halbe Elle von der Erde, den Kopf ebenfalls mit [illegible] bedeckt, eine Jagdtasche und das Gehänge von einem Hirschfänger [illegible] statt des Hirschfängers selbst ein kleines Handbeil darin. So zogen [illegible] dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Ueber gerichtliche Reformen im Staate New-York.

(Schluß.)

Nach dieser Einleitung und nachdem die Kommissarien sich auf den Artikel der Constitution von New-York berufen, der sie ermächtigt, das Rechtsverfahren der verschiedenen Tribunale dieses Staates zu revidiren, zu vereinfachen, abzukürzen oder auch gänzlich umzugestalten (reform), so wie auf eine zweite Verfügung, die ihnen die Abschaffung der gegenwärtigen Prozeßformen, die Einführung eines gleichmäßigen Rechtsganges, die Aufgabe der bisherigen aus dem Lateinischen und anderen fremden Sprachen stammenden Terminologie und aller für die Gerechtigkeit hinderlichen oder nutzlosen Prozeduren und Weitläuftigkeiten anheimstellt, schreiten sie zur Aufzählung der von ihnen als nothwendig erkannten Reformen. Diese beziehen sich auf folgende Punkte: 1) Die Revision und Kondensirung der den Organismus der Gerichtshöfe betreffenden Statuten; 2) Civilprozesse und ihre Incidenzien; 3) die Form derselben; 4) Kosten; 5) Appellationen; 6) summarische und spezielle gesetzmäßig angeordnete und festgestellte Prozedur; 7) das Verfahren in den Surrogathöfen *); 8) Prozeßgang in Kriminalsachen. **)

Das Gutachten der Kommission, dessen ausführliche Entwickelung sie auf einen späteren Bericht verschiebt, geht zunächst auf Beseitigung der Anomalitäten im Rechtsgang der verschiedenen Gerichtshöfe. In Amerika, wie in England, unterscheidet man nämlich zwischen Courts of Law und Courts of Equity ***), und eine Sache, die dem Forum des einen unterliegt, wird nach Regeln verhandelt, die von denen des anderen in vieler Hinsicht abweichen und oft zu einem ganz entgegengesetzten Resultate führen. Nun ist aber, sagt die Kommission, „der Zweck eines jeden Rechtshandels, die Sache der [illegible] Parteien dem Tribunal, welches darüber zu entscheiden hat, in einer [illegible] und bequemen Gestalt vorzulegen, ihre sich bestreitenden Gründe deutlich und verständlich darzustellen, einem dem Rechtsstande angemessenen Spruch oder Beschluß zu erlangen und die Vollstreckung desselben durch geeignete und wirksame Mittel zu erzielen." Es liegt klar am Tage, daß, um [illegible] zu bewerkstelligen, keine ungleichartige und sich gegenseitig bekämpfende [illegible] stellen vonnöthen sind, und daß solche vielmehr dazu dienen, den [illegible]

---

*) Der Surrogate's Court ist in England und, wie wir glauben, auch in [illegible] das Tribunal, in welchem der Stellvertreter (Surrogate) des geistlichen [illegible] und unter dessen Jurisdiction alle testamentarischen Verfügungen, Ehe[illegible], Erbschafts-Angelegenheiten u. s. w. gehören.

**) Im Original: Practice and Pleadings in criminal cases. Nach englischem Sprachgebrauch ist Practice „die Art und Weise, Rechtssachen oder Civil- und Kriminalfälle durch ihre verschiedenen Instanzen vom Anfang des Prozesses bis zum End[illegible] Vollziehung desselben, nach den Bestimmungen des Gesetzes und den in den [illegible] richtshöfen befolgten Regeln, durchzuführen"; Pleading aber, im weitesten Sinne, das prozessualische Verfahren von der Declaration oder gerichtlichen Anzeige an bis zur [illegible] verhandlung", d. h. wo der Ausspruch der Geschwornen stattfindet. Im engeren Sinne wird darunter das mündliche Verfechten einer Sache vor Gericht verstanden, [illegible] französische Wort Plaidoyer auch diesseits des Rheines in Aufnahme gekommen [illegible] im Deutschen keinen eigenen Ausdruck dafür giebt und bei dem bisher [illegible] inquisitorischen Verfahren, welches alle Oeffentlichkeit ausschließt, auch nicht [illegible]

***) Equity (Billigkeit) wird von englischen Juristen als die Ergänzung [illegible] führung des Rechts definirt, die in den Theilen des letzteren angewendet wird, [illegible] mangelhaft oder übersireng ist. Mit anderen Worten: „die Vervollständigung [illegible] dem Rechte, seiner Allgemeinheit wegen, abgeht." — Law (das Recht) [illegible] gemeinen Rechte (Common Law), den Statuten oder Parlaments-Akten und dem [illegible] kömmlichen oder Usancenrecht.

ndzweck zu vereiteln, der sich weit eher durch eine gleichmäßige, homogene ierfahrungsmethode erreichen läßt. Die erste Maßregel, die man also ergreifen müßte, wäre die Beseitigung der zwischen der Rechts- und Billigkeits-rozedur herrschenden Divergenzen, wozu einige Bestimmungen der Staatsierfassung von New-York bereits den Weg gebahnt haben.

„Der zweite Hauptpunkt des vorgeschlagenen Systems", heißt es weiter, ist die Abschaffung der in den Formen der Civilprozesse existirenden Kategorieen der Unterscheidungen. Es ist uns nicht unbekannt, welche Zweifel man gegen ie Rathsamkeit einer als so durchgreifend betrachteten Neuerung erhoben hat, bwohl unsere Gränzen es nicht gestatten, die vielfachen Einwürfe zu besrechen, die uns über diesen Gegenstand vorgelegt worden. Wir beschränken ns für jetzt auf die Versicherung, daß, ungeachtet man diese Kategorieen lange leit als nothwendige Bestandtheile der Rechts-Maschinerie aufrecht gehalten, oir in denselben keinen für die Vollziehung der Gesetze wesentlichen Nutzen aben entdecken können. Daß man sie in vieler Hinsicht bequem gefunden hat, nag vielleicht wahr seyn — daß sie aber oft in hohem Grade dazu gedient aben, die Zwecke der Gerechtigkeit zu vereiteln, ist nicht minder gewiß. Es iebt keinen Zweig der Jurisprudenz, der einen größeren Aufwand von abtrakter und raffinirter Gelehrsamkeit veranlaßt hat, als derjenige, der sich auf ie Einführung und Feststellung der Prozeßformen bezieht. Wir werden in inserem künftigen Berichte Gelegenheit haben, uns weiter über dieses Thema u verbreiten; einstweilen möge die Bemerkung genügen, daß der Kläger bei Strafe der Zurückweisung gezwungen ist, seinem Gesuch eine der willkürlichen Benennungen zu geben, durch welche die verschiedenen Rechtsfälle bezeichnet werden, und den Vortrag desselben innerhalb der technischen Regeln zu bringen, die zu der von ihm erwählten Prozeßform gehören. Wenn in diesen Unterscheidungen irgend ein nothwendiger Bezug auf die wesentlichen Rechte der Parteien zu entdecken wäre, so würden wir anstehen, ihre Aufhebung zu empfehlen; aber wenn wir dem Laufe der Gesetzgebung sowohl in England als in diesem Staate folgen, wodurch mit wenigen Ausnahmen von keiner praktischen Wichtigkeit jede Realklage in die einzige Kategorie einer action of ejectment *) gebracht und viele ehemals gültige Personalklagen abgeschafft oder mit anderen verschmolzen werden, vor Allem aber wenn wir in Betracht ziehen, daß es unsere Pflicht ist, weder Zeit noch Mühe zu sparen, um das uns vorgesteckte Ziel der „Beseitigung aller zur Beförderung der Gerechtigkeit unnöthigen Formen und Prozeduren" zu erreichen, so dürfen wir nicht länger Bedenken tragen. Wir werden demgemäß vorschlagen, daß keine in Zukunft erhobene Klage im gerichtlichen Verfahren mit den bisher gebräuchlichen oder jetzt existirenden Benennungen, Formen und Unterscheidungen zu bezeichnen sey, sondern daß das einzige Kriterium der Zulässigkeit eines Gesuchs in der Entwickelung eines genügenden legalen Anrechts von Seiten des Klägers und einer Verletzung oder Vorenthaltung dieses Rechts von Seiten des Beklagten bestehen solle.

„Der einzige Punkt, den wir noch berühren wollen und der, unserer Ansicht nach, eine durchgängige Reform verlangt, ist das Plaidiren (pleading, s. oben). Unter diesem Namen werden jetzt in der Theorie und wurden früher in der Praxis die gegenseitigen Allegationen der Parteien verstanden. Seine Bestimmung war, die Gründe des Klägers und resp. des Beklagten auseinanderzusetzen und sie in einer faßlichen Gestalt den Parteien selbst und dem Gerichtshof, der den Urtelsspruch fällen sollte, vorzulegen, so daß, wenn die Parteien bei einem von der einen Seite allegirten und von der anderen zugegebenen Thatbestande in der gesetzlichen Auslegung desselben abwichen, die Sache der Entscheidung des Gerichtes anheimgestellt werden konnte oder, wenn der von dem einen Theile angegebene Thatbestand von dem anderen geleugnet wurde, die Wahrheit desselben durch die Jury oder ein anderes hierzu ermächtigtes Tribunal erforscht werden konnte, um darauf dem Rechte gemäß entschieden zu werden. Allein sowohl in den Rechts- als den Billigkeits-Gerichtshöfen ist dieses Plaidoyer-System durch die Subtilitäten der Anwalte und die Gesuchtheit ihrer Auslegungen und Constructionen in ein so undurchdringliches Netz technischer Wortklauberei verwickelt worden, daß die Zwecke der Gerechtigkeit nur durch die völlige Abschaffung desselben und die Einführung eines neuen Systems erfüllt werden können, dem das ursprünglich gültige Prinzip zur Grundlage dienen muß — d. h. als einziges Kriterium der formellen Richtigkeit des Plaidoyers den deutlichen und verständlichen Vortrag der streitigen Sache zu behandeln, es möge sich diese nun auf thatsächliche oder auf Rechts-Verhältnisse beziehen. Es wäre unmöglich, ohne unseren Bericht weit über die beabsichtigte Gränzen anzuschwellen, die ungereimte Technik zu schildern, in welche man diesen Zweig der juristischen Praxis gehüllt hat. Ihre Schädlichkeit ist von verständigen und aufgeklärten Juristen und Richtern seit den frühesten Zeiten des Gemeinrechts anerkannt worden. Umsonst hat man versucht, dem Uebel mittelst legislativer Verfügungen abzuhelfen, bis das System endlich so lästig, drückend und ungerecht geworden ist, daß es die schleunigste und durchgreifendste Reform erheischt. Wir glauben nicht an die Möglichkeit, dieses Resultat durch theilweise Beibehaltung des alten Systems als Basis eines neuen zu erreichen, da ein solches Verfahren zu oft versucht worden ist und eben so oft fehlgeschlagen hat; in wie fern jedoch das Mißlingen derartiger Bestrebungen den eingewurzelten Vorurtheilen der Gerichtshöfe und der Rechtsgelehrten gegen Neuerungen in einem System zuzuschreiben sey, an welches sie mit unglaublicher Hartnäckigkeit sich angeklammert haben, können wir nicht beurtheilen. Wir fühlen uns aber zu der Bemerkung gedrungen, in der wir keinen Widerspruch befürchten, daß die freisinnigsten Maßregeln, welche die legislative Versammlung bisher ergriffen hat, um die Strenge des Reglements zu mildern und unwesentliche Formfehler ihrer praktischen Wichtigkeit zu berauben, in der Ausführung zunichte gemacht und in einen todten Buchstaben verwandelt worden sind. Unsererseits sind wir nicht gesonnen, auf das Experiment einer Restaurirung des gegenwärtigen Systems einzugehen. Wir glauben, daß die beste Methode, das wirkliche Sachverhältniß zwischen den streitigen Theilen zu erkennen, darin besteht, ihre Aussagen in einer klaren, bündigen und verständlichen Form vorbringen zu lassen. Wir glauben ferner, daß dieser Zweck nicht eher zu erreichen ist, bis die jetzigen legalen Fictionen, technischen Formalitäten und Weitschweifigkeiten von Grund aus vertilgt werden, und es hieße, die Intelligenz oder die Gewissenhaftigkeit unseres Richterstandes verdächtigen, wenn wir voraussetzen wollten, daß er seine Billigung und Unterstützung einem Systeme vorenthalten werde, welches die gesunde Vernunft zur Grundlage und die Ausübung unparteiischer Gerechtigkeit zum Zweck hat.

„Das Plaidoyer-System, welches wir vorzuschlagen gedenken, ist im Wesentlichen folgendes: Die Plaidoyers sollen aus einer Klage oder deklaratorischen Aussage und einer Antwort oder Vertheidigung bestehen, welche die Thatsachen, die den Gegenstand der Verhandlung bilden, der Wahrheit gemäß in deutlichen und bündigen, einem jeden mit gesundem Urtheil begabten Menschen faßlichen Worten auseinandersetzen. Um das Ingrediens der Wahrheit nach Möglichkeit zu erzielen, wird in geeigneten Fällen die eidliche Erklärung (affidavit) des Deponenten aufgenommen, daß er die von ihm allegirten Thatsachen für wahr halte. Außer der Klage und der Antwort ist kein Plaidoyer zu gestatten, wenn nicht neue Thatsachen in der Antwort angegeben werden, in welchem Falle sie durch eine Replik in Abrede gestellt werden können. Indem wir aber so den allgemeinen Umriß des von uns entworfenen Plaidoyer-Systems vorlegen, müssen wir zu unserer Rechtfertigung bemerken, daß die Zweckmäßigkeit desselben sich nur durch seine detaillirte Entwickelung beurkunden läßt, die wir einem künftigen Berichte vorbehalten."

Als Resumé des Obigen macht also die Kommission ihren Entschluß bekannt, der legislativen Versammlung nachstehende Propositionen zu empfehlen: 1) Die Einführung eines neuen Systems der gerichtlichen Praxis, statt der beabsichtigten Modifizirung des annoch gültigen; 2) die Aufhebung der Divergenzen im Verfahren der Courts of Law und Courts of Equity, und die Annahme eines gleichmäßigen, darin zu befolgenden Systems; 3) die Abschaffung aller Unterscheidungen in den Formen der Rechtshändel und die Bestimmung, daß jede Klage auf den angeführten Thatsachen und dem für solche Fälle erlassenen Gesetz beruhe, und 4) die Aufstellung eines neuen, auf die angegebenen Prinzipien gegründeten Plaidoyer-Systems.

Frankreich.

Das Fuhrwesen in Paris.

Ein Fremder, der nach Paris kommt, ist entzückt über das Gewirr und Gerassel auf den Straßen, oder wird davon wenigstens in ein respektvolles Staunen gesetzt, und es dünkt ihm, die Stadt könne stolz seyn auf die imposante Menge der vielen Tausende von Wagen, die täglich durch ihre Straßen rollen. Eine Pariser Stimme in der Revue indépendante theilt diese Bewunderung keinesweges und findet eine solche Großartigkeit weniger erhaben, als störend, schmuzig und gefährlich. Sie macht hauptsächlich darauf aufmerksam, daß die Ueberfüllung der Straßen mit Fuhrwerken zum großen Theile durch die ankommenden und abgehenden Eisenbahnen veranlaßt werde und bei der steigenden Frequenz derselben ebenfalls im Zunehmen begriffen sey, daß ferner durch die Einrichtung, die Waaren und Lebensmittel, die auf den Bahnhöfen ankommen, von da — nachdem das Abladen und Versteuern schon eine große Verzögerung herbeigeführt hätte — auf Fuhrwerken in die Stadt zu transportiren, einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Geld koste. Diesen Uebelständen will der Autor in der Revue abhelfen durch das, was er Eisenstraßen nennt. Sein Projekt schwebt in der Theorie wie in der Ausführung ein wenig in der Luft, denn seine Eisenstraßen sollen von den Bahnhöfen über die Straßen der Stadt weg nach den Haupt-Geschäftsgegenden, und vorzugsweise nach den Märkten für Lebensmittel, den Hallen, angelegt werden. Diese inneren Bahnhöfe, deren für Paris 25 nöthig sind, bestehen in großen Speichern, die man an den betreffenden Stellen auf die vorhandenen Häuser aufsetzt. Dorthin kommen die Transportgüter in einem Zuge von ihrem ersten Verladungsorte, und dort werden sie auch versteuert.

Wir wollen hier nicht näher auf diesen Plan eingehen, dessen Ausführung wohl nützlich seyn mag, aber nicht wahrscheinlich ist, sondern dem Autor nur einige Kuriosa über das Fuhrwesen in Paris nacherzählen, die man vielleicht mit Interesse liest.

In Paris sind zur selben Zeit 148,000 Zugpferde in Thätigkeit. Berechnet man die Unterhaltung eines jeden zu 3 Fr. täglich, so kosten sie jährlich 162,060,000 Fr. Hierzu thue man noch ein Viertel dieser Summe für den Ankauf neuer Pferde, denn da durchschnittlich jedes drei Jahre fungirt, so kommen in einem Jahre 50,000 außer Thätigkeit.

Es werden in Paris täglich 201,054 Personen auf 29,938 Wagen befördert. Von diesen Personen kommen 68,000 auf die Omnibus, deren Anzahl 340 beträgt und von denen jeder täglich im Durchschnitt 200 Passagiere hat. In einem Jahre also würden innerhalb der Stadt 73,381,180 Personen eine Fahrt gemacht haben. Neben diesen Fuhrwerken sind täglich noch 32,321

*) Ejectment, Ausweisung, Vertreibung, ist im eigentlichen Verstande der Prozeß, der dazu angewendet wird, um dem Eigenthümer ein ihm rechtswidrig vorenthaltenes Besitzthum wiederzugeben.

Transportwagen, also im Ganzen 62,239 Wagen im Gange. Nun bilden die Straßen von Paris eine Längenausdehnung von 125 Lieues, die fahrenden Wagen aber, an einander gereiht, eine von 75 Lieues. Die bei weitem kleinere Hälfte des vorhandenen Raumes also ist nur frei. Hierbei bedenke man die Enge der Straßen und die ungeheure Anzahl der Kreuzwege, und man wird folgende Tabelle der Unglücksfälle durch Ueberfahren oder Umwerfen noch sehr günstig finden.

Im Jahre	1840	wurden	394	Personen verwundet,	14	getödtet.
"	1841	"	412	"	17	"
"	1842	"	338	"	40	"
"	1844	"	444	"	31	"
"	1846	"	443	"	35	"

Mit Besorgniß muß man also dem wachsenden Straßenverkehr in Paris entgegensehen; denn, wenn Paris, was mehr als wahrscheinlich ist, einmal die Einwohnerzahl Londons erreicht, wo soll in seinen engen Straßen Alles Platz finden, was hier auf den 150 Omnibus-Dampfschiffen und unzähligen Barken der Themse befördert wird?

Ein Auskunftsmittel ist also nöthig; aber es ist schwer zu glauben, daß man sich bald zu einem energischen entschließen wird, wenn man sich erinnert, wie dem Einführer der Omnibus so große Schwierigkeiten gemacht wurden, daß er das Schicksal des Errichters der Lebensversicherungs-Gesellschaften theilte. Beide nämlich sind darüber vor Gram gestorben.

Mannigfaltiges.

— **Hamburgs Handel in den unter britischer Hoheit stehenden Häfen.** Wir haben im vorletzten Blatte des Magazins in einem nach den „constitutionellen Jahrbüchern" zusammengestellten kleinen Artikel auf die Zurücksetzungen hingewiesen, die sich der Handel Hamburgs in den meisten europäischen und nicht-europäischen Häfen gefallen lassen muß. Man wird vielleicht glauben, daß England, wo man jetzt so freigebig gegen andere Länder mit Zumuthungen freien Handels ist, gegen Hamburg, das diesen Zumuthungen von jeher entsprochen und das bereits zur Zeit des mächtigen Hansabundes die englischen „Adventuriner" in etwas bundeswidriger Weise begünstigt hat, minder streng, als andere, früher nicht so begünstigte Handelsvölker seyn werde. Dies ist jedoch keinesweges der Fall. Nach der gedachten Abhandlung wird Hamburg in den englischen Häfen nicht besser behandelt, als diejenigen Länder, die Englands Navigationsakte durch eine eigene vergolten haben, wovon Folgendes einen Begriff geben mag: Die Hamburgischen Schiffe dürfen die wichtigsten europäischen Export-Artikel aus einem fremden Hafen — mit Ausnahme des Lübeckischen und Bremischen — nach Großbritanien nur dann zur Consumtion ausführen, wenn jene Artikel in den Hansestädten oder im Zollverein produzirt oder fabrizirt sind, nach den britischen Kolonieen aber nicht aus einem fremden Hafen (also auch nicht einmal aus Lübeck oder Bremen). Ferner ist es ihnen nicht gestattet, transatlantische Produkte, weder aus dem Ursprungslande, noch aus dem eigenen, noch aus irgend einem anderen Lande, nach Großbritanien zur Consumtion zu importiren. Sodann ist ihnen die Frachtfahrt zwischen britischen Häfen, seyen sie in Großbritanien selbst oder dessen Kolonieen belegen, verboten, und endlich ist es ihnen untersagt, andere von den enumerated articles, als die in den Staaten des deutschen Bundes oder innerhalb des Zollvereins erzeugten, aus den Hansestädten und den Häfen zwischen Weser und Elbe in die britischen Kolonieen einzuführen. Da neben den vom Parlamente auferlegten Zöllen, welche für die nordamerikanischen, westindischen, südamerikanischen Kolonieen und die Insel Mauritius eingeführt sind, in den Kolonieen noch sogenannte Kolonialzölle gelten, so ist das britische Produkt im Verhältniß zum ausländischen theils zollfrei, theils sehr niedrig besteuert, welche Begünstigung auch die aus britischen Häfen eingeführten Güter, wenn sie dort eine Zeit lang gelagert worden, genießen. Dadurch, daß diese Bestimmungen durch die hanseatische Convention mit Großbritanien nicht alterirt werden, ergiebt sich in dem Verkehr mit den britischen Kolonieen eine Begünstigung des englischen Handels und englischer Industrie, was die Einfuhr deutscher Industrie-Erzeugnisse sehr erschwert. In den eigentlichen Kolonialbesitzungen der britischen Regierung ist der die fremde Flagge drückende Differentialzoll aufgehoben, aber nicht in den Präsidentschaften Kalkutta, Bengalen, Madras, Bombay, in Malakka, der Prince-of-Wales-Insel und in Singapuhr. Nach einer Verfügung der ostindischen Regierung vom 2. Dezember 1839 ist die dortige Ein- und Ausfuhr den beschränkenden Bestimmungen der britischen Navigationsakte nur insofern unterworfen, als überall der Handel zwischen allen außereuropäischen und den britischen Häfen den fremden Schiffen untersagt ist. Zwischen nichtbritischen Häfen und den Besitzungen der O. J. Compagnie können hanseatische Schiffe unbehindert hin- und herfahren; in den Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay hindern dies aber die Differenzzölle, welche sich verdoppeln, wenn die Ein- oder Ausfuhr durch nichtbritische Schiffe geschieht (in Madras von 8 auf 16 pCt.), während in Malakka und der Prince-of-Wales-Insel gar keine Zölle existiren.

— **Die Völker des Erdballs.** Bei dem herannahenden Weihnachtsfeste ist es gewiß an der Zeit, auf das unter diesem Titel erschienene Werk, von welchem im vorigen Jahre der erste und ganz kürzlich der zweite Band herausgekommen, Aeltern und sonstige Jugendfreunde aufmerksam zu machen. Es kann kaum ein für das heranwachsende Geschlecht unterhaltenderes [...] gleich belehrenderes Buch geben, als dieses reich ausgestattete Werk, [...] der bekannte Geograph, Herr Dr. Heinrich Berghaus, die [...] Völker des Erdballs nach ihren Eigenthümlichkeiten in Regierung[...] ligion, Sitte und Tracht geschildert hat, welche Eigenthümlichkeit[...] erläutert sind durch 130 kolorirte Abbildungen, die sich von den [...] Holzschnitten unserer sogenannten Illustrationen sehr vortheilhaft [...] Die Farbenpracht dieser Bilder ist mitunter wahrhaft verschwenderisch, [...] jedoch die künstlerische Wahrheit und den guten Geschmack verletzen[...] allen Erzeugnissen dieser Art nachzurühmen, welche aus den Werkstä[...] scher Künstler, die auch diese Arbeiten gezeichnet und kolorirt habe[n, her]vor[ge]gehen. Herr Karl Muquardt, der thätige und umsichtige Ver[...] lagsbuchhändler in Brüssel, hat bereits mehrere ähnliche Werke in [...] mit belgischen Künstlern publizirt, und da er, durch die Lage seines [...] ortes begünstigt, die artistischen Ausschmückungen gleichzeitig zu [...] verschiedenen Sprachen (deutsch, französisch, englisch und italiänisch [...] den kann, so sind auch die bei ihm erschienenen illustrirten Bücher [...] nisse zu der damit verbundenen Pracht wohlfeiler, als es sonst mög[lich] würde. Wir bemerken nur noch, daß der erste Band die Völker des [...] schen Menschenstammes, die amerikanischen und die malayischen Völ[ker ...] drei Welttheile, umfaßt, während der zweite den beiden übrigen [...] dem passivsten und dem aktivsten auf der Stufenleiter der Kultur, [...] Europa, gewidmet ist. Die dem Ganzen vorangeschickten einleit[enden Be]trachtungen über die Einheit und die Verschiedenheiten des Menschenge[schlechts,] über die Racen-Unterscheidungen und die Sprachenvertheilung auf [...] so wie über das Alter der menschlichen Kultur überhaupt, werden au[ch ...] für sich und ohne Rücksicht auf den von bildlichen Erläuterungen [...] Text ein großes Interesse für die Jugend haben.

— **Neuer Dampfmesser für Dampfkessel.** Ein Engländ[er, Na]mens Smith, hat kürzlich ein Instrument erfunden, welches mittelst ei[nes Zei]gers an einer Tafel beständig angiebt, mit wie viel Pfunden der Dam[pf ...] den Quadratzoll drückt. Die Tafel kann selbst weit vom Kessel an [...] deren Stelle angebracht werden. Der ausgezeichnete englische Ingenieur [Ste]phenson, welchem dieser Apparat gezeigt wurde, hat sich in einem Brie[fe an] die Daily News sehr schmeichelhaft darüber geäußert, indem er den Dam[pf]messer für unfehlbar erklärt. Es läßt sich sonach durchaus nicht annehmen, [daß] hier von einer Uebertreibung die Rede ist, sondern man darf vielmehr [...] ten, daß ein höchst wichtiges Problem beim Gebrauch der Dampfmaschinen, nämlich hinsichtlich ihrer Sicherheit, seine Lösung gefunden hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Donnerstag den 16. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Neueste Nordpol-Expedition der Hudsonsbai-Compagnie.

Im Juli 1846 schickte die Hudsonsbai-Compagnie eine Expedition unter dem Befehl des Dr. John Rae vom Fort Churchill in die Hudsonsbai in der Absicht aus, den unerforschten Küstentheil an der Nordost-Ecke des amerikanischen Kontinents aufzunehmen. Dieselbe hatte den Erfolg, als Thatsache festzustellen, daß Boothia-Felix, welches (1831) von Cap. Roß auf seiner zweiten Reise entdeckt und diesen Namen zu Ehren Felix Booth's, der die Kosten der damaligen Expedition hergegeben, erhalten hatte, eine Halbinsel sey und demnach die bisher angenommene Durchfahrt zwischen dem Festlande und Boothia-Felix auf Einbildung beruhe. Folgender Bericht des Führers der Expedition an die obengenannte Compagnie, vom 21. September 1847, liefert die Details der, gleich allen Expeditionen in diesen Polarmeeren, sehr mühselig gewesenen Reise und einige für die geographische Wissenschaft nicht unwichtige Ergebnisse:

„Die unter meinem Befehl stehende Expedition verließ am 5. Juli 1846 Churchill in der Absicht, die amerikanische Küste zwischen der Dease- und Simpsonsstraße*) und der Fury- und Heklastraße so weit als möglich zu verfolgen, und kehrte am 6ten d. M. wohlbehalten an Ort und Stelle zurück, nachdem sie, auf einer Frühlingsreise über Eis und Schnee, die Küste von der Lord-Mayorsbay des John Roß bis auf acht oder zehn (engl.) Meilen von der Fury- und Heklastraße aufgenommen und so den Beweis geliefert hatte, daß der treffliche Seemann mit vollem Recht Boothia-Felix für einen Theil des amerikanischen Kontinents ansah. Nach unserer Abfahrt von Churchill wurde das Schiffsvolk in bestimmte Wachen getheilt, um Tag und Nacht, sofern es das Wetter zuließ, segeln zu können. Am 23sten kamen wir nicht ohne Schwierigkeit von der Südseite zur Nordseite der Mündung des Wagerstromes; und indem wir nach der Repulse-Bai steuerten, fuhren wir um das Kap Hope am 24sten und segelten die Nacht hindurch bis auf acht Meilen von der Spitze der Bai, wo wir unter dem Schutze einer kleinen Insel auf ein paar Stunden vor Anker gingen. Am 25sten, 3 Uhr Nachmittags, fuhren wir in die Gibsons-Bucht ein. Aus einer Karte, die ein Mitglied unserer Gesellschaft gezeichnet hatte, folgerte ich, daß das Polarmeer im Westen der Melville-Halbinsel nur vierzig Meilen nordnordwestlich entfernt liege, und daß sich über einen Raum von 35 Meilen tiefe Seen ausdehnten. Demnach brauchten wir unser Boot nur fünf Meilen über's Land zu ziehen, während ich mich, selbst bei einer viel größeren Entfernung, vorzugsweise für dieses Verfahren entschieden hätte, statt den Weg um die Fury- und Heklastraße zu nehmen. Nachdem wir die Boote abgeladen und eines derselben mit dem größeren Theile der Ladung in Sicherheit gebracht hatten, ward das andere einen reißenden, schmalen Fluß hinaufgezogen, der aus einem der Seen, die wir zu passiren hatten, abfloß. Am 27sten erreichten wir den See, welcher sechs Meilen lang war, während die Breite von einer halben Meile bis 300 Schritt variirte, die Tiefe aber bisweilen 30 Faden betrug. Nachdem wir mehrere Seen durchschnitten hatten und über sechs Tragstationen (portages) gekommen waren, erreichten wir am 1. August einen seichten Fluß von nordwestlicher Richtung. Wir folgten demselben und gelangten so, 5 Uhr Nachmittags, unter 67° 12′ nördl. Br. und 87° 30′ westl. L. (Greenwich) zum Meere.

„Am Morgen des 2ten trugen wir das Gepäck eine Meile weiter den Strom hinab und schleppten darauf unser Boot mit vieler Mühe über einige Untiefen. Wir waren jetzt in einem wenige Meilen großen Salzwasser-See flott und steuerten auf die einzig sichtbare, nördlich gelegene Oeffnung zu. Elf Meilen weit folgten wir der Küste und kamen dann zu einer jähen Felsenspitze, welche Point-Hargrave genannt wurde. Um 11 Uhr Vormittags, am 3. August, fuhren wir um ein hohes, steiles Kap, welches nach der Gemahlin von Sir John Henry Pelly, Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie, benannt wurde. Es liegt unter 67° 27′ nördl. Br. und 87° 40′ westl. L.

„Mit großer Anstrengung rückten wir noch drei Meilen weiter vor, wurden aber dann so vom Eise eingeschlossen, daß wir weder vorwärts noch rückwärts konnten. Die Küste behielt noch immer ihre nordwestliche Richtung und bot eine Reihe flacher, morastiger Landspitzen, mit Buchten untermischt, dar. Am 5ten erhob sich ein frischer Wind von der Küste her, blieb jedoch ohne Wirkung auf das Eis. Ich beschloß deshalb umzukehren und wo möglich nach der Melville-Halbinsel zu fahren, um deren Küsten bis zur Fury- und Heklastraße zu verfolgen. Indem wir das Eis theils entzweihieben, theils bei Seite stießen, glückte es uns nach großer Anstrengung, unser Boot durch weniger dicht angehäuftes Eis hindurchzubringen.

„Während wir abgesperrt waren, war das Wetter so nebelig gewesen, daß keine Beobachtungen von einiger Bedeutung angestellt werden konnten. Unsere Kleider waren die ganze Zeit über entweder ganz durchnäßt oder doch feucht gewesen; das Brennmaterial war fast verbraucht, und mit vieler Mühe fanden wir trinkbares Wasser. Nachdem wir uns bis auf eine oder zwei Meilen jenseits Point-Hargrave durch das Eis gearbeitet hatten, schien das Wasser so weit eisfrei zu seyn, um nach der Halbinsel Melville, deren nächster Punkt etwa zehn Meilen gerade nordöstlich lag, übersetzen zu können. Wir bewerkstelligten die Ueberfahrt in 5 Stunden, während sich der Regen, von Donner und Blitz begleitet, in Strömen ergoß und der Wind von Südwest nach Osten sich gewandt hatte. Regen und dichter Nebel hielten die ganze Nacht vom 6ten zum 7ten an, bis des Morgens um 6 Uhr ein frischer Wind den Nebel zerstreute. Sobald das Wetter wieder heller wurde, brachen wir auf, rückten indeß nur sehr langsam weiter vor, so daß wir in vier Stunden eben so viele Meilen zurücklegten. Am 8ten früh wurde es still, und so gering war die Wirkung des letzten starken Windes gewesen, daß das Eis uns beinahe eingeschlossen hätte, bevor wir unsere Anker heraufbekamen. Das Boot konnte hier nicht in Sicherheit gebracht werden, so daß ich mich entschloß, zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren und dort eine günstige Veränderung abzuwarten. Ein leichter Wind begünstigte unseren Rückzug, allein das Eis folgte uns dicht auf dem Fuß, und ehe wir eine halbe Stunde in Sicherheit waren, war jede offene Stelle des Wassers mit Eis angefüllt. Ich beabsichtigte nun, nach der Repulse-Bai hinüberzugehen, um zu sehen, wie die dort zurückgelassenen Leute mit den Anordnungen für den Winter zu Stande gekommen wären. Nachdem ich drei Mann zur Beaufsichtigung des Schiffes zurückgelassen, brach ich am 19ten mit den drei anderen auf und erreichte am folgenden Tage, 3 Uhr Nachmittags, den Ort unserer Bestimmung.

„Nach reiflicher Ueberlegung entschied ich mich, vor der Hand alle Hoffnung auf eine Vermessung aufzugeben. Am 11ten wurden die übrigbleibenden sechs Leute, während ich einen zur Bewachung der Vorräthe zurückbehielt, abgeschickt, um das Boot herüberzuschaffen. Nach einer Fahrt von nur zwei Tagen kehrten sie am 15ten zurück. Hierbei waren zwei Eskimo's, theils um ihnen behülflich zu seyn, theils als Führer zu dienen, mitgegangen. So wurden drei Tragstationen vermieden, und man hatte zugleich den Vortheil eines recht günstigen Windes auf den Seen. Für ihre guten Dienste wurden die Eskimo's freigebig belohnt. Alle Hände hatten nun vollauf zu thun, die Vorbereitungen für einen langen und kalten Winter zu treffen. Ein Haus zu bauen, war das, woran wir zuerst dachten, und da es an Holz mangelte, wurden an gelegener Stelle, in der Nähe der See, Steine gesammelt. Am 2. September war unser Haus eingerichtet. Es hatte eine Länge von 20 Fuß bei einer Breite von 14 Fuß; vorn war es 7½, hinten 5½ Fuß hoch. Das Dach wurde aus Wachsleinwand und Wallroßfellen gebildet, während Maste und Ruder die Stelle des Sparrwerks vertraten. Die Thür bestand aus einer über einen hölzernen Rahmen gespannten Thierhaut. Es wurde Fort Hope genannt und befand sich unter 66° 32′ 16″ nördl. Br. und (in Folge vieler Mond-Berechnungen) 86° 53′ 51″ westl. L. Die Declination der Magnetnadel am 30. August 1846 betrug 52° 50′ 20″ nach Westen; die Inclination 88° 14′ und die mittlere Zeit von 100 senkrechten Schwingungen in der Declinationslinie 226″. Der Winter war überaus streng, und zwar in solchem Grade, daß wir oft mehrere Tage lang uns nicht 150 Schritt von Hause entfernen konnten. Gegen Ende Februar begannen wir die Vorbereitungen für unsere Frühlingsreise.

„Am 5. April verließ ich Fort Hope mit drei Matrosen, dem Eskimo Ibilschuk und dem Sohne Auglubuck's als Dolmetscher für Letzteren. Auf zwei Schlitten, jeder mit vier Hunden bespannt, wurden unsere Betten und Vorräthe gebracht. Zwei Tage lang ging unser Weg wie im vergangenen Herbst durch die Seen. Am 7ten, zwei Meilen vom Meere, zogen wir quer über das Land nach Westen und erbauten unser Schneehaus auf einem kleinen See, vier Meilen von Point-Hargrave. Da dies der letzte Süßwassersee war, den wir vermuthlich auf einige Tage sehen sollten, so wurden unsere Schlitten wieder mit Eis gefüllt. Ein heftiger Gegenwind mit dichtem Schneetreiben ließ uns am 8ten nicht vorrücken, doch kamen wir bis sieben Meilen über Kap Lady Pelly, ehe wir Halt machten. Der 9te ließ sich gut an, auch war das

*) Dease und Simpson hatten bekanntlich 1837—39 ebenfalls auf Kosten der Hudsonsbai-Compagnie eine Entdeckungsreise in diese Polargegenden unternommen, die von mancherlei Erfolgen begleitet war, jedoch gerade über Boothia-Felix noch Manches im Unklaren ließ, indem sie die Meinung von der Meerenge im Süden dieses Landes bestätigten.

Eis nicht so stark als am vorigen Tage; allein unsere Hunde fingen an, uns im Stich zu lassen, so daß wir einen, der ganz unbrauchbar geworden, todtschießen mußten. Am 10ten gegen Mittag befanden wir uns einer runden Landspitze gegenüber, welche Kap Weynton genannt wurde. Wir richteten jetzt unseren Weg quer durch eine Bucht, welche sechs Meilen tief und zehn Meilen breit war. Zu Ehren des Unterstatthalters der Compagnie erhielt sie den Namen Colville. Die Nordspitze der Bai, welche wir am folgenden Vormittag erreichten, wurde Beaufort genannt, nach dem gelehrten Hydrographen der Admiralität. Unser nächster Lagerort war in der Keith-Bai, unter 66° 17' nördl. Br. und 88° 22' westl. L. Hier nahm die Küste eine scharfe Wendung nach Osten, und unser Eskimo theilte mir mit, daß, wenn wir nordwestlich über Land zu einer großen, früher von ihm besuchten Bucht führen, die Entfernung bedeutend abgekürzt würde. Ich beschloß, dem Vorschlage zu folgen, und verließ am 12ten Morgens die Küste. Am 13ten, da es sehr stürmisch war, während das Thermometer 21° (Reaum.) unter Null zeigte, kamen wir an die steilen, morastigen Ufer der von unserem Führer erwähnten, Akkuligawiak genannten Bucht an. Da die Hunde jetzt beinahe nicht zu brauchen waren, beschloß ich sie mit einigen Leuten, nebst dem Eskimo, hier zu lassen, damit sie sich wieder stärkten, während ich mit zwei Mann den übrigen Theil der unerforschten Küste zu verfolgen fortfuhr. Am 16ten war es so stürmisch, daß wir nicht über die Bucht fahren konnten, aber am 17ten frühmorgens versuchte ich der Küste bis zu einem von Sir John Roß aufgenommenen Punkte zu folgen, da es mir zur Gewißheit wurde, daß der berühmte Entdecker Boothia-Felix ganz richtig als einen Theil des amerikanischen Kontinents bezeichnet habe. Wir folgten dem Lande, so weit es sichtbar war, genau nach Nord-West. Das Wetter war schön, aber kalt, und da das Eis eben war, brachte uns ein tüchtiger Marsch von siebzehn Meilen zu der Landspitze, bei welcher wir zur gehörigen Zeit eine Meridian-Beobachtung der Sonne vornehmen wollten. Das Kap Berend liegt unter 69° 4' 12" nördl. Br. und 90° 0' 35" westl. L., besteht ganz aus Granit und ist zum Theil mit Moos bedeckt. Dreizehn Meilen jenseits desselben kamen wir an zwei schmale Stellen in der kleinen Bucht. Die Küste zog sich noch immer nach Nord-West, doch wir waren am 18ten noch nicht mehr als vier Stunden gewandert, als sich die Küste scharf nach Osten umwandte. Wir hatten die Westseite einer tiefen Bucht verfolgt, welche Halkett-Bai genannt wurde.

„Da wir jetzt der Lord-Mayors-Bai nahe seyn mußten, so schlug ich quer über das Land eine beinahe nördliche Richtung ein und hatte Mittags, als wir einen beträchtlichen See passirten, 69° 26' nördl. Br. erreicht. Drei Meilen weiter kamen wir zu einem anderen See, und da sich das offene Meer noch nicht zeigte, befahl ich meinen Begleitern, eine Schneehütte zu bauen und auf Lebensmittel bedacht zu seyn, während ich die Küste suchte.

„Nach 20 Minuten gelangte ich zu einer etwa ¼ Meile breiten Bucht, fand mich aber, als ich sie drei Meilen weit verfolgt, wiederum durch Land gehemmt. Ich bestieg einige hohe Felsen, von denen ich eine gute Aussicht hatte, und glaubte in der gewünschten Richtung rauhes Eis zu unterscheiden. Mit erneuerter Hoffnung brach ich schnell auf, watete durch tiefen Schnee, klomm über Felsen und starkes Eis, bis ich eine Anhöhe in der Nähe des Ufers erreichte. Von meinem Standpunkte erblickte ich, so weit das Auge tragen konnte, das eisbedeckte, inselerfüllte Meer. Die Lord-Mayors-Bai lag vor mir, und die Inseln waren die nämlichen, welche von John Roß „Söhne der Geistlichkeit der schottischen Kirche", genannt wurden. Der Isthmus, welcher das Land nach Norden mit Boothia-Felix verbindet, ist nur eine Meile breit und scheint, nach den vielen Steinzeichen zu urtheilen, ein Lieblingsort der Eingebornen zu seyn. Er befindet sich unter 69° 31' nördl. Br. und 91° 29' 30" westl. L.

„Am folgenden Morgen nahmen wir von den entdeckten Gebieten mit den üblichen Förmlichkeiten Besitz und kehrten dann zurück, wobei wir möglichst denselben Weg wie früher beibehielten. Alle gesund und wohlbehalten, nur schwarz wie die Mohren, in Folge der Frostschäden und des Oeldampfes, erreichten wir am 5. Mai die Repulse-Bai. In unseren Winterquartieren war Alles gut gegangen. Noch war uns die Westküste der Halbinsel Melville zu untersuchen übrig, weshalb ich am Abend des 13. Mai aufbrach, um mit vier auserlesenen Leuten bei Nacht zu reisen. Unsere Richtung nach dem Meere war fast genau nördlich, durch eine Kette Seen, und am 16ten errichteten wir unsere Schneehütte am Kap Thomas Simpson, unter 67° 19' 14" nördl. Br. und 87° westl. L., eine Felsenspitze, die ich vorigen Herbst zu Schiffe besucht hatte. Von hier schickte ich drei Leute, welche nicht mehr aushielten, nebst einem Hundeschlitten, der uns so weit Hülfe geleistet hatte, zurück. Da uns die Hunde auf der letzten Reise wenig geholfen hatten, nahm ich jetzt keine mit. Am Abend des 16ten verließen wir unsere Schneehütte, rückten indeß in der ersten Nacht nur zwölf Meilen vor. Am 17ten setzten wir über eine 18 Meilen breite Bucht und lagerten uns an deren Nord-Ende. Diesem gegenüber, 2 Meilen von der Küste, breitet sich eine große Insel aus, welche nach Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Wales benannt wurde. Eine kleine, südlich davon gelegene Insel bekam den Namen Sabine-Insel. Der allgemeine Zug der Küste war Nord-Nord-Ost, die Hügel an der Küste hoch und steil. Am 20sten wurden wir durch stürmisches Wetter am Kap Lady Simpson, einer langen Spitze, unter 68° 10' nördl. Br. und 85° 33' westl. L. aufgehalten. Wir fuhren um die Selkirk-Bai (nach dem Grafen Selkirk so genannt) am 21sten, und nachdem wir über viele kleine Landspitzen und Buchten gekommen waren, machten wir endlich auf einer Insel Halt, die uns zuerst als Festland erschienen war. Unsere Schneehütte wurde am 25sten, unter 68° 48' nördl. Br. und 85° 4' westl. L., bei einem kleinen Flusse errichtet, der, wie alle anderen von uns überschrittenen, bis auf den Grund gefroren [illegible] zwei Leute zurück, welche zu fischen und zu jagen versuchen sollten [illegible] mit den übrigen über die Parry-Bai, wobei wir viele Insel[illegible] Nachdem wir 20 Meilen in gerader Linie gemacht, lagerten wir [illegible] indeß unsere Vorräthe fast erschöpft waren, konnte ich nur noch [illegible] Tagereise weiter nördlich vorrücken und mußte in derselben Nacht [illegible] jetzigen Quartieren zurückkehren. Unter Zurücklassung des Einen [illegible] dem Anderen auf. Der Schnee fiel stark und machte das Gehen [illegible] schwerlich. Nachdem wir 10 Meilen marschirt, wandte sich das [illegible] nach Osten, doch konnte ich bei dem trüben Wetter nicht erkennen [illegible] es sich in dieser Richtung fortzog. Als wir hier eine Stunde gewartet, klärte sich das Wetter auf, und ich gewahrte, daß wir uns an [illegible] einer beträchtlichen Bai befanden, und konnte die Küste nach [illegible] 12 Meilen weiter verfolgen. Der entferntesten sichtbaren Spitze (69° 42' nördl. Br., 85° 8' westl. L.) gab ich den Namen Kap [illegible] Land, wo wir uns befanden, wurde Kap Crozier, und die [illegible] liegende Bucht Parry-Bai genannt. Da wir den Versuch, die [illegible] Heklastraße, von welcher Kap Elliot nur ein paar Meilen entfernt [illegible] zu erreichen, aufgeben mußten, kehrten wir um und trafen nach [illegible] wieder unsere Gefährten. Am Morgen des 30sten langten wir [illegible] Schneehütte vom 25sten an. Die dort Zurückgelassenen waren wohl [illegible] gemagert, da sie außer zwei Murmelthieren nichts Eßbares gefangen [illegible] schossen hatten. Wären wir zwölf Stunden länger ausgeblieben, so [illegible] ein Stück Leder gekocht. Nichts Wichtiges stieß uns bei unserer Rück[illegible] Am 9. Juni kamen wir zu Fort Hope nach einer Abwesenheit von 27 Tagen.

„Während des übrigen Aufenthalts an der Repulse-Bai waren [illegible] Herbeischaffung von Speise, Einsammlung von Vorräthen und [illegible] der Boote beschäftigt. Das Eis brach in der Bai am 11. August [illegible] Folgenden Tages, nachdem wir unseren wackeren Freunden Lebewohl [illegible] verließen wir unsere öden Winterquartiere. Gegenwinde und heftige [illegible] ließen uns nur langsam weiter kommen, so daß wir Churchill [illegible] 31. August nicht erreichten. Wir wurden im Churchill-Fluß durch heftige [illegible] bis zum 3. September zurückgehalten, wo die Witterung milder wurde [illegible] wir unsere Reise nach der Faktorei York fortsetzen konnten. Hier [illegible] erst am 6ten Abends an."

Texas.

Aus den Tagebüchern eines Deutschen in Texas.

(Fortsetzung.)

Am ersten Tage unserer Reise kamen wir nur noch 10 texanische Meilen vorwärts, bis Pine-Point (Fichten-Spitze), einer Farm (Meierei), deren Besitzer ein Boarding-House (Wirthshaus) hat, das zwar nur von Holz ist, in welchem aber ganz fein, mit silbernen Messern und Gabeln, gespeist [illegible] Als wir unsere Pferde abgesattelt und angebunden hatten — denn jeder [illegible] uns hatte einen 25 Ellen langen Strick für sein Pferd am Sattel [illegible] wurde uns Wasser zum Waschen der Hände und dann eine Flasche mit [illegible] (Branntwein) und Wasser gebracht. Zum Abend gab es das erste Mais[illegible] süße Kartoffeln, Schwein- und Rindsbraten, Kaffee und Thee, [illegible] saure Milch. Das Maisbrodt wird immer frisch und noch ganz warm [illegible] Es schmeckte mir köstlich; doch kaum hatte ich mich zu Bett gelegt, so [illegible] ich Kolik, Fieber, Diarrhoe und Erbrechen, und war die ganze Nacht [illegible] so krank, daß ich eine Unterleibs-Entzündung befürchtete und schon [illegible] letzte Stunde sey gekommen, denn hierzulande geht es mit den [illegible] Regel sehr schnell, besonders wenn es neue Ankömmlinge sind. [illegible] fand sich indeß Schlaf ein, und als wir früh aufstanden, war ich [illegible] und konnte weiter reisen. Unsere Gefährten lachten und meinten, [illegible] sehr gesund gewesen und werde mir trefflich zu statten kommen, [illegible] habe sich selbst geholfen durch diese Krisis. In der That war es so, [illegible] in einem Strich einen Ritt von 24 Meilen, ohne vom Pferde zu steigen, [illegible] fühlte mich ganz frisch und munter. Vor unserem Abreiten besah ich [illegible] unsere Herberge. Es war, wie gesagt, ein Haus von Brettern, ohne [illegible] nur mit Thüren; nicht weit davon eine Brettschneide, welche durch [illegible] werk von sechs Pferden in Bewegung gesetzt wurde. Die Stallungen [illegible] den aus einer Einzäunung, in der Mitte ein Schuppen, von allen Seiten offen, nur ein Dach darüber, unter welchem sich die Krippen befanden. [illegible] lagerten Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine. Das [illegible] was wir des Morgens genossen, war Gin mit Wasser; dann gab es [illegible] und Fleisch, so wie am Abend, mit süßen Kartoffeln und Maisbrodt; [illegible] letzteren Artikel aber waren mir in Folge meines Erkrankens so [illegible] worden, daß ich noch bis heute nicht wieder davon gegessen habe. [illegible] Wirthin, die eine große blaue Brille trug, mußte früher eine [illegible] wesen seyn; ihr erster Mann war von seinem Neger erschossen worden.

Nach dem Frühstück wurde gesattelt, und nun ging es in die große Prairie. Als wir bis 1 Uhr geritten waren, sahen wir mitten in der Prairie [illegible] nes Haus, Koenreland genannt, umgeben von einigen Bäumen. Es ist [illegible] Farm, sondern nur ein Boarding-House, das aber sehr gute Geschäfte [illegible] Hier aßen wir Mittag und ritten um 4 Uhr weiter. Wir machten noch 16 Meilen, bis an den Brazos-Bottom (Thal des Brazos-Flusses). Hier blieben wir die Nacht bei einem Amerikaner. Ein herrlicher Morgen am folgenden Tage zeigte mir die ersten schönen Bäume, die erste romantische Gegend [illegible]

den Brazos-Bottom. Nach einem Ritt von 6 Meilen kamen wir an den Brazos-Fluß selbst und wurden auf einer Fähre übergesetzt. Am anderen Ufer fanden wir einen deutschen Schmied etablirt, der neben seiner Schmiede auch Wein, Kaffee, Zucker, Lichte, Salz und allerhand Spirituosa führt. Hier tranken wir eine Flasche Rothwein, die meinem noch angegriffenen Magen sehr wohl that. Nun wurden vor dem Essen abermals durch eine endlose Prairie, in welcher kein Baum uns Schatten gab, 26 Meilen bis zu einem Amerikaner zurückgelegt. Nachmittags ward bei einem ehemaligen Pastor aus Mecklenburg, Namens Fuchs, eingesprochen, einem Freunde Hoffmann's von Fallersleben und höchst gebildeten Manne, der hier mit seiner Familie als harmloser Farmer lebt. Wir verplauderten bei ihm eine recht angenehme Stunde und lernten auch einen Herrn v. Redern kennen, der bei Industry eine Farm nebst Sägemühle hat. Dann ging es wieder weiter. Unser Danziger Freund machte noch einen anderen Abstecher und trennte sich hier von uns, wir drei Uebrigen aber ritten bis um 10 Uhr durch Waldung beim schönsten Mondschein immer fort und legten noch 16 Meilen zurück. Bei einem Amerikaner, einem sehr wohlhabenden Manne, der 16 Neger besaß und eine Baumwollen-Pflanzung hatte, hielten wir unser Nachtlager. Am anderen Morgen passirten wir eine schöne Waldpartie und kamen durch die Stadt Industry. Jedes mittelmäßige Dorf in Niederschlesien ist übrigens besser als eine solche Texaner-Stadt. Dann kehrten wir am Mill-Creek bei Herrn Fortram ein, einem Freunde unseres Reisegefährten vom Mainzer Verein. Er ist ein Deutscher aus Elberfeld, lebt schon 16 Jahre hier, hat eine Amerikanerin zur Frau und steht, wie es scheint, in bedeutendem Ansehen. Bei ihm hatten sich die Grafen Boos-Waldeck und Leiningen aufgehalten, er war mit ihnen zum Kongreß in Washington gewesen, hatte für sie die 4444 Acker Land gekauft, auf dem nun die Plantage Nassau gegründet ist, und daselbst die Wohnung gebaut und die Neger angeschafft. Mit dem Prinzen von Solms-Braunfels aber hatte er sich veruneinigt, und zwar angeblich aus Anlaß des Umstandes, daß er seine sieben Kinder nicht hat taufen lassen. Gegenwärtig hat er die Administration von Nassau mit den 20 Negern, welche dort leben. Nassau gehört zum Eigenthum des Mainzer Vereins. Nach dem Essen ritt er mit uns dorthin; es war nur 5 texanische Meilen entfernt. Ich hatte geglaubt, es sey eine Stadt, da es auf der Karte ziemlich groß gedruckt ist, aber ich fand nur ein ziemlich gut gebautes Haus auf einer Anhöhe mit freundlicher Aussicht und Gartenanlagen; zur Seite einige kleine Gebäude für die zur Bedienung bestimmten Neger und außerdem ein sehr stattliches geheimes Gemach, das erste, welches ich überhaupt in diesem Lande gesehen. Ungefähr tausend Schritt von dem Wohnhause ist die eigentliche Plantage, dort sind auch die anderen Negerhütten (Cabins), die Ställe und Schuppen. Das Baumwollenfeld stand recht schön; daneben waren versuchsweise 10 Acker Landes mit Zuckerrohr bepflanzt. Freund Dressel, unser Reisegefährte, der Finanzier des Vereins, hatte mit dem hiesigen Vereins-Beamten, Herrn Benner aus Waldeck, der schon seit der Expedition des Prinzen von Braunfels hier lebt, Geschäfte abzumachen, wir wurden daher von Letzterem, einem sehr freundlichen jungen Mann, eingeladen, auch zur Nacht zu bleiben. In seiner Begleitung und mit Herrn Dressel, der über Ruthersville und La Grange nach Neu-Braunfels ging, ritten wir am 14ten bei guter Zeit ab. Mitten im Walde trafen wir ein noch neues Blockhaus, das als Schule benutzt wurde. Der Herr Professor war ein Deutscher aus Oberschlesien, der studirt hatte und nun seit anderthalb Jahren hier in Texas ist, wo er in der ersten Zeit als Zimmermann zu Galveston gearbeitet, dann als Knecht bei einem Farmer im Lande gewesen und dabei Englisch gelernt, bis er am Ende ein Collége, wie sie es hier nennen, errichtete. Er hat Zöglinge von 7 bis zu 20 Jahren, Deutsche und Amerikaner. Die Letzteren besuchen in der Regel erst zwischen 16 und 20 Jahren die Schule. Nach viertägigem Ritt langten wir denn im Lauf dieses Tages in Ruthersville an, dem einstweiligen Ort unserer Bestimmung.

Ruthersville, eine angehende Stadt, liegt ziemlich hübsch, denn die Gegend ist hier etwas hügelig; aber der ganze Ort besteht erst aus fünf Häusern, und es ist nichts hier zu bekommen, nicht einmal Salz, auch hat die Stadt kein Wasser, man muß dasselbe ein halbe deutsche Meile weit holen, und es ist unsinnig, eine solche Ansiedelnng mit ihren paar hölzernen Baracken eine Stadt zu nennen. Postmeister des Orts ist ein Stellmacher, der für sein Amt 30 oder 40 Dollars Gehalt jährlich bezieht. Natürlich wird nebenbei Gewinn zu machen gesucht. Ueberhaupt liegt das Postwesen hier in Texas noch sehr im Argen; die Texaner selbst klagen darüber, daß die Regierung so wenig in dieser Hinsicht thut. Ein offener Bretterwagen, mit vier Pferden bespannt, fährt über Stock und Stein, das ist die texanische Schnellpost. Sie legt in zwölf Stunden ungefähr vierzig texanische oder zehn deutsche Meilen zurück. Eine texanische Meile (solche sind in diesen Berichten überall gemeint, wo ohne weitere Bezeichnung von Landmeilen die Rede ist) ist etwas länger als eine englische, wird daher so ziemlich einer deutschen Viertelmeile gleichkommen. Das Briefporto in den Vereinigten Staaten ist sehr gering; für 10 Cents kann man einen ziemlich starken Brief von einem Ende der Union zum anderen senden; nur Pakete sind theuer.

Wir wohnen nun hier in Ruthersville einstweilen bei dem besagten Freunde, der mit seiner Gattin und einem Verwandten sich nach Texas übergesiedelt hat und in Gesellschaft des so traurig verunglückten Gefährten unseres Unternehmens schon einige Wochen früher, als wir beiden Brüder, sich direkt hierher eingeschifft hatte. Unser Logis ist ein auf einem Hügel ganz einzeln gelegenes Haus mit freundlicher Aussicht. Tausend bis funfzehnhundert Schritt davon ist die nächste Farm. Das Haus ist von Brettern erbaut, für Texas ziemlich gut, hat aber keine Fenster, sondern bloße Lichtlöcher ohne Rahmen und Glas. Ueberhaupt findet man hier selten Fenster; meistens kömmt das

Licht nur durch die
eigentlich nur zum
dem Vorbau des
hinter dem W
Brunnen, 20
für Kühe u
auch ein
hat kein
stehen
Miet
Sch
vo

sitzen
sind hier in

An Arbeit fe
dem heitersten Muthe
Dame, wäscht, kocht und fe
und wir Männer leisten neben de
die Pferde und das andere Vieh, so wie
waschen und plätten, tragen Wasser herbei, u
offene Burg wird übrigens bei Tag und Nacht v
vieh heimgesucht; bald hat man eine Heerde Schweine auf
so unverschämt sind, daß sie des Nachts bis in die Schlafstube
kommen Ochsen und Kühe, dann unsere Pferde, deren wir fünf haben,
wackere Maulthiere; alle diese Kreaturen verkehren hier mit uns auf sehr ver-
lichem Fuß. Dies liegt aber allein daran, daß um unsere Burg kein Zaun ist, jedes
Thier also freien Intritt hat. Am Morgen nach unserer Ankunft waren meine Billy (der Braune) und der Maulesel auf und davon; wir hatten nämlich die Thiere in der Nacht und auch den Tag über frei umherlaufen lassen, damit sie grasen könnten; die anderen Pferde kannten sie noch nicht, also hatten sie sich nicht zusammengehalten. Es wurde ein paar Tage von uns nach ihnen gesucht, aber vergebens, schon glaubten wir sie verloren; endlich, nach vierzehn Tagen, waren wir nicht wenig überrascht, als ein Mann aus der Umgegend sie uns zuführte, der sie eingefangen hatte. Mit Freuden zahlten wir ihm 6 Dollars für die gewissenhafte Ablieferung; der Verlust hätte uns um 50 Dollars gebracht. Die beiden Thiere hatten sich indessen weidlich genährt und sahen sehr gut aus; der Braune hatte sich zwar den Rücken etwas gescheuert, aber dies heilte bald wieder.

Bei unseren Mahlzeiten bildet auch hier, des Morgens, Mittags und Abends, stets Kaffee die Grundlage; auch Milch wird immer viel dazu getrunken. Das Fleisch ißt man in Texas nur gebraten; nirgends ist mir gekochtes vorgekommen; wir halten es damit eben so. Speck, vor dem man uns in Europa so bange gemacht, habe ich in texanischen Wirthschaften erst ein einzigesmal zu essen bekommen. An Gemüse fehlt es im Innern des Landes noch; dies gab es nur in Galveston. In unserer Gegend bauen die Farmer dergleichen nur wenig, blos im Frühjahr, ausgenommen Kartoffeln, aber von diesen meist die süße Art, die nicht einem Jeden zusagt und bekömmt. Ein vortreffliches Essen sind dagegen die gebackenen Pfirsichen, die man hier in großer Menge hat.

Wer sich aber in Texas die Lebensmittel kaufen muß, dem kommen sie theuer zu stehen. Die kleinste Scheidemünze ist 5 Cent, also $\frac{1}{14}$ Thaler oder etwas über 2 Silbergroschen, denn ein preußischer Thaler wird hier zu 70 Cents angenommen, während der amerikanische Dollar (zu 100 Cents) einen Werth von 1 Thlr. 13—14 Silbergr. hat. In Galveston kostet ein nur etwas ansehnlicher Apfel 5 Cent, eine Cigarre von geringer Qualität eben so viel, die guten 10 Cent, ein Glas Wasser mit Wein oder Gin in den gewöhnlichen Schenken 5 Cent, in den besseren Gasthäusern 10 Cent. Für ein Frühstück zahlt man in einem Boarding-House 25 Cent, für ein Mittagbrodt $\frac{1}{2}$ Dollar, für ein Abendbrodt 25 Cent. Dies sind die billigsten Preise. Ein Buschel Maiskörner, deren man auf einem Acker (Acre) 30—50 gewinnen kann, kostet im Einzelnen 4, in großen Quantitäten 3 Bit. Das Bit ist eine texanische oder eigentlich spanische Münzsorte und so viel als in New-York ein Schilling, nämlich $12\frac{1}{2}$ Cent oder $\frac{1}{8}$ Dollar, also etwa $5\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Zwölf kleine Bündel Maisblätter, die hier als Heu gebraucht werden und ein vorzügliches Futter für Pferde sind, kosten 3 Bit. Für ein kleines Huhn zahlt man 1 Bit, für eine Ente 2 Bit, Gänse habe ich erst einmal hier gesehen, und zwar auf der Farm des General Belleson. Die Betten und Federn sind auch sehr theuer. Von Geldsorten sind in Texas, außer den einheimischen, die gangbarsten englische Pfunde, holländische Zehn- und Zwanzigguldenstücke und spanische Thaler, auch Fünf- und Zehnfrankenstücke. Bei allem anderen Gelde hat man Verlust.

Zwei Meilen von Ruthersville haben die Gebrüder von Martell, die früher am Rhein lebten, eine schöne Farm. Der jüngere Bruder ist schon längere Zeit in Amerika und war, ehe sie sich hier ankauften, bei New-Orleans auf einer Zuckerplantage. Der älteste ist mit einer Holländerin aus Amsterdam verheiratet. Zu ihnen wurde ich ein paar Tage nach meiner Ankunft geholt, um ärztliche Hülfe zu leisten, da die Hausfrau erkrankt war. Ich fand eine sehr feine, gebildete Dame, die mich in schneeweißem Negligee empfing, und mein erstes Debüt in Texas als Doktor und Apotheker zugleich war von glücklichem Erfolg.

(Schluß folgt.)

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (im Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

1847.

Frankre
Gedanken über die F
Zweite
Die Frau der Gegenwart ist
leben einzunehmen: es ist weder
noch die laute und fröhliche
Griechenlands, sondern ein
nennt, das heißt die zweck
wohnheit und Schlaffhei
widersinnige Tendenz
Pflichten gegen die
häuslichen Tugenden
schaftlichen Bezieh
einer Lukrezia,
verlangen, wo
verstand.
unwürdig
Ihrer
leiben
die

nn die Inter-
terl. unter
mme er-
Einfuhr-
dung

Eis nicht so stark als am vorigen Tage; ...ich.
im Stich zu lassen, so daß wir einen, Frauen von einer Frau.
schießen mußten. Am 10ten gegen ... (Mittheilung.*)
Landspitze gegenüber, welche Kap ...
jetzt unseren Weg quer durch eine gezwungen, eine ganz schiefe Stellung im Meilen breit war. Zu Ehren de der ehrwürdige Heerd der römischen Matrone, den Namen Colville. Die Nor Behausung einer Emanzipirten des antiken mittag erreichten, wurde Be Zwischending von beiden, das man die „Welt" der Admiralität. Unser nächste Vereinigung müßiger Seelen, die sich aus Ge- nördl. Br. und 88° 22′ zu einer künstlichen Konvenienz unterwerfen, deren nach Osten, und unser in der Verbindung frivoler Vergnügungen mit den über Land zu einer großamilie beruht. Daher das allmälige Verschwinden der fernung bedeutend ab, daher das Ueberhandnehmen der Heuchelei in den gesell- und verließ am 12ungen. Von solchen Frauen darf man weder die Keuschheit war, während dauch die Seelenstärke einer Kornelia, noch jene Geistesanmuth an die steilen, ...ch die Aspasia den Sokrates bei ihrem Gastmahle zu fesseln gumiak genannte hohle Tugend und täuschenden Reize machen sie gleicherweise waren, besser Achtung eines Gemahls, wie der Leidenschaft eines Liebenden. damit sie ...end fehlt der weibliche Zartsinn und ihrem Alter die Würde. Sie der unerkl ber darunter, die Familie leidet darunter, ja die Nation sogar. Aber daß wiewohnheit ist vorhanden, blind, unerbittlich und Alles beherrschend.

sucht Was die Frauen vorzugsweise auf Irrwege leitet, ist die Sucht nach dem zu ...imärischen. Dies suchen sie in der Religion, in der Liebe, in der Politik sogar, wenn sie sich damit abgeben. Der Grund davon liegt in ihrer verkehrten Erziehung und in der Entfernung, in welcher man sie von aller Wirklichkeit hält. So kennen sie das Wesen der physischen Welt eben so wenig, wie das der sittlichen, und alle Dinge enthalten in ihren Augen ein mysteriöses Element.

Die Frauen, welche in der Ehe unglücklich sind, wünschen deren Trennung, diejenigen, welche ihre Männer lieben, begehren ihre Unauflösbarkeit; darin besteht ihre ganze Logik. Es ist eine nothwendige Folge der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und der Schwäche ihres Verstandes, daß sie Alles auf das Individuum beziehen. Ich möchte ihnen in dieser Rücksicht eine Bemerkung machen. Bei ihrer jetzigen untergeordneten Stellung, ihren beschränkten Kenntnissen und ihrem verweichlichten Charakter würde die Fähigkeit, den Gatten zu wechseln, nur die Fähigkeit sein, einen anderen Herrn zu erhalten. Was würden sie dabei gewinnen? Der Wandelbarkeit ihrer Launen zu genügen? Das ist nicht der Zweck des Lebens. Das Ziel jedes freien Wesens beruht vielmehr darin, seine Natur bis zu ihrer höchsten Würde und Vollendung zu entwickeln. Damit aber die Frauen dies Ziel erreichen, müssen sie vorher eine andere Scheidung in sich selbst vornehmen, eine Scheidung, an die sie am allerwenigsten zu denken pflegen; eine Scheidung von ihrer Unwissenheit, von ihrer Frivolität, von ihren kindischen Leidenschaften. Durch eine solche Scheidung, die auszusprechen sie jeden Augenblick im Stande sind, werden sie in den Besitz einer sittlichen Freiheit treten, die zuerst die häusliche und bürgerliche Freiheit ersetzen, später sie nothwendig machen wird. Ohne diese innere Scheidung würde die andere ohne Früchte bleiben.

Es mißfällt mir, daß die Frauen so viel und oft Thränen vergießen. Sie seyen Opfer, behaupten sie; aber Opfer wessen? ihrer Unwissenheit, die sie blind macht, ihrer Trägheit, die sie der Langeweile überliefert, ihrer Schwäche, die sie zum Spielball ihrer eigenen und Anderer Launen macht, ihrer Frivolität, die sie alle Demüthigungen für einen Putz ertragen läßt, ihres Kleinigkeitsgeistes besonders, die ihre Thätigkeit auf galante Intriguen oder häuslichen Zwist beschränkt. Weinet weniger, meine theuren Zeitgenossinnen! Die Tugend nährt sich nicht von Thränen. Werfet ab die Geberde, die Stellung und den Ton der Flehenden. Richtet Euch empor und schreitet vorwärts mit festem Schritt der Wahrheit entgegen. Wagt ihr einmal ins Angesicht zu sehen, und Ihr werdet Euch Eurer Seufzer und Klagen schämen. Ihr werdet dann einsehen, daß die Natur von Eurer unfruchtbaren Opferung nichts wissen will, sondern daß sie alle ihre Kinder zu einer freien Lebens-Entwickelung geleitet. Des Schmerzes bedient sie sich nur als einer Geißel, die uns zum Fortschritt antreibt. Eure schlaffe Melancholie, Eure eitlen Seufzer und kleinlichen Schmerzen streben ihren thatkräftigen Absichten gerade entgegen. Noch einmal, trocknet Eure Thränen; nehmt Theil an der etwas bitteren und verwickelten Arbeit unseres Jahrhunderts! die in der Umbildung begriffene Gesellschaft bedarf Eurer Hülfe. Handelt, arbeitet, seyd thätig, und bald wird die Zeit Euch fehlen, um Eure eingebildeten Uebel zu beklagen und gegen die vorgebliche Ungerechtigkeit des Schicksals zu zürnen, die nichts Anderes ist, als die gerechte Strafe Eurer freiwilligen Unwissenheit und Schlaffheit.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Briefwechsel mit Körner. Mit dem gleichzeitig ausgegebenen dritten und vierten Bande dieses Werkes ist das deutsche Publikum nunmehr in dem vollständigen Besitze eines Schatzes, der über 42 Jahre nach dem Ableben Schiller's vergraben lag, obwohl er dem Dichter ein schöneres Denkmal ist, als alle diejenigen, die ihm bisher von Erz un... setzt worden. Man kennt die Motive nicht, die den vertrau... Schiller's bewogen, dem deutschen Volke so viele der edelsten Ge... edelsten Dichters vorzuenthalten. Allerdings mochte der besch... wohl Bedenken tragen, seine eigenen Briefe neben denen des ... veröffentlichen, die ohne jene nicht überall verständlich sind, aber ... Zeit nach seinem Tode hatte Körner eigentlich keine Bestimmun... Herausgabe getroffen. In einem Vorworte zum vierten Band... Verleger des Briefwechsels: „Nach dem Tode Schiller's ließ ... seine Briefe von der Schillerschen Familie zurückgeben, um in de... seines einundzwanzigjährigen Verkehrs mit dem Freunde einen Er... Verlust desselben zu finden. Bei der von ihm besorgten Her... Schiller's Werken hat Körner diesen merkwürdigen Briefwechsel ... benutzt. Obgleich nur die wenigen in den Nachrichten von Sch... aus demselben mitgetheilten Auszüge die Literaturfreunde schon län... Ganze begierig gemacht hatten, so mochte sich Körner doch nicht ... können, zu veröffentlichen, was als der beste Theil seines geist... ihm ans Herz gewachsen war, und seine überlebende Frau ehrte ... des Hingeschiedenen. So fand sich das Manuskript des Briefwe... ständig geordnet, im Nachlasse Körner's vor und ging in den Be... Adoptivsohnes, des Herrn Gutsbesitzers Ulrich in Steinbeck bei ... a. O. über, der in richtiger Würdigung dessen, was der Eigenth... solchen Schatzes der Nation schuldig sey, den Abdruck dieses Brie... stattete."

Körner soll eine Zeitlang die Idee gehabt haben, den Brie... Manuskripte der Berliner oder der Weimarischen Bibliothek zu verm... zwar mit der Bestimmung, daß er hier als ein Andenken an Sch... gelegt bleibe, ohne jemals durch den Druck Gemeingut zu werden. ... glauben, daß, wenn Körner dies gethan hätte, die Kinder Schiller's ... berechtigt gewesen wären, diese letztere Bestimmung im Interesse ... Dichters und des deutschen Publikums umzustoßen. Denn wenn ... Freunde ihres Vaters nicht blos seine eigenen Briefe herausgegeben ... ihm auch das Eigenthumsrecht an den Briefen des Hingeschiedenen ... hatten, so war doch Letzteres nicht so zu verstehen, daß die Publication ... Geisteserzeugnisse Schiller's dadurch verhindert werden konnte. Die ... scheidung der Rechtsfrage, die eine solche Eventualität zur Folge gehabt ... würde ein höchst interessanter Beitrag zur Erledigung der Frage ... gewesen seyn: wer das Recht habe, einen Brief drucken zu lassen, oder den ... druck zu verbieten, der Empfänger oder der Absender, oder keiner von ... allein?

An die Verleger des Briefwechsels, die, wie wir vernehmen, für die... Verlags-Artikel ein seinem Werthe angemessenes Honorar gezahlt, richten ... dagegen, im Interesse einer anderen Rechtsfrage, die sich an solche Erscheinun... gen knüpft, die Bitte, daß sie die literarischen Freibeuter, die dergleichen ... streng zusammenhängende Geistesprodukte mit einigen Auslassungen oder ... stutzungen nachzudrucken pflegen, falls dies auch mit dem gegenwärtigen ... versucht werden sollte, gerichtlich verfolgen mögen. Wir zweifeln nicht ... sowohl die literarischen Sachverständigen, als der Richter sie in ihrem ... Rechte werden zu schützen wissen.

— Erdumschiffung. Das finnländische Schiff „Herkules", ... Idman, ist kürzlich von einer Reise um die Erde, welche es gegen ... von England aus angetreten, zurückgekommen. Es hatte sich zuerst ... Janeiro und Valparaiso gewandt, dann seinen Weg über den ... nach Otaheiti und Batavia genommen und war auf dem gewöhnlichen ... um das Kap der guten Hoffnung nach Hause gesegelt. Noch in ... glaubte man zu einer solchen Reise recht sorgfältige Vorbereitungen ... müssen, welche jetzt für entbehrlich gelten. Von der Mannschaft ... nur Ein Mann gestorben. Wohl zum erstenmale ist diese Weltreise ... finnländischen Schiffe gemacht worden.

*) Vgl. Nr. 146 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Sonnabend den 18. Dezember 1847.

Italien.

Englands Absichten auf Sicilien, zur Zeit Napoleon's.

(Nach der Revue Indépendante.)

Die Ereignisse, deren Schauplatz Sicilien ist, interessiren nicht blos seine Nachbarn. Weit entfernt davon, sein ihm aus dem Alterthume überkommenes Geschick, das es unaufhörlich Fremdlingen überliefert hatte, endlich überwunden zu haben, erweckt es auch jetzt noch wie sonst manches Verlangen in der Brust eroberungslustiger Bewerber. Während aber die Revolutionen, die das Königreich Neapel erschütterten, oft beschrieben worden sind, hat man die Bewegungen in Sicilien, wenigstens bei uns, fast ganz außer Acht gelassen. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, sich ein wenig mehr um das Schicksal dieser ehemals so mächtigen Insel zu bekümmern, die unter der Leitung einer geschickten Regierung noch eine wichtige Rolle unter den Mächten des Mittelmeeres spielen kann. Nicht ohne Grund hat England eine Flotte in diesen Gegenden. Gewiß hat es noch nicht ganz auf jene Pläne verzichtet, die es viele Jahre verfolgt hat, und die auszuführen es nur durch die Macht der Begebenheiten verhindert worden ist. Vielleicht wird es in dieser Rücksicht nicht unnütz seyn, an eine Episode der Geschichte der neueren Zeit zu erinnern, deren Mittheilung um so interessanter seyn dürfte, als durch die kürzlich stattgehabte Auffindung eines bisher nicht bekannt gewesenen Aktenstückes neues Licht über jene Episode verbreitet wird.

Ferdinand I. hatte zum zweitenmale seine Hauptstadt Neapel verlassen und sich nach Palermo begeben. Die britische Regierung übernahm seine Vertheidigung gegen die französischen Waffen; aber durch die Nothwendigkeit, ihre Verbündeten zu täuschen, konnte sie nur auf Umwegen ihr Ziel zu erlangen hoffen. Zuerst boten ihre Agenten in Sicilien nur einfach ihren Beistand an; aber allmälig wurden die sicilischen Truppen aufgelöst und mit den Pferden, der Artillerie und den auf der Insel vorhandenen Munitionsvorräthen nach Spanien geschickt. Bald bemächtigten sich die Engländer aller Subsistenzmittel, des ganzen Handels und sämmtlicher festen Plätze. Dabei vergaßen sie nicht, überall sich das Terrain zu sichern, indem sie Diejenigen, die ihnen im Wege standen, aus dem Lande schickten. Als sie auf diese Weise glücklich eine vollständige Aenderung zu Wege gebracht hatten, wurde ein außerordentliches Parlament berufen und beschlossen, der Insel eine nach der Verfassung Großbritaniens gemodelte Constitution zu geben. Ferdinand, der, obgleich in voller Gesundheit, sich hatte krank erklären müssen, gab seinem Sohne den Titel eines Statthalters des Königreichs, den dieser jedoch nur zum Schein führte, um den Engländern desto freiere Hand lassen zu können. Indessen war die Königin Karoline, die durch ihre hartnäckige Opposition sich den Haß Englands zugezogen hatte, von Palermo entfernt worden; und da sie sogar für ihre Person fürchten mußte, so beschloß sie, den Beistand ihrer Familie anzurufen, bei der sie durch den Kardinal Ruffo repräsentirt wurde. Ein höherer, ihr ergebener Offizier ging daher, mit Depeschen und drei Kopieen einer von der Königin diktirten Note ausgerüstet, ganz im Geheimen nach Wien ab. Dieses bisher nicht veröffentlichte Aktenstück, dessen Form fast durchgehends in mehr vertraulichem als diplomatischem Tone gehalten ist, enthält eine kurze, aber kräftige Schilderung des Zustandes, zu dem die Maßregeln der Engländer Sicilien und besonders die königliche Familie gebracht hatten. Zweifelsohne würden zwar die Mittel, welche die Tochter Maria Theresia's zur Heilung dieser Uebel in Anwendung gebracht hätte, das Land nicht gerettet haben; aber dies ist hier Nebensache. Die Thatsachen, welche in jener Note angeführt und bestätigt werden, verdienen deswegen nicht weniger Glauben und weniger Aufmerksamkeit. Diese Note aber lautet:

„Als die Regierung Seiner Majestät von Großbritanien eine Armee nach Sicilien schickte, erklärte sie feierlich, es geschähe nur, um die Insel gegen den eroberungslustigen Ehrgeiz Frankreichs zu vertheidigen und um den König Ferdinand, sobald es die Umstände gestatten würden, in seine Festlandsstaaten wieder einzuführen.

„Unter Kundgabe dieser uneigennützigen Absichten setzten sich die Engländer, zuerst als Freunde und Bundesgenossen, später als unumschränkte Herren, in den wichtigsten Plätzen fest, errichteten zu Messina eine Druckerei, die bald darauf Flugschriften gegen den Hof zu verbreiten begann, und bemächtigten sich der Verwaltung dieser Stadt bis zu dem Umfange, daß sie sogar Steuern ausschrieben und erhoben. Eine von ihnen eingerichtete Militair-Kommission sprach ihre Urtheile eben so über die Unterthanen Seiner Majestät als über die Georg's III. und diktirte selbst die Todesstrafe, wenn die Interessen oder die Leidenschaften der Machthaber es verlangten.

„Der Hof erhielt jährlich eine Summe von 400,000 Pfd. Sterl. unter dem illusorischen Titel von Subsidiengeldern. Vermittelst dieser Summe erfreuten sich die Engländer des ausschließlichen Privilegiums alles Einfuhr- und Ausfuhrhandels, gaben willkürliche Bestimmungen über die Verwendung der Häfen und aller Hülfsquellen der Insel ohne Ausnahme.

„Der Prinz von Wales, welcher an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Englands getreten war, ließ in Rücksicht auf Sicilien Absichten durchblicken, deren Deutung nicht schwer war, da er sich nicht scheute, dieselben öffentlich im Hause der Lords zu kommentiren. Der General Stewart wurde ihm verdächtig, weil er der dem neuen Regenten entgegenstehenden Partei angehörte, und, um sein Ziel so bald als möglich zu erreichen, wurde Lord Bentinck nach Palermo geschickt, ein unruhiger, gewaltthätiger und schlauer Mann, der stets mit weitverzweigten Intriguen beschäftigt war. In dieser Weise begann nun im Monat September 1811 die Ausführung der gegen Sicilien und seinen Souverain ausgedachten Pläne.

„Als Lord Bentinck von einer Reise nach London im Dezember 1811 zurückgekehrt war, und zwar nicht mehr als bloßer Bevollmächtigter und General-Commissair Seiner britischen Majestät, sondern außerdem als General-Kommandant aller Land- und Seetruppen auf dem Mittelmeere, dem Adriatischen Meere und dem Archipel, wurden auch die englischen Regimenter auf der Insel verstärkt. Zugleich wurden die jährlichen Subsidiengelder, die sich bereits auf der Themse am Bord der Fregatte „the Seahorse" befanden, in den Schatz zurückgebracht, weil man überlegt hatte, daß die Verzögerung dieser mit großer Ungeduld erwarteten Gelder die Truppen des Königs, denen in diesem Falle kein Sold ausgezahlt werden konnte, unruhig machen und so die Autorität Seiner Majestät kompromittiren würde.

„Von diesem Augenblicke an setzte Lord Bentinck seiner Anmaßung keine Gränze mehr; seine Sprache wurde drohend, und der geringste Widerstand rief sogleich das Wort „Bruch" auf seine Lippen. Doch hatte man bei der Anwendung der Gewalt die Intrigue keinesweges außer Acht gelassen. Mit vollen Händen streute man Gold unter die Parteigänger, unter die Fremden und unter Alle, von denen man erwarten konnte, sie würden sich dadurch zur freundlichen Gesinnung gegen die Engländer bewegen lassen.

„Lord Bentinck forderte und setzte es durch, daß die bisherigen Staatsminister durch Sicilianer seiner eigenen Wahl ersetzt würden, und diese Wahl fiel auf fünf Edelleute, welche früher vom legalen Gerichtshof wegen allerlei Ränke, die sie gegen die Regierung geschmiedet hatten, zum Exil verdammt, von Lord Bentinck aber nachträglich in Schutz genommen und in Freiheit gesetzt worden waren. So wurde der Fürst von Belmonte Minister der auswärtigen Angelegenheiten; der Fürst von Acient erhielt das Portefeuille des Kriegs und der Marine, und der Fürst von Castelnuovo das der Finanzen. Die beiden Anderen empfingen wenigstens ehrende Titel, da ihre Unfähigkeit für den Dienst zu bekannt war.

„Lord Bentinck wollte zum General-Capitain der sicilianischen und neapolitanischen Truppen ernannt werden; er wurde es. Er wünschte, daß die Garnison der Hauptstadt ausschließlich durch englische Soldaten gebildet werde; sein Wunsch wurde erfüllt. Um ihm zu gefallen und ihm eine Art von Popularität zu erwerben, hob die Regierung zwei in gesetzlicher Weise eingerichtete und schon lange bestehende Steuern auf.

„Endlich mußte im Januar 1812 der König, der sich der besten Gesundheit erfreute, sich krank erklären und die Regierung dem Namen nach seinem Sohne, dem Erbprinzen, übertragen. Die Königin wurde trotz des harten Winters gezwungen, sich von Palermo zu entfernen.

„Die Verbannung der treusten Diener der königlichen Familie setzte allen diesen Unwürdigkeiten die Krone auf. Der Herzog von Ascoli, Anführer der Garde Seiner Königlichen Majestät, wurde nach Sardinien geschickt; der Chevalier Medici, Secretair der Königin, mußte nach London reisen; der Oberst Castrone wurde in Castellodimare eingekerkert. Es würde zu weitläufig seyn, alle Anderen einzeln aufzuzählen.

„Die Militair-Kommission zu Messina, welche zu ⅔ aus Engländern bestand, verurtheilte eine Menge Leute als Jakobiner oder Anhänger Frankreichs, während andererseits die Polizei den wahrhaften Feinden der Ordnung freies Spiel ließ. Jeder konnte Flugschriften gegen den Hof drucken lassen; zum Danke dafür wurden der Prinz von Wales und sein Repräsentant mit Lobeserhebungen in Prosa und in Versen überschüttet.

(Schluß folgt.)

Texas.

Aus den Tagebüchern eines Deutschen in Texas.

(Schluß.)

Einen weiteren Ausflug machten wir an einem der folgenden Tage zu einem Farmer auf dem Wege nach Bastrop, um dessen Meierei zu besehen. Wir kamen durch einen herrlichen Wald von Weimuthskiefern, Eichen und Ahorn am Babil-Creek. Es wurde bei dem Farmer übernachtet und am anderen Morgen noch weiter geritten. Je mehr wir uns dem Colorado näherten, desto schöner wurde die Gegend. Bei der Farm des General Bolleson lenkten wir vom Wege ab und nach dem Strome hin. Welch' eine romantische Partie! Das Ufer sehr hoch und mit den prächtigsten, verschiedenartigsten Baumgruppen besetzt, der Fluß zwar nur klein, das lag aber an der großen Dürre, die in diesem Sommer hier geherrscht, wie man sie seit dreißig Jahren nicht gehabt hatte. Wir banden unsere Pferde an Bäume und wandelten am Ufer hin, bis zu einer Quelle, die hier aus einem Felsen entsprang. Endlich mußten wir von dieser schönen Natur wieder scheiden und waren bald auf der obenerwähnten Farm zurück, über deren Ankauf unser Freund mit ihrem jetzigen Besitzer in Unterhandlung stand. Es sind 165 Acker, wovon 45 eingefenzt; an Gebäuden hat die Farm ein neues, noch nicht ganz fertiges, und ein altes, ziemlich gutes Wohnhaus nebst Küche und anderem Zubehör, besonders einem schönen Brunnen mit trefflichem Wasser; auch hat die Besitzung schönes Holz, weiße Cedern. Sie liegt 10 Meilen von Bastrop. Die Beiden wurden später handelseinig, und der Kauf ist zu 900 Dollars abgeschlossen worden. Abends trafen wir wieder in Ruthersville ein, nachdem wir in zwei Tagen 70 texanische Meilen geritten waren.

Wir hatten uns auf diesem Ausfluge dem Aufenthalt der Indianer genähert, der Weg ging fast immer durch Wälder, dessenungeachtet hatten wir beide keine Waffe bei uns, nicht einmal ein Messer, und es ist uns nicht die geringste Fährlichkeit begegnet. Früher hatte die Gattin unseres Freundes sogar eine sechstägige Reise von 150 Meilen zu Pferde gemacht, natürlich nicht ohne männliche Begleitung, aber ohne irgend durch Indianer oder wilde Thiere inkommodirt zu werden. Erst jenseits Bastrop, bei Neu-Braunfels und Gonzales, trifft man auf Indianer, von denen aber in neuerer Zeit nur selten noch eine Feindseligkeit gegen die weißen Ansiedler verübt worden ist. Erst vor acht Wochen kamen fünfhundert Comantsches ganz friedlich nach Neu-Braunfels und vertauschten dort Felle gegen Kaffee, Zucker, Spirituosa und Pulver. Nur vor ihrem Diebesgelüst hat man sich in Acht zu nehmen; besonders Pferde stehlen sie, wo sie können. Im Uebrigen ist es gar nicht so arg mit ihnen. Ihr oberster Häuptling heißt Santana und war vor einiger Zeit zum Besuch bei dem früheren Direktor des Mainzer Vereins, Herrn v. Meusebach, der als oberer von dem Indianer der „Capitain der Allemano's" genannt und in großen Ehren gehalten wurde. Die schlimmsten unter den Indianern sind die Belos, deren es aber nur noch eine kleine Anzahl giebt. Diese haben allerdings vor einem Vierteljahr zwei texanische Ranger (Jäger) getödtet und verzehret, worüber Santana sehr empört war. Er will deshalb auf den Kongreß nach Washington gehen und um die Erlaubniß nachsuchen, die Belos gänzlich vertilgen zu dürfen. Dies wird ihm zwar nicht gerade erlaubt, aber wohl auch nicht verboten werden; im Gegentheil, man wird es ihm Dank wissen, wenn er mit seinen Comantsches auf eigene Hand einen Vernichtungskrieg gegen jene Rotte unternimmt.

Der größte Feind dieser Kannibalen, vor dem sie den meisten Respekt haben, ist der Colonel Hays, der Anführer der Gränzjäger oder Ranger, wie die Truppen heißen, welche die Gränzen von den Indianern zu säubern haben. Dieser Oberst ist ein ganz furchtbares Individuum. Er würde den passendsten Helden für einen Cooperschen Roman abgeben. Zieht er in den Kampf, so hat er eine Büchse zu sechs, im Sattel zwei Pistolen zu fünf Schuß eine jede, und noch eine dritte im Gürtel. Auf 40 bis 50 Schritt schießt er Einem mit der Pistole den Dollar zwischen den Fingern heraus: keine seiner Kugeln verfehlt ihr Ziel. Er scheut die ärgsten Strapazen nicht und hat einmal zwei Jahre lang unter keinem Dach geschlafen. Seine Mannschaft besteht theils aus Farmern, theils aus Leuten, die nichts zu verlieren haben; auch einige deutsche Offiziere befinden sich in seinem Corps. Jeder Ranger muß ein Paar fünfläufige Pistolen, eine Doppelbüchse (Rifle) und ein Pferd haben. Das Pferd wird ihm bezahlt, und monatlich erhält er 30 Dollars Sold. Wo er hinkommt, ist er zu Hause. Es ist eine wahrhaft fürchterliche Schaar von Leuten, die wohl in Feindesland nichts schonen würden, kaum das Kind in der Wiege. Jetzt ist nur ein kleiner Theil derselben in Texas; die meisten sind mit Hays nach Mejiko gegen die Guerillas beordert. Die Noth hat die Amerikaner gezwungen, diese Bande hinüberkommen zu lassen, weil nur sie mit den wilden Guerillas fertig werden kann. Sie hat fast etwas Aehnliches mit den Kosaken, denn auch sie macht keinen regulären Angriff, kann nur auf indianische Manier kämpfen, nur ist sie noch schreckenerregender als jene russische Reiterei. Zur Abwechselung gehen selbst die reichsten Farmer in Dienste bei Colonel Hays. Ist der Feldzug beendigt, dann kehrt Jeder nach Hause zurück. Außer dem Dienst können die Ranger sich einen Scherz mit ihrem Oberst erlauben; im Dienst aber darf Keiner sich ein respektwidriges Wort gestatten, ein Griff des Colonel nach seiner Pistole wäre dann so gut als ein Todesurtheil.

Auch der Hauptmann v. Wrede, der Vater des jungen Mannes, mit welchem ich schon in Galveston bekannt wurde, ist Ranger gewesen und hat den Befreiungskrieg der Texaner gegen Mejiko mitgemacht, ist aber vor zwei Jahren, wie schon erwähnt, als Opfer der Indianer gefallen. Sein Sohn, der jetzt Beamter des Mainzer Vereins ist, verweilte auf seiner Rückre[ise nach Neu-]Braunfels ein paar Tage bei uns in Ruthersville. Meusebach h[at] als Direktor dieses in Europa letztlich so viel besprochenen Vere[ins ...] legt, und ein Herr Spieß bekleidet jetzt dessen Posten. Kolb ist [in] Friedrichsburg und hat mit Baron v. Wrede zusammen einen S[...]renmagazin) in Neu-Braunfels. Herr v. Meusebach wird allgem[ein ge]achtet, er soll sich außerordentlich gut in seiner Stelle benommen [haben]; [er] hatte den besten Willen, aber es fehlte ihm am Nöthigsten. Man [schickte ihm] Leute von Europa, aber kein Geld, und doch wollten alle diese L[eute] von ihm Geld, und ihr Unmuth, da er sie nicht befriedigen konnte, [...] gegen ihn; dessenungeachtet gelang es ihm durch seine Höflichkeit im[mer sie zu] beschwichtigen, bis eines Tages eine ganze Schaar gewaltsam in [seine Woh]nung eindrang und ihn, dem man die Verantwortlichkeit für Alle[s ...] mit Drohungen zur Rede stellen wollte. Er verlor auch in diesem [...] seine Fassung nicht, verzichtete aber in Folge dessen auf die Direct[ion ...] Braunfels, eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern, kostet dem Ver[ein] 150,000 Dollars, und noch ist im Ganzen nur wenig geschehen. Noc[h ...]ger ist der Stand der Dinge in Friedrichsburg. Blos in den letzte[n ...] Monaten hat der Verein 63,000 Dollars ausgegeben, meist zur An[schaffung] von Lebensmitteln für die Eingewanderten.

La Grange, wohin wir einen Tag uns begaben, um die Grabstä[tte eines] verunkenen Freundes zu besuchen, ist ein sehr angenehm gelegener [...] Meile vom Colorado. Weiter aufwärts hinter dem Ort sind [...] Hügel mit schönen Bäumen. Das kleine Städtchen ist dicht vo[n ...] geben, hat recht nette, mit einigem Geschmack gebaute Häuser, [...] unsere europäischen Städte doch ein sehr armseliges Aussehen, da alle [...] von Holz sind. Hier lernte ich einen Deutschen kennen, der mehrer[e ...] Acker Land in der Gegend besitzt, und von dem ich ein Stück anzukaufen denke, das nur 7 Meilen von der Farm entfernt ist, die unser Freund a[m] Wege nach Bastrop gekauft hat. Das Land ist dort sehr gut, [...] Wasser für Menschen und Pferde, gutes Holz, namentlich Cedern und [...] und die Gründe stoßen an eine große Prairie, sind also auch zur Vieh[zucht] sehr geeignet. Besonders aber ist es eine der ausgezeichnetsten Jagdgegen[den] von ganz Texas.

Am 26. September hatten wir ein furchtbares Gewitter mit texanis[chem] Regen, der schrecklich ist. Dabei fror uns sehr, obgleich noch 17 Grad [...] warm. So verwöhnt sind wir schon. Uebrigens ist die Hitze doch so arg n[icht], als man sie in Europa sich denkt. Die erste Zeit freilich trieft man [von] Schweiß, bald aber gewöhnt man sich daran und findet die Temperatur g[anz] schön, da es immer luftig dabei ist. Die Damen tragen hier nicht so [...] Unterkleider wie in Europa, auch keine Schnürleiber; unter dem Oberk[leide] haben sie nur leichte Beinkleider. Was die verrufenen Moskitos anbetrifft, so sind diese in der Nähe des Meeresstrandes, wie in Galveston und Houston, in der That eine entsetzliche Qual, und man kann dort ohne Netze nicht schlafen; hier im Innern des Landes aber ist nichts von solchem Ungeziefer zu spüren, und selbst ganz im Freien, unter einem Baum, erfreut man sich eines ruhigen Schlafes. Auch vor Schlangen und anderem schädlichen Gewürm ist man ziemlich sicher, da diese Thiere größtentheils durch die Prairiebrände und durch die Schweine vertilgt werden.

Bis jetzt habe ich, mit Ausnahme des Brazos- und des Colorado-Thals, von den Schönheiten des Landes noch wenig kennen gelernt, da die Prairien in dieser Jahreszeit ihres Schmuckes, des hohen Grases und des als so entzückend geschilderten Blumenflors, entbehren. An einigen Stellen nur stand das Gras noch in seiner Höhe. Meistens war es entweder von der Dürre des Sommers oder durch Abbrennen verzehrt. Im Frühjahr und im Herbst wird nämlich absichtlich das alte Gras von den Anwohnern der Prairien angezündet, um dem Vieh bessere Weide zu verschaffen. Dadurch mögen denn aber auch die in der Nähe stehenden Bäume sehr leiden, denn die Waldungen an und in den Bottoms oder Flußthälern ausgenommen, sahen alle Bäume, die mir unterweges vorgekommen, nicht besonders aus. Es war meist eine Art Eichen, aber nicht etwa unsere ehrwürdige deutsche Eiche, sondern ein kleiner, mitunter sehr dürftiger und krüppelhafter Baum. Hier und da fanden sich auch in den Prairieen noch große gelbe und weiße Blumen: die letzteren waren giftig; kommt der Saft davon an die Haut, so verursacht er große Blasen wie Pocken; es scheint eine sehr schlimme Art Wolfsmilch zu seyn. Die gelben Blumen bildeten hohe Sträucher wie unsere perennirenden Astern und Goldruthen. Auch in ihrem jetzigen, herbstlichen Gewande machte indeß das Prairieen-Meer einen eigenthümlich ergreifenden Eindruck. So weit das Auge reicht, nichts als eine unendliche, gleichförmige Ebene, nur sporadisch in großen Entfernungen von einander ein paar Bäume verstreut, hin und wieder einige Stück Rindvieh oder Pferde auf der Weide; zuweilen auch wohl ein Rudel von zwanzig bis dreißig Hirschen. Ein solches kam auf dem Wege von [...] hierher gerade in Schußweite an uns vorüber. Die Thiere standen still und sahen uns an, und es juckte mich gewaltig in den Fingern, aber meine Büchse war nicht geladen, und ein erlegtes Wild wäre mir damals auch eine [un]bequeme Last gewesen. An Geflügel der verschiedensten Art ist die Fülle vorhanden. Dagegen habe ich von wilden Thieren, Panthern, Bären und Wölfen, noch nichts zu sehen bekommen; nicht einmal eine Schlange hat mein Auge bis jetzt irgendwo erblickt. Im Brazos-Bottom gab es prächtige Bäume — Buchen, Rüstern und Eichen — von so viel Unterholz und Schlinggewächsen umgeben, daß man keine fünf Schritte weit sehen konnte. Dort waren auch viele Blumen und schöner wilder Wein mit Stämmen von Armsdicke. Der Brazos kann da, wo wir übersetzten, ungefähr 60 Schritt breit seyn, hat aber sehr niedriges Wasser, das ganz gelb ist. Die Ufer sind ziemlich hoch

d dicht bewaldet. Aber obschon die Vegetation an diesem Fluß die schönste d üppigste ist, wäre es doch höchst ungesund, dort zu wohnen, da er häufig stritt und Alles überschwemmt.

Am Ufer des Colorado aß ich, auf unserem Ausflug nach Bastrop hin, m erstenmal von der Frucht des wilden Weines, der recht gut schmeckt, wenn auch dem veredelten europäischen nicht gleichkömmt. Das Holz ist eben so e das des edlen Weinstocks, das Blatt aber ganz anders. Trauben hat er ch nicht, sondern es sitzen immer höchstens drei bis fünf Beeren beisammen. iese sind blau und so groß wie die größten Herzkirschen. Die blaue Schale nn man aber nicht essen, sie ist bitter und widerlich im stärksten Sinn des iortes. Doch läßt sie sich leicht vom Fleische ablösen. Herrlich sieht ein so it Wein umrankter Baum aus, bedeckt mit Tausenden von blauen Beeren. Silde Pflaumen habe ich ebenfalls auf einer Farm gegessen; sie sind von der röße unserer gewöhnlichen guten Pflaumen, aber nicht blau, sondern roth-lb, und von Geschmack nicht so süß. Für Veredelung und Anbau von Obst hier im Lande noch wenig gethan worden; erst die deutschen Settler (An-dler) haben Bäume zu pflanzen begonnen, die recht hübsch angehen. Eben ist es mit dem guten Wein. In Indian-Point hat ein kleiner Weinberg die)önsten Trauben hervorgebracht, so süß, saftreich und wohlschmeckend, als sie ar immer seyn können. Pfirsichen giebt es dagegen hier außerordentlich viel; af jedem Tisch findet man sie, entweder eingemacht oder getrocknet, und hieres entweder als ganze Stücke oder, wie unsere Aepfel, in Scheiben. An Relonen ist großer Ueberfluß, ich habe mich aber, aus Besorgniß vor Fieber nd Ruhr, bisher gehütet, von dieser Frucht zu genießen.

Die Texaner, — ich rede nur von den Männern, denn Frauen habe ich noch :hr wenig zu Gesicht bekommen — sind meist nette Leute, aber nicht von der fri-chen Farbe und von dem rothbäckigen Antlitz unserer Deutschen, sondern gebräunt nd von unternehmendem Ausdruck der Physiognomie. Sie tragen weiße Beinklei-der und meistentheils buntbaumwollene Fracks, darunter keine Weste, sondern blos das sehr weiße Hemd, um den Leib ein seidenes Tuch, welches die Beinkleider esthält, denn Tragebänder sind hier nicht gebräuchlich. Auf dem Kopf trägt man große Hüte und als Fußbekleidung hohe Schuhe oder Stiefeln, und an einem von diesen sitzt bestimmt immer ein Anschnall-Sporn, der darf nicht fehlen, aber nur einer. Geraucht wird wenig Tabak, aus Pfeifen am wenig-sten und dann nur aus kleinen thönernen; gekaut dagegen oder geprimt, wie man es hier nennt, desto mehr. Die Cigarren sind gut, aber theuer.

Der Farmer, der es so weit gebracht, daß er einen oder zwei Neger und einige Negerinnen hat, arbeitet selbst nur wenig, sondern beaufsichtigt blos hin- und hergehend die Arbeit; in der heißen Tageszeit sitzt er unter dem Vorbau seines Hauses und schaukelt sich auf seinem Stuhl; des Abends kömmt die Ne-gerin und wäscht erst ihm und dann der ganzen Familie, der Reihe nach, die Füße. Im Herbst fährt er mit einem Gespann von acht bis zehn Ochsen seine Baumwolle nach Houston. Dort macht er die Einkäufe von Zucker, Kaffee und anderen Bedürfnissen für das ganze Jahr. Auch Luxus-Artikel für Frau und Kinder werden nicht vergessen. Die Farmers-Frauen reiten in den feinsten weißen Glacé-Handschuhen, alle Kleider mit Spitzen und Kanten besetzt. Ist der Farmer schon ein Mann von etwas größerem Besitzthum, so geht er nicht nach Houston oder Galveston, sondern bis New-Orleans mit seinem Produkt, bleibt dort mit Frau und Kindern den ganzen Winter und thut sich gütlich mit dem gelösten Gelde. Die Frau treibt Luxus mit Kleidern, der Mann mit Pferden. Es giebt hier Farm-Bauern, welche Hengste zu tausend Dollars be-sitzen; auf ein schönes Reitpferd wird außerordentlich viel gehalten. Auf seiner Farm geht der Amerikaner mit seiner Frau höchst einfach; kömmt er aber in die Stadt und zur Kirche, so zieht er sich gut und fein an. Uebertrie-benen Luxus machen indeß nur die Damen in den Städten und die Frauen der reichsten Farmer; sonst ist man im Allgemeinen in dieser Hinsicht ziemlich ver-nünftig und weiß sich nach seiner Decke zu strecken. Beim Reiten tragen die Damen stets Beinkleider, die weißen unten mit Spitzen besetzt. Die Frau vom Hause präsidirt bei Tische an dem einen Ende der Tafel, schenkt den Thee und den Kaffee ein, thut die Milch und den Zucker gleich hinzu und läßt von der Negerin herumreichen. Der Hausherr sitzt an dem anderen Ende, zerlegt das Fleisch und nöthigt zum Essen.

Uebrigens habe ich gefunden, daß die Texaner freundlicher gegen die Ein-wanderer sind als die New-Yorker. Die Sache hat aber wohl ihren sehr na-türlichen Grund. Noch vor wenig Jahren fehlte es in Texas sehr an Geld; bekam Einer ein Stück in die Hände, so wurde es als Seltenheit aufgehoben; durch die Einwanderung aber ist Geld ins Land gekommen, der Grund und Boden ist im Werthe gestiegen, und darum sind die Leutchen auch freundlich gegen uns. Die Amerikaner, die aus anderen Staaten der Union nach Texas kommen, um sich hier anzusiedeln, bringen nur Neger und Vieh mit, aber kein Geld; sie nehmen und erhalten Alles auf Kredit. Ferner hat der Deutsche auch stets mehr Bedürfnisse, als der Amerikaner, und so verdienen denn die texani-schen Handwerker bei jenen mehr als bei diesen. Der Amerikaner baut sich eine Baracke, die nicht viel besser ist als ein Hundestall, und darin wohnt er. Gefällt es ihm nicht mehr in seiner Niederlassung, und kann er sie nicht ver-kaufen, so treiben die Neger das Vieh hinweg, er läßt Haus und Hof stehen und zieht mit seiner Familie nach einem anderen Ort.

Gegen Damen sind die Amerikaner ausnehmend artig und höflich; sie be-gegnen ihnen mit mehr Achtung als manche Herren in Europa. Behandelt ein Mann seine Frau schlecht, so läuft er Gefahr, von dem Nachbar bestraft zu werden; schlägt er sie gar, so kann er sich darauf gefaßt machen, todtgeschossen zu werden. Untreue wird an dem Verführer blutig gerächt. Vor einigen Wochen hat ein Oberst zu New-Orleans im Gasthause einen sehr beliebten Arzt erschossen, weil dieser mit seiner Frau ein Liebesverhältniß hatte. Sein Bruder unterrichtete ihn davon, und als er sich von der Wahrheit überzeugt hatte, nahm er eine Doppelflinte, ging ins Kaffeehaus, bat die anderen Her-ren, ihm aus dem Wege zu gehen, und jagte dem Doktor beide Schuß durch den Leib, daß dieser auf der Stelle todt blieb. Dann zeigte er sich selbst an und wurde von den Geschworenen freigesprochen. Seine Frau schickte er den Aeltern zurück.

Dies sind ungefähr die Ergebnisse meiner ersten Beobachtung und Erfah-rung in dem Lande, welches man in Europa oft mit so entgegengesetzten Far-ben dargestellt hat. Ich kann mir wenigstens das Zeugniß geben, daß kein Vortheil irgend einer Art, kein partheiliches Motiv auf meine Bemerkungen einen Einfluß ausgeübt hat, und auch in den Urtheilen über Texas wird wohl die Wahrheit, wie überall, in der Mitte zwischen den Extremen liegen.

Persien.

Die Inschriften von Behistun.

Nördlich von der persischen Stadt Kirmanschah, zur Linken der Straße zwischen Bagdad und Hamadan, liegt ein Felsen von 1500 Fuß Höhe, der Be-histun oder Bisutun genannt wird. Dieser Name ist aus dem persischen Worte Bagastâna entstanden, welches „Aufenthalt der Götter" bedeutet. An seinem unteren Theile ist eine Pl[illegible]form in den Felsen eingehauen, auf welcher vor Alters ein Gebäude gestanden hat. An den Seiten befinden sich Reliefs von kolossalen Figuren und unzählige Inschriften. Man brauchte, nach der Aus-sage des gelehrten Reisenden Ker Porter, gute zwei Monate, um dieselben vollständig zu kopiren, eine Arbeit, die übrigens sehr gefährlich wäre, da man sich müßte an den Felsen hinaufhissen lassen. Eine dieser Gruppen zeigt den König Darius, hinter welchem zwei Krieger stehen, der eine mit einem Bogen, der andere mit einer Lanze. Der König setzt den rechten Fuß auf den Leib eines zur Erde geworfenen Mannes, der seine Hände bittend gegen ihn erhebt. Der Inschrift nach ist diese Figur der Magier Gomathes, bekannt unter dem Namen des falschen Smerdis. Dem König gegenüber sind hinter einander neun Personen dargestellt, die, je weiter nach hinten, immer an Größe zunehmen, so daß der Letzte zugleich der Größte ist. Alle haben sie die Hände auf den Rücken gebunden, einen Strick um den Hals und, bis auf den letzten, der eine spitze Mütze trägt, keine Kopfbedeckung. Sie sollen neun rebellische Könige vorstellen, die Darius besiegt und getödtet hat. Ueber der Gruppe bemerkt man eine Gottheit (Ormuzd), die den König segnet und ihm mit der Linken eine Krone reicht. — Bevor man die Inschriften lesen konnte, die diese Gruppe von Figuren umgab, machte man die abenteuerlichsten Konjekturen, um die-selbe zu erklären. Ker Porter z. B. sah in ihr den Tiglath Pileser und die zehn von ihm besiegten Stämme des Reiches Israel, Keppel die Esther, wie sie den König von Persien um Schonung für ihre Glaubensgenossen bittet u. s. w.

Die Entzifferung der Keilschrift — denn ihr gehören die Charaktere der erwähnten Inschriften an — wurde zuerst von dem deutschen Gelehrten Grote-fend im Jahre 1802 unternommen. Er studirte sie nach Kopieen, die der be-rühmte dänische Reisende Niebuhr aus den Ruinen von Persepolis mitgebracht hatte. Einen Begriff von der Art, wie er dabei zu Werke ging, mag Folgen-des geben: Er hatte z. B. bemerkt, daß in zwei gleichen Inschriften dieselbe Gruppe von Zeichen in der einen am Ende, in der anderen am Anfange einer Zeile vorkam, und schloß daraus, daß man von der Linken zur Rechten lesen müsse. Hieraus folgte wiederum, daß die zu entdeckende Sprache nicht zu den Sprachen semitischen Stammes gehören könne, die alle von Rechts nach Links geschrieben werden. Da ferner gewisse Worte auf den Inschriften von Perse-polis sich wiederholten und eines zumal besonders häufig gefunden wurde, so nahm Grotefend das letztere in der Bedeutung von „König" und die anderen, die vor demselben standen und zuweilen wechselten, für die Namen der Könige. Die Erklärung einer Pehlwi-Inschrift, welche Sylvestre de Sacy gegeben hatte, ließ vermuthen, daß die von Persepolis aus der Zeit der Achemenidischen Könige herrührte. Die Namen der Könige nun auf Grotefend's Inschrift konnten nicht Cyrus und Cambyses seyn, weil sie beide mit demselben Buch-staben hätten anfangen müssen. Grotefend nahm darum die des Darius und Xerxes an. Endlich entzifferte er noch die des Cyrus und Hystaspes. — Das Studium der Zendsprache führte in den zwanziger Jahren zu neuen Ent-deckungen, das des Sanskrit vervollständigte sie. In unseren Tagen endlich ist es dem englischen Oberst Rawlinson, der sich seit 1835 mit der Keilschrift beschäftigt, gelungen, einen guten Theil der Inschriften von Behistun förmlich zu übersetzen. Er hat diejenigen gewählt, die sich zur Seite des oben er-wähnten Reliefs befinden und eine Geschichte der Thaten des Königs Darius, von ihm selbst geschrieben, enthalten. Wir theilen daraus, mit Auslassung ermüdender Wiederholungen und Aufzählungen von Namen, den Anfang und das Ende mit. Der König spricht, wie man sehen wird, mit großer Achtung von sich; die Niederlage von Marathon ignorirt er und schmuggelt bei der Herzählung der von ihm unterworfenen Provinzen auch Sparta ein:

„Ich bin Darius, der große König, der König der Könige, der König von Persien und der Provinzen, der Sohn des Hystaspes, der Enkel des Arsames, der Achemenide.

„Mein Vater war Hystaspes, der Vater des Hystaspes: Arsames, der Vater des Arsames: Ariyaramnes, der Vater des Ariyaramnes: Teispes, der Vater des Teispes: Achemenes.

„Darum sind wir die Achemeniden genannt worden; von Alters her wa-ren wir unbesiegt; wir stammen aus einem alten Geschlechte, und von jeher sind die unseres Stammes Könige gewesen.

„Acht aus meinem Stamme waren Könige vor mir; ich bin der neunte. Lange Zeit sind wir Könige gewesen.

„Durch die Gnade Ormuzd's bin ich König, Ormuzd hat mir das Reich bewilligt. Dreiundzwanzig Provinzen sind mir unterwürfig geworden durch Ormuzd's Gnade; sie haben mir Tribut gezahlt, und was ich ihnen befahl bei Nacht oder bei Tag, das wurde gethan.

„Und wer in diesen Provinzen vom wahren Glauben war, den habe ich begünstigt und geschützt; wer aber ketzerisch war, den habe ich ausgerottet.

„Was nun folgt, ist, was von mir gethan worden ist, bevor ich König ward. Der, welcher Kambyses hieß, der Sohn des Cyrus aus unserem Stamme, war König vor mir. Der Bruder des Kambyses nannte sich Bartius; Kambyses tödtete diesen Bartius, und nach dem Tode desselben hörten die Unruhen auf, die er im Reiche erregt hatte. Darauf ging Kambyses nach Aegypten, und als er fortgegangen war, wurde sein Reich gottlos, die Lüge wurde häufig im Lande, sowohl in Persien, als in Medien, als in den anderen Provinzen.

„Es gab dazumal einen Mann, einen Magier, Namens Gomates. Er erhob sich in der Provinz Pisiaschaba, und dieser Rebell log also zum Königreiche: Ich bin Bartius, welcher der Sohn ist des Cyrus und der Bruder des Kambyses. Darauf empörte sich das ganze Reich, und vom Kambyses zu ihm gingen über sowohl Persien, als Medien, als die anderen Provinzen. Darauf starb Kambyses, gedrückt von Traurigkeit.

„Dieses Reich, dessen der Magier Gomates den Kambyses beraubte, gehörte unserem Stamme vom hohen Alterthume her. Aber es war kein Mann, weder in Persien, noch in Medien, noch von unserem Stamme, der dem Magier Gomates die Herrschaft hätte nehmen können. Das Reich wagte nicht, sich gegen ihn zu erheben. Er ließ oft vor sich herrufen zu dem Volke, das den Bartius vorher gekannt hatte: Daß Keiner mich nicht halte für Bartius, den Sohn des Cyrus. Niemand wagte etwas. Jeder hielt sich bei dem Magier Gomates, bis ich kam. Ich betete Ormuzd an, Ormuzd brachte mir Hülfe. Mit treuen Leuten tödtete ich den Magier Gomates und seine vornehmsten Anhänger in der Festung Siktakhotes, in dem Distrikte Mediens, der Nisäa heißt. Durch Ormuzd's Gnade ward ich König; Ormuzd gab mir das Reich.

„Das Reich, das unserem Stamme war genommen worden, ich erhielt es wieder. Die Gebräuche, welche Gomates eingeführt hatte, verbot ich, und ich gab dem Volke die heiligen Gesänge und den Gottesdienst zurück, dessen Gomates es beraubt hatte. Ich führte, was vernichtet worden war, wieder ein, wie in den alten Zeiten." . . . . . .

Darius erzählt darauf die Unterwerfung von acht anderen Rebellen und gebraucht bei Jedem die Phrase: „Er log, er sagte: ich bin König." Endlich schließt er mit folgenden Worten:

„Wer du auch seyst, der du nach mir regieren wirst, hüte dich vor unbilligen Lügen, rotte den Gottlosen aus. Wenn du also handelst, so wird mein Reich ganz bleiben.

„Ich habe durch Ormuzd's Gnade noch viele andere Dinge gethan, welche nicht auf diese Tafeln gegraben sind. Sie sind es nicht, damit nicht, wer in der Folge diese Tafeln lesen wird, glauben könne, daß meine Thaten falsch erzählt sind. . . . . .

„Wisse, mein Nachfolger, daß ich, was ich also öffentlich gethan habe, nicht that, damit du es verbergest. Wenn du diese Tafeln der Welt zeigest, sey Ormuzd dir gewogen, deine Nachkommenschaft sey zahlreich, und du selber mögest lange leben!

„Wenn du diese Erzählung verbirgst, so wird man nicht von dir sprechen; Ormuzd sey dir entgegen und du seyst ohne Nachkommen.

„Wer du auch seyst, der du nach mir König seyn wirst, begünstige Niemanden, der ein Lügner oder ein Bösewicht ist; stürze ihn in das vollkommene Verderben.

„Wer du auch seyst, der du diese Tafeln betrachtest, hüte dich, sie anzutasten; wenn du sie ehren wirst, so wirst du beschützt seyn. . . . . Wenn du sie antastest und zuläßest, daß sie zerstört werden, so sey Ormuzd dir entgegen, du seyst ohne Kinder, und, was du thun wirst, Ormuzd zerstöre es!"

Mannigfaltiges.

— Der Shakespeare-Abend in London. Im Coventgarden-Theater fand am 7. Dezember eine Vorstellung zu Ehren Shakespeare's statt, wie sie in den Annalen der englischen Bühne noch nicht vorgekommen. Es hatten sich nämlich zu diesem Zwecke die besten Künstler der verschiedenen Theater verbunden, um gleichzeitig in ihren beliebtesten Shakespeare-Rollen aufzutreten. Es wurden demnach acht Dramen des Dichters vorgeführt, natürlich nur bruchstückweise, aber in ihren effektreichsten Scenen. Eröffnet wurde der Abend durch einen von Charles Knight gedichteten und von dem Schauspieler Phelps gesprochenen Prolog, worin der Zweck der heutigen Vorstellung, ein Benefiz für den noch nicht vollständig vorhandenen Fonds zu dem bereits geschehenen Ankaufe von Shakespeare's Geburtshaus in Stratford, eine poetische Verherrlichung erhielt. Nicht uninteressant ist für uns, daß bei dieser Gelegenheit auch der deutschen Verehrung für den Dichter gedacht wurde; unter den Ausländern, die nach Stratford strömen, um das Andenken Shakespeare's zu feiern, sind nämlich nur die Nord-Amerikaner und die Deutschen ausdrücklich genannt:

„The pilgrims come: Ohio and the Rhine
Send forth their worshippers to Shakespeare's shrine,
And still they come to hail, from every clime,
The poet of all countries and all time."

Während dieses Prologs war das übervolle Haus, in welchem das Orchester in Sperrsitze verwandelt war, so unruhig, daß man wenig davon verstehen und das ganze Gedicht kaum zu Ende gesprochen werden konnte. Ein Regisseur kam auf die Bühne und stellte denjenigen, welchen es nicht quem placirt seyen, anheim, sich an der Kasse ihr Geld zurückgeben zu lassen; doch fast Niemand verließ das Haus. Die Aufführung selbst bestand in folgendem: Als musikalische Beigaben wurden Beethoven's Ouverture zu „Coriolan", Sir Henry Bishop's Ouverture mit eingelegten Volksmelodieen aus Shakespeare's Stücken und Felix Mendelssohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum" gespielt. Die Reihefolge der Scenen war: 1) Der Tod Heinrich's IV. (aus dem zweiten Theile von „König Heinrich IV."); 2) [illegible] der Königin Katharine (Heinrich VIII., Akt IV.); 3) Launce und Speed (Die beiden Herren von Verona, Akt III.); 4) Falstaff's Rekruten vor dem Richter Schaal (Heinrich IV., Th. II., Akt III.); 5) Julia's Vermählungstag (Romeo und Julia, Akt IV.); 6) Katharine und Petruchio (Zähmung der Keiferin, Akt [illegible] und IV.); 7) der Wäschkorb und Slender's Liebeserklärung (Die lustigen Weiber von Windsor, Akt III. und IV.); 8) die Geschichte Prospero's (Der Sturm, Akt I.); 9) die Statue (Ein Wintermährchen, letzte Scene). — Ungeachtet dieser bunten Zusammensetzung mit ihrem vielfachen Scenenwechsel machte das Ganze doch einen guten Eindruck, da sich die besten Künstler, unter Anderen Herr Macready (Heinrich IV.), Miß Helen Faucit (Julia), Mrs. Glover (Julien's Amme), Herr Webster (Petruchio), Herr Harley [illegible], Herr Granby (Falstaff), Mrs. Butler, geb. Kemble (Königin Katharine), Mrs. Nisbett (Keiferin), Herr Farren (Richter Schaal), Herr Vandenhoff, [illegible] Keeley, Mrs. Warner, Madame Vestris rc. bemühten, etwas Ausgezeichnetes zu liefern.

Die Einnahme an diesem Abend betrug	1000	Pfd. Sterl.
An Subscriptionen sind bei dem Comité zum Ankaufe von Shakespeare's Haus eingegangen . .	2900	„ „
Die Gesammteinnahme beträgt also . .	3900	Pfd. Sterl.
Dagegen hat das Comité zu zahlen:		
Für Shakespeare's Haus	3000	Pfd. Sterl.
„ einige daran stoßende Buden rc.	820	„ „
„ Druck- und andere Kosten	380	„ „
„ Kosten der Theatervorstellung	200	„ „
Sämmtliche Ausgaben betragen . .	4400	Pfd. Sterl.

Mithin ist das Comité immer noch mit 500 Pfd. in Vorschuß. Es kommt dazu noch, daß man Shakespeare's Haus *so gut als möglich restauriren will*, weshalb auch die anstoßenden häßlichen Buden rc. abgebrochen werden sollen; auch will man dasselbe demnächst zur Verwaltung einem um die englische Bühne besonders verdienten Autor oder Darsteller übergeben. — Die Königin und Prinz Albert, unter deren Patronat die Benefiz-Vorstellung im Coventgarden-Theater angekündigt war, erschienen nicht, und die leere königliche Loge bildete einen auffallenden Kontrast zu dem in allen übrigen Theilen so überfüllten Hause.

— Robert Liston. Dieser berühmte britische Wundarzt, der seinem deutschen Kollegen Dieffenbach sehr bald und in eben so plötzlicher, unerwarteter Weise nachgefolgt, war von Geburt ein Schotte. Im Jahre 1816 wurde er ein Mitglied des Königl. Kollegiums der Wundärzte in London und 1818 nahm ihn das Kollegium in Edinburg als „Fellow" auf. In den letzten Jahren fungirte er als Professor und erster Operateur im Klinikum der Londoner Universität. Seine Praxis als Operateur und Wundarzt in London war außerordentlich groß und wird nur noch von der des Sir Benjamin Brodie übertroffen. Er war Verfasser mehrerer geachteten medizinischen Werke, namentlich der „Elements of Surgery", der „Practical Surgery", der „Lectures on the principal operations of Surgery" und der „Anatomy of Hernia". Er starb am 7. Dezember nach einer sehr kurzen Krankheit.

— Herr Thomas Solly über Macbeth. Die diesjährigen Vorlesungen im English Club in Berlin begann Herr Thomas Solly am 7. Dezember, indem er an diesem Abend und am 15ten d. M. vor einem zahlreichen Publikum, namentlich von Damen, einzelne Scenen aus Shakespeare's Macbeth und zugleich über die diesem Drama zum Grunde liegende Geschichte und die übernatürlichen Momente desselben einige kritische Bemerkungen vortrug. Der eine wie der andere Theil dieser Vorlesung fesselte die Zuhörer so, daß sie am zweiten Abende noch zahlreicher erschienen, als am ersten. Daß der Kritiker die Bedeutung der Hexen in Macbeth anders als sein prosaischer Landsmann Dr. Samuel Johnson auffaßte, versteht sich von selbst, aber auch „Banquo's Geist" und die Stelle, die er bei Macbeth's Gastmahl wirklich und nicht blos scheinbar einzunehmen hat, sind von dem wackeren Erklärer glücklich vindizirt worden, den aufgeklärten Geisterbannern zum Trotz, die auch auf deutschen Theatern den Geist lediglich auf Macbeth's lebendige Einbildungskraft beschränken möchten. Nein, wenn auch unsere Wirklichkeit immer materieller wird und die neueste Poesie aller Romantik baar ist, so soll man uns doch auf dem alten Theater und am allerwenigsten im Shakespeare den Geisterspuk und die Hexen nehmen!

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Dienstag den 21. Dezember 1847.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

Die folgenden Reiseskizzen sind der ziemlich umfangreichen Darstellung eines jungen französischen Beamten, Herrn Verneuil, entnommen, welcher darin die Ergebnisse seines mehrjährigen Aufenthalts in St. Louis und der ganzen Provinz in charakteristischen und lebendigen Zügen schildert. Abgesehen von dem meist sehr interessanten Inhalt, ist auch die dramatisch-epische Form, in der diese „Reise-Erinnerungen" abgefaßt sind, mit dem Gegenstande so innig verknüpft, daß wir diesmal uns ganz des Referirens enthalten und den Erzähler selbst sprechen lassen.

I. Ankunft in St. Louis. — Der Negerpilot.

Sechsundfunfzig Tage nach unserer Abfahrt aus Toulon — beginnt unser Reisende seine Erzählung — langte endlich die schöne „Dido", die Fregatte, welche uns nach dem Senegal bringen sollte, ungefähr 5 Meilen von der Stadt St. Louis an, die einen gar prächtigen Anblick gewährte. Denn wir erblickten anmuthig aufsteigende Terrassen und weite Kolonnaden, die in der Sonne glänzten, als seyen sie von Alabaster oder Porphyr. Eine große Anzahl Fischer erschienen an der Küste und vervollständigten so das pittoreske Gemälde. Einige von ihnen trieben ihre Pirogueu bis in unsere Nähe, und die Passagiere, denen Alles hier fremd und neu erschien, beugten sich über das Bordgeländer, um die Geschicklichkeit und Kraft zu bewundern, mit denen diese nackten Schwarzen das schwache Fahrzeug über die Wogen tanzen ließen. Bald erschien auch eine vom Gouverneur von St. Louis abgesandte Pirogue, die von drei Negern gelenkt wurde, von denen der Eine sich durch seine stolzere Haltung und klügere Physiognomie auszeichnete. Als sie angelegt hatten, kletterten sie behend an der ihnen zugeworfenen Strickleiter herauf und waren von allen Seiten umringt. Fara, der Vornehmste unter den schwarzen Ankömmlingen, hatte den Auftrag, die Fregatte an der Küste entlang zwischen den Sandbänken hindurch in den Strom zu leiten. Er zeigte echt aristokratische Manieren und antwortete nur auf Fragen aus dem Munde der Offiziere. Der Kommandant empfing ihn mit großer Höflichkeit und beschenkte ihn mit einem vollständigen Matrosenanzug, den jener auch sogleich anlegte, was ihm um so leichter war, als er sich nicht vorher zu entkleiden brauchte, da seine ganze Bekleidung, wie die seiner Gefährten, aus einem Paar kurzer Badehosen bestand. Sein Selbstbewußtseyn hatte nach Vollendung seiner Toilette einen noch höheren Schwung genommen. Mit großer Sorgfalt breitete er die Enden seines rothen Gurts aus und sah mit unverkennbarem Wohlgefallen auf die blanken Knöpfe seiner Weste herab. Als man darauf ihm und seinen beiden Genossen eine Mahlzeit vorsetzte, nahm er sogleich den Löwenantheil für sich vorweg. Er trank allen Wein und ließ nur einen kleinen Theil der Speisen für seine Gefährten übrig.

Als nach Beendigung ihrer Mahlzeit sich die Begleiter Fara's zur Rückkehr anschickten, fragte ihn ein Offizier, der die Zeit nicht erwarten konnte, St. Louis zu betreten, ob keine Gefahr damit verbunden sey, wenn er das schwache Fahrzeug seiner Gefährten bestiege? Fara betrachtete lange und sorgfältig den Ocean und den Himmel und gab darauf die Antwort, daß er nichts zu fürchten hätte. Die Neger wissen so gut den Zustand des Meeres zu beurtheilen, daß man ihrem Ausspruch mit voller Sicherheit folgen kann. Außerdem ist ihre Aufopferung für den Europäer gränzenlos, so daß sie keinen Augenblick anstehen würden, ihr Leben zu wagen, um das seinige zu retten.

Nachdem der Offizier das Schiff verlassen und mit der Pirogue sich bereits entfernt hatte, setzte sich die Fregatte in Bewegung. Fara stand an der Seite des Kommandanten und deutete mit stolzen Mienen die Richtung an, der man folgen müsse. Als man das Dampfschiff, das zur Ausschiffung der Passagiere und des Gepäcks bestimmt war, erreicht hatte, nahm die Uebersiedelung der 300 Menschen, welche sehnlichst den Augenblick erwarteten, wo sie das Land betreten würden, so viel Zeit fort, daß es bereits Nacht war, als man mit Allem zu Ende gekommen. So waren wir gezwungen, den Morgen zu erwarten, weil die Mündung des Senegal mancherlei gefährliche Stellen enthält, die man selbst bei Tage nur mit Mühe vermeiden kann.

St. Louis ist ungefähr 4 Meilen von der Mündung des Senegal entfernt. Nach Osten zu ist der Fluß vom Meere nur durch eine lange schmale Erdzunge getrennt, auf der sich ungeheure Schaaren von Seevögeln aufhalten. Auch das andere Ufer des Flusses ist fast gänzlich öde und unbebaut. Nur etwa eine Meile oberhalb der Mündung erblickten wir beim Vorüberfahren eine grüne Oase, in deren Mitte das sehr lieblich gelegene und ziemlich bedeutende Dorf Gandiole gelegen ist.

Zwei Stunden später hatten wir St. Louis, auf dessen näheren Anblick ich sehr gespannt war, erreicht. Ich suchte jetzt vergeblich die prachtvollen Bauten, die ich am vorigen Abend bewundert hatte. Auf der Südspitze der Insel erblickte ich eine armselige Batterie, deren Kanonen unter den Ruinen der Bastionen begraben waren. Zugleich fielen meine Blicke auf eine Zahl Rohrhütten, die der Form nach unseren Bienenstöcken glichen. Viele derselben waren durchlöchert, umgestürzt oder verbrannt; die anderen, dem Anschein nach bewohnten, waren mit schmutzigen Lumpen und Resten von Fleisch und Fischen behängt, welche an der Sonne trocknen sollten. Einige alte Negerinnen saßen hier und dort auf dem Boden zusammengekauert, rauchten ihre Pfeifen und sahen uns vorüberschiffen, ohne ein Zeichen der Theilnahme oder Neugierde zu verrathen. Alles dies flößte mir einen großen Widerwillen ein, doch tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß wir bisher nur das schlechteste, den Wilden überlassene Stadtviertel gesehen, und daß die schönen Terrassen, deren Anblick uns gestern so erfreut hatte, noch kommen würden. In der That zeigten sich bald einige Mauern von Ziegelsteinen, und das Dampfschiff legte an einem Kai an, dessen hübsche Bauart einigermaßen meine Hoffnungen wieder belebte. Nachdem wir das Land betreten hatten, schaute ich mich eben nach Jemanden um, der mir den Weg zeigen könnte, als ein Mann mit halb europäischer, halb fremder Kleidung auf mich zutrat.

II. Der Baron v. C... und seine Gemahlin. — Ein afrikanischer Ball.

Der Fremde kündigte sich mir als den Baron v. C... und als Beamten der französischen Verwaltung an, der vom Gouverneur zu meinem Empfange abgeschickt sey. Zugleich bot er mir eine Wohnung in seinem Hause an, bis ich mir eine eigene besorgt hätte; ein Vorschlag, in den ich mit Dankbarkeit einging. Als wir seine nicht weit vom Hafen gelegene Behausung erreicht hatten, führte er mich in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde einige Hütten, jenen ähnlich, die ich schon am Ufer gesehen, standen. Eine Reihe von Negerinnen saß vor ihnen, damit beschäftigt, in großen Mörsern Hirse zu stampfen. Bei unserem Anblick kreuzten sie die Beine, warfen ihre Stößel in die Luft und klatschten dreimal in die Hände, ehe sie sie wieder auffingen, dann fuhren sie fort zu stampfen, indem sie dazu sangen. Diesen Sklavenhütten gegenüber erhob sich die Wohnung meines Wirths. Im untersten Stockwerk befanden sich die Keller, die Küche und die Vorrathskammer. Auf einer außen angebrachten Steintreppe gelangte man zu dem ersten Stockwerk, das Herr v. C... bewohnte. Wir traten zuerst in einen weiten Saal, der zugleich als Gesellschafts- und als Speisezimmer diente. Ein großer länglichrunder Tisch nahm die Mitte desselben ein, und an den nackten, nur weiß getünchten Wänden standen die Kanapees umher. Statt mit weichen Kissen waren die letzteren nur mit mosaikartig geflochtenen Decken in verschiedenen Farben belegt. Darüber hingen an der Wand ein Paar Sandalen von Maroquin, ein breiter Hut von Palmblättern und einige Pfeifen. Von da führte mich der Baron in das Zimmer seiner Frau, welche wir mit untereinandergeschlagenen Beinen, auf einem Kanapee sitzend, antrafen.

Frau v. C... war, ganz im Gegensatz zu ihrem Gemahl, von bemerkenswerther Schönheit. Sie gehörte keiner der senegalischen Racen an, denn der Baron hatte sie einem aus dem Norden stammenden Trupp nomadischer Araber geraubt. Ihr sehr hübsches Gesicht von griechischem Schnitt und jener lichtbraunen matten Farbe, die den Andalusierinnen eigenthümlich ist, war von dem glänzend schwarzen Haar umgeben, das mit leichter Anmuth auf die unbedeckten Schultern herabfiel. Ihre feinen, wie Perlen an einander gereihten Zähne, ihre schwellenden Lippen und ihre großen, von langen Wimpern überschatteten Augen erregten meine volle Bewunderung. Sie schien etwa zwanzig Jahre zu zählen, während der Baron sicherlich bereits sein vierzigstes zurückgelegt hatte. Ein gestreiftes Tuch, zu einer Binde aufgerollt, diente ihr als Kopfputz, während ihre Brust von einem feinen Musselinchemisett leicht verhüllt war. Ihre übrige Bekleidung bestand in mehreren Schürzen, die sie eine über die andere gebunden hatte. Sie war mit dem Spinnen von Baumwolle beschäftigt und ließ ihre Spindel mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit hin- und herspielen.

Als der Baron mich ihr vorgestellt hatte, begrüßte sie mich mit einem freundlichen Kopfnicken und fügte einige Worte hinzu, die mir Herr v. C... übersetzte: sie wünsche mir während meines Aufenthaltes in St. Louis eine hübsche Frau.

Hiermit war mein Besuch bei der Baronin beendet. Ihr Gemahl führte mich darauf in den Saal zurück und lud mich ein, so lange zu rauchen, bis das Essen aufgetragen sey. Bald erschienen auch zwei junge Negerinnen, um eine Decke über den Tisch zu breiten und die Speisen darauf zu setzen. Wir setzten uns zu Tische. Auf dem Teller des Barons befand sich eine Kürbisflasche, zur Hälfte mit einer Art von Brei gefüllt, was ich noch nie gesehen hatte.

„Sie kennen dies Gericht noch nicht?" — sagte Herr v. C . . . zu mir — „Wenn Sie länger zu St. Louis bleiben, wird es Ihnen etwas sehr Gewöhnliches werden, denn alle Welt ißt hier davon." — „„Was ist's denn?""

„Gewiß haben Sie schon von dem famosen Kuskus sprechen hören, der privilegirten Speise der Afrikaner! Was mich betrifft, so sehen Sie selbst, wie sehr ich daran hänge, da ich selbst in Ihrer Gesellschaft es mir nicht versagen kann, mein Mahl damit einzuleiten. Sicherlich werden Sie sich auch wundern, daß ich den Kuskus mit den Fingern esse. Er verliert sehr von seinen Vorzügen, wenn man sich des Löffels bedient. Wollen Sie nicht davon versuchen, ehe ich anfange?" — „„Gern!"" — Ich nahm Einiges davon auf meine Lippen, war aber alsbald genöthigt, es wieder auszuspeien, denn in meinem ganzen Leben war mir nichts Faderes vorgekommen. Der berühmte Kuskus schmeckte mir, wie eben eine Pastete aus Chausseestaub schmecken würde.

Die übrigen Gerichte waren nicht viel besser, aber da ich auf dem Dampfschiff grosen Hunger gelitten, so war mein Magen in Bezug auf die Qualität weniger anspruchsvoll geworden, als in Rücksicht auf die Quantität. Ich entschädigte mich aber einigermaßen an dem Dessert, das aus Bananen, Kujaven, Ananas und Cococrême bestand. Auch fand ich darin einen nicht geringen Trost, daß die Schüsseln mir durch die schönen Hände der Frau v. C . . . präsentirt wurden, die beim Beginn der Mahlzeit sich hinter den Sessel ihres Gatten gestellt hatte, um uns aufzuwarten. Mehrmals hatte ich sie schon gebeten, sich neben uns am Tische niederzulassen. Aber weder sie noch der Baron schienen auf diese Aufforderungen Acht zu geben. Endlich, als ich mit Bitten nicht abließ, sagte er: „Achten sie nicht darauf; in unserem Lande ist es Sitte, daß die Frauen ihren Männern bei Tische aufwarten. Ich weiß, daß die Europäer galanter sind, aber wir Senegalesen ziehen es doch, auf die Gefahr hin, für Barbaren zu gelten, vor, unsere Frauen in dieser Weise zu behandeln, um noch größere Gefahren zu vermeiden."

Frau v. C . . . schien durch die Anzüglichkeiten, welche sie von ihrem Gemahl hören mußte, in keiner Weise bewegt zu seyn, denn ihre Miene blieb stets heiter und froh. Nach dem Essen setzten wir uns an das Fenster, um die frische Luft zu genießen, als sich von der Straße herauf lautes Freudengeschrei und der dumpfe Ton des Tam-tams vernehmen ließ. Auf meine Frage, was dieser Spektakel zu bedeuten habe, antwortete mir der Baron, daß man in dem Nachbarhause einen Ball gebe, und schlug mir zugleich vor, hinzugehen. Nach einigen Zögerungen erklärte ich mich endlich bereit, ihm zu folgen. Ohne weitere Ceremonien traten wir in den Ballsaal, und meine Blicke fielen zuerst auf eine Menge Negerinnen, welche auf dem Boden zusammengekauert saßen. In einem Winkel des Saales erblickte ich fünf bis sechs halbnackte Männer, welche mehr schwarzen Satyrn als menschlichen Wesen ähnlich waren und die mir als die berühmtesten Musikanten des Landes bezeichnet wurden. Die Signarden endlich, die Damen des Festes, waren nicht weniger seltsam als ihre Umgebung. Wenn man ihren pyramidalischen Kopfputz, ihre braungelbe Farbe und ihre verzerrt-traurigen Mienen betrachtete, so hätte man leicht glauben können, an einem Herensabbath theilzunehmen. Schon wollte ich mich zurückziehen, aber die Frau vom Hause, eine kräftige Mulattin in den besten Jahren, ergriff mich beim Arm und zwang mich durch diese argumentatio ad hominem, zu bleiben. Begierig, mir sein Talent zu zeigen, forderte Herr von C . . . sogleich eine Signarde auf und begann mit ihr den Tanz. Die Musiker verdoppelten die Schläge auf ihre Tam-tams, die Negerinnen sangen, d. h. heulten dazu, indem sie in die Hände klatschten, und der Baron fing nebst seiner Tänzerin an, die schönsten Grimassen zu schneiden und unbeschreibliche Verrenkungen mit seinem Körper vorzunehmen.

Die Zuschauer waren außer sich vor Vergnügen und klatschten lebhaft Beifall, wodurch, immer zu neuen Anstrengungen befeuert, die Tänzer ihre Grimassen und Sprünge verdoppelten, bis sie endlich, in Schweiß gebadet, vom Schauplatz abtraten. (Wird fortgesetzt.)

Italien.

Englands Absichten auf Sicilien, zur Zeit Napoleon's.

(Schluß.)

„Unter dem lächerlichen Vorwande des Jakobinismus wurden ganz ungefährliche Privatleute ins Gefängniß geworfen, nach Malta deportirt oder nach dem Innern verbannt. Was aber diesen Verfolgungen den gehässigsten Anstrich gab, bestand in dem Verfahren, den Namen des Königs, der davon gar nichts wußte, zu mißbrauchen, als fänden sie auf seinen Befehl statt.

„Die englischen Truppen hatten in kurzer Zeit die ganze Insel in Besitz genommen; die Festungen, die Schlösser, die Batterieen, die Häfen, die Arsenale, die Magazine waren in ihren Händen. Die königliche Garde wurde auf 600 Mann reduzirt, welche von dem Fürsten Cattolica befehligt wurde. Linientruppen, Kanoniere, Bürgergarden, Alles wurde um und durch einander geworfen. Man bildete für den englischen Dienst eine Fremdenlegion, der alle Deutschen und Wallonen im Dienste des Königs einverleibt wurden. Zwei von den italiänischen Regimentern wurden nach Alicante eingeschifft; das dritte wurde ein englisch-italiänisches Regiment. Andere Truppen mit allen Pferden, die gesammte Artillerie und der Schießbedarf, so viel man nur zusammen-
bringen konnte, gingen gleichfalls nach Spanien ab, um dort gegen di
zosen gebraucht zu werden, bei deren Bekämpfung man im Interesse E
die eigenen Soldaten so viel als möglich schonen mußte.

„Als Alles auf diese Weise vorbereitet war, wurde durch den Er
ein außerordentliches Parlament berufen. Er handelte unter dem
des Lord Bentinck und ohne daß der König, sein Vater, der für kra
um Rath gefragt oder auch nur davon benachrichtigt worden wäre.
gen, Versprechungen, Geschenke, Nichts wurde gespart, um sich zu
daß die Versammlung nach den Absichten und im Geiste Englands

„Die edlen Herren, welche für das Glück des Vaterlandes
seyn behaupteten, beeilten sich, gleich in den ersten Sitzungen dem König
entreißen, was er bis dahin, wenn auch nur dem Scheine nach, besessen
Macht, Autorität, Einkünfte. Sie wiesen 10,500 Unzen (106,500 Fr.)
lich an für die Gesammtausgaben des Königs, der Königin, des
Leopold und für die Erhaltung ihres Hofstaates; 7,300 Unzen für
prinzen und 2000 für die Herzogin, die Tochter Sr. Majestät.

„Sie faßten den wahnsinnigen Entschluß, daß Sicilien künftig
alle Zeiten einen unabhängigen Staat bilden sollte mit einem
Könige, und daß dieser König nicht das Recht, Krieg zu führen und
zu schließen, haben, dasselbe vielmehr dem Parlament ausschließlich
sollte. Eben so wahnsinnig war der Plan, alle Gerichtshöfe zu
und eine neue Civil- und Kriminal-Gerichtsverfassung zu improvisiren.

„Sie schafften alle Pensionen und Leibrenten ab und erklärten,
Nation sich aller Besitzungen, Pfründen, Abteien u. s. w.
wodurch viele Tausende von Individuen, die Glieder eben dieser Nation
zu Bettlern gemacht wurden.

„Durch die Aufhebung des Fideikommisses schleuderten sie Uneinigkeit
Zwietracht unter die Familien; den Majoratsherren verhaßt, konnte
regel auch den jüngeren Gliedern der Familie wenig nützen, weil
schränkungen verknüpft waren, welche die ganzen etwa möglichen Vorth
der vernichteten.

„Während die sogenannte Nationalversammlung auf diese
das öffentliche Wohl arbeitet, hält England, welches sich zu Sub
vertragsmäßig verpflichtet hat, diese Summen zurück oder verwendet
Gutdünken auf die Erhaltung der Truppen, die es nach Spanien
daß deswegen die englischen Unterthanen, welche sich zu Herren des
Handels auf der Insel gemacht haben, von ihren über alle Gränzen weit
gedehnten Privilegien einen Zoll abzugeben für gut finden.

„Unermeßliche Quantitäten von Korn und Vieh sind nach Spanien ge
schafft worden, und der Schleichhandel nach Malta hat keinen Augenblick
gehört. Ist es da zu verwundern, wenn die Schulden sich häufen und
Armuth zunimmt in den fruchtbarsten Gegenden, wenn die Bevölkerung des
Landes ausgehungert ist durch die Geldgier der adeligen Grundbesitzer,
ihr Getraide für hohe Preise nach auswärts hin verkaufen, und die
Regel, kein Maß und keine Gerechtigkeit kennen!

„Als der Erbprinz durch eine Nervenkrankheit sich in Lebensgefahr
fand, konnte der König seinen Sohn nur des Nachts und ganz im Geheimen
sehen. Die abscheulichen Gerüchte, welche die Engländer über diese An
legenheit zu verbreiten sich bemüht haben, fordern zu der Erklärung auf,
der Zustand des Prinzen, hervorgerufen durch einen gewissen Mißbrauch
Lebenskräfte, sich durch den Mißbrauch von Elixiren verschlimmert hatte,
mittelst deren Se. Königliche Hoheit die erschöpften Kräfte wiederherzustellen
gedachte.

„Nicht zufrieden mit den Kränkungen und Verleumdungen,
das regierende Haus überschüttete, wagte Lord Bentinck, Sr. Majestät
den Vorschlag zu machen, zu Gunsten seines Sohnes die Regierung
zulegen und abzudanken. Ferner verlangte er, daß die Königin,
von Palermo entfernt war und ohne seine Erlaubniß daselbst sich
durfte, nach Oesterreich gesandt würde, wobei immer noch die
gegeben war, sie auf dem Meere anzuhalten und nach London zu
Diese Unverschämtheiten haben zwar keinen Erfolg gehabt; aber der König
und die Königin haben sich seit der Zeit völlig von allen ihren Freunden zu
rückziehen müssen, um keinen derselben ins Unglück zu stürzen.

„Gedungene Emissäre wurden unter dem Namen von Liebesten in den
Städten und auf dem Lande umhergeschickt, um alle Hülfsquellen
schaften, die englische Partei zu vergrößern und zu organisiren und
den Ruf der Königin zu verunglimpfen, dadurch daß sie alle Uebel des Landes,
welche das Werk ihrer Feinde und deren Helfershelfer sind, auf ihre Schultern

„Keine Woche ging vorüber, ohne daß der Generalissimus Sr. Majestät
von Großbritanien mit Hülfe verdeckter Boote Geld und Instructionen an
seine Spione zu Neapel, Tarent, Barletta, in Kalabrien, zu Amalfi u.
abgesandt hätte, um eine Insurrection unter den Unterthanen des
vorzubereiten, nicht zum Vortheil des legitimen Königs, sondern zu Gunsten
der Engländer, welche immer da zu interveniren bemüht sind, wo sie, wie in
Spanien und Portugal, mehr Gewinn aus dem Handel als Schaden aus dem
Kriege zu ziehen gedenken.

„Diese Räuberpläne sind noch deutlicher auf den vom Königreich
genden kleinen Inseln zu erkennen. Die britische Fahne weht zu Ponza,
daß der König und sein Sohn nur eine Ahnung von der Expedition
haben. Auch Pantalleria ist in den Händen der Engländer, eben so das
bare und mit einem so schönen Hafen versehene Lampedusa. Man hat
beiden Inseln zuerst an einen Londoner Kaufmann verpachtet, dann
daten und Kanonen hingeschickt und Befestigungen daselbst aufgeführt
In diesem Augenblick wird ein ähnliches Manöver mit Ischia und
vorbereitet.

„Die Intriguen des Generalissimus haben eine Kluft zwischen den Baronen und der großen Masse der ihrem Souverain treugebliebenen Sicilianer gebildet. Man weiß, daß England gleicherweise die Aristokratie und die Demokratie, die Könige und die Jakobiner in Schutz nimmt, je nach dem Bedürfniß seiner das christliche Europa beschimpfenden Politik; aber was man als eine Niederlage seines machiavellistischen Systems betrachten muß, ist der Umstand, daß der Franzosenhaß sich fast auf der ganzen Insel wie in den neapolitanischen Provinzen verloren hat.

„Seit langer Zeit wurde der Adel durch die Idee gekitzelt, den König unter eine Vormundschaft zu setzen und demgemäß eine Aristokraten-Republik zu gründen. Unter dieser Bedingung hätten die Barone eben so gut das Protektorat des Kaisers von Marokko als das Englands angenommen; aber die zwischen Napoleon Bonaparte und dem österreichischen Hofe abgeschlossene Uebereinkunft hat sie auf den Gedanken gebracht, daß im gegebenen Falle jener berühmte Kriegesfürst die königliche Familie unterstützen werde, mit der er ohnehin durch seine Gattin, die Erzherzogin, verwandt ist; deshalb wandten sie ihre Blicke nur noch auf England und handelten, nach dem Rathe des Fürsten von Belmonte, des geschicktesten und einflußreichsten aller Stipendiaten des Londoner Staatsschatzes, sämmtlich in diesem Sinne, indem sie sich die nothwendigen, ja, die legalen Repräsentanten der ganzen Nation nannten, welche sie wohl erträgt, aber gegen ihren Willen. Sie haben den König und besonders die Königin angeklagt: 1) heimlich mit Frankreich zu verhandeln; 2) die Staatseinkünfte zu verschwenden; 3) die alten Constitutionen nicht zu berücksichtigen (ein aus normännischen, schwäbischen und arragonischen Elementen gemischtes Chaos, das alle Gesetzgeber der Welt nicht aufzuklären und zu formuliren vermöchten). Endlich haben sie die Einbildung gehabt, sie würden den Engländern Furcht vor Verrath und vor einer ähnlichen Katastrophe wie die von 1282 einflößen können.

„Die Engländer sind zu wenig furchtsam und zu wenig abergläubisch, um alle diese Albernheiten im Ernst zu nehmen; übrigens haben sie mehr als 30,000 Mann und sind die Herren aller Städte. Aber eines Vorwandes bedürftig, haben sie den Schein angenommen, als glaubten sie daran, und haben das unglückliche Sicilien demzufolge behandelt, indem sie die legitime Autorität erniedrigten, um sich unentbehrlich zu machen.

„Eine Art von Vertrag, der seitens der Barone dem Lord Bentinck vorgelegt worden, ist zur Kenntniß Seiner Majestät gekommen. Er enthielt besonders folgende Punkte:

„1) Die sicilianische Nation wird erklären, daß sie sich im Zustande der Revolution befindet. Der König, die Königin und ihre Familie werden so lange in ihrem Schlosse bewacht werden, bis ein Kriegsschiff sie nach England übersetzen wird, wo Summen für ihren Unterhalt bereit liegen werden.

„2) Eine Deputation wird nach London geschickt werden, um dort die Nachricht hinzutragen, daß Sicilien in eine unabhängige, von Großbritanien beschützte Republik umgeschaffen sey. Der Titel eines Protektors wird Sr. Königl. Hoheit dem Herzoge von York angetragen werden; aber die britische Regierung wird der Nation freie Hand lassen in der Wahl eines sicilianischen Barons zum wählbaren und constitutionellen Haupte der neuen Republik.

„3) Auch wird die Regierung Truppen und Schiffe zur Vertheidigung der Insel gegen die Franzosen gewähren. Ihrerseits wird die Republik für die Erhaltung dieser Streitkräfte eben so wie für die des Staates selbst Sorge tragen.

„4) Zwischen Sicilien und England wird ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen, und England wird dafür sorgen, daß die neue Republik von allen europäischen Mächten anerkannt werde.

„Die Thatsachen haben den Beweis geliefert, daß das Londoner Kabinet diesen Plan als eine Chimäre betrachtet hat, oder daß es wenigstens in allen Fällen ausschließlich sein eigenes Interesse als maßgebend für seine Handlungen angesehen hat.

„Als Lord Bentinck nach Palermo kam, hatten die Barone in ihm einen Mann erwartet, der sich nur mit der Ausführung ihrer Pläne beschäftigen würde. Als sie nun ihren Irrthum einsahen, war die Rückkehr zur Vernunft nicht mehr möglich, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich mit Allem einverstanden zu erklären, was der Generalissimus beschließen und von ihnen verlangen würde. Leider ist hierbei zu erwähnen, daß Se. Königl. Hoheit der Herzog von Orleans gemeinschaftliche Sache mit dieser ganzen Aristokratie gegen den König, seinen Schwiegervater, gemacht hat.

„Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge sind der Fürst von Belmonte und die übrigen Revolutionsmänner über die Verzögerung der Ausführung ihrer besonderen Pläne in Rücksicht auf den König und seine Familie sehr mißgestimmt. Sie bemerken jetzt, daß ihr Dank für die Auflösung der Bande der Treue, welche sie an einen legitimen Monarchen knüpften, darin besteht, daß sie von einem übermüthigen Fremdling als demüthige Diener behandelt werden. Jetzt bestehen sie nur darauf, ihrem neuen Herren den Glauben beizubringen, daß die Gegenwart und der Einfluß der Königin sie Alle großen Gefahren aussetze, der König müsse zur Abdankung gezwungen werden, das Parlament sodann seinen Sohn für regierungsunfähig erklären und eine Regentschaft einrichten. Zuletzt müsse noch der Königin der Prozeß gemacht werden. Schließlich verpflichteten sie sich, das ewige Protektorat Englands und die Verfassung, welche ihm am meisten zusagen würde, dekretiren zu lassen.

„Lord Bentinck nimmt diese Vorschläge an oder verwirft sie, je nachdem sie mit seinen Absichten übereinstimmen oder nicht. Einerseits wird durch die Vernichtung der königlichen Autorität seine eigene absolute Herrschaft gesichert; andererseits hat die Aufhebung des Fideikommisses und die durch die ganze Feudal-Organisation verbreitete Unordnung den Adel geschwächt und überall hin Anarchie und Zwietracht ausgesäet. Nichtsdestoweniger wird der Generalissimus durch die bestimmte Weigerung des Königs, so wie durch die zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Fürsten von Belmonte, die Beide Lust auf die künftige Regentschaft haben, ausgebrochene Uneinigkeit, in die Nothwendigkeit gesetzt, die definitive Entscheidung aufzuschieben, ohne daß er indeß der Zerrüttung und Unterdrückung Siciliens ein Ziel setzt.

„Der Erbprinz, jetzt Statthalter des Königreichs genannt, hat das Unrecht begangen, den trügerischen Versprechungen der Revolutionsmänner ein zu williges Ohr zu leihen, und sieht nicht den Abgrund, an den diese edlen Seelenverkäufer ihn führen, indem sie ihn vergessen machen, was er seinem Vater und Könige schuldet.

„Unter solchen Umständen hat die Königin, entschlossen, alle Mittel, die in ihrer Macht sind, anzuwenden, um Sicilien, ihren Gatten und ihre Familie zu retten, gedacht, daß diese übersichtliche Darstellung der Verhältnisse den Depeschen, welche sie an den Kaiserlichen Hof abgesandt, beigegeben werden müsse. Stark durch ihr Recht, rechnet sie auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, der sie selbst in den dringendsten Gefahren nicht verlassen hat."

Diese Mittheilungen blieben indeß erfolglos. Ferdinand, durch die Ereignisse nach Neapel geführt, beeilte sich, den revolutionairen Versuchen des sicilianischen Adels ein Ende zu machen. Die Königin Karoline wurde, aus Sicilien verbannt, in Wien aufgenommen; aber sie starb bald darauf, ohne daß sie die Macht wiedererlangt hätte.

Wir wollen hier weder die Anklagen der Königin Karoline noch die Absichten der Barone beurtheilen, sondern nur die nicht zweifelhaften Pläne Englands feststellen. Die britische Politik hat nicht die Zeit gehabt, das in Sicilien zu Ende zu führen, was ihr auf den ionischen Inseln gelungen ist. Aber diese Macht ist eben so geduldig als unersättlich; sie versteht zu warten und verliert keine Gelegenheit. Sicilien wird anglisirt werden, sobald England daselbst ungestraft und unbehindert handeln kann. Die ganze Bevölkerung verabscheut die Neapolitaner, und eine Trennung wird ihr niemals großen Schmerz verursachen. Es giebt nicht zwei Parteien daselbst, und wenn man sich der Guineen erinnert, welche während der Diktatur Lord Bentinck's in Sicilien mit vollen Händen ausgestreut worden sind, so kann man begreifen, warum die politischen Ansichten der Sicilianer nicht sehr aufgeklärt sind.

Ihrerseits handelt die einheimische Regierung, als hätte sie im Bunde mit England beschlossen, sich das unglückliche Volk gänzlich zu entfremden. Alles ist in Trümmern, Mißbräuche und Unterdrückung herrschen allgemein; die fruchtbarsten Felder Europa's liegen unbebaut und von ihren Bewohnern verlassen; das Mönchswesen, die Bettelei, das Räuberhandwerk haben das Innere des Landes durch Abschneidung der Communication in einen Zustand gebracht, daß das gegenwärtige Sicilien weit mehr dem Sicilien des Mittelalters als dem des Alterthums ähnlich sieht.

England.

Englisches Urtheil über Jeremias Gotthilf.

Das letzte Heft der Westminster Review beschäftigt sich in seiner, der ausländischen Literatur gewidmeten Abtheilung fast ausschließlich mit Erzeugnissen der deutschen Presse. Außer einigen kurzen Notizen über Ranke's „Neun Bücher preußischer Geschichte", Weil's „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben", Heine's „Atta Troll" — von welchem Gedicht der englische Rezensent bedauert, daß es gleich allen großen Werken der Deutschen: wie der Kölner Dom, Schelling's Gottheit, die ****sche Constitution u. s. w. unvollendet geblieben — enthält die Review längere Artikel über Dr. Hoffmeister's „Briefe aus Indien", Kohl's „Reisen in Dänemark", Arndt's „nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben"; und — though last, not least — über Jeremias Gotthilf's Volksbücher. Die Zusammenstellung dieses Schriftstellers mit dem englischen Dichter Crabbe können wir jedoch nicht ganz begründet finden; die einfache Bonhomie und der gemüthlich wohlwollende Humor des Schweizers haben mit der bitteren und misanthropischen Laune des Briten durchaus nichts gemein. Auch die didaktische Tendenz äußert sich in ihren Schriften auf ganz verschiedene Weise. Nur darin ähneln sich Beide, daß sie das Volk, und zwar das eigentliche Volk in seinen untersten Schichten, darstellen, dessen Leiden und Freuden, dessen Tugenden und Laster sie mit graphischem Pinsel zeichnen. „Nicht nur ihrem Stande nach," bemerkt der Kritiker, „sondern auch in ihrem Charakter sind Gotthilf's Helden von der allergewöhnlichsten Art; sie haben nichts Hohes oder Heroisches an sich. Sie sind aus demselben Stoffe gebildet, wie neun Zehntel ihrer Landsleute; aber eben deshalb, weil sie menschliche Wesen und nicht herausstaffirte Puppen sind, begleiten wir sie mit regem Interesse auf ihren Abenteuern — oder vielmehr nicht auf ihren Abenteuern, denn es begegnen ihnen keine, sondern wir folgen ihnen in der alltäglichen Routine ihres nüchternen Daseyns.

„Hoffentlich," so fährt der Kritiker fort, nachdem er als Beleg seines Urtheils einige Auszüge, namentlich aus „Uli der Knecht", mitgetheilt, „hoffentlich gehören unsere Leser nicht zu denen, welche

. . . . mit kaltem Spott
Des Armen schlichten Lebenslauf betrachten;

vorzüglich dann, wenn die Erzählung desselben sich durch Kraft und Frische des Styls auszeichnet und zugleich manche hübsche Naturscene aus einem Lande enthält, dessen malerische Schönheiten von jeher berühmt waren. Solche Schilderungen kommen übrigens selten vor und werden nur dann gegeben, wenn sie vollkommen in den Gang der Erzählung hineinpassen, sind aber

wegen um so anziehender, gerade wie der Anblick einer schönen Landschaft einen lebhafteren Eindruck auf uns macht, wenn wir ernsten Geschäften nachhängen, als wenn wir auf einer Lustreise begriffen sind. Der Verfasser fällt mitunter allzu sehr in das Niedrige und Prosaische, aber diesen Charakter trägt die ganze literarische Klasse, zu der seine Schriften gehören, und in der That fast die ganze schönwissenschaftlichr Literatur des Tages an sich. Die Poesie hat von ihren wolkigen Höhen und luftigen Wartthürmen herabsteigen und ihre Füße in den staubigen Pfaden des Alltagslebens beschmutzen müssen, um die Quellen jener sozialen Uebel aufzusuchen, deren ungesunde Dünste und trübe Nebel bis in ihre eigene reine Atmosphäre gedrungen waren. Die Kunstregeln werden bei einer solchen Untersuchung oft nothgedrungen aus den Augen gelassen; da aber Natur und Wahrheit allein zur echten Kunst führen, so wird man ihre Forderungen vielleicht auf diese Art besser erfüllen und ihren Aufgaben eine edlere und vollständigere Lösung geben können, als wenn man der früheren Methode immer streng gefolgt wäre. Nur Künstelei und Nachäffung bleiben zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt."*)

Mannigfaltiges.

— Ein geheimnißvoller Staatsgefangener. Vor einigen Jahren erschien ein russisches Werk über Finnland (Finlandia i Finlandzy, von Fedor Derschau), welches auch ins Deutsche übersetzt und mit Interesse gelesen wurde. Dasselbe Thema behandelt eine neuere Schrift (Perejésdy pa Finlandii; „Ausflüge in Finnland von dem Ladoga-See bis zum Flusse Torneo") deren Verfasser, Herr Jakov Grot, durch eine russische Version der Frithiofs-Saga bekannt ist. Dieser Schrift, aus der wir in Petersburger Blättern Auszüge finden, die manche anziehende Details enthalten, entlehnen wir folgende Anekdote, welche an die Geschichte der eisernen Maske erinnert: „Zu Anfang der Regierung Kaiser Alexander's befand sich in einem unterirdischen Kerker des Schlosses Kerholm ein Gefangener, dessen Schicksal Allen ein Geheimniß war. Als der Monarch im Jahre 1803 Kerholm besuchte, nahm er auch die Gefängnisse in Augenschein und erkundigte sich nach dem Namen eines jeden Gefangenen; endlich kam die Reihe auch an den geheimnißvollen Staatsverbrecher, der aber erklärte, daß er nur dem Kaiser selbst unter vier Augen entdecken könne, wer er sey. Sie blieben einige Minuten allein; dann verließ Alexander mit Thränen in den Augen die Zelle und befahl, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Kerholm entferne. In dieser Stadt lebte er noch funfzehn Jahre, indem er von der Krone eine Pension bezog und den Einwohnern, die ihn allgemein liebten, unter der Benennung Besiménny (der Namenlose) bekannt war. Nachdem er mehr als dreißig Jahre im Dunkel des Kerkers zugebracht, konnte er sich bei seiner Befreiung nur schwer an das Licht gewöhnen und erblindete auch in den letzten Jahren seines Lebens." — Wer diese räthselhafte Person eigentlich gewesen, darüber bleibt uns der Verfasser die Erklärung schuldig, und er stellt, vielleicht aus guten Gründen, auch keine Vermuthung auf. Wenn wir uns auf historische Phantasieen einlassen wollten, so wären wir beinahe geneigt, den Kerholmer Gefangenen für den Prinzen Iwan Antonowitsch zu halten, der in der Wiege auf einen Augenblick Kaiser von Rußland war und dann lange Jahre im Kerker schmachtete; aber die Ermordung dieses Unglücklichen (1764, in der Festung Schlüsselburg) ist leider so gut bewiesen, wie sich ein Faktum dieser Art beweisen läßt. Oder war es vielleicht Mirowitsch, der ihn zu befreien suchte und durch sein Beginnen den Tod des Prinzen herbeiführte? Wie man weiß, behauptete damals die Fama, daß Katharina II. selbst den angeblichen Befreiungs-Versuch angestiftet habe, und es ist gewiß, daß Mirowitsch, obwohl zum Schaffot verurtheilt, noch bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffte.

— Aegyptische Aufschlüsse über den Gnostizismus. Ueber den in der frühesten Periode des Christenthums so berühmten Gnostizismus wußte man bisher nicht mehr, als was sich aus den Mittheilungen einzelner Kirchenväter ergab, da die eigenen Werke der Gnostiker nach Unterdrückung der Sekte aufs eifrigste verfolgt und zerstört wurden. Gleichwohl sind England und Holland durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände in den Besitz einer Anzahl koptischer Handschriften gelangt, welche die kostbarsten Urkunden für die Geschichte des Gnostizismus enthalten. Hierher gehört ein kürzlich nach England gekommenes vollständiges Manuskript von Theben, unter dem Titel „die echte Weisheit", eine Schrift, die von Tertullian citirt wird, welcher den Aegypter Valentinus, einen Hierophanten der Gnostiker, als Verfasser nennt. Ein nicht minder merkwürdiges Buch ist „das Ritual der Gnostiker", in demotischer Schrift, welches für das Leydener Museum erworben wurde. Der Inhalt läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß die Gnostiker einen Theil ihrer Lehren von der alt-ägyptischen Priesterkaste entlehnt haben. Man dürfte wohl mit größtem Recht den Gnostizismus als eine unter[nommene Vermischung] christlicher Ideen und griechischer Philosophie unternommene Umbil[dung] ägyptischer Lehren betrachten. — Bekanntlich hat unser gelehrter [Landsmann,] Herr Konsistorialrath Professor Neander, auch eine „Genetische Ent[wickelung] der verschiedenen gnostischen Systeme" (Berlin, 1818) geschrieben. [Von einem] Elsasser, Herrn Matter, existirt eine im J. 1828 von der französisch[en Akade]mie gekrönte Preisschrift: „Histoire critique du Gnosticisme", die [ins] Deutsche übersetzt worden.

— Ein Lustspiel von Alfred de Musset. Auf dem Théâ[tre Fran]çais in Paris wird jetzt ein Lustspiel von Herrn Alfred de Musset geg[eben, das] einen merkwürdigen Umweg gemacht hat, um auf diese Bühne zu komm[en. Das] Stück heißt „Un Caprice" und war im Jahre 1837, also vor zehn Jah[ren, als] „dramatisches Sprüchwort" in der Revue des deux Mondes abgedru[ckt. In] diesem Gewande erregte es die Aufmerksamkeit eines russischen Litera[ten, der] es in seine Muttersprache übertrug und auf die Petersburger russische [Bühne] brachte, wo es sich außerordentlichen Beifall erwarb. Auf dieser Büh[ne sah] Madame Allan, die berühmte französische Schauspielerin, die mehrere [Jahre] in St. Petersburg engagirt war, die Vorstellung des russischen „Caprice"; [und] als eine geistvolle Frau, erkannte sie sogleich, daß das Stück in seinem [ur]sprünglichen Gewande einen noch viel befriedigenderen Eindruck mache[n müsse] als in der Uebersetzung. Sie verschaffte sich daher die alte Revue des [deux] Mondes, ließ das Stück und die einzelnen Rollen ausschreiben und über[nahm] selbst die der Frau v. Lery, für die sie sich auch schon bei der russischen [Auf]führung so interessirt hatte, daß sie den Effekt derselben auf der französi[schen] Bühne als unfehlbar sich dachte. Un Caprice gefiel in der That auf dem [fran]zösischen Theater St. Petersburgs eben so sehr, als auf dem russischen. D[urch] diese Erfolge aufmerksam gemacht, dachte endlich auch das Théâtre Fran[çais] daran, das Lustspiel de Musset's, das vor zehn Jahren in Paris gedruckt [wor]den war, auf die Bühne zu bringen. Petersburg mußte also erst mit der [An]erkennung eines französischen Dichters vorangegangen seyn, um sie ihm a[uch] in Frankreich zu verschaffen. Ja, in Paris ließ sich der Erfolg um so [sicherer] vorhersehen, als mit dem Stücke zugleich Madame Allan für das Théâtre Fran[çais] gewonnen worden. In den letzten Tagen des November trat sie als Frau v. Lery auf der ersten Bühne der Franzosen auf, und sowohl von Madame Allan, als von dem Lustspiel des Herrn de Musset, kann man jetzt sagen, daß ihnen die russische Campagne besser als dem Kaiser Napoleon bekommen sey.

*) Als vorzugsweise deutsche Volksbücher, wollen wir doch auch in diesen Blättern nicht unterlassen, wenigstens mit einem Worte, auf die eben so treffliche als „merkwürdige" Geschichte von C. Mücke: „Des Schulzen Klemm und seines Gevatters Reise ins Blaue", hinzuweisen. Der Verfasser hat durch diese Geschichte, welche die Lieferung VI. der „Volksbücher des Norddeutschen Volksschriften-Vereins" bildet, seinen entschiedenen Beruf zum Volksschriftsteller an den Tag gelegt und verdient es, daß sein Name neben denen von Berthold Auerbach und Jeremias Gotthilf genannt werde. Die Geschichte Mücke's ist nicht blos unterhaltend, sondern auch wirklich sehr belehrend. Ja, eine populairere Erklärung, wie unter Anderem in dieser Geschichte von der Elektrizität, der elektro-magnetischen Kraft und der neuen Art der Telegraphie gegeben ist, vermag uns selbst ein von zahlreichen Experimenten begleiteter, populairer Vortrag nicht zu liefern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Donnerstag den 23. Dezember 1847.

Nord-Amerika.

Die Unitarier in den Vereinigten Staaten.

Wenn der Versuch, zwischen der großen politischen Revolution des achtzehnten und der kirchlichen Reform des sechzehnten Jahrhunderts eine Parallele zu ziehen, mehr als einmal, bald mit mehr, bald mit weniger Glück und Geist, angestellt worden, so ist das etwas, worüber man sich nicht eben besonders zu verwundern braucht. In der That bieten beide Begebenheiten in ihrem Verlauf und in ihren verschiedenen Phasen so viel Punkte der Aehnlichkeit dar, und diese Punkte sind zugleich so hervorstechender Natur, daß sie sich ohne Schwierigkeit auffinden und angeben lassen. Wenn jedoch die Gesetze, welchen eine geistige Bewegung gehorcht, nicht minder konstant sind, als die der physischen Bewegung, so ist eigentlich wenig gewonnen für die Erkenntniß einer Begebenheit durch den Nachweis, daß sie von ihrem Ausgangspunkte zu ihrem Ziele eine ähnliche Bahn, wie eine andere, durchlaufen habe. Nicht auf Aehnlichkeit, noch weniger auf vereinzelte Aehnlichkeiten, auf das spezifisch Unterscheidende der Begebenheiten kömmt es bei geschichtlicher Betrachtung an, nicht unseren historischen Witz haben wir spielen zu lassen, sondern der historische Scharfsinn muß sich bethätigen.

Die Reformation nun ist eine dadurch von der französischen Revolution wesentlich verschiedene Begebenheit, daß erstere eine Restauration seyn wollte, daß sie die ursprüngliche christliche Kirche wieder herzustellen beabsichtigte. Die Wiederherstellung der primitiven christlichen Kirche war ihr Programm, und wir haben hier nicht zu untersuchen, wie weit sie diesem ihrem Programm treu geblieben oder von demselben abgewichen ist. Die Tendenz der Revolution dagegen war, das Ideal des Staates, so weit möglich, zu realisiren; die Revolution konnte deshalb auf nichts Gegebenes rekurriren, auf Nichts, was bereits einmal da gewesen war. Nicht in Montesquieu, dem Manne der geschichtlichen Erfahrung, sondern in J. J. Rousseau, dem Manne der Abstraction, fanden die Koryphäen das neue Testament ihres politischen Glaubens.

Freilich hat auch die Reformation mit der Geschichte gebrochen, allein dieser Bruch geschah doch keinesweges auf jene radikale, unversöhnliche Weise, wie wir ihn zwischen der Revolution und der historischen Ueberlieferung vor sich gehen sehen. Die Reformation verwarf die Entwickelung, vermöge deren die Kirche der ersten Jahrhunderte zur Kirche des sechzehnten Jahrhunderts — zur päpstlichen Hierarchie — geworden war, nur von dem Punkte an, von welchem an ihr diese Entwickelung mit ihrem Keime in Widerspruch gerathen zu seyn schien. Wenn die Revolution reinen Tisch machen wollte, so wollte die Reformation den Tisch nur rein machen. Die Reformation, wie gesagt, hatte es nur auf eine Verjüngung, die Revolution auf eine Neugeburt abgesehen.

Nothwendigerweise mußte sich bei einem solchen Zwecke die Frage aufdrängen: wie lange existirte die primitive Kirche in ihrer Reinheit? Wann begannen und an welchen Kriterien sind sie zu erkennen, jene Abirrungen, die zu ihrem Endresultate die spätere verweltlichte, reformbedürftige Kirche gehabt haben? Was ist beizubehalten von den Institutionen und den Dogmen der Kirche und was zu verwerfen, wenn eine resticutio in integrum vor sich gehen soll?

Die Reformation, da sie sich vorgesetzt hatte, die ursprüngliche Kirche wieder herzustellen, hatte sich nothwendig eine Aufgabe des Simplifizirens, des Vereinfachens der Zustände, mit welchen sie zu schaffen hatte, gestellt. Jeder Anfang, jeder Ursprung ist etwas Einfaches, und zu einem Ursprunge, zu einem Anfange strebte sie zurück. Ein solches Streben aber konnte sich bei dem Widerstande, auf welchen es nothwendig stoßen mußte, nicht bethätigen ohne jenen Zerstörungseifer, ohne jene Beschleunigung in der Bewegung, auf welche die Parallelen zwischen der Revolution und der Reformation ein so großes Gewicht zu legen pflegen.

Ein Werk durchgängiger Vereinfachung, allseitiger Simplification war es, was die Reformation vollbrachte. Die Reformation vereinfachte das Innere wie das Aeußere, den Kultus wie die Lehre der Kirche. Sie schaffte die Messe ab, reduzirte die Zahl der Feiertage, hob die Heiligenverehrung auf, verringerte die Sakramente bis auf zwei, setzte an die Stelle der guten Werke die gemeinsame Wurzel derselben — den Glauben — und an die einer schwankenden Tradition das feste, unanfechtbare Wort der heiligen Schrift.

Wie weit man jedoch in einer solchen Simplification zu gehen habe, darüber entstand, mußte alsbald Streit entstehen. Der ursprüngliche Bau der Kirche ließ sich unter all den Zuthaten, die zu ihm eine Reihe von Jahrhunderten hinzugefügt hatte, nicht so deutlich erkennen, daß nicht der Zweifel hätte entstehen sollen, was von Haus zu ihr gehört habe, was späterer Anbau und mithin zu beseitigen sey.

Der Zwist, wie gesagt, entbrannte sofort. Trotz aller Einigungsversuche führte der Streit über die Lehre vom Abendmahl zu einer ersten und dauernden Spaltung zwischen den Anhängern der Kirchen-Verbesserung. Während Luther mit seiner, dem katholischen Dogma näher stehenden Ansicht auf die eine Seite trat, trat Zwingli — und später Calvin — auf die andere. Was war es aber, was diesem Zwist, dieser Spaltung zum Grunde lag? War es nicht wiederum die Frage, wie weit man im Vereinfachen des bisher Geltenden zu gehen habe? Wenn Luther sich gegen das Dogma der Transsubstantiation erklärte, so verwarfen die schweizerischen Reformatoren mit dem Dogma der Transsubstantiation zugleich die Lutherische Ansicht und gestalteten die Lehre vom Abendmahl in einer freilich weit nüchterneren, aber dem gemeinen Begriffsvermögen weit mehr als Luther's mystische Ansicht entsprechenden Weise um; kurz, sie vereinfachten, sie simplifizirten sie.

Eben so jedoch, wie Luther, nachdem er durch seine Simplifications-Maßregeln die ursprüngliche Kirche wiederhergestellt zu haben glaubte, nothwendig den Willen haben mußte, stehen zu bleiben, eben so, wie er wähnte, auf dem Punkte, auf dem er angelangt war, unbehelligt verharren zu können, eben so wollten die schweizerischen Reformatoren, nachdem sie ihr — nur weiter vorgeschobenes — Ziel erreicht hatten, die reformatorische Bewegung geendigt wissen, eben so glaubten sie, es werde sich ihr eine Gränze setzen lassen. Hier wie dort wähnte man zu einem Abschluß gekommen zu seyn.

Zu welchen extremen, hier und da fratzenhaften Erscheinungen es wenige Jahre, nachdem Luther seine Theses an die Schloßkirche von Wittenberg angeschlagen, kam, ist bekannt. Diese Erscheinungen waren jedoch vorübergehender Natur: ein Reich, wie das Johann's von Leyden, das Regiment der Wiedertäufer, konnte keinen Bestand haben.

Nicht eben so war es mit einer anderen Richtung, die, gleich in den Anfangszeiten der Reformation eingeschlagen, bald zahlreicher, endlich massenweise verfolgt wurde. Es war dies diejenige Richtung, welche, das Dogma der Trinität perhorrescirend, einem reinen Deismus näher und näher kam, um endlich in ihm zu verschwinden, ja, die vielleicht von diesem letzteren ausgegangen war und sich nur äußerer Motive halber der geltenden Lehre im Uebrigen so weit anbequemte, als es mit einem Standpunkt, der eigentlich alle positive Religion ausschloß, verträglich war.

Schon in den ältesten Zeiten des Christenthums und innerhalb desselben war eine, wenn nicht der Lehre der Unitarier ähnliche, doch ihr zuführende Lehre, nämlich die des Arius, an den Tag getreten und nach langwierigen Kämpfen unterdrückt worden. Allein, wenn die arianische der katholischen Kirche unterlegen war, so war doch schwerlich die arianische Ansicht gänzlich und überall ausgerottet worden. Die Hypothese, daß sie sich im Verborgenen erhalten und fortgepflanzt, daß sie in ihren Konsequenzen nach und nach weiter gegangen und in dieser ihrer neuen Gestalt als Unitarismus oder dem Aehnliches bei der allgemeinen Gährung, in welche die Welt durch die Reformation versetzt worden war, wieder hervorgetreten sey, diese Hypothese dürfte wenigstens keine schlechtere Hypothese seyn, als so viele andere Hypothesen, die wir in der Kirchen- und politischen Geschichte ihre Rolle spielen sehen.

Wie dem Allem jedoch auch seyn möge, ob die unitarische Lehre sich nach und nach aus dem Christenthume entwickelte, oder ob sie, in anderem Boden wurzelnd, nur diejenigen Dogmen des Christenthums, die sich mit ihr vertrugen, adoptirte, oder ob endlich diese Lehre aus beiden Quellen zugleich — wie sich denn auch dies denken läßt — entsprang, wie also dem Allem auch seyn möge, so viel ist gewiß, daß die reformatorische Bewegung noch nicht lange gedauert hatte, als die Antitrinitarier sich geltend zu machen anfingen. Als das erste Opfer ihrer Lehre fiel in Genf Servet; an seine Stelle traten bald nach seinem Tode die beiden Socine als neue Apostel der unitarischen Lehre, die gegenwärtig, nach mannigfaltigen Schicksalen, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika weit verbreitet ist und — wie wenigstens ihre Anhänger sich schmeicheln — einer vielverheißenden Zukunft entgegengeht.

Einer ihrer bedeutendsten Lehrer ist Theodor Parker, neu-unitarischer Prediger in Boston, der auch in einem eigenen Werke, in „Untersuchungen über die Religion"*), die Religionsansichten der Unitarier näher zu begründen

*) Kiel, Schröder u. Comp. 1846.

versuchte. Es ist dieses Werk aus Vorlesungen, die der Verfasser in Boston vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehalten, entstanden und von dem Archidiakonus **Wolf** in Kiel ins Deutsche übertragen und mit einer, schätzbare Notizen über die Geschichte der unitarischen Lehre und Kirche enthaltenden Vorrede versehen worden. (Schluß folgt.)

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

III. Hochzeitsfeier eines Europäers mit einer Mulattin.

Als ich am anderen Morgen in das Zimmer des Herrn v. E . . . trat, fand ich ihn in Gesellschaft zweier französischer Offiziere, die er mir sogleich vorstellte. Nachdem ich einige höfliche Worte mit ihnen gewechselt und sie mir das freundliche Anerbieten gemacht hatten, mir in Allem, was mir noch fremd und ungewohnt sey, mit Rath und That beizustehen, kamen wir auch auf die Schönen des Landes zu sprechen, wobei ich den Widerwillen, welchen mir die Negerinnen und Mulattinnen einflößten, nicht verhehlen konnte.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung" — sagte Herr S., einer der Offiziere. — „Es giebt ohne Zweifel am Senegal Mulattinnen, die eben so sehr gefallen können, als die hübschesten Pariserinnen." — „„Da kann ich Ihnen doch nicht beistimmen"" — erwiederte ich — „„ich müßte denn bis jetzt nur die häßlichsten gesehen haben."" — „Selbst unter denen, die Sie gesehen haben, giebt es gewiß manche, die Ihnen bald sehr gut gefallen werden. Als ich nach St. Louis gekommen war, hatte ich ähnliche Vorurtheile. Alle Frauen, die mir begegneten, flößten mir Abscheu ein. Jetzt bin ich sehr glücklich, eine davon mein nennen zu können, die ich auch noch immer meiner Liebe durchaus würdig finde." — „„Also sind Sie verheiratet?"" — „Gewiß, und ich mache damit keine Ausnahme, denn alle Franzosen, selbst die höchsten Beamten, leben hier mit Frau und Kind." — „„Merkwürdig. Und wenn sie nach Frankreich zurückkehren?"" — „Dann müssen die Frauen mit ihrer Familie sich freilich zu trösten wissen. Aber sie wissen das auch schon voraus und schließen die Ehe selbst unter dieser Voraussetzung." — „„Also findet eine wirkliche Heirat statt mit den gewöhnlichen Ceremonien?"" — „Die Senegalesinnen sind nicht sehr anspruchsvoll in Bezug auf diesen Punkt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich Ihnen die Art und Weise erzählen, wie ich zu meiner Frau gekommen bin. Sie lernen dadurch alle dabei üblichen Formalitäten kennen:

„Ich war schon zwei Monat in St. Louis, als ein Neger sich mir vorstellte, um mir die Mittheilung zu machen, daß ich seiner jungen Herrin sehr gefallen hätte. Diese Art der Liebeserklärung ist hier die ganz gebräuchliche. „Ist Deine Herrin hübsch?" fragte ich den Neger. — „„Ah"", erwiederte er, „„sie heißt Georgina und ist eine der hübschesten und reichsten Signarden von St. Louis."" — „Desto besser! Ich werde ihr heute Abend meinen Besuch abstatten." — „„O, das erlaubt sie nicht."" — „Nun? und sie liebt mich doch?" — „„Trotzdem kann sie Dich erst nach einiger Zeit empfangen. Heute, wenn Du willst, mußt Du, um ihr Deine Gegenliebe zu beweisen, mir einen Deiner Strümpfe geben, den sie während der Nacht unter ihr Kopfkissen legen wird." — „Schön!" Ich that dies, begierig, was bei diesem komischen Anfange aus dem Abenteuer werden würde. Am anderen Morgen war der Neger wieder da. „„Meine Herrin schickt mich, Dir zu sagen, daß ihre Liebe zu Dir im Steigen ist. Sie hat Deinen Strumpf unter ihr Kopfkissen gelegt und die ganze Nacht hindurch die schönsten Träume gehabt."" — „Es freut mich, das zu hören. Aber Deine Herrin wird mir mit der Zeit Langeweile machen, wenn sie fortfährt, meinen Strumpf zu liebkosen, statt meiner selbst. Hoffentlich wird sie mich heute Abend empfangen."" — „Du mußt Geduld haben. Viele Franzosen haben ihren Mulattinnen während sechs Monaten den Hof gemacht, ohne sie zu sehen. Meine Herrin aber liebt Dich sehr, und so wird sie wohl die Prüfungszeit abkürzen."" — Ich mußte mich fügen. Jeden Morgen kam der Sklave, um mir von den reizenden Träumen zu erzählen, die mein Strumpf seiner Herrin erweckte. Endlich erhielt ich die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich fand sie in ihrer Zelle, auf einer geflochtenen Decke sitzend. Ihre Bekleidung bestand in einem rosa-atlassenen, weiten Ueberwurf und in einem Schleier, der nur zwei große schwarze Augen sichtbar werden ließ, deren glühende Strahlen die lieblichsten Geheimnisse des jungen Mädchenherzens verriethen. Ich näherte mich ihr und wollte sie küssen. Allein sie gab weder auf meine Fragen Antwort, noch erwiederte sie meine Freundlichkeit, sondern wehrte sie sogar ab, in der Art, wie sich ein junges Landmädchen gegen einen vornehmen Herren vertheidigen würde. Wiederholt fragte ich sie, ob sie in unsere Verbindung willigte, aber sie bewahrte ein tiefes, unverbrüchliches Schweigen. In Verlegenheit gesetzt durch diesen Empfang, wollte ich mich eben entfernen, als mich ihre Mutter zurückrief und mir ankündigte, daß ich ihre Tochter schon am folgenden Tage heiraten könnte, wenn ich wollte. Meine schlechte Laune wurde hierdurch sogleich in wahrhafte Freude verwandelt. Ich lief, meine Freunde einzuladen und mich zur Ceremonie vorzubereiten. Kaum hatte sich am anderen Morgen die Sonne über dem Meere erhoben, als eine Truppe von Ausrufern die Stadt durchrannte und meine Verheiratung mit pomphaften Worten verkündigte. Sie sagten, daß der Vater des Vaters von dem Großvater meines Vaters kühner, edler, und reicher gewesen sey, als alle Könige zusammengenommen, und was meine Person beträfe, so sey ich stark wie ein Löwe, schlau wie eine Katze und schön wie ein Engel; daß ich die schöne Georgina heiraten werde, die Tochter der zehnten Enkelin eines prächtigen englischen Lords; daß sie in meinen Palast einziehen werde in dem Augenblicke, wo die Sonne am glühendsten scheinen würde, damit ihre Arm- und Halsbänder und
ihr übriger Schmuck im lebhaftesten Glanze strahlten. Diese Ausr
was ihre Lungen halten wollten, indem sie den Kopf mit den Hän
Sie wiederholten ihr Geschrei an jeder Straßenecke, an allen T
allen Höfen und bei jedem Vorübergehenden. Bald hörte ich auch G
das Gepauke des Tam-tams, das mir die Annäherung meiner Br
kündigte. Sie kam in Begleitung von stolz daherschreitenden N
Negerinnen und Musikanten. Georgina wurde mir von ihrer
ihrer Pathe vorgestellt. Das arme Kind hatte in ihrer Einfach
Reiz. Sie kniete zu meinen Füßen nieder und überließ mir ih
weißen Hände, während die Pathe ihren Segensspruch über sie
Ich erhob sie darauf und küßte sie auf die Stirn. In diesem
würde selbst der Gedanke an eine Vereinigung für immer nichts Befrem
für mich gehabt haben, denn ich fand ihre Anmuth und Sanftheit
Sie war noch ein halbes Kind, denn sie zählte nur dreizehn Jahr
jedoch zu erwähnen, daß die Frauen in diesem Klima bekanntlich
reifen. Ihr Hals war von mehreren Perlen- und Korallenschnüren u
und drei Reihen von durchlöcherten Geldstücken, die ihre langgef
Haare zusammenhielten, bildeten ihre jungfräuliche Krone. Meine B
rung für das reizende Kind war so lebhaft, daß ich sie mit Aufmerks
und Liebkosungen überhäufte, so daß meine Freunde gezwungen waren,
meiner die Honneurs bei der Ceremonie zu machen. Beim Mahle ließ
dem Gebrauche zuwider, der verlangt, daß die Verlobte ihren künftig
mahl bedient, neben mich setzen und lehrte sie mit der Gabel essen,
sich zwar etwas ungeschickt, aber nicht unanmuthig benahm. Um acht U
gann der Tanz. Hier war nun der schwierigste Punkt der ganzen Cere
da die Sitte verlangte, daß ich mit meiner jungen Gattin den Ball er
In einem Winkel des Saales machte ein Dutzend Neger eine höllische Mu
rings herum an den Wänden standen einige zwanzig Negerinnen, die ein bet
des Geschrei statt des Gesanges erhoben, das sie mit Händeklatschen un
terlichen Grimassen begleiteten. Bei diesem Lärm waren wir gezwungen
von allen Augen verfolgt, im Kreise zu drehen und zu springen, was m
Würde als Offizier gewissermaßen bloßstellte. Indessen half keine Weige
und die Signarden, welche uns beobachteten, waren großmüthig genug,
nicht allzu lange auf die Probe zu stellen, sondern überschütteten Georgina
Zeichen ihres Beifalls mit einer Menge Schärpen und reicher Gewän
Das junge Mädchen wurde jetzt etwas lebendiger. Nachdem wir noch ein
Zeit getanzt hatten, war es uns gestattet, uns zurückzuziehen, währe
meine Freunde das Vergnügen, an dem sie durch längere Gewohnheit Geschm
gewonnen hatten, noch länger genossen. Am anderen Morgen ersch
Georgina, statt in ihrem leichten Jungfrauengewande, in einem lang
bis auf die Füße herabfallenden Kleide, das sie zwölf Tage zu trag
verpflichtet war. Das sind alle Ceremonien einer Heirat zwischen Eur
päern und Mulattinnen. Diese Ehen sind legitim und dauern bis z
Abreise des Europäers, nach der die Mulattin sich sofort wieder verheirat
kann, ohne deshalb ihr Ansehen und ihren Ruf einzubüßen. Die Kin
welche der Frau bleiben, fallen dieser nicht so zur Last, wie Sie viell
glauben könnten; denn ein Mann, der nach den Sitten am Senegal erz
ist, kann nicht gut an einem Tage mehr ausgeben als einen Sou. Um Ihn
zu solcher Ehe nun Muth und Lust zu machen, füge ich die Versicherung hinz
daß ich meine schöne Georgina mehr und mehr liebe, so daß ich in diesem Ve
hältniß während meines Aufenthalts in diesem Lande ein wahres Glück g
nieße."

„„Ich gestehe, daß Ihre Erzählung mich sehr interessirt hat, obschon ic
bezweifle, daß ich jemals meinen Widerwillen gegen die Mulattinnen wer
überwinden lernen.""

„Sie thun recht daran" — rief jetzt der Lieutenant P . . . — „sich nich
von S . . etwas in den Kopf setzen zu lassen; denn seine Bewunderung für die
Signarden ist übertrieben. Er hat Ihnen darum nicht erzählt, daß diese gelben
Frauen einen eigensinnigen und launenhaften Charakter haben, der einen zu
künftigen Mann rasend machen kann; daß sie die europäischen gebrannten Wasser,
besonders Kornbranntwein, lieben und endlich eine Verschwendungssucht be
sitzen, die einen Rothschild ruiniren könnte. . . ."

„„In der That, wenn Sie eine ebenholzfarbige Haut vorziehen"" —
erwiederte S . . — „„dann rathe ich freilich, sich den Vorschlägen meines
Freundes P . . . anzubequemen. Sie brauchen ihn nur auf die Schiffswerfte
zu begleiten, wo einige hundert Negerinnen arbeiten, und er wird Ihnen schon
eine passende aussuchen.""

„Sie übertreiben wieder, Capitain" — sagte der Angegriffene. „Wenn
der Herr eine Negerin wünscht, so kann er sie anderswo besser finden als unter
meinen Sklavinnen. Was ich aber behaupte, ist, daß es nur zwei Arten von
Frauen giebt: weiße und schwarze. Da wir hier keine weißen haben
können, so wähle ich natürlich die schwarzen und kehre mich nicht an die halb
schlächtigen Mulattinnen. Jeder folge darin seinem Geschmack. Wenn ich eine
junge Negerin nach meinem Sinn finde, so kaufe ich sie und werde wenigstens
die Genugthuung haben, sie durch Freilassung glücklich zu machen."

„„Dann werden Sie auch die Genugthuung haben, den ersten besten
Neger zum Nebenbuhler zu erhalten. Denn die Schwarzen lieben nicht die
Weißen.""

„Und ich sage Ihnen, daß die Negerinnen eine wahre Leidenschaft für die
Europäer besitzen."

Wir werden später sehen, welcher der beiden Offiziere Recht hatte, und
ob sie nicht vielleicht beide im Unrecht waren.

Frankreich.

Einführung neuer Hausthiere in Frankreich. *)

Der Sinn für die Abrichtung wild lebender Thiergattungen zu Hausthieren hat sich, während alle übrigen praktischen Künste und Wissenschaften von Jahrhundert zu Jahrhundert Fortschritte machten, im Laufe der Zeiten verloren. Das mythische Alterthum steht in dieser Hinsicht weit über unserem hochgebildeten Zeitalter. Was die Neueren für die Einführung von Hausthieren in Europa gethan haben, läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Im 16ten Jahrhundert verpflanzten die Spanier einige nützliche Thiergattungen aus fernen Weltgegenden in ihre Heimat, im 18ten die Engländer andere, die nur zur Zierde dienten. Zu den ersteren gehören: der Truthahn, die sogenannte türkische Ente und das amerikanische Schwein aus Mittel-Amerika. Desgleichen haben die Spanier Versuche gemacht, das Lama, das Alpaca und die Vigogne bei sich zu akklimatisiren. Den Engländern verdankt man vier Gattungen von Ziervögeln aus Nord-Amerika und China. Seit dieser Zeit hat trotz der Vervollkommnung der Schifffahrt und der Ausbreitung der europäischen Kolonieen keine weitere Uebersiedelung ausländischer Thiere nach Europa stattgefunden.

Sollte dieser Umstand darin seinen Grund gehabt haben, daß bereits das Mögliche geschehen und jede Quelle erschöpft war? Man urtheile. Von den fünfunddreißig gezähmten Thiergattungen, die wir in Europa besitzen, stammen einunddreißig aus Asien (und zwar vorzugsweise aus Mittel-Asien), aus Europa selbst und aus Nord-Afrika. Es bleiben also vier Gattungen für alle übrigen Weltgegenden, d. h. für ganz Amerika, Mittel- und Süd-Afrika und Australien übrig. Eine solche Vertheilung ist an sich schon auffallend; sie wird es aber noch mehr, wenn man bedenkt, daß gerade diejenigen Landstriche, die so wenig in Rücksicht auf den besprochenen Zweck ausgebeutet wurden, besonders reich an eigenthümlichen und nutzbaren Säugethieren und Vögeln sind.

Man sage also nicht: Es ist hier seit so langer Zeit nichts mehr geschehen, weil nichts mehr zu thun übrig war; sondern im Gegentheil: Je weniger seit drei Jahrhunderten geschehen ist, desto mehr ist für unsere Zeit zu thun da. Die halbe Erde blieb unbenutzt, die andere Hälfte ist nicht ganz benutzt worden.

Geoffroy-Saint-Hilaire, der Verfasser unseres Originals, hat in seiner Eigenschaft, als Direktor der Menagerie des naturgeschichtlichen Museums in Paris, selbständige Zähmungsversuche angestellt. Dieselben geschahen nach drei Richtungen und umfaßten erstens: die Akklimatisirung und Zähmung von Gattungen, die bis dahin wild gelebt hatten; zweitens: die Akklimatisirung bereits anderwärts gezähmter Gattungen; drittens: die Akklimatisirung wilder Gattungen ohne gleichzeitige Zähmung.

Die Versuche der ersten Art sind unbedingt die schwierigsten, denn es handelt sich hier darum, eine Thiergattung sowohl ihrem heimatlichen Boden als ihrem wilden Zustande zu entwöhnen. Es wurden zu diesen Versuchen gewählt: das Dschiggetai (ein tatarisches Säugethier, das zwischen Pferd und Esel steht) und die ägyptische Gans. Der Erfolg war bei der ersteren Gattung theilweise, bei der letzteren vollkommen.

„Die Naturalisation der ägyptischen Gans in Frankreich" — heißt es in der Rede — „wurde bereits zu Anfange dieses Jahrhunderts von meinem Vater vorgeschlagen. Dieser Vogel war seitdem seiner Schönheit wegen sehr gesucht, wurde in England und dem nördlichen Frankreich in Parks gezogen und pflanzte sich sogar daselbst fort. Im Jahre 1839 begannen wir den Versuch, ihn heimisch zu machen, systematisch und besitzen jetzt nicht nur eine große Anzahl von Individuen, sondern, was das eigentliche Kennzeichen der vollständigen Zähmung ist, eine von den übrigen Arten verschiedene, eine französische Race afrikanischer Gänse. Bis jetzt hat dieselbe, geringes Blässerwerden abgerechnet, den ganzen Farbenreichthum bewahrt, der die ägyptische Gans zu einem der schönsten Schwimmvögel macht. Dazu ist sie bedeutend größer und stärker geworden, als die Stammgattung ist. Die merkwürdigste Wirkung aber von dem Einflusse des veränderten Klima's und der Gefangenschaft war folgende: Unter dem warmen Himmelsstriche ihres Heimatlandes legt die ägyptische Gans gegen Neujahr Eier. Die Individuen, an denen wir die ersten Versuche machten, thaten dies auch wirklich Ende Dezembers, oder Anfang Januars, und wir waren genöthigt, die Jungen in der kalten Jahreszeit aufzuziehen. Aber nach einigen Jahren rückte die Zeit des Eierlegens sowohl bei jenen Individuen, als bei ihrer Nachkommenschaft, vom Januar auf den Februar, von da auf den März und steht jetzt im April, so daß die Jungen gerade in der günstigsten Zeit auskriechen. Auf diese Weise schwand das wichtigste Hinderniß, das die Verbreitung dieser schönen Thiergattung in Frankreich hätte aufhalten können, und wir haben alle Ursache, zu hoffen, daß der berühmte χηναλώπηξ der Griechen, der heilige Vogel der Aegypter, in einigen Jahren ein verbreiteter Ziervogel seyn und später, wie es mit der kanadischen Gans in manchen Gegenden Nordamerika's geschehen ist, uns zur Speise dienen wird."

Was das Dschiggetai betrifft, so soll es bereits in Hindostan beim Feldbau benutzt worden seyn; in Frankreich mochte die Zähmung desselben nicht recht gelingen. Indessen ist die Zeit von acht Jahren, während welcher bis jetzt Zähmungsversuche gemacht worden sind, gering bei einem Thier, das, wie seine Verwandten, das Pferd und der Esel, elf Monate trächtig und erst im dritten Lebensjahre entwickelt ist.

Als Beispiel einer Akklimatisirung bereits anderwärts gezähmter Thiere wählte Saint-Hilaire das Lama und die Vigogne, von denen Buffon irgendwo sagt: „Ich denke mir, daß diese Thiere eine prächtige Erwerbung für Europa wären und wahreren Gewinn brächten, als alles Gold und Silber der neuen Welt." Auch unser Verfasser spricht den Wunsch aus, daß sie in den Alpen und Pyrenäen heimisch gemacht würden, und erwartet davon die glänzendsten Erfolge.

Wilde Thiergattungen zu akklimatisiren, ohne sie gleichzeitig zu zähmen, gelang bei einigen Hirsch-Arten, die jetzt mit dem anderen Wild im Parke von Saint-Cloud gejagt werden und sich daselbst, wie dieses, fortpflanzen.

Hieran knüpft der Redner mehrere Vorschläge an die Regierung, deren Ausführbarkeit durch die erwähnten Versuche bewiesen ist. So verlangt er, außer der bereits berührten Einführung des Lama und seiner Varietäten, die des Kameels oder Dromedars, welche Thiere — zumal das letztere — sich leicht aus Algerien nach Frankreich schaffen ließen und in den Ebenen der Garonne von großem Nutzen seyn würden. — Wo er von der Zähmung gegenwärtig noch wild lebender Thiergattungen spricht, wirft er die Frage auf, ob wirklich eine größere Anzahl von Hausthieren für Frankreich erforderlich sey, und beantwortet sie, das Dschiggetai und das Zebra zum Beispiel nehmend, mit folgenden Worten:

„In Betracht der großen Veränderungen, die durch den Uebergang aus dem wilden in den gezähmten Zustand bei den Thieren hervorgebracht werden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, was in Frankreich aus der schlanken und leichtfüßigen Race der Dschiggetai's und aus der kräftigeren der Zebra's werden wird. Aber behaupten läßt sich, daß beide Arten von dem Geschlechte der Pferde und Esel verschieden seyn und zu gewissen Zwecken, wie an gewissen Oertlichkeiten, die letzteren übertreffen werden. Zudem ist eine Mannigfaltigkeit der Abarten und mithin eine größere Vielseitigkeit der Dienste, die diese Thiere leisten werden, von der Vermischung der neuen und der alten Einhufer zu erwarten.

„Wenn also schon bei der Einführung solcher Gattungen Vortheil in Aussicht steht, die bereits Verwandte im Lande haben, so müssen diejenigen, bei denen dieser Fall nicht stattfindet, erst recht wünschenswerth seyn. Unter den Dickhäutern z. B. nenne ich den Tapir, der mit geringen Unkosten zu einem Hausthier gemacht würde, das wir benutzen und essen könnten. Er hat einen sehr ausgesprochenen Instinkt zur Geselligkeit, nährt sich von Pilzen, Wurzeln und Insekten und ist in Brasilien und Guyana außerordentlich häufig.

„Ferner betrachtete ich für nützlich und leicht zähmbar die Känguruhs in Neu-Holland. Ihr Fleisch schmeckt angenehm und ist sehr gesund. Es giebt davon noch eine Varietät, deren Einführung von unschätzbarem Vortheil wäre, nämlich das wolltragende Känguruh, dessen überaus weiches und feines Haar dem der Vigogne nicht nachstehen würde. Werden wir es wohl erleben, daß die Bewohner der Alpen und Pyrenäen Alpacas und Vigognen ziehen werden, während die der Niederungen durch ihre Känguruh-Wolle mit ihnen konkurriren? Fügen wir noch hinzu, daß diese Thiere, die in ihrer Organisation und Lebensweise so sehr von unserem Woll- und Schlachtvieh abweichen, in Gegenden fortkommen müssen, in welchen dieses nicht gedeihen will."

Der Redner schließt mit dem Vorschlage einer Ménagerie de naturalisation, die zur Akklimatisirung und Zähmung ausländischer wilder Thiere im südlichen Frankreich angelegt werden soll.

„Die Thiere der heißen Länder" — sind seine Worte — „werden nur allmälig bei uns heimisch werden. Daß sie es überhaupt können, beweisen das Pferd, der Esel und das Huhn, die aus weit südlicheren Gegenden stammen, als Frankreich ist. Wollte man aber die tropischen Thiere gleich im ersten Jahre ihrer Ankunft der Winterluft aussetzen, so würden sie im nördlichen Frankreich, wo der Winter kalt und trocken, und im mittleren, wo er mild und feucht ist, sehr gefährdet seyn. Sie während der ganzen Jahreszeit eingesperrt zu halten, wäre nicht minder gewagt und, da sie doch, um ihrem Zweck zu entsprechen, schon in ziemlicher Anzahl vorhanden seyn müssen, auch sehr kostspielig.

„Diesem Uebelstand kann allein eine Anstalt abhelfen, die im südlichen Frankreich zu ihrer vorläufigen Aufnahme errichtet wird. Wenige Tage ausgenommen, würden die übergesiedelten Thiere eine durchweg milde und nicht zu feuchte Temperatur genießen. Dieses Klima, da es weniger heiß ist, als dasjenige, welches sie verlassen haben, und heißer, als das des nördlichen und mittleren Frankreichs, in welches sie kommen sollen, wäre für sie ein heilsamer Uebergangspunkt aus ihrem alten in ihr neues Vaterland. . . . .

„Indessen darf diese Menagerie nicht, wie eine gewöhnliche, wenige Individuen von vielen Gattungen enthalten und dem großen Publikum geöffnet seyn, sondern sie ist vielmehr für sehr wenige Gattungen bestimmt, die durch eine möglichst große Menge von Individuen vertreten werden. Auch müssen die Thiere, so weit es angeht, von den Besuchen des Publikums verschont bleiben, damit ihre Fortpflanzung nicht gehindert oder gestört werde. . . .

„Eine solche Anstalt, nach den Grundsätzen einer gesunden Physiologie geleitet, würde ohne Zweifel Frankreich in einer nicht allzu fernen Zeit mit einer Anzal kostbarer Thiergattungen bereichern, die zu neuen Industriezweigen führen und manche Gegenden emporbringen werden, deren Gedeihen unter den bisherigen landwirthschaftlichen Verhältnissen unmöglich war. Ich wünsche also mit aller Energie diesen Fortschritt herbei und sehe in seiner Ausführung eine jener Wohlthaten, die wenig Geräusch machen, aber dauernd und für ewige Zeiten fruchtbringend sind, und deren eine noch schönere Belohnung wartet, als die Bewunderung der Menschen, — ihre Dankbarkeit!"

*) Aus einem Vortrage, den Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire, der Sohn des berühmten Rivalen Cuvier's, gegen Ende Oktobers in der Pariser Akademie der Wissenschaften gehalten.

Mannigfaltiges.

— Ludwig Tieck. Die Pariser Illustration vom 11. Dezember enthält einen recht ansprechenden Artikel von Xav. Marmier über Ludwig Tieck und dessen Leseabende, wobei denn zugleich eine Abbildung des Tieckschen Salons mit der Unterschrift: „Une soirée chez Tieck" und ein Bild der letzten Scene im „gestiefelten Kater" geliefert wird. „Es sind bereits funfzehn Jahre her", sagt Marmier, „aber ich sehe den Dichter noch mit seiner hohen, von einigen weißen Locken beschatteten Stirn, mit seiner sanften und ausdrucksvollen Physiognomie, seinen großen, blauen, klaren Augen, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, mit dem Ohre lauschend nach Allem, was um ihn her vorgeht, unter den körperlichen Schmerzen, die ihn auf dem Lehnstuhle gebannt hielten, anmuthig konversirend, voll geistiger Beweglichkeit, mit strahlendem Blick und jugendlich graziösem Lächeln. Um jene Zeit war er von der Gicht heimgesucht, deren erste Anfälle er bereits im Alter von 33 Jahren erfahren hatte.... Am Abend versammelte man sich um ihn, in seinem Zimmer; seine alte Freundin, die Gräfin von Finkenstein, nahm ihren gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee ein*); seine beiden Töchter, zwei edle Gestalten, saßen, ihm gegenüber, neben ihrer Mutter, und einige vertraute Freunde, einige zufällige Gäste rundeten den Kreis ab, in welchem Tieck seine Vorlesungen hielt — Vorlesungen, zu denen jeder ausgezeichnete Fremde zugelassen zu werden strebte, und die eine große Berühmtheit in Deutschland erlangt hatten. Ich habe das Glück gehabt, diesen poetischen Abendgesellschaften beizuwohnen, und wahrlich, ich muß zugeben, daß die Theilnahme, welche sie in der literarischen Welt und in der eleganten Welt Dresdens erregt hatten, nicht übertrieben war. Ich erinnere mich besonders eines Winterabends, wo wir uns zufällig in einem kleineren Kreise, als gewöhnlich, befanden und wo Tieck uns sein Lustspiel vom gestiefelten Kater vorlas, eines seiner humoristischsten und geistvollsten Stücke.... Tieck ließ die verschiedenen Personen dieses Märchen-Lustspiels: Männer und Frauen, Fürsten und Narren, den Kater, der eine große Rolle spielt, und die Philister, die im Parterre sitzen und ihre Bemerkungen dazu machen, mit einer solchen Biegsamkeit seines Organs sprechen, daß jeder Zuhörer, ohne daß die Namen der Personen genannt wurden, die Einen von den Anderen vollkommen unterscheiden konnte; sein Blick, seine Physiognomie und die verschiedenen Intonationen seiner Stimme deuteten ihren Charakter genau an, malten uns ihre Bewegungen und drückten ihre Leidenschaften aus. Eine solche Vorlesung war ein wahres Schauspiel, eine Theatervorstellung, in welcher ein einziger, auf seinem Lehnstuhle sitzender Schauspieler eine ganze Welt von Rollen darstellte. — Seit einiger Zeit ist Tieck nach seiner Geburtsstadt zurückgekehrt, nach der Stadt, in der sein Bruder Friedrich sich durch seine Kunstwerke Ruhm erwarb, während ihn seine Schriften berühmt machten. Die erhabene Munifizenz des Königs von Preußen hat ihm in Berlin einen ehrenvollen Ruheplatz im Alter gesichert. Aber welche Leere muß in Dresden durch seine Abreise entstanden seyn! Mit welchen Gefühlen müssen Diejenigen, die dort ihn zu sehen gewohnt waren, jetzt über den Alten Markt gehen, wenn sie zu den Fenstern seiner verlassenen Wohnung hinaufblicken!"

Diese sich seit vielen Jahren treu bleibende Verehrung Marmier's für den greisen Dichter hat etwas Rührendes. Als am 31. Mai 1833 von einer sehr großen Zahl von Freunden der Literatur in Berlin der 60jährige Geburtstag Ludwig Tieck's gefeiert wurde, hatten wir bereits Gelegenheit, in diesen Blättern auf die gemüthreiche Darstellung hinzuweisen, die der junge Marmier den Franzosen von dem Dichter des „Phantasus" gegeben hatte, und wir theilten nach seinen kurz vorher erschienenen „Feuilles Volantes" das nachstehende Sonnet mit:**)

An Ludwig Tieck.

Nun ist's entschieden — morgen, morgen geht es fort!
Leb wohl, mein Glück, an dem ich mich geweidet:
Von Ihm gekannt zu seyn, mit Ihm an Einem Ort'
Zu weilen, Ihn zu seh'n, von dem mein Herz nie scheidet.

Leb wohl, o Tieck! Der Kunst, die für Dich fleht,
Den treuen Freunden magst Du lang noch leben,
Dem Vaterlande auch, das einst, wiewohl zu spät,
Den Ruhm begreift, den ihm Dein Ruhm gegeben.

Werd' ich Dich wiederseh'n? Ach ungewisses Glück!
Der Ferne zieh' ich zu; doch Du — Du kehrst zurück
Mit gold'nem Flügelschlag in's Reich der Geister.
Von dort, wo würdig einst Dein Genius verweilt,
Magst Du mir, wenn zu schwach mein Flug Dir nachgeeilt,
Vom Himmel senden einen Strahl, mein Meister!

— Monatsrosen, von Karl Beck.***) Um über diesen in einzelnen Sträußern uns dargebotenen Blumenflor des fruchtbaren lyrischen Dichters ein Urtheil abgeben zu können, wird man wohl noch einige spätere Monatsrosen abwarten müssen, da Farbe und Duft der ersten, obwohl es darunter nicht an ausgezeichneten Knospen fehlt, doch noch zu unbestimmt sind, um alle Schönheiten der Species daran nachzuweisen. Jedenfalls aber hat der N[...] Gärtners Klang genug, um das Vertrauen zu erwecken, daß sein [...] im Frühjahre reich an Farben und würzig an allen Düften des [...] des Occidents seyn werde, wenn es auch jetzt noch etwas farblos [...] und so zweifeln wir denn auch nicht, daß diese Monatsrosen, [...] gebunden, einen Musen-Almanach bilden werden, der mehr als ein[...] dauern wird. Einzelnes Schöne in dieser ersten Lieferung, nament[lich ...] Trauerweide" und „Wo Tauben sind", hatten wir bereits ander[...] lesen,*) doch mit dem Unterschiede, daß wir in den „Monatsrosen" [...] men GOTTES und des HERRN überall in dieser Weise gedr[uckt ...] ohne daß dadurch die Gedichte, wie uns scheint, an religiöser [...] wonnen haben.

— Dieffenbach und Justus Liebig. Ein ungarischer [...] Dr. Moricz Herczegy, stellt in einem uns vorliegenden Aufsa[tz ...] beiden Namen zusammen. Nachdem er von Liston, Benj. Brodie [...] in London und von Lisfranc, Blandin und Anderen in Paris [...] kömmt er auf den großen Verlust, den die deutsche Chirurgie [...] Dieffenbach's Tod erlitten, der unter den jüngeren ungarischen Aerzten [...] größere Theilnahme erregt habe, als viele derselben Schüler und [...] Freunde des Verstorbenen seyen. Der Verfasser gehört auch zu den [...] Dieffenbach's und sagt darüber unter Anderem:

„Ich war so glücklich, im Jahre 1843 unter seiner Leitung und [...] Operationssaale meine erste Operation an dem linken Auge eines [...] zu verrichten. Der Fall war ein Strabismus convergens, und [...] Angst, mit der ich ans Werk ging, bezeigte mir Dieffenbach doch [...] ganzen Auditorium seine Zufriedenheit auf eine Weise, daß ich nicht [...] hatte, es für Spott zu halten. Dem war aber nicht so, das bewies [...] Meisters Benehmen vor- und nachher: er war mir der eifrigste, [...] nützigste Lehrer, dem ich unbedingt vertrauen durfte, und Alles, was [...] verdanke ich diesem großen Arzt und nicht minder großen Menschen, [...] nie vergessen werde. — Lebhafter als je vorher, seit ich Berlin [...] wurde ich wieder an Dieffenbach erinnert, als ich vor einigen Tagen [...] „chemischen Briefe" von Justus Liebig las. Ich kenne leider Herrn [...] Liebig nicht persönlich, so viel aber ist mir nach Lesung seiner Briefe [...] worden, daß er als Chemiker ganz denselben Weg verfolgt, welchen der [...] ewigte Dieffenbach als Operateur betrat. Liebig wie Dieffenbach haben [...] los gemacht von dem Wust des alten Schlendrians hochgelahrter Theorien und wirrer Systeme. Mit klaren, ungetrübten Augen erschaut Liebig [...] Natur, wie sie ist, und setzt Alles daran, sie so zu erfassen. Daher sein [...] gegen die marktschreierische, taschenspielermäßige Art, wie namentlich [...] Frankreich die Chemie bisher betrieben *und leider auch gelehrt wurde.* Lieb[ig] verwirft — und mit größtem Rechte — unbedingt alle gekünstelten Experimen[te,] die zu weiter nichts dienen, als immer neue Irrthümer und unhaltbare Sys[teme] hervorzurufen. Wozu denn, ums Himmelswillen, auch all' dies Gebräu [...] quirle und Gequalme mühsam zusammengesetzter Flüssigkeiten, um einen [...] schen Beweis zu erzielen, welchen wir überall ungekünstelt im [...] Feuchten, Warmen, Kalten rc. wahrnehmen können, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, die Natur zu beobachten, welche ununterbrochen schafft und [...] Was da in vielen Hörsälen nach unendlichen Rezepten gelehrt (aber oft nicht erklärt wird) — jede absterbende Blume, jeder Düngerhaufen, jedes [...] bende organische Leben lehrt und erklärt dies besser, zeigt uns, daß aus [...] anscheinenden Zerstörung neues Leben sich gestaltet. — Liebig will [...] keine Experimente, sondern Beobachtung, und diese allein ist ihm die [...] Chemie, sie nur führt zur wirklichen Erkenntniß des eigentlichen [...] Dinge und somit zur untrüglichen Herrschaft, wo es ihrer Anwendung [...] Liest man Liebig's treffliches Buch in seiner einfachen, Allen verständlichen Darstellung, so begreift man nicht, wie nicht schon längst diese ewige Wahrheit allgemein erkannt worden — aber sie lag zu nahe! und durch Liebig's „Briefe" hat sich die Geschichte vom Ei des Columbus wiederholt. Es sollte dieses Buch in keiner Bibliothek, in keiner Schule fehlen! Angehenden Aerzten aber dürfte es vollends unentbehrlich seyn, wenn es ihnen Ernst ist, auf dem einzig [...] ren, das heißt naturgemäßem Wege zu wirken. Vorzüglich mögen [...] Aerzte es lesen, welche die Neigung verspüren möchten, sich der Lehre des großen „Verdünners" zuzuwenden; viel ist schon (zu viel!) wider die Homöopathie geschrieben worden und ohne Erfolg! Aber so überzeugend und vernichtend, wie durch Liebig, ist der Unsinn Hahnemann's noch nicht widerlegt worden. Ehre dem trefflichen Manne dafür, und möge er noch lange wirken für die Kunst, deren einzige Lehrerin die Natur seyn soll."

— Memoiren des Königs der Franzosen. Englische Blätter erzählen, daß der König Ludwig Philipp, so oft er sich in St. Cloud befindet, wo er größere Ruhe und Muße genießt, als in den Tuilerieen, jeden Dienstag und Freitag Abend ausschließlich seiner Familie widmet, ohne daß auch Fremde zugelassen werden. An diesen beiden Abenden der Woche wird oft aus den Memoiren des Königs vorgelesen, den „Souvenirs de ma vie", die Ludwig Philipp zur Belehrung seiner Kinder niedergeschrieben hat. Das Werk existirt nur in der Handschrift und soll auch niemals gedruckt werden.

---

*) Die greise Freundin des 74jährigen Dichters ist ihm vor wenigen Tagen durch den Tod entrissen worden.

**) Vergl. Nr. 65 des Magazins vom 31. Mai 1833.

***) Berlin, T. Trautweinsche Buch- und Musikhandlung, 1848. — Von je vier zu vier Wochen erscheint ein solcher Monatsrosen-Strauß. In ähnlicher Weise haben einmal die französischen Dichter Barthélemy und Méry eine poetische Wochenschrift, die „Nemesis", herausgegeben, welche jedoch einen politischen Charakter hatte.

*) In dem von Heinrich Pröhle herausgegebenen „Norddeutschen Jahrbuch für Poesie und Prosa" (Merseburg, Louis Garcke, 1847), in welchem sich auch Beiträge von Eman. Geibel, Justinus Kerner, Ed. Möricke, F. L. Jahn, R. E. Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Titus Ullrich, Henriette Ottenheimer u. A. befinden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Freitag den 24. Dezember 1847.

Frankreich.

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Noch vor kaum drei Jahren kannten wir von der alten Hauptstadt Assyriens nichts, als die Stelle, wo sie gestanden, und den Namen, welchen sie geführt. Wenn sich an diesen Namen einige biblische Erzählungen, einige ans Wunderbare streifende Angaben der alten Geschichtschreiber knüpften, so versagte man jenen allen Glauben und wußte diese dergestalt zu kommentiren, daß alles Ungewöhnliche beseitigt ward. Ja, selbst was Ort und Stelle der alten assyrischen Stadt betrifft, so hatte man Nichts aufgefunden, als die Spuren einer — ziemlich engen — Umfassungsmauer und einige Haufen von Ziegelsteinen — die unförmlichen Trümmer ehemaliger Gebäude, von denen man sich keinen Begriff zu machen wußte. Man hatte daher bereits die Hoffnung, den die Geschichte Assyriens verhüllenden Schleier zu lüften, aufgegeben, als er durch eine jener wunderbaren Entdeckungen, auf die unsere Zeit stolz seyn darf, zerrissen wurde. Und wie steht es nun mit der Behauptung, daß Diodor von Sicilien sich lächerlicher Uebertreibungen schuldig gemacht? Darf man ferner noch so willkürlich, als bisher, mit dem Text der heiligen Schrift umgehen und ihrem grammatischen Sinn Gewalt anthun? Dergleichen scheint hinfort unmöglich zu seyn, denn abermals findet es sich durch eine unerwartete Thatsache dargethan, daß „was wahr, nicht immer auch wahrscheinlich ist."

Paris besitzt, Dank sey es der Munifizenz der französischen Regierung, ein prächtiges assyrisches Museum, und von England aus sind Nachgrabungen angeordnet, die London ebenfalls mit einem solchen Institut ausstatten. Wir wissen endlich, woran wir sind in Betreff eines Staates und Volkes, die — es fehlte nicht viel daran — von unseren Historiographen fast ins Reich der Mythologie verwiesen worden wären. Eine vollständige Civilisation offenbart sich uns, ganze Seiten der Geschichte eines berühmten Volkes sind gerettet aus dem Schiffbruche der Jahrhunderte, Seiten, die, wenn wir sie einst werden entziffert haben, uns das alte Ninive in seinem ganzen Glanze zeigen werden. Damit man die Wichtigkeit der Denkmäler, deren Entdeckung wir Herrn Botta, französischen Konsul in Mossul, verdanken, gehörig würdige, müssen wir hier kürzlich in Erinnerung bringen, was uns die Bibel und die alten Geschichtschreiber über die Entstehung des assyrischen Reiches und über die hauptsächlichsten Phasen seiner Geschichte erzählen.

Mossul gegenüber und auf dem östlichen Tigrisufer erstreckt sich eine von dem Khaufferflusse durchschnittene Ebene; dort lag Ninive. Wer aber waren die Gründer des assyrischen Reiches? Ueber diesen Punkt besitzen wir nur das Zeugniß der Schrift, in der es (1. B. Mose, K. X.) heißt: „Sem's Söhne waren Elam und Assur. Die Söhne Cham's aber waren Kusch, Mizraim, Put und Kanaan. Und Kusch zeugte Nimrod. Babel war die Hauptstadt seines Reiches. Assur verließ dieses Land (das Land Sinnear) und erbaute Ninive." Diese Stellen sind ohne Schwierigkeit. Assur, Sem's Sohn, ist der Stammvater der Assyrier, die mithin zur semitischen Race gehören. Nimrod aber, der starke Jäger vor dem Herrn, war der Sohn Kusch's, des Sohnes Cham's, d. h. er repräsentirt die arabisch-äthiopische Race, die das Land Assur's eroberte und in demselben ein Reich gründete, dessen Hauptstadt Babel oder Babylon war. Verjagt aus Sinnear, baute nun Assur, der Semite, Ninive. Die Schrift begnügt sich unglücklicherweise mit dieser einfachen Erzählung, doch dürfen wir, gestützt auf die Genesis, wohl eine große kriegerische Revolution annehmen, während deren zwei verschiedene Menschenracen auf demselben Boden einander gegenüber standen, bei welcher Annahme uns nur die nöthigen Details mangeln, um Ursachen und Wirkungen dieser Revolution zu würdigen.

Die Profanschriftsteller sind nicht ausführlicher; sie sagen uns, daß der Assyrer Ninus, Belus' Sohn, wahrscheinlich aus jenen Gegenden, in denen sich die Kuschiten gewaltsam festgesetzt, vertrieben, sich des nördlich von Babylonien gelegenen Landes bemeisterte und dort an den Ufern des Tigris ein neues Reich gründete, dessen Hauptstadt Ninive ward. Wenn man annehmen darf, daß das babylonische Reich 2300 v. Chr. gegründet wurde, so muß also die Erbauung von Ninive in dieselbe Zeit fallen. Einige Jahrhunderte später (um 2000 v. Chr.) wurden unter der Regierung des Ninus und seiner Gemahlin Semiramis die Reiche von Ninive und Babylonien unter einem und demselben Scepter vereinigt, und beide Staaten bildeten nur einen einzigen bis zu dem Momente, wo Sardanapal, um der Rache der wider ihn vereinten Satrapen zu entgehen, sich den Tod auf dem Scheiterhaufen gab (um 800 v. Chr.).

Erst mit dieser, der christlichen Zeitrechnung ziemlich nahe liegenden Epoche tritt die assyrische Geschichte allmälig aus dem mythologischen Nebel hervor. Der Kanon der chaldäischen Könige, welchen Ptolemäus uns aufbewahrt, und der ohne Zweifel ein Werk der chaldäischen Astronomen ist, verdient, unter die kostbarsten geschichtlichen Denkmäler gerechnet zu werden. In der That scheint dieses chronologische Verzeichniß alles Vertrauens würdig zu seyn. Der Kanon der Ptolemäer beginnt mit Nabonassar, der dessen Abfassung anordnete und der überdies bestimmte, daß alle Chaldäa betreffenden geschichtlichen Daten von seiner Regierung ab gerechnet werden sollten. Aus der Schrift entnehmen wir, daß zur selben Zeit Ninive nach einander Tiglat-Palasar und Salmanasar zu Herrschern hatte. Die babylonischen Könige, allem Anschein nach Vasallen der assyrischen Könige von Ninive, suchten sich der Lehnsherrlichkeit der Letzteren zu entziehen und verbanden sich mit den Königen von Suda, um dem gemeinsamen Feinde die Spitze zu bieten. Merodach Baladan vereinigte sich mit Ezechias gegen den Herrscher von Ninive. Dieser jedoch besiegte die Koalisirten, und einige Jahre später wurde Asarhaddon, der Sohn des assyrischen Königs Sennacherib, durch seinen Vater auf den Thron von Babylonien gesetzt, dessen Krone auf diese Weise mit der von Ninive auf demselben Haupte vereinigt wurde. Etwas später bildeten die Meder und Chaldäer eine neue Coalition gegen Ninive. Cyaxares, der König der Meder, erschien vor Ninive, auf dessen Thron ein neuer König, Namens Sardanapal, saß. Er wurde besiegt und kam, gleich dem ersten Sardanapal, in den Flammen seines Palastes um. Ninive ward eingeäschert (626 v. Chr.) und erstieg nicht wieder aus seinen Trümmern. Der Sitz der Regierung wurde nach Babylon verlegt. Nabopolassar und sein Sohn, Nabuchodonosor, saßen nach einander auf dem Thron, welchen sie mit Macht und Glanz umgaben. Die Chaldäer werden nun ihrerseits Eroberer. Die Aegypter und ihr König Nechao sehen sich weit über den Euphrat zurückgetrieben; die Juden, stets geschlagen und stets wieder aufstehend, werden (588 v. Chr.) nach Babylon in die Gefangenschaft geschleppt, Aegypten selbst wird erobert. Nach seiner Rückkehr erbaut Nabuchodonosor ein zweites Babylon im Angesichte des ersten, auf dem rechten Euphrat-Ufer. Alles, was die Einbildungskraft Wunderbares zu ersinnen vermag, wird auf sein Geheiß ausgeführt in dieser seiner Hauptstadt, die noch Herodot und Ktesias, trotz der Verheerungen, denen sie bei der Invasion der Perser preisgegeben war, mit Staunen betrachteten.

Nabuchodonosor folgte in der Regierung 561 sein Sohn Evilmerodach, der zwei Jahre später durch seinen Schwager Neriglissor ermordet ward. Allein auch dieser Usurpator behauptete sich nur zwei Jahre auf dem Throne, den er nach Verlauf derselben sammt dem Leben in einer Schlacht gegen den König der Meder und Perser, Cyrus, einbüßte. Nunmehr trat sein junger Sohn, Laborosoarchod, die Herrschaft an, die ihm jedoch sehr bald von den seiner Grausamkeiten überdrüssigen Wesiren wieder entrissen wurde. Nabonid — der Labynitus des Herodot und in der Schrift Belsazzar genannt, nahm seine Stelle ein. Nach seinem Zuge gegen die Lydier wendete sich Cyrus abermals gegen den Euphrat. Vergebens suchte Nabonid den Eroberer aufzuhalten; er ward geschlagen und schloß sich in seine Hauptstadt, die er für uneinnehmbar hielt, ein. Allein Cyrus drang durch das trockne Bette des Euphrat, dessen Wasser er abgeleitet hatte, in Babylon ein (538 v. Chr.), und mit dem Falle der Hauptstadt war auch der Fall des Reichs entschieden, von dem nichts übrig blieb, als ein glänzender Name.

Unter den von uns mit möglichster Kürze hier zusammengestellten Thatsachen sind nur wenige von unzweifelhafter Gewißheit. Wir wollen uns deshalb nur an diejenigen geschichtlichen Daten halten, die uns gestatten, über die Zeit der Entstehung der von Herrn Botta entdeckten Denkmäler eine Konjektur zu wagen. Ninive ging 626 v. Chr. unter, es erhob sich nicht wieder aus seinen Ruinen, und achtundachtzig Jahre später wurde auch Babylon die Beute des persischen Cyrus. Da die persepolitanische Keilschrift in allen beschriebenen — zwei- oder dreisprachigen — Denkmälern, die wir über die Dynastie der Achemeniden, welcher der Eroberer Babylons angehört, besitzen, den Ehrenplatz einnimmt, so dürfen wir überzeugt seyn, daß jedes Monument, welches man in Chaldäa, sey es in Babylon oder in Ninive, entdecken möchte, und welchem keine Keilschrift-Uebersetzung der auf demselben befindlichen, geschriebenen Texte beigefügt ist, älter als die persische Eroberung seyn, d. h. daß es aus einer 538 v. Chr. vorhergegangenen Zeit herrühren muß. Aus dieser eben so einfachen, als natürlichen Bemerkung ergiebt sich, daß der von Herrn Botta entdeckte Palast von Khorsabad vor der persischen Eroberung und

wahrscheinlich auch vor der durch Cyaxares 626 v. Chr. ins Werk gesetzten Zerstörung Ninive's entstand.

Es würde unnütz seyn, wenn wir uns hier auf die Umstände, welche Herrn Botta's Entdeckung vorangegangen sind und sie gewissermaßen vorbereitet haben, näher einlassen wollten. Herr Botta unternahm innerhalb der von englischen Reisenden als Ringmauer des alten Ninive bezeichneten Gränzen Nachgrabungen. Da er nur unförmliche Trümmer fand, so würde er vielleicht die angefangenen Arbeiten gänzlich aufgegeben haben, hätte er nicht zufällig außerhalb jener Gränzen, bei dem Dorfe Khorsabad, neue Nachgrabungen anstellen lassen. Dieses Dorf liegt auf einer Erderhöhung, an deren nordwestlicher Seite die Arbeiter angestellt wurden. Gleich den ersten Tag sah Herr Botta sich im Besitz einer der merkwürdigsten Entdeckungen, welche die neuere Zeit gemacht hat. Er beeilte sich, sie der gelehrten Welt mitzutheilen. Unglücklicherweise war das aufgefundene Prachtgebäude durch die Flammen zu Grunde gegangen. Die aus Ziegeln bestehenden Mauern desselben waren ursprünglich mit Gypsplatten, die überall mit Basreliefs und Inschriften in Keilschrift bedeckt waren, bekleidet, und die Erhaltung dieser Platten ist fast eine Unmöglichkeit, da sie bei der Berührung mit der Luft zerbröckeln. Herr Botta war also in Gefahr, alle Früchte seiner Entdeckung einzubüßen, wenn er sich nicht entschlossen hätte, die Basreliefs, wie sie nach und nach von den Arbeitern zu Tage gefördert wurden, abzuzeichnen.

Indeß erschöpften sich Herrn Botta's Hülfsquellen; seine Geschicklichkeit im Zeichnen war nicht so groß, daß er von allem dem, was ausgegraben wurde, hinlänglich genaue Kopieen hätte nehmen können. Er wendete sich daher an die Regierung, die, außer den nöthigen Fonds, Herrn Flandin, einen jungen Künstler von erprobtem Talent, zu seiner Verfügung stellte. Die Nachgrabungen wurden nun mit neuem Eifer wieder aufgenommen und fortgesetzt, bis daß der ganze obere Theil des Hügels, auf dem das moderne Dorf Khorsabad gestanden, gleichsam wegrasirt war. Wir haben bereits gesagt, daß der Palast, den dieser Hügel bedeckte, durch Feuer zu Grunde gegangen war; daher die rasche Vernichtung der den dicken Ziegelmauern zur Bekleidung dienenden Gypsplatten; jene aber sanken, da sie nicht mehr zusammengehalten wurden, nach und nach zusammen und bildeten auf diese Weise selbst den Hügel, der die unteren Theile des Palastes verbirgt. Je weiter man im Fortgange der Arbeit in die ungeheuren Säle, die einst die Zierde der Herrscherwohnung waren, eindrang, desto mehr hat man den Plan des ganzen Gebäudes sich rekonstruiren können. Fast überall fand man, im Innern sowohl als von außen, die Wände mit Gypsplatten von sehr großen Dimensionen und von einer durchschnittlichen Dicke von 30—35 Centimetern bekleidet, auf denen in mehr als Lebensgröße Götter- und Priestergestalten, Könige, Krieger, Verschnittene und Gefangene zu sehen waren; an anderen Stellen erblickte man Scenen der mannigfaltigsten Art: Angriffe auf befestigte Städte, Landungen, Kämpfe, Triumphe, Jagden und Feste. Da, wo die Figuren nicht groß genug waren, um die ganze Wand einzunehmen, fand sich eine doppelte Reihe über einander angebrachter und durch einen Gürtel zweifelsohne erklärender Keilschriften getrennter Basreliefs. Alle diese Bildhauer-Arbeiten waren unwidersprechlich bemalt gewesen. Endlich wurden auch die zahlreichen äußeren Thore des Palastes zu Tage gefördert, und man kann sich die Freude denken, mit welcher Herr Botta bemerkte, daß sich an allen diesen Thoren, wie in Persepolis, gigantische geflügelte Stiere mit menschlichem Antlitz befanden, die, aus einem einzigen Alabasterblock gehauen, eine Höhe von mehr als 5 Meter maßen und auf den Köpfen eine reiche Tiare trugen. Hinter diesen Stieren standen andere Kolosse — ebenfalls Monolithen, Männer, die Löwen erwürgen, darstellend.

Man begreift, mit welcher Begierde man in Paris die Trümmer dieses prächtigen Palastes zu sehen wünschte. Es mußte daher der Versuch gemacht werden, mindestens einige derselben zu retten. Um dem Museum der assyrischen Alterthümer in Paris wenigstens eines der wunderbaren Palastthore zu sichern, mußte zuvörderst ein Wagen gebaut werden, auf welchem es sich bis zum Ufer des Tigris transportiren ließ; aber man durfte nicht daran denken, mit Massen, wie es die ninivitischen Kolosse sind, ein gleiches Manöver vorzunehmen; man mußte sie vermittelst der Säge in handhabliche Stücke zertheilen. Diese Operation wurde denn auch unter Aufsicht des Herrn Botta vorgenommen, der dabei aber die Vorsicht hatte, einige der aufgefundenen Kolosse intakt wieder eingraben zu lassen, damit die Regierung wenigstens das eine oder andere dieser wunderbaren Bildwerke ohne die Verstümmelungen, die bei den anderen die Unzulänglichkeit der Mittel nöthig gemacht, in der Folge nach Paris könne bringen lassen.

Gegenwärtig, wo wir jene Trümmer im Louvre sehen, und wo man die Kolosse aus ihren Stücken so glücklich wieder hergestellt hat, können wir uns in Gedanken dem Palaste von Khorsabad gegenüber stellen. Welchen Begriff soll man sich von einem Volke machen, in dessen Hauptstadt sich Künstler genug befanden, um im Verlaufe weniger Jahre, mit einer Uebereinstimmung in Kunst und Stil, die unerhört ist, ein so gigantisches Werk zu vollenden? Wir sagen: im Verlauf weniger Jahre, denn ähnliche Hügel, wie die von Khorsabad, finden sich außerhalb jener Gränzen, in denen man die Ringmauer der Stadt zu sehen glaubte, und die nur die Mauern eines etwas größeren Palastes sind, in Menge; alle diese Hügel verbergen Paläste, und schon hat ein Engländer, Herr Layard, in dem 12 Stunden von Khorsabad entfernten und am Einflusse des Zab in den Tigris gelegenen Nimrods-Hügel Nachgrabungen anstellen lassen, die drei neue Paläste zu Tage gefördert haben. Der eine, wahrscheinlich aus derselben Zeit, wie der von Khorsabad, ist gleichfalls durch eine Feuersbrunst zerstört worden, der andere aber in Folge seines Alters zusammengestürzt. Eine der schönsten Entdeckungen jedoch, die Herr Layard gemacht hat, ist ein vollkommen erhaltener, ein paar Meter hoher und aus schwarzen, sehr harten Stein gehauener Obelisk. Die vier Seiten des Obelisken stellen kriegerische Scenen dar, in denen einige Thiere vorkommen, die es nicht mehr in Indien giebt. Die Inschriften in Keilschrift, welche diese Darstellungen begleiten, werden ohne Zweifel einmal dazu dienen, einige Seiten der Annalen Assyriens wieder herzustellen. Von den von Herrn Layard im Nimrods-Palaste gefundenen Basreliefs sind bereits mehrere nach London geschafft worden, die, alle sehr wohl erhalten, zu den köstlichsten Schätzen des British Museum gerechnet werden müssen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Unitarier in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die folgenden, im Wesentlichen der Vorrede des Herrn Arthur Wolf entlehnten Stellen enthalten in gedrängter Kürze eine Schilderung der Schicksale der unitarischen Lehre und ihrer Bekenner, so wie des gegenwärtigen Zustandes und der Vertreibung derselben.

„Neun Jahre, nachdem Calvin den Servet auf den Scheiterhaufen gebracht" — sagt Hr. Wolf — „starb in demselben Lande, in Zürich, Lälius Socinus, zu Siena in Italien 1525 geboren. Mit mehr Lehrerweisheit als sein Vorgänger, hatte er den Verdacht der Ketzerei von sich fern zu halten gewußt, und man ließ ihn eines natürlichen Todes sterben. Nach ihm und dem Sohne seines Bruders, dem gleichfalls zu Siena gebornen Faustus Socinus, erhielt die Partei der Unitarier den Namen Socinianer. Beide bekämpften aus Schrift- und Vernunftgründen die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, welche Lehre bereits Servet den Kampf in der protestantischen Kirche angekündigt hatte. Daher der Name Unitarier, Bekenner des einpersönlichen Gottes, im Gegensatz zu den Trinitariern oder Bekennern der Dreipersönlichkeit Gottes. In Polen, wo die Toleranz des Königs Sigismund August und des Fürsten Radziwil den Gegnern der Dreieinigkeitslehre eine Zufluchtsstätte öffnete, wuchs die Zahl derselben rasch in Krakau, Smigla und Lublin. Auf den Synoden zu Pinczow und Petrikow trennten sie sich von den übrigen Protestanten und nahmen, nachdem der Woywode von Podolien ihnen das Städchen Rakow 1560 eingeräumt hatte, den Namen Unitarier offiziell an. Durch den jüngeren Socin, der 10 Jahr nach der Besitznahme Rakows nach Polen kam, erhielt die Partei neues Leben.

„Allein nur bis 1638 vergönnte man den Unitariern den ruhigen Aufenthalt in Polen. Einige Studirende hatten in der Nähe Rakows ein Crucifix beschimpft, und auf Betrieb des katholischen Klerus mußte die ganze Partei dafür leiden; ein Reichstagsbeschluß vertrieb sie aus Rakow und zwanzig Jahre später ein Edikt aus ganz Polen. Siebenbürgen, wo im vorigen Jahrhundert schon blühende Gemeinden der Unitarier gewesen waren, nahm die Vertriebenen gastlich auf. Johann Siegmund gewährte ihnen vollkommene Religionsfreiheit, die Gemeinden Klausenburg und Weissenburg wurden gegründet, blühten schnell auf und haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Es leben in Siebenbürgen gegenwärtig über 40,000 Unitarier in 104 Pfarrbezirken, mit 120 Geistlichen.

„Während die Mehrzahl der aus Polen Vertriebenen nach Siebenbürgen ging, wendeten sich andere nach Schlesien, Preußen, Holland, den Niederlanden. In all' diesen Ländern aber, in welchen die Trennung zwischen Staat und Kirche entweder noch gar nicht oder höchst mangelhaft vollzogen ist, konnte der junge Baum keine tiefen Wurzeln fassen. Ein anderes war es mit dem, der nach England und von da in späterer Zeit nach Amerika hinüberging, obgleich auch in England Gesetze gegen die Unitarier gegeben wurden, die dem Buchstaben nach bis 1813 gedauert haben. Seit jener Zeit aber haben sie mit den übrigen Dissenters gleiche Rechte.

„Nach dem Berichte der „American Unitarian Association" vom Jahre 1842 war die Zahl der unitarischen Gemeinden in England 300, in Irland 39, in Schottland 12. Die Partei scheint übrigens von Jahr zu Jahr zuzunehmen. In der Stadt London sind gegenwärtig 10 unitarische Gemeinden."

In Amerika hat sich die dem Unitarismus inwohnende Idee am meisten entwickelt und die überraschendsten Erfolge herbeigeführt. Sieht man auf den Umfang und die Zahl der Gemeinden, die den verschiedenen Sekten des Unitarismus, z. B. dem Congregational-Unitarianism (dem eigentlichen Unitarismus), der Christian Connection, den Quaker Anti-Trinitarians und den Universalist Anti-Trinitarians, angehören, so erkennt man die große Ausbreitung des unitarischen Prinzips. Als 1825 die American Unitarian Association gegründet wurde, waren in Massachussetts gegen 100 unitarische Kirchen, gegenwärtig sind deren 165, in Boston allein 22. In Maine waren zu jener Zeit 6, jetzt 21; in New-Hampshire 6, gegenwärtig 25; in Rhode-Island 1, jetzt 23; außerhalb Neu-England 8, jetzt 44. Der American Almanac von 1845 giebt die Zahl der Unitarier im engeren Sinne des Worts auf 30,000 an. Beard erklärt diese Zahl für viel zu klein und weist aus den von Channing herausgegebenen Zeitschriften nach, daß gegenwärtig das Verhältniß folgendes sey: Kirchen 300, von denen 60 im Entstehen oder Wachsen sind, wie denn überhaupt der europäische Begriff einer Kirchengemeinde nicht ganz auf amerikanische Verhältnisse Anwendung leidet. Die wenigsten unitarischen Kirchen in Amerika haben Vermögen, die Ausgaben werden entweder durch freiwillige Beiträge oder mittelst von den Mitgliedern festgesetzter Taxen gedeckt; und so rasch eine Kirchengemeinde sich bildet, von so kurzer Dauer ist

oft ihr Bestehen. Die Zahl der regelmäßigen Kirchgänger beträgt 75,000. Die Gesammtzahl aller Mitglieder mit Einschluß der Kinder wenigstens 300,000. Die Zahl der Kommunikanten 18,000, der Sonntagsschüler 27,000 und der Lehrer in den Sonntagsschulen 4800. Das einzige gelehrte Institut der Unitarier von bedeutendem Einfluß ist die nach einem englischen dissentirenden Prediger, der sein halbes Vermögen und seine ganze Bibliothek der Stiftung vermachte, benannte Universität zu Cambridge in Massachussetts. Unter den Zeitschriften, die als Organe des Unitarismus anzusehen sind, steht die von Dr. Worcester begonnene „The Christian Examiner and Religious Miscellany" obenan. Außerdem sind dem Unitarismus zwei Tageblätter gewidmet: Christian Register, seit 1822 von Upham in Salem, und Christian World, seit 1843 von G. G. Channing. Neu-England, unter welchem Namen man bekanntlich die Staaten Massachussetts, Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire, Vermont und Maine begreift, ist derjenige Theil der Vereinigten Staaten, wo die meisten Unitarier sich befinden, Massachussetts aber zählt deren die mehrsten.

„Die Unitarier können eine Menge von Namen aufweisen, die durch Gelehrsamkeit und geistige Gaben der Gemeinschaft Glanz verleihen. Aber auch in den Erweisungen thätiger Menschenliebe zeichnen die Unitarier sich aus. Von den einundachtzig christlichen Vereinen behufs milder Zwecke gehörten zu Boston im vorigen Jahre (1846) nach dem Unitarian Annual Register 28 den Anti-Trinitariern und unter diesen 21 den Unitariern an."

Nicht gleiches Lob, meint Herr Wolf, lasse sich den Unitariern in theologischer Hinsicht spenden, sie seyen der Mehrzahl nach ihrem Grundprinzip nicht treu geblieben. „Die Gottheit Christi" — sagt er — „haben sie geleugnet, aber die Menschheit, die ganze und volle Menschheit Christi bekennen sie nicht. Sie sind zu einer Sekte geworden, haben ihre symbolischen Bücher, ihre kirchlichen Aeußerlichkeiten, aber der echt protestantische Geist, der vor keiner Konsequenz scheu zurücktritt, ist von ihnen gewichen. Gilt dieses Urtheil indeß von der Gemeinschaft, so gilt es doch nicht von allen Gliedern. Diejenigen Prediger aber, die dem Prinzip des Unitarismus zur Zeit in Amerika treu geblieben, haben sich der Mehrzahl nach vom öffentlichen Lehramt zurückgezogen, eine Thatsache, welche hinlänglich bezeichnend für die Lage der Dinge ist. Unter die ausgezeichnetsten jetzt lebenden Unitarier, die Prediger waren, es aber nicht mehr sind, gehören: Andrews Norton, vielleicht der gelehrteste unter ihnen und bekannt durch sein Werk: „Defence of the genuineness of the gospels", er hat sich gegenwärtig ausschließlich der wissenschaftlichen Theologie zugewandt; J. Sparks, der Historiker und Herausgeber der amerikanischen Staatszeitung; Eduard Everett, ehemals Gesandter in England, nunmehr Präsident der Harward-Universität; Georg Bancroft, Gesandter in England, Verfasser der meisterhaft geschriebenen Geschichte der Vereinigten Staaten; Ralph Waldo Emerson, ein höchst begabter und origineller Schriftsteller, wie Amerika keinen zweiten hervorgebracht; J. G. Palfrey, gegenwärtig Kongreßmitglied und Secretair des Staats Massachussetts; Georg Ripley, ein sehr gelehrter und philosophisch gebildeter Mann. Alle diese haben die unitarische Kanzel verlassen. Ihr Schweigen spricht laut ihre Unzufriedenheit über die kirchlichen Zustände der Gemeinde aus."

Nur Theodor Parker, der Verfasser des von Herrn Wolf übertragenen Buchs, hat es vorgezogen, seinem einmal ergriffenen Berufe treu zu bleiben und — wie Herr Wolf sich ausdrückt — das Prophetenamt zu verrichten inmitten eines zaudernden und zagenden Geschlechts.

Wir überlassen es dem Leser, seine Betrachtungen über die historische Skizze, die wir ihm so eben vorgelegt, selber anzustellen, und erlauben uns nur die folgende Bemerkung: Herr Wolf beklagt es, daß die unitarischen Gemeinden ausgeartet seyen; er nimmt Anstoß an ihren symbolischen Büchern, an ihren kirchlichen Aeußerlichkeiten. Wenn wir indeß die unitarischen Gemeinden, trotz ihres Prinzips, endlich dennoch mit kirchlichen Aeußerlichkeiten behaftet und unter dem Druck symbolischer Bücher sehen, wäre aus einem solchen Phänomen nicht eben so gut, wie mit Herrn Wolf auf die Entartung jener Gemeinden, darauf zu schließen, daß eine religiöse Gemeinschaft ohne kirchliche Aeußerlichkeiten und ohne symbolische Bücher, d. h. ohne Bekenntniß und ohne Kultus, nicht bestehen kann?

Es bliebe uns schließlich noch übrig, über das Parkersche Werk selber einige Worte zu sagen. Begreiflicherweise können wir uns hier auf eine nähere Würdigung desselben um so weniger einlassen, als selbst bei hinlänglichem Raume, welcher fehlt, die Tendenz der Blätter, in denen diese Zeilen erscheinen sollen, einer solchen Würdigung widerstreben würde. Eine solche muß mithin unterbleiben. Indessen glauben wir doch so viel sagen zu dürfen, daß die Parkerschen Betrachtungen über Religion schon deswegen Beachtung und Aufmerksamkeit verdienen, weil der Verfasser Alles, was sich für seine Ansicht anführen läßt, mit Fleiß und Gelehrsamkeit zusammengebracht und nicht ohne Geist verarbeitet hat.

R. v. G.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

IV. St. Louis und seine Bewohner.

Nachdem ich einige Tage ausgeruht hatte, durchstreifte ich die Stadt. Die Insel St. Louis ist eine Sandbank von 2000 Metres Länge und 300 bis 500 Metres Breite. Die Mitte derselben ist von Europäern eingenommen, welche dort gemauerte Gebäude aufgeführt haben, die, aus mehreren Stockwerken bestehend, wie die orientalischen Häuser, in eine Terrasse enden, welche zugleich als Promenade und Garten benutzt wird. Die Wohnungen der Beamten sind von Ringmauern umgeben, und nur einige schlechte Kramläden öffnen sich unmittelbar nach der Straße zu. Die merkwürdigsten Bauten sind das Regierungsgebäude, fast ganz aus Holz, das Hospital, ein weitläufiges und gut eingerichtetes Gebäude, die nach einem ziemlich großartigen Plan errichtete Orleans-Kaserne und die Kirche, welche viel Aehnlichkeit mit unseren Dorfkirchen hat. Doch selbst die besseren dieser Gebäude, wie die schöne und ganz neue Kaserne, fallen bereits in Trümmer. Denn am Senegal fehlt zum Bauen nicht viel weniger als Alles: der Muschelkalk ist kraftlos und bindet nicht, der aus dem Flußthon bereitete Ziegel zerfällt, sobald er ganz getrocknet ist, bald wieder in Staub. Steine findet man erst zu Galam, 150 Lieues von St. Louis, und das Holz beschafft man aus Amerika.

Da die Straßen weder gepflastert noch mit Rasen bedeckt sind, so erheben sich bei dem geringsten Luftzuge große Staubwolken, die bis in die Wohnungen dringen, und ein stärkerer Wind treibt den beweglichen Sand an den Seiten der Straßen hügelförmig zusammen, so daß in der Mitte derselben große Vertiefungen entstehen.

Die Neger haben die Nord- und Südspitze der Insel inne. Ihre Hütten bilden parallele Linien, die man wohl Straßen nennen könnte, und sind durch Tapaden, 5—6 Fuß hohe, aus Rohr geflochtene Hecken, in Gruppen abgetheilt, deren jede durch eine Familie bewohnt wird. Dem Eingange solchen Gehöftes gegenüber zeigen sich im Innern desselben zuerst die Hütten des Haupts der Familie und seiner Frauen; die der Sklaven bilden gleichsam die Flügel auf beiden Seiten. Vor den Hütten befindet sich ein geräumiger Hof, wo die Frauen den ganzen Tag über mit Hirsestampfen für den Lebensunterhalt der Familie beschäftigt sind.

„Warum hat man die Neger nicht mit der weit schnelleren und weniger ermüdenden Weise des Mahlens bekannt gemacht?" — fragte ich den Baron v. C..., der mich begleitete. — „„Mehrmals sind aus Frankreich zweckmäßige Maschinen herübergekommen; aber die Neger wollten sich derselben nicht bedienen, weil sie behaupteten, daß ihre Frauen dann aus Mangel an Beschäftigung auf unnütze Gedanken kämen.""

Während die Negerinnen das Mahl bereiten, gehen die Männer aus, Holz zu suchen, ihr Stückchen Land zu bebauen, zu fischen oder zu jagen. Die geschicktesten und klügsten fahren auch wohl den Fluß hinauf, um mit den Negern im Innern des Landes Tauschhandel zu treiben. Einige verstehen auch, Baumwollenstoffe zu weben, die unter dem Namen „Negerschürzen vom Senegal" bekannt und bei allen Völkern der westafrikanischen Küsten sehr gesucht sind.

Die Stühle dieser schwarzen Weber sind sehr einfach. Mit einigen Baumzweigen und Rohrstäben kann man in weniger als einer Stunde mehrere derselben aufstellen. Statt sich in enge Stuben und ungesunde Werkstätten einzuschließen, wie unsere Weber, arbeiten die Neger in freier Luft auf dem Hofe. Doch gestatten ihnen ihre unvollkommenen Werkzeuge keine große Mannigfaltigkeit der Muster. In die Länge und Breite gehende Striche, rothe und blaue Karrirungen sind Alles, was selbst die Geschicktesten zu Stande bringen.

In einem Gehöfte, das ich besuchte, sah ich ein weißes und ein schwarzes Kind zusammen im Sande spielen. Sie mochten etwa dasselbe Alter haben, doch bemerkte ich, daß der kleine Neger stärker gebaut war als der Europäer. „Bis zu zwölf Jahren", so erklärte mir diesen Umstand Herr v. C..., „bleibt dieses Verhältniß; dann aber entwickeln sich die Weißen schneller als die Neger." — Die beiden Kinder nahmen meine Aufmerksamkeit lange in Anspruch. Ihre Bestimmung war eine so verschiedene! Es war etwas Rührendes in ihrem gemeinsamen Spiel, das die beiden Schicksale so ungeschieden und als scheinbar gleich darstellte. Beide schienen einander wohl zu verstehen und sehr zu lieben. Indeß entging es mir nicht, daß der kleine Weiße ruhig auf dem Sande sitzen blieb und den Baumeister spielte, während der Schwarze nach seinem Befehl die Materialien zusammensuchte.

Ich besuchte einen Neger, der mich sehr freundlich empfing und mich überall umherführte. Die Hütten seiner Sklaven unterschieden sich in Nichts von der seinigen. In allen war ein Kanapee von Holz, in der Mitte ein Feuerheerd, einige Lumpen an den Wänden zum Trocknen aufgehängt, Kürbisflaschen und Grigris, kleine Ledersäckchen, die von den Marabuts als Talismane geweiht und verkauft werden. Die Neger setzen ein so unerschütterliches Vertrauen darein, daß sie sich mit denselben vor die Mündung einer Kanone stellen würden, in der festen Ueberzeugung, daß sie nichts zu fürchten haben. — „Dieses half mir einen Löwen besiegen", sagte Samba, der Neger, „das andere ein Krokodil, das dritte einen Hai." — In jedem dieser Säckchen befindet sich ein Vers aus dem Koran, der allein die schützende Kraft hat, da das Leder nur zur besseren Erhaltung des kostbaren Verses dient. Wenn ein Neger stirbt, so giebt man ihm alle seine Grigris mit ins Grab.

Samba hatte sechs Frauen; mehr dürfen die Neger zu gleicher Zeit nicht haben. Die Negerinnen sind übrigens von großer Gelehrigkeit und sehr heiterem Temperament. Immer glücklich, singend und lachend bei der angestrengtesten Arbeit, ist der Ehebruch etwas Unerhörtes unter ihnen. Aus der Seltenheit fleischlicher Vergehen ist auch die Strenge erklärlich, mit der sie dieselben bestrafen. Oder sollte vielmehr das Letztere die Ursache des Ersteren seyn? Ich selbst war Zeuge der an Grausamkeit gränzenden Art und Weise, mit welcher gegen die Schuldigen in solchem Falle verfahren wird. Ich will diesen Vorfall mittheilen, weil er zugleich Gelegenheit giebt, das von den Franzosen am Senegal eingeführte Untersuchungs- und Strafsystem mit der patriarchalischen Rechtspflege der Eingeborenen zu vergleichen.

Die Stiftung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

(Zur Berichtigung einer früheren Notiz in diesen Blättern.)

Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ist nicht bei Gelegenheit der daselbst stattgehabten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, — also im September, sondern einige Monate früher, am 18. April 1828, gestiftet worden. *)

Die Veranlassung war folgende:

Der Inspektor der königl. Plankammer des großen Generalstabes, Hauptmann Reymann, feierte im April 1828 sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Mit diesem, als Beamter, als Kartograph und ganz besonders als Mensch hochachtbaren Manne seit langen Jahren durch Bande der Freundschaft aufs innigste verbunden, veranstaltete ich, — nachdem ihm als Beamter von den Herren Offizieren des großen Generalstabes, an dessen Spitze damals der jetzige General-Feldmarschall Freiherr von Müffling stand, ein Festessen bereitet worden war, — einige Tage nach dem Jubiläum eine zweite Festversammlung, um in derselben die Verdienste des Jubelgreises auch auf dem Felde der Kartographie zur ehrenden Anerkenntniß zu bringen.

Zu dem Behuf lud ich, gemeinschaftlich mit dem Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch, außer mehreren persönlichen Freunden des Gefeierten, die namhaftesten Geographen Berlins zu einem Festmahle ein, welches am 18ten des Monats April 1828 im damals Kemperschen, jetzt Güntherschen Lokale im Thiergarten stattfand. In dieser Versammlung, an welcher u. A. Alexander v. Humboldt, Lichtenstein, Zeune, Stein, Wohlers, O'Etzel, Engelhardt u. s. w. Theil nahmen **), stellten wir, Freiherr v. Zedlitz und ich, — nach vorher unter uns beiden stattgehabten Berathung den Antrag:

> Die Versammlung möge geneigt seyn, sich im Interesse der geographischen Wissenschaften und zur Förderung derselben für eine permanente zu erklären:

und durch diese Erklärung —

> die bereits vor dem Kriege von 1813 in Berlin bestandene, seitdem aber erloschene Gesellschaft für Erdkunde wieder ins Leben zu rufen.

Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Anklang, daß die Stiftung oder vielmehr Erneuerung der „Gesellschaft für Erdkunde" sofort proklamirt und ein Ausschuß unter Vorsitz des Professors Wohlers mit dem Auftrage ernannt wurde, die Statuten zu berathen und zu entwerfen und überhaupt die nöthigen Vorbereitungen zur definitiven Konstituirung der Gesellschaft zu treffen.

Der Ausschuß entledigte sich seines Auftrages in vier oder fünf Sitzungen und konnte im Juni-Monat eine General-Versammlung berufen, in welcher er den Statuts-Entwurf vorlegte, der von den Anwesenden durch Acclamation zum Gesetz erhoben wurde.

Als im Herbste desselben Jahres die deutschen Naturforscher und Aerzte nach Berlin kamen, veranstaltete die Gesellschaft für Erdkunde eine außerordentliche Sitzung, zu welcher diejenigen Fremden, welche sich vorzugsweise mit geographischen Studien beschäftigten, als Ehrengäste eingeladen wurden. Aus dieser Sitzung erinnere ich mich eines lebhaften Zwiegesprächs zwischen Chamisso und Keilhau über die Gletscherbildungen im hohen Norden, welches, außer seiner wissenschaftlichen Bedeutung, dadurch ein großes Interesse erregte, daß die Disputirenden sich der deutschen Sprache bedienten, die selbst Chamisso'n, wenn er bei der Rede in Eifer gerieth, nicht immer geläufig war.

Zur Feststellung einer bekannten Thatsache und zur Berichtigung eines Irrthums in Nr. 149 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" vom 12. Dezember 1846 — (eine Nummer, die mir erst heute, nach Verlauf eines Jahres, in dem Journal-Zirkel der königl. Märkischen Oekonomischen Gesellschaft hierselbst, der ich anzugehören die Ehre habe, zu Gesicht kommt) — beehre ich mich, die vorstehenden Bemerkungen mitzutheilen, indem ich anheim gebe, auf das Protokollbuch der „Gesellschaft für Erdkunde" vom Jahre 1828 zurückzugehen.

Potsdam. Berghaus.

*) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich auch, daß die Pariser Geographische Gesellschaft nicht im Jahre 1825, sondern im Jahre 1821 (am 19. Juli) gestiftet wurde. B.

**) Karl Ritter war, wie uns der Herr Verf. dieses Artikels auf unsere Anfrage schreibt, zu erscheinen verhindert, doch trat er dem „Ausschusse" bei, der demnächst sich bildete. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Frankreichs und Englands Kriegs- und Seemacht.** So weit ist es bereits mit der „Entente cordiale" zwischen Frankreich und England gekommen, daß man auf beiden Seiten ernstliche Besorgnisse wegen einer möglichen Invasion des nachbarlichen Verbündeten hegt. Auf beiden Seiten will man die Küsten befestigen und auf beiden Seiten vergleicht man die Hülfsmittel des Nachbars mit den eigenen. Auf dem Meere ist freilich Englands Macht noch eben so groß und größer, als sie während der zwanzigjährigen Revolutionskriege war, aber sollte nicht der dreißigjährige Friede, verbunden mit den beiden großen Erfindungen desselben, dem Dampf und den Eisenbahnen, auch Frankreichs Seemacht einen ganz anderen Charakter verliehen haben, als sie unter Napoleon hatte? Darüber giebt uns eine Notiz, die wir in der London Illustrated News finden, folgenden Aufschluß:

„Dampf und Eisenbahnen verleihen unseren möglichen Feinden [illegible] sonderen Vortheil, uns gegenüber. Wir haben Beides, und zwar [illegible] Verhältnissen: unsere Eisenbahnen sind viermal so lang, als die [illegible] und unsere Dampfmacht ist der seinigen in einem noch größeren [illegible] überlegen. In der gesammten französischen Handelsmarine soll [illegible] einziges Schiff von 700 Tonnen geben, und was ihre Bemannung [illegible] scheint der lange Friede, wie wir aus Ereignissen der neuesten [illegible] dürfen, nichts dazu beigetragen zu haben, unsere Nachbarn zu [illegible] zu machen. Die Franzosen sind ein kriegerisches Volk; mit ihrer [illegible] es die unsrige allein schwerlich aufnehmen können: denn wir vermögen [illegible] einer Bevölkerung von 35 Millionen unsere Rekruten auszuheben, [illegible] noch so große Gefahr würde den Engländer mit der Conscription [illegible] Demnach ist allerdings jenseits des Kanals eine ungeheuere Krieg[illegible] viele militairische Erfahrung und hinreichender Muth, der auch [illegible] den Nationalhaß noch befeuert werden würde. Aber diese Mach[illegible] England nur dann fürchterlich seyn, wenn sie an seinen Küsten [illegible] ihr eigenes Gebiet beschränkt, kann uns eine halbe Million Soldaten [illegible] wenig schaden, als wenn sie sich im Monde befänden. Es kömmt [illegible] darauf an, das Meer unwegbar zu machen; der Kanal ist unsere [illegible]gungslinie, und diese zu erzwingen, sind die Franzosen jetzt, deß sind [illegible] kommen überzeugt, noch viel weniger im Stande, als sie es je waren, [illegible] wir dagegen viel mehr Mittel als früher besitzen, den kühnsten [illegible] gemacht werden könnte, zurückzuweisen. Wäre erst ein ausländisches [illegible] landet, dann hätte es freilich gewonnenes Spiel, aber die Ueberf[illegible] die Landung, das ist eben das Unmögliche. Haben doch die Franzosen [illegible] tiefsten Frieden, nicht einmal eine Dampfboot-Linie zwischen Havre [illegible] York herstellen können! Vier Dampf-Fregatten, auf den Königlichen [illegible] erbaut, sind der Gesellschaft überlassen worden, aber sie haben nicht [illegible] Eine Reise eine jede gemacht; sie wurden jedesmal von Segelböten [illegible] und haben alle Arten Unfälle erlitten, von denen der letzte der schlimmste [illegible] indem die „Union", nachdem sie acht Tage in See war, durch [illegible] nach Havre zurückkehren mußte. Diese Fregatten, miserabel gebaut [illegible] miserabler geleitet, haben auf das traurigste dargethan, wie werthlos [illegible]terialien sind, aus denen die französischen Dampfschiffe bestehen, und [illegible] auf das unzweideutigste bestätigt, daß die große Ueberlegenheit, welche [illegible] der Anwendung des Dampfes besaßen, durch dessen Einführung in keiner [illegible] vermindert worden, sondern unter dem neuen Systeme noch vollständig [illegible]handen ist. Denselben Schluß dürfen wir auch aus den zahlreichen Sch[illegible]brüchen ziehen, welche französische Kriegsschiffe im Laufe dieses Jahres erlitten und selbst die Aufmerksamkeit der französischen Presse erregt haben. Wir sind viel besser im Stande, Frankreich zu überfallen, als die Franzosen England, mit dem Unterschiede jedoch, daß *wir keine disziplinirte Mach[t]* landen könnten, die nicht von der Masse drüben zu überwältigen wäre, [illegible] daß ein Versuch unsererseits baare Tollheit seyn würde; während anderer[seits] ein französisches Heer nichts als undisziplinirtes Volk fände, um seinen Marsch gegen London aufzuhalten. Allein die große Schwierigkeit für ein solches Heer würde immer seyn, herüberzukommen überhaupt. So ist glücklicherweise auf beiden Seiten eine Unmöglichkeit vorherrschend, und die Umstände sorgen, wie es scheint, für beide Länder besser, als sie es selbst zu thun vermögen. Um darzuthun, wie beiderseitig die Furcht ist, führen wir an, daß am [illegible]gangenen Montag erst eine Deputation aus Havre, aus dem Maire, [illegible] aus den beiden Präsidenten des Civil- und des Handelsgerichts, bestehend, [illegible] Paris eintraf, um nachzusuchen, daß den Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt werde wegen Befestigungen der Küste und Beschützung des Hafens gegen Ueberfälle. Und die Einwohner von Havre haben recht, denn dieser [illegible] und Toulon und andere französische Städte sind während der letzten Kriege mehr als einmal von britischen Schiffen bombardirt und schwer beschädigt worden, während unsere Küste nie auch nur den Schall einer französischen Kanone gehört hat. Welche Seite des Kanals hat also mehr Ursache, [illegible] zu seyn?"

— **Deutsche Medizin in Frankreich.** Den Portalschen Preis der Pariser medizinischen Akademie hat wieder ein Deutscher davongetragen. Nachdem die Akademie nämlich bereits vor vier Jahren die Frage „über die Analogie und den Unterschied zwischen Skropheln und Tuberkeln" als Preisfrage gestellt und darauf vor zwei Jahren eine Anzahl von Arbeiten eingegangen waren, die sämmtlich für ungenügend erklärt werden mußten, wurde die Aufgabe erneuert und der Preis von 1200 auf 1800 Fr. erhöht. Es sind nun diesmal sieben Arbeiten eingegangen, und unter diesen ist einstimmig der auf den gründlichsten und gewissenhaftesten Beobachtungen beruhenden Darstellung des früher in der Schweiz und jetzt in Paris praktizirenden deutschen Arztes, Dr. Hermann Lebert (aus Berlin), der Preis zuerkannt worden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbrgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Dienstag den 28. Dezember 1847.

Schweiz.

Die auf einander folgenden Thierwelten der verschiedenen geologischen Zeiträume.

Die Frage von der Reihenfolge der Schöpfungen organischer Wesen auf der Erdoberfläche ist gegenwärtig die wichtigste in der Fossilienkunde und theilt die Paläontologen, diese Alterthumsforscher im Reiche der Natur, in verschiedene Schulen. Man hat diesen Gelehrten den Vorwurf gemacht, daß sie in den Folgerungen, die sie aus den aufgefundenen Thatsachen ziehen, allzu kühn sind, und in der That hat es unter ihnen, wie unter den Geologen, nicht wenig Schwärmer gegeben. Aber trotzdem bleiben die Theorieen eine Lebensbedingung ihrer Wissenschaft, und ein Paläontologe, der sich darauf beschränkte, Fakta zu sammeln, ohne dabei von bestimmten allgemeinen Ansichten auszugehen, der seine Beobachtungen nicht zu dem Zwecke machte, gewisse dunkle Punkte in der Geschichte der Erdoberfläche zu erhellen, gliche einem Schiffer, der sich ohne Steuer und Kompaß auf die See wagt, und der neue Gegenden entdeckt, ohne ihre Lage zu der übrigen Welt bestimmen zu können. Die Thatsachen in einer Wissenschaft haben immer ein geistiges Band nöthig, um sich Theilnahme zu verschaffen. Die Forscher suchen dieses Band zu bestimmen, und Fakta auf Fakta zu häufen, um entweder ihre vorgefaßte Meinung zu bestätigen, oder zu widerlegen, das ist die ganze Aufgabe, die sie sich gestellt haben.

In dem Folgenden nun soll die Theorie des Professors Pictet über die oben erwähnte Frage wiedergegeben werden, die derselbe in der Bibl. univ. de Genève niedergelegt hat. Er bespricht zuerst das sogenannte „Gesetz von der Spezialität der Fossilien", das in der Annahme besteht, eine jede geologische Epoche habe ihre ihr eigenthümliche Geschöpfe besessen, und dieselbe Gattung finde sich nie zugleich in zwei verschiedenen Epochen. Die erste Schwierigkeit, die sich hier darbietet, beruht in der Unmöglichkeit, genau zu sagen, was Gattung (species) sey, und die Gattungen der Fossilien bestimmt von einander zu scheiden.

Jedes organische Wesen wird von Aeltern erzeugt, das heißt von einem oder zwei ihm ähnlichen Wesen. Es entstehe nun durch bloße Trennung, Knospung u. s. w., oder sey das Produkt einer wirklichen Befruchtung, das neue Wesen ist demjenigen ähnlich, das ihm das Leben gegeben hat, und trägt, ohne gerade mit ihm indentisch zu seyn, dessen wesentliche Kennzeichen. Diese Kennzeichen, die der Familie, d. h. dem Vater, der Mutter und den Kindern, gemeinsam sind, bilden ein Ganzes, das sich immer leicht fassen läßt. Wenn die Uebertragung dieser Kennzeichen stets ohne Abänderungen geschähe, so wäre es leicht, den Gattungscharakter festzustellen, denn durch eine unmittelbare Vergleichung zweier auf einander folgender Geschlechter müßte er in allen zweifelhaften Fällen entschieden werden können, und die einer Familie (im engsten Sinne des Wortes) gemeinsamen Merkmale gehörten dann zugleich allen Wesen an, die mit ihr aus demselben Urpaare entstanden sind, wären also die Kennzeichen der Gattung.

Aber so einfach und einförmig geht die Natur nicht zu Werke, und verschiedene Umstände wirken zusammen, die Erkennung der Gattungscharaktere zu erschweren. Was nun zunächst die unbedeutenderen Modificationen betrifft, so bemerken wir Verschiedenheiten im Wuchse, in der Farbe, im Temperamente u. s. w. zwischen den Aeltern und den Kindern. Die Aeltern aber können gewisse Eigenschaften, obgleich sie dieselben nicht besitzen, doch auf die Kinder übertragen, wenn die Großältern sie besessen haben. Diese Eigenschaften schlummern dann in ihnen, sind Potentia vorhanden, wie die Philosophen sagen. So können zwei schwarze Hunde unter ihren Abkömmlingen weiße Hunde haben, wenn einer ihrer Vorfahren eine weiße Farbe hatte. Es liegt dieser Erscheinung ein lange bekanntes Gesetz zu Grunde, das man das Gesetz des Atavismus genannt hat, und das schon ein Wenig die erste und einfache Bedeutung der Gattung modifizirt, indem es zu den sichtbaren Merkmalen noch solche hinzufügt, die ganze Geschlechter hindurch verborgen bleiben können.

Unter den zufälligen Abänderungen, die von äußeren Umständen in den Kennzeichen einer Gattung herbeigeführt werden können, giebt es welche, die, indem man diese Umstände ununterbrochen bei mehreren Generationen wirken läßt, sich endlich durch die Zeugung von selbst fortpflanzen. So werden Pferde mit plumpen Gliedern und von lymphatischem Temperament, die man in die trockenen Gegenden Arabiens bringt, dadurch einem Einfluß ausgesetzt, in Folge dessen ihre Gliedmaßen allmälig schmächtiger, ihre Zellengewebe trockener, ihr Kopf kleiner wird, bis sie endlich nach einer Reihe von Generationen das Aussehen von arabischen Pferden annehmen. Nach einem genügenden Zeitraum werden sie diesen Charakter auf ihre Nachkömmlinge übertragen, selbst wenn sie nicht mehr unter den genannten Einflüssen stehen, und erst in späteren Geschlechtern wird sich im alten Vaterlande die Spur ihres Aufenthaltes in Arabien verlieren. Man kennt selbst merkwürdige Beispiele von künstlichen Varietäten, die sich zuletzt auf natürlichem Wege wieder erzeugt haben. So haben die Jagdhunde ihre kurzen Schwänze daher, daß man dieses Organ bei ihren Vorfahren viele Generationen hindurch künstlich verkürzte. Die neuen Familien, die durch solche Umstände verändert worden sind, werden sich also in gewissen Merkmalen von ihrem Urtypus unterscheiden, und die Gruppen, in die sie sich je nach der Art dieser Veränderung theilen, heißen Racen. Also durch eine unmittelbare Vergleichung zweier auf einander folgender Familien kann sich der Gattungscharakter nicht herausstellen, und es ist zu seiner Erkennung das Studium einer langen Reihe von Generationen nöthig, während deren aus dem Urtypus verschiedene Typen hervorgegangen sind.

Aus der Geschichte der Racen lassen sich folgende Schlüsse ziehen. Erstens: Die Individuen, die zu einer Race gehören, können sich im Allgemeinen mit Individuen aus anderen Racen begatten, wenn diese mit der ihrigen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und werden auf diese Weise selbst wieder die Stammväter neuer Abarten. Zweitens: die von dem Urtypus abgewichenen Racen behalten die Neigung, zu diesem Typus zurückzukehren. Wenn die Umstände, die zu ihrer Bildung beigetragen haben, zu wirken aufhören, und die Bedingungen, unter denen sie ehedem lebten, wieder eintreten, so nehmen sie mehr oder weniger wieder die ursprüngliche Form an. Drittens: Die Racen, die einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, unterscheiden sich von einander nur durch oberflächliche und unbedeutende Merkmale, das heißt: die Ursachen, denen die Racen ihre Eigenthümlichkeiten verdanken, sind unfähig, anatomische und wesentliche Kennzeichen umzuformen.

Diesen Behauptungen liegen zahlreiche Thatsachen zu Grunde und sie können ohne Bedenken für wahr angenommen werden. Was nun folgt, ist hypothetischer. Man hat nämlich aus den eben angegebenen Charakteren der Racen geschlossen, daß diejenigen Wesen, die sie nicht zeigen, nicht gleichen Ursprung haben, und daß unter Geschöpfen einer Gattung alle die zu verstehen seyen, die einen gemeinsamen Ursprung haben und sich durch keine wesentlicheren Kennzeichen unterscheiden, als die Racen von einander trennen. Nun aber ist es zwar unbestreitbar, daß Thiere desselben Ursprungs Racen bilden können, und daß Wesen mit nicht mehr als Racen-Unterschieden gleichen Ursprung haben, doch ist damit noch nicht bewiesen, daß die Abkömmlinge eines gemeinsamen Urälterpaars nicht wesentlichere Unterschiede darbieten könnten, als die jetzige Wissenschaft zwischen den ihr bis heut bekannten Racen aufgefunden hat. Denn wir kennen gegenwärtig nur eine geringe Anzahl von Gattungen, die sich auf diese Weise modifizirt haben, und vielleicht ist dies noch unter Bedingungen geschehen, welche weder die einzigen, noch die wirksamsten waren. Daher ist es auch noch fraglich, ob diejenigen Geschöpfe, die wesentlichere als die uns bekannten Racen-Unterschiede zeigen, wirklich ungleichen Ursprungs sind.

So ist aus dem ersten oben angegebenen Racen-Charakter geschlossen worden, daß, wenn zwei Thier-Ordnungen bei gegenseitiger Begattung unfruchtbar oder zwar fruchtbar sind, aber einen Bastard erzeugen, der sich nicht fortpflanzen kann, diese Thier-Ordnungen keinen gemeinsamen Ursprung haben. Diese Behauptung wird zwar von vielen Naturforschern als Axiom angenommen, ist aber doch nicht mehr als eine wahrscheinliche Hypothese. Ein arabisches und ein flamändisches Pferd erzeugen zeugungsfähige Bastarde und gelten wohl mit Recht für Thiere einer Gattung; ein Esel aber und ein Pferd bringen unfruchtbare Maulthiere hervor und sollen darum verschiedene Urältern haben. Aber gerade dies soll erst gezeigt werden; denn wer sagt uns, daß es nicht Umstände geben könne, die, wenn sie eine genügende Zeit einwirkten, einen Urtypus so nach zwei Seiten zu verändern vermöchten, daß solche Unterschiede, wie zwischen Pferd und Esel, entstehen? Hierzu kommt, daß, was man überhaupt von der Kreuzung der Arten weiß, sich schwer unter eine Regel bringen läßt. So kennt man in den heißen Ländern Beispiele von fruchtbaren Maulthieren (mit Pferden oder Eseln), und bei den Hunden hat man Kreuzungen beobachtet, deren Zeugungsfähigkeit nach einer gewissen Zeit aufhörte.

Der zweite Racen-Charakter, der in der Neigung bestand, zum Urtypus zurückzukehren, ist für die Untersuchung sehr schwierig, da man nicht immer weiß, steht man vor einem zum ursprünglichen zurückkehrenden oder von ihm

sich entfernenden Typus. So nehmen, wie wir gesagt haben, flamändische Pferde in Arabien nach einigen Generationen die Formen von Vollblutpferden an, während arabische auf den feuchten Wiesen Flanderns schwerfällig werden. Welche von beiden Varietäten ist die Rückkehr, welche die Entfernung vom Urtypus? Andere Fälle giebt es freilich, in denen kein Zweifel herrscht, wie z. B. wenn man Hausthiere verwildern läßt und die entsprechenden wilden zu Hausthieren macht.

Auch den dritten Racen-Charakter, der sich auf die Unwesentlichkeit der Racen-Unterschiede bezog, hat man weiter ausgedehnt, als die genaue Beobachtung der Thatsachen erlaubte. Man untersuchte bei einigen genau gekannten Gattungen die Veränderungen, die durch Verschiedenheit des Klima's, der Lebensart, der Nahrung u. s. w. hervorgebracht wurden, und gab als äußerste mögliche Gränze der Modification eben die an, die man empirisch gefunden hatte.

Durch solche Mischung von Bewiesenem und Hypothetischem ist man zu dem Schlusse gelangt, daß Wesen gemeinsamen Ursprungs immer zeigen: erstens: die Fähigkeit, durch gegenseitige Kreuzung fruchtbare Nachkömmlinge zu erzeugen; zweitens: eine Tendenz, zu der gemeinschaftlichen Urform zurückzukehren; drittens: Identität ihrer wesentlichen Merkmale. An diesen Kennzeichen nun erkennt man die zu derselben Gattung gehörigen Arten oder Racen. Um also den Begriff Gattung festzustellen, war man genöthigt, anzunehmen, daß, wo die genannten Charaktere gefunden werden, nothwendig ein gemeinsamer, wo sie nicht vorhanden sind, nothwendig ein verschiedener Ursprung da war, und man hat dafür zwar recht gute, aber nicht unwiderlegliche Gründe.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre.

(Schluß.)

Das Museum der assyrischen Alterthümer im Louvre wird in kurzer Frist dem Publikum geöffnet werden können. Zwei Säle des Erdgeschosses sind für die Ausbeute von Khorsabad bestimmt. In dem ersten Saale sind die Basreliefs in großen gemauerten Rahmen angebracht; einige dieser Basreliefs haben leider unter der verzehrenden Wirkung des Feuers gelitten; es sind dies diejenigen, welche maritime Scenen darstellen. Die zahlreichen Ruderschiffe, die auf ihnen zu erblicken, sind mit großen Holzblöcken, die zum Angriff einer auf einem Felsen gelegenen Veste bestimmt scheinen, beladen. Wasserthiere jeglicher Art — Krabben, Krokodile, Schlangen, Fische und Muscheln — sind ebenfalls auf diesen Basreliefs zu sehen. Eines dieser Denkmäler zeigt uns den Gottfisch, Dagon, ein anderes einen geflügelten Stier, eine symbolische Thiergestalt oder — was wahrscheinlicher ist — das Bild einer assyrischen Gottheit; auf einem dritten ziehen Matrosen Balken ans Land. In demselben Saal befindet sich ein Basrelief, welches drei Krieger darstellt, die Rosse führen, welche letzteren eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Pferdegestalten haben, die wir auf den älteren Bildwerken der Griechen finden. Die Krieger selbst haben Wurfspieße in der Hand und ein Lammfell um die Hüften gewunden; sie tragen außerdem eine Tunika, und ihre, gleich der indischen, vorn zugespitzte Fußbekleidung ist mit Schnüren auf dem Vorderknie befestigt. Jeder von ihnen trägt am Gürtel einen kleinen, eliptisch geformten Sack, dessen Zweck nicht recht zu errathen ist. Ueber diesem Basrelief befand sich eine lange Inschrift in Keilschrift, die aber leider beschädigt ist.

Unter diesem kostbaren Werke der Skulptur ist ein Stück eines schwärzlichen, das Gyps an Härte übertreffenden Steines eingerahmt, welcher den unteren Theil einer menschlichen Figur darstellt, die in der Hand eine dreifache Lotosknospe hält. Vor sich hat sie eine mysteriöse Pflanze, ohne Zweifel das Roma oder Lana, das in den Religionsgebräuchen Indiens, ja, fast ganz Asiens, eine so wichtige Rolle spielt.

Gegenüber diesen beiden Basreliefs sieht man eine ungeheure Bekleidungsplatte, auf der zwei assyrische Krieger dargestellt sind, die einen Streitwagen — vermuthlich ein dem Feinde abgenommenes Beutestück — auf ihren Schultern tragen. Es hat dieser Wagen ganz denselben Bau, wie die ägyptischen Streitwagen, welche man in Karnak und Medinet-Abu ausgehauen findet.

Beim Eintritt in den zweiten Saal des assyrischen Museums erregt eines jener kolossalen Palastthore, die man wieder herzustellen gewußt, das Erstaunen des Beschauers. Man kann sich, wenn man sie nicht gesehen, unmöglich einen Begriff von dem Eindruck machen, den die kolossalen Stiere mit ihren Flügeln und menschlichen Gesichtern hervorbringen, die rechts und links am Thore angebracht sind. Ihre Proportionen sind so ausgezeichnet und alle Körpertheile mit solcher Sorgfalt ausgearbeitet, daß nur ein wahres Talent, verbunden mit einem sehr fleißigen und sehr fortgeschrittenen Naturstudium, dergleichen hervorzubringen vermochte.

Da der Raum es nicht gestattet hat, die beiden menschlichen Kolosse, zur Seite der geflügelten Stiere, in deren Gesellschaft sie sich fortwährend finden, aufzustellen, so hat man ihnen ihren Platz an den aufgemauerten Pfosten des im Louvre wieder hergestellten Thores angewiesen. Diese ungeheuren Statuen sind nicht minder merkwürdig, als die so eben beschriebenen. Will man eine Vorstellung von ihnen haben, so denke man sich 15—18 Fuß hohe Giganten, deren Kopf und Leib man en face erblickt, während man die Beine im Profil und in Bewegung gegen die neben ihnen aufgestellten Stiere sieht. In der rechten Hand halten sie eine stark gekrümmte schneidende Waffe, deren Griff an seinem Knauf den Kopf einer Hirschkuh darstellt; mit der linken drücken sie die linke Vorderklaue eines Löwen, den sie an ihre Brust und in ihren Armen ersticken. Der Schmerz und die Zuckungen des Thieres sind mit wunderbarer Energie wiedergegeben. Das Bart- und Kopfhaar ist an diesen Kolossen eben so künstlich gelockt, wie an den Menschenköpfen der geflügelten Stiere, und wie diese tragen sie zierliche Ohrringe. Ihre Arme sind geschmückt mit massiven Armbändern von einem schönen, in einen Löwenkopf auslaufenden Dessin. Der ganze Anblick der Figuren, man muß es gestehen, ist widerwärtig, wie denn das auch nicht anders sein kann bei der sonderbaren Zusammenstellung eines en face genommenen Oberkörpers mit einem Paar in Profil genommener Beine. Zur Rechten und Linken der Kolosse hat man einige reizende kleine Basreliefs eingemauert, die ohne Zweifel assyrische Gottheiten — sie sind an ihren vielfachen Flügeln erkennbar — darstellen. Die eine dieser Figuren, die einen Adlerkopf hat, soll ohne Zweifel das Bild des Nesrogh seyn, des allmächtigen Adlers, der Urgottheit der assyrischen Theogonie und des Prototypes jenes fabelhaften Vogels, der unter dem Namen des Vogels Rock in den Märchen der Araber seine Rolle spielt.

Ferner hat man in dem zweiten Saale des Museums einen Altar mit einer kreisförmigen Platte aufgestellt, der von einem prismatisch gestalteten Fuß, dessen drei Seiten sich in Löwenklauen endigen, getragen wird. Um den Rand der zirkelförmigen Platte läuft eine Inschrift, deren Keilschriftzüge demselben Systeme, das man bei allen in Khorsabad gefundenen Texten bemerkt, angehören. Oberhalb dieses Altars sieht man eins der kostbarsten Denkmäler assyrischer Kunst. Es ist dies ein auf dem Bauche liegender Löwe von Bronze, der eine Länge von 40 Centimetern hat und vortrefflich gearbeitet ist.

Auf den übrigen — im Allgemeinen wohlerhaltenen — Basreliefs sieht man: hier unbärtige, reichgeformte Eunuchen in Talaren und mit Sandalen, die mit einer einzigen Schnur an der großen Zehe befestigt sind; sie schreiten vor, die Hände zum Zeichen der Unterwerfung horizontal — Handballen gegen Handballen — gekreuzt, an ihrer linken Seite hängen Schwerter an zierlichen Gehängen; dort einen assyrischen Krieger, der auf seinen Schultern einen Wagen trägt, der rechts und links mit reizenden Figurengruppen geschmückt ist. Vor ihm her trägt ein anderer Krieger zwei in Löwenschnauzen auslaufende Vasen, die, gleich dem Wagen, wahrscheinlich zu der dem Feinde abgenommenen Beute gehören. Weiter hin sieht man die Gestalt eines Königs; sie ist kenntlich an dem Ausdrucke der Autorität, der in ihren Zügen liegt, und an dem Scepter, den sie trägt; ihr Kopf ist mit einer kegelförmigen Mütze bekleidet, die fast ganz der Kopfbedeckung der heutigen Perser gleicht. Sie hält eine Anrede an einen gegen sie gewendeten Krieger, der mit beiden Händen ein Zeichen der Unterwerfung macht. Noch weiter endlich tragen zwei Verschnittene auf ihren Schultern eine Tafel mit — Löwenklauen darstellenden — zierlichen Füßen; sie scheint für eine Festlichkeit bestimmt. Ein dritter Eunuche ist mit zwei runden Vasen belastet, in denen sich vielleicht die Speisen befinden, die auf die Bankett-Tafel aufgetragen werden sollen.

Auf einem noch merkwürdigeren Basrelief erscheint eine Gottheit mit vierfachen Flügeln, die auf dem Kopfe eine in drei Spitzen auslaufende Tiara, welche von einer Lilie überschattet wird, trägt. Mit der rechten Hand hält sie einen Tannenzapfen vor sich hin, während sich in ihrer Linken ein Gefäß befindet, das ohne Zweifel bestimmt ist, mit Wasser gefüllt zu werden. Höchst wahrscheinlich haben wir in dieser Figur das Bild irgend einer dem persischen Ormuzd verwandten Gottheit, wie sie, gleich letzterem, dem Menschen das — durch den Fichtenzapfen repräsentirte — Land und das — durch das zu seiner Aufnahme bestimmte Gefäß bezeichnete — Wasser gewährt, vor uns. Vor dieser Gottheit stehen zwei menschliche Figuren, deren rechte Hände anbetend erhoben sind; in der linken Hand trägt die eine einen Steinbock, ohne Zweifel bestimmt, auf dem Altare der angerufenen Gottheit geopfert zu werden, die andere aber eine dreifache Lotosknospe.

Alle diese Figuren waren ohne Ausnahme übermalt, darüber kann kein Zweifel obwalten, da die Spuren der Farben zu viel und zu deutlich sind. Auch Herr Texier wollte auf den Basreliefs von Persepolis Spuren von Farben wahrgenommen haben, allein man wollte seine sehr richtige Beobachtung, die man die unwahrscheinlichste aller Hypothesen schalt, schlechterdings nicht gelten lassen. Herrn Texier's sogenannte Hypothese ist nunmehr durch die Trümmer von Khorsabad zum Rang einer vollkommen beglaubigten Thatsache erhoben worden.

Wir haben nur noch von dem kostbarsten Theile der in Khorsabad entdeckten Schätze zu sprechen, nämlich von den zahlreichen Inschriften in Keilschrift, deren dereinstige Entzifferung ohne Zweifel ein helles Licht auf die assyrische Geschichte werfen wird. Die in Khorsabad aufgefundenen Inschriften zerfallen in mehrere, genau zu unterscheidende Klassen, nämlich erstens in die, welche auf der Hinterseite (au revers) der Bekleidungsplatten stehen, zweitens in die, die sich an den Schwellen der inneren Pforten befinden, drittens in die, die zwischen den Hufen der Stiere mit menschlichem Antlitz angebracht sind, viertens in die, die ohne Zweifel den die Wände schmückenden Basreliefs zur Erläuterung dienen, und fünftens in die, welche wir auf den Basreliefs selber lesen.

Die Inschriften der vierten Klasse sind wahrscheinlich fortlaufende Erzählungen, die, könnten sie entziffert werden, sicher die unschätzbarsten Aufschlüsse gewähren würden, allein die Lösung einer solchen Aufgabe kann nicht bei so weitschichtigen Texten begonnen werden, trotzdem daß diese Texte Werken der bildenden Kunst zur Begleitung dienen. Eher hätte man Aussicht, die Namen der Personen und Städte, die wir auf den Basreliefs selber geschrieben sehen, zu enträthseln. Die zwischen den Beinen der Stiere befind-

Texte sind vermuthlich religiöse Sprüche, wie die auf den Schwellen hore und Pforten stehenden wahrscheinlich einen Anruf zu Gunsten des)alast bewohnenden Herrschers, ein Gebet zu seiner Ehre, eine Lobpreisung :ugenden desjenigen, vor dem der Eintretende erscheinen soll, enthalten. en nun noch die — in der That ziemlich nachlässig eingegrabenen — riften auf den Hinterseiten der Bekleidungsplatten, deren Existenz sicher der außerordentlichsten Thatsachen unter allen denen ist, mit welchen wir die Nachgrabungen in Khorsabad bekannt geworden sind. Welchen alter mußte es besitzen, dieses Volk, das sich die Mühe gab, jeden Stein Palastes mit ungeheuren Inschriften zu versehen, die, wie es überzeugt mußte, niemals das Licht des Tages erblicken würden! Nur ein religiöser anke konnte der Grund einer solchen Maßregel seyn, die ohne die Hypo- eines mächtigen hierarchischen Einflusses unerklärlich bleiben würde.

Dies ist der Charakter und die wahrscheinliche Bestimmung der Inschriften Khorsabad; allein es wird ohne Zweifel der Tag kommen, an dem man r, als bloße Konjekturen, über den Sinn dieser kostbaren Texte zu geben 'n wird. Man braucht nur auf die Natur des Problems, womit die Ent- rung dieser mysteriösen Schrift es zu thun hat, näher einzugehen, um sich iberzeugen, daß der modernen Wissenschaft die Lösung desselben in näherer : fernerer Zeit nicht mißlingen kann.

Das System von Schriftzeichen, welches man nach demjenigen seiner Ele- ıte, das ihm zur Basis dient, Keilschrift nennt, ist, dem Namen nach, ,emein bekannt. Jenes Grund-Element nun ist ein zugespitzter Keil, ein gel, geeignet, für sich allein durch Aenderungen in Größe und Stellung eine ʒahl von Combinationen zu bilden und so Gruppen zu liefern, die alle ıte eines — wenn auch noch so umfassenden — Alphabets darstellen. an sieht, daß es nichts Einfacheres giebt, als die Erfindung eines solchen)habetischen Systems. Allein dieses einfache Element der Keilschrift ist sicher ch in Folge irgend einer religiösen Idee, deren Spur wir verloren haben, wählt worden; dieses ergiebt sich aus einem altbabylonischen Denkmal, dem ı Antiken-Kabinet der köngl. Bibliothek aufbewahrten Kiesel Michaud's, auf m — unter mehreren anderen Figuren, die offenbar Bezug auf religiöse deen haben — der Nagel, diese wesentliche Basis der Keilschrift, als ein egenstand der Verehrung auf einem Altare liegt.

Man kennt bis jetzt drei verschiedene Keilschriftsysteme, wahrscheinlicher- eise gehört jedes derselben einem verschiedenen Idiome an. In den Ruinen ɔn Persepolis hat man epigraphische Denkmäler aufgefunden, die sich aus- ʒließlich auf die persische Dynastie der Achemeniden beziehen. Diese Inschrif- n bestehen in der Regel aus dreierlei Texten, die sicher den drei Sprachen ngehören, welche die Hauptstämme des jener Dynastie unterworfenen Reiches, ie Perser, Meder und Assyrier, sprachen. Es war natürlich, daß die Sprache es herrschenden Stammes den Ehrenplatz einnahm, und so hat man vor je- em Versuch einer Lesung entschieden, daß die erste Reihe der dreisprachigen Inschriften persische Sprache und Schrift enthalten müsse. Dasselbe Raisonne- ment hat die zweite Reihe: der medischen, die dritte: der assyrischen Schrift angewiesen.

Es dauerte lange, ehe der Wunsch, diese Schriften lesen zu können, sich einigermaßen zu erfüllen begann; erst seit einigen Jahren hat man in der Entzifferung der angegebenen drei Arten von Keilschriften bedeutende Fortschritte gemacht. Eine derselben — die persische — liest sich gegenwärtig, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. Einem Deutschen, dem Prof. Grotefend, gebührt der Ruhm, zuerst, wenn auch nur durch einen glücklichen Takt geleitet, die Bedeutung einiger der sonderbaren Zeichen des persischen Alphabets bestimmt zu haben; er rieth, daß eine gewisse Gruppe von Charakteren den Namen „Darius" bezeichnen müsse, und er hatte richtig gerathen. Gleicherweise erkannte er, daß in dem persischen System jedes einzelne Wort vom anderen durch einen schrägen, von der Linken zur Rechten geneigten Keil oder Nagel getrennt sey. Von diesem Augenblick an war die Bahn zum weiteren Fortschritt eröffnet, und die Dechiffrirungsversuche vervielfältigten sich. Nach der Natur der heutigen persischen Sprache und besonders nach derjenigen der von Anquetil du Perron gesammelten und übersetzten heiligen Schriften der Perser zu urtheilen, mußten die Keilschriften in der Zendsprache, die im Persischen das ist, was das Sanskrit im Indischen, abgefaßt seyn. In Frankreich betrat Herr v. St. Martin zuerst diesen Weg, doch war es Herrn Eugene Burnouf vorbehalten, auf demselben zuerst nennenswerthe Fortschritte zu machen; sein philologisches Genie ist es, welches, gleichsam spielend, einige Seiten aus der Geschichte der Sprache Persiens wiederherstellte. Wichtige Texte wurden nun analysirt und übersetzt, und, was die erste Klasse der Keilschriften angeht, war das Problem gelöst. Seitdem Burnouf's erstes Memoire erschienen, haben sich mehrere Gelehrte demselben Gegenstande zugewendet; an ihrer Spitze ist Herr Lassen in Bonn zu nennen, dessen Arbeiten in diesem Fache mustergebend sind. Nicht minder ist Herr Rawlinson zu erwähnen, der, wie Lassen in Burnouf's, in Lassen's Fußstapfen trat. Allen diesen Anstrengungen ist es zu verdanken, daß gegenwärtig Keilschriften des ersten Systems gelesen und zwar gut gelesen werden, so daß man die Versicherung wagen darf, es werde künftig keine einzige Inschrift dieser Klasse der Wissenschaft Widerstand zu leisten vermögen.

Der Ruhm, den ersten Versuch mit der mittleren Schrift, d. i. derjenigen, die man übereingekommen ist, die medische zu nennen, gemacht zu haben, gehört Herrn Westergaard. — Hier war man der Hülfe eines stets nur als Unterscheidungszeichen vorkommenden Zeichens beraubt. Die Buchstaben folgen sich ununterbrochen, und eine medische Inschrift bildet ein kompaktes Ganze, das um so schwieriger zu entziffern ist, je schwieriger es sich in bezeichnende Gruppen zerlegen läßt. Da man jedoch aus der Analyse der korrespondirenden Texte des ersten Systems im voraus wußte, wo sich die im Persischen bereits dechiffrirten Eigennamen finden mußten, so ließen diese sich ohne Schwierigkeit absondern und so zerlegen, daß jedem der Zeichen, aus denen sie bestanden, eine gewisse Bedeutung beigelegt werden konnte, wobei man sich übrigens vorbehielt, diese Bedeutung bei der Analyse der, Begriffe bezeichnenden Wörter zu verifiziren. Dieser Aufgabe hat sich Herr Westergaard unterzogen, doch muß man gestehen, daß die Resultate, zu denen er gelangt ist, nicht alle befriedigend sind. Inzwischen hat ein junger deutscher Gelehrter, Herr Dr. Oppert, der sich diesen Studien gewidmet, in dem Idiom der medischen Keilschriften viele Züge der Aehnlichkeit mit den Idiomen des mongolischen Sprachstammes aufgefunden. Wie unerwartet eine solche Entdeckung seyn mag, so hat sie doch nichts Befremdendes. Es ist bekannt, daß die zahlreichen tatarischen Idiome dem mongolischen Sprachstamm angehören. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sprache der alten Scythen denselben Ursprung hatte; es ist also möglich, daß die zweite Klasse unserer Keilschriften in irgend einem der jener großen Sprachfamilie angehörigen Dialekte geschrieben ist.

Die dritte Klasse der Keilschriften, die man die assyrische genannt hat, ist gegenwärtig, Dank sey es den Entdeckungen des Herrn Schulz und besonders denen der Herren Botta und Layard, durch sehr zahlreiche Denkmäler vertreten. Wir besitzen Texte in hinreichender Zahl und Ausdehnung, um uns die Entzifferung derselben in nicht allzu langer Zeit versprechen zu dürfen. Das aufmerksame Studium der noch in Persepolis, Hamadan, Murghab, Van und Nakschi-Rustam vorhandenen dreisprachigen Denkmäler hat es den Philologen möglich gemacht, einige Eigennamen zu entziffern, allein die Entzifferung einiger Namen ist begreiflicherweise nicht ausreichend, wo es gilt, mehrere Hunderte von Charakteren zu bestimmen. Es existirt ein dreisprachiger Text, der die Entzifferung der assyrischen Schrift ohne Zweifel bedeutend beschleunigen dürfte; es ist dies die berühmte Inschrift von Bisitun. *)

Hoffentlich wird die vom Oberst Rawlinson gelieferte Uebersetzung dazu beitragen, daß auch der Schleier, der noch einen großen Theil aller Keilschrift-Inscriptionen bedeckt, endlich gelüftet werde.

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

V. Europäische und afrikanische Rechtspflege auf St. Louis.

„Endlich habe ich eine Wohnung für Sie gefunden" — sagte einige Tage nach meiner Ankunft in St. Louis Herr v. C... zu mir. Sie kostet 40 Fr.: zwei hübsche parkettirte Zimmer, ein gutes mit einem Zeltdach zum Schutze gegen die Muskitos versehenes Bett, die Aussicht aufs Meer und zum Ueberfluß in Herrn R... einen Wirth, der ein sehr ehrenwerther Mann ist, dies und noch manches Andere werden sie dort finden. Erfreut darüber, ließ ich sogleich meine Sachen nach der neuen Wohnung bringen und begab mich selbst gegen Abend dahin. Als ich beim Schein der Lampe die Wohnung besichtigte, fand ich sie in der That ziemlich reinlich und legte mich ganz vergnügt zu Bett. Aber kaum war ich eingeschlafen, als ich einen heftigen Schmerz im Gesicht fühlte. Erschreckt sprang ich auf und sah mit großem Mißvergnügen eine Menge Affen, die, nachdem sie meine Stiefeln bis auf die Sohlen verschlungen und meine Kleider zerrissen hatten, eben im Begriff waren, ihr Zerstörungsgeschäft an meinem Körper fortzusetzen. Ich griff sogleich nach einem Stock, ohne indeß verhindern zu können, daß der letzte der in die Flucht geschlagenen Affen noch meinen Hut mitnahm. Ich glaubte, daß, um die ungebetenen Gäste abzuhalten, ich nur die Fenster zu schließen brauchte, allein ich machte bald die Entdeckung, daß keine Scheiben darin waren, da diese am Senegal durch die übergroße Hitze zu springen pflegen, und auch keine Läden vorhanden waren, so daß ich meine Betttücher und Bettdecken zu Vorhängen verwenden mußte.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, machte ich am anderen Morgen meinem neuen Wirth einen Besuch. Da derselbe sich jedoch darauf nicht einlassen wollte, irgendwie Veränderungen vorzunehmen, wodurch ich gegen neue Ueberfälle geschützt würde, konnte ich mich der Aeußerung nicht enthalten, daß es billig gewesen wäre, mir vorherzusagen, daß ich in der Wohnung Gefahr liefe, von Affen aufgefressen zu werden. „Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, mein Herr" erwiederte er. „Meine Affen sind sehr gut genährt und werden Sie aus Hunger nicht angreifen."

Um jeder weiteren Explication, da ich ihre Fruchtlosigkeit erkannte, abzuschneiden, kündigte ich ihm sogleich die Wohnung und bezahlte meine 40 Fr. für den Monat. Eben im Begriff, zu Herrn v. C... zu gehen, um ihm meinen Unfall zu klagen, begegnete ich einem jungen Manne, der, da er nach Frankreich zurückzukehren beabsichtigte, mir seine Wohnung mit Vergnügen überließ. Sofort zog ich um und fühlte mich nun wirklich behaglich. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Besuch vom Gerichtsdiener des Orts. „Besorgen Sie nichts, mein Herr", sagte er mit vieler Höflichkeit. „Eine Kleinigkeit ist's, die mich zu Ihnen führt. Sie werden die Gewogenheit haben, sich innerhalb acht Tagen vor dem Tribunal zu stellen, um auf die Anklage des sehr ehrenwerthen Herrn R... zu antworten, der Sie beschuldigt: 1) Ihre von ihm gemiethete Wohnung verlassen zu haben, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, und zwar zur Nachtzeit, wahrscheinlich um Ihre Flucht besser zu verbergen; 2) ihn durch arge Verleumdung seiner Affen beleidigt zu haben." Die

*) Vgl. Nr. 151 des Magazins, wo wir (nach den Herren Rawlinson und Poley) die Uebersetzung eines Theils dieser Inschrift geliefert haben.

ganze Sache war so lächerlich, daß ich zuerst im Zweifel stand, ob ich der Aufforderung folgen sollte. Indessen entschloß ich mich doch dazu, hauptsächlich auch in der Hoffnung, zugleich anderen Verhandlungen, bei denen Neger betheiligt wären, beiwohnen zu können. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Der Saal war vollgestopft von Schwarzen. Die guten Senegalesen, gewohnt, sich durch ihre bejahrten Männer richten zu lassen, kannten früher gar nicht, was man in Europa einen Prozeß nennt. Aber seit man einen Gerichtshof auf europäischem Fuß errichtet hat, haben sie immer unter einander zu hadern. Nichts gewährt einen eigenthümlicheren Anblick, als die Art und Weise, in der sie ihren Streit vor dem Tribunal vortragen, da sie alle ihre Gründe mit Gesticulationen begleiten und ihn selbst nach der Fällung des Urtheils fortführen. Einige unter ihnen verstehen es, ihre Sache mit wahrer Wärme und Beredtsamkeit zu vertheidigen.

Doch eine weit lächerlichere Rolle, als die Schwarzen, spielen bei diesen Gerichts-Verhandlungen die Richter selber, die gezwungen sind, ihre civilisirten Schemata auf Verhältnisse und Personen anzuwenden, die ihrem ganzen Wesen nach damit in geradem Widerspruch stehen. Als ich eintrat, stand eine alte Negerin vor den Schranken.

„Wie alt seyd Ihr?" — fragte der Richter mit ernster Amtsmiene. — „„Drei Jahr."" — „Denkt ein wenig nach! Ihr müßt älter seyn. Also wie hoch beläuft sich Euer Alter?" — „„Tausend Jahr.""

Wie kann man verlangen, daß eine Negerin auf eine solche, übrigens in diesem Falle ganz unnütze Frage antworten soll, da es bekannt ist, daß die Religion der Schwarzen verbietet, ihre Jahre zu zählen. Welche Thorheit ist es ferner, die Neger zur Ablegung eines Eides im christlichen Sinne zu veranlassen, da sie weder die Wichtigkeit desselben begreifen, noch überhaupt sich aus dem Christenthum etwas machen. Daher die vielen falschen Zeugnisse und ungerechten Verurtheilungen. Und wenn man sich wenigstens beschränkte, dies Verfahren da in Anwendung zu bringen, wo der Streit zwischen Negern und Europäern obwaltet; aber es auch auf die Verhältnisse der Neger unter einander übertragen wollen, die auf ihren von den europäischen ganz verschiedenen Sitten und Gebräuchen beruhen, kann man nur als einen Mißbrauch bezeichnen. Uebrigens kümmern sie sich auch wenig um die Urtheilssprüche des civilisirten Tribunals, da sie nur die Verachtung ihrer eigenen Landsleute scheuen; ja, es ist in dieser Beziehung sogar so weit gekommen, daß nichts einem Neger in den Augen seiner Genossen mehr Würde und Ansehen verleiht, als eine Verurtheilung vom europäischen Gerichtshofe.

Das Rechtsverfahren — wenn man es so nennen darf — der senegalesischen Eingebornen kennt weder Gefängniß, noch das Beil des Scharfrichters, sondern ist religiös-patriarchalisch und persönlich. Am Freitage, der ihr Sabbath ist, versammeln sich die alten Marabuts unter einem Baume und sprechen ihr Urtheil über die Schuldigen. Geringere Strafen bestehen in dem Verbot, sich während einer gewissen Zeit, von zwei bis zwanzig Jahren, zu verheirathen; schwerer ist schon die Verdammung zum lebenslänglichen Cölibat, am schwersten die Verurtheilung zur Sklaverei. Die Todesstrafe steht nur auf den Ehebruch, und zwar wird sie in diesem Falle von dem beleidigten Gatten selbst vollzogen. Wie schon erwähnt, war ich Zeuge einer solchen Gesetzes-Vollstreckung, die einen erschütternden Eindruck auf mich machte.

Eines Tages nämlich, als ich ein Mohrenlager im Lande der Trarsas besuchte, erblickte ich beim Ueberschreiten eines Platzes in der Mitte der Zelte ein Weib, das an dem Stamm eines Baumes angefesselt war; ihr zur Seite war ein Mann beschäftigt, die Schneide eines alten Säbels stumpf zu machen, indem er damit auf einem Steine hin- und herfuhr. „Hier wird Menschenblut vergossen werden" — sagte mein Dolmetscher. — „„Wie! Will der Mann jenes gefesselte Weib dort schlachten?"" — „Nein, das Opfer wird ein Mann seyn, der Mitschuldige der Ehebrecherin. Diese wird nicht sterben, sondern aus einer geehrten Gattin die schlechteste und niedrigste der Sklavinnen des Mannes werden, den sie beleidigt hat. Jener aber, der seine Waffe zurechtmacht, der verrathene Gatte, wird die Genugthuung haben, mit eigener Hand den Nichtswürdigen zu tödten, der den Frieden seines Heerdes gestört."

In diesem Augenblicke vernahm ich die Töne des Tam-tams. „Das ist der Schuldige, den man jetzt vor alle Zelte führt, um den Fluch jedes ihrer Bewohner zu empfangen und zuletzt der gerechten Rache dessen, den er verrathen, überantwortet zu werden." — In der That hörte ich den dumpfen Klang des Tam-tams durch das ganze Lager die Runde machen; dann erblickte ich den Verurtheilten mit auf den Rücken gebundenen Händen. Er war nur von seinen Wächtern begleitet, denn die Männer des Stammes verachteten ihn zu sehr, um seiner Hinrichtung beizuwohnen. Als der Gatte ihn erblickte, wurde er plötzlich von einer inneren Wuth ergriffen, die aus seinen krampfhaft zusammengezogenen Muskeln und funkensprühenden Augen hervorbrach. Nachdem er dem Schuldigen ins Gesicht gespieen, warf er ihn mit einem Fußtritt zu Boden, faßte ihn bei den Haaren und begann nun, den Kopf desselben auf sein Knie legend, ihm langsam mit dem ausgezackten Säbel den Hals zu durchsägen. Die Enthauptung dauerte länger als eine halbe Stunde. Weder der Henker, noch das Opfer, noch die Umstehenden gaben einen Laut von sich. Das Weib weinte und blickte zur Erde nieder. Als die Hinrichtung vorüber war, erhob der gerächte Gatte den blutigen Kopf und warf ihn mit verächtlicher Bewegung der Frau vor die Füße. Dann ging er auf diese zu, löste sie vom Baume ab, warf sie zu Boden und schnitt, nachdem er ebenfalls ihren Kopf auf sein Knie gelegt hatte, ihr das lange Haar dicht am Haupte ab. Dann riß er ihr alle Kostbarkeiten, ihr Halsband, ihre Armbänder, Glasperlengurt, den sie um die Hüften trug, ab, gab ihr dafür einen gestreiftem Guineazeug und jagte sie dann mit Peitschenhieben wie ein Thier vor sich her nach seinem Zelte zurück.

„Jetzt ist sie die niedrigste Sklavin ihres früheren Gatten" — Dolmetscher. — „„Ihr seid von grausamer Strenge in diesem Lande."" „Aber ist der Ehebruch nicht das größte aller Verbrechen?" — entrüstet. — „Mag man den Vater, den Bruder, den Freund eines tödten, so wird er weniger leiden, als wenn er von seinem Weibe ist. Hat Muhammed nicht gesagt: der da nimmt einen Hammel oder kann ersetzen, was er genommen. Aber der da bricht die heiligen Bande der Ehe, kann sie nie wieder verknüpfen. So muß er sterben, und der wird weniger leiden, als der überlebende entehrte Gatte."

Was meinen eigenen Prozeß mit dem Herrn R . . . betrifft, so will ich in der Kürze erwähnen, daß mir von ihm Zeugen entgegengestellt wurden, den klaren Beweis führten, daß ich heimlich meine Wohnung verlassen Affen des ehrenwerthen Herrn verleumdet hätte. Demgemäß wurde ich auch in die Kosten verurtheilt und mußte erklären, daß die Affen des ehrenwerthen Herrn ebenfalls ehrenwerth seyen.

Mannigfaltiges.

— Das vierblätterige Kleeblatt. Unter dem Titel „The ... eil of Four", ist in London ein kleines Werk erschienen, welches sich als Arbeit eines Kränzchens von vier Personen ankündigt, die es sich zum Gegenstand ihrer Zusammenkünfte gemacht hatten, ernsthafte oder launige Definitionen von hundert aufs Gerathewohl ausgewählten Wörtern zu geben. Es befinden sich darunter manche recht treffende Gedanken und glückliche Einfälle, die dem Buche beim englischen Publikum eine überaus günstige Aufnahme verschafft haben. Wir wollen ein paar davon mittheilen: „Unwissenheit. Eine Schlange, welche Viele pflegen, weil sie für harmlos gilt. — Ein ... Höhle, in der man arme Leute umhertappen läßt, bis sie sich selbst ... Anderen Schaden zufügen. — Politik. Ein National-Kreisel, der sich am wenigsten dreht, wenn er am meisten summt. — Civilisation. Der aufwärts strebende Kampf des menschlichen Geschlechts, in welchem Millionen getödtet werden, damit sich Tausende auf ihren Leichen erheben können. — Das Leben. Eine unfreiwillige Reise über eine unsichere Straße, auf der man um so leichter fortkömmt, je mehr Bagage man mitnimmt. — Sprache. Eine Kette, um die Menschen zu verbinden und die Menschheit aus einander zu halten. — Geizhals. Ein Hungerleider aus Liebhaberei. — ... Ein platonischer Liebhaber, der sich mit einem Blicke begnügt. — Soldat. Eine lebendige Zielscheibe, die von einer Nation aufgestellt wird, damit von einer anderen nach ihr geschossen werde. — Irland. Der Aktäon der Völker, von seinen eigenen Hunden zerrissen. — Eine heiße Kartoffel, die John Bull gestohlen hat, und die er nicht fallen lassen will, obgleich sie ihm die Finger verbrennt. — Amerika. Der junge John Bull, der in Hemdsärmeln arbeitet. — Napoleon. Ein unartiges Kind, das in der Ecke stehen muß, weil es die Welt zum Spielball haben wollte. — Ein wüthender Hazardspieler, der sich und die Seinigen zu Grunde richtet. — Eisen. Die Knochen der Riesin Civilisation. — Erfahrung. Die Narben unserer Wunden. — Gefängniß. Das Grab, wo Quacksalber und Staatskunst ihre getödteten Patienten einsargen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

ntlich erscheinen drei Nummern. merations-Preis 22½ Silbergr. 3r.) vierteljährlich, 3 Thlr. für anze Jahr, ohne Erhöhung, allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Donnerstag den 30. Dezember 1847.

Italien.

Rom in den Tagen der Eröffnung der Staats-Consulta.

(Aus dem Briefe eines Augenzeugen vom 16. Nov.) *)

Seit langer Zeit hat die ewige Stadt keine so bedeutsame Feier begangen, die des gestrigen Tages, an welchem die jüngst ins Leben gerufene Staats-sulta ihre Sitzungen eröffnete. Bei dem allgemeinen Interesse, welches ein wichtiges Ereigniß erregt, möchte es mir wohl den Dank auch des mehr rarischen als politischen Lesers erwerben, wenn ich von dem Leben, welches m in diesen Tagen darbot, eine genauere Schilderung entwerfe.

Man darf wohl kaum daran erinnern, daß Pius IX. schon vor einigen naten (am 22. April 1847) die Errichtung der Staats-Consulta angeordnet te. Dieselbe besteht aus 24 Mitgliedern, welche aus den verschiedenen Städ-des Landes vom Papste gewählt worden, während sie selbst dagegen ihre ellvertreter bestimmen. Die versammelte Consulta soll zwar alle Staats-teressen in ihre Berathungen ziehen, die Beschwerden des Volks und die ißstände der Verwaltung darlegen, dabei aber nur konsultative und keine ent-eidende Stimme haben.

Obgleich nun der Angehörige eines constitutionellen Landes zwischen dieser stitution und einer wahrhaften Volksvertretung einen großen Unterschied ahrnehmen muß, so erscheint doch dem Italiäner der Gegensatz zwischen dem zt beginnenden politischen Leben und den früheren Zuständen noch viel schär-r. Wahrlich, das Staunen der Römer und ihr Jubel scheinen gleich groß zu yn! Ein Senat sitzt wieder unter ihnen! Junges, frisches Staatsleben be-elt wieder die längst erstarrten Glieder einer Mumie! Wohl weiß der Römer ie Gegenwart nach ihrer ganzen Wichtigkeit zu würdigen, und mit den kühn-en Hoffnungen richtet er seinen Blick auf die Zukunft. Er glaubt mit Recht, aß diese Maßregel nur der Anfang ist von immer größeren Volksfreiheiten. Bald, sagt er, werden nicht mehr Abgeordnete aus den Städten, sondern für ie Provinzen überhaupt in Rom zusammentreten, und eine vollständige Ver-retung wird die Wünsche der Patrioten krönen. So denkt der Römer und so große Folgen knüpft er an die Begebenheit des 15. Novembers, und deshalb versetzte das Herannahen dieses Tages alle Gemüther in so große Aufregung und Spannung.

Schon mehrere Tage zuvor machte man Plane zu Prozessionen und De-monstrationen. Jedermann wollte zur Verherrlichung des Festes beitragen. Endlich brach der ersehnte Morgen an. Bald nach Sonnenaufgang war ganz Rom auf den Straßen. Die Anordnung der Feierlichkeit war allgemein be-kannt. Die Deputirten sollten dem Papst im Palast des Quirinal vorgestellt werden, sodann im feierlichen Zuge sich nach der Peterskirche begeben, um dort die Messe zu hören, und von dort nach dem Vatikan, um die ihnen angewie-senen Räume in Besitz zu nehmen. Bei dem Empfange der Abgeordneten nun hielt der Papst eine Rede, worin er ihnen einschärfte, ihre Instructionen in keinem Falle zu überschreiten. Dies soll der Grundgedanke gewesen seyn. Un-terdeß hatte sich der Zug vor dem Palaste auf dem Monte-Cavallo, einem der schönsten Plätze Roms, aufgestellt. Vierundzwanzig Staatswagen waren von den vornehmsten Nobili der Stadt den vierundzwanzig Deputirten zur Ver-fügung gestellt worden. Einem jeden Wagen schritt ein Musik-Corps voran, eine Abtheilung Bürger aus der Geburtsstadt des darin sitzenden Mitgliedes folgte demselben. Je drei Bürger trugen Fahnen, auf denen das Wappen der Stadt, deren Name und der Name ihres Deputirten standen. So durchzog man die Hauptstraßen Roms vom Monte-Cavallo zum Vatikan. Längs dieser ungeheuren Strecke prangten alle Häuser im festlichen Schmucke; aus jedem Fenster hingen Draperieen von mehr oder minder glänzenden Stoffen, prächtig dekorirte Teppiche bedeckten viele Façaden; gelber Sand war auf die Straßen ge-streut und verbarg den sonst so gewöhnlichen Schmutz derselben. Von Entfer-nung zu Entfernung hingen ungeheure Banner an Kränzen von Immergrün quer über die Straße. Sie waren mit kernigen und sinnvollen Inschriften bedeckt. Diese Sinnsprüche gaben den Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen, die das Fest darbot. Sie enthielten den Ausdruck des Volkswillens, sprachen die Er-wartungen aus, welche die Consulta verwirklichen sollte, mahnten die Depu-tirten an ihre Verantwortlichkeit. Sie erinnerten dieselben, wachsam zu seyn, da Aller Augen auf sie gerichtet wären, da ihr Benehmen vor dem Richter-stuhle der Oeffentlichkeit streng geprüft werden würde. Die eine lautete:

„Diversita di culto
Non importa civile servitu!“

„Ungleichheit der Religion habe keine Ungleichheit der Bürgerrechte zur Folge!“

Eine andere forderte die Consulta auf, allen Söhnen Italiens die Quellen der Künste und Wissenschaften zu erschließen und immer eingedenk zu seyn, daß die Intelligenz eine Macht sey! Eine dritte: „O Räthe! gebet uns Aufklärung durch Belehrung, Brod durch den Handel, Stärke durch Waffen, haltet treu und fest an unseren Rechten und seyd der Ruhm der Nation!“ — Eine vierte: „Wirket und schaffet für unser Wohl nach besten Kräften; denn unfruchtbare Aeste werden abgehauen von dem Baume des Staats und durch bessere Pfropfreiser ersetzt.“ Eine Sammlung dieser Inschriften wurde am folgenden Morgen in einem Blatte veröffentlicht, und hier offenbarte sich recht die Inkonsequenz der Regierung, denn jede zweite Zeile des eben erwähnten Blattes war von der Censur gestrichen, und doch hingen die Flaggen, welche die getilgten Worte enthielten, noch den ganzen Tag vor Aller Augen und zogen durch die Censurlücken erst recht die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich.

Doch kommen wir auf die Prozession zurück. Unter jenen bedeutsamen Panieren durch die dichtgedrängten Massen ihrer Mitbürger, an den hohen Häusern vorbei, aus denen unzählige Zuschauer herabsahen, bewegten sich die Deputirten in den Gala-Kutschen. Die meisten zeigten eine ängstliche Haltung; andere dagegen eine kühne, alle aber schienen bewegt zu seyn. Todtenstille und tiefes Schweigen herrschte durch die ganze unabsehbare Menschenmasse. Hätten nicht die lustigen Töne der Militairmärsche auf eine andere Bestimmung des Zuges hingedeutet, man hätte das Ganze für ein Leichenbegängniß gehalten.

Zwei Stunden nach dem Aufbruche von dem Quirinal erreichte die Spitze der Prozession die Piazza vor der Peterskirche, und noch eine Stunde verfloß, ehe der letzte Senator und sein Gefolge in die hohen Thore der Kirche ein-getreten war. Unvergeßlich war mir die Scene auf der Piazza. Der unge-heure Raum hatte sich dicht mit Menschen gefüllt, welche ängstlich und auf-geregt auf den Gegenstand ihrer Neugier starrten, und hoch über diese leben-den Massen hinweg zeigten sich die flatternden Banner und Wappenschilder des Zuges, als derselbe die breiten Stufen zur Kirche hinanstieg. Die finsteren Mauern des riesigen Vatikan, welche sich der Kirche gegenüber erheben und stolz auf das mächtige Gebäude herabsehen, gaben meiner Phantasie in diesem Augenblick Stoff zu einem Bilde, dessen Umrisse noch lange in meiner Seele haften werden. Es schien mir, als ob jene Steinmassen sich belebten und zor-nige Blicke auf das ungewohnte Schauspiel schleuderten; denn dieses war wohl geeignet, die Geister jener übermüthigen Herren des Palastes aufzuschrecken, wenn sie noch in dieser Stätte ihrer irdischen Macht hausten. Dagegen glichen die langen, halbkreisrunden Säulengänge, welche an beiden Seiten von der Façade der Kirche ausgehen und die Piazza umschließen, den ausgestreckten Ar-men der Mutter Kirche, welche die Kämpfer des Fortschritts und der Reform bewillkommnete und sie feurig an ihr Herz drückte.

Als der Zug die Kirche betreten hatte, stürzte die Menge durch die vier weit aufgethanen Thore hinein. Tausende wogten hinein, wandelten frei herum, und doch waren noch leere Plätze, so geräumig sind die Hallen des riesigen Baues. Am östlichen Altar ward die Messe unter Mitwirkung der Militairmusik gefeiert, welche den Zug begleitet hatte. Die musikalische Auf-führung war eben kein Meisterstück, aber ergreifend war ihre Wirkung auf die Gemüther, auf welche der Gedanke an die Erhabenheit der Stätte, die großen Erinnerungen der Vergangenheit und die verhängnißvolle Gegenwart ihren Einfluß übten. Die gigantischen Statuen der heimgegangenen Päpste standen rings herum und staunten von ihren Grabmälern herab auf die Scene.

Durch jene Statuen gemahnt an eine andere Zeit, versenkte sich der Geist in die Vergangenheit. Alle Thaten und Bestrebungen der römischen Priester, des Menschen Seele und Leib in Fesseln zu schlagen, ihre ränkevolle Staats-klugheit, ihre arglistig ersonnenen Lehren, ihre Anmaßungen und ihre Erfolge vergegenwärtigten sich meinem inneren Auge. Mit Abscheu dachte ich daran, wie viele Jahrhunderte hindurch sie die Menschheit in der Nacht des Fanatis-mus, des Aberglaubens und der Unwissenheit gehalten hatten, und freudige Begeisterung durchglühte das Herz, als ich den schmetternden Drommetenschall weithin durch die unermeßlichen Gewölbe hallen hörte, welcher der Welt den Sturz ihres Despotismus und das Beginnen einer neuen Aera verkündete, wo kein Pontifex mehr der Bildung und Aufklärung hemmend entgegentreten könnte. Und diese Kunde ertönte im Mittelpunkte ihrer Herrschaft, in der Burg, welche sie als das letzte Bollwerk zum Schutz ihrer Tyrannei betrachtet hatten. So entsank jetzt auch hier das Scepter ihren Händen.

*) The Athenaeum vom 4. Dez. 1847.

Die Ergötzlichkeiten wurden am Abend mit einer Illumination und einem Ball im Apollo-Theater geschlossen, dessen Kosten sehr freigebig vom Fürsten Torlonia bestritten wurden, so daß die Einnahme von 1300 Skudi an die Kleinkinder-Bewahranstalt übermacht werden konnte. So verfloß einer der wichtigsten Tage in der neusten römischen Geschichte. Seine Wiederkehr wird gewissenhafter gefeiert werden, als so mancher andere Jahrestag, der bald dem Vergessen anheimfallen wird.

Schweiz.

Die auf einander folgenden Thierwelten der verschiedenen geologischen Zeiträume.

(Schluß.)

Alle diese Zweifel aber sind nicht etwa angeregt worden, um die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Eintheilungen der Zoologie zu zeigen. Denn in der Praxis ist der Begriff der Gattung hinlänglich deutlich, und bei Bestimmung der Gattungen in der lebenden Thierwelt hat man nur von dem Grundsatze auszugehen, daß unter Gattung eine Gruppe von Wesen zu verstehen sey, deren wesentliche Kennzeichen durch äußere Einwirkungen auf einer Erde, wie sie jetzt besteht, nicht verändert werden. Unsere Zweifel sollten nur zeigen, daß die Schlüsse, die man in Bezug auf die Theorie der Gattung aus der Beobachtung der gegenwärtigen Thierwelt gezogen hat, nicht unbedingt richtig sind und darum nicht auf eine Fauna passen müssen, die doch gewiß unter anderen äußeren Einflüssen gestanden hat, als die jetzige.

Das im Eingange erwähnte Gesetz von der „Spezialität der Fossilien" wird also nach dem Gesagten folgendermaßen zu fassen sein: „Jede Formation enthält Fossilien, die von denen der anderen Formationen wenigstens in dem Maße verschieden sind, als zwei Gattungen in der gegenwärtigen geologischen Epoche von einander." Hier ist also die Behauptung unterdrückt, daß die Fossilien der primären, sekundären und tertiären Erdschichten, wenn sie auch in wesentlichen Kennzeichen von einander abweichen, darum nothwendig drei getrennte Ausgangspunkte haben müßten.

An diese Theorie schließt sich eine zweite: „die Theorie von den successiven Schöpfungen." Das Gesetz der Spezialität der Fossilien nämlich, selbst nur in der angegebenen Beschränkung, und die zahlreichen Beobachtungen, die es außer Zweifel gesetzt haben, daß in gewissen geologischen Perioden Thierformen vorkommen, die in anderen völlig fehlen, haben die Naturforscher zu der Annahme bewogen, daß es eine bestimmte Anzahl von verschiedenartigen Thierwelten gebe, und die Untersuchungen derselben auf die Frage gelenkt: in welcher Weise sind diese Thierwelten auf einander gefolgt, das heißt: in welchem Verhältniß steht der Untergang einer Thierwelt zu der Entstehung der folgenden?

Es gelten über diese Frage hauptsächlich drei Meinungen. Die erste nimmt an, es seyen alle Thiere zu gleicher Zeit geschaffen und haben zusammen auf der Erde gelebt. Verschiedene Katastrophen aber, wie Ueberschwemmungen, Erdbeben, klimatische Veränderungen u. s. w., hätten allmälig einer gewissen Anzahl von Thiergattungen den Untergang bereitet. Jede der untergegangenen Gattungen mußte natürlich ihre Trümmer in den Erdschichten zurücklassen, die zur Zeit ihrer Existenz vorhanden waren, während sie in spätere Formationen keine Spur ihres Daseyns niederlegen konnte. Es gab also nach dieser Hypothese nur ein allmäliges Aussterben, wie auch in unserer Zeit Thiergattungen von der Erde verschwinden oder dem Verschwinden nahe sind. Diese Theorie, so sehr sie durch ihre Einfachheit besticht, widerspricht den beobachteten Thatsachen vollkommen. Um sie annehmen zu können, müßte man in den Erdlagern der verschiedenen Epochen neben den riesenhaften Thieren der Vorwelt nothwendig auch Exemplare der unsrigen finden, alle Thiergattungen aller Zeiten müßten in allen Formationen des Erdreichs vorkommen — kurz, alle von den Geologen und Paläontologen in den letzten vierzig Jahren mit so viel Mühe und Erfolg gemachten Untersuchungen dürften nicht gelten.

Die zweite Meinung ist die vom Uebergange einer Gattung in die andere. Sie nimmt an, daß alle Thiere neuerer Epochen auf dem Wege unmittelbarer Zeugung von den Thieren der früheren Epochen abstammen, und daß in den äußeren Agentien, die auf eine lange Reihe von Geschlechtern verändernd wirkten, der einzige Grund für die Unterschiede der verschiedenen Faunen zu suchen sey. Die Anhänger dieser Meinung gehen nämlich davon aus, daß dieselben Agentien, deren Wirkung in dem geologischen Zeitraume, in dem wir leben, darauf beschränkt ist, nur unwesentliche, nur Racen-Unterschiede hervorzubringen, bei einer jüngeren Natur, bei beweglicherem Charakter der Erdoberfläche einen mächtigeren Einfluß hatten. Die zu jeder Formation gehörigen Fossilien bedeuteten also nichts, als die Stufe der Veränderungen, auf der sich der thierische Organismus zur Zeit befand, wo sie in der Erdrinde niedergelegt wurden. — Diese Ansicht ausschließlich anzunehmen, ist völlig unhaltbar, denn es müßten dann z. B. die Reptilien der sekundären Formationen ihre Vorfahren unter den Fischen der primären und ihre Nachkommen in unseren Reptilien oder gar Säugethieren haben. Die verschiedenen Ordnungen der Mammiferen wären nur auf dem Wege der Zeugung erfolgte Umbildungen von unvollkommneren Thieren, die ihnen vorangingen, und die Elephanten, die Rhinoceros z. B. direkte Nachkommen der Pachydermen. Der Mensch endlich hätte unter seinen Ahnen diese oder jene vornehmere Thierklasse. Wo indessen sind die Thatsachen, die diese zwar kühnen, aber seltsamen Meinungen in allen ihren Folgerungen rechtfertigen?

Die dritte Meinung ist erst die eigentliche Theorie von den Schöpfungen. Sie besteht darin, daß man annimmt, es seyen zu Zeiten neue Thiergattungen auf der Erde erschienen, die mit durch das Band der Abstammung nicht zusammenhingen. Diese lassen sich durch die jetzt wirkenden Naturgesetze nicht erklären Bedingungen beschaffen gewesen seyen, unter denen sie entstan man eben so wenig sagen, als man sagen kann, in welcher Schöpfung geschehen ist. Es ist unfruchtbar, über die Frage bei jenen successiven Schöpfungen der Schöpfer jedes Wesen hat durch seine unmittelbare Dazwischenkunft oder durch die Gesetzen, die sich vielleicht in gewissen Zwischenräumen regelmäßig förmig äußert.

Die Hypothese von den successiven Schöpfungen hat ihre in weiterer und engerer Bedeutung genommen werden. Die sie für alle Wesen der verschiedenen geologischen Epochen in bringen sie also in einen nothwendigen Zusammhang mit dem in Verstande genommenen Gesetze von der Spezialität der Fossilien wenden sie nur auf die wirklich neuen Thierformen an, die in den gangenen Zeitraum der Erdgeschichte keine Analoga haben. Da dieser Letzteren scheint fast unbestreitbar. Denn wenn man zum daß die Elephanten erst seit der Zeit der tertiären Epoche existiren kein Recht hat, sie von einem der vorhandenen Typen aus der zuleiten — wie sollen sie auf die Erde anders gekommen seyn, Wenn man nicht glauben will, daß der Mensch auf dem Wege Zeugung von irgend einem Säugethier stamme, wie will man sich erklären, wenn nicht durch ein plötzliches Erscheinen auf der Erde zu sagen, alle Geschöpfe jeder geologischen Epoche seyen mit dieser gegangen, und mit jeder neuen Epoche sey eine durchweg neue Fauna dies würde die wichtige Frage unbeantwortet lassen: woher kommen lichkeiten, die sich zwischen zwei auf einander folgenden Thierwelten Verschiedenheiten finden? Darum ist die besprochene Theorie folgendermaßen gefaßt:

„Während einer jeden neuen geologischen Epoche ist eine von Thiergattungen neu geschaffen worden; die anderen Thiergattungen die derselben angehören, sind Umformungen solcher, die bereits in angegangenen Epoche existirt haben."

Afrika.

Erlebnisse und Begebnisse am Senegal.

VI. Die schöne Georgina und ihr Gemahl. — Eine Negerschlacht.

„Ich gehe morgen nach Gorée" — sagte eines Tages Herr v. L... mir. — „Wollen Sie mich begleiten? Es ist eine schöne Reise, dreißig den; wir machen sie zu Lande in acht Tagen auf die vergnügteste quemste Art." — „„Ich gehe auch mit!"" rief der Lieutenant P.. „ lange wollte ich Gorée sehen; man sagt, es gäbe da schöne Negerinnen, ich habe nicht übel Lust, mir eine zu kaufen."" — „Was mich betrifft" setzte ich hinzu — „so wünsche ich mir nur Abenteuer." — „„O, es wird beiden nicht fehlen. Machen Sie sich denn zu morgen Abend bereit, wir fahren zuerst den Senegal in einem Boote hinab und übernachten in Gandiole. wollen wir nicht auch S... auffordern?"" — „Das ist ganz kann sich von seiner Georgina nicht trennen. Uebrigens können versuchen, wenn Sie es nicht glauben."

Ich begab mich zu S..., denn ich hätte ihn gern zum Reisegefährten habt. Als ich angemeldet war und in das Zimmer des Capitains ich ihn zu den Füßen seiner mit anmuthiger Nachlässigkeit auf einem ausgestreckten Frau sitzen. Ich war zum erstenmale in seiner Wohnung kannte deshalb seine Mulattin noch nicht. Jung, groß und schlank, auf den ersten Blick bewundernswürdig, aber bald bemerkte ich Haltung und in ihren Zügen eine Mischung von Gleichgültigkeit barkeit, die den Glanz ihrer Schönheit schwächte und mir sogleich neigung gegen sie einflößte. Sie grüßte mich mit hochmüthigem und fuhr fort, ihre wohlriechende Cigarre zu rauchen. Von Zeit zu Zeit sie sich auf einen prächtigen, niedrigen Toilettentisch, der mit einem vergoldeten Porzellanservis und einer Menge Flacons mit silbernen besetzt war, von denen sie nach gewissenhafter Vergleichung der auswählte, um den darin enthaltenen feinen Liqueur in eine goldene zu gießen und dann mit einer Behaglichkeit auszuschlürfen, um die famosesten französischen „Löwinnen" beneidet hätten. Obgleich war ihre Toilette doch von blendender Pracht. Ein Brokat- chinesischen Aermeln und goldenen Eicheln bedeckte einen rosenfarbigem Atlas. Ihr Hals verschwand fast unter den und feinen kostbaren Perlen. Alle ihre Finger waren mit Ringen eine sehr werthvolle Uhr hatte sie an einer langen und starken hängen. Die ganze Einrichtung des Zimmers entsprach der Pracht zuge der Dame. Ich war erschreckt über diesen für einen Capitain mäßig großen Aufwand. Liebte er sie wenigstens? fragte ich mich es wohl glauben, als ich einen ziemlich starken Beweis davon erhielt. Oeffnen einer Champagnerflasche verletzte er sich am Finger, so daß das zu strömen begann. Es that mir innig leid, daß ich die mittelbare lassung zu dem Unfall war, und ich versuchte, nebst dem herzuspringenden

rer ihm beim Verbinden der Wunde behülflich zu seyn. Seine Frau aber fuhr ruhig fort, ihre Cigarre zu rauchen, und schien den Unfall nicht einmal bemerkt zu haben.

„S..!" — sagte sie einen Augenblick darauf mit theilnahmloser und so leiser Stimme, daß ich kaum etwas hörte. Der Capitain eilte zu ihr. „Was wünschest Du, mein geliebtes Kind?" — „„Ich habe Dich zweimal gerufen, und Du hast nicht geantwortet!"" — sagte die Mulattin mit unterdrücktem Zorn. — „Ich habe es nicht gehört und bitte Dich um Verzeihung, mein Herz. Du bist wohl ermüdet; willst Du in Dein Zimmer gehen?"

Sie antwortete nicht, sondern schmollte. Der Capitain richtete sie sanft in die Höhe, und gestützt auf seine Schulter verließ sie mit lässigen Schritten das Zimmer. Das Weib schien mir unerträglich, und ich begann zu glauben, daß P . . . in Rücksicht auf die Mulattinnen so Unrecht nicht habe.

„Sind Sie von der Partie?" — fragte ich den Capitain, als er wieder eingetreten war und unseren Entschluß vernommen hatte. — „„Unmöglich,"" erwiederte er, „„ich habe noch eine langwierige Arbeit zu vollenden."" — „Und die Wünsche der schönen Georgina in ihren Augen zu studiren, nicht wahr?" — „„In der That."" — „Nun gut, ich verstehe und bedaure Sie von Herzen." Ich verließ ihn.

Am anderen Tage schaukelte uns ein kleines, aber bequemes Boot den Senegal hinab. Nachdem wir schon mehrere Stunden uns unter Lachen und Gesang hatten forttreiben lassen, machte mich P . . . auf ein verwirrtes Geräusch aufmerksam. Der Fluß war ruhig, und ein sanfter Luftzug, der uns entgegenkam, schien uns aus weiter Ferne her das Geräusch zuzuführen.

„Sie haben sich Abenteuer gewünscht", sagte der Baron. „Sie sehen, daß sie nicht auf sich warten lassen. Sie werden Zuschauer einer Negerschlacht seyn."

„In diesem Augenblicke wurden wir von einem Fischerkahn eingeholt. Ein alter Mann saß darin, der die Vermuthung des Herrn v. C . . . bestätigte, mit der näheren, vielleicht übertriebenen Angabe, daß es fast an 15,000 Menschen seyen, die sich am Ufer des Flusses schlügen. Unser Nachen näherte sich dem Schlachtfelde immer mehr, bis wir endlich das ganze Schauspiel dicht vor Augen hatten. Man griff sich Mann gegen Mann mit Dolchen und Lanzen und Streitkolben an. Die Krieger ließen von Zeit zu Zeit ein furchtbares Kriegsgeschrei hören. Meine Phantasie versetzte mich in die Zeiten der alten Cimbrer und Teutonen zurück.

„Es sind Bracks, Jóloffs und Mohren" — sagte der Fischer auf die Frage des Barons — „die gegen das Hintertreffen unseres großen Königs Damel einen Angriff gewagt haben. Mögen Gott und der Prophet unsere Krieger schützen!" — „„Ist der König selbst im Kampf zugegen?"" — „Nein. Er wollte sich aus Abscheu gegen das viele Blutvergießen zu seinem Vater, dem Könige von Akard, zurückziehen. Aber diesen Abend wandte sich plötzlich sein Hintertreffen, etwa 3000 Mann stark, gegen die dasselbe verfolgenden 12,000 Mann starken Feinde, und Gott weiß, wer Sieger bleiben wird. Wenn Damel mit seinen noch übrigen 3000 Mann zurückkehrt, so ist der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Aber kömmt er nicht, so werden unsere Krieger von der Masse erdrückt werden. Seht, schon weichen sie." Der alte Neger stampfte vor Unruhe mit den Füßen auf den Boden seines Kahns.

In der That zog sich das ganze Getümmel, ohne sich aufzulösen, etwas nach Süden zu, indem es hinter sich auf dem Boden eine dichte Lage von Todten und Verwundeten zurückließ. „„Woran erkennt man die Feinde?"" „Seht Ihr nicht ihre Standarten mit den Pferdeschweifen?" — sagte der schwarze Fischer — „unsere Krieger haben weiße Fahnen."

Die Schlacht schien von Minute zu Minute wüthender und schrecklicher. Die 3000 Krieger des Königs Damel schienen endlich den Muth sinken zu lassen. Der Fischer betete, schrie und rang die Hände. Aber plötzlich verwandelte sich sein Schmerz in die ausgelassenste Freude. „Sieg, Sieg!" rief er, „unser ruhmvoller Fürst kömmt. Schon sehe ich seinen weißen Kopfschmuck durch die Staubwolken blinken. Wirklich erhob sich im Südost eine große Staubwolke, in deren Mitte man bald eine Menge Reiter unterscheiden konnte. Die Ankunft des Fürsten gab dem Treffen eine ganz andere Wendung. Seine Krieger, fast schon im Begriff, sich aufzulösen, gewannen neuen Muth und warfen sich wie Wüthende auf ihre Feinde, die, dadurch stutzig gemacht, zuerst einen Augenblick standen und dann allmälig zu weichen begannen. Man sah Damel in seinem weißen Kuffab ins dichteste Gewühl sich stürzen. Seine Krieger drangen muthig ihm nach. Einige Minuten währte der erbitterte Kampf, dann ergriffen einige Feinde die Flucht, bis die ganze Armee aus einander floh. Damel und die Seinigen warfen sich hinterher, indem sie ihre Siegeslieder anstimmten. Der Fischer war indessen ans Land gerudert, auch wir legten am Ufer an, da wir uns in der Nähe von Grandiole befanden.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte Damel von der Verfolgung zurück. Seine Krieger stellten ihre Zelte auf und zündeten große Feuer an, während die Weiber des Dorfes das Essen bereiteten. Nach dem Mahle begaben wir uns zu dem siegreichen Fürsten, um ihm zu seinem Triumphe Glück zu wünschen. Herr v. C . . . hatte ihn schon öfters gesehen und kannte besonders seinen Vater, den König von Akard, sehr genau.

Wir fanden Damel auf einer Matte sitzen, von der er sich bei unserer Annäherung erhob, um uns zu begrüßen. Alle Reisende, die den Senegal besucht haben, werden auch von diesem durch seinen Geist, seinen Muth und seine Schönheit berühmten Fürsten haben sprechen hören. Er besitzt eine hohe, heldenartige Gestalt, breite Schultern, eine gewölbte Brust, kleine Füße und zarte Hände. Rechnet man hierzu einen sehr entwickelten Kopf mit lockigem Haare, eine hohe Stirn, große feurige Augen, eine Adlernase, einen kleinen Mund, bei dessen Oeffnung zwei Reihen blendend weißer Zähne sichtbar werden, einen langen und dichten Bart, der ihm fast die ganze Brust bedeckt, und endlich eine ebenholzfarbene Haut, so hat man eine richtige Vorstellung von dem Aussehen dieses afrikanischen Apollo.

Seinen weißen Ueberwurf, der noch roth vom Blute der Feinde war, in stolze Falten um sich schlagend, war er in diesem Augenblick vielleicht schöner und imposanter als jemals. Als König eines unermeßlichen Reiches und präsumtiver Thronfolger des Königreichs Akard, kann man seine Macht ohne Widerspruch eben so hoch anschlagen, als die der ersten Fürsten Europa's. Aber der geringste Sklave nähert sich ihm ohne Zagen und spricht mit ihm in der harmlosesten und zutraulichsten Weise.

VII. Die Insel Gorée. — Paris unter schwarzen Göttinnen.

Von Grandiole bis Gorée sind ungefähr dreißig Stunden. Gewöhnlich legt man diese kleine Reise zur See zurück; wir aber zogen den Landweg vor, der sich am Ufer hinzieht. Früher traf man von Zeit zu Zeit auf kleine Hütten zum Schutz der Reisenden gegen die nächtlichen Ueberfälle der wilden Thiere; diese Karavanserais sind aber jetzt zerstört, und da die Verwaltung ihre Wiederherstellung vernachlässigt, so ist man gezwungen, sich mit einem Zelte zu begnügen und dies so gut wie möglich zu verwahren. — Nach fünf Tagen eines oft unterbrochenen Marsches kamen wir nach Campêche, einem kleinen Dorfe, das in einem mit Blumen und schönen Bäumen bedeckten Thale gelegen ist. Diese Oasis ist das Ziel der täglichen Spaziergänge der Bewohner von Gorée.

Die Insel Gorée, von den Negern Bir genannt, ist nichts, als ein abscheulicher schwarzer Fels mit schroff abspringenden und kahlen Ufern, die sich auf der nördlichen Seite 30—40 Meter über den Meeresspiegel erheben. Vor dem Hafen sind in einem Halbkreise einige amphitheaterförmig aufsteigende schlechte Häuser aufgeführt; sonst findet sich nichts besonders Merkwürdiges auf der Insel. Dennoch behauptet man, daß der Aufenthalt daselbst, trotz des Mangels an Abwechselung und freundlicher Umgebung, gesunder und auch in mancher Beziehung angenehmer seyn soll, theils wegen der daselbst wehenden frischeren Luft, theils aus dem Grunde, weil man daselbst mehr und bessere Gelegenheit hat, sich das Leben im Innern des Hauses zu verschönern. Denn die französischen Schiffe, welche nach St. Louis gehen, legen gewöhnlich vorher bei Gorée an, so daß die Bewohner dieser Insel die Vorräthe frischer und besser erhalten, als die Bewohner der Hauptstadt. Außerdem giebt es hier reiche Austernbänke und im Cannesithale sehr saftige Citronen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen empfand ich große Sehnsucht, nach St. Louis zurückzukehren; auch der Baron hatte seine Geschäfte beendet. Allein wir mußten noch etwas warten, bis der Baron P . . . mit seiner Wahl zwischen drei schwarzen Sklavinnen, die ihm gleicherweise, aber aus verschiedenen Gründen, zusagten, zu Ende gekommen seyn würde. Es war allerdings ein kritischer Fall. Fatma hatte einen sehr reinen, ebenholzfarbenen Teint und sehr schöne weiße Zähne, anderer Vorzüge zu geschweigen, aber ihre Nase war etwas Weniges eingedrückt; N'dibiee besaß bewunderungswürdige Formen, aber ein weniger hübsches Gesicht, als ihre Nebenbuhlerinnen; endlich Minguitta war sehr niedlich, im Mignon, schade nur, daß ihre Farbe etwas ins schmutzig Gelbe spielte.

Der moderne Paris stand in tiefe Betrachtungen versunken vor den drei schwarzen Göttinnen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Dabei fragte er uns jeden Augenblick, welche wir ihm zu wählen riethen? — „Nehmen Sie Fatma!" — „„Sie ist sehr schön. Aber N'dibiee hat reizende Formen."" — „So nehmen Sie N'dibiee!" — „„Es ist wahr, N'dibiee ist sehr schön, aber die kleine Minguitta ist zu allerliebst."" — „So nehmen Sie Minguitta." — „„Hm! Wenn sie nur nicht so gelb aussähe . .""

„Nun ist meine Geduld am Ende, zum Teufel" — rief der Baron, und ich stimmte ihm von Herzen bei, indem ich den Vorschlag machte, es dem Schicksalspruch des Looses zu überlassen. P . . . widersprach zuerst, aber gab endlich doch nach, als wir drohten, abzureisen. Wir schrieben die drei Namen auf drei Zettel, rollten sie einzeln zusammen und warfen sie in einen Hut, aus dem P . . ., dem die Augen verbunden waren, den Zettel herauszog, auf dem der Name Minguitta stand. „Ich gestehe", sagte er, „daß ich die Kleine den Uebrigen in der That vorziehe. — „„Desto besser. Bringen Sie 250 Franks ihrem Herrn und nehmen Sie sie mit.""

Einige Stunden später waren wir auf der Rückreise. Minguitta saß auf dem Rücken eines der Kameele, die wir zum Tragen der Vorräthe mitgenommen hatten. Obgleich ziemlich ruhig, schien sie doch innerlich tief betrübt, Gorée verlassen zu müssen. P . . . überhäufte sie mit Zuvorkommenheiten aller Art. Er gab ihr seinen Mantel, um sich vor der Nachtkühle zu schützen, stopfte sie mit unseren besten Vorräthen und ergriff jede Gelegenheit, um sich ihr angenehm zu machen.

„Sie werden sehen" — sagte er zu mir — „daß ich mit meiner einfachen Negerin glücklicher seyn werde, als S . . mit seiner gelben Sultanin. Sobald ich in St. Louis bin, gebe ich ihr die Freiheit." — „„Zuvor möchte ich mich an Ihrer Stelle von ihrer Anhänglichkeit überzeugen. Ich wünsche Ihnen zwar von Herzen, daß sich Ihre Wünsche realisiren mögen, aber ich glaube, daß die Negerinnen, wie die Signarden, keinen Europäer glücklich machen können.""

Als wir nach St. Louis kamen, erwartete uns S. . ., von unserer Ankunft benachrichtigt, im Hafen. „Er hat also wirklich seinen Einfall ausgeführt!" — rief er beim Anblick P . . .'s und seiner Negerin. — „„Verlieren Sie keine Zeit, sich darüber lustig zu machen. Wenn Sie zu spät nach Hause kommen, so sperrt Sie Georgina ein"", erwiederte P . . .

Die beiden Offiziere zankten so mit einander, wie es schien, im Scherz;

gleichwohl hörten sie von diesem Augenblicke an auf, sich zu sehen. Die stolze Mulattin erlaubte ihrem gehorsamen Gemahl nicht mehr, seinen Freund zu besuchen, da er eine solche Mißheirath geschlossen. Denn am Senegal verachten die meist sehr eitlen und übermüthigen Mulatten alle Schwarzen. Wenn ihre Mutter auch schwarz ist, so verbannen sie sie in eine Hülle, aus der sie sich nicht entfernen darf, besuchen sie nie und geben ihr kaum zu leben. Sie sprechen nur von ihrem Vater, als wären sie von diesem, wie Bacchus von Jupiter, im Schenkel getragen worden. S.. war ein kleiner, brauner Mann, von hartem und dennoch schwachem Charakter, der Alles seiner Leidenschaft opfern konnte. P... dagegen, von mehr sanftem, großherzigem, aber dabei festem Charakter, hatte mehr Anziehendes für mich, so daß ich seit der Trennung der beiden Freunde mich mehr an ihn anschloß. Täglich erzählte er mir stundenlang von den Fortschritten, die er seiner Meinung nach in der Gunst Minguitta's gemacht, so daß ich allmälig zu glauben anfing, daß die Negerinnen wirklich für die Weißen aufrichtige Liebe empfinden könnten.

Nach Verlauf eines Monats gab P... seiner geliebten Negerin die Freiheit, bei welcher Gelegenheit er ein großes Fest veranstaltete, das zugleich den Triumph seines Prinzips über das seines früheren Freundes feiern sollte. — „Die Negerinnen sollen leben!“ — rief P..., sein Glas erhebend. — „„Pereant die Mulattinnen!““ — antworteten wir mit Enthusiasmus.

In diesem Augenblick trat der Capitain, der nicht zum Fest geladen war, ein, als Jäger gekleidet. P... eilte ihm entgegen. „Ich komme, Ihnen im Namen der Menschheit für die Wohlthat zu danken, die Sie ihr erwiesen haben“ -- sagte S.. mit ironischem Tone. — „„Wie so?““ fragte P... —, „Sie haben Ihrer Sklavin die Freiheit gegeben?“ — „„Ja, meine schöne Minguitta, mein angebetetes Weib. Der Akt ist von dem Notar bereits ausgefertigt.““ — „Ich weiß es, ich habe ihn selbst gelesen.“ — „„Durch welchen Zufall —?““

„Auf sehr einfache Weise. Ich war am jenseitigen Ufer des Flusses mit Jagen beschäftigt, als eine Negerin vor mir vorbeirennt. — Wohin gehst Du? frage ich. — Nach Gorée, antwortete sie. — Und was willst Du dort, so weit von St. Louis? — Meinen geliebten Amady wiederfinden, denn ich bin jetzt frei. O, ich bin glücklich. Da, lesen Sie selber ... Ich las, die Negerin nannte sich Minguitta und ihr Befreier P... Verstehen Sie, Lieutenant, und strecken Sie jetzt die Waffen!“

„„Bah! Das ist nur ein schlechter Scherz““ — erwiederte P... — „„Minguitta war ja noch vor kurzem hier.““

„Nein, wahrhaftig, ich scherze nicht“, rief S.., „und ich muß gestehen, daß mir dieser Vorfall viel Freude macht, da er mir meinen besten, liebsten Freund zurückgiebt. Die Hand, mein lieber P..., und lassen Sie von Ihrer Negromanie ab!.. Sie wird Ihnen doch nur mit Undank gelohnt.“

Mannigfaltiges.

— Vorlesungen über die Geschichte der Prosa-Dichtungen. Die Geschichte des Romans ist älter, als man gewöhnlich glaubt, älter als des Appulejus „goldener Esel“ und die Milesischen Märchen, denn streng genommen müssen wir auch die biblischen Dichtungen „Hiob“ und „Ruth“ dazu zählen. Das, was wir jedoch heutzutage unter Romanen verstehen, ist erst ein Produkt des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und läßt sich kaum weiter als bis zu den Erzählungen der Frau v. Scudéry und bis zu Richardson und Fielding zurückführen. Boccaccio's Novellen haben bekanntlich nicht viel mehr als den Namen mit dem gemein, was wir jetzt darunter verstehen, und auch Rabelais und Cervantes gehören noch einer älteren Epoche der europäischen Prosadichtung an; sie bilden gewissermaßen die Brücke, die von dem Ritterroman des Mittelalters zu dem Sitten- und Familienroman der neueren Zeit herüberführt. Jedenfalls aber bietet die Geschichte dieser Dichtungen, die mit dem jedesmaligen Kulturgrade der Zeiten und Völker genau zusammenhängen, ein interessantes Studium dar, und so können wir es nur als verdienstlich anerkennen, daß Herr Dr. Felix Liebrecht hier eine Reihe von Vorlesungen über diesen Gegenstand halten will. Herr Dr. Liebrecht hat durch seine Bearbeitungen des „Pentamerone“ des Basile, so wie der aus dem Griechischen übersetzten Erzählung „Barlaam und Josaphat“, gezeigt, daß er den älteren Epochen der Literatur der Prosadichtungen ein aufmerksames Studium gewidmet, und so dürfen wir auch wohl etwas Vollständiges von ihm erwarten. Die Vorlesungen werden vom 3. Januar ab wöchentlich zweimal, Montags und Donnerstags von 6—7 Uhr Abends, im Hörsaale des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, und zwar vor Herren und Damen, stattfinden. Nach den Worten der Ankündigung wird Herr Dr. Liebrecht auf den Inhalt der wichtigsten Erscheinungen genauer eingehen und Proben daraus mittheilen, hauptsächlich aber seine Aufmerksamkeit den fremden Literaturen zuwenden.*)

— Erkennung von Mehlverfälschungen. Seitdem die Bäcker nicht mehr das Korn in natura kaufen und mahlen lassen, sondern gleich das fertige Mehl beziehen, ist dasselbe häufig verfälscht gefunden worden. Besonders war dies bei der letzten Theurung der Fall. Das Mehl wurde nämlich vermischt mit Kartoffel-, Bohnen- oder Erbsenmehl, selbst mit [illegible] mit Kreide, Gyps, Alabaster, Pfeifenthon, kohlensaurer Magnesia, mit schwefelsaurem Baryt. Zur Entdeckung dieser Betrügereien [illegible] dene Mittel vorgeschlagen worden, die aber bisher nur zu zweifelh[illegible] geführt haben. In jüngster Zeit wurden der Brüsseler A[illegible] Wissenschaften von einem Herrn Donny neue Methoden zur E[illegible] Mehlverfälschungen vorgelegt. Man übergab sie der Beurtheilun[illegible] schusses, dessen Berichte wir Folgendes entnehmen:

Donny's Verfahren, Kartoffelmehl vom Weizenmehle zu sche[illegible] darin, daß er das zu untersuchende Mehl in einem vollkommen [illegible] Mörser stampft, durch Waschen das Amylum vom Gluten tren[illegible] einer schwachen Kalilösung übergießt. Unter dem Mikroskop zeigen [illegible] die Amylumzellen aus den Kartoffeln um das Zwanzigfache vergröß[illegible] rend die vom Weizen ihr Volumen fast nicht verändern. Einige [illegible] einer Jodlösung machen die Scheidung noch deutlicher, indem sie das [illegible] mehl blau färben. Derselbe Versuch läßt sich mit dem fertigen Brote [illegible] von dem man ein Stückchen Krume unter die Lupe legt.

Um das Mehl der Hülsenfrüchte ausfindig zu machen, geht Donny [illegible] dermaßen zu Werke: An die innere Wand eines kleinen Porzellan[illegible] wird eine dünne Schicht des verdächtigen Mehles geklebt, von dem [illegible] auf den Boden fallen darf. In das Gefäß gießt man einige Tropfen [illegible] tersäure, die so weit erwärmt wird, daß sie verdampft und durch [illegible] das Mehl gelblich färbt. Darauf entfernt man die übrige Säure [illegible] sie durch Ammoniak-Flüssigkeit. Das verdunstende Ammoniak [illegible] gelbgewordene Mehl stellenweise roth, wenn dasselbe verfälscht, [illegible] gelb, wenn es rein ist.

Eine andere Methode, das Mehl auf beigemischte Hülsenfrüchte zu [illegible] suchen, besteht darin, daß man es mit destillirtem Wasser übergießt [illegible] Flüssigkeit filtrirt. Bei reinem Mehl ist dieselbe durchsichtig (nur [illegible] dabei ist, wird sie strohgelb), bei verunreinigtem Mehl geht sie langsam [illegible] Filtrum und ist selten klar. Nun gieße man ganz reine Essigsäure [illegible] steht Trübung und Niederschlag, so ist Bohnen- oder ein ähnliches [illegible] gemischt, bleibt die Flüssigkeit klar, so ist das Mehl unverfälscht.

Dergleichen Methoden sind bei der Wichtigkeit des Betruges zwar [illegible] ein Gewinn, aber wir glauben, daß sie erst dann ihrem Zweck vollkommen [illegible] sprechen, wenn sie einen geringeren Aufwand von Genauigkeit und [illegible] samkeit erfordern und auch von Leuten angewendet werden können, die von [illegible] Mikroskopie nichts und von der Chemie wenig verstehen.

*) Eintrittskarten sind in der Plahn'schen Buchhandlung (Jägerstraße Nr. 37) zu erhalten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.


Widener Library
3 2044 092 563 659